Digitized by Google

BUCHHANDLUNG
DORNBIRN

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Zeit.

Wiener Wochenschrift

für

Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Herausgeber:

Professor Dr. I. Singer,
(Volkswirtschaft)

Dr. Max Burckhard und **Dr. Heinrich Kanner.**
(Literatur und Theater) (Politik)

Redaction für bildende Kunst: Professor Dr. Richard Muther.

Band XIV bis XVII

Wien.

Digitized by Google

AP30
Z42
v.14-17
1898

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STK
FEB 4 1981

Digitized by Google

Die Zeit.

XIV. Band. | Wien, den 1. Jänner 1898 | Nummer 170.

K.K. Zeitungs-Stempel

Ein problematischer Staat.

Der Staat, den die älteste Dynastie Europas beherrscht, ist noch immer ein problematischer Staat, so unsicher und zweifelhaft, als ob er erst gestern gegründet worden wäre. Auf täuschende Zwischenstadien der Ermattung, in welchen die Völker sich fast mit einem Nichts von Regierungskunst lenken lassen, folgen regelmäßig Zeiten höchster Erregung, welche aller Regierungskünste zu spotten scheinen. Wie leicht verhältnismäßig hat seinerzeit Graf Taaffe in den ersten zehn Jahren seiner Regierung den Staat geleitet, da in so ziemlich allen Nationalitäten Oesterreichs alte politische Generationen an der Führung waren, die ihre besten Kräfte in den Kämpfen der Sechziger- und Siebzigerjahre bereits aufgebraucht hatten. Wie schwer ist das Regieren nachher geworden, je mehr in den Nationalitäten mit dem Auftreten neuer politischer Generationen, verjüngt und gestärkt, die alten Kräfte wiedererwachten! Es hat gerade noch die unverständige Zügelführung des Grafen Badeni gefehlt, um das ungleiche Vielgespann völlig durcheinanderzubringen. Jetzt ist das alte Problem wieder da mit seinen ungelösten Fragen: kann dieser Staat überhaupt regiert werden? Wenn ja, wie? und wenn nicht, was dann? So lauten die Fragen. Das Problem selbst aber heißt: der Nationalitätenstaat.

Darin, dass Oesterreich ein aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzter Staat ist, besteht sein wesentlicher Unterschied von den meisten anderen Staaten, die nur von einer Nation bewohnt sind. Selbst national einheitliche Staaten sind nicht mehr leicht zu regieren, sobald das Volk oder doch ein die Oligarchie ausschließend großer Theil des Volkes die Reife der politischen Selbstbestimmungsfähigkeit erreicht hat. Jede denkbare staatliche Maßregel erweckt bei den einen Beifall, bei den anderen Missstimmung, es bilden sich Parteien, welche die Regierung nach verschiedenen Richtungen zu ziehen streben. Selbst über die grundlegendsten Beziehungen des Staatswesens, über die Staatsform — ob Monarchie oder Republik — können die heftigsten Kämpfe entbrennen. Aber Eines ist und bleibt allen streitenden Parteien unwidersprechlich gemeinsam: der Staat selbst. Dem modernen Bewusstsein ist es geradezu undenkbar, dass, sagen wir beispielsweise, die Franzosen zwei nebeneinanderliegende, verschiedene Staaten bilden sollen, wenn sie — sei es nun unter irgend welcher Staatsform — sich in einem vereinigen können. Gerade dieses letzte und stärkste Band der gemeinsamen Abstammung, Sprache, Geschichte, Cultur fehlt den Bewohnern des Nationalitätenstaates. Was jene eint, scheidet diese. Sie hausen physisch oder territorial bei einander, streben aber geistig oder staatsrechtlich auseinander. Jede der Nationalitäten des Nationalitätenstaates hat ihre eigenen nationalen Ueberlieferungen und kennt kein höheres Ideal, als ihnen nachzuleben, ohne auf Schritt und Tritt von den fremden und doch so nahen Nachbarn gestört zu werden. Der Nationalstaat gleicht gewissermaßen einer Familie, der Nationalitätenstaat einem Hotel, in dem verschiedene Familien nebeneinander einquartiert sind. Eine jede möchte am liebsten im Hotel allien sein. Die unausweichlichen Berührungen irritieren sie. Wie die Misanthropen sitzen sie misslaunig im Speisesaal nebeneinander. Vorgefasste Missgunst und üble Nachrede tragen nur dazu bei, den Zwischenraum zwischen ihnen zu erweitern, je länger die Nothwendigkeit des Nebeneinanderlebens währt. Ein umgänglicher Gastwirt freilich wird sich bemühen, sie durch kluge Ansprache einander gesellschaftlich näher zu bringen, die ihren Anschauungen und Charaktereigenschaften nach verwandten Elemente einander zuzugesellen, an der Tafel, im Sprechzimmer, wo immer es sei. So kann auch ein Hotel ein ganz fideler Aufenthalt werden, und schließlich wird einmal vielleicht sogar aus einer männlichen und einer weiblichen Hotelnummer ein glückliches Ehepaar.

Mit diesem banalen Vergleich ist auch das höchste Problem der inneren Politik Oesterreichs gekennzeichnet. Es handelt sich darum, die Hotelgäste aus ihrer gegenseitigen Abgeschlossenheit herauszulocken und nach dem Grundsatz von gleich und gleich in neue Verbindungen zu bringen. Das ist nun freilich nicht so leicht. Mit Gesprächen über das Wetter und den jüngsten Raubmord kann sich der Gastwirt im Hotel vielleicht behelfen, aber nicht der Staatsmann im Nationalitätenstaat. Für ihn sehen wir nur ein Mittel, um seine fremden Passagiere heimisch zu machen, und das ist die politische Parteienbildung. Im Nationalstaat, der auf der nationalen Einheitlichkeit beruht, wirkt sie relativ trennend und ist deswegen den Staatsleitern zuwider. Im Nationalitätenstaat dagegen, dem die gemeinsame nationale Grundlage fehlt, wirkt die politische Parteienbildung relativ einigend. Sie führt Männer gleichen politischen Glaubensbekenntnisses aus verschiedenen Nationalitäten zusammen und lockert dadurch die ursprünglichen, rein nationalen Zusammenhänge, denen der gemeinsam bewohnte Staat fremd ist. Zu dem unzureichenden territorialen fügt sie ein geistiges Element der Gemeinschaft zwischen den Nationalitäten hinzu, das politische Parteiprogramm. Zu einer Familie werden wohl auf diese Weise die Nationalitäten des Nationalitätenstaates schwerlich je zusammenwachsen. Wohl aber zu Freundschaftsbündnissen, und Freundschaften sind mitunter stärker als Familienverbindungen. Mögen auch die Staatenlenker in nationalen Einheitsstaaten die wachsende politische Parteienbildung mit Grauen beobachten: in Nationalitätenstaaten müssten sie wohlverstandener Maßen von der Regierung geradezu gefördert, mindestens wohlwollend geduldet werden.

Und was sehen wir nun in Oesterreich? Wo ist hier unter den wechselnden Ministerien der kluge Wirt zu finden, der die Gäste gesellig vereinigt? Gleichen die österreichischen Regierungen nicht eher noch dem Gefängniswärter, der seine Insassen argwöhnisch auseinanderhält, weil er fürchtet sie könnten sich unvermerkt gegen ihn einmal verständigen? Noch heute besteht der § 302 unseres alten, aus der absolutistischen Aera unverändert übernommenen Strafgesetzbuches zu recht, welcher denjenigen mit Arreststrafe bedroht, der „die Einwohner des Staates zu feindseligen Parteiungen gegen einander auffordert, aneifert oder zu verleiten sucht“. Nach diesem Paragraph könnte jeder politische Agitator ohneweiters bestraft werden. Wenn das auch anstandshalber nicht geschieht, so hat sich doch die im absolutistischen Staate selbstverständliche Missgunst gegen politische Parteibildungen, die im § 302 nur einen besonderen strafgesetzlichen Ausdruck erhalten hat, auch auf unsere Regierungen im constitutionellen Staate vererbt. Was nur ein weiterer Beweis für den scheinconstitutionellen Charakter des Regimes ist. Wie etwa eine verständige Regierung in neu besiedelten Colonien für den Import von Frauen, wie sie in jungen Industrieländern für den Import von Maschinen sorgt — Sorgen, welche sie im entwickelten Staate der privaten Initiative überlässt — so stände es in unserem Nationalitätenstaate der Regierung wohl an, für den Import politischer Ideen und Parteiprogramme zu sorgen, wenn die Bürger selbst ihn zu lässig betreiben würden. Statt dessen werden politische Bestrebungen in Oesterreich bei allen Nationalitäten von der Regierung mit großem Widerwillen verfolgt. Politische Forderungen, welche in entwickelteren und übrigens auch besser regierten Ländern selbst den conservativsten Parteien als lächerliche Zahmheiten erscheinen würden, werden hierzulande als radicale Umstürzlereien behandelt. Jahre fruchtbarer politischer Arbeit könnten allein damit ausgefüllt werden, die politischen Ueberreste des Absolutismus aus der Gesetzgebung und der Verwaltung zu entfernen, um wenigstens die Vorbedingungen moderner politischer Thätigkeit in Oesterreich zu schaffen. Aber wo fiele es je einer österreichischen Regierung ein, den Völkern einmal mit einer politischen Freiheitsgabe aufzuwarten, sagen wir nur mit der Aufhebung des vorweltlichen Patentes vom 11. April 1854 oder des türkischen Zeitungsstempels oder des einzigartigen objectiven Verfahrens? Eher gibt sie schon, wenn sie doch irgend etwas geben muss, eine nationale Concession, eine Sprachenverordnung aus der Hand, die den Staat bis auf den Grund erschüttert.

Graf Taaffe hat 1890 das absolutistische Ideal der „unpolitischen Politik“ aufgestellt, und seine Nachfolger und Nachahmer haben ihm wacker nachgestrebt. Was dabei herauskommt, ist heute außer Zweifel: der nationale Radicalismus. Unter dem Einflusse der unpolitischen Regierungspolitik ist geradezu ein Rückgang in der politischen Parteibildung zu bemerken. Die ziemlich weit vorgeschrittene politische Differenzierung unter den Czechen ist fast völlig verschwunden, die feudalen, die clericalen, die bürgerlichen, die demokratischen, die alten, die jungen Czechen — sind jetzt alle Eins. Die neuen politischen Parteien unter den Polen, die sich mit Blut ihre paar Mandate erstritten haben, sind, bis auf die Socialdemokratie, in der Rückbildung zum Polenclub begriffen. Selbst die politisch am stärksten differenzierte Nationalität Oesterreichs, die deutsche, hat, bis auf den schwindenden clericalen Rest, ihre politischen Parteiunterschiede fast völlig eingebüßt. Statt dessen haben wir jetzt lauter radical-nationale Parteien, die nur mit einem Fuß in Oesterreich stehen, mit dem anderen im Phantasiereich. Vor lauter nationalen und historischen Staatsrechten sieht man das österreichische Staatsrecht der Gegenwart bald nicht mehr, und die Regierung steht — von den fünf kleineren Nationali-

Digitized by Google

täten abgesehen — zwischen drei großen nationalen Sonder-Klumpen, mit denen sich schlechtweg nicht mehr regieren läst. Es gibt der Beispiele genug von Staaten, die bei einer viel radicaleren Politik, als sie hierzulande selbst von den sogenannten Radicalen verlangt wird, blühen und gedeihen. Aber es läst sich kein Nationalitätenstaat denken, dessen Gefüge der Expansionskraft der nationalen Radicalismen auf die Dauer standhalten könnte. Der nationale Radicalismus kann nur durch den politischen Radicalismus überwunden werden. Dieser ist daher eine österreichische Staatsnothwendigkeit, soferne Oesterreich überhaupt noch einmal aus dem problematischen Stadium herauskommen soll.

K.

Deutschland in Amerika.

Das Jahr 1898 bringt das fünfzigjährige Jubiläum der Revolution, ihrer frischen Volksbewegung, die wie ein Frühlingswind durch das alternde Europa fuhr — und ihres Scheiterns. Es bringt uns auch zu gleicher Zeit die Erinnerung lebhafter ins Gedächtnis von dem Auswandern zahlloser „Achtundvierziger" nach Amerika. Wer hätte nicht einen solchen europamüden Achtundvierziger in der Familie? einen alten Onkel, der verbittert durch die Zustände in seiner Heimat, dem Vaterlande den Rücken drehte, um im geträumten Eldorado der Freiheit das Glück zu finden? Galt ja doch Amerika seit langem als das Land, wo man den Frieden finden könnte, die Freiheit und Unabhängigkeit. Schon Klinger hatte in seinem Drama „Sturm und Drang", das einer ganzen Literaturperiode den Namen gab, die Scene nach Amerika verlegt. Die ganze Schule des „jungen Deutschland" schwärmte für ein abstractes Ideal von Freiheit. Die Vereinigten Staaten erschienen da leicht als Versuchsfeld für utopische Pläne, die im alten Erdtheil sich nicht ausführen ließen.

Der Beginn der Auswanderung von Deutschland im großen Stile begann mit dem Jahre 1831, angeregt hauptsächlich durch die Unterdrückung von Seiten der Regierungen, namentlich der „Bundestags-Ordonnanzen" vom Jahre 1831, dann aber auch infolge der günstigen Beurtheilung amerikanischer Verhältnisse, wie sie Gottfried Duden in seinem „Bericht von einer Reise nach den westlichen Staaten" gegeben hatte. In einer Zeit allgemeiner Unzufriedenheit und Ungewisheit musten so günstig gefärbte Darstellungen, voll von Romantik und Poesie, auf die idealistischen Gemüther der Deutschen einen großen Eindruck machen. Da begannen Tausende nach dem gelobten Lande zu ziehen. Der zweite große Strom der Auswanderung ergoss sich dann im Gefolge der Ereignisse des Jahres 1848. Beide Gruppen betrachteten zuerst meist ihren Aufenthalt im neuen Lande als nur vorübergehend. Sie wollten nur eine Basis gewinnen, von der aus sie auf ihr Vaterland rückwirken könnten. Als aber die Achtundvierziger kamen, fanden sie ihre Vorgänger schon amerikanisirt, und so bildeten sich zwei Parteien, die den Namen der „Grauen" (die Zweiunddreißiger) und der „Grünen" (Achtundvierziger) annahmen. Erst allmählich fand eine Annäherung statt. Die Grünen waren großentheils gebildete, aber unpraktische Männer, die dem Farmerleben nicht gewachsen waren und daher zu allen möglichen armseligen Beschäftigungen greifen mussten, um ihr Leben zu fristen. Viele widmeten sich der Presse, so dass auf sie der Aufschwung des deutsch-amerikanischen Zeitungswesens zurückzuführen ist.

„Der deutsche Pionier", Band 5, S. 102, sagt von ihnen: „Diese (die Achtundvierziger) brachten nicht die Sucht nach Gelderwerb, sie brachten Ideen und culturhistorische Bestrebungen auf amerikanischen Boden mit. Mag das Ziel, für dessen Erreichung die deutsche Jugend Freiheit, Blut, Leben und das Aufenthaltsrecht im Vaterlande opferte, zu weit gesteckt gewesen sein, die Bewegung von 1848 hat dennoch den Anstoß zu neuem Aufleben der erschlafften deutschen Nation in beiden Welten gegeben."

Die Achtundvierziger dachten daran, allmählich die Vereinigten Staaten germanisieren zu können. Sie glaubten durch ihre geistige Ueberlegenheit die Amerikaner beherrschen zu können, und dachten daran, deutsche Staaten in verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten zu gründen, von denen aus man die Germanisierung leiten könnte. Ein Correspondent aus Amerika schreibt in der Gartenlaube 1856, Seite 109: „Die deutschen Familien mit ihren gesellschaftlichen Turn-, Musik- und Gesangfesten wirken unter diesen Amerikanern bloß dadurch, dass sie unter ihnen leben, als Missionäre. In Amerika wird das Germanenthum seine Mission am ersten erfüllen, weil es hier die meisten Vertreter und Streiter findet."

So hatte schon eine „Gießner Auswanderungs-Gesellschaft" zum Zweck „die Bildung eines deutschen Staates, der natürlich ein Glied der Vereinigten Staaten werden müsste, doch mit Aufrechterhaltung einer Staatsform, welche das Fortbestehen deutscher Gesittung, deutscher Sprache sichert und ein echtes, freies und volksthümliches Leben schafft." Das Unternehmen scheiterte. Ein neuer Versuch wurde gemacht durch eine Gesellschaft in Philadelphia im Jahre 1836. Ihr Ziel war „Einigung der Deutschen in Nordamerika und dadurch Begründung eines neuen deutschen Vaterlandes". In der That wurde auch die Stadt „Hermann" am Missouri gegründet. Aber die hohen Erwartungen, die man auf das Unternehmen gesetzt hatte, erfüllten sich nicht. Nicht besser gieng es einem communistischen Vereine, der unter der Führung des freidenkenden Geistlichen Heinrich Ginal in Philadelphia gegründet wurde. Eine Colonie wurde in Pennsylvanien gestiftet, deren Ort Ginalsburg hieß. Als 1844 die Colonie in Stücke gieng, hatte sie nur noch 400 Mitglieder.

Der bedeutendste Versuch jedoch, ein deutsches Staatswesen im neuen Erdtheil zu gründen, gieng vom sogenannten „Adelsverein" aus. Das Scheitern auch dieses gut gemeinten Versuches deutscher Fürsten ist im Interesse des deutschen Volkes zu bedauern. Denn damals lagen die Verhältnisse nicht ungünstig, um eine solche Colonie zu schaffen, die später für das Vaterland vom größten Nutzen hätte werden können.

Am 20. April 1842 wurde eine Proclamation des Herzogs Adolph von Nassau, des jetzt noch lebenden Großherzogs von Luxemburg erlassen, an der noch zwölf andere Fürstlichkeiten theilnahmen, unter ihnen der Prinz von Preußen, der nachmalige erste deutsche Kaiser. Man hoffte durch hohe Protection und reiche Geldmittel endlich dazu zu gelangen, eine Colonie gründen zu können, in der das Deutschthum erhalten bliebe. Auch England sah das Unternehmen mit günstigem Auge an, weil es Gelegenheit bot, dass eine fremde Macht sich aufs neue entgegen der Monroe-Doctrin in Amerika festsetzen könnte. Als Ansiedlungsland wurde Texas ausersehen, das damals ein völlig unabhängiger Staat war, dabei wenig bevölkert und fruchtbar, mit herrlichem Klima. In der That war die Wahl des „Mainzer Adelsvereins" gut getroffen. Es ist nicht schwer, abzusehen, welche Vortheile die Besetzung des reichen Landes für das Deutschthum gehabt hätte, wenn ein neues Deutschland jenseits des Oceans gegründet worden wäre! Man würde endlich deutsche Ackerbaucolonien gehabt haben, nach welchen der Strom der Auswanderer sich hätte lenken lassen, ohne in Gefahr zu gerathen, die Nationalität zu verlieren. Von da wäre eine Besitznahme Mexikos nicht schwer gewesen, eines Landes, das durch sein vorzügliches Klima wie kaum ein anderes geeignet ist, Deutsche aufzunehmen. Der Einfluss auf die Vereinigten Staaten hätte ebenfalls vom germanisierten Texas aus groß werden müssen. England sah den Anschluss des Landes an die Vereinigten Staaten nicht gern und würde ohne Zweifel das Unternehmen mit Geld unterstützt haben, wenn der Verein darum nachgesucht haben würde. (Eickhoff in der „Neuen Heimat" S. 325.)

Es wurde also Land gekauft von Heinrich Fischer, dem Consul von Texas in Mainz. Der Adelsverein versprach freien Transport, ein Blockhaus und 160 Acres Land für jeden Mann, oder 320 Acres für eine Familie, alles für 300 Gulden für den Erwachsenen oder 600 Gulden für die Familie.

Im Jahre 1844 segelte Prinz Karl zu Solms-Braunfels als Generalcommissär nach Texas. 150 Familien folgten ihm etwas später. Der Prinz erkannte aber allmählich die großen Schwierigkeiten des Unternehmens und gab seine Stellung an den Freiherrn von Meusebach ab. Dieser versuchte sein Möglichstes, um die Auswanderer, deren Zahl allmählich durch Zuzug auf 2300 Personen gestiegen war, zu befriedigen. Unglücklicherweise verfügte er aber über zu wenig Geld, und Transportmittel für das Innere des Landes waren nicht zu erlangen, weil gerade ein Krieg mit Mexiko ausgebrochen war, der alle Transportmittel in Anspruch nahm. So kam es, dass die Mehrzahl der neuen Einwanderer, die unter Zelten leben mussten, durch Krankheit decimiert wurde, und das so hoffnungsvoll unternommene Unternehmen scheiterte.

Später stellt der bayerische Gesandte im Bundestag (am 21. Februar 1856) den Antrag auf gemeinsame Organisation der Auswanderung nach Gegenden, wo die Auswanderer nicht der Speculation oder dem bloßen Zufall preisgegeben wurden, sondern Aussicht auf eine sichere Existenz gewinnen, wo sie ferner ihre Nationalität bewahren und mit dem Vaterlande in Beziehung bleiben könnten. Aber es kam nicht mehr dazu.

Dagegen verdient ein neuerer Vorschlag des Pastors Weber Beachtung: Da ein Achtel der Einwohner Nordamerikas deutscher Abkunft sei, so sollte der deutsche Einfluss dort maßgebend sein und die Vereinigten Staaten allmählich zu einem deuschen Neuland ausgestaltet werden. Zu dem Behufe müssten nach ihm „Mittelschulen" gegründet werden, welche, vom „Deutschen Kriegerbund" unterstützt, überallhin die deutsche Erziehung verbreiten würden. Den deutschen Kriegerbund, der aus ehemaligen Kameraden des Reichsheeres besteht, nennt Weber „den einzigen und wahren Repräsentanten des Deutschen Reiches in Amerika". Diese Musterschulen sollten unter dem Patronate des Reiches selbst stehen und so demselben Gelegenheit gewähren, seinen Einfluss geltend zu machen. Dieser Plan ist sehr schön ausgedacht; aber ich fürchte, er wird sich so wenig realisieren lassen, wie die früheren Vorschläge der doctrinären Achtundvierziger. Hatten dieselben doch im Jahre 1852 schon einen „Volksbund für die alte und neue Welt" gegründet, um die alte Heimat mit der neuen zu einer „Universalrepublik" zu vereinigen. Ein merkwürdiges Buch, „The New Rome, or The United States of the World" (New-York 1853), entwickelte den ganzen gigantischen Plan, der indessen weniger auf deutschnationalem, als internationalem Boden ruht.

Jedenfalls steht fest, dass durch die Verschmelzung deutscher idealistischer Ansichten mit den praktischen der Anglo-Amerikaner viel Gutes geschaffen werden könnte. Die drüben gewonnenen Theorien

Digitized by Google

werden nicht verfehlen, ihre werbende Kraft auch nach dem Mutterlande hin zu verbreiten und freiere Meinungen an Stelle verknöcherter zu setzen. Im fernen Urwalde so gut wie unter den Berliner Linden. soll der Deutsche des fernen Landsmannes gedenken und sich ihm zu nähern suchen.

Da ist soeben in Philadelphia eine deutsch-englische Zeitschrift „Americana-Germanica“ von dem trefflichen Professor M. D. Learned gegründet worden, die sich zur Aufgabe macht, alle literarischen, sprachlichen und sonstigen culturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika zu sammeln und zu veröffentlichen. Ich will nur einige der interessantesten Aufsätze der ersten beiden Nummern hervorheben, um zu zeigen, dass diese schön ausgestattete Revue eine wirkliche Lücke in der Literatur ausfüllt. Da haben wir z. B. „Ferdinand Freiligrath in Amerika“, „Lenau in Amerika“, „America as the Political Utopia of Young Germany“ u. a. Jedem, der Interesse hat an den beiderseitigen Beziehungen und sie zu heben suchen will, sei die neue Zeitschrift empfohlen.

Brüssel. **Harald Graevell van Jostenoode.**

Eine Geschichte der Sclaverei.

Die neuere Sociologie, welche im Bunde mit der Naturwissenschaft einerseits und den historischen Disciplinen (Culturgeschichte, Philosophie u. s. w.) andererseits sich mächtig in den letzten Decennien entwickelt hat, beginnt allmählich auch bei uns, die wir im ganzen und großen an einer gewissen akademischen Verzopfung und einem gelehrten Anachronismus leiden, Eingang zu finden, wenn auch unsere officiellen Würdenträger auf den Hochschulen dieser Strömung recht widerwillig und missgünstig gegenüberstehen. Aber es ist doch zum Beispiel ein bedeutsames Symptom der Zeit, dass man in Berlin den Plan ernstlich in Erwägung zieht, einen Lehrstuhl für Statistik zu schaffen. Frankreich, England, Amerika, Oesterreich, selbst Russland sind uns in dieser Beziehung überlegen, namentlich was das allgemeine Interesse und Verständnis sociologischer Probleme anlangt.

Einer der bedeutendsten Forscher auf diesem hoffnungsvollen Gebiete, gleich ausgezeichnet durch umfassende, gründliche Kenntnisse, wie durch Nüchternheit und kritische Umsicht auf dem heiklen Felde sogenannter allgemeiner psychologischer Combinationen, ist Charles Letourneau, Professor an der École d'anthropologie in Paris und Generalsecretär der Anthropologischen Gesellschaft daselbst. In seinen zahlreichen Werken haben wir es nie mit dürren, fadenscheinigen Speculationen zu thun, sondern mit concretem, lebendigem Material, das der Verfasser aus dem üppig sprudelnden Borne des Völkerlebens nimmt. Gerade deshalb stehen wir nicht an, zum Beispiel die Sociologie Letourneaus als eine der besten Leistungen der letzten Jahre zu erklären, weil hier immer Theorie und Material Hand in Hand gehen, und die Acten der Völkerkunde sehr ausgiebig verwertet sind. Mit vollem Rechte darf er in seinem letzten Buche*) von sich sagen: „In den früheren Werken habe ich stufenweise irgend eines der großen Capitel der ethnographischen Sociologie untersucht und immer versucht, den sociologischen Forschungen einen objectiven Charakter zu verleihen, die apriorischen Systeme zu vermeiden, die der Basis beraubten Verallgemeinerungen. Meine Theorien sind lediglich der einfache und nackte Ausdruck der beobachteten Thatsachen. Ohne Zweifel ist diese Methode langsam und nöthigt zu langwierigen Ermittelungen, aber ohne sie würde man nicht eine Sociologie entwerfen können, würdig eines wissenschaftlichen Namens: die Sociologie kann nur existieren unter der Bedingung, dass sie eine Erfahrungswissenschaft ist.“ Auch hier ist dieser empirische Weg einer umfassenden ethnographischen Orientierung eingeschlagen, und zwar nicht nur (wie das unserem landläufigen, engbegrenzten culturhistorischen Horizont entsprechen würde) innerhalb des Rahmens der, recht pomphaft so genannten Weltgeschichte, sondern weit darüber hinaus in die Entwickelungsphasen prähistorischer Verhältnisse hinein, wie wir sie bei den Naturvölkern finden. In der That, solange dieser Aufbau aus den letzt erreichbaren Elementen fehlt, kann von einer wirklich erschöpfenden causalen Betrachtung nicht die Rede sein; sonst haben wir es, wie bei Herder, mit geistreichen Hypothesen, glänzenden und bestechenden Einfällen zu thun, aber es fehlt die erforderliche inductive Begründung.

Wenn wir nun auf die niedrigsten socialen Stufen blicken, wo wir kaum irgend welche auch noch so dürftige Ansätze zu unserer Gesittung entdecken können, so bemerken wir den überraschenden Umstand, dass dort die Sclaverei als fest ausgeprägtes Institut völlig fehlt. So nehmen beispielsweise noch heute bei den Australiern, welche ja bekanntlich auf einer äußerst niedrigen Culturstufe zurückgeblieben sind, die Frauen die Stelle von Hausthieren ein und werden demgemäß brutal behandelt; während sie (noch dazu häufig belastet mit ihren Kindern, die sie auf dem Rücken tragen) die schwersten Arbeiten verrichten, pflegen ihre Eheherren der Ruhe, da sie Holzfällen, Hüttenbau, Feuermachen oder sonst eine Hantierung für entwürdigend halten. Dazu kommt die völlige Missachtung des Menschenwertes und der menschlichen Leistungsfähigkeit. Der im Kriege gefangene Feind wird erschlagen und verzehrt, jede Ausbeutung der Arbeitskraft liegt dieser blutdürstigen und stumpfen Sinnesart fern. Anders ist es zum Beispiel in vielen afrikanischen Reichen, wie in Dahome, wo die Sclaverei ein völlig geregeltes Institut bildet, einerseits zum Ackerbau- und Herdendienst, andererseits zu häuslichen Zwecken; hier zeigt sich, ebenso wie im alten Rom und Griechenland, infolge des persönlichen Umganges allmählich eine gewisse Milderung des ursprünglich beklagenswerten Loses. Wir erwähnen an dieser Stelle ein seltsames socialistisches Experiment, das im 11. Jahrhundert ein chinesischer Kaiser versuchte, der allen Grund und Boden als Staatseigenthum erklärte und jährlich eine bestimmte Quantität Getreide zum Anbau vertheilen ließ — freilich erfolgte ein arges Fiasco. Im übrigen herrschte im Reich der Mitte eine ebenso geregelte Sclaverei wie anderwärts, nur mit dem Unterschiede in späteren Zeiten, dass die Feld- und Industriearbeiter der Form nach frei waren, in der That aber jämmerliche Hörige, aller selbständigen Bewegung beraubt. Dass die Sclaverei die natürliche Grundlage der alten Culturstaaten bildete, ist einleuchtend, und schon Aristoteles hat, von dieser Thatsache ausgehend, seinen bekannten voreiligen sociologischen Schluss gezogen. Freilich ist es unbestreitbar, dass späterhin, namentlich für die zum häuslichen Dienst Verwendeten, eine gewisse Erleichterung und mildere Praxis üblich wurde, aber rechtlich war ihre Stellung nach wie vor völlig unsicher, und die entsetzlichsten Barbareien und Greuelthaten blieben auch jetzt nicht aus. Man steht hier wirklich vor einem psychologischen Räthsel, dass bei allen Revolten und Aufständen niemals die Institution als solche in Frage gestellt ist, sondern nur die grenzenlose Tyrannei der entmenschten Sclavenhälter bekämpft wurde. Vielleicht hat Letourneau recht, wenn er ironisch meint: „Schließlich verehren die Menschen diejenigen, welche sie bedrücken, wie unsere Hunde den Herrn umschmeicheln, der sie ankettet und prügelt. Der Mensch ist im höchsten Sinne des Wortes ein erziehungsfähiges Wesen, und man kann ihn vielleicht eher zur Knechtschaft abrichten, als zur Freiheit“ (S. 409).

Die ursprüngliche Quelle der Sclaverei ist überall Krieg und Raub — noch heutigentags wissen die friedlichen Dörfer Centralafrikas von diesen verheerenden Streifzügen und Menschenjagden aberwitziger Despoten zu erzählen, und diese bilden, wie allgemein zugestanden, das wesentliche Hindernis einer durchgreifenden Civilisation des dunklen Erdtheiles — dann die Schuldknechtschaft und letzten Endes der sehr gewichtige Factor des natürlichen Zuwachses durch die Geburten. Es ist aber sehr bemerkenswert, wie wir auch schon im Alterthum die unzweideutigen Symptome des modernen Lohnsystems antreffen, auf das wir später noch zurückkommen werden. In Athen wie in Rom existierten bekanntlich große Actiengesellschaften zum Zweck industrieller Ausbeutung, die ihr Geschäft nur allzu schwunghaft und nicht selten mit unmittelbarer Unterstützung des Staates betrieben. Wir finden, nach unserem Gewährsmanne dort schon alle schlimmen Elemente unseres Industrialismus: die Liebe zum Gewinn ohne Anstrengung, die Lust am Glücksspiel, das man Speculation nennt, Capitalisten, deren größte Sorge es ist, ihr Geld nutzbar zu machen und welche deshalb die Sclavenarbeit ausbeuten. Daraus entwickelte sich mit Nothwendigkeit eine Plutokratie — die verderblichste Regierung, wie wir hinzusetzen dürfen, fast der brutalen Ochlokratie gleich, die ja auch den beiden antiken Culturstaaten par excellence nicht erspart blieb. Im übrigen wollen wir nicht ungerecht gegen diese uns von verblendeter Alterthumswissenschaft fortwährend als ideale Musterbilder vorgehaltenen Völker sein, es bedarf nur des Hinweises auf Egypten, Assyrien, Phönicien u. s. w., um zu erkennen, dass hier dieselben Zustände herrschten; nur fehlte der große systematische Zug des Betriebes, wie er in der römischen Geschichte nach dem dritten punischen Kriege so grell hervortritt, dass Letourneau bitter bemerkt: „Von jener Epoche an gleicht die römische Geschichte einer Kette von Diebstählen und Vergewaltigungen mit bewaffneter Hand“.

Im Laufe der Zeit entwickelte sich eine zweite, mildere Form der Sclaverei, besonders wo es sich um den Feldbau im großen Stil handelte: Es ist die Leibeigenschaft, die uns namentlich aus dem Mittelalter geläufig ist. Der weitere Spielraum, welcher hier den Hörigen gestattet ist, eine gewisse persönliche Freiheit, bleibt immerhin noch durch eine Fülle von Reservatrechten beschränkt genug (Verbot eigenen Besitzes, der Auswanderung, der Heirat ꝛc.). Kläglich genug bleibt auch jetzt noch immer das Los solcher halbfreier Menschen. Das ganze Mittelalter bis tief in die neue Zeit hinein, ja bis zur französischen Revolution hin ist von den convulsivischen Zuckungen der bedauernswerten Opfer geistlicher und weltlicher Tyrannei erfüllt, und die namenlosen Greuel der Bauernkriege, die sich in ganz Europa mit mehr oder minder Grausamkeit abspielten, finden hier ihre tiefgreifende sociale Erklärung. Erst die gewaltige Katastrophe am Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich, auf die wir in der That die meisten politischen Erhebungen in letzter Linie zurückführen müssen, hat dem Feudalismus und damit auch der Hörigkeit den Todesstoß versetzt; es war nur noch eine bloße Zeitfrage, wann die übrigen Nationen diesem stürmischen Impulse folgen würden. Auch hier ist, wie bei der Sclaverei, die Eroberung eines Landes und damit die Unterjochung der fremden Bevölkerung, ihre Verwendung wesentlich zum Feldbau, gelegentlich auch für industrielle Zwecke, die Hauptquelle der ganzen Institution. Aber im ganzen und großen

*) „L'évolution de l'esclavage dans les diverses races humaines“. Paris, Vigot Frères. 1897. Zugleich der 17. Band der Anthropologischen Bibliothek.

Digitized by Google

bleibt doch die völlig uneingeschränkte Freiheit ein Luxus, den sich der Schwache nicht so leicht gestatten kann; er bedarf vielmehr der Anlehnung an einen Mächtigeren, dem er somit auch einen Theil seiner persönlichen Rechte abtritt, um sich dafür ein verhältnismäßig sorgenfreies, ungestörtes Dasein zu erkaufen. Aber es leuchtet ein, weshalb im Laufe der Zeit, je mehr die Haussclaverei sich einschränkte, die Leibeigenschaft immer größere Dimensionen annahm, namentlich bei entsprechender Ausbildung und Entwickelung der herrschaftlichen Organisation, wie dieselbe für das ganze Mittelalter charakteristisch ist.

Die letzte und im gewissen Sinne bedrohlichste Erscheinungsform dieser Institution ist das Lohnsystem, ein Kind der Industrie. Sobald die Herstellung der Waren, die Production überhaupt die Grenzen des natürlichen Bedürfnisses, der Nachfrage überschreitet, sobald über den bloßen Austausch der Export als solcher einsetzt, haben wir, wie in Rom und Athen, den Lohnarbeiter, und damit als einen leider unvermeidlichen Auswuchs das zahlreiche Proletariat, dies untrügliche Kennzeichen aller Großstädte, von der Metropole am Tiberstrande an bis herab zu irgend einer nordamerikanischen Städtegründung neuesten Datums. Letourneau schildert das Proletariat mit tiefem Pessimismus. Wir sind weit entfernt, diese schlimme Kehrseite unserer europäischen Civilisation, welche in der Hauptsache sich auf die glänzenden Erfolge und Entdeckungen der neueren Technik stützt, diese partie honteuse unserer socialen Zustände mit all ihren Consequenzen und Voraussetzungen irgendwie beschönigen zu wollen — unser Gewährsmann hat z. B. eine geradezu herzbrechende Schilderung über die verruchte Verwendung zarter Kinder in den sicilianischen Schwefelminen in seine Erörterung eingeflochten — aber auf der anderen Seite sollte man doch auch nicht verkennen, dass gerade gegenwärtig überall das redlichste Bestreben hervortritt, die unvermeidlichen Schäden industrieller Beschäftigung nach Möglichkeit zu lindern. Nur gewissenlose Agitation sucht dies zu verhehlen, um die einmal vorhandene Missstimmung und den tiefgehenden Groll gegen die sogenannten besitzenden Classen weiter schüren zu können. Letourneau hält auch das Lohnsystem für eine vorübergehende Phase im socialen Entwickelungsgange, indem er an eine gewisse communistische Gestaltung des Eigenthums glaubt, ohne auf die kleine Industrie, die Hausarbeit, dabei verzichten zu müssen. Aber er ist doch andererseits ehrlich genug, diese Perspective als eine Utopie zu bezeichnen, die ihn inmitten all der Gräuel getröstet habe, auf die er im Verfolg seiner Untersuchung gestoßen sei. Triumphierend bricht er in die Worte aus: Wenn diese große Bewegung einmal vollendet sein wird (nämlich das Lohnsystem abgeschafft ist), wird die gebildete Menschheit wahrhaft frei sein. Dann und nur dann wird sie sich physisch, moralisch und geistig vervollkommnen können, und dann erst wird sie zum erstenmal das Glück des Lebens empfinden. (S. 515). Soviel ist freilich klar, dass nicht überall materieller und sittlicher Fortschritt sich decken — eine matte und fast triviale Weisheit, die aber leider noch immer der Betonung bedarf.

Wer sich gründlich über die verschlungenen Phasen dieses für die sittliche Entwickelung der Menschheit eminent wichtigen Processes informieren will, wer über dem öden Gezänk der politischen Parteien noch nicht Sinn und Verständnis für die großen, culturhistorischen Probleme verloren hat, dem können wir mit bestem Gewissen das vorliegende, auf gründlichen Quellenstudien beruhende Werk des berühmten französischen Sociologen wärmstens empfehlen.

Bremen. Dr. Thomas Achelis.

Vom schwedischen Volksgeist.

Von Verner von Heidenstam (Stockholm).

I.

Die Schweden — schreibt Johan Brovallius 1735 — sind „eine trommelschlägerische Nation voll Dürftigkeit, Affenhoffart und Kleinkrämerei.“ Unsere Literatur wimmelt von dergleichen Ausfällen gegen uns selbst, und sie werden jederzeit mit offener oder verschwiegener Befriedigung aufgenommen. Nichts fürchten die Schweden so sehr, als wegen Selbstüberschätzung auf die Finger geklopft zu werden. Die gesammte Gegenwart hat keinen vornehmeren und gewinnenderen Volkszug aufzuweisen, als diese nationale Selbstironie. Wie zu gleicher Zeit schamhaft und stolz erscheint nicht eine derartige Selbstverleugnung, verglichen mit der bei anderen Nationen üblichen Vergötterung des Einheimischen! Solch nach innen blickendes Auge öffnet sich erst bei einer hohen und alten Cultur und zu einer Zeitperiode, da das Vermögen eines Volkes, seine eigenen Gebrechen und Vorurtheile zu erforschen, sich aufs äußerste, ja bis zu einer tragisch vernichtenden Macht verschärft hat. Die schwedische Nation gleicht einem weitgereisten alten Weltmanne, der alles mitgemacht und alles erprobt hat. Er hat die Tiefe der unreinen politischen Flut gemessen. Er hat den Vatican durch seinen Hermelin und seine Silberschellen und Versailles durch seine Handschuhe aus Elenthierhaut und seine Stulpenstiefel verblüfft. Er hat das Gnadenbrot beim Sultan gegessen und deutsche Sänger zu Springbrunnen von Wein geladen. Seine Geschichte ist bunter als Karl Nunissons sagenhafte Erlebnisse und weltklug und allerfahren reibt er seine Hände und bückt und beugt sich.

Meine Herren, sagt er zu seinen Nachbarn, messen Sie mir keine Bedeutung zu. Ich bin ein alter Narr und meine Kinder sind so völlig unbegabt, dass ich übellaunig werde, wofern ich nur von ihnen spreche. Ich verlange nichts, meine Herren, ich wünsche nichts, und Sie müssen daher auch von mir nichts verlangen!

Ein solcher Selbstzweifel, wie einnehmend er auch erscheinen mag, führt offenbar zum Untergange. Wohl kann kein großartigeres Ende ein altes Volk erwarten, als, die reichen Früchte des Wissens im Schoße, die Selbstanklage auf den Lippen, die Augen zum Schlummer zu schließen; allein es liegt in dem Lebensgesetze, vor dem Niedergang des Stammes zurückzuschrecken, und noch ist der Nationalgeist der Schweden zu reich an Fähigkeiten, als dass das durchsichtig kalte Licht, in welchem sie einander betrachten, nothwendig das des Herbstes bedeuten müsste. Die Unterschätzung des Einheimischen hat seine Schattenseiten und bringt eine verderbliche und lächerliche Ueberschätzung des Fremdländischen mit sich. Die Schweden verschweigen höflich, dass das Ausland, vor dem sie so willig ihr Haupt beugen, eine Utopie ist, welche nur in ihrer eigenen Selbstkritik existiert. Der Unterschied zwischen Schweden und den großen Culturländern ist vornehmlich eine Portemonnaiefrage. Sie besitzen eben in Masse, was wir stückweise besitzen. Wo wir mit einer Kanone schießen, schießen sie mit fünf. Wo wir einen Berzelius haben, haben sie zwei — und lange Zeiten keinen. Presse aus der Entwickelung der großen Culturländer die Quintessenz heraus und stelle sie dem Hervorragendsten, das wir während der letzten drei Jahrhunderte innerhalb der Naturforschung, Dichtung und Kunst, am Rathstische und auf dem Schlachtfelde hervorgebracht, an die Seite! Der Vergleich wird nicht zu unseren Ungunsten ausfallen. Als geistiger Typus ist Tegnér mit seiner Feuerseele noch interessanter als Goethe, der, obwohl unbestrittener König der metaphysischen Lyrik, in seinen selbstbiographischen Schriften hinter Tegnérs Briefen zurücksteht. Welche Berühmtheit würde nicht Sergel umstrahlen, wenn er mindestens mit seiner Haushälterin zu Oestergade gewohnt hätte! Nur auf dem Gebäude der Philosophie fehlt eine schwedische Gedächtnistafel; wie die Italiener haben auch wir in den Poeten unsere Philosophen gehabt. Selbst der heißwangige Fredmann, der wohl nie davon träumte, dass die Nachwelt unter dem Weinlaub die Denkerstirne entdecken würde, selbst er hat seine Episteln mit Shakespeare'scher Hand zu einer Weltanschauung gesammelt. Unsere Berufsphilosophen sind lediglich Dilettanten. Frühzeitig in den Amtsrock gezwängt, haben sie nie gewagt, Consequenzen zu ziehen, nie gewagt, eine subjective Grundbehauptung aufzustellen. Sie haben sich vom Anfang an zu einem dogmatischen Compromiss genöthigt gesehen, der alles philosophische Denken unmöglich macht. Wieder stehen wir hier vor der Portemonnaiefrage. Jene vollere Entwickelung, welche nur Geldmittel und ein breiteres persönliches Leben zu schenken vermögen, ist Schwedens Söhnen nur selten vergönnt gewesen. Wir dürfen die Schweden weniger nach den geernteten Früchten, als nach den vielverheißenden Blüten beurtheilen.

Die großen Culturstaaten besitzen nicht vollkommenere Gemeinwesen als wir, nicht weniger gekaufte Stimmen und gefeierte Nullen, kein geringeres Quantum an Unwissenheit und Finsternis. Unsere Städte überraschen durch ihre Ordnung. Unsere Krankenhäuser sind mustergiltig, unsere Chirurgen stehen auf der Höhe ihrer Zeit. Alle Erfindungen, alle neuesten Hilfsmittel der Cultur haben wir uns verschafft und alle geistigen Strömungen besitzen unser Ohr. Das Mitgefühl für das Thier, welches am nächsten auf einem aufgeklärten Urtheil beruht, steht bei uns höher als auf dem Continente, wenn schon sich betreffs des Schlachtens noch eine niedrige Roheit ungestraft geltend macht. Mag sein, dass mancherlei um uns herum kleinlich und dürftig scheint. Besäße der Pariser oder Berliner unsere Selbstkritik, so würde er zugeben, dass er die Tagesereignisse mit derselben Empfindung betrachtet, wie ja alle localen Interessenstreitigkeiten und alle Begebnisse den gleichen unvermeidlich kleinen Zug haben. Es gibt keine Zeit und keinen Ort, wo dies nicht der Fall wäre. Der Aufenthalt in der Fremde erquickt, weil wir uns dort besser absondern und über unseren Tag bestimmen können. Uneingeweiht in die Lappalien der Woche, merkt der Reisende nichts von ihnen. Er streift umher durch Sammlungen und Schlösser, Bibliotheken und Theater und betrachtet das gesammte historische Leben eines Volkes statt des zufälligen. Eben sein Fernesein eröffnet ihm jenen weiten und imponierenden Ueberblick. Reise darum gerne und reise solange, dass du bei der Heimkehr gleich Odysseus deine eigene väterliche Küste nicht wiedererkennst! Umso gewaltiger werden ihre Linien sich erheben. Immer mehr gleicht der geistige Rangunterschied zwischen den Nationen sich aus, klafft aber desto tiefer zwischen den Individuen. Innerhalb Stockholms Thoren findet man sowohl Feuerland als Hellas. Wo immer du auch deine Stube mit deinen Büchern und Heften einrichtest, kannst du dich ebenso im Culturcentrum des Jahrhunderts wähnen, als säßest du im Hotel Continental beim Tuilerienhof.

Es ist bezeichnend, dass nicht der alte König Gösta, der Schwede von unvermischtem Blute, der Befreier, welcher unser ganzes Schweden vom Grunde bis zum Dache gemauert hat, zum Volkshelden erkoren worden, sondern Gustaf Adolf, der glänzende und mehr kosmopolitische, außerhalb der Grenzen des Reiches streitende und kämpfende Triumphator. Das heimgebrachte Lager scheint eben den Schweden das beste, und

Digitized by Google

gleichwie die Schweizer auszogen, um Gold zu gewinnen, so gehen die Schweden der Gegenwart ins Ausland, um Gerechtigkeit zu gewinnen. Das Ausland ist zur höchsten Autorität erhoben worden und doch wissen wir alle, wie oberflächlich ein fremdes Auge unser Innenleben und insbesondere dessen Aeußerungen in Wort und Bild betrachten muss. Als vor einer Anzahl von Jahren ein schwedisch-französisches historisches Gemälde mit einem hohen ausländischen Preise belohnt wurde, begrüßte man dies mit einem stürmischen Jubel, in welchem einige verständige Einwendungen spurlos ertranken. Dagegen hört man nichts von derartigem Volksjubel vor Rosens wunderbarem „Verlorenen Sohn“ und noch weniger kümmert man sich um die vielen unbetitelten Künstler, deren Werke nicht außerhalb des Reiches abgestempelt wurden. Wenn Cederströms „Karl XII. Leichenzug“, welcher sich in der Compositionskraft Höckerts „Schlossbrand“ nähert, trotz seiner ausländischen Berühmtheit kalt aufgenommen wurde, so muss das dem Stoffe zugeschrieben werden, der schwedische Geschichte behandelt. Jedes junge Mädchen kann Grieg spielen, aber es wird hochbegabte schwedische Tondichter geben, die sie kaum dem Namen nach kennt.

Wenn du von der dramatischen Dichtung absiehst, so haben unsere Nachbarvölker vorläufig bei keinem einzigen Spiel den Triumph in Händen. Und doch stehen wir unbekannter vor ihnen, als sie vor uns. Selbst ihre besten Köpfe geben zu, dass sie nur mit Schwierigkeit unsere Sprache lesen, während auch die dümmsten Schweden mühelos ihre Mundart verstehen. Schweden bleibt eine Stiefmutter gegen ihre eigenen Kinder, um sich gegen fremde desto mildthätiger zu erweisen. Sogar der kleine François Coppée ist von einem schwedischen Blatte zum Meister ernannt worden, und versteckt sich in irgend einem schwedischen Badeorte ein Pariser Kleinbürger mit seiner dicken Geliebten, die er madame nennt, so wetteifert die ganze Gesellschaft in der Glückseligkeit, mit ihrem holprigen Französisch zu glänzen. Seit Lucidor hat Schweden Talente zur Welt gebracht, ohne sich um ihr Gedeihen zu kümmern, während jeder kleine Ausländer mit lächerlichen Ehrenbezeigungen überhäuft wird. Schweden hegt und pflegt nicht die Begabung, sondern es erwürgt sie durch Ueberängstlichkeit, Neid und Amtsarbeiten. Die Fäulnis der Selbstunterschätzung breitet sich immer weiter. Es gibt keinen Winkel in Europa, wo die Vaterlandsliebe so hinter hohlen Worten erstorben läge wie bei uns, und es gibt keine Medea, die ihr mörderisches Messer mit dem Herzblut ihrer eigenen Söhne so besudelt hätte, wie Schweden.

In der Norrlandsgasse flammt abends ein prächtiges Transparent mit der unsterblichen Aufschrift: Ausländisches Lumpengeschäft. Man glaubt gleichsam zu fühlen, um wieviel herrlicher die ausländischen Lumpen sein müssen, als die verächtlichen schwedischen. Dasselbe Transparent sollte ganz im Vordergrunde des Malmöer Hafens angebracht werden, um dem landenden Fremdling zu sagen, wohin er gekommen ist.

Der Gesetzesgehorsam der Schweden und ihr seltenes Pflichtgefühl machen sie gerne gesehen, wo immer sie ihre Wohnstätten aufschlagen, und ihre Verehrung für das Alterthum leitet den Gedanken in die Vorzeit zurück. Und doch ist Mangel an Conservatismus die größte Schwäche des schwedischen Volksgeistes. Wie das Erlöschen des Selbstgefühles die Kehrseite der gewinnendsten Eigenschaften, so ist auch der Mangel an Conservatismus hier die Kehrseite von Empfänglichkeit und geschmeidigem Auffassungstalent. Den Schweden mangelt gänzlich jener Conservatismus, ohne welchen niemals ein Volk einen augenfälligen Einsatz in der allgemeinen Culturarbeit machen kann. Ja selbst Japan und China haben einzig und allein durch ihre Unveränderlichkeit, zumindest in ästhetischer Hinsicht, ihr Schärflein beigetragen. Die extrem moderne Richtung der Schweden, ihre rastlose Eile, sich alle Neuheiten anzueignen, sind just Eigenschaften, welche sie heutzutage mehr als billig unbemerkt bleiben lassen. Sie sind die am meisten kosmopolitische und modernisierte Nation der germanischen Rasse. Sie sind der Spiegel, in welchem der Ausländer dunkler oder deutlicher sich selbst erkennt. Jene tiefe, unbeeinflussbare Entwickelung von innen heraus, welche ebenso fruchtbringend für ein Volk, wie für das Individuum ist und Tag um Tag klingende Münze aus allen Geistesfähigkeiten schlägt, steht ihnen verhängnisvoll ferne.

Ihre Gebäude, ihre Sitten und Gebräuche entbehren des nationalen Gepräges und bezeichnen nichts als die Summe des gegenwärtig Modernen. Im ganzen Reiche gibt es vielleicht nicht ein einziges unberühmtes Gebäude aus dem Mittelalter, und ein kenntnisloser Fremder könnte Schweden für ein neues Land ohne Geschichte halten. Mit Schnelligkeit dringt der allgemeine Großstadtstil herab in die Provinz, zwischen deren neuerrichteten Paradebauten du schwerlich die enge Kleinstadt aus dem Verlobungsjahr deiner Großmutter wiederfinden wirst. Reise statt dessen nach Dänemark, und hinter den kleinen Fensterscheiben, deren weiße Gardinen und Topfgewächse neugierig beiseite geschoben werden, gucken freundliche, wunderbar altmodische Köpfe mit gestärkten Hauben und gescheiteltem Stirnhaar hervor, und du wirst begreifen, dass das Rad der Zeit hier langsamer rollt, und dass der dänische Nationalcharakter im Grunde genommen ein conservativer ist. Willst du die Mönche Messe singen hören mit ebendenselben Worten und in ebendemselben Glauben, als wäre die heilige Birgitta noch auf der Wallfahrt nach Rom, dann brauchst du dich bloß nach Deutschland zu begeben. Dort betten sie dir noch auf altväterische Weise mit einem Federbett, statt einer Decke, und bieten dir jene mehlschweren Gerichte, an denen sich in Schweden seit deines Stammvaters Leichenschmaus niemand mehr krankgegessen hat. Vor dem Thorweg am Stollberg, dem schlafenden Schlosse im Harz, stehen heutigentags noch die Hellebardiere aus dem Jahre 1500 Wache, und rund um die Burg siehst du die mittelalterlichen Straßen, die du in Vadstena vergeblich suchst. In Lübeck trittst du unter das alte Stadtthor, das sich im Norrström noch spiegeln könnte. Willst du den Saumsattel untersuchen, in welchem die stolze Jungfrau, umschwärmt von Straßenräubern, zur Gilde ritt, so geh' nach Tirol — und willst du den Straßenräubern selbst die Hand schütteln, so kannst du sie in dem alten Culturlande Italien treffen. Wünschest du, deinen Mantel vor dem Feuer in König Adils Firsthütte zu trocknen, so ziehe des Weges hinauf zu Norwegens conservativen Grundeigenthümern. Kurz und gut, suchst du Conservatismus, so reise, wohin es dich gelüstet, nur nicht innerhalb Schwedens Grenzen. Alles jedoch, was modern genannt werden kann, insbesondere alles, was Bequemlichkeit und Luxus erhöht, eignen sich die Schweden mit schwindelnder Eile an. Sie sind im Tabak wählerischer, als die Paschas in Stambul. Sie sind größere Weinkenner, als die Provençalen, und kein Lord könnte eine Cognacsorte sachverständiger beurtheilen, als ein paar arme, verschuldete Schweden, die eben das Elternhaus verlassen haben.

Die Romantik und das Unbewusste.

Von Ricarda Huch (Zürich).

— Die leise Besonnenheit des Apollo und die göttliche Trunkenheit des Dionysos.
Friedr. Schlegel.

Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern. Friedr. Schlegel.

Die Romantiker waren die Entdecker des Unbewussten. Indiensuchende mächtige Träumer, sandten sie ihre Seele aus nach dem uralten Wunderlande, von dessen goldenen Häusern, balsamischen Hölzern, schönen, klugen, gewaltigen Thieren und phantastischen Menschen die Märchen der Vorzeit erzählen. Den einsamen Schiffern verhießen oft wonnevolle Düfte, nie gesehene Blumen, die abgerissen im Wasser flossen, die Nähe der blühenden Küste. Wie Columbus, wussten sie nicht, was sie gefunden hatten. Denn nicht das entfernte Mittelalter oder irgend ein wundervolles Traumland war es, sondern in ihnen selbst öffnete sich das unendliche Nachbarland ihres Geistes, die entgegengesetzte Scheibe des beseelten Planeten, wie einer von ihnen die verhüllte Hälfte des mit sich selbst unbekannten Menschen ahnungsvoll nennt, hatte sich ihnen zugekehrt.

Im Jahre 1807 schrieb Ritter, nachdem er eine Somnambule beobachtet hatte, an Baader: „Eine Entdeckung von Wichtigkeit denke ich durch die eines passiven Bewusstseins, die des Unwillkürlichen, gemacht zu haben. Es wird durch Frage, Antwort erregt .... Hier neue Aufschlüsse in der Magie. Dann Theorie der Kraft der Phantasie. Alles Vorgestellte ist wirklich, eben deshalb aber hat es nur die Hälfte seiner Wirklichkeit, eine Halbwirklichkeit, für uns, gerade wie schon jeder dritte uns doch nicht so wirklich ist, als wir uns selbst. Ferner hier Theorie des Gewissens, indem actives Bewusstsein von passivem sich nur dadurch unterscheidet, dass dort die Frage mit der Antwort, und hier die bloße Antwort zum Bewusstsein kommt. Alle unsere reinen Handlungen sind somnambulistisch. Antwort auf Frage; wir die Frager. Jeder trägt selbst seine Somnambule bei sich und ist selbst der Magnetiseur von ihr. — Fall, wo die Frage die Antwort selbst erräth, oder eigentlich die bewusste Unwillkürlichkeit selbst. Gott im Herzen.“

Von dieser empirischen Entdeckung eines passiven Bewusstseins, das von dem sonnenwachen Bewusstsein verschieden und mit anderen Theilen des Körpers, nämlich mit dem sogenannten sympathischen Nervensystem, verbunden ist, wussten die jungen Führer der Romantik noch nichts. Immer pflegt der Erfahrung ein blinder Prophet der Wahrheit vorauszugehen. Auch war das Gefühl, dass dem Menschen zwei Seelen in der Brust wohnen, kaum jemals unbekannt, und sogar Beobachtungen kann jeder über ihr Verhalten zu einander anstellen. Im Leben des Kindes gibt es eine kurze Epoche, wo es sich nur als Object empfindet und von sich in der dritten Person redet; es ist eigentlich somnambul, zum Selbstbewusstsein noch nicht erwacht. Allmählich lösen sich die beiden Zwillingseelen von einander und trennen sich immer mehr, woraus die heißen Kämpfe der reifenden Jugend zu erklären sind, von denen nur wenige Menschen gar nichts erfahren. Nun stellt die wache, sehende Seele Gesetze und Ideale auf, denen die schwerfällige blinde nicht folgen kann, oder aber das überschwängliche Gefühl der einen, in ihrer klösterlichen Weltabgeschiedenheit, drängt zu Thaten, denen das berechnende Weltkind sich widersetzt. Wenn die Jugend zu Ende geht, wird der Zweikampf so oder so entschieden, häufig indem die zarte, nach Licht ringende Blüte durch die üppig ins Kraut schießenden Blätter erstickt wird, kurz durch Ueberwältigung der einen Seele, seltener durch Versöhnung.

In der Völkergeschichte wiederholt sich derselbe Vorgang. Kein Kampf ist im Innern der Thiere, wo der blinde Instinct noch

unangezweifelt herrscht; abgesehen von gewissen Hausthieren, in denen unter dem Einflusse der Menschen die ersten Keime des Selbstbewusstseins sich entfalten mögen. Auch bei den culturlosen Völkern kann die schwache Stimme der Einsicht noch nichts ausrichten gegen die ungebändigte Wildheit des Instinctes. Der reine, harmonische Mensch des goldenen Zeitalters hat nie gelebt; eine optische Täuschung der menschlichen Phantasie versetzte ihn, wie den persönlichen, bewussten Gott, die beide am Ende aller Geschichte stehen, an ihren Anfang. Allerdings lebten die Griechen, wie wenn uns ein Vorbild gesetzt sein sollte, nach dem wir strebend uns zu richten hätten; eine innere Uebereinstimmung wie die zwischen Oedipus und Antigone: die kindliche Führerin schmiegt sich in vertraulichem Gehorsam an den blinden, weiseren Vater. Das Christenthum war die erste Auflehnung gegen die Tyrannis des Triebes; das Bersten der Erde und das Zerreißen des Vorhangs im Tempel waren die Vorzeichen der endlosen Seelenschlacht im Menschen. Es gibt keine interessantere und furchtbarere Zeit, als das frühe Mittelalter, wo der Mensch sich im Innern einem Dämon gegenübersah, der ihm sein eigenstes Reich streitig machte, den er fürchtete, hasste und dessen er sich doch nicht entledigen konnte, mit dem er wie mit einem Zwillingsleibe verwachsen war, und der doch ewig nach entgegengesetzter Richtung drängte. Er wusste sich eins und fühlte sich doch zwei; wie es einen wohl krank und wahnsinnig machen kann. Vergebens suchten die Priester die bösen Geister aus den Besessenen auszutreiben und durch Beschwörungsformeln bei der Taufe den Teufel aus dem neugeborenen Kinde zu bannen. Bald wähnte man in der edelsten Begierde des Menschen, nach Erkenntnis, die fremde, feindselige Wirkung zu spüren, bald in den natürlichen Leidenschaften; unbändiger Frevel wechselte ab mit heldenmäßigen Opferthaten und weltüberwindender Entsagung. Durch die beständige, wenn auch feindselige Berührung mit dem Unbewussten, wuchs das Bewusstsein mächtig; dem Antäus gleich, dem aus der mütterlichen Erde die Kraft einströmt.

Wie im Leben des Einzelnen Tage oder Jahre, wo er handelt und lebt, auf solche folgen, wo er sich auf sich selbst besinnt, so wechseln auch die Zeiten in der Weltgeschichte miteinander ab; während das Bewusstsein ruht, steigen die großen Thaten gerüstet, entschlossen aus der Tiefe des Unbewussten empor. So lösten auch während des Mittelalters innere und äußere Zeiten, wenn man so sagen darf, einander ab; aber die Innerlichkeit gab der ganzen Epoche ihren Charakter. Wie eine große Revolution die neue Zeit eröffnete, ist sie vielleicht durch eine andere, die französische, beschlossen, während gleichzeitig die Romantik ein erneutes, erhöhtes Mittelalter heraufführte.

Die Möglichkeit des Selbstbewusstseins überhaupt beruht auf einer inneren Zweiheit; je deutlicher sich diese ausprägt, desto schärfer kann auch jene werden. Einige Aussprüche der Romantiker sollen zeigen, dass sie die Doppelerscheinung ihres Ich klar erkannten.

„Denn niemand kennt sich, insoferne er nur er selbst und nicht auch zugleich ein anderer ist."

„Eine nicht synthetische Person ist eine Person, die mehrere Personen zugleich ist, ein Genius. Jede Person ist der Keim zu einem unendlichen Genius. Sie vermag, in mehrere Personen getheilt, doch auch eine zu sein." Novalis.

„Die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich seines transcendenten Selbst zu bemächtigen, das Ich seines Ichs zugleich zu sein." Novalis.

„Unser Denken ist also Zwiesprache und unser Empfinden Sympathie." Novalis.

„Jede Person, die aus Personen besteht, ist eine Person in zweiter Potenz oder ein Genius." Novalis.

„Nur in der Antwort seines Du kann jedes Ich seine unendliche Einheit ganz fühlen. Dann will der Verstand den inneren Keim der Gottähnlichkeit entfalten, strebt immer mehr nach dem Ziele und ist so voll Ernst die Seele zu bilden, wie ein Künstler das eigene geliebte Werk. In den Mysterien der Bildung schaut der Geist das Spiel und die Gesetze der Willkür und des Lebens. Das Werk des Pygmalion bewegt sich, und den überraschten Künstler ergreift ein Schauer im Bewusstsein eigener Unsterblichkeit, und wie der Adler den Ganymedes, reißt ihn die göttliche Hoffnung mit mächtigem Fittich zum Olymp." Friedr. Schlegel in der Lucinde.

Nicht mehr fremd und feindselig also stehen die Menschen ihrem Du gegenüber; seit sie sich ihm gewachsen fühlen und es besser erkennen, sehen sie die Möglichkeit einer Verständigung, ja das erste heiße Schaudern liebender Neigung überläuft sie. Mit gutem Grunde spricht man hier von Liebe, da die beiden Bewusstseinshälften sich wie positiv und negativ, männlich und weiblich zu einander verhalten.

Dass das Erkennen das weibliche Princip sei, liegt in einer der ältesten Sagen des Menschengeschlechtes: Eva war es, die den verhängnisvollen Apfel pflückte. Eine Reihe von Verwechslungen ist schuld, dass die Frau von den Männern meistens als Vertreterin des Unbewussten hingestellt wird, während doch gleichzeitig die weibliche Neugierde, Eitelkeit, Gefallsucht, Frühreife, Schlauheit, Bosheit, Bewusstheit in aller Munde ist. Auch pflegen die modernen Schriftstellerinnen mit Vorliebe den Mann als den gutartigen, etwas tollpatschigen Bären hinzustellen, der mit schwerfälliger Tatze nach der neckischen Frauenlibelle greift, die ihn umschwirrt. In der Sprache der Romantiker dürfte man sagen: die Frau ist eine Potenzierung des Mannes, ist der romantisierte Mann, das heißt der bewusstwerdende. Diesen Sinn wird man in folgenden Aussprüchen von Novalis finden:

„Die Holzkohle und der Diamant sind ein Stoff — und doch wie verschieden! Sollte es nicht mit Mann und Weib derselbe Fall sein? Wir sind Thonerde und die Frauen sind Weltaugen und Saphyre, die ebenfalls aus Thonerde bestehen."

„Das Beiwesen des Mannes ist das Hauptwesen der Frau."

„Ungeheuere Verstellungsgabe, Verbergungsgabe der Weiber überhaupt. Ihr feiner Bemerkungsgeist. Alle Weiber haben das, was Schlegel an der schönen Seele tadelt. Sie sind vollendeter als wir. Freier, aber gewöhnlich sind wir besser. Sie erkennen besser als wir. Ihre Natur scheint unsere Kunst, unsere Natur ihre Kunst zu sein. Sie sind geborene Künstlerinnen."

„Alles fordert von den Frauen unbedingte Liebe zum ersten besten Gegenstande. Welch hohe Meinung von der freien Gewalt und Selbstschöpfungskraft ihres Geistes setzt das nicht voraus."

Alles dies und das Goethe'sche Wort, dass das Ewig-Weibliche hinanziehe, steht mit dem Mythos, dass das Weib den Sündenfall veranlasst habe, nur scheinbar im Widerspruch. Man ist leicht geneigt, die Natur um ihre Sicherheit und Unschuld zu beneiden; die sorglose Lebenswonne der Thiere, ihre körperliche Unbefangenheit, Kraft und Bestimmtheit erscheint uns vorzüglicher als unser zusammengesetztes Wesen, und wir bedauern es, wenn der kindliche Frohsinn wilder Völkerschaften bei Berührung mit der Cultur in Angst, Unsicherheit und Sorge untergeht. Und doch können die Thiere nicht lachen; ein Zug großartiger Traurigkeit ist in ihren Gesichtern, da wo von Gesichtsausdruck überhaupt die Rede ist. Die Angst der Creatur sieht aus ihren flehenden Augen. Und ebenso erkennt man an den vollen, schweren, gesenkten Lippen, an einer beständigen, unwillkürlichen Schwermuth des Auges den Sclaven-Menschen, der noch an der Kette des Instinctes liegt. Dass jedes Geschöpf zur Freiheit geboren und von edler Art ist, beweist diese unbewusste Trauer über die Schmach der Unterthänigkeit. Selbst die wundervollen griechischen Götter- und Heldengestalten, ob sie uns nun in der Plastik oder der Poesie begegnen, haben bei all ihrer Liebespracht eine stolze, verhaltene Schwermuth in den Zügen, als wären sie vom Geschlechte des Tantalus und trügen das eherne Band um die Stirn, das verdunkelt und fesselt. Und die Fröhlichkeit des Naturmenschen ist keine andere als die des Kindes, die jeden Augenblick grundlos in die äußerste Trübseligkeit umschlagen kann; häufiger Genuss von Berauschungsmitteln muss ihm den dumpfen Druck des Lebenmüssens erträglich machen: der Rausch gibt ihm die Flügel, die der Geist ihm noch nicht geben kann. Nur Bewusstsein verleiht echte, dauernde Heiterkeit. Was ist dem Kinde sein Glück, um das wir es beneiden, dem Schmetterling, dem Schläfer, dem Todten? Die Schlange hatte Recht mit ihrer Verheißung: eritis sicut deus scientes bonum et malum. Abgeschlossener und vollendeter wie alles, was die Griechen geschaffen haben, erzählt ihre Mythe, dass Zeus den Menschen das Licht habe vorenthalten wollen, damit sie nicht den Göttern gleich würden, und wie wirklich das Licht Bringer der Cultur wurde. Ebenso wie Psyche, deren Sünde wie Evas im Sehenwollen bestand, nach willig erduldeten Qualen an der Hand des Geliebten als Göttin in den Olymp eingeht. Viel tiefsinniger aber ist die biblische Darstellung. Denn da sehen wir, wie die Erkenntnis das verantwortungsfreie Geschöpf in Schuld verstrickt. „Ohne das Gesetz war die Sünde todt", sagt Paulus. Wir ahnen den Riesenkampf, den der werdende Geist gegen die Natur wird kämpfen müssen, bis er ihr gleich und frei von ihr geworden ist. Wir vernehmen, dass das durch einen Menschen verlorene Paradies durch einen Menschen wiedergewonnen wird. Neben der tiefsten Herabwürdigung des Weibes in Eva steht, nach einem gelegentlichen Worte Baaders, ihre höchste Verherrlichung in Maria. Im Märchen ist es die Prinzessin, die den durch eine Hexe in Fisch oder Bären verwandelten Prinzen durch einen freiwilligen Liebeskuss erlöst. Die Romantiker hatten das Verdienst, einzusehen, dass die Erkenntnis, die die Einheit der Natur zerstörte, dennoch ihr Heil und das Mittel zu einer Wiedervereinigung auf höherer Stufe ist. Nichts anderes kann die flüchtige Notiz Novalis bedeuten: Adam und Eva. „Was durch eine Revolution bewirkt wurde, muss durch eine Revolution aufgehoben werden (Apfelbiss)."

Wie die mittelalterlichen Ritter sich dem Dienste der Dame und der heiligen Jungfrau gelobten, waren die Romantiker Verehrer des Weiblichen und des Lichtes. Feueranbeter hüteten sie die Flamme der Erkenntnis und knieten betend vor der aufgehenden Sonne.

Kurz vorher hatte man die Einsicht gewonnen, dass nicht die Gelehrten, sondern das Volk die schönsten Dichtungen hervorgebracht hatte, und fing an, die Producte eines gebildeten und unterrichteten Menschen mit Misstrauen zu betrachten. Nicht denken, nicht lernen, damit die Unschuld des Instinctes nicht zersetzt werde. Diesem kleinmüthigen Pessimismus, der dem Culturmenschen nur die Wahl lassen wollte, entweder sein stolzes Erbe der Jahrhunderte oder die Kraft der Kunst aufzuopfern, schleuderte Novalis mit revolutionärem Uebermuth die paradoxe Frage zu: Kann man Genie lernen? um sie zu bejahen.

„Kann man Genie sein und werden wollen? So mit dem Witz, dem Glauben, der Religion u. s. w. Es hat in Beziehung auf

das Genie bisher beinahe das Prädestinationssystem geherrscht. Die zum Theil wahre Beobachtung liegt zugrunde, dass der Wille anfangs ungeschickt wirkt und das Naturspiel stört — Affectation — und einen unangenehmen Eindruck macht — im Anfang durch Theilung der Kraft — bei der Aufmerksamkeit — sich selbst untergräbt und aus mangelhaftem Reiz und mangelhafter Capacität das nicht zu leisten vermag, was er dunkel, instinctartig beabsichtigt."

Der vormalige lächerliche Aberglaube, Gelehrsamkeit könne Genie ersetzen, verwandelt sich in den frohen Glauben an die Möglichkeit eines unendlichen Fortschritts in der Kunst. „Glaubt ihr nicht", läfst Tieck seinen Dürer sagen, „dass es den künftigen Zeiten möglich sein wird, Sachen darzustellen und Geschichten und Erfindungen auszudrücken, auf eine Art, von der wir jetzt nicht einmal eine Vorstellung haben?"

Gern sprachen die Romantiker von der absichtsvollen Weisheit des Dante, Cervantes und Shakespeare, die Friedrich Schlegel den Dreiklang der romantischen Poesie nannte. An Goethes Meister hob er hauptsächlich hervor „die geheimen Absichten, die er im Stillen verfolgt, und deren wir beim Genius, dessen Instinct zu Willkür geworden ist, nur zu viele voraussetzen können."

Unter den bildenden Künstlern war ein Liebling der Romantiker Leonordo da Vinci mit seiner überschauenden Intelligenz, mit seiner gewaltigen Phantasie, die sich dennoch unter die Leitung des grübelnden Kopfes beugte.

Man irrt sich, wenn man annimmt, es sei den Romantikern nur in unklarer Verworrenheit wohl gewesen. Novalis nennt es im Gegentheil Folge einer krankhaften Constitution, Einseitigkeit, dass das Genie bisher meistens ohne sein Wissen wirkte; der Mangel an Bewusstsein sei schuld, dass es immer nur glückliche Augenblicke hatte. „Das erste Genie, das sich selbst durchdrang", sagt er, „fand hier den typischen Keim einer unendlichen Welt; es machte eine Entdeckung, welche die merkwürdigste der Weltgeschichte sein musste, denn es beginnt damit eine ganz neue Epoche der Menschheit." Das Wort „Mehr Licht", das Goethe nicht gesprochen haben soll, war doch jedenfalls wie aus seinem so auch aus dem Geiste seiner Jünger gesprochen. Es ist bezeichnend, dass Novalis einen Tractat vom Lichte zu schreiben beabsichtigte. „Licht ist Symbol der echten Besonnenheit", sagt er einmal. „Also ist Licht, der Analogie nach, Action der Selbstrührung der Materie. Der Tag ist also das Bewusstsein des Wandelsternes, und während die Sonne wie ein Gott in ewiger Selbstthätigkeit die Mitte beseelt, thut ein Planet nach dem anderen auf längere oder kürzere Zeit das eine Auge zu und erquickt in kühlem Schlafe sich zu neuem Leben und Anschauen. Also auch hier Religion. Denn ist das Leben der Planeten etwas anderes als Sonnendienst?"

Schelling sah im Licht und der Schwere die Ardualität der Natur; wenn man also „den Zauberstab der Analogie" gebraucht, müsste man wie dem Licht das Bewusstsein, der Schwere den Trieb, das Unbewusste gleichsetzen. Wer jemals unter dem Zwange einer Leidenschaft stand, der er trotz allen Ringens nicht Herr werden konnte, wird sie auch sicher als Schwere in sich empfunden haben. Im Gegensatze zu den Sturm- und Drangmenschen, die mit Vorliebe in der Gewitterschwüle der Leidenschaft athmeten und nur in ihren krampfhaften Aeußerungen Kraft sahen, feierten die Romantiker den elastischen Geist, der die unbändige Wildheit der Triebe gebändigt hat und mühelos lenkt.

„Der Adel des Ich besteht in freier Erhebung über sich selbst — Laster ist eine ewig steigende Qual, Abhängigkeit vom Unwillkürlichen, Tugend ein ewig steigender Genuss, Unabhängigkeit vom Zufälligen".

Die geschmeidige Jünglingskraft des Novalis'schen Geistes ist in diesen Worten nicht zu verkennen; ein Geist, der wie David, furchtlos und fromm, ein künftiger König, den Riesen herausfordert. Es gab eine Zeit, wo man die gothischen Kathedralen, die mit einer Art von Raserei allen Gesetzen der Masse trotzen zu wollen schienen, barbarisch fand und nichts gelten ließ als den kindlich an Hain und Wald geschmiegten griechischen Tempel. Aber die Romantiker verstanden den schaurigen Trotz, mit dem der Geist des Mittelalters, die Schwerkraft des Gesteins im Riesenanlauf überwindend, leicht und mächtig, titanenhaft gegen den Himmel anstürmt; ihr reizbares Ohr vernahm den steinernen Triumphschrei, die kolossale Herausforderung des Menschen an den alten Naturgott. Wie Goethe früher gethan hatte, verherrlichte Tieck den Straßburger Münster in seinem Sternbald. „Es ist zum Entsetzen, dass der Mensch aus Felsen und Abgründen sich einzeln die Steine hervorholt und nicht rastet und ruht, bis er diesen ungeheuren Springbrunnen von lauter Felsenmassen hingestellt hat, der sich ewig, ewig ergießt und wie mit der Stimme des Donners Anbetung vor uns selbst in unser sterbliches Gebein hineinpredigt."

(Schluss folgt.)

Anton Tschechow.

Von den zahlreichen schreibenden Russen ist keiner im Auslande so bekannt, keiner wird soviel gelesen, wie Anton Tschechow. Und doch kennt man sich bei keinem sowenig aus, wie gerade bei ihm. Die merkwürdige Vielseitigkeit seiner Stoffe, die Fülle feinster Beobachtungen lassen zuweilen den Dichter soweit zurücktreten, dass der kritische Leser ihn vergeblich zu fassen sucht. Es ist etwas, was zwischen der Person des Autors und der des Lesers steht, was eine Intimität nicht zulässt, nach der wir uns sehnen, was seinen Pulsschlag uns unhörbar macht, so dass wir nicht unterscheiden können, ob der Dichter ein weiser, leidenschaftsloser Beobachter oder ein mit der Gesellschaft rechtender Rufer im Streite ist. Man mag an seinen einzelnen Erzählungen Gefallen finden oder sich ihnen gegenüber ablehnend verhalten: es bleibt immer ein Rest, den wir nicht erfassen können, immer und ewig bleibt uns das Dichterantlitz nebelhaft verhüllt, und wir können weder die Zornesröthe, noch die olympische Ruhe darauf sehen.

Doch wenn es uns gelingt, einen Zipfel des Schleiers zu lüften, dann wird uns manches klar, was früher nebelhaft verschwommen erschien, manches ein tiefer Abgrund, was uns einst eine lieblich lächelnde Ebene war, und groß erscheint uns das, was früher nur menschlich war.

Ob ich nun recht habe, weiß ich nicht; nur kommt es mir jetzt vor, dass ich ihm näher gerückt bin, dass ich bei Tschechow endlich das gefunden habe, was zum vollen Verständnis seiner Werke nothwendig war — nämlich seine Persönlichkeit. Erst nach der Lectüre einer seiner letzten Erzählungen, „Die Bauern", glaubte ich entdeckt zu haben, was mir ihn menschlich erscheinen ließ: den Pulsschlag seines Herzens. Es ist der gleichmäßige, monotone Schlag eines müden Herzens, das scheinbar viel, viel leiden musste, bis es zur leidenschaftslosen Ruhe eines objectiven Beobachters gelangen konnte; und der Mann, dem dieses Herz gehört, ist ein echter russischer Dichter. Es ist ja schon so oft geschrieben und erörtert worden, warum die meisten russischen Poeten Pessimisten sind . . .

*

Tschechow ist seinem Metier nach Arzt — vielleicht war das ein Grund mit, dass er sich tiefer in die Menschenseele versenkte und darin Dinge fand, die einem ungeschulten Beobachter fremd geblieben wären. Thatsache ist, dass er schon in sehr jungen Jahren seine literarische Thätigkeit begonnen hatte; es waren zuerst kleine humoristische Skizzen, denen in fast ununterbrochener Reihenfolge eine Unmasse psychologischer Studien, Erzählungen und Novellen folgten. Er nannte seine Erzählungen zuweilen Romane, doch waren dieselben weder der Form, noch dem Inhalte nach als solche zu erkennen. — Am stärksten wirkt er bis heute noch in den kurzen Erzählungen, welche so zahlreich ins Deutsche übersetzt werden („In der Dämmerung", „Düstere Menschen", „Erzählungen" u. s. w.), gut ist er in den vier Novellen, die vor kurzem, unter einem falschen Titel gesammelt, deutsch erschienen sind,*) und alle das ewig-banale, ewig-große, göttliche Thema: die Liebe behandeln. Diese Novellen gehören zu den besten, die Tschechow geschrieben; die bedeutendste darunter, „Ein Anfall", ist meines Wissens die erste größere Arbeit Tschechows gewesen und vor dreizehn Jahren erschienen, die anderen drei: „Der Windbeutel" (eine falsche Uebersetzung des russischen Titels), „Wolodja der Große und Wolodja der Kleine" und „Ariadne" sind im Jahre 1895 und 1896 erschienen. In „Ein Anfall" erzählt Tschechow die Geschichte eines Studenten, der zum erstenmal von seinen Freunden in ein Bordell geführt wird; das Gesehene wirkt auf den jungen Mann derart ein, dass er den Contact mit der Gesellschaft und der Umgebung verliert und einen Anfall bekommt. Die Freunde haben natürlich kein Verständnis für seine Leiden und schleppen ihn schließlich zu einem Arzt, dessen superkluge Fragen und banale Wahrheiten den Studenten statt zu beruhigen noch mehr aus der Fassung bringen. Am Schlusse der Novelle heißt es: „. . . . Als er (der Student) vom Arzte fortgieng, schämte er sich bereits, das Wagengerassel schien ihm nicht mehr aufregend und die Schwere im Herzen verlor sich immer mehr, als ob sie schmelzen würde. In den Händen hielt er zwei Recepte: auf dem einen war Bromkali, auf dem anderen Morphium verordnet . . . . Das hatte er auch schon früher genommen!

Auf der Straße überlegte er ein wenig, nahm dann von seinen Kameraden Abschied und schleppte sich träge zur Universität."

Am Anfang lesen wir eine andere, noch bemerkenswertere Stelle: „Man hörte plötzlich weinen. Aus dem anstoßenden Zimmer, wohin der Lakai das Selterswasser getragen hatte, kam rasch ein blonder Mann mit geröthetem Gesicht und zornigen Augen heraus. Hinterher schritt die große dicke Wirtin und schrie mit schriller Stimme:

„Niemand erlaubt Ihnen die Mädchen ins Gesicht zu schlagen. Zu uns kommen etwas bessere Gäste, als Sie sind, und diese raufen nicht! Charlatan!"

Es entstand ein Lärm. Wassiliew (der Student) erschrak und wurde bleich. Aus dem nächsten Zimmer vernahm man aufrichtiges schluchzendes Weinen, sowie Beleidigte weinen. Und er sah ein, dass hier wirkliche Menschen, wahrhaftige Menschen leben, die sich wie überall beleidigt fühlen und leiden, weinen, um Hilfe rufen. Der schwere Hass und der Ekel wichen nun dem intensiven Mitleid für die Gekränkte und dem Zorn gegen den Beleidiger . . . . Er drängte sich durch die Menge, die sich um den blonden Mann geschart hatte,

*) „Russische Liebelei", Novellen von Anton Tschechow. Aus dem Russischen übersetzt von L. Flachs-Fokschaneanu. München und Leipzig 1897. August Schupp.

verlor den Muth, wurde feige wie ein Knabe, und es kam ihm vor, dass man ihn in dieser fremden unbegreiflichen Welt verfolgen, schlagen und mit cynischen Reden überhäufen wolle ... Er riss seinen Mantel vom Rechen herab und stürzte über Hals und Kopf die Treppe hinunter."

Und er fragt seine Freunde, warum sie dorthin gehen, er begreift es nicht, wie solche entsetzliche Dinge, die hässlich und unmoralisch sind, von intelligenten Leuten mitgemacht werden. Es ist die traurige Geschichte des reinen Thoren! Viele haben derartige Geschichten geschrieben, doch keiner vermochte darin den reinen Thoren so naiv und rein zu zeichnen, wie es Tschechow gethan. Lange noch hallt es uns in den Ohren wieder, was dieser thöricht-naive Junge seinen Freunden zuruft: „Hört einmal!" sagte er erbost und scharf. „Warum geht Ihr dorthin! Sclavenhändler! Fleischhauer! Begreift Ihr denn wirklich nicht, wie entsetzlich das ist? ..."

In dieser Erzählung sehen wir noch etwas, das einer Weltanschauung ähnlich sieht; hier tritt der Dichter aus der sich auferlegten Reserve heraus; der Held ist Fleisch von seinem Fleische. Doch damals war er noch sehr jung. Ganz anders muthen uns die drei anderen Novellen an. Das sind Liebesgeschichten dreier thörichter Frauen, Liebesgeschichten confuser, gutmüthiger Männer, welche den Frauen und der Liebe nicht beikommen können, welche an der Welt irre werden, wenn die Frauen sie betrügen — die alte Tragikomödie des Lebens Besonders „Ariadne", dieses dumme, leichtfertige „männermordende Ungeheuer", glänzt durch überaus scharfe Charakterisierung des strindbergischen Weibes, doch ohne die Schärfe des strindbergischen Hasses; kalt und objectiv hört der Dichter vom Manne die Erzählung seiner Liebe an; und nur zuweilen kommt es uns vor, dass es um seine Lippen herum zuckt, doch wissen wir nicht: ist es ein verächtliches Lächeln oder bloß ironisches Mitleid? Die Frauen der beiden anderen Erzählungen haben etwas specifisch Russisches an sich, sie haben keinen inneren Halt — schwankes Rohr im Winde! Wo sie das Glück zu finden wähnen, dorthin stürzen sie sich: und wäre es auch der gähnende Abgrund des Betruges.

Der Weiberhass der „Ariadne" wetterleuchtet noch in der Form der absoluten Verachtung der Frau, als Vertreters einer „minderwertigen" Rasse in der letzten Erzählung Tschechows „Der Petscheneg", welche vor einigen Wochen erschienen ist. Das ist jedoch nur eine vorübergehende Erscheinung in seinen Werken; seine Frauengestalten sind ebensolche arme Menschenkindlein, wie die Männer; alle wären sie froh, wenn ihnen jemand den Ariadnefaden des Lebens reichen würde.

*

Ein Schlag ins Gesicht der ganzen russischen Gesellschaft sind zwei zuletzt erschienene Tschechow'sche Erzählungen: „Die Bauern" und „Mein Leben". Keine andere literarische Erscheinung des letzten Jahres hat die russische Journalistik so außer Rand und Band gebracht, wie „Die Bauern"; die einen sagten, das sei das beste literarische Erzeugnis der letzten Jahre, die anderen spieen Feuer und Flamme. Die Feuer- und Flammespeier waren diejenigen, welche in den Bauern noch den reinen Theil der Nation sehen wollen und von ihnen die Wiedergeburt des Volkes erwarten. Wie waren diese enttäuscht, als Tschechow, den doch ganz Russland für eines der wenigen Talente, die jetzt überhaupt existieren, hält, ihnen den echten Bauern, den rohen, gemeinen, eigennützigen, nur auf seinen Vortheil bedachten Bauern zeigte! Das soll die Zukunft des Volkes sein?! Wie der mit dem Seciermesser arbeitende Anatom hat Tschechow vor uns die „reine" Seele des Bauern aufgerollt, und was wir erblickten, war thatsächlich arg genug, um den Glauben an dieses regenerative Princip zu erschüttern. Es ist keine Tendenzschrift; es ist nur eine Stück Leben, von einem unparteiischen Mann gesehen, von einem Manne, der keine Lust hat, sich von den Schönzeichnern die Wahrheit corrigieren oder falsch schildern zu lassen. Das ist der wahre Bauer, scheint er sagen zu wollen. Und das ist er auch!

In „Mein Leben" erzählte ein vom Leben stiefmütterlich behandelter Mensch die Geschichte seines Lebens. Er hat unter anderem auch das „Glück" gehabt, mit Bauern verkehren zu müssen. Er will ihnen eine neue Schule bauen und beweist den Bauern, dass ihre jetzige Schule klein und alt ist. Auch andere haben das schon den Bauern zu beweisen versucht. Doch „nach jeder Versammlung umringten sie uns und baten um einen Eimer Schnaps; es war uns in der Menge heiß, wir wurden bald müde und kehrten unzufrieden und ein wenig confus nach Hause zurück." Er weiß auch, warum die Bauern so sind: „Sie (seine Frau) war empört, in ihrer Seele häufte sich der Groll auf, doch ich gewöhnte mich unterdes an die Bauern und es zog mich immer und mehr zu ihnen. Meist waren es nervöse, aufgeregte, beleidigte Menschen; das waren Leute mit einer unterdrückten Phantasie, roh, mit einem armseligen, dumpfen Gesichtskreis, stets mit denselben Gedanken an die graue Erde, die grauen Tage, das schwarze Brot; Leute, die listig waren, doch versteckten sie wie die Vögel nur den Kopf hinter dem Baum, — die nicht zählen konnten. Sie wollten nicht zu unserer Ernte um 20 Rubel gehen, doch giengen sie für einen halben Eimer Schnaps, wo sie doch um 20 Rubel vier Eimer Schnaps haben konnten. Es war in der That Schmutz und Suff und Blödsinn und Betrug, doch bei alldem fühlte man, dass das Bauernleben im allgemeinen einen starken Halt, einen gesunden Kern hat. Was für ein ungeschlachtes Thier der Bauer auch zu sein schien, wenn er hinter seinem Pflug einhergieng, und wie er sich auch mit dem Brantwein betäuben mochte, man fühlt doch, wenn man ihn genauer ins Auge fasst, dass in ihm etwas Nothwendiges und Wichtiges steckt, was z. B. weder Mascha, nach der Doctor haben, nämlich: er glaubt daran, dass die Hauptsache auf Erden — die Wahrheit ist, und dass sein Heil und das Heil des ganzes Volkes nur in der Wahrheit liegt ..."

Man sieht daraus, dass Tschechow gerecht ist; doch folgt daraus noch immer nicht, dass das Heil der russischen Cultur im Bauern steckt. Und alle klugen Leute, die früher ihr Leben wagten und „ins Volk giengen", um so der gerechten Sache zu dienen, gehen jetzt zwar auch ins Volk — doch die Mehrzahl von ihnen ist nicht mehr so blind-idealistisch gesinnt, sondern sie sind eingefleischte Marxisten. Sie wollen das Volk, und den Bauer mit, aus der Knechtschaft und Armuth befreien: wenn das Volk satt ist und niemand es unterdrückt, dann wird wohl die Reinheit und die Wahrheit wieder zu uns kommen und unser Gast sein.

So erscheint mir nun Tschechow in seiner wahren Gestalt: er richtet nicht, er ereifert sich nicht, er schlägt nicht drein — ruhig und gelassen blickt er in die Welt; klein und armselig, mit unseren billigen Freuden und unseren großen Leiden, erscheinen wir ihm. Doch niemals tritt er zu uns heran und legte niemals seine Hand auf unsere brennende Stirn; und niemals zeigt er uns, dass unsere Leiden seine Leiden sind ...

Das ist der Mangel und zugleich die Stärke seines Talentes: diese merkwürdige Objectivität seinen tragischen Stoffen gegenüber.

Alexander Brauner.

Die Zukunft der Museen.

Von Eduard Leisching.

Das „Jubilee" der Königin Victoria hat ein Füllhorn von Ideen zur Verherrlichung dieses denkwürdigen Ereignisses über England ausgeschüttet. Manch heitere Vorschläge mischten sich da mit vielen ernsten. Der eine begehrte die Abschaffung des Cylinders und überhaupt eine Reform der Kleidung, ein anderer verlangte die Einigung der Confessionen, ein dritter drang auf endliche Lösung der socialen Frage.

Eine der ernsten Anregungen, die auch, wie man hörte, viel Anklang fand, gab Lord Playfair: er beantragte die Errichtung eines Monumentalgebäudes für die Schätze des South-Kensington-Museums, welche bis auf den heutigen Tag in einem Conglomerat zum Theil sehr roher Augenblicksbauten untergebracht sind, die in der That dem Auge keinen erfreulichen Anblick gewähren.

Der Gedanke des Lord Playfair ist nicht neu. Schon vor einem Vierteljahrhundert wurde mit dem Baue eines großen Museumspalastes begonnen, von welchem jedoch nur ein Flügel zur Ausführung gelangte. Und auch die vor wenigen Jahren erfolgte Preisausschreibung zur Gewinnung neuer Pläne, in welcher Aston Webb siegte, blieb ungenützt. Dass die Engländer bei Dingen, die ihnen nothwendig und praktisch dünken, je am Kostenpunkte gescheitert wären, ist noch nicht erlebt worden. Es müssen also ganz besondere Ursachen vorliegen, welche bisher verhindert haben, dass im Museumsviertel zu Kensington neben die Monumentalbauten des naturhistorischen Museums und des Imperial-Institute ein ähnlicher Bau für die Zwecke des Kensington-Museums gesetzt worden ist.

Auch auf dem Continente dürfte sich früher oder später die Erkenntnis Bahn brechen, dass Monumentalgebäude die Erfüllung der den Museen obliegenden Aufgaben arg erschweren, vielfach ganz unmöglich machen. Die fortschreitende Vermehrung der Sammlungen, die aus pädagogischen Erwägungen hervorgehende Nöthigung, mit veralteten Principien der Ausstellung der Objecte zu brechen, dulden keinen einengenden Rahmen, den man nicht sprengen kann. Je mehr die Museen ihrer Mission, der Bildung des Volkes zu dienen, entsprechen sollen, desto größere Fürsorge wird neben dem Sammeln und neben der wissenschaftlichen Verwertung der Sammlungsgegenstände ihrer Schaustellung zu widmen sein. Dazu bedürfen die verantwortlichen Leiter dieser Institute jedoch eines weiten Ausmaßes von Bewegungsfreiheit, welche sie in jenen kostbaren Gehäusen vergeblich suchen, die man nicht nach Belieben verändern und erweitern kann. Die Rücksichten auf Schonung und Erhaltung der Museumsgebäude selbst, die an sich Kunstwerke sein und danach behandelt werden wollen, zwingen zur Rücksichtslosigkeit gegenüber den Schätzen, derentwillen diese Bauten da sind; und daran reiht sich eine Benachtheiligung der ernst genießenden und schaffenden Besucher dieser Stätten der Bildung, des jedem Museum nothwendigen lernenden Stammpublicums, das ein Recht hat auf eine durch nichts behinderte Wirkung der Kunstschätze. Kunstgewerbemuseen zumal, welche sämmtliche Zweige und Techniken der künstlerischen Production aller Zeiten und Länder zur Darstellung zu bringen haben, können sich mit bloßer Aufspeicherung des gesammelten Materiales nicht begnügen. Ihre Aufgabe ist es ja doch, nicht nur einzelnen Sammlern Objecte vergleichenden Studiums

vorzuführen oder die archäologische Forschung zu fördern, sondern sie sollen, was auf dem Continente eigentlich nur vonseiten des Oesterreichischen Museums durch die von größter Sachkenntnis getragene Initiative der Eitelberger, Falke, Bucher und Storck in mustergiltiger Weise geschehen ist, auch die moderne Production befruchten, indem sie die schaffenden Künstler an sich heranziehen und die große Masse für das Schöne und Zweckdienliche vergangener Zeiten und dadurch auch für die Vorzüge und Schwächen der Gegenwart empfänglich machen. Dies alles setzt aber, wenn kein Zweig dieser verschiedenartigen Thätigkeit die anderen beeinträchtigen soll, ein so compliciertes, fein abgewogenes System der Sammlungsanordnung voraus, dass kein monumentales Bauwerk, welches einen einheitlichen architektonischen Gedanken in künstlerisch geschlossener Form zum Ausdrucke bringt, den Ideen Rechnung zu tragen vermöchte, die solchem Aufstellungsplane zugrunde zu liegen hätten. Dieser Plan muss etwas Organisches sein in allen seinen Theilen, und das Organische im Innern bedingt naturgemäß ein Unorganisches nach außen. In der That wäre und ist das ideale Museumsgebäude jenes, das Lord Playfair durch einen Monumentalbau verdrängen möchte: jenes bunte Conglomerat von Räumen, die sich nach Bedürfnis vervielfachen, theilen und verändern lassen, jene vielverspotteten „Brompton Boilers" des Kensington-Museums. Dazu gehört vor allem, wie dort, ein großer Platz, ein Museumspark, in welchem man sich ausdehnen und bewegen kann. Schön wird ein solcher Gebäudecomplex nie sein; aber es ließe sich immerhin auch hiefür eine architektonische Lösung denken, welche wenigstens nach einer Seite immerhin ganz erfreulich und würdig wirken könnte.

Das Aufstellungsprincip, welches in den Kunstgewerbemuseen und verwandten Anstalten fast durchwegs herrscht, ist das technische. Man folgte dem Schema des vorbildlichen Kensington-Museums, nach welchem das gesammte Material der Sammlungen nicht nach stilgeschichtlichen Erwägungen und Culturepochen, wie sie die Geschichte aufweist, sondern vom Standpunkte der Techniken und Stoffe aufgetheilt erscheint. Dabei wurde vielfach übersehen, dass in der berühmten Londoner Sammlung die nicht einmal pädagogisch richtige Pedanterie dieses Aufstellungsprincips schon durch die vielen eingestreuten Loan-Exhibitions und Bequest-Exhibitions in einer für den Besucher sehr erfrischenden Weise wenigstens theilweise aufgehoben ist. So hat das den Sammlungen des Oesterreichischen Museums zugrunde gelegte System, das sich im wesentlichen an das englische Vorbild anlehnt, vierundzwanzig Hauptgruppen statuirt. Und zahlreiche Institute, welche dem Wiener Beispiele, dem ersten ähnlichen Versuche auf dem Continente, folgten, haben die gleiche Eintheilung vorgenommen. Wenn irgendwo, z. B. gleich in der Wiener Sammlung, dieses System in der Praxis mancherlei Veränderungen erfuhr, so geschah dies nicht, weil man den Grundgedanken solcher Anordnung verwarf, sondern aus räumlichen Schwierigkeiten und wegen der ungleichen Vertretung der einzelnen Gruppen. Kein Zweifel, dass dieses Aufstellungsprincip dem gebildeten Sammler, dem Gelehrten, dem wenigstens in seinem engeren Fachbereiche gründlich bewanderten Künstler und Kunstgewerbetreibenden zu großem Vortheile gereicht. Sie finden sich in derartig geordneten Sammlungen rasch zurecht, sie überblicken sofort den Besitzstand des Museums und können ihre meist auf einzelne Objecte gerichteten Studien ohne Zeitversäumnis durchführen. Aber der Stimmung und Vorbildung des großen Publicums, auf dessen Gewinnung man doch mit Recht Gewicht legt, entspricht diese Ordnung der Dinge nicht. Der gewöhnliche Besucher der Museen wünscht zunächst einen Gesammteindruck zu erhalten, ihm fehlen die historischen und technischen Kenntnisse, um sogleich mit besonderem Interesse an die einzelnen Objecte herantreten zu können. Will man hier erziehlich wirken, so muss man ein Herabsteigen vom Allgemeinen zum Besonderen ermöglichen und darf nicht erwarten, dass der umgekehrte Weg gerne und mit Aussicht auf Erfolg betreten wird. Auch die sogenannten Gebildeten sind mit der Geschichte der Künste, der Stile und Techniken nur wenig vertraut, aber die Zahl derer ist groß, die sich, wenn sie nur wüssten, wie es anzufangen ist, gerne in Cultur und Kunst vergangener Zeiten einführen ließen, und dann auch bereit wären, nach gewonnener allgemeiner Orientierung den Dingen auf den Grund zu sehen. Nur aus der Kenntnis aller Kräfte und Wirkungsweisen, welche die einzelnen Epochen der Culturentwickelung zu charakteristischen Einheiten machen, kann das hervorgehen, was man Stilgefühl nennt. Man muss daher trachten, solche einheitliche Anschauung zu vermitteln durch Ueberwindung oder, besser noch, durch theilweisen Ersatz der rein technischen Anordnung der Sammlung durch die culturhistorische. Kurz, es wird sich darum handeln, Objecte der verschiedenen Stoffe und Arbeitsarten, welche denselben Kunststil vertreten, in einheitlichen, abgerundeten Gruppierungen zusammenzufassen und Interieurs zu schaffen, welche so anschaulich und getreu als möglich das Leben und Gehaben bestimmter Kunstepochen widerspiegeln. In dieser Richtung werden hie und da bereits Versuche gemacht. Das Rosenborg-Museum in Kopenhagen zeigt einen entschiedenen Schritt auf dieser Bahn, das baierische Nationalmuseum wird in Zukunft mehr als bisher das culturhistorische Moment betonen. Auch die Ungarn haben sich, wie bekannt, mit dieser wichtigen Frage bereits beschäftigt. In diese Interieurs wird man nicht nur die Möbel vertheilen, sondern man wird sie nach Möglichkeit mit allem ausstatten, was sich seinerzeit in Gesellschaft dieser Möbel befand: Man wird die entsprechenden Oefen hineinstellen, das Metallgeräth, Glas und Keramik hinzufügen, die Textilien heranziehen und auch Costümfiguren, mit zugehörigem Schmuck versehen, in diesen Räumen Platz nehmen lassen. Man wird bis ins kleinste nach völliger Abrundung des culturgeschichtlichen Bildes streben müssen und hiebei erkennen, wie stets das eine Material, die eine Technik die anderen heben wird. Fühlbarem Mangel an unerlässlichen Gegenständen der Wohnungseinrichtung und Innendecoration wird man durch gute Copien abhelfen müssen. Aber auch der architektonische Rahmen, innerhalb dessen diese Aufstellung zu erfolgen hätte, müsste mit besonderer Sorgfalt behandelt werden. Es genügt nicht, einfach Wände zu ziehen, sie, wie so oft geschieht, mit modernen Tapeten zu versehen und in solche Räume die Sammlungsobjecte einzuschachteln. Der Grundplan der Wohnräume verschiedener Culturepochen ist so weit als möglich zu berücksichtigen, auf die Gestaltung der Wände und ihre Decoration durch Behänge, Malerei, Tapeten oder architektonische Behandlung Rücksicht zu nehmen. Thüren und Fenster werden in genauer Nachbildung einzufügen sein, und wenn auch nicht überall die Vorführung der Plafonds möglich ist, charakteristischer Typen derselben wird man nicht entrathen können. Das Ideal wird immer sein, historische Interieurs zu gewinnen; das ist aber nur in sehr beschränktem Maße möglich und daher wird die Copie, häufiger noch die historisch getreue Composition, wie sie ein vernünftiger Unterricht in der Stillehre vermittelt, herangezogen werden müssen. Vor dilettantischen Leistungen, wie sie so häufig in Provinzialsammlungen zu sehen sind, wird man sich aber strenge zu hüten haben; sie schaden mehr als sie nützen und sind geeignet, das Gewicht der Argumente, welches Doctrinäre gegen die culturgeschichtliche Gruppierung ins Feld führen, nur noch zu vermehren.

Aber auch wenn in Zukunft die culturhistorische Anordnung mit Recht mehr in den Vordergrund gerückt werden sollte, so ist doch leicht einzusehen, dass ausschließliche Anwendung dieses Princips aus inneren und äußeren Gründen nicht möglich ist. Die doppelte Aufgabe der Museen: Förderung der Schaffenden und Interessierung der Genießenden, erheischt ein gemischtes System der Gruppierung, von welchem beide Theile Vortheil ziehen können. Vor allem wird eine fortschreitende Häufung von Sammlungsobjecten, wie sie jedes Museum anstreben muss, einseitige Auftheilung der Bestände in culturhistorische, stilgeschichtliche Gruppen unmöglich machen. Der Gefahr, nur der Schaulust zu dienen, ist sorgsam aus dem Wege zu gehen; das Studium der technischen und stilistischen Entwickelung jeder Hauptgruppe zu erleichtern, wird jederzeit eine der dringenden Aufgaben vernünftiger Museumspolitik sein müssen. Weder die Textilsammlung, noch die Keramik oder die Goldschmiedekunst, überhaupt keine Gruppe, mit Ausnahme der Möbel, wird in jener Weise gänzlich aufgelöst werden können.

Aber auch jenes doppelte Princip der Sammlungsordnung, das nach Material und Technik und das culturgeschichtliche, wird vor starrer Anwendung bewahrt werden müssen; man wird es überall durchbrechen, wo pädagogische Gründe scheinbare Inconsequenz um des Zweckes willen geboten erscheinen lassen. So werden einzelne hervorragende Objecte eine besondere Aufstellung verlangen, um ihre Bedeutung recht eindrucksvoll zu machen. Und die neuesten Erwerbungen wird man ohne Rücksicht auf Systematik für sich gruppiert in den Vordergrund stellen, wie Bucher dies in umfassenderer Weise, als es sonst irgendwo zu geschehen pflegt, im Oesterreichischen Museum gethan hat. Hiedurch verdient man sich den besonderen Dank der Freunde des Hauses, der Sammler, der Gelehrten, aber auch der Künstler; man stellt sein Wirken unter die Controle aller Einsichtigen, mit welchen in geistigem Contact zu bleiben eines der Geheimnisse der Erfolge jener Museen ist, welche mit Recht unmittelbare Wirkung anstreben.

Solche Anordnung der Sammlungen sichert die Wirkung auf alle jene, denen die Museen dienen sollen; mit größter Bewegungsfreiheit verbindet sich die lehrreichste Uebersichtlichkeit, und der Zustand der Erstarrung, in welchem so viele dieser Anstalten sich wirklich oder scheinbar befinden, ist gebannt. Man wird dann nicht mehr, wie jetzt so häufig, der Anschauung begegnen, dass ein einmaliger Besuch eines Museums alle Anregung vermittelt, die von hier zu erwarten ist; es wird in Zukunft immer neue Belehrung bieten, weil immer neue Gruppen der geschichtlichen Darstellung sich darinnen zusammenschließen und jeder Zuwachs in die richtige Beleuchtung gerückt sein wird. Ganz abgesehen davon, dass die doch so nöthige Bildung der Masse, durch rein technische Gruppierung unmöglich, in den culturgeschichtlich abgerundeten Bildern immer neue Quellen der Belehrung und Förderung finden wird. Heute ist es stumpfe Schaulust, die man den Mienen der meisten Museenbesucher abliest; der ersichtliche Mangel dauernden Interesses ist jedoch nicht der Verständnislosigkeit und Bildungsunfähigkeit des Volkes zur Last zu legen, sondern den unzulänglichen Einrichtungen zur Hebung des zweifellos vorhandenen Bildungsstrebens. Mag nun die Ueberwindung des bisherigen Aufstellungsprincips einen Fortschritt bedeuten, wirksam wird er erst durch bildliche, schriftliche und mündliche Erläuterung der Objecte. Solche

Erklärungen der Objecte können gar nicht redselig genug sein. Die Herausgabe von Katalogen hat man aufgegeben; sie veralten rasch und Neuauflagen können mit einem raschen Wachsthum und mit der stetigen Bewegung in der Gruppierung der Sammlungen nicht Schritt halten. Kurzgefasste „Führer“ dienen wohl der allgemeinen Orientierung. Aber der Nutzen, den sie stiften, ist gering, und die Masse des Volkes, welche keinerlei Museumssteuer entrichten kann und will, bedient sich ihrer nicht. Diesen Massenbesuch heranzuziehen und in ihm ernste Bildung zu verbreiten, wird nur gelingen, wenn man seine Zuflucht nimmt zur Beschreibung und Erklärung an den Objecten selbst. Es gibt noch viele öffentliche Sammlungen, in welchen das Publicum rathlos und völlig unbelehrt dahin wandelt. Weder Gruppen, noch Einzelobjecte tragen irgendwelche Bezeichnung, welche über Herkunft, Material, Technik und Bestimmung der Gegenstände Auskunft geben würden. Nur die Nummern des Inventars oder eines längst vergriffenen Kataloges starren dem Beschauer räthselhaft entgegen. Auch der Aufstellungsplan der Sammlungsgruppen ist gewöhnlich nicht ersichtlich gemacht, so dass der wissbegierige Laie, der den Entwickelungsgang innerhalb einer bestimmten Abtheilung verfolgen möchte, nicht einmal weiß, ob er die Betrachtung von rechts oder links beginnen soll. Er ist verloren, wenn sich nicht ein mitleidiger Aufseher findet, der in dem seiner Obhut anvertrauten Saale orientiert ist und unter dessen Amtsmiene ein Strahl von Wohlwollen hervorleuchtet, das auf bescheidene Frage keine barsche Antwort befürchten lässt. So gehen die Besucher vieler Sammlungen unbelehrt von dannen, sie haben nur den brutalen Materialwert der Objecte studiert oder sich gerade an bizarren Formen ergötzt; ein zweitesmal kommen sie selten, denn sie glauben ja alles gesehen zu haben, was des Interesses wert wäre. So stumpfen manche der öffentlichen Bildung gewidmete Sammlungen die Sinne eigentlich eher ab, als dass sie sie anregen, und da verwundert man sich noch über Unwissen und widerstandslose Hinneigung der Masse zu allen Thorheiten der Mode und Geschmacklosigkeit. Dass an diesem Punkte die Reform der Museen zunächst beginnen sollte, ist allen Einsichtigen längst klar. Aber hier ist noch wenig geschehen, und als allerdings triftige Entschuldigung muss dienen, dass hiezu viel, sehr viel Raum gehört, der in den Monumentalgebäuden nur zu bald knapp wird. Selbst Justus Brinckmann, einer der einsichtigsten und energischesten Museumsleiter, hat die in dieser Richtung wiederholt aufgestellten Forderungen in dem seiner Leitung anvertrauten Hamburger Museum sichtlich aus denselben Gründen nur theilweise durchführen können. Zu diesen Forderungen gehört zunächst eine doppelte Erklärung der Objecte auf bildlichem Wege. Einmal müssen die einzelnen technischen Gruppen durch gute Reproductionen dahin gehöriger berühmter Stücke ergänzt werden, auf deren Erwerbung nicht zu rechnen ist. Andere Abbildungen hätten die Bestimmung der Objecte, ihre Anordnung im Rahmen eines größeren Ganzen darzustellen; so wird man bildlich z. B. zu zeigen haben, wie Schlösser, Griffe, Bänder an den Thüren, Wasserspeier an Rinnen und Brunnen, Gehänge an den Waffen u. s. w. angebracht waren. Andere Abbildungen wieder sollten Einblick gewähren in die Werkstätten der Töpfer, Glasmacher, Weber, Gießer, Schmiede. Wird man sich bei der Anordnung so mancher Interieurs an mustergiltige Stiche und alte Gemälde anlehnen, so wird es sehr wohl am Platze sein, neben diesen Interieurs ganze Reihen entsprechender Originalaufnahmen mustergiltiger Räume oder guter Reproductionen solcher Aufnahmen anzubringen. Die Abhängigkeit der Künstler von einander, vor allem die weitreichende Beeinflussung aller Arten von Kunstgewerben durch die zeitgenössischen Stecher in Gesammtcomposition und Einzelmotiven, ist eine der lehrreichsten Erscheinungen in der Geschichte der Kunst, ein höchst wichtiges Capitel in der Lehre von Originalität und Nachahmung. Hierüber in den Kunstsammlungen selbst, z. B. in den Abtheilungen der Goldschmiede- und Emailarbeiten und der Keramik Aufklärung zu empfangen, wird für die Schaffenden und Genießenden von Vortheil sein, und weit entfernt, das vorbildliche Wirken vergangener Zeiten hiedurch herabzusetzen, wird man vielmehr mit der Erkenntnis seiner Quellen und Kräfte auch seine Würdigung vertiefen und den Nachstrebenden darthun, dass sie nur in gegenseitiger Wechselwirkung, nie aber vom Isolierschemel eingebildeter Selbstherrlichkeit aus sich mit den Vorgängern werden messen können. Neben das Bild hat sodann das geschriebene Wort zu treten; und auch darin kann, soferne nur Raum genug vorhanden ist, des Guten kaum zu viel geschehen. Diese Beschreibungen müssen in knapper Form alles enthalten, was nur irgend für die Würdigung des einzelnen Objectes oder ganzer Gruppen zusammengehöriger Stücke von Wichtigkeit ist: Bezeichnung der Gegenstände, Zeit und Land der Entstehung, Material, Technik, Stil, Marke, Stempel, Punze. Dies würde für die culturgeschichtlich geordneten Gruppen, wie für jene gelten, die nach rein technischen oder stofflichen Gesichtspunkten aufgestellt sind; hier aber würde auch überall noch eine pragmatische Darstellung jeder einzelnen Technik beizufügen sein, welche z. B. die Charakterisierung von Porzellan, Steingut, Majolika, Intarsia, Tauschierung, der Processe des Gießens, Treibens, Ciselierens, Schmiedens, Gravierens u. s. w. zu enthalten hätte. Und ohne Schwierigkeit ließen sich an diesen Erläuterungstafeln Hinweise auf die einschlägige Fachliteratur anbringen, womit gleichfalls allen ernster Strebenden ein guter Dienst geleistet würde.

Zu jener nicht nur lehrhaften, sondern auch anheimelnden Neuordnung der Sammlungen und zu ihrer Erklärung durch Bild und geschriebenes Wort muss jedoch das gesprochene Wort hinzukommen, wenn jene Reformen wirklich fruchtbar werden sollen. Wie bei so vielen trefflichen Einrichtungen des Musealwesens, ist auch hier das Oesterreichische Museum auf dem Continente richtungweisend vorausgegangen; seinen Donnerstagsvorträgen ist ein großer Antheil zu danken an der Ausbreitung der Bewegung zur Geschmacksreform und an der Hebung und Würdigung der kunstgewerblichen Production. Diesem Muster ist man allerorts gefolgt. Aber die Erfahrung lehrte, dass auch hier der Bestand des Guten nur durch seine Ausgestaltung gesichert werden kann. Man müsste sich eine doppelte Aufgabe stellen: Veranstaltung von Vorträgen in den Sammlungen, an den Objecten selbst, und Zusammenfassung der bisherigen Einzelvorträge außerhalb der Sammlungen zu abgerundeten Cyklen und Cursen. Jene Führungen, nach einheitlichem Plane und in bestimmter wiederkehrender Reihenfolge ausgestaltet, würden die pädagogischen Vortheile der gedachten Neuordnung der Sammlungen erst recht ins Licht rücken. Welch eindringliche Belehrung ließe sich vor jenen culturgeschichtlich und sittengeschichtlich abgerundeten Gruppen entwickeln; wie eindrucksvoll könnten redegewandte Gelehrte hier farbenkräftige Bilder des Stils und Schaffens, des Lebens und der Gebräuche vergangener Epochen vermitteln; wie würde die beziehungsreiche Anordnung des todten Materiales, seine bildliche und schriftliche Erläuterung hiedurch an Bedeutung und Wirkung gewinnen. Aber auch die nach Material und Technik geordneten Gruppen, welche die stilgeschichtliche Entwickelung im Hinblicke auf je einen Stoff künstlerischer Thätigkeit zur Anschauung bringen, würden bei kluger Führung eine ungeahnte Fülle der Anregung ausströmen können, während sie heute den meisten ein Buch mit sieben Siegeln sind. Nur auf solchem Wege kann in das Volk hinaus wirkliche historische, technische, ästhetische Bildung getragen und in ihm jene ihrer selbst bewusste kunstfreudige Gesinnung hervorgerufen werden, die nicht nur an sich ein hohes Gut ist, sondern auch die zeitgenössische Production mächtig fördern würde. Allerdings dürften solche Führungen, wenn sie wahren Nutzen stiften sollen, stets nur für kleinere Gruppen stattfinden. Sie müssten gegen Anmeldung regelmäßig an bestimmten Tagen und Stunden abgehalten werden. Gewiss eine starke Belastung der Museumsbeamten; doch das spielt keine Rolle, wenn es sich um ein so weitreichendes allgemeines Interesse handelt.

Die Vorträge, wie sie außerhalb der Sammlungen in den Museen bisher üblich waren, würden gleichwohl nicht zu entbehren sein. Es ist wohl überall und mit Recht darauf Gewicht gelegt worden, dass diese Vorträge über den Rahmen hinausgreifen, in welchen die Sammlungsthätigkeit des betreffenden Institutes eingeschlossen ist. Allgemeine ästhetische, allgemeine organisatorische Fragen, vor allem Fragen der hohen Kunst und ihre vielfältigen Beziehungen zu den Kleinkünsten, aber auch Nationalökonomie, Gewerbegeschichte, Naturwissenschaft sind stets mit Vortheil in den Kreis dieser Betrachtungen einbezogen worden, und so sollte es auch weiterhin gehalten werden. Aber darüber sind wohl alle Einsichtigen im Klaren, dass Einzelvorträge, welche im knappen Rahmen einer Stunde ein meist sehr umfassendes Gebiet behandeln, nicht mehr als nur ganz allgemeine Anregung zu bieten vermögen. Auch hier wie überhaupt in unserem gesammten öffentlichen Vortragswesen, drängt alles zur Zusammenfassung des einzelnen in ein Ganzes. Und dies wird gerade einem Publicum gegenüber am Platze sein, welches bereits angeregt ist, gewisse Vorkenntnisse besitzt, diese aber erst auszugestalten und zu vertiefen hat. Mit großer Begeisterung und schönem Erfolge hat man die englische University-Extension auf den Continent verpflanzt. Durch Veranstaltung von volksthümlichen Vortragscyklen bemüht man sich, Wissenschaft in jene Schichten des Volkes zu tragen, denen Mittel- und Hochschulbildung zu erlangen versagt ist. Der österreichischen Unterrichtsverwaltung und der Wiener Universität gebürt das hohe Verdienst, diese englische Einrichtung als erste auf dem Continente eingeführt zu haben. Dank der trefflichen Organisation und dem wirklich bewunderungswürdigen Interesse, welches die Wiener Bevölkerung an den Tag legt, hat dieses Unternehmen, man kann sagen, die Aufmerksamkeit Europas auf sich gelenkt; allerorten, vornehmlich im Deutschen Reiche, schickt man sich an, das Beispiel Oesterreichs nachzuahmen. Es liegt nun in der Natur der Sache, dass in diesen Vorträgen doch hauptsächlich die historisch-politische und naturwissenschaftliche Richtung gepflegt wird. Aber es besteht ja doch wohl kein Zweifel darüber, dass unser ganzes öffentliches Leben, das so real geworden, einer Erneuerung und Auffrischung durch innigere Pflege der idealen Lebensmächte dringend bedarf. Bei aller hohen Schätzung, die jeder Denkende der Erweiterung des historisch-politischen und naturwissenschaftlichen Wissens im Volke zollen mag, wird doch die Gefahr nicht zu verkennen sein, welche in einseitiger Verfolgung dieser Richtung liegt, und man sollte darauf Bedacht nehmen, jenen Bestrebungen solche an die Seite zu setzen, die auf eine Erhöhung des idealen Lebensinhaltes abzielen. Hiezu sind die Museen berufen, welche nach ihrer weiteren Ausgestaltung in dem oben erörterten Sinne, vor allem aber auch durch die damit in Zusammenhang stehende Reform des Vortragswesens ein mächtiger Hebel werden könnten für die Verbreitung einer wahrhaft humanen, harmonischen Volksbildung.

In diesen allgemein zugänglichen Unterrichtscursen sollten nicht nur kunstgeschichtliche und technische Uebersichten gegeben, sondern auch den praktischen Bedürfnissen der Industrien und Gewerbe und den Bildungsbestrebungen der Allgemeinheit entsprechend der Reihe nach die wichtigsten Einzelcapitel der Kunst, der hohen und der gewerblichen, in gemeinfasslicher, durch reiches Anschauungsmaterial belebter Form erörtert werden. Die weitestgehende Verwertung der Projectionsdarstellung würde dem Vortragswesen ungeahnten Reiz und Aufschwung geben.

Solche Reformen würden bald gute Früchte tragen. Nicht nur der allgemeinen Bildung, die in künstlerischen Dingen erschreckend tief darniederliegt, würden sie zugute kommen, sondern vornehmlich auch dem Kunstschaffen der Gegenwart. Woran krankt dieses denn zumal? Nicht am Mangel von Talent und Können bei den Schaffenden selbst, nicht ausschließlich, wenn auch in hohem Maße, an der allgemeinen wirtschaftlichen Depression, sondern ganz besonders am Mangel künstlerischer Gesinnung im Volke, am Mangel von Grundsätzen, Wissen und Bildung, und an der daraus nothwendig sich ergebenden Sucht nach Modethorheiten. Ein dauernder Aufschwung der Kunst, ein bei aller Veränderung der künstlerischen Formen und Bedürfnisse festes Beharren auf ästhetisch wirksamen, technisch richtigen Grundsätzen ist nur möglich, wenn die Production getragen ist von wirklich kunstbewusster, kunstfreudiger Gesammtstimmung des Volkes. Ohne sie fehlt dem Schaffen der mächtige Antrieb zu hohem Fluge. Wenn man immer beklagt, dass nationale Stilbildung heutzutage so schwer vonstatten geht, wenn man immer aufs neue mit einer gewissen Wehmuth zurückblickt auf die ganz anderen Verhältnisse und Leistungen des classischen Alterthums und der Renaissance, so sollte man nicht vergessen, dass jene Classicität vergangener Kunstepochen erwachsen ist auf der geistigen Mitarbeit aller Betheiligten, der Schaffenden und der Genießenden, zu welchen doch auch jene gehören sollen, denen das Schicksal die Rolle der Erwerbenden auf dem Kunstmarkte mitzuspielen versagt hat. Täuschen wir uns darüber nicht, dass nicht nur die Gegensätze des Besitzes, sondern auch die der Bildung heute größer sind denn je. Schon in der Sprache prägt sich diese Scheidung aus, Besitzende und Besitzlose können sich in der eigenen Muttersprache kaum mehr verständigen. Und um wieviel mehr gilt dies von der Sprache der Kunst, in deren Geheimnisse einzudringen es fein gestimmter Organe bedarf, die nur in sorgsamer Pflege Entwickelung finden können.

Eine der erhebendsten Erscheinungen im Jammer der Gegenwart ist es, dass begnadete Künstler aus innerstem Drange danach streben, die Kunst, auch jene, welche man die hohe nennt, wieder volksthümlich zu machen. Und auf der anderen Seite regt sich mächtiges Sehnen der unteren Volksschichten nach den Gütern der Cultur, nach Erhebung und Veredlung. Das sind bedeutsame Erscheinungen, mit Freuden zu begrüßen, eine Mahnung an alle, denen die Pflege der Kunst und die Bildung des Volkes anvertraut ist, das Ihrige zu thun bei der Erfüllung dieser großen Aufgabe. Schon geht man allerorten daran, dem Volke die Thore der Museen weiter zu öffnen, als bisher. Im conservativen England hat man erkannt dass es mit zur Sonntagsheiligung gehört, dem Volke den Genuss des Schönen zu vermitteln. Auf dem Continente wurde mit der Vermehrung der Besuchsstunden der Museen an Sonntagen begonnen; erst jüngst ist hierin auch in Wien ein großer Schritt nach vorwärts gethan worden. Bald wird, wie in England und Schottland, die Offenhaltung der Museen an Wochenabenden folgen, und man wird die nicht unbeträchtlichen Schwierigkeiten, die solchem Beginnen im Wege stehen, überwinden lernen. Erst wenn auch dies dereinst durchgesetzt sein wird, können jene nicht umstürzenden, aber tief eingreifenden Veränderungen, die wir oben als die Signatur der Museen der Zukunft zu bezeichnen wagten, zu wirklich fruchtbaren Maßregeln werden. Aber allerdings: in solcher Art den Museen eine Zukunft zu bereiten, wird — wer könnte dies übersehen — manch schweren Kampf und viel, sehr viel Geld kosten. Eitelberger hat einmal gesagt: „Bei Schulen darf man nicht fragen, was sie kosten, sondern was sie nützen; je weniger sie kosten, desto weniger nützen sie gewöhnlich."

Von den Museen gilt dasselbe.

Gegen die große Stadt.

Die paar Leute in Europa, die, unruhig gebeugt, das Schauspiel ihrer Seele betrachten, richten sich horchend auf, wenn Maurice Barrès das Zeichen gibt. Sie wissen: jetzt werden sie den Herold ihrer selbst vernehmen. Was sie lange schon bei sich fühlen, aber nicht sagen können, das spricht er in Worten aus. Durch ihn hören sie sich selber aus dem Schlafe reden. Er gibt ihnen nichts, sie haben es längst bei sich gehabt, aber er hebt es mit zärtlichem Finger auf und hält es an das Licht und nun darf es glänzen. Wie schön sehen in seinen Händen unsere armen kleinen Stimmungen aus! Mit Unrecht hat man ihn einen Philosophen genannt. Er trägt keine Lehren vor, er hat kein System, er will nicht die Welt erklären. Er hat selbst einmal gesagt, dass es nicht seine Aufgabe sei, „zu beweisen und zu überzeugen, sondern die Empfindsamkeit von Menschen dieser Zeit zu schildern"; unsere tiefen Zärtlichkeiten, Wallungen und Bitternisse will er in delicate Formeln bringen. So sind seine Bücher, legt man eines neben das andere hin, wie eine Registratur unserer Launen und Wandlungen geworden, wo wir finden, was wir in den letzten Jahren alles gewesen sind. Dies ist ein seltsames Gefühl. Wie in einem Spiegel können wir da den Plural unserer Seele sehen.

Erinnern wir uns. Er hat angefangen mit der großen Leidenschaft, ein freier Mann zu sein, allein auf der Welt, ein einsamer Mensch. Gegen die „Barbaren" ist er aufgestanden, das waren ihm die „anderen" und er wollte für sich bleiben dürfen. Wer das Leben anders träumt, das war ein Feind und erst wer sich selber von allen Resten, die ihm das Leben in die Seele mischt, gereinigt hat, nur der erst durfte in Wahrheit zu leben sich rühmen. Damals hat er uns jenen erst verspotteten, bald berühmten égotisme gegeben und die culture du Moi, die unsere Schule für Goethe wurde.

Aber dann haben wir ihn, erinnern wir uns nur weiter, plötzlich ins Gewühl der Leute schreiten sehen, als ungestümen Boulangisten und Anführer der Arbeiter von Nancy. Nul n'a vécu pleinement, s'il n'a joui des ivresses de la solitude et des ivresses du triomphe, hatte er geschrieben. Nun wollte er sich den zweiten Theil des vollen Lebens holen. Er sagte mir damals: „Ich suche die größte Summe der stärksten Reize für Nerven und Sinne. Möglichst viel in möglichst heftigen und möglichst seltenen Emotionen fühlen, mit allen Sinnen immer Neues neu genießen, unendlich die Frissons vermehren — mein Mandat ist mir auch nur ein Mittel dieser Methode. Die Kammer soll mir, als ein Theater neuer und seltener Reize, nur wieder neue Sensationen geben. Wie man nach Italien reist, um italienische Extasen zu genießen, so will ich mir in der Kammer parlamentarische Impressionen suchen." So hat er das active Leben zuerst gemeint: es sollte ihm nur ein neuer Posten in seiner recherche des sensations exquises et profondes sein. Aber bald ist es ihm mehr geworden. Auf einmal sehen wir ihn im activen Leben, während er noch damit bloß zu spielen scheint, eine ernste Miene annehmen, der Dandy der subtilen Eleganzen wird strenge, jetzt verschmäht er die Künste des Stilisten, die feinen Freuden seltener Epithete, seine Stimme hat einen apostolischen Ton: es drängt ihn nach einer „Gesinnung". Er ist inne geworden, dass der Mensch eine innere Gewissheit braucht, ohne sie kann er sich nicht aufrecht behaupten. Diese Gewissheit sucht er.

Jahre sind hingegangen und er hat gesucht. Nun ist er mit einem neuen Buche*) gekommen und wir fühlen, dass er es gefunden hat. Hören wir an, was es ist.

Der Roman erzählt, wie einige junge Leute aus ihrer Provinz nach Paris gehen, was sie dem Leben entgegenzusetzen haben und wie sie es bestehen. Sie bestehen es schlecht, weil es ihnen an der Ausrüstung fehlt. Es ist versäumt worden, ihnen eine innere Gewissheit zu geben, die sie durch etwas führen könnte. Sie sind nach Paris mit der Erziehung gekommen, die Gambetta den Franzosen gegeben hat. Der Sinn dieser Erziehung ist, dem einzelnen Menschen alles Einzelne, Besondere, Einzige wegzunehmen und dafür ein allgemeines und abstractes Wesen zu geben, so dass von den vielen nichts übrig bleibt als eben immer nur „ein Franzose". Sie sieht in allen Menschen immer nur des instruments à utiliser, jamais des individus à developper. Sie sieht alle Menschen nur mit den Bedürfnissen der Verwaltung, des Administrators an. Die Kinder sollen des citoyens de l'humanité, des affranchis, des initiés de la raison pure werden. Am Ende dieser Erziehung sind die jungen Leute von der Macht ihrer eingeborenen Instincte frei geworden: sie sind keine Lothringer mehr. Was sind sie denn? Es drängt sie, etwas zu sein; sie verlangen eine Direction für das Leben. Jene Instincte hätten ihnen eine Direction gegeben. Aber nun stehen sie wartend da und strecken die Hände aus, wer wird sie bei den Händen nehmen, um sie zu führen? Das begehren sie mit Inbrunst. „Je voudrais me faire une conception du monde; mais je vais plus loin. je voudrais qu'elle me fût un motif d'agir, qu'elle donnât une direction aux forces qui sont en moi. N'importe quelle direction, pourvu qu'elle m'entraîne et me soit plus chère que moi-même!"

Das Thema des Romans ist es nun zu zeigen, dass die große Stadt den armen Jünglingen nichts geben kann. Sie haben ihre angeborenen Kräfte verleugnet, voll Hoffnung auf edlere in der großen Stadt. Aber die große Stadt ist leer, sie hat selber nichts, sie nimmt nur allen weg, sie saugt ihnen das Leben aus, dann haben sie kein Blut mehr und sind wie Schatten geworden. Tritt an einen solchen Jüngling das Verbrechen heran, so muss er unterliegen: denn er hat nichts mehr, das widerstehen könnte, die große Stadt hat alles weggenommen. Bietet sich einem solchen Jüngling eine gute That an, so kann er sie nicht aufnehmen: denn er hat nichts mehr, das sie ausführen könnte, er hat alles der großen Stadt hingegeben. Die große Stadt zerstört nur, sie kann nichts schaffen. So hilft sie niemals der Cultur, sondern sie ist eine Gefahr für unsere Cultur geworden. In der großen Stadt kann diese nicht wohnen. Wollen wir sie beherbergen, dies kann nur in der Provinz geschehen.

In der Provinz ist unsere Gewissheit. Wollen wir im leeren Spiele unserer Launen uns nicht verlieren, so müssen wir uns einer Macht anvertrauen, die so stark ist, das Leben zu beherrschen. Wir

*) „Les deracinés". Paris, Bibliothèque Charpentier, 11 rue de Grenelle.

müssen in uns etwas haben, das so alt ist als das Leben und wie das Leben unaufhaltsam nach eigenem Gesetze waltet. Dies kann nur der alte Sinn unserer Rasse sein, das Angeborene, das in uns ohne uns, ja wider uns über uns gebietet, die ewige Gewalt unserer ererbten Instincte. Diese sollen wir in Ehren halten; das innere Auge soll sich niemals von unserer Provinz abwenden.

Wir trachten „gute Europäer“ zu sein. Dabei ist uns manchmal bange geworden, weil rings nur Luft um uns war und wir nirgends stehen konnten. Fliegen können wir ja doch nicht. Nun ruft uns der Herold zu: „Stellt euch doch auf die feste Erde Eurer Provinz, Europäer!“ Sollen wir ihm folgen?

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Da soll man einmal sehen, wie eine weise österreichische Regierung ihren Völkern ein Jubiläumsjahr zu würzen versteht! Was würden die Regierungen in anderen Ländern thun, wenn sie ein großes historisches Jubiläum vor sich hätten? Geschichtsschreiber müssten historische Werke über das Gedenkjahr schreiben; Maler, Modellierer und Decorateure müssten mit höchster Anstrengung ihrer Kunst eine historische Ausstellung veranstalten, um den Staatsbürgern so recht einen anschaulichen Begriff von den Zuständen des zu feiernden anni dazumal zu geben. Das macht eine Riesenarbeit, und der pädagogische Zweck wird dabei immer noch unvollkommen erreicht, da die meisten Staatsbürger nicht Phantasie genug besitzen, um sich Dinge vorzustellen, die sie selbst nie miterlebt haben. Wie anders und wie viel großartiger bei uns! Man führt einfach zum Jubiläumsjahr so ungefähr die Zustände der zu feiernden Vergangenheit wieder in die praktische Wirklichkeit ein, und auch der beschränkteste Unterthanenverstand bekommt eine lebendige Idee davon, wie es ungefähr vor 50 Jahren ausgesehen haben mag. Natürlich braucht man nicht die ganzen Zustände von 1848 zu reproducieren. Es genügen einige charakteristische Proben. Zum Beispiel: der geschichtsunkundige Staatsbürger jüngerer und mittlerer Generation kann sich heute den Reichsrath aus dem öffentlichen Leben gar nicht mehr wegdenken. Also wird einfach der Reichsrath von der Regierung wegpatentiert, man regiert 1898 thatsächlich ohne Reichsrath, und kein Staatsbürger wird mehr behaupten können, dass es ihm in dieser Beziehung schwer fiele, sich ins Jahr 1848 zurückzuversetzen. Oder: manche Leute wissen nicht mehr, wie das ist, wenn der Säbel regiert. Den Leuten kann jetzt geholfen werden. Sie brauchen nur nach Prag zu reisen, woselbst das Standrecht herrscht. Oder: starre Wirklichkeitsmenschen sind im Zeitalter des Volkes in Waffen bereits unfähig geworden, die gewissen Misshelligkeiten zwischen Civil und Militär zu verstehen, die der Vergangenheit eigen waren. Eine Reise nach Graz kann ihrem Vorstellungsvermögen nachhelfen. Die Spießer gar würden die allseits gereizte Stimmung nicht mehr begreifen, die in jenen alten Tagen bestand. Dazu braucht man überhaupt keine Reise mehr, das findet heute schon jeder in seinem eigenen Städtle vor. Kurz, soweit man heute am Beginne des neuen Jahres urtheilen kann: das Jubiläumsjahr ist vortrefflich vorbereitet. Im Baron Gautsch haben wir einen eminenten Schulmann als Ministerpräsidenten vor uns, und der lebendige politische Anschauungsunterricht vom Jahre 1848, den er uns ertheilt, verspricht in der That — wenn's im Jahre 1898 flott so weitergeht — eine ganz außerordentliche pädagogische Leistung zu werden: vom pädagogischen Standpunkte unvergleichlich mehr wert, als alle Bilderbogen, Spiritusflaschen und ausgestopften Thiere, welche den höchsten Trumpf der Pestalozzi-Jünger bilden.

*

Wie man einem Kind, wenn man ihm die Schere aus der Hand nehmen will, zur Ablenkung inzwischen eine Puppe in die Hend steckt, so will die Regierung für die Zeit der Reichsrathlosigkeit den Völkern, damit sie nicht schreien, recht lange Landtagssessionen gewähren. Das sind nämlich ganz ungefährliche parlamentarische Spielzeuge. Die Landtage können, wenn sie sich auch noch so sehr zusammennehmen, nicht einmal einen Statthalter stürzen, geschweige denn einen Minister. Das Budget können sie nur sich selbst verweigern, aber nicht der Regierung. Und wenn ein Landtagspräsident Dummheiten macht, — nun, so ernennt die Regierung einen anderen.

*

Im galizischen Landtag trat der Landmarschall Graf Stanislaus Badeni mit großem Pathos für die Wiederherstellung der „historischen Rechte“ ein. Was die Familie Badeni speciell betrifft, könnte auch ich dafür zu haben sein. Denn nach dem „historischen Recht“ von Polen haben nur die historischen Adelsfamilien, wie die Czartoryskis, Sapiehas u. s. w., dieses Land mitzuregieren, nicht aber Emporkömmlinge wie die Badenis. Wird das „historische Recht“ in Galizien restituiert, so können die Badenis wieder werden, was sie in den historischen Zeiten gewesen sind: nämlich Köche. In diesem Beruf sollen sich übrigens die alten Badenis besser bewährt haben, als die jungen Badenis in der Politik.

*

Der auf dem Krakauer Verbrüderungsfest verkündete Kampf aller Slaven gegen die Deutschen verspricht schon jetzt einen gewissen Erfolg. Eine bestimmte Fraction der Deutschen dürfte bei diesem Kampf entschieden draufgehen, das ist die deutsch-clericale Fraction. Wird aber vielleicht gerade den Krakauer Brüdern unangenehmer sein als den Deutschen.

*

Eine neue Anwendung der Provocations-Theorie: Der Bürgermeister von Werschowitz, Herr Alois Janda, wurde durch die reichen Warenvorräthe auf dem Prager Staatsbahnhof so arg provociert, dass er als strammer jungczechischer Parteimann sich nicht enthalten konnte, einen Theil davon wenigstens in sein eigenes Magazin abzuräumen.

*

Herr v. Abrahamowicz verweist in seiner Berichtigung der Vorfälle bei der berühmten Prügelsitzung auf die Zeugenaussagen verschiedener Majoritätsabgeordneter, die dabei gewesen sind. Wie wir hören, sind erforderlichenfalls noch zahlreiche Landsleute und Parteigenossen des Herrn v. Abrahamowicz, die nicht dabei waren, bereit, die Wahrheit seiner Darstellung gerichtlich zu beeiden.

*

Zwischen dem Baron Gautsch und dem Herrn v. Abrahamowicz finde ich eine Aehnlichkeit heraus. Sie sind beide juristisch genügsame Menschen. Ein jeder von ihnen begnügt sich nämlich mit einem einzigen Gesetzesparagraphen. Dem Baron Gautsch genügt der einzige § 14, um alles „streng verfassungsmäßig“ zu rechtfertigen, was er thut, und dem Herrn v. Abrahamowicz genügt der einzige § 19, um alles „streng wahrheitsgemäß“ zu berichtigen, was er und seine Freunde angestellt haben.

Volkswirtschaftliches.

In dem bekannten Uebereinkommen mit der Kaiser Ferdinands-Nordbahn ist der Regierung das Recht verliehen, der Gesellschaft jederzeit Tarifreductionen vorzuschreiben, insofern die Tarife nicht unter das damals bestehende Staatsbahnen-Tarifbarême herabgedrückt werden, sie kann aber auch noch weitere Ermäßigungen fordern, insolange der Reingewinn des Unternehmens die Vertheilung einer Dividende von mehr als hundert Gulden zulässt. Es ist auf Grund dieser Bestimmungen kürzlich eine neue Tarifreduction vorgenommen worden, die sechste seit dem Bestand des Uebereinkommens, und bei dieser Gelegenheit wurde die interessante Thatsache offenbar, dass jetzt endlich der Kohlentarif der Nordbahn auf den Stand des Staatsbahnen-Barêmes herabgemindert worden ist. Nach der sechsten Tarifreduction! Mit so viel Schonung macht die Regierung von den ihr zustehenden Rechten Gebrauch. Die Dividende der Nordbahn ist bekanntlich, von Jahr zu Jahr steigend, auf 149¹/₄ fl. angelangt. Und jetzt endlich wird der Tarif für den wichtigsten Transportartikel der Bahn auf ein Niveau herabgesetzt, auf welches er seit Jahren hätte gestellt werden können und von welchem er angesichts der Höhe des Reingewinnes jederzeit weiter herabgesetzt werden kann. So sorgt die Regierung für die Nordbahn auf Kosten des Kohlenconsums, welcher durch Jahre den Nordbahn-Actionären in der Tarifdifferenz eine ungerechtfertigte Rente bezahlt, die abzustellen ein kurzer Regierungserlass jederzeit genügt hätte.

*

In unverminderter Kraft hat während des abgelaufenen Jahres der Aufschwung von Industrie und Handel in den westlichen Ländern angehalten. Neue Gebiete werden für den Welthandel erschlossen und die großen Handelsstaaten drängen sich dazu, ihren Theil für die nationale Production zu erwerben. Am gewaltigsten ist der Aufschwung in Deutschland, wo die größten gewerblichen und technischen Anstrengungen der Industrie und des Handels am Weltmarkt ihren reichlichen Lohn finden. Oesterreich hat an dieser Bewegung keinen Theil gehabt. Der industrielle Aufschwung macht bei Bodenbach halt. Ackerbau, Handel, Kleingewerbe, zahlreiche Industriezweige, alles liegt in gleicher Weise darnieder. Nirgends wird Neues geschaffen, überall macht sich die mangelnde Zunahme der Consumtionskraft fühlbar. Der auswärtige Handel ist im Rückgang, die Eisenbahnen weisen Mindereinnahmen aus. Es kann auch nicht anders sein. Zu der ziellosen Verhetzung der einzelnen Volksclassen gegeneinander, welche den Unternehmungsgeist lähmt, ist im verflossenen Jahre mehr als je die Verhetzung der einzelnen Völker der Monarchie getreten. Die politische Zerfahrenheit hat nie einen solchen Grad erreicht. Der Mangel an wirtschaftlicher Intelligenz und Strebsamkeit der Bevölkerung und die Unfähigkeit der Regierungen sind sich gleichgeblieben. Die schlechte Ernte trat hinzu und zwang uns, bedeutende Mengen Getreides zu ungewöhnlich hohen Preisen aus dem Ausland zu beziehen. Nur die mit dem Kartellpanzer geschützten Industriezweige haben auch heuer ein günstiges Jahr zu verzeichnen. Aber auch in diesen Kreisen regt sich vielfach die Furcht, wie es ihnen ergehen wird, wenn sie in Ungarn mit der ausländischen Concurrenz unter gleichen Bedingungen zu kämpfen haben werden. Die Sorge um das künftige Verhältnis zu Ungarn lastet so drückend auf allen Gemüthern, dass es schwer fällt, über das Jahr 1897 zu referieren; denn die Gedanken haften nicht an der Gegenwart, sondern schweifen in die Zukunft zu den unabsehbaren Folgen, welche ein Scheitern des Ausgleichs mit Ungarn mit sich bringen wird.

Es wird die unsühnbare, nicht wieder gutzumachende Schuld des Cabinets Badeni bleiben, dass es nicht nur durch seine verkehrte innere Politik die parlamentarische Votierung des Ausgleiches unmöglich gemacht hat, sondern dass auch seine Verhandlungen mit Ungarn zu für Oesterreich so ungünstigen Vereinbarungen zwischen den Regierungen geführt haben, dass kein Parlament, keine Partei in Oesterreich dieselben acceptieren kann. Selbst wenn alle parlamentarischen Schwierigkeiten der Gegenwart hinweggeräumt werden, würde sich für diesen Ausgleich kaum eine Majorität im österreichischen Parlamente finden. Und es scheint angesichts der Zuspitzung, welche die Verhältnisse in Ungarn, und zwar wieder infolge der österreichischen Wirren, erfahren haben, schwer möglich, eine Revision der Ausgleichsgesetzentwürfe zugunsten Oesterreichs und eine ausgiebige Erhöhung der ungarischen Quote durchzusetzen. Und so wird es immer wahrscheinlicher, dass der Ausgleich überhaupt nicht mehr erneuert wird. Viel wird dann darauf ankommen, wie lange sich die Errichtung von Zollschranken noch hintanhalten, die gemeinsame Bank und Währung noch erhalten lassen werden. Vielleicht findet sich ein neuer Modus, der diese letzten Consequenzen noch um etliche Jahre verzögert. Je mehr aber auf beiden Seiten geschürt wird, desto unwahrscheinlicher wird eine Lösung, welche für längere Zeit den status quo aufrecht hält, ohne ihm die heutige staatsrechtliche Form zu geben. Ist aber einmal die Gemeinsamkeit der Bank aufgehoben, sind Zollschranken errichtet,

dann wird man sehen, was angerichtet worden. Ist dem ungarischen Getreide der Weg nach und über Oesterreich abgeschnitten, muss eine selbständige Bank in Ungarn ihren Metallschatz mit ungewohnten Zinssätzen behaupten, so wird drüben die Krise wohl nicht ausbleiben. In Oesterreich ist man scheinbar in günstigerer Lage. Wir haben vor Ungarn den größeren Capitalsreichthum und die active Zahlungsbilanz voraus. Unsere Industriellen werden auch die Möglichkeit gewinnen, manches Absatzgebiet im Osten, das ihnen durch unsere im Interesse der ungarischen Agrarier geleiteten Zollpolitik verloren gegangen, zurückzugewinnen. Aber auch unsere Industrie wird schwere Verluste erleiden, wenn sie den Vorsprung der Zollfreiheit in Ungarn verliert und die Concurrenz mit dem Auslande aufnehmen muss. Dann ist das Eine für uns Oesterreicher schlimm; was wir erleiden, das schädigt im ganzen und großen uns allein; tritt aber eine Krise in Ungarn ein, so machen wir sie mit, denn wir sind die Gläubiger Ungarns auf allen Gebieten. Ungarn ist da in ähnlicher Lage, wie jener Handelsmann, der auf die Frage, ob er sich denn keine Sorgen darüber mache, dass er das Geld für seine fälligen Wechsel nicht besitze, antwortete: darüber werde er sich keine Sorgen machen, da mögen nur seine Gläubiger sich sorgen. Freilich geht der Handelsmann dabei auch zugrunde. An diese Anekdote erinnert uns die Ruhe, mit der man in Ungarn die Errichtung der Zollschranken, die nationale Bank u. s. w. ins Auge fasst.

Konnte die Regierung ihre Hauptaufgabe, den Ausgleich, nicht lösen, so konnte sie natürlich ebensowenig eine fruchtbare Thätigkeit auf dem Gebiete wirtschafts- und socialpolitischer Gesetzgebung entfalten. Fast ihre einzige Leistung war ein todgeborener Kartellgesetzentwurf, ungeeignet irgend einen Dienst bei der Bekämpfung der Kartelle oder auch nur der schädlichsten Kartellauswüchse zu leisten. Von einer Revision des Handels- und Actienrechtes hört man nichts; ebensowenig von ernster Vorbereitung für die heranrückende Erneuerung der Handelsverträge, während in Deutschland ausgedehnte Studien über diese Frage von Staatswegen gepflogen werden. Ein gesetzmäßiges Budget gibt es in unseren verfassungswidrigen Zuständen heuer nicht; dagegen droht das Deficit, wenn nicht die neuen Steuern sehr günstige Resultate ergeben. Die Eisenbahnverstaatlichung stagniert. Die Tauernbahn und die großen Canäle sind ihrer Verwirklichung nicht näher gekommen. Kurz, es gibt kein Gebiet, auf dem seitens der Regierung irgend etwas Positives geschaffen worden wäre.

Die Stagnation der nationalen Production hat selbstverständlich auch auf den Finanzmarkt ungünstig eingewirkt. Die Banken werden wohl sämmtlich geringere Erträgnisse ausweisen und niedrigere Dividenden zahlen. Die Umsätze an der Börse sind noch geringer, als im Vorjahr. So wie keine Neugründungen von Belang, gab es auch sehr wenig neue Emissionen von Wertpapieren. Die wenigen Anlehen, welche an den Markt kamen, fanden aber flotten Absatz, von der zu unvernünftig hohen Preisen aufgelegten Investitionsrente abgesehen. Als das günstigste Moment im abgelaufenen Jahre könnte die fast ununterbrochen aufrechtgehaltene Parität der Wechselcourse gelten; aber auch dies ist nur der Auswanderung unserer Effecten, der zunehmenden Verschuldung ans Ausland zu danken.

So fehlen die erfreulichen Momente fast gänzlich, und der Ausblick in die Zukunft ist nicht minder trüb. Vielleicht kann man eine Hoffnung darin erblicken, dass man in den Kreisen der Industrie angesichts der drohenden Gefahren mehr und mehr zur Einsicht kommt, dass es auf dem bisherigen Wege nicht weiter geht, und dass nur Selbsthilfe helfen kann; dass man trachten muss, an Stelle der verbrieft geglaubten Handelscolonie Ungarn am Weltmarkt die Concurrenz mit dem Ausland energisch aufzunehmen. Die geplante Exportbank kann, entsprechend geleitet, gute Dienste leisten. Auf dem Gebiete der vorbereitenden Studien zur Erneuerung der Handelsverträge sind unsere Industriellen in erster Linie berufen, das nöthige statistische Material zusammenzutragen. Die Noth wird zwingen, Kopf und Hände noch mehr anzustrengen als bisher. Der österreichische Kaufmann muss trachten, im Ausland und in überseeischen Ländern einen angesehenen Namen zu erwerben und der Industrielle, seinen Producten guten Ruf zu schaffen. Gelingt dies, so wird die Gefahr des theilweisen Verlustes des ungarischen Marktes für unsere Production gute Folgen haben, denn wir werden für dieses Absatzgebiet, das uns früher oder später verloren gehen muss, unseren Theil am Weltmarkt erringen können. Das ist eine Hoffnung, freilich eine sehr geringe.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Comédie française, „La plus belle fille du monde" von M. Deroulède. Théâtre des Nouveautés, „Madame Jalouette" von M. Gamillot. Berlin. Königl. Schauspielhaus, „Mutter Thiele" von Adolf L'Arronge. Lessingtheater, „Im weißen Rößl" von Blumenthal und Kadelburg. Berliner Theater, „Die Wunderquelle". Residenz-Theater, „Sein Trick!" von Desvallières und Mars. Schiller-Theater, „Registrator auf Reisen."

* * *

Deutsches Volkstheater: „Josephine", Spiel in vier Acten von Hermann Bahr. Einen Theaterabend ungewöhnlicher Art bot diese Erstaufführung. Er lässt sich in keiner Beziehung — auch nicht was die Haltung des Publicums betrifft — mit einem der üblichen Vermerke abthun. Ein Erfolg? Ein Misserfolg? Mehr als das, ein Eclat — schrieb ein Recensent. Das war auch mein Eindruck. Man nahm den Prolog zur Kenntnis und folgte dem ersten Acte mit unwidersprochener Zufriedenheit. Das Genre, das hier schon ganz deutlich zu erkennen war, ließ man sich also gefallen: das ist eine Memoirenkomödie, ein Napoléon intime. Der zweite Anzug wurde gleichfalls acclamiert — daneben hörte ich auch zischen — der dritte missfiel zum größeren Theil, der vierte gewann die Theilnahme und den Beifall der Zuhörer vielfach zurück. Ich schreibe über „Josephine" nicht als Kritiker, sondern lediglich als Theaterberichterstatter. Die Darstellung fand ich durchwegs vollendet. Frau Odilon und Herr Kramer — Herr Kramer mit einer Art von überlegener Selbstverständlichkeit, die Aufsehen erregte — standen in erster Reihe. Herr Weiße, Herr Eppens, Fräulein Kalmar, Fräulein Wachner, sowie Frau Schmittlein und die Herren Weiß, Liebhardt, Kelly und Kirch zeichneten sich gleichfalls aus. A. G.

* * *

Zum Capitel Kunst, Decoration und Erziehung — so etwa kann man eine moderne und gerade in der letzten Zeit zu Ansehen gelangte Strömung bezeichnen, die auch in diesem Blatte schon mehrmals zu Worte gelangt ist — liegen nunmehr zwei neue praktische Beiträge vor. „Bilderbogen für Schule und Haus" nennt sich eine Publication der Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. Ein schöner Gedanke liegt in diesem Unternehmen. Der Prospect klärt darüber mit bemerkenswerten Sätzen auf. Sehr zu ihrem Schaden, heißt es daselbst, hat die Kunst der Gegenwart — nur diejenige Englands und etwa noch Frankreichs ausgenommen — die Herstellung der Bilder für die Jugend als unantastbare Domäne einer gewerbsmäßigen Fabrication überlassen, deren Erzeugnisse in der Regel den Mangel jeglichen künstlerischen Wertes, im besten Falle eine banale Correctheit kennzeichnet. Auf dem Gebiete der Bilderbücher und Bilderbogen für die Jugend thut eine energische und gründliche Reform noth. Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst hat den Ehrgeiz, hier führend einzutreten. Sie bricht mit dem ungesunden Princip, das für die Jugend eine andere, minderwertige Kunst als für die Erwachsenen statuiert und sich bequem mit dem Beifalle der Jugend zufrieden gibt. Das die Vorsätze, mit welchen die Gesellschaft und in ihrem Auftrage mehrere österreichische Maler und Zeichner an ihr Werk gegangen sind. Die Vorsätze sind gut, aber der Ausführung des Werkes merkt man es unangenehm an, dass sie den guten Vorsätzen nachhinkt. Von gesuchter Kindlichkeit und trockenem Wissensgehalt sind diese Bilderbogen nicht ganz frei. Einige derselben sinken dadurch auf das Niveau schlechter Lehrbuchbilder und fader Lexikon-Illustrationen herab. Mit den Versprechungen des Prospectes lässt sich das in keinen logischen Einklang bringen. Leider sind in der Kunst die guten Vorsätze noch nicht alles. Man kann Walter Crane als Ziel vor Augen haben — wie in diesem Falle — und doch nur halbgute Bilderbogen zeichnen. Es müsste sich ein Mensch finden, der dazu veranlagt ist, moderne Kunst in den Dienst der Kinder zu stellen. Das ist die nothwendige Ergänzung zu dem guten Programme der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst und des Unterrichtsministeriums, das sich am vorliegenden Unternehmen mitbetheiligt. Eine einzige Persönlichkeit mit souveränem Geschmack, mit freischaffender Phantasie müsste die ganze Sache in die Hand — die wirkliche Künstlerhand — nehmen, so dass Originalität in jedem Zuge steckt (man kann das sehr gut mit Gemeinverständlichkeit verbinden) und guter persönlicher Geschmack aus allem entgegenweht, auch aus der Ausstattung. Gerade darin lassen die vorliegenden Proben sehr viel zu wünschen übrig. Schlechtes Papier verbindet sich hier mit geschmacklosem Druck und nüchtern frostigen Umrahmungen zu einem wenig erheiternden Eindruck, dem Eindruck von volksschulhafter Arme-Leute-Kunst. Von den einzelnen Mitarbeitern hebe ich die Namen Jenewein, Lesler, Schwaiger, Urban und Rumpler als die immerhin interessanteren heraus. — Das andere Kunst-Erziehungswerk, das uns vorliegt, ist: „Klassischer Sculpturenschatz", eine Sammlung von Abbildungen hervorragender Plastiken, herausgegeben von F. v. Reber und A. Bayersdorfer (Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München). Ein solides, prächtiges Werk, als Lehr- und Lernmittel überaus schätzenswert — umsomehr als nirgends eine lehrhafte Tendenz vordringlich wird, sondern der Beschauer dieser Hefte immer vor allem von der Freude an der Anschauung, am Bild, beherrscht wird. Zur nachträglichen Information über die wichtigsten Daten sind kurze, übrigens musterhaft klare und übersichtliche, Notizen beigegeben. Zu Weihnachten lag bereits ein completer Jahrgang vor, bestehend aus 24 Serien von je 6 Blättern. Jede dieser Lieferungen trägt auf dem Umschlagblatt eine geistvolle Zeichnung Otto Greiners. Es gibt heutzutage für den Erzieher kein angenehmeres, leichteres und zugleich nutzreicheres Mittel, den Schüler in den Genuss und die Geschichte der plastischen und sculpturellen Kunstwerke einzuführen, als dieses Werk — vorausgesetzt dass man es richtig zu betrachten und zu discutieren versteht. — Kunst, Decoration und Erziehung sind auch die Schlagworte, unter welchen einige Zeitschriften modern-englischen Stils hervorgetreten sind. Der Darmstädter „Deutschen Kunst und Decoration" (Alexander Koch) und der Münchener „Decorativen Kunst" (F. Bruckmann und J. Meier-Gräfe) ist neuestens eine Wiener Monatsschrift „Kunst und Kunsthandwerk" (Verlag von Artaria & Comp.) gefolgt, eine officielle Publication des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie, herausgegeben und redigiert von A. von Scala. Ein eben erschienenes Probeheft mit Beiträgen von Prof. Wickhoff, Berlepsch, Bolbehr, v. Seidlitz, S. Bing, Hevesi u. a., sowie einem Vorwort des Herausgebers verspricht viel Schönes. Ueber den Fortgang dieses, jedenfalls verdienstvollen, Unternehmens, sowie den Stand der modernen Kunstzeitschriften-Literatur überhaupt werden wir hin und wieder an anderer Stelle des Blattes berichten. g.

Bücher.

Friedrich Ratzel. „Politische Geographie." (Mit 33 in den Text gedruckten Abbildungen). München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1897.

Was man gewöhnlich unter einer politischen Geographie versteht, das ist dieses Werk nun eben nicht, vielmehr soll es dem bisherigen Zustande dieser Wissenschaft, deren Lehrbücher aus einer trockenen Aufzählung von Orts- und Ländernamen, von Meilen-, Quadratmeilen- und Einwohnerzahlen zu bestehen pflegen, ein Ende machen. Die Lebensarbeit Karl Ritters nach der Seite der politischen Betrachtungsweise hier vollendend, zeigt Ratzel, wie alles politische Leben im Boden wurzelt, wie das Wachsthum, das Gedeihen und der Zerfall der Staaten, wie ihre eigenthümlichen Culturen vom Wohnplatze ihrer Träger, von dessen Lage, von Bodengestalt und Bodenbeschaffenheit, von Land, Wasser und Luft abhängen. Er bringt

diese Betrachtungen, die ebenso wichtig für den Staatsmann wie für den einfachen wissbegierigen forschenden Menschen anziehend sind, in neun Abschnitte: Der Staat und sein Boden, die geschichtliche Bewegung und das Wachsthum der Staaten, die Grundgesetze des räumlichen Wachsthums der Staaten, die Lage, der Raum, die Grenzen, Uebergänge zwischen Land und Meer, die Welt des Wassers, Gebirge und Ebene. Dass der berühmte Geograph und Ethnologe die Aufgabe, die er sich gestellt hat, meisterhaft gelöst haben wird, erwartet jeder, der das Buch aufschlägt; aber auch wer mit den höchsten Erwartungen darangeht, wird noch überrascht sein von der vollkommenen Beherrschung des gewaltigen Gebietes der Geschichte, die es Ratzel ermöglicht, das Entfernteste und das Nächste, das Aelteste und das Neueste mit einander zu vergleichen und für jede politische Wirkung einer geographischen Combination Beispiele beizubringen nicht allein aus der Geschichte der alten asiatischen Despotien, sowie Griechenlands und Roms, sondern auch aus den modernsten Bewegungen und Schicksalen der Negervölker Innerafrikas, die als historische Begebenheiten aufzufassen den Geschichtsschreibern bisher noch gar nicht eingefallen ist. —t—

Wilhelm Wundt: System der Philosophie. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig. Wilhelm Engelmann, 1897.

Das Werk besteht, wie jedes heutige System der Philosophie, aus Erkenntnistheorie und Metaphysik. Wenn man es mit Hartmanns Kategorienlehre, die dieser selbst als die Krönung seiner philosophischen Arbeiten bezeichnet, vergleichen will, so wird man finden, dass es sich von ihr außer durch glattere Sprache und gefälligere Darstellung, besonders durch die halb historische Behandlungsweise und durch die ironische Tendenz unterscheidet. Wundt zeigt, wie sich die heute herrschenden philosophischen Begriffe entwickelt haben, und während Hartmann bei aller Anerkennung des hohen ethischen Gehalts des Christenthums mit der christlichen Dogmatik ohne Zweideutigkeit bricht, sucht jener zwischen Glauben und Philosophie eine Brücke zu schlagen. Dieser Versuch wird ihm freilich nicht viel nützen, denn wenn sich auch Christen freierer Richtung allenfalls mit seiner Gottesidee und seiner Auffassung der Person Christi einverstanden erklären können, werden sie sich doch schwerlich dazu verstehen, mit ihm die persönliche Unsterblichkeit des Menschengeistes zu leugnen. Er seinerseits ist dazu gezwungen, weil er die Existenz einer Seelensubstanz oder Seelenmonade auf das entschiedenste bekämpft. Seine Abneigung gegen den Kern der auf Leibnitz, Herbart und Lotze fußenden Psychologie erklärt sich zur Genüge daraus, dass er von der Physiologie ausgegangen ist und sich erst später der Psychologie und Metaphysik zugewandt hat. Wenn jemand jahrelang ausschließlich mit dem Studium physiologischer Vorgänge beschäftigt ist und fortwährend beobachtet, wie der Inhalt des Seelenlebens aus solchen erwächst, so kann sich wohl die Ansicht in ihm festsetzen, dass die Seele selbst weiter nichts sei als ein Complex von Eindrücken und Reactionen auf Eindrücke. — Wer sich über den gegenwärtigen Stand der Philosophie aus einem leicht lesbaren Buche von mäßigem Umfange unterrichten will, dem ist Wundts Werk zu empfehlen. E.

„Höhenlieder". Gedichte und Aphorismen von Karl Freiherrn von Levetzow. Wien, Karl Konegen, 1898.

Anklänge an Nietzsche, Wagner, Pierrot Lunaire — man hört sie heraus aus diesen Versen, und dennoch stehen sie stark und graniten da, als eigengedichtete, eigenempfangene. Ein Wiener mit norddeutschem Namen dieser Dichter — und er sandte mir seine Verse herauf aus Italien! Ich kenne ihn nicht, aber ich fühle mich von ihm bewegt wie von einem Freunde. Ich liebe seine stolze Einsamkeit, die nichts von Verbitterung hat, die so freudig glühend in die Zukunft späht, so hart und skeptisch ins Jahrhundert schaut. Und ich fühle sein starkes und ehrliches Ringen ... Er trägt keinerlei Lieblichkeit zur Schau. Als ein Mann und rauhgewappneter Recke tritt er vor uns hin. Er greift dem Drachen des Lebensproblemes ins Maul und läſst sich furchtlos anfauchen aus dunklem Schlunde. Er lacht zuweilen auf, mit einem heiseren, drohenden Lachen. Er schmückt sich auch wohl einmal das Haar mit Rosen, aber die Dornen bricht er nicht vorher ab. Von Liebe spricht er als einer, der genießt und nimmt, der „auf den Knieen schenkt" und gütig verachtet — als einer, der zu sich emporreißen will! Ja, es sind wirklich Höhenlieder, denn sie klingen von oben herab. Und dieser Klang ist hell und scharf und dringt durch klare Luft. Die Worte tragen wenig Schmuck. Sie freuen sich eher an ihrer edlen Nacktheit, als dass sie nach Flitterland gieren. Und sie suchen den Rhythmus nicht so sehr im äußeren Klang als in dem Auf- und Abschwellen der seelischen Bewegung, in dem, was der Dichter selbst „Statik der Gedanken" nennt. Structur und Gleichgewicht sind damit ganz nach innen verlegt. Dadurch wirken sie nach außen, ohne sich durch besondere Merkmale direct auffällig zu machen. Etwas Aehnliches erstrebt von modernen deutschen Lyrikern meines Wissens bloß Mombert. Die beiden bieten überhaupt manche Vergleichungspunkte. Mombert ist nervöser, erregter, visionärer, durchglühter, Levetzow fester, ernster, klarer, gebändigter. Aber beide wandern den gleichen Weg, aufwärts, mit leichter Bürde. Sie sind auch beide hie und da etwas zu geistreich, behorchen und zerspintisieren gar zu eifrig ihre Gefühle. Sie wollen die zartesten Wurzelfasern ihrer Seelenstimmungen entblößen, ins Dunkelste noch einen Lichtstrahl senden. Das geht nicht ohne Selbsttäuschung. Aber wohl uns, um solcher Selbsttäuscher willen! Aus ihnen wachsen die Selbsterkenner, die Welterkenner! F. Serv.

Revue der Revuen.

„Die Nation" bringt in Nr. 7 die deutsche Uebersetzung einer neuen Ode von Carducci. Sie heißt „Die Kirche von Polenta", und der Ertrag der Dichtung ist dem Wiederaufbau dieses, aus dem siebenten Jahrhundert stammenden Gebäudes gewidmet. Es liegt zwischen Ravenna und Cesena am Fuße eines Felsens, auf dem einst das Schloss der Polentas stand, welchem Geschlechte die berühmte Francesca da Rimini entstammte. Dante hat, als er von Florenz verbannt war, in diesem Schlosse Zuflucht gefunden und in „San Donato" (wie die Kirche von Polenta eigentlich heißt) so manchesmal gebetet. Dieser Reminiscenz, die in einer Sitzung des Provinzialraths vorgebracht wurde, hat die Kirche ihre Restaurierung zu verdanken. Ihre Ueberreste tragen das Gepräge byzantinischer Kunst, und Carducci läſst in seiner Ode alle Phasen, welche über das alte Gotteshaus, seit seiner Erbauung zur Zeit des Exarchats von Ravenna bis zum endgiltigen Sieg der Kirche hingegangen, an sich vorüberziehen und seine Verse in eine Verherrlichung der civilisatorischen Macht der Kirche und ein „Ave Maria" ausklingen. Nicht ohne Befremden wurde dieser Panegyrikus in Italien aufgenommen, da doch Carduccis vorletztes Werk, eine Ode auf Ferrara zu Tassos dreihundertstem Todestag, geradezu mit einem Fluch auf das Papstthum schloss. E. Mühling, der Uebersetzer und Erläuterer des jüngsten Gedichtes in der „Nation", will darin keinen Widerspruch erblicken. Carduccis Geist sei stets auf den großen historischen Zusammenhang gerichtet; so könne er die segensreiche Culturmission, welche die Kirche im frühen Mittelalter erfüllte, natürlich unmöglich verkennen, sich aber dennoch erbittert gegen das Papstthum wenden, das „mit den Himmelsschlüsseln in der einen und den Gedankenfesseln in der anderen Hand durch die Jahrhunderte schreitet".

In einem interessanten Aufsatze der „Deutschen Rundschau" (December) bespricht Hermann Grimm einen in weiteren Kreisen noch unbekannten, aber in seiner engeren Heimat hochgeschätzten Schweizer Maler Eugène Burnand. Unweit von Meudon im Canton Neuschâtel lebt und schafft er auf seiner eigenen Besitzung, den Winter verbringt er mit seiner Familie in der Provence, an der Grenze Spaniens, das ihm mit Land und Leuten gleichfalls vertraut ist. Das Werk Burnands, welches Grimm als erstes zu Gesicht kam — allerdings nur in der Reproduction des Skioptikons — und ihn nach allen übrigen begierig machte, stellt die Flucht Karls des Kühnen nach der Schlacht bei Murten dar. Grimm findet darin außerordentliche Vorzüge und Schönheiten der Composition, die er durch eine lebendige Darstellung des Inhalts ins rechte Licht zu rücken sucht. Eine Betrachtung ergibt sich ihm dabei, die sich an einen wunderschönen Satz Emersons knüpft. Wenn Menschen durch einen Wald gehen, sagt dieser einmal, ist mir immer, als hielten die Bäume in einem Gespräch inne, in dem sie begriffen waren, um es später, wenn sie wieder allein sind, fortzusetzen. Burnand — so fügt Grimm hinzu — hat in seiner „Flucht" eine von diesen Unterbrechungen dargestellt: wie der flüchtige Herzog mit denen, die noch an ihm hängen, in das leise Gespräch der Tannen hineindonnert mit den stürmenden Pferden, und die alte Stille dann wieder herrscht und der Wald neu zu flüstern beginnt. Von den anderen Werken Burnands, die sich zumeist im Staatsbesitz befinden, hebt Grimm hervor: bedeutende Darstellungen der Gebirgsnatur des Cantons Neuschâtel und Thierstücke. Und endlich kommt er auf das zu sprechen, was er für das Hauptwerk des Malers erklärt: Radierungen, die er als Illustrationen des provençalischen Gedichtes „Mirejo" von Frederi Mistral gegeben hat. Grimm schaltet hier ein paar feine Bemerkungen über diesen Dichter und seine Gesänge ein. Er stellt sie auf den allerersten Platz unter den französischen Literaturwerken unseres Jahrhunderts. Mistral hat der Provence den uralten Ruhm neu aufgefrischt, das Land der Gesänge und der herzbewegenden Abenteuer zu sein. Und Burnand nun ist durch die Mitarbeit an Mistrals Werk, das er so charakteristisch mit Skizzen zu begleiten weiß, wie mit einer tragenden, gedämpften Musik, zu besonderer Größe emporgewachsen.

„Mercure de France" brachte in einem seiner letzten Hefte eine Arbeit von Camille Mauclair, der in einem sehr warmen Ton einige Reflexionen über den Zusammenhang von ethischer und ästhetischer Cultur vorbringt. Folgendes sind die Hauptsätze: Die Persönlichkeit eines Schriftstellers ist unzertrennlich von seinen Werken. Die Erfolge einer noch so glänzenden Intelligenz müssen zusammenbrechen, wenn mit ihnen nicht gleichzeitig eine fortwährende Veredelung des Schriftstellers als Menschen vor sich geht. Ein Werk kann niemals die Entschuldigung für die Charakterarmut seines Verfassers sein. Jetzt erst wird Mauclair ein Gedanke von Milton klar: „Der wahre Poet achtet darauf, dass sein Leben seine beste Dichtung sei". Der Mensch ist das lebende Symbol seiner Grundsätze! Deshalb erscheinen die Spielereien der Talente, so witzig sie sein mögen, im Grunde uninteressant. Man hat sich so sehr daran gewöhnt, alles mit Worten zu bezahlen, dass man gar nicht mehr leben kann. „Wir haben uns soviel mit Worten amusiert, lassen wir sie nun ein wenig ausruhen. Es gibt heutzutage zu viel Formen für das, was zu sagen ist, und es gibt zu wenig zu sagen!" Viele können heutzutage schreiben, aber wenige können leben! Daran seien diese verschiedenen „Leidenschaften des Kopfes" schuld. Ein Mann, der das Leben der Gegenwart betrachtet und, zurückgekehrt in sich, keine andere Conclusion findet, als Verse zu machen, ist mindestens etwas — schwächlich gerathen. Die jungen Franzosen haben vielleicht in ihrer extrem artistischen Sorge um die Sauberkeit der Formen nichts anderes bewirkt, als den Eingang der großen europäischen Gedanken nach Frankreich. Aber die jungen Leute haben zwischen Ibsen und Dumas Fils nur rein technische Differenzen gefunden. Man kann zu ihnen sprechen von Sociologie, Moral, Massenpsychologie, von allen europäischen Ideen, sie werden antworten: „Eigentlich betrifft es nicht uns. Wir sind Künstler." Es hat sich ein artistisches Mandarinenthum der Elite herausgebildet. Aber ihre Werke langweilen, weil die fortwährende Offenbarung des Menschen in ihren Schriften fehlt, weil sie wohl Talente wären, aber keinen „Charakter" hätten. Man hat das tägliche Leben mit einer gewissen diplomatischen Absichtlichkeit, mit einer skeptischen Eleganz von sich gewiesen. Was sehen wir heute? Eine ungeheure Prellerei, einen Mangel an Charakterkräften, den drohenden Zusammenbruch ... Ein Buch ist nur das Zeichen eines Menschen, der sich stetig vervollkommnet. Hören wir einen Moment auf, unseren Stil zu verbessern, und beschäftigen wir uns lieber damit, unser Denken von den Clichés der Solidarität zu befreien. Suchen wir eine Gemeinsamkeit von Charaktern zu finden, aber fliehen wir alle Gemeinschaft mit Literaten. Das schwächt! Drei Viertel aber Literaten hätten nach ihrem ersten Buch schweigen können, aber sie begannen dasselbe, unter einem andern Titel, von rechts nach links zu schreiben. Unsere bedrängte Frage: „Was sollen wir thun?" soll nicht umgewandelt werden in die Frage: „Was sollen wir darüber schreiben?" Arbeiten wir durch kleine und große Handlungen an der Cultur unseres

Charakters. Fliehen wir nicht vor dem Leben in die Kunst. — Sonst finden sich in diesem Heft noch ein paar schöne Ballottonköpfe (Barrès, Mauclair), zu welchen Remy de Gourmont einen psychologisch witzigen Text geschrieben hat, der wie eine Illustration zu dem Sermon Mauclairs aussieht.

Die Londoner **„Review of Reviews"** bringt einen ausführlichen Originalartikel über die politische Lage Oesterreichs aus der Feder eines Oesterreichers, welcher „E. Segrob" zeichnet. Der Artikel geht von einer Betrachtung der Schwierigkeiten aus, welche die Vielsprachigkeit der österreichischen Nationalitäten der gemeinsamen Armeeorganisation bereitet, geht dann auf das gegenwärtige politisch-nationale Chaos in Oesterreich und dessen Vorgeschichte ein und kehrt mit einem sehr pessimistischen Ausblick wieder zur Armee zurück. Zur deutlicheren Kennzeichnung des Horoskops, das der Verfasser der Zukunft Oesterreichs stellt, ist eine sehr originelle kleine Landkarte beigegeben. Genaueres über Artikel und Landkarte zu berichten, verbietet die pressgesetzliche Praxis der österreichischen Staatsanwaltschaften. Interessant für den Oesterreicher sind nicht so sehr die großentheils in das Reich der Conjecturalpolitik gehörigen Betrachtungen des Verfassers, als die Thatsache, dass ein solcher Artikel das „Topic of the month" einer angesehenen englischen Monatsschrift bildet.

Ein Artikel im **„Overland Monthly"** berichtet allerhand Lesenswertes über die Lage der Eskimos in Alaska. Während die ganze Welt ihre Augen auf die neu erschlossenen Goldfelder der dortigen Regionen richtet und sich ungemessene Reichthümer davon verspricht, sind ihre ursprünglichen Bewohner nahe daran, zu verhungern. Vor zwanzig Jahren lebten sie noch zufrieden; Fischfang und Jagd gaben ihnen ausgiebige Nahrung und Kleidung. Aber die amerikanische Speculationssucht bemächtigte sich bald der natürlichen Hilfequellen des Landes. Die „Pacific Whaling Company" sandte Schiffe aus, die mit Dynamit gegen die Walfische auszogen und sie bald gänzlich aus den dortigen Gewässern vertrieben. Die „Fur and Commercial Company" machte Jagd auf die Pelzthiere, und um sich der Concurrenz der Bewohner zu entledigen, verbot sie die Einfuhr von Waffen. Nur sie durfte Gewehre verkaufen, und um ein solches zu erlangen, musste der arme Eskimo Pelze in der Höhe des Flintenlaufes aufstapeln, was vielleicht tausend Dollars repräsentierte, während das Gewehr zehn Dollars wert war. Endlich monopolisierte die „Alaska Packers Association" den Fischfang und die Versendung der Fische in Blechbüchsen. So dürften im laufenden Decennium die letzten Eskimos, aller Ressourcen beraubt, zugrunde gehen und elend verkommen.

Die Bauern.

Von Anton Tschechow.*)

Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Allerin.

III.

Im Dorfe verbreitete sich das Gerücht von der Ankunft der Gäste, und nach der Messe füllte sich die Hütte mit Besuchern. Da kamen die Familien der Leonytschews, der Matweitschews, der Iljitschews, um zu erfahren, wie es ihren Verwandten gehe, die in Moskau dienten. Alle Schukow'schen Kinder, welche zu lesen und zu schreiben verstanden, wurden nach Moskau gebracht und dort nur als Officianten und Zimmerkellner angestellt (während die Burschen aus dem Dorfe jenseits des Flusses nur zu Bäckern in die Lehre gegeben wurden). Diese Sitte hat sich schon vor sehr langer Zeit eingebürgert, als noch zur Zeit der Leibeigenschaft ein gewisser Lukas Iwanytsch, aus Schukowo gebürtig und gegenwärtig der Held vieler Legenden, Büffetverwalter in einem der Moskauer Clubs war und nur seine Landsleute in Dienst nahm. Wenn es diesen wiederum gut gieng, ließen sie ihre Verwandten zu sich kommen und stellten sie in Gasthäusern und Restaurationen an. Seit dieser Zeit wurde das Dorf Schukowo von den Bewohnern der Umgegend nicht anders als Chamskaja oder Chalujewka**) genannt. Nikolaus wurde nach Moskau gebracht, als er elf Jahre alt war. Eine Stelle verschaffte ihm Iwan Makarytsch, aus der Familie der Matweitschews, der zu jener Zeit Theaterdiener im Garten „Ermitage" war. Als Nikolaus nun die Matweitschews anredete, sagte er belehrend:

— Iwan Makarytsch ist mein Wohlthäter, und ich bin verpflichtet, Tag und Nacht für ihn zu beten, denn ihm habe ich es zu verdanken, dass ich ein guter Mensch geworden bin.

— Mein Lieber, — sprach weinerlich eine hochgewachsene alte Bäuerin, die Schwester des Iwan Makarytsch. — Aber gar nichts lässt er von sich hören.

— Im Winter diente er bei Aumone, in dieser Saison aber befindet er sich, wie man sagt, irgendwo außerhalb der Stadt, in den Sommerfrischen.... Er ist sehr gealtert. Früher pflegte er im Sommer zehn Rubel nach Hause zu bringen, jetzt aber gehen allerwärts die Geschäfte flauer und für den Alten sind schwere Zeiten gekommen.

Die alten und jungen Weiber schauten auf Nikolaus' Füße in Filzstiefeln, betrachteten sein bleiches Gesicht und sagten traurig: Du bist kein Gelderwerber mehr, Nikolaus Ossipytsch, nein, kein Gelderwerber mehr! Wie solltest du es auch!

Und alle liebkosten Sascha. Sie war schon über zehn Jahre alt, aber klein und sehr mager, so dass sie wie ein siebenjähriges Kind aussah. Unter den anderen sonnverbrannten und schlecht frisierten kleinen Mädchen, welche lange, verwaschene Hemden trugen, sah sie possierlich aus mit ihrer zartweißen Gesichtsfarbe, mit den großen dunklen Augen und dem rothen Bändchen im Haar; sie ähnelte einem Thierchen, das man im Felde gefangen und in die Hütte gebracht hatte.

— Sie kann auch lesen! — prahlte Olga, das Töchterchen zärtlich anschauend. — Lies ein wenig vor, Kindchen! sagte sie, indem sie aus ihrem Bündel ein Evangelium hervorzog. — Du wirst vorlesen und die Rechtgläubigen werden zuhören.

Das Evangelium war alt, schwer, in Leder gebunden, mit abgeschabten Rändern und verbreitete einen Geruch, als ob Mönche eingetreten wären. Sascha erhob die Brauen und las laut, mit singender Stimme:

— „Als sie fortgegangen waren, erschien ein Engel Gottes dem Josef im Traume und sprach: Steh' auf, nimm den Knaben und seine Mutter ..."

— Den Knaben und seine Mutter, — wiederholte Olga und wurde ganz roth vor Aufregung.

— „Und fliehe nach Egypten .... und bleibe dort solange, bis ich dir befehlen werde ..."

Beim Worte „solange" konnte Olga sich nicht mehr beherrschen und brach in Thränen aus. Da begann auch Marie zu weinen, dann die Schwester des Iwan Makarytsch. Der Alte fieng an zu husten und wollte der Enkelin ein Geschenk geben, fand aber nichts und winkte bloß mit der Hand. Nachdem das Vorlesen beendet war, giengen die Nachbarn gerührt und zufrieden mit Olga und Sascha nach Hause.

Des Feiertages wegen blieb die Familie den ganzen Tag zu Hause. Die Alte, welche sowohl von ihrem Mann, als auch von den Schwiegertöchtern und Enkelkindern Großmutter genannt wurde, bemühte sich alles selbst zu thun. Sie heizte selbst im Ofen ein, bereitete den Thee, verrichtete sogar Taglöhnerdienste und murrte dann, dass man sie mit Arbeit überbürde. Und immer wachte sie ängstlich darüber, dass man nicht zuviel esse, und dass der Alte und die Schwiegertöchter niemals müßig sitzen. Bald schien es ihr, dass die Gänse des Schenkers sich ihrem Gemüsegarten nähern, und sie lief mit einem langen Stock hinaus und kreischte eine halbe Stunde lang bei ihrem Kohl, der ebenso welk und mager war wie sie selbst; bald kam es ihr vor, dass eine Krähe die Küchlein überfallen wolle, und sie stürzte schimpfend auf die Krähe los. Sie zankte und brummte vom Morgen bis zum Abend und erhob häufig solch ein Geschrei, dass die Vorübergehenden auf der Gasse stehen blieben.

Ihren Alten behandelte sie unfreundlich, nannte ihn bald Faulenzer, bald Cholera. Er sei ein charakterloser, unzuverlässiger Bauer, und wenn sie ihn nicht immerwährend antriebe, so würde er gar nicht arbeiten, sondern auf dem Ofen sitzen und plaudern. Er erzählte seinem Sohne, dass er Feinde habe, dass seine Nachbarn ihm jeden Tag Unrecht zufügen, und es war langweilig, ihm zuzuhören.

— Ja, — erzählte er, die Hände in die Seiten stemmend — ja .... Eine Woche nach dem Feste der Kreuzeserhöhung verkaufte ich freiwillig mein Heu zu dreißig Kopeken per Pud.... Ja.... Gut.... Ich führe also mein Heu eines Morgens freiwillig, thue niemanden etwas zuleide, da tritt zum Unglück der Aelteste Antiep Schjedelnikow aus dem Wirtshaus. „Wohin fährst Du?" schreit er mich an und versetzt mir eine Ohrfeige.

Kirjak hatte nach dem Rausch starke Kopfschmerzen und schämte sich vor seinem Bruder.

— Was der Schnaps nur anrichtet, — ach du mein Gott! — murmelte er seinen kranken Kopf schüttelnd. — Verzeiht mir doch, Bruder und Schwester, um Christi willen, es thut mir ja leid.

Zu Ehren des Feiertages kaufte man im Wirtshaus einen Häring und kochte eine Suppe aus dem Häringskopf. Um Mittagszeit begannen alle Thee zu trinken und tranken ihn solange, bis der Schweiß herabtriefte und sie wie aufgedunsen schienen. Nachher wurde die Suppe aufgetragen und alle aßen aus einem Topf. Den Häring aber bewahrte die Großmutter auf.

Am Abend brannte der Töpfer auf dem Abhang Töpfe. Unten auf der Wiese führten Mädchen den Reigen und sangen. Es wurde auch auf einer Harmonika gespielt. Auf dem jenseitigen Ufer brannte auch ein Ofen und sangen gleichfalls Mädchen; durch die Ferne gedämpft, klang der Gesang harmonisch. Im Wirtshaus und um dasselbe herum lärmten die Bauern; sie waren berauscht, sangen alle durcheinander und schimpften so, dass Olga jedesmal zusammenfuhr und rief:

— Ach, mein Gott! ....

Sie wunderte sich darüber, dass ununterbrochen geschimpft wurde und dass am lautesten und längsten Greise schalten, die schon an den Tod denken müssten.

Und die Kinder und Mädchen hörten alles ruhig an, es war augenscheinlich, dass sie von der Wiege an daran gewöhnt waren. Mitternacht war vorbei, diesseits und jenseits erlosch das Feuer in den Oefen, aber unten auf der Wiese wurde noch gesungen und im Wirtshaus gezecht. Der Alte und Kirjak, die beide betrunken waren, nahmen einander bei der Hand, und Schulter an Schulter stoßend, näherten sie sich der Scheune, in welcher Olga und Marie lagen.

*) Vergl. Nr. 169 der „Zeit" und den Aufsatz über Anton Tschechow im vorliegenden Hefte.

**) Chamskaja — vom Worte „Cham", was unzehobelter Mensch bedeutet. — Chalujewka — von „Chalui", Lakaienseele.

— Laß sie in Ruhe,! — redete der Alte zu, — lass sie doch. — Sie ist ein ruhiges Frauenzimmer ... Es ist eine Sünde ...

— Ma—arie! — rief Kirjak.

— Lass sie doch ... Es ist eine Sünde ... Sie ist ein gutes Frauenzimmer ...

Beide blieben eine Weile neben der Scheune stehen und giengen weiter.

— Ich liebe die Blu—men des Fel—des! — begann der Alte plötzlich mit hoher, gellender Tenorstimme zu singen. — Zu pflü—ücken auf Wie—se und Feld!

Dann spuckte er aus, stieß ein hässliches Schimpfwort aus und trat in die Hütte.

IV.

Die Großmutter befahl Sascha, in der Nähe des Gemüsegartens zu stehen und darauf acht zu geben, dass die Gänse nicht eindringen können. Es war ein heißer Augusttag. Die Gänse des Wirtes konnten durch den Hinterhof in den Garten gelangen, jetzt aber waren sie beschäftigt, sie sammelten den Hafer auf, der neben dem Wirtshaus verstreut war, und schnatterten friedlich. Nur der Gänserich streckt zuweilen seinen Kopf in die Höhe, als wolle er nachschauen, ob die Alte mit ihrem Stecken nicht komme. Von unten her konnten andere Gänse kommen, aber die weideten jetzt jenseits des Flusses, auf der Wiese, eine lange weiße Guirlande bildend. Nachdem Sascha eine Weile so dagestanden war, begann sie sich zu langweilen, und da keine Gänse kamen, gieng sie zum Abhang.

Dort erblickte sie Mariens älteste Tochter, Motjika, welche unbeweglich auf einem großen Stein stand und auf die Kirche schaute. Marie hatte dreizehn Kinder geboren, von denen bloß sechs am Leben blieben, — nur Mädchen, kein einziger Knabe; der Aelteste war acht Jahre alt. Der barfüßigen Motjika im langen Hemde braunte die Sonne direct auf den Scheitel, aber sie spürte nichts und stand wie versteinert. Sascha stellte sich neben sie und sagte, auf die Kirche blickend:

— In der Kirche lebt Gott. In den Wohnungen des Menschen brennen Lampen und Lichter, in den Gotteshäusern aber Lämpchen, rothe, grüne, blaue wie Aeuglein. In der Nacht geht Gott in der Kirche umher in Begleitung der heiligen Mutter Gottes und des heiligen Nikolaus. Tipp, tipp, tipp — schallen ihre Schritte, und der Wächter bekommt Angst. Oh, oh, meine Liebe! — fügte sie hinzu, der Mutter nachahmend. — Und wenn der Weltuntergang kommen wird, da werden alle Kirchen in den Himmel steigen.

— Mit den Glo—cken? — fragte Motjika gedehnt mit einer Bassstimme.

— Mit den Glocken. Und nach dem Weltuntergang, werden alle Guten ins Paradies gelangen, die Bösen aber wird man im ewigen Feuer braten. Meiner Mama und auch der Marie wird Gott sagen: „Ihr habt niemandem etwas zuleide gethan, darum geht nach rechts, ins Paradies"; aber dem Kirjak und der Großmutter wird er sagen: „Ihr aber geht nach links, ins Feuer." Und wer die Fasten verletzt, kommt gleichfalls ins Feuer.

Mit weitgeöffneten Augen schaute sie in den Himmel und sprach:

— Schaue in den Himmel, ohne mit den Wimpern zu zucken, du wirst Engel sehen.

Motjika begann gleichfalls in den Himmel zu schauen, und eine Minute lang schwiegen sie still.

— Siehst du? — fragte Sascha.

— Nein, — erwiderte Motjika mit ihrer Bassstimme.

— Ich aber sehe sie. Kleine Englein fliegen im Himmel, und ihre Flüglein flimmern wie Mücken.

Motjika dachte ein wenig mit zur Erde gesenkten Augen nach und fragte dann:

— Wird die Großmutter auch brennen?

— Ja, meine Liebe.

Vom Steine aus senkte sich zum Ufer ein glatter Abhang, der mit weichem grünen Grase bewachsen war. Man bekam Lust, dasselbe mit der Hand zu streicheln oder darauf zu liegen. Sascha legte sich nieder und rollte hinab. Motjika, ernst und streng dreinschauend und schwer athmend, legte sich gleichfalls hin und rollte nach unten, wobei ihr Hemd sich bis an die Schultern verschob.

— Wie drollig es war! — sagte Sascha entzückt.

Sie stiegen beide hinauf, um nochmals hinabzukugeln, aber da hörten sie die bekannte kreischende Stimme. O, wie entsetzlich! Die zahnlose, hagere, buckelige Großmutter, deren kurze grauen Haare im Winde flatterten, trieb mit einem langen Stecken die Gänse aus dem Garten und schrie:

— Der Kohl ist zertreten, ihr Verdammten, dass ihr crepieren möget, dreimal Verfluchte, Pestbeulen, dass euch der Tod hole!

Als sie der Mädchen ansichtig wurde, ließ sie den Stecken, fallen, ergriff eine lange Ruthe, fasste Sascha mit ihren dürren, wie Horn harten Fingern am Halse und begann sie zu schlagen. Sascha weinte vor Schmerz und Furcht, da näherte sich der Gänserich watschelnd und mit langausgestrecktem Halse der Alten und zischte sie an. Als er zu seiner Schar zurückkehrte, empfiengen ihn die Gänse mit zufriedenem Geschnatter! Dann begann die Großmutter Motjika zu schlagen, deren Hemd sich abermals nach oben schob. Verzweifelt und laut weinend gieng Sascha in die Hütte, um zu klagen; ihr folgte Motjika, gleichfalls weinend, die Thränen aber nicht trocknend, so dass ihr Gesicht schon so nass war, als ob sie es ins Wasser getaucht hätte.

— Himmel! — rief Olga erstaunt, als die beiden in die Stube traten — Mutter Gottes!

Während Sascha zu erzählen begann, trat kreischend und schimpfend die Großmutter ein, auch Thekla wurde ärgerlich, und in der Hütte entstand Lärm.

— Thut nichts, thut nichts! — tröstete die bleiche und betrübte Olga, Saschas Kopf streichelnd. — Sie ist ja deine Großmutter und darum ist es eine Sünde, ihr zu zürnen. Thut nichts, liebes Kind.

Nikolaus, der dieses ewigen Geschreies, Hungers, Durstes und Gestankes müde war, der die Armut bereits hasste und verachtete und vor seiner Frau sich seiner Eltern schämte, ließ die Füße vom Ofen gleiten und sagte, sich an die Mutter wendend, gereizt und weinerlich:

— Sie dürfen sie nicht schlagen! Sie haben nicht das geringste Recht sie zu schlagen.

— Stirb du dort auf dem Ofen, Taugenichts! — rief Thekla böse. — Was zum Teufel hat euch hierhergebracht, ihr Müßiggänger!

Sascha, Motjika und sämmtliche Mägdelein verbargen sich auf dem Ofen, hinter Nikolaus' Rücken, und lauschten schweigend, ängstlich und mit hörbar pochenden Herzchen. Wenn in einer Familie ein Kranker sich befindet, der schon lange und hoffnungslos darniederliegt, so gibt es so schwere Momente, dass alle Verwandten schüchtern, heimlich, in tiefster Seele seinen Tod herbeiwünschen, und nur den Kindern ist vor dem Tode eines Lieben bange, und bei dem Gedanken daran bemächtigt sich ihrer Entsetzen. Auch jetzt schauten die Mägdlein, den Athem anhaltend, traurig auf Nikolaus und dachten daran, dass er bald sterben werde, und wollten weinen und ihm ein paar freundliche, mitleidige Worte sagen.

Wie hilfesuchend lehnte er sich an Olga und sagte ihr mit leiser, zitternder Stimme:

— Olga, meiner Treu, ich kann es nicht mehr aushalten. Meine Kräfte sind zu Ende. Um Gottes, um des himmlischen Christi willen, schreibe an deine Schwester Claudia Abramowna, dass sie all' ihr Eigenthum verkaufen und versetzen möge, dass sie uns Geld schicken soll, damit wir von hier fortkommen. O, Gott — fügte er sehnsuchtsvoll hinzu — könnte ich mit einem Auge wenigstens auf Moskau schauen! Könnte ich die liebe Stadt wenigstens im Traume sehen!

Als der Abend hereinbrach und in der Stube Dunkelheit herrschte, da wurde es so traurig, dass es schwer war ein Wort zu sprechen. Die böse Großmutter weichte in einer Schüssel Roggenbrotrinden ein und saugte sie lange, eine ganze Stunde. Nachdem Marie die Kuh gemolken hatte, brachte sie einen Eimer mit Milch und stellte ihn auf die Bank. Dann begann die Alte die Milch aus dem Eimer in Krüge zu gießen, sie that es gleichfalls lange, ohne Eile, sichtlich damit zufrieden, dass jetzt, während der Fasten vor dem Himmelfahrtstage, niemand die Milch trinken werde. Nur ein wenig goss sie davon in eine Untertasse für Theklas Kind. Als sie und Marie die Krüge in den Keller trugen, fuhr Motjika plötzlich auf, kletterte vom Ofen herunter, gieng auf die Bank zu, wo die hölzerne Schüssel mit den Brotrinden stand und goss auf dieselben Milch aus der Untertasse.

In die Hütte zurückgekehrt, begann die Großmutter wieder die Rinden zu saugen; Sascha und Motjika aber saßen auf dem Ofen, schauten zu, freuten sich, dass die Alte die Fasten verletzt hat und nun ganz bestimmt in die Hölle kommen wird. Getröstet legten sie sich zur Ruhe, und Sascha dachte im Einschlafen an das jüngste Gericht. Es brannte ein großer Ofen, etwa wie der des Töpfers, und der böse Geist, welcher ganz schwarz und gehörnt wie eine Kuh war, jagte mit einem langen Stecken die Alte ins Fegefeuer, ganz so, wie sie früher die Gänse vertrieb.

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek

Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock.

Assistent: Ernst v. Rosmann.

Die Zeit.

XIV. Band. Wien, den 8. Jänner 1898. Nummer 171.

Ausgleich und Demokratie.

Wenn man die politische Begabung österreichischer Minister als das Maß staatsmännischer Kunst ansehen wollte, müsste man schon längst an der Lösbarkeit der böhmischen Frage verzweifelt haben. Denn um kein anderes Problem haben sie sich seit Jahrzehnten so eifrig bemüht als um dieses, und keines hat ihnen so große Misserfolge gebracht als das böhmische. Doch eine vielseitige Erfahrung hat uns längst gelehrt, eher an der Fähigkeit unserer Staatsmänner als an der Unlösbarkeit unserer Existenzprobleme zu zweifeln. Deswegen geben wir auch die böhmische Sache nicht verloren. Und einige aprioristische, einige praktische Erwägungen sind geeignet, uns in dem Glauben an die Lösbarkeit der böhmischen Frage zu unterstützen.

Wo immer sich's um einander geradenwegs widerstreitende Interessen oder Anschauungen handelt, erscheint ein Ausgleich zwischen den Streitenden selbst solange nicht möglich, als sich die beiden Gegner streng innerhalb der Sphäre der bestrittenen Interessen oder Anschauungen bewegen. Das versteht sich von selbst. Jeder Streitende hat seiner Ansicht nach in dem bestrittenen Punkt unbedingt und vollständig recht. Jeder hegt auch die Hoffnung, recht zu behalten. Sonst hätte er nicht den Streit begonnen. Will man trotzdem die Streitenden einigen, so muss man sie vorerst aus jener Sphäre, innerhalb deren sie sich nicht zu verständigen vermögen, in eine andere überführen, die ihnen schon deswegen als die höhere erscheint, weil sie sie nicht trennt, sondern eint. So wird der Richter scheidungslustige Ehegatten, die er zu versöhnen hat, am Besten auf das Schicksal ihrer gemeinsamen Kinder aufmerksam machen. Der Rechtsanwalt, der processsüchtige Geschäftstheilhaber gegen einander milder stimmen will, wird sie an die Prosperität des gemeinsamen Unternehmens erinnern. Damit ist der neutrale Boden gewonnen, auf dem sich ihre sonstigen Widersprüche ausgleichen können, weil sie hier nicht mehr als absolute, sondern nur noch als relative erscheinen, die in einer höheren Gemeinschaft aufgehen.

In dieser Art betrachtet, muss die Ausgleichsthätigkeit, welche die österreichischen Staatsmänner bisher in der böhmischen Frage entwickelt haben, schon deswegen von vornherein als eine ziemlich aussichtsarme erscheinen, weil sie sich immer nur streng innerhalb des bestrittenen Bereiches der nationalen Ansprüche der beiden Völker bewegt hat, ohne auch nur zu versuchen, einen gemeinsamen höheren Standpunkt für beide zu finden, dem sie ihre nationalen Differenzen unterordnen könnten. Sollen sich die Deutschböhmen mit den Czechen ausgleichen, so müsste jede der beiden Nationen einen Theil ihrer nationalen Ideale oder Forderungen zu Gunsten der anderen, beziehungsweise um des lieben Friedens willen aufgeben. Dazu fühlt sich aber keine von beiden veranlasst, da jede hofft, und solange sie kämpft, hoffen muss, durch Ausdauer dereinst das Ganze zu gewinnen. Von einer schließlich eintretenden Ermüdung beider Streiter ist auch nicht viel zu erwarten, da es sich nicht um individuelle Gegner handelt, sondern um Völker. Sobald die eine Generation ermüdet den Kampf aufgeben will, rückt eine andere, noch unverbrauchte an ihre Stelle nach. Als Graf Taaffe 1890 die altersschwachen Altczechen zu seinem Ausgleich benützen wollte, machten die Jungczechen seine Arbeit zunichte. Graf Badeni, der, als er die Sprachenverordnungen erließ, auf die Kampfunlust der alten deutschliberalen Partei rechnete, hat an den an ihre Stelle getretenen jüngeren deutschen Parteien eine ähnliche Enttäuschung erlebt. Der Streit zwischen den beiden Nationen erscheint deswegen so endlos, wie die Absolge der Generationen. Die nationalen Schlachtrufe, die heute das Land Böhmen erfüllen, sind dieselben, die schon 1871 ganz Oesterreich in Aufruhr gebracht haben: nationale Theilung des Landes auf der einen Seite, böhmisches Staatsrecht auf der anderen Seite. Wie die beiderseitigen Generationen von 1871, hofft auch noch jede der beiden Generationen von heute, der anderen zu Trotz, ihr nationales Ziel ganz zu erreichen. Und deswegen sind sie national intransigent.

Will man jede von beiden zu einem theilweisen Nachlass von ihren nationalen Forderungen veranlassen, so wird man am sichersten gehen, wenn man beiden für diesen, sei es auch nur vermeintlichen Verlust, irgend eine angemessene Compensation gewährt. Diese aber kann, um beide mit einem Schlag zu treffen, nur aus jenem Gebiet geholt werden, das beiden gemeinsam ist, aus dem Bereich der politischen Freiheiten. Es ist zum Gemeinplatz geworden, dass es im nationalen Streit keine Besiegten geben darf. Nun, um das zu ermöglichen, muss man eben beide Streittheile zusammen in einem Kampfe gegen einen gemeinsamen Gegner siegen lassen. Wie unausgleichbar auch die Interessen der Deutschen und Czechen auf nationalem Boden erscheinen, auf politischem Boden sind beide gleich. Als die bestentwickelten Völker dieser Reichshälfte fühlen sich beide so ziemlich gleichmäßig bedrückt durch die Uebermacht des Adels und des Clerus, geknechtet durch eine bevormundende Bureautie, behindert durch eine rückständige Gesetzgebung. Die Erweiterung der staatsbürgerlichen Freiheiten, ein Schritt näher zur politischen Demokratie erscheint als das durch die Verhältnisse wie von selbst gegebene Tertium comparationis zur Herstellung des nationalen Ausgleichs.

In einer schweren Stunde einmal hat man das auch an entscheidender Stelle in Oesterreich ganz gut verstanden. Das war nach dem Kriege von 1866. Zwanzig Jahre lang hatte ein nationaler und staatsrechtlicher Kampf das Reich aufgewühlt, mit dem verglichen der böhmische Bruderzwist noch immer als der ungefährlichere erscheinen dürfte. Mit noch größerem Starrsinn und auch viel reicheren Machtmitteln als heute die National-Czechen auf der Einheit und Untheilbarkeit der „Länder der böhmischen Krone“, beharrten damals die österreichischen Centralisten auf der Einheit und Untheilbarkeit der habsburgischen Monarchie, während die National-Magyaren ihre avitische Verfassung und die Personlunion verlangten. Die Entscheidung fiel im Sinne des Deák'schen Dualismus. Aber man verstand es, die Dinge so zu lenken, dass deswegen doch keiner von beiden Theilen als der Besiegte, vielmehr am Ende beide als Sieger erschienen. Als die Thronrede vom 22. Mai 1867 den Ausgleich mit Ungarn dem österreichischen Reichsrathe ankündigte, gab einer der wortführenden Centralisten der Abg. Dr. Sturm, im Abgeordnetenhause am 4. Juni 1867 die Erklärung ab: „Nicht um jeden Preis, nur um einen hohen Preis wollen wir den Ausgleich mit Ungarn, um den Preis eines vollen, rückhaltslosen constitutionellen Rechtes.“ In dieser Richtung bewegte sich denn auch die Action des damaligen Reichskanzlers Grafen Beust. Die freiheitliche Revision der Verfassung, der unsere heutige Verfassung ihre Entstehung verdankt, war der hohe Preis, der den Oesterreichern für die Bewilligung des Ausgleichs mit Ungarn geboten wurde. Die Garantie der constitutionellen Einrichtungen in beiden Reichshälften, wie sie im Art. 25 des ungarischen Ausgleichsgesetzes festgelegt wurde, war die beiderseits wirksame politische Freiheits-Compensation für den durch den Ausgleich bedingten jederseitigen Verzicht auf einen Theil der nationalen, beziehungsweise staatsrechtlichen Forderungen.

Bis zum heutigen Tage ist der 1867er Ausgleich mit Ungarn der einzige nationale Ausgleich in Oesterreich geblieben, der wirklich gelungen ist. Der ihm an Wichtigkeit zunächst kommende, der böhmische, ist allen Bemühungen zu Trotz, bisher noch nicht zustande gebracht worden. Es ist aber auch keinem der böhmischen Ausgleichs-Experimentatoren bisher eingefallen, denselben Weg zu beschreiten, der in dem einzigen ähnlichen Fall 1867 zum Ziele geführt hat. Der böhmische Ausgleich wird auch vielleicht noch so lange auf sich warten lassen, bis wieder einmal ein Staatsmann in Oesterreich ersteht, der begreift, dass die politische Demokratie der sicherste Weg zum nationalen Ausgleich ist.

K.

Zur Revision des Dreyfus-Processes.

Das gewaltige Geschrei, das die große Mehrzahl der französischen und namentlich der Pariser Blätter gegen den Senator Scheurer-Kestner erhoben hat, weil dieser es wagt, an der Schuld des Hauptmannes Dreyfus zu zweifeln und diese Zweifel nicht nur öffentlich auszudrücken, sondern sogar Schritte behufs Einleitung eines Revisionsverfahrens zu thun, ist sicherlich weit über Frankreichs Grenzen hinausgedrungen. Allenthalben wird man sich daher wohl die Frage vorgelegt haben: Warum dieses Geschrei, weswegen diese Wuth gegen einen verdienten, bisher allseitig hochgeachteten Mann, der offenbar nichts anderes will, als die Wiedergutmachung eines Rechtsirrthums? Die Antwort auf diese Frage ist theilweise schon in den früheren Abhandlungen über den Process Dreyfus gegeben worden*), doch würde man die, wenn ich so sagen kann, psychologische Seite der Sache noch nicht ganz richtig erkennen, wollte man den französischen

*) Vergleiche die Nummern 165, 167, 168 der „Zeit“.

Nationalcharakter hiebei unberücksichtigt lassen. Zum Glück — denn sonst könnte man vielleicht glauben, ich unterschiebe der eigenthümlichen Handlungsweise der Franzosen unrichtige und unlautere Motive — zum Glück bin ich der Nothwendigkeit enthoben, die Antwort auf obige Frage selbst zu formulieren. Ich finde sie vielmehr fix und fertig in der Nummer 2020 der Pariser „Presse" vom 8. December 1897 und gebe sie, da ich sie für ebenso treffend wie erschöpfend halte, hiemit im Urtexte wieder. Das genannte, dem Hauptmanne Dreyfus äußerst feindlich gesinnte Blatt schrieb an jenem Tage, d. h. gleich nach Erledigung der Senatsinterpellation Scheurer-Kestners über den Fall Dreyfus-Esterhazy, Folgendes als ein Resumé der Ergebnisse jener Interpellation:

„Déception!" — „Les révélations tant attendues de M. Scheurer-Kestner n'ayant pas eu lieu, le gros public, qui emplissait les tribunes, a quitté le Luxembourg en commentant sa déception dans les termes les plus désagréables pour M. Scheurer-Kestner." —

Dies sieht, oberflächlich betrachtet, nur wie eine nüchterne Feststellung von Thatsachen aus; in Wirklichkeit aber gibt es eine vollständige und sehr treffende Erklärung für den wahren Grund der allgemeinen Verstimmung gegenüber dem Senator. Man wolle nur einmal das Gefüge des obigen Satzes genauer prüfen und jedes Wort auf seinen eigentlichen Sinn hin betrachten und man wird finden, dass sich das, was gesagt werden sollte, gar nicht besser und kürzer zusammenfassen ließ: „*Da* die so sehnlich erwarteten Enthüllungen nicht erfolgt waren, *so* zog sich das Publicum unter Aeußerungen der *Missbilligung* gegen Scheurer-Kestner zurück." Was also hat man dem „letzten Abgeordneten von Französisch-Elsass", wie er sich selbst mit berechtigtem Stolze nannte, so furchtbar übel genommen? Dass er den „Fall Dreyfus" aus der politisch-militärischen Rumpelkammer wieder hervorgesucht hat? Dass er, auf die Gefahr hin, einen wirklichen Verräther reinzuwaschen, die Revision eines alten Urtheiles anstrebt? Dass er nothgedrungen *Missstände* aufdeckt, die in den allerobersten Schichten der militärischen Hierarchie herrschen und geherrscht haben? — Nicht im mindesten, ganz im Gegentheil! Nein, dass er erst durch Ankündigung von sensationellen Enthüllungen eine gewaltige Bewegung im ganzen Lande, in fast allen Schichten der Bevölkerung und in erster Linie in den Kreisen der alles beherrschenden Presse verursacht, die sensationslüsternen Pariser Nerven aufs Höchste angespannt, sie sozusagen überreizt hat, um nachher das nicht zu halten, was er zwar nicht ausdrücklich versprochen hatte, was aber jedermann bestimmt von ihm erwartete. Nicht die sogenannte Anzettelung des Scandals verargt man dem Senator, wohl aber seine Weigerung, dem ersten Acte des „Stückes" — denn nur um ein solches handelt es sich nach der Ansicht der meisten Franzosen — auch den zweiten und dann den dritten folgen zu lassen und so die durch ihn hervorgerufene Nervenanspannung in harmonischer Weise wieder zu lösen.

Seiner innersten Natur nach liebt der Franzose, der Pariser, nichts mehr als jenen angenehmen, leicht ans Grauen streifenden Kitzel, den das Ungeheuerliche, Abscheuliche, noch nie Dagewesene hervorruft. Wer ihm diesen Kitzel verschafft, ist ihm stets hochwillkommen. Was man daher anfangs, gleich nach dem ersten Auftreten des Senators im letztvergangenen Spätherbste, gegen Scheurer-Kestner vorbrachte, war nichts als Heuchelei, nichts als patriotisch klingen sollende Phrasendrescherei. — Man sah allerseits dem kommenden Winter mit geringem Vertrauen entgegen. Auf dem Repertoire der größeren Theater waren keine wirkungsvollen Stücke angekündigt, der Bazarbrand im vorigen Mai hatte einen großen Theil der feinen und — trotz aller Republik — noch immer tonangebenden Gesellschaft für das laufende Jahr von allen Festlichkeiten und Vergnügungen verbannt, die russische Reise des Präsidenten der Republik war im großen und ganzen ohne Zwischenfall verlaufen, auf ein interessantes parlamentarisches Nachspiel war also in dieser Beziehung ebenso wenig zu hoffen wie auf wichtige und folgenschwere Interpellationen wegen anderer Dinge. Aus allen diesen und manchen anderen Gründen versprach der anbrechende Winter 1897—98 eher still und monoton, als nach irgend einer Richtung aufregend zu verlaufen, und die Zeitungen, die schon in der eben erst mühsam überstandenen sogenannten „saueren Gurkenzeit" an dauerndem Stoffmangel gelitten hatten, sahen sich mit steigender Unruhe nach irgend einem Ereignisse, nach *dem* Ereignisse um, das ihren bedrängten Cassen die ersehnte Füllung bringen sollte. Wie jauchzten sie da auf vor wahrer, aufrichtiger Freude, als sich das schon seit ein paar Wochen beharrlich umlaufende Gerücht bestätigte, der bekannte Vicepräsident des Senates, der hochangesehene Senator Scheurer-Kestner, beabsichtige, den Fall Dreyfus in ein ganz neues Licht zu setzen und womöglich eine Durchsicht des Processes zu erwirken. Diese prächtige Geschichte fiel den armen Leuten mit den ewig leeren Taschen, den stets auf Raub ausziehenden hungerigen Reporterseelen wie eine Gabe Gottes vom Himmel! Und allem Anscheine nach versprach sie wirklich „dauerhaft" zu werden, denn dass so eine Processdurchsicht nicht von heute auf morgen vonstatten geht, dafür ist ja in den heutigen bureaukratisch geordneten Staaten hinlänglich gesorgt. Und dafür, dass die Sache gehörig compliciert, mit einer Wolke von Anekdoten, Gerüchten und Arabesken aller Art hübsch ausstaffiert werde, dafür gedachten die biederen Reporter ihrerseits zu sorgen. Sie haben denn auch, das muss ihnen wirklich der Neid lassen, ihr Wort voll und ganz eingelöst, sie haben das Menschenmögliche geleistet, um den „Fall" zu verwirren, unklar und trübe zu machen und dann in diesem Trüben die Kupferstücke der leichtgläubigen und sensationslüsternen Menge in hellen Haufen zu fischen.

Man war also Herrn Scheurer-Kestner vom Herzen für die Gabe dankbar, die er den Pariser Zeitungen so unverhofft brachte, und man zweifelte keinen Augenblick lang, dass der Senator die auf ihn gesetzten Hoffnungen demnächst rechtfertigen, d. h. dass er seinen „Sack" baldigst bis auf den Grund leeren werde. Griff man ihn hie und da dennoch ein wenig an, so geschah das, wie gesagt, nur für die Galerie und des „guten Tones" halber. Man musste sich doch vor den Augen der Welt den Anschein geben, als strotze man von Patriotismus, als verehre man das Heer abgöttisch, als vertraue man den sieben Mitgliedern des Kriegsgerichtes, das Dreyfus abgeurtheilt hatte, wie der Gläubige dem Evangelium. Zudem riskierte man bei den Angriffen auf den Senator nicht das mindeste, denn bei der in Frankreich herrschenden fast absoluten Pressfreiheit kann sich der erste beste Winkelscribent die gemeinsten und unbegründetsten Ausfälle gegen jede noch so hochstehende und unbescholtene Person erlauben, ohne eine wirksame Ahndung seines Vorgehens befürchten zu müssen. — So verhielt man sich denn — die ausgesprochen antisemitische Presse abgerechnet — vorläufig zuwartend, lobte das Heer, das französische Officierscorps, die Generalität, den ehemaligen Kriegsminister Mercier und den Generalstabschef de Boisdeffre ganz über die Maßen und suchte den Senator durch mehr oder minder geschickt angebrachte Sticheleien und Bemerkungen über den muthmaßlichen Inhalt seines Actenbündels zu Vertraulichkeiten und Eröffnungen irgend welcher Art zu veranlassen. Dieses letztere Mittel hat den Pariser Blättern überhaupt äußerst probat geschienen, denn sie glaubten offenbar, der Senator werde, wenn man ihn Tag für Tag mit dem Vorwurfe ärgere, er habe ja gar nichts „dans son sac", endlich die Geduld verlieren und vorzeitig aus der Schule schwatzen. Hierin sah man sich freilich und sieht man sich auch heute noch gänzlich getäuscht, denn Scheurer-Kestner, der weit mehr germanisches als gallisches Blut in seinen Adern hat, verschmäht die billige Reclamethuerei völlig. — Dass nebenbei auch allerhand dem Senator ertheilte gute Rathschläge, wie er es anzufangen habe, um zu seinem Ziele, der Wiederaufnahme des Verfahrens, zu gelangen, nicht fehlten, versteht sich ganz von selbst. Der Franzose ist ein geborener Kritiker und Besserwisser, und daher behauptete jeder der kleinen und großen Federfuchser in den hiesigen Redactionsstuben, der Mann, der scheinbar der hehren Sache der Gerechtigkeit diene, der aber in Wahrheit nur Zwietracht unter die Landesbewohner und Misstrauen gegen die Armee säen wolle, habe einen völlig falschen Weg beschritten, er hätte vielmehr ganz anders anfangen müssen. Was er eigentlich hätte thun und unterlassen sollen, um auf dem schmalen Pfade der Gesetzlichkeit und loyauté zu bleiben, das sagte man freilich nicht oder doch nicht in deutlicher Weise, denn — es ist immer gut, sich eine Hinterthür offen zu halten. Eine solche Vorsicht schien umsomehr geboten, als eigentlich niemand eine Ahnung von den Thatsachen hatte, auf die Scheurer-Kestner sich stützte, um die Nothwendigkeit einer Processdurchsicht einleuchtend zu machen. Was in dieser Hinsicht mit großer Zuversicht behauptet wurde, beruhte durchwegs auf bloßer Muthmaßung, und die Ereignisse, die sich in den letzten zwei Monaten abgespielt haben, zeigten denn auch aufs deutlichste, wie sehr man allseitig im Finstern tappte.

Aber die Tage vergiengen, ohne dass die erhofften Enthüllungen das Licht der Welt erblickt hätten, und aus den Tagen wurden sogar Wochen. Man bemerkte unschwer, dass die schöne Scandalgeschichte in Stagnation gerathen war und darin zu verharren drohte, falls man nicht schleunigst irgend etwas Energisches dagegen thun würde. Das Nächstliegende war natürlich wieder, dem Senator die Schuld an der eingetretenen Versumpfung aufzuladen und dreist zu behaupten, er habe sich übereilt, er sei mit kindischer Begeisterung für den „Verräther" ins Zeug gegangen, ohne sich genügend zu vergewissern, ob er nicht in eine Sackgasse renne, sein Material habe nicht den geringsten Wert, er kenne nicht die „erdrückenden" gegen Dreyfus vorliegenden Beweisstücke, die in den Händen der Militärbehörden seien, und aus alledem müsse nun mit Nothwendigkeit folgen, dass der Wagen, an den sich der „alte klapperige Mann" — so begann man den Senator bereits zu nennen — gespannt habe, im Sande stecken bleibe. In dieser Zeit ungefähr, d. h. etwa Mitte November, riss der letzte Geduldfaden, der die Pariser Zeitungen bis dahin noch an die Beobachtung eines relativen Anstandes gegenüber Scheurer-Kestner gebunden hatte. Man begann immer mehr einzusehen, dass dieser stille, ernste Mann mit dem so durchaus unfranzösischen Naturell keineswegs deswegen aufgetreten war, um für andere, ja nicht einmal, um für sich selbst zu „arbeiten", d. h. Scandale um ihrer selbst willen zu züchten, sondern wirklich nur der verletzten Gerechtigkeit halber. Das war in den Augen der allermeisten französischen Publicisten eine Utopie, die sehr nahe ans Verbrecherische streifte. Was war und ist jenen Leuten, die aus der ostentativen Bekundung patriotischer Gefühle geradezu ein Gewerbe, und zwar ein sehr lohnendes Gewerbe machen, an der Schuld oder Unschuld eines Dreyfus gelegen? Der Name dieses Un-

glücklichen bedeutet ihnen nicht ein Jota mehr, als die Erinnerung an ein Vierteljahr glänzenden Geschäftsganges, an jene drei Monate, da der Hauptmann widerrechtlich eingesperrt, rechtswidrig processiert und drakonisch verurtheilt worden war, während die Zeitungen aus all dem namenlosen, über den Mann und seine Familie gekommenen und völlig unverdienten Unglück bare, klingende Münze geschlagen hatten. Das, und nichts anderes bedeutet das Wort „Dreyfus“ jenen Großunternehmern in Scandalen, und wer kann es ihnen daher ernstlich verargen wollen, wenn sie jetzt darüber ergrimmten, dass man ihnen erst einen so fetten Brocken gezeigt, ihn dann aber nicht hingeworfen hatte. All die gemeinen und verächtlichen Instincte, aus denen sich die französische Durchschnittsreporterseele zusammensetzt, geriethen in Aufruhr und da man seine Wuth an dem Verbannten nicht mehr auslassen konnte, so richtete man sie naturgemäß wider den Mann, der „geködert“ hatte, um nachher nicht zu sättigen. Scheurer-Kestner wurde im Handumdrehen aus einem fast von jedermann geachteten, ja verehrten Manne, aus einer elsässischen Reliquie zu einem verabscheuungswürdigen, bösartigen und intriguanten Greise, der das Vaterland in den Abgrund zu stürzen sucht. — Diese Bezeichnung habe ich nicht etwa aufs Gerathewohl erfunden, sondern vielmehr den hiesigen Blättern entnommen, die in der Folge mit steigendem Grolle noch weit schlimmere anwandten. Verglich man doch den Senator geradezu mit Dreyfus selbst, brandmarkte man ihn doch ebenfalls als einen Verräther, weil er es wagte, einen „anderen Verräther“ reinzuwaschen, und schob man ihm doch die allergemeinsten Motive für seine hochherzige Handlungsweise unter. Da ich gerade bei diesem Capitel der Verleumdungen bin, so sei noch das neueste Product französischer Erfindungsgabe erwähnt. Ein hiesiger, sehr angesehener und im allgemeinen bei In- und Ausländern für ganz besonders verständig, aufgeklärt und rechtschaffen geltender Advocat erzählte mir unlängst, er wisse ganz genau, warum Scheurer-Kestner für Dreyfus Partei ergriffen habe. Der Senator habe seit einiger Zeit eine Geliebte, die Jüdin sei, und diese habe ihn derart umgarnt, dass er sich sozusagen mit Haut und Haaren dem „verbrecherischen Juden“ verkauft habe. Diese Darstellung wurde dann noch mit allerhand Detailausschmückungen versehen, die aber eine schriftliche Wiedergabe nicht vertragen. — Nebenbei bekam Scheurer-Kestner natürlich fortwährend zu hören, dass man ihn in gewissen, leider nur zu weiten Kreisen nicht als vollen Franzosen, sondern vielmehr als Halbdeutschen ansehe. Der bewunderte und geliebte „letzte Elsässer“ verwandelte sich mit Blitzesschnelle in den deutschen Spion mit deutschen, wo nicht gar preußischen Sympathien, der noch immer im „annectierten“ Lande Grundeigenthum hat, wenn schon er persönlich gleich nach dem Kriege nach Frankreich übersiedelt war. Die Elsässer haben überhaupt seit einer Reihe von Jahren einen immer schwerer werdenden Stand in Frankreich. Während man früher jeden Wegelagerer auf den Händen trug, wenn er nur das Französische mit Elsässer Accent sprach, ist man allgemach sehr misstrauisch gegen jene Leute geworden, die in französischen Augen das schwere Verbrechen begangen haben, sich der deutschen „Gewaltherrschaft“ mehr und mehr zu fügen, anstatt, wie es doch eigentlich in der Ordnung gewesen wäre, eine frische, fröhliche Revolution vom Zaune zu brechen. Solange ein in Frankreich lebender Elsässer nicht von sich reden macht, duldet man ihn wohl auch jetzt noch; aber wehe ihm, wenn er sich in die Politik, in das den Urgalliern ausschließlich eingeräumte Gebiet des hohen und höchsten Spectakels einmischt, und nun erst gar in einer Weise, die dem gallischen Temperament so wenig behagt!

Was nun die Sache selbst, die von Scheurer-Kestner angekündigten, aber noch immer nicht producierten Enthüllungen, anlangt, so verfolgte die Presse ihnen gegenüber genau die gleiche Taktik wie zu Zeiten des ersten Dreyfus-Processes angesichts einer unbestimmten Anklage. Wie damals suchte man auch jetzt in Ermangelung wirklicher Thatsachen nach Wahrscheinlichkeiten, nach Möglichkeiten, nach bloßen Gerüchten, die dann, als untrügliche Wahrheit herausstaffiert, vor den erstaunten Augen der Mitwelt aufmaschieren mussten. Dabei galt es als Regel, alles Vorgebrachte, auch das Allerwidersinnigste, ja vielleicht gerade dieses, als aus „zuverlässigster Quelle“ stammend anzuführen. Kein Berichterstatter, der sich gezwungen sah, trotz der Spärlichkeit der verbürgten Thatsachen doch seine so und soviel Zeilen pro Tag zu füllen, that dies, ohne ausdrücklichst zu bemerken, das alles habe er unmittelbar von einem „höheren Officier“, von einer „sehr hoch angestellten Persönlichkeit, die in der Lage ist, es zu wissen“, erfahren, und dann kamen wieder die dem Leser schon aus den früheren Artikeln der „Zeit“ hinlänglich bekannten „begreiflichen Gründe“, die eine Nennung der Namen der betreffenden Enthüller und Gewährsmänner verboten. — Der verdiente und auch außerhalb Frankreichs wohlbekannte Abgeordnete Josef Reinach, der schon seit langem im geheimen und seit einigen Wochen auch öffentlich für Dreyfus eintritt, hat vor kurzem einmal im engeren Freundeskreise folgenden sehr richtigen Ausspruch in Bezug auf all diese „hohen Generalstabsofficiere“, die immer ungenannt bleiben, gethan: „Tous ces gens-là qui, avec conviction, affirment chaque jour qu'ils ont entendu avec leurs propres oreilles, vu avec leurs propres yeux, ne savent absolument rien, quand, mis au pied du mur, ils doivent nommer des noms.“ Es stellte sich denn auch in der Folge stets heraus, dass wenn einmal ein ernster, glaubwürdiger Mann so einen dreisten Aufschneider beiseite nahm und ihn über die „besten Quellen“ ausforschte, der Gefragte nichts anderes anzugeben wusste, als dass er die betreffende Meldung von einem anderen habe, der aber seinerseits der Vertraute eines „höheren Generalstabsofficiers“ sei. Fragte man den zweiten, so schob dieser die Verantwortung für das Vorgebrachte auf einen dritten, und so gieng es immer weiter, nur auf den legendären Generalstabsofficier, der an der eigentlichen Quelle sitzen sollte, stieß man nie.

Einmal nur, soweit ich mich entsinne, beruhte eine ganz unglaublich klingende Meldung, die noch dazu von einem der berüchtigtsten Hetzblätter, vom „Intransigeant“, gebracht wurde, doch auf Wahrheit. Die genannte Zeitung ließ nämlich dunkle Andeutungen fallen, der Adjutant oder Ordonnanzofficier des Generalstabschefs, ein Major Pauffin de Saint-Morel, habe sich dem Leiter des Blattes, d. h. dem Marquis de Rochefort, dahin eröffnet, dass man im Großen Generalstabe noch ganz anderes Beweismaterial gegen Dreyfus besitze, als das bloße Vordereau; namentlich seien noch nach der Deportation des Verurtheilten vielerlei schwerwiegende Actenstücke in der Centralstelle eingelaufen. Die „Presse“ druckte dies am gleichen Tage nach und fügte noch hinzu, es sei wohl keine Indiscretion, das laut zu verkünden, was ohnehin secret de Polichinelle sei, dass nämlich der genannte höhere Officier am Tage vorher einen feierlichen und förmlichen Besuch bei Rochefort in dessen Villa gemacht habe, eigens, um jene Mittheilungen in die „patriotische“ Presse zu lancieren. Man habe den Major sowohl beim Eintritt, wie beim Verlassen des Hauses gesehen und müsse aus seinem Vorgehen schließen, dass die obersten Militärbehörden eine derartige Mittheilung wünschten. Dass die Leitung des Großen Generalstabes, dass auch nur ein höherer Generalstabsofficier aus eigener Initiative ein verrufenstes, antigouvernamentales Lügen- und Schmähblatt wie den „Intransigeant“ zum Vertrauten, sozusagen zum halbamtlichen Sprachrohr gewählt haben sollte, erschien dermaßen absurd, dass man zunächst an alles andere, nur nicht an den wahren Sachverhalt zu glauben wagte. Erst mehrere Tage später erfuhr man des anscheinenden Räthsels höchst einfache Lösung: die Geschichte war — ausnahmsweise einmal — wahr gewesen; der genannte Officier war, und noch dazu im stillschweigenden Einverständnisse mit seinem directen Vorgesetzten, dem Generalstabschef Le Mouton de Boisdeffre, zu Rochefort gegangen, hatte ihm vertrauliche Mittheilungen über die Angelegenheit Dreyfus gemacht und war daraufhin, oder vielmehr, weil die Sache mit Namensnennung ruchbar geworden war, vom Kriegsminister Billot mit dreißig Tagen strengen Stubenarrests bedacht worden. — Ich habe diesen bereits in meinem ersten Artikel kurz berührten Vorfall hier nochmals und ausführlicher erwähnt, weil er wohl der einzige ist, bei dem sich ein papierener „Zeitungsofficier“ als wirklicher Officier von Fleisch und Blut entpuppt hat; alle übrigen „hochgestellten“ Gewährsmänner sind bis auf den heutigen Tag unentdeckt geblieben, und ebenso dürfte wohl der „coup de massue“, der Keulenschlag, ins Reich der Fabel zu verweisen sein, mit dem nach den fast eidlichen Versicherungen der Pariser „Patrie“ der Kriegsminister Billot alle diejenigen zu empfangen gedachte, die es wagen sollten, ihm eine Revision des Dreyfus-Processes vorzuschlagen. — Wie dieser seither zu einiger Berühmtheit gelangte Keulenschlag in der That ausgefallen ist, mag einer spätereren Untersuchung vorbehalten bleiben.

Paris. Poller.

Das Recht der Nationalsocialen zur politischen Parteibildung.

Eine Entgegnung.

In Nr. 166 und 167 dieser Zeitschrift hat Karl Jentsch zwei Artikel veröffentlicht: „Nationalsocial“ und „Darf ein Christ und guter Patriot Socialdemokrat sein?“, in denen er, in freundschaftlichster Form allerdings, uns Nationalsocialen das Recht einer besonderen politischen Existenz abspricht. Nicht bloß aus Liebe zu der Sache, an die ich meine Lebenskraft gesetzt habe, und die ich gerade auch vor den Lesern der „Zeit“ in bestes Licht gesetzt sehen möchte, will ich auf diese meiner Meinung nach unzutreffenden Ausführungen erwidern, sondern auch vor allem deshalb, weil die Darlegungen meines verehrten Gegners geschicktesten Anlass zur Erörterung des ganzen nationalsocialen und socialdemokratischen Problems, wie es in Deutschland besteht, geben.

Karl Jentsch führt hauptsächlich vier Gründe gegen uns ins Feuer, von denen ich, um nicht zu lang zu werden, nur den letzten, dem er seinen ganzen zweiten Artikel widmet, ausführlicher behandeln werde. Die drei ersten kann ich nur im Vorübergehen zurückweisen. Es ist das leicht genug.

Der erste Grund, den Jentsch vorbringt, ist die Elendigkeit, Unsittlichkeit und Unchristlichkeit unserer heutigen wirtschaftlichen und socialen Zustände. Ihnen gegenüber müsse der Christ sich reserviert halten, könne kein anderes Amt als das des „Propheten“ üben, der den herrschenden Classen die Wahrheit über diese Zustände ins Gesicht sagen und ihnen ihre christliche Maske herunterreißen müsse. Mit nichten genügt das meiner Meinung nach für den Chri-

sten. Vielmehr, hat er ein lebendiges Herz im Leib und einen weltüberwindenden Glauben in diesem Herzen, so kann er nicht „Prophet“ bleiben, so muss er hineinspringen in den Kampf der Gegenwart, um diese unchristlichen wirtschaftlichen Zustände zu „christianisieren“, zu bessern, zu veredeln, zu heiligen, ganz gleich, ob es gelingt oder nicht. Er muss es schon um seines Gewissens willen thun. Das ist das allein Natürliche und Selbstverständliche; und das haben die Nationalsocialen gethan.

Aber dagegen hat Jentsch dann wieder ein zweites Bedenken, das er gleich am Anfang seines ersten Artikels ausspricht: Christen, Prediger und Propheten dürften auch deshalb nicht Politiker werden, weil der politische Beruf selbst ein sittlich verrohendes, ja (man kann wohl ohne Uebertreibung der Worte Jentschs sagen), direct unsittliches Handwerk sei. Aber, gesetzt einmal den Fall, es sei so — was folgt daraus? Doch wieder nur das eine, dass es dann versittlicht, gehoben, geadelt werden muss. Und gerade nach Jentsch scheinen dazu Christen allein imstande zu sein — also müssen sie auch aus diesem Grunde als Christen, die es mit ihrem Christenthum ernst meinen und an seinen Sieg über die Welt glauben, gerade hinein in die Politik und nicht aus ihr heraus. Also auch dieser Grund zieht, wie ich meine, nicht.

Kommt der dritte: Eine Partei muss ein Programm haben, auf das sie ihre Anhänger eindrillt und einschwört; während das geschieht, wechselt die ökonomische Lage, bringt neue Aufgaben und veralten die Gedanken des Programmes; dies ebenso schnell dementsprechend abzuändern, ist aber aus Rücksicht auf die schwerfälligen Wählermassen unmöglich, und so muss der Parteiführer Gedanken, Grundsätze, Ziele verfolgen, an die er selbst nicht mehr glaubt: er wird unehrlich, oberflächlich, unwahr — was einem wahren Christen natürlich unerträglich ist; auch deshalb gehört er in keine Partei. Aber auch diesen Grund kann ich nicht als stichhaltig ansehen; denn gerade dies Bedenken ist leicht genug zu umgehen: man stellt einfach ein Programm auf, das nicht so schnell veraltet. Und das ist sehr möglich, wenn man nur die paar großen Grundgedanken, die stets nur eine Partei schaffen und tragen, in das Programm zusammenfasst, während man es den jährlichen Parteitagen, der Presse und den Schriftstellern der Partei, sowie eventuell ihren Fractionen in den Volksvertretungen überläst, von jenen Hauptgrundsätzen des Programmes aus zu den immer neu auftauchenden Einzelfragen und Einzelaufgaben des politischen Lebens schaffend Stellung zu nehmen. Jedenfalls haben wir Nationalsocialen mit unseren „Grundlinien“ diesen Weg eingeschlagen. Auf uns wenigstens kann also auch dieser dritte Grund Jentschs keine Anwendung finden.

Bleibt der vierte und letzte, auf den Jentsch offenbar auch das Hauptgewicht legt: Die Nationalsocialen werden, wenn sie überhaupt lebensfähig werden werden, nur einen ihrer eigenen Hauptzwecke, die Hebung des Arbeiterstandes, vereiteln. Denn dieser hat bereits eine ganz vortreffliche Organisation, die socialdemokratische Partei. Eine concurrierende Partei ins Leben rufen, heißt die Arbeiterschaft schwächen. Wer dieser helfen will, soll vielmehr Socialdemokrat werden. Den Beweis für diesen seinen vierten Gesichtspunkt gegen uns versucht er dadurch zu erbringen, dass er die Vortrefflichkeit der Socialdemokratie schildert, und zwar in einer Ueberschwenglichkeit, in einer Vorbehaltlosigkeit, in so glänzenden, optimistischen Farben, mit so enthusiastischem Vortrag, wie es kein Socialdemokrat besser und mehr vermag. Zu diesem Behufe nimmt er einen der landesüblichen Vorwürfe gegen die Socialdemokratie nach dem anderen vor, um sie alle als gänzlich unbegründet zu verwerfen, so dass schließlich nichts bleibt als die ideale Partei schlechthin, die Engelspartei, der jeder, erst recht jeder Nationalsociale zu Füßen oder in die Arme fallen müsse — warum freilich nicht auch Karl Jentsch? Selbst auf die Gefahr hin, in Oesterreich in den Geruch des Socialistenfressers zu gerathen, möchte ich, den man in Deutschland gerne als einen verkappten Socialdemokraten bezeichnet, ihm doch einiges dagegen sagen. Eine so ideale Partei ist die Socialdemokratie, wenigstens die reichsdeutsche, denn doch nicht. Wäre sie es, bei Gott ich wäre längst in ihren Reihen, mit aller Kraft für den Arbeiterstand und seine Emporentwickelung zu schaffen.

Ganz recht hat meiner Meinung nach Jentsch mit seiner Vertheidigung nur in einem Punkte. Die Socialdemokratie von heute ist wirklich nicht mehr revolutionär, revolutionär in dem einzig zulässigen, weil allein verständlichen Sinne des blutigen Aufruhrs und Barrikadenkampfes verstanden. Das war sie, das ist sie nicht mehr. Sie hat das Kunststück fertig gebracht, den Begriff des „Revolutionären“ zwar beizubehalten, aber umzuprägen, in den des „Evolutionären“, also seines Gegentheils. Wer heute noch die Socialdemokraten für Revolutionäre à la 1830 und 1848 hält, ist ein Angsthase. Die Socialdemokratie ist heute so weit „entwickelt“, dass sie vielleicht nicht einmal gegen einen Gewaltstreich von oben her mit gleicher Gewalt der Waffen antworten würde. Wenigstens kenne ich Aeußerungen führender Socialdemokraten, die dahin gehen, dass, selbst wenn das allgemeine Reichstagswahlrecht gewaltsam genommen würde, wohl nichts anders übrig bliebe, als sich auf einige Zeit auch damit still abzufinden. Also: revolutionär ist die Socialdemokratie heute nicht mehr. Darin hat Karl Jentsch ganz recht. Das ist es auch nicht, was uns Nationalsociale von dem Eintritt in die Socialdemokratie abhält.

Etwas anders liegt es schon mit dem zweiten Vorwurf gegen die Socialdemokratie, den Jentsch von ihr entrüstet zurückweist: dem Vorwurf des Atheismus, der Religions- und Christenthumsfeindlichkeit. Jentsch geht hier in der Abwehr der Gegner der Socialdemokratie so weit, dass er sie geradezu zu einer der Hauptträgerinnen, wenn nicht der Hauptträgerin des bisschen Christenthums machen möchte, das überhaupt noch in der Gegenwart vorhanden sei. Meines Erachtens verhaut sich — wenn ich dies Wort einmal gebrauchen darf — Jentsch hierin gänzlich. Zwar, soweit will ich ihm und muss ihm jeder rechtgeben: Die Socialdemokratie hat aufgehört, von Partei und Programm wegen in Atheismus und Antichristenthum zu machen und zu agitieren; Religion ist officiell im Programm als „Privatsache“ erklärt, und darnach wird officiell auch verfahren. Aber diese Wandlung ist doch wahrlich nicht auf einen plötzlichen Gesinnungswechsel der Parteigenossen, geschweige der Parteiführer zurückzuführen, auf eine plötzliche Bekehrung zum Glauben und zur Weltanschauung Jesu Christi, sondern auf die einfache, nüchterne, realpolitische Einsicht, die gerade nach Jentsch das Gegentheil einer religiösen Function ist, dass die Agitation für den demokratischen Socialismus auf dem Lande, diese nächste große Aufgabe der socialdemokratischen Partei, einfach unterbunden, ja unmöglich gemacht wird bei Beibehaltung des alten antichristlichen Princips und der antichristlichen Tendenz und Taktik. Dazu kam wohl auch die aufdämmernde Ahnung (aber nicht mehr als), dass das religiöse und christliche Lebensproblem doch nicht so schlank, so en passant gelöst oder beiseite geschoben werden kann, wie es der vulgäre Materialismus bramarbasierend den Un- und Viertelgebildeten bisher in die Ohren schrie. Und so kam der Satz und die Taktik: Religion ist Privatsache! ins socialdemokratische Programm hinein. Damit ist aber doch wahrlich noch lange kein Christenthum in die socialdemokratische Partei hineingekommen. Ich darf von mir sagen, dass ich die Gesinnungen eines großen Theils der deutschen socialdemokratischen Massen etwas kenne. Selbst ein Kind kleiner Leute, habe ich den größten Theil meiner Jugend bis ans Ende meiner Studentenzeit vorwiegend in Arbeiter- und Handwerkerkreisen verbracht, bin dann selbst Fabriksarbeiter und in letzter Zeit jahrelang Pastor einer großen, nach Tausenden zählenden Arbeitergemeinde gewesen. Alles andere habe ich bei den socialdemokratischen Massen eher gefunden, als viel Christenthum. Eher noch mehr Geld als Christenthum. Gute Menschen sind es zum Theil, Christen selten. Und wer dieser meiner Versicherung keinen Glauben schenken will, der lese doch nur bloß die Weihnachtsnummern der größeren deutschen socialdemokratischen Blätter — er wird schnell eines anderen belehrt werden. Vor mir liegt z. B. die Weihnachtsnummer einer der bestredigierten socialdemokratischen Tageszeitungen, der „Leipziger Volkszeitung“: es dreht sich einem das Herz im Leibe herum, wenn man sie durchliest. Sie bringt eine Weihnachtsbeilage. Und was enthält die? Das Weihnachtslied von Ludwig Pfau, mit dem Refrain:

Der Heiland ist noch nicht erstanden,
Der in die Welt die Freiheit bringt.

Sodann einen angeblich wissenschaftlich-religionsgeschichtlichen Aufsatz: „Die deutsche Weihnacht“, in dem, wie alljährlich in socialdemokratischen Blättern, der Nachweis versucht wird, dass die Weihnacht eigentlich gar kein christliches, sondern ein heidnisches Fest nicht nur ursprünglich gewesen ist (das ließe man sich, obgleich es auch so nicht, höchstens halb, richtig ist, noch gefallen), sondern auch heute noch ist! Dann folgt ein Feuilleton: „Christnachtspuk“, worin die deutsche Expedition nach China jämmerlich verspottet wird, während den Russen und Engländern Complimente gesagt werden. Sodann steht da (aus der „Jugend“ übernommen) „der versunkenen Glocke sechster Act“, worin Rautendelein, jetzt des Nickelmanns Ehegemahl, dem Waldschrat ein Stelldichein allerintimster Art gibt. Weiters eine Weihnachtsgeschichte von Maupassant, in der der „Held“ am heiligen Abend auf die Straße geht, sich von dort ein recht dickes Mädchen (er liebt solche „Dicken“) zur Nachtfreude holt, die dann in der Nacht in seinem Bette ihm die Ueberraschung bereitet, ein Kind („Christkind“) zur Welt zu bringen! Das Ganze schließt mit einem kurzen grimmigen Gedicht, „Lustige Weihnacht“ überschrieben, worin der Dichter den kalten Nordsturm höhnt, dass er seinem Weib und Kindern nichts mehr anhaben könne, weil sie schon — der Hunger geholt und ins warme Grabbett gebracht habe! Wo steckt in alledem auch nur ein Funken von Christenthum und christlicher Weihnacht? Das heißt nicht einmal ein rein menschenfreundliches Weihnachten bereiten! Das heißt vielmehr, den Proletariern, die sonst genug Noth, Entbehrung, Grimm, Erbitterung und Häsliches erleben, auch an den paar Fest- und Mußetagen im Jahre, auch an Weihnachten, wo sie sich daheim „bei Muttern“ und bei den Kindern, so dürftig es hergehen mag, doch noch ein wenig als Menschen fühlen und sich wenigstens etwas wohlig dehnen — ihnen auch diese paar Tage vergällen mit Grimm und Bitterkeit und häslichen unsittlichen Bildern. Das ist grausam, nicht christlich. Und wenn man sagt, das sei eben auch der Beruf der Socialdemokratie, die Wahrheit über die heutigen Zustände dem Volke zu sagen, so antworte ich einmal: Was hat z. B. die Rauten-

deleingeschichte, was noch mehr die cynische Geschichte von Maupassant mit jener Wahrheit zu thun? Und ich antworte zweitens: Man soll die bitterste Wahrheit und Aufklärung dem Volke bringen an allen Tagen des Jahres; nur nicht auch an den paar Sonn- und Festtagen, die es hat, an denen es sich noch freuen kann. Wäre man in den socialdemokratischen Redactionen selbst auch nur in dem Sinne der, wie Jentsch meint, unchristlichen bürgerlichen Gesellschaft Christ zu Weihnachten, so würde man wenigstens an solchen Tagen wie diese handeln und anderen, d. h. hier dem Volke, durch Verschonung mit solchen häſslichen und harten Sachen eine Weihnachtsfreude machen. Also, Herr Jentsch, wo bleibt hier das Christenthum? Aber Herr Jentsch meint es vielleicht in ganz anderem Sinne. An ihren Thaten, so meint er, erkennt man das Christenthum der Socialdemokratie. Sie hat das Christenthum der That und der Hilfe, die übrige Gesellschaft nur das der schönen Worte. Aber wie in aller Welt kann Jentsch das Streben nach Emancipation des vierten Standes so ohne Weiteres mit Christenthum identificieren? Jentsch ist doch früher Theologe gewesen, genau wie ich. Weiß er nicht, daſs das, was die Socialdemokratie zu socialer Emancipationsarbeit treibt, das einfache Classeninteresse, der nackte Classenegoismus ist, genau dasselbe also, dem die bürgerliche Classe huldigt, der Jentsch eben deshalb jedes rechte Christenthum abspricht? Nein, nein. Es ist ein gänzlicher Irrthum, wenn Jentsch behauptet, daſs „die Socialdemokratie gut christlich sei.“ Wohl gibt es auch unter ihren Anhängern eine ganze Anzahl (wie in den übrigen Schichten der Gesellschaft) christlich gerichtete und christlich überzeugte Persönlichkeiten. Aber die sind erstens eine sehr kleine Minorität, und zweitens halten sie sich ganz in der Stille. Sie müssen es, um sich nicht lächerlich machen zu lassen, denn die allgemeine Stimmung der socialdemokratischen Parteikreise ist gegen Kirche und Geistliche, gegen Religion und Christenthum. Sie hat direct „einen anderen Geist“, den Geist der materialistischen Weltbetrachtung, der das Gegentheil ist von dem der überlieferten, christlich geschichtlichen Weltanschauung. Wer in der Luft der einen lebt, ist für die andere verloren. Es sind zwei Welten, die sich nicht vertragen. Weil ich aus Ueberzeugung Christ zu sein mich bemühe, darum schon kann ich als Nationalsocialer nicht Socialdemokrat sein.

Ganz ähnlich liegt es mit dem dritten Charakterzug, den Jentsch an den Socialdemokraten vertheidigt: daſs sie Utopisten seien. Er findet daran nichts Schlimmes. Ich, in der Form, wie er es auffaſst, auch nicht. Er meint sogar, jeder Mensch und jede Organisation, die die Welt oder sich einen Ruck vorwärts bringen wollen, müssen ein Ziel verfolgen, das so, wie es vorschwebt, wahrscheinlich nie verwirklicht werden kann, also utopisch ist. Das meine ich auch. Und in diesem Sinne sind wir Nationalsociale mit vollem Bewuſstsein und Stolz auch Utopisten. Andererseits aber genügt doch dieser Utopismus, oder um mich einmal anders auszudrücken, das bloße Aufstellen eines Ideals, das bloße Sich und Andere dafür begeistern nicht, um es zu erreichen. Man muſs auch die Wege überlegen, aufsuchen und gehen, auf denen es verwirklicht werden kann. Und hier wiederum versagt die Socialdemokratie. Sie ist nur Utopismus, sie hat nichts als ein Ideal: die socialistische Gesellschaft, die socialistische Besitz- und Productionsform, und damit die Erlösung der Arbeiterclasse. Aber wo lehrt sie den Weg dahin? Marx lehrt, daſs die capitalistische Aera sich weiter bis zu ihrem Gipfel entwickeln werde, und dann auf dem Gipfel solle das Proletariat beispringen, die Dictatur an sich reißen, die socialistische Gesellschaft, vorbereitet wie sie nun sei, proclamieren. Das heißt doch aber nichts anderes, als die Dinge gehen lassen wie sie gehen — wer sagt mir, daſs sie so gehen, wie es Marx prophezeit hat? Schon jetzt zeigt sich, daſs sie vielfach anders gehen. Wenigstens in einzelnen Ländern. So in Deutschland mit der Agrarfrage. Dies ruhige Zusehen der Socialdemokratie, dies Warten auf die Verwirklichung ihres Ideals ohne Zuthun, führt möglicherweise zu einer Verewigung, jedenfalls einer Verlängerung der capitalistischen Ordnung, ist selbst noch ein starkes Stück Manchesterthum, das diese capitalistische Ordnung zusammenhält. Da machen wir Nationalsociale wieder nicht mit. Wir wollen nicht warten, gerade im Interesse der Arbeiterschaft. Auch wir wollen die Emancipation des „vierten Standes“, die Emporentwickelung der Arbeiterclasse. Aber wir wollen heute schon damit anfangen. Alles in der Welt ist Entwickelung. Auch diese Emancipation wird Entwickelung sein, wird sich schrittweise vollziehen. So wollen wir die ersten Schritte dazu jetzt schon thun, dann die nächsten und so fort, durch allmähliche Reformen, bis das Ziel erreicht ist. Daſs und wie diese ersten Schritte heute schon möglich sind, kann hier in diesem Zusammenhang nicht des Breiteren bewiesen werden, liegt aber schon im Gesetz der nie rastenden Entwickelung und in der Thatsache der Macht des menschlichen Willens über sie. Also wir Nationalsociale wollen in dieser Beziehung einen Fortschritt über die Grundgedanken der heutigen Socialdemokratie hinaus herbeiführen. Marx hat den Socialismus von der Utopie zur Wissenschaft entwickelt. Wir Nationalsociale möchten ihn von der reinen Wissenschaft in die Praxis einführen, auf die einzelnen Gebiete und Aufgaben des wirtschaftlichen Lebens schon jetzt anwenden. Um ein Bild zu gebrauchen: wir möchten den riesigen Baum und Stamm des Socialismus, den Marx gefällt hat, nun allmählich in Stücke und Klötze und Klaftern zerschlagen und austheilen, und so in jeder Form und Beziehung für die menschliche Gesellschaft verwerten und nutzbar machen. Und weil wir das innerhalb der Socialdemokratie von heute nicht können, da sie an den marxistischen Dogmen festhält, so müssen wir es außerhalb ihrer thun.

Endlich nimmt Jentsch die Socialdemokratie vor dem Vorwurf des Internationalismus, der Staatsfeindschaft und Vaterlandlosigkeit in Schutz. Was den Internationalismus anlangt, so gebe ich ihm wieder völlig recht: dieser ist gegenwärtig eine vollendete Thatsache für alle Gebiete des menschlichen Lebens, ja fast für alle Menschen schon. International im gewissen Umfang sind wir alle. Und daſs es auch die Socialdemokratie ist, ist nur natürlich. Das machen auch wir ihr nicht zum Vorwurf. Was wir ihr vorwerfen, ist, daſs sie es ausschließlich ist, daſs der Internationalismus für sie geradezu Princip ist. Ich begreife nicht, wie das Jentsch übersehen kann. Und darum begreife ich auch nicht, daſs er leugnen kann, sie sei staatsfeindlich und antinational. Das ist richtig: es fängt auch in diesem Punkte eine leise Wandlung mit der Socialdemokratie an. Aber das sind erst die allerersten Ansätze, von denen man noch lange nicht weiß, ob sie Dauer haben werden. Thatsache ist, daſs die Socialdemokratie bis heute Gegnerin des „Staates“, des „Classenstaates“, Gegnerin des nationalen Gedankens ist. Was die Staatsfeindschaft anlangt, so entschuldigt Jentsch sie eigentlich immer nur damit, daſs er selbst vom Staate nicht sehr hoch denkt und zum anderen, daſs diese Feindschaft der Socialdemokraten gegen den Staat eigentlich nur eine „Aenderung“ desselben bedeute. Nein: sie wollen (das sagen sie deutlich genug) eine Abschaffung des Staates und die Schaffung der weltumspannenden socialistischen Gesellschaft. Und was den ersten Grund anlangt, so ist denn eben Jentsch mit seiner Geringschätzung des Staates in gleichem Irrthum wie die Socialdemokratie: sie sind beide in — wie die Socialdemokratie selbst sich ausdrücken würde — reactionären Auffassungen aus der Mitte unseres Jahrhunderts stecken geblieben. Denn diese Auffassung vom Staat ist diejenige des alten manchesterlichen Liberalismus von den rein nachtwächterlichen Functionen des Staates. Gerade aber gegenüber den immer schärfer sich zuspitzenden Classengegensätzen und der entsprechenden Auseinandersplitterung der Gesellschaft hat der Staat, als die einzige letzte Einheit über allen, ganz andere, größere Functionen und Aufgaben zu erfüllen und ist gerade von modernem Standpunkte aus, als letzte alles zusammenfassende Einheit, ganz anders zu fassen, zu schätzen und zu behandeln. Was endlich die antinationale Haltung der Socialdemokraten anlangt, so ist sie theilweise wenigstens psychologisch zu erklären: sie sind die geistigen Söhne des alten Weltverbrüderungsschwärmers Liebknecht aus dem Jahre 1848; so schwärmen sie auch heute noch weiter davon, obgleich 1848 längst vorbei ist, obgleich die Sechziger-, Siebziger-, Achtzigerjahre den Nationen Europas stärksten nationalen Zusammenschluſs und strengen Abschluſs gegen die benachbarten Nationen gebracht haben; das übersehen sie, die guten Socialdemokraten, sie leben noch heute in dieser Beziehung in den Anschauungen aus der Mitte des Jahrhunderts, die doch längst durch die Thatsachen überwunden sind; sie sind auch in diesem Punkte alt, senil, reactionär geworden. Eine weitere Entschuldigung für die antinationale Haltung der Socialdemokratie könnte man noch darin finden, daſs es den Massen in ihrem Vaterlande ja gar nicht zum besten geht, sie also dies Vaterland gar nicht lieben können und das führt ja auch Jentsch an, und das ist ja auch eine häufig gegebene Erklärung. Allerdings nur theilweise richtig, denn selbst Socialdemokraten haben die Ansicht von der Verelendung der Massen aufgegeben, geben den wachsenden Wohlstand der Masse, wenigstens für Deutschland, theilweise zu. Und dann muſs man doch sagen: gerade der Drang, das Elend zu beseitigen, sich zu helfen, wirklich zu helfen, müſste die Massen und erst recht ihre Führer zum nationalen Standpunkt geradezu gezwungen haben und immer mehr zwingen. Wir können helfen durch sociale Reformen, die wir herbeiführen, gerade nur im Rahmen des Staates und der Nation, der wir angehören, in der wir Bürgerrecht, Wahlrecht, Versammlungs- und Vereinsrecht, mehr oder minder beschränkt freilich, haben, in der wir Beziehungen, Erfahrung, Urtheil, Einfluſs haben, in der wir durch unsere Sprache u. s. w. uns Geltung verschaffen können. Wir können da wenigstens zuerst, und müssen da zuerst Hand anlegen, Reformen durchsetzen. Also gerade um den Massen zu helfen, muſs man stark national sein. Und die Reformen selber wieder sind auch nur durchführbar in einem gesunden, aufstrebenden, starken Staate, der Ueberschuſs an Kräften hat, der an seinem socialen Gesellschaftskörper socialoperative Eingriffe zugunsten der Kleinen ertragen kann. Man muſs darum alle Kraft daran setzen, den Staat gesund, stark und mächtig nach außen zu halten, ihn zu schützen, seiner Industrie alle Absatzgebiete zu wahren, neue zu schaffen, um dann im Innern die socialen Verschiebungen und Umschichtungen im Interesse der Schwächeren vornehmen zu können. Sociale Reformen sind also geradezu abhängig von der Erhaltung und Wahrung der Macht und Stärke der Nation nach außen. Das Eintreten dafür, nationale Haltung also, ist auch unter diesem Gesichtspunkte die unerläſsliche Vorbedingung zur Erreichung unseres Zieles: sociale Emancipation der Arbeiterclasse. Die Socialdemokratie von heute verschließt sich noch gänzlich dieser Anschauung, ist heute noch durch und

durch antinational; sie hemmt, wie durch andere Dinge, die sie vertritt, so auch dadurch, gerade die Herbeiführung des Ideals, das sie sich gesteckt hat und schädigt die Arbeiterinteressen: da können wir Nationalsociale abermals nicht mit, und darum gehen wir unsere eigenen Wege.

Aus dem Vorstehenden geht also deutlich hervor, einmal dass die Socialdemokratie keineswegs die reine, tadellose, ideale Partei ist, als die sie Jentsch preist, und zweitens, dass wir Nationalsocialen gerade der Arbeiterclasse zu nützen glauben, indem wir als Partei auf den Plan treten. Die Socialdemokratie hat ihre große geschichtliche Bedeutung, ihre ungeheueren Verdienste um die Arbeiterclasse, die ich am wenigsten ihr absprechen. Sie hat ihr eine neue Welt gebracht; sie hat sie aus ihrem dumpfen Schlafe erweckt zu politischem Denken; sie hat ihr ein großes, ökonomisches Ziel und starkes, sociales Selbstbewusstsein gegeben; sie hat sie in ein großes Heer organisiert und energische Führer und Feldherren an die Spitze dieses Heeres gestellt — sie hat damit die 35 Jahre hindurch, die sie in Deutschland nun beinahe besteht, eine ungeheuere Arbeit geleistet. Aber es ist kein Wunder, dass bei ihr nun, nach dieser Kraftleistung, die Gegenwirkung kommt, eine Art Erschlaffung, Ruhe, Stillstand eintritt, ein Halt im Vorwärtsschreiten. Sie — und ihre Führer geben das bereitwillig zu — macht jetzt halt in der Schöpfung neuer Ideen: man lebt bereits vom Vätererbtheil; die heutigen sogenannten wissenschaftlichen Geister der Socialdemokratie sind keine Originale mehr, sondern Klein- und Nacharbeiter der Großen vor ihnen: Marx, Engels, Lassalle u. s. w. Sie macht jetzt halt auch in der Gewinnung neuer, genialer, führender Köpfe. Wo ist in der jungen Generation eine Erscheinung wie Auer, Bebel, Liebknecht? Hier wollen wir Nationalsocialen einspringen, mit frischen Kräften, mit der Bildung und Weltanschauung der gegenwärtigsten Gegenwart erfüllt, hier wollen wir einsetzen, wo die alte Socialdemokratie halt gemacht, das fort- und in die Praxis einführen, was sie als Ideal aufgestellt und gepredigt, wofür sie die Massen geworben hat: Emporentwickelung der Arbeiterschaft in Stadt und Land. Wir zersplittern und lähmen damit ihre Kräfte gar nicht. Nicht so schnell gehen die socialdemokratischen Massen zu uns über. Unsere Anhänger kommen uns aus den Kreisen der vermögenslosen Gebildeten, der Bauern und Handwerker zu, der kleinen Beamten und Kaufleute, der noch nicht für die Socialdemokratie eingenommenen Landarbeiter und aus kleinen Gruppen der am besten situirten und organisierten Industriearbeiter, die schon das Gefühl für die oben von mir geschilderte gegenwärtige Situation ihrer bisherigen, der socialdemokratischen Partei haben und darüber hinaus weiter wollen zur That, zur Einführung des Socialismus in die socialpolitische Praxis durch gründliche Reformen von Fall zu Fall. So stärken wir eher die große, welterfüllende Bewegung des Socialismus. So glauben wir als Vertreter ihrer jüngsten Entwickelungsstufe ein Recht zu haben zu eigener selbständiger politischer Existenz als — Nationalsociale.

Leipzig, Weihnachten 1897. **Paul Göhre.**

Vom schwedischen Volksgeist.

Von Verner von Heidenstam (Stockholm).

II.

Bekundet nun diese Jagd nach Modernem einen Mangel an Widerstandskraft, so ist sie doch, wie angedeutet wurde, mit den besten Eigenschaften des schwedischen Volkscharakters so innig zusammengewachsen, dass nicht einmal die eingehendste Forschung zur Genüge Schatten und Licht zu unterscheiden vermöchte. Eine Nation, welche durch ihre Regenten, ihre langwierigen Kriege und durch Emigranten jahrhundertelang in so lebhafter Berührung mit dem Auslande gestanden hat, kann nicht viele Sonderzüge bewahren, und gleichwohl war die Widerstandskraft offenbar größer, als man anfänglich glauben könnte. Wie schnell die Ursprünglichkeit sich vermischt, zeigen uns am nächsten die Norweger, welche allerdings durch ihren Conservatismus und ihre abgesonderte Lage kürzlich zu einem ihnen günstigen Zeitpunkte eine nationale Literatur geschaffen haben, bei welchen jedoch bereits die Berührung mit dem Auslande eine merkbare Verdünnung und Ermattung bewirkt.

Wie oft bezeichnet man nicht die Schweden als stillstehend und conservativ! Dieser Irrthum erklärt sich am naheliegendsten aus ihrer Zurückgezogenheit und Schweigsamkeit. Die Schweden fürchten nationale Oeffentlichkeit ebenso wie ein gebildeter Privatmann, der wohl allerlei denken mag, aber sich scheut, es auf dem Markte zu predigen. Auch die Zeitungen sind keineswegs ein Ausdruck für die wirklichen Ansichten der Gebildeten. Frage unter vier Augen bei Tische unsere Staatsmänner, unsere Gelehrten, unsere Künstler und Talente aller Richtungen, und die Antwort wird einen ganz anderen Klang von Skepsis und vorurtheilsloser Auffassung haben, als wenn sie in der Oeffentlichkeit gegeben würde. Die hohe Aufklärung der Schweden ist nicht öffentlich, allein sie ist ein öffentliches Geheimnis. Dies bringt einen Nihilismus und eine demoralisierende Doppelsinnigkeit mit sich, welche an Zustände in despotisch regierten Ländern erinnern und in Gleichgiltigkeit enden. Jedermann weiß, dass der öffentliche Ausspruch über eine Frage, ein neues Buch oder ein Begebnis wenig mit dem zu schaffen hat, was man im Grunde denkt. Alles ist gleich gut und gleich schlecht, und nur das Ausland hat Rang. Wieder sehen wir hier einen aristokratischen Zug, und wieder sehen wir, wie leicht ein solcher zu einer Schwäche verblasst, welche der kleinlichsten Selbstsucht und Feigheit Spielraum lässt. Dieses bald tadelnswerte, bald weltkluge und überlegene Schweigen muss uns mehr als alles andere für jüngere Nationen schwer begreiflich machen.

Kein Missgriff kann gröber sein, als der, sich die Schweden als prahlerische Zungendrescher vorzustellen. Allerdings lärmen auch in Stockholm großmäulige Chauvinisten, doch nicht unter den geistig Vorgeschrittenen, wie bei vielen andern Völkern, sondern unter den Nullen. Willst du eine recht altmodisch patriotische Gasconade hören, so reise in die großen Culturländer! Selbst unter den fliegenden Fahnen ihrer großen Zeiten kennzeichnet die Schweden eine gewisse zurückgezogene, schamhafte Schweigsamkeit. Sie drückt ihren Stempel auf unser Leben und auf unsere nationalen Feste, welche, mangels poetischer Kühnheit, zu bureaukratisch und phantasielos in ihren Anordnungen werden und dadurch ihre Wirkung verfehlen. Wir sind zu schüchtern, als dass einer unter uns mit Handlungen und Vorschlägen aufzutreten wagte, die als ein persönliches Jagen nach Aufmerksamkeit gedeutet werden könnten. Daher wird alles so trocken und formell. Als Hugo beerdigt wurde, stand nachts sein Sarg unter dem Napoleon'schen Triumphbogen, umgeben von brennenden Feuerbecken. Wir dagegen wagten kürzlich nicht einmal, einem unserer entschlummerten Dichter eine Gruft in Djurholms Waldungen oder in unserer Stadt zu errichten. Welche Schwierigkeit wäre es gewesen, hunderttausend Kronen zu sammeln und unter den Linden in Humlegarden sein Mausoleum zu bauen! Warum thaten wir es nicht? Weil wir uns dessen schämten. Dieselbe Scheu breitet sich über unsere Politik und unsere Reformen. Unser Eifer nach Modernem lässt es nicht zu, dass irgend ein Gefühl uns an das Alte und Eingebürgerte binde, andererseits aber fühlen wir uns durch unsere Scheu, zuweilen auch durch unsere Erfahrung und Skepsis zurückgehalten, und es hängt direct mit unserer zuvorkommenden Höflichkeit zusammen, dass wir einander nicht gerne unnöthig die Köpfe abstoßen und der Mann der Reformen immer erst in elfter Stunde vortritt. So war es von Engelbrekts Zeiten bis zum heutigen Tage, und diese Langsamkeit, welche Pflichttreue und Ehrgefühl, aber auch Selbstsucht und fröhlichem Gleichmuth soviel Raum lässt, ist nur scheinbar conservativ.

Ebensowenig sind die Schweden königstreu gesinnt. Sie halten an einer monarchischen Staatsverfassung fest, weil sie ihnen bis auf weiteres am zweckdienlichsten scheint, aber sie haben nicht jenes Gefühl für „Legitimität", welches wohl als richtiges Kennzeichen eines monarchischen Geistes betrachtet werden muss. Die Staatsumwälzung 1809 wurde mit größter Ruhe angesehen, und nicht lange nachher wählte man ohne Bedenken einen ausländischen Revolutionsgeneral zum Könige. Unter der Reichsverweserschaft der Sture hatten wir Republik, und nach dem nächtlichen Schusse zu Fredrikshald pochte wiederum die Republik an die Reichspforte. Die Hingebung, welche viele schwedische Könige zu wecken vermocht, wurde offenbar mehr durch ihre persönlichen Eigenschaften als durch den Glanz der Krone hervorgerufen, und ein geistig und körperlich untergeordneter Fürst würde noch heutigentags demselben Unwillen begegnen, wie seinerzeit Kristoffer von Bayern.

Mit größerem Fug und Recht kann man die Schweden ein Beamtenvolk nennen, denn schon frühzeitig hob der Beamte sein Haupt hoch und sammelte die Macht an seinem Tische. Sogar in den Gebieten rein geistiger Aufgaben, wie in Forschung, Wissenschaft und Kunst bringt ein Beamtentitel noch heutzutage eine gewisse unantastbare Autorität mit sich, als sei das Genie ein verleihbares Privilegium. Was ist denn ein Beamter? Gewöhnlich eine Person, die eine Anstellung braucht, um leben zu können, folglich also nichts Merkwürdiges. Immerhin kann der Selbstdisciplin und Maßhaltung, zu welcher er genöthigt wird, unmöglich eine civilisatorische Bedeutung abgesprochen werden. Selbst im östlichen Reiche, wo er, nicht mehr von dem Verantwortungsgefühl und der in der Regel unbestechlichen Rechtschaffenheit des Skandinaviers geleitet, zum Blutsauger wird, erfüllt er eine culturelle Aufgabe, die die Mitwelt meistentheils unterschätzt. Die schwedische Beamtenmacht war zweifellos die natürlichste und für die Nation nützlichste Brücke von dem Verflossenen zum Kommenden. Willst du dagegen wirklich altmodische und glorwürdige Beamte in Perrücke und Talar sehen, suche sie nicht mehr in dem modernen Schweden, sondern in den großen Culturländern!

*

Wenn die Geschichte dereinst die infolge verschiedener innerer Verhältnisse zwischen die beiden Brudervölker eingedrungenen Divergenzen, welche keine Unionsform hintanzuhalten vermochte, prüfen wird, so wird sie sicherlich nicht nur einräumen, dass der Staatschef eine Gewandtheit entwickelt hat, welche die Zeitgenossen vielleicht nicht zur Genüge zu würdigen verstanden, sondern sie wird auch zugestehen, dass selten zwei Völker, all den vielen verflossenen Worten zu Trotz, in einer Fehde einander mit soviel innerer Achtung und so reinem Schild begegnet sind. Die aristokratische Gesinnung der Schweden ist nicht, wie die der Norweger, mit der demokratischen der Zeit zusammengetroffen, doch darf dieser bloß zufällige Umstand nicht als Vorzeichen einer erlöschenden Lebenskraft gedeutet werden. Schweden hat seine deutsche Zeitperiode gehabt und seine französische, die halb amerikanische, jedoch,

welche in der letzten Hälfte des Jahrhunderts über die Welt gegangen, kann in einem so entgegengesetzten Volksgeiste nur eine Distelernte erzeugen.

Der lange Friede hat die kriegerischen Schweden in Kaufleute verwandelt, deren Ziel der Wohlstand ist. Wohlstand ist bürgerlicher Epikuräismus. Immer mehr entwickeln sich die Zeitungen zu Geschäftsunternehmungen, die in politischen Conjuncturen speculieren. Die berühmten Ritterhausreden, in ihrem rhetorischen Pomp getragen von der schwedischen Liebe zum Großartigen und Erhabenen, sind verstummt. Der Adel ist eine Bürgerclasse geworden, bei der der Luxus kein Verlangen mehr nach intellectuellen Genüssen mit sich bringt. Schweden ist einem Materialismus anheimgefallen, welcher, allen Ideeninhalts und jedes anderen Gefühls als des Eigennutzes bar, unsere Autorität und unseren letzten Ueberrest an Selbstgefühl untergräbt. Einer solchen Zeit wird es zur Lebensbedingung, an dem Verfall des Nationalcharakters und der angestammten Cultur zu arbeiten. Der Materialismus sucht bei den lateinischen Völkern ein Gegengewicht in dem Schönen, bei den germanischen und angelsächsischen in Frömmelei. Auch in Amerika sehen wir, dass die rücksichtslosesten Anführer des Geldmarktes Pietisten sind. Weder Krieg noch Alleinherrschaft, noch die Subsidien der Freiheitszeit haben einen derartigen Angriff gegen unseren Volksgeist und unsere culturellen Traditionen gewagt, als der Erwerbsdunst und die Frömmelei der letzten Decennien.

Schweden hat seine Scham vor der Zukunft verloren. Doch es kommt ein Tag, wo die hinterlassenen Zeitungsballen erbrochen werden und die Geschichte zu Gericht sitzt, und dann wird vielleicht manch einer der Herrensöhne keine Veranlassung finden, mit Stolz auf seine Familie zurückzuweisen.

Seit der Heidenzeit hatten die Schweden einen Hang zur Religiosität, obzwar die Reformation bei ihnen, sowie bei ihren Stammverwandten zunächst von sittlicher und politischer Natur war. Selbst die in Schwedens Annalen am meisten hervorgehobenen religiösen Persönlichkeiten, wie Birgitta, die Brüder Petri und Svedenborg, tragen alle den schwedischen Zug maßvoller Culturmenschen, und die hereingekommenen rohen Bilderstürmer jagte man aus dem Lande. Ein Knox oder ein Calvin hätte mit seinem finsteren Fanatismus die Schweden nie gewinnen können. Die moderne Frömmelei ist daher in keiner Hinsicht jener „ungeheuchelten Gottesfurcht“ unserer Väter an die Seite zu stellen, welche gerne neben der Bibel eine philosophische Arbeit sah und selbst in Fällen wirklicher Bigotterie, wie unter den unglücklichen Kriegsgefangenen in Russland, zumindest keinen Standpunkt wählte, welcher allzuweit von dem dazumal von dem Vaterlande erreichten allgemeinen Bildungsgrade entfernt gewesen. Gedenken wir auch des Unwillens und der Strenge, mit der Karl XI. und sein ruhmreicher Sohn von erster Stunde an der pietistischen Bewegung begegneten; letzterer war ja am Ende seines wechselvollen Lebens auf gutem Wege, ein Zweifler zu werden. Am Grunde des Protestantismus liegt ein schwerer Holzhammer, der, von der Hand des Sectierers gegen höhere, culturelle Traditionen geschwungen, sich als recht zweckdienlich erwiesen hat; doch nur selten haben die Aufgeklärten sich herbeigelassen, ihn zu ergreifen. Der Hammer passt schlecht in die Tatzen des schwedischen Löwen. Es ist möglich, dass ein Genie katholisch ist, pietistisch niemals, und die ritterliche, aristokratische Farbe des schwedischen Innen- und Außenlebens kann niemals verschmelzen mit einer Anschauung, welche sich für das Bauernvolk der norwegischen Gebirgsthäler oder für die Farmer des Westens eignet. Darum ist die moderne Frömmelei bei den Gebildeten ein Abfall vom schwedischen Volksgeist.

Eine Zeit, wie die eben beschriebene, kann die Kunst nur mit demselben Misstrauen betrachten, mit dem das Freudenmädchen sich nach dem Priester umsieht. Die Gegenwart bei uns ist nicht ohne Aehnlichkeit mit jener griesgrämigen Periode, welche in England das Zeitalter Shakespeares und Elisabeths ablöste. Statt an der Hebung des Geschmackes zu arbeiten, sinkt gar manche Zeitung unter das Niveau des Publicums und hält jenen Groll gegen die einheimische Kunst in Athem, der, während der Zwiste der Achtzigerjahre heraufbeschworen, lange nach deren Erlöschen als eine Gewohnheit noch weiterlebt. Will sich heutzutage jemand mit den ungereimtesten Beschuldigungen auf ein Kunstwerk stürzen, so kann er jederzeit auf ein dankbares Gefolge rechnen. Dass die Wissenschaft verhältnismäßig geschützt, wenn auch lange nicht nach Gebür gewürdigt dasteht, beruht ausschließlich auf ihrer amtsmäßigeren Stellung. Allerdings hat die schwedische Akademie durch Denkmünzen und Grabsteine und durch ihre ganze Stellung der Literatur eine unerlässliche staatliche Bekräftigung gegeben und sich hiedurch als wirklich anerkennenswerte Stütze erwiesen, welche Zeugnis ablegt für des Stifters Einblick in schwedischen Geist. Dieselbe Bestätigung hat die Kunstakademie den bildenden Künsten verliehen. Und doch offenbart sich gegen alle ästhetischen Schöpfungen ein schadenfroher Hass, der zu pöbelartiger Gleichgiltigkeit gegen jedes tiefere Seelenleben ausartet. Polemische Dichter sind ja allerorts auf Widerstand gestoßen. Garborg ruft mitten im literarischen Norwegen, er vermöge nirgend anders zu leben, als droben in einer Berghütte nahe der Schneegrenze, und Christiania wird von den Schriftstellern in Farben geschildert, die keine Reiselust wecken können. Björnson und Ibsen waren genöthigt, lange Jahre ihres Lebens in fremdem Lande zu verbringen. Shelley, Byron und Heine starben im Exil. Ein ernsterer Einblick in die Geheimnisse der germanischen und angelsächsischen Gemüther kann sogar gewisse sympathische Gründe für diesen jungfräulichen und bis zur Ueberängstlichkeit gesteigerten Unwillen gegen gewaltthätigere Kunst ergeben. Allein dies alles reicht nicht hin, um die gegenwärtigen Verhältnisse in Schweden zu erklären. Eine solche Unbelesenheit, eine derartige Vorliebe für das Mittelmäßige, wie bei unseren gebildeten Classen, findet man höchstens in dem großen Culturland Deutschland wieder, dem Congo unserer Autoren. Vielleicht gibt es auch Aehnliches in vielen Kreisen der anderen großen Culturländer, sicherlich jedoch nicht bei einem unserer Nachbarvölker. Bücher und Bilder können nicht genug geistesarm, platt und populär sein, um die Auffassungsgabe des schwedischen Publicums nicht zu übersteigen und ein Pietistenlied, von Negern gesungen, bezeichnet für die aristokratischen Schweden nunmehr die Höhe der Kunstgenüsse. Hätte eine junger unbekannter Schwede die „Walküre“ componiert, so wäre er unfehlbar im Elend umgekommen, wofern nicht das Ausland sich seiner erbarmt oder er selbst Vermögen besessen hätte. Unsere großen classischen Dichter liegen vergessen. Bellman lebt nur in seinen Melodien, und neuere Literatur und Kunst betrachtet man als ein, nicht strafbares, Verbrechen. Es gibt kaum etwas, das klarer als dies bekunden würde, mit welch schwindelnder Schnelligkeit die Schweden sich infolge ihres Mangels an Conservatismus unter die importierte Verehrung der materiellen „Interessen“ gebeugt haben, und wie instinctiv diese „Interessen“ ein Wiedererwachen der nationalen Selbstgefühles fürchten. Die Gegenwart hat ihr nächstes Vorbild in der Freiheitszeit, aber wie diese einem wiedererwachten Selbstgefühl zum Opfer fiel, so wird auch unsere Zeit dereinst derselben corrigierenden Macht unterliegen.

Unwillkürlich drängt sich indessen heutigentags die Frage hervor: Fehlt es den Schweden an ästhetischem Sinn? Dass ihre außergewöhnliche Leichtfertigkeit in Rede und Scherz von altersher ihr natürliches Gegengewicht in der Liebe zum Sentimentalen, soweit es Dichtung und Bild betrifft, gefunden hat, beweist nichts; wohl aber findet sich die Voraussetzung des ästhetischen Sinnes in jener vorzeitlichen Einbildungskraft, die die Seele ihrer Geschichte gewesen. Sobald die Gustavianer das Selbstgefühl der Nation wiedererweckt hatten, schlug aufs neue in lichten Flammen die Einbildungskraft hervor. Eine Einbildungskraft aber, die ihren Kraftvorrath in Thaten entleert, sucht keine anderen Auswege. Kaum hatten die Schweden jedoch den Degen in die Scheide gesteckt, als eine Literatur bei ihnen aufblühte, welche an unübersetzbarer und folglich von Anderen unverstandener l y r i s c h e r Schönheit alles bei weitem übersteigt, was bis zum heutigen Tage von unseren Nachbarvölkern geboten worden. Das Fehlen einer reicheren Dramatik ist keineswegs ein Zeichen mangelnder Phantasie, denn eine bewegliche Phantasie sprengt vielmehr, gleich dem Gefühle und der Reflexion, constructive Gesammtbilder. Auch trägt die schwedische Dichtkunst überwiegend ein „phantastisches“ Gepräge, und typisch sind ein Almkvist und ein Lidner, welche später alle drei wesentlichsten Kennzeichen vereinigen: Einbildungskraft, Sentimentalität und Formalismus. Dagegen sei eingeräumt, dass es den Schweden an constructivem Vermögen fehlt und dass dies möglicherweise mit ihrem Mangel an Philosophie in Zusammenhang steht. Ob jedoch nicht die Bedeutung des Constructiven insgemein zu hoch geschätzt wird?

Französischer Geschmack und eine verfeinerte Cultur haben den Schweden einen Hang zum Formalismus gegeben, der eigentlich mit ihrer beweglichen Phantasie im Widerstreit steht. Aufs neue begegnen wir hier einem jener vielen Gegensätze. Die meisten Schweden fassen das Kunstwerk nicht einzig und allein als ein Ausdrucksmittel auf, sondern als einen Ziergegenstand, dessen Wert in der formellen Correctheit liegt. Insbesondere ist das Reimgewinde ein allzu gezwungenes geworden, während der Schwede hierin mehr von befreundeten Sprachen, als von entfernteren und reimreicheren zu lernen hat. Von schwedischer Hand geschrieben, würde Peer Gynt als nachlässig und formell missglückt angesehen werden, und nur weil das Buch von einem Norweger verfasst ward, nennt man die vielen capriciösen Verse „urkräftig.“ Am allerwenigsten haben wir Ursache, uns über den „Stockholmer Reim“ zu beklagen, solange wir mit Vergnügen Mundarten lesen. Es gibt keine Reichssprache für Phantasie und Gefühle, und von altersher ist von Stockholmern der „Stockholmer Reim“ geschrieben worden. Es gibt nicht einmal einen Grund, weswegen wir nicht den vocalen Reim der früheren Zeit wieder aufnehmen sollen. Die besten deutschen Dichtungen sind Seite auf Seite so übersäet mit Frankfurter und falschen Reimen, dass eben dies dem Stil das eigenthümliche Gepräge gibt. Ist es den Schweden nicht genug, gleichwertig mit Goethe zu reimen? Formelle Stärke ist Prägnanz. Diese halb im Scherz gemeinten Worte sind mehr als eine polemische Stichelei. Es mag sogar die Frage aufgeworfen werden, ob nicht ein sparsamer Gebrauch des Reimes mit dem Charakter unserer Muttersprache mehr im Einklange stehen würde. Indes würde unser bunter Volksgeist sich selbst verleugnen, wenn er uns nicht seit langem auch schon reimlose und wunderlich gewobene Dichtungen geschenkt hätte, die uns sagen, dass auch die Schweden, wenn sie nur das Fahrwasser des Formalismus verlassen, einen hinlänglich „urkräftigen“ Arm besitzen, um nach noch unentdeckten Sternen zu steuern.

*

Den Hellenen und Römern offenbarte sich die höchste landschaftliche Schönheit in dem belaubten Meeresstrande. Lange Zeit verging, ehe die Gebirgsgegend etwas anderes als Schaudern einzuflößen vermochte, und erst unsere Zeit hat droben in der schwindelnden Pracht der Bergspitzen jene majestätische Schönheit der Ruhe und überirdischen Klarheit entdeckt, neben welcher das Meer mit seinem todten Gesichtskreis und seiner schweren Luft zurückstehen muss. Die schwedische Landschaft besitzt die ganze Stufenleiter vom Meer bis zum Schneegebirge. Sie ist ein ebenso buntes Mosaik wie der schwedische Volksgeist und ebenso schwer in gesammelten Linien zu überblicken. Man beobachte jedoch das Missverhältnis zwischen der Vorliebe der Schweden für das Großartige und der anmuthigen, in unendlichen Einzelheiten zersplitterten Landschaft. Die Einbildungskraft sucht auf alle Art diesen Zwiespalt zu verhüllen. Die Fichten dichtet sie himmelhoch. Verwegene Klippen hängen über tosenden Wasserfällen, und die Scheren, die der Dichter mit dunklen Wikingergestalten bevölkert, werden zu wunderlichen Inseln außerhalb der Grenzzeichen der Civilisation. Ihre unlustigste Miene zeigt die schwedische Landschaft an nebelfeuchten Sommertagen, wenn der Sturm das Laub aufwühlt und die Felder grau werden und wie betäubt von all dem Staub, den Jahrhunderte in Aemtern und Getreidespeichern aufgehäuft haben. Es war gewiss ein solcher Tag, an dem der alte König Gösta über seine Lachsfische schalt.

Nichts verketzern die Schweden doch so gerne, wie das nordische Klima. Die wechselnden Jahreszeiten bieten eine Erquickung und Zerstreuung, die der Südländer entbehren muss, und richten unser Augenmerk auf die Natur. Wir vertauschen Landschaft und Lebensgewohnheiten viermal im Jahre, ohne unsern Wohnort zu verändern, und wir gewöhnen uns, Himmel und Luft zu erforschen. Am schönsten ist der Spätherbst, die Jahreszeit des Daheims und der geistigen Arbeit, wenn das Kaminfeuer brennt, die Tage immer kürzer werden und die Weihnachtstannen auf dem Marktplatze aufmarschieren. Es ist die feierlichste und unbeschreiblichste Zeit, wenn der erste Schnee zu fallen beginnt und das ganze Volk sich zum alten Mittwinterfest rüstet, dem Feste, das weniger der rückkehrenden Sonne, als vielmehr dem eigenen Herde gilt und dem Gefühl für das ganze ererbte Land.

Der schwedische Volksgeist hat also in seiner zersplitterten Menge von Einzelzügen viel Aehnlichkeit mit der Landschaft. Während die Charakteristik unserer Nachbarvölker oft in wenigen Worten erschöpft sein kann, ist die Psychologie des schwedischen Geistes so voll von Gegensätzen und Veränderlichkeiten, dass es niemand jemals geglückt ist, alle diese Farben zu einem harmonischen Bilde zu vereinigen. Das einzige nordische Volk, dessen Cultur in vielen Stücken eine Concurrenz mit dem schwedischen aufnehmen kann, sind die intellectueller und speculativer veranlagten Dänen; allein ihre äußere Geschichte hat keinen so abenteuerlichen Aufschwung und keine so eigenthümlichen Sonderzüge wie die der Schweden — trotz Vermischung mit dem Ausländischen. Dunkle und drückende Schatten brüten über dem Schweden der Gegenwart, aber nichts wäre gefehlter, als ein paar Decennien zur Grundlage der Beurtheilung eines Volkes mit tausendjähriger Cultur anzunehmen. Die schwedische Geistesart ist Tochter eines Eroberers, der seine Braut in fremdes Land genommen hat, und das Auge wechselt vom kältesten Blaugrau bis zur Flamme, die in Aladdins Lampe geflackert haben mag, als er sie aus der unterirdischen Nische heraushob, um mit ihrem Beistand der Held der Sage zu werden. Gleichwie Wüsten und Weingärten in Kanaan, wie Rosshaar und Gold in der Mantelschnur der Varinger, so schlingen sich im schwedischen Volkscharakter die äußersten Gegensätze ineinander. Geiz und Verschwendungssucht, Weltklugheit und Uebermuth, Trägheit und Phantasie — dies alles liegt Seite an Seite, wie in einer alten Schlosssammlung neben heimgebrachten Kunstschätzen und Kriegsbeuten Steinäxte und Flintenspitzen aus der Heidenzeit aufgestellt sind. Eben hast du den Schweden einen Fehler zugesprochen, und du siehst, dass es eine Tugend, — eben ein Verdienst, und du entdeckst, dass es ein Gebrechen ist. Dieser Volkscharakter hat niemals die ausländische Vermummung abgeschüttelt, niemals sich in voller nationaler Selbstständigkeit gezeigt, als ein einzigmal: zur Zeit der Karolinger, und darum verdient diese es in weit höherem Grade als die des dreißigjährigen Krieges, erforscht, in Ehren gehalten und besungen zu werden.

Sowie sich der schwedische Volksgeist gestaltet hat, ist er Skandinaviens reichster und interessantester — wiewohl unterschätzt von seinen Nachbarvölkern und verleugnet von seiner eigenen Zunge.

Cornel Ujejski.

Vor wenigen Wochen hat man auf einer der Dorfstraßen Ostgaliziens zwischen der Armut niedriger eingesunkener Hütten und verkrüppelter Weidenbäume einen gar seltsamen Leichenzug gesehen. Es wehten die Trauerfahnen, und elegante Städter und Adelige in prachtvollen Nationalgewändern trugen umflorte Lichter in den Händen und schritten geneigten trauervollen Hauptes hinter einem einfachen Sarg. Es war ein Monarch des Wortes, den er barg, und es waren die Spitzen der polnischen Schlachta, die ihm folgten. Denn dieser romantische Brauch ist bei den Polen nicht ausgestorben: ihre Dichter leben zumeist wie die Aermsten, aber sie werden wie die Fürsten bestattet.

Es war Cornel Ujejski, den sie in die Erde senkten und mit ihm ein Stück Vergangenheit und den Präger der herrlichsten Metaphern ihrer Sprache, die so wundersam weich und männlich klingt. Eine Gloriole hatten sie um das Haupt des Todten gewoben; in ihren Zeitungen verstummte für Tage jede politische Erörterung und nur der tiefen Trauer um den unersetzlichen Verlust waren sie gewidmet. Keine Stadt, keine Dorfschaft Galiziens gab es, deren Kirche nicht Stunden der Andacht der Seele des dahingeschiedenen Unsterblichen geweiht.

Dieser Dichter ist gestorben in der hohen Fülle der Jahre, nachdem die Harfe längst seinen Händen entfallen. Er hatte seinem Volke nichts mehr zu sagen; er schloss seine Augen in dem Momente, als seine Brüder in Congresspolen Frieden mit ihrem Kaiser geschlossen. Die Wunden, an denen er einst geblutet, waren längst geschlossen und die große Erntezeit war für den polnischen Adel längst angebrochen.

Ob der alte Poet sich nach den tiefen jungen Schmerzen gesehnt? Auf seinem väterlichen Gute lebte er lange ein Leben der Stille und der verschwiegenen Träume. Sinnend wandelte er zwischen den Schollen und Hecken der alten Heimatserde als ein einfacher guter Landmann. Seine Träume waren nicht erfüllt worden, so wie er sie geträumt, aber er hatte seine Pflicht gethan. Es war ja inzwischen eine andere Zeit angebrochen. Man sang nicht mehr die alten Gesänge; es gab keine unglücklichen Nationen mehr, sondern unglückliche Menschen. Er hatte den nationalen Schmerzen Ausdruck verliehen; jetzt sangen sie den Czerwony sztandar (Die rothe Fahne), jenes Lied der Arbeit das mit seinen dunklen Tönen in den Essen und Werkstätten klang. Die Koketterie war altmodisch geworden bei den Völkern und in den Literaturen; man hüllte den Leib nicht mehr in Purpur, während man das Haupt mit Asche bestreute. Der Individualismus war die letzte Station in der Entwickelung der Künste, die der alte Dichter von fern mit angesehen. Während er nach 1863 in zerrissenen Gewändern seine unsagbar schönen Lieder des Trostes sang, war man jetzt bereits getröstet, und was noch an Seufzern sich entrang, das war nur noch Gewohnheit, Pose. Der Meister hatte diese geistigen und politischen Revolutionen übersehen, denn er hatte noch Thränen in den Augen. In Warschau übte eine kleine Gesellschaft der begabtesten und fortgeschrittensten jungen Leute, an deren Spitze Alexander Swietochowski stand, die vernichtendste Kritik an den alten Richtungen des nationalen Geisteslebens, und auch nach den alten Hochburgen des Adels schickten sie ihre Geschosse. Dieser selbst aber hatte aus der Politik eine Kunst gemacht, aus den warmen Regionen der Gefühle verzogen sie in die kühlen Stockwerke des Verstandes; diejenigen, die früher auf dem Schlachtfeld gestanden, stellten sich vors Schachbrett, wo anstatt der Siege die kleinen klingenden Profite der Classen eingeheimst wurden.

Den Dichter aber vermag keine Handlung des Lebens zu entthronen. Mochte die Zeit immerhin nüchterner geworden sein, in der Seele des Poeten war ein Stück vom alten Königreich. Wie bei uns jeder Jüngling mit Schiller beginnt, bevor er den Faust erlebt, so steht Ujejskis Dichtung an der Wiege der neuen polnischen Generation. Von ihm erhalten sie gleichsam die Taufe des nationalen Schmerzes.

Diesen hat Ujejski, ebenso wie das große Dreigestirn der vaterländischen Dichter, die ihm vorangiengen, unsterblich gemacht; er hat geschichtliche Episoden zur Ewigkeit erhoben. Klagelieder hat er seinem Volk zuerst gesungen, Jeremiaden in dem großen, ewigen Stil der Bibel. Man hatte ihm die Schwerter gebrochen, er schmiedete ihm neue in ehernen Gesängen. Wie die Propheten den Juden, gab er seinem Volk ein ewiges Ideal, mit welchem ausgerüstet die Nation die Nationen überlebt. Die Bibel ist der Grundton seiner Dichtung. Denn nicht nur durch äußeres Geschick gleichen die Polen den Juden; es ist auch eine tiefe Verwandtschaft der Naturen. Gleich wie bei jenen wohnt bei ihnen die Phantasie hart neben der Nüchternheit, die Sentimentalität neben der Härte, die gewöhnlichsten Werktage haben bei beiden feierliche Sabbatstunden, und dem letzten Mann des Volkes ereignen sich Momente, wo er die königliche Pose des Helden hat. Daher auch eine gewisse Aehnlichkeit der Dichtungen, daher die großen Symbole und Gleichnisse der polnischen Dichtung; jeder Poet fühlt da in sich den Beruf des Psalmisten.

Und dann noch etwas: dichtet bei uns noch jemand die alten Balladen? Nein, denn man überlässt dies den Schulmeistern. Wir haben in unserem Culturleben diese zwei Gruppen: die Decadenten und die Proletarisierten; jene singen das Lied ihrer kranken Seele, sie beschäftigen sich mit ihren „Seelenständen"; diese dichten Zukunftsballaden; sie haben ihre Bellamys gezeugt — wie traurig würden sich die alten, geharnischten Ritter in den kahlgetünchten Agitationsstuben ausnehmen! In Polen aber lebt noch tiefinnen in der Volksseele die alte Romantik, oder wenigstens lebte sie noch bis gestern, und dieses Volk lässt sich, gleich jenem Rittmeister in dem Drama des Strindberg, für ein schönes Kindermärchen willig die Zwangsjacke anlegen. Es ist noch der kleine Provinzbewohner der großen Geistesreiche; da fährt man noch in den alten Postkutschen, und deshalb sitzen die Excellenzen der Macht und diejenigen der alten Poesie noch in ihren ehernen Burgen. Die kleinen Leute, die haben nicht genug Brot für ihren Hunger, aber in ihren Stuben sitzt Scheherezade und vergoldet ihre Armut mit ihren Märchen. Das ist der einzige Trost ihrer Gefangenschaft und darum sind

sie so stark, trotz der abgezehrten Körper — und das ist auch genau so wie bei den armen Juden.

Das erklärt das Wesen der polnischen Literatur; das erklärt, warum sie uns, die wir weiter sind, so fremd und eigen erscheint, dass wir uns selbst mit ihrem Größten, dem Mickiewicz noch nicht befreundet haben; das erklärt ferner, warum das polnische Schriftthum unsere Stadien nicht hatte oder noch nicht ganz hatte, diese harten Stadien des Naturalismus und der Psychologie. Darum bestattet man dort die Lyriker wie die Fürsten, nachdem sie für die Armen gedichtet und wie die Armen gelebt.

Cornel Ujejski hat seinem Volke von der Freiheit gesungen, während es in der Gefangenschaft geschmachtet; mit seinen großen, goldenen Gleichnissen hatte er es gespeist, während es gehungert. Das Unglück hatte ihn selbst übermannt und die heißen Thränen sind über sein Gesicht geflossen und da dichtete er ihnen seine schmerzdurchzitterten Jeremiaden; aber dann sah der Starke, dass es genug der Schwäche war und der Selbstbemittleidung und er sang ihnen von den Helden in Marathon und von Hagar, die in der Wüste geschmachtet und nicht sterben durfte, weil sie ja ein Kind hatte. Und den Ruhm aller Helden kündete er ihnen, alle Größe, die das Unglück gezeugt. Religiös und etwas mystisch, wie alle katholischen Dichter, spielte er ihnen „Choräle". Wohl ächzte das Volk noch, aber des Dichters Stimme war so stark, dass sie alles übertönte. Und dann, als den Führern der Nation andere Ernten erblühten, als die der Poet erhofft, verstummte er. Still und sinnend gieng er durch die Felder der Heimat. Und als er die Augen geschlossen, fühlten sie es wie ein nationales Unglück. Sie reihten ihn unter ihre Heiligen und Helden und sie feiern ihn in den Kirchen und durch Monumente.

Hatte Ujejski nie die Sorgen des Alltags mitempfunden, hatte er nur im Purpur gedichtet und nie das große, kummervolle Gebet um das tägliche Brot mitgebetet? Hat er nie die schlichten Volkstöne für die ewigen Leiden des kleinen Mannes gehabt, der mit dem Pfluge über die arme gute Erde geht und nur eine dürftige Ernte einheimst? Auch für diese Schmerzen hat seine Dichtung den tiefen Schrei gehabt, aber es war der Schrei des Mitleids und nicht des Zorns. In seinem wundervoll ergreifenden Gedichte „Waisendienst" erzählt er von dem armen Waisenkinde, das bettelnd vor seiner Hausthüre steht — barfuß, im groben Hemdchen, mit fahlen Wangen und halbverweinten Aeuglein, und da ruft er mitleidsvoll aus:

„O, du weites, o du großes
Vaterland, so voller Reize,
Grüner Wälder, stolzer Ströme,
Blüten, Früchte, Bienenschwärme —
Früchte hast du doch und Honig,
Brot kaum für die — eignen Kinder!

Sieh dies Kind! Kaum aus der Wiege,
Traurig blickt es auf dein Prangen:
Früh gereift und früh gealtert
Ist ihm Geist und Herz im Unglück;
Schon verlor es allen Glauben,
Mit dem Sprechen lernt es — klagen,
Träumen, wie ein Greis vom — Grabe! —
Vaterland! O, sieh dein Stiefkind!"*)

Er erzählt von dem Mann, der den Acker bestellt; aber auch für ihn hat er die großen Balladentöne; er nimmt seinem Thun die Härte und gibt ihm die Ewigkeit:

„Armselig Hüttchen, weit und breit
Vom Sturm umheult und — eingeschneit,
Als berg'st kein lebend Wesen du,
Als decke dich schon Grabesruh —
Und doch, die Nacht kaum scheucht der Hahn,
Bist du erwacht: schon glüht der Span.

Das Spinnrad schnurrt zum Morgenlied,
Das tief mir durch die Seele zieht . .
Der Bauer nach dem Morgentrank
Sitzt bald am Herd, bald auf der Bank,
Bald nach dem Himmel bang er schaut,
Ob nach der Nacht kein Morgen graut.

Ihm prangt am Bett kein Ahnenschwert,
Das Kummer ihm und Sorgen wehrt —,
Da tagt's . . . Zur Schaufel! Hurtig! He! . . .
Sein Hüttchen gräbt er aus dem Schnee,
Und bald entschwebt im Windeshauch
Zur Sonn' ihm — Abels Opferrauch."*)

Hermann Menkes.

Die Romantik und das Unbewusste.

Von Ricarda Huch (Zürich).

(Schluss.)

Das Selbstbewusstsein des Menschen reckt sich, die Löwennatur zu zähmen. Sieg über die Schwere ist seine Losung. Es ist kein Wunder, dass die Erfindung der Flugmaschine eines der Lieblingsprobleme der modernen Menschheit ist; eins von den vielen Beispielen moderner Phantastik, in der sich trockene Wissenschaft und Technik mit schwärmerischer Einbildungskraft so reizend mischen. Trieb in Kunst zu verwandeln, das Unbewusste in Wissen, war das Studium der Romantiker. Man könnte aus ihren Werken die interessantesten Zusammenstellungen darüber machen. Während Novalis tiefsinnige Andeutungen über die Kunst des Essens macht, lehrt Tieck, dass jede Tischunterhaltung ein Kunstwerk sein sollte, „das auf gehörige Art das Mahl accompagnierte und in richtigen Generalbass mit ihm gesetzt würde". Die Unterhaltung der Freunde im Phantasus, die wie Blumengewinde die verschiedenen Märchen und Erzählungen umrahmen und verknüpfen, bestehen hauptsächlich in Versuchen, sich über Instincte klar zu werden und die unwillkürlichen Gefühle zu ergründen; wodurch dieses handlungslose Selbstgespräch so unerschöpflich und anziehend wird. Da wird über die „Tiefe und Innigkeit" des Geschmackes gesprochen, der Farbensinn behandelt: „Wie wundersam sich nur in eine Farbe als bloße Farbe recht zu vertiefen. Wie kommt es denn, dass das helle ferne Blau des Himmels unsere Sehnsucht erweckt, und des Abends Purpurroth uns rührt, ein helles goldenes Gelb uns trösten und beruhigen kann, und woher nur dieses unermüdete Entzücken an frischem Grün, an dem sich der Durst des Auges nie satt trinken mag?" Immer näher und näher schleicht er dem Abgrund des Unbewussten, eine schaurige Lust des Schwindels lockt ihn, sich ganz über den schwarzen Schlund zu beugen und den in Nebel wallenden Geburten und Gestaltungen zuzusehen, bis ihn ein unnennbares Gefühl von Angst aufschreckt und zurücktreibt. Das sieht man vor sich, wenn man ihn in seinen Schriften beobachtet. „Die Kunst hat diese Geheimnisse wohl unter ihren vielfarbigen Mantel genommen", sagt er im Phantasus, „daher die wilde Verzweiflung in der Lust mancher bacchantischer Dichter. — So wollten wild schwärmende Corybanten und Priesterinnen ein Unbekanntes in Raserei entdecken, und alle Lust, die über die Grenze schweift, nippt von dem Kelch der Ambrosia, um Angst und Wuth mit der Freude laut tobend zu verwirren. Auch der Dichter wird noch einmal erscheinen, der dem Grausen und der wilden Sehnsucht mehr die Zungen löst." Mit entzückender Rüstigkeit und Frische bekämpft Baader den Jacobischen empfindsamen Satz, dass Denken dem Fühlen schade. Wenn Jacobi sagt: Der Gott, der gewusst werden könnte, wäre gar kein Gott, entgegnet Baader: der Gott, der ohne Gott gewusst werden könnte, wäre keiner, er erinnert daran, dass Christus nicht gesagt hat: ihr werdet die Wahrheit fühlen oder ahnen, sondern: ihr werdet sie erkennen. Er versucht eine Wissenschaft der Liebe zu begründen und unterscheidet die freie Zuneigung — Liebe — die vom Erkennen ausgeht, von der Leidenschaft, die von einem Nichtgedachten ausgehend ein unfreies Bewegtsein ist: „der Mensch weiß in diesem seinem blinden (finstern) Getriebensein nicht eigentlich, was er will und thut, und seine Bewegung ist insofern keine lebendige, weil sie nicht von seinem Innersten ausgeht." Ganz ähnlich sagt Novalis: „Neigungen sind materiellen Ursprungs; Anziehungs- und Abstoßungskräfte sind hier wirksam. Die Neigungen machen uns zu Naturkräften. Sie perturbieren den Lauf des Menschen, und man kann von leidenschaftlichen Menschen im eigentlichsten Sinne sagen, dass sie fallen." An Schlegels Lucinde ist die Wachsamkeit und stete Gegenwärtigkeit des Dichters das Merkwürdigste, die ihm inmitten des Sinnenrausches ermöglicht, „mit kühler Besonnenheit auf jeden leisen Zug der Freude zu lauschen".

Wie die Liebe soll auch die Religion ein freies Geschöpf des Bewusstseins werden, und in Goethes Bekenntnissen einer schönen Seele findet Schlegel diesen Grundsatz künstlerisch dargestellt. „Dass auch die Religion hier als angeborene Liebhaberei dargestellt wird, die sich durch sich selbst freien Spielraum schafft und stufenweise jede Kunst vollendet, stimmt vollkommen zu dem künstlerischen Genusse des Ganzen und es wird dadurch, wie an dem auffallendsten Beispiele gezeigt, dass er alles so behandeln oder behandelt wissen möchte." Dass das ganze Milieu eigentlich nicht sowohl die Kunst behandelt als „die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben", hatte Friedrich Schlegel bewiesen und gerühmt. Sittlichkeit definiert Novalis als die Kunst, unter den Motiven zu Handlungen einer sittlichen Idee eine Kunstidee a priori gemäß zu wählen und die Masse innerer und äußerer Handlungen zu einem idealischen Ganzen zu ordnen. „Nicht nur Mensch werden, ist eine Kunst", hat er gesagt, sondern dieser unerschrockenste und zugleich feinste der romantischen Denker spricht sogar von einer Kunstlehre der Unsterblichkeit.

Die ersten Romantiker haben denn auch unermüdlich gelernt und das Erlernte denkend zum Besitz ihres Bewusstseins zu machen gesucht, ja sie alle waren zugleich Kritiker der Kunst, die sie ausübten. Niemals glaubten sie, wie die modernen Künstler zu thun pflegen, sie würden die glückliche Kraft der Gesundheit des dunklen Instinctes dadurch wiederfinden, dass sie sich ins Dunkel der Unwissenheit versteckten. Hierin wie überhaupt war Herder ein Vorläufer der Romantik, der die Poesie Cultur zum Schönen nennt, die Bekanntschaft der neuen Poesie mit der Wissenschaft freudig begrüßt, weil sie dadurch an dem Fortschritt und Wachsthum des menschlichen Geistes theilnehmen, der zur besonnenen Nachahmung anderer Völker auffordert und als die Muse des bewunderten Briten die Reflexion bezeichnet. Es ist bekannt, wie Goethe beinahe pedantisch seine Kenntnisse zu er-

*) Uebersetzt von Albert Weiß.

weitern und Ordnung in dem, was er wusste, zu halten suchte, wie er sogar nach Mustern oder Ideen, ja zuweilen um Exempel zu statuieren, dichtete.

Das aber haben Schiller und viele andere auch gethan, und zwar gerade solche, deren ärgste Feinde die Romantiker waren. Wenn das Wissen und Bewusstwerden allein den Romantiker machte, wie wäre es möglich, dass sie mit gutem Gewissen den großen Krieg gegen die Aufklärung hätten führen können, dass jeder beim Worte Romantik an den geheimnisvollen lauschigen Wald des Märchens und der Sage denkt, in den sie die Menschen wieder eingeführt haben; dass in ihrem Gefolge der Zauber, die Magie, das Räthsel, die Sehnsucht — alle die verschleierten Gestalten des Unbewussten erscheinen? Das ist eben, was man niemals vergessen darf, dass das Bewusstsein des Romantikers mit dem Gehalt des Unbewussten erfüllt ist; das Thor, das die beiden Reiche trennte, ist nicht mehr geschlossen, sondern nur angelehnt, und langsam strömt das Licht von der einen Seite in die wallende Finsternis, lösen sich von der anderen Seite die dunklen Bildungen im Lichte auf. Baader führt einmal folgende Stelle aus einem alten Schriftsteller an: „Dieweil Studieren und Lernen eine Erweckung ist des, das in mir ist, nämlich, dass ich erkenne und gewahr werde des, das in mir ist und in allen Menschen verborgen liegt, denn das Himmlische und Irdische liegt in mir verborgen. Dannenhero auch die Platonici gesagt: discere esse reminisci.“ Mit solchem Sicherinnern und Sichbesinnen war alles Lernen der Romantiker verbunden. Der unbewusste Mensch wird sich seines instinctiven Lebens nur dadurch bewusst, dass es wirkt; in ungestörter Stille reifen seine Gefühle heran, bis sie auf einmal als Handlungen ans Licht treten; sein Denken ist weißes Licht, erst durch das Prisma des Bewusstsein wird es in die Regenbogenfarben zerlegt. Dem bewussten Menschen, der seine Gefühle im Lichte zersetzt, fehlt leider oft die Formel, sie wieder ganz und lebendig zu machen, so dass man sagen kann: Der unbewusste Mensch hat die Gefühle, aber kennt sie nicht, der bewusste kennt sie zwar, aber hat sie nicht, der harmonische Zukunftsmensch hat und kennt sie. Die Romantiker waren, oder doch die meisten, mehr bewusst als harmonisch, aber immer zu bewundern bleibt doch, dass sie das Ideal erkannten und danach strebten. Selbst oft einseitig, ließen sie doch nie die Einheit und Ganzheit aus den Augen; in ihr Gebet an die Sonne klingt die berühmte Heraufbeschwörung der mondbeglänzten Zaubernacht wie eine harmonische Begleitung einstimmiger Melodie hinein.

Insoferne als das wachsende Selbstbewusstsein beständig mit Fragmenten, mit in der Entwickelung unterbrochenen Organismen zu thun hat, bringt es krankhafte, verzerrte Erscheinungen hervor. Die romantische Literatur ist reich daran. Friedrich Schlegel sagt sogar geradezu, Jean Paul stehe so hoch über Heine, als er krankhafter sei als dieser. Aber ihr Interesse am Krankhaften war nicht etwa blasierter Ueberdruss am Einfachen und Schönen oder überreizte Sucht nach dem noch nie Dagewesenen, sondern die Einsicht in das Wesen des Krankhaften als Symptom der beginnenden Entwickelung, als ein nothwendiges Uebergangsstadium, das mit Freuden begrüßt werden muss, weil es beweist, dass der Kampf, ohne den der Sieg nicht sein kann, nun doch im Gange ist. Ich will einige darauf bezügliche Bemerkungen von Novalis anführen:

„Krankheit gehört zur Individualisierung. Es gilt hier, wie auch bei den menschlichen Gemüthern, gerade das, was in der bildenden Kunst von dem Doryphorus oder dem Canon gilt.“

„Krankheiten zeichnen den Menschen vor den Pflanzen und Thieren aus. Zum Leiden ist der Mensch geboren. Alle Krankheiten gleichen der Sünde darin, dass sie Transcendenzen sind. Unsere Krankheiten sind alle Phänomene einer erhöhten Sensation, die in höhere Kraft übergehen will.“

„Je mehr der Mensch seinen Sinn fürs Leben künstlerisch ausbildet, desto mehr interessiert ihn auch die Disharmonie — wegen der Auflösung.“

Dass es immer nur „wegen der Auflösung“ ist, darf nie vergessen werden. Und wie verschieden die Entwickelung vor sich gehen kann, zeigt das Beispiel der Nationen. Bei den romanischen Völkern bildet sich der Stoff des Geschehens allmählich im Unbewussten und bricht plötzlich in furchtbaren Revolutionen hervor. Bei den germanischen Völkern geht die Entwickelung in kleineren Wellenbewegungen, langsamer, zuweilen verzweifelt langsam, aber sie ist interessanter, reicher und viel umfassender, besonnener. In den Engländern vereinigt sich die Harmonie und Kraft des Unbewussten mit der Fülle, Tiefe und Vielseitigkeit des Bewussten.

Die schönste Verherrlichung der „dunklen Gefühle“ muss man bei Wackenroder, dem lieblichsten, dem verträumtesten Romantiker suchen. Seine Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders sind eine schwärmerische Verkündigung des Glaubens, dass Kunst nichts Erlernbares, sondern göttliche Eingebung, Offenbarung sei. Das Buch ist wie eines, das lange, lange Jahre in einer Kirche gelegen hat, ein Psalterium mit goldenen und flammenden Ornamenten zwischen den mystischen Gesängen und durch und durch süß von dem Weihrauch, der es beständig umwölkt hat. Ihn ängstigte das Licht, weil er nie völlig aus dem Schlafe erwacht war: sein ganzes Leben war wie das Aufschrecken eines müden Schläfers, der blinzelnd ins Morgenlicht sieht, aus den umschlingenden Blumenranken seines Traumes sich nicht losreißen kann und sich willig von ihnen in den Schlummer zurücklocken lässt. „Die Weltweisen“, sagt er, „sind aus einem an sich löblichen Eifer für die Wahrheit irre gegangen; sie haben die Geheimnisse des Himmels aufdecken und unter die irdischen Dinge, in irdische Beleuchtung stellen wollen und die dunklen Gefühle von denselben, mit kühner Verfechtung ihres Rechtes, aus ihrer Brust verstoßen. Vermag der schwache Mensch die Geheimnisse des Himmels aufzuhellen? Glaubt er verwegen ans Licht ziehen zu können, was Gott mit seiner Hand bedeckte? Darf er wohl die dunkeln Gefühle, welche wie verhüllte Engel zu uns herniedersteigen, hochmüthig von sich weisen? Ich ehre sie in tiefer Demuth; denn es ist große Gnade von Gott, dass er uns diese echten Zeugen der Wahrheit herabgesendet. Ich falte die Hände und bete an.“ Weil er mit Worten, der Sprache des Bewusstseins, die dunklen Gefühle nicht offenbaren kann, die so überwältigend aus dem Grunde seines Innern ihn überströmen, flüchtet er zur Musik. Sie könnte ihn aus seiner Bedrängnis erlösen. Der ganze Strom von Schmerz und Wonne, der sich aus den Tönen über das widerstandslose, bebende Herz ergießt, rauscht unterirdisch unter seiner Sprache.

Ob wir nun in der Romantik bald auf ein Ausschweifen in dunklen Gefühlen treffen, bald auf Vergötterung des Kunstverstandes und der Kritik, das möchte ich eben vor allem betonen, dass das Ideal der romantischen Aesthetik eine Vereinigung von Fühlen und Wissen war. Das will auch die lange Erklärung Friedrich Schlegels sagen, von der ich nur den Anfang hier anführen will:

„Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald vermischen, bald verschmelzen.“

Unter diesem Gedankensystem hat Friedrich Schlegel in seinem bedeutendsten Jugendwerk, über das Studium der griechischen Poesie, die antike und moderne Kunst in ihren Unterschieden betrachtet. Er bedient sich, um das Unbewusste und Bewusste zu bezeichnen, gewöhnlich der Ausdrücke Trieb und Absicht, zuweilen auch für Trieb des später durch Schopenhauer geläufig gewordenen Willen. Schon Jakob Böhme nannte den organisch wirkenden Trieb Willen und leitete das Wort ab von dem Wallen des immer schwangeren Geistes, dessen Function es sei, die innere Geburtsgestalt mit und in seinem Leibe darzustellen. Die antike Poesie nun, sagt Schlegel, sei eine Schöpfung des Triebes, die moderne eine Schöpfung der Absicht. Was der Trieb hervorbringt, prangt in organischer Vollendung und Fülle; es sei daran nichts zu tadeln, wie jede Pflanze in ihrer Art ist es schön. Nicht genug kann Schlegel die reizende, selige Vollkommenheit jener Naturkunst rühmen, die durch die „chymischen Versuche“ des Verstandes, sein willkürliches Scheiden und Mischen, nur zerrüttet wird. Aber nichtsdestoweniger wendete er sich gegen das allgemeine Vorurtheil, es sei die Kunst nichts als eine Frühlingsblüte der Menschheit, bestimmt zu blühen, zu reifen und zu welken, nichts als der unwillkürliche Erguss eines leidenschaftlichen Herzens oder eines unbewussten Naturmenschen, nichts als ein süßer Kindertraum, der im Lichte der Bildung und Wissenschaften zerfließen müsse. Die Kunst zwar, die der unbewusste Trieb hervorbringt, vergeht wie jede Bildung der Natur; aber es gibt eine andere, welche einen sehenden Führer hat. „So wie es eine Poesie gibt,“ sagt Baader, „die ahnend und träumend dem Gedanken vorangeht, so gibt es eine bessere Poesie, welche dem klaren Gedanken sich zugesellend, ihm dienend folgt.“ Für diese werdende Poesie, die das Bewusstsein, langsam zwar und auf Irrwegen, der Vervollkommnung entgegenführt, gibt es den Naturzwang des Sinkens und Vergehens nicht, weil es keine Schranken des Fortschrittes, der Weiterentwickelung für sie gibt. In Goethes Erscheinung erblickte Schlegel eine Bürgschaft, dass die durch das Bewusstsein verlorene Schönheit mit Bewusstsein wiedergewonnen werden könne, und zwar als eine unvergängliche.

Dieser Adler-Optimismus mit der Devise „Ascendam“ macht die Romantik so ewig jung und herrlich. Sie zweifelten nicht, dass sie, wenn auch hundertmal geblendet und gelähmt, einmal das Antlitz der Sonne berühren würden. Unerschütterlich war ihr Glaube, dass alle Gespenster und Schrecken der Mitternacht sich im Tageslichte in schöne Wirklichkeit verwandeln müssten, dass jeder Schmerz des Lebens nur auf einer Täuschung des noch umflorten Auges beruhe. Die moderne Phantasie denkt sich ihre Dichter nicht blind wie die Alten den Homer und Demodokos. Schlegel erwähnt, es sei nach Pindar eine alte Sage, „dass der Dichter, wenn er auf dem Dreifuß der Musen sitze, nicht bei Sinnen sei, sondern wie eine Quelle alles Zuströmende willig von seinen Lippen fließen lasse“. Demokrit soll die besonnenen Dichter vom Parnass verbannt haben. Und schließlich sagt der platonische Sokrates im Phädros: „Wer sich aber ohne Raserei der Musen der Pforte der Poesie nähert, in der Meinung, die Kunst allein könne ihn schon zum Dichter machen, der bleibt unvollständig und gelangt nicht ins Heiligthum; er und die Poesie des Nüchternen sind nichts gegen die Poesie des Rasenden.“ Am ausdrücklichsten verräth die Auffassung der Griechen die Sage, dass Juno den Teiresias blind machte, ehe sie

ihm die Gabe der Weissagung verlieh. Das Bewusstsein, das dem griechischen Dichter verhüllt werden musste, wenn er singen sollte, war anders als das unserige. Es war enge und nur von der äußeren Welt erfüllt. Er richtet sein Auge so unverwandt auf diese, dass es ihm gewaltsam nach innen gekehrt werden muss, damit es die zweite Hälfte der Welt, die innere, wahrnimmt. Der moderne Mensch, in dessen Bewusstsein das Unbewusste sich aufzulösen beginnt, ist von Natur der dionysische; auch nüchtern ewig berauscht von den betäubenden Dünsten, die durch die Spalte aus dem Zauberkessel des Erdinnern aufsteigend sein Haupt umschweben. Er muss Apollo anrufen, dass die Klarheit des Sonnengottes sein verworrenes Stammeln ordne. Eine Felsplatte bedeckte die verhängnisvolle Spalte im Innern des antiken Menschen; ungetrübte Lichthelle herrschte in seinem apollinischen Haupte. Er musste zu Dionysos flehen, dass er mit der Kraft seines Götterrausches den Stein wegwälzte und die feste Erde erschütterte, bis die magische Geburt sich aus ihrem Schoße löste und nach oben stieg.

Wie die Nacht Trösterin und zugleich Entsetzen der Menschen ist, so ist es mit dem Unbewussten. Das Unbewusste ist das Dämonische. Man kann einen classischen und einen modernen Dämonismus unterscheiden: der bewusste Mensch ist dämonisch, wenn das Unbewusste in ihm erscheint, der unbewusste, wenn es in ihm wirkt. Gewöhnlich nennt man nur jenen dämonisch, in dem das versunkene Rheingold, das bei anderen Menschen ungesehen in der unzugänglichen Tiefe ruht, beständig in schwebender, schwankender Bewegung nach oben ist, so dass ein buntes Blitzen, Flimmern und Funkeln von Edelsteinen und die wunderlichen Formen uralter Kleinodien, vielfach gebrochen und verzerrt, durch das wechselnde Gewässer der Seele zucken; denn das dämonische Wesen der naiveren Menschen wird nicht erkannt, bis einmal aus ihrem immer ruhevollen, spiegelglatten Gemüthe unvorbereitet, ungeahnt, eine beseligende oder vernichtende That springt, wie aus dem schwarzen, schlummernden Märchensee, wenn die Geisterstunde gekommen ist, der schleierlose Leib der Nixe glänzend hervorsteigt.

Aus der Wechselwirkung zwischen dem Bewussten und Unbewussten entspringt die Magie. Rein theoretisch, durch die stürmische Consequenz seines Denkens, bestimmte Novalis das, was wir jetzt als Hypnotismus kennen. Das Beherrschtwerden des Unwillkürlichen durch das Bewusste war sein Dogma. Auch der bewusste Geist des Menschen hat seine körperliche Erscheinungsform, das Cerebralsystem, aber sein Wirken ist nicht an körperliche Vermittelung gebunden, sondern springt über, wie ein elektrischer Funke, auf andere Geister. „Alle geistige Berührung gleicht der Berührung eines Zauberstabes. Alles kann zum Zauberwerkzeug werden.“ Baader führt einmal als Citat aus einem „übrigens possierlichen Schriftsteller“ diese merkwürdigen Worte an: dass, wer nur des Geistes genug in sich hätte, um ihn auch in fremde Leiber spedieren zu können, diese Leiber von innen heraus bewegen würde, wie seinen eigenen. — Was jetzt erfüllt ist, setzte Novalis als logisch nothwendig voraus und folgerte weiter, dass nichts als unsere eigene Schwäche und Unseligkeit dieser Wirksamkeit des Geistes auf die Natur eine Schranke setze. Noch können wir weder unsere eigene Somnambule, noch die der anderen, noch die eine große Somnambule Natur völlig magnetisieren; aber er weissagt eine Periode der Magie, wo der Körper der Seele oder der Geisterwelt dienen werde. „Der physische Magus weiß die Natur zu beseelen und willkürlich wie seinen Leib zu behandeln.“ Als solchen Magus schildert die Bibel Gott, der sprach: es werde Licht! und es ward Licht. Das kommt einem in den Sinn, wenn man die merkwürdige Notiz von Novalis liest: „Gefährliche Gedanken. Nähern sich etwa manche Gedanken der magischen Grenze? Werden manche de facto wahr?“ Gewiss hat es jeder schon in sich erlebt, dass er irgend einen dunklen, auftauchenden Gedanken rasch erdrückte in dem plötzlichen, wahnsinnigen Angstgefühl, er könnte mit eins wirklich werden.

Da nun der Geist so unabhängig vom Körper ist oder sein kann, so muss er auch unabhängig von ihm leben und erscheinen können. Wenn er in ein fremdes Bewusstsein übergeht und von dort aus einen fremden Körper regiert, erscheint er ja gewissermaßen schon in diesem; man hat oft beobachtet, dass Mann und Frau, die ja, wenn sie in inniger Seelengemeinschaft leben, sich gegenseitig hypnotisieren, einander ähnlich werden. Kann er also sich in einem fremden menschlichen Körper materialisieren, wie die jetzigen Spiritisten es nennen, so darf man die Folgerung nicht ausschließen, dass er es in jedem beliebigen Stoffe zu thun fähig sei. Dies etwa mag der Gedankengang Novalis', gewesen sein, als er Folgendes niederschrieb: „Das willkürlichste Vorurtheil ist, dass dem Menschen das Vermögen außer sich zu sein, mit Bewusstsein jenseits der Sinne zu sein, versagt sei. Der Mensch vermag in jedem Augenblick ein übersinnliches Wesen zu sein. Ohne das wäre er nicht Weltbürger, er wäre ein Thier. Freilich ist die Besonnenheit, Sichselbstfindung in diesem Zustande sehr schwer, da er so unaufhörlich, so nothwendig mit dem Wechsel unserer übrigen Zustände verbunden ist.“ — „Die Geisterwelt ist uns in der That schon aufgeschlossen, sie ist immer offenbar! Würden wir plötzlich so elastisch, als es nöthig wäre, so sähen wir uns mitten in ihr. Unser jetziger mangelhafter Zustand macht immer eine Heilmethode nöthig, sie bestand ehemals in Fasten und moralischen Reinigungen, jetzt wäre vielleicht die stärkende Methode nöthig.“ (Das heißt: ehemals musste man das Unbewusste dämpfen und das Bewusstsein heben, jetzt, wie das Bewusstsein sich durch Aufnahme des Unbewussten und auf seine Kosten erweitert hat, müsste man umgekehrt verfahren.)

So thaten die Romantiker die ersten Schläge an die Pforte der Geisterwelt, aus welcher bald das unheimliche Nachtvolk in Scharen hervorströmen sollte. Die Führer waren nicht schuld an den Verirrungen und Missverständnissen ihrer Jünger; sie sonderten zwar Natur und Geist, aber, so extrem sie auch ihre Abstractionen verfolgten, behielten sie doch ihre Einheit im Sinne und wollten nie das eine ohne das andere.

Ein Maler der Kiefernheide.

Von Willy Pastor (Berlin.)

Man muss Norddeutscher sein, die ganze Seele dieser Art Landschaft durchzufühlen. Wie sie frei, befreiend wirkt und doch wie ein Alp auf einem lasten kann. Zwischen den schmucklosen, domschlanken Kiefern hin verliert der Blick sich in die endlose Fläche der Mark. Eine jener Flächen, denen nur der Erdball selber Horizont gibt. Man weiß ja, wie sie den schaffenden Geist anregen. Das Meer vor allem, das alle Himmel ausfüllt mit seinem Rauschen. Wie es im großen Gange der Entwickelung Art nach Art ans Ufer spült, ist es, als ob auch heute noch jeder große kosmische Gedanke widerhallte von seinen Stimmen. Doch neben dem Meer die Heide, die baum- und hügellose Ebene. Das große Pathos wogender Meere kennt sie nicht. Sie ist ein starres Meer, eine athembange, ewige Meeresstille. Aber ihr Wesen ist innerlich, tiefer. Dem leisesten Geräusch noch gibt sie einen Klang, dass es die ganze Seele nimmt. Wenn der laue Sommerabend summende Immenschwärme ballt, wenn in sternlosen Nächten der Wind über das Heidekraut fegt, oder auch nur das Krächzen einsamer Krähen an trüben Herbsttagen, wenn längst die Zugvögel über die Heide wegrauschten — das alles ist so groß, so frei, wie Erinnerung des Meeres, das hinter fernen Dünen brandet.

Von der Heide hinein in den Kiefernwald, und es ist, als ob die letzte, leiseste Erinnerung an freie Meere entschwebt. Die Heide umgibt uns auch hier, aber es ist eine gefangene Heide. Da steht Baum hinter Baum, gleich groß, gleich schlank sie alle. In der Monotonie ihrer Aehnlichkeit, ihrem unermüdlichen Immerwieder geben sie wohl ein Bild der Ebene, in der sie wurzeln. Doch wo ist die endlose Fläche, der runde Horizont, der rollende Stern? Wir suchen und suchen, und unsere Blicke sehen die einförmigen Kiefernstämme immer enger zusammenrücken. In einem braunen Dickicht, starr wie eine Mauer, verfangen sie sich endlich. Wir gehen ihr nach. Sie öffnet sich, doch hinter ihr schließt sich eine neue. Ewig diese eine Mauer um uns her, die uns folgt, wohin wir uns wenden. Als ob wir im Traume giengen und giengen und doch nicht von der Stelle kämen. Unsere Seele athmet den freien Hauch der Heide und fühlt sich doch beengt wie in einem Kerker.

Dieses frei-unfreie Gefühl, das ist die Stimmung, aus der heraus der Maler Martin Brandenburg seine Bilder schafft.

Am Fuße einer Kiefer sitzt dort ein einsamer Mensch, wie in sich verloren. Er kauert zusammen, als laste die ganze Schwere der Einsamkeit auf seinen Schultern. Zwei Krähen fliegen vorüber. Man meint ihr Flattern zu hören und ihren heiseren Schrei. Und der einsame Mensch träumt ihnen nach. Vor seinen dämmernden Blicken verschwimmt die Welt. Der schwere Dunst der Kiefern wird für ihn sichtbar. Wie wogender Nebel umgibt es die Bäume. Und der Nebel wird stärker, er wallt ihn an wie der Hauch eines athmenden Wesens. Und dann gestaltet er sich wirklich. Ein Weib ruht neben ihm. Langsam, mit unsäglicher Mühe richtet sich's auf und schmiegt sich ihm an. Aber es ist keine Zärtlichkeit in ihren Mienen. Ihre Innigkeit ist schmerzlich, wie die Innigkeit der verfluchten Brunhilde, da sie noch einmal Wodan ins Auge sah . . .

Die Nacht ist aufgegangen. In huschenden Flecken tanzt Mondlicht über die Stämme. Da tappt eine weiße Gestalt durchs Moos: der irre Sänger des Märchens. Die Saiten seines Spiels sind zersprungen. Nun hat er die Harfe über den Kopf gestülpt und taumelt durch den Wald. Das Mondlicht lockt ihn. Er sieht die tanzenden Flecken wie leises, neckendes Lachen. Und er lacht mit, wie ein armer Kranker lacht, und hascht nach den Flecken. Und dann sieht er ein Weib am Boden, das lacht ihn an, lacht mit vollem Gesicht, und lacht doch lautlos. Und er lehnt sich an einen Kiefernstamm, lacht mit, lacht mit vollem Gesicht, und lacht doch lautlos.

Wieder das Musikalische der Stimmung. Wir hören die unsicheren Schritte dumpf über das Moos hintasten, hören die leisen Lieder der Nacht, wie sie kaum hörbar in den Kiefern seufzen, hören das heimliche Mondgelächter — ein Scherzo in Moll, das über gedämpfte Violinen gleitet. . . .

Und nun die Tragik der Kiefernwälder: der Blick, der sich sehnt nach der Freiheit endloser Ebenen, und sich verfängt im Netzwerk des Dickichts.

Wieder der Sänger, aber der Sänger im Traum. Er reitet das Pferd mit den Flügeln und schwebt langsam hin zwischen den Stämmen. Noch sicher, denn die Stämme sind weltengroß und lassen seinem Flugross freien Raum. Da sieht er ein Licht aufglimmen, tief drinnen im Wald. Ein Licht, das ihn ruft. Und er richtet sein Pferd und gibt ihm die Sporen. Vorwärts, immer vorwärts, dem Licht entgegen! Die Stämme rücken zusammen, die Flügel des Pferdes schlagen sich wund an ihnen. Aber es hält sich, denn es erkennt sein Ziel. Und das Licht wird größer und wird Gestalt: ein märchenherrliches Weib. Noch einige Flügelschläge, und sie sind bei ihm. Da windet sich etwas im Haar des Weibes. Eine Schlange ringelt sich vor und schießt blitzschnell nieder auf den Ritter. Ein letzter verzweifelter Blick, und Ross und Reiter stürzen ab — der Zugvogel, der auf dem Weg zum Süden todt niederfällt am Leuchtthurmfenster.

Dreimal haben wir in Berlin Gelegenheit gefunden, Werke von Martin Brandenburg kennen zu lernen. In allen Ausstellungen fanden wir ihn vereint mit einem anderen Maler: Hans Baluschek. Diese Vereinigung hatte für viele etwas Verblüffendes. Baluschek, ein Maler der Großstadt, vornehmlich der östlichen Großstadt, schien ein Naturalist, der mit dem Träumer Brandenburg nicht viel gemeinsam haben konnte. Man erklärte die Allianz aus rein persönlichen Motiven und sah in diesem friedlichen Nebeneinander von „Realistik“ und „Phantastik“ ein Symptom für die Unklarheit der Gegenwart. Die Deutung ist nicht gerade tief. So gut ein Fiesole in die „realistische“ Zeit des Quattrocento hineinpasst, sowenig scheint mir die Verbindung Brandenburg-Baluschek paradox. Beide sind Maler der Großstadt. Sind die Bilder des Traumes „edler“ als die des Tages: es bleibt doch *eine* Seele, die sie beide sieht.

Das neue Ghetto.

(Schauspiel in vier Acten von Theodor Herzl. Zum ersten Mal aufgeführt im Carltheater am 5. Jänner 1898).

Zehn oder zwölf Jahre wird es her sein, dass Theodor Herzl zuerst bekannt geworden ist. Damals schrieb er im Berliner Tageblatt wöchentlich eine „Plauderei“ und man sagte: ein neuer Paul Lindau! Er versuchte da, auf eine deutsche Weise das zu sein, was bei den Franzosen ein chroniqueur heißt: also einer, der die Ereignisse des Tages in Worte abzieht, um mit diesen wie mit Bällen zu spielen, indem er sie wirft, fängt, vertauscht und in seiner graziösen Hand so tanzen macht, dass man einen angenehmen Wirbel und Schwindel spürt. Den schweren Deutschen imponierte das, und sie bewunderten den jungen Wiener, der fast wie ein Franzose war. Fast wie ein Franzose war er auch in seinen Stücken, die durch eine beweglichere Anmuth, eine raschere Sprache und das Moussierende ihrer ganzen Art das damalige deutsche Lustspiel übertrafen. Man empfand das als etwas sehr Hübsches, aber doch Imaginäres, ich möchte fast sagen: Unreelles. Bei aller Freude konnte man sich doch nicht entschließen, es ihm zu glauben. Er war amusant, aber unwahrscheinlich. Man sah nicht, wo er stand, sondern er schien so in der Luft zu hängen und das ist uns doch ein ängstliches, ja widerwärtiges Gefühl.

Ein paar Jahre später sehen wir ihn in Paris. Er soll da für die Neue Freie Presse correspondieren, über Politik, über Theater, über alles Interessante. Da geht es ihm seltsam. Er schreibt noch eine Weile in seiner alten, feuilletonistisch mit den Namen der Dinge sich amusierenden Weise weiter, aber es geschieht ihm, dass die Worte platzen, seine Worte werden vom Leben, das hinter ihnen ist, auf einmal gesprengt: das Wirkliche bricht aus ihnen hervor. Er erlebt, dass die Worte kein Spielzeug sind, sondern einen großen Ernst in sich haben: als Zeichen der Mächte, die um uns walten. Etwas hübsch zu sagen, scheint ihm jetzt ein leerer und unheiliger Scherz, eine Versündigung an der Majestät des Lebens. Er will sich jetzt nicht mehr mit Worten betrügen, nicht mehr in Worten vergeuden. Er will jetzt erkennen, was da ist. Er will ein Wirklicher werden. Er hängt nicht mehr so in der Luft, er hat die Erde betreten.

Wieder in Wien, ist er ein anderer geworden. Er „plaudert“ nicht mehr, er ist nicht mehr „geistvoll“, sondern er trachtet jetzt, wahr zu sein. Er hat den Schleier der Worte vom Leben gezogen und schaut es an, staunend, erzürnt oder traurig. Und nun kommt eine tiefe Sehnsucht über ihn, selber etwas im Leben zu werden. Leben wir denn, wenn wir bloß schreiben? Das Reden wird ihm verhasst, er will thun. Im Wirklichen eine Spur von sich zu lassen wird sein Wunsch. Er sucht einen Anschluss an das Wirkliche. Da findet er sein Volk. Sich an sein Volk zu schließen, seiner alten Art würdig zu sein und ihm durch eine That zu helfen, das ist jetzt sein Sinn.

Betrachten wir das genau, wie er vom Spiel mit Worten zum Ernst des Lebens, also von einer imaginären zur realen Existenz vorgedrungen ist, so werden wir bemerken, dass dieser einzelne Jude ein gutes Beispiel des ganzen Judenthums ist. Das ganze Judenthum ist in den letzten zehn Jahren denselben Weg gegangen. Einige Zeit haben sich die Anführer der Juden mit Leidenschaft bemüht, ihr Judenthum abzulegen, ihre Rasse zu verleugnen und ihren Instincten untreu zu werden. Sie wollten keine Juden mehr sein, sondern Deutsche oder Franzosen oder Ungarn. Damit kamen sie auch so weit, dass sie wirklich keine Juden mehr waren. Aber waren sie darum Deutsche oder Franzosen geworden? Das Gefühl der Deutschen und Franzosen sagte nein. Was denn? Etwas sehr Merkwürdiges, das sich schwer beschreiben lässt; etwas, das man loben mag, aber nicht glauben kann; fast möchte ich wieder das Wort sagen: etwas Unreelles. Im Verstande waren sie jetzt den Deutschen oder Franzosen gleich; in den Dingen, die zur Herrschaft des Verstandes gehören, konnten wir sie als die unseren empfinden. Aber zum Leben kommt man mit dem Verstande nicht aus: es wendet sich an die dunkleren Gewalten der Instincte. Welche Instincte hatten sie? Ihre jüdischen hatten sie sich mit Leidenschaft entrissen. Unsere konnten sie nicht haben, weil doch die Instincte eine Mitgift aus vielen Vergangenheiten sind; woher sollten sie, mit ihrer ganz anderen Geschichte, unsere Vergangenheiten nehmen? Sie blieben also an Instincten leer, sie hatten nichts als ihren Verstand, von diesem allein mussten sie leben. So sind sie jene theoretischen Menschen geworden, denen es zu einer ganzen Existenz fehlt. Woran? An der stillen und verlässlichen Gewalt, die der Verstand nicht geben kann: an der angeborenen Leitung des Lebens. Daher die schreckliche Unsicherheit in ihnen: sie wissen nicht, wie sie fröhlich oder traurig sein sollen, es ist kein Impuls da, sie müssen immer erst bei jedem Schritte den Verstand befragen, während der gesunde Mensch, seiner Triebe gewiss, wie im Traume seinen Weg geht, der Natur vertrauend. Darum kommen die besten Deutschen unter ihnen den deutsch Geborenen doch immer als Fremde vor, sozusagen wie von Deutschen geworfene Schatten, die doch kein deutsches Blut haben. Im Verstande sind sie Deutsche: sie haben deutsche Ideen und deutsche Begriffe. Aber sie haben nicht die deutschen Instincte. Die jüdischen Instincte haben sie auch nicht mehr, wovon sollen sie leben? So gehen sie als halbe Menschen hin und her, denen man die beste Kraft ausgeschnitten hat, als auf den leeren Verstand reducierte Geschöpfe, den anderen unheimlich, sich zur Qual. Da sind neue Anführer unter ihnen aufgestanden und haben erkannt, dass die Kraft und Gewissheit des Menschen im Angeborenen ist; was er von den Vergangenheiten mitbekommt, ist sein Gesetz, dies soll er ehren. Sie wollen die Juden aus jenem imaginären wieder zu einem wirklichen Leben führen. Das scheint mir der große Sinn des Zionismus zu sein. Ich bin kein Politiker und maße mir nicht an, im Politischen mitzureden. Aber ich werde doch sagen dürfen, dass ich die Zionisten bewundere. Es mag sein, dass ihre Pläne unausführbar sind, wie die gescheidten Leute meinen. Das weiß ich nicht, aber ich weiß, dass durch sie die Juden aus bloß scheinenden, unreellen Existenzen wieder ganze Menschen werden können. Die Zionisten sind der Meinung, dass aus einem Juden niemals ein rechter Deutscher oder Franzose wird und dass der Jude, der es versucht, sein Bestes verliert, ohne dafür etwas zu gewinnen. Dieser Meinung bin ich auch. Ich meine, dass der Mensch keine edlere Macht in sich hat als die verlässlich waltenden Instincte seiner Rasse. Diesen soll er treu bleiben, sie soll er mit Liebe hegen, jeder die seinen. Juden, bleibt Juden, werft euch nicht weg, seid stolz: dann werdet Ihr ganze Menschen sein und nur aus ganzen Menschen, von gewissen, gewaltsamen und prächtigen Instincten, können unsere guten Europäer werden! Wer aber sich selbst verleugnet, der hat das wahre Leben verwirkt.

Es ist bekannt, dass Theodor Herzl jetzt diesem heroischen Gedanken des Zionismus dient. So hat er für sich das Problem des Lebens gelöst: er hat eine Aufgabe gefunden. An sie glaubt er, ihr gehört er, ihr gibt er sein ganzes Thun hin. Auch sein neues Stück, das jetzt im Carltheater mit dem größten Erfolge aufgeführt worden ist, soll für sie wirken: für den Zionismus agitieren. Es ist kein Drama. Das Drama beschwichtigt uns, hier werden wir aufgereizt. Das Stück will zeigen, dass wir den Juden niemals aus dem Ghetto lassen. Dies thut es mit Temperament, Witz und einer dramatischen Kraft, die im letzten Acte theatralischer wird, als man einem so feinen Geschmacke zugetraut hätte. Es wird von Herrn *Klein* mit vollkommener Meisterschaft, von den Herren *Korff*, *Tewele* und *Reusch* mit Geist und Tact, vom Director *Jauner* in seiner alten Manier, die immer wirkt, auf das Angenehmste gespielt.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

In sehr origineller Art sucht Baron *Gautsch* den *Mangel eines Parlaments* zu ersetzen: da die Abgeordneten im Parlament nicht reden können, redet er selbst in allerhand unverbindlichen Besprechungen so viel als sonst, wenn das Parlament tagt, alle Abgeordneten zusammen zu reden pflegen.

*

In seinen unverbindlichen Besprechungen hat Baron Gautsch so oft mit seinen Minunterrednern seine politischen *Gedanken ausgetauscht*, dass es niemand mehr Wunder nehmen könnte, wenn er jetzt keinen eigenen mehr hätte.

*

Was ist des *Oesterreichers Vaterland*? Ist's Böhmerland? Ist's Mährerland? . . . In einer jungczechischen Wählerversammlung in Zizkov sprach dieser Tage der berühmte Vertheidiger der böhmischen Wucherer sowie auch des böhmischen Staatsrechts, Abg. Dr. *Herold*,

die gewichtige These aus, „dass jeder Czeche in seinem Vaterlande in seiner Muttersprache sein Recht finde“. Was ist nun des Dr. Herold Vaterland? Wenn's Oesterreich wäre, dann müssten, um der Forderung des Dr. Herold zu genügen, die Sprachenverordnungen auf ganz Oesterreich ausgedehnt und consequenterweise allen österreichischen Beamten nicht die Zweisprachigkeit, sondern die Achtsprachigkeit verordnet werden. Das aber verlangt selbst Dr. Herold nicht. Also ist das Vaterland, das er meint, nicht Oesterreich. Erneuert sich mithin die Frage: Was ist des Oesterreichers Vaterland? . . .

•

In dem Bericht über eine andere jungczechische Wählerversammlung in Brzesnowes steht die lakonische Notiz: „Abgeordneter Krumbholz vertheidigt die jungczechische Politik“. Das wäre an sich nichts Neues. Der Abgeordnete Krumbholz hat, wie allen Lesern der Parlaments-Scandalberichte wohl erinnerlich, sehr oft schon „die jungczechische Politik vertheidigt“, aber immer nur mit Faustschlägen, Rippenstößen und ähnlichen Argumenten, die er gegen die deutschen Abgeordneten vorbrachte. Da nun aber in der jungczechischen Wählerversammlung zu Brzesnowes keine deutschen Abgeordneten anwesend waren, dürfte es dem Abgeordneten Krumbholz bei seiner Eigenart recht schwer geworden sein, in jener Versammlung „die jungczechische Politik zu vertheidigen“.

•

Solange der Abgeordnete Dr. Kathrein noch als Präsident des Abgeordnetenhauses fungierte, war es der Abgeordnete Dr. Ebenhoch, der wie kein anderer die Majorität zu rücksichtslosem, energischem Vorgehen anfreizte. Dr. Kathrein gieng, die Majorität befolgte die Rathschläge des Dr. Ebenhoch, und Dr. Ebenhoch wurde ein großer Mann. Welch schauerlichen Misserfolg die Rathschläge des Dr. Ebenhoch der Majorität alsbald brachten, ist allgemein bekannt. Jetzt meldet sich Herr Dr. Ebenhoch wieder zum Wort. Und was — meint man — empfiehlt er jetzt der Majorität? Mäßigung! Ja, wenn das dem Herrn Dr. Ebenhoch früher eingefallen wäre! Dann hätte sich die Majorität ihre große Niederlage ersparen können. Aber Herr Dr. Ebenhoch wäre dann freilich nicht einmal für vier Wochen ein großer Mann gewesen.

•

In seiner Neujahrsrede zur Feier der Civilprocessreform pries der Präsident des Wiener Landesgerichtes Graf Lamezan das „unnennbare Gefühl der Freiheit“, welches ihn „mit Hoffnung und Zuversicht in die Zukunft sehen lasse“. Edler Freiheitsschwärmer! Warum wollen Sie diese Freiheit nicht auch dem Strafprocess gönnen, der Ihnen doch beruflich näher liegt? So oft wir von Ihrem k. k. Landesgericht Wien auf Grund der §§ 487 und 493 der Strafprocessordnung confisciert werden, empfinden auch wir ein gewisses „unnennbares Gefühl“ — aber nicht gerade das der Freiheit, und nicht „Hoffnung und Zuversicht“ sind die Empfindungen, mit welchen wir jedesmal den strafrichterlichen Urtheilen entgegensehen.

•

Bei derselben Gelegenheit schwang sich der Oberlandesgerichtspräsident Dr. v. Krall zu dem offenen Eingeständnis auf: „Wir Richter haben die Gerichtsordnung zu Grunde gerichtet.“ Das ist sehr wahr, aber doch erst der Anfang der Erkenntnis. Wenn Herr Dr. v. Krall noch ein Weilchen über die Dinge genauer nachdenkt, wird er finden, dass die österreichischen Richter weit mehr und Wichtigeres zu Grunde gerichtet haben als die Gerichtsordnung. Was aber näher zu bezeichnen, die bekannte pressgesetzliche Praxis verbietet.

•

Für den gewesenen Finanzminister Herrn v. Bilinski wird ein Posten gesucht. Bald heißt es, dass er Präsident des Abgeordnetenhauses, bald, dass er Präsident der Unionbank oder gar Statthalter von Galizien werden soll. Ich hätte eine näherliegende Verwendung für ihn. Er soll Chef-Administrator der „Reichswehr“ werden. Dem Herrn David geht es, seit der Entlassung des Herrn v. Bilinski, mit den Moneten gar nicht mehr zusammen. Die Financierung der „Reichswehr“, d. h. die Deckung ihres 300.000 fl.-Deficits aus dem 100.000 fl.-Dispositionsfonds ist ohnedies die einzige große finanzkünstlerische Leistung des Herrn v. Bilinski gewesen. Die kann er, auch ohne Finanzminister zu sein, fortsetzen. Er trete zur „Reichswehr“ ein und saniere deren Deficit. Neben Herrn David wird ihm niemand dafür so dankbar sein als ich.

•

Der einzige Mensch nämlich, der außer Herrn David und seinen Angestellten noch ein Interesse an dem Erscheinen der „Reichswehr“ hat, bin thatsächlich nur ich. Denn mich erheitert ihre Existenz einen jeden Tag. Das scheint auch der Baron Gautsch eingesehen zu haben, und da er offenbar mir nicht so wohlgesinnt ist, um ausschließlich zu meiner Erheiterung 300.000 fl. jährlich an die „Reichswehr“ hinauszuwerfen, hat er ihr seine Unterstützung schlankweg entzogen. Dadurch ist Herr David in eine ernste Verlegenheit gerathen, in der ihm beizustehen ich mich gewissermaßen als Mitinteressent verpflichtet fühle. Er sucht sich zunächst durch Ersparungen das Leben zu erleichtern. So soll er unlängst eine beträchtliche Anzahl von Redacteuren entlassen haben — ein Verlust, den man übrigens glücklicherweise dem Inhalt der „Reichswehr“ nicht anmerkt, da dieser, nach der Kräftereduction, ebenso schlecht ist, als wie zuvor. Mit den Ersparungen allein ist's aber nicht gethan. Um ein so kostspieliges Blatt zu finanziren, braucht man einen besonderen Finanzplan. Dem Baron Gautsch habe ich an dieser Stelle schon einige derartige Pläne entwickelt. Leider vergebens. Wir müssen es also zunächst einmal ohne den Baron Gautsch und den Dispositionsfond versuchen. Ich zähle dabei, wie angedeutet, auf die Mithilfe des alten Freundes der „Reichswehr“, des Herrn v. Bilinski. Die Idee, die ich nunmehr Herrn David vorschlage, ist ganz probat: Herr v. Bilinski hat es verstanden, mit den 100.000 fl. des Dispositionsfonds das 300.000 fl.-Deficit der „Reichswehr“ zu decken. Er hat also die restlichen 200.000 fl. sozusagen aus dem Nichts geschöpft. Reducieren wir nun den ohnedies zu hoch angeschwollenen Ausgabenetat und ermäßigen wir das Deficit der „Reichswehr“ von 300.000 fl. auf 200.000 fl. Das ist gerade die Summe, die Herr v. Bilinski erfahrungsmäßig aus nichts zu erzeugen vermag. Wir können dann, mit Hilfe des Herrn v. Bilinski, auch ohne den Dispositionsfond des Baron Gautsch, die „Reichswehr“ weiter führen. Herr v. Bilinski hat dann seine alte Beschäftigung wieder, Herr David seine alte „sociale Stellung“ und ich — täglich zweimal — meine alte Freude, die Lectüre der „Reichswehr“.

Ex

Volkswirtschaftliches.

Das Wiener Gasanlehen ist noch immer nicht begeben. Und je länger die Tragikomödie dauert, desto schwieriger wird die Situation der Commune, desto größer die Blamage, welche die Ungeschicklichkeit, die Kenntnislosigkeit ihrer Verwaltung der Stadt Wien bereitet hat. Ein volles Jahr hat Dr. Lueger Zeit gehabt, das Anlehen an den Mann zu bringen und während dieser Zeit hat er sich nur eine stattliche Reihe von Absagen geholt. Wie ist das nur möglich, angesichts der keineswegs ungünstigen Finanzlage der Stadt, ihrer nie bezweifelten Zahlungsfähigkeit, des niedrigen Marktzinsfußes, des Heißhungers, mit dem gute Anlagewerte auf allen europäischen Plätzen vom Capital verschlungen werden? Für die Begebung standen dem Bürgermeister zwei Wege offen. Entweder er musste sich an eine der großen Bankgruppen wenden, oder er musste das Anlehen in eigener Regie zur Subscription auflegen. Das erste wäre das gewöhnliche Mittel gewesen; es konnte kaum fehlschlagen. Wenn sich Dr. Lueger im Frühjahr z. B. an die Rothschildgruppe gewendet hätte, so hätte diese kaum eine Ausrede finden können, um das Geschäft abzulehnen. Er hätte nicht nur von dieser ein Offert erhalten, sondern auch die anderen Banken hätten ihm, wenn auch nicht officiell, so doch ohne Zweifel officiös ihre Dienste angeboten. Denn damals konnte niemand daran denken, dass die Gemeinde kein Geld finden werde, und der natürliche Geschäftsneid hätte alle Banken bewogen, das Geschäft nicht einem Concurrenten zu überlassen, sondern es selbst machen zu wollen. Die Absicht, der Communalverwaltung Verlegenheiten zu bereiten, konnte damals nirgends bestehen, weil sich jeder sagen musste, dass, wenn er das Geschäft nicht mache, es eben ein anderer abschließen würde.

Dr. Lueger wollte diesen Weg nicht gehen. Sein eigenes Schlagwort von den „Judenbanken“ hinderte ihn daran. Dann war die zweite Möglichkeit: die öffentliche Subscription. Jeder Unbefangene hätte den Bürgermeister zu diesem Schritt nur beglückwünscht, selbst wenn er ein Opfer am Cours erfordert hätte. Denn man hätte sich gesagt, dass die Befreiung von der Herrschaft der Banken das Opfer wert sei. Mit diesem Schlagwort, mit der Unterstützung der in dieser Sache allgemein populären Agitation der Parteipresse, wäre, wenn nicht das ganze, doch gewiss ein beträchtlicher Theil des Anlehens subscribiert worden. Da der Bedarf in jenem Moment kein dringender war, hätte man mit dem Reste zuwarten können, und bei dem großen Anlagebedürfnis des Publicums wäre dieser, da das Papier an der Börse cotiert worden wäre, zweifellos nach und nach placiert worden. Dr. Lueger hat auch diesen Versuch nicht gemacht. Den einen Weg einzuschlagen, war er nicht gewillt, den anderen hat er nicht gewagt. Er hat sich von Geldagenten hinhalten lassen, welche, mit oder ohne Auftrag, in den verschiedensten Städten die Begebung erfolglos versuchten, hat sich inzwischen mit beschämenden Vorschüssen über den Geldbedarf des Augenblicks hinweggeholfen, auf dies und jenes gehofft, die Zeit unbenützt verstreichen lassen, bis die großen Fälligkeiten heranrückten, zu deren Bezahlung das Geld nicht vorhanden war und daher dringend in großer Eile beschafft werden musste.

Nun wendete er sich an einzelne Wiener Banken unter ganz geänderten Umständen. Zerrüttete politische Verhältnisse, eine elende Börsenlage, allgemeine Geschäftsunlust, der theuere Geldstand des Herbstes, das verminderte Prestige der Communalverwaltung, die Gefahr, das Anlehen längere Zeit im Portefeuille behalten zu müssen, all diese ungünstigen Umstände mussten jeder Bank sagen, dass sie durch Abnahme des Anlehens der Communalverwaltung einen ungeheueren Dienst leiste, sie aus großer Verlegenheit befreie, für diesen Dienst aber weder auf Dank zu rechnen habe, noch für das übernommene Risico die Aussicht auf entsprechend hohen Gewinn habe. Da konnte Dr. Lueger natürlich keine Bereitwilligkeit finden. Die Möglichkeit, das Geschäft abzuschließen, bestand nur, wenn er sich zu Opfern am Begebungscours bestimmen ließ, wenn er der Unlust und der Unpopularität des Geschäftes in den Bankkreisen ein Gegengewicht in größerer Gewinnstchance schuf. Auch dazu wollte sich Dr. Lueger nicht entschließen, da ein schlechter Cours sein Prestige bei den eigenen Parteigenossen vermindern musste, und er inzwischen hoffte, von der Deutschen Bank das Geld erhalten zu können.

Diese Bank war schon lange als Reflectant auf dieses Anlehen aufgetreten, aber nicht des Anlehens wegen, sondern wegen ihres Interesses an der Wiener Tramway. Die Tramwayfrage war wie das Gasanlehen eine schwere Sorge für den Bürgermeister geworden. Sein Programm hatte gelautet, das Monopol der Tramwaygesellschaft zu brechen und der Commune die Herrschaft über ihr wichtigstes Verkehrsmittel zu gewinnen; über die Schwierigkeiten der Ausführung hat er sich getäuscht, er war ohne Kenntnis der Macht- und Rechtsverhältnisse ans Werk gegangen. Darüber ausführlicher zu sprechen, wird sich wohl noch Gelegenheit finden. Die Ereignisse zeigten, dass der Widerstand der Gesellschaft nicht in kurzer Zeit zu brechen ist; aber die Ausführung elektrischer Linien drängte und Dr. Lueger brauchte positive Leistungen. Das Verhältnis der Communalverwaltung zu den Tramwaymachthabern hat sich dementsprechend bald geändert, die schroffe Haltung der Parteipresse ist eine wohlwollende geworden, und es ist schon lange kein Geheimnis, dass Dr. Lueger bereit ist, mit der Tramway Frieden zu schließen und ihr den elektrischen Betrieb zu bewilligen. Aber wie? Jeder für die Gesellschaft annehmbare Vertrag wäre in Widerspruch mi den wiederholten energischen Erklärungen Dr. Luegers gewesen. Ueber die Klippe, dass der Tramway-Actiencours einen für die Tramway günstigen Vertrag verriethe, war nicht hinwegzukommen. Hatte er doch bei einem etwa gleich hohen Cours erklärt, sich eher beide Hände abhauen zu lassen, ehe er einen Vertrag abschließen würde, der einen solchen Cours rechtfertigen würde. Das ist der todte Punkt, auf dem die Tramwayfrage seit Monaten steht. Beide Theile sind bereit, einen Vertrag zu schließen, der für beide günstig sein mag;

aber Dr. Lueger kann sich nicht entschließen, weil er fühlt, dass jeder ihm sagen werde, dass er in zahlreichen Reden ungleich mehr versprochen. Zu dieser Situation kam nun die Fatalität mit dem Gasanlehen.

Um die Entscheidung in der Tramwayfrage zu forcieren, versuchte die Deutsche Bank die finanzielle Verlegenheit der Commune zu benützen. Sie bot der Commune an, das Gasanlehen zu übernehmen, gegen Abschluss des Vertrages bezüglich der Einführung des elektrischen Betriebes auf der Tramway. Dr. Lueger wieder glaubte, die Deutsche Bank zur Abnahme des Gasanlehens bewegen zu können, wenn er ihr dafür den Tramwayvertrag in Aussicht stellte. Hätte sich Director Siemens bereit gefunden, das Anlehen gegen derartige Versprechungen zu nehmen, so wäre die Sache längst gemacht gewesen. Aber dieser traute nicht und verlangte, dass erst oder wenigstens gleichzeitig die ihn interessierende Frage gelöst werde, ehe er der Commune das Geld verabfolgte. Und darauf konnte Dr. Lueger nicht eingehen, weil bereits allgemein in der Oeffentlichkeit gesagt worden war, dass die Abnahme des Gasanlehens durch die Tramwayconcession erkauft sei. Und so reiste Director Siemens von Wien ab, ohne dass die Gemeinde das Geld erhalten hätte. Und nun geschah das Unbegreifliche, die Ungeschicklichkeit, die allen vorhergegangenen die Krone aufsetzte. Dr. Lueger, welcher seinen Gegner nicht zum Nachgeben bewegen konnte, solange in Wien unterhandelt worden war, glaubte eher etwas zu erreichen, wenn er ihm nach Berlin nachliefe und schickte ihm seinen Vicebürgermeister und Stadtrath nach, die natürlich ebenso unverrichteter Sache zurückkamen. Mit Versprechungen und Drohungen war die Deutsche Bank nicht zu fangen; die Leute wollten und brauchten einen bindenden Vertrag. Und so steht die Commune noch immer ohne Geld und in der Tramwayfrage aufs höchste compromittiert da.

Wir können nicht glauben, dass die Commune Wien nicht doch schließlich Geld finden werde. Wie und zu welchen Bedingungen ist uns bei so viel selbstgeschaffenen Hindernissen ein Räthsel. Das wahrscheinlichste ist, dass die Tramway doch der Preis sein wird. Das aber ist gewiss: die gegenwärtige Gemeindemajorität zeigt sich zur Verwaltung unfähig. Die Verhandlungen betreffend das Gasanlehen, die Tramwayfrage, die Budgetaufstellung verrathen ein erschreckendes Maß von Unkenntnis, von Leichtsinn und Unaufrichtigkeit, welche für den Credit, die Finanzlage der Stadt Wien, für die Belastung ihrer Bürger unabsehbare Gefahren in sich schließen. Mit einem Programm, das in einem Schlagwort besteht, kann man eine Partei bilden, aber nicht ein Gemeinwesen verwalten. Dazu gehört mehr.

* * *

Die ersten Börsentage des neuen Jahres haben eine sehr feste Tendenz und ziemlich lebhafte Umsätze gezeigt. Die momentane Lösung der Schwierigkeit bezüglich des Ausgleichsprovisoriums und Hoffnungen auf Beilegung der parlamentarischen Krise haben einen Stimmungswechsel hervorgerufen, welcher die Speculation veranlasste, die üblichen Jänner-Couponsanlagen des Publicums mit großen Käufen zu begleiten. Da an der Börse wenig speculative Engagements bestanden haben, fehlte die Ware, und die Course giengen rascher in die Höhe, als dem Umfang der Käufe unter anderen Umständen entsprochen hätte. So lange das Publicum noch für seine Jännercoupons Anschaffungen zu machen hat, kann diese Bewegung fortgehen; sind diese Käufe einmal beendet, so werden sich für die Positionen der speculativen Mitläufer schwerlich Abnehmer finden; für eine intensivere Haussebewegung und für ein Neuaufleben des Börsengeschäfts scheint insolange der Boden zu fehlen, als sich die innerpolitische Situation nicht von Grund aus geändert hat.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Odéon, „Passé" von Porto-Riche.

* * *

Die Sandrock spielt die Athenerin sinnlicher, wilder, menschlicher, also wohl der Meinung des Autors näher als die Hohenfels. Merkwürdig ist, wie sie, rastlos in ihrer Kunst, nach und nach die Rede zu beherrschen gelernt hat. Sie ist heute eine Virtuosin im Sprechen. Herr Reimers gibt den Agis jugendlicher, als Herr Robert. Wie ein junges Pferd rennt er durch die Rolle. H. B.

* * *

Habe ich nicht dieser Tage Neuaufführungen der Suppé'schen „Donna Juanita" (Carltheater) und des Nestroy'schen „Mädel aus der Vorstadt" (Raimundtheater) gesehen? Ja, denn ich erinnere mich noch des Fräuleins Stojan als einer wunderbaren René-Juanita — (in der Ringelreihen-Scene des dritten Actes war sie reizend wie echtes Rococo-Porcellan, Sèvres mit der Marke von 1770) — auch ein hübsches Tanzduo der Frau Streitmann und des Herrn Steinberger habe ich nicht vergessen; und zum Andenken an die Nestroy-Vorstellung besitze ich noch die Hälfte eines Billets. A. G.

* * *

Im Zwielicht der letzten Wochen hat die übliche Weihnachtsausstellung der Wiener Künstlergenossenschaft dahingedämmert. Eine lichte Stelle in diesen Räumen war die Collection des Karlsruher Professors Carlos Grethe, der seit längerem im Rufe eines tüchtigen Marinemalers steht. In dieser Collection zeigte er sich auch von anderen Seiten, und — wie mir scheint — von diesen sogar noch vortheilhafter. Er ist ein sehr sicherer, augenscheinlich leicht schaffender Künstler, von moderner Freilicht-Bildung, ausgezeichnet durch einen gewissen breiten, heiteren Impressionismus der Mache. Dabei nicht ohne Poesie — ein tieferes Verständnis für nordische Stimmungen führt in einigen Bildern sogar bis zum Lyrischen. Außer Schiffen und nördlichen Meeren malt Grethe am liebsten die dazu gehörigen Menschen, ähnlich den bekannten Bartels'schen Schiffern. Und diese Menschen, ihre Köpfe nämlich, weiß er oft sehr effectvoll mit Licht und Luft in Verbindung zu bringen: am liebsten so, dass sie gegen grelles Licht gestellt oder von grellem Licht übergossen sind. Diese beiden Fälle geben ihm ja die dankbarste Gelegenheit, seine impressionistische Undeutlichkeits-Technik zu entfalten. — Die Collection des verstorbenen Oesterreichers Theodor Alphons zeigte einen feinen Künstler von durchaus malerischer Art zu sehen und zu erleben. Im Genre seiner Begabung etwa mit Rumpler zu vergleichen, nur nicht so concentriert und bewusst, nicht so reif. Pict.

Bücher.

Dr. Heinrich Herkner, Professor an der technischen Hochschule in Karlsruhe: „Die Arbeiterfrage", eine Einführung. Zweite Auflage, Berlin, J. Guttentag, 1897.

„Herkners Buch ist seinem Objecte und seiner Tendenz nach eine außerordentlich willkommene Erscheinung, die durch die Fachkenntnis, die Darstellungsgabe und die abgeklärten Anschauungen des Verfassers auch zu einer sehr wertvollen gemacht wird." Diesem Urtheil, das an dieser Stelle Prof. v. Philippovich beim Erscheinen der ersten Auflage aussprach, kann ich in Betreff der zweiten nur vollinhaltlich beistimmen. Sie unterscheidet sich von der ersten Ausgabe, abgesehen von dem stark vermehrten Material und der bis zur Erwähnung der letzten Ereignisse und Parteigruppierungen fortgeführten Darstellung, durch eine vollständige Neueintheilung des Stoffes, die ihr aber nicht zum Vortheil gereicht. An Stelle der systematischen Disposition in sociale Geschichte, sociale Theorie und Kritik und sociale Reform ist das Buch in 22 Capitel eingetheilt, deren Reihenfolge manchmal eines inneren Zusammenhanges entbehrt; Wiederholungen sind bei diesem Umstand unvermeidlich. Das ist aber auch alles, was ich dem Buch vorzuwerfen habe. Herkner ist ein Mann, von dem, wie sich einmal ein hervorragender Socialdemokrat ausdrückte, es schade ist, dass er sich nicht zu den Socialisten zählt; und dieser Satz findet seine Begründung nicht nur in dem umfassenden Wissen, das in Herkners Buch zutage tritt, sondern auch in seiner Kenntnis der praktischen Seite der Arbeiterfrage, der Arbeiterbewegung, deren ökonomische, psychologische und moralische Seite er genau verfolgt und beobachtet. Für jeden aufmerksamen Leser dieses Werkes muss nach beendigter Lectüre eine ganze Reihe von gangbaren Vorurtheilen und falschen Schlagworten für immer erledigt sein. Ich verweise nur auf die Abschnitte „Ländliche Arbeiterfrage" und „Alkoholismus und Arbeiterfrage". Von hohem Interesse ist speciell für uns Wiener das Capitel „Communale Socialpolitik", und so ruhig und nüchtern Herkner auch die Probleme der Arbeiterfrage entwickelt, so scharf und treffend nimmt er seine Stellung gegenüber Zeiterscheinungen ein, wie z. B. gegenüber dem gekrönten Größenwahnsinn. Es kann nicht meine Aufgabe sein, verschiedene Ungenauigkeiten und Unvollständigkeiten, die mir beim Lesen aufgefallen sind, hier anzuführen, nur Folgendes möchte ich bemerken: Es ist für uns sehr bedauerlich, zu sehen, wie selbst Herkner, der sich doch speciell auch mit österreichischen Verhältnissen beschäftigt hat, in einem einer internationalen Frage gewidmeten Buch den österreichischen Erscheinungen so wenig Aufmerksamkeit schenkt (der österreichischen Arbeiterbewegung sind $2^1/_2$ Seiten gewidmet), zweitens möchte ich Prof. Herkner bitten, in der nächsten Auflage, deren baldiges Erscheinen ich ihm herzlichst wünsche, Herrn Dr. Kramař nicht mehr unter denjenigen anzuführen, die „auf liberal-demokratischer Grundlage eine entschiedene Socialpolitik vertreten". Kurz zusammengefasst: Herkners Buch ist für jeden modernen Menschen, der sich mit socialen Fragen nicht berufsmäßig beschäftigen muss, ein standard-book. P. H.

Revue der Revuen.

In dem letzten Hefte der „Socialistischen Monatshefte" führt W. Bölsche seinen Essay über „die socialen Grundlagen der modernen Dichtung" fort. Der Züricher Sociologe Otto Lang bringt einen Artikel „Die Ehescheidung und das bürgerliche Gesetzbuch". Im Vergleiche mit dem geltenden Particularrecht macht Lang dem bürgerlichen Gesetzbuche den Vorwurf veralteter Auffassung und unrichtiger Beurtheilung dieser für das praktische Leben schwerwiegenden Frage. „Der Rechtszustand, den das Bürgerliche Gesetzbuch festlegt, ... bedeutet insoferne einen bedauerlichen Rückschritt, als es den Kreis der Scheidungsgründe zum Theile verengert und alle diejenigen ausschließt, die nicht auf einem schuldhaften Verhalten des beklagten Ehegatten beruhen." Ueberdies ist seiner Meinung nach die Auffassung der Ehe eine „äußerst rohe". Im Zusammenhange mit dieser Gesetzeskritik werden die ethischen Grundlagen und socialen Zustände der modernen Ehe, analog den Ausführungen Bebels über dieses „Fundament der sittlichen Weltordnung", ausführlich besprochen und zum Ausgangspunkt einer staatlichen Ehescheidungsstatistik genommen. Von eigenthümlicher Wirkung ist das Schlusswort der Studie: „Eine Erscheinung, der gewiss auch der spätere Culturhistoriker sein Interesse nicht versagen wird, ist der schreiende Gegensatz zwischen der officiellen Einschätzung der Ehe als dem Stützpunkt unserer Weltordnung und der Rolle, welche gegenwärtig die Ehe im Anekdotenschatz und in unseren Witzblättern spielt . . . . . Wenn aber nicht alles täuscht, so liegt hier der Beginn einer Reaction gegen das geltende Eherecht. — Und dann wird das Bedürfnis nach Wahrheit und Aufrichtigkeit in unseren geschlechtlichen Beziehungen sich stärker erweisen als der gute Ton und die gesellschaftliche Heuchelei, stärker auch als die verzopfte Philistermoral."

Ueber die persönliche Freiheit unter dem ersten Kaiserreich schreibt Prof. F. Aulard, der Verfasser der jüngst erschienenen „Etudes et leçons sur la Revolution française", in der „Revue du Palais". Es habe unter Napoleon I. weder ein öffentliches Leben noch persönliche Freiheit gegeben. Obwohl dem Senat das Recht der Controle zustand, machte derselbe doch keinen Gebrauch davon, sobald es hieß, jemand sei aus Gründen der „Staatsraison" verhaftet worden. Durch das Decret vom 3. März 1810 zerstörte Napoleon übrigens den letzten Schimmer dieser persönlichen Freiheit, indem er verfügte, dass jeder Franzose auf Beschluss des geheimen Rathes für ein Jahr ins Gefängnis geworfen und nach weiterem Beschluss auf unbeschränkte Zeit dort festgehalten werden könne.

Im ersten Decemberheft der „Revue des Deux-Mondes" bespricht der Doyen der Pariser medicinischen Facultät, Dr. Paul Brouardel, die Frage von der Verantwortlichkeit der Aerzte, die ein

Process in jüngster Zeit wieder auf die Tagesordnung gebracht hat. Die Gesetzgebung stand ihr zu verschiedenen Zeiten, steht ihr noch heute in den einzelnen Ländern verschieden gegenüber. Brouardel meint, keine Behörde, nur ein Collegium von Fachgenossen sei berufen, eine Anklage, die sich gegen einen Arzt kehrt, zu prüfen und zu beurtheilen. Schon 1845 wurde in Frankreich der Vorschlag zur Ernennung einer solchen Jury gemacht und 1847 im Abgeordnetenhause auch angenommen, doch vereitelte die Februarrevolution des folgenden Jahres die Bestätigung dieses Gesetzes seitens des Senates. Auch später erneuerte Vorschläge in dieser Richtung kamen nicht zur Ausführung. Dr. Brouardel hält dieselbe auch für sehr schwierig, weil ja bei einer solchen Jury das Gericht in einem gewissen Moment doch eintreten müsste, und die Gefahr der Camaraderie oder der persönlichen Gehässigkeit und Rivalität bei Berufsgenossen weit näher liege, als bei einer juridischen Behörde, die dem Angeklagten objectiv gegenübersteht.

Ueber die Reform der Kleidung, vor allem der weiblichen, schreibt Ouida in einem Heft von „**Ladys Realm**". Durch falsche ästhetische und moralische Begriffe ist der modernen Welt jedes Urtheil abhanden gekommen. So läst sie sich die decolletierte Taille als Staatskleid gefallen, die doch ebenso unanständig als unschön ist durch das Misverhältnis zwischen der breitausladenden oberen Partie und der dünnen Taille, während sie das Empire-Kleid, die einzige wirklich schöne Schöpfung der neueren Mode, nur als Haus- und Morgentoilette gelten läst und aus der Nachmittags- und Abendgesellschaft verbannt. Das Empire-Kleid — „Teagown", wie sie es jenseits des Canals nennen — kommt allein der griechischen Gewandung nahe; es läst zahlreiche persönliche Variationen zu, schmiegt sich den Körperlinien weich und lose an, gestattet ein freies Bewegen und läst die Formen errathen, ohne sie deutlich zu zeigen. Am verderblichsten scheinen der Verfasserin jene masculinen Trachten, die der Sport den Frauen gebracht: die Radfahrerdress, das Reitkleid. Statt ihre Vorbilder der hässlichen Männertracht zu entlehnen, sollten die Frauen sich eher bemühen, auch auf diese reformatorisch zu wirken, und sicherlich würde eine künstlerisch schöne Neugestaltung der weiblichen Kleidung auch mehr Phantasie-Entfaltung bei den Männern herbeiführen. An Vorbildern fehlt es nicht. In unseren demokratischen Zeiten könnte man ganz gut das Hofcostüm für den Salon, die ebenso praktischen als schönen Trachten der Bürger und Bauern, aus der Zeit der Tudors und der Valois, für den Alltag einführen.

In der „**Nuova Antologia**" discutiert der bekannte Machiavelli-Biograph Villari die Ausführungen John Morleys über den berühmten Verfasser des „Principe". Villari meint, Machiavellis große Bedeutung beruhe darauf, dass er als erster den Unterschied zwischen privater und öffentlicher Moral festgestellt habe. Das Interesse des Staates fordert oftmals Dinge, die den Einzelnen schädigen, aber die Allgemeinheit geht eben vor und muss vor allem berücksichtigt werden. Im Grunde ist der heute verpönte Satz Machiavellis, dass man „das Beste des Vaterlandes über das Heil der eigenen Seele stellen solle", nur eine Steigerung dieses richtigen Gedankens, und an Machiavelli, der sicherlich der Menschheit dienen wollte, sei nur der verletzende Cynismus zu tadeln, mit dem er seine Lehren vorgebracht.

Die Bauern.

Von Anton Tschechow.*)

Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Kliorin.

V.

Am Himmelfahrtstage, um 11 Uhr abends, erhoben die Mädchen und Burschen, welche unten auf der Wiese spazierten, plötzlich ein Zetergeschrei und liefen dem Dorfe zu. Diejenigen, welche oben, am Rande des Abhanges saßen, konnten im ersten Moment gar nicht begreifen, was vorgefallen sei.

— Feuer! Feuer! — schrie man unten verzweifelt. Es brannte! Diejenigen, welche oben saßen, schauten sich um und ihren Blicken bot sich ein schauerliches, ungewöhnliches Bild dar. Vom Strohdache einer der äußersten Hütten erhob sich eine wirbelnde, ungefähr eine Sashen**) hohe Feuersäule, die wie ein Springbrunnen nach allen Seiten Funken sandte. Bald darauf begann das Dach lichterloh zu brennen und man hörte das Feuer knistern.

Das Mondlicht erblasste. Das ganze Dorf war von einem röthlichen, zitternden Scheine erhellt, auf der Erde bewegten sich schwarze Schatten und es verbreitete sich ein Brandgeruch. Diejenigen, welche von unten kamen, waren außer Athem, zitterten so, dass sie nicht sprechen konnten, stießen einander, fielen zur Erde und bei der ungewohnten grellen Beleuchtung sahen sie schlecht und erkannten einer den anderen nicht. Es war schauerlich. Besonders entsetzlich war der Umstand, dass über dem Feuer im Rauche Tauben flatterten und aus dem Wirtshaus, wo man vom Schadenfeuer noch nichts wusste, Gesang und Harmonikatöne erschallten.

— Es brennt bei Onkel Sjemion! — rief eine laute rauhe Stimme.

Weinend, händeringend und zähneklappernd lief Marie neben ihrer Hütte hin und her, obgleich es am entgegengesetzten Dorfrande brannte. Nikolaus trat in Filzstiefeln aus der Hütte, die Kinder rannten in Hemden hinaus. Neben der Hütte des Dorfschulzengehilfen wurde auf einer eisernen Tafel getrommelt. „Bum, bum, bum" — tönte es durch die Luft und bei diesem schnellen, unaufhörlichen Getrommel presste sich das Herz zusammen und es überlief einen eiskalt. Die alten Weiber hielten Heiligenbilder in Händen. Aus den Höfen wurden Schafe, Kälber, Kühe auf die Gasse getrieben, man trug Koffer, Schaffelle, Zuber hinaus. Ein schwarzer Hengst, den man von der Herde fernhielt, weil er mit den Hinterfüßen ausschlug und die Pferde verwundete, wurde jetzt freigelassen, rannte stampfend und wiehernd zweimal durch das Dorf, blieb dann plötzlich vor einem Wagen stehen und begann, ihn mit den Hinterfüßen zu schlagen.

Auch auf dem jenseitigen Ufer begann man in der Kirche zu läuten.

Neben der brennenden Hütte war es so heiß und hell, dass jedes Grashälmchen auf der Erde deutlich zu sehen war. Auf einem der Koffer, welche es zu retten gelang, saß Sjemion, ein rothhaariger Bauer mit einer großen Nase, dessen Mütze bis an die Ohren aufgestülpt war, und der einen Stadtrock trug. Seine Frau lag bewusstlos mit nach unten gekehrtem Antlitz da und stöhnte. Ein achtzigjähriger, kleiner, langbärtiger, wie ein Gnom aussehender Greis, der nicht von hier, aber augenscheinlich beim Schadenfeuer betheiligt war, gieng mit einem weißen Bündel in der Hand hin und her; auf seiner Glatze spielte der Feuerschein. Der Aelteste, Antiep Sjedelnikow, der braun und schwarzhaarig wie ein Zigeuner war, näherte sich mit einem Beil der Hütte und schlug ein Fenster nach dem andern ein; dann begann er auf die Treppe loszuhauen.

— Weiber, Wasser! — schrie er. — Die Maschine her! Geschwind!

Dieselben Bauern, welche soeben noch im Wirtshaus zechten, schleppten die Feuerspritze herbei. Sie waren alle betrunken, stolperten und fielen nieder und alle Gesichter trugen einen hilflosen Ausdruck und auf aller Augen waren Thränen.

— Mädchen, Wasser! — schrie der Aelteste, welcher gleichfalls betrunken war. — Rührt euch, Mädchen!

Die Weiber und Mädchen liefen nach unten, wo eine Quelle sich befand, und schleppten volle Eimer und Kübel bergauf, und nachdem sie das Wasser in die Spritze gegossen, liefen sie wieder fort. Auch Olga, Marie, Sascha und Motjka halfen beim Wasserholen. Mit dem Pumpen waren Weiber und Jungen beschäftigt. Die Spritze zischte, und wenn der Aelteste, dieselbe bald auf die Thüre, bald auf die Fenster richtend, seinen Finger gegen den Wasserstrahl hielt, da wurde das Zischen noch ärger.

— Bravo, Antipy! — ließen sich lobende Stimmen vernehmen. — Gib dir Mühe!

Und Antipy drang ins Vorhaus, ins Feuer, und rief von dort:

— Pumpt! Arbeitet, ihr Rechtgläubigen, bei einem solchen Unglücksfall!

Die Bauernschar stand müßig dabei und schaute aufs Feuer. Niemand wusste, was er thun soll, niemand wusste, wie er etwas angreifen soll, und ringsum befanden sich Heuschober, Getreidescheunen, Haufen dürren Reisigs. Auch Kirjak und sein Vater, der alte Ossip, standen dabei, beide in berauschtem Zustande. Und als ob der Alte sein Nichtsthun beschönigen wollte, sagte er, sich an das auf der Erde liegende Weib wendend:

— Wozu, Gevatterin, so verzweifelt sein! Die Hütte ist ja versichert — was willst du denn!

Sjemion erzählte bald dem einen, bald dem anderen, wie das Feuer entstanden ist:

— Dieser Greis mit dem Bündel ist aus dem Hausgesinde des Generals Shukow. Er war Koch bei unserem General seligen Angedenkens ... Am Abend kommt der Alte und sagt: „Erlaube mir bei dir zu übernachten" ... Nun, natürlich spülten wir ein Gläschen hinunter ... Mein Weib machte sich mit der Theemaschine zu schaffen, wir wollten den Alten mit Thee bewirten, aber zum Unheil stellte sie die Theemaschine im Vorhaus auf, die Flamme sprang aus der Zugröhre aufs Dach über, aufs Stroh, und fertig war es. Wir sind beinahe selbst verbrannt. Auch die Mütze des Alten ist im Feuer geblieben.

Auf die eiserne Tafel wurde unermüdlich losgepaukt, und auch jenseits des Flusses, in der Kirche, wurde geläutet. Olga, welche vom Feuerschein umgeben war und keuchend bald nach unten, bald nach oben rannte, schaute entsetzt auf die rothen Schafe und rosigen Tauben, die im Rauche hin und her flatterten. Ihr schien, dass dieses Geläute wie eine stachelige Distel sich in ihre Seele bohrte, dass es niemals aufhören werde zu brennen und dass Sascha verloren gegangen sei. Und als die Decke der Hütte krachend einstürzte, da überfiel Olga eine Schwäche bei dem Gedanken, dass nun das ganze Dorf unvermeidlich vom Feuer vertilgt werden wird, und sie vermochte nicht mehr Wasser zu tragen, sondern stellte die Eimer auf den Abhang und setzte sich daneben. In der Nähe saßen Weiber und wehklagten, als ob jemand gestorben wäre.

Da kamen vom jenseitigen Ufer, aus dem herrschaftlichen Hause, auf zwei Fuhrwerken Verwalter und Arbeiter, welche auch eine Feuerspritze mit sich führten. Es kam auch ein sehr junger Student in einem weißen aufgeknöpften Rock geritten. Nun begann man mit den Beilen zu arbeiten, man lehnte an die Wand der Hütte eine Leiter, welche von fünf Mann bestiegen wurde. Allen voran kletterte der Student, welcher roth war und mit schroffer heiserer Stimme in solchem Tone Befehle ertheilte, als ob das Löschen für ihn längst zur Gewohnheit geworden wäre. Man nahm die Hütte balkenweise

---

*) Vergl. „Die Zeit" Nr. 169 u. 170.

**) Eine Sashen ist gleich zwei Meter.

auseinander, man riss auch einen Stall, einen Zaun und einen Schober nieder.

— Erlaubt nicht zu zerstören! — ertönten aus der Menge strenge Rufe. — Verbietet es!

Kirjak näherte sich der Hütte mit entschlossener Miene, als ob er die Ankömmlinge daran hindern wollte, ihr Zerstörungswerk fortzusetzen, aber einer von den Arbeitern drehte ihn um und versetzte ihm einen Schlag auf den Hals. Man begann zu lachen, der Arbeiter schlug noch einmal zu, Kirjak fiel nieder und kroch auf allen Vieren in die Menschenmenge zurück.

Von jenseits kamen zwei schöne Mädchen in Hüten herüber — wahrscheinlich die Schwestern des Studenten. Sie standen abseits und schauten auf den Brand. Die auseinandergerissenen Balken brannten nicht mehr, rauchten aber stark; der Student, welcher an der Spritze arbeitete, richtete den Strahl bald auf diese Balken, bald auf die Bauern, bald auf die Weiber, welche Wasser holten.

— George! — riefen die Mädchen vorwurfsvoll und unruhig. — George!

Das Feuer war erloschen. Und erst, als man sich anschickte, fortzugehen, merkte man, dass es bereits tagte und dass alle bleich und ein wenig braun waren — so scheint es immer am frühen Morgen, wenn am Himmel die letzten Sterne schwinden. Auf dem Heimwege lachten die Bauern und spotteten über den Koch des Generals Shukow und über die Mütze, welche verbrannt ist. Sie waren nunmehr geneigt, den Brand sehr leicht zu nehmen, und es schien ihnen sogar leid zu thun, dass derselbe so schnell zu Ende war.

— Sie, lieber Herr, haben gut gelöscht! — sagte Olga dem Studenten. Sie müssen zu uns nach Moskau kommen, dort findet fast täglich ein Schadenfeuer statt.

— Sind Sie denn aus Moskau? — fragte ein Fräulein.

— Jawohl. Mein Mann diente im „Slavischen Bazar". Und das ist meine Tochter — sagte sie, auf Sascha zeigend, welche fror und sich an die Mutter schmiegte. — Sie ist auch aus Moskau . . .

Beide Fräulein sagten etwas dem Studenten auf Französisch, und er reichte Sascha zwanzig Kopeken. Der alte Ossip sah es, und in seinen Augen leuchtete Hoffnung auf.

— Gott sei Dank, Euer Hochwohlgeboren, dass es nicht windig war — sagte er, sich an den Studenten wendend — sonst würde das Feuer in einer Stunde das Dorf zerstört haben. Euer Hochwohlgeboren, guter Herr — fügte er verwirrt und mit leiserer Stimme hinzu — der Morgen ist kühl, es wäre gut, sich zu erwärmen . . . ein halbes Fläschchen, bitte, Euer Gnaden . . .

Er bekam nichts, ächzte und schleppte sich nach Hause. Olga stand später am Rande des Abhanges und schaute zu, wie die beiden Fuhrwerke durch den Fluss fuhren und wie die Herrschaften über die Wiese giengen; jenseits erwartete sie eine Equipage. Und als Olga in die Hütte zurückgekehrt war, erzählte sie dem Manne entzückt:

— Und wie gut sie sind und wie schön! Und die Fräulein sind wahre Engel.

— Dass sie platzen mögen! — sagte die schläfrige Thekla boshaft.

VI.

Marie fühlte sich sehr unglücklich und sagte, dass sie gern sterben möchte; Thekla, im Gegentheil, war mit diesem Leben, dieser Armut, Unsauberkeit, diesen ewigen Schmähreden zufrieden. Sie aß, was sie gerade bekam, ohne zu wählen; sie schlief dort, wohin und worauf der Zufall sie bettete, sie goss das Spülwasser neben der Treppe aus und pflegte barfüßig durch die Pfütze zu schreiten. Und darum eben, weil dieses Leben dem Nikolaus und der Olga nicht gefiel, begann sie dieselben vom ersten Tage an zu hassen.

— Ich werde mal sehen, was ihr hier essen werdet, ihr Edelleute aus Moskau! — pflegte sie hämisch zu sagen. — Ich will mal sehen!

An einem Morgen — das war schon im Anfange des September — brachte Thekla von unten zwei Eimer Wasser herauf; sie sah von der Kälte rosig, gesund und hübsch aus. Um diese Zeit saßen Marie und Olga am Tische und tranken Thee.

— Wohl bekomm's! — sagte Thekla höhnisch. — Welche Damen — fügte sie hinzu, die Eimer niedersetzend — haben die Mode eingeführt, jeden Tag Thee zu trinken. Schaut mal zu, dass ihr vom Thee nicht aufgedunsen werdet! — setzte sie fort, Olga mit bösen Blicken betrachtend. — Du hast dir in Moskau eine runde Schnauze angefressen, du Fettleibige!

Sie hob das Schulterjoch und schlug Olga auf die Schulter. Beide Schwägerinnen schlugen die Hände zusammen und riefen aus:

— Ach, du mein Gott . . .

Darauf gieng Thekla an den Fluss, um Wäsche zu waschen, und schimpfte unterwegs so laut, dass man es in der Hütte hörte.

Der Tag vergieng. Der lange Herbstabend brach an. In der Hütte wurde Seide aufgehaspelt. Alle arbeiteten, außer Thekla, welche sich jenseits des Flusses befand. Die Seide bekam man in der nächstliegenden Fabrik und die ganze Familie verdiente daran nicht viel, ungefähr zwanzig Kopeken wöchentlich.

— Zur Zeit der Leibeigenschaft war es besser — sagte der Alte, die Seide aufhaspelnd. — Man arbeitete, aß und schlief zur bestimmten Zeit. Zu Mittag hatte man Kohlsuppe und Grütze, zum Abendessen dasselbe. Gurken und Kraut hatte man reichlich, man konnte nach Herzenslust essen. Auch größere Strenge herrschte dann, jeder wusste, wo er hingehöre.

Erhellt wurde die Stube bloß von einem einzigen Lämpchen, welches trübe brannte und rauchte. Wenn jemand ins Licht trat und sein breiter Schatten aufs Fenster fiel, so sah man, wie hell der Mond glänzte. Der alte Ossip erzählte langsam, wie man hier früher, zur Zeit der Leibeigenschaft, lebte, wie in diesem selben Dorfe, wo das Leben jetzt so langweilig und armselig ist, früher Jagden mit Hetz- und Windhunden stattfanden, und man während der Treibjagden den Bauern Schnaps zu trinken gab, wie ganze Fuhren mit Wildgeflügel für die jungen Herrschaften nach Moskau gesandt wurden, wie man die Bösen mit Ruthen strafte oder ins Twerskische Stammgut verbannte, die Guten aber belohnte. Auch die Großmutter erzählte einiges. Sie hatte nichts, absolut nichts vergessen. Sie erzählte von ihrer Herrin, einer guten, gottesfürchtigen Frau, deren Mann ein Saufbold und Wüstling war und deren sämmtliche Töchter sich schlecht verheiratet hatten: die eine heiratete einen Trinker, die andere einen Bürgerlichen, die dritte wurde heimlich entführt (die Großmutter, welche da noch unverheiratet war, half dabei) — und sie alle starben bald aus Gram, wie auch ihre Mutter. Und als die Großmutter davon erzählte, begann sie sogar zu weinen.

Plötzlich klopfte jemand an die Thür und alle fuhren zusammen.

— Onkel Ossip, erlaube mir hier zu übernachten!

Es trat der kleine, kahlköpfige Greis ein, der Koch des Generals Shukow, derselbe, dessen Mütze ein Raub der Flammen geworden war. Er setzte sich nieder, hörte eine Weile zu und begann dann auch im Gedächtnis zu kramen und allerhand Geschichten zu erzählen. Nikolaus, der mit herabhängenden Füßen auf dem Ofen saß, lauschte und fragte immer nach den Speisen, die man für die Herrschaften bereitete. Man sprach von Beefsteaks, Côtelettes, verschiedenen Suppen, Saucen, und der Koch, der gleichfalls nichts vergessen hatte, nannte Speisen, die man jetzt nicht mehr bereitete. So gab es eine Speise aus Ochsenaugen, welche „Morgens nach dem Erwachen" genannt wurde.

— Wurden dann auch Côtelettes maréchal gemacht? — fragte Nikolaus.

— Nein.

— Ach, ihr Köche!

Die kleinen Mädchen, welche auf dem Ofen saßen und lagen, schauten herab, ohne mit den Wimpern zu zucken. Es sah aus, als ob ihrer sehr viele dort oben wären, wie Engel in den Wolken. Die Geschichten gefielen ihnen sehr; sie seufzten, fuhren zuweilen zusammen, erbleichten bald vor Entzücken, bald vor Furcht und lauschten den Erzählungen der Großmutter, welche am interessantesten waren, mit angehaltenem Athem und ohne sich zu regen.

Man begab sich schweigend zur Ruhe, und die Alten, in Unruhe und Aufregung versetzt, dachten daran, wie schön doch die Jugendzeit sei, welche, wie sie auch vergangen sein mag, bloß lebendige, freudenvolle, rührende Erinnerungen hinterlässt, und wie entsetzlich und kalt dieser Tod sei, der vor der Thüre steht — ach, besser, nicht daran denken! Das Lämpchen erlosch. Und es war, als ob das Dunkel und die beiden vom Monde beschienenen Fenster und die Stille und das Knarren der Wiege nur daran gemahnten, dass das Leben vergangen, unwiederbringlich vergangen sei . . . Schlummerte jemand ein, so schien es ihm plötzlich, dass jemand seine Schulter berühre, ihm ins Gesicht blase — und der Schlaf war verscheucht und man hatte das Gefühl, als ob alle Glieder vom Liegen betäubt wären, und den Geist bestürmten wieder Gedanken an den Tod. Legte man sich auf die andere Seite, so verschwanden die Todesgedanken, man begann aber an die Noth, an Nahrungsmittel und daran zu denken, dass das Mehl nun theurer geworden sei, und nach einer Weile kam es wieder in den Sinn, dass das Leben vergangen sei und nicht wiederkehren werde . . .

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek

Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock.

Assistent: Ernst v. Rosmann.

Die Zeit.

XIV. Band. Wien, den 15. Jänner 1898. Nummer

Ministerium Vacat.

Wenn einem Regiment der Inhaber fehlt, der ihm den Namen geben soll, nennt es der Militärschematismus in seinem ungrammatikalischen Küchenlatein kurzweg ein „Regiment Vacat" und begnügt sich zur näheren Bezeichnung lediglich der Angabe der Waffengattung und der Nummer des Regimentes. Wenn der Amtskalender ein wenig von dieser militärischen Aufrichtigkeit besäße, müsste er auch das gegenwärtige Ministerium ein Ministerium Vacat nennen. Denn es besitzt in seinen Ressorts wie im Präsidium keine wahren Inhaber, sondern fast ausnahmslos Sectionschefs, die ihre Minister-Vorgesetzten verloren und noch keine neuen gewonnen haben, beherrscht von einem gewesenen wirklichen Ressortminister, der Ministerpräsident heißt, in Wahrheit jedoch ebensowenig Ministerpräsident ist, als die Sectionschefs Ressortminister. Es ist bestenfalls ein Ministerium der Platzhalter, das gegenwärtig Oesterreich regiert. Wohl sagt man uns: Wir haben ein Ministerium der Fachmänner. Aber die Fachmänner, die wir jetzt als Minister ansehen, haben wir als Sectionschefs auch früher schon immer gehabt. Die haben uns nie gefehlt, welches immer auch die Minister waren, die wir eben besaßen. Aber die Minister fehlen. Die Spitzen der ständigen Bureaukratie, die regelrechterweise in allen constitutionellen Ländern von wechselnden politisch-parlamentarischen Minister-Individualitäten gedeckt werden, erscheinen bei uns jetzt bloßgelegt. Es ist ein Ministerium der Nicht-Minister. Die politischen Motoren hat man entfernt. Ist es da zu verwundern, wenn die auf sich allein angewiesenen bureaukratischen Arbeitsmaschinen, der gewohnten Impulse entbehrend, keine politische Arbeit fördern?

Und doch war noch selten so kräftige und sichere politische Arbeit vonnöthen als eben in dem Moment, da das Ministerium Badeni stürzte. Im normal constitutionellen Lauf der Dinge folgt auf einen Ministersturz eine gewisse Periode der allseitigen politischen Beruhigung, die dem nachfolgenden Ministerium eine Schonzeit gewährt oder auch einem politiklosen Ministerium eine Uebergangsexistenz erlaubt. Den Grafen Badeni haben aber nicht nur seine Sprachenverordnungen und die lex Falkenhayn, sondern auch die durch sie entfaltete politische Verwirrung überlebt. Die constitutionell fehlerhaft angelegte Rechnung des Ministeriums Badeni konnte nicht ohne Rest aufgehen. Dieser musste gleich die ersten Tage des neuen Ministerums stören. Ihn aufzuarbeiten, erforderte eine zielbewusste staatsmännische Hand an der Spitze der Regierung, aber nicht eine Gesellschaft von ministeriellen Handlangern, die stille halten, weil ihnen das gewohnte Commando der Werkführer fehlt.

Für jede politische Action gibt es einen psychologischen Moment, den der Tüchtige ergreift, der Unfähige übersieht. Für den Baron Gautsch fiel der psychologische Moment mit der Stunde zusammen, in der er sein neues Amt übernahm. An jenem unheilschwangeren Wiener Sonntag, an welchem er die Hofburg als Unterrichtsminister betrat und als Ministerpräsident verließ, hätte er von entscheidender Stelle die Bewilligung zur Aufhebung der Sprachenverordnungen und der lex Falkenhayn erhalten, wenn er sie als unweigerliche Bedingung hingestellt hätte. Weit sicherer noch als die Deutschen selbst, haben das mit ihrem guten politischen Verstand die Czechen vorausgesetzt. Die Prager Krawalle sollten die Antwort darauf sein. Die Krawalle sind prompt durchgeführt worden, aber ihre Voraussetzung hat sich nicht eingestellt. Zum Erstaunen aller Politiker, nicht zum wenigsten der Czechen, sind die Sprachenverordnungen in Kraft geblieben. Hätten die Czechen das geahnt, so hätten sie sich wohl die Prager Krawalle erspart. Und hätten es die Deutschen geahnt, so hätten sie in ihrer Agitation auch nicht einen Augenblick lang innegehalten. Beide Theile haben alsbald ihren Aufsitzer erkannt. Die Czechen sind wieder in frohere Stimmung gekommen, und die jungczechische Windfahne des Dr. Herold, die in den ersten Tagen Gautsch gelegentlich der Delegationsverhandlungen bereits auf Frieden zeigte, hat sich jetzt im böhmischen Landtag wieder keck auf Krieg gestellt. Die bedächtigen Deutschen sind aber, enttäuscht, langsam wieder in Emotion gerathen, und vielleicht nur eine böhmische Landtagssitzung trennt sie mehr von ihrem Wiener Oppositionsrecord.

Baron Gautsch ist dann auf dem besten Wege, binnen kurzer Zeit ein zweiter Badeni zu werden, nur ohne Majorität. Wenn's Brei regnet, muss man den Löffel bereit haben. Später wird man auch mit dem Löffel nicht satt. Nachdem Baron Gautsch den richtigen Moment verpasst hat, in dem er die Sprachenverordnungen und die lex Falkenhayn als gesetzwidrig aufheben musste, weil es beide Streittheile, freilich mit verschiedenen Empfindungen, von ihm erwarteten, sucht er jetzt, ebenso vergebens wie Graf Badeni, das Versäumte durch Surrogate zu ersetzen. Da kamen zuerst die endlosen Serien von „unverbindlichen Besprechungen" mit den Parteiführern, die ergebnislos verlaufen mussten, weil der Minister mit der hohlen Hand den, wenn auch noch so willigen, Parteien nichts bieten konnte, um Zugeständnisse von ihnen zu erlangen. Dann nahm Baron Gautsch seine Zuflucht zu den Gerichten. Eines Tages erschien, wie der Ton aus der eingefrorenen Trompete Münchhausens, mit zweimonatlicher Verspätung, jene von dem „streng legalen" Grafen Badeni secretierte Entscheidung des Obersten Gerichtshofes vom 3. November 1897, durch welche die Sprachenverordnungen in einem concreten Falle soviel wie als gesetzwidrig erklärt werden. Hat Baron Gautsch gemeint, dass die Deutschen um dieser gerichtlichen Einzelentscheidung willen auf die formelle Aufhebung der Sprachenverordnungen verzichten werden, dann hat er sich gründlich getäuscht. Die oberstgerichtliche Entscheidung hat ihn nur in eine noch jammervollere Lage versetzt als zuvor. Denn jetzt stellt er sich, wenn er die Sprachenverordnungen noch immer nicht aufhebt und nicht aufheben kann, nicht nur mit den deutschen Parteien, sondern auch mit dem Obersten Gerichtshof in Widerspruch, compromittiert sich und den Obersten Gerichtshof zugleich. Die Situation wird geradezu scandalös. Höchst imponierend hat sich Baron Gautsch auch um die lex Falkenhayn herumzudrücken versucht, in jener Eingabe an das Reichsgericht, mit der er die Diätenklage der ausgeschlossenen Abgeordneten beantwortete. Entweder hält Baron Gautsch die lex Falkenhayn für rechtsgiltig, dann musste er den Diätenanspruch mit dieser Argumentation bekämpfen; oder aber er hält die lex Falkenhayn für ungiltig, dann durfte er diese seine Anschauung in seiner Antwortschrift nicht verhehlen. Aber die von Baron Gautsch angewendete Vogel-Strauß-Politik, die lex Falkenhayn einfach zu ignorieren und seine Staatsschrift mit manipulativen Lappalien zu füllen, kann gar keinen Sinn haben und auch keine Wirkung. Nun hat sich doch schon jeder politische Mensch über die Sprachenverordnungen und die lex Falkenhayn sein Urtheil gebildet. Nur anscheinend gerade derjenige Mann noch nicht, der darüber endgiltig zu entscheiden hätte, vorausgesetzt, dass seine Machtbefugnis ebenso groß ist als sein Titel.

Ob er diese Macht auch wirklich besitzt, wird man zu bezweifeln beginnen, wenn er noch länger zögert, eine bestimmte Stellung zu den brennenden Fragen zu nehmen. Unverbindliche Besprechungen wie sie Baron Gautsch liebt, pflegt nur der Sectionschef „ad referendum" in den dem Minister zur Entscheidung vorbehaltenen Angelegenheiten oder der Präsidialist, der die Besucher seines Chefs im Wartezimmer zu einem gleichgiltigen Plausch abfängt. Nicht aber ein wirklicher Minister, der das Recht der Entscheidung hat. Wenn Baron Gautsch seine Unverbindlichkeiten fortsetzt, wird man ihn für dies oder jenes, nur nicht für einen ausreichend bevollmächtigten Minister halten. Ein Ministerium ohne politische Vollmachten ist keine Regierung, sondern bedeutet bloß die automatische Fortführung der Verwaltung: Ministerium Vacat. In diesem verhängnisvollen Zeitpunkte aber brauchen wir dringender denn je ein politisches Ministerium. Und wenn das Ministerium Gautsch ein solches nicht werden will, kann oder darf, dann hat es keine wichtigere Pflicht mehr zu erfüllen, als einem anderen, politischen Ministerium den warmgehaltenen Platz schleunigst zu überlassen.

K.

Der Anklageact im Processe Dreyfus.

„La déplorable affaire! Il a fallu, pour obtenir la condamnation, faire des choses irrégulières!" Diese Worte sprach, in der ersten Hälfte des Jahres 1895 ein höherer französischer Officier und gewesenes Mitglied des Kriegsgerichtes, durch das Dreyfus verurtheilt worden war, zu einem anderen französischen Officier. Wer Sprecher und Hörer waren, ist bis zur Stunde in weiteren Kreisen nicht bekannt geworden, und ebenso verlautet nichts Bestimmtes über den genannten Zeitpunkt des Ausspruches. Sicher dagegen ist, dass noch ein anderer, ein vorderhand auch noch nicht näher bezeichneter Journalist jene Worte hörte und sie eine Weile später dem Senator Scheurer-Kestner hinterbrachte. Sie bezogen sich nämlich, wie man wohl schon errathen haben wird, auf die Processierung des Hauptmannes Dreyfus und bildeten einen Theil der über diesen Gegenstand zwischen jenen beiden Officieren gepflogenen Unterhaltung. In welcher Weise diese unerwartet gekommene Mittheilung dazu beigetragen hat,

die ursprünglich auch bei Scheurer-Kestner bestehende Ueberzeugung von der Schuld des Dreyfus zu erschüttern und den Vicepräsidenten des Senates zu einer genaueren Untersuchung des „Falles Dreyfus“ zu treiben, mag besser einer späteren Darstellung überlassen bleiben. Für heute sehe ich mich durch eine wahre Flut neuen, in den allerletzten Tagen aufgelaufenen Materials genöthigt, die Reihe der rückschauenden Berichte zu durchbrechen, um mich ganz und gar der Actualität zuzuwenden.

„La déplorable affaire!“ hatte Scheurer-Kestner dem ungenannten Officier nachgesprochen, und mehrere Pariser Zeitungen hatten die Worte wiederholt. Aber damit kamen sie bei den Chauvins, bei den Antisemiten und bei den anerkannten Organen der Nebenregierung — man staune nicht etwa: seit drei Monaten haben wir hier eine wirkliche und leibhaftige Nebenregierung von clericalen Militärs und militärisch organisierten Clericalen — übel an. Die „deplorable Affaire“ wollte man wieder ausgraben, sie, die schon seit fast drei Jahren als todt und begraben galt? „Je leur servirai un coup de massue!“ erwiderte der Kriegsminister Billot darauf oder soll er doch, seiner getreuen „Patrie“ zufolge, darauf erwidert haben. Nun denn, der Keulenschlag ist niedergesaust, vernichtender als irgend jemand geglaubt hatte, aber — nicht auf Scheurer-Kestners Haupt oder auf das seiner Mitstreiter für Recht und Gerechtigkeit, sondern auf das des Herrn Kriegsministers selbst! Und dieser Keulenschlag, der am letzten Freitag, den 7. Jänner, fiel, heißt: *Veröffentlichung des Anklageactes im Processe Dreyfus.* Das seit einigen Wochen für die Sache des Verurtheilten energisch eintretende, von dem ehemaligen Minister für öffentliche Arbeiten Yves Guyot geleitete „Siècle“ hat sich das Verdienst erworben, diesen Keulenschlag ausgeführt zu haben, und, das darf man mit Genugthuung verzeichnen, kaum war das erste Exemplar der betreffenden Nummer zur Ausgabe gelangt, da herrschte auch schon die fürchterlichste Bestürzung im Lager der Herren Nebenregierer: der Schlag hatte gesessen.

„La déplorable affaire!“ — Ja, *wie* „deporabel“ sie war und ist, ersieht man erst, wenn man diesen Anklageact von Anfang bis zu Ende durchliest. Ich bedauere es außerordentlich, dass der verfügbare Raum mir nicht gestattet, das ebenso umfangreiche wie inhaltsleere Machwerk, das nicht weniger, als acht enggedruckte Zeitungsspalten von oben bis unten füllt, hier in extenso wiederzugeben oder es selbst nur so eingehend zu würdigen, wie es gewürdigt zu werden verdient. Nothgedrungen muss ich mich auf die „beweiskräftigsten“ Stellen beschränken, nämlich auf die, in denen sich der eigenthümliche, sowohl den Verfasser, den damaligen Major Besson d'Ormescheville, Berichterstatter beim zweiten Pariser Kriegsgerichte, wie auch die übrigen militärischen und nichtmilitärischen Henker des Hauptmannes Dreyfus beseelende Geist am deutlichsten widerspiegelt.

Zunächst eine Vorbemerkung. Wie früher des breiteren festgestellt worden ist, wurde vor, während und nach dem Processe die allergrößte Heimlichkeit hinsichtlich des verhandelten Gegenstandes, des vorliegenden Beweismaterials, der Zeugenaussagen und des angewandten Ueberführungsverfahrens beobachtet. Wenn immer jemand nach dem Wie, Warum, Wieso oder Weshalb fragte, stürzte die gesammte Pressmeute, die im Solde des Kriegsministeriums steht, wie ein Mann über den Vorwitzigen her und hielt ihm das Schreckensgespenst der „nationalen Sicherheit“ vor. Ich sage absichtlich: „Schreckensgespenst der Sicherheit“, nicht der Unsicherheit, denn gerade die nationale Sicherheit war nachgerade zu einem fürchterlichen Alpdrucke geworden, unter dem das öffentliche Gewissen litt. Die Leute, die, wie z. B. der berufsmäßige Verleumder Rochefort, der Kuppler Vervoort, der heuchlerische Antisemit Drumont und der „Erfinder“ des Generals Boulanger, Thiébaud, ihr ganzes Leben damit verbracht hatten, die republikanische Armee und namentlich deren oberste Spitzen anzugeifern und zu verunglimpfen, warfen sich seit jenem unseligen Processe mit einemmale zu enthusiastischen Vertheidigern dieser selben Armee, dieser selben Generalität auf und behaupteten frischweg, den Process Dreyfus revidieren wollen, heiße, die Armee in den Staub ziehen, das Vaterland entwaffnen. Und genau die gleichen Leute, die nie müde wurden, Frankreich als den gehorsamen Sclaven Deutschlands hinzustellen, die alle Tage von dem „lécheur des bottes de Guillaume“ Hanotaux sprachen und sich über die angebliche „Servilität“ französischer Minister gegenüber dem östlichen Nachbar aufhielten, proclamierten bezüglich des Dreyfusprocesses das Axiom, dass an der mehrbesagten superlativischen Heimlichkeit nicht gerührt werden dürfe, sonst — gerathe das Vaterland in Gefahr, sonst komme Deutschland „seinem Spione“ zu Hilfe und zerschmettere Frankreich. Schon Paul de Cassagnac hatte die Unhaltbarkeit und Lächerlichkeit derartiger Redereien im letztvergangenen Herbst, als sich das Gerücht von Scheurer-Kestners Auftreten zuerst verbreitete, dargethan, freilich, ohne die in ihre kindische Idee verrannten Franzosen überzeugen zu können. Nun aber, nach der endlichen Veröffentlichung der Anklageschrift, welche sämmtliche gegen den Hauptman vorgebrachten Beschuldigungen enthält, wird es klar, warum der ganze kriegsgerichtliche Zauber mit derartiger Heimlichkeit umgeben worden war, weshalb die Blätter Ordre erhalten hatten, das „nationale Sicherheitsgespenst“, bei dem sich alle Urtheilsfähigen stets höchst unsicher fühlten, aufzufahren. In der That, was verkündet uns der Bericht des Majors d'Ormescheville? Dass Dreyfus die und die bestimmt bezeichneten Beziehungen zum Auslande, zu der und der fremden Macht unterhielt? Dass er das und das verrathen hat? Dass Personen oder ganze Dienstzweige, die das französische Nachrichtenwesen im Auslande besorgen, durch eine Veröffentlichung des Processverfahrens gefährdet werden könnten? Dass Deutschland oder auch ein anderer Staat seine Hand im Spiele gehabt hat und sich daher, so die unsaubere Geschichte allgemein bekannt würde, gekränkt fühlen und das Schwert aus der Scheide ziehen könnte? Mit nichten! Es handelt sich in der Anklage um ganz andere, ungleich gefährlichere Dinge; man höre nur einmal.

Zuvörderst theilt uns der Bericherstatter mit, er wisse nicht, wie das Bordereau in die Hände des Kriegsministers gelangt und wo und von wem es entdeckt worden sei; wenn er es aber dennoch vielleicht wissen sollte, so werde er es trotzdem nicht sagen, denn — der Herr Kriegsminister Mercier habe strengstes Stillschweigen über diesen Punkt befohlen. Der Herr Kriegsminister wusste nämlich, das muss man hinzufügen, schon damals, dass es sich um eine Fälschung handle, auf die er infolge seiner unbeschränkten geistigen Beschränktheit hineingefallen war, und das durfte doch nicht öffentlich bekannt werden. Des weiteren werden die verschiedenen sogenannten Geheimacten aufgezählt, die — immer dem Bordereau zufolge — von Dreyfus ans Ausland verrathen worden seien. Und dabei wussten Kriegsminister und Berichterstatter wiederum, dass diese „Geheimschriftstücke“ bereits seit Monaten in den Händen der französischen Reserveofficiere waren, ganz abgesehen davon, dass der Inhalt jener Acten im Processe gar nicht erörtert, diese vielmehr nur mit ihrem Titel kurz bezeichnet wurden. Dann handelte es sich in der Anklageschrift um die unterschiedlichen Liebschaften, die Dreyfus vor und während seiner Ehe gehabt haben soll. Diese allerdings sind mit einer Genauigkeit, man möchte sagen, mit einer Gewissenhaftigkeit „behandelt“ worden, als habe der Berichterstatter beabsichtigt, den Byron'schen „Don Juan“ ins Militärisch-Juristische zu übersetzen. Auch von der Kunst oder Unkundigkeit verschiedener Schriftgelehrten des französischen Abendlandes ist des breiteren die Rede, wobei dem einen Experten eine gebührender Denkzettel für sein unvorschriftmäßiges Gutachten ertheilt wird, während die anderen gehörig belobt werden. Schließlich erfahren wir noch, dass Dreyfus ein äußerst strebsamer und wissensdurstiger Officier gewesen sei, der fast überall nur gute Noten erhielt, dass er aber einen abscheulichen Charakter gehabt habe, und dieser Charakter war wirklich so abscheulich, dass ihn Herr d'Ormescheville abwechselnd als hart und abstoßend und dann wieder als aufdringlich, geschmeidig und gar als kriecherisch bezeichnen musste. —

Dies ist, in großen Zügen gemalt, der wesentliche Inhalt der Anklageschrift, und ich hoffe den scharfsinnigen Leser schon durch diese summarische Schilderung völlig davon überzeugt zu haben, dass jener Process gegen Dreyfus unbedingt hinter verschlossenen Thüren verhandelt und auch in der Folge mit dem dichtesten Schleier umgeben werden musste, sollte das französische Vaterland nicht in Gefahr gerathen, von Deutschland verschlungen zu werden. Und nun zu dem erbaulichen Detail! —

„Le document incriminé“, sagt der Berichterstatter, d. h. das seither weltberühmt gewordene Bordereau, von dem man, wie vom Winde, sagen kann, man weiß nicht, von wannen es kommt und wohin es geht, enthält unter fünf oder sechs Angaben drei, die sich auf Aenderungen im Artilleriewesen beziehen. *Also*, antwortet der scharfsinnige Mann, muss es von einem Artilleristen stammen; und da Dreyfus zur Zeit der einzige, gewissen anderen Anforderungen entsprechende Artillerieofficier im Generalstabe ist, so stammt es von ihm. Dass es nämlich von keinem Frontofficier herrühren könne, nahm der Berichterstatter ohne weiteres als erwiesen an, und zwar wegen der in ihm enthaltenen „wichtigen und neuen Angaben“. Wie neu und wie wichtig diese Angaben waren, ist schon oben gesagt worden: sie waren mehr oder minder Gemeingut aller französischen Officiere und konnten selbst damals keine auswärtige Macht mehr interessieren, wie sich in der seither verstrichenen Zeit als sicher herausgestellt hat. Donc, c'était entendu: das Bordereau war von einem Generalstabsartilleristen, denn unter anderem war darin von Artillerie die Rede; die Logik dieser Beweisführung ist bewundernswert. — Es ist nun von militärischer Seite viel Wesens darüber gemacht worden, wie sorgfältig und gewissenhaft man — angeblich während langer Monate — zuwerke gegangen sei, um den Verräther zu entdecken. Wie sich aus der nun vorliegenden Anklageschrift ergibt, dauerte diese Vorerhebung im ganzen nur etwa vierzehn Tage, von Anfang bis Mitte October 1894. Das erscheint auch vollkommen genügend, denn nachdem man, wie eben gezeigt, die „Gewissheit“ erlangt hatte, dass es sich um einen Generalstabsartilleristen handelte, konnte die Wahl des richtigen Mannes nicht mehr schwer fallen, und zwar um so weniger, als man ja von vornherein übereingekommen war, nur einen Juden zu „entdecken“. Da es in jener Zeit aber, soviel bekannt geworden ist, nur zwei Juden, die Herren Weil und Dreyfus, im großen Generalstabe gab, so war das Feld der Untersuchungsthätigkeit außerordentlich eingeschränkt, man konnte sich also ein summarisches Verfahren in beschleunigtem Tempo ganz gut leisten. Aus verschiedenen noch nicht ganz aufgeklärten Gründen, die aber wahrscheinlich mit der Handschrift zusammenhingen, fiel die Wahl der Macher der Geschichte endgiltig auf Dreyfus, den man

nun hinterrücks gewissermaßen in Quarantäne setzte und scharf beobachtete. Gleichzeitig sandte General Mercier das incriminierte Bordereau nebst einer militärischen Ausarbeitung des Dreyfus, die als Vergleichsstück dienen sollte, an Herrn Gobert, den Schriftsachverständigen der Bank von Frankreich, mit dem Ersuchen, sich darüber auszusprechen, ob Bordereau und Arbeit von ein und derselben Hand geschrieben seien. Gobert, ein gewissenhafter Mann, behielt die bezeichneten Stücke mehrere Tage lang, konnte aber trotz sorgfältiger Prüfung zu keinem bestimmten Schlusse gelangen. Als ihn der militärische Generalinquisitor du Paty de Clam, der als „Officier de police judiciaire“ in der Sache fungierte, aufsuchte, fragte er ihn nach dem Namen des Verdächtigen, den zu nennen sich du Paty entschieden weigerte. Aus dieser vom Standpunkte eines Experten sehr begreiflichen Frage hat der Berichterstatter d'Ormescheville dem armen Gobert einen fürchterlichen Strick gedreht. Wohl anderthalb Spalten der Anklage sind lediglich diesen Schriftexpertisen gewidmet, und wenn man jenen Theil liest, gewinnt man den Eindruck, nicht allein Dreyfus, sondern auch Gobert habe sich auf der Anklagebank befunden. Die erwähnte Frage des Experten wurde höchst indiscret, ja verdächtig gefunden, und d'Ormescheville construierte sich ein ganzes Gebäude von Vermuthungen, die alle darauf hinausliefen, Gobert müsse Dreyfus persönlich gekannt und geahnt haben, dass es sich bei der Expertise um ihn handle; um ihn zu retten, habe er dann die „indiscrete“ Frage an du Paty gerichtet. In Wirklichkeit lag die Sache aber so. Auf dem zum Schriftenvergleiche beigefügten Actenstücke stand, von der Hand eines der Untersuchungsführenden mit Bleistift geschrieben das ganze Nationale des Dreyfus, und nur der Name war nachträglich wieder ausradiert worden. Gobert hätte blind sein müssen, wenn er das nicht gesehen hätte, und da er es natürlich sah, so suchte er im Annuaire de l'armee (Rangliste) nach dem Officier, dessen Dienst- und Privatverhältnisse den vorgefundenen Daten entsprachen. Mit leichter Mühe fand er Dreyfus. Wäre Gobert also unredlich gewesen, so hätte er keine „indiscrete“ Frage an du Paty gerichtet, dafür aber den Dreyfus benachrichtigt, dass etwas gegen ihn im Gange sei. Dass er dies nicht that, beweist seine absolute Pflichttreue. Bei der Hauptverhandlung erschien Gobert dann als Zeuge und wiederholte sein schriftlich eingereichtes Gutachten, das Bordereau könne sehr wohl von einem anderen, als dem Verdächtigten stammen. Daraufhin wurden ihm seitens der Anklage directe Vorwürfe wegen seines hier kurz geschilderten Verhaltens zutheil, und d'Ormescheville drückte den bezeichneten Verdacht ziemlich unverblümt aus. Das ließ Gobert sich nicht bieten, sondern sagte es kurz heraus, er habe jene Notizen gelesen und die Person des Beargwöhnten auf dem angegebenen Wege leicht ermittelt. Darauf große Sensation unter den sieben Richtern. Du Paty springt auf und bezeichnet die Behauptungen des Zeugen direct als Lügen, auf der betreffenden Arbeit habe sich, wie er bestimmt wisse, keine derartige Notiz befunden. Der gefügige Gerichtsvorsitzende, Oberst Maurel, will zur Tagesordnung übergehen, Gobert jedoch insistiert und beantragt in aller Form, dass nach dem Actenstücke gesucht werde. Der Präsident muss sich schließlich dazu bereit erklären, er sucht und findet das Schriftstück und — welches Entsetzen! auf demselben die von Gobert erwähnte Notiz. Der Generalinquisitor du Paty verliert die Fassung, denn er ist bei einer seiner zahllosen Lügen ertappt. Er geht auf Gobert zu und sucht sich zu entschuldigen, wird aber von diesem mit den laut gesprochenen Worten gebürend zurückgewiesen: „Laissez-moi tranquille! Je ne sais qu'en faire de vos excuses.“ Die anderen Schriftsachverständigen kamen besser weg als Gobert, denn mit Ausnahme eines weiteren, der bestimmt behauptete, das Bordereau könne nicht von dem Verdächtigten herrühren, gingen sie alle, drei an der Zahl, bereitwilligst auf die Intentionen des Kriegsministers ein und schoben das incriminierte Schriftstück Dreyfus in die Schuhe. —

Die Expertise Goberts hatte den eiligen Herren im Kriegsministerium schon etwas zulange gedauert. Deshalb entzog man dem Manne die Acten und überlieferte sie am 14. October Herrn Bertillon, der zwar kein Schriftsachverständiger, dafür aber der Anthropometer der Pariser Polizeipräfectur war; da er den Wünschen der Herren Auftraggeber in der bereitwilligsten Weise entgegenkam, so wurde ihm in der Anklageschrift der schöne Titel eines „chef du service d'identification“ zutheil. Herr Bertillon, der unstreitige Verdienste um die Messung und Wiedererkennung rückfälliger Verbrecher hat, der aber die „Wissenschaft“ der Schriftenvergleichung nur so als eine Art von Sport im Nebenamte betrieb, kannte, das steht jetzt fest, den Namen des Beschuldigten. Er ist außerdem ein gar strebsamer und ein wenig an Größenwahn leidender Herr. Was lag also näher für ihn, als die Sucht, sich den mächtigen Herren im Kriegsministerium, die ja alle so gottesfürchtig und gut katholisch sind, gefällig zu zeigen und ihnen gegen den verruchten Juden beizuspringen? Am Morgen des 14. October erhielt er, wie gesagt, die Acten, und schon am Nachmittage des gleichen Tages gab er folgendes Orakel von sich: „Si l'on écarte l'hypothèse d'un document forgé avec le plus grand soin, il appert maintenant que c'est la même personne qui a écrit la lettre et les pièces incriminées.“ Wie man sieht, gab sich der gute Mann nicht einmal die Mühe, seine Aussage richtig zu redigieren, denn es handelte sich nicht um einen Brief und die incriminierten Stücke, sondern umgekehrt um mehrere Briefe und ein incriminirtes Stück. Diese Meinung verdichtete sich dann bei Herrn Bertillon während des Processes zu absolutester Gewissheit, denn vor Gericht schwor er hoch und theuer, das Bordereau müsse unbedingt von Dreyfus herrühren. Natürlich war Bertillon nicht so „indiscret“, nach dem Namen des Inculpierten zu fragen, was er gar nicht nöthig hatte, da er, wie bemerkt, diesen Namen bereits kannte. Den Herren d'Ormescheville und du Paty, die sich über das bezeichnete Ansinnen Goberts so fürchterlich entsetzten, wäre aber doch die Lectüre eines wissenschaftlichen Aufsatzes sehr zu empfehlen, der von jenem selben Herrn Bertillon stammt und in der „Revue scientifique“ enthalten ist. Dort sagt der Herr Anthropometer und Identificator mit dürren Worten Folgendes: „Nécessité pour l'expert de connaître exactement tous les faits qui ont pu motiver ou accompagner la confection de l'écrit soumis à son examen.“ Sollte nicht, so darf man wohl fragen, zu den „begleitenden und begründenden Thatsachen“ auch der Name des Beschuldigten gehören? — Jedenfalls befinden sich die gegenwärtig in der Affaire Esterhazy auftretenden Experten in ungleich günstigerer Lage, als ihre Genossen vor drei Jahren, denn sie kennen nicht nur den Namen des Dreyfus, sondern auch den des augenblicklich — wenn auch nur zum Scheine — Angeklagten, des Hochstaplers Esterhazy; ja, es ist ihnen ganz genau die im Generalstabe herrschende Stimmung bekannt, nach der sie sich, wenn sie ihre Carrière im Auge behalten, richten können und werden.

Zu meinem großen Bedauern bin ich mit Herrn Bertillon noch immer nicht fertig. Da ich mich nach Kräften bemühe, die in dieser Angelegenheit so kunstgerecht versteckte Wahrheit unter einer Fülle widersprechender Angaben und verlogener Aussagen mühsam hervorzusuchen, so kann ich, unter nochmaliger ausdrücklicher Anerkennung der auf anderen Gebieten liegenden Verdienste Bertillons, in Bezug auf ihn nur ausrufen: Amicus Plato, magis amica veritas! Und wirklich, in dem Falle Dreyfus hat der Anthropometer die denkbar traurigste, unheilvollste Rolle gespielt. Was würde der in Bezug auf die Schuld des Dreyfus so außerordentlich überzeugungskräftige Herr wohl gesagt haben, wenn man ihm damals eine Probe der Esterhazyschen Schrift vorgelegt hätte? Noch mehr. Was wird er sich im Stillen jetzt gesagt haben, seitdem er durch die öffentlichen Blätter mit dieser Handschrift bekannt worden ist? Eines ist gewiss, Herr Bertillon hat das, was er hierüber eventuell gesagt hat, so leise gesprochen, dass kein Mensch es bisher vernommen hat. Es sollte mich freuen, wenn dieser Mann den moralischen, in Frankreich so ungeheuer seltenen Muth fände, jetzt endlich offen zu bekennen, dass er sich seinerzeit geirrt, vollständig geirrt, wenn auch bona fide geirrt hat. Bis zur Stunde hat er aber nichts derartiges gethan; im Gegentheil hat er noch soeben in den Blättern verkündet, er habe Dreyfus nicht deshalb als den Autor des Bordereaus bezeichnet, weil beide zu vergleichende Handschriften gleich oder ähnlich waren, sondern gerade, weil sie wesentlich verschieden waren. Wenn das nicht die Anschauungs- und Handlungsweise eines „gefährlichen Narren“ ist, wie man Bertillon seither genannt hat, dann gibt es überhaupt keine Narren. Und sollte es Herrn Bertillon vielleicht unbekannt geblieben sein, dass Esterhazy selbst, als ihm das Bordereau vorgelegt wurde, im ersten Schreck General de Pellieux gesagt hat: „Elle est effrayante, la similitude entre mon écriture et celle du bordereau!“ — Herr Bertillon wird sich auf die Dauer nicht hinter den schönen Anklageact des Berichterstatters d'Ormescheville verstecken können, denn er selbst war es ja, der einen beträchtlichen Theil des Holzes zusammengetragen hat, aus dem die militärisch-clericalen Judenverfolger den Scheiterhaufen aufschichteten, auf dem sie Dreyfus dann verbrannten! Die Lage der Dinge hat sich seit drei oder vier Wochen doch nicht ganz unwesentlich zugunsten des Verurtheilten verschoben, und die in Frankreich allmächtige öffentliche Meinung beginnt so etwas wie Gewissensbisse zu verspüren. Auch Bertillon wird sich ihr gegenüber eines Tages zu verantworten haben; und da wäre es doch besser für ihn, beizeiten Einkehr zu halten, was er nunmehr umso leichter kann, als man ihm wie jedermann den Beweis unter die Augen gerückt hat, dass es sich in der Anklageschrift, wie in dem ganzen Processe überhaupt, um nichts weniger, als um Staatsgeheimnisse, nationale Sicherheit und ähnlichen faulen Zauber handelt.

Ich habe dem Capitel der Schriftenvergleichung einen so breiten Raum gewährt, weil es wirklich das einzige ist, in dem wenigstens der blasse Schein juristischer Beweise oder doch einiger Wahrscheinlichkeitsgründe gegeben wird. Alles übrige in der Anklage Enthaltene ist entweder albernes Geschwätz oder gehört in die Chronique scandaleuse, nicht aber vor das hohe Forum der Militärjustiz. — Dreyfus, so fährt der Berichterstatter fort, hat sich in den mit ihm angestellten Verhören mehrfach widersprochen. So behauptete er, das Bordereau sei nicht von ihm, man habe seine Schrift nachgeahmt, die Experten müssten sich täuschen, man habe es mit dem Machwerke eines Fälschers zu thun. Dann wieder sagte er, die Fälschung liege klar zutage, man habe nicht einmal versucht, seine Schrift nachzuahmen. Wie man sieht, ein offenbarer, höchst verdächtiger Widerspruch. Aber ich möchte den ehrenwerten Herrn d'Ormescheville fragen, ob nicht auch er solche widersprechende Behauptungen vorgebracht hätte, wenn man ihn eines Tages als einen Unschuldigen wegen Hochverrathes

in Haft genommen hätte. Außerdem war Dreyfus, streng genommen, wohl nicht direct verpflichtet, zu wissen, wer der Fälscher war, der ihm das böse Kuckucksei des Bordereau ins Nest gelegt hatte, und ob sich derselbe bei der Nachahmung seiner Handschrift sonderliche Mühe gegeben hatte oder nicht. Heute, da man die Schrift Esterhazys, die Vergangenheit dieses Mannes und dessen andere Briefe kennt, werden jene „verdächtigen" Widersprüche in den Aussagen des Dreyfus einigermaßen erklärlich. Doch Herr d'Ormescheville wird immer unzufriedener mit seinem Opfer. Jedesmal, so sagt er, wenn man ihm hart zusetzte, ihn mit Fragen bedrängte, zog er sich geschickt und glatt aus der Affaire, dank der Geschmeidigkeit seines Geistes. Welch böser, nichtswürdiger Mensch, dieser Dreyfus! Er weigert sich offenbar, sich widerstandslos abschlachten und zum Verräther stempeln zu lassen. „Auch wenn man seine Antworten mit den Aussagen mancher Zeugen vergleicht, gewinnt man den Eindruck, als verschleiere er absichtlich die Wahrheit." Ganz recht; man gewinnt nämlich diese Ansicht, wenn man a priori die Zeugenaussagen als unumstößliche Wahrheit und Dreyfus von vorneherein als Lügner betrachtet. Summa: der Capitän Dreyfus hat sich den „berechtigten Argwohn" seiner Kameraden zugezogen. Wodurch, wird man sogleich sehen.

Dreyfus war sowohl als Frontofficier, wie auch im Großen Generalstabe das schnurgerade Gegentheil von seinen Kameraden, ja von dem Gallier überhaupt. War das an und für sich schon ein schwerer Frevel, so wurde derselbe noch dadurch verschlimmert, dass sich der Jude vor seinen christlich-gallischen Kameraden durch Fleiß, Tüchtigkeit und Anstelligkeit hervorzuthun suchte und thatsächlich auch hervorthat. Waren die anderen Officiere und Beamten froh, nach beendeten Dienststunden nach Hause gehen zu können, so saß Dreyfus noch über den Büchern und Documenten und studierte. So kam es denn, dass er — schrecklich zu sagen — zu „unreglementarischen" Stunden arbeitete, d. h. zu Stunden, wo ihn niemand überwachen konnte oder wollte. Und da er der Reihe nach Mitglied der verschiedenen Bureaux des Generalstabes gewesen war, so kannte er nach und nach den gesammten Dienst wie seine linke Westentasche. Auch „indiscret" war Dreyfus im höchsten Grade, denn was er noch nicht wusste, danach fragte er seine Kameraden und Vorgesetzten ganz ungeniert, und da er mit einem ausgezeichneten Gedächtnisse ausgerüstet war, so besaß er, wie man sieht, alle Vorbedingungen und Vorkenntnisse, über die ein guter Spion verfügen muss. Dass er auch ein Spion, beziehentlich Verräther **war**, beweist uns Herr d'Ormescheville zwar nicht, denn das hält er nach dem Vorausgehenden vermuthlich für überflüssig. In Deutschland, Oesterreich, Russland und in anderen Militärstaaten gibt es naive Leute, die sich noch immer einbilden, Generalstabsofficiere seien dazu da, militärische Kenntnisse aller Art zu sammeln, um dieselben dann im Falle eines Krieges zum Besten des bedrohten Vaterlandes zu verwerten. Die Herren Boisdeffre (le Mouton de), du Paty de Clam und d'Ormescheville haben uns nun aber belehrt, dass das Ansammeln solcher Kenntnisse im höchsten Grade „indiscret" und ein sicheres Anzeichen dafür ist, dass die Betreffenden sich der Spionage ergeben. Der Generalstab — wenigstens der französische — ist offenbar nicht für strebsame Officiere da, sondern für Routinesoldaten, die sich im geheizten Zimmer von den Strapazen des Frontdienstes etwas ausruhen wollen.

Alles bisher Angeführte ist gewiss recht schlimm und beweist unwiderleglich, dass Dreyfus das Bordereau geschrieben haben, mithin ein Verräther gewesen sein muss. Aber es kommt noch weit Böseres über ihn zum Vorschein. Man höre.

In den mit ihm angestellten Verhören leugnete Dreyfus zwar hartnäckig, ein Spieler gewesen zu sein, aber der Major du Paty und der biedere d'Ormescheville wissen es besser. Dreyfus, so heißt es in dem Berichte, musste zugeben, dass er einmal als Gast in den Cercle de la Presse geladen war und — oh Schrecken, oh Graus! — dort — gespielt und viel Geld verpulvert hat? Nein! — aber die Einladung eines Freundes zum Mittagessen angenommen hat. Wenn das nicht ein untrügliches Anzeichen für Hochverrath ist, dann gibt es eben keines! Der Cercle de la Presse ist aber in der That ein Spielclub und zählt etwa 6000 Mitglieder. Unter diesen mögen sich wohl auch räudige Schafe befinden, mit denen nicht jedermann gern umgehen möchte. Herr Besson d'Ormescheville zieht daraus flugs den Schluss, dass der Presseclub eine übelbeleumdete Spelunke sei, und deshalb haben auch er und das Kriegsgericht nobel darauf verzichtet, einige Clubmitglieder als Zeugen zu vernehmen, aus Furcht, in derartig gemischter Gesellschaft etwas von dem militärischen Prestige einzubüßen: „les témoins auraient été suspects; nous nous sommes, par suite, **abstenus d'en entendre**". Es ist klar, dass aus dieser Zeugennichtvernehmung mit schlagender Beweiskraft hervorgeht, dass Dreyfus ein eingefleischter Spieler war, dass er sein Geld verprasste und das so entstandene Deficit durch den Sündenlohn des Verrathes decken musste. Auch Maitressen hatte der lasterhafte Mensch, das musste er selbst zugeben. Dass er auch in dieser Beziehung in unvortheilhaftem Gegensatze zu der so tugendhaften Mehrheit der französischen Officiere stand, hat man an Herrn Esterhazy sehen können, der bekanntlich die personificierte Keuschheit ist. Was die Maitressen des Dreyfus mit dem von ihm angeblich verübten Landesverrathe zu thun haben sollten, ist allerdings auf den ersten Blick nicht ganz klar, und auch Herr d'Ormescheville macht uns darüber keine genaueren Angaben. Er stellt nur fest, dass die meisten Maitressen des Dreyfus älter waren als dieser, und dass mehrere von ihnen verheiratete Frauen waren. Dies würde eigentlich, sollte man meinen, mehr gegen die Ehrenhaftigkeit der besagten „Damen" sprechen, als gegen die des Dreyfus, aber Herr d'Ormescheville ist auch hierin anderer Ansicht. Aus Rücksicht jedenfalls für diese edlen „Damen" bezeichnet er sie selbst in seinem bisher streng geheim gehaltenen Berichte nur wie mathematische Größen, nämlich mit X., Y. und Z. Im Vorbeigehen kann es der gute Mann dann nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, dass eine jener Damen in dem Rufe stehe, ihre Liebhaber zu bezahlen, womit er zweifelsohne andeuten wollte, dass auch Dreyfus von ihr bezahlt worden ist. Dass dies eine „injure gratuite" war, braucht kaum hervorgehoben zu werden, aber man wolle die prächtige Logik beachten: Dreyfus, so will die Anklage wenigstens glaubhaft machen, hat Verrath geübt, weil er Geld brauchte, und er brauchte viel Geld, weil er mit der Halbwelt viel verpulverte, und unter diesen Halbweltlerinnen befand sich eine, die — ihn ihrerseits bezahlt hat. Einer anderen seiner Dulcineen soll er, immer der Anklage zufolge, ein Landhaus haben mieten wollen, aber dazu kam es nicht, denn Dreyfus zog sich beizeiten von jener Person zurück, weil er, wie uns Herr d'Ormescheville selbst verkündet, gemerkt hatte, dass sie es mehr auf seinen Geldbeutel, als auf sein Herz abgesehen hatte. Also wieder ein Beweis für den „enormen Geldverbrauch" des Beschuldigten und daher für seinen Verrath. — Die bedenklichste Liebschaft aber hat der Bösewicht mit einer Oesterreicherin gehabt, die sehr sprachenkundig gewesen sein soll und — man höre und staune — sogar des Deutschen mächtig gewesen wäre. Wenn das nicht beweist, dass Dreyfus sein Vaterland an Deutschland, oder mindestens doch an eine Dreibundmacht verschachert hat, dann gibt es keine Beweise. In Parenthese möchte ich jedoch bemerken, dass man Herrn Charles Dupuy, den ehemaligen Conseilspräsidenten, unter dessen Regierung Dreyfus verurtheilt wurde, noch niemals landesverrätherischer Absichten geziehen hat; und dennoch hat Herr Charles Dupuy längere Zeit hindurch nicht eine Oesterreicherin, nein, eine veritable Elsässerin (auf Verlangen kann ich auch mit dem vollen Nationale, der Conduitenliste und dem Tarif der Dame dienen), zur Maitresse gehabt.

Doch nicht nur ein Spieler und coureur de femmes soll Dreyfus gewesen sein, sondern auch ein eifriger Reisender. Er hat sich häufig nach dem Elsaß begeben (schrecklich!), wo seine Brüder eine Spinnerei besitzen. Niemals ist er bei diesen Grenzüberschreitungen mit den deutschen Behörden in Collision gekommen (entsetzlich!), ja, diese deutschen Behörden sollen sich äußerst zuvorkommend ihm gegenüber gezeigt haben (schauerlich!), was Herrn d'Ormescheville und jedenfalls auch den sieben blöden Richterlingen, die die Anklageschrift begierig in sich aufnahmen, als sicherer Beweis dafür gegolten hat, dass Dreyfus für Deutschland „arbeitete". Andere französische Officiere sollen bei ähnlichen Grenzüberschreitungen minderes Glück bei den deutschen Behörden gehabt haben, so wenigstens versichert uns wieder der Berichterstatter; dagegen gibt er, treuherzig wie er nun einmal ist, ohne Umschweife zu, die von ihm und seinem edlen Cumpan du Paty geführte Enquête habe nicht lange genug gedauert, um eine Ergründung der Ursache für diese angeblich so verschiedene Behandlung zu ermöglichen. Bei seiner Verhaftung gab Dreyfus freiwillig seine Schlüssel ab und forderte den Major du Paty auf, alles in seiner Wohnung zu durchsuchen, man werde nichts Verdächtiges finden. Man suchte auch, fand aber thatsächlich nichts, nicht einmal Rechnungen von Lieferanten. Beweis, sagt der Berichterstatter, dass Dreyfus mit der ihm eigenen Schlauheit alles Compromittierende beizeiten weggeschafft hatte. Herr d'Ormescheville spricht es also mit dürren Worten aus: Beweise haben wir nicht; wir haben uns auch nicht die Zeit genommen, solche zu suchen; und daher ist Dreyfus schuldig!

Der Rest der Angaben des Anklageactes besteht aus einer Fülle von so nichtssagenden Phrasen und Klatschereien über die Familienverhältnisse und das Vorleben des „Verräthers", dass ich über sie hinweggehe; umsomehr, da ich wohl annehmen kann, der Leser werde sich schon aus den oben wiedergegebenen Auszügen ein ungefähres Bild von dem „Geiste" machen können, der jenes opus operatum durchweht. Er wird erkannt haben, **wie** nothwendig es war, den dichtesten Schleier des Geheimnisses über diese staatsanwaltlich-clerical-militärische Weisheit zu breiten. Denn hätte man nicht erst vor drei Tagen, sondern schon vor drei Jahren erfahren, dass Dreyfus zwar nicht mit Deutschland verhandelt, wohl aber Liebschaften gehabt und Cercle-Einladungen angenommen hat, so würde darob zweifelsohne ein blutiger europäischer Krieg entbrannt und Frankreich zugrunde gegangen sein.

Jetzt scheint sich das Land von dieser gefährlichen Anklageschrift, wenn auch noch nicht von dem ganzen Processe Dreyfus, wieder einigermaßen erholt zu haben, und seine bekannte Zählebigkeit wird ihm vermuthlich auch über die **Veröffentlichung** von Herrn d'Ormeschevilles Machwerk hinweghelfen.

Der Leser aber wird, denke ich, wenn er mir bis hieher durch die Labyrinthe des militärberichterstatterlichen Gewäsches gefolgt ist, für dessen Fadheit er freundlichst nicht mich verantwortlich machen

*) Vergl. die in den Nummern 166, 167, 168, 171 der „Zeit" erschienenen Artikel.

wolle, nunmehr mit jenem ungenannten Mitgliede des Kriegsgerichtes ausrufen: „La déplorable affaire!“, nur wird er vielleicht hinzufügen: „Les déplorables juges!“, die sich durch solch ein Machwerk bethören und zu einer Verurtheilung verleiten ließen, die, was Sinnlosigkeit und Infamie anlangt, in der Geschichte der gesitteten Menschheit ihres Gleichen sucht.

Paris. Poller.

Der Sprachenkampf in Wien.

Vom Reichsrathsabgeordneten Prof. Dr. Emil Pfersche.

Der nationale Kampf zwischen Czechen und Deutschen, dessen Schauplatz seit jeher die Sudetenländer waren, ist in letzter Zeit durch die czechische Agitation auch nach Wien verpflanzt worden und steht hier augenblicklich vor einer Entscheidung, welche eine große principielle Tragweite hat und welche einen allgemeinen Ueberlick über die österreichische Nationalitätenfrage eröffnet.

Seit langem strebt die nationale Agitation der Czechen dahin, dass die Kinder der nach Wien einwandernden Czechen eigene Schulen mit czechischer Unterrichtssprache besuchen, in welchen sie die deutsche Sprache gar nicht oder nur nothdürftig erlernen, desto mehr aber zu czechischnationalem Eifer angeleitet werden. Durch Vereinsthätigkeit wurde eine czechische Schule in Wien errichtet, für welche seit Jahren bei den Schulbehörden um das Oeffentlichkeitsrecht angesucht wird. Die Verleihung des Oeffentlichkeitsrechtes an eine czechische Privatschule in Wien wäre aber nach unserer Gesetzgebung ein folgenschwerer Schritt. Es wäre damit ausgesprochen, dass die czechische Schule in Wien eine öffentliche Volksschule ersetzen kann, und es wäre eine weitere natürliche Folgerung, dass auch die Errichtung von öffentlichen Volksschulen mit czechischer Unterrichtssprache in Wien gefordert werden könnte. Durch die Verleihung des Oeffentlichkeitsrechtes an die czechische Volksschule in Wien wäre aber ferner auch ausgesprochen, dass die czechische Sprache in Niederösterreich eine Landessprache und dass sie in Wien „landesüblich“ sei. Daraus würde sich dann die von den Czechen hauptsächlich erstrebte Consequenz ergeben, dass in Wien bei den staatlichen Behörden auch die czechische Sprache Anwendung finden könnte. Dazu kommt noch, dass die den Czechen gewährten Concessionen auch anderen Nationalitäten nicht versagt werden könnten. Es wäre nicht schwer, durch lebhafte Agitation und Vereinsthätigkeit die nöthige Kinderanzahl für eine magyarische und für eine italienische Schule in Wien aufzutreiben, und so schließlich auch die magyarische und italienische Sprache bei den Behörden in Wien einzuführen.

Die Schulbehörden haben allerdings bisher das Begehren nach dem Oeffentlichkeitsrechte für die czechische Privatschule in Wien abgewiesen. Allein es ist gewiss nicht zweckmäßig, weittragende nationale Wirkungen von einer gelegentlichen Entscheidung der Schulbehörden abhängig zu machen. Ferner ist die Entscheidung der Schulbehörden vollständig von dem Einflusse der Regierung abhängig, und die politische Erfahrung der letzten Zeit hat gezeigt, wie bedenklich es ist, wichtige nationale Streitfragen der Willkür der Regierung anheimzugeben.

Es war daher nur ein Act politischer Vorsicht, wenn der niederösterreichische Landtag nach dem Antrag Kolisko ein Gesetz beschlossen hat, welches den gegenwärtigen nationalen Zustand festlegt und das Thor verschließt, durch welches ernste nationale Zwistigkeiten in Wien eindringen könnten. Das projectierte Gesetz bestimmt, dass in Niederösterreich die Unterrichtssprache an allen öffentlichen Volks- und Bürgerschulen die deutsche sein muss. Damit wird zugleich anerkannt, dass Niederösterreich ein einsprachiges Land ist, in welchem nur das Deutsche Landessprache ist, und dass es nicht zu jenen Ländern gehört, „in welchen mehrere Volksstämme wohnen“. Daraus folgt dann, dass der dritte Absatz des bekannten Art. 19 des Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger auf Niederösterreich nicht anwendbar ist, und dass eine verfassungsmäßige Verpflichtung zur Errichtung öffentlicher Schulen für nichtdeutsche Volksangehörige in Wien nicht besteht.

Gegen dieses Gesetz über die Unterrichtssprache in Niederösterreich erhebt die czechische Agitation in Wien lebhaftesten Widerspruch, dem sich auch die Socialdemokratie eifrig anschließt. Die großen Worte der gehaltenen Reden und gefassten Resolutionen vertragen keine ernstliche Kritik. Von nationaler Verfolgung und Willkür ist keine Rede, es wird weder jetzt noch später jemandem verwehrt, seine Kinder in einer landesfremden Sprache ausbilden zu lassen. Es wird nur eine Abänderung des gegenwärtigen Rechtszustandes der Entscheidung der Schulbehörden entzogen. Es wird nur festgestellt, dass die in § 1 des Reichs-Volksschulgesetzes angegebene Aufgabe der Volksschule in Wien ohne die Kenntnis der deutschen Sprache nicht zu erfüllen ist. In Wien gehört die deutsche Sprache zu den „für das Leben erforderlichen Kenntnissen und Fähigkeiten“, sie bildet eine nothwendige Grundlage für die Heranbildung tüchtiger Mitglieder des Gemeinwesens.

Die eingeleitete czechische Agitation will natürlich darauf hinwirken, dass die Regierung den Landtagsbeschluss nicht der kaiserlichen Sanction vorschlägt. Es wird sich also zeigen, welchen Standpunkt das Ministerium Gautsch in der Sprachenfrage künftig einnehmen will, den Standtpunkt der Deutschen oder jenen der Czechen. Der Gegensatz der beiden Standpunkte zeigt sich gerade bei der Wiener Frage mit größter Deutlichkeit.

Es sind offenbar ganz verschiedene Gedanken und Grundsätze, von welchen die beiden Parteien ausgehen. Die Czechen verfechten das unbedingte nationale Recht des Individuums und verlangen, dass dasselbe überall, wo das Individuum sich aufhält, zu Geltung gelangen und die staatlichen Einrichtungen beeinflussen solle. Die Deutschen wollen in nationaler Beziehung nicht das bewegliche Individuum entscheiden lassen, sondern die stabilen Gruppen der Bevölkerung, und verlangen, dass die kleineren Einheiten, aus welchen der Staat besteht, in ihrem historischen nationalen Charakter gewahrt und geschützt werden. Es mag jedes der beiden Principien eine politische Berechtigung haben, darüber soll gar nicht abgesprochen werden. Allein zum Verständnis der nationalen Wirren in Oesterreich ist es unerlässlich, den principiellen Gegensatz zwischen der czechischen und deutschen Auffassung klarzustellen. Die deutschen Städte und Landstriche, deren höhere wirtschaftliche Entwickelung die Bevölkerung aus den ärmeren czechischen Gegenden anzieht, wollen deutsch bleiben trotz der czechischen Zuwanderung. Die Czechen aber wollen nicht nur, dass ihre Volksgenossen czechisch bleiben, trotz ihrer Zuwanderung in deutsche Gemeinwesen, sondern auch dass die Einrichtungen der deutschen Gemeinwesen für die Zugewanderten zweisprachig werden. Dieser Gegensatz der Interessen bildet die charakteristische Schwierigkeit der österreichischen Nationalitätenfrage. Wie die Verhältnisse in einer historisch gemischtsprachigen Gemeinde zu regeln sind, wie die anerkannt deutschen und anerkannt slavischen Landstriche zu verwalten und zu einer staatlichen Einheit zu verbinden sind, darüber würde sich eine Verständigung in Oesterreich ebensogut erzielen lassen, wie in anderen polyglotten Staaten. Allein der vorgeführte Gegensatz der Interessen schließt eine Vermittlung und Versöhnung aus, die Staatsgewalt kann sich nur für das eine oder für das andere Princip entscheiden.

Das Ministerium Badeni hat den czechischen Standpunkt vollständig acceptiert, es hat durch die Sprachenverordnungen die nationalen Ansprüche der wandernden czechischen Minoritäten in vollstem Umfange anerkannt und alle Mittel der Staatsverwaltung in den Dienst der slavischen Propaganda gestellt. Welches Princip das Ministerium Gautsch verfolgen wird, ist noch zweifelhaft, an der Wiener Frage wird es sich auf das deutlichste erweisen.

Was den Standpunkt der Deutschen betrifft, so muss noch betont werden, dass er vollständig den Staatsgrundgesetzen entspricht. Der bekannte Artikel 19 über die nationale Gleichberechtigung hatte ja nur die Bestimmung, den früheren Bestrebungen des absolutistischen Regimes entgegenzutreten, welches die ansässigen Volksstämme in ihren Wohnsitzen beeinflussen und ihnen auch dort eine oberflächliche deutsche Cultur in wenig ansprechender Form aufdrängen wollte. Der Artikel 19 verfolgt ausschließlich eine conservative Tendenz, die Erhaltung des nationalen Besitzstandes gegenüber nationaler Einmischung der Staatsgewalt. Er erwähnt nicht das nationale Recht des Individuums als solches, sondern überall nur die nationalen Rechte des Volksstammes, der nationalen Gesammtheit in den Grenzen ihrer Ansässigkeit. Die sprachlichen Forderungen der slavischen Wanderbevölkerung haben also durchaus keine verfassungsmäßige Begründung.

Die Zuwanderung fremder Volkselemente hat sich in der Geschichte in sehr verschiedenen Formen vollzogen. In früheren Jahrhunderten waren es Deutsche, welche vielfach in die östlichen Lande eingewandert sind. Sie kamen meist, von der Staatsgewalt gerufen, als Träger einer höheren wirtschaftlichen Entwickelung. Dann wurde das Zusammenleben mit der ansässigen slavischen Bevölkerung dadurch ermöglicht, dass die Fremden eigene Gemeinwesen mit eigener Verwaltung bildeten, damit sie ihre bisherige Culturstufe möglichst erhalten sollten. Eine ganz andere Bedeutung aber hat heute in Oesterreich die Zuwanderung der Slaven in die wirtschaftlich vorgeschrittenen Städte und Landstriche der Deutschen. Sie kommen als vereinzelte Elemente in ein bestehendes Wirtschafts- und Culturleben hinein, sie kommen gerade deshalb, weil das Leben in diesen deutschen Gemeinwesen ihnen bessere Existenzbedingungen gewährt, als ihre wirtschaftlich rückständige slavische Heimat. Da erscheint es doch fast ein Widerspruch, wenn die eigenthümliche Natur der deutschen Gemeinwesen, welche die Zuwanderung der Slaven veranlasst, gerade durch diese Zuwanderung verändert werden soll. Und es ist wohl ebenso billig als praktisch, wenn der nationale Subjectivismus einer geringfügigen fremden Minorität in den öffentlichen Einrichtungen nicht sofort volle Anerkennung findet, sondern hinter die Rücksichten auf den historischen Charakter der einheimischen Bevölkerung zurücktreten muss. In wirtschaftlicher Beziehung bildet die Zuwanderung aus wirtschaftlich tiefer stehenden Gegenden bekanntlich eine Erschwerung für sociale Fortschritte und ein Hemmnis für die Lohnbestrebungen der an höhere Lebenshaltung gewöhnten einheimischen Arbeiterschaft. Auch von diesem Gesichtspunkte aus kann nur als wünschenswert erscheinen, dass die Zuwanderer auf die höhere Stufe der Einheimischen gehoben und mit denselben verschmolzen werden, nicht aber, dass sie als ein fremdes, fast feindliches Element auf ihrer früherer Eigenart verharren. Darum entspricht die Haltung der Socialdemokratie in der Wiener Sprachen-

frage wohl mehr augenblicklichen tactischen Erwägungen, als ihren allgemeinen Principien.

Die czechischen Minoritäten in den deutschen Gebieten sind auch deshalb nicht als ein maßgebender politischer Factor anzusehen, weil sie der willkürlichen Einwirkung der Parteien stark unterliegen. Die jungczechische Agitation hat sich seit Jahren die Aufgabe gestellt, die czechischen Minoritäten in Nordböhmen künstlich zu vergrößern und so zu verschieben, dass nach den bestehenden Gesetzen möglichst viele öffentliche czechische Schulen errichtet werden müssen. Welchen Erfolg diese Agitation wirklich gehabt hat, läßt sich nicht constatieren, aber es muss doch die Möglichkeit der Erfolge vorhanden gewesen sein, wenn ein ganzes Volk sich dieser Bewegung ernstlich hingeben konnte. Zweifellose Erfolge hat aber die deutsche Gegenbewegung erzielt, welche erst im letzten Jahre in manchen Gegenden begonnen hat. Da die Boycottbewegung gegen die Czechen jetzt allmählich in ganz Nordböhmen durchgreift, dürfte bald eine wesentliche Verminderung der czechischen Minoritäten im deutschen Sprachgebiet eintreten. Die Deutschen haben lange das Wirtschaftsleben als neutrales Gebiet angesehen, da aber die Czechen ihre Agitation auch auf dieses Gebiet übertragen haben, sind die Deutschen die Antwort nicht schuldig geblieben. Der Erfolg beweist, dass die Deutschen durch einheitliches Vorgehen auf wirtschaftlichem Gebiete ein starkes Schutzmittel gegen die Czechisierungsgelüste haben und dass die „Wiedereroberung des deutschen Sprachgebietes" ein Trugbild ist, dem die jungczechische Partei vergeblich nachjagt.

Ethnographische Verschiebungen treten in einem so vielsprachigen Staate wie Oesterreich fortgesetzt ein und es kann nicht die Aufgabe der Staatsgewalt sein, dieselben zu verhindern. Allein es fragt sich, ob der Staat nach den Forderungen der Czechen die fortlaufenden geringfügigen Verschiebungen sofort berücksichtigen und durch seine sprachlichen Verfügungen noch unterstützen soll. Diese Frage wird durch alle staatsmännischen Erwägungen verneint. Die Probleme des Staatslebens erwarten zwar nicht eine für alle Zeiten endgiltige Lösung, aber sie fordern unbedingt eine Erledigung, welche wenigstens für einen erheblichen Zeitraum einen ruhigen und gesicherten Verlauf des Staatslebens verbürgt. Wie sich ein Schleußencanal zu dem natürlichen Ablauf des Flusses verhält, so müssen sich die staatlichen Einrichtungen in der Nationalitätenfrage verhalten zu den alltäglichen nationalen Wanderungen, wenn in Oesterreich wieder einmal eine ruhigere Periode in dem nicht endenden Ringen der Nationen eintreten soll.

Die Rolle des Geldes in den Beziehungen der Geschlechter.

Fragment aus einer „Philosophie des Geldes".

Von Georg Simmel (Berlin).

— — — — Die ethnologischen Thatsachen zeigen, dass der Frauenkauf sich keineswegs nur oder vorzugsweise auf den niedrigsten Stufen der Culturentwickelung findet. Einer der besten Kenner dieses Gebietes stellt fest, dass die uncivilisierten Völker, die die Kaufehe nicht kennen, meistens außerordentlich rohe Rassen sind. So erniedrigend der Kauf der Frau in höheren Verhältnissen erscheint, so erhöhend kann er in niedrigen wirken, und zwar aus zwei Ursachen. Zunächst findet der Frauenkauf niemals, soviel wir wissen, nach Art der individualistischen Wirtschaft statt. Strenge Formen und Formeln, Berücksichtigung der Familieninteressen, genaue Conventionen über Art und Höhe der Zahlung binden ihn selbst bei recht tiefstehenden Völkern. Die ganze Art seines Vollzuges trägt ausgesprochen socialen Charakter: ich erwähne nur, dass der Bräutigam vielfach berechtigt ist, von jedem Stammesgenossen einen Beitrag zum Brautpreise zu fordern und dass dieser selbst oft in dem Geschlechte der Braut vertheilt wird. Diese ganze geschäftsmäßige und unindividuelle Behandlung der Eheangelegenheit erscheint uns freilich herabsetzend. Dennoch ist die *Organisation* derselben, wie sie im Frauenkauf vorliegt, ein ungeheurer Fortschritt gegenüber etwa den roheren Zuständen der Raubehe oder den ganz primären Sexualverhältnissen, die zwar wahrscheinlich nicht in völliger Promiscuität, aber ebenso wahrscheinlich auch ohne jenen festen normierenden Halt verliefen, den der social geregelte Kauf darbietet. Die Entwickelung der Menschheit gelangt immer wieder zu Stadien, wo die Unterdrückung der Individualität der unausbleibliche Durchgangspunkt für ihre spätere freie Entfaltung, wo die bloße Aeußerlichkeit der Lebensbestimmungen die Schule der Innerlichkeit wird, wo die vergewaltigende Formung eine Aufsammlung der Kräfte bewirkt, die später alle persönliche Eigenart tragen. Von dem Ideal der vollentwickelten Individualität aus erscheinen solche Perioden allerdings roh und würdelos, aber sie legen nicht nur die positiven Keime der späteren Höherentwickelung, sondern sie sind auch an und für sich schon Erweisungen des Geistes in seiner Herrschaft über den Rohstoff des Menschlichen, Organisierungen der fluctuierenden Masse unserer Impulse, Bethätigungen der specifisch menschlichen Zweckmäßigkeit, die sich die Normen des Lebens — wie brutal, äußerlich, ja stupid auch immer — eben doch *selbst* gibt, statt sie von bloßen Naturgewalten zu empfangen. Es gibt heute extreme Individualisten, welche dennoch praktische Anhänger des Socialismus sind, weil sie diesen als die unentbehrliche Vorbereitung und wenn auch noch so harte Schule für einen geläuterten und gerechten Individualismus ansehen. So ist jene relativ feste Ordnung und äußerliche Schematik der Kaufehe ein erster, sehr gewaltsamer, sehr unindividueller Versuch gewesen, die Eheverhältnisse sozusagen auf einen bestimmten Ausdruck zu bringen, der für rohe Stufen ebenso angemessen war wie individuellere Eheformen für höher entwickelte. Diese Bedeutung für den socialen Zusammenhalt zeigt schon der Frauentausch, den man, als Naturaltausch, eine Vorstufe des Frauenkaufes nennen könnte. Bei den australischen Narinyeri findet die eigentliche, legale Eheschließung durch Austausch der Schwestern der Männer statt. Wenn statt dessen ein Mädchen mit ihrem Auserwählten davonläuft, so gilt sie nicht nur als social minderwertig, sondern sie verliert auch den Anspruch auf Schutz, den ihr im anderen Fall die Horde schuldet, in der sie geboren ist. Damit kommt die sociale Bedeutung dieser so eminent unindividuellen Art der Eheschließung zu klarem Ausdruck. Die Horde schützt das Mädchen nicht mehr, bricht ihre Beziehungen zu ihm ab, weil sie keinen Gegenwert für dasselbe erhalten hat.

Hiermit ist der Uebergang zu dem zweiten culturell erhöhenden Motiv der Kaufehe gegeben. Gerade dass die Frauen ein nutzbarer Besitzgegenstand sind, dass Opfer zu ihrem Erwerbe gebracht sind, läßt sie schließlich als wertvoll erscheinen. Ueberall, so hat man gesagt, erzeugt der Besitz Liebe zum Besitz. Man bringt nicht nur Opfer für das, was man gern hat, sondern auch umgekehrt: man liebt das, wofür man Opfer gebracht hat. Wenn die Mutterliebe der Grund unzähliger Aufopferungen für die Kinder ist, so sind doch auch die Mühen und Sorgen, die die Mutter für das Kind auf sich nimmt, ein Band, das sie immer fester an dieses knüpft; woraus man versteht, dass gerade kranke oder sonst zu kurz gekommene Kinder, die die aufopferndste Hingabe seitens der Mutter fordern, oft am leidenschaftlichsten von ihr geliebt werden. Die Kirche hat sich nie gescheut, die schwersten Opfer um der Liebe zu Gott willen zu verlangen, weil sie wohl wusste, dass wir um so fester und inniger an ein Princip gebunden sind, je größere Opfer wir dafür gebracht, eine je größeres Capital wir sozusagen darin investiert haben. So sehr der Frauenkauf also unmittelbar auch die Unterdrückung, die Ausbeutung, den Sachencharakter der Frau zum Ausdruck brachte, so hat sie durch ihn doch erstens für ihre elterliche Gruppe, der sie den Kaufpreis eintrug, und zweitens für den Mann an Wert gewonnen, für den sie ein relativ hohes Opfer repräsentierte und der sie deshalb im eigenen Interesse schonend behandeln musste. Für vorgeschrittene Begriffe ist diese Behandlung noch immer elend genug, ja die übrigen entwürdigenden Momente, die den Frauenkauf begleiten, können jenes Bessere so weit paralysieren, dass die Stellung der Frau die jammervollste und sclavenhafteste wird. Aber darum bleibt es nicht minder wahr, dass der Frauenkauf es zu sinnenfälligem und eindringlichem Ausdruck gebracht hat: die Frauen sind etwas wert — und zwar in dem psychologischen Zusammenhange, dass man nicht nur für sie bezahlt, weil sie etwas wert sind, sondern dass sie etwas wert sind, weil man für sie bezahlt hat. Deshalb ist es verständlich, wenn bei gewissen amerikanischen Stämmen das Fortgeben eines Mädchens ohne Preis als eine starke Herabminderung ihrer und ihrer ganzen Familie angesehen wird, so dass selbst ihre Kinder für nichts Besseres als Bastarde gehalten werden. Es ist dabei von größter Wichtigkeit, dass die Verschiedenheit der Preise — sowohl der social fixierten wie der durch individuellen Handel zustande kommenden — zum Ausdruck bringen, dass die Frauen an Wert verschieden sind. Von den Kafferfrauen wird berichtet, dass sie ihr Verkauftwerden durchaus nicht als Entwürdigung empfinden, das Mädchen sei im Gegentheile stolz darauf und je mehr Ochsen oder Kühe sie gekostet hat, um so mehr halte sie sich wert. Man wird allgemein bemerken, dass eine Kategorie von Objecten ein entschiedeneres Wertbewusstsein dann erwirbt, wenn jedes einzelne besonders gewertet werden muss und starke Unterschiede des Preises die Thatsache des Wertes immer neu und scharf empfinden lassen, während ein immer gleicher Preis diese Thatsache für das Bewusstsein mehr zurücktreten läßt. So enthält der Frauenkauf ein erstes, freilich äußerst rohes Mittel, den individuellen Wert der einzelnen Frau und — vermöge jener psychologischen Regel der Werte — auch den Wert der Frauen überhaupt hervortreten zu lassen. Deshalb ist auch innerhalb des Frauenkaufes offenbar diejenige Stufe die niedrigste, wo der Preis durch Herkommen für alle gleichmäßig fixiert ist, wie bei einigen Afrikanern.

Was sich in diesem Falle mit äußerster Entschiedenheit geltend macht: dass die Frau als bloßes Genus behandelt wird, als ein unpersönliches Object — das ist nun freilich selbst bei allen oben erwähnten Einschränkungen das Kennzeichen der Kaufehe. Darum wird von einer Reihe von Völkerschaften, besonders in Indien, der Frauenkauf als etwas Schimpfliches betrachtet, und anderwärts findet er zwar statt, aber man scheut den Namen und bezeichnet es als ein freiwilliges Geschenk an die Brauteltern. Der Unterschied eigentlichen Geldes gegen Leistungen anderer Art macht sich hier sehr geltend. Von den Lappländern wird berichtet, dass sie ihre Töchter zwar gegen Geschenke hingeben, es aber für nicht anständig erklären, Geld für sie zu nehmen. Zieht man die übrigen sehr complicierten Bedingungen in Betracht, von denen die Stellung der Frauen abhängt, so scheint es, als ob der eigentliche Geldkauf sie viel tiefer herabdrücke, als die Hingabe gegen

Geschenke oder gegen persönliche Dienstleistungen des Werbers für die Eltern der Braut. In dem Geschenk steckt wegen der größeren Unbestimmtheit seines Wertes und der — selbst bei socialer Convention darüber — individuelleren Freiheit seiner Wahl etwas Persönlicheres, als in der dahin gegebenen Geldsumme mit ihrer unbarmherzigen Objectivität. Zudem baut das Geschenk die Brücke zu jener vorgeschritteneren und zur Mitgift überführenden Form, bei der die Geschenke des Werbers durch Geschenke seitens der Brauteltern erwidert werden. Damit ist principiell die Unbedingtheit der Verfügung über die Frau gebrochen, denn der Wert, den der Mann angenommen hat, schließt eine gewisse Verpflichtung in sich; er ist jetzt nicht mehr der allein Vorleistende und ein Forderungsrecht liegt auch auf der anderen Seite. Es ist ferner behauptet worden, dass der Erwerb der Frauen durch Arbeitsleistungen eine höhere Eheform darstelle als die durch directen Kauf. Es scheint indes, dass dieselbe die ältere und uncultiviertere sei, was freilich nicht hindern würde, dass sie mit einer besseren Behandlung der Frauen verbunden ist. Denn überhaupt hat gerade die vorgeschrittenere und geldmäßige Wirtschaft die Lage dieser wie der Schwächeren überhaupt vielfach verschlimmert. Unter den jetzigen Naturvölkern finden wir beide Formen manchmal bei einem und demselben nebeneinander. Diese letztere Thatsache beweist, dass ein wesentlicher Unterschied für die Behandlung der Frauen nicht besteht, wenn gleich im großen und ganzen das Einsetzen eines so persönlichen Wertes, wie die Dienstleistung ist, den Erwerb der Frau doch in ganz anderer Weise über den eines Sclaven stellen muss, wie ihr Kauf für Geld oder substantiellen Geldeswert. Nun gilt auch hier das allenthalben Hervorzuhebende: dass die Herabdrückung und Entwürdigung menschlichen Wertes durch Erkauftwerden dieser Art eine geringere wird, wenn die Kaufsummen sehr groß sind. Denn in sehr hohen Summen besitzt der Geldeswert eine Seltenheit, die ihn individueller, unverwechselbarer färbt und ihn dadurch zum Aequivalent personaler Werte geeigneter macht. Bei den Griechen der heroischen Zeit finden sich Geschenke des Bräutigams an den Vater der Braut — die freilich keinen eigentlichen Kauf darzustellen scheinen — während die Stellung der Frauen eine ganz besonders gute ist. Allein es wird hervorgehoben, dass diese Gaben relativ sehr erhebliche waren. So herabsetzend es wirkt, wenn entweder die Innerlichkeit oder die Totalität des Menschen gegen Geld eingesetzt wird, so kann doch, wie spätere Beispiele noch stärker beweisen werden, eine ungewöhnliche Höhe der ins Spiel kommenden Summen eine Art Ausgleichung, insbesondere in Rücksicht der socialen Stellung der Betreffenden, schaffen. So hören wir, dass Eduard II. und III. ihre Freunde als Geiseln für die Rückzahlung ihrer Schulden fortgaben und 1340 soll sogar der Erzbischof von Canterbury als Pfand — nicht als Bürge — für die Schulden des Königs nach Brabant verschickt werden. Die Größe der Summen, um die es sich hier handelte, wehrte von vornherein die Declassierung ab, die durch ein derartiges Einsetzen von Personen um Geld auf diese, wenn es sich um Lappalien gehandelt hätte, gefallen wäre. Es gibt deshalb — um dies durch seinen Gegensatz aus einem ganz anderen Interessengebiete zu beleuchten — kaum eine tiefere Herabsetzung des Menschlichen als jene bis in die Gegenwart sich erstreckende Art der Armenpflege: dass die unterhaltspflichtige Gemeinde ihre Armen (besonders alte Leute) an den Mindestfordernden in Pflege gibt. Wenngleich hier nicht Rechte, sondern Pflichten gegenüber dem Objecte des Geldgeschäftes in Frage stehen, so genügt doch die Thatsache, dass alle Ansprüche desselben dem Minimum des dafür geforderten Geldes gleichgesetzt werden, um die Rechte und den Wert seiner Persönlichkeit als quantité négligeable erscheinen zu lassen; was sich denn auch in der bei diesem Modus erzielten Verpflegung auszudrücken pflegt.

Der Uebergang von dem Princip der Kaufehe, das wohl bei der Mehrzahl der Völker irgendwann geherrscht hat, zu dem entgegengesetzten: dem Princip der Mitgift, ist wahrscheinlich, wie angedeutet, so zustande gekommen, dass die Gaben des Bräutigams seitens der Eltern an die Braut weiter gegeben wurden, der man damit eine gewisse ökonomische Selbständigkeit sichern wollte; die Ausstattung der Frau durch die Eltern blieb dann bestehen und entwickelte sich weiter, auch nachdem ihr Ursprung, die vom Manne gezahlte Kaufsumme, in Wegfall gekommen war. Es interessiert hier nicht, diese sehr ungenau bekannte Entwickelung zu verfolgen. Aber man kann doch wohl behaupten, dass die Verallgemeinerung der Mitgift mit der steigenden Geldwirtschaft beginnt. Das mag so zusammenhängen. In den roheren Zuständen, wo der Frauenkauf herrscht, ist die Frau nicht nur ein Arbeitsthier — denn das ist sie meistentheils auch noch später — sondern ihre Arbeit ist noch nicht in dem specifischen Sinne „häuslich", wie die der Frau in der Geldwirtschaft, die wesentlich die Consumtion des männlichen Erwerbes innerhalb des Hauses zu leiten hat. Soweit ist in jenen Epochen die Arbeitstheilung noch nicht vorgeschritten, die Frau betheiligt sich unmittelbarer an der Production und stellt deshalb für ihren Besitzer einen viel greifbareren wirtschaftlichen Wert dar als später. Der ursprüngliche Besitzer, der Vater oder der Stamm, hat keinen Grund, diesen Wert einem anderen ohne Entgelt zu überlassen. Auf dieser Stufe erwirbt die Frau nicht nur ihren eigenen Unterhalt, sondern der Mann kann ihren Kaufpreis aus ihrer Arbeit unmittelbar herausschlagen. Das ändert sich, sobald die Wirtschaft ihren familienhaften Charakter und der Consum seine Beschränkung auf die Eigenproduction verliert. Damit scheiden sich die ökonomischen Interessen, vom Hause aus betrachtet, in eine centrifugale und eine centripetale Richtung. Die Production für den Markt und die Hauswirtschaft beginnen ihre Gegensätze, durch das Geld ermöglicht, zu entfalten und damit die schärfere Arbeitstheilung zwischen den Geschlechtern einzuleiten. Aus sehr naheliegenden Ursachen fällt der Frau die nach innen, dem Manne die nach außen gewandte Thätigkeit zu und die erstere wird mehr und mehr eine Verwaltung und Verwendung der Erträgnisse der letzteren. Damit verliert der wirtschaftliche Wert der Frau sozusagen seine Substantialität und Sinnenfälligkeit, sie erscheint jetzt als die Unterhaltene, die von der Arbeit des Mannes lebt. Es fällt also nicht nur der Grund fort, einen Preis für sie zu fordern und zu bewilligen, sondern sie ist — wenigstens für die gröbere Betrachtungsweise — eine Last, die der Mann auf sich nimmt und für die er zu sorgen hat. So ist das Fundament für die Mitgift geschaffen, die sich demzufolge immer umfassender ausbilden muss, je mehr die Thätigkeitssphären von Mann und Frau sich in dem angegebenen Sinne scheiden. Unter einem Volke wie den Juden, bei denen auf Grund eines unruhigeren Temperamentes und anderer Ursachen die Männer sehr beweglich und, als nothwendiges Correlat dazu, die Frauen strenger auf das Haus angewiesen waren, finden wir die Mitgift als gesetzliche Vorschrift sogar schon vor ausgebildeter Geldwirtschaft, die sonst ihrerseits auf das gleiche Resultat führt. Diese erst ermöglicht der Production jene objective Technik, jene Ausbreitung, jenen Beziehungsreichthum und zugleich jene arbeitstheilige Einseitigkeit, durch welche der frühere Indifferenzzustand von häuslichen Interessen und Erwerbsinteressen gespalten und ein besonderer Träger für diese, ein besonderer für jene verlangt wird. Wer das eine und das andere sein soll, kann zwischen Mann und Frau nicht zweifelhaft sein; und ebensowenig, dass damit der Brautpreis, für den der Mann die Productivkraft der Frau gekauft hat, der Mitgift Platz machen muss, die ihn für den Unterhalt der nicht producierenden Frau entschädigt oder die der Frau eine gewisse ökonomische Selbständigkeit und Sicherheit neben dem erwerbenden Manne gewähren soll.

Durch diesen engen Zusammenhang, den die Mitgift bei der Geldwirtschaft mit der ganzen Constitution des Ehelebens hat — sei es um den Mann, sei es um die Frau zu sichern — ist es verständlich, dass schließlich sowohl in Griechenland wie in Rom die Mitgift zum Kennzeichen der legitimen Gattin wurde, in ihrem Gegensatz zur Concubine, die keinen weiteren Anspruch an den Mann hat, so dass dieser weder für einen solchen entschädigt, noch sie selber für den Fall der Nichterfüllung desselben sichergestellt zu werden braucht. Und dies leitet zur Prostitution über, die die Bedeutung des Geldes für das Verhältnis der Geschlechter wieder in ein neues Licht stellt. Während alle gelegentlich des Eheschlusses erfolgenden Gaben des Mannes für die Frau oder an die Frau selbst — so auch die Morgengabe und das pretium virginitatis — ebenso gut als Natural- wie als Geldgeschenk auftreten können und auftreten, entspricht der unehelichen Hingabe, für die überhaupt ein Preis gezahlt wird, in der Regel die Geldform desselben. Nur die Transaction um Geld trägt jenen Charakter einer ganz momentanen Beziehung, die keine Spuren hinterlässt, wie er der Prostitution eigen ist. Mit der Hingabe von Geld hat man sich vollständiger aus der Beziehung gelöst, sich radicaler mit ihr abgefunden, als mit der Hingabe irgend eines qualificierten Gegenstandes, an dem durch seinen Inhalt, seine Wahl, seine Benützung leichter ein Hauch der gebenden Persönlichkeit haften bleibt. Der momentan aufgegipfelten und ebenso momentan verlöschenden Begierde, der die Prostitution dient, ist allein das Geldäquivalent angemessen, das zu nichts verbindet und principiell in jedem Augenblick zur Hand ist und in jedem Augenblick willkommen ist. Für ein Verhältnis zwischen Menschen, das seinem Wesen nach auf Dauer und Wahrheit der verbindenden Kräfte angelegt ist — wie das wirkliche Liebesverhältnis, so schnell es auch abgebrochen werde — ist das Geld niemals der adäquate Mittler; für den käuflichen Genuss, der jede über den Augenblick und über den einseitig sinnlichen Trieb hinausgehende Beziehung ablehnt, leistet das Geld, das sich mit seiner Hingabe absolut von der Persönlichkeit löst und jede weitere Consequenz am gründlichsten abschneidet, den sachlich und symbolisch vollkommensten Dienst — indem man mit Geld bezahlt hat, ist man mit jeder Sache am gründlichsten fertig, so gründlich, wie mit der Prostituierten nach erlangter Befriedigung. Dadurch, dass die Beziehung der Geschlechter innerhalb der Prostitution ganz unzweideutig auf den sinnlichen Act beschränkt ist, wird sie auf ihren rein gattungsmäßigen Inhalt herabgesetzt; sie besteht in demjenigen, was jedes Exemplar der Gattung leisten und empfinden kann und worin sich die sonst entgegengesetztesten Persönlichkeiten begegnen und alle individuellen Differenzen aufgehoben erscheinen. Das ökonomische Seitenstück für diese Art von Beziehungen ist deshalb das Geld, das gleichfalls, jenseits aller individuellen Bestimmtheit stehend, gleichsam den Gattungstypus der ökonomischen Werte bedeutet, die Darstellung dessen, was allen einzelnen Werten gemein ist.

Hierauf gründet es sich, dass die fürchterliche, in der Prostitution liegende Entwürdigung in ihrem Geldäquivalent den schärfsten

Ausdruck findet. Sicherlich bezeichnet es den Tiefpunkt der Menschenwürde, wenn eine Frau das Intimste und Persönlichste, das nur aus einem ganz individuellen Impuls geopfert und nur mit der gleichen personalen Hingabe des Mannes aufgewogen werden dürfte, gerade um einer so ganz unpersönlichen, rein äußerlich-sachlichen Vergeltung willen dahin gibt. Wir empfinden hier die völligste und peinlichste Unangemessenheit zwischen Leistung und Gegenleistung; oder vielmehr, das eben ist die Erniedrigung der Prostitution, dass sie den persönlichsten und im gewissen Sinne wertvollsten Besitz der Frau so herabsetzt, dass der allerneutralste, allem Persönlichen fernste Wert als angemessenes Aequivalent für ihn empfunden wird. Diese Charakterisiertheit der Prostitution durch die Geldentlohnung trifft indes auf einige gegentheilige Ueberlegungen, die erörtert werden müssen, um jene Bedeutung des Geldes ganz scharf hervortreten zu lassen.

(Schluss folgt.)

Russische Philosophie und semitischer Geist.

Von Lou Andreas-Salomé (Berlin).

Wer heute in Russland lebt und der heutigen Culturbewegung folgt, wird davon überrascht, wie stark der russische Mensch nach einer vollen Entwickelung in religiöser und philosophischer Beziehung ringt. Die Religion, als das Erste und Gegebene, woran die übrigen Culturerrungenschaften zunächst anzuknüpfen pflegen, hat dem russischen Gemüth immer nahegelegen und sich in Kunst, Dichtung und Volksleben früh einen nationalen Ausdruck geschaffen. Dagegen gelingt dem Russen die Erhebung von der naiven religiösen Metaphysik zu einer philosophischen Klärung des Geistes nur schwer, und alle seine Versuche in dieser Beziehung sind lediglich Nachahmungen fremder Vorbilder geblieben — vorwiegend Nachahmungen deutscher Philosophie aus den Zeiten Schellings, Hegels u. a. Einstweilen ist jedoch der deutsche philosophische Geist ganz besonders wenig geeignet zu einer wirklichen Befruchtung des russischen, weil die abstracte Begriffsanalyse, die Richtung auf rein erkenntnistheoretische Fragen eine viel ältere, differenziertere Cultur voraussetzt, als das Land sie bis jetzt besitzt. Hierfür liefert einen interessanten Beleg das Schicksal der slavophilen Schule, die ursprünglich aus Schelling hervorwuchs und dann ihre specifisch deutsche Philosophie in so naiver Weise mit typisch russischen Gefühlselementen durchsetzte, dass niemand sich mehr zurechtfand. Dies traurige Resultat ist an die Namen Kireewsky, Chomjakoff, Samarin geknüpft. Ueber den gegenwärtigen Stand der akademischen Philosophie in Russland entnahm ich bei meinem letzten Aufenthalt in meiner Heimat persönlichen Gesprächen mit A. L. Wolinsky ungefähr Folgendes: Am stärksten treten hervor drei Universitätsprofessoren, die Professoren Koslow, Grot und W. Soloview. Koslow, der älteste davon, und durch seine dialektische Begabung der glänzendste, hält infolge von Kränklichkeit keine Vorlesungen mehr, ist aber noch schriftstellerisch thätig. Er begann seine philosophische Laufbahn als Commentator Ed. von Hartmanns, wurde dann Positivist und schließlich überzeugter Spiritualist und Leibnizianer. Als solcher machte er Propaganda für Leibniz' russischen Anhänger, den Professor Teichmüller, und führte eine langjährige Polemik gegen das Ueberhandnehmen des Neukantianismus und Positivismus in der Wissenschaft. Von ihm kann man sagen, was leider auch von seinen Collegen gilt, dass sich nämlich seine Philosophie darauf beschränkt, dass er bei dem einen oder anderen großen Philosophen der Gegenwart oder Vergangenheit gut gelernt hat, wobei es sich ziemlich gleich bleibt, bei welchem. Professor Grot ist jünger; er ist Vorsitzender der Moskauer psychologischen Gesellschaft und redigiert die von ihr herausgegebenen „Fragen der Philosophie und Psychologie“. Anfänglich war er Positivist und schrieb eine Abhandlung „Die Gefühle“, sowie eine „Reform der Logik“, dann aber entwickelte er sich zu einem Metaphysiker etwas unbestimmten Genres. Am populärsten geworden ist der ehemalige Professor Wladimir Soloview, vielleicht eine der charakteristischesten Physiognomien des eigentlichen byzantinischen Russlands. Seine Begabung ist eine vorwiegend theologische, und eine Zeit lang agitierte er für die Vereinigung der griechisch-russischen Kirche mit der katholischen, weshalb manche seiner Aufsätze französisch erscheinen mussten. Auch im politischen Leben ist er als Agitator ein wenig hervorgetreten; bekannt wurde er hier durch seine nach der Ermordung Alexanders II. gethane Aeußerung, der Kaiser müsse den Mördern verzeihen. Soloview ist ein unklarer Kopf und opferte daher als Philosoph auf den verschiedensten Altären; eine zeitlang war seine Thätigkeit die eines Anhängers von Kant und Schopenhauer, und er übersetzte Kants Prolegomena, dann erfolgte ein Umschlag in vollen Mysticismus, und schließlich begnügte er sich mit einem etwas nüchternen Moralismus. In seinem letzten Werke, „Schutz des Guten“, bricht er eine Lanze für den Staat und den Krieg und fällt über Nietzsche und den Anarchismus her mit einem völligen Mangel an kritischem Scharfsinn. Augenblicklich gilt er für Russlands berühmten Philosophen, der aber in geistreichen Damenzirkeln weit besser zu glänzen versteht, als unter den Vertretern strenger Geistesarbeit. Um die besprochenen drei Sonnen kreisen manche kleinere Sterne: in Petersburg liest der noch junge Professor Wedensky in neu-kantischem Sinn, in Moskau Lopatin und Trubetzkoi, die beide Soloview nur wenig variieren, in Odessa Wundts Schüler Lange; bekannt sind ferner noch Karinsky, Radlow, Deroberti (in Paris), Lessewitsch, Tschelpanoff u. a.

Die Werke aller dieser Philosophen stellen nur ebensoviele compilatorische oder eklektisch-chaotische Erzeugnisse dar, wovon keine Vorwärtsbewegung in der russischen Philosophie ausgeht, und die daher auch keinerlei Einfluss auf die russischen Talente gewinnen können. Man könnte meinen, die Philosophie in Russland gliche einem stagnierenden Wasser, wenn nicht mitten aus dem russischen Publicum hin und wieder Blasen aufstiegen, die zwar wunderbar aussehen, aber aus der Tiefe kommen, — Bücher von Laien und Autodidakten aller Art, von Grüblern und Mystikern, denen man das im Volk vorhandene große, drängende Bedürfnis ansieht. Zwischen diesem Bedürfnis und der Wissenschaft Westeuropas, wie diese von den Kathedern herab verkündet wird, liegt eine Kluft, die nicht ohneweiteres überbrückt werden kann. Russland bedarf zu seiner culturellen Entwickelung einstweilen noch einer philosophischen Erziehung, die zwar den Verstand übt, sich aber dabei zugleich an das Gefühl wendet, — die nicht damit beginnt, religiöse Gemüthsideale zu erschüttern oder gar zu zerstören, sondern die dem Volke gewissermaßen seine Gottheit nur um einiges weiter und höher zeigt, als es sie bisher sah, — immer weiter und höher, bis es ihr mit immer angespannterem Geiste zu folgen vermag und sich dadurch in einen feineren Aether der Erkenntnis erhebt.

Nun gibt es ein Volk, das dies Talent abstracter Gotteserkenntnis bis zur Genialität in sich entwickelt hat, dem in der Bethätigung des einen Talents alle Kräfte zusammengeflossen sind, denen im bürgerlichen Leben durch lange Zeit jeder Ausweg, jede Entladung versperrt war. Dies Volk ist das jüdische. Der Jude in Russland könnte als philosophischer Lehrer einen viel fruchtbareren und segensreicheren Einfluss gewinnen, als auf irgend einem anderen Gebiete. In den wenigen Berufszweigen, die dem Juden in Russland offen stehen: dem kaufmännischen, dem ärztlichen, unter erschwerenden Umständen dem literarischen, und der Advocatur mit Ausschluss aller anderen juristischen Aemter, ist gerade dem stärksten jüdischen Talent kein genügender Spielraum gegeben. Es fühlt sich eingeengt, und die jüdische dialectische Kraft bekommt den bekannten sophistischen, spitzfindigen Zug, der sich oft nur da einstellt, wo der Gegenstand, durch seinen Mangel an Weite und Größe, ihr nicht angemessen ist, und sie nicht die Freiheit hat, sich dem Höchsten zuzuwenden. Der semitische Verstand ist ein wesentlich talmudistischer und beschäftigt sich am liebsten mit den letzten philosophischen und theologischen Problemen. Man kann sich keinen schärferen Gegensatz dazu denken, als den russischen Geist mit seiner naiven Hingebung an alles, was sich concret darstellt, und mit seiner tiefkünstlerischen Fähigkeit, sich Jegliches bildhaft zu vergegenwärtigen. Der Semit ersetzt dies durch seine meisterhafte Fähigkeit, innere Wahrnehmungen festzuhalten und sie in einem unveränderlichen Gefühl hindurchzutragen durch die längsten und abstractesten Begriffswandlungen; er sieht teleskopisch, wo der Russe durch ein Mikroskop schaut; er ist weitsichtig bis zu dem Grade, dass ihm das Naheliegende entschwindet, dass die Schönheit des Einzelnen sich ihm entfärbt, und alle Formen sich auflösen, aber in diesem ungeheueren Unterschied der beiden Rassen hinsichtlich ihrer Art, auf die Dinge zu blicken, findet sich ein tiefliegender Vereinigungspunkt: nämlich alle beide — durch wie verschiedene Gläser es auch geschieht — schauen ihren Gegenstand, sie nehmen ihn wahr mit enthusiastischen, liebetrunkenen Augen, während der deutsche Verstand eher geneigt ist, ihn mit Begriffszangen zu fassen. Daher könnten Russe und Jude sich einander, wie von zwei entgegengesetzten Polen der Cultur, ergänzend nähern, bis sie sich, an ihrem Berührungspunkte angelangt, zu beiderseitigem höchsten Vortheile durchdringen und verstehen lernten. Dies würde man in kurzem einsehen, sobald die philosophischen Lehrstühle an den Universitäten Russlands der jüdischen Concurrenz freigegeben würden.

Das Heine-Jubiläum.

Ein Rückblick.

Ueber Heines Nachruhm schwebt ein Unstern! Mehr als vier Jahrzehnte sind seit seinem Tode verstrichen; und noch immer kämpfen erhitzte Parteistreiter für ihn und gegen ihn, noch immer gilt es empfindliche Stellen deutschen Volksbewusstseins berühren, wenn man von ihm spricht, noch immer entbehrt er auf deutschem Boden eines Denkmals. Erbarmungsloser hat das Schicksal keinen Spötter bestraft. Freilich, die prahlenden Worte, die der eitle junge Dichter in kühner Zuversicht einst über seinen Ruhm gewagt hatte, sie sind vollinhaltlich in Erfüllung gegangen. Er ist noch immer ein Dichter, bekannt im ganzen Land; und sein Name wird noch immer genannt, wenn man die besten Namen nennt. Geschieht's nicht, um ihn zu preisen, so doch, um in seiner schwarzen Schlechtigkeit dem Lichtbild eines anderen eine wirksame Folie zu bieten. Auch dass Goethes „großer Name einst gar oft zusammen genannt werde mit dem Namen H. Heine“, auch diese kühnste Hoffnung des Mannes ist in Erfüllung gegangen, und stellte man beide nur zusammen, um in beliebter Charakterisiermanier den einen durch den anderen schlecht zu machen. Vielgenannt, vielgepriesen, noch mehr gelästert, muss endlich Heine ein volles Jahrhundert von seinem Todestage ab verstreichen sehen, ehe ihm die selbst-

verständliche Ehrung einer Zeit zufällt, die keinen Gedenktag vergehen läßt, ohne ihr Lichtlein leuchten zu lassen. Nur die hundertste Wiederkehr seines Todestages ist unzweifelhaft und unanfechtbar zu datieren. Sein Geburtstag ist lediglich durch Vermuthungen festzustellen. Eine Centennarfeier des Geburtsfestes, der beliebte Tummelplatz schreibwüthiger Literaten, ihm bleibt dieses Glück verwehrt.

Trotzdem hat sich eine Schar unternehmender Schriftsteller gefunden, die kurzweg das erste mögliche Datum von Heines Geburt zu mehr oder minder ausführlichen Centennarbetrachtungen verwerteten. Heines greise Schwester hat das ganze Beginnen sofort desavouiert. Die schier unabsehbare Heine-Literatur aber hat einen neuen Zuwachs von einigen Dutzend Nummern bekommen. Ein fleißiger Bibliograph konnte schon im Jahre 1895 nicht weniger als 550 Schriften über Heine zusammenstellen. Das Pseudojubiläum vom 13. December 1897 wird das zweite halbe Tausend mächtig gefördert haben. Multa, non multum! Mir selbst ist ja gewiss nur ein kleiner Bruchtheil dieser Jubiläumsliteratur vor die Augen gekommen. Gleichwohl sei in kurzem Referate ein Ueberblick über die wichtigen Erscheinungen geboten.

Den besten Ausweg hat Hermann Hüffer*) gewählt. Der ausgezeichnete Gelehrte, dem die Heine-Literatur mehr als eine schöne und erfolgreiche Gabe dankt, beschränkt sich in weiser Vorsicht auf die Frage: „Wann ist Heine geboren?“ Das Problem ist in kurzem so beschaffen: Heine, der nur um eines Witzes willen seine Geburtsstunde gelegentlich in die Neujahrsnacht 1800 verlegt, erklärt in einem Briefe Saint-René Taillandier gegenüber: „En regardant mon acte de baptême, je trouve le 13 décembre 1799 comme date de ma naissance!“ Mehrere ältere Angaben, auch eine Aeußerung Heines, setzen für 1799 das Jahr 1797 ein. Das citierte französische Schreiben hebt vollends hervor, dass absichtliche Unrichtigkeiten den jungen Heine einst vom preußischen Kriegsdienste befreien sollten. Als sein Heimatland preußisch wurde, machte man wohl Heine jünger, damit er nicht gemäß der Wehrverfassung von 1814 ins stehende Heer einzutreten brauchte. Durch scharfsinnige Erwägung kommt Hüffer zu dem Resultate, dass jene Irreführung der Behörden nur dann Sinn hätte, wenn Heine 1797 und nicht 1799 geboren ist. Dennoch beschließt auch er seine Untersuchung mit den Worten: „Eine unwidersprechliche Entscheidung halte ich noch immer für unmöglich“. Obwohl ich dem rheinischen Juristen Hüffer nicht dreinreden möchte, sei immerhin die Frage aufgeworfen, ob nicht irgendwelche Uebergangsverordnung, giltig für die in den preußischen Staatskörper neuaufgenommenen rheinischen Provinzen, jene absichtlichen Irrthümer begreiflicher erscheinen ließe, als die von Hüffer herangezogenen Gesetze. Gewiss ist niemand besser befugt, diese Frage zu beantworten, als der Bonner Rechtshistoriker selbst.

Hüffer also schreibt keinen Jubiläumsartikel, da er des Datums nicht sicher ist. Gleichwohl bricht er doch eine Lanze für Heine. Sehr richtig wendet er sich gegen die Ultradeutschen, die Heine aus der deutschen Nation ausstoßen möchten und wirft die Frage auf, welche Lücke entstehen würde, wenn man Heine alles, was Deutschland und was jene selbst ihm verdanken, zurückstellen wollte. „Man denke sich einmal Heines Schriften aus dem Buche der deutschen Literatur herausgerissen, seinen Einfluss auf das deutsche Leben entfernt, wer könnte die aufgelösten Verbindungen wieder anknüpfen, die klaffenden Lücken ausfüllen?“ So berechtigt ich diese Frage finde, ebenso möchte ich den übrigen Ausführungen Hüffers gegenüber Skepsis walten lassen. In seiner Betrachtung erscheint mir Heine zu stark idealisiert; er schleift dem Dichter und dem Menschen Ecken und Kanten ab, die nun einmal zu seiner Individualität gehören. Heine selbst möchte sich in diesem Lichtbild kaum wiedererkennen; ja er würde dem allzueifrigen Vertheidiger vorwerfen, dass seine Hand ihn ins Uninteressante hinüberzeichne. Ich fürchte, Hüffers idealisierende Heinebetrachtung wird Heines Gegner nicht bekehren.

Und an Gegnern Heines ist kein Mangel. Sehr richtig betont Fritz Mauthners**) Jubiläumsartikel, dass die Frage nach Heines Geburtstag an sich auf Ehrlichkeit und Patriotismus des preußischen Fahnenflüchtlings ein schlechtes Licht werfen. Eine Heine-Biographie — meint er — könne leicht mit den Worten beginnen: „Schon die Angaben über seinen Geburtstag beweisen Heines Schamlosigkeit und Vaterlandslosigkeit.“ Er jebst möchte wenigstens diese beiden Vorwürfe entkräften. Leo Berg***) geht noch einen Schritt weiter: er zeigt, wie die von verschiedensten Seiten gegen Heine gerichtete Polemik sich innerlich widerspreche. Des Künstlers Heine nicht zu gedenken, nennt der eine den Menschen Heine einen Juden, der andere ihn einen Antisemiten; der stellt ihn als liederlichen Gesellen hin, jener macht ihm zum Vorwurf, nicht alle Mädchen geküsst zu haben, die er in seinen Liedern geküsst haben will. Auch Berg möchte einzelne Missurtheile richtigstellen, wie Mauthner. Allein gerade die Widersprüche, in die sich Heines Gegner verlieren, weisen unzweideutig nach, dass mit richtigeren oder falscheren Einzelurtheilen nichts geändert und vollends nichts gefördert wird. Nur wer den ganzen Mann mit seinen Schwächen und mit seinen Vorzügen hinzeichnet, kann jener Kritik Herr werden, die sich die Wirkung der scharfbeleuchteten Einzelzüge innerhalb des Gesammtbildes niemals klar macht.

*) „Deutsche Rundschau“, December 1897, S. 451 ff.
**) „Berliner Tageblatt“, Nr. 625, 627.
***) „Die Umschau“, 1897, Nr. 50, S. 985 ff.

In kleinstem Umfange sucht Paul Remer*), dem wir feinsinnige Arbeiten über die „Nordseebilder“ danken, ein Gesammtbild zu zeichnen. Wenigstens für die deutsche Zeit Heines ist es geglückt. Die Entwickelung seiner Kunst im „Buch der Lieder“, dann der Uebergang in die Prosa der „Reisebilder“, beide Hauptmomente der vor Paris fallenden Schaffenszeit, kommen gut heraus. Falsch ist allerdings der Satz: „Die kühne und seltsam neue Sprache der Reisebilder ist eine befreiende That in der stickigen Weihrauchatmosphäre, in der die Prosa der Romantik sich mühsam genug fortgeschleppt hatte.“ Wozu solche haltlose Phrasen? Wir wissen längst, dass gerade der Verfasser der „Reisebilder“ bei Brentano und E. T. A. Hoffmann in die Schule gegangen ist; und zwar insbesondere in der burschikosen „Harzreise“, die wohl mehr durch ihren Gegensatz zur Altersprosa Goethes, als durch eine von „romantischem Weihrauch“ gereinigte Luft gewirkt hat. Ueberhaupt, wen soll diese romantische Weihrauchatmosphäre treffen? Etwa die feingeschliffene Prosa A. W. Schlegels oder die Blitzesfunken Friedrich Schlegel'scher Jugendfragmente? Wenn Heine'scher Witz in Deutschland vor Heine anzutreffen war, so darf man ihn wohl nur in den geistreichen Conventikeln der Jenenser und Berliner Romantiker suchen. Der Salon Rahels hat Heine nur weitergegeben, was in seinen Vorbildern, in dem anspruchsloseren Besuchzimmer Caroline Schlegels oder Dorothea Veits, entstanden war.

In größerem Rahmen zeichnet ein französisches Werk, wenn nicht den ganzen Heine, so doch den Dichter. Im Jahre 1897 veröffentlicht, darf es an dieser Stelle wohl in Anspruch genommen werden. Jules Legras**), der sich in Deutschland emsig umgethan und in Berlin die Arbeitsweise deutscher Literarhistorik kennen gelernt hat, konnte schon in dem Juni- und Julihefte der „Deutschen Rundschau“ von 1894 eine Reihe interessanter Heinefunde vorlegen und durch sie insbesondere dunkle Momente der Pariser Zeit Heines erfreulich aufhellen. Sein neues Buch reiht sich der umfänglichen Heine-Literatur Frankreichs, über die P. L. Betz vor drei Jahren fleißige und verständnisvolle Berichte gegeben hat, würdig an. Noch mehr: ein neuer Ton wird von ihm angeschlagen, zum erstenmale versucht ein Franzose in größerem Umfange den Vorarbeiten Elsters, Hüffers, Remers und ihrer Genossen gerecht zu werden. Gleich seine breite Analyse des „Buches der Lieder“ fußt auf der umfangreichen Bücherei, die in den letzten Jahren zu stofflicher und formaler Erhellung und Würdigung der „Jungen Leiden“ und des „Intermezzo“, der „Heimkehr“ und der „Nordseebilder“ zusammengeschrieben worden ist. Mit Feinsinn und Geist verbindet er die Forschungen seiner Vorgänger zu einem Ganzen. Wie allerdings Heines Kunst aus der seiner Vorläufer entkeimt, wie Heine den wildwüchsigen Reichthum der Romantik zu ungeahnten Wirkungen verwertet hat, diese Fragen finden bei Legras keine Antwort. Im Gegentheil! Neuerdings ist es Mode geworden, die eben noch blühende Milieutheorie zu mißachten; Legras macht diese Mode mit. Wenn bis vor kurzem jede Regung einer Dichterseele aus der umgebenden Welt abgeleitet werden musste, soll jetzt die Dichterseele allein in Betracht kommen, soll sie alles aus sich selbst geschaffen haben. Man nennt diese neueste Deutungsart künstlerischer Träume gern eine „psychologische“ und thut sich ob der nagelneuen Erfindung viel zu gute. Dennoch scheint sie einen Rückschritt zu bedeuten. Legras etwa stellt sich Heine gegenüber nur das Programm „de chercher en lui-même les causes de son attitude intellectuelle et morale!“ Und aus frischweg construierten Ursachen von Heines geistiger und sittlicher Eigenheit wird dann alles abgeleitet, seine Kunst und seine Unarten, seine Ironie und seine Sentimentalität, seine Art zu lieben und seine Art zu hassen und endlich die Form, in der all diese Momente in seiner Dichtung zur Geltung kommen. Eine Formel wird aufgestellt, sagen wir etwa „prédominance de l'appareil sensitif sur les facultés de raisonnement“; auf diese Formel und auf andere führt man dann den Dichter und sein Werk zurück. Mag er immerhin hier eine Note Goethes aufnehmen, dort einen Ton Brentanos weiterklingen lassen; mag immerhin, wer Heine aus intimer Kenntnis heraus mit der Romantik zusammenstellt, erst recht zur Erkenntnis seiner hohen Bedeutung kommen, das bleibt den Herren Psychologen gleichgiltig. Sie freuen sich vielmehr jener Formeln und merken nicht, dass sie zuletzt nicht nur auf Heine, auch auf hundert andere passen. Die Seelenlehre kann wohl den Künstler nicht undeutlicher charakterisieren, als wenn sie von dem überwiegenden Gefühl und der geringer entwickelten Verstandesthätigkeit spricht. Und solche Gemeinplätze sollen die complicierte Natur Heines besser deuten, als die vorsichtigen Vergleichungen historischer Methode, die uns mindestens zeigen, was Heine Neues zu den Errungenschaften deutscher Dichtkunst seiner Zeit hinzugefügt hat. Nur ein Beispiel: Schon im Buch der Lieder erfindet Heine jene volksliedartigen Vierzeiler mit ihrer Blumenpracht, ihrem Nachtigallengesang und mit ihrer zerstörenden Ironie, kurzum jene Form, die so gern nachgeahmt wird, und deren Nachahmungen den Stempel Heine'scher Kunst unverkennbar an sich tragen. Diese ureigenthümliche Schöpfung Heines beschließt einerseits alle romantischen Versuche volksliedartiger Dichtung,

*) „Vossische Zeitung“, Sonntagsbeilage, Nr. 50, 51.
**) Henri Heine Poète. Paris, Calmann Lévy 1897. Eine ausführliche Würdigung des verdienstvollen Buches gebe ich demnächst in Sauers Zeitschrift „Euphorion“. Hier gilt es nur, die Hauptsache zu berühren.

Digitized by Google

andererseits findet sie auf der Spur des epigrammatischen G'stanzl's der Alpen eine Verwertung der sogenannten romantischen Ironie, an die kein Romantiker gedacht hat. Trotz aller benützten Vorbilder ist und bleibt das lyrische Epigramm seiner „Heimkehr" eine originalste Schöpfung; das Ganze hat keiner Heine vorgemacht, und Heines Rassenart scheint nicht wenig zu dieser Schöpfung hinzugethan zu haben. ... Ich denke, wer die Entstehung der epigrammatischen Heimkehrstrophen auf dem angedeuteten Weg verfolgt, wird zu ihrer Würdigung die leeren Worte appareil sensitif und facultés de raisonnement nicht mehr benöthigen.

In den lyrischen Epigrammen Heines spielt die Natur eine große Rolle, nicht die objectiv geschaute Natur Goethes, eine künstliche, die Märchenlandschaft der Romantik. Der Entwickelung von Heines Naturgefühl geht Heilborn*) nach. „Im Flitterputz der Romantik trat ihm die Natur, die erste Geliebte, zuerst entgegen, um sich ihm später bräutlich keusch ganz zu enthüllen." Heine, der Auflöser der Romantik, ist auch dem Naturgefühl gegenüber Erfüller der Romantik. Heilborn wäre auf richtigem Wege; leider kann sein lyrisch angehauchter Stil ein an guter Quelle erworbenes Wissen nicht zu deutlicher Form gelangen lassen. Wie lange wird noch die jüngste Berliner Journalistengruppe mit krauser Manieriertheit ihre gute Schulung verdecken? Ihren französischen Vorbildern kommt sie doch nicht nahe; die haben meist weniger zu sagen und finden dann für das Wenige eine künstlerische Form.

Wie hübsch liest sich das Märchen, das Edouard Rod**) zum Heinejubiläum gestiftet hat! Auch er trifft den Ton romantischer Märchenwelt. Gute Feen haben Heine an der Wiege alles Schöne gestiftet und nur eins vergessen, l'équilibre: an das schier Selbstverständliche hat keiner gedacht. Die böse Fee nützt die Vergesslichkeit ihrer leichtsinnigen Genossinnen; und endloses Leid entkeimt dem Dichter aus ihrer Verwünschung. Zuletzt freilich behält sie nach guter Märchensitte Unrecht; der sterbende Heine apostrophiert sie: „Sans toi je n'aurais pas été poëte, mon inutile imagination n'aurait pas parcouru la gamme des émotions, ma vaine sensibilité n'aurait pas extrait l'essence harmonieuse de l'amour et de la vie — je n'aurais pas écrit mes petits chansons". Diese Erklärung des Dichterphänomens Heine ist nicht neu; sie soll's auch nicht sein.

Rods Märchen ist in der Monatsschrift „Cosmopolis" abgedruckt und bildet mit einem englischen Artikel Ed. Dowdens und einem deutschen Essay Frenzels***) die Festgaben des dreisprachigen Organs. Der Engländer hält sich an Heines politische und sociale Ideen und erzählt von Sensualismus und Spiritualismus. Der greise Berliner Schriftsteller sieht in Heine den einzigen nachgoethischen Weltpoeten; er erkennt in seiner Dichtung den vollendetsten Ausdruck modernen Menschenthums, wie es in Europa bestand, ehe die sociale Bewegung mächtiger und realistischer einsetzte. Heines Kunst sei vornehm schön genug, um als idealische Erscheinung über der Wirklichkeit zu schweben, und zugleich so schlicht, von so holder Einfalt und von so überzeugender Wahrheit, dass jeder aus diesen Liedern seine Freuden und Leiden, sein Lieben und sein Hassen, seinen Zorn und seine Hoffnungen melodischen Klanges heraushört. So rückhaltslos Heine anzuerkennen, so völlig sich ihm congenial zu fühlen, mag Jüngeren wohl nicht gegönnt sein. Das Jahr 1827 steht auf dem Titelblatt der ersten Ausgabe von Heines „Buch der Lieder". Im December 1897 feierte Berlin den siebzigsten Geburtstag Frenzels. Er kann Heine noch als Zeitgenosse nachfühlen. Uns Jüngeren ist — so eifrig auch Mauthner in seinem Jubiläumsartikel das Gegentheil nachzuweisen sucht — uns ist Heine historisch geworden. Wir können seine Kunst bewundern, seine feinsichtige Psychologie verstehen; doch sein innerstes Wesen ist uns persönlich fremd. Wir können ihm anempfindend nachfühlen, nicht mit ihm fühlen, nicht in allen seinen Schöpfungen den Ausdruck unseres Empfindens erkennen.

Wer, auf eine starke Individualität pochend, an Heine heute herantritt, kann darum auch leicht zum Heine-Gegner werden. Emil Mauerhof schrieb ein Buch über „Ursprung und Zweck der Poesie".†) Er möchte seine individuellen Anschauungen geltend machen. Ich habe nicht über dieses Buch hier zu reden; nur einer der in ihm mitgetheilten Aufsätze geht mich an. Er betitelt sich „Dichterische Idole" und soll ein für allemal Heine und Horaz annihilieren. Vielleicht kann die Kritik diesem Vernichtungsversuche gerechter werden, wenn sie ihn im Rahmen des ganzen Werkes betrachtet. Hier aber gilt es nicht, Mauerhofs Persönlichkeit und ihre Anschauungen kennen zu lernen. Was er über Heine und gegen Heine vorbringt, wendet sich theils mit längstgebrauchter, von Wolfgang Kirchbach schartig geschlagener Waffe gegen den Künstler Heine, theils nähert es Mauerhof einer Gruppe, von der Heine selbst sagt:

> Die jungen Helden
> Sie wollen beweisen, dass rohe Kraft
> Und Flegelthum noch nicht erschlafft
> Beim Enkel von Hermann und Thusnelden.
> Die ungerath'nen germanischen Hände,
> Die schlugen so gründlich, das nahm kein Ende ...

Das Facit seiner Betrachtung kann ich in Mauerhofs eigene Worte kleiden: „Gerade an einem so leuchtenden Beispiele, wie es Heinrich Heine bietete, lassen sich ... die Gründe nachweisen, wie jemand in der eigenen und ganz besonders in anderer Leute Schätzung zu einem Dichteransehen gelangen kann, ohne jedoch je ein Dichter gewesen zu sein." (S. 56.)

Wenn Mauerhof Heine mit Willen schaden will, Kaufmann erreicht das gleiche Resultat, und zwar noch viel sicherer, durch sein von Enthusiasmus strotzendes Büchlein „Heines Liebesleben".*) Er ahnt wohl nicht, wie unsympathisch die Gestalt Heines wird, wenn man allen Klatsch und alle Hypothesen über seine sogenannten Geliebten vom rothen Sefchen bis zur Mouche zusammenkarrt. Er ahnt ebensowenig, dass die Frauengestalten der Umgebung Heines uns nur um seiner Dichtung willen interessant sind, und dass seine Dichtung durch jene zum Theil uns völlig gleichgiltigen Damen nicht im geringsten anziehender oder antipathischer wird.

Kaufmanns Buch ist eine Anthologie, aus Gedichten und Briefen Heines zusammengestoppelt. Zielsicherer gearbeitet ist Betz's**) Blumenlese von Urtheilen, die Heine über französische Literatur gefällt hat, das dritte Buch, das Betz dem Thema von Heines Beziehungen zu Frankreich widmet. Diesmal kommt er selbst fast gar nicht zu Worte; und so bleibt seine Zusammenstellung ein angenehmer Behelf für den Bequemen, der Mühe scheut und im Register der großen Ausgabe von Karpeles die französischen Schriftsteller von Corneille bis Mignet nicht nachschlagen will.

Den beiden Sammelarbeiten von Kaufmann und Betz reihe ich noch eine dritte Anthologie an, Schaukals Heine-Brevier.***) Kaum hat Otto Erich Hartleben den glücklichen Gedanken verwirklicht, seinen Goethe in einem Goethe-Brevier darzustellen, so macht Schaukal aus der Idee gleich eine Methode. Er möchte die allmählicher Vergessenheit überlieferten Lyriker unseres Jahrhunderts durch strengste Sichtung ihrer Werke wieder ins Tageslicht stellen. Diese „Lieblingsidee" Schaukals ist so neu nicht! Otto Erich Hartleben ist als Mensch und Dichter gerade noch interessant genug, um einer nach seinem individuellsten Geschmacke zusammengestellten Goethe-Anthologie einen eigenthümlichen Stempel aufzudrücken. Schaukals Unternehmen kann indes von Anfang an nur in die breite Bahn der landläufigen Editionen „ausgewählter Dichtungen" und der sogenannten „Lichtstrahlen" aus den Werken großer Dichter einlenken. Treffliche Anthologien Heinescher Lyrik danken wir übrigens schon längst dem ausgezeichneten Heine-Kenner Hessel. Schaukal geht von dem schwer anfechtbaren Gedanken aus, dass ein größeres Publicum den ganzen Heine nicht mehr liest. Um so unnöthiger scheint es, jedes Abschnitzel Heinescher Factur dem großen Publicum hinzuwerfen. Nassen hat in bester Absicht einen Spreukasten Heinescher Abfälle in tausenden von Exemplaren herstellen lassen. Seine pompös als „Neue Heine-Funde",†) sich ankündigende Schrift bringt nur kleine Erweiterungen des Heine-Textes, ein paar französische, englische und spanische Uebertragungen von Poesien Heines und ähnliches, endlich etliche zeitgenössische Notizchen von zweifelhaftem Werte. Gegen Treitschke gewendet, erhärtet Nassen durch den Abdruck von Steckbriefen aus dem Jahre 1845, dass Heine doch einen politischen Flüchtling sich nennen durfte.

Nassen bestimmt den Reinertrag seiner Schrift der Pflege und Ausschmückung des Heine-Grabes. Gleiches Ziel verfolgten A. v. d. Linden's Mittheilungen über „Das Heine-Grab auf dem Montmartre".†) Ganz amüsant liest sich's, welche Schwierigkeiten den wohlgemeinten Versuchen der „Frankfurter Zeitung" entgegentraten, als sie Heines letzte Ruhestätte aus ihrer Verwahrlosung retten wollte. Jetzt ist endlich dafür gesorgt, dass der Dichter seinen letzten Schlaf unter Blumen schlafe. Und so bleibt denn das beste Resultat des Jubiläums, dass Heine fortan zwar nicht unter Rosen, Cypressen und Flittergold, wohl aber unter einem Monat für Monat nach contractlicher Bestimmung abwechselnden Blumenschmucke ruhen soll. Poesie und Prosa, wie nah' grenzen sie aneinander! Die Blumenpracht der romantischen Märchenwelt, die der Dichtung Heines von den Kirchbach und Mauerhof zum Vorwurf gemacht wird, an der auf der anderen Seite Heilborn Heines Naturgefühl nachempfindet, sie lebte jetzt neu auf in den Oeculbas und Fusains und Giroflées und Véroniques, die von der Firma Desclers in Paris gegen einen fixen jährlichen Betrag beigestellt werden. In drei Blumentöpfen werden schon im März Veilchen auf Heines Grabe kichern und kosen.

Bern, Anfang Jänner. Oskar F. Walzel.

Operette und Ballet.

(Theater a. d. Wien: „Der Opernball", Operette in drei Acten von Victor Léon und Waldberg. Musik von Richard Heuberger. — Hof-Operntheater: „Der Struwwelpeter", Ballet von Victor Léon. Musik von Richard Heuberger.)

Eine Woche mit zwei Novitäten, von demselben Componisten, noch dazu auf einem Gebiete, wo man schon lange mit der bisherigen Production unzufrieden war, das alles hat die musikalischen Kreise

*) „Die Nation." 1897. Nr. 11. S. 166 ff.
**) „Cosmopolis", December 1897, S. 645 ff.
***) Ebenda S. 739 ff. 870 ff.
†) Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Co., o. J.

*) Zürich, Albert Müllers Verlag.
**) Französische Studien herausgegeben von G. Körting und E. Koschwitz. Neue Folge. H. 11. Berlin, W. Gronau 1897. Eine ausführliche Besprechung von Kaufmanns und Betz' Büchern gebe ich demnächst in der „Berliner Literaturzeitung".
***) Heinrich Heine. Sein Leben in seinen Versen. Ein Breviarium, herausgegeben von Richard Schaukal. Berlin, Fischer & Franke 1897.
†) Leipzig, H. Barsdorf 1898.

Wiens in ungewöhnlicher Weise in Anspruch genommen. Die Aufregung aber hat sich bald gelegt, denn es ist alles beim Alten geblieben. Weder die Operette noch das Ballet haben die Reform erfahren, deren sie bedürfen, von den bisher üblichen Stilformen wurde nicht eine Linie geändert, selbst manche alte Weise wurde durch Anklänge geehrt, man hat sich momentan unterhalten, aber man wird sich in kurzer Zeit geradeso nach etwas Neuem sehnen, wie man es bisher gethan hat.

Das Lustspiel „Die Rosa-Dominos“ hat die Wiener vor Jahren köstlich amüsiert. In Erinnerung an diese erfreuliche Thatsache haben die Herren Léon und Waldberg daraus einen Operettentext gemacht und offenbar erwartet, dass das Sujet; durch heitere Musik belebt, zum mindesten dieselbe Wirkung ausüben werde. Man vergaß aber, dass dies nur dann möglich wäre, wenn die Musik aus der dramatischen Situation hervorgienge und sich ihr entsprechend anpassen würde. Die Textdichter haben statt dessen die ganze Entwickelung in die Prosa verlegt und kleine Gesangsstücke eingelegt, bei deren Texten sie keineswegs wählerisch waren. Dramatisch unmotivierte Lieder wechseln mit sehr gewöhnlichen Wiener Couplets und bei den Haaren herbeigezogenen Ensemblenummern ab, welche die Handlung nur aufhalten, die Vorstellung unnöthig in die Länge ziehen und damit das Interesse der Zuhörer abstumpfen. Das ganze stellt sich somit als eine Posse mit Gesang dar, die in den Charakteren auf einem möglichst niedrigen, längst abgebrauchten Niveau bleibt. Was wir aber immer von der Operette haben wollten, das war: sie zu einem Kunstwerk zu erheben, nicht sie zur Posse zu degradieren. Gerade diese Erwartungen aber, die einzigen, die meiner Ansicht nach zu einem vollen und dauernden Erfolge führen konnten, sind unerfüllt geblieben. Man hielt sich krampfhaft an die alte Schablone, von der man jetzt doch schon wissen könnte, dass mit ihr nichts anzufangen ist. Dabei soll nicht verschwiegen werden, dass anspruchslose Gemüther wenigstens stellenweise, namentlich im ersten Act, herzlich lachen mussten. Im Vergleich mit dem modernen Operetten-Plunder, wie er neuestens überflüssigerweise auch aus England importiert wird, will das schon etwas bedeuten.

Die Musik Heubergers leidet an einem ähnlichen Fehler, wie der Text. Wir wissen heute, dass die alte Gewohnheit, in den Text einfach ein paar Tanzstücke einzuflechten, zur Composition einer Operette längst nicht mehr genügt. Die alten Formen des Wiener Walzers sind erschöpft, wer sie doch wieder benützt, wird dem Vorwurf nicht entgehen können, den Walzerkönig copiert zu haben. Zum Ueberfluss suchten förmlich die Textdichter sich auch scenisch an die „Fledermaus“ anzulehnen (namentlich zu Beginn des dritten Actes). Da war es denn vorauszusehen, dass die Wiener, die in ihrem Hain eine lebendige Fledermaus haben und sie gerne flattern sehen, darauf verzichten werden, ihr Abbild ausgestopft in ihre Stube zu stellen.

Schade dass Heuberger somit von vorneherein auf ein unfruchtbares Gebiet gedrängt wurde, auf dem auch noch bedeutendere Talente gescheitert wären. Von seiner Muse habe ich seit langem nichts gehört, aber ich erinnere mich von früher her, als Heuberger noch im akademischen Gesangverein den Taktstock über eine Schar begeisterter junger Sänger schwang, dass seine Chöre und Lieder immer gerne gesungen wurden. Sie waren melodiös, nicht zu schwer und nicht selten von einem feinen romantischen Hauch durchweht. Von den üblichen Liedertafelchören unterschieden sie sich vortheilhaft durch solide Arbeit und größere Innigkeit. In diesem Genre hätte der Componist noch viele Lorbeeren pflücken können. Der Erfolg wäre äußerlich weniger prunkvoll, aber innerlich nachhaltiger gewesen. Ich hörte dann nur aus der Ferne von seinen Versuchen auf dem Gebiete der großen Oper und begegne ihn nun auf dem viel umstritteneren und reformbedürftigeren Boden der heiteren Bühnenmusik wieder. Es wäre ein schwerer Irrthum zu glauben, dass die Wirksamkeit auf diesem letzteren Gebiete leichter sei als auf dem der großen Oper. Zu beiden gehört dasselbe Bühnentalent, das bekanntlich auch den größten Musikern nicht immer eigen war. Ob Heuberger nicht auch auf einem höher stehenden Werke, als es der „Opernball“ ist, uns noch manche schöne Blüte bescheren könnte — ich möchte es glauben. Die Erinnerung an seine ersten Versuche, sowie manche im Taumel des Opernball untergehende Knospe scheinen mir für diese Möglichkeit zu sprechen. Mehr als die Vermuthung getraue ich mich darüber nicht zu verrathen, denn in der Kunst hat immer erst die That etwas gegolten und nicht das bloße Versprechen.

Dargestellt wurde der Opernball seinem Charakter gemäß als Posse, sehr gut. Von den Damen fand insbesondere Frl. Dirkens Gelegenheit, heitere Laune und Uebermuth in verschwenderischer Weise zu entfalten. Aber auch die Damen Biedermann, Frey, Ottmann, Reichsberg und Stubel, sowie die Herren Blasel, Josephy und Streitmann fanden stürmischen Beifall.

Aehnlich wie der Operette, ist es in neuerer Zeit dem Ballet ergangen. Es ist heute, wenn überhaupt, so doch nur ein vollständig degeneriertes Kunstwerk. Hastig tappt man auch hier im Finstern umher, um möglichst grelle Effecte ausfindig zu machen. Man ist dabei schon auf alle mögliche Gedanken gekommen, nur auf den einfachsten nicht, dass das Ballet aus der Pantomime hervorgegangen ist, dass es ein Drama, eine Handlung darstellt, also vom Dramatiker gedichtet und nur von einem überaus begabten Operncomponisten componiert werden kann. Gerade hier, im Ballet, wäre der Wunsch leichter durchführbar, dass der Dichter und Componist der Pantomime dieselbe Person sein soll, denn sie brauchte nicht wie in der Oper, auch noch ein Künstler des Wortes, ein Dichter im engeren Sinne zu sein. Nur mit dem dramatischen Princip ist heute im Ballet noch etwas zu machen, alles übrige bleibt lediglich eine Concurrenz des Circus. Eigentlich hat in der Ausstattungspantomime der Circus das Theater schon längst übertroffen. Man kann das jetzt wieder im Circus Renz sehen. Wenn unsere Balletmusik so banal und nichtssagend bleibt wie bisher, so wird der Circus auch bald in musikalischer Beziehung Sieger sein.

Die Wahl des „Strummelpeter“ verdankt wohl ihre Erstehung den Erfolgen von „Hänsel und Gretel“. Man übersah dabei nur, dass „Hänsel und Gretel“ doch ein poetisches Sujet ist, während der „Strummelpeter“ lediglich die Zwecke eines praktischen Kinderarztes verfolgte. Das hätte sich der selige Dr. Hofmann in Frankfurt a. M. nie vorgestellt, dass sein Kinderbuch noch einmal auf die Bühne kommen wird. Er war ja schon über den Erfolg im Buchhandel erstaunt und betheuerte später in der Vorrede ausdrücklich, das Buch sei aus Skizzen entstanden, die er in dieser gräulichen Form zeichnen musste, um schreiende und zappelnde Kinder zur Ruhe zu bringen, und sie dann ärztlich untersuchen zu können. Alle Ehre der Erfindung eines so geeigneten Mittels zu so praktischem Zwecke, aber Poesie ist das doch nie gewesen, hat es auch nie sein wollen. Diesem, aber auch nur diesem medicinischen Zwecke entspricht auch ganz gut die Scheußlichkeit der Zeichnungen. Ein Engländer hat mir einmal gesagt: „I can't understand how the Germans can like a book with so hideous pictures.“ Dieses ästhetische Urtheil ist an sich ohne Zweifel richtig, nur muss man bei Beurtheilung des Buches seinen medicinischen Zweck vor Augen haben. Fällt dieser weg, dann würde ich selbst den Kindern solche Bilder nicht zeigen, ihr Auge soll sich von frühester Jugend an ganz andere Linien gewöhnen, und nur echte künstlerische Formen soll es sehen, bei deren Auswahl der Grundsatz gelten muss, dass hier erst das Beste gerade gut genug ist.*) Nichtsdestoweniger verdiente das Buch „Der Strummelpeter“ seine Verbreitung wegen des obgenannten Zweckes, und es verdankt seinen Erfolg, wie sein Verfasser richtig bemerkt, „der glücklich getroffenen plastischen Diction“.

Nun denke man sich diesen Stoff auf dem Theater als Ballet. Die Diction, die Ursache des Erfolges, fällt weg, und das Publicum sieht nichts, als ein auf die Bühne versetztes Bilderbuch, dessen Zeichnungen dazu bestimmt waren, schreiende, zappelnde Kinder zur Ruhe zu bringen. Was in der Kinderstube für den Arzt am Platze war, kann im Theater höchstens als schlechter Witz aufgefasst werden, die Stätte, wo Fidelio und der Nibelungenring uns erbauen und begeistern, verlangt doch wohl andere Scenen als ein Kinderbuch.

Abermals hatte der Componist keine Gelegenheit, uns im Strummelpeter die Musik zu geben, die wir im Ballett eigentlich wünschen, das ist echt dramatische Musik, bei der ein Tanzstück nur dann berechtigt ist, wenn es aus der dramatischen Situation hervorgeht. Auch von einem Anschmiegen an die Handlung konnte bei dieser Musik nicht die Rede sein, da der Strummelpeter keine Handlung hat. Es blieb nichts anderes übrig, als die Bilder zu stellen, und dann die Darsteller ein bisschen herumspringen zu lassen. Es ist also das alte System der Aneinanderreihung von Tanzstücken, das wir schon unzähligemale gehört haben und das uns nie vollends befriedigt hat,

Der Verfasser des scenischen Theiles mochte wohl gefühlt haben, dass ein Bilderbuch noch nicht zu einem Ballet genügt, und so setzte er thatsächlich Himmel und Hölle in Bewegung, um dem Gegenstande einen bühnenmäßigen Anstrich zu verleihen. Alle Missethaten der schlimmen Buben werden als Eingebungen des Teufels behandelt, der die böse Jugend dann auch in die Hölle führt, aus der sie nur ein in letzter Stunde verrichtetes Gebet rettet. Sie kommen wieder auf die Erde, wo die Engel des Himmels Satan und seine ganze Gesellschaft vertreiben. Durch diesen frömmelnden Ausblick ist der Strummelpeter aber nicht dramatischer geworden, und der selige Dr. Hofmann in Frankfurt am Main hätte sich wohl dieses Ende seines Buches am allerwenigsten vorgestellt.

Im Gegensatz zum Opernball wurde der Strummelpeter kühl aufgenommen, trotz vorzüglicher Darstellung und Inscenierung. Die Damen und Herren vom Ballett werden mir verzeihen, wenn ich gestehe, dass mir diesmal die kleinen Darsteller der Thiere am meisten Vergnügen bereitet haben. Aus den übrigen Rollen war eben pantomimisch nicht mehr zu machen.

So haben wir denn auch in der Hofoper der wünschenswerten Reform eines verfahrenen Genre vergebens entgegengesehen, und die Freunde der heiteren Muse, die sich von den Ereignissen der letzten Woche ihre Wiederbelebung versprachen, konnten sich nur kopfschüttelnd die Hand drücken und mussten sich sagen: es war wieder nichts.

Richard Wallaschek.

*) Zur Erläuterung dieses Grundsatzes verweise ich den Leser auf den Artikel Hermann Bahrs: „In der Schule“. („Die Zeit“, Nr. 167.) R. W.

Digitized by Google

Johannes.

(Tragödie in fünf Acten und einem Vorspiel von Hermann Sudermann. Zum ersten Mal aufgeführt in Berlin am Deutschen Theater den 15. Jänner 1898).

Im fünfzehnten Jahr des Kaiserthums Kaisers Tiberii, da Pontius Pilatus Landpfleger in Judäa war und Herodes ein Vierfürst in Galiläa und sein Bruder Philippus ein Vierfürst in Ituräa und in der Gegend Trachonitis und Lysanias ein Vierfürst in Abilene und da Hannas und Caiphas Hohepriester waren, da kam auf Gottes Befehl Johannes, Zacharias Sohn, in alle Gegenden um den Jordan und predigte die Taufe der Buße, zur Vergebung der Sünden, wie der Prophet Isaias vorausgesagt hat: es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste, bereitet den Weg des Herrn und machet seine Steige richtig. Er hatte aber ein Kleid von Kameelhaaren und einen ledernen Gürtel um seine Lenden, seine Speise war Heuschrecken und wilder Honig. Und er redete mit zornigen und bösen Worten auf die Menschen, die zu ihm kamen, um im Jordan getauft zu werden, und schrie: Ihr Otterngezücht, wer hat denn euch gewiesen, dass ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet? Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt; welcher Baum nicht gute Früchte bringt, wird umgehauen und in das Feuer geworfen! Und das Volk erschrak und zitterte in seinem Herzen und dachte, ob er vielleicht der Verheißene wäre. Aber da antwortete er: Ich taufe euch mit Wasser, es kommt aber ein Stärkerer nach mir, dem ich nicht genugsam bin, dass ich die Riemen seiner Schuhe auflöse, der wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen; in desselben Hand ist die Wurfschaufel und er wird seine Tenne fegen und wird den Weizen in seine Scheune sammeln und die Spreu wird er mit ewigem Feuer verbrennen! So schrecklich redete der Täufer vom Herrn zum Volk des jüdischen Landes. In jener Zeit begab es sich, dass der Vierfürst Herodes die Herodias freite, seines Bruders Philippi Weib. Deswegen tadelte ihn Johannes und sagte, es sei nicht recht, seines Bruders Weib zu haben. Da ließ ihn der Vierfürst ergreifen, binden und in den Kerker legen, fürchtete sich aber, ihn zu tödten, weil er wusste, dass er ein frommer und heiliger Mann war und das Volk zu ihm hielt; so verwahrte er ihn und gehorchte ihm in vielen Sachen und hörte ihn gern. Da aber Johannes im Gefängnis war, erfuhr er von den Werken Christi und schickte seiner Jünger zwei und ließ ihm sagen: bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten? Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret: Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Todten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt; und selig ist, der sich nicht an mir ärgert! Inzwischen kam aber ein Tag, dass Herodes ein Fest gab den Obersten und Hauptleuten und Vornehmsten in Galiläa. Da trat herein die Tochter der Herodias und tanzte und gefiel wohl dem Herodes und denen, die am Tische saßen. Da sprach der König zum Mägdlein: Bitte von mir, was du willst, ich will dirs geben; und schwur ihr einen Eid: Was du wirst von mir bitten, will ich dir geben, bis an die Hälfte meines Königreichs! Sie gieng hinaus und sprach zu ihrer Mutter: Was soll ich bitten? Die sprach: das Haupt Johannis, des Täufers! Und sie gieng bald hinein mit Eile zum Könige, bat und sprach: Ich will, dass du mir gebest jetzt so bald auf einer Schüssel das Haupt des Johannis, des Täufers! Der König ward betrübt; doch um des Eides willen und derer, die am Tische saßen, wollte er sie nicht lassen eine Fehlbitte thun. Und bald schickte hin der König den Henker und hieß sein Haupt herbringen, der gieng hin und enthauptete ihn im Gefängnis und trug her sein Haupt auf einer Schüssel und gab es dem Mägdlein und das Mägdlein gab es ihrer Mutter.

So wird das Leben und der Tod des Täufers in den Evangelien erzählt. Ein fertiges Theaterstück, wie man sieht, das nur noch in Scenen abzutheilen ist. Aber Sudermann hat mehr gethan. Er hat das Leiden des Johannis aufgezeigt, das die Evangelien nicht melden, sein Leiden an sich selbst, an seiner unruhigen und betrogenen Seele: den ewigen Johannesschmerz. Und so ist das Stück zu einer Tragödie geworden, zur großen Tragödie von uns allen, die Sehnsucht haben. Ich will versuchen, ob ich mit einfachen und, ich weiß es, unwürdigen Worten den tiefen Sinn aussagen oder doch andeuten kann, den sie mich auf eine erschütternde, aber befreiende Weise hat fühlen lassen.

Was ist Johannes? Der auf den Stärkeren wartet. Er weiß, dass er selbst nichts ist, sondern nur den Weg des Herrn bereiten soll. Er glaubt an den, der kommen muss. Zornig blickt er auf das elende Leben und verflucht es. Es wird ja alles vergehen, wenn der Reine kommt, den er schon hinter sich fühlt. Dieser wird ein Größerer sein, als er selbst ist, von einer ungeheueren Gewalt, die er selbst nicht hat, die Flamme in der Hand, während er selbst nur mit Wasser taufen darf. Wie klein ist er selbst im Gedanken an diesen! Und er fühlt doch, dass er durch diesen groß werden wird: denn der, der kommen muss, wird dasselbe thun, was er selbst thut, nur wird er es als der Stärkere thun, als der, der es kann. Darum will er gern für ihn sterben, denn er fühlt: durch ihn, der ist wie er selbst, wird er leben.

Und nun kommt der Stärkere. Aber es ist seltsam: Johannes kann ihn nicht erkennen. Das soll der sein, der kommen muss? Dieser andere, so ganz andere? Johannes ist der Zürnende gewesen, dieser ist sanft. Johannes ist finster gewesen, dieser ist das Licht der Welt. Johannes ist ein Verneinender gewesen, dieser ist der Bejahende. Da staunt Johannes. Wie? Hat er einem Herrn gedient, der ihn verleugnet? Sind seine Werke für einen Fremden gewesen? Er versteht sich nicht mehr. Das ist sein Leiden, dass der Stärkere anders kommt, als er ihn erwartet hat — so, dass er ihn gar nicht erkennen kann, dass er an ihm irre werden muss, ja, dass ihm vor dem graut, den er verkündet hat. Er kommt nicht „als König der Heerscharen, mit goldenem Panzer angethan, das Schwert gereckt über seinem Haupt, seine Feinde zerstampfend mit seines Rosses Hufen,“ sondern er kommt als ein geringer Mann, der „mit den Zöllnern und Sündern zu Tische sitzt; besonnene Leute gehen nicht gerne mit ihm um, immer ist ein Hochzeiten und Festefeiern um ihn her und allerhand Thorheiten lehrt er.“ Das tödtet den Johannes: denn was ist denn dann sein ganzes Leben gewesen?

Wir alle sind Johannes. Wir dienen mit unserem Wirken und Thun einem unerforschlichen und tiefen Sinn, den wir nicht wissen können. Indem wir uns auszudrücken glauben, helfen wir Werke bereiten, die uns verleugnen. Wir denken unseren Willen zu thun und folgen doch nur Geboten eines Unbekannten. Am Ende werden wir inne, dass unser Leben anders, ganz anders gewesen ist, als wir es gemeint haben. Eine tiefe Demuth kommt über uns, wenn wir uns betrachten, wie wir gar nicht die Herren unserer Thaten sind, sondern uns, nichts wissend, alles von der geheimnisvollen Macht anbefehlen lassen. Eine tiefe Demuth und doch auch ein stiller Trost, dass wir nicht bestraft werden können, da wir doch selber nichts thun, sondern alles bloß mit uns geschieht. Wir werden dahin geführt, an unseren eigenen Ernst nicht mehr zu glauben, sondern wir spüren, dass der große Ernst des Lebens hinter dem Spiel ist, das mit uns getrieben wird; aber den können wir niemals erfahren, wir bleiben im Scheine.

In der gewaltigen Scene des letzten Actes, die diesen Sinn seiner Tragödie enthüllt, schlägt Sudermann Töne von einer Macht an, die wir in der heutigen deutschen Literatur noch nicht vernommen haben. Man höre:

„Manasse: Wir waren rüstig geschritten, Meister, auf der Straße gen Bethsaida, und als es an den Morgen kam, da fanden wir ihn.

Johannes: Da fandet Ihr ihn?

Manasse: Und viel Volks war um ihn, das ruhete zwischen den Oelgärten und lobte den Herrn um der Wunder willen, die zur Stunde an ihm geschahen. Und siehe, in jedem Auge war ein Glänzen, und in jedem Munde war ein Wohllaut.

Johannes: Und Er? Wie war sein Antlitz? Wie seine Geberde?

Manasse: Meister, ich weiß es nicht.

Johannes: Nun, Ihr sahet ihn doch?

Amarja: Rabbi, fragtest Du je: Wie ist der Sonne Antlitz und wie ist des Lichtes Geberde? . . . Da wir sein Lächeln sahen, sanken wir nieder vor ihm, und in unseren Seelen war es still und weit.

Johannes: Und als Ihr nun gefragt hattet und er zu reden anhub, wie war seines Mundes Rede? Saget an: hier steh ich und harre seines Zornes.

Amarja: Mit Nichten, Rabbi. Seine Rede war wie eines Bruders Rede.

Manasse: Lieblich war sie — wie — des Windes Rede, der vom Meere weht gen Abend.

Amarja: Und er sprach also: Gehet hin und saget Johanni wieder, was Ihr sehet und höret. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Johannes: Den Armen — so sagte er?

Manasse: Ja, so sagte er. Und da er sich rüstete, in diese Stadt zu kommen mit dem Volke, das um ihn war, so giengen wir mit ihm bis an das Thor — da eileten wir voraus nach Deinem Wort.

Johannes: Und sagte er nichts mehr zu Euch? Besinnet Euch wohl.

Amarja: Ja, Eines sagte er noch. Selig ist, sagte er, der sich nicht an mir ärgert. Doch dieses Wort verstanden wir nicht.

Johannes: Ich aber verstehe es wohl. Ich, zu dem er sprach. Ich habe mich an ihm geärgert. Denn ich erkannte ihn nicht. Und mein Aergernis erfüllte die Welt, denn ich erkannte ihn nicht. Ihr selbst seid meine Zeugen, dass ich gesagt habe, ich sei nicht Christus, sondern vor ihm hergesandt. Aber ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel. Und mir ward nichts gegeben. Die Schlüssel des Todes, — ich hielt sie nicht; die Wagschalen der Schuld — mir waren sie nicht vertrauet. Denn aus niemandes Munde darf der Name Schuld ertönen, nur aus dem Munde des Liebenden. Ich aber wollte Euch weiden mit eisernen Ruthen! Darum ist mein Reich zuschanden geworden und meine Stimme ist versiegelt. Ich höre rings ein großes Wasserrauschen, und das selige Licht umhüllet mich fast . . . Ein Thron ist herniedergestiegen vom Himmel des Friedens. Und sein Schwert heißet „Liebe“, und „Erbarmen“ ist sein Schlachtruf . . . Sehet, der hat die Braut, der ist der Bräutigam. Der Freund des Bräutigams aber stehet und höret ihm zu und freut sich hoch über des Kommenden Stimme. Dieselbe meine Freude nun ist sie erfüllt. (Er steht mit ausgebreiteten Armen da, die Augen gen Himmel gerichtet. Manasse und Amarja sinken ihm zu Füßen nieder.)“

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Da gegenwärtig der Paragraph vierzehn Oesterreich beherrscht, ist es begreiflich, dass er von den Behörden für sacrosanct erklärt wird. Neuestens lassen es die Regierungscommissäre in socialdemokratischen Versammlungen nicht zu, dass der geheiligte Paragraph in die Debatte gezogen werde. Das ist im Sinne der parlamentarischen Uebung ganz correct, und die Socialdemokraten beweisen nur ihren Mangel an parlamentarischem Taktgefühl, wenn sie diese Praxis bitterböse bekritteln.

*

Baron Gautsch ist fest entschlossen, die böhmische Frage noch unter seiner Ministerpräsidentschaft zu lösen. Er schreckt nicht davor zurück, aus diesem Entschluss die äußersten Consequenzen zu ziehen und ist bereit, falls die Lösung der böhmischen Frage nicht früher erfolgt, das patriotische Opfer zu bringen und, aller Parteischwierigkeiten ungeachtet, lebenslänglich Ministerpräsident zu bleiben. Da Baron Gautsch noch verhältnismäßig in jungen Jahren steht und sich einer dauerhaften Gesundheit erfreut, hat er demnach keinen Grund, die Lösung der böhmischen Frage zu überstürzen. In der That, wenn Oesterreich solange Zeit hat, auf diese Lösung zu warten, als Baron Gautsch: können wir Alle noch alte Oesterreicher werden, ehe wir sie erleben.

*

Ganz nach dem Grundsatze der Strafprocessordnung, nach welchem jeder Angeklagte oder Zeuge gesondert vom Untersuchungsrichter einzuvernehmen ist, betreibt auch Baron Gautsch seine Unterhandlungen mit den Führern der verschiedenen Nationalitäten. Er lässt eine jede getrennt von der anderen zu sich kommen. Für jene Bestimmung der Strafprocessordnung ist bekanntlich die Collusionsgefahr maßgebend. Für die Praxis des Baron Gautsch die Collisionsgefahr.

*

Wenn übrigens dem Baron Gautsch die Anwendung der Mittel älterer Strafprocessordnungen gestattet wäre, hätte er schon längst eine Einigung zwischen Deutschen und Czechen erzielt. Man erlaube ihm nur einmal, die beiderseitigen Parteiführer bei Wasser und Brod solange eingesperrt zu halten, bis sie sich versöhnen, und das staatsmännische Genie unseres Ministerpräsidenten wird bald seinen vollen Triumph erreicht haben.

*

Da der nationale Ausgleich im Reichsrath nicht gelungen ist, hat Baron Gautsch den Reichsrath geschlossen und die politischen Kämpfe in die Landtage verlegt. Jetzt geht's in den Landtagen ebenso gräulich zu, wie im Reichsrath. Er könnte jetzt wieder mit derselben Begründung, wie den Reichsrath, nunmehr auch die Landtage schließen und die weiteren politischen Auseinandersetzungen in die Gemeinde-Collegien verlegen. Man sieht also, dass die Staatskunst des Baron Gautsch mit den landtäglichen Fiascos noch lange nicht erschöpft wäre.

*

Wenn es dem Grafen Coudenhove nicht gelingt, die Deutschen zu versöhnen, so kann er sich leicht trösten. Als ihn Graf Badeni zum Statthalter machte, war es lediglich sein Zweck, sich dadurch die hochmächtige Familie Trauttmannsdorff, die mit dem Grafen Coudenhove verschwägert ist, zu verbinden. Dieser Zweck ist durch die Statthalterwahl des Grafen Coudenhove vollständig erreicht worden. Die Deutschen zu versöhnen, das ist doch dem Grafen Badeni bei der Ernennung des Grafen Coudenhove nicht im Traum eingefallen. Warum sollte sich also jetzt der arme Graf Coudenhove durch die Unversöhnlichkeit der Deutschen in seinen Träumen stören lassen?

*

In seiner Interpellationsbeantwortung über die Prager Straßenkrawalle konnte der Statthalter von Böhmen den Krawallmachern die Anerkennung nicht vorenthalten, dass sie nach einem feststehenden Plane vorgegangen sind. Die Krawallisten werden dieses Compliment planvollen Vorgehens weder dem Grafen Coudenhove noch seiner Polizei, noch auch seinem Chef, dem Minister des Innern, zurückgeben können.

*

Wie der Statthalter Graf Coudenhove ausführt, hat die ganze Prager Garnison nicht ausgereicht, um die paar Hundert Scandalmacher im Zaum zu halten. Das gäbe ein gutes Argument für ein neues Wehrgesetz. Der Landesvertheidigungsminister verlange eine Erhöhung der stehenden Armee, weil sie in ihrer gegenwärtigen Stärke nicht einmal mehr zum Sicherheitsdienst im Frieden genügt.

*

Der jungczechische Abg. Brzeznovsky riecht preußische Spione in der deutsch-böhmischen Politik. In der That wäre es auch entsetzlich, wenn so ein preußischer Spion der preußischen Regierung eines unserer politischen Geheimnisse verrathen wollte, z. B. das Geheimnis, dass viele congeniale Parteigenossen des Abg. Brzeznovsky . . . Hohlköpfe sind.

*

Mit den Preußen brauchte übrigens gerade der Abg. Brzeznovsky von seinem politischen Standpunkte aus nicht unzufrieden zu sein. Denn nur die Preußen waren es, die Oesterreich aus dem Deutschen Bund verdrängt und damit die ehemalige Hegemonie der Deutschen in Oesterreich gebrochen haben. Alle nicht-deutschen Nationalitäten müssen sich deswegen den Preußen zu Dank verbunden fühlen, vorausgesetzt, dass sie die Geschichte der letzten Jahrzehnte kennen. Diese Voraussetzung scheint freilich dem Abg. Brzeznovsky zu fehlen. Daraus allein erklärt sich sein Preußenhass.

*

Man hat es den Ochsen noch niemals übel genommen, dass sie sich durch den Anblick rothen Tuches „provociert“ fühlen. Man sollte es deswegen auch dem Prager Straßenpöbel nicht verargen, wenn er sich durch eine deutsche Studentenmütze provociert erachtet. Das ist offenbar die Ansicht des Prager Bürgermeisters Dr. Podlipny, und der muss doch seine Leute kennen.

*

Der Wiener Strafrichter, der jüngst dem Dr. Burckhard vorwarf, dass er in seiner „Bürgermeisterwahl“ die Richter angegriffen habe, obzwar er gerade als Beamter es am allerwenigsten nöthig gehabt hätte, hat sich offenbar auf den alten Satz von der Krähe verlassen, die der anderen kein Auge aushackt.

*

Der Oberste Gerichtshof muss wirklich sehr hoch stehen, da es mehr als zwei Monate brauchte, bis seine am 8. November 1897 gefällte Entscheidung in der Egerer Sprachenfrage an uns gemeine Erdenbewohner „herablangte“.

*

Im socialdemokratischen Prager „Pravo Lidu“ lesen wir die folgende ironische Notiz:

„Eine patriotische Hinrichtung hat die „Meštanska Beseda“ (Bürger-Ressource) in Kuttenberg vollzogen. Der Ausschuss hatte die Abschaffung der „Neuen Freien Presse“, des (Masaryk'schen) „Čas“ und der „Zeit“ aus dem Lesezimmer des Vereines vorgeschlagen. Auf Fürsprache des Dr. Pacak selbst aber wurden die „Neue Freie Presse“ und der „Čas“ behalten. Nur die „Zeit“, welche sich gegen den 12procentigen Dr. Herold und gegen den Polizei-Vicepräsidenten Kramář versündigt hat, ist der patriotischen Hinrichtung zum Opfer gefallen.“

Ja, so klein sehen die großen Patrioten bei genauerer Betrachtung aus! Die patriotische Hinrichtungskomödie hätte vielleicht noch eine gewisse Entschuldigung für sich gehabt, wenn sie ein Blatt betroffen hätte, welches dem czechischen Volke feindlich gesinnt wäre. Aber keine Spur davon! Die „Zeit“ wird nur deswegen gemaßregelt, weil sie dem Herrn Dr. Pacak einmal eine öffentliche Unwahrheit, dem Herrn Dr. Kramař seine parlamentarische Geschäftsunkenntnis und dem Herrn Dr. Herold seinen — außerparlamentarischen Geschäftssinn nachgewiesen hat. Dafür haben sich nun die Herren an der „Zeit“ furchtbar gerächt. Aber doch nicht allzu furchtbar! Von Herrn Dr. Herold mindestens hätte ich eine ausgiebigere Rache befürchtet. Nach seinen geschäftlichen Gepflogenheiten hätte ich erwartet, dass er der „Zeit“ mit Zinsen und Zinseszinsen zurückzahlen werde, was sie an seinem politischen Ruf verbrochen. Aber die Kündigung eines 12 fl.-Abonnements für den Herrn Dr. Herold geraubten Freiheitskämpfer-Nimbus! Das scheint selbst mir zu wenig zu sein. Oder sollte Herr Dr. Herold anderer Meinung sein? Taxiert er wirklich den Wert seines politischen Renommées nicht höher als 12 fl.?

*

Der Herausgeber der „Reichswehr“, Herr David will — so heißt es in den Tagesblättern — den Baron Gautsch auf Bezahlung seiner officiösen 300.000 fl.-Subvention klagen. Nach den Erfahrungen, die ich mit Herrn David gemacht habe, glaube ich noch nicht, dass er's wirklich thun wird. Denn auch mir hat er seinerzeit mit einer Klage gedroht. Aber eingebracht hat er sie nicht. Für Herrn David ist die Justiz ein Revolver, mit dem er die Leute zu erschrecken sucht. Wer sich aber nicht erschrecken lässt, dem weicht er tapfer aus. Wenn Baron Gautsch keinen Grund hat, Herrn David zu fürchten, wird er dessen Klagedrohung schmerzlos überwinden.

*

Aber amüsant wäre es, wenn es zur Klage käme. Herr David müsste vor Gericht behaupten und beweisen, dass sein Blatt in der That officiös ist. Bisher hat das Herr David immer beharrlich bestritten, auch seine würdigen Aushälter Graf Badeni und Herr v. Bilinski haben es seinerzeit in einem halbamtlichen Communiqué der „Wiener Abendpost“ vom 16. Jänner 1897 rundweg abgeleugnet. Nur ich habe es, auf Grund der bekannten Informationen des Portiers im Pressbureau, standhaft behauptet. Wird also Herr David vor Gericht die Officiosität seines Blattes zu beweisen genöthigt sein, so muss er seine Zuflucht zum Portier des Pressbureaus nehmen, der sich bis dato noch als die einzige wahrheitsliebende Person in dieser Gesellschaft bewährt hat. Herr David kann mir dann noch die Hand küssen, dass ich ihn auf die Spur dieses Zeugen geleitet habe, ohne den er jetzt über seinem eigenen und seiner gewesenen Chefs Lügenwerk vor Gericht zu Falle käme.

Kr.

Volkswirtschaftliches.

In den letzten Tagen haben die Verhandlungen zwischen dem neuen österreichischen Cabinet und der ungarischen Regierung wegen des Abschlusses des definitiven Ausgleiches wieder begonnen. Es verlautet, dass das Ministerium Gautsch die Verhandlungen auf die Quote beschränken wolle, die übrigen Ausgleichs-Gesetzentwürfe aber, wie sie Graf Badeni hinterlassen, als noli me tangere betrachte. Wenn sich dies bewahrheiten sollte, dann würde das neue Ministerium nur die Fehler seines Vorgängers im Amte wiederholen; es würde von vorneweg alles, was es concedieren kann und noch mehr, bedingungslos hergeben und sich bezüglich der Gegenleistung, der Quote, auf den Großmuth des Gegners verlassen. Dass das nicht der richtige Weg ist, hätte Herr von Gautsch bereits lernen können. Aber von diesem taktischen Beweggrunde abgesehen, wäre es aufs höchste zu missbilligen, wenn die Regierung die Badenischen Ausgleichsvereinbarungen als unwiderruflich ansehen würde. Im Gegentheil muss es ihr Bestreben sein, den für Oesterreich so vielfach verderblichen Inhalt derselben zu verbessern. Das gilt in erster Linie von der Bankfrage. Wie sehr bei der Lösung dieser Frage ungarische Interessen, zum Theil auch nur vermeintliche, zum Schaden der österreichischen in den Vordergrund getreten sind, ist erst vor wenigen Tagen wieder in einer sehr beachtenswerten Artikelserie von Doctor Bunzl in der „Neuen Freien Presse“ auseinandergesetzt worden. Es ist auch kein Zweifel, dass die erfahrenen und theoretisch gebildeten Mitglieder des neuen Cabinets von der Schädlichkeit der neuen Bankorganisation vor allem der sogenannten „Parität“ durchdrungen sind. Es ist daher ihre Pflicht, die Revision dieses Theils des Ausgleichs, der für Oesterreich schlechterdings unacceptabel ist, zu veranlassen, was umso leichter ist, als Ungarn auf diesem Gebiete auf Oesterreichs guten Willen vollkommen angewiesen ist. Mit dem Schlagwort von der selbständigen ungarischen Notenbank wird heute niemandem mehr imponiert. Heute, nachdem die Ungarn es schon selbst zugeben, weiß wahrscheinlich selbst Herr von Bilinski bereits, dass die selbständige Bank Ungarns Ruin wäre.

*

Es sind nun mehr als zwei Jahre seit dem letzten Börsenkrach vergangen, und noch immer hält sich das Publicum von der Stätte seiner Spielverluste ziemlich fern, noch immer will keine Belebung des Börsengeschäftes eintreten. Da ist es natürlich kein Wunder, wenn zahlreiche Interessenten an einer Börsenepoche, zu denen neben den Börsengeschäftsinhabern vor allem die Zeitungen gehören, die Geduld verlieren und versuchen, das Publicum, das nicht von selbst den Weg zur Börse finden will, ein bischen anzutreiben. Sie raisonnieren: vielleicht kommen doch einige, und dann werden die übrigen den Leithammeln schon folgen. Es wird also wieder einmal „Anregung“ gegeben. In allen Tonarten und mit all den auf ihre Zugfähigkeit oft erprobten Schlagworten. Man braucht nur in die Zeitungen hineinzuschauen und wird gleich erkennen, dass man nur zu wählen habe, um sicher Geld zu verdienen. Der Eine erzählte von Eisenbahn-Prioritäten-Conversionen, die demnächst kommen werden. Vielleicht kommt wirklich eine oder die andere. Schade, dass es größtentheils sogenannte freiwillige Conversionen sein werden, bei denen weder für die betreffenden Actionäre noch für das etwa vermittelnde Bankinstitut viel verdient zu werden pflegt. Dann munkelt man wieder von einer ausgedehnten Verstaatlichungsaction. Dies Schlagwort hat in Oesterreich noch nie seine Zugkraft verleugnet. Das weiß jeder Gimpel aus Erfahrung: wenn der Staat in Oesterreich eine Bahn erwirbt, dann freuen sich die Actionäre. Aber der § 14 wird kaum eine Bahn einlösen, und wird er wieder vom Parlamente abgelöst, so wird dieses auch für einige Zeit andere Sorgen haben, als der Börse das Vergnügen einer Verstaatlichungs-Campagne zu bereiten. Und wer weiß, kommt die Verstaatlichung dann wirklich einmal, ob sie auch der Börse gefallen wird. Die Zeiten haben sich ein wenig geändert. Es sind auch nur die minder gefährlichen Stümper, welche mit solchen weittragenden Schlagworten eine neue Börsenepoche erzeugen wollen. Die großen Börsenwettermacher in der Fichtegasse sind bescheidener und realer. Der „Neuen Freien Presse“ genügt es, dem Publicum die lockende Aussicht auf ein kleines halbes Dutzend bevorstehender schöner Finanzgeschäfte vorzumalen, lauter Sachen, die Hand und Fuß zu haben scheinen. Da wird das Publicum schon anbeißen, da weiß es doch genau, was es kaufen soll, und aus welcher Ursache das Steigen nicht ausbleiben kann. Nur schade, dass alles, was da den gläubigen Lesern in der letzten „Börsenwoche“ erzählt worden ist, entweder maßlos übertrieben, oder einfach unwahr war, oder bestenfalls sind unverbürgte Möglichkeiten als sichere Thatsachen hingestellt worden. Wir heben diesen Artikel speciell hervor, weil schon lange nicht mit so unverblümter Tendenz dem Publicum die Schätze, welche an der Börse zu holen seien, angepriesen wurden. Beim erstenmal haben die Tips noch wenig gezogen, aber die Gefahr ist da, dass bei Wiederholung des Manoeuvres der Erfolg nicht ausbleiben werde. Und darum muss gewarnt werden. Die wirtschaftlichen Verhältnisse und die politische Lage in Oesterreich sind wahrlich traurig genug, als dass man nicht noch einen kleinen Börsenschwindel mit darauffolgendem Krach zu inscenieren brauchte.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Oeuvre „Le Revizor“ von Gogol, übersetzt von Mérimée. Berlin. Schillertheater, „Der König“ von Richard Voß. Deutsches Theater, „Johannes“ von Hermann Sudermann. Goethetheater, „Der Volksgraf“ von Rudolf Rabe.

* * *

Unsere liebe alte Frau Geistinger trat gestern wiederum einmal vor die staunende Oeffentlichkeit, und zwar im Deutschen Volkstheater als Horlacherlies. Die Horlacherlies (in Anzengrubers „G'wissenswurm“) ist im Jahre 1875 entstanden, Frau Geistinger, laut Lexicon, 1836. Vierzig Jahre liegen zwischen beiden, Frau Geistinger kann also die Anzengruber'sche Trutzdirn kaum mehr zu ihren Glanz- und Jugendleistungen gezählt haben. Gleichwohl passten sie gestern ganz ausgezeichnet zu einander, die Darstellerin und die Rolle — die allerdings auch ihrerseits, wie überhaupt das ganze Stück trotz seiner Poesie, ein wenig gealtert und runzelig aussieht. Frau Geistinger pointierte im Dialog wunderbar fein und sang deutlicher und verständnisvoller, als wir es heutzutage im allgemeinen zu hören gewohnt sind. — Die Darstellung des Stückes im übrigen, vor allem aber die von mir schon früher einmal gekennzeichnete „pietätvolle“ Inscenierung durch Herrn Martinelli, erwies sich wiederum in Vielem als hölzern, unzulänglich.

*

Also schon Herr Oskar Franz, Verfasser der Lebensbilder „Das Kuckucksei“ und „Hoch hinaus“, ist für die Cliqueführer unserer officiellen öffentlichen Meinung, von der Wiener Zeitung abwärts, zu begabt. Sie behandeln ihn gehässig und mit einer unsagbar noblen Geringschätzung; sie übersehen seinen großen Erfolg, selbst auf die Gefahr hin, sich zu blamieren. Herr Franz muss sich deshalb freilich noch nicht einbilden, ein Anzengruber zu sein; es gibt misshandelte Talente verschiedenen Grades. Aber er kann davon überzeugt sein, dass „Hoch hinaus“ allen unbefangenen Beurtheilern, neulich im Raimundtheater, eine der angenehmsten Ueberraschungen brachte. Fünf lose, aber verständig und geschickt aneinander gereihte Bilder; natürlicher und lebendiger Witz; knappe, saubere und deutliche Scenenführung; keine Sentimentalität, sondern Naturalismus im kleinen: — das etwa wäre das Hauptstück einer Charakteristik der Franz'schen Arbeit. Eine Idee — der Theaterzettel versprach nämlich eine Idee des Carl v. Carro — habe ich nicht herausfinden können; ich habe aber auch keine vermisst, das Thatsächliche im Stück gab mir genug Stoff zur Unterhaltung. Dem Publicum ist es ebenso ergangen, und das Raimundtheater hat nun endlich ein zugkräftiges Volksstück erster Cassen-Güte gewonnen. Wenn ich nicht Recht behalte, bin ich bereit, mich auslachen zu lassen. — Dieser Bühnenerfolg, den ich hier aus Gerechtigkeitsgefühl mit allen Verstärkungen persönlicher Kühnheit verkünde, gehört aber erst in zweiter Linie einem Verfasser an, in erster einem Darsteller. Girardi stand schon jahrelang in keiner so guten Rolle, ich habe ihn überhaupt noch nie so humorvoll charakterisierend, so lebendig bewegt und interessant gesehen, wie diesmal. Das ist eine Leistung von ihm, die man mit modernen Augen ansehen muss, um ihre Complicierheit ganz würdigen zu können; ein so köstliches, feines Gemisch ist das von Cynismus und Liebenswürdigkeit, von Laune und Verstandesschärfe. In der Presse unserer officiellen öffentlichen Meinung nannte man's bedauernswert und verfehlt. Für die ist also auch der alte Girardi zu begabt und geistreich geworden, was ich übrigens schon längere Zeit vorausgesehen habe. Fräulein Niese ist in diesem Stück eine ideale Partnerin Girardis, mit Feinheiten im dritten Act, die an sich sehenswert sind. Und Herr Schildkraut macht aus einer kleinen Episode ein Muster- und Schaustück moderner Charakterisierungskunst. Die Herren Kirschner und Balajthy, wie Fräulein Kraus sind gleicherweise zu loben.

*

Theater in der Josefstadt: „Lola's Cousin“ von Cottens und Gavault, deutsch von Julius Horst, mit Musik von Louis Varney, ist ein sehr schlechtes Vaudeville, aber durch Einlagen und Ausschmückungen unterhaltend. Dazu trägt neben Maran und Frau Wittels-Moser Fräulein Moraw vom Orpheum mit ihren derberen Nüancen im Tanz und Couplet wesentlich bei, wenigstens bis zum Beginn des fünften Bildes. In diesem Momente nämlich — ich hatte mir in der Première gerade den Satz zurechtgelegt: bezeichnend für unsere Operettenbühne ist, dass sie durch Zuzug vom Chantant aufgefrischt wird — trat an die Stelle des Fräuleins Moraw etwas noch Wirksameres, eine von Herrn Godlewsky glänzend einstudierte Akrobatenpantomime. Das hat erst den eigentlichen großen Erfolg des Abends gemacht. Zuzug aus dem Circus frischt also noch mehr auf. Begreiflich; denn die feinsten Nerven, die des Gehörs und des Verstandes, werden da nicht verletzt. A. G.

* * *

Das fünfte Concert der Philharmoniker brachte abermals die üblichen zweiten Aufführungen. Goldmarks Prometheus-Ouverture vermochte mich aber das zweitemal ebensowenig zu begeistern, wie das erstemal, hingegen hat Bruckners dritte Symphonie (D-moll) mit ihrer ewig wechselnden Beleuchtung, der unruhigen, aber immer wieder frisch aufflammenden Erfindung, großen Erfolg gehabt, der sich von Satz zu Satz steigerte. Zwischen diesen beiden Compositionen spielte Herr Ernst v. Dohnányi Beethovens Clavierconcert in G-dur. Die durchwegs auffallend langsamen Tempi ließen seinen feinen Anschlag und gefühlvollen Vortrag ganz zur Geltung kommen. Sein Ton ist für unseren großen Musikvereinssaal fast zu schwach. In kleinerem Raume, in einem Werke der Kammermusik dürfte sein Spiel noch größere Anerkennung finden, die ihm übrigens auch diesmal reichlich zu Theil geworden ist. R. W.

Bücher.

Heinrich von Poschinger: „Fürst Bismarck und der Bundesrath.“ 3. Band. — „Bismarck-Portefeuille“. Beides Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt, 1898.

In dem erstgenannten Band führt Poschinger seine bekannte Veröffentlichung über die Thätigkeit des Bundesrathes unter Bismarck für die Jahre 1874 bis 1878 fort. Das „Bismarck-Portefeuille“ dagegen ist eine neuartige Publication. Es ist, wie der Verfasser es nennt, eine Mappe, in welcher einzelne ungedruckte amtliche Kundgebungen und einige ungedruckte Privatbriefe des gewesenen Reichskanzlers, ferner ein Wiederabdruck eines älteren Bismarck-Artikels von Rudolf Lindau, sowie einige eigene Abhandlungen Poschingers über Details aus Bismarcks Leben gesammelt erscheinen. Herr v. Poschinger, dem jetzt das Staatsarchiv verschlossen ist, sucht auch schon bei den Antiquaren nach Bismarckiana. Einige Briefe des Fürsten, sowie auch des Grafen Herbert, die er so gefunden, sind auch sammt den erzielten Preisen im vorliegenden Band abgedruckt. Die Preise sind erstaunlich niedrig: 21, 11, 17 Mark. Wenn Herr v. Poschinger meint, die Berühmtheit eines Mannes könne an den Autographenpreisen gemessen werden, so ist dies durch die Preise der Bismarck-Briefe widerlegt. Ein weit besseres Maß für die Berühmtheit gibt unseres Erachtens die Aufnahmsfähigkeit des Büchermarkts für die ihn betreffende Memoiren-Literatur ab. Und in dieser Richtung wäre die große Zahl der erscheinenden Bismarck-Bücher — zu welchen die zwei angezeigten auch gehören — allerdings den guten Absatz vorausgesetzt, ein sprechender Beweis für die Popularität des Fürsten Bismarck. r.

C. Karlweis: Adieu-Papa und andere Geschichten. Illustriert von F. Hlavaty. Verlag von Robert Mohr in Wien.

Das sind trauliche Plaudereien, die wie aus den Gärten unserer lieben Stadt Duft und linde Stimmung bringen. Spaziert man in ihren Blättern lauschend und ein wenig träumerisch auf und ab, so gleiten alle Sorgen und der häßliche Verdruss der Stunde wie dünne Schleier von uns nieder und das dumme Kinderherz meint gleich, es wäre wieder Frühling. Ja wirklich — wie ein Juniabend im Volksgarten, ganz so ist der kleine Band von Karlweis. Schwerer Goldregen, süße Fratzen, die im feierlichen Spieleseifer glühen, junge Leute, die sich meistens sehr lieb haben, und ein flotter Marsch, nach dem das Blut sich wiegt und schaukelt, die Sinne wie auf leisen Flügeln schweben: Das spüre ich als seine Stimmung. Wer mir aber nicht glaubt, soll meinen Autor nur selber prüfen. Er wird, wenn er lesen kann, mit den nämlichen Freuden die munteren Leute grüßen, die wir von den wundervollen Abenden draußen im Freien alle kennen: Den kleinen

alten Beamten, der immer dankend grüßt und den die Kinder gar so gerne haben, den Jüngling, der nun von den Flegeljahren traurig Abschied nimmt, die gewissen Mädeln, schwarz und schmächtig — un grand fonds de tendresse à placer — die guten Tanten alle, die beinahe so breit als hoch sind und dann — nein, dann hört das Bändchen gerade auf. Seinem Autor muss man gut sein wie all den Leuten, die er sich aus unserer Stadt geholt. Die fühlt und sieht nur ein Wiener so getreu — ein Wiener, der noch obendrein ein bischen Poet ist. Da löst ein recht inniges und sanftes Wort sachte jedes Empfinden in uns aus, das in den Sinnen dann schwingt wie die berührte Saite. Heiter und froh lachen wir einmal mit ihm wie junge Kammeraden und dann gibt er wieder eine so holde und scheue, fast demüthige Melancholie — doch genug! Sonst werde ich am Ende gar sentimental.

Fr. W.

Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau". Ein Aufsatz von Lou Andreas-Salomé, „Aus der Geschichte Gottes" im Decemberheft enthält die feinsten Bemerkungen zur Psychologie der Religion. Er knüpft an Kirchbachs zweite religiöse Arbeit „Das Buch Jesus" an, dessen rationalistisch-allegorisierende Methode er verwirft. Diese Methode hat dazu geführt, den eigentlichen Gottesglauben zu verwischen und an seine Stelle zwei Surrogate zu setzen: die (rein menschliche) Verehrung des Stifters, Propheten, Heiligen und zweitens des moralischen Inhalts, den die Gottheit mit der Zeit in sich verkörperte, und den nun dieser Vermittler verkörpert. Der Gottesbegriff selber, woraus alles Religiöse doch erst emporzublühen und wozu es zurückzukehren scheint, ist eben, weil es das Angreifbarste und Zarteste ist, Wandlungen, Verdünnungen und Verdrängungen dieser Art ausgesetzt. So wird die Geschichte Gottes scheinbar zu einer Geschichte von lauter Usurpatoren, die sich unter seinem Namen an seine Stelle setzen. In Wirklichkeit aber ist sein Platz eine freundliche Stätte für alles, was uns theuer ist, damit es dort seine Weihe empfange. Wie innerhalb der mannigfaltigen religiösen Glaubensformen alles unter Umständen den gleichen religiösen Vorgang in der Menschenseele auslösen kann, so können im wirklichen Leben die verschiedensten inneren Erlebnisse bis an eine Andacht hinanführen, die alles vergöttlicht schaut. Es gibt kaum etwas Großes noch Kleines, von dem aus ein versteckter Stimmungspfad nicht in solche Tiefe und Stille hinabzuführen vermöchte, und wir wandeln unter allen äußeren Ereignissen fast wie zwischen lauter Symbolen, die manchmal alltäglich und thatsächlich zu uns reden, manchmal auch sich in ihrem symbolischen Stimmungscharakter zu entschleiern scheinen, als redeten sie Göttliches zu uns. Ein ähnliches Empfindungsmoment findet sich im künstlerischen Schaffen, und selbst das glaubenslose, wissenschaftlich Forschen und Erkennen ist nicht frei davon. Wir construieren uns nicht gerade mit dem Verstande etwas, aber wir ergänzen spontan aus dieser Stimmung heraus seine Aussagen, füllen die Lücken, die er nothwendig lassen muss, und erreichen blitzschnell, dass sich alle kalten Farben in warme verwandeln. In Uebereinstimmung mit diesen Grundsätzen erklärt die Verfasserin im Folgenden das Wesen der orthodoxen Dogmatik, der Askese — die nur unverständigerweise als Uebertreibung moralischer Grundsätze, etwa des Gebotes der Nächstenliebe, angesehen wird — und des Mysticismus. — Im Jannarheft stellt Richard Dehmel eine Betrachtung über „Bedarfskunst" an, womit er das bezeichnen will, zu dessen Bezeichnung die Ausdrücke: Decorative Kunst, Zierkunst, Kleinkunst, angewandte Kunst, Kunsthandwerk oder gar Kunstgewerbe nicht mehr ausreichen. Allmählich, sagt Dehmel, scheint die Einsicht Raum zu gewinnen, dass auf den höchsten Stufen der Cultur, ganz wie beim Naturvolk, alle Kunst wieder Kunst fürs Leben, also Bedarfskunst zu werden sucht

Einen höchst interessanten Artikel über die alten Christen in Japan vom Jesuitenpater Delaporte bringt das Decemberheft der **„Etudes religieuses, philosophiques des pères Jesuites"**. Man erfährt daraus, dass es vor dem Jahre 1613 zwei Millionen Katholiken in Japan gab, also nahezu halb so viel, wie heute, nach dreihundertjähriger Missionsthätigkeit, in ganz China. Die Jesuiten besaßen 64 Wohnsitze. 11 Collegien, zwei Noviciate und zwei Seminare. Japan war auf dem Wege, christianisiert zu werden, als die holländischen und englischen Protestanten aus Eifersucht dazwischentraten. Sie flüsterten dem Shogun (Fürsten) Yeyasu von Yeddo zu, dass die Könige von Spanien und Portugal, im Einverständnis mit den japanischen Katholiken, sein Land einnehmen wollten. Daraufhin entstand in Japan eine entsetzliche Katholikenverfolgung, die zehn Jahre lang währte und ihren Höhepunkt in dem großen Autodafé im September 1622 fand, wo 52 Opfer (Priester und Laien) lebendig verbrannt wurden. Zum Aeußersten getrieben, revoltierten 37.000 Christen der Provinz Arima, die aber von 80.000 Soldaten überwältigt wurden, wobei — wie Pater Delaporte erzählt — ein holländisches Kriegsschiff den Heiden mit seinen Geschützen zu Hilfe kam. Die japanischen Katholiken wurden damals bis auf den letzten Mann ausgerottet.

„Fortnightly Review" veröffentlichte vor Kurzem eine als authentisch erklärte Correspondenz zwischen Guy de Maupassant und einer jungen Frau, Denise, in die er heftig verliebt gewesen wäre, der er u. A. folgenden Brief geschrieben haben soll: „Denise, ich möchte Sie nur vor einer vorübergehenden Krankheit, einem gewöhnlichen Fallen schützen, über das Sie später erröthen müssten — wäre es auch nur vor mir — vor einer Beschämung, die Sie empfinden würden, trotz aller meiner Zärtlichkeiten. Vergessen Sie nicht, dass Sie ein Kind haben, und dass jedes Verhältnis einen Schwarm von Lügen im Gefolge hat. Denise, Denise, verstehen Sie mich recht! Mir bricht das Herz; aber Denise, geliebte zarte Seele, geliebtes erlesenes Geschöpf, ermessen Sie daran die ganze Größe meiner Empfindung, wenn ich Ihnen sage: lieben Sie mich nicht! Es ist meine Pflicht, und ich erfülle sie. Ach, meine arme, liebe, zarte Freundin, wie muss ich Dich lieben, um Dir einen solchen Schmerz zuzufügen!" — Wie nun die „Revue des Revues" vom 1. Jänner mittheilt, ist dieser ganze Briefwechsel die Fälschung einer englischen Schriftstellerin, die ihrer freien Dichtung den Namen Maupassant eingefügt hat, um sie leicht zur Annahme zu bringen.

Die Bauern.

Von Anton Tschechow.*)

Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Kliorin.

— O, Gott! — sagte der Koch seufzend.

Jemand klopfte ganz leise ans Fenster. Wahrscheinlich war es Thekla. Olga stand auf, öffnete gähnend und betend die Thüre und schob auch im Vorhaus den Riegel zurück. Niemand aber trat ein, nur die kalte Luft und das Mondlicht drangen herein. Durch die geöffnete Thür sah man die stille, einsame Straße und den Mond am Himmel.

— Wer ist da? — rief Olga.

— Ich, — ertönte die Antwort. — Das bin ich.

Neben der Thür stand, an die Wand geschmiegt, Thekla, welche ganz nackt war. Sie zitterte vor Kälte, klapperte mit den Zähnen und sah, vom Mond beschienen, sehr bleich, sehr schön und seltsam aus. Die Schatten und der Mondglanz auf ihrer Haut fielen scharf in die Augen, und besonders deutlich traten ihre dunklen Brauen und ihre junge feste Brust hervor.

— Jenseits haben freche Burschen mich ausgekleidet .... — sagte sie. — Nach Hause gieng ich ohne Kleider ... wie ich zur Welt gekommen bin. Bringe mir Kleider.

— Tritt doch ein! — sagte Olga leise, welche gleichfalls zu zittern begann.

— Dass die Alten mich nur nicht erblicken!

— Die Großmutter begann schon in der That unruhig zu werden und zu murren, und auch der Alte fragte: „Wer ist dort?" Olga holte ihr Hemd und einen Rock, kleidete Thekla an und beide traten, leise die Thüre öffnend, in die Stube.

— Bist du es, hübsches Frätzchen? brummte ärgerlich die Alte, errathend, wer gekommen sei. — Oh, dass dich, du Nachtschwärmerin .. könnte man dich schon loswerden!

Thut nichts, thut nichts, meine Liebe, — flüsterte Olga, Thekla einhüllend. — Thut nichts, meine Liebe.

Wieder trat Stille ein. In dieser Hütte konnte man niemals ruhig schlafen, jeden hinderte am Schlafen irgend etwas Zudringliches, Unabwendbares: den Alten plagten Rückenschmerzen, die Großmutter hatte Sorgen und Aerger, Marie quälte die Angst, und die Kinder wurden von Hunger und Krätze gemartert. Auch jetzt war der Schlaf unruhig; man wälzte sich von einer Seite auf die andere, sprach im Schlaf; stand zuweilen auf, um zu trinken.

Thekla begann plötzlich laut und mit rauher Stimme zu weinen, beherrschte sich aber sofort und nur von Zeit zu Zeit schluchzte sie auf, immer leiser und dumpfer, bis sie gänzlich verstummte. Zuweilen hörte man, wie auf dem jenseitigen Ufer eine Uhr schlug; sie schlug aber ganz seltsam: erst fünf- und dann dreimal.

— O, mein Gott! — seufzte der Koch.

Nach dem Licht, welches durch's Fenster fiel, war es schwer zu urtheilen, ob draußen noch immer der Mond scheine, oder ob die Morgendämmerung anbreche. Marie stand auf und gieng hinaus und man hörte, wie sie draußen die Kuh melkte und „Ste—eh!" sagte. Auch die Großmutter gieng hinaus. In der Hütte war es noch dunkel, man konnte aber schon die Gegenstände unterscheiden.

Nikolaus, welcher die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, stieg vom Ofen. Er nahm aus seinem kleinen, grünen Koffer einen Frack heraus, zog ihn an, näherte sich dem Fenster, strich über die Aermel, fasste die Rockschöße an und lächelte. Darauf zog er vorsichtig den Frack aus, legte ihn in den Koffer und stieg wieder auf den Ofen.

Marie kam zurück und heizte den Ofen ein. Wie es schien, war sie noch halb und halb vom Schlafe befangen und wurde erst während der Arbeit wach. Wahrscheinlich träumte ihr etwas, oder es fielen ihr die gestrigen Erzählungen ein, denn sie reckte sich behaglich vor dem Ofen und sagte:

— Nein, die Freiheit ist doch schöner!

VII.

Der Herr war gekommen, — so wurde im Dorfe der Stanowoi**) genannt. Man wusste schon vor acht Tagen, wann und weshalb er kommen wird. Das Dorf Schukowo bestand nur aus vierzig Höfen, die Rückstände an Krons- und Landesabgaben betrugen aber über zweitausend Rubel.

Der Stanowoi stieg im Wirtshaus ab; er trank hier zwei Glas Thee und gieng dann zu Fuß in die Hütte des Aeltesten, neben welcher ihn schon eine Schar der verschuldeten Bauern erwartete. Der Aelteste, Antiep Sjedelnikow, war ungeachtet seiner Jugend — er war etwas über dreißig Jahre alt — sehr streng und hielt zu den Vorgesetzten, obgleich er selbst arm war und die Abgaben unpünktlich entrichtete. Es schien ihn zu ergötzen, dass er Aeltester sei und Macht besitze, welche er nur in Form von Strenge zu äußern verstand. Auf den Versammlungen der Dorfgemeinde fürchtete man ihn und gehorchte ihm, auf der Straße oder neben dem Wirtshaus stürzte er zuweilen auf einen Betrunkenen los, band ihm die Hände auf dem Rücken zusammen und sperrte ihn im Arrestlocal ein; einst sperrte er sogar die Großmutter auf ganze vierundzwanzig Stunden ein, weil sie statt Ossip in der Versammlung erschien und zu schimpfen begann. Der

*) Vergl. Nr. 169, 170 und 171 der „Zeit".
**) Polizeibeamter eines aus mehreren Ortschaften bestehenden Amtsbezirkes.

Aelteste hat weder jemals in der Stadt gelebt, noch Bücher gelesen, wusste aber allerhand gescheidte Wörter und liebte es, dieselben im Gespräch anzuwenden, wofür man ihn achtete, obgleich man ihn nicht immer verstand.

Als Ossip mit seinem Abgabenbuch in die Hütte des Aeltesten trat, saß der Stanowoi, ein hagerer Greis mit grauem Backenbart und in einem grauen Uniformrock, am Tisch und schrieb. In der Hütte war es sauber, alle Wände waren mit Bildern geschmückt, welche aus Zeitschriften ausgeschnitten waren, und auf dem besten Platze, neben den Heiligenbildern, hing das Porträt Battenbergs, des ehemaligen Fürsten von Bulgarien. In der Nähe des Tisches stand mit auf der Brust gekreuzten Händen Antiep Sjedelnikow.

— Er ist, Euer Wohlgeboren, 119 Rubel schuldig ... — sagte er, als die Reihe an Ossip kam. — Vor Ostern hat er einen Rubel gegeben und seit dieser Zeit auch nicht einen Kopeken.

Der Stanowoi schaute Ossip an und fragte:

— Warum denn so, lieber Bruder?

— Haben Sie, Euer Hochwohlgeboren, Barmherzigkeit und erlauben Sie mir zu erzählen — begann Ossip aufgeregt — in diesem Jahre sagte mir der Herr von Ljutorjetzky: „Ossip, verkaufe dein Heu ... Verkaufe es" — sagt er mir. — Und warum nicht gar? Ich hatte hundert Pud zum Verkauf, die Weiber haben es in der Niederung zusammengemäht ... Nun, und so haben wir den Preis festgesetzt. Alles war gut, aus freien Stücken ...

Er beklagte sich über den Aeltesten und wandte sich jeden Augenblick nach den Bauern um, als wolle er sie als Zeugen anrufen; sein Gesicht wurde roth und bedeckte sich mit Schweiß, seine Augen nahmen einen stechenden und bösen Ausdruck an ...

— Ich begreife nicht, wozu du das erzählst, — erwiderte der Stanowoi. — Ich frage dich ... Dich frage ich, weshalb du die Abgaben nicht zahlst? Ihr alle zahlt ja nicht und ich soll dafür verantwortlich sein?

— Ich kann es nicht mehr ertragen!

— Diese Worte sind ohne Folgen, Euer Hochwohlgeboren, — sagte der Aelteste. — Die Tschiekildejews gehören in der That zur armen Classe, aber geruhen Sie nur die anderen zu fragen, die einzige Ursache davon ist der Schnaps, und frech sind sie auch. Ohne jegliches Verständnis.

Der Polizeibeamte schrieb etwas auf und sagte mit ruhiger gelassener Stimme, als ob er Wasser begehrte, dem Ossip: — Hinaus!

Bald darauf reiste er ab. Und als er seinen billigen Wagen bestieg und hustete, da konnte man es sogar an der Haltung seines langen hageren Rückens merken, dass er weder an Ossip, noch an den Aeltesten, noch an die Schukow'schen Abgaben, sondern an seine eigenen Angelegenheiten dachte. Kaum war er eine Werst weit gefahren, als Antiep Sjedelnikow schon aus der Hütte der Tschiekildejews trat, die Theemaschine tragend; ihm folgte die Großmutter, welche aus vollem Halse kreischte:

— Ich werde nicht geben! Ich werde dir nicht geben, du Verfluchter.

Er machte schnelle, große Schritte und die buckelige, wüthende Großmutter folgte ihm keuchend und stolpernd. Ihr Kopftuch fiel auf die Schultern, ihre grauen, ins Grünliche spielenden Haare flatterten im Winde. Plötzlich blieb sie stehen und schlug, wie eine echte Rebellin, mit den Fäusten auf die Brust und schrie noch lauter, mit singender, gleichsam schluchzender Stimme:

— Ihr Rechtgläubigen, die ihr an Gott glaubt! Ihr Lieben, man hat mich gekränkt! Ihr Guten, man hat mich bedrückt! Oh weh, oh weh, meine Lieben, rettet mich!

— Alte, Alte! — sagte der Aelteste streng. — Habe doch Vernunft in deinem Kopf!

Ohne Theemaschine wurde es in der Hütte der Tschiekildejews noch langweiliger. Es war etwas Erniedrigendes in diesem Verlust, etwas Beleidigendes, als ob man dem Hause seine Ehre entrissen hätte. Es wäre besser, wenn der Aelteste den Tisch, alle Bänke und Töpfe genommen hätte, die Leere wäre dann nicht so schrecklich. Die Großmutter schimpfte, die Marie weinte und die Kleinen thaten dasselbe. Der Alte, der sich schuldig fühlte, saß mürrisch in einem Winkel und schwieg. Auch Nikolaus schwieg. Die Alte, welche ihn sonst liebte und bemitleidete, verlor jetzt jegliches Mitgefühl, begann ihn plötzlich mit Scheltworten und Vorwürfen zu überhäufen und fuhr ihm mit den Fäusten ins Gesicht. Sie schrie, dass er an allem schuld sei; warum habe er in der That so wenig Geld geschickt, während er doch in den Briefen prahlte, dass er im Slavischen Bazar fünfzig Rubel monatlich verdiene? Wozu sei er hieher gekommen und mit der Familie obendrein? Wenn er sterben werde, wo sollte man dann Geld hernehmen, um ihn zu beerdigen? ... Es war ein Jammer, auf Nikolaus, Olga und Sascha zu schauen.

Der Alte ächzte, ergriff seine Mütze und gieng zum Aeltesten. Es dunkelte bereits. Antiep Sjedelnikow stand am Ofen und lötete etwas, die Backen aufblasend; es war dunstig. Seine Kinder, welche ebenso mager und schmutzig waren, wie die der Tschiekildejews, spielten auf der Diele; seine Frau, welche häßlich und sommersprossig war und einen großen Bauch hatte, haspelte Seide auf. Das war eine unglückliche arme Familie, und nur Antiep sah stramm und schön aus. Auf der Bank standen fünf Theemaschinen neben einander. Der Alte schaute auf Battenbergs Bild, sprach ein Gebet und sagte:

— Antiep, habe Erbarmen, gib die Theemaschine zurück! Um Christi willen!

— Bringe drei Rubel, dann kannst du sie bekommen.

— Ich kann es nicht mehr ertragen!

Antiep blies die Backen auf, das Feuer summte und zischte und spiegelte sich in den Theemaschinen wieder. Der Alte knitterte seine Mütze und sagte nach einigem Nachdenken:

— Gib doch!

Das dunkle Gesicht des Aeltesten schien ganz schwarz zu sein, und er sah wie ein Hexenmeister aus. Er wandte sich zu Ossip um und sagte schnell und streng:

Das hängt alles vom Chef der Landstände ab. In der am 26. d. M. stattfindenden Sitzung derselben kannst du den Grund deiner Unzufriedenheit mündlich oder schriftlich erklären.

Ossip verstand nichts, ließ es aber dabei bewenden und gieng nach Hause.

Ungefähr nach zehn Tagen kam der Stanowoi abermals, hielt sich etwa eine Stunde auf und reiste ab. An jenen Tagen war das Wetter windig und kalt; der Fluss war schon längst zugefroren, es kam aber kein Schnee und alle waren schon der schlechten Wege müde. An einem Feiertag, gegen Abend, kamen einige Nachbarn zu Ossip, um ein wenig zu plaudern. Man saß im Dunkeln, da es eine Sünde war zu arbeiten und man deshalb die Lampe nicht anzünden wollte, erzählte einige unangenehme Neuigkeiten. So wurden in zwei, drei Häusern der Schulden wegen die Hühner weggenommen und zum Amtsverwalter geschickt, bei dem sie alle krepierten, weil niemand sie fütterte; ferner wurden Schafe genommen, und während man sie transportierte und in jedem Dorf auf andere Fuhrwerke legte, krepierte ein Schaf. Nun wurde die Frage erörtert, wer daran schuld sei.

— Die Landstände! — meinte Ossip. — Wer denn sonst?

— Natürlich die Landstände.

Den Landständen wurde an allem schuld gegeben: an den Rückständen, an den Bedrückungen, an den Missernten, obwohl keiner wusste, was die Landstände seien. Dieses Tadeln gieng seit der Zeit los, als die reichen Bauern, welche eigene Fabriken, Buden und Gasthäuser hatten, Mitglieder der Landstände waren und ihrer Unzufriedenheit mit denselben in ihren Fabriken und Wirtshäusern Ausdruck verliehen.

Dann begann man darüber zu sprechen, dass Gott keinen Schnee sende: man musste Holz transportieren, der unebene Weg aber machte das Fahren und Gehen unmöglich. Vor 15 bis 20 Jahren und noch früher waren die Gespräche im Dorfe Schukowo viel interessanter. Damals hatte jeder Greis ein solches Aussehen, als ob er irgend ein Geheimnis bewahre, etwas wisse und erwarte, man sprach von einer Urkunde mit goldenem Siegel, von Theilungen, von neuen Ländereien, von Schätzen, man machte gewisse Andeutungen; jetzt aber hatten die Einwohner von Schukowo keinerlei Geheimnisse, ihre ganze Lebensweise lag klar zutage und sie konnten nur von Noth und Nahrungsmitteln und davon reden, dass kein Schnee komme...

Eine Weile herrschte Schweigen. Dann sprach man wieder von den Hühnern und Schafen und entschied darüber, wer an allem schuld sei.

— Die Landstände! — sagte Ossip niedergeschlagen. — Wer denn sonst?

(Schluss folgt.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek
Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock.
Assistent: Ernst v. Rosmann.

Die Zeit.

XIV. Band. Wien, den 22. Jänner 1898. Nummer 17?

ZEITUNGS-STEMPEL

„Pour le roi de Prusse“.

Wenn Graf Sylva-Tarouca die Worte auch wirklich verstünde, die er spricht, hätte er sicher nicht jüngst in der Sitzung des böhmischen Landtags das Citat vom „travailler pour le roi de Prusse“ gebraucht, weil er sofort hätte erkennen müssen, dass dieser vergiftete Pfeil nicht seine Gegner, die deutschen Bürger, trifft, sondern gerade seine eigenen Standesgenossen und politischen Freunde.

Denn das Sprichwort, das der Graf keck, aber nicht klug, citierte, stammt aus einem Spottgedicht, das die Pariser auf den Herzog von Soubise sangen, weil dieser 1757 mit dreifacher Uebermacht die Schlacht bei Rossbach gegen den König von Preußen in schimpflicher Art verloren hatte: „Il a travaillé, il a travaillé pour le roi de Prusse“. Wenn man dieses Wort auf unsere österreichischen Verhältnisse übertragen will, so kann man es vernünftigerweise nicht gegen die deutschen Bürger Böhmens richten, welche schon durch ihren geringen Einfluss und ihre untergeordnete Stellung im österreichischen Staatswesen daran verhindert waren, eine Schlacht an einen König von Preußen zu verlieren und insofern pour le roi de Prusse zu arbeiten. Es lässt sich, und zwar mit voller Kraft und ganz in seinem ursprünglichen wie auch im metaphorischen Sinn, nur auf eine Menschenclasse in Oesterreich anwenden, und das sind die Standesgenossen des Grafen Sylva-Tarouca, das feudal-clericale Regime, das diplomatisch, militärisch und politisch Oesterreichs Geschicke gelenkt und auch die Schlacht von Königgrätz gegen den König von Preußen verloren hat.

Die Schlacht von Königgrätz ist übrigens nur die sichtbar größte äußere Katastrophe Oesterreichs gewesen. Sein eigentliches schleichendes Unglück, nur kundigen Augen bei anhaltender Beobachtung bemerkbar, ist seine innere Politik und Verwaltung, die ebenso zur Katastrophe von Königgrätz geführt, wie nachher eine dauernde Cosnolidierung des österreichischen Staates verhindert hat. Denn was die Waffen 1866 verdorben hatten, das konnte eine weise Politik im Innern nach 1866 in anderer Art leicht wieder gut machen. Die bessernde Hand hat aber gefehlt. Aus der Wiedergeburt, welche die Freunde Oesterreichs nach 1866 sich erhofften, ist in diesen dreißig Jahren eine Wiederzerrüttung Oesterreichs geworden. Und wenn man nach den Schuldigen fragt, so stößt man abermals auf die feudal-clericale Sippe, die selbst nach ihrem traurigen Bankerott von Königgrätz die Führung des Reiches nicht aufgegeben hat. Nur unter modernen, täuschenden Formen hat sie vielmehr ihre alte Herrschaft fortgesetzt, und wenn man selbst die jüngsten Verkehrtheiten unserer inneren Politik prüft, wird man dahinter unschwer die Hand jener Sippe wieder entdecken.

Als im Jahre 1867 Oesterreich durch eine neue Verfassung und Landesordnungen auf eine neue staatsrechtliche Grundlage gestellt wurde, war es die erste Sorge, die Adelscoterie als das Pivot des constitutionellen Mechanismus beizubehalten. Unter dem Titel Großgrundbesitz wurde ihr, wohl ausgeklügelt, die entscheidende Position in allen politischen Vertretungskörpern eingeräumt. Im Reichsrath erhielt sie das eine der beiden Häuser, das Herrenhaus, so ziemlich ganz für sich. Aber nicht genug an dem, wurden ihr auch im anderen Hause, welches sinngemäß ein Volkshaus sein sollte, nicht weniger als ein Viertel, nämlich 85 von 353, Stimmen eingeräumt. Der galizische Ausgleich, durch den der Polenclub regierungszahm gemacht wurde, hat ihnen die ganze, von den galizischen Großgrundbesitzern, den Schlachzizen, beherrschte „polnische Delegation“ als Verstärkung zugeführt. Dadurch ist die Macht der Coterie so enorm gewachsen, dass sie selbst durch die Hinzufügung der 72 Mandate der allgemeinen Wählerclasse zu den alten 353 des Abgeordnetenhauses nicht mehr gebrochen werden konnte: Ohne Großgrundbesitz und Schlachta ist es nach wie vor keiner Parteienverbindung im Abgeordnetenhause möglich, eine Majorität zu bilden. Die schimpflichsten Wahlmissbräuche, welche die innerpolitische Geschichte Oesterreichs mit unauslöschlicher Schmach bedecken, fallen dem Großgrundbesitz und der Schlachta zur Last. An die galizischen Wahlgreuel braucht nur mit einer Andeutung erinnert zu werden. Aber auch der böhmische Großgrundbesitz hat sein Sündenregister. Man denke nur an den „Chabrus“, durch den seinerzeit die Deutschliberalen die Großgrundbesitzmandate aufkauften, indem sie speculativ die entsprechenden Güter an sich brachten. Gerne werfen die Czechen den Deutschen diesen Schwindel vor. Sie vergessen nur, dass ihre Freunde vom „historischen“ Adel selbst dessen Urheber sind. Das war, um ganz deutlich zu sein, im Frühjahr 1872. Es handelte sich um die böhmischen Landtagswahlen. Wer von beiden — die Feudalen oder die Liberalen — die Mehrheit im böhmischen Landtag hatte, dem gehörte, bei dem damals noch bestehenden indirecten Wahlsystem, auch die Majorität im Reichsrath. Wer aber den böhmischen Großgrundbesitz hatte, dem gehörte die Majorität im böhmischen Landtag. Der böhmische Großgrundbesitz bedeutete also selbst schon die Majorität im Reichsrath. Deswegen führten die beiden großen Parteien der Verfassungsfreunde und Verfassungsgegner einen so rücksichtslosen Kampf um ihn. Die Feudalen, die auch damals mit den Czechen giengen, waren ihrer Sache beinahe sicher. Sie vervielfältigten ihre Stimmen, indem sie scheinbare Theilungen ihrer landtäflichen Latifundien vornahmen. So hat damals selbst ein Fürst Schwarzenberg ein halbes Dutzend seiner Wirtschaftsbeamten in fraudem legis zu seinen Compossessoren gemacht und in die Landtafel eintragen lassen. Auch das eigenthümliche „Chabrus“-Manöver wurde vom „historischen“ Adel mit Hilfe der czechischen Banken und Sparcassen versucht, misslang aber, weil die Czechen, nicht capitalskräftig genug, dem von den Verfassungstreuen gebildeten Gegen-Chabrus unterlagen. Doch, wozu in die Vergangenheit zurückgehen? In Budweis steht augenblicklich die höchste Wahlbeeinflussung auf der Tagesordnung. Und wer steckt dahinter? Abermals einer der ersten Namen des „historischen“ Adels.

Die Uebermacht des Großgrundbesitzes im Abgeordnetenhause hat großentheils die volksthümliche Arbeit des Reichsrathes paralysiert. Selbst Graf Sylva-Tarouca konnte in seiner Rede der politischen Thätigkeit des feudal-clericalen Hochadels nur ein einziges Verdienst nachrühmen: die Schaffung der ersten Arbeiterschutzgesetze. Aber auch dazu hätten wir die Herren vom Großgrundbesitze nicht gebraucht, wenn an ihrer Stelle im Abgeordnetenhause von Anfang an wirkliche Volksvertreter gesessen wären, welche solche Gesetze vielleicht schon früher, jedenfalls in reinerer Absicht durchgeführt hätten, als die privilegierten Ausbeuter des ländlichen Proletariats, deren Socialpolitik erst dort beginnt, wo ihr Hof endet.

Auch in der deutsch-böhmischen Frage, die wieder einmal Oesterreich in eine schier unabsehbare Krise gestürzt hat, lässt sich unwidersprechlich die unheilvolle Wirksamkeit des Großgrundbesitzes beobachten. Bald geht er mit den Deutschen, bald mit den Czechen. So hält er beide Volksstämme auseinander, um sich mit den Schlachzizen vereint als der lachende Dritte ihres Streites zu freuen. Als eigensüchtiger Vertreter des divide et impera hat er die divisio bis zu einem Punkte gebracht, wo die Zwietracht der Völker nicht mehr weit davon entfernt ist, den Fortbestand des Imperiums ernstlich zu gefährden. Klarer noch als im Abgeordnetenhause ist das Uebergewicht des Großgrundbesitzes im böhmischen Landtage ausgeprägt. Zwischen 69 Deutschen und 97 Czechen fällt den 70 Großgrundbesitzern die Entscheidung zu. Gehen sie wie in der Zeit von 1890 bis 1895 mit den Deutschen, so triumphieren die Deutschen; gehen sie wie seit 1895 mit den Czechen, so triumphieren die Czechen. Aber beide nur scheinbar. In Wahrheit triumphiert immer der Großgrundbesitz, der ihr gemeinsamer Feind ist. Seine einzige Furcht ist die Verständigung der Völker. Um sie gründlich zu vereiteln, nimmt er jeweils das Ausgleichswerk selbst in die Hand, so 1890, so heutigen Tages.

Seine mächtige Stellung in den Vertretungskörpern sichert dem Großgrundbesitz, im innigen Bunde mit der clericalen Camarilla, auch den maßgebenden Einfluss auf die Regierung, die er in bequemen Zeiten durch seine eigenen Grandseigneurs, in schwierigeren Perioden durch Emporkömmlinge wie Badeni, oder Beamte wie Gautsch ausüben lässt. So führt er, so führt die Oligarchie der sprichwörtlich gewordenen „vierhundert Familien“ in allen Wandlungen die Vorherrschaft in Oesterreich, deren sich Deutsche und Czechen mit Unrecht gegenseitig anzuklagen pflegen.

Die boshaften Pariser haben dazumal auf den einen Prinzen von Soubise ihr Spottlied gesungen. Wollten wir alle unsere, nicht nur militärischen, sondern auch diplomatischen und politischen Soubises und ihre Leistungen in gleicher Weise würdigen, müssten wir eine ganze Spottgeschichte Oesterreichs schreiben. Nur der Refrain könnte bleiben.

K.

Patriotismus.

Von M. von Egidy (Berlin).

Wie andere Worte, so wird auch dieses Wort zur Zeit arg gemissbraucht. Gewisse Kreise nehmen die Bezeichnung für sich als etwas in Anspruch, was sie vor anderen auszeichnet; aber gerade diese Leute besitzen das nicht, was man unter geläutertem Patriotismus versteht.

Google

Die Berechtigung zu solcher Anmaßung wird aus Irrthümern mancherlei Art hergeleitet. Die einen gründen ihren Anspruch, als besondere Patrioten zu gelten, auf die Geringschätzung, mit der sie andere Völker behandeln, und auf die Ueberhebung, mittelst deren sie dem eigenen Volke Vorzüge oder Werte gegenüber den anderen Nationen andichten. Damit verwandt ist die Art Patrioten, die, auf das Recht der Eroberung, der Stärke, der Ueberzahl pochend, auf die Empfindungen, Gewohnheiten, Sprache, Glauben, Tradition des Hauptbestandtheils der Volksgemeinschaft (Staat) großen, oft übertriebenen Wert legen, die gleichen Empfindungen der sogenannten Minoritäten aber — welchen Ursprungs und welcher nationalen oder confessionellen Art dieselben auch seien — brutal unterdrücken. Das hindert sie indes nicht, wiederum für ihre eigenen Stammes-, Sprach- oder Glaubensgenossen, die unter ähnlichen Verhältnissen innerhalb anderer Volks- oder Staatsgemeinschaften leben, eine peinliche Berücksichtigung ihrer Volksart zu beanspruchen. Das, was sie im eigenen Lande als Patriotismus ausgeben, sehen sie, von anderen Völkern ausgeübt, als rohe Vergewaltigung und Beleidigung ihrer Nationalität an.

Andere identificieren den Begriff Vaterland mit dem Begriff Wehrmacht; sie dünken sich umso patriotischer, je bereitwilliger sie die geforderten und selbst nicht geforderten Mittel zur Stärkung dieser Wehrmacht bewilligen; daneben verirrt sich ihr Patriotismus zuweilen auch dahin, in dem Wehrhaften selbst eine höhere Gattung Mensch und Volksgenossen zu sehen. Ihnen gilt das, was dem Krieg und der Vorbereitung für denselben dient, als die einzige und wahre Religion eines Patrioten. Weil ihnen selbst noch nicht zum Bewusstsein kam, dass die Culturwelt bereits in die kriegslose Zeit eingetreten ist, schmähen sie den als unpatriotisch, der — im Bewusstsein dieses äußerlich zwar noch nicht allenthalben wahrnehmbaren, innerlich aber vollzogenen Wandels — den Krieg als eine für die Culturwelt überwundene Erscheinung betrachtet, und der den Muth hat, die Folgerungen aus dieser Erkenntnis zu ziehen.

Wieder andere sehen das Vaterland in der Regierung verkörpert, sehen das Vaterland sogar in der jeweiligen Regierungsrichtung oder in einer bestimmten Regierungsform idealisiert. Sie werten ihren eigenen und den Patriotismus anderer nach der Bereitwilligkeit, sich den Anschauungen und Anordnungen dieser Regierung zu unterwerfen. Eine besondere Art solcher Patrioten markiert sich neuerdings bei den Völkern, die Fürsten an ihrer Spitze haben: die (sogenannt) königstreuen Patrioten. Insofern eine Spielart der Regierungspatrioten, als damit nicht etwa die selbstverständliche Anhänglichkeit an das Fürstenhaus, nicht die rechtschaffene und kraftvolle Liebe des freien Mannes zu dem „Ersten unter Gleichen“, sondern jene Unterordnung des eigenen Willens unter den des Fürsten verstanden ist, die, weil sie auf Prüfung der fürstlichen, jedenfalls aber auf Geltendmachen der eigenen Meinung verzichtet, den Bürger zum Unterthan stempelt. Je bedingungsloser die Preisgabe des eigenen Ich ist, desto gesinnungstüchtiger dünken sich solche (vermeintlich) Königstreuen. Sie thun sich und ihrem Patriotismus Genüge in einer zuweilen zwar ehrlich empfundenen, doch aber falsch verstandenen Liebe zum Fürsten; Manche auch verlieren sich in unziemlicher Verherrlichung und unwürdiger Anbetung eines Einzelnen (des Fürsten), während sie — unbewusst oder bewusst — lieblosen Treubruch, zuweilen auch geschäftskundigen Verrath am Volksganzen begehen.

Auch das gilt als patriotisch, dass man sich vornehm oder dünkelhaft gegen andere Nationen abschließt, sich auf sich selbst zurückzieht. Die völkerverbindenden Ideen und Bestrebungen, die heute die (wirklich) Gebildeten und die (wirklich) Gesitteten der Culturwelt erfasst haben, sind ihnen ein Greuel. Mit dem Worte „international“ verbinden sie den Begriff des Unlauteren, Verrätherischen, Unpatriotischen; nur den Fürsten sehen sie es nach, wenn sie — häufig genug unter Verleugnung der sonst maßgeblichen Grundsätze — in einer Form und Art mit anderen gekrönten Häuptern verkehren, die sie im übrigen zwischen Zugehörigen verschiedener Nationen verabscheuen.

Schuld an den vielerlei Verirrungen des Patriotismus ist, dass wir das harmonische Gleichgewicht zwischen denjenigen Anforderungen und Gerechtsamen, die von dem Recht auf Individualität ausgehen, und den Anforderungen und Gerechtsamen, die vom Zusammengehörigkeitsbewusstsein ausgehen, noch nicht gefunden haben. Das Verständnis sowohl für das eine, wie für das andere, die Bereitwilligkeit, sowohl dem einen, wie dem anderen gerecht zu werden, fehlt uns noch. Es fehlt uns sowohl im Verkehr mit unseren nächsten Volksgenossen, wie im Volksleben überhaupt, wie — folgerichtig — auch im Völkerverkehr. Verständnis, Bereitwilligkeit und Fähigkeit, in diesem höheren Sinne Culturmensch zu sein, werden in dem Maße bei dem Einzelnen wachsen, als der Begriff der Ebenbürtigkeit bei ihm eine Würdigung findet, welche dem zu erstrebenden Standpunkt der Gesittung entspricht. Eine Ebenbürtigkeit, die nicht nur innerhalb gewisser und bestimmter Schichten (Stand, Classe, Rang) als vorhanden angenommen und anerkannt wird; die Ebenbürtigkeit als durchgehend durch das ganze Volk — unter Fortfall jeglicher Schichtung — gedacht. Dass solcher Begriffswandel sich nicht von heute auf morgen Bahn bricht, wissen wir alle; ebenso unzweifelhaft aber ist, dass er mit größerer Beschleunigung in die Erscheinung treten wird, als die Stillstands-Utopisten glauben. Wen nicht die Freude an einer derartigen Hebung der Gesittung dazu treibt, den sollte die Einsicht dazu führen, sich über die Folgerungen klar zu werden, die sich aus diesem umfassenderen Ebenbürtigkeitsbegriff herleiten. Heute schon müssen wir unser Denken auf eine Ausprägung dieses Begriffes in unserem zukünftigen Gesammtleben richten. Der Ebenbürtigkeitsgedanke ist der Ausgangspunkt für solche Orientierung in dem Zukunftsgelände. Wir gelangen von hier aus zu einer vollen Würdigung der Individualität (des Einzelmenschen wie des Einzelvolks) und gelangen gleichzeitig zu dem erhabenen Verständnis für Zusammengehörigkeit (der Individuen, wie der Völker).

Auch vielerlei Bekräftigungsbezeichnungen sucht man für den Patriotismus; schlimm genug, wenn es einer solchen Bekräftigung bedarf. Wäre man sich über das Wesen des Patriotismus klar, würde man auch das Vorhandensein als selbstverständlich bei jedem voraussetzen, der sich zum Volke zählt — das schreierische Hervorkehren dieses, wie jedes anderen ehrlichen Empfindens fiele dann fort. Ein noch so „glühender“ Patriotismus ist jedenfalls wertlos, wenn die Glut den Patriotismus nicht zugleich von seinen Schlacken befreit und in seinem Wesen derart läutert, dass sich ein echter und gesunder Patriotismus ergibt. Dieser echte und gesunde Patriotismus setzt sich gewissermaßen aus zwei Empfindungen zusammen: aus der Liebe zu den Volksgenossen und aus der Anhänglichkeit an die Scholle, an die Heimat. Der Begriff „Vaterland“ schwebt in der Luft, sinkt in sich zusammen, wird zum öden Phantom, wenn wir ihn nicht vergegenständlichen. Der Kernpunkt des Begriffes ist der Mensch, der Volksgenosse, den wir lieben; das, was den Gedanken lieblich umrankt, sind die Gewebe unserer Phantasie, die ihre Wurzeln in dem Stück Erde haben, das uns erzeugte und an das uns ein geheimnisvolles Band fesselt. Unsere Träume und unser Dichten, unsere Sehnsucht und unsere Begeisterung dürfen diesem ernsten, oft genug von Wehmuth durchzogenen Gefühlen nachgehen, unsere Pflichten aber — die Energie unseres Patriotismus — gehört „dem Menschen“, gehört denen, denen wir „förderlich und dienstlich“ sein können: den Volksgenossen. Diesen aber ohne Ausnahme, ohne Auswahl, ohne Ansehen der Person. Nicht in vager Gegenstandslosigkeit dem „Begriff“ Volk; unsere Pflicht gehört jedem Einzelnen und gehört allen Einzelnen im Volk. Dieses Pflichtbewusstsein ist entweder das Ergebnis einer reinen, selbstlosen Liebe des Volksgenossen zum Volksgenossen, oder es führt zu dieser Liebe. Die Bethätigung solcher Liebe ist Patriotismus. Dem Patrioten gilt jeder im Volke — auch der Obdachlose, auch der Fürst als ebenbürtig; der Patriot dünkt sich Jedem im Volke — auch dem Fürsten, auch dem Obdachlosen — ebenbürtig. Der Patriot denkt buchstäblich und ohne jede Einschränkung mit seiner Liebe und mit seiner Sorge, mit seinem Pflichtgefühl und mit seinem Veredelungsdrang an jeden im Volke — auch an den Höchststehenden, auch an den Zuchthäusler. Er denkt an alle und er denkt an jeden, wenn er mit flammendem Zorn gegen die Misstände, das Uebel, die Unvollkommenheit der Gegenwart angeht; er denkt an jeden und denkt an alle, wenn er mit ernster Begeisterung für eine Veredelung des Einzelnen durch bessere Zustände und für eine Besserung der Zustände durch Veredelung aller Einzelnen eintritt. Solch Kämpfen und Streben für das eigene Volk macht den Patrioten nicht unempfindlich für die Vorgänge bei anderen Völkern. Der Patriot „liebt“, und wer liebt, der liebt überhaupt; den schmerzen auch die Greuel und Verfehlungen, unter denen Menschen in anderen Ländern leiden. Der Patriot ist empfindlich gegen Unrecht und Ungerechtigkeit; wer gegen die Versündigungen an den heiligen Gütern des Menschen innerhalb des eigenen Volkes ankämpft, den empören auch solche Versündigungen bei anderen Völkern.

Der Patriot ersehnt den Durchbruch der Vernünftigkeit auf allen Gebieten des Volkslebens; er kann in dieser Richtung aber nur wirken, wenn er an solchen Wandel zum Besseren glaubt. Dieser Glaube, der nie Neues werden sieht, schließt den Kriegsgedanken, unter dem heute noch die Culturwelt steht, aus. Der Patriot schaudert nicht verständnislos vor den Schlachtfeldern und Blutscenen einer Vergangenheit zurück, aber er ist der kriegslosen Zukunft gewiss und zieht entschlossen die Folgerungen daraus.

Heute durchwirren uns noch zu viel Namen und Begriffe, die Ueberkommnisse einer friedlosen Vergangenheit und die Begleiterscheinungen einer in der Abklärung (Revolutionierung) begriffenen Gegenwart. Volk, Staat, Vaterland — jedes Wort bedeutet etwas anderes, bedeutet für jeden etwas Verschiedenes; die Begriffe stehen unverstanden und in Feindschaft neben- und gegeneinander. Klarheit und Uebereinstimmung wird erst sein, wenn sich die Begriffe in unserer Auffassung decken und in der Sorge und Liebe für „den Menschen“ gipfeln. Welche Bezeichnung wir der Zukunftsgestaltung, die uns dabei vorschwebt, geben, ist gleich. Der Patriot wird seinem Patriotismus — und sich selbst — Genüge thun, indem er für das Wohlergehen derjenigen sorgt, die den Bestandtheil ebensowohl des Volkes, wie des Staates, wie des Vaterlandes ausmachen: die Menschen.

Zur Affaire Dreyfus-Esterhazy.

Am 5. Jänner 1895 wurde, wie früher beschrieben, der Artilleriehauptmann Alfred Dreyfus degradiert, und am 15. Jänner des gleichen Jahres legte der damalige Präsident der französischen Republik

Casimir-Perier freiwillig und zur allgemeinen Ueberraschung seine Würde nieder. — Welche Beziehungen bestehen zwischen diesen beiden Vorgängen? Anscheinend gar keine. Man hat sich seinerzeit und auch noch bei späteren Gelegenheiten vielfach den Kopf zerbrochen, um den Gründen auf die Spur zu kommen, die den Präsidenten zu jenem Schritte veranlasst haben, ohne jedoch irgend etwas Plausibles in Erfahrung zu bringen. Vielleicht ist das letzte Wort über diesen Gegenstand noch nicht gesprochen; vielleicht tritt der ganz unabhängige, steinreiche und sich jetzt von allem politischen Treiben sorgfältig zurückhaltende Casimir Perier eines Tages mit seinen Motiven hervor. Vorderhand muss man sich mit bloßen Vermuthungen begnügen, unter denen sich eine neue, den früheren an Wahrscheinlichkeit mindestens ebenbürtige, durch die Ereignisse der letzten Tage aufdrängt.

Die schon mehrfach gekennzeichnete alberne Sucht der Franzosen, namentlich der Pariser Reporter, alles aus „bester Quelle" wissen zu wollen, sich bei jeder Gelegenheit den Anschein zu verleihen, als sei man vorzüglich informiert, brachte es mit sich, dass gleich nach der greulichen, dem französischen Militärcodex zur Schande gereichenden „Hinrichtung" des Dreyfus das Gerücht auftauchte, der Verurtheilte habe in allerletzter Stunde, d. h. nach der Abweisung seiner Berufung und unmittelbar vor der Degradation das Geständnis abgelegt, er habe allerdings minderwertige Geheimschriftstücke ans Ausland geliefert, aber nur um dieses zu „ködern" und wichtigere Documente für Frankreich als Gegenleistung zu erhalten. Trotz aller Ableugnung seitens der Familienmitglieder des Verurtheilten hielt sich dieses gänzlich uncontrolierte Gerücht lange in den Pariser Blättern und auch jetzt taucht es wieder mit Beharrlichkeit auf. Am 6. Januar 1895 aber, also am Tage nach der Degradierung, brachte der relativ anständige „Figaro" aus der Feder eines Gelegenheitsberichterstatters namens Eugène Clisson eine Darstellung, die jenen angeblichen Geständnissen ein ganz anderes Gesicht verlieh. Der Hauptmann der Municipalgarde Lebrun-Renault, der Dreyfus am 5. Jänner aus dem Gefängnisse abgeholt und bis zum Augenblicke der Degradierung persönlich bewacht hatte, hatte Folgendes erzählt. Dreyfus habe ein Mal über das andere seine Unschuld beteuert und Lebrun-Renault darauf schließlich erwidert: „Nun, haben Sie denn niemals an Selbstmord gedacht?" — „Jawohl", hatte die Antwort gelautet, „aber nur am Tage meiner Verurtheilung; dann habe ich mir gesagt, dass ich dazu kein Recht habe, weil ich unschuldig bin. In drei Jahren wird meine Unschuld zutage treten." — „Sie sind also wirklich unschuldig?" fragte darauf der Wärter mit wachsendem Erstaunen. Und nun entspann sich ein längeres Zwiegespräch, in dem Dreyfus die ganze Geschichte mit dem Bordereau und mit den Schriftsachverständigen — die damals noch völlig unbekannt war — klarlegte, die bei dem Processe beobachtete Heimlichkeit aufs tiefste beklagte und nähere Angaben über Dinge machte, die ihm während der Verhandlungen zu Ohren gekommen waren. „Auge in Auge", so schloss er seine Erzählung und sah dabei dem Hauptmanne Renault frei ins Gesicht, „versichere ich Sie, dass ich völlig unschuldig bin." Und dieses „Geständnis", das einzige, das er je abgelegt hat, wiederholte er dann auf dem Hofe der Militärschule, als er rund um das von den Soldaten gebildete Viereck geführt wurde: „Je suis innocent, je le jure sur la tête de ma femme et de mes enfants!" Das waren die letzten Worte, die man von dem unseligen Manne hörte, und soweit gieng die Perfidie seiner Henker, dass sie jedesmal die Trommel rühren ließen, wenn er den Mund aufthat. Obige Erzählung aber erschien, wie gesagt, tags darauf mit allen Einzelnheiten im „Figaro", wurde jedoch vorerst wenig beachtet. Erst als sich die Revolverpresse des Gegenstandes bemächtigte und aus jenen klaren Darlegungen des Thatbestandes das erwähnte „Geständnis" zurechtdrechselte, spitzten auch die Herren Militärs, d. h. also die wahren und eigentlichen Mörder des Hauptmannes, die Ohren. Sie ließen den Hauptmann Renault kommen und forschten ihn aus. Dass sie ihn auch beeinflussten, steht fest, doch ist noch nicht genau bekannt geworden, in welcher Weise das geschah und wie weit die Leute in ihrer Scrupellosigkeit giengen. Gleich darauf erschien ein sogenanntes amtliches Dementi, worin gesagt ward, Hauptmann Renault habe keinerlei Mittheilungen über die letzten Augenblicke des Dreyfus an die Presse gelangen lassen und gleichzeitig erhielt Renault strengsten Befehl, allen etwaigen Ausforschungsversuchen unverbrüchlichstes Schweigen entgegenzusetzen, was er denn auch that. Jenes Dementi war wieder eins von der hier so beliebten Art: der Form nach untadelhaft richtig, aber, was den Kern der Sache anbetraf, zweideutig oder gar falsch. Die Sache hatte sich nämlich so zugetragen. Am 5. Januar war der erwähnte Berichterstatter Clisson aus Amerika zurückgekehrt. Er stürzte sich gleich in den Strudel des Pariser Lebens und gieng nach dem bekannten Tanzlocale „Moulin rouge", wo er zwei Bekannte traf. Diesen gesellte sich bald ein ihm unbekannter Herr zu, der recht erregt zu sein schien. Er offenbarte denn auch ohne Umschweife, er sei der Hauptmann Renault, der Dreyfus während dessen letzter Augenblicke zu bewachen gehabt habe. Dann erzählte er mit allen Einzelnheiten die Vorgänge, deren Zeuge er gewesen war, und besonders das oben kurz wiedergegebene Zwiegespräch mit dem sogenannten Verräther. Clisson horchte hoch auf, und als Renault sich verabschiedet hatte, fuhr er stracks nach der Redaction des „Figaro", mit dem er Verbindungen hatte. Dort erzählte er brühsiedewarm das eben Gehörte und ersuchte seinen Freund, den Reporter Cardane, um Aufnahme des belauschten Gespräches. Einer der Leiter des Blattes bat ihn jedoch, selbst zur Feder zu greifen, damit von der Wärme des Berichtes nichts verloren gehe. Das that Clisson und so entstand jener Bericht. Renault hatte also, streng genommen, keine Mittheilungen an die Presse gelangen lassen, aber er hatte in Gegenwart eines ihm unbekannten Dritten Dinge erzählt, die nach dem officiellen Programme geheim bleiben sollten.

Seinen militärischen Vorgesetzten gegenüber hat Renault zweifelsohne die nämliche Darstellung des Zusammenhanges gegeben und daraufhin den Befehl, fürderhin strengstes Schweigen zu beobachten, erhalten. Daraus ersieht man, wie unheimlich den militärischen Machthabern schon damals zumuthe war, wenn sie an die Möglichkeit von Enthüllungen in den Zeitungen dachten; das böse Gewissen ließ die Dunkelmänner nicht schlafen. Schon aber war die Geschichte durch die ganze Presse gegangen und hatte die widersprechendsten Auslegungen erfahren, und deshalb schien es den Leuten im Kriegsministerium und Generalstabe geboten, beizeiten vorzubeugen. Renault wurde also zum damaligen Ministerpräsidenten Charles Dupuy beschieden, dem er gleichfalls Bericht zu erstatten hatte, und in der Folge musste er sogar ins Elysée zu Casimir-Perier kommen. Welchen Einflüssen er an diesen beiden Stellen ausgesetzt worden ist, mag dahingestellt bleiben, aber Thatsache ist, dass der Präsident der französischen Republik Casimir-Perier nur wenige Tage nach jenem Besuche des Hauptmannes Renault vom Amte zurücktrat. — Um zu verstehen, dass ein innerer Zusammenhang zwischen jenen beiden Geschehnissen sehr wohl möglich ist, wolle man beachten, dass Casimir-Perier ein außerordentlich autoritärer, stolzer Mann ist, der sich in seiner Würde gar wohl gefiel. Dabei ist er aber ein zweifellos ehrenhafter Charakter, der nun und nimmermehr die kleinste Durchsteckerei und den geringsten Rechtsbruch geduldet hätte, so ihm dieselben zu Ohren gekommen wären. Sind vielleicht durch den Bericht des Hauptmannes Renault Zweifel an der Schuld des Dreyfus in ihm aufgestiegen? Hat ihm der Hauptmann vielleicht mitgetheilt, was ihm der Gefangene über die während der Processverhandlungen vorgekommenen zahllosen Rechtsbrüche und Vergewaltigungen seinerseits berichtet hatte? — Niemand vermag gegenwärtig darauf zu antworten, es sei denn Herr Casimir-Perier selbst. Soviel ist jedoch gewiss, dass der damalige Kriegsminister Mercier, als er erst von Dupuy und anderen Ministercollegen, dann vom Präsidenten der Republik aufgefordert wurde, Beweise der Schuld des Dreyfus vorzulegen, sich damit begnügte, auf das Bordereau hinzuweisen. Von der Vorlegung eines oder mehrerer Schriftstücke in allergeheimster Sitzung des Kriegsgerichtes und in Abwesenheit des Angeklagten und seines Vertheidigers hat er sich wohlweislich zu sprechen gehütet. Mit der ihm eigenen aalglatten Geschmeidigkeit und bodenlosen Verlogenheit schwindelte er sich jedesmal geschickt heraus, als diesbezügliche bestimmte Fragen an ihn gestellt wurden. Freilich wusste er nur zu gut, dass Casimir-Perier aus anderem, kernigerem Holze geschnitzt ist, und dass ein etwaiges Eingeständnis seines Rechtsbruches die sofortige Revision des Processes und seine eigene Entlassung zur Folge haben würde. Nach dem Rücktritte des vorigen, ehrenhaften Staatsoberhauptes haben sich die Fälscher und Rechtsbrecher allerdings weit weniger Zwang angethan.

Hieran anschließend, komme ich auf einen anderen ehemaligen Kriegsminister, auf Godefroy Cavaignac, zu sprechen. Dieser Mann betrat am 13. Jänner l. J. die Kammertribüne, um aus freien Stücken die verlogene Erklärung abzugeben, Dreyfus habe das mehrbesagte Geständnis in extremis abgelegt, das sei eine altbekannte Thatsache. Im Vorbeigehen sei nur bemerkt, dass nach der Aeußerung der ehrenwerten Herren Méline und Billot ein „Fall Dreyfus" gar nicht mehr existieren soll, und dass daher Cavaignac diesen Leuten keinen sonderlichen Dienst erwies, als er durch sein unmotiviertes Eingreifen in die Debatte jene Existenz von neuem feststellte. Als Antwort auf jene freche Erklärung schrieb Frau Dreyfus einen längeren Brief an den Altkriegsminister, worin sie die oben kurz resumierten Aussagen des Hauptmannes Renault nach dem „Figaro" in extenso anführte. Cavaignac jedoch erwiderte der Dame, er bleibe bei seiner Ansicht, denn in den Händen des Kriegsministers befänden sich die schriftlichen Beweise für jenes von Dreyfus abgelegte Geständnis.*) — Was soll man auf eine solche Dummheit oder Dreistigkeit — denn etwas anderes kann es nicht sein — wohl antworten? Wenn der jetzige Kriegsminister einen derartig schlagenden Beweis in Händen hätte, so würde er nicht bis zum heutigen Tage mit der Veröffentlichung desselben gewartet haben. Er, der im Jahre 1896 dem „Eclair" das Bordereau zur Publication übergab, in der — freilich trügerischen — Hoffnung, dadurch den Freunden des Dreyfus den berühmten „Keulenschlag" zu versetzen, er würde sich jetzt genieren, ein Schriftstück vorzuweisen, durch das der ferneren, für die regierenden Lügner

*) Obenstehende Abhandlung sollte grade abgehen, als mir ein zweiter Brief zu Gesicht kam, den Frau Lucy Dreyfus soeben an den Abgeordneten Cavaignac gerichtet hat und worin sie mehrere Zeugen namhaft macht, welche beschwören können, dass Hauptmann Lebrun-Renault keinerlei Geständnis von Dreyfus empfangen hat. Gleichzeitig beklagt sich die schwer geprüfte Frau darüber, dass ihr seit einiger Zeit auf Geheiß des Colonialministers Lebon nur noch Copien der Briefe ihres Mannes zugestellt werden, während die Originale im Ministerium verbleiben. Diese Grausamkeit ist echt französisch. Oder sollte sie diesmal einem bestimmten Zwecke dienen? Sollte es die Regierung an der Zeit gefunden haben, den Märtyrer der Teufelsinsel an „Altersschwäche" sterben zu lassen? — Wer weiß, ob man nicht längst einen Todten zu rehabilitieren sucht!

P.

und Fälscher so hochpeinlichen und gefährlichen Campagne aller Boden entzogen werden würde? Möglich ist es, dass sein Vorgänger Mercier oder einer der anderen Henker des Dreyfus den Hauptmann Renault gezwungen hat, schriftlich ein falsches Zeugnis betreffs der sogenannten Geständnisse abzulegen; wenn man aber auch nach allem, was man in dieser Angelegenheit über die Ehrenhaftigkeit französischer Officiere erfahren hat, zu einem solchen Schlusse quasi berechtigt ist, so muss man sich andererseits doch hüten, irgend etwas bestimmt zu behaupten, was vorläufig nicht bewiesen werden kann. Bis auf weiteres muss man also annehmen, Billot habe nichts in Händen, was jene angeblichen Geständnisse auch nur als annähernd wahrscheinlich hinzustellen vermöchte. Darauf deutete auch die zweideutige Haltung des Kriegsministers und seines würdigen Collegen Méline während eben jener Kammersitzung hin, in der Cavaignac seine Behauptung vorbrachte: keiner von beiden bestritt die Aussagen Cavaignacs und keiner bestätigte sie, sodass die Minister, wie immer sich die Dinge in Zukunft gestalten mögen, eine Hinterthür offen haben. — Die Verlogenheit Cavaignacs wird aber noch anderweitig bewiesen. Vor einem Monat ungefähr sagte dieser Biedermann zu einem anderen Abgeordneten, er sei felsenfest von der Schuld des Dreyfus überzeugt. Natürlich, erwiderte der andere, Sie haben ja als Minister die betreffenden Geheimacten einsehen können. Nicht im entferntesten, beeilte sich der puritanisch strenge Cavaignac einzuwerfen, ich hätte mir Gewissensbisse gemacht, selbst als Minister die acht Siegel zu erbrechen, die das Actenbündel verschließen. Ein ehrenhafter Verleumder, fürwahr! Woher also weiß Herr Cavaignac, was sich hinter jenen acht Siegeln befindet? Hat er seine Zuflucht etwa zu den Röntgenstrahlen genommen? Woher weiß er im besondern, dass der Kriegsminister ein auf das „Geständnis" bezügliches Stück in Händen habe? Hat er etwa nach seinem Rücktritte vom Amte mehr Einsicht in die Acten bekommen als während seiner Ministerschaft? Der gegenwärtige Kriegsminister, der uns schon so manche Ueberraschung hat zutheil werden lassen, wäre allerdings wohl fähig, seinen Amtsvorgänger nachträglich in Dinge einzuweihen, die „im Interesse der Landesvertheidigung" — lies: im Interesse der militärisch-clericalen Clique — unter allen Umständen geheim bleiben sollen. — Gegen jenes angebliche Geständnis spricht ferner eine Fülle von Thatsachen, unter denen ich nur die wiederholten mündlichen und zu Protokoll gegebenen Ableugnungen erwähnen will, die Dreyfus während der ganzen Dauer der Procedur und dann nach Beendigung des Verfahrens laut werden ließ, sowie den in die Oeffentlichkeit gedrungenen Brief, den er ganz zuletzt, d. h. am Tage vor seiner Degradation, an den Kriegsminister schrieb und worin er ihn beschwor, das Suchen nach dem wirklichen Schuldigen fortzusetzen; er selbst sei unschuldig, das werde sich in drei Jahren offenbaren. — Auf diese Frist von drei Jahren hat sowohl Dreyfus selbst, wie auch seine Familie in der Folge noch mehrfach angespielt, so dass man sich fragen muss, was sie wohl zu der Fixierung gerade dieses Termines veranlasst haben kann. Noch wunderbarer ist es aber, dass thatsächlich jetzt, genau drei Jahre nach der Verurtheilung, jeder Unbefangene von dieser Unschuld durchdrungen ist, die nur noch von der blöden, unwissenden und chauvinistischen Masse und von denjenigen geleugnet wird, die den ganzen Scandal angezettelt haben.

Will man nicht annehmen, dieses Eintreffen der Vorhersagung sei reiner Zufall, so ist man genöthigt, es mit dem heute erfolgenden Ausscheiden des Generals Saussier, des bisherigen Generalissimus sämmtlicher französischen Armeen und Gouverneurs von Paris, aus dem Heere in Verbindung zu bringen. Saussier ist denn auch in der That der Mann gewesen, der in seiner Eigenschaft als oberster Gerichtsherr der in Paris garnisonierenden Truppen die Untersuchungsführenden in der Affaire Esterhazy zu bestellen und zu instruieren hatte. Wie aber die Herren de Pellieux und Ravary diese sogenannte Untersuchung geleitet haben, ist bekannt: sie haben den Walsin-Esterhazy, der nicht einmal wert ist, die durch die Vorgänge der letzten Jahre doch schon gerade genügend discreditierte französische Uniform zu tragen, geflissentlich von aller Schuld rein gewaschen, dagegen alle Belastungszeugen, in erster Linie den Oberstlieutenant Picquart und die Gräfin de Boulancy, angeklagt, verleumdet und um ihre elementarsten Rechte als Bürger betrogen. Das hätten die Genannten nun und nimmer gewagt, wäre es ihnen nicht von oben herab, d. h. von ihrem unmittelbaren Vorgesetzten Saussier, direct befohlen worden. Saussier galt ferner mit Recht als der Hort der katholischen Orthodoxie im französischen Heere; er ist ein Jesuit ersten Ranges und dazu ein Streber und Cliquenmensch übelster Sorte. Diese Angaben bilden freilich nur Wahrscheinlichkeitsgründe, aber das Zusammentreffen des jetzt erfolgten Rücktrittes Saussiers mit den Vorhersagungen des Dreyfus macht jene Muthmaßungen doch ziemlich glaubwürdig.

Leider muss ich es mir versagen, den Process Esterhazy und dessen Folgeerscheinungen hier einer Analyse zu unterziehen. Die bloße Darstellung der wichtigsten Thatsachen würde ganze Nummern der „Zeit" füllen. Ich will mich daher darauf beschränken, einige Punkte hervorzuheben, in denen die im französischen Officierscorps und namentlich in den oberen Commandostellen herrschende mala fides besonders deutlich zum Ausdrucke gelangt.

Während man von militärisch-clericaler Seite — es kann nicht dringend genug darauf hingewiesen werden, dass der ganze Dreyfus-Esterhazy-Picquart-Scandal ein von den Antisemiten und Clericalen absichtlich angezetteltes Complot ist, das den allgemeinen Zwecken der Jesuiten und den besonderen Plänen der französischen Clericalen und Monarchisten dienen soll — während man also von hoher militärischer Seite das Menschenmögliche that, um einen hervorragenden und äußerst tüchtigen Officier, den Oberstlieutenant Picquart*), in den Schmutz zu ziehen und als einen Pflichtvergessenen hinzustellen, beschuldigte man andererseits die gegnerische Presse und den Senator Scheurer-Kestner, sie seien die „Desorganisatoren des Heeres". Dabei wusste man sehr genau, dass nichts so geeignet ist, jemand bei der großen Masse des französischen Volkes in Verruf zu bringen, wie der Vorwurf des mangelnden Patriotismus und der Feindschaft gegenüber dem Heere. Diese Taktik war also ebenso geschickt wie perfid. Und sie wurde nicht nur in den Blättern der Jesuiten, Antisemiten und Kriegsministeriellen durchgeführt, sondern auch während des Scheinprocesses gegen den Mann, von dem sämmtliche maßgebenden Personen, einschließlich seiner Richter und der amtierenden Minister, wissen und wussten, dass er ein Fälscher und Landesverräther ist. Kurz vor dem Processe Esterhazy machte sich eine Strömung in der Oeffentlichkeit geltend, welche eine Verhandlung bei offenen Thüren verlangte und mit Recht darauf hinwies, dass es sich diesmal sicherlich nicht um Geheimnisse der Landesvertheidigung, sondern um eine Fälschung handle. Der Senator und ehemalige Justizminister Trarieux, ein Mann von untadelhaftem Rufe, schrieb einen darauf abzielenden Brief an den Kriegsminister Billot, den er wegen der Parlamentsferien nicht interpellieren konnte, und der Abgeordnete und Angehörige der Armeecommission Josef Reinach folgte seinem Beispiele. Da schmunzelte der ehrenwerte Kriegsminister, denn er hatte längst die Absicht gefasst, die Thüren des Gerichtssaales während eines kleinen Theiles der Verhandlungen aufzuthun. That er dies jetzt, so musste das wie ein freundliches, von gutem Willen zeugendes Nachgeben gegenüber der öffentlichen Meinung aussehen, und in der That ließen sich anfangs naive Leute durch diese Hinterlist dupieren. Hinterlist, sage ich, und mit Fug. Denn ist das völlige „huis-clos", wie es bei Dreyfus beobachtet wurde, schon verwerflich genug, so ist das partielle „huis-clos", wie man gleich sehen wird, noch bei weitem abscheulicher. Man ließ nämlich die Berichterstatter in den Saal, sorgte aber, der „Stimmung" halber, dafür, dass sich das Publicum zu neun Zehnteln aus Vertretern der kriegsministeriellen Revolverpresse zusammensetze, die dann die so wichtige Function der Hurrahcanaille zu übernehmen hatten und mit anerkennenswertem Eifer auch thatsächlich übernahmen. In dieser öffentlichen Sitzung wurde die sogenannte Anklageschrift gegen Esterhazy verlesen, die aber nichts mehr und nichts weniger als eine geflissentliche Glorificierung dieses unsauberen Patrons und eine Verdammung des Hauptzeugen Picquart war. Weiterhin verhörte man eine Anzahl von Zeugen. So namentlich den Ankläger Mathieu Dreyfus, der von Tézenas, dem Vertheidiger Esterhazys, in schamlosester Weise verdächtigt wurde, und Scheurer-Kestner, den möglichst lächerlich zu machen der Gerichtsvorsitzende, General Luxer, selbst übernahm. Dagegen befleißigten sich die ehrenwerten Gerichtsmitglieder der ausgesuchtesten Höflichkeit gegenüber der als Entlastungszeugin auftretenden Pays, einer notorischen Straßendirne, die Esterhazy, seiner Gewogenheit getreu, in einem der verrufensten Locale von Montmartre, im „Café du Rat mort", aufgelesen und zu seiner Maitresse gemacht hatte. Als diese Person die an sie gerichtete herkömmliche Frage des Präsidenten, ob sie in „keinem Dienstverhältnisse" zu dem Angeklagten stehe, mit „nein" beantwortete, gieng aber doch ein leises Kichern durch den Saal. Nachdem man dieserart den Angeklagten im vorhinein reingewaschen und die Zeugen angeklagt hatte, schloss man die Thüren hermetisch, so dass die seitens der Belastungszeugen vorgebrachten Schuldbeweise, wie auch die Selbstvertheidigung des „angeklagten Zeugen" Picquart, von der Außenwelt ungehört, innerhalb der vier Wände des Gerichtssaales verhallten. Das nennt man hierzulande Gerechtigkeit. Ich möchte wissen, was man dann unter Rechtsbruch und Willkür versteht? — Während Major Ravary, der sogenannte Untersuchungsführende, in seinem Berichte dem Oberstlieutenant — also einem Vorgesetzten! — Picquart ein Verbrechen daraus macht, dass er, als er noch Chef des Nachrichtendienstes im Kriegsministerium war, dem Esterhazy hatte nachspionieren, dessen Correspondenz abfangen und bei ihm Hausdurchsuchung halten lassen, lässt die Untersuchungsbehörde selbst auf Saussiers Befehl bei Picquart, der noch dazu abwesend war, einbrechen und haussuchen. Das nennt man hierzulande gleiches Maß für Alle. Ich möchte wissen, was man dann unter Ungleichheit und Bevorzugung versteht? Wie sollte Picquart in seiner bezeichneten Eigenschaft auf die Schliche des Esterhazy kommen, wenn es ihm nicht gestattet gewesen wäre, denselben beobachten und behaussuchen zu lassen? Und ist es dem ehrenwerten Berichterstatter vielleicht unbekannt, dass alles, was Picquart, der Vielgeschmähte, in dieser Richtung that, mit Wissen und Willen seiner directen Vorgesetzten geschah? Das berühmte „Dossier Picquart", das sich gegen

*) Er wurde schon mit 26 Jahren zum Hauptmann, mit 34 zum Major, mit 42 zum Oberstlieutenant befördert und ist der Jüngste seiner Charge in der Infanterie.

Esterhazy richtet, ist einfach ein „Dossier Billot", beziehentlich ein „Dossier Gonse" (Name des Subchefs des Generalstabes), und wenn diese beiden Herren nun so thun, als hätten sie von den „Faits et gestes" ihres Untergebenen nichts gewusst, so „verschleiern sie die Wahrheit", um mit Herrn d'Ormescheville zu reden.

Wie man überhaupt gerade gegen diesen gefährlichsten und unbequemsten Zeugen Picquart verfahren ist, verdient doch in etwas nähere Beleuchtung gerückt zu werden. Erst beauftragt man ihn — im Jahre 1895 — mit einer geheimen Untersuchung wider „Unbekannt", d. h. gegen einen noch unbekannten Verräther im Heere. Schon dies beweist, nebenbei bemerkt, dass Dreyfus nicht der gesuchte Verräther gewesen ist, da auch nach seiner Verschickung die „Fuites" im Ministerium fortbestanden. Als sich dann durch Picquarts eifriges Nachforschen herausstellt, dass „Herr Unbekannt" niemand anderer ist, als der verlumpte, verschuldete, aber in gar manches Geheimnis eingeweihte Major Esterhazy, da winkt man energisch ab. General Gonse, der unmittelbare Vorgesetzte Picquarts, lässt sich zwar von der Richtigkeit der entdeckten Spur überzeugen und drückt diese Ansicht dann auch mehrfach mündlich und schriftlich gegenüber Picquart aus. Sowie aber der Erzjesuit Boisdeffre, der sich ganz in den Händen seines Beichtvaters, des Jesuitenpaters du Lac, befindet, davon erfährt, wird der pflichteifrige Officier aus dem Generalstabe entfernt und „in besonderer Mission" nach der Ostgrenze geschickt. Von dort aus correspondiert er eifrig mit Gonse, der noch immer seine Meinung hinsichtlich der Unschuld des Dreyfus und der Schuld des Esterhazy theilt. Erst als Castelin im November 1896 in der Kammer über „die Umtriebe einer geheimen Gesellschaft zur Rehabilitierung des Dreyfus" interpelliert, erfasst den tapferen Kriegsminister eine furchtbare Angst: er schickt Picquart auf der Stelle nach Tunesien, ohne ihm auch nur eine vorübergehende Rückkehr nach Paris auf der Durchreise zu gestatten. Etwas später beabsichtigte man sogar, den Oberstlieutenant in einer „ganz besonders ehrenvollen Mission" gegen die Tuareg in die Sahara zu schicken, bei welcher Gelegenheit er sicher ums Leben gekommen wäre, und nur aus rein äußerlichen Gründen wurde aus diesem menschenfreundlichen Plane nichts. Endlich, als Scheurer-Kestner und andere für Recht und Gerechtigkeit eintretende Männer eine Rückkehr Picquarts nach Paris verlangen, damit er über den Dreyfus-Handel vernommen werden könne, lässt man den Mann unter Zittern und Zagen kommen; aber zwei Tage vor seiner Ankunft bricht man unter dem lächerlichen Vorwande, nach geschmuggelten Zündhölzern suchen zu müssen, bei ihm ein und beschlagnahmt allerlei Papiere. Als ob man nicht ebenso gut die gerichtlichen Siegel an die Wohnung hätte legen und das Eintreffen des Inhabers hätte abwarten können! Ja, nochmehr. Das französische Gesetz verbietet ausdrücklich eine Haussuchung in Abwesenheit des Wohnungsinhabers, es sei denn, dieser befinde sich auf der Flucht oder sein Aufenthaltsort sei nicht zu ermitteln. Der Rest ist Schweigen: von den zahlreichen Vernehmungen, Confrontationen, Aussagen über die beschlagnahmten und nicht beschlagnahmten Papiere erfährt man nichts. Als der Oberstlieutenant dann schließlich vor Gericht erscheint und von den ihm geschriebenen Briefen des Generals Gonse spricht, fragt ihn der Vorsitzende, General Luxer, scheinbar ganz treuherzig: „Eh bien, ces lettres, les avez-vous encore?" — „Natürlich", erwiderte der Zeuge, „hier sind sie." Und damit legt er die hochwichtigen Documente, aus denen die Unschuld des Dreyfus mittelbar hervorgeht, auf den Tisch. Die Dinger an sich reißen und sie in die eigene Tasche prakticieren, war für den im Escamotieren gewiss schon vorgeübten General das Werk eines Augenblicks. — Wenn man den Oberstlieutenant nunmehr wieder fragen sollte, ob er die Briefe noch hat, wird er zu seiner Beschämung gestehen müssen, dass er sich dieselben hat stehlen lassen! Kaum sind dann 24 Stunden nach dem Processe verlaufen, so wird Picquart auch schon auf dem Mont Valérien bei Paris interniert, wo man, in Voraussicht der kommenden Ereignisse, seit zwei Monaten ein besonderes Arrestzimmer für ihn bereit hielt. Ob er in der kurzen Zwischenzeit Gelegenheit gefunden hat, seine Beweise und Vermuthungen einem anderen, vielleicht seinem Freunde, dem Rechtsanwalt Leblois, mitzutheilen, steht noch dahin. Alle diese Dinge, die von manchen, selbst von deutschen Zeitungen in recht zahmer Weise als „Ungebürlichkeiten, Ordnungswidrigkeiten und Zuwiderhandlungen gegen bestehende Vorschriften" bezeichnet werden, stellen in ihrer Gesammtheit einen Rechts- oder vielmehr Rechtlosigkeitszustand dar, der ans Ungeheuerliche streift. Die Franzosen aber dürfen sich in Zukunft nicht wundern, wenn man von einer „Justice à la française" sprechen wird, wie man früher von einer „türkischen Justiz" gesprochen hat.

Ganz ähnlich trieb es die im Kriegsministerium hausende Fälscher- und Mördergesellschaft mit der bedauernswerten Cousine Esterhazys, mit Frau v. Boulancy. Man nahm ihr einen von Esterhazy an sie gerichteten, von ihm aber nicht anerkannten Brief, den sogenannten „Uhlanenbrief", ab und legte ihn unter Siegel, um ihn später einer fachmännischen Expertise zu unterwerfen; auf den Umschlag setzten Esterhazy, der Untersuchungsführende, General de Pellieux, und die Eigenthümerin, Frau v. Boulancy, ihre Namen. Das Gesetz bestimmt ausdrücklich, und außerdem war noch besonders unter den Genannten abgemacht worden, dass eine Eröffnung der Siegel nur im Beisein aller Betheiligten stattfinden dürfe. Was aber geschieht? Die Siegel werden eines Tages hinter dem Rücken der Dame erbrochen, der Brief wird herausgenommen und verschiedenen Experten vorgelegt, die alle — freilich unter Angabe der verrücktesten Gründe — auf eine Fälschung erkennen. Das nennt man hierzulande Achtung vor den bestehenden Gesetzen und Vorschriften. Wenn die Schriftzüge des betreffenden Briefes wirklich gefälscht worden sind, so ist dies nachträglich durch die Herren vom Generalstabe geschehen, die sich geflissentlich jeder Controle durch die Gegenpartei entzogen. Um dann der Perfidie die Krone aufzusetzen, richtet General Pellieux nach Schluss der Processkomödie auf Verlangen des „unter erschwerenden Umständen" freigesprochenen Esterhazy einen Brief an diesen, worin er ihn ermächtigt, alle diejenigen als Fälscher zu bezeichnen, welche es noch fürderhin wagen sollten, ihm jenen compromittierenden Brief zuzuschreiben. Das thut der Mensch natürlich auch, und Frau von Boulancy, die rechtmäßige Eigenthümerin des Briefes, die nicht einmal als Zeugin vor das Kriegsgericht geladen worden war, steht als Fälscherin da. Dies diene gleichzeitig als Illustration zu der vielgerühmten französischen „Courtoisie" und „Achtung vor dem weiblichen Geschlechte".

Alles hier Angeführte stellt nur einen kleinen Bruchtheil der schier unzähligen, in dieser sich durch mehr als drei Jahre hinziehenden Doppelaffaire vorgekommenen groben Rechtsbrüche, Fälschungen und kriegsministeriellen Betrügereien dar. Würdig wie diese „Justiz" ist auch der Justizminister. Er heißt augenblicklich Milliard und ist seines Zeichens Senator, d. h. eine an seinen Collegen vom Kriege angehängte Null; er verzehnfacht also die Bedeutung desselben. Seit acht Tagen ist der Bericht Ravary über die Affaire Esterhazy veröffentlicht; seit acht Tagen weiß jedes Kind, dass in diesem Berichte das formelle, von amtlicher Seite ergangene Zugeständnis enthalten ist, dass Dreyfus vor mehr als drei Jahren nicht auf das bekannte Bordeau hin, sondern weit mehr auf Grund eines oder mehrerer geheimer Actenstücke verurtheilt wurde, die widerrechtlicherweise durch den Kriegsminister Mercier hinter dem Rücken des Angeklagten und seines Vertheidigers den Richtern unterbreitet wurden; seit acht Tagen weiß der Justizminister Milliard also, dass in jenem Processe eine flagrante Rechtsbeugung, eine Infamie schlimmster Sorte, ein Justizmord, nein, ein gewollter und kunstvoll vorbereiteter Mord sans phrase verübt worden ist; seit acht Tagen weiß er, dass die Mörder sich Mercier, du Paty de Clam, Boisdeffre, Gonse und Henry nennen, und er weiß, wo diese Menschen wohnen. Seit diesen acht Tagen hält sich der Justizminister Milliard mäuschenstill, anstatt seine Pflicht zu thun, d. h. eine sofortige Revision des Processes Dreyfus bei der Staatsanwaltschaft — nicht bei den durch und durch corrumpierten Militärgerichten! — zu beantragen und die genannten Mörder unter Anklage stellen zu lassen. — Justizminister Milliard macht sich demnach zum Mitschuldigen der Mörder des Dreyfus, wie Kriegsminister Billot und Ministerpräsident Méline sich durch ihre Parteinahme zu Mitschuldigen derselben gemacht haben.

So beschaffen sind die Männer, welche Frankreich regieren, und das Land, das sich noch immer einbildet, an der Spitze der Civilisation zu marschieren! Und solche Männer und ein solches Volk nehmen sich heraus, die europäische Cultur in Dahomey und Madagaskar zu verbreiten! Ist das nicht ein Hohn auf die europäische Gesittung?

Paris. Poller.

Die Rolle des Geldes in den Beziehungen der Geschlechter.

Fragment aus einer „Philosophie des Geldes".

Von Georg Simmel (Berlin).

(Fortsetzung statt Schluss.)

Der ganz personale, intim-individuelle Charakter, den die sexuelle Hingabe der Frau tragen soll, scheint nicht recht mit der früher betonten Thatsache übereinzustimmen, dass die bloß sinnliche Beziehung zwischen den Geschlechtern rein generellen Wesens sei, dass in ihr, als dem absolut Allgemeinen und uns sogar mit dem Thierreich Gemeinsamen, gerade alle Personalität und individuelle Innerlichkeit ausgelöscht wäre. Wenn die Männer so sehr geneigt sind, über die Frauen „im Plural" zu sprechen, über sie in Bausch und Bogen und alle gleichsam in einen Topf werfend zu urtheilen, so ist allerdings einer der Gründe dafür sicherlich auch der, dass dasjenige, was insbesondere die Männer von roherer Sinnlichkeit an den Frauen interessiert, eben dasselbe bei der Prinzessin wie bei der Schneiderin ist. So scheint es ausgeschlossen, gerade in dieser Function einen eigentlichen Persönlichkeitswert zu finden; alle anderen von ähnlicher Allgemeinheit: Essen und Trinken, die regulären physiologischen, ja psychologischen Thätigkeiten, der Trieb der Selbsterhaltung und die typisch-logischen Functionen — werden niemals mit der Persönlichkeit als solcher in solidarische Verbindung gesetzt, niemals empfindet man, dass jemand gerade in der Ausübung oder Darbietung dessen, was ihm mit allen anderen ununterscheidbar gemeinsam ist, sein Innerstes, Wesentliches, Umfassendstes äußere oder fortgebe. Dennoch liegt bei der geschlechtlichen Hin-

gabe der Frau diese Anomalie unleugbar vor: dieser ganz generelle, für alle Schichten des Menschlichen gleichmäßige Act wird thatsächlich — wenigstens für die Frau — zugleich als ein allerpersönlichster, ihr Innerliches einschließender empfunden. Dies kann verständlich werden, wenn man sich der Meinung anschließt, dass die Frauen überhaupt noch tiefer in den Gattungstypus eingesenkt sind als die Männer, von denen sich der Einzelne differenzierter und individualisierter aus jenem heraushebt. Daraus würde zunächst folgen, dass bei der Frau das Gattungsmäßige und das Persönliche eher zusammenfallen kann. Hängen die Frauen wirklich noch enger und tiefer als der Mann mit dem dunkeln Urgrund der Natur zusammen, so wurzelt ihr Wesentlichstes und Persönlichstes eben auch noch kräftiger in jenen natürlichsten, allgemeinsten, die Einheit der Art garantierenden Functionen. Und es folgt weiter, dass jene Einheitlichkeit des weiblichen Geschlechts, die das, was allen gemeinsam ist, weniger scharf von dem, was jede für sich ist, unterscheidet — dass diese sich in der größeren Einheitlichkeit des Wesens jeder einzelnen Frau für sich spiegeln muss. Die Erfahrung scheint zu bestätigen, dass die einzelnen Kräfte, Qualitäten, Impulse der Frau psychologisch unmittelbarer und enger zusammenhängen, als beim Manne, dessen Wesensseiten selbständiger ausgebildet sind, so dass Entwickelung und Schicksal jeder einzelnen von dem jeder anderen relativ unabhängig sind. Das Wesen der Frau aber steht — so kann man wenigstens die allgemeine Meinung über sie zusammenfassen — viel mehr unter dem Zeichen des Alles oder Nichts, ihre Neigungen und Bethätigungen stehen in engeren Associationen, und es gelingt leichter bei ihnen als bei Männern, die Gesammtheit des Wesens mit allen seinen Gefühlen, Wallungen, Gedanken von *einem* Punkte aus aufzuregen. Wenn sich dies so verhält, so liegt eine gewisse Berechtigung in der Voraussetzung, dass die Frau mit dieser einen centralen Function, mit der Hingabe dieses einen Theiles ihres Ich, wirklich ihre ganze Person vollständiger und unreservierter dahingegeben habe, als der differenziertere Mann es bei der gleichen Gelegenheit thut. Schon auf harmloseren Stufen des Verhältnisses zwischen Mann und Frau macht sich dieser Unterschied seiner Bedeutung für beide geltend; sogar Naturvölker normieren die Bußen, welche der Bräutigam beziehungsweise die Braut bei einseitiger Aufhebung des Verlöbnisses zu zahlen haben, für beide verschieden, und zwar so, dass z. B. bei den Bakaks diese fünf Gulden, jener aber zehn zu zahlen hat, bei den Bewohnern von Bengkulen der contractbrüchige Bräutigam vierzig, die Braut nur zehn Gulden. Die Bedeutung und die Folgen, welche die Gesellschaft an die sinnliche Beziehung zwischen Mann und Weib knüpft, stehen dementsprechend auch unter der Voraussetzung, dass die Frau ihr ganzes Ich, mit der Gesammtheit seiner Werte, jener dagegen nur einen Theil seiner Persönlichkeit in den Tausch gegeben habe. Sie spricht deshalb einem Mädchen, das sich einmal vergangen hat, die „Ehre“ schlechthin ab, sie verurtheilt den Ehebruch der Frau viel härter als den des Mannes, von dem man annimmt, dass sich eine gelegentliche rein sinnliche Extravaganz noch mit der Treue gegen seine Frau in allem Innerlichen und Wesentlichen wenigstens vertragen *könne*, sie declassiert die Prostituierte ganz unrettbar, während der schlimmste Wüstling sich noch immer gleichsam an den übrigen Seiten seiner Persönlichkeit aus dem Sumpfe herausziehen und jegliche sociale Stellung wiedergewinnen kann. In den rein sinnlichen Act also, um den es sich bei der Prostitution handelt, setzt der Mann nur ein Minimum seines Ich, die Frau aber ein Maximum ein — freilich nicht in dem einzelnen Fall, wohl aber in allen Fällen zusammengenommen; ein Verhältnis, aus dem sowohl das Zuhälterthum wie die als häufig angegebenen Fälle der lesbischen Liebe unter den Prostituierten verständlich werden: weil die Prostituierte aus ihren Beziehungen zu Männern, in welche diese niemals als wirkliche und ganze Menschen eintreten, eine fürchterliche Leere und Unbefriedigtheit davontragen muss, sucht sie eine Ergänzung durch jene Verhältnisse, an denen doch wenigstens noch einige sonstige Seiten des Menschen betheiligt sind. Weder der Gedanke also, dass der Geschlechtsact etwas Generelles und Unpersönliches wäre, noch die Thatsache, dass der Mann an demselben, äußerlich betrachtet, ebenso betheiligt ist wie die Frau, kann das behauptete Verhältnis umstoßen: dass der Einsatz der Frau ein unendlich persönlicherer, wesentlicherer, das Ich umfassenderer ist, als der des Mannes, und dass das Geldäquivalent dafür also das denkbar Ungeeignetste und Unangemessenste ist, dessen Geben und Annehmen die tiefste Herabdrückung der Persönlichkeit der Frau bedeutet. — Das Entwürdigende der Prostitution für die Frau liegt an und für sich noch nicht in ihrem polyandrischen Charakter, noch nicht darin, dass sie sich vielen Männern hingibt; eigentliche Polyandrie verschafft sogar der Frau oft ein entschiedenes Uebergewicht, z. B. bei der relativ hochstehenden Gruppe der Nairs in Indien. Allein das hier Wesentliche ist nicht, dass die Prostitution Polyandrie, sondern dass sie Polygynie bedeutet. Diese eben setzt allenthalben den Eigenwert der Frau unvergleichlich herab; sie verliert den Seltenheitswert. Aeußerlich angesehen, vereinigt die Prostitution ja polyandrische mit polygynischen Verhältnissen. Allein der Vorsprung, den allenthalben derjenige, der das Geld gibt, vor demjenigen hat, der die Ware gibt, bewirkt es, dass nur die letzteren, die dem *Manne* ein ungeheures Uebergewicht verleihen, der Prostitution den Charakter bestimmen. Auch in Verhältnissen, die mit Prostitution nicht das Geringste zu thun haben, pflegen Frauen es als peinlich und entwürdigend zu empfinden, Geld von ihren Liebhabern anzunehmen, während dieses Gefühl sich oft auf gegenständliche Geschenke nicht erstreckt; wogegen es ihnen selbst Vergnügen und Genugthuung ist, jenen ihrerseits Geld zu geben: man sagte von Marlborough, der Grund seiner Erfolge bei Frauen sei gewesen, dass er Geld von ihnen angenommen habe. Die eben hervorgehobene Ueberlegenheit dessen, der das Geld gibt, über den, der es nimmt, eine Ueberlegenheit, die sich im Falle der Prostitution zu dem fürchterlichsten socialen Abstand erweitert, bereitet in jenem umgekehrten Falle der Frau die Genugthuung, denjenigen von sich abhängig zu sehen, zu dem sie sonst aufzublicken gewohnt ist.

Nun aber begegnet uns die auffällige Thatsache, dass in vielen primitiveren Culturen die Prostitution gar nicht als entwürdigend oder declassierend empfunden wird. Es wird ebenso aus dem alten Asien berichtet, dass sich die Mädchen aller Classen prostituierten, um eine Aussteuer oder eine Darbringung an den Tempelschatz zu erwerben, wie wir jetzt von gewissen Negerstämmen dieselbe Sitte um des ersteren Zweckes willen hören. Die Mädchen, zu denen in diesem Falle oft auch die Fürstentöchter gehören, verlieren weder in der öffentlichen Achtung, noch wird ihr späteres eheliches Leben dadurch in irgend einer Weise präjudiciert. Dieser tiefe Unterschied gegen unsere Empfindungsweise bedeutet, dass die beiden Factoren: weibliche Sexualehre und Geld — in principiell verschiedenen Verhältnissen stehen müssen. Markiert sich die Stellung der Prostitution bei uns an dem unüberbrückbaren Abstand, der völligen Incommensurabilität zwischen jenen beiden Werten, so müssen dieselben in Verhältnissen, die eine ganz andere Ansicht von der Prostitution zeitigen, näher aneinander gerückt sein. Dies entspricht den Resultaten, zu denen die Entwickelung des Wehrgeldes, der Geldbuße für die Tödtung eines Menschen, geführt hat. Die steigende Wertung der Menschenseele und die sinkende Wertung des Geldes begegnen sich, um das Wehrgeld unmöglich zu machen. Ebenderselbe Culturprocess der Differenzierung, der dem Individuum eine besondere Betonung, eine relative Unvergleichbarkeit und Unaufwiegbarkeit verschafft, macht das Geld zum Maßstab und Aequivalent so entgegengesetzter Objecte, dass seine dadurch entstehende Indifferenz und Objectivität es zum Ausgleich personaler Werte immer ungeeigneter erscheinen lässt. Jene Unverhältnismäßigkeit zwischen Ware und Preis, die der Prostitution in unserer Cultur ihren Charakter gibt, besteht in niederen noch nicht im gleichen Maße. Wenn Reisende von sehr vielen rohen Stämmen berichten, dass die Frauen eine auffallende körperliche, oft auch geistige Aehnlichkeit mit den Männern zeigten, so fehlt ihnen eben jene Differenzierung, die der höher cultivierten Frau und ihrer Sexualehre selbst dann einen nicht mit Geld aufzuwiegenden Werte verleiht, wenn sie *im Vergleich* mit den Männern *desselben Kreises* als weniger differenziert und tiefer im Gattungstypus wurzelnd erscheint. Die Beurtheilung der Prostitution zeigt so genau dieselbe Entwickelung, die man an der Kirchenbuße und am Blutgeld beobachten kann: die Totalität des Menschen wie seine inneren Werte sind in primitiven Epochen relativ unindividuellen Charakters, das Geld dagegen wegen seiner Seltenheit und geringen Verwendung relativ individueller. Indem die Entwickelung beides auseinandertreibt, macht sie das Aufwiegen des einen durch das andere entweder unmöglich oder, wo es doch weiter besteht, wie in der Prostitution, führt es zu einer furchtbaren Herabdrückung des Persönlichkeitswertes.

(Schluss folgt.)

Die „Donaustadt“ und die Avenue Stefansplatz-Donau-Brücke.

Durch die ganze großstädtische Bevölkerung hindurch geht, sie in zwei äußerst ungleiche Hälften schneidend, die große Querlinie zwischen der Menge und der „gebildeten Gesellschaft“. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der letzteren, dass ihre Angehörigen, die künstlerischen, litterarischen und wissenschaftlichen, demnach gerade die distinguiertesten Kreise, sich den communalen Angelegenheiten gegenüber regelmäßig ganz gleichgiltig verhalten. Man kann das fast in allen Großstädten beobachten. In Wien wird diese Erscheinung gegenwärtig noch außerordentlich durch den Mann gefördert, welcher an der Spitze der communalen Verwaltung steht. Der schlaue, praktische, temperamentvolle Dr. Lueger ist ein Bürgermeister, dem manche wertvolle Begabung nicht abgesprochen werden kann; aber mit dem Bildungsinteresse hat er keine Fühlung, und für alle Fragen, die über den rüden politischen Kampf hinausgehen, besitzt er absolut kein Verständnis, zählt demnach selbst kaum zu den eigentlich Gebildeten. Denn nicht der Doctorhut, der handwerksmäßige Befähigungsnachweis für Abfassung von Satzschriften und Recepten, sondern einzig der innerliche Zusammenhang mit dem Bildungsinteresse macht den „Gebildeten“. Vieles Bedauerliche auf communalem Gebiete wäre ohne die Indifferenz der gebildeten Schichten geradezu unmöglich gewesen. Wir halten es darum gewiss nicht für gefehlt, wenn wir die Gelegenheit wahrnehmen und diesem Stammpublicum der „Zeit“ eine außerordentlich wichtige städtische Frage, deren Schicksal letzter Tage in unserem Rathssaale entschieden worden ist, darzulegen versuchen.

Die Affaire ist nur der heutigen Generation neu — sie selbst

hat schon das für eine dringende Frage sehr anständige Alter von 30 Jahren, sie hat schon eine Geschichte. Untersuchen wir dieselbe.

Im Herbste des Jahres 1870 war in der Bürgerschaft des friedfertigsten aller Bezirke Wiens, der Leopoldstadt, eine ganz stürmische Bewegung entstanden. Unter lebhaftester Theilnahme wurden eine Reihe von Versammlungen, jede folgende zahlreicher und stürmischer als die ihr vorangegangene, abgehalten und sie endeten mit einer ehrfurchtsvollen, aber in merito gegen die löbliche Donau-Regulierungs-Commission außerordentlich entschieden gehaltenen Petition an Se. Majestät. Die Eingabe wurde aufgelegt, von allen anständigen Bürgern unterfertigt, dem Kaiser überreicht und huldvoll entgegengenommen. Was hat nun die sonst so ruhigen Leopoldstädter gegen dieſ Behörde derart in Harnisch gebracht? Wir wollen den Klagepunkt, welcher im Wesen heute noch ungleich actueller ist als damals, hier dem Urtheile der Leser unterbreiten!

Dieser Donau-Regulierungscommission war bei ihrer Gründung, am Ende der Sechzigerjahre, eine doppelte Aufgabe gestellt worden. Die eine einfache, technische bestand darin, durch ein neues einheitliches Donaubett die stete Ueberschwemmungsgefahr für den ganzen II. und für einen Theil des III. und IX. Bezirkes zu beseitigen.

Diese Seite der Gesammtaufgabe hat sie vorzüglich gelöst. Mit der zweiten Aufgabe ist sie bis jetzt gescheitert. Die Donauregulierung hatte nämlich auch den weiteren, ja den Hauptzweck, Wien seine ursprüngliche und bis zum XV. Jahrhundert bestandene Position an der Donau wieder zurückzugeben, Wien wieder wirklich zu einer Stadt an der Donau zu machen. Das ganze Territorium des II. Bezirkes bildet nämlich nach durchgeführter Stromregulierung gleichsam ein großes Dreieck, dessen langgestreckte Basis durch den neuen Durchstich und dessen beide Seiten durch den gekrümmten Donaucanal gebildet werden. Von diesem Dreieck war eben nur der Raum am Scheitel durch die bisherige Leopoldstadt ausgefüllt. Das ganze andere Terrain, schon in seiner einen Hälfte, links von der Kronprinz-Rudolfstraße, ungefähr dreimal so groß wie die bisherige Leopoldstadt, sollte der Verbauung zugeführt, der leere Raum durch Straßen und Plätze ausgefüllt werden, die Donaustadt sollte erstehen. In der rechtsseitigen Hälfte, welche heute durch den Prater in seiner Gänze gebildet wird, plante man am Rande gegen die Donau eine Villenstadt; links sollte die Fabriksstadt Wiens, die eigentliche Donaustadt, sich erheben, Fabriken wie kleinere Gewerbetreibende sollten sich dort ansiedeln.

Man hoffte aus verschiedenen Gründen auf baldigen Erfolg. Als Preis des Baugrundes war zur Zeit von der Commission nicht mehr als ungefähr zehn Gulden für den Quadratklafter veranschlagt worden; die Industriellen könnten, so argumentierte man, die Arbeiter in den Orten jenseits der Donau, demnach außerhalb der Verzehrungssteuerlinie ansiedeln und hiedurch einen billigeren Arbeitslohn bezahlen. Die Commission rechnete weiter auf die Vortheile des Stromes als Anlockung für jene Industrien, deren Betrieb reiches Wasser erforderte, schließlich auf die unmittelbar benützbare Stromfracht. Auf diese Weise sollte die heutige, stete Ausdehnung Wiens gegen Westen von diesem weg nach dem Norden zur Donau abgelenkt werden.

Der Gedanke war richtig — wie aber war die Ausführung und wie der Erfolg?

Vor allem blieb die Hauptsache, der Erfolg, aus; und nach den Erfahrungen der nun verflossenen 30 Jahre musste er es auch. Die Herren der Commission hatten die Idee, dass sich „die Sache“ von selbst machen werde. Hiebei war ein ganz merkwürdiger Irrthum unterlaufen. Sie hatten das Aufblühen Pests vor Augen gehabt. Gewiss, Budapest ist ganz und gar eine „Donaustadt“. Die Hauptstadt Ungarns ist naturgemäß dort entstanden, wo nahezu in der Mitte der ungarischen Ebene die Donau, welche bis dahin gegen Osten geströmt, sich plötzlich und scharf gegen Süden wendet und fort in dieser Richtung verbleibt. Gegen diese charakteristische Kniebeuge nun strömt concentrisch, oberhalb und innerhalb, rechts wie links, der ganze Verkehr derselben, von allen Seiten zielen strahlenförmig alle Wege zu Land und zu Wasser auf diesen Punkt der Hauptwasserstraße des ganzen Landes. Pest hat darum einen großen Schiffahrtsverkehr, und dieser ließ in ganz natürlicher Folge die großartigen Quais, die ansehnlichen Gebäude, den Verkehr, das Geschäft erstehen, ließ Budapest groß werden. Wien aber hat diese Lage nicht. Unsere Stadt liegt wie eingesenkt in das enge Thor, das Wiener Becken, die einzige Stelle, an welcher die Gebirgsketten der Alpen und Karpathen durchbrochen sind. Weder von rechts noch von links gravitieren Wasserläufe und Wasserstraßen gegen das Ufer unserer „Donaustadt“. Dieser Erkenntnis verdanken ja die Canalprojecte: Oder-Elbe-March, Projecte, deren Verwirklichung und deren Wirkung gleicherweise noch zweifelhaft, ihre Entstehung! In Consequenz ist klar, dass, um die gewollte Sadtschöpfung erstehen zu lassen, werkthätig, und zwar auf eine besondere Weise hätte eingegriffen werden müssen.

Welcher Weg wäre nun zur Beförderung des Baues einer wirklichen Donaustadt einzuschlagen gewesen?

Vor allem ist die Entstehung eines solchen Stadttheiles durch die Schaffung von zahlreichen, möglichst directen und geraden Verkehrsstraßen mitten aus dem Centrum der alten in die neue Stadt bedingt. Nur die Linien solcher, sich unmittelbar an das belebte Innere der Stadt sich anschließenden neuen Straßen, werden sich mit Häusern bepflanzen. Nur in solchen wollen Leute wohnen, nur in solchen Straßen haben die Geschäftslocale einen Verkehrswert, und reizt deren voraussichtlich günstige Vermietung die Bauspeculation. Ganz anders dachten die Techniker, die Verfasser des Planes der Donaustadt. Eine Verbindung des Stadtcentrums, des „Inneren mit der Donaustadt“, war überhaupt keinem der Herren auch nur eingefallen. Es war ein nur kümmerlicher Ersatz, dass der Schottenring ursprünglich in der Linie der Maria Theresiastraße traciert war, so dass er seine Fortsetzung über die Augartenbrücke finden sollte. Denn dann musste auch diese Straße vor dem Augarten Halt machen, und von einer Durchschneidung desselben war keine Rede — ist wohl auch heute nicht ernstlich die Rede. Uebrigens waren wir selbst dieser spärlichen und ganz und gar zweifelhaften Aussicht auf eine vernünftige Straße an die Donau sofort verlustig gegangen. Das Kriegsministerium hatte darauf bestanden, gerade der Augartenbrücke gegenüber ein Ungethüm von einer Kaserne hinzustellen, und da zog es der Gemeinderath vor, der Verrückung des Schottenringes auf seine gegenwärtige Stelle zuzustimmen. Aber neben diesen Unterlassungen sind positive Dinge geschehen, die genau aussehen, als wenn man die bestimmte Absicht, den festen Vorsatz gehabt hätte, diese Donaustadt bei ihrer Geburt zu begraben. Grade an der einen Anfangslinie derselben, gegen das linke Ende der heutigen Kronprinz Rudolfsstraße, stand bereits der massige Complex des Nordbahnhofes; wenige Klafter weiter wurde jetzt ein neuer, großer, der Nordwestbahnhof projectiert, so dass inmitten dieser Bahnhofenge eben nur soviel Raum blieb, um die einzige Straße in die Donaustadt, welche von der Commission als eigentliche Verbindung mit der bewohnten Welt gedacht wird, sich hindurchbewegen kann. Und wie sieht diese Straße aus! Sie ist eine Satire auf jedes Princip des Städtebaus, sie ist das gerade Gegentheil einer einheitlichen, geraden, directen Verbindung, sie bewegt sich in allen möglichen Windungen, Wendungen und Richtungen, sie ist zusammengesetzt aus der Tabor-, Dresdener-, Marchfelder- und Stromstraße, von denen jede nach einer anderen Weltgegend ausschaut. Sie ist zu diesem Schlangenpfad gezwungen. Man hat nämlich die Donaustadt durch zwei mächtige ihre ganze Breite durchgehende Bahndämme, welche vom Bahnhofe der Nordbahn und der Nordwestbahn zu deren Brücken über die Donau führen, von der übrigen civilisierten Welt abgeschnitten. Zwischen diesen parallel laufenden Dämmen krümmt sich nun die Straße fort. Von den beiden Dämmen hat jener der Nordbahn einige Durchlässe, die ihr seinerzeit mit Mühe abgerungen worden sind. Der Damm der Nordwestbahn hat, da ihr Bahnhof, und das war besonders geistreich, im Straßenniveau liegt, gar keine Durchlässe, bis dorthin, wo die Brigittenau schon zu Ende ist, wo Füchse und Wölfe sich Gute Nacht sagen, bei der Leipzigerstraße. Die Absperrung ist vollständig, sie ist eine geradezu ideal gelungene.

Gegen diese ganz unvernünftige, zweckwidrige Gestaltung der neuen Schöpfung richtete sich nun jene zu Beginn dieses Artikels erwähnte Agitation der Leopoldstädter Wählerschaft. Das von ihr eingesetzte Comité verlangte erstens die Errichtung des neu zu erbauenden Nordwestbahnhofes am Ende der Brigittenau, damit dieser Bahndamm erst dort beginne und auf diese Weise eine unmittelbare bauliche Fortsetzung und Anknüpfung der halb verbauten Brigittenau, respective der Leopoldstadt an die neue Stadt ermöglicht würde. Sie verlangte weiters, dass die Nordbahn den Strom schon in einer kurzen Entfernung von ihrem Bahnhof übersetzte. Zweierlei wäre hiedurch erreicht worden. Vorerst wäre auch auf dieser Seite die unmittelbare bauliche Verbindung zwischen alter und neuer Stadt gewahrt geblieben. Zweitens hätte dann eine Brücke unmittelbar an dem Ende der Taborstraße ihren Platz finden können. Die Leopoldstadt unterlag vollständig. An die Situierung des Nordwestbahnhofes auf dem gewählten Terrain, dem ehemaligen „Universum“, war das Privatinteresse einflussreicher Leute, welche dasselbe und die angrenzenden Gründe gekauft hatten, geknüpft. Die Nordbahn hätte die Steigung zur Brücke — wie sie behauptete — auf so kurze Distanz nicht überwinden können und wäre genöthigt gewesen, ihren Bahnhof höher zu legen. Dieser mächtigen Verwaltung ein solches Opfer aufzuerlegen, schien der Regierung — es war jene Hohenwarts — eine lächerliche Anmaßung vonseiten der Bevölkerung. Alles Protestieren in Versammlungen blieb vergebens. Nicht nur wurden die Bauprojecte der Dämme von der Regierung genehmigt, sondern der Nordbahn ist gerade zu derselben Zeit sogar die Expropriation des großen, an den Bahnhof grenzenden Grundcomplexes, welcher dem Bürgerspitalsfonds der Gemeinde gehörte, bewilligt, und hiedurch ist die Absperrung am Anfange der Donaustadt durch den Bahnhofkörper noch vervollständigt worden. Die Zeit hat jenes Comité und seine Behauptung, dass unter solchen Umständen eine baldige Verbauung ganz unmöglich gemacht werde, in der traurigsten Weise gerechtfertigt. In der Motivierung zu einem der wiederholt gestellten Anträge, welche der Verfasser dieser Zeilen zum Zwecke einer rascheren Verbauung im Gemeinderathe eingebracht hat, war nachgewiesen, dass wenn das bisherige Tempo in derselben das gleiche bliebe, die Donaustadt nicht weniger als 300 Jahre auf sich werde warten lassen. Und diese Rechnung kann sich auch heute nach einem Decennium nicht wesentlich geändert haben. Steine, Sand und Gerölle bedecken noch jetzt die Flächen, auf denen die Ingenieure der Donau-Regulierungs-

commission die schönsten Straßen in prächtiger rother Farbe gezeichnet haben. In ihrer Verzweiflung hat schon vor zehn Jahren die Commission, eigentlich über ihre Vollmacht weit hinausgehend, selbst auf dem Karlsplatze einige große Häuser aufgebaut. Bis jetzt war alles vergebens, die Privatspeculation konnte nicht die geringste Lust haben, in einer Steinwüste zu bauen. — Dieser Zustand schleppt sich nun ein Vierteljahrhundert fort. Die wenigen Fabriken, welche am Rande der Dresdener- und Marchfeldstraße gebaut sind, machen die allgemeine Oede und Einsamkeit nur deutlicher und greifbarer.

Da geschah etwas ganz Merkwürdiges! Es meldet sich in puncto Donaustadt ein Mann zum Wort, der zum Unglück derselben kein berühmter Ingenieur, Architekt oder zum mindest ein Oberbaurath ist — nein, der Mann hat nur, was alle diese Herren bisher noch nicht gehabt, einen guten Einfall. Von altersher, noch aus der Zeit Kaiser Josefs, spukt eine phantastische Bauidee! Die Fortsetzung der Praterstraße gegen die Stadt trifft, wie jedermann wusste, in der Luftlinie auf den Stephansthurm! Umgekehrt reicht jetzt die Praterstraße durch ihre Fortsetzung, die Kronprinz Rudolfsstraße bis an die große Donaubrücke. Wie schade, sagten die „Techniker", dass man jetzt dieses alte phantastische Project nach oben, gegen den Stephansplatz zu, nicht ausführen kann! Ja, fragt dieser Nichttechniker, dieser Herr Riehl, der neue Projectant, ganz naiv: warum soll man das nicht ausführen können? Lächerlich, antwortet man ihm, diese phantastischen Kosten! Da hat Herr Riehl nun eben seinen famosen Einfall. Er zeichnet die zwei Striche für die neue Straße von dem oberen Theil der Praterstraße bis auf den Stefansplatz ein. Er stellt die Häuser, welche in die Area der neuen Straße fallen würden, auf, berechnet sachlich den Einlösungswert derselben einerseits — andererseits den Erlös der neugewonnenen Bauparzellen auf dieser prächtigsten aller Prachtstraßen der Welt. Und siehe da: dieses Project ist gar nicht phantastisch, es ist durchaus praktisch, es ist nicht nur durchführbar, es ist zugleich von allen „Ideen" zum Generalregulirungsplan die einzige wirkliche, weil nur sie allein der künftigen Entwickelung Wiens Rechnung trägt. Wie mit einem Schlage besitzen wir dann die bisher so schmerzlich vermisste große, breite, directe Straße mitten aus dem Herzen der Stadt bis zur großen Donau. Alle die anderen Bautechniker und Aesthetiker haben, einerlei, ob sie nach der Aspernbrücke oder nach einem anderen Punkte des Ringes ausschauen, immer nur an den Anfang der Straße, an den Stefansthurm gedacht und gehen von einem für die wirtschaftliche Entfaltung Wiens ganz gleichgiltigen Standpunkte aus. Wir behaupten aber, dass jenes gerade eben nur von Riehl vorgeschlagene Ende der Straße: an der Donau, das entscheidende Moment ist; dass die Zukunft mehr Bedeutung und mehr Recht besitzt als die Vergangenheit und der Stefansthurm, durch den sie repräsentiert ist. Diese Riehl'sche Avenue vereinigt zugleich mit der höchsten ökonomischen Zweckmäßigkeit auch die gelungenste architektonische Ausweitung und Entwickelung. Sie zwingt weiters durch ihren Charakter mächtige, wirksame Imponderabilien in den Dienst der Sache. Dieser Straßenzug kerzengerade direct vom Stefansplatz an die Donau, eine Straße, die mit einem Blicke zu durchmessen ist, würde den Strom dem Denkkreise unserer Wiener wieder näher bringen, ihn sozusagen wieder in Mode bringen. Wie der See, der Hafen immer die Basis der Seestadt, so muss ein großer Strom die der Stadt am Strome sein. Es war bei der Regulierung technisch unmöglich, die Donau näher hereinzuführen — Wien muss zu ihr hinausgeführt werden. Aber durch keinen anderen Straßenzug als durch diese Avenue wird die Häuserzeile vom Praterstern bis an die Donau fortgesetzt werden, nur durch sie allein würden Strom und Stadt vereinigt werden.

Nichtsdestoweniger waren bisher alle Versuche, dieses Project lebendig zu machen, es zu verwirklichen, vergeblich und verloren. In dem Momente, da wir diese Ausführungen über dasselbe schließen, wird der Avenue im Rathhause ein förmliches — wir wollen hoffen, nicht ewiges — Begräbnis bereitet. Wie es möglich gewesen, dass Wien über diese glänzende, geistreiche, wertvollste aller Stadtideen zur Tagesordnung übergehen konnte — das wollen wir zum ewigen Gedächtnisse für die Wiener einer späteren Generation in einem nächsten Artikel feststellen.

Siegmund Mayer.

Adalbert Stifter.

Zum dreißigsten Todestage des Dichters.

Diese Zeilen sollen keine Kritik sein, bloß schlichte Worte, wie sie aus dem Herzen träufeln, wenn wir uns eines lieben, edlen, aber längst von uns gegangenen Freundes entsinnen.

Ich will bloß erinnern! Ins Gedächtnis zurückrufen, was wir alle wissen!

Ich will erzählen, wie es mir ergieng, was ich fühlte, da ich, noch ein Kind — umstritten vom wirklichen Leben und vom Märchen — in des Dichters Heimat kam. Wie ich auf seinen Bergen, in den ernsten Forsten, an seinem schwarzen See von ihrem Zauber träumte, nach ihren Seelen mich sehnte, vor ihrer Größe bangte.

Adalbert Stifter haben Maßgebendere kritisch gewürdigt; um zu kritisieren liebe ich ihn auch zu sehr. Lassen Sie mich in diesen Tagen einen bescheidenen, aus Seelenblumen gewundenen Liebeskranz auf das winterliche Grab zu Linz legen.

* * *

Von allen österreichischen Provinzhauptstädten ist Linz, dem ersten Eindruck nach, die reizloseste. Bauernfeld mag aus seinem vielgeliebten Ischl gekommen sein, ein paar Stunden auf Anschluss warten haben müssen, als er sagte:

„Mit dem Cyankali hat's keine Eile,
Man kann auch sterben aus Langerweile,
In der Provinz,
Zum Beispiel in Linz!"

Ich hatte es vor Jahren an mir selbst erfahren: Linz ist für den Fremden die ehrwürdige Mutter der Langeweile; man hört sie dort förmlich Tropfen für Tropfen aus dem Boden sickern, sie liegt dort in der Luft. Die Straßen sind so kurz, und die Landhausuhr schlägt so laut! Man hörte sie immer und überall; wenn man auch eine Viertelstunde gegangen ist — in der 16. Minute steht man ja doch wieder unter ihrem eckigen Thurm und schaut auf das al fresco gemalte Traunsee-Zifferblatt hinauf!

Vom Bahnhof weg kommt man auf die fashionabelste Straße, auf die Landstraße. „Land—stra—ße!" wiederholt man langsam, es kommen Eindrücke, die Nerven wittern Futter — und die Vision ist da! ... Wir saugen scharfen Heuduft; von der Donau her schwankt hochbeladen der Mühlviertlerbote heran, es duftet nach jüngst gewebtem Leinen aus seinem Wagen, oben drauf ist Hopfen; von Süden kommt der Welser mit Obst und Getreide. Man fühlt Natur, riecht Acker, Wald, Wiese, Teich! Das ist wohl geträumt, aber doch liegt das so über der Straße, über der ganzen Stadt. Dass man etwas in sie hineinträumen kann, das ist das Schöne an ihr, sie hat nichts, was zum Aufgeben des eigenen Sinnes zwänge. Oft dachte ich nach, wo hier das flache Land aufhört? Wo eigentlich die „Stadt Linz" ist? Ist die Landstraße „Linz"? Oder — der Franz-Josephs-Platz? Oder die Promenade? Aber die Marktweiber! Die Straßen sind mittelbreit, sehr rein, von unsäglich schmalen Gehsteigen. Hin und wieder nimmt eine Auslage einen bescheidenen, verschämten Anlauf zum Großstädtischen. Man begegnet zumeist steifen, eckigen Menschen, manchem hübschen Bauernmädel, alle mit eigenthümlich kunstvoll gebundenen schwarzen Kopftüchern.

Damit bin ich auch bei einer der drei Linzer Merkwürdigkeiten! Ich erfuhr, dass auch anderen Leuten die drei Dinge aufgefallen sind: Die Mädchen mit den prunkvoll gebundenen Tüchern, dann eigenthümliche zweirädrige Karren mit halbkreisförmig nach aufwärts gebogenen Leitstangen (sie nennen sie „Tragatsch") und drittens: die Leute haben entsetzlich dicke Gebetbücher, die reinen Folianten! Nach den Innsbruckern müssen gleich die Linzer in Betreff der Frömmigkeit kommen!

Der Franz-Josephs-Platz ist ein majestätischer, in vollendeter Harmonie geschlossener Platz. Man freut sich, Schönes gefunden zu haben, und blickt sich näher um — und ist schmerzlich enttäuscht. Ein plumper, eckiger Kasten steht neben dem andern, alles aus der unkünstlerischesten Periode des Jahrhunderts. In der Mitte bohrt sich in schmerzhaften Krampfanfällen eine Denksäule in die Luft.

„1800 ist die Stadt niedergebrannt, und in der allgemeinen finanziellen Nothlage hat man halt g'schwind und billig 'baut!" sagt der Linzer.

Keine österreichische Provinzstadt ist also so arm an Kunst wie Linz. Man baut seit Jahrzehnten an einem großartigen gothischen Dom — es wird noch Jahrzehnte dauern, bis er vollendet sein wird.

Linz hat aber auch keine Künstler! Und die Stadt ist doch dazu geschaffen, in dem ganz jungen Menschen das tiefe, geheimnisvolle Sehnen nach dem Schönen, nach dem Großen zu erwecken. Es ist guter Boden hier, Keime zu pflegen. Als Stadt in der Landschaft hat Linz die Poesie der Natur und doch den lebhafteren geistigen Kreislauf; sie ist fruchtbar, kräftig, producierend. Die Ruhe, die über ihr liegt, führt zum Finden der eigenen Werte, die Berge mit den weiten Blicken spannen das Sehnen, den Ehrgeiz. Sie wirkt erziehend — bis man sich endlich gefunden hat, zum Stock und zum Ränzel greift, fortzugehen, die Kunst zu erobern. Den Weg zur Kunst scheinen aber nur wenige Linzer gegangen zu sein. Wenn man wenigstens in den Straßen, auf den Plätzen, in den öffentlichen Gärten sich umsieht, um nach den berühmten Söhnen der Stadt, in Erz oder Marmor verewigt, zu suchen — man findet keinen.

Vom Platz weg sind wir durch ein kurzes Gässchen gegangen und stehen am Donauufer; zu Bergen schweift der Blick hinüber. Die Wellen, das Rauschen und Ziehen des Wassers, die schwarzgrünen Waldberge des Mühlviertels sagen es nun, dass auch diese Stadt ihren Zauber hat. Sie ist mit einem unscheinbaren Menschen zu vergleichen, nicht im Aeußerlichen liegt ihre Schönheit, sie vermag nicht zu blenden, nicht einmal Behagen weckt sie. Dazu ist sie zu scheu, man muss in ihr leben! Gasse und Gässchen fängt dann zu erzählen an, sie werden munter und lebhaft, ein Raunen und Rauschen, das Behagen und der Friede gehen da Arm in Arm, an der Ecke kommt der Frohsinn dazu; man lacht und ist fröhlich, aus allem strömt Wärme — Leben. Und sie gibt und gibt, und man wird reich in ihr! Sie ist schön und festlich, wenn man ein Fest in sich hat!

In ihr lebte durch mehr als zwanzig Jahre ein kindlicher Dichter; ich bin nicht überzeugt davon, ob das alle Linzer wussten oder wissen!

Wir mussten alle lernen: Adalbert Stifter wurde am 23. October 1805 geboren; studierte Jus, aber auch Naturwissenschaften, und starb am 28. Jänner 1868 als Schulrath in Linz.

Wir haben ihn auch alle gelesen, nur ist es schon lange her, gleichzeitig mit Schiller, der uns aber viel besser gefiel, denn d e s s e n böhmische Wälder waren von ganz anderen Kerlen bevölkert, als jene Stifters.

Auch das Bild des Dichters kennt man! Es liegt nichts Charakteristisches darin, und doch vergisst man diese Züge nicht: Ein Herr in mittleren Jahren mit rundem, vollem Kopf, bartlos, nur wie etwa bei Wagner vom Ohr herunter einen Flaum, die Haare seitwärts schlicht gescheitelt; es liegt Schuberts Güte und Gemüthlichkeit in diesen Zügen. Aber die Augen und darüber eine schwindelnd hohe Stirne sind das Zwingende in dem Kopfe, unwillkürlich muss ich immer an den von ihm so geliebten schwarzen Waldsee und die dahinter aufsteigende Seewand denken.

Es mag unkritisch sein, von der Persönlichkeit eines Dichters auf seine Werke zu schließen, aber psychologisch ist es doch interessant und oft, oft vielsagend. Man erinnere sich an Grillparzers gramgefaltetes Antlitz; blickt es nicht aus allen seinen Werken? Man denke an Bauernfelds zusammengekniffene Spötterlippen, an seine eckigen Mundwinkel oder an Lenaus lohende Augen, die düstere Stirne! Ich nenne absichtlich nur Oesterreicher! Jeder Zug in Stifters Antlitz ist Ruhe und Festigkeit, licht und klar blicken die Augen voll innerer Zufriedenheit, Herzlichkeit und Güte, der Mund verräth keine Triebe, keine Leidenschaft. Diese Abklärung einer lebensfreudigen, wunschlosen Selbstzufriedenheit ist Widerspiegelung einer „schönen Seele“.

Diese Ruhe, Güte und Liebe seines Wesens liegt auch in und über seinen Werken. Stifter war niemals, auch nicht in der Jugend, Stürmer oder Dränger; himmelhoch jauchzende, zutode betrübte Werther-Stimmungen waren ihm fremd; obwohl eine durch und durch lyrische Natur, hatte er genug innere Kraft, sich nicht von seinen Empfindungen mitfortreißen zu lassen. Man würde ihn aber sehr verkennen, ihm deswegen Innerlichkeit, starkes Erleben abzusprechen; seine Seele war so fein, so keusch, dass sie alles mit sich ausmachte, es gieng nicht in die Nerven über, die äußerliche Ruhe und das gemüthliche Gleichgewicht wurden nicht davon beeinflusst. Er führte ein überzartes, feminines Gemüthsleben, Nebeltage machen ihn traurig, ein hartes Wort schmerzte ihn, aus Kummer über den Tod seines Hundes wurde er krank — und solcher Züge könnte man noch mehr anführen!

Nicht die Menschen stehen seinem Herzen am nächsten, sondern die Natur; Freud' und Leid verwob er in i h r e n Wandel. Das ist so von der Mondnacht seiner ersten Erzählung „Der Condor“ bis zum Gewittertosen im „Witiko“, die Handlungen und Schicksale der Gestalten sind immer verknüpft und umwoben mit Naturschauspielen; übrigens ein Shakespeare'scher Zug.

Wie er aber nicht etwa die großen, erschütternden Elementarkatastrophen benützt, so meidet er auch die grellen Leidenschaften als etwas Unedles; er sucht das Große im Kleinen. Die unmerklich, lautlos webenden Kräfte im All sind für ihn das Welterhaltende. In der Vorrede zu den „Bunten Steinen“ sagt er darüber: „Weil wir schon einmal von dem Großen und Kleinen reden, so will ich meine Ansichten darlegen, die wahrscheinlich von denen vieler anderer Menschen abweichen. Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen des Getreides, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte i ch für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich n i ch t für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind.“ — S o seine Naturanschauung, der er in allen seinen Werken treu bleibt. Das geringe Detail ist immer am glänzendsten, liebevollsten geschildert — die aufwühlenden, grandiosen Elementarereignisse sind bloß erzählt, gedämpft, nie wird ein Effect damit gewollt. Ist das nicht die Kunstanschauung Ostades, Adrian Brouwers, Jan Steens?

Auch seine Ethik spricht Stifter einmal ganz genau aus. „So wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechtes. Ein Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Streben, halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemüthes, furchtbar einherrollender Zorn, die Begier nach Rache, den entzündenden Geist, der Thätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört, und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind, wie Stürme, wie feuerspeiende Berge, Erdbeben.“

Viele Menschen stehen der N a t u r so wie Stifter gegenüber — diese L e b e n s w e i s h e i t aber zu theilen, heißt blut-, sinne-, temperamentlos sein! Und weil seine Gestalten darnach erschaffen sind, so fehlt ihnen das starke, impulsive Leben; sie sind alle „edle Charaktere“; wenn sie wirklich einmal fehlen, so kommt bald die Erkenntnis darüber, und sie bereuen und sühnen; sie sind alle innerlich so schön wie Raffael'sche Madonnen, und mit ihrer ungleichen Vertheilung von Gut und Böse sowohl, als auch in der auftretenden großen Zahl sind sie unwahr und unnatürlich. Die Nachtseiten der menschlichen Seele zu schildern, schien ihm eben nicht Aufgabe der Kunst zu sein, deshalb wird man auch nach tiefen Perspectiven oder socialen Hintergründen vergebens bei ihm suchen. An und für sich aber sind die Charaktere von psychologischer Richtigkeit, keine Schemen. Da er die Leidenschaft verneint, fehlt auch das Sexuelle völlig seinen Gestalten, Darwin und Häckel spuken noch nicht zwischen den Seiten. Dringt man nicht ganz in die zarten, überschönen Seelen ein, so erscheinen sie interesselos, wenig charakteristisch; Stifter wäre ein schlechter Dramatiker gewesen. Mann und Weib lieben sich bei ihm wie ätherische, geschlechtslose Engel, die nur ihre gegenseitige Schönheit anzieht. Ohne Leidenschaft, ohne Wallung ziehen sie Hand in Hand, immer voll „Ruhe und Einfalt“, fromme Lieder singend, in die — Ehe. Sie ist bei Stifter der heiligste Bund, den der Mensch überhaupt schließt, nirgends wird er angegriffen oder auch nur sein Glück angezweifelt.

Er hängt überhaupt am Ueberlieferten; er ist viel conservativer als Grillparzer, von Bauernfeld gar nicht zu sprechen! Stark im Glauben, treu der Krone und ihren Gesetzen. Als patriotische That überreicht er dem Kaiser seine Werke. In einem Briefe an Heckenast, seinen Verleger, schreibt er: „Meine Bücher sind nicht nur Dichtungen (als solche mögen sie von sehr vorübergehendem Werte sein), sondern als sittliche Offenbarungen, als mit strengem Ernste bewahrte menschliche Würde haben sie einen Wert, der bei unserer elenden, frivolen Literatur länger bleiben wird, als der poetische; in diesem Sinne sind sie eine Wohlthat der Zeit, sind sie ein patriotisches Werk, und in diesem Sinne kann sie der Kaiser in die Hand nehmen, als etwas, das mit schwachen Kräften, aber gutem Willen für die Menschheit gethan wird.“

Wenn die heute erscheinenden sogenannten patriotischen Bücher aus diesen Gefühlen heraus entständen, könnte man sie ausstehen!

Aehnlich wie Goethe mit der französischen Revolution, ergieng es Stifter mit dem Jahre 1848. Er kann es nicht fassen dass Leidenschaft zur Befreiung führen soll. Seinem abgeklärten Empfinden nach war die Freiheit sogar gefährdet. Nicht in der Alleingewalt, meint er, liegt sie, sondern in der Vertheilung; das Aufgehen für die constitutionelle Freiheit, die Nachrichten vom Ausbruch der Revolution, der täglichen Kämpfe, von der Beschießung Wiens stimmen ihn tief traurig. Zu dieser Zeit schreibt er: „Das Ideal der Freiheit ist auf lange Zeit vernichtet. Nur wer sittlich frei ist, kann es staatlich sein, und das kann nur e i n e Macht der Erde: die Bildung.“ Freiheit ist ein ethischer Begriff, der vom inneren Wert des Einzelnen abhängt, niemand erkämpft durch Handlungen das Freisein, Bildung ist die einzige Befreiung. Für einen Verherrlicher der Massentriebe und -kräfte, dessen Gedanken nicht auf das Individuelle, sondern auf die Wirkung der summierten aufbauenden Einzelkräfte gerichtet waren, konnte das Drängen nach Herrschen, das freie Regen einzelner Geister unmöglich verständlich sein.

Rudolf Holzer.

(Schluss folgt.)

Von zwei alten Niederländern.

I.

Was verlangten in jedem Jahrhundert die vornehmen Menschen von der Kunst, was bedeutete sie in jeder Cultur den Aristokraten des Genießens, die allein in Betracht kommen, wenn man von Kunst spricht? Die Frage dünkt einfach und doch — wollte man sie erschöpfend beantworten, so müsste man ein ganzes Buch schreiben; unternimmt dies einer, so wird er, — vielleicht zu seinem Erstaunen, — unsere arg geschmähten Tage als die Zeit des feinsten Verstehens, des besten Wissens um die Kunst preisen müssen. Denn die Hochrenaissance, an die man wohl zuerst denken möchte, sie liebte die Kunst nur wie das Goldhaar einer Gentildonna, wie ein Stilet, das in der Sonne blitzt, wie das Duften einer fremden Blume — kurz, wie sie alles liebte, worin sich Schönheit und ein Jasagen zur Welt offenbarte. Leo X., in dem der Geist des Cinquecento sich am reinsten verkörperte, wollte Raphael Sanzio zum Cardinal machen. Gut. Aber man darf nie vergessen, dass derselbe Leo auch jeden geistreichen Toastredner zwischen Suppe und Braten zum Bischof oder mindestens zum Abt ernannte. Julius II. zog den Michel-Angelo nach Rom; er bewunderte den gewaltigen Bildner, aber in erster Linie war ihm Buonarotti der Mann, dessen Werke ihm selbst Unsterblichkeit schenken sollten, und wie Giulio della Rovere dachten und sprachen Cosimo und Lorenzo du Medici.

Seither sind wir bescheidener geworden.

Wir von heute schauen in der Kunst nur die erhabene Genossin unserer Einsamkeit. Denn die vornehmen Menschen sind heute einsamer als je. Der Pöbel herrscht und hat für die Qualen und die feinen Wonnen jener, die sich „unter Barbaren“ fühlen, nur Lachen oder ein Achselzucken übrig. Sie haben nichts als die Kunst, die ihnen schmerzlich-süßen Trost zuspricht und sie lehrt, dass die Reichsten und Tiefsten der Großen zu allen Zeiten dieselben Freuden empfunden, dasselbe Leid gelitten. Darum suchen wir in der Kunst heute nicht so sehr das Werk als den Künstler, wir suchen gleichgesinnte Kampfgenossen,

und wenn wir Verehrer desselben Gottes gefunden, zu dem auch wir beten, Märtyrer *unseres* Glaubens, so errichten wir ihnen heilige Tempel in unserem Herzen. Darum träumen wir von der Frau des Francesco del Giocondo und suchen Worte, köstlich und erlesen, für die Madonnen Botticellis. Nicht alle jedoch, die vor uns gelebt, sind Geist von unserem Geist, wie Botticelli und Lionardo, viele reden in Lauten, die uns fremd geworden; aber wir haben gelernt, auch solche Meister nicht zu verurtheilen, wie die Renaissance es that, wir haben gelernt, wie die Aesthetiker sagen, sie „historisch zu würdigen“, d. h. wir züchten uns fremde Nerven an und suchen mit Hilfe jenes großen Wörterbuches, das man Kunstgeschichte nennt, in dem Werke des todten Künstlers zu lesen. Einer jener Meister nun, die wir nicht mehr lieben können, sondern im besten Falle nur verstehen, deren Werke eines historischen Commentars bedürfen, einer von jenen ist auch der Niederländer *Rogier van der Weyden*.

In den Büchern, die wir aufschlagen, wird Rogier der *zweite* Hauptmeister der Alt-Niederländischen Malerschule und der Antipode des ersten, *Jan van Eyks*, genannt. Jan van Eyk nun lieben wir, und haben wir das *Warum* begriffen, so wissen wir zugleich, warum wir mit Rogier nichts anfangen können. Jan war der Hofmaler Philipps des Guten und Rogier ein ehrsamer Handwerker zu Brüssel in der Stadt; damit ist eigentlich alles gesagt. Von Jan forderte man keine Stärkung im Glauben, sondern Kunstwerke, und er war sich dessen stets bewusst, er malte für die Vornehmen stets auch vornehm, und seine höfische Kunst trug trotz allem Realismus immer Handschuhe. Der Stadtmaler von Brüssel malte nie um der Kunst willen; eine Kunst, die nichts sein will als Malerei, hätte er sich schwer vorstellen können und über seine Aufgabe dachte er vielleicht wie Gregor der Große: „Idcirco enim pictura in ecclesiis adhibetur, ut hi, qui litteras nesciunt, saltem in parietibus videndo legant, quae legere in codicibus non valent.“ Er schuf Bilder zum Anschauungsunterricht für die Armen im Geiste, und um hier verstanden zu werden, musste er wohl übertrieben laut und mit heftigen Geberden sprechen. Darum schilderte er stets in den grellsten Farben die Leiden des Erlösers, seine Kreuzigung und die wilde Verzweiflung der Jünger, wenn sie die kalte Leiche vom Stamm nehmen; um zur Frömmigkeit zu erziehen, malte er die Schrecken des jüngsten Gerichtes, dass dem Betrachter das Blut in den Adern stockte. Auf uns freilich wirkt dies Pathos nicht mehr. Diese großen, weit aufgerissenen Augen, diese Thränen, die schwer und dick über eingefallene Wangen strömen, diese Hände, die sich flehend, die Finger gespreizt, zum Himmel recken oder sich krampfhaft ineinanderpressen — wir empfinden all dies als beleidigend absichtlich, outriert und bisweilen an Ober-Ammergau grenzend.

Von Gemälden dieser Art darf man billig keine Schönheit fordern; aber selbst dort, wo Rogier sie geben wollte, in seinen Marien- und Anbetungsbildern, selbst dort wird man sie vergebens suchen; ja, man kann ruhig sagen, kein Meister des Nordens hat je so wenig Schönheitsgefühl besessen, als gerade Rogier, und auch seine Reise nach Italien konnte daran nichts ändern. Seine Madonnen mit ihrer vortretenden Stirne, den dünnen, hochgezogenen Brauen, dem langen Gesicht, der langen Nase, den langen Händen — sie dünken unglaublich nüchtern, vor seinem Jesuskinde mit dem großen Zwergenkopf, den hässlichen alten Zügen und dem dünnen Körper — man darf vor ihm an das süße bambino der Italiener nicht denken, und seine hausbackenen Engel halten keinen Vergleich selbst mit denen Jans aus. Es ist überhaupt unrecht, Rogier neben Jan zu nennen, denn fast jedem Vorzug Jans entspricht ein Mangel bei Rogier. Jan hat die Riesenthat vollbracht, die Natur für die Kunst entdeckt und ward so zu einem der größten Meister für die Landschaft. Rogier malte seine Hintergründe fast ebenso miniaturhaft fein und genau wie Jan, wir schauen Wald und Feld, gothische Thürme, blicken in die engen Straßen der Städte und erkennen die Menschen, die über ferne Brücken wandern, und trotzdem — das Ganze scheint immer trocken, und so wirkt es nicht gerade coulissenhaft, aber seelenlos, kalt und todt; es ist, als müsste erst einer kommen, den Blumen das Duften und der Landschaft lebendige Wirklichkeit zu schenken.

Nach all dem können wir's kaum fassen, dass seine Zeitgenossen den poesielosen Handwerker über Jan stellten, sein Ruhm den Jans beinahe verdunkelte, und selten wohl hat ein wahrer Künstler solche Macht über seine Zeit erlangt wie Rogier. Noch Dürer lobte den „gross' Meister Rudigier“, manche Kölner und die ganze süddeutsche Schule des 15. Jahrhunderts, die Schongauer und Herlin verehrten in Rogier ihren Meister. Woher mochte das kommen? Man sagt, der Inhalt seiner Bilder wirkte so stark. Aber musste dieser Inhalt seiner Bilder nothwendig auch die Ausdrucksform der Deutschen beeinflussen? Vielleicht ist neben dieser noch eine andere Deutung möglich. Rogier hatte in Tournay seine Jugend mit dem Bemalen von Statuen verbracht. Die geraden, scharf umrissenen Linien der Plastik nun, die starren Züge statuarischer Gesichter, die harten, eckigen Falten steinerner Gewänder, die kalten, übergangslosen, grellen Farben — dies alles bestimmte später den Charakter seiner Bilder. Die deutsche Malerei hatte dieselbe Entwickelung durchgemacht. Sie kam von der Holzsculptur und copierte in ihren Gemälden zuerst das Strenge, Knochige und Knitterige der geschnitzten Altarfiguren. Als sie sich dann nach einem Lehrer in den Niederlanden umsah, musste die verwandte Art Rogiers die derben Deutschen viel sympathischer berühren und weit eher zur Nachahmung reizen als die höfische Delicatesse Jans, die zu ihrem Verständnis überdies mehr Cultur voraussetzte, als jene Handwerker damals besaßen.

II.

Es gibt ein altes Märchen vom Königssohn und vom Köhler. Der Königssohn ist von seiner bösen Stiefmutter ausgesetzt worden, tief drinnen wo im schaurigen Wald. Der Köhler findet das weinende Knäblein, es wächst auf bei dem grauen Alten und soll auch Köhler werden. Aber der Knabe taugt schlecht zu dem rußigen Geschäft, er sieht lieber dem dünnen Rauch des Weilers nach und träumt dabei von Schlachten, Turnieren und minniglichen Jungfräulein; an einem blauen Maitage stiehlt er sich heimlich davon und wird draußen in der Welt ein großer König. Die deutsche Kunst kennt solch einen Köhler, unter dessen Dach ein König hauste, — Michael Wolgemut; und auch in der Hütte Rogiers wohnte einer, der nicht zum Handwerk taugen wollte, kein König, aber ein blasser, trauriger Prinz mit weißen Händen — Hans *Memlinc*. Lange Zeit wussten wir nichts weiter von Hans Memlinc, als dass er, wie auch seine frühen Gemälde zeigen, das Handwerk bei Rogier gelernt, und weil wir nichts wussten, so konnte man aus seinem Leben eine süße Legende dichten. Diese Legende nun machte Emil Wauters durch seine archivalischen Forschungen unmöglich, er hat die Wahrheit über Hans Memlinc endlich gefunden, und als die Gelehrten sich darüber freuten, waren sie gewiss im Recht. Aber es ist ein eigen Ding um solche Entdeckungen, und als ich Wauters „Sept études pour servir à l'histoire de Hans Memlinc“ gelesen, da muss't' ich an ein Bild denken, das ich einmal wo gesehen. Es ist von Grützner, aber das schadet ja nichts. Auf diesem Gemälde war ein Mönch zu schauen, der, zufrieden schmunzelnd, im Kreuzgange des Klosters ein altes, buntes Fresco weiß übertünchte. Wauters bietet so eine weißgetünchte Wahrheit. Sie lautet: Hans Memlinc wurde in dem deutschen Dorfe Memlingen bei Mainz geboren, lernte vielleicht erst bei Stephan Lochner in Köln, worauf ja manches in seiner Kunst deutet, dann bei Meister Rogier, kam später nach Brügge, lebte dort als Maler und Hausbesitzer, nahm ein Weib und starb am 11. August des Jahres 1494 ... Und die bunte Lüge, die vor jener Wahrheit übertüncht worden? Sie stammt aus dem vorigen Jahrhundert, aber man empfindet sie gleich einer duftigen Sage des Mittelalters, wie eine zarte Geschichte auf Goldgrund; auch Meister Gottfried von Zürich hätte sie als achte zu seinen sieben Legenden dichten können: In einer schwarzen Winternacht pochte ein Krieger, der in der Schlacht bei Nancy arg verwundet worden, an die Pforte des Johannes-Hospitales zu Brügge; man that ihm gastlich auf und pflegte den Kranken, bis er genas; aber während er siech lag, bemächtigte sich seiner eine tiefe und starke Liebe zu einer Pflegerin, und da Memlinc die Nonne nicht als sein ehelich' Weib heimführen durfte, so ward aus dem Kriegsmann ein Mönch, der gar wundersame Bilder malte, dem Kloster zur Ehr' und allen zur Freude, bis er eines seligen Endes verblich ...

Es ist schade um diese Legende, weil sie das Wesen der Kunst Hans Memlincs gut wiederspiegelt. Denn Hans Memlincs Kunst gleicht einer freundlichen Klosterzelle, wo einer, der müd' ist und wund vom Leben, sich seine eigene Welt baut, eine Welt voll zarter, lichter Träume. Das ist ein moderner Zug Hans Memlincs, das macht ihn uns vertrauter als die anderen Meister aus den Niederlanden. Die Welt, die er schaut, ist roh, und die Menschen sind derb und plump; darum flüchtet er in eine Welt, wo nur reine und gute Menschen athmen, aus deren Augen die Schönheit ihrer Seele leuchtet; darum dichtet er Frauen, die so keusch und frühlinghaft scheinen wie die bebenden Lilien, und darum malt er Männer, die edel sind und gütig gleich Märchenkönigen. Hans Memlinc blieb dabei nicht stehen; auch den gewöhnlichen Menschen dieser Erde leiht er als erster sein zartes Künstlerempfinden, alle, die er gemalt, haben die Resignation und die milde Trauer jener, die ins Leben verbannt sind und gern draus fliehen möchten, weil sie's erkannt.

Hans Memlinc ist der erste im Norden, der nur sich selbst in den Dingen sucht, der allen Menschen sein reiches Empfindungsleben schenkt, der erste, dem die ganze unermessliche Natur nur eine tönende Laute deucht, auf der seine Seele träumen darf. Denn *ihre* milde Schwermuth zittert über jenen Flüssen, die so still und traurig fließen, über den weißen Kieswegen mit den einsamen Reitern, über den dunklen Bosquets und den grauen Schlössern, in denen die Menschen Maeterlincks wohnen könnten...

Es ist schwer, Hans Memlincs Art zu schildern, denn bald scheint er ein feiner Décadent des Mittelalters und bald wie ein Künder des Neuen. Man möchte Worte dazu haben, die so feierlich klingen, so einfach und streng, so mystisch-erdenfern wie die Choräle der alten Niederländer, wie das „Miserere“ des Josquin de Près und die Motetten des Orlando die Lasso, und so innig und strahlend müssten die Worte sein, wie die kleinen Mädchen blicken, wenn sie ihr Abendgebet sagen, und über den Worten sollte wie ein Dufthauch die leise Wehmuth weißer Herbsttage beben. Vielleicht hat Fromentin in seinem Buche „Les maitres d'autrefois“ das Beste über Memlinc gesagt: „Imaginez un lieu privilégié, une sorte de retraite

angélique, idéalement silencieuse et fermée, où les passions se taisent, où les troubles cessent, où l'on prie, où l'on adore, où tout se transfigure, où naissent des sentiments nouveaux, où poussent comme des lis des ingénuités, des douceurs, une mansuétude surnaturelle. et vous aurez une idée de l'âme unique de Memlinc et du miracle, qu'il opère en ses tableaux". Wollte Memlinc mehr geben, wollte er, wie Träumer bisweilen thun, stark sein und brutal, so versagte seine Kunst, wie das jüngste Gericht und die große Kreuzigung, beweisen. Darum denken wir beim Klange des Namens Memlinc wohl niemals an diese beiden Hauptwerke, zu denen wir kein rechtes Verhältnis finden können, sondern denken an seine Engel mit den Kinderköpfen und den langen, wallenden Locken, denken seiner blumenzarten Mädchengestalten, denken zu allererst an den Memlinc, der so süß und rührend die Legende der heiligen Ursula erzählt hat. Ein seltsamer Zufall wollte, dass um dieselbe Zeit fast wie Memlinc zu Brügge auch in Venedig ein großer Maler, Vettore Carpaccio, die unglückliche Königstochter feierte, und weil Carpaccio für die venetianische Kunst annähernd dasselbe bedeutet, wie Memlinc der niederländischen, so scheint ein kurzer Vergleich lockend und verführerisch. Die sechs Bilder des kleinen Schreins, den Memlinc auf Bestellung zweier Nonnen malte, sie wirken neben den neun großen Gemälden, die Carpaccio für die reiche Scuola di S. Orsola schuf, wie ein schlichtes Mönchsgedicht, etwa eine Hymne des Jacopone da Todi neben den prunkenden Stanzen des Ariost, wie der Choral, den man in Kirchen singt, neben einem Oratorium, das man vor vielen geputzten Menschen im Concertsaal aufführt. Bei Carpaccio vergessen wir darum über den geputzten Menschen, dem glänzenden Chor und der prachtvolle Decoration bisweilen die Hauptpersonen des Dramas, bei Memlinc werden wir durch nichts abgelenkt, wir schauen nur die holde Kindlichkeit dieser Mädchen, nur das große Glänzen ihrer Augen, in denen aller Friede der Seligen sich spiegelt, schauen nur das feste Gottvertrauen der schlanken Hände, die noch vor den hunnischen Mördern zum Gebet sich falten. Man könnte den Vergleich unschwer weiter führen und würde schließlich beim Gegensatz vom germanischen und romanischen Empfinden enden.

Und nun jene Frage zum Schluss, die eigentlich die erste hätte sein müssen: Was bedeutet Hans Memlinc unserem Fühlen?... Maurice Barrès hat eine Novelle geschrieben: „Die zwei Frauen des Bürgers von Brügge". Darin eifert er mit zornigen Worten gegen die demüthige Mägdekunst Memlincs und preist in flammenden Sätzen Italiens Malerei als die stolze Kunst des Lebens. Maurice Barrès ist ein Großer unter den Schaffenden und darum darf er, muss er vielleicht einseitig urtheilen. Wir brauchen deshalb nicht seinem herben Urtheil über die scheue und zage Kunst Memlincs beizustimmen. Wie wir's halten wollen mit Memlinc und den Italienern?... Gerade drunten im Süden gibt es Stunden, wo uns die brausende Fülle des Lebens ängstigt und erschreckt, der wilde Glanz der Sonne und die rauschenden Farben verwirren. Da flüchten wir gern in eine der kleinen Kapellen. Dort ist es still, unsere Schritte nur knistern über die Steinfliesen, ein paar Mönche flüstern leise ihre Gebete und es überkommt uns ein seltsam Gefühl von Wunschlosigkeit und Frieden, und wir träumen und freuen uns, soweit vom Leben zu sein,... soweit... Haben wir solche Stimmungen, so flüchten wir gerne auch in jene Kirche, welche die Kunst des Hans Memlinc heißt... Aber plötzlich wird uns die Kirche zu eng, die Stille unheimlich, wir treten hinaus, und vor dem Portal, da steht, goldgelockt, mit dem heißen Lächeln der Geliebten und Augen, die leuchten wie schwarze Teiche in Mondnächten, da steht und winkt die Kunst der Sinne, die Kunst des Südens, die herrliche, gebenedeite Kunst Italiens...

Breslau. Emil Schäffer.

Burgtheater.

Am 18. Jänner hat der Director Burckhard dem Intendanten seine Demission gegeben; schon am 1. Februar soll Herr Paul Schlenther, bisher Kritiker der „Vossischen Zeitung" in Berlin, in unser Burgtheater einziehen. Ich hoffe, dass Burckhard nicht zögern wird, die Geschichte seiner Direction zu schreiben. Dies wird ein trauriges Buch sein, wenn es erzählt, wie der muthige, gerechte und mit reinen Mitteln das Höchste anstrebende Mann vom Hass gemeiner Leute gequält worden ist; aber neben vielen Beispielen solcher Niedertracht wird es doch auch die Gestalt eines großen Menschen enthalten: seine Gestalt. Wenn er das, aus einer Bescheidenheit, die mir falsch scheint, selbst nicht will, so wird es einer von uns, seinen Freunden, für ihn thun müssen. Die Wiener sollen diese Dinge erfahren, dafür wird gesorgt werden.

Vorderhand will ich nur einiges aus der „Krise" erzählen, um dem Publicum auf seine Frage zu antworten: was hat denn der Director eigentlich gethan, dass er nicht mehr zu halten war? Man hat ihn damals berufen, ohne zu wissen, ob er etwas vom Theater versteht — und er hat bewiesen, dass er es versteht, dass er den alten Sinn des Burgtheaters empfindet und dass er ihm auf die neue Weise, die die Zeit verlangt, zu dienen bereit und fähig ist. Er ist zuerst von der ganzen Presse angefeindet worden — und nach und nach hat sich einer nach dem anderen durch die Energie und das Redliche seines Thuns zu ihm bekehren lassen. Er ist damals eine unliterarische Person gewesen — und er hat sich jetzt durch drei Erfolge einen Namen in unserer Literatur gemacht. Er muss also doch etwas Schreckliches gethan haben, denkt man, wenn man ihn trotzdem jetzt fallen läst. Was? Es heißt, dass er „zu modern" gewesen ist. Und da rufen sie Schlenther her, den Secretär der Berliner „Moderne"? Nein, das kann es also nicht sein. Aber er hat eben, in seinem Roman und in einem Stück, die österreichische Justiz „beleidigt". Und da schlägt man ihn zum Hofrath am Obersten Gerichtshof vor? Wie, darf ein Theaterdirector nicht so revolutionär sein als ein Hofrath? Das kann es also auch nicht sein. Also was, was? So fragt das Publicum mit Ungeduld. Darum will ich ihm einiges aus der „Krise" erzählen, die Personen zeigen, die mitgespielt haben, und ihre Motive nennen.

Man hat in den Zeitungen gelesen, dass es Herr Thimig gewesen ist, der in der Intrigue gegen seinen Director die erste Rolle gespielt hat. Herr Thimig ist schon im November nach Dresden gereist, um dort mit Schlenther zu conspirieren. Er hat die Forderungen und Ansprüche des neuen Directors dem Intendanten gebracht, hinter dem Rücken des alten; er hat dem neuen Director die Antwort des Intendanten gegeben, hinter dem Rücken des alten. In seiner Hand sind alle Fäden der Verschwörung gewesen. Es wäre aber falsch, ihn deswegen für einen besonders boshaften und tückischen Menschen zu halten. Herr Thimig ist doch ein biederer Sachse. Wie herzlich ist er, in seiner lustigen, ja studentischen Weise, immer mit dem Director Burckhard gewesen! Aber er ist ein Cabotin und zwar von einer gefährlichen Species: er ist der gekränkte Cabotin. Im Wesen des Cabotins ist es, alle Dinge von sich selbst aus zu beurtheilen. Spielt der Cabotin in einem Stück die erste Rolle und gefällt er, so ist es ein gutes Stück und der Autor ist ein Dichter. Stücke, in welchen er nicht spielt, sind schlecht und der Autor ist talentlos. Jeder andere Schauspieler, der einmal einen Erfolg hat, ist sein „Feind" und ein Recensent, der so einen Erfolg constatiert, wird hinfort „dieses Schwein" genannt. Der ideale Director würde überhaupt bloß den Cabotin allein auftreten lassen. Wer nur Stücke gibt, in welchen der Cabotin die erste Rolle spielt, ist ein guter Director. Nun hat der Director Burckhard an Herrn Thimig das Unrecht begangen, dass Herr Thimig in den letzten Jahren aufgehört hat, dem Publicum zu gefallen. Die Stücke, die er tragen sollte, sind durchgefallen. Der Geschmack der Leute scheint heute eine andere Art von Komik zu verlangen. So ist Herr Thiming zum gekränkten Cabotin geworden. Ich glaube, die Leute irren, wenn sie ihn deshalb für einen schlechten und böswilligen Menschen halten, dem für seine Interessen jedes Mittel recht ist. Er hat gewiss im guten Glauben gehandelt. Er bekam keine Rollen: also war der Director schlecht. Er gefiel den Leuten nicht mehr: also war der Geist des alten Burgtheaters in Gefahr. Er musste das Burgtheater retten: durch einen Director, dem er vertraute, dass er ihn besser beschäftigen und dem Publicum aufnöthigen werde. Dies ist die Logik des Cabotins und dies ist seine Moral.

Neben Herrn Thimig wird Frau Reinhold genannt. Ist es bei ihr dasselbe Motiv gewesen? Ich glaube nicht. Sie kann sich ja über den Director Burckhard gewiss nicht beklagen. Was hat er sie nicht alles spielen lassen! Was hat er sich nicht deswegen von Speidel und mir anhören müssen! Wer erinnert sich nicht mit Schrecken ihrer Luise, ihrer Sidonie, ihres Rautendelein? Nein, bei ihr scheint es etwas anderes gewesen zu sein. Ihr Motiv scheint — ich will nicht gerade sagen: der Hass, aber doch die Eifersucht auf eine Frau zu sein, die ihr immer nur Gutes gethan hat, aber eine gewisse Macht besitzt. Man weiß, dass ich nicht zu den Freunden dieser Frau gehöre, aber ich muss zugeben, dass sie ihre Macht niemals missbraucht, und ich bin froh, dass Frau Reinhold nicht ihre Macht hat. Dies scheint aber der große Schmerz ihres Lebens zu sein. Sie beneidet jene Frau, sie möchte es ihr gleich thun. Der Director könnte machen, was er will; aber er soll zuerst bei Frau Reinhold anfragen. Sie würde ihm alles erlauben, aber er soll sie um die Erlaubnis bitten und man soll das wissen. Es ist ihr, die eigentlich gutmüthig ist, nur eitel zu sein scheint, gar nicht um die Herrschaft, sondern nur um den Schein zu thun. Warum hat ihr der Director Burckhard, der doch ein kluger Mann ist, nicht diesen Gefallen gethan? Es wäre so leicht gewesen, sie vor den Leuten ein bisschen seine Egeria spielen zu lassen — mehr hätte sie sich ja gar nicht verlangt. Aber er hat es nicht wollen. Warum nicht, da es doch so bequem und so klug gewesen wäre? Ich kann mir das nicht anders erklären, als dass er nicht unredlich gegen jene Frau sein wollte, von der eben die Rede war. Es ist sein großer Fehler, dass er Menschen, die er gern hat, treu ist. Damit kann man das Burgtheater nicht regieren. Ueber diese dumme Treue ist er gefallen.

Als der dritte in der Verschwörung wird ein Wiener Schriftsteller genannt. Ich habe das lange nicht glauben wollen, weil ich es nicht begreifen konnte. Aber es scheint wirklich wahr zu sein, dass auch Herr Anton Bettelheim mitgespielt hat. Was kann sein Motiv gewesen sein? Er war, wie man bei uns zu sagen pflegt, mit dem Director Burckhard „sehr gut"; er hat über seine Werke enthusiastisch geschrieben, ja ihn mit Anzengruber verglichen. Ich vermuthe also,

dass es ihm weniger darum zu thun gewesen ist, gegen den Director Burckhard als für den Director Schlenther zu intriguieren. Er möchte nämlich in der Literatur gern das sein, was Frau Reinhold gern beim Theater sein möchte: die Person, die gefragt wird. Er will immer jemanden zu protegieren haben. Er ist bereit, junge Talente zu fördern, aber sie sollen sich zuerst bei ihm melden: erlauben Sie, dass ich dichten darf? Fragt jemand nicht vorher bei ihm an und wagt er es gar, Erfolge zu haben, wie Sudermann oder unser Karlweis, da wird er sehr bös. Sein Ideal wäre, der Brahm von Wien zu werden: einer, der die Talente ernennt. Wer sich von ihm ernennen läßt, hat den treuesten Freund an ihm, aber man muss sich von ihm ernennen lassen: eine Ordnung muss sein; dass fremde Leute unangemeldet in die Literatur eintreten wollen, das darf man nicht einreißen lassen. Diesen Ordnungssinn hat nun der Director Burckhard gar nicht. Er sieht immer nur das Werk an; wer der Autor ist, ist ihm gleich. Seine ganze Natur widersetzt sich jeder Clique. Er war also für Herrn Bettelheim nicht zu gebrauchen. Kommt aber Schlenther an seine Stelle, der doch in Berlin abgerichtet worden ist, wo sie es (meint Herr Bettelheim) ja immer so machen, so hofft Herr Bettelheim, bei Schlenther zu werden, was Schlenther bei Brahm gewesen sei, und es könnte dann zwischen diesen drei Herren für Berlin und Wien alles „durch einfache Majorität" beschlossen werden: wer ein Talent, wer sogar „ein deutscher Dichter" und wer ein bloßer „Macher" ist; in ihren Conferenzen würden die „Grade" der Literatur verliehen und wären am nächsten Tage in der „Münchener Allgemeinen" zu lesen und wir hätten endlich doch in der Poesie eine Ordnung. Ich fürchte nur, dass sich Herr Bettelheim in Schlenther täuscht.

Aber Herr Thimig, Frau Reinhold und Herr Bettelheim hätten lange intriguieren können, wenn sich ihnen nicht der Intendant angeschlossen hätte. Warum? Das hat seine besondere Geschichte.

Man erinnert sich, dass im Sommer von einer Krise in der Intendanz gesprochen wurde. Es hieß, der Intendant habe das Vertrauen des Hofraths Wetschl nicht mehr, an seine Stelle solle der Baron Plappart treten. In seiner Noth hat der Intendant, der sich nicht mehr zu helfen wusste, den Director Burckhard damals flehentlich, ihn doch zu retten. Der Director Burckhard war so dumm, sich rühren zu lassen, und indem er seinen Verstand, der anderen immer zu rathen weiß, und seine ganze Macht aufbot, gelang es ihm, die Krise zu vertagen. Im Herbst erfuhr jedoch der Intendant, man wolle ihn nur noch bis zum 1. Januar an seinem Platze lassen. Er ist damals ganz verzweifelt gewesen und in seiner Angst zu einer mächtigen Person gegangen, hat sich da niedergekniet und bitterlich geweint und sich recht hysterisch benommen. Ich glaube, dass dies dem Fürsten Liechtenstein nicht unbekannt ist. Es blieb aber immer dieser drohende erste Januar. Was thun? Da ist ihm der Gedanke gekommen, die Krise von sich auf den Director Burckhard abzuleiten. Zuerst hat er ihn durch einen Freund beschwören lassen, um seinetwillen zu gehen. Dann hat er sich entschlossen, ihn gewaltsam zu stürzen. Dies war der Moment, wo er dem Herrn Thimig, der Frau Reinhold und dem Herrn Bettelheim die Hand gereicht hat. Die Verschwörung von oben griff nun nach der Revolte von unten, ganz wie in irgend einer kleinen Kabale des ancien régime. Aber nun fehlte noch ein Eclat. Dazu musste man eine Zeitung haben. Von zwei großen Wiener Tageszeitungen wurde das dem Intendanten abgeschlagen. Endlich gelang es ihm doch und — das Resultat kennt man. Dabei ist auch mit dem Namen des Fürsten Liechtenstein auf eine seltsame Art gespielt worden, und nicht bloß mit dem Namen des Fürsten Liechtenstein.

Ich darf nicht verschweigen, dass ich überzeugt bin, Schlenther hat von allen diesen Dingen keine Ahnung gehabt; ihm sind sie gewiss ganz anders dargestellt worden. Ich kenne Schlenther als einen anständigen und loyalen Mann. Was ich von seiner Direction erwarte oder befürchte, soll ein anderes Mal gesagt werden. **Hermann Bahr.**

Die Woche.

Politische Notizen.

Ein Beamten- oder wie man es auch nennt, ein Arbeits-Ministerium, das Erfolge hätte, wäre eine contradictio in adjecto. Denn die erfolgreichen Leute werden erfahrungsmäßig oft faul. Ein Beamten- oder Arbeitsministerium, das große Erfolge hätte, geriethe gleichfalls in die Gefahr, faul zu werden. Das würde aber seinem, wie schon der Name andeutet, weniger talent- als fleißtriefenden Charakter vollständig widersprechen. So ist es ganz gut, man möchte fast sagen, nothwendig, dass ein Beamten- oder Arbeitsministerium nicht erfolgreich sei, damit es nicht aufhöre, fleißig zu sein.

*

Deswegen ist denn auch Baron Gautsch entschieden nicht gewillt, auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Denn — er hat keine. Kaum, dass er sich in Prag mit der durch seinen Phonographen, den Statthalter Grafen Coudenhove, verlesenen „Erklärung" in der deutschböhmischen Ausgleichssache einen ersten großen Misserfolg geholt hatte, reiste er in Sachen des ungarischen Ausgleichs nach Budapest, um sich dort, woferne wir den Sinn des Arbeitsministeriums recht verstehen — einen neuen Misserfolg zu holen.

*

Auf seiner Reise nach Budapest hat Baron Gautsch mehrere Fachminister und Fachreferenten mitgenommen. Den weitaus wichtigsten seiner Mitarbeiter hat er freilich hier in Wien lassen müssen, weil ihn die Ungarn nicht mögen, nämlich Seine Hoheit den glorreichen Paragraphen Vierzehn. Mit dem Herrn von Vierzehner kann Baron Gautsch, bei seiner Genialität, jeden Ausgleich machen, ohne den Herrn von Vierzehner — ich fürchte — keinen. Und deswegen werden ihm schier alle seine Fachminister und -Referenten wenig nützen, solange die Ungarn den Vierzehner bei Marchegg nicht hinüberlassen.

*

Geradezu rührend ist der Corpsgeist, der unter unseren lieben Paragraphen herrscht. Sobald von einem Redner in einer socialdemokratischen Versammlung der liebe Vierzehner angegriffen wird, eilt ihm sofort der Dreihunderter („Aufreizung zu Hass und Verachtung gegen die Regierung") zu Hilfe.

*

Dem Abg. Wolf hat der Statthalter Graf Coudenhove im böhmischen Landtag die feierliche Versicherung gegeben, dass er weder von Wolfs noch von sonst eines Parteiführers Gnaden Statthalter sei. Diese Behauptung dürfte auch nach meiner Information richtig sein, denn ich bin überzeugt, wenn nicht der Graf Badeni seinerzeit, sondern irgend einer, sei es der deutschen, sei es der czechischen Parteiführer die Aufgabe bekommen hätte, einen Statthalter für Böhmen auszusuchen, so hätte er sich sicher einen etwas gewitzteren Herrn gefunden als den Herrn Grafen Coudenhove.

*

Uebrigens auch Gott scheint den Grafen Coudenhove nicht zum Statthalter von Böhmen erkoren zu haben. Denn: „Wem Gott ein Amt gibt — sagt das Sprichwort — dem gibt er auch Verstand."

*

Manche Leute legen dem Grafen Coudenhove sein Schwanken in der Farbenfrage als Beweis von Regierungsunfähigkeit aus. Wie ungerecht! Gerade in der Farbenfrage hat er die eigenthümliche Regierungskunst des Beamtenministeriums aufs Einleuchtendste gezeigt. Das Beamtenministerium fasst offenbar — eine andere Erklärung wäre sicher minder ehrenvoll — die Gleichberechtigung der Nationalitäten so auf, dass an allen geraden Tagen die Deutschen, an allen ungeraden Tagen die Czechen Recht bekommen. Da am Dienstag, als am 18. Jänner, zufällig ein gerader Tag war, gab Graf Coudenhove in der Farbenfrage an diesem Tage den Deutschen Recht. Da aber am Freitag, als am 21. Jänner, ein ungerader Tag war, gab er in der Farbenfrage an diesem Tage den Czechen Recht. Und da wollen ihm manche Leute noch Systemlosigkeit vorwerfen. O über diese Kurzsichtigen!

*

Auf dem ihm gewidmeten Lemberger Bankett lobte Herr v. Abrahamowicz die Ruhe des Lemberger Landtages im Unterschied zum Wiener Reichsrath. In der That, man müsste die galizischen Wahlen in ganz Oesterreich einführen, um den Wiener Reichsrath auf das moralische Niveau des galizischen Landtages zu heben. Das war auch die Absicht des Grafen Badeni. Wäre es ihm gegönnt gewesen, bis ans Ende zu regieren, so hätte er jene galizische Ruhe auch dem Wiener Reichsrathe eingeprügelt. Aber leider wurde er frühzeitig aus diesem großen Wirkungskreis abberufen. Und deswegen haben wir keine Hoffnung mehr, dass der Wiener Reichsrath jemals das Muster des galizischen Landtages erreichen wird.

*

In aufflammender Begeisterung rief am Dienstag im Prager Landtag nach der Rede des Abg. Dr. Herold der Abg. Dr. Pacak plötzlich aus: „Dr. Herold lebe hoch!" — „Wie hoch?" fragte ein schwerhöriger Herr neben mir auf der Landtagsgalerie. Kraft meiner genauen Personenkenntnis antwortete ich prompt: Zwölf Procent hoch!

*

Schon die 51 geplünderten Läden und 370 bombardierten Häuser der Prager December-Krawalle haben genügt, um dem Bürgermeister Dr. Podlipny eine, vorläufig noch kleine, Ehrung von Seite czechischer Frauen einzutragen. Da Prag eine große Stadt ist, die noch viel, viel mehr Läden und Häuser enthält, ist es nicht ganz ausgeschlossen, dass Herrn Dr. Podlipny, wenn es noch einmal zu ausgiebigeren Krawallen in Prag kommt, auch eine viel bedeutendere Ehrung noch zutheil wird.

*

Eine Maitresse zu gewinnen, vorausgesetzt, dass man Geld hat, ist leicht; sie wieder los zu werden, ist ungeheuer schwer. Dieser alte Erfahrungssatz lässt sich jetzt an zwei Beispielen studieren: an der Budapester Sängerin Fräulein Rosa Benkö und an dem Herausgeber der „Reichswehr" Herrn Gustav David. Nachdem die Rosa Benkö aus dem serbischen Königspalast in Ungnade entlassen war, suchte — wohl nicht sie selbst, aber — ein sie umgebendes Consortium an dem König von Serbien mit gewissen Intimitäten eine Erpressung zu verüben. Aehnlich jetzt Herr Gustav David. Da ihm die Regierung seine bisherige officiöse Sustentation zu entziehen versucht, tritt er jetzt mit der Veröffentlichung gewisser, der Regierung recht unangenehmer, intimer Vorgänge aus den ungarischen Ausgleichsverhandlungen hervor, die ihm unter Badeni von einem pflichtvergessenen Beamten des Finanzministeriums anvertraut worden zu sein scheinen. Ob Herr David gerade an dem Fall Benkö diese seine Taktik erlernt hat, weiß ich nicht. Er könnte auch das Vorbild seines officiösen Chefs, des Leiters des Pressdepartements, Sectionschefs von Freiberg benützt haben. Denn Herr von Freiberg hat, schon lange vor dem Consortium Benkö, als er unter Windischgrätz kaltgestellt wurde, mit der Veröffentlichung von amtlichen Intimitäten, näm-

lich Ministerrathsprotokollen, gedroht. Herr v. Freiberg ist dabei auch besser gefahren als das Consortium Benkö. Denn das Consortium Benkö ist sofort vom Budapester Staatsanwalt wegen Erpressung eingesperrt, Herr v. Freiberg aber, der im Amtsbereich des Wiener Staatsanwalts lebt, ist in Amt und Würden wieder eingesetzt, ja sogar darin noch befördert worden. Einen ähnlich glücklichen Erfolg darf auch Herr David von seinen intimen Publicationen erwarten. Denn auch er lebt in Wien und auch er gehört zum Wiener officiösen Express-Departement.

Volkswirtschaftliches.

Die Börse ist wieder der alten Geschäftslosigkeit verfallen. In der Stagnation des Effectenverkehres spricht sich die Stagnation unseres ganzen Wirtschaftslebens aus. Eine Aenderung dieses Zustandes kann nicht eintreten, solange mit allen politischen Einrichtungen auch die Grundmauern der wirtschaftlichen Organisation der Monarchie schwanken. Aber auch der Ausgleich mit Ungarn allein kann den Aufschwung nicht bringen. Diejenigen, welche hoffen, dass der billige Geldstand eine Wiederbelebung des Börsenverkehres bringen und im Gefolge der Börsenhausse eine Erstarkung des Unternehmungsgeistes eintreten werde, täuschen sich und andere. Der Unternehmungsgeist ist eine durch die allgemeinen staatlichen Einrichtungen, wie durch den Culturgrad der Bevölkerung bedingte Erscheinung. Zu einem wirtschaftlichen Aufschwung gehört Fleiß, Energie und Intelligenz der Bevölkerung. Billiges Geld genügt nicht. Die große Conversionsepoche von 1892—1895 hat bei uns so gut wie nichts an neuen Unternehmungen, an im In- und Ausland neu erworbenen Absatzgebieten hinterlassen. Frankreich, das seit Jahr und Tag den billigsten Geldstand des Continents hat, bleibt in seiner wirtschaftlichen Entwickelung weit hinter Deutschland zurück. Im Grunde ist es auch nur der Schulmeister, der die ökonomischen Schlachten schlägt. Und darum hegen wir wenig Optimismus, selbst wenn die gegenwärtige politische Krise glücklich überwunden werden sollte.

Nach dem großen Gold-Export in den letzten Monaten des vergangenen Jahres hatte man für den Monat Jänner einen stärkeren Rückfluss erwartet. Bisher ist derselbe nicht eingetreten, im Gegentheil hält der Begehr nach ausländischer Währung noch immer an, und musste die Bank noch in den letzten Tagen Gold und Devisen abgeben, obwohl der Geldstand in Berlin viel billiger geworden ist. Eine Aenderung ist erst wahrscheinlich, wenn die ungarische Investitionsanleihe in Deutschland begeben werden wird und überhaupt wieder ein stärkerer Effectenexport eintritt. Unsere ganze Valutaregulierung basiert auf dem Wertpapierexport. Animierend für die Aufnahme der Barzahlungen ist das nicht, trotzdem unser Goldbesitz so sehr gewachsen ist und er von vielen zur Aufrechthaltung der Goldzahlungen für genügend erachtet wird. Theoretisch ist dies zweifellos richtig. Wenn wir nicht wollen und unsere Zinsfußpolitik entsprechend einrichten, kann uns unser Gold nicht entzogen werden. Fragt sich nur, welche Opfer an Zinsfuß und an dem Courstand unserer Wertpapiere die Hütung unseres Goldschatzes vor den etwa in ungünstiger Stunde vom Ausland abgegebenen heimischen Papieren erfordern wird. Genügt der 5procentige Zinsfuß nicht, um die Aufnahme unserer Effecten seitens der hiesigen Speculation zu verhüten, so wird man eben die Bankrate auf 6, 7 und mehr Procent erhöhen müssen. Das ist das Risico und bei einem so verschuldeten Staate ein sehr bedenkliches Risico, wenn die Barzahlungen aufgenommen werden. Wir glauben nach wie vor und ganz abgesehen von den gegenwärtigen Verhältnissen, dass wir uns mit der förmlichen Aufnahme der Barzahlungen, mit ihrer Verpflichtung, sie auch aufrechtzuhalten, nicht zu beeilen brauchen, und dass der gegenwärtige Zustand, in dem die Bank ohne unbedingte Verpflichtung nach Kräften für die Aufrechthaltung der Wechselparität zu sorgen hat, bis auf weiteres der zweckmäßigste ist.

Im jüngst erschienenen Decemberheft der Mittheilungen des Finanzministeriums ist ein sehr interessanter Artikel über die Creditorganisation Galiziens, und zwar sind zunächst die Credit- und Vorschussvereine behandelt. In diesem interessanten Lande ist alles anders als in Westeuropa und so auch das Wirken dieser zumeist nach dem System Schulze-Delitsch errichteten Genossenschaften, welche sich zum nicht geringen Theile als Wucherinstitute darstellen. Von 366 bestehenden Vereinen haben 322 Vereine die Zinssätze, welche sie im Jahre 1895 aus den gewährten Darlehen bezogen haben, bekanntgegeben. Es haben 14 Vereine Zinssätze von 6 Procent und darunter erzielt; 69 Vereine Zinssätze zwischen 6 und 7 Procent, 113 Vereine bezogen 8 Procent, 90 Vereine zwischen 8 und 10 Procent, 25 Vereine 12 Procent und einer sogar 15 Procent. Man kann sich eine Vorstellung von dem privaten Wucher machen, wenn man dieses Bild des genossenschaftlichen Wuchers erblickt; dabei ist zu bemerken, dass zahlreiche Vereine noch außerdem Verwaltungskosten-Vergütungen einheben. Die Vereine haben zusammen einen Mitgliederstand von über 250.000 Personen, von denen etwa 60 Procent dem Kleingrundbesitz angehören; die Vereine sind sehr ungleich im Lande vertheilt. Es gibt Kreise, in denen etwa 11 Procent der Bevölkerung an den Casse betheiligt sind, in anderen ungleich mehr. Im Kreise Sanok wurden 67 Procent der Bevölkerung (Frauen und Kinder inbegriffen) als Vereinsmitglieder angegeben. Das ist geradezu räthselhaft und stellt sich vermuthlich als missbräuchliche Erwerbung von Antheilen seitens Einzelner auf mehrere Namen dar. Die Summe der ausstehenden Darlehen betrug Ende 1895 35 Millionen; das eigene Capital der Vereine betrug 6·6 Millionen, das fremde 28·9 Millionen, ein für die Sicherheit der Vereine recht ungünstiges Verhältnis. Interessant ist, dass mehr als die Hälfte der Vereine speciell jüdische Vereine sind, deren Mitgliederzahl etwa ein Drittel der Gesammtzahl bildet.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Bodinière, „Le simulacre“ von Bayris und Pety; Théâtre français, „Le Barbier de Pézenas“ von Blémont; Odéon, „Les Bergers de Molière“ von Croze. Berlin. Königl. Schauspielhaus, „Die Aufgeregten“ von Goethe-Stenglin; Belle-Alliancetheater, „Im Dienst“ von Zabel; Theater unter den Linden, „Die Göttin der Vernunft“ von Johann Strauß.

Im „Deutschen Volkstheater“ hatte man den sehr dankenswerten Einfall, eine fast verschollene Bauernposse von Anzengruber, „'s Jungferngift“, wieder zu entdecken. „'s Jungferngift“ ist ein aus idyllischer Stimmung und Satire sehr hübsch zusammengesetztes Werk, das nur in der zweiten Hälfte des letzten Actes zerflattert und in geschmacklose Possenart einlenkt. Es würde also gewinnen, wenn der Regisseur — was so oft bei Anzengruber noththäte — den Muth hätte, eine kleine Correctur der Dichtung vorzunehmen. Diesen Muth hatte man leider im Deutschen Volkstheater nicht. Im übrigen war die Regie sowohl wie die Darstellung vortrefflich.

Quälend wie ein Alpdruck lastete im Raimundtheater die Langeweile der schlechten alten „Frou-Frou“ auf den Besuchern. Wie ferne liegt uns die Meilhac-Halévy'sche Bühnenromantik! Die indische „Sakuntala“ muthet uns heute nicht nur wie jede wirkliche Dichtung moderner, sondern auch europäischer an, als die Pariser Schauspiel-Literatur der Frou-Frou-Gattung. In der Raimundtheater-Darstellung vollends wurde aus dem französischen Sittenbild ein hölzern-primitiver, misslungener Zeichenversuch. Alles in allem: das war gestern einer der unglücklichsten Abende dieser Bühne.

Es gibt auch schlechte Pariser Schwänke. „System Ribadier“ von Feydeau (dem jüngeren, Georges) und Hennequin (dem jüngeren, Maurice) ist ein mustergiltiges Beispiel dafür. Es ist das ein Schwank mit einer sogenannten originellen Grundidee. Gegen diese Gattung — Schwänke mit originellen Grundideen — bin ich immer misstrauisch. Sie sind zumeist construiert, ausgerechnet, trocken. Bei „System Ribadier“ trifft das in höchstem Grade zu. Und was, glaubt man, ist hier die Idee, das „System“? Ein Mann versetzt seine Frau in hypnotischen Schlaf, um ungestört die Wege der Untreue gehen zu können. Oh diese Systematiker vom Schlage der Ribadier, Maurice Hennequin und Georges Feydeau! Von den Fehlern und Schwächen, die das genannte Stück im einzelnen aufweist, den Constructions- und Rechenversehen, will ich garnicht reden. Das lohnt nicht die Mühe. Das Carltheater hat es ja auch schon wieder abgesetzt. Freilich kam hier noch eine unglaublich plumpe und geistlose Darstellung hinzu; bloß Fräulein Markwordt entsprach. — An demselben Abend wie „System Ribadier“ fiel auch „Sein Bebé“ ab, ein Vaudeville in einem Act (nach Labiche) von H. Paul, mit Musik von Hugo Felix; trotz des stellenweise erheiternden und nirgends geschmacklosen Textes.

A. G.

Die Aufführung der „Jahreszeiten“ durch die Gesellschaft der Musikfreunde war nicht vom Glücke begünstigt. Alle drei Solisten sagten ab, Herr Naval schon früher, Frau Forster und Herr Messchaert in letzter Stunde. Das war jedenfalls die einfachste Lösung der Bedenken, die ich gleich ursprünglich hatte, als ich die Namen der drei Künstler las, denn ich musste mir sagen, dass die gar nicht zu unterschätzenden Solopartien der Jahreszeiten, die so einfach klingen, und so unangenehm zu singen sind, heute für keinen der genannten Solisten mehr passen. Mit den Remplaçanten hatte das Publicum alle Ursache, zufrieden zu sein. Vor allem sang Frl. Katzmayr die Sopranpartie ganz ausgezeichnet. Sie intonierte immer rein, nahm mühelos die höchsten Töne und brachte die Coloraturstellen so leicht und deutlich zur Geltung, dass man gar nicht ahnen konnte, wie viele Sängerinnen bei diesen Stellen scheitern. Wir freuen uns, bei dieser Gelegenheit erfahren zu haben, eine wie schätzbare Kraft Frl. Katzmayr als Oratoriensängerin ist. Auch Herr von zur Mühlen hatte großen Erfolg. Zwar ist die Mittellage seiner Stimme etwas herb, aber er versteht zu singen und verwendet den Uebergang vom Brustton zum Falsett mit solchem Geschick, dass man kaum merkt, wo das eine Register anfängt und das andere aufhört. Die Arie des vierten Theils („Hier steht der Wand'rer nun“) war in dieser Beziehung ein Meisterstück. Herrn Reichenbergs Leistung litt unter bemerkenswerter Oberflächlichkeit. Es schien, dass er entweder zu wenig Zeit oder keine Lust hatte, sich der Sache ganz zu widmen, aber die Stellen, die er trotzdem sehr schön zur Geltung brachte, ließen uns umsomehr bedauern, dass er uns nicht alles gab, was in seinen Kräften stand. — Der Chor des Singvereines war bei den berühmten Chören des Oratoriums sehr tüchtig, er sang frisch, mit guten Einsätzen und aus voller Seele. Nur das Gewitter schien mir etwas matt und unsicher. Die gefürchteten Coloraturen des Chores „O Sonne Heil“ fielen bei dem viel zu überhasteten Tempo ganz ab. Solche Stellen sind nun einmal nicht Sache unseres Singvereines. Noch ärger war das in dem überaus schwierigen Schlusschor, den ich kaum je habe ordentlich singen hören. Da aber der erwähnte erste Chor nur eine sehr bescheidene Ausdehnung hat, und der Schlusschor vom Publicum ohnehin nicht beachtet wird, so war der Eindruck der Chöre diesmal ein ganz ausnehmend günstiger, und der Dirigent Herr von Perger hatte ein gutes Recht, den reichlichen Beifall für sich in Anspruch zu nehmen. An die absolute Verlässlichkeit des Orchesters habe ich mich schon so gewöhnt, dass ich immer ganz vergesse, es besonders zu erwähnen.

R. W.

Eine glänzende Kunstausstellung gibt es jetzt in Wien! Der Wiener Aquarellistenclub hat das zustande gebracht. Helle, heitere Räume, sehr passend ausgestattet; eine freundliche, vernünftig redigierte Katalog-Ausgabe und — was ich als Selbstverständlichkeit fast zu erwähnen vergaß

— interessante Werke auf allen Wänden: das sind die Glanzseiten dieser Ausstellung. Und doch gehört der Aquarellistenclub zur Genossenschaft bildender Künstler Wiens. Seltsamer Widerspruch! Die Erklärung liegt wohl vor allem in der Thatsache, dass es in Wien jetzt eine Secession gibt. Diese Thatsache scheint nämlich zu einer Anspannung aller Kräfte in den Reihen der Verlassenen geführt zu haben. Kann uns recht sein. Wir wollen den Wunsch nach Leben, Geist, Neuerung erwachen sehen, gleichviel auf welcher Seite! Freilich muss auch das des Lebens, des Geistes und der Neuerung fähige Künstlermaterial da sein — das hat der Aquarellistenclub für sich zu gewinnen gewusst. Die Wiener Lesler und Urban sind vor allem zu nennen, als die verdienstlichen Veranstalter und Ausschmücker dieser Ausstellung. Man merkt ihren Fleiß auf jedem Schritt mit Freude. Der prächtige Gesammteindruck ist ihr Verdienst. Auf das Einzelne will ich nächstens eingehen.

Pict.

Bücher.

Geschichte der Eisenbahnen der Oesterr.-ungar. Monarchie, herausgegeben vom österr. Eisenbahn-Beamtenverein. Zehnte und elfte Lieferung: Oesterreichs Eisenbahnen und die Staatswirtschaft. Von Dr. von Wittek.

In dem jüngst zur Ausgabe gelangten Hefte dieses Kaiser Jubiläumswerkes bespricht der gegenwärtige Eisenbahnminister die Stellung, welche die österreichischen Eisenbahnen innerhalb der Staatswirtschaft im Laufe der Jahre eingenommen haben und gegenwärtig einnehmen. Selbstverständlich konnte es am allerwenigsten an diesem Orte die Absicht des hochgestellten Autors sein, die für das Budget so funesten Irrgänge unserer Eisenbahnpolitik kritisch darzustellen. Das was er gegeben hat, ist ein historischer Abriss der Anforderungen, welche das Eisenbahnwesen in den verschiedenen Epochen der österr. Geschichte seit 1848 an den Staatsschatz gestellt hat, und der Vortheile, welche die Eisenbahnen dem Staate in budgetärer, fiscalischer und allgemein wirtschaftlicher Beziehung gebracht haben. Die Beleuchtung der Leistungen der Bahnen auf den verschiedensten Gebieten und die mit reichem Ziffernmaterial illustrierte Darstellung der finanziellen Erfolge und Misserfolge sind für das wenig informierte Publicum, für welches solche Werke bestimmt sind, gewiss sehr belehrend. Der Aufsatz reiht sich damit gleichwertig an die Reihe der in früheren Lieferungen veröffentlichten Artikel an. Der sehr rührigen Redaction gebürt für ihre Thätigkeit zum Gelingen dieses Werkes schon wegen des zu humanitären Zwecken verwendeten Reinerträgnisses aller Dank. Druck und Ausstattung sind sehr gelungen. W. F.

L. Barbasetti: „Ehrencodex“, übersetzt von Gustav Ristow. Wien 1898, Verlag der „Allgemeinen Sport-Zeitung“.

Barbasetti ist ein Fechter der sogenannten italienischen Schule und wohl der beste Meister dieser Kunst, den wir jetzt in Wien haben. Als sein Schüler habe ich oft seine klare, nein, ich möchte sagen: logische Art zu fechten bewundert. Dieselbe hat er auch im Schreiben. Er weiß seinen Gedanken eine so feste Ordnung zu geben, dass man ihnen niemals widersprechen kann. Ich kenne in der ganzen Literatur kein Buch, das die ritterlichen Fragen in einer so sicheren und definitiven Weise beantwortet hätte. Ich hoffe, bald meine Freude über das Werk ausführlicher sagen zu können, und da soll dann auch einmal manches über das Duell ausgesprochen werden, was ich seit langem im Sinne habe.

H. B.

Vittorio Pica: „L'Arte mondiale a Venezia.“ Neapel. Luigi Pierro 1897.

In diesem Buch, das seine Artikel über die jüngste internationale Kunstschau in Venedig vereint, erweist sich Vittorio Pica wieder als der kundige Cicerone, der seine Landsleute sicher durch ein dichtes Gedränge moderner Kunstbethätigungen aus aller Herren Ländern geleitet. In zwölf Capiteln, in denen die Würdigung der einzelnen Werke jeweilig durch ein Resumé ihres Specialcharakters abgeschlossen wird, führt er die Ausländer vor, während die italienischen Maler eingehender, nach Städten geordnet, in fünf weiteren Capiteln besprochen werden. Drei Capitel über die italienischen Bildhauer, die ausländischen Sculpturen und die japanische Kunst — für Italien ein ganz neuerschlossenes Gebiet — fügen sich an. Bei einem so umfassenden kunsthistorischen Wissen und einem so feinen Kunstgefühl, wie es dies Buch wieder erweist, wird man doppelt sympathisch berührt von der bescheidenen Sebstbeschränkung in den Worten des Epilogs, den Pica selbst als eine Art Glaubensbekenntnis bezeichnet, und wo er sagt, so verlockend es sei, aus den Erscheinungen allgemeine Gesetze abzuleiten und prophetisch den Weg zu zeigen, welchen die neue Kunst nehmen wird, müsse doch jeder ehrliche Kritiker bekennen, dass es unmöglich sei, eine endgiltige Meinung abzugeben. Wer mitten in einer Bewegung steht, der könne nur verzeichnen, was er sieht, anmerken, analysieren; die Synthese zu geben, falle erst den später Kommenden zu, die zu den Erscheinungen die nöthige Distanz gewonnen. Durchaus vornehm der Gesinnung nach, ist Picas Buch in der Form sehr populär; er setzt bei seinem Publicum nicht besonders viel voraus, und ist nicht allzu schroff in seinen Forderungen. Vielleicht ist gerade das der richtige Weg, um der neuen Kunst allmählich eine größere Gemeinde zu gewinnen. — Wie italienische Zeitungen mittheilen, wurde dieses Buch von einer eigens zur Preiskrönung von Kunstkritiken eingesetzten Jury mit einer Prämie von 1000 Lire ausgezeichnet.

M. v. B.

Carl Baron Torresani: „Steyerische Schlösser“, Roman. Zweite Auflage. Berlin, F. Fontane & Co. 1898.

Vor zwei Jahren schrieb ich in dieser Zeitschrift über Torresani: „Er gehört zu denen, die ihr Wesen abgeschlossen haben. Man kann kaum neues im Gehalt und in der Form seiner Individualität erwarten.“ Der neue Roman des Dichters: „Steyerische Schlösser“ bestätigt diese Sätze. Im Temperament des Stils, in der Leidenschaftlichkeit der Charaktere, in seiner eleganten, über schwere Hindernisse keck hinwegsetzenden Psychologie, in den bunten Abwechslungen der Fabel, in dem meisterhaften Fluss der Erzählung steht dieses Werk seinen Vorgängern nicht nach; die Verehrer dieses Schriftstellers werden nicht enttäuscht werden. Andererseits wird die etwas scrupellose Benützung verbrauchter Romanthemen, ihre geschickte Verbrämung, durch die sie neues Leben zu gewinnen scheinen, die Formlosigkeit mancher Scenen und Schilderungen, oft auch die Naivetät im Herbeiführen und Ablenken nothwendiger Ereignisse, den Tadlern reiche Gelegenheit geben. Aber auch diejenigen, welche beim Roman von rein künstlerischem Wert oder Unwert absehen und denen es vor allem daran liegt, dass die Art der österreichischen Cultur — nicht nur wie sie sich im Centrum des Reiches zeigt — sondern wie sie in den großen, von der Literatur noch wenig berücksichtigten Provinzen ist, — dass diese Cultur mit allen ihren Mängeln und Vorzügen, in der Eigenart des Bodens, auf dem sie entstanden, in literarischen Werken für die Zukunft aufbewahrt werde, müssen Torresani als einen der feinsten und treuesten Beobachter österreichischen Lebens anerkennen. Diesmal sind es die südöstlichen Alpenländer in den von Deutschen und Slovenen bewohnten Theilen, eine ihrer kleinen Städte, und das Verhältnis der Geburts- und Geldaristokratie, die Torresani inmitten reicher epischer und lyrischer Scenen schildert. Trotzdem die liebenswürdige Persönlichkeit des Autors allen Bildern einen eigenartigen Grundton der Farbe gibt, muss jeder, der diese Länder und ihre Menschen einmal kennen gelernt hat, die Gerechtigkeit und Sicherheit seines Blickes und Urtheiles bewundern. Die psychologische Arbeit des Romans gipfelt in der Charakteristik eines Emporkömmlings, der mit den ungeheuern Hilfsmitteln seines Vermögens das Landgut eines ihm benachbarten verarmten Aristokraten an sich ziehen will; der Kampf des Reichthums mit der Noblesse ist das Thema, um welches sich eine Menge von Episoden ergänzend gruppieren.

M. M.

Neuvereinfachte Notenschrift. Edition de Heinrich. Verlag Otto Maaß Wien.

Die Neuerung in der Notenschrift besteht darin, dass zunächst der Notenkopf jedes Tones der Scala eine andere Form besitzt (eine Scheibe ein Quadrat, Dreieck ꝛc.) Statt der Kreuze werden überdies die schwarzen Notenköpfe oben mit einer Linie eingesäumt, statt der Erniedrigungszeichen erfolgt die Einsäumung unten. Statt des Doppelkreuzes wird z. B. bei f, der Notenkopf des g auf die f-Linie gesetzt. Der Vorschlag ist das unpraktischeste und schwerfälligste, was mir in dieser Beziehung je vorgekommen ist. Es ist nicht nur schwerer, die neuen Notenzeichen zu unterscheiden als die alten, sondern auch viel anspruchsvoller, sich für jede Note einen andern Notenkopf zu merken. Dem Verfasser dieses Vorschlags muss die Physiologie des Lesens ganz unbekannt sein, er hätte sich sonst auch mit Goldscheider's Leserad überzeugen können, um wieviel schwieriger der neue Vorschlag ist als das alte System. Ich kann nichts anderes empfehlen, als die sämmtlichen mit diesem ganz unbrauchbaren System gedruckten Musikalien, sammt den mir unbegreiflichen Attesten der beiden Conservatoriumsprofessoren wieder einstampfen zu lassen. Eine geschäftliche Verwendung wird für diesen Notendruck unmöglich sein.

R. W.

Revue der Revuen.

„Die Umschau“. Die Hefte vom Ende December enthalten einen Aufsatz über Fortschritte der Chemie im Jahre 1897 von Dr. Bechhold. Ueber die Verwendbarkeit des Acetylengases — die in Wien jetzt bekanntlich actuell ist — sagt er darin: Die Zahl der Patente und Gebrauchsmuster, die auf Apparate zur Entwickelung von Acetylengas und auf Brenner genommen wurden, gehen in die Hunderte. Wir konnten nicht erfahren, welches Princip sich am besten bewährt, da die Fachleute natürlich ihre eigenen Constructionen empfehlen. Nachdem Ende des vergangenen Jahres in Paris und Berlin schwere Unglücksfälle bei Versuchen zur praktischen Verwertung von Acetylen sich ereignet hatten, erließ die Polizei sehr strenge Vorschriften für die Handhabung von Acetylen, die, wenn sie bestehen bleiben, dem Gebrauch desselben sicherlich sehr hinderlich sein werden. Eine Hauptgefahr scheint in den Verunreinigungen mit Phosphorwasserstoff und Schwefelwasserstoff zu liegen, die auch gesundheitsschädlich wirken. Ferner sollen keine Kupfertheile mit dem Gas in Berührung kommen, weil sich leicht eine explosible Kupferverbindung unter noch unbekannten Umständen bildet. — Im zweiten Jännerheft schreibt Prof. Buchner über primitive Ornamentik. Er ist der Ansicht, dass die einfachsten Arten des Ausdruckes, wie in der Sprache auch in der Ornamentik, nicht die ersten, sondern die letzten sind und die angeblich „geometrischen“ Ornamente der Wilden meist erst aus Abkürzungsbildern von Naturgegenständen entstanden sind. Die Urform des Ornaments sei nicht die Linie, sondern der Körper. Für diesen Standpunkt entfällt die Nothwendigkeit, in der Deutung primitiv-exotischer Ornamente stets zu mystischen Elementen Zuflucht zu nehmen. Es sind bereits zahlreiche, einleuchtende Deutungen von diesem neueren, realistischen Standpunkt unternommen worden, von Hjalmar Stolpe in Stockholm und Karl von den Steinen in Brasilien.

In der „Gegenwart“ vom 25. December spricht Justus Ichenhäuser über „Schutzvereine für ausländische Werte“ und beklagt es, dass die Versuche, eine derartige Corporation zu gründen, bisher misslungen sind. Die Chancen für das Zustandekommen einer solchen Institution, welche zur Wahrung der durch zahlungsunfähige oder -unwillige Staaten bedrohten Interessen des deutschen Effectenbesitzes von großem Wert ist, hängen davon ab, ob der englische Musterverein „the corporation of foreign bondholders“ eine Krisis, welche er eben durchmacht, überdauern wird. Die Ursache dieser Krisis liegt in den großen Gewinsten, welche der Verein bezieht, welche bisher nicht vertheilt, sondern, insoweit sie nicht für Gehalte der Comitémitglieder verwendet wurden, vorgetragen worden sind. An diesen Gewinsten wollten nunmehr auch die Antheilscheinbesitzer participieren und streben zu diesem Zwecke die Umwandlung des Vereines in eine dividendenzahlende Actiengesellschaft an, wogegen die Vereinsleitung gewichtige Gründe geltend macht.

Das zweite Decemberheft der „Revue des Deux Mondes“ enthält einen Aufsatz von Bouquet de la Grye über das hundertjährige Project „Paris un port de mer“. Auf die historische Aufzählung und Würdigung der wichtigsten in dieser Zeit aufgetauchten Projecte folgt

ein feuriges Plaidoyer für die endliche Ausführung des gegenwärtig der Deputiertenkammer vorliegenden Planes, welcher vermöge der geologischen Formationen des Seinethales und ihres geringen Gefälles verhältnismäßig leicht ausgeführt werden könnte. Unschätzbare Vortheile wären die durch die niedrigen Frachtsätze vervielfachten Transporte nach und von Paris, die zahlreichen am Seineufer, insbesondere bei Paris neu entstehenden Unternehmungen, Steigerung der Terrainpreise entlang der canalisierten Seine, enorme Erhöhung der Steuereinnahmen des Staates, die insbesondere in militärischer Hinsicht wichtige Verbesserung der Approvisionierung von Paris u. s. w. Der Verfasser glaubt, dass binnen kürzester Zeit der Seeverkehr von Paris von 1·2 Millionen Tonnen auf 5 Millionen Tonnen steigen werde, was erst ein Drittel des Seeverkehrs von Rotterdam ist und daher keineswegs einem Maximum gleichkommt. Nach Widerlegung der meist aus kleinlichen localen Interessen stammenden, sich vielfach gegenseitig aufhebenden Argumente der Gegner des Projectes schließt die lesenswerte Arbeit mit der Erwähnung der günstigen, vielfach glänzenden Erfolge, welche die vielen im Auslande in den letzten Jahrzehnten zur Ausführung gelangten Binnencanäle für große Seeschiffe aufzuweisen haben.

In der **„Revue de Paris“** vom 15. December bespricht Sidney Webb in sehr anregender Weise den englischen Arbeiterkampf des letzten Halbjahres. Es handelt sich (hauptsächlich) um den Strike der Maschinenarbeiter. Schon im Jahre 1836 hatten die Londoner Mechaniker die Einführung des Zehnstundentages verlangt und nach achtmonatlichem Arbeitsausstande durchgesetzt. 1852 verweigerten die Arbeiter die Leistung der Ueberstunden — allein ohne Erfolg. Zwanzig Jahre später erzwangen die Arbeiter durch einen andauernden Ausstand in Newcastle den Neunstundentag. Jetzt wurde der Achtstundentag als erstes Postulat aufgestellt. Es wurde durch die Vertreter der Trade-Unions darauf hingewiesen, dass trotz der geänderten Lebensbedingungen die Maschinenarbeiter seit 25 Jahren weder Lohnerhöhung, noch Reduction der Arbeitszeit erlangt hätten. Uebrigens war der Achtstundentag in einer Anzahl bedeutender Häuser, seit 1895 auch beim Staate selbst eingeführt. Allein eine Reihe anderer Etablissements schloss einen Ring gegen die Arbeiter. So begann am 5. Juli der Strike gegen fünf Arbeitgeber. Da erklärte die Vereinigung der Arbeitgeber das berüchtigte „Lock-out“ gegen alle Mitglieder der Trade-Unions. So sahen sich gegen 30.000 Arbeiter zum Strike gezwungen. Sidney Webb setzt dann auseinander, dass die in Frage kommende Trade-Union keineswegs auf der Höhe der modernen Organisation stehe. Die Arbeiter, die ihr angehören, seien vielfach blind gegen die Einführung neuer Maschinen und hindern so die industrielle Entwickelung. Weiters legt er dar, dass also der thatsächliche Grund des Strikes das Recht der Interventions-Arbeitervereinigungen sei. Ueber den Ausgang des Strikes könne man lediglich Vermuthungen hegen. Vielleicht wird die Einführung des obligatorischen Achtstundentages unterbleiben, und so für eine Zeit die Stellung der Arbeitgeber gefestigt sein. Vielleicht wird auch die Trade-Union den Sieg erringen. — Das gleiche Heft der „Revue de Paris“ bringt die Correspondenz zwischen Ernst und Henriette Renan und Berthelot zur Veröffentlichung. Die sehr interessanten Briefe stammen aus den Jahren 1847—1892. Das Heft vom 1. Jänner enthält die Fortsetzung derselben. Ein Theil bezieht sich auf die Ereignisse des Jahres 1870. Renan betont darin die Nothwendigkeit der Abtretung Elsass-Lothringens; Berthelot kämpft gegen diesen Gedanken heftig an.

Höchst Interessantes von der Erzeugung des Dynamits in der großen Dynamitfabrik zu Ardeer in Schottland erzählt J. W. Dam in **„Mc. Clures Magazine“**. Es ist dies die größte bestehende und die älteste derartige Fabrik, von dem Erfinder des Dynamits, Alfred Nobel, im Jahre 1871 gegründet. Bekanntlich war er es, der 1867 das so gefährliche Nitro-Glycerin durch eine Vermengung mit Kieselgur (einer Kieselerde) in einen festen, weit weniger explosiven Körper verwandelte. Gegenwärtig werden die verschiedenen Nitroglycerin-Präparate mit Nitro-Baumwolle vermengt und bilden, je nach dem Procentsatz der Mischung, Nitrogelatin oder Nitrodynamit. Die Abfälle der Baumwollmühlen werden zu diesem Zwecke mit Salpeter- oder Schwefelsäure getränkt; rings um die Fabrik von Ardeer befinden sich riesige Vorrathsräume, in denen Berge dieser gefährlichen Schießbaumwolle aufgespeichert sind, welche wie harmlose, flockige weiße Wolle aussieht. Von Nitroglycerin selbst sind tausende von Gallonen vorhanden. Es sprudelt durch offene Bleiröhren, rauscht von einer Höhe von zehn Fuß wie ein brauner Wasserfall herab in große Becken voll Sodalösungen und brodelt so heftig durch andere Röhren, dass es zu kochen scheint. Es wird abgezapft wie Bier, in Tonnen gefasst, und auf einem Schienenweg befördert. In der Form von Dynamit wird es mit großer Kraft durch Siebe passiert, in Patronen gepresst und in Kisten geworfen. Als Nitrogelatin endlich wird es durch Wurstmaschinen gepresst und in Stückchen geschnitten. Trotz der beständig drohenden Lebensgefahren ist Ardeer, infolge seiner musterhaften Organisation, eine der sichersten Fabriken, wo während eines fünfundzwanzigjährigen Bestandes nur einundzwanzig Menschenleben zum Opfer fielen, ein geringerer Procentsatz, als der aller anderen großen Industriewerke.

Von einer merkwürdigen Studienreise, die ein junger Amerikaner zur Vorbereitung auf seinen künftigen journalistischen Beruf unternommen hat, erzählte im December die **„Review of Reviews“**. M. Morrison, ein sechzehnjähriger Bursche aus Chicago, beschloss vorigen Sommer eine Tour durch Europa zu unternehmen. Mit sieben Pfund im Vermögen machte er sich auf den Weg, verschaffte sich als Journalist freie Fahrten auf der Eisenbahn, interviewte unterwegs den Präsidenten und andere Notabilitäten, und vermehrte seinen Reisefonds durch Berichte an die Tagesblätter. Die Ueberfahrt legte er als Küchenjunge zurück, und kämpfte sich durch bis in die Schweiz, wo es ihm gelang, den Präsidenten zu interviewen. Durch Deutschland und Frankreich nach London zurückkehrend, suchte er Gladstone auf, wohnte an der Seite des Lord-majors einer Sitzung des Magistrates bei, und kehrte kürzlich im Zwischendeck eines Dampfers von Southampton nach Newyork zurück. Sein Reisefonds ist fast ungeschmälert, da Morrison es zustande gebracht, sich auf der ganzen Tour seinen Unterhalt zu erwerben oder unentgeltlich zu verschaffen.

Die Bauern.

Von Anton Tschechow.*)

Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Nilorin.

(Schluss.)

VIII.

Die Pfarrkirche befand sich in dem sechs Werst entfernten Kossogorowo, und besucht wurde sie nur im Nothfalle, wenn es zu einer Taufe, einer Trauung oder zu einem Todtenamte kam; sonst wurde in der Kirche jenseits des Flusses gebetet. An Feiertagen, wenn das Wetter schön war, giengen die geputzten Mädchen in Scharen zur Messe, und es war lustig zuzuschauen, wie sie in ihren rothen, gelben, grünen Kleidern über die Wiese giengen; bei schlechtem Wetter aber blieben alle zu Hause. Vor dem Abendmahle wurde die Pfarrkirche besucht. Wem es bis zu den großen Fasten nicht gelang, sich zum Abendmahle vorzubereiten, der musste dem Priester, welcher während der Osterwoche mit einem Kreuz von Hütte zu Hütte gieng, fünfzehn Kopeken geben.

Der Alte glaubte nicht an Gott, weil er fast nie an ihn dachte; er gab zu, dass es übernatürliche Dinge gebe, dachte aber, dass dieses bloß die Weiber angehe, und wenn man in seiner Gegenwart von Religion und Wundern redete und an ihn irgend eine Frage richtete, so kratzte er sich und antwortete unwillig:

— Wer weiß es denn!

Die Großmutter glaubte an Gott, ihr Glaube war aber matt; in ihrem Gedächtnis gieng es drüber und drunter, denn kaum begann sie an ihre Sünden, an den Tod, an ihr Seelenheil zu denken, als auch schon Noth und Sorgen diese Gedanken erstickten, und sie vergaß bald, woran sie dachte. Die Gebete waren aus ihrer Erinnerung geschwunden, und gewöhnlich stellte sie sich abends, vor dem Schlafengehen, vor die Heiligenbilder hin und flüsterte:

— Der Mutter Gottes von Kasan, der Mutter Gottes von Smoljensk, der dreieinigen Mutter Gottes . . .

Marie und Thekla bekreuzten sich, empfingen jedes Jahr das heilige Abendmahl, begriffen aber nichts. Den Kindern wurden keine Gebete gelehrt, niemand erzählte ihnen von Gott, brachte ihnen irgend welche Verhaltungsregeln bei, es wurde ihnen bloß verboten, die Fasten zu verletzen. In den übrigen Familien war dasselbe der Fall. Wenige glaubten an etwas, wenige begriffen etwas; und doch liebten alle die heilige Schrift, liebten sie zärtlich, ehrerbietig, es fehlte aber an Büchern und an Leuten, die vorlesen und erklären könnten, und dafür, dass Olga zuweilen aus dem Evangelium vorlas, achtete man sie und sagte ihr und Sascha „Sie“.

Wenn ein Kirchenfest gefeiert oder ein allgemeines Gebet angestellt wurde, begab sich Olga in die umliegenden Dörfer und in die Kreisstadt, in welcher sich zwei Klöster und siebenundzwanzig Kirchen befanden. Sie war zerstreut, vergaß während ihrer Wallfahrt die Familie ganz und gar, und erst, wenn sie nach Hause zurückkehrte, machte sie plötzlich die freudige Entdeckung, dass sie einen Mann und eine Tochter habe und sprach dann lächelnd und strahlend:

— Gott sendet euch seine Gnade!

Alles, was im Dorfe vorgieng, kam ihr abscheulich vor und quälte sie. Am Eliastage wurde getrunken, am Himmelfahrtstage wurde getrunken, am Kreuzeserhöhungsfest wurde wieder getrunken. Zu Ehren des Tempelfestes der Schukowschen Gemeindekirche tranken die Bauern drei Tage lang; sie vertranken fünfzig Rubel, welche der Gemeinde gehörten und sammelten dann in jedem Bauernhof Geld zu Schnaps. Am ersten Feiertage wurde bei Tschiekildejews ein Schaf geschlachtet, und man aß davon morgens, mittags, abends, man aß viel auf einmal, und in der Nacht standen die Kinder auf, um abermals zu essen. Während der drei Tage war Kirjak schrecklich besoffen, er vertrank alles, sogar seine Mütze und seine Stiefel, schlug Marie so sehr, dass man sie mit Wasser begießen musste. Nachher aber schämten sich alle, und es war ihnen recht übel zumuthe.

Uebrigens fand auch in Schukowo, in dieser Chalujewka, einmal ein wirkliches religiöses Fest statt. Das war im August, als im ganzen Bezirk, von Dorf zu Dorf, das Bild der lebenspendenden Gottesmutter herumgetragen wurde. An dem Tage, als man sie in Schukowo erwartete, war es dort still und düster. Bereits des Morgens giengen die Mädchen in ihren bunten Festkleidern dem Heiligenbilde entgegen und brachten es gegen Abend ins Dorf, gefolgt von einer singenden Procession, und auch auf dem jenseitigen Ufer wurde mit allen Glocken geläutet. Eine große Menschenmenge, bestehend aus Einheimischen und Fremden, staute sich auf der Gasse; der Staub wirbelte, man lärmte und drängte sich . . . . Sowohl der Alte, als auch die Großmutter und Kirjak streckten die Hände dem Bilde entgegen, schauten es gierig an und sprachen weinend:

— Beschützerin, heilige Mutter! Beschützerin!

Alle schienen in einem Nu begriffen zu haben, dass der Himmel nicht leer sei, dass die Reichen und Mächtigen noch nicht alles an sich gerissen haben, dass man Schutz finden könne vor Kränkungen, vor Unterdrückung, vor schwerem, unerträglichem Elend, vor dem schrecklichen Schnaps.

— Beschützerin, heilige Mutter! — schluchzte Marie. — Mutter!

Als aber nach dem Dankgebet das Heiligenbild fortgebracht

*) Vergl. Nr. 169, 170, 171 und 172 der „Zeit“.

wurde, kam alles ins alte Geleise, und wieder schallten aus dem Wirtshaus die rauhen Stimmen der Zecher.

Den Tod fürchteten nur die reichen Bauern, welche, je reicher sie wurden, desto weniger an Gott und an das Seelenheil glaubten, und nur aus Furcht vor dem irdischen Ende kauften sie für jeden Fall Kirchenkerzen und ließen Messen lesen. Die ärmeren Bauern jedoch scheuten den Tod nicht. Dem Alten und der Großmutter sagte man es gerade heraus, dass sie schon allzulange lebten, dass es Zeit für sie sei zu sterben, und sie erwiderten nichts darauf. Man genierte sich nicht, in Nikolaus' Gegenwart der Thekla zu sagen, dass nach dem Tode des Nikolaus ihr Mann Deniß vom Dienste dispensiert werden und heimkehren wird. Und Marie hatte nicht nur keine Angst vor dem Tode, sondern bedauerte sogar, dass er so lange auf sich warten lasse, und freute sich, wenn ihre Kinder starben.

Obgleich man dem Tode gegenüber gleichgiltig war, so begegnete man doch jeder Krankheit mit übertriebener Aengstlichkeit. Es genügte ein leichtes Unwohlsein, eine Verdauungsstörung, ein leichtes Fieber, damit die Großmutter sich auf den Ofen legte, sich warm einhüllte und laut und unaufhörlich stöhnte: „Ich ste—erbe!" Der Alte holte eiligst einen Priester, der der Großmutter das heilige Abendmahl reichte und ihr die letzte Oelung gab. Am meisten fürchtete man sich vor Erkältung und kleidete sich darum selbst im Sommer warm und wärmte sich auf dem Ofen. Die Großmutter liebte es, Curen zu gebrauchen und fuhr häufig ins Krankenhaus, woselbst sie angab, dass sie nicht siebzig, sondern achtundfünfzig Jahre alt wäre; sie glaubte, wenn der Doctor erfahren werde, wie alt sie sei, so werde er sie nicht behandeln wollen und ihr sagen, dass sie an den Tod, statt an Curen denken möge. Ins Krankenhaus fuhr sie gewöhnlich am frühen Morgen mit zwei, drei Kindern und kehrte hungrig und böse am Abend zurück, mit Tropfen für sich und Salben für die Mädchen. Zweimal nahm sie auch Nikolaus mit, der im Laufe von zwei Wochen Tropfen einnahm und einige Erleichterung zu spüren wähnte.

Die Großmutter kannte alle Doctoren, Feldscherer und Zauberer auf dreißig Werst in der Runde, und kein einziger von ihnen gefiel ihr. An einem Feiertage im Herbst, als der Priester mit dem Kreuz die Hüte besuchte, sagte ihr der Küster, dass in der Stadt, in der Nähe des Gefängnisses ein Greis, ein ehemaliger Regimentsfeldscherer lebe, der sehr gut curiere, und rieth ihr, ihn zu befragen. Die Großmutter folgte diesem Rath. Als der erste Schnee gefallen war, fuhr sie in die Stadt und brachte den Alten mit, der ein bärtiger, getaufter Jude in einem langschößigen Rock war, und dessen ganzes Gesicht blaue Adern bedeckten. Gerade um diese Zeit arbeiteten in der Hütte Taglöhner. Ein alter Schneider mit einer schrecklichen Brille schnitt aus Lumpen eine Weste zu, und zwei junge Burschen walkten Filzstiefel; Kirjak, der seines Saufens wegen entlassen wurde, saß neben dem Schneider und besserte ein Kummet aus. In der Hüte war es eng, schwül und es roch schlecht. Der getaufte Jude untersuchte Nikolaus und sagte, man müsse ihm Schröpfköpfe ansetzen.

Während er schröpfte, schauten der Alte, der Schneider, Kirjak und die kleinen Mädchen zu, und sie glaubten zu sehen, wie die Krankheit Nikolaus verlasse. Auch Nikolaus sah zu, wie die Schröpfköpfe auf der Brust sich festsaugend ganz allmählich mit dunklem Blute sich füllten, und hatte das Gefühl, als ob er in der That von etwas befreit werde, und lächelte vergnügt.

— Es ist gut — sagte der Schneider. — Gebe Gott, dass es helfen möge.

Der getaufte Jude setzte ein Dutzend Schröpfköpfe an und später wieder ein Dutzend, trank Thee und fuhr weg. Nikolaus begann zu zittern; sein Gesicht fiel ein und schrumpfte, wie die Weiber sagten, zu einer Faust zusammen; seine Finger wurden blau. Er hüllte sich in eine Decke, in einen Pelz, es wurde ihm aber immer kälter. Gegen Abend überfiel ihn eine Beklemmung; er bat, man möge ihn auf die Diele legen, der Schneider solle aufhören zu rauchen, dann wurde er still unter dem Pelz, und gegen Morgen verschied er.

IX.

O, welch ein strenger, welch ein langer Winter.

Schon seit Weihnachten hatte man kein eigenes Brot und musste Mehl kaufen. Kirjak, der jetzt zu Hause wohnte, lärmte jeden Abend und flößte allen Entsetzen ein, am Morgen aber plagten ihn Kopfschmerzen und Reue, so dass es ein Jammer war, ihn anzuschauen. Im Stalle brüllte Tag und Nacht die hungrige Kuh, und die Herzen der Alten und der Marie krampften sich schmerzlich zusammen. Um das Maß voll zu machen, war es den ganzen Winter schrecklich kalt, und ringsherum lagen hohe Schneehaufen und der Winter hielt besonders lange an: zu Mariä Verkündigung war ein großes Schneegestöber und zu Ostern schneite es noch.

Aber wie dem auch war, so hatte doch der Winter ein Ende. Anfang April waren die Tage warm, die Nächte frostig; der Winter wollte nicht weichen, aber ein warmer Tag trug endlich den Sieg davon, es begann zu thauen und die Vögel ließen ihren Gesang erschallen. Die ganze Wiese und die Sträucher am Flusse waren unter Wasser, und die Strecke zwischen Schukowo und dem jenseitigen Ufer verwandelte sich in eine große Bucht, über deren Oberfläche hie und da Scharen wilder Enten flatterten. Der Sonnenuntergang mit Flammen und prachtvollen Wolken brachte jeden Abend etwas Ungewöhnliches, Neues, Unwahrscheinliches, das uns unglaublich vorkommt, wenn wir dieselben Farben und Wolken auf einem Bilde sehen.

Die Kraniche flogen eilig dahin und schrien traurig, als ob sie jemand riefen. Am Rande des Abhanges stehend, schaute Olga lange, lange auf die überschwemmte Gegend, auf die Sonne, auf die leuchtende, wie verjüngte Kirche, und Thränen rollten über ihre Wangen und der Athem rang sich schwer aus ihrer Brust, weil sie sich leidenschaftlich von hier fortsehnte, nur weit weg von hier, wenn auch ans Ende der Welt. Es war schon beschlossen, dass sie nach Moskau zurückkehren wird, um eine Stelle als Stubenfrau anzunehmen, und dass Kirjak sie begleiten soll, um Hausknecht oder irgend etwas anderes zu werden. Ach, nur recht bald fort von hier!

Als der Weg trockener und die Luft milder wurde, begann man sich zur Reise zu rüsten. Olga und Sascha, beide in Bastschuhen und mit Quersäckchen auf dem Rücken, machten sich mit Tagesanbruch auf den Weg; Marie gieng mit, um sie eine kleine Strecke zu begleiten. Kirjak war unwohl und wollte noch acht Tage zu Hause bleiben. Olga schaute zum letztenmal auf die Kirche und verrichtete ein Gebet für das Seelenheil ihres Mannes; dabei brach sie nicht in Thränen aus, sondern ihr Gesicht verzog sich und wurde hässlich, wie bei einer alten Frau. Im Laufe des Winters wurde sie magerer, hässlicher, ihr Haar begann bereits grau zu werden: das frühere anmuthige, angenehme Lächeln wich einem leidensvollen Ausdruck der Trauer und Ergebenheit, und ihre Augen blickten stumpf und starr, als ob sie nichts hören würde. Es that ihr leid, das Dorf und die Bauern verlassen zu müssen.

Nachdem Marie sie drei Werst weit begleitet hatte, nahm sie Abschied, kniete dann nieder und begann, das Gesicht zur Erde neigend, laut zu wehklagen: „Wieder bin ich allein, ich arme Unglückliche..."

Lange noch klagte sie so, und Olga und Sascha sahen, wie sie auf den Knien ruhend und den Kopf in den Händen haltend, zur Seite sich neigte, als ob sie jemand grüßte, während über ihrem Haupte Saatkrähen schwebten.

Die Sonne stieg höher, es wurde heiß. Olga und Sascha waren schon weit von Schukowo. Es war angenehm zu gehen und sie vergaßen bald das Dorf und Marie; es war ihnen froh zumuthe und alles machte ihnen Spass. Bald zog ein Hügel ihre Aufmerksamkeit auf sich, bald eine Reihe von Telegraphenpfählen, die sich bis an den Horizont hinzogen und deren Drähte so geheimnisvoll summten; bald zeigte sich in der Ferne ein Meierhöfchen, das von Bäumen umgeben war und in dessen Nähe es nach Wasser und Hanf roch, und es wollte ihnen scheinen, als ob hier glückliche Menschen lebten; bald betrachteten sie das weiße Gerippe eines Pferdes, welches auf dem Acker lag. Und die Lerchen trillerten unermüdlich, die Wachteln schlugen, und der Wiesenschnarrer schnarrte so, dass man zu hören glaubte, wie jemand an einer verrosteten Eisenklammer zieht.

Um Mittagszeit kamen Olga und Sascha in ein großes Dorf. Auf der breiten Gasse begegneten sie dem alten Koch des Generals Schukow. Er war erhitzt, und seine schweißtriefende rothe Glatze leuchtete im Sonnenlicht. Er und Olga erkannten einander nicht, dann schauten sie sich gleichzeitig um, wobei sie sich erkannten, sagten aber kein Wort, und jedes gieng seines Weges. Olga und Sascha blieben vor den geöffneten Fenstern einer Hütte stehen, welche stattlicher als alle übrigen aussah, dann verneigte sich Olga und sprach mit hoher singender Stimme:

— Gläubige Christen, gebt uns ein Almosen um Christi willen, so viel ihr vermöget, möge Euren Eltern das Himmelreich und die ewige Seligkeit zutheil werden.

— Gläubige Christen, — wiederholte Sascha singend, — gebt um Christi willen, soviel ihr vermöget, das Himmelreich ...

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek

Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock.

Assistent: Ernst v. Rosmann.

Die Zeit.

XIV. Band. Wien, den 29. Jänner 1898. Nummer 174.

Absolutistische Rudimente.

Seitdem wir wieder autoritäre, d. h. außerparlamentarische Regierungen haben, schmilzt merkwürdigerweise die Regierungsautorität so rasch dahin, wie der Schnee in der Frühlingssonne. Die Gründe dieser bedenklichen Erscheinung sind einer Betrachtung wert. Zum Theil liegen sie im System der außerparlamentarischen Regierung selbst begründet, zum Theil in der durch dieses System, wenn schon nicht bedingten, so doch sicherlich erleichterten falschen Auswahl der leitenden Persönlichkeiten.

Nur ein Lump verspricht mehr als er hat. Die außerparlamentarische Regierung ist aber durch ihren mit den sonstigen Thatsachen des Staatslebens in Widerspruch stehenden, specifischen Charakter zu solcher Lumperei gezwungen, wie gleich an einigen Beispielen gezeigt werden soll. Die parlamentarische Regierung steckt schon durch die Kategorie, der sie sich selbst einreiht, die parlamentarischen Grenzen ihrer Macht deutlich und bescheidentlich ab. Wenn sie dann über parlamentarische Schwierigkeiten fällt, so ist sie noch im Fall ihrem eigenen Princip treu geblieben. Die außerparlamentarische Regierung dagegen ignoriert einfach die parlamentarischen Grenzen ihrer Macht. In Worten erscheint sie dadurch zunächst unvergleichlich größer und mächtiger, als die parlamentarische Regierung. Sie ist, — wie die „Wiener Abendpost“ seinerzeit dem Ministerium Gautsch nachrühmte — die Regierung der „kaiserlichen Machtvollkommenheit“. Das Papier erträgt geduldig diese absolutistische Phrase, das politische Leben widerlegt sie prompt. Sobald die autoritäre Regierung zu arbeiten anfängt, muss sie auch jeden Tag ihre hochtönenden Worte Lügen strafen. Auf allen Seiten wird sie durch die Macht des Parlaments und seiner Parteien eingeengt. Was bei der parlamentarischen Regierung, weil ehrlich zugestanden, als ganz natürlich und selbstverständlich erscheint, wird bei der sich selbst so nennenden außerparlamentarischen oder autoritären Regierung zur Beschämung. Wenn einer — sagen wir vergleichsweise — nicht französisch sprechen kann, so handelt er jedenfalls würdiger, wenn er, sobald er mit einem Franzosen zu verkehren hat, es offen zugibt und einen Dolmetsch benützt, als wenn er, seine Unkenntnis leugnend, sich radebrechend einer Blamage aussetzt. Parlamentarischer Minister sein, heißt aufrichtig bekennen, was ohnedies alle Welt weiß, dass in dem Lande, in dem man zu regieren hat, ein Parlament existiert, mit dem man rechnen muss. Außerparlamentarischer Minister sein, heißt, sich als politisch allmächtig ausgeben und dann als ohnmächtig erweisen.

Denn, wie sicher auch der außerparlamentarische Minister sich in Worten die größere Machtfülle zuschreibt, in Wahrheit besitzt er die geringere. Der Ruhm der parlamentarischen Regierung besteht darin, das Vertrauen der parlamentarischen Parteien zu genießen. Die autoritäre Regierung dagegen thut in Worten so, als ob sie auf das Vertrauen der parlamentarischen Parteien verzichten würde. Graf Badeni gieng in diesem außerparlamentarischen Bettlerstolz so weit, dass er in seinem Regierungsprogramme seinerseits die Parteien, ja sogar die Völker Oesterreichs gönnerhaft seines Vertrauens versicherte, gerade so, wie wenn er den Völkern und nicht die Völker ihm das Budget, den Ausgleich und die sonstigen Regierungsbedürfnisse zu bewilligen hätten. Die parlamentarische Regierung wird, da sie von vornherein das Vertrauen der Parteien genießt, von diesen mit jener Achtung und Rücksicht behandelt, die man einer Vertrauensperson entgegenbringt. Die parlamentarischen Minister sind die altbewährten Führer der Majoritätsparteien. Das wohlbefestigte Verhältnis der Unterordnung, in dem ihre Parteianhänger zu ihnen stehen, begleitet sie auch auf die Ministerbank und ermöglicht ihnen dort eine glatte Erledigung der parlamentarischen Regierungsgeschäfte. Die außerparlamentarische Regierung dagegen stößt bei den Parteien allseits auf Misstrauen und Feindseligkeit, bestenfalls auf gewinnsüchtige Gleichgiltigkeit. Denselben außerparlamentarischen Minister, der am ersten Tage seiner Amtsherrlichkeit der Welt programmatisch seine Unabhängigkeit von den Parteien verkündet hat, kann man am zweiten Tag bereits auf allen Vieren, Stimmen suchend, den Parteien nachkriechen sehen, weil er sonst bei der ersten Abstimmung im Parlament jammervoll durchfiele. Der parlamentarische Minister wirkt durch den geistigen Einfluss, den er auf seine Parteigenossen ausübt, denen ja die Größe und der Glanz der Herrschaft ihres Führers eigene Sache ist, sowie umgekehrt ihre Interessen auch die eigene Sache des Führers sind. Der außerparlamentarische Minister muss sich mühselig mit Surrogaten behelfen. Das sind im weiteren Sinne des Wortes Bestechungen, ganz gemeine Geldgaben, persönliche Begünstigungen, oder auch — Sprachenverordnungen. Einem parlamentarischen Minister müssen die Parteien Rücksichten gewähren, weil er doch ihr bester Mann ist. Ein außerparlamentarisches Ministerium bedeutet auf Seite der Parteien die Aera der Rücksichtslosigkeiten.

Das parlamentarische System bringt von selbst eine, soweit möglich, annähernd richtige Auswahl der leitenden Persönlichkeiten mit sich. Das Parlament stellt nämlich das beste Mittel zur Auslese der Tüchtigsten in der Politik dar. Wer als einfacher Abgeordneter im Parlament sich durch Reden und Thaten zur Geltung zu bringen weiß; wer es im Parlament versteht, andere Abgeordnete unter seine Führung zu zwingen; wer dann als Parteiführer seine Partei und schließlich auch die Majorität des Hauses umsichtig zu lenken vermag: der erweckt die Vermuthung für sich, dass er über ein staatsmännisches Talent verfügt, das sich auch bewähren wird, wenn er nicht bloß die Parteigeschäfte, sondern die Staatsgeschäfte, wenn er nicht bloß seine Anhänger, sondern das ganze Land zu leiten haben wird. Beim außerparlamentarischen System dagegen wird die Auswahl der Staatsmänner in jener primitiven Art vorgenommen, wie sie in den patriarchalisch-absolutistischen Zeiten üblich war. Damals konnte der Monarch seine Minister nur aus dem engen Kreisen jener Männer nehmen, die er persönlich kannte und beobachtet hatte: dem hohen Adel, der ihn umgab, oder den Spitzen der Bureaukratie, die ihm diente. Missgriffe waren da leicht möglich, beim Adel, weil die Höflingsqualität mit der Regierungsfähigkeit überhaupt nichts gemein hat, bei der Bureaukratie, weil eine subalterne Vergangenheit den Geist der Initiative, durch den der Minister seinem höchsten Beamten überlegen sein soll, nicht eben fördert. Solche Missgriffe aber können im constitutionellen Staate geradezu verhängnisvoll werden, weil hier der ruhige Gang der Regierung hauptsächlich von den Bedürfnissen und Empfindungen der Bevölkerung abhängt, die ein guter Parteiführer weit besser beurtheilen kann, als einer der Herren, die aus einem aristokratischen Spielclub oder einer amtlichen Schreibstube zur Regierung berufen werden.

Das parlamentarische Ministerium besitzt in der That die Autorität, mit der das außerparlamentarische nur renommiert. Auf der ganzen Linie ist das außerparlamentarische Ministerium im constitutionellen Staate im Nachtheil gegenüber dem parlamentarischen Ministerium. Nur einen Vortheil behält es, einen illusorischen, der aber sein Vorkommen erklärlicher macht: es rettet die absolutistische Phrase von der schrankenlosen Machtvollkommenheit in den constitutionellen Staat hinüber. Doch nicht mehr als die Phrase. Ein außerparlamentarischer Minister, der so unwissend ist, diese Phrase ernst zu nehmen, setzt sich schließlich dem allgemeinen Spott aus. So Graf Badeni, der wirklich meinte, dass er durch ein „Machtwort“ die Wiener Frage aus der Welt schaffen könne, oder dass er bei der Erlassung der Sprachenverordnungen, auf das sogenannte „primäre Verordnungsrecht“ der Regierung hin, der Zustimmung der Parteien entrathen könne, oder dass er „ungeachtet aller Parteischwierigkeiten“ ohne Anhang im Parlament regieren könne. An der autoritären Illusion ist er schmählich zugrunde gegangen. Das außerparlamentarische Ministerium ist ein absolutistisches Rudiment, ein Titel ohne Mittel, den moderne Staaten, wenn sie klug sind, ablegen, den andere nur behalten, woferne sie eitel sind.

K.

Die neueste österreichische Gesetzgebungstechnik.

Von Dr. J. Tinzl.

In dem Aufsatze „Eine Kritik der neuen österreichischen Civilprocessordnung“ (Beilage der „Münchener Allgemeinen Zeitung“, Nr. 278 vom 9. December 1897), wurde vom Verfasser auf die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform, ja einer mehrfachen Neuredaction der mit dem 1. Jänner 1898 in Wirksamkeit getretenen österreichischen Civilprocessgesetze hingewiesen und die verderblichen Consequenzen betont, welche für die Lebenskraft dieser Gesetze sich mit Nothwendigkeit daraus ergeben müssten, wenn in der Anwendung derselben die Anschauungen der an der Schlussredaction betheiligten Fachmänner eine autoritative Geltung gewännen und wenn sich auf diese Weise eine Palliativpraxis, welche die klaffenden Bruchstellen nur nothdürftig zu verkleistern sucht, ausbilden sollte. Aber ehe man sichs versah, hat sich das Schreckliche nach beiden Richtungen zum großen Theile schon vollzogen. Wie bekannt, wurden schon die eigentlichen processualen Grundgesetze — die Jurisdictionsnorm, die Process- und Executions-

ordnung — einer eingehenden parlamentarischen Behandlung zu ihrem schweren Nachtheile so gut wie gar nicht unterzogen, bezüglich der Ausführungsgesetze ließ man dem Justizministerium, beziehungsweise den dort als Gesetzesfabrikanten fungierenden Professionals, vollkommen freie Hand.

Es kann nun leider in keiner Weise behauptet werden, dass dieselben von der ihnen ertheilten Licenz einen auch nur halbwegs discreten Gebrauch gemacht haben.

Allerdings war die Gefahr des Missbrauches schon durch die bedauernswerte Thatsache überaus nahe gerückt, — und dieser Missbrauch kann auch nur dadurch entschuldigt werden — dass es zu viele vollständig missglückte oder zum mindesten arg verkrüppelte Paragraphen in den Hauptgesetzen gab, welche vor ihrer praktischen Anwendung noch einer chirurgischen Operation oder wenigstens einer Einrenkung dringend bedurften. Man kann übrigens auch nicht behaupten, dass dort, wo diese zwingenden Gründe der Justizverwaltung nicht das Operationsmesser geradezu in die Hand drückten, dieselbe eine besondere Befähigung an den Tag gelegt hat, in den Durchführungsvorschriften die Prakticabilität des Gesetzes zu erhöhen und zu erleichtern. Es sei beispielsweise nur auf das famose Gesetz über die Vornahme von Realschätzungen verwiesen, welches das aufrichtigste Entsetzen aller Praktiker hervorgerufen hat, sowie auf den neuen Advocatentarif, in welchem das Justizministerium sich an die unabweisliche Lösung der Aufgabe, die anwaltlichen Gebüren dem neuen Verfahren anzupassen, gar nicht einmal von Ferne herangewagt hat. Sonst kann aber unserer Justizverwaltung der Vorwurf nicht erspart werden, dass die Nachtragsbestimmungen nichts anderes sind, als Lazarethe für die schadhaften Paragraphen der Hauptgesetze, und zwar vorzugsweise für die chirurgische Behandlung eingerichtete, da diese unglücklichen Geschöpfe dort hauptsächlich durch Anwendung des Messers ihre normale Gestalt erhalten sollen, wobei es den behandelnden Aerzten offenbar auch gar nichts verschlägt, wenn ihnen so mancher Patient unter den Händen bleibt.

Eine solche Versuchsklinik wurde bereits in den Einführungsgesetzen eingerichtet, welche Dr. B. Beck in seinen „Zehn Abhandlungen zum neuen österreichischen Civilprocessrechte" *) „als Asyle für obdachlose Processnormen bezeichnet, welche in ungehöriger Weise dazu benützt werden, um Mängel der Processgesetze zu sanieren."

Dem gedachten Zwecke wurde auch die Geschäftsordnung möglichst dienstbar gemacht, sie erwies sich jedoch für eine durchgreifende Procedur nicht als die geeignete Stätte. Eine solche hat die österreichische Justizverwaltung erst unmittelbar vor dem Einführungstermine des Gesetzes unternommen, und zwar nach einer Methode, welche den unbestreitbaren Vorzug der Originalität für sich hat, so dass wir wenigstens in dieser Richtung mit Befriedigung constatieren können, dass unsere Legislative darin einmal ausnahmsweise nicht den Gesetzgebungen anderer Staaten nachhinkte.

Die österreichische Justizverwaltung nahm hiebei die von ihr für die richterlichen Beamten bei den Gerichtshöfen eingerichteten Instructionscurse über die neuen Processgesetze zum Ausgangspunkte. Bei denselben und in der auf den Vortrag regelmäßig folgenden freien Discussion wurden von den Betheiligten eine Unmasse Zweifel und Controversen aufgeworfen, welche durch die vielfach mangelhafte Fassung des Gesetzes hervorgerufen wurden. Diese angeregten Fragen wurden nun gesammelt und dem Justizministerium eingesandt. Die officielle Lösung derselben wurde nun der österreichischen Jurisprudenz, ohne dass dieselbe übrigens das geringste Verlangen darnach ausgesprochen hätte, in der Publication des österreichischen Justizministeriums „Beantwortung der Fragen, welche dem Justizministerium über die Bestimmungen der neuen Processgesetze vorgelegt wurden" geboten.

Aus derselben ist vor allem die bedenkliche Thatsache zu entnehmen, in welch unverhältnismäßigem Umfange in der neuen Gesetzgebung für den gegründeten Zweifel Raum gelassen erscheint, und in welch ungenügendem Maße dieselbe der Anforderung an ein Gesetzgebungswerk, dass es möglichst wenig controverse Fixierungen enthalte, nachzukommen vermochte. So geben beispielsweise unter den 602 Paragraphen der eigentlichen Processordnung nicht weniger als 239 Anlass zu Controversen, und das Justizministerium fand hiebei nicht weniger als 426 Fragen der Beantwortung würdig und bedürftig!

Wenn es nun schon ein überaus missliches und entwürdigendes Unterfangen ist, der Praxis die Auslegung eines Gesetzes schon von vornherein officiell, wenn auch auf indirectem Wege, geradezu vorschreiben zu wollen, so erscheint dieses Vorgehen vollständig unzulässig, wenn es augensichtlich in erster Linie nur den Zweck verfolgt, die vollständig verunglückten Bestimmungen des Gesetzes im Interpretationswege durch andere zu ersetzen. Denn dadurch nimmt die Justizverwaltung eine von den gesetzgebenden Körpern nicht controlierte legislative Competenz für sich in Anspruch, und die in allen constitutionellen Staaten feststehenden Grenzen zwischen Legislative und Executive werden vollständig verschoben.

Greifen wir nur auf das Gerathewohl zwei der crassesten Fälle dieser allerdings sehr dürftig verschleierten Methode, Gesetze im abgekürzten Wege der Interpretation vollständig aufzuheben, heraus, da dieser Vorgang beliebig wiederholt werden kann.

§ 145 C.-P.-O. bestimmt:

„Die gesetzlichen Folgen der Versäumung einer Processhandlung treten von selbst ein, sofern nicht durch die Bestimmungen dieses Gesetzes ihr Eintritt von einem auf Verwirklichung der Rechtsnachtheile der Versäumung gerichteten Antrage abhängig gemacht ist. Im letzteren Falle kann die versäumte Processhandlung, wenn für dieselbe eine Frist bestimmt war, bis zu dem Tage, an welchem der Antrag bei Gericht gestellt wurde, nachgeholt werden,"

und § 398 wendet diese allgemeine Bestimmung auf das Säumnis in der Einbringung der Klagebeantwortung speciell noch in der Weise an,

„dass, wenn vom Beklagten die Klagebeantwortung nicht rechtzeitig überreicht wurde, eine Tagsatzung zur mündlichen Streitverhandlung nur auf neuerlichen Antrag des Klägers anberaumt werden darf."

Damit ist in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise gesagt, dass die versäumte Klagebeantwortung durch Connivenz der Gegenseite nachgesehen werden kann, in ganz gleicher Weise, wie dies im früheren Processe bei dem sogenannten specifisch „schriftlichen Verfahren" der Fall war. Mittlerweile kam es nun unserer Justizverwaltung zu Sinn — die Zeit zum Nachdenken war ja seit dem Publicationstage der Processordnung, seit dem 9. August 1895, allerdings auch zur Genüge vorhanden — dass diese Bestimmung einen unlöslichen Bestandtheil der Processordnung bilde, eine Bestimmung nämlich, welche mit der Tendenz des Gesetzes, den Processbetrieb ausschließlich in die Hände des Gerichtes zu legen, in principiellem und nicht sanierbarem Widerspruche stehe. Da wird nun ohne viele Umstände die in Rede stehende officielle Fragebeantwortung dazu benützt, um diese störende Bestimmung fein säuberlich zu eliminieren.

In der Beantwortung der zu § 398 aufgeworfenen Fragen ergeht nämlich der delphische Spruch:

„Die Klagebeantwortung kann nach Ablauf der für sie bestimmten Frist nicht mehr nachgeholt werden. Eine verspätet überreichte Klagebeantwortung ist von amtswegen zurückzuweisen. Der Kläger kann die eingetretene Verspätung nicht nachsehen."

Auch das vom Justizministerium — offenbar in der Absicht, sich durch eine höhere Autorität zu decken — dem Obersten Gerichtshofe abgeforderte Gutachten zu diesem Paragraphen, von welchem noch später die Rede sein wird, spricht sich in gleicher Weise aus:

„Die Rechtsfolgen der nicht rechtzeitigen Ueberreichung der Klagebeantwortung treten von selbst ein, ohne dass es eines Antrages des Klägers auf Verwirklichung der Rechtsfolgen des Versäumnisses der zur Klagebeantwortung nach § 243 C.-P.-O. dem Beklagten ertheilten Frist bedarf."

Es bedarf nun zweifellos nur einer geringen Intensität des Nachdenkens um herauszufinden, dass die officielle Interpretation genau das Gegentheil dessen besagt, was im Gesetzterte ganz klar festgestellt erscheint.

Ein gröblicher Missgriff der Processordnung ist ferner auch die Feststellung der Leistungsfrist (§§ 409 und 411).

Darnach soll die Leistungsfrist,

„welche, soferne im Gesetze nichts anderes bestimmt ist, vierzehn Tage beträgt, mit dem Tage nach Eintritt der Rechtskraft des Urtheiles beginnen."

Die Rechtskraft des Urtheiles tritt aber erst dann ein, „wenn das Urtheil durch ein Rechtsmittel nicht mehr anfechtbar ist", also regelmäßig 14 Tage nach Zustellung der Entscheidung. Nach dem Wortlaute des Gesetzes beträgt also die Leistungsfrist regelmäßig 28 Tage nach der Zustellung des Urtheiles. Eine derartige Bestimmung musste nun schon aus den gewöhnlichsten Rücksichten für die Wahrung eines halbwegs reputierlichen Nachrufes ausgemerzt werden, und dies ist in der „Fragebeantwortung" gleichfalls geschehen.

Dieselbe bestimmt nämlich:

„Die Vorschrift des § 409, dritter Absatz C.-P.-O., bezieht sich nicht auf den Fall, dass das Urtheil ohne Erhebung eines Rechtsmittels in Rechtskraft erwächst. Wenn gegen das Urtheil ein Rechtsmittel nicht eingelegt wird, ist die Frist zur Erfüllung der im Urtheile auferlegten Verbindlichkeit von dem Tage nach Zustellung des Urtheiles an die zur Leistung verpflichtete Person zu rechnen."

Nach dieser rührend einfachen Methode lässt die „Fragebeantwortung" des Justizministeriums die missliebigen Paragraphen einen nach dem anderen geräuschlos in der Versenkung verschwinden.

Wenn nun schon nicht sämmtliche der der klinischen Behandlung unterzogenen Bestimmungen der Grundgesetze das Unglück haben, vollständig um ihren Kopf zu kommen, so kommen doch wenige ohne ein blaues Auge davon; die meisten derselben werden wenigstens nach dem Systeme des Procrustes gedehnt und gezerrt, bis die Gelenke knacken, damit sie sich in die Reihe ihrer Nebenmänner halbwegs gleichmäßig einfügen.

Nach dem Gesagten, erscheint es fast unglaublich, ist aber dennoch wahr, und muss daher wenigstens der Curiosität halber erwähnt werden, dass es Juristen gibt, welche die Vortrefflichkeit der Processordnung durch die „Vortrefflichkeit" der „Fragebeantwortung" erweisen wollen, indem in der letzteren die Grundlosigkeit der an die Bestimmungen der ersteren geknüpften Controversen auf das unwidersprechlichste dargethan werde!

*) Verlag von Moriz Perles, Wien, 1898.

Es gehört nun zweifellos eine kaum zu überbietende Stumpfheit der Auffassung dazu, nicht herauszufühlen, dass die „Fragebeantwortung“ der vernichtendste Hohn auf das Gesetz selbst ist, der sich nur denken läst, da sie die Bestimmungen des letzteren einfach einer Interpretation nicht fähig erklärt und sie daher gleich dutzendweise aufhebt.

Es gibt eben unbegreiflicherweise immer noch Leute zur Genüge — für diese Sorte armer Schächer hat bekanntlich schon Horaz eine sehr unhöfliche technische Bezeichnung erfunden — welche alles, was ihnen in der Raufe des Reichsgesetzblattes vorgeworfen wird, unbesehen und mit Gier hineinschlingen, ohne jegliche Empfindung dafür, ob sie dabei Heu oder Stroh zwischen die Zähne bekommen. Man wird der ungeschlachten geistigen Verdauung dieser Leutchen die gerechte Bewunderung billigerweise nicht versagen, aber ebensowenig geneigt sein können, ihnen bei der Untersuchung juridischer Nahrungsmittel auch nur die bescheidenste Stimme einzuräumen.

Wenn nun auch ein einsichtiger Praktiker in dieser Enunciation des Justizministeriums nichts anderes zu erblicken geneigt sein wird, als die unmaßgebliche Wohlmeinung der an der Redaction der Hauptgesetze betheiligten Fachmänner dieses Ministeriums — unmaßgeblich aus zwei Gründen, nämlich einmal deshalb, weil dieselben durch ihre gesetzgeberischen Leistungen die Berechtigung sicherlich nicht dargethan haben, die österreichische Jurisprudenz in bestimmte Bahnen zu weisen, und sodann deswegen, weil dieselben auch ein außerordentlich naheliegendes Interesse daran haben, den von ihnen geschaffenen Gesetzesbestimmungen, sei es auch unter Anwendung von geistiger Brachialgewalt, eine bestimmte Deutung unterzuschieben, um dieselben für den Rechtsverkehr überhaupt erst brauchbar zu machen — so wird die Sache schon viel bedenklicher dadurch, dass das österreichische Justizministerium auch von dem Obersten Gerichtshofe ein Gutachten über die Auslegung der Hauptgesetze abverlangte, und am bedenklichsten dadurch, dass der letztere diesem Ansinnen unbegreiflicherweise auch entsprach. Dieses Gutachten wurde gleichfalls in die erwähnte officielle Publication aufgenommen.

Es ist vor allem seltsam und neu, eine oberstgerichtliche Entscheidung über ein Gesetz vor dessen thatsächlicher Einführung zu provocieren, sodann ist aber auch nicht außeracht zu lassen, in welch einschneidender Weise der Oberste Gerichtshof sich dadurch präjudiciert, und in welch hohem Grade er sich auf diese Weise die Möglichkeit benimmt, seine Entscheidungen nach den unmöglich vorherzusehenden concreten Fällen zu individualisieren. Vor allem aber hätten das österreichische Justizministerium doch schon die gewöhnlichsten Rücksichten auf sein Prestige von diesem Schritte abhalten sollen. Denn derselbe ist — wenn man sich gegenwärtig hält, dass die Interpretation eines Gesetzes nichts anderes ist, als die Ermittlung der Absichten des Gesetzgebers — vollkommen identisch mit einer Anfrage an den Obersten Gerichtshof: was sich die gesetzschaffenden Factoren des Justizministeriums unter den von ihnen geschaffenen Gesetzesbestimmungen wohl gedacht haben mögen. Das ist ein Fall, der einer unwiderstehlichen grotesken Komik zweifellos nicht entbehrt.

Es wäre wohl schwer ein anderer Weg ausfindig zu machen gewesen, die Befähigung unserer officiell berufenen Gesetzesfabrikanten in ein zweifelhaftes Licht zu setzen und das Wort Savignys vom fehlenden Berufe unserer Zeit für die Gesetzgebung wenigstens für diesen Fall, besser zu illustrieren, als derjenige war, den sie selbst einzuschlagen für gut fanden.

All dies hat jedoch nur unsere Justizverwaltung in ihrem höchsteigenen Interesse zu kümmern; schwerwiegender ist der confundierende Einfluss, der daraus für die praktische Rechtsanwendung resultiert, dass dieselbe schon gleich von vorneherein zwischen den Paragraphen und die seinem Wortlaute vielfach diametral entgegenstehende officielle Interpretation hilflos hineingestellt wird. Es war jedenfalls nicht angezeigt, die Schwierigkeiten der Neueinführung solcher Gesetze durch einen solchen Vorgang noch wesentlich zu erhöhen.

Das österreichische Parlament wird es lebhaft bedauern müssen, unsere Justizverwaltung ohne Aufsicht sich selbst überlassen zu haben, und es ist, sobald einmal die Wiederkehr geordneter parlamentarischer Zustände dies erlaubt, im Interesse der Rechtssicherheit dringend geboten, dass der Reichsrath dieser clandestinen Legislative entschieden Einhalt thue und seine gesetzgeberischen Prärogativen mit aller Entschiedenheit zurückfordere.

An die intelligente und charaktervolle juridische Praxis in Oesterreich wird aber die Aufgabe herantreten, das zu thun, was Lassalle als das Wirksamste im öffentlichen Leben bezeichnet, nämlich: „das auszusprechen, was, wirklich ist“, was, auf das vorliegende Thema angewendet, nichts anderes heißt, als das Gesetz ohne Rücksicht auf die liebevollen officiellen Fingerzeige, nach seinem Grundtexte zu handhaben. Dadurch werden die verfehlten Bestimmungen und Partien desselben am wirksamsten ad absurdum geführt und die Sanierung der Mängel desselben auf dem allein zulässigen und definitiv allein wirksamen constitutionellen Wege angebahnt.

Der magyarische Nationalstaat und die ungarländischen „Nationalitäten“.

(Eine Erwiderung.*)

Zu Nr. 169 hat Herr Dr. Hugo Ganz unter dem Titel „Der ungarische Nationalstaat“ die Nationalitätenfrage in Ungarn in einer ebenso interessanten, als originellen Auffassung behandelt. Aber abgesehen von der directen Herausforderung in dem Satze von der „Gehässigkeit, Engherzigkeit und Verlogenheit der übrigen (nichtmagyarischen) ungarländischen Nationalitäten“, reizt der Aufsatz, der zu geistreich geschrieben und an zu angesehener Stelle erschienen ist, um ignoriert werden zu können, durch seine Paradoxie und die in ihm enthaltenen thatsächlichen Unrichtigkeiten zum Widerspruch, zur Abwehr. Eine Eigenschaft kann ich ihm mit Genugthuung nachrühmen, die den magyarenfreundlichen Enunciationen deutschschreibender Schriftsteller sonst in bedauerlichem Maß abzugehen pflegt: Ehrlichkeit. Dafür bürgen mir die bitteren Wahrheiten desselben, die der Verfasser, wie es scheint, seiner großen, mir übrigens keineswegs unbegreiflichen Sympathie für die Magyaren ordentlich abringen muss. Wenn daneben Sätze anzutreffen sind, die ebenso gut auch im „Pester Lloyd“ stehen könnten — ich weiß nicht, ob man mich versteht, — so lasse ich mich dadurch nicht beirren, ich nehme sie als die Suggestionen dieser Sympathie, die sich von dem sonst herrschenden Streben nach objectiver Betrachtung der Dinge nicht haben überwinden lassen.

Um mir auf bequeme Art die Operationsbasis zu schaffen, stelle ich diejenigen Sätze des Ganz'schen Artikels voran, die mir als Concessionen an meinen eigenen Standpunkt erscheinen. Also:

Das Bestreben ist vorhanden, im polyglotten Ungarn den homogenen magyarischen Nationalstaat auszubauen; man sucht zu magyarisieren.

Der Uebertritt ins magyarische Lager wird prämiiert.

Presse und Parlament sind mit nationalem Expansionsgeist erfüllt.

Die Magyarisierung (als „nationale Defensive“) erfordert ein System der politischen Unmoral, das am Marke des Volkskörpers zehrt.

Der magyarische Nationalstaat ist unmöglich (die Demokratie des kommenden Jahrhunderts wird ihm den Untergang bereiten); „er existiert ja auch jetzt nur von Gesetzes Gnaden, nicht aus eigener nationaler Kraft. Die Magyaren sind noch immer eine Minorität in ihrem eigenen Staate, und sie haben die Kraft nicht, die Majorität zu assimilieren oder auf die Dauer unter ihre Hegemonie zu beugen.“

Wesentlich mehr als Ganz sagt keiner der „ausländischen Magyarenfresser“, kein Wortführer der engherzigen, gehässigen und verlogenen „ungarländischen Nationalitäten“. Der einzige Unterschied besteht darin, dass ihnen die Inconsequenz fernliegt, mit der Ganz fast Zeile für Zeile die Magyaren anklagt, um — die Nationalitäten zu verurtheilen. Sie sind als betheiligte (oder warme Freunde derselben) nicht in der angenehmen Lage, mit der leichten Grazie des Herrn Dr. Ganz über solche Sätze hinüberzugehen, sondern haben vielmehr die volle Empfindung für die Tragweite derselben, die ja für sie die Ergebnisse am allereigensten Leibe gemachter, recht schmerzhafter Erfahrungen darstellen. Sie können eben nicht anders, als auf der „Meinung des 19. Jahrhunderts“ bestehen, dass Nationalität und Religion wenigstens für den, der über diese Sache noch nicht glücklich hinaus ist, allerdings „unantastbare Güter des Menschen sind, an denen sich nur die Brutalität vergreifen kann“.

Vor aller weiteren Erörterung ein Wort zur Verständigung über „ungarisch“ und „magyarisch“. Das eine ist nicht Schmeichelwort und das andere nicht Schimpfwort, wie Dr. Ganz meint, sondern beiden haftet eine ganz bestimmte sachliche Bedeutung an, an der man festhalten muss, wenn man nicht geradezu an einer Verwirrung der Begriffe ein besonderes Interesse hat. „Ungarisch“ ist ein politischer, „magyarisch“ ein ethnographischer Begriff. Zwar ist diese begriffliche Differenzierung zweier Synonyme künstlich, aber die Schuld an der Künstelei trägt nur die vom vielberufenen „Nationalitätengesetze“ (G.-A. XLIV 1868) statuierte „untheilbare, einheitliche ungarische Nation, deren Mitglied jeder Bürger des Vaterlandes ist, gleichviel welcher Nationalität er angehört“. Dieser künstliche Begriff der politischen ungarischen Nation wird, bewusst und unbewusst, fort und fort zu der bekannten Art der Fehlschlüsse missbraucht, die die Schullogik quaternio terminorum zu nennen pflegt. Hier ein Schema:

Dem Ungarn (ethnographisch) ziemt es, das Ungarthum (ethnographisch) zu fördern. Du (Deutscher, Rumäne u. s. w.) bist ein Ungar (politisch). Folglich ist es deine patriotische Pflicht, mit Hintansetzung deiner „fremdsprachigen“ Interessen, für das Ungarthum (ethnographisch) zu wirken.

Oder — man lese magyarische Abhandlungen über nationale Erziehung —:

Jede Erziehung muss national sein (ethnographisch). In Ungarn gibt es nur eine untheilbare Nation (politisch). Folglich sind die fremdsprachigen Schulen zu nationalisieren (lies: magyarisieren).

*) Der obige Artikel eines Siebenbürger Sachsen, der vor der Absendung der siebenbürgisch-sächsischen Frauen-Deputation geschrieben wurde, dürfte gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Die schroffe Abweisung der Deputation durch den ungarischen Ministerpräsidenten Baron Bánffy, die lebhaft an das summarische Verfahren des Grafen Badeni mit der Ruthenen-Deputation erinnert, dürfte den Siebenbürger Sachsen als ein neuer Beitrag zu ihren nationalen Beschwerden dienen, die in obigem Artikel in polemischer Form zusammengefasst sind. Anm. d. Red.

Aus Formeln dieses logischen Wertes besteht der theoretische Unterbau des magyarischen Nationalstaates. Ich denke, dem gegenüber darf man sich wohl von etymologischen Scrupeln nicht abhalten lassen, eine reinliche Scheidung der Begriffe vorzunehmen, indem man „ungarisch“ und „magyarisch“ streng auseinanderhält. So lange es eben eine aus national heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzte politische ungarische Nation gibt, sind ungarisch nur die Dinge, die dieser gesammten Nation angehören, z. B. Regierung, Reichstag u. dgl.; alles andere, was zum Stammescharakter des leitenden Volkes in Ungarn gehört, ist magyarisch. Wer die Genauigkeit liebt, sagt sogar ganz unbefangen: Die ungarische Amtssprache sei die magyarische, und der Titel einer bekannten älteren Flugschrift lautet ungemein correct „Magyaren und andere Ungarn“.

Doch genug der Vorbemerkungen. Dr. Ganz gibt zu, dass magyarisiert werde, bestreitet aber dabei die Anwendung gewaltsamer Mittel. Er fasst offenbar den Begriff der Gewalt unberechtigtermaßen viel zu eng, ich möchte sagen, zu physisch. Dass die Anwendung des Brachiums ein Hauptmittel der Magyarisierung sei, hat noch niemand behauptet. Auch ich will hier keineswegs auf die Einkerkerung der rumänischen Memorandisten und ähnlicher politischer Verbrecher reflectieren, die unvermeidliche Frage nach dem Karnickel würde mich zu weit führen. Wenn aber der ungarische Reichstag ein Gesetz nach dem anderen macht, dessen Haupt- oder Nebenziel verhüllt oder unverhüllt darin besteht, der culturellen Entwickelung der Nichtmagyaren Luft und Licht zu entziehen, ihnen an hundert Orten den Pfahl des Magyarismus ins Fleisch zu treiben, wobei über ihre Proteste, soweit man sie überhaupt an die Oeffentlichkeit gelangen lässt, kaltblütig zur Tagesordnung übergegangen wird, so kann man das schwer anders nennen, als eine gewaltthätige Ausnützung des günstigen Umstandes, dass die Legislative mit verschwindenden Ausnahmen aus Magyaren besteht. Dieser Umstand selber wird zwar nicht geradezu durch Anwendung von Gewalt erreicht, obwohl die berüchtigte Stampfeuer Wahl (im December 1895) auch hiefür ein Beispiel gibt, aber — um von der famosen ungarischen „Wahlkreisgeometrie“ zu schweigen — die ganz ungeheuerliche Wahlbestechung und die durch die Oeffentlichkeit der Wahl möglich gemachte, einer völligen Knebelung des Volkswillens gleichkommende terroristische Beeinflussung der Wähler lassen sich doch auch nicht recht zu den „sanften Mitteln“ rechnen. Nicht erst das allgemeine Wahlrecht, für das sich zu erwärmen die Siebenbürger Sachsen nicht die mindeste Ursache haben, sondern schon geheime und reine Wahlen würden ganz andere Ergebnisse zu Gunsten der Nichtmagyaren ergeben. Ein Regierungsblatt, der „Pesti Napló“, hat das vor einigen Jahren offenherzig zugestanden, indem es dem Grafen Apponyi zu verstehen gab, die Reinheit der Wahlen sei eine zwar ideal gedachte, aber vom Standpunkte der magyarischen Hegemonie unpraktische Forderung.

Meiner Behauptung von der Verschneidung der nichtmagyarischen Cultur auf dem Wege der Gesetzgebung hält Herr Dr. Ganz voraussichtlich triumphierend das Nationalitätengesetz entgegen, das er bereits citiert hat. Ich dagegen erinnere ihn an ein gutes Wort, das von ihm selber herrührt: „Ungarn ist das classische Land der officiellen Tadellosigkeit“ (Nr. 123 der „Zeit“ im Aufsatz „Der ungarische Socialismus“). Das fragliche Gesetz ist im ganzen und großen recht schön, und ich will auch nicht bestreiten, dass es in vielen Theilen durchgeführt wird. Aber der Kundige sieht in ihm nicht das Kunstwerk, als das es dem staunenden Auslande vorgehalten wird, sondern einen vielfach verstümmelten Torso. Nur kürzlich noch hat der Kossuthist Eötvös bei der reichstägigen Verhandlung über das Ortsnamengesetz mit einer gewissen Genugthuung darauf hingewiesen, dass es in Ungarn keine constituierenden Grundgesetze gebe, dass vielmehr jedes Gesetz durch ein späteres derogiert werden könne. Er bemerkte dies einem sächsischen Abgeordneten gegenüber, der geklagt hatte, der neue Gesetzentwurf widerspreche dem Nationalitätengesetze. Das oppositionelle enfant terrible hat damit das — uns Sachsen übrigens schon längst bekannte — Recept verrathen, nach dem man unter Wahrung der „officiellen Tadellosigkeit“ dem sehr lästigen Aschenbrödel unter den vaterländischen Gesetzen beizukommen pflegt.

Allerdings ist den Nationalitäten das Recht zugesichert, Schulen mit eigener Unterrichtssprache zu erhalten. Aber der G.-A. XVIII, 1879 befiehlt jeder Volks- und Elementarschule den magyarischen Sprachunterricht an, drängt also in den Kreis der primitiven Bildungselemente, die der Unterricht auf dieser Stufe zu vermitteln hat, ihn verengend, einen Gegenstand ein, der in der organischen Entwickelung des kindlichen Geistes unter allen Umständen einen nicht assimilierbaren Fremdkörper darstellt. In neuerer Zeit ist in vielen magyarischen Volksschulen der Unterricht in der deutschen Sprache mit derselben richtigen pädagogischen Motivierung abgeschafft worden, die dem Magyarischen gegenüber stets erfolglos geblieben ist. Was gelten pädagogische Bedenken, wo die oberste aller Staatsrücksichten, die Ausbreitung des magyarischen Idioms, in Frage kommt! Fordert doch das 1891er Gesetz über die Bewahranstalten in seinem § 8 sogar, das Volksschulgesetz übertrumpfend, dass in das kindliche Lallen der Drei- und Sechsjährigen der fremde Laut eingemengt werde! An den Mittelschulen wieder, die die Nationalitäten in ihrer Sprache erhalten dürfen, müssen sie Lehrer anstellen, die in magyarischer Sprache vom Staate geprüft werden. Weder gegen die staatliche Einflussnahme auf die Qualification auch der nicht-staatlichen Mittelschullehrer, noch gegen die Forderung einer angemessenen Kenntnis der Staatssprache ist etwas einzuwenden, wohl aber würde es den elementarsten Ansprüchen der Billigkeit und dem Geiste des Nationalitätengesetzes Genüge thun, wenn der wissenschaftlichen Ausbildung der Candidaten in ihrer Muttersprache nicht durch die fremdsprachige Prüfung Hindernisse in den Weg gelegt würden.

Das Nationalitätengesetz enthält ferner viele treffliche Bestimmungen, die in der Rechtspflege den Parteien den Gebrauch der Muttersprache gewährleisten sollen. Aber der noch unerledigte Gesetzentwurf über die Geschworenengerichte verlangt als einzige Qualification der Geschworenen in sprachlicher Hinsicht die vollkommene Beherrschung der magyarischen Sprache, und die natürliche und dem volksthümlichen Charakter der Schwurgerichtsinstitution angemessene Forderung eines rumänischen Abgeordneten, von den Geschworenen sei in gemischtsprachigen Gegenden das Verständnis der ortsüblichen Sprachen neben dem der amtlichen zu erwarten, wurde einstimmig abgelehnt. Selbst wenn es um Hab und Gut, um Leib und Leben geht, habe ich mit sprachlichen und nationalen Schwierigkeiten zu kämpfen, sowie auch die Verordnungen zum Civilmatrikelgesetz vom Jahre 1894 bei allen wichtigen Momenten meines Familienlebens meine und meiner Angehörigen Namen in die Gefahr des Magyarisiertwerdens bringen. Das Gesetz über die Magyarisierung der Ortsnamen zu beleuchten, hat jetzt keinen Zweck, denn, so will es Dr. Ganz haben, es ist bloß auf Rechnung des Ministerpräsidenten Bánffy zu setzen. Die wunderbare Einmüthigkeit, mit der die gesammte magyarische Presse, der ganze Reichstag — ausgenommen die zwölf Sachsen — der Regierungsvorlage zustimmte, scheint dem Vertheidiger des Magyarenthums entgangen zu sein. Herr Dr. Ganz kann es glauben: wir, die wir die Dinge seit Langem und mit ganz anderem Interesse betrachten als er, haben im Ortsnamengesetzentwurf nichts specifisch Bánffy'sches gesehen und sehen können, sondern nur eine neue Manifestation des alten Geistes der rücksichtslosen Missachtung natürlicher und historischer Rechte, einen neuen Schößling am Giftbaum des gewaltthätigen magyarischen Chauvinismus.

Mit der Gleichberechtigung der Nationalitäten, die das mehrfach erwähnte Gesetz stolz auf seiner Stirn trägt, hat es also schon in der Theorie seine eigene Bewandtnis. Wie sieht es aber erst in der Praxis damit aus? § 17 des Gesetzes macht dem Staate ausdrücklich die Errichtung und Erhaltung nicht-magyarischer Schulen zur Pflicht. Hat Dr. Ganz im Communiqué der „Pol. Corr.“ auch Daten darüber gefunden, wieviel nicht-magyarische Schulen in Ungarn bestehen? Wenn nicht, so gibt ihm der (jetzt pensionirte) Ministerialrath im Unterrichtsministerium, Johann Klamarik, die nöthige Auskunft. In seinem Werke über die Organisation der ungarischen Mittelschulen bemerkt er (Seite 638), diese Bestimmung des Gesetzes sei „zum Glück nicht ins Leben getreten“. Wer übrigens unter den Sachsen die Einhaltung dieses Paragraphen als politische Forderung aufstellen wollte, würde — und das ist wohl charakteristisch genug — von den eigenen Volksgenossen der Uebertreibung geziehen werden. Wir sind eben schon längst daran gewöhnt, dass von den Steuergeldern, zu deren Entrichtung wir mit allen Ur- und Kernmagyaren vollkommen gleichberechtigt sind, ausschließlich magyarische und magyarisierende Schulen gebaut werden und dass die Nationalitäten durch eine zweite, freiwillige Selbstbesteuerung die dürftigen Nährmittel für die eigene Cultur mühselig beschaffen müssen, während diejenige der Magyaren mit vollen Backen an der Mutterbrust des Staates saugen darf.

Hat Dr. Ganz schon einen zweisprachigen Bescheid der Regierung (nach § 25 des Nationalitätengesetzes) gesehen? Kaum! Aber wenn es solche nicht gibt, so ist das nur eine richtige Consequenz dessen, dass andere als magyarische Eingaben trotz § 23 nicht angenommen werden. Freilich wird man auch den inopportunistischen Narren suchen müssen, der sich auf gesetzlich stipulierte Rechte versteift, wenn er von der ungarischen Regierung etwas will, sei es auch nur Gerechtigkeit.

Wo käme ich aber hin, wollte ich die alltäglichen kleineren Umgehungen und Verletzungen des Gesetzes durch strebsame Beamte jeden Grades aufzählen, für die sie eine stets wirksame Empfehlung nach obenhin bilden? Sie sind Legion und tragen vielleicht am meisten dazu bei, im nicht-magyarischen Bürger das bittere Gefühl der Rechtlosigkeit aufkommen zu lassen.

Soweit das Nationalitätengesetz wirklich eingehalten wird, geschieht es dort, wo die nichtmagyarische Bevölkerung national organisiert ist und den nöthigen Muth besitzt, um die Beamten zu überwachen und von den ihr gesetzlich zustehenden Rechten Gebrauch zu machen. Wo diese Organisation fehlt und die zur Leitung berufene Intelligenz des nöthigen Rückgrates entbehrt oder gar durch die „sanften Mittel“ der „Prämiierung“ für das Magyarenthum gewonnen ist, da ist das schöne Gesetz ein Stück Papier, und die einzelnen Nationalgesinnten seufzen ohnmächtig im Joche eines tristen politischen Helotenthums. Das heißt man in der officiellen Ausdrucksweise: Die patriotischen Bürger verzichten freiwillig auf übertriebene nationalistische Aspirationen.

Noch illusorischer werden alle Nationalitätenrechte dort, wo in den weltlichen oder geistlichen Corporationen, die sie in Anspruch nehmen können, die Nichtmagyaren nicht in überwiegender Mehrheit vorhanden sind, etwa wie die Siebenbürger Sachsen in ihrer Kirche und ihren politischen Gemeinden. Ein lehrreiches Beispiel bietet die ungarländische evangelische Kirche A. B. Sie vereinigt rund 450.000 Slovaken, 220.000 Deutsche und 310.000 Magyaren in sich, die letzteren machen also etwa 1/3 der Gesammtzahl aus. Trotzdem konnte schon 1882 Superintendent Szeberenyi in einem Senioratsausschreiben sich darauf berufen, dass im ganzen Kirchendistrict die Kirchenmatrikel ausschließlich in magyarischer Sprache geführt und in vielen Gemeinden jetzt magyarisch gepredigt werde, wo es früher nicht geschah; dass zahlreiche Schulen in nichtmagyarischen Gemeinden errichtet werden, und dass die Amtssprache zwischen Superintendent und den Senioraten ausschließlich die magyarische sei. Am 16. August 1882 fasste der Theißer Districtualconvent den Beschluss, dass „diejenigen, welche Gegner der nationalmagyarischen Bestrebungen seien, amtsunfähig sein sollen“ und „ihre Kinder in der Schule an keinerlei Wohlthaten der Kirche und Lehranstalten theilnehmen können“. 1891 gibt der Bischofsstellvertreter des Montandistrictes der Hoffnung Ausdruck, dass in Schemnitz bald auch im Gottesdienste das deutsche Wort verstummen werde, 1885 beschließt der Generalconvent, seine Protokolle ausschließlich in magyarischer Sprache zu führen und zu drucken. 1887 beschließt der Kirchendistrict jenseits der Donau, in seinen deutschsprachigen Volksschulen Geographie und Rechnen in magyarischer Sprache zu lehren. Seit 1895 gebraucht der District diesseits der Donau ausschließlich die magyarische Sprache in seinen Verhandlungen. Alle Proteste der Slovaken gegen diese Vergewaltigungen sind natürlich auf „panslavistische Agitationen“ zurückzuführen.

Nicht minder deutlich spricht auch der Umstand, dass die (ungefähr) 120.000 Deutschen der Hauptstadt keine einzige öffentliche Schule mit deutscher Unterrichtssprache haben, wie überhaupt die Zahl der deutschen Volksschulen in 30 Jahren um die Hälfte vermindert worden ist.*) Der Magistrat derselben Stadt hat — das sei ganz nebenbei bemerkt — im Mai 1893 den Beschluss gefasst, dass auf dem städtischen Friedhofe nur solche Grabsteine aufgestellt werden dürfen, die mindestens auch eine magyarische Inschrift tragen, ein Ukas, der an Roheit seinesgleichen schwerlich finden wird.

Ich kann nicht annehmen, Herr Dr. Ganz habe diese Thatsachen gekannt, die sich übrigens noch beliebig vermehren ließen. Denn es ist undenkbar, dass er oder sonst irgend jemand glauben kann, eine derartige rapide Zurückdrängung Anderssprachiger durch das Magyarenthum habe auf friedlichem Wege vor sich gehen können, ohne dass sie von Hunderttausenden als scharfer Eingriff in ihr nationales Dasein schmerzlich empfunden worden wäre, d. h. also ohne Gewaltthätigkeit in dem Sinne, in dem dies Wort im politischen und socialen Leben angewendet werden darf. Sehr begreiflich ist es mir freilich auch nicht, wie man zugestehen kann, dass der Uebertritt ins magyarische Lager prämiiert werde, ohne dabei einzusehen, dass das Complement dieses eine widerliche Gesinnungscorruption züchtenden Systems in der Zurücksetzung, Anfeindung und Verfolgung aller derer besteht, die auf die Prämien keinen Anspruch erheben.

Unsereiner traut seinen Sinnen nicht, aus dem Munde eines Ehrlichdenkenden Worte zu hören, wie sie Ganz zur Vertheidigung der magyarischen Politik ausspricht. Er hat augenscheinlich das Glück gehabt, mit einigen der seltenen Magyaren Umgang zu haben, die von der Psychose ihrer Landsleute nicht angesteckt sind, und nach ihnen hat er sich sein Urtheil über das ganze Volk gebildet. Ich maße mir nicht an, ein besserer Kenner des ungarischen Volkscharakters zu sein, und will darum über diesen Punkt nicht streiten, obgleich ich als Gewährsmann keinen Geringeren als Stefan Széchenyi mit einem halben Dutzend frappanter Aussprüche über seine Landsleute citieren könnte. Die anständige Gesinnung der Ganz'schen, „stockmagyarischen Grundbesitzerclasse“ kommt im öffentlichen Leben nirgends zur Geltung; überall zeigt sich als realer, ausschlaggebender Factor einzig und allein der ungezähmte Expansionsdrang, dessen Vorhandensein in Presse und Parlament Dr. Ganz ja selber behauptet. Und gegen ihn richtet sich der Widerstand der Nationalitäten, dem kein billig Denkender die Berechtigung absprechen kann. Wenn Dr. Ganz in einem seltsamen Angriff auf imaginäre Germanisationsbestrebungen den wahren Satz ausspricht: „Von keiner Nation kann verlangt werden, dass sie aus purer Ehrfurcht vor der überlegenen Cultur einer anderen nationalen Selbstmord übe“, so wird er ihn wohl auch von den ungarländischen Deutschen, Rumänen, Slovaken u. s. w. gelten lassen. Nur dass diese nicht sowohl einer überlegenen Cultur, als vielmehr nur einem überlegenen politischen Raffinement gegenüberstehen.

Von einem Magyaren freilich die Anerkennung so einfacher Wahrheiten zu verlangen, ist in der Gegenwart das Zeichen naivster Unerfahrenheit. Es war mir von jeher ein unlösliches psychopathologisches Räthsel, wie ein Volk, das selber vor einigen Jahrzehnten nationale Kämpfe zu bestehen hatte, die Existenzberechtigung anderer Nationalitäten, notabene in der Praxis, so bedingungslos leugnen kann. In keinem Lande der Welt gibt es soviel „Staatsfeinde“, wie in Ungarn. Das kommt daher, dass jede, aber auch jede Regung eines bewussten Selbsterhaltungswillens bei den Nichtmagyaren sofort unbesehen als Staatsfeindlichkeit gebrandmarkt wird. Dabei ist für jede der Nationalitäten ein Special-Stigma bei der Hand. Der Slovake kommt als „Panslavist“ auf die Welt, wie der Rumäne, als „Irredentist“ und „Dacorumäne“, und der Sachse, den des Irredentismus zu beschuldigen, der größte geographische Nonsens wäre — ja, der ist eben ein unverbesserlicher „Separatist“. Nur der Magyare ist in der glücklichen Lage, unmöglich unpatriotisch sein zu können, er mag thun, was er wolle — es sei denn, dass er einmal mit einem halben Wort den Nationalitäten die Stange hielte.

Der wahre Causalnexus bleibt der magyarischen Verblendung ewig verborgen. Gesetzt, die diversen staatsfeindlichen Richtungen wären wirklich vorhanden — obgleich das zur Evidenz zu erweisen, noch keinem der patriotischen Schreier geglückt ist — so wären sie doch nur secundäre Erscheinungen, Reactionen gegen den magyarischen Nationalstaat. Es ist sonnenklar bis zur Trivialität, dass kein kräftiges, in compacter Masse beieinander sitzendes Volk sich auf die Dauer national drangsalieren lassen wird, ohne seine Augen sehnsüchtig auf die Stammesgenossen zu richten, die dicht an der Grenze in einer staatlich organisierten Gemeinschaft wohnen. Gegen alle centrifugalen Tendenzen gibt es nur e i n ureinfaches Mittel, dessen Anwendung vielleicht noch nicht zu spät ist. Den Magyaren sollte es schon seit mehr als einem Menschenalter bekannt sein, denn niemand anderer als Franz Deák hat es ihnen in den oft citierten Worten mitgetheilt: „Suchen wir den Nationalitäten die Verhältnisse lieb zu machen!“ Darin liegt der Weisheit letzter Schluss für eine vernünftige Politik in Ungarn.

Er bedeutet allerdings aber auch eine vollständige Aenderung des jetzt herrschenden Systems. Die Magyaren müssen das thörichte Streben nach einer politischen Quadratur des Zirkels, nach der Magyarisierung von zehn Millionen durch sieben Millionen aufgeben, mit der eminent staatsfeindlichen und staatzerstörenden fixen Idee des Nationalstaates gründlich brechen, so schmerzhaft ihnen dies sein mag. Wenn die gegenwärtige Offensive einmal aufgegeben ist, so wird der magyarische Stamm zu einer Defensive seines wirklichen nationalen Bestandes und einer in bescheideneren Grenzen sich haltenden Hegemonie noch immer stark genug sein. Dr. Ganz gibt ja die Unzulänglichkeit seiner Kräfte zur Assimilierung der Majorität ebenso bereitwillig zu, wie die Unmöglichkeit, ihn selber zu entnationalisieren. Welche culturelle Nöthigung zwingt also zur gegenwärtigen magyarischen Politik?

Ich glaube, wie Herr Dr. Ganz, mit voller Bestimmtheit daran dass die Tage des magyarischen Nationalstaates gezählt sind, wenn, gleich mir der Sieg der demokratischen Ideen nicht so unerschütterlich fest steht. Ich glaube daran als Realist, indem ich einen unbefangenen Ueberschlag über die gegeneinander wirkenden Kräfte mache, ohne nach Art der magyarischen Eintagspolitiker diejenigen zu ignorieren, die vorläufig noch in der Latenz sind. Ich glaube daran als Idealist, weil ich meiner ganzen Weltanschauung zufolge an der Dauer eines Systems zweifeln muss, das einerseits in Gewaltthätigkeit und Verachtung des geschriebenen und ungeschriebenen Rechtes, andererseits in Gesinnungslosigkeit und Streberthum seine Stützen sucht. Denn als Angehöriger eines kleinen Völkchens, das bei jeder gewaltsamen Erschütterung des Staates alle seine Güter in Todesgefahr sieht, wünsche ich aus tiefstem Herzen, dass Ungarn auf friedlichem Wege in den Staat verwandelt werde, dessen Verwaltung nach den Worten des Herrn Dr. Ganz „wohl etwas complicierter sein mag, als der mit einer einheitlichen Staatssprache, der aber wenigstens den Frieden bedeutet und alle Kräfte für den socialen Fortschritt freimachen wird.“

Hermannstadt. **Emil Neugeboren.**

Die Rolle des Geldes in den Beziehungen der Geschlechter.

Fragment aus einer „Philosophie des Geldes“.

Von Georg Simmel (Berlin).

(Schluss.)

Von dem weiten Complex von Erwägungen über die „Geldheirat“, die sich dem anschließen, scheinen mir die drei folgenden für die hier behandelten Grundprincipien der Entwickelung von Bedeutung:

Erstens. Heiraten, bei denen die ökonomischen Motive die allein wesentlichen sind, hat es nicht nur zu jeder Zeit und auf jeder Culturstufe gegeben, sondern sie sind geradein primitiveren Gruppen und Verhältnissen ganz besonders häufig, so dass sie in solchen keinerlei Anstoß zu erregen pflegen. Die Herabsetzung der persönlichen Würde, die heute mit jeder, nicht aus individueller Neigung geschlossenen Ehe gegeben ist — so dass die schamhafte Verhüllung des ökonomischen Motivs als Anstandspflicht erscheint — wird in jenen einfacheren Culturverhältnissen nicht empfunden. Der Grund dieser Entwickelung ist offenbar derselbe, der auch für die Prostitution galt: dass die steigende Individualisierung es immer widerspruchsvoller und unwürdiger macht, rein

*) Demgegenüber beweist die von Dr. Ganz angeführte ministerielle Notiz über die Vermehrung der rumänischen Schulen weiter nichts, als dass die Rumänen zäher sind, als die Deutschen. Wie groß die Anzahl der rumänischen Volksschulen sein könnte, ohne den nicht immer lauteren Wettbewerb der staatlichen Institute, darüber schweigt die amtliche Statistik. Magyarisch wird übrigens zufolge der weiter oben erwähnten Gesetze in jeder öffentlichen Schule Ungarns gelehrt, und Dr. Ganz irrt in seiner gegentheiligen Annahme.

individuelle Verhältnisse aus anderen als rein individuellen Gründen einzugehen. In einer Gesellschaft mit relativ undifferenzierten Elementen mag es, ebenso relativ, gleichgiltig sein, welches Paar sich zusammenthut — gleichgiltig nicht nur für das Zusammenleben der Gatten selbst, sondern auch für die Nachkommenschaft; denn wo im ganzen die Constitutionen, der Gesundheitszustand, das Temperament, die inneren und äußeren Lebensformen und -richtungen in der Gruppe übereinstimmen, da wird das Gerathen der Nachkommenschaft nicht von einer so difficilen Auswahl des zueinander passenden und einander ergänzenden Elternpaares abhängen, wie in einer hochdifferenzierten Gesellschaft. Deshalb ist es in jener durchaus natürlich und zweckmäßig, die Ehewahl noch durch andere Gründe, als solche rein individueller Herzensneigung bestimmen zu lassen. Wohl aber sollten solche in einer stark individualisierten Gesellschaft den Ausschlag geben, in der das Zueinanderpassen je zweier Individuen immer seltener wird, und man für dasselbe kein anderes Kriterium und Zeichen hat, als die gegenseitige instinctive Zuneigung. Da das bloß persönliche Glück ein Interesse ist, das schließlich die Ehegatten mit sich allein auszumachen haben, so wäre zu jener streng durchgeführten officiellen Erheuchelung des erotischen Motives keine zwingende Veranlassung, wenn die jetzige Gesellschaft nicht wegen des Gerathens der Nachkommenschaft eigentlich auf der Alleinherrschaft dieses Motives bestehen müsste. Die Geldheirat schafft direct den Zustand der Panmixie — der auswahllosen, ohne Rücksicht auf die individuellen Qualitäten stattfindenden Paarung — die die Biologie als die Veranlassung der unmittelbarsten und verderblichsten Entartung der Gattungen nachgewiesen hat. In der Geldheirat wird die Vereinigung des Paares durch ein Moment bestimmt, das mit der Rassenzweckmäßigkeit absolut nichts zu thun hat — gerade wie die Rücksicht auf Geld auch die eigentlich zusammengehörigen Paare oft genug auseinander hält — und man muss sie in demselben Maße als ein Degenerationsmoment betrachten, in dem die entschiedenere Differenziertheit der Individuen gerade die Auswahl nach individuellem Zusammenpassen immer wichtiger macht. Es ist also auch in diesem Fall nichts anderes, als die gestiegene Individualisiertheit der Gesellschaft, die das Geld zu einem immer ungeeigneteren Vermittler rein individueller Beziehungen macht.

Zweitens. Es wiederholt sich hier in sehr veränderter Form die Beobachtung über die Prostitution: dass sie zwar ebenso Polyandrie wie Polygynie ist, dass aber durch die sociale Uebermacht des Mannes ausschließlich die Folgen des polygynischen, also die Frau declassierenden Momentes in ihr wirksam werden. Es scheint nämlich, als müsste die Geldheirat, als eine chronische Prostituierung, den durch das Geld bewogenen Theil, ob das nun der Mann oder die Frau ist, immer gleichmäßig innerlich entwürdigen. Allein normalerweise ist das nicht der Fall. Indem die Frau sich verheiratet, gibt sie allermeistens in dieses Verhältnis die Gesammtheit ihrer Interessen und Energien hin, sie setzt ihre Persönlichkeit, Centrum und Peripherie, restlos ein; während nicht nur die Sitte auch dem verheirateten Manne eine viel größere Bewegungsfreiheit einräumt, sondern er den wesentlichen Theil seiner Persönlichkeit, den der Beruf occupiert, von vornherein nicht in die eheliche Beziehung hineingibt. Wie das Verhältnis der Geschlechter in unserer Cultur nun einmal liegt, verkauft der Mann, der um des Geldes willen heiratet, nicht soviel von sich, wie die Frau, die es aus demselben Grunde thut. Da sie mehr dem Manne gehört als er ihr, so ist es für sie verhängnisvoller, ohne Liebe in die Ehe zu treten. Ich möchte deshalb glauben — hier muss die psychologische Construction an die Stelle hinreichender Empirie treten — dass die Geldheirat ihre tragischsten Folgen im wesentlichen, und besonders, wenn feinere Naturen in Frage kommen, da entwickelt, wo die Frau die gekaufte ist. Hier wie in sehr vielen anderen Fällen zeigt es sich als die Eigenthümlichkeit der durch Geld gestifteten Beziehungen, dass ein eventuelles Uebergewicht der einen Partei zu seiner gründlichsten Ausnützung, ja Steigerung neigt. Von vornherein ist dies freilich die Tendenz jeglichen Verhältnisses dieser Art. Die Stellung des **primus inter pares** wird sehr leicht die eines **primus** schlechthin, der einmal gewonnene Vorsprung, auf welchem Gebiete immer, bildet die Stufe zu einem weiteren, den Abstand steigernden, der Gewinn begünstigter Sonderstellungen ist oft umso leichter, je höher man schon steht; kurz, Ueberlegenheitsverhältnisse pflegen sich in wachsenden Proportionen zu entwickeln, und die „Accumulation des Capitals" als eines Machtmittels ist nur ein einzelner Fall einer sehr umfassenden Norm, die auch auf allen möglichen nichtökonomischen Machtgebieten gilt. Nun enthalten diese aber vielfach gewisse Cautelen und Gegengewichte, welche jener lawinenhaften Entwickelung der Ueberlegenheiten Schranken setzen; so die Sitte, die Pietät, das Recht, die mit der inneren Natur der Interessengebiete gegebenen Grenzen für die Expansion der Macht. Das Geld aber, mit seiner unbedingten Nachgiebigkeit und Qualitätlosigkeit, ist am wenigsten geeignet, einer solchen Tendenz Einhalt zu thun. Wo ein Verhältnis, in dem Uebergewicht und Vortheil von vornherein auf der einen Seite ist, von einem Geldinteresse ausgeht, wird es deshalb unter übrigens gleichen Umständen sich viel weitgehender, radicaler, einschneidender in seiner Richtung weiterentfalten können, als wenn andere Motive, sachlich bestimmter und bestimmender Art, ihm zugrunde liegen.

Drittens. Der Charakter der Geldheirat tritt sehr deutlich gelegentlich einer ganz particularen Erscheinung: der Heiratsannonce, hervor. Dass die Heiratsannonce eine so sehr geringe und auf die mittlere Gesellschaftsschicht beschränkte Anwendung findet, könnte verwunderlich und bedauerlich erscheinen. Denn bei aller hervorgehobenen Individualisierung der modernen Persönlichkeiten und der daraus hervorgehenden Schwierigkeit der Gattenwahl gibt es doch wohl noch für jeden noch so differenzierten Menschen einen entsprechenden des anderen Geschlechtes, mit dem er sich ergänzt, zu dem er ganz und gar passt, an dem er den „richtigen" Gatten fände. Die ganze Schwierigkeit liegt nur darin, dass die so gleichsam für einander Prädestinierten sich nicht zusammenfinden. Die Sinnlosigkeit von Menschenschicksalen kann sich nicht tragischer zeigen, als in der Ehelosigkeit oder den unglücklichen Ehen zweier einander fremder Menschen, die sich nur hätten kennen zu lernen brauchen, um in einander lebenslängliches Glück zu finden. Kein Zweifel, dass die vollendete Ausbildung der Heiratsannonce die blinde Zufälligkeit dieser Verhältnisse rationalisieren könnte, wie die Annonce überhaupt, dadurch einer der größten Culturträger ist, dass sie dem Einzelnen eine unendlich erhöhte Chance adäquater Bedürfnisbefriedigung verschafft, als wenn er auf die Zufälligkeit des directen Auffindens der Objecte angewiesen wäre. Gerade die gesteigerte Individualisierung der Bedürfnisse macht die Annonce, als Erweiterung des Kreises von Angeboten, durchaus erforderlich. Wenn dennoch gerade in den Schichten der differenzierteren Persönlichkeiten, die principiell am meisten auf die Heiratsannonce angewiesen scheinen, dieselbe garnicht in Frage kommt, so muss diese Perhorrescierung einen ganz positiven Grund haben. Verfolgt man nun die thatsächlich erscheinenden Heiratsannoncen, so sieht man, dass darin die Vermögensverhältnisse der Suchenden oder Gesuchten den eigentlichen, wenn auch manchmal verhüllten Centralpunkt des Interesses bilden. Und das ist sehr begreiflich. Alle anderen Qualitäten der Persönlichkeit nämlich lassen sich in einer Annonce nicht mit irgendwelcher genauen oder überzeugenden Bestimmtheit angeben. Weder die äußere Erscheinung, noch der Charakter, weder das Maß von Liebenswürdigkeit, noch von Intellect können leicht so beschrieben werden, dass ein unzweideutiges und individuelles Interesse erregendes Bild entsteht. Das Einzige, was in allen Fällen mit völliger Sicherheit bezeichnet werden kann, ist der Geldbesitz der Personen, und es ist ein unvermeidlicher Zug des menschlichen Vorstellens, unter mehreren Bestimmungen eines Objectes diejenige, welche mit der größten Genauigkeit und Bestimmtheit anzugeben oder zu erkennen ist, auch für die sachlich erste und wesentlichste gelten zu lassen. Dieser eigenthümliche, sozusagen methodologische Vorzug des Geldbesitzes macht die Heiratsannonce gerade für diejenigen Stände, welche ihrer eigentlich am dringendsten bedürften, dadurch unmöglich, dass er ihr das Eingeständnis des bloßen Geldinteresses aufprägt.

Es macht sich übrigens für die Prostitution auch die Erscheinung geltend, dass das Geld über eine gewisse Quantität hinaus seine Würdelosigkeit und Unfähigkeit, individuelle Werte aufzuwiegen, verliert. Der Abscheu, den die moderne „gute Gesellschaft" vor der Prostituirten hegt, ist um so entschiedener, je elender und ärmlicher diese ist, und mindert sich mit der Höhe des Preises, um welchen sie sich verkauft, bis sie schließlich die Schauspielerin, von der jedermann weiß, dass sie von einem Millionär ausgehalten wird, oft genug in ihre Salons aufnimmt; während ein solches Frauenzimmer vielleicht viel blutsaugerischer, betrügerischer, innerlich verkommener ist, als manche halbzerlumpte Straßendirne. Hierzu wirkt schon die allgemeine Thatsache, dass man die großen Diebe laufen läst und die kleinen hängt, und dass der große Erfolg als solcher, relativ unabhängig von seinem Gebiet und Inhalt, einen gewissen Respect erzeugt. Allein das Wesentliche und der tiefere Grund ist doch, dass der Verkaufspreis durch seine exorbitante Höhe dem Verkaufsobjecte die Herabdrückung erspart, die ihm sonst die Thatsache des Verkauftwerdens überhaupt bereitet. Zola spricht in einer seiner Schilderungen aus dem zweiten Kaiserreiche von der Frau eines hochgestellten Mannes, die bekanntermaßen für 100—200.000 Francs zu haben war. Er erzählt in dieser Episode, der sicher eine historische Thatsache zugrunde liegt, dass diese Frau nicht nur selbst in den vornehmsten Kreisen verkehrte, sondern dass es ein besonderes Renommé in der „Gesellschaft" verschafft habe, als ihr Geliebter bekannt zu sein. Die Courtisane, die sich für einen sehr hohen Preis verkauft, erhält damit „Seltenheitswert" — denn nicht nur werden die Dinge hoch bezahlt, die Seltenheitswert besitzen, sondern auch umgekehrt erhalten ihn diejenigen Objecte, die aus irgend einem sonstigen Grunde, sei es auch nur aus einer Laune der Mode, einen hohen Preis erzielen. Wie viele andere Gegenstände, ist auch die Gunst mancher Courtisane nur deshalb sehr geschätzt und von Vielen gesucht worden, weil sie den Muth hatte, ganz ungewöhnliche Preise zu fordern. — Von einer entsprechenden Grundlage muss die englische Rechtsprechung ausgehen, wenn sie dem Ehemann einer verführten Frau eine Geldentschädigung zuspricht. Es gibt nichts, was unserem Gefühl mehr widerspräche, als dieses Verfahren, das den Ehemann zum Zuhälter seiner Frau herabdrückt. Allein diese Bußen sind außerordentlich hoch; ich weiß von einem Fall, in dem die Frau mit mehreren Männern Verhältnisse angeknüpft hatte, und jeder derselben zu einer Entschädigung von 50.000 Mark an den Ehemann

verurtheilt wurde. Es scheint, dass man auch hier durch die Höhe der Summe die Niedrigkeit des Princips, einen derartigen Wert überhaupt durch Geld aufwiegen zu lassen, ausgleichen wollte. — — —

Das Wiener Gasanlehen.

Der Abschluss des Gasanlehens ist, für sich allein betrachtet, zu Bedingungen erfolgt, die den allgemeinen Verhältnissen entsprechen. Die deutsche Bank hat von der Commune Wien 60 Millionen Kronen eines vierprocentigen Anlehens zu 98 Procent übernommen. Das ist derselbe Cours, zu dem vor etwa Jahresfrist die Wiener Verkehrsanleihe begeben worden ist. Der Vorzug, den dieses Anlehen vor dem Gasanlehen dadurch voraus hat, dass dafür Stadt, Land und Staat haften, mag aufgewogen sein durch die seither eingetretene Preissteigerung der guten Anlagewerte, durch die anhaltend sinkende Tendenz des Zinsfußes. Das letzte Wiener Communalanlehen ist zu 97 Procent veräußert worden. Seither sind wohl alle Anlagewerte um mehrere Procente gestiegen; aber der damals erzielte Cours war ein überaus günstiger und ist nur durch die freiwillige Unterstützung der hiesigen Banken, welche sich und die liberale Gemeinderaths-Majorität vor jedem auf den Begebungscours gegründeten antisemitischen Angriff bewahren wollte, ermöglicht worden. Der Begebungscours des Gasanlehens ist also gewiss kein glänzender, aber er ist auch nicht auffallend ungünstig, selbst wenn man das der deutschen Bank eingeräumte, in dieser Form ungewöhnliche Options- und Vorzugsrecht in Rücksicht zieht. Obwohl der Abschluss also als normal bezeichnet werden könnte, wird doch selten ein derartiges Finanzgeschäft so viel von sich reden gemacht haben, ein über das Localinteresse so weit hinausgehendes, man kann sagen, europäisches Interesse erweckt haben, wie dieses. Die Ursache dieses Aufsehens liegt in der Art und Dauer der Verhandlungen, welche bereits den Gedanken, so unsinnig er auch scheinen mochte, wachgerufen haben, dass es Dr. Lueger überhaupt nicht gelingen werde, zu einem vernünftigen Abschluss zu gelangen. Die Führung und der Gang dieser Verhandlungen sind an anderer Stelle dieses Blattes wiederholt besprochen worden. Nun hat Dr. Lueger selbst eine Art Geschichte dieser Verhandlungen im Gemeinderathe erzählt und unter dem Jubel seiner Parteigenossen den Abschluss als einen trotz ungeheuerer Schwierigkeiten errungenen Sieg, als einen Beweis seiner Reife in finanziellen Angelegenheiten hingestellt. Bisher hatte man nicht geglaubt, dass zum Abschluss eines solchen Anlehens ein ungewöhnlicher Kraftaufwand, eine besondere Geschicklichkeit gehöre, wohl aber hat man in all den Zwischenfällen, die den Abschluss des Gasanlehens solange verzögert haben, einen Beweis besonderer Unfähigkeit gesehen.

Dr. Lueger theilt diese Meinung natürlich nicht, er hat für die Verzögerung des Abschlusses der „großen Finanzgruppe" die Schuld gegeben, welche ihm überall, wo er verhandelte, Schwierigkeiten verursacht, ihn boycottiert habe, ihm in der Presse, im Gemeinderathe, kurz überall ein Bein zu stellen versucht habe. Wir wollen nicht untersuchen, wieviel an diesem Vorwurfe wahr sei; so wenig wir die Macht der internationalen Rothschild-Gruppe zu unterschätzen geneigt sind, müssen wir doch constatieren, dass die sehr einseitige, oft den bekannten Thatsachen direct widersprechende Darstellung, welche Dr. Lueger im Gemeinderathe gegeben hat, für die Berechtigung des Vorwurfes wenig Anhaltspunkte bietet. Woran sind seine Verhandlungen in London gescheitert? Daran, dass die Engländer nur ein Goldanlehen abschließen wollten, während er nur ein Papieranlehen zu vergeben hatte. Da bedurfte es also nicht des Einflusses der Rothschild-Gruppe; ebensowenig in Belgien. Von den dort geführten Verhandlungen erzählt Dr. Lueger ein Langes und Breites, nur die Ursache des Scheiterns hat er zu erwähnen unterlassen; es war ein ähnlicher Grund, wie der, welcher die ersten Verhandlungen mit der Deutschen Bank zum Scheitern brachte, nämlich dass das belgische Consortium nur in Verhandlungen getreten war, um sich für seine anderen hiesigen Interessen, die Wienthalwasserleitung, Vortheile zu sichern. Auch da bedurfte es also nicht des geheimnisvollen Einflusses. Es bleiben demnach die Verhandlungen mit der Escompte-Gesellschaft, deren Director wirklich eine traurige Rolle gespielt hat, indem er erst um das Geschäft gebettelt hat und dann zurücktreten musste, weil die Verwaltung des Institutes sich an dem Geschäfte nicht betheiligen wollte. Das sind die verschiedenen Gruppen, mit denen unterhandelt zu haben Dr. Lueger zugibt, und nirgends weiß er von jener Verschwörung irgend etwas Thatsächliches zu berichten. Auch bezüglich der Deutschen Bank nicht, denn wenn diese bis vor kurzem das Geschäft nur Zug um Zug gegen die Bewilligung des elektrischen Tramwaybetriebes abschließen wollte, so waren eben ihre Interessen dafür maßgebend, nicht aber andere Einflüsse.

Dieses dunkle Complot also, das gegen die Begebung des Gasanlehens gerichtet gewesen sein soll, den Credit der Stadt Wien vernichten, und an dem jeder theilgehabt haben soll, der die Irrgänge des Bürgermeisters kritisiert hat, fällt in nichts zusammen; es soll auch nur den dummen Kerl von Wien hinwegtäuschen über die Unfähigkeit der Stadtverwaltung und dem halb verblassten Schlagwort von den Judenbanken zu neuem Leben verhelfen. Bei seinen blinden Parteigenossen konnte das auch gelingen, jeder Urtheilsfähige aber sieht in der Geschichte dieses Anlehens nur Ungeschicklichkeiten, selbstgeschaffene Schwierigkeiten, zu deren Ueberwindung dem Dr. Lueger schließlich mehr das Glück als der Verstand verhalf. „Man" hat Dr. Lueger gerathen, das Anlehen nicht im Sommer und nicht im Herbst und nicht in den ersten Wintermonaten abzuschließen, weil da der Markt ungünstig sei. Und Dr. Lueger glaubte diesem „Man", der in der Rede eine bedeutende Rolle spielt, und ließ, ohne an die Begebung des Anlehens ernstlich zu denken, beinahe ein volles Jahr ungenützt verstreichen, während welcher Zeit das $3^1/_2$procentige ungarische Investitionsanlehen und manches andere zu hohen Cursen begeben wurde. Inzwischen hat er jene berüchtigten Vorschüsse bei den Communalsparcassen aufgenommen und die Zeit des dringenden Geldbedarfes herankommen lassen, wo dann die Verhandlungen eben, weil sie rasch erledigt werden mussten, schwierig waren. Die Verhandlungen in London, bei denen er erst nach wochenlangen Berathungen darauf kam, was jeder Kenner der Verhältnisse sofort gewusst, dass die Londoner nur ein Goldanlehen machen wollten, während er bloß zur Ausgabe einer Papierschuld berechtigt war, beweisen, wie wenig er und seine Vertrauensmänner ihrer Aufgabe gewachsen waren. Ebenso die geheimnisvolle Rolle jenes Herrn Newman, den er bei der ersten Unterredung durchschaut und hinauscomplimentiert haben will, und der doch noch in den letzten Tagen bei den Verhandlungen mitgewirkt hat, und auf den er nun die ganze Schale seines Zornes ausgießt, einfach weil er ihm aufgesessen ist! Desgleichen die Verhandlungen mit der Deutschen Bank, jene Entsendung der Delegierten nach Berlin, die ja noch in aller Erinnerung ist! Die Rede Dr. Luegers selbst zeigt in jeder Hinsicht, wie wenig er sich über die Materie, über die er spricht, klar ist. Sätze, wie: „Ich lasse mich in keine Relation zwischen Pfund und Kronen ein", sind tiefsinniger Unsinn. Der durch nichts gerechtfertigte Zeitverlust, die Versäumnis, das Anlehen rechtzeitig entweder zur öffentlichen Subscription aufzulegen oder an eine hiesige Bankengruppe zu veräußern oder, wenn mit einer ausländischen Gruppe verhandelt werden sollte, sich die Autorisation zur Goldzahlbarkeit des Anlehens geben zu lassen, haben bewirkt, dass schließlich kein anderer Weg übrig blieb, als das Anlehen mit der Deutschen Bank abzuschließen. Diese aber trat dem Geschäfte nur ihres Interesses an der Tramway halber nahe und wollte das Anlehen nur nehmen, wenn gleichzeitig die Entscheidung bezüglich der elektrischen Bahnen in bindender Form getroffen würde. Und so wäre Dr. Lueger schließlich vielleicht nichts übrig geblieben, als das offene Eingeständnis, das Anlehen entweder gar nicht oder zu sehr ungünstigen Bedingungen oder nur gegen die Tramway anbringen zu können, wenn er nicht einen unerwarteten Bundesgenossen in der Wiener liberalen Presse gefunden hätte.

In blindem Parteieifer hatte diese sich an der Verlegenheit der Communalverwaltung geweidet, in ihren Auslassungen das Maß der berechtigten Kritik der Fehler des Bürgermeisters bei weitem überschritten und versucht, wo immer nur von der Möglichkeit eines Abschlusses die Rede war, die Modalitäten, auch wenn sie ganz entsprechend waren, in übelwollender Kritik als ungünstig darzustellen. Vor allem aber hatte sie, je mehr sich die Schwierigkeiten an anderer Stelle Geld zu bekommen, häuften, den immer wahrscheinlicher werdenden Abschluss mit der Deutschen Bank durch ein förmliches Kesseltreiben zu vereiteln gesucht, indem sie in fanatischer Weise immer wieder einen Abschluss gegen den Tramwayvertrag als größte Schande und Schmach bezeichnete. Dabei wurde nicht bedacht, dass, wenn wirklich durch die Unfähigkeit des Bürgermeisters die Versuche, das Anlehen anderwärts abzuschließen, misslungen wären, der Abschluss gegen einen Tramwayvertrag noch immer mehr im Interesse der Stadt und ihres Credits gelegen war, als das Eingeständnis der Unmöglichkeit das Geld zu beschaffen, die Zahlungssuspension oder der Abschluss zu onerosen Preisbedingungen.

Und was war die Folge dieser Pressecampagne? Die Leitung der Deutschen Bank, welche bis Anfang dieses Monates unverrückt ihren Standpunkt festgehalten hatte, das Gasanlehen nur im formellen Junctim mit dem Tramwayübereinkommen zu übernehmen, musste sich sagen, dass Dr. Lueger angesichts dieser Campagne aus Parteigründen auf alles andere eher als auf dieses Junctim eingehen könne, und dass er das Anlehen schließlich entweder zu öffentlicher Subscription auflegen oder zu einem, wenn auch noch so schlechten Course anderwärts begeben würde. Dann würde aber ein großer, berechtigter Zorn gegen die Deutsche Bank zurückbleiben, so dass auf lange Jahre hinaus an eine Erledigung ihres Wunsches, den elektrischen Betrieb auf der Tramway bewilligt zu erhalten, nicht zu denken sei. Und so stand die Deutsche Bank von der Forderung des formellen Junctims ab, da sie die Aussichtslosigkeit desselben erkannte, und so hat die liberale Pressecampagne der Communalverwaltung zu einem Scheinerfolg verholfen, der freilich den urtheilslosen Parteianhängern Dr. Luegers als ein wirklicher Erfolg gilt. Ein Scheinerfolg ist es, weil jede tüchtige Communalverwaltung das Anlehen zu den von Dr. Lueger erzielten Bedingungen bereits vor einem Jahre ohne monatelanges Verhandeln, ohne all die Absagen und aufregenden Zwischenfälle in wenigen Stunden hätte begeben können, ein Scheinerfolg ist es ferner, weil die Tramwayfrage nur scheinbar losgelöst worden ist, weil thatsächlich in der Begebung des Gasanlehens die Entscheidung der Tramway-

frage inbegriffen erscheint. Das geht aus den Erklärungen Dr. Luegers selbst hervor, welcher zum erstenmale in strictem Gegensatz zu seinen sämmtlichen vorhergegangenen Aeußerungen die Versicherung gab, „die Tramwayfrage baldmöglichst in billiger, in gerechter und alle Interessen gleichmäßig ins Auge fassender Weise lösen zu wollen“. Vielleicht hat sich Director Siemens mit einer solchen Erklärung begnügt, wahrscheinlich ist bei den Verhandlungen auch über die Grundzüge dieser Lösung Näheres besprochen worden und hat er Zusagen erhalten, welche man halten muss, wenn man sie nicht brechen will. Dass letzteres nicht geschehen wird, dafür mag der Deutschen Bank in erster Linie das Bedürfnis der Commune, die Jubiläums-Ausstellungstrecken endlich herzustellen, als Garantie gedient haben. Und so wird die Entscheidung in der Tramwayfrage wohl nicht lange auf sich warten lassen, und man wird sehen, ob der Vertrag, wenn er auch die von Dr. Lueger in seiner Sturm- und Drangperiode gemachten Versprechungen nicht erfüllt, doch noch für die Commune günstig ist.

Das Urtheil über die Anleiheverhandlungen bleibt aber auch nach den Erklärungen Dr. Luegers unverändert, und wir glauben, er wird gut daran thun, künftig einen finanziellen Beirath, den er für unnöthig erklärt, zu befragen, der ihm bei nächster Gelegenheit sagen wird, dass er sein Anlehen nicht nur in den Monaten Jänner bis März, sondern bis zum Juli und wieder im September zu einem vernünftigen Course zur öffentlichen Subscription auflegen kann, ohne ein Fiasco befürchten zu müssen; dann wird er eine Wiederholung der kläglichen Anleihe-Odyssee vermeiden.

Walther Federn.

Aus der bulgarischen Legendenwelt.

Keinem Wissenschaftszwang ist es in dem politisch auferstandenen Bulgarien so geglückt wie dem Folklor, dem Studium des Volksgeistes in seinen eigenthümlichen, anonymen, poetischen Werken: Liedern, Sprichwörtern, Märchen, Sagen, Legenden. Man sammelt fleißig in allen Gegenden, wo bulgarisch gesprochen wird, dies- und jenseits der weiß-roth-grünen Grenze. Ein ganzes Heer von Dorfschullehrern stellte sich in den Dienst dieser edlen Sache. Am meisten hat in dieser Beziehung ein von kundiger Hand redigiertes Sammelwerk (Sbornik za narodni umotvorenija), welches unter den Auspicien des Unterrichtsministeriums herausgegeben wird, geleistet. Nicht nur für die Erforschung der bulgarischen Sprache, der bulgarischen Sitten und Gebräuche, sowie der culturell-geistigen Entwickelung des Volkes ist diese Publication von unermesslicher Bedeutung, sie bietet auch für die gesammte europäische vergleichende Wissenschaft höchst wichtige Materialien.

In den Zeiten, wo es noch keine Buchdruckerkunst gab und sich die geistigen Einflüsse unter den Völkern auf mündlichem Wege Bahn brachen, fanden ununterbrochene Wanderungen von Volksdichtungen statt. Doch verlieh ihnen jedes Volk, seinen nationalen Eigenartigkeiten gemäß, einen national-individuellen Anstrich. So z. B. wird in manchen bulgarischen Varianten der griechischen Lenoresage, die von Bürger zum Motiv seiner wunderbaren Ballade gewählt wurde, der in der Welt herumreisende griechische Kaufmann Constantin — Lenorens Bruder — zu dem an der Scholle mit Vorliebe klebenden bulgarischen Landmann umgemodelt. Es zeigten sich überall die Einwirkungen nationaler Eigenthümlichkeiten, und es erforderte unermesslichen Sammelfleiß und große Forschungslust, bis man sich bis zu einem gewissen Grade über die Ursprungsquellen und Verbreitungszonen solcher Volksdichtungen orientiert hat.

Es gewährt immer einen Genuss, einen Einblick in die Gedanken- und Gefühlswelt eines Volkes zu thun. Das Volk ist naiv, wie ein Kind. Es nennt die Sache bei ihrem Namen, ist eckig in seinen Bewegungen, schroff in seinen Ausdrücken, derb in seinen Geschmacksrichtungen, ist sich aber stets treu, was Sitte und Unsitte betrifft. Finden wir sogar in den Werken des extravagantesten Dichters die unmittelbaren Einflüsse seines Milieus, umso typischer ist jedes geistige Product der Volksphantasie. Denn was dem Volke nicht mundete, musste der Vergessenheit anheimfallen. Es bildete sich eine eigenthümliche Art von poetischer Zuchtwahl, und was sich unfähig zeigte, sich dem Volksgeiste anzupassen, musste im Kampfe ums Dasein zugrunde gehen. Was aber sich erhalten, gieng von Mund zu Mund, wurde in der Schankstube erzählt, im Felde gesungen, auf den Jahrmärkten verbreitet.

Das 21. Bändchen der bei Leroux in Paris erscheinenden und in Fachkreisen bekannten „Collection de contes et chansons populaires“ enthält eine mit großem Kunstgeschmack und Wissenschaftssinn ausgewählte Sammlung bulgarischer religiöser Legenden. Die Herausgeberin, Frau Lidia Šišmanov, hatte vor allem die der bulgarischen Sprache nicht mächtige Gelehrtenwelt im Auge, als sie aus einem unermesslichen Haufen von Volkslegenden von einem gewissen Standpunkte aus die charakteristischesten herausgriff. Doch wer auch kein Specialist ist und mit den bulgarischen culturhistorischen Verhältnissen etwas vertraut ist, der wird aus diesem Werkchen Genuss und Belehrung schöpfen.

Mit den Aussagen der aus Byzanz stammenden trockenen Gottesgelahrtheit konnte sich die nie rastende Volksphantasie nicht begnügen. Was auch die Popen lehren mochten, das Mystische im Christenthum wurde zu greifbaren Gestalten in der Vorstellung der Volksmassen. Die von der Kirche officiell gepredigten Mysterien von der Weltschöpfung, Kreuzigung und Auferstehung, die aus dem alten und neuen Testament durch scholastische Spitzfindigkeit herausconstruierte kosmogonische Erklärung von Naturerscheinungen, vom Eingreifen übermenschlicher Kräfte in das alltägliche Treiben des Menschengeschlechtes wirkten zweifelsohne gewaltig auf die innere Gedanken- und Gefühlswelt des mittelalterlichen Bulgaren, konnten aber in ihm den inneren Forschungstrieb nach weiteren Details nicht unterdrücken, und da die Kirche von der strengen Conciliendogmatik an bestimmte Erklärungs- und Darstellungsformeln gebunden war, fanden Neugierde und Wissensdrang in den, von der Kirche bald geduldeten, bald verpönten, apokryphen Versionen und Originaldichtungen Befriedigung.

Da erscheint Christus als junger Knabe, sich an die Kleider seines Vaters anklammernd, als dieser vor der Weltschöpfung zu Fuß im Weltraume herumspazierte; da wird Christus zu einem Handwerker in die Lehre gegeben; die liebe Sonne ohrfeigt den auf sie neidischen Mond, — es war doch die Zeit, wo alles noch sprechen konnte: Thiere, Gesteine, Bäume. Und einem müßigen Weibe, auf ihre lästige Bitte, ihr Beschäftigung zu geben, schafft der gnädige Herrgott Flöhe und Läuse, damit die Frauen in ihren alten Tagen nicht ohne Beschäftigung bleiben. Die jetzige Läuseplage nebenbei hat die menschliche Leidenschaft mitverschuldet, denn es gab eine herrliche Zeit, wo der Mensch nach Belieben seinen Scheitel abnehmen konnte, um bequem nach Herzenslust „auf die Jagd“ zu gehen. Nun traf es sich, berichtet eine Legende, dass ein junges Mädchen, welches eben bei solcher „Beschäftigung“ begriffen war, ihren Geliebten erblickte und in ihrem Liebesdrang ihren beiseite geschobenen Scheitel vergaß. Es kam ein Schweinchen dahergelaufen und verschluckte ihn, ohne dass das Mädchen es merkte. Das empörte den Herrgott: „So kann es weiter nicht gehen, rief er aus, denn diese Leute werden sich sonst gegenseitig um ihren Kopf und ihr Gehirn bringen. Man muss also den Deckel festmachen.“

Es ist kein Wunder, dass die Frau schlau ist, da sie doch vom schlaftrunkenen Herrgott aus dem Schwanze eines Teufels geschaffen wurde, als ihm ein vom Teufel betrogener Engel statt Adams Rippe den Schwanz des betrügerischen Teufels brachte. Da aber dieser um seinen Schwanz gekommene Teufel, um diesen wiederzufinden, die Frauen bei den Haaren zieht, haben sie lange Haare.

Als die Menschen- und Thierwelt geschaffen worden, wollten die neuen Creaturen von Gott erfahren, wie lange ihr Leben dauern werde. Zuerst erscheint der Mensch, und Gott theilt ihm mit, er werde dreißig Jahre leben und über alles, was auf Erden kreucht und fleucht, verfügen. Diese angenehme Perspective verlockt den Menschen, um eine längere Lebensdauer zu bitten. Als aber das Rind, der Hund und der Affe nacheinander mit derselben Frage erscheinen und erfahren, dass auch sie je 30 Jahren leben und dabei im Dienste des Menschen stehen werden, flehen sie zu Gott, ihr Leben zu verkürzen. Da ergreift der Mensch das Wort und bittet, Gotte möge ihre Bitte erfüllen und auf ihre Rechnung sein Leben verlängern. Dies geschieht auch, und der Mensch erhielt von jedem zwanzig Jahre, so dass er neunzig Jahre zu leben hat. „Und so lebt der Mensch bis zu seinem dreißigsten Jahr ein freies Leben, von dreißig bis fünfzig ist er wie ein Ochs in das Joch gespannt, um seine Familienpflichten zu erfüllen. Mit dem fünfzigsten hört er auf zu arbeiten, wie ein Hund hütet er die zusammengescharten Güter und wird mürrisch; kommt aber das siebzigste Jahr, so wird er zum Kinde und jedermann macht sich über ihn, wie über einen Affen, lustig.“ — Die Ständegliederung ist übermenschlichen Ursprungs, und geschah bei einem Besuche Gottes bei der Großmutter Eva; als sie ihre zahlreichen Kinder zum Segen vorführte, wurden die einen bestimmt zu befehlen, die andern zu gehorchen, — denn alle können doch nicht befehlen.

Als die Welt geschaffen wurde, lesen wie in einer Legende, war es für den Rath der Heiligen eine große Frage, wie sich die Menschen fortpflanzen sollen. Der hohe Rath beschloss, der Mann und die Frau sollen liebäugeln und so Kinder zeugen. Mit einer Mahlzeit endet die Sitzung. Der heilige Chrysostomos, der in seiner Eigenschaft als Koch bei Tische bediente, reichte eine ungesalzene Suppe. Das schmeckte den Heiligen nicht und sie lenkten die Aufmerksamkeit ihres Koches darauf. Der heilige Chrysostomos nahm ein handvoll Salz, rieb es über der Suppenschüssel, ohne ein Körnchen hineinfallen zu lassen. Die Heiligen sagten ihm, die Suppe sei noch immer ungesalzen. Und als er endlich das Salz hineinschüttete und die Suppe essbar wurde, sagte er: „Warum ist die Suppe ungesalzen geblieben, als ich das Salz über der Suppenschüssel hielt?“ — „Selbstverständlich, weil Du das Salz nicht hineinließest“, antworteten die Heiligen. — „Nun, wie wollt Ihr, dass man von bloßem Sehen ein Kind bekommt!“ — Und die Heiligen beschloßen darauf, dass sich die Menschen auf die jetzt übliche Art vermehren sollen.

Der Widerspruch der im Menschen lebenden Ideale des Gerechten mit seinen egoistischen Instincten ist mit naiver psychologischer Wahrheit in der Legende vom Erzengel Michael dargelegt. Ein Bauer wollte unbedingt bei seiner Hochzeit einen gerechten Brautführer haben. Er begibt sich auf die Suche und trifft Christus unterwegs. Als er erfährt, wem er begegnet sei, lehnt er Christi Anerbieten ab:

„Ich will Dich nicht zum Brautführer! Du bist Christus, Gottessohn und Gott selbst, aber ich will Dich nicht, weil Du nicht gerecht bist; den einen gibst Du unermesslicher Reichthümer, und andere lässt Du vor Hunger sterben.“ Und er gieng weiter. Als er dann auf den heiligen Petrus stieß, geschah dasselbe, wie früher; auch sein Anerbieten schlug der Bauer ab: „Auch Dich will ich nicht, Du bist ein Heiliger, hast die Schlüssel zum Paradies, aber Du lässt die einen hinein, die andern nicht; auch Du bist nicht gerecht.“ Als er aber den Erzengel Michael des Weges kommen sah und erfuhr, wer es sei, rief der Bräutigam aus: „Ah! Du bist der Erzengel, der die Seelen nimmt, Dich will ich haben, weil Du niemanden bevorzugst, Du nimmst die Seelen von aller Welt. Als Geschenk erhielt der Bauer vom Erzengel Michael ein wunderthätiges Heilwasser, dank welchem er rein wurde. Als der Bauer, den Besuch des Erzengels erwiderud, bei ihm einkehrte, erblickte er überall eine ungeheuer große Zahl von brennenden Kerzen. Die einen waren noch kaum angebrannt, die anderen waren bis zur Hälfte, die dritten fast ganz niedergebrannt. Wie ihm der Erzengel erklärte, stellte jede Kerze das Leben eines Menschen vor, und beim Ausbrennen derselben nahm er des Menschen Seele. „Wo ist denn meine Kerze und die meines Kindes?“ fragte der Bauer. Die seines Kindes war lang und kaum angebrannt, von seiner blieb aber nur noch kaum ein Stümpfchen. „Könntest Du denn nicht meine Kerze mit der meines Kindes vertauschen?“ fragte der Bauer. Da wurde der Erzengel entrüstet: „Du suchst einen gerechten Brautführer, wo Du selbst ungerecht bist! Du willst, dass Dein eben geborenes Kind sterben soll und Du, der so viele Jahre gelebt hat, noch leben sollst! Dies ist Deine Gerechtigkeit!“ Er jagte den Bauer fort und nahm ihm bald darauf die Seele.

Sinnvoll ist die Legende „Vom Heiligen, der mit Gott Freundschaft schließt“. Ein Heiliger hat Gott sehr gebeten, er möge alle Menschen gerecht machen. Gott verwandelte sich in einen Menschen und setzte sich an einem Wege hin, der zu einem Kloster führte. Alle, die vorübergiengen, ersuchte er, ihn auf die Schultern zu nehmen und in das Kloster zu tragen, da er so krank und alt sei, dass er nicht gehen könne. Aber alle schlugen es ihm ab. Als aber der Heilige vorübergieng und stehen blieb, richtete Gott an ihn die Bitte nicht, wie an die anderen. Der Heilige war sehr verwundert und bedauerte ihn, dass er vergebens soviele Leute gebeten. — „Alter, sagte der Heilige, willst Du, so setze Dich auf meine Schulter, dass ich Dich in das Kloster trage.“ „Danke Dir, mein Bruder, dafür, dass Du mir diesen Dienst leisten willst,“ sagte der Herr. Und er setzte sich auf die Schulter des Heiligen, indem er sich federleicht machte. Als die Mönche den Heiligen erblickten, der, wie es schien, eine so schwere Last trug, giengen sie ihm in eine feierlichen Procession entgegen, alle heiligen Sachen entgegentragend. Der Herr stieg von den Schultern des Heiligen herab und sagte: „O Mensch! Du bittest, ich möchte alle so selig machen, wie Dich, aber es gibt nur wenige Seelen, wie die Deinige. Damit Du erfährst, was für Leute, reiche und arme, es in der Welt gibt, gehe in die Hauptstadt, wo der König und der Patriarch leben, gehe zur Ostermesse in die Kirche und menge Dich unter das Volk, ohne den König und den Patriarchen zu begrüßen, denn alle, die in die Kirche eintreten, grüßen zuerst diese und dann erst die heiligen Bilder.“ So that auch der Heilige, und als er in die Kirche hineinkam, ließ ihn der König zu sich rufen und sagte ihm: „Warum, Mensch, hast Du den König und den Patriarchen nicht erkannt und nicht gegrüßt, als Du soeben in die Kirche eintratest.“ „Wie, glückseliger König, warum soll ich denn den König und den Patriarchen nicht achten? Ich habe Euch erkannt! Ihr waret aber in diesem Augenblick nicht in der Kirche. Du befandest Dich in Deinem Garten, in der Mitte der schönsten Rosen, und aßest schmackhafte Speisen; der Patriarch, der war bei seiner Maitresse. Glaubst Du mir nicht, so schicke jemanden in dieses und dieses Haus, damit Du siehst, ob ich die Wahrheit sage.“ Als der König diese Worte vernahm, verwunderte er sich, wie dieser Mensch errieth, was er in der Kirche gedacht, — nämlich an ein Diner, welches er in der Mitte von Rosen veranstalten wollte. Er begab sich persönlich in das Haus, welches ihm der Heilige angezeigt hatte, und fand dort eine liederliche Frau und ein für den Patriarchen vorbereitetes Gelage. Und der König überzeugte sich, dass er es mit einem Heiligen zu thun hatte. Der König flehte den Heiligen an, ihm zu sagen, was er thun solle, um von Gott Vergebung für seine Sünden zu bekommen. Der Heilige sagte ihm, er möge an Arme drei Wagenladungen von Geld vertheilen. Und der König bat den Heiligen, ihm bei der Vertheilung behilflich zu sein, da er nicht wisse, welchen Armen zu geben. Der Heilige willigte ein. Der König ließ drei Wagen mit Geld beladen, und beide giengen fort — der König incognito. Als sie eine Straße passierten, erblickten sie einen Bettler, der auf einem Misthaufen saß und um Almosen bat. — „Da ist ein Armer,“ sagte der König zum Heiligen. „Wieviel sollen wir ihm geben?“ „Einen Kreuzer, glückseliger König, da er kein Armer, sondern ein Geizhals ist. Willst Du Dich überzeugen, grabe nach, wo er sitzt, und Du wirst einen Topf voll Geld finden.“ Und der König fand in der That einen Topf voll Geld. In einer anderen Straße begegneten sie einer in Lumpen gekleideten Frau mit vielen Kindern. Sie schrien und jammerten: „Gebet uns in Gottes Namen einen Almosen!“ — „Ah! Das ist Armut!“ rief der König aus. „Wieviel soll ich ihr geben?“ — „Du sollst ihr einen Kreuzer geben, weil sie keine wahre Arme, sondern eine Geizige ist.“ Und um den König zu überzeugen, führte er ihn in ihr Haus und fand in der Mauer einen Krug mit Geld. Als sie in eine andere Straße einbogen, kam ihnen ein Jüngling entgegen, der ein schöngeschirrtes Pferd führte; der Jüngling selbst trug sehr saubere Kleider. „Siehe! Diesem werden wir ein beträchtliches Almosen geben,“ sagte der Heilige zum König. „Wie“, sagte der König, „diesem werden wir einen Almosen geben?“ Der Heilige hieß den Jüngling stehen bleiben und bewog ihn, die Wahrheit zu gestehen. Dieser erzählte, die Seinigen seien reiche und ehrliche Kaufleute gewesen, aber sie hätten große Verluste erlitten und seien dermalen ruiniert, dass in ihrer Familie Brot mangele, sie alle bis an die Ohren in Schulden stecken und er gehe, sich im Meere zu ertränken. Der König war sehr verwundert, gab ihm eine sehr große Geldsumme, damit er wieder ein ehrlicher Kaufmann werde. Drei Tage hindurch besuchten der König und der Heilige die Häuser aller ruinierten Kaufleute, die zuhause vor Hunger starben, da sie sich schämten zu betteln, gaben ihnen viel Geld, damit sie ihre Geschäfte wieder anfangen und wieder Kaufleute werden.

Den orientalischen Fatalismus finden wir in der Legende: „Wo werden die Schicksale ausgetheilt?“ Denn das Schicksal jedes einzelnen wird nicht zielbewusst, sondern zufällig von Gott bestimmt. Und hast du kein glückliches Los, kannst du arbeiten so gut, wie du willst, du wirst nie dazu kommen, etwas zu erwerben. Und wie jeder Mensch von Gott sein Lebenslos im voraus erhält, so war es auch mit den Bestimmungen der Nationen. — „Als Gott jeder Nation ihr Los austheilte, waren es die Türken, die zuerst kamen, ihn um ein Geschenk zu bitten.“ Aus eigenem Willen gaben ihnen Gott die *Herrschaft*. Als die Bulgaren erfuhren, dass der Herr die Völker beschenke, kamen sie gelaufen, um etwas zu bekommen. — „Was bringt Euch zu mir, Ihr Bulgaren?“ fragte sie Gott. — „Wir haben erfahren, Herr, dass Du an die Nationen Geschenke vertheilst, deshalb bitten wir Dich, uns etwas zu geben.“ — „Und was wollt Ihr, dass ich Euch gebe?“ — „Wir möchten, dass Du uns die Herrschaft gebest.“ — „Die Herrschaft gab ich den Türken. Bittet um etwas anderes.“ — „Was für eine *Arbeit* hast Du vollbracht, Herr! Warum hast Du andern die Herrschaft gegeben. Dies hätten wir uns gewünscht, wenn es möglich wäre.“ — „Dies ist eine geschehene Thatsache. Seid gesegnet, Bulgaren, aber ich nehme nicht mein Wort zurück. Ich mache Euch ein anderes Geschenk: *die Arbeit*. Geht in Frieden!“ sagte der Herr. — Auch die Juden erfuhren von der Sache, und sie begaben sich ebenfalls zu Gott. Der Herr fragte sie: „Warum seid Ihr, Juden, gekommen?“ — „Wir sind gekommen, damit Du uns irgend ein Geschenk machst.“ — „Was für ein Geschenk wollt Ihr?“ — „Gott! Wir wollen die Herrschaft.“ — „Die Herrschaft haben andere genommen.“ — „Was für eine schlechte *Berechnung* hast Du da gemacht, Herr! Warum hast die Herrschaft anderen gegeben? Sie eben möchten wir haben.“ — „Die *Berechnung* soll Euer Theil sein,“ sagte ihnen der Herr... Auch die Franzosen kamen zum Herrn, um ein Geschenk zu bitten. Der Herr fragte sie: „Warum seid Ihr zu mir gekommen?“ — „Damit Du uns ein Geschenk machst.“ — „Was für ein Geschenk wollt Ihr?“ — „Eh! Die Herrschaft möchten wir haben, Herr!“ — „Schade! Andere haben die Herrschaft genommen.“ — „Was für eine schlechte *Erfindung*! Warum hast Du anderen die Herrschaft gegeben, Herr?“ — „Also gut! Die *Erfindung* soll Euer Theil sein!“ sagte der Herr. — Dann kamen die Zigeuner. — „Warum seid Ihr, Zigeuner, gekommen?“ fragte sie der Herr. — „Wir sind gekommen, damit Du uns irgendein Geschenk machst.“ — „Und was wollt Ihr?“ — „Wir wollen die Herrschaft zum Geschenk.“ — „Umso schlimmer! Andere haben sie genommen.“ — „Oh! welches *Elend*! Dies hofften wir zu haben!“ — „Gut, habet das *Elend*, lebet von Almosen, und dieses Elend ernähre Euch,“ sagte der Herr. — Die Griechen kamen zu allerletzt. — „Was suchet Ihr, Griechen?“ fragte der Herr. — „Wir sind gekommen, Herr, damit Du uns ein größeres Geschenk als den anderen machst.“ — „Welches Geschenk wollt Ihr?“ — „Wir wollen die Herrschaft.“ — „Ah, Griechen, Ihr seid zu spät gekommen. Ich habe alle Geschenke vertheilt. Ich habe beinahe nichts Euch zu geben. Die Herrschaft nahmen die Türken, die Arbeit die Bulgaren, die Berechnung die Juden, die Erfindung die Franzosen, das Elend die Zigeuner.“ — „Durch was für eine *Intrigue* sind wir in Unkenntnis geblieben, schneller zu kommen, als die anderen, um etwas zu kriegen!“ riefen die Griechen wüthend aus. — „Geht doch, zürnt nicht,“ sagte der Herr. „Ich werde Euch auch ein Geschenk machen. Ich werde Euch nicht mit leeren Händen gehen lassen. Die *Intrigue* sei Euch zutheil,“ sagte der Herr...

Ohne uns in vergleichende folkloristische Detailuntersuchungen einzulassen, finden wir in diesen naiv-schlichten Legenden den ganzen Vorstellungskrieg des in den Kinderschuhen der mittelalterlichen Weltanschauung steckenden Bulgarenvolkes. Entdecken wir in diesen seinen Geistesproducten nicht den bezaubernden Schwung der orientalischen Phantasie, so entrollt sich vor uns ein plastisches Bild der nüchternen, etwas ironisierenden Kritik der von der Kirche dogmatisch vorgetragenen Lehren von der Einwirkung übermenschlicher Kräfte auf die Schicksale der Erdensöhne. Das bulgarische Volk ist in diesen seinen Dichtungen

echt realistisch und ist weit davon entfernt, den dualistischen Kampf des Bösen und des Guten vom einseitig optimistischen Standpunkte aus zu betrachten. Wir vermissen in diesen Dichtungen den mystischen Glauben der römisch-katholischen und die pietätvolle Andacht der evangelisch-protestantischen Welt. In diesen Legenden sehen wir, wie den orthodoxen Bulgaren die religiösen Vorstellungen nicht Herzens-, sondern Verstandessachen waren. Daher auch seine trocken-nüchterne, wenn auch oft naiv-geistreiche Auffassung des überirdisch Göttlichen.

Dass die Herausgeberin und Uebersetzerin einen glücklichen Griff gethan, dafür bürgen zwei große Namen, die sich gewissermaßen an diesem Werke betheiligten: die Anregung zu dieser Sammlung bekam die Herausgeberin von ihrem Vater, dem bekannten Historiker und Folkloristen Professor Michael Dragomanov, und die Durchsicht der Correcturen übernahm kein Geringerer als der berühmte französische Forscher Gaston Paris.

Sophia. Prof. Boris Minzes.

Adalbert Stifter.

Zum dreißigsten Todestage des Dichters.

(Schluss.)

Es ist im allgemeinen eine der Geschmacklosigkeiten der Kritik, jeden Dichter mit dem Goethe-Maß abzumessen, mag es nun passen oder nicht, eine Parallele zwischen den Geistern zu ziehen. Bei Stifter aber muss man auf Goethe hinweisen! Beide erfüllt der gleiche Weltfriede, die Heiterkeit des Gemüths, die sanfte Ruhe der Beurtheilung aller Dinge und Thaten. Gleich Goethe ist auch Stifter Kosmopolit, ohne sein Nationalgefühl zu verlieren, ja er bleibt nicht nur Germane, sondern auch ein treuer Oesterreicher. Er geht völlig in Goethe auf, nicht nur dessen Lebensanschauung und -Auffassung macht er sich zu eigen, auch sein Stil wird in der zweiten Periode seines Schaffens, welche seinen Roman „Der Nachsommer" ausmacht, der Goethes — ebenso breit, so monumental, so ruhig und tief, nur hat er mehr Wärme, er wird mehr vom Herzen als vom Kopfe gemacht, das ist das Oesterreichische dran. Mit Goethe hört für ihn die deutsche Literatur auf, seinen großen Zeitgenossen steht er geistig und persönlich ziemlich fern. Für Grillparzer allenfalls noch hegt er eine große Verehrung, es ist ihm auch viel an dessen Anerkennung gelegen, aber auf sein Schaffen nimmt Grillparzer nicht Einfluss. Sie stehen sich wie zwei Gleichwertige gegenüber, Stifter hält seine Werke für nicht geringer als die Grillparzers. Den Beifall, welchen z. B. Halms „Griseldis" fand, theilt er nicht, er fühlt sich diesem Dichter überlegen. Er ist zu sehr Realist, um an der Epigonen-Romantik Gefallen zu finden. Goethe ist und bleibt sein Vorbild und Meister, er spricht das einmal selbst folgendermaßen aus: „Ich bin zwar kein Goethe, aber einer aus seiner Verwandtschaft, und der Same des Reinen, Hochgesinnten, Einfachen geht auch aus meinen Schriften in die Herzen. Wer weiß, ob sie nicht mithelfen, einmal einen großen, unendlichen Geist, der höher ist als Goethe und Schiller und alle, in seiner Jugend vor dem Eklen, Widerwärtigen, Zerrissenen abzuziehen, der Ruhe und Einfalt zuzuwenden, und ihm umso früher Raum zu geben, zu seinen Schöpfungen zu schreiten."

Jener „unendliche Geist", den er in seinem sittlichen Missionsglauben erhofft, ist nicht gekommen, aber für ihn, als Dichter, ist nun erst die Generation herangewachsen, die ihn völlig versteht, die das gleiche ästhetische Empfinden hat, seine zarten Stimmungen nachzufühlen vermag. Diese Anbetung der Natur, das In-alles-Seele-legen, die Art und Weise des Schilderns durch sensitive Stimmung, die waltende Gemüthstiefe, vereint mit schlichtem Erzählen, finden wir bei allerneuesten Dichtern wieder. Stifter tritt nun in die zweite Blüte, auf uns wirken seine Bücher rein künstlerisch, denn das Actuelle in ihnen ist für uns überwunden; er hielt das Moralisierende darin für unsterblich — was gerade das Leere ist. Er vergaß, dass jede Generation sich ein anderes Sittengesetz macht, dass das Bleibende der Poesie die Form, die Stimmung und das wirksame Uebermitteln von Eindrücken ist. „Sittliche Offenbarungen" sind uns seine Bücher nicht! Wohl aber die Werke eines tieffühlenden Dichters — als solchen verehren wir ihn!

Stifter war ein Stilkünstler ersten Ranges, seine jugendstarke Ursprünglichkeit, seine tiefe, farbensatte Phantasie geht wohl später in eine abgeklärte Lehrhaftigkeit über, er arbeitete immer langsamer, sorgsamer, ängstlicher, „damit die Sachen nur annähernd den Glanz und die Feile bekommen, wie es ihnen noththäte". Leider wird er gerade im Streben nach Einfachheit manchmal auch gekünstelt, gesucht, unserem Geschmack nach einfältig; das Naive, Seelenvolle bleibt ihm aber stets zu eigen; es ist, als spräche eine tiefe, gereifte Mannesseele aus einem reinfroh gebliebenen Kindersinn. Es liegt etwas unaussprechlich Geheimnisvolles in seinem Stil, die Melancholie des Sehnens liegt in ihm; er rauscht so märchenhaft wie seine heimischen Forste. Er strebt darnach, in dem Leser jede Stimmung aufzuheben und seine hervorzubringen.

Die „Bunten Steine" sind wahre Edelsteine für die Jugend, „es soll in denselben nicht von Jugend und Sitte gepredigt werden, sie sollen nur durch das wirken, was sie sind." Mit unserer albernen, in prämiierter Liebedienerei und Frömmelei machenden Jugendliteratur haben sie gar keine Aehnlichkeit!

Von den vielen Erzählungen der Studien ist meiner Meinung nach „Das Heidedorf" die schönste; es liegt die Seele eines warm empfindenden Dichters darin, Schilderung und Handlung löst sich in Stimmung auf; welche Weichheit und grenzenlose Phantasie spricht aus folgenden Zeilen: „Von seinem Königssitze aus herrschte er über die Heide. Theils durchzog er sie weit und breit, theils saß er hoch oben auf der Platte oder Rednerbühne, und soweit das Auge gehen konnte, soweit gieng die Phantasie mit, oder sie gieng noch weiter und überspann die ganze Fernsicht mit einem Fadennetze von Gedanken und Einbildungen, und je länger er saß, desto dichter kamen sie, so dass er oft am Ende selbst ohnmächtig unter dem Netze steckte. Furcht der Einsamkeit kannte er nicht; ja, wenn recht weit und breit kein menschliches Wesen zu erspähen war, und nichts als die heiße Mittagsluft längs der ganzen Heide zitterte, dann kam erst recht das ganze Gewimmel seiner inneren Gestalten daher und bevölkerte die Heide." Plastisch und psalmodisch ist die Schilderung von der Großmutter: „Weit über die Grenzen des menschlichen Lebens schon hinausgeschritten, saß sie, wie ein Schemen hinten am Hause im Garten an der Sonne, ewig einsam und ewig allein in der Gesellschaft ihrer Todten, und zurückspinnend an ihrer inneren, ewig langen Geschichte."

Mit dem „socialen Roman" „Der Nachsommer" hat Stifter seine Höhe erreicht, er ist ganz goetheisch. In „Menschliches, Allzumenschliches", sagt Nietzsche: „Wenn man von Goethes Schriften absieht, was bleibt eigentlich von der deutschen Prosa-Literatur übrig, dass es verdiente, wieder und wieder gelesen zu werden? Lichtenbergs ‚Aphorismen', das erste Buch von Jung-Stillings Lebensgeschichte, Adalbert Stifters ‚Nachsommer' und Gottfried Kellers ‚Leute von Seldwyla' — und damit wird es einstweilen zu Ende sein."

Drei Jahre vor seinem Tode, lange nach Vollendung des Werkes, liest es der Dichter und urtheilt: „Es sind Längen darin, die geändert werden müssen, das Buch macht mir aber den Eindruck, dass ihm ein Leser nicht hätte fehlen sollen: Goethe!"

Zu dem Besten aus Stifters Feder gehören auch seine Briefe, besonders die aus dem Jahre 1866.

In Stifter verkörpert sich noch stärker und deutlicher als in Grillparzer das vormärzliche Altösterreicherthum. Als Mensch freilich nur und in der Lebensanschauung — als Dichter gehört er uns an. Als längst Entschwundenes sehen wir auch seine Zeit nur mehr im Zauber der Poesie; kokettieren wir nicht mit der Tracht, dem Stil unserer Großväter? Vielleicht ist uns Stifter lieb und theuer, weil er das basteienumgebene, gemüthliche — im besten Sinne des Wortes gemeint — Altwien der Dreißigerjahre erstehen lässt. Der wehmüthige Duft der Erinnerung entströmt den Großmuttergeschichten! — Es muss doch schön gewesen sein! Warum spotten wir eigentlich immer so naseweis? — — — Die märchenhaften, alten, engen, krummen Gässchen! Und wie malerisch die Leute gekleidet waren!

Es muss doch sehr schön gewesen sein! Da lebten Grillparzer, Bauernfeld, Grün, Lenau, Beethoven, Schubert, Schwind und die vielen anderen! Große Künstler waren in unserer Stadt; allerdings, aber fanden sie Anerkennung? Bot ihnen das Vaterland etwas — außer Unterdrückung?! Nehmen wir Grillparzer! Oesterreichs größter Dichter gieng an Oesterreich zugrunde, das Burgtheater war sein Leichenstein.

*

Wenn die Moldau sich einige Stunden lang ins Land hinaus gewunden hat, kommt sie an einem ansehnlichen Marktflecken vorbei. Eine platzartige, von Süd nach Nord gehende Straße, nach letzterer Richtung hin von der Kirche abgeschlossen; ein Haus neben dem anderen — das ist Ober-Plan.

Früher, das ist schon lange her, wurde da und überhaupt im ganzen Viertel die Leinenweberei stark betrieben; aus einem Weberhause stammte auch Stifter. Im „Granit" der „bunten Steine" schildert er wohl sein eigenes Vaterhaus! Wenn er auf dem „achteckigen Stein" neben der Eingangsthür gesessen ist, dann kamen die ersten, dunklen Regungen des Dichterherzens; der ferne, verschimmerte Ausblick gegen Mitternacht in den bläulichen Wald, der lehrte ihn das scharfe Sehen; die Phantasie erwachte — was der begehrende Blick nimmer sah, das wob sie dann weiter, und das Kind saß stundenlang „gern im ersten Frühling dort, wenn die milder werdenden Sonnenstrahlen die erste Wärme an der Wand des Hauses erzeugten. Ich sah auf die geackerten, aber noch nicht bebauten Felder hinaus, ich sah dort manchmal ein Glas wie einen weißen, feurigen Funken schimmern und glänzen, oder ich sah einen Geier vorüberfliegen, oder ich sah auf den fernen Wald, der mit seinen Zacken an dem Himmel dahingeht, an dem die Gewitter und Wolkenbrüche hinabziehen." — So mag das Sehnen nach dem Schönen in das junge, übervolle Herz gezogen sein.

Adalbert Stifter ist in Böhmen, an der äußersten Südwestecke des Landes, hart an den Abhängen des rein deutschen Böhmerwaldes geboren. Dem Sinne nach ist er aber ein Oberösterreicher, und wer die Gegend und die Menschen zwischen der Donau und der Moldau genauer kennt, dem ist auch Stifter kein Fremder mehr.

Man nennt ihn den Sänger des Böhmerwaldes. Das ist zu wenig, denn nicht nur die Stimme der graubärtigen Urwaldforste ist ihm gegeben, nicht bloß den Zauber jenes einsamen Waldsees, der

sonnengebleichten, schaurigen Felswand läſst er weben, er führt uns auch hinauf in die meilenweit von Hügeln überwölbte Hochebene; die weltverlorene Einsamkeit, die über diesem Landstrich liegt, weht aus seinen Schilderungen. Er breitet die kümmerliche Heide vor uns aus, wir sehen und fühlen nichts mehr als Sonne oder Nebel, die kriechende Vogelbeere und die schwarzen, so räthselhaft verstreuten Granitblöcke. Ein andermal ist es wieder Winter, es schneit und wirbelt, wir hören die schneeschweren Aeste stöhnen ... Stifter ist der Dichter des Mühlviertels, des unbekanntesten, unbesuchtesten Kreises Oberösterreichs! Seine Erzählungen spielen zwar an den verschiedensten Orten, im Hochgebirge, am Meere, in der Wüste, in den Lüften — aber so ganz gesättigt von Farbe, so daſs man des Dichters Herzblut darin fühlte, sind nur die im Mühlviertel spielenden. Kein österreichischer Dichter ist so mit seiner engeren Heimat verwachsen, wie Stifter — nicht einmal Lenau, dessen Melancholie nicht so sehr von der Puſzta ausgieng, als von seinem unglücklichen Temperament.

Nach Vollendung der Universitätsstudien war er einige Zeit Lehrer für Botanik an der landwirtschaftlichen Schule zu Moosbrunn, dann wurde er Erzieher des Fürsten Richard Metternich. Er scheint sehr zurückgezogen gelebt zu haben, denn er trat keinem der in Wien damals lebenden Geister nahe. Materiell gieng es ihm nicht am besten, die Aussicht auf ein sicheres Einkommen führte ihn 1848 nach Linz. Sein Sehnen geht nach einem freien, unabhängigen, gesicherten Leben bei bescheidenen Ansprüchen. „Im Winter in Wien, im Sommer in den Bergen unter Bäumen und Wolken" leben zu können, einmal das Meer zu sehen, sich hin und wieder ein Bild anschaffen zu können — das sind die Gipfel seiner Wünsche. Eine wahrhaft rührende Genügsamkeit und Bescheidenheit!

In der Beamtenlaufbahn konnte er nicht seine Befriedigung finden; mit der Sicherheit des Einkommens verkaufte er seine Freiheit, seine Unabhängigkeit. Er fühlt sich gedrückt in seiner Stellung, unglücklich in den kleinen Verhältnissen der Provinzstadt. „Könnte ich den Umgang meiner Freunde" — schreibt er — „und so manches bedeutenden Mannes, besonders des edlen Grillparzer genieſzen, so dürfte vielleicht manches Schöne sprossen." Er leidet unter „der Kläglichkeit der Menschen, mit denen er zu thun habe". Er fürchtet für seine Muse und wünscht sich den Ruhestand, aber „es wird zu spät sein! Unseliges Linz!" Er fühlt sich vereinsamt; „wenn ich nicht Aeuſzerungen von der Ferne her empfänge oder auf meinen Reisen, so dürfte ich der Masse der Linzer gegenüber ebensogut ein Seifensieder als ein Dichter sein, ja ersteren dürften sie bedeutend höher schätzen."

Auf heimischer Erde ist er trotzdem stets am glücklichsten, eine instinctive Sehnsucht treibt ihn nach den Alpen; „das Mühlviertel war mir der liebste Theil" (Oberösterreichs) schreibt er einmal. Seine Lieblingsorte waren der kleine Curort Kirchschlag auf der Höhe oberhalb Linz und der Weiler Lackerhäuser am Fuſze des Dreisesselberges; es sind das weltverlorene, einsame Orte, so recht zum Träumen und Einspinnen in Gedanken.

Stifter malte auch, er schwankte sogar lange Zeit, für welche Kunst er eigentlich berufen sei; es muſs aber damit nicht weit her gewesen. sein. Er fieng viele Bilder an und malte überall nur den Himmel; malerischen Blick besaſz er jedoch jedenfalls — das offenbaren seine Dichtungen.

Im Jahre 1865 verblieb er bis Weihnachten in Kirchschlag, von dort schreibt er:

„Ich habe ein Zimmer mit zwei groſzen Fenstern nach Süden. Die Alpenkette vom Dachstein an bis über den Schneeberg gegen Ungarn hinab liegt an heiteren Tagen in diesen zwei Fenstern, und unzählige Höhen, Wälder und Hügel und weithin die Ebene der Donau mit dem glänzenden Bande. Das weitet die Brust und gibt erhabene Gedanken. Wenn die Ebene Nebel hat, haben wir reinsten Himmel mit scharfem Sonnenlichte in milder Wärme."

Die drei letzten Lebensjahre verbrachte er in ruhigem Frieden. Zwei Jahre vor seinem Tode, als 61jähriger Mann schreibt er von Kirchschlag: „Mein Nachsommer hat begonnen. Jetzt kann ich ohne Sorge und nur in Berührung mit edlen Menschen, die ich mir suche. und in der Erhabenheit der Natur meinen höheren Bestrebungen und theuren und mich lohnenden Arbeiten leben." Die Worte drücken einen wahrhaft heroischen Lebenssonnen-Untergang aus.

An dieser Stelle möge ein Bild des Dichters von einem Zeitgenossen, einer Dame, welche mit Stifter befreundet war, mitgetheilt werden, als Curiosum, mit welchem Auge die gröſzten Geister von den Mitmenschen angesehen werden. „Stifter ist nach einer rüden (!) Carrière in Linz gelandet, dort längere Zeit der Löwe der Gesellschaft, der vielbewunderte groſze Mann gewesen. Er war im persönlichen Verkehr äuſzerst langweilig, ja geradezu ermüdend gewesen, da er nie Conversation gemacht, wohl aber stundenlang ohne Unterbrechung fortgeredet hat, immer über seine Arbeiten, und zwar in nichts weniger als geistreicher Art, ganz trocken, in belehrender Weise. Eine besondere Charaktereigenschaft sei seine Weichlichkeit (soll Empfindsamkeit heiſzen!) gewesen, stets sei er über irgend etwas todunglücklich gewesen, er habe jede Kleinigkeit als grand malheur aufgefaſst und auch im geringsten körperlichen Ungemach ein tragisches Ereignis gesehen. Er war sehr bequem, jeder Unbehaglichkeit gieng er aus dem Wege; man konnte ihn täglich mit einem alten, carrierten Schlafrock und mit riesengroſzen Rosen und Vergiſsmeinnicht bestickten Pantoffeln bekleidet an der unteren Donaulände eine Anzahl Wolfshunde ausführen sehen!"

*

Einst stand ich am Ufer der Donau in den Gartenanlagen vor Stifters Haus an der unteren Lände. Ich blickte zu den Fenstern hinauf und dann zum Thore — es war mir als müsse der alte Herr mit seinen Hunden jeden Augenblick heraustreten; er war schon lange auf dem Wege!

Männer vermaſzen etwas in der Gartenanlage; ich fragte sie. „A Denkmal soll herkommer!" „Für wen?" „I moan a Lehrer ... oder a Beamter ... oder so was ... war er!" Da lächelte ich und hätt' lieber geweint, und dann fieng ich unwillkürlich zu summen an: „O. du mein Oesterreich! ... Oesterreich —! ..."

Rudolf Holzer.

Wiener Aquarell-Ausstellung.

Die gegenwärtige Ausstellung des Wiener Aquarellistenclubs wird mit Recht sehr gerühmt. Falsch wäre es aber, deshalb zu glauben, daſs die Jahr für Jahr unvermeidlichen Wiener Mittelmäſzigkeiten diesmal fehlen. Sie sind wieder da — aber sie stören nicht oder fast nicht. Das kommt wohl hauptsächlich daher, daſs das Schöne und Bemerkenswerte diesmal überwiegt. Dadurch wird ja das Durchschnittsniveau einer Ausstellung und damit die Stimmung des Beschauers gehoben. Gilt das im allgemeinen, um wieviel mehr gerade bei Aquarellen! Dieser heiteren, anspruchslosen und mehr natürlichen Kunstgattung gegenüber fühlt man sich ja doppelt und dreifach Stimmungsmensch; selbst wenn man zum Kritiker erzogen ist, hier ist man's nicht ohne lyrische Anwandlungen. Ein Saal mit vielen hübschen Landschafts- oder Porträtstudien in Aquarell- oder Zeichentechnik ist an und für sich etwas so Stimmungsvolles, so Poetisches (im liebenswürdigen Sinn der deutschen Romantiker), daſs das kritische Interesse, vor allem das Interesse am minderwertigen Einzelstück, zurücktritt. Und dann, wie es schon einmal mit Stimmungsangelegenheiten geht: da spielt alles Aeuſzerliche und Zufällige eine entscheidend groſze Rolle, die Beleuchtung, die Umgebung und Umrahmung. Ausgestattet sind die Räume der diesjährigen Aquarellistenausstellung sehr hübsch, und die Anordnung des Materials ist sehr gefällig und vortheilhaft. Wenn also noch — wie in den Mittagsstunden der letzten Tage — ein breites, klares Winterlicht durchs Glasdach fällt und da und dort ein Strahlenbüschel goldener Sonne, dann steigt im Besucher alsbald eine warme Genuſsfreude auf, die ihm alles ein bischen verschönt, auch die Wiener Mittelmäſzigkeiten.

Vielleicht ist es jetzt schon klar, warum dieselben den guten Gesammteindruck dieser Ausstellung nicht zu stören vermögen. Dazu kommt noch folgendes Allgemeine: In der Aquarellmalerei sind die Wiener Alltagsproducte, wenn auch unmodern und manchmal uncivilisiert, doch nicht so uninteressant, wie auf anderen Kunstgebieten. Das Aquarell hat, nämlich schon eine kleine Tradition bei uns. Es entspricht seit langem einer deutlichen Neigung der Wiener Kunst; es ist das beste Mittel zur stimmungsvollen, liebenswürdigen Naturschilderung. Es ist wie geschaffen für die Darstellung des Wienerwaldes. Schon aus den Werken der heimischen Romantiker, die zumeist auch idyllische Landschafter waren, oder zumindest aus ihren Entwürfen ist uns die enge Wesensbeziehung zwischen Aquarell und Wienerthum vertraut. Dadurch hat die Aquarellmalerei eine gewisse tiefere culturelle Bedeutung bei uns gewonnen. Und das hat die natürliche Folge, daſs die Wiener Mittelmäſzigkeiten in diesem Genre trotzdem, sie unmodern und primitiv sind, nicht ganz in die Classe des Wurzel- und Wertlosen fallen und das Auge nicht immer beleidigen — wenigstens das Auge des Landsmannes.

Lichtenfels ist in dieser Ausstellung die ehrwürdigste Wiener Mittelmäſzigkeit. Er ist der Aelteste, der Lehrer. Seine Aquarelle haben für uns etwas befremdend Hartes, seine Farben erscheinen uns willkürlich bunt und nicht geschaut. Seine Schüler sind oder könnten von den hier Vertretenen sein: Zetsche, Poledne, Hans Wilt, Holub, Kaiser, auch Petrovits und Pippich. Ich verkenne bei dem Letztgenannten nicht das Streben nach moderner malerischer Auffassung. Zumindest hält er sich — was ihn jedenfalls über die Sphäre Lichtenfels erhebt — auch das Vorbild Alts vor Augen. Aber er bleibt doch zumeist im willkürlich Bunten, Unausgeglichenen stecken. Seine Bilder haben etwas Gequetschtes, Unplastisches. Das Streben nach moderner, malerischer Auffassung bei nicht ebenso groſzer Fähigkeit zeigen ferner die Wiener Landschafter Darnaut, Suppantschitsch, Tomec, Hugo Charlemont und Adolf Kaufman. Ludwig H. Fischer steht noch immer im Stadium der naiven, reinlichkeitsliebenden Bilderbogenmalerei. Mielich, gleichfalls Orientmaler, ist von gröſzerer Kunstbildung.

Nun aber Alexander Goltz! Der Unterschied zwischen ihm und den sonst üblichen wienerischen Halbheiten ist diesmal ungewöhnlich groſz. Goltz hat noch nicht oft so Feines, ganz Gelungenes hervorgebracht, wie diese zwei Herbststimmungen, in der moderneren Pastellmanier gemalt. Da ist Concentration, Anschauung, Ausdruck. Die Pastellfarbe bietet allerdings auch mehr Möglichkeit dazu, mehr

Kraft und Charakter als der transparente und stets unwahrscheinliche Aquarellton. Aber die Vorzüge der Technik eines Bildes sind selbstverständlich immer zugleich die Vorzüge des Malers.

Moderne Bildung finden wir unter den Wiener Ausstellern noch bei Konopa, der ein seltsam zwischen Oberländer'scher Caricatur und luministischer Wahrheit schwankendes Frauenporträt gemalt hat; seine Landschaften, Gouachen, sind aber auf einen höchst willkürlichen, süßlichen Gelbrosaton gestimmt. Ferdinand Ludwig Graf stellt eine nur leicht getönte Pastellstudie, einen etwas geometrisch archaistischen Frauenkopf bei, an dem die große Unlogik im Gebrauch der Contourlinie — die in gleicher Stärke einmal das Fleisch, einmal das Kleid, einmal das Haar begrenzt — störend wirkt. Kasparides verräth in seinem Stralsunder „Sonnenuntergang" neben der Möglichkeit einer Begabung vor allem Unfertigkeit und eine gewisse Brutalität. Von Leopold Burger sind zwei malerisch paradoxe, unmoderne, aber nicht ganz uninteressante Studien da. Feine, fleißige Arbeit sind die Studienköpfe (Kohlezeichnungen) von Lukesch. Eine hübsche Sammlung von Reisezeichnungen stellt ein Freiherr von Kraus, nette Gouachen Kruis bei. Eine Kohlenskizze, „Aventiure", von Karl Hassmann, ist zumindest geistreich. Ein Stilleben malte Frau Mayreder-Obermayer in ihrer soliden, gegenständlichen, allerdings auch etwas galeriehaften Manier. Nicht ganz glaubhaft ist ihr ein Blumenstück gerathen: „Schwertlilien".

Blumen ... Schwertlilien! In einer Aquarellausstellung ist es wohl kein bloßer Zufall, wenn gerade dieses Thema stets wiederkehrt. Zahlreiche Nummern wären auch diesmal zu nennen. Aber sie kommen alle bis auf eine fast gar nicht in Betracht; denn dieses eine Blumenstück schlägt alle anderen. Es ist ein Schwertlilienporträt von Dettmann, dem viel bekannten, vielgeliebten — gerade in Wien vielgeliebten — deutschen Farbenlyriker. Deutsch, männlich, verschlossen, vielleicht sogar hart — und doch innig, liebeswarm, Stimmungszauberer: so erscheint uns Dettmann. Aus größeren Freilichtversuchen haben wir ihn zuerst kennen gelernt, nun scheint er darüber hinaus — wenn anders die jetzigen Beiträge letzte Ernte sind — zu einer Selbstbeschränkung, Concentration und Vertiefung im kleinen gelangt zu sein. Man sehe sich nur seine Schwertlilien darauf an! Wie sprüht es da von Stimmung und Liebe! Aehnlich die Mondscheinlandschaft. Die Intensität der Farben- und Lichtstimmung derselben erinnert an Thaulow. Man staunt darüber, dass so etwas in Aquarelltechnik möglich ist; allerdings ist es hier eine augenscheinlich modernisierte, verbesserte oder — wie man von einem gewissen Standpunkte auch sagen könnte — gefälschte Aquarelltechnik.

Neben Dettmann sind noch ein paar Berliner vertreten. Skizzen von Hausmann aus Palermo sind flüchtig hingeworfen, in trockenen, spröden Farbenflecken; gleichwohl nicht unwirksam, namentlich in der Sammlung und Zerstreuung des Lichtes. Sie verlangen nur, aus der richtigen Distanz betrachtet zu werden. Hans Herrmann bringt seine glatten, pseudo-niederländischen und pseudo-Liebermann'schen, aber ganz gefälligen Stadt- und Dorfstudien. Und von Sattler, der im Katalog unter den Berliner Ausstellern verzeichnet ist, sind zwei feine Costumebilder da, gerade klein genug und in der Malweise genügend modern, um nicht gemalte Anekdoten oder Gesichtsillustrationen genannt zu werden.

Von den Worpswedern Modersohn, Am Ende und Mackensen bekommt man hier einige kleine Proben zu Gesicht. Man weiß: das sind die stolzen, heroischen Maler der nordischen Ebene. Sie lassen in ihren Werken die Poesie, nein, die Majestät des Sonnenunterganges auf grauer Heide, der Moorlandschaft, der einsamen Windmühle wirken. Auf diesen kleinen Studien, Skizzen und Notizblättern — Röthelzeichnungen, Radierungen, Pastellen — liegt ein Abglanz davon.

Ueber zwei Beiträge des ausgezeichneten Müncheners Bartels ist nichts Neues zu sagen. Eine weniger bekannte Erscheinung ist der Triester Rietti. Wenn man sich mit einem etwas oberflächlichen Schlagwort begnügen dürfte, könnte man ihn mit dem Ausdrucke charakterisieren: romanische Affectation. Er ist nämlich das gewisse italienisch elegante, glatte Zeichnertalent, modern aufgeputzt. Sein Pastellstift zeichnet sich demgemäß durch einen genialisch verschnörkelten und doch im Grunde conventionellen Strich aus. Er will offenbar den Eindruck von Impressionismus erzeugen; aber man merkt das Gemachte und wendet sich kühl ab — bei aller Anerkennung für einzelne zeichnerisch-decorative Feinheiten.

Prächtig, gediegen, anheimelnd wie eine stilvolle deutsche Kleinstadt mit alten Architekturen ist die Collection des Künstlerbundes Karlsruhe, die als Anhang in die Aquarellausstellung aufgenommen wurde. Ueber die Einzelheiten dieser Collection ist nicht viel zu sagen, namentlich von demjenigen, der nicht schon von früher die genaue Kenntnis der Karlsruher Künstlerindividualitäten hat.

In dieser Collection von kleinen Studienblättern, farbigen Radierungen und Lithographien, Zeichnungen, Gouachen u. s. w., zeichnen sich nämlich die Individualitäten nicht scharf von einander ab. Im Gegentheil, das Beste und Auffallendste ist hier das allen Gemeinsame: die Frische, das Temperament, das Naturstudium und die technische Experimentiersucht. Man sieht hier die Künstler sozusagen an der Elementararbeit; am Sachlichen kleben sie hier noch oder — in anderen Blättern — am Decorativen. Da haben sie viel miteinander gemein, so sehr sie auch sonst auseinandergehen mögen; da liegt noch eine gewisse Stileinheit wie ein Morgennebel über ihrem Thun, durch den erst in einer späteren Tageszeit die Sonne der Eigenart bricht. Diese Stileinheit ist das Kennzeichen einer Schule. Die Schule des Künstlerbundes Karlsruhe gründet sich auf die Namen Kallmorgen, Schönleber, Hans von Volkmann, Graf Kalckreuth, Grethe, Kampmann, Franz Hein u. a.

Einer ist aber doch darunter, der als Eigenart betrachtet sein will, weil er ganz original ist: E. R. Weiß. Er nimmt in der Karlsruher Schule, wie aus ihren Mappen ersichtlich ist, die Stellung des Zierleisten-, Vignetten- und Decorationskünstlers ein. Im „Pan" habe ich seine Hand zum erstenmal gefunden, zu Bierbaums Büchern hat er Illustrationen beigestellt, Ex-libris, Vorsatzpapiere und ähnliche Entwürfe hat er hier ausgestellt. Charakteristisch für ihn ist eine derbe, breitflächige Holzschnittmanier, von Vallotton dürfte er darin beeinflusst sein. Durchaus selbständig aber und für Deutschland vollends unerhört neuartig ist die geistreiche Art, wie er diese Manier den Decorationszwecken dienstbar zu machen weiß. Zweifellos ist er einer der interessantesten Zierkünstler. Man betrachte nur, wie er Naturformen in seiner Holzschnittmanier umstilisiert, um Decorationsformen zu erhalten. Und man vergleiche, um ihn ganz zu würdigen, mit seinen Werken das Illustrationswerk zweier Wiener Zierkünstler, der sonst sehr verdienstlichen Lefler und Urban, das gleichfalls in dieser Ausstellung aufliegt. Der Unterschied ist eine Welt. Die — notabene von der ganzen Oeffentlichkeit bei uns gerühmte — Arbeit der Wiener ist eine nüchterne, ganz und gar unmalerische Contourenzeichnung, Bleistiftlinien mit Tusch ausgezogen, (wie der hier gemäße Schulausdruck lautet). Weiß hingegen gibt uns in jedem kleinen Schnörkel ein Bild, eine Vision, ein Ding der Seele.

Alfred Gold.

Die Woche.

Politische Notizen.

Als das Ministerium Gautsch zur Regierung kam, war blos das Abgeordnetenhaus arbeitsunfähig. Jetzt, nach acht Wochen, sind infolge der unaufhörlichen Sprachenverordnungsdebatten auf der einen und der Adressdebatten auf der anderen Seite auch bereits die Landtage arbeitsunfähig. Noch mehr: in dieser Woche ist noch überdies infolge des Farbenverbots die Prager deutsche Universität arbeitsunfähig geworden, und auch die anderen deutschen Universitäten drohen arbeitsunfähig zu werden. Geht die Sache noch eine Zeit lang so weiter, so werden schließlich so ziemlich alle öffentlichen Institutionen arbeitsunfähig geworden sein. Und das alles hat mit seiner rastlosen Thätigkeit das Arbeitsministerium Gautsch gethan.

•

Die Sache ist übrigens ganz in der Ordnung. Wenn man ein so arbeitstüchtiges Ministerium hat, wie dieses, können sich die anderen Leute unbesorgt einmal ausruhen. Das Ministerium Gautsch suppliert si alle und ihre Arbeit. Bezüglich der gesetzgebenden Körperschaften erfahren wir das aus der „Wiener Zeitung". Wozu soll man den Reichsrath sich abarbeiten lassen, da doch das Ministerium so genial ist, allein, mit Hilfe des berühmten einen § 14, alle gesetzgeberischen Arbeiten zu leisten? Und wozu sollen sich die Professoren und Hörer an den deutschen Universitäten mit den Vorlesungen abquälen, da der Ministerpäsident, der doch als gewesener Unterrichtsminister sicher alle Wissenschaften und Künste beherrscht, jede Woche mehrmals im sogenannten Ministerrath stundenlange Vorlesungen hält, die übrigens noch den unbezahlbaren Vorzug haben, dass ihre ständigen Hörer die Minister genannten sieben Sectionschefs sind, denen schon das Dienstreglement das Schwänzen verbietet, wie gerne sie's auch manchmal möchten.

•

Lange Zeit haben nur wir Radicalen an die Wahrheit amtlicher Erklärungen nicht geglaubt. Dabei haben wir aber — besonders unter Badeni — so oft Recht behalten, dass jetzt schon die Amtlichen selbst an der Wahrheit amtlicher Erklärungen zu zweifeln beginnen. Da ließ dieser Tage der Statthalter von Böhmen, Graf Coudenhove, in seinem halbamtlichen „Prager Abendblatt" versichern, dass die Vorlesungen an der deutschen Universität in Prag trotz der Vorfälle der letzten Tage „ihren ungestörten Fortgang" nehmen. Nichtsdestoweniger ließ gleichzeitig der Ministerpräsident Baron Gautsch den Sectionschef v. Hartel nach Prag reisen, um dem Ministerium über den verzweifelten Zustand der Prager Universität Bericht zu erstatten. Also glaubt auch Baron Gautsch nicht mehr an die amtliche Wahrheit. Und er muss sie doch kennen.

•

Wenn übrigens Herr Sectionschef v. Hartel einen guten Scherz wagen wollte, könnte er als der an die Prager deutsche Universität entsendete Regierungscommissär, auf Grund seiner Wahrnehmungen, dem halbamtlichen Organ des Statthalters von Böhmen eine ganz-amtliche Berichtigung schicken: „Es ist unwahr, dass die Vorlesungen ... einen ungestörten Fortgang nehmen. Wahr ist vielmehr, dass die Prager deutsche Universität, sowie übrigens seit längerer Zeit ganz Oesterreich, einen ungestörten Rückgang nimmt."

•

Ein göttlicher Mann ist der deutschclericale Abgeordnete Herr Dr. Ebenhoch. Denn er folgt jederzeit den Eingebungen von oben. Solange er annehmen zu dürfen glaubte, dass die Badenischen Sprachenverordnungen und das „autonomistische" Gewäsch des Grafen Dzieduszycki von oben gefördert werden, hat sich keiner so unerschrocken für sie eingesetzt, als der charaktervolle deutsche Mann, als den wir Herrn Dr. Ebenhoch

kennen. Vor einigen Tagen erschien nun in den Zeitungen eine Notiz über eine Audienz des Dr. Kathrein, aus welcher hervorgieng, dass denn doch in den oberen Sphären ein anderer Wind wehe, und flugs hat sich Dr. Ebenhoch um einen vollen Winkel von 180 Grad herumgedreht. Jetzt gehört er zu den unerschrockensten Gegnern der Badenischen Sprachenverordnungen und des autonomistischen Majoritätsprogramms. Qualis artifex!

•

So virtuose Verwandlungskünstler, wie Herr Dr. Ebenhoch, sind doch die biederen Schlachzizen nicht. Sie haben sich noch nicht gedreht. An demselben Tage, an dem Herr Dr. Ebenhoch im oberösterreichischen Landtag den einstimmigen Beschluss gegen die Badenischen Sprachenverordnungen und — wie sagte er doch nur selbst so schön? — für „die volle Aufrechterhaltung der dermaligen staatsrechtlichen Gestaltung der Monarchie“ mit gewohnter Ueberzeugungstreue begründete, perorirte im galizischen Landtag der Schwager des Grafen Badeni, der Herr Abg. v. Jendrzejowicz, für die Badenische Sprachenpolitik und die autonomistische Rückwärts-Revidierung der Verfassung. Welcher Patzer! Es wird vielleicht noch ein, es werden vielleicht noch zwei Wochen vergehen, ehe auch die Schlachzizen bemerken, dass oben ein anderer Wind weht. Erst dann, aber dann zuversichtlich werden auch sie sich drehen. Galizien ist eben nach jeder Richtung hin ein zurückgebliebenes Land. Doch ein Trost bleibt den Schlachzizen: Wenn ihr Land culturell vielleicht um ein Jahrhundert hinter Westösterreich zurücksteht, im Servilismus werden sie höchstens um ein paar Wochen hinter Herrn Dr. Ebenhoch zurückbleiben.

•

Ein sehr wahres Wort hat in der Adressdebatte des galizischen Landtages der gewesene Finanzminister Dr. v. Dunajewski gesprochen, nämlich, „dass die Polen andere Begriffe der Civilisation und eine andere Auffassung über die Art, politische Debatten zu führen, haben“, als wir hier in Westösterreich. Oh wie treffend! Als die Schlachzizen auf dem Reichstag von Warschau 1773 Polen an die Theilungsmächte zu verkaufen beschlossen, führten sie die betreffende politische Debatte in der Anwesenheit russischer Gendarmen. Nur ein einziger Deputierter wagte es, den bewaffneten russischen Argumenten zu trotzen, und dieser, Reytan, wurde auf Befehl des damaligen Abrahamowicz, nämlich des Landmarschalls Poninski, von den russischen Gendarmen prompt zum Saal hinausgeschleppt. Wie roh benahmen sich, damit verglichen, unsere oppositionellen Abgeordneten, als Badeni die Polizei in den Parlamentssaal einrücken und durch sie den Abg. Wolf hinausbefördern ließ! In der That, die Schlachzizen haben „eine andere Auffassung über die Art, politische Debatten zu führen“, als die Westösterreicher, und wenn die Westösterreicher schon so aufgeklärte Parlamentarier wären, wie die Schlachzizen von 1773, könnte Graf Badeni noch heute regieren, und, wenn's ihm gerade passen würde, auch Oesterreich verkaufen, wie seine Schlachzizen-Vorgänger das einst mit Polen gethan.

•

Gibt es zwei Doctoren Kramář? ... Im böhmischen Landtag sagte Abg. Dr. Kramář: „Die Falkenhayn'schen Vorkehrungen seien die Antwort auf die Gewaltthätigkeiten gewesen, und wenn statt der Polizei eine Parlamentswache eingeführt worden wäre, hätte er sich nicht gescheut, sie zu gebrauchen.“ Wie bekannt, ist thatsächlich keine Parlamentswache, sondern die Polizei von der Straße ins Abgeordnetenhaus gerufen worden. Ein gewisser Dr. Kramář, der damals Vicepräsident war, hat sich aber nicht gescheut, sie zu gebrauchen, um die Abgeordneten hinauszuwerfen. War dieser Dr. Kramář derselbe, der jetzt im Landtag so hypothetisch-schamhaft spricht, als ob er nie der Polizei im Parlament Befehle ertheilt hätte? Oder gibt es im böhmischen Landtag einen Doppelgänger jenes Herrn Dr. Kramář, der so stramm als Polizei-Vicepräsident des Abgeordnetenhauses fungiert hatte?

Fr

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Renaissance, „La ville morte“ von d'Annunzio; Gymnase, „Les Transatlantiques“ von Abel Hermant. Berlin. Belle-Alliancetheater, „Lenore“ von Holtei; Königliches Schauspielhaus, „Der Burggraf“ von Josef Lauff; Neues Theater, „Die Schildkröte“ von Gandillot.

•

Das Gastspiel der Lilly Lehmann brachte nach längerer Pause wieder einmal Bellinis Norma aufs Repertoire. Wer es nicht schon wusste, der konnte es diesmal bewundern, wie lange sich die ausgezeichnete Darstellerin ihre Stimmittel erhalten hat und mit welcher künstlerischen Mäßigung und technischen Vollendung sie dieselben noch heute beherrscht und das alles — wie ausdrücklich erwähnt werden muss — trotz mancher anstrengenden Wagner-Campagne; ein Beweis, dass der Stil des Musikdramas als solchen weder an dem Ruin der Stimme, noch an dem Untergang der Gesangskunst schuld ist, wenn die Sängerin nur nicht zu bequem ist, beide Stile zu üben, und nicht zu unersättlich in der Jagd nach der Theaterglorie dem Erfolg des Momentes die ganze Zukunft zu opfern. Solche Rollen wie die Norma, die halb in das Fach der dramatischen, halb in das der Coloratursängerin gehören, werden ihr heute weder unsere gegenwärtige, noch wahrscheinlich unsere zukünftige Primadonna nachsingen. Dazu gehört eben ein allmähliches, langsames Vorbereiten der Stimmittel, zu deren sorgfältiger Ausarbeitung die modernen Sängerinnen keine Zeit haben, wenn sie zu früh die Schule verlassen und sich dann gleich in den Anstrengungen des vollen Berufs abhetzen. Frau Lehmann zur Seite macht sich Fräulein Abendroth vortrefflich geltend. Leider habe ich Marie Lehmann, die als Adalgise ausgezeichnet gewesen sein soll, nicht gehört, kann daher keinen Vergleich anstellen, aber ich glaube, wir dürfen mit der gebotenen Leistung zufrieden sein, denn auch für die Adalgise wird sich heute schwer eine Sängerin finden, die den Zwiegesang mit Norma mit solchem Erfolge zur Geltung bringt. Herr Dippel, der universalste Tenor, der mir je vorgekommen ist, sang den Sever zwar nicht mit dem Feuer der älteren italienischen Tenore, auch nicht mit dem Schmelz ihrer Stimme, aber doch mit Verständnis und voller Beherrschung des Partes. Herr Grengg war ein vorzüglicher Orovist. Die Oper selbst wird bei manchem Zuhörer süße Erinnerungen erweckt haben. Der edle Gesang Bellinis, der wahre dramatische Ausdruck, die imposanten Chöre des ersten und letzten Actes, alles von echten künstlerischen Intentionen getragen, üben noch heute unfehlbar ihre Wirkung. Allerdings empfindet man es unangenehm, dass der so reichhaltige instrumentale Schatz des Orchesters lediglich dazu benützt wird, von Zeit zu Zeit ein paar Farbenkleckse in die dramatische Zeichnung zu werfen, ohne deren Linien congenial zu colorieren. Mehr als einmal ist dieser Mangel bedauert und dabei bemerkt worden, dass sich aus der Norma noch etwas ganz anderes machen ließe, wenn ihr die moderne Verwendung des Orchesters zur Seite stünde. Es fand sich auch der Mann, der diese rein theoretische Erwägung zur That werden ließ. Kein anderer als Georges Bizet hat thatsächlich die Norma uminstrumentiert. Einen geeigneteren Mann dazu kann man sich kaum denken. Und doch, der erste Act war vollendet, es kam sogar zur Probe, und nun erkannte Bizet, dass das Experiment vollständig missglückt sei. Er merkte selbst, dass zwei Künstler von verschiedener Individualität an derselben Sache gearbeitet hatten. Das Resultat war unerträglich, und Bizet warf im Unmuth über den misslungenen Versuch die Partitur ins Feuer.

•

So müssen wir uns denn bescheiden, Bizet nur auf seinem eigenen Gebiete zu begegnen. Dazu bot die Aufführung seiner „Djamileh“ Gelegenheit. Die künftige Größe des Componisten der Carmen wird man darin kaum erkennen. Dazu ist schon die Handlung zu dürftig. Die interessiert uns zu wenig, ja, auf fünf Viertelstunden ausgedehnt, ermüdet sie sogar. Vor dieser Consequenz werden wir zwar durch Bizets Melodien, reizende instrumentale Einfälle und pikante Harmonien bewahrt. Wir sagen zum Schluss, dass es sehr hübsch war, aber eigentlich ergriffen hat uns die Oper nicht. Sie beginnt als orientalisches Stimmungsbild, das der Componist leider nicht festhält und wohl auch wegen der durch Episoden ausgedehnten Handlung nicht festhalten kann. Nur einmal, beim Eintritt mit Tanz der Sclavinnen, kehrt die Stimmung wieder. In diesem letzten Moment wäre noch manches zu retten gewesen, wenn nicht beim Höhepunkt der Handlung, als Harun die schon abgehende Djamileh doch noch für immer zurückruft, Bizet seine beste Gelegenheit verpasst hätte. In diesem Augenblick sagt nämlich das Orchester so gut wie gar nichts, und erst ein künstlich angehängtes lyrisches Duett schließt das einfache Sujet schablonenmäßig ab. So bleibt die Oper zwar hübsch erfunden, aber für die Bühne ungeschickt gemacht. Die Darstellung durch Marie Renard und Herrn Schrödter ließ das Beste erwarten und hat es auch gebracht, in einer Scene hat es die Erwartung sogar übertroffen, als nämlich die Renard freiwillig als Tänzerin auftrat. Vom dramatischen Standpunkte aus hatte das allerdings seine Schwierigkeiten, aber der Erfolg sprach für sie. Herr Schittenhelm übertrieb als Splendiano, aber das Publicum wollte ihm die Freude nicht verderben, in so vornehmem Bunde der Dritte zu sein. R. W.

•

Im Deutschen Volkstheater hat die „Hochzeit des Figaro“ sehr gefallen. Die Bearbeitung von Fulda ist klug; dazu kommt, dass die aufgeregten Wiener sich jetzt über alles Boshafte freuen und immer zu demonstrieren bereit sind: man jubelte dem berühmten Monolog zu, wie damals vor der ersten Revolution. Fräulein Retty ist eine reizende Susanne; Herr Giampietro, dem niemand den Figaro zutrauen wollte, reißt doch durch seine Verve hin; Fräulein Wachner gibt die Gräfin mit Anmuth, Herr Prechtler den Grafen mit Takt, Fräulein Wallentin den Cherubin nicht ohne eine nur noch etwas zaghafte Grazie. H. B.

•

„Die Leni“, ein Volksstück von Karl Krug, hat im Raimundtheater Erfolg gehabt. Innere Gründe dafür sind im Stück nicht vorhanden. Es hätte ebensogut durchfallen können. Es ist rechte Dilettantenarbeit, ungleichmäßig, verworren, vom Hundertsten ins Tausendste wachsend — stellenweise allerdings humorvoll. Zufällig lief die Sache glücklich ab. Es war eben — wie der Aberglaube des Theaters, diesmal mit Recht, sagen würde — ein „guter Abend“. Unter diesem Zeichen standen Publicum und Darsteller, vor allem Girardi und Fräulein Riese.

•

„Die Pariserin“ von Held und Léon ist eine echte Carltheater-Operette: arm an Humor und Grazie, aber prunkvoll, opernhaft schwerfällig, strotzend von endlosen Finali. Die weichen Suppé'schen Melodien haben natürlich sehr gefallen. Fräulein Stojan sang geschmackvoll und spielte die pikanten Abenteuer-Scenen dieser Pariserin überaus fein und eigenartig.

A. G.

Bücher.

Dr. Eugen Schwiedland, Privatdocent der Wiener Universität: Eine vorgeschrittene Fabriksgesetzgebung. Die Fabriksgesetze der Colonie Neu-Seeland vom 18. October 1894 und 12. October 1896. Wien. Manz 1897.

Wer die englische socialpolitische Fachpresse verfolgt, weiß längst, dass Neu-Seeland, Victoria und Neusüdwales den entwickeltsten gesetzlichen Arbeiterschutz besitzen. Es ist indes gewiss ein löbliches Beginnen, dem nicht-englischen Publicum diese Gesetzgebung selbst vorzuführen, die das Problem des Arbeiterschutzes im Kleinbetrieb gelöst, den Achtstundentag für Frauen und jugendliche Personen durchgeführt, für den Heimarbeiterschutz neuartige Bestimmungen getroffen, Minimallöhne für Ueberstunden festgesetzt und durch Lohnlistenzwang und andere Mittel eine so gründliche Inspection ermöglicht hat, wie kaum eine andere. Der „Herausgeber“ ist leider freilich durchwegs bloß Uebersetzer geblieben; er hat weder über die Verhältnisse, unter welchen die Fabriksgesetze zustande kamen, noch über den Umfang ihrer Wirksamkeit Aufklärung gegeben. Auch die Analyse der übrigen Arbeiterschutzgesetze Neu-Seelands, die er in seinem Vorworte gibt, ist ziemlich unverändert in der preface des Mr. Tregear, des Herausgebers von: „The Labour Laws of New Zealand, compiled by direction of the Hon. the Minister of Labour; Wellington, by authority: Samuel Coxtall, Governement printer 1896“, zu finden. Umso seltsamer muthet es an, wenn der deutsche Herausgeber sich darüber beklagt, dass im „Archiv für sociale Gesetzgebung“, Band X., ein von ihm ungenannter Autor — nach unseren Nachforschungen Dr. Karpeles — ihm bei der Entdeckung Australiens zuvorgekommen sei, und womöglich noch drolliger, wenn er die Leser, die gerne die Acte über gewerbliche Einigungs- und Schiedsämter kennen lernen würden, darauf verweist (S. 8) „er habe bereits unter Einem mit der Besprechung der analogen Gesetze von Victoria und Neu-Süd-Wales in einer von ihm geleiteten Zeitschrift Bericht erstatten lassen.“ Offenbar wird Australien literarisch ausschließlich von der Firma Schwiedland Limited verwaltet.

John Hodge.

Friedrich Leiter: „Wer muss Personaleinkommensteuer und Besoldungssteuer zahlen? Wer muss Rentensteuer zahlen?“ 2 Bändchen, Moritz Perles 1898.

Diese Bändchen sind noch im richtigen Augenblicke erschienen, um als Leitfaden bei der Abfassung der Einkommensteuerbekenntnisse zu dienen. Die Materie ist übersichtlich angeordnet, die Ausdrucksweise gemeinverständlich, die verschiedensten Berufe, Einkommen- und Vermögensverhältnisse sind berücksichtigt, so dass fast jedermann die von ihm gewünschte Aufklärung leicht und sicher wird finden können. In der Flut von Erläuterungen, welche die neuen Steuergesetze hervorgerufen haben, scheinen mir die vorliegenden unter die brauchbarsten zu zählen.

W. F.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau“, Jänner. In einem Aufsatz über Herman Grimm schreibt Wilhelm Bölsche sehr interessant über die Stilmanier dieses Schriftstellers: Mir ist Grimms individueller Stil mit seiner unwillkürlichen Nachahmung einer fast stammelnden Rede, die sich vor dem erhabensten Gegenstand gleichsam nur stoßweise, unter Zerbrechung aller künstlichen Perioden, äußern kann, der vollkommene Ausdruck einer ungemein weit getriebenen sprachlichen Cultur — einer Cultur, die eben bei ihm schon in der zweiten Generation steht und so eine Entwickelungshöhe hinsichtlich der Vergeistigung darstellt, die in der Menge kaum auf volles Verständnis rechnen darf. — Ein Buch des Franzosen Edmond Demolins über die „Ueberlegenheit der angelsächsischen Rasse“ („A quoi tient la supériorité des Anglo-Laxons,“ Paris, 1897), das in den letzten Monaten in französischen Revuen viel von sich reden gemacht hat, finden wir hier ausführlich excerpiert. Der Verfasser gibt eine Charakteristik der jungen Franzosen von heute. Dreiviertel derselben streben nach Beamtenstellungen, vernachlässigt erscheinen die unabhängigen Berufe. Im Zusammenhang damit steht die bureaukratische Einrichtung der heutigen Gymnasien. Der Staat prägt dem Schüler die Lehren ein, wie er später dem Beamten seine Befehle gibt. Napoleon I. war es, der zuerst die Gymnasien (die „Internate“) in den Dienst der Staatszwecke zu stellen getrachtet hat.

„Pan“ steht noch immer an der Spitze aller Kunstzeitschriften; als das exclusive Organ der reinen — nicht angewandten Kunst — stellt er sich von vorneherein auf den vornehmsten Platz. Aus dem sehr reichhaltigen Septemberheft, das sich zum Theil als Boecklinheft gab, seien an Textbeiträgen erwähnt: Jugendgedichte von Nietzsche, eine größere Dichtung von Dehmel — die man demnächst in der „Zeit“ besprochen finden wird — Lyrik von Holz, Skizzen von Schlaf, fernerhin Aufsätze von Lichtwack, Bode, Graul u. a. An der Spitze der Kunstbeilagen stand eine Umrahmung Max Klingers, Boecklin gewidmet. Außer Beiträgen Boecklins selber findet man noch Studien von Liebermann und Leibl, decorative Zeichnungen und Entwürfe von Eckmann, Ludwig von Hofmann u. a. — Aus dem eben erschienenen Decemberheft sei vorderhand hervorgehoben: „Figuren aus dem Puppenspiel: Das kleine Welttheater,“ Dichtung von Hugo von Hofmannsthal. Sie enthält folgende scenische Bemerkung: Die Bühne stellt den Längsschnitt einer Brücke dar, einer gewölbten Brücke, so dass die Mitte höher liegt als links und rechts. Deren Hintergrund bildet das steinerne Geländer der Brücke, dahinter der Abendhimmel und in größerer Ferne die Wipfel einiger Bäume, die Uferlandschaft andeutend. An Figuren treten auf: Der Dichter, der Gärtner, der junge Herr, der Fremde, das junge Mädchen. Sie treten aber nicht zusammen auf, und es ergibt sich auch kein Dialog, sondern lyrische Betrachtungen des Einzelnen — zum Theil im bekannten Hofmannsthal'schen Stil — lösen einander ab. Im Part des Gärtners, des Fremden (der als der schaffende Künstler gedacht zu sein scheint) und des Märchens schlägt Hofmannsthal neue, leichtere und kürzer gehaltene Töne an, und am Schluss überrascht er sogar mit Versen von volksliedhafter Einfachheit.

„Ver sacrum“, das Organ der Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs, hat dieser Tage sein erstes Monatsheft ausgegeben. Die guten Absichten des Vereins, der bekanntlich bei uns eine ähnliche Rolle wie in München die Secession spielen soll, werden in drei Aufsätzen — darunter zwei von Max Burckhard und Hermann Bahr — klar ausgesprochen. Einer der feinsten Wiener Kunstkenner, Ludwig Hevesi, schreibt über Rudolf Alt. Der interessante, dem Text des ganzen Heftes beigegebene Buchschmuck stammt von Koloman Moser, Alfred Roller und den Architekten Olbrich und Hoffmann. Illustrationen von Engelhart, Malczewski, Bacher, Böhm, Hölzel, Lenz, Hynais, Gustav Klimt, Krämer, Kainradl und eine Zeichnung von Rudolf Alt sind beigegeben. Im Mitgliederverzeichnis des Vereines, das sich am Schlusse des Heftes findet, sind die Namen größter ausländischer Künstler enthalten.

„Decorative Kunst“. Aus den vier vorliegenden Heften lässt sich schon eine Art Tendenz erkennen: das Streben, die angewandte, decorative von den Allüren der freien, selbständigen Kunst loszulösen. Was Fidus in seinem Aufsatze „Tempelkunst“ verlangt — vergleiche das Referat über die Darmstädter „Kunst und Decoration“ — verlangt im Jännerheft dieser Zeitschrift der bekannte Pariser Kunstkenner S. Bing: Die Auseinanderhaltung des L'art pour l'art und der „nützlichen Kunst“. Dasselbe ist auch der Grundgedanke eines Aufsatzes über farbige Glasfenster, in welchem gegen die Verwendung des figürlichen zu decorativen Cartons und des natürlichen Objects überhaupt, selbst wenn es durch Stilisierung umgewandelt erscheint, Stellung genommen wird. Das reine Ornament sei das Um und Auf der Glasmalerei. Der Aufsatz ist von wunderhübschen Illustrationen unterstützt. Weiterer Inhalt des Heftes: „Die Porzellanfabrik in Kopenhagen“ von Nyrost; „Ueber Cobden Sunderson (einen modernen englischen Buchbinder, ehemaligen Mitarbeiter Morri's); „Das Pariser Haus“ von Gardelle.

Mercure de France. Das neue Jännerheft enthält einen sehr hübschen Aufsatz von Léon Bloy, der unter dem Titel „Auslegung von Gemeinplätzen“ eine Reihe jener bekannten Redensarten anführt und analysiert, welche die rhetorische Rüstung des discutierenden Philisters ausmachen: „Keiner ist vollkommen“ oder „Ohne Geld kann man nicht leben“ oder „Geschäft ist Geschäft“ oder „Armuth ist keine Schande“. — Im selben Heft findet sich wieder eine Enquête, diesmal über ein Specialthema, den Roman, welcher mit Photographien illustriert wird. Paul Alexis erklärt sich für dieses Verfahren: „Ich bin Naturalist, d. h. ein inbrünstiger Liebhaber des Lebens, ich liebe auch in der Malerei nur das: „Nach der Natur“, meine Antwort ist unbedingt: Ja.“ Pierre Louys wäre dafür, aber nach seiner Meinung hat die Sache einen Haken: „Die Modelle fehlen.“ Für gewisse Personen werden sich niemals die entsprechenden Figuren auftreiben lassen, besonders für die bürgerlich-lächerlichen. Zola ist kurzweg dagegen. Man würde damit in die nur nackte Wiedergabe verfallen. Auch Georges Rodenbach hat Bedenken: Sind nicht manchem Leser seine träumerischen Vorstellungen lieber als diese exacten Reproductionen? Noch weiter geht Mallarmé, der einfach schreibt: Ich bin für — keinerlei Illustration. Wenn jemand die Photographie wünscht, so soll er lieber gleich zum Kynematograph gehen, wo Text und Bild gleichmäßig aufeinander folgen.

In einem neuen Heft des „Month“ schildert Mrs. B. Crawford den Einfluss des Socialismus auf die Wiederbelebung des Katholicismus in Belgien. Rascher und kräftiger als irgendwo hat der Socialismus in Belgien um sich gegriffen und sich in einem Zeitraume von zwanzig Jahren eine große Machtstellung erobert. Er hat die liberale Partei fast ganz verschlungen, was von ihr übrig blieb, ist kraft- und machtlos. Dagegen hat sich eine christlich-demokratische Partei gegen ihn erhoben, hinter der der ganze katholische Mittelstand Belgiens steht, und diese katholische Majorität ist es, der das jetzige Ministerium seine Machtstellung verdankt. Mit ihrer gewöhnlichen Klugheit hat die Geistlichkeit erkannt, dass sie dem Socialismus nur mit seinen eigenen Mitteln Concurrenz bieten könne. Darum wurden — unter der Führung von Geistlichen, wie des Abbé Pottier und des Abbé Mellaerts — Arbeiter-Syndicate, Cooperativ-Gesellschaften, Bauern-Sparcassen u. s. w., wie sie die heutigen Verhältnisse und Anforderungen erheischen, gegründet. Die Demokratische Liga, die mehr als 300 Gesellschaften umfasst und 100.000 Mitglieder besitzt, ist eine Vereinigung aller katholischen Parteien Belgiens. In den östlichen Theilen des Landes, den Centren der Eisenindustrie, des Bergbaues und des Ackerbaues ist ihre Herrschaft heute fast schon unbestritten; nur die nordwestlichen Districte widerstehen noch hartnäckig. Doch hat der Socialismus in den letzten fünf Jahren fast gar keine Fortschritte mehr gemacht, und bei den nächsten Wahlen dürften sich die Resultate des katholischen Einflusses ganz erheblich fühlbar machen.

Der weiße Fächer.

Ein Zwischenspiel.

Von Hugo von Hofmannsthal.

Der Prolog.

Merkt auf, Ihr guten Herrn und schönen Damen:
Nun kommt ein Spiel, das hat nicht größ're Kraft
Als wie ein Federball. Sein ganzer Geist ist dies:
Dass Jugend gern mit großen Worten ficht
Und doch zu schwach ist, nur dem kleinen Finger
Der Wirklichkeit zu trotzen.
Und wie ein Federball, das Kinderspielzeug,
Den Vogel nachahmt, also ahmt dies Spiel
Dem Leben nach, meint nicht, ihm gleich zu sein,
Vielmehr für unerfahr'ne Augen nur
Erborgt's ein Etwas sich von seinem Schein.

Dramatis personae:

Miranda.
Fortunio.
Livio, sein Freund.
Fortunios Großmutter.
Eine Mulattin } Dienerinnen der Miranda.
Eine Weiße }

Vor dem Eingang eines Friedhofes, nahe der Hauptstadt einer westindischen Insel.
Costüm der Zwanzigerjahre dieses Jahrhunderts.

(Die linke Seite und den Hintergrund bildet die lebendige, mit Blüten bedeckte Hecke, die den Friedhof umsäumt. Sie hat an mehreren Stellen Eingänge. Dahinter sind kleine Hügel mit Fußwegen, hie und da Cypressen. Deutlich sieht man nur einen einzigen Grabhügel, links nahe dem Vordergrund. Auch er ist von einem Zelt blühender Kletterrosen verschleiert.) — Fortunio und sein Freund treten von rechts auf.

Livio: Zuweilen muss ich staunen, wenn ich denk',
Dass du so jung, kaum älter, wie ich selber,
Mich soviel Dinge lehren kannst. Mir ist,
Du musst schon alles wissen, was es gibt.

Fortunio: Ich weiß sehr wenig. Aber einen Blick
Hab ich gethan ins Tiefre. Irgendwie erkannt:
Dies Leben ist nichts als ein Schattenspiel:
Gleit' mit den Augen leicht darüber hin,
Dann ist's erträglich, aber klamm're dich
Daran, und es zergeht dir in den Fingern.
Auf einem Wasser, welches fließt, der Schatten
Von Wolken ist ein minder nichtig Ding
Als was wir Leben nennen. Ehr' und Reichthum
Sind lustige Träume in der Morgenfrüh,
„Besitz" von allen Wörtern ohne Sinn
Das albernste, von einem Schullehrer
Ersonnen, welcher meinte, jedem Wort
Müsst' eins entgegenstehen wie Weiß dem Schwarz,
Und so gebildet, weil Besessenwerden
Ein wirklich Ding.

Livio: Du kennst das Leben gut und hast mich früher
Soviel gelehrt. So musst du dich ins Leben
Doch wieder finden, nicht in einen Schmerz
Dein Selbst verwühlen und an dieses Grab
Dich zäher ranken als die Winde thut.

Fortunio: Das aber will ich. Ich will besser sein
Als dieses Schattenspiel, darin die Rolle
Des Witwers auf mich fiel. Ob allzujung,
Ich will sie spielen mit so großer Treue,
So bitt'rem Ernst ... Ein jeder kann sein Schicksal
So adeln als erniedern. Ausgeprägt
Ist keinem Ding sein Wert, es ist soviel,
Als du draus machst. An Dummen oder Narren
Nimmt alles ab wie Wasser, inn'rer Wert
Wird darin, wie du etwas nimmst, bewährt.

Livio: Doch hast du mir gesagt, und nicht nur einmal:
Es ziemt uns nicht im Glück und nicht im Leid
Die Hände in den Schoß zu legen. Thun
Und Denken sagtest du, das sind die Wurzeln
Des Lebens, und es ziemt uns auszuruhn
Vom Thun im Denken, vom Denken dann im Thun.
Doch du verachtest nun die Antheilnahme
Am Menschlichen, und dies ist doch der Anfang
Und Weg zu allem Thun...

Fortunio: So thu ich nicht?
Veracht' ich meine Diener? bin ich nicht
Seit dieses schwere Schicksal auf mich kam
Vor allen Edelleuten dieser Insel
Ein guter Herr? Frag' meine weißen Diener,
Die Farbigen auf meinen Gütern frag'!
Hab ich an dir nicht Freude, süßer Freund,
Mein zweites, lieb'res, wolkenloses Selbst?
So lass mir auch den Weg zu diesem Grab:
Er raubt mich ja nicht dir, er nimmt den Platz
Nur eben ein, den sonst der Frauendienst —

Livio: Dies aber ist's. Dies kannst du aus dem Leben
Nicht so mit Willkür —

Fortunio: Lieber Freund, sei still!
Weißt du, was da sein muss, damit ein Mann —
Ich mein': Weißt du das einzige Gewürz,
Das einzige, das niemals fehlen darf
In einem Liebestrank, das einzige Ding, woran
Der Zauber hängt —

Livio: Ich weiß nicht, was du meinst.

Fortunio: Geheimnis heißt das Ding. Sonst sei ein Weib
Schön oder hässlich, ob gemein, ob hoch,
Ob Kind, ob Messalina, dies ist gleich,
Doch ein geheimnisvolles muss es sein,
Sonst ist sie nichts. Und das sind sie mir alle:
Geheimnislos ... schal über alle Worte
(Nicht ohne Bedeutung, aber ohne Absicht:)
Erlebte Dinge aus der Knabenzeit,
Kindische, halbvergess'ne, die wie Trauben
Am Weinstock übersehen, in mir hängen
Und dörren, sind nicht so geheimnislos,
Nicht ganz so ohne Reiz wie alles, was
Ich vor mir seh an solchen Möglichkeiten.
Sei still, ich bitte dich, es macht mich zornig.
(Er steht vor dem Grab, nur durch die Hecke getrennt.)
Hier liegt Geheimnis, hier liegt mein Geheimnis,
Und dächt' ich mich zu Tod, ich schöpft's nicht aus!
Du hast sie doch gekannt und redest noch!

Livio: Sie war sehr schön. Sie war so wie ein Kind.

Fortunio: Sie war ein Kind, und wie bei einem Kind
Ein neugebornes Wunder jeder Schritt.
Wenn wir was reden, Livio, tauschen wir
Nur abgegriffene Zeichen aus:
Von ihren Lippen kamen alle Worte
Wie neugeformt aus unberührtem Hauch,
Zum erstenmal beladen mit Bedeutung.
Mit unbefang'nen Augen stand sie da
Und ehrte jedes Ding nach seinem Wert,
Gerechter als ein Spiegel; niemals dort
Mit Lächeln zahlend, wo das Lächeln nicht von selbst
Aus ihres Innern klarem Brunnen aufstieg;
Sich gebend wie die Blume unter'm Wind,
Weil sie nichts andres weiß, und unberührt,
Ja unberührbar, keiner Scham bedürftig,
Weil Scham doch irgend eines Zwiespalts Kind
Und sie so völlig einig in sich selber.
Hätt' ich ein Kind von ihr, vielleicht ertrüg ich's
Und käm einmal im Jahr an dieses Grab:
So — ist Erinn'rung alles, was mir blieb.

Die Großmutter und ihr Diener treten von rückwärts auf, aus dem Friedhof heraus. Sie ist eine schöne alte Frau; sie trägt ein langes Kleid aus Goldstoff mit eingewebten schwarzen Blumen, geht mit einem Stock. Der Neger trägt ihr Sonnenschirm und Fächer nach.

Die Großmutter: Fortunio, wie geht's dir?

Fortunio: Großmutter, was machst du hier?

Großmutter: Eine schöne Frage! Unter der nächsten Cypresse ist deines Vaters, meines Sohnes, Grab und unter der zweitnächsten deines Großvaters, meines Mannes. In den Gräbern, auf deren Steinen du kaum mehr die Namen lesen kannst, liegen meine Freunde und Freundinnen. Ich hab' hier mehr Gräber, die mich angeh'n, als du Zähne im Munde hast.

Fortunio: Ich habe nur eines, aber das ist mir genug.

Großmutter: Deine Frau war ein Kind. Sie spielt im Himmel Ball mit den unschuldigen Kindern von Betlehem. Geh' nach Hause.

Fortunio: (schweigt, schüttelt den Kopf).

Großmutter: Wer ist der junge Herr?

Fortunio: Mein Freund. Er heißt Livius und ist aus dem Hause Cisneros.

Großmutter: Ich habe Ihre Großmutter gekannt, Senor. Sie war drei Jahre jünger als ich und viel schöner. Ich war einmal sehr eifersüchtig auf sie. — Er hat hübsche Augen: wenn er zornig ist, müssen sie ganz dunkel werden: so waren die Augen seiner Großmutter auch. — Was sind das für Vögel, Senor?

Livio: Wo, gnädige Frau?

Großmutter: Dort auf den Weidenbüschen.

Livio: Ich glaube Lerchen, gnädige Frau.

Großmutter (mit einem leisen, sehr anmuthigem Spott): Nein, Senor, es sind Meisen. Lerchen sitzen nie auf Büschen. Lerchen sind entweder hoch in der Luft oder ganz am Boden zwischen den Schollen. Lerchen sitzen nie auf Büschen. Ein Maulesel ist kein Jagdpferd und ein Colibri kein Schmetterling. Ihre Augen sind hübsch, aber Sie haben sie umsonst im Kopf. Was sind das für junge Leute! Haben Sporen an den Füßen und schleichen hier herum und bleiben an den Grabsteinen hängen. Hier gehören solche Kleider her wie meines, das alle welken Blätter mitnimmt und die schmalen Wege reinfegt. Lasst die Todten ihre Todten begraben. Was steht Ihr hier und dämpft Eure hübschen jungen Stimmen und flüstert wie die Nonne am Gitter? Komm, Fortunio, gehen wir nach Haus'. Ich will bei dir nachtmahlen.

Fortunio: Nein, Großmutter, ich möchte noch hier bleiben. Komm' morgen zu Tisch zu mir.

Großmutter: Wie alt bist du, Fortunio?

Fortunio: Bald vierundzwanzig, Großmutter.

Großmutter: Du bist ein Kind und diese übermäßige Trauer ist in dir so wenig an ihrem rechten Platz, als wenn einer eine Cypresse in einen kleinen irdenen Topf voll lockerer Gartenerde einsetzen wollte.

Fortunio: Wie stark man einen Verlust betrauert, richtet sich nicht nach dem Alter, sondern nach der Größe des Verlustes.

Großmutter: Ich war ein Jahr älter, wie du jetzt bist, als ich deines Großvaters Frau wurde. Du weißt, dass ich schon vorher

mit einem anderen vermählt war. Die Leiche meines Mannes brachten sie mir eines Tages ins Haus, als ich mit dem Essen auf ihn wartete, und am gleichen Tag sah ich die Leichen meiner beiden Brüder.

Livio: (sieht sie an).

Großmutter: Es war im Mai 1775, Senor.

Fortunio: Ich habe kein Kind von ihr, nichts. Als sie den Sarg aufhoben, trugen sie alles weg.

Großmutter: Dein Großvater und ich, wir waren zehn Jahre verbannt. Als uns das Schiff wegtrug, standen wir mit großen, trockenen Augen, solange wir die Küste sahen. Auf einmal sank der letzte Hügel in das goldfarbene Meer, wie ein schwerer dunkler Sarg. Wir waren Bettler, ärmer als Bettler, denn wir hatten nicht einmal unsere Namen: und dort in dem Steinsarg war alles, unsere Eltern, unsere Kinder, unsere Häuser, unsere Namen . . . . Wir waren wie Schatten.

Fortunio: Sie war das schuldloseste kleine Wesen auf der Welt. Warum hat sie sterben müssen?

Großmutter: Ich habe junge Frauen aus den ersten Familien des Landes ihre Ehre an einen Elenden verkaufen sehen, um ihre Männer vor dem Galgen und ihre Kinder vor dem Erhungern zu retten. Du hast sehr wenig erlebt, Fortunio.

Fortunio: (schweigt).

Großmutter: Ich habe viel erlebt. Ich weiß, dass der Tod immer da ist. Immer geht er um uns herum, wenn man ihn auch nicht sieht; irgendwo steht er im Schatten und wartet und erdrückt einen kleinen Vogel oder bricht ein welkes Blatt vom Baum. Ich habe fürchterliche Dinge gesehen. Aber nach alledem hab' ich das Leben lieb, immer lieber. Ich fühl' es jetzt selbst dort, wo ich es früher nicht gefühlt habe, in den Steinen am Boden, in den großen schwerfälligen Rindern mit ihren guten Augen. Geh', geh', du wirst erst lernen es lieb haben.

Fortunio: Ich weiß nicht, Großmutter.

Großmutter (sich von ihm abwendend, zu ihrem Diener): Domingo, gib das Vogelfutter. Nicht das, das mögen sie nicht, diese kleinen. Die Körner gib her!

(Sie füttert einen Schwarm kleiner Vögel).

Pause.

Großmutter: Da! (auf einmal flattern die Vogel weg) Habt Ihr's gehört?

Livio: Es war wie das Weinen eines ganz kleinen Kindes.

Fortunio: Es muss ein Vogel gewesen sein.

Großmutter: Ein Vogel! So hast du das noch nie in deinem Leben gehört? Ein junges Kaninchen wars, das von einem Wiesel gefangen wird. Was hast du mit deinen Bubenjahren angefangen, Fortunio, dass du das nicht kennst! Dir waren damals deiner Cousine Miranda kleine seidene Schuhe wichtiger als die Fährte von einem Hirsch am Waldrand, lieber beim Ballspielen ihr Kleid anzurühren, als bei der Hirschhetze mit der Stirn an feuchten, raschelnden Zweigen hinzustreifen. So hast du dir damals das vorweg genommen, was für später gehört, und was du damals versäumt hast, holst du nie wieder nach. Was ist Jugend für ein eigensinniges Ding! Wie der Kuckuck, der aus allen Nestern das hinauswirft, was hineingehört, um seine eigenen Eier dafür hineinzulegen. Ihr jungen Leute habt etwas an Euch, das einen leicht ungeduldig machen könnte. Wie ein Schauspieler seid Ihr, der sich seine Rolle aus dem Stegreif selber dichtet und auf keine Stichwörter achtgibt. Später wird das anders. Alles, was du im Kopf hast, ist altkluges Zeug. Lass das sein, Fortunio. Willst du jetzt mitkommen?

Fortunio: Nein, ich möchte lieber hier bleiben.

Großmutter: So kommen Sie mit mir, Senor. Ich glaube, eine alte Frau ist noch weniger langweilig, als dieser junge Herr. Ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen. Was für eine wollen Sie, eine Liebesgeschichte oder eine Jagdgeschichte?

(Livio gibt ihr den Arm, sie gehen fort, der Diener hinter ihnen.)

Livio (im Abgehen): Leb wohl, Fortunio.

Fortunio: Gute Nacht, Livio.

(Sie verschwinden zwischen den Bäumen rechts.)

Fortunio (allein):

Wer mich verwirren will, wie gut er's meint
Und ob er's selbst nicht weiß, der ist mein Feind.
Erinnerung ist alles, was mir blieb:
Wer mich verwirrt, verstört mir auch dies letzte.
Doch dieses Grabes Nähe ist sehr stark
Und wie aus einem dunklen, tiefen Spiegel
Steigt die Vergangenheit herauf, so lieblich,
So jenseits aller Worte, unbegreiflich
Wie Rosen, unergründlich wie die Sterne!
Wenn dies Altklugheit ist, so will ich nie
Die wahre Klugheit lernen. Nein, ich will
Nichts andres lernen, als nur mir vorstellen,
Wie sie da saß . . . und da . . . am Weinberg war's
Das letztemal! Sie hatte off'nes Haar . . .
Sie sagte: „Still", da sah ich eine Maus,
Die kam und unter einem gelben Weinblatt
Vergess'ne Beeren stahl und mühsam trug.

(Er geht durch die Hecke, setzt sich neben dem Grabe nieder, die Kletterrosen verdecken ihn, doch nicht völlig.)

(Miranda und die Mulattin treten auf, von rechts. Miranda trägt ein weißes Mullkleid mit schwarzem Sammt.)

Miranda: Ich verbiete dir, zu mir von diesen Dingen zu sprechen, Sancha. Es mag Witwen geben, die solche Reden gerne hören, ich gehöre nicht zu ihnen.

Mulattin: Ich kann auch schweigen, aber niemand wird mich hindern, im Stillen davon überzeugt zu sein, dass ich recht habe, und dass die übermäßige Einsamkeit schuld an dieser Traurigkeit, an diesen plötzlichen Anfällen von Beklemmung ist.

Miranda: Damit du dir auch nicht einmal einbildest, recht zu haben, obwohl mir das natürlich ganz gleichgiltig ist, so will ich dir sagen, was schuld daran ist, dass ich so plötzlich habe anspannen lassen und in der großen Hitze hier hereingefahren bin, um das Grab meines Mannes zu besuchen. Ein Traum, den ich heute Nacht geträumt habe, hat mich so beängstigt. Mir träumte, ich stünde am Grabe meines Mannes. Es war ganz mit frischen Blumen bestreut, so wie ich dem Gärtner befohlen habe, es täglich zu bestreuen. Die Blumen waren unbeschreiblich schön, sie leuchteten wie lebendige Lippen und Augen. Auf einmal beugte ich mich hinab und sah, dass unter den Blumen wirklich Lippen und Augen hervorleuchteten. Es war das Gesicht meines seligen Mannes, jugendlicher, als ich es je gekannt habe, funkelnd von Frische und Leben, und kleiner, dünkt mich, als in der Wirklichkeit. Dann fiengen die Blumen zu welken an, ihre Ränder verdorrten, die Kelche schrumpften zusammen, und auch das Gesicht schien zu welken, schrumpfte zusammen, ich konnte es nicht mehr deutlich sehen. Es war ganz bedeckt mit welken Blüten. Ich hatte meinen weißen Fächer in der Hand und wehte die Blumen auseinander, um das Gesicht wieder zu sehen. Raschelnd flogen sie auseinander wie dürre Blätter, aber das Gesicht war nun nicht da: der Grabhügel leer, kahl und staubtrocken. Und mir war, als ob ich ihn aus meinem Fächer trockengefächelt hätte, und darüber fieng ich so zu weinen an, dass ich erwachte.

Mulattin: Aber es war doch nichts so Schlimmes, gnädige Frau.

Miranda: Du kannst nicht wissen, warum mich das so entsetzlich berührt. Du weißt nicht, womit das zusammenhängt.

Mulattin: Aber ich weiß, wo solche Träume herkommen. Ich wundere mich, dass die gnädige Frau nicht jede Nacht etwas Entsetzliches träumt. Unser Haus ist der traurigste Aufenthalt, den man sich vorstellen kann. Die Oede der Tage nur abgelöst von der Oede der Nächte. Der todtenstille Garten mit den wenigen starren Bäumen und den verwilderten Lauben. Die Teiche ohne Wasser, nahebei das leere Flussbeet, das im Mond blinkt wie die Wohnung des Todes. Draußen die schweigende blendende Glut und innen die grabdunkeln Zimmer. Und alle kühlen heimlichen Kammern, die Terrassen, das Lusthaus, alles versperrt —

Miranda: Du weißt, dass ich es so haben will. Jetzt kannst du hier stehen bleiben und mich erwarten.

Mulattin: Ich möchte, wenn die gnädige Frau erlaubt, lieber der Catalina entgegengehen. Sie ist vom Land, sie kann den Weg leicht verfehlen.

Miranda: Gut. Wartet dann beide hier auf mich. Aber zuerst gieb mir noch meinen Fächer.

Mulattin: (Gibt ihr, unter einem Shawl hervor, einen weißen Fächer.)

Miranda (zornig): Der weiße! Hab ich dir nicht befohlen, einen anderen zu nehmen?

Mulattine: Die gnädige Frau ist schon im Wagen gesessen, und alle anderen Fächer sind in der rückwärtigen Kleiderkammer eingesperrt.

Miranda (gibt ihn zurück): So will ich lieber gar keinen (nimmt ihn wieder). Nein ich will ihn nur nehmen. Man muss solchen Träumereien gleich im Anfang widerstehen, sonst bekommen sie zu große Gewalt.

(Die Mulattin geht ab.)

(Schluss folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek

Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock.

Assistent: Ernst v. Rosmann.

Die Zeit.

XIV. Band. Wien, den 5. Februar 1898. Nummer 175.

Justament-Politik.

„Das sind die Weisen, die durch Irrthum zur Wahrheit reisen. Das sind die Narren, die im Irrthum verharren.“ Wer die österreichischen Regierungsmänner in eine der beiden Menschenkategorien dieses Lessing'schen Sinnspruches einreihen will, hat, besonders nach den Erfahrungen der letzten Jahre, nicht lange zu wählen. Dass sie „Irrthümer“ begehen, Irrthümer im weitesten Sinne und in allen Graden, ist nur ihre Natur. Sobald sie aber einmal einen Irrthum begangen haben, halten sie daran fest. Das ist ihr Princip.

Graf Badeni ist, ehe er die Sprachenverordnungen herausgab, vor deren unabsehbaren Folgen gewarnt worden. Deutsche Abgeordnete, denen er sein Vorhaben nur in allgemeinen Ausdrücken andeutete, haben ihm dessen Tragweite in eindringlichen Worten vor die Seele geführt. Aber noch weit mehr! Mit Hilfe einiger hochbureaukratischer Indiscretionen ließe sich vielleicht unschwer nachweisen, dass wohlerfahrene Beamte seines und des Unterrichtsministeriums, denen er den Text der Verordnungen vorher zur Kenntnis brachte, ihm direct voraussagten, dass deren Veröffentlichung, bei der hochgradigen nationalen Empfindlichkeit der Deutschböhmen, eine „Revolution in Böhmen“ hervorbringen werde. In der That scheint auch Graf Badeni mit der Herausgabe der Sprachenverordnungen eine Zeitlang gezögert zu haben, weil er denn doch ein wenig unsicher geworden war. Denn die Sprachenverordnungen waren schon für den Herbst 1896 geplant, sind aber thatsächlich, und auch da erst nach mannigfachen Aufschüben, im Frühjahr 1897 herausgekommen. Aber sobald sie draußen waren, gab es für die Regierung kein Schwanken mehr. Mit überlegen-kaltem Lächeln hörte wenige Tage nach der Erlassung der Sprachenukase Graf Badeni im Abgeordnetenhause den Dr. Funke an, der sie die „Aufruhracte für Böhmen“ nannte. Gleichgiltig ließ er alle die gewichtigen Stimmen in der Presse und im Parlament über sich ergehen, die ihm haarscharf bewiesen, dass die Sprachenverordnungen eine formelle Gesetzwidrigkeit und eine praktisch-politische Verkehrtheit seien. Der Aufruhr in Böhmen brach los, er verbreitete sich über ganz Oesterreich. Das gesammte öffentliche Leben Oesterreichs gerieth darüber in Unordnung, die Beziehungen zur anderen Reichshälfte, ja selbst die zum Ausland wurden gestört. Aber Graf Badeni verharrte justament in seinem „Irrthum“. Im Sommer des vorigen Jahres ließ er in seinem polnischen Leibblatte schreiben, dass eine Regierung, die (gleichgiltig ob in einer guten oder in einer schlechten Sache) vor der Opposition zurückweichen würde, die letzte Regierung in Oesterreich wäre. Darin ist, freilich in nicht ganz Lessing'scher Form, das österreichische Regierungsprincip ausgedrückt, für das es nur ein Argument gibt: justament! Die Regierung des Grafen Badeni hat, obzwar sie schon längst seine verhängnisvolle Größe erkannt hatte, bis ans Ende ihren aller Welt offenbar gewordenen Irrthum nicht zugegeben. Sie ist auch nicht die „letzte Regierung in Oesterreich“ geworden. Ihr ist eine andere, die Regierung des Baron Gautsch, gefolgt.

Sonst pflegt man zu sagen, dass die Wahrheiten, die Einer gefunden, ihn und seine besondere Wirksamkeit überleben. Oesterreichische Minister werden nur von den Irrthümern überlebt, die sie begehen. So ist auch das Ministerium Gautsch zum Werkfortsetzer des Ministeriums Badeni geworden. Das Regierungsprincip des neuen Ministeriums ist das des alten. Doch in den sonderbaren Windungen, in denen das Ministerium Gautsch seinen Weg sucht, zeigt sich noch deutlicher die ganze innere Leerheit jenes krampfhaft aufrecht erhaltenen Princips. Der neue Ministerpräsident hat die Sprachenverordnungen von seinem Vorgänger übernommen, er hat aber auch eine wesentliche Abänderung derselben in Aussicht gestellt. Doch zögert er, sein Versprechen zu erfüllen. Erst soll, damit die Regierung den Schein der Nachgiebigkeit vermeide, die Opposition ruhig werden, und damit sie es werde, hat man ihr die Abänderung im voraus angekündigt; dann erst will die Regierung die Abänderung auch durchführen. Aber die Opposition beruhigt sich nicht, und die Regierung ist infolge dessen mit ihren Abänderungsabsichten stecken geblieben. Inzwischen hat der Kampf um die Sprachenverordnungen eine neue Calamität gebracht, den studentischen Farbenstreit. Man weiß, dass das Farbenverbot rechtswidrig ist, denn es widerspricht der Verfassung, es widerspricht den studentischen Statuten, und es widerspricht schließlich auch der eigenen, wenige Tage zuvor feierlich verkündeten Rechtsauffassung des böhmischen Statthalters Grafen Coudenhove, der es erlassen. Noch weiter! Das Farbenverbot ergeht ohne Zustimmung, ja sogar ohne Vorwissen des Ministeriums, schon am nächsten Tage stellt es sich als eine Intrigue der das Ministerium heimlich bekämpfenden böhmischen Feudalen heraus, die es dem haltlosen Statthalter hinterlistig eingeblasen haben. Der gesunde Menschenverstand verlangt, dass das Ministerium in seinem eigensten Interesse, selbst unter Aufopferung des Selbstgefühls, das Farbenverbot schleunigst aus der Welt schaffe. Was aber geschieht? Das Ministerium hält das Farbenverbot justament aufrecht. Doch nicht ganz. Es verspricht, das Farbenverbot in kurzer Frist aufzuheben, damit, durch dieses Versprechen veranlasst, die Studenten sich beruhigen, und, wenn die Regierung dann wirklich das Farbenverbot außer Kraft setzt, es nicht so aussehe, als ob sie den Studenten nachgegeben hätte.

Nur damit es nicht so aussehe! Die Psychologie der Regierung ist durchsichtig, es ist nicht die Psychologie der Autorität, sondern die der Schein-Autorität. Wer die geistige Ueberlegenheit über seine Mitmenschen besitzt, um in den gemeinen Angelegenheiten im ganzen immer und leichter als die Anderen das Richtige zu finden, der kann, wenn er sich einmal irrt, den Irrthum auch unbesorgt eingestehen, ohne für seine Autorität fürchten zu müssen, weil er sie schon bei der nächsten Gelegenheit wieder zu bewähren sicher ist, und ohne seine Festigkeit in Zweifel zu stellen, weil er sie bei der nächsten Wahrheit wieder bekräftigen wird. Wer aber Autorität spielen will, ohne die dazu erforderliche geistige Ueberlegenheit zu besitzen, der beharrt im Irrthum, weil er dadurch dem Weisen gleich zu scheinen glaubt, der bei seiner Wahrheit verharrt, während er dadurch in Wirklichkeit nur den letzten Rest seiner Autorität zerstört. Die großen Geister kennzeichnet der Fanatismus für ihre Wahrheiten, die kleinen der Fanatismus für ihre Irrthümer. Eine Regierung, welche so verzweifelt dem Schein der Nachgiebigkeit gegenüber jeder, wenn auch noch so berechtigten, Opposition zu entgehen sucht, wie die österreichische, verräth dadurch am deutlichsten ihre innerliche Furcht vor der Opposition. Indem sie den Schein der Unabhängigkeit ihrer Entschließungen festzuhalten sich anstrengt, geräth sie endlich in die tiefste Abhängigkeit von der Opposition.

In der Hand einer boshaften Opposition liegt es, eine solche Schein-Autorität auf die Dauer zum allgemeinen Gespött zu machen. Die Justamentpolitik der Regierung besteht lediglich darin, etwas um so sicherer nicht zu thun, je mehr und je lauter die anderen es fordern, und alles erst dann zu gewähren, wenn niemand mehr darnach verlangt. Die Opposition braucht sich nur auf das Richtige zu steifen, um die Justamentregierung beim Falschen so lange festzuhalten, bis sich auch die Denkfaulsten im Lande ihr geistig überlegen fühlen. Hätte sich die Opposition nicht gar so arg gegen die Sprachenverordnungen eingesetzt, so wären wir sie wahrscheinlich schon längst los. So aber sind sie geblieben und helfen tagtäglich, die Erkenntnis der Grenzen der Regierungsweisheit in den weitesten Kreisen verbreiten. Hätte die Opposition nicht gar so heftig gegen den Grafen Badeni gewettert, so wäre er vielleicht schon vor Monaten gegangen. So hat er sich länger Zeit gegönnt, den Glauben an die Vortrefflichkeit österreichischer Regierungen im In- und Auslande zu erschüttern. Wäre niemand so unvorsichtig gewesen, gleich nach den ersten Missgeschicken des Grafen Coudenhove die einleuchtende Wahrheit auszusprechen, dass ein Mann von so hervorragender Unfähigkeit in so bewegter Zeit nicht länger auf einem der schwierigsten politischen Posten belassen werden dürfe, so wäre er wahrscheinlich noch rechtzeitig durch einen besseren ersetzt worden. So hat er die Gelegenheit gewonnen, der Regierung mit dem Farbenverbot eine neue Reihe von Verlegenheiten zu bereiten. Es ist nur noch ein Glück, dass das Einmaleins nicht in die Politik gehört. Sonst müsste die Opposition sich erst dazu herbeilassen, zweimal zwei für fünf auszugeben, ehe die Regierung zugestehen würde, dass zweimal zwei vier ist. K.

Der Vatican und der Antisemitismus.

Von einem römischen Clericalen.*)

„L'Osservatore romano“, das officiöse Organ nicht des Papstes, sondern des vaticanischen Staatssecretariates — was durchaus nicht immer dasselbe ist — hat vor einigen Tagen einige sehr judenfeindliche Artikel veröffentlicht, die im Auslande eine gewisse Erregung hervorgerufen haben. Man muss bemerken, dass diese Zeitung seit Beginn der Affaire Dreyfus energisch für die antisemitische Bewegung Partei ergriffen hat. Und die ganze katholische Presse in Italien hat ihrem Beispiele gefolgt. Dennoch war man nicht darauf gefasst, dass der „Osservatore“ den Ausschreitungen, deren sich das französische Volk in einer Anzahl von Städten schuldig gemacht hat, Beifall zollen würde. Es liegt darin ein Mangel an Takt und eine Verletzung der

*) Autor der im Laufe der Jahre in der „Zeit“ erschienenen Studien über die päpstliche Politik. Anm. der Red.

elementarsten Gebote christlicher Nächstenliebe, die, wie ich weiß, selbst in den katholischesten Kreisen berechtigte Entrüstung hervorgerufen haben; und zwar in solchem Grade, dass der „Osservatore“ sich veranlasst sah, einzulenken und in der Form von Berichtigungen einen großen Theil seiner Aeußerungen zurückzunehmen.

Vor allem muss hervorgehoben werden, dass jene judenfeindlichen Artikel keineswegs vom Vatican inspiriert waren. Es gehört, sehr wenige Ausnahmen abgerechnet, durchaus nicht zu den Gepflogenheiten des Vaticans, im „Osservatore“ oder in sonstigen Blättern officiöse Artikel veröffentlichen zu lassen. Läßt er im „Osservatore“ ein Communiqué erscheinen, so verfehlt dies Blatt nie, dessen officiellen Ursprung zu erwähnen. Aber abgesehen von jenen, unmittelbar vom Staatssecretariate des Vaticans ausgehenden Informationen, trifft die Verantwortung für seine Artikel lediglich die Redacteure des „Osservatore“, und dies Blatt genießt so wenig Ansehen, was seine literarische Bedeutung betrifft, man hält es für so wenig maßgebend, dass es in kirchlichen Kreisen, und namentlich im Vatican, nahezu von niemand gelesen wird.

Nachdem dies festgestellt ist, muss man aber doch zugeben, dass die antisemitischen Artikel des „Osservatore“ theilweise der Ausdruck der Gesinnung sind, die seit einiger Zeit in gewissen kirchlichen Kreisen herrscht. Es sind vielleicht nicht die Gesinnungen des Papstes, aber es sind sicherlich die des Kardinals Rampolla. Vielleicht ist es nicht uninteressant, hier zu untersuchen, woher jenes Wohlwollen stammt, das der gegenwärtige Minister des Papstes für den Antisemitismus bethätigt.

Vor allem muss man bemerken, dass die gegenwärtige päpstliche Politik von einem starken Opportunismus durchtränkt ist. Leo XIII. scheint es sich zum Principe gemacht zu haben, gegen keine der herrschenden Strömungen anzukämpfen. Während Pius IX. sich durchaus nicht scheute, den Mächtigen, wie dem Fürsten Bismarck oder dem Czar, seine Meinung zu sagen, lebt Leo XIII. stets in der Furcht, seine Haltung könnte im Widerspruche zur herrschenden Ansicht des Tages stehen. (Es ist hier natürlich nicht von religiösen und theologischen, sondern lediglich von moralischen, politischen und diplomatischen Fragen die Rede!) Daraus läßt es sich erklären, dass Leo XIII. niemals seine Stimme zum Schutze der Christen gegen die Greuel der türkischen Regierung erhob und nicht Europa zu ihrer Vertheidigung aufrief. Der Papst hat das einfach deshalb unterlassen, weil er keinen Anstoß erregen und der Diplomatie keine Schwierigkeiten schaffen wollte. Derselben Empfindung folgend unterläßt es Leo XIII. auch, die Ausschreitungen und Gewaltthaten der antisemitischen Bewegung, die er im Herzen sicherlich missbilligt, öffentlich zu brandmarken. In vielen Ländern recrutieren die Antisemiten sich zum Theile aus den Reihen der clericalen Partei. Der Antisemitismus ist zu einer Strömung geworden, der selbst manche Regierungen nicht zu widerstehen vermögen. So erblickt denn Leo XIII. im Antisemitismus einen Factor, mit dem auch die päpstliche Diplomatie zu rechnen hat und mit dem sie deshalb vorsichtig umgehen muss.

Fernerhin streben die Antisemiten in den meisten Ländern darnach, sich mit den Christlichsocialen zu verbünden, und man weiß, dass diese Partei sich der vollsten Sympathien des Cardinals Rampolla erfreut. Es ist noch unvergessen, was gerade in Oesterreich vor zwei Jahren vorgieng, und man erinnert sich des Telegrammes, das der Cardinal-Staatssecretär an den Antisemitencongress in Salzburg richtete. Infolge dieses Zwischenfalles wurde der Cardinal Schönborn vom österreichischen Episcopat nach Rom entsendet, um gegen jene öffentliche Unterstützung der christlichsocialen Partei und der gewaltthätigen Forderungen ihres Programmes Einspruch zu erheben. Nach langen Unterhandlungen verließ der Cardinal Schönborn Rom wieder, ohne jedoch einen vollkommenen Sieg davongetragen zu haben. Der Heilige Stuhl richtete wohl Sendschreiben an die katholischen Vereinigungen Oesterreichs, in denen er ihnen Maßhalten und Vernunft predigte und sie namentlich aufforderte, den Bischöfen zu gehorchen, im ganzen aber fand die christlichsociale und die antisemitische Partei durchaus nicht die Missbilligung des Vatican. Es ist eine bekannte Thatsache, dass Dr. Lueger auf dem besten Fuß mit dem früheren Nuntius, dem Cardinal Agliardi, stand, und dass der Cardinal Rampolla den Gefühlen lebhaftester Bewunderung für den gegenwärtigen Bürgermeister von Wien Ausdruck gab.

Ebenso fühlte der Vatican das Bedürfnis, den Antisemitismus in Frankreich zu schonen, als derselbe Fortschritte machte und Anhänger in den Reihen der katholischen Partei zu gewinnen begann. Auch hier giengen die Sympathien des Cardinals Rampolla für die Christlichsocialen auf die Antisemiten über. Viele Führer des Antisemitismus in Frankreich waren so klug, ihren Feldzug unter dem Banner der socialen Lehren des Papstes zu beginnen, namentlich unter dem der Encyklica: „Rerum novarum“, indem sie in jene Lehren freilich weit mehr hineinlegten, als sie eigentlich enthielten. So waren dem Vatican sozusagen die Hände gebunden, als Drumont sein berühmtes Buch: „Le testament d'un Antisémite“ veröffentlichte, ein Buch, das die schwersten Anklagen gegen mehrere Bischöfe und hohe kirchliche Würdenträger enthielt. Es war davon die Rede, das Buch auf den Index zu setzen, um es zu verbieten, der Vatican verzichtete aber auf diese Maßregel, infolge jenes Opportunismus, den ich früher hervorgehoben. Obwohl Drumont in Frankreich zu den entschiedenen Gegnern der republikanischen Politik des Papstes gehört, erkannte der Vatican in ihm doch eine Macht, mit der man rechnen muss, umsomehr, als er in Rom mächtige Beschützer, namentlich an den Jesuiten besaß. Die italienischen Jesuiten sind eifrige Parteigänger des Antisemitismus. Die „Civiltà cattolica“, das Organ der Gesellschaft Jesu, veröffentlichte vor einigen Jahren eine Reihe von Artikeln, die seither in Buchform erschienen sind, und, die eine directe Vertheidigung der antisemitischen Bewegung waren. Der Vatican war umso geneigter, den Antisemitismus zu begünstigen, als in der liberalen italienischen Presse das jüdische Element vorherrscht, und die bekanntesten anticlericalen Blätter in Rom von Juden redigiert werden. Endlich waren durch ein zufälliges Zusammentreffen die letzten beiden Großmeister der italienischen Freimaurer, die Herren Lemmi und Nathan, Juden. Daraus zogen vielen Katholiken den Schluss, dass der Anticlericalismus in Italien vorwiegend auf den Einfluss der Juden zurückzuführen sei, was mir persönlich keineswegs erwiesen scheint. Aber jedenfalls hat das am meisten zur Entwickelung der Sympathien des Vaticans für den Antisemitismus beigetragen. Es muss aber ausdrücklich bemerkt werden, dass die eigentliche religiöse Frage so gut wie nichts damit zu schaffen hat und dass diese Sympathien lediglich in politischen Gründen und Berechnungen wurzeln.

Man weiß übrigens, dass der Antisemitismus während der letzten Jahre innerhalb des katholischen Clerus beredte und muthige Gegner gefunden hat. So hat z. B. der Cardinal Manning, die hervorragendste Erscheinung unter den katholischen Prälaten der letzten fünfzig Jahre, nie aufgehört, darauf hinzuweisen, wie viel niedrige und unchristliche Gesinnung in dieser judenfeindlichen Bewegung liegt, und dieselbe zu brandmarken. Der Cardinal Manning unterhielt auch die freundschaftlichsten Beziehungen mit dem jüdischen Oberrabbiner von London. Ebenso findet man in den Vereinigten Staaten den hohen katholischen Clerus, gebildet und aufgeklärt genug, sich energisch der brutalen Bethätigung des Antisemitismus zu widersetzen. Und wäre Leo XIII. nicht so alt, würden seine 89 Jahre ihm gestatten, die Politik des Heiligen Stuhles so energisch zu lenken, wie während der ersten Jahre seines Pontificates, dann würde, davon bin ich überzeugt, der Antisemitismus es sicherlich nicht wagen, sich öffentlich in seiner Nähe so breit zu machen, wie es heute der Fall ist. Leo XIII. ist persönlich so wenig Judenfeind, dass nahezu das ganze Vermögen des Vaticans, das sich auf etliche zwanzig Millionen Francs beläuft, in einem jüdischen Bankhause, nämlich bei Rothschild in London, hinterlegt ist. Ich gestatte mir die feurigen österreichischen Antisemiten auf diese Thatsache aufmerksam zu machen.

Man weiß, dass Frau Dreyfus sich an Leo XIII. gewendet hat, um ihn zu bitten, zugunsten ihres Mannes zu intervenieren. Man hat versucht, diese Thatsache zu leugnen, ich weiß jedoch bestimmt, dass es sich wirklich so verhält. Der Brief der Frau Dreyfus ist ganz regelrecht in den Vatican gelangt; leider wurde er dort aufgefangen, und man gab sich nicht einmal die Mühe, ihn dem Papst zu übergeben. Uebrigens ist es sehr wahrscheinlich, dass dieser denselben, auch wenn er zu seiner Kenntnis gelangt wäre, nicht beantwortet hätte. Der Vatican hält viel zu sehr darauf, mit der französischen Regierung in gutem Einvernehmen zu leben, als dass er sich in diese Angelegenheit mischen sollte. Außerdem steht die Sache wirklich so, wie ein geistvoller Prälat kürzlich zu mir sagte: „Der Anti-Dreyfusismus ist heute in Frankreich so stark, dass man nicht nur auf den Stellvertreter Christi, sondern selbst auf Gottes eigene Worte nichts geben und sein Zeugnis als zweifelhaft verwerfen würde.“

Rom.

Bilder aus dem französischen Officierscorps.

Schon seit langem war es meine Absicht, den allerdings nahezu unerschöpflichen Boden des Dreyfus-Esterhazy-Scandals zu verlassen, um mich einem anderen, mehr allgemeinen Gegenstande zuzuwenden. Bisher war dies aber nicht gut möglich gewesen, da sich immer wieder neue Zwischenfälle von großer Tragweite zutrugen und eine eingehende Betrachtung erheischten.*) Die augenblicklich eingetretene kleine Ruhepause soll nun aber zu dem bezeichneten Ausblicke benützt werden, und das umsomehr, als mich die nahe bevorstehenden Ereignisse doch nöthigen werden, später wieder zu dem „militärischen Panama“ zurückzukehren. Indem ich von dem bis jetzt behandelten, die Denkenden in der ganzen civilisierten Welt so stark beschäftigenden Thema ausgehe, gelange ich naturgemäß zunächst zu dem französischen Officierscorps.

Wenn man in kurzen Zügen eine Darstellung dessen haben will, was nicht nur das französische Officierscorps, sondern die ganze französische Armee ist, oder was sie wenigstens nach der Ansicht ihres derzeitigen obersten Leiters sein soll, so lese man folgenden Ausspruch, den der gegenwärtige Kriegsminister, General Billot, vor etwa sechs Wochen, wenn ich mich recht entsinne, in Brest, gelegentlich einer militärischen Feierlichkeit von sich gegeben hat: „Die französische Armee

*) Siehe die Artikelserie über den Fall Dreyfus-Esterhazy in der „Zeit“ Nr. 166, 167, 168, 171, 172, 173. Anm. d. Red.

gleicht der Sonne: wie bei dieser, tragen auch bei ihr die zeitweilig auftretenden Flecken nur dazu bei, den von ihr ausgehenden Glanz zu erhöhen.“ Als Beispiel für gedankenlose französische Phrasenschneiderei nicht übel, nur leider nicht ganz richtig. Ueber den astronomisch-physikalischen Blödsinn, dass die Sonnenflecken zur Erhöhung des Sonnenglanzes beitragen sollen, will ich hinweggehen, dafür aber dem Leser im Nachfolgenden eine kleine Blumenlese bieten, die nur den letzten zehn oder fünfzehn Jahren entnommen ist, und auf Grund welcher er dann selbst entscheiden mag, ob wenigstens die nicht allzu kleinen und nicht allzu seltenen Flecken der französischen Armee zur Verstärkung ihres Glanzes beitragen oder nicht. Dabei ist es natürlich weder möglich, noch auch erforderlich, in dem beschränkten Rahmen eines Aufsatzes sämmtliche an die Oeffentlichkeit getretenen Fälle anzuführen oder alle sich in dem französischen Officierscorps breitmachenden Uebelstande aufzudecken. Mein Zweck ist vielmehr nur, die Frage anzuregen: „Ist so etwas auch anderwärts möglich; hat man auch in anderen Ländern so zahlreiche dunkle Punkte bemerkt oder zu bemerken geglaubt?“

Als General Billot das oben erwähnte schöne Bild von den Sonnenflecken gebrauchte, dachte er vermuthlich auch an seinen Amtsvorgänger Mercier, den jetzigen Commandeur des vierten Corps in Le Mans. Wenigstens lässt sich das aus einer anderen von dem gegenwärtigen Kriegsminister herrührenden Redensart schließen, die er fallen ließ, als man ihm im Herbst 1896 die Nothwendigkeit nahe legte, auf Grund der vom Oberstlieutenant Picquart und dem General Gonse eingezogenen nachträglichen Erkundigungen nunmehr den Major Walsin, alias Grafen Esterhazy, verhaften und des Hochverrathes anklagen zu lassen. „Laissez-moi tranquille, je ne suis pas un Sous-Mercier!“ sagte damals der General unter verächtlichem Hinweise auf den früheren Kriegsminister und Henker des Hauptmannes Dreyfus. Die Franzosen, die nicht müde werden, anzuführen, dass ein Kriegsgericht eigentlich die beste Gerichtsbarkeit in der Welt darstelle, weil in demselben der Angeklagte von Seinesgleichen abgeurtheilt wird, sollten sich diesen hübschen Ausspruch Billots merken; durch ihn wird ein General durch einen anderen General, ein Kriegsminister durch einen anderen Kriegsminister abgeurtheilt und verurtheilt. Es ist überhaupt ein Glück, freilich nur für die Außenwelt, dass die überwiegende Mehrzahl der französischen Officiere, einschließlich der Generäle, ebenso geschwätzig und scandalsüchtig ist, wie der Rest des gallischen Volkes; ohne die zahllosen Vertraulichkeiten, gegenseitigen Verleumdungen, absichtlich herbeigeführten Presscampagnen und Denkschriften, die von theils activen, theils inactiven Führern des nationalen Heeres stammen, würde man bei weitem nicht so gut über die Geschehnisse hinter den Coulissen unterrichtet sein, wie man es ist. Und diese Sucht, zu denuncieren, zu verklagen, zu verleumden oder auch nur pikant zu schwätzen, hat in der letzten Zeit gewaltige Fortschritte gemacht, wenigstens sind die jüngstverflossenen sechs oder acht Jahre besonders reich an derartigen Enthüllungen gewesen.

Aber auch die anderen nationalen Laster und die mit dem französischen Nationalcharakter innig verwachsenen verbrecherischen Neigungen, andere zu bestechen oder sich von ihnen bestechen zu lassen, andere zu bedrohen oder ihren Drohungen feige nachzugeben, sich den ertheilten Befehlen zu widersetzen*), den begünstigten Kameraden aus Neid und Eifersucht anzuschwärzen und ihn bei Gelegenheit im Stiche zu lassen, immer und überall den „feinen Mann“ herauszustreichen, der über seine Verhältnisse lebt und die Differenz zwischen Einkommen und Ausgaben durch allerlei uneingestehbare Hilfsmittel deckt, anvertraute, für einen bestimmten Zweck ausgeworfene Gelder einem anderen Zwecke, womöglich dem eigenen Nutzen, zuzuwenden — alle diese schlimmen Neigungen und viele andere, der perversen und das ganze Seelenleben des Galliers überwuchernden und beherrschenden sexuellen Triebe gar nicht zu gedenken, finden sich natürlich auch beim französischen Officier wieder und führen dank jener Geschwätzigkeit und Scandalsucht nicht selten zu den schlimmsten Aergernissen. Der typische, der historische Scandal dieser Art, der einen tiefen Einblick in das Leben der höheren Officiere thun ließ, war der Boulanger-Spectakel. Weniger nach Macht und Einfluss gierig, wie etwa der erste Napoleon, dafür aber umsomehr seinen niederen Instincten unterthan, maßlos reclamesüchtig, eitel und aufgeblasen, daneben ein Schürzenjäger ersten Ranges, veruntreute Boulanger (dem Anklageacte Quesnay de Beaurepaires zufolge) die Geheimfonds des Kriegsministeriums und verwandte sie zu Wahl- und Reclamezwecken, vielfach auch zur Bestechung der unersättlichen und feilen Presse. Auf der anderen Seite ließ er sich seinerseits durch allerhand Unternehmer bestechen, nahm Geld von rechts und links, ohne Ansehen der Person, ohne Rücksicht auf den Ruf des Heeres und das Wohl des Landes, nur um seinen kostspieligen Neigungen zu huldigen. Das Veruntreuen der kriegsministeriellen Geheimfonds, die alljährlich nach einem Scheinkampfe zwischen Regierungsrepublikanern und Opposition von den Kammern bewilligt werden, scheint überhaupt zu einer in Frankreich fest eingewurzelten Sitte geworden zu sein. Der in letzterer Zeit vielgenannte Oberstlieutenant Picquart hat einem französischen Grenzcommissär im Osten des Landes anvertraut, der gegenwärtige Kriegsminister Billot habe mit beiden Händen aus der geheimen Cassa geschöpft, um in den Blättern für sich selbst Stimmung zu machen; ein einziges größeres Pariser Blatt (vermuthlich das „Echo de Paris“, ein Organ der Halbwelt) soll hunderttausend Franken erhalten haben! Wenn dies wahr ist, so würde sich daraus manches, so namentlich das kühne Auftreten Picquarts und seine sofortige Verhaftung nach Beendigung des Esterhazy-Processes, erklären: der Mann hat seinen höchsten Vorgesetzten ganz in der Hand, und um ihn unschädlich zu machen, verhaftet man ihn. Von Subordination kann da nicht mehr die Rede sein, sondern nur noch von einem Wettkampfe zwischen zwei Intriganten. Was der edle Boulanger seinerseits noch alles zuwege gebracht und mit welchen Mitteln er gekämpft hat, ist so bekannt, dass es hier nicht wiederholt zu werden braucht. Das hindert aber nicht, dass der „brav' Général“ noch heute der Abgott nicht nur aller kleinen Mädchen und Frauen des Landes, sondern auch einer allzu großen Zahl von Männern ist, die vorgeben, urtheilsfähig zu sein. Ausnahme, monströser Sonderfall, wird man vielleicht einwenden. Ganz recht, aber ein Sonderfall, der anderwärts, Uruguay oder Guatemala vielleicht ausgenommen, nicht hätte vorkommen können und thatsächlich auch nicht vorgekommen ist. Doch weiter.

Im Jahre 1892 ermordet ein soeben erst verabschiedeter Lieutenant namens Anastay in Paris seine Tante und Gönnerin, um sie zu berauben. Festgenommen und vor den Civilrichter gestellt, leugnet der tapfere Kriegsmann sein Verbrechen, bis es ihm unwiderleglich nachgewiesen ist. Jammernd und mit schlotternden Knieen besteigt er dann das Schaffot. In welchem anderen Lande hat man einen Officier gesehen, der sozusagen mit der einen Hand die Uniform abstreift und mit der anderen einen Raubmord verübt? Etwas später taucht, aus dem befestigten Lager von Châlons kommend, ein abscheuliches Gerücht auf: eine Anzahl Officiere, die dort garnisonieren, ist der Sodomie überführt worden. Die schmutzige Geschichte wird aber wieder zugedeckt, und ob die Betreffenden ausgemerzt wurden oder nicht, gelangte nicht in weitere Kreise. Ein adeliger Officier der Flotte namens de Jonquières (ich ziehe hier natürlich die Flotte ebenfalls in den Kreis meiner Betrachtungen, da ihr Officierscorps den militärischen und auch den reactionären Geist in Frankreich womöglich noch schärfer zum Ausdrucke bringt, als dasjenige des Landheeres), lässt sich von seiner, des Ehebruches überführten Gattin scheiden und entreißt ihr auch die Kinder; dann aber geht er, da sein schmales Gehalt für seine Lebensansprüche nicht genügt, zu dieser selben Frau und „borgt“ fünfundzwanzig Louisd'or auf Nimmerwiedersehen von ihr. Die Sache kam zunächst ohne Namen in die Blätter, aber der Betreffende blieb im Dienste. Erst kürzlich hat er von amtswegen den Abschied erhalten, da die Presse das bezeichnete Vorkommnis mit Namensnennung und unter Angabe aller Details veröffentlichte. Solange dasselbe also nur „unter Kameraden“ bekannt war, fand man an der Handlungsweise des Herrn nichts Ehrenrühriges. Der Oberst der Marineartillerie Humbert nimmt seinen Abschied, eigens um eine Schrift herausgeben zu können, in der er, frei von der militärischen Disciplin, seine ehemaligen Vorgesetzten, namentlich den General der Marine-Infanterie Borgnis-Desbordes und den Obersten Archinard, beide hervorragende Führer in zahlreichen Colonialkriegen, gröblichst beschimpft und sie der scandalösesten Dinge zeiht. Der Capitän zur See Picard-Destelan, der eine glänzende Carrière hinter sich und das Officierskreuz der Ehrenlegion auf der Brust hat, denunciert einen Lieutenant zur See, indem er ihn des Diebstahls überführt. Der Lieutenant ist inzwischen zum Capitän befördert worden, Picard-Destelan aber musste eine Flut von Verwünschungen in der Presse über sich ergehen lassen und den Abschied nehmen. Den Admiral Charles Duperré, eine der Säulen der französischen Marine und Träger des Großkreuzes der Ehrenlegion, bezichtigt der Genannte der Desertion vor dem Feinde (während des Krieges von 1870) und der schmählichen Flucht nach London, während sich seine Kameraden auf den französischen Schlachtfeldern gegen die Deutschen schlugen. Der Admiral hat nichtsdestoweniger eine brillante Carrière gemacht. Der Oberst Allaire muss seinen Abschied nehmen, weil er mit seinem General nicht auskommen kann. Er verfasst eine mit Thatsachen und Beweismaterial geradezu vollgestopfte Broschüre, worin er jenen General und eine Anzahl anderer Officiere der Veruntreuung von Staatsgeldern, des liederlichsten Lebenswandels und anderer Vergehen und Verbrechen überführt. Eine große Menge von Officieren aller Grade, die kein Vermögen, aber ungeschwächte Lebenslust haben, sagt er, existieren andauernd vom Spiele, vom Schuldenmachen, von den Bestechungen der Militärlieferanten, die ihre minderwertige Ware absetzen wollen, und — von den Frauen! Ein Major, Dubreuil-Myszkowski, entwirft von seinem Infanteriebataillon genau dasselbe Bild, das der Vorgenannte von seinem Cavallerieregiment gezeichnet hatte. Auf dem einen Bilde figurierte der Artilleriegeneral Giovaninelli als Hauptschuldiger, auf dem anderen der Cavalleriegeneral de Lignières. Die Presse beschäftigt sich eine zeitlang mit jenen Anklagen, geht dann aber auf einen Wink aus dem Kriegsministerium zur Tagesordnung über; die beschuldigten Generäle bleiben unangefochten,

*) Einer Gehorsamsverweigerung verdanken die Franzosen den Besitz von Timbuktu. Anfangs 1894 erhielt ein Cadet zur See, dessen Namen mir entfallen ist, Befehl, eine Recognoscierung im oberen Nigergebiete zu machen, sich aber nicht jenseits einer bestimmten Entfernung vorzuwagen. Er that dies doch, aus Eitelkeit, drang in Timbuktu ein und wäre mit allen seinen Leuten ums Leben gekommen, wäre ihm nicht ein höherer Officier mit einer stärkeren Abtheilung zu Hilfe gesandt worden. Der Cadet erhielt dreißig Tage Arrest, aber Timbuktu blieb seither in französischen Händen.

Digitized by Google

aber ihre Ankläger finden kein Gehör und müssen weichen. Wie es bei den Affairen Dreyfus und Esterhazy zugieng, haben wir gesehen: Ein Hauptmann (Dreyfus) wird des Landesverrathes angeklagt und rechtswidrig verurtheilt; nach drei Jahren klagen andere, darunter ein Officier, den Major Esterhazy des gleichen Verbrechens und der Fälschung an; der Beschuldigte zieht seinerseits den Oberstlieutenant Picquart in die Sache hinein und nennt ihn einen Fälscher, Spion und Ehrlosen; Picquart aber wendet sich gegen den Obersten du Paty de Clam,*) gegen den verstorbenen Obersten Sandherr, gegen den Obersten Henry, seinen Amtsnachfolger, und das Kriegsgericht beruft sich seinerseits auf den General Gonse und auf den Divisionsgeneral de Boisdeffre. Wie man sieht, ist die militärische Rangordnung genau gewahrt, und gäbe es noch Marschälle in Frankreich, so würde unzweifelhaft auch ein solcher auf dem Bilde figurieren. Und an all den genannten Officieren ist „etwas hängen geblieben"; alle haben sich in schlechtestem Lichte gezeigt, manchem hat man Fälschungen, Lügen, Meineide, grobe Rechtsbrüche und Vergewaltigungen nachgewiesen. Und sie alle — mit einziger Ausnahme Esterhazys — gehören oder gehörten dem Großen Generalstabe an, sind daher als besonders befähigte, tüchtige Leute, als Eliteofficiere anzusehen!

Welch rigoroser Behandlungsweise die französischen Officiere ihrerseits manchmal ausgesetzt sind, lehrt folgendes Beispiel, das sich im Jahre 1891 in einer nordfranzösischen Garnison, in Lille, wenn ich nicht irre, zutrug. Ein dort commandierender Oberst, der höchste Officier am Platze, lebte mit dem Präfecten (dem obersten civilen Departementalbeamten) auf gespanntem Fuße. Als er eines Tages ein Bankett veranstaltet, lädt er dazu außer den Officieren der Garnison auch die Spitzen der Zivilbehörde ein und übergeht nur den Präfecten. Das war offenbar eine Flegelei, aber kein Verstoß gegen die Disciplin oder gar gegen das Gesetz. Der tötlich beleidigte Präfekt beschwert sich darob bei dem damaligen Kriegsminister de Freycinet, und dieser dictiert dem Obersten 30 Tage Stubenarrest. Dreißig Tage Arrest für einen Obersten, weil er eine ihm missliebige Person zu einer Privatfestlichkeit in seinem eigenen Hause nicht eingeladen hat, das ist doch etwas „starker Tabak"!

Trotz dieses langen, hier, wie gesagt, nur auszugsweise gegebenen Sündenregisters leiden die französischen Officiere, in erster Linie natürlich wieder die dem Kriegsministerium und dem Generalstabe attachierten, an keineswegs geringerem Dünkel, als die deutschen. Wenn die in Deutschland relativ häufigen Collisionen zwischen Officieren und Civilisten hier seltener sind, so liegt das wohl hauptsächlich darin, dass die ersteren außer Dienst meist in bürgerlicher Kleidung auf der Straße erscheinen, wirkliche oder vermeintliche Insulten, die von Civilpersonen ausgehen, also nicht im Namen des ganzen Heeres und zur Wahrung des Ansehens der Uniform, sondern höchstens im eigenen Namen, wenn überhaupt zu rächen brauchen. Dass aber solche Austritte trotzdem nicht ganz fehlen, geht aus folgendem Beispiele hervor, das der regierungstreue „Temps" vor ein paar Tagen erzählte. Ein Localberichterstatter namens Quay-Cendre hatte unlängst in Annecy mehrere Artikel veröffentlicht, durch die sich die Officiere, ja sogar die Unterofficiere des 11. Alpenjägerbataillons beleidigt fühlten. Zunächst erschienen drei Unterofficiere jenes Truppentheils in der Wohnung des Journalisten, schlossen ihn und sich selbst in derselben ein und forderten dann von dem Manne der Feder eine schriftliche Erklärung, durch die jene Angriffe zurückgenommen und eine Wiederholung derselben in aller Form ausgeschlossen werden sollten. Als Herr Quay-Cendre sich dessen weigerte, wurde er von den drei Kriegern zu Boden geworfen und geprügelt. Am gleichen Tage fanden sich noch zwei weitere „Deputationen" bei ihm ein. Die erste setzte sich aus einem Hauptmanne und zwei Lieutenants, die zweite aus zwei Hauptleuten und dem Ordonnanzofficier des in jener Gegend commandierenden Brigadegenerals Lallement zusammen und kam auf directen Befehl dieses letzteren. Die Officiere stellten ungefähr das gleiche ungesetzliche Ansinnen an den Journalisten wie die Unterofficiere, enthielten sich jedoch der bei diesen beliebten „schlagenden" Beweisführung. Man sieht also, dass sich auch französische Officiere zuweilen in Dinge mischen, die sie im Grunde gar nichts angehen, und nicht selten eine große Empfindlichkeit gegenüber Civilpersonen an den Tag legen. Dies gilt namentlich jetzt und in Bezug auf die Presse. Vom Kriegsminister bis hinab zum jüngsten Lieutenant ist man darüber einig, dass ein Theil der Presse, sowie ferner Senator Scheurer-Kestner, Zola und Mathieu Dreyfus gröblichste Beleidigungen gegen die geheiligte Armee ausgestoßen haben, weil sie die Revision des gegen Dreyfus ergangenen scandalösen Urtheils verlangen. Ohne hier näher darauf einzugehen, wie es sich in Wahrheit mit jenen angeblichen Beschimpfungen des Heeres verhält, möchte ich nur zeigen, dass die französischen Officiere in dieser Hinsicht ihre eigenen und ärgsten Feinde sind. Wie kräftig gar manche Officiere die delatorische und verleumderische Feder zu führen wissen, wurde schon oben gezeigt. Hier noch ein Beispiel! Am 3. März 1897 veröffentlichte der „Intransigeant" Auszüge aus einem an seinen Chefredacteur, den bekannten Pamphletisten Henri Rochefort, gerichteten Briefe eines angeblichen „höheren activen Officiers". Es hieß darin unter anderem: „Es ist eine Monstrosität, das Obercommando des Heeres in den Händen eines Siebzigjährigen zu sehen, dessen Wert in Kriegs- und Friedenszeiten längst als Null erkannt worden ist. — Was Boisdeffre anlangt, der einen Adel herausstreicht, welcher nicht einmal das in unserer Zeit geringe Verdienst hat, echt zu sein, so ist das ein Faulpelz, dumm wie ein Karpfen, ein arroganter Schwätzer mit viel Applomb und Dreistigkeit, dabei so indolent, dass er nie ein einziges Wort Deutsch gelernt hat, und dass daher dieser Generalstabschef genöthigt ist, seine Zuflucht zu einem Dolmetscher zu nehmen, um die kleinste Notiz in jener Sprache zu lesen. Das ist wirklich das Höchste! Wie mögen die Preußen über uns lachen! (Ja, am allermeisten, wenn sich französische Officiere und französische Zeitungen finden, die ihnen all diese erbaulichen Details recht mundgerecht machen!) — Dieser Generalstab ist überhaupt dermaßen sonderbar zusammengesetzt, dass der an der Spitze des Nachrichtendienstes stehende höhere Officier (der in letzter Zeit vielgenannte Oberstlieutenant Henry) kein Sterbenswort von irgend einer fremden Sprache versteht. — Der Generalissimus Saussier (am 16. Jänner 1898 in den Ruhestand getreten) ist ein wackerer Haudegen der alten afrikanischen Armee, der sich zum General aufgeschwungen hat und ein elender Stratege geblieben ist; er ist heute vollständig caput." — Man könnte glauben, dieser — hier nur auszugsweise wiedergegebene — Brief sei in Rocheforts erfinderischem Gehirn entstanden. Allein die Sachkenntnis, die darin zutage tritt, die Richtigkeit der gefällten Urtheile und ferner der jammervolle, mit Kraftausdrücken und Kasernhofblüthen gewürzte Stil (Rochefort hingegen ist ein Meister des Stils) legen die Vermuthung sehr nahe, dass jene Mittheilungen von keinem anderen, als von . . . Walsin-Esterhazy herrühren! — In Vorstehendem und auch bei früherer Gelegenheit ist, theils direct, theils im Citat, mehrfach auf die geistige Beschränktheit des französischen Durchschnittsofficiers hingewiesen worden. Wer die Leute und ihre brutalen, geistlosen Physiognomien täglich sieht, wird an diese Beschränktheit glauben; wer Nachfolgendes liest, wird, denke ich, von ihr überzeugt sein. Die sieben Officiere, die Dreyfus abutheilten, hatten keine blasse Ahnung von ihren Rechten und Pflichten, vom Militärstrafgesetzbuche, von den Vorschriften und Verfügungen über derartige Proceduren. Sie giengen in den Gerichtssaal, wie sie ins Feuer gegangen wären. Daher ließen sie sich auch widerspruchslos vom Kriegsminister Mercier katechisieren und schließlich das oder die geheimen Schriftstücke vorlegen, von denen der Angeklagte nichts erfuhr. Anstatt sich gegen diese Rechtswidrigkeit aufzulehnen, nahmen sie dieselbe wie etwas ganz Selbstverständliches hin, und — nun kommt das Haarsträubendste — ein paar Monate später erzählte einer von ihnen diesen Vorgang bei einem Diner — entre la poire et le fromage — ganz harmlos dem Rechtsanwalt Salles. Zum großen Erstaunen des betreffenden Officiers schlug der Advocat die Hände über dem Kopfe zusammen und sprach von einem „cas de nullité", was der Biedermann im bunten Rock offenbar nicht verstand. Rechtsanwalt Salles aber theilte das Gehörte seinem Collegen Demange, dem Vertheidiger des Dreyfus, mit, und von dem Augenblick an begannen im Stillen die Vorbereitungen zur Revision des Processes. — Und solche Ignoranten haben über Freiheit, Leben und Ehre nicht allein ihrer Kameraden, sondern auch jedes gerade im bunten Rock steckenden französischen Bürgers zu entscheiden!

Wer hat übrigens im Falle Dreyfus die Presse zuerst auf all die dunklen Vorgänge im Kriegsministerium und Generalstab aufmerksam gemacht? Niemand anders als der Generalstabschef Le Mouton de Boisdeffre selbst, der seinen Ordonnanzofficier Pauffin de Saint-Morel eines Tages zu Rochefort sandte, um dessen und der anderen Revolverjournalisten Beistand gegen den Senator Scheurer-Kestner und die anderen Befürworter der Processdurchsicht zu erbetteln. Dabei theilte der Genannte dem Pamphletisten allerhand Einzelheiten aus dem Generalstabe mit, um sich dann mit seinen Kameraden darüber zu wundern, dass die gesammte Presse den Scandal aufgreift. Nicht anders machte es Billot selbst im letztvergangenen Herbste, als die ersten Gerüchte über eine von Scheurer-Kestner einzuleitende Campagne auftauchten. Er sandte seinen Busenfreund, den Armeecontrolor Martinie, zu der Familie Dreyfus-Hadamard, um deren Mitglieder unter verschiedenen lügnerischen Vorspiegelungen zu einer deutlicheren Erklärung darüber zu veranlassen, was sie zu unternehmen beabsichtigten. Obwohl mehrere Zeugen den Wortlaut des zwischen Hadamard und Martinie geführten Gespräches bestätigen können, leugnete der Herr Armeecontrolor doch frischweg den ganzen Thatbestand ab. Derartige Unwahrheiten sind, nebenbei bemerkt, vielen hiesigen Officieren durchaus geläufig. Wie oft z. B. der Kriegsminister in der Kammer und in amtlichen, an die Presse gelangten Noten direct gelogen hat, lässt sich gar nicht mehr zählen. Freilich braucht er darob nicht allzu sehr zu

*) Der jetzige Oberst du Paty de Clam, der zur Zeit des Dreyfus-Processes Major war und damals gleichzeitig die Rollen eines Großinquisitors, eines Polizeispions und eines Henkersknechtes spielte, um dann im vorigen Herbst im „Théâtre des folies militaires" an den Pallisaden der im Bau befindlichen Alexanderbrücke als „Dame voilée" aufzutreten (ob in einer „Schürzenrolle" oder in Hosen, ist noch nicht näher bekannt geworden), ist der Vetter des ehemaligen Kriegsministers Cavaignac, der letzthin in der Kammer wegen der angeblichen von Dreyfus abgelegten Geständnisse interpellierte, also wahrscheinlich auf Veranlassung du Patys handelte. Du Paty heißt nun aber gar nicht „de Clam", und de Clam heißt ebenso wenig „du Paty", sondern beide Namen sind nur adelig klingen sollende Umschreibungen für einen schlicht bürgerlichen Herrn Mercier, wie in der französischen Rangliste zu lesen ist. Solche Adelsusurpationen kommen hier in allen Kreisen, namentlich in denen der männlichen und weiblichen Prostitution, sehr häufig vor und werden weder als anstößig, noch als gesetzwidrig angesehen.

erröthen, denn einer seiner Amtsvorgänger, der General Thibaudin hat, wie man weiß, sogar sein Ehrenwort gebrochen, um aus deutscher Kriegsgefangenschaft durchbrennen zu können, was ihn später aber keineswegs hinderte, den höchsten Posten in der Armee zu bekleiden. Nachher hat er dann, ebenso wie sein Kamerad Caffarel, einen schwunghaften Ordenshandel mit der berüchtigten Limouzin betrieben. Genau so wie die meisten hiesigen Richter, Advocaten, Vertrauensmänner der jeweiligen Regierung und andere Notabilitäten, drängen sich auch die Officiere förmlich an die Journalisten heran, um ihren internen militärischen Klatsch an den Mann zu bringen. Mit Vorliebe suchen viele von ihnen die von Journalisten frequentierten Restaurants in der Rue Montmartre auf, wo sie sicher sind, für all jenes Zeug dankbare Abnehmer zu finden. Das meiste von dem, was sie dann erzählen, ist wahr, aber alles ist scandalös, alles richtet sich gegen bevorzugte, intelligentere, besser situierte Kameraden, gegen Vorgesetzte, gegen Diensteinrichtungen und -Vorschriften. Wenn unter solchen Umständen keine misslìebigen Beurtheilungen in der Presse erscheinen sollten, dann müsste es eben keine Presse geben!

Doch nicht immer brauchen die Biedermänner zu dem Mittel der directen Mittheilung an den Berichterstatter zu greifen, denn manches sieht dieser, so er aufmerksam und in dem betreffenden Milieu gut eingeführt ist, ganz von selbst. So z. B. konnte man in den in größeren Pariser Zeitungen enthaltenen Berichten über die Herbstübungen des Jahres 1895 eine erbauliche Scene beschrieben finden, bei der die damaligen beiden Armeeführer, zugleich die unstreitig befähigtesten höheren Truppenführer des zeitgenössischen Frankreich, die Generäle de Négrier und Jamont, übel wegkamen. Die Beiden hatten einen Tag lang gegeneinander manövriert und auch ihre Sache augenscheinlich recht gut gemacht, denn der Schiedsrichterdienste versehende damalige Generalissimus Saussier belobte sie abwechselnd. Als es dann aber zur Kritik kam, wollte keiner der beiden Kämpen im Unrecht bleiben, und da Saussier, eine notorische Null, keinem völlig recht und keinem ganz unrecht zu geben wagte, so geriethen Négrier und Jamont sehr hart aneinander. Beinahe wäre ein grober, öffentlicher Scandal daraus geworden, denn die Scene spielte sich im offenen Manövergelände vor den Augen aller Welt ab, wäre nicht der gute Saussier schließlich beschwichtigend dazwischen getreten, um die zornmüthigen, einander beschimpfenden Herren zu trennen. Das wirft kein gerade sehr schönes Licht auf den im französischen Heere herrschenden Geist der Kameradschaft. Ueberhaupt ist es hierzulande Mode, an keinem Gleichgestellten ein gutes Haar zu lassen, da man denselben immer vom Standpunkte eines eifersüchtigen Nebenbuhlers aus betrachtet. Die wenigen, wirklich fähigen und kriegsbrauchbaren oberen Truppenführer nützen sich daher weniger unter dem Einflusse der Strapazen, als vielmehr unter dem der Kameraden meist schnell ab, werden durch allerhand Ränke und Uebervortheilungen zu Gunsten Minderbefähigter beiseite geschoben und liefern dann das ungeheuere Contingent der Missvergnügten und der „Enthüller". — Auf dem besten Wege, in diese mehr außerhalb der kriegsbrauchbaren Armee stehende Classe gedrängt zu werden, befand sich eine zeitlang der bekannte General Dodds, der Eroberer und Pacificator von Dahomey. Zuerst von der gesammten Bevölkerung ob seiner schier unglaublichen Kriegsthaten in den Himmel gehoben, von der Armee gefeiert, von der Volksvertretung beglückwünscht, fiel er sehr rasch nach seiner zweiten Rückkehr aus Afrika auf das Durchschnittsniveau, ja noch unter dasselbe hinab. Verbrochen hatte er allerdings etwas in republikanischen Augen ganz Ungeheuerliches: er hatte sich — ganz wider Willen — zum Nationalhelden machen lassen, barg also in seiner Person die cäsaristische Gefahr! Damit ließen die französischen Machthaber nicht spaßen, zumal da es zahlreiche Neider und Querulanten gab, die es auch gern zu etwas bringen wollten, die sich aber durch Dodds Ruhm verdunkelt sahen. Zunächst beorderte man den siegreichen General eilends nach Paris, hielt ihn auf der Durchreise von Marseille aus gleich einem Gefangenen, gab ihm einen „Ehrenbegleiter" als Aufsichtsbeamten mit, damit das Volk ihn nicht anjubeln könne, und ließ ihn dann nach mehreren hochnothpeinlichen Verhören im Marineministerium (er gehörte der Marineinfanterie an) während längerer Zeit ohne bestimmtes Commando. Dann gab man ihm vorübergehend die Pariser Marine-Infanteriebrigade zu befehligen, um ihn stets unter Augen zu haben, und sandte ihn schließlich nach Tongking, von wo er aber just im Momente der Landung wieder heimkehren musste, da das Ministerium unterdessen gestürzt worden war. Seither nimmt er irgend einen bescheidenen Posten ein, auf dem sein Talent zu keiner Entfaltung gelangt. Um der Volksgunst entgegenzuarbeiten, ließ man ihn durch die käufliche Presse anschwärzen, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes: man warf ihm das in seinen Adern fließende Negerblut vor! Dahingegen ist General Duchesne, der seine totale Unfähigkeit bei der mit Ach und Krach gerade noch gelungenen Unterwerfung Madagaskars hatte glänzen lassen, längst Corpscommandeur. Das mag sicherlich mit seinem Dienstalter zusammenhängen; aber eine Möglichkeit, das Talent durch rascheres Avancement zu belohnen, die Unfähigkeit durch Uebergehung bei der Beförderung zurückzusetzen, ist deshalb doch sehr wohl vorhanden. Wenn man von ihr keinen Gebrauch macht, so liegt das eben an der geradezu kindischen Furcht vor einem Dictator.

Für diejenigen, die die vorstehenden Kritiken vielleicht für zu abfällig halten könnten, füge ich noch das Urtheil bei, das General Marquis de Galliffet, einer der befähigtesten ehemaligen französischen Cavallerieführer, vor 18 Jahren über seine damaligen Kameraden von der hohen Generalität abgab. Ich citiere wörtlich aus der Correspondenz des Genannten mit dem Kammerpräsidenten Gambetta. „Es ist Princip, dass jeder General im Alter clerical und reactionär wird. — Der General d'Espeuilles ist ein alter Esel, ein Faulthier, ein Officier, dessen Benehmen bei Weißenburg, Wörth und Sedan von der Oeffentlichkeit verurtheilt worden ist. Der Oberst (bald nachher zum General befördert) Grandin ist ein Dummkopf, ein Undisciplinierter, ein Haufen Skepticismus und Indifferenz und die Seele der Regierungsfeinde. Ausgenommen etwa 25 Generäle, sollte man nichts behalten." Bei späterer Gelegenheit drückte sich Galliffet über einige andere Leuchten der Armee wie folgt aus: „Carrelet: ganz mittelmäßig; L'Hotte: alter Knabe, jedem Fortschritt abhold; Latheulade, Montarby, Oudinot, de Dampierre, de la Rochère, Féline: sehr schlecht; de Séréville und d'Elchingen: höchst mittelmäßig; Arnaudeau: absolut unfähig bis zur Lächerlichkeit. Bei den Manövern war der anwesende russische Oberst Kaulbars von dem geringen Maße an Intelligenz des Generals L'Hotte frappiert; die Divisionäre zeigten sich so schwach wie nur möglich, und die fremden Officiere waren erstaunt über die physische, moralische und intellectuelle Unfähigkeit der Chefs der französischen Armee."

Vielleicht gibt Galliffet, der seit zwei Jahren aus der Armee ausgeschieden ist und in völliger Unabhängigkeit und Zurückgezogenheit lebt, sein Urtheil auch einmal über die gegenwärtigen französischen Truppenführer ab. Nützen würde das freilich nichts, denn vor allem würde es dann eines Armes, eines wahren Herkulesarmes bedürfen, der stark genug wäre, den Augiasstall der Rue Saint-Dominique, d. h. des Kriegsministeriums und Generalstabes, gründlichst zu reinigen und den wackeren und intelligenten französischen Officieren, an denen es gewiss auch in der französischen Armee nicht fehlt, den entscheidenden Einfluss auf die Heeresleitung zu verschaffen. Kriegsminister Billot hat zwar selbst gesagt, die genannte Centralstelle sei „une jésuitière", aber gethan hat er nichts!

Paris. Poller.

Der Kampf um Ostasien.

Von Ernest E. Williams *) (London).

Englische Staatsmänner beeifern sich zu erklären, dass die Interessen Englands in Ostasien reine Handelsinteressen seien, und sie haben damit ganz recht. Auch in Deutschland verkündet man das Gleiche, und auch die Deutschen haben recht. Eine bloß territoriale Ausdehnung wünscht keine der betheiligten Mächte, Russland vielleicht ausgenommen; sobald aber der Handel und die Industrie Russlands zunehmen werden, dann wird man auch dort einsehen, dass Erwerbung fremder Territorien nur insoweit wertvoll ist, als dadurch ein neuer Absatzmarkt erworben und gesichert wird. Vielleicht ist man in Russland bereits heute zu dieser Erkenntnis gelangt und erblickt in den dichtbevölkerten Gebieten von Ostasien ein vielversprechendes Absatzgebiet für die jetzt aufstrebende Textil- und Eisenindustrie des Reiches. Wenn dies wirklich der Fall ist, so beweist Russland damit große Voraussicht.

Die industriell thätigen Nationen durchspüren den Erdball nach neuen Märkten; und da jedes neue Gebiet sogleich ausgebeutet wird, so wird die Jagd nach anderen jungfräulichen Absatzländern immer schwieriger und muss bald ganz vergeblich werden. Wirft man den Blick auf die colonialen Gebiete des britischen Reiches, so findet man, dass die ermuthigende Zunahme ihrer Bevölkerung aufgewogen wird durch den voraussichtlichen oder thatsächlichen Aufschwung ihrer heimischen Industrie, der den Wert dieser Territorien als Absatzgebiet für das nach einem solchen strebende Ausland wesentlich vermindert. Und selbst ein so junges oder doch verhältnismäßig junges Land wie die Vereinigten Staaten ist nicht nur weit entfernt davon, den europäischen Industrieartikeln einen Abfluss zu verschaffen, sondern ist selbst Europas Concurrent auf Tod und Leben auf allen neutralen Märkten geworden. Selbst die Wildnisse Afrikas werden in der Hoffnung durchforscht, eingeborene Stämme zu finden, die Lust hätten, sich in europäischen Kattun zu kleiden und in ihren Steppen auf europäischen Eisenbahnen spazieren zu fahren. Es gibt eben keinen neuen Continent mehr zu entdecken.

In diesen Umständen liegt der Wert, den China für den Europäer hat, begründet. Im himmlischen Reiche sind, soweit wir es schätzen können, an 400 Millionen menschlicher Wesen zusammengepfercht. Dennoch erreicht die Einfuhr nur einen Wert von $33^{3}/_{4}$ Millionen Pfund Sterling. Kein anderes Land, von Niederlassungen wilder Völker abgesehen, kauft so wenig von fremden Nationen. Der Wert der Einfuhr pro Kopf der Bevölkerung dürfte zwei Francs jährlich betragen. Man sieht am besten, wie unbedeutend diese Kopfquote ist, wenn man damit diejenige für das am stärksten durch Schutzzoll eingehegte Gebiet — für die Vereinigten Staaten — vergleicht. Hier beträgt

*) Verfasser des Werkes „Made in Germany", welches wegen seiner handelspolitischen Ausführungen sowohl in England als auch in Deutschland im vorigen Jahre so großes Aufsehen erregte. Anm. d. Red.

nämlich der Wert der Einfuhr pro Kopf der Bevölkerung im jährlichen Durchschnitt ungefähr 100 Francs. Es ist daher klar, dass China möglicherweise noch ein ausgezeichnetes Absatzgebiet würde, wenn es gelingt, die chinesische Regierung dazu zu bestimmen, dass sie dem fremdländischen Handel größere Erleichterungen gewährt, und wenn das chinesische Volk von seinem verstockten Conservatismus abgebracht werden kann.

Diese beiden Bedingungen sind nun auf dem besten Wege erfüllt zu werden. Der unglückliche Krieg Chinas mit Japan hat den Wall, der jenes umgibt, bis auf den Grund geschleift. Die Steinmauer an seiner Grenze war immer nur ein Symbol für den weit stärkeren Wall seiner inneren Abschließung. Nun ist China den anderen Nationen auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Diese aber glauben dort einen guten Absatzmarkt zu finden. Mit der Machtlosigkeit des Reiches gegenüber dem Vordringen der westlichen Civilisation geht Hand in Hand die Zunahme fortschrittlicher Ideen und Bestrebungen im chinesischen Volke selbst. Freilich ist es nicht möglich, zwischen China und seinem Rivalen Japan einen Vergleich zu ziehen in Bezug auf die Hinneigung zum Occidentalismus. Die Chinesen können die Schale, in welche die durch zwanzig Jahrhunderte versteinerten Gewohnheiten sie eingeschlossen haben, nicht leicht abwerfen, und selbst solche, die neugierig und voll Eifer auf den Westen blicken, haben es ungemein schwer, sich von ihren Fesseln zu befreien. Dennoch sind mannigfache Anzeichen dafür vorhanden, dass China von der westlichen Cultur beeinflusst wird. Eine dafür besonders bezeichnende Thatsache — wenn dieselbe auch vielleicht unbedeutend erscheinen mag — ist die Invasion des Fahrrades, das, wie ich höre, ein fashionabler Zeitvertreib in chinesischen Städten geworden ist. Jüngst hat gar ein Chinese in Peking ein Automobile von einer französischen Firma gekauft. Der Telegraph ist jetzt schon eingerichtet, obgleich dessen Einführung nicht von jener Umwälzung in China begleitet war, welche von manchen Leuten als Folge dieser bedeutsamen Neuerung vorhergesagt wurde. Jedenfalls wird dieselbe trotz langsamen Fortschreitens einen großen Einfluss ausüben. Eine noch hoffnungsvollere Erscheinung — und zwar eine solche von noch größerer und schneller eintretender Wirkung — ist die Erbauung von Eisenbahnen, die jetzt in China ihren guten Fortgang zu nehmen scheint. In dieser Hinsicht ist ein ganz merkwürdiger Umschwung eingetreten. Ungefähr vor zwanzig Jahren erbauten einige unternehmende Capitalisten eine Eisenbahn von Shanghai nach Wusung; die Regierung zerstörte dieselbe. Heute ist dieselbe Regierung damit beschäftigt, diese Linie wieder zu erbauen. Bis 1896 war die einzige in Betrieb befindliche Bahn die Linie, welche Taku, Tientsin und Shanhai-Kuan in einer Länge von etwa 200 Meilen verband; gegenwärtig aber stehen schon weitere Bahnstrecken im Bau oder im Beginne der Erbauung, und der Pfiff der Locomotive wird jetzt schon in der Hauptstadt des Himmlischen Reiches laut.

Der Beginn der Entwickelung Chinas steht vor der Thür. Jedoch deuten Anzeichen darauf hin, dass diese Entwickelung einen Weg einschlagen wird, den die europäischen Industriellen nicht sehr günstig beurtheilen dürfen. In Shanghai, Hankau, Ningpo entstehen Baumwollspinnereien und so scheint es, dass bei den abnorm niedrigen Löhnen des Ostens und dem fiscalischen Zollschutz, welchen chinesische Fabriken zweifellos dauernd genießen werden, das Absatzgebiet für die Ausländer wesentlich eingeschränkt sein wird. Gegenwärtig und wahrscheinlich noch auf eine Reihe von Jahren hinaus werden die Nationen des Westens die Maschinen für die chinesischen Spinnereien liefern, aber selbst diese ärmliche Entschädigung wird nicht lange vorhalten. China soll einen wunderbaren Reichthum an Kohle besitzen und hat wahrscheinlich auch große Mengen von Eisenerz. So mag die Zeit nicht mehr fern sein, da China beginnen wird, seine Maschinen selbst zu erzeugen. Immerhin sind diese Hemmnisse für die Entwickelung der Einfuhr nicht unmittelbar bedrohlich und werden mehr als aufgewogen durch die großen Handelsaussichten, welche ein dem Welthandel eröffnetes China darbietet.

So ist es im Hinblick auf so große Perspectiven, zu einer Zeit, in der alle anderen bedeutenden Absatzgebiete der Welt längst von sich drängenden Scharen concurrierender Kaufleute ausgebeutet werden, kein Wunder, dass Russland, Deutschland und Frankreich ostwärts streben, um sich ein möglichst großes Stück der dort zu erwartenden Reichthümer zu sichern. Der diplomatischen Thätigkeit sind dabei die Anstrengungen der Handelswelt vorausgegangen. Unter dem Schutze ihrer Regierungen haben deutsche und französische Handelsmissionen China durchquert, um die Möglichkeiten eines ausgebreiteten Handels ausfindig zu machen und zu fördern, und eine englische Handelskammer hat ebenfalls eine Mission dahin zum gleichen Zwecke entsendet. Alle diese Anstrengungen werden jetzt verdoppelt werden. Da wäre es denn sonderbar, wenn Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien und die Vereinigten Staaten nicht bald nachfolgen würden. Die Gelegenheit ist für jede unternehmende, industriell thätige Nation zu günstig, als dass man sie versäumen sollte, und es wäre sehr unnütz, mit dem Erscheinen auf dem Felde solange zu zögern, bis die besten Plätze des Absatzgebietes an die Anderen vertheilt sind.

Gegenwärtig fällt der dortige Handel größtentheils England zu. 70 Procent des chinesischen Importes kommen aus dem britischen Reiche, und wenn wir die letzten benützbaren Angaben vergleichen, nämlich die für 1895 und 1896, so ergibt sich, dass die Ausfuhr aus dem britischen Reiche nach China noch immer rascher zunimmt, als die der anderen Staaten. Als Engländer freue ich mich selbstverständlich dieser Thatsache und wünsche, dass das gegenwärtige Uebergewicht für alle Zeit aufrechterhalten werden möge. Aber als Beobachter der internationalen Handelsbewegungen hege ich in dieser Hinsicht wenig Vertrauen. Denn in so vielen anderen Richtungen gewinnen andere Industrieländer, insbesondere Deutschland und die Vereinigten Staaten, über England in raschem Tempo die Oberhand, und ich sehe nicht ein, warum Englands Rivalen nicht auch dessen Vorsprung in China einholen, wenn nicht gar überholen sollten.

Moderne Farbenlehren.

Das Farbenproblem gehört zu jenen Fragen der modernen Psychologie, in deren Behandlung sich die Vertreter der Wissenschaft mit großer Zähigkeit und Schärfe und scheinbar ohne Aussicht auf baldigen Frieden befehden. Drei Hypothesen über das Wesen der Farbenempfindung stehen sich hier gegenüber, die geschichtlich insofern zusammenhängen, als jede spätere formuliert wurde, um die vorangegangene zu ergänzen und zu verbessern — nicht gegeneinander, sondern übereinander sind sie entstanden. Leider hat sich aber die frühere niemals veranlasst gefühlt, diese gute Absicht der späteren anzuerkennen, und so liegt die Hoffnung auf eine Entscheidung heute nur noch darin, dass zwei von den drei Lehren mit der Zeit durch die Thatsachen widerlegt oder doch entkräftet werden — eine Einigung erscheint mir ausgeschlossen. Und dieser Sieg der einen kann noch in ferner Zukunft liegen.

Der Streit bietet übrigens nicht nur ein materielles, sondern ein ebenso starkes formales Interesse. Wir haben hier den Fall vor uns, dass verschiedene Forscher in den Forderungen divergieren, die an eine Hypothese überhaupt zu stellen sind. Ich glaube nicht, dass diese Divergenz eine bewusste ist; bei der Aufstellung der Hypothese war wohl nur, wie es natürlich und correct ist, der materielle Gesichtspunkt geltend. Aber aus den fertigen Sätzen verräth sich dann das Maß, welches der Schöpfer der Lehre an die Leistungen und den Wert einer Theorie anzulegen gewöhnt ist. Ich komme am Schlusse meiner Ausführungen näher darauf zurück — in erster Linie muss es selbstverständlich unsere Aufgabe sein, die Hypothesen ihrem materiellen Inhalte nach kennen zu lernen und gegeneinander abzuwägen. Um für die Behandlung dieser nicht ganz leichten Fragen eine feste und klare Grundlage zu schaffen, erscheint es mir unumgänglich, mit wenigen Sätzen an einige physiologische und optische Thatsachen zu erinnern.

Das Organ unseres Sehens ist das Auge. So interessant es ist, seine Entwickelung zu verfolgen, wie aus dem rothen Pünktchen des einzelligen Protozoenleibes in der aufsteigenden Thierreihe ein immer complicierteres Organ wird, das sich schließlich nach zwei divergenten Richtungen hin entfaltet, um seine höchste Ausbildung einerseits in dem Facettenauge der Insecten, andererseits im Auge der Wirbelthiere zu erlangen — so muss ich es mir doch versagen, darauf einzugehen. Nur das Wirbelthierauge kommt für uns in Betracht. Es besteht bekanntlich aus drei übereinandergeschichteten Häuten, die einen kugeligen Hohlraum umgeben: der Leder-, Gefäß- und Netzhaut. Die beiden ersteren, die vorne in Horn- und Regenbogenhaut sich umwandeln, dienen nur dem Schutze und der Ernährung des Auges. Das Sehen vermittelt allein die Netzhaut (Retina). So dünn, dass es oft unmöglich ist, sie unverletzt abzulösen, besteht sie doch, wie uns das Mikroskop verräth, wiederum aus neun Schichten, die Verzweigungen der Sehnerven oder bindegewebige Fasern oder eine Verfilzung beider darstellen. Die äußerste, der Gefäßhaut benachbarte dieser Schichten besteht jedoch aus lauter stäbchen- und zapfenartigen Zellen — sie ist das Sehorgan im engsten Sinne. Denn an der Stelle des schärfsten Sehens, in der Centralgrube des gelben Fleckes der Netzhaut, sind alle acht anderen Schichten verschwunden. Diese Stäbchen- und Zapfenschichte enthält nun einen eigenthümlichen, leicht veränderlichen Stoff, das Sehpurpur, auf dem es gelungen ist, Bilder für kurze Zeit zu fixieren. Die Augenhohlkugel wird erfüllt von dem Glaskörper und der ihm vorne angehefteten Linse, die beide den Zweck haben, die von außen kommenden Strahlen so zu brechen, dass sie sich gerade auf der Netzhaut zum Bilde vereinigen, welches im Sehpurpur die erwähnten chemischen Veränderungen auslöst. Da die Aehnlichkeit des ganzen Vorganges mit dem Photographieren frappant ist, so hat man den Sehact als einen „photochemischen Process" bezeichnet. Das gilt freilich eben nur für den Netzhautvorgang; die andere Hälfte des Sehprocesses, die Auslösung der Empfindung, spielt sich in der Rinde des Hinterhauptlappens des Großhirns ab, wohin die in der Netzhaut entspringenden Sehnervenbahnen führen.

Die Lichterscheinungen nun, die von der Optik, Physiologie und Psychologie beobachtet, untersucht und gesammelt worden sind, lassen sich am besten an dem sogenannten Farbenkegel übersehen.

An der Kegelspitze steht Schwarz, im Mittelpunkte des Grundkreises Weiß. Auf der Achse liegen sämmtliche Nuancen des Grau. Auf der Grundkreisperipherie aber sind die Spectralfarben eingezeichnet, und zwar ist zwischen Roth und Violett das im Spectrum selbst nicht vorhandene, aber naturgemäß zu ergänzende Purpur eingeschaltet. Auf

den Radien des Grundkreises finden wir die Abstufungen, durch die jede Farbe zu Weiß abblasst; auf den Seiten des Kegelmantels, d. h. den Verbindungslinien zwischen Spitze und Grundkreisperipherie sind jene Farbentöne verzeichnet, die von jeder einzelnen Farbe zum Schwarz hinführen. Diese Construction veranschaulicht folgende Gesetze der Lichtempfindung:

1. Weiß geht durch alle Abstufungen des Grau in Schwarz über. (Achse.)

2. Die Farben, die man durch Zerlegung des Weiß erhält, gehen continuierlich ineinander über; die letzte (Violett) erscheint der ersten (Roth) verwandt und führt durch das künstlich einzuschaltende Purpur zu ihr hinüber. (Kreisperipherie.)

3. Jede Farbe geht durch Verminderung ihrer Sättigung in Weiß über (Radien des Grundkreises); z. B. Gelb—Hellgelb—Crême—Weiß.

4. Jede Farbe geht durch Abnahme ihrer Helligkeit in Schwarz über (Seiten des Mantels); z. B. Gelb—Hellbraun—Dunkelbraun—Schwarz.

5. Je zwei Farben, gemischt, ergeben die zwischen ihnen liegende Farbe, z. B. Roth + Gelb = Orange; nur liegt diese Farbe dem Weiß näher, sie zeigt verminderte Sättigung (zu veranschaulichen durch Sehnen im Grundkreise): Mischungsgesetz.

6. Je zwei einander diametral gegenüberliegende Farben des Kreises gemischt ergeben Weiß (Durchmesser des Grundkreises). Sie heißen „Ergänzungsfarben“, z. B. Purpur—Grün, Gelb—Indigoblau u. a.

Zu diesen Beobachtungen gesellen sich noch die folgenden, die im Farbenkegel nicht darstellbar sind.

7. Jede Farbe geht durch Zunahme ihrer Helligkeit in Weiß über.

8. Es gibt drei „Grundfarben“, aus denen alle anderen Farben in relativ tiefster Sättigung und das reinste Weiß mischbar sind: Roth, Grün, Violett. Andere Combinationen stehen dieser an Sättigung und Reinheit nach.

Wenn man diese acht Gesetze als „objective“ bezeichnen kann, die in das Gebiet der Physik gehören, so sind ihnen gegenüber die nächstgenannten rein physiologische Vorgänge und daher mehr subjectiv.

9. Die Empfindung einer Farbe im Auge überdauert den objectiven Farbenreiz kurze Zeit; wenn wir eine längere Weile Roth betrachteten und dann Weiß an die Stelle tritt, so sehen wir dieses röthlich: gleichfarbiges Nachbild.

10. Dem gleichfarbigen Nachbild folgt die Empfindung der ihm entsprechenden Ergänzungsfarbe; also auf Grün folgt Purpur: complementäres Nachbild.

11. Häufig wechseln complementäre und gleichfarbige Nachbilder, unter schnellem Abblassen, miteinander eine Weile lang ab: Abklingen der Nachbilder. Wir beobachten es am schönsten an der roth untergehenden Sonne.

Schließlich gibt es eine bekannte Gruppe von Erscheinungen, die noch mehr als die vorgenannten dem subjectiven Einflusse unterworfen sind, sie sind wahrscheinlich psychologischer Natur:

12. Schwarz und Weiß lassen sich gegenseitig dunkler, beziehungsweise heller erscheinen, als jedes für sich betrachtet, ist; z. B. schwarze Flecken auf weißem Grunde und umgekehrt: Helligkeitscontrast.

13. Je zwei Ergänzungsfarben lassen sich gegenseitig gesättigter erscheinen, als sie für sich betrachtet sind, z. B. Purpur auf grünem Grunde u. a.: Sättigungscontrast.

14. Jede Farbe auf andersfarbigem Grunde verschiebt sich nach dem der Ergänzungsfarbe des Grundes näherliegenden Farbenton hin. Aber auch der Grund verschiebt sich in entgegengesetzter Richtung. Z. B.: Roth auf gelbem Grunde erscheint bläulich, der gelbe Grund dagegen grünlich: Induction der Farben.

15. Grau auf farbigem Grunde erscheint in der Ergänzungsfarbe. Die Neigung dazu erreicht bei einer bestimmten Nuance des Grau ihr Maximum: Combination des Helligkeits- und Sättigungscontrastes. Darauf beruhen z. B. die bekannten farbigen Schatten im Mond- oder Lampenlicht.

Wir konnten auf diese Aufzählung nicht verzichten, da sie uns der Anführung der Thatsachen bei der Kritik der Hypothesen zum großen Theil überhebt, und weil wir auf diese Weise allein das vielverworrene Material übersichtlich ordnen und so das Verständnis für die Beurtheilung der Farbentheorien gewinnen konnten. Drei Gruppen von Erscheinungen sind es, die uns vorliegen und die wir kurz als a) objective Farben- und Mischungsgesetze (Satz 1—8), b) Nachbilder (Satz 9—11) und c) Contrastgesetze (Satz 12—15) bezeichnen wollen. Es wird nun die Aufgabe einer möglichst idealen Farbentheorie sein, möglichst alle Erscheinungen aller drei Gruppen auf möglichst wenige, möglichst einfache Ursachen zurückzuführen.

Dieser Versuch ist kein moderner. Schon Aristoteles hat ihn unternommen — darf es uns wundern, dass ein Hellene den Wunsch hatte, die Farbenerscheinungen zu erklären? Ihm sind viele nachgefolgt; aber man darf behaupten, dass keiner von ihnen (und auch der letzte, Goethe, nicht) wesentlich über den Meister hinausgeschritten sei. Alle diese älteren Farbenlehren leiten alle Farben aus Schwarz und Weiß ab. Es kann nicht davon die Rede sein, auf diese Hypothesen einzugehen; nur soviel möchte ich hervorheben, dass ihr Irrthum leicht begreiflich ist, da eine Bevorzugung der Gesetze 3 und 4, sowie das Staunen über die farbigen Schatten auf solche Wege führen mussten. Die ungeheuerlichsten Vergewaltigungen erduldeten die Thatsachen der Theorie zuliebe bei Goethe, der seine souveräne Phantasie auf diesem Felde ebenso unberechtigterweise sich ausleben ließ, wie er es mit Recht in der Dichtung that. Bei der Fülle der von ihm beigebrachten Beobachtungen ist das gewiss zu bedauern, zumal er mit derselben Phantasie auf dem Gebiete der Entwickelungsvorgänge so Ueberraschendes und Bewunderswertes leistete. Die Theorie, die Goethe mit einer fast unbegreiflichen Heftigkeit und Verblendung bekämpfte, die Newton'sche, stellt dagegen gerade den ersten Versuch einer neuzeitlichen Farbenlehre dar, wenngleich auch der große Brite in den Fehler einer schablonisierenden Willkür verfiel und auf der zwar in der Formulierung falschen, aber doch einen richtigen Kern bergenden Idee, dass das Violett die Octave des Roth sei, weiterhin die Folgerung aufbaute, dass überhaupt die Farbenreihe der musikalischen Tonscala entspreche, was sich natürlich ebensowenig widerlegen wie beweisen lässt, weil es mit der Sache selber eigentlich gar nichts zu thun hat und am wenigsten die gegebenen Erscheinungen zu erklären vermag.

Erst im neunzehnten Jahrhundert, mit dem ungeheuren Aufschwunge der Naturwissenschaften, traten wieder Farbenlehren von Bedeutung auf den Plan. Man kann sagen, dass sie alle sich schließlich zu zwei Hypothesen verdichteten, die bis heute die bekanntesten und zugleich am meisten umstrittenen geblieben sind. Es sind dies die von Thomas Young formulierte, von Helmholtz aufgenommene und in seiner „physiologischen Optik“ streng durchgeführte Dreicomponentenlehre und die von dem Physiologen Hering herstammende, physiologisch-chemische Hypothese.

Die Young'sche Theorie baut sich auf der Thatsache der drei Grundfarben auf. Sie setzt diesen entsprechend drei Gattungen von Netzhautelementen (Stäbchen- und Zapfenzellen) voraus, deren erste nur zu der Empfindung Roth, deren zweite nur zu der Empfindung Grün und deren dritte endlich nur zu der Empfindung Violett befähigt sei.

Mehr enthält diese Theorie nicht; höchstens noch den Zusatz, dass durch den Reiz Roth nicht nur die Rothzellen, sondern auch die Grün- und Violettzellen miterregt werden, beide aber im Vergleiche zu den Rothzellen unmerklich schwach. Die Modificationen, denen der Physiologe von Kries die Theorie unterworfen hat, entfernen sich soweit von dem ursprünglichen Boden, dass, wie sich später ergeben wird, seine Anschauung eine ganz neue Hypothese darstellen könnte.

Jedenfalls darf man behaupten, dass an Einfachheit die Young'sche Theorie kaum überboten werden kann. Und ebenso besticht sie durch die Leichtigkeit, mit der sich sofort eine Reihe von Erscheinungen aus ihr zu erklären scheinen. Vor allem die Nachbilder. Nehmen wir an, wir sehen Grün. Das bedeutet, die Grünzellen sind in Haupt-, die Roth- und Violettzellen in Nebenerregung. Aber wie alle organischen Apparate, ermüden durch den Reiz die Grünzellen und sind unfähig zu weiterer Empfindung. Dann tritt naturgemäß die vorher unbemerkt gebliebene Miterregung der Roth- und Violettzellen ins Bewusstsein und erweckt die Empfindung des Purpur. Sehr schön. Nur ist es eben unumstößliche Thatsache, dass das erste Nachbild an Stärke oft dem wirklichen Bilde nahe- oder gar gleichkommt. Wie dazu aber die „unmerkliche“ Miterregung genügen soll, die so schwach ist, dass sie den Eindruck der Haupterregung nicht einmal verunreinigt, ist eine Frage, die diese Theorie nicht zu beantworten vermag.

Und es bleibt nicht die einzige. Wenn Young lehrt, dass alle Farbentöne durch die Mischung der verschieden starken Erregungen der drei Grundzellenarten entstehen, z. B. Carmesinroth durch starke Erregung von Rothzellen und nicht ganz so starke von Violettzellen, so ist klar, dass die Hypothese an dieser Stelle mit ihrer eigenen Nachbildererklärung collidiert. Zu den Mischungen braucht man eine Miterregung, die, wenn auch noch so leise, stets die Empfindung ändert; zu den Nachbildern braucht man dieselbe Miterregung, die aber, wenn auch noch so stark, die Hauptempfindung nicht ändern darf. Mir ist gerade diese Verwickelung, als ich mich zum erstenmale gegen die Young'sche Hypothese entschied, von entscheidender Bedeutung gewesen, während die meisten Kritiker der Young'schen Lehren sie gar nicht erwähnen. Und doch liegt von allen Mängeln dieser am allernächsten, so dass er kaum übersehen werden kann.

Es muthet uns der Gedanke aber überhaupt seltsam an, dass die Fülle unserer Farbenempfindungen immer nur Mischung und wieder Mischung sein soll. Die objective Möglichkeit, aus Grün und Violett das Blau zu mischen, hat an sich nicht das Mindeste zu thun mit der Trugfolgerung, Blau könne nun auch als Empfindung nur durch Mischung von Grün- und Violettempfindung erzielt werden. Die Empfindung Blau erscheint uns schlechthin einfach; und einen Grund, die Farbentöne aus drei Grundempfindungen zu combinieren, hat die Young'sche Theorie gar nicht, da, wie sich bei der Betrachtung der formalen Fragen zeigen wird, die scheinbare Vereinfachung im Sinne der Methodik gar keine ist. Zudem reicht die Mischungshypothese nur für die gesättigten Farben aus. Die Abnahme der Sättigung, die Zumischung von Weiß und das allmähliche Uebergehen aller Farben

in Weiß bleibt völlig unerklärbar, da die Empfindung Weiß selber als die Mischung der drei gleich starken Grundempfindungen angenommen wird. Die Farbe Rosa würde also etwa so entstehen, dass die Roth- und Violettzellen gleich stark erregt werden — ergibt Purpur; aber gleichzeitig werden noch einmal alle drei Zellgattungen gleich stark erregt — ergibt Weiß; Purpur mit Weiß gemischt ergibt Rosa. Die Roth- und Violettzellen machen also zwei Erregungen zu gleicher Zeit durch — die eine dem Purpur, die andere dem Weiß zu Gefallen! Zum zweitenmale rennt hier die Theorie mit sich selber zusammen — difficile est satiram non scribere.

Noch besser wird es aber beim Schwarz. Dieses soll nämlich — überhaupt keine Empfindung, sondern „einfach“ das Fehlen jeder Empfindung sein. Jeder nicht voreingenommene Mensch empfindet aber etwas, wenn er Schwarz sieht; und noch kein Blindgewordener, der die Empfindung Schwarz vorher kannte, hat angegeben, dass er nach dem Verluste der Lichtempfindung noch die Empfindung Schwarz habe.

Man würde also die Fähigkeit dieser Theorie zur Erklärung der Lichterscheinungen schon nach dem bisher Dargelegten etwas skeptisch beurtheilen dürfen, wenn sie nicht durch ein pathologisches Moment direct widerlegt würde, weil hier ihre Consequenzen zu Resultaten führen, die den Thatsachen ins Gesicht schlagen. Ich meine die Farbenblindheit.

Dieser in seinem Wesen noch ganz unerforschte krankhafte Zustand der Netzhaut kann derartig sein, dass der davon Betroffene überhaupt keine Farben, sondern nur Helligkeitsunterschiede, d. h. die ganze Welt weiß und grau und schwarz sieht. Diese „totale“ Farbenblindheit ist recht selten. Umso häufiger beschränkt sie sich auf gewisse umschriebene Netzhautstellen, die farbenblind sind, während die Umgebung normales Farbenempfindungsvermögen besitzt. Dies ist die „umschriebene“ Farbenblindheit. Noch häufiger endlich ist die dritte Modification, bei der einzelne Farben nicht empfunden oder mit anderen verwechselt werden. Man spricht dann je nach dem Einzelfall von Rothblinden, Rothgrünblinden, Blaublinden u. s. w.

Für diese letztere, die „partielle“ Farbenblindheit ist die Young'sche Hypothese schnell mit der Erklärung bei der Hand: sie bestehe im Fehlen, beziehungsweise der Erregungsunfähigkeit der Roth- oder Grün- oder Violettzellen. Sehr schön — nur verscherzt man sich damit die Möglichkeit, dass die Empfindung Weiß zustande kommt, die aus der gleichstarken Erregung aller drei Zellgattungen resultiert! Da aber Grau, laut Young'scher Theorie, ein lichtschwaches Weiß ist, so kann der Farbenblinde nicht Grau empfinden — während gerade darin in Wirklichkeit die Erkrankung besteht, dass anstatt einer Farbe Grau empfunden wird! Durch die Thatsache der Existenz einer totalen Farbenblindheit aber wird die Theorie geradezu ad absurdum geführt. Denn diese Erkrankung könnte nach ihr einzig in dem Fehlen oder der völligen Passivität aller Netzhautelemente bestehen. Der total Farbenblinde wäre dann identisch mit dem Blinden; glücklicherweise ist die Wirklichkeit nicht so grausam, als die Young-Helmholtz'sche Logik! Wenn man einwendet*), man könne nicht wissen, ob nicht ein total Farbenblinder alles roth oder grün 2c. sehe, ob also nicht diese Farbenblindheit auf die Passivität einer oder zweier Zellgattungen zurückzuführen sei, so reicht die scherzhafte Idee immerhin zur Rettung des Weiß nicht aus und versagt bei der umschriebenen Farbenblindheit, die ja nur eine Localisation der totalen darstellt, aber eine Vergleichung der normalen mit den pathologisch gestörten Erscheinungen ermöglicht. Es ergibt sich hier, dass eben nicht Roth oder sonst etwas, sondern Grau empfunden wird.

Diese Mängel der Young'schen Hypothese veranlassten von Kries, sie zu modificieren. Er nahm an, dass die farblose Lichtempfindung (Weiß) etwas für sich Bestehendes sei, und dass das Empfindungsvermögen der Zellen nicht homogen sei, sondern nach dem Rande zu sich dem Empfindungsvermögen der benachbarten Zelle nähern. Es ist klar, dass damit der Boden der Young'schen Hypothese völlig verlassen ist. Denn deren Wesen bestand eben darin, die Farbenerscheinungen auf drei Grundempfindungen zurückzuführen, eine Dreicomponententheorie zu sein. Dagegen führt die v. Kries'sche Aenderung zu einer Vielcomponententheorie, die inconsequent und willkürlich handelt, wenn sie auf den Spuk der drei Zellgattungen nicht zu verzichten wagt, sondern ihn mit Flittern und Fetzen aufputzen will.

Leipzig. Ernst Gystrow.

(Schluss folgt.)

Barbey d'Aurevilly in seinen letztveröffentlichten Schriften.

I.

Vor kurzer Zeit erschienen bei Lemerre in Paris zwei neue Arbeiten von Barbey d'Aurevilly, dem längst verstorbenen Meister: „Poussières“ und „Rhythmes oubliés“, Gedichtsammlungen, die eine in Versen, die andere in Prosa. Die in ihnen enthaltenen Gedichte erstrecken sich sichtbar — wie auch aus den in den „Rhythmes oubliés“ beigefügten Jahreszahlen hervorgeht — über einen beträchtlichen Zeitraum des langen Lebens Barbeys; und sie legen ein beredtes Zeugnis davon ab, wie dieser seltene Geist gleich von Anfang an derselbe war und blieb, ganz derselbe als der er nun dasteht: der große Unzeitgemäße, für welchen erst jetzt, nach seinem Tode, die Zeit des Verständnisses und der Liebe gekommen ist.

Wenn unser liebes Zeitalter irgend ein besonderes Merkmal hat, wovon es gekennzeichnet wird, so ist es dasjenige der Kleinlichkeit. Auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens herrscht seit mehreren Jahrzehnten schon, und zwar mit rapid wachsender Deutlichkeit, ein Geist des Schwatzens. Man kann jetzt nicht länger in Zweifel darüber sein, dass wir mitten im goldenen Zeitalter der Frauen stecken — der Frauen zweiter und noch niedrigerer Güte, notabene. Alles scheint ein europäisches Kränzchen, wo die Kaffeeschwestern beiderlei Geschlechtes, die Kaffeeschwestern in Unterröcken und die Kaffeeschwestern in Hosen, ihre kleinen Giftigkeiten genießen. Die Männer scheinen bald das, was sonst immer die Würde des Mannes ausmachte, vollständig zu vergessen und klatschen mit; wann sah man wohl so viele runde Rücken und schielende Blicke wie heutzutage, auch bei vielen „großen“ Geistesträgern der Zeit und bei Leuten, die es in ihrer socialen Stellung und mit ihrer persönlichen Beschaffenheit gar nicht nöthig hätten. Der Geist der Kleinlichkeit ist epidemisch, der Klatsch eine Seuche geworden; und man muss recht hoch fliegen, um diese schnatternde und quakende Enten- und Froschpfütze da liegen zu lassen, wo sie liegt.

Der Mensch ist das Maß der Dinge — weil die Menschen partout kleinlich sein wollen und sich nichts Besseres gönnen wollen, ist auch ihr Leben, das individuelle wie das öffentliche, ein klägliches Fristen mit engen Gesichtspunkten und kurzen Zeitläuften, nichtigen Bangigkeiten und den gemeinsten Interessen. Es gab wohl kaum eine Zeit, wo die Individualitäten so verkleinert, verkümmert, so durch und durch hohl unter der lächerlich aufgeblasenen Schale erschienen, wie eben in dieser „Zeit des Individualismus“ — der Zeit der kleinen, plänkelnden Parteichen und der großen brutalen Ringe. Der Raum ist leider sehr begrenzt in dieser Welt — erstens; und die Bäuche der heutigen Uebermenschen, i. e. der Geldsäcke sind sehr groß — zweitens; und drittens — man „drückt sich“ so ganz außergewöhnlich willig in dieser Zeit der endlich errungenen Freiheit. Wo alle Quellen des wirklich freien, d. h. spontanen Lebens, des Lebens aus sich selbst und seiner eigenen Natur und der großen, allgemeinen, menschlichen, unter- und übermenschlichen Natur heraus im Guten und Bösen versiegt sind, da wird alles, die Menschen, wie das D'rum und D'ran, ihre Einrichtungen und ihre ganze Cultur, nur ein künstliches Präparat — wird ein hölzernes Gerüst und so ganz und gar keine lebendige Fruchtbildung.

In unserer Zeit fließen diese Quellen sparsam. Deswegen ist es immer ein Genuss, der wie eine innere Befreiung von einem Drucke wirkt, Barbey d'Aurevilly zu lesen. Denn in ihm flossen diese Quellen, und sie fließen noch für uns alle in seiner Dichtung.

In diesem guten Sinne war Barbey d'Aurevilly immer ein großer Unzeitgemäßer — und wie immer und überall, so auch in den beiden nach seinem Tode erschienenen Gedichtsammlungen.

II.

„Barbey d'Aurevilly ist in allen seinen Werken“, schrieb ich einmal mit Anwendung seiner eigenen Worte in „L'ensorcelée“, „l'observateur qui s'abime dans le mystère de la passion humaine et de ses sources, und seine Stoffe gehören alle demselben Kreis an: jener Zerrüttung (aliénation) aller menschlichen Vermögenheiten, die Liebe heißt ..... Das Phänomen (das er schildert) ist immer dasselbe: das Fundamentalgesetz und Fundamentalräthsel des Lebens, die Liebe. .... Die Liebe, die er schildert, ist eine Besessenheit: sie liegt jenseits von gut und böse .... Sie ist ein wilder Urtrieb der Menschennatur, das, was außerhalb aller Cultur liegt, tiefer als der Verstand und stärker als der Wille ist, ein verzehrendes Feuer oder eine schleichende Seuche, das Brutalste und Sublimste zugleich, das Stärkste und das Krankste, die grandiose Einheit von Gott und Teufel. Es sind dies alles Dinge, die nicht durch Beobachtung, nur durch Empfindung, nicht durch den Blick nach außen, nur durch das Lauschen nach innen, ergriffen werden können .... Die Liebe ist für Barbey d'Aurevilly eins mit dem Leben selbst. In ihr ist alles Leben; außer ihr gibt es kein Leben.“

In nichts ist vielleicht unsere kleinliche Zeit so kleinlich, wie in der herrschenden Auffassung von der Liebe. Es hat so eine eigene Bewandtnis mit unserer Zeit dem Geschlechtlichen gegenüber. Sie ist ja die stolze Zeit der „freien Liebe“ und nennt die „Emancipation des Fleisches“ unter ihren Errungenschaften. Jawohl, das stimmt; diese stupide Vereinfachung von etwas unendlich Zusammengesetztem ist die eine Seite; und da immer les extrêmes se touchent, sehen wir dicht nebenbei den ödesten und naturlosesten Cant. Es hat nie ärgere Philister gegeben, als eben die Prediger der Emancipation des Fleisches und die Dichter der freien Liebe; sie sind die unduldsamsten und rechthaberischsten von allen Sittenrichtern. Eine Liebe zweier Menschen zueinander, in der es für ihre „Freiheit“ und ihre „Emancipation“ keinen Platz gab, musste entschieden als minderwertig von oben herab belächelt werden; und wenn das nicht angieng, wurden sie mit einem

*) Kein Geringerer als Helmholtz hat das gethan.

male Moralisten und witterten dahinter etwas Verdächtiges. Die Freiheitspriester entpuppten sich als die feigsten Schnüffler und die ärgsten Ketzerriecher — wahrhaftige Pietisten des Geschlechtslebens. Und ganz folgerichtig. Sie hatten sich selbst die Natur beschnitten und wurden, wie alle kleinlichen Menschen, gehässig, wo sie die voll ausgewachsene oder die fein abgetönte Natur sich entfalten sahen. Sie fielen kopfüber in die Moral zurück, die sie abgeschafft zu haben sich rühmten; der neuen, großen und freien Moral, die geschaffen werden sollte, der Moral des Organischen, wie ich sie nennen möchte und unter der ich die Blüte der voll ausgewachsenen und fein abgetönten Natur sehe — ihr waren sie und sind sie die ärgsten Feinde. Unsere Zeit verflacht und verkleinlicht eben alles. Wie die Liebe nur einen unzusammengesetzten geschlechtlichen Vorgang und die Moral nur ein lebensleeres Schema oder ein eisernes Gerüst, in das sich die Natur nicht einpressen läßt, ohne entstellt oder erniedrigt zu werden, so ist auch die Vernunft, welche die Blüte des Instincts, die Selbstdurchsichtigkeit des ganzen Ichs sein sollte, nur zu einem flachen und hölzernen Verstand geworden, der nie den Wald, sondern nur die Bäume sehen wird.

In allen diesen Hinsichten war eben Barbey d'Aurevilly ein großer Unzeitgemäßer. Er hatte in sich jene Natur, jene Liebe, jene Moral und jene Vernunft, welche der Zeit abhanden gekommen sind. Er war un grand amoureux, und als solcher wurde er alles, was er war: eine grandiose Natur, ein großer Dichter, ein großer Psychologe und ein großer Philosoph. Die Welt und ihr Grund- und Urtrieb sind eins, und beide sind sie ganz vorhanden in dem einzelnen Menschen — aus dieser inneren Einsicht, diesem Gefühlsaxiom heraus schuf er alle seine Werke.

III.

Der nervus rerum in der sogenannten Frauenfrage, wie diese sich bis jetzt in allen Ländern gestaltet hat, war die Auffassung von Mann und Weib als gleichartigen Wesen. Das Weib sei auch ein Mensch; ergo 2c. Wenn man jetzt im eigenen Lager anfängt, diese Auffassung allmählich zu modificieren, in Abrede zu stellen oder gar zu verleugnen, so geschieht das nur, um aus der Nothwendigkeit eine Tugend zu machen. Denn diese Auffassung ist ein naturwidriger Nonsens, und eine Gestaltung des privaten und öffentlichen Lebens aus ihr heraus muss eine missgebildete werden. Gewiss kann man zwischen den Frauenfragefrauen und den Frauenfragemännern ein Gleichheitszeichen setzen, aber nur weil sie Zeitbildungen sind, die rasch verschwinden werden. Der Mann und das Weib sind in ihrer Wesenheit wie die ganze organische Welt Differenzierungen; und die Richtung, in die sie sich beide zu entwickeln haben, ist diejenige einer weiteren Differenzierung, einer immer feineren und fruchtbareren Differenzierung. In der möglichst durchgeführten Entwickelung der in der Natur begründeten Gegensätze am Manne und Weibe liegt das Gedeihen der Menschheit; es sind die Urtriebe am einen und anderen, die das Leben ausmachen und die von den Menschheitserziehern in liebevoller Zucht gepflegt werden sollen. Die Liebe ist das fruchtbare Spiel dieser Gegensätze, in Wonnen und Schmerzen, in Kampf und Verschmelzen.

So schildert auch Barbey d'Aurevilly die Liebe. Dies ist aber sehr unzeitgemäß. Die „moderne“ Auffassung sieht völlig anders aus. Die moderne Literatur, besonders die des Nordens, hat uns gelehrt, dass ein verstandesmäßiges Abkommen zwischen Mann und Frau das einzig ihrer beider würdige sei. Man soll miteinander sprechen, nur sprechen, immer sprechen, etwa wie der Mann zum Manne spricht, klar und offen; so ließe sich alles aufs beste ordnen und alle Conflicte vermeiden. Wenn man einen Ehebund schloss, sollte man am liebsten einen Contract mit genauer Angabe der Rechte und Pflichten der beiden Contrahenten aufstellen. Barbey theilt nicht diese Auffassung. „Gebt keine Stimme, sucht keine halb entschleierte Form für das Unbekannte“, heißt es in seinen „Fragments sur les femmes“. „Das Unbekannte, das ist der Teufel für die Frauen.“ Und mehr als so: „Die höchste Verführung besteht nicht darin, Gefühle auszudrücken, sondern sie ahnen zu lassen.“

Ein uns überlegenen modernen Menschen besonders würdiges Verhältnis zwischen Mann und Weib sei das der Freundschaft. Mann und Frau sollten Kameraden sein, die sich so hoch schätzten, dass sie beide gegenseitig vergäßen, dem anderen haftete die Unvollkommenheit an, ein besonderes Geschlecht zu haben. Die moderne Literatur weiß davon genügend zu erzählen; etwas Verlogeneres und Heuchlerisches findet man selten — ganz abgesehen von der outriert widerwärtigen Zuspitzung einer impotenten Phantasie, wonach die Verbindung zwischen Mann und Frau künftig in einer Art von Bruder- und Schwesterschaft bestehen sollte. Auch im Leben formten sich zuweilen Verhältnisse nach dem oben erwähnten Recepte: sie waren nicht wohlriechend. Barbey hat hierüber ein kleines Bonmot, das aber das Wesen der Sache völlig erschöpft: „Die Frauenfreundschaften sind wie Nadelkissen, in die sie ihre Nadeln stecken, oder besser noch wie jene hübschen Schalen von Achat oder Bronze, die man auf die Kaminsimse stellt und — glaube ich — Tasche leer' dich! nennt.“

Das Weib ist ein denkendes Wesen, ein intellectuelles Wesen, dem Manne auch hierin gleich in Art und Wert — lehrt uns die neueste Weisheit von gestern. „Mademoiselle“, äußerte einmal Barbey d'Aurevilly, „wenn man im Gedanken gräbt, findet man immer in einer gewissen Tiefe die Kälte; und für die Frauen ist die Kälte die Grausamkeit.“ Und: „Die distinguiertesten Frauen unserer Civilisation thun zuweilen, wo es sich um Männer und geflüsterte Mittheilungen vor der Welt handelt, dasselbe, was die wilden Weiber thun, die ihre Ohren durch grässliche Gehänge, entweder durch irgend ein abscheuliches Vogelei oder elenden Glaskram entstellen. L'animal inférieur se retrouve toujours.“

Die Frau der Romane, der alten und der neuen, war immer die Fehlerfreie und Schöne. Die Schilderung lief immer darauf hinaus, die Heldin so darzustellen, auch wenn das auf die versteckteste Weise geschah; das war die raison d'être des Weibes, auch wenn dieses mit Flecken jeder Art übertüncht wurde, um wahrscheinlicher zu wirken. Es war dies der Schlendrian der ästhetisch-moralischen Anschauungsweise, die noch tief in den frei gewordensten Geistern steckt. Barbey d'Aurevilly schuf das Weib aus seiner psychologischen Intuition heraus, zugleich mit seiner ganz neuen Wertschätzung desselben. „Man liebt die geliebte Person viel mehr wegen ihrer Mängel als wegen ihrer Vorzüge, weil jene mehr individualisieren. Die Schönheit strebt der Einheit zu, während die Hässlichkeit mannigfaltig ist.“ — „Être belle et aimée, ce n'est être que femme. Être laide et savoir se faire aimer, c'est être Princesse.“

Sehr viele, die der modernen Frauenfrage nahe stehen, werden, wenn sie dies lesen, sicherlich mit weisem Lächeln sagen: „Aha, Barbey d'Aurevilly ist ja ein Misogyne.“ O nein. Im Gegentheil. Ihnen eben ruft er selber zu: „C'est si rare maintenant quand une femme a du tempérament, que quand une femme en a on dit que c'est de l'hystérie.“

IV.

In der Liebe sind, nach Barbey d'Aurevillys Auffassung von derselben, die Grenzen des Endlichen aufgehoben. Die Zeit hört auf, der Raum ist nicht mehr. Die Ewigkeit ist ganz in dem Nu anwesend, das Individuum wird in diesem Nu eins mit der Weltseele und dem Urtrieb alles Lebendigen. Der Mensch fühlt sich als das Kleinste und er fühlt sich als das All; er fühlt sich als Secunde und Ewigkeit zugleich — daher der Liebe Wonne und Schmerz, die sich in einem Schrei, den untersten Tiefen entrissen, brechen oder zusammenschmelzen in sanft hinfließenden Mollrhythmen.

Die Liebe ist die eine Secunde, welche sich mit ihrem Inhalt in das ganze folgende Menschenleben ergießt. — Er war dreizehn Jahre alt; und sie, seine erste Liebe, eine Verwandte von ihm und neunzehn. Eines Tages, wie er ihr in den Sattel hilft, vergisst er sich selbst und alles und drückt ihr einen brennenden Kuss auf das runde Knie. . . . .

„Et ce baiser la fit crier comme une flamme,
Qui l'eût mordue au coeur, au sein, au flanc, partout!
Et ce baiser tombé sur un genou de femme
Par la robe voilé, puis ce cri . . . . ce fut tout!
Ce fut tout ce jour-là. . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Et ce fut tout depuis — et toujours. Notre vie
S'en alla bifurquant par des chemins divers.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Elle oublia. Moi, non. Et nulle de ces femmes
Qui, depuis, m'ont le mieux passé les bras au cou,
N'arracha de ma lèvre avec sa lèvre en flammes,
L'impression de ce genou!“

Es war einmal in Valognes, der Stadt seiner ersten Erinnerungen, eines Nachmittags im Hochsommer, während das harte Licht der Augustsonne auf das Steinpflaster der leeren Straße fällt. Eine Frau geht vorbei — mit weißem Ueberwurf über einem schwarzen Kleide. Das ist alles. Aber noch nach Jahren, nachdem sein ganzes Leben dazwischen liegt, steigt diese Erinnerung eines äußerlich nichtigen Vorganges durch die bunte Menge seiner Erlebnisse herauf . . . .

„Qui sait? Dieu le sculpta peut-être pour l'amour,
O svelte vase humain! élancé sur ta base:
Pourquoi donc n'est-tu-pas, ô base!
L'urne de ce coeur mort que tu fis battre un jour!“

Die Liebe ist das, was in dem Augenblicke verschwindet, wo es kein Mysterium mehr ist, was in seiner Empfindlichkeit allen Augen entrückt, von Frost oder Wurm schon längst vernichtet sein kann, während es noch zu blühen scheint. Deswegen kann der Mann die Frau lebenslang lieben und nicht von ihr loskommen, die in ihren Gefühlen für ihn und in ihrer Wesenszusammensetzung ihm nie durchsichtig wird — eben darum, weil sie ihm nie durchsichtig wird. . . .

„O toi qui n'eus jamais l'abandon d'une femme,
Reste ce que tu fus, ô blond Sphinx trop aimé!“

Und deswegen ist, umgekehrt, die bis zur Neige gekostete immer auch eine gewesene Liebe . . .

„Tu n'as plus de mystère au fond de ton sourire,
Nous le connaissons trop pour jamais revenir . . .“

Es ist das Mysterium des Daseins, das Räthsel des Lebens, was Barbey in der Liebe sucht, ganz wie der Methaphysiker in seinem Gedankensystem — das was hinter allem steckt, auch wenn es das große Nichts wäre . . . .

„Un néant qui sembla la vie!
Mais qui fait tout oser aux coeurs comme le mien;
Car l'être inanimé qu'on aime nous défie!
On brûlerait le marbre en l'aimant! — Mais le rien!!
Le rien vêtu d'un corps . . . .“

Der Mann kommt zurück, sie ist jung und schön wie damals, alles ist unverändert:

„Oh! comme tu vieillis! Je te retrouve toute,
Comme autrefois — après deux ans d'amour cueillis!
Mais sur ce coeur à toi, ton coeur frissonne et doute . . .
Pauvre enfant, comme tu vieillis!“

Denn die Fähigkeit der vollen, unreflectierten Liebe ist eins mit der Fähigkeit zum Leben; mit der einen geht auch die andere verloren.

Die Liebe — welche eins ist mit dem Wesen des All und dem Urgrund des Daseins — ist denn auch das Doppelartige, das Zweigespaltene, das Gegensatzvolle. Jeder Liebe, wie allem Leben, wohnt — und zwar vom ersten Augenblicke und ehe sie in die Erscheinung trat — ein anderer Stoff inne, der Tod . . .

„Ne l'as-tu jamais vu, ce pâle et noir Génie,
Qui naît avec l'amour pour le faire mourir?
N'as tu jamais senti se glisser dans ta vie
Le poison qui, plus tard, doit si bien la flétrir?“ . . . .

Die Liebe ist deswegen auch etwas Sinnlich-Uebersinnliches, Körper und Seele, Erscheinung und Jenseits . . . . und zwar so, dass diese beiden Elemente dicht beieinander in ihr liegen, miteinander verwachsen sind. Die letzte Liebe des Mannes, eine Liebe des schweren, dunklen Blutes, finster, tief und bitter, ist auch zugleich diejenige, welche ihn am meisten an seine erste, unschuldige Jugendliebe „couleur de la lune“ und an den guten Genius seines Lebens, „qui a pris ma vie sur ses deux ailes et l'a emportée dans son ciel“, erinnert.

Die Liebe ist ein Traum des Urtriebs, eine Wallung seiner Sehnsucht; und in manchem Individuum behält sie diese Urform, bleibt nur ein Spiel des Jenseitigen und wird nichts anderes. Ihr concreter Gegenstand — in der Person des anderen Geschlechtes — ist nicht nur zufällig oder belanglos, sondern oft auch wie ein kalter Hauch, bei dessen Berührung sie erlischt und erstarrt — ein erst nachträglich empfundenes Hindernis für ihre Ausgestaltung in der Erscheinungswelt. Dies fühlt dann der liebende Mann als einen unüberbrückbaren, verhängnisvollen Gegensatz in seiner Liebe — einen Gegensatz zwischen der Person, die er zu lieben glaubte, und seinem Traumbild, das er allein in ihr liebt. Nicht das Weib von Fleisch und Blut, nicht der Körper und die Seele, die er in seinen Armen hält, sind es, die er liebt, sondern eine andere, ein anderes Wesen, sein Weibtraum. Sein Weibtraum, ein Wesen also, dem er selbst Körper und Seele gegeben hat. Es ist also auch gleichgiltig, in wen er diese mächtige Sehnsucht, die nicht mehr die seinige, sondern eine jenseitige ist, hineinverlegt. Es kann seine kleine Geliebte sein, die das Piedestal für sein Niobe-Ideal abgibt. Es kann eine gelbe Frauenbüste in einer dunklen Zimmerecke des Elternhauses sein, in die er seine Ewigkeitsliebe, d. h. seine im irdischen Leben, unter den Frauen der Erde, nie gestillte Sehnsucht hineinverlegt:

„Tous les bustes vivants que j'ai pris sur mon coeur
S'y sont brisés, usés, déformés par la vie . . . .
Leur argile de chair s'est plus vite amollie
Que ton argile, ô buste! immobile effigie
Et du temps inerte vainqueur!“

Er kann diese Form seine Chimäre nennen — seine Chimäre, die einst so blasse und kaltherzige, die sich aber jetzt plötzlich mit dem dunklen, brennenden Blut der Wirklichkeit füllt . . .

„Aussi bien le voyant, je me dis et je crois,
Que c'est mon propre sang qui passe et monte en toi!“ . . .

Die Liebe ist darum oft viel süßer als Erinnerung und Vermissen, denn als Realität und Besitz:

„Ils (les spectres des amours finis, spectres de femmes)
Ils ne se doutent pas qu'ils sont pour nous la Vie,
Plus puissants qu'elle et bien plus beaux!“

Und die schönste Liebe wird in manchen Menschenleben diejenige sein, die nie aus dem Herzen heraustritt, wo sie geboren und gehegt wurde. Wie Barbey d'Aurevilly in seinen schönen Rhythmen singt:

„Oh! les yeux adorés ne sont pas ceux qui virent
Qu'on les aimait — alors qu'on en mourait tout bas!
Les rêves les plus doux ne sont pas ceux que firent
Deux êtres coeur à coeur et les bras dans les bras!
Les bonheurs les plus chers à notre âme assouvie
Ne sont pas ceux qu'on pleure après qu'ils sont partis;
Mais les plus beaux amours que l'on eut dans la vie
Du coeur ne sont jamais sortis!“

V.

Diese Liebe — das ist das Leben. Das, was in dem einzelnen Menschen lebt und sich rührt — das ist das Allwesen und der Urtrieb.

Dem Menschen ist daher das Leben wie eine einzige lange Schlaflosigkeit, die ihn immerwährend, tags und nachts, mit ihren großen Augen betrachtet. Sie sind in ihm, diese Augen der Schlaflosigkeit, und sie sind außer ihm. Sie blicken ihm entgegen aus den Augen der geliebten Frau, und sie sitzen in der Nacht bei ihm an seinem Kopfkissen. Und ihr Ausdruck, das, was sie widerspiegeln — das ist das Dasein dieses einzelnen Menschen; sie sind die Echos für den Blick und die Seele. In den jungen Jahren, so lange die Liebe blüht und glänzt, kommen sie zu ihm in der Nacht, voll von Glanz, Bewegung und Leben, mit Vertonungen von Regenbogen und Morgenröthe; und die Augen der Frauen, die der Mann liebte, spiegeln sich in ihnen in Erinnerungsreflexen voll Glut und Glanz und Thränen. Denn die Schlaflosigkeit ist dem Leben, unsere Nächte unseren Tagen ähnlich. Dem Menschen, dem die Liebe erloschen, sind daher diese chamäleontischen Augen der Schlaflosigkeit todt und leer wie sein Dasein. Sie sitzen jede Nacht an seinem Kopfkissen und betrachten ihn, groß, blass und erstorben, starr und unbeweglich, weiß im Dunkel wie der Blick einer Statue im der Dämmerung des Waldes, aber ohne eine Nuance von lebendigem Farbenspiel und so übergroß geöffnet, dass sie mit Gewalt die seinigen aufmachen, wie das Messer die Auster, sie erweitern und sie verhindern sich zu schließen.

So ist das kurze Leben eine lange Schlaflosigkeit, erst schimmernd von Rosen, Blut und Feuer, dann bleiern. Diese Scheide zieht sich unabänderlich einmal in jedem Menschenleben; der Mensch schreitet über sie, ohne es zu wissen; und ist er einmal auf der anderen Seite, gibt es kein Zurück mehr. Die Schlangen sind emporgestiegen aus dem Meere und haben uns schon gegriffen; wir sind ihnen, dem Leiden und dem Tode preisgegeben — wir und alles, was wir unser nennen und lieb haben. Wir sind alle Laokoons des Lebens; von keinem Bildhauer ist dieser Held der antiken Mythe im Stein oder im Metall so schreckeneinjagend sculptiert worden, wie wir ihn alle in unserem eigenen Fleische darstellen. Wir sind alle, wie er, überwältigt worden im Augenblicke eines schönen Opfers am Fuße irgend eines Altars; und wir sind alle Väter von etwas, das wir sterben sehen müssen vor uns selbst; denn: „Unsere Söhne, o Laokoon, das sind unsere Gedanken, unsere Hoffnungen, unsere Träume, unsere Liebe, die vor uns die Opfer des Schicksals geworden, der Fraß der verfluchten Schlangen, die man nicht eher sich ins Leben schleichen sieht, als bis sie sich in unser Herz geschlichen und es nicht mehr Zeit ist, ihnen zu entrinnen.“

Dies ist der Mensch und das Leben, das Dasein und die Liebe. Aber hinter allem? Es gibt ein Diesseits und ein Jenseits; sie sind beide in uns allen. Aber hinter ihnen — was ist da? Der dunkle Hintergrund, über den sich das einzelne Menschenleben hinzieht wie eine Arabeske — eine Arabeske, deren Sinn oft nicht zu errathen ist — eine Arabeske, die oft noch trauriger stimmt als der schwarze Hintergrund.

„Vier Hände nahmen ein Stück Stickerei — eine unvollendete Stickerei — die seit langem zwei anderen todten Händen entfallen.

Und da sahen wir die Arabesken dieser Stickerei sich entfalten, sich verschlingen, sich verdoppeln auf einem dunklen Grunde, zerstäubt aus mischfarbigen Wollen wie die Mähne eines Pferdes, das gegen den Wind läuft, Pflanzungen unverständlicher Gebilde, mit denen eine bis zum Irrsinn träumende Nadel einen Himmel besät hatte, der so schwarz war, dass er nicht mehr war.

Die geheimnisvolle, phantastische Linie rollte, verschlang sich, verlängerte sich, eckte sich und nahm alle Formen einer unmöglichen Geometrie an; und darüber mussten wir mehr träumen, wir Reiter des Hippogryphs, als über die schönsten Formen, die reinsten und wunderbar vollendetsten Gestalten der Natur.

Der angelockte, festgezauberte Gedanke folgte diesen Arabesken, wie die Flamme dem Pulver folgt; aber vergeblich! Er fand nicht einen der Gedanken zu verzehren, die hier unter der zerstreuten oder vergrübelten Nadel gewandert hatten.

Und das machte aus diesen Arabesken, die zwei todte Hände unvollendet gelassen, etwas noch Traurigeres als ihr furchtbarer schwarzer Hintergrund war.“ Ola Hansson.

Burgtheater.

Ich habe neulich*) geschildert, wie der Intendant sich mit den intriguierenden Komödianten gegen den Director Burckhard auf eine unrühmliche Weise verschworen hat und wie dabei auch mit dem Namen des Fürsten Liechtenstein seltsam gespielt worden ist, und nicht bloß mit dem Namen des Fürsten Liechtenstein. Seitdem werde ich in einemfort gefragt, was denn auf meinen Artikel hin geschehen sei, da doch, meint man, der Intendant zu solchen Beschuldigungen nicht schweigen könne. Nun, wenn die Leute so neugierig sind, sollen sie es denn erfahren. Ich weiß ja nicht alles und von dem, was ich weiß, kann ich noch nicht alles sagen. Aber einiges davon darf ich doch schon jetzt erzählen.

Samstag, den 22. Januar, ist mein Artikel erschienen. Im Cottage hat man die Empfindung gehabt, mir antworten zu müssen. Herr Thimig ist mit der „Action“ gegen mich betraut worden, er soll der Gescheiteste im Cottage sein. Er hat zuerst einen offenen Brief an mich schreiben wollen, aber dann hat er sich das doch überlegt und ist lieber zu dem Intendanten hingegangen. Dies war Dienstag, den 25. Januar, zwischen 12 und 1 Uhr, im Bureau der Bodencreditanstalt, Teinfalt-

*) Vgl. meinen Aufsatz „Burgtheater“ in Nr. 173 der „Zeit“.

straße. Die Conferenz des Komikers mit dem Intendanten hat zunächst das Resultat gehabt, dass der Intendant sogleich in das Zeitungsbureau von Goldschmiedt in der Wollzeile geschickt hat, um mehrere Exemplare der „Zeit“ kaufen zu lassen. Wahrscheinlich hat er nachsehen wollen, ob denn der schreckliche Artikel in allen Exemplaren enthalten war. Dann hat er je ein Exemplar in ein großes Couvert gesteckt und dazu Briefe geschrieben. Und dann hat er nachgedacht.

Am selben Tage habe ich von einer Freundin des Intendanten einen Brief bekommen, mit bitteren Vorwürfen, wie ich denn von Intriguen gegen den Director Burckhard reden könne, da doch „der talentvolle und in allen Kreisen trotz neidischer Anfeindungen beliebte Director Burckhard seine Stellung eigenwillig niedergelegt hat.“ Dies ist es nämlich, was der Intendant die Leute jetzt glauben machen möchte, geradeso wie die Clique seit Monaten in Berlin erzählen läst, der Director Burckhard wolle vom Burgtheater weg, um sich ungestört dem Studium der Physiologie ergeben zu können, seiner neuesten Leidenschaft, wie solche Launen schon bei genialischen, aber sprunghaften Menschen vorkämen.

Am Mittwoch den 26. Januar ist dann dieselbe Freundin des Intendanten, einen Brief des Intendanten mit seiner steifen, spitzen, wie gestochenen Schrift in der Hand, zu mir in die Redaction gekommen, um mir sein Leid zu klagen. Ich habe sie schließlich gefragt, was sie denn eigentlich will: was ich, nach ihrer Meinung oder seiner Meinung, thun soll. Da hat sie mich gebeten, dass ich nur versprechen soll, es bei jenem Artikel bewenden zu lassen und die anderen Sachen, die ich etwa noch vom Intendanten weiß, nicht zu schreiben; dann solle mir alles vergeben sein, während der Intendant mich sonst doch werde klagen müssen. Ich habe bedauert, ihr das nicht versprechen zu können. Nun hat sie mir ein Rendezvous mit dem Intendanten vorgeschlagen, am besten in ihrer Wohnung, damit wir uns „aussprechen“ könnten, der Intendant und ich. Ich habe geantwortet: Wenn mir der Intendant etwas zu sagen hat, mag er zu mir kommen, aber allein werde ich nicht mit ihm reden, sondern nur vor Zeugen; denn wenn ich ohne Zeugen und allein mit ihm rede, so wird er, wie ich ihn kenne, nachher behaupten, dass ich ihm abgebeten und er mir verziehen und in seiner Güte von meiner Verfolgung abgesehen habe, und solche unwahre Dinge, wie er sie zu sagen pflegt. Da ist die gute Dame traurig weggegangen.

Inzwischen hat der Intendant in einemfort nachgedacht. Endlich ist er auf eine Idee gekommen. Wie Herr Thimig meinte, es sei der Intendant, der mir antworten müsse, so meinte jetzt der Intendant, es sei der Fürst Liechtenstein, der mir antworten müsse. Eine Berichtigung meines Aufsatzes durch den Fürsten, das war seine Idee. Auf diese Bitte hat ihm der Fürst eine unverblümt abweisende Antwort gegeben. Nachdem der Intendant diese unverblümt abweisende Antwort erhalten hatte, hat er seinen Freunden erzählt, er werde so „gedrängt“, meinen Aufsatz zu berichtigen, könne sich aber dazu nicht entschließen, weil man „so ein Blatt“ doch nicht berichtigt.

Ich ersuche nun den Intendanten, mir keine Parlamentäre ins Haus zu schicken: denn es nützt doch nichts. Den Fürsten Liechtenstein aber bitte ich, der Sache eine Ende zu machen, indem er den Intendanten beauftragt, mich zu klagen. Ich möchte gern vor Gericht der Stadt erzählen, wie man Intendant ist.

*

Auch dem Herrn Anton Bettelheim ist mein Aufsatz sehr unangenehm gewesen. Er scheint sich jetzt doch zu schämen. Aber was soll er thun? Mir ins Gesicht zu lügen traut er sich nicht. Er hat also der „Frankfurter Zeitung“, die meinen Aufsatz abgedruckt hatte, eine Berichtigung zugeschickt, feierlich betheuernd, dass er „niemals die Intendanz betreten und seit länger als einem Jahrzehnt weder direct noch indirect mit Baron Bezecny oder Regierungsrath Wlassack ein Wort gewechselt“ habe. Dies ist eine alberne Erklärung: denn was sie „berichtigt“, habe ich nicht behauptet und was ich behauptet habe, berichtigt sie nicht. Ich habe nie behauptet, dass Herr Bettelheim die Intendanz betreten oder mit dem Intendanten gesprochen hat. Nein, er ist ruhig im Cottage gesessen und hat dort auf seine stille und listige Art conspiriert. Dies soll er nicht versuchen abzuleugnen. Ich würde ihn sonst erinnern müssen, was ihm in seiner eigenen Familie über sein Verhalten gegen den Director Burckhard gesagt worden ist. Und es ist doch besser für ihn, wenn die Leute das nicht erfahren.

* *
*

Ich will nun noch sagen, was ich von Schlenther für das Burgtheater erwarte und befürchte. Ich kenne und schätze ihn seit Jahren als einen klugen und redlichen Recensenten. Es wird jetzt in Wien gesagt, er sei der Berliner Speidel gewesen. Das ist wohl nicht richtig. Die große Auffassung der Kunst, die Speidel hat, fehlt ihm; er ist auch eigentlich kein Kritiker, wie dieses Amt bei uns verstanden wird, sondern der Sprecher einer literarischen Partei gewesen, der Berliner „Moderne“. Er hat für Ibsen gestritten, er ist im Kampfe für die freie Bühne gestanden, er hat dem jungen Hauptmann bei seinen ersten Schritten geholfen. Nach dieser Vergangenheit dürfen wir wohl erwarten, dass er sich treu bleiben, die Direction auf eine literarische Weise führen und die Jugend nicht ausschließen, also dem Director Burckhard auf seinen Wegen nachfolgen wird.

Ich befürchte nur, dass es ihm schwer sein wird, den Schauspielern nicht nachzugeben. Er ist als der gute Freund des Herrn Thimig gekommen, aber es geht doch nicht, dass er sich als Director dem Herrn Thimig verschreibt. Als Director darf er keiner Clique, sondern er muss dem ganzen Theater gehören. Er muss trachten, uns bald zu beweisen, dass er nicht der Director einer Partei sein will. Wird er das können?

Ich befürchte ferner, dass er, mit dem Praktischen des Theaters nicht vertraut, Mühe haben wird, auf der Bühne heimisch zu werden. Woher soll er auf einmal inscenieren können? Er darf aber nicht vergessen, was Laube einmal geschrieben hat: „Ein Theater — das erkannte ich in den ersten Wochen — ist heutigentags nicht mehr vom Bureau zu dirigieren, die wichtigste Arbeit der Direction muss auf der Scene geleistet werden“.

Ich befürchte endlich, dass er, als Berliner, die Berliner Autoren protegieren wird. Er hat gewiss die beste Absicht, der Wiener Literatur gerecht zu werden. Aber wird er sich von seinem Berliner Geschmacke absagen können? Ihm werden halt die Berliner Werke besser gefallen als unsere Wiener. Er bedenke jedoch, dass das Burgtheater eine Stätte der österreichischen Cultur sein soll.

Es war gescheit von ihm, kein Programm auszusprechen. Er will seine Thaten für sich reden lassen. Warten wir sie ab.

Hermann Bahr.

Ein Brief.

Wien, 3. Februar 1898.

Sehr verehrte Redaction!

Das zweite Morgenblatt der „Frankfurter Zeitung“ vom 1. Februar bringt eine Berichtigung des Herrn Hugo Thimig, die sich gegen einen in der „Frankfurter Zeitung“ reproducierten Artikel der Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ richtet.

In dieser Berichtigung heißt es unter anderem wörtlich:

„Richtig dagegen ist es, dass im December der Herr Director Burckhard und meine obere Behörde, als sie Kenntnis von meiner Reise erhielt, die mich in Familienangelegenheiten nach Dresden führte, mir den Auftrag ertheilte, an Herrn Dr. Schlenther eine vertrauliche Voranfrage zu stellen.“

Ich habe heute, als ich Kenntnis von dieser Berichtigung erhielt, sofort die Redaction der „Frankfurter Zeitung“ telegraphisch gebeten, meiner Erklärung freundlichst Raum zu geben, dass dies, soweit es meine Person betrifft, absolut unwahr ist, dass mich vielmehr Herr Thimig um einen Urlaub behufs Verkaufes eines der Familie gehörenden Geschäftes in Dresden ersuchte, dass ich ihm den Urlaub ertheilte, aber hiebei weder der Name Dr. Schlenthers genannt wurde, noch ich Herrn Thimig einen Auftrag ertheilte, am wenigsten den, sich mit einer vertraulichen Voranfrage wegen eines Nachfolgers für mich zu bemühen, dass mir Herr Thimig nach Beendigung seiner Reise dankte, und mir auf meine theilnehmende Frage versicherte, seine Angelegenheiten seien in befriedigender Weise abgewickelt, wozu ich ihn höflich beglückwünschte.

Da ich keinen Anlass habe, Mittheilungen über in einer Wiener Zeitschrift behandelte Angelegenheiten nur an auswärtige Journale zu richten, bitte ich von diesem Sachverhalte freundlich Kenntnis zu nehmen und danke im voraus verbindlichst.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Dr. Burckhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Die Absolutisten haben recht: Es geht auch ohne Parlament in Oesterreich. Vor einigen Wochen konnten wir allerdings noch die Bedeutung des Parlaments für unser öffentliches Leben überschätzen. Heute, da wir zwei Monate lang schon ohne das Wiener Centralparlament arbeiten, haben wir eine geringere Ansicht von seinem Einfluss gefasst. Vor wenigen Wochen noch konnten wir uns mit der Vermuthung schmeicheln, dass das Parlament so stark sei, um, wenn es schon nicht selbst etwas Positives leisten konnte, doch aus Bosheit unsere allweisen außerparlamentarischen Regierungen am vorzüglichen Regieren zu hindern. Heute aber können wir rückschließend die Machtlosigkeit des Parlaments vollständig ermessen, da auch in diesen zwei Monaten die Regierung ebenso schlecht regiert hat, wie zuvor, obzwar kein boshaftes Parlament sie dazu genöthigt hat. Vor zwei Monaten konnten wir noch den officiösen Federn glauben, dass die Regierung von wohlthätigen politischen und socialen Reformprojecten erfüllt sei, deren Ausführung nur das obstruierende Parlament vereitelt hätte, Nun ist das österreichische Parlament außer Thätigkeit gesetzt, aber die Regierung ist noch nicht in ihre langerwartete Reformthätigkeit gekommen. Schließlich, wenn schon gar nichts anderes, haben wir das Parlament doch wenigstens für den alleinigen Urheber der politischen Scandale gehalten, die dem öffentlichen Leben in Oesterreich seit einiger Zeit seine besondere Würze gegeben haben. Doch fehlgeschossen! Wie sich's in Sachen des Farbenverbots mit unwiderleglicher Klarheit gezeigt hat, versteht es die Regierung, auch ohne Parlament die Oeffentlichkeit durch politische Scandale zu beleben. Das Parlament ist demnach wirklich ganz überflüssig, diese wertvolle Erkenntnis haben uns die parlamentslosen zwei

Monate geliefert. Bekennen wir es also offen: Die Absolutisten haben recht. Es geht auch ohne Parlament in Oesterreich — schief.

•

Ein Coudenhove kann mehr Unheil anrichten, als zehn Hartel wieder gut machen können.

•

Früher gab es an den Hochschulen nur einige wenige, ausschließlich naturwissenschaftliche, Collegien, welchen der Lectionskatalog den außerordentlichen pädagogischen Vorzug nachrühmen konnte, dass sie „mit Demonstrationen“ abgehalten werden. Unter der Regierung des Baron Gautsch haben wir es glücklich so weit gebracht, dass jetzt so ziemlich alle Collegien an allen österreichischen Hochschulen von Demonstrationen begleitet sind. Welch pädagogischer Fortschritt

•

Die Regierung bekämpft den Strike der Studenten, indem sie ihn — durch Einstellung der Vorlesungen — mitmacht.

•

Wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe. Wenn einem Fabricanten die Arbeiter striken, so sperrt er die Fabriken, und die Hungerferien besorgen das übrige, um die Arbeiter gefügig zu machen. Wenn dem Baron Gautsch die Studenten striken, thut er das Gleiche wie der Fabrikant: er sistiert die Vorlesungen an den Hochschulen. Aber das ist doch nicht dasselbe. Denn auf diese Art haben die Studenten Bummelferien erlangt, es wird ihnen in der Zwischenzeit nichts fehlen, als die ihnen von den Professoren zu verabreichende „geistige Nahrung“, und an diesem Mangel ist noch niemand gestorben, sonst müsste Oesterreich schon langst entvölkert sein.

•

Baron Gautsch hat gesagt, dass er das Recht der Studenten zum Farbentragen vollständig anerkenne, nur sei seine Ausübung sistiert. Das ist so ziemlich mit allen unseren Freiheitsrechten in Oesterreich der Fall. Anerkannt sind sie, sie stehen sogar schwarz auf weiß auf dem Papier des Reichsgesetzblattes zu lesen, nur ihre Ausübung bleibt uns versagt.

•

Wenn übrigens Baron Gautsch gestattet, dass ich mir einen Moment lang seine Sistierungstheorie aneigne, so bin ich einmal ausnahmsweise in der glücklichen Lage, den österreichischen Staatsmännern ein nettes Compliment zu machen. Sie besitzen Jeder ein großes politisches Talent. Nur dessen Ausübung ist leider sistiert, solange sie Minister sind.

•

In der Debatte über die Einführung des Religionsunterrichts an den Oberrealschulen legte der Statthalter Graf Kielmansegg einen besonderen Wert darauf, zu constatieren, dass die Regierung diese clericale Maßregel schon im Jahre 1870 geplant habe, und fügte dieser Mittheilung den Wunsch hinzu, „dass die Consequenz, die die Regierung in dieser Sache seit 1870 beobachte, anerkannt werde.“ Das soll gerne geschehen. Bereitwilligst anerkennen wir, dass in Sachen der Schulen-Clericalisierung die österreichische Regierung sich immer, nicht erst seit 1870, consequent geblieben ist. Diejenigen, welche einmal schon an eine Besserung der österreichischen Regierung geglaubt, haben ihren Irrthum längst eingesehen, besonders auch, seitdem Graf Kielmansegg die liberalisierende Inconsequenz, in der er während der früheren Jahre seiner Statthalterschaft verharrt hatte, durch die demuthvolle Unterwerfung unter den Willen des mächtigen Dr. Lueger so gründlich gesühnt hat.

•

Die Verhandlungen über den ungarischen Ausgleich sind unter dem Ministerium Gautsch bereits so weit vorgeschritten, wie sie es unter dem Ministerium Badeni — schon vor einem Jahre gewesen sind.

•

In seinen Pariser Interviews erkennen wir wieder unseren Grafen Badeni und seine fast weltberühmte Schlauheit. In dem für die Oeffentlichkeit bestimmten Interview des „Figaro“ macht er sich vor dem Ausland groß, indem er erklärt, dass alles, was er gethan, und auch alles, was er noch thun wollte, gut gewesen sei. Das Unglück will es aber, dass gleichzeitig ein Privatgespräch des Grafen Badeni in die „Times“ gelangt, in welchem er zugesteht, dass er Fehler über Fehler begangen hat. Armer Graf Badeni! Die Natur hat ihm zwei Zungen gegeben, aber keinen Verstand.

•

Bulletin aus Prag: Der Statthalter von Böhmen Graf Coudenhove hat diese Woche keine Dummheit begangen. Seine Stellung gilt als erschüttert.

K.

Volkswirtschaftliches.

Der Abschluss des Gasanlehens hat an der Börse eine wilde Hausse entfesselt. Vor allem natürlich in den mit der Wiener Tramway zusammenhängenden Werten. Die durch ihre Erfolge auf diesem Gebiete kühn gemachte Speculation hat sodann auch verschiedene andere Kategorien von Wertpapieren in den Kreis ihrer Operationen gezogen, und eine Schar von Gerüchten flattert täglich auf, um den Courssteigerungen zum Motiv zu dienen. Bisher ist das Publicum nicht auf den Leim gegangen und daher wird auch die fröhliche Stimmung leicht ein Ende finden, wenn die heutigen Käufer an Realisierungen denken werden. Da mag denn mancher das, was er durch die „capitalfeindliche“ Verwaltung des Dr. Lueger an Tramwayactien verdient hat, an anderen Papieren wieder herauszahlen. Dass die Hausse der Tramwayactien nicht unmotiviert war, beweist der von der „Neuen Freien Presse“ veröffentlichte Vertragsentwurf, dessen Authenticität die „Deutsche Zeitung“ bestätigt hat. Wäre letzteres nicht der Fall gewesen, so hätten wir den Glauben an der Echtheit dieses Entwurfes als selbst für Barrièrestöcke beleidigend zurückgewiesen. Wir kommen auf die für die Commune unglaublich ungünstigen Bedingungen des Entwurfes noch ausführlich zurück.

•

In einer jüngst abgehaltenen Sitzung des Usancen-Comités der Wiener Börsenkammer wurde infolge eines Gesuches der österr.-ungar. Staatsbahn-Gesellschaft die Frage der officiellen Cotierung von Genusscheinen besprochen. Genusscheine sind die den Besitzern amortisierter Actien ausgefolgten Antheilscheine an dem die Nominaleinzahlung übersteigenden Gesellschaftsvermögen und an den vom Unternehmen vertheilten Superdividenden. Zweck der Börsennotiz ist, dass der jeweilige Marktpreis eines Wertpapiers in verlässlicher Weise festgesetzt und in einer für jeden Interessenten leicht und klar ersichtlichen Weise veröffentlicht werde. Jedes Papier, für welches ein Umsatzbedürfnis besteht, sollte auch die Börsennotiz erhalten, vorausgesetzt, dass nicht irgend welche principielle Bedenken bestehen. Für die Staatsbahngenusscheine ist das Umsatzbedürfnis zweifellos vorhanden; es circulieren heute schon etwa 25.000 Stück; und ihre Zahl vermehrt sich rasch durch die alljährlich erhöhte Actien-Amortisation, die im abgelaufenen Jahre ungefähr 1000 Stück umfasste. Es besteht auch ein lebhafter Verkehr darin, nur ist er zum Schaden des Publicums vollkommen ungeregelt, einzelnen Zwischenhändlern ausgeliefert. Das Comité der Börsenkammer hat mit vollem Recht einstimmig beschlossen, die Cotierung zu befürworten und dies principiell immer zu thun, wenn Genusscheine der um die Notiz ansuchenden Gesellschaft in einer einen Börsenverkehr benöthigenden Zahl circulieren. Es besteht aber die Gefahr, dass die Regierung diesem Beschluss die Zustimmung verweigern werde, da der Regierungsvertreter sich in jener Sitzung dagegen ausgesprochen hat. Die Gründe, welche der Börsencommissär anführte, sind theils irrig, theils nicht stichhältig. Er meinte zunächst, dass auch in Berlin die Genusscheine nicht cotiert würden. In Deutschland existieren aber solche Titres nur in Ausnahmsfällen, weil durch die seit langem durchgeführte Verstaatlichung fast sämmtlicher Bahnen die Schaffung von Genusscheinen verhindert wurde. Einzelne sind auch notiert, so die Genusscheine der Frankfurter Trambahn an der Frankfurter Börse und jene der Jura-Simplon-Bahn (übrigens nicht Genusscheine in unserem Sinne) in Berlin. Der Vergleich gestattet also keinen Rückschluss auf unsere Verhältnisse. Dann meinte er, dass Genusscheine kein Stimmrecht in Generalversammlungen gewähren und auch kein Nominale besäßen, woraus Irreführungen entstehen könnten. Das erste beruht auf Irrthum, und durch Nachlesen der Statuten hätte sich der Börsencommissär leicht überzeugen können, dass die Genusscheine sämmtlicher großen Bahnen, mit einziger Ausnahme der Südnorddeutschen Verbindungsbahn, das Stimmrecht besitzen. Der zweite Einwand ist unwesentlich. Bekanntlich gibt es eine moderne Strömung unter den Juristen, welche selbst bei Actien für Abschaffung des Nominalwertes, weil dieser irreführend sei, plaidiert. Die Opposition des Regierungsvertreters ist wahrscheinlich durch die Erinnerung an eine alte theoretische Controverse hervorgerufen, in welcher den Genusscheinen die Existenzberechtigung abgesprochen wurde, weil das Handelsgesetz sie nicht kennt. Die Genusscheine existieren aber; sie sind auf Grund von Statuten, die mit der Regierung vereinbart wurden, ausgegeben worden; sie geben ihren Besitzern ganz bestimmte statutarische Vermögens- und andere Rechte; sie sind also sehr reelle Wertpapiere und der Umstand, dass das alte Handelsgesetz sie nicht kennt, kann höchstens zu einer Revision dieses Gesetzes Anlass geben, nicht aber gegen die Genusscheine sprechen. Eine solche Revision erscheint umso nothwendiger, als die Schaffung der Genusscheine eine höchst vernünftige, ja geistreiche Lösung eines finanziellen Problems ist. Würden sie nicht existieren, so würden die nach einem bestimmten Tilgungsplane amortisierten Actien zu Lotteriepapieren werden; die zuerst gezogenen wären kleinste Treffer; mit der fortlaufenden Amortisation aber würde bei prosperierenden Gesellschaften der Wert der übriggebliebenen immer höher anwachsen. Aus all diesen Gründen ist die Frage der Cotierung der Genusscheine nicht anders zu beurtheilen, als die irgend einer anderen Kategorie von Wertpapieren; es soll ihnen, sobald ein größeres Umsatzbedürfnis, wie bei denen der Staatsbahn, besteht, die Cotierung zugesprochen werden.

S. A.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Comédie française, „Catherine“ von Henri Lavedan; Cluny, „Les Demoiselles des Saint-Cyriens“, von Gavault und Cottens, Musik von Varney; Grand-Guignol, „Un Billet de logement“ von Denval; Théâtre Antoine, „Ceux qui restent“, von Grenet-Dancourt, „Fortune“ von Bourgeois und Thiriet, „La Cage“ von Descaves, „Le Talion“ von Provins. Berlin. Lessingtheater, „Das grobe Hemd“ von Karlweis; Thaliatheater, „Das neue Ghetto“ von Herzl.

• • •

Frau Lilly Lehmann bewies als Donna Anna abermals ihre hohe Künstlerschaft, der wir gegenwärtig an der Oper keine ebenbürtige Leistung an die Seite stellen können. Die Vorstellung war im übrigen keine der besten. Herrn Reichmann fehlt als Don Juan jeder Humor, er war in seiner Hölzernheit stellenweise geradezu hilflos. Frl. Mora wäre als Elvira unmöglich gewesen, ihre mir unbekannte Remplaçantin war es auch. Sehr gut waren Herr Hesch als Leporello, Herr Grengg und Frau Forster. Herr Dippel genügte. Die Regie war geradezu scandalös. Keine der Verwandlungen, kein Auftritt und Abgang klappte, und zum Schluss fiel nicht einmal der Vorhang zu rechter Zeit. Der erst nach beendetem Orchesterspiel erfolgte scenische Abschluss der Oper missglückte vollständig. Ich habe von unserer Opernregie nie eine gute Meinung gehabt, aber dass sie jetzt nicht einmal mehr die Schablone einzuhalten vermag, ist

denn doch zu arg. Hoffentlich werden wir so etwas nie mehr wieder erleben, und wenn unsere Regie in der ohnedies seltenen Don Juan-Vorstellung schläft, so möge man ihr die zu dieser Function nöthige Muße im wohlverdienten Ruhestande gönnen. R. W.

*

Im Raimundtheater ist ein junger Wiener, Herr Rudolf Holzer, mit zwei Stücken vor das Publicum getreten; sie heißen „Heimkehr", eine dramatische Studie, und „Schlingen", eine moralische Komödie. Jenes ist ein schlechter Ganghofer und hat also auch riesig gefallen. Dieses ist ein guter Hartleben und hat also auch den Zorn aller Philister erregt, der dumme Kerl von Wien ist ganz rabiat gewesen. Jenes spielt im Gebirge und handelt einen crassen Fall auf eine rohe und banale Art ab, aber doch mit einer ungemeinen Nervosität. Dieses spielt in der Stadt unter jungen Leuten, wie sie jetzt sind. Es ist eigentlich kein „Stück", es legt bloß ein paar Scenen hin, aber diese sind von einer sehr hübschen Ironie. Der ersten Liebesscene würde sich Donnay oder Bracco nicht zu schämen brauchen; in ihr kündigt sich ein Dichter an. Er wird freilich noch manches lernen müssen, er weiß sein Metier noch nicht, aber dafür hat er, was man nicht lernen kann: er hat Poesie. Im ersten Stück ist Fräulein Hetsey aufgefallen, ein glänzendes Talent aus der Schule von Arnau. Im zweiten sind Fräulein Haeberle und Herr Burg sehr gut gewesen. H. B.

* * *

Im sechsten philharmonischen Concerte spielte Herr Fritz Kreisler das D-moll-Violin-Concert von Max Bruch. Es ist keine besonders hervorragende Composition, aber Herr Kreisler könnte bei seiner eminenten Vortragskunst manchen Erfolg damit erzielen, wenn er nicht den Fehler hätte, beständig zu distonieren. Die Ursache davon war nicht so sehr Fehler im Griff der Hand, als ein Fehler in der Stimmung. Sein Spiel distonierte mit dem Orchester constant um denselben Grad, von Anfang bis zu Ende. Ich erinnere mich nicht, einer derartigen Erscheinung jemals begegnet zu sein, aber mir war damit jede Freude an der Leistung unmöglich geworden.

*

Herrn Eugen Gura brauche ich als vorzüglichen Interpreten Löwe'scher Balladen nicht erst vorzustellen. Neu war der Vortrag einiger Lieder von Hugo Wolf, die mir von Concert zu Concert besser gefallen und trotz ihrer im ersten Moment überraschenden Harmonien immer natürlicher vorkommen. Ich glaube, dass auch das Publicum diesen Eindruck erhalten wird, wenn es sich nur die Mühe nimmt und Gelegenheit hat, sich damit abzugeben. Einen bedeutenden Antheil an dem diesmaligen Erfolge der Wolf'schen Lieder hatte Herr Gura, dessen wunderbarer Vortrag und grandiose Tonbildung mitunter geradezu überwältigend wirkten. Da merkte man erst, was in Liedern wie „Verborgenheit" und „Biterolf" eigentlich steckt. Die mit köstlichem Humor vorgetragene „Begegnung" musste wiederholt werden. Auch Lieder von behäbiger Fröhlichkeit, wie die „Fußreise", und düstere Stimmungen, wie „Um Mitternacht" (ein Nachtstück von tiefstem Gehalt) übten mächtige Wirkungen. Herr Gura that wohl daran, sich in Herrn Prof. Schwartz aus München einen Künstler als Partner mitzubringen, denn wir haben in Wien gegenwärtig niemand, der diese Rolle auch nur annähernd mit solcher Meisterschaft vertreten könnte. Herr Schwartz fand auch mit Solo-Vorträgen wohlverdienten Beifall. R. W.

Bücher.

Max May: Wie der Arbeiter lebt. Arbeiterhaushaltungs-Rechnungen aus Stadt und Land. Berlin, Carl Heymann, 1897.

Das Studium von Arbeiterhaushaltungs-Rechnungen wirkt mancherlei Nutzen. Wenn sich der Nationalökonom, Verwaltungsbeamte oder Communalpotentat, womöglich mit Zuziehung seiner hoffentlich in der Wirtschaft tüchtigen Hausfrau, überlegt, wie er wohl mit 1000—700 Mark oder 700—400 Gulden auskommen und wie er das Geld eintheilen würde, so wird er wahrscheinlich milder über die „Begehrlichkeit" des Arbeiterstandes zu urtheilen anfangen. Außerdem geben solche Arbeiten Aufschluss über den Unterschied der Lebensbedingungen in der Großstadt, in der Mittelstadt, in der Kleinstadt und auf dem Lande. Diesen Unterschied beleuchtet die vorliegende zweite Folge von Arbeiterbudgets — eine erste hat May im Jahre 1891 herausgegeben — ganz besonders gründlich, und das ist ihr Hauptverdienst. Die Beschaffung des Materials hat große Mühe gekostet. Zahlreiche Haushaltungs-Rechnungsbücher haben der Verfasser und seine Freunde vertheilt und noch dazu für die erbetene Mühewaltung eine Entschädigung versprochen, aber nur 20 brauchbare Rechnungen sind abgeliefert worden. Es ist leicht einzusehen, wie es kommt, dass die Arbeiter und Arbeiterfrauen nur schwer den Entschluss fassen, eine solche Rechnung zu führen, und dass es ihnen noch schwerer fällt, dabei nicht vor Ablauf des Jahres die Geduld zu verlieren; aber es ist für die Vertreter der Staatswissenschaften nothwendig, sich darüber Klarheit zu verschaffen, wie das Volk lebt, und darum sollte Max May durch starke Nachfrage nach seiner Schrift aufgemuntert werden, seine Bemühungen fortzusetzen. —t—

Lic. H. Martensen Larsen, Pfarrer in Vejlby bei Aarhus: Die Naturwissenschaft in ihrem Schuldverhältnis zum Christenthum. Berlin, Reuther und Reichhard, 1897.

Die Naturvölker, führt der Verfasser aus, gelangen nicht etwa deswegen zu keiner Naturerkenntnis, weil es ihnen an Fähigkeit fehlte, sondern nur deswegen, weil sie die Naturerkenntnis schon zu haben glauben. Ihre Phantasie hat die Natur mit Geistern bevölkert, von denen alle Veränderungen ausgehen, für sie ist die ganze Natur verhext, und bei solcher Auffassung können sie gar nicht daran denken, einem ursächlichen Zusammenhange der Naturerscheinungen nachzuspüren. In diesem Aberglauben, in diesem Bann einer vermeintlich verzauberten Welt sind auch die hochbegabten und arbeitsamen Culturvölker Ostasiens stecken geblieben bis auf den heutigen Tag, und sogar die Hellenen, unsere Lehrer in allen übrigen Dingen, haben sich ihm nicht zu entwinden vermocht; so fest wurzelte der Aberglaube im Volke, dass ihm schon der Versuch, die Geheimnisse der Natur zu ergründen, als eine Antastung der Gottheit und daher als Sacrileg erschien; als eine Beleidigung des Sonnengottes wurde es geahndet, dass Anaxagoras die Sonne für einen glühenden Körper zu erklären wagte. So war selbst diesem höchstbegabten Volke der Zugang zur methodischen naturwissenschaftlichen Forschung versperrt. Diese ist erst durch den Monotheismus möglich geworden, der die Welt durch einen vernünftigen Geist nach einem vernünftigen Plane erschaffen und geordnet sein lässt, womit schon ausgesprochen ist, dass in ihr Gesetzmäßigkeit herrschen müsse, dass sie also erforschbar sei. Wenn trotzdem noch beinahe 1800 Jahre vergiengen ehe es die christlichen Völker zur methodischen Naturforschung brachten, so lag das einerseits an dem barbarischen Zustande, mit dem die Entwickelung der modernen Völker begonnen hat, andererseits an den unüberwundenen Resten des Polytheismus im christlichen Europa und an dem blinden Glauben der mittelalterlichen Gelehrten an die Autorität des Aristoteles. Es sind Gedanken Fr. Albert Langes und Dubois-Reymonds, die Larsen, übrigens vollkommen selbständig, ausgeführt hat. Folgenden Ausspruch des genannten großen Physiologen hat er seiner Schrift als Motto vorgesetzt: „Die neuere Naturwissenschaft, wie paradox dies klinge, verdankt ihren Ursprung dem Christenthum." —t—

A. J. Meier-Graefe: Die Keuschen. Eine Folge von Romanen über das Liebesleben im neunzehnten Jahrhundert: II. Der Prinz. Berlin, Schuster & Loeffler, 1897.

Die Keuschheit wird hier als Problem der Dekadenz und Perversität gefasst. Doch geschieht dies ganz ohne düstere Nervosität, sogar mit einer freien, seigneuralen Laune. Daher liest sich das Buch leicht und angenehm. Man wird auf die harmloseste Weise von der Welt in den Bannkreis der kniffligsten Geschlechtsfragen geführt. Man merkts kaum, man meint sich lediglich zu amüsieren, da ist man schon mitten darin. Bequem und vergnüglich duselt man so in die Welt der Uebergeschnapptheit und Verrücktheit hinein. Man fährt gleichsam Droschke, und die Bilder gaukeln an einem vorüber. Schließlich beugen sich die Fratzen einem über den Wagenschlag, hopsen wohl gar mit misstönendem Gekreisch teufelsschnell durch den Fond hindurch. Man beginnt sich zu gruseln — da ist der Spuk auch schon zerronnen. — Nun, so ein Buch lässt man sich ein einzelnesmal wohl schon gefallen. Es sticht so drollig ab von allem, was man sonst zu lesen kriegt. Aber hoffentlich macht es nicht Schule, und die Nachfolger, die noch zu erwarten sind, bewegen sich etwas manierlicher einher. Im übrigen hat ja Meier-Graefe recht: die Keuschheit ist wirklich nicht bloß eine Tugendseite. Und es mag auch wohl dem dichtenden Psychologen geziemen, die Fackel einmal in dieses mythische Dunkel zu halten. In seinem ersten Buche schildert Meier-Graefe die Keuschheit als Ausgebranntheit — es treffen sich zwei, die das Leben so gründlich „kennen", dass ihnen bloß die Enthaltsamkeit noch neue Freuden verspricht. Diesmal erblüht die Keuschheit auf dem Boden der Temperamentlosigkeit und Blasiertheit und einer sehr bewussten, höchst exclusiven aristokratischen Cultur. Die Erotik besteht für den Prinzen gleichsam nur als Wissensstoff und als Gegenstand für künstlerische Reproduction. Erst ganz spät kommt einmal — er ist schon Fünfzig alt — eine Wallung über ihn, mit einem ganzen phantastischen Hexensabbath im Gefolge. Er flüchtet davor in die Einsamkeit und ergibt sich der Graphomanie. Ob die ihn heilt, oder ob sie ihn gänzlich zerrüttet, ist nicht recht ersichtlich. Das Buch schließt dunkel und mysteriös. Möglicherweise ist das gerade stilvoll. F. S—l.

Revue der Revuen.

„Deutsche Revue" enthielt im December einen bisher noch nicht veröffentlichten Briefwechsel Friedrich Hebbels mit Karl von Holtei, dem gerade jetzt aus Anlass der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages neu gefeierten Dichter der „Vagabunden". Ueber dieses Werk äußert sich Hebbel: In Ihrem Roman ist die Mischung der rührendsten idyllischen Elemente mit den Tollheiten und Bizarrerien der abenteuerlichen Welt, wovon er den Namen trägt, höchst eigenthümlich und erquickend, so dass ich für Einen Band die ganze Bibliothek der Fanny Lewald und ihrer „socialen" Geschwister hingebe. — Januarheft: In einem Aufsatze über „Gespenster in der Kunst und in der Wissenschaft" schreibt Professor Moriz Benedikt u. a.: Der Paralytiker im Beginne hat nicht die Gedankenleere, wie sie Ibsen seinen Helden andichtet, sondern eine Unruhe im Denken und Schaffen, die meist jede fertige Production unmöglich macht. Interessant war mir die Beobachtung Makarts auf der Höhe seines geistigen Verfalls. — In demselben Hefte sind Briefe Beethovens — aus Otto Jahns handschriftlichem Beethoven-Nachlass — zum erstenmale abgedruckt. Dieselben sind zum Theile an den kaiserlichen Hof-Secretär M. v. Zmeskal gerichtet, der von 1809—1815 mit Beethoven durch innige Freundschaft verbunden war, zum größeren Theil aber an Frau Nanette Streicher, die Gattin des bekannten Jugendfreundes Schillers, Musikers und späteren Wiener Clavierfabrikanten. Diese Briefe beziehen sich durchwegs auf kleinlich häusliche Verhältnisse und sind reich an absichtlichem und unabsichtlichem Humor: so z. B. wenn Beethoven sich wegen eines renitenten Bedienten umständlich und eingehend juristischen Rath holt.

„Deutsche Kunst und Decoration." Im Jännerheft schreibt Berlepsch über Fritz Erler, einen durch seine Erfolge in Münchener Ausstellungen bekannten, jungen Maler. Seine Studienjahre verbrachte er in Breslau. Interessantes erfahren wir über seinen dortigen, nunmehr verstorbenen Lehrer, Professor Bräuer. Erler selbst schrieb einmal, „dass die ganze Bewe-

gung von moderner Stilisierung der Naturformen und deren Zweckanpassung von jenem stillen Manne zwanzig Jahre vorher anticipiert worden sind." Erler hat sich später gerade nach dieser decorativ-künstlerischen Seite hin bedeutend entwickelt. Davon, aber auch von seiner Staffeleimalerei geben zahlreiche Reproductionsbeilagen des Heftes wunderschöne Proben. Seine Entwürfe zu keramischen Gefäßen vor allem sind bemerkenswert. — Das Decemberheft enthielt neben einem reich illustrierten Aufsatz über deutsche Placatkunst eine sehr interessante, geradezu als Reaction auf die Kunst-Decorationsströmung bemerkenswerte Betrachtung: „Tempelkunst" von Fidus, dem bekannten Zeichner und Maler: Bei aller eigentlichen Kunst — bei jeder Empfindungskunst, die nicht wie das Kunstgewerbe dem Schmucke des täglichen Lebens dienen muss oder sollte — tritt durch den allzuhäufigen Verkehr des Menschen mit ihren Werken Abstumpfung ein. Die reine und hohe Kunst soll deshalb Festkunst werden! Sie darf nicht aus Haus gefesselt werden, an die Alltagsfrohne. Was soll ein Privatmensch mit Kunstwerken, die ihm auf die Dauer unerträglich, mindestens gleichgiltig werden müssten (der Verfasser führt seine eigenen Malereien als Beispiel an), wenn er ihren beständigen Besitz wirklich durch beständiges Betrachten ausnützen wollte? Die Kunst kann sich so entwickeln, so „inhaltsvoll" werden, dass sie über den Privatbesitz und das Privatbedürfnis hinauswächst.

„La Revue blanche" vom 15. Jänner veröffentlicht den ersten Theil von „Oeuvres inédites de l'Empereur", der am Schluss den Vermerk aufweist: Correspondance réunie par Paul Adam. Natürlich ist diese Correspondenz eine witzige Fiction. Ein moderner Kaiser, unsichtbar und anonym — seine Briefe unterzeichnet er mit einem stolzen N — entwirft darin einen kriegerischen Plan zum Ausbau der militärischen Organisation und Ausrüstung mehrerer als bestehend angenommener socialistischer Syndicate. Er schreibt an Jules Guesde, seinen „Seneschall des Nordens", an Millerand, den „Seneschall des Centrums", und Jaurès, den „Seneschall des Südens". Er vertieft sich in Organisations- und Ausrüstungsfragen oft bis in die kleinsten Einzelheiten, und besonders auf Genauigkeiten der Adjustierung und auf die richtige ordnungsmäßige Verwendung der in der „capitalistischen Armee" — dem stehenden Heere Frankreichs — ausgedienten Chargen legt er großes Gewicht. Dabei verliert er aber seinen großen Kriegsplan nicht aus den Augen, von dem er die Eroberung Frankreichs durch die socialistische Armee erwartet. Er denkt an eine Sammlung der Kräfte in Genf und einen Feldzug, der von dort ausgeht. Unter seinen Briefen ist auch einer an Rochefort, der mit den Worten beginnt: „Lassen Sie einen Moment diese ganze Affaire Dreyfus beiseite. Das ist ein Roman-Feuilleton für Kinder. Befassen Sie sich nur mit unserem Eintritt in den Kampf." Das ist zugleich eine Probe des trockenen Humors des Verfassers.

„The Theosophist", eine occultistische Vierteljahrsschrift, veröffentlicht in ihrem letzten Quartalsheft ein sehr curioses Document. Es wird für eine Prophezeiung des Nekromanten Olivarius ausgegeben, der im 16. Jahrhundert lebte und die Geburt, sowie den ganzen Lebenslauf des ersten Napoleon verkündet haben soll. Sie beginnt mit den Worten: „Franco-Italien wird ein übermenschliches Wesen hervorbringen. Dieser Mensch wird in ganz jungen Jahren dem Meere entsteigen und Art und Sprache der keltischen Franken annehmen. Er wird sich in seiner Jugend durch tausend Hindernisse seinen Weg bahnen, mit Hilfe von Soldaten, deren Generalissimus er werden wird." In ähnlicher Weise werden die Siege, die Krönung, die Niederlagen, die Wiedereinsetzung der Könige aus dem alten Stamme der Capets und Napoleons Verbannung „nach einer Insel jenes Meeres, aus dem er in seiner Jugend hervorgegangen", geweissagt. Das Manuscript, das die Jahreszahl 1542 trägt, soll sich in der Bibliothek der Benedictiner befunden haben, woselbst es François de Mey, der Generalsecretär der Pariser Commune, während einer Hausdurchsuchung im Revolutionsjahre, entdeckte. Er fand seinen Inhalt so merkwürdig, dass er die Schrift zu sich nahm und copierte. Diese Copie wurde Napoleon nach seiner Krönung zum Kaiser übergeben. Der Artikel erzählt, dass er das Manuscript in großer Erregung nach Malmaison brachte und es der Kaiserin Josephine zu lesen gab. Bei seiner Rückkehr von der Insel Elba erinnerte er sich neuerdings an die alte Prophezeiung. „Ich habe mich nie viel mit dem Glauben abgegeben", sagte er darüber, „aber ich bin doch fest überzeugt, dass es Dinge gibt, die über das menschliche Verständnis gehen, und die man sich bei allem Verstand nicht zu erklären vermag. Jene sonderbare, bei den Benedictinern gefundene und während der Revolution entwendete Weissagung, ist wieder ein Beweis dafür. Was will sie sagen? Gilt sie wirklich mir? Wahrlich, wir sollten mit den Kräften des Weltalls vertrauter werden und uns jene Strahlen göttlicher Erleuchtung, denen wir manchmal bei Auserwählten begegnen, zunutze machen. Sie würden uns den wahren Weg weisen und uns vor den Gefahren warnen, die uns drohen."

Der weiße Fächer.

Ein Zwischenspiel.

Von Hugo von Hofmannsthal.

(Schluss.)

(Miranda will langsam den gewundenen Weg nach rückwärts gehen. Im gleichen Augenblick ist Fortunio aus der Hecke herausgetreten. Er geht mit gesenktem Kopf und sieht sie erst an, wie er dicht vor ihr steht.)

Fortunio: Miranda!

Miranda: Wir haben uns lange nicht gesehen, Vetter. Aber es ist ganz natürlich, dass wir uns hier treffen. Du kommst vom Grab deiner Frau und ich gehe zum Grab meines Mannes.

Fortunio: Ich erinnere mich an den Brief, den du mir nach dem Tod meiner Frau geschrieben hast. Ich weiß nicht, was für Worte du gebrauchtest, ab er hatte etwas Sanftes, Freundliches und zugleich etwas so Fernes. In meiner Erinnerung kommt er mir vor wie die kleinen silbernen röthlich angehauchten Wolken, die dort oben im Weiten so still hinschweben.

Miranda: Ich erinnere mich kaum an dich, wie du beim Leichenbegängnis meines Mannes in meinem Hause warst. Es waren so viele Verwandte da. Du standest eine lange Weile hinter mir und ich hatte es nicht bemerkt; erst als du weggiengst, wurde ich dich gewahr und auch nicht dich selber, sondern nur in dem marmornen Pfeiler neben mir den hellen Schatten deines Gesichts und den dunklen deiner Kleidung, die sich lösten und fortglitten.

Fortunio: Das ist sonderbar: auch ich erinnere mich an den blassen Schatten deines Gesichtes und an den dunklen deines Kleides, der über den marmornen Pfeiler schwebte.

Miranda (mit schwachem Lächeln): Das passt zu uns: wir waren für einander immer nur wie Schatten.

Fortunio: Warum sagst du das?

Miranda: Findest du nicht, dass es wahr ist?

Fortunio: Du meinst, in unserer Kinderzeit?

Miranda: Ja, ich meine in der früheren Zeit, bevor wir uns verheirateten.

Fortunio: Bevor du dich verheiratetest.

Miranda: Und du. Es war fast gleichzeitig. Gleichviel. Aber Schatten ist vielleicht nicht das richtige Wort. Es war nichts Düsteres dabei. Nur so etwas Unbestimmtes, etwas unsäglich Unbestimmtes, Schwebendes. Es war wie das Spielen von Wolken in der dämmernden Luft im Frühjahr.

Fortunio: Wolken, aus denen nachher kein Gott hervortrat.

Miranda: Und keine Göttin.

Pause.

Miranda: Es ist thöricht, auf vergangene Dinge zurückzukommen, nicht wahr?

Fortunio (schweigt).

Miranda: Verzeih', es war sehr ungeschickt von mir und überflüssig. Du kannst versichert sein, dass ich in allen diesen Jahren an diese Dinge nicht gedacht habe.

Fortunio (schweigt).

Miranda: Es scheint, dass wir uns nicht viel zu sagen haben. Und es wird spät. Leb' wohl, Fortunio. (will gehen).

Fortunio: Miranda, was war dein Mann für ein Mensch?

Miranda (sieht ihn groß an).

Fortunio: Nein, sieh mich nicht so an. Ich wollte nichts sagen, was dich kränkt. Ich meine: ich habe ihn sehr wenig gekannt. Er muss eine große Gewalt über dich gehabt haben. Er hat dich sehr verändert.

Miranda: Ich weiß nicht, ob er es ist, der mich so verändert hat.

Fortunio: Es kann auch das Alleinsein schuld sein.

Miranda: Ja: er, sein Tod, das Alleinsein, alles zusammen. Aber gerade du kannst das kaum bemerken. Du musst doch fast gar nichts von mir wissen, wie ich früher war. Es ist unmöglich, dass du etwas Wirkliches weißt.

Fortunio: Ich weiß nicht …

Miranda: Es gibt Augenblicke, die einen um ein großes Stück weiterbringen, Augenblicke, in denen sich sehr viel zusammendrängt. Es sind die Augenblicke, in denen man sich und sein Schicksal als etwas unerbittlich Zusammengehöriges empfindet.

Fortunio: Du hast viele solche Augenblicke erlebt? —

Miranda: Es waren einige in den Tagen, bevor mein Mann sterben musste. Einmal, da war's gegen Abend. Ich saß bei seinem Bett und hatte eine Menge Bücher und wollte ihm vorlesen. Ich nahm zuerst die Schriften der heiligen Therese in die Hand, aber das Buch beängstigte mich: Mir war, als stünde in jeder Zeile etwas vom Tod. Ich legte es weg und fieng an, die Geschichte von Manon Lescaut vorzulesen. Während ich las, fühlte ich seine Augen auf mir und fühlte, dass er etwas sagen wollte. Ich hielt inne: er sah mich mit einem unbeschreiblich schüchternen Blick an und machte gegen das Buch hin eine Handbewegung, eine ganz kleine Handbewegung. Aber es lag alles darin, was er sagen wollte: Was kümmert mich dieser junge Mensch und seine Geliebte, ihre Soupers und ihre Betrügereien, ihre Thränen und ihre Verliebtheit, was kümmert das alles mich, da ich doch sterben muss! Ich legte das Buch weg. Es schien noch etwas in seinen Augen zu liegen, etwas, eine Bitte, eine Frage. Ich fühlte in diesem Augenblick, da dieser Blick auf mir ruhte, die entsetzliche Gewalt der Wirklichkeit. Ich kann es dir nicht anders sagen. Ich fühlte, dass ich ihn mit einem Zucken meiner Augenlider in einen Abgrund werfen konnte, wie der Ertrinkende versinken muss, wenn du ihm die Finger abschlägst, mit denen er sich an ein Boot klammert. Ich fühlte, dass wenn ich jetzt aufstünde, mein erster Schritt mich tausende von Meilen von ihm wegtragen würde. Ich konnte diesen Blick nicht ertragen, mir war, als dauerte es schon Stunden, dass ich so dasäße.

Fortunio: Arme, du hast viel gelitten.

Miranda: Ich murmelte irgend etwas, ich weiß nicht was. Nur das weiß ich, dass es dann irgendwie so kam, dass er darauf antwortete: „Lass, lass … aber so lange die Erde über meinem Grab nicht trocken ist, wirst du an keinen andern denken, nicht wahr …" und während er das sagte, wechselte der Ausdruck in seinem Gesicht in einer fürchterlichen Weise, seine armen Augen nahmen etwas Kaltes, fast Feindseliges an und er lächelte schwach, wie in Verachtung. (Sie sieht vor sich nieder. Beide schweigen.)

Fortunio (nach einer Pause): Und jetzt bist du völlig allein?

Miranda (schweigt, sieht ihn zerstreut an).

Fortunio: Du musst dich sehr verändert haben, dass du das erträgst.

Miranda (schweigt).

Fortunio: Du warst das anschmiegendste kleine Wesen, das ich je gekannt habe. Du konntest nie allein sein. Selbst gegen deinen Vater warst du wie gegen einen Bräutigam.

Miranda (sehr kalt): Mein Vater hat jetzt seine zweite Frau, er braucht mich nicht. Ich muss jetzt gehen, Fortunio, mein Wagen und meine Dienerinnen warten auf mich. (Sie geht.)

Fortunio: Leb' wohl. (Geht gegen rechts.)

(Wie sie schon ein paar Schritte an einander vorüber sind, wendet Fortunio sich um.)

Fortunio: Miranda!

Miranda (bleibt stehen. Sie stehen jetzt weiter auseinander als früher. Sie sieht ihn fragend an).

Fortunio: Ich möchte dir etwas sagen, Miranda.

Miranda: Ich höre.

Fortunio: Hör' mich an, Miranda. Ich weiß, du bist das hochmüthigste Geschöpf unter der Sonne und es ist schwer, dir einen Rath zu geben. Hör' mich an: wir würden uns alle sehr freuen, zu hören, dass du dein Leben änderst.

Miranda: Wer das? Unsere Verwandten? Um die kümmere ich mich nicht. Du?

Fortunio: Auch ich.

Miranda: Du lügst — verzeih, ich meine, du übertreibst. Wann hättest du dich um mein Leben bekümmert — so wenig als ich mich um das deine! — Und was ist es, das dir an meinem Leben missfällt?

Fortunio: Miranda, dein Leben sieht dem Leben einer büßenden Nonne ähnlicher als dem Leben einer großen Dame. Ich weiß, ich weiß, was du mir sagen willst, aber du hast nicht recht, bei Gott, du hast nicht recht, Miranda! Du machst dich schuldig, auf eine geheimnisvolle Weise schuldig.

Miranda: Gegen wen?

Fortunio: Es gibt Verschuldigungen gegen das Leben, die der gemeine Sinn übersieht: aber sie rächen sich furchtbar.

Miranda: Was hat das alles mit mir zu thun, Vetter?

Fortunio: Sehr viel hat das mit dir zu thun, Miranda. Das Leben trägt ein ehernes Gesetz in sich und jedes Ding hat seinen Preis: auf der Liebe stehen die Schmerzen der Liebe, auf dem Glück des Erreichens die unendlichen Müdigkeiten des Weges, auf der erhöhten Einsicht die geschwächte Kraft des Empfindens, auf der glühenden Empfindung die entsetzliche Verödung. Auf dem ganzen Dasein steht als Preis der Tod. — Dies alles aber unendlich feiner, unendlich wirklicher als Worte sagen können. — Um das kann keiner herum; unaufhörlich zahlt jeder mit seinem Wesen und so kann keiner Höheres, als ihm ziemt, um billigeren Preis erkaufen. Und das geht bis in den Tod: die marmornen Stirnen zerschlägt das Schicksal mit einer diamantenen Keule, die irdenen einzuschlagen nimmt es einen dürren Ast.

Miranda (lächelnd): Du redest wie ein Buch, Fortunio.

Fortunio (einen Schritt näher zu ihr tretend): Aber es gibt hochmüthige, eigensinnige Seelen, die mehr für ein Ding bezahlen wollen, als das Leben verlangt. Die, wenn das Leben ihnen eine Wunde schlägt, schreien: ich will mir weh thun! und in die Wunde greifen und sie aufreißen wie einen blutenden Mund. Die in ihr Erlebtes sich verbeißen und verwühlen wie die Hunde in die Eingeweide des Hirsches. Und an diesen rächt sich das Dasein, so wie es sich immer rächt: Zahn um Zahn, Auge um Auge.

Miranda (sieht ihn an).

Fortunio (indem er ihre Hand ergreift und gleich wieder fallen läßt): Du hast keine Kinder, Miranda. Irgendwo wachsen die Blumen, die danach beben, von diesen Händen gepflückt zu werden. Das Echo in deinen Gärten wartet auf deine Stimme wie ein leerer Becher auf den Wein. Irgendwo steht ein Haus, über dessen Schwelle du treten sollst wie das Glück.

Miranda: Irgendwo auf einer Weide laufen zwei Fohlen. Vielleicht wird eines davon einmal deinen Leichenwagen ziehn, eines den meinigen. Man kann denken, was man will.

Fortunio: Du bist ein Kind, Miranda. Diese übermäßige Traurigkeit hängt an dir wie eine ungeheure Liane an einem kleinen Baum. Du bist schöner, als du je warst. (Alles dies ist weder feurig, noch süß zu sprechen, sondern ruhig-eindringlich, wie vor einem schönen Bild). Es ist etwas um dich wie ein Schatten, etwas, das ich nie an einer Frau bemerkt habe. Der Mann, dem du gehören wirst, der mit seinen Armen dich umschlingen wird statt dieses häslichen schwarzen Gürtels, der wird etwas Traumhaftes besitzen, etwas wie den Schmuck aus einer rosenfarbenen und einer schwarzen Perle, den die Könige des Meeres tragen. Es werden Stunden kommen, wo ihn sein Glück beängstigen wird wie ein innerliches übermäßiges Schwellen.

Miranda: Warum redest du so mit mir, Fortunio? Du meinst nichts von dem, was du redest. Es ist nichts an mir, es ist nichts um mich, als dass ich zwei Jahre geschwiegen habe. Welche Freude macht es dir, mich zu verwirren? Aber so bist du. Du warst immer so. Du bist wie ein Schauspieler. Wenn ich fröhlich gewesen wäre, hättest du dein Vergnügen gefunden, mich traurig zu machen. Es gibt eine Art, sich um einen Menschen zu bekümmern, die viel verletzender ist als die völlige Nichtachtung, und das ist die deinige! Du redest über einen Menschen wie über einen Baum oder einen Hund. Du nennst mich hochmüthig, und es gibt auf der ganzen Welt keinen hochmüthigeren Menschen als dich. Du bist nicht gut, Fortunio. Leb' wohl. (Sie hat Thränen in den Augen, wendet sich schnell und geht weg in den Hintergrund, wo sie verschwindet.)

Fortunio (allein): Wie sehr geheimnisvoll, dass aus jenem verwöhnten eigensinnigen Kind diese Frau geworden ist. Und dieses ganze Abenteuer, es ist fast nichts und doch verwirrt es mich. Man muss sich inacht nehmen, denn fast nichts, das ist der ganze Stoff des Daseins. Worte, gehobene Wimpern und gesenkte Wimpern, eine Begegnung am Kreuzweg, ein Gesicht, das einem andern ähnlich sieht, drei durcheinandergehende Erinnerungen, ein Duft von Sträuchern, den der Wind herüberträgt, ein Traum, den wir vergessen glaubten . . . anderes gibt es nicht. Solch ein Schattenspiel ist unser Leben und Sterben. (Er kehrt auf seinen früheren Platz zurück, mit den Augen am Boden.) Hier stand sie zuerst. Hier schien sie mir ganz anders: biegsam und kühl wie junge Weiden am Morgen. Hier aber flog etwas über sie hin, wofür ich keinen Namen weiß. Es war wie der Schatten des Lebens, ein Schatten, der durch verschlungene Aeste hindurchgedrungen ist, beladen mit dem Schein von vielen reifen Früchten. Wer sie besäße, dem käme zu jeder Stunde eine andere entgegen. (Die Mulattin und eine andere Dienerin treten von rechts auf.) Was thu ich hier? Was such ich hier im Sand, sieben Schritte von meiner Frau Grab, die Spuren einer andern! (Zornig). Wär ich vielleicht froh, wenn ich sie mit den meinen vermischt fände, wie auf der Tenne, wenn die Bauern tanzen! Vielleicht hier — vielleicht da — vielleicht auf meiner Frau Grab! (Er bemerkt die Dienerinnen, steht einen Augenblick verwirrt, geht rasch ab.)

Mulattin (sieht ihm nach): Ein hübscher junger Herr!

Die Weiße (steht ein wenig weiter im Hintergrund).

Mulattin: Du, was machst du denn dort, du weinst ja!
Ja, sie weint. Catalina!
Catalina: Lass mich, Sancha.
Mulattin: Ein Brief vom Dorf?
Catalina: Ich hab schon lange keinen.
Mulattin: Was denn?
Catalina: Du lachst mich doch nur aus.
Ich weiß nicht, dort muss wo ein Strauch von Geißblatt . .
Riechst du den Duft?
Mulattin: Das war's?
Catalina: Wir haben einen
Zu Haus', nicht einen, eine ganze Laube.
Mulattin: Und dann?
Catalina: Sonst nichts, mir fiel nur alles ein:
Jetzt ist es Abend und der Vater spannt
Die Rinder aus: das weiße geht voran
Zum Brunnen und das rothe geht ihm nach.
Der lahme Verrueco kommt, sein Nachtmahl
Stellt ihm die Mutter vor die Thür.
Mulattin: Das war's
Noch nicht, um was du weintest.
Catalina: Von meinem Bruder reden sie, der jetzt
Soldat ist, auch von mir und wie's mir geht.
Mulattin: Das war's nicht, Catalina: bei der Laube
Von Geißblatt fiel dir ganz was and'res ein
Und um was and'res weinst du jetzt, mein Kind.
Catalina: Woher denn weißt du's?
Mulattin: Das ist nicht so schwer.
Catalina: Nun ja, sie schrieben mir — — —
(Sie weint heftig, aber still in sich.)
Mulattin: Er läuft einer andern nach! O große Sorgen!
Meinst du vielleicht, du findest keinen andern?
Wie ich so alt wie du war, war ich auch
Verliebt wie eine Katze. Jeden Monat
In einen andern, aber jedesmal
Die ersten sieben Tage so verliebt,
Dass ich zu weinen anfieng, wenn ich wo
Hochschreien hörte oder schrilles Pfeifen
Und Trommeln. Schön ist's, so verliebt zu sein,
Und auch die dummen Stunden sind noch schön,
Wo man sich quält, dann aber bald war's aus!
Denn was hat Nacht mit Schlaf zu thun, was Jugend
Mit Treue?
Catalina: Sancha, das verstehst du nicht.
Mulattin: Sehr gut versteh ich's, besser wie du selber.

Pause.

Catalina: Ich seh' die gnädige Frau.
Mulattin: Was thut sie denn?

Catalina: Mich dünkt, sie betet. Nein, sie bückt sich nieder
Und rührt ein Grab mit beiden Händen an.
Nun steht sie auf und geht. Sie kommt hierher.
Miranda (tritt auf, verstört, in Gedanken verloren; sie geht ein paar Schritte sehr schnell, dann ganz langsam):
Feucht war sein Grab und schrie mit stummem Mund
Und schreckt mich mehr als zehn Lebendige,
Die flüsterten und mit den Fingern wiesen
Nach mir.
(Sie schaudert.)
Catalina: Darf ich nicht einen Mantel aus dem Wagen
Für Euer Gnaden holen? Es wird kühl,
Und alles ist voll Thau.
Miranda (wie in halbem Traum): Voll Thau ist alles?
Und es wird kühl! Die Eintagsfliegen sterben,
Und morgen sind so viele neue da
Als heute starben. Auf einander folgen
Die Tage, sind sich aber gar nicht gleich.
(Sie fühlt mit den Händen an der Hecke.)
Der viele Thau! Die Finger triefen mir,
Hier an der Hecke liegt er, hier am Boden
Auf allen Gräbern . . . überall . . . wo nicht?
Und die uralten Gräber macht er feucht
Und die von gestern . . . morgen aber kommt
Die Sonne, und vor ihr her läuft ein Wind
Und trocknet alles.
(Sie weht mit dem Fächer gegen ihre linke Hand.)
Trocken sind die Finger!
Welch eine Welt ist dies, wo böse Zeichen
So schnell zu bannen sind?
(Ihr Ton verändert sich, etwas wie eine innere Trunkenheit kommt über sie.)
Mir schwindelt so, als ob ich trunken wär'!
Ist dies der eine Tropfen Möglichkeit,
Der eingeimpft in mein kraftloses Blut
Mir's so in Aufruhr bringt?
Wer bin denn ich, welch eine Welt ist dies,
In der so Kleines hat so viel Gewalt!
Kein festes nirgends! Droben nur die Wolken,
Dazwischen, ewig wechselnd, weiche Buchten
Mit unruhvollen Sternen angefüllt . . .
Und hier die Erde, angefüllt mit Rauschen
(In ihrem Ton ist sehr viel Lebhaftigkeit und Weite.)
Der Flüsse, die nichts hält; des Lebens Kronen,
Wie Kugeln rollend, bis ein Muth'ger d'rauf
Mit beiden Füßen springt; Gelegenheit,
Das große Wort; wir selber nur der Raum,
D'rin tausende von Träumen buntes Spiel
So treiben wie im Springbrunn Myriaden
Von immer neuen, immer fremden Tropfen;
All uns're Einheit war ein bunter Schein,
Ich selbst mit meinem eig'nen Selbst von früher,
Von einer Stunde früher g'rad so nah',
Vielmehr so fern verwandt, als mit dem Vogel,
Der dort hinflattert. (Sie schaudert.)
Weh, in dieser Welt
Allein zu sein ist übermaßen furchtbar.
Dies fühl' ich, da ich meine Schwachheit nun
Erkenne: aber dass ich dieses fühle,
Ist meiner Schwachheit Wurzel. Unser Denken
Geht so im Kreis und das macht uns sehr hilflos.
Catalina (zurückkommend):
Euer Gnaden, 's ist kalt, hier ist ein Mantel.
Miranda: Ein Mantel? Ja. Habt Ihr nicht einen Herrn
Von hier fortgehen seh'n? Wie sah er aus?
Mulattin: O, wie ein Edelmann.
Miranda: Nicht das, ich meine . .
Ich . . . (sehr schnell), ob er fröhlich aussah oder traurig.
Mulattin: Er gieng schnell fort, wie einer, den sein Denken
Verwirrt und quält.
Miranda: Doch nicht sehr traurig.
Mulattin: Nein, vielmehr beschäftigt.
Miranda (unbewusst, fast laut): So wird noch alles gut.
(Zu Catalina): Du hast geweint?
(Ihr Ton ist jetzt unendlich leicht und zart erregt, ein Plaudern und hie und da Lachen.)
Du armes Kind, ist dir's zu öd' und traurig
In meinem Haus, dass du vor Heimweh weinst?
Wir wollen doch von morgen an des Abends
In' Garten wieder geh'n, sie sollen uns
Die Blumen wieder in die Beete setzen:
Wir waren allzulange eingesperrt,
D'rum sind wir schwach im Freien, so wie Kinder,
Die krank gewesen sind.
Nur schade . . .
Mulattin: Was ist schade, gnädige Frau?
Miranda: Fast gar nichts, gute Sancha. Nur, dass Träume,
Vom Augenblick geboren, so durch's Leere
Hinstürmen können, Purpurfahnen schwingend,
Und dass die Wirklichkeit . . . Sag', war's auch Heimweh,
Um das sie weinte? . . . war es nicht ein Liebster?
Wie roth sie wird! O, sicher spricht er gut:
Nimm dich in acht vor Männern, die gut reden
Und denen wenig d'ran gelegen scheint,
Ob sie dich weinen machen oder lachen:
Dergleichen ist nur ein verstelltes Spiel
Und wir sind dumm! Nein, lasst mich einmal lachen:
Glaubt mir, ich hab' fast keinen Grund dazu,
Doch Lachen ist das lieblichste Geschenk
Der Götter: wie der Hauch des Himmels ist's
Für einen, der in Purpurfinsternis
Begraben war und wieder aufwärts taucht.
Nun aber gehen wir und lasst den Wagen
Aufschlagen, lau und schön ist ja die Nacht,
Mit vielen Sternen — nein, mich dünkt, so viele
Hab' ich noch nie geseh'n, sie tauchen nieder,
Als wollten sie zu uns, ich möchte wissen —
(Sie geht auf Catalina gelehnt ab, den Kopf zurückgebogen und zu den Sternen aufschauend. Die letzten Worte verklingen schon.)

Vorhang.

Der Epilog:

Nun geh'n sie hin . . . was weiter noch geschieht,
Errathet Ihr wohl leicht, doch dieses Spiel
Will sich mit mehr an Inhalt nicht beladen,
Als was ein bunter Augenblick umschließt.
Nehmt's für ein solches Ding, wie man's auf Fächern
Gemalt sieht, nicht für mehr — allein bedenkt:
Unheil hat in sich selber viel Gewalt,
Das schwere Schicksal wirft die schweren Schatten,
Doch was Euch Glück erscheint, indes Ihr's lebt,
Ist solch ein buntes Nichts, vom Traum gewebt.

Unserer heutigen Gesammtauflage liegt ein illustrierter Prospect der im Verlage von Artaria & Co. in Wien erscheinenden Monatschrift „Kunst- und Kunsthandwerk" bei, auf welchen wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek
Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock.
Assistent: Ernst v. Rosmann.
Telephon Nr. 10029.

Seiden-Damaste
75 kr.
— bis fl. 14·65 per Meter und Seiden-Brocate —
ab meinen eigenen Fabriken.

sowohl schwarze, weiße u. farbige Henneberg-Seide v. 45 kr. bis fl. 14·65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)
Zu Roben u. Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. u. k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XIV. Band. Wien, den 12. Februar 1898. Nummer 1[illegible]

Der Protest des Magens.

Vom italienischen Deputierten Dr. Napoleone Colajanni.

Die Leser dieser Zeitschrift, die meine früheren Artikel noch nicht ganz vergessen haben, werden keinerlei Ueberraschung verspüren, wenn sie diese Zeilen lesen, die so manchem schwarzseherisch erscheinen dürften; aber sie wissen, dass die Ereignisse mir bisher immer nur zu sehr Recht gegeben haben. Bei anderer Gelegenheit schrieb ich über die Lage des Hauses Savoyen in Italien; und wies ich auch nach, dass die Liebe und die Achtung vor der Dynastie in der Bevölkerung abnehmen, so war ich doch der Meinung, dass eine Revolution, die das Herrscherhaus verjagen würde, wenigstens für eine nahe Zukunft unmöglich sei.

Ueber den öffentlichen Geist Italiens im allgemeinen habe ich mich wiederholt ausgesprochen und brauche mich hier nicht zu wiederholen. Doch wird es gut sein, an die neuestens erfolgte aufsehenerregende Constatierung der allgemeinen Gestaltung dieses öffentlichen Geistes zu erinnern, die von einer Seite ausgieng, die gewiss nicht lauer Sympathien gegen das gegenwärtige Regime geziehen werden kann. In der That, selbst auf Diejenigen, welche die wahre Gestalt der Dinge kannten, machte die Rede einen erschreckenden, einen starken, einen aufrüttelnden Eindruck, die Francesco Crispi anlässlich der Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der glorreichen Revolution vom 12. Jänner 1848 in Palermo hielt.

Bei allen seinen Sünden und Irrthümern, die Italien so große Opfer an Menschenleben, Geld und Ehre kosteten, ist Francesco Crispi in einer Beziehung ganz unverdächtig: was seine Anhänglichkeit an das Haus Savoyen anlangt, sein unverändertes Festhalten an der centralistischen Einheit Italiens, sein glühendes Verlangen, sein Vaterland groß und geachtet zu sehen. Dieses sein Verlangen und das Missverhältnis, das hier zwischen Ziel und Mitteln herrscht, sind so groß, dass es vor Jahren der gebildetste und politischeste Kopf der italienischen Conservativen, der Senator Stefano Jacini, mit einem Worte bezeichnete, das ein geflügeltes wurde: als Größenwahn.

Freilich konnte Francesco Crispi in Palermo vor einer Menge, die mit südlichem Enthusiasmus ein herzerhebendes, heldenhaftes Ereignis ihrer Geschichte feierte, nicht sagen, der monarchische Sinn der Italiener habe abgenommen, denn es war auch der Thronfolger mit seiner leutseligen Gemahlin anwesend. Aber mit unsagbarer Bitterkeit gestand er, dass der Patriotismus in Verruf gerathen sei, die Einheitsidee aber verfalle.

Schon andere haben gleiche Beobachtungen gemacht. Bereits 1893 habe ich in meinem Buche „Banken und Parlament" die große Krise des patriotischen Gedankens dargestellt, dass die „Patrioten" in Italien dem gleichen Lose der Verachtung anheimzufallen schienen, wie in England in den traurigen Zeiten Walpoles. Späterhin hat Ruggero Bonghi in der „Nuova Antologia", der einflussreichsten italienischen Revue, in einem Aufsatz, in dem er sozusagen sein politisches Testament niedergelegt hat, aus Anlass der fünfundzwanzigsten Wiederkehr des Tages des Einzuges der Italiener in Rom traurig die Beobachtung ausgesprochen, dass der Einheitsgedanke zurückgehe. Die „Patrioten", nur sie allein, sind verantwortlich für die Discreditierung des Patriotismus; der Verfall der Einheitsidee aber ist mehr als der Schuld der Menschen der inneren Natur der gegenwärtigen politischen Organisation zuzuschreiben. Cattaneo und Ferrari, Rosa und Mario, Philosophen, Historiker und Politiker von Bedeutung, Männer, die Italien aus vollem Herzen liebten, sprachen es, als die Begeisterung für die Einheit nach jakobinisch-centralisierendem Muster schon an Paroxysmus grenzte, unverhohlen aus, dass dieser Centralismus die Ursache schwerer Schäden, bitterer Enttäuschungen sein werde. Ihre Prophezeiungen haben sich bewahrheitet, in verhältnismäßig kurzer Zeit bewahrheitet.

Doch wenden wir uns dem bedeutendsten Ereignisse der gegenwärtigen Situation zu: dem „Proteste des Magens".

Wer das italienische Leben nicht genau kennt, könnte irregeführt werden von den kühnen Behauptungen der officiösen Presse, deren bleibende Aufgabe es ist, durch Lügen die wechselnden Ministerien zu vertheidigen. Diese officiöse Presse behauptet angesichts der mächtigen Bewegungen von Ancona, Sinigaglia, Macerata, Gallipoli u. s. f., dass sie künstlich von den sogenannten „Verführern" hervorgerufen wurden. Nämlich von Republikanern und Socialisten, die im Trüben fischen wollen und jeden Anlass gut finden, um der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten und an den Grundlagen der bestehenden politischen und socialen Ordnung zu rütteln. Das wahre Verhältnis ist jedoch ein ganz anderes.

Dass die „Verführer" für sie günstige Situationen ausnützen, versteht sich von selbst; unlogisch, unvernünftig wäre es, thäten sie es nicht. Aber nicht sie sind es, die künstlich derartige Situationen schaffen: diese sind in erster Linie verursacht von der Natur, deren Launen viel gefährlicher gemacht werden durch die gewaltigen Fehler der Männer, die an der Regierung sind. Denn diese letzteren sind so kurzsichtig, von so geringer Voraussicht, dass man wohl sagen kann: mit ihrer Unthätigkeit halb und halb mit ihren verkehrten Maßnahmen erzeugen sie, beschleunigen sie jene Unruhen, die sie dann mit aller Kraft verhindern oder aufhalten wollen.

Die Natur hat sich im Jahre 1897 gegen die Regierung und das Volk Italiens mit einer wahren Hungerernte stiefmütterlich gezeigt; und die Regierung in ihrer Verbohrtheit und Kurzsichtigkeit hat das von der Natur verursachte Uebel nur noch vergrößert, so dass es voraussichtlich war — und es wurde vorausgesehen — dass die Schwierigkeiten entstehen würden, die heute alle beschäftigen.

Die thatsächlichen Verhältnisse, welche die letzten Demonstrationen der Hungernden veranlassten — die in Forli die Bäckerläden plünderten, als stünden wir am Vorabend einer Revolution — ergeben sich leicht und klar aus einigen statistischen Daten, die ich einem Artikel von Pallia in der „Rivista popolare" vom 31. December 1897 entnehme, und die auch von einigen Rednern in den letzten Parlamentsdebatten über die Frage des Getreidezolles benützt wurden.

Die Production der Brotfrucht ist in Italien von 1870—74 bis 1897 von 39 Millionen Centnern jährlich auf 23 Millionen zurückgegangen; infolgedessen hat die Einfuhr dieser wichtigsten aller Früchte zugenommen: von $2^1/_2$ Millionen Centnern in der Periode 1870—74 stieg sie auf $6^1/_2$ Millionen jährlich in der Periode 1888—96. Und für 1897 dürfte sich eine Einfuhr von mindestens 16 Millionen Centnern herausstellen.

Daraus entwickelte sich eine ziemlich beunruhigende Situation. Die Approvisionierung Italiens konnte nicht leicht vonstatten gehen, weil die Erntemisère des Jahres 1897, wenn auch in diesem Lande besonders groß, nicht bloß in Italien vorhanden war, sondern in der ganzen Welt. Er mag durchschnittlich in der ganzen Welt 12 Procent, in Europa 20 Procent, in Italien 33 Procent betragen haben. Das war das Werk der Natur.

Was hatten somit vernünftige, weitblickende Politiker zu thun? Dem durch die Natur verursachten Uebel nach Kräften zu steuern, somit die Einfuhr von Getreide in die Halbinsel zu erleichtern. Aber das Gegentheil geschah. Im selben Maße als die nationale Production abnahm, vermehrte man den Eingangszoll, bis man ihn auf eine in Europa unerreichte Stufe brachte — auf 7·50 Lire in Gold für den Centner! Und als ob dies noch nicht genug gewesen wäre, beließ man den Gemeinden das Recht, Verzehrungssteuern zu erheben, die in manchen Städten des Südens den höchsten Satz des staatlichen Eingangszolles erreichten. Diese beiden Abgaben auf ein so unentbehrliches Bedürfnismittel erhöhten den Preis um über 50 Procente, und der Brotpreis beläuft sich gegenwärtig auf 60 Centesimi für das Kilogramm.

Eine reiche Bevölkerung hätte diese enorme Erhöhung des Getreidepreises durch Zölle und Steuern ertragen; unerträglich musste sie werden für ein Volk, mit ganz niedrigen Löhnen und ausgedehnter Beschäftigungslosigkeit, wie das italienische. Und so geschah es denn auch, dass mit der Verminderung der Production und der Erhöhung des Zolles gleichen Schritt hielt die Abnahme des Consums: von 145 Kilogramm auf den Kopf in der Periode 1870—1874 sank er auf 119 Kilogramm in der Periode 1894—1896.

War es nicht offenbar, dass der bisherige Ernteausfall von einem Drittel das unerbittliche Gespenst des Hungers heraufbeschwören musste? Mussten nicht alle Rücksichten volkswirtschaftlicher und finanzieller Art gerade jetzt den drängenden Bedürfnissen socialpolitischen Charakters weichen? Und war nicht das allererste Bedürfnis das, den Getreidezoll gänzlich aufzuheben oder stark zu ermäßigen?

So dachten, redeten, schrieben Publicisten und Abgeordnete aller Schattierungen und vor allem Republikaner und Socialisten; aber die Männer der Regierung verließen sich auf die eingewurzelte Geduld des Volkes. Jedoch auch die Geduld des Esels hat ihre Grenzen, und sie wurden in diesem Falle überschritten. Der Hunger ist der große „Ver-

führer" gewesen, der die jüngsten Tumulte hervorrief und noch weit schwerere hervorrufen kann.

Der Protest der hungrigen Mägen öffnete den Blinden die Augen, und was nicht klare Einsicht in die Wirklichkeit der Dinge vermocht hatte, das bewirkte die Furcht. Von Furcht ergriffen, setzte das Ministerium mit einem königlichen Decrete den Mehlzoll von $7^1/_2$ Lire auf 5 Lire für den Centner herab und berief zu gleicher Zeit eine ganze Altersclasse zur Dienstleistung ein, 60.000 Menschen — bereit, Blei denjenigen zu geben, die Brot verlangen.

Diese Zollermäßigung war nicht ausgiebig und übte auf den Preis des Brotes keine sichtliche Wirkung aus, konnte es auch gar nicht. Die Grundursache der Tumulte besteht also nach wie vor. Die Regierung entschuldigt sich mit Hinweis auf finanzielle Gründe; diese sind aber nicht stichhältig. Die Kosten, eine ganze Altersclasse unter Waffen zu erhalten, verschlingen sie nicht den Ertrag des Zolles, den man auf dem hohen Satz von 5 Lire für den Centner — so sehr verhasst in einem Hungerjahr — belässt? Welch unschätzbare Vortheile brächte nicht eine Politik, die den ungeheueren und moralischen Schäden und Unruhen, die leicht in Revolutionen ausarten können, vorbeugte, indem sie die Ursache solcher Unruhen beseitigt?

So denken nun viele Abgeordnete der verschiedensten Parteien, und das wird sich hoffentlich bei den nächsten Parlamentsdebatten zeigen. So wird zwar dem Ministerium das Verdienst der Initiative genommen sein, dem Lande aber Gefahr und schweres Leiden erspart bleiben.

Rom.

Die Verwelschung Tirols.

Wer vor dreißig Jahren über den Brenner kam, musste im Postwagen fahren. Eisenbahnen gab es nicht. Heute ist die Physiognomie Tirols anders. Berg und Thal sind wohl geblieben, aber der Verkehr hat Vieles geändert. Alljährlich kommen über eine Million Fremde mit der Eisenbahn ins Land Tirol, und die Vertheilung von Welschen und Deutschen ist eine andere geworden. Ehedem war der Süden, und nur dieser, die Domäne der Welschen. Heute hat sie sich weit nach Nord und Ost ausgebreitet. Früher hörte man in Mitteltirol hie und da ein italienisches Wort; heute ist der Welsche nicht nur in Bozen und Meran, sondern im ganzen Eisack- und Pusterthale, am Brenner, in Innsbruck und im Innthale eine bekannte Erscheinung, selbst in den Seitenthälern nach Ost und West von Mittel- und Nordtirol ist der breitkrämpige Hut nichts Neues mehr. Der Welsche dringt vorwärts und seitwärts, selbst hinauf bis zu der Alm. Wohin man kommt, kocht er seine Polenta.

Die Erklärung für die enorme Ausbreitung des Welschthums ist in vielem zu suchen, und es ist schwer, die Gründe in der Reihe anzuführen, wie sie wirken. Jede elementare Bewegung hat ihre Ursache und ihre Veranlassung. Eine ganze Reihe von Factoren bewirken die Verwelschung. Der Deutschtiroler freilich sieht noch nicht allenthalben, wie es steht. Allein, es ist so weit gekommen, dass man sagen kann: jetzt müsste der Welsche geschaffen werden, wenn man ihn nicht hätte.

Wie das Wasser vom Berge muss, muss der Welsche aus seiner Heimat fort. Hätte er Reichthum, wäre er niemals in die Fremde gegangen; denn er liebt die Scholle über alle Maßen. Die Armut trieb ihn, sich in der Fremde etwas zu verdienen, um noch etwas daheim anzufangen. Die Armut der welschen Landesgebiete, sowie der angrenzenden auf italienischem Boden, ist kein leeres Wort. Der Mangel einer Cultur treibt den Menschen fort; denn, was der Maler an Farben sieht, kann nicht ersetzen, was dem Magen fehlt. Es fehlt wohl nicht so sehr an Wegen, ja oft sind solche ganz ausgezeichnet; aber es fehlt an Verbindungen, die verkürzen und Frachten ermöglichen, die mit der Achse durchführbar sind und nicht den Lohn aufheben. Und was nützen die schönsten Gesteinsadern, die schönsten Rohproducte, wenn sich die Arbeit nicht lohnt? Es fehlt an Wäldern, welche Schutz gewähren vor Ueberschwemmungen und der Landwirtschaft dienen. Es fehlt an Weideland für Rinder und Schafe. Die Almen sind selten von bedeutendem Umfange und trocken durch das Gestein; der Dolomitstein brennt wie Schiefer. Die welschen Kühe sind weniger gut genährt und geben weniger gute Milch, und die Zahl der Herden ist kleiner. Manche Alm hat kaum 40 Kühe. Noch mehr liegt das Gewerbe darnieder, sammt Handel und Industrie. Es stört die Armut, die alles zur Bedürfnislosigkeit zwingt. Es stören die Grenzscheiden, die alles zu verzollen gebieten, wo man froh sein sollte, wenn man etwas producieren könnte. Es stört der Mangel an Kohle und Eisen. Es stören die schlechten Wasserverhältnisse; die Flüsse sind oft monatelang ausgetrocknet, weil das Dolomitgestein wie eine Metallplatte wirkt, die alles verdunsten lässt. Es fehlen vor allem die Eisenbahnen, die die Thäler erschließen, die Arbeit erleichtern, die Menschen vereinigen. Nun kommen die Fremden und sagen, dass die Welschen so klägliche Zustände haben!

Der Mensch ist das Product der Verhältnisse. Auch der Welsche kann nicht anders sein, als die Verhältnisse sind. Wie konnte er sich entwickeln, da er nichts zu essen hatte, und wie von der Literatur, Kunst und Wissenschaft träumen, da man Schulen hat, die mehr dem Armenhause gleichen, weil Handel, Industrie, Gewerbe sich nicht entwickeln? Im Gegensatz zu dieser naturwidrigen Lage steht die Ueberproduction an menschlichem Material. Die Kinderzahl ist größer als beim Deutschen, nicht zu sprechen von den welschen Kindern, die bereits die Deutschtiroler Kinderbewahranstalten bevölkern. Häuser und Plätze wimmeln von Kindern. Wo man kein Geld hat für Alkohol und Verschwendung, erhält sich die Kraft leichter als dort, wo Erwerb durch Fremde und Städte, Eisenbahnen und Industrie den Menschen gefährdet, ihn durch das Unmaß von Speise, Getränke, Geschlechtsbedürfnis entnervt. Der Welsche blieb — Ausnahmen immer abgerechnet — gesünder, und gehen auch viele Kinder durch Mangel an Ernährung und Pflege zugrunde, wächst dennoch die Zahl der Bevölkerung mehr als in Deutschtirol. Es ist ja traurig zu sehen, wie viele verkrüppeln; Cretins, Bucklige, Kurzbeinige und alle möglichen Entstellungen kann man finden; im Winter liegen die Kleinen halbnackt auf dem Boden an Fenstern, die seit Jahrzehnten keine Scheiben haben. Aber diese Zustände liegen nicht im Mangel an Willen zur Arbeit, sondern an den Verhältnissen; selbst die Gasthöfe an Orten, wo Touristen und Fremde hinkommen, werden selten modernisiert; nicht wegen Mangel an Einsicht und Geschmack, sondern weil die Modernisierung mit hundert Schwierigkeiten verbunden ist. Wo das Holz gleichsam gewogen wird und der heimische Arbeiter in die Fremde geht, um zu leben, kann man nichts erwarten. Der Welsche kann nichts riskieren, weil er nichts hat. So zieht er es vor, das Haus zu verlassen. Er hat seinen Weg überallhin genommen: selbst bis Dänemark und gegen Holland hin kann man ihn Sonntags am Postschalter sehen. Er zahlt die ersparten Groschen ein, und kann er schreiben, schickt er einen Brief an Mutter, Frau, Kind; es drückt ihn das Heimweh.

Der Welsche muss fort. Nun kann er aber auch fort. Was man früher nicht gedacht, ist eingetreten: Deutschtirol braucht ihn, dem früher selbst vom Pfarrer die Thür gewiesen wurde. Das übervolle Welschtirol floss nach Deutschtirol über, wo es von Jahrzehnt zu Jahrzehnt trockener wurde. Es trocknete am Deutschtiroler Volkskörper. Das gieng nicht auf einmal; allein nach und nach wurde der Deutschtiroler, was er ist: ein armer Mann.

Tirol mit seinen etwas mehr als 920.000 Einwohnern, die sich auf 29.327 km^2 vertheilen, hat etwa $^3/_5$ Deutsche und $^2/_5$ Romanen (Italiener und Ladiner). Im deutschen Tirol liegen wohl die wirtschaftlichen Verhältnisse besser als im Welschtirol; schon die besseren Weidelande und größeren Wälder im Bunde mit besser entwickelten Verkehrsadern durch Eisenbahnen und das angrenzende Deutschland bewirken dies. Allein, wenn man erwägt, dass Tirol in einem Areal von 6% Acker, 37% Wald, 11% Wiesen, 24% Weideland über 20% uncultivierbares Land hat, wovon 1300 km^2 auf Gletscher kommen, die dem Norden angehören, wird man verstehen, dass die wirtschaftliche Lage nur dann zu Hoffnungen berechtigen könnte, wenn Volkskörper und Volksseele so kraftvoll wären, als man glaubt. Der Deutschtiroler Volkskörper und die Deutschtiroler Volksseele sind aber nicht in dem Maße erstarkt, als es nöthig gewesen wäre, die Hindernisse der Entwickelung zu überwinden. Seit Jahrhunderten ist Tirol abgeschlossen vom Verkehr. Dass es Handelsstraßen gab und ein Goethe und andere Größen einmal nach Tirol kamen, ändert daran nichts. Wo die Berge Mauern sind, die Thal für Thal abschließen, dass die einen nicht zu den anderen können; wo die Mauern Eis und Schnee tragen, dass der Winter drei Viertel, der Sommer ein Viertel des Jahres ausmacht; wo die Kälte der Gletscher die Ernte verspätet, wenn nicht schon ein paar Wochen Hitze oder Regen Getreide, Futter, Buchweizen, Rebe, Kastanien gefährden; wo Jahrhunderte vergehen, ehe eine Fahrstraße ins Thal kommt, liege es auch am Herzen des Landes — dort müsste eine ungewöhnlich hohe Kraft stecken, wollte sie die Hindernisse wettmachen, die Natur und Mensch geschaffen. Leute, die in Tirol Blumen pflücken, einen Berg besteigen, meinen, der Tiroler sei auf Rosen gebettet. Wer mit dem Volke lebt, weiß etwas anderes.

Der Bauer sieht heute selbst, wie es mit ihm steht. Lange hat er es nicht geglaubt, er machte sich Hoffnung, ließ sich täuschen. Jetzt glaubt er; nicht einmal den Socialdemokrat braucht er, damit er sieht. Wohin man kommt, weit ab von den Straßen hinter Eis und Schnee — dieselbe Stimmung wie dort, wo es ins Thal geht. Wie ein lang verhaltener Groll ist's, was man vernimmt, wenn man das Herz des Volkes öffnen kann.

Er war ja immer allein. Soweit man in die Geschichte zurückgeht, war der Tiroler Bauer allein, denn wenn ihm jemand Hilfe brachte, sah er bald, dass die Sache anders war. Oft und hart war Tirol in Gefahr, aber der Bauer, der deutsche, hatte die Kosten zu zahlen. Es hieß immer: „Das Vaterland!" Der Pfaff trieb den Bauer. Ins Feuer musste er, er musste den Helden spielen. Ohne die Pfaffen hätte es keinen Andreas Hofer gegeben, keinen Speckbacher, und wie sie heißen. Nicht der Aristokrat wurde vorgeschoben oder gieng ins Feuer, sondern der Bauer. Der Pfaff isolierte ihn, er isolierte ihn vom Verkehr, dem wirtschaftlichen wie dem intellectuellen. Der Bauer war immer der Vorgeschobene. Er musste. Es war nicht der Bauer, der den Fremden verfolgte. Kam dieser ins Wirtshaus, so fürchtete sich der Wirt nicht vor dem Fremden, er brachte ihm ja Geld, sondern vor der Beichte. Baute der Fremde sich ein L[illegible]s, so sah er, dass die Leute

nichts mit ihm zu thun haben wollten, weil der Pfarrer es so wollte. Der Fremde sollte Fremdling bleiben; er war ja Ketzer, Jud. Von den Kanzeln herab hörte man es, am Wirtshaustische, im clericalen Blatte, das von Haus zu Haus getragen wird, stand es schwarz auf weiß. Wie ein Kettenhund, der zerfleischt, wirkte es. Wehe dem Tiroler, der dem Fremden hilft! Mag er als Handwerker kommen, als Geschäfts- und Kaufmann, mag er ein Schloss kaufen oder bauen, ein Haus beziehen oder sonstwie mit dem Bauer zusammenkommen müssen — er hat Bitteres zu kosten. Wer dem widerspricht, ist nicht der Mann aus Wien, München, Berlin, sondern der durch verpfaffte Verhältnisse großgezogene Bauer, kleide er sich auch als Herr und trage er einen Doctorhut. Der Pfaff zog ihn groß; der Pfaff isolierte ihn; der Pfaff entzog ihm den Verkehr. Er wusste, was er wollte: jemehr er den Bauer isolierte, desto sicherer stand es um die Kirche, desto freier fühlte er sich. Wie ein Papst konnte er sich fühlen, wenn er den Bauer zur Seite brachte.

So kam es, dass der Bauer wie sein Hof ist, so für sich, auf sich angewiesen. Er ist isoliert von Intelligenz und Gemüthsleben, so sehr, dass er es selbst gar nicht fühlt. Er braucht beinahe niemanden mehr, und fehlt ihm ein Geräth, so macht er sich lieber einen Ersatz dafür, um nichts ausgeben, nicht in die Stadt gehen zu müssen. Alles ist weit, selbst Kirche und Schule. Stundenlang wandern die Kinder, selbst die von sechs Jahren, wenn der Winter da ist, müssen sie über Schnee und Eis gehen, wo man den Hals brechen kann. Was fragte die Kirche nach der Schule, nach Cultur! Mit Ausnahme der Städte blieb alles wie vor hundert Jahren; selbst dort, wo jahrelang Fremde jeden Tag ins Wirtshaus kommen, findet man es wie vor fünfzig Jahren. Der Deutschtiroler Bauer blieb, gleichviel wo, der Baum im Walde. Er blieb allein. Allein baut er sich Haus und Hof, säet und erntet er und wenn der Abend kommt, ist er froh, dass man ihn in Ruhe läßt. Und das wollte der Pfaff. Aber das jahrhundertelange Alleinsein, das Nichtgebrauchen von Verstand und Gemüth, das Nichtentwickeln von individuellen und socialen Instincten, was niemand mehr verhinderte als der geborene Volksfeind, das brachte ihn dorthin, wo er ist.

Der Tiroler Bauer sieht sich vor dem B a n k e r o t t. Davon liest man freilich nichts in den Pfaffenblättern, die wohl jammern, aber sich nicht bessern; nichts in den Volksgeschichten, die nur da sind, um dem Volke Honig um den Mund zu streifen und dem Fremden weiszumachen, dass Tirols Gestalten Cabinetsstücke von Idealen seien. Allein die Gerichte sagen es, die Processe, Klagen, Pfändungen, Concurse, die sich abspielen. Es sagt es uns der Bauer selbst, wenn wir zu ihm kommen, und schweigt er, so sehen wir es der Umgebung an: verelendete, blöde Köpfe gibt es so viele, dass man nicht im Blatte zu lesen braucht, wie viele wieder unter Curatel gestellt wurden oder ins Siechen- und Narrenhaus kamen. Es ist nur eine Phrase, dass der Tiroler Bauer so gesund sei. Selbst die Religion ist ins Stocken gekommen. Wo der Mensch noch soviel glaubt, aber nichts zu essen hat; wo er sich abrackert für Militarismus und Staat, Papstthum und Kirchengewalt und für sich und die Kinder nichts hat als neue Schulden und neue Hypotheken; wo er sieht, dass er kaum schreiben und Brot verdienen kann, ist es kein Wunder, dass er alles verwünscht, dass Knecht und Magd davonlaufen. Nach Amerika gehen halbe Thäler; es wandern schon mehr aus, als geboren werden.

Das Facit ist traurig. Aber der Bauer hat es nicht auf dem Gewissen; er ist, was man aus ihm gemacht hat. Er war von jeher im Sack. Der Pfaff machte den Landtag, die Gemeindestube, die Schule. Die Schule war immer Pfaffenschule; Beten und Katechismus war ihre Arbeit, und so sank der Bauer. Er ist verschuldet bis über die Ohren. Die Steuern drücken ihn zu Boden, nicht minder veraltete Gesetze, dass er immer einen Advocaten brauchen könnte, um sich „auszukennen", er kennt ja nicht die Verclausulierungen, und was sich auf Haus und Hof, Gesetz und Mensch bezieht. Er weiß ja nichts. Nie wusste er etwas. Er brauchte ja nichts zu wissen. Wenn die Glocken läuteten, brauchte er nur zu kommen, und er wurde gesegnet mitsammt der Barbara und dem Seppel. So war es immer. Dieses Immer aber ruinierte ihn. Er kann nichts und hat nichts. Deshalb b r a u c h t er den Welschen.

Der deutsche Knecht und die deutsche Magd verlangen heute mehr, als der Bauer bezahlen kann. Wo er früher 800 fl. Einnahme und 500 fl. Ausgabe hatte, ist es heute umgekehrt und wo der Knecht 40, 45 fl. bekam, bekommt er heute 90—100 fl., und selbst das geht nicht lange. „I geh!" sagt er und geht in die Stadt, wo er Hausknecht, Pensionshalter und sonst was wird. Und die Magd, die ehedem mit 20 fl. und einem Rocke zufrieden war, will heute selbst bei 60 fl. nicht mehr auf dem Berge bleiben. „Sell thu' i nit!" ist ihr zweites Wort geworden, und so geht auch sie ins Thal und hat ihre 80, 100 fl. Inzwischen kommen der welsche Knecht und die welsche Magd auf den deutschen Hof, und das nicht bloß auf den Berg, sondern selbst in die Stadt, wo noch ein Hof ist. Der welsche Dienstbote leistet dem deutschen Bauer wohl lange nicht, was der deutsche Dienstbote leistet, aber die Welschen sind für alles zu h a b e n, überdies sind sie b i l l i g e r. Gegen diese Thatsache vermag kein Protest etwas, kein Zeitungsartikel, auch nicht der Erlass von oben her, dass der deutsche Bauer seine Tracht, die schöne, zu erhalten habe für Sitte, Religion, Vaterland. Selbst der Deutsche Schulverein steht hier vor einer Bewegung, wie der Wächter vor dem Damme, den die Flut zerriss. Die Verwelschung schreitet mit elementarer Gewalt weiter, denn sie ist vor allem und in erster Linie in einem Momente begründet, das zu eingreifend ist, als dass Versammlungen und Erlässe es aufheben könnten. Es läßt sich kurz sagen: D e r T i r o l e r B a u e r b l e i b t e i n B a u e r.

Das weiß nur, wer es mit dem Tiroler zu thun hat; Curgäste und Sommerfrischler wissen es nicht. Er bleibt Bauer, das heißt: er macht keinen Fortschritt, scheine es auch anders. Er verbessert seinen Hof nicht, sein Gasthaus nicht, sein Geschäft nicht. Man kann ihm sagen, er soll dies oder das thun; er thut es nicht, und thut er etwas, so ist's nichts. Er mag Wirt werden, Geschäftsmann, Handwerker oder was sonst, er macht keinen Fortschritt. Als Schneider und Schuster sorgt er allenfalls für gutes Material, aber den Schnitt lernt er nicht, nicht das Maß, und werde er hundert Jahre alt. So ist es mit jedem, der in die Stadt kommt; zu einem Fortschritt im Sinne seines Faches kommt er nicht. Der Wiener und Berliner können neben ihm wohnen, er lernt nichts von ihnen. Was der Schuh in Wien und Berlin kostet, weiß er; aber ihn so machen, lernt er nie. Die Ausnahmen sind zu zählen. So ist es mit dem Knecht und der Magd. Sie kommen unerfahren vom Berge, wollen aber womöglich den Lohn wie in München, Paris. Aber dasselbe leisten wollen sie nicht. Kaum am Platz, machen sie ein Gesicht zu allem, nichts passt ihnen. Zu Hause hatten sie ein Drittel von dem Lohne, bei Knödeln und harter Arbeit; bei der Herrschaft im Thale haben sie herrschaftliche Kost, leichte Arbeit, Zeit zur Ruhe und dreifachen Lohn. Allein von zehn sind nach wenigen Wochen neun so: sie wollen dies und das anders haben. Nichts passt ihnen, jeder Tadel, auch der in milder Form, beleidigt sie. Auf dem Berge fütterten sie das Schwein; im Thal ist es ihnen zu viel, die Thür aufzumachen. Es ist ihnen „z'wider", wie sie sagen. „I geh'!" heißt es. Nur wo man sich um nichts bekümmert, heißt es: „Das ist eine feine Herrschaft." Es ist wohl wahr, dass sie nicht stehlen; dass sie mäßig sind, oft sehr mäßig mit den Anforderungen für den Magen. Aber diese guten Eigenschaften mit noch einigen machen die anderen nicht wett, denn sie b l e i b e n, wie sie sind. Alles wird übel genommen; launisch, mürrisch, immer einen Mund machen und über die Herrschaft, deren Sitte und Forderungen spötteln, wo es geht, sind ihre unveränderlichen Eigenschaften. Sie w o l l e n und k ö n n e n nichts lernen. Ihr Glück ist, nichts zu denken und zu sagen: „I hab' mir denkt." Sie können stundenlang in ihrer Art tratschen, aber für die Cultur passen sie nicht. Sie sind überlebte Wesen; schon als kleine Kinder sind sie alt und wissen alles besser. Diese Unfähigkeit, zu erkennen, dass man gehorchen und lernen muss, will man sein Brot verdienen, weil die Herrschaft ein Recht hat, Gehorsam und Arbeit zu verlangen, diese Unfähigkeit bleibt. Die gerühmte Klugheit des Tiroler Bauern ist nicht Klugheit, sondern Schlauheit. Klugsein will mehr, die Klugheit will Einsicht und Weitsicht. Aber die sind nicht vorhanden. Was vorhanden ist, ist ein Kopf, der lieber durch die Wand geht, als dass er thut, was andere wollen. Was im Tiroler Bauer steckt, ist Schlauheit; nicht Offenheit, Aufrichtigkeit, Dankbarkeit, sondern Falschheit. Ausnahmen kommen vor. Aber die Regel bestätigen tausend erfahrene Fremde. Und so kommt es, dass der Bauer, der als Knecht, Portier, Handwerker &c. in die Stadt kommt, nicht vorwärts kommt. Er läßt sich etwas abschleifen; er lernt und wird noch dies und das, aber er bleibt Bauer. Man sieht es seinem Gesichte an; man hört es, wenn er den Mund aufthut. Der Fremde geht deshalb lieber zum N i c h t-Tiroler. Findet er auch nicht alles, so doch vor allem nicht die Verschlagenheit, die thut, als sei sie Ehrlichkeit, Offenheit, und sich schließlich als Falschheit ergibt, wie sie in keinem Bauernlande größer ist.

Hier sind wir bei dem Punkte, w a r u m der Welsche im deutschen Tirol vorwärts bringt. Der Anfang geschah durch die Brauchbarkeit des Welschen als Weg- und Straßenarbeiter, dann als Bahnarbeiter. Viele Straßen und die Brenner- und Arlbergbahn wurden durch den welschen Arbeiter gebaut. Der Welsche zeigte sich geschickter, fleißiger, billiger. Für Holz- und Erdarbeiten blieb es anders. Als Zimmermann, auch als Tischler, sowie als Ackerknecht und Feldarbeiter blieb der Deutsche der beste. Aber bei Straßen, Dämmen, Bahn- und Wasserarbeiten war der Welsche Sieger. Großartig zeigte er sich bei hundert Entbehrungen und Gefahren. Nicht Schnee und Wetter hielten ihn ab; eine Stunde bei Feuer und Polenta gaben ihm wieder Kraft. Der deutsche Arbeiter lag im Wirtshause. Der welsche arbeitete wie ein Hund; Schritt für Schritt erwarb er sich das Terrain. Dann kam die Zeit, wo er sich bei Hausbauten unentbehrlich machte. Fast alle Häuser in den Städten bis nach Nordtirol hinauf, selbst Pensionen, Hotels, Villen in Ost und West und auf Höhen, wohin ehedem nie ein Welscher drang, werden heute von Welschen gebaut. Der Baumeister ist noch öfters deutsch, die Arbeiter sind welsche Arbeiter. Der Welsche ist zu haben, und mit ihm baut man billiger. Diese Momente erobern ihm Tirol; selbst dort, wo man sich fürchtet, wenn er kommt, braucht man ihn. Dem Hausbau folgte die Hauseinrichtung. Wo ehedem nur deutsche Handwerker genommen wurden, sind heute welsche bevorzugt. Nicht nur der fremde Geschäfts- oder Privatmann gebt

zum welschen Handwerker, auch der Tiroler. Die Eigenschaften des Welschen machen ihn zum Sieger. So ist es bei dem welschen Dienstmädchen, Kutscher, Gärtner 2c. Sind sie gut, sind sie viel besser als die Deutschtiroler: willig, flink. höflich, geschickt, genügsam, billig. Man sieht nicht die mürrischen Gesichter und wird verstanden. Die Gabe des Welschen, zu wissen, worum es sich handelt, ebnete ihm die Wege. So ein Tapezierer z. B. kommt nicht mit der Pfeife im Munde; er sieht und weiß schon, worum es sich handelt. Auf allen professionellen Gebieten dringt der Welsche vor. Man mag ihn hassen, aber man nimmt ihn. Da nützt es auch nichts, dass Deutsche, besonders Mitteldeutsche, ganz schwärmerisch werden, wenn sie die sauberen Moidle und den frischen Sepp sehen, wie sie so unschuldig, rein und bieder dreinschauen. Es ist nur Mangel an Menschenkenntnis. Der Welsche ist wohl nicht so sympathisch; aber er ist brauchbarer, selbst seine Moral ist nicht schlechter als die deutschtirolerische, ja diese ist bereits auf dem Wege, hinter die welsche zu kommen. Im welschen Charakter steckt Willfährigkeit, Anhänglichkeit und Dankbarkeit, dazu ist der Welsche von Natur aus intelligenter, gelehriger, flinker. Dem Deutschtiroler mangelt viel; er ist träge, roh, unbeholfen, lässt sich nichts sagen, und es fehlen ihm Phantasie, Gemüth, Willenskraft für höhere Cultur. Diese Grundmängel lassen ihn zu nichts kommen; nichts hat ihn mehr heruntergebracht als der Mangel an Sinn für Fortbildung. Laissez faire, laissez aller ist seine Natur geworden. Aber Geld will er haben, und Geld zu machen, wo es geht, passt ihm nicht. Dieser Widerspruch bricht ihm das Genick. Dichterisch und malerisch genommen ist er hochinteressant; auch für den Forscher; niemand schaut so in die Welt hinein. Aber dabei bleibt es. Der Tiroler Bauer bleibt Bauer; der Protz klebt ihm zeitlebens an, stecke man ihn auch in die Herrenstube. Das ist der Grund, weshalb der Welsche vorwärts dringt.

Welschtiroler und Deutschtiroler stehen sich wie Hund und Katze gegenüber. Die Verschiedenheit liegt in der Abstammung, der Rasse, wie in den Verhältnissen, in denen sie aufwuchsen. Die romanische Rasse ist leicht, gewandt, flink, höflich, geschickt, und der Welsche war von jeher arm, ja armselig in allem. Der Deutschtiroler stammt aus Höfen, wo es Geld und Wohlstand gab. Die Gefühle konnten auch durch den Druck nicht ganz ertödtet werden, den die Zeit auf ihn legte. Aber dieser Druck dauerte zu lange, und er war zu schwer. Der Deutschtiroler Bauer schaut zwar auf den welschen wie der Protz auf den Bettler; aber es fehlt ihm das, was den anderen fördert. Seit Jahrhunderten war er gedrückt, eingeengt, gefesselt durch die Kirche. Sie isolierte ihn, um ihm scheinbar Freiheit zu geben. Aber die Freiheit war die des Vogels im Käfig. Der Geist blieb in Knechtschaft. Es heißt oft, die Gesetze seien schuld daran, der Mangel an Handelsbegünstigungen und Zollverhältnissen. Doch das ist alles aus zweiter Hand. Das erste ist, was immer das erste ist: Wo der Mensch geknebelt wird, geht er zugrunde. Ohne dass es die Väter und die Väter der Väter gemerkt — der Niedergang ist immer unmerklich für die, die niedergehen — wurde der Tiroler Bauer stumpf im Denken und Handeln, stumpf in der Moral, stumpf im Sinn für Höheres. Leib und Seele litten, kamen nicht weiter. Der Kreis der Erkenntnis wurde immer kleiner, aber was wuchs, war der Druck durch den Pfaffen. Er nahm ihm alles, was Auge und Herz öffnet, alles, denn wo die Macht unerträglich ist, wächst die List, die Falschheit. Der Tiroler Bauer, der auf Schritt und Tritt zu kämpfen hat mit Misserfolg durch Wetter und Klima; der nach einer Handvoll Gras langt und sich umschaut, ob sie ihm gesichert ist; der jedes Stück Brot mit Schweiß erkämpft: er musste durch den clericalen Druck in seiner geistigen und gemüthlichen Entwickelung zurückgehen, er musste sinken. Es ist ein Naturgesetz, dass der Geist verkümmert, wenn er nicht genährt wird. Wie konnte der, dem man die Augen verband, sehen lernen, wie konnte er die Zeit verstehen? Der Geist wurde immer unentwickelter, Phantasie, Gemüth und Wollen verkümmerten. Das Leben war so hart wie der Stein, der es erhielt. Immer dunkler wurde es um den Bauer, so wuchs die Macht der Kirche, und weil die Macht ihn mitsammt der List knebelte, wurde er Egoist. Wie konnte es anders sein, als dass der ewige Druck im Bunde mit der List ihn selbst falsch machten? Wer will dem Tiroler Bauer sagen, dass er schuld daran ist, dass sein Land verwelscht? Der Gesunde entstammt gesunden Eltern, aber der Tiroler Bauer ist das Product ungesunder Verhältnisse. Abgestumpft, unfähig für Denken, Fortschritt, Fortbildung; misstrauisch gegen alles und alle, passt er nicht in die neue Zeit. Er ist wie das Kind, das das Laufen nicht lernte. Er kann nicht denken, nicht fühlen, nicht wollen; er ist nichts als ein ausgepresster Schwamm, selbst der Leib ist nicht gesund, Tausende sterben durch die Mangelhaftigkeit der Ernährung. Was nützt ihm noch das stolze Gefühl, das sein Gewand ausspricht, da er nicht kann, was er will, und nicht will, was er kann? Er sieht im Welschen den Bettler und will und kann nicht thun, was dieser will und kann. Wie der heruntergekommene Aristokrat fühlt er, und der Welsche fühlt wie der hungrige Tiger, der aus der Höhle kommt. Der Tiroler Bauer muss sehen, wie er zugrunde geht; ein Hof nach dem andern wird verkauft, und der Welsche kommt wie das Thier im Dunkeln, das die Beute ergreift. Wer richtig sehen kann, sieht, dass es nicht anders sein konnte. Der Welsche kommt aus der Niederung zur Höhe, der deutsche Tiroler Bauer geht von der Höhe in die Niederung. Die Erfahrung kann ihn schon heute lehren, wer ihn so weit gebracht hat.

Bozen. Dr. Edgar Hülse.

Das Ende des Maschinenbauerstrikes in England.

Von Sidney Webb (London).

Der große Kampf in der englischen Maschinenbauindustrie ist durch einen Frieden beendigt worden, von dem man dasselbe sagen kann, was von dem Friedensvertrage von Utrecht im Jahre 1714 gesagt worden ist: „Jeder ist froh darüber, aber niemand ist stolz darauf." Wenn eine der größten Industrien des Landes durch acht Monate im weitesten Umfange gelähmt ist und 80.000 Arbeiter feiern, so ist es das Wichtigste, wieder zur Aufnahme der Arbeit zu gelangen. Beide Theile, Unternehmer und Arbeiter, verharrten bei ihren gegenseitigen Forderungen mit einer eigensinnigen Hartnäckigkeit, die niemand vorausgesehen hätte. Aber nach achtmonatlicher Unterbrechung der Arbeit strebten beide Parteien den Frieden an; und so zeigen die schließlich zustandegekommenen Friedensbedingungen eine bedeutende wechselseitige Nachgiebigkeit beider Theile. Der eigentliche Wortlaut dieses Friedensvertrages — eines unklaren und widerspruchsvollen Documentes — hat dabei verhältnismäßig wenig zu bedeuten. Alles hängt davon ab, wie diese Urkunde in der Praxis ausgelegt werden wird. Da ist es denn wahrscheinlich, dass jetzt, nachdem die Unternehmer die wunderbare Ausdauer der Arbeiter kennen gelernt, diese aber die Erfahrung gemacht haben, wie erfolgreich eine Vereinigung von Unternehmern allzu hochgespannten Forderungen Widerstand leisten kann, beide Parteien einen regelrechten Kampf für längere Zeit vermeiden werden.

Es ist bisweilen die Meinung geäußert worden, dass dieser Ausstand der längstdauernde und ausgedehnteste in der ganzen Geschichte der englischen Lohnarbeit gewesen ist. Das ist nun nicht richtig, aber thatsächlich hat es in der Maschinenbauindustrie einen Ausstand von so großem Umfange vorher nicht gegeben. Leser der „Geschichte des Gewerkvereinswesens" werden sich erinnern, dass die Londoner Maschinenbauer im Jahre 1836 einen sechsmonatlichen Ausstand durchkämpften, um den Zehnstundentag zu erlangen; dass im Jahre 1852 die Maschinenbauer von Lancashire und London durch drei Monate ausgesperrt waren, damit sie auf diese Weise in der Frage der Ueberzeit zur Zurücknahme ihres Widerspruches gezwungen würden, und dass endlich im Jahre 1871 die Maschinenbauer von Newcastle den Neunstundentag nach einem Kampfe von sechs Monaten sich errungen haben. Aber keiner von diesen Lohnkämpfen reicht, was seinen Umfang und seine Bedeutung betrifft, an den jetzt beendeten Ausstand heran. Zum Schlusse waren nämlich 24.000 Mitglieder des „Vereinigten Gewerkvereines der Maschinenbauer" und 6000 Mitglieder anderer Trade-Unions ausgesperrt, wobei 15.000 sonstige Maschinenarbeiter und wenigstens doppelt soviele ungelernte Hilfsarbeiter infolge des Ausstandes unbeschäftigt bleiben mussten.

Allerdings ist es leicht, den dadurch in Wirklichkeit herbeigeführten Verlust des Nationalvermögens zu übertreiben. Der Schaden, welchen die achtmonatliche Arbeitsruhe der 80.000 Arbeiter mit sich brachte, erreicht ungefähr die Höhe des Wertes der gesammten Arbeit des Volkes an einem einzigen Tage. Der allgemeine Feiertag anlässlich des Jubiläums der Königin im vorigen Jahre hat also England einen ebenso großen Verlust an Zeit und Arbeitsleistung gebracht, als dieser ganze Kampf! Die Thatsache, dass 75 Procent der Mitglieder des „Vereinigten Gewerkvereines der Maschinenbauer" während des ganzen Kampfes in der Arbeit verblieben, zeigt deutlich, dass die 700 verbündeten Unternehmer nur einen Bruchtheil der gesammten Maschinenindustrie vorstellen.

Was sind also die Ergebnisse des Kampfes und des ihn beendenden Friedensschlusses? Da haben wir zuerst die bemerkenswerte Thatsache zu verzeichnen, dass die Unternehmer es nie gewagt haben, den Trade-Unions ihr Recht zur Verhandlung über die Arbeitsbedingungen namens ihrer Mitglieder zu bestreiten, obgleich sie den Kampf zur Behauptung ihrer angeblichen Rechte führten, „mit ihrem Eigenthume verfahren zu können wie sie wollten, und Herren zu sein in ihren eigenen Arbeitsstätten". Sie haben vielmehr ihre Zustimmung ausgesprochen zur „collectiven Regelung des Arbeitsverhältnisses" (collective bargaining), und die öffentliche Meinung hat diese Concession an das Hauptprincip des Trade-Unionism endgiltig ratificiert. Baron Stumm in Deutschland, Herr Frick in Pittsburg (Pennsylvanien) und Herr Siemens in London werden jetzt wissen, dass die Rückkehr zur alten Praxis der individuellen Regelung des Arbeitsvertrages (individual bargaining) in Großbritannien auf keinen Fall mehr vorsätzlich wird gestattet werden. Das ist nun ein großer Fortschritt. Leser des Buches: „Theorie und Praxis des englischen Gewerkvereinswesens", welches soeben bei Dietz in Stuttgart erscheint, werden wissen, wohin dieses Princip unter Umständen die Unternehmer führen wird.

Auf der anderen Seite erlangen die Unternehmer den Vortheil, dass ihnen gestattet wird, Stücklohn anstatt des Stundenlohnes nach

Belieben dort, wo sie es für gewinnbringend halten, einzuführen. Das traditionelle Widerstreben aller Maschinenbauarbeiter gegen das System des Stücklohnes hat seine volle Berechtigung; aber das, was sie eigentlich daran verabscheuen und zurückweisen, ist nicht so sehr die Lohnzahlung nach dem Stück, als die individuelle Regelung des Arbeitsverhältnisses, welche eine solche Art der Lohnbestimmung in dieser Industrie bisher in der Regel mit sich gebracht hat.

Wenn die collective Regelung des Arbeitsvertrages so aufrechterhalten werden kann, wie sie in den Baumwollspinnereien von Lancashire oder den Eisenschiffsbau-Unternehmungen durch das ganze Vereinigte Königreich hindurch zu finden ist, dann wird das Stücklohnsystem von den Arbeitern nicht nur nicht bekämpft, sondern thatsächlich von ihnen bevorzugt werden. Die überwiegende Mehrheit der Mitglieder der englischen Gewerkvereine arbeitet nach dem Stück und würde sofort bei dem ersten Versuche, sie auf Zeitlohn zu setzen, in Ausstand treten. Genau dasselbe gilt bezüglich der Einführung neuer Maschinen oder einer Beschleunigung der Geschwindigkeit der alten Maschinen. Der Gewerkverein der Baumwollspinner von Lancashire bewillkommt freudig jede Verbesserung der maschinellen Einrichtung, sowie jede Beschleunigung des Ganges der Maschinen und straft thatsächlich altmodische, zurückgebliebene Unternehmer. Die Erklärung für diese Erscheinung ist aber einfach darin gelegen, dass in dieser Industrie, anders als in der Maschinenbauindustrie, der Arbeitsverdienst vollauf geschützt ist durch ein sorgfältig ausgebildetes System von feststehenden Lohnscalen (Standard Lists of Rates) und durch die völlige Annahme des Princips der collectiven Regelung des Arbeitsverhältnisses.

Wir berühren hier einen ernsten Zug in dem soeben zustande gebrachten gemeinsamen Abkommen der Maschinenbauindustrie. Die Unternehmer bestanden darauf, die volle Freiheit zur Einführung des Stücklohnsystems zu erlangen, ohne an feste Lohnscalen gebunden zu sein; daraus aber entspringt die große Gefahr, dass sie es versuchen, die Stücklöhne ganz nach ihrem Belieben mit jedem einzelnen Arbeiter festzusetzen. Unerschütterlich haben sie es verweigert, sich selbst an einen einheitlichen Lohnsatz zu binden oder das Zugeständnis eines höheren Lohnes für erhöhte Beschleunigung des Arbeitsprocesses zu machen. Die Zukunft der englischen Maschinenbauindustrie hängt von dem thatsächlichen Verhalten der Unternehmer in diesem Punkte ab. Wenn sie so vorgehen werden, wie einige von ihnen es jetzt beabsichtigen, so werden sie in Wirklichkeit eine größere Niederlage erleiden als ihre Arbeiter. Jeder Versuch, das System der individuellen Regelung des Arbeitsverhältnisses mit dem Stücklohnsystem zu verkuppeln, muss unausweichlich ein ständiges, im Verhältnis zu der Beschleunigung der Arbeit stehendes Herabsinken der Löhne zur Folge haben. Dadurch aber werden die Arbeiter gewiss mürrisch und widerspenstig gemacht; und so werden die Unternehmer wieder vor die althergebrachte Schwierigkeit gestellt werden, nämlich vor die stillschweigende Weigerung der Arbeiter, an neuen Maschinen mit erhöhter Geschwindigkeit zu arbeiten. Darauf würde dann eine lange Periode eines erbitterten Guerillakrieges folgen, bis zuletzt die Maschinenbauunternehmer ihre Lection dahin erhalten dürften, dass nur durch eine collective Regelung des Arbeitsverhältnisses und festen Lohnsatz die größte Productivität aufrecht erhalten werden kann. Dieselbe Verwirrung, derselbe Irrthum, derselbe Guerillakrieg herrschte vor 50 Jahren in der Baumwollindustrie. Nach vielen Jahren des Kampfes fiengen die Baumwollspinnereiunternehmer von Lancashire an zu begreifen; und heute produciert denn auch der Baumwollspinner von Lancashire weit mehr als irgend ein anderer Baumwollspinner der Welt.

So hängt es von den künftigen Entschließungen der Unternehmer in der Maschinenbauindustrie ab, ob wir in unserer Industrie Frieden und hohe Productivität oder unablässigen Kleinkampf und beharrliches Nachlassen der Arbeitsenergie haben werden. Die Unternehmer der Maschinenindustrie haben sich so unwissend gezeigt betreffs der Principien aller industriellen Organisation und so geringe Kenntnis von der Geschichte anderer Gewerbe verrathen, dass man leider annehmen muss, dass viele von ihnen es abermals auf den Kampf ankommen lassen werden. Dies aber bedeutet soviel, dass auf jeden Fall der große Ausstand thatsächlich — und zwar bloß infolge völliger ökonomischer Unwissenheit — nicht zu einem Triumphe des Capitals, sondern zu einer Niederlage der beiden kämpfenden Parteien schließlich geführt hat.

Etwas vom Teufel.

Seit der Teufel in der Literatur Bürgerrecht gewonnen, ist es mit ihm scheinbar stark bergab gegangen. Der „Herr der Welt" theilt das Schicksal aller Depossedierten, man ignoriert ihn, und gälte es, seine Memoiren von heute zu schreiben, sie würden eine öde Lectüre abgeben. Hie und da begegnet er noch einem Bauern als großer, schwarzer Hund mit glühenden Augen; oder er übt die vulgärsten Lockkünste, deren er sich früher, als es noch fromme Einsiedler zu versuchen gab, geschämt hätte. Den Steuermann eines englischen Dampfers hörte ich einmal in einer Heilsarmee-Versammlung in St. Hélier auf der Insel Jersey erzählen, wie am gestrigen Abend der Gottseibeiuns in einem Boot langseit seines Schiffes angelegt hätte, um ihn einzuladen, mit ihm an Land in die Schenke zu kommen, er habe ihm aber sofort einen Eimer Wasser über den Kopf gegossen und der Böse sei laut fluchend davongerudert. Die Predigt dieses Heiligen des jüngsten Tages, der durchaus den Eindruck machte, als habe er sich vorgestern und zu vielen anderen Zeiten seines Lebens gegen ähnliche Anregungen nicht ganz so ablehnend verhalten, rief das frenetische „Hallelujah" seiner Hörer hervor, und ich meinerseits freute mich, wieder einmal von einer Lebensäußerung des halb Verschollenen zu vernehmen. Oder ein clericaler Gelehrter weist auf Grund tiefsinniger, geologischer Kenntnisse nach, wo im Erdinnern sich die Hölle befinde. Aber der Teufel ist zu gescheit, als dass er an solchen Dummheiten Gefallen finden könnte. Zwar ist, seit er aufgehört hat, zum eisernen Inventar des Glaubens zu gehören, selbst der Spott über ihn aus dem festen Bestande des Unglaubens verschwunden, doch darf man annehmen, aller scheinbaren Missachtung gegenüber beherzige er die Goethe'sche Lehre, dass es in der Welt nichts Alberneres gebe, als einen Teufel, der verzweifelt, und er halte sich an der Hoffnung aufrecht, dass es in einer Zeit, die ebenso reich, wie an technischen Fortschritten, an geistigen Rückschritten ist, nicht allzulange mehr dauern könne, bis man ihm wieder die alten, schmerzlich entbehrten Ehren einräumt.

Und wenn wir ihm auch keine Ehren erweisen wollen — etwas von seiner Ehre möchten wir ihm in der That zurückgeben. Sollte wohl gar Diabolos, der Verleumder, selbst ein Verleumdeter sein?

Der Teufels-Mythus ist, wenn wir nicht irren, eine außerordentlich tiefsinnige Erfindung der menschlichen Bequemlichkeitsliebe. Das Dasein des Teufels, oder der Glaube daran, was dasselbe bedeutet, ist ein überaus commodes Hilfsmittel zur Förderung des inneren Gleichgewichtes, jener Selbstzufriedenheit und Selbstgerechtigkeit, ohne welche die menschliche Creatur sehr schlecht durchs Leben kommt. Indem nämlich das Böse, dessen Regungen und Anreiz ein jeder fortdauernd in sich verspürt, auf Einflüsterungen von außen, auf tückische Lockung eines Dämons zurückgeführt wird, nimmt der Mensch in wohlgefälliger Selbsttäuschung das Gute für sich, als sein wahres Wesen und sein eigentlich einziges Theil in Anspruch; das Böse in und an ihm aber gehört nicht zu ihm, sondern ist Werk des Höllenfürsten, der dem Menschen, diesem Gefäß der Gottesgnade nur Schlingen und Fallstricke legt und Nachstellungen bereitet. Der Teufel mag ein Betrüger von Hause aus sein, — aber er existiert nur, weil der Mensch ein Selbstbetrüger von Hause aus ist.

Von der Bequemlichkeit der Teufelsvorstellung haben mittelalterliche Ketzersecten einen weitgehenden Gebrauch gemacht und dies zu nichts Geringerem, als um ihren aufrichtigen Gottesglauben zu retten. Sie sahen das Böse in der Welt mächtig, sie erkannten und fühlten tief deren Leiden. Gott dafür verantwortlich zu machen und ihn zugleich als allmächtig anzuerkennen, wäre ihnen als eine Lästerung erschienen. So machten sie unter der aus der Zeitenferne stammenden Einwirkung persischer religiöser Vorstellungen den Teufel zum Schöpfer aller Welt des Sichtbaren und aller sichtbaren Welten, zu einem hassenswerten Gott, den man ignorieren dürfe, weil von ihm nur das unwichtige Aeußerliche und Körperliche stamme, während die Seele sich einst mit dem Urquell der Wahrheit in einem anderen Dasein vereinen werde, aus dem auch der Heiland niedergeschwebt sei, um in einem Scheinleib für kurze Zeit auf Erden zu wandeln. —

Wenn der Teufel davonfährt, bleibt, wie man weiß, ein übler Duft zurück. Auch bei seinem Verschwinden aus dem Vorstellungskreise hat er einigen Schwefelgestank hinterlassen. Die Welt ist unbehaglicher geworden, seit der gefällige Höllenfürst nicht mehr in ihr mitspielt, seit die Menschheit den Prügelknaben für ihre Verfehlungen, ihre Laster und bösen Instincte verloren hat und alles mit sich allein ausnützten muss. Gegen diabolische Lockung und dämonische Täuschungen Innern fromme Werke und Gebet, aber gegen die Triebe des eigenen Innern hilft nur Erkenntnis und Selbstzucht, die viel schwerer und lästiger sind, als beten und Almosen geben vom Ueberfluss.

Eines haben wir seinem Verschwinden freilich zu danken: die moderne Tragödie, deren Motive aus dem Charakter des Helden strömen, konnte erst entstehen, als man an Hölle und Teufel nicht mehr glaubte, oder als wenigstens die sie schufen jene Vorstellungen völlig überwunden hatten. Erst da man begriff, dass des Menschen Geschick sich aus seinem Inneren gestalte, dass ihn nicht die Tücke einer dämonischen Macht von außen her verführe, konnte Hamlet und Richard der Dritte und die Tragödie der sorglosen Gutmütigkeit, König Lear, gedichtet werden. Die romanischen Völker, die in weit höherem Maße, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, von der Nachwirkung mittelalterlicher religiöser Auffassungen, selbst bis in ihren Unglauben hinein, beeinflusst werden, konnten die Charaktertragödie trotz ihrer hoch entwickelten Cultur weder erzeugen, noch vermochten sie jemals sie auch nur recht zu verstehen, weil sich der Romane der Tiefen und Abgründe der eigenen Seele kaum je bewusst wird. Diese Flachheit der Empfindung, zum großen Theile Erbschaft von Teufels Herrscherzeiten her, spiegelt sich in der Literatur, denn Kenntnis weiblicher und männlicher Capricen und jenes Spieles der Sinnlichkeit, das sich als Leidenschaft maskiert und geberdet, ist noch bei weitem keine Seelenkunde.

Das Schriftthum ist hier wie überall Abbild des Lebens. Dem Romanen ist die bequeme Selbsttäuschung geblieben, die einst dazu führte, dass alles Böse der Menschennatur objectiviert und im „Bösen"

verkörpert wurde. Zweifellos führt er dadurch ein ruhigeres, Stürmen von innen her weniger ausgesetztes Dasein. Dass er frei ist von Selbstquälerei, von Selbstzersetzung, von jener auf die eigene Seele gewandten Psychologie, die so schmerzvoll wirken kann, als übe man Chirurgie am eigenen Leibe, das ist ihm angeboren von den Voreltern her, die nicht wankten im Glauben, dass sie durch die Taufe entsühnt seien, dass das Böse nicht in ihnen wohne, sondern draußen als Teufel schleiche, und die auch wussten, dass es eine treffliche, wohlorganisierte, unfehlbare Sicherheitsanstalt gegen alle Teufeleien gäbe, an die man sich nur mit hinreichender Devotion zu halten habe. Das hat sie von alten Zeiten um ein Stück des Innenlebens gebracht, aber ihnen dafür ruhige Sicherheit nach außen gegeben. Ihre Nachkommen haben diese geerbt und leben in diesem Betracht so bequem, als ob sie noch den armen Teufel hätten, dem sie alles Schändliche aufbürden könnten. Sollte es bei anderen so ganz und gar anders sein? Die ersten an Geist sind überall die letzten an Daseinsbehagen und Selbstzufriedenheit. Die Tyrannei der Vernunft wird schwer ertragen, selbst die der eigenen, und das unter ihrem Druck stöhnende Menschenkind sehnt sich nach Seitensprüngen und Thorheit. Sollte von jenem die Lebenslust stärkenden Teufelsglauben nicht ein Restlein in den meisten schlummern? Beileibe nicht als Glaube an den eingefleischten Erzfeind, den hinkenden und stinkenden! Wie dürfte man die Zeitgenossen dieses in strahlender Glorie sich neigenden Jahrhunderts solchen Köhlerwahnes verdächtigen! Aber vielleicht als die Neigung, sich selbst für trefflich, edel und hochherzig zu halten und nur bei den anderen, zumal bei denen, die anders als wir, alles Schlimme zu suchen. Es ist so vieles arg, verrottet und schimpflich in der Welt, aber wir — sind wir nicht schuldlos daran? Irgend ein großer, allgemeiner Sündenbock oder ein kleines privates Sündenböcklein muss verantwortlich sein für alles Missgeschick, alle Unzulänglichkeiten und jeden Fehlschlag. Im öffentlichen Leben tritt dies zumal bei den Romanen mit wundervoller Naivetät und Deutlichkeit hervor, aber vielleicht nur deshalb, weil die Erscheinungen des politischen Daseins bei ihnen eine plastischere Form anzunehmen pflegen, als bei anderen Völkern. Ein verrätherischer General trägt im Westen, ein kopfloser im Süden allein die Schuld, wenn man im Kriege geschlagen wird, einem schlechten Ministerium, einem unfähigen Parlament fällt alle Verantwortung zu, steht es elend um die Zustände des Landes. Mit der Selbstkritik aber, dem Anfange aller Besserung, hält man sich nicht weiter auf. Die breiten, herrschenden Gesellschaftsschichten befinden sich in einer fauligen Gährung, die Symptome sind unverkennbar, und diese Beobachtung peinigt das Bewusstsein — man wünscht eine Anzahl von Leuten, deren Nasen einem ohnehin nicht gefallen, zu ermorden oder wenigstens zu bespucken, was ganz gewiss eine allgemeine moralische Gesundung und Wiedergeburt zur Folge haben würde. Nein, armer Teufel, du brauchst den Kopf nicht hängen zu lassen! Da fast in allen Landen mit lautem Brüllen oder mit leisem Wimmern die Klage ertönt, dass irgendwelche böse Leute irgendwelcher Art für alles Arge verantwortlich seien, ist dein Reich nicht völlig zu Ende. Dein geistiges Erbe lebt fort, denn überall spürt man noch deutlich genug den Trieb nach jener Selbstbefreiung und Erlösung vom inneren Bösen, das vor Zeiten das Phantom mit Hörnern und mit Klauen geschaffen hat.

Florenz. **Robert Davidsohn.**

Moderne Farbenlehren.

(Schluss.)

Im Gegensatze zu Kries hatte *Hering* die Unzulänglichkeit der Young'schen Lehre erkannt und zögerte nicht, ihr eine ganz neue Theorie gegenüberzustellen. Hering geht, entgegen der auf den rein physikalischen Thatsachen der Mischung aufgebauten Hypothese Youngs, von einem physiologischen Gesichtspunkte aus, den er übrigens auch seiner Theorie der Muskel- und Nervenströme zugrunde gelegt hat. Jeder physiologische Process sei aus zwei Phasen zusammengesetzt: aus dem Verbrauch der Energie oder Dissimilation und aus der Neuansammlung von Energie oder Assimilation. Erschöpfung und Erholung würde man kurzweg sagen. Diese, nach den Thatsachen des Stoffwechsels und der Nervenmechanik unanfechtbare Annahme gilt nach Hering auch für den photochemischen Process des Sehens. In der Netzhaut seien drei Sehstoffe vorhanden, ein schwarz-weißer, ein grünrother und ein blau-gelber. Dem Vorgange der Dissimilation nun entsprechen die Empfindungen Weiß oder Roth oder Gelb, der Assimilation hingegen Schwarz oder Grün oder Blau; doch zeichne sich der schwarz-weiße Sehstoff dadurch aus, dass er bei der Reizung der beiden anderen stets in Miterregung gerathe, wodurch die Verschiedenheiten in Sättigung und Helligkeit der Farben veranlasst würden.

Die Hering'sche Theorie ist unleugbar geistreich entworfen und vermeidet wenigstens die gröbsten Widersprüche, die der Young'schen anhafteten. Am leichtesten erklärt sie die *Nachbilder*, die nach ihr aus der einfachen Thatsache hervorgehen, dass jeder Assimilation eine Dissimilation (und umgekehrt) auf dem Fuße zu folgen pflege. Aber dieser Satz verwickelt in eine andere Schwierigkeit, nämlich in die, die einfache Farbe überhaupt zu erklären, soweit es sich um Schwarz, Blau oder Grün handelt. Diese drei Empfindungen sollen der Assimilation entsprechen; eine solche ist aber ohne vorangegangene Dissimilation undenkbar: es gibt keine Erholung, die nicht durch eine Erschöpfung bedingt wäre. Dies führt, streng durchdacht, zur Annahme eines *Vorbildes* für Schwarz, Blau und Grün. Für die drei Dissimilationsfarben Weiß, Roth und Gelb ist eine solche Annahme nicht nöthig; denn dem Verbrauch braucht die Ansammlung nicht immer unmittelbar vorangegangen zu sein; es kann ein Stadium der Indifferenz dazwischen liegen, in dem der angesammelte Kräftevorrath mangels eines Reizes passiv, latent bleibt. Roth kann also sehr wohl isoliert entstehen; der Empfindung Grün aber müsste stets eine, wenn auch kurze und schwache, Purpurempfindung vorausgehen. Anhänger Herings haben, um diese Klippe zu umschiffen, gerathen, die Assimilation überhaupt fallen zu lassen und nur für die Nachbilder zu behalten, alle Farben jedoch als Dissimilationen hinzustellen. Damit fiele aber die Grundlage dieser Theorie überhaupt fort. Mir scheint, ganz abgesehen von diesen Einwänden, Herings Hypothese eben zu sehr „ersonnen" zu sein. Sie hängt zu wenig mit den Thatsachen selbst zusammen und schablonisiert zu stark. Wenn es der Young'schen Theorie unmöglich war, die halbgesättigten Farbentöne abzuleiten, so versagt die Hering'sche Schablone der zwei farbigen Sehstoffe für alle gesättigten Töne, die nicht Bestandtheile der beiden Sehstoffe selbst sind. Die Farbe Violett wird durch das Zusammentreffen des (blauerzeugenden) stärkeren Assimilationsprocesses im Blaugelbstoff mit dem (rotherzeugenden) schwächeren Dissimilationsvorgange im Grünrothstoff zu erklären sein. Aus Roth und Blau entsteht aber nie ein gesättigtes Violett. In dieser Beziehung ist die Young'sche Beibehaltung der drei Grundfarben, aus denen alle gesättigten Töne hervorgehen, der Hering'schen Ignorierung derselben entschieden noch vorzuziehen.

Aber vor allem vermag auch sie die Probe an den Erscheinungen der Farbenblindheit nicht zu bestehen. Freilich scheitert sie nicht an der totalen oder umschriebenen; davor bewahrt sie ihre Annahme eines besonderen schwarz-weißen Sehstoffes, der beim Fehlen oder der Passivität der beiden farbigen Sehstoffe allein wirksam ist. Aber die Trennung des photochemischen Processes in die Assimilation und Dissimilation wird durch die *partielle Farbenblindheit* geradezu widerlegt. Nach Hering kann es nur Rothgrünblinde, nie aber Rothblinde oder Grünblinde geben; denn diese Thatsache würde das völlige Fehlen der einen Hälfte des Processes voraussetzen. Das ist natürlich unmöglich, da Assimilation und Dissimilation einander bedingen. Und da es nicht nur Rothblinde, Grünblinde, Blaublinde u. s. w. *gibt*, sondern sie sogar in der Mehrzahl gegenüber der Gruppe der Rothgrün- und Blaugelbblinden sind, so müssen wir mit Bedauern feststellen, dass diese an sich so geistvolle Theorie mit den realen Verhältnissen nicht im Einklang steht — was ja das Vernichtungsurtheil jeder Theorie ist.

Ich erwähnte oben eine vorgeschlagene Modification der Hering'schen Theorie, welche die Ausdehnung des Dissimilationsvorganges auf alle Farben vorschlägt. Für diese Umgestaltung wäre dann auch das Festhalten an den zwei farbigen Sehstoffen ohne Grund (das mich ohnedies immer unangenehm an Goethes Farbenphantasien erinnert), und die neuformulierte Lehre führte dann von selbst zu der dritten Farbentheorie hinüber, die wir besitzen, und der wir uns jetzt zuzuwenden haben.

Der jetzige Senior der modernen Psychologie, *Wilhelm Wundt*, stellte im IV. Bande seiner „Philosophischen Studien" eine Farbenlehre auf, die er *Stufentheorie* nannte. Sie besteht aus mehreren Hauptsätzen.

Die normale Netzhaut befindet sich nach ihr in einem Zustande dauernder, sogenannter „tonischer" Erregung, welche die Empfindung Schwarz verursacht.

Schon dieser Satz ist eine That. Young hatte, wie geschildert, das Schwarz gar nicht erklärt. Bei Hering trat es als Assimilationsvorgang auf. Dieser Annahme konnte man sehr skeptisch gegenüberstehen angesichts der Thatsache, dass die Empfindung Schwarz eine Dauer haben kann, die keiner der anderen entspricht. Ohne äußeren Reiz, in völlig lichtlosem Raume also, oder bei geschlossenem Auge, haben wir unausgesetzt die Empfindung Schwarz. Somit ist Wundts Behauptung den Thatsachen genau angepasst. Das Wesen der tonischen Erregungen überhaupt ist noch nicht ergründet; sie finden sich bekanntlich im Centralnervensystem (Herznervencentrum u. a.!) vielfach; man darf wohl annehmen, dass sie der Ausdruck der normalen Ernährung nervöser Apparate durch das ihnen zugeführte Blut sind.

Trifft ein Farbenreiz die Netzhaut, so werden zwei Erregungen ausgelöst: eine farblose (Weiß) und eine farbige. Je nach der Stärke derselben wird die tonische Netzhauterregung geschwächt oder besteht unvermindert weiter. Die farblose und die farbige Erregung stellen zwei nebeneinander herlaufende chemische Processe im Sehpurpur dar, einen einfachen und einen verwickelteren. — Dass durch einen Reiz zwei chemische Processe zugleich ausgelöst werden, ist keine unwahrscheinliche Annahme, sondern gerade die Regel in dem Gebiete der Chemie, zumal bei so verwickelten Verbindungscomplexen, wie das Sehpurpur jedenfalls einen darstellt. Ein anderer Widerspruch als dieser konnte wohl gegen den zweiten Satz kaum erhoben werden. — Wie denkt sich nun Wundt die Entstehung der Farbentöne?

Objectiv sind die Farben ja weiter nichts als verschieden lange Lichtwellen zwischen bestimmten Längengrenzen. Es ist physikalisch er-

wiesen und allbekannt, dass mit der Wellenlänge die chemische Wirkung sich ändert, oder mathematisch ausgedrückt: diese ist eine Function jener. Also sind die verschiedenen Formen des photochemischen Processes, d. h. eben die Farbenempfindungen, *Functionen der Wellenlänge des erregenden Lichtes*.

Damit verzichtet Wundt auf alle Mischungen und Nebenerregungen und leitet die Farbenempfindung zum erstenmale nicht aus hypothetischen physiologischen Annahmen, wie Zellgattungen oder Sehstoffen ab, sondern aus Thatsachen: denn Thatsache ist die chemische Veränderung des Sehpurpurs im Lichtreiz, Thatsache ist, dass jeder vom Lichte ausgelöste chemische Process eine Function der Wellenlänge darstellt. Nun ist auch das continuierliche Ineinandergehen der Farben nicht mehr künstlich herausdeutbar, sondern natürlich: Die Zahlenreihe, also auch die Wellenlängen sind continuierlich.

Aber nicht eine *einfache*, sondern eine *periodische* Function der Wellenlängen sind die Farben. Das bedeutet: wenn man die Farben als Function der Wellenlängen graphisch, d. h. in einer Curve darstellen würde, so würde sich zeigen, dass die Curve das Bestreben hat, sich ihrem Anfangspunkte wieder zu nähern, und auf ihrem Verlaufe symmetrisch ist, d. h. lauter Punkte aufweist, die nach entgegengesetzten Seiten, aber in gleichem Abstande von der Abscisse, bezw. Ordinate des angenommenen Coordinatensystems liegen. Diese *Periodicität* der Farbencurve (nach der Wundt seine Theorie auch *Periodicitätstheorie* genannt hat) erklärt die Thatsachen der Verwandtschaft des Violett mit dem Roth und die Ergänzungsfarben. Oder ich will vorsichtiger sprechen: sie ist ein klarer mathematischer Ausdruck für diese Thatsachen. Denn ich gebe zu, dass eine Erklärung darin nicht enthalten ist. Warum der photochemische Process der höheren Wellenlängen dem der niedrigsten ähnelt; warum dazwischen je zwei Einzelprocesse einander aufheben — das sagt uns die Theorie nicht. Ich brauche nicht zu wiederholen, welchen Wert die „Erklärung" dieser Dinge durch Young hatte. Und auch Hering mit seiner Dissimilation und Assimilation verschob dabei völlig die realen Thatsachen; bei ihm ward Blau Ergänzungsfarbe von Gelb und Roth von Grün, während in Wahrheit Blau und Orange, Purpur und Grün einander complementär sind. Im Widerspruche zu irgend einer Erscheinung aber steht Wundts Theorie nicht. Sie besteht auch allein die Probe an der Farbenblindheit. Dem total Farbenblinden fehlt eben die farbige Erregbarkeit des Sehpurpurs für alle Wellenlängen; dem partiell Farbenblinden für gewisse. Die Stufentheorie führt also für diesen Krankheitszustand zu einem correcten pathologischen Ausdruck: totale Farbenblindheit ist diffuse functionelle Paralyse des Sehpurpurs, partielle nur functionelle Störung oder Verkümmerung; die umschriebene ist circumscripte Paralyse.

Eine Gruppe von Farbenerscheinungen freilich berührt auch die Stufentheorie nicht: die Contraste. Helmholtz fasste sie als Urtheilstäuschungen auf, vornehmlich wohl von der Induction der Contraste ausgehend. Es ist aber recht misslich zur Erklärung eines elementaren seelischen Vorganges, der Empfindung, einen so complicierten, wie das Urtheil, zu Hilfe zu rufen. Wundt sagt über den Contrast nur, dass er durch Vorgänge im Centralnervensystem veranlasst sei. Dies kann als sicher gelten; dass der Contrast nicht an die Netzhaut gebunden ist, geht aus dem Umstande unwiderleglich hervor, dass völlig Erblindete noch Contrasterscheinungen haben. Die Beziehungen auf dem Gebiete des Contrastes sind aber quantitativ noch so wenig durchforscht, dass es voreilig wäre, hier schon Hypothesen aufstellen zu wollen.

Im übrigen fügt sich die Stufentheorie widerspruchslos den Erscheinungen. Ihre Gegner pflegen darüber mitleidig zu lächeln; denn in ihren Augen verdankt die Stufentheorie solchen Vorzug nur dem Umstande, dass sie weiter nichts als der Versuch eines mathematischen Ausdruckes der Farbenerscheinungen sei, aber keine über die Ursachen Aufschlüsse gebende Hypothese. Dieser Vorwurf führt mich zu einer kurzen Erörterung der formalen Erwägungen, zu denen uns die modernen Farbenlehren Anlass geben.

Wenn man sich fragt, wie es wohl möglich war, dass die Young-Helmholtz'sche Hypothese mit infallibler Dictatur die Wissenschaft beherrschte und heute noch täglich zu vertheidigen und schmackhaft zu machen versucht wird, so wird sich als erste Ursache die ungeheuere Autorität ihres Mitbegründers und Hauptverfechters Helmholtz behaupten lassen. Dieser geniale Physiker hatte sich durch seine Forschungen einen Namen geschaffen, der über die vielen Irrthümer seiner Hypothesen den Schein unfehlbarer Wahrheit breitete. Man weiß ja, wie groß gerade in Deutschland die Neigung ist, auf autoritative Formeln zu schwören. Aber dieser persönliche Umstand, so stark er mitspielt, reicht doch zur alleinigen Erklärung nicht aus. Vor allem bestach die Dreicomponententheorie durch ihre frappante Einfachheit. Sie gab eine einzige, bequeme Formel für alles in die Hand.

Man ist sich eben über das, was eine Hypothese leisten soll, in weitesten Kreisen, auch in denen der Forschung, immer noch nicht recht klar. Das Bewusstsein davon, dass Hypothesen nicht besonders zu beweisen sind, sondern nur der Bestätigung durch die in ihr Bereich fallenden Thatsachen bedürfen, hat einen Schlendrian entstehen lassen, der mit größter Gemüthlichkeit zur Erklärung der vorhandenen neue Thatsachen einführt. So macht es die Young'sche Theorie. Zur Erklärung der physiologischen Erscheinung des Sehens nimmt sie eine anatomische Thatsache an, deren gelegentlichen Nachweis sie der mikroskopischen Anatomie überlässt. Man verlegt die Schwierigkeit einfach auf ein anderes Gebiet; man wälzt die Last auf andere Schultern. Selbst wenn die Young'sche Theorie mit allen Thatsachen übereinstimmte, müsste uns eine solche Operation doch bedenklich stimmen. Man wendet vielleicht ein, die modere Chemie mache es nicht anders, wenn sie auf die mechanische Wärmetheorie zurückgehe. Weit gefehlt! Die Chemie stützt sich nur auf die *bekannten* Gesetze der Wärmelehre. Wenn die drei Zellgattungen in der Netzhaut *erwiesen* wären, so würde ich Young-Helmholtz gern das Recht zugestehen, sich auf sie zu berufen. So aber *erfindet* man eine anatomische „Thatsache", die zur Erklärung der physiologischen Erscheinungen herhalten muss. Aber gesetzt auch, die angebliche Thatsache sei wirklich eine: so hat man in ihr doch nur das anatomische Substrat gewonnen, das jedem physiologischen Vorgang zugehörig ist, aber das ihn nicht im mindesten erklärt. Derartige Hypothesen stellen dann weiter nichts als neue Thatsachen dar, können also den schon vorhandenen nebengeordnet, bei der Erklärung benützt, nie aber als Erklärung selbst verwendet werden; die Hypothese der drei Zellgattungen ist nur die *Vermuthung* einer Structureigenart, die uns die Farbenerscheinungen an sich um nichts verständlicher macht. Was mit den Zellen bei der Erregung vorgeht, wissen wir darnach so wenig wie vorher; gerade dies aber hätte eine Farbentheorie zu erörtern. Die Young'sche Lehre ist also vom methodologischen Standpunkte aus gar keine Hypothese.

Anders bei Hering. Er geht von der speciellen Erscheinung auf das allgemeine Gesetz, vom photochemischen Vorgang auf den Satz der Dissimilation und Assimilation zurück. Das ist die rechte Art, Hypothesen zu formulieren: die in der *beschreibenden* Wissenschaft erhaltenen *Thatsachen* als Einzelfälle der in den *erklärenden* Wissenschaften aufgestellten *Gesetze* zu setzen. Aber Hering bleibt auf halbem Wege stehen, oder vielmehr er macht einen verhängnisvollen Seitensprung. Er erfindet ebenfalls etwas neues Anatomisches: die drei Sehstoffe. Hätte er sein physiologisches Zweiphasengesetz auf das wirklich vorhandene Sehpurpur angewendet — die Sache wäre formal unanfechtbar gewesen; so leidet sie an dem gleichen Fehler wie die Young'sche Lehre.

Demgegenüber ist die Stufentheorie methodologisch correct. Sie setzt nichts voraus als die Netzhaut mit dem Sehpurpur; sie erfindet nichts, was die Histologie dereinst erst noch nachzuweisen hätte. Die physiologischen Thatsachen aber führt sie auf die Gesetze der physikalischen Chemie zurück und zeigt damit, dass wir für die eine Gruppe dieser Thatsachen keine besondere Hypothese brauchen. Denn nichts ist wissenschaftlich weniger zu rechtfertigen, als die Aufstellung von Hypothesen, wo die bekannten Gesetze der allgemeinen Naturwissenschaften zur Erklärung des Einzelfalles ausreichend sind. Die Annahme der Periodicität der Function freilich begründet Wundt nur in den Erscheinungen, ohne sie auf allgemeine Gesetze zurückführen zu können. Hier lässt er also eine Lücke. Es fragt sich, wie man das zu beurtheilen hat.

Ich meine, es ist ehrlicher und besser, offen einzugestehen, wo es uns an den Vorbedingungen zur einheitlichen Ausgestaltung unserer Erkenntnis noch mangelt, als sich darüber hinwegzutäuschen. In diesem Falle aber liegt dieser Mangel gar nicht auf dem Gebiete der Farbenphysiologie selbst. Der photochemische Vorgang ist eine periodische Function der Lichtwellenlänge. Gerade wenn man geringschätzig meint, dies sei nur die mathematische Formulierung der Thatsachen, führt man eine Meinung ins Feld, die für die Stufentheorie spricht. Denn wenn der zu erklärende Vorgang sich schon in die Form eines physikochemischen Gesetzes bringen lässt und nur dieses Gesetz noch unerklärt ist, so liegt eben *hier* die Aufgabe der Forschung. Die physikochemischen Processe im Sehpurpur müssen erst erforscht sein; wenn es für sie eine Hypothese geben wird, so gilt diese auch für die Erscheinungen der Ergänzungsfarben u. s. w., aus denen die Periodicität abgeleitet wurde. Der speciellen Lehre von den Farbenempfindungen gegenüber ist die physiologische Chemie *Allgemeinwissenschaft*. Die speciellen Wissenschaften sammeln die Thatsachen; deren Erklärung kommt den allgemeinen zu. Wo in diesen noch Lücken sind, müssen sie erst ausgefüllt werden; niemals darf die beschreibende Wissenschaft über den Kopf der ihr zugrunde liegenden allgemeinen hinweg sich beliebige Hypothesen suchen. Wer aber weiß, dass die physiologische Chemie bis heute noch mehr Lücken als Ausfüllungen zeigt, der wird es ablehnen, um des Specialfalles der Sehpurpurprocesse halber Hypothesen aufzustellen, die sozusagen im leeren Raume schwebten.

Wenn die Stufentheorie keinen anderen Vorzug hätte: dieses eine Verdienst bleibt ihr, uns zu lehren, dass mit der Beantwortung gewisser Fragen der physiologisch-optischen Chemie auch die Probleme des Farbensehens gelöst sein werden. Sie hat es fertig gebracht, die Fülle der Erscheinungen unter den Gesichtspunkt nun nicht einer ersonnenen Thatsache, sondern einer *Fundamentalfrage* zu bringen. So verschiebt sie die schwebenden Probleme nicht, sondern sie führt dieselben zurück auf die superordinierte Wissenschaft, und sie schreibt dieser nicht schon das Ziel der Forschung vor, sondern zeigt ihr nur das Object.

Leipzig. Ernst Gystrow.

Hermann Grimm.

Am 6. Jänner feierte Grimm seinen 70. Geburtstag. Eine solche Feier ist bei einem Mann von seiner Bedeutung nicht gut zu übergehen, selbst wenn der Gefeierte sich so wenig in Scene zu setzen weiß, wie eben Hermann Grimm. Die Berliner fühlten das. So gut es in der Eile gieng, brachten sie in ihrer Presse einige Gratulationsartikel zusammen. Der „Localanzeiger“, der seinen Abonnenten bereits eine recht stattliche Galerie berühmter Raubmörder und Heldentenore im Bilde geliefert hat, brachte sogar einen Holzschnitt, laut Unterschrift Porträt des Jubilars. Man konnte im Zweifel sein, aber einige Notizen, nach Art eines Steckbriefes unter dem Holzschnitt angebracht, schlossen jedes Bedenken aus. Es war der berühmte Hermann Grimm, Sohn des berühmten Wilhelm Grimm, Verfasser der berühmten Bücher über Michelangelo, Goethe u. s. w. Ganz wie in allen anderen Zeitungen war er der große Mann, den am 6. Jänner 1898 alle kennen mussten, und von dem doch niemand eigentlich etwas Genaueres wusste.

Dieses Versagen der Tagespresse gegenüber Hermann Grimm, dessen Bedeutung man gleichwohl anerkennt, ist für diesen nicht weniger charakteristisch als für jene. Seit einem halben Jahrhundert beinahe ist Grimm als Schriftsteller thätig. Nie hat er in dieser Zeit einen eigentlich durchschlagenden Erfolg gehabt, und doch sind seine Bücher in immer neuen Auflagen hinausgewandert. Man hat Zeit gebraucht, die Cultur zu entdecken, die in diesen Büchern steckt. Seitdem freilich kam man immer wieder auf sie zurück. Redewendungen, deren Prägung Grimm für sich in Anspruch nehmen kann, sind in die Sprache übergegangen. Ihm eigene stilistische Formen und Bilder werden Schriftstellern der jungen Generation geläufig. Ohne Aufdringlichkeit und Uebereilung setzt so die Thätigkeit dieses Mannes sich um zu einem immer mehr fühlbaren Culturwert.

Die Zeit der stillen Menschen in kleinen Städten ist vorbei. Dinge, deren Bedeutung man uns nicht wie in stärkster Instrumentation in die Ohren gellt, wischt der Lärm der Großstadt uns bald aus der Erinnerung. Die allmähliche Art des Grimm'schen Erfolges in dieser Zeit hat etwas Räthselhaftes. Und dieser Erfolg ist bezeichnend nicht nur für die literarische, sondern auch die akademische Thätigkeit Hermann Grimms. Seit fünfundzwanzig Jahren etwa hält er Vorlesungen an der Universität Berlin. Auch hier jener Mangel an allem eigentlich „Actuellen“ (actuell konnten seine Vorlesungen schon deshalb nicht werden, weil ihr Inhalt in keinem staatlichen Examen zu überhören war), aber auch hier jener merkwürdige Erfolg, der in langsamer Stetigkeit seine Kreise weit und weiter zieht. Ich nahm Gelegenheit, mit Leuten über Grimm zu sprechen, die als Studenten seine Vorlesungen besucht hatten. Das Urtheil war überall das gleiche. Man machte sich keine Notizen bei ihm und konnte doch stets fast mehr nach Hause tragen als von den Autoritäten des Tages. Man vermochte nicht scharf zu bestimmen, was eigentlich haften geblieben war. Eine gelegentliche Bemerkung über scheinbar fernliegende Dinge, ein unerwarteter Gesichtspunkt, eine anregende Combination oder eine jener kleinen Abschweifungen, in das Thema aufgenommen, wie man am Wege zwanglos Blumen pflückt. Bei jedem anderen wäre diese Art des Vortrages zur geistreichen Plauderei geworden. Hier schloss es sich zu einem Ganzen, das sich einprägte, das nachdenklich machte, das noch nach Jahren in einsamen Stunden seine Wirkungskraft bewähren konnte.

Spät erst hat Grimm sich zur akademischen Carrière entschlossen. Er war vierzig geworden, ehe er promovierte. Auch für seine Lebensführung ist die abwartende Art charakteristisch, die nichts überstürzt, die ruhig alles an sich herankommen lässt. Nirgends ein dramatischer Conflict, ein irgendwie explosiver Durchbruch der friedlichen Entwickelung.

Schicksale haben nichts Zufälliges an sich. Jene allgegenwärtige Naturkraft, der Emerson in seinem Essay „Ausgleichungen“ nachgrübelt, stimmt alle äußeren Ereignisse ab nach den im Kern des Wesens schlummernden Eigenschaften. Beide stehen in einem ursächlichen Verhältnis und erläutern einander. Ich wüsste nichts, was das bleibende Werk Hermann Grimms klarer bezeichnete, als das richtige Bild seines Lebens, das Schicksal seiner Bücher oder die Wirkung seiner Lehrthätigkeit auf einen Theil des geistigen Deutschlands. Wie ein ewiger Nachklang zieht es sich durch seine Schriften. Aber es ist nicht das Nachklingen des Epigonenthums. Es ist etwa, wie wenn man auf freiem Felde beim Abendläuten dem letzten Glockenschlage nachsinnt. Die Schallwellen dehnen sich unablässig, gleich den Kreisen, die ein Steinwurf im Wasser verursacht. Wir folgen diesen Wellen, und nun wird das Hören zum Sehen, das Sehen zum Schauen. Ueber die Bäche mit ihren Weiden, die breiten Abendnebel der Wiesen weg verliert der Blick sich in die aufziehende Nacht, wo jene Wellen endlich zu verlaufen scheinen. In solchen Augenblicken des Nachklanges empfängt unser Geist klarer als im bewussten Leben des Tages eine Ahnung des Ewigen, einen Einblick in die Räthsel des Lebens. Keiner von den lebenden Schriftstellern hat so rein von diesen Stunden zu sprechen gewusst wie Hermann Grimm. Die Empfindung davon bricht heute endlich sich Bahn, und durch sie wird der Siebzigjährige noch Fühlung gewinnen mit dem Volke.

Grimm selbst hat einmal mittelbar ein Bild seiner Anschauungs- und Arbeitsweise gegeben: in der Einleitung seines Buches über Michelangelo. Er sagt da, es gebe Namen, die man nur auszusprechen braucht, um der Menschheit die Empfindung eines höheren, besseren Seins zu geben. So „Athen“. Wir hören das Wort, und wie ganze Wolkenzüge großer Männer zieht es an uns vorüber. Ein Volk und eine Art der Lebensführung scheinen vor uns aufzudämmern, in der nichts Kleinliches fortkommen kann. Aber dann sehen wir näher zu. Und nun umgibt die Großen ein Schwarm Erbärmlicher, wie sie das Heute nicht erbärmlicher schaffen kann; jede große That durchkreuzt die Intrigue, und die großen Thaten selbst sind verdunkelt von niedrigen Motiven. Und dennoch, wie wir die Blicke unwillig abwenden und die Bilder verblassen, steht es wieder da: das Ideal „Athen“ mit seinen großen Männern und großen Thaten.

Das ist die Arbeit Hermann Grimms. Man hat seine Werke unwissenschaftlich genannt, sie sollen lückenhaft, ja im bewussten Unterdrücken richtiger Begleitmomente unwahr sein. Man vergisst, was Grimm uns eigentlich geben will. Das Unvergängliche der Dinge, das Wenige, was der Lärm des Tages und der Jahre nicht verwischen konnte in unserer Phantasie. Man mag dieses Princip bekämpfen, aber ein solcher Widerspruch berührt nicht Hermann Grimms Persönlichkeit. Denn dass gerade er durch seine Herkunft und das Milieu, in dem er aufwuchs, in seltenster Weise zur Durchführung jener Aufgabe befähigt ist, wird man nicht leugnen können. Es ist wunderbar, mit welcher Klarheit jene durch Generationen gefilterte Anschauung arbeitet, wie rein das Sehen sich hier umsetzt in ein Schauen. Daher der große Reichthum an Bildern und die Leuchtkraft, die sie ausstrahlen.

Der Gegensatz, der Grimm von der jetzt herrschenden wissenschaftlichen Methode trennt, ist nie klarer hervorgetreten, als bei der Herausgabe seines letzten bisherigen großen Werkes. Ein Buch über Homer. In der Homer-Frage hat jene Methode sich in ihrer ganzen Größe, aber auch in ihrer ganzen Unzulänglichkeit gezeigt. Eine unglaubliche Menge an Material ist angehäuft worden, den unscheinbarsten Details ist man nachgegangen mit der Gewissenhaftigkeit eines Detectivs, bis nichts mehr — das Bild Grimms anzuwenden — an dem Athen der Intriguen und kleinlichen Mittel fehlte.

Und nun die Arbeit Grimms, das Lauschen auf den Klang „Homer“. Was liegt ihm an dem Mann, an den sich philologisch glauben oder nicht glauben lässt! Er weiß nur von einem Phänomen, das diesen Namen trägt, einer geistigen Kraft, die durch die Jahrhunderte gieng. Ganz Griechenland glaubte an sie, fühlte sie, sie war ein realer Wert, der seine Wirkungen brachte. Mag das Homer-Buch der Philologen von einer ganzen Gesellschaft kleiner Homeriden zusammenmosaiciert sein: Grimm kennt nur einen Homer, und dieser eine sang nicht nur die Ilias und Odyssee, er war es auch, der in den olympischen Spielen siegte, der die Perser niederwarf und Tempel baute um heilige Götterbilder.

Man lese das Raphael-Buch Grimms. Wie da das greifbar Historische absichtlich zurückgedrängt erscheint, wie dagegen ein Drittel fast des ganzen Buches „Raphaels Ruhm in drei Jahrhunderten“ verfolgt. Tiefer noch als Emerson ist Grimm mit dieser Auffassung in das Wesen des „großen Mannes“ eingedrungen: für Emerson repräsentiert der Heros das Menschengeschlecht, für Grimm eine geistige Kraft, etwas, das noch hinter dem Menschengeschlecht als treibendes Moment in Thätigkeit ist.

So können wir von Grimms Geschichtsauffassung wohl sagen, dass sie in ihren letzten Folgerungen uns jenen Ausklang in das Ewige gibt, den wir zu fühlen meinen, wenn eine einsame Stunde unseren Blick weitet, oder die Erinnerung ihre große Linien zieht durch unser Sein. Es mag eine „Luxuslectüre“ sein, die Lectüre der Grimm'schen Bücher, geeignet nur für die Sonntage des Geistes. Aber wenn wir es recht bedenken, verdanken wir doch gerade solchen Sonntagen die Kraft, uns durch die Werkeltage durchzuschlagen.

Berlin. **Willy Pastor.**

Wiener Köpfe.*)

Von Stefan Großmann.

1. Ferdinand Ritter v. Holzinger.

Das „graue Haus“ ist eigentlich ein Kunstwerk. Es stellt architektonisch das dar, was es moralisch bedeutet. Ein Gebäude, schwerfällig und fest gemauert, ohne jeden Schmuck, monströs in seiner einförmigen Ausdehnung; im Innern wird es durchquert von einigen endlos langen, schmalen Wandelgängen, wie man sie manchmal in schrecklichen Träumen erblickt. Justizsoldaten, Gerichtsbeamte, Gerichtshabitués mit sehr verdächtigen Physiognomien, aufgeregte Zeugen oder unruhige Angeklagte beleben diese Corridore ....

Hier musste ich einige Minuten warten, bis der „Herr Hofrath“ kam. Mein Gott, es wär' nicht nöthig gewesen, ihn Aug' in

*) In einer Anzahl kurzer Porträtskizzen, mit deren Veröffentlichung wir hier beginnen, versucht Herr Großmann, einer unserer Mitarbeiter, einige bemerkenswerte oder interessante Wiener Persönlichkeiten von heute darzustellen. Seine impressionistische Manier zu zeichnen und zu charakterisieren ist unseren Lesern bereits aus einer früher erschienenen Serie: „Pariser Köpfe“ (Vergl. „Die Zeit“, Nr. 161 und 162) bekannt. Anm. d. Red.

Aug' zu besichtigen. Ich kenne ihn ja vollkommen aus den Gerichtsverhandlungen, ich sehe ihn ordentlich in dem düsteren Schwurgerichtssaal auf seinem Präsidentensessel sitzen und mit einem Tone von freundlicher Bonhommie die verfänglichsten misstrauischen Fragen an den Angeklagten richten. Wie kläglich stehen diese Angeklagten vor ihm. In ihrer nackten Menschlichkeit enthüllt, zittern sie, frieren, suchen wenigstens ihre menschlichste Stelle mit der Hand zu bedecken. Aber der Vorsitzende ergreift ruhig die deckende Hand und legt sie dem Angeklagten auf den Rücken. Diese Bewegung heißt in Worten: „Sie, möchten Sie uns nicht auch über diesen Punkt Aufklärung geben?" Und der Angeklagte steht wieder da in seiner Nacktheit, zitternd, vor den Geschwornen, vor den Richtern, vor sich selbst . . .

„Der Herr Hofrath lässt bitten."

Der Herr Landesgerichtsvicepräsident ist, trotzdem er mich für heute bestellt hat, sehr beschäftigt. Er hat einen großen Bogen vor sich liegen, welchen er liniieren muss. Tief über diese Arbeit gebeugt, sagt er in einem forciert natürlichen Ton:

„Ich bin in meinem Leben vielfach angegriffen worden, zum Beispiel von Deutschnationalen oder . . (der Herr Hofrath blickt einen Moment lang von der Arbeit auf) . . von Anarchisten . ."

„Herr Hofrath werden ja auch wissen, dass Ihr Name für viele ein bestimmter Justizbegriff ist. Zum Beispiel hat sich unlängst eine Gesellschaft über Ihre theoretischen Grundlagen unterhalten. Schließlich einigte man sich einstimmig dahin, dass Herr Hofrath ein Anhänger der sogenannten Abschreckungstheorie wären . . ."

Der Herr Hofrath liniierte noch emsiger. Wieder sagte er in einem forciert natürlichen Ton:

„Das ist aber sehr unrichtig. Ich bin ein Anhänger der Theorie vom moralischen Zwang. Die Aussicht auf die Strafe soll eine regulierende Wirkung im Bewusstsein des zum Verbrechen Bereiten ausüben. Natürlich müssen da die Strafen factisch durchgeführt werden . ."

„Dann sind Herr Hofrath wohl auch kein Freund dieser neuen italienischen Theorien, Lombroso, Ferri . . ?"

„Nein, wo käme man mit diesen Theorien hin? Wenn man jeden Verbrecher als Kranken behandeln würde! Schließlich kommt man dazu, die Willensfreiheit überhaupt zu negieren. Wenn man die Verbrecher in Heilanstalten gäbe, würde sich ihre Anzahl sehr stark vermehren. Nein, wo käme man da hin . .!"

„Aber, wenn es ein Gesetz der Causalität, einen Zusammenhang von Ursache und Folge gibt, so wird man eben den „freien Willen" nicht unbedingt behaupten können."

„Nein, wissen Sie, wenn wir jetzt zu philosophieren anfangen, so werden wir in drei Tagen nicht fertig. Das sind Theorien, die von Leuten ersonnen sind, die das praktische Leben nicht kennen."

„Meinen Sie unter dem praktischen Leben die Gerichtssaalpraxis?"

„Ja."

„Glauben Sie nicht, dass man gerade im Gerichtssaal, in diesem steten Zusammenhang mit mehr oder minder atavistischen Individuen eine falsche Perspective für das wahre Leben bekommt?"

„Ich gehe nicht mit diesen Theorien. Ich bin absolut kein moderner Mensch. Wenn Sie wollen, können Sie mich eine antiquierten Menschen nennen . . ."

Eine Pause entstand. Der Herr Hofrath liniierte mit Inbrunst. Ich nahm das Gespräch wieder auf:

„In der Gesellschaft, von der ich früher sprach, discutierte man unlängst darüber, wer wohl Ihr Lieblingsschriftsteller sein könnte. Schließlich einigte man sich auf Dostojewsky. Man sagte einstimmig, Ihr Lieblingsbuch sei der Raskolnikow."

Wieder hörte das Liniieren einen Moment lang auf, Herr von Holzinger sagte in einem etwas kurzen Ton:

„Das ist auch sehr falsch. Ich bin überhaupt kein Anhänger dieser Schule. Raskolnikow ist ein psychologisch sehr interessantes Buch. Es ist, wenn ich so sagen soll, sehr geschickt. Aber — mein Lieblingsbuch . ."

„Herr Hofrath haben das Buch vielleicht zu sehr vom Standpunkt des Porphyrius, des Untersuchungsrichters gelesen?"

„Ja, ich gestehe, das ist richtig. Aber ich bin auch in dieser literarischen Hinsicht, das wiederhole ich, absolut kein moderner Mensch. Vielleicht in der Musik gehe ich bis zu Wagner, Schumann und Brahms. Aber sonst . . ."

Das Liniieren begann wieder. Ich erlaube mir die letzte Frage. „Glauben Sie nicht, Herr Hofrath, dass es zwischen den ethischen und den gerichtlichen Grundsätzen der Zeit eine erhebliche Differenz gibt, haben Sie nicht selbst diese Differenz oftmals in sich empfunden?"

Diesmal hörte das Liniieren vollkommen auf. „Nein. Ich halte das Amt des Strafrichters für ein humanes. Vielleicht werden Schwärmer das nicht empfinden, vielleicht sehen andere Berufe auf den ersten Blick humaner aus . ."

Ein Beamter trat mit einem Bündel Acten ein. Ich erhob mich. Möge er weiter liniieren — —!

2. Peter Altenberg.

Förmlich wehmüthig können wir jungen Leute, denen doch sonst das Talent zur Wehmuth so ziemlich abgeht, werden, wenn wir ans Café Griensteidl denken. Seine Demolierung hat für uns soviel bedeutet, wie etwa für einen Schuster die Auflösung seiner Gewerkschaft. Die Literatur hat damit ihr Bureau für Arbeitsvermittlung verloren, ihren centralen Discussionsclub und ihre „bourse de travail". Für diejenigen kleinen, aber „grellen Napoleone" der Literatur, welche aus ihr ein . . . . na, sagen wir . . . Kunstgewerbe machen wollen, ist es wirklich ein harter Schlag gewesen. Jetzt steht jeder einzeln für sich da und muss herausrücken mit dem, was er kann oder nicht kann. Früher saß man in dieser dicken Caféhausatmosphäre beisammen, und eine frierende Impotenz wärmte sich an der andern. Jeder neu auftauchende Concurrent wurde besprochen und nicht einmal der letzte Kunstreporter des obscursten Montagsblattes blieb im Dunkeln. Hier bekamen die Talente ihren Courswert.

Und mitten in diesen Gesellschaften lebte Herr Peter Altenberg. Es ist eigentlich nicht zu begreifen. Er ist kein Discussionsredner, er schnappt nach keinem Kritikersessel, er hat mit den Coursbesprechungen der Literaten nichts zu schaffen. Im großen Ganzen saß er gewöhnlich da und sagte: „Ja". Aber es war, als ob ihn unsichtbare Gräben voll Einsamkeit umgeben würden. Man erinnerte sich an das Wort von Friedrich Nietzsche: „Ob man jemandem in der Discussion Recht oder Unrecht gibt, ist eine Frage der guten Erziehung." Es sah so aus, wie wenn er den ganzen Lärm factisch nicht hören würde. Manchmal stieg er „in die Ebene" hinab. Irgend ein Redner war gerade kunstphilosophisch geworden, schwärmte für das l'art pour l'art, bemerkte, dass Kunst von Können herstamme und dass das Leben nur eine ästhetische Bedeutung habe. Das kam so heraus, wie wenn das Leben nichts anderes bedeute als gewissermaßen: eine Vorlage für uns, die Künstler! . . . Damals haben wir oft genug, wenn wir spät nachts ins Café Griensteidl traten, schon von Ferne Altenbergs grandiose Reden gehört. Nichts war ihm verhasster, unchristlicher als jene lächelnde, unerschütterliche Selbstgefälligkeit des Künstlers. Er sprach — was, sprach? — er schrie seine Empörung gegen den Künstlermenschen heraus, diesen Vampyr, der das Blut des Lebens saugt und nur selber von Tag zu Tag schwächlicher wird. Die Kunst hat keinen Sinn, der höher als der Sinn des Lebens wäre, L'art pour l'art, das ist die frechste Anmaßung des Kunstmenschen! . . . Ah, und nichts war erbärmlicher, als unser verlegenes Schweigen, wenn er mit seinen ekstatischen Reden zu Ende war. Muss nicht der moderne Künstler, welcher „über dem Leben" steht, allzeit ruhig, kühl bleiben? Nein, Herr Peter Altenberg war vielleicht ein hinreißender Prophet (— welcher Dichter ist es nicht gewesen! —), aber sicherlich kein moderner Künstlermensch. Aber wenn einer der Zuhörer nach ihm das Wort nahm, dann überlief es einen kalt: Das war ein heiseres, unheiteres Geflüster! Der moderne Künstler, welcher über dem Leben steht, kann nicht mehr ordentlich laut reden! Wie erbärmlich hört sich dieses Leise-Reden an, nach den lauten Sehnsuchtsrufen einer bedrängten Brust! — — —

Altenberg floh. Eigentlich hat er niemals ein dauerndes Verhältnis zu jenem leeren, blutlosen Typus: moderner Culturmensch finden können. Er ist vor zwei oder drei Jahren im Sommer nach Oberösterreich gefahren. Aber er kam im Herbste nicht zurück, er fühlte sich im tiefen Winter unter den oberösterreichischen Bauern so viel wohler, als in den Wiener Caféhäusern! Nur durch einen unglücklichen Zwischenfall war er genöthigt, mitten im Winter zurückzukehren, aber mit wie schwerem Herzen! Er hatte schon damals gar keinen inneren Zusammenhang mit dem modernen Culturmenschen. Altenberg ist — beiläufig gesagt — der unabhängigste Geist — nicht nur unter den Wienern! — In eine Partei ist er selbstverständlich niemals hineingefallen. Davor bewahrte ihn jene göttliche Blindheit für politische Probleme, welche dem Dichter angeboren ist und die der Snob so gerne imitieren möchte. Aber wie unabhängig hat sich Altenberg allen Gefahren des modernen Bildungsweges siegreich ausgesetzt: „Ich habe" — sagte er einmal — „gerade nur so viel Philosophie studiert, um im Leben nicht schwerfällig zu werden." Dabei sind die Dichtungen keines lebenden Deutschen so wenig belletristisch, wie die seinigen! „Wie ich es sehe" sind Dichtungen eines Platonikers!

Ist es nöthig, zu sagen, wie unabhängig dieser Geist von allen ihn umgebenden Menschen ist? . . . Als Altenberg von den modernen Künstlern floh, kam er in seiner frischen Erregung zu uns jungen Leuten, die ihn athemlos anhörten. Er ist vielen von uns der beste (ich will nicht sagen: der einzige) Erzieher gewesen. Aber allmählich — waren auch unsere Stimmen schon heiser? — entkam er auch uns Durch einen Zufall (er hatte schon seinen Koffer gepackt und wollte am nächsten Morgen ins Salzkammergut) lernte er die Ashantee kennen. Am selben Abend packte er seine Koffer aus und blieb in Wien! Bei ihnen verbringt er im Sommer jeden Tag und die halbe Nacht, jeder Ashantee kennt „Sir Peter". Im Winter — — — schreibt er Briefe nach Afrika. Diese einfachen Leute, sagt Altenberg, diese naiven Menschen ohne Verstörtheit, ohne Compliciertheit, diese vegetativen Menschen, deren höchster Reichthum blaue und grüne Glasperlen sind, diese allein sind heiter! Es sind die „Paradiesesmenschen"!

Freiwild.

(Schauspiel in drei Acten von Arthur Schnitzler. Aufgeführt im Carltheater.)

Es ist bekannt, dass im zweiten Act von Schnitzlers „Freiwild" die Duellfrage discutiert wird. Duellfrage! Das ruft mit einem Schlage alles wach, was an Journalistenweisheit und Kannegießerei in uns schlummert. Theater, Spiel und Illusion sind mit einem Schlage vergessen. Die Wiener Kritik und das Wiener Publicum haben verrathen, dass es ihnen mit „Freiwild" thatsächlich so ergangen ist. Sie haben zu diesem Stücke verstandesmäßig Stellung genommen, wie zu einer Parlamentsdebatte; sie haben nichts anderes darin gesehen oder gesucht als Gründe und Gegengründe, Rede und Widerrede, Logik und Unlogik, Gerechtigkeit und Eigensinn. Was aber hat sich dabei herausgestellt? Dass das Schnitzler'sche Stück mit einer solchen Prüfung der Ansichten über das Duell nicht abzuthun ist. Dass die Rechnung mit a und b, mit Plus und Minus, die man in diesem Stück sehen will, nicht aufgeht; dass vielmehr noch etwas übrig bleibt, etwas nicht Verstandesmäßiges, nicht Discutierbares, nicht zu Berechnendes. Daraus haben voreilige Leute geschlossen, dass „Freiwild" zwar ein Tendenzstück sei, aber ein unausgeführtes oder nicht folgerichtiges. Ich schließe besser: „Freiwild" ist nur scheinbar stellenweise Tendenzdrama, in Wirklichkeit aber ein Theaterstück, ein Theaterstück, das allenfalls mit einer Tendenz spielt. Alle Fragen und Ansichten, alle Discussionen sind darin etwas Höherem untergeordnet, der Illusion, der Wirkung. Mit dem Verstand — oder gar mit einer verstandesmäßigen Polemik — kann man diesem Stück nicht beikommen. Ueber kein Werk, das mit dem geheimnisvollen Gürtel der Kunstform, und zwar der gemeisterten Kunstform, geschützt ist, hat ja die Controle der Logik irgendwelche Macht. Ein solches Werk aber, geheimnis-umgürtet ist „Freiwild". Die packende, über alles sieghafte Wirkung im Theater lässt darüber keinen Zweifel.

Die Macht über die technische Kunstform, die dramatische in erster Linie, fängt in unserer Generation an, neu gelernt, verstanden und gewürdigt zu werden. Unsere künstlerische Entwickelung treibt dahin, und auch in unserem Urtheil können wir uns dem Einfluss dieser Richtung nicht entziehen. Da kommt uns gerade Schnitzler überaus gelegen und wird uns als Lehrmeister doppelt wertvoll und sympathisch, nun gar mit diesem Drama. Den gewissenhaften, in der Form reinlichen, selbstkritischen Künstler schätzen wir schon lange in ihm. Mit „Freiwild" aber hat er ein Werk geschaffen, das vielleicht als Musterbeispiel für österreichische Dramentechnik vom Ende des 19. Jahrhunderts fortgelten wird. Seine Technik schwebt glatt und geräuschlos dahin wie auf Fußschwingen; sie verbindet Kunstform und Inhalt eines Werkes organisch, so dass eines im andern selbstverständlich, nothwendig und doch zufällig wird ganz wie ein freigewachsenes Ding der Natur. Das zu können, ist immer das Alleinrecht der Künstler gewesen und wird es stets bleiben: etwas, was einen sehr sicheren Instinct, einen sehr empfindlichen Geschmack und sehr weise Concentration verlangt. Das ist etwas, was Reife und Seele verräth.

. . Ein Mann schlägt nach einem Officier, der ihn in herausfordernder Absicht schwer beleidigt hat, verweigert dann die sogenannte ritterliche Genugthuung und wird von dem deshalb verzweifelten Gegner erschossen. Das der Inhalt des Schnitzler'schen Stückes. Der erste Act bringt eine ausgezeichnete Verwickelung und Spannung, der dritte den interessanten kleinen Umweg zur Katastrophe. Ein wahres Kunststück aber ist der zweite Act. Paul Rönning verweigert die Annahme der Herausforderung. Mit den Gesprächen nun, die sich daraus ergeben, bestreitet Schnitzler scheinbar — mit guter Absicht, scheinbar! — den größten Theil der dramatischen Steigerung seines Stückes. Die Fäden seiner eigenartigen, von Klugheit und Laune schimmernden Conversationskunst flicht er zu einem Netz, das sich um uns zusammenzieht und uns nicht mehr recht loslässt bis ans Ende. Wir sind entzückt, einem interessanten, pointenreichen Meinungsstreit beizuwohnen und vergessen fast schon an das Thatsächliche. Und doch, ohne dass wir's vorerst wissen, gehen wir dem unaufhaltsamen Fortgang eines Dramas nach. Ich habe nie ein wirksameres dramatisches Kunstmittel gefunden als die Täuschung an dieser Stelle des Stückes. Wir glauben den Dichter sich in Argumenten für und gegen das Duell erschöpfen zu sehen und alles Interesse darauf concentriert — die Voreiligen lächeln sogar schon: ein Thesenstück! — mit einem Male aber öffnen sich uns die Augen. Und wir sehen, dass der Dichter längst nicht mehr im Kampf der Meinungen drinsteht, und dass er ihn nur spielend gestreift hat, vielleicht um uns einen halben Act lang zu beschäftigen, vielleicht um seinem persönlichen Gerechtigkeitsdrang in ein paar hübschen Sätzen Luft zu machen, vielleicht, um seinen Helden, den Duellverweigerer, schärfer hervortreten zu lassen. Wir glaubten, dem Kampf zweier verschiedener Principe beizuwohnen. Aber das ist nur ein vorgeschobenes Scheingefecht, und während dessen hat der wirkliche Kampf auf einem ganz anderen Feld begonnen: zwischen dem Princip des Helden und seinem Leben! Paul Rönning verweigert das Duell und vertritt in mehreren Gesprächen seinen Standpunkt. Keinen Moment lässt er sich darin beirren, und wir selber kommen keinen Moment in die Lage, seine Ausführungen anders als vernünftig zu heißen. (Scheinlogik und Scheinargument, vom Dichter sehr fein hergerichtet, ist alles, was seine Partner vorbringen.) Rönning ist ja von seinem Individualitätsstandpunkt unbedingt im Recht; das kann niemand, auch kein Anhänger des Duells, leugnen. Niemand kann ihm das Recht streitig machen, sich nicht schlagen zu wollen. Theoretisch also, als Thesenstück, wäre „Freiwild" damit zu Ende. Allein — da ist auch schon eine neue, andere Ahnung in uns aufgestiegen: dass Rönning in seiner Situation mit dem theoretischen Recht nicht bestehen wird, dass seine Freiheit, seine Vernunft — und mag er zehnmal recht haben — in Fesseln geschlagen werden können von einer brutaleren Macht. Er hat einem Officier auf seine Attaque geantwortet, hat er nicht schwere Rache zu befürchten? In dieser Linie entwickelt sich das Stück auch thatsächlich weiter. Rönning wird bedroht, aber er verschmäht es, zu fliehen. Der Officier trifft ihn auf der Straße und knallt ihn nieder. Dass dieser Schluss die richtige Consequenz ist, wird nur derjenige nicht einsehen, der sich von der Duelldiscussion im obenbezeichneten Sinne vollständig blenden ließ. Was ist nun gegen das Duell bewiesen? fragt so ein hartnäckiger Missversteher am Schlusse. Gar nichts, aber um das Duell hat es sich im Grunde auch gar nicht gehandelt. Wenn überhaupt etwas bewiesen werden sollte, so ist das etwas ganz Anderes, Höheres: — dass Vernunft und Freiheit bei uns nicht zu ihrem Rechte kommen . . . Ein Stück Weltanschauung liegt in diesem Schlusse. Eine Weltanschauung, die für Schnitzler durchaus charakteristisch ist: der Pessimismus des Verstandesculturmenschen. Und neben diesem höheren Gesichtspunkte verflüchtigt wohl alles von selbst, was wie „Tendenz" aussah.

Schnitzlers Charakterisierungsmanier, mehr ein Zeichnen als Malen, ist bekannt. Sein Dialog ist nicht naturalistisch abgestuft, sondern nur leicht und oberflächlich schattiert. Die Motive und Charakterzüge seiner Menschen schließen sich nicht zu runden, plastischen Formen zusammen, sondern sind sozusagen in der Ebene nebeneinandergesetzt, addiert, nicht multipliciert. Das ist seine Art. Von der temperamentvolleren und elementareren Gestaltungsart Hauptmanns unterscheidet sie sich wesentlich. Ein Vorwurf lässt sich selbstverständlich nicht dagegen erheben, am allerwenigsten bei „Freiwild", wo diese Eigenart so überaus glücklich verwertet erscheint. Den Darstellern dieses Stückes ist es überdies anheimgestellt, die Contourengestalten desselben mit Farbe und unzweideutiger Persönlichkeit zu füllen. Die Möglichkeit dazu — auch damit beweist ein Dichter Gestaltungskunst! — wird ihnen von Schnitzler gegeben. Ganz gelungen ist das im Carltheater eigentlich nur der Darstellerin des Mädchens, Fräulein Sangora. Mit ihrer dürftigen und doch liebenswürdigen Erscheinung, ihrer bescheidenen und dabei eindringlichen Redeweise und ihrem augenscheinlich großen Talent war sie ein vollendetes Bild dieser Rolle. Glänzend und überaus wirksam war aber auch die Darstellung der anderen Hauptrollen. Herr Klein als Rönning beherrschte den Dialog im zweiten Acte mit einer künstlerischen Feinheit und Verstandesschärfe, die einem nicht alle Tage unterlaufen. Raffinement geradezu lag darin, wie fast jeder Satz scheinbar als Selbstverständlichkeit weggeworfen wurde und dadurch nur umso stärker wirkte. Herr Reusch als Officier war nicht minder gut. Von den übrigen Darstellern schienen mir am ehesten die Herren Martin und Czaska ihren Aufgaben zu entsprechen.

Alfred Gold.

Burgtheater.

Der verantwortliche Redacteur der „Zeit" hat eine Zuschrift erhalten, welche lautet:

Sr. Wohlgeboren Herrn Dr. Heinrich Kanner,
verantwortlicher Redacteur der Wochenschrift „Die Zeit"
Wien.

Als bevollmächtigter Vertreter des Herrn Dr. Anton Bettelheim ersuche ich Sie auf Grund des § 19 des Pressgesetzes anruhende Berichtigung in die nächste Nummer Ihres Blattes in der gesetzlichen Form aufzunehmen und mir den Empfang der Berichtigung zu bescheinigen.

Hochachtungsvoll

Wien, am 5. Feber 1898. Dr. Edmund Benedikt.

Berichtigung.

In Nr. 175 der „Zeit" vom 5. Februar 1898 ist in dem „Burgtheater" überschriebenen Artikel ein meinen Clienten Dr. Anton Bettelheim betreffender Passus enthalten, welcher durchaus auf Unwahrheit beruht. Der Inhalt der von Herrn Dr. Anton Bettelheim an die Frankfurter Zeitung geschickten Berichtigung des in der „Zeit" vom 22. Jänner 1898 erschienenen Artikels „Burgtheater" ist unrichtig, weil verstümmelt wiedergegeben.

Diese von Herrn Dr. Bettelheim der Frankfurter Zeitung telegraphisch zugesendete und von dieser vollinhaltlich abgedruckte Berichtigung lautete:

„Ich habe niemals und mit niemandem zum Sturze Burckhards mich verbündet. Geradezu absurd ist die Behauptung, dass Excellenz Bezecny mir die Hand gereicht zur Verschwörung. Ich habe niemals die Intendanz betreten und seit länger als einem Jahrzehnt weder direct noch indirect mit Baron Bezecny oder Regierungsrath Wlassak ein Wort gewechselt."

Es ist daher unwahr, dass Dr. Bettelheim nicht dasjenige berichtigt hat, was Herr Bahr in dem Artikel vom 22. Jänner 1898

der „Zeit“ fälschlich behauptet hat, unwahr, dass Herr Dr. Bettelheim auf irgend eine Art gegen Dr. Burckhard conspiriert hat, unwahr, dass ihm in seiner eigenen Familie über sein Verhalten gegen den Director Burckhard von irgend einer Seite irgend ein Wort gesagt wurde.

Ebenso unwahr sind alle in dem Artikel an diesen unwahren Sachverhalt geknüpften Bemerkungen, deren gebürende Beurtheilung mein Client getrost allen Unbefangenen anheimgibt.

Hochachtungsvoll

n Vertretung des Dr. Anton Bettelheim Dr. Edmund Benedikt.

Diese Zuschrift hat der verantwortliche Redacteur der „Zeit“ erhalten. Der Unglückliche, der sie verfasst hat, scheint also zu meinen, dass das eine „Berichtigung“ im Sinne unseres Gesetzes ist. Er irrt. Es ist keine Berichtigung, sondern eine „Einrede“, die mit dem § 19 gar nichts zu thun hat. Sie möchte gern drei Dinge versuchen. Erstens schmuggelt sie eine in der „Frankfurter Zeitung“ enthaltene Erklärung des Herrn Dr. Anton Bettelheim ein, die ich weder „unrichtig“ noch „verstümmelt“, sondern gar nicht „wiedergegeben“ habe, weil mein Blatt nicht dazu da ist, Zuschriften an andere Zeitungen nachzudrucken. Ich habe in meinem Blatte geschrieben: „Er hat also der ‚Frankfurter Zeitung‘, die meinen Aufsatz abgedruckt hatte, eine Berichtigung zugeschickt, feierlich betheuernd, dass er niemals die Intendanz betreten und seit länger als einem Jahrzehnt weder direct noch indirect mit Baron Bezecny oder Regierungsrath Wlassack ein Wort gewechselt habe“. Ich führe also drei Thatsachen an: die Thatsache, dass die „Frankfurter Zeitung“ meinen Aufsatz abgedruckt hat, dann die Thatsache, dass der Herr Dr. Anton Bettelheim der „Frankfurter Zeitung“ eine Berichtigung zugeschickt hat, und endlich die Thatsache, dass der Herr Dr. Anton Bettelheim feierlich betheuert. Da ich nur drei Thatsachen anführe, kann es auch nur drei Berichtigungen geben: es ist unwahr, dass die „Frankfurter Zeitung“ abgedruckt hat, oder es ist unwahr, dass der Herr Dr. Anton Bettelheim zugeschickt hat, oder es ist unwahr, dass der Herr Dr. Anton Bettelheim betheuert. Alles andere ist keine Berichtigung mehr. Wenn jemand schreibt: Hermann Bahr sagt in einem seiner Bücher, dass u. s. w., so gibt es nur zwei Fälle. Entweder er citiert mich falsch oder er citiert mich richtig. Citiert er mich falsch, so kann ich ihn berichtigen. Wenn er mich aber richtig citiert, so kann ich nicht, „auf Grund des § 19 des Pressgesetzes“, verlangen, dass er zudem auch noch mein ganzes Buch abdrucken soll. So schrecklich ist der § 19 doch nicht. Aber weiter. Weiter heißt es: „was Herr Bahr in dem Artikel vom 22. Jänner der ‚Zeit‘ fälschlich behauptet hat“. Dieses „fälschlich“ ist wieder ungehörig, weil es keine Berichtigung einer Thatsache, sondern die subjective Meinung eines Herrn ist, die doch gar niemanden interessieren kann. Endlich wird von Bemerkungen gesprochen, „deren gebürende Beurtheilung mein Client getrost allen Unbefangenen anheimgibt“. Auch das ist wieder keine Berichtigung, sondern ein Appell an das Publicum, der mit dem Gesetze nichts zu thun hat: als ein Gefäß für die Seufzer jeder gekränkten Unschuld kann nämlich der § 19 doch nicht gedacht sein.

Ich könnte also diese „Berichtigung“, die keine ist, in den Papierkorb werfen und ruhig warten, bis der Herr Dr. Anton Bettelheim einen Advocaten auffindet, der sich die Mühe nimmt, nach dem Gesetze zu berichtigen. Ich will das aber nicht. Der Herr Dr. Anton Bettelheim soll sich vertheidigen können. Mir ist es ja nicht darum zu thun, gegen ihn Recht zu behalten, sondern mir ist es darum zu thun, dass die Wahrheit herauskommen soll. Darum drucke ich die Mittheilung seines Advocaten ab und darum will ich jetzt Einiges aus der Geschichte berichten, wie der Verdacht gegen den Herrn Dr. Anton Bettelheim, bei mir und bei anderen, entstanden und gewachsen ist. Danach soll jeder im Publicum sich seine Meinung selbst bilden können und jeder wird dann wissen, was er von der Sache zu halten hat.

Gleich nach der Dresdner Reise des Herrn Thimig hat man mir erzählt, dass der Herr Dr. Anton Bettelheim für Schlenther „arbeite“, und man hat mich gebeten, den Director Burckhard vor dem falschen Freund zu warnen. Ich habe gesagt: „Das ist nicht möglich! Bettelheim gehört doch zu den Intimen des Directors, er schwärmt für ihn, er redet ihn „Meister“ an und Sie sollten nur einmal sehen, wie er, wenn er mit dem Director zusammen ist, von Bewunderung und Freundschaft und Liebe förmlich trieft.“ Darauf der andere: „Lassen Sie ihn triefen, es ist doch so! Sie werden es ja sehen. Darum gehen Sie zum Director hin und warnen Sie ihn!“

Ich bin nicht zum Director gegangen und ich habe ihn nicht gewarnt: denn ich habe es nicht glauben können, ich habe mich gewehrt, es zu glauben, und es war gegen mein Gefühl, Freunde zu verhetzen. Aber inzwischen, im December, ist das Gerücht immer lebendiger geworden. Bald da, bald dort, erst leise, dann lauter ist der Herr Dr. Anton Bettelheim als „Verschwörer“ genannt worden, von den einen mit Entrüstung, von den anderen sogar als ein Argument gegen den „unfähigen“ Director Burckhard, der selbst seine nächsten Freunde zwinge, ihn aufzugeben und sich zur anderen Partei abzuwenden.

Am 14. Januar sind einige Herren abends bei Lobmeyr zum Souper gewesen, unter ihnen auch der Herr Dr. Anton Bettelheim. Damals war gerade die „Verschwörung“ im Burgtheater das Gespräch der ganzen Stadt und Jemand, den der Director Burckhard weiter nichts angeht, der aber von der Entrüstung aller anständigen Menschen gegen jene Intriguanten ergriffen war, ist in seiner Harmlosigkeit, wie gute Menschen schon in solchen Sachen Glück haben, zufällig auf den Herrn Dr. Anton Bettelheim zugegangen und hat ihn gefragt, ohne jede Absicht, bloß um seinem Zorne über die Clique Luft zu machen: „Also was sagen Sie zu den Sachen im Burgtheater? Ist da ein Gesindel beisammen! Was?“ Statt zuzustimmen, wie jener es von dem Freunde Burckhards erwartet hatte, ist der Herr Dr. Anton Bettelheim verlegen, ja betreten gewesen, hat gestottert und sich abgewendet. Mein naiver Freund hat noch immer nichts begriffen, sondern zu einem Nachbar ganz verwundert gesagt: „Was hat denn der Bettelheim heute? Ich will mit ihm über die ‚Verschwörung‘ im Burgtheater reden, und er dreht sich ganz beleidigt um! Was ist denn da geschehen?“ Da hat der Nachbar gelacht: „Kind Gottes! Da haben Sie eine schöne Geschichte gemacht! Der Bettelheim ist ja selbst dabei gewesen!“

Und ich habe es noch immer nicht glauben wollen. Von allen Seiten habe ich immer dasselbe gehört und immer habe ich noch dasselbe gesagt: „Nein, es ist ja nicht möglich!“ Dann habe ich erfahren, was über das Verhalten des Herrn Dr. Anton Bettelheim gegen den Director Burckhard in seiner eigenen Familie gesagt worden ist. Ich könnte die Worte berichten, aber sie sind ja gleich. Mir haben sie bewiesen, dass der Herr Dr. Anton Bettelheim sogar in seiner eigenen Familie der Intrigue gegen seinen Freund beschuldigt worden ist.

Nun frage ich meine Leser: gibt es einen unter ihnen, der da an meiner Stelle noch gezweifelt hätte? Was aber habe ich gethan? Ich habe noch immer gezweifelt und habe gesucht. Und dann? Was habe ich dann gethan? Habe ich schließlich den Herrn Dr. Anton Bettelheim angeklagt, wie ich zum Beispiel Herrn Thimig oder wie ich den Intendanten angeklagt habe? Nein, bei allen diesen Indizien, denen nichts widersprach, habe ich noch immer gezögert. Wie vorsichtig, wie behutsam habe ich den Herrn Dr. Anton Bettelheim angefasst! Man erinnere sich nur, was ich geschrieben habe. Ich citiere wörtlich: „Als der dritte in der Verschwörung **wird ein Wiener Schriftsteller genannt. Ich habe das lange nicht glauben wollen**, weil ich es nicht begreifen konnte. **Aber es scheint** wirklich wahr zu sein, dass auch Herr Anton Bettelheim mitgespielt hat. Was kann sein Motiv gewesen sein? Er war, wie man bei uns zu sagen pflegt, mit dem Director Burckhard „sehr gut“; er hat über seine Werke enthusiastisch geschrieben, ja ihn mit Anzengruber verglichen. Ich **vermuthe** also, dass es ihm weniger darum zu thun gewesen ist, gegen den Director Burckhard als für den Director Schlenther zu intriguieren.“ Kann man eine Sache behutsamer, vorsichtiger anfassen, als mit diesen „wird genannt“, „es scheint“ und „ich vermuthe“? Wie leicht hätte es der Herr Dr. Anton Bettelheim gehabt, sich zu vertheidigen! Ein paar Worte an mich hätten genügt! Wir sind ja keine Feinde, nicht einmal Gegner, wir sind in der Censurcommission zusammengewesen, wie oft sind wir nach der Sitzung plauschend im Wirtshaus gesessen, wie oft sind wir nach dem Burgtheater bis zur Tramway in der Liechtensteinstraße zusammengegangen! In dem letzten Briefe, den ich von ihm habe, aus dem vorigen Jahre, rechnet er sich unter meine „ehrlichen Freunde“; er schreibt: „Sie werden, dessen bin ich gewiss, Ihren Weg aufwärts finden auch ohne Winke irgendwelcher pedantischer Schulmeister“, er redet mir zu, mich an den Roman meiner Salzburger Jugend zu machen, den ich einmal versprochen habe, und er schließt: „Alles, was Sie sind und alles, was Sie können, als Lyriker, als Humorist, als Gamin, als Selbstbiograph und als schwarzgelber Gemüthspatriot, könnte da zu einem Ganzen zusammenschießen, das Ihnen kein anderer vor- und nachmacht“. Denkt man über einen Menschen so, dann kann man ihm doch ganz gut antworten, wenn er einen vorsichtig und behutsam angegriffen hat. Er hätte mir doch nur zu schreiben brauchen: „Sie sind falsch informiert, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass ich an der Verschwörung gegen unseren Freund auf keine Weise, weder direct noch indirect, weder durch Handlungen noch durch Worte oder Briefe, weder als Mithelfer noch als Mitwisser, theilgenommen habe“. Einen solchen Brief hätte ich abdrucken und ich hätte mich entschuldigen müssen. Warum hat er mir das nicht geschrieben? Oder, wenn er schon an mich nicht schreiben wollte: warum hat er das nicht an Herrn Dr. Mamroth von der Frankfurter Zeitung geschrieben? Warum hat er, statt eine solche Erklärung abzugeben, sich mit einer „Berichtigung“ abgequält, die keine ist, weil sie das, was er berichtigen muss, gerade das, nicht berichtigt?

Gerade durch diese „Berichtigung“ an die Frankfurter Zeitung ist seine Sache nicht besser geworden. Auch wer noch keinen Verdacht auf ihn gehabt hätte, könnte durch sie misstrauisch werden. Was erklärt er denn da? Er erklärt, sich mit niemandem „verbündet“ zu haben. Ein bequemes Wort! Ich bin ja in solchen Verschwörungen kein Laie, ich habe selbst in diesem Fache auch einmal prakticiert. Ich habe auch einmal einen Director stürzen helfen, den Director Müller-Guttenbrunn, und ich habe auch einmal einen Director holen geholfen, den Director Gettke. Es ist nur ein kleiner Unterschied zwischen

mir und dem Herrn Dr. Bettelheim, ein ganz kleiner Unterschied nur: ich habe damals dem Director Müller-Guttenbrunn vorher Fehde angesagt, in diesem Blatte und in offener Generalversammlung, während der Herr Dr. Anton Bettelheim bis zum letzten Moment der warme Freund des Director Burckhard geblieben ist. Ich weiß also auch, wie man beim Theater Verschwörungen macht. Ich weiß, dass man da jederzeit erklären kann, sich nicht „verbündet“ zu haben. Ich hätte damals jederzeit erklären können, dass ich mich niemals und mit niemandem gegen den Director „verbündet“ habe. Nein, auch wir haben damals kein „Bündnis“ gebraucht, es ist gar nicht nöthig gewesen. Die feindlichen Schauspieler haben auf ihrer Seite „gearbeitet“, ich auf der meinen. Aber wir sind auf keinem Rütli gewesen. Nein, so dumm ist man nicht. Und was erklärt der Herr Dr. Anton Bettelheim sonst? Dass er sich mit dem Intendanten nicht verschworen hat, dass er die Intendanz nicht betreten hat, dass er mit dem Intendanten kein Wort gewechselt hat. Aber das hat man auch gar nicht behauptet: denn wir wissen, dass Herr Thimig — er hat es ja selbst gestehen müssen — die Intendanz betreten hat und dass Herr Thimig mit dem Intendanten Worte gewechselt hat. Was man behauptet hat, ist nur, dass ein Verdacht, bei mir und bei anderen, gegen den Herrn Dr. Anton Bettelheim besteht, er habe irgendwie bei der Intrigue gegen seinen Freund, den Director Burckhard, mitgespielt: direct oder indirect, durch Handlungen, Worte oder Briefe, als Mithelfer oder als Mitwisser. Von diesem Verdachte muss er sich reinigen.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

„Ich bin der Herr im Hause!“ So lautet die Umschrift einer bekannten satirischen Zeichnung: Sie stellt ein bürgerliches Wohnzimmer dar. Mitten im Zimmer, die feisten Arme kräftig in die Seiten gestemmt, die Rechte mit einem Stiefelknecht bewaffnet, steht ein resolutes Riesenweib: die Ehefrau. Unter dem Tisch hockt ein verschüchtertes Männlein, der Ehegatte, und, während er sich die Aermel aufstreift, um nach den blauen Flecken zu sehen, ruft er, durch seine geschützte strategische Position ermuthigt, der Ehegattin das stolze Wort zu: „Ich bin der Herr im Hause!“

*

Wenn ich auch bereitwillig zugebe, dass der Vergleich des Ministeriums Gautsch mit dem Ehemann in der Carricatur insoferne hinkt, als das Ministerium Gautsch mit Oesterreich — Gott sei dank! — nicht „verheiratet“, sondern nur Kraft des § 14 auf hoffentlich recht kurze Zeit in wilder Ehe lose verbunden ist: so könnte doch andererseits ein aufmerksamer Beobachter schwerlich leugnen, dass das Ministerium sozusagen unter dem Tisch regiert. Vorsicht ist der bessere Theil seiner Kraft. Jedem Zusammenstoß mit feindlichen Gewalten weicht es nach unten hin aus. So entgeht es der offenen Niederlage, aber auch dem Sieg, dem greifbaren Beweis seiner Schwäche wie seiner Macht, und wenn auch nur von der Froschperspective aus, kann es doch immerhin, wie der Mann in der Caricatur, uns allen stolz zurufen: „Ich bin der Herr im Lande!“

*

Seine Herrlichkeit hat das Ministerium Gautsch ganz deutlich den strikenden Studenten bewiesen. Die Studenten wollten durch Verhinderung der Vorlesungen an den Hochschulen der Regierung ihre Macht beweisen. Was that darauf die Regierung? Man sollte meinen, sie hätte ihre Macht aufbieten müssen, um den ungestörten Fortgang der akademischen Arbeiten zu sichern. Aber nein! Die Regierung erklärt einfach mitten im Semester über Nacht das Semester für geschlossen, sperrt Hals über Kopf alle neun deutschen Hochschulen sammt Laboratorien, Bibliotheken und Uebungssälen vor den Studenten hermetisch ab, dann setzt sie erst die allergestrengsten Mienen auf und verkündet feierlich, dass sie gegen jeden Studenten, der die Disciplin verletzen würde, mit der schärfsten Maßregel, der Relegierung, vorgehen werde, nachdem sie vorher durch fürsorgliche Schließung der Hochschulen den Studenten geradezu die physische Möglichkeit genommen hat, die akademische Disciplin zu verletzen. Jetzt kann selbst der frechste Student kein Disciplinarvergehen gegen die hohen akademischen Behörden ausüben, aus dem einfachen Grunde, weil es in den Semestralferien und auf der Ringstraße keine akademische Disciplinarordnung gibt; jetzt kann auch der randalsüchtigste Hochschüler keine Vorlesung mehr stören, weil keine mehr gehalten wird — so gut wie die corpulente Ehefrau in der Caricatur ihren Mann nicht mehr schlagen kann, nachdem dieser behend unter den Tisch geschlossen ist. Das Ministerium ist nun in der That der Herr der akademischen Situation.

*

Das Ministerium Gautsch besäße auch das Talent, im ganzen Lande für die Dauer des Jubiläumsjahres die wünschenswerte Ruhe zu schaffen, wenn es nur die an den Hochschulen practicierte Methode auf ganz Oesterreich anwenden dürfte: Das Ministerium erklärt dann schlankweg das Kalenderjahr 1898 für geschlossen, wirft, wie die Studenten aus den Hochschulen, so bis zum Neujahr 1899 alle verehrten Staatsbürger aus Oesterreich hinaus.

*

Baron Gautsch setzt immer seinen Willen durch. Dort, wo kein fremder Wille ihm entgegensteht, selbstverständlich. Dort aber, wo er auf einen fremden Willen stößt, macht er einfach den fremden zu seinem eigenen Willen und — setzt ihn durch. Ein Beispiel: die Studentenunruhen. Die Studenten wollen die Hochschulen zum Stillstande bringen. Also sagt Baron Gautsch: Ich will die Hochschulen zum Stillstande bringen. Und das gelingt ihm auch. Oder: Die Feudalen wollen die Tagung des böhmischen Landtages verlängern, um dort, der Regierung zum Hohn, ihren staatsrechtlichen Mumpitz aufzuführen. Also sagt Baron Gautsch: Ich will den böhmischen Landtag verlängern. Und das bringt er auch zustande.

*

Wie um das Sprichwort von der „Butter auf dem Kopf“, die in der Sonne schmilzt, zu widerlegen, will der sogenannte Kanzleidirector des Abgeordnetenhauses und Sectionschef Herr v. Halban auf ein halbes Jahr nach dem sonnigen Italien gehen. Möge es während seines Erholungsurlaubes Oesterreich gegönnt sein, sich von den Erfolgen der Thätigkeit des Herrn v. Halban zu erholen.

*

Aus der Thatsache, dass bei der Aufführung des die Czechen beleidigenden Stückes „Der Burggräfler“ in Berlin der dortige österreichisch-ungarische Botschafter anwesend war, zieht die im böhmischen Landtag eingebrachte Interpellation der jungczechischen Abgeordneten Pippich und Genossen den Schluss, dass das Deutsche Reich dafür Oesterreich-Ungarn Satisfaction geben müsse. Das ist unlogisch. Dem österreichischen Botschafter stand es frei, während der czechenfeindlichen Aufführung das Theater zu verlassen. Ist er drinnen sitzen geblieben, so ist das seine Sache, und die deutsche Regierung trägt dafür, wie überhaupt für die Handlungen und Unterlassungen des österreichischen Botschafters keine Verantwortung — es sei denn, dass die Herren Abgeordneten Pippich und Genossen wirklich schon ganz ernstlich meinen, dass der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin unter der Curatel der reichsdeutschen Regierung steht, dann freilich wären wir in der angenehmen Lage, für seine Handlungen und Unterlassungen die reichsdeutsche Regierung haftbar zu machen.

*

Graf Badeni hat also das horrible Interview in der „Times“ dementiert. Das war auch nothwendig. Sonst hätten wir, bei der bekannten Wahrheitsliebe des Grafen Badeni, das Interview wirklich für eine Erfindung des Herrn Blowitz gehalten.

*

Meine vorwöchentliche Bemerkung, dass die Stellung des Statthalters von Böhmen Grafen Coudenhove erschüttert sei, hat sich bewahrheitet. Graf Coudenhove wird auch gehen, vorausgesetzt, dass nicht der Abg. Wolf so boshaft sein sollte, seinen Sturz zu verlangen. In diesem Falle freilich stünde Graf Coudenhove wieder bombenfest.

*

Von den verschiedenen Zeitungen werden für das Wiederzusammentreten des Reichsrathes bestimmte Termine combiniert. Die Regierung dagegen begnügt sich mit die Versicherung, dass sie den Reichsrath zu einem möglichst nahen Termin, jedoch nur dann einberufen werde, wenn jede Störung der parlamentarischen Verhandlungen ausgeschlossen erscheine. Damit kann nur der 29. Februar d. J. gemeint sein. Dieser ist nämlich ein naher Termin, der in der That, da wir diesmal kein Schaltjahr haben, jede Störung der parlamentarischen Verhandlungen, sowie diese selbst vollständig ausschließt.

Volkswirtschaftliches.

Unsere officiösen Blätter verstehen es bekanntlich trefflich Gott und Baal, der Regierung und dem Großcapital gleichzeitig zu dienen. Gelegentlich der Verstaatlichungsverhandlungen waren sie ebenso regierungs-, als Staatsbahn-, respective Nordwestbahn-officiös. Auch bei anderen Gelegenheiten, wo Interessenconflicte zwischen dem Staate und einem Finanzunternehmen vorhanden waren, wussten sie stets das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Es ist ganz gut, dass das „Fremdenblatt“ dabei einmal aufgesessen ist. Vor wenigen Tagen ist ein Werk erschienen „Die Agioreserve der Oesterreichisch-ungarischen Bank“, in welchem der Beweis zu erbringen gesucht wird, dass dem Staate ein rechtlicher Anspruch auf die Hälfte dieses Gewinnes nicht zusteht. Wir haben schon vor zwei Jahren, als die Frage zuerst publicistisch angeregt wurde, unserer gleichen Meinung Ausdruck gegeben, kommen übrigens auf das Buch noch ausführlicher zurück. Ganz unstatthaft ist es aber, dass ein Blatt, vor allem ein officiöses Blatt, sich bei Besprechung eines Werkes, dessen anonymer Verfasser ausdrücklich im Vorwort hervorhebt, dass ihm alles die Oesterreichisch-ungarische Bank betreffende Material von dieser selbst mitgetheilt ist, das also nur eine Streitschrift sein kann, zu der Aeußerung hinreißen läst: mit diesem Werke sei die Frage des Anspruchs endgiltig aus der Welt geschafft. Die Abfertigung, welche die „Wiener Zeitung“ dem „Fremdenblatt“ hat zutheil werden lassen, ist demnach eine wohlverdiente, so komisch es auch erscheinen mag, dass das amtliche Blatt das officiöse Blatt zurechtweist. Praktisch ist die Frage wohl durch das Uebereinkommen betreffend die Privilegiums-Erneuerung der Bank entschieden, falls dasselbe Gesetzeskraft erlangt. Anderenfalls ist die Frage des Anspruches eine offene.

*

Nach den vom Rathhaus ausgehenden Berichten über den Ball der Stadt Wien hätte der Kaiser dem Vertreter der Actiengesellschaft Siemens & Halske seine Freude darüber geäußert, dass diese Firma wahrscheinlich den Bau der elektrischen Bahnen in Wien ausführen werde. Es ist nicht das erstemal, dass die Gastgeber des Balles der Stadt Wien kaiserliche Ansprachen gefälscht an die Oeffentlichkeit gebracht haben, und so soll es auch diesmal geschehen sein. Es wäre auch unerklärlich, weshalb der Kaiser mehr Freude darüber empfinden und äußern sollte, dass gerade die Firma Siemens & Halske die elektrischen Bahnen baue, als dass die Ausführung derselben irgend einer anderen ausländischen, geschweige denn einer inländischen Firma zugesprochen würde. Weit ist es mit jener einst radicalen christlichsocialen Partei gekommen, wenn sie schon nöthig hat, für einen Vertragsabschluss, der einzig und allein nach seinem Vortheile für die Stadt beurtheilt werden soll, dadurch Stimmung zu machen, dass sie ihn in solcher Weise als einen Wunsch des Kaisers auszugeben versucht.

*

In der Zeit der Bilanzveröffentlichungen geht es der Speculation immer gut; da hat sie Auswahl für ihre Anregungen, die sie entweder in den Abschlüssen für das vergangene Jahr findet, oder in den Aussichten für das laufende Jahr sucht; wenn auch diese mager sind, wird nicht lange nachgedacht: das vergangene Jahr war schlecht, folglich braucht es nicht viel, damit das laufende besser ausfalle. Also ist kein Grund, den

Kopf hängen zu lassen, und hat man sich geirrt, nun, dann hat man ein Jahr Zeit, ehe der Irrthum offenkundig wird. So macht es die Speculation auch heuer. Was die Banken anlangt, so sind die Ergebnisse des abgelaufenen Jahres meist nicht gerade günstig, und die bisher bekannt gewordenen Bilanzen der Oesterreichisch-ungarischen Bank, des Giro- und Cassenvereines und der Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft haben alle mehr minder beträchtliche Ausfälle ergeben. Die Ausbreitung des laufenden Geschäftes konnte nicht die Schmälerung des Erträgnisses durch die Ermäßigung des Zinsfußes ausgleichen. Bei der Oesterreichisch-ungarischen Bank trat die wiederholt erörterte Concurrenz der gegen Gold ausgegebenen Noten am Geldmarkte hinzu. Die Emmissions- und Gründungsthätigkeit lag ganz darnieder, und so werden auch die anderen Banken zum Theil dieselben, zum Theil niedrigere Dividenden zahlen als im Vorjahre. Die Neugierde nach der Höhe der Dividende der Creditanstalt ist in der üblichen Weise durch officiöse Bekanntmachung bereits befriedigt worden und kann der Speculation keine Räthsel mehr zum Lösen bieten. Dagegen wird eine andere Frage viel ventiliert. Ist die Creditanstalt am Syndicat für Alpine Montan-Actien betheiligt oder hat sie an den großen Käufen im vergangenen Frühjahr nur als Commissionär theil gehabt? So lange die Operationen im Zuge waren, wurde die Betheiligung am Syndicat verneint. Das ist begreiflich, da man den Aufkauf der Stücke nicht stören wollte. Jetzt aber haben die Actionäre ein Recht zu verlangen, dass die Aufklärung über Interessen der Creditanstalt an der Alpinen Montangesellschaft, falls solche vorhanden sind, im Geschäftsberichte nicht fehle. Am interessantesten wird die Bilanz der Länderbank sein. Die großen Verluste, welche das Unternehmen erlitten hat, sind jetzt für niemanden mehr ein Geheimnis. Die Frage ist nur, ob der neue Generaldirector die Absicht hat, tabula rasa zu machen, alles Faule abzuschreiben und bilanzmäßig auf den wirklichen Wert zu reducieren und gleichzeitig bis zur Flottmachung des Instituts, die gewiss nicht in einem Jahre gelingen wird, eine rigorose Dividendenpolitik durchzuführen, oder ob er in einem Jahre, in welchem viele Millionen abgeschrieben werden müssen, gleichwohl, wie behauptet wird, fünf Procent Dividende vertheilen wird. Die Dividendenfixierung wird zeigen, ob die neue Verwaltung die ernstliche Absicht hat, das Unternehmen zu sanieren.

•

Auch für die meisten Eisenbahn-Actien war das abgelaufene Jahr nicht günstig; die Speculation ist sich daher ganz klar darüber, dass die Aussichten für das laufende Jahr besser sind. Auf Regen folgt Sonnenschein, das weiß doch jedes Kind. Ueber den Ausfall der Dividenden, welche bei den Bahnen später fixiert werden, als bei den Banken, kann man heute nichts Genaues sagen. Umso leichter ist es, darüber günstige Gerüchte in Umlauf zu setzen. Bei der geringen officiellen Mittheilsamkeit unserer Bahnverwaltungen hat die Börse immer die Möglichkeit auf Ueberraschungen in der Bilanz zu rechnen oder wenigstens den Gimpeln damit zu flunkern. Man hat es zwar endlich soweit gebracht, dass alle großen Bahnen ihren provisorischen Dekadenausweise einige Monate später die Rectificationen folgen lassen, aber für die letzten Monate des Jahres werden diese noch immer geheim gehalten. Einen vernünftigen Grund wird man dafür nicht anführen können. Eine Bahn, welche Ende December die Rectification pro September veröffentlichen konnte, kann zweifellos Ende Jänner die Rectification pro October mittheilen u. s. w. Die Südbahn hat auch schon den lobenswerten Anfang damit gemacht. Die anderen Verwaltungen sind schweigsamer; desto gesprächiger sind allerlei andere Leute und Zeitungen, denen eine kleine Hausse in Bahnactien passt. Vor allen die „Deutsche Zeitung“, welche, solange die Communalverwaltung den Kampf mit der Tramway zu führen vorgab, ihren Lesern immer flaue Tips auftischte, bleibt seit dem „Friedensschluss“ im Ausstreuen günstiger Gerüchte hinter keinem Börsenblatte zurück und wird nicht müde, speciell über die Staatsbahneinnahmen uncontrolierbare Pluszissern zu verbreiten. Um diesen Gerüchten ein Ende zu machen, und nicht als Mitschuldige zu erscheinen, wäre es an der Zeit, dass alle großen Bahnen die Rectificationsziffern der letzten Monate baldmöglichst officiell bekanntgeben. Eine weitere, wiederholt geforderte Neuerung wäre, dass den periodischen Einnahmeausweisen auch die Veröffentlichung der Ausgaben beigefügt werde, wie es seit langem die Schweizer Bahnen thun. Bei der Staatsbahn-Gesellschaft ist ferner, um der Möglichkeit der speculativen Ausbeutung durch einzelne Wissende vorzubeugen, unbedingt nöthig, dass die Einnahmen in den Dekadenausweisen für das alte Netz und für das vom Staate garantierte Ergänzungsnetz nicht in eine Summe zusammengeworfen, sondern getrennt bekanntgegeben werden. Es ist wiederholt vorgekommen, dass die Mehreinnahmen, welche im Laufe des Jahres ausgewiesen wurden, sich zum Schluss als das Ergänzungsnetz betreffend herausgestellt haben, und umgekehrt, so dass das erwartete und auch eingetroffene Mehr- oder Mindererträgnis nur die Summe des Garantiezuschusses nicht aber der Dividende alterierte. Es ist kein Grund vorhanden, weshalb die Interessenten dadurch, dass die Verwaltung die Einnahmenausweise in einer zweckwidrigen Form veröffentlicht, ein ganzes Jahr lang über ihre Chancen im Unklaren bleiben sollen. Auch hier steht nur schlechter Wille der Abhilfe im Wege.

ꝑ

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. L'Oeuvre, „Rosmersholm“ von Ibsen; Ambigu, „La Pocharde“ von Jules Mary; Renaissance, „L'Affranchie“ von Donnay. Berlin. Neues Theater, „Die Komödie“ von Friedrich Elbogen; Belle-Alliancetheater, „Fräulein Güne“ von Baier, „Die Maler“ von Wilbrandt; Königl. Opernhaus, „Lobetanz“ von Bierbaum und Thuille; Königl. Schauspielhaus, „Anno Dazumal“ Berliner Theater, „Kalhi“ von Max Burckhard.

•

Man hätte Fräulein Gertrud Giers abrathen sollen, im Burgtheater zu gastieren. Sie hat draußen einen guten Namen, aber die Wiener wollen von dieser älteren norddeutschen Spielweise, die noch aus dem Regime des Grafen Brühl datiert, nichts wissen: sie ist uns zu steif, zu starr, zu kalt. Das hat seinerzeit Frau Ellmenreich, das hat jetzt auch Fräulein Giers erfahren. H. B.

Wer mag wohl auf den unglückseligen Gedanken gekommen sein, Fräulein Gabriele Christmann in der Hofoper als Rosine auftreten zu lassen? Die große Kehlenfertigkeit der jungen Dame lässt leider nur zu häufig die sichere Intonation vermissen, die Stimme ist reizlos, die Behandlung der ihr nur wenig geläufigen deutschen Sprache ist höchst mangelhaft, und in der Prosa doppelt störend; von dramatischem Spiel nicht ein Schimmer. Am besten gefiel der eingelegte Schattenwalzer aus „Dinorah“, aber warum beschränkt sich denn Frl. Christmann nicht darauf, alte Coloraturarien im Concert zu singen? Mit so wenig Bühnentalent sollte meiner Ansicht nach in unserer Oper niemand auftreten. Den Figaro sang — hoffentlich nur aushilfsweise — Herr Garrison. Er war ein Barbier vom Lande, der sich in der scenischen Anordnung der Bühne nur schwer zurechtfand und die meisten Situationswitze verdarb. Fräulein Baier hatte den glücklichen Gedanken, ihre Arie wegzulassen. Herr Gießen könnte mit seiner außerordentlichen Kehlenfertigkeit ganz anders wirken, wenn er nicht so manieriert singen und die eigenen Zuthaten weglassen würde. Die Herren Felix und Reichenberg retteten in der ganz verunglückten Vorstellung das Renommée des Hauses.

•

Herr Fritz Friedrichs gastierte in der Hofoper als Alberich im „Rheingold“. Dem guten Ruf, der ihm als Darsteller vorausgieng, hat er auch diesmal alle Ehre gemacht. Bei seinem Gesang stört zuweilen ein nasaler Ansatz, und die Intonation war bei den wichtigsten Stellen derart falsch, dass jedes Harmoniegefühl aufhörte. Der Höhepunkt seiner Darstellung, Alberich's Fluch, war leider auch der Höhepunkt des Distonierens, und soviel man auch bei dieser Scene über den rein musikalischen Standpunkt hinausgehen muss, so gründlich darf man den Tonsatz denn doch nicht verfehlen, wenn der Begriff des Musik-Dramas noch aufrecht erhalten werden soll. Ich kann mir ein so auffallendes Distonieren nur dadurch erklären, dass ich annehme, der intelligente Darsteller sei außergewöhnlich indisponiert gewesen. Die Vorstellung selbst, in der nach jetziger Sitte die Besetzung wieder merklich verschoben wurde, gehörte im ganzen wieder einmal zu den besseren, ich glaube auch, dass das Publicum fühlen wird, dass Wagner den richtigen Blick für die Bühnenwirkung besaß, wenn er das ganze Werk ohne Unterbrechung gespielt wissen wollte. R. W.

•

Im Deutschen Volkstheater: „In Behandlung“, Komödie in drei Aufzügen von Max Dreyer. Der Berliner Ton ist ein anderer geworden: die jungen Leute lärmen nicht mehr, machen keine Programme mehr, vermessen sich nicht mehr, „den Roman“ oder „das Drama dieser ganzen Zeit“ zu schreiben, sondern sie sind jetzt schon froh, wenn ihnen eine hübsche Geschichte oder ein gutes Stück gelingt. Die Menschen weinen oder lachen zu lassen, ohne rohe oder gewaltsame Mittel, deren man sich nachher schämen muss, genügt ihnen. Man könnte es eine Kleinliteratur nennen. Auch die Komödie von Dreyer will ein Stück für das große Publicum sein, aber so, dass doch auch der gute Geschmack einverstanden sein kann. In Berlin hat sie sehr gefallen. Hier hat man sie ein bisschen trivial gefunden. Ich möchte wünschen, dass man bald sein Lustspiel in Versen: „Eine“ aufführt, das mir durch seine recht deutsche Lustigkeit wertvoll scheint. Frau Odilon spielt die Widerspenstige mit der feinsten Anmuth; Fräulein Retty und Fräulein Wallentin, Herr Retty, Herr Giampietro und Herr Prechtler secundieren angenehm. H. B.

•

„Der Maler-Veri“ von Frau Hartl-Mitius ist — ich erlaube mir, dem Zettel des Theaters an der Wien zu widersprechen — eine schwache Dorfhumoreske, in vier mühseligen Capiteln erzählt; hie und da durch ein gut beobachtetes, echtes Detail erfreulich, der Bühne ganz und gar fremd. Die Schlierseer freilich mit ihrem stimmungsvollen Spiel könnten darüber hinwegtäuschen. Aber im Theater an der Wien gieng kein Fehler des Stückes unbemerkt verloren, so hölzern und ungeschickt war die Darstellung. Frau Biedermann und Herr Josephi mit ihrem parodistischen Humor sind da nicht auf richtigem Platze gewesen. Und durch eine (mäßig hübsche) Musik von Millöcker und eine lächerlich dumme Inscenierung hatte man das Bauernstück überdies zu einer Art oberbaierischer Dorfoperette umgestaltet, dem ärgsten Ungeheuer, das sich auf einer Bühne denken lässt. Hübsch waren bloß die Scenen der Frau Ottmann, die nie zuvor eine so deutliche und liebenswürdige Talentprobe gegeben hat. Herr Kutschera vom Burgtheater spielte die Titelrolle gut, den Dialect spricht er mit großem Verständnis. A. G.

•

In der Josefstadt wird „Aschermittwoch“ von Fischer und Jarno gespielt. Man weiß vom „Rabenvater“ her, dass es die Stärke dieser klugen Autoren ist, nach französischer Art aus einer „Idee“ die tollsten Verwechslungen und Verwandlungen zu ziehen. Diesmal ist ihre „Idee“ nicht sehr glücklich, es dauert auch ein bisschen gar zu lange,

bis das Stück in Bewegung kommt. Aber dann kann man herzlich lachen. Unser Maran und die Pohl-Meiser sind wieder sehr amusant.

H. B.

* *

Die Philharmoniker scheinen das Princip der Gastwirte angenommen zu haben: die seltenen Gäste bekommen die guten Sachen, die regelmäßigen Abonnenten den alten Rest. Viel zweckmäßiger würde mir das entgegengesetzte Princip erscheinen: das außerordentliche Concert zur Wiederholung derjenigen Novitäten zu benützen, welche im Laufe des Jahres besonders gefallen haben. Doch wir wollen nicht schelten angesichts der erfreulichen Thatsache, dass wir endlich ein für Wien neues Werk gehört haben. Die „Scheherazade“ von Rimsky-Korsakow ist eine in deutschen Orchesterconcerten längst beliebte Programmnummer. Sie hat durch einen frischen Zug, leicht fassliche Erfindung und überaus interessante Instrumentation überall leichtes Spiel gehabt. Der Componist ist geradezu unerschöpflich in der Auffindung neuer Klangfarben, die, in markante Rhythmen geformt und von den bizarrsten Instrumentenverbindungen gebracht, aus einem Contrast in den anderen fallen. In der Erfindung der Themen ist er nicht immer wählerisch, aber er besitzt die beneidenswerte Eigenschaft Berlioz', das Triviale interessant zu machen. Das ausführliche Programm der „Scheherazade“ erzählt mit umständlicher Breite die ganze Vorgeschichte der Erzählungen aus Tausend und eine Nacht, obgleich nur einige dieser Erzählungen mit der Composition selbst in directem Zusammenhang stehen. Ich glaube, Rimsky-Korsakow hätte das Werk viel treffender einfach Tausend und eine Nacht genannt. Das hätte unsere Phantasie in die gewünschte Richtung gebracht und ihr anderseits genug Spielraum gelassen. Mit diesem Titel wäre auch der rhapsodische Charakter erklärt gewesen, sowie die erzählende Form, die durch zahlreiche Solis der verschiedensten Instrumente angedeutet wird. Kurze, wenig ausgearbeitete Themen, ertönen aus allen Ecken und Enden des Orchesters wie Rede und Gegenrede, wie die flüchtigen Bilder der rastlos thätigen orientalischen Phantasie. Dass sich die Philharmoniker diese Gelegenheit so lange entgehen ließen, ihre ausgezeichneten Solisten zu zeigen, ist geradezu unbegreiflich. Mir kam übrigens vor, als wäre die Novität nicht mit der üblichen Begeisterung aufgenommen worden. Es scheint, das Publicum der philharmonischen Concerte hat Neues zu hören verlernt. So sehr hat es sich daran gewöhnt, an dieser ehrwürdigen Stelle nur das zu hören, was es schon kennt, dass es sich bei einer neuen frappanten Erscheinung nicht gleich zu helfen weiß. Doch wenn es mit der Zeit erfährt, dass auch die neuesten Symphonien nicht beißen, so wird es wohl auch mit ihnen vertrauter werden und die Schüchternheit ablegen. Vor der Suite spielte Herr Frédéric Lamond das zweite Clavierconcert von Brahms. Das erhabene, wenn auch zu gleichmäßig und breit angelegte Werk kam durch die von überwältigender Macht getragene Ausführung Lamonds zu großartiger Wirkung. Die meisterhaft gespielte Anakreon-Ouverture Cherubinis leitete das Concert ein.

R. W.

Bücher.

Michel Bakounine: Oeuvres. Paris P. V. Stock. 1896. — Correspondance. P. V. Stock. 1896.

Sicherlich hat es in diesem Jahrhundert, und vielleicht auch in keinem früheren, ein so rebellisches Temperament gegeben, wie Bakunin. Man braucht sich nur die wichtigsten Punkte seines Lebens vor Augen zu halten: Sein Studium an der Berliner Universität, bei Hegel, seine Flucht vor russischen Agenten in die Schweiz, seine Polenagitation in Paris, Flucht aus Frankreich, Theilnahme am Dresdener Aufstand, Todesurtheil in Sachsen und Begnadigung, Auslieferung an Oesterreich, zweites Todesurtheil und Begnadigung zu lebenslänglichem Kerker, Auslieferung an Russland, Transportierung nach Sibirien, Flucht über Japan, Unterstützung des Polenaufstandes durch Expeditionen von Stockholm aus, Aufenthalt in London, Zwistigkeiten mit Marx, Ausschluss von der Internationale (Haager Congress) und schließlich: — Tod in einem Schweizer Spital infolge von Nahrungsverweigerung! — Es versteht sich, dass ein solcher Mann nicht hinter dem Ofen hocken und gute Bücher schreiben konnte, obzwar das (leider nicht vollständige) Werk: „Gott und der Staat“ von einer auch auf philosophischem Terrain anarchistischen Kühnheit zeigt. Ein näheres, besseres Bild gibt seine „Correspondance“. Bakunin erledigte seine Discussionen gern in spaltenlangen Briefen, das erlaubte ihm eine freiere Subjectivität, als die Mitarbeit an Revuen, Zeitungen u. dgl. Seine privaten Briefe sind so heiter und humoristisch, wie die eines glücklichen Familienvaters.

st. gr.

Buch der Hoffnung. Neue Folge der gesammelten Essays aus Literatur, Pädagogik und öffentlichem Leben von Otto Ernst (Schmidt). Zweiter Band: Pädagogik und öffentliches Leben. (Im Verlag von Conrad Kloß in Hamburg.)

Otto Ernst ist ein streitbarer Journalist, in dem ein Stück Poet und ein großes Stück Schulmeister steckt. Ein nüchterner Zorn gibt seinen Aufsätzen, bei denen man durchaus nicht an den Begriff des Essays als Kunstwerk im Sinne etwa Ralph Waldo Emersons denken darf, das Gepräge. Auch das spärliche Poetische in ihnen ist das der nüchternen Observanz, die gegen alles das, was ihr mystisch scheint und unklar bleibt, gallig aufbegehrt. Wenn er frommgläubig wäre, müsste er einen wacker wüthigen Diener am Wort abgeben, und man könnte sich von ihm eines Luther-Zornes versehen, der den Kanzelrand nicht schlecht befäusteln würde. Nun ihm bloß eine Schreibkanzel und übrigens kein frommer Glaube zur Verfügung steht, wettert er schriftlich und predigt in Artikeln, was ihm als Heil für freie Geister erscheint. Der Herr Präceptor, gegen den es nur eine Kritik in der Freipause gibt, sitzt ihm dabei recht fest im Nacken. Von ihm kommt der Ton der aufgebrachten Unfehlbarkeit, und von ihm auch die selbstgefällige Weitschweifigkeit, der — leider — beim Artikelschreiben keine Stundenglocke Einhalt gebietet. Dabei ist alles, was er sagt, sehr verständig, und man muss seine Gesinnungen anständig heißen. Auch gibt es zweifellos sehr weite Kreise, die es noch nöthig haben, dass man ihnen solche Meinungen in solcher Sprache vorträgt. Tragen diese Aufsätze dazu bei, dass diese Kreise aufhören umfangreich zu sein, so thun sie eine wichtige und höchst verdienstliche Arbeit.

O. J. Bierbaum.

Friedrich Spielhagen: Faustulus. Roman. Leipzig. Verlag von L. Staakmann. 1898.

Mit dem Kampfe, den in der Kunst die Jungen und Alten führen, haben sich die namhaften Vertreter der früheren Romanliteratur verschieden abgefunden. Nur wenige sind ehrlich mit der Zeit gegangen, im wirklichen Sinne also nicht alt geworden. Andere, auch diese in der Minderzahl, sind bei ihrer alten Art geblieben, ohne der Jugend Concessionen zu machen, und es scheint mir, als beginnen diese Schriftsteller jetzt wieder da und dort Anhänger gerade bei den Jüngsten zu finden. Die meisten haben aber ein Compromiss geschlossen und gerade deshalb zu wirken aufgehört. Sie haben theils die leeren Aeußerlichkeiten der modernen Schreibart aufgenommen, oder sie suchen modernen Problemen mit ihrer alten und veralteten Romantechnik beizukommen. Das ist der Fall bei Friedrich Spielhagen. In dem neuen Roman hat sich Spielhagen, wie man schon dem Titel entnehmen kann, an ein modernes Thema, die in letzter Zeit so oft behandelte Faustidee, herangewagt. Aber von dem ruhelosen, ewig forschenden und zagenden, irdischen und doch zum Himmel strebenden, göttlichen Faust ist nichts übrig geblieben, nicht einmal genug zum Diminutiv „Faustulus“. Der Roman ist nichts weiter als eine, vielleicht mit allzu viel Geschick construierte Ehebruchsgeschichte, nach dem Recepte der alten Technik durch allerlei Kniffe spannender gemacht. Vor allem die Hauptperson: ein Arzt, der dichtet, der sich für andere opfert, der aber wieder tief in die menschlichen Fehler versinkt, Frauen und Mädchen verführt, dessen Stücke von Devrient — der Roman spielt vor 50 Jahren — aufgeführt werden und der schließlich, eben wie er sich mit Selbstmordgedanken trägt, ermordet wird. Natürlich fehlt zur Erleichterung der technischen Schwierigkeiten der Freund nicht, dem die Hauptperson endlose Briefe mit Reflexionen über sich selbst schreiben kann. Am Schlusse ist auch der in derlei Büchern obligate Traum da, in dem gleichsam die Gerechtigkeit dem Faustulus Buße auferlegt. Und dann die überquellende, satte Moral, breite und plattgetretene Krämertoleranz! Die Menschen werden in diesem Romane mit Censuren versehen; dem Autor handelt es sich nicht um das Verstehen der Seele: er preist oder verdammt, und wehe dem Verdammten! — Um von den vielen „Vorzügen“ dieser so bewährten Romantechnik nur eine zu erwähnen: um dem modernen Zug Rechnung zu tragen, wird ein ehebrecherisches Verhältnis sammt den geheimen Liebkosungen der beiden im Beisein des Gatten geschildert. Und zwar immer auf dieselbe nämliche feine Weise: „Der Geliebte stellt“ — ich citiere die mehrmals wiederholte Phrase wörtlich — „den Fuß auf den der Geliebten.“ Genau dieselbe Scene schildert Marcel Prévost in einem seiner letzten Frauenbriefe; da erzählt der Geliebte denselben Vorgang: „Nos genoux se mettaient en conversation!“ — Wie ich mit dem Buche fertig war, hatte ich zwei Empfindungen: eine gelangweilte, öde Stimmung vermengte sich mit einem Gefühle des Staunens, wie viel berechnende, klügelnde Vernunft hier bei einem Kunstwerk mitgearbeitet hat.

Fritz Zilken: Phantastische Geschichten. Verlag von A. G. Liebeskind. Leipzig 1897.

Dieses Buch wirkt durch seine Form. Es ist inhaltlich nicht allzu bedeutend; kleine Geschichten, in denen jene merkwürdigen, unerklärlich scheinenden Spiele des Lebens vorkommen, die eine gläubigere Zeit Wunder genannt hat. Modern in unserem Sinne ist dieses Buch nicht. Aber ich erwähne es doch, wegen der schönen Sprache, mit der leise und liebe Dinge gesagt werden. Wegen der lichten Stimmung, die aus diesen zarten Novellen heraustönt und manchmal bis in unser Inneres dringt. Und außerdem sind schon die Reminiscenzen, die man beim Lesen bekommt, so angenehm; man muss an Th. Storm denken und an Gottfried Keller, dann auch an Italien — kurz an eine andere ruhigere Kunst als die unserer Gegenwart ist. Alles in allem: ein angenehmes Buch, nur darf es nicht mit dem allzu kritischen Blick der Unvergänglichkeit betrachtet werden.

W. Fred.

Revue der Revuen.

„Die Gegenwart“ veröffentlichte in den drei ersten Jännerheften Erinnerungen an Alphonse Daudet, von Theophil Zolling. Interessante Kleinigkeiten sind darunter: Daudet stellte eines Abends in seinem Salon einen sehr jüdisch aussehenden, schwarzbärtigen Herrn vor, Edouard Drumont, den nachmaligen Führer der Antisemiten, mit dem Daudet bis zuletzt eng befreundet blieb. Auch Rochefort war ein Jugendfreund und Intimus des Dichters. — Daudet bemühte sich heiß um die Bühne, fast ganz ohne Glück. Die „Arlésienne“, zu der Bizet bekanntlich eine Musik geschrieben hat, wollte er auch ohne dieselbe aufgeführt sehen. Und er fügte hinzu: „— meinetwegen auf deutsch! Ich würde ganz gewiss zur ersten Aufführung reisen, gleichviel wohin, nach Deutschland oder Oesterreich.“ Dazu war aber keine Aussicht, Laube erklärte das Stück für unbrauchbar. Da machte sich Zolling an eine Umarbeitung des Stückes, in der es sich als „Neue Liebe, Schauspiel von Alphonse Daudet und Gottlieb Ritter“ präsentierte. In dieser Gestalt wurde es 1877 von Laube zur — überhaupt ersten — Aufführung gebracht. Daudet stand um diese Zeit mit seinem Mitarbeiter, der in Wien die Proben leitete, in reger Correspondenz; über jedes Detail der Besetzung, der Ausstattung, der Kürzung fragt und schreibt er. Er erkundigt sich über Mlle. Schratt und beklagt sich über Mme. Charles. Das Stück wurde in den Zeitungen von Laube mit „geschmacklosen und schädlichen Reclamen“ angekündigt, drang aber nicht durch. Den einzigen Bühnenerfolg hat Daudet doch in Wien errungen, mit Sonnenthal's Risler. Und wie hasste er gerade dieses Stück! Während Belot der Arbeit oblag, zankte der sanfte Daudet unausgesetzt mit ihm; jeder Strich war ihm ein Greuel, jeder Zusatz eine persönliche Beleidigung. — In den gleichen Heften schreibt der Socialconservative Dr. Rudolph Meyer über Oesterreich vor und nach der Wahlreform. Bemerkenswert sind darin vor

allem die Schilderungen des feudal-aristokratischen Oesterreich, das ja Meyer durch seine bekannte Stellung als Mentor vieler Grafensöhne eher zu kennen in der Lage ist, als irgend ein anderer.

„**Revue des Deux-Mondes**“ vom 15. Jänner: Ueber August Comte, dessen Andenken durch die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages dieser Tage aufgefrischt wurde, schreibt Lévy Bruhl. Außeracht läßt er hiebei die Frage nach dem Einflusse Comtes und seiner Theorien auf das politische und praktische Leben unserer Zeit. Gerade das wäre bemerkenswert. Man denke nur an die Worte J. St. Mills, welcher das politische System Comtes als den vollendetsten geistlichen und weltlichen Despotismus charakterisiert, den jemals ein menschliches Gehirn ausgedacht hat, außer etwa Ignatius Loyola. — Ueber Mittel zur Bekämpfung der Börsenspeculation schreibt Leroy-Beaulieu. Es würde nichts nützen, den Eintritt in die Börse zu erschweren oder speciell die Juden auszuschließen. Was geändert werden müsse, sei nicht der Personalstand der Croupiers, sondern Charakter und Gebräuche der Betheiligten. Vor allem seien Bankenbesitzer und Creditinstitute für lügnerische Prospecte und Reclamen verantwortlich zu machen; fernerhin, gelegentlich der Gründung von Actiengesellschaften, Verificationen des Capitals und der Einlagen durch unabhängige Experten zu fordern. Auch könnte man, um die Versammlungen der Actionäre von den Machenschaften der Börsenspieler zu befreien, zur Abstimmung nur mit Namen kenntlich gemachte Besitzer von Actien zulassen oder zumindest jeden Actionär zu einer mehr Monate langen Deponierung der Papiere in den Cassen der Gesellschaft verhalten. Dadurch würde die künstliche Zusammenstellung von Majoritäten in den Generalversammlungen, von den Speculanten bisher mit Hilfe fingierter Actienbesitzer bewerkstelligt, bedeutend erschwert. Endlich stehe nichts dem im Wege, den Obligatären eine ernsthafte Controle über die Führung ihrer Geschäfte durch den Verwaltungsrath einzuräumen.

„**Revue du Palais**“, Jänner. Eine Reihe interessanter ungedruckter Briefe des Volkstribunen Jules Vallès, die er aus London, wo er als Verbannter lebte, an seinen früheren Secretär Callet gerichtet hat. Sie stammen aus dem Jahre 1889, aus der Zeit, wo Vallès zum Tode verurtheilt war; aber alle Noth des Lebens macht ihn nicht irre, und er plant noch aus der Ferne die Wiederbelebung seines Blattes „La Rue“, das er während des zweiten Kaiserreiches herausgegeben und das infolge eines Artikels, „Les cochons vendus“, verboten wurde. Er verspricht sich die größte Wirkung von der Auferweckung seines Blattes, denn er glaubt genau zu wissen, was auf das Publicum wirkt, inspiriert von einer Dosis gesunden Menschenverstandes und einem leidenschaftlichen Drang, der Gerechtigkeit zum Durchbruche zu verhelfen. „Wenn wir uns nur sechs Monate halten können, so werden wir einen Riesenerfolg haben“, schreibt er. „Es wird das Blatt der jungen Generation werden, eine Fahne, der kein Kasernengeruch und kein Kirchengeläut anhaften wird.“ Die Correspondenz, der noch Fortsetzungen folgen sollen, enthält zahlreiche interessante Daten über den früheren Journalismus in Frankreich.

In der „**Australasian Review of Reviews**“ berichtet Mr. Fitchett über das Ergebnis der Untersuchungen, welche eine „königliche Commission“ kürzlich auf den Fidji-Inseln vorgenommen. Danach war die Einführung des Christenthums und der europäischen Gebräuche durchaus nicht segensreich für die Fidji-Insulaner. Die Abschaffung der Polygamie z. B. hat die Lage der Frauen sehr verschlimmert, denn dort sind sie der erwerbende, arbeitende Theil, und während sich früher die Last, den Mann zu ernähren, auf vier vertheilte, fällt sie nun einer einzigen zu. In heidnischen Zeiten unterstanden die Frauen einer strengen Zucht; eine treulose Gattin oder ledige Mutter wurde hingerichtet. Jetzt, wo nur die ewigen Höllenstrafen darauf stehen und die religiösen Grundsätze die einzige Schranke bilden, ist die Moralität der Fidji-Insulanerinnen erschreckend rasch niedergegangen. Ebenso hat das Christenthum gewisse Gebräuche zerstört, welche, obwohl auf heidnischem Aberglauben gestützt, treffliche hygienische Maßregeln waren, durch deren Wegfallen Reinlichkeit und Gesundheit in den dortigen Ansiedlungen empfindlich gelitten haben. Ueberhaupt macht sich ein heftiger Niedergang der Bevölkerung fühlbar, die sich innerhalb eines Decenniums um fünf Procent verringert hat. Die Commission nennt als Ursachen dieser Erscheinung die Abschaffung der Vielweiberei, die Kreuzungen mit den Europäern, die veränderten Lebensgewohnheiten, welche der Contact mit der europäischen Civilisation für die Eingeborenen mit sich brachte, eine gewisse Apathie, die sich der Bevölkerung bemächtigt hat, und endlich allerhand Depravationen, die gleichfalls erst mit der höheren Cultur eingedrungen sind.

„Ideen“.

Von Multatuli.

Aus dem Holländischen von E. Otten.

(Wir bringen hier einen interessanten, in deutscher Sprache noch nicht erschienenen Abschnitt des in den Jahren 1862 bis 1877 veröffentlichten, sieben-Bände umfassenden Werkes „Ideen“. Verfasser ist der unter dem Pseudonym Multatuli berühmt gewordene Holländer Eduard Douwes Dekker. Es gibt bereits eine kleine holländische und französische Literatur, durch die man sich über diese seltsame Dichter- und Denkererscheinung unterrichten kann. In deutscher Sprache erschien jüngst ein Essay über Multatuli von Wilhelm Spohr („Das Magazin“, Jahrgang 66, Nr. 52.)

Darin heißt es:

„Die „Ideen“, mit welchen Multatuli alle Brücken abbrach, die ihn noch mit allen Traditionen verbanden, haben durch ihren hinreißenden Schwung die Jugend ermuntert, die freilich wohl erst in dieser Zeit eine so moderne Verbindung von Idealismus und Skepticismus würdigen kann. Diese Jugend wird ihn nicht vergessen; er kann ihr nicht verunglimpft werden, weil er literarisch, ähnlich wie bei uns Storm und Raabe, als neutrale Größe zwischen Alt- und Jungholland, durch seine Weisheit aber mit beiden Füßen auf neuem Boden steht. So ist er einer von denen, deren Andenken nicht erlischt.“

Und einen Brief Multatulis an einen Freund findet man daselbst abgedruckt, den wir gleichfalls hieherseßen wollen, schon deshalb, weil er im Grunde denselben Gedanken enthält, nur in mehr persönlicher Form ausgedrückt, den man in unserem Beitrage wiederfindet. Der Brief lautet:

„Mein Geschmack und meine Anlage weisen mich auf stille Betrachtung. Mit inniger Freude kehre ich zu meinen geometrischen Studien zurück. Was nicht exact ist, macht mir Schmerz. Ich hoffe, eine vereinfachte Methode für die Dreieckmessung zu finden. Alle Schüler werden mir dankbar sein. Und ich habe noch viele andere Dinge von dieser Art zu untersuchen. Es ist herrliche Poesie, das Suchen ihrer Formen, das Forschen nach ihren Verhältnissen, das Eindringen in die Gebärmutter der Wahrheit. Seht, da habt ihr die Wollust der Geometrie. Und — selig! — ich bin ihr Freund! Wahrlich, sie stößt mich nicht zurück, gibt sie sich gleich nicht ohne weiteres gefangen. Just Mysterium genug, um gewünscht und begehrt und angebetet zu bleiben; nicht genug, den stürmischen Bewerber muthlos zu machen. Ich hab' ihre Fußknöchel, ihre Kniee gesehen, ja die Hüften und die Lenden dann und wann ... aber, aber, dann stößt sie mich von sich und flieht hinweg, Daphne, die sie ist, Sylphe, die sie ist, Irrlicht, Courtisane, Magd ... und bei alledem die große mächtige Isis, die Frau Jehovah, die ist, was sein wird, unveränderlich, unantastbar, unvernichtbar: das Sein, die Wahrheit .... Sehen Sie, auch darum tauge ich nicht für Congresse und Speeches. Es ist unmöglich, eine Viertelstunde zu sprechen, ohne hundertmal etwas zu sagen, das nicht ganz richtig, d. h. eine Lüge ist. Das duldet die Natur nicht. Das macht sie bös, grausam, blutdürstig. Sie straft den Thurmklimmer, der $\frac{1}{10,000.000}$ Theil eines Maßes über die Gewalt seines Schwerpunktes hinausschwankt, mit dem Tode. Wir Menschen würden sagen: „ach, es machte nur so 'n bisschen aus, lass den Mann doch oben. Obendrein, er hat Frau und Kinder ....“ — Thorheit! ......“ Die Red.)

Max Havelaar an Multatuli.

Lieber Multatuli!

Nein, das wird nicht gehen .... ich bin kein Schriftsteller. In Brüssel habe ich einen Mann gekannt, welcher Steine für Särge sägte. Er sägte acht Stunden täglich und dachte an was er wollte. Ich bin eifersüchtig auf jenen Mann, aber .... ein Schriftsteller bin ich nicht.

Man bietet mir Geld an, so und soviel für den Druckbogen. Wie meint man das? Jener Steinsäger erhielt, glaube ich, dreizehn Franken für einen großen Sarg und für Kindersärge etwas weniger. Auch bestand ein Unterschied in der Bezahlung je nach der Steinsorte, und diese wieder hieng von dem Maße der Traurigkeit ab. — Ich fühle, was du denkst .... du meinst, dass die Wahl zwischen Marmor und Sandstein von dem Reichthum des Leidtragenden abhängig gemacht wird? In gewissem Sinne, ja. Aber nicht absolut. Arme zum Beispiel, oder Menschen, welche jeden Tag und den ganzen Tag um das tägliche Brot kämpfen müssen, können und dürfen nicht trauern. Trauern ist Luxus. Wo getrauert wird, ist Geld. Geld für Marmor oder Granit. Geld für ein Denkmal oder für ein Kreuz. Geld für Immortellen, hoffnungsvolle Citate aus der heiligen Schrift oder Rosenkränze.

Der Arme hat etwas Anderes zu thun, als um den Verlust von Bruder, Schwester, Vater, Mutter oder Braut zu trauern. Der Arme hat keinen Bruder, keine Geliebte. Er hat nichts von alledem. Er hat sein Leben zu fristen, sich das tägliche Brot zu verdienen, sonst nichts.

Das Kind des Armen belastet das Budget unnöthig. In dem Haushalte der Armen ist der Mann, der Vater, der weiße Javaner, welcher Schnaps trinkt und des Sonnabends seinen Lohn zu Hause abliefert. Die Mutter ist eine amerikanische Nähmaschine. Wo der Vater stirbt, sind wöchentlich sieben Gulden verloren. Wo ein Kind draufgeht, ist ein Bündel Kleider übrig.

„Das ist die Hose von meinem Brüderchen, wissen Sie, von meinem Brüderchen, das todt ist. Es ist vorige Woche gestorben und liegt auf „Sanct Antonius“, wissen Sie.“

So sprach der kleine Junge. Mir gefiel der kleine Kerl, aber dass er so stolz war auf die Hose seines Bruders, das wollte mir nicht in den Sinn. Ach, das arme, kleine Brüderchen ohne Hose! Und doch:

Es muss doch ruhig sein,
Da unter Gras und Blumen
Zu schlafen ganz allein!

Da sieht man wieder, was Verse bedeuten! Denn sieh' dir mal den St. Antonius-Kirchhof an und such' darauf nach Blumen! Du wirst dort höchstens die gemeinen Blumen finden, welche die Natur umsonst gibt, aber gebildete, anständige, officiell-trauernde Blumen findest du dort nicht. Ich lüge sie nur dazu, in meinem Liedchen, nur um des Versmaßes willen ...

Wenn du nun bei jenem Manne in Brüssel einen Sarg bestellst, denk' dann daran, ihm dein Maß anzugeben. Denn du kannst mir's glauben: er legt die Hand nicht an die Säge, bevor er weiß, wieviel Platz du einzunehmen gedenkst.

— Nit war, gnä' Herr .... i mueß doch alls wissen, ob der Herr long is oder kurz?

Und ich denn, Multatuli! Wie kann ich denn wissen, wie's mit dem Maß der Seele jener Herren bestellt ist, welche mein Geschreibsel verlangen? Und auch, wenn ich jenes Maß wüsste .... ach, es würde doch nicht gehen! Ich bin kein Schriftsteller, und du auch nicht. Ich habe da soeben eine Recension über dein Buch gelesen, welche viel Wahres enthält. Man sagt unter anderem, es

sei eine Missgeburt .... Der Recensent, welcher thatsächlich zu glauben scheint, du habest nur ein Buch schreiben wollen und nichts anderes als das, hat recht, wenn er es, von seinem Standpunkte aus, als eine Missgeburt bezeichnet. Ich selbst vergleiche es mit einem Kalbe, welches zu viele Schwänze und keinen Kopf hat. Der Recensent konnte nicht wissen, oder konnte doch wenigstens vorgeben nicht zu wissen, dass gerade ein Kalb ohne Kopf und mit zu vielen Schwänzen nöthig war. Der Aufsatz, über welchen ich dir in meinem letzten Briefe sprach — wie ich sehe, hast du ihn drucken lassen; vortrefflich! — war gut aufgebaut und hat dennoch kein Glück gehabt. Die Missgeburt, welche du schufst, das Buch über die Kaffeeversteigerungen, scheint mehr dem allgemeinen Geschmacke zu entsprechen. Ich mache also für alle meine Vorwürfe Amende honorable. Du hattest ganz recht, indem du Plunder gabst, wo Plunder nöthig war. Der Erfolg hat dich gerechtfertigt, denn dein Buch erregt Aufsehen, während mein Geschreibsel .... ach!

Aber .... glaube deshalb nur nicht, dass du gut schreibst. Noch niemals wurde ein gutes Buch geschrieben, und deins ist es weniger als alle anderen. Wenn du glaubst, auf diese Weise etwas wirklich Gutes zustande bringen zu können, hast du die Rechnung ohne deine Talentlosigkeit gemacht. Oder besser gesagt: du vergisst, dass eine Seele sich nicht in Worten, und am allerwenigsten in gedruckten Worten offenbart. Ein Schlag auf den Tisch beweist, erreicht vor allen Dingen mehr als tausend Phrasen. Cromwell war der beredteste Mann der Welt. Du kennst seinen Ausspruch: Fort mit diesem Plunder! Und er nahm den Plunder fort.

Wo du auf das Gefühl wirkst, bist du Komödiant. Oder kannst du leugnen, dass du bei jener rührenden Tirade — ich weiß nicht wo — aufgestanden bist, um dir eine Cigarre anzuzünden? Und warst du nicht tieftraurig beim Skizzieren jener amüsanten Schilderung? Verräth die Vertheilung von Ernst und Scherz, von Gelächter und Thränen nicht genaues eingehendes Studium?

Ach, meinst du, Studium kann nicht schaden, Studium ist erforderlich, ohne Studium könnte man nichts wirklich Großes zustande bringen .... wohl möglich! Aber mit Studium auch nicht. Ohne Studium bist du unordentlich und dumm. Mit Studium unnatürlich und geschraubt.

Wenn ich es zu bestimmen hätte, würden keine anderen Bücher existieren als Leitfäden zu den Anfangsgründen dieser oder jener Wissenschaft. Ja vor allen Dingen Anfangsgründe .... denn weiter kommen wir doch nicht. Nur wissenschaftliche Werke haben einen positiven Wert. Alles andere ist Lüge.

Du willst, dass ich schreibe und du gibst mir die Versicherung, dass die Redaction des „Zeitspiegel" so liebenswürdig sein wird, mein Geschreibsel zum Abdruck gelangen zu lassen. Aber sage mir nur: Wie würdest du dastehen, wenn man dir sagte: Sprich mal etwas, dort ist ein Mann, welcher dir zuhören und dich für deine Mühe reichlich belohnen wird. Versuche das einmal und dann schau' in den Spiegel, wie du dabei aussiehst.

Ohne mich ganz auf die Seite derer zu stellen, welche die Erfindung der Buchdruckerkunst ein Unglück nennen, muss ich doch gestehen, dass auch meiner Ansicht nach jene sogenannte Kunst viel Unheil zuwege gebracht hat, namentlich seitdem man das Bücherschreiben zu einem Berufe gemacht hat. Man kann ruhig voraussetzen, dass derjenige, welcher vor jener Erfindung etwas producierte, welches man wertvoll genug fand, um es auf- oder abzuschreiben, wirklich etwas zu sagen hatte. Jedenfalls ist die Chance hier größer, als nach Coster oder Gutenberg. Seitdem man aber das Schreiben zu einem Broterwerbe erhoben — oder erniedrigt hat, ist es ganz selbstverständlich, dass um des lieben Brotes willen fortwährend etwas produciert werden muss, sei es auch von noch so geringem Gehalte. Ich möchte einmal folgende Berechnung machen. Ich bin vierzig Jahre alt und könnte mich bis zu meinem siebzigsten mit der Schriftstellerei beschäftigen. Das würde, über dreißig Jahre berechnet, wenn man zehn Druckbogen auf den Monat rechnet, viertausend und fünfhundert Druckbogen oder sechsundfünfzigtausend Octavseiten oder hundertundvierzig Bände ergeben. Dafür würde man mir, ich weiß nicht wie viel tausend Gulden bezahlen. Nun wohl, ich muss gestehen, dass alles, was ich weiß sich auf einen kleinen Bogen schreiben ließe, und dass man ein schlechtes Geschäft machen würde, wollte man dafür auch nur einen Heller bezahlen.

Zeihe mich nicht hochmüthiger Demuth, denn mein Urtheil über Andere lautet nicht viel besser. Ich sagte schon einmal, dass ich nicht von solchen Büchern spreche, welche eine exacte Wissenschaft behandeln, aber denke einmal an diesen oder jenen Berufsschriftsteller, welcher allerlei Unterhaltungsliteratur geschrieben hat — am liebsten an einen Vielschreiber, dessen sämmtliche Werke du gelesen hast — und ich frage dich, was du entbehren würdest, wenn du all jenes Geschreibsel nicht gelesen hättest? Ich will dich sofort auf die Probe stellen .... antworte rasch .... suche keinen Ausweg .... was hast du von Walter Scott gelernt?

Ständest du nun vor mir, so würde dein Stammeln beweisen, dass ich recht habe.

Walter Scott? Walter Scott? Ja .... Walter Scott .... er ist .... er hat .... er schrieb ....

Natürlich! Du weißt es nicht! Du könntest wahrscheinlich alle seine Romane der Reihe nach aufzählen und mir vielleicht sogar auch deren Inhalt angeben, aber du stutzest bei der unerwarteten Frage: Was hast du von ihm gelernt?

Nun glaubtest du deinerseits mich durch die Entgegnung stutzig zu machen, dass ich selbst soeben Walter Scott anführte, um zu beweisen, dass der Arme nicht trauerte.

Gewiss, ich habe das gethan, weil ich mit jener Behauptung Unrecht hatte. Der Arme trauert wohl. Ich führte Walter Scott an, weil ich die kleine Scene am Strande, wo jene arme Fischerswitwe ihre Netze strickt, so reizend skizziert finde ... so hübsch und anmuthig, dass ich mich dazu verleiten ließ, die pikante Lüge, welche der Autor an die zerrissenen Netze anknüpft, für Wahrheit zu halten. Sieh's einmal nach oder lieber .... thue was Besseres.

(Fortsetzung folgt.)

Zahnarzt Dr. Szamek
Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock.
Assistent: Ernst v. Rosmann.
Telephon Nr. 10029.

Schutz gegen Asthma.

Ein hervorragender Arzt will es allen Asthma-Leidenden in Oesterreich und Böhmen beweisen, dass es einen solchen gibt.

Nachdem die Mehrzahl der von Asthma Geplagten zahllose Mittel ohne jeden Erfolg versucht haben, ist es ganz natürlich, daß sie zu dem Schlusse gekommen sind, dass es gegen diese so lästige Krankheit überhaupt kein Mittel gibt. Diese Personen werden vielleicht noch Zweifel hegen, wenn sie hören, Daß Dr. Rud. Schiffmann, eine anerkannte Autorität, welcher die Behandlung von Asthma ein ganzes Menschenalter hindurch zu seinem besonderen Studium machte, endlich einen Erfolg zu verzeichnen hat. Und doch besitzt Dr. Schiffmann's Heilmittel zweifellos die vorzüglichen Eigenschaften, welche ihm Dr. Schiffmann zuschreibt, sonst würde er unmöglich alle Asthma-Leidenden auffordern einen persönlichen Versuch damit zu machen. Er ermächtigt diese Zeitung zu der Mittheilung, dass er alle Asthma-Leidenden in Oesterreich und Böhmen dringend ersucht, ihm ihre Namen und Adressen zu senden, worauf er ihnen ein Probepaket seines Heilmittels ganz unentgeltlich und franco zuschicken will. Dr. Schiffmann fürchtet, dass alle seine Behauptungen auf Zweifel stoßen könnten und weiß, dass ein persönlicher Versuch überzeugender wirkt als die Veröffentlichung von zahllosen Zeugnissen, welche er von Personen erhalten hat, die durch sein Mittel vollständig geheilt sind.

Dr. Schiffmanns Asthma-Pulver besteht aus: 34,90 % Kaliumnitrat, 51,10 % Fol. Daturae Arboreae, 14 % Rad. Symplocarpus Foetidus.

Schon seit einigen Jahren wird Dr. Schiffmanns Asthma-Pulver in verschiedenen Apotheken Oesterreichs und Böhmens verkauft, trotzdem gibt es Leidende, welche noch nicht davon gehört haben. An alle diese ergeht Dr. Schiffmanns Aufforderung. Es ist wahrlich ein höchst freigebiges Anerbieten, und alle, die an Asthma leiden, sollten sofort an Dr. Schiffmanns Depot, Berlin C, Spandauerstraße 81, I. schreiben, da freie Probepakete nur bis fünf Tage nach Erscheinen dieser Annonce abgegeben werden. Es wird noch besonders betont, dass diejenigen, welche ein unentgeltliches Probepaket wünschen, auf die Rückseite einer mit obiger Adresse versehenen Postkarte nichts weiter als ihren Namen und ihre genaue Adresse zu schreiben brauchen.

Braut-Seide
65 kr.
— bis **fl. 14·65** per Meter — ab meinen eigenen Fabriken.

sowie **schwarze, weiße u. farbige Henneberg-Seide v. 45 kr. bis fl. 14·65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Zu Roben u. Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. u. k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XIV. Band. — Wien, den 19. Februar 1898. — Nummer 17[illegible]

Politische Toilettenbehelfe.

Die kleine Gilde der österreichischen Sectionschefs hat in dieser einen Woche ihre zwei interessantesten Mitglieder verloren. Herr Ritter v. Freiberg hat sich in den dauernden Ruhestand, Herr Ritter v. Halban in einen provisorischen Uebergangszustand zurückgezogen. Die officiellen Geschäfte des einen wird ein Hofrath weiterbesorgen, für die Vertretung des anderen reicht gar ein simpler Ministerial-Vicesecretär aus. Eine trauernde „Section" hat keiner dieser „Sectionschefs" hinterlassen. Der eine, Herr v. Freiberg, hatte als Leiter des Pressdepartements lediglich einen legalen Credit von jährlich 100.000 Gulden zu verwalten. Wenn Oesterreich bei seinem 700 Millionen-Etat für jede hunderttausend Gulden einen eigenen Sectionschef anstellen wollte, brauchte es deren gleich siebentausend, und doch zählt es ihrer kaum dreißig. Der andere dieser beiden Pseudo-Sectionschefs war nominell Kanzleidirector des Abgeordnetenhauses. Wenn ein einfacher Kanzleidirector schon Sectionschef heißt, müsste man, damit ein Unterschied bleibt, die Hofräthe mindestens Officiale nennen. Schon die abnormal hohe Titulatur der beiden Herren deutete darauf, dass sie neben ihrer zugestandenen noch eine andere, unvergleichlich wichtigere Thätigkeit ausübten, von welcher der Amtskalender nichts zu melden weiß. In der That muss man ein wenig die Dessous unseres Pseudo-Constitutionalismus lüften, um hinter die eigentliche Function dieser beiden Männer zu kommen.

Sie bildeten so eine Art von verschönernden Toilettebehelfen, die, sorgfältig verdeckt, die Welt über die trostlose Mangelhaftigkeit unserer außerparlamentarischen Regierungen hinwegtäuschen sollten. Ein leitender Minister in einem constitutionellen Staat muss wohl, um sich halbwegs der Vollkommenheit einer ministeriellen Figur anzunähern, über drei Requisite verfügen: ein positives Regierungsprogramm, eine parlamentarische Majorität, die es unterstützt, und die öffentliche Meinung, die dazu ihren Beifall gibt. Ein richtiger parlamentarischer Minister bringt diese drei Schönheits-Requisite als natürliche Eigenschaften von selbst ins Amt mit. Als alter Parteiführer hat er längst schon sein politisches Programm festgestellt, vor aller Welt vertreten und behauptet. Die parlamentarische Majorität besitzt er, denn er ist ihr Führer, und die öffentliche Meinung auch, denn sie wird von seiner ergebenen Parteipresse beherrscht. Bei uns ist bekanntlich seit 1879 ein anderes System in Uebung, das außerparlamentarische. Irgend ein begünstigter Graf oder irgend ein strebsamer Beamter, der kein Regierungsprogramm, keine Majorität und keine führende, überhaupt keine Stellung in der öffentlichen Meinung innehat, setzt sich eines Tages in den Ministerfauteuil und fängt an, Politik zu wursteln. Da er von diesem Gegenstande nichts versteht, braucht er zuerst einen geheimen Rathgeber, der ihm Regierungspläne einbläst, Reden ausarbeitet, Informationen zusteckt, die dann der Minister, um des äußeren Scheines willen, als die eigenen ausgibt. Damit dieser Rathgeber ihm nicht über den Kopf wachse, empfiehlt es sich, frei nach Machiavelli, abwechselnd deren zwei parallel nebeneinander zu verwenden, die sich in gegenseitiger Rivalität selbst verkleinern. Ferner braucht der Minister einen Mann, der ihm von Fall zu Fall eine parlamentarische Majorität zusammentreiben hilft. Der muss ein geübter Drahtzieher mit feinen Ohren und versatiler Zunge sein, der die menschlichen Schwächen und stillen Wünsche der Politiker, besonders der radicalen, kennt und nicht gerade ein Fanatiker der Ueberzeugungstreue sein darf. Endlich braucht die außerparlamentarische Minister-Null Einen, der die öffentliche Meinung zurichtet, koste es, was es wolle. Denn in Ermangelung politischer Ideen muss das Surrogat aller Dinge, das Geld, die Federn in der Presse leiten, und ein Mann, der mit Geldern solcher Art manipuliert, darf, besonders, wenn er zu dem legalen Dispositionsfonds von 100.000 Gulden noch ein Vielfaches hinzuschaffen muss, nicht gerade ein Fanatiker der Unbestechlichkeit sein. Das gibt also vier politische Toilettenbehelfe: zwei Rathgeber und zwei Kuppler. Graf Taaffes Organisationstalent schon hat ihre Zahl auf zwei herabgesetzt, indem er den parlamentarischen und den journalistischen Kuppler gleichzeitig als die zwei politischen Rathgeber verwendete. Seine administrative Begabung hat ihm auch die richtigen Plätze für diese beiden Männer gezeigt. Den einen machte er zum Leiter des Pressdepartements, den anderen zum Kanzleidirector des Abgeordnetenhauses. Hier wirkten und wuchsen sie schon unter Taaffe weit über ihre nominellen Aemter hinaus. Im Dienste des deutschliberalen Ministeriums Auersperg hatten sie als mittelmäßige officiöse Journalisten angefangen. Unter dem ersten ministeriellen Bekämpfer der deutsch-liberalen Partei, unter Taaffe, wurden sie Hofräthe. Während des quasi-parlamentarischen Regimes der Coalition wurden sie folgerichtig kaltgestellt. Mit der Aera Badeni kam dann aber erst ihre eigentliche Blütezeit. Denn, war Graf Taaffe immerhin noch ein Mann von eigener Initiative, Sach- und Personenkenntnis, so stellte Graf Badeni, in seiner integralen Unkenntnis und Unfähigkeit, gewissermaßen das nach unten gewendete Ideal des außerparlamentarischen Ministers dar, dessen Jammergestalt sich ohne die ganze Garnitur der politischen Toilettenbehelfe sozusagen nicht auf die Gasse hätte wagen dürfen, ohne unliebsames Aufsehen zu erregen.

Die Aera Badeni, für das übrige Oesterreich das größte Unglück seit Königgrätz, war für sie die große Zeit. Sie stiegen zu Sectionschefs auf. Die geistige Urheberschaft an Graf Badenis tollen Unternehmungen hat die unbefangene öffentliche Meinung schon längst zwischen diesen beiden Rathgeber-Dioscuren aufgetheilt. In seinem Pressbureau schwamm Herr v. Freiberg in einem auf legalem Wege unerklärlichen Geldüberfluss, wie, ohne einen Rohonczy, die überreichliche Subventionierung der „Reichswehr" und anderer kryptoofficiöser Blätter bewies. Herr v. Halban andererseits arbeitete im Parlament mit vollem Dampfe, was in diesen Blättern gelegentlich oft genug gezeigt worden ist. Da in Badenis letzten Tagen selbst das Abgeordnetenhaus-Präsidium eine ganz außerparlamentarische und höchst autoritäre Unfähigkeit zur parlamentarischen Geschäftsführung an den Tag legte, wurden auch dessen Streiche auf Herrn v. Halbans Eingebungen zurückgeführt. Als Graf Badeni so schmählich fiel, waren auch seine beiden Hauptstützen in der Oeffentlichkeit arg bloßgestellt. In seiner Noth hatte Graf Badeni die vom Grafen Taaffe übernommenen Toilettenbehelfe denn doch offenbar zu auffällig benützt. Auch waren sie sozusagen aus der Mode gekommen, da die Dinge, die Menschen und ihre Auffassungen sich inzwischen geändert hatten.

Auch Baron Gautsch ist außerparlamentarischer Minister. Auch er wird, wenn er überhaupt noch dazu kommen sollte, ernstlich zu ministrieren, ohne die politischen Toilettenbehelfe kaum auskommen können. Er wird sich nur vermuthlich neue anschaffen und diese discreter tragen, als sein unmittelbarer Vorgänger und Chef es gethan. **K.**

Der Landesverrath Esterhazys und die Revision des Dreyfus-Processes.

In der Rue de Lille, einer stillen und menschenleeren Straße, ist im Hause Nummer 78 das Hotel der deutschen Botschaft gelegen. Dicht neben dem großen, meist geschlossenen Thorwege befindet sich eine kleine Pforte für Fußgänger, die, ebenso wie das Thor, in den geräumigen Vorhof führt, der hinten von dem eigentlichen Botschaftsgebäude abgeschlossen wird. Rechts von dem Eingange und hart an der kleinen Pforte liegt ein kleineres Gebäude, in dem sich Bureaux und Dienstwohnungen befinden und das in seinem Erdgeschosse die Portiersloge enthält. Diese Loge liegt — darauf bitte ich zu achten — nur ein paar Meter von dem erwähnten kleinen Eingange entfernt. Die Lage der anderen zur Botschaft gehörenden Baulichkeiten interessiert hier nicht. Ohne allzu große Uebertreibung kann man sagen, dass einer, der recht lange Beine hat, mit dem linken Fuße noch auf der Straße, also auf französischem Grund und Boden, stehen kann, während seine rechte Hand in das Innere der Portiersloge hineingreift. — Schlechter Umgang verdirbt gute Sitten, sagt ein Sprichwort, das sich, wie es scheint, sogar auf ein hohes diplomatisches Corps mit Erfolg anwenden lässt. Die Herren von der deutschen Botschaft in Paris sollten sich wenigstens derjenigen Vorsicht befleißigen, die kein in Frankreich lebender umsichtiger Privatmann außer Augen lässt. Leider scheint es nun, als habe der in den französischen Administrationen jeder Art herrschende Schlendrian ansteckend gewirkt, wenigstens zeitweise, denn sonst hätten gewisse Dinge nicht vorkommen können. Die Herren auf der deutschen Botschaft, denen kein einziger durch die französische Post beförderter Brief intact zugeht, wenn er ihnen überhaupt übergeben wird*), sollten doch nicht ihre eigenen

---

*) Seit langen Jahren klagen die Mitglieder der deutschen Botschaft darüber, dass ihnen nur noch recommandierte Briefe zugehen; die anderen werden einfach unterschlagen, alle aber geöffnet und gelesen. Verschiedene an die Oberpostdirection gerichtete Beschwerden blieben gänzlich erfolglos. Da griff einer der Herren zu einem probaten Mittel. Er sagte dem Postboten, er werde auf seine Absetzung dringen, wenn dieser Unfug nicht aufhöre; mindestens solle man doch die erbrochenen Briefe mit Gummipapier wieder schließen, um ein Herausfallen des Inhaltes zu verhindern. Das wirkte endlich: der Postbote nahm am Schalter keine Briefe mehr an, die nicht wieder zugeklebt waren. — Will einer der Herren von der Botschaft die öffentliche Telephoncabine benützen, so steht dicht vor derselben, so, dass er alles Gesprochene hören kann, der der Botschaft „attachierte" Geheimpolizist, und ist dieser zufällig einmal abwesend, dann muss der Diplomat bis zur Rückkehr seines Wächters warten. „Die Cabine ist gerade besetzt," heißt es in solchem Falle. P.

Digitized by Google

Briefe am dritten Orte — und wäre dieser dritte Ort auch nur die Portiersloge der Botschaft selbst — herumliegen lassen, und das am allerwenigsten, wenn die betreffenden Briefschaften Geheimnisse gefährlichster Sorte enthalten! — Ein solcher „gefährlicher" Brief oder vielmehr, genau ausgedrückt, eine geschlossene Rohrpostkarte, die man ihrer hellblauen Farbe wegen hier kurzweg „Petit bleu" nennt, lag nun eines schönen Tages zu Ende April oder Anfang Mai des Jahres 1896 in der oben beschriebenen Portiersloge der deutschen Botschaft in der Rue de Lille Nr. 78. Zu meiner Beschämung muss ich gestehen, dass mir das genaue Datum „entfallen" ist. Diese Briefkarte war — ihrer eigenen Gefährlichkeit entsprechend — an einen nicht minder „gefährlichen" Menschen gerichtet. Sie stammte — direct oder indirect, das ist ganz gleichgiltig — von dem damaligen Militärattaché der deutschen Botschaft, dem Oberstlieutenant von Schwartzkoppen, der zu Ende vorigen Jahres von seinem Pariser Posten abberufen wurde, um die Führung des Kaiser Alexander Garde-Grenadierregiments Nr. 1 in Berlin zu übernehmen. Dass dies just in dem Momente geschah, in dem Scheurer-Kestner einerseits, Mathias Dreyfus andererseits den „Fall Esterhazy" aufs Tapet gebracht hatten, war natürlich „reiner Zufall". Sollte dagegen der scharfsinnige Leser aus dieser Coincidenz den Schluss gezogen haben, jene Briefkarte sei an den Mann gerichtet gewesen, den man nicht gut als Räuberhauptmann bezeichnen kann, weil er schon den Rang eines Majors einnimmt, der aber das verworfenste Subject ist, das je in der an verworfenen Subjecten so überreichen französischen Armee aufgetaucht ist, so kann ich ihm — dem Leser — hiermit versichern, dass er sich nicht geirrt hat: Der Adressat des Rohrpostbriefes war in der That unser alter Bekannter Walsin-Esterhazy, der „Nationalheld" Frankreichs. — Verlassen wir hier die deutsche Botschaft, das „Petit-bleu" und den Spion Esterhazy und wenden wir uns einem ganz anderen Milieu zu.

Zu Anfang Mai des Jahres 1896 erhielt der damalige Chef des Nachrichten- (Spionage-) Dienstes im französischen großen Generalstabe, der jetzige Oberstlieutenant Picquart, der dazumal noch Major war, einen Haufen winziger Papierschnitzel von hellblauer Farbe, auf denen augenscheinlich etwas geschrieben stand. Wer gab ihm diese Schnitzel? Woher kamen sie? Auf welchem Wege und auf welche Weise hatte der Ueberbringer sich dieselben verschafft? „Ces questions ne seront pas posées!" muss ich da mit dem würdigen Gerichtspräsidenten Delegorgue ausrufen, der die Verhandlungen des Schwurgerichtes, vor dem sich augenblicklich Emile Zola zu verantworten hat, mit so unvergleichlicher, unübertrefflicher Parteilichkeit leitet. Kurzum, Major Picquart, der die Quelle der Papierschnitzel augenscheinlich genau kannte, wittert gleich etwas sehr Interessantes in ihnen, und da er ein tüchtiger Generalstabsofficier, vor allem aber ein ausgezeichneter Detective war — letzteres ist er noch, — so unterzog er sich der großen Mühe, die kleinen Papierstückchen — es mochten einige sechzig gewesen sein — so nebeneinander zu legen, dass die ursprüngliche Karte wiederhergestellt wurde. Der nun lesbare Inhalt mag ihn wohl erbaut haben, denn er fand ihn interessant genug, um die zerrissene Karte aufzubewahren. Wiederum muss ich meine Unwissenheit zugeben, denn jener Karteninhalt ist mir noch ein Buch mit sieben Siegeln. Dafür aber kann ich dem wissbegierigen Leser mittheilen, dass der Portier der deutschen Botschaft einige Zeit, nachdem Picquart sein Geduldspiel mit dem Petit-bleu begonnen hatte, aus dem Dienste ausschied und spurlos verschwand. Das hieng natürlich lediglich damit zusammen, dass der gute Mann schon ziemlich alt und gebrechlich war und trotz seines langjährigen Aufenthaltes in Frankreich immer noch kein Französisch gelernt hatte, wogegen sein Nachfolger ein jüngerer und allem Anscheine nach auch umsichtigerer und intelligenterer Mann ist. Doch zurück zu Herrn Picquart. Picquart, dem eleganten, noch sehr jugendlichen und flott auftretenden algerischen Tirailleur-Oberstlieutenant, sieht man es, wenn er in seiner himmelblauen Attila und seinen carmoisinrothen weiten Hosen an der Barre steht und mit langer, feingeformter Hand den kleinen, hellblonden Schnurrbart streicht, gar nicht an, dass er hinter dem zwar hochintelligent, aber doch eher gutmüthig und liebenswürdig ausschauenden Aeußeren eine mit allen Hunden gehetzte, gerissene Polizeiseele verbirgt, eine Polizeiseele allerdings in anständigerem Sinne des Wortes. Er ist kein ordinärer Polizeispitzel, kein plumper Stadtsergeant zum Aufpassen, sondern ein scharfer Beobachter und feiner Rechner, ein Mann, der auf alles und jedes, auf die geringfügigste Kleinigkeit achtet, der bei allem, was er thut und spricht, genau abwägt, was daraus folgen könnte, und der sich ebenso scharf und mit Blitzesschnelle Rechenschaft von dem Handeln und Sprechen anderer ablegt, um aus allem, was ihm begegnet, seine Schlüsse zu ziehen. Mit einem Worte, er ist das Urbild jenes höheren englischen Detective, den man bei „großen" Gelegenheiten auf „edles" Wild loslässt. Aber nicht jeden Tag jagt man den Edelhirsch; man macht auch, unbeschadet seiner eigenen Wohlanständigkeit, ab und zu eine Sauhatz mit, und so that auch Herr Picquart im Jahre 1896.

Als der Chef des Nachrichtendienstes die ihm bruchstückweise zugegangene Rohrpostkarte mit großer Geduld wieder zusammengestellt hatte, beauftragte er seinen Untergebenen, den damaligen Hauptmann, jetzigen Major Lauth, das Ganze mittelst eines dünnen, auf die Rückseite der zusammengesetzten Schnitzel geklebten Papierblattes in ein festes, handliches Gefüge zu bringen und dann abzuphotographieren. Als das geschehen war, ließ sich Picquart die Karte und die photographischen Abzüge zustellen, aber „der Herr sah, dass es nicht gut war". Man erblickte nämlich auf den Abzügen sehr deutlich die Spuren der Risse, und diese mussten verschwinden, sollte die Karte ihre Wirkung thun. Nachher hat man Picquart aus diesen Bemühungen, die Risse verschwinden zu machen, einen Strick gedreht. Es hieß, er habe eine Fälschung vorgenommen. Neulich hat er uns aber diese Sache sehr einfach erklärt. Erstens machten die Spuren der Risse das Lesen des Karteninhaltes äußerst schwierig, und zweitens haben die französischen Bureauofficiere den — auch hier schon öfter gerügten — Fehler, nach Dingen zu forschen, die sie nichts angehen. Die Kameraden und Vorgesetzten Picquarts hätten also beim Erblicken der Rissspuren den Ursprung der Karte vermuthen, errathen können, was mit Rücksicht auf etwaige diplomatische Verwickelungen gerade vermieden werden sollte. Ueber die anderen ob dieser Karte gegen Picquart geschleuderten Angriffe und Verdächtigungen muss ich des verfügbaren Raumes halber leider hinweggehen. Sie alle, deren Grundlosigkeit in den letzten Tagen augenfällig geworden ist, zeigen, welch bodenloser Verlogenheit und Verworfenheit französische Generalstabsofficiere fähig sind. Einmal auf der Spur Esterhazys, ließ Picquart nicht mehr locker; sein Spürhundinstinct witterte Beute und wollte befriedigt sein. Nachdem er seinen Chefs, den Generälen de Boisdeffre und Gonse, Meldung von dem Funde gemacht hatte, wurde er von ihnen beauftragt, seine Enquête fortzusetzen. Er setzte sich nun mit der Polizei einerseits, mit einigen Regimentskameraden Esterhazys (74. Infanterie-Regiment in Rouen) in Verbindung, und aus beiden Quellen, namentlich aus der letzteren, vernahm er die übelsten Dinge über den Mann, den man seither mit gutem Rechte den „Officier-rastaquouère" genannt hat. Aus dem Regiment Esterhazys wurde ihm unter anderem auch mitgetheilt, dass der Graf (Esterhazy maßt sich dieses Prädicat bekanntlich an), obschon er sich mit tausend Dingen befasse, die seinem Dienste vollkommen fremd seien, doch eine große Wissbegierde gerade hinsichtlich gewisser geheimer oder vertraulicher Verordnungen und Maßnahmen bekunde, eine Wissbegierde, die hart ans Verdächtige streife. Die Polizei lieferte neben allerhand unwesentlichen Mittheilungen die, dass gewisse geheime und vertrauliche Maßnahmen und Verordnungen (siehe oben) seit geraumer Zeit einer bestimmten auswärtigen Macht zugestellt würden. Durch wen, konnte für den Augenblick noch nicht festgestellt werden. Picquart centralisierte all diese Nachrichten und verglich sie. „Es ist erstaunlich," sagte er neulich vor Gericht, „dass just dieselben Documente, die einer auswärtigen Macht überliefert worden sein sollten, diejenigen waren, nach denen sich Esterhazy so eingehend erkundigt und die er, zum Theile durch Vermittelung anderer Officiere, erhalten und in seine Wohnung genommen hatte. Welche die hier in Rede stehende „auswärtige Macht" war, vermag ich wieder nicht anzugeben, doch erräth es der aufmerksame Leser möglicherweise selbst. Nun war Herr Picquart schon um vieles weiter. Er fuhr nach Rouen und ließ sich von einem höheren Officier von Esterhazys Regiment ein paar Schriftproben des Genannten, das heißt einige auf dem Regimentsbureau befindliche Dienstbriefe desselben vorlegen. Sofort war er von einer Thatsache außerordentlich frappiert: diese Schrift war augenscheinlich die des berühmten Bordereaus, des Angelpunktes der Anklage gegen Dreyfus!*) Auf Verlangen stellte das Regiment dem Generalstabsofficier ein paar solche Briefe zur Verfügung, und diese wurden dann photographiert. Aus den photographischen Abzügen retuschierte Picquart sodann aber alle Worte sorgsam hinweg, die einen Schluss auf Stand, Rang und Beruf des Verdächtigten gestatten konnten; den Rest trug er zu zwei Männern, die beim Dreyfushandel eine hervorragende Rolle gespielt, das Bordereau gesehen und sich gerade am meisten auf die angebliche Schriftengleichheit gestützt hatten: zu Major Du Paty de Clam, dem officier de police judiciaire à la Place de Paris, und zu Herrn Bertillon, dem allbekannten Anthropometer, auf dessen Sachverständigenaussage hin Dreyfus verhaftet worden war. In welcher Weise sich diese beiden Männer über die vorgelegte Schrift Esterhazys aussprachen, ist äußerst charakteristisch für . . . . . . diese Herren selbst, weniger für die Schrift. Um zu verstehen, wieso sie sich in der unten wiedergegebenen Weise äußern konnten, muss man berücksichtigen, dass beide — wie früher des breiteren dargethan — vollkommen übergeschnappt sind. Du Paty de Clam oder, um den richtigen und kürzeren Namen des Mannes zu gebrauchen, der Major Mercier behielt die Schriftprobe (Photographie) nur etwa fünf Minuten. Dann gab er sie an Picquart zurück und meinte: „Das ist die Handschrift von Mathieu Dreyfus." Der damalige Major, jetzige Oberstlieutenant Mercier (genannt du Paty de Clam) leidet nämlich an den Spleen, zu glauben, Dreyfus habe, um seine eigene Handschrift bei der Anfertigung des Bordereaus zu verstellen, nichts besseres gefunden, als sie mit der seines Bruders Mathias zu vermischen! Herr Mercier glaubt, alle Menschen seien ebensolche Narren wie er selbst. Noch charakteristischer war das, was Bertillon sagte. Kaum hatte er die

*) Picquart hatte den Verhandlungen des Dreyfusprocesses als Delegierter des Kriegsministeriums beigewohnt, kannte also die Acten genau.

Schrift erblickt, als er überrascht ausrief: „Das ist die Schrift des Bordereaus!“ Picquart aber, der nichts übereilt, erwiderte: „Nicht so rasch. Nehmen Sie sich Zeit zum Studium der Probe, ich lasse Ihnen das Ding für eine Weile“. Bertillon dagegen, der kein „bedächtiger Officier“, sondern ein „Gelehrter“ ist, war auch jetzt wieder, just wie bei Dreyfus, mit der Antwort rasch bei der Hand. „Unnütz, ganz unnütz,“ entgegnete er, „das ist die Schrift des Bordereaus. Woher haben Sie die Schriftprobe?“ „Das kann ich Ihnen nicht sagen,“ lautete die Antwort. „Nun wenigstens, stammt sie aus einer früheren Periode (vor dem Processe Dreyfus)?“ „Nein, aus einer späteren.“ Nachdem der „Schriftgelehrte aus dem Abendlande“ gefragt hatte, musste er auch eine eigene Erklärung von sich geben, das versteht sich. „Die Juden,“ so sagte er wörtlich, „lassen seit einem Jahre (seit der Verurtheilung des Dreyfus) einen Mann sich in der Schrift des Bordereaus üben. Jetzt ist es ihnen vollkommen gelungen, das springt in die Augen (c'est évident).“ Picquart ließ Schriftprobe und Photographie des Bordereaus während zweier Tage in Bertillons Händen, in der Hoffnung, der schriftgelehrte Tollhäusler werde seine Meinung ändern. Vergebens! Nach zwei Tagen wurden ihm beide Documente mit genau denselben Worten wieder zugestellt. Nun wolle man sich erinnern, dass die Officiere des Generalstabes, namentlich der vielgenannte Mercier, alias du Paty de Clam, es im Falle Dreyfus höchst sonderbar, ja hochverdächtig gefunden hatten, dass der Schriftverständige der Bank von Frankreich, Gobert, dem das Bordereau zuerst zur Begutachtung vorgelegt worden war, nach dem Namen des Beschuldigten gefragt hatte. Man schob ihm allerhand uneingestehbare Absichten unter, von denen seinerzeit ausführlich die Rede war. Herr Bertillon, der sich die Generalstäbler durch sein „forsches“ Drauflosgehen in der Sache geneigt gemacht hatte, wurde öffentlich belobt. Was thut nun, anderthalb Jahre später, dieser selbe Bertillon? Er thut, was alle Schriftsachverständigen in solchen Fällen immer thun: er fragt nach Name, Rang und Stand des Verdächtigten, des Schreibers! Bei ihm aber, dem eingeschworenen Judenfresser, wird daran von militärischer Seite nichts Sonderbares, nichts „Verdächtiges“ gefunden.

Picquart hatte nun sehr wertvolles Material in Händen und konnte sich auf — freilich ganz wider Willen ertheilte, aber deshalb nur umso gewichtigere — Zeugenaussagen aus „sachverständigem“ Munde stützen. Wiederum auf Geheiß seiner directen Vorgesetzten, des Generalstabschefs Le Mouton de Boisdeffre und des Subchefs Gonse, ließ er während mehrerer Wochen — nicht während acht Monaten, wie feindlicherseits behauptet worden ist — Esterhazys Correspondenz durch die Post abfangen. Dies war bei der bekannten Dienstbeflissenheit der französischen Post, die Briefe und Sendungen aller Art, recommandierte und nichtrecommandierte, öffnet und ganz unterschlägt, sowie es gerade verlangt wird, keine sonderlich schwierige Aufgabe. Einen schlagenden Beweis der Schuld Esterhazys erhielt Picquart auf diesem Wege nicht, wohl aber zahlreiche Angaben über die liederliche und gänzlich ungeordnete Lebensführung des Lumpenmajors. Diese Thätigkeit des „Detective-Officiers“ wurde im Sommer 1896 durch die Manöver unterbrochen, zu denen Esterhazy ausrückte, dann durch zwei Artikel sehr erschwert, die, im Abstande von etwa zwei Monaten, im „Eclair“ und im „Matin“ erschienen. Der „Eclair“-Artikel, der im September 1896 veröffentlicht ward, enthielt die ersten Angaben darüber, dass Dreyfus nicht allein auf Grund des Bordereaus, sondern hauptsächlich wegen eines Geheimschriftstückes verurtheilt worden war, das den Richtern nur in allergeheimster Sitzung hinter dem Rücken der Vertheidigung vorgewiesen worden war. Der am 10. oder 11. November 1896 publicierte „Matin“-Artikel brachte dann in Zinkogravure ein Facsimile des Bordereaus unter der Ueberschrift: „Il faut en finir! Les preuves de la culpabilité.“ Beide Artikel, beziehentlich das Material zu ihnen — und das gilt selbstverständlich in erster Linie für den zweiten, zu dessen Herstellung es einer Auslieferung des Bordereaus oder einer Photographie desselben bedurft hatte — waren von den Leuten des Großen Generalstabes geliefert worden. Diese Leute, nämlich die Oberstlieutenants du Paty de Clam (Mercier) und Henry, der Major Lauth und der Archivar (mit Majorsrang) Gribelin, hatten zwei Dinge sehr unangenehm empfunden, die mit dem Oberstlieutenant Picquart in das Bureau des Nachrichtendienstes eingezogen waren. Einmal bekümmerte sich der genannte Chef, ganz im Gegensatze zu seinem Amtsvorgänger, dem alten, ultramontan gesinnten und trägen Obersten Sandherr, der wegen ausbrechender Verrücktheit den Dienst im Jahre 1895 hatte verlassen müssen, persönlich und sehr eingehend um alle Details des Dienstes, wodurch sich die genannten anderen Herren zurückgesetzt, dann auch schärfer beaufsichtigt fühlten. Ferner hatten sie nach und nach vernommen, dass Picquart durch den von ihm entdeckten Fall Esterhazy auf die Spur des abgeurtheilten Falles Dreyfus gelangt war, den er im Begriffe stand, von neuem aufzurühren. Das konnte jenen Leuten, die nicht nur die Henker und Folterknechte des unglücklichen Hauptmannes gewesen waren, sondern überhaupt die Baumeister, die Constructeure der abscheulichen Affaire, natürlich keineswegs erwünscht sein, denn Picquart, der trotz aller polizeilichen Veranlagung doch ein durch und durch hochehrenhafter Charakter ist, war in ihren Augen „zu allem fähig“, d. h. dazu, alle Bureaurücksichten beiseite zu lassen, um zur Aufdeckung der Wahrheit zu gelangen. Nun hatte aber der eben erwähnte Oberst Sandherr, durch den die schwarze Bande im Generalstabe mit der anderen schwarzen Bande in den Zeitungsredactionen, nämlich mit den Clericalen und Antisemiten, zusammenhieng, ehe er ganz toll wurde, den Henry, den Mercier und Consorten aufs Herz gebunden, die Affaire Dreyfus und das dazugehörige Actenbündel — es ist übrigens geradezu schwindsüchtig dünn dieses berühmte Bündel und enthält nur etwa ein kleines Dutzend Documente — wie ihren Augapfel zu hüten; d. h. die unsaubere Geschichte sollte um keinen Preis wieder aufgetischt werden. Diesem „Vermächtnisse“, wie Picquart es treffend genannt hat, gemäß, stifteten die Genannten nun allerhand Umtriebe, um den Sucher nach Wahrheit und Licht nach Kräften an der Erreichung seines Zieles zu hindern. Nachträglich drehten die Betreffenden den Spieß um und verdächtigten Picquart, indem sie das Gerücht ausstreuten, er habe jene Zeitungsartikel inspiriert. Picquart machte von alledem dem General Gonse Mittheilung, der ihn mit der größten Liebenswürdigkeit behandelte und ihm die herzlichsten Briefe schrieb, als Picquart später „in besonderer Mission“ nach Ost- und Südfrankreich und schließlich nach Tunesien gesandt wurde. Als nämlich Picquart immer mehr zu einer Entscheidung gegen Esterhazy drängte, da winkte man ihm von oben her ab: man merkte, wohin die Untersuchung zu führen drohte und suchte daher den Pfadfinder auf andere Gedanken zu bringen. Vier Tage vor der Kammerinterpellation Castelin über die „Umtriebe der Dreyfus-Freunde“ musste der Officier den Dienst im Generalstabe verlassen und zwei Tage später sogar Paris. Man sandte ihn an die Grenze, gab ihm allerhand sogenannte Aufträge, die aber weder dringlich, noch selbst an sich wichtig waren und dirigierte ihn von Ort zu Ort, von Grenzpunkt zu Grenzpunkt, ihn immer weiter, fast unmerklich, von Paris entfernend, bis er schließlich eines Tages nach Tunesien übersiedeln musste, um dort bei den vierten Tirailleuren einzutreten und, ohne vorher Erlaubnis erhalten zu haben, nach Paris zurückzukehren, um sich wenigstens mit der nöthigen Leibwäsche zu versehen. So war denn das Hauptziel, die allmähliche, geräuschlose Entfernung des „gefährlichen“ Mannes erreicht und die Folge war, dass die gegen Esterhazy gerichtete Untersuchung völlig in Versumpfung gerieth.

*

Wenn die Kriegsministeriellen jetzt schon triumphierten, so hatten sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Picquart war weit weg — und gelegentlich gedachte man ihn in einem improvisierten Scharmützel von den Tuareg an der tripolitanischen Grenze umbringen zu lassen — aber Andere waren in Paris geblieben. Hiermit gelange ich zu einer Feststellung, die erst in den allerletzten Tagen gemacht werden konnte, zum Theil erst nach Beginn der Processverhandlungen gegen Zola, und welche zeigt, in wie vielen Gemüthern der „Fall Dreyfus“ Spuren von Zweifel und Misstrauen zurückgelassen hatte. Die große, jetzt mächtig angeschwollene Revisionsbewegung lässt sich mindestens auf eine vierfache Wurzel — soweit bis zur Stunde ersichtlich — zurückführen. Von der ersten, von Picquart, ist soeben die Rede gewesen. Eine andere, fast gleichzeitig sich entwickelnde, aber an einem ganz anderen Punkte ansetzende Action war die des Advocaten Demange. Edgar Demange, der ebenso hochangesehene wie joviale Vertheidiger des Hauptmannes Dreyfus, hatte im Frühjahr 1896 eine Reise in die Provinz zu machen. Bei seiner Ankunft in der betreffenden Stadt, wo er in einem Processe zu plaidieren hatte, besuchte er einen alten Freund, den ehemaligen Rechtsanwalt Emile Salle. Dieser nahm ihn gleich beiseite und vertraute ihm Folgendes an: Etwa drei Monate nach der Verurtheilung des Dreyfus (Frühjahr 1895) hatte Salle an einem Diner theilgenommen, dem auch ein höherer Officier, einer der Richter des Hauptmannes, beiwohnte. In der Weinlaune hatte dieser — bis jetzt nicht genannte — Officier auf Befragen erklärt, Dreyfus' Schuld sei über allen Zweifel erhaben. Anfangs zwar habe seine Verurtheilung einige Schwierigkeiten gemacht, nachdem aber in allergeheimster Berathung der Richter durch den Kriegsminister — beziehentlich einen Abgesandten desselben — ein geheimes und äußerst beweiskräftiges Actenstück vorgelegt worden war, habe niemand mehr an der Schuld gezweifelt und die Verurtheilung habe mit Stimmeneinheit stattgefunden. Salle war natürlich sprachlos. Fast noch mehr, als die Infamie dieses mörderischen Kriegsministers (Mercier), setzte ihn die völlige Unbefangenheit in Erstaunen, mit der jener Officier das haarsträubende Geschehnis vorgetragen hatte. Nun ist Herr Salle leider ein mehr patriotischer, als kluger Mann; anstatt, wie er es that, die Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen und von Rechtsbruch zu sprechen, hätte er sich sagen müssen, dass gegen Infamie, die mit absolutester Gewalt und unumschränktester Macht gepaart ist, nur Eines ankämpfen kann, nämlich List. Anstatt jenem unwissenden, jedes Rechtsgefühles ebenso wie jeder rechtlichen Unterweisung baren Officier beizustimmen, ja ihn direct aufzufordern, diese interessante Mittheilung in möglichst weite Kreise zu tragen, damit niemand mehr an der Schuld des „Verräthers“ zweifeln möge, beschwor er den Ahnungslosen, nie mehr eine derartige unüberlegte Mittheilung zu machen. Der Officier, der bereits gestanden hatte, dass Salle der erste und einzige sei, dem er diese Nachricht habe zukommen lassen, fieng nun an, zu überlegen und das Gefährliche weiterer Enthüllungen einzusehen. Er hat denn auch leider

in der Folge reinen Mund gehalten. Salle selbst hatte sich jedoch begnügt, die ihm gewordene Mittheilung an Demange weiterzugeben, als dieser ihn ein Jahr später besuchte. Demange, der bis dahin von der in Rede stehenden Ungesetzlichkeit keine Ahnung gehabt hatte, wäre gern sogleich zum Justizminister gegangen, um die Annullierung des gegen Dreyfus ergangenen Urtheils zu verlangen. Vernünftigerweise überlegte er jedoch, dass er damit nicht durchdringen, dagegen lediglich einen Entrüstungssturm gegen sich selbst entfesseln würde, denn der betreffende Officier hätte natürlich, da andere Zeugen des Zwiegespräches nicht vorhanden waren, alles in Abrede gestellt. Immerhin wandte sich der ehrenwerte Vertheidiger, den die Gewissensscrupel peinigten, privatim an den damaligen Justizminister Darlan, der in seinem Zivilverhältnis gleichfalls Rechtsanwalt ist. Darlan war damals von der Schuld des Dreyfus noch ganz überzeugt; heute steht er auf Seiten der „Revisionisten". Demange wandte sich also an den „Collegen", nicht an den Minister Darlan, um zu erfahren, ob in der That außer dem Bordereau, dem einzigen der Vertheidigung zu Gesicht gekommenen Anklagestück, noch ein anderes Document eine Rolle im Kriegsgericht gegen Dreyfus gespielt habe. Der Minister, oder vielmehr „Herrn Demanges College", erwiderte darauf, der Minister des Aeußeren Hanotaux habe zuerst gewisse Bedenken hinsichtlich der gegen Dreyfus gerichteten Anklage gehabt, da er internationale Complicationen fürchtete. Nebenbei bemerkt, ein sonderbarer Minister des Aeußeren, der es nicht wagt, die im eigenen Lande gefangenen Hochverräther nach dem Gesetze des eigenen Landes aburtheilen zu lassen, aus Furcht, Deutschland könne ihm dabei an den Wagen fahren! Der Kriegsminister Mercier, dem aus den wohl genügend bezeichneten Gründen außerordentlich viel an einer Verurtheilung „seines Verräthers" gelegen war, wusste jedoch den einfältigen Hanotaux dadurch zu beruhigen, dass er ihm einen Brief vorlegte, worin unter manchem anderen auch die seither fast historisch gewordene Phrase vorkam: „Cette Canaille de D . . . . ." Das genügte vollkommen, um den armen Tropf zu überzeugen: Dreyfus war jetzt auch für ihn ein Verräther. Nicht so leichtgläubig war der nachmalige Justizminister Darlan gewesen, der sich nicht enthalten konnte, bei späterer Gelegenheit darauf hinzuweisen, dass es „viele Leute gebe, deren Name mit einem „D" beginne". — Da Demange beim Justizminister nichts ausrichten konnte, außerdem mit vollem Rechte die feindselige Haltung der ganzen Regierung befürchtete, so wandte er sich an Scheurer-Kestner, sobald er in den letzten Octobertagen des Jahres 1897 von dessen selbständigem Vorgehen durch die Blätter Kenntnis erhalten hatte. Der Senator jedoch war durch sein dem Kriegsminister Billot gegebenes Wort gerade damals verpflichtet, während vierzehn Tagen absolutes Stillschweigen zu beobachten, eine Frist, die der edle Billot unter Bruch seines eigenen Ehrenwortes dazu benützte, erstens die Familie Dreyfus durch seinen Jugendfreund, den Armeecontroleur Martinie, sondieren, und zweitens die Presse gegen diese selbe Familie Dreyfus und gegen seinen anderen Freund, Scheurer-Kestner, aufhetzen zu lassen. Erst am 14. oder 15. November v. J. — nach Ablauf der von Billot gestellten Frist — antwortete Scheurer-Kestner dem Anwalt, und fast gleichzeitig kam Mathias Dreyfus zu dem letzteren, um ihm genauere Mittheilung von des Senators Absichten und von seinen eigenen zu machen. Und dies führt mich auf die dritte Wurzel der Revisionsbewegung.

Die Herren Kriegsministeriellen haben bei all ihren Versuchen, den Dreyfushandel zu vertuschen, offenbar kein Glück gehabt. Was sie auch immer anfiengen, stets kehrten sich die angewandten Mittel gegen sie selbst, immer wurde gerade aus dem, was den Zwecken der „schwarzen Bande" dienen sollte, ein Hebel, mittelst dessen die Befürworter der Processdurchsicht den Felsblock des Widerstandes um ein Stück beiseite schoben. Sie hatten das Bordereau veröffentlicht, in der Hoffnung, den vom Kriegsminister angekündigten „Coup de Massue" zu versetzen. Die urtheilslose breite Volksmenge haben sie auch in der That gehörig aufgeregt und wüthend gemacht; denkende Leute jedoch sind dadurch zu ganz anderen Schlüssen gelangt. Das erste Mal, im Spätherbst 1896, ist den Hintermännern Esterhazys der Streich mit der illegalen Bordereauveröffentlichung noch ungestraft durchgegangen. Aber im folgenden Jahre sollte es anders kommen. Andere Zeitungen hatten das Facsimile nachgedruckt, und zwar immer in der ursprünglichen, thörichten Weise. Man kann sich nämlich über eine Handschrift nur dann ein Urtheil bilden, wenn man ein oder mehrere Vergleichsstücke zur Verfügung hat. Diese haben die Bordereaupublicatoren jedoch wohlweislich außer Spiel gelassen, da sie wussten, dass zwischen der Schrift des Bordereaus und der des Dreyfus nur eine entfernte Aehnlichkeit besteht. Man behauptete: das was hier nachfolgt, ist die Schrift des Verräthers, und wer das nicht glaubt und nun noch nicht von der Schuld des Mannes überzeugt ist, der ist ein Dummkopf oder . . . . auch ein Verräther. Die braven Spießbürger, die weder Verräther sein, noch für dumm gelten wollen, ließen sich das gesagt sein: sie besahen sich blöden Auges die Schriftzüge und schworen, dass man ihnen nunmehr den augenfälligen „Beweis" der Schuld geliefert habe. Es gab und gibt aber auch intelligentere Leute in Paris, Leute, die früher mit Herrn Esterhazy in Verbindung gestanden haben und daher seine Handschrift ganz genau kennen. Zu diesen gehört auch der aus Constantinopel stammende Banquier de Castro, den Esterhazy früher oft genug angepumpt und dem er Schuldscheine ausgestellt hat. Zufällig gieng dieser im vorigen Herbst einmal auf den Boulevards spazieren, als gerade das Bordereau mit lauter Stimme von den Straßenverkäufern ausgerufen ward. Er erwarb ein Exemplar und war starr vor Erstaunen, als er auf den ersten Blick die Handschrift seines alten „Geschäftsfreundes" Esterhazy erkannte. Kein Zweifel war möglich, der Mann hatte das Bordereau geschrieben und kein anderer! Da de Castro auch mit Mathias Dreyfus bekannt war, so begab er sich unverzüglich zu diesem und machte ihm von der Entdeckung Mittheilung. Mathias Dreyfus seinerseits suchte nunmehr Scheurer-Kestner auf, der ganz unabhängig von den bisher erwähnten Personen auf die Spur Esterhazys gelangt war, und nun klärten sich beide Männer in einer Scene, die geradezu dramatisch gewesen sein muss, über ihre beiderseitigen Vermuthungen und Gewissheiten auf. Damit gelange ich zu der Thätigkeit Scheurer-Kestners, die ich schon in einem meiner früheren Artikel so ausführlich besprochen habe, dass ich mich jetzt kurz fassen kann.

Wie man sich erinnert, war auch der verdiente republikanische Senator und damalige Vicepräsident des Oberhauses gelegentlich eines Diners, auf dem er mit höheren Officieren zusammengetroffen war, auf die beim Dreyfusprocesse untergelaufenen Rechtsirrthümer und Rechtsbrüche aufmerksam geworden. Einer der anwesenden Militärs hatte behauptet, Dreyfus habe ein Haus für den Betrag von 300.000 Francs erworben, welche Ausgabe jedoch in den sonst mit peinlicher Genauigkeit geführten Büchern des ehemaligen Hauptmannes nicht vermerkt worden ist. Die Richter hätten daraus geschlossen, jene große Summe müsse einen uneingestehbaren Ursprung gehabt haben, das heißt für Landesverrath gezahlt worden sein. Scheurer-Kestner controlierte diese Angaben, die sich als völlig frei erfundene Polizeischnurren entpuppten. Er theilte das Ergebnis seiner Nachforschungen jenem Officier mit, und beide Männer wurden sehr stutzig. Einige Zeit später kam dann dem Senator der hinlänglich bekannte Ausspruch eines Mitgliedes des Kriegsgerichtes: „Oh, la déporable affaire! On a dû faire des choses irrégulières pour obtenir la condamnation!" zu Ohren, so dass von da an sein Entschluss, auf eine Revision des Verfahrens hinzuarbeiten, unabänderlich feststand. Drittens schließlich wurde Herrn Scheurer-Kestner von seinem Landsmanne im engeren Sinne, dem aus dem Elsass stammenden Advocaten Leblois, im letztvergangenen Juli ein wertvolles Material zugestellt, das von Picquart herrührte. Von diesem wird sogleich die Rede sein.

Kurz resumiert, haben wir also vier ursprünglich ganz getrennte Quellen kennen gelernt, die alle auf ein und dasselbe Ziel, die Umstoßung des im December 1894 gegen Dreyfus ergangenen Urtheils, hinflossen, um sich nach und nach zu einem einzigen großen Strome zu vereinigen. Wie vorhin gezeigt, mündete die Quelle Castro durch den Bruder des Verurtheilten in die Quelle Scheurer-Kestner ein, und bald darauf ergoss sich — um in dem einmal gewählten Bilde zu bleiben — auch die Quelle Demange in sie. Aber schon im Juli 1897 war die Quelle Scheurer-Kestner mit der Quelle Picquart — der wichtigsten von allen — in Verbindung getreten, und hiebei hatte, wie eben gesagt, der Advocat Leblois, der ein intimer Jugendfreund des Oberstlieutenants ist, das Bindeglied gebildet. Um zu zeigen, wie das geschah, muss ich Picquart wieder in Soussa in Tunesien aufsuchen, wohin er, wie man sich erinnert, im Jänner 1897 versetzt worden war. Seine Feinde im Kriegsministerium, namentlich im zweiten Bureau des Generalstabes (Nachrichtendienst), hatten sich zwar anfänglich in Bezug auf ihn beruhigt. Dann war aber General Gonse gekommen und hatte von einem zwischen ihm selbst und Picquart ausgetauschten Briefwechsel gesprochen, der sich fast ausschließlich um den Fall Dreyfus und um die gegen Esterhazy geltend gemachten Verdachtsgründe drehte. Das muss wohl Esterhazy zu Ohren gekommen sein, denn er setzte sich mit der „schwarzen Bande" in Verbindung, vor allem — das ist wenigstens nach den mir zugänglichen Quellen höchst wahrscheinlich — mit du Paty de Clam, der ein vollendeter Jesuit und Schwarzkünstler ist. Picquart wurde also im Frühjahr 1897 in anonymen Briefen und Telegrammen, die aber nur auf Esterhazy und den Generalstab zurückgeführt werden können, bedroht; später (Herbst 1897) erhielt er sogar einen von Esterhazy gezeichneten Drohbrief, der nicht nach der Garnison des Adressaten (Soussa), sondern nach Tunis gerichtet war. Der Frontofficier Esterhazy konnte aber dazumal nicht wissen, dass Picquart sich zu jener Zeit zum Corpscommandeur, General Leclerc, begeben hatte, also vorübergehend in Tunis weilte; diese Kenntnis konnte nur aus dem Generalstabe stammen. Auch Major Henry, der unterdessen zum Oberstlieutenant befördert worden war, schrieb im Sommer 1897 einen drohend gehaltenen und von ungerechtfertigten Anschuldigungen strotzenden Brief an Picquart, worin dieser bezichtigt wurde, im Kriegsministerium während seiner gegen Esterhazy gerichteten Untersuchung Fälschungen und Verleitungen Untergebener zu falschen Aussagen versucht zu haben. Angesichts dieser fortwährenden Anfeindungen und Bedrohungen erschien es Picquart geboten, nach Paris zu kommen, um seine Vertheidigung zu sichern. Er nahm im Juni 1897 Urlaub, reiste nach der Hauptstadt und suchte seinen Freund, den Anwalt Leblois auf, dem er eine Anzahl Briefe des Generals Gonse, des Subchefs des Generalstabes, übergab, die ihm dieser im Jahre 1896 geschrieben hatte. Aus ihnen geht hervor, dass Gonse anfangs gewillt war, Picquart freie Hand gegen Esterhazy zu lassen, dann

aber, vermuthlich auf Drängen des Generalstabschefs de Boisdeffre, umschwenkte und Picquart, dem er persönlich sehr gewogen war, desavouierte. Man hat ihn deshalb — nämlich weil er seinen ehemaligen Schützling den allmächtigen Bureaux sozusagen geopfert hat — „Gonse Pilate", „Gontius Pilatus" genannt. Als dann Leblois einige Zeit später von seinem Landsmanne Scheurer-Kestner erfuhr, dass noch anderes Material gegen Esterhazy und zu Gunsten Dreyfus' spreche, theilte er ihm (Juli 1897) den Inhalt des Briefwechsels Picquart-Gonse mit, und auf diese Weise vereinigten sich auch die oben erwähnten beiden Quellen Scheurer-Kestner und Picquart.

*

Wenn ich hier die verschiedenen Ursprünge der Revisionsbewegung so eingehend geschildert habe, so geschah das, abgesehen von dem allgemeineren Interesse, hauptsächlich deswegen, um zu zeigen, dass von einem sogenannten „Syndicat" oder gar von einem mit jüdischem Gelde und jüdischem Einflusse „arbeitenden" Syndicat nicht die Rede sein kann. Man wird bemerkt haben, dass die Familie des unglücklichen Verurtheilten, einschließlich des Herrn Mathias Dreyfus, sogut wie nichts gethan hatte und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie nichts hatte thun können. Jedes ihrer Mitglieder und selbst ihre näheren Freunde waren allerorten „verdächtig" und ferner besaßen sie kein Material und kannten keine Thatsachen. Diese beiden unerlässlichen Dinge zu erlangen, war ihnen aber, gerade wegen des gegen sie gehegten Verdachtes, unmöglich gewesen.

Unter den obengenannten Personen befindet sich kein einziger Jude; von dem eine ganz zufällige und untergeordnete Rolle spielenden de Castro hat die antisemitische „Libre Parole" zwar behauptet, aber nicht bewiesen, dass er Semit sei.

Alle anderen agierenden Personen sind nicht allein Franzosen und Christen, sondern sie sind auch als gute Patrioten seit langem rühmlichst bekannt. Aus alledem wird man wohl entnommen haben, dass das gegen Dreyfus ergangene Urtheil und die in seinem Processe angewandte „Methode" in den weitesten Kreisen und in Kreisen, die untereinander gar nicht zusammenhingen, tiefste Missbilligung und nach der Beibringung von Material, lebhafteste Entrüstung erregt hatten. Zu erwähnen bliebe heute noch, dass durch Leblois, Demange und vor allem durch zwei Schriftsachverständige — Bertillon und Teissonnières — auch der Senator und ehemalige Justizminister Trarieux auf den Dreyfushandel aufmerksam geworden war. Er schloss sich in der Folge dem Vorgehen Scheurer-Kestners an, dem er im December 1897 gelegentlich der bekannten Senatsinterpellation secundierte. Seine Thätigkeit fällt jedoch größtentheils mit der seines Collegen zusammen, sodass ich nicht näher auf sie einzugehen brauche.

Einen wiederum ganz anderen Weg, um zu dem gleichen Ziele, der Revision des Processes Dreyfus, zu gelangen, scheint Emile Zola eingeschlagen zu haben, wenigstens deuten schon jetzt manche durch die Vertheidiger vorgebrachten Punkte, sowie die umsichtige Wahl der Zeugen darauf hin. Natürlich fußt auch der Verfasser der Rougon-Macquart zum großen Theile auf dem Material, das Picquart, Scheurer-Kestner, Demange und all die anderen Kämpfer der ersten Stunde während langer Monate mühsam zusammengetragen hatten, doch scheint er außerdem noch über besondere, zuerst von ihm erschlossene Quellen zu verfügen. Hiervon soll, soweit das während der Gerichtsverhandlungen zutage getreten ist, in einem anderen Briefe die Rede sein.

Paris. Poller.

Die wissenschaftliche und philosophische Krise innerhalb des gegenwärtigen Marxismus.

Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

Soll ich innerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift wenn nicht ein Bild, so doch eine Skizze des gegenwärtigen Zustandes der socialistischen Forschung entwerfen, so darf ich mich in keine ausführlichen Erörterungen und Beurtheilungen einlassen, sondern ich muss mich auf das bloße Constatieren der Thatsachen und die Vorführung der Grundfragen der jetzigen socialistischen wissenschaftlichen und philosophischen Forschung beschränken. Diese Beschränkung ist umso nöthiger, als ich nicht nur die nationalökonomischen Theorien behandeln will — der Socialismus geht doch nicht in der Nationalökonomie auf. Bei uns ist diese Meinung noch stark verbreitet; aber die Hauptvertreter des Socialismus haben sich um die Erforschung der ökonomischen Veränderungen immer im Rahmen der ganzen Weltanschauung bemüht und stets ein möglichst vollständiges philosophisches System zu bieten versucht. Auch aus dieser knappen Uebersicht wird ersichtlich werden, dass auch der zeitgenössische Socialismus sich auf die wichtigsten wissenschaftlichen Fächer stützt und dass er stetig mit der Ausarbeitung seiner Philosophie beschäftigt ist.

Ich beschränke mich endlich auf den Marxismus *), weil dieses socialistische System heute, und nicht nur bei uns, das wichtigste ist. Wissenschaftlich und philosophisch besteht der Marxismus aus den Ideen von Marx und Engels: Marx ist der Nationalökonom des Marxismus, Engels sein Philosoph.

*

Wir fangen mit der nationalökonomischen Theorie an. Natürlich müssen wir uns da mit dem Hauptwerke von Marx, „Das Capital", beschäftigen. Diese Schrift erscheint stückweise vom Jahre 1859 an. Seit der Veröffentlichung des dritten Bandes ist eine lebhafte Discussion im Zuge, und speciell ist die Frage entstanden, ob die Lehre des dritten Bandes nicht dem ersten grundlegenden Bande widerspreche?

Damit die Frage klar werde, vergegenwärtigen wir uns aus Marx' Lehre wenigstens soviel: Im ersten Bande seines Werkes begründet Marx seine Werttheorie: Es wird das Wesen des Wertes und seine Wirkung auf den Arbeitslohn erklärt, zugleich wird uns historisch die Entstehung und Entwickelung des modernen Capitalismus vorgeführt. Und die Werttheorie lautet kurz: Alle Gebrauchswerte oder Waren, wie wir sie kaufen und verkaufen, leiten ihren Wert aus der Arbeit her. In der Ware ist menschliche Arbeit verkörpert, materialisiert. In der vorcapitalistischen Zeit arbeitete jeder Arbeiter selbständig für sich selbst und erzeugte soviel als er brauchte; in der capitalistischen Periode ist der Arbeiter unselbständig geworden, seine Arbeit wurde zur Ware; diese seine Ware verkauft der Arbeiter dem Capitalisten, und dieser beutet ihn aus. Der Arbeiter arbeitet täglich für seinen Lohn solange, bis er nicht nur soviel erzeugt, als er selbst (mit seiner Familie) dringend braucht, sondern noch viel mehr: durch seine Mehrarbeit in täglicher Mehrarbeitszeit erzeugt er dem Capitalisten — den Mehrwert, den Gewinn.

Dieser Theorie vom Mehrwert gegenüber bringt der dritte Band des „Capitals" eine andere Theorie, und zwar die gewöhnliche Theorie. Nach der eben skizzierten Lehre des ersten Bandes entsteht der Mehrwert nur durch das in Arbeitskraft umgesetzte Capital, „variables Capital"; allein der dritte Band hält sich an die Erfahrung, die da lehrt, dass der Gewinn nicht durch den Mehrwert, respective die Mehrarbeit festgestellt werde: Der Wert der Producte und ebenso der Gewinn wird durch die Capitalsauslagen bestimmt, gleiche Capitale haben in derselben Zeit verhältnismäßig denselben Gewinn, selbst wenn sie nicht dasselbe Arbeitsquantum benützen. Das ist sicher im Widerspruche mit der Theorie des ersten Bandes, nach welcher den Mehrwert und Gewinn nur die Arbeit bildet. In der That hat der dritte Band die Theorie des ersten Bandes fast zur Unkenntlichkeit abgeändert: in der Theorie der Productionskosten anerkennt Marx die Gesetze von Nachfrage und Angebot als ebenso entscheidend, wie die nichtsocialistischen Theoretiker.

Engels hat gleich in der Einleitung zum zweiten Bande versprochen, dass im dritten Bande erklärt werde, wie der Marx'sche Mehrwert sich in die speciellen Gewinnformen verwandle; und darum handelt es sich auch hauptsächlich, dass gemäß der abstracten Mehrwertstheorie das concrete Wirtschaften begriffen werde. Aber die von Engels versprochene Erklärung wird durch den dritten Band nicht gegeben: die Verwandlung des Mehrwertes in die wirklichen Formen des Gewinnes wird nicht klargelegt.

Von socialistischer Seite hat sich Conrad Schmidt *) schon vor Veröffentlichung des dritten Bandes an der Lösung des Problemes versucht, ist aber der nichtsocialistischen Theorie verfallen; Engels constatiert das in der Einleitung vom dritten Bande, ohne zu bemerken, dass derselbe Vorwurf Marx selbst trifft.

Den Widerspruch zwischen dem ersten und dritten Bande bemühte sich Prof. Sombart wegzuerklären: Der Mehrwert von Marx sei nur ein Hilfsmittel der nationalökonomischen Theorie, ein „regulatives Princip" à la Kant.**) Sombarts Erklärung hat sogar Engels nicht ganz verworfen***), es ist in der That ein wohlüberlegter Versuch, allein es verdient umsomehr Beachtung, dass die Socialisten ihn nicht acceptiert haben. Die socialistischen Theoretiker geben eher den Widerspruch zwischen dem dritten und zweiten Bande zu. Bernstein anerkennt, dass Marx seine Werttheorie wirklich modificiert habe †), und dass die Werttheorie des ersten Bandes ohne die Ausführungen des dritten Bandes unvollständig und darum auch verwundbar sei.††) Bernstein gibt zu, dass der erste Band für die wirklichen ökonomischen Verhältnisse nur „ein Meer von Allgemeinheiten ohne Ufer" sei; dass die Bestimmung des Wertes durch das Quantum der Arbeit allein nicht genüge, es müsse ein genaueres Maß angelegt werden.

Noch am Ende seines Lebens schrieb Engels einen Artikel, in dem er die Sache beilegen wollte. Aber er vermochte nichts anderes anzuführen, als dass das Wertgesetz nur vom Anbeginne des Tauschhandels bis zum XV. Jahrhundert gelte, womit allerdings, wie der Pariser socialistische Schriftsteller Sorel †††) betont, für die neuere

*) Der erste Theil und der Keim des Ganzen ist im Jahre 1859 unter dem Titel: „Zur Kritik der politischen Oekonomie" erschienen; kürzlich von neuem von Kautsky herausgegeben. Im Jahre 1867 ist der allgemein bekannte erste Band des „Capital" (Das Capital. Kritik der politischen Oekonomie) erschienen; 1872 hat noch Marx selbst die zweite Auflage besorgt, die dritte und vierte ist schon nach seinem Tode von Engels, im Jahre 1883 und 1890, herausgegeben worden. Der zweite Band des Capitals wurde von Engels 1885 herausgegeben (2. Aufl. 1893), der dritte Band erschien 1894, auch von Engels. Der letzte (vierte) Band mit der Geschichte der Mehrwertstheorie ist von Kautsky versprochen.

*) C. Schmidt, Die Durchschnittsprofitrate auf Grundlage des Marx'schen Wertgesetzes, 1889. — Die Durchschnittsprofitrate und das Marx'sche Wertgesetz, „Neue Zeit", 1892/93.

**) Brauns Archiv 1894, Zur Kritik des ökonomischen Systems von K. Marx.

***) Sombart, Socialismus, p. 69.

†) „Neue Zeit", 1897, p. 337.

††) „Neue Zeit", 1896/97, I., p. 49.

†††) Vergl. „Socialistische Monatshefte", 1897, Ueber die Marx'sche Werttheorie.

capitalistische Production nichts oder nicht viel gesagt ist. Die Sache würde freilich eine genauere Analyse erheischen; ich erinnere jedoch nur daran, dass sich schon Marx selbst ähnlich ausgesprochen hat.*) Auch Bernstein sagt in den erwähnten Aufsätzen, das Wertgesetz von Marx gelte nur für die Vorstufe der modernen capitalistischen Wirtschaft; aber Bernstein fügt noch hinzu, dass die Waren in der fortgeschrittenen Zeit nicht zu ihrem Werte, sondern zu ihren Productionskosten umgetauscht würden, dass also der Austausch der Güter unmittelbar durch die Concurrenz der Capitale, durch das Wertgesetz nur mittelbar bestimmt werde.

Die Controverse ist damit noch nicht zu Ende geführt. Eine genauere Analyse müsste auch noch auf einige Nebenfragen eingehen. Man könnte darauf hinweisen, dass bei Marx einige Widersprüche zwischen den einzelnen Formulierungen des ersten Bandes selbst zu finden sind: in der dritten Auflage hat Marx z. B. seine Ansicht über die Productivität der geistigen Arbeit merklich modificiert, indem er ihr nämlich die Productivität entschiedener zuschreibt als in den ersten Auflagen. Man kann darin schon die Ansätze zur Theorie des dritten Bandes erblicken. Allein für unsere Zwecke genügt uns der Nachweis, dass die Socialisten selbst und speciell Marxisten in der Werttheorie von Marx Widersprüche finden.

Dazu kommt jedoch noch ein anderes bedeutendes Moment, dass nämlich die socialistischen Theoretiker die Marx'sche Werttheorie selbst zu modificieren beginnen, während andere dieselbe schon aufgegeben haben. Besonders die englischen Fabier nehmen die Jevons'sche Werttheorie (die Theorie des sogenannten Grenznutzens) und der Wiener Schule an: Shaw, Smart,**) Bernstein (l. c.) anerkennt ihre relative Berechtigung.

*

An zweiter Stelle muss die Discussion über die politische Taktik beachtet werden. Die Socialisten haben sich stets für eine revolutionäre Partei erklärt; trotzdem wurde die revolutionäre Methode immer entschiedener zur reformierenden umgewandelt, bis endlich Engels kurz vor seinem Tode diese bedeutende Evolution genauer und ausdrücklich formuliert hat.

Marx selbst hat sich lange für die Revolution ausgesprochen. Schon im Jahre 1845 in seinen Bemerkungen über Feuerbach wünschte er umwälzende Praxis.***) Im Jahre 1848 sah er in dem revolutionären Terrorismus das einzige und sicherste taktische Mittel†); über die Revolution vom Jahre 1848 hat er im Jahre 1851 und 1852 eine Reihe von Aufsätzen geschrieben, in denen er die Fortsetzung der Revolution erwartet††). Derselbe Glaube an die Revolution spricht in den eben erschienenen Briefen über die Orientfrage.†††) Marx hat noch die Pariser Commune überschätzt — erst in den letzten Jahren, wie eben der III. Band des „Capital" beweist, hat er weniger revolutionär gedacht.

Auch Engels war anfangs und lange für die Revolution. Aber am Ende seines Lebens, 1895, spricht er sich gegen die Revolution aus und empfiehlt der Socialdemokratie die politische, parlamentarische Taktik.*) Ein merkwürdiger Zufall: bald nach Engels Tode erscheinen auch die Marx-Aufsätze über die Revolution vom Jahre 1848; vergleichen wir diese Ansichten Marx' mit denen Engels, so sehen wir, wie sich der Marxismus in dem halben Jahrhundert geändert hat. Marx sprach sich nach der Revolution sehr ungünstig über die Theilnahme unseres Volkes am Jahre 1848 aus, und verübelt es, dass wir gegen die Revolution waren: und siehe da — Engels kommt im Jahre 1895 zu ähnlichen Anschauungen, wie sie gegen die Revolution Havlíček gleich während der Revolution vertheidigt hat.**)

Engels Anschauungen über die Nutzlosigkeit der Revolution haben in der socialdemokratischen Partei viele Anhänger, doch auch Gegner. Einige (wenige) nehmen seine Ansichten in absolutem Sinne (die Revolution an sich ist unberechtigt und nutzlos), die Mehrzahl erklärt sie im relativen Sinne (dass z. B. in Russland, wie in den älteren Zeiten auch in Europa, die Revolution zulässig und wünschenswert ist, aber nicht in Deutschland.***)

Die durch den socialdemokratischen Abgeordneten v. Vollmar hervorgerufene Bewegung ist ebenso ein Kampf zwischen der radicalen und opportunistischen Richtung; auch auf dem neuesten Hamburger Congresse ist derselbe Widerstreit in den Ausführungen über den Militarismus zum Vorschein gekommen.

Ueberhaupt zwingen die Tagesfragen über die Taktik nachzudenken. Ich führe z. B. die Controverse während des letzten türkisch-griechischen Krieges an: die einen (Bax) waren für die Türkei, dass dieselbe erhalten bleibe, weil die barbarischen Verhältnisse besser wären, als die capitalistische Civilisation (leidet die Türkei nicht unter dem — englischen Capitalismus?), die anderen waren für Griechenland und die Befreiung vom türkischen Joche.*) Im letzten Jahre hat der Streit darüber, ob die deutschen Socialisten in den preußischen Landtag wählen sollen, die Frage über die Zulässigkeit des Compromisses in Fluss gebracht.**)

Die Discussion über das Problem der Revolution ist noch lange nicht beendet; das Problem erheischt eine viel schärfere und präcisere Formulierung, als es in der Arbeit Engels geschehen ist. Diese Formulierung muss auf ethischer und sociologischer Grundlage unternommen werden; Engels hat seine contrerevolutionäre Anschauung wohl aus der Evolutionshypothese geschöpft, während er früher für die jähen Uebergänge Hegels war, doch führt er vornehmlich utilitarische Gründe an.

Ich will nur noch bemerken, dass man in diesem Zusammenhange besonders über die Erfolge eines Massen-, eventuell Weltstrikes nachdenkt.***)

Diese Aenderung in den Ansichten über die Taktik hängt damit zusammen, dass sich der Socialismus immer entschiedener vom Anarchismus losgelöst hat. In letzter Zeit haben sich die Socialisten ganz entschieden nicht nur gegen die einzelnen anarchistischen Morde und „Thaten" überhaupt (z. B. nach Carnots Tode) ausgesprochen, die Marxisten verpönen den Anarchismus überhaupt, auch den theoretischen. Z. B. der russische Socialist Plechanov beweist gegen den Anarchismus, dass die anarchistische Revolte die gesellschaftliche Entwickelung zurückhält, ja, dass sie geradezu ein contrerevolutionäres Mittel ist.†) Gegen den Anarchismus haben sich neuerdings Kautsky, ebenso C. Schmidt (in seinem Essay über die Ethik, von dem ich gleich sprechen werde), natürlich auch Shaw††), schon früher Deville†††) u. a. ausgesprochen.

Dieser Widerspruch des Marxismus gegen den Anarchismus ist jedoch schon älteren Datums. In den romanischen Ländern, auch in Oesterreich und bei uns in Böhmen, sind beide Richtungen noch nicht ganz genau voneinander geschieden; aber die deutsche „socialistische Arbeiterpartei" hat sich schon 1887 auf dem Congresse zu St. Gallen in der Schweiz (allerdings während der Wirksamkeit der Ausnahmegesetze) gegen die Gewalt, „die ebensogut ein reactionärer als ein revolutionärer Factor ist", ganz offen erklärt. Auf dem Züricher Congresse 1893 wurden die Anarchisten ausgeschlossen. Wenngleich diese Entwickelung auch innerhalb des Marxismus langsam vor sich geht und bis jetzt noch nicht ganz beendigt ist, so ist doch Thatsache, dass der alte und zähe Kampf Marx' gegen Bakunin und sein Widerspruch gegen Proudhon in der Praxis und Theorie zu Idealen einer contra-anarchistischen Ethik und Politik ausreifen.

*

In der Marx'schen nationalökonomischen Theorie zeigt sich natürlich der sogenannte historische Materialismus.

Der historische (oder ökonomische) Materialismus lautet kurz: Die Productionsverhältnisse, welche die wirtschaftliche Zusammensetzung der Gesellschaft bedingen, sind der reale Untergrund, auf dem sich ein rechtlicher und politischer Ueberbau emporhebt: die Productionsverhältnisse bedingen sämmtliche sociale, politische und geistige, überhaupt alle „ideologischen" Formen des geistigen Lebens.*)

In dieser knappen Uebersicht kann ich auf die zahlreichen Versuche der Marxisten, den Sinn der Marx'schen Formel zu deuten, nicht eingehen; hier verweise ich auf die neueste Discussion, die Bax**) angeregt hat. Bax antwortete Kautsky***), Bax replicierte†), Kautsky ebenfalls††).

Bax, das muss betont werden, acceptiert die Marx'sche Lehre, aber er widerspricht den Anschauungen der „Neumarxisten" (Plechanov, Mehring, Kautsky); doch gibt er dem Marxischen Materialismus den Sinn, dass die spontanen psychologischen („ideologischen") Antriebe ursprünglich und selbständig seien, die ökonomischen Verhältnisse seien für dieselben nur die negative Bedingung, wie etwa der Boden für die Frucht.

Kautsky gibt zu, dass der historische Materialismus die historischen Thatsachen nicht ganz zu erklären vermöge, es allerdings auch nicht wolle: die inneren psychologischen Antriebe haben ihre große

---

*) Am ausführlichsten im „Nachwort" zum I. Bd. Er acceptiert dort die Erklärung eines russischen Kritikers, dass er keine abstracten Entwickelungsgesetze, sondern nur besondere kenne, von welcher jede historische Phase beherrscht werde. Nach dieser Erklärung von Marx gelten also für die capitalistische Production andere Gesetze, als für die vorausgehende Wirtschaftsepoche.

**) Die Schrift v. Wieser: Der natürliche Wert 1889 — von ihm stammt der Terminus: Grenznutzen — wurde von dem englischen Socialisten Smart übersetzt: Natural Value, 1893.

***) Engels, Ludwig Feuerbach und der Ausgang der classischen deutschen Philosophie. Revidierter Sonderabdruck aus der „Neuen Zeit", 1888. Mit Anhang Karl Marx über Feuerbach vom Jahre 1845, „Neue Zeit" 1886, p. 70.

†) „Neue Rhein. Ztg." 1848, 7. November.

††) Revolution und Contre-Revolution in Deutschland. Ins Deutsche übertragen von K. Kautsky, 1896.

†††) The Eastern-Question. A Report of Letters written 1853—1856 dealing with the Events of the Crimean War. By K. Marx, ed. by Eleanor Marx-Aveling and Edw. Aveling, 1897.

*) In der Einleitung zur Schrift von Marx: „Die Classenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850. Stuttgart 1895.

**) Vergl.: Masaryk, K. Havlíček, Capit. V—VII.

***) Vergl.: Naše doba 1897: Socialisté a obnovení Polsky. (Ein Bericht über die in der „Neuen Zeit" geführte Discussion über die polnische Frage.)

*) Vergl. Bernstein in „Neue Zeit" 1897. Der Sieg der Türken und die Socialdemokratie.

**) Vergl. die Controverse Bebel-Liebknecht über den Beschluss des Hamburger Parteitages und den zusammenfassenden Aufsatz von Kautsky „Neue Zeit" 1897—1898: Was ist ein Compromiss? Eine Nachlese zur Discussion über die preußischen Landtagswahlen.

***) Vergl. „Neue Zeit" 1898: Parvus, Staatsreich und politischer Massenstrike.

†) Plechanov, Anarchismus und Socialismus; vergl. dessen Macht und Gewalt, „Arbeiterzeitung" 1894, Nr. 54; Sociální demokrat 1897, d. 18. Nov. Schon Liebknecht hat gesagt: „Gewalt ist seit Jahrtausenden ein reactionärer Factor."

††) Z. B. „Neue Zeit" 1893—4: Ein socialdemokratischer Katechismus; II. Revolution und Anarchismus.

†††) The Impossibilities of Anarchism, Fabian Tract, Nr. 45.

*) Ich habe die Formulierung im Auge, die Marx dem historischen Materialismus in seiner Schrift: „Zur Kritik der politischen Oekonomie" (In der Ausgabe von Kautsky, p. XI.) gegeben hat.

**) „Die Zeit", 1896, 11. Juli: „Die materialistische Geschichtsauffassung".

***) „Neue Zeit", 1896/97: Die materialistische Geschichtsauffassung und der psychologische Antrieb. — Was will und kann die materialistische Geschichtsauffassung leisten?

†) Ibid.: Synthetische Contre-Neumarxistische Geschichtsauffassung. — Die Grenzen der materialistischen Geschichtsauffassung.

††) Ibid.: Utopistischer und materialistischer Marxismus.

Bedeutung; allein auf der anderen Seite dürfe man unter den wirtschaftlichen Verhältnissen nicht nur die Maschinen verstehen: die ganze moderne Technik, und dazu gehören die modernen chemischen und überhaupt naturwissenschaftlichen Methoden, die moderne Mathematik inbegriffen, gehören zu den Productionsverhältnissen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass sich Kautsky durch diese Formulierung Marx stark genähert hat. Diese Annäherung bedeutet aber, dass Kautsky den schroffen Materialismus für die Geschichte und damit auch für die Psychologie aufgibt. Dieselbe Richtung haben neuerlich auch andere deutsche Socialisten eingeschlagen. Ich erwähne: Cunow und Ernst *).

(Schluss folgt.)

Das gescheiterte Avenue-Project.

Seitdem wir in unserem vorigen, der Avenue gewidmeten Artikel **) die ökonomische Bedeutung derselben für Wien klar zu machen gesucht haben, ist das Projekt, wie wir vorausgesetzt und geschrieben, durch die Majorität des gegenwärtigen Gemeinderathes zu den Todten gelegt worden. Mit seinem Nekrolog, mit der Constatierung der Leidensstationen, die es durchlaufen, können wir uns kürzer fassen. Der Weg, den Herr Riehl zur Verwirklichung des Projectes gegangen, war principiell der richtige. Er hatte sich, bevor er dasselbe der Oeffentlichkeit übergab, sämmtliche in die Avenue fallenden Objecte durch einen Präliminarvertrag von den Besitzern eventuell gesichert.

Nach der nüchternen Berechnung eines ernsten Fachmannes, des Herrn Architekten Lotz, hätte die Summe, welche zur Einlösung jener 26 in den Straßenzug fallenden Häuser (3 in der Wollzeile, 5 in der Bäckerstraße und 4 in der Sonnenfelsgasse, je 1 in der Köllnerhof- und Grashofgasse, 6 am Alten Fleischmarkt, 1 in der Wolfen- und 2 in der Griechengasse, 2 am Laurenzer-Berg, 1 in der Adlergasse) aufgebracht werden müsste, 5,250.000 fl. betragen. Der Umbau der griechischen Kirche sammt der Erwerbung eines geeigneten Bauplatzes ist mit 600.000 fl., die Uebertragungsgebüren mit 210.000 fl. veranschlagt. Die Intercalarzinsen und Spesen wären wohl, von der Lotz'schen Berechnung abweichend, um eine volle halbe Million höher, demnach statt mit 200.000 fl. mit 700.000 fl. anzunehmen gewesen. Die Gesammtkosten der Einlösung hätten sich demnach auf rund 6,800.000 Gulden belaufen. Dieser Summe gegenüber berechnete Lotz den Erlös für neun Baugruppen, in der Voraussetzung einer achtzehnjährigen Steuerfreiheit, mit 6,270.000 fl., die Entschädigung von Seite der Commune für in den Seitengassen zu den Straßen abzutretenden Grundtheilen von circa 1000 Quadratmeter mit 150.000 fl., so dass als Passivseite in dieser Bilanz 6,420.000 fl. erscheinen und sich nach vollendeter Durchführung ein effectiver Verlust von ungefähr 400.000 fl. herausgestellt haben würde.

Für ein Opfer demnach, nicht größer als jenes, welches man für die Freilegung der Aussicht vom Graben auf den Stefansthurm wirklich verwendet hat, wäre dieser für die ökonomische Entwickelung und rationelle Ausgestaltung ganz Wiens geradezu entscheidende Straßenzug zu schaffen gewesen. Er ist nicht geschaffen worden. Die ganze prächtige Straße vom Stefansplatz zur Donau mit allen sich an sie knüpfenden Hoffnungen und Erwartungen ist selbst ins Wasser gefallen. Wie hat die Bevölkerung einer Großstadt zugeben können, was in Pest und Berlin ganz ausgeschlossen gewesen wäre? Vor allem hat diese Avenue bei den Wienern auch nicht annähernd jenen allgemeinen Anklang gefunden, wie die oben erwähnte „neue Aussicht auf den Thurm". Den „alten Steffel" freizulegen, das war eine Idee, dem Anpassungs- und Auffassungsvermögen der Masse der Wiener so recht angemessen, so gar nicht über ihren Horizont hinausreichend, so recht eine Sache, um durch sie populär zu werden. Aber ein großer Straßenzug vom Stefansplatz bis an die Donau, dafür reichte die Auffassung nicht mehr aus!

Machen wir etwa der Masse hieraus einen Vorwurf? Keineswegs. Die Vernünftigen sind immer in der entschiedenen Minorität, das ist deren Schicksal, seitdem die Welt steht. Mit der Ausdehnung wächst nothwendig die Verflachung. Unglaublich beschämend wirken erst jene Erfahrungen, welche Riehl nicht unten, sondern oben, bei den Repräsentanten der „Obersten Zehntausend" Wiens gemacht hat. Nicht als ob man schließlich außerstande gewesen wäre, die paar hunderttausend Gulden, welche endgiltig bei und nach der Durchführung der Avenue verloren gegangen wären, genau so zusammenzubetteln, wie es zum Erwerbe des Lazansky'schen Hauses am Stefansplatze geschehen ist. Um für die Zeitungsleser in der Liste zu erscheinen, wären noch immer reiche Leute genug zu finden gewesen. Unglücklicherweise brauchte die Sache ein Mehreres! Es war ein Syndicat zu bilden. Dieses musste vor allem einen Garantiefonds schaffen, der für den berechneten Verlust der 4- oder 500.000 fl. aufzukommen gehabt hätte. Weiters musste das Syndicat die mit den Hausbesitzern geschlossenen Eventualverträge übernehmen, später die Objecte thatsächlich erwerben, d. h. bezahlen. Zu dem Ende hatte es selbstverständlich die vier oder fünf Millionen, wenn auch nicht auf einmal, von hiezu bereitwilligen Banken und Instituten zu beschaffen. Im Besitze der Objecte, hatten die Herren die Aufgabe, an den Gemeinderath mit dem Antrag auf Fixierung dieser Straße und die Baulinienbestimmung heranzutreten. In Berlin war einem ganz gewöhnlichen Speculanten-Consortium zur Durchführung einer ungleich weniger wichtigen, der Kaiser Wilhelmsstraße durch das alte Berlin, von den Stadtverordneten sofort ein Beitrag von drei Millionen Mark votiert worden. Eine solche Subvention war natürlich von unserem jetzigen Gemeinderathe nicht zu hoffen. Aber einem Consortium gegenüber, das sich bereit und entschlossen erklärt hätte, die Straße in für die Gemeinde kostenloser Weise durchzuführen, hätte der Gemeinderath unmöglich seine Zustimmung verweigern können. Nach erhaltener Baulinienbestimmung hätte das Consortium das Terrain in Baugruppen abtheilen, die Parcellierung bestimmen lassen müssen. Dann waren entweder die einzelnen Parcellen an Bauwerber zu verkaufen, oder das Syndicat hätte die ganze Baubewegung ebenso durch sein eigenes technisches Bureau durchführen wie auch einer Baugesellschaft zur Durchführung übergeben können. Man sieht, dass die ganze Operation nicht beschwerlicher, der ganze Umfang nicht größer war, als so viele andere Bauunternehmungen, die von einzelnen Speculantengruppen schon oft rasch und erfolgreich durchgeführt worden sind. Und warum war gerade diese Unternehmung unmöglich? Aus einem uns alle außerordentlich beschämenden Grunde! Für einen speculativen Erfolg, d. h. für einen finanziellen Gewinn wären in Wien auch diesmal die Leute sofort und dutzendweise zu haben gewesen. Aber selbstlos, ohne eigenen Nutzen sich für die Allgemeinheit zu bemühen, für diese Schwärmerei war in Wien niemand zu finden! Innerhalb der Wiener Hochfinanz war nur ein Einziger anfänglich bereit gewesen, diese „Kaiser Jubiläumsstraße", als welche sie gedacht war, mit den Mitteln seiner Bank zu schaffen. Unglücklicherweise ist aber gerade zu jener Zeit dieser Financier, ein Mann von großer Auffassung und — weitem Gewissen, im Reichsrathe Gegenstand der heftigsten Angriffe gewesen. Sie mussten ihn umsomehr berühren, als sie nicht unberechtigt waren. Sie bestimmten ihn auch, sich von der Sache zurückzuziehen. Alle weiteren Conferenzen über dieselbe — bald von Hofrath Exner, bald von einem anderen, bald bei Dumba, bald bei einer anderen Celebrität einberufen, — zeigten nur immer mehr und mehr die Aussichtslosigkeit, unter den jetzigen Verhältnissen in diesen Kreisen für eine specielle Wiener Frage das Verständnis und das Interesse zu wecken.

Allerdings blieb gerade zur Lösung der vorliegenden Frage noch eine Corporation in Wien: jene, welche eben nur dadurch ihre Existenzberechtigung zu documentieren vermag, dass sie sich solcher Aufgaben mit Geist, Kraft und Verstand zu bemächtigen weiß: die autonome Gemeinde. Den Schimmel der laufenden Verwaltung zu erledigen — das hat seinerzeit selbst der alte Magistrat des Vormärz und gar nicht schlecht verstanden, verstünde auch noch der heutige. Die autonome Verwaltung einer Großstadt hat eine viel höhere Aufgabe. Wie eine staatliche, so gibt es auch eine „communale Wirtschaftspolitik". Und Bürgermeister Felder hatte seinerzeit zu derselben durch die Schaffung des Wiener Lagerhauses einen sehr guten, außerordentlich verständnisvollen Anfang gemacht. Sämmtliche spätere Bürgermeister, ohne Ausnahme, waren nur „Nachfolger im Amte, nicht im Geiste". Speciell die Donaustadt hat im Gemeinderathe, seitdem Prof. Sueß aus demselben geschieden war, einer unerhörten Verständnislosigkeit begegnet, von welcher unsere Communalgeschichte die drastischsten Beispiele verzeichnet. So hatte gleich nach Feststellung des Planes der Donaustadt sich an der Frucht- und Mehlbörse unter Führung des Präsidenten derselben ein für die weitere Verbauung des ganzen Terrains an dem Strom außerordentlich wichtiges Consortium gebildet. Dasselbe kaufte durch einen Präliminarvertrag von der Donau-Regulierungscommission in der „Schwimmschulstraße" eine Area von 10.000 Quadratklafter mit der Option auf noch weitere angrenzende 10.000 Quadratklafter zu gleichem Preise. Ferner verpflichtete es sich, bis zu einem bestimmten Termin auf diesen Gründen die Frucht- und Mehlbörse (!) und in mehreren Baugruppen rings um die Börse fünfzig (!) moderne Zinshäuser aufzuführen. Die Contrahenten hatten keine andere Bedingung gestellt, als dass von Seite der Commune die nöthigen Investitionen wie die Herstellung der Straßen, der Canalisation und Beleuchtung innerhalb des im Präliminarvertrage festgesetzten Termines geschehen. Im Gemeinderathe wagte nun kein Referent, dieselben zu beantragen. Man scheute die Verdächtigung der durch Lueger und Mandl geführten Opposition. Konnte doch das Consortium, wenn die ersten 10.000 Quadratklafter verbaut waren, mit den optirten weiteren 10.000 Quadratklaftern möglicherweise ein Geschäft machen! So verstrich allgemach der Termin. Inzwischen war sich das Consortium nicht nur über seine Selbsttäuschung rücksichtlich allgemeiner Verbauung der „Donaustadt" klar geworden, sondern die inzwischen entstandene antisemitische Bewegung hatte es auch den Consortialmitgliedern als sehr bedenklich erscheinen lassen, ein Häuserviertel mit voraussichtlich meist jüdischen Hauseigenthümern erstehen zu lassen. Sie schwiegen darum weislich still. Die Gemeinde hatte bis zu dem bedungenen Termin diese Investierungen nicht geleistet, die Contrahenten waren ihrer Verpflichtung entledigt. Sie dankten der Weisheit des Himmels und der Thorheit der Gemeinde und zogen ihre deponiert gewesene große Sicherstellung zurück. Aus dieser hier erzählten Episode, die sich in den ersten Achtzigerjahren abgespielt hatte, noch mehr aus den Erfahrungen, die seither betreffs der öde gebliebenen Donaustadt

*) „N. Z." 1894: Cunow, Sociologie, Ethnologie und materialistische Geschichtsauffassung; Ernst, Mehrings „Lessing-Legende" und die materialistische Geschichtsauffassung.
**) Vergl. Nr. 113 der „Zeit".

gemacht worden sind, hätte die Leitung jeder anderen Gemeinde zu lernen verstanden. Da war jetzt — 1894/95 — durch die Riehl'sche Idee diese Frage wieder zur Discussion gestellt. Was hatte nun die Wiener Gemeinde wirklich gelernt, welche Stellung nahm der Bürgermeister Wiens, zu der Zeit Dr. Grübl, gegenüber der Avenue ein? Dr. Grübl erscheint unstreitig, was Dr. Lueger nicht ist und nicht sein will, als ein Mann von Distinction und Bildung. Aber die Bildung allein macht auch noch keinen Bürgermeister! Dazu gehört noch ein Mehreres. Vor allem ein entschiedener kräftiger Wille. Weiters muss ein Bürgermeister in Wien bis zu einem gewissen Grade selbst mit seiner Person opferfähig sein, er muss das Talent haben, für eine Sache selbst warm zu werden. Denn nur dann wird er imstande sein, auch andere zu erwärmen. Und schließlich muss er, um ein ganzer Bürgermeister zu sein, ein ausgesprochenes Verständnis, ein lebendiges Interesse für die wirtschaftliche Entwickelung der Stadt besitzen. Und weil unser verehrter Freund namentlich des letzteren entbehrte, hat er es versäumt, ja abgelehnt, durch die Anbahnung einer solchen großen, für Wien entscheidenden Unternehmung das Interesse der Bevölkerung wie der Reichsregierung an die Partei, deren Haupt er war, zu knüpfen. Die Zügel fielen aus seinen müden Händen, er selbst fiel, mit ihm seine Partei, die Antisemiten mit Dr. Lueger an der Spitze übernahmen die Regierung der Gemeinde.

Dr. Lueger war nun keineswegs ein Gegner der Avenue. Seine wahre Meinung von derselben hat er ja mehr als deutlich dadurch gezeigt, dass gerade Stadtrath Schuh, sein Generaladjutant, wie er genannt wird, sie im Gemeinderathe mit großer Wärme und nicht ganz ohne Geschick vertheidigt hat. Unglücklicherweise hatte aber der „Techniker" der Partei, Ingenieur und Stadtrath Mayreder, ein eigenes Regulierungsproject ausgeheckt. Dasselbe hätte nicht, wie er in der jüngsten Debatte behauptete, auch neben der Avenue ausgeführt werden müssen oder auch nur können, sondern wäre neben derselben ganz entschieden unmöglich gewesen. Nothwendigerweise musste dieser kleine Mensch ein erbitterter Gegner des Riehl'schen Projectes werden. Allerdings, das seine, der Plan eines Maurermeisters, nicht eines Stadttechnikers, war, wie alles, was aus dieser Partei des „kleinen Mannes" entstammt und entstammen wird, das Product engherzigen Sinnes und kurzsichtigen Blickes. Aber er war der einzige Fachmann, über den die Partei verfügte, Lueger konnte ihn nicht „blamieren", ihn nicht „durchfallen" lassen. Alle Sünden, die Dr. Lueger an der Spitze der von ihm geführten „politischen Schwemm" Wiens gegen unsere Stadt begangen hat, verschwinden gegen diese Versündigung an ihrer ökonomischen Entwickelung. Die antisemitische Verwaltung einer Großstadt bleibt immer eine Anomalie und wird darum immer nur eine kürzere oder längere Episode gewesen sein. Wien wird aber bleiben, und die Frage, wie es bleiben wird, ob prosperierend oder versumpfend, steht höher, als der ganze gegenwärtige rüde Parteikampf.

Nur ein Gemeindefunctionär wäre noch imstande gewesen, die Avenue durch sein Eintreten, wenn auch nicht durchzusetzen, so doch zumindest in eine andere Zeit hinüber zu retten: unser Stadtbauamts-Director Berger. Herr Director Berger war von Hause aus genau so wie Dr. Lueger dem Project nicht unsympathisch gesinnt, zumindest war er keineswegs ein Gegner desselben. Aber dem Chef unseres Bauamtes fehlt als Ergänzung zur unbestreitbaren Fähigkeit, sich die richtige Ansicht zu bilden, jene zweite, ohne welche die erste wertlos ist: sich für die gewonnene richtige Ansicht mit seiner Person einzusetzen. Er genießt in seiner Stellung eine Sicherheit und eine Unabhängigkeit, die ungleich größer ist als die jedes gewählten Bürgermeisters. Selbst Dr. Lueger kann heute gegen den Willen seiner Partei — und sei derselbe noch so widersinnig — im Gemeinderathe gar nichts mehr thun. Herr Director Berger hat es aber nichtsdestoweniger, anstatt dem Einflusse der Parteiströmung auf das communale Bauwesen entschieden zu widerstehen, vorgezogen, sich ihr zu fügen. Hievon zeugt am besten die Errichtung des neuen Gaswerkes. Er war mit demselben durchaus nicht einverstanden. Er allein hätte durch einen entschiedenen Widerspruch diesen verhängnisvollen Fehler verhindern können, und er hat demselben dennoch keine Opposition gemacht. Und so hat er auch keinen Anstand genommen, den Herrn Mayreder, dieses wandelnde Bauunglück Wiens, in dieser Frage der Avenue zu unterstützen, anstatt ihn zu bekämpfen. Unter diesen Umständen konnte die Entscheidung keine andere werden, als sie thatsächlich vom Gemeinderathe gefällt worden ist.

Ist es nun mit der Avenue für immer zu Ende? Unmöglich geworden ist sie keineswegs. Präjudiciert ist ihr noch nicht. Zwei Objecte sind seither in der Flucht derselben gebaut worden. Die Demolirung des einen, des Panady'schen Stiftungshauses, würde den Betrag der Unternehmung nur um die Differenz zwischen dem Gesammt- und dem Grundwerte dieses Objectes erhöhen. Der jetzt neu erbaute Regensburgerhof würde gerade in der Avenue eine — vierte — Gassenfront gewinnen, und die Kosten der auf dieser Seite nöthigen Adaptierung können den durch die neue Front entstandenen Mehrwert nicht einmal erreichen. Endgiltig wäre das Project erst dann verloren, wenn das colossale Laurenzergebäude von seinem Besitzer, dem Staate, oder sonst noch eine Reihe von jenen Objecten, welche in der Linie der Avenue stehen, von den Eigenthümern umgebaut würden. Da von der antisemitischen Majorität des Gemeinderathes eine Abänderung ihres Beschlusses nicht zu erwarten ist, könnten wir demnach auf diese Zukunftsstraße und alle mit derselben zusammenhängenden Momente nur dann noch hoffen, wenn vor diesen zu fürchtenden eventuellen Umbauten das Gebäude der antisemitischen Verwaltung selbst zusammenstürzt. Fraglos hat in demselben eine, wenn auch vorläufig nur schwache, Abbröckelung begonnen. Durch die Ungeschicklichkeit und Unwissenheit, durch die Unwahrheit und die entsetzliche Unbildung dieser Majorität, durch die Unmöglichkeit, die aufgestachelten Erwartungen zu befriedigen, kann der Process gefördert werden und sich rascher vollziehen, als es sonst bloß durch den natürlichen Hang zur Unzufriedenheit der Masse der Fall wäre. Aber auch dann hat diese große Stadtidee nur geringe Hoffnung auf Verwirklichung. Mit vollem Bedacht sprechen wir es aus — gerade für diesen Zeitpunkt, für diesen Moment, wo die antisemitische Majorität wieder durch eine Verwaltung aus den besseren Kreisen abgelöst werden soll, hegen wir ernste Besorgnisse. Es sind dies solche, welche zwar über diese einzelne Frage weit hinausgehen, die wir aber speciell daraus schöpfen, wie sich diese „besseren Kreise" zu einer so eminenten Zukunftsfrage Wiens, wie die Avenue repräsentiert, verhalten haben. Die von letzteren hiebei eingenommene Stellung macht den Eindruck, als wenn die „Wiener Gesellschaft" Gefahr laufe, sich in ein bloßes „Spießbürgerthum höherer Ordnung" aufzulösen. Denn, was den „Spießbürger" vom gesunden, wirklichen Stadtpatrizier unterscheidet, ist nicht der kleinere Besitz, sondern sein Mangel an jedem Idealismus, sein Unvermögen, sich über das enge, dumpfe Brot- oder Vermögensinteresse hinaus zu erheben.

Wir begreifen vollkommen, dass heute die Theilnahme an einer Bewegung wie etwa jener der Leopoldstadt in den Siebzigerjahren, mit deren Schilderung wir unseren ersten Artikel begonnen haben, im Kleinbürgerthum ausgeschlossen erscheint. Hat doch der Antisemitismus diesem Kleinbürger der Gegenwart was nur immer für ihn jenseits von Essen und Trinken liegt, sein politisches, sein ganzes sonstiges geistiges Bedürfnis vollständig befriedigt. Aber mit welchem Rechte werden die Repräsentanten dieser „besseren" Schichten prätendieren, die Leitung der Commune wieder in die Hand zu nehmen, wenn sie gerade auf diesem Gebiete sich zu einer großen Auffassung unfähig erwiesen haben, wenn sie bei einer so eminenten Gelegenheit, wie der Schaffung der Avenue, die vollständigste Verständnislosigkeit, die sträflichste Indolenz für Wien gezeigt haben? Soll es zu jener erwarteten Zeit und durch diese Wendung wirklich besser werden, so muss gerade im Hinblick auf diesen Moment inzwischen für wirklich „neuen Most in neuen Schläuchen" gesorgt werden. Woher und aus welchen Kreisen? Vor allem meinen wir ganz ernstlich, aus jenen Kreisen, die bisher in der Gemeindestube noch gar nicht vertreten sind. Man kann sehr wohl das, was die Socialdemokratie als ihr Ziel betrachtet, für einen großen Irrthum ansehen, eine Meinung, welche wir theilen; aber man wird nicht nur zugestehen müssen, dass bis jetzt das Niveau jeder Corporation, in welche die Socialdemokraten Eingang gefunden haben, sich gehoben, an Geistesfrische zugenommen hat, sondern es hat sich noch immer gezeigt, dass sie vernünftigen capitalistischen Unternehmungen keineswegs unzugänglich sind. Für die Subventionierung der oberwähnten „Kaiser Wilhelmstraße" in Berlin zum Beispiel sind die socialdemokratischen Stadtverordneten auf das eifrigste eingetreten. Weiters und hauptsächlich aber wird die rechte Seite des Gemeinderathes durch einen starken Einschlag aus dem Patriciat des Geistes verstärkt werden müssen. Wir haben unsere erste Ausführung über diese communale Frage mit der Aufforderung an die wirklich gebildeten, die literarischen und wissenschaftlichen Kreise, sich nicht mehr wie bisher vornehm von den Gemeindeangelegenheiten fernzuhalten, begonnen. Wir schließen mit demselben Appell! Keinem rechten Bürger darf das Geschick der Stätte, in welcher er zu Hause ist, gleichgiltig sein. Erst wenn auch diese Kreise an den ernsten Angelegenheiten der Stadt mit Theil nehmen, kann in dem communalen Wesen eine bessere, eine geistig frischere und vornehmere Richtung platzgreifen. Denn, um mit den Worten Kaiser Max I. zu schließen: „Einer Stadt Gedeihen liegt nicht allein darin, dass man große Schätze sammle, sondern das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft, dass sie viel feiner, gelehrter, vernünftiger Bürger hat."

Siegmund Mayer.

Aus der Sturm- und Drangepoche der europäischen Reaction.

Endlich ist der zweite Band von Professor Sterns „Geschichte Europas im XIX. Jahrhundert" erschienen*). Entrollte der erste die ruhebedürftige Nachperiode des Wiener Congresses, die inneren Zustände in Frankreich, Deutschland, England und Oesterreich, so versetzt uns der zweite in die sturmbewegte Epoche der nationalen Völkeraufstände um ihr höchstes Gut, die freie Selbstbestimmung. Diese Kämpfe setzten die von den Fluten des Mittelmeeres mild umspülten drei Halbinseln des europäischen Festlandes zu einer Zeit in Brand, wo es der unter Metternichs geistiger Vormundschaft organisierte

*) Alfred Stern, Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Bd. II., Berlin 1897. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 572 S. — Vgl. über den ersten Band den Aufsatz „An der Schwelle des XIX. Jahrhunderts" („Die Zeit", Nr. 16).

internationale Polizeiareopag von Fürsten am wenigsten erwarten konnte. Einem elektrischen Strome gleich entzündete das Wort „Freiheit“ Europas südliche Völker, — Spanien, Portugal, Italien, Griechenland, — und gelang es, die Revolutionsflammen an einem Orte zu ersticken, so loderte das Feuer bald an einem anderen mit noch stärkerer Gewalt auf, bis endlich der barbarische Kampf des Kreuzes mit dem Halbmond in dem Griechenaufstand das künstliche Gewebe der conservativen „legitimistischen“ Lüge zerstörte.

Die Wandlungen in Rechtsvorstellungen und Volkswirtschaft, die Verquickung international-politischer Constellationen mit innerpolitischen Evolutionstendenzen zu schildern, diese Hauptaufgabe erfüllt Stern in meisterhafter Weise. Zwar entdeckt sein scharfes Auge überall die markantesten Momente in den Wandlungen der nationalen Gütervertheilung und deren Zusammenhang mit rechtlich-politischen Aspirationen, doch ist er weit davon entfernt, dem Sociologen ins Handwerk zu pfuschen, sich in geistreiche Combinationen einzulassen, wo ihm die Quelle, das Document, abgeht. Das Individuelle im internationalen Völkerleben, das wirklich oder vermeintlich zielbewusste Eingreifen der handelnden Personen ist der Hauptreiz seiner Darstellung.

Durch die Unterdrückung der spanischen „Revolte“ durch die Franzosen und der italienischen durch die österreichischen „Tedeschi“ schien der siegestrunkene Metternich den Völkerwillen in Fesseln geschlagen zu haben, wie er es mit einem Silvio Pellico, Marconcelli und vielen anderen gethan. Und die „naive“ Declaration des Dreifürstenbundes — Oesterreich, Russland, Preußen — vom 12. Mai 1821, in welcher er sich prahlerisch rühmte, „Europa vor einem geplanten Umsturz gerettet zu haben“, indem er den unterjochten Völkern „zu Hilfe“ gekommen, ist ein Cabinetstück international-diplomatischer Verblendungskunst.

Die verbrüderten Souveräne gaben sich dem Wahne hin, „die Völker betrachten sie als eine Stütze ihrer Freiheit, nicht als Feinde ihrer Unabhängigkeit“. Metternich frohlockte. Ihm gelang es, unumschränkter Herr der platonischen liberalen Aspirationen Alexanders zu werden, — „wenn je,“ urtheilte er, „jemand aus schwarz weiß geworden, so ist er es“. Doch dieser Traum des an politischer Farbenblindheit leidenden Staatsmannes war von kurzer Dauer, denn bereits in Troppau war die große politische Allianz in Auflösung begriffen. Russland, Oesterreich und Preußen, eingeschworen auf ein Programm internationaler Polizei, dem die Westmächte (England und Frankreich) ihre Zustimmung versagen mussten, bildeten eine Gruppe für sich (II, 179). Und auch diese sollte bald darauf infolge des unerwarteten Griechenaufstandes aus den Fugen gehen. Zwar, im Anfang wollte der Czar gemäß einer Denkschrift Metternichs vom 7. Mai 1821 in der griechischen „Revolte“ nur „eine Brandfackel sehen, von den Schlechtgesinnten zwischen Oesterreich und Russland geworfen, um das Feuer des Liberalismus zu erhalten“, zwar bestätigte dies Nesselrode in dem russischen Rundschreiben durch die Erklärung, „Russland werde angesichts der in der Moldau und Walachei ausgebrochenen Unruhen die Vorschriften des Völkerrechtes (!) beobachten“ und „die Verträge mit der türkischen Regierung halten“, „aber wenn sich jemals die Macht einer aus den Tiefen des Volkslebens erstandenen Idee aller vorschauenden Berechnung der Diplomatie überlegen gezeigt hat, so war es hier“, sagt Stern treffend. Mit der Erhebung der Griechen trat eine Kraft auf die Schaubühne der Geschichte Europas, die der Erhaltungs- und Beruhigungskünste spottete und den Verein der Ruhestifter selbst schließlich sprengte (II, 182).

Das Capitel VII „Die Erhebung Griechenlands“ (S. 184 bis 250) und das Capitel XIV „Der Fortgang des griechischen Freiheitskampfes“ (S. 455—507) können den schönsten Abschnitten von Rankes serbischer Revolutionsgeschichte zumindest als ebenbürtig an die Seite gestellt werden, in welcher — wie Stern sich ausdrückt — Ranke, der sonst zu sehr vom Diplomatenstandpunkte die Dinge zu betrachten pflegte, „eine aus der Tiefe hervorquellende Volkserhebung ... mit unnachahmlicher Farbenmischung im Bilde festzuhalten“ wusste.

Doch trotz der scheinbaren Ruhe von Sterns plastischer Rede fühlt man das Herzpochen des mitfühlenden Menschen und des modern denkenden Demokraten. Wer z. B. Gelegenheit hatte, sich durch das sonst verdienstvolle sechsbändige Werk des Freiherrn v. Prokesch-Osten (Geschichte des Abfalles der Griechen 2c.) — der von sich selbst sagte: „ich schreibe wie der Biber baut und der Baum Blätter treibt“ und dass er „die Fackel der Geschichte in das diplomatische Labyrinth des Befreiungskrieges zu tragen unternahm“ — mit Mühe und Noth durchzuarbeiten, der wird erst recht bei Stern das Gefühl haben, den Ariadnefaden zu finden.

Die unerquicklichen deutschen Bundesangelegenheiten, der allmähliche Siegeslauf des Feudalismus und der Bureaukratie, die stete Vergewaltigung jeder freiheitlichen Regung, die man als zu „deutschgesinnt“, folglich „etwas dem Liberalismus zugewandt“ zu brandmarken suchte, die Zeit nach den Befreiungskriegen, wo jeder servile „Marschall Rückwärts“ Männer wie Scharnhorst und Gneisenau, die bedeutendsten gelehrten Vorkämpfer der nationalen Einheit und der vom Throne heilig versprochenen Volksrechte, als „Auswüchse des deutschen Jakobinismus“ mit Erfolg anzuschwärzen vermochte, und schließlich die allmähliche Lähmung des süddeutschen Verfassungswesens bilden den Inhalt des durch viele neue Gesichtspunkte höchst interessanten Abschnittes „Die Reaction in Deutschland“.

Friedrich Wilhelm III. wurde am Metternich'schen Gängelbande geführt, konnte sich also als „Retter von Deutschland und Europa“ betrachten. Preußen habe „ungeheuere Fortschritte zum Guten“ gemacht, drückte sich Gentz in einem Schreiben an Pilat aus, — „es fehlte,“ fügte er hinzu, „diesem Staate nichts als katholisch zu sein, und er ist neben uns die kräftigste Stütze der Welt“. Und ohne katholisch zu sein, verstand man doch in Deutschland, nach Preußens bindendem Beispiel, die öffentliche Meinung zu knebeln und irrezuführen. Sie verfechte „gefährliche staatsrechtliche Theorien, deren Geist so wenig dem im europäischen Staatenverein so glücklich zum Wohl der Gesammtheit und jedes Einzelnen bestehenden erhaltenden System entspreche“, äußerte sich Münch, ein übereifriger Schildknappe Metternichs.

Wie man in Südeuropa mit Feuer und Schwert den „irregeführten“ Völkern die physische Ruhe zu verschaffen wusste, so sollte auch durch die Censur in Deutschland der geistige Frieden vor der „ungebundenen Freiheit der Presse“ geschützt werden. „Wenn die Continentalstaaten einander wechselseitig halten wollen, heißt das oberste Gesetz des Bundes: Censur,“ meinte Gentz Pilat gegenüber. Im brüderlichen Bunde mit Friedrich Wilhelm III. konnte Metternich alle Verfassungspläne Preußens zunichte und die ganze deutsche Nation vor der Censurruthe gleich und einig machen. Gentz hatte also das Recht, zu spotten: „die zweite Portion Karlsbader Wassers ist glücklich verschluckt“. Sank Süddeutschlands innerpolitisches Leben in einen Zustand des Halbschlafes, so gieng oft Norddeutschlands tiefer Schlaf in ein Alpdrücken über. Und ein Jahrzehnt darauf durfte wohl Heine seufzen:

„Die Constitution, die Freiheitsgesetze,
Sie sind uns versprochen, wir haben das Wort,
Und Königsworte, das sind Schätze,
Wie tief im Rhein der Niblungshort ....“

Im Siegesrausche antwortete Metternich auf ein huldvolles Dankschreiben des Königs von Preußen: „So lange Oesterreich und Preußen untrennbar vereint sind, wird alles in Europa möglich sein“. Auch hier schien es ihm, als ob er Schwarzes weiß gemacht hätte, bis endlich die blutige Revolutionszeit dem Farbenblinden die Augen öffnete. „Ein preußischer Landtag, zur rechten Zeit berufen, konnte der Krone die Schmach des Jahres 1848 ersparen“, wagt selbst Treitschke sich zu äußern. (Deutsche Geschichte, III, 99.)

Stern ist weit davon entfernt, die Macht der liberalen Bewegung zu überschätzen, sie mit einem unhistorischen Nimbus zu umgeben, doch erhellt aus seinem Werke, wie wenig Europas Machthaber die Geschicke der ihnen von „Gottes Gnaden“ zur Beherrschung anvertrauten Völker zu leiten, den unaufhaltsamen Gang der Geschichte zu begreifen, den mächtigen Wandlungen der Zeit Rechnung zu tragen vermochten.

Daher erscheint der zweite Band von Sterns Geschichte als ein streng wissenschaftlicher, inhalts- und lehrreicher Commentar zur Geschichte der stabilen classischen Vogelstraußpolitik des europäischen Diplomatenconcertes und seiner Galgenfristideale. Denn es bewahrheitet sich doch stets das Wort, dass Völker das Vorrecht zu haben scheinen, sich zweimal und öfter an derselben Ecke zu stoßen.

Sophia. **Professor Boris Minzès.**

Adam Kunz.

Nach Maria Einsiedel! Solche heilige Orte pflegen auch für den gemeinen Weltling etwas Anziehendes zu haben. Andacht und Lustbarkeit sind hierzulande keine unvereinbaren Gegensätze; sie gehen in einander über wie Weihrauch und Bratwurstdampf. Die Isar entlang geht es hinauf immer dem Strome entgegen. Wenn man die langen Ziegelmauern des Friedhofes hinter sich hat, wird es gleich ländlich. Der Ring von Armuth und Verkommenheit, wie er sich um jede Großstadt zieht, hat sich hier noch nicht geschlossen. Der Fluss bewahrt seiner nächsten Umgebung den idyllischen Zauber. Wie auf dem Lande spielen die Kinder ohne Aufsicht am Ufer. Kommt ein Floß um die Ecke, dann lassen sie ihr Spielzeug fallen und stehen am Rande, mit gefalteten Händen das herkömmliche Stoßgebet für die Seele der gefährdeten Flößer murmelnd. Pfeilschnell schießt das plumpe Fahrzeug vorbei, und ein paar Spähne fliegen von drüben über ihre Köpfe, die Wegsteuer der Schiffer. Weiter oben wird es einsamer in dem breiten, von flachströmenden Wasserarmen durchschnittenen Thale. Der Prospect öffnet sich, und die ferne Alpenkette kündigt bereits die Majestät der eigentlichen Isarlandschaft an, die seit des unvergleichlichen Schleich Tagen bis auf unseren Wenglein von der Münchener Landschafterkunst täglich neu erobert wurde und dennoch immer neu bleibt in ihrer herben Unberührtheit. Die Meister der classischen Linie, wie die anderen, die Maler des Lichtes und der Farben, haben sich hier noch nicht satt sehen können. Und schon früher war dem so. Droben im alten Harlaching, dessen Thürmchen von der Gasteighöhe gastlich herabgrüßt, steht eine Stele, „antiker Form sich nähernd“, die in wundervollen ludovicischen Rhythmen verkündet, dass hier der große „Claude Gelée, genannt Lorrain“, so und so lange gewohnt, gelebt und gelandschaftert habe. Noch ein anderes altes Künstlerheim, vielleicht das älteste Münchens, liegt in der Gegend; wo das steile Gehänge des alten Strombettes näher herantritt und das Thal sich verengt, erhebt es sich

unter Hütten und Bauernhäusern, ein stattliches Gebäude, leicht kenntlich als herrschaftlicher Besitz. Da sind wir am Ziel. Maria Einsiedel. Hier, im Waldesfrieden, fern von der Stadt, und doch nicht zu fern von der schützenden Nähe einer berühmten Wallfahrtskirche, hat die fromme Künstlerfamilie der Ajams ihren Landsitz gegründet. Reiche Frescomalerei bedeckt die Wände des zierlichen Schlöschens über und über. Leider hat die Feuchtigkeit der nahen Baumriesen die Farben stark gebleicht, aber noch erkennt man in dem kräftigen Roth und Gelb des Zopfstils das Bild der Mutter Gottes unter dem Atelierfenster, oben in der gemalten Architektur den Borghesischen Fechter, dem Beschauer seine classische Rückenlinie bietend, und als Gegenstück dazu — wahrhaftig der Erzvater Moses, wie er mit michelangeleskem Kraftaufwand die Gesetzestafeln zu zerschmettern im Begriffe steht. In dem hochgegiebelten Mitteltracte, der durch Bogenfenster vom Norden und Süden sein Licht empfängt, liegt der Atelierraum, in dem der alte Cosmas Damian Ajam, der führende Meister des Münchener Barocco im Ausgang des 17. Jahrhunderts, seine überaus productive Thätigkeit entfaltete. Hoch und geräumig öffnet sich die alte Künstlerwerkstätte in der ganzen Tiefe des Hauses, Raum genug, um die riesigen Altarbilder zu entrollen, wie sie der Decorationsprunk der damaligen kirchlichen Kunst von dem Maler verlangte. Auch heute ist dieser Raum wiederum der Kunst geweiht, aber nichts mehr von pathetisch bewegten Gruppen auf leise schwebenden oder in wild zerrissenen Wolken, nichts von flatternden Gewändern und kühn verkürzten Leibern: an Stelle sinnverwirrender Farbenfanfaren herrscht jetzt eine Tonart hier, die, wenn man in der Farbenlehre von Dur und Moll sprechen könnte, als Symphonie in C-Moll zu bezeichnen wäre. Weiche Dämmerung liegt über dem Raume, aus der nur hie und da eine lichtere Farbe, ein leuchtender Accord aufblitzt: am Stamme einer mächtigen Palme bunte Vögel und schillerndes Gethier, da und dort Muscheln, Perlmutter und glänzendes Gestein, herbstlich leuchtende Früchte in metallisch schimmernder Schale, auf dem Boden Teppiche von der ruhigen Pracht des Orients und an den Wänden harmonisch mit dem Ganzen zusammenklingender Bilderschmuck. Selbst die gastlichen Cigarren in einer erlesen schönen Muschel und die ungebrauchten Pinsel in einem leuchtenden Kupferkessel, wie er seit Pieter de Hooch die Freude pinselführender Männer ist. Im Lichte des Bogenfensters stehen auf Staffeleien fertige und angefangene Bilderwerke umher, ihrer Umgebung ganz entsprechend: tieftonig und warm. Stilleben — Blumen, Früchte, Jagdthiere und Geflügel, reiche Stoffe und schönes Geräth in mannigfaltiger Zusammenstellung. Wir sind bei einem Künstler von gewähltestem Geschmack, bei einem Maler, dessen Kunst eine kleine Welt für sich bildet, eine kleine Welt discreter Harmonie und gehaltener Noblesse: wir sind bei Adam Kunz.

Das Leben des berühmten Stillebenmalers ist selbst ein Stilleben in selbstgewählter und gewollter Abgeschiedenheit, und etwas vornehm zurückhaltend ist er immer dagestanden, den Strom des Lebens ruhig an sich vorüberrauschen lassend, wie die grüne Isar vor seinen Fenstern. Er blieb, der er war, in dem ihm vorgeschriebenen Kreise: streng nur gegen sich selbst, gleichgiltig gegen Widersacher, seiner Aufgabe gegenüber ein nie ermüdender Arbeiter, der zwar nicht mit lautem Enthusiasmus, aber mit desto liebevoller sich vertiefender Treue in jedem Falle der letzten Vollendung von neuem zustrebt. Ein Leben wie dieses pflegt nicht reich an äußeren Vorkommnissen zu sein. 1857 zu Wien geboren, theilte er das Geschick so vieler Jünger der bildenden Kunst, den ersten Schritt ins Leben gegen den Willen seiner Familie wagen zu müssen. Einzig in seinem Schwager Adalbert von Goldschmidt fand er den Rückhalt, der nöthig war, um die Wiener Akademie besuchen zu können. Wie so viele andere, zeichnete er hier nach Gips und auch nach dem lebenden Modell, wie so mancher vor und nach ihm ohne Erfolg und Befriedigung. Eine freiere künstlerische Anschauung fand er bei Victor Tilgner, zu dem er sich in die Lehre begab, um vorwiegend zeichnerisch weiter zu arbeiten; Holbein war ihm in dieser Thätigkeit vorbildlich. Auf Tilgners Verwendung kam der angehende Künstler in das Atelier des Malers Fux, der, selbst vorwiegend coloristisch begabt, den eigentlichen Schwerpunkt in dem unentwickelten Talent herausfand und die malerische Ausbildung auf das entschiedenste förderte. Damals schon entstanden Stilleben von bemerkenswerthen Qualitäten des Colorits bei höchst naturgetreuer Wiedergabe des Einzelnen. In München, wohin sich Kunz als Einundzwanzigjähriger wandte, hielt er sich zunächst zu den Landschaftern. Daneben zog ihn die wahlverwandte aristokratische Kunst Fritz August Kaulbachs an, dessen Aufmerksamkeit er auf sich lenkte. Durch Kaulbachs Vermittlung erhielt er von einem Kunstfreunde, der sich an den Werken eines De Heem nicht satt, sondern eher hungrig sehen konnte, den Auftrag, ein den culinarischen Vorwürfen jenes Meisters entsprechendes Stilleben anzufertigen. Kunz malte hierauf das Bild, mit dem ihm der große Wurf gelingen sollte, sein berühmtes „Schinkenbild“. Vor der Ablieferung kam es Kaulbach zufällig zu Gesicht, der Lenbach und Makart auf das darin geoffenbarte Talent aufmerksam machte. Lenbachs Bewunderung äußerte sich in der bekannten, lebendigen Weise des Meisters, der Dinge mit dem Wort fast ebenso treffend bezeichnet, wie mit dem Pinsel. Und Makart theilte die hohe Meinung seines Freundes. So war der Name des bisher unbekannten jungen Malers bald in aller Munde. Zu einem mehr als zehnfach höheren Preise, als ihm der Auftraggeber festgesetzt hatte, gelangte das Bild in fürstlichen Besitz nach Florenz. Ein höherer Gewinn für den aufstrebenden Künstler aber war die Freundschaft Lenbachs. Zeitweilig scheint wohl auch — einigen älteren Farbencompositionen nach zu urtheilen — Makarts Glanz ihn geblendet zu haben. Von nachhaltigem Einfluss auf seine künstlerische Entwickelung blieb der intime Verkehr mit dem geistvollen und anregenden Porträtisten. So viel engere Fachgenossen Meister Lenbach da und dort eine Allure abgesehen haben, er hatte doch nur einen Schüler: den Stillebenmaler Adam Kunz, und dieser ist ein Meister geworden. Das könnte denjenigen zu denken geben, welche in Lenbach in erster Linie den geistreichen Seelenmaler erkennen und anerkennen. Sein eminentes coloristisches Feingefühl, das allerdings für stumpfe Sinne zu fein ist, bleibt den meisten verborgen, zumal es sich allerdings fast immer in Nebendingen zu offenbaren pflegt. Man erinnere sich seiner Herodias, des köstlichen, rothschimmernden Atlas am Gewande oder des Emails eines graublauen Perlenschmucks von einem seiner aristokratischen Damenporträts oder des zarten Schmelzes eines fürstlichen Pelzwerkes, und man wird sich des Zusammenhanges zwischen Lenbach und Adam Kunz ohne weiteres bewusst. Was der Meister des Porträts, seiner Natur und seiner Aufgabe nach, scheinbar untergeordnet behandelt, das wird dem Stillebenmaler naturgemäß zur Hauptsache, aber die malerische Anschauung von den Dingen ist Beiden gemeinsam. Nur die Verschiedenheit ihres Stoffgebietes bedingt es, dass der Reichthum ihrer Palette bei dem einen intensiver empfunden wird als bei dem anderen. Man müsste die Künstler bei ihren Ateliergesprächen belauscht haben, um zu wissen, was und wie sie technisch von einander gelernt haben. Es muss genügen, zu bemerken, dass sich in der Art ihrer Mache eine nahe Verwandtschaft findet und das schöne Wort von den Κοινὰ τῶν φίλων das Richtige treffen wird. Es ist bei Kunz eine überaus subtile Lasurtechnik, die auf sorgfältig getöntem Untergrund durch vielfältige Uebermalung jene wundersam leuchtende Tiefe und Durchsichtigkeit zu erreichen versucht, deren höchste Pracht man in Tizians Malerei bewundert. Im Gegensatz zu der von den Modernen allein geschätzten „Primatechnik“ ermöglicht jene Malweise feine Abwägung der Tonwerte und wird daher überall da am Platze sein, wo es weniger auf unmittelbare Wiedergabe der Natur, als vielmehr auf Erzielung eines harmonischen Gesammteindruckes ankommt. Wo aber ist das ausschließlicher der Fall, als beim Stilleben? Unumgänglich ist jene Art der Malerei zur Erreichung gewisser stofflicher Wirkungen, wie sie wiederum vor allem das Stilleben erstrebt, wie z. B. glänzenden Metalles, durchsichtigen Glases und bestimmter Früchte, wie Weinbeeren und Kirschen, Fische u. s. w. Hiefür gebricht der „Primamalerei“ die nöthige Intimität. Denn indem sie Ton um Ton unmittelbar nebeneinander setzt, zerfällt ihr der Gesammteindruck des Stoffes und seiner Structur unter der Hand, und nur am farbigen Abglanz hat sie das Leben. Verschiedene Aufgaben verlangen eben verschiedene Mittel; und sind diese so, dass sie den Stoff völlig bewältigen, dann sind sie gut und werden dadurch nicht schlechter, dass Baccalaurei der Kunst sie „altmeisterisch“ nennen. Adam Kunz ist der Vorwurf der Altmeisterlichkeit so wenig erspart geblieben, wie Lenbach; ja, zu einer Zeit, als der junge Most sich noch ganz absurd geberdete, gieng man soweit, ihn für nicht mehr und nicht weniger, als einen geschickten Copisten der Alten zu erklären. Wem es einmal vergönnt war, die reizvollen Naturstudien zu bewundern, die Adam Kunz im Sommer und im Herbste auf dem Lande, mit besonderer Vorliebe in dem reichen Gartenlande des südlichen Tirol zu malen pflegt, um sie während des Winters bildmäßig zu verarbeiten, der wird einerseits von der Oberflächlichkeit jenes Geredes sich leicht überzeugen, andererseits übrigens von der freieren, frischen Malweise, deren sich der Künstler vor der Natur bedient, überrascht sein. Die Aehnlichkeit mit den alten Meistern — es können natürlich nur die Niederländer des 17. Jahrhunderts gemeint sein — ist in der That eine äußerliche, vorwiegend durch die Gleichheit der Gegenstände veranlasst. Wie Snyders malt Adam Kunz gern Wild und Vögel, wie Breughel liebt er die Blumen, wie De Heem freut er sich appetitlicher Küchenwaren, Früchte u. dgl., wie De Beyeren zieht ihn die goldene Citrone und feingeschliffenes oder zierlich gebogenes Glas an. Die gleichen Gegenstände bedingen naturgemäß ähnliche Compositionsmotive, aber ein greifbarer Unterschied liegt schon darin, dass Kunz die stark gefüllten Bilder nicht liebt, sich vielmehr mit ungleich weniger Gegenständen genügen lässt, als die materieller gesinnten Holländer und Vlämen in ihrer ausgesprochenen Freude am embarras de richesse in „guten Sachen“ für genügend erachtet hätten. Auf das Engste mit seiner Malweise hängt bei Kunz die Behandlung der Gegenstände zusammen. Während die Alten alles so gegenständlich wie irgend möglich malen, sozusagen auf Reizung des Appetits und der Sinne überhaupt rechneten, sind für Kunz die köstlichsten Dinge nur insofern vorhanden, als sie malerische Qualitäten, Tonwert besitzen, und seine Zusammenstellungen ergeben keine lucullischen Begriffe wie: „Vor dem Frühstück“ oder „Bei Commercienraths“, sie sind in echt künstlerischem Geist nur auf coloristischen Wohlklang angelegt. Der Ruhm des Zeuxis, dass die Vögel an seinem Traubenbild gepickt hätten, lässt ihn wohl kalt. Seine Freude an den duftenden und süßen Gaben der Gotteswelt hat etwas von der sorglichen Liebe, die nicht genießen will, um nicht zu zerstören, etwas von

der Goethe'schen Zartheit der Behandlung, wie sie Pausias' holde Freundin ihren Blumen oder „Dora“ den Früchten ihres Gartens angedeihen läſst: „Immer noch eine schönere Frucht fiel dir, leise berührt, in die Hand.“ Auf das niederländische Stilleben paſst, was man in Hamburg zu dem Gastgeber nach Tisch sagt: „Gut und reichlich.“ Vor einem „Adam Kunz“ steht man wie vor der Prunktafel eines Fürsten, ohne viel Aufhebens von der epikuräischen Seite zu machen, bewundert man den Geschmack des Arrangements.

Während bei den Alten eine ziemlich gleichmäßige, meist helle Beleuchtung das Bild erfüllt, ist bei Kunz der Grundton des Gemäldes nicht sowohl durch die Farbe eines dominierenden Gegenstandes, als besonders durch concentrierte Beleuchtung bestimmt. Volles Licht hat in seinen Bildern zumeist nur ein Hauptgegenstand im Vordergrund, und das Uebrige taucht unter in dem magischen Dämmerschein des Mittelgrundes und im tieferen Dunkel des Hintergrundes. Man empfindet den Zauber des Spruches:

„Zart' Gesicht und Regenbogen
Sind nur auf dunklen Grund gezogen.“

Und hier wird man sich erst recht des Vorzuges der flüssigen und durchscheinenden Technik bewuſst, die mit der derberen gegenständlicheren Manier der niederländischen Stillebenmalerei vollends nichts zu thun hat. Allenfalls, daſs man Rubens' Art, Skizzen und Entwürfe zu malen, vergleichen könnte, wenn sie nicht selbst wieder italienischer Tradition entstammte. In der That: Kunz und die Niederländer stehen sich gegenüber wie die vornehm-lässige Eleganz des königlichsten der Maler, wie ein Tizian neben der bürgerlich-feisten Heiterkeit eines Frans Hals.

Nicht sowohl mit der zeichnerischen Schwierigkeit als wiederum mit seinem technischen Verfahren hängt es zusammen, daſs Adam Kunz die Darstellung des Thierkörpers weniger gelingt, am wenigsten das lebende Thier, wie denn überhaupt die Hinzufügung von naschenden Affen, Katzen, bellenden Hunden u. dgl. einen genrehaften Zug in das Stilleben bringt, der seiner Wirkung als Stimmungsbild nicht förderlich ist. Dagegen ist Kunz ein exquisiter Blumenmaler. In seinem Atelier hängt das Porträt einer bekannten schönen Gräfin von Lenbachs Hand, deren feines Haupt Kunz mit einem Blumengewinde umgeben hat, wie Breughel die Blumen für seinen Freund Rubens zu malen übernahm. Die fabelhafte Intimität in der Wiedergabe der einzelnen Blüte und ihrer zartesten Theile, wie sie sich bei dem alten Niederländer zur Bewunderung vieler findet, erstrebt Kunz nicht. Wohl erfüllt auch ihn die Liebe zum Kleinen, die der Alte in seiner etwas trockenen Manier bethätigte, aber sie äußert sich in mehr modern malerischem Sinne. Er gibt den Blumen ein gut Stück ihres Milieus mit ihren Duft und den Geruch der Erde, aus der sie stammt. Ihre zarten Bewegungen, wie sie liegen, stehen oder hängen, mit erhobenen Blumengesichtern oder gesenkten Häuptern, mit dürstend geöffneten Kelchen oder abendlich geschlossenen Blüten, das lauscht er ihnen ab: die ganze Thaufrische eines Blumengewindes, als wenn es eben die Gärtnerei verlassen hätte, den feuchten Hauch, der unmittelbar wie ein Gruß aus der Natur berührt, das versteht der sensible Moderne besser zu geben, als der ehrsame Meister Jan von Antwerpen. Wollte ich aber sagen, was mein Auge am meisten erfreut in all dem Reichthum, so müſste ich die schönen Gefäße nennen, die Gläser und metallischen Schalen, welche Kunz so lieblich mit Blumen und Früchten zu füllen weiß, seine reichen Arrangements, wie jenes wundervolle Rococosilber, das von der kirschrothen Seidendecke, auf der es steht, so prächtige Reflexe empfängt oder die einfachen hohen Kelche auf tiefgestimmtem Grunde, um deren Fuß nur einige wenige blasse Rosenblätter hingestreut liegen. Etwas von der Todespracht der Verse, mit denen Faust die krystallreine Schale zum Munde führt, liegt über diesen Stücken.

Adam Kunz steht gegenwärtig im besten Alter und im Zenith seines Ruhmes. Seine Kunst war eine zeitlang l'art pour l'art: Lenbach, Defregger, Munkacsy, Begas u. a. begehrten Werke von seiner Hand, und der große Vollon gehörte zu den neidlosen Bewunderern seines deutschen Rivalen. Nun beginnt man auch in weiteren Kreisen seinen Namen zu nennen. Außer einer Medaille, die er sich vor Jahren in Wien erobert, hat Adam Kunz auf der internationalen Ausstellung vom Jahre 1897 die „große Goldene“ erhalten. Gegenwärtig befindet sich eine Anzahl seiner Sachen in Berlin, wo sich besonders Reinhold Begas dafür erwärmt und Interesse dafür zu erwecken gewuſst hat. In Wien, wo der Name des Landsmannes am ersten mit Stolz genannt zu werden verdiente, hat man lang nichts mehr von ihm gehört. Möchten diese Zeilen an ihn erinnern, denn mehr vermögen sie nicht. Man kann über Adam Kunz eigentlich nur angesichts seiner Werke sprechen. Mag man auch Schönheit und Reichthum schildern, wie er seinen feinen, kunstreichen Händen entquillt, das Beste läſst sich nicht beschreiben. „Ueber den Dingen liegt ein Duft, ein Hauch: das ist das Beste“, sagt ein Modernster, und ein alter Meister war es, der sich zu der Behauptung verstieg: „Schöpft des Dichters reine Hand, Wasser wird sich ballen.“ Das Unsagbare zu sagen, ist des Dichters Werk. Das Unfaſsbare „mit reiner Hand“ zu erfassen und festzuhalten, ist des Künstlers. Den Duft aber, den Hauch, der über den Dingen liegt, zu schildern, das gelingt nur dem, der beides, Dichter und Künstler ist. Ein solcher „schilderer“ ist Adam Kunz.

München. Dr. Georg Habich.

Wiener Köpfe.

Von Stefan Großmann.

3. Victor Adler.

Vor kaum einem Jahre hatten die Wiener einen Berliner Freidenker zu Gaste. Er hat in Oesterreich ein paar Vorträge gehalten, die ihm verhängnisvoll genug wurden. Bei seinem Wiener Referate waren so ziemlich alle Spielarten und Intelligenzen des hiesigen Radicalismus anwesend. Der Redner war eine große, turnerische Erscheinung, blondes Haar und lichtblaue Augen. Was er sprach, war gut und richtig, nur gerade sehr originell schien es nicht. Aber wenn einer liebevoll zuhörte, konnte er merken, daſs der Redner ganz gut wuſste, wie wenig Neues er sage. Unter den Selbstverständlichkeiten, die er sprach, konnte man — wenn man nur liebevoll zuhörte — eine Art unhörbares Seufzen vernehmen, etwas wie ein Eingeständnis: Hieher gehören nur meine vordersten Gedanken! ... Das gab seiner Rede einen melancholischen Grundton, der mit der Blondheit und Blauäugigkeit des Redners harmonierte ... Nach dem Vortrag näherte sich dem Redner ein kleiner Herr: Dr. Victor Adler. Beide Herren sprachen sehr höflich miteinander — eiskalt, wie in Eisen gepanzert — ein Kreis von Leuten bildete sich um beide, es entwickelte sich beinahe eine Discussion über die materialistische Geschichtsauffassung. Der Berliner mit seiner blauäugigen Redlichkeit war schon mitten im Thema, aber Dr. Adler fand rasch einen Witz und sprang aus. Die Umstehenden lachten ihm Beifall zu. Er schmiss ihnen noch einen billigen Witz hin und gieng — sehr höflich — davon.

Sah man damals den kleinen, behenden Ironiker neben diesem deutschen „Gemüthsindividualisten“ stehen, dann bekam man eine Ahnung, wie sehr sich der Typus des Volksführers in den letzten vier Jahrzehnten geändert hat! Der romantische Volksführer ist begraben. Nicht mehr die heroischen Naturen sollen die Führer im Kampfe sein, sondern es genügen die „anständigen Menschen“. Die brennenden, bis zur Religiosität erhitzten, unbewuſsten, die zuverlässigen, fanatischen Naturen sollen nicht mehr die Vorreiter in der Schlacht sein. Vermöge der „Wissenschaftlichkeit“ hat man die Rangordnung der Temperamente umgekehrt. Die Dirigenten der Revolution, das sind heute die skeptischen, bis auf den Grund erkalteten Geister, die unkriegerischen, die toleranten und bewuſsten Naturen.

Wenn einer das Leben Victor Adlers bis in seine Jugend zurückverfolgt, ich glaube, er wird in ihm keine einzige enthusiastische Dummheit entdecken. Niemals ist ein Revolutionär besonnener gewesen! Freilich könnte man fragen: Wann ist ein so Besonnener Revolutionär gewesen? Adlers aufrichtigste Weisheit und beste Wirksamkeit hat er selber auf dem letzten Parteitage in den Worten formuliert: „Das Gehirn ist ein Hemmungsapparat!“ ...

Es gibt keinen illusionsfreieren Politiker, als diesen Socialisten. (— Braucht ein Revolutionär keine Illusionen? —) Eine verbürgte Anekdote erzählt, daſs gelegentlich des Züricher Congresses Engels und Bebel an einem Abend gemüthlich beisammensaßen und berechneten, wann denn der große Kladderadatsch ausbrechen müſste? Sie einigten sich auf das Jahr 1898. Dr. Adler kommt hinzu, hört mit seiner lauernden Aufmerksamkeit die Berechnung an, dann sagt er, der Jüngste von den Dreien: „Ach, Ihr seid's jugendliche Hitzköpfe. Der einzig Alte unter Euch bin ich.“

Ich habe mir eine Zeitlang das Vergnügen gemacht, alle Versammlungen, in denen Adler sprach, zu besuchen. Niemals hat er ein enthusiastisches Pathos über die Lippen gebracht. Niemals steigt seine Rede wie eine lodernde Feuersäule ragend in die Höhe, aber dafür verliert er auch nie seinen Zuhörer, sondern hält ihn fest an der Hand. Er redet ganz langsam, die Masse soll nachkommen! Zerhackt jedes Wort in seine Silben, wie man einem Kinde Bissen vorschneidet, und bringt alles, auch das Erregende, in einem beruhigenden, pädagogischen Tone vor. Seine Reden sind daher stets von einer bewunderungswürdigen Reinheit und Präcision im Ausdrucke. Und nur, wenn er das Gefühl hat, daſs er seinen Hörer fest in der Hand hält, gestattet er sich eine von seinen vielbelachten Wendungen. Kürzlich hat man diese pädagogische Taktik an einem glänzenden Beispiel constatieren können. In einer Massenversammlung kam Adler auf die Festlichkeiten dieses Jahres zu sprechen. Die ganze Versammlung horchte auf. Das war ein sehr gefährliches Thema, Glatteis! Dr. Adler machte ganz sorglos ein paar Schritte nach vorwärts: „Ja, warum sollen wir uns denn an diesen Festlichkeiten nicht betheiligen? Wir sind auch dafür, daſs große Ereignisse nicht vergessen werden! Wir feiern dieses Jahr, lauter wie alle anderen, das Jubiläum der — — — 48er Revolution!“ Aber man braucht nicht zu glauben, daſs Adler jemals zur Rolle des gewöhnlichen, populären Versammlungsclown herabsänke! Sein Witz ist bis in die letzte Wirkung beabsichtigt und bewuſst. Einmal, wenn ich nicht irre, noch während des Ausnahmszustandes, war Adler in einer sehr aufgeregten Arbeitslosenversammlung. Vor dem Saale, auf der Gasse, waren ganze Colonnen berittener und unberittener Polizisten aufgestellt. Irgend ein Conflict schien unausweichlich. Da betritt als letzter Redner Adler die Tribüne. Einen Moment bleibt er (wie gewöhnlich) ganz still auf der Tribüne. (Der Lehrer wartet, bis die Classe ruhig wird.) Dann, wie er alle Zügel der Versammlung in seinen Händen hält, sagt er laut:

„Genossen, wenn wir jetzt hinausgehen, wird uns ein ganzes Spalier von Berittenen empfangen. Gehen wir würdevoll durch dieses Spalier. Jeder von uns wird sich wie ein empfangener Potentat vorkommen!" Dieser Satz wirkte wie ein chemisches Reagens. Der ganze Groll der Versammelten löste sich in überlegene Heiterkeit auf ...

Gegen Adler gehalten, sind alle socialistischen Führer, Bebel ebenso wie Jaurès, Romantiker, und man muss sich eigentlich nur fragen, wie eine solche Natur, dessen größte Tugend Klarheit und Nüchternheit ist, der Leiter einer (zumindest einstmals) revolutionären Partei werden konnte. Seinen eigenen Parteigenossen wird oft unheimlich zu Muthe, wenn sie denken, wie geschickt und rapid dieser allzeit kühle Kopf arbeitet. Am letzten Parteitag sagte einer der populären Führer von ihm: „Dr. Adler hat die Gewohnheit, in schwierigen Fragen mitten durchzuschwimmen". Ach, und die anderen sind natürlich soviel unbeholfenere Schwimmer! Wie kommt's, dass Adler trotzdem, trotz aller „Sclavenaufstände", so sicher im Sattel sitzt? Vielleicht rührt es daher, dass er vor allem einen sicheren Blick für seine historische Aufgabe hat. Ueber wieviel Intelligenz, welche er eigentlich in der Partei nicht ganz verwerten kann, verfügt dieser Mann! Aber er kann resignieren, kann sich Grenzen ziehen, dieser Geist kann schweigen! Er ist niemals ein Dilettant gewesen. Er macht sich seinen Genossen durch einen allzu ausgebreiteten Horizont nicht gern verdächtig, er weiß sich zu concentrieren ... Auf die großen Massen wirken eigentlich die gröberen Geister viel stärker. Pernerstorfer zum Beispiel wirkt mit seinen steten Orgeltönen aus deutscher Brust viel begeisternder. Aber Victor Adler kennt die Technik einer demokratischen Partei! Er wirkt nicht so sehr auf die Massen, als auf die der Masse entsprossenen Agitatoren, die Vermittler zwischen Partei und Volk. Die populären Redner, welche jene Talente haben, die Adler nicht hat, nämlich: Fanatismus, revolutionäre Hitze, Gläubigkeit, sind seine überzeugtesten Anhänger. Vermittelst dieser mittleren Intelligenzen, die ganz im Banne seines scharfen und gründlichen Geistes stehen, führt er die ganze Partei. Einer von diesen hat einmal in einer Versammlung wüthendster Adler-Gegner gesagt: „Ach was, Dr. Adler hat mehr Verstand, wie alle „Unabhängigen" zusammen". Ein Anarchist antwortete: „Zuwenig Verstand hat er ja nicht! Eher zuviel!!"

4. Hermann Bielohlawek.

Herr Abgeordneter Bielohlawek, ein Freund und ich saßen unlängst an einem Vormittag in einem stillen Schachzimmer des Café Central.

„Sie dürfen von mir nicht eine ganze Weltanschauung erwarten. Ich bin ein schlichter Arbeiter, Schlosser von Beruf, ich war in zwei der bedeutendsten Eisenhandlungen Wiens beschäftigt und habe mir mein Wissen autodidaktisch erworben. Uebrigens glaub' ich nicht, dass man schon ein höheres Wesen ist, wenn man nur bei ein paar Prüfungen durchgefallen ist ..."

Wir lachten bereitwillig.

„... Zu meiner Zeit waren die Schlosser andere Leute. Sie haben zwar in sogenannten antihygienischen Räumen geschlafen, aber es waren starke Leute. Heutzutag' werden Sie so einen kräftigen Menschen höchstens auf den Placatbildern finden ... Um aber auf das Thema zurückzukehren, ich bin ein Mann des praktischen Lebens. Das Ziel der Politik ist: zufriedene Menschen erzeugen! Sehen S', es kommt vor, dass einer theoretisch die besten Ideen hat, praktisch werden diese Ideen oft geradezu schädlich. Zum Beispiel: Schultze-Delitzsch. Der ist doch gewiss ein sehr hervorragender Geist gewesen. Und trotzdem sind diese Genossenschaften oft geradezu eine Schädigung des arbeitenden Volkes. Seh'n Sie, zum Beispiel, diese Auszahlungen am Schlusse eines Jahres sind nichts anderes als ..."

Es folgte ein wahrscheinlich sehr instructiver Vortrag über Genossenschaften. Aber wir wollten uns nicht ins Detail verlieren. Schließlich gestattete ich mir einen Einwand:

„Herr Abgeordneter, gestatten vielleicht eine Frage. Das praktische Leben muss doch in einem Menschen mehr als nur politische Reflexionen erzeugen, gewisse menschliche Gedanken. Besteht zwischen diesen und den Grundsätzen des Christenthums keine Differenz?"

„Sie meinen wahrscheinlich das Gebot der Nächstenliebe gegenüber dem Antisemitismus. Da muss ich Ihnen sagen ..."

„Nein, das macht nichts. Ich meine, kann man denn im praktischen Leben mit den Vorschriften des Christenthums immer übereinstimmen?"

„Ja, da werd' ich Ihnen was sagen. Ich richte mich nicht nach den Vorschriften der Kirche. Die geh'n mich gar nix an. Sonst wär' ich ja ein Clericaler. Für mich gilt das, was in den Evangelien steht, und selbst da würden wir uns nicht daran stoßen, wenn uns etwas nicht passen würde ... Aber es wär' ja zum Verzweifeln, wenn mit diesem Leben alles aus wäre. Für mich ist der Gedanke an den Heiland in schweren Stunden ein Trost gewesen. Bedenken Sie, wie sehr die Verbrechen wachsen würden ohne den Glauben an Gott, die Genussucht würde ungeheuer wachsen ..."

„Aber die Verbrechen sind doch zu drei Viertel nur eine Folge der socialen Noth."

„Oh ja, aber glauben Sie, meine Herren, das wird aufhören? Höhere und niedere Menschen wird es immer geben, auch wenn der Traum vom Dr. Adler in Erfüllung geht. Und es wird einen Menschen, der zwei Gulden bekommen wird, wenn der andere fünfzig kriegt, ebenso ärgern, wie wenn er heute einen Gulden fünfundzwanzig und der andere fünfundzwanzig Gulden kriegt. Ja, selbst wenn der andere, wie bei Bellamy, einen Lorbeerkranz kriegt, so wird der ohne Lorbeerkranz unzufrieden sein!"

„Meinen Sie nicht, dass auch aus der Unzufriedenheit etwas Gutes, Besseres entstehen kann?"

„Ja, das ist der Standpunkt von Hegel: Alles ist vernünftig. Dann ist der Raubmörder auch vernünftig. Ich bitte, meine Herren, weil wir von Zufriedenheit reden, betrachten Sie die Lage der Tramwaykutscher. Was haben wir denen nicht alles durchgesetzt! Statt achtzehnstündiger Arbeitszeit die zwölfstündige, jede 14 Tage einmal frei, und trotzdem sind die Leute nicht zufrieden. Sie werden sich dadurch noch alles verderben. Aber wir wissen ja, von wem das geschürt wird."

„Möchten mir, Herr Abgeordneter, noch eine Frage gestatten?"

„Bitte. Sie wollen wahrscheinlich meine Stellung zum Antisemitismus wissen?"

„Danke, nein, Herr Abgeordneter, Sie werden ja die Debatte über die Riehl'sche Avenue gelesen haben. Es wär' interessant, auch Ihre Ansichten über Kunst zu hören. Die Vertreter des Volkes entscheiden ja auch über solche Sachen."

„Ja, ich stehe auf dem Standpunkt: Zuerst kommt der Magen, dann kommt die Aesthetik. Wo es umgekehrt ist, meine Herren, da können wir, z. B. in Venedig, den Verfall erblicken."

„Die anderen Künste? Die moderne Literatur?"

„Nein, da bin ich ein entschiedener Gegner. Uebrigens, wer ist denn da?"

„Na, das kann man doch nicht sagen. Zum Beispiel ein Genie wie Ibsen."

„Ibsen? Na ja, wie er die Sachen macht, ist ja ganz schön. Aber glauben Sie, dass die modernen Ehebruchsstücke ihre Wirkung haben? Sie sollen doch abschrecken! Wie manche Frau ist aber dadurch erst auf eine Idee gekommen."

„Die Weiber waren all'weil schlecht," sagte mein Begleiter.

„Oh ja, das ist richtig. Aber so doch nicht. Früher einmal hat sich ein Mädel ja auch hergeb'n, aber höchstens aus Liebe. Heutzutage? In meiner Nähe ist ein Gasthaus, wann da der Hausknecht in den Keller geht, schleichen ihm gleich drei, vier Madeln nach." —

Das Gespräch wurde jetzt gemüthlich.

„Ja, meine Herren, meine Stelle ist keine leichte. Ich hab' früher gar nicht g'wusst, was das bedeutet: Reichsrathsabgeordneter sein. Bis zur höchsten Stelle sogar ist einem die Thüre offen. Da muss man ein eiserner Charakter sein. Sie können sich gar nicht vorstellen, was für Versuchungen da an den Erwählten des Volkes herantreten. Man muss sich oftmals krampfhaft halten. Aber bei uns Christlichsocialen wird keiner, der ein Unrecht begeht, geduldet .... Uebrigens, die Regierung hat eine fünfte Curie geschaffen. Von was aber die Abgeordneten leben soll'n, hat s' nicht g'sagt. Besonders jetzt, wo die Bude geschlossen ist."

Die Woche.

Politische Notizen.

Graf Taaffe führte bekanntlich die Politik „von Fall zu Fall", solange, bis er selbst fiel und mit ihm auch Oesterreich wieder einmal glatt am Boden lag. Ein nicht viel besseres System verfolgt Baron Gautsch: Er betreibt eine Politik vom Regen in die Traufe.

Vor dem obstructionistischen Platzregen, der die sonst so trockenen Verhandlungen des Abgeordnetenhauses unterbrach, flüchtete Baron Gautsch unter die Landtags-Traufe. Alle die Abflusswässer des populären Unwillens, der nationalen Unverträglichkeit, der staatsrechtlichen Quertreiberei, die vermöge der verhältnismäßig geschützten Construction des Centralparlaments ins Abgeordnetenhaus nicht eindringen können, sammeln sich hier, in den Landtagen, an. In zahlreichen kunstvollen Rinnen, wohlverwahrt, dass auch nicht ein Tröpfchen davon verloren gehen kann, werden sie aus jeder einzelnen Provinz, durch die Mündungen der siebzehn Landtage hindurch, in die eine große Landtags-Traufe zusammengeführt. Dort hat sich das regenscheue Ministerium Gautsch untergestellt, und in der That geht ihm jetzt schon, elf Wochen nach seinem Regierungsantritt, das Wasser bis an den Mund.

Im Abgeordnetenhaus gelangte nur der Kampf zwischen Deutschen und Czechen zum Austrag. Die übrigen sechs Nationalitäten mussten dort schweigend zusehen. In den Landtagen können auch die anderen sechs Nationalitäten miteinander raufen, und von dieser centralisierten Gelegenheit machen sie auch, durch das deutsch-czechische Vorbild aus dem Centralparlament angeregt, in den Provinzialparlamenten den ausgiebigsten Gebrauch: in Lemberg die Polen mit den Ruthenen, in Graz und Laibach die Slovenen mit den Deutschen, in Innsbruck die Italiener mit den Deutschen, in Görz und Parenzo die Slovenen mit den Italienern, in Zara die Kroaten mit den Italienern u. s. w. Die Landtage bieten ein so ausgedehntes Feld für die nationalen Streitigkeiten, dass sie neben diesen auch noch dem deutsch-czechischen Kampf reichlich Raum gewähren. Direct zwischen Deutschen und Czechen wird er, statt in dem einen Centralparlament, in drei Landtagen, Prag, Brünn, Troppau, indirect, in Abwesenheit der Czechen, durch Zustimmungskundgebungen, Sprachenverordnungs-Resolu-

tionen u. a. auch noch in allen anderen Landtagen, in denen Deutsche allein oder mit irgend welchen anderen Nationalitäten zusammengekoppelt sitzen, weitergeführt. An Stelle eines hat die Regierung jetzt siebzehn unbotmäßige Parlamente. An Stelle des einen böhmischen Staatsrechtes, das im Centralparlament zu Worte kam, hat sie jetzt vier, nämlich das böhmische, das polnische, das großkroatische und das italienische. Und an Stelle des einen Ministeriums, dessen Mitglieder durch die Obstruction im Centralparlament an allzuhäufigem Sprechen verhindert wurden, fungieren in den Landesparlamenten siebzehn Statthalter und Landeshauptmänner, deren jeder unbewacht eine Dummheit begehen kann, die nicht wieder gut zu machen ist. Kurz, wenn es der Regierung nach der Obstruction im Centralparlament noch irgendwie möglich war, nässer zu werden als nass: unter der Landtagstraufe ist's ihr gelungen.

•

Der Baron Gautsch ist doch ein recht komischer Herr. Als er zur Regierung kam, hatte er kein sehnlicheres Ziel vor Augen, als den Reichsrath zu schließen und die Landtage zu eröffnen. Das hat er auch erreicht. Aber damit ist's noch ärger geworden. Jetzt wieder sehnt sich Baron Gautsch nach nichts so sehr, als die Landtage zu schließen und den Reichsrath zu eröffnen. Aber das will jetzt gar nicht gehen. Der Unselige hat den Reichsrath gesperrt und kann ihn trotz aller Bemühungen nicht wieder öffnen, die Landtage hat er geöffnet, und nun kann er sie mit aller Gewalt nicht wieder zusperren. Ein merkwürdiger Schlosser das, dem jetzt die Schlüssel des Reiches anvertraut sind! Die Schlösser parieren ihm nicht, sondern er muss ihnen parieren.

•

Als die 1867er Verfassung gegeben wurde, nahm man, lediglich, um den staatsrechtlichen Idiotieen der czechischen Parteien zu schmeicheln, dort die ganz verkehrte Bestimmung auf, dass das Abgeordnetenhaus des Reichsrathes von den Landtagen zu beschicken sei. Was thaten die staatsrechtlichen Czechen? Unversöhnlich verweigerten sie im böhmischen Landtag die Beschickung des Reichsrathes. Infolge dessen wurde 1873 den Landtagen das Recht zur Beschickung des Reichsrathes genommen und der Urwählerschaft zurückgegeben. Was sagen jetzt die staatsrechtlichen Czechen im böhmischen Landtag? Wie aus dem Adressentwurf des Abg. Dr. Kramář hervorgeht, verlangen sie nun die Wiederherstellung des alten Zustandes, den nur sie selbst unmöglich gemacht haben. On revient toujours à ses premières . . . . sottises.

•

„Der Landtag will — heißt es auch in dieser Adresse — die legislativen und administrativen Einrichtungen, wie sie seit dem Jahre 1749 ins Leben gerufen wurden, nicht übersehen.“ Das ist wirklich sehr nett vom böhmischen Landtag. Man denke sich nur, der hohe Landtag wäre nicht so liebenswürdig und würde sich darauf steifen, alles, was seit 1749 geschehen ist, zu „übersehen“. Dann müsste Baron Gautsch sofort die historischen Archive öffnen und, streng nach archivalischen Forschungen, die Zustände wieder einführen, die am 31. December 1748 bestanden haben. Es gäbe das eine furchtbare Arbeit, die vielleicht mehrere Jahre in Anspruch nehmen würde. Aber dafür käme nachher auch reichlicher Lohn. Denn für die weiteren 149 Jahre wären wir — o welche Seligkeit! — alles politischen Denkens enthoben. Der Baron Gautsch, dem bei dieser rückwärts revidierten Geschichte die dankbare Rolle eines zweiten Staatskanzler Kaunitz zufiele, könnte durch Einsichtnahme in die Acten des Jahres 1749 u. ff. jeden Tag ganz genau erfahren, was er am folgenden zu thun hat, während er, wie die Dinge jetzt liegen, an jedem Tage zumeist nur weiß, was er am vorherigen hätte thun sollen. Alle Nationen des Erdballes, die uns jetzt um unserer Unsicherheit willen nur bemitleiden, würden uns dann um unsere sichere Entwickelung beneiden. Es wäre eine Lust, ganze 149 Jahre lang so streng nach Gindely leben zu können, und deswegen thut es mir eigentlich aufrichtig leid, dass Herr Dr. Kramář sich in seiner weltbewegenden Adresse nicht dazu entschließen konnte, die seit 1749 ins Leben getretenen staatlichen Einrichtungen zu „übersehen“.

•

Im oberösterreichischen Landtage bemerkte der Abg. Dr. Ebenhoch: „solange die Deutschnationalen nicht in erster Linie Oesterreicher seien, sei ein Zusammengehen mit denselben unmöglich“. Du lieber Gott, wer ist denn heutzutage „in erster Linie Oesterreicher“? Doch nicht die Förderalisten. Denn die sind principiell ganz gewiss in erster Linie nur Böhmen, Polen u. s. w., und erst in zweiter Linie Oesterreicher. Gerade mit ihnen aber geht Herr Dr. Ebenhoch zusammen. Er ist übrigens auch selbst ein Föderalist, nur, wie es scheint, ein solcher, der sich selbst nicht versteht.

•

Im mährischen Landtage sprach der Abgeordnete Baron Chlumecky mit Verachtung von „den radicalen Elementen, die vom nationalen Streite leben“. Glücklicher Baron Chlumecky! Er als Präsident der Südbahngesellschaft lebt von dem Streit um den Kaufschillingsrest, der seit Olims Zeiten zwischen der Südbahn und dem Staate schwebt. Und er lebt davon besser als die „radicalen Elemente“ und trägt nicht soviel Arbeit und Gefahr wie sie. Ueber die armen radicalen Schlucker, die sich noch keine Eisenbahn-Tantièmen erwirtschaftet haben, kann er wirklich lachen.

•

In der ganzen mehrtägigen Debatte, in der sich der mährische Landtag mit dem nationalen Ausgleich beschäftigte, ist dem Statthalter Baron Spens, nach seinem eigenen Geständnis, nur ein Satz „eingefallen“, und auch der ist nicht gerade neu, nämlich der Satz: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf der Erde“, auf den er in einer eigens zu diesem Zweck gehaltenen Rede den hohen Landtag mit unverkennbarem Wohlwollen „aufmerksam machte“. Ja, wenn noch der Baron Spens im ersten Jahrhundert n. Chr. gelebt und etwa Statthalter von Galiläa gewesen wäre! Wenn er als solcher das neue Testament öffentlich anerkennend citiert und den Landtag von Galiläa auf das treffliche Buch „aufmersam gemacht“ hätte, so würde ihm ein gewisses literarisches Verdienst wenigstens nicht abzusprechen sein. Wenn aber anno domini 1898 dem Statthalter von Mähren in einer ganzen langen Berathung über nationale Fragen nichts Concreteres einfällt als ein Bibelspruch, dann kann er in Hinkunft ruhig zuhause bleiben. Die Autoren der Bibel haben selbst ausreichend dafür gesorgt, dass ihre Aussprüche bekannt werden. Die literarische Protection des Baron Spens, Excellenz, haben sie heute Gottseidank nicht mehr nöthig

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Variétés, „Le Nouveau Jeu“ von Lavedan; Vaudeville, „Paméla“ von Sardou. Berlin. Literarische Gesellschaft, „Die Bürgermeisterwahl“ von Max Burckhard; Ostendtheater, „Unter der Polarsonne“; Neue Freie Volksbühne, „Maja“ von Alb. Geiger.

• • •

In der Hofoper gastierte Herr Schmedes als Siegfried. Das Wagnis des Baritonisten, das Rollenfach des Tenors zu übernehmen, scheint bei ihm, soweit sich das nach der ersten Rolle beurtheilen läßt, geglückt zu sein. Der berühmte frühere Tenor der Pariser Oper, Jean de Reszke, hat dieselbe Entwickelung mit außerordentlichem Erfolge durchgemacht. Herr Schmedes bringt für den Siegfried so ziemlich alles mit, was diese ideale Heldengestalt verlangt: imposante Erscheinung, Jugend, Ausdauer, wohldurchdachtes und doch einfach scheinendes Spiel, weiche und genügend tragende Stimme. So ist denn auch der Erfolg ein vollständiger gewesen. Wir wünschten nur, dass Herr Schmedes auch in anderen Rollen mit demselben Erfolge auftreten würde, damit die seit Jahren schwebende Frage des ersten Heldentenors bei uns endlich einer befriedigenden Lösung zugeführt würde. Wir wissen ja längst, dass unsere einzige Stütze dieses Faches über Nacht zu stürzen droht; dann müssen wir nicht nur (wie neulich) die „Götterdämmerung“, sondern alle heroischen Werke absagen. Herr Friedrichs sang den Alberich musikalisch weit besser als im „Rheingold“. Das Ueberwiegen des sogenannten Sprechgesanges, der die musikalische Linie verwischt, ist mir niemals, weder theoretisch noch praktisch, sympathisch gewesen, zumal ich unzähligemale gesehen habe, wie durchaus überflüssig es ist, die dramatische Charakteristik durch eine musikalische Zerstörung herbeizuführen. Insbesondere ist Wagners Musik ein so getreuer dramatischer Ausdruck, dass die musikalische Genauigkeit allein schon das halbe Drama bildet. Das Spiel und die sprechende Geste des Herrn Friedrichs ließen abermals nichts zu wünschen übrig. Fräulein Michalek hatte mit der Stimme des Waldvogels wenig Glück. Sie fasste ihre Rolle viel zu energisch und tragisch auf. Gerade für das helle, lichte Gezwitscher des Waldvogels war die Stimme des Fräuleins Abendroth weit passender.

R. W.

•

Herr Victor Léon ist ein so gewandter und geschmackvoller Bühnenschriftsteller, dass er die ältesten und leersten Dramenstoffe scheinbar neu und interessant zu machen vermag. Das wissen wir seit den „Gebildeten Menschen“. Aus seinem jüngsten Stück „Die lieben Kinder“ — aufgeführt im Raimund-Theater — ist das zum Theil wieder klar geworden. Was geht darin vor? Ein gefühlvoller, ungebildeter, armer Vater und ein social höher stehender, scheinbar herzloser Sohn gerathen durch Misverständnisse in zahlreiche kleine, verhaltene Conflicte, bis sie sich nach einem offenen Ausbruch in rührender Erkenntnis wiederfinden. Also ein Väter- und Söhneproblem, nicht das Turgenjeff'sche oder das der „Einsamen Menschen“, sondern mehr in L'Arronge'scher Auffassung. Mit diesem Stoff aber weiß uns Herr Léon durch die Art seiner Bearbeitung — wenigstens stellenweise — zu versöhnen. Das schlage ich ihm sehr hoch an. Er verfügt in der That über ein ganz ausgezeichnetes Hilfsmittel, das fast schon ein Kunstmittel ist: er belebt die wichtigsten Situationen durch kleine, feine Züge von Naturbeobachtung, durch eine gute Charakteristik des Dialogs und einzelner Personen und im großen und ganzen durch eine sehr bestechende äußere Wahrheit — Regiewahrheit, wie man das nennen könnte. Er ist ein Schüler der modernen Bühnentechnik, ein Versteher der modernen Schauspielkunst. Künstlern wie Girardi und Fräulein Niese gibt er zu Feinheiten und Nuancen Gelegenheit, für die wir fast so dankbar sind, wie für eine Dichtung. Und er zwingt die ganze Darstellung seiner Stücke zur Vollkommenheit, indem er selbst vollkommen bühnengemäß bleibt. Da es ihm nun schon einmal versagt ist, uns als Poet und Persönlichkeit zu erobern, so sucht er uns wenigstens auf diese indirecte Weise, durch Sachen und Sächelchen, beizukommen. Er ist ein Neuerer im künstlerischen Sinne, nur einer, der bescheiden von unten hinaufreformiert (und das auch nur manchmal). Er bringt einen lebenswahren Ton auf die Bühne, und wir lernen bei dieser Gelegenheit einsehen, dass ein guter Ton auf der Bühne so viel gutzumachen vermag, als ein schlechtes dramatisches Motiv schlecht macht. Er modernisiert L'Arronge, und wir lernen einsehen, dass wir sogar dieses Genre einen Abend lang zu ertragen oder vielmehr zu vergessen imstande sind, wenn es nur in modernem Gewande steckt. — Sind Herrn Léon „Die lieben Kinder“ auch nicht vollständig geglückt, so bricht doch seine Art, wie ich sie gezeichnet habe, auch hier sichtbar durch.

A. G.

• • •

Digitized by Google

Eine Einrichtung, die jetzt an den Hoftheatern einen beständigen Anlass zu Klagen gibt, ist die Vereinigung der Hoftheater-Cassen und das seither überhandnehmende Auftreten der Agiotage. Von allen Seiten bestätigt man mir, dass es nie schwerer war, zu den Vorstellungen Karten zu bekommen als jetzt, und zwar auch dann, wenn das Haus nicht ausverkauft ist. Vor allem ist gegenwärtig der Andrang zu den beiden Cassen ein verdoppelter, da sie nur einen gemeinsamen Eingang haben. Dadurch allein kostet das Billetnehmen die doppelte Zeit. Es kommt überdies vor, dass an Tagen, wo zur Oper ein starker Andrang herrscht, auch die Burgtheaterbesucher durch diesen Andrang zu leiden haben, obgleich bei getrennten Cassen zum Burgtheater allein mit Leichtigkeit Karten zu haben wären. Ich kenne einen Fall, wo dem betreffenden Theaterbesucher infolge des starken Andranges nichts anderes übrig blieb, als sich an einen der Agioteure zu wenden, die sich jetzt mit großer Ungeniertheit in den Gängen der Oper breit machen. Als er dann das Burgtheater besuchte, fand er das Haus auffallend leer. Und zu dieser schlecht besuchten Vorstellung musste er das Agio bezahlen! Einfach weil an demselben Tage die Oper ausverkauft war. Man kann sich denken, was für glänzende Geschäfte unter diesen Umständen die Agioteure machen. Sind diese Herren einmal zur Cassa gelangt, dann habe ich selbst Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie sie mehreremale von einer Casse zur anderen übergehen und sich so in kurzer Zeit auf die bequemste Art eine hübsche Anzahl Billets sammeln. Das wäre nicht möglich, wenn sie zwischen Burg und Oper hin und her zu gehen hätten. So aber betreiben sie den doppelten Effect mit einfachen Regiekosten. Sie sind ihrer weniger und handeln ausgiebiger. Niemand ist heutzutage so naiv zu glauben, dass die einzelnen Agioteure ihr Geschäft auf eigene Rechnung und Gefahr betreiben. Sie sind, ebenso wie die Claque, organisiert und von einer Centrale geleitet. Es wird nicht schwer sein, diese Centrale aufzufinden. Das regelmäßige Publicum, das häufig bei den Cassen verkehrt, kennt die Agioteure längst und wird gerne die Hand zu ihrer weiteren Verfolgung bieten. Ob wir dann nicht eine kleine Ueberraschung erleben, das überlasse ich der weiteren Entwickelung dieser Angelegenheit. Die Hoftheater-Intendanz aber, die seinerzeit bei der Vereinigung der Cassen die erwähnte Consequenz offenbar nicht vorausgesehen hat, erlauben wir uns auf diese Misstände aufmerksam zu machen. Der Intendanz liegt doch wohl daran, dem Publicum den Bezug der Karten zu erleichtern und es nicht durch Erschwerung desselben vom Besuch des Theaters abzuhalten. Oder nicht?

•

Der Hugo Wolf-Verein gab am 12. d. M. sein zweites öffentliches Concert. Die begeisterten Anhänger des Componisten haben sich auch diesmal zahlreich eingefunden und haben die alten und neuen Lieder ihres Lieblings mit Freuden begrüßt. Von den letzteren haben nicht nur die humoristisch-schalkhaften, sondern auch die satirischen und trotzigen (wie Göthes Kophtische Lieder) besonderen Beifall gefunden. Hingegen schienen die Mignon-Lieder nicht recht anzusprechen. Herrn Dippel kennen wir bereits als ebenso eifrigen als trefflichen Interpreten der Wolf'schen Muse; als solcher hat sich diesmal auch Herr Garrison mit Erfolg eingeführt. Ein Ereignis aber, das ich nicht bloß summarisch erwähnen kann, war das Erscheinen der Frau Paula Neusser-Mark. Das Publicum hat ihr einen überaus herzlichen und feierlichen Empfang bereitet, und ihr Gesang erweckte bei ihm die schönsten Erinnerungen an ihre so ruhmreiche Thätigkeit an der Oper. Was wir an ihr als Opernsängerin verloren haben, merkte man an so mancher feinen Wendung des Vortrages, die andere Concertsängerinnen gewiss fallen gelassen hätten. Es schien, als hätte sie die mimische Darstellung der so schön gesungenen Lieder nur mit Mühe unterdrückt. Der Beifall, mit dem Frau Neusser-Mark überschüttet wurde, und die nicht endenwollenden Hervorrufe scheinen dafür zu sprechen, dass das Publicum erwartet, die beliebte Sängerin noch öfters in ihrer neuen Sphäre begrüßen zu können. Es wird darin einen Ersatz suchen für die große Lücke, die sie an der Oper zurückgelassen hat. R. W.

Bücher.

Germanicus: Bebel im Lichte der Bibel. Der Socialismus und die Frau in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. I. Theil. Leipzig, A. Deichert Nachf., 1898.

Unter dem Pseudonym verbirgt sich ein lutherisch gläubiger, ehrlicher preußischer Conservativer, wahrscheinlich ein Rittergutsbesitzer (S. 72 erwähnt er seinen Hofmeister), der erkannt hat, dass die Bibel durch und durch social, der Capitalismus durch und durch unsocial und unchristlich ist, der aber natürlich von seinem Standpunkte aus die Socialdemokratie für eine verderbliche Verirrung halten muss, und der daher die Reformbestrebungen der Christlichsocialen empfiehlt. Der guten Absicht entspricht die Ausführung nur sehr unvollkommen. Zunächst fällt auf, dass das im Titel genannte Thema eigentlich gar nicht abgehandelt wird; vom Socialismus in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist zwar hie und da gelegentlich die Rede — „die Frau" soll im II. Theile dran kommen — aber die Anordnung ist die, dass unter Ueberschriften wie: Arbeit; Arbeitgeber und Arbeitnehmer; Lohn; Almosen; Genussucht; Ackerbau; Landarbeiterfrage; Handwerk und Industrie u. s. w., die gesellschaftlichen Verhältnisse dargestellt werden, wie sie nach der Bibel sein sollen und wie sie in der heutigen schlechten Wirklichkeit sind. Weitere Mängel ergeben sich daraus, dass es dem Verfasser zwar nicht an Belesenheit auf allen Gebieten, wohl aber an historischer und nationalökonomischer Durchbildung fehlt. So kommt es, dass mit ganz nützlichen statistischen Angaben wie S. 110 ff. über die Arbeitszeit der Bäcker, Kellner, Müller und die Kinderarbeit wertlose Kapuzinaden, mit originellen Gedanken, wie dem über den berechtigten Kern der Weltreichidee (S. 168—179) Gemeinplätze wechseln. So kommt es ferner, dass die Judenfrage in den ausgefahrenen Geleisen des Antisemitismus weitergeschoben, die Bedeutung des Zinses missverstanden, auf Caprivis Handelsvertragspolitik gescholten und in die bekannten Klagen über das römische Recht eingestimmt wird, die auf der Verwechselung von Culturzuständen und Wirtschaftsstufen mit Nationalitäten beruhen. So kommt es endlich, dass der Verfasser, der offenbar vom wissenschaftlichen Socialismus keine blasse Ahnung hat, diesen widerlegt zu haben glaubt, wenn er Bebels populäres Büchlein widerlegt hat. Außerdem irrt er sich gründlich in der Beurtheilung seiner Parteigenossen. Wenn sich auch die Christlichsocialen, meint er, der conservativen „Fractionspartei" gegenüber kühl abwartend verhalten müssten, „principiell kann und will der christliche Socialismus nichts sein als die idealste Richtung des wahren Conservatismus." Der Conservatismus, dem er huldigt, mag noch in einzelnen Exemplaren: wohlwollenden Bureaukraten, ehrlichen Soldaten, altmodisch frommen Rittergutsbesitzern vorhanden sein, als einflussreiche Gruppe besteht er nicht mehr. Nachdem Bismarck selbst die heutigen Conservativen als gewöhnliche Streber charakterisiert hat — die im Bunde der Landwirte hervortretende Seite des „conservativen" Geistes konnte er nicht gut abfällig beurtheilen — brauchen wir gewöhnlichen Sterblichen darüber nichts mehr zu sagen. Uebrigens können wir das Büchlein den Stumm und Genossen wie den Ploetz und Genossen nur empfehlen; es kann niemals schaden, wenn diesen Herren einer ihrer Standes- und Parteigenossen den Text liest. —e—

Gustav Müller: Gut und Geld. Volkswirtschaftliche Studien eines Praktikers. Stuttgart, Fr. Fromanns Verlag (E. Hauff). 1897.

Der Verfasser ist Kaufmann in New-York und mit den Kenntnissen seines Standes ausgerüstet, aber nicht in einseitig kaufmännischer Auffassung befangen, sondern durchaus befähigt, das Wesen der volkswirtschaftlichen Vorgänge richtig zu erfassen; nur gewissen capitalistischen Vorurtheilen hat er sich noch nicht vollständig zu entwinden vermocht, und daher polemisiert er so viel gegen die Volkswirtschaftslehre von Karl Jentsch; die Polemik beruht großentheils auf Misverständnissen. Das Buch ist frisch und ansprechend geschrieben und als populäre Einführung in die Nationalökonomik zu empfehlen. Die Capitelüberschriften lauten: Der Reichthum, das Capital, der productive und der unproductive Verbrauch, der Lohn, der Gewinn, die Rente, der Wert, das Geld, die Productivität der Nationen, der Welthandel, Freihandel und Zollschutz, die Krisis, die Grenzen des Reichthums. —n—

Stuart Merrill: Poèmes. Paris, Société du Mercure de France 1897.

Der Verlag des Mercure de France ist der Pariserische S. Fischer, der seinerseits der Cotta für die jüngere Generation ist. Merrill wandelt auf den Spuren Verlaines; das bezeugt jede Seite seines Bandes. Ohne Verlaine wären Zeilen nie geschrieben worden, nie: La blême lune allume en la mare qui luit . . . und

Au ras de la plaine plate
Le soleil écarlate
Se bossue en dôme d'or.

Ohne Verlaine hätte es keine „danses aux cadences", keine „pilastres des balustres" und so vieles andere nicht gegeben in dem kunstreich gemachten, von seltenen und reichgeschmückten Worten wimmelnden Buche dieses Dichters. Man wird die Bewältigung der großen Schwierigkeiten nicht verkennen, aber am Ende doch wie der gute Raimund in jener Wiener Anekdote fragen: Hat ihm's wer geschafft? Und darum sprechen uns jene Lieder Merrill's weit mehr an, in denen er durch Liebesleidenschaft von seiner Sprachdrechselbank fortgerissen wird, wie in dem schönen:

Ah! folle, folle, tout l'automne
Ne dormait-il pas en tes yeux?

E. R—t.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau," Februar: Hermann Hüffer über Annette von Droste-Hülshoff (mit ungedruckten Gedichten und nicht gerade hervorragend bemerkenswerten Briefen). — „Leben und Reizbarkeit" von J. Reinke. Untersucht die Frage, ob die Reizbarkeit zu den fundamentalen Eigenschaften der Organismen gehört, durch welche diese sich von allem Leblosen unterscheiden, oder ob sie auch im Bereiche des unbelebten Stoffes zu finden ist. Bejaht das zweite. Reiz ist durchaus dasselbe wie Auslösung, also eine mechanische, beziehungsweise chemische Erscheinung, die in jedem Stoffe von labiler Structur und in jedem labilen körperlichen System möglich ist. Jede Maschine, jede Taschenuhr, jeder Sprengstoff ist „reizbar". — Gut charakterisiert wird, in einem nicht unterzeichneten Aufsatz der verstorbene W. H. Riehl. Sein Conservatismus wird als ein Zurückgehen auf Volksthümlichkeit und Instinctmäßigkeit, als eine Art Reaction gegen die rein juristische Auffassung des Gesellschaftslebens bezeichnet. Psychologisch erklärt wird er aus dem Streben Riehls nach künstlerischer Anschauung und Harmonie. Justus Möser sei Riehls geistiger Vorfahr gewesen. „Beide waren Feinde des politischen wie socialen Rationalismus". — Hermann Grimm ist wieder mit einer seiner feinen Kunst- und Zeitbetrachtungen vertreten. Diesmal geben ihm neu erschienene Illustrationen zu Clemens Brentanos Chronica (von Wilhelm Steinhausen entworfen) den äußeren Anlass. Für Brentanos Buch findet er die Worte: „Ein Durcheinanderfluten von Resignation und Leidenschaft, seinem italienischen Blut entfließend. Etwas den Bildern und Versen Rosettis Verwandtes . . . Träumerei der kaum sich dem Leben erschließenden Jugend zum Gesetz menschlicher Existenz gemacht".

„Kunst und Kunsthandwerk", die bereits angekündigte Monatsschrift des Oesterreichischen Museums, hat dieser Tage mit einem Doppelheft (für Jänner und Februar) debutiert. Das geschmackvollste und eleganteste Druck- und Illustrationswerk, das seit reichlich langer Zeit in Wien hervorgebracht wurde. An der Spitze der Illustrationen stehen zwei doppelseitige Kalenderblätter, Farbendrucke, aus einem von Lefler und Urban herrührenden, vom Unterrichtsministerium angekauften Jubiläums-Kalender. Die kleinliche, überausführliche, sozusagen musivische Strichmanier dieser beiden Künstler ist bekannt. In ihrem liebenswürdigen Kalenderwerk aber macht sie sich vortheilhafter geltend als sonst; durch die sehr feine und warme Farbentönung wird sie wirksam gehoben. Der Text des Heftes enthält: „Aus der Burg Kreuzenstein" von Camillo Sitte (beschreibt mit großer Gewissenhaftigkeit die von Graf Hans Wilczek einer Restaurierung unterzogene, eine Stunde nordwestlich von Korneuburg gelegene Burgruine Kreuzenstein, ein architektonisch und durch reiche Sammlungen und Innen-

decoration interessantes Denkmal); „Die Zukunft der Kunstgewerbemuseen“ von Franz Wickhoff (betont hauptsächlich die Bedeutung der englischen und japanischen Einflüsse auf das moderne Kunstgewerbe); „Felician von Myrbach“ von Berlepsch; „Englische Möbel seit Heinrich VII.“ von Hungerford-Pollen (Englischer Königsprunk beginne erst mit den Friedenszeiten Heinrich VII., aus dem Mittelalter gebe es nur verschwindend geringe kunstgewerbliche Denkmäler); „Der Weizersaal im Museum zu Graz“ von K. Lacher; „Kölnische Steinzeugkrüge“ von Falke; „Wiener Kunstleben“ von L. Hevesi. Erläutert ist der Text durch prächtige photographische Reproductionen.

In der „**Revue de Paris**“ (15. Jänner) erinnert R. Allier an die aus naheliegenden Gründen wieder „zeitgemäße“ Affaire Calas, die Geschichte eines im vorigen Jahrhundert vollzogenen Processes, welche er den Werken Voltaires entnimmt. Calas, ein Hugenotte, wurde in Toulouse gerädert, weil er seinen Sohn, der zum Katholicismus übergehen wollte, getödtet hätte. Voltaire, dem diese Hinrichtung vom menschlichen und philosophischen Standpunkte aus ungerecht schien, bemühte sich, den Todten zu rehabilitieren. Er ruft zuerst die Minister zur Wiederaufnahme des Processes auf, und da diese und die Behörden ihm hartnäckiges Schweigen entgegensetzen, unternimmt Voltaire auf eigene Faust eine Art moralischer Enquête, die mit einem vollkommenen moralischen Siege des Verurtheilten und seines Vertheidigers endet. Voltaire selbst schreibt darüber: „Paris und mit ihm ganz Europa war ergriffen und rief nach Gerechtigkeit für die unglückliche Frau des Calas. Das Publicum hatte, längst ehe die Gerichte sprechen konnten, sein Urtheil gefällt. Als die gerichtliche Entscheidung endlich erfolgte, erfüllte Paris eine allgemeine Freude. Die Leute scharten sich plaudernd auf Straßen und Plätzen. Jeder wollte die so schwer heimgesuchte, nun so schön gerechtfertigte Familie sehen. Man bejubelte die Richter und rief ihnen Segenswünsche zu.

„**L'Humanité nouvelle**“ (Jänner) bringt Verse von Friedrich Halm und Julius von der Traun (ein Herr Paul Armand Hirsch ist der Uebersetzer), fernerhin ein Capitel aus Niels Lyhne und socialgeschichtliche, philosophische und literarische Aufsätze. Elie Reclus schreibt über eine interessante Erscheinung primitiver Religionen: den Glauben an das Nahrungsbedürfnis und die Nahrungsaufnahme der Schatten und Gespenster. Zahlreiche Belege dafür werden angeführt, und es zeigt sich dabei, dass manche unverständliche Volksgebräuche und symbolische Handlungen auf das Bestreben zurückzuführen sind, dem Durst und Hunger der Dahingeschiedenen genügezuthun. — Léon Bazalgette nimmt die neue Erscheinung des Naturismus zum Anlass, den Zola'schen Naturalismus einer Revision zu unterziehen. Der Führer der Naturisten, St. Georges de Bouhélier, hat Zola als einen Dichter gefeiert, in dessen Werken die ganze Erde mit Pflanzen und Menschen und der ganzen Natur erzittert; nur die Kenntnis des Göttlichen gehe ihm ab. Bazalgette stellt dieser vagen Definition eine vernunftgemäße Erklärung und Rechtfertigung Zolas aus seinen philosophischen Principien (niedergelegt in „Le Roman expérimental“) gegenüber. Zola sei ein Schüler und Fortsetzer Claude Bernards, des Begründers der experimentellen Medicin. Bernard hatte die Anwendung der mechanischen physico-chemischen Erklärungsmethode auf die Physiologie gelehrt. Zola gehe weiter und wolle dieselbe auch auf alle physiologischen und sociologischen Erscheinungen angewendet wissen. Der Materialismus also sei der Begründer des experimentellen Romans. Dass in demselben die irdischen Kräfte und Mächte der Natur zu besonderer Geltung kommen, verstehe sich von selbst.

In einem der letzten Hefte der „**Rivista politica e letteraria**“, die seit October in Rom erscheint, schreibt G. Ciraolo höchst interessant über die Camorra, jenen merkwürdigen neapolitanischen Geheimbund, der allen Bemühungen der Behörden trotzend sein Unwesen treibt. Der Verfasser meint, es sei ihm deshalb so schwer beizukommen, ja er sei schier unausrottbar, weil er tief in der Eigenart des neapolitanischen Volkes wurzle; namentlich versucht er in seiner psychologischen Motivierung darzuthun, welch wesentlichen Factor seines Bestehens die Frauen bilden. Die Neapolitanerin, zumal der niederen Stände, aus denen sich die Camorra vorwiegend recrutiert, ist ein primitives Instinctgeschöpf. Jedes Rechtsgefühl geht ihr ab, sie kennt kein anderes Gebot, als das ihrer Sinne und Leidenschaften, und die werden durch nichts heftiger erregt, als durch Kraft und Muth. Weit entfernt, einen Camorristen als Verbrecher zu verachten, ist sie stolz darauf, seine Geliebte zu sein. Willig erträgt sie mit ihm Verfolgungen, sowie Brutalitäten von ihm selber und schwört, trotz ihrer abergläubischen Furcht und Bigotterie, eher einen Meineid, als dass sie ihn verrathen würde. Die Verheißung aber, geliebt und begehrt zu werden, verleitet geradezu manchen jungen Burschen dazu, sich der gefährlichen Bande anzuschließen. Da in der Regel auch der von einem Camorristen Ueberfallene mit dem Angreifer insoferne in einem Bunde steht, als er ihn bei Gericht nicht nennt, um sich selber die persönliche Rache und Bestrafung vorzubehalten, ist es der Polizei fast unmöglich, der Camorra beizukommen. Den Ursprung der Camorra findet der Verfasser in der langdauernden Herrschaft der Spanier in Neapel. Das Messer der Camorristen scheint ihm ein Abkömmling der spanischen „Navaja“. Als einziges wirksames Unterdrückungsmittel empfiehlt er Ueberwachung und Disciplinierung der Proletarierkinder.

„Ideen“.

Von Multatuli.

Aus dem Holländischen von E. Otten.

(Fortsetzung.)

Ein Schriftsteller — jemand, der aus dem Schreiben einen Beruf macht — spricht, ohne dass er etwas zu sagen hat. Er liefert Ausdrücke da, wo kein Eindruck ist. Er spiegelt Bilder wieder, welche nicht bestehen. Er jagt nach pikanten Erwiderungen und muss ihnen die Wahrheit zum Opfer bringen.

Sogar dann, wenn die Wahrheit zufälligerweise pikant ist — so wie hie und da in deinem Buche — darf er sie nicht schildern so wie sie ist, kurz und einfach, sondern er muss sie auf das Prokrustesbett des Verlegers ausstrecken, welcher auf so und soviel Druckbogen rechnet. Er muss sie verzieren, ausschmücken, ankleiden ... das heißt, in einem Worte: er muss sie zur Lüge machen ....

Alles Schöne, welches Christus gesagt hat, würde keinen halben Druckbogen ausfüllen.

Ich machte einmal eine Reise auf einem französischen Schiffe. Der Capitän, ein wissenschaftlich außerordentlich gebildeter Mann, unterhielt ausführliche Correspondenzen mit allen möglichen Gelehrten und gebrauchte dazu einen seiner Officiere, welcher eigentlich keine sehr gute Erziehung genossen, dafür aber eine besonders gute Eigenschaft hatte: er verstand es vortrefflich, sich so deutlich als nur möglich auszudrücken. Mit jenem Manne sprach ich einmal über Stil, insbesondere über seinen Stil, welcher meiner Ansicht nach ausgezeichnet war.

— Mais ..... c'est tout simple. Avant de commencer, je me demande ce que j'ai a dire.

In diesen wenigen Worten liegt, glaube ich, die Taktik eines guten Stilisten. Aber .... daraus ergibt sich zugleich auch, dass es nur wenig zu schreiben gibt, denn: „On n' a pas toujours quelque chose à dire!“

Und wenn du nun nach dieser Regel die meisten Bücher prüfst, wirst du mit mir behaupten, dass nur sehr wenige Bücher gut geschrieben sind. Was thut z. B. jener Steinsäger in meinem Briefe? Oder dachte ich daran, dass ich sobald schon ein Beispiel für Schlechtschreiben nöthig haben würde?

Wer sich auf Gutschreiben verlegt, wird niemals etwas Besonderes hervorbringen. Diese meine Epistel ist folgendermaßen in die einfachste, d. h. in die beste Form gegossen:

Lieber Multatuli!

Ich kann nicht schreiben. M. H.

Aber dann wird man's nicht glauben. Und man würde mir mit vollem Rechte nicht glauben, wenn ich das schriebe. Man will Weitschweifigkeit, Vorrede, Zwischenrede, Nachrede u. s. w. Von wem ist doch jene amüsante Satire auf Vielschreiberei und Weitläufigkeit, welche zufolge einer Todesanzeige eines Conditors entstand? Ursprünglich wurden in derselben angegeben: Alter, Art und Dauer der Krankheit, Glaubensbekenntnis, Trostgründe für die Hinterbliebenen und noch tausend andere Dinge. Ein energischer Freund nahm die Schere zur Hand und nach einem tüchtigen Schnitt bestand die ganze Anzeige aus folgenden Worten:

Jan .... Soundso ist gestorben. Die Witwe setzt das Kuchenbacken fort.

Hier war die Kürzung gut und sehr angebracht. Wenn aber jener energische Freund mit seiner Schere auch zu mir käme, dann würde das Manuscript für den „Zeitspiegel“ nicht groß genug werden.

Ich sehe es dir an, dass du beschämt bist über deine Verwirrung von soeben, als ich dich fragte, was du von Walter Scott gelernt hättest. Inzwischen hast du dir eine Antwort ausgedacht; und zwar die folgende:

Die Aufgabe ist nicht immer und nicht ausschließlich die, etwas zu lernen. Jene Lectüre hat mein Schönheitsgefühl entwickelt ....

Deine Behauptung ist kühn, anmaßend, ja, mehr noch ..... sie ist unwahr.

Du bist doch ein Holländer? Ein Amsterdamer sogar, glaube ich. Nun, dann möchte ich jenes „entwickelte Schönheitsgefühl“ doch wohl einmal etwas eingehender betrachten und glaube, dass es am bequemsten ist, wenn ich gleich alle deine Stadtgenossen zusammen ins Auge fasse. Sie alle haben Walter Scott gelesen und Notre-Dame de Paris u. s. w.

Ihr alle athmet die Dünste schmutzigen Wassers ein ... das Wasser ist schwarz. Und doch leben in jener Stadt Schriftsteller, die Verse machen, in welchen Krystallbächlein rauschen und von ewiger Liebe erzählen .... oder murmeln, ich weiß es nicht.

Wenn zwischen der Klarheit des Wassers und der Liebe irgend welcher Zusammenhang besteht — was ich nicht leugnen will, denn alles Schöne ist verwandt — dann bin ich so frei, zwischen Schmutz und Gehässigkeit einen entsprechenden Zusammenhang zu suchen. Ihr anderen versteht diesen Zusammenhang nicht: Mangel an Schönheitsgefühl.

Eure Straßen sind krumm, schmutzig und bedrückend schwül. Eure Töchter laufen in jenen Straßen umher. Das stört Euch nicht: Mangel an Schönheitsgefühl.

Du gehst mit deiner Frau spazieren. Es ist schönes Wetter. Das Kind muss auch ein wenig in die frische Luft, und die Bonne folgt dir mit dem Kleinen. Nein ... du lässt die Bonne vorgehen, um sie im Auge zu behalten, denn du willst gern das Kind sehen, welches sie trägt. Auch ist es nothwendig, das Mädchen von Zeit zu Zeit vor heranrollenden Wagen und Droschken zu warnen ....

— Stützen Sie doch den Kopf ein wenig! ruft deine Frau, und sie hat recht. Denn jener kleine Kopf ist wohl etwas zu schwer für den schwachen Hals .... und dann die Erschütterung bei jedem Schritt .....

— Zur Seite! ... Zur Seite! ... Großer Gott!

Ja, zur Seite! Zur Seite für einen Handkarren. Zur Seite für einen Wagen voll junger Kälber, auf-, neben- und durcheinander

geworfen, deren Köpfe schwer über den scharfen Rand des Wagens hin- und hergleiten . . .

Jene Kälber sind so alt wie dein Kind, und man wird sie schlachten. Das stört dich nicht: Mangel an Schönheitsgefühl.

Ich habe Lust, dir eine kleine Geschichte zu erzählen, und überspringe das, was ich zu sagen hätte über viele Dinge, welche du täglich wahrnimmst und die dein Schönheitsgefühl — man pflegt es auch oft ästhetisches Gefühl zu nennen — verletzten müssten, wenn alles, was du bezüglich dieser Lectüre behauptest, wirklich wahr wäre. Ich könnte dir über feuchte Kellerwohnungen sprechen, über zerlumpte Bettler, über hässliche Verkaufsbuden in der Nähe der Kirchen, über Zeitungsannoncen gewisser Specialheilmittel, über aufgeputzte Frauenzimmer, welche dich auf der Straße anrufen, über widerliche Einrichtungen für . . . ich suche nach einem anständigen Worte . . . . . kurzum, ich hatte eine ganze Litanei bereit, welche ich dir an den Kopf werfen wollte, aber für diesmal kommst du noch gut davon. Ich will dir nun folgende kleine Geschichte erzählen.

Ich gieng spazieren — mit ihr. Weißt du was — lieben heißt? Oh, antworte nicht zu schnell! Es gibt nur wenige, welche das Recht haben, diese Frage aus vollem Herzen zu bejahen. Sie war mein Ideal, meine frohe Botschaft. Fanny — ich nannte sie Fancy — verstand mich so gut. Niemals fragte sie: wie lebst du doch eigentlich? Wovon bezahlst du deine Miete? Was isst du? Sie vergaß das alles, gleich als ob sie ich selbst wäre.

Und auch ich sah in ihr keinen Menschen aus Fleisch und Blut, mit Muskeln, Sehnen und Nerven . . . kein ausgefülltes Skelet. Allein das dauerte nicht lange, Ihr Herren mit Eurem Schönheitsgefühl!

Wir sprachen — nein, sprechen thaten wir nicht — wir dachten zusammen an Unsterblichkeit und Wiedersehen. Oftmals habe ich dir gesagt, dass ich nichts davon weiß. Aber an jenem Abende — allein mit meiner Fancy — glaubte ich etwas zu wissen. Wenigstens kam es mir sehr unwahrscheinlich vor, dass ich jemals Fanny oder meine Fancy verlieren sollte. War sie nicht ich? Dachten und litten wir nicht zusammen? War mein Fortbestehen möglich ohne das ihre? Was würde von mir übrig bleiben, ohne Fancy? Und konnte *sie* vergehen? Nein, nein, und tausendmal nein . . . ich *glaubte*!

Vor einem Schlächterladen hiengen zwei Schweine. Sie hiengen dort, klaffend, blutig und noch blutend. Der gespaltene Kopf des größeren stieß auf die schmutzige Straße und bog sich zur Seite mit schmerzlicher Wendung . . . .

Oh Multatuli, lache nicht! Ich würde dem fluchen, welcher darüber lacht . . . jenes Schwein küsste das kleinere, welches neben ihm hieng! Ich habe es gesehen! So hatte ich Fanny geküsst! Ernst, wehmüthig, traurig, gesenkten Hauptes ... so hatte ich Fanny geküsst.

Und als ich sie an mein Herz drückte, ich Thor, der ich glaubte einen Engel ohne Fleisch und Blut zu umarmen . . . . einen Engel, welcher Gedanke heißt und Gefühl und Liebe . . . . ah, da hatte ich etwas umarmt wie jenes arme Thier, das dort hieng und das aus seiner verstümmelten Leiche so laut und deutlich zu mir sprach:

— Auch ich habe gelebt, geathmet und gespielt. Auch ich habe, gleich wie du, begehrt, gefürchtet und genossen. Ich habe geliebt nach bestem Können und Vermögen . . . sieh, was sie aus *meiner* Liebe dort neben mir gemacht haben! Schau in mich und betrachte *deine* Liebe in deinem Innersten!

Und es kam ein Hund, welcher an dem träufelnden Blute leckte, das sich mit dem Kothe der Straße vermischte.

Und es giengen einige Mädchen vorüber, welche lachten.

Aber als ich dann von Fancy Abschied nahm, da nannte ich sie Fanny, so wie sie auch zu Hause genannt wird von ihren Eltern und Geschwistern, die ihren wahren Namen nicht kennen. „Fancy" hatte ich auf lange Zeit verloren.

Ach, wenn du wirklich glaubst, dass Romane und „solche Dinge" günstig auf den ästhetischen Sinn der Menschen wirken, so veranstalte doch eine Sammlung (lass dir von deinen Freunden dabei helfen) kaufe eine große, große Collection von solchen Büchern und schicke sie dann an die Herren, welche die Angelegenheiten der Stadt verwalten, in welcher du wohnst.

Und noch etwas. Lass in Zukunft bei Verurtheilungen von Mördern und Verbrechern ein- für allemal als Milderungsgrund gelten: „dass der Angeklagte in einer Stadt aufgewachsen ist, in welcher man durch die Zurschaustellung aufgespaltener Naturgenossen sich befleißigt hat, ihn von Kindheit an mit Blutvergießen vertraut zu machen".

Und nun komme ich wieder auf das Schreiben zurück. Sieh' hier, wie ich, der Anschauung jenes französischen Officiers entsprechend, die Geschichte von dem geschlachteten Schwein hätte erzählen müssen:

„Es müssen außerhalb der Stadt Schlachthäuser errichtet werden."

Aber würde das etwas genützt haben? Gewiss nicht! Fanny muss dabei ins Treffen geführt werden und die Unsterblichkeit und endlich auch Fancy.

Aber nein, das geht nicht. Ich wenigstens werde es nicht thun.

Was zwischen Fanny und mir vorgeht, das gehört *mir*. Ich kann das nicht weggeben, wenigstens nicht verkaufen, ohne unkeusch zu sein.

's ist wahr ... so und soviel für den Druckbogen ...

Aber verstehst du denn nicht, dass dann auch die feile Dirne in ihrem Rechte sein würde, wenn sie soviel Liebe für soviel Geld gibt?

Vielleicht ist 's wohl für ihre Mutter. Vielleicht unterhält sie die Brüder und Schwesterchen mit ihrem ekelhaften Verdienst. Das wäre möglich, und dann ist sie — Engel oder nicht, jedenfalls aber tief gefallen — der gute Engel ihrer Familie ... wenn sie auch nicht gut ist.

Dummes Wortspiel ... ich bin wie ein Franzose. Oh, wenn du die Briefe lesen würdest, welche ich Fanny schrieb — vor dem Anblick jenes armen Schweines! Jene Briefe waren aufrichtig. Es war Geist darin und Gefühl und Feuer und das alles mit Einfalt. Sie hatte ich lieb, et j'avais toujours quelque chose à lui dire!

Aber dir kann ich nicht solche Briefe schreiben, wie Fanny. Kann das Mädchen, welches sich verkauft, dir das Lächeln geben, welches ihre Lippen umspielte, bevor sie wusste, was sie mit einem solchen Lächeln verdienen konnte?

Die schönste Zeile, welche vielleicht jemals geschrieben wurde — du wirst verwundert sein, lieber Freund — steht in dem deutschen Verschen, welches bei meinem Manuscript lag. Nicht *ich* hatte jene Zeile geschrieben; sie stammt vom kleinen Max, einem Kinde von fünf Jahren.

— Mutter, wenn ich groß bin, werde ich dich so lieb haben, dass ich dir einen Stern geben kann.

Nimm dir einmal vor, eine Abhandlung über die Liebe zu schreiben, und versuche, ob du in hunderttausend Zeilen etwas zustande bringen kannst, das soviel über die Macht der Liebe und des Liebhabens sagt. Und dann sage nicht: wie kommt ein *Kind* dazu? Gerade ein Kind hat viel größere Chance, etwas Gutes zu sagen, als ein Schriftsteller . . . . Es braucht die Bibel nicht zu lesen, um zu *fühlen*, dass die Liebe Alles überwindet.

(Schluss folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek
Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock
Assistent: Ernst v. Rosmann.
Telephon Nr. 10029.

„**Observer.**" Es war zweifellos eine zeitgemäße Idee, ein Bureau in Wien zu gründen, in welchem alle hervorragenden Journale der Welt (in deutscher, englischer, französischer und ungarischer Sprache) unter besonderer Berücksichtigung der österreichischen Tagesliteratur gelesen werden, um den Abonnenten jene Zeitungsausschnitte zuzusenden, welche sie persönlich (oder sachlich) interessieren. Die riesige Arbeit, welche dem einzelnen dadurch erwächst, aus allen wichtigen Blättern die ihn interessierenden Zeitungsnotizen zu suchen, entfällt nunmehr, da das Bureau „Observer", welches behördlich concessioniert ist und in Wien, IX., Türkenstraße Nr. 17, seinen Sitz hat, diese Sammelarbeit besorgt und seinen Abonnenten jene Zeitungsausschnitte regelmäßig zusendet. Der „Observer" zählt trotz seines kurzen Bestandes Minister, Abgeordnete, Diplomaten, alle hervorragenden Bankinstitute, Industrielle, Künstler, Handelskammern u. s. w. zu seinen Abonnenten.

Henneberg-Seide
nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen.

schwarz, weiss und **farbig** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carrirt, Damaste &c. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins &c.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (k. u. k. Hoflieferant).

Nach der Confiscation zweite Auflage!

Die Zeit.

XIV. Band. Wien, den 26. Februar 1898. Nummer 178.

Zwischen-Ministerien.

Die österreichische Camarilla ist ein dummer Teufel: schlecht, aber doch auch ein Bischen ungeschickt. So oft für sie der sehnlichst erwartete, lang vorgeahnte Moment kommt, wo einem der ihrigen wieder die Gelegenheit gegeben werden soll, als Präsident eines reactionären Ministeriums Oesterreich zu retten, ist sie in der Regel mit den dazu erforderlichen Vorbereitungen noch nicht fertig. Oesterreich muss jedesmal auf sie, beziehungsweise das von ihr zu schaffende neue Ministerium warten. Da aber inzwischen die Ministerstühle nicht unbesetzt bleiben können, weil sonst die Kopflosigkeit des Regimes aller Welt auffallen würde, besetzt man sie vorläufig mit einem wahllos zusammengestellten Zwischen-Ministerium. Diese Zwischen-Ministerien sind zu einer österreichischen Specialität geworden, nur noch mit einer Berufsthätigkeit vergleichbar, mit der der Dienstmänner, die sich dort, wo großer Menschenandrang herrscht, an die guten Plätze stellen, um sie späterkommenden Herrschaften zu sichern.

Die Geschichte der Zwischen-Ministerien in Oesterreich ist so alt wie die der Verfassung. Doch lässt sich zwischen früheren und späteren Zeiten ein leiser Unterschied bemerken. Die milderen parlamentarischen Sitten der früheren Periode machten es der Camarilla möglich, ein abgewirtschaftetes Ministerium, dem sie einen Nachfolger aus ihren Reihen geben wollte, noch eine Zeit lang im declassierten Zustande als Zwischen-Ministerium zu gebrauchen, während die neuere Periode sie immer mehr dazu zwingt, für die Uebergangszeit eigene Zwischen-Ministerien neu zu bilden. Das erste liberale Cabinet, das Ministerium Schmerling, war im Grunde genommen schon am 26. Juni 1865 gefallen, als eines seiner Mitglieder Graf Zichy auf Knall und Fall entlassen wurde. Schon damals wusste man auch den Namen des Günstlings der Camarilla, der mit der rettenden That der Verfassungssistirung nachfolgen sollte, des Grafen Belcredi. Doch hatte Belcredi noch kein Regierungsprogramm und kein Cabinet. Auch war das Budget vom Reichsrath noch nicht bewilligt. Deswegen musste das Cabinet Schmerling, gänzlich einflusslos, von seinen eigenen Parteigenossen schon missachtet, noch einen Monat länger als Zwischenministerium im Amte bleiben, das Budget im Reichsrathe durchbringen und dem Nachfolger Zeit zur Ausarbeitung seines Programmes und zur Zusammenstellung seines Cabinets verschaffen, bis es dann am 30 Juli 1865 recht ungnädig den Laufpass erhielt. Das war der erste Fall. Nach dem Bürgerministerium, 12. April 1870, amtirte das Uebergangsministerium Potocki, bis Graf Hohenwart sich am 4. Februar 1871 bereit erklärte, Oesterreich zu beglücken. Die liberale Aera, die bald darauf folgte, endete 1879, genau spätestens im Februar 1879, wo der Ministerpräsident Fürst Adolf Auersperg und der Sprechminister Dr. Unger ihre Entlassung nahmen. Der autoritäre Nachfolger war schon bestimmt, Graf Taaffe. Aber auch er war noch nicht parat. Man brauchte wieder ein Zwischen-Ministerium. Die übriggebliebenen Minister des früheren Cabinets, mit dem Dr. v. Stremayr an der Spitze, gaben sich zu dieser Platzhalter-Episode her, bis, nach mittlerweile durchgeführten Reichsrathswahlen, Graf Taaffe im Juli 1879 so weit war, um sich selbst als Ministerpräsident zu etablieren. Das Ministerium Windischgrätz, welches aus einer, allerdings lebensunfähigen, parlamentarischen Coalition hervorgegangen war, krachte am 19. Juni 1895 zusammen. Längst schon war der kommende Mann der Camarilla allgemein bekannt, Graf Badeni. Doch der kommende Mann war noch sozusagen in den Unterhosen, und Oesterreich musste abermals für einige Zeit mit einem Ministerium der Dienstmänner vorlieb nehmen, es war das Ministerium Kielmansegg, welches dem Grafen Badeni dreieinhalb Monate Vorbereitungszeit und die Budgetbewilligung verschaffte. Als Graf Badeni am 28. November 1897 weggejagt wurde, war auch wieder der Name des nächst Lieblings der Camarilla schon längst auf aller Lippen, der Name des Grafen Franz Thun. Zunächst aber trat das Ministerium Gautsch ins Amt.

Wer diese kurze historische Skizze überblickt, wird sich nach allen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit sein Urtheil über das Wesen und den Zweck dieses Ministeriums der Sectionschefs leicht bilden können. Nur ein einziger scheint anderer Meinung über das Ministerium Gautsch zu sein, und das ist der Baron Gautsch selber. Wenigstens thut er so, und darin unterscheidet er sich von seinen drei Vorgängern, Schmerling in extremis, Stremayr und Kielmansegg, die sich benahmen, wie es ihnen ziemte, als Dienstmänner, welche geduldig die Ministerstühle zu hüten haben, bis die angekündigte Herrschaft kommt. Graf Kielmansegg gieng sogar soweit, in seiner ersten Rede im Abgeordnetenhause selbst die zu erwartende „endgiltige Regierung“ anzukündigen, wie er in der Einfalt seines Gemüths das Ministerium Badeni nannte, das er offenbar bis zum Ende Oesterreichs zu bestehen bestimmt meinte. Baron Gautsch dagegen thut so, wie wenn schon die zweite Ministergarnitur, mit der er Cabinet spielt, die „endgiltige Regierung Oesterreichs“ werden könnte. Er versucht, mit allen Parteien zu unterhandeln, sogar mit der ungarischen Regierung möchte er in ernstliche Ausgleichsbeziehungen eintreten. Fast jeden zweiten Tag hält er einen Ministerrath, in dem er sich, wie uns bedünkt, ganz überflüssigerweise den Kopf seines Nachfolgers zerbricht. Er spinnt Pläne, falls die Flottmachung des Parlamentes gelingt, sein Cabinet in ein halb parlamentarisches umzuwandeln, und vielleicht auch, im anderen Falle, mit seinen sieben Sectionschefs ein Staatsstreichlein zu wagen. Aber er steht mit dieser seiner Meinung über sein Cabinet so ziemlich allein. Baron Bánffy spricht mit ihm über alles, nur nicht über den Ausgleich. Die Parteiführer, die er zu sich beruft, hören seine Monologe an, lassen sich aber in keine weiterreichenden Unterhandlungen ein. Nicht einmal die Mitglieder seines eigenen Cabinets scheinen sich zu den großen Dingen berufen zu halten, an die er glaubt. Selbst ein Statthalter, Graf Coudenhove, wagt, ohne ihn zu befragen, lediglich auf die Eingebung der Camarilla hin, das Farbenverbot zu erlassen. Das Ergebnis seiner dreimonatlichen Vielgeschäftigkeit ist Null, während inzwischen Graf Thun ganz rüstig an den annoch recht unvollständigen Vorbereitungen zur Rettung Oesterreichs arbeitet.

Wenn Baron Gautsch ein vollgiltiger Ministerpräsident wäre, so hätte er in diesen drei Monaten wahrlich Zeit und Gelegenheit genug gehabt, es durch eine, wenn auch nur eine einzige selbständige und entscheidende That zu beweisen, und es steht ihm ja noch immer frei, den Beweis zu erbringen. Der bisherige Verlauf seiner Regierung aber gestattet nicht, seinem Cabinet einen anderen, als den Charakter eines Zwischen-Ministeriums zuzuschreiben. Zwischen-Ministerien sind noch immer in Oesterreich nur geschaffen worden, um reactionären Ministerien den Angriff zu erleichtern. Aus der Geschichte soll man lernen, und die Geschichte der Zwischen-Ministerien lehrt, wie unvernünftig die parlamentarischen Parteien handelten, indem sie Zwischen-Ministerien unterstützten, so besonders die liberale Partei 1865, als sie im Verein mit Schmerling durch ihre Connivenz die Sistierungsära vorbereiten half. Scheint Graf Thun ein zweiter Belcredi werden zu wollen, so muss man um so sicherer verhindern, dass Baron Gautsch der zweite Schmerling werde. Es mag der Camarilla immerhin recht angenehm sein, wenn es dem Baron Gautsch gelänge, sich noch einige Zeit zu halten, einen „Gottesfrieden“ in Oesterreich für dieses Jahr herzustellen und das Budget, womöglich auch noch den Ausgleich parlamentarisch zu erledigen, kurz, sowie die früheren Zwischen-Ministerien es alle gethan haben, die Bahn freizumachen für den neuen Zauberer. Das Interesse aller demokratischen, ja vielleicht aller constitutionellen Elemente in Oesterreich liegt genau in der entgegengesetzten Richtung. Hält nun einmal die Camarilla ihre Zeit für gekommen, will sie gar wieder einmal ein Verfassungs-Experimentchen riskieren, dann je früher, desto besser. Lieber ein Ende mit Schrecken als den Schrecken ohne Ende. Heute ist die Lage der Opposition eine weit günstigere, als sie es voraussichtlich nach einem Jahre Gautsch sein würde. Wenn das Ministerium Gautsch nur dazu bestimmt ist, die möglichst bequeme Brücke für ein reactionäres Ministerium Thun zu bilden, dann ist es nicht Sache der Opposition, diese Brücke dem Feinde bauen oder erhalten zu helfen, vielmehr sie so rasch als möglich zu zerstören. K.

Das schwarze Cabinet in Frankreich.

Wenn ich sage „das schwarze Cabinet in Frankreich“, so glauben Sie gewiss, ich habe das Ministerium Méline im Auge, dessen „Oberpräsident“ bekanntlich der Jesuitenpater du Lac ist, und diese Annahme wäre auch durchaus gerechtfertigt. Es gibt aber noch ein anderes „schwarzes Cabinet“ in Frankreich, ein Specialcabinet, das dem schwarzen „Generalcabinet“ unterthan, also mehr Mittel als Zweck ist. Von diesem, dem schwarzen Cabinet der staatlichen Postbehörde, soll in Nachfolgendem die Rede sein.

In vielen Staaten existieren Einrichtungen, Praktiken und Usancen, von deren Vorhandensein zwar jedermann überzeugt ist, die aber amtlicherseits mit größerer oder geringerer Hartnäckigkeit verleugnet werden. Zu diesen Dingen gehört in allererster Linie auch das „schwarze Cabinet“, in dem von amtswegen solche Briefe geöffnet werden, in denen man gewisse für die Regierung oder einzelne Verwaltungszweige interessante Nachrichten vermuthet. Zur Ehre der europäischen Regierungen sei aber gesagt, dass dieser aus dunkler

Zeit stammende Brauch mehr und mehr im Schwinden begriffen, ja, in den meisten Ländern wohl überhaupt abgeschafft ist. Frankreich gehört nicht zu diesen letzterwähnten Staaten. Seit der Affaire Dreyfus-Esterhazy und seit dem jüngst in der Kammer erörterten Fall Delcassé weiß man das jetzt ganz genau.

Sehr viele hier lebende Ausländer, vor allem die, welche eine umfangreiche Correspondenz mit der Fremde unterhalten oder sich sonstwie „der Spionage verdächtig machen", wissen längst, dass ein beträchtlicher Theil ihrer Privatcorrespondenz von den Behörden aufgegriffen und erbrochen wird. Manchmal erfolgt eine Wiederschließung der erbrochenen Briefschaften, die dann mit einiger Verzögerung dem Adressaten zugestellt werden; manchmal verursacht auch das noch zu große Mühe, und dann wandern die Sendungen, so sie nichts Interessantes enthalten, ins Feuer oder, wenn ihr Inhalt wichtig genug erscheint, in irgend ein Archiv, wo sie bis zur nächsten Revolution sanft schlummern. Diese Praxis ist, wie gesagt, den besser unterrichteten Fremden und auch sehr vielen Einheimischen vollkommen bekannt, und wer je auch nur entfernt in dem Geruche gestanden hat, sich mit Publicistik oder gar mit Politik — von militärischen Dingen ganz zu schweigen — abzugeben, hat sicherlich am eigenen Leibe, das heißt an der eigenen Correspondenz erfahren, dass nichts unzuverlässiger ist, als die französische Postverwaltung. Diese eigenthümlich organisierte Behörde betrachtet sich nämlich traditionell — das datiert noch von dem ersten Napoleon her — als eine Zweiganstalt oder mindestens doch treue Bundesgenossin der Polizei. Wo man in England zu dem in jenem Lande so ungemein findigen und dabei höchst taktvollen Detective greift, da reißt man in Frankreich einfach ein paar Briefumschläge auf und gelangt auf diese Weise manchmal zu einer Wissenschaft, die auf anderem Wege zu erlangen mit einigen Schwierigkeiten verknüpft wäre. Was z. B. die hier ausässigen auswärtigen Zeitungscorrespondenten anlangt, die jederzeit scharf überwacht werden, so wird ihnen gegenüber gewöhnlich eine bestimmte Taktik verfolgt, durch die man zu erfahren sucht, wer sie sind, und für welche Blätter sie schreiben. In dem Pressbureau des Ministeriums des Innern sitzt eine Anzahl Leute, die nichts anderes zu thun haben, als Tag aus, Tag ein ausländische Blätter zu lesen, mit besonderer Berücksichtigung der auf Frankreich bezughabenden Artikel und Correspondenzen. Sobald diese Leute einen neuen Namen, ein neues Correspondenzzeichen, einen ihnen noch ungewohnten Stil in ein und demselben Blatte häufig wiederkehren sehen, benachrichtigen sie davon die politische „Sicherheitspolizei" — richtiger wäre freilich „Unsicherheitspolizei" — die dann ihrerseits mit Hilfe der stets dienstbereiten Post das Weitere veranlasst. Die Post zeigt der Polizei zunächst an, welche Personen das betreffende Blatt in der letzten, d. h. seit dem Auftauchen des neuen Namens oder Correspondenzzeichens verstrichenen Zeit zu empfangen pflegen, und unter diesen trifft dann die Polizei eine Auswahl, was, dank den sonstigen dieser Behörde zur Verfügung stehenden Informationsquellen, nicht allzu schwer ist. Diesen wenigen „Auserwählten" — in sehr vielen Fällen ist es überhaupt nur ein Einziger — wird nun auf Antrag der Polizei das betreffende Blatt von der Postbehörde unterschlagen, um eine Reclamation des Geschädigten hervorzurufen. Erfolgt diese, dann thut der Unterbeamte, der allerdings in der Regel nicht eingeweiht ist, sehr erstaunt und verlangt eine schriftliche Beschwerde bei der oberen Behörde, worin Name, Wohnort und Beruf des Beschwerdeführenden angegeben sein müssen. Kurze Zeit darauf wird das Blatt dem Adressaten wieder regelmäßig zugestellt, dann und wann folgen sogar die aufgelaufenen rückständigen Nummern nach, aber die Postbehörde und demnach auch die Polizei wissen nun, dass der Herr X., der in der Y-straße wohnt und nach seiner eigenen Angabe Berichterstatter ist, jenes Blatt regelmäßig empfängt und dass ihm an dieser regelmäßigen Zustellung viel gelegen ist. Noch bequemer, aber auch plumper ist das andere Mittel, das darin besteht, die von Paris abgehenden Briefe, in denen man auf Grund verschiedener Anzeichen Zeitungscorrespondenzen vermuthet, zu erbrechen, um aus der etwa vorgefundenen Unterschrift auf die Person des Verfassers schließen zu können.

Die Ausländer sind aber bei weitem nicht die einzigen den An- und Uebergriffen des schwarzen Cabinets ausgesetzten Leute. Die französischen Behörden, wie die Franzosen überhaupt, bekümmern sich ja um die außerhalb der Landesgrenzen vorgehenden Dinge erheblich weniger, als dies seitens anderer Regierungen und Völker gethan wird. Ihr Hauptinteresse concentriert sich auf die Parteibewegungen im Innern der Republik, auf die Beziehungen, die dieser oder jener Abgeordnete, Senator, Beamte, Parteiführer u. s. w. mit anderen im Vordergrunde stehenden Personen unterhält. Und dabei ist das eigentliche Staatsinteresse nur selten im Spiele; meistentheils gilt es, der persönlichen Neugierde, Eifersucht oder Intrigue zu dienen, sich hinterrücks Waffen gegen einen gefürchteten Nebenbuhler, Kenntnis von den Absichten eines verhassten Feindes, Mittel zur Ausbeutung eines Opfers und dergleichen zu verschaffen. Da diese abscheuliche Sucht nicht etwa dem Programme dieser oder jener Partei, den Tendenzen der einen oder der anderen socialen Richtung entspringt, sondern dem französischen Charakter inhärent ist, so finden wir ihren Ausfluss, die Verletzung des Briefgeheimnisses und die nachherige Ausbeutung dieses Uebergriffes, unter allen Regierungen, die das Land je gehabt hat. Doch gibt es hiebei Unterschiede. Von allen Parteien, die nacheinander am Regierungstische gesessen haben, ist jener grobe Unfug prakticiert worden, aber nicht jede hatte den Muth, oder, wenn man lieber will, den Cynismus, diese Praxis offen einzugestehen. Dem Ministerpräsidenten Méline, den man bisher, vor allem in der Dreyfus-Esterhazy-Zola-Angelegenheit, für einen Leisetreter hielt, gebürt der zweifelhafte Ruhm, jenen Muth besessen zu haben.

In der Kammersitzung vom 3. Februar l. J. setzte er seine liebenswürdigste, harmloseste Miene auf, als er die Tribüne bestieg, um dem Abgeordneten und ehemaligen Colonialminister Delcassé auf seine Beschwerde zu antworten. „Alter Schäker! Was machen Sie da für einen Lärm um eine solche Kleinigkeit! So etwas ist immer vorgekommen und wird immer vorkommen, solange es eine geordnete und gesetzmäßige Regierung in Frankreich gibt. Als Sie noch auf der Bank der Regierenden saßen, haben Sie es nicht anders getrieben, aber jetzt, da Sie nur mehr einfacher Deputierter sind, spielen Sie den Tugendhaften. Allez!" Dies war, wenn auch freilich nicht wörtlich, so doch inhaltlich die Entschuldigung, die der verschmitzte kleine Mann mit dem furchtsamen Kaninchengesichte einem französischen Volksvertreter gab, dem man behördlicherseits einen recommandierten Brief abgefangen und erbrochen hatte, um sich eines Theiles des Inhaltes der Sendung zu bemächtigen. Und der Minister hatte vollkommen recht, als er sich auf die zahlreichen Präcedenzfälle berief, die unter früheren, kaum minder „schwarzen" Cabineten, unter anderen Regierungssystemen vorgekommen waren. Was daher bei dem neulichen Vorkommnisse am meisten überrascht, das ist nicht etwa die Feststellung der Existenz eines schwarzen Cabinets, sondern die Harmlosigkeit, mit der in dieser staatlich privilegierten Anstalt „gearbeitet" wird, und die Offenherzigkeit des Herrn Méline. Charles Dupuy z. B. würde so etwas nie eingestanden haben; freilich, der ist im Lügen — nicht ein Virtuose, das hieße, ihn verleumden — wohl aber ein Held, denn er streitet die augenfälligsten Dinge ab, und zwar aus Princip, nach dem Princip nämlich, das der Raubmörder Avinain verkündete, ehe er guillotiniert wurde: „N'avouez jamais!"

Die Harmlosigkeit der Beamten des schwarzen Cabinets, sagte ich, habe einiges Erstaunen hervorgerufen. In der That, wenn man in anderen Ländern dann und wann von Verletzung des Briefgeheimnisses hat sprechen hören, so wurden im allgemeinen die große Geschicklichkeit, ja die Sorgfalt und „Gewissenhaftigkeit" rühmend hervorgehoben, die durch die staatlichen Dunkelmänner zur Anwendung gelangten. Man halte, so hieß es, die zu öffnenden Briefe über ein mit kochendem Wasser gefülltes Gefäß, damit sich der Gummi des Umschlages löse und ein vorsichtiges Herausnehmen des Inhaltes ohne Gewaltanwendung gestatte. Hier in Frankreich kennt man solche Chikanen nicht, oder, wenn man sie kennt, verschmäht man stolz ihren Gebrauch. Man reißt, wie dies in dem „Falle Delcassé" geschehen ist, ganz einfach den Umschlag auf, nimmt die Schriftstücke heraus, liest sie, schreibt sie wohl auch ab, falls man es nicht vorzieht, sie zu photographieren, und thut dann das wieder hinein, was man für minderwertig hält, um nur das Wichtigere für sich zu behalten. Schließlich wird der Umschlag in möglichst sichtbarer Weise mit gummiertem Papier wieder zugeklebt und das Ganze weiterbefördert. Wenn der Empfänger nicht gerade mit Blindheit geschlagen ist, so muss er die Vergewaltigung auf den ersten Blick erkennen; aber was schadet das? Weiß man etwa nicht in den Bureaux und in erster Linie natürlich im schwarzen Cabinet, dass eine Beschwerde — falls es überhaupt zu einer solchen kommt — doch zu keinem Ergebnisse, zu keiner Bestrafung führt? Wozu sich also einen lästigen Zwang auferlegen und Zeit mit dem vorsichtigen Oeffnen der Briefschaften verlieren?! Man halte das nicht etwa für eine böswillige Uebertreibung. Der Franzose ist durch die in seinem Lande festgewurzelte, bis auf die Spitze getriebene Centralisation und Bureaukratenherrschaft zu einer so ehrfurchtsvollen Scheu vor dem Beamtenthum, hauptsächlich vor dem gefürchteten „rond-de-cuir", dem Bureaubeamten, herangezogen, dass er nur im äußersten Falle an eine Beschwerde denkt. Er weiß, dass er bei der Führung seiner Sache, möge diese noch so gerecht und durch Vorschriften und Gesetze aller Art gestützt sein, nichts als Unannehmlichkeiten, Zeitverluste, Geldopfer und womöglich — wenn er irgendwie vom Staate abhängig ist — Störungen in seiner ferneren Laufbahn erntet, aber nie das Geringste erreicht. Dann weiß er, dass es zwar Commissionen, Enquêten und Enquêtecommissionen in Hülle und Fülle, in allen Zweigen der Verwaltung, in beiden Häusern des Parlaments, kurz überall gibt, dass diese schönen Dinge jedoch lediglich zu dem Zwecke geschaffen werden, den daran betheiligten Herren Gelegenheit zu bereiten, sich hervorzuthun, sich bekannt und berühmt zu machen und schließlich eine einträgliche Pfründe oder das so sehr begehrte rothe Bändchen der Ehrenlegion einzuheimsen. Das Bilden von Commissionen gehört geradezu zum französischen Volksleben, es ist zu einer unerlässlichen, unvermeidlichen Manifestation des „nationalen Genies" geworden, und wenn irgendwo drei Franzosen bei einander sitzen und Absinth trinken, so müssen sie sofort mindestens einen, wenn möglich aber zwei oder drei Ausschüsse bilden, die über dieses oder jenes zu berathschlagen haben. Hat man aber je gesehen, dass bei einer solchen Enquête, durch eine derartige Commission auch nur die geringste Kleinigkeit zutage gefördert worden wäre? Was haben die drei oder vier parlamentarischen und extra-

parlamentarischen Panama-Ausschüsse zuwege gebracht? Sie haben nicht einmal das gezeigt, was alle Welt längst wusste, dass Rouvier, Emanuel Arène, Jules Roche und ein ganzes Schock anderer im Panamacanalunternehmen offenen Straßenraub getrieben haben. Wozu dienen die in Permanenz tagenden Armee- und Flottenausschüsse der Kammer? Die Generalität und Admiralität thut doch, was ihr beliebt, und lacht die Herren vom grünen Tische obendrein noch aus, falls sie es nicht gleich dem Admiral Gervais vorzieht, auf alle bescheidenen Anfragen der verachteten „Pékins“ (Civilisten) mit Grobheiten zu antworten. Welcher Nutzen ist den in den Colonien kämpfenden Truppen aus dem Zusammentreten eines Vereines oder Ausschusses erwachsen, der für ihre Verpflegung, namentlich für die Uebersendung und richtige Vertheilung von Liebesgaben sorgen wollte? Die Sendungen sind entweder gar nicht abgegangen, oder sie sind unterwegs von gewissenlosen Speculanten aufgegriffen und geplündert worden, oder endlich sind sie in den feuchten Küstenniederungen von Dahomey, Madagaskar und Tongking vermodert!

Wenn es schon um die Verwaltungs- und Ueberwachungscommissionen so schlecht bestellt ist, um wieviel trauriger sieht es dann erst um die Controlcommissionen und um die Ausschüsse aus, die eine bestimmte Verantwortlichkeit für ein bekanntes Geschehnis ans Tageslicht fördern sollen! Weder die Untersuchung des Panamaschwindels, noch die des Südbahnscandals, noch die auf die Ursachen des Dammbruches von Bouzey bezughabende hat zu einer Entdeckung des oder der Schuldigen geführt. Immer und allerorten sind es vielmehr „Herr Unbekannt“ oder das böse Schicksal gewesen, die den Schaden angerichtet hatten. Aus solchen Beispielen, die beliebig vermehrt werden könnten, hat der Privatmann in Frankreich die Lehre gezogen, dass es nicht gut ist, Beschwerde gegen eine Verwaltung zu führen; und der Beamte seinerseits hat die Gewissheit der Straflosigkeit erlangt, die ihn zu jeglichem Uebergriffe geneigt macht. Herr Méline, der es mit den seiner allerhöchsten Obhut anvertrauten Beamten gut meint, ist noch einen Schritt weiter gegangen und hat dadurch den oben erwähnten „Muth“, beziehentlich Cynismus, aufs neue bewiesen. Als man im ersten Sturme der Kammererörterung über den „Fall Delcassé“ die Einsetzung einer jener mit Recht so beliebten parlamentarischen oder — zur Abwechslung — auch juristischen Untersuchungscommissionen verlangte, da wurde der Herr Ministerpräsident gewaltig ungehalten und meinte, so etwas bedeute einen offenkundigen Mangel an Vertrauen zur Regierung. Freilich wusste der anscheinend furchtsame, in Wirklichkeit aber kühne Mann nur allzu wohl, dass er sich auf die Rechte, auf „seine“ Rechte, im Hause durchaus verlassen kann, da diese ihn vor den Wahlen um keinen Preis fallen lassen wird. Da er aber nicht nur seine getreue Rechte, sondern auch die französische Volksseele vorzüglich kennt, so begriff er sofort, dass es der Kammer im Grunde nur darauf ankam, irgend eine Commission zu ernennen, irgend eine der dem Gallier so theueren Enquêten ins Werk zu setzen. Er erklärte sich daher zu einer „administrativen“ Enquête ohne weiteres bereit, was ungefähr soviel bedeutet, als wenn sich der Raubmörder Rodot behufs Aufklärung seiner dunklen Vergangenheit zur Einsetzung des Lustmörders Vacher zum Untersuchungsrichter verstehen wollte. Damit war die Kammer auch vollkommen zufrieden, denn das Princip, die Einleitung einer Untersuchung, war gerettet; wer dieselbe zu leiten hatte, war Nebensache.

Nun muss ich noch einen besonderen Punkt im „Falle Delcassé“ hervorheben, der in den hiesigen Zeitungen bei weitem nicht in dem ihm gebürenden Maße gewürdigt worden ist, vermuthlich deshalb nicht, weil der Franzose trotz alles kritischen Geistes mit gewissen Eigenthümlichkeiten seines Volkes doch zu sehr verwachsen ist, um noch etwas Außergewöhnliches oder gar Ungehöriges an ihnen zu finden. Ein geistreicher Franzose — der Name ist mir leider entfallen — hat einmal folgenden, überaus treffenden Ausspruch gethan: „Les Français sont un peuple de fonctionnaires, qui tous fonctionnent l'un contre l'autre.“ Richtiger kann man die Gallier, wenigstens in Bezug auf ihre bureaukratische Veranlagung, gar nicht zeichnen. Dieses gegenseitige „Anfunctionieren“, wie sich obiges Wort vielleicht verdeutschen ließe, zeigte sich auch im „Falle Delcassé“. Der Abgeordnete und ehemalige Minister, der sich augenblicklich lebhaft für die Marine interessiert, hatte im vorigen Herbst von der Regierung die Erlaubnis erhalten, sich in die verschiedenen Kriegshäfen zu begeben, in den Arsenalen Umschau zu halten und sich von höheren Beamten Berichte über die Verfassung der Flottenverwaltung erstatten zu lassen. Anfangs gieng auch alles wie am Schnürchen, aber am 20. November erhielt er den bekannten erbrochenen Brief, aus dem das die darin noch enthaltenen Documente ursprünglich begleitende Anschreiben gestohlen war. Es war also eine dreifache Uebertretung begangen worden. Erstens war ein der Post anvertrauter Brief gewaltsam eröffnet worden; zweitens hatte man das gethan, obwohl dieser Brief recommandiert war; drittens endlich hatten die betreffenden Dunkelmänner des schwarzen Cabinettes dem von der Regierung ertheilten Befehle, die an Delcassé gerichteten und von der Marineverwaltung ausgehenden Briefe ungehindert passieren zu lassen, entgegen gehandelt. Delcassé, der so klug ist wie die meisten anderen Franzosen, der also weiß, dass eine Beschwerde zu nichts geführt hätte, schwieg zu der unsauberen Geschichte, vermuthlich auch deswegen, weil er als ehemaliger Minister so etwas wie Solidarität gegenüber Méline empfand. Er hätte auch noch länger, vielleicht für immer, geschwiegen, wäre nicht der von dem „antisemitischen Juden“ und durch die Regierung mit dem Bändchen der Ehrenlegion abgestempelten Dreyfusfeinde Gaston Pollonais herausgegebene „Soir“ neulich Abend mit der Eröffnung hervorgetreten, das aus dem Briefe verschwundene Schreiben sei bereits in den Händen „de qui de droit“. Ohne mich länger dabei aufzuhalten, dass das Wort „droit“ in diesem Falle einen allerliebsten, pikant säuerlichen Beigeschmack erhält, will ich nur feststellen, dass diese Meldung des „Soir“ genau zwei und eine halbe Stunde nach dem Augenblicke erfolgte, in dem Delcassé von der Kammertribüne herunterstieg, wo er seine Aufsehen erregende Rede über die Marine gehalten hatte. Mit Recht hatte das genannte Abendblatt angenommen, der eigentliche Verfasser von Delcassés Rede sitze nicht im Parlament, sondern in dem und dem Kriegshafen; aus seinen Händen stamme wenigstens das vorgebrachte Thatsachenmaterial. Das war vollkommen richtig, und nicht nur der „Soir“, sondern alle, die die Rede mitangehört hatten, ahnten die Quelle. Da aber jene Zeitung nicht nur die Muthmaßung aussprach, sondern auch die Geschichte von dem erbrochenen Briefe und darin die Phrase „de qui de droit“ vorbrachte, so merkte Delcassé unschwer, dass das Blatt in diesem Falle von der Marinebehörde direct inspiriert worden war. Deshalb entschloss er sich, in der Kammer einen Zwischenfall herbeizuführen und die Regierung über jene gesetzwidrige Maßnahme zur Rede zu stellen, die ihm umso auffälliger erscheinen musste, als sie ja in directem Widerspruche zu der von derselben Regierung ertheilten Erlaubnis stand, mit Marinebeamten zu correspondieren und Schriftstücke aus der Flottenverwaltung zu empfangen. Im Verlaufe der Discussion stellte sich nun die überaus ergötzliche Thatsache heraus, dass der Marineminister Besnard derjenige Mann in ganz Frankreich war, der von dem Vorkommnisse am allerwenigsten erfahren hatte. Es hatten sich also Unterbeamte in den allmächtigen Bureaux die kleine Freiheit genommen, auf eigene Faust und zur Befriedigung des eigenen Wissensdurstes Briefschaften durch das schwarze Cabinet öffnen zu lassen, von denen sie annahmen, sie könnten etwas Interessantes enthalten. Die Herren hatten mit dem schwarzen Cabinet „Missbrauch“ getrieben! Sie hatten ihren Eifer für die gute Sache der unverantwortlichen, unkritisierbaren Marine über den Kopf des Marineministers hinweg beweisen wollen, und der Minister selbst, der auch „allein regieren“ will, hatte den Herren in den Bureaux seinerzeit keine Kenntnis von der dem Abgeordneten Delcassé ertheilten speciellen Erlaubnis gegeben. Das obencitierte Wort von dem gegenseitigen „Anfunctionieren“ war demnach wieder einmal zu bureaukratischer Wahrheit geworden: jeder hatte auf seine Weise lustig darauf los verwaltet und verordnet, ohne von den entgegenstehenden Bestimmungen die geringste Notiz zu nehmen, und überdies hatten Ministerialbeamte ohne Vorwissen des Ministers Mittheilungen an die Presse gelangen lassen, wobei sie sich den stolzen Titel „qui de droit“ beilegten! — Nun, da man sich in der Kammer offen ausgesprochen hat — wobei es freilich beinahe wieder zu einer kleinen Rauferei gekommen wäre — kann man den „Fall Delcassé“ auf sich beruhen und den gestohlenen Brief in den Händen des Herrn „qui de droit“ schlummern lassen. Dieser — offenbar eine männliche Ausgabe der berühmten Dame voilée — braucht sich wegen der besagten administrativen Enquête Mélines nicht zu beunruhigen: sein Name wird der Nachwelt nicht überliefert werden, denn sobald es sich um eine Untersuchung handelt, functionieren Regierung und Bureaux nicht gegen-, sondern in harmonischer Weise miteinander.

Méline hat also die Existenz eines zur Verfügung der Regierung stehenden schwarzen Cabinets zugegeben; der Marineminister Besnard, der allerdings so dumm ist wie ein französischer Admiral es nur sein kann, hat betheuert, er habe mit der Brieföffnung nichts zu thun, er habe nicht einmal darum gewusst; der „Soir“ hat von „qui de droit“ gesprochen, was sich demnach nur auf einen Verwaltungsbeamten im Marineministerium, allenfalls auch auf einen Marineofficier beziehen konnte; und der „Temps“ hat dann tags darauf den Schnitzer gemacht, die Schuld an dem Vorfalle von der Regierung ab- und auf „gewisse“ Unterbeamte hinzuwälzen. Daraus geht, falls nicht wieder einmal alle Welt gelogen hat, mit Nothwendigkeit hervor, dass unter der dritten französischen Republik nicht ein einziges centralisiertes schwarzes Cabinet existiert, sondern verschiedene, voneinander mehr oder minder unabhängige „Filialen“ dieser gemeinnützigen Anstalt. Das Marineministerium hat eine für den Minister, eine andere für die Bureaux, das Kriegsministerium hat auch eine, und dass das Ministerium des Innern eine hat, folgt aus dem Vorhandensein der Einrichtung überhaupt, denn zum Ministerium des Innern gehört bekanntlich auch die Polizei, die einer solchen dunklen Institution mehr bedarf, als jeder andere Verwaltungszweig. Die staatliche Post ist eben im heutigen Frankreich „Mädchen für Alles“, und wer im Hause des gallischen Hahnes nur irgend etwas zu befehlen hat, commandiert auch sie. Schon bei der Darstellung der mannigfachen Ereignisse des Dreyfus-Esterhazy-Handels ist gezeigt worden, wie Oberstlieutenant Picquart auf Befehl seiner Vorgesetzten im Kriegsministerium die Briefe des Majors Esterhazy durch die Post abfangen, öffnen und sich zustellen ließ. Er photographierte dann den Inhalt der Sendungen, verglich, schrieb ab, untersuchte und ließ die wieder zugeklebten

Digitized by Google

Briefschaften dem Adressaten durch die Staatspost übermitteln. Ganz ebenso hatte man es mit Dreyfus eine kleine Weile lang getrieben, ohne sich freilich soviel Mühe zu geben, da man ja von vornherein entschlossen war, ihn schuldig zu finden. Der — wahre oder gefälschte — Brief, in dem die bekannten Worte „cet animal de D . . .“ vorgekommen sein sollen, ist eingestandenermaßen während der Beförderung durch die Post aufgefangen, erbrochen, abphotographiert und dann erst weiterbefördert worden. Anderseits hat man auch, wie der Proceß Zola ergeben hat, Piquarts Briefe auf der Post saisirt, Piquart hat auf der Post Beschwerde geführt, aber, wie er bei seiner Einvernehmung erzählte, keine Antwort erhalten. In den letzten Tagen hat der Abgeordnete Brand, Vertreter der Charente-Inférieure, dem Unterstaatssecretär für die Post und Telegraphie mitgetheilt, dass auch seine Briefe unterwegs geöffnet worden sind. Ein Abgeordneter der östlichen Departements der Pyrenäen, Bourrat, hat sich ebenfalls über die Verletzung des Briefgeheimnisses ihm gegenüber beklagt. — Die Staatspost allein genügt aber der Regierung und ihren Organen nicht. Die Pariser Polizei hat daher auch mit Herrn Feret, dem Eigenthümer des Alibipostamtes in der Passage de l'Opéra, wie sich während der Verhandlungen des Esterhazy-Scheinprocesses herausstellte, seit Jahren einen förmlichen Contract, demzufolge sie gegen eine feste monatliche Vergütung von dreihundert Franken jeden durch jenes Privatpostbureau beförderten Brief öffnen und abschreiben lassen kann. „Wie hätte ich ohne eine solche Abmachung bestehen können?!“ sagte der ehrenwerte Besitzer der Anstalt ganz treuherzig vor Gericht. — Schließlich sei erwähnt, dass die Zahl der in Frankreich jährlich verloren gehenden Briefsendungen so ungeheuerlich groß ist, dass man, selbst wenn man den unpraktischen postalischen Einrichtungen und der Fahrlässigkeit der Unterbeamten alle gebürende Rechnung trägt, doch zu der Annahme gedrängt wird, die politische oder die Kriminalpolizei lasse hier und da aufs Geratewohl Briefe abfangen, um, wie man zu sagen pflegt, einmal auf den Strauch zu schlagen; eine Vermuthung, die sich nach dem Bekanntwerden der oben geschilderten Vorgänge fast zur Gewissheit verdichtet hat.

Da die in Frankreich wohnenden Ausländer und ihre jenseits der Grenzen lebenden Correspondenten unter derartig mittelalterlichen und im höchsten Grade antidemokratischen Zuständen fast ebenso sehr zu leiden haben wie die Franzosen selbst, so können die fremden Regierungen auf die Dauer nicht müßige Zuschauer einer Willkürherrschaft bleiben, die sich in einem dem Weltpostverein angehörenden Staate breitmacht. Man hat in der Türkei seit geraumer Zeit besondere Postverwaltungen für die verschiedenen Großmächte eingeführt, weil die ottomanische Post keine genügende Gewähr für die sichere Beförderung und richtige Ablieferung der Sendungen zu bieten vermag. Soll man ähnliche Vorkehrungen zum Schutze der Fremden und der mit ihnen und den Einheimischen correspondierenden Ausländer auch in Frankreich einführen?

Paris. Poller.

Die slavischen Brüder.

Krakau, das kleine Rom, ist seit dem Sturze des zum Slavenapostel erhobenen Grafen Badeni plötzlich das Herz der Slavenwelt geworden. Den Slavencongressen in Prag 1848 und in Moskau 1867 hat sich der Krakauer Slavencongress vom December 1897 angereiht. Gleichsam der dritte Act einer Komödie. Betrachten wir einen Augenblick die Charakterentwickelung der darin agierenden Hauptpersonen. Der erste Act war eine Exposition im großen Stile. Sowohl der erste Held — die Czechen — als auch die anderen Slaven waren wie berauscht von neuen Eindrücken und Ideen, stürmisch, ein wenig ungeberdig, aber beseelt von einer hohen Begeisterung, von einem ehrlichen, innigen Glauben. Jan Kolář, der Dichter der „Tochter Slavas“ und der „slavischen Wechselseitigkeit“, hatte es ihnen allen mehr oder weniger angethan. Auch Šafaříks ruhige, ernste, wissenschaftliche Forschungen hatten nicht nur den Verstand erleuchtet, sondern auch die Phantasie beflügelt, die Herzen höher schlagen gemacht.

Nur eine Gruppe dieser slavischen Brüder in Prag wusste eigentlich, was sie wollte, und handelte demgemäß — es waren die Polen.*) Freilich gab es auch unter ihnen ehrliche Enthusiasten und verschrobene Mystiker, welche in die geheimnisvollen Worte „Slovo-Slava“ allerlei tolles Zeug hineinphantasierten. Allein die Mehrheit der polnischen Delegation stand den Dingen kühl und berechnend gegenüber. Es schadete gar nichts, dass sie anscheinend zwei feindliche Gruppen bildeten. Die Conservativen unter ihnen, die Aristokraten und Diplomaten, versuchten ihre Kunst in der polnisch-ruthenischen Section an den hartköpfigen Ruthenen, welche ihnen in Galizien plötzlich unbequem und gefährlich zu werden drohten, und wollten sie hier durch allerlei schöne Versprechungen zu einem gemeinsamen Vorgehen ködern. Die Revolutionäre aber, die Ex-Emigranten und die Ex-Kufsteiner arbeiteten in den Clubs und den Schankstuben an Vorbereitungen zu einem fröhlichen Aufstande. Es waren Raben, welche sich immer dort versammeln, wo sie Aas wittern. Die einen wie die anderen hatten aber ein gemeinsames Ziel vor Augen: Oesterreich muss stürzen, und ein Theil der großen Schuttmasse muss Material liefern für den Bau eines selbständigen polnischen Staates. Als das Experiment in Prag misslang, wurde es anderswo versucht — in Lemberg im October, in Wien, in Ungarn und Siebenbürgen. Die Czechen konnten ihren frisch gewonnenen polnischen Brüdern auf diesem halsbrecherischen Wege nicht folgen; sie verließen 1848 den Wiener Reichstag, als sie sahen, dass die Polen mit aller Gewalt auf ein Zusammengehen mit den rebellischen Ungarn hinarbeiteten.

Seitdem sind die „Brüder“ verschiedene Wege gegangen. Die Polen erhoben sich 1863 gegen den russischen Czar und wurden blutig geschlagen, die Czechen aber pilgerten bald darauf nach Moskau, um mit den „Schergen des Tyrannen“ Bruderschaft zu trinken. Wie wurden sie dafür von der polnischen Presse tractiert! Welchen bitteren Hass der ganzen polnischen Nation, besonders in Galizien, sie dafür einheimsten! Und es gab damals genug Czechen in Galizien als k. k. Beamte, und diese mussten das fühlen. Nicht lange, das ist wahr, denn mit dem Beginn der autonomistischen Aera im Jahre 1868 wurde das Land von ihnen „gesäubert“. Mit welchem Hohn sie weggejagt wurden! Der Spottname „Precliczek“ als Bezeichnung für einen feigen, bestechlichen, boshaften, gewissenlosen Beamten ist noch bis jetzt nicht ausgestorben. Im Jahre 1867 verließen auch in Wien die Polen ihre bisherige föderalistische Fahne, ließen ihre Verbündeten, die Czechen, Slovenen und Tiroler Clericalen in Stich, um ihr heiligstes nationales Gut zu retten — die Propination.

Auch später haperte es mit der Brüderschaft zwischen den Czechen und den Polen. Die literarischen Wechselbeziehungen hörten zwar nie auf und belebten sich in den letzten Decennien, dank der ausdauernden vermittelnden Thätigkeit des verstorbenen Eduard Jelinek und einer Gruppe eifriger Uebersetzer beiderseits. In der Politik aber gieng es schlecht. Die Jungczechen wurden nie müde, „die heiligsten Nationalgefühle“ der Polen durch ihre Russenfreundlichkeit zu verwunden, wofür sich die Polen nicht nur durch Schimpfereien in ihren Pressorganen Luft machten, sondern auch stets bereit waren, ihre parlamentarischen Kerntruppen ins Vordertreffen zu schicken, sobald es sich darum handelte, ihren „slavischen Brüdern an der Vltava“ einen kleinen Belagerungszustand oder irgendein anderes derartiges Geschenk auf den Buckel zu laden.

Wie ist es nun gekommen — wird man fragen — dass diese feindlichen Brüder plötzlich ihr gemeinsames slavisches Herz entdeckt haben? Ich denke: es ist sehr einfach gekommen, und es musste so kommen. Die innere Evolution sowohl der maßgebenden polnischen Parteien als auch der Jungczechen drängte schon lange auf eine beiderseitige Annäherung, und Haruspex Badeni hat auch die Verkuppelung richtig zustande gebracht.

Wie die Jungczechen von dem hohen Niveau der von Šafařík, Palacky, Havlíček begründeten und eingeleiteten nationalen Bestrebungen und Ideale bis zu der gegenwärtigen kläglichen Rolle der Trossknechte des Badenismus und des polnischen Schlachzizenthums herabsinken konnten, das hat schon vor Jahren Prof. Masaryk in seinen meisterhaften politischen Studien „Ceská otázka“ und „Našo nynější krise“ mit wahrhaft eindringender Schärfe beleuchtet. Er hat diesen tiefen Fall der Partei schon damals prophezeit, als sie noch in der schärfsten Opposition gegen die Regierung auch radicale Waffen nicht verschmähte. Wir wollen hier nur folgende treffliche Worte des Prager Professors citieren. „Die altczechische Partei fiel durch ihre Unfähigkeit zur inneren Politik, weil sie nach Palackys Hinscheiden die Bestrebungen der jüngeren, fortschreitenden Generation nicht zu leiten, ja ihnen nicht einmal zu folgen imstande war. Fast ebenso verhält es sich schon heute (diese Worte wurden im Jahre 1895 geschrieben) mit der jungczechischen Partei. Die altczechische Partei hat verschiedene culturelle Institutionen in ihrem physischen Besitze, hat dort einen Geldeinfluss, allein ihre Führer, ihre Organe haben auf geistige Bestrebungen, auf geistige Arbeit gar keinen, höchstens einen negativen und hauptsächlich einen repressiven Einfluss. Dasselbe gilt aber schon auch von der jungczechischen Partei. Die Führer der Jungczechen, besonders die jungczechischen Organe, haben heute fast gar keinen culturellen und überhaupt keinen leitenden Einfluss mehr. Sie haben noch die Gewalt, aber ohne Einfluss.“ Und weiter führt Prof. Masaryk diesen Gedanken so aus:

„Wer nicht blind ist und einen Einblick hat in die Werkstatt der heutigen czechischen Seele, der weiß schon lange, dass alle lebendigen, fortschrittlichen und besseren geistigen Bestrebungen an der altczechischen, aber auch an der jungczechischen Partei vorbeigehen. Nehmt jede beliebige jüngere Richtung, nehmt Künstler und Gelehrte, nehmt mit einem Wort die heutige Fortschrittsarbeit, und ihr werdet sehen, dass sie an der jungczechischen Partei vorbeigeht, dass ihre Repräsentanten höchstens nur im natürlichen Kampfe gegen die altczechische Partei mit den Jungczechen Hand in Hand gehen. Und es ist dahin gekommen, dass die jungczechische Partei in dieser Hinsicht eben schwächer ist, als die altczechische. Die Altczechen haben nicht nur ihr historisches Prestige, sie haben noch in der ältesten Generation einige hochverdiente Männer, während die jungczechische Partei keinen einzigen Namen aufzuweisen hat. Ich wenigstens kenne keinen einzigen Mann, welcher auf diesem oder jenem Felde mit Erfolg arbeitet und welcher von sich

*) Es sei hier ein- für allemal bemerkt, dass unter den Collectivnamen Polen und Czechen weder die polnische noch die czechische Nation als Ganzes, sondern nur die jeweils herrschenden politischen Parteien, oder noch richtiger ihre maßgebenden Führer gemeint sind.

selbst sagen könnte und wollte, er sei ein Jungczeche in dem Sinne des von den „Národní Listy" gepredigten Jungczechenthums. Einen oder zwei klangvolle Namen von Abgeordneten (ich sage nicht von Politikern) könnte man schon finden — und das ist alles." *)

Es ist ganz natürlich, dass eine solche Partei irgendein Handgeld dringend benöthigte, um nur vor dem czechischen Volke ihren moralischen Bankerott zu verbergen, und glücklich war, als sie von dem Grafen Badeni ein solches Handgeld, wenn auch in den falschen Cheks der Sprachenverordnungen, ausgezahlt bekam. Dieses kleine Geschenk machte aus den feindseligen Brüdern gute Freunde. Die Jungczechen und die polnischen Schlachzizen hatten Gelegenheit, einander näher zu besehen, einander in Freud' und Leid kennen zu lernen, und beide Theile entdeckten plötzlich, dass sie vortrefflich zueinander passen.

Vortrefflich! Auch in ihren Beziehungen zu Russland, welche solange den Erisapfel zwischen beiden bildeten. Die polnischen Schlachzizen haben es schon lange herausgefunden, dass man auch mit der russischen Regierung ebensogut Geschäfte machen könnte wie mit jeder anderen, dass Orden, Privilegien, fette Stellen und Concessionen ebenso herrlich in Petersburg blühen, wie in Wien oder Berlin. Und es geht ein großer Sehnsuchtszug durch alle Schlachzizenherzen nach jenen Blumen des fernen Nordens. Immer lauter und eindringlicher wird in der polnischen Presse der „Ausgleich mit den Russen" nicht nur zum Hausgebrauch gepredigt, sondern auch zum Fenster hinausgeschrien. Ins Diplomatische übersetzt, heißt das „dreifache Loyalität" (trójlojalność) — ein mysteriöses Wort, welches auf ganz concreten Grundlagen aufgebaut ist.

Es ist wahr, die jungczechischen Sympathien für Russland sind etwas windiger, abstracter, phantastischer Natur, und darum wurde auch bei der Verbrüderung eine andere gemeinsame Benennung gesucht und gefunden: das Slaventhum. Eine Lüge, womit eine andere Lüge verdeckt werden sollte. Als reale Politiker haben sich die Polen seit jeher gegen jeglichen Panslavismus mit Händen und Füßen gewehrt. „Solange wir selbst als Polen unterdrückt, von Slaven unterdrückt werden, haben wir gar kein Recht, von slavischer Wechselseitigkeit und Brüderschaft zu sprechen." Das war ehrlich gemeint und verständig gesprochen. Und der realste czechische Politiker, Havlíček, welcher Russland und Polen aus eigener Anschauung kannte und ein eifriger czechischer Patriot war, schrieb auch: „Der slavische Patriotismus ist nur um ein weniges besser, als Kosmopolitismus. Mit nationalem Stolze werde ich sagen: Ich bin ein Czeche, nie aber: Ich bin ein Slave." Und Prof. Masaryk sagte auch im Jahre 1895: „In Wirklichkeit ist dieses leere Geschwätz und Gerede vom Slaventhum nichts anderes, als ein slavischer Kosmopolitismus — eine Unsicherheit und Unklarheit des czechischen Nationalbewusstseins".

Ja, aber Politik ist Lüge, und so ist auch eine Lüge als Fahne der neuen Slavenbrüderschaft in Krakau aufgepflanzt worden. Es ist kein Wunder, dass die Jungczechen dazu geschworen haben; es ist ein Wunder, dass sie nicht alle dazu gekommen sind, ein Wunder, dass sowohl in jungczechischen, als auch in schlachzizischen Blättern Bedenken dagegen erhoben werden. Nein, die neuverbündeten Brüder passen vortrefflich zueinander und werden sich immer näher aneinanderschmiegen müssen und einem gemeinsamen Lose entgegenreifen. Nur möchten wir die Jungczechen auf eines aufmerksam machen. In der Lüge, in der politischen Verstellungskunst, in den diplomatischen Schlichen werden sie an den Schlachzizen ihren weitaus überlegenen Meister finden, und wenn sie nicht gehörig auf ihrer Hut sind, möchte ihnen die neuerworbene Brüderschaft einmal sehr theuer zu stehen kommen.

Lemberg. Dr. Iwan Franko.

*) T. G. Masaryk, „Naše nynější krise", S. 16, 17.

Die wissenschaftliche und philosophische Krise innerhalb des gegenwärtigen Marxismus.

Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

(Fortsetzung statt Schluss.)

Vom historischen Materialismus kommen wir naturgemäß zur marxischen Sociologie überhaupt.

Die abstracte Sociologie (vornehmlich die Theorie des Fortschrittes, die Frage nach den historischen Gesetzen und den treibenden Kräften der Entwickelung) ist bei Marx nur kurz und mehr gelegentlich formuliert. Dagegen behandelt Engels die Theorie des Fortschrittes und die übrigen Probleme ausführlicher und systematischer in den Schriften über Feuerbach und gegen Dühring. Man kann es nicht verschweigen, dass der Marxismus gerade in seinen sociologischen Grundlagen schwach ist. Diese Schwäche zeigt sich freilich auch in den ökonomischen Lehren von Marx und auf allen Gebieten der concreten Sociologie. Wenn die Socialisten sich um eine systematische Durcharbeitung der sociologischen Grundlagen bemühen würden, dann müssten sie explicite bekennen, dass z. B. die Marx-Engel'sche Theorie des Fortschrittes als eines dialectischen Processes (Hegels Negation der Negation) nicht genüge. Unterdessen will ich hier nur auf einige sociologische Fragen eingehen, mit denen sich die socialistischen Theoretiker heute fleißiger beschäftigen. Als Ausgangspunkt nehme ich Engels' Schrift über die Familie; in ihr finden wir nicht nur die ganze Culturgeschichte vom Marx'schen Standpunkte aus, sondern auch die wichtigsten sociologischen, politischen und ethischen Lehren vom Staate, der Familie, vom Eigenthum und Communismus, der Nationalität und der Civilisation überhaupt.*)

Nach Engels beginnt die gegenwärtige Civilisation mit dem athenischen Staate; Civilisation bedeutet, dass die Gesellschaft staatlich und national organisiert ist, dass sie nur privates Vermögen anerkennt, und endlich, dass die Familie monogam ist: und dieses alles zusammen bedeutet, dass der ausbeutende Capitalismus der Schöpfer eben dieser Civilisation ist. Dagegen lebte die Gesellschaft, bevor sie sich zur Civilisation entwickelt hat, auf den Stufen der Barbarei und Wildheit, ohne Staat; es gab keine Nationen, es herrschte der Communismus und die unmonogame Familie bildete die feste Grundlage dieser ursprünglichen Gesellschaftsordnung. Engels schildert diese Entwickelung aus der Wildheit durch die Barbarei zur Civilisation auf Grund der Ideen des Amerikaners Morgan**).

1. Der Kern dieser Erklärung liegt in der Theorie vom Geschlechtsverbande: die ursprüngliche polygynische und polyandrische Familie (die einzelnen Familienformen können wir hier außeracht lassen) wächst ganz naturgemäß zum Stamme, aber zum matriarchalen Stamme aus, in welchem die Mutter das Haupt des Stammes ist; die Entwickelung des Patriarchats und der jetzt giltigen Monogamie ist der Anfang des in der Familienordnung der modernen Civilisation gipfelnden Verfalles.

Diese Theorie der Gentilverfassung war schon vor Engels und Morgan stark verbreitet und wird noch von vielen Sociologen, Historikern und Ethnologen gehalten; besonders bei uns Slaven ist sie noch beliebt. Interessant ist darum die Thatsache, dass Engels' Anschauung über die Anfänge der menschlichen Entwickelung im hohen Grade damit übereinstimmt, was Palacký vom Urzustande der alten Slaven und Čechen***) gelehrt hat.

Sowie Palacký, so hält auch Engels jenes primitive Leben in jeder Hinsicht für ideal. Engels' Schilderung des ursprünglichen Communismus ist geradezu eine Fortsetzung des Rousseau'schen Romantismus und des sentimentalen Utopismus vom seligen Leben der unschuldigen Wilden; wie in der Genesis, so beginnt auch bei Engels die Civilisation mit dem Falle im communistischen matriarchalen Paradiese.

Gegen die phantastische Auffassung des Matriarchats meldeten sich kritische Sociologen schon früher†); von den Socialisten beschäftigt sich mit dem Gegenstande sehr fleißig Cunow††). Cunow erkennt, dass das Matriarchat nicht die Bedeutung hatte, die ihm Engels zugeschrieben hat: es ist keine ursprüngliche Institution, sondern entwickelt sich aus dem Patriarchate, und die Frau erreicht durch dasselbe keine höhere Stellung. Cunow spricht nicht alle Consequenzen seiner indirecten Kritik aus, aber es ist klar, dass mit dem idealisierten Matriarchate auch Engels' Ideal vom ursprünglichen Communismus fällt, und dass seine Ansichten über das Familienleben und speciell auch über die Frau modificiert werden müssten.

2. Diese Kritik Cunows verknüpft mit den Anschauungen des III. Bandes des „Kapital", und Engels Abweisungen der Revolution werden wohl zu einer Revision der socialistischen Lehre vom Staate führen; auch die Taktik des Compromisses wird naturgemäß zu einer anderen Auffassung des Staates ausreifen.

Ueber den Communismus haben sich die Ansichten Marx' und Engels' stark geändert. Mit Ausnahme des erwähnten indianischen Romans haben die Autoren des communistischen Manifestes am Ende ihres Lebens über die Zukunft der socialistischen Gesellschaft mit großer Reserve und sehr nüchtern gesprochen. So z. B. wird der Mehrwert auch in der socialistischen Gesellschaft bleiben, d. h. der Arbeiter muss auch dort mehr arbeiten, als er selbst verbraucht†††); hieher gehört Engels' skeptische Anschauung über das sogenannte Recht am ganzen Arbeitsertrage*) und dergleichen. Und auch die jüngere Generation spricht vom Communismus mit großer Reserve.**) Ich führe z. B. nur Kautskys programmatische Erklärung an, nach welcher sich die Vertheilung der Güter in der socialistischen Gesellschaft als weitere Entwickelung des heutigen Lohnes***) darstellt, und die Zeit, in der sich die Arbeiterschaft dauernd der Productionsmittel bemächtigen wird, knüpft er an die Bedingung, dass sich die Arbeiterschaft die nöthige Intelli-

*) Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates. Im Anschluss an Lewis H. Morgans Forschungen, 1892. 4. Aufl.

**) Die Hauptschrift von Morgan ist 1877 erschienen (Ancient Society); deutsche Uebersetzung 1891: Die Urgesellschaft. Untersuchungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildheit durch die Barbarei zur Civilisation. Aus dem Englischen übertragen von W. Eichhoff unter Mitwirkung von K. Kautsky.

***) Auf diese Uebereinstimmung hab' ich schon im Aufsatz: Palacký und Engels über die Gentilverfassung der Urgesellschaft, Osvětový kalendář 1896 hingewiesen. Diese Uebereinstimmung ist auch von der Seite interessant, dass Palacký gleich wie Engels eine amerikanische Quelle benützt hat; Engels schöpft aus Morgans Nachrichten von den Irokesen, Palacký aus der Grünberger Handschrift und diese schildert die alte böhmische Verfassung ohne Zweifel nach der in Chateaubriands Atala gegebenen Beschreibung des indianischen Stammes der Natchez.

†) Vergl. Dargun: Mutterrecht und Vaterrecht, 18[illegible].

††) Die Verwandtschaftsorganisation der Australneger, Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Familie, 1894. Ferner: „Neue Zeit" 189[illegible]: Die ökonomischen Grundlagen der Mutterherrschaft.

†††) Das Kapital III, 2, p. [illegible].

*) Engels, Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft, 3. Aufl., p. 214.

**) Es ist nicht ohne Bedeutung, dass gewöhnlich nur vom Collectivismus gesprochen wird, während die Aelteren vom Communismus sprachen. Es handelt sich hier nicht bloß um Namen!

***) Erfurter Programm, 158.

genz und die erforderliche administrative und theoretische Bildung aneigne.*)

3. Auch die Nationalitätsfrage drängt die Socialisten zu neuen Formulierungen. Nach Engels sind die gegenwärtigen Nationen auf den Trümmern der alten Gentilverfassung entstanden; der Begriff der Nationalität verschmilzt bei Engels derart mit dem Begriffe des Staates, so dass Engels principiell, wenn er es auch nicht explicite erklärt hat, gegen das Nationalitätsprincip sich eben so stellt, wie gegen den Staat. Marx und Engels ist das nationale Problem nicht acut geworden. Sie waren für den Internationalismus, und diesen ihren Internationalismus haben sie auch praktisch durchgeführt, weil sie der wichtigsten Weltsprachen mächtig waren. Allein die weitere Entwickelung der Internationale zum Socialismus und das Anwachsen des letzteren insbesonders in den national gemischten Ländern und bei den kleinen Nationen hat den Socialismus vor die nationalen Kämpfe und Fragen gestellt. Vorläufig wird die Frage von Fall zu Fall praktisch gelöst, eine gründliche Bearbeitung des nationalen Problems besitzen die Marxisten noch nicht.**)

Besonders zeitgemäß ist für den Marxismus das slavische Problem. Marx und Engels haben ursprünglich die slavische Frage mit dem Panslavismus (Marx gegen Bakunin) identificiert; aus ihren Ausführungen ist klar, dass sie die slavische Bewegung nicht verstehen. Auch ersieht man, dass sie gegen uns Czechen und Slaven die deutschliberalen Antipathien hegten. Das ist besonders in der erwähnten Schrift von Marx über das Jahr 1848 fühlbar; Engels und die Jüngeren***), und auch schon Marx, haben sich in späteren Jahren freundlicher ausgesprochen. Nur die Polen sind frühzeitig (siehe das communistische Manifest) als Gleichberechtigte aufgenommen worden, (auch die bürgerlichen Dichter sangen damals ihre polonophilen Lieder), offenbar wegen ihres Revolutionismus. Russland ist den deutschen Socialisten noch heute vielfach ein socialer und politischer Wauwau.†)

Dass der Socialismus selbst nach der Nationalität verschiedene Typen aufweist, darauf hat Sombart recht zeitgemäß hingewiesen; nur vermag ich ihm nicht beizustimmen, dass die Nationalität und der Socialismus zwei Pole seien, um welche die Menschengeschichte kreise. ††)

*

Von den sociologischen Lehren gehen wir jetzt zur Philosophie über. Vor allem zeigt sich auch in der Ethik eine neue Richtung des Marxismus. Der Marxismus Marx' und Engels' ist im ganzen amoral: auf Grund seines Materialismus will er die Menschen durch die socialen Institutionen verändern, die Ethik, Religion und die Philosophie hält er für den Gipfel der schon überwundenen Ideologie. Engels (in seiner Schrift über Feuerbach) reduciert die socialistische Ethik auf den Classenkampf: die Liebe zum Nächsten sei eine alte Leier, der Kampf, die Revolution ist die richtige Methode alles socialen Vorgehens. Die Gleichheit wird von der Revolution kommen, nicht von der Moral. Trotzdem wünscht Engels anderswo †††) eine wirklich menschliche Moral, welcher Ausdruck an den ursprünglichen „realen Humanismus" erinnert, von dem aus, unter Feuerbachs Einfluss, sowohl Engels als Marx ausgegangen sind.

Mit der Aenderung in der Anschauung über den Materialismus und die Nützlichkeit der Revolution kommt consequent auch in der Ethik eine richtigere Anschauung zum Durchbruch. Die neuere sogenannte ethische Bewegung (ethische Cultur) hat auch die Socialisten zur Discussion bewogen*). In dieser Discussion haben sich einige Theoretiker der Ethik gegenüber ablehnend verhalten, allein Schritt für Schritt haben sie sich, wenn man es so sagen darf, für die Ethik erwärmt, bis endlich C. Schmidt auch in dieser Frage neue Worte gefunden hat.**) Die socialistische Presse hat seine Ausführungen acceptiert***), wohl ohne zu merken, was darin Neues ist. Und neu ist, dass Schmidt die Berechtigung und Selbständigkeit der ethischen Kräfte anerkennt; Schmidt zeigt weiter und richtig die Schwachheiten des Utilitarismus und Egoismus (welche die Socialisten häufig als selbstverständlich hinnehmen) auf und gelangt bis zur idealen Forderung der Selbstaufopferung, ohne alles Heil von den socialen Institutionen zu erwarten.

Gleichzeitig wurde eine ähnliche Discussion in Frankreich geführt; †) in England haben Bax und andere auf die Ethik nie verzichtet.††)

*) „Neue Zeit" 1890–91, p. 631.

**) Kautsky „Neue Zeit", 1897: Die moderne Nationalität führt die Ansicht der Engels'schen Schrift über die Familie des weiteren aus, indem er ausdrücklicher betont, dass die moderne Nationalität die Bourgeoisie ist. Neuestens hat Kautsky („Neue Zeit" 1898: Der Kampf der Nationalitäten und das Staatsrecht in Oesterreich) das Nationalitätsproblem in seiner socialpolitischen und culturellen Bedeutung viel richtiger dargestellt und seine relative Unabhängigkeit von den wirtschaftlichen Verhältnissen anerkannt.

***) Vergl. Kautskys Einleitung zur erwähnten Schrift Marx' über die Revolution von 1848.

†) Auf den slavenfeindlichen Nationalismus Lassalles und Liebknechts hat unlängst Dragomanow in der Wiener „Zeit" (1895, den 18. Mai: Michail Bakunins politische Ideen) aufmerksam gemacht.

††) Sombart, Socialismus, p. 118.

†††) In der Schrift gegen Dühring, p. 30.

*) Vergl. den Bericht von Kaizl: Ethika a socialism, Naše Doba, I.

**) Ethische Cultur 1896, Nr. 20, 21: Socialistische Moral.

***) Z. B. der Berliner „Social-Demokrat".

†) Jaurès hat gegen Lafargue den historischen Materialismus dahin erklärt, dass der Mensch die Ideen der Gerechtigkeit und Gleichheit schon auf der ersten Stufe der Entwickelung besitze und dass sie daher stets und stetig als selbständige sociale Kräfte wirken. Gegen Jaurès in dieser Frage spricht Plechanow, Beiträge zur Geschichte des Materialismus, 1896, p. 212.

††) Vergl. Bax im Aufsatze: Die neue Ethik, „Akademie" 1895, Nr. 1 sequ.; vergl. derselbe: The Ethics of Socialism being Further Essays in modern Socialistic criticism, 1893.

In concreto werden diese neuen Richtungen, gestützt auf eine richtigere sociologische und historische Forschung, zu einer nüchterneren und richtigeren Formulierung der Frauen- und Familienfrage führen. Engels hat auf Grund seiner falschen Anschauung über das ursprüngliche Matriarchat eine Theorie der modernen Liebe formuliert, die durch ihre Einseitigkeit, und sicher gegen den Willen ihres Urhebers, in bedenkliche Nachbarschaft mit der Decadenz gekommen ist. Auch hier äußert sich schon eine bessere Erkenntnis.*)

(Schluss folgt.)

Richtigstellung: Ein typographisches Versehen hat beim Abdruck des ersten Theiles dieser Abhandlung die Anbringung mehrerer Anmerkungen an unrichtiger Stelle verursacht. Die erste Anmerkung (S. 177, Spalte 1) bezieht sich auf den in der 2. Spalte derselben Seite in der 8. Zeile endigenden Satz: „Diese Schrift erscheint stückweise vom Jahre 1859 an." Auf der 2. Spalte der Seite 118 entfiel auf Zeile 30 das hinter das Wort: „Kautsky" zu stellende Bezugszeichen: ††), weshalb den beiden nächstfolgenden Bezugszeichen ein † hinzuzufügen ist. Die auf Deville (Zeile 32) sich beziehende Anmerkung, die sonach mit vier Kreuzchen auszuzeichnen wäre, entfiel und hat zu lauten: Deville; L'anarchisme 1887.

Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland.

Der erste im vorigen Jahre erschienene Band des Werkes „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" von Heinrich Friedjung (Stuttgart, J. G. Cotta) hat soviel Beifall gefunden, dass sich bereits das Bedürfnis nach einer zweiten Auflage eingestellt hat, mit der sich sofort eine Doppelauflage des zweiten Bandes verbinden ließ. Ohne Zweifel erklärt sich dieser wohlverdiente Erfolg zum Theil aus dem Reiz, den es immer gewährt, umwälzende Ereignisse, deren Angedenken noch frisch ist, durch schriftliche und mündliche Aeußerungen berühmter Mitspieler beleuchtet zu sehen. Wer in der Lage ist, aus Briefen Benedeks, aus Unterredungen, die ihm Bismarck, Moltke, Rechberg, Nigra gewährten, Mittheilungen zu machen, darf heute bestimmt auf ein größeres Publicum von Lesern rechnen, als derjenige, dem etwa bisher unbekannte Aeußerungen Peters oder Friedrichs des Großen, Mazarins oder Metternichs zu Gebote stehen, wären sie an sich auch noch so merkwürdig.

Außerdem ist nicht zu vergessen, dass Sybels Werk über die Begründung des deutschen Reiches, soweit es hier für den Vergleich in Frage kommt, einer Ergänzung von österreichischer Seite dringend bedurfte. Es ist zwar ein entschiedener Vorzug des Oesterreichers Friedjung vor dem Preußen Sybel, in seiner Darstellung seine staatliche Zugehörigkeit viel mehr vergessen zu lassen. Aber wenn man auch nicht von seinem österreichischen Standpunkt sprechen kann, so doch von seinem österreichischen Quellenmaterial. Leider ließen sich Auszüge aus dem Acte des auswärtigen Amtes dieser Materialiensammlung nicht einfügen. Denn, um die Worte des Verfassers zu gebrauchen, „es ist ein Grundsatz der österreichischen auswärtigen Politik, zwei, selbst drei Generationen lang das tiefste Schweigen über ihre Thätigkeit zu bewahren". Um so liberaler erwies sich der frühere Vorstand des österreichisch-ungarischen Kriegsarchives. Dazu kamen wertvolle Mittheilungen hervorragender militärischer Augenzeugen. Endlich konnten auch für einige rein politische Fragen, vor allem aus der Zeit des Ministeriums Schmerling, die am tiefsten Eingeweihten mit Erfolg um Aufklärung angegangen werden.

Das große Geschick, mit dem diese zerstreuten Bausteine zusammengefügt worden sind, ist nicht das geringste Verdienst des Historikers. Was er außerdem, abgesehen vom Reiz der Darstellung, sich selbst verdankt, ist vornehmlich volle Beherrschung der Literatur, Bethätigung scharfer, aber vorsichtiger Kritik, Fähigkeit, sich über die verwirrenden Einzelheiten zur Höhe allgemeiner Anschauung zu erheben. Wer sich die Mühe einer Nachprüfung machen will, wird seine Leistung erst durchaus würdigen können. Sehr selten läuft ein thatsächlicher Irrthum mit unter, wie z. B. Band II, S. 493, wo dem bekannten dänischen Agenten Hansen ein Vorschlag in den Mund gelegt wird, den man ihm vielmehr, seinen Aufzeichnungen nach, in Berlin aufband**). Sehr selten kommt auch ein Vergreifen im Ausdruck vor, wie z. B. Band I, S. 7, wo davon die Rede ist, Metternich habe die heilige Allianz aufgerichtet. Dies reimt sich mit der Entstehungsgeschichte ihrer Urkunde und beruht auf einer gewohnheitsmäßigen Verwechslung ganz verschiedener Thatsachen der Geschichte der Restaurationszeit. Im ganzen und großen wird man an dem Verfasser dieses Werkes einen sehr zuverlässigen Führer finden. Bei seiner Polemik gegen Vorgänger, wie namentlich gegen Sybel, ist er fast immer im Recht.

*) Gegen das in mancher Hinsicht verdienstliche, allein oberflächliche Buch von Bebel (Die Frau) hat sich schon auch in socialistischen Kreisen der Widerstand geregt: „N. Z." 1895: Katzenstein, Kritische Bemerkungen zu Bebels Buch: Die Frau und der Socialismus. — Bebels Replik ibid.: Kritische Bemerkungen zu Katzensteins kritischen Bemerkungen über „Die Frau und den Socialismus". Man vergleiche auch die Aeußerungen über die wissenschaftliche Qualification Bebels in den Besprechungen des Ziegler'schen (einseitigen und in sociologischen Fragen nicht orientierten) Buches (Die Naturwissenschaft und die socialdemokratische Theorie, ihr Verhältnis, dargestellt auf Grund der Werke von Darwin und Bebel, 1894) von Ledebour („Berl. Socialdemokrat") und Bernstein („N. Z." 1894).

**) In dem Werke von Jules Hansen: Les coulisses de la diplomatie, Paris, J. Baudry 1880, heißt es S. 115: „La maison de Berlin parle vaguement de prendre la porcelaine de Saxe en échange du vin du Rhin". Hansen selbst sollte (s. a. a. O. S. 111) auf den Erbprinzen von Hohenzollern-Sigmaringen als möglichen Fürsten eines rheinischen Staates hinweisen.

Was nun die Form anlangt, in der er die Ergebnisse seine Forschung bietet, so ist sie gleichfalls alles Lobes würdig. Der Erzähler hält sich von dem heute so beliebten rednerischen Pathos fern, aber er versetzt den Leser fortdauernd in Spannung. Hie und da, z. B. bei der Schilderung gewisser Gefechtsmomente des 3. Juli, gebietet er über Töne äußerster dramatischer Lebendigkeit. Die Charakteristik der einzelnen, von ihm vorgeführten Persönlichkeiten zeigt in der Regel von großer psychologischer Feinheit und Schärfe. Porträts wie diejenigen von Rechberg, Moriz Esterhazy, John, Tegetthoff, des Erzherzogs Albrecht wird man nicht leicht vergessen. Die Gestalt Benedeks, der widerwillig eine Aufgabe übernahm, welcher er sich nicht gewachsen fühlte, tritt hier erst ins rechte Licht. Die Manen des schwergeprüften Helden erhalten eine späte Sühne. Man weiß, dass ihn eine officielle Verurtheilung traf, und doch blieb er bis zum Tode seinem Worte, schweigen zu wollen, treu. Er übergab sogar alles, was sich zu seiner Rechtfertigung in seinen Papieren vorfinden mochte, den Flammen. Ebenso wird hier zum erstenmale der unheilvolle Einfluss, den General Krismanič auf die kriegerischen Vorgänge in Böhmen ausübte, vollkommen klargestellt. So nahe die Versuchung lag, hypothetische Betrachtungen anzustellen, so weislich hat der Erzähler ihr auszuweichen verstanden. „Es wäre ein Wagnis", sagt er einmal, „bestimmen zu wollen, welche Folgen ein rechtzeitiger Angriff Benedeks auf Steinmetz bei Skalitz herbeigeführt hätte." Er will es „der Phantasie überlassen, auszusprechen", ob ein dauerndes Verhältnis zwischen Oesterreich und Süddeutschland begründet worden wäre, wenn die Anträge, die Bismarck durch Herring nach Wien gelangen ließ, eine Einigung Oesterreichs und Preußens, ohne französische Vermittelung, bewirkt hätten. Auch Anspielungen auf die Kämpfe der Gegenwart und prophetische Ausblicke in die Zukunft finden sich nicht allzuhäufig. Wo sie sich einstellen, wird es jedem historischen Denker freistehen, sich ein ähnliches oder ein anderes Bild auszumalen. So wird sich z. B. das Gesammturtheil, das eine spätere abschließende Geschichtsschreibung über die innere Politik der deutschen Reichsregierung bis zur Entlassung Bismarcks zu fällen hat, mit demjenigen, das der Verfasser vorwegnimmt, vielleicht nicht decken. Auch kann nimand dafür bürgen, ob wirklich jemals „eine engere Verbindung" Oesterreich-Ungarns und des Deutschen Reiches zustande kommen wird, als sie durch das Bündnis von 1879 gegeben ist.

So viel an Friedjungs Werk zu rühmen ist, lässt es doch einen Wunsch unerfüllt. Zählt man die Seitenzahlen der einzelnen Capitel zusammen, so findet sich, dass weit über die Hälfte lediglich auf die Kriegsgeschichte entfällt. In dieser nehmen sodann einzelne Schilderungen, deren Gegenstand nur mittelbar mit dem „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" zusammenhängt, einen unverhältnismäßig breiten Raum ein. So drängt die Erzählung der Schlachten von Custozza und von Lissa die der militärischen Operationen Vogel von Falckensteins und Manteuffels ganz in den Hintergrund. Die Seiten, die nicht der Kriegsgeschichte angehören, werden fast ganz durch die Geschichte der diplomatischen Züge und Gegenzüge ausgefüllt. Nun hat unstreitig bei dem „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" der Diplomat und der Soldat sozusagen das vorletzte und das letzte Wort gehabt. Aber man möchte doch noch gern etwas vom Volk vernehmen. Man möchte verfolgen können, welche Hindernisse die Idee der preußischen Hegemonie, wäre es auch nur in dem gewählten Zeitabschnitt 1859 bis 1866, in den Tiefen der Nation zu überwinden hatte, und welche Kräfte ihr hier zu Hilfe kamen. Man möchte die letzten Ursachen der preußischen Triumphe und der österreichischen Niederlagen auch in der geistigen Verschiedenheit der mit einander ringenden Mächte genauer nachgewiesen sehen. Der Verfasser hat wohl selbst gefühlt, dass hier eine Lücke klaffe. Aber er beschränkt sich auf allgemeine Andeutungen. Seinem Berichte des Gefechtes von Skalitz schickt er die Worte voraus: „Es strafte sich die Lässigkeit, mit der sich der Oesterreicher nur zu leicht gehen lässt, weil ihm die Anspannung der geistigen Kraft nicht immer und nicht dauernd nothwendig scheint: im Kriege treten die Vorzüge und die Mängel des Volkscharakters entscheidend zutage." Seine Kritik der Schlacht bei Jitschin leitet er mit dem Satze ein: „Was jetzt eintrat, das war die geschichtliche Sühne für die Oesterreich zu allen Zeiten verderbliche Saumseligkeit". Von der öffentlichen Meinung, vom Nationalverein, von der Behandlung der deutschen Frage in den Parlamenten ist beiläufig wohl die Rede. Aber der Leser wird viel eingehender und unleugbar in sehr lehrreicher Weise über die „österreichische Stoßtaktik", die „preußische Feuertaktik" und anderes Technische unterrichtet, was schließlich nur derjenige vollkommen würdigen kann, der mit dem Erzherzog Albrecht, wenn auch schwerlich zur Freude der Baronin von Suttner, „ein Herzensinteresse an dem edlen Handwerk" der Soldaten hat. (Siehe Band I, 401.)

Indessen, jeder Autor hat das Recht, danach beurtheilt zu werden, was er hat geben wollen. Man mag behaupten, dass die Geschichte des Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland in Verbindung mit der Geschichte der deutschen Einheitsbewegung und aller ihrer Nebenströme noch zu schreiben sei. Die Geschichte des Sieges diplomatischer Kunst und militärischer Macht hat Friedjung meisterhaft dargestellt. Sein Werk verdient in der historischen Literatur unserer Zeit einen Ehrenplatz.

Zürich. Professor Alfred Stern.

Elektrochemie und Elektro-Industrie.

Technisch-wirtschaftliche Studie von **Wilhelm Berdrow** (Berlin).

Niemals hat bisher ein neuer Zweig der technischen Fortschritte ein so forciertes Nachdrängen der Industrie zur Folge gehabt, wie die praktischen Anwendungen der elektrischen Starkströme. Selbst die erste Zeit der Eisenbahngründungen oder der Einführung der Dampfmaschinen kann in ihren Wirkungen auf das Capital nicht entfernt den Umfang des Einflusses erreicht haben, den die Elektrotechnik gegenwärtig auf die Gründungsthätigkeit ausübt. Das große Publicum sieht von diesem Engagement ungeheuerer Geldmittel für elektrotechnische Zwecke keineswegs alle Seiten gleich deutlich, nur die stärksten Wellen der capitalistischen Hochflut, die sich den elektrotechnischen Gründungen jetzt in einem wahren Begeisterungstaumel an den Hals wirft, gelangen zur Kenntnis weiterer Kreise: elektrische Centralstationen, Straßen- oder Vicinalbahnen, Hoch- oder Untergrundbahnen mit elektrischem Betriebe, Beleuchtungsanlagen, elektrische Kraftübertragungen und ähnliche Unternehmungen, die ihres Umfanges wegen oder durch ihre unmittelbare Einwirkung auf große Bevölkerungsschichten die Presse interessieren. Vieles Andere bleibt einstweilen noch mehr oder weniger unbekannt, ohne doch den vorgenannten Ereignissen an Wichtigkeit nur im geringsten nachzustehen, ja zum Theil von noch größerer Bedeutung für das Gesammtinteresse der Volkswirtschaft als sie.

Darunter ist die Elektrochemie, in ihrem weitesten Umfange verstanden, wohl an erster Stelle zu nennen. Auf die große Bedeutung, die dem elektrischen Strome dereinst vermöge seiner die meisten chemischen Umwandlungsprocesse belebenden Reagenzkraft auf viele Rohstoffe in der Chemie zufallen werde, hat schon Werner v. Siemens mehrfach hingedeutet, ohne dass es ihm vergönnt sein sollte, an der Verwirklichung seiner weit vorausschauenden Ideen noch theilzunehmen. Ueber einen der heutigen Hauptzweige des elektrochemischen Gebietes, die Elektrometallurgie, sprach sich einer ihrer erfolgreichsten Mitarbeiter, der viel zu früh der Wissenschaft entrissene Dr. Martin Kiliani, in seinen letzten Jahren Director der Aluminium-Gesellschaft zu Neuhausen in der Schweiz, schon 1883 recht eigentlich prophetisch aus: „Es dürfte wohl heutzutage keinem Zweifel mehr unterliegen, dass die Elektricität in den nächsten Jahrzehnten auf dem Gebiete der Metallurgie eine Hauptrolle spielen wird, und dass künftighin die Elektrotechnik in der Metallurgie gleich große, wenn nicht größere Erfolge zu verzeichnen haben wird, als auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens. Einfachheit und Reinlichkeit des Verfahrens, verbunden mit geringem Kraftverbrauch und Kostenaufwand, besonders bei Ausnützung von Wasserkräften, das sind Vortheile, welche der elektrolytischen Methode gegenüber den älteren Methoden in den meisten Fällen den Vorzug verschaffen. Doch vor allen diesen Vortheilen ist es einer, der allein schon der elektrolytischen Methode die künftige Stellung in der Metallurgie sichern würde, nämlich der, dass die Methode in ein und demselben Processe mit der Gewinnung der Metalle auch zu gleicher Zeit eine Scheidung derselben ermöglicht, dass sie also ganz reine Producte liefert." Er selbst ahnte damals wohl nicht, in wie kolossalem Maßstabe die nächsten 15 Jahre seine Worte verwirklichen sollten.

Wie die Elektrometallurgie, so arbeitet auch die Elektrochemie im weiteren Sinne nach zwei ganz verschiedenen Methoden, indem sie zur Behandlung der ihr unterworfenen Rohstoffe entweder, wie die älteren hüttenmännischen Verfahren ebenfalls, die Wärme in Anwendung bringt, oder aber sich zur Trennung der gewünschten Endproducte aus ihren Erzen oder Verbindungen rein chemischer, von der Erwärmung unabhängiger Einwirkungen bedient. Die erstere Methode, bei welcher die bekannte Fähigkeit des elektrischen Stromes in Anwendung tritt, unvollkommene Leiter beim Durchgange zu erhitzen, scheint dem früher allein üblichen Verfahren, Metalle oder chemische Elemente durch Feuersglut aus ihren Verbindungen zu erschmelzen, am nächsten verwandt zu sein, im Grunde aber ist gerade sie am weitesten vom üblichen Wege entfernt. Benützt man doch die elektrische Schmelzung fast nur zur Erzeugung einiger Stoffe, welche die frühere Metallurgie überhaupt nicht oder nur in Proben darzustellen vermochte! Dagegen dient das elektrolytische Verfahren sowohl in der Chemie, wie in der Metallurgie hauptsächlich dazu, ältere Darstellungsmethoden entweder durch die geringeren Herstellungskosten oder die größere Reinheit der erzielten Producte zu verdrängen.

Den durch den elektrischen Schmelzofen erschlossenen Zweigen der neuen Technik sei zuerst ein kurzer Ueberblick gewidmet. Unter den Metallen unterliegt der Herstellung im Schmelzofen bis jetzt vornehmlich das Aluminium, unter den Nichtmetallen das Carborundum und Calciumcarbid. Der Gewinnung des Aluminiums sind die elektrischen Ströme der beiden bedeutendsten bis jetzt in den Dienst der Industrie gestellten Katarakte, des Rhein- und Niagarafalles, zum großen Theile gewidmet. Den Aluminiumbedarf der alten Welt decken zumeist die aus der Verschmelzung einer schweizerischen und einer deutschen Gesellschaft entstandenen Aluminiumwerke zu Neuhausen am Rheinfall, deren große elektrische Anlage jetzt ihrer Vollendung entgegengeht, und deren Director bis zu seinem Tode der obenerwähnte Dr. Kiliani war. Ihren Arbeiten ist es zumeist zu verdanken, wenn der Preis des leichten, weißen Metalles, der vor 40 Jahren 1000 Mark pro Kilo-

gramm betrug, nunmehr soweit gesunken ist, dass das Aluminium in manchen Fällen mit dem Kupfer concurrieren kann. Im Vertrauen auf die wachsende Bedeutung des weißen Metalles hat eine deutsch-norwegische Firma vor einiger Zeit für beinahe eine Million die Hälfte des bedeutenden Wasserfalles Skarsfossen bei Christiania angekauft, um seine auf 8000 bis 15.000 Pferdekräfte geschätzte Energie elektrisch auszubeuten und für elektro-chemische Processe, vor allem für die Aluminiumgewinnung, zu verwerten. In Amerika sind die gewaltigen Anlagen der Pittsburg Reduction Comp., theils an den Niagarawerken, theils in den Kohlendistricten Pennsylvaniens gelegen, die einzigen Aluminiumfabriken und gleichzeitig die bedeutendsten der Welt, da ihre jetzige Ausdehnung sie befähigt, fast jedes vom Weltmarkte gewünschte Quantum Aluminium zu liefern. Ihre Jahresproduction, die für 1890 mit etwa 28.000 Kilogramm begann, war fünf Jahre später auf mehr als das Zehnfache gestiegen, und im vorigen Jahre hat die Reduction Comp. ungefähr 1½ Millionen Kilogramm oder für 1,000.000 bis 1,200.000 Dollars Aluminium produciert. Die Fabriken der Gesellschaft erzeugen das Aluminium aus reiner Thonerde, dem Oxyd des Aluminiums, die sich in ausgezeichneter Beschaffenheit in den Staaten Georgia und Alabama findet. Die Erde wird in gusseisernen, mit Kohle ausgekleideten Tiegeln durch die Glut eines sehr starken, hindurchgeleiteten Stromes geschmolzen und scheidet dabei das reine Aluminium an der Oberfläche aus, wo es mit Kellen abgeschöpft wird. Obwohl die Stärke des Stromes, der das Thonerdebad in der Schmelzglut erhält, ungeheuer groß sein muss, so ist doch seine Spannung so gering, dass derselbe Strom von etwa 160 Volt 20 Tiegel hintereinander durchläuft und ihren Inhalt schmilzt. Die pennsylvanischen Aluminiumwerke derselben Gesellschaft erzeugen ihren Elektricitätsbedarf durch Dampfkraft in der Stärke von 2000 Pferden; aber obwohl sie so günstig inmitten eines der reichsten Kohlenlager der Union liegen, dass ihnen der Centner Steinkohle kaum auf 15 Pfennige zu stehen kommt, erhält die Anlage an den Niagara-Kraftwerken, welche jetzt mit einem Strombedarfe von 3000 Pferdekräften arbeitet, die Elektricität doch noch billiger, so dass die geplanten Erweiterungen der Reduction Comp. ebenfalls am Niagara liegen werden.

Von den beiden anderen Producten des elektrischen Schmelzofens, die bis jetzt Gegenstände der Industrie geworden sind, den Carbiden des Siliciums und Calciums, wurde das erstere, das sogenannte Carborundum, schon vor 4—5 Jahren bei den Versuchen zur Edelsteinherstellung im elektrischen Ofen entdeckt und wird seitdem in einer amerikanischen Fabrik durch das Zusammenschmelzen von Coaks und Quarzsplittern hergestellt. Es besitzt seinen einzigen Gebrauchswert in einer phänomenalen Härte, die es selbst zum Schleifen von Edelsteinen geeignet macht. Ein solcher Stoff kann von hohem Werte sein, aber wenigstens einstweilen keine allzuweite praktische Verbreitung erlangen, und so ist denn die bald nach der Entdeckung gegründete Carborundumfabrik an den Niagara-Elektricitätswerken, die elektrische Ströme in der Stärke von 1000 Pferdekräften verarbeitet, hinreichend geblieben, um den Bedarf der Menschheit in diesem Artikel zu decken. Umso hoffnungsvoller scheint sich die Entwickelung des in der letzten Zeit so oft genannten Calciumcarbids zu gestalten. Eine Verbindung von Kohlenstoff und Calcium, wird das Carbid im Schmelzofen durch die Einwirkung starker Ströme auf eine gemahlene Mischung von Kalk und Kohle erhalten, und seine merkwürdigste Eigenschaft ist die, dass es nur ins Wasser geworfen, oder mit Wasser benetzt zu werden braucht, um sofort ein Leuchtgas von ausgezeichneten Eigenschaften, das Acetylen, in großen Mengen zu entwickeln. Ohne auf die überraschend schnell gewonnene Stellung des Acetylens in der Beleuchtungsindustrie einzugehen, will ich hier nur flüchtig auf die, diesem Stoffe sonst noch offenstehenden Verwertungsmöglichkeiten hinweisen. Wie man längst wusste, als man das Acetylen nur im Laboratorium auf chemischem Wege in den kleinsten Mengen herzustellen verstand, ist das merkwürdige Gas von einer ganz erstaunlichen chemischen Reactionskraft. Eine ganze Reihe von organischen Verbindungen lassen sich mit seiner Hilfe auf ganz neue und in vielen Fällen große Kostenersparnis versprechende Weise herstellen, bei anderen ist die Darstellung überhaupt erst durch Vermittlung des Acetylens auf chemischem Wege möglich geworden. Der Alkohol, die Opalsäure, das Benzol und andere Stoffe werden jetzt auf ganz neue Herstellungswege gewiesen, und die chemische Erzeugung von Lebensmitteln mit Hilfe der Elektricität, die schon dem großen Siemens als das höchste Ziel seiner Lieblingswissenschaft vorschwebte, erhält durch das Acetylen den ersten Hoffnungsschimmer einer zukünftigen, wenn auch noch so fernen Verwirklichung. Bei einem so folgenreichen Zweige der Elektrochemie darf es nicht Wunder nehmen, wenn er seitens der Industrie rasch und vielfältig Beachtung fand. Während in Europa die Aluminiumgesellschaft zu Neuhausen am Rheinfall zu den ersten Fabriken gehörte, welche die Erzeugung von Carbid im großen aufnahm, wurde in Amerika unter anderen die Acetylene L. H. a. P. Co. an den Niagarafällen zur Carbidfabrication begründet, welche ebenfalls, wie die Caborundfabrik, 1000 elektrische Pferdekräfte von den Fällen aus bezieht. Einige andere Fabriken in verschiedenen Ländern haben, zum Theil unter Benützung von Dampfkraft für ihre Dynamomaschinen, die Carbiderzeugung ebenfalls aufgenommen. Im ganzen sind es nach englischen Blättern bis jetzt etwa 14 bis 15 Fabriken, welche die Carbiddarstellung in nennenswertem Umfang betreiben. Auf die Carbiderzeugung stützt sich auch ein neuerdings von Frank in Berlin gemachter und vielbeachteter Vorschlag zur Ausnützung der Torfmoore besonders des nordwestlichen Deutschland. Das aus den oberen Schichten der Moore durch natürliche oder künstliche Trocknung zu gewinnende Heizmaterial, nach dessen Entfernung unmittelbar die Bereicherung des Bodens an Nährbestandtheilen und seine Anpassung an den Ackerbau stattfinden kann, repräsentiert trotz seiner relativ nicht bedeutenden Heizkraft eine, absolut betrachtet, auf lange Zeit unerschöpfliche Energiequelle. Dieselbe hat nur den einen Fehler, an Ort und Stelle verzehrt werden zu müssen, weil Torf und Torfkohle die Verfrachtung auf weitere Entfernungen selbst auf dem billigsten Wege nur ausnahmsweise lohnend machen. Man kann nicht wohl in die öden Moorflächen Preußens, Oesterreichs oder Bayerns Fabrikstädte hineinzaubern, wie an den Niagara oder den Rhein, aber man kann, wie Frank gut begründet ausführt, die Torfmassen an Ort und Stelle in elektrischen Anlagen verfeuern und letztere ausschließlich zur Carbiderzeugung benützen, um so ein leicht versandfähiges Material zu erhalten, in dem die Energie, ob nun später in Licht-, Kraft- oder chemischer Gestalt verwendbar, ungleich höher als im Torfe concentriert ist.

Doch genug von den Producten des elektrischen Schmelzofens, die ohnehin die weitaus kleinste Classe der elektrochemischen Erzeugnisse bilden. Viel größer ist die Verschiedenheit der Reactionen und die Zahl der Producte, die der elektrische Strom auf kaltem Wege, durch Salz- oder alkalische Lösungen geleitet, hervorbringt. Unter den Metallen gehören dahin bis jetzt, soweit von einer elektrochemischen Darstellung in größerem Umfang die Rede sein kann, das Magnesium, das Kupfer, Nickel, Zink, Gold und in geringem Umfang und meist versuchsweisen Betrieben noch einige andere. Die Herstellung des Magnesiums aus alkalischen Salzen und Erden wurde früher ziemlich kostspielig auf rein chemischem Wege betrieben und zwar hauptsächlich in England. Neuerdings stellt es eine elektrochemische Fabrik zu Hemelingen auf ähnliche Weise, wie das Aluminium zustande kommt, mittelst elektrischer Ströme her, und dieses Verfahren scheint das frühere langsam zu verdrängen. Freilich ist die Erzeugung des Metalles im reinen Zustande auch so eine schwierige; eine Pferdekraftstunde, in Elektricität umgesetzt, vermag nur 45 Gramm Magnesium zu erzeugen. Doch ist schon das bei der großen Leichtigkeit und dem hohen Preise des Metalles ein Erfolg, der zur Nachahmung reizen wird.

Bei weitem den größten Umfang in der Elektrometallurgie hat die Gewinnung des Kupfers gewonnen, die nahe daran ist, die älteren hüttenmännischen Verfahren vollständig zu verdrängen. Ließe sich dieselbe Methode, die im Princip nur in der Auflösung des Erzes oder Rohmaterials in elektrolytisch behandelten Bädern besteht, auf alle Metalle vom Eisen bis zum Silber anwenden — und dahin gehen in der That, wenn auch die nächsten Absichten noch nicht, so doch die Wünsche der Elektrotechniker — so wäre das die ungeheuerste Revolution, welche die Technik seit dem Alterthum erlebt hat. Anstatt aller langwierigen, Kohle verzehrenden, viele wertlose Abfälle ergebenden und die Luft mit schädlichen Dünsten füllenden Verhüttungsprocesse wird das Kupfererz einfach zu Rohsteinplatten verschmolzen, welche als Anoden in ein Bad von verdünnter Schwefelsäure und einer Lauge desselben Erzes kommen, während ihnen gegenüber wiederum dünne Kupferbleche als Kathoden aufgehängt werden. Ein Strom von einem Volt Stärke ist fähig, die Erzplatten in reines Kupfer zu überführen, nur bedarf es dazu einer langen Zeit, denn erst in drei Monaten ist eine Erz-Anode völlig aufgelöst. Es gehören also viele Zellen dazu, um dies Verfahren, nach welchem in der Stephanshütte in Ungarn täglich 1200 Kilogramm Feinkupfer niedergeschlagen werden, im großen Maßstabe zu betreiben. Dennoch ist es sehr wohlfeil, besonders wenn zur Elektricitätserzeugung Wasserkräfte zu Gebote stehen, wie in der eben erwähnten Hütte, wo das Verfahren schon seit sieben Jahren mit Erfolg geübt wird. Die Einfachheit des Verfahrens und die Möglichkeit, sehr leicht die in den Kupfererzen häufigen Edelmetallbeimischungen zu entziehen, haben der elektrolytischen Kupfergewinnung in kurzen Jahren eine beispiellose Verbreitung verschafft. Besonders in Amerika haben sich rasch mehrere große Kupferraffinerien auf elektrolytischem Wege gebildet, und in der Fachpresse der Vereinigten Staaten wird schon frohlockend von der Aussicht gesprochen, bald das europäische Rohmaterial zur gewinnreichen Raffination nach Amerika zu holen, anstatt uns das ihrige, wie früher, zu senden. Hoffentlich macht die energische Anlage deutscher und österreichischer Capitalien in der fortschreitenden Elektrometallurgie und die Aufschließung auch unserer natürlichen Energiequellen für elektrische und chemische Zwecke den Amerikanern noch rechtzeitig einen Strich durch die Rechnung. Wir gönnen ihnen, sowie den übrigen Goldproducenten in Afrika, Australien und Russland dafür gern die Vortheile, welche allen Goldländern durch das neue, besonders der Firma Siemens zu verdankende Verfahren der elektrolytischen Goldgewinnung zutheil werden; da dasselbe die Kosten der Feingolderzeugung bedeutend vermindert und somit entsprechend goldärmere Erze schürffähig macht, so können übrigens davon auch die vereinzelten Goldfundstätten Mitteleuropas profitieren.

Um endlich ganz kurz der zahlreichen nichtmetallischen Producte zu gedenken, deren Herstellung die Elektrochemie auf eine oder die andere Weise gefördert hat, erinnere ich nur an die Kali- und Natronchlorate, Chlor, Aetzkali, Bleichflüssigkeiten, Ozon u. a. m., die eine Menge blühender elektrochemischer Fabriken ins Leben gerufen haben. Für die elektrische Erzeugung chlorsauren Kalis ist in Dalekarlien eine der leistungsfähigsten Wasserkräfte Schwedens gewonnen worden, in Frankreich und der Schweiz gibt es ähnliche Fabriken, in Deutschland beschäftigen sich die elektrochemischen Werke zu Bitterfeld und Griesheim mit der elektrischen Gewinnung von Kaliumchlorat, das infolge dessen in wenigen Jahren sehr stark im Preise gesunken ist. In den Vereinigten Staaten endlich ist es die unvermeidliche Fabrikstadt an den Niagarafällen, wo man die Fabrication von chlorsaurem Kali übernommen hat. Ueberhaupt ist die elektrische Centrale des Niagara hervorragend zum Nutzen der Elektrochemie thätig. Außer den bereits berührten Unternehmungen gibt sie bis jetzt 500 Pferdekräfte für die Erzeugung von Kaliumchlorat und 400 für diejenige von Natriumsuperoxyd ab. Die Acetylengesellschaft hat ihre Kraftforderung an die Elektricitätswerke für das laufende Jahr so weit erhöht, dass sie die Carbidfabrication zu Ende 1898 mit 5000 Pferdekräften betreiben kann; endlich wird im Sommer des laufenden Jahres noch eine Fabrik zur elektrolytischen Sodaerzeugung mit 2000 Pferdestärken eröffnet.

Es gehören wenig prophetische Gaben dazu, um vorauszusehen, dass diese Industrie, die in wenigen Jahren einen derartigen Umfang gewonnen hat, vorläufig im gleichen, wenn nicht stärkeren Tempo weiterwachsen wird. Ihre Resultate hängen fast ganz von den Kosten der Stromerzeugung ab, da fast alle ihre Zweige, in stärkerem Umfange betrieben, außerordentliche Mengen von Elektricität verbrauchen. Andererseits kommt wieder die ganze Richtung der Elektrotechnik diesem Bestreben entgegen. Nicht nur die von Jahr zu Jahr auch in den Bergländern Oesterreichs und an den Flüssen Deutschlands wachsende Ausnützung der Wasserkräfte für elektrische Zwecke, sondern auch die Vervollkommnung der Dampf-Elekricitätswerke verfolgt mit Nutzen den Zweck, der Industrie wohlfeile elektrische Ströme zur Verfügung zu stellen. Andererseits ist die chemische Industrie, wie ihre Stellung in Deutschland, dem führenden Lande dieses Gebiets, beweist, ein Feld von unabsehbarer Bedeutung für den nationalen Wohlstand. Die Moral ist leicht zu ziehen. Diejenigen Länder, deren Industrie in der Benützung der neuerdings gebotenen Chancen rasch und entschlossen die Initiative ergreift, werden in den nächsten Jahrzehnten die ersten auf dem Gebiete der Chemie und, wenn die elektrische Metallurgie ebenso rasch wie bisher fortschreitet, auf dem noch viel größeren Felde der Erzgewinnung und Bearbeitung sein.

Strindberg in der Unterwelt.

Man verzeihe den etwas possenhaft klingenden Titel! Es ist eine traurige Posse, die ich hier erzähle.

Traurig, ja — aber doch eine Posse!

Und in all ihrer Traurigkeit will sie ein wenig belacht werden!

Es ist also ein neues Buch von Strindberg erschienen (bei Bondi in Berlin): „Inferno" betitelt es sich. Darin erzählt der Verfasser, wie er in die Hölle des Verfolgungswahnes gerieth, und wie der Mystiker Swedenborg und der Katholicismus ihn daraus befreiten. Das Buch ist nicht etwa ein Roman. Es ist eine Sammlung von Tagebuchblättern, höchst real, von einem fast rohen Bekenntnischarakter. Die Richtigkeit der Thatsachen ist Eingeweihten vielfach bekannt. Sie erscheinen hier in ganz leichter Retouche. Aber statt zu verdunkeln, weist diese mit doppelter Grellheit auf die wirklichen Personen und Begebenheiten hin. Die Hauptsache jedoch erscheint völlig unretouchiert: alles Psychologische. Strindberg hat wirklich die Hölle in sich erlebt. Und er hat wirklich bei einem katholischen Kloster, wie in einem Siechenhaus für Lebensmüde, um Aufnahme gebettelt. Ob er bereits eingetreten ist, weiß ich nicht. Gerüchte, die ich nicht controlieren kann, erzählen, er sei ganz wo anders eingetreten — in einem Irrenhause!

Aber gleichviel! Strindbergs neues Buch, als bewusstes Kunstwerk bedeutungslos, ist ein überaus wichtiges Document zur Seelengeschichte des modernen Menschen. Es will nicht kritisiert, es will studiert, will eingesogen sein. Es sei daher auch hier nichts anderes versucht, als den Inhalt zu reproducieren. Vielleicht lassen sich hinterher einige Bemerkungen daran anschließen, die den besonderen Fall mit der allgemeinen Zeitlage in Verbindung bringen.

*

Im Herbst 1892 erschien Strindberg, auf Veranlassung des Hansson'schen Ehepaares, höchst abgerissen, in Berlin. Er war im Nu im Wirbel der literarischen Bewegung — eine Nummer, die jeder, der mitsprechen wollte, sich bemühte, möglichst bald auszuspielen. Er fand hilfreiche Freunde und anregende Geisteskameraden, fand kritische Vorkämpfer und Schauspieler, die sich für ihn begeisterten, und so fand er dann schließlich auch einen Theaterdirector und ein Publicum: man erinnert sich des großen Erfolges der „Gläubiger" im Berliner Residenztheater! Ganz zuletzt fand er, was er in Berlin sicherlich am wenigsten gesucht hatte, — eine Frau! Er, der Weiberhasser von Europas Gnaden! . . . Die Honigmonde, die er damals in Berlin verlebte, zittern noch durch sein neuestes Buch allenthalben nach — das im übrigen bei dem Zeitpunkte beginnt, wo er sich von seiner neuen Frau auf Nimmerwiedersehen trennt, November 1894 in Paris. Die Frau reiste damals in ihre österreichische Heimat zu ihrem erkrankten, erst halbjährigen Kinde. Strindberg, allein gelassen, fühlte sich durch die wiedergeschenkte Freiheit verjüngt und erhoben. „Ich saß im Café de la Régence und zwar am selben Tische, an dem ich eben noch mit meiner Frau gesessen, meiner schönen Kerkermeisterin, die Tag und Nacht meine Seele belauert, meine geheimen Gedanken errathen und, voll Eifersucht auf meine Liebe zur Erkenntnis, den Lauf meiner Ideen überwacht hatte . . .".

Dies ist das Entscheidende: der fast maniakalische Trieb nach Einsamkeit und innerer Selbstabschließung, jene herbe Keuschheit der Seele, die die Eigenschaft aller wahrhaft Großen ist. Bei Strindberg indes nimmt sie vielfach verzerrte Formen an, zumal sie sich in höchst frappierender Weise mit ihrem schroffsten Gegensatze verbindet: dem gleichfalls bis ins Krankhafte gesteigerten Drang, sich periodenweise vor aller Welt seelisch zu entblößen und so sein geheimstes Innenleben gewissermaßen zu prostituieren. Wo liegt die Lösung dieses Räthsels, das Verbindende dieses scheinbar unvereinbaren Widerspruches? Ich glaube, man muss auf Strindbergs hochgespannte, kindlich-reizbare Subjectivität hinweisen, um hier zu verstehen. — Wer lange einsam lebt, vermag schließlich bloß von sich selber zu reden: „das Andere" ist ihm abgestorben. Aber gleichzeitig ist er scheu gemacht. Er vermag seine natürliche Offenherzigkeit und Zutraulichkeit nicht zu offenbaren. Die Berührung mit der brutalen Realität gibt ihm einen Nervenchoc, weil sie ihn aus der Welt seiner Einbildungen lieblos herausschleudert. Er soll sich accommodieren — das kann er nicht. Er erwartet Verständnis — und findet Hohn. Er drängt nach freier Aussprache — da wachsen Misstrauen und Argwohn in ihm! Die Nerven geben gleichsam Warnsignale, die den arglosen Wilden mahnen, der glatten Tücke der Europäer nicht zu trauen. So wird ihm die in der Einsamkeit genährte Subjectivität zum Verhängnis. Mit seinem reichen Kinderherzen, seinem brodelnden Geistesleben wird er in sein Inneres rauh zurückgescheucht. Die gährenden Säfte müssen niedergeschlagen werden. Sie stauen sich, sie fangen an zu rumoren, sie suchen vergeblich lange nach einem Ausweg. Da, plötzlich, entdecken sie eine geheime Durchbruchstelle, durch die sie sich blindlings und heftig ergießen. In der realen Berührung mit der Außenwelt hatten überspannte Sensibilität und argwöhnische Leichtverletzlichkeit das Geheimnis des Inneren ängstlich gehütet. Jetzt — wird es jäh, mit leichter Hand, wie ein loses Papier, in alle Winde geworfen — — mag es fliegen, wohin es will. Alles das ist jetzt Vergangenheit, es wirkt nicht mehr als Realität, ist gleichsam bloß noch ein Spiel der Phantasie — es preisgeben, ist nicht mehr, als einen Ballast loswerden, der runter von der Seele muss, damit sie leicht und unbepackt sich aufs neue bewegen und ergehen kann. Nur das Werdende meint Strindberg eifersüchtig hüten und selbst gegen die leisesten Eingriffe schützen zu müssen — das Gewordene sieht er so gleichgiltig an, wie der Kater den Wurf einer Katze.

Natürlich liegt hier eine fundamentale Dissonanz — die aber ganz organisch aus der Natur Strindbergs entstanden ist. Und die Dissonanz muss naturgemäß immer weiterwachsen, je unhaltbarer der Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Einbildung, Außenwelt und Innenwelt sich erweist. Schließlich beherrscht sie die Innenwelt selbst und dringt als zerstörendes Ferment in die bis dahin naiv und sorglos arbeitende Einbildungskraft. Das Bild der Welt verschiebt sich für das Bewusstsein immer mehr, der Wahn wird regierender Herr, Irrealitäten werden zu Realitäten. Und alles dies, so sicher-ruhig es wächst, vollzieht sich doch, rein-äußerlich, in starken Sprüngen und Widerschlägen, in wechselnden Attaken, unter denen das Individuum schmerzlich leidet, das Gleichgewicht des Inneren zusammenbricht. Der Gequälte wird sich der ihm innewohnenden Dissonanz, als einer fressenden Eiterstelle, dumpf bewusst, mit Schaudern blickt er dem Processe des Weiterwucherns zu. Aber er ist völlig machtlos, Einhalt zu gebieten. Die einzige Möglichkeit, nicht einer Rettung, aber doch einer vorübergehenden Beschwichtigung ist die, dass gleichsam die Einbildung sich selbst betrügt, indem sie auf den ersten Wahn einen zweiten pfropft. Daran klammert sie sich dann an und glaubt, so eine „Erklärung" für all ihre unerhörten Leiden gefunden zu haben, ein geistiges Morphium für ihre Martern und Qualen. Und davon braucht sie fleißig, fleißig, bis das Morphium sie schließlich einschläfert und betäubt — nachdem es den Organismus zerfressen und zerstört hat! Dieses Morphium hat der am Verfolgungswahn leidende Strindberg am Katholicismus gefunden. Betrachten wir seine Krankheitsgeschichte jetzt etwas näher!

*

Wir sehen Strindberg in seiner Einsamkeit. Er ist ganz ausgefüllt mit wissenschaftlichen Problemen, hat sich der Chemie mit Haut und Haaren verschrieben. Er sucht nach dem einen Urstoff, beziehentlich nach den beiden sich anziehenden und abstoßenden Polen desselben. Die bisher für „Elemente" geltenden Stoffe erklärt er für zusammengesetzt. Er macht Analysen am Schwefel und weist darin das Vorhandensein von Kohlenstoff nach. Später experimentiert er mit

Job und macht auch hier aufsehenerregende Entdeckungen. Er erhält glänzende Anerbietungen, aber, trotz drückender materieller Noth, schlägt er sie aus. Er schilt sich selber darum, aber irgend ein geheimnisvolles Etwas seines Innern hat ihm so befohlen — ein „Dämonium“, halb Stolz, halb Weltscheu.

Ja, er ist in seine Einsamkeit verliebt. Er arbeitet mit unerhörter innerer Wollust. In Gedanken thront er über aller Welt als Schöpfer eines neuen Zeitalters. Er lebt unablässigig ein absolutes Phantasieleben. Ob in Kunst, ob in Wissenschaft, ist gleichgiltig — wenn nur der Reiz der inneren Selbstbefriedigung da ist! Den gewährt ihm für diesmal die Wissenschaft. Darum glaubt er die Kunst und das klappernde Rauschen des dichterischen Ruhmes verachten zu müssen. Alles „Draußen“ stört ihn, weil es ihn aus den Wonnen herausreißt, die nur das Ich sich selber schaffen kann. Strindberg hat eine etwas barbarische Art, sein Ich zu genießen. Er empfindet nicht nur jeden Eingriff von außen als etwas ungemein Schmerzhaftes, er will auch in jedem Moment, ganz nach Eingabe der Laune, über sein Ich gebieten können. Er ist durchaus Mensch der Impulse. Er handelt ganz momentan und emotionell, ohne jeden Vorbedacht, fast ohne Besinnung. Er ist nicht im mindesten daran gewöhnt, sich irgend welchen Zwang aufzuerlegen, sosehr er im Verkehr durch gesellschaftlich kühles Benehmen darüber hinwegzutäuschen sucht. Aber diese aristokratische Haltung, die manch Einen geblendet hat, ist nichts als ein flüchtiger äußerer Anstrich. In Wahrheit ist Strindberg allen Regungen seines Innern rettungslos unterworfen, ohne jede Spur von Selbstzucht und Lebensführung, der Knecht und Sclave seines tyrannischen „Ich“.

Soweit hat die Außenwelt nur Sinn und Wert für ihn, als sie sich auf dieses „Ich“ zu beziehen vermag. Aber wo beginnen diese Beziehungen? wo hören sie auf? Es schmeichelt der Phantasie des Monomanen, diese Beziehungen möglichst auszudehnen und möglichst ins Geheimnisvolle zu deuten. Schließlich kommt es soweit, dass alles, was das Ich beobachtet, es auch auf sich bezogen wissen will, und stets in der räthselhaftesten Bedeutung. Damit ist dem willkürlichen Spielen des Wahnes bereitwilligst das Thor geöffnet. Die Dinge sind nicht mehr sie selber, sondern symbolische Hinweise höherer Mächte. Einen Zufall gibt es nicht mehr, alles ist in ein Netz feinster Absichten verstrickt. Auf Schritt und Tritt sieht sich Strindberg von dem Spuk geheimnisvoller Schicksalswinke begleitet.

Er hebt kein Blatt, kein Zweiglein von der Erde auf, ohne dass wie von Geisterhand etwas darauf für ihn geschrieben steht. An der Wand des Nebenzimmers wird kein Nagel eingeschlagen, über ihm kein Stuhl und kein Tisch gerückt, ohne dass diese Geräusche noch eine besondere, ihm allein verständliche Sprache reden. Und für den Monomanen, der in den Außenberührungen mit der Welt so peinvolle Erfahrungen gemacht hat, sind das natürlich alles — Warnungen! So setzt sich nach und nach, langsam sich verstärkend, die Idee in ihm fest, dass er ganz besonders auf der Hut zu sein habe, weil man ihm Nachstellungen bereitet.

Er durchwühlt sein Inneres und findet sich nicht ohne Schuld. Die Art, wie er sein Weib hat gehen heißen, wie er von seinem Kinde sich losgesagt hat, so sehr er dies zu seiner Selbstbehauptung für nothwendig hielt, beunruhigt sein Gewissen und bereitet ihm große Qualen. Denn bei all seinem verbohrten Individualitätsdünkel hat Strindberg doch ein weiches, ja überweiches Gemüth und ein edles von Mitleid bewegtes Herz — auch hier ganz Kind und impulsiver Mensch. Er glaubt daher, dass er wegen seiner Vergehungen noch zu einer ganz besonderen Buße aufgehoben sei, dass ungreifbare Teufelsmächte ihm sein Erdendasein zur Hölle machen werden. Er kennt auch das Werkzeug, dessen der Teufel sich bedienen wird, ihn zu verfolgen und zu zerstören. Es ist ein ehemaliger Freund, ein „Russe“ (lies: Pole!), mit dem er in „Wien“ (lies: Berlin!) intim verkehrt hat, und dessen Freundschaft in grimmige Feindschaft (aus Gründen die nicht hierhergehören!) umgeschlagen ist. Dieser „Popoffsky“ — so redet Strindberg's Wahn — trachtet ihm unzweifelhaft nach dem Leben: er ist dazu fähig, er ist eine Verbrechernatur. Er wird nach Paris kommen und ihn ermorden! Alsbald beginnt auch das Spiel der Beziehungen, das das Kommen dieses Henkers und Rächers ankündigt — und plötzlich ist seine Anwesenheit über allen Zweifel gestellt: Strindberg hat ihn Klavier spielen hören, den „Aufschwung“ von Schumann, sein Lieblingsstück! Unter ihm in seinem Hause spielt er das alle Tage, um den zum Tode Verurtheilten damit zu schrecken. Aber blicken läßt er sich nirgends. Er begnügt sich, ihn unsichtbar zu foltern. Er spannt elektrische Leitungen aus und richtet sie auf Strindberg's Brust. Angstgepeinigt springt der arme Verfolgte des Nachts aus seinem Bett, weil er die elektrischen Ströme sich durch den Leib gehen spürt. Er flieht aus der Pension, mietet sich anderswo ein. Aber kaum hat er aus irgend einem Grunde seine Adresse verrathen, als die Verfolgungserscheinungen wieder auftreten und ihm die elektrischen Ströme des Nachts keine Ruhe lassen.

Wir sehen jetzt Strindberg fortwährend auf der Flucht vor eingebildeten Gefahren. Tausend Zeichen sind, die ihn warnen, ein im Thorweg lagernder Hund, eine Spielkarte in der Hand eines Kindes, sonderbare Figurationen der aus dem Ofen gescharrten Kohlenasche. Und während die Person des Verfolgers allmählich zurücktritt, bleiben doch die Verfolgungen an Art und Stärkegrad dieselben mit wenigen intermittierenden Stadien der Lichtheit und der Ruhe. Er irrt von Paris nach Dieppe, von dort nach Schweden, von dort über Berlin nach Oesterreich, wo er sein Kind umarmt und im Hause der Schwiegermutter, doch fern von der geschiedenen Gattin, die verhältnismäßig ruhigsten Monate verbringt. Dann geht es, im November 1896, nach Schweden wieder zurück, wo sich in der kleinen Universitätsstadt Lund, im eifrigen Verkehr mit Mystikern und Convertiten, die bereits angebahnte letzte Wendung vollzieht.

In Swedenborg und Dante hat Strindberg Schilderungen der Hölle gelesen. Seiner krankhaft angestachelten Phantasie wird es ein Leichtes, sich zu beweisen, dass er bereits hier auf Erden mitten in der Hölle schmachte. Die Landschaft an der Donau entspricht genau den Schilderungen Dantes. Die elektrischen Ströme des Nachts, die Kämpfe mit den Unsichtbaren hat auch Swedenborg gekannt, solange er noch in der Hölle geistiger Finsternis kauerte und von nervösen Beängstigungen geplagt wurde. Ueble Gerüche, von denen sich Strindberg verfolgt glaubt, deuten darauf hin, dass er sich in der „Koth-Hölle“ befinde. Im Auffinden und Ausdeuten solcher Symptome ist seine Phantasie überaus erfinderisch und sein Verstand von rabulistischer Schlauheit. Bemerkenswert ist, wie er, bereits ein Opfer dieser fixen Ideen, sich ihre objective Richtigkeit zu beweisen sucht, um damit die auftauchende Befürchtung zu beschwichtigen, dass er vielleicht an Verfolgungswahn leide. Auch ist er daneben immer noch wissenschaftlich thätig und weist auf seine Erfolge hin als auf Beweise seiner ungetrübten Geisteskraft.

Für den Psychiater ist es ja gewiss nichts Neues, dass ein begrenzter Theil der Gehirnfunctionen unter Störungen leidet, während der größere Rest einstweilen mit ungeschwächter, ja scheinbar selbst mit gesteigerter, weil hellseherischer Kraft fortoperiert. Ein so prägnanter Fall indes, der zugleich vom Kranken selbst so genau und scharfsinnig beobachtet und mit solch vehementer schriftstellerischer Darstellungskraft bis ins Kleinste und Größte geschildert wurde, ist sicherlich in der gesammten bisherigen Literatur noch nirgends aufzutreiben gewesen. Dadurch allein schon bildet Strindbergs „Inferno“ ein Unicum in der Weltliteratur.

* * *

Und doch ist es ganz gewiss keine Freude, dieses Buch zu lesen. Man liest es mit unaufhörlichem, schmerzlichem Gelächter. Alle Weltgeheimnisse ziehen hindurch und grüßen mit scheuen Gestalten. Aber auf jeder Seite grinst uns auch eine Satyrfratze entgegen und fletscht höhnisch die Zähne. All unser Leiden — ein Spass für Götter, sagt Strindberg selbst einmal in dem Buche und bezeichnet damit die Grundempfindung, die den theilnehmenden Leser während der Lectüre beherrscht. Ja, es ist wirklich, als ob das Göttergesindel sich den ganz besonderen Spass hätte bereiten wollen, einen der Edelinge mit langsamem, grausamem Raffinement systematisch zu zerstören und dazu zu lachen, höhnisch und verschmitzt, wie fliegenquälende Buben.

Und zum Schluss die katholische Kirche, dieser Rettungshafen für Gescheiterte! Auch dies ein trauriger Triumph, über den nicht bloß Götter, auch Menschen lachen können! Welch schneidende Ironie, dass Strindberg, der in seinem „Vater“ jene berühmte Scene gedichtet hat, wo die alte Amme dem geisteskranken Rittmeister mit sanfter kosender Tücke langsam die Zwangsjacke anschmeichelt, dass eben dieser Mensch in seinem letzten Buch mit dumpfen, andächtigem Schauer erzählt, wie ihn fromme katholische Damen langsam in die Zwangsjacke des römischen Papismus einfangen! Und zwischendurch, aufzuckend, sporadische Visionen von „Orpheus, den die Weiber tödten wollen“!!

Wird der Katholicismus sich der gewonnenen Seele freuen? Wir gönnen ihm jede Freude — denn die Seele ist todt. An ihrer eigensten tiefsten Dissonanz ist sie gestorben. Noch auf den letzten Seiten gewahrt man zuweilen den ängstlichen Flügelschlag, mit dem sie sich gegen das Sterben wehrt! Es durchzieht sie dann ein dunkelaufblitzendes Bewusstsein, dass in dieser ganzen Schicksalsentwickelung ein Widersinn liegt, dass Reue und Buße überall das Falsche treffen, dass die Abtödtung des Fleisches den Geist nicht zum Leben weckt, dass der Gott der Kirche nicht der Gott des Weltenalls ist. Aber alle diese Gedanken haben keine Kraft mehr in ihm. Er plappert sie dem früheren Strindberg nach, gleichwie Comtesse Julie die Worte ihres Kutschers und Verführers nachplappert. Er ist ruhmlos dahingegangen, höchst ungleich jenem anderen, dessen glühender Verkünder er einst war, und den er jetzt zu den Todten wirft, Friedrich Nietzsche! Auch Nietzsche war reich an heftigen inneren Umschlägen, aber sein Schwerpunkt blieb unverrückt — noch als Kranker hat er einen wundersamen feierlichen Stolz, wie ein Triumphator, der über Unermessliche gesiegt hat. Dagegen Strindberg, der bei dem höchsten Talent und dem leuchtendsten Geist doch stets auf der Suche nach einem Schwerpunkt blieb, untreu sich selbst, geknickt, gebrochen, ein trauriges Elendhäuschen, zusammenbrach!

Also — eine Tragödie?!

Nein, nein, und abermals nein! Eine Komödie ist es, über die wir lachen wollen — „Strindberg in der Unterwelt“, Musik von Offenbach — und nieder mit dem Stöhnen unseres schwachgemuthen Herzens! Denn unser Geist will lachen, lachen will er über einen armen Hanswurst, der sich zum Spott seiner selbst gemacht hat, und

der in all seinem Elend so gräſslich-komisch ist, so belustigend-absurd in seinem Wähnen und Fürchten! „Mann über Bord!" — Ja, so muſs es freilich heißen! Aber die stolze Fregatte liegt noch fest in den Wellen, und ihre bunten Wimpel knattern siegesfroh im Winde. Die Böller los! Und — „Volldampf voraus!"

Berlin. Franz Servaes.

Die Bohème.

(Lyrische Oper in vier Acten, nach H. Murgers „Vie de Bohème" von R. Leoncavallo. Aufgeführt im Hof-Operntheater.)

Nach Puccinis „Bohème" haben wir nun auch die von Leoncavallo kennen gelernt. In Wien kannte man Leoncavallo als Autor der „Pagliacci", die bald nach dem Triumphzuge von Mascagnis „Cavalleria" sich einstellten. Mit Mascagni hatte Leoncavallo ursprünglich manches gemein: die packende, aber rücksichtslose Musik, ihre groben Effecte und kurze fesselnde Sujets.

In dem wahnsinnigen Wettlauf um die Ruhmespalme, den er mit Mascagni begann, hatte dieser wohl einen kleinen Vorsprung, aber er ist seither gänzlich zurückgeblieben. Auch Leoncavallo ist schon einigemale zusammengebrochen, und in dem Bestreben, den anderen zu überholen, haben später statt der künstlerischen Thaten allerlei kleinliche Mittel wie Intriguen, Schmähartikel und eine Flut von Reporterberichten helfen müssen, von denen die öffentlichen Blätter voll waren. Das alles sah so aus wie ein Concurrenzkampf zweier Firmen, nicht wie das ideale Wirken führender Geister. Zum Ueberfluſs hat Leoncavallo uns schließlich auch in Wien eine kleine Scene beschert, indem er sich zum Anwalt des sogenannten „Starsystems" aufwarf, das er als schaffender Künstler am allerwenigsten unterstützen, sollte und das noch immer und überall die wahre Kunst zugrunde gerichtet hat. Damit spielt er ein gefährliches Spiel, denn wenn das Publicum aufhört, an die Echtheit seiner Kunst zu glauben, dann mag er sehen, wie er wieder den Weg zu ihm findet.

So haben wir denn alle Mühe, bei dieser neuen Oper von den sensationellen Begleitumständen abzusehen, unter welchen sie in keineswegs sympathischer Weise vor das Publicum gebracht wurde. Doch die Mühe lohnt sich, denn das Werk ist, namentlich in den ersten zwei Acten, voll von erfindungsreicher, origineller Musik, prächtiger Instrumentation, übermüthigem Humor und sprühender Lebendigkeit. Die Scene im Café Momus (erster Act) ist so reich an guten Einfällen und komischen Situationen, daſs man an die bekannteren Werke der italienischen Literatur leichteren Genres zum mindesten erinnert wird. Die gute Laune bleibt immer die beste Seite der Italiener. Das war schon zur Zeit der Buffonisten so und scheint bis auf den heutigen Tag geblieben zu sein. Nur schade, daſs die modernen italienischen Componisten das ihnen am meisten congeniale Element so wenig ausnützen. Die „Opera buffa" ist ihre Domäne. Welcher andere Componist würde heute auf den Einfall kommen, seinen Helden in einer Balgerei mit den Küchenjungen einen Besen in die Hand nehmen zu lassen und ihm Raouls feierliche Apostrophe von der Duellscene (aus dem dritten Act der Hugenotten) in den Mund zu legen. Mit der nöthigen Grazie bringt das nur ein Italiener heraus. Herr Hesch war darin wie in allen komischen Scenen mit seinem natürlichen Humor von unwiderstehlicher Wirkung. Reizend ist der scherzoartige Satz des Orchesters, während sich die lustige Gesellschaft zu Tisch setzt, das Chanson Musettes (la biondinetta), innig Marcellos Gesang „O Musette, o gioconda sorridente". Von da an bleibt Leoncavallo interessant bis zum Schlusse, und wir verlassen das Café in der heitersten Laune.

In derselben Stimmung findet uns der zweite Act, im Hofe des Hauses, in dem Musette wohnt. Man hat ihre sämmtlichen Möbel an die Luft gesetzt, weil sie den Zins nicht bezahlen konnte, und die fröhlichen Künstler veranstalten nun hier im Hofe ihre Abendgesellschaft zum Entsetzen der Hausbewohner, deren Entrüstung im Vereine mit dem tollen Treiben der Künstler einen überaus wirksamen Ensembleschluſs herbeiführt. Die Scene erinnert äußerlich ein wenig an die Meistersinger. Leoncavallo aber hat in diesem Acte einige kleine Meisterstücke geliefert, so das Ensemble in Es-Dur mit dem rasselnden parlando, wie es nur Italiener erfinden können, die Marschhymne der Bohème und den früher erwähnten Actschluſs. Weniger gelungen ist ein Walzer, in dem Leoncavallo so vollständig aus der Rolle fällt, daſs er Wiener Dialect spricht. Dieser Act wird bei uns auch vorzüglich gespielt. Im Mittelpunkte stehen hier Herr Hesch und Fräulein Renard, die, wenn sie auch einige schartige Töne ihrer Scala nicht mehr abschleifen kann, doch immer durch die temperamentvolle Darstellung und originelle Auffassung wirkt. Auch Herrn Dippels Naturel paſst ganz zum Wesen des Malers Marcell, wie er uns in den ersten zwei Acten entgegentritt.

Erst im dritten Acte kommt die tragische Wendung des Sujets und leider auch der Kunst Leoncavallos. Musette verläſst Marcel, nicht, weil sie ihn nicht mehr liebt, nicht, weil sie bei einem anderen bessere Aussichten hat — wie Mimi — sondern lediglich, weil sie sieht, daſs sie beide zusammen eigentlich im größten Elend leben. Dieses Motiv verstehe ich nicht; ich halte es für psychologisch unwahr. Würde Musette einem schon feststehenden andern Glücke nachjagen, so wäre sie in ihrer Untreue zwar weniger edel, aber leichter begreiflich, nun aber bringt ihr Edelmuth eine erkünstelte Tragik auf die Bühne, die allerdings einen Effect mehr erreicht, als es sonst der Fall wäre, mit dem aber Leoncavallo den Boden der Natur verliert. Es ist sehr bezeichnend, daſs von diesem Momente an auch die Wurzeln seiner musikalischen Erfindung den lyrischen Blüten keine Kraft mehr zuführen. Nun verfällt der Componist in ein falsches Pathos, in einen hohlen, seine Kräfte übersteigenden Aufwand. Trotzdem kommt mir vor, daſs Leoncavallo diesen Theil für den wichtigsten und bedeutendsten hält. Ich glaube, er irrt, denn er ist weniger echt, als die anderen, er ist gemacht und nicht empfunden, wie die beiden ersten.

Ein anderes Bedenken habe ich gegen den letzten Act. Er ist zwar nicht innerlich unwahr, aber er wächst nicht aus der Handlung heraus. Es scheint, als ob die Sterbescene Mimi's, die ja auf der Bühne immer wirkt, nur um ihres äußeren Effectes willen gewaltsam herangezogen worden wäre. Das ist im Texte der Bohème Puccini's viel besser und glaubwürdiger dargestellt. Er arbeitet ja auch mit Vorliebe mit starken Mitteln, aber man weiß doch „wie" und „was", während bei Leoncavallo die brauchbaren Stellen aus Murger's Roman jede für sich sorgsam hervorgeholt und auf den Bühnenglanz herausgeputzt sind. In anderer Beziehung aber ziehe ich Puccini's Bohème nicht vor.

Die Darsteller brachten auch diesen letzten Act sehr wirksam zur Geltung. Hier hatten Frau Forster und Herr Reidl hervorragenden Antheil, während die Herren Garrison, Reichenberg, Schittenhelm und Schmitt, sowie Frau Kaulich in kleineren Rollen und in den überaus schwierigen Ensembles excellierten. Ueberhaupt war die Vorstellung sehr gelungen und animiert. Der erste Act schien das Publicum am besten zu unterhalten, während sich gegen Schluſs das Interesse allmählich abschwächte. Herr Mahler, dem wir in dieser Saison schon manche Novität und größere Abwechslung des Repertoires verdanken, hat auch die Bohème sehr sorfältig einstudiert und mit großer Umsicht geleitet. Für die energische Wahrung der künstlerischen Würde des Instituts gegenüber den Sonderinteressen der Sänger und Componisten verdient er noch speciellen Dank.

Dem Werke selbst gereicht es zum Vortheil, daſs die beiden ersten Acte, also der bessere Theil, einen größeren Raum einnehmen und der ganzen Oper das Gepräge geben. Deshalb hat mir auch die Bohème ganz gut gefallen, Leoncavallo aber, mit seiner ewigen Pose und dem geschäftigen Sensationsbedürfnis, gefällt mir weit weniger.

Richard Wallaschek.

Das Ende der Liebe.

(Eine satirische Komödie von Robert Bracco. Zum ersten Mal aufgeführt im Deutschen Volkstheater am 19. Februar 1898.)

Die Leute beklagen sich, Bracco nicht zu verstehen. Man wisse nämlich bei ihm nie, wie er es eigentlich meint: ernst oder im Spaſs. Das gehe aber doch nicht. Will der Dichter spotten, so darf er nicht sentimental werden und wenn er traurig ist, kann er sich doch nicht lustig machen. Sonst kennt sich ja kein Mensch mehr aus, ob er lachen oder weinen soll.

Bracco könnte antworten: Ihr wollt wissen, ob Ihr lachen dürft oder lieber weinen sollt? Ja, das weiß ich nämlich selbst nicht! Das ist ja gerade das Leben, daſs man das nicht wissen kann. Ob die Existenz der Menschen unser Schmerz oder doch ein großer Spaſs ist, das ist ja eben die Frage, die ich nicht beantworten kann, sondern die ich erst stellen will: als unsere Grundfrage. Ihr verlangt mehr von mir, als ich selber weiß. Vergeſst nicht, daſs ich bloß ein Dichter bin! Ich kann Euch nicht sagen, warum meine Personen das oder das thun. Es ist sonderbar, sagt Ihr. Gewiſs ist es sonderbar. Aber soll denn der Dichter nicht gerade das Sonderbare unseres Daseins zeigen, gerade das, was wir nicht begreifen können, unser Geheimnis? Die Räthsel, von denen wir umgeben und die wir uns selbst sind, uns spüren zu lassen, ist doch sein Amt, nicht sie zu lösen. Er soll uns erinnern, wie klein gegen das Leben unser armer Verstand ist und daſs wir die Mächte nicht begreifen dürfen, die uns beherrschen. Durch sie geschieht, was wir zu thun glauben, und wir selbst erfahren seinen Sinn nicht. So fühle ich das Leben. Und nun wollt Ihr von mir, daſs ich es erklären und wie eine Rechnung auflösen soll? Nein, da müſst ihr zu den Philosophen gehen! Ich bin nur ein Dichter.

So könnte Bracco sprechen. Es würde ihm aber nichts nützen. Unser Publicum ist gewohnt, daſs ihm der Dichter dictiere, was es vom Leben denken soll. Es verlangt Antworten von ihm, nicht Fragen. Lieber wird es sich eine falsche Antwort gefallen lassen. Es will, wenn es aus dem Theater geht, ein Urtheil mitnehmen: die Menschen sind gut oder die Menschen sind böse, das Leben ist traurig oder es ist froh, die Tugend siegt oder das Laster — aber etwas definitives. Darum findet es, daſs Bracco, bei aller Grazie und Kunst seiner klugen, geschmeidigen und spöttischen Komödien, „Einen doch nicht befriedigt".

In der neuen Komödie drückt Bracco ein Gefühl aus, das manche Frauen haben: daſs die Männer heute nicht mehr lieben können. Wir hören das oft. Bald wird von den Frauen geklagt, daſs

der Mann für ihr zarteres Verlangen zu brutal sei, bald, dass er nicht mehr überwältigen könne, wie es die weibliche Natur begehre, oder auch, dass er es nicht verstehe, der Frau ein guter Kamerad für das ganze Leben zu sein. Die Männer vertheidigen sich: Bitte — entweder oder! Die Frauen antworten: Nein — sowohl als auch! In unserer Komödie fertigt die Dame zuerst einen Schwärmer ab, der mit ihr romantisch schmachten möchte. Aha, denken die Männer im Parterre, eine positive Frau! Aber da fertigt sie auch den Zweiten ab, der sich in der verwegenen und geraden Art eines Lieutenants anstellt. Also das auch nicht? Aber es gibt ja auch stille und leise Frauen, die, weder schwärmerisch noch sinnlich, sondern zärtlich, sich anschmiegen und die gute Hand eines ruhigen Mannes fühlen wollen. Ein solcher wäre ihr Gatte, der, wie man zu sagen pflegt, gelebt und sich ausgetobt hat, zufrieden geworden ist und wohl ein sanftes Wesen geleiten könnte. Aber sie mag nicht. Da sind die Männer im Parterre ungeduldig geworden. Was wollen denn also die Frauen? Sie sollen doch aus der Geschichte der Liebe lernen, was der Mann dem Weibe sein kann! Da finden wir den Faun, der im Dickicht lauert und über die Nymphe fällt: sie flieht, sie will sich wehren, aber er ist stärker. Dann finden wir den Ritter mit dem „sehnenden Leid", der seiner Dame in Andacht dienen, ein Band von ihr auf dem Herzen tragen und in ihrem Namen Edles thun will: sie ist ihm wie die heilige Marie, durch sie möchte er seiner Seele den Himmel erwerben. Endlich finden wir den Kameraden, den zärtlichen Erzieher, der zum Weibe wie der φιλήτωρ zum παραστάτης steht, oder man könnte auch sagen: wie ein idealer Onkel. Dies alles kann in der Liebe der Mann dem Weibe werden. Aber dass er alles auf einmal, zugleich Faun, Ritter und Onkel für dasselbe Weib sein soll, das kann man doch von uns nicht verlangen. Entweder oder! Aber die Dame des Bracco sagt: Nein, sowohl als auch! Das hat die Männer im Parterre empört: das darf doch nicht die Meinung des Dichters sein.

Bracco hat dasselbe Thema im „Triumph" dargestellt, einem mächtigen und außerordentlichen Drama, das freilich den Nerven mehr zumuthet, als wir zu erlauben pflegen. Hier wird eine Frau geschildert, die einen Mann als den idealen Onkel liebt, der es ihr mit der Leidenschaft des Ritters für seine Beatrice vergilt. Aber es geschieht, dass in ihr ein anderes Verlangen laut wird, das sie nicht beschwichtigen kann: das ewige Verlangen des Weibes nach dem Faun. Diesem erliegt sie. Was will der Dichter damit sagen? Vielleicht, dass es unsere Armuth ist, an zu vielen Vergangenheiten reich zu sein: wir haben zu viel geerbt. Jeder Mensch macht in seiner Seele die Vorgeschichte der Menschheit durch: als Knaben sind wir Barbaren, der Jüngling wird römisch und beruhigt sich christlich, jeder hat seine Gothik und sein Rococo zu erfahren. Aus jeder Zeit bleibt etwas in uns am Leben, wie seltsam muss uns davon werden! Es ist zuviel, wir bezwingen den Tumult nicht mehr. Wir können nicht vergessen, dass wir Heiden gewesen sind, und doch wollen katholische Erinnerungen nicht schweigen und so fühlen wir den Faun mit dem Ritter in uns streiten. Dies hat der Dichter aussprechen wollen. Es ist dasselbe, was uns die Yvette Guilbert auf ihre hämisch traurige Art spüren läst. Sie singt uns vor, wie feierliche, innige und graziöse Gefühle der Mensch erfunden hat, und ist doch ein Thier geblieben! Dieser Refrain, der uns so elend macht, mag nie verstummen: und ist doch ein Thier geblieben! Was ringt der Mensch, zärtlich, edel oder rein zu werden, und ist doch ein Thier geblieben! Sind wir nicht Narren? Wir quälen uns und möchten besser werden, aber das ewige Thier ist stärker. Betrügen wir uns doch nicht mit dummen Verwegenheiten, wir werden immer Thiere bleiben, sagt die Yvette. Bracco sagt: werden wir immer Thiere bleiben?

Diesen leise fragenden, bittenden, doch noch hoffenden Ton, den Bracco hat, trifft Frau Odilon auf das Glücklichste; solche Rollen spielt ihr heute keine deutsche Schauspielerin nach. Neben ihr ist Herr Weiße zu nennen. Die anderen sind schwerer, lauter und drastischer, als es so ein zwischen Ironie und Trauer schwebendes Spiel vertragen kann.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

An unsere Leser!

Die k. k. Staatsanwaltschaft Wien hat die vorliegende Nummer der „Zeit" confisciert. Als Grund der Beschlagnahme wurden drei „Politische Notizen" angegeben, welche sich mit dem § 14 und den „unverbindlichen Besprechungen" des Freiherrn v. Gautsch beschäftigen. Wir haben, nach Hinweglässung der incriminierten Stellen, sofort eine zweite Auflage veranstaltet und an unsere Abnehmer versendet.

Redaction „Die Zeit".

Confisciert!

•

Für den Fall, als das Budget vor der staatsrechtlichen Adresse zur Berathung kommt, haben die Jungczechen im böhmischen Landtage die Obstruction angedroht. Dann sollten sie aber auch ad hoc den Herrn Abgeordneten Dr. Kramář zum Präsidenten des böhmischen Landtages machen. Denn dafür, dass eine Obstruction auch ohne das Präsidium des Herrn Dr. Kramář größere Ausdehnung gewinnen kann, liegt keinerlei thatsächlicher Beweis vor. Wenn aber Herr Dr. Kramář präsidiert, dann blüht und gedeiht die Obstruction. Das ist, nach den Erfahrungen im Abgeordnetenhause, über jeden Zweifel erhaben.

•

Als die Jungczechen am Anfang dieser Woche vom Oberstlandmarschall Fürsten Georg Lobkowitz verlangten, dass er ihre Adresse vor dem Budget auf die Tagesordnung stelle, erklärte der stolze Cavalier, „er lasse sich das Messer nicht an die Kehle setzen". Am Ende dieser Woche aber konnten bereits die Zeitungen die Nachricht bringen, dass der Fürst Lobkowitz denn doch die Adresse vor das Budget gestellt habe. Es scheint also, dass in der That die Behandlung mit dem „Messer" die einzige ist, welche bei den hochmögenden böhmischen Cavalieren Erfolg erzielt.

•

Den Abg. Dr. Herold haben die Jungczechen als ihren Gesandten für alle Fälle zum Baron Gautsch nach Wien geschickt. Natürlich, dem Dr. Herold und keinem anderen gebürt diese Ehre. Denn er ist allen seinen jungczechischen Collegen überlegen, und zwar, genau berechnet, um volle zwölf Procent.

•

Der Process Zola hat uns guten Oesterreichern Gelegenheit gegeben, die Vortrefflichkeit einer unserer heimischen Institutionen zu bewundern, nämlich des objectiven Verfahrens. Wenn Zola ein Oesterreicher wäre und mutatis mutandis einmal etwas Aehnliches in Oesterreich unternommen hätte, wie in Frankreich, so hätte man einfach seine Protestschrift confisciert, Maître Labori hätte den Einspruch erhoben, ein gut ausgesuchter Senat des Landesgerichtes unter Vorsitz des Herrn v. Holzinger hätte den Einspruch zurückgewiesen, und kein Hahn hätte darnach gekräht. Sollten's uns nachmachen die Franzosen! Scheinen jetzt gerade reif dafür zu sein.

Er

Volkswirtschaftliches.

Ein jüngst in einem Feuilleton gelesener Satz: „Man schadet einer Sache oft mehr, wenn man sie schlecht vertheidigt, als wenn man sie gut angreift", fällt uns ein, da wir an die Besprechung des kürzlich anonym erschienenen Werkes: „Die Agioreserve der Oesterreichisch-ungarischen Bank" schreiten. Der Inhalt des Werkes, das darin verarbeitete authentische, nur der Bank zur Verfügung stehende Material, auf welches im Vorwort ausdrücklich hingewiesen wird, zeigen, dass der Autor der Bank sehr nahe steht und thatsächlich ist trotz der Anonymität kein Kenner der Verhältnisse über seine Person im Unklaren. Es weiß jeder, dass man es mit einer in der Bank für die Bank verfassten Streitschrift zu thun hat. Die Anonymität ist aber ganz unzulässig, da die Arbeit von persönlichen Angriffen gegen den Hauptvertreter des Anspruchs, Herrn Otto Wittelshöfer strotzt, indem sie seine Fachkenntnis und bona fides verdächtigt. Der Autor wollte neben der Polemik und zu deren besserer Begründung auch eine Studie oder, wie es im Vorwort heißt, ein Handbuch des Geld-Währungs- und Notenbankwesens schreiben, und das ist ihm jedesfalls viel besser gelungen, als der eigentlich polemische Theil. Die Geschichte des Währungs- und Bankwesens ist wohl skizzenhaft aber lebendig und belehrend dargestellt, die theoretischen Erörterungen sind klar und mit logischer Schärfe entwickelt, die einzelnen historischen Facten, insbesondere jene aus der Geschichte der Oesterreichisch-ungarischen Bank, sind sehr interessant. Wir erwähnen die Schilderung der Erwerbung des Goldschatzes in den ersten Siebzigerjahren und die weniger bekannte Thatsache, dass der Generalsecretär Ritter von Lucam schon im Jahre 1876 durch statutenwidrige Zurückweisung der zur Einlösung präsentierten Silberbarren der Einstellung der Silberprägungen für Private vorgearbeitet, ja diese selbst provociert hat und so das Reich vor Ueberflutung mit Silber und unabsehbaren Verlusten bewahrt hat. Betreffend die Streitfragen, meint der Autor der vorliegenden Schrift, dass es gar keinen Agiogewinn gibt, im Gegentheil, dass die Bank an ihrem Silber durch die Entwertung der österreichischen Valuta einen großen Verlust erlitten hat und durch den Umtausch eines Theiles ihres Silberschatzes in Gold nur diesen Verlust begrenzt hat, dass daher von einer Gewinnbetheili-

gung keine Rede sein kann. Diese von einem weltwirtschaftlichen Standpunkt in gewissem Sinne richtige Anschauung ist für den speciellen Fall so unanwendbar, die darauf aufgebauten Deductionen sind so unhaltbar, dass man staunen muss, dass der Autor, der sich im theoretischen Theile als genauer Kenner des Währungswesens gezeigt hat, so verkehrt denken kann, sobald es sich um die praktische Streitfrage handelt. Zweifellos hat sich das Bankvermögen, in Gold ausgedrückt, durch die Entwertung der österreichischen Valuta vermindert. Wir haben aber keine Goldwährung und die Bank kann nicht in Gold buchen, sondern sie musste in österreichischer Währung bilanzieren, in dieser ihre Activa und Passiva berechnen, einziehen und bezahlen, in dieser ihren Reingewinn ermitteln und vertheilen, in dieser ihre Steuern zahlen. Eine einfache Erwägung führt die Meinung des Autors ad absurdum. Mit derselben Begründung hätte jeder Geschäftsmann bei der Bilanzaufstellung, so oft im Laufe des Jahres eine entsprechende Agiosteigerung eintrat, erklären können: wenn ich meine Bilanz in Gold aufstelle, ergibt sich statt des in österreichischer Währung ausgewiesenen Gewinnes ein Verlust, ich habe also dem Staate keine Steuer zu zahlen und meinem Gesellschafter keine Gewinnbetheiligung herauszuzahlen. Ja, mit dieser Deduction hätte auch die Bank in den Agiojahren dem Staate die Steuerleistung, die Betheiligung am Reingewinne verweigern müssen, aber auch den Actionären eventuell keine Dividende ausbezahlen können. Auf diesem Wege ist dem Staatsanspruch auf den Relationsgewinn nicht beizukommen. Der Relationsgewinn ist zweifellos ein Gewinn und die Frage ist nur, ob er auch ein Erträgnis ist, an dem der Staat Antheil hat. Da konnte uns weder diese Schrift noch die Entgegnung des Directors Wittelshöfer zu einer Aenderung unserer Auffassung bewegen und wir stehen nach wie vor auf dem Standpunkte, dass eine solche Wertsteigerung des Metallschatzes, welcher in der Bank gewiss nicht als Handelsobject, sondern zur Notendeckung dient, ebensowenig ein Erträgnis ist, als die Wertsteigerung der Anstaltsgebäude. Diese Werterhöhung als Erträgnis aufzufassen, widerspricht der begrifflichen Vorstellung, welche wir mit dem Worte „Erträgnis" verbinden und unter dem wir etwas substanziell von dem Vermögensstück Gesondertes verstehen. Weiters widerspricht es dem gesunden Denken, dass die Wertsteigerung des Goldschatzes durch die Fixierung der Relation eingetreten sei. Selbst wenn man den Gewinnanspruch des Staates anerkennt, kann er sich nur auf die seit dem Jahre 1878, als die Gewinnbetheiligung des Staates in die Statuten der Bank aufgenommen wurde, eingetretene Werterhöhung des Goldschatzes erstrecken. Denn der Gewinn ist nicht durch eine Relationsfixierung, sondern durch die successive Wertsteigerung des Goldes gegen die österreichische Valuta, durch das Anwachsen des Agios entstanden. Er war zum großen Theile schon im Jahre 1878 vorhanden, wenn auch nicht buchmäßig ausgewiesen. Für die Beurtheilung der Streitfrage hat das Buch keine neuen Gesichtspunkte gebracht. Der Standpunkt der Bank ist darin schlecht vertheidigt, und das ist für sie um so schlimmer, als die Auffrischung der Discussion, die durch das zwischen den Regierungen und der Bank vereinbarte Privilegiumsübereinkommen erledigt schien, kaum zu ihrem Vortheil ausfallen dürfte. Wie gut wäre es, wenn die Bank ihre Streitbarkeit etwas weniger in Broschüren über finanzielle Fragen zeigen würde, und sich mehr auf die Bekämpfung der unseligen Organisation, die Herr v. Bilinski ihr zugedacht hat, verlegt hätte. Damals ist kein Artikel und keine Broschüre, weder anonym, noch gezeichnet, erschienen, und die „Parität" ist ohne öffentlichen Widerspruch seitens der Bank acceptiert worden. Herr von Lucam hätte das anders gemacht.

*

Das Gewinn- und Verlustconto der Creditanstalt für 1897 beweist wieder, dass das laufende Bankgeschäft der Bank so umfangreich und beständig geworden ist, dass es hinreicht, den Actionären eine ansehnliche Dividende zu sichern, auch wenn außergewöhnliche Gewinne an Gründungs- und Finanzgeschäften fehlen. Diese Thatsache wird auch dadurch nicht alteriert, dass der Bilanz des Jahres 1897 augenscheinlich ein oder der andere kleine Nutzen aus früherer Zeit zugute kam. Es soll auch die solide und geräuschlose Geschäftsgebarung der Creditanstalt im Gegensatz zu anderen hiesigen Instituten nicht verkannt werden. Aber gerade die Sicherheit ihres Geschäftes und Erträgnisses ist gewiss mitschuld, dass diese Bank die Gründung neuer volkswirtschaftlicher Unternehmungen ziemlich vernachlässigt. Wenn auch unsere unleidlichen politischen Zustände diese Lässigkeit entschuldigen, so soll doch nicht vergessen werden, dass das Schaffen neuer lebensfähiger, industrieller Unternehmungen nicht minder der Beruf einer großen Bank ist, als die Creditgewährung und bankmäßige Dienstleistung an die bestehenden und gewiss mehr als der Ankauf eines Postens Alpine Montanactien, welcher doch nur für die Actionäre von Interesse ist.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. L'Oeuvre, „L'Echelle" von Vanzype, „Le Balcon" von Gunnar Heiberg; Théâtre Déjazet, „Rivarez et Loupy" von Fontanes. Berlin. Belle-Alliancetheater, „M. d. R."; Berliner Theater, „Das Gewissen", „Ein Hut."

* * *

In der „Schmetterlingsschlacht" spielt Herr Zeska jetzt den Keßler auf seine artige und angenehme, immer correcte Weise; an Mitterwurzer darf man freilich nicht denken. Den Winkelmann spielt Herr Lewinsky, polternd und heulend, wie wir es eben von ihm gewohnt sind; an Baumeister darf man nicht denken. — Eine Frage an den Director: ist es wahr, dass er Fräulein Lotte Witt an Herrn Brahm abtreten will? Warum? Weil Herr Brahm, der die Sorma und die Lehmann verliert, diesen Star haben muss. So sagt man. Ich kann mir nicht denken, dass es wirklich der Cassier des Berliner Deutschen Theaters sein soll, der jetzt die Schicksale unseres Burgtheaters bestimmt. U. a. w. g. H. B.

*

Wir halten fast schon so weit wie die Pariser. Es dauert nur mehr ein Jahr, bis ein Schwank, der in den „Variétés" seine erste Aufführung erlebt hat, zu uns kommt. Und wem verdanken wir das in erster Linie? Dem Theater in der Josefstadt. Sie werden also, meine Herren, mit mir einstimmen, wenn ich ... Oder soll ich die „Ironie" auflösen? Ich glaube nicht, dass Pariser Schwänke, wenn sie nicht über das Normale hinausreichen, ein unbedingter Cultur- und Glückswert sind; man könnte sehr oft auch ohne sie ganz lustig sein, manchmal sogar lustiger. Der Schwank, den diese Woche brachte, ist nicht mehr als ein Normalschwank. Keine komische Figur belebt ihn; bloße Verwechslungen und tolle sexuelle Einfälle füllen ihn aus. Er heißt „Le Truc de Seraphin" von Desvallieres und Mars („Anonyme Briefe", deutsch von Otto Eisenschitz). Er könnte auch anders heißen, denn wie jeder richtige Pariser Schwank hat er mehrere Eisen im Feuer. Man nennt das Motive oder Ideen. Anonyme Verleumdungsbriefe werden geschrieben — das ist Seraphins Truc — eine Schwiegermutter stellt sich stumm, ein Pensionatsbesitzer hält einen ehemaligen Conditor drei Acte lang für einen berühmten Cellovirtuosen — und was derlei „Ideen" mehr sind. Man lacht trotzdem. Die Darstellung ist durchwegs gut, Herr Maran — wie leider so oft — viel zu gut für seine Rolle. A. G.

*

Die Philharmoniker haben mit der einzigen nennenswerten Novität (es gab deren im ganzen zwei) ihrer acht Abonnements-Concerte einen großen Erfolg errungen. Tschaikowski's Suite Nr. 3 ist nicht nur ein Effectstück im besseren Sinne des Wortes, sondern auch eine geistvolle, gediegene Arbeit. Eingeleitet von einer einschmeichelnden Elegie, bringt sie im zweiten Satze einen verschleierten Walzer von echt slavischer Schwermuth und düsterer Klangfarbe. Tschaikowskis Eigenart kommt noch mehr im Scherzo zur Geltung, wo die kurzen Pianissimostöße der Trompeten und Posaunen, von weichem Trommelwirbel und leise klirrenden Becken umrauscht, ein ganz eigenthümliches Stimmungsbild erwecken, in dessen Zeichnung der Componist anerkannter Meister ist. Den Höhepunkt erreichte die Suite im letzten Satz „Tema con Variazioni", deren reiche Abwechslung und kunstvolle Verarbeitung, ohne zu ermüden, in einer überaus frischen und energischen Polacca endigt, die ihr buntes Nationalcostüm kühn dem sonst an solcher Stelle üblichen ehrwürdigen Talar der wohlanständigen Fuge entgegenstellen kann. Der Erfolg der Composition war für das Orchester und seinen Dirigenten ein selbst für die philharmonischen Concerte ungewöhnlicher. Darnach spielte Herr Emil Sauret das H-moll Violinconcert von Saint-Saëns. Bedeutend ist die Composition nicht, aber dankbar und anregend. Sie wäre es noch mehr gewesen, wenn das Programm in umgekehrter Ordnung gespielt und das Violinconcert nicht durch die Suite gedrückt worden wäre. Herr Sauret schaukelte uns seine Geige mit großer Sicherheit und Eleganz vor und entlockte ihr mit seinem im weiten Kreise herangeschwungenen Bogen die lieblichsten Töne. Den Schluss machte eine Symphonie Mozarts. Dass sie sich, trotz ihres Alters und obgleich keine seiner besten, doch in so übermüthiger Gesellschaft zeigen konnte, ohne übersehen zu werden, ist der beste Beweis ihres inneren Wertes.

R. W.

Bücher.

Dr. A. Buchenberger: Grundzüge der deutschen Agrarpolitik mit besonderer Würdigung der kleinen und großen Mittel. Berlin. Paul Parey, 1897.

Das Buch behandelt in sechs Capiteln: die geschichtliche Entwickelung des Grundeigenthums und der Landwirtschaft; Grund und Boden im Güterverkehr; Anlagecapital, Credit und Verschuldung; Betriebstechnik; Ausgaben und Lasten des landwirtschaftlichen Betriebes; Einnahmen und Marktpreisbildung. Wenn die Bauern ganz allgemein solche Bücher sich verschafften und läsen, würde unter der Einwirkung des vorliegenden der Bund der Landwirte zerfließen wie Schnee in der Aprilsonne. Der Verfasser, Präsident des badischen Finanzministeriums und durch größere Arbeiten über Agrarpolitik und Landwirtschaft längst rühmlich bekannt, gehört zu den Staatsmännern, welche die Landwirtschaft und das Privateigenthum an Grund und Boden für die unentbehrliche Grundlage einer gesunden Volkswirtschaft ansehen und namentlich die Erhaltung eines leistungsfähigen und zahlreichen Bauernstandes anstreben, ist also Agrarier im guten Sinne des Wortes. Und dieser Agrarier nun weist zwar ganz entschieden den manchesterlichen Grundsatz der Nichtintervention des Staates, aber mit gleicher Entschiedenheit die „großen Mittel" des Bundes der Landwirte zurück; er enthüllt den Antrag Kanitz und die Doppelwährungs-Agitation als reinen Schwindel (ohne sich dieses Wortes zu bedienen), beweist die Gefährlichkeit und Undurchführbarkeit eines Hochschutzzollsystems, das die landwirtschaftliche Grundrente zu garantieren vermöchte, bekämpft dann aber die mancherlei Phantasien der Bodenbesitzreform und zeigt, dass in Deutschland der Staat noch niemals so viel für die Landwirtschaft gethan hat, wie in den letzten Jahrzehnten. Die Productenbörse hält er selbstverständlich für unentbehrlich, das Verbot des Terminhandels aber für gerechtfertigt, ohne übertriebene Erwartungen davon zu hegen. Er verweist die Landwirte vor allem auf Selbsthilfe und verwirft jede Art von Schutz, die auf Prämiierung der Unfähigkeit, Faulheit und Liederlichkeit hinausläuft. Das Eingreifen des Staates fordert er, aber nur in dem Sinne, wie es bisher schon geübt worden ist, durch eine verständige Agrar- und Steuergesetzgebung, Förderung der Landescultur, der Meliorationen und des landwirtschaftlichen Unterrichtswesens, und durch gute Creditorganisation; nöthigenfalls durch einen mäßigen Schutzzoll. Nur an wenigen Stellen geht Buchenberger in den Zugeständnissen an die Agrarier zu weit, z. B. in der nicht ganz zutreffenden Darstellung der Schädigung, welche die englische Landwirtschaft durch die Aufhebung der Kornzölle erlitten haben soll. Viele seiner Rathschläge sind

höchst beachtenswert, z. B. dass man nicht ohne Noth mit noch vorhandenen Resten der Naturalwirtschaft aufräumen soll. Das haben z. B. die Bauern gethan, die aufgehört haben, ihr Getreide in der nächsten kleinen Mühle für eigenen Bedarf vermahlen zu lassen, die nun ihr ganzes Getreide verkaufen und Mehl kaufen. Dadurch haben sie die kleinen Mühlen vernichtet; die großen Mühlen aber mögen die ungleichartige Ware der Kleinbauern nicht, und so sitzen diese da mit ihrem unverkäuflichen Roggen. Den tiefsten Kern der heutigen Krisis hat übrigens Buchenberger nicht erfasst. Dass der landwirtschaftliche Berufsstand seine Bedeutung in Deutschland allzeit behaupte, ist freilich zu wünschen, aber Buchenberger irrt, wenn er glaubt, dass das gewiss geschehen werde (S. 231). Wenn unter des jetzigen Kaisers Führung das Expansionsbedürfnis der Deutschen auf englischen Wegen befriedigt wird, dann wird nach 50 Jahren die Landwirtschaft in Deutschland eine quantité négligeable sein; ob es aber dann noch möglich sein wird, das deutsche Volk so mit ausländischem Brot zu versorgen, wie es die Engländer bis jetzt noch fertig gebracht haben, das ist eine andere Frage.

— t —

Der Grabenhäger. Roman in zwei Bänden von Wilhelm von Polenz. Im Verlage von F. Fontane & Co. in Berlin.

In seinem Roman vom Büttnerbauer, der ausdrücklich „dem deutschen Nährstand" gewidmet war, hat Wilhelm von Polenz den Untergang eines Bauern geschildert, in diesem neuen Roman vom flachen Lande schildert er die Verhältnisse im Großgrundbesitz Norddeutschlands. Es ist ein ernstes Buch, nüchtern, verständig, mehr ein großes Document, als eine Dichtung, aber man thäte sehr unrecht, eine solche Arbeit zu unterschätzen. Sie gehört nicht in die Reihe der Kunstwerke, die in erster Linie einen ästhetischen Genuss gewähren; dazu fehlt es ihr sowohl an Schönheit des Aufbaues, wie an Feinheit der Gliederung und an intimen Reizen im einzelnen. Sie gehört aber auch nicht zur gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur, denn sie verschmäht alle die Mittel, mit denen die Meister und Gesellen dieser Gattung erfolgreich hantieren. Man muss sie zu den Werken stellen, die auf belletristischem Wege das Ziel verfolgen, in socialen Angelegenheiten gerecht und mit Liebe Klarheit und eine Anschauung zu schaffen, die durch das Schlagwortgestöber hindurch den Dingen auf den Grund sieht. Derlei Werke dienen der Cultur nicht weniger, als jene reinen Künstlerbücher, die in der Hauptsache ästhetische Werte schaffen. Erhöhen sie auch nicht, wie diese, das Lebensgefühl, so erweitern sie doch den Lebensblick, und ihr Theil Kunst liegt darin, dass sie diese Horizonterweiterung auf eine gefällige Weise, wie im Spiele, bewerkstelligen. Sie führen in ein Stück Leben ein, wo die Socialwissenschaft uns eine Art Lebenspräparat vorführt. Je stärker ihre Kunst ist, um so stärker ist unsere Illusion, an diesem Stück Leben selber mit theilzunehmen. Und darin ist Wilhelm von Polenz ein starker Künstler. Liest man dieses Buch, so hat man das Gefühl, selber mitten unter diesen Junkern und Rittergutsbesitzern verschiedensten Schlages zu leben, und so erlebt man ein Stück wichtigster socialer Entwickelung voll Antheilnahme und unmittelbaren Verständnisses mit, das wir sonst nur in der falschen Beleuchtung parteiischer Leitartikel zu sehen gewöhnt sind. Vielleicht findet mancher, das müsse rechtschaffen langweilig sein, langweilig wie ein Rübenfeld; es gibt ein Mittel, sich davon zu überzeugen, dass dem nicht so ist: das Buch lesen.

O. J. Bierbaum.

Böhmerland—Deutsches Land! Kampflieder aus der Ostmark von Heinrich Gutberlet. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Politische Dichter sind übel daran. Findet sich nicht ein außerordentliches, ja eigenartiges Ereignis, so werden sie nur schwer den breiten, ausgetretenen Pfad der Tendenzdichtung vermeiden können. Ueber Freiheit, Gerechtigkeit und Menschenrecht wurde schon so viel gesagt und gesungen, dass man nahe daran ist, alle Neuerscheinungen für überflüssig zu erklären. Noch mehr gilt dies von den „nationalen" Dichtern, denen die Legion von Sängern, die namentlich das deutsche Volk schon länger als ein Jahrtausend preisen, allen Stoff „weggedichtet" haben. Da kann man einen neuen Dichter nur dann herzlich willkommen heißen, wenn er uns wirklich etwas Neues zu sagen hat, d. h. falls er eine Individualität ist. Das ist nun allerdings Heinrich Gutberlet nicht, zu mindest noch nicht. Er selbst huldigt Freiligrath in einem Gedichte, aber dessen Einfluss kommt nicht so stark zum Ausdruck. Nur manchmal klingt es kräftiger, männlicher, leidenschaftlicher aus seinen Liedern, wie ein schwacher Freiligrath. Am zahlreichsten sind die Lieder à la Uhland, die sind aber auch die schwächsten der ganzen Sammlung. Abgesehen von der veralteten Form, bewegen sie sich auch inhaltlich in den alten Bahnen. Es muthet uns seltsam an, in einem Buche, das die heutigen deutsch-böhmischen Kämpfe behandelt, Stellen zu finden, wie: „Juchheissa, Brüder lasst brausen — den Schlachtruf zum blutigen Tanz! — Juchheissa, Brüder! Lasst sausen — die Schwerter (!!) im Waffenglanz!" oder: „Wild dröhnt der Rosse Gestampfe! — Vernehmt ihr das gellende Horn? — Auf Brüder! Zum Kampfe! Zum Kampfe! — Wir geben dem Rappen den Sporn!" — Klingt das nicht noch vornuhlandisch, etwa wie aus anno 1813? In einigen ist aber doch auch etwas wie Eigenart und Lebenswärme. Ehrliche Begeisterung klingt aus diesen, und einige sind wirklich gediegen: wie z. B. „Fort mit der Bastardei!" „Noch ein Sonett" und „Eger". Auch polemische Schärfe kommt zeitweilig zum Ausdrucke, wie in „An Habsburg", „An den Kaiser von Oesterreich" und „Joseph II." Mit dem Politiker sei nicht gerechtet — bis er wiederkommt, wird sich zeigen, ob er sich vor- oder rückentwickelt hat. Talent hat er zu beidem.

J. Sch.

Revue der Revuen.

Sehr zeitgemäß bringt die „Deutsche Revue" einen Artikel über internationale Spionage aus der Feder eines früheren Staatsmannes. Darnach wird die gegenseitige Auskundschaftung der Staaten auf politischem und militärischem Gebiet von Centralstellen geleitet, die je nach Bedarf und Gelegenheit an geeigneten Orten ihre Filialen errichten, durch deren Vermittelung das von Agenten gesammelte Material an die ersteren gelangt. Dabei ist die Regel, dass die Centralstellen — mögen sie Kundschafts- oder Nachrichtenbureaux heißen oder einen andern Namen tragen — directe Beziehungen zu den Agenten vermeiden. Letztere sind durchweg mehr oder weniger zweifelhafte Ehrenmänner; sie bilden gewissermaßen eine Zunft, die sich aus allen Classen der Gesellschaft recrutiert. Meist sind es formgewandte, mehrerer Sprachen kundige, oberflächlich gebildete und mit moralischen Defecten behaftete Leute, die in ihrem Stande Schiffbruch erlitten, jedoch Schliff und äußere Sitten genug bewahrt haben, um diejenigen, die ihr Vorleben nicht kennen, leicht täuschen zu können. Es finden sich Abenteurer und politische Flüchtlinge darunter, deren dunkle Vergangenheit schwer zu erhellen ist, die als weitgereiste Männer, sozusagen mit allen Hunden gehetzt, eine Schärfung der Sinne erworben haben, mit denen ihnen aufzuspüren und zu entdecken gelingt, was ein Heer der besten Criminalpolizisten nicht ausfindig machen würde. Aber auch Personen niederer Herkunft, moralisch verkommene, geldgierige, vaterlandslose Subjecte, bieten sich für diesen oder jenen Zweck als Agenten an und wissen Nachrichten zu schaffen, die ihre weit feineren, pfiffigen und geriebenen Collegen nicht erhalten konnten. Die Agenten bedienen sich gewisser Helfershelfer, als welche zumeist untreue Beamte und Arbeiter gegen hohe Bezahlung verwendet werden. In directen Verkehr dürfen die Regierungsorgane auch mit den Agenten nicht treten. Das besorgen die Organe der politischen Polizei. Diesen geben die Regierungsorgane Aufträge. Die politischen Geheimpolizisten setzen sich mit den Agenten in Verbindung, liefern dann die erhaltenen Informationen ab; wie und von wem sie sie erlangt haben, darum kümmert sich die auftraggebende Regierung nicht. Alles wird dabei womöglich mündlich verhandelt. Wird der Helfershelfer, selbst der Agent entlarvt, so existiert doch kein Beweis für seine indirecten Beziehungen zum anderen Staate. Für Ueberwachung der Spionage der anderen Staaten organisiert jeder Staat seine Contre-Spionage. Der Agent umgekehrt ist oft, auch ohne dass es seine Auftraggeber wissen, Doppelspion, der zwei Gegnern gleichzeitig dient, und sichert sich dadurch die Straflosigkeit im Falle einer Entdeckung. Selbstverständlich laufen sehr viele falsche Informationen, geradezu Betrügereien unter. Doch glaubt der Verfasser nichtsdestoweniger, dass sich die Spionage im ganzen jedem Staat rentiert. Die Geheimhaltung von Spionage-Processen hält er für nothwendig.

„**Ver sacrum**" hat sein zweites Heft ausgegeben. In gewisser Hinsicht bedeutet es einen Fortschritt gegenüber dem ersten. Es dürfte dem prächtigen Unternehmen der jungen bildenden Künstler Oesterreichs einen breiteren, populäreren Erfolg bringen; es ist flotter, bunter und graziöser gerathen als das erste. In der decorativen Ausstattung herrscht die Hand Koloman Mosers vor. Von ihm rührt diesmal das Umschlagblatt her: auf rothbraunem Grund zeigt es in schwarzer Schattierung — in ganz derselben Farbenharmonie, die uns von den altgriechischen Thonmalereien her angenehm vertraut ist — drei tanzende geflügelte Genien. Durch Buchschmuck, die Wiedergabe eines schönen Bucheinbandes und Zierleisten ist Moser auch sonst im Blatt vertreten. Eine Kohlenskizze in Roth und Schwarz von Gustav Klimt, „Die Hexe", schmückt die erste Seite. Engelhart hat zwei sehr schöne, weichlinige Actstudien zu einem decorativen Rahmen verwendet. Ein sehr stimmungsvolles Landschaftsbild, auf getöntem Papier gezeichnet, stellt A. Böhm bei, der schon im ersten Heft durch seinen reizvollen „Bach der Thränen" allen Gebildeten angenehm — sehr vielen unangenehm — aufgefallen ist. Sehr hervorzuheben ist ein decorativer Entwurf von Fr. König, eine prächtige, warme Farbenstudie, übrigens die einzige im Heft. Interessant durch ihren satirischen Inhalt ist eine Zeichnung desselben Künstlers, „Die Maske": ein beleibter Perrücken-Magister hat seine Vorderseite mit der Maske der göttlichen Pallas vermummt. Illustrationen gibt es fernerhin von List, Bacher und Schwaiger, Buchschmuck von Hoffmann und Olbrich. Ein Aufsatz und mehrere Abbildungen erwecken unser Interesse für den wunderschönen Schinckowitz-Pletschnik'schen Entwurf zum Gutenberg-Denkmal, der preisgekrönt wurde — aber nicht ausgeführt wird. Im Text steht ein Feuilleton von B. Zuckerkandl über „Wiener Geschmacklosigkeiten."

„**Cosmopolis**" leitet in ihrem Jänner- und Februarheft eine Art internationale Discussion über den Socialismus ein. H. M. Hyndmann schreibt über „Socialismus und Zukunft in England" ihm repliciert W. H. Mallock in einem „Die theorethischen Grundlagen des Socialismus" benannten Aufsatz; Jean Jaurès schreibt über französischen Socialismus — eine Entgegnung von Paul Deschanel steht aus; und auf einen längeren, feuilletonistisch gehaltenen Aufsatz Liebknechts „Zukunftsstaatliches" erwidert Prof. Adolph Wagner. In dieser letzteren Polemik kommt ein grundlegendes Moment zur Sprache. Liebknecht, der den nothwendigen Mangel an Ausführlichkeit und Endgiltigkeit in der Behandlung seines Themas durch ironische Ausfälle gegen die allzu neugierigen Gegner des Socialismus theilweise gutzumachen sucht, sagt an einer Stelle: „Wir Socialisten sollen aufs Haar wissen, wie der socialistische Zukunftsstaat aussieht — oder aussehen wird! Haben etwa die vermeintlichen Begründer der modernen bürgerlichen Gesellschaft auch nur die entfernteste Ahnung von dem gehabt, was heute ist?" Wagner antwortet: „Der Uebergang in die socialistische Wirtschaftsordnung wäre nicht nur ein viel tiefer greifender Fortschritt, es wäre keine bloße graduelle, es wäre eine generische, principielle Veränderung der wirtschaftlichen und socialen Organisation, eben deswegen wieder eine an die Voraussetzung eines „generisch verschiedenen" menschlichen und socialen Baumaterials gebundene." Diese letztere Voraussetzung scheint Wagner vor allem in psychologischer Beziehung ein Unding zu sein und infolgedessen ein unumstößliches Argument gegen alle socialistischen Zukunftsphantasien zu enthalten. Von einer weniger theoretischen, grundsätzlichen und mehr taktischen Seite behandelt Jaurès sein Thema. Er stellt es als vortheilhaft, ja nothwendig hin, die socialökonomischen Entwickelungsprocesse in den Rahmen der politischen Conflicte, der Wahlkämpfe, des Parlamentes hinüberzuleiten. In der „Erwartung der historischen Hypothesen" dürfe der Socialismus es nicht verabsäumen, die unmittelbaren, sicheren Actionsmittel zu ergreifen. Das Wichtigste sei das allgemeine Stimmrecht: il est une légalité revolutionnaire. Damit sei aber das eigentlich Wichtige noch nicht gethan. Die Gegner des Socialismus, wenigstens in Frankreich, bekämpfen nicht so sehr das allgemeine Stimmrecht; sie suchen es vielmehr unschädlich zu machen. Dagegen heiße es auf der Hut

sein: gegen Machterhöhungen des Senates, des Präsidiums, gegen die Möglichkeit willkürlicher Kammerauflösungen u. s. w. — Im englischen Theil sind Briefe John Stuart Mills an Gustav d'Eichthal (in Paris), aus den Jahren 1839—42, veröffentlicht. Interessant sind darin pessimistische Bemerkungen Mills über zeitgenössische Politik, Persönlichkeiten und Culturbewegungen seines Landes. „Den Unterschied zwischen Frankreich und England können Sie am besten an Guizot und Peel, den Führern der Conservativen in den beiden Ländern, messen," schreibt er. „Wir sind der Ballast Europas, Frankreich seine Seele." Sehr bitter spricht er sich über Palmerston aus und seine Action gegen Frankreich in der egyptischen Frage vom Jahre 1840. Er beklagt sein Volk und spottet dabei: „quidquid delirant Whigges, plectuntur Achaei." Ueber eine neukatholische Bewegung und einen anglikanischen Kampf gegen den Protestantismus berichtet er gelegentlich der Begründung einer katholischen Schule in Oxford. „Wir sind entweder bigott oder Voltairianer," schreibt er. Aber in zehn Jahren dürfte man auch in England schon den Mittelweg gefunden haben. — Novellistische Beiträge finden sich in diesen Heften von Zangwill, Paul und Victor Margueritte, Ferdinand von Saar u. a.

„**Mercure de France**" bringt in seinem Februarheft eine Studie über den englischen Aesthetiker Walter Pater (vergl. über Pater auch einen Aufsatz in Nr. 7 der „Zeit") von Arthur Symons; fernerhin eine längere Untersuchung über den Buddhismus im Abendlande von Jules de Gaultier. Der Verfasser sieht in unseren Tagen eine indisch-buddhistische Renaissance erstehen und ihren langsamen Siegeszug durch Europa halten. Die Philosophie Schopenhauers und die Tendenzen Tolstois seien Zeugnisse dessen. Ein Nützlichkeitsmoment sei in der buddhistischen Religion enthalten, das ihre Ausbreitung wesentlich fördert: elle est une mesure de prévoyance adoptée par un instinct sagace en vue d'éviter un danger. Insoferne hänge sie übrigens mit dem Christenthum, das Nietzsche gleichfalls als Nützlichkeitsproduct erklärt, zusammen und sei zum Theil schon in demselben enthalten. Und gerade in unseren Tagen des so heftigen und schmerzhaften Lebenswettkampfes sei sie als Heilmittel willkommen. Der Verfasser greift zum Schlusse einen interessanten lebenden Dichterphilosophen aus der Welt des Buddhismus heraus, den er eingehend bespricht: Jean Lahor und sein neuestes Buch „La gloire du Néant". — Auffallend ist die Art, wie diese Zeitschrift in ihrem actuellen Theile zur Dreyfus-Affaire Stellung nimmt. Ein leitender Artikel (von Pierre Quillard) tritt unbedingt für die Revision des Processes ein und polemisiert sehr scharf gegen Antisemitismus und Militarismus. Dem steht ein Feuilleton des ständigen „Mercure"-Chronisten Remy de Gourmont mit ganz anderen Ansichten gegenüber. Gourmont bemüht sich, den satirischen und überlegen abweisenden Ton des Literaten gegenüber einer Affaire des Tages zu wahren. Doch kann er sich's nicht versagen, mit Argumenten auf die Sache selbst einzugehen, und zwar mit Argumenten gegen die Vertheidiger des Dreyfus, die er an einer Stelle sogar als „Syndicat" verdächtigt. Er freut sich über die Verlegenheiten der Regierung und der militärischen Behörden, aber er ärgert sich über Herrn Reinach und darüber, dass man die Sache eines Officiers, bloß deshalb weil er ein Jude sei, führe. „Wenn Dreyfus ein Franzose wäre, hätte niemand die Revision seines Processes verlangt ... Mehr als zwanzig Spionageprocesse haben seit zwanzig Jahren bei geschlossenen Thüren stattgefunden, zahlreiche Anarchisten sind verurtheilt worden: man generalisiere also das (monströse) Princip, man revidiere alle Processe und nicht bloß einen".

„Ideen".

Von Multatuli.

Aus dem Holländischen von E. Otten.

(Schluss.)

Ich werde dir noch ein anderes Vorbild von gutem Schreiben geben. Kürzlich war Jahrmarkt in Amsterdam; du weißt, dass ich ein großer Musikfreund bin. Musik ist mir ein wahres Bedürfnis, und oft schon opferte ich mein Mittagessen auf, um einem Concerte beiwohnen zu können. Aber in meinem Geschmacke bin ich spießbürgerlich. Bravourstücke habe ich nicht gern und ein starkes Orchester thut mir geradezu weh. Ich gehe großen Künstlern geflissentlich aus dem Wege, und als ich einmal, halb gezwungen, Wieniawsky hörte, regte er in mir nur den einen Gedanken an: was für eine Carrière würde jener Mann mit seiner Fingerfertigkeit als Taschendieb gemacht haben! Ich kann eigentlich nicht beschreiben, wie die Musik sein muss, um mir zu gefallen. Und auch, wenn ich es könnte, würde ich es schön bleiben lassen, aus Furcht, von sämmtlichen Musikliebhabern ein Barbar genannt zu werden. Mit dem Gesang geht es mir ebenso. Eine unbedeutende Romanze macht großen Eindruck auf mich, während mich eine künstlerisch vollendet vorgetragene Arie vollkommen kalt lässt. Kalt ist eigentlich nicht das richtige Wort, denn ich empfinde immer aufrichtiges Mitleid mit den Menschen, welche sich derartig anstrengen müssen, um ihre Klänge hervorzubringen. Mein einziger Gedanke bei einer solchen Gelegenheit ist: armes Schaf, ich schenke dir jene Noth. Denn ich kann keinen meiner Mitmenschen leiden sehen, ohne Schmerz zu empfinden, was mit anderen Worten heißen will, dass ich bei schwerer Musik Halsschmerzen bekomme. Es ist allerdings wahr, dass das Publicum, wenigstens der größte Theil desselben, gewöhnlich nur deshalb kommt, um Zeuge jener Noth zu sein, welche ich der armen Sängerin schenken wollte .... aber ich bleibe dennoch dabei, dass es ein sonderbarer Geschmack ist, die vox humana erst dann schön zu finden, wenn sie Töne hervorbringt, die man mit viel größerer Leichtigkeit aus einer Querpfeife holen könnte.

Ich war einmal im Odéon, wo eine zahlreiche Gesellschaft von Jahrmarktsängern alle Abende ein zahlreiches Publicum heranlockte. Viel Schönes gab es dort allerdings nicht zu hören: Chansons comiques, scènes burlesques, Potpourris u. s w. Dort sangen auch zwei junge Mädchen, welche ich anfangs gar nicht beachtet hatte — denn schön waren sie nicht — eine Romanze, welche großen Eindruck auf mich machte. Ich stand ganz hinten im Saale, konnte also die Worte nicht verstehen, aber ich ward angenehm berührt durch die Melodie, welche mir etwas von Liebeslust und Liebesleid, von Gesang und Tod, von Leidenschaft und Ruhe erzählte. Später konnte ich mich dann davon überzeugen, dass ich richtig verstanden und mich nicht geirrt hatte, wie z. B. Bolivar, welcher die sentimentale Pastorale seines Freundes, des armen Studenten, als Sturmmarsch gebrauchte ... und zwar mit gutem Erfolge!

Nun, und dies eine Mal im Odéon hatte ich mich ausnahmsweise nicht getäuscht. Alle die Empfindungen, welche die Melodie dieser Romanze in mir wachrief, hatte der Dichter in der That in diesen Worten niedergelegt. Diesmal gab es thatsächlich Uebereinstimmung zwischen den beiden Schwestern Apollos: Poesie und Musik, Ton und Gedanke.

Aber .... es gab noch mehr Punkte der Uebereinstimmung. Die Mädchen sangen nicht künstlerisch. Sie waren nicht schön, und nur sehr ärmlich gekleidet. Wohl hatte die Aelteste eine gefühlvolle, oder besser gesagt, eine rührende Stimme, einen Alt, von der Natur mitbekommen, aber das war auch beinahe alles. Die Jüngste hatte der Natur wenig zu verdanken und ihrem Musiklehrer gar nichts, wie mir schien. Es geschah denn auch sehr oft, dass ihre Schwester sie strafend ansah, mit einem Blick, welcher sagte: liebe Bertha, was muss aus unseren Eltern und unseren Geschwistern werden, wenn du nicht besser singen lernst?

Denn — das erfuhr ich erst später — jene beiden Mädels sangen, um ihren Eltern den Lebensunterhalt zu verschaffen.

All das Gebrechliche, das Unschöne, das Ungeschmückte harmonierte mit der Romanze, welche keinen Schmuck duldete. Sie lautete folgendermaßen:

Zwei Nachtigallen sangen
In einem Gartenraum;
Auf hoher Tanne die eine,
Die andre auf blühendem Baum.

Das Lied der einen war freudig,
War glühender Liebeskuss .....
Das Lied der andren war traurig,
Wie schmelzender Wehmuthserguss!

Vom Blütenbaume steigt Jubel
Melodisch im lauten Klang ....
Von der Tanne wallte hernieder
Der Klage seufzender Sang.

Und lauter wurde das Jauchzen,
Und lauter wurde der Schmerz ....
Da brach die Wonne der einen,
Die Wehmuth der and'ren das Herz.

Da sanken die Nachtigallen
Hinab in den Gartenraum,
Und trauernde Zweige neigte
Ueber beide der blühende Baum.

Und deckte mit fallenden Blüten
Die Herzen, so früh verblüht ....
Und es rauschten die Tannenzweige
Den Sängern ein Schlummerlied.

Mir gefiel das Lied so gut, dass ich mich durch alle die Menschen drängte und die Mädchen fragte, ob ich das Lied lesen dürfte, welches sie gesungen hatten.

— Wir haben es nicht hier, mein Herr. Aber wenn Sie so gut sein wollen, morgen wiederzukommen, werden wir's Ihnen geben. Wir werden .... meine Schwester wird es für Sie abschreiben. Nicht wahr, Bertha?

— Recht gern, sagte Bertha, welche noch ein Kind war.

Das älteste der Mädchen, das auch noch jung, aber kein Kind mehr war, schien zu empfinden, dass die „kleine Bertha" jenes Lied für mich abschreiben müsse, und nicht sie.

Einerseits frappierte mich das Taktgefühl jenes Mädchens, während ich andererseits über Riekchens Anerbieten, die Nachtigall-Elegie für mich abschreiben zu lassen, ein wenig unzufrieden war. So hatte ich's nicht gemeint.

Das kommt davon, wenn man sich mit solchem Gesindel einlässt. Erstens war ich nun gezwungen, am nächsten Abend wiederzukommen, was eigentlich nicht meine Absicht gewesen war. Zweitens lud ich durch die Annahme der mir versprochenen Abschrift eine Art von Verpflichtung auf mich. Du weißt, dass solche Menschen gar nichts umsonst thun. Drittens knüpfte ich dadurch eine Beziehung an, welche .... welche .... kurzum, es ist niemals gut, sich mit solchen Menschen einzulassen.

Am nächsten Abend war ich wiederum im Odéon. Bertha winkte mir und gab mir das Versprochene ....

Um dieselbe Zeit sollte ich Gedichte schreiben, das eine „sehr komisch“ und das andere „religiös“, für ein paar Damen, welche mich darum gebeten hatten, um ihre Eltern bei der bevorstehenden silbernen Hochzeitsfeier zu überraschen. Und nun höre, wie das zugieng.

— Nicht wahr, mein Herr, Sie sind doch der Herr Havelaar — hatte mich das Mädchen gefragt, welches mich vor der Thüre des Hauses, an welchem ich öfters vorübergieng, schon zu erwarten schien — die gnädige Frau möchte Sie so gerne einmal sprechen und das gnädige Fräulein auch ....

Ce que c'est que la gloire ....

Als jene beiden Damen mir ihre Wünsche vorgetragen hatten, verwies ich sie an andere. Aber ....! nun gieb einmal acht, wie menschliche Schicksale oft in einander greifen können.

Nachdem ich die Romanze von ihnen angenommen hatte, war ich jenen beiden Mädels natürlich etwas schuldig. Du weißt, dass ich .... nicht sehr reich bin. Ich ließ mich bei der Dame melden, welche einen „religiösen“ Vers brauchte. Ihre Schwester, welche ein „komisches“ Gedicht wünschte, war anwesend.

— Ah .... Herr Havelaar!

Ich sah mich ein wenig um, und jawohl .... auf der Etagère stand noch dasselbe Flacon, welches mir schon bei meinem ersten Besuche aufgefallen war. Es war aus feinem, gemaltem Porzellan und mit Silber verziert.

— Gnädige Frau .... Sie brauchen sich an keinen anderen Dichter zu wenden.

— Oh, das ist ja herrlich, rief sie aus; wollen Sie es thun? Aber .... religiös .... verstehen Sie .... sehr religiös!

— Und das meinige komisch .... sehr komisch! rief die Kleine.

Ich stand mitten in dem Zimmer zwischen den beiden Schwestern. Ich fühlte eine liebe Hand auf jeder meiner Schultern. Das Mädchen, welches mich bei meinem ersten Besuche hereincomplimentiert hatte, stand in der geöffneten Thüre. Es lag etwas Triumphierendes in ihrem Blick, gleich als wollte sie sagen: den Gott habe ich hergezaubert!

Es war ein erhebender Anblick, Multatuli!

— Gnädige Frau, Sie werden Ihren Vers bekommen!

— Gott sei Dank! Und möglichst ....

— Religiös. Voller Religion, gnädige Frau! Ihre Eltern werden weinen über so viel Religion.

— Und ich, Herr Havelaar, ich?

— Gnädiges Fräulein, Sie werden Ihren Vers bekommen!

— Und komisch?

— Voller Witz! Ihre Eltern werden laut auflachen über all die Witze, die guten Menschen!

Ich kannte sie nicht.

— Herrlich, herrlich! riefen beide, und die Hände verließen meine Schultern, um zu klatschen ....

— Aber .... sagte ich mit Grabesstimme ....

Schrecken!

— aber .... nur unter einer Bedingung ....

— Oh sprechen Sie, sprechen Sie .... was wollen Sie?

Das kleine Mädel hielt mir ihr liebes, dummes Gesichtchen entgegen. Solche Mädchen meinen immer, dass es um einen Kuss zu thun ist, gleich als wäre das Leben ein Pfänderspiel. Die gnädige Frau wandte sich ein wenig ab, doch nicht viel. Ich weiß nicht, was verführerischer ist .....

— Und nun, gnädige Frau, ein ernsthaftes Wort; Sie sind zu Zweien ....

— Ja, ich und .....

Ein Blick auf das Schwesterchen.

— Eben. Und dieser Flacon?

Ich nahm das Fläschchen in die Hand.

— Ist dieser Flacon auch gepaart?

— Gepaart?

— Ja .... ich brauche zwei. Zwei nicht ganz gleiche, aber doch ähnliche. Nicht gleich groß, aber zusammen ein Paar bildend. Nicht gleich gemustert, aber beide hübsch, zierlich, elegant. Es muss Harmonie bestehen im Unterschiede, Symmetrie in der Abweichung, Uebereinstimmung im Unterschiede. Gnädige Frau, ich brauche zwei Flacons! ....

So sprach ich. Und meine Rede hatte Eindruck gemacht .....

Am nächsten Tage — ich meine natürlich am nächsten Abend, denn das Geheimnis der Ueberraschung musste möglichst lange gewahrt bleiben — schlich ich ins Haus hinein, mit meiner Religion und meinen Witzen und verließ es — nach kurzem Pfänderspiel — mit zwei Flacons.

Während sie mir die Thüre öffnete, bat mich das Dienstmädchen um einen Brief in Versen — wahrscheinlich für den Liebsten ....

Multatuli, was hast du aus mir gemacht!

Ich packte die beiden Flacons ein, schrieb einige Zeilen dazu, mit ein paar orthographischen Fehlern — bah, für die Mädels kam's nicht darauf an! — und übergab beides dem Diener des „Odéon“ zur Besorgung. Später suchte dieser mich im Saale auf und sagte:

— Die Fräulein's lassen schön danken und werden Ihnen selbst schreiben.

Na, da hast du's schon, dachte ich. Verse gemacht, Pfänderspiel, Flacons mit silbernem Verschluss .... und warum das alles? Um die Sache los zu sein .... Und nun? .... bin ich sie doch nicht los.

Ich erwartete ein Briefchen, etwa folgenden Inhaltes: „Werter Herr! Wir wohnen in Straße soundso. .... Nummer soundsoviel.“ Oder doch wenigstens etwas, das den Zweck hatte, die Beziehungen zu jemandem, der so schöne Geschenke machte, unter allen Umständen zu unterhalten. Tadellos waren die Flacons wohl nicht mehr, aber hatte ich sie nicht theuer genug bezahlt? War die Strafe nicht schwer genug? Zwei Verse .... und was für Verse, du lieber Himmel! Und das Pfänderspiel? Pfui, pfui .... hatte ich das verdient? Ich fürchtete mich vor dem nächsten Abend und doch .... einfach fortzubleiben wagte ich nicht. Sie wären imstande, mir aufzulauern, mir nachzurufen 2c. .....

Wirklich gab mir der Diener am nächsten Abend einen Brief. Ich habe versprochen, dir zu zeigen, wie man gut schreibt .... sieh her:

Sehr geehrter Herr!

Mit großem Vergnügen empfiengen wir Ihr schönes Geschenk.

Wir sagen Ihnen unseren herzlichsten Dank; aber umsomehr Freude macht es uns, da wir in wenigen Tagen Holland verlassen werden, und Ihr liebes Geschenk für uns nun eine angenehme Erinnerung bleiben wird.

Achtungsvoll grüßen

Riekchen und Bertha L.

Ich nenne jenes Briefchen „schön“, Multatuli.

Danach habe ich jene Mädels aufgesucht, und ich fühlte mich sehr geehrt darüber, dass sie mich empfangen wollten. Zwei Tage später begleitete ich sie nach dem Bahnhofe, und beim Abschied habe ich sie herzlich geküsst.

In der folgenden Nacht träumte ich, du hättest mir einen Angelhaken ins Herz geschlagen — wie du es öfters thust — und dabei sangst du eine Art Schiffsliedchen, wie: ho .... ho .... hoi .... hoi! Bei jedem „hoi“ ein Ruck. Der Text deines Gesanges war: Co .... pie .... Co .... pie!

Und ich setzte mich hin und schrieb an meinen Freund, und zwar: Bester Mul, erlöse mich von deiner Angel!

M. H.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhofen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek

Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock

Assistent: Ernst v. Rosmann.

Telephon Nr. 10029.

Ausverkauf in Seide

zu Blousen und Roben — ab Fabrik! —

in jedem beliebigen Längemass an Private porto- und zollfrei in's Haus.

Die Restbestände von letzter Saison: Per Meter:

Ca. 300 Stück Doppel-Foulard-Seide nur marineblau- und schwarzgrundig 65 kr.

„ 200 Stück schwarze Damast-Seide fl. 1.15

„ 200 Stück schwarze Armûre Royale und Merveilleux Duchesse fl. 1.25

„ 700 Stück verschiedene Posten in 1-, 2- und 3-farb. Seiden-Damasten, Ball- und Gesellschaftsseiden etc.

Muster umgehend. 7

Zürich. G. Henneberg's Seiden-Fabriken.

Die Zeit

XIV. Band. | Wien, den 5. März 1898. | Nummer 179.

Recognoscierung.

Was in der vorigen Woche an dieser Stelle über das Zwischen-Ministerium Gautsch und dessen voraussichtliche reactionäre Nachfolge gesagt worden ist, hat inzwischen merkwürdig rasch eine gewisse Bestätigung gefunden. In dem gemeinsamen Ministerrath, der am letzten Sonntag in Budapest abgehalten wurde, ist beschlossen worden, die Delegationen zur Berathung des gemeinsamen Budgets für das Jahr 1899 schon zu Ende April einzuberufen. Solche Eilfertigkeit ist verdächtig. Officiöse Blätter des In- und Auslandes haben sie auch in ziemlich gleicher, auf einen gemeinsamen ministeriellen Ursprung deutender Art zu erklären versucht. Man wolle, unbeirrt durch innerpolitische Schwierigkeiten, den gemeinsamen Haushalt verfassungsmäßig sicherstellen. Mitte März werde der österreichische Reichsrath einberufen werden, eigentlich nur, um die Delegationen zu wählen. Das hoffe man bis Ende April durchzusetzen. Auf eine längere Tagung oder andere Thätigkeit des Reichsrathes rechne die Regierung nicht. Sonst könnte sie auch nicht die Delegationen für Ende April nach Budapest entbieten. Das österreichische Budget, den ungarischen Ausgleich und alle ferner erforderlichen gesetzgeberischen Maßnahmen für dieses Jahr sei sie ohne Reichsrath mit Hilfe des § 14 zu treffen bereit. Das Cabinet Gautsch werde vor Ablauf des Jubiläumsjahres nicht entlassen werden, und der Schwerpunkt der parlamentarischen Thätigkeit solle in die Delegationen verlegt werden.

Soweit reicht die officiöse Offenherzigkeit. Das Ministerium Gautsch scheint darnach schon von den ursprünglichen hochfliegenden Absichten seines Präsidenten abgekommen zu sein, da es sich selbst nur mehr als ein Zwischen-Ministerium mit vorbestimmtem Endtermin ansieht, dessen einzige Aufgabe es wäre, für das Jubiläumsjahr eine politische Potemkinade in Oesterreich zu schaffen. Die ganze innere Politik Oesterreichs mit all ihren höchst unerfreulichen Symptomen wird für ein Jahr sozusagen vertuscht. Die raunzenden Völker würden das Jubelfest stören. Deswegen sollen sie für dieses Jahr so rasch als möglich zur Ruhe gebracht werden. Als Kindsfrau dient der Baron Gautsch, der mit dem § 14 den Völkern den Mund für eine Weile zu schließen hat. Nach erledigtem Jubel erst kommt der große Trubel. Den würde aber nicht mehr der Baron Gautsch, sondern ein hochmögender Feudalherr besorgen. Was er thun wird, das weiß der vorläufig unbekannte Große selbst noch kaum. Er wird — so heißt es — irgend etwas Neues unternehmen, was in allen civilisierten Staaten bereits seit einem Menschenalter oder mehr als veraltet gilt: Föderalismus, Clericalismus, Absolutismus oder sonst was Aehnliches, wie es sich ja auch schon in den slavischen Landtagen von Böhmen, Galizien, Dalmatien und in den clericalen Landtagen von Oberösterreich, Tirol, Vorarlberg während dieser letzten Session angemeldet hat. Echt österreichisch, wird ein kleineres Loch durch ein größeres gestopft werden. Die Sprachenfrage, die man zu lösen sich unfähig fühlt, will man durch die Verfassungsfrage verdrängen, welche dieselben Herren zu lösen sich bereits mehrmals als unfähig erwiesen haben.

Das ist beiläufig, soviel sich aus den bisher vorliegenden Anzeichen schließen lässt, der combinierte Plan des Zwischen-Ministeriums Gautsch und der Gönner seiner voraussichtlichen reactionären Nachfolge. Dass die Feudalen mit dem von Badeni angestifteten Chaos ihre Situation wieder für gekommen erachten, beweist jeder Tag aufs neue. Doch ist sie ihnen, gewiss zu ihrem lebhaften Bedauern, fataler Weise just um ein Jahr zu früh gekommen, um das Jubiläumsjahr, das doch nur Friede, Freude und Eintracht zeigen soll. Es gilt nun, ein Jahr lang zu temporisieren. Das ist ihnen der Lebenszweck des sonst gänzlich zwecklosen Ministeriums Gautsch. Sein Zweck ist, mit anderen Worten, ein Jahr kostbarer Zeit für die innere Entwickelung Oesterreichs zu verlieren. Der Zauderer Gautsch, dessen Regierung, wenn er auch anders wollte, ohnedies nur verlorene Zeit für Oesterreich wäre, ist dazu wie geschaffen, der richtige Stillstands-Mann im Stillstands-Jahr. Er wird keines besonderen Raffinements, keiner übertriebenen Verstellungskünste bedürfen. Er braucht nur seiner farblosen Eigenart zu gehorchen, in allen Dingen immer ein bisschen pro und ein bisschen contra zu regieren, damit eines das andere möglichst paralysiere und jede Aufregung auf dieser oder jener Seite vermieden werde. Auch der slavisch-clerical-feudalen Majorität, die sich als die Erbin nach Gautsch ansieht, wird ihre Taktik nicht schwer fallen. Sie muss natürlich fest zusammenhalten und sich solidarisch im Princip gegen das Ministerium erklären, weil dieses sich sonst, mit Hilfe der gegenwärtig bestehenden oder einer neu zu bildenden Majorität, als dauerndes Ministerium festsetzen könnte. Aber sie wird es nicht allzu hart anfassen dürfen, um es nicht vorzeitig unmöglich zu machen.

Weit schwieriger ist die Aufgabe, die in solcher Lage den oppositionellen Parteien zufällt. Die Menschen sind immer geneigt, sich eine kommende Gefahr hinweg zu sophisticieren, solange es nur irgend angeht. Und das wird im vorliegenden Fall den oppositionellen Parteien durch das Zwischen-Ministerium sowohl wie durch die Majorität sehr erleichtert werden: durch das Zwischen-Ministerium, indem es seiner Bestimmung gemäß jede besonders anstößige Unternehmung nach Möglichkeit vermeiden, durch die Majorität, indem sie vermöge ihres kühlen Verhaltens zum Ministerium der Opposition vielleicht sogar eine gewisse Sympathie für dieses und ein gewisses Vertrauen in die Aussichtslosigkeit der Majoritätspläne suggerieren wird. Der größte Fehler aber, den die Opposition begehen könnte, wäre die Vogel Strauß-Politik. Lässt sich die Opposition aus irgend welchen Gründen für dieses Jahr einschläfern, so wird sie nachher, wenn die Absichten ihrer Gegner sich erfüllen, vielleicht nie oder doch allenfalls nur in einem wesentlich geschwächten Zustand wieder erwachen. So entscheidend das Interesse der feudal-clericalen Zukunfts-Staatsmänner ist, über dieses eine Jahr ruhig hinwegzukommen, so wesentlich ist es für die Opposition, sie darüber nicht hinwegkommen zu lassen. Wenn jemals, so heißt es hier: zuvorkommen. Alles andere steht günstig für die Gegner, günstiger als je zuvor, nur die Zeit ist ihnen ungelegen. An dieser ihrer Schwäche muss die Opposition sie zu packen suchen. Gestattet die Opposition aus irgend welchen sentimentalen oder bequemen Rücksichten der Majorität, die Entscheidung zu verschieben, so hat die Opposition vielleicht auch schon verloren. Die Thatsache, dass die feudale Camarilla ihre Action um ein Jahr verschiebt, beweist, dass sie sich in diesem Jahr und nur in diesem zu ihrer erfolgreichen Ausführung nicht sicher genug fühlt, aber auch, dass sie die Opposition gerade in diesem Jahr noch für gefährlich hält. **Principiis obsta!** Einen ähnlichen entscheidenden Augenblick hat die alte Verfassungspartei 1865 versäumt, als das Sistirungsregime Belcredi vorbereitet wurde, während das Ministerium Schmerling die deckende spanische Wand abgab. Das Parlament war damals versammelt, aber die Verfassungspartei fand nicht den Muth, der nahenden Gefahr ins Auge zu sehen. Die letzten Wochen der parlamentarischen Thätigkeit, in welchen ein kühner Vorstoß vielleicht noch manches hätte abwenden können, ließ sie ungenützt verstreichen. Als dann die Verfassung und die ganze parlamentarische Thätigkeit sistiert wurde, konnten die Sistierer hohnlächelnd sagen, dass ein so feiges Parlament kein besseres Schicksal verdient habe, und der Staatsstreich fand die Bevölkerung gänzlich unvorbereitet. Wer weiß, wohin es damals gekommen wäre, wenn nicht den Sistierern, nebst ihrer eigenen Unfähigkeit, die Schlacht von Königgrätz unversehens das Concept verdorben hätte. Auf ähnliche Fatalismen darf sich die Opposition diesmal nicht verlassen, sonst könnte sie sich verrechnen. Soll das Ministerium Gautsch die spanische Wand bilden, hinter der die Camarilla auf ihren Moment lauert, dann muss die Opposition sie, wie Hamlet den Polonius, durch die spanische Wand hindurch zu treffen trachten.

K.

Der Process Zola.

„Nos grands chefs, ignorants et poltrons, iront une fois de plus peupler les prisons allemandes."
(Esterhazy: „Gesammelte Briefe.")

In seinem geradezu weltberühmt gewordenen, an den Präsidenten der Republik gerichteten offenen Brief „J'accuse!" hatte sich Zola in allererster Linie an die Generale Mercier, Boisdeffre und Gonse, sowie an diejenigen Generalstabsofficiere gehalten, die — und das hat sich während der Processverhandlungen klar herausgestellt — als die eigentlichen Fabrikanten des schmutzigen Dreyfushandels angesehen werden müssen. Sein Hauptzorn galt den Richtern von 1894, dem damaligen Kriegsminister, den damaligen Schriftexperten und den Folterknechten des unglücklichen Verbannten. Erst in zweiter Linie, und auch da nur der Vollständigkeit halber, wandte Zola sich gegen das Kriegsgericht von 1898, das er mit Fug und Recht anschuldigte, den Major Esterhazy „auf Befehl" freigesprochen zu haben: „Le premier

Digitized by Google

conseil de guerre a pu être inintelligent, le second est forcément criminel. Son excuse, je le répète, est que le chef suprême avait parlé, déclarant la chose jugée inattaquable, sainte et supérieure aux hommes, de sorte que des inférieurs ne pouvaient dire le contraire.“ An anderer Stelle des Briefes hieß es: „J'accuse enfin le premier conseil de guerre d'avoir violé le droit, en condamnant un accusé sur une pièce restée secrète, et j'accuse le second conseil de guerre d'avoir couvert cette illégalité, par ordre, en commettant à son tour le crime juridique d'acquitter sciemment un coupable.“ Dieser Brief fiel wie eine Bombe unter die ohnedies schon für ihr Portefeuille zitternden Minister. Sie wussten nicht, was sie thun und lassen sollten, dermaßen waren sie in die Enge getrieben. Angesichts der Tragweite der von einem Manne wie Zola erhobenen Anschuldigungen, angesichts der ungeheueren Verbreitung, die die letzteren erhalten hatten, war es unmöglich, den Angriff zu ignorieren. Andererseits aber wollte oder konnte man sich nicht in eine öffentliche Behandlung der Dreyfusangelegenheit einlassen, es sei denn, dass man von vorneherein gewillt gewesen wäre, in die Revision des Processes von 1894 einzutreten. In banger Ungewissheit — bang besonders für die Minister und Mitglieder des Generalstabes — vergiengen fünf volle Tage, während deren man alle Rechtsgelehrten des Landes um Rath angieng. Endlich brachte man dann jene halbe, auf einem Beine stehende Anklage zuwege, die sich nur gegen die auf das Kriegsgericht von 1898 bezüglichen Anschuldigungen richtete, während all die anderen, gerade die hauptsächlichen, von der gerichtlichen Verfolgung ausgeschlossen wurden. Um die ganze Tollheit dieses halben Vorgehens zu erfassen, wolle man den oben an zweiter Stelle citierten Satz in genaueren Augenschein nehmen. Er enthält eine Beschuldigung des ersten Kriegsgerichtes und eine des zweiten; die beiden Satztheile sind durch ein einfaches „und“ verbunden, und der letztere bezieht sich durch die Worte „cette illégalité“ auf den ersteren. Ja, welche Ungesetzlichkeit? hätte der Staatsanwalt im Zolaprocesse mit Recht fragen können, so er ein unabhängiger Mann gewesen wäre; es ist ja in dem incriminierten Theile des Schriftstückes von gar keiner die Rede gewesen! Der Staatsanwalt war aber nichts weniger als unabhängig, und so hatten wir denn eine Anklage, die sich auf einen Satz bezog, der mit „und“ begann! Schon aus Vorstehendem erhellt, dass sowohl dem Staatsanwalte, wie auch dem Gerichtshofe eine äußerst schwierige, ja sogar schiefe Stellung geschaffen war, aus der sie trotz aller Anstrengungen während der fünfzehn langen Sitzungen nicht herausgekommen sind. Aber der Zweck wurde anscheinend erreicht: Unlogik und Perfidie hatten sich gleich zu Anfang verbündet, um dem Angeklagten den Mund zu schließen und das Licht, das zu verbreiten er unternommen hatte, von vorneherein unter den Scheffel zu stellen. So wenigstens dachten die französischen Machthaber, namentlich die militärischen. Je mehr sich aber der Process hinzog, desto deutlicher gewahrte man, dass sich die Wahrheit nicht in eine Schachtel einschließen und luftdicht verpacken läst. Würde man die bezeichneten Herren jetzt nach dem Processe ganz im geheimen fragen, was sie von der Verurtheilung ihres Gegners halten, ob sie mit den Ergebnissen der Verhandlungen zufrieden sind oder ob es ihnen nicht doch etwas leid thut, den ganzen Spectakel losgelassen zu haben, so würden sie, glaube ich, ein etwas sauersüßes Gesicht machen. Wenn es der Staatsgewalt anheimgegeben ist, Anklagen zu erheben oder nicht zu erheben, oder auch sie nach Belieben einzuschränken, so ist es andererseits doch nicht gut möglich, der Vertheidigung ganz und gar den Mund zu verbinden. Zola ist zwar verurtheilt, und zwar ist dieses Urtheil ebenso „auf Befehl“ gefällt worden, wie das gegen Dreyfus und das zu Gunsten von Esterhazy ergangene, aber diejenigen Leute, die das Sehen und Hören noch nicht ganz verlernt haben, wissen doch jetzt, allen staatsanwaltlichen Ränken und Schwänken zu Trotze, ein gutes Stück Wahrheit mehr, als vor drei Wochen. In der That, bei Lichte besehen, gewinnt es den Anschein, als sei nicht Zola verurtheilt, sondern der Große Generalstab, als habe man die Wahrheit nicht erdrosselt, sondern ihr, wenn auch auf Umwegen, zu einem neuen Siege verholfen. In diesem Monstreprocesse ist von allem und jedem, von hohen und niederen Officieren, von Staats- und Armeegeheimnissen, von Kriegsministerium und Generalstab, von Vorgesetzten und Untergebenen, von Schriftkundigen und Männern der Wissenschaft, von Chemie, Physik und Graphologie die Rede gewesen; man hat, dem ausdrücklichen und unzähligemale wiederholten Verbote des Präsidenten entgegen, nicht nur von Esterhazys Schuld, sondern namentlich auch von Dreyfus' Unschuld gesprochen, und was hat man damit erreicht? Eine allgemeine „Débâcle“, einen Zusammenbruch des Militarismus, der Generalität, des Generalstabes, der Schriftgelehrsamkeit, der Rechtschaffenheit von Beamten und last, not least: der Justiz. Das Ministerium Méline kann wahrlich stolz auf diesen Erfolg sein! Kaum einer von den zahllosen in dieser Justizkomödie agierenden Männern ist — moralisch — mit heiler Haut aus dem Palaste der Themis wieder herausgekommen. Die Geschworenen haben sich durch ihren sonderbaren Wahrspruch selbst das denkbar traurigste Zeugnis ausgestellt, traurig besonders, was ihren Charakter, ihren Muth anbelangt. Der Vorsitzende hat gezeigt, wie weit die Beamtenservilität unter der dritten französischen Republik zu gehen vermag. Der Staatsanwalt Van Cassel, von dem man schon längst wusste, dass er kein Redner ist, hat sich als ein ebenso indolenter wie gehässiger und beschränkter Kopf entpuppt. Die Schriftgelehrten des Dreyfus- und des Esterhazyprocesses sind als käufliche Seelen, als Sykophanten oder auch als Stellenjäger, als Männer ohne jegliche Ueberzeugung und als Idioten an den Pranger gestellt worden. Die sämmtlichen Officiere — mit Ausnahme von Picquart — die an der Zeugenbarre erschienen, hat man als Verräther, als Feiglinge, als aufgeblasene Narren, als Intriguanten und Meineidige erkannt, und namentlich ist Esterhazy zum zweitenmale „unter erschwerenden Umständen“ freigesprochen worden, was mindestens einer dreifachen Verurtheilung gleichkommen dürfte.

Dies alles bezieht sich nur auf die Zeugenaussagen und Nichtaussagen, auf die ertheilten und schuldig gebliebenen Antworten, auf die offenen und verschämten Geständnisse all der ehrenwerten Herren. Was aber soll man zu dem mehr selbständigen Auftreten der höheren Officiere, zu ihren aus eigener Initiative entsprungenen Erklärungen, was soll man zu dem Verhalten der Generäle de Pellieux und Boisdeffre sagen? Frankreich ist noch immer das alte Gallien, die modernen Franzosen gleichen noch heute ihren Urahnen auf ein Haar, wenigstens was den Volkscharakter anlangt. Unter einem rein äußerlichen Firniss von Liebenswürdigkeit und Höflichkeit, von feinen Manieren und runden Formen verbirgt sich nur schlecht die uralte Wildheit und Gemüthsroheit, die schon die cis- und transalpinen Gallier, die Kymren und Gälen zum Schrecken der Länder machten, welche von diesen Horden heimgesucht wurden. Wie roh, wie falsch, wie heuchlerisch und perfide der Durchschnittsfranzose sein kann, kann man erst ermessen, wenn man jahrelang in seinem Lande lebt und in tägliche geschäftliche und außergeschäftliche Berührung mit ihm kommt; so etwas läst sich nicht vom Coupéfenster eines Schnellzuges aus, nicht auf einer kleinen Vergnügungsreise, nicht bei einem gelegentlichen flüchtigen Besuche der Pariser Boulevards beobachten. In den denkwürdigen Sitzungen des Schwurgerichtes des Seinedepartements hat sich jene alte Wildheit und Gemüthsroheit, die mit Verlogenheit und Tücke gepaart sind, wiederum recht deutlich und für außerhalb des hiesigen Treibens Stehende offenbart. In der That, wem wäre beim Durchlesen der Zeitungsberichte über das Auftreten der Generäle de Pellieux und Boisdeffre nicht die aus der Geschichte hinlänglich bekannte Scene eingefallen, in der der Keltenführer Brennus sein Schwert in die Wagschale wirft, um den besiegten Römern das ganze Maß seiner Roheit, seines Hochmuthes, seiner Verachtung bestehender Verträge zu geben? Vae victis! Für sie gibt es nicht Recht, noch Gerechtigkeit, weder bindenden Vertrag, noch Schonung, sie haben sich zu beugen, sich dem Willen, der Laune, dem bon plaisir des Siegers auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen! So wie Brennus in Rom, so wütheten Turenne in der Pfalz, Davoust in Ostpreußen, Napoleon in ziemlich allen Theilen Deutschlands und Oesterreichs, Bazaine in Mexico, Pelissier in Algerien, Palikao in China, und so wütheten die französischen Generäle neulich im Justizgebäude. In Ermangelung eines gefährlicheren Gegners schufen sie sich kunstgerecht einen Gegner; ja einen Feind im Innern des Landes, und dieser Feind ist die Gerechtigkeit. Mit der ganzen ihnen eigenen Roheit, unter Missachtung der geschriebenen Gesetze und unter Verhöhnung aller Formen des Anstandes und der bürgerlichen Ehrenhaftigkeit griffen sie diesen Feind an und streckten ihn zu Boden. Welcher Ruhm, welche Tapferkeit! Schon bei früherer Gelegenheit sagte ich, dass das französische Nationallaster die Gewohnheit der Erpressung sei. Dieses Laster ist so urfranzösisch, dass man für dasselbe hier sogar ein ganz besonderes, ursprünglich nur scherzhaft gemeintes, allmählich aber bis in die Justizsprache gedrungenes Wort erfunden hat, das Wort „chantage“. Diese Bezeichnung besteht neben der engeren des Gesetzes (extorsion de fonds) und umfasst ganz allgemein eine unter gewissen Bedingungen und zur Erreichung eines bestimmten Zweckes ausgesprochene Drohung. Der juristische Ausdruck dafür lautet daher auch „menaces sous conditions“, worunter eben jegliche Art der Bedrohung unter Bedingung gemeint ist; es braucht sich dabei nicht nothwendig um Geld zu handeln. Wie der Araber für sein Pferd, das er liebt, das ihm ein Kleinod ist, hundert verschiedene Namen erfunden hat, so hat auch der Franzose für das, was ihm das Liebste, das Geläufigste ist, das Nothwendigste zum Leben ist, für die Erpressung, bereits drei allgemein anerkannte Bezeichnungen geschaffen. Noch ein Weilchen und er wird es, wie der Araber, auf hundert gebracht haben! Auch die an der Zeugenbarre erscheinenden Generäle haben gallisches Blut in ihren Adern, auch ihnen ist die Erpressung Lebensbedürfnis. Mit gesetzlichen Mitteln, das kann allerdings zu ihrer Entschuldigung gesagt werden, wären sie bei den Geschworenen kaum durchgekommen. Sie griffen daher ohne Besinnen zu dem ungesetzlichen — wenigstens im übrigen Europa ungesetzlichen — Mittel der Erpressung. Der eine, Pellieux, sprach von der „Boucherie“, von der Schlachtbank, zu der die Söhne der Geschworenen geführt werden würden, falls die Väter nicht ein den hohen Herren vom Generalstabe genehmes Verdict abgeben sollten, und er fügte, um die Drohung wirkungsvoller zu machen, hinzu, der Krieg sei vielleicht näher, als manche es sich träumen ließen. Harmlose Leute, die noch an die Ehrenhaftigkeit französischer Officiere glauben, erwarteten daraufhin ein Dementi oder doch eine Abschwächung seitens des Generals Boisdeffre.

Sie sind schmählich getäuscht worden! Boisdeffre, dem man einen Tag Bedenkzeit gegeben hatte, d. h. gerade die nöthige Zeit, um sich mit den Männern der Regierung und mit dem Gerichtspräsidenten ins Einvernehmen zu setzen, trat sporenklirrend in goldverbrämter Uniform an die Barre. Anstatt abzuschwächen, verstärkte er den Eindruck der Worte Pellieux' noch beträchtlich: „Ja, zur Schlachtbank," wiederholte er, „und wenn die Geschworenen, die hier die gesammte Nation repräsentieren, den Angeklagten freisprechen, so werden sämmtliche Führer des Heeres zurücktreten und ihre Plätze Würdigeren überlassen!" Dass zwölf Geschworene, deren Amtszeit auf vierzehn Tage oder drei Wochen beschränkt ist, die gesammte Nation repräsentieren, war bisher ziemlich neu. Die zwölf Pariser Handelsmänner scheinen aber über diese ihnen plötzlich zutheil gewordene Ehre nicht sonderlich erstaunt gewesen zu sein, denn keiner von ihnen wagte einen Widerspruch. Eine umso tiefere und nachhaltigere Wirkung brachte auf die ängstlichen Männer die doppelte Drohung der Generäle hervor. Was dachten sie bei sich, morgen vielleicht schon den Krieg, die Führer in grollender Zurückgezogenheit, fern der männermordenden Feldschlacht, gleichwie Achilleus unter seinem Zelte, während unsere Söhne ans Messer der Deutschen und Italiener geliefert werden! Das war zu viel für diese Hasenherzen und daher stand von Stund ab ihr Entschluss fest: Zola musste unter allen Umständen „auf dem Altar des Vaterlandes" geopfert werden, sollte Frankreich nicht dem sicheren Verderben anheimfallen. Brennus hatte also wieder einmal gesiegt.

Aber nicht alle Leute, ja nicht einmal alle Franzosen haben ein so ängstliches Gemüth, wie jene zwölf Geschworenen. Andere haben sich überlegt, was denn eigentlich zur Verhandlung stand. War es die Sicherheit des Vaterlandes? War es auch nur das Ansehen der berühmten Führer? Keineswegs. Keine Landesvertheidigungsmaßnahmen standen zur Debatte und auch nicht die Kriegstüchtigkeit oder die Moralität der Chefs, wohl aber Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit. Dadurch, dass sich Boisdeffre und Pellieux namens ihrer Kameraden von der französischen Generalität mit dem Gegentheil von Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit, d. h. also mit Verschleierung, Unrecht und Ungesetzlichkeit solidarisch erklärten, dadurch, dass sie ihren Verbleib auf ihren Posten von dem Siege der letzteren und von der Unterdrückung der ersteren abhängig machten, gaben sie das wahre Maß ihres Charakters, ihrer Moralität, ihrer Kriegstüchtigkeit. Hätte die Vertheidigung, hätte irgend einer der verachteten „Pékins", der Nichtmilitärs oder, wie man sie seither treffend genannt hat, der „Sansgalons", der „Ohnetressen" es gewagt, die genannten Eigenschaften der Generäle derartig in Zweifel zu ziehen, wie würden die Officiere, die Revolverjournalisten, die zünftigen Juristen über ihn hergefallen sein! — So aber ist es militärischerseits, amtlicherseits vor versammeltem Justizvolke festgestellt worden, dass das französische Officierscorps keine Kritik verträgt. Man darf nicht hinter die Coulissen der Kaserne sehen, sonst würde das In- und Ausland bald inne werden, wie jammervoll im Grunde all die Mimen aussehen, die vor der Scene, wenn sie aufgeputzt und geschminkt sind, die Rolle eines Bayard mit soviel Würde und Glanz zu spielen wissen — in Friedenszeiten nämlich! — Und deshalb habe ich die beinahe weltberühmt gewordenen Worte aus einem der Briefe Esterhazys an die Spitze dieser Betrachtungen gestellt: sie zeigen besser als irgend etwas, was die klugen Köpfe unter den französischen Officieren von ihren eigenen höchsten Vorgesetzten halten. Esterhazy ist unstreitig ein kluger Kopf, sonst hätte er sich nicht zum Spion geeignet. Oder sind sie etwa nicht „ignorants", diese obersten Truppenführer? General Pellieux ist auch in dieser Hinsicht wieder typisch für die ganze Gesellschaft. Die Artillerie, so ungefähr sagte er in einer seiner von der Zeugenbarre aus gehaltenen Reden, wahrt eifersüchtig ihre Geheimnisse. Ich bin General, aber ich habe doch keine Ahnung von der Beschaffenheit und Leistungsfähigkeit des 120 Millimetergeschützes. Seit langen Jahren ist eine genaue Beschreibung dieses relativ neuen Geschützes im Buchhandel zu haben; ein Pariser Blatt gab letzthin sogar den genauen Titel und den Namen des Verlegers an. Jeder beliebige Artillerie-Unterofficier, wenn nicht gar gemeiner Kanonier könnte den General aufklären, aber dieser erklärt sich coram publico „totalement ignorant" in Bezug auf das neue Feldgeschütz. Doch ich will den guten Mann nicht über Gebür anschwärzen, ihn vielmehr gegen seine eigenen Aussagen vor Gericht in Schutz nehmen. General de Pellieux wusste vielleicht ganz gut, wie das 120 Millimetergeschütz aussieht, nur wollte er durch seinen Ausspruch den Geschworenen die von den einschlägigen Verhältnissen keine blasse Ahnung haben, weißmachen, der „Verräther" könne nur ein Artillerist, also Dreyfus, gewesen sein und nicht etwa der Infanterist Esterhazy. Ich gebe daher gern zu, dass Pellieux nicht so unwissend ist, wie er sich selbst macht, er ist eben nur ein Biedermann, der unter seinem Zeugeneide wissentlich falsche Aussagen macht, was man in einem weniger höflichen Lande als Frankreich einen Meineidigen nennt.*) Vielleicht sind die Herren Chefs auch nicht „poltrons"? Vielleicht war es Tapferkeit, moralischer Muth, wenn sie sich um jede Frage des Vertheidigers herumdrückten, die auch nur entfernt auf den Fall Dreyfus Bezug haben konnte oder dazu angethan war, etwas mehr Licht über die Art und Weise der Verurtheilung dieses Officiers zu verbreiten? Vielleicht war es Muth, wenn derselbe General de Pellieux den Zeugen Picquart, der erstens sein Untergebener, zweitens ein momentan unfreier, im Arrest befindlicher Mann und drittens seit langen Monaten von Presse und Pöbel angeschwärzt und in den Koth gezogen war, öffentlich beschimpfte und verhöhnte, ihn „ce monsieur" nannte, obwohl ihm der Titel Oberstlieutenant noch zukam, und ihn als Lügner hinstellte? Vielleicht war es Muth, wenn der Oberstlieutenant Henry seinen ehemaligen Vorgesetzten und gegenwärtigen rangälteren Kameraden Picquart in offener Gerichtssitzung einen Lügner nannte, wohl wissend, dass sich der also Beleidigte nicht rächen, ja nicht einmal vertheidigen konnte? Vielleicht war es Muth, wenn Pellieux und Boisdeffre die Angst der Geschworenen ausbeuteten und ihnen, den militärisch wie diplomatisch gänzlich Unwissenden, Kriegsschreckgespenste vormalten? Vielleicht war es moralischer Muth, wenn der Große Generalstab im Jahre 1897 Picquarts Versetzung nach der tripolitanischen Grenze betrieb, um ihn auf einem exponierten Posten umkommen zu lassen und sich so der drohenden Gefahr, durch ihn entlarvt zu werden, zu entziehen? Vielleicht war es Muth, wenn Esterhazy und Henry um die Wette anonyme Briefe und Telegramme an Picquart sandten, seine eigenen Briefe hinterrücks auffiengen und erbrachen, um sich über seine Absichten zu vergewissern und heimtückische, vergiftete Waffen gegen ihn zu schmieden? Und wenn das alles kein Zeichen von Muth ist, dann ist es vielleicht ein Beweis für die in der französischen Armee herrschende Disciplin; denn man muss beachten, dass all diese Intriguen und hinterlistigen, lichtscheuen Machenschaften von Untergebenen gegen einen Vorgesetzten, von Majoren gegen einen Oberstlieutenant angezettelt worden waren.

Nun etwas über die Moralität der Herren Officiere, soweit sie aus den Verhandlungen erhellt. Major Ravary, der die Untersuchung gegen Esterhazy geleitet hatte, ist ein verabschiedeter Officier. Als er wegen allgemeiner Unbrauchbarkeit vor einigen Jahren aus dem activen Dienste ausschied, bewarb er sich bei der Justizbehörde um den Posten eines Friedensrichters. Es wurden die üblichen Erkundigungen über sein Vorleben angestellt, und die Antwort lautete: „Moralité insuffisante!" Der Biedermann, der früher in Belfort in Garnison gestanden hatte, war nämlich dort des berufsmäßigen Falschspielens sehr verdächtig gewesen. Die Militärjustiz, von der er selbst allerdings letzthin gesagt hat, sie sei „gänzlich verschieden von der Civilrechtspflege", hielt ihn noch gerade für gut genug, um ihm die Untersuchung gegen einen Gleichgestellten (Esterhazy) und indirect auch die gegen einen Vorgesetzten (Picquart) anzuvertrauen, denn er ist als militärischer Untersuchungsführender beim Gouvernement von Paris angestellt. General Gonse, den man vonseiten des Generalstabes mehrfach vorschickte, um die „gute Sache" der Generalstabs-Bureaux zu vertheidigen, verstrickte sich in die unglaublichsten Widersprüche, log also unter seinem Zeugeneide. In einem gegebenen Momente stand das dem Dreyfus in die Schuhe geschobene Bordereau zur Verhandlung. Dieses Schriftstück war im April oder Mai 1894 aufgegriffen, beziehentlich gestohlen worden, und anfänglich war jedermann im Generalstabe überzeugt, dass es, obwohl nicht datiert, doch aus ungefähr ebenderselben Zeit stammen müsse. Nun lautet aber der Schlusssatz des Bordereaus folgendermaßen: „Je pars aux manoeuvres". Also wäre der Verfasser des Documentes im Frühjahre 1894 zu den Manövern ausgerückt. Das stimmte freilich nicht mit der Thätigkeit von Dreyfus zusammen, der erwiesenermaßen erst im August zu den Uebungen gieng, aber die großen Geister des Generalstabes, sowie auch die Militärrichter ließen sich dadurch nicht weiter irre machen. Erst als Picquart im Sommer 1896 Esterhazy „entdeckt" und von den Regimentskameraden desselben erfahren hatte, dass dieser Officier in der That im Frühjahr 1894, und zwar auf seinen besonderen Wunsch und außer der Reihenfolge, an Artilleriemanövern theilgenommen hatte, obwohl er selbst Infanterieofficier ist, erst da kam man dahinter, dass Dreyfus nichts mit der Sache zu thun gehabt haben könne. Aber um nichts in der Welt hätte man den begangenen Irrthum eingestanden! War man bisher nur „ignorant" gewesen, um mit Esterhazy zu sprechen, so wurde man jetzt „poltron". Man gab sich den Anschein, als stamme das Bordereau aus dem August 1894, und diese angebliche Meinung verfochten auch die Generäle Gonse und Pellieux vor Gericht. Wie man ein Document, das erst im August geschrieben worden ist, schon im Mai des gleichen Jahres aufgreifen konnte, darüber schwieg man sich aus, und das war um so leichter, als eben nur die Herren Generalstäbler genau wissen konnten, wann das Bordereau in ihre Hände gelangt war. Nun ist aber in dem Bordereau eine Notiz über Madagaskar angekündigt, obzwar nicht gesagt ist, welchen Inhalts. An diese Angabe klammerte sich der Generalstab während eines Theiles der Verhandlungen wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm. Schön, entgegnete Rechtsanwalt Labori, wenn das Bordereau also aus dem August stammt, wie kommt es dann, dass darin von einer Notiz über Madagaskar die Rede ist? Sehr einfach, lautete die Antwort des Generals Gonse, die Note über Madagaskar stammt eben auch aus dem August! Sonderbar, meinte wieder der Vertheidiger, in der gegen Dreyfus gerichteten Anklageschrift des Majors d'Ormescheville, die seither bekanntlich publiciert worden ist, wird von einer aus dem Februar herrührenden Madagaskarnotiz gesprochen. Tableau! Nein, nicht Ta

*) »Les témoins sont en désaccord, vous le voyez bien«, pflegte der „höfliche" Gerichtspräsident zu sagen, wenn ein Officier von den Anwalten bei einem Meineide ertappt wurde.

bleau; denn wegen solcher kleiner Widersprüche kommt General Gonse nicht in Verlegenheit. Wozu wäre man sonst auch Subchef des Großen Generalstabes! Ganz recht, anwortet er nach einer kleinen Pause, es gab eben zwei Madagaskarnoten, die eine vom Februar, die andere vom August. Das Bordereau kann aber nur die Notiz vom August gemeint haben. Kann nur? fragte wiederum Labori, der ein neugieriger Herr ist, und weshalb das? — Nun, ich sage es Ihnen ja, weil das Borderau aus dem August stammt! lautete die halb ärgerlich, halb unbefangen hervorgebrachte Antwort des Generals. Also: das Bordereau muss aus dem August 1894 stammen, weil darin von einer Madagaskar-Note gesprochen wird, die Madagaskar-Note wieder muss aus dem August 1894 stammen, weil von ihr im Bordereau die Rede ist. Das genügt wohl, um zu zeigen, welcher Logik und welcher bona fides die Herren vom Großen Generalstabe fähig sind.

Zusammenfassend sei nur noch eins in Bezug auf die Officiere gesagt: Entweder halten diese Leute Dreyfus jetzt noch immer, und ungeachtet all der gehäuften Gegenbeweise für einen rechtmäßig verurtheilten Verräther, und dann sind diese Gläubigen alles logischen Denkens unfähig; sie gehören dann überall hin, nur nicht an die Spitze des Heeres einer Großmacht, das sie im Augenblicke der Gefahr nicht nur mit Tapferkeit, sondern vor allem auch mit Intelligenz leiten sollen. Oder aber — und das ist das weitaus Wahrscheinlichere, ja nahezu gewisse — sie sind längst von dem begangenen Irrthume überzeugt, sie haben längst die unwürdige Rolle durchschaut, die der ehemalige Kriegsminister Mercier und der Generalstabschef Le Mouton de Boisdeffre sie seinerzeit hat spielen lassen, und dann sind sie Feiglinge und ehrlose Schurken, weil sich ihr Gewissen und ihre Soldatenehre, von der sie so viel Wesens machen, gegen das Weiterspielen dieser Rolle nicht aufbäumen. Sie sind dann Mitschuldige Merciers und Boisdeffres, Mitschuldige auch der „Libre Parole", des „Intransigeant" und des Jesuitenpaters Du Lac, von denen die ganze Dreyfusintrigue angezettelt ward. Ein Drittes gibt es nicht. Hält man sich dieses Dilemma deutlich vor Augen, in das die französischen Generalstäbler und die Generalität gerathen sind, dann wird man begreifen, in welchem abscheulichen Sumpfe die französische Armee, die ganze Landesvertheidigung steckt, denn Generalstab und Generalität bilden die Seele dieser Landesvertheidigung; und dann wird man einsehen, dass hier nur ein schleuniger Kehraus mit eisernem Besen Ordnung schaffen kann, will Frankreich nicht einem neuen politischen und militärischen Sturze entgegengehen. So hochmüthig, so leicht verletzlich, so trotzig und arrogant und auch so unwissend, so stumpfsinnig, so verlogen und ehrvergessen wie die Mehrzahl der jetzigen französischen Führer waren auch die des zweiten Kaiserreiches: zu einer militärischen Parade, zu einem Spaziergange nach Berlin zogen sie aus und nach Metz und nach Sedan gelangten sie. Damals hieß der Kriegsminister Leboeuf, jetzt heißt der Generalstabschef Le Mouton (de Boisdeffre) — sonderbare Ironie des Schicksals!

Frankreich hat viele seiner Freunde bei dieser Sache eingebüßt. Den Herrn Botschafter der Republik in Petersburg wird es z. B. große Mühe kosten, den ungünstigen Eindruck bei Väterchen zu verwischen, den der Dreyfus-Esterhazy-Picquart-Zola-Scandal in Russland hervorgebracht hat. Auch die ganz unzweideutige Stellungnahme der einflussreichsten russischen Zeitungen, wie der „Novosti", der „Nowoje Wremja" und anderer, gegenüber dem militärischen Panama in Frankreich beweist untrüglich, dass Dreyfus nicht etwa, wie in letzter Zeit von manchen englischen, belgischen und sogar deutschen Blättern behauptet ward, der „Spion Russland" gewesen sein kann. Wäre dies der Fall gewesen, dann hätte die unter strenger Censur stehende russische Presse jetzt nicht so energisch für den Verurtheilten, gegen Esterhazy und gegen den Generalstab und das französische Ministerium Partei ergreifen können. Aus der ganzen Haltung sowohl der französischen Regierung und des Generalstabes wie auch des Verurtheilten bei seiner Degradierung geht aber überdies bis zur Evidenz hervor, dass man Dreyfus wegen angeblich zu Gunsten Deutschlands oder Italiens verübten Verrathes verurtheilt hat: in allen diesbezüglichen Schriftstücken und amtlichen Erklärungen ist stets von einer „Nation ennemie" die Rede oder doch von einer solchen, die gegebenenfalls als Feind zu betrachten wäre. Man hätte hier nie gewagt, einen in russischen Diensten stehenden Spion abzuurtheilen, aus Furcht, sich mit dem geliebten, aber noch mehr gefürchteten Bundesgenossen zu überwerfen, und der Verurtheilte hätte bei seiner öffentlichen Degradation nur ein Wort über seine angebliche russische Thätigkeit zu sagen brauchen, um augenblicklich alle Schreier auf seine Seite zu ziehen. — Zudem ist es jetzt klar und deutlich bewiesen, dass an Dreyfus' Stelle Esterhazy auf die Teufelsinsel gehört, und dass dieser Mensch für Deutschland und vielleicht auch für Italien „gearbeitet" hat. Zwei Leute können aber weder das Bordereau, noch die anderen incriminierten Schriftstücke verfasst haben, also muss Dreyfus des Verrathes unschuldig sein.

Ueber die Herren Schriftgelehrten, die an der Zeugenbarre auftraten, wäre noch mancherlei zu sagen. Da ich jedoch den Officieren, als dem wichtigsten bei diesem fast mehr militärischen, als juristischen Drama in Betracht kommenden Elemente, schon einen breiten Raum gewidmet habe, so muss ich auf eine nähere Beaugenscheinigung dieser interessanten Leute diesmal verzichten. — Nur ein paar Worte über das im Schwurgerichtssaale anwesende Publicum und über die Führung der Verhandlungen durch den Präsidenten mögen hier noch Platz finden.

Wie bei der ganzen Inscenierung dieser Gerichtskomödie, waren Regierung, Militärpartei und Justizbehörde auch darauf bedacht gewesen, ein ihren Plänen gewogenes Publicum in den Saal zu bekommen. Man hatte sich, wie die Pariser Theaterdirectoren bei den Erstaufführungen sagen ‚une belle salle" zusammengesetzt. Zu Anfang war das nicht so ganz leicht, weil man hinsichtlich der Haltung des Barreaus, der Advocatur, nicht völlig sicher war, und dann auch, weil die große Menge der militärischen Zeugen erst dann im Saale Platz nehmen durfte, als diese Herren ausgesagt hatten. Man ersetzte das Fehlende zunächst also durch eine gute Handvoll Geheimagenten und Polizeispitzel aller Rangclassen. Die jungen Anwälte und die sogenannten Stagiaires, d. h. die Anwaltspракticanten, trugen jedoch begreiflicherweise großes Verlangen, in den Saal zu gelangen, und daher führten sie sich in demselben nach besten Kräften so auf, wie es „höheren Ortes" gewünscht ward, d. h. sie zeigten sich als resolute und zu allem fähige Gegner der Angeklagten. In dem Ankleidezimmer der Anwälte hängen eine Menge für die Vertheidiger bestimmte Amtskleider, welche nach Bedarf ausgeliehen werden. In diesen Raum drangen die jungen Stagiaires in hellen Haufen ein und plünderten ihn sozusagen rein aus. Ja, es soll sogar vorgekommen sein, dass sich manche durchaus nicht in den Anwaltsstand gehörende Elemente dort mit robe und toque versehen haben, um unter dieser Verkleidung unangefochten in das Allerheiligste des Themistempels zu gelangen. Ein weiteres beträchtliches Contingent zu der amtlichen Hurrah-Canaille stellten die Pariser und provinciellen Journalisten, die mit wenigen Ausnahmen erbitterte Feinde Zolas sind. Als dann die Wogen des Processes hoch giengen, als das Interesse an den Verhandlungen täglich wuchs, als die Officiere in der bekannten, höchst eigenthümlichen und doch so „patriotischen" Weise ausgesagt hatten, da war man des Erfolges sicher. Die Journalisten und namentlich die jungen Advocaten und Rechtsstudenten, die den Hintergrund des Saales füllten, wurden zusehends „zuverlässiger". Sie benahmen sich zeitweise provocierender und roher als manche altgediente und erprobte Polizeiagenten, und von niemand ist der Vertheidiger Labori so arg beschimpft, ausgezischt, ja mit Todesdrohungen überschüttet worden, als gerade von seinen jungen und jüngsten Amtsbrüdern. Da sich aber die Officiere, theils durch ihre verblüffend unverzagten Aussagen, theils durch ihr Auftreten im Saale und in den Couloirs große Verdienste um die Justiz oder das, was man in Frankreich so nennt, erworben hatten, so musste man auch ihnen gefällig sein. Handelte es sich doch zudem um ihre eigenste Ehrenrettung! Es stellte sich denn auch sehr bald eine gewaltige Zahl von Marssöhnen ein, die es jedoch, um ungenierter zu sein, vorzogen, das strahlende Kriegsgewand mit der schlicht bürgerlichen Kleidung zu vertauschen. Sie erhielten auf Veranlassung des Präsidenten besondere rothe Eintrittskarten und die im Palaste wachhabenden Gardisten wurden angewiesen, nur solche Karteninhaber passieren zu lassen, so dass zeitweise fast alles andere Publicum — von den Journalisten und Advocaten natürlich abgesehen — ausgeschlossen war. Am Tage vor Schluss der Zeugenvernehmung hatte sich sogar der nachgerade berühmt gewordene Major du Paty de Clam an einen ihm bekannten Rechtsanwalt namens Aufrey mit der Bitte gewandt, beim Gerichtspräsidenten dahin wirken zu wollen, dass möglichst viele Officiere in Civil am folgenden Tage eingelassen würden, damit der Staatsanwalt, dessen Rede bevorstand, „erfolgreich unterstützt" werden könne. Diesen wundervollen Euphemismus für das infernalische Geheul und unverschämte Beifallsklatschen der Officiere zu erfinden, konnte nur einem so „romantisch" angelegten Manne, wie dem Impresario der verschleierten Damen beschieden sein. Dass der Bitte bereitwilligst entsprochen wurde, braucht nicht erst gesagt zu werden. Mit einem so zusammengesetzten Publicum konnte der Gerichtspräsident alles wagen, und er wagte es in der That. Er ließ die Generäle nach Herzenslust reden, was ihnen beliebte, er ließ sie von dem Dreyfushandel auspacken, was ihnen gerade in den Kram passte, und wenn dann die Vertheidigung kam und ihr bisher für unverbrüchlich gehaltenes Recht der Erwiderung forderte, da begegnete sie einer ehernen Stirn, dem unbeugsamen Willen, sie nicht zu Worte kommen zu lassen. Mit großem Geschick brach Präsident Delegorgue — der Name verdiente der Nachwelt überliefert zu werden — die Verhandlungen des Tages in dem Momente ab, in dem Pellieux seine „große" Rede an die Geschworenen gehalten und sie gehörig eingeschüchtert hatte. Die Vertheidiger durften an dem Tage nichts mehr erwidern, um ja den tiefen, auf die Geschworenen hervorgebrachten Eindruck der klirrenden Worte nicht abzuschwächen. Am folgenden Tage wurde dann General Le Mouton (aus Boisdeffre) herbeigeholt, der die Worte seines Collegen bekräftigte, und damit war der Handel erledigt. Wann immer Labori oder Clemenceau auf die Angelegenheit Dreyfus eingehen wollten, hieß es „die steht nicht auf dem Programm!" und wenn die Officiere genau dasselbe thaten, ohne lange nach der Erlaubnis zu fragen, dann spielte der Präsident den Schwerhörigen. General Mercier hatte bekanntlich ausgerufen, er gebe sein „Soldatenwort" darauf, dass Dreyfus schuldig sei, und dass er „justement et légalement" verurtheilt sei. Nachher von der Vertheidigung hierüber zur Rede gestellt, entschuldigte sich der Vorsitzende damit, er

habe keine Zeit gehabt, dem General ins Wort zu fallen, er sei auf jene Erklärung nicht gefaſst gewesen. Betreffs der Generäle de Pellieux und Boisdeffre konnte der Präsident nicht einmal diese lächerliche Entschuldigung vorbringen, da er sie lang und breit hatte reden lassen, den letzteren sogar nach Ankündigung am vorausgehenden Tage. Versuchte dagegen die Vertheidigung durch Herbeiziehung des Anwaltes *Demange*, des Vertheidigers von Dreyfus, das gleiche Ueberraschungsmanöver, dann wachte der Präsident mit Argusaugen über jede Bewegung des „gefährlichen“ Zeugen, dann schnitt er ihm das Wort ab, wo er nur immer konnte. Daſs Demange trotzdessen das gesagt hat, was er sagen wollte, nämlich, daſs ein geheimes Schriftstück bei der Verurtheilung des Dreyfus eine große Rolle gespielt hatte, war durchaus nicht das Verdienst Delegorgues, sondern ist nur der geschickten Fragestellung Laboris und Clemenceaus, sowie der Geistesgegenwart Demanges zu verdanken. Daſs Zola und sogar sein Vertheidiger (der doch für das von seinem Clienten begangene „Verbrechen“ in keiner Weise verantwortlich zu machen ist und nur seine Pflicht als Anwalt that, als er diese Missethat zu rechtfertigen suchte) mehrfach mit dem Tode bedroht wurden, und zwar nicht nur durch den niederen Pöbel auf der Straße, sondern auch durch den vornehmen im Gerichtssaale und in den Nebenräumen des Gerichtsgebäudes, ist schon gesagt worden. Nicht immer blieb es jedoch bei bloßen Drohungen, vielmehr hat es während der fünfzehn Verhandlungstage keineswegs an wirklichen Gewaltthätigkeiten gefehlt, wenn schon sich dieselben nicht direct gegen die Angeklagten, sondern „nur“ gegen harmlose Bürger richteten. So wurde ein junger Mann, der „Vive l'armée, mais enlevez les chefs!“ gerufen hatte, für diese Tollkühnheit von einer Rotte von Officieren gebürend gestraft. Man prügelte ihn derartig, daſs er blutend in die Hände der Polizei gelangte, der man ihn obendrein noch zur gesetzlichen Bestrafung überantwortet hatte, und dabei stellte es sich heraus, daſs der verwegene Schreier ein Herr Courot, der Sohn eines ehemaligen Staatsanwaltssubstituten war! Der Vater legte sich für diesen entarteten Sohn ins Mittel, so daſs die Sache keine weiteren Folgen hatte, aber alle „gutgesinnten“ Blätter eiferten Tags darauf gegen die „kosmopolitische Bande“, welche es wage, an die französische Armee zu rühren! In dem Maße, wie die Verhandlungen vorwärtsschritten und wie der Sieg sich mehr und mehr dem Generalstabe zuneigte, wurde auch die beschriebene Hurrah-Canaille übermüthiger. An einem der letzten Processtage hatte ein Bürgersmann die unerhörte Frechheit, in den Wandelgängen des Palastes „Vive la République!“ zu rufen, sich also in Opposition zu den monarchisch gesinnten Officieren, den nunmehrigen Herren des Themistempels, zu bringen. Auch er wurde gepackt und furchtbar zugerichtet, so daſs es nach der Augenzeugen Bericht ein wahres Wunder gewesen sein soll, daſs er mit dem Leben davonkam. All das trug sich am hellen Tage, im Innern des Justizpalastes und unter dem wohlwollenden Auge einer hohen Polizei, einer nicht minder freundlich gesinnten „republikanischen“ Garde und einer hohen und würdigen Gerichtsbehörde zu. Frau Themis ist eben in Frankreich ganz und gar zur Concubine der säbelrasselnden Soldatesca herabgesunken. Wenn übrigens Zola und sein Vertheidiger persönlichen Insulten entgangen sind, so ist das lediglich der Strategie des Pariser Polizeipräfecten zu danken, der Tag für Tag die kunstvollsten Manöver ausführte, um den augenblicklich meistgehaſsten Mann Frankreichs der Wuth des Pöbels zu entziehen. Mehrfach muſste Zola, nur von einigen Freunden bewacht, halbe und ganze Stunden lang im Justizgebäude zurückbleiben, bis sich die heulende und tobende Menge draußen etwas verlaufen hatte, und dann gieng's im Galopp auf weiten Umwegen der Rue de Bruxelles wieder zu, wo ein anderer Polizeicordon für die Sicherung der Behausung des Schriftstellers sorgen muſste.

Vom Pöbel der Straße kann man jedoch in keinem Lande sonderliche Hochachtung vor den Gesetzen und vor dem Leben anderer verlangen. Weit bedenklicher sind die von Officieren, Juristen und Staatsbeamten begangenen Gewaltthätigkeiten und Rechtsbrüche. Sie lassen erkennen, in wie tiefe oder vielmehr hohe Gesellschaftskreise die allgemeine Degeneration bereits gedrungen ist und was man von dieser Gesellschaft in der Zukunft befürchten darf. Ein Land, in dem ein Gerichtspräsident sagen kann, es gebe noch etwas Höheres, als die Pflege der Gerechtigkeit, als das Suchen nach Wahrheit — er spielte auf die berüchtigte nationale Sicherheit an, die übrigens durchaus nicht bedroht war — und ein Land, in dem ein so sprechender Gerichtspräsident rauschenden Beifall erntet, geht dem Verfalle entgegen. Ein Land, in dem nicht einmal die geheiligte Person des Vertheidigers vor Gericht sicher ist, in dem jedes seiner Worte verdreht, verhöhnt und absichtlich miſsdeutet wird, in dem man den Anwalt grundsätzlich mit dem Angeklagten zu identificieren sucht, in dem ein Advocat, wenn er einen unpopulären Angeklagten vertheidigt, Gefahr läuft, gesteinigt oder mindestens doch aus dem Kreise seiner Berufsgenossen ausgeschlossen zu werden; ein Land, in dem Leute lediglich wegen ihrer wahrheitsgemäßen Aussagen vor Gericht gemaßregelt und bestraft, andere, die ehrlich nach Wahrheit gesucht haben, wie es ihnen die Pflicht gebot, chicaniert, aus Amt und Würden gejagt, verleumdet, für unwürdig erklärt werden; ein Land, das die Parteipolitik in alles und jedes, sogar in die Rechtspflege mengt, das sich mit geradezu fanatischer Wuth heute den katholischen Pfaffen, morgen den rothen Sozialisten, übermorgen einem beliebigen, von rechtswegen auf die Galeere gehörenden Abenteurer in die Arme wirft; ein Land, das dermaßen das Rechtsbewuſstsein und das Ehrgefühl verloren hat, daſs es einen Esterhazy auf den Schild erhebt und ihn um so toller anjubelt, je klarer und unverkennbarer seine zahllosen Schurkenstreiche und sein verbrecherischer, schmachvoller Charakter werden; ein Land, in dem ein Prinz von Geblüt (Henri d'Orleans) sich soweit erniedrigt, daſs er ein verworfenstes Subject wie Esterhazy — en toute connaissance de cause — öffentlich umarmt und abküſst: ein so beschaffenes und von derartigen Leuten bewohntes Land kann auf die Dauer, wenn es nicht schleunigst auf dem eingeschlagenen Wege umkehrt, nicht mehr ebenbürtig neben den anderen Culturnationen stehen, es sinkt mindestens auf das schon sehr tiefe Niveau hinab, auf dem sich Spanien oder die südamerikanischen Raubstaaten befinden. — Da aber zur Zeit weniger denn je Hoffnung vorhanden ist, daſs Frankreich einen anderen Weg einschlagen werde, da es auch durch seinen Charakter, durch sein innerstes Wesen fast gezwungen ist, von Stufe zu Stufe zu sinken, so kann ich nur mit dem alten Menschen- und Völkerkenner von Friedrichsruh sagen:

„Frankreich soll man in seinem eigenen Fett schmoren lassen!“ — Es wird nicht mehr lange dauern, bis es „gar“ ist!

Paris. Paller.

Zur Behandlung der Quotenfrage.

Vom Reichsrathsabgeordneten Prof. Dr. Emil Pfersche.

Wenn der österreichische Reichsrath wider zusammentritt, wird es die erste Sorge der Regierung sein, wenigstens die formgerechte Erledigung der mit Ungarn gemeinsamen Angelegenheiten zu erzielen, auch wenn die parlamentarische Erledigung des wirtschaftlichen Ausgleiches mit Ungarn sowie der innerösterreichischen Angelegenheiten nicht gelingen sollte. Es wird sich also handeln um die Feststellung der Quote der Beitragsleistungen zu den gemeinsamen Angelegenheiten, welche verfassungsmäßig „im vorhinein“, also vor Feststellung der gemeinsamen Ausgaben stattzufinden hat, sowie um die Bewilligung des gemeinsamen Budgets durch die Delegationen. Auf eine *formgerechte* Erledigung dieser Angelegenheiten wird bekanntlich deshalb Gewicht gelegt, weil die Fortdauer der dualistischen Organisation (z. B. des gemeinsamen Ministeriums) in dem ungarischen Ausgleichsgesetz (Art. XII. von 1867, § 26) an die „volle Verfassungsmäßigkeit“ in Oesterreich wie in Ungarn geknüpft ist. Es ist daher eine merkwürdige Erscheinung, daſs unter dem verflossenem Regime Badeni die Formvorschriften der Ausgleichsgesetze in einer juristisch nicht zu rechtfertigenden Weise gehandhabt oder richtiger nicht eingehalten worden sind.

Um dies richtig zu beurtheilen, ist es am einfachsten, den Verlauf der Ausgleichsverhandlungen des Jahres 1877 zu verfolgen, welche gleichfalls erst nach kürzeren Provisorien zu einem zehnjährigen Definitivum führten und deswegen für den vorliegenden Fall als passendes Vorbild anzusehen sind. Damals waren die beiderseitigen Regierungen über alle mit dem Ausgleich zusammenhängenden Fragen einig geworden, auch über die Quotenfrage. Allein diese Einigung der Regierungen war für die Quotenfrage nicht maßgebend, weder in formeller noch in sachlicher Beziehung; denn die gesetzmäßig entsendeten Regnicolardeputationen konnten damals nicht zu übereinstimmenden Beschlüssen über die Quote gelangen. Es wurde daher dem Reichsrath der Bericht der österreichischen sowie der ungarischen Quotendeputation durch das Ministerium vorgelegt, und diese Berichte wurden dem Ausgleichsausschusse zur Berathung und *Beschlussfassung* zugewiesen. Es fiel somit dem Ausgleichsausschusse, wie der Bericht desselben (VIII Sess. Beil.-Nr. 839, S. 1) hervorhebt, „die Aufgabe zu, nach eingehender Prüfung der von der Quotendeputation gestellten Anträge, *an die Ausarbeitung eines Gesetzes* betreffend die Bestimmungen über die Aufbringung der Kosten für die gemeinsamen Angelegenheiten zu schreiten“. Ueber die formelle Stellung der Regierung und der Legislative bei der Quotenfrage wird in dem citierten Bericht noch Folgendes betont:

„Die *Regierungen* der beiden Reichshälften hatten sich wohl über alle jene Fragen geeinigt, welche hierauf (auf die Quote) Bezug haben und die Ergebnisse ihrer Vereinbarungen in einem Gesetzentwurfe fixiert, der den Quotendeputationen bei Beginn der Verhandlungen vorgelegt wurde. Allein sowohl die von dem österreichischen Reichsrathe als auch die von dem ungarischen Reichstage entsandten Abgeordneten *nahmen auf die ihnen unterbreitete Vorlage keine Rücksicht*, da nach den Bestimmungen des Gesetzes vom 21. December 1867 die Feststellung jener Normen, welche auf die Quote Bezug haben, allerdings unter Einfluſsnahme der betreffenden verantwortlichen Ministerien, doch *unmittelbar* den Regnicolardeputationen zugewiesen wird“.

Daſs es sich hier nicht um nebensächliche und zwecklose Formalitäten handelt, ergibt sich daraus, daſs das ungarische Gesetz über die gemeinsamen Angelegenheiten den Vorgang bei der Quotenbestimmung ausführlich in drei Artikeln beschreibt, und daſs das österreichische Abgeordnetenhaus die in dem österreichischen Regierungsentwurf fehlende Vorschrift des § 36 über die Quotenbestimmung hinzu-

gefügt hat, mit der Motivierung des Ausschussberichtes, dass diese Vorschrift „als eine sehr wesentliche anzusehen ist“. Die Tendenz der vorgeschriebenen Formalität geht unverkennbar dahin, dass bei der Quotenbestimmung der Einfluss der beiderseitigen Regierungen vermindert werden soll. Es soll den beiderseitigen Volksvertretungen die Unabhängigkeit der Entschließung möglichst gewahrt und selbst der indirecte Zwang vermieden werden, welchen die Einbringung einer beiderseitig vereinbarten Regierungsvorlage natürlicherweise mit sich bringt.

Der aus dem Gesetze und aus dem Vorbild der Verhandlungen von 1877 sich ergebende Vorgang ist nun im Jahre 1897 nicht eingehalten worden. Bereits im Jänner 1897 hatten die Verhandlungen der damaligen Quotendeputationen (XI. Session des Reichsrathes) nicht zu einer Vereinbarung geführt. Jedoch waren die Verhandlungen nicht endgiltig geschlossen worden. Daher wurden im April 1897, (XII. Session) von den neugewählten Volksvertretungen neuerlich Quotendeputationen entsendet, welche die Verhandlungen wieder aufnahmen. Aber auch diese Verhandlungen führten nicht zu einer Einigung, sie wurden definitiv geschlossen und jede Deputation erstattete ihr gesondertes Gutachten.*)

Der weitere Vorgang musste nun verfassungsmäßig folgender sein. Der in der Sitzung der österreichischen Quotendeputation vom 21. Mai 1897 beschlossene Bericht musste durch das Ministerium dem Abgeordnetenhause vorgelegt und von diesem einem Ausschusse zugewiesen werden behufs Ausarbeitung einer Gesetzvorlage, welche dann die Grundlage der weiteren Ausgleichsverhandlungen zu bilden hatte. Dieser gesetzliche Vorgang ist nicht eingehalten worden. Der Quotenbericht wurde zwar in der Herbstsession den Abgeordneten zur Kenntnis gebracht, wurde aber trotz der Erinnerung seitens der Opposition nicht der Verhandlung zugeführt und nicht der Berathung des Ausgleiches zu Grunde gelegt. Es hat vielmehr die Regierung einen vollständigen Ausgleichsvorschlag vorgelegt, welcher auch die Quotenbestimmung betraf und nur dieser wurde der parlamentarischen Behandlung unterzogen. Es sollte also diesmal über die Quote bestimmt werden, auf Grund der Initiative der Regierung und nicht auf Grund der Initiative der Volksvertretungen.

Zur Entschuldigung dieser Formverletzung ist zwar angeführt worden, dass es sich bei der letzten Regierungsvorlage nicht um einen zehnjährigen, sondern nur um einen einjährigen Ausgleich, also um ein „Ausgleichsprovisorium“ im Gegensatze zu einem eigentlichen Ausgleich gehandelt habe. Allein diese Entschuldigung ist juristisch ganz belanglos. Auch dafür bieten die Verhandlungen von 1877 einen treffenden Anhalt. Der Bericht des damaligen Ausgleichsausschusses hat über die nothwendig gewordene Verlängerung der bisherigen Quotenvereinbarung Folgendes gesagt: „Eine solche Verlängerung ist nach der Anschauung der Mehrheit des Ausschusses keineswegs im Widerspruche mit den Bestimmungen des Gesetzes vom 21. December 1867, Nr. 146. Denn behufs der Vereinbarung über das Beitragsverhältnis zu den Kosten der gemeinsamen Angelegenheiten wurden, dem § 36 jenes Gesetzes entsprechend, von den beiderseitigen Vertretungskörpern Deputationen gewählt, welche ihre Vorschläge bereits ausgearbeitet und darüber den Legislativen Bericht erstattet haben. Die Legislativen sind nach § 3 desselben Gesetzes zunächst berufen, das Verhältnis, in welchem die Kosten der gemeinsamen Angelegenheiten von beiden Reichstheilen zu tragen sind, durch ein Uebereinkommen „von Zeit zu Zeit“ festzusetzen. Wenn daher dieselben bisher noch nicht in der Lage waren, hierüber ein für längere Zeit wirksames Uebereinkommen zu vereinbaren, so steht doch kein gesetzliches Hindernis entgegen, dass sie mittlerweile das Uebereinkommen dahin treffen, es werde die Wirksamkeit des bisherigen Gesetzes auf eine kürzere Zeit verlängert.“

Es wurde also im Jahre 1877 nur darüber ein Zweifel laut, ob ein kurzfristiges und gleichsam provisorisches Uebereinkommen über die Quote verfassungsmäßig überhaupt zulässig sei, ob nicht vielmehr die kaiserliche Bestimmung der Quote sofort zu erfolgen habe, wenn die Legislativen nicht rechtzeitig eine Quotenbestimmung für eine angemessene Frist vereinbart haben. Dieser Zweifel wurde abgelehnt. Allein es wurde damals ausdrücklich betont, dass auch das kurzfristige Uebereinkommen — damals war es auf drei Monate beschränkt — formell verfassungsmäßig nach § 36 behandelt werden muss.

Die im Jahre 1877 allgemein anerkannte Ansicht folgt aus den einfachsten juristischen Erwägungen. Weder das österreichische, noch das ungarische Gesetz gibt den geringsten Anhalt zu einer Unterscheidung zwischen einem Ausgleich auf längere Zeit und einem solchen auf kürzere Zeit. Die ohne Unterscheidung ausgesprochenen gesetzlichen Vorschriften müssen auch ohne weitere Unterscheidung zur Anwendung kommen, umsomehr, als ihre allgemeine Anwendung keine praktischen Schwierigkeiten macht, wie das Beispiel von 1877 zeigt. Dass man eine auf kürzere Zeit bestimmte Vereinbarung eine „provisorische“ nennen kann, hat juristisch gar keine Bedeutung. Ein praktischer Unterschied liegt insofern vor, als ein kurzfristiges Uebereinkommen eine unmittelbare Fortsetzung der langwierigen Ausgleichsverhandlungen nothwendig machen kann. Darum ist aber der Ausdruck „Ausgleichsprovisorium“ noch keine Zauberformel, welche die Dinge auf den Kopf stellen und von der Einhaltung der Gesetze befreien könnte.

Was die Zukunft betrifft, so scheint volle Uebereinstimmung zu herrschen. Nachdem das Zoll- und Handelsbündnis mit dem Vorjahre ohne neue Vereinbarung abgelaufen ist, stehen sich Oesterreich und Ungarn vorläufig wirtschaftlich frei gegenüber, sofern nicht einzelne Verträge, wie z. B. der Währungsvertrag, noch auf längere Zeit laufen. Es muss also eine Wiederanknüpfung des wirtschaftlichen Vertragssystems in derselben Weise erfolgen, wie es bei Beginn des Dualismus, 1867, der Fall war. Die Quote aber, welche durch kaiserliche Entscheidung für 1898 festgestellt ist, muss für die spätere Zeit durch neue Deputationsverhandlungen und durch die Initiative der Parlamente in der vorerwähnten Weise bestimmt werden.

Eine Abweichung von der formgerechten Erledigung wird jetzt voraussichtlich vermieden werden. Denn es ist nicht nur die Einbringung eines neuen „Provisoriums“ durch das ungarische Gesetz ausgeschlossen worden, sondern es soll nach Zeitungsberichten auch die von dem Ministerium Badeni aufgestellte gegenseitige Bedingtheit der einzelnen Ausgleichsgesetze aufgegeben oder in entsprechender Weise eingeschränkt worden sein. Ueber diesen Punkt hat vom Anfang an eine gewisse Unklarheit bestanden. Wie konnte die Zustimmung des österreichischen Ministeriums zu den wirtschaftlichen Ausgleichsgesetzen und die Einbringung derselben im Parlament abhängig gemacht werden von einer Einigung über die Quote, da doch die Einigung der Ministerien über die Quote gar nicht ausschlaggebend ist? Da über die Quote auf Grund der Deputationsbeschlüsse, über das Zoll- und Handelsbündnis auf Grund der Regierungsentwürfe verhandelt wird, so ist nicht gut einzusehen, wie eine gegenseitige Abhängigkeit der beiden Punkte schon für den Beginn der Verhandlungen äußerlich hergestellt werden sollte. Man hat daher nicht recht glauben wollen, dass das Ministerium Badeni nur aus Rücksicht auf die Junctim-Clausel die Veröffentlichung und Einbringung der angeblich vereinbarten wirtschaftlichen Ausgleichsgesetze unterlassen hat. Dieser Vorgang ebenso wie die vorerwähnte Verletzung der Ausgleichsformalitäten müssen wohl einfach als Ungeschicklichkeiten angesehen werden, wenn sie nicht gegen alle Wahrscheinlichkeit mit geheimen Plänen zusammenhingen.

Die wissenschaftliche und philosophische Krise innerhalb des gegenwärtigen Marxismus.

Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

(Schluss.)

Der Marxismus war und ist auch antireligiös; wenigstens erklären ihn derart seine Theoretiker. Der Marxismus ist entschieden antitheologisch; allein sein Verhältnis zur Religion ist complicierter, als es auf den ersten Blick scheinen würde.

Engels (über Feuerbach) hat sich mit der Frage nicht gründlich genug beschäftigt; er meint, die Religion sei schon überwunden. Diese seine Meinung formuliert er von seinem materialistisch-positivistischen Standpunkte. Dagegen ist es jedoch merkwürdig, dass die religiöse Frage auch die deutschen Socialisten eigentlich am lebendigsten beschäftigt. An der Sache wird dadurch nichts geändert, dass sich die Socialisten gegen die positive Religion erklären; wichtig ist die Begeisterung, mit der es geschieht, und wichtig ist die Thatsache, dass die religiöse Frage so lebhaft verhandelt wird. Eine Reihe von Schriftstellern beschäftigt sich mit der religiösen Frage, und sie erklären sich am Ende für die Religion — wenngleich mitunter für eine atheistische Religion. Die Mehrzahl dieser Religionsphilosophen kommt auf die Feuerbach'sche Religion der Humanität zurück.*)

Auch bei uns sehe ich, dass die Schriften über Religion in Arbeiterkreisen viel mehr interessieren, als Mathematik, praktische Wissenschaften und selbst als Naturwissenschaften.

Dass der Socialismus in England und Amerika der Religion nicht so feindlich gesinnt ist, ist bekannt;**) nicht minder bekannt ist es, dass der französische Socialismus fast immer einen religiösen Zug aufweist.

Mit Rücksicht auf diese Thatsachen wird häufig die Frage aufgeworfen, ob der Socialismus überhaupt nicht eine neue Religion sei? Engels selbst***) erklärte wenigstens das Urchristenthum für eine proletarische Bewegung (nicht ganz mit Recht). Die socialdemokratische Partei ist gewiss ähnlich autoritativ und auf dem Glauben begründet, wie eine Kirche, und die gläubigen Socialisten sind mit einer Hoffnung in die Zukunft und einer Hingebung für ihre Sache begeistert, die wir nur bei Gläubigen finden.

---

*) Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob das Mandat der im April 1897 gewählten österreichischen Quotendeputation durch die Schließung der damaligen XII. Session erloschen ist. Die Frage dürfte an sich zu bejahen sein, war aber ganz gegenstandslos. Denn die im April 1897 gewählte Quotendeputation hatte ohnedies ihre gesetzliche Aufgabe vollständig erfüllt, die Verhandlungen mit der ungarischen Deputation zu Ende geführt, und ihr „Gutachten“ erstattet, welches die gesetzliche Grundlage aller weiteren Verhandlungen über die Quote sein musste. Das Mandat der Quotendeputation war also schon am 21. Mai 1897 durch die Erfüllung ihrer Aufgabe beendet, das Gutachten derselben aber blieb auch weiterhin maßgebend.

*) Ich erwähne z. B.: Lützenau, Natürliche und sociale Religion, 1894; — Peters, Der Glaube an die Menschheit, naturwissenschaftlich, psychologisch und geschichtlich begründet, 1886; — Dietzgen, Die Religion der Socialdemokratie, Kanzelreden, 6. Aufl., 1891.

**) Vergl. Bax, The Religion of Socialism being Essays in Modern socialist Criticism 1886. — Gronlund, Our Destiny, The Influence of Socialism on Morals and Religion, 2. Aufl., 1891. — Trevor Man's Cry for God u. A.

***) „Neue Zeit.“ 1894: Zur Geschichte des Urchristenthums.

Allein ich will hier die Sache nicht erschöpfen, ich will nur die Aufmerksamkeit auf das Problem lenken. Das Anwachsen und die Entwickelung des christlichen Socialismus in allen Ländern ist wohl ein Beweis, dass der Socialismus sein letztes Wort über die Religion noch lange nicht gesprochen hat; das bezeugt auch die Thatsache, dass die deutschen, auch unsere czechischen Marxisten in der letzten Zeit die Religion für Privatsache erklären.*)

*

Alle diese Erscheinungen bezeugen, dass das Problem des historischen Materialismus in seinem ganzen Umfange und aller Tiefe gelöst werden muss: das Problem des Materialismus überhaupt muss gelöst werden. Das Problem des erkenntnistheoretischen und metaphysischen Materialismus — darum handelt es sich in letzter Instanz.

Kautsky hat in dem erwähnten Streite um den historischen Materialismus gegen Bax das Problem dahin formuliert, dass die Idee Function des Gehirnes sei. Der Ausdruck ist nicht eindeutig genug, und ich will mich hier mit ihm nicht befassen. Bax antwortete, das sei ein plumper und philosophisch überwundener Materialismus. Ich erwähne diese Polemik nur, um ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass der historische Materialismus aus dem noetischen und metaphysischen Materialismus entspringt und dass ich in dieser Sache Bax vollauf zustimme, dass dieser Materialismus in der That plump und überwunden ist. In dem Sinne hat sich aber auch C. Schmidt**) gegen Plechanov über die unkritische Erneuerung des noetischen Materialismus ausgesprochen. Und ich führe Schmidts Stimme umso lieber an, als mir seine sonstige Hochschätzung des historischen Materialismus bekannt ist.***) J. Stern, Spinozas†) socialistischer Nachfolger, bedauert, dass der historische Materialismus gewöhnlich mit dem naturphilosophischen verknüpft werde. Mit Recht verurtheilt Stern diesen Materialismus, wie er sich typisch in Vogts und Büchners System zeigt, als eine absolut ungenügende und dabei recht oberflächliche Theorie. Stern selbst wünschte, dass der historische (ökonomische) Materialismus mit Spinozas Monismus vereint würde — doch das Weitere interessiert uns hier nicht mehr: uns genügt die Erkenntnis, dass die neueren Marxistischen Theoretiker sich gegen den noetischen und metaphysischen Materialismus aussprechen und mit größerer Umsicht den historischen Materialismus zu formulieren anfangen.

Soweit es sich dabei um Marx und Engels handelt, so kann man wohl ihre Anschauung materialistisch nennen, jedoch nur mit einem gewissen Vorbehalt. Auch Engels verurtheilt den Vogt'schen und Büchner'schen Materialismus; de facto ist der Materialismus von Marx und Engels eine nicht wohlgelungene Synthese Hegel'schen Pantheismus, des vulgären Materialismus, des Positivismus und endlich des Evolutionismus.††) Dr. Aveling charakterisierte unlängst Marx in einer Vergleichung mit Darwin philosophisch als entschiedenen Atheisten.†††)

*

Zur Revision ihrer Philosophie führt die Socialisten auch der Einfluss der Kunst und Aesthetik. Der Socialismus nimmt in sich die Kunst immer mehr und mehr auf. Von seinem materialistischen Standpunkte aus hat er ein gewisses faible für den Naturalismus und Realismus und seinen socialen und historischen Roman, und er weiß nicht immer die äußere Form vom Inhalt zu scheiden; so ist es geschehen, dass z. B. Zola, dieser naturalisierende Utopist und Romantiker, ein Liebling der Arbeiterschaft geworden ist. Ueberhaupt hat der Utopismus in künstlerischer Form auch unter den Socialisten sein großes Publicum. Auch werden die verschiedensten Richtungen, besonders die mit der Marke: modern, noch häufig genug ohne genügende Kritik acceptiert, wie alles Neue und Revolutionäre. So können wir uns auch erklären, warum der decadente Ultra-Aristokratismus mit dem Socialismus in enge Verbindung gelangt ist. Freilich sehe ich darin auch ein Zeichen, dass der Socialismus dem allgemeinen Wunsche der Zeit nach einer nicht naturalistischen Kunst unterliegt.

Dauerhaft und organisch verbindet sich die Kunst mit dem Socialismus im Kunstgewerbe; in England sind Morris und und Crane (vorher schon Ruskin) zu einer systematischen, wenn nicht socialistischen, so doch socialen Aesthetik vorgedrungen.°)

Die socialen Aufgaben des Socialismus und die mit diesen verbundene Forderung, die Kunst, sowie die Wissenschaft, zu popularisieren, führen gewiss zu neuen künstlerischen Formen und Methoden. Es entsteht ein neuerer, lebhafterer Stil, die Rhetorik gewinnt neue Regeln, das Theater fängt an zu den Massen zu sprechen, die Kritik wechselt ihr Gewand; die bildende Kunst (die Malerei, Sculptur findet ihre Objecte in den armen Classen des Volkes und beschäftigt sich gerade so, wie der Roman gemäß dem Programme der Goncourts mit den socialen Problemen, die moderne Caricatur dient der socialistischen (noch mehr der anarchistischen) Propaganda und endlich last not least, der Socialismus bemüht sich, alle künstlerischen und wissenschaftlichen Werke (die Bücher) zu verbilligen.

*

Selbst diese rasche Umschau über die philosophische und wissenschaftliche Lage des Socialismus und speciell des Marxismus zwingt uns, glaube ich, die Erkenntnis auf, dass innerhalb des theoretischen — aber auch im praktischen, politischen — Marxismus eine Krise besteht: die Gegensätze zwischen den älteren Ansichten der Hauptführer Marx und Engels mit den Ansichten neuerer marxistischer Theoretiker liegen offen zutage, vielen Streit und Gegensatz gibt es zwischen den jetzigen Autoritäten und Führern; und gar zwischen dem Marxismus und den socialistischen Richtungen in England, Frankreich, Holland, Amerika sind zahlreiche Gegensätze. Die Existenz der verschiedenen christlichen und nationalen, socialistischen Parteien, da und dort noch eine ungeklärte Verbindung des Socialismus mit dem Anarchismus — dies alles bestätigt wohl meine Diagnose. Uebrigens gestehen es sich die Socialisten schon selbst. Kautsky hat unlängst im Streit mit Bax ganz offen erklärt, „dass es unter denen, die die Ergebnisse der Marx-Engels'schen Arbeiten anerkennen, zwei Richtungen gibt, die, ganz abgesehen von individuellen Unterschieden, wie sie innerhalb jeder Richtung vorkommen, sich unterscheiden in der Methode der theoretischen Forschung, mitunter aber auch in der praktischen Taktik.*)"

Dass die Gegensätze nicht selten sehr tief und weit gehen, hat man an den durch v. Vollmar angeregten Fragestellungen beobachten können. Ab und zu wird die Stimmung der Fractionen und Führer recht grell beleuchtet.**) Mich interessiert aber nur die in Rede stehende Krise und darum habe ich auf viele einzelne Zwischenfälle (wie z. B. die Discussion Schönlank-Kautsky***) verzichtet und auch die vorgeführten Thatsachen nur summarisch vorgeführt. Manche nicht unwichtige Ansicht dieses oder jenes marxistischen Forschers habe ich nur in ihren Grundzügen angedeutet, mehreres habe ich überhaupt übergangen.†) Trotzdem glaube ich die entscheidenden Thatsachen vorgeführt und die wichtigsten Probleme so weit berührt zu haben, um innerhalb des Marxismus die wissenschaftliche und philosophische Krise constatieren zu können.

Diese Krisis bedeutet, dass der Socialismus wissenschaftlich immer präciser und kritischer wird. Das ersieht man nicht nur an den vorgeführten Fortschritten in den einzelnen Gebieten, sondern auch an Einzelheiten. So z. B. beurtheilen heute die wissenschaftlichen Socialisten, wohl nach dem Vorgange Kautskys, den Darwinismus viel nüchterner und kritischer, als es ehedem geschah; ebenso betrachtet man heute z. B. Nietzsche und andere Autoritäten viel richtiger und man begnügt sich nicht mehr so mit der scheinbaren Uebereinstimmung mit dem Socialismus.

Mit der kritischeren Erkenntnis der eigenen und fremden Ansichten, namentlich durch das kritische Studium der Geschichte, durch das Studium der socialen Lehren und Institutionen verliert der Socialismus seine theoretische Exclusivität und seinen Unfehlbarkeitsdünkel, die er sich in der Hitze des politischen Gefechtes angeeignet hat. Der parteiische, auf der Autorität beruhende Glaube tritt vor der Kritik und Autokritik zurück.

Wir sehen, dass die wissenschaftlichen socialistischen Führer sich um eine tiefere Kritik ihrer sociologischen Grundlagen bemühen — und gerade hier liegt die große Aufgabe aller derer, die die socialen und historischen Probleme studieren wollen. Die Socialisten arbeiteten bisher an den Grundlagen der Sociologie mehr unter dem Drucke der verschiedenartigen praktischen Bedürfnisse, und so ist es überhaupt geschehen, dass das wissenschaftliche System des Marxismus in einzelne nicht genug zusammenhängende Fächer und Lehren zerfällt.

Der Socialismus nähert sich immer mehr und mehr der Philosophie. Eine durchdringende sociale Reform ist ohne eine reformierte Weltanschauung nicht möglich. Das Endergebnis der philosophischen Bemühungen kann aber nicht zweifelhaft sein: der Materialismus wird von den Marxisten in allen seinen Formen verlassen werden. Der Materialismus ist das caput mortuum des Marxismus.

Der weitere und schon sichtbare Erfolg dieser Entwickelung wird wohl die Annäherung an andere, fortschrittliche philosophische Richtungen sein. Es gibt nur eine Wahrheit. Diejenigen, die die Wahrheit ehrlich suchen, können und werden sich in manchem unterscheiden, aber die philosophische Arbeit und das sociale Streben wird sie in den Hauptsachen nähern und vereinigen.

*) Vergl. Krapka, Socialism a náboženství, Sociální Demokrat, 1893, 10. October.

**) Socialist. Akademiker, 1895: Ein neues Buch über die materialistische Geschichtsauffassung, Kritisches und Referierendes.

***) Vergl. Schmidts Besprechung von A. Wagners Lehr- und Handbuch der politischen Oekonomie im Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik, 1893, p. 561. Allerdings muss man Schmidts historischen Materialismus nach seinen dargelegten ethischen Anschauungen und entsprechend den erwähnten Ausführungen über Plechanov auffassen.

†) „N. Z." 1896/97: Der ökonomische und naturphilosophische Materialismus.

††) Diese metaphysischen Elemente bezeichnen zugleich die zeitliche Evolution des philosophischen Systems von Marx und Engels, wie es dargestellt ist in folgenden Schriften: Marx-Engels, Die heilige Familie, 1845; — Engels' erwähnte Schriften gegen Dühring und über Feuerbach; — zuletzt formulierte Engels seine Ansichten im Jahre 1892 in der Einleitung zur englischen Ausgabe seines Schriftchens über den utopistischen und wissenschaftlichen Socialismus: Socialism Utopian and Scientific, 1892.

†††) „N. Z.", 1897.

°) W. Morris and E. Bax, Socialism, its Growth and Outcome, 1893.

*) N. Z. 1896—1897. Utopistischer und materialistischer Marxismus, p. 727.

**) Ich erwähne die letzten Worte Liebknechts contra Bebel: „Ich sage: N'entamez pas le parti:" Man mache keinen Schnitt in die Partei! Und keinen Schnitt in die Parteiorganisation! Man raube den Genossen nicht den Glauben an die Partei. Wer aber den Parteitag, die oberste Vertretung der Partei, als eine Gesellschaft dummer Jungen hinstellt u. s. w. „Neue Zeit" 1897, p. 293: Fraction über Parteitag?

***) „Neue Zeit" J. 1896—1897 p. 123 flgd.

†) So z. B. habe ich die Darstellung des historischen Materialismus von Kautsky äußerst knapp wiedergegeben; ich habe nicht gezeigt, wie er dem vulgären Demokratismus gegenüber die Autorität begabter Individuen vertheidigt; ich hätte in dem Abschnitte über die Taktik auf seine in dem Streite mit Bax geäußerte Ansicht über den Werth der Kriege hinweisen können und sollen. Ich erwähne z. B. noch die Discrepanz der Ansichten Engels' und Kautskys über die Arbeitstheilung u. dgl. mehr.

Der Socialismus wird natürlich eine selbständig organisierte politische Partei bleiben. Wenn der Marxismus auch gänzlich verfehlt wäre, und wenn es die Marxisten auch schon ganz offen bekennen wollten, der Socialismus würden damit nicht fallen. Auch das hat ein socialistischer Theoretiker schon erkannt und gesagt.*) Ich wollte die Gegner des Socialismus warnen, aus der Krise des Marxismus Hoffnungen für ihre Parteien schöpfen zu wollen — diese Krisis kann für den Socialismus eine große Kraft werden, wenn seine theoretischen Führer frank und frei ihre Grundlagen kritisieren und die Schwächen derselben überwinden werden. Wie alle socialen Reformparteien hat auch der Socialismus seine lebendige Quelle in den offenkundigen Unvollkommenheiten der jetzigen Gesellschaftsordnung: in ihrer Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit und besonders in der materiellen, geistigen und moralischen Noth der großen Massen aller Völker.

Arthur Bonus.

Wer ist Arthur Bonus? Ein religiöser, und zwar evangelischer Schriftsteller. Aber gehört er dann in dies Blatt, das alles andere eher als eine religiöse Zeitschrift sein will und noch dazu in dem katholischen Wien erscheint? Sei's darum. Die „Zeit" will eine Sammelstelle des Interessanten sein, und Bonus ist wahrhaftig ein interessanter Mensch. Und dann: sind wir nicht über die Jahre glücklich hinweg, wo man alles Religiöse als quantité negligeable vornehm von den Fingern schüttelte? Wenigstens als psychologische Größe ist Religion auch dem Unreligiösen in unseren Tagen wieder wertvoll geworden. Und endlich: Bonus ist nicht nur ein Religiöser, sondern er ist auch ein Dichter, ein wirklicher, ein sehr ernstvoller und sehr eigenartiger Dichter, eigenartig schon wegen seiner Mischung des Christlichen mit durch und durch modern Menschlichem. Wenigstens von dem Dichter Bonus muss der Leserkreis der „Zeit" schon Notiz nehmen.

Ich kenne ihn übrigens persönlich. Als wir noch Candidaten der Theologie waren, lebten wir eine Zeitlang zusammen in Berlin, tauschten unseren Thatendrang und unsere Sehnsucht, „etwas Rechtes in der Welt zu vollbringen", oft miteinander aus. Dann führten uns unsere Wege auseinander, bis ich ihn vor mehreren Jahren in einem Dorfe bei Frankfurt a. d. Oder als Landpastor wieder fand. Das Dorf ist ein märkisches Heidedorf, auf einer ganz niedrigen Hügelkette gelegen, ringsum von schwarzen, stundenweiten Fichtenwäldern umrauscht, die in ihrem dämmerigen, duftenden Dunkel schöne, stille, tiefe Seen bergen. Eine herbe, düstere Poesie waltet ringsum. Das Dorf ist die Stätte seiner meisten Geschichten; seine Poesie liegt auf ihnen. In seiner Dorfkirche hörte ich ihn auch einmal predigen. Er predigte ganz anders als andere Leute. Der Talar, den er anhatte, schien für ihn nicht vorhanden. Keine Salbung; er stand auf der Kanzel wie ein anderer Mensch. Und dem entsprechend war der Inhalt seiner sehr kurzen Predigt. Vor dem Dorfe war in der vergangenen Woche einer der riesigen erratischen Blöcke gesprengt worden, die dort häufig aus dem Sande emporragen. Das gab ihm Anlass, seinen Bauern von den Erfindungen des Dynamits und des elektrischen Lichtes zu erzählen, um von da auf die Erfinder sittlicher Wahrheiten überzugehen und Jesus als den größten aller Erfinder auf diesem Gebiete mit psychologischer Meisterschaft zu schildern. Jesus der Erfinder! Eine ganz neue Gedankenreihe über ihn löste sich da dem modernen Menschen aus.

Aus dem Gesagten geht schon hervor, dass Bonus auch mit seiner Schriftstellerei stets schließlich nur einen Zweck verfolgt: Menschen mit der Glut, Kraft und Klarheit des Christenthums zu erfüllen. Aber welch eines Christenthums! Und wie er es thut! Das ist das Neue und das Fesselnde an ihm.

Er ist ein völlig moderner Theologe. Wie die meisten, ein Schüler des neben Schleiermacher größten deutschen protestantischen Theologen dieses Jahrhunderts, Albrecht Ritschls. Ritschl hat das Verdienst, das Christenthum gegen jeden Ansturm des Materialismus wissenschaftlich festgemacht zu haben. Einfach, indem er sich selbst, soweit der Materialismus Wahrheit ist, auf dessen Boden stellte. Er nahm die Bibel als eine Sammlung von Urkunden über Christus und durchforschte sie, wie der Naturforscher seinen Gegenstand, nach der Methode exacter historisch-psychologischer Kritik. Das Ergebnis war ein zwar nicht vollständiges, aber doch scharf umrissenes Bild des geschichtlichen Christus. Wer nun, durch Anlage, Bildung und Lebensschicksal dazu vorbereitet, diesen Christus und sein inneres Leben in sich aufnimmt, mit dem seinen verschmilzt, Christi Leben selber zu leben sucht, — der „erlebt" ihn, der ist Christ. Und dies so gewonnene Christenthum ist ebenso unerschütterliche, ebenso, ja noch unmittelbarer gewonnene Wirklichkeit, wie nur irgend eine naturwissenschaftliche Thatsache. Denn innere Erfahrung ist gleichwertig mit sinnlich gewonnener Erkenntnis. Sie ist es freilich nur für den, der sie macht, also etwas Subjectives. Aber als etwas Subjectives nichts Unwirkliches und jedenfalls jedem materialistischen Eingriff unerreichbar; und weil stets von einer Anzahl von Subjecten Erlebtes, auch etwas allgemeiner Wirkliches. Jedermann sieht, dass diese Theologie die irdische Persönlichkeit Jesu in den Mittelpunkt des Christenthums stellen muss. Und wiederum an ihr sein Leben und sein Handeln, nicht so sehr sein Leiden und Sterben. Es ist ein Christenthum der That, das sie enthüllt und vertheidigt.

Ein Christenthum der That — das verlangt auch Bonus immer und immer wieder in seinen Schriften.*) Lebenslust statt Askese; Lebensmuth statt Weinerlichkeit; Streben nach Herrschaft statt Selbstverachtung; Selbständigkeit und Freiheit, Freimuth und Wahrhaftigkeit statt Gehorsam und Gebundenheit; statt Wortespalten kühnes Denken; statt Winseln Trotz und Mannheit: das ist, nach Jesu Vorbild, sein christliches Ideal. Von dem Christenthum des fortwährenden Bußethuns, des Jammerns und Wehklagens, der Weltflucht, der Menschen- und Weltfurcht, des Zitterns und Zagens will er nicht allzuviel wissen. Wer Jesus im Herzen hat, trägt das Unterpfand der vergebenden Liebe Gottes und Anstoß und Vorbild zu immer besserem Thun in sich. Wer Jesus im Herzen hat, ist ein Herr aller Dinge. Die Welt ist Krieg, Kampf und Entwickelung; der Christ soll sie unterkriegen in Streit und Eroberung und starkem Vorwärtsdrängen. Das Christenthum, das Bonus will, ist ein streitbares Christenthum, Jesus sein Heerführer. Darum knüpft er so gerne an den „Heiland" an, der Jesus auch nicht als den kläglich Leidenden, sondern als den starken Helden des Krieges preist. Dies alte germanische Christenthum, das ist Bonus' Ideal. Seine Schriften sind darum voll von Anklängen, Erinnerungen, Reproductionen der alten starken deutschen Märchen und Mythen, die von Lebenslust und Heldengröße erzählen; er christianisiert, modernisiert und meistert sie alle.

Modern ist er auch insofern, als er alles, was er darstellt, in seiner socialen Bedingtheit sieht. Alle ethischen, psychologischen Vorgänge, alle christlichen Strömungen, alle frommen und unfrommen Strebungen wachsen ihm empor aus dem guten oder schlechten Untergrund der wirtschaftlichen Zusammenhänge. Sein Dorf mit den Bauern, den Weibern, den Kindern darin, dem Schulzen, dem Lehrer, dem Pastor an der Spitze, den Todten auf dem Kirchhofe, den ragenden Gebäuden, den rauschenden Bäumen, den fruchtbaren Aeckern, den ausgetretenen Wegen mit seinen Sitten und Sünden und Eigenheiten — es ist ihm ein einziger geistig-körperlicher, sinnlich übersinnlicher Organismus, gewachsen durch die Jahrhunderte, noch wachsend; ein großes einziges Gewebe, an dem die todten Generationen schon webten, wie die heute lebenden es thun: „Fäden zurück bis in älteste Zeiten, und Fäden zur Seite: Aufzug und Einschlag, Kette und Schuss. Es ist ein Ganzes, ein Ganzes auch vor Gott."

Und alles, was er zu sagen hat, sagt er wie ein echter Dichter. In seiner Sprache liegt eine große Leidenschaft, Kraft, Wucht, Phantasie. Sie erinnert in ihrer Kühnheit, in ihrer Plastik an die Nietzsches. Immer neue Bilder, Wendungen, Formulierungen quellen ihm aus der Feder. Alle Vorgänge des täglichen Lebens, modernste, nüchternste, zarteste Dinge, Vergangenes und Gegenwärtiges macht er sich dienstbar, modelt er zu immer neuem, überraschendem Ausdruck und Bildern seiner eigenartigen, geistreichen Gedanken. Dennoch liegt über seiner Sprache viel Unausgesprochenes. Wirklich viel muss man bei ihm auch „zwischen den Zeilen" lesen. Er ist gewissermaßen ein religiöser Symbolist modernster Ordnung, nicht was den Inhalt seiner Stücke, sondern vielmehr die Form angeht, ein Helldunkelmaler, aber kein Helldunkelmann, schwer zu beschreiben und zu charakterisieren. Auch er, wie jedermann, charakterisiert sich selber am besten. Und so muss ich, wenn die vorstehende Skizze nicht gänzlich unverständlich sein soll, von ihm einiges citieren, das Erste, nicht zugleich das Beste, was mir unter die Augen kommt:

Heerlinge. In Israel gab es ein Sprichwort: Die Väter haben Heerlinge gegessen, und der Kinder Zähne sind stumpf geworden. Als so grausam empfanden schon die Propheten diese Naturordnung ... In Frankreich fiel vor mehr als 100 Jahren das Haupt eines Mannes in den Sand. Eine Krone hatte auf dem Haupte gesessen. Die sprang herunter und rollte hinweg. Viele gierige Hände griffen nach der Krone Ludwigs des Sechzehnten, viele gewaltige Fäuste stießen mitgreifende Menschen nieder. Blutgeruch dunstete durch eine halbe Welt noch ein Vierteljahrhundert darnach. Dem die Krone vom Haupte fiel, hatte nichts Schlimmes gethan. Ein Kinderherz, sagt man, wohnte in ihm. Der Aermste: Väter- und Vorvätersünde, gewaltthätige, eiserne Sünde, war in den Händen eines ausgepressten, ausgesaugten, wüthenden Volkes zum Beil umgeschmiedet. Und das Beil traf das unschuldige Haupt des Erben. Der Vorväter Fluch riss den Enkel zu Boden.

Es geht dir gegen dein Gerechtigkeitsgefühl? Gegen „jedes" Gerechtigkeitsgefühl, sagst du? Das weiß ich nun nicht, aber gegen dein Gerechtigkeitsgefühl geht es, das will ich schon glauben. Höre, das thut nichts zur Sache. Die Wirklichkeit ist merkwürdig gleichgiltig gegen dein Gerechtigkeitsgefühl. Und die Wirklichkeit zeigt uns der Väter Sünde, heimgesucht an den Kindern und noch an den Kindeskindern.

*

Gespenster. Du wendest dich voll Grauen ab. Dir schaudert die Haut, so sagst du. Recht so! Du bist in der richtigen Verfassung. Jetzt sollst du Gespenster zu sehen bekommen. Du glaubst nicht an Gespenster? Komm nur! Du sollst sie sehen.

Siehst du die Dachkammer dort? Die beiden Mädchen darin? Unschuldige Kinder, meinst du, erst acht und zehn Jahre alt. — Ha! Du siehst schlecht! Sie haben den zerrissenen Koffer zwischen sich. Es sind

*) Wenigstens in Bezug auf die Marx'sche Werttheorie: Fischer, die Marx'sche Werttheorie. Zur Einführung in das Studium von Marx. 1894, S. 41, sequ.

*) Es sind hauptsächlich drei: Zwischen den Zeilen. Dies und Das für besinnliche Leute; 1895. — Deutscher Glaube. Träumereien aus der Einsamkeit; 1897. — Der Goldsucher. Hymnen und Gefühle; 1896. (Alles bei Eugen Salzer, Heilbronn.)

Waisenkinder, lass dir sagen. Siehst du, was sie in den Händen haben? Siehst du, was vor ihnen steht? Schau einmal in ihre Augen. Still, still! — Still muss sich verhalten, wer Gespenster sehen will! Siehst du die Blicke? Sie haben die alten, abgegriffenen, schmierigen Karten gefunden. Und des Vaters Schnapsflasche dazu. Es ist noch etwas darinnen. Der Tod hat ihn zu plötzlich gefasst; er konnte nicht alles mehr bewältigen. Jetzt dient sie zum Spielgewinn. Strenge deine Augen an, dass sie die Dunkelheit durchdringen. Siehst du das da unter dem schrägen Dache? Still! Leise! Was meinst du? Aber du darfst nur flüstern!

Den Gestorbenen meinst du? Ja den Gestorbenen. Aber sieh schärfer! Siehst du, was sich vom Bette her aufgemacht hat? Siehst du, was hinter den Kindern steht, jetzt hinter dem älteren? Siehst du, wie's gierig aus dem Auge des Kindes funkelt, siehst du's? Siehst du's! Halt, fliehe nicht. Wer Gespenster sehen will, muss sein Herz fest machen. Stille, sage ich. Was ist das? Was kreischst du so, Thor; jetzt ist alles zerstoben! Schwächling! Du wolltest doch einmal Gespenster sehen!

Kennst du jetzt die Gespenster?...

Der Väter Sünden, das sind die Gespenster, die nachts in die Häuser schleichen, und in den Häusern gehen sie um. Väter- und Vorvätersünden und Urväterfrevel gehen um im Hause. Wehe dem Hause! Wehe den Nachgeborenen! Ihr seid nicht allein! Ihr seid Glieder der Kette! Das ganze Geschlecht haftet vor Gott mit unbeschränkter Haftpflicht.

Wehe den Erben!

*

Heilige Feuer. Es war mit unheimlicher Plastik geschrieben, das Stück vom Steppenbrand, das ich in der beginnenden Nacht las. Wie es zu dröhnen begann fernher in der stillen Einsamkeit, wie sie sich niederwarfen, das Ohr auf den Boden gedrückt, die fieberhafte Erregung, mit der sie auseinandersprangen, Gras ausreißend in Büscheln, schnell, schnell! Denn schon steigt es dunkel am Horizont auf! Zum Wall rings um uns, schnell! Denn schon drängt das Roth hinter dem Schwarz her! Genug, nun Feuer! Gegenfeuer! Und es erhebt sich eine Flammenwand rings um sie her. Ob es gelingen wird? Da pfeift schon der Sturm her unter dem Steppenbrand — ob unser Gegenfeuer standhält? Jetzt theilen sich die Herden der wilden Thiere, die dröhnende Flucht von tausend Hufen, die vor dem Steppenbrande fliehen, rechts und links an dem feuerumschirmten kleinen Lager vorbei. Und nun ringen beide Feuer miteinander. Alles ist Feuer: eine himmelhohe Lohe! Wir haben gesiegt! Rechts und links rasen die Flammen vorbei. Machtlos, aber gierig züngeln sie: wartet nur; diesmal seid ihr entgangen; aber wir kommen wieder.

In der Nacht träumte ich davon, denn die Welt stand in Flammen. Höllenflammen, unheilige Flammen. Es lag etwas von der unheimlichen Vorstellung darin, die die Hölle feurig zugleich und düster sieht. Weltbrand. Lauter schwellende Feuer flammten plötzlich zur Lohe. Und wie es nur der Traum malen kann, der furchtbarste Stimmungsmaler: alle die Lohen und Flammen brannten unmittelbar mit seelischem Leben. Und wie sie in der Welt rings brannten, so brannten sie in der eigenen Seele.

O weh, o weh! Hielt ich mich doch für feuerfest, und wie nun brennt es in mir und um mich. Denn meine Seele ist zur Welt geworden und die Welt mir zur Seele.

Verhülle dein Antlitz, halte die Ohren zu! — Nein, lass nur! — Ich nenne sie nicht, die gieren leckenden Flammen. Nennte ich sie mit den Namen, die nur der Traum nennen kann, weil nur für ihn Namen und Sachen eins sind, dich erfasste jene Scham, deren Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlöschet.

Aber siehe, im Herzen der Brandstatt seh ich hochaufgereckt eine ewige Heldengestalt, eine Siegfrieds-Riesengestalt, und ein so reiner, heller Tageslichtschein floss um ihn her, dass ich voller Sehnsucht niedersank. Einen Augenblick fühlte ich seinen leuchtenden Blick durch mich gehen, einen Augenblick lösten sich die heiligen Strahlen von seinem Haupte und durchgiengen mich und ich bebte, dass auch noch meine letzten Sehnen mitbebten und ich sank noch mehr in mich zusammen. „Jesus Christus“, gieng es durch mich. Er aber sprach: „Was liegst du und träumst! Auf zur Arbeit.“

Und da sah ich sie um ihn, die das Gegenfeuer entzündeten; anders als in der Geschichte vom Steppenbrand, ruhig und sicher und kraftbewusst, sehnige, straffe, tapfere Gestalten. So arbeiteten sie unter seiner Führung am Gegenfeuer, am heiligen Feuer.

Und nun bin ich erwacht. Und nun ist die heilige Scheidung vorüber. Um mich her schwellt es, und in mir antwortets. Und düster flackernd ist die Stimmung.

Und anders auch erscheint mir der Held, dessen Gestalt mein Traum mir so siegreich malte. Wie ein Suchender schreitet er mir im Dunkeln, wie einer, der durch eine dunkle Nacht geht, und nur das Licht einer trüben Laterne beleuchtet ein sorgenvolles Antlitz, und immer, immer hör' ich die Worte: „Ein Feuer bin ich gekommen zu entzünden, und wie wollte ich doch, es brennete schon.“

* * *

Aber man muss Bonus selbst lesen, um seinen ganzen Reichthum auszuschöpfen.

Leipzig-Stötteritz. Paul Göhre.

Englisches.

Mit merkwürdigen Blicken betrachten die Freunde der englischen Dichtung die zeitgenössische Literatur jenseits des Canals. Aengstlich sind wir bemüht, „drüben“ neues Leben zu erblicken. Allein unser Ausschauen ist fast immer vergeblich. Wenige Riesen — oder nur einen — sehen wir: den dunklen Dichter Swinburne. Dann die Tagesproduction: Mittelmäßige Romane und dilettantische Gedichte.

Jeder Zug nach Originalität fehlt. Nicht Einzelheiten sind es, die uns an den neuen englischen Büchern befremden. Die typischen Eigenschaften der Gattung sind uns unerträglich.

Ein Roman, der alle guten Eigenschaften des englischen Romans von heute in der höchsten Potenz, alle schlechten in der niedrigsten hat — der ideale englische Roman also — könnte auf uns doch bloß eine halbe Wirkung ausüben. Erschütternd, aber nicht jene Größe ausstrahlend, die unsere Erschütterung durch ein schönes Gefühl des befriedigten Genusses paralysiert; uns Furcht und grausen Ekel einflößend, aber niemals ein Stück von der wahren, tiefinnerlichen Seele des Dichters dem Leser mittheilend. So einen Roman haben die Engländer in der zeitgenössischen Literatur nicht, wenn auch ein Anzeichen vorzuliegen scheint, dass sie bald einen solchen bekommen werden. Was heutzutage noch an englischen Romanen zu uns kommt, ist wenig erfreulich. Und am schlechtesten kommt man bei den Engländern weg, wenn man die Bücher bekannter Autoren liest.

Da ist vor allem Herr Walter Besant, den die Journalisten seiner Heimat so lieben. Auch druckt Tauchnitz, von dem wir ja in unserer Kenntnis englischer Bücher abhängen, seine Romane ab, und wenn man Engländerinnen auf dem Continente begegnet, sieht man in ihren schmalen Händen sehr häufig „The Bell of St. Pauls“ oder gar das Buch mit dem schönen Namen „For Faith and Freedom“. Für uns ist aber Walter Besant nicht die richtige Kost. Seine Romane erscheinen uns leer, geistlos, die kleinen Skizzen, die er schreibt, verrathen durch die Art ihres Geistreichthums den geringen Dichterwert ihres Verfassers.

Der englische Roman von heute ist fast durchwegs ein Product der Intelligenz. Die Leute, deren Bücher zu uns kommen, ringen nicht mit dem Leben, und sie quälen sich auch gewiss nicht mit dem Schreiben ihrer Werke. Diese grausamen Schmerzen und wonnevollen Lüste, die französische und deutsche Dichter beim Schaffen fühlen, sind den englischen Autoren unbekannt. Ich habe das am besten aus einem sogenannten Dichterroman von Sidney Laska („To young married“) erkannt. Da werden in leserlicher Darstellung die Kämpfe eines Schriftstellers erzählt — aber nur die materielle Seite ist betont, von den innerlichen Kämpfen des Dichters weiß der Verfasser selbst nichts.

Diese Intelligenz, die aus dem englischen Roman spricht, bringt auch eine ganz verschiedene Auffassung des Lebens durch den Schriftsteller und dadurch eine uns fremde Art des Humors hervor. Wenn der Deutsche am Leben Kritik übt, ist er ehrlich zornig, oder er lacht laut und lustig heraus, der Franzose verspottet seine Mitbürger und sich selbst mit leiser, liebenswürdiger Ironie. Engländer und Amerikaner aber schneiden greuliche Fratzen. Diese Grimassen bringen ja schließlich auch oft zum Lachen, aber man freut sich solcher Lustigkeit nicht. Es ist eine Art Humor, die an den Clown im Circus erinnert.

Bei Mark Twain zum Beispiel. Der Humor dieses Mannes ist freilich in seiner Gattung eine so vorzügliche Species, dass man über die individuellen Vorzüge die abschreckenden Eigenschaften der ganzen Gattung vergisst. Bei Jerome K. Jerome, einem jüngeren Schriftsteller, den man zur Zeit in seiner Heimat, mehr aber noch im Auslande sehr schätzt, habe ich nur die unangenehmen Eindrücke dieser Zerrkomik empfangen, von feinerem Geiste oder tieferer Beobachtung aber nichts gemerkt. In den ersten Werken des Jerome K. Jerome tritt noch eine gewisse Aehnlichkeit mit Boz Dickens sympathisch zutage, seine letzten Werke, besonders „Novel Notes“, sind nicht allzu geschickte Versuche in der Art Twains. Jerome ist Journalist, und daher kommt seine Vorliebe für grelle Effectscenen, die besonders in dem Roman „Three men in a boot“ unangenehm auffällt. In diesem Buche arbeitet er in der Weise amerikanischer Reporter.

Im Colportageroman, an den dieses Buch Jeromes erinnert, sind die Engländer überhaupt Meister. Sie verstehen die Mache und haben in hohem Grade die Fähigkeit, auf große Massen zu wirken. Hieher zählen vor allem die vielen in ihrer Art vorzüglichen Detectivromane, die eine ganz erstaunliche Summe von Intelligenz aufweisen. Höhere und bekanntere Vertreter dieser Art sind Savage, von dem die „officielle Frau“ ist, Canan Doyle, Potter, dessen „Trilby“ ja durch die Welt gegangen ist, und zwei weibliche Autoren, die Mrss. H. Wood und Braddon.

* * *

Eines war mir schon lange merkwürdig an den englischen Lebensschilderungen: dass nämlich gut beobachtete „Arme-Leut'-Romane“ so selten sind. Wenn man die sucht, kommt man, ohne bei den jetzigen Romanschreibern etwas zu finden, bis zu „Nicholas Nickleby“ und Martin Chuzzlewit. Erst in der allerletzten Zeit ist ein Dichter aufgetaucht, der unters Volk geht und von dort mit vielen und neuen Gedanken und Beobachtungen zurückkommt. Ein Mann, der die Kunst hat, Gestalten vor unsere Augen zu stellen, die wir nie gesehen, ein Elend und eine Verkommenheit, die unserer Vorstellung ganz fremd sind.

Dieser Künstler ist Arthur Morisson. Sein erstes Werk waren die „Tales of Mean Streets“. Ein Buch mit viel englischem Dialect, wie es dem „Milieu“ — um bei dem Worte zu bleiben — entspricht. Man kann den Titel, wenn man beim Dialect bleiben will, im Wienerischen etwa wiedergeben mit: Geschichten aus den „untern Gründen“. Die Skizzen spielen in den Armen- und Proletariervierteln von London. Es ist eine widerliche Atmosphäre, in die uns Morisson führt. Die Bewohner dieser Mean Streets besitzen alle thierischen Instincte und Triebe in hohem Grade: sie sind schlau wie die Raub-

thiere, diebisch wie die Raben und gewaltsam in ihren Verbrechen wie die Aasgeier. Man redet selbst in starken Ausdrücken, wenn man von diesen Männern und Weibern spricht. Dem thierischen Wesen entspricht die menschenunwürdige Existenz. Allein diese Seite der meisterhaften Schilderungen ist uns nicht so neu; wir kennen auch in Deutschland Arbeiterelend. Das rein menschliche Interesse an dem Gefühlsleben dieser Individuen macht Morissons Skizzen so interessant. Er hat tief hineingesehen in diese Seelen, er kennt sie und hat eine erschreckende Kunst in der Darstellung ihres Lebens. Morisson hat mehr als die meisten seiner Landsleute, mehr als die bloße Intelligenz, und dieses Mehr läßt seine „Tales of Mean Streets" so tief und erschütternd auf uns wirken.

Vor kurzer Zeit ist auch ein Roman von Arthur Morisson erschienen. Er führt den Titel „The Child of the Jago". Der „Jago", das ist das Verbrecherviertel in London. Dort lebt eine eigene Menschenclasse. Leute, die nie gearbeitet haben und vom Raube leben, führen in diesen winkeligen Gassen ein fast thierisches Dasein. An ihrer Seite sieht man auch unglückliche Menschen, die ehemals ein ehrliches Handwerk getrieben haben, denen es jedoch dabei nicht geglückt ist, und die dann dem „Jago" anheimfielen. Manchmal versucht auch ein Kind mit guten moralischen Anlagen aus der dumpfen Gesellschaft der Wegelagerer und diebischen Dirnen zu entkommen. Diesen Kampf hat Morisson in seinem neuen Buche geschildert. In kräftiger Darstellung zeigt er, wie den Knaben die Mitbewohner des „Jago" zurückhalten. Sie verleumden ihn, legen ihm Hindernisse in den Weg, bis er wieder dem Verbrechen anheimfällt. Er sieht seine Eltern zugrundegehen auf der Bahn des Lasters, und nur schwach zeigt sich dem unglücklichen Dicky Perott die Hoffnung auf ein ruhiges Leben treuer Pflichterfüllung. Als Roman hat das neue Buch Arthur Morissons eine zu wenig einheitliche Form. Allein in Einzelheiten erweist sich wiederum des Autors mächtige naturalistische Beobachtungsgabe. So ist zu Beginn die Wirksamkeit eines Wohlthätigkeitsvereines mit vieler Schärfe geschildert. Die Leute wollen, mit guten Vorsätzen ausgerüstet, das Elend lindern und die Verworfenheit der Verkommenen lindern. Allein sie sind mit Blindheit geschlagen. Und deshalb glauben sie zwar geholfen zu haben, in Wahrheit jedoch haben sie nur Heuchelei und Pharisäerthum gefördert. Auch die in kurzen Worten gehaltene Schilderung einer Hinrichtung am Schlusse des Buches zeigt von starkem Können. Man darf also auf Arthur Morisson die Hoffnung setzen, dass er uns den wirklich guten englischen Roman schenken wird. Mit diesen Erwartungen auf künftiges Schöne muss man sich über vieles Oede und Geschmacklose in der heutigen englischen Romanliteratur hinweghelfen.

* *

Die Kritik der lyrischen Production Englands ist dem Ausländer sehr schwer. Nur Weniges kommt zu uns. Man muss sich deshalb in der Hauptsache an das Urtheil halten, das in England selbst über die jungen Poeten gefällt wird. Da ist nun stark die Ansicht verbreitet, dass mit Swinburne, Walt Whitman und etwa noch mit dem in Deutschland wenig bekannten Georg Meredith die Lyrik in England aufgehört habe.

Dieser Ansicht aber trat unlängst der bekannte englische Kritiker William Archer in einem Vortrage, „Some living poets", entgegen, und es ist vielleicht interessant, einiges aus dieser Vertheidigungsrede der Lebenden hier mitzutheilen. Archer sagte einleitend: „Es handelt sich vorerst darum, was wir haben und wonach wir noch streben müssen. Was uns fehlt, das ist das Epos und das Versdrama. Alle anderen Arten dichterischer Production besitzen wir." Für deutschen modernen Geschmack sind das allerdings nicht gar so dringliche Ziele. Das Epos ist ja auch bei uns schließlich eine literarische Rarität, und das Drama in gebundener Sprache läßt sich auch ersetzen. Die Bemerkung Archers jedoch, dass alle anderen Dichtungsarten in England bedeutende Vertreter haben, zeigt einen — allerdings erfreulichen — Optimismus. Archer versichert, dass es englische Dichter gäbe, die hervorragende Balladen, tiefe philosophische Gedichte, feine Lyrik in jeder Form schaffen. Er nennt auch eine Reihe dieser Poeten. William Ernst Henley besinge in origineller Weise die Natur, und in seinen Versen spiegle sich auch dichterisches Verständnis für das moderne Großstadtleben wieder. John Davidson, W. B. Yeats und Francis Thompson seien ebenfalls feinsinnige Lyriker. Was das philosophische Gedicht anbelangt, so ist in erster Reihe William Watson zu nennen. In diesem Punkte kann man auch von unserem Standpunkte mit Archer übereinstimmen. Watson ist ein tiefer Poet, dessen Werke in manchen Stellen an Swinburne heranreichen. Seine Dichtungen sind erfüllt von einer großartigen Lebensauffassung und zeigen eine mächtige Phantasie. Archer nannte dann noch viele Namen; auch recitierte er manches aus den Dichtungen der besprochenen Autoren. Allein gerade auf Grund dieser Proben kann ich mich nicht entschließen, diese Männer für Dichter zu halten. Uebrigens hat Archer kurz nach seinem Vortrage ein Vorwurf getroffen, der meinen obigen Betrachtungen gerade entgegengesetzt ist. Der junge Poet Edmund Gosse tadelte ihn in einem im „Daily Chronicle" veröffentlichten offenen Briefe, dass er aus Einseitigkeit anerkannte Dichter nicht erwähnt habe. Als Beispiel dieser Nichtgenannten führt er den Rococodichter Austin Dobson an.

Soll man also doch daran glauben, dass es zur Zeit in England große Dichter gibt, deren Ruf nur noch nicht bis zu uns gedrungen ist? W. Fred.

César Franck.

(Gesellschaftsconcert vom 27. März 1898.)

Es schien mir anfangs ein Ereignis ersten Ranges zu sein, dass man in Wien endlich daran ging, das Hauptwerk von César Franck: „Les Béatitudes" aufzuführen. Erst die Art, wie man es aufgeführt hat, hat mich von dieser Ansicht wieder zurückgebracht. César Franck aber verdient nichtsdestoweniger einige Worte der Einführung. 1822 zu Lüttich geboren, von einem wallonischen Vater und einer deutschen Mutter abstammend, fand er in Frankreich frühzeitig seine zweite Heimat und die Stätte der ersten, vielversprechenden Erfolge seiner Lehrjahre. Leider war dies Glück nur von kurzer Dauer. Eine sehr bescheidene Stellung und seine gänzlich zurückgezogene Lebensweise hätten ihn sammt seinen Werken der Vergessenheit anheim fallen lassen, wenn ihn nicht im Jahre 1872 eine ihm verliehene Stelle am Pariser Conservatorium der Mitwelt sichtbar gemacht und von den Sorgen des Lebens befreit hätte. Zu vollständiger Anerkennung, die dem Werte seiner Werke entsprochen hätte, ist er trotzdem nie gelangt, und erst als sich das Grab über ihm schloss (8. November 1890) erfuhr man allmählich, dass man in ihm einen originellen und productiven Künstler verloren hatte, dessen Begabung sich wahrscheinlich noch ganz anders entwickelt hätte, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, für das Publicum und nicht bloß für sein Schreibpult zu componieren. Seine Opern haben allerdings keinen Erfolg gehabt, weder „Le Valet de Ferme" (1848), noch die erst nach seinem Tode aufgeführte „Hulda". Hingegen haben ein Oratorium „Redemption", eine biblische Scene „Rebekka", eine Symphonie, zwei symphonische Dichtungen („Die Aeoliden", „Der wilde Jäger") und vor allem seine „Variations symphoniques" für Clavier und Orchester, dann seine Kammermusikwerke, in neuester Zeit auch eine symphonische Dichtung „Psyche" für Orchester und Chor (Frauenstimmen und Tenor) großen Erfolg gehabt. Von alledem wusste man in Wien bisher so gut wie nichts, und gerade das, was hier schon aufgeführt wurde — ich glaube die ersten Kammermusikwerke — ist nicht zu seinen besten Leistungen zu zählen.

Ueberhaupt gehört die ganze neuere französische Schule nicht zu den besten Bekannten der Wiener Musikwelt. Man braucht nur ihre Namen zu nennen, um zu wissen, wie fern sie uns stehen: Charles Bordès, Chabrier, Ernest Chausson, Henry Duparc, Godard, Vincent d'Indy, Edouard Lalo. Jedes kleine deutsche Nest hat sein Publicum schon mit mehreren dieser Künstler bekannt gemacht, nur bei uns ist es aus leicht begreiflichen Gründen nicht zu erreichen gewesen. Die Philharmoniker sind bekanntlich mit Novitäten überbürdet, und Quartettgesellschaften haben wir zu wenig, als dass eine es nöthig hätte, sich durch Beachtung der neuesten Literatur hervorzuthun. So musste man denn der bedeutendsten Composition von César Franck mit doppeltem Interesse entgegensehen.

Es ist ein Werk, in dessen Geist man sich erst einleben muss, besonders wenn man mit der Art der neueren Franzosen noch nicht vertraut ist. Francks Musik enthält indes auch einige deutsche Züge. Bei ihm haben wir nicht bloß die zur Schau getragene Religiosität, nicht bloß aufgeputzte Chansons und pikante Scherzi, sondern Momente tiefster Innigkeit, solider musikalischer Arbeit und echt empfundener Charakteristik. Ich hätte nie gedacht, dass sich dem Texte der „Seligpreisungen", der ein Gemisch von Evangelium, Philosophie und Gemeinplätzen ist, so verschiedene Stimmungsbilder abgewinnen lassen. Dabei legt Franck mit ebensoviel Glück wie Verständnis das größte Gewicht auf die sorgfältige formelle Abrundung jeder Nummer, bei der durch Wiederholung der Anfangsthemen und sorgfältige Vertheilung der Farben die Wirkung eines einheitlichen symphonischen Satzes erreicht wird. Man beachte in dieser Beziehung besonders Nr. 7, wo der Satan, das Volk, die Stimme Christi und zum Schlusse die Himmelsstimmen ein wunderbares musikalisches Gemälde bilden. Die feine Behandlung des Frauenchors in Nr. 6 (bei der Aufführung weggelassen), der harte, trotzige Männerchor in Nr. 1, die erhabenen Gesänge Christi, sowie die ätherischen Himmelschöre, von feinster, nicht überladener Instrumentation getragen, gehören zu dem Besten, was in neuerer Zeit in Concertmusik geschrieben wurde. Die Frage ist nur, ob die einzelnen Stücke, die, jedes für sich, zu Hause so schön klingen, bei einer Gesammtaufführung sich wechselseitig heben oder beeinträchtigen. Bei der anfänglichen Fremdartigkeit der Franck'schen Harmonien möchte ich das erstere vermuthen; das Publicum würde sich durch eine vollständige Darbietung in die Eigenart des französischen Bruckner, wie man Franck zuweilen genannt hat, besser einleben.

Gerade das aber hat, obschon der Chor des Singvereines die ihm gestellte Aufgabe zwar ungleich, aber stellenweise vorzüglich löste, das Concert nicht ermöglicht; denn die Gesellschaft der Musikfreunde (?) hat nach dem bei der „Ludmilla" angewandten System nur vier Nummern (von acht) aufgeführt. Dass die Gesellschaft mit dieser stückweisen Aufführung dem Autor und seinem Werke nicht gerecht geworden ist, und dass sich dieses Princip der Bequemlichkeit vom künstlerischen Standpunkte nicht rechtfertigen läßt, sollte doch heute

jedermann wissen. Zur Zeit, als noch Brahms Directionsmitglied war, hat er gegen derartige Verstümmelungen stets opponiert. Seit er die Augen geschlossen, sind künstlerische Bedenken nicht mehr geltend gemacht worden, und ich bedauere, dass der Dirigent nicht die Energie oder Macht besaß, in solchen Fällen die Cabinetsfrage zu stellen, was er meiner Ansicht nach thun müsste, um die künstlerische Reputation des Vereines vor dem Vorwurf der Schildbürgerei zu bewahren. Der erste Musikverein des Reiches hat die Aufgabe, die höchsten künstlerischen Principien heilig zu halten und das Publicum zur Anerkennung derselben heranzuziehen. Früher hatte er immer die Entschuldigung bereit, dass nicht nur Striche, sondern eine völlige Halbierung größerer Werke aus Rücksicht auf die „obwaltenden Umstände" nöthig sei, weil ein Mittagsconcert sonst zu lange dauern würde. Es hat sich aber längst herausgestellt, dass auch Abendconcerte möglich sind. Diesmal wurde sogar noch eine zweite unbedeutende Composition, Griegs Olav Trygvason, der erst vor zwei Jahren in Wien aufgeführt wurde, angehängt, so dass das Concert nun noch länger dauerte, als es bei vollständiger Aufführung der „Seligpreisungen" gedauert hätte. Diese Maxime verstehe, wer da kann, denn nun sind weder die künstlerischen, noch die praktischen Gesichtspunkte befolgt worden, und wir stehen vor dem traurigen Resultate, einem der schönsten Werke der modernen Concert-Literatur den Weg zum Publicum aus unbegreiflicher Nachlässigkeit verdorben zu haben.

Richard Wallaschek.

Das Duell.

Jeder vernünftige Mensch sagt: das Duell ist ein Unsinn. Aber weil er unter die anständigen Leute gehören will, macht er es doch mit. Wir handeln also anders, als wir denken. Unser Gefühl bejaht, was unsere Vernunft verneint. Dies ist eine große Verlogenheit. Entweder ist unser Denken falsch oder unser Thun.

Man kennt die Argumente gegen das Duell: die Ehre kann mir niemand nehmen, sie wird durch einen Act der Gewalt nicht geschützt, mit dem Säbel beweise ich nichts; Barbarei, Faustrecht. Das hält uns aber nicht ab, doch zum Säbel zu greifen, aus einer gewissen Furcht und weil wir schließlich noch immer kein anderes Mittel haben, hässliche Dinge aus der Welt zu schaffen. Das ist ja immer der Sinn des Duells gewesen. Sein Zweck ist Frieden zu stiften. Das Duell will es zwei Menschen, die sich in der Leidenschaft vergessen haben, möglich machen, sich wieder auf eine gesittete Art zu vertragen. Es ist der Sieg der Sitte über die Leidenschaft. Wer sich schlägt, drückt aus, dass er, um der Gesellschaft willen, auf seine Rache oder seinen Hass verzichten will. Er thut das, indem er die höchste Macht seiner Gesellschaft zum Zeugen anruft. Zwei Menschen, die vergessen hatten, was ein Mensch dem anderen um aller willen schuldig ist, treten wieder in die Region der Sitte ein; dafür sind sie bereit, sogar ihr Leben zu wagen — das ist das Wesen des Duells. Wir fühlen alle, dass wir das nicht entbehren können. Es muss ein Mittel geben, Revolten unserer Leidenschaften gegen die Ordnung zu bezwingen. Da wir kein anderes haben, so bleiben wir beim Duell. Wie kommt es dann aber, dass unsere Vernunft von ihm nichts wissen will? Wenn es einen solchen Sinn hat, wie können wir dann sagen, dass es ein Unsinn ist? Was hält uns ab, es zu vertheidigen? Wir finden, dass es unentbehrlich ist, und schämen uns doch fast. Warum? Es könnte sein, dass das Duell nach und nach eine Form bekommen hat, die seinem Wesen nicht mehr gerecht ist. Vielleicht ist es entartet, vielleicht ist ihm sein eigener Sinn entfremdet worden. Oder vielleicht sind die Menschen anders geworden. Oder auch: ihr Verhältnis im Zusammenleben ist anders geworden, es wird vielleicht jetzt durch eine andere Macht bestimmt als früher. Dies wäre möglich. Es würde sich dann nicht darum handeln, das Duell abzuschaffen, sondern eine Reform zu versuchen.

Eine Reform des Duells versucht das Buch unseres Fechtmeisters Barbasetti.*) Es gibt sich als ein Codex, der die Gesetze der ritterlichen Genugthuung verzeichnen will. Man wird aber bald gewahr, dass es eine Tendenz hat. Es enthält viele Bestimmungen, die uns fremd sind; ja es steht nicht an, unseren Gebräuchen zu widersprechen. So verlangt es, dass „bei den Säbelduellen nie die Ausschließung irgendwelcher Hiebe, speciell aber nicht die des Stiches vereinbart werden soll." Es bestimmt das Gewicht des Säbels auf sechzig Dekagramme, weil es bei einem zu schweren Säbel „dem Schwachen unmöglich sein wird, sich gegen den Stärkeren zu vertheidigen." Es schließt alle „romantischen" Pistolenduelle aus, „in denen der Ausgang des Kampfes dem blinden Zufall überlassen bleibt." Es verbietet unser Duell „auf Commando", d. h. mit gleichzeitigem Schuss, weil es „keine Gelegenheit bietet, persönlichen Muth zu beweisen". Es hat also die Tendenz, den Zufall und die rohe Kraft vom Duelle auszuschließen. Der Stärkere soll nicht im Vortheil sein. Der bessere Schütze, der edlere Fechter soll siegen. Derjenige, der die größere Kunst besitzt, soll siegen.

Was heißt das? Das heißt: um dem Duell seinen alten Sinn zu geben, den es verloren hat, wird ihm eine neue Form gegeben, indem jetzt jene Macht entscheiden soll, die heute als die höchste im Leben der Menschen gilt. Der alte Sinn des Duells ist es, zwei Menschen zu versöhnen, indem es sie an das Höchste erinnert. Durch das Duell sollen die beiden bekennen: wir dürfen nicht unserer Wuth und unserem Hasse dienen, sondern wir müssen unseren Leidenschaften entsagen, um dem Höchsten zu gehorchen. Wer ist der Höchste? In den Anfängen des Duells ist es Gott gewesen, ihn hat es zum Urtheil angerufen. Dann haben sich die Menschen besonnen, das Leben in ihre Kraft zu setzen; der Starke ist der Herr geworden, nach seiner Gewalt hat man jeden geschätzt. Aber dabei ist es nicht geblieben: was wir heute Cultur nennen, verlangt, dass der Geist über die Kraft gebieten soll; der Geistigste ist uns der Höchste. Sich zu beherrschen und mit sich selbst wie auf einem Instrumente spielen zu können, macht für unser Gefühl den großen Menschen aus. Dies soll die Macht des menschlichen Lebens werden; man darf sie Kunst nennen, wenn man die Heiligkeit dieses theueren Wertes spürt. Wollen also heute zwei Menschen, um sich zu versöhnen, ihre Tugenden messen, so soll entschieden werden, wer von ihnen sich mit der größeren Besonnenheit zu beherrschen weiß und der bessere Meister seiner Instincte ist. Nicht der stärkere, sondern der edlere Mensch soll siegen. Darum kann uns das alte Duell nichts mehr bedeuten, jenes, das die rohe Kraft anruft. Darum verlangen wir eine neue Form, die die Kunst triumphieren lassen wird. Die Kunst möchten wir zur letzten Instanz des menschlichen Thuns machen.

Es ist dumm, dass der Zufall zwischen mir und meinem Gegner entscheiden soll. Es ist dumm, dass der Stärkere recht behalten soll. Trachten wir, den Zufall und die rohe Kraft aus dem Duell zu entfernen. Es soll zeigen, wer der bessere Mensch ist: das heißt, wer die größere Macht über sich selbst hat. Nehmen wir das Duell den Raufbolden weg, machen wir es zu einer Probe der σωφροσύνη. Halten wir unsere jungen Leute an, nicht ihrer Kraft zu vertrauen, sondern sich in die Zucht des Fechtens zu begeben. Diese edle Kunst bessert den Menschen: denn sie lehrt ihn, sich zu erkennen, seine Triebe zu verstehen und die Geheimnisse seiner Natur zu vernehmen; weiß er das durch sie, so hilft sie ihm, sich zu beherrschen, sein Körper wird dem Geiste gehorsam. Fechten lernen heißt, zu seiner eigenen Musik kommen, alle Schwere verlieren, aus dem Dumpfen fortfliegen. Fechten können heißt, das Thier gebändigt haben, frei geworden sein, mit dem Leibe nach der Seele tanzen. Diese Kunst können wir uns also wohl als Maß der menschlichen Werte gefallen lassen. Sie drückt ja das aus, was wir unter dem Namen des Apoll verehren. Es ist das Höchste, was die Menschheit bisher sich wünschen gelernt hat.

Hermann Bahr.

*) Luigi Barbasetti, „Ehrencodex." Wien 1898. Verlag der „Allgem. Sportzeitung".

Die Woche.

Politische Notizen.

Die von der k. k. Staatsanwaltschaft Wien verfügte **Beschlagnahme** der Nr. 178 der „Zeit" ist mit Erkenntnis vom 28. Februar 1898, Z. 133, **vom k. k. Landesgericht Wien aufgehoben** worden. Gegen dieses Erkenntnis hat die k. k. Staatsanwaltschaft Wien die **Beschwerde beim k. k. Oberlandesgericht** erhoben. Deswegen sind wir auch derzeit nicht in der Lage, die von der Staatsanwaltschaft confiscierten und vom k. k. Landesgericht wieder freigegebenen drei „Politischen Notizen" der vorigen Nummer hier wiederzugeben. Wir beschränken uns inzwischen darauf, die Begründung des landesgerichtlichen Urtheiles abzudrucken. Sie lautet:

Gründe:

Die k. k. Staatsanwaltschaft Wien geht von der Anschauung aus, dass der incriminierte Artikel obiger Zeitschrift mit der Spitzmarke ‚Die Woche, Politische Notizen' — in der Stelle von ‚Vor ländlichen Wirtshäusern ....' bis ‚... Tisch zu reden' — den objectiven Thatbestand des Vergehens nach § 300, St.-G., begründe. Dieser Anschauung kann das k. k. Landesgericht Wien **nicht beipflichten**. Denn in der incriminierten Stelle kann nur eine, wenn auch **scharfe Kritik der bisherigen staatsmännischen Erfolge des Ministerpräsidenten** Baron Gautsch erblickt werden, **welche den Rahmen des Erlaubten nicht überschreitet**, keineswegs aber werden durch Verspottung, andere zur Verachtung gegen ein einzelnes Organ der Regierung in Beziehung auf seine Amtsführung aufzureizen gesucht und erscheint daher der fragliche Artikel nicht geeignet, den Thatbestand des Vergehens nach § 300, St.-G., zu begründen."

Der Herr Staatsanwalt muss eine sehr despectierliche Meinung von der Thätigkeit des Barons Gautsch haben, wenn er, wie sich aus dieser Begründung des landesgerichtlichen Urtheils ergibt, schon in einer Kritik der — wie sagt doch das Landesgericht so schön? — „staatsmännischen Erfolge" des Barons Gautsch eine Aufforderung zur Verachtung des Ministerpräsidenten erblickt.

Der neueste staatsmännische Erfolg des Barons Gautsch ist die **Aufhebung des Prager Farbenverbotes**. Es ist — gestehen wir es, selbst auf die Gefahr, dem Widerspruch des Herrn Staatsanwaltes zu begegnen, offen ein — es ist ein ungewöhnlicher Erfolg. Denn in der Regel, wenn eine Regierung irgend eine verkehrte Maßregel aufhebt, stammt diese Maßregel doch noch von einer anderen Regierung her, und die aufhebende Regierung verdankt also ihren vergleichsweisen Erfolg jener Vorgängerin, welche die verkehrte Maßregel eingeführt hat. Das wird beispielshalber der Fall sein, wenn Baron Gautsch die Badenischen Sprachenverordnungen aufhebt. Anders bei der Aufhebung des Farbenverbotes. Das Farbenverbot stammt von derselben Regierung her, die es jetzt aufhebt. Ist die Aufhebung des Farbenverbotes ein Erfolg der Regierung, dann ist er ihr umso höher anzurechnen, als sie ihn ausschließlich sich selbst zu verdanken hat.

Wenn die Regierung des Barons Gautsch noch weiterhin nach dem Schema der Farbenverbots-Aufhebung zu arbeiten entschlossen ist, thut sich ihr die Möglichkeit einer unabsehbaren Reihe von staatsmännischen Erfolgen auf. Z. B.: Die Regierung verbietet plötzlich während einer Tagung des niederösterreichischen Landtages den Wienern, sagen wir geradezu, das Backhendel-Essen. Große Aufregung in Wien. Man hält auf dem Marchfeld ein Protestmeeting ab. Dr. Lueger selbst nimmt eine Audienz beim Baron Gautsch. Doch, es nützt alles nichts. Das Backhendel-Verbot bleibt aufrecht — officiöse Stimmen fügen hinzu: solange der Landtag tagt. Die Schönerianer aber verstehen es, die Tagung des Landtags in die Länge zu ziehen. Die Aufregung der Wiener wird immer größer. Von allen christlich-socialen Gemeinden Niederösterreichs kommen Zustimmungskundgebungen. Da endlich gelingt es dem Baron Gautsch, den niederösterreichischen Landtag zu schließen Nun hebt er auch prompt das Wiener Backhendel-Verbot auf, und seine Regierung hat wieder einmal einen Erfolg errungen.

•

Am 16. December 1891 hielt der jungczechische Abg. Dr. Eduard Gregr im Reichsrathe eine sensationelle Rede, in der er Böhmen als eine „ausgepresste Citrone“, Oesterreich aber als einen „Gewaltstaat“ „mit den Armen eines Vampyrs“ bezeichnete, der „schon längst die Existenzberechtigung verloren“ habe. Am 1. März d. J. dagegen hielt der Abg. Dr. Gregr im böhmischen Landtage eine Rede, in welcher er sagte: „Das czechische Volk, das für die Größe und Entfaltung des Reiches geblutet habe, sei fortwährend bemüht, Mittel ausfindig zu machen zur Erhaltung des Reiches.“ Nach diesen beiden Reden des Dr. Gregr zu schließen, muss das Schicksal des czechischen Volkes wirklich ein tragisches sein. Man denke sich nur, es schmachtet „in den Armen eines Vampyrs, der schon längst die Existenzberechtigung verloren hat“, und doch ist es „fortwährend bemüht, Mittel zur Erhaltung dieses (Vampyrs) ausfindig zu machen.“ Man könnte Thränen weinen über dieses Schicksal des armen czechischen Volkes, wenn nicht der bombastische Stil, in dem der Barde Gregr es besingt, so unwiderstehlich komisch wirken würde.

•

Die „Narodni Listy“ meinen offenbar, dass wir noch zu wenig landesübliche Sprachen in Oesterreich haben. Sie schlagen vor, dass alle slavischen Völker Oesterreichs, also auch insbesonders die polnischen Brüder, die russische Verkehrssprache annehmen. Wird der Vorschlag ausgeführt, so werden wohl auch unsere Beamten in Oesterreich eine Sprache mehr, die russische, erlernen müssen. Dafür können sich aber dann die russischen Officiere die Erlernung der polnischen Sprache ersparen.

•

Wenn das Ministerium Gautsch überhaupt jemals zurücktreten will, so möchte ich ihm rathen, es gleich jetzt zu thun. Der Moment ist günstig. Es wird nämlich, wie wir hören, demnächst die Stelle des Gouverneurs der Bodencreditanstalt mit einem Jahreseinkommen von 70.000 fl. frei, und eine solche reichlichst dotierte Sinecure bei einer Bank ist ja doch, wie erst jüngst der ehemalige Beamten-Minister und jetzige Präsident der Anglobank, Baron Glanz, uns gelehrt hat, der schönste Lohn, den sich ein Beamten-Minister für sein patriotisches Wirken ersehnt.

Volkswirtschaftliches.

Die Schaffung des $3^1/_2$%igen Typus für die österreichische Investitionsanleihe hat sich nicht als glücklich erwiesen; die Anleihe ist bis heute noch nicht vollständig placiert worden. Freilich lag der Fehler nicht so sehr in dem niedrig verzinslichen Typus als darin, dass für dieses Papier keine ausländischen Zahl- und Subscriptionsstellen geschaffen wurden, gleichzeitig aber der Uebernahms- und der Emissionscours so hoch gestellt war, dass vernünftigerweise auf das inländische Publicum nicht gerechnet werden konnte. Der Emissionscours für die ungarische Investitionsanleihe ist kaum niedriger fixiert worden, es wird also auch kaum eine stärkere Betheiligung des inländischen Publicums eintreten können; dies umsoweniger als den ungarischen Renten dank unserer Proteste und der Interpellation des Abg. Kronawetter die Rentensteuerfreiheit bisher nicht concediert worden ist. Dagegen sind im Auslande zahlreiche Zahl- und Zeichenstellen festgesetzt worden. Es ist abzuwarten, ob sich das Ausland für das neue Papier in genügendem Maße interessieren wird. Gelingt die Emission, dann wird der ziffermäßige Beweis für die verkehrte Politik, welche Herr von Bilinski auch in dieser Angelegenheit verfolgt hat, geliefert sein. Der Augenblick der Emission ist nicht ungünstig; Geld ist auf dem Continent sehr flüssig und für die Gefahren der inneren Politik zeigt die Wiener Börse vorläufig kein Interesse, das Ausland daher auch nicht. In wenigen Wochen, wenn das Parlament zusammentreten und der Ausgleich mit Ungarn wieder auf der Tagesordnung stehen wird, werden die Börsen vielleicht anders denken und die Emission würde dann größeren Schwierigkeiten begegnen.

•

Schon als Hofrath von Hahn seiner Stellung als Generaldirector der Länderbank enthoben wurde, haben wir es als eine der ersten Aufgaben des neuen Generaldirectors bezeichnet, die Reorganisation der Direction dieser Bank vorzunehmen. Der Anfang damit wird nun gemacht und der bei der Gründung der „Austria“, am meisten betheiligte Director, Herr Teichner, ist in Pension gegangen. Es werden noch andere Personalveränderungen folgen müssen und es ist zu wünschen, dass es Herrn Palmer gelinge, tüchtige Kräfte als Ersatz heranzuziehen.

Kunst und Leben.

Premièren der Woche. Paris. Palais-Royal, „La Culotte“ von Sylvane und Artus; Bouffes du Nord, „La Goualeuse“ von Marot und Alévy. Berlin. Goethetheater, „Die berühmte Frau“ von Schönthan; Thaliatheater, „Fortunios Liebeslied“ von Offenbach; Berliner Theater, „Die Widerspenstige“ von Shakespeare.

•

Herr Spielmann vom Carl-Theater gastierte in der Hofoper als David in den „Meistersingern“. Wer noch die Glockentöne von Schrödters Stimme im Gedächtnis hat, die gerade bei dieser Partie so deutlich hervortreten, der wird im Anfang nicht befriedigt gewesen sein. Indes sah man bald, dass auch Herr Spielmann Vorzüge seiner Art besitzt: ausdrucksvolles Spiel, deutliche Sprache, ein durchaus musikalisches und bühnengewandtes Auftreten. Von diesem Standpunkte aus darf man voraussetzen, dass so manche Rolle des Repertoires (etwa der Mime) durch Herrn Spielmann eine willkommene Interpretation erfahren dürfte.

•

In einer ausgezeichneten „Lohengrin“-Vorstellung trat Herr Schmedes zum zweitenmale vor das Wiener Publicum. Die Vorzüge seines ersten Auftretens machten sich auch diesmal bemerkbar, besonders in den lyrischen Stellen und in der durchaus würdevollen Darstellung. Stellenweise schien es mir, als ob Herr Schmedes das Legato-Singen nicht genügend ausgebildet hätte; es erinnerte — wenn auch nur vorübergehend — das kurze, unverbundene Hervorstoßen einiger Töne an den Cardinalfehler Winkelmanns; doch gehört dieser Anklang derzeit noch so sehr zu den Ausnahmen, dass auch die gesangliche Durchführung der wegen ihrer durchwegs hohen Lage ziemlich anstrengenden Partie den reichen Beifall verdiente, der ihr im Laufe des Abends zutheil wurde.

•

Am 2. März d. J. fand im Theater a. d. Wien die erste Aufführung einer komischen Oper: „Der Husar“ statt, Text von Victor Léon, Musik von Ignaz Brüll. Die Handlung ist einem Scribe'schen Stoffe entlehnt. Ein Husar, der auf einem dienstlichen Ritte angefallen wird und den Angreifer erschießt, flüchtet aus Angst vor Entdeckung der leicht zu missdeutenden That in einen Bauernhof, wo eben ein Bräutigam, der ebenfalls Husar ist, erwartet wird. Da diesen Bräutigam niemand kennt, und die ganze Heirat nur von den beiderseitigen Eltern für ihre Kinder abgemacht wurde, wird der flüchtende Husar für den Bräutigam gehalten und auch sofort geheiratet. Der später kommende richtige Husar hat das leere Nachsehen. Von dem früher erwähnten Angreifer erfährt man zum Schlusse, dass es der Räuber Rosza Sandor gewesen ist. Aus diesem Stoff wäre durch Scribe und Auber wahrscheinlich ein zweiter Fra Diavolo geworden, in den Händen von Victor Léon und Ignaz Brüll wurde es ein seltsames Gemisch von Posse, Operette und Oper. Ich glaube, dass in dem Schwanken zwischen diesen drei Genres der Hauptfehler des Werkes besteht, denn wer eines von den dreien sucht, wird durch die beiden anderen in seinen Illusionen gestört. Für die Posse ist es zu schwerfällig, für die Operette zu einförmig, für die Oper zu dürftig, aber von ihnen allen hat „Der Husar“ einzelne hübsche Momente. In diesem Sinne hat schon der Verfasser des Textes vorgearbeitet. Aus der ungarischen Braut, der Dirne vom Lande, macht er eine romantische Salondame, während der richtige Bräutigam und seine Eltern, die Wiener sind, in Gestalt von Trotteln erscheinen. Die irrthümlich Vermählten repräsentieren, auch musikalisch, die Oper, die letzteren mit ihrem Lerchenfelder „Deutsch“ die Posse, der Panduren-Wachtmeister, der dem Verbrecher immer auf der Spur ist und sich stets irrt, ist das Element der Operette. In diesem bunten Sujet fand sich Brülls Muse nicht überall heimisch, vor allem nicht in den ungarischen Weisen, die eine ganz andere elementare Kraft verlangen, als sie Brülls Musik zur Verfügung steht. Auch hätte er nie versuchen sollen, den leichtfertigen Ton zu treffen, der unsere Operette kennzeichnet. Aber in den einfachen, anspruchlosen, innigen Momenten stellt Brüll seinen Mann, so in einzelnen Liedern Ilonas und im Septett des zweiten Actes, das den halb ernsten, halb scherzhaften Charakter der Situation in vorzüglicher Weise musikalisch wiedergibt. Wir sehen hier abermals, dass ein Componist dort immer Erfolg hat, wo er seine eigenste Natur wiedergibt, die bei Brüll offenbar bescheiden, edel und liebenswürdig ist. Die Frage ist nur, ob man mit diesen glänzenden Eigenschaften in einer Oper auskommt. — Dem Genre der Operette, zu dem das Theater an der Wien mit dieser Oper wieder zurückgekehrt ist, wird eine kleine Beimischung von Zurückhaltung und feinerem Schliff, wie ihn „Der Husar“ hat, nicht schaden. Sie wird auch den Sängern nützen, von denen die Herren Josephi, Pagin, Pohl, Streitmann und Walter, sowie die Damen Lejo, Stein und Stubel ein treffliches, viel ausgeglicheneres Ensemble darstellten, als es bei Effectoperetten der Fall ist. R. W.

•

Vor vierzehn Tagen sagte ich hier vom Verfasser des Wiener Zeitbildes „Die lieben Kinder“, Herrn Léon, dass er das Genre Adolf L'Arronge's modernisiere und dadurch verhältnismäßig erträglich mache. L'Arronge beeilte sich, diese Behauptung, so viel davon auf ihn entfiel, durch ein möglichst drastisches Beispiel zu illustrieren: ich glaube, dass er nur zu diesem Zwecke „Mutter Thiele“, die schon in Berlin erfolglos gebliebene, auf die Bühne des Carltheaters brachte. Ein neues altes, für uns heute unerträgliches Stück. Ganz abgesehen von seinen Constructionsfehlern; unerträglich schon durch die allgemeine Art des Verfassers, durch das Grau und die Starrheit seiner Figuren, durch die Leblosigkeit und Kälte des Dialogs und der scenischen Hilfsmittel. (Diese letzteren zu

beleben, hat man ja im Zeitalter des Herrn L'Arronge noch nicht verstanden.) Naive Gemüther versichern immer wieder, was ja seit zehn Jahren schon selbstverständlich ist, dass Herr L'Arronge mit der Literatur nichts zu thun hat. Ich glaube, auch mit dem Theater, als vergnügliche Anstalt betrachtet, hat er heute, 1898, kaum mehr etwas zu thun. Trivialitäten lassen wir uns freilich auch jetzt noch gefallen wie gestern und immer — die sind etwas Ewiges — aber anders in der Form müssen sie sein als beim faden Magister L'Arronge. — Marie Geistinger trat in diesem Stücke als Gast auf. Diese Künstlerin ist nicht veraltet. Sie hat einfach das Rollenfach gewechselt, und ein neuer Frühling blüht aus ihren Wintertagen. Sie spielt die Mutterrolle mit köstlich feinen und lebendigen Zügen, wie nur irgend eine mit dem Zeugnis modernsten Menschenthums versehene Bühnenkünstlerin. Sie hat darin zum erstenmale wieder unmittelbar zur Gegenwart gesprochen. — Die Damen Sangora, Pahlen und Kester, die Herren Tewele, Meyer-Eigen und Korff entsprachen durchaus ihren Aufgaben.

A. G

* * *

Unter der bewährten Führung Ferdinand Löwes erschien das Münchener Kaim-Orchester als Gast im Großen Musikvereinssaale und fand eine so begeisterte und beifallslustige, wenn auch nicht zu zahlreiche, Zuhörerschar, wie sie selbst hier noch keinem fremden Orchester zutheil wurde. Das Hauptinteresse concentrierte sich auf eine für Wien neue Symphonie von Bruckner (5, B-dur), die mit ihrem herrlichen Adagio, dem genialen Scherzo, mit seinen lieblichen Alpenklängen und dem imposanten Allegro einen großartigen Eindruck machte. Wir werden auf das Werk und die vorzüglichen Leistungen der Münchener Künstler noch zurückkommen.

R. W.

Bücher.

Ernst Schultze: Volkshochschulen und Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung. Mit einer Einleitung von Dr. Eduard Reyer, Professor an der Universität Wien. Leipzig. Freund, 1897.

Das bekannte Buch von E. Reyer über das Volksbildungswesen hat mich vor einigen Jahren bei der Lectüre im Innersten bewegt. Auch die vorliegende Schrift wird man mit Interesse und wachsender Antheilnahme lesen. Sie sei allen Feinden und Freunden der volksthümlichen Fachschulcurse wärmstens empfohlen. Die Erfahrungen in aller Herren Ländern sprechen so klar für die Ersprießlichkeit der Ausdehnung des wissenschaftlichen Unterrichtes auf alle Kreise der Bevölkerung, dass wohl bald Anfeindung und Zweifelsucht schwinden werden; man kann nach alledem, was in den beiden Büchern vorgebracht wird, wohl glauben, dass die ganze Bewegung tief einschneidender Art ist und dass sie geeignet ist, den glücklichsten Einfluss auf die Hebung der Völker auszuüben. Uns Oesterreicher interessiert am meisten Capitel 3; wir dürfen wohl zufrieden sein mit der Anerkennung, die wir überall finden, müssen aber auch wissen, dass es auf dem Wege kein Stehenbleiben gibt. Es ist zu hoffen, dass sich stets nur begeisterte Lehrer finden werden, denn jeder Vortragende wird mir zugeben, dass wirklich nur wenige imstande sein werden, über die Jahre ihrer Jugendblüte hinaus neben ihrer Berufsarbeit noch an dieser schönen Aufgabe sich in ersprießlicher Weise zu bethätigen. Glücklicherweise braucht man um den Nachwuchs vorläufig nicht besorgt zu sein, und so wird die Sache weiter blühen und gedeihen — eine der schönsten und gewaltigsten Bewegungen unserer Zeit. Deutschland ist heute noch zurückhaltend; es pocht noch auf den vorhandenen großen Bildungsschatz. Aber schon erheben sich warnende Stimmen, die auf die Gefahr hinweisen, dass man sich überflügeln lasse. Der energische Schritt Oesterreichs hat im Reiche Eindruck gemacht. Man lese, was bedeutende deutsche Universitätslehrer (Seite 76 ff.) über die Bestrebungen sagen. Man wird Königsworte darunter finden, Gedanken, die gewiss zu allgemeiner Anerkennung und Herrschaft kommen werden. Deutschland ist gewiss das gebildetste Land der Welt, aber stehen bleiben darf es nicht. Auch in Deutschland ist der gewöhnliche „Gebildete“ nur ein Mann von einem gewissen Wissen, das ihm eingedrillt wurde, aber weit entfernt von wissenschaftlicher Denkart. Wir haben es hier in Wien gesehen, wie elementar der Trieb nach Erkenntnis im Volk ist, es ist Hunger und Durst auf geistigem Gebiet. Gierig mit Aug' und Ohr hören und sehen die Leute und können nicht genug bekommen. Sie leisten das scheinbar Unmögliche. Einen Tag der Arbeit und Mühe haben sie hinter sich, und trotzdem gehen sie oft eine Stunde weit zu den Vorträgen. Sie scheinen freudig aufzuleben in den Gefilden wissenschaftlichen Denkens, durch die ein beglückender Hauch göttlichen Segens weht. Auch die Schule wird wohl manchen Nutzen aus den Erfahrungen der Universitätscurse ziehen. Man steht jetzt auf dem Standpunkte, dass man dem Knaben und Jüngling, solang man ihn in der Hand hat, möglichst viel eindrischt, damit er Zeit seines Lebens damit auslangt. Das ist verkehrt. Eine altkluge, blasierte, lebens- und lernensunlustige Generation hat man damit gezüchtet. Mit lauter Wissen, wozu oft genug das jugendliche Alter gar nicht das Verständnis haben kann, hat man den Wissenstrieb todtgeschlagen und die Schulen zu Marteranstalten gemacht. Man muss einen ganz anderen Weg einschlagen. In die Schule gehört nur das Nothwendigste, dann beginnt der Lebensweg. Ein richtig erzogener Schüler findet dann gar bald wieder zur Schulbank zurück, reif gemacht und selbständig geworden durch das Leben. Wissen und Bildung kann nicht mit einer Schule abgeschlossen sein — es wird weitergelernt: das ist das neue Wort, das ausgegeben wird, und dazu sind die volksthümlichen Universitätscurse da.

Prof. R. Meringer.

Sonnenblumen. Herausgegeben von Karl Henckell. Verlag von Karl Henckell & Co., Zürich und Leipzig. Druck von Seitz und Schauer, München.

Diese Sonnenblumen sind mit Freude zu begrüßen. Eine lyrische Anthologie in origineller, durchaus künstlerischer Form. Jedes Blatt ist einem besonderen Dichter gewidmet, und der feine, kritische Sinn des Herausgebers hat stets das Beste und Charakteristischeste ausgewählt. Den Gedichten sind die Porträts und knappe bio-bibliographische Notizen beigefügt. Sehr glücklich war die Idee, am Schlusse eines jeden Blattes in wenigen Worten oft mit einem treffenden, eigenartigen Vergleich oder Bild das Wesen des Dichters zu charakterisieren. Denselben Zweck verfolgt der oft geniale, symbolische Bildschmuck von Fidus. Der vorliegende Jahrgang enthält: Theodor Fontane, Martin Greif, Julius Hart, Robert Burns, Dranmor, Hermann Lingg, Hermann Conradi, Heinrich Heine, Percy Bysshe Shelley, Nicolaus Lenau, Karl Spitteler, Maria Janitschek, Jaroslaw Vrchlicky, Leopold Jakoby, Giacomo Leopardi, Novalis, Adalbert v. Chamisso, Richard Dehmel, Alfred de Musset, Arno Holz, Otto Erich Hartleben, Lermontow, Reinhold Lenz und Edgar Poe. Die vierundzwanzig Blätter sind in einer überaus geschmackvollen, künstlerisch ausgeführten Sammelmappe vereinigt.

W. W.

Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau“, Jänner- und Februarheft, beginnt mit der Veröffentlichung ungedruckter Briefe Richard Wagners an Emil Heckel. Heckel, als einer der thätigsten Förderer der Bayreuth-Idee bekannt, trat mit Wagner 1871 in Verbindung. Im Mai dieses Jahres hatte Wagner unter dem Titel „Ueber die Aufführung des Bühnenfestspiels: Der Ring des Nibelungen“ eine öffentliche Aufforderung erlassen, in welcher er die Freunde seiner Kunst ersuchte, durch einfache Anmeldung ihrer förderlich gewogenen Gesinnung sich ihm namhaft zu machen. Heckel, zu Mannheim als Clavierfabrikant ansässig, wandte sich — als der einzige — an den ihm persönlich unbekannten Meister. Er wurde von Wagner aufgefordert, sich mit einem bereits früher gewonnenen Freunde, Herrn Tausig in Berlin, ins Einvernehmen zu setzen: Der Plan war, die erforderlichen Geldmittel zur beabsichtigten Aufführung durch Vergebung von tausend Patronatscheinen zu je dreihundert Thalern zu beschaffen. Heckel regte die Gründung von Wagner-Vereinen an und machte in seiner Vaterstadt gleich den Anfang damit. Unterdessen bildete sich auch ein Patronatausschuss, und Wagner selbst knüpft tausend Beziehungen an, die Verwirklichung des Bayreuth-Planes zu beschleunigen. An der Spitze des Ausschusses steht Baron Loën, Generalintendant des Theaters von Weimar; für die Verzinsung der eingehenden Gelder bis zu ihrem Gebrauche sorgt ein Banquier, namens Cohn. Am 22. Mai 1872 konnte bereits die Grundsteinlegung in Bayreuth stattfinden, zu deren Feier sich neben Hans Richter, Friedrich Nietzsche u. a. auch Heckel einfand. Aber noch war das Werk nicht gesichert. Ende 1873 schienen sich sogar ernstliche Hindernisse einzustellen, und Wagner beabsichtigte bereits, in einem „offenen Brief“ zu erklären, dass das Unternehmen gescheitert sei. Eine zeitweilige Verstimmung des bayrischen Königs, über deren Ursache lediglich gemuthmaßt wird, war vor allem schuld daran. Aber bald hat sich alles wieder geklärt. Wagner schreibt unterm 9. Februar 1874: „Mit Sr. Majestät ist die Sache in Ordnung: Das Unternehmen, an dem Sie so herrlich ernsten Antheil nehmen, ist gesichert. Näheres alsbald! — — — Ich wusste, dass das alles vergebens sein würde: Für meine Sache gehört ein ‚weiser Thor‘ u. s. w.“ — Im Februarheft schreibt Georg Simmel über die Sociologie der Religion.

„La Revue blanche“ vom 15. Februar bringt an erster Stelle einen bemerkenswerten, Lucien Herr unterzeichneten Brief an Maurice Barrès. Der Verfasser kritisiert die politische Gesinnung und die ganze Lebensanschauung Barrès', anknüpfend an seine ablehnende, streng „nationale“ Haltung in der Frage der Revision des Dreyfus-Processes. Es verficht den Standpunkt jener jungen Leute, die sich — in der vorhergehenden Nummer der „Revue blanche“ — zu einem Proteste gegen die Entscheidungen des Kriegsgerichtes zusammengethan haben. Barrès hat diese Protestler als Verstandesmenschen, „intellectuels“, bezeichnet und verhöhnt; er nimmt einen ganz anderen, von Toleranz und rationalistischen Bedenken freien Instinct- und Rassestandpunkt ein. Der Briefschreiber prüft nun Barrès auf die Echtheit dieses Standpunktes und die Consequenz, mit der er ihn festhält. Und er gelangt zu entschiedenen Einwänden. Er findet die Haltung des Dichters Barrès (den Dichter in ihm schätzt er, wie der ganze Kreis dieser Zeitschrift, sehr hoch) im praktisch-politischen Leben, die lediglich auf einer erzwungenen und widerspruchsvollen Theorie beruhe, unglaubhaft und unecht. Barrès predige Hass und Unduldsamkeit, nur weil sie ihm aus abstracten, überdies unverlässlichen Gründen nothwendig erschienen. Er sei ein Mensch ohne starke Triebe und thäte am besten, sich dem praktischen Leben, der „Action“ überhaupt fernzuhalten. — Aus einem vor wenigen Tagen (in London und Moskau) erschienenen und schon vielbesprochenen Buch von Leo Tolstoi über Kunst druckt die „R. bl.“ ein interessantes Capitel über die Decadenten ab. Tolstoi zeigt sich sehr bewandert in den Werken und Richtungen der modernen und modernsten französischen Dichter. Er stellt sie alle in eine Gruppe, um sie gemeinsam zu verwerfen. Was er an ihnen tadelt, ist Unklarheit, Affectiertheit, Mangel an Volksthümlichkeit. In Théophile Gautiers berühmter Vorrede zu den „Fleurs du Mal“ finde man das geradezu als ästhetische Forderung ausgesprochen, und bei Baudelaire, Verlaine und ihren Nachfolgern, darunter Maeterlinck und Mallarmé, finde es sich bedauerlicherweise bethätigt. Tolstoi überträgt dieses Urtheil mit Hilfe eines Analogieschlusses, der den Eindruck einer gewissen Kühnheit und Flüchtigkeit macht, auch auf alle anderen Gebiete der modernen Kunst. Er wirft in der Malerei Böcklin, Stuck, Klinger und Sascha Schneider, in der Musik Wagner, Berlioz, Brahms und Richard Strauß in einen Topf und weist sie als unverständlich von sich. Er citiert sogar Ibsen, (ohne ihn allerdings mit Namen zu nennen), um den Hang der decadenten Künstler nach dem Unverständlichen, Vagen zu zeigen und zu geißeln. Unverständliche, exclusive Kunst ist ihm ein Widerspruch in sich selbst. Alle wahre Kunst ist allgemein verständlich, allgemein wirkend: wie das Alte Testament und die Evangelien, die Veden, Raphael, Michelangelo, Vinci, Goethe, Schiller, Hugo, Dickens, Chopin u. s. w. — In den Heften vom 1. und 15. Februar setzt Paul Adam seine in der „Zeit“ bereits früher erwähnte und charakterisierte satirische Fiction

Napoleon'scher Briefe — Oeuvres inédites de l'Empereur — fort. Napoleon entwirft, zum Theil den Ereignissen des Tages folgend, weitere Pläne und richtet weitere Befehle und Schreiben an seinen Generalstab, den Seneschall Jaurès, aber auch an Kaiser Wilhelm II., Rothschild u. s. w.

Im Jannarhefte des „Magazine of Art" schreibt Sir Wyke Bayliss über die historische Aehnlichkeit der Christusbilder. Er behauptet ausdrücklich, dass man von einer solchen sprechen könne, denn die Kunst des Porträtierens ist weit älter als das Christenthum, und jene ersten Bildnisse, welche als Fresken in den Katakomben erhalten blieben, waren gewiss authenthisch und das Werk von Künstlern, welche den Heiland persönlich gekannt hatten oder sich an historische Ueberlieferungen hielten, sie wiesen alle eine gewisse äußere Aehnlichkeit auf, die umso getreulicher erhalten blieb, als die Maler jener Zeit nur die äußeren Linien ohne speciellen seelischen Ausdruck wiedergaben. Auch in den Fresken und Mosaikbildern der späteren Jahrhunderte kehren jene stereotypen Züge immer wieder, was die Ansicht, dass man es mit einer echten Ueberlieferung zu thun habe, bekräftigt. Sir Bayliss verweist darauf, dass das Christenthum überhaupt durch viele Jahrhunderte lediglich auf bildlichem Wege überliefert wurde. Jene Fresken in den Katakomben erzählten lange, ehe die heiligen Texte verbreitet wurden, die Geschichte vom Leiden und Sterben des Heilandes und erhielten die Erinnerung daran lebendig. Ihre Uebereinstimmung spricht nach seiner Ansicht noch klarer als die Bibel für die historische Wahrheit der dargestellten Vorgänge.

Nimba.

Von Marcel Prévost.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow.

I.

Mitte November 1865 bezog ein kleines italienisches Detachement von ungefähr dreihundert Mann, darunter etwa hundert Eingeborene, die befestigte Stellung von Adi-Garo, an der Grenze zweier abessynischer Provinzen: Okule-Kusai und Agama.

Diese Stellung lehnte sich an die letzten Ausläufer der Belesaberge und wurde dadurch uneinnehmbar. Besetzt und befestigt worden war sie im October, als das Gros der Italiener unter General Baratieri über den Mareb gegangen war, die Truppen des Ras Mangascha vor sich her gegen Süden bis Antolo gejagt und Makalle besetzt hatte.

Das Fort Adi-Garo beherrschte die beiden Wege oder vielmehr Fußsteige, die von Koatit einerseits nach Adua, andererseits nach Adigrat führen, und hatte den Zweck, die Verbindung aufrecht zu erhalten und im Nothfall den Rückzug auf Erythräa zu decken. Gleichzeitig überwachte es die Ebene, in der unter ihm die zusammengedrängten Hütten des Dorfes Gullaba lagen. Viele Officiere hielten diesen Posten übrigens für ganz überflüssig. Und thatsächlich hatte man es nicht einmal für nöthig gehalten, ihn durch eine Telegraphenleitung mit den Nachbarposten in Verbindung zu setzen.

Das Commando führte Premierlieutenant Alberto Negroni von der dritten Compagnie des sechsten combinierten Bataillons, der sich im Gefecht bei Debrailah besonders ausgezeichnet hatte. Außer den Resten der dritten und vierten Compagnie, die in jenem Gefecht sämmtliche Officiere verloren hatten, wurden ihm zur Formierung einer neuen Compagnie gegen hundert Eingeborene unterstellt. Beigegeben war ihm der Secondelieutenant Giuseppe Ludo, der im selben Gefecht eine leichte Verwundung am Schenkel davon getragen hatte. Dass die Wahl gerade auf ihn fiel, war kein Spiel des Zufalls. Man kannte seine intime Freundschaft mit Negroni. Sie hatte begonnen, als sie zusammen in Modena auf der Kriegsschule waren, und die gemeinsam verlebten Dienstjahre in verschiedenen Garnisonen hatten sie noch gefestigt.

Während der ersten drei Novemberwochen machte seine Wunde Ludo immerfort zu schaffen. Er konnte das Fort nicht verlassen und nicht zu Pferd steigen. Das rechte Bein ausgestreckt saß er auf einem Haufen Decken und drillte unter Beihilfe eines Askari-Unterofficiers, namens Hassan, die eingeborenen Recruten. Negroni richtete unterdessen das Fort zur Vertheidigung ein und recognoscierte von Zeit zu Zeit die Umgebung, über Gullaba hinaus. Es waren schlechte Nachrichten von Süden gekommen, und in der Gegend schien es zu gähren.

Als Luda wieder zu Pferde steigen konnte, beschäftigten die beiden Officiere sich abwechselnd mit der Befestigung des Lagers und der Ueberwachung der Umgegend. So sahen sie sich fast den ganzen Tag nicht. Erst am Abend kamen sie wieder zusammen. Dann speisten sie, gewöhnlich in Ludos Hütte, weil die besser eingerichtet war. Und nachher musicierten sie. Die Musik, das war ihre Leidenschaft. Sie hatten ihre Instrumente aus Italien mitgenommen und sie durch alle Fährnisse des Feldzuges gerettet, Negroni seine Geige und Ludo eine Flöte. Diese war bei Debrailah caput gegangen, er hatte sie aber wieder sorgfältig repariert.

Am 30. November entstand das Gerücht, die Rebellen hätten die Verbindung zwischen Adi-Garo und dem Nachbarposten Adaga-Hamus abgeschnitten. Negroni zog mit Hassan und zwanzig Askaris auf Recognoscierung aus. Am dritten Tag kam er wieder, er hatte den Weg hin und zurück frei gefunden, brachte aber allarmierende Nachrichten über die Lage im Süd-Osten. Makalle, wo das dritte Bataillon stand, sollte von unzähligen Schoanern belagert sein, so dass man von der Aufgabe dieses Platzes sprach. Dennoch machte man sich in Adaga-Hamus zum Entsatz des dritten Bataillons bereit, und die höheren Commandeure hofften noch das Beste.

Die beiden Officiere saßen vor Ludos Hütte, die sie in der Askarisprache „das Tukul" nannten. Ludos Bursche Magliato, ein riesiger, blonder Sardinier mit einem Gesicht wie ein komischer Marodeur aus einer Posse hatte den Kaffee gebracht. Nun plauderten sie darüber, was dieser Feldzug noch bringen könnte. Der Tag war erstickend heiß gewesen. Nun senkte sich langsam ein echt abessynischer feuchter Abend auf das Land, gleichsam ein röthliches Dunkel. Hie und da brannten Wachtfeuer und standen wie blutigrothe Flecke in der Dämmerung, umgeben von gelben Lichthöfen. Die schattenhaften Gestalten, die ab und zu giengen, schienen unnatürlich groß und verschwommen. Der Fuß des Gebirges war ganz ertrunken im grauen Meer des Abendnebels. Er hatte die Felsen verschlungen, die das Lager beherrschten, und verbarg die armseligen Lichter von Gullaba.

Negroni sprach davon, was für einen schlechten Eindruck die verdrossene Nachlässigkeit der Eingeborenen während des Recognoscierungsmarsches auf ihn gemacht hätte. Und sonst waren die Leute doch so unterwürfig. Plötzlich unterbrach er sich:

„Hast du's nicht kalt, Giuseppe? . . . der verdammte Nebel hier am Abend! . . . du musst deinen Fuß inacht nehmen."

Und ohne Ludos Antwort abzuwarten, rief er den Burschen:

„Magliato . . ."

Der riesige Sardinier, der in der Hütte das Geschirr putzte, ließ seine stotternde, komische Stimme hören:

„Herr Lieutenant?"

„Bring eine Decke heraus . . ."

Mit Magliatos Hilfe breitete Negroni einen wollenen Plaid über die Kniee seines Freundes. Ludos ließ sie lächelnd und gleichgiltig gewähren. Er war ein großer, kräftiger Bursche von schöner, ebenmäßiger Gestalt und hatte ein rosiges Gesicht, das von einem gepflegten, starken, blonden Bart umrahmt war. Er stammte aus Toscana, Siena war seine Vaterstadt. Negroni, von Geburt Genuese, war sein directes Gegentheil, ein kleiner, sehniger, breitschulteriger Mensch. Ein Gesicht so braun, als wäre es gegerbt, der Schnurrbart schwarz. Das Gesicht und der ganze Kerl forderten unwillkürlich zum Vergleich mit jenen seltsamen Aras heraus, jenen merkwürdigen Vögeln, deren Augen, Ohren und Schnäbel ihnen eine fast menschliche Physiognomie verleihen. Und sie halten sich ja auch aufrecht auf ihren Kletterstangen, um die Menschenähnlichkeit noch zu vervollständigen.

„Danke," sagte Ludo, als seine Beine schön eingewickelt waren, „ich fühlte wirklich schon ein unangenehmes Stechen in der Narbe."

„Warum kannst du dich auch nicht inacht nehmen!" schalt Negroni.

Ludo lenkte ab:

„Glaubst du, dass wir vormarschieren, wenn es bei Makalle losgeht?"

„Ich fürchte, nein," sagte Negroni und schüttelte den Kopf, auf dem die schwarzen Haare struppig wie Federn standen, „nein, mein Lieber, wir sind verdammt, den ganzen Feldzug über hier zu schimmeln und uns mit Flöten- und Geigenspiel zu amüsieren . . . Wir haben unser ganzes Schwein auf einmal bei Debrailah gehabt."

„Wenn nur die Geschichte nicht ganz Essig wird," entgegnete Ludo und dämpfte die Stimme, „und wir uns hier am Ende zu vertheidigen haben gegen . . ."

Und er beschrieb mit der Rechten einen Bogen über die Ebene, nach Gullaba und Eddaga-Hamus zu.

„Hast du auch verdächtige Symptone bemerkt in den letzten Tagen?" fragte Negroni, „die Askaris . . .?"

„Das nicht. Die Askaris werden noch ganze gute Soldaten. Aber neulich kam eine Familie aus der Gegend und verlangte ihren Sohn zurück. Sein Vater wäre gestorben. Und weißt du, Geheul und Thränen! . . . Und außerdem scheint es mir ganz klar, dass sich ringsherum unbestimmbare Complotte spinnen. Man kann aber auf keine Weise dahinter kommen. Niemals vorher hat man soviel Eingeborene im Lager gesehen. Kein Mensch weiß, woher sie plötzlich auftauchen, alte Kerle, Weiber, große, gesunde Spitzbuben . . . Sie drücken sich bei den Batterien herum und geben vor, sie kämen, um den Leuten Zwirn oder Tabak zu verkaufen."

„Dann läßt man mal einen oder zwei standrechtlich erschießen," sagte Negroni, „das steht in den Kriegsartikeln. Im Lager hat niemand etwas zu suchen."

„Ja, ja — aber hier — nicht wahr? — Wir sind zu weit weg vom Centrum der Operationen. Man kommt sich nicht vor wie im Krieg, die Leute so wenig wie wir. Und schließlich, Bettler füsilieren, das . . ."

„Jawohl," erwiderte Negroni, „glaubst du vielleicht, diese Bettler würden sich genieren, dir die Augen auszustechen und dich zum Krüppel zu machen, sobald sie uns über wären?"

Ludo zuckte gleichmäßig die Achseln. Beide verfielen in Schweigen. Die lange Dämmerung schien stehen zu bleiben. Die Nacht wollte nicht heraufkommen. Ein Hornsignal kam vom Osten des Forts. Dort wurde der Vorposten abgelöst. Dann kam ein Unterofficier an den Tisch und holte den Dienst für morgen. Es war der Oberfeldwebel

Gamba, ein Venetianer von mittlerer Statur, streng gegen die Mannschaft wie gegen sich selbst. Weder Ludo noch Negroni konnten ihn recht leiden, aber sie schätzten in ihm einen guten Unterofficier, einen pünktlichen und zuverlässigen Soldaten, dessen dienstlicher Uebereifer nur zuweilen einen kleinen Dämpfer brauchte. Als er gegangen war, klopfte Ludo nach einigen Minuten des Schweigens die Asche aus seiner Pfeife und fragte:

„Arbeiten wir heute noch?"

Bevor Negroni antworten konnte, erhoben sich schrille Schreie, gefolgt von Johlen und Lachen. Es kam ganz aus der Nähe, daher, wo das nächste rothe Wachtfeuer seinen gelben Lichthof in den Nebel zeichnete.

„Was ist das für ein Radau, Nello?" fragte Negroni Magliato, der gerade vorbei kam. Er hatte eine brennende Lampe in die Hütte gestellt.

Der Sardinier blieb stehen und lachte:

„Wahrscheinlich foppen die Kerls wieder die kleine Nimba, Herr Lieutenant. Eine ulkige kleine Kröte ist das, der reinste Affe. Herr Lieutenant Ludo kennt sie auch."

„Du kennst sie?" fragte Negroni.

„Ja, sie ist mir gezeigt worden," sagte Ludo und sah zu Boden.

„Befehlen Herr Lieutenant, dass ich sie herbringe?" fragte Magliato.

Und ohne die Antwort abzuwarten, rannte er zu der Gruppe, bei der das Geschrei und Lachen immer lauter wurde. Gleich darauf führte er den Officieren ein affenähnliches, fratzenschneidendes, sich windendes Wesen vor, das er bei den Armen gepackt hielt und vor sich herstieß. Es war in einen Lappen von Jutestoff gehüllt, der einmal ein aus Europa eingeführter Teppich gewesen war. Jetzt war er verwaschen vom Regen, zerfetzt, schmierig und hatte eine dunkelrothe Lehmfarbe angenommen. Dieser Lappen verhüllte, so gut es eben gieng, den Körper der sonderbaren Creatur, von der Negrino und Ludo fürs erste nichts sahen, als den Kopf mit der dichten schwarzen Schlaffrisur und einen nackten Arm, der das Gesicht unter dieser Frisur verbarg. Der andere Arm war gegen den Körper gepresst und hielt den schmierigen Jutelappen fest.

Was man von ihrer Haut sah, die Arme und die Schultern, hatte die Farbe von gebohntem Eichenholz, viel heller als sonst bei den abessynischen Frauen, und war so blank, dass das Licht der Lampe sich drin wiederspiegelte. Die Beine waren schlanker und dunkler als die Arme, ihre Füße krümmten sich mit gespreizten und in den Sand gebohrten Zehen zusammen, wie die Krallen einer Katze, die sich nicht aufheben lassen will. Als diese zappelnde, zähneknirschende kleine Bestie vor den Officieren stand, wurde sie auf einen Augenblick unbeweglich. Hinter ihr ragte Magliatos Riesengestalt.

„Marsch, zeig' deine Fratze . . . Und sag' den Herren Lieutenants schön guten Tag!" sagte der Riese.

Aber das zusammengekrümmte Aeffchen bückte sich noch mehr und kroch in sich zusammen. Aber Magliatos schwere Hand packte den Arm, der den Jutelappen festhielt, und riss ihn vom Körper weg. Der Lappen glitt hinunter. Die Kleine erwischte ihn gleich wieder, aber nicht schnell genug. Man sah ihr unregelmäßiges, doch feines Gesicht, in dem zwei Augen glänzten, die violettem Email glichen. Man sah ihre schlanken und doch runden Schultern und zwei straffe Brüste von der possierlichen Form kleiner gelber Kürbisse.

Wüthend, dass sie so entblößt worden war, befreite sie sich mit einem Sprunge aus Magliatos Händen und stürzte dann auf ihn und wollte ihn in die Hand beißen. Der Bursche hatte gerade noch Zeit, zurückzuspringen.

Ludo, Negroni und einige von den Leuten, die dieses Schauspiel angelockt hatte, fingen laut zu lachen an. Nun stand die Kleine da, immer geduckt und zum Sprunge bereit, und sah Magliato an. Der grinste.

„Genug davon, lass das!" sagte Ludo.

Die Kleine wendete ihre Augen auf den Lieutenant, und plötzlich wechselte ihr Gesichtsausdruck. Sie richtete sich keck auf, lachte, dass man ihre weißen, spitzen Zähne sah und sagte italienisch, aber mit eigenthümlichem Accent, beinahe wie die Deutschen italienisch sprechen:

„Buon giorno, signor tenente."

„Aha," lachte Negroni, „ihr scheint ja gute Freunde zu sein."

„Ich sehe sie schon zum drittenmal," antwortete Ludo.

Negroni wandte sich an Nimba:

„Komm her! Du sprichst italienisch?"

Sie antwortete ohne Stocken, zum großen Vergnügen der Mannschaften, die sich um die Officiere gesammelt hatten:

„Benone!"

„Wo hast du's gelernt?"

„Von meinem Vater. Er wohnt in Gullaba."

„Es ist gar nicht ihr Vater, Herr Lieutenant," unterbrach Magliato, „es ist ein alter Hund von einem Mestizen. In Gullaba heißt er der ‚der Jude'. Und mit dem lebt sie zusammen."

„Du lügst!" rief sie und sah ihm in die Augen, „Fatun ist mein Vater. So wahr du der Sohn einer . . ."

Und sie beendet den Satz durch eine Salve von Schimpfworten, die eine intime Kenntnis des Italienischen verriethen.

Negroni wartete belustigt, bis sie sich beruhigt hatte. Dann setzte er das Verhör fort. Sie schaute den Officieren beim Sprechen frech in die Augen und war jetzt ganz gleichgiltig dagegen, dass der Jutelappen herunterrutschte und ihre Brust zur Hälfte entblößte.

„Was ist dein Vater?"

„Kaufmann. Er handelt mit Conserven, Tabak, Spiritus."

„Und du?"

„Ich helfe ihm."

„Und hieher kommst du, um den Askaris Schnaps zu verkaufen, nicht wahr? Und um zu spionieren?"

„Ich spioniere nicht, signor tenente. Lieutenant Giuseppe weiß es genau . . . Ich spioniere nicht!"

Sie schien sehr erregt über diese beleidigende Verdächtigung.

„Weißt du was," sagte Negroni, „ich werde dich von meinen Leuten festnehmen und erschießen lassen?"

Sie fing zu lachen an. Ein Lachen, so zart wie das Girren einer Taube.

„Ich bin zu klein zum Todtschießen," sagte sie.

Sie ließ ihren Blick über die Männer wandern, die sie umstanden. Und dieser Blick war so anmuthig, dass er sich auf all diesen rauhen Gesichtern spiegelte und sie weich werden ließ. Alle fühlten zu gleicher Zeit etwas Merkwürdiges, ein Gefühl, gemischt aus einem ziemlich grausamen Wunsch und der Scham, diesen Wunsch zu zeigen . . . Diese violetten Augen begegneten Negronis Blick — und er war so überrascht von ihrer Festigkeit, dass er die Augen abwandte, als wollte er einem Verhängnis entfliehen.

„Was befehlen der Herr Lieutenant mit ihr zu thun?" fragte Magliato.

Negroni zuckte die Achseln und kehrte sich weg.

„Gott, lass sie laufen," sagte Ludo, „sie ist nicht gefährlich."

„Marsch, drück' dich," sagte der Riese.

„Buona sera, signori tenenti," sagte die Kleine und machte ihr Compliment.

Sie hüllte sich mit komischer Feierlichkeit in den Jutelappen und verhüllte Hals und Schultern bis ans Kinn, vergaß aber, dass sie dadurch unten ihre rehschlanken Beine bis übers Knie entblößte. Als sie an Magliato vorbeigieng, zeigte sie ihm die Zunge. Er stampfte mit dem rechten Fuß auf den Boden, wie einer, der einen Hund fortjagt. Nimba lief schleunigst davon. Ein paar Soldaten liefen ihr nach, und der Bursche schloss sich ihnen alsbald an.

Die Nacht hatte jetzt die schwarzen Fäden zusammengezogen, die sie seit zwei Stunden allmählich durch den leichten grauen Einschlag des Nebels gewebt hatte. Die Luft war warm. Aber zugleich fühlte man unter den Kleidern auf der Haut eine kühle Feuchtigkeit. Um diese Stunde, wenn die Pfeifen ausgeraucht waren, holten die beiden Officiere gewöhnlich Flöte und Violine und spielten zusammen, meist auswendig, ihre Lieblingsmelodien. Sie liebten klassische Musik, die Präludien von Bach, Menuette von Mozart, Haydn oder Beethoven.

Aber heute abends zog Negroni nach einigen Augenblicken des Schweigens seine Jacke an, klopfte seine Pfeife am Tischfuß aus und stand auf:

„Ich bin todtmüde," sagte er, „ich gehe schlafen."

„Schon?" sagte Ludo, „es ist noch nicht acht."

„Ich fall' um vor Schläfrigkeit. Auf morgen. Geh auch zu Bett. 's ist das gescheiteste, was du thun kannst."

„Ich hab' gar keine Lust, schlafen zu gehen," sagte Ludo, „geh' du nur zu Bett. Ich musiciere allein noch ein bisschen."

Negroni stand stramm da und richtete sein Nachtvogelgesicht auf Ludo. Er schien nach Worten zu suchen, um etwas zu sagen, fand sie aber nicht. Er streckte seinem Freunde die Hand hin.

„Gute Nacht, sei vernünftig. Wickel' dein Bein nur gut ein."

„Sei unbesorgt. Gute Nacht."

Sie schüttelten sich die Hand. Negroni gieng nach dem Westende des Lagers. Er konnte im Dunkeln ungewöhnlich gut sehen. Seine gelben Nachtvogelaugen sammelten sozusagen auch die kleinsten Lichtflecken aus dem Dunkel. Als er fünfhundert Schritt von Ludos Zelt war, hörte er den dünnen Klang der Flöte . . . Es war das Ochsenmenuett von Haydn. Die Töne drangen mit seltsamer Klarheit durch die nebelige Nacht . . . Negroni blieb einen Augenblick stehen, auf einem freien Platz, um den der Wagenpark des Detachements aufgefahren war. Ihm war's, als fühlte er den Athem seines Freundes auf seiner Stirn bei jedem Ton, den er da unten blies. Einen Augenblick hatte er Lust zurückzugehen. Er blickte in die nebelige Nacht, in der er die gelben Lichthöfe der Feuer sah und die Umrisse der Hütten und Zelte, die Gestalten der Leute erriethen. Wie ein warmer Westwind umschmeichelte ihn die Erinnerung. Er sah das Haus seines Vaters. Den Vater selbst, diesen kleinen, vertrockneten, hochnasigen Zollbeamten. Er sah seine ungekämmte, schlecht gekleidete Mutter, wie sie das Essen bereitete, während der Alte am Hafen seine Pfeife rauchte. Dann stieg Modena in seiner Erinnerung auf, die grauen Gebäude der Kriegsschule, und sein Freund, der kleine Giuseppe, wie ihm der blonde Flaum auf den rothen Wangen zu sprossen anfieng. Und was für kluge, blaue Augen ihn aus seinem Gesicht anlächelten! Und

ah er die Fahrt über das rothe Meer. Und den Marsch durch ɛt des Mareb und die Schlacht bei Debrailah und Ludo, ɔ, den bleichen Kopf in den Kissen, verzweifelt, dass er verwar und nicht weiter kämpfen durfte . . . Und dann mit al dachte Negroni an die kleine Eingeborne, die Magliato rgeführt hatte. Er rief sich diese Augen zurück, die violettem glichen und so fest blicken konnten . . . Und abergläubisch, wie r, machte er mit dem zweiten und kleinen Finger das gegen den bösen Blick.

Die Flötentöne schienen jetzt von dicht nebenan zu kommen. Bewegung der Zunge war zu unterscheiden. Negroni begann n weiterzugehen, der Lisière des Lagers entlang. Dort unten, der unbestimmten Helligkeit, wo Gullaba in der Ebene lag, ɛr geheimnisvolle Süden. Eddaga-Hamus, Makalla, Adua. würde der Sieg sein oder die Niederlage; eins oder das andere auftauchen aus diesem unbekannten Dunkel.

Negroni näherte sich den Feuern. Er gieng durch einen Haufen ɛcruten, inmitten derer der eingeborene Unterofficier Hassan bende Reden hielt. Er winkte ihnen zu, liegen zu bleiben; allein salutierte. Etwas weiterhin traf er auf eine Gruppe, ɪ ein Zeichen seiner Annäherung in Unruhe gerieth und ausɛrstob. Aber Negroni erkannte noch den seltsamen Umriss von s schlanker Gestalt. Sie lief zuerst auch davon. Plötzlich aber ie stehen und schien ihn trotzig erwarten zu wollen.

„Was thust du hier noch?“ fragte Negroni und packte sie am ɪgen.

Sie erwiderte nichts. Sie sah ihn an, und ihre Augen und and lachten.

„Du weißt,“ sagte der Officier wieder, „wenn du den Askaris ɪs verkaufst, lasse ich dich . . .“

Er sprach nicht weiter und schaute sich um. Seine Hütte war vanzig Schritte entfernt und leer. Selbst sein Bursche war nicht da. Denn er war gewohnt, dass sein Herr mindestens bis zehn Uhr bei Ludo blieb.

Er hatte die Kleine losgelassen. Sie wartete, ohne einen Fluchtversuch zu machen, ohne sich zu rühren.

Er schob sie mit einer gewissen Brutalität vor sich her in die Hütte.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. In dem Artikel der Nummer 178 „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland“ von Professor Alfred Stern sind folgende Druckfehler zu berichtigen: Es ist zu lesen: S. 134, Z. 22 des Artikels, „den Acten“ statt „dem Acte“; S. 134, Z. 46, „reimt sich nicht“ statt „reimt sich“; S. 135, Z. 7, „zeugt“, statt „zeigt“; S. 135, Z. 23, „auszuspinnen“ statt „auszusprechen“; S. 135, Z. 9 von unten, „des Soldaten“ statt „der Soldaten“.

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek

Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock

Assistent: Ernst v. Rosmann.

Telephon Nr. 10029.

Foulard-Seide 65 kr. bis fl. 3.35 p. Meter in den neuesten Dessins und Farben — sowie **schwarze, weiße** u. **farbige Henneberg-Seide** v. **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste &c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins &c.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (k. u. k. Hoflieferant).

Die dreiunddreissigste ordentliche

Generalversammlung

der k. k. privilegirten

Allgem. Österreichischen Boden-Credit-Anstalt

findet am 14. April 1898

in Wien, Teinfaltstraße Nr. 8, vormittags 10 Uhr statt.

Verhandlungsgegenstände:

a) Bericht des Gouverneurs.
b) Bericht der Censoren.
c) Beschlussfassung über die Gesellschaftsrechnungen und die Verwendung des Gewinnes (Art. 61, 68 und 69).
d) Wahl von Verwaltungsräthen.
e) Wahl eines Censors.

In dieser Generalversammlung sind jene Herren Actionäre stimmberechtigt, welche mindestens einen Monat vor Zusammentreten derselben, daher **bis längstens 14. März l. J.,** fünfzig Actien (Interim-Scheine) nebst Coupons im Sinne des Art. 25 der Statuten bei der Gesellschaft in **Wien** (Teinfaltstraße Nr. 8) oder in **Paris** (Place Vendôme Nr. 16) deponieren.

Die Zeit.

XIV. Band. Wien, den 12. März 1898. Nummer

Die Pflicht des Misstrauens.

Kritik ist Misstrauen. Kritikloses Vertrauen allen Verfügungen der Obrigkeit entgegenzubringen, ist im absolutistischen Staat des beschränkten Unterthanenverstandes erste Pflicht. Im constitutionellen Staat ist es umgekehrt die Pflicht der Bürger, die Regierung zu kritisieren, und das heißt: allen ihren Unternehmungen mit Misstrauen zu begegnen. Sie ist die wichtigste und wohl auch die schwierigste unter allen constitutionellen Pflichten zugleich. Nicht nur die schlechten politischen Freiheitsgesetze, auch die Vertrauensseligkeit der Bevölkerung und ihrer Wortführer in der Presse, in den Versammlungen und im Parlament ist ein Ueberbleibsel aus dem absolutistischen Staat, das uns noch anhängt. Nichts war bisher leichter für eine neue Regierung in Oesterreich als von der Oeffentlichkeit einen Vorschuss an, wenn auch nur passivem, Vertrauen zu erlangen. Wie vertrauenstrunken ist die Coalitionsregierung, wie noch selbst das Ministerium Badeni begrüßt worden — die Coalitionsregierung, die man als eine neue Epoche in der Geschichte Oesterreichs, der Graf Badeni, den man als den letzten Ministerpräsidenten des regierenden Kaisers ausrief. Schlechte Regierungen sind die besten constitutionellen Lehrmeister. Wir haben wahrlich so harte Lehrmeister gehabt, dass es nicht wundernehmen kann, wenn auch bei uns nun endlich die Pflicht des Misstrauens zu neuen Regierungen begriffen wird. Das neu geborene Cabinet Thun macht sie uns ganz besonders leicht. Seine Entstehungsgeschichte wie seine Zusammensetzung bilden zu gewichtige thatsächliche Bedenken, als dass sie auch durch die glattesten Programmphrasen zerstreut werden könnten.

Wie der Sage nach in gewissen Adelshäusern vor einem Todesfall die Ahnfrau erscheint, so pflegen sich in Oesterreich erfahrungsmäßig die reactionären Ministerien durch gespensterhafte Zwischen-Ministerien anzukündigen. Schon unter dem Zwischen-Ministerium Gautsch ist der ingeniöse Plan der Camarilla bekannt geworden. Im Jubiläumsjahr sollten zunächst, möglichst friedlich, streng parlamentarisch die Staatsnothwendigkeiten, wie Ausgleich und Budget erledigt werden. Die Gemüther der voraussichtlichen Opposition sollten beruhigt, ihre Wachsamkeit sollte eingeschläfert werden. Dann erst käme aus dem Hinterhalte der reactionäre Staatsstreich über sie, der sie unvorbereitet träfe, ehe sie sich seiner versehen hätten. Wie die Worte der Propheten auf den Messias, so passt diese Voraussage auf das Ministerium Thun. Der politische Kopf des Cabinets, der Graf Thun, ist augenblicklich der Favorit der Camarilla. Bekannt als begeisterter Anhänger des böhmischen Staatsrechtes, der Landtags-Omnipotenz und aller clerical-feudalen Vergangenheitsideale, müsste er seinem eigenen Geist untreu werden, wollte er nicht, nunmehr zur Macht gelangt, seine politischen Anschauungen mit allen Mitteln zu verwirklichen streben. Und in seinen Mitteln ist Graf Thun nie sonderlich wählerisch gewesen. Darüber wüsste der nunmehrige College und Mitarbeiter des Grafen Thun, der Finanzminister Dr. Kaizl, aus der Leidenszeit der jungczechischen Partei unter der böhmischen Statthalterschaft des Grafen Thun, aus der Zeit des Ausnahmszustandes manch' erbauliches Geschichtchen zu erzählen. Nur zwei Aussprüche des Grafen Thun sind berühmt geworden. Der eine stammt aus einer böhmischen Landtagsrede vom Jahre 1888 und betrifft die heilige Wenzelskrone. Mit dem anderen hat Graf Thun eine Mittelschuldirectoren-Deputation überrascht, die ihm als Statthalter anlässlich des Todes des Erzherzogs Albrecht einen Condolenzbesuch abstattete.! Der Ausspruch, dessen edlen Sinn der jungczechische Abgeordnete Dr. Kramář 1895 in einer Parlamentsrede treffend gekennzeichnet hat, lautet: „Wer nicht pariert, dem wird das Genick gebrochen". Bezeichnet jener Ausspruch das nächste Ziel des Grafen Thun, so dieser die Mittel, die er anzuwenden nie blöde war. „Wer nicht pariert, dem wird das Genick gebrochen", und wenn, wie vorauszusehen, die Verfassung nicht pariert, so wird eben der Verfassung das Genick gebrochen und denen, die sie etwa zu vertheidigen wagen sollten, nicht minder. Graf Thun würde freilich den wohlausgedachten Plan der Camarilla zerstören, wollte er gleich jetzt der Verfassung das Genick brechen. Denn auch die Camarilla braucht die Verfassung noch eine Weile. Ohne die Verfassung ist einstweilen, so wie die staatsrechtlichen Verhältnisse derzeit noch liegen, der Ausgleich mit Ungarn gemäß dem bekannten ungarischen Gesetzartikel nicht zu Stande zu bringen. Auch wäre das allgemeine Genickbrechen eine üble Einleitung zu der bevorstehenden Friedensfeier des Regierungsjubiläums. Ohne die Annahme eines inneren Gesinnungswechsels wäre es daher vollständig zu erklären, wenn Graf Thun vorläufig mit der Verfassung und mit dem Parlament zu regieren trachten würde, um dann beiden den Garaus zu machen.

Sowie die Vergangenheit des Grafen Thun und die Entstehungsgeschichte seines Cabinets, spricht auch dessen Zusammensetzung für diese bedenkliche Conjectur. Es ist ein Ministerium mit verschiebbaren Coulissen, mit denen man mehrere verschiedene Scenen stellen kann. Die Scene, die jetzt im Gange ist, heißt verfassungstreu. Die erforderliche Coulisse bildet der Abgeordnete des verfassungstreuen Großgrundbesitzes Dr. Baernreither, der als Handelsminister und, wie seine Parteigenossen selbst sagen, als Wächter der (offenbar bedrohten) Verfassung das Cabinet ziert. Dass er bestimmt ist, im gelegenen Augenblick zur Seite geschoben und durch eine andere Coulisse ersetzt zu werden, darüber sind die Mitglieder der parlamentarischen Majorität und die Parteigenossen des Dr. Baernreither vollständig einig. Was dann noch übrig bleibt im Cabinet Thun, sind zunächst die drei Minister-Coulissen der parlamentarischen Majoritätsparteien, Dr. Kaizl, Baron Kast, Herr v. Jedrzejowicz. Sie deuten auf eine andere Scene, deren Text in den verschiedenen autonomistisch-clericalen Adressen der Majorität geschrieben steht. Aber auch sie können weggeschoben und ersetzt werden. Dann bleiben noch die vier Beamten-Minister übrig, mit denen wieder eine andere, eine parlamentlose Scene hergestellt werden kann, die vielleicht auch manchen Theilen der gegenwärtigen parlamentarischen Majorität zu stark werden könnte.

Bequem wäre es für die Opposition, sich bei einigen harmlosen Programmversicherungen des neuen Ministeriums zu beruhigen und im übrigen die Zukunft für die Zukunft sorgen zu lassen. Bequem wäre es, aber im höchsten Grade verderblich. Zu große Wachsamkeit ist noch niemandem zum Schaden ausgeschlagen. Alle Zeichen, unter denen das Ministerium Thun ins Leben getreten ist, deuten auf böse Hintergedanken. Wenn je, so ist in diesem Falle dreifach gepanzertes Misstrauen die oberste Pflicht der Opposition. Die Vogel Strauß-Politik hat ihr schon unter Badeni einen bösen Streich gespielt. Auch der Graf Badeni war, als er zur Regierung kam, kein Neuling mehr in der Politik. Schon allein seine brutale und schwindelhafte galizische Vergangenheit hätte ihr als Warnung dienen können. Aber sie ließ sich nicht warnen. Die Schilderungen, die galizische Gewährsmänner von der halbasiatischen Wirksamkeit des Statthalters Badeni entwarfen, fanden bei ihr damals ein taubes Ohr. Auf einige klingende Programmworte gab sie sich ihm ein Jahr lang hin zu allem, was er brauchte, zur Justizreform, zur Steuerreform, zur Wahlreform, zur Budgetbewilligung. Dann aber als dreifacher Reformminister saß er fest im Sattel und ritt ihr davon. Hätte sie vom Anfange an dem Grafen Badeni das durch seine Vergangenheit reichlich begründete Misstrauen entgegengebracht, so wäre er nie so groß, der Kampf gegen ihn wäre nicht so lang und so schwer, das Unglück, das er über Oesterreich gebracht, nicht so schmerzlich geworden. So wird auch diesmal die Opposition sich selbst manche Gewaltanstrengung, Oesterreich einigen Jammer ersparen können, wenn sie den aller Voraussicht nach unvermeidlichen Entscheidungskampf nicht verschiebt, bis sich der Gegner selbst stark genug zum Angriff fühlt, sondern sofort in medias res geht. K.

Anastasius Grün und Bauernfeld am 13. März.

Mit ungedruckten Briefen, mitgetheilt von Dr. Bruno von Frankl-Hochwart.

Das war ein kühnes Unterfangen. Schon waren 48 Stunden seit dem Tage im Landhause vergangen — bei Hof herrschte volle Rathlosigkeit, im Volke Unsicherheit. Bauernfeld, auf das gewaltigste erregt von den Ereignissen, begeistert, nach Rettung suchend, geht über den Graben, trifft seinen Freund Anton Grafen Auersperg (Anastasius Grün), der seiner „richtigen Combination der Zeitbewegungen" vertrauend am 13. März morgens von Graz in Wien eingetroffen war, und ruft ihm zu: Gehen wir zum Kaiser und fordern wir eine Constitution!

Und die beiden Dichter eilten in die alte Hofburg und wichen nicht, bis sie die Zusicherung einer Verfassung erhalten hatten.

Bauernfeld hat diese Scene in seinen Erinnerungen aus Alt- und Neuwien plastisch geschildert, wie er mitten unter den Generälen und Excellenzen im verstaubten Rock, mit Demokratenhut, den Stock in der Hand, dasteht und mit feurigen Worten das Unabweisliche einer Entscheidung darlegt, wie aus halbgeöffneter Thüre die Erzherzogin Sophie herausblickt und

Digitized by Google

Auersperg bittend die Hände erhebt, wie endlich Erzherzog Franz Karl Bauernfeld einen Zettel gibt, auf dem die Worte stehen: Ich gebe „Constitution und Pressfreiheit“ — ohne Unterschrift — „Geben Sie das dem Volke.“ Es folgten Conferenzen, und noch abends konnte Bauernfeld unter Jubel im juridisch-politischen Lesevereine verkünden, dass die Verleihung der Constitution unmittelbar bevorstehe.

Die beiden Männer hatten ein kühnes Spiel gewagt. Hätte die Regierung sich stark genug gefühlt, dann hätte der Weg wohl zum Spielberg geführt. In den bewegten Ereignissen vom Mai bis zum October verblasste das Ereignis und blieb ohne Nachwirkung.

Bauernfeld gerieth in einen wahren Freiheitsparoxysmus, erkrankte schwer infolge der Aufregung und wurde, sobald er nur befördert werden konnte, von seinen Freunden zur Abreise von Wien bewogen.

Dass die That Bauernfeld bei ruhiger Ueberlegung auch nicht unbedenklich schien, beweist ein Brief an Ludwig August Frankl aus Graz vom 21. April 1848.

„Ein fast völlig Genesener — schreibt er — welcher am 27. d. M. zu Castelli absegeln wird, sendet Dir seinen freundlichsten Gruß. — Auersperg sagt mir, Du wünschest eine Mittheilung unseres Auftretens bei Hof in den Märztagen, meiner Ansicht und Empfindung nach muss dies einer späteren Zeit aufbewahrt bleiben — bei aller Pressfreiheit gibt es Rücksichten der Delicatesse — wenigstens für den Augenblick. Die Wahrheit soll aber dabei in der Folge nicht zu kurz kommen. Willst Du die Sache im allgemeinen erwähnen, so beschränke Deine Notiz darauf: dass ich es war (Auersperg und den Grafen Ottokar Czernin nahm ich als Begleiter mit), welcher nach Hofe gieng und dem E. H. Stephan und Franz Karl eröffnete, dass nur die Ertheilung einer Constitution Oesterreich befriedigen und retten könne, sowie ich auch (es war am 15. März mittags) zur äußersten Beschleunigung drängte. — Im Grunde ist aber auch eine solche Notiz jetzt überflüssig und hätte wohl gar den Anschein, als wollte man sich wichtig machen. Als kleines Memoire für den künftigen Geschichtsschreiber werde ich aber jedenfalls meinen Antheil an den drei Märztagen gelegentlich zu Papier bringen.

Bis halben Mai hoff' ich in Wien zu sein — seht, wozu Ihr mich dann brauchen könnt. Beamter — in was immer für einer Form — will ich aber durchaus nicht mehr sein. Hat sich alles befreit, so will nicht minder frei werden

Dein

Bauernfeld.“

Es soll, da seit dem Erwachen des Freiheitsgeistes in Oesterreich 50 Jahre vergangen sind, nicht vergessen sein, dass wohl wirtschaftliche Momente bei der Bewegung mitgewirkt, dass sie gewissermaßen den Boden gedüngt haben, aus welchem die Revolution ihre Kraft sog. Ausgegangen ist sie aber aus der Bourgeoisie, aus den edelsten Geistern derselben, und als ein Kampf der Geister war sie geplant. Mit Unwillen folgte die Gironde den späteren Schreckensereignissen, und im Februar 1849 schrieb Auersperg an Bauernfeld: „Die geistige Unfähigkeit und sittliche Verwilderung der Massen gibt ein schlechtes Material für den neuen Staatsbau, und die Freiheit lässt sich nicht erkriechen, man mag vor den Soldaten oder vor den souveränen Schuljungen auf dem Bauch liegen.“

Ein schönes Blatt in dem Ruhmeskranz Auerspergs ist uns in einem Brief erhalten, den dieser am 13. März selbst an den Vater seiner Frau, Excellenz Grafen Ignaz von Attems, Landeshauptmann der Stände Steiermarks, in Graz gerichtet hat. Auersperg hat diesen edlen hochgesinnten Mann geliebt und verehrt. Er weiß in dem Briefe seine Begeisterung für die Sache mit der zartesten Rücksicht auf die Gesinnungen des im entgegengesetzten Lager stehenden Mannes zu vereinen. Das Schreiben ist aber auch aus andern Gründen denkwürdig, weil wenige Briefe, die unmittelbar nach den Ereignissen geschrieben sind, vorhanden sein dürften und weil er wohl die erste Nachricht von dem Aufstand nach Graz gebracht hat.

Hier der Brief:

„Lieber Vater!

Ich schreibe Dir unter dem Eindrucke von Ereignissen, die mir in wenigen Stunden vor das Auge führten, wozu sonst die Erlebnisse eines Menschenalters kaum Anlass boten. Die Differenzen unserer Ansichten über die Bewegungen der Zeit verhindern Dich nicht, meine guten redlichen Absichten anzuerkennen, mich nicht, Dein edles Herz anzuerkennen und Dir in innigster Liebe und Verehrung hingegeben zu sein. Darum richte ich meinen Bericht über die hiesigen Ereignisse zuerst und vor allem an Dich, dem ich überdies noch den Kern meines Lebensglückes, die liebe Hand meiner angebeteten Marie verdanke, und erlaube mir, im traurigen Ahnungsblicke auf mögliche ähnliche Demonstrationen während des Landtages in Graz, einige Erfahrungen Dir mitzutheilen, die ich in den Momenten der größten Aufregung, die mich umgab, machen konnte. Einen Detailbericht kann ich Dir wegen Stoffmenge nicht machen, das Resultat aber ist folgendes: Die durch alle Classen unserer Bevölkerung gehende und so lang gehemmte Fortschrittsbewegung hat sich in dem lebendigsten, edelsten, begeisterungsfähigsten — darum aber auch zu Uebertreibungen geneigtesten — Elemente unseres Volkes, nämlich der Jugend, und zwar der studierenden, Luft gemacht, gestern durch Ueberreichung einer auf dem Universitätsplatz beschlossenen Adresse, heute durch Versammlung im Landhaushofe und der ganzen Umgebung, Eindringen in den Rathsaal der tagenden Landstände und gewaltsames Erringen des Beitrittes der Stände zu ihren Forderungen, welche in gemäßigter Form ohnedies von den Ständen in Antrag gebracht werden sollten. Im Hofe des Landhauses dicht Kopf an Kopf, der Brunnen diente zur Tribüne, wo aufregende und beschwichtigende Reden von meist jugendlichen, aber gewaltigen Talenten gehalten wurden, deren Endpunkte auf die Forderungen folgender Punkte verliefen. Erster und am lautesten und ungestümsten unterstützter Punkt: Entlassung des Ministeriums, insbesondere Metternichs! Dann Pressfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetze, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, Geschworenengerichte, Gleichstellung aller Religionsculte, Volksvertretung durch freie Wahlen aus allen Ständen — schwächere Unterstützung fand das Begehren der Volksbewaffnung. Das Volk redete durch seine Wortführer, endlich auch die Stände durch die ihrigen, das Volk gut, weil bestimmt, die Stände minder gut, weil unbestimmt und Versprechungen versprechend. Endlich beschwichtigte die Mittheilung, dass sich die sämmtlichen Herren Stände augenblicklich zu Sr. Majestät verfügen werden, um die ausgesprochenen Volkswünsche zu unterstützen, die gährende Menge, die schon früher einmal zur Demolierung des Landhauses Miene gemacht, Thüren und Fenster zertrümmert hatte. Hier liegt die große Erfahrung, die ich gemacht habe und Dich zu beherzigen bitte. Kommt es in Graz dahin, was sehr zu befürchten, dass die Stände gegenüber der Volksmasse sich zu erklären haben, so bitte und beschwöre ich Dich, um Gotteswillen, eine bestimmte, deutliche Sprache zu führen und augenblickliche Schritte zur Abhilfe zu sichern. Der Erfolg steht in einer höheren Hand, aber mit Versprechungen ohne Garantien lässt sich das Volk nicht mehr abspeisen oder beschwichtigen. Dies wäre mein redlicher, gutgemeinter Rath. Uebrigens auch noch den: ja kein Einschreiten der Polizei- oder Militärmacht, hier hat es guten Eindruck gemacht, dass vor dem Landhause keine Spur von Polizei-Individuen zu erblicken war, schlechten Eindruck aber, dass die Burg durch starke Militärposten abgesperrt ist und dieses im Angesicht des Publicums scharf geladen hatte. In diesem Augenblicke sind alle Stadtthore gesperrt und nur die Fußpforte für die Hinausgehenden geöffnet. Man fürchtet das Hereinströmen der proletarischen Vorstadtbevölkerung. Die Landhausscenen sah ich im Landhause selbst von Doblhoffs Wohnung aus. Als ich mühsam beim Fortgehen mich durchdrängte, ritt Erzh. Albrecht durch die Menge, die ihn zwar mit Vivat empfieng, aber doch einige Rufe um Pressfreiheit, Entlassung Metternichs nachschleuderte. Beruhige meine liebe Marie, zu der ich vielleicht noch heute zurückkehre, da in dieser Zeit die Stellung jedes einzelnen es erheischt, sein Haus und die Seinigen zu wahren und zu schirmen. Gott segne und schirme Dich! Lässt sich auf geeignetem Wege dahin wirken, dass Straßenkrawalle beseitigt werden, so leite im Einverständnis mit patriotischen, aber die Volksstimmung kennenden Männern würdige Vorkehrungen ein, denn die Masse ist eine gewaltige, aber jeder Leitung momentan unfähige Kraft.

An Dich und Mama tausend Handküsse und Umarmungen von Deinem

Dich herzlich liebenden Sohn

In sichtlicher Eile! A. Auersperg.

Theile auch gefälligst meinem Freund und Vetter Gleispach diesen Brief mit, da ich nicht mehr Zeit finde, an ihn zu schreiben, und ich ihn für so wohlwollend und einsichtsvoll halte, dass auch er durch redliche und taktreiche Mitwirkung seines Talentes im patriotischen Sinne in seinem und weiterem Kreise zur Entfernthaltung roher und zerstörender Elemente beitragen kann.“

Das Wiener Proletariat am 13. März 1848.

Gegen die fünfte Nachmittagsstunde des 13. März 1848 stand es um die Sache der Revolution ziemlich schlimm. Der Kampf hatte nach und nach an Heftigkeit abgenommen, bis schließlich die äußerste Erschöpfung auf beiden Seiten ihn zum Stillstand brachte.

Was die Menge gewollt und worum sie stundenlang mit fast unbegreiflich erscheinendem Muthe und bewunderungswürdiger Todesverachtung gekämpft hatte, war nicht erreicht. Nach wie vor barg das bürgerliche Zeughaus hinter verschlossenen Thüren seine Vorräthe, und der blutige, zähe Kampf mit Steinen, Stöcken, Latten, Balken gegen die Säbel der Kürassiere, gegen die Gewehre und Bajonnette der Grenadiere hatte an der Waffenlosigkeit der Revolution nichts geändert. Fort und fort hatten sich dieselben Scenen abgespielt: die Menge dringt durch die kleinen Nebengässchen auf den Hof, stürmt gegen das Zeughaus, versucht vergeblich das Thor zu sprengen, wird von der erbarmungslos mit scharfer Klinge einhauenden Cavallerie zurückgetrieben, um, kaum wieder in den kleinen Nebengässchen in Sicherheit, seine Verfolger mit einem Steinhagel — die Munition tragen Weiber und Kinder unermüdlich hinzu — zu überschütten, wieder vorwärts zu dringen, wieder zurückgetrieben zu werden; Grenadiere dringen mit gefälltem Bajonnette vor, säubern den Hof,

verfolgen die Menge in die kleinen Nebengäſschen, wo mit der Schuſswaffe energiſch vorgegangen und das Volk zum Rückzuge genöthigt wird. Endlich aber war die Kraft des Widerſtandes erſchöpft. Zwar ſammelten ſich nach und nach wieder Menſchenmengen in der Nähe des Zeughauſes an, aber der Verlauf des Tages hatte zu deutlich gezeigt, daſs voller Kraftentfaltung des Militärs gegenüber das unbewaffnete Volk ſich nicht behaupten könne. Zuviel des Blutes war gefloſſen und die Menge in ohnmächtiger Wuth genöthigt, von jedem gewaltſamen Angriff abzuſtehen und ihrer Erbitterung in ungeſchminkten Worten Luft zu machen, rings umgeben von den entgegenſtarrenden Kanonenmündungen, Säbeln und Bajonnetten.

Ebenſo waren alle Verſuche, in die Hofburg einzudringen, geſcheitert. Ja, die ungeheuerlichen Pläne, die da ausgeheckt wurden, wider die vor dem Rieſenthore der Burg aufgeſtellte Artillerie überraſchend anzurennen, um dann die Geſchütze gegen die Burg ſelbſt zu kehren, verriethen ſchon an und für ſich den Paroxysmus der Verzweiflung, die zuſchnürende Erkenntnis der eigenen unzulänglichen Kraft.

Allerdings konnte man ſagen, daſs auch das Militär, deſſen Einſchreiten ja anfangs den Zweck gehabt hatte, die Menge auseinanderzutreiben und dergeſtalt die Revolution zu beenden, ſeine Aufgabe nicht gelöst hatte. Die Menge hielt die Straßen und Plätze der inneren Stadt nicht minder beſetzt, als in den friedlichen Stunden des Vormittags, nur tauſendfach erregter, von Empörung und Verzweiflung gleich geſchüttelt.

Damit hörte aber auch die Analogie auf. Die Truppen, die tagsüber in Verwendung geſtanden hatten, wurden aus der inneren Stadt herausgeführt und vereinigten ſich mit dem auf dem Joſefſtädter Glacis aufgeſtellten übrigen Theil der Garniſon. So gering die Garniſon an Zahl auch war — an 9000 Mann — ſo wenig Zutrauen der eine oder der andere Truppentheil in Bezug auf ſeine Verläſslichkeit einflößen mochte — wie die italieniſchen Grenadiere — im weſentlichen beſtand kein Zweifel, daſs ſie der Revolution vollſtändig gewachſen war. Der größere Theil der Truppen hatte an den Kämpfen des Tages überhaupt nicht theilgenommen, da es ſich ja nur um die ohne großen Kräfteaufwand durchzuführende Sicherung der Hofburg, der Zeughäuſer und der Hauptſtraßenzüge der inneren Stadt gehandelt hatte. Wenn nun am nächſten Morgen der Kampf von neuem aufgenommen wurde, war das Ende ein leicht vorauszuſehendes. Was an der Revolution theilgenommen, ſaß, wie in einer Mauſefalle gefangen, die Kämpfer auf Seiten des Volkes konnten nur weniger, nicht mehr werden und waffenlos bleiben, wie ſie es geweſen waren. Zudem war ſtündlich das Eintreffen verlangter Truppennachſchübe zu erwarten.

Die flammende Revolution war dem Erſticken nahe. Darüber konnte nicht hinwegtäuſchen, daſs einzelne Trupps in der Stadt herumzogen, Fenſter und Fenſterſtöcke an öffentlichen Gebäuden zerſchlugen, an der kaiſerlichen Reitſchule, an der in der Stallburg untergebrachten Hofapotheke ihre Wuth ausließen, ein oder das andere Wächterhäuschen zertrümmerten, Geſchäfte, die den Namen Metternich auf dem Schilde zeigten, bedrohten und ſo fort. Und loderte ſie am nächſten Morgen wieder auf, nun ſie war ganz leicht zum Erlöſchen zu bringen. Insbeſondere entſchloſs man ſich für den äußerſten Fall, auch die äußerſten Mittel in Anwendung zu bringen und die Kanonen in Action treten zu laſſen, ein Plan, den in den kritiſchen Abendſtunden Fürſt Windiſchgrätz namentlich und Erzherzog Maximilian d'Eſte vertraten, der letztere übrigens nur durch des Oberfeuerwerkers Johann Pollett muthiges Dazwiſchentreten gehindert, nicht ſchon auf eigene Fauſt ein kleines fröhliches Schießen zu eröffnen.

Aber die Vorſtädte begannen ſich zu rühren.

Daſs ſchon an den Kampfſcenen, die ſich im Inneren der Stadt abſpielten, die unteren Volksſchichten, Fabriksproletarier und Handwerksgeſellen hervorragenden Antheil genommen hatten, wird von allen zeitgenöſſiſchen Schilderungen beſtätigt. Helfert*) ſchreibt den immer drohenderen und erregteren Charakter, den die urſprünglich beabſichtigte Demonſtration am 13. März annahm, dem Umſtande zu, daſs der „blaue Montag“ immer mehr Arbeiter und dergleichen Volk unter die beſſeren Herren gemengt habe, die urſprünglich die Demonſtration als Theilnehmer oder Zuſchauer mitmachten. Iſt ja dieſer Hiſtoriker in ſeiner Schilderung der Vorfälle, die dem Maſſacre vor dem Landhauſe vorangiengen, aufs lebhafteſte bemüht, nachzuweiſen, daſs die Todten in der Herrengaſſe als vielleicht unſchuldige Opfer des ernſten Ausganges eines übermüthigen Gaſſenjungenſtreiches gefallen ſeien. Es unterliegt gar keinem Zweifel: in dem Maße, als das beſſergekleidete Publicum in der Menge minder elegant ausſtaffierter Proletarier verſchwand, in demſelben Maße ſtieg der revolutionäre Inhalt der Ereigniſſe, bis endlich der Straßenkampf etabliert war. Eine Menge muſs vorzüglich aus Proletariern zuſammengeſetzt ſein, die ſich kühn dem Militär widerſetzt, ja, ſich nicht nur auf den paſſiven Widerſtand beſchränkend, ſogar ſelbſt zum Angriffe übergeht. Zum Angriffe freilich nur mit Stöcken und Steinen, mit Knütteln und Latten, was ja allerdings nicht das geringſte ritterliche, elegante Ausſehen hat und den Reactionären Veranlaſſung gibt, dieſen Scenen den Charakter eines Kampfes überhaupt abzuſprechen, ſie als bloße

*) In der anonymen Schrift: „Aus Böhmen nach Italien“. Frankfurt a. M., 1862

Raufexceſſe, wenn auch wüſteſter und gefährlichſter Art, hinzuſtellen. Aber gleichviel — Kampf oder Raufexceſs: beides weist ganz klar auf Proletarier als die Hauptacteure hin.

Ganz abgeſehen von dieſen allgemeinen Erwägungen liegen ſpecielle Beweiſe in dieſer Richtung vor. Unter den erſten Freiheitsopfern, den Todten der Herrengaſſe, befanden ſich zwei Arbeiter, eine Pfründnerin, ein Student und ein Kleinbürger. Die Verluſtliſte des Volkes aus den Kämpfen um das Zeughaus und in den anderen Gaſſen der Stadt weist faſt ausſchließlich Proletarier auf. Augenzeugen erzählen einzelne Details hervorragender und begeiſterter Theilnahme des Proletariates ſchon an den Ereigniſſen des Vormittages und von der immer wachſenden Bedeutung dieſer Theilnahme für die Kämpfe des Nachmittages.

„Schon zeitig früh“ — erzählt Violand*) — „bemerkte ich in der Herrengaſſe einzelne Arbeiter ſtehen, und ein Rieſenmenſch mit einem an allen Seiten geflickten Rocke, der ihm ſicher nicht angemeſſen und für ihn gemacht worden war, bewegte ſich, die ſchmutzige Kappe kühn auf ein Auge gedrückt, mit geballten Fäuſten, mit leuchtendem Blicke und rückwärts gebogener Haltung, ganz ſchlagfertig, wie zum Kampfe herausfordernd, mitten durch die Straße gegen das Ständegebäude hin. In den rückwärtigen Taſchen muſste er eine Menge Steine als Munition tragen; denn ſein Rock war ſtraff am Rücken geſpannt, und man ſah ihm an, daſs er ſich Gewalt anthat, um nicht von der Laſt der Taſchen nach rückwärts gezogen zu werden. An ſeiner Seite humpelte eilig, um mit ihm gleichen Schritt zu halten, ein kleiner, unterſetzter, ſchmieriger, ſchon ziemlich bejahrter Menſch mit einem langen Rock und mit umgeſchlagenen, zu langen Aermeln daher. Er war voll bepackt, jede Taſche ſtand weit von ihm, und die hinteren Rocktaſchen ſchlugen feſt auf die Waden. Als ich dieſe Leute in dieſem Aufzuge ſah, dachte ich gleich, daſs auch die Vorſtädte niederſteigen würden.“ Und ſie ſtiegen nieder, die Kinder der Vorſtädte und des Elends. „Ihre Wuth — erzählt Violand weiter — war an dieſem Tage furchtbar; das Leben ſchien für ſie keinen Wert zu haben. Einen Arbeiter ſah ich nachmittags am Graben, welcher bei einem Ausfalle des Militärs auf dem Hofe einen Bajonnettſtich in den Kopf, einen in den Arm und einen in den Fuß erhalten hatte. Während des ſich ſelbſt Verbindens mit den zugeworfenen Taſchentüchern einiger Umſtehenden zeigte er das fließende Blut, forderte mehrere arme Leute zum Kampfe auf — an die Gutgekleideten wandte er ſich nicht — und ganz unbewaffnet, wie er war, gieng er dann abermals gegen den Hof, um das Militär zu reizen und einen entſcheidenden Kampf herbeizuführen, indem er mit aller Ruhe ſagte: am Leben liege ihm nichts, heute wolle er entweder todt bleiben oder die hohen Herren müſsten geſtürzt werden u. ſ. w.“

Dieſe Proletarier waren ſchon im Laufe des Vormittags in die Stadt gekommen. Zum Theile wenigſtens nicht ungerufen. Nach Kudlich**) hätten radicale Studenten in den Vortagen des 13. März „wie die Biber“ gearbeitet, um die Arbeiter zu einer Mitwirkung an der Demonſtration zu beſtimmen. Und es mochten am 13. März ſelbſt Boten in die Vorſtädte und Vororte hinausgeeilt ſein, die Arbeiter zum Succurs zu bewegen. Sie muſsten übrigens auch von ſelbſt kommen, je mehr die Kunde von dem, was ſich in der Stadt vorbereite, zu ihnen drang. Dieſe Zuflüſſe aus den Vorſtädten aber hörten auf, als zwiſchen 1 und 1½ Uhr nachmittags die Stadthore geſperrt und niemand mehr hineingelaſſen wurde. Die Menge jedoch, die vor den Thoren ſtand und Einlaſs begehrte, wurde immer größer. Denn war in den Vormittagsſtunden die Arbeit in den Induſtrievierteln größtentheils weitergegangen und hatte die Armee der Arbeitsloſen vorzüglich und derer, die „blaumachten“, jene Leute geſtellt, die in der inneren Stadt auf Leben und Tod kämpſten, ſo war am Nachmittag die Arbeit faſt nirgends wieder aufgenommen worden, und die Maſſe der Arbeiterbevölkerung ſtand bereit, in die Ereigniſſe einzugreifen.

Die eintretende Dunkelheit brachte den Moment, wo das Proletariat entſcheidend in Action trat.

Die Proletarierhaufen, die in den Nachmittagsſtunden in die Stadt wollten, fanden die Thore geſperrt und Kanonenſchlünde dräuend gegen ſich gerichtet. Jetzt ſuchten ſie, ſich gar nicht um die drohenden Kanonen kümmernd, die Thore einzurennen. Es gelang ihnen aber nicht, in die Stadt einzudringen. Die Erfolgloſigkeit dieſer Verſuche brachte die Menge in Raſerei. Sie umkreisten heulend wie hungrige Wölfe die Stadtmauern, brannten die Spaliere nieder, zertrümmerten vor dem Burgthore die rieſigen Gascandelaber und machten bei den Thoren Feuer an, um ſo in die Stadt dringen zu können. (Violand.) Ein Theil kehrte in die Vorſtädte zurück, während andere Züge aus den Vorſtädten ſich gegen die Stadt zu bewegten.

Seit ſechs Uhr abends wälzte ſich aus Fünfhaus, Sechshaus und den angrenzenden Gründen ein ununterbrochener Menſchenſtrom über die Mariahilferſtraße der Stadt zu. Die Reſervoire des großſtädtiſchen Elendes hatten ſich geöffnet, und nun ergoſs ſich der trübe, aber reißende Strom des hungrigen und in Fetzen gekleideten Proletariates aus den Elendvierteln, aus den „bloßfüßigen Gründen“ über die Mariahilferſtraße. Der ruhige, ehrſame Bürger erſchrak und ſchloſs wohlweislich

*) Ernſt Violand, „Die ſociale Geſchichte der Revolution in Oeſterreich“. Leipzig, 1850.

**) Hans Kudlich: „Rückblick und Erinnerungen.“ Wien 1873.

seinen Laden. Nach vergeblichen Versuchen, das Burgthor zu stürmen, nach ebenso ergebnislosem Kampfe mit der Besatzung der kaiserlichen Stallungen, flutete die Menge gegen die Linie zurück, woselbst das Verzehrungssteueramt in Flammen aufgieng, und wandte sich in die westlichen Fabriksbezirke, wo Fabriken in Brand gesteckt, Maschinen zerstört, Läden von Wirten, Bäckern u. dgl. geplündert wurden. So gieng es die ganze Nacht hindurch.

Es steht außer allem Zweifel, dass der Hass gegen die Maschinen, dieser charakteristische Zug des Proletariates in seinen unentwickelten Anfängen, bei diesen Auftritten eine große Rolle spielte. Es handelte sich zum Theile nur um die Zerstörung der Maschinen und nichts anderes. Ein unverdächtiger Zeuge, ein Bürger, erzählte, wie sich der Anführer einer solchen „Pöbelrotte" bei einer derartigen Scene ausdrückte: „Seit sechs Wochen haben wir kein Brot, die Maschinen sind daran schuld; wir kommen, sie zu zerstören. Leisten sie uns keinen Widerstand, so wird außer den Maschinen nichts beschädigt werden." Und sie hielten ihr Versprechen; sie zerstörten die Maschinen, aber während der Zerstörungsarbeit legten sie die Tabakspfeife bei Seite, auch wurde nicht das geringste entwendet". Daneben spielten auch andere Momente mit: der Wunsch, an manchem, als besonders infamer Ausbeuter verschrienen Fabrikanten Rache zu nehmen — umgekehrt wurden die Etablissements beliebter Unternehmer von den Arbeitern selbst beschützt — die alte Abneigung gegen die Brot- und Fleischwucherer, die da sehr schlecht wegkamen u. s. w. Es wäre andererseits lächerliche Ideologie, zu leugnen, dass in den Nachtstunden des 13. März nicht auch geplündert wurde, geplündert sans phrase. Derartiges ist unvermeidlich verbunden mit jeder Volkserhebung, weil der erste Gedanke von Leuten, die seit Tagen nichts gegessen haben, bei derartigen Anlässen sein wird, sich den Magen zu füllen. Je tiefer das Elend der Massen, und damit verbunden, je größer ihre geistige und sittliche Verwahrlosung, desto mehr werden diese Erscheinungen zutage treten.

Die Frage aber, ob diese Excedenten wirklich bloß Mordbrenner und Plünderer gewesen, ist ganz nebensächlich. **Was immer sie gewesen — sie haben die Revolution gerettet.** Mag man die Beweggründe ihres Auftretens noch so sehr herabsetzen, mag man den Widerspruch übersehen, dass dieselben Arbeiter, die in der Stadt als die ersten in der Schlachtlinie gegen den Absolutismus standen, die die überwiegend größte Zahl an Verlusten zu tragen hatten, vor den Linien auf einmal nur von den niedrigsten Instincten bewegt gewesen sein sollen — gleichviel: ihr Auftreten gerade in dieser Form, hat den Sieg der Volkssache entschieden.

Jetzt stand die Sache nicht mehr so, dass man hoffen konnte, dies kleine Häuflein von Demonstranten zu Paaren zu treiben. Jetzt sah man sich der entfesselten Wuth des Volkes, gerade seinen untersten, also zahlreichsten, rücksichtslosesten, entschlossensten Schichten gegenüber. Man sah sich vor allem einer ganz neuen, ungewohnten Situation gegenüber. Nicht die in Brand gesteckten Fabriken waren es, die so bedenklich erschienen. Die Flammen, die da emporloderten, wirkten so schrecklich, weil sie die Situation so bedrohlich beleuchteten: sie zeigten, dass das Proletariat in Bewegung gerathen sei. Die Gesellschaft fühlte den Boden unter ihren Füßen weichen, das machte ihr Schreck. Und darum gelang es endlich, dem Hofe die ersten Concessionen abzuringen: die Entlassung Metternichs und die Bewaffnung der Studierenden.

So hatte denn plötzlich die Situation zugunsten der Revolution umgeschlagen. Was gegen fünf Uhr nachmittags ziemlich trostlos aussah, zeigte nun plötzlich ein Hoffnung erweckendes Aussehen. In den letzten Nachmittagsstunden noch — wie wir wissen — stand die Revolution ohne Waffen da, war es nicht gelungen, die maßgebenden Kreise zur Einsicht und zum Nachgeben zu bringen, trotzdem ganz Wien auf Seite der Revolution stand, und selbst der reiche und gut gesinnte Theil der Bürgerschaft den Kampf in der Stadt nicht missbilligen konnte.

Es ist darum unerfindlich, wie der Geschichtsschreiber dieser Revolution, Heinrich **Reschauer**, in der sogenannten Schwenkung des Bürgermilitärs zum Volke den Wendepunkt der Revolution erblicken kann. Diese Schwenkung, nach Reschauers Auffassung gleichsam ein historisches Ereignis, reduciert sich darauf, dass die paar hundert Bürgermilitärs, die sich, langsam und mühsam genug, endlich vor dem Franzensthor ralliiert hatten, an Stelle der ermüdeten Truppen, also zu einer Zeit, wo der Kampf bereits abgebrochen war, in die Stadt eingelassen wurden, um hier Patrouillendienst zu versehen. Also eigentlich zum Schutz der in der Stadt zurückgebliebenen Wachdetachements gegen das Volk. Diese ihre Aufgabe erfassten sie auch so vollständig, dass sie zum Beispiel beim Franzensthor sich mit dem Militär gemeinsam bemühten, die Proletarier vom Eindringen in die Stadt abzuhalten. Mehr konnten auch die Truppen damals nicht thun. Es galt den ausgebrochenen und dem Ersticken nahe gebrachten Brand auf seinen Entstehungsort zu beschränken, ihm nicht neue Nahrung zuzuführen. Zur Durchführung dieser Aufgabe ließ man die abgehetzten Soldaten von den Bürgern ablösen. Ob diese aber das Militär in der Stadt ablösten als Freunde oder als Feinde des „Systems", war ziemlich nebensächlich.

Worauf es ankommt und was ich deutlich darstellen wollte, ist: dass der Plan, den Feuerherd der Revolution zu isolieren, gelungen wäre, hätte sich nicht in den Vorstädten und Vororten das Proletariat erhoben.*)

Dr. Maximilian Bach.

Urchristliche Anarchisten.

Das Urchristenthum war ursprünglich eine Bewegung der freien und unfreien Proletarier des römischen Reiches, der großen socialen „Umsturzpartei" des Reiches. Als schließlich mit dem Beginne des vierten Jahrhunderts der große Ausgleich zwischen den Häuptern dieser Umsturzpartei, gegen die die römischen Kaiser in grausamen Verfolgungen vergebens gewüthet, zwischen den Priestern und Bischöfen, einerseits und dem Kaiser andererseits glücklich zustande gekommen und die urchristliche Proletarierreligion, die in den Evangelien ihre Flüche gegen die Reichen und in der Offenbarung Johannis gegen das große „Thier", den kaiserlichen Staat, geschleudert, glücklich mit einem Systeme sinnig gefügter Dogmen zur kaiserlichen Staatsreligion umgewandelt war, wollte doch die proletarische Gährung an einer Stelle des Reiches nicht enden: in der römischen Provinz Afrika.

Die Zustände dieser Provinz erklären vollauf diese Erscheinung. Es treten uns hier Zustände und Ereignisse entgegen, die höchst interessante Parallelen mit socialistisch-anarchistischen Bewegungen der Gegenwart bieten. Die Provinz Afrika war damals in wenige riesige Latifundien getheilt, deren Besitzer meist in Rom ihre Einkünfte verschwendeten. Die Landproletarier der wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmten Provinz lebten im größten Elende. Die Aehnlichkeit mit der Lage des heutigen Irland ist augenfällig, und die Unruhen, welche dort ausbrachen und die Taktik, welche die Unzufriedenen in Anwendung brachten, erinnern auch an die der Fenier.

Während daher die Massen in den anderen Provinzen des Reiches, durch die Priester in den Hoffnungen der baldigen Wiederkunft Christi in den Träumen vom tausendjährigen Reiche gewiegt, in verzückter Erstarrung verharrten, waren in Afrika die materielle Noth und die allgemeine Sclaverei so drückend, dass schon unter Constantin, von dem man mit dem Siege des Christenthums die Abstellung von Einrichtungen, die man als heidnische betrachtete, und die mit den in den Evangelien verkündeten Grundsätzen der Brüderlichkeit im grellsten Widerspruche standen, vergebens erwartete, ein heftiger Aufstand der Unzufriedenen ausbrach. Ein großer Theil der Priesterschaft, in der das Volk seinen Rückhalt suchte, hatte sich nach dem Muster der übrigen Provinzen der weltlichen Despotie in die Arme geworfen, die es mit den Grundbesitzern hielt. Die Anhänger der proletarischen Partei kehrten diesen Priestern gegenüber, die schon unter dem heidnischen Kaiserthum während der letzten großen Verfolgung unter Diocletian eine kluge Doppelrolle spielten und die Volksmassen mit Peitschenhieben von den Gefängnissen der Märtyrer vertreiben ließen, ja, angeblich sogar Bibeln den kaiserlichen Behörden ausgeliefert hatten, die ganze Strenge der urchristlichen Grundsätze heraus, erklärten sie für Heiden und Verräther und weigerten sich, dieselben als ihre Priester und Bischöfe anzuerkennen. So setzten sie dem Bischof von Karthago **Cäcilian** einen anderen, **Majoranus**, und nach dessen Tode den **Donatus** entgegen, von dem die ganze Secte ihren Namen, **Donatisten** empfieng, während die Behörden und der Kaiser selbst an dem Cäcilian festhielten. Der Aufstand wurde durch Lumpenproletarier, wandernde Asceten, die die Handarbeit verschmähten und von Almosen lebten, erregt. Schon früher zur heidnischen Zeit waren das die turbulentesten Elemente, die Unruhen erregten, die Götterbilder zertrümmerten, die Tempel anzündeten und durch ähnliche Gewaltthaten oft die directe Veranlassung zu Christenverfolgungen boten. Weil sie sich meist um die Hütten der Landarbeiter herum bewegten, nannte man sie circumcelliones. Diese Leute griffen zu den Waffen, lieferten den kaiserlichen Soldaten Gefechte und wütheten gegen die Anhänger der kaiserlichen, der katholischen Partei. Constantin, der befürchtete, dass die ganze Provinz in Brand gerathe, stellte die Ruhe vorläufig dadurch her, dass er ihnen ihre Bischöfe und vollkommene Gewissensfreiheit bewilligte.

Die Umsturzpartei benützte die Ruhepause zu ihrer Organisation. Man verbreitete mit Feuereifer die Grundsätze der strengen Lehre, die keinen Compromiss kennen wollte mit der Staatsgewalt, ja die schließlich in der Person ihres Führers, des Bischofs Donatus, ganz offen die Unvereinbarkeit der kaiserlichen staatlichen Herrschaft mit dem Christenthum aussprach. Unter Constantin versuchte man es anfangs mit Versprechungen und Geschenken. Doch allen Anerbietungen kaiserlicher Gunst stellte Donatus die stolzen Worte entgegen: „**Was hat die Kirche mit dem Kaiser zu schaffen!**" Er beschwor in einem Rundschreiben alle echten Christen, dem Glauben ihrer Väter treu zu bleiben. Und offene Anspielungen auf die kaiserliche Gewalt ertönten von den Kanzeln: Derselbe Satan, der einst unter heidnischen Kaisern die Seelen durch Furcht vor Martern zu besiegen gesucht, umstricke sie jetzt in Zeiten des Friedens durch schmeichlerische Worte, ködere Elende durch eitlen Ruhm, angele Habsüchtige mit Freundschaft der Kaiser und irdischen Geschenken. Der Widerspruch des Christenthums mit jedem Gewaltact des Staates und infolge dessen auch mit der kaiserlichen Herrschaft und mit dem Staatswesen überhaupt wurde

---

*) Vgl. hierüber mein demnächst erscheinendes Buch „1848. Geschichte der Wiener Revolution". Erste Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand). D. Verf.

Digitized by Google

von den Donatisten immer lauter und energischer betont. Donats Nachfolger Carmenianus z. B. beweist die Verdammlichkeit der katholischen Partei hauptsächlich daraus, dass sie zur Zeit des Constantius Soldaten gegen die Bekenner Christi auszuschicken gewagt hatte; er fragt in einer Streitschrift, ob denn die Apostel irgend jemand verfolgt, oder Christus einen der weltlichen Macht überliefert habe? Er wirft ihnen vor, dass sie mit solchen Gewaltthaten wieder in die Missethaten der Heiden verfallen und Gott durch Mord zu dienen glauben. Gott wolle keine Henker. Er reclamiert die volle, von jeglichem Zwang unbehelligte Freiheit. Er fordert das gewaltlose, friedliche Zusammenleben der Christen, die mit der Gewaltherrschaft des Staates (die er als etwas Teuflisches betrachtet) nichts zu schaffen hat. „Warum erlaubt Ihr nun nicht jedem, seinem freien Willen zu folgen, da doch Gott der Herr selbst dem Menschen den freien Willen verliehen hat? Was hängt ihr Euch an die Fürsten dieser Welt, in welchen die Christenheit von jeher ihre Feinde erkannte?“ Es ist dies eine ziemlich klare Anspielung auf den „Fürsten dieser Welt“, auf den Satan, als dessen Stellvertreter hier der Kaiser erscheint. Er führt den Satz aus dem Evangelium Johannis an: „Den Frieden gebe ich Euch, meinen Frieden lasse ich Euch, nicht wie ihn die Welt gibt, gebe ich ihn Euch“ und fährt fort: „Der Friede der Welt wird unter streitenden Völkern durch Waffengewalt herbeigeführt, der Friede Christi wendet sich an den freien Willen der Menschen, mit sanfter Zurede zieht er dieselben an sich; er zwingt nicht.“ Man sieht: die Lehre von der freien Vereinbarung, die an die Stelle des Zwanges treten sollte, hatte schon damals ihre Fürsprecher. „Der allmächtige Gott gebrauchte Propheten, um das Volk, um Israel zu bekehren, nicht Fürsten übertrug er dieses Geschäft; der Heiland der Seelen Jesus Christus sandte, um seinen Glauben zu verkündigen, Fischer aus, keine Soldaten.“ Der Lieblingsprophet dieser Sectierer war Haggai, und bei ihren Gottesdiensten und Versammlungen ertönten die unheilverkündenden Schlussworte seiner prophetischen Vision: „Und ich will die Stühle der Königreiche umkehren und die mächtigen Königreiche der Heiden vertilgen; und ich will beide Wagen mit ihren Reitern umkehren, dass beide, Ross und Mann, herunterfallen sollen, ein jeglicher durch des anderen Schwert.“

Aber dieser alttestamentarische Zug, der durch die ganze Bewegung gieng, und dann noch der wachsende ökonomische und militärische Druck der kaiserlichen Herrschaft ließen die mächtige urchristliche Stimmung, die die reine Lehre der Gewaltlosigkeit im Sinne der Evangelien verkündete und von dieser Grundlage aus die kaiserliche Herrschaft als heidnische und teuflische verdammte, nicht in dieser Reinheit bestehen. Hier waren es wieder die fanatischen herumvagierenden obdachlosen Asceten, die Circumcellionen, die der Sclaverei und dem gesellschaftlichen Drucke ein gewaltsames Ende bereiten wollten. Es waren schwer zu fassende Elemente, die überall und nirgends, unter dem stillen Schutze der Bevölkerung und der donatistischen Geistlichkeit auftauchten, um ihre Werke der Vergeltung zu vollbringen. Sie glichen insofern der Vehme und den irisch-fenischen Mondscheinbanden, nur dass ihre Bewegung keine nationale war und sich gegen alle Gewalteinrichtungen des Staates richtete, in welchen sie, auf das Evangelium sich berufend, teuflische Missbräuche sahen. Freilich geriethen sie mit ihren eigenen Principien der evangelischen Gewaltlosigkeit in Widerspruch. Dies fühlte die donatistische Geistlichkeit, die öffentlich jede Gemeinschaft mit ihnen verleugnete; dies fühlten sie selbst, indem sie sich, anfangs wenigstens, ängstlich vor Blutvergießen hüteten und mit Rücksicht auf die Stelle des Evangeliums, in welcher der Herr dem Petrus befahl, sein Schwert einzustecken, statt des Eisens großer Prügel bedienten und des Feuers. Sie erließen als geheime Vehme Drohbriefe an Gläubiger, worin sie denselben unter fürchterlichen Drohungen befahlen, den Schuldnern die Schulden zu erlassen. Herren, denen sie begegneten, und die sich von Sclaven ziehen oder tragen ließen, nöthigten sie, die Rolle der letzteren zu übernehmen. Gutsbesitzer zwangen sie, statt ihrer Sclaven die Tretmühle in Bewegung zu setzen. Nächtlich überfielen sie die Wohnungen von Besitzern, über die Klagen eingelaufen waren, schlugen dieselben todt oder beraubten sie ihres Augenlichtes. Vielen wurden auch die Häuser angezündet. Alle Sicherheit des Grundbesitzes hörte auf und alle Eigenthümer oder Großpächter mussten vor der Rache ihrer Sclaven beben. Es wurden schließlich zwei kaiserliche Commissäre Makarius und Paulus ernannt, die mit Waffengewalt die Ordnung herzustellen und die Vereinigung der Donatisten mit den Katholiken zu vermitteln beauftragt waren. Der Bischof Donatus von Bagai in Numidien (vom Haupte der Partei zu unterscheiden) sammelte die proletarischen Asceten und lieferte dem Heere der kaiserlichen Commissäre eine förmliche Schlacht, die mit der Niederlage der ersteren endete. Es wurde ein großes Blutbad angerichtet und Bagai im Sturm genommen, Donatus von Bagai und ein anderer Priester namens Marculus wurden hingerichtet, und mit ihnen noch viele Geistliche und Laien. Andere wurden in die Verbannung geschickt. — Mit der Herrschaft des abtrünnigen Julian gelangten die Donatisten zwar wieder in den Besitz ihrer geraubten Kirchen, aber mit dem frühen Tod dieses Beschützers traten bald wieder die vom Standpunkte der Erhaltung staatlicher Ordnung übrigens unvermeidlichen Verfolgungen ein.

Noch einmal schien der Stern der Donatisten aufzugehen, als der gegen die römische Herrschaft sich empörende numidische Fürst Gildo unter Kaiser Valentinian sich ihrer Sache annahm oder vielmehr sich ihrer als Mittel zu seinen Zwecken zu bedienen suchte. Das Bündnis, das sie mit diesem blutbefleckten Gewaltmenschen eingiengen, der nicht einmal getauft war und mit dessen Soldaten sie die römische Tyrannei brechen wollten, ließ aber den letzten Schimmer der Reinheit ihrer Lehre der Gewaltlosigkeit erbleichen und zerstörte vollends den Heiligenschein, mit dem die Donatisten als Vertreter der reinen Lehre Christi in den Augen des großen Haufens umgeben waren. Diese selbstverschuldete moralische Niederlage war eine ungleich furchtbarere als die politische, die nun folgte und mit der Zertrümmerung der Herrschaft des Gildo durch den kaiserlichen Feldherrn Stilicho auch alle Hoffnung auf äußere Herrschaft der Partei vernichtete.

Einer der furchtbarsten Gegner der Partei, die nun einer langsamen sicheren Auflösung entgegengieng, war kein geringerer, als der größte der Kirchenväter, der heilige Augustinus. Wie gefährlich aber die Berührung mit den Donatisten selbst für den Feind war, welche bedenkliche Atmosphäre im römischen Afrika herrschte, davon liefert den besten Beleg eben Augustinus selbst, der z. B. im vierten Buche seines Gottesstaates folgende Betrachtung anstellt: „Wird also die Gerechtigkeit beiseite geschoben, was sind dann die Reiche anders als große Räuberbanden? Denn auch die Räuberbanden, was sind sie anders als kleine Reiche? Auch sie sind eine Schar von Menschen, werden durch das Commando eines Befehlshabers geleitet, sind nach Art einer Gesellschaft untereinander verbunden, nach festgestelltem Gesetze wird die Beute getheilt. Wenn dieses Uebel durch den Beitritt verzweifelter Menschen so ins Große wächst, dass es feste Orte inne hat, Gerichtssitze gründet, Stadtbehörden übernimmt, Völker unterwirft, so nimmt es ganz augenscheinlich den Namen Reich an, welchen ihm nunmehr in der Oeffentlichkeit nicht die Lossagung von der Raubsucht verleiht, sondern die gewonnene Straflosigkeit. Denn fein und wahr sagte dies ein ergriffener Seeräuber jenem Alexander dem Großen. Als nämlich dieser König den Menschen fragte, was ihm denn dünke, dass er das Meer unsicher macht, da erwiderte ihm jener mit freimüthigem Trotze: ‚Dasselbe, was dir, dass du den Erdkreis unsicher machst; aber weil ich es mit einem kleinen Schiffe thue, werde ich Räuber genannt, du, weil mit einer großen Flotte — Kaiser.‘“ Das letzte Wort lautet im Lateinischen: imperator, ein Titel, den der makedonische König nie führte, und ist eine unverhüllte Anspielung auf den römischen Kaiser, dessen Parteigänger doch derselbe Augustinus war!

Budapest. Eugen Heinrich Schmitt.

Der Saturnring.

Wie ein Riesenspielzeug, wie ein in den Raum hinaus geschleuderter, gewaltiger Kreisel erscheint der Planet Saturn in einem größeren Fernrohr. Da schwebt eine glänzende Kugel, mit parallelen grauen Streifen verziert, inmitten eines großen und breiten, aber ganz dünnen und völlig ebenmäßigen Ringes. Man sieht den Ring vor der Kugel vorbeigehen und seinen Schatten auf dieselbe werfen, man sieht auch, wie der entferntere Theil des Ringes seinerseits vom Schatten der Kugel getroffen, des Sonnenlichtes beraubt wird und dann hinter der Kugel verschwindet, und man blickt zwischen Ring und Kugel hindurch in die weiteren dunklen Tiefen des Weltraumes. Kein anderer Gegenstand am Himmel erregt so sehr beim ersten Anblick den Schauer des überirdisch Fremdartigen. Wie frei und ohne Stütze und doch so ruhig diese Kugel dasteht und wie der Ring so genau die Mitte hält und weder nach rechts, noch nach links, weder nach oben, noch nach unten unsymmetrisch ausweicht! Sonne und Mond sind für die reflexionslose Anschauung an das Himmelsgewölbe geheftete Scheiben, hier aber kommt uns unmittelbar die Dreidimensionalität, die körperliche Ausdehnung des ganzen Gebildes zum Bewusstsein, und hier fühlen wir die unsichtbaren, aus Aether gedrehten Seile, welche als Gravitation diese Kugel an der Sonne und diesen Ring an der Kugel festhalten. Und wie merkwürdig ist die Ringform an sich! Im ganzen Sonnensystem giebt es keinen zweiten Körper von scharfer und mathematisch einfach zu definierender Gestalt, der sich so sehr von der Regel der Pythagoräer entfernte, welche allen Himmelskörpern die göttliche Kugelgestalt zuschrieb. Es ist nicht zu verwundern, wenn eine so phantastisch-fesselnde Erscheinung die Gemüther der hervorragendsten Forscher gepackt und sie angetrieben hat, mit allen Werkzeugen des Verstandes nachzuspüren, was der Saturnring nun eigentlich ist.

Dem ersten Eindruck nach, wenn man dem gleichförmigen hellen Glanze des ganzen Ringes Glauben schenkt, ist er ein fester Körper, wie auf der Drehbank gedreht und poliert. Nehmen wir das vorerst an und denken uns mit einem kühnen Sprung über 200 Millionen Meilen auf die Fläche des Saturnringes selbst versetzt! Welcher Anblick wird sich uns bieten? Wir stehen auf einer endlosen Ebene, wirklich endlos für menschliche Begriffe, denn alle Länder der Erde hätten hundertmal auf ihr Platz. Und es ist unser Blick nicht, wie auf der Erde, wo die Kugelkrümmung der Oberfläche in Betracht kommt, an ein begrenztes Gebiet gebunden, er schweift weiter und weiter, bis ihm zufällige Unebenheiten des Bodens früher oder später Halt gebieten. Auf einer Seite aber erhebt sich ein ungeheurer

Berg über den Horizont. Seine Südseite glänzt weiß im Sonnenlicht, seine Nordseite liegt in schwarzem Schatten. Er wächst dreißig Grad über den Horizont empor und nimmt ein Sechstel des ganzen Umkreises ein. Das ist die eine Hälfte der Saturnkugel selbst. Uebrigens würden wir das von unserem Standpunkt mitten auf dem Saturnring nicht erkennen, ebensowenig wie die wahre Natur des Ringes, weil uns der Zwischenraum zwischen Ring und Saturn und die andere Hälfte der Saturnkugel perspectivisch verdeckt sind. Zieht uns aber die Sehnsucht und die Höhenlust nach dem großen Berg zu und wir wandern, falls wir uns anfangs ziemlich nahe dem äußeren Ringrande befanden, weiter als die Reise um die Erde ist, so stehen wir zuletzt am inneren Ringrande und vor uns gähnt eine Kluft, die uns alle Aussicht nimmt, jemals den erhabenen Berggipfel zu erreichen, und volle vierhundert Meilen breit ist. Unter dem Berg sehen wir jetzt, als ob er sich in der leeren See spiegelte, sein Ebenbild, die andere Hälfte der Saturnkugel. Giengen wir nun, immer noch auf eine Uebergangsmöglichkeit hoffend, am inneren Rande des Ringes entlang, so würden wir erst nach einer zwölffachen Reise um die Erde enttäuscht an den Ausgangspunkt zurückgelangen. So groß sind die Dimensionen des Saturnringes. Verhältnismäßig nahe hätten wir nur zu den Antipoden auf der unteren Ringfläche. Denn die Dicke des Ringes beträgt weniger als 30 Meilen, sie ist fast verschwindend gegen die Ringbreite.

Letzteres ist ein Umstand, der uns bedenklich machen könnte bei unserer Wanderung über den Ring. Sollte ein so ungeheuer breites und verhältnismäßig dünnes Gebilde nicht leicht bersten können als ein Eisfeld, und sind wir nicht der Gefahr ausgesetzt, zwischen den Schollen zermalmt zu werden? An diesem Punkte hat die dynamische Forschung über die Constitution des Saturnringes eingesetzt, in einer Form allerdings, zu deren Verständnis wir auf ein näherliegendes Problem zurückgreifen müssen.

Wie hoch könnten sich Berge auf der Erde erheben? Als die Titanen Gipfel auf Gipfel thürmten, um Uranos in seiner himmlischen Wohnung zu erreichen, hätte diese Leiter nicht unter ihrem eigenen Gewichte zusammenbrechen müssen?

Darauf antwortet die Physik so: Wäre die Erde flüssig, so würde sie unter dem Einflusse der Centrifugalkraft und der gegenseitigen Anziehung der Massen, aus welchen sie gebildet ist, genau die Gestalt eines Ellipsoides annehmen, von welchem übrigens ein Theil mit großer Annäherung durch die wirkliche Meeresfläche dargestellt wird. Da die Erde nun fest ist, so sind Abweichungen von dieser Idealgestalt möglich und in den Gebirgen auch thatsächlich vorhanden. Jede solche Abweichung nimmt aber die Festigkeit des Materiales der Erdoberfläche in Anspruch, und zwar umsomehr, je größer sie ist. Je höher sich ein Gebirge über die ideale Erdoberfläche erhebt, je größer die sogenannte Meereshöhe der Gipfel ist, einen umso mächtigeren Druck hat sein Fuß zu erleiden. Und es gibt eine Grenze, bei welcher der Druck so stark wird, dass die untersten Gesteinsschichten seitlich wie ein Brei herausgequetscht würden und der Gipfel im selben Maße nachsänke. Nach Laboratoriumsversuchen über den Druck, welchen festes Gestein aushält, kann man berechnen, dass Gebirge von mehrfacher Höhe des Himalaya sich selbst zermalmen würden.

Es könnten also Gebirge von etwa 30 Kilometern Höhe jedenfalls nicht existieren. Doch das ist für uns nur ein beiläufiges Ergebnis, während die Hauptsache Folgendes ist. Selbst 30 Kilometern sind gegen den Erdradius von 6400 Kilometer eine unbedeutende Größe, es hat also die Erde im wesentlichen die Gestalt, die sie einnehmen würde, wenn sie flüssig wäre. Dasselbe muss aber auch für alle anderen großen Massen, für die anderen Himmelskörper gelten, überall würden Hervorragungen über die Idealgestalt der flüssigen Masse von verhältnismäßig größerem Betrage in sich selbst zusammensinken, und so muss jede größere Masse nahezu dieselbe Gestalt annehmen, als ob sie flüssig wäre.

Wenden wir das auf den Saturnring an und fragen, wie es zuerst von Laplace geschehen ist, welche Gestalt ein Flüssigkeitsring unter der Anziehung des Saturn und der wechselseitigen Anziehung seiner eigenen Theile annehmen würde, ob er namentlich so dünn und dabei doch so breit werden könnte, wie der Saturnring. Dabei stellt sich nun heraus, dass ein flüssiger Ring höchstens 2½mal so breit wie dick sein, also nicht im entferntesten dem tafelförmigen Gebilde des Saturnringes gleichen könnte. Derartig grobe Abweichungen von der flüssigen Idealgestalt würden aber, wie wir uns eben überlegt haben, auch für einen Ring von hartem Gestein nicht möglich sein, der Ring muss daher — das ist der Schluss von Laplace — in eine Anzahl schmaler Ringe zerfallen, welche gegen ihre Dicke nicht sehr breit sind.

Aber, wird man da einwenden, wenn man sich jetzt einen einzelnen solchen schmalen Ring vorstellt, der als ein dünner Steinfaden um einen Umkreis von einer Million Kilometer herumreicht, dessen Theile alle unter der gewaltigen anziehenden Kraft des Saturn stehen und daher einen ungeheueren Gewölbedruck aufeinander ausüben, wird ein solcher Ring nicht viel eher brechen müssen, als das breite Band, das sich unserer unmittelbaren Anschauung darbot? Das wäre in der That der Fall, wenn man diese Ringe als ruhend, als rotationslos zu denken hätte. Schreiben wir aber jedem Ringe eine Rotation um seinen Mittelpunkt zu von solcher Geschwindigkeit, dass die aus der Umdrehung entspringende Fliehkraft gerade die Anziehungskraft des Saturn aufhebt, so befindet sich jedes Theilchen des Ringes in völligem Gleichgewicht, übt überhaupt keinen Druck auf die Nachbartheilchen aus, und diese Annahme ist implicite in den Rechnungen von Laplace enthalten. Am stärksten ist die Anziehung des Saturn auf die Theilchen des nächsten, des innersten Ringes, dementsprechend wird dieser sich am schnellsten drehen müssen, damit die Fliehkraft der Anziehungskraft das Gleichgewicht halte; je weiter nach außen ein Ring liegt, je größer sein Radius ist, eine umso langsamere Rotation werden wir ihm zuschreiben müssen, damit hier nicht am Ende die Fliehkraft die Anziehungskraft überwiege. Die in beiden Fällen erforderlichen Rotationszeiten berechnen sich zu 7 Stunden für den innersten und zu 14 Stunden für den äußersten Ring. Die Berücksichtigung der Rotation verhilft uns nun sogar umgekehrt zu einer deutlicheren Einsicht, warum ein breiter Ring reißen müsste. Da nämlich alle Theile eines breiten, festen Ringes in derselben Zeit rotieren müssen, so kann man für die Rotationszeit einen solchen Wert voraussetzen, dass etwa für die in der Mitte des Ringes gelegenen Theilchen die Fliehkraft der Anziehungskraft das Gleichgewicht hält. Dann würde sich aber für den inneren Rand des Ringes ein großer Ueberschuss an Anziehungskraft des Saturn, am äußeren Rande ein ebensolcher Ueberschuss an Fliehkraft ergeben, und das sind eben die unausgeglichenen Kräfte, welche einen breiten Ring zu zerreißen streben. Insoferne liegt die Sache hier anders, als bei den Erdgebirgen, weil diese einen Druck, ein breiter Saturnring aber einen Zug auszuhalten hätte. Aber, wenn wir uns den Saturnring aus Gestein, ähnlich dem irdischen, vorstellen, so wird dies nur einen noch engeren Anschluss an die Idealgestalt einer Flüssigkeit bedingen, weil die Gesteine gegen Zug beiweitem nicht so fest sind, als gegen Druck.

Um also das Resultat dieser mechanischen Betrachtung zusammenzufassen: man hätte sich den Saturnring vorzustellen als gebildet aus einer Anzahl sehr schmaler, dünner, fester, concentrischer Ringe, von denen die innersten am schnellsten, die äußersten am langsamsten rotieren.

Was sagt hierzu die Beobachtung? Betrachtet man die Ringflächen in einem größeren Fernrohr näher, so sieht man eine scharfe schwarze Linie etwa in der halben Ringbreite den ganzen Ring im Kreis durchziehen, und durch eine ebensolche, aber feinere Linie ist die entstehende äußere Ringhälfte wiederum in zwei Theile getheilt. Demnach besteht der Ring jedenfalls aus drei einzelnen Ringen. Doch auch diese Ringe wären noch viel zu breit, als dass sie consistent sein und bleiben könnten, es ist anzunehmen, dass jeder von ihnen selbst aus einer sehr großen Anzahl schmaler Ringe zusammengesetzt ist, deren Trennungslinien jedoch infolge der großen Entfernung des Saturn und des blendend hellen Glanzes des ganzen Gebildes verschwimmen. Was zweitens die Rotation angeht, so hat man sie aus der Beobachtung der schwachen und unbestimmten Flecken, die zeitweilig auf dem Saturnring gesehen oder eher vermuthet worden sind, nicht recht bestimmen können, aber das Spectroscop hat in wunderbarer Weise diese Lücke ausgefüllt und zu einer anscheinend überraschenden Bestätigung der eben theoretisch entwickelten Vorstellung geführt. Man kann nämlich mit dem Spectroscop unterscheiden, ob und mit welcher Geschwindigkeit irgend ein leuchtender Gegenstand sich auf uns zu oder von uns fort bewegt. Keeler auf dem Lick-Observatorium in Californien hat nun constatiert, dass sich die Massen am äußeren Rande des Ringsystems auf der einen Seite auf uns zu, auf der anderen von uns fort bewegen, dass der Ring wirklich rotiert, und dass ferner die Geschwindigkeit dieser Bewegung immer mehr zunimmt, je weiter man in dem Ringsystem nach innen geht, bis sie für den inneren Rand ihren höchsten Wert erreicht.

Soviel ist nunmehr gewiss: unsere Wanderung über den Saturnring war im höchsten Grade eine Illusion, weil sie eine absolute Unmöglichkeit ist und bleiben muss. Nach jeder Tagereise etwa, in der wir über einen von den zahlreichen schmalen Ringen hinweggekommen wären, ständen wir vor einer neuen Kluft, über die keine Brücke für Menschen hinüberführt. Es bleibt uns also nichts übrig, als auf dem Ring, dem ewiglangen Bergrücken, auf dem wir gerade stehen, die Rundtour um den Saturn zu machen und im Laufe eines halben Tages ihn uns sowohl von der Sonnen-, wie von der Schattenseite anzusehen. Bevor wir uns aber zum zweitenmale einem so zweifelhaften Gefährt anvertrauen, wollen wir doch noch näher prüfen, was vielleicht bei der Reise zu gewärtigen ist.

Hätte jemand ein neues Fahrrad absonderlicher Construction erfunden und man sollte seine praktische Brauchbarkeit erproben, so würde man zunächst versuchen, ob das Material des Modells nicht gar zu schlecht ist, ob es einen trägt, wenn man sich darauf stützt, und ob die Räder laufen, damit man nicht beim Aufsitzen gleich mit der Maschine zusammenbricht. Das haben wir versucht, wir wissen, dass jeder von den schmalen Ringen der Gefahr des Zerbrechens nicht ausgesetzt ist. Dann aber wäre noch zu prüfen, ob die Construction ein so sicheres Fahren erlaubt, wie die jetzt gebräuchlichen Modelle, ob man bei einiger Fahrgeschwindigkeit weder von Unebenheiten des Bodens, noch von kleinen Stößen zu Fall gebracht wird, ob die Construction nach dem technischen Ausdruck „kinetische Stabilität", Bestreben, ihren Bewegungszustand festzuhalten, besitzt. Um die kinetische Stabilität

dreht es sich von den praktischsten Fragen an, wie es die Bestimmung der besten Lage des Schwerpunktes bei einer Fahrradconstruction, die Wahl der Spurweite bei einer Bahn ist, bis zu den letzten Problemen der Himmelsmechanik, der Frage, wie lang dem Planetensystem sein jetziger Bewegungszustand erhalten bleiben wird. Die kinetische Stabilität haben wir auch beim Saturnring zu untersuchen. Und da zeigt es sich, dass ein fester Kreisring, mag er nun schmal oder breit sein, instabil ist. Wird der Ring durch irgend einen Zufall oder durch die Wirkung eines der acht Monde, die den Saturn begleiten, nur um das geringste aus seiner symmetrischen Lage verschoben, so verstärkt sich die Anziehung des Saturn auf die Partie der Ringmasse, die ihm genähert worden ist, und vermindert sich für die gegenüberliegende; erstere Partie wird sich ihm daher immer mehr zu nähern suchen und dabei immer weniger von der gegenüberliegenden gehemmt werden und wird schließlich mit der Oberfläche des Saturn zusammenstoßen. Bestünde im gegenwärtigen Augenblicke ein fester Saturnring und irgend eine Ursache würde seinen Schwerpunkt während dieser Secunde nur um ein Tausendstel Millimeter gegen den Schwerpunkt des Saturn verschieben, so würden wir nach einer Rechnung von Seeliger bereits nach zwei Tagen eine Weltkatastrophe, den Zusammenstoß des Saturn mit seinem Ring, beobachten können. Das ist also ein Rad, auf dem selbst ein astronomischer Seiltänzer nicht fahren könnte, die beabsichtigte Rundtour um den Saturn würde bald ein schmähliches Ende nehmen.

Die Vorstellung, dass der Saturnring fest sei, muss somit gänzlich fallen gelassen werden, der Schein war trügerisch.

Die nächstliegende Hypothese ist die, dass der Ring flüssig sei. Ist das der Fall, so gilt die erwähnte Untersuchung von Laplace über die Gestalt eines flüssigen Ringes natürlich in aller Strenge, wiederum folgt, daß der Saturnring aus einer Unzahl von flüssigen Ringen, die nicht viel breiter als dick sind, zusammengesetzt sein muss. Wie steht es mit der kinetischen Stabilität eines solchen Systems von flüssigen Ringen? Ein vollständiger Zusammenbruch des Systems bei einer geringen Asymmetrie der Lage findet hier nicht statt, weil ein flüssiger Ring biegsam ist und, wie die Weide im Winde, den störenden Kräften nachgibt. Aber auf eine andere Art muss er seiner schließlichen Auflösung entgegengehen. Hat sich nämlich durch eine kleine Unregelmäßigkeit der Bewegung der Ring an irgend einer Stelle ein wenig verdickt, so wird diese Stelle die benachbarte Flüssigkeit an sich zu ziehen suchen, dadurch noch dicker werden und so immer mehr die Massen in der Nähe auf einen Klumpen zu vereinigen streben. Der ursprünglich gleichförmige Ring wird unregelmäßig werden. Je nachdem dieser Process sich an einer kleineren oder größeren Zahl von Stellen auf dem Ring im Gang setzt, werden sich mehr oder weniger zahlreiche Knoten bilden, die durch dünnere Brücken verbunden sind, und das Endergebnis wird sein, dass diese Brücken zerfließen und jeder Ring in eine Anzahl kugeliger flüssiger Körper zerfällt. Die Gewissenhaftigkeit verlangt, anzuführen, dass eine solche Entwickelung höchst plausibel, aber doch nicht als nothwendig erwiesen ist. Obwohl wir nämlich die Kräfte, welche auf jedes einzelne Theilchen eines Ringes wirken, völlig genau anzugeben wissen, ist die Mathematik auf ihrer gegenwärtigen Stufe nicht gewandt genug, um mit ihren Zeichen all den Gestalten zu folgen, die der Ring eben infolge dieser Kräfte bis zu seiner schließlichen Auflösung durchmachen muss. Uebrigens ist es die Autorität Clerk Maxwells, desselben englischen Physikers, der lange vor den Hertz'schen Versuchen die Wellennatur der elektrischen Fernwirkungen voraussah, welche die Behauptung stützt, dass einem flüssigen Ring keine lange Dauer beschieden sein könnte.

So muss auch die Hypothese einer flüssigen Natur des Ringes verlassen werden. Gasförmig kann aber der Ring schon wegen seiner starken Reflexion des Sonnenlichtes nicht sein. Wir kommen also zu dem Schluss: nicht fest, nicht flüssig, nicht gasförmig — da ist unsere Schulweisheit zu Ende, da gerathen wir in Verlegenheit. Zum Glück weisen uns Maxwell und mit ihm der Elsässer Hirn den Ausweg aus dem Dilemma, in welches uns diese Ueberlegungen geführt haben: s t a u b f ö r m i g soll der Saturnring sein, wie die Wolken in unserer Atmosphäre, die aus Wasserbläschen oder Eisnadeln und anderen kleinen Körperchen bestehen; freilich mag es sich dort um Staubkörner von Kilometergröße handeln. Das ist die letzte Hypothese, von der wir zu sprechen haben, denn es ist, wie man versichern kann, die Wahrheit.

Es zieht also ein gewaltiger Zug unzähliger kleinerer und größerer Körper dort oben vor unserem Blicke vorüber. So dünn der Saturnring ist, es ist doch anzunehmen, dass sehr viele solche Körper auf seine Dicke gehen, weil er völlig undurchsichtig ist, und dann die tieferen Schichten von Körpern den Blick hemmen werden, wo er zwischen den Lücken der obenaufliegenden hindurch gelangen konnte. Denken wir uns noch einmal hinweg über die zweihundert Millionen Meilen und jetzt mitten in den Saturnring hinein auf irgend einen Stein versetzt, so befinden wir uns in einer ganz sonderbaren Welt, wir stehen in einem scheinbar festgebannten Meteorschwarm. Auf allen Seiten um und über uns schweben größere und kleinere Massen frei in der Luft, im ganzen ruhig, nur hie und da sich langsam verschiebend und vielleicht auch einmal mit leisem Ruck zusammenstoßend. Denn alle Körper in einer bestimmten begrenzten Region des Saturnringes haben eine gemeinsame Rotation um den Saturn und verändern also ihre relative Stellung zueinander nicht, abgesehen von kleinen zufälligen Verschiedenheiten ihrer Bewegung. Wenden wir aber den Blick direct nach dem Saturn zu oder direct von ihm weg, so sehen wir die entfernteren Körper, soweit wir sie überhaupt zwischen den Lücken der uns umgebenden Meteore hindurch erhaschen können, mit rasender Geschwindigkeit vorüberschießen. Es bleibt nämlich der Satz bestehen, dass die inneren Theile des Ringes in sieben Stunden, die äußeren erst in vierzehn Stunden eine Rotation vollenden müssen.

Die Keeler'sche spectroskopische Beobachtung steht infolge dessen mit der Annahme einer staubförmigen Constitution des Ringes ebensogut in Einklang, wie mit der einer Zusammensetzung aus zahlreichen festen oder flüssigen Ringen. Fragen wir aber, was ausschließlich für die staubförmige Constitution des Saturnringes spricht, so ist zunächst für einen solchen Körperschwarm eine bedeutende kinetische Stabilität vorhanden. Jeder einzelne Körper bewegt sich wie ein Mond um den Saturn, und ein einzelner Mond hat, wie die Theorie lehrt, eine höchst stabile Bewegung. Die Störungen durch die Anziehungskraft der anderen Körper kommen nicht sehr in Betracht, weil sie nicht alle wie bei einer Flüssigkeit, völlig dicht aufeinandersitzen. Mustern wir ferner den Saturnring noch einmal ganz genau, so bemerken wir auf einem schmalen Streifen nach seinem inneren Rande zu ein allmähliches Nachlassen des Glanzes, und es will uns sogar scheinen, als ob wir hier die Begrenzung der Saturnkugel selbst ein Stück weit durch den Ring hindurch schimmern sähen. Man hat diesen Theil des Saturnringes eben wegen seines matteren Aussehens den „Florring" genannt. Die theilweise Durchsichtigkeit des Florrings geht mit Gewissheit aus einer Beobachtung hervor, die Barnard auf dem Lick-Observatorium gelungen ist. Am 1. November 1889 traf es sich so glücklich, dass einer von den acht Monden Saturns hinter dem Ring so vorüberzog, dass die Sonnenstrahlen den Ring passieren mussten, bevor sie den Mond erreichten, dass aber von der Erde aus der Blick nach dem Monde frei blieb. Der Mond, der anfangs in gewöhnlicher Helligkeit sichtbar war, solange ihn noch die Sonne frei bestrahlte, verschwand nicht plötzlich, als er in den Schatten des Ringes von der inneren Seite her eingetreten war, sondern nahm ganz allmählich an Helligkeit ab, während er hinter dem Florring vorbeizog, und ward erst unsichtbar, als er in den Schatten des eigentlichen hellen Ringes eintrat. Das erklärt sich leicht aus der Staubhypothese, wenn im Florring die Partikelchen spärlicher oder in einer geringeren Zahl von Schichten stehen.

Der ausschlaggebende Beweis für die staubförmige Constitution des Saturnringes ist aber schließlich auf folgendem merkwürdigen Wege erhalten worden. Müller in Potsdam beobachtete während mehrerer Jahre die Helligkeit des Saturnringes und fand, dass dieselbe wesentlich davon abhieng, ob der Ring ganz genau von vorn beleuchtet war, ob die Sonnenstrahlen unmittelbar an der Erde vorbei nach dem Saturn giengen oder ob die Beleuchtung etwas mehr von der Seite kam. Bei ganz geringer Abweichung von der Beleuchtung genau von vorn nahm die Helligkeit des Ringes plötzlich auf die Hälfte ihrer ursprünglichen Kraft ab. Dies Verhalten ist unerklärbar, wenn der Saturnring aus einer Reihe ineinanderliegender fester oder flüssiger Ringe besteht. Es ist für die Helligkeit einer weißen Wand oder eines Gitters von dünnen Stäben, die ich aus einigen Metern Entfernung betrachte, ziemlich gleichgiltig, ob ich die beleuchtende Lampe vor die Brust oder um Armeslänge seitwärts halte. Anders ist es aber für eine Wolke von kleinen Körpern, bei der die Lichtstrahlen auch in die Tiefe eindringen. Kommt da das Licht direct von vorn, so sehen wir alles hell erleuchtet, die Schattenkegel, welche die Körper werfen, werden von ihnen selbst verdeckt. Kommt aber das Licht nur ein wenig von der Seite, so werden viele von den Körpern in den tieferen Schichten, zu welchen uns der Blick frei ist, in den Schatten der Körper aus den obersten Schichten fallen. Würden wir dem Saturn näher sein, so würde die Ringfläche gesprenkelt erscheinen, je nachdem wir auf einen oberen erleuchteten oder einen tieferen beschatteten Körper blicken. Da wir zu weit von ihm entfernt sind, um diese Einzelheiten unterscheiden zu können, erscheint uns die durchschnittliche Helligkeit des ganzen Ringes im Verhältnis des Schattens zum Licht vermindert. Seeliger in München hat diese Erklärung der Müller'schen Beobachtungen gegeben und zugleich aus der näheren Berechnung des Schattenwurfes der einzelnen Körper eine solche Uebereinstimmung zwischen Theorie und Beobachtung bis in das verwickeltste Detail festgestellt, dass nun an der staubförmigen Constitution der Ringe nicht mehr gezweifelt werden kann.

Was der Saturnring ist, weiß man hiermit endgiltig. Schien er anfangs von einem himmlischen Werkmeister gedreht und fix und fertig an seinen Platz gesetzt, so drängt sich jetzt, wo wir ihn als ein plastisches Gebilde, einen Schwarm unabhängiger Körper erkannt haben, lebhaft die Frage auf, wie er zu seiner regelmäßigen Gestalt gekommen ist. Nach der Laplace'schen Kosmogonie soll bekanntlich jeder Planet früher ein großer Gasball gewesen sein, von dem sich bei der allmählichen Abkühlung ringförmige Zonen von Dampfmassen am Aequator abtrennten. Diese sollen sich dann bei weiterer Abkühlung zu erst flüssigen und dann festen, kleineren oder größeren, einzelnen oder zahlreichen Körpern ballen. So wenig gewiss diese Vorstellungsweise ist, nehmen wir einmal an, dass sich auf diese Art ein unregelmäßiger

Schwarm von den Saturn umkreisenden Körpern gebildet habe. Die einzelnen Körper mögen nun anfangs statt Kreise gestreckte Ellipsen beschrieben haben, welche sie abwechselnd in kleine und große Entfernung vom Saturn führten. Dann musste jeder Körper den ganzen Schwarm der übrigen Körper von außen nach innen und wieder von innen nach außen durchsetzen, wobei Zusammenstöße nicht ausbleiben konnten, deren Tendenz es ist, die sie hervorrufende Ursache zu beseitigen, also die Bahnen der einzelnen Körper der Kreisform näher zu führen. Allerdings, auch wenn die Bahnen aller Körper kreisförmig geworden sind, ist die Gelegenheit zu Zusammenstößen nur vermindert, aber nicht aufgehoben. Es können sich nämlich nie zwei gleich weit von einem Centralkörper entfernte Massen in parallelen Kreisen bewegen, es müssen vielmehr je zwei Kreisbahnen von gleichem Radius einander schneiden, weil es eine allgemeine Folgerung aus dem Newton'schen Gravitationsgesetz ist, dass alle Bahnebenen durch den Mittelpunkt des Centralkörpers gehen. Ein kleiner Körper, der sich, als der Ring noch ein unförmiger dicker Schwarm war, rechts auf der oberen Ringfläche befand, musste daher nach einer halben Drehung um den Saturn links an die untere Ringfläche gerathen, also den ganzen Ring nicht mehr von außen nach innen, aber noch von oben nach unten durchsetzen. Auch das mußte wieder zu Zusammenstößen führen, deren Tendenz es war, die Abweichungen der einzelnen Körper von einer mittleren Ebene immer kleiner zu machen. So kann man verstehen, wie schließlich all die anfangs verstreuten Körper dazu kamen, nahezu in einer Ebene Kreisbahnen zu beschreiben. Da übrigens der Ring noch eine gewisse, wenn auch kleine Dicke besitzt, die Theilchen sich noch nicht völlig in einer Ebene befinden, so wird dieser zweite Process auch noch jetzt in langsamem Fortgang sein, die Körper werden sich noch immer mehr in eine Ebene niedersetzen, der Ring wird noch immer dünner werden.

Schließlich noch ein Blick in die weitere Zukunft. Ist die Bewegung der Ringtheilchen auch sehr stabil, so ist doch wahrscheinlich, dass die anziehende Wirkung der Theilchen auf einander, wenn sie sich über lange Zeiträume summiert, eine Umänderung des ganzen Gebildes herbeiführen wird. In der Existenz des Florringes will man schon ein Anzeichen der allmählichen Auflösung des Ringes nach innen, des Zusammenziehens auf den Saturn, erblicken, und vergleichsweise darf man gewiss behaupten: der Saturnring wird zu existieren aufgehört haben, wenn Saturn selbst und die anderen Planeten noch lange in ihren alten Bahnen die Sonne umkreisen; dem Saturnring, als einem Curiosum, scheint eine verhältnismäßig kurze Lebensdauer beschieden.

Dr. Karl Schwarzschild.

Ein ungedrucktes Drama Ibsens.

Von Georg Brandes.

„Olaf Liljekrans"*) bezeugt zusammen mit dem „Fest auf Solhaug", dass Ibsen bis zu seinem dreißigsten Jahre in der mittelalterlichen Heldendichtung eine Quelle sah, woraus die neueren Dramatiker mit Vortheil schöpfen könnten.

Das 1850 entworfene und auch sogleich in Angriff genommene, aber erst 1856 beendete Stück wurde zweimal, den 2. und 4. Januar 1857, am Bergener Theater aufgeführt.

Die ganze moderne dänisch-norwegische Dichtung war, solange sie nicht das gleichzeitige Leben abzuspiegeln versuchte, auf drei literarische Quellen zurückzuführen, auf die isländische Edda- und Sagaliteratur, auf die Volkslieder und auf Holberg.

Henrik Ibsen ist anfangs gleich den übrigen nordischen Geistern von allen dreien beeinflusst worden. Keiner, dem die nordischen Sprachen fremd sind, kann den Zauber, den der Stil und die Melodie der Volksweisen auf den Nordländer ausüben, im vollen Umfange verstehen; sie sind mit ihren Tönen, die sie anschlagen, so etwas wie unser „Kuhreigen". Die schönen Lieder in „Des Knaben Wunderhorn" haben vielleicht eine ähnliche Macht auf deutsche Gemüther ausgeübt; aber es ist meines Wissens noch keinem deutschen Dichter geglückt, ein dramatisches Versmaß zu schaffen, in dem sich von all dem reichen Klang und starken, satten Duft jener mittelalterlichen Volksweisen das Beste erhalten fände. Warum hat Henrik Hertzens „Svend Dyrings Haus" seinerzeit soviel Aufsehen gemacht und so tief gewirkt? Deshalb, weil hier zum erstenmale die Aufgabe gelöst war, ein dem Versmaß der Heldenlieder verwandtes Metrum zu schaffen; dieses Metrum sollte eine ebenso große Beweglichkeit wie der Vers des Nibelungenliedes und eine dramatische Verwendbarkeit besitzen, die nicht hinter der des fünffüßigen Jambus zurückstand. Henrik Ibsen hat freilich mit Recht dargethan, dass „Svend Dyrings Haus", was das gegenseitige Verhältnis der Hauptgestalten betrifft, Kleists „Käthchen von Heilbronn" mehr verdanke als sein „Fest auf Solhaug" dem Schauspiel von Hertz. Aber es bleibt für „das Fest auf Solhaug" sowie für „Olaf Liljekrans" hinsichtlich der Versstellen im Dialoge die Anwendung des Tones und Stiles der Heldenlieder bestehen, wozu Hertz ein geniales Beispiel gegeben hatte. Es scheint mir, dass Ibsens Bedeutung keineswegs verringert wird, wenn man hier auf Hertz als sein ursprüngliches Vorbild hinweist. Von einem oder dem anderen muss ja selbst der Größte einmal gelernt haben.

Das Schauspiel „Olaf Liljekrans" ist hauptsächlich dadurch so interessant, dass es von der Stärke der Ibsen'schen Begeisterung für den Geist und Ton der Heldenlieder Zeugnis ablegt, während es gleichzeitig an einzelnen Stellen die instinctive Skepsis des Dichters gegenüber der Welt der Romantik verräth, in der ihn die Tradition noch mit Zauberbanden festhält. Er hat hier verschiedene romantische Elemente mit einander verschmolzen, — erstens das Heldenlied vom Herrn Olaf, den das Elfenmädchen, gerade als er auf die Brautfahrt ausgeritten ist, zu sich lockt, eine der schönsten und beliebtesten mittelalterlichen Weisen, unter anderem die Grundlage zu Heibergs dänischem Nationalschauspiel „Elfenhügel" und zu einem der berühmtesten Werke Gades: „Erlkönigs Tochter"; und zweitens die Erzählung von dem jungen Mädchen („Das Schneehuhn im Justethal" lautete der ursprüngliche Titel von „Olaf Liljekrans"), das zur Zeit des schwarzen Todes allein in dem Thal am Leben blieb und dort einsam und scheu wie ein Schneehuhn lebte, bis es gefunden, erzogen und glücklich verheiratet wurde. Der sprachliche Ton in dieser Dichtung ist, wie in den ursprünglichen Fassungen aller Ibsen'schen Jugendarbeiten, rein dänisch; es kommen im ganzen Werke kaum ein Dutzend norwegischer Wörter und nicht eine einzige undänische Wendung vor, was den Eindruck bestärkt, dass man hier einen Jünger der dänischen Dichterschule vor sich hat. Die Verse sind hübsch und fließend, ohne ausgeprägte Eigenart. Der Wert des Stückes als eines Schauspieles ist nicht groß. Der Titelheld, Ritter Olaf, steht in einem durch und durch jugendlichen und recht kläglichen Abhängigkeitsverhältnis zu seiner Mutter, dessen natürliche Folge eine völlige Unentschlossenheit ist. Aus dieser Energielosigkeit des Helden und aus einer bei dem Anfänger Ibsen hervortretenden Neigung heraus, Verwickelungen durch Missverständnisse und Irrthümer hervorzurufen, wird nun der Knoten rein äußerlich derart geschürzt, dass die Heldin Alfhild, als Braut geschmückt, in dem festen Glauben auftritt, sie solle ihren Geliebten heiraten, ohne dass dieser sie über seine kleinmüthige Rückkehr zu seiner früheren Verlobten aufgeklärt hat, mit der er am selben Abend getraut werden soll. So tritt eine Katastrophe ein, die Alfhild zu dem halb wahnwitzigen Versuch der Mordbrennerei und darauf zur Flucht treibt; nachdem dann noch der Brandstifterin Untergang und Todesstrafe gedroht haben, löst alles sich in Harmonie auf, und zwei Paare werden ehelich verbunden.

Weit bedeutungsvoller aber als durch ihre Romantik ist für uns heute diese Jugenddichtung dadurch geworden, dass sich bereits jene Elemente darin finden, die über sie hinaus schon auf den zukünftigen, scharf satirischen oder bitter pessimistischen Charakter der Ibsen'schen Poesie hindeuten. Man begegnet in den beiden letzten Acten verschiedenen Bestandtheilen dieser Art.

Alfhild ist die Tochter des im Gebirge lebenden Sängers und Spielmanns Thorgjerd, der ihr von Kindheit auf seine dichterisch verschönernde Auffassung vom Leben und besonders vom Tod in die Seele gepflanzt hat. Er hat ihr den Tod immer nur als einen Lichtelf geschildert, der den Sorgenden und Leidenden von Kummer befreie, ihm ein Bett aus Lilien und Rosen bereite und ihn endlich auf diesem Blumenlager zum Himmel trage, wo er in Freude und Herrlichkeit weiter lebe. Schon im zweiten Act wird diese ihre Vorstellung vom Tode durch den Anblick eines Begräbnisses und des mit ihm verbundenen Jammers vernichtet; und still und sinnend bemerkt sie nach einer Pause:

„So war's in des Vaters Liede nicht!"

In der Art, wie hier die Wirklichkeit dem Phantasieleben gegenübergestellt ist, liegt etwas, was den „Peer Gynt" vorausahnen lässt. Ueberhaupt bieten die romantisch-lyrischen Stellen bisweilen etwas in der Haltung und dem Schwung der Verse, was sozusagen dem Stil vorgreift, in dem „Peer Gynt" als Jüngling seine Dichterträume und Truggesichte entfaltet. Das Folgende erinnert ganz an den Dialog der Scene, da Peer Gynt den Dovrealten besucht:

„Wohl wahr! Von den Freuden dort oben im Licht
Ward keinem auf Erden Bericht. —
Weißt Du von Bergkönigs Schatz, der in Pracht
Leuchtet wie rothes Gold durch die Nacht?
Doch greifst Du danach mit gieriger Hand,
So findest Du eitel Schutt und Sand. —
O höre mich, Alfhild: Es mag wohl sein,
Dass auch das Leben von gleicher Art —
Komm' nicht zu nah' ihm, hüte Dich fein!
Es möchte Dir sengen die Finger zart!
Wohl glänzt es blank wie des Himmels Sterne —
Doch nur, wenn Dein Aug' es sieht aus der Ferne."

*) Das Ibsen'sche Drama sowie der hier abgedruckte Aufsatz von Brandes erscheinen demnächst im 2. Band von „Henrik Ibsens sämmtliche Werke in deutscher Sprache", Verlag von S. Fischer, Berlin. — Der Inhalt des Dramas ist, in ein paar Strichen, folgender: Olaf Liljekrans, ein junger norwegischer Ritter, hat sich mit Ingeborg verlobt. Der Tag der Hochzeit ist gekommen, die Braut mit ihrem Vater und Gefolge hat sich eingefunden — aber Olaf ist seit einiger Zeit in seinem Hause nicht gesehen worden. Seine Mutter zieht mit den Knechten aus, ihn zu suchen. Man findet ihn in einer einsamen Halde. Er gibt wunderliche Antworten, als ob er verstört wäre; von Ingeborg und dem bevorstehenden Hochzeitsfeste weiß er nichts mehr. Er liebt Alfhilde, die mit ihrem Vater, dem Spielmann, in einem verborgenen Gebirgsthal wohnt. Als er in einer der letzten Nächte vom seiner Braut Hof nachhause ritt, sah er Alfhilde und gewann ihre Liebe. Sie ist jetzt seine Braut. Aber die Mutter reißt ihn aus dem Träumen und führt ihn mit sich. Alfhilde folgt nach, im Glauben, mit Olaf vermählt zu werden. Da muss sie erfahren, dass er zur Trauung mit einer anderen rüste. Während alle im festlich erleuchteten Rittersaal weilen, zum Gang in die Kirche bereit, muss sie allein im Sturmwind draußen stehen, beschimpft, verhöhnt. Sie ergreift eine Hochzeitsfackel und schleudert sie in Liljekrans Haus. Ein Unglück wird verhütet, aber man setzt der Entflohenen nach. Olaf findet sie als Erster wieder, neben der Hütte ihres Vaters. Sie lieben einander noch immer. Man verzeiht ihr, und sie wird Olafs Frau. Ingeborg hat auf ihren Bräutigam verzichtet; auch sie hat heimlich einen anderen geliebt, den erhält sie nun zum Manne. Anm. d. Red.

Echt Ibsenisch ist in dem Stück die letzte Rede des Spielmanns Thorgjerd. Hier zittert ein Ton durch, den später der Dichter mehr als einmal in seinen Werken anschlägt, nämlich so oft er die Heimatlosigkeit und Unrast schildert, die sein schicksalsschwangerer Beruf zur Folge hat:

„Ein Spielmann hat weder Heim noch Haus,
Sein Sinn geht rastlos ins Weite hinaus.
Wem da von Liedern die Brust geschwellt,
Des Heimat ist rings die weite Welt.
Im Laubsaal, im Thal, am grünenden Hang
Muss er rühren die bebenden Saiten zum Sang;
Dem heimlichsten Leben muss er lauschen:
Des Gießbachs Tosen, der Woge Rauschen,
Des pochenden Herzens seltsamen Mären;
Sein Lied muss des Volkes Träume klären
Und all die Gedanken, die gären!“

Olaf Liljekrans ist bisher noch nicht gedruckt gewesen, nicht einmal in der Ursprache. Das Drama ist nach der einzigen existierenden Handschrift übersetzt, derselben, die vor einundvierzig Jahren der Aufführung auf dem Bergener Theater zu Grunde gelegen hat. Es gefiel der dortigen Kritik nicht besonders und hat wohl auch kaum den Dichter selbst recht befriedigt, da er niemals irgendwie den Versuch gemacht hat, es durch den Druck zu veröffentlichen.

Jetzt aber, da jedes Stadium seiner Entwickelung interessant geworden ist, bietet das alte Schauspiel ein nicht geringes historisches und psychologisches Interesse. Wie der „Catilina“ den Ausgangspunkt für das Revolutionäre in Henrik Ibsen bezeichnet, so weist „Olaf Liljekrans“ auf die Stelle hin, wo der Romantiker in ihm entsprang; zugleich aber deutet diese Dichtung an, wie ihm in seiner Seele die ersten Zweifelsfragen gegen jene Romantik aufstiegen, die über jede Erfahrung und alle Wirklichkeit sich hinwegsetzte.

Entwickelung.

Ganz leise haben wir vor Jahren an dieser Stelle die Stimme erhoben, um den Zusammenhang von Kunstgewerbe und allen anderen Aeußerungen des Zeitgeistes in Kunst und Literatur zu betonen. Wir sagten, dass die Gebrauchsgegenstände und auch die Ziergegenstände aus der ethischen und philosophischen Anschauungsweise ihres Milieu herauswachsen und die großen Blutadern, welche der Architektur, der Malerei, der Sculptur ihre Nahrung zuführen, auch durch kleinere Gefäße das Handwerk speisen. So war's in jeder großen Kunstepoche und so scheint es jetzt noch strenger vor Schluss unseres Jahrhunderts in einigen Ländern zu werden.

Der damals vereinzelte Ruf ertönt jetzt zahlreicher, häufiger. Das Interesse an kunstgewerblichen Fragen erwacht, und man beschäftigt sich allenthalben damit, Mittel und Wege zu finden, um die kunstindustrielle Production auf eine höhere Stufe zu heben. Da denkt man denn vorerst daran, dem Beispiele der Engländer zu folgen. Diese haben, als ihnen klar wurde, dass ihr Kunstgewerbe einer vollständigen Reorganisation bedürfe, mit der ihnen eigenen Methodik sofort ein vollständig neues Lehrsystem organisiert. Die kunstgewerblichen Schulen wurden ganz umgestaltet, ihre Anzahl bedeutend vermehrt und ein inniger Contact zwischen der Londoner Mutterschule und den Provinz-Zweiganstalten hergestellt. Nach einem ganz gleichen System musste überall vorgegangen werden. Als erstes Princip wurde das gründliche Studium der Natur aufgestellt. Nicht mehr nach Vorlagen durften Blumen, Insecten, Flüsse gezeichnet und modelliert werden. Direct durch eigene Naturanschauung musste der Lernende die Formen zu bilden suchen. Sehen musste man lernen, das war das erste, und dann versuchen, das Gesehene ehrlich, ganz naiv wiederzugeben. Erst wenn durch diesen unmittelbaren Anschauungsunterricht der Schüler gegen die Gefahr einer akademischen und schematischen Nachempfindung gefeit war, dann erst begann man mit dem Copieren berühmter Muster, dann erst wurde der Geschmack an den Meisterwerken vergangener Zeiten herangebildet. Den mannigfachsten Techniken suchte man ihre frühere Strenge und Kraft wiederzugeben. Die ganze Lässigkeit der Mache, welche durch die Jahrmarktserzeugnisse der letzten Jahrzehnte sich eingeschlichen, wurde ausgemerzt. Wirkliches Handwerk, das heißt, die Materie beseelt durch den Impuls, welches die arbeitende Hand ihr mittheilt, tritt an ihre Stelle. Bei diesem letzten Punkt empfand man den Einfluss der Schulen sogar noch als zu schwach, ihre Wirkung auf weite Kreise zu gering. So wurde denn die „Vereinigung häuslicher Kunst und Industrie“ gegründet. Arbeiter, Handwerker, Bauern konnten unentgeltlich in Schulen, welche man in Menge errichtete, ihre Geschicklichkeit ausbilden. Es wurden die Holzschnitzerei, der Lederschnitt, die Schmiedekunst und noch viele andere Techniken gelehrt. Alljährlich wiederkehrende Ausstellungen bezeigen die raschen Fortschritte, die wachsende Popularität dieser Volksinstitution. Und so kann England nach zwölfjähriger Thätigkeit mit Befriedigung wahrnehmen, dass es eine Kunstindustrie besitzt, welche vollkommen im Einklang mit allen anderen Evolutionen der Zeit ist. Nur ist sie in ihren Leistungen etwas einförmig, man spürt den Drill des gleichmäßig organisierten Schulunterrichtes stärker heraus. Das angewandte System fördert nicht einzelne große Individualitäten zutage, aber es hebt die allgemeine Kunstbethätigung auf ein ungemein hohes Niveau. Der englische Staat glaubt an die culturelle Wichtigkeit einer einheitlichen Kunstentwickelung. Er kennt ihre veredelnde Wirkung — auf den Einzelnen, auf die Nation.

Die Franzosen haben ganz ähnliche Resultate durch absolut entgegengesetzte Mittel erzielt. Dort erblühte das Kunsthandwerk ohne Schulen, ohne gemeinsame Organisation, ohne staatliche Hilfe. Da waren es einzelne Männer, Bildhauer oder Maler, die sich sagten: wir wollen einmal versuchen, unseren Empfindungen, unseren Träumen eine uns fremde Gestaltung zu geben. Von Bildern und Statuen sind die Ausstellungen überschwemmt — versuchen wir uns einmal auf einem Gebiet, das der Phantasie einen ungemessenen Spielraum bietet und auf leichte Art Schönheit in die Massen trägt. Und ohne zu fürchten durch das Aufgeben der „großen Kunst“ an ihrer Ehre Schaden zu erleiden, suchten sie sich die Möglichkeit einer populären Kunst zu schaffen.

So entstanden die Fayencen von Carries, die Bleimodellierungen für Tafelgeschirre von Desbois, die Gläser von Gallet, die Möbel von Carabin und als die Secession im Champs de Mars zum erstenmale ihre große Kunstausstellung eröffnete, sah man zwischen Bildern und Sculpturen eine kleine Anzahl von Vitrinen, welche mit Kunstgegenständen ausgefüllt waren.

Anderswo hätten diese schüchternen, unvollkommenen Atelierversuche wahrscheinlich keine Unterstützung gefunden — und wären rasch wieder wegen mangelnder Antheilnahme verschwunden. Jeder Vorstoß nach neuen Zielen macht die Masse wild. Da lachen und höhnen sie, und zertrümmern — weil sie nicht begreifen. Auch diesmal war es so. — Nur hat es jederzeit in Paris eine Classe Elite-Menschen gegeben, denen es Lebensnothwendigkeit ist, das Schöne zu hüten. Sie sind die ersten, welche das Aufkeimen neuer Gestaltungen beobachten und die Vibration neuer Bildungen verspüren. Und es ist ihnen kraft ihrer Lebensstellung möglich, diesen Evolutionen den Weg zu ebnen, und sie zu beschleunigen. Stendhal bezeichnet diese Classe sehr richtig. Er sagt: „Les amateurs veritables qui enseignent au reste de la nation ce qu'elle doit sentir, se rencontrent parmi les gens qui, nés dans l'opulence, ont pourtant conservé quelque naturel.“ Solche reiche Dilettanten sind es, welche gemeinsam mit forschenden, willensstarken Künstlern in Frankreich das moderne Kunstgewerbe begründeten.

Sie griffen sofort die leisen, ungeschickten Andeutungen der ersten Versuche auf. Die Antiquitätenhändler bekamen dies zuerst zu verspüren. Mancher antike Gegenstand, der sonst an einen Amateur zu hohem Preise verkauft worden wäre, blieb liegen — dafür leerten sich die Vitrinen im Champs de Mars. Noch fördernder als der materielle Erfolg war das intime Mitarbeiten der Mäcene. Sie wetteiferten mit den Künstlern, neue Formen und Färbungen, ungekannte Techniken zu finden. Sie befeuerten jedes Schaffen durch die intelligenten, ja raffinierten Forderungen, die sie stellten. Sie halfen die Wolkentheorie in gesunde Praxis wandeln. Von Jahr zu Jahr wurde der Kunstgegenstand intimer, vertrauter, dem Zwecke entsprechender. Er entwickelte sich in der Treibhausatmosphäre sensitivsten Kunstempfindens zu freier, schlanker Blüte.

Das englische Kunstgewerbe ist das Product eines auf Continuität beruhenden weisen, erziehlichen Princips — das französische die Renaissance freier Geister, welche die Tradition über den Haufen werfend in schöpferischer Fruchtbarkeit den Individualismus offenbaren. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe dies alles erzählt, weil man jetzt auch bei uns einen Anfang machen will. Packt man die Sache bei der Umgestaltung des Lehrwesens an, so würden gewiss gute Resultate erzielt werden. Es müsste aber dann eine Action im großen Stile sein — nicht bloßes Flickwerk. Dazu gehört vor allem Achtung, Liebe und Geld für künstlerische Zwecke. Bis jetzt lebt die Kunst hier nur vom Almosen. Die staatliche Unterstützung ist so minimal, das Interesse der leitenden Kreise so gering, dass eine Entwickelung des Kunstgewerbes auf dieser Basis allein nicht möglich ist.

Das Gewerbemuseum besitzt jetzt einen Leiter, der, wie es die letzte Ausstellung bewiesen hat, es verstehen würde, wirklich Ersprießliches zu leisten. Um jedoch eine tiefeingreifende Umgestaltung zu erzwingen, genügt nicht der Wille eines einzelnen Mannes und sei er noch so tüchtig und begabt. Er braucht weitgehendstes Entgegenkommen, thatkräftigste Unterstützung der maßgebenden Factoren.

Hier könnte nur die Gesellschaft, hier könnten nur die Reichen helfend eingreifen. Würden sie dieser Angelegenheit ihr Interesse zuwenden, so könnten die kunstgewerblichen Bestrebungen, vereint mit einer rein privaten Förderung künstlerischer Regungen, gewiss große Erfolge erringen.

Auch bei uns sollte es reiche Kunstliebhaber geben, die der Nation den Weg des Schönen weisen. Man sage nicht, dass es an Reichthum, dass es an Geld fehle. Es ist hier in gewissen Kreisen ebenso vorhanden, wie in anderen Ländern. Weshalb florieren denn gerade in Wien die adeligen Ausverkäufe wie sonst nirgends? Jährlich wiederholt sich mehrmals das Schauspiel, dass der Nachlass des Grafen X. oder die Ein-

richtung des Fürsten Z. versteigert wird. Da kann man das sogenannte „Ganz-Wien“, besonders wenn die Auction in den aristokratischen Räumen selbst stattfindet, zusammengedrängt sehen. Die Leute reißen sich die Gegenstände förmlich aus den Händen. Schönes und Unschönes, Wertvolles und Graffelwerk, alles wird gekauft, alles mit Wonne überzahlt. Was geht uns die Moderne an, so denken sie, was kümmerts uns, ob die armen Künstler Gelegenheit haben, ihr Wollen, ihr Können zu offenbaren, wir kaufen lieber noch einen Renaissance-Kasten und wieder einen Rococo-Luster und nochmals eine gothische Truhe, denn diese Sachen sind patentiert. Sie müssen gut und echt sein, denn sie stammen aus dem Besitze des Grafen X., des Fürsten Z.

Das ist's, die Leute haben keinen eigenen, individuellen Geschmack, sie trauen ihren eigenen Instincten nicht, und sie glauben nur ganz sicher zu gehen, wenn sie von Herrschaften abgelegte Trödlerwaaren kaufen. Gewiss ist gegen die Erwerbung von Antiquitäten nichts einzuwenden. Es ist ein gutes Gefühl, welches die Menschen treibt, das Schöne vergangener Zeiten zu hüten und vor dem Untergange zu bewahren. Nur darf dies nicht Dimensionen annehmen, welche die zeitgenössische Production in ihrer Existenz bedroht.

Wir wollen hoffen, dass es anders wird. Nun die sehnlichst erwartete Secession endlich ins Leben tritt, dürfte wohl eine ihrer ersten Thaten sein, die kunstgewerblichen Producte Englands und ganz besonders Frankreichs zur Ausstellung zu bringen. Dann wird Wien auch begreifen, wie viel es nachzuholen hat, und dann werden diejenigen, welche ihre sociale Stellung eigentlich dazu verpflichtet, fördernd mitarbeiten. Denn es mangelt unserer Stadt nicht der Schönheitssinn, nicht das Talent; nur spielt sie gar zu gerne Dornröschen, und zu oft mag der Prinz nicht kommen.

B. Zuckerkandl.

Das Theater.

(„Männerrecht“ von Paul Hervieu. Deutsch von Ferdinand Groß. Zum ersten Mal aufgeführt im Deutschen Volkstheater am 5. März 1898.)

In Paris hat das Stück von Hervieu sehr gefallen, bei uns gar nicht. Es ist freilich schlecht gespielt worden. Frau Schmittlein, in deutschen und derben Gestalten unvergleichlich, kann Damen nicht darstellen; wenn sie klagen soll, keift sie, sie droht, statt zu flehen, und sie ist nicht elegant. Herr Weiße hatte noch am ehesten den delicaten Ton der Franzosen. Aber man fühlte, dass es nicht an der Darstellung lag: das Stück war nicht zu retten. Es sagt uns nichts, es hat kein Leben, statt Menschen sehen wir Figuren, die der Autor an seinen Fäden zieht. Dies thut er ja mit großer Kunst, aber wir wollen das nicht mehr; es gefällt uns nicht mehr, immer die Hände des Autors im Spiele zu sehen: „das ist uns zu sehr Theater“. In Paris scheint aber eben das den großen Erfolg gemacht zu haben. Da fragen wir verwundert: was haben die Pariser auf einmal? Wir verstehen sie nicht mehr. Von ihnen haben wir doch gelernt, uns Stücke zu wünschen, die nicht mehr „Theater“ wären. Und jetzt auf einmal? Soll jetzt auf einmal das Theater, das alte Theater, das mit Fleiß theatralisch ist, wieder in die Mode kommen?

Paul Hervieu hat zuerst sonderbare Novellen geschrieben, die bald das Heroische armer oder einsamer Leute, bald Verirrungen unserer Triebe in einer einfachen und kräftigen Sprache erzählten: Diogène le chien, l'Alpe homicide, l'Inconnu. Dann ist er durch Romane aus dem eleganten Leben berühmt geworden, Flirt, Peints par eux-mêmes und L'Armature, das Elend der Reichen schildernd, die keine Instincte haben, sondern cerebral leben, die nichts mehr reizt, weil c'est toujours la même chose, und die gar keine Menschen mehr sind, nichts Menschliches empfindend, nichts Menschliches verlangend. Dies drückt er in einem künstlichen und mühsamen, bei einem Deutschen würde man sagen: schwülstigen Stil aus, mit einer verhaltenen Wuth und einem Hass, die in der Armature manchmal einen wirklich großen Ton haben. Aus derselben Welt hat er auch seine drei Stücke geholt: „Les paroles restent“, 1892 im Vaudeville aufgeführt, „Les Tenailles“, 1895 in der Comédie, und La Loi de l'homme, 1897 in der Comédie. Das erste zeigt ganz die Art seiner Romane, noch kaum für die Bühne adaptiert: der Autor will seine Manier, nach den Forderungen des Theaters fragt er nicht. Im zweiten ist er schon bescheidener geworden; man merkt, wie er sich um die dramatische Form bemüht und lieber auf sich selbst, auf seine besondere Art verzichten als gegen das Theater fehlen will. Man sieht zu, wie langsam das Theater über seine Natur Herr wird. Im letzten ist von seiner Natur nichts mehr geblieben, es ist nur „Theater“. Man würde zunächst sagen: das Theater ist stärker gewesen als er, seine Natur hat es nicht ausgehalten, schade, weg mit ihm! Aber da jauchzen ihm die Pariser zu. Was heißt das? Heißt das, dass die Bemühungen der jungen Leute um eine neue dramatische Form, seit zehn Jahren, thöricht und falsch gewesen sind? Heißt das den Krach der ganzen neuen dramatischen Literatur? Will das Publicum sagen, dass es die Experimente nicht mehr mag und reuig wieder zum alten Theater geht? Soll also doch der alte Scribe recht behalten?

Erinnern wir uns. Es ist jetzt gerade zehn Jahre her, dass Antoine begann. Antoine, das waren alle jungen Leute. Antoine, das war die Revolte gegen das alte Theater, das war, wie Mendès einmal geschrieben hat, le renoncement aux complications qui, jadis, parurent ingenieuses, aux préparations sournoises, aux petites adresses, aux menues malices, en un mot, aux ficelles gloire de l'homme de théâtre. Weg mit den Taschenspielereien der Convention, weg mit der Routine, weg mit toute cette prestidigitation théâtrale, wir wollen das Leben auf die Bühne tragen, wir wollen Menschen sehen, das Leben so, wie es ist, Menschen von der Straße! Damals schrieb Jean Jullien in seinem Théâtre Vivant: „Une pièce est une tranche de vie mise sur la scène avec art.“ Das wurde die Parole: une tranche de vie. Die Alten erwiderten: Une tranche de vie, ohne ficelles, aber das ist unmöglich, das wird niemals ein Stück geben, ein wirkliches „Stück“ für das Theater! Aber die Neuen riefen: Wir wollen ja gar keine Stücke mehr — das, was ihr „Stücke“ nennt, diese mühsam arrangierten Sachen; wir wollen die Wahrheit und das Leben! Es wurden denn auch keine Stücke, sondern Scenen, Fragmente irgend einer Welt, die freilich das Publicum anfangs verblüfften. Es erholte sich aber bald vom ersten Erstaunen und fand, dass das alles recht curios sei, ohne doch jene Emotionen zu geben, die man nun einmal vom Theater verlangt. Die jungen Leute wurden nachdenklich. Das war doch seltsam, warum wirkte „das Leben“ auf der Bühne nicht, warum hatte die Wahrheit keine Kraft? Sonderbar: es zeigte sich, dass das Wahre, so wie es ist, auf die Bühne gestellt, fremd und unwahr zu werden schien. Auf der Bühne verlangt die Wahrheit einen Zusatz von Unwahrheit, um wahrscheinlich zu werden, fanden sie nach und nach. Also gut, sagten sie, es scheint in der That, dass man die Dinge für das Theater erst eigens „arrangieren“ muss. So wollen wir ein „Arrangement“ suchen, aber ein neues, das sich mit unserem Geschmacke verträgt, nur nicht jenes entsetzliche der alten Convention! Suchen wir eine neue dramatische Form! Wir geben zu, dass das Theater seine besondere Optik hat, aber das kann doch noch nicht heißen, dass es keine andere Form als die von Scribe gibt. Und sie suchten. Sie wollten die „Wahrheit“ mit dem „Theater“ versöhnen. Sie wollten ein „Arrangement“ zwischen der Natur des Autors, der sich nicht verleugnen sollte, und den Anforderungen der Bühne finden. Aber es geschah ihnen, indem sie das suchten und keine Probe scheuten, dass sie sich immer mehr von jener Wahrheit des Lebens entfernten und immer mehr die Natur des Autors verleugneten und sich immer mehr der alten Convention wieder näherten, bis sie am Ende durch alle Experimente bei demselben „Theater“ angekommen waren, das sie vor zehn Jahren, so laut und so zornig, sich ungestüm lossagend, mit Leidenschaft verlassen hatten. Und da jauchzte ihnen das Publicum zu. Das alte „Theater“ war stärker gewesen als ihre Revolte; sie kehrten wieder in die alte Form von Scribe ein, es ist schließlich bei toute cette prestidigitation théâtrale geblieben. Das ist das Resultat, das zuletzt die dramatischen Experimente der Franzosen in den letzten zehn Jahren ergeben haben.

Werden wir glücklicher sein? Vielleicht haben die Franzosen die Kraft nicht mehr. Aber vielleicht — vielleicht ist es überhaupt nicht möglich, eine neue dramatische Form zu finden. Vielleicht muss, was im Theater wirken will, „Theater“ sein. Vielleicht wird die Erneuerung des Theaters ganz anders geschehen, als wir denken: nicht durch eine neue Form, sondern in der alten Form durch einen neuen Inhalt.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Der Herr Graf Thun hat dem Baron Gautsch die Ministerportefeuilles für eine Weile zum Halten gegeben. Der Herr Graf Thun hat sie ihm wieder abgenommen. Der Name des Herrn Grafen Thun sei gelobt!

▪

Ein Dienst ist des anderen wert. Graf Thun hat seinerzeit dem Grafen Badeni einen großen staatsmännischen Dienst erwiesen. Dafür hat sich wieder Graf Badeni nobel revanchiert, indem er dem Grafen Thun einen noch größeren staatsmännischen Dienst erwies. Nämlich so: Graf Thun hat seinerzeit als Statthalter in Böhmen unter den Czechen eine solche Unordnung angerichtet, dass Graf Badeni als Ministerpräsident berufen werden musste, um unter den Czechen wieder Ordnung zu machen, zu welchem Zweck er den Grafen Thun seines Statthalterpostens entsetzen musste. Graf Badeni kam auf diese Weise durch den Grafen Thun ganz billig zu einem staatsmännischen Triumph. Er revanchierte sich dafür an dem Grafen Thun, indem er seinerseits wieder unter den Deutschen in ganz Oesterreich eine so heillose Verwirrung anstiftete, dass nunmehr nichts anderes übrig blieb, als den Grafen Thun zum Ministerpräsidenten zu berufen, damit er die neue Unordnung einrenke. Um seinen gemein-gräflichen Vorgänger durch hoch-gräflichen Edelmuth zu übertreffen, könnte jetzt der Graf Thun eine noch großartigere Unordnung in Oesterreich schaffen, zu deren Einrenkung dann wieder der Graf Badeni erprobtermaßen berufen werden könnte, der dann seinerseits eine neue Katastrophe herbeiführen könnte, die wieder den Grafen Thun ans Ruder brächte. Und so fort mit Grazie in infinitum. Auf diese Art wären wir in Oesterreich in der Lage, eine neue Specialität zu gewinnen: das ministerielle Perpetuum mobile, und wir wären dann, solange das Geschick uns die beiden gleichalterigen Grafen Badeni und Thun am Leben erhält, aller Sorgen um künftige Ministerpräsidenten bis auf weiteres enthoben.

Graf Thun hat nun auch schon seinen geheimen Kriegsplan. Der Welt wird in dem von den „Narodi Listy“ veröffentlichten Actions-, richtiger Reactionsprogramm, darüber nichts weiter verrathen, als dass Graf Thun fest entschlossen sei, eine etwaige Obstruction zu „brechen“ durch „Mittel, welche sich in der Form von der Lex Falkenhayn unterscheiden, die aber noch viel intensiver wirken werden.“ Da die Politiker absolut nicht in der Lage sind, diese mysteriösen Obstructionsbrechmittel zu errathen, habe ich einen Chemiker um seine Meinung befragt. Der Chemiker vermuthet, dass Graf Thun den obstruierenden Abgeordneten Niespulver auf ihre Plätze streuen lassen werde. Das wäre in der That ein wirksames Mittel, um die obstructionslustigen Abgeordneten, ohne Anwendung von Polizei, aus dem Parlamentsaal zu vertreiben.

Es geht das Gerücht, dass der Graf Coudenhove von seinem böhmischen Statthalterposten nach Tirol versetzt werden soll. Für das Gerücht lassen sich nur innere Gründe geltend machen. Man nimmt offenbar an, dass ein Mann von der Geistesgröße, die Graf Coudenhove in den letzten Monaten gezeigt hat, für die Tiroler Gebirgsbewohner prädestiniert sein muss.

Den Abg. Dr. Baernreither hat der verfassungstreue Großgrundbesitz ausgesprochenermaßen als Wächter der Verfassung ins Cabinet Thun geschickt. Sobald im Cabinet etwas gegen die Verfassung geplant wird, soll Dr. Baernreither — so besagt die Mittheilung des Großgrundbesitzes — sofort aus dem Cabinet austreten. Diese dem Herrn Dr. Baernreither mit auf den Weg gegebene Dienstesinstruction erinnert an den durch die besten Witzblätter Deutschlands populär gewordenen Typus des alten Dorfnachtwächters, der bekanntlich solange treue Wache hält, als nichts geschieht, sich aber sofort sachte und bedachte auf die Strümpfe macht, sobald er die Einbrecher kommen sieht. Wenn Herr Dr. Baernreither sein Verfassungs-Wächteramt in dieser Art versieht, kann uns wirklich noch die Verfassung gestohlen werden.

Der sonst so liebenswürdige Herr Dr. Kaizl war als Abgeordneter wiederholt so unliebenswürdig, in den beim Abgeordnetengelöbnis abgelegten Rechtsverwahrungen unsere alte Verfassung als nicht rechtlich, sondern nur factisch bestehend in der Achtung der Mitmenschen herabzusetzen. Nun hat sich aber die vielgeschmähte Verfassung an ihm gerächt. Denn sie hat ihn jetzt, bei seiner Liebe zum Ministerportefeuille, gezwungen, den Ministereid auf die Verfassung ohne Rechtsverwahrung abzulegen. Ja, wenn einer die Junge heiraten will, muss er auch die Schwiegermutter beherzt küssen, mag er sie vorher noch so hässlich gefunden haben. Wenn die Verfassung so viele Töchter, will sagen Ministerportefeuilles zu vergeben hätte, als es Jungczechen gibt: ich wette, die Rechtsverwahrungen würden bald außer Uebung kommen, und die Schwiegermutter unseres constitutionellen Lebens könnte bald die von feurigen Jungczechen meistgeküsste, will sagen meist beschworene Verfassung der Welt sein.

Der einzige Mann, der nachweislich mit einer großen Idee ins Cabinet Thun eintritt, ist der polnische Landsmann-Minister Herr von Jedrzejowicz. Als er nämlich 1891 in Rzeszow und Jaroslau als Abgeordneter candidierte, versprach er — es war damals die Zeit der Gründung von Groß-Wien — seinen biederen Wählern die Schaffung eines Groß-Rzeszow, mit Einbeziehung der um Rzeszow gelegenen Landgemeinden. Das ist die große Idee, auf welche hin er Abgeordneter wurde. Als Minister hat er endlich die gewiss lang ersehnte Gelegenheit erhalten, seine große Rzeszower Idee zu verwirklichen. Die Idee ist so groß unter den Ideen, wie Rzeszow groß ist unter den Städten und Herr v. Jedrzejowicz unter den Geistern.

Volkswirtschaftliches.

Der Antisemitismus hat in Wien Blüten zutage gefördert, welche hier, wenigstens früher nicht bekannt waren: das echt arische Börsencomptoir und die echt arischen Börsenzeitungen. Die Herren Christlichsocialen und Deutschvolklichen, welchen man früher all den Unsinn, den sie über die Börse schwatzten, umso bereitwilliger verzieh, als sie eingestandenermaßen nichts von der Börse verstanden, haben gestrebt, die Lücke ihrer Bildung auszufüllen, und da nichts über die praktische Erfahrung geht, so ist es eben zu den genannten Institutionen gekommen. Und die Herren haben es ihren Vorbildern gründlich abgelernt. Die „Deutsche Zeitung“ sticht von der liberalen Börsenpresse in nichts mehr ab, höchstens darin, dass sie das Spiel gar zu offen treibt, was diese, durch Erfahrung gewitzigt, nicht mehr thut. Diese Unvorsichtigkeit hat ihr kürzlich einen bösen Streich gespielt; und sie musste sich vom „Deutschen Volksblatt“ eine scharfe Verwarnung ertheilen lassen, weil sie Gerüchten, deren Unwahrheit ihr bekannt sein musste, gar zu unverfroren ihre Spalten lieh. Ob das „Deutsche Volksblatt“ nur aus ethischen Motiven entrüstet war, wollen wir heute unentschieden lassen, um ihm aber den Kampf gegen die Corruption im eigenen Lager künftig zu erleichtern, wollen wir erzählen, wie diese Gerüchte eigentlich entstehen und wie sie in die „Deutsche Zeitung“ kommen. Es gibt also arische Börsencomptoirs; sie annoncieren in den arischen Blättern; der Theilhaber eines derselben ist sogar erklärter Mitarbeiter des Finanztheiles der „Deutschen Zeitung“. Vermöge ihrer Beziehungen zu der herrschenden Partei gelten sie natürlich als in communalen Angelegenheiten, vor allem in der Tramwayfrage, für sehr gut informiert; sie sind auch nicht zurückhaltend mit ihren Informationen, und lassen sie selbst Nichtariern zukommen. Ja um diese anzulocken, annonciert eines derselben neuestens wieder in der „Neuen Freien Presse“. Hoffentlich hat sich das auch bezahlt. Aber mit den Informationen allein ist es nicht gethan. Die sind doch zu spärlich. So sind denn die Herren bald darauf verfallen, dass man die Informationen gar nicht braucht, weil man sie selbst fabricieren und ausnützen kann. Erst werden Tramwayactien von ihnen gekauft, dann erzählen sie geheimnisvoll irgend ein Gerücht, z. B. wie jüngst, dass das elektrische Comité des Stadtrathes seine Arbeiten beendet habe; am nächsten Tage wird das Gerücht von der „Deutschen Zeitung“ weiter verbreitet, und den Gimpeln, welche glauben, dass die „Deutsche Zeitung“, wenn sie das schreibt, es doch auch controliert haben muss, und daraufhin Tramwayactien kaufen, werden die Stücke von den Käufern des vergangenen Tags, den Mitarbeitern der „Deutschen Zeitung“, angehängt. Man sieht, anders hat es der berüchtigte „Capitalist“ von Jos. Kohn & Co. auch nicht gemacht. Wir sind nur auf den nächsten Gesetzentwurf gegen Börsencomptoirs und Börsenpresse neugierig, den die Herren Deutschvolklichen im Reichsrath einbringen werden.

In der Berichtswoche wurden die Rechnungsabschlüsse der Bodencreditanstalt und der Anglo-österreichischen Bank bekanntgegeben. Von der Erstgenannten gilt wie alljährlich, dass das, was sie veröffentlicht, alles eher als eine Bilanz ist, aus welcher die Actionäre die Situation und die Geschäftsergebnisse des abgelaufenen Jahres ersehen können. Ein Vergleich mit dem vorangegangenen oder irgend einem anderen Jahre ist daher ganz müßig, nachdem nicht der wirkliche Gewinn des betreffenden Jahres ausgewiesen wird, sondern eine Summe, wie sie der Verwaltung gerade passt. Auffallend und unerklärlich ist am letzten Abschluss, dass die Steuerleistung des Institutes von 362.000 fl. auf 252.000 fl., also um fast den dritten Theil zurückgegangen ist, während der ausgewiesene Reingewinn mit 2,990.000 fl. nur um 183.000 fl. geringer ist. Die Anglo-österr. Bank hat ihre Dividende um einen halben Gulden ermäßigt; das Gewinn- und Verlustconto ist ziemlich dürftig; der Verkauf eines Postens Reisschälfabriks-Actien zu günstigen Coursen ist der Bilanz zustatten gekommen. Die im Jahre 1896 durchgeführte Capitalsvermehrung war für die Liquidität des Unternehmens nothwendig; für die alten Actionäre hat sie sich bisher noch nicht als rentabel erwiesen, was aber angesichts des wirtschaftlichen Stillstandes in Oesterreich nicht wundern kann.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Gymnase, „Mariage bourgeois“ von Alfred Capus. Berlin. Neues kgl. Operntheater, Englisches Gastspiel: „The Sec“, „M. Tanqueray“; Berliner Theater, „Alarich“ von Verdy du Vernois, Gastspiel der Tina di Lorenzo; Königl. Schauspielhaus, „Königskinder“ von Humperdinck und Rosmer.

In der Hofoper gastierte Herr Demuth als René in Verdi's Maskenball und als Wolfram. Von den zahlreichen Gastspielen der letzten Zeit hat das seine den ungetrübtesten Eindruck hinterlassen. Herr Demuth ist ein schauspielerisch gewandter Sänger von bester musikalischer Schulung, mit kräftiger, volltönender Stimme und klarer musterhafter Aussprache. Obgleich mir seine Persönlichkeit für sentimental-romantische Partien weniger geeignet scheint als für charakteristisch-dramatische, so ist doch jede der beiden Rollen durch die glänzende Darstellung des intelligenten Künstlers in vollster Weise zur Geltung gekommen. R. W.

Raimund-Theater: „Im Fegefeuer“, von Ernst Gettke und Alexander Engel. Diesem Schwank liegt trotz seines abschreckend banalen Titels ein hübscher Einfall zugrunde. Der widernatürliche und widersinnige Zustand des Verlobtseins nach bürgerlichen Anständigkeitsbegriffen — das Liebesverhältnis unter allgemeiner Aufsicht und Censur — wird darin satirisch behandelt. Die Verfasser rühren damit an ein wirklich interessantes Problem. Bei keiner Gelegenheit kommt wohl die Verlogenheit und Lächerlichkeit des conventionellen Familienlebens so stark zum Ausbruch wie bei der „Versorgung“ der Töchter. Diese Verlogenheit und Lächerlichkeit wird hier an einem gut durchgeführten Musterfall gezeigt: die vielen kleinen Aergernisse und Widersprüche der Familienrücksichten bringen ein Brautpaar auseinander. („Der Verlobungskrieg“ hätte dieser Schwank zu heißen verdient, damit wäre sein Thema genau bezeichnet.) Dabei sind die Autoren aber so geschmackvoll, keinen allzukühnen Schritt ins Tendenziöse und in die Gesellschaftssatire zu wagen. Sie bringen keinen Raisonneur, keinen Aufgeklärten in ihr Stück. Die Menschen desselben bleiben vielmehr unter sich wie blind tappende Hühner und führen sich durch die Verwirrung selber ad absurdum. Wenn der Einzelfall des Stückes gleichwohl gehoben und typisch interessant wird, so geschieht dies hier durch andere Hilfsmittel: durch zwei gut eingefügte Contrastbilder und ein sehr anerkennenswertes Streben nach psychologischer Vertiefung und Glaubhaftigkeit. Der zweite Act enthält die Beispiele dafür. Im zweiten Act spielt sich der ganze eigentliche Inhalt des Stückes ab: Braut und Bräutigam gerathen auseinander. Das wird in hübschen Dialogen, mit der richtigen, aus unscheinbaren, kleinen Zügen und Bewegungen resultierenden Spannung vorbereitet. An dieser Stelle ist der Schwank der Herren Gettke und Engel sogar fast schon ein ernst zu nehmendes, wirklich produciertes Stück. — Der oberflächliche Heiterkeitscharakter des Ganzen ist auch nur wie ein Rahmen um diese Scene gespannt. Im ersten Acte wird der Bräutigam eingefangen, das gibt ein dankbares Schwankmotiv. Und im letzten kriegen sich die beiden Vielgeprüften wieder, das gibt einen Possenact — einen guten, in der Stilmanier an Nestroy erinnernden Possenact. Man kennt ja den schlagenden Witz Alexander Engels aus einem früheren erfolgreichen Stücke. Hier hat er sich wieder bewährt. Erzwungen und geistreichelnd muthet er freilich stellenweise an, vor allem dort, wo er mit dem Wiener Localcharakter, der den beiden Verfassern überhaupt fremd ist, nicht recht zusammenstimmt. — Fräulein Niese ist besser als ihre — ein wenig gekünstelte — Rolle, Fräulein Häberle in den entscheidenden Scenen unübertrefflich gut. Desgleichen die Herren Schildkraut, Krug, Godai und Burg. A. G.

Die beiden Concerte des Münchener Kaim-Orchesters sind uns in mehr als einer Beziehung interessant gewesen. Abgesehen davon, dass sie uns die beschämende Thatsache vor Augen geführt haben, dass auch in Städten mit geringerer Einwohnerzahl zwei Symphonie-Orchester neben einander bestehen können, wodurch erst ein heimischer Dirigent, Herr Ferdinand Löwe, eine ihm entsprechende Stätte künstlerischer Wirksamkeit gefunden, die er in seiner Heimat vergebens gesucht hat. Bisher sind überhaupt alle fremdländischen Orchester nur unter der Führung österreichischer Dirigenten bei uns erschienen. Aber auch unsere Componisten scheinen dieser fremden Orchester zu bedürfen, um ihre Werke bei uns zu Gehör bringen zu können. Trotz aller, oft überschwenglicher Verehrung, die Bruckner in Wien genossen, ist doch eines seiner besten Werke hier nie aufgeführt worden: die fünfte Symphonie. Gleich ihren Schwestern ist auch sie großartig angelegt, breit ausgeführt und mit ungewöhnlichen instrumentalen Effecten ausgestattet. Reich an originellen Einfällen und bizarren Wendungen ist jeder Satz, am schönsten das Adagio, in dem Bruckner, wie immer, im langsamen Satze am ergreifendsten zu singen weiß. Interessant ist auch das Scherzo, dessen leichte bewegliche Form wiederholt nach allen Regeln der musikalischen Entwickelung zu Ende geführt wird, um gleich wieder von neuem anzufangen, während das Ende der Sätze bei Bruckner so häufig nicht thematisch abschließt, sondern einfach abbricht. Diese Wahrnehmung hat bereits zu dem paradoxen Ausspruch geführt, dass, wenn Bruckner überhaupt einmal aufhört, er es nur mitten im Satze zu thun pflegt. Eine Ausnahme hievon macht indes das letzte Allegro, das in einer großartigen Hymne und in mächtigen Accorden tief ergreifend austönt. — Eine andere recht interessante Novität war ein Andante aus der zweiten Symphonie (C-moll) von Gustav Mahler. Von den Compositionen unseres Operndirectors bin ich vollständig überrumpelt worden. Ich habe bisher nicht Gelegenheit gehabt, sie kennen zu lernen, und kann nach der kleinen Probe seiner Kunst begreiflicherweise kein Urtheil über Mahler als Componisten fällen, aber ich kann sagen, dass dieses Andante, für sich betrachtet, eine ganz reizende Composition ist, von einfacher, ungemein anmuthiger Erfindung und kunstvoller, graziöser Durchführung. Es ist nach meinem Dafürhalten eines jener Stücke, von denen man erwarten könnte, dass sie zur Wiederholung verlangt werden. Wenn trotzdem der Beifall nicht meinen Erwartungen entsprach, so ist daran, wie ich glaube, der Umstand schuld, dass die fast durchwegs zarten Pianissimostellen von den nicht zu zahlreichen Streichern des Orchesters in unserem schlecht akustischen Saale für einen großen Theil des Publicums nicht eindringlich genug zu Gehör gebracht werden konnten. Der Eindruck der Composition aber war auf mich so günstig, dass ich mich veranlasst sehe, mich eindringlicher mit Mahlers Compositionen zu beschäftigen. Ueber die sonstigen Leistungen des Kaim-Orchesters und seines tüchtigen Dirigenten hört man überall uneingeschränktes Lob, das die Künstler wohl auch in jeder Beziehung verdient haben. Zwar merkte man bei der Ouverture zum „Barbier von Bagdad" doch, dass man keine Wiener Philharmoniker vor sich hat, aber der Vortrag von Brahms reizenden Haydn-Variationen und die schwungvolle, wenn auch etwas freie Wiedergabe von Beethovens fünfter Symphonie bewiesen, dass das Orchester den höchsten Anforderungen gewachsen ist. M. W.

Bücher.

Dr. Sophie Daszyńska: Zarys ekonomii społecznej. (Grundriss der politischen Oekonomie), c Lwów. Nakładem Księgarni Polskiéj 1898.

Es ist ein ernstes, wissenschaftliches Werk, welches die complicierte Welt der socialen Erscheinungen einer eingehenden Analyse unterzieht, um uns sowohl die Bedeutung der einzelnen Factoren und ihre Stellung im socialen Ganzen, wie auch ihr gegenseitiges Verhältnis verständlich zu machen. Der ganze Complex der verschiedenen ökonomischen Fragen, die in solch verwirrender Fülle in jedem modernen Wirtschaftsorganismus entstehen, werden da vor uns aufgerollt und derart gruppiert, dass die brennendste Frage der Neuzeit, die der Zweckmäßigkeit des Privateigenthums, sich von selbst aus ihnen ergibt. Die Verfasserin glaubt sie verneinen zu müssen, nicht vom Standpunkte der socialen Gerechtigkeit oder der Humanität, sondern gestützt auf ihre Untersuchungen über den Gang der socialen Entwickelung und der objectiven Wirtschaftslage. Ein reiches statistisches Material, den heimischen Verhältnissen entnommen, erhöht für den polnischen Leser den Wert des Buches, illustriert und bekräftigt die Ausführungen der Verfasserin auf das Wirksamste. Fremd jedoch muthet uns in diesem Buche an, dessen Verfasserin auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung steht, die rein subjective Erklärung des Wertproblems, bei dessen Lösung Fr. Daszyńska den Spuren Mengers und Böhms folgt. Dies bildet auch in ihren Untersuchungen eine Unterströmung, die niemals mit ihrem Gedankengange synthetisch zu einem höheren Ganzen zusammenfließt und die ihrem Werke einen dualistischen Charakter aufprägt. Nicht nur in dem glänzend ausgeführten descriptiven Theile, sondern auch bei der Behandlung mancher theoretischen Frage unterlässt Fr. Daszyńska jedwede Consequenz aus der Wertlehre, die sie angenommen, zu ziehen und bemerkt nicht nur gegen Böhm: „Zeitunterschied genügt nicht zur Erklärung des Capitalzinses", sondern äußert sich auch ganz bestimmt, dass „das Privateigenthum an Productions- und Tauschmitteln den Rechtstitel für die Aneignung des Capitalzinses bildet" und etwas weiter „der Unternehmergewinn ist eine, in dem Privateigenthume wurzelnde Einkommensquelle". Obwohl es also in der Vorrede heißt „der wissenschaftliche Socialismus ist in seinem theoretischen Theile ungenügend", ergreift doch die Verfasserin dort, wo er sich zu spröde zeigt, um mit einer, dem bürgerlichen Ideenkreise entnommenen Lehre eine Verbindung einzugehen, immer Partei — für den wissenschaftlichen Socialismus. Hel. L.

Gustav Falke: „Neue Fahrt." Berlin, Schuster & Löffler, 1897.

Unter den Lyrikern der neuen deutschen Kunst erfreute sich Gustav Falke früh eines bedeutenden Ruhmes. Als aber das Werk Liliencrons gesammelt vorlag und die hymnische Pracht Richard Dehmels erkannt wurde, dessen Verse wie Adlerflügel in die Höhe rauschen und wie tiefe Wässer aus den Abgründen brausen, vergaß man den sanften, friedevollen Klang der Verse dieses Künstlers. Es kann sich gegen ihn mit einigem Recht nur ein Vorwurf wenden: dass er keinen eigenen Ton habe. Dies freilich trifft die ureigensten, ja genialen Individuen, Dehmel und Liliencron, nicht. Aber bei diesem Vorwurf vergisst man, dass es eine Lyrik der Lieder gibt, nicht bloß eine der Ekstasen, dass es ein Tönen der Volksseele gibt; der unpersönliche Ton kann der Ton der Hirten werden und der Soldaten, der Mägde im Feld und der Vagabunden. Das ist der uneigen-eigene Ton der meisten Goethe'schen Lieder und der Uhlands und Eichendorffs. Freilich wird er gewaltig überstrahlt von dem Klang dieser höchstpersönlichen Rhythmen Dehmels, aber man wird gerade den Eklekticismus Falkes loben müssen, weil es keiner der Form, des Verses ist, sondern einer der Stimmung, ein Nachleben, Nachtönenlassen des ganzen reichen Lebens um sich her. „Ich und die Welt" ist die Antithese der einen — der Individuen. „Ich in der Welt" ist das Wort für diesen Dichter. So gleicht er vielen, er gleicht allem Leben, das er begreift. Und er drückt neben Liliencron vielleicht das deutsche Wesen am innigsten und zärtlichsten aus. Es ist derselbe sanfte Ton, die gleiche frische, niemals grelle Farbe, die wir an Storm so sehr lieben, es ist das Vaterlandsgefühl Kellers, an den übrigens der Tonfall und Gedankenkreis mancher Verse ganz besonders erinnert, und der Stimmungsgehalt ist so recht der einer treuen, deutschen Seele, die das Wesen alles Seienden nicht tief, aber voll Kraft, empfindet. Nicht der Jubel des Propheten reißt uns weit über die Grenzen des Nationalen, Volksthümlichen hinaus, wie bei Dehmel, oder bei den in viel anderem Sinn eklektischen Versen des Stephan George, sondern das Wohlgefallen an dem Wesen des Heimischen, in dem doch unser Bestes, die Sprache, und mit ihr Aufbau und System unserer Gedanken ruht und wurzelt, hält uns bei diesen ebenmäßigen Versen, in denen alle unsere lieblichen Quellen rauschen, die Kornfelder blond strahlen und in flüsternden Wellen gehen, die Bauern und die vergangenen Ritterzeiten redend aufstehen. Es ist ein Eklekticismus wie ihn jene Blume begeht, von der wir wissen, dass sie nur an diesem Berg und an diesem Hang blüht; eine anschmiegsame Empfindung, die wie ein braves Saitenspiel den Fingern der verschiedenen Wesen gehorcht. Heute spielt ein Minnesänger, morgen ein Bauernmusikant, heute eine blasse, sanfte Frau, morgen ein wilder Träumer. Und das Wesen aller dieser tönt gehorsam aus den Saiten. So etwa sind diese Gedichte, die vielleicht ihren größten Ruhm in dem größten Tadel suchen, die nicht eigen sein wollen um der größern Eigenart willen, der sie dienen. So werden sie ihren Ruhm wohl auch verdient haben. O. St.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau" vom März bringt an erster Stelle eine spannende novellistische Skizze „Ein Meteor, Mittheilungen eines Alltagsmenschen" von Max Halbe; fernerhin Reminiscenzen an die Berliner Märztage von Karl Frenzel und einen zweiten Beitrag zu demselben Thema: Die Literatur der Berliner Märztage von Arend Buchholz. Neben dem vielen Interessanten, das sich hier zusammengestellt findet — über die Presse, die politischen Brochuren, die Placat- und Flugschriften-Literatur und die periodischen Witzblätter jener Zeit — verdient ein eigenartiges und weniger bekanntes Product der Berliner Revolutionsepoche Erwähnung: ein Anzeiger für die politische Polizei Deutschlands auf die Zeit vom 1. Jänner 1848 bis zur Gegenwart. Dieses schwarze Buch gibt den Polizeibehörden Nachricht von den politisch gefährlichen Individuen und enthält auf seinen mehr als 400 Seiten engen Petitdrucks tausende von Namen und Charakteristiken von „Trägern der Ideen und Leidenschaften der Revolution". An vier Stellen wird Lothar Bucher genannt. Fünfmal gar kommt Ludwig Bamberger vor. Ganz schlimm ergeht es Männern wie David Friedrich Strauß, Diesterweg, Kinkel, Karl Schurz. Herwegh ist ein „gefährliches Subject", Freiligraths Gedicht „Die Todten an die Lebenden" ein „Schandgedicht, eine Pestbeule in der Geschichte der deutschen Literatur". — Erinnerungen an Ferdinand Freiligrath theilt in breiter Ausführlichkeit Julius Rodenberg mit. Er hat den Dichter in London kennen gelernt, wohin derselbe bekanntlich 1846 — aus Deutschland und der Schweiz als der liberale Verfasser des „Glaubensbekenntnisses" verbannt — übersiedelt war und Correspondent eines Handelshauses wurde. Rodenberg schildert die Häuslichkeit Freiligraths und theilt ein unveröffentlichtes Gedicht und mehrere Briefe von seiner Hand mit, die aber ein allgemeineres Interesse nicht in Anspruch nehmen können. — Einen gedanken- und liebevollen Essay über Jakob Burckhardt stellt Karl Neumann bei. Kritisch wird er nur an einer Stelle: wo er, den „Ideen" Burckhardts nachgehend, seine allzu ausschließliche Verehrung der italienischen, antikisch gefärbten Renaissance und deren theilweise Verkennung erwähnt. Auf eine Polemik lässt er sich allerdings nicht ein. Die Frage, „ob man diesen italienisch-antikischen Zusatz als ausschlaggebend anerkennen will oder uns zugeben, dass die van Eycks und Donatello ihrem tiefsten Wesen nach enger zusammengehören als das Quattrocento und die Antike", streift er nur. Lehrreich ist, was der Verfasser über Burckhardts Verhältnis zu Nationalismus und Christenthum und in dieser zweifachen Hinsicht zu den Tendenzen des vorigen Jahrhunderts, sagt.

„Revue de Paris" vom 15. Februar enthält einen Bericht von Th. Bonin über seinen Besuch beim Grabmal des Dschengis-Chan in der Wüste Gobi. Wie er mittheilt, ist es ein traditionelles Verbot, dass ein Priester den Platz des Mausoleums betrete. Das soll ein Zeugnis für den übrigens historischen Umstand sein, dass der große Chan sich keinem religiösen Glaubensbekenntnis angeschlossen hat. Dafür spricht ja auch schon die Thatsache der Einäscherung seines Leichnams. Der Todtencult, der dem Chan gilt, wird dementsprechend bloß von Laien, und zwar den Officieren der Grabmalwache, geübt. — Michel Bréal beschließt seine Studie über Goethes „Die natürliche Tochter". Deren Heldin ist, nach Bréals Mittheilungen, mit allen ihren Schicksalen dem Leben entlehnt, und zwar das Abbild einer Prinzessin von Conti, Louise Stephanie. Das war eine empfindsame, unglückliche Schülerin Rousseaus. Ihren Memoiren entnahm Goethe den ganzen Stoff und die Personen seines Dramas.

„**Harpers Magazine.**“ Ueber die ausländischen Ansiedler in Amerika im allgemeinen und die slavischen im besondern, schreibt Kirk Munroe im Februarheft. Trotzdem man die Einwanderer früher gewissermaßen gerufen hat und dieselben beim Ausbau der nordamerikanischen Republik redlich geholfen haben, sei doch nie die Animosität der eingeborenen Bevölkerung gegen sie geschwunden; immer habe man in ihnen unloyale Concurrenten erblickt, die den Handel durch Unterbieten und Herabdrücken der Preise schädigen. Man habe nacheinander die Irländer, die Deutschen und Skandinavier derartig verdächtigt. Thatsächlich sind die Fremden tüchtiger. Die Irländer haben den Amerikanern in allen gelehrten Berufen den Rang abgelaufen. Die Deutschen beherrschen den Handel, und die Skandinavier haben die Landwirtschaft auf eine unerreichte Stufe gebracht. Heute kehrt sich das gleiche feindselige Misstrauen gegen eine Anzahl slavischer Colonisten, die sich in den nordwestlichen Staaten Dakota und Minnesota (an der Grenze von Canada) niedergelassen haben. Eine Sendreise, die Mr. Munroe unternahm, um die Gerechtigkeit dieser Anklagen zu untersuchen, ergab, dass jene angefeindeten Ausländer (Polen, Russen, Böhmen und Finnen) den Amerikanern durch ihren Fleiß und ihre Bedürfnislosigkeit weit überlegen sind. Durch kluge Bewirtschaftung fechsen sie Getreide auf Boden, der sonst nur für Grascultur und Weide geeignet galt. Sie halten nur so viel Vieh, als sie voraussichtlich ernähren können, weshalb ihnen während der strengen Winter fast nichts zugrunde geht. Ihr Vieh wie ihre landwirtschaftlichen Maschinen werden während der rauhen Jahreszeit ordentlich unter Dach gebracht, indes der amerikanische Landwirt sie allen Unbilden des Wetters preisgibt. Führt der Slave sein Getreide zum Markt, so übernachtet er in seinem Wagen und verzehrt mitgebrachte Vorräthe. Der Amerikaner steigt im Hotel ab. Auch zu Hause leben die Slaven äußerst mäßig, während der Amerikaner mindestens zweimal im Tag frisches Fleisch beansprucht. Dabei haben diese Einwanderer den lebhaften Wunsch sich zu naturalisieren. Ihre Kinder besuchen englische Schulen, über jedem Schulhaus weht die amerikanische Flagge, und man merkt überall das Bemühen der Kinder, ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der neuen Heimat zu geben. Weit entfernt, sie anzufeinden, hätten die Eingeborenen, nach Ansicht des Verfassers, allen Grund, diese Ansiedler, die dazu beitragen, den allgemeinen Wohlstand zu heben, in jeder Weise zu fördern und zu unterstützen.

Nimba.

Von Marcel Prévost.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow.

(Fortsetzung.)

II.

Negroni und Ludo hatten sich auf der Kriegsschule in Modena kennen gelernt, die sie gleichzeitig mit siebzehn Jahren bezogen hatten. Ludo war nachlässig, aber begabt, hatte trotz seiner Faulheit gute Zeugnisse und war bei den Kameraden sofort sehr beliebt. Sein Vater, der in Siena Eisenhändler war, gab ihm ein Taschengeld, das ihn für einen Fähnrich reich machte. Und er gab es auf die nobelste Weise aus. Negroni hingegen war arm, etwas geizig, mürrisch und hitzig und deshalb unbeliebt. Seine Aehnlichkeit mit einem Papagei hatte ihm sofort den Spitznamen Papagallo eingetragen. Selbst die Lehrer nannten ihn zuweilen so. Man kam unwillkürlich auf den Gedanken, wenn man ihn sah. Sein Kopf war gewissermaßen befiedert mit feinen, schwarzen, welligen Haaren, auf der Stirn hatte er schon Falten; seine Nase rümpfte er gewöhnlich. Sie war so fleischlos, dass das Ende des Nasenbeines sich deutlich unter der Haut abzeichnete. Er hatte lange, spitze Ohren, fast gar kein Kinn und graue Augen mit vielen gelben Streifchen darin. Ein ganz kleiner Schnurrbart hieng melancholisch über die Mundwinkel herab. Papagallo konnte keine Neckereien vertragen. Die Lehrer und Kameraden machten sich einen Spass daraus, ihn in Wuth zu bringen. Dann verzerrte sich sein Gesicht, das Ende des Nasenbeines zeichnete sich weiß wie ein Kreidestrich auf der Nase ab, die Galle stieg ihm gelb ins Gesicht, und seine Haare wurden nass vom Schweiß. In den ersten Wochen wollte er sich immer mit der ganzen Gesellschaft prügeln. Denn er fürchtete keine Schläge und war selbst bis zur Grausamkeit darauf erpicht, welche auszutheilen. Allmählich bildete das Leben auf der Schule seinen Charakter so weit um, wie es möglich war. Die Wuth hinderte ihn ganze Tage zu arbeiten, obwohl er fleißig und ehrgeizig war. Er war für die Wissenschaft nur mäßig begabt und wandte sich darum an Ludo, seinen Nebenmann, und ließ sich von ihm an der Wandtafel das wiederholen, was sie in der Mathematikstunde gehabt hatten. Ludo lernte dadurch entsprechend und fand seine Rechnung dabei. Er war vielleicht der einzige von den Kameraden, mit dem Negroni nie Streit gehabt hatte.

Sie waren sich sympathisch. Während der Mittagspause musicierten sie. Hierin war Negroni weiter vorgeschritten als Ludo und gab ihm Unterricht. Und Ludo lernte sehr schnell. Bald fühlten sie sich vereint durch das außerordentlich feste Band der Kriegsschulfreundschaft, die noch fester ist als sonstige Schulfreundschaften. Ist es doch die letzte, die der Jüngling an der Schwelle des Mannesalters schließt. Während der Ferien reisten die beiden in Italien herum. Giuseppe lud Negroni nach seinem herrlichen Siena, in das wohlhabend solide Haus seines Vaters, das am Platz des Campo stand. Ludo seinerseits musste nach Genua kommen und das schlechte Essen probieren, das Albertos Mutter kochte, und draußen auf dem Meer im Boot des Zolleinnehmers Lieder singen.

Negroni wurde mit den Jahren weniger streitsüchtig. Trotzdem hatte er während des letzten Jahres auf der Kriegsschule ein Duell mit einem Kameraden. Es fand während des Unterrichtes statt, die Knöpfe von den Rapieren waren heimlich abgenommen worden. Der Gegner bekam einen Stich in die Brust, dass er zu sterben glaubte. Das Geheimnis wurde gut gewahrt. Man sprach nur von einem unglücklichen Zufall. Aber dieser Zufall machte Negroni noch antipathischer. Und zugleich fürchtete man sich jetzt vor ihm und ließ ihn in Ruhe. Er wurde nicht mehr Papagallo genannt, kaum, dass überhaupt noch jemand ein Wort an ihn richtete. Der Einzige, mit dem er noch verkehrte, war Ludo.

Es wurde Negroni nicht leicht, Carrière zu machen, als er die Kriegsschule verlassen hatte. Er lag in beständigem Streit mit seinen Vorgesetzten, und die störrige, zähe Opposition, die er dabei an den Tag legte, verschlang seine Zeit und seine Kräfte. Unaufhörlich beschwerte er sich bei den obersten Behörden und beklagte sich in endlosen Schriftstücken über die Ungerechtigkeiten, die ihm widerfahren waren. Ludo dagegen, der es durchgesetzt hatte, in Pisa zu dienen und dann zu demselben Regiment nach Perugia zu kommen, führte ein ganz bequemes Leben. Er überanstrengte sich nicht in seinem Beruf als Seconde-Lieutenant und war bei Officieren und Soldaten gleich beliebt, ohne dass er sich irgendwie darum bemüht hätte.

Die beiden Freunde kamen nach wie vor viel zusammen und musicierten miteinander, wenn sie nicht durch ihren Dienst in Anspruch genommen waren. Sie theilten alles miteinander und stritten sich niemals, selbst ihre Erlebnisse mit Frauen vermochten dieses gute Einverständnis nicht zu trüben. Negroni war brutal und linkisch im Verkehr mit ihnen und fühlte für jedes weibliche Wesen nur die Verachtung. Oft machte er Ludo, der immer wenigstens zehn Liebesgeschichten auf einmal hatte, die bittersten Vorwürfe, weil er manchesmal seinen Abenteuern ihre gemeinschaftlichen Arbeits- und Plauderstunden zum Opfer brachte. Ludo, der trotz seiner anscheinenden Sanftmuth sehr eigensinnig war, schickte ihn in aller Freundschaft zum Teufel. Und Negroni verfluchte all „diese widerwärtigen Frauenzimmer“ und suchte sich mit Mozart und Haydn zu trösten.

Der afrikanische Feldzug kam Negroni sehr gelegen. Er war gerade in endlose Streitereien mit seinem Bataillonscommandeur verwickelt, die immer heftiger und erbitterter wurden, obgleich äußerlich alles nach den vorgeschriebenen Formen verlief. Auf den Rath des Hauptmannes, der ihn trotz seines unangenehmen Charakters sehr hochschätzte, kam er darum ein, nach Abessinien geschickt zu werden, und sein Wunsch wurde erfüllt. Ludo blieb ruhig in Perugia, er theilte die allgemeine Ansicht, dass es sich nur um eine militärische Vergnügungsreise für zwei Monate handeln würde. Aber er gab seinem Freunde das Geleit bis Neapel, und als sie sich auf der Schiffsbrücke zum letztenmal umarmten, fühlten sie beide, dass sie einander das Liebste auf der Welt waren. Ludo kehrte nach Perugia zurück und führte dort dasselbe einförmige bequeme Leben wie zuvor, während Negroni, in Massanah angelangt, mit dem Major Toselli ins Feld zog. Bei Coabit zeichnete er sich durch hervorragende Tapferkeit aus, indem er eine von drei Schoanern geraubte Fahne wieder zurückeroberte. Er wurde daraufhin zum Premierlieutenant befördert, war also Ludos Vorgesetzter, als dieser jetzt, ebenfalls von der Afrikawuth erfasst, in Erythräa ankam. An den Ufern des Mareb trafen die Freunde wieder zusammen. Ludo war bei Debrailah verwundet worden, aber leider ohne sich dabei mit Ruhm zu bedecken. Wie das Gefecht schon beinahe zu Ende war, hatte eine verirrte Kugel ihn getroffen, und diese Verwundung, die ihn bis zum Ende des Feldzuges kampfunfähig machte, war augenscheinlich nicht geeignet, ihn im Avancement zu fördern.

Die vier Tage nach Negronis Rückkehr von seiner Expedition nach Aduga-Hamum ins Lager sprachen die beiden nicht von Nimba. Vielleicht dachten sie nicht einmal mehr an das Mädchen. Aber dann, eines Nachmittags, wie sie gemeinschaftlich während einer Pause im Geschützexercieren ihre Pfeife rauchten, sagte Negroni: „Ich habe die Symphonie jetzt durchstudiert. Wollen wir sie heute abends einmal zusammen vornehmen?“

„Heute lieber nicht,“ antwortete Ludo lächelnd, „aber morgen, wenn du willst.“

„Warum nicht heute abends?“

„Ich erwarte einen Besuch.“

„Ein Weib?“ fragte Negroni erstaunt. Und im nächsten Augenblick gieng ihm ein Licht auf. Sein Herz begann heftig zu klopfen, ohne dass er sich erklären konnte, warum. Er hatte Lust, Ludo irgend etwas zu sagen, um seinen Freund zu kränken und zu beleidigen — nichts Freundschaftliches, höchstens einen guten Rath, er hätte sagen mögen: sie ist auch bei mir gewesen. Aber er schwieg. Dann wurde zum Antreten geblasen, und die Geschützübung mit bespannter Protze begann aufs neue.

III.

Tags darauf frühstückten die Officiere in Ludos Hütte, wie immer, wenn sie beide im Lager waren. Ludos Bursche, Magliato, war ein geschickter Koch und besaß eine unglaubliche Geschicklichkeit darin, alles was in diesen verlorenen Erdenwinkeln aufzutreiben war, herbeizuschaffen. Gelegentlich machte er auch den Schreiner und Tapezierer, und so hatte er es fertig gebracht, die Hütte seines Officiers beinahe behaglich einzurichten. Den Boden bedeckte eine Matte von Flechtwerk.

Das Bett war mittelst einer leuchtenden, seidendurchwirkten Decke, wie sie in Bellaggio fabriciert werden, zum Divan umgewandelt, und der Tisch bestand aus einem Koffer, der durch einige geschickt angebrachte Bretter verlängert war. An der Wand hingen ein paar Chromolitographien, welche die Königin Margaretha und den Prinzen von Neapel darstellten.

Nachdem die beiden Freunde eine gehörige Schüssel Canelloni vertilgt hatten, erschien der sardinische Riese mit einem sorgfältig zugedeckten Gericht. Ein verstohlenes Grinsen spielte über sein breites, blondes Clowngesicht, während er die Schüssel auf den Tisch setzte.

„Was zum Teufel hast du da wieder zusammengebraut?" forschte Ludo.

„Meiner Treu," meinte Negroni, „das riecht nach Wildpret."

Wie ein Kartenspieler, der seinen Trumpf ausspielen will, zog Magliato die Serviette fort, mit der er das Gericht verdeckt hatte, und nun kam ein prachtvoller Wildhahn zum Vorschein, nach allen Regeln der Kunst gedämpft und mit Kartoffeln garniert.

„Das ist wirklich zu arg," sagte Ludo, „wo hast du den her? Hier gibt es doch keine Jagd?"

„O nein, hier nicht," antwortete Magliato, „aber hinter Gullaba, auf der andern Seite, soll ein kleines Thal sein, wo es sogar Wachteln gibt. — Und den hier hab' ich nicht etwa selbst geschossen. Ich habe ihn der Kleinen abgekauft — Herr Lieutenant wissen schon — der Kleinen mit dem Affengesicht."

Mit spöttischem Grinsen sah er die beiden Officiere an, dann blies er auf seine Finger, die er an der heißen Casserolle verbrannt hatte, und verschwand.

Ludo und Negroni blickten sich mit gezwungenem Lächeln an.

„Nun, es scheint, sie versorgt uns mit allem, was man braucht," meinte Negroni und hielt seinen Teller hin.

„Aha, also auch du!" sagte Ludo und lachte jetzt frei heraus.

„Mein Gott, das ganze Lager — — und schließlich im Felde — — Sag' mal, kennst du sie schon lange?"

Sie genierten sich jetzt nicht länger vor einander, im Gegentheil, jeder brannte vor Neugier, zu erfahren, was der andere mit dieser kleinen Eingeborenen erlebt hatte. Ludo erzählte, dass er während Negronis Abwesenheit eines Tages das Mädchen mit einem von den Askaris schwatzend angetroffen hatte. Ihr wohlgebauter Körper hatte ihm gefallen, und sie amüsierte ihn. So hatte er sie zu sich gerufen, und ohne das geringste Widerstreben hatte sie sich seiner Laune gefügt. „Und nun du, Alberto! Wann habt ihr miteinander angefangen?"

„An demselben Abend, als ich zurückkam," antwortete Negroni mit einer kleinen Abweichung von der Wahrheit und fügte dann hinzu: „Sie wartete dicht bei meinem Zelte auf mich. Sie ist sozusagen mit Gewalt bei mir eingedrungen. Hat sie dir gestern nichts davon erzählt?"

„Nein," sagte Ludo. „Nimba sagt nie etwas. Oder vielmehr, wenn sie etwas sagt, so lügt sie. Sie lügt förmlich mit Passion."

Die reichliche Mahlzeit und der Chianti, mit dem Vater Ludo seinen Sohn, selbst wenn er im Felde war, versorgte, löste beiden Freunden die Zunge. Es machte ihnen Spass und regte sie auf, von Nimba zu sprechen. Wenn Magliato hereinkam, brachen sie ab oder redeten von anderen Dingen. Rings umher schien das ganze Lager in der tiefen Mittagsstille des Südens zu schlafen unter der brennenden Tropensonne, die in dieser Jahreszeit noch einmal ihre vollste Glut entfaltet. Die Siesta stimmte sie milde und brüderlich und regte zu vertraulichen Gesprächen an. Negroni sprach allerhand Befürchtungen in Bezug auf die Kleine aus: „Gott muss wissen, wo sie herkam, sie verkehrt mit allen Eingeborenen — Faule Geschichte das."

„Pah," meinte Ludo, „ist man denn überhaupt jemals sicher? Was denkst du denn? — in Perugia — oder Rom? Das Risico ist immer das gleiche. Und außerdem wirst du wahrscheinlich auch bemerkt haben, dass sie etwas auf sich hält."

Darüber kamen sie auf intime Einzelheiten. Es hatte einen eigenthümlichen Reiz für sie, in den verächtlichsten Ausdrücken von Nimba zu sprechen, wie man über irgend ein Thier, etwa über eine Jagdhündin, spricht.

„Uebrigens ist es das erstemal," bemerkte Negroni, „dass wir ein und dieselbe Maitresse haben."

„Und wir werden sie einander nicht streitig machen," sagte Ludo lachend.

Und dann gab er eine Geschichte von den Lieutenants beim sechsten Bersagliericorps in Massa zum besten, die ihren bestimmten Tag hatten, wo sie der Reihe nach die Gunst einer schönen Kuchenbäckerin genossen.

Sie trennten sich, um jeder in seinem Zelt Siesta zu halten, und kamen erst zum Abendessen wieder zusammen. Schon verhüllte der Abendnebel den Horizont und zeichnete helle Lichtkreise um die Lagerfeuer. Der Rausch des Vormittags war verflogen, und Nimbas Name wurde nicht mehr zwischen ihnen genannt. Sie aßen hastig und ohne Appetit und begannen gleich darauf zu musicieren, um jeder Unterhaltung aus dem Weg zu gehen. Keiner von beiden hatte Lust zum Sprechen, ohne dass sie sich darüber klar waren, warum.

Nimba ließ sich zwei Tage lang nicht im Lager blicken, wenigstens bekam keiner von den Officieren sie zu Gesicht. Sie sprachen überhaupt nicht mehr von ihr, denn der Gedanke an jene vertrauliche Unterhaltung hatte ein peinliches Gefühl in ihnen zurückgelassen, das aber allmählich durch die Anforderungen, der der Dienst an ihre Thätigkeit stellte, wieder in den Hintergrund gedrängt wurde. Am Morgen des dritten Tages ließ Negroni, der an beständiger Schlaflosigkeit litt, schon beim ersten Tagesgrauen seine Stute Chinga satteln, und schlug in raschem Tempo den Weg nach Koabit ein. Chinga, ein junges Thier von vier Jahren, Kreuzung aus arabischem und anglonormannischem Blut, jagte im Galopp den schmalen, moosbewachsenen Pfad entlang, der Morgenthau benetzte seine Füße, während der Bauch sich mit Schaum bedeckte.

Allmählich gieng die Sonne auf, und die Berggipfel der Landschaft wurden sichtbar. Ueber den Höhen zerriss der Nebelschleier, der noch die Schluchten mit weißem Rauch erfüllte. Die Gegend bot einen seltsamen Anblick, wie eine Riesenstadt, die ein Erdbeben durcheinander geschüttelt hat. Der wilde Ritt hatte Negronis Nerven etwas beruhigt, er ließ sein Ross jetzt Schritt gehen, lenkte von der Landstraße ab und passierte eine Art von felsiger Erdsenkung, die dem ausgetrockneten Bett eines Malstromes glich. Die obere Umrandung dieses Beckens bildeten allmählich ansteigende Hügel, und von hier aus konnte man ein kleines Thal liegen sehen, die cedernbestandene Oase von Gullaba. Das Dorf selbst lag hinter einer kleinen Anhöhe, die es dem Blick entzog.

Negroni wandte sich im Sattel um und erblickte hinter sich das terrassenförmig an den westlichen Höhenzug hingebaute Lager von Adi-Garo, das eben aus dem röthlichen Morgenschein emportauchte.

Gerade an dieser Stelle hatte sich der Nebel getheilt, und das Fort erschien wie in einer Umhüllung von weißer Watte mit dunkel gesäumtem Innenrand. Die scharfen Augen des Genuesers verweilten einen Augenblick auf dem Lager mit seinen Zelten und blitzenden Kanonen und verfolgten das Kommen und Gehen der Soldaten, die ihre Pferde zur Tränke führten.

Chinga gieng jetzt im Schritt und zerrte dann und wann an den Zügeln, um sich die Nase am Knie zu reiben. Der Pfad schien direct nach Gullaba zu führen, das jetzt in der Ebene sichtbar wurde.

Bald darauf erreichte Negroni das Dorf. Die Weiber begrüßten ihn mit einem langgezogenen, eintönigen Schrei, hochgewachsene Bursche reckten ihre mächtigen Glieder in der Sonne und blickten ihn stumm an, mit Augen, in denen die Geheimnisse der Wüste zu schlummern schienen. Zahllose Kinder, die ganz nackt oder nur mit elenden Fetzen bekleidet waren, verkrochen sich hinter die Thüren der Lehmhütten. Erst verhielten sie sich ganz ruhig, aber wenn der Italiener vorübergeritten war, brachen sie in lautes Gelächter aus. Negroni betrachtete dieses Schoanerdorf, das genau so aussah, wie alle anderen, ohne besonderes Interesse. Er wollte sich selbst nicht eingestehen, dass er jemand suchte. Als er die letzten Hütten passierte und seine Stute sich wieder in Trab setzte, hörte er sich auf Italienisch anrufen. Inmitten einer Gruppe von jungen und alten Frauen entdeckte er Nimba, sie wiederholte ihren Gruß und winkte ihm vertraulich mit der Hand zu. Negroni antwortete nicht, sondern gab seinem Pferde die Sporen. Wie bei einem Hindernisrennen setzte er über Hecken und Gräben, immer geradeaus, dass er in kaum einer halben Stunde das Lager wieder erreicht hatte.

Er traf Hassan vor der Batterie, wo er etwa fünfzig Eingeborenen die Handhabung des Repetiergewehres beizubringen suchte. Negroni brachte sein Thier zum Stehen und sah zu. Die Eingeborenen, die große Angst vor ihm hatten, begannen ihre Sache sehr schlecht zu machen.

„Wo ist Lieutenant Ludo?" fragte er.

„Wahrscheinlich in seiner Hütte, Herr Lieutenant", antwortete Hassan.

„Rufe ihn her."

Hassan stürzte eilig davon und kam mit Magliato zurück. Dieser erklärte mit der Miene des tölpelhaften Possenbedienten, die er in schwierigen Fällen aufzusetzen pflegte, sein Herr schlafe noch.

„Sage dem Herrn Lieutenant von mir", antwortete Negroni, „dass er das Exercieren zu beaufsichtigen hat. Wenn er sich nicht mit den Recruten abgeben will, so ist es mir lieber, wenn ich das ein- für allemal weiß. Dann mach ich die Sache eben allein. Diese Wirtschaft ist auf die Dauer unerträglich."

Er wurde immer erregter, je länger er sprach, und als er fühlte, dass er sich nicht mehr beherrschen konnte, wandte er sich plötzlich, durchmaß das Lager im Galopp und stieg vor seinem Zelte ab. Dem Burschen, der nicht gleich zur Stelle war, um ihm das Pferd abzunehmen, gab er zwei Tage Arrest, dann warf er sich auf sein Bett und schlief ein. Als er wieder erwachte, saß Ludo mitten in der Hütte auf drei zusammengebundenen Tornistern, die als Stuhl dienten, und sah ihn unverwandt an.

„Ah, du bist da," sagte Negroni.

Ludo lächelte unsicher.

„Nun, höre mal, wenn man einem anderen Vorwürfe macht, weil er zu lange schläft — —"

„Ich denke nicht daran, dir Vorwürfe zu machen," antwortete Negroni, „aber unsere Askaris haben keine Idee davon, wie man ein Gewehr anfasst, und Hassan ist nicht imstande, es ihnen beizubringen. Wenn es zum Gefecht kommt, werden sie ihre Waffen fortwerfen oder

sie nur zum Dreinschlagen brauchen. Ich theile dir also mit, dass ich von morgen die Aufsicht beim Exercieren allein übernehmen werde."

„Wie du willst," sagte Ludo, und das Lächeln verschwand von seinen Lippen. Nach einer Pause sagte er dann:

„Kommst du zum Frühstück?"

Negroni wollte gerade antworten: „Nein, frühstücke du nur allein," aber Ludo blickte ihn so ironisch an, dass er ganz verwirrt wurde und nur sagte:

„Gut, gehen wir."

Während des Frühstückes bemühte sich Ludo, nur vom Dienste zu sprechen. Er ließ sich von Negroni berathen, wie von einem Vorgesetzten, und bat um den Dienst für jede Stunde des Tages. Negroni fühlte wohl, dass sein Freund ihn zum besten hatte, aber Ludo bewegte sich in so ungezwungenen und höflichen Ausdrücken, dass es unmöglich war, sich zu ärgern oder ihm auch nur seinen Spott zu verweisen. Als sie fertig waren, verließ er Negroni mit den Worten:

„Es ist Zeit zum Arbeiten."

Negroni zuckte die Achseln und brach mit der Pfeife im Munde auf, um das Exercieren der Askaris zu überwachen.

Auf einer Lafette sitzend, beobachtete er die langen, mageren Gestalten der Schwarzen, die sich in ihrer Uniform sehr behaglich fühlten und sich unter den Augen ihres Lieutenants die größte Mühe gaben, Hassans Befehle auszuführen. Negroni sagte kein Wort. Hassan war fest überzeugt, dass der Lieutenant wegen jenes Vorfalles am Morgen böse war. Er war ganz bleich vor Angst, und große Schweißtropfen rannen ihm über die Wangen, während er halblaut die ungeschickten Recruten mit Schimpfworten in der Landessprache überhäufte. Negroni saß dabei, ohne irgend etwas von alledem zu bemerken, er dachte an Ludo, und sein Herz war von Bitterkeit erfüllt. Er glaubte, dass ihre Freundschaft für immer gestört sei und dachte mit Schmerz an die schönen Tage zurück, die dieses brüderliche Zusammenleben licht und warm gemacht hatte. Wie war es so gut gewesen, nicht allein auf der Welt dazustehen, ein Wesen zu besitzen, das einem vor allen anderen theuer ist, dem man nur Liebes erweisen möchte, ohne egoistisch auf Wiedervergeltung zu hoffen. Damals in Modena — das alte graue Haus, die schwarze Wandtafel mit den mathematischen Kreidefiguren — und dann Ludo, wie er mit seiner melodischen Stimme die Lehrsätze entwickelte — und in Perugia — wenn man auf dem Kasernenhofe exercierte — und die Spazierritte durch das Thal von Assisi und Spoleti. — Und dann die brüderliche Umarmung auf dem Quai von Neapel, als Negroni sich nach Afrika einschiffte — die begeisterten Zurufe der ruhmsüchtigen Menge. Ludos Ankunft am Mareb — und die einsamen Tage in dem weltverlassenen Lager, wo der Freund dem Freunde die Heimat ersetzte — — —

„Mein Gott, warum zerquäle ich mich eigentlich so," dachte der Lieutenant, „Ludo und ich haben uns ja doch nicht überworfen. Vielleicht war es doch unrecht von mir, ihn vor den Soldaten zu tadeln — aber er ist wirklich ein verfluchter Tagedieb."

Wie ein Traum zog dann der Ritt von heute früh an seinem inneren Auge vorüber. Er sah Nimba wieder vor sich, den seltsam tiefen Blick in diesem kleinen Affengesicht, und wie sie ihn angesehen hatte, als er durch das Dorf ritt. Dann durchlief ihn ein Schauer, als er an jenen Abend dachte, wo er sie in seine Hütte gestoßen hatte.

„Warum habe ich sie heute Morgen nicht zu mir gerufen?" dachte er. „Gott im Himmel, wie dumm von mir!"

Wie oft war es ihm in früheren Tagen ebenso gegangen, wie manche Gelegenheit zu einem Rendezvous hatte er sich entgehen lassen, weil ihn in Gegenwart von Frauen stets jene seltsame Schüchternheit befiel, die er unter einer Art von brutaler Verachtung zu verbergen suchte!

Er blickte auf, und in demselben Moment gewahrte er dicht bei der Hütte, in der die Kantine eingerichtet war, den Jute-Schurz der kleinen Mestizin. Man sah nur ihre schwarzen Haare, die wie eine ungeheuere Perücke den Kopf umgaben. Sie hatte, wie immer, ihren Schurz wie eine Art Hemd über die Schultern hinaufgezogen, aber ihre stark vorspringenden Hüften zeichneten sich deutlich darunter ab. Negroni fühlte, wie sein Blut in Wallung gerieth, es war, als ob seine Haut von tausend kleinen Nadeln geprickelt würde. Er erhob sich mit gleichgiltiger Miene und gieng auf die Kantine zu, wobei er Nimba immer im Auge behielt.

Plötzlich stand er vor ihr und fragte: „Was machst du da?" Sie schien weder erstaunt noch überrascht. Ihre lauernden Blicke hatten ihn schon von ferne erspäht.

„Ich sehe Nereo beim Kochen zu," antwortete sie. Nereo, der Koch, war ein kleiner Neapolitaner mit dürftigem Haarwuchs und entsetzlich schmutzig. Dabei hatte er die Angewohnheit, regelmäßig alle zehn Minuten geräuschvoll zu schnüffeln. Er war jetzt damit beschäftigt, Fleisch, Kartoffeln und Tomaten in einen Feldkessel zusammenzuwerfen, unter dem ein Reisigfeuer prasselte.

„Ich will nach Italien gehen," sagte Nimba und blickte Negroni dabei fest in die Augen, „und für die Officiere kochen."

Negroni musste wider Willen lachen über den Nachdruck und die Würde, mit der dieses Kind seinen Plan aussprach. Er ließ Nereo und seinen Kochtopf stehen und winkte Nimba, ihm zu folgen. Sie gehorchte.

„Höre mal," sagte der Officier, als sie außer Hörweite waren, „du kannst heute Abend, wenn es dunkel wird, zu mir kommen. Verstanden?"

Die Kleine blickte zu Boden und gab keine Antwort.

„Nun, wirst du kommen? Hüte dich, mich warten zu lassen." Während er das sagte, fühlte er, wie seine Lippen wider seinen Willen vor innerer Erregung bebten.

„Nun," wiederholte er noch einmal, und ergriff Nimbas Arm, den er heftig schüttelte, „warum antwortest du nicht?"

„Heute abends," sagte sie leise und heftete ihre violett schillernden Augen auf ihn — „heute abend bin ich bei Lieutenant Giuseppe."

Negroni war so erregt, dass er nichts zu sagen wusste. Er sah das Lächeln, das um Nimbas Mund und in ihren Augen zuckte, und fühlte, dass er eine lächerliche Rolle spielte.

„Wenn es Ihnen recht ist," sagte sie dann, „so komme ich morgen — oder meinetwegen — auch heute abend, wenn Lieutenant Giuseppe mich gehen lässt. Also heute? Soll ich kommen?"

„Ja," sagte Negroni. Er würgte es nur mit Mühe heraus und entfernte sich dann rasch. Als er den Platz erreicht hatte, wo die Batterien aufgefahren waren, beaufsichtigte er das Exercieren mit peinlichster Genauigkeit. Die Unterofficiere verwandten kein Auge von ihm und zitterten davor, angerufen zu werden. Aber Negroni hatte andere Gedanken im Kopf. Er hätte diese kleine Bestie von einem Mädchen auf der Stelle erdrosseln mögen, nur damit sie nicht zu Ludo gienge.

Er fühlte, dass man ihn von allen Seiten beobachtete, und verließ die Batterie, um auf den Exercierplatz zurückzukehren. Mühsam zwang er sich zur Ruhe und überwachte die Gewehrübungen der Eingeborenen, ohne ungeduldig zu werden. Die Askaris, die bei seinem Anblick zuerst wie gelähmt dastanden, beruhigten sich wieder, und das Manöver gieng gut vonstatten. Hassan strahlte förmlich und lachte übers ganze Gesicht, während er Negroni einen langen Vortrag über die Charaktereigenthümlichkeiten jedes einzelnen Rekruten hielt und zum Schluss erklärte, dass es ungewöhnlich brauchbare Soldaten seien.

„Herr Lieutenant sieht, die Leute sind stolz darauf, die schwarze Fascia zu tragen und die Askaris des Herrn Lieutenants zu sein."

Niedergeschlagen und traurig betrat Negroni gegen fünf Uhr wieder seine Hütte. Er konnte sich nicht entschließen, Ludo aufzusuchen, und mit ihm zu Abend zu essen, und er wartete darauf, dass Magliato kommen und ihn rufen würde. Aber es wurde sechs, es wurde halb sieben, und Magliato erschien nicht. Allmählich machte die beklommene Resignation im Herzen des Genuesers wieder dem Zorn Platz, der mächtig emporflammte.

„Warum ist Giuseppe beleidigt? Was habe ich ihm gethan? Bin ich nicht der Commandant des Forts, und ist es nicht Pflicht, ihm einen Verweis zu geben, wenn er seine Pflichten vernachlässigt."

Er ließ sich aus der Cantine etwas zu essen holen und schlang es hastig hinunter. Dann gab er sich seinen Gedanken hin, wobei er rauchte und Branntwein trank. Mittlerweile war es Nacht geworden. Im Lager wurde es immer stiller. War es ein Rausch, der jetzt seine Sinne umfieng? Er fühlte, wie das schmerzliche, stechende Gefühl, das bis jetzt sein Herz zermartert hatte, sich allmählich beruhigte, und bemühte sich, seine Gedanken auf das Verlangen nach der kleinen Eingeborenen zu concentrieren, die er heute abends erwartete. Wie kam es nur, dass diese Nimba ihn so unruhig machte, ihn, der sonst den Frauen gegenüber so gleichgiltig war? Jedenfalls war die lange geübte Enthaltsamkeit schuld daran. Seit er damals den Mareb passiert, hatte er auch wirklich keine Zeit gehabt, an Weiber zu denken.

Er horchte auf, zögernde Tritte schienen sich dem Zelte zu nähern. Sie kommt, dachte er, aber die Schritte entfernten sich wieder. Negroni dachte daran, dass Nimba jetzt, gerade jetzt, bei Ludo war, und seine Nerven waren so überreizt, dass er nicht mehr wusste, ob er wachte oder träumte. Er fieng an, laut zu reden, dann erhob er sich von seinem Bett, hob die Matte empor, die den Eingang verdeckte, und dann schritt er wie ein Nachtwandler ins Dunkel hinaus. Eine Schildwache fragte ihn nach der Parole, und er hörte, wie sie das Gewehr fertig machte. Negroni nannte seinen Namen und wurde durchgelassen. Dann umkreiste er das Lager von einem Ende zum andern und ließ die Schildwachen strammstehen. Plötzlich kam ihm der Gedanke: „Am Ende streift Nimba schon bei meiner Hütte umher und wartet auf mich." Eilig machte er sich auf den Rückweg, er begann sogar zu laufen. Da auf einmal machte er Halt, er befand sich dicht bei Ludos Zelt, und durch die dünne Bretterwand hörte er wohlbekannte Stimmen sprechen und lachen.

Wie ein Dieb schlich Negroni sich näher und blickte durch eine kleine Glasscheibe, die in der Rückwand angebracht war. Ludo saß auf seinem Bett und hielt die Kleine vor sich auf den Knieen. Ihren Schurz hatte sie wie eine Art Gürtel um die Lenden gewunden, dass Brust und Beine nackt waren. So saß sie und spielte mit dem blonden Bart des Lieutenants, während er ihre bloßen Arme liebkoste. — Negroni stieg das Blut zu Kopf, und er stöhnte leise: „Giuseppe!"

Dann hörte er, wie Ludo sagte: „Hast du es ihm versprochen?"

„Ja, und er sagte noch, ich möchte ihn nicht warten lassen, der Schwarze."

Sie ahmte die trockene Sprechweise Negronis nach: „Heute abend und lass nicht auf dich warten,“ dabei lachte sie schallend.

„Du weißt,“ sagte Ludo, „dass ich dir verboten habe, zu ihm zu gehen!“

Sie gab keine Antwort, sondern schlang ihre glänzenden Arme um seinen Hals und küsste ihn auf den Nacken. Ihr wirres, schwarzes Haar mischte sich mit dem rothgoldenen Bart Ludos.

Negroni sah alles das, und ein wahnsinniges Gefühl von Eifersucht zerriss ihm das Herz, er empfand einen solchen Schmerz, dass ihn alle Kraft verließ und er sich schwach fühlte, wie ein Kind. Schwankend richtete er sich auf und suchte so schnell wie möglich sein Zelt wieder zu erreichen. Sein Bursche war nicht da, er hatte angenommen, dass Negroni wie sonst den Abend bei Ludo zubringen würde, und daher nicht einmal die Lampe angezündet. Negroni setzte sich in der dunklen Hütte nieder und barg das Gesicht in den Händen. Er litt furchtbar. Nimba war ihm jetzt beinahe gleichgiltig, aber er war eifersüchtig auf Ludo, wahnsinnig eifersüchtig. Er selbst hatte sich stets nur mit Soldatendirnen abgegeben, die er aufs Tiefste verachtete und roh behandelte, und nun war ihm plötzlich klar geworden, wie Ludo es anfieng, alle Frauen in sich verliebt zu machen. Wenn er diese sonderbare, hinterlistige, kleine Bestie so zart behandelte, wie mochte er dann erst mit seinen Maitressen in Italien gewesen sein? Negroni suchte in seiner Erinnerung, da war eine kleine, schlanke, sentimentale Näherin in Modena — dann die Frau eines Kaufmanns in Siena, die mit Ludos Familie befreundet war — und in Perugia — alle hatten Ludo angehört, wenn er nur gewollt hatte, eine von ihnen, die Leoni, hatte sich sogar seinetwegen vergiftet. Wie musste er sie geliebt und geküsst und mit zärtlichen Worten berückt haben!

Und doch war Negroni immer sein Freund gewesen. Er hatte geglaubt, ihn so gut zu kennen, ihm näher zu stehen, wie alle anderen und der Vertraute aller seiner Gedanken zu sein. Und doch gab es noch einen andern Giuseppe, den er nicht kannte, von dem er keine Ahnung gehabt und an den er niemals gedacht hatte. Und dieser Giuseppe liebt seine Maitressen mehr wie seinen Freund, sie dienten ihm nicht nur dazu — wie es bei Negroni der Fall war — seine Gelüste zu befriedigen, nein, sie beanspruchten auch einen Theil seiner Liebe, die Negroni ganz für sich allein haben wollte.

Er schluchzte heftig, aber ohne Thränen zu vergießen, und träumte von lärmenden, heißen Schlachten, wo man sich dem Tod in die Arme werfen konnte. „Ich will an den Major schreiben,“ dachte er, „und ihn bitten, dass er mich in den Süden schickt, von dort kommt man schwerlich lebend zurück.“

Ein leichtes Geräusch veranlasste ihn, den Kopf zu erheben. Sein Herz klopfte, als wenn es bei einer bösen That überrascht worden wäre.

In dem matten Lichtschein, der durch die zurückgeschlagene Portiere von draußen hereindrang, zeichnete sich eine schlanke menschliche Gestalt ab, und durch das Dunkel lachte eine Stimme: „Signor tenente!“

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek

Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock

Assistent: Ernst v. Rosmann.

Telephon Nr. 10029.

Kundmachung.

Die

XVII. ordentliche Generalversammlung

der Actionäre der

k. k. priv. Oesterreichischen Länderbank

findet

Donnerstag, den 14. April d. J., 6 Uhr abends

im Anstaltsgebäude (I., Hohenstaufengasse 3) statt.

Gegenstände der Verhandlung sind:

1. Bericht des Gouverneurs über das abgelaufene Geschäftsjahr.
2. Bericht der Censoren über die Geschäftsgebarung im Jahre 1897.
3. Beschlussfassung über die Verwendung des Reingewinnes des Jahres 1897.
4. Beschlussfassung über die Verwendung der außerordentlichen und der Specialreserve.
5. Bestimmung des Wertes der Anwesenheitsmarken für die Verwaltungsräthe (§ 35 der Statuten).
6. Wahlen in den Verwaltungsrath (§§ 21, 22 und 24).
7. Wahl der Censoren und deren Ersatzmänner für das Jahr 1898 (§ 38), sowie Wertbestimmung der Anwesenheitsmarken für dieselben. (§ 40).

Die stimmberechtigten Actionäre (§§ 42, 43), welche an der Generalversammlung theilzunehmen wünschen, werden hiemit eingeladen, ihre Actien spätestens am 31. März d. J. zu deponieren, und zwar:

in **Wien**	bei der	k. k. priv. Oesterreichischen Länderbank.
„ **Prag**	„ „	Filiale der k. k. priv. Oesterreichischen Länderbank.
„ **Berlin**	„ „	Deutschen Bank und Dresdner Bank.
„ **Frankfurt a. M.**	„ „	Deutschen Vereinsbank.
„ **Stuttgart**	„ „	Württembergischen Vereinsbank.
„ **Paris**	„ „	Banque Imp. Roy. Privilegiée des Pays Autrichiens, Succursale de Paris, 12 rue du IV. Septembre.
„ **Lyon**	„ „	Société Lyonnaise de Depôts et de Comptes Courants et de Crédit Industriel.

Die Actien sind von in arithmetischer Ordnung verfassten Consignationen, welche mit den Namen und Wohnort des Einreichers zu versehen sind, und zwar in Wien von einem Exemplare, an den anderen Erlagstellen von zwei Exemplaren begleitet, einzureichen.

Ueber die deponierten Actien erhält der Einreicher eine Empfangsbestätigung; nach abgehaltener Generalversammlung werden dem Ueberbringer der Empfangsbestätigung die Actien gegen Rückstellung dieser Empfangsbestätigung ausgefolgt.

Wünscht ein Actionär sein Stimmrecht durch einen anderen stimmberechtigten Actionär auszuüben, so hat er die betreffende auf den Namen des gewählten Vertreters lautende Vollmacht auf der Rückseite der Legitimationskarte auszustellen und eigenhändig zu unterschreiben. (§ 45.)

Ausnahmsweise können jedoch Minderjährige durch ihren Vormund, Curanden durch ihren Curator, Frauen durch einen Bevollmächtigten, Handelsgesellschaften durch einen ihrer Firmaführer, Gesellschaften überhaupt durch ein hiezu bevollmächtigtes Mitglied, Körperschaften, Institute u. dgl. durch einen ihrer Vorstände vertreten werden, wenn auch diese Vertreter nicht selbst Actionäre sind.

Wien, am 10. März 1898.

K. k. priv. Oesterreichische Länderbank.

§ 42. Die Gesammtheit der Actionäre wird durch die statutenmäßig gebildete Generalversammlung vertreten. — In derselben sind jene Actionäre stimmberechtigt, welche mindestens 14 Tage vor dem Zusammentreten derselben 25 Actien nebst Coupons bei der Gesellschaft oder bei einem anderen von dem Verwaltungsrathe zu bestimmenden Institute hinterlegt haben, wogegen ihnen Legitimationskarten mit der Angabe der von ihnen vertretenen Actien und der Zahl der ihnen gebürenden Stimmen erfolgt werden. — Die Listen der stimmberechtigten Actionäre mit der Angabe ihrer Actien- und Stimmenzahl werden denselben auf Verlangen verabfolgt, und am Versammlungstische aufgelegt.

§ 43. Jeder Actionär ist zu so viel Stimmen berechtigt, wievielmal er 25 Actien vertritt.

§ 45. Das Stimmrecht in der Generalversammlung kann vom Actionär sowohl persönlich, als durch Bevollmächtigung eines anderen stimmberechtigten Actionärs ausgeübt werden.

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

Seid. Bastrobe fl. 8·65

bis **fl. 42·75** p. Stoff z. compl. Robe.

Tussors und Shantungs.

3

sowie **schwarze, weisse** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14·65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 verschiedene Qualitäten und 2000 verschiedene Farben, Dessins ꝛc.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (k. u. k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XIV. Band. Wien, den 19. März 1898. Nummer 18

Präludium.

Wenn am nächsten Montag das Abgeordnetenhaus nach vierthalbmonatlicher Unterbrechung seine Thätigkeit wieder aufnimmt, wird es an der Schwelle schon dem Ueberrest und einzigen positiven Ergebnis der letzten Session begegnen, der berüchtigten Lex Falkenhayn. Wie der Dieb das Licht, so scheut dieses Machwerk die Debatte. „Ohne Debatte" legte der edle Graf Falkenhayn seinen Antrag zur Beschlussfassung vor, „ohne Debatte" wurde er auch, nach der lügnerischen Enunciation des Präsidenten von Abrahamowicz, zum Beschluss erhoben. Und „ohne Debatte" — das ist der innigste Wunsch der Officiösen aller Parteischattierungen — soll der Wechselbalg, dessen Gesetzwidrigkeit kein raisonnabler Mensch mehr öffentlich zu bestreiten wagt, aus der Welt geschafft werden. Wenn irgend ein Dorfkirchlein durch eine darin verübte Blutthat geschändet worden ist, genügt es nicht, dass das vergossene Blut von den Steinfließen des Fußbodens weggewaschen wird. Es muss vom Bischof selbst die feierliche Procedur der Reconciliation vorgenommen werden, ehe die Kirche wieder zu gottesdienstlichen Verrichtungen benützt werden darf. Das heilige Haus der Volksvertretung ist durch die Lex Falkenhayn, ist durch die uniformierten und die nichtuniformierten Polizisten entehrt worden. Dafür muss volle Sühne geleistet werden. Die Opposition darf sich nicht damit abfinden lassen, dass man mit irgend einer logischen Begriffsverrenkung die Lex Falkenhayn als erloschen oder gar nur als wegen nicht verlässlicher Stimmenzählung nicht zustande gekommen erklärt. Denn damit würde sie implicite zugeben, dass diese Lex jemals gegolten hat, sie würde auf diese Weise nicht nur die ihr selbst angethanen Gewaltthätigkeiten der letzten Session nachträglich ratihabieren, sondern auch für alle künftigen Sessionen eines jener stillschweigenden Präcedenzien schaffen, die sich gerade in der Obstructionszeit als so unheilvoll erwiesen haben. Die Lex Falkenhayn gilt auch heute nicht, aus denselben Gründen, aus denen sie niemals gegolten hat, weil sie die Geschäftsordnung, und weil sie die Gesetze verletzt. Wenn die Regierung und die Majorität diese einleuchtende Wahrheit nicht zugestehen wollen, dann erwecken sie den Verdacht, dass sie sich die Möglichkeit einer neuen, verbesserten Auflage der Lex Falkenhayn freihalten wollen. Ein Parlament aber, welches unter, wenn auch nur potentieller, Polizeicontrole tagt, ist eine Posse. In einem solchen Parlament darf es überhaupt zu keiner ernsten Verhandlung kommen.

Aber, wenn auch von der Regierung und der Majorität für das durch die Lex Falkenhayn schwer beleidigte Rechtsgefühl ausreichende Sühne geboten werden sollte, wird die Opposition keinen Grund haben, auf ihren Lorbeeren auszuruhen, wenn sie ihrer Pflicht genügen will, die Sicherheit unseres öffentlichen Rechtes gegen die nicht mehr verhohlenen Umsturzpläne der Regierung und der Majorität wachsam zu vertheidigen. Zu der durch das Ministerium Badeni in Fluss gebrachten Sprachenfrage ist in der Zwischenzeit noch eine weit wichtigere andere, die Verfassungsfrage, hinzugekommen. Man müsste sich die Augen verbinden, man müsste über die wichtigsten Thatsachen der letzten Monate hinwegsehen, wollte man diese Gefahr leugnen. Die Gefahr besteht wohl schon seit etwa einem Jahre. Sie ist nur bisher nicht so imminent, aber auch die Gelegenheit, sie zu besiegen, ist nie so günstig gewesen und wird kaum je wieder so günstig sein, als gerade jetzt. Die Gefahr begann, als sich im März v. J. im Abgeordnetenhause eine ausgesprochen föderalistische Majorität zusammenfand. Sie vergrößerte sich in der ersten Session der laufenden Legislaturperiode, als Graf Badeni seine persönliche Unfähigkeit, mit dem centralistischen Parlamente zu regieren, erkannte. Mit einem föderalistischen Parlamente — so musste er hoffen — würde es für die erste Zeit, für die schwere Zeit des ungarischen Ausgleiches und des Regierungsjubiläums zum mindesten, besser gehen, und so galt es, als der Reichsrath im Juni v. J. geschlossen wurde, als eine zwischen dem Grafen Badeni und den Führern der Majorität insgeheim abgemachte Sache, dass Graf Badeni die Hochsommerstille benützen sollte, um Oesterreich mit Hilfe des absolutistischen § 14 eine neue, föderalistische Verfassung zu octroyieren. Prompt nach der Schließung der Session eröffnete die jungczechische Presse im Sommer v. J. einen Generalangriff gegen die bestehende Verfassung, die als ein wertloses Stück Papier verschimpft wurde. Die Pressaction sollte den föderalistischen Staatsstreich einleiten und gewissermaßen im voraus rechtfertigen. Aber der Staatsstreich blieb aus. Die Erregung, welche infolge des Geheimerlasses und der Egerer Vorgänge unter der deutschen Bevölkerung im Hochsommer ausbrach, mochte wohl den Grafen Badeni bedenklich gemacht haben. Wie vielleicht manchem aufmerksamen Zeitungsleser noch erinnerlich, sind ihm, als sich dann im Winter die Obstruction im Parlament verstärkt erneuerte, die Vorwürfe wegen seiner sommerlichen Zauderhaftigkeit in der jungczechischen Presse nicht erspart geblieben. Nach der Schließung der zweiten Session wurde ein noch gewichtigeres und umfassenderes Angriffsmanöver gegen die bestehende Verfassung unternommen. An Stelle der jungczechischen Pressagitation trat der föderalistische Adressensturm in den Landtagen von Böhmen, Galizien, Dalmatien, unterstützt durch die föderalistischen Resolutionen der deutschclericalen Landtage. Die einfache selbstverständliche Erklärung des Grafen Coudenhove im böhmischen Landtag, dass die Regierung Gautsch auf dem Boden der Verfassung stehe, rief unter der jungczechischen und auch unter der feudalen Adels-Partei einen Wuthausbruch hervor: „Das kostet dem Ministerium Gautsch das Leben," soll damals einer der Feudalherren privatim gedroht haben. Und es hat auch dem Ministerium Gautsch das Leben gekostet. Die Feudalen haben das Ministerium gestürzt, und an seine Stelle ist ein neues Ministerium getreten, dessen Haupt, der Graf Thun, und dessen wichtigster Ressortminister, der Finanzminister Dr. Kaizl, ausgesprochene Föderalisten und Gegner der bestehenden Verfassung sind. Unter dem Zwischen-Ministerium Gautsch hat man sich überdies auf den Gebrauch des § 14 recht behaglich eingewöhnt. Jetzt wäre alles für den föderalistischen Staatsstreich beisammen, wenn nicht der ungarische Ausgleich und wenn nicht das Regierungsjubiläum wäre.

Denn, das ist, aus vielfach erörterten Gründen, klar, dass ein solcher Staatsstreich mit einiger Sicherheit nur gemacht werden konnte, entweder vor dem Ausgleich und dem Jubiläumsjahr, oder, nachdem Graf Badeni diesen Zeitpunkt im vorigen Sommer versäumt hat, nach dem Ausgleich und dem Jubiläumsjahr. Ebenso klar aber ist auch umgekehrt, dass, wenn überhaupt die Minorität die Kraft dazu besitzt, sie nur gerade in diesem für die Reaction schwachen Jahr die Staatsstreichpläne mit Aussicht auf Erfolg bekämpfen kann. Soll sie dies, so muss sie freilich den Muth besitzen, der Gefahr geradenwegs ins Auge zu sehen.

Eine ähnliche Entwickelung wie die gegenwärtige hat auch die letztvergangene und missrathene föderalistische Episode Hohenwart 1871 genommen. Das Ministerium Thun befindet sich heute in einer ähnlichen Situation, wie Graf Hohenwart, als er im Frühjahr 1871 zur Regierung gelangte. Wie er muss auch das Ministerium Thun erst die „Staatsnothwendigkeiten" aus dem Wege schaffen, wenn es selbst oder vielleicht sein Nachfolger freie Bahn gewinnen soll für den föderalistischen Umsturz. Aber auch für die Opposition ist die Situation eine ähnliche wie 1871. Durch geschickte Debattenführung kann sie wohl leicht bei den bevorstehenden Erörterungen über die Lex Falkenhayn, das Regierungsprogramm, die Nothverordnungen und den Missbrauch des § 14, die Sprachenverordnungen und die Hochschulerlässe die Regierung zwingen, Farbe zu bekennen. Sie kann Aufklärung über die, unter Voraussetzung lauterer parlamentarischer Absichten der Regierung, unerklärliche Thatsache verlangen, dass die Delegationen, die erst im December ihre letzte Tagung beendigt haben, schon für den April zu einer neuen Session einberufen werden, um das gemeinsame Budget für 1899 sicherzustellen, ehe das österreichische für 1898 auch nur zur parlamentarischen Berathung gelangt ist. Mit einem Wort: sie hat die Möglichkeit, ehe die Regierung die „Staatsnothwendigkeiten" bekommt, das verdächtige Terrain, auf dem sie steht, ausreichend zu recognoscieren und, wenn ihr Verdacht nicht vollständig entkräftet wird, noch immer Zeit genug, das zu thun, was dann ihre Pflicht ist: das Ministerium, ehe es mit den geretteten Staatsnothwendigkeiten durch die Parlamentsthür entschlüpft ist, unter rücksichtsloser Anwendung der äußersten parlamentarischen Machtmittel der Minorität einzuzwicken, dass es quietscht.

K.

Der Föderalismus in Oesterreich.

Vom Reichsrathsabgeordneten Prof. Dr. Emil Pfersche.

Die gegenwärtige Krise, welche den österreichischen Staat in seinen Grundlagen erschüttert, wird veranlasst durch zwei eng verknüpfte Erscheinungen, durch das Streben des czechischen Volksstammes nach Ausbreitung und nationaler Eroberung, sowie durch die als „Föderalismus" bezeichneten staatsrechtlichen Umsturzbestrebungen, welche von dem grundbesitzenden Adel in Böhmen und Galizien ausgehen. Der Grundgedanke des Föderalismus ist am schärfsten zum Ausdruck gekommen zur Zeit Hohenwarts in den böhmischen „Fundamentalartikeln", wonach Böhmen nebst Mähren und Schlesien eine fast ebenso selbständige Stellung beanspruchte wie Ungarn. Es wäre danach das gegenwärtige einheitliche Staatswesen umzugestalten in eine Föderation, in eine bundesmäßige Vereinigung der durch den Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder. Heute wird die Forderung der Selbständigkeit der einzelnen Kronländer in etwas

bescheidenerem Maße erhoben, man nennt die Bestrebungen lieber autonomistische statt föderalistische, aber die Tendenz ist dieselbe geblieben. Die Jubiläumsadresse des aus Czechen und Feudalaristokraten bestehenden böhmischen Rumpflandtages bezeichnet als Ziel „die Erweiterung der Competenz der Landtage und die Verselbständigung der staatlichen Verwaltung im Lande". Es soll also erzielt werden, dass die einzelnen Königreiche und Länder principiell gesonderte Staatsgewalten mit eigener Gesetzgebung und Verwaltung haben, und dass nur ein Theil der Staatsaufgaben einer gemeinsamen föderativen Organisation überlassen wird. Die Selbständigkeit der einzelnen Länder soll sich namentlich in der Verantwortlichkeit der Regierung vor der Landesvertretung zeigen.

Die politische Bedeutung des österreichischen Föderalismus hängt natürlich von den praktischen Wirkungen ab, welche er erstrebt und welche bei seiner Durchführung eintreten würden. Die geschichtliche und rechtliche Begründung desselben kommt nur nebenbei in Betracht, denn nicht aus idealem Legitimitätsfanatismus oder aus unpraktischer Begeisterung für formales Recht wird der Föderalismus zum Gegenstande des heftigsten Kampfes in Oesterreich, sondern aus sehr realen Gründen und praktischen Rücksichten.

Indes wird ein Blick auf die allbekannten geschichtlichen Thatsachen auch die praktische Beurtheilung des Föderalismus erleichtern. Bis zum Jahre 1848 hat wohl kein Zweifel bestanden, dass die österreichischen Kronländer, welche ehemals dem Deutschen Reiche angehörten, zu einem einheitlichen Staatswesen mit absoluter Regierungsform verschmolzen sind, welchem Staate seinerzeit auch die annectierten Theile des Königreiches Polen einverleibt wurden. Die ganze historische Entwickelung dieser Gebiete zu dem Polizeistaate des 18. Jahrhunderts und zu den Anfängen des modernen Rechtsstaates hat sich nicht länderweise, sondern im Rahmen des österreichischen Einheitsstaates vollzogen. Alle Thätigkeit, welche das Wesen des Staates ausmacht, gieng von dem absoluten Monarchen aus, der für alle Länder derselbe war, und der nicht mehr hier als Herzog von Steiermark und dort als Markgraf von Mähren, sondern überall als der Kaiser wirkend eingriff. Die Stände dagegen, deren politische Macht seit den großen Religionskämpfen des 17. Jahrhunderts gebrochen war, erschienen gerade als das Hindernis einer umfassenderen Staatsthätigkeit. Das ständische Wehrsystem und Steuersystem war unzureichend, die patrimoniale Justizpflege sogar schädlich. Die Heranziehung der Grundherren zu Staatssteuern, die Befreiung der ländlichen Bevölkerung aus der persönlichen Unterthänigkeit, die Gewährung von Rechtsschutz für die Unterthanen gegen die Grundherren durch die landesfürstlichen Kreisämter, alles das gieng von der Centralgewalt aus und ließ diese allein vor der großen Mehrzahl der Staatsangehörigen als Repräsentant des Staates erscheinen, während die Stände als Gegner des Staates erschienen, welche nur persönliche Vorrechte und private Interessen, nicht aber die Interessen der Allgemeinheit vertraten.

Die historisch entwickelte Verschmelzung der ehemals selbständigen deutschen Erbländer ist auch nach 1848 in den Verfassungsgesetzen durchaus festgehalten worden. Die erste octroyierte Verfassung vom 4. März 1849 beläßt die Kronländer in ihrer bisherigen Stellung als Provinzen des Einheitsstaates und behandelt die Landstände als bloße Selbstverwaltungskörper, deren Organisation ebenso wie die der Kreis- oder Bezirksvertretungen durch die Reichsgesetzgebung erfolgt.

Die octroyierte Verfassung vom 4. März 1849, welche in § 77 die bisherigen „ständischen Verfassungen" ausdrücklich aufhebt, behält begreiflicherweise den bisherigen Rechtszustand bei. Sie anerkennt die Selbständigkeit der einzelnen Kronländer nur „innerhalb jener Beschränkungen, welche diese Reichsverfassung feststellt" (§ 4), sie delegiert den neu zu schaffenden Landesvertretungen ein beschränktes Gesetzgebungsrecht nur für jene Angelegenheiten, „welche die Reichsverfassung oder die Reichsgesetze als Landesangelegenheiten erklären" (§ 70). Demnach heißt es z. B. in der octroyierten Landesverfassung für Böhmen vom 30. December 1849:

„§ 2: Das Verhältnis des Königreiches Böhmen zu der Gesammtmonarchie ist durch die Reichsverfassung bestimmt. Innerhalb der durch die Reichsverfassung festgestellten Beschränkungen wird diesem Königreiche seine Selbständigkeit gewährleistet."

„§ 8: Alle Angelegenheiten, welche nicht durch die Reichsverfassung oder durch Reichsgesetze als Landesangelegenheiten erklärt werden, gehören zu der Wirksamkeit der Reichsgewalt."

Die Landesangelegenheiten aber werden in § 9 in derselben Weise umgrenzt, wie es nach der noch geltenden Landesordnung von 1861 der Fall ist.

Aber auch das Octoberdiplom von 1860, auf welches sich die Föderalisten mit Vorliebe berufen, hat keine andere Auffassung angenommen, das beweisen die im Anschlusse an dasselbe erlassenen Landesordnungen. Dieselbe versuchen zwar in grotesker Weise die Ständeeinrichtungen mit Einschluss der landständischen Familien und der Ständeuniformen wieder herzustellen, aber sie räumen den Landtagen nicht einmal jene Rechte ein, welche die angeführte Verfassung von 1849 enthalten hatte. Die Landesverfassungen des Octoberdiploms sind zwar nie praktisch geworden, denn sie wurden sogleich durch die Februarverfassung von 1861 wieder aufgehoben und durch die jetzt geltenden Landesordnungen ersetzt; aber sie zeigen deutlich, wie wenig damals der reactionäre Absolutismus noch daran dachte, die „Selbständigkeit" der Provinzen anzuerkennen oder ihre Autonomie zu erweitern.

Sowohl die geschichtliche Entwickelung, wie die Gesetzgebung schließen also gegenwärtig jede Spur jener Selbständigkeit der durch den Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder aus, welche zu der Annahme eines föderativen Verhältnisses unter denselben nöthig wäre.

Und wenn man heute darnach strebt, die Staatsgewalt je nach den einzelnen Ländern zu trennen und die politische Macht der einzelnen Landesvertretungen gegenüber der Reichsregierung zu verstärken, so ist dieses Streben kein conservatives, sondern ein umstürzlerisches, denn es richtet sich nicht auf Erhaltung des geschichtlich gewordenen, sondern auf willkürliche Herstellung eines ganz neuen Zustandes. Eine historische Anknüpfung läßt sich für den Föderalismus in Oesterreich höchstens in derselben Weise gewinnen, wie etwa für das Lehenswesen oder die gutsherrlichen Rechte oder die Zunftorganisation. Aber es wird niemandem einfallen, die einstmalige Existenz dieser überlebten Formen des Wirtschaftslebens als einen berechtigten Grund für ihre Wiedereinführung anzusehen. Ebensowenig kann aus der ehemaligen Selbständigkeit der österreichischen Kronländer die historische Berechtigung abgeleitet werden für die Wiedereinführung dieser längst überwundenen Staatsform.

Wenn die geschichtliche Betrachtung in dem österreichischen Föderalismus eine rückläufige Bewegung des Staatslebens erkennen muss, so liegt darin auch ein wichtiger Fingerzeig für die politische Beurtheilung. Der moderne Einheitsstaat ist in Oesterreich wie anderwärts geschaffen worden durch das steigende Uebergewicht der landesherrlichen Macht über die Landstände, besonders über den grundbesitzenden Adel. Die rückläufige Bewegung des Föderalismus aber weist darauf hin, dass gegenwärtig wieder die politische Macht des grundbesitzenden Adels im Uebergewicht ist. Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, dass der uralte Kampf zwischen der Staatsmacht und der Adelsmacht mitten in anscheinend modernen Verhältnissen und bei constitutionellen Staatseinrichtungen von neuem wieder auflebt und für die Staatsmacht eine bedenkliche Wendung nimmt. Diese Erscheinung zeigt, dass im politischen Leben die Natur und Einwirkung der socialen Machtfactoren eine constante ist, und dass es nur einer günstigen Constellation der Umstände bedarf, um diese Einwirkung in immer gleicher Weise hervortreten zu lassen.

Das Uebergewicht der Adelsmacht ist zunächst durch die Verfassungsgesetze veranlasst worden. Als die Einführung parlamentarischer Einrichtungen nicht mehr vermieden werden konnte, war es das Bestreben der absolutistischen Staatsgewalt, den bürgerlichen Kreisen auf die Leitung des Staates möglichst geringen Einfluss einzuräumen und Einwirkungen politischer Volksströmungen möglichst auszuschließen. Daher wurden dem grundbesitzenden Adel ganz unverhältnismäßige politische Rechte verliehen, so dass er in fast allen Vertretungskörpern die entscheidende Rolle spielt und zwischen den bürgerlichen Parteien, welche nach Nationalität oder überlieferter politischer Gesinnung getheilt sind, den Ausschlag gibt.

Damit wäre freilich für die Staatsregierung die Möglichkeit geschaffen gewesen, in den einzelnen Landtagen und weiterhin im Reichsrathe die Majorität willkürlich herzustellen und in bequemster Weise parlamentarisch und doch unabhängig von den politischen Volksstimmungen zu regieren, aber doch nur unter der Voraussetzung, dass die Mitglieder des Großgrundbesitzes sich dem Einflusse der Staatsregierung bereitwillig fügen. Diese Voraussetzung hat sich jedoch als völlig unrichtig erweisen. Nur die sogenannte „verfassungstreue" Gruppe des Großgrundbesitzes hat die neuverliehenen Rechte im Sinne der Centralregierung ausgeübt und sich begnügt, die eigenen Standesinteressen in dem Rahmen der modernen politischen und wirtschaftlichen Entwickelung geltend zu machen. Der übrige und jetzt überwiegende Theil des Großgrundbesitzes hat sogleich seine Standesinteressen über die Staatsinteressen gestellt, hat sich stets bemüht, eine friedliche und gedeihliche Entwickelung des Staatslebens in centralistischem Sinne zu stören und rechnet darauf, ein augenblickliches Ueberwiegen der Adelsmacht zu einer föderalistischen Verfassungsänderung zu benützen, welche dieses Uebergewicht des Adels befestigen und durch Zersplitterung der Herrschermacht dauernd gestalten soll.

Dass eine Schwächung der Staatsgewalt eintreten muss durch die von der böhmischen Jubiläumsadresse vorgeschlagenen Veränderungen, bedarf keines Beweises. Die constitutionelle Mitwirkung eines Centralparlamentes bedeutet eher eine Stärkung als eine Schwächung der Staatsgewalt. Denn wenn auch die Feststellung des Staatswillens schwieriger wird, so kann die Durchführung desselben um so sicherer erzielt werden, da die Oeffentlichkeit einen Ansporn und eine Controle bildet für die Gesetzmäßigkeit der Verwaltungsthätigkeit und da die Zustimmung der Vertretungskörper die moralische Verantwortung für eine energische Führung des Staates erleichtert. Anders aber steht es, wenn die Staatsgewalt auf die Mitwirkung mehrerer Vertretungskörper angewiesen ist. Eine Regierung, welche erst die Zustimmung von 17 Landtagen braucht und denselben verantwortlich ist, bleibt zur Ohnmacht verurtheilt.

Wie sehr der Einfluss der Centralregierung dabei sinken würde, dafür bietet schon heute Galizien ein deutliches Beispiel, da dieses

Land infolge der politischen Constellationen bereits eine ähnliche Sonderstellung praktisch erlangt hat, wie sie das autonomistische Programm rechtlich allen Kronländern gewähren will. Hier sei übrigens gleich erwähnt, dass der Föderalismus nicht nur den Einfluss der Staatsgewalt lähmen, sondern auch die ganze politische Entwickelung zu modernen Zuständen hindern müsste. Die Isolierung der einzelnen Provinzen würde jeden lebhafteren geistigen Aufschwung über die provinzielle Kirchthurmpolitik und die nothwendige Ausgleichung der localen Gegensätze erschweren und so jeden größeren politischen Fortschritt verhindern. In einer Zeit, in welcher die Anbahnung socialer Reformen als eine Lebensaufgabe der modernen Culturstaaten allgemein anerkannt ist, würde Oesterreich durch den Föderalismus zu tödlichem Stillstand verurtheilt werden. Darum gehört begreiflicherweise die österreichische Socialdemokratie zu den entschiedensten Gegnern des Föderalismus; sie erblickt in der Erhaltung einer dem blinden Classenegoismus überlegenen Centralgewalt eine Nothwendigkeit für jeden socialen Fortschritt, wenn sie natürlich auch anstrebt, selbst auf die Regierungsgewalt Einfluss zu gewinnen. Die Socialdemokratie erscheint also in Oesterreich als eine staatserhaltende und conservative Partei gegenüber den staatsrechtlichen Umsturzbestrebungen der föderalistischen Aristokratie.

Dagegen findet der Föderalismus die Billigung der römischen Kirchenpolitik, welche an der Erhaltung einer starken Staatsgewalt keine Interesse hat. Die römische Kirche hat die staatlichen Hoheitsrechte, welche sie einst in vielen weltlichen Dingen ausgeübt hat, allmählich verloren und ist durch die erstarkende absolute Herrschermacht auf das rein kirchliche Gebiet beschränkt worden. Da war es ein höchst merkwürdiger Rückschlag, der ein Seitenstück zu den föderalistischen Bestrebungen des Adels bildet, dass ihr 1854 durch das Concordat die längst verlorenen weltlichen Machtbefugnisse (die Ehegerichtsbarkeit, Schulaufsicht, das Eigenthum der Kirchengüter 2c.) wieder eingeräumt worden sind. Der centralistische Constitutionalismus hat diesen Rückschlag überwunden und die staatliche Machtvollkommenheit der Kirche gegenüber wieder hergestellt, aber neue staatsrechtliche Wirren und eine Schwächung der Staatsgewalt würden den Ansprüchen der römischen Kirche, namentlich auf dem Schulgebiet, von neuem die Möglichkeit der Geltendmachung eröffnen. Daher sind die clericalen Abgeordneten auch im Bunde mit dem Föderalismus, obwohl die Interessen ihrer Wählerschaften, namentlich der deutschen Bauern der Alpenländer, dadurch ernstlich gefährdet würden.

Es wäre eine ganz unrichtige Behauptung, wenn man den Föderalismus als eine Bewegung der österreichischen Slaven und als einen Ausfluss der slavischen Solidarität darstellen wollte. Der ruthenische Volksstamm ist durchaus centralistisch gesinnt, ebenso wie die ganze polnische Bauernschaft. Eine Bevölkerung von wenigstens fünf Millionen in Galizien sieht ihre politische Hoffnung in der Einwirkung der Wiener Centralregierung, wenn sie auch augenblicklich nicht darauf rechnen kann, dort ihren Schutz zu finden. In Galizien werden die föderalistischen oder autonomistischen Bestrebungen nur von der herrschenden Adelspartei und ihrem Anhange vertreten, also von einem kleinen Bruchtheil der Bevölkerung, welcher den ganzen politischen Einfluss im Lande an sich gerissen hat. Die große Mehrzahl der galizischen Bevölkerung theilt weder in Bezug auf den Föderalismus, noch in Bezug auf andere wichtige Staatsfragen die Interessen des polnischen Adels.

Das czechische Volk freilich ist durch eine Jahrzehnte lange consequente Agitation in weitesten Kreisen für die Wiederherstellung der Selbständigkeit des Königreiches Böhmen fanatisiert. Dabei spielt der überlieferte nationale Gegensatz zwischen Czechen und Deutschen eine Hauptrolle. In früheren Perioden der Geschichte hat sich wiederholt das nationale Ungestüm der Czechen den Bestrebungen des Adels gegen das Königthum zur Verfügung gestellt, weil es dabei auch zur Bekämpfung des Deutschthums kam. Dasselbe geschieht heute von neuem. Man verfolgt blindlings die Märchenpolitik des czechischen Nationalstaates, weil dabei auch die Bekämpfung des Deutschthums und die Verdrängung desselben aus seinem beneideten „unrechtmäßigen Besitze" lockend in Aussicht steht. Aber man kümmert sich nicht weiter darum, dass die erbitterte Bekämpfung der Deutschen das Land einer rücksichtslosen Adelsherrschaft ausliefert und die Grundlagen des modernen Rechtsstaates in Frage stellt. In verblüffender Offenheit hat Herr Dr. Herold diese czechische Politik gezeichnet durch den Ausspruch: „Uns steht die Unabhängigkeit der Nation höher, als die Unabhängigkeit des einzelnen."

Der durch seinen Latifundienbesitz wirtschaftlich einflussreiche Adel ist also durch die Landesverfassungen zu einem wichtigen politischen Machtfactor geworden und hat durch die Mitwirkung der clericalen Politik sowie durch den Kampf der Czechen gegen die Deutschen neuerdings die Gelegenheit gefunden, als ebenbürtiger Gegner der Staatsgewalt aufzutreten. Auf einen entscheidenden Erfolg könnte freilich die frondierende Adelspartei nur dann hoffen, wenn es gelingen sollte, für ihre Pläne die Mithilfe der Staatsgewalt selbst zu gewinnen. Dieser fast unglaubliche Fall ist heute nicht mehr unwahrscheinlich, theilweise sogar schon eingetreten. Die Vorbereitungen dazu sind seit langem in der geschicktesten Weise eingeleitet worden. Man hat vonseite der föderalistischen Parteien dem natürlichen Lauf des centralistischen Staatslebens systematisch die größten Schwierigkeiten bereitet und schließlich das Ministerium Badeni bewogen, zur augenblicklichen Beseitigung einer solchen selbstgemachten Schwierigkeit die Sprachenverordnungen gegen die Deutschen zu erlassen und so namens der Staatsgewalt einen wichtigen Schritt in föderalistischer Richtung zu machen. Dieser falsche Schritt hat die Staatsgewalt noch nicht dauernd geschwächt, denn er konnte jederzeit in gleicher Weise wieder zurückgenommen werden. Aber er hat die Ordnung des Staatslebens in empfindlicher Weise gestört, indem er die Deutschen nöthigte, ihre nationale Existenz um jeden Preis zu vertheidigen. Damit hat nun die föderalistische Adelspartei von neuem Gelegenheit gewonnen, die Staatsgewalt zu einem weiteren Schritt auf der falschen Bahn zu verleiten. Man weist jetzt triumphierend auf die von centralistischen Deutschen hervorgerufene Unordnung hin, man beklagt heuchlerisch die drohende Schädigung der Staatsautorität und rühmt das unfehlbare Heilmittel des Föderalismus. Bequem sind die Rathschläge allerdings, welche aus Böhmen und Galizien der Wiener Regierung freigebig zur Verfügung gestellt werden. Wenn die gegenwärtige Verfassung abgeändert und die Wahl einer Centralvertretung durch die Landtage wiederhergestellt wird, so werden gewiss die heutigen Tagesfragen spielend erledigt werden. Allein auch die geringste politische Einsicht sollte erkennen, dass dieser gewagte Schritt an Stelle der überwundenen Verlegenheiten des Augenblicks die bedenklichsten neuen Schwierigkeiten schaffen müsste. Denn ein von den Landtagen beschickter Reichsrath, in welchem die nichtclericalen Deutschen gar nicht erscheinen würden, würde sofort die gesetzliche Erweiterung der Macht der Landtage erzwingen und damit die Ohnmacht der Centralregierung besiegeln. Der Widerstand der Deutschen gegen ihre nationalen und staatsrechtlichen Gegner wäre aber dadurch nicht beendigt, sondern würde in den erbittertsten Formen fortdauern.

Der elementare Gegensatz zwischen den Staatsinteressen und den Adelsinteressen tritt in den modernen Tagesfragen nicht immer an die Oberfläche, er kann einer oberflächlichen politischen Betrachtung zeitweilig entgehen und mochte von den österreichischen Regierungen der letzten Zeit, welche ohne politisches Princip nur die Schwierigkeiten der Tagespolitik zu erledigen suchten, unbeachtet bleiben. Die gegenwärtige Staatskrise aber scheint an einem Punkte angelangt, wo ein Ministerium weder die Möglichkeit hat, den Gegensatz zwischen Staatsmacht und Adelsmacht zu übersetzen, noch auch die Möglichkeit, eine principielle Entscheidung hinauszuschieben. Dass eine föderalistische Regierungspolitik die Unterwerfung des Staates unter die frondierende Adelspartei bedeutet, kann heute niemandem zweifelhaft sein; es bleibt also nur fraglich, ob diese Unterwerfung des Staates heute schon eine unausweichliche Nothwendigkeit ist oder ob sie freiwillig erfolgt.

Die österreichischen Hochschulerlässe.

Von einem deutschnationalen Studenten.

Dem Grafen Badeni soll ein gewisses Verdienst nicht abgesprochen werden: er hat nach vielen Jahren wieder eine starke politische Bewegung in der deutschen Studentenschaft und wohl auch in den Lehrkörpern der österreichischen Hochschulen erregt. Der Entscheidungskampf der parlamentarischen Opposition gegen den Grafen Badeni riss die deutsche Studentenschaft der Wiener Universität zu kräftigen Demonstrationen mit, die schließlich im Vereine mit den Arbeiterdemonstrationen und dem Unwillen der ganzen Bevölkerung zum Sturze Badenis führten. Nach der Entlassung des Grafen Badeni wäre die durch ihn entfachte politische Bewegung an den Hochschulen vielleicht bald verglommen, wenn nicht der Statthalter von Böhmen, Graf Coudenhove, das von Badeni begonnene Werk fortgesetzt hätte. Das Prager Farbenverbot rüttelte die deutsche Studentenschaft abermals auf. Es kam der Hochschulenstrike. Darauf als Antwort des Ministeriums Gautsch die vorzeitige Schließung des Wintersemesters und die Hochschulerlässe des Grafen Latour vom 5. Februar d. J. Das von der deutschen Studentenschaft als gesetzwidrig erklärte Prager Farbenverbot ist mittlerweile von der Regierung aufgehoben worden. Die Hochschulerlässe sind geblieben. Sie sind nicht minder gesetzwidrig und für die akademische Freiheit nicht bloß der deutschen, sondern der gesammten Studentenschaft und wohl auch der Lehrkörper an den österreichischen Hochschulen bei weitem gefährlicher als das Farbenverbot. Das soll hier, vor einem weiteren Publicum, frei von jedem, auch von dem dem Schreiber dieses Artikels eigenen nationalen Standpunkte, dargelegt werden, um auch jenen freisinnigen politischen Kreisen, die dem studentischen Leben sonst ferner stehen, deren Mitwirkung in diesem Kampfe sich aber als nothwendig erweisen wird, das Verständnis für die gemeinsame Sache zu vermitteln, um die es sich hier handelt.

Die Hochschulerlässe verstoßen gegen drei Gesetze: Die Disciplinarordnung vom 15. October 1849 (R.-G.-Bl. 416), die allgemeine Studienordnung vom 29. September 1850 (R.-G.-Bl. 370) und das Gesetz über die Organisation der akademischen Behörden vom 27. April 1873 (R.-G.-Bl. Nr. 63). Sowie die letztgenannte Codification, sind auch die beiden erstgenannten als Gesetze anzusehen. Denn sie sind mit der Allerhöchsten Entschließung des Monarchen in der vorconstitutionellen Zeit erlassen worden, haben infolge dessen Gesetzeskraft und werden übrigens auch in einem Vortrage des Unterrichtsministers Grafen Leo Thun (dritte

Beilage zum R.-G.-Bl. 416) ausdrücklich als Gesetzentwürfe bezeichnet. Da nun der § 11 des Staatsgrundgesetzes über die Reichsvertretung vom 21. December 1867 (R.-G.-Bl. 141) in lit. i ausdrücklich die constitutionelle Mitwirkung an der Universitätsgesetzgebung dem Reichsrathe vorbehält, erscheint es zweifellos, dass eine Abänderung jener drei Gesetze durch einfache Ministerialerlässe eine Gesetzesverletzung ist, gegen welche im Reichsrathe Einsprache erhoben werden muss.

Inwiefern die Hochschulerlässe die oben citierten Gesetze verletzen, soll nun im einzelnen dargelegt werden. Die vorzeitige Schließung des Winter- und Eröffnung des Sommersemesters widerspricht dem § 64 der allgemeinen Studienordnung, der den Schluss des Wintersemesters auf den Donnerstag nach Palmsonntag, den Beginn des Sommersemesters auf den Donnerstag nach den Osterfeiertagen festsetzt. Die Forderung eines schriftlichen Gelöbnisses bei der Inscription für das Sommersemester 1898 widerspricht dem § 15 der allgemeinen Studienordnung, welcher lautet: „Bereits immatriculierte Hörer, die ihre Studien an derselben Hochschule fortsetzen wollen, bedürfen, wenn keine längere Unterbrechung als ein Semester eingetreten ist, keiner neuerlichen Immatriculation, sondern nur der Einschreibung in die Vorlesungen (Inscription)." Hiedurch erscheint die Stellung sonstiger Bedingungen ausgeschlossen. Ein Gelöbnis kennt die Studienordnung überhaupt nur in Verbindung mit der Immatriculation (§ 17). Diese aber, einmal vorgenommen, gilt für die ganze Dauer der Studien (§ 6). Die Verweigerung der Inscription gegenüber jenen, die sich in Disciplinaruntersuchung befinden, widerspricht dem § 15 der allgemeinen Studienordnung, weil nach diesem, wie bemerkt, eine besondere Bedingung bei der Inscription nicht gestellt werden darf, und der Disciplinarordnung, die die Verweigerung der Inscription weder als Strafe (§ 13 der Disciplinarordnung) noch als vorläufige Maßregel kennt. Dass eine Disciplinaruntersuchung die Inscription nicht hindern kann, ja dieselbe in gewisser Beziehung sogar voraussetzt, geht aus einem in Erläuterung des § 15 der Disciplinarordnung herausgegebenen Ministerialerlasse vom 19. December 1888, Z. 260.855 hervor, der bestimmt, eine Disciplinaruntersuchung sei wieder aufzunehmen, wenn der in Untersuchung Stehende nach allfälliger Semesterunterbrechung an der betreffenden Hochschule wieder inscribiere. Die Anordnung sofortiger Relegation wegen eines Disciplinarvergehens widerspricht dem § 13 des Gesetzes über die akademischen Behörden, und dem § 19 der Disciplinarordnung, welche übereinstimmend festsetzen dass der akademische Senat nach seinem Ermessen Strafen zu verhängen habe. Diese letztgenannte Bestimmung ist wohl als die auf die Dauer bedeutsamste, die bleibende Wirkung der Hochschulerlässe anzusehen. Wenn alle Senate so dienstwillig im Relegieren wären, wie der Senat der Innsbrucker Universität, hätte sich die Regierung diese gehässige Bestimmung sicherlich erspart. Aber es hat sich gezeigt, dass andere Senate nicht so ohneweiters dem Ministerium parieren. Deswegen ist diese drakonische Verschärfung in der Anwendung der Disciplinarmittel verfügt worden, die gleichzeitig eine Einschränkung der gesetzlichen Bewegungsfreiheit der Professoren-Collegien ist, mithin ebensowohl die Studenten, wie die der Reaction nicht minder verhassten studentenfreundlichen Professoren trifft.

Trotz solcher Schärfen und Gesetzwidrigkeiten scheinen die Hochschulerlässe gewissen reactionären Kreisen noch nicht genug zu sein. Gerüchte wenigstens erzählen, dass die Unzufriedenheit der Reaction mit dem angeblich noch immer zu lauen Verhalten des Ministeriums Gautsch in der Studentenfrage zu dessen raschem Sturz nicht wenig beigetragen habe. Man hat sich also wohl — wenn auch vielleicht nicht heute, so doch später — auf eine energische Fortführung dieser Maßregelungen vorzubereiten, die wohl alsbald auch die Lehrkörper der Hochschulen zu fassen trachten werden.

Ueber die Tendenz der Erlässe ist ein Zweifel kaum noch möglich. Sie sind ein erster kräftiger Vorstoß der Reaction gegen die ihr verhasste akademische Freiheit, die anzutasten seit langem keine Regierung mehr gewagt hat. Die Hochschulerlässe bilden nur den Anfang; die Umgestaltung der freien Hochschulen zu streng reglementierten Mittelschulen höherer Ordnung, der Professorencollegien zu administrativen Unterbehörden des Unterrichtsministeriums, die Verkürzung beider, der Studenten wie der Professoren, um ihre akademischen Rechte — das ist das Ziel, auf welches die Reaction lossteuert. Nicht der einzige Rückschritt, den sie plant, aber einer von ihnen, und nicht der unwichtigste gerade. Bei den Hochschulerlässen ist allerdings die deutschnationale Studentenschaft die zunächst betroffene. Aber auch die anderen Theile der Studentenschaft werden von dem in ihnen ruhenden Geiste in Mitleidenschaft gezogen werden. Es war deswegen eine selbstmörderische That der slavischen Studenten, dass sie der Regierung bei ihrem rückschrittlichen Vorhaben halfen und auch jetzt noch helfen, weil diese heute die deutschen Studenten mit ihren gesetzwidrigen Maßregeln bedrängt, und es ist ein schwerer Fehler der socialdemokratischen Studenten, wenn diese die Regierungsaction mit Gleichmuth aufnehmen, weil sie ja doch zunächst nur gegen Nationale gerichtet ist. Auch für die slavischen und für die socialdemokratischen Studenten kann einmal der Tag kommen, wo die Regierung sie verfolgt, mit diesen oder auch anderen Hochschulerlässen von derselben Mache vielleicht, welche die Regierung heute, ohne bei den slavischen und den socialdemokratischen Studenten Widerspruch zu erregen, an den deutschnationalen Studenten zunächst ausprobiert. Es ist das wohlverstandene eigene Interesse der slavischen und der socialdemokratischen Studentenschaft, welches ihr im Kampfe gegen die Hochschulerlässe den Platz an der Seite der deutschnationalen Studentenschaft anweist. Die deutschnationale Studentenschaft hat die Wichtigkeit der Hochschulerlässe erkannt. Ihnen allein, auf sich gestellt, mit Erfolg entgegenzutreten, dazu reicht freilich die Kraft der mit Relegierung bedrohten deutschnationalen Studentenschaft nicht aus. Sie muss Bundesgenossen in der nicht-studentischen freisinnigen Bevölkerung gewinnen. Sie hofft zuversichtlich, dass Abgeordnete im Parlamente sich ihrer Sache annehmen werden. Sie ist aber auch ihrerseits bereit, ihre Pflicht zu thun. Die Bedeutung dieses Kampfes reicht über den studentischen Rahmen weit hinaus. Alle reactionären Maßregeln, ob sie nun in erster Reihe Studenten, Professoren, Bürger oder Arbeiter treffen, stehen in einem gewissen inneren Zusammenhange untereinander und müssen deswegen von allen nicht-reactionären Politikern gemeinsam bekämpft werden, wenn nicht die Reaction nach ihrem alten Wahlspruche Divide et impera sie alle nacheinander und durcheinander besiegen soll.

Oesterreichische und ungarische Ausgleichstaktik.

Vom Reichsrathsabgeordneten Dr. Otto Lecher.

I.

Si vis pacem, para bellum. Die allgemeine Wehrpflicht und die Schlagfertigkeit der Armee haben mehr zur Erhaltung des Friedens beigetragen, als alle Congresse und Abrüstungsmeetings. Nur wer den Kampf um das Recht nicht scheut, wird sich auf die Dauer im Genusse seines Rechtes erhalten. Es ist nothwendig, an diese Gemeinplatzwahrheiten zu erinnern, wenn man sieht, wie verschiedenartig diesseits und jenseits der Leitha der Ausgleichsfeldzug, der nunmehr in das entscheidende Stadium zu treten scheint, vorbereitet wurde. Das heißt, in Oesterreich wurde er überhaupt nicht vorbereitet. Eines schönen Tages hieß es in den Zeitungen: Badeni und seine Fachminister haben sich nach Budapest begeben. Und dann hieß es wieder: die ungarischen Minister seien nach Wien gekommen. Und nachdem diese Personalnotiz ungefähr ein halbdutzendmal die Blätter passiert hatte, dann war der Ausgleich fertig. Natürlich bis auf die Quote, die aber durch das berühmte Junctim mit den übrigen Ausgleichspunkten sinnreich verschlungen wurde. In einer der ersten Octobersitzungen des Reichsrathes (1896) lüftete Bilinski den Schleier, und alle Welt war entsetzt über den traurigen Erfolg der Regierungskunst des polnischen Cabinets.

Bis dahin hatte man mit strengem Ausschluss der Oeffentlichkeit gearbeitet. Zwar ist es gesetzlich bestimmt, dass über alle Gesetzentwürfe, welche commercielle und industrielle Interessen betreffen, das Gutachten der Handels- und Gewerbekammern einzuholen ist. Zwar lag es auf der Hand, dass ein guter neuer Vertrag mit Ungarn nur zu schließen ist auf Grund der Erfahrungen, die man mit den bisherigen Verträgen gemacht hat. In die Kenntnis dieser Erfahrungen kann auch der gescheiteste Sectionschef und Hofrath nicht ohne Statistik und Enquêten gelangen. Eine Statistik über den Warenverkehr Oesterreichs nach Ungarn besitzt Oesterreich nicht. Ungarn hat eine solche, aber sie ist unrichtig, und wir haben keine Controle über sie. Nun ist Ungarn gewiss das wichtigste Exportgebiet der österreichischen Industrie. Unsere Statistik verzeichnet auf den Metercentner genau, was wir nach Mexiko und Portugal ausführen; was wir aber nach Ungarn verkaufen, wissen wir nicht.

Ein anderes Mittel wirtschaftlicher Erkenntnis sind Enquêten. Diese können, was die Handelsbewegung anbelangt, eine Statistik durchaus nicht ersetzen. Aber mangels einer Statistik sind sie doch von Wert. Insbesondere auch darum, weil diese Enquêten Wünsche und Beschwerden zutage fördern, welche nur in den seltensten Fällen eine statistische Formel finden können. Die Regierung hätte für eine ungarische Exporte-Enquête in den österreichischen Handelskammern ganz vortrefflich geschulte Organe besessen, welche, den verschiedenen territorialen Gesichtspunkten Rechnung tragend, dennoch central organisiert sind. Ganz abgesehen von der bereits citierten gesetzlichen Verpflichtung der Regierung zur Einvernehmung der Kammern in allen wirtschaftlichen Fragen von größerer Tragweite, hätte sich insbesondere der verflossene Handelsminister Baron Glanz erinnern sollen, welch ausgezeichnetes Materiale die Handelskammern bei der Vorbereitung der Decemberverträge geliefert haben. Vielleicht wären derartige Wünsche und Beschwerden der Regierung unbequem und unwillkommen gewesen. Vielleicht dachte sie, durch eine Enquête würden erst Wünsche losgelöst werden, die sonst niemals das Licht der Oeffentlichkeit erblicken. Es ist ja ein bekannter Grundsatz aller Afterstaatsmänner, sich durch die Meinung der Sachverständigen und der durch ein Gesetz betroffenen Bevölkerungskreise nicht beirren zu lassen. Was immer die Motive waren, Thatsache ist, die österreichische Regierung trat in die Verhandlungen mit Ungarn ohne Statistik und ohne Enquête. Einzelne Corporationen, wie der niederösterreichische Gewerbeverein, die Wiener und die Prager Kammer, welch letztere namentlich in einer umfassenden Expertise höchst instructive Daten zutage förderte, haben sich proprio motu mit der Sache beschäftigt. Naturgemäß boten diese

Arbeiten nur ein lückenhaftes, durch keinen gemeinsamen Gedankengang zusammenhängendes Bild.

Statt sich kaufmännische und wissenschaftliche Vorbereitung zu verschaffen, ließ das polnische Ministerium für den Ausgleich Stimmung machen. Und zwar zunächst gegen den Ausgleich. Wer die officiösen Zeitungsstimmen aus der Zeit der Badeni'schen Flitterwochen verfolgt hat, der wird sich an ganz urkräftige Töne des Anti-Magyarismus erinnern. Als der neugebackene Ministerpräsident Badeni von Busk nach Wien fuhr, da war er fest davon überzeugt, er werde die Quotenparität erlangen. Und als er den Ungarn die Bankparität concedierte, da hoffte er, hiefür die Quotenparität einzutauschen. An und für sich hatte Badeni gar nicht so übel speculiert. Die Quotenfrage ist eine sehr leicht verständliche. Dass 70 mehr als 30 sind, darüber dürften sich so ziemlich alle österreichischen Reichsrathswähler klar sein. Brachte man in der Quotenfrage einen entscheidenden Erfolg nach Hause, dann konnten in der Bankfrage, bei der Verzehrungssteuer, im Zoll- und Handelsbündnis den Ungarn viel wertvollere Concessionen gemacht werden, die in ihrer ganzen Tragweite zu ermessen, ein wissenschaftlich nicht geschulter Kopf wahrscheinlich nicht so leicht befähigt ist. Es wurde also die Bevölkerung in dem Sinne beeinflusst, dass sie die Quotenfrage als den Schlüssel des ungarischen Ausgleiches betrachten lernte. Der Kampf um die Quote wurde als die Entscheidungsschlacht ausgerufen. Hätte Badeni nicht den Fehler gemacht, die verhasste und volksfeindliche Erhöhung der Verzehrungssteuern mit dem Ausgleiche zusammen zu koppeln und hätte er vor allem in der Quotenfrage jenen Erfolg errungen, auf welchen er die öffentliche Meinung vorbereitet hatte, er hätte der Reichsrathssession 1897 mit anderen Erwartungen entgegensehen dürfen. Quitt oder double, das war immer das hazardspielerartige Losungswort seiner Politik. Statt ernster kaufmännischer und wissenschaftlicher Vorbereitung eines ernsten und großen Vertrags- und Gesetzeswerkes — kecke Combinationen, waghalsiges Setzen auf eine einzige Karte.

Im vierten und fünften Acte der Tragikomödie des letzten polnischen Ministerpräsidenten waren seine Pressorgane allerdings bereits darauf aus, die anfänglich gegen Ungarn entfachte Meinung wieder abzukühlen. So oder so, der Ausgleich sei eine Staatsnothwendigkeit. Das Ansehen der Monarchie, der Staatscredit, die allerhöchsten Interessen, welche im Reiche auf dem Spiele stehen, erfordern, dass das österreichische Parlament das Machwerk Bilinskis approbiere. Und dieses Motiv tönt weiter auch nach dem Sturze Badenis, auch nach den hundert Tagen Gautsch. Es ist das Leitmotiv des neuen Regimes geworden, in welchem die eiserne durch die starke Hand ersetzt wurde.

Man kann es den industriellen Kreisen, welche an dem ungarischen Exporte sehr interessiert sind, nicht verübeln, wenn auch sie dieses Thema gerne aufnehmen und mit Variationen versehen. Aber auch hier geht man nicht immer mit kaufmännischer Kaltblütigkeit zuwerke. Auch hier arbeitet man in Stimmung. Die Uebertreibung ist an der Tagesordnung. Auf Grund der bekannten falschen ungarischen Statistik wird der österreichische Industrialienexport nach Ungarn mit 400 bis 450 Millionen Gulden pro Jahr beziffert. Diese lächerliche Uebertreibung erbt sich von Rede zu Rede, von Artikel zu Artikel fort. Ich habe mit hervorragenden Fachmännern den Industrieexport Brünns nach Ungarn, Fabrik für Fabrik, abgeschätzt. Wir gelangten zu einer Summe von höchstens sechs Millionen Gulden pro Jahr. Wenn wir den Industrialienexport ganz Oesterreichs nach Ungarn mit 200 Millionen beziffern, so schießen wir gewiss schon über das Ziel.

Wer in wirtschaftlichen Fragen mit Uebertreibungen arbeitet, thut der Sache, welcher er nützen will, gewiss keinen Dienst. Ernster Prüfung halten derartige Phantasien denn doch keinen Stand; sie rufen nur eine umso lebhaftere Gegenagitation hervor, und die fehlt beim ungarischen Ausgleiche gewiss nicht. Da ist das ganze Agrarierheer, das die Landwirtschaft und die landwirtschaftliche Industrie Oesterreichs von der tödlichen Umarmung der ungarischen Concurrenz zu befreien hofft. Ihm gliedert sich die christlichsociale Partei an, die in den Pester Machthabern den Inbegriff jüdischer Geldmacherei erblickt.

Regierung, Ausgleichsfreunde und Ausgleichsfeinde machen solcherart in Stimmung, statt in Statistik. Gute und bösartige Instincte treten an Stelle der kaufmännischen Calculation. So stehen wir nahezu ungerüstet dem Ernste des Augenblickes gegenüber. Wenn je, so kann man es von dem Ausgleiche sagen, dass sein Charakterbild, von der Parteien Hass und Gunst entstellt, ein sehr schwankendes ist. Gautsch hat die von Badeni schon zur Genüge geschwächte Stellung Oesterreichs durch den Abschluss seines Provisoriums noch weiter verschlechtert. Er verpflichtete die österreichische Regierung bis zum 1. Mai 1898 die definitiven Ausgleichsvorlagen im Parlamente einzubringen. Diese Ausgleichsvorlagen kann er aber ohne Quote nicht fertig machen, es sei denn, dass das Junctim aufgegeben wird. Will also die österreichische Regierung den gestellten Termin einhalten, so muss sie entweder das Junctim aufgeben, oder man muss in der Quotenfrage nachgeben. Es ist dies eine ganz artige Zwickmühle, die Gautsch seinem Nachfolger hinterlässt.

Was könnte Oesterreich noch in zwölfter Stunde veranlassen, um seine Gefechtslage zu verbessern, um die strategischen Fehler durch eine taktische Bewegung wettzumachen? Die einzige große Gefahr, die uns bei einer Trennung des Zollgebietes bedroht, trifft unseren Industrie-Export. Gelingt es uns, diesen vor einer Schädigung sicherzustellen, dann können wir den ungarischen Unabhängigkeitsgelüsten freien Lauf lassen. Dann können wir es selbst auf das Experiment ankommen lassen und es der wirtschaftlichen Nothwendigkeit überlassen, die Ungarn darüber zu belehren, wie ihnen der Zinsfuß einer eigenen ungarischen Bank, der Curs einer eigenen ungarischen Währung, wie ihnen die Zölle auf ihre landwirtschaftlichen Exportartikel denn eigentlich munden werden. Unser Industrie-Export genießt heute in Ungarn einen zollgeschützten Markt. Gelingt es uns, durch eine Exportprämie den eventuell zu schaffenden autonomen ungarischen Zolltarif zu paralysieren, dann ist die Gefahr der grün-weiß-rothen Zollschranken, mit welchen uns heute immer gedroht wird, beseitigt. Der gegenwärtige autonome Zolltarif der Monarchie basiert auf einem Wertzolle von durchschnittlich 15 Procent. Ich bin der Ueberzeugung, dass mit einer Exportprämie in dieser Höhe sich dem drohenden ungarischen autonomen Zolltarife wirksam entgegentreten ließe. Bei einem Industrialien-Export Oesterreichs nach Ungarn im Ausmaße von 200 Millionen Gulden pro Jahr — eine Summe, die ich für zu groß halte — ergäbe dies einen Aufwand von 30 Millionen Gulden. Werden die Zolleinnahmen nicht mehr wie bisher als Abzugspost der gemeinsamen Einnahmen verwendet, wodurch Oesterreich heute gegenüber Ungarn um mindestens 6·5 Millionen Gulden in Gold benachtheiligt wird, und würde die Quotenparität eingeführt, dann wären die Kosten dieser Exportprämie bereits erspart. Bedenkt man, dass wir der einzigen Zuckerindustrie eine Exportprämie von 9 Millionen Gulden pro Jahr gewähren, dann scheint eine Exportprämie im Höchstausmaße von 30 Millionen Gulden für die gesammte österreichische Industrie keineswegs etwas Unerhörtes. Umsomehr, wenn man um diesen Preis sowohl unsere Handelspolitik nach dem Balkan, als auch unsere industrielle Schutzzollpolitik von dem unheilvollen Einflusse Ungarns; wenn man um diesen Preis unsere Landwirtschaft von der ungarischen Concurrenz und unsere gesammte Volkswirtschaft von den erstickenden Folgen des zu hohen Bankzinsfußes befreien kann.

Ich bin ein aufrichtiger Anhänger des gemeinsamen Wirtschaftsgebietes. Ich bin aber überzeugt, dass auf die Dauer sich die Zollgemeinschaft nicht wird erhalten lassen, wenn es nicht gelingt, den leoninischen Charakter des Vertrages zu beseitigen. Nur gute Verträge, bei denen sich beide Theile wohl befinden, haben lange Dauer. Der ist ein schlechter Freund der Gemeinschaft, der sie auf einen schlechten Vertrag gründen will. Oesterreich schickt sich eben an, einen der schlechtesten Verträge zu schließen, die es je mit Ungarn gemacht hat. Die Sicherstellung unseres ungarischen Industrie-Exportes gegen die Wirkungen eines ungarischen Zolltarifes durch die von mir angedeutete Exportprämie scheint mir das taktisch richtigste Mittel zu sein, um den Ungarn zu beweisen, dass wir noch lange nicht gesonnen sind, uns ihnen auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Man hat in Oesterreich absolut nichts gethan, das neue Ausgleichswerk sachlich vorzubereiten. Statt Statistik und Enquêten zu machen, wurde übertriebene Angst und leidenschaftlicher Hass in die Bevölkerung gesäet. Tausenden wurde weisgemacht, die Quotenfrage sei der Kern des Ausgleiches. Gleich einem unersättlichen Ungeheuer wurden dem Ausgleich Sprachenverordnungen, weitgehende politische und nationale Concessionen zum Opfer gebracht. Der Staat wurde in seinen Grundfesten erschüttert. In Prag, in Graz floss Blut. Aber die schwache Flanke Oesterreichs, sein Industrieexport, blieb ungedeckt. Ich weiß nicht, ob selbst Oxenstierna dieses Vorgehen noch mit dem Namen: Regieren bezeichnen würde.

II.

Von der österreichischen Ausgleichtaktik sticht die ungarische erfreulich ab. Sie ist im wesentlichen eine geschäftsmännische. Die politische Action der Unabhängigkeitspartei nahm bekanntlich ein rasches und schmähliches Ende. Die Ungarn haben seit Jahren eine Statistik. Diese Statistik ist fehlerhaft, sehr fehlerhaft. Die Fehler können aber behoben werden. Vielleicht kennt sie die ungarische Regierung ganz genau. Vielleicht lässt sie absichtlich Daten publicieren, die ein wenig nach dem System des corriger la fortune geschminkt sind. Die Ungarn wissen, was diesen wichtigen Punkt anbelangt, zum wenigsten, was man heutzutage braucht, um Handelspolitik zu treiben. In Ungarn wurden sehr umfassende Enquêten abgehalten und seitens aller wirtschaftlichen Corporationen auf Grund eingehender Expertisen sehr wertvolle Denkschriften der ungarischen Regierung zur Verfügung gestellt. Eben jetzt sind die Ungarn daran, ihren autonomen Zolltarif fertig zu machen und alle einleitenden Schritte zu treffen, damit sie der Eventualität der Trennung der Bank und des Zollwesens nicht ungerüstet gegenüberstehen. Und dies alles thun sie ohne Pathos, ruhigen Muthes, wie eben Geschäftsmänner zu handeln pflegen.

Alois Blumauer als Censor.

Mit einem bisher ungedruckten Manuscript des Dichters.*)

Das literarische Jung-Oesterreich hat schon des öfteren versucht, den Namen Blumauers, als eines der ersten Dichter der Aufklärungs-

*) Blumauers Todestag jährte sich in diesen Tagen zum hundertsten Male.

zeit, unverdienter Vergessenheit zu entziehen, und manche gute Monographie würdigt sein Verdienst auf dem Gebiete der lyrischen Poesie, der Travestie, der maurerischen Tendenzprosa; nur über sein Wirken als Büchercensor ist fast gar nichts bekannt und doch fällt dasselbe zusammen mit der Reformperiode der josefinischen Zeit, mit der Erleichterung des Censurzwanges und Erweiterung der Pressfreiheit.

Als Blumauer, der Exjesuit, 1778 nach Wien kam, mufste er kümmerlich sein Dasein durch Ertheilen von Privatlectionen, durch Copiaturen und Collationierung von Handschriften der Wiener Hofbibliothek fristen; dadurch ward er mit dem Präfecten letzteren Institutes Gottfried van Swieten (die meisten Biographen des Dichters nennen fälschlich den Vater Gerhard van Swieten, der schon 1772 gestorben war) bekannt, dem er auch seine Erstlingswerke mittheilte. Van Swieten, der, wo es ihm nur möglich war, aufkeimende Talente förderte, bemühte sich in richtiger Würdigung seines Genies, ihm eine gesicherte Stellung zu verschaffen, und hiezu bot sich Gelegenheit, als der Gelehrte das Präsidium der Censur-Commission erhielt und dieses „Bücherrevisionsamt" im Jahre 1781 nach liberalen Grundsätzen reformiert wurde.

Der mächtige Gönner setzte Blumauers Ernennung zum Censor auch wirklich durch; sie erfolgte nach dem uns vorliegenden Originaldecrete am 19. April 1782 in folgendem Wortlaute: „An den Aloys Blumauer: Seine Maitt. haben denselben zum Bücher-Censor bei der Kais. Königl. Bücher-Censurs-Kommission allergnädigst benennet; Wie nun diese allerhöchste Entschliessung der Kais. Königl. Censurs-Kommission bereits eröfnet worden, als wird solche gleichfalls ihme Blumauer zur Wissenschaft und Versicherung annit eröfnet."

In diesem Amte, das er bis 1793 bekleidete, hatte Blumauer bei der damals milden Handhabung der Censur „gewiss nicht häufig Ursache, größere Strenge, als ihm, dem Anhänger der Pressfreiheit erwünscht sein mochte, walten zu lassen," wie ernst er aber seine Aufgabe nahm, beweist sein Reformvorschlag, den wir, als keines Commentars bedürftig, in Gänze veröffentlichen wollen, um dem Dichter auch auf diesem Gebiete unsere pietätvolle Anerkennung zu zollen.

Das Manuscript lautet:

„Grundregeln zur Bestimmung einer ordentlichen künftigen Büchercensur."

„1. Es bedarf keiner Beweise, daß mehr als eine Büchercensur in den deutschen und ungarischen Erblanden nicht seyn kann, da die Gesinnungen der Menschen so sehr verschieden, daß nicht einmal eine Gleichförmigkeit in Unkenntniß des Schädlichen oder Unschädlichen zwischen zuviel und zu wenig Vorsicht leicht zu finden ist.

2. Entsteht die Anfrage: Ob man mehr irre gehe, wenn sich Bücher einschleichen, die zu verbieten wären, als wenn man mit der äussersten Strenge viele gute hintan hält, und unangenehme Zwangsmittel anwendet, ja einen wesentlichen Handlungszweig sich selbst sperrt? Es scheint, daß folgende Maßnehmungen das Wahre enthalten, nämlich wenn man gegen alles, was ungereimte Zotten enthält, aus welchen keine Gelehrsamkeit, keine Aufklärung jemals entstehen kann, streng; gegen alle übrige aber, wo Gelehrsamkeit, Kenntnisse und ordentliche Sätze sich vorfinden, um so mehr nachsichtig ist, als erstere nur vom großen Haufen und von schwachen Seelen gelesen, letztere aber nur schon bereiteten Gemüthern, und in ihren Sätzen standhaften Seelen unter die Hände kommen. Dieses versteht sich von sowohl von Andern, die mit Religionssachen etwas Anstössiges, als in den Sitten etwas freyes oder gegen den Landesfürsten und den Staat etwas Bedenkliches in sich enthalten.

Bücher, die systematisch die chatolische, ja öfters gar die christliche Religion angreifen, können auf keine Art geduldet werden, sowie jene, welche diese unsre Religion öffentlich zum Spotte, und lächerlich machen. Protestantische Bücher, und überhaupt solche Schriften, welche zur Ausübung der im Lande bestehenden Religionen nöthig sind, können nicht verboten werden, weil diese wohl keine Proselyten machen dürften, und sich sowohl unter fremden als inländischen Glaubensgenossen Käufer dazu vorfinden, es wäre jedoch vorzüglich darauf zu sehen, daß dergleichen protestantische Bücher, welche ihrem Inhalte nach selbst dem gemeinen Mann zur Lesung und Unterrichtung geeignet sind, als Bibeln, Postillen in den Provinzen, wo die protestantische Religion nicht geduldet ist, nur erga Schedam den allda sich aufhaltenden Glaubensgenossen civil und militär gestattet würden. Wo aber eine Mischung der beyden Religionen wirklich statt hat, als in Ungarn, Schlesien, mit den nöthigen Vorsichten wegen nicht Ausschleppung derselben in die Nachbarschaften der Gebrauch davon frey zugelassen würde.

3. Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten an bis zum Untersten, sind nicht zu verbieten; besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt, und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürge darstellt. Für jeden Wahrheitsliebenden muß es eine Freude sein, wenn ihm selbe auf diese Art zukömmt.

4. Ganze Werke, periodische Schriften &c. sind wegen ein oder anderer Stelle, die anstössig wäre, nicht zu verbieten, wenn nur in dem Werke selbst nutzbare Dinge enthalten sind, und eben dergleichen große Werke fallen selten in die Hände solcher Menschen, auf deren Gemüther derley anstössige Stellen eine schädliche Wirkung machen könnten, wenn jedoch eine dergleichen periodische Schrift auch als eine einfache Brochüre betrachtet wirklich unter die Klasse der verbotenen Bücher zu setzen käme, wäre selbe schon in dieser Rücksicht lediglich denen Personen, die sich auf solche abbonirt, ausfolgen zu lassen, und auch diesen in dem Falle zu verweigern, wenn solche Stücke die Religion, gute Sitten, oder den Staat und Landesfürsten directe auf eine gar anstössige Art behandelten.

5. Das Juridische, Medicinische sowie das Militärfach ist meines Erachtens gar nicht zur Censur geeignet, wessentwegen die daraus vorkommende Bücher unaufgehalten und ununtersucht passiret würden; wie denn auch alle die blos Wissenschaften oder freye Künste zum Gegenstand habende, und mit der Religion und Sitten nicht in der mindesten Verbindung stehende Werke darunter zu begreifen, und keiner Censur zu unterliegen hätten; jedoch wäre von dieser Hauptbenennung auszunehmen, jene, so unter einem zwar einfachen Titel, doch weltkundig gefährliche und unleidentliche Sätze enthalten, so wie alle Brochüren der Marktschreyer, Quacksalber und Alchymisten. Weiters die Werke, so das geistliche Recht, das allgemeine, oder deutsche Staatsrecht behandeln, und alle unter dem Titel Melanges herauskommende Schriften, welche sämmtliche Bücher der Censur unterliegen müssen.

6. Was in das Staatswesen einschlägt, darüber müßte, wenn von fremden Höfen ärgerliche Sätze oder Schriften erscheinen, das Decisum der Staatskanzley, an welche selbe einzuschicken wären, anverlanget, und sich darnach gehalten werden. Dieses ist hier im Kurzen was diejenigen Bücher, so aus der Fremde hereingebracht werden, betrifft. Es ist aber auch zu bestimmen nöthig, was eigentlich unter der Censuraufsicht und Gewalt seyn soll.

7. Der Gebrauch, jeden Reisenden, jeden Innländer, der nur von seinen Landgütern in eine Stadt kömmt, alle seine Trugen und Bettsäcke zu durchsuchen, um entweder ein Buch zum Verbrennen zu finden, oder ein hier noch nicht bekanntes zu censuriren, und also einem Jeden sein Eigenthum entweder Wochen- oder Monathweise vorzuenthalten, bis die Bücher gelesen, dann Referate und Resolutionen darauf erfolgen, oder endlich selbe wohl gar zu vertilgen, oder einen Fremden oder Buchführer zu nöthigen, daß er selbe zurückschicke; alles dieses scheint nicht allein nicht räthlich, sondern auch wirklich das Maß der Billigkeit sehr zu verfehlen. Es wäre also hinfüro ein jeder reisender Particulier mit seinen Büchern frey, ausgenommen, daß er von dem nämlichen Buche mehrere Exemplarien bey sich hätte, wodurch er die Lust der Verbreitung solches Buches, nicht aber, daß es zu seinem eigenen Gebrauch wäre, verriethe, oder daß wegen der Personen oder geheimen Nachrichten man eine billige Vermuthung haben könnte, daß ein dergleichen Partikulier oder Reisender mit den Buchführern oder Buchmäklern einverstanden, unerlaubte Bücher in das Land zum Vortheil dieser einzuschleppen und abzusetzen die Gesinnung führt, in welchem Falle er auf die eigene Art wie in einer wirklichen Mautübertretung genau visitirt, behandelt, um nach Umständen auch mehrers bestrafet werden sollte. Die Censur wird sich also

8. Lediglich an die zum öffentlichen Verkaufe gewidmete Bücher, nämlich sowohl jener, so bey Buchführern, als die bey öffentlichen Verkauf und Versteigerungen erscheinen, halten. Die Policey aber

9. Schärfestens auf die heimlichen Büchermäkler und Verkäufer zu deren Hindanhaltung einverständlich mit den Buchführern, deren eigentliches Interesse es ist, sorgfältigst wachen, und die sich darin betreten lassen, gemessen bestrafen.

10. Nach diesen Hauptgrundsätzen müsse die Censurskommission allhier zu Werke gehen, und in Gemäßheit den Cathalogum prohibitorum noch einmal durchgehen, und daraus bestimmen, was nach diesen Sätzen annoch verboten zu bleiben hätte, oder welche Bücher, ohne einer eigenen Kundmachung jedoch, gestattet werden könnten.

Bey dieser Durchsuchung wird sich dann gleich diese Vorfrage entscheiden, dass alle Bücher, welche dermalen erga Schedam nur erlaubet werden, hinfüro als blos gelehrte Bücher werden frey gestellet werden müssen. So wird folglich künftighin die Distinction erga Schedam und Continuantibus nicht mehr statthaben; nur in dem Falle, wo es um wirklich wegen der Religion oder dem Staat anstößiger Säze verbotene Bücher zu thun ist, können solche gewissen Gelehrten erga Schedam, dann den Bibliothecken hinausgegeben werden, jedoch sind Schmutzige keineswegs darunter zu verstehen, weil nichts mehr verboten seyn wird, als was nicht für jedermann unschicksam und unbrauchbar wäre.

11. Nach diesen Sätzen wird die Censurskommission mit viel wenigerer Arbeit beladen werden, als bishero geschehen ist, daraus wird die Leichtigkeit entstehen, daß auch Buchführer von Prag, Linz und aus anderen Provinzen und Orten die neuen Werke, in welchen eine Historie oder Gelehrsamkeit steckt, ganz füglich ein Exemplar davon zu hiesiger Censur werden einschicken können, derweil als die schon verbotenen von den Mautämtern, und wo die Visitationen geschehen, werden können hindangehalten werden, weil sich nicht leicht ein Buchführer der unnachsichtlichen Strafe aussetzen wird, verbotne Bücher einzuschleppen und zu verkaufen, wenn nur auf den Handel unter der Hand genau gesehen wird, und die Buchführer durch erlangte Wissenschaft der verbotenen Bücher in den Stand gesetzet werden, die in den Uebertretungsfällen für dieselbe anerkannte Strafen zu vermeiden, wozu ihnen die vollkommene Einsicht des Catalogi Prohibitorum gestattet werden muß.

Was die Manuscripte angeht, könnte in den Provinzen den Landesstellen die Vollmacht eingeräumet werden, das Imprimatur auf

selbe zu setzen, ohne solche zu diesem Ende anher zu schicken, und wären die in den Ländern hin und her sich aufgestellt befindende Censurskommissionen allererst nach Einführung dieses neuen Sistems, wozu wegen Verfertigung der gehörigen Instruktionen und Berichtigung des Catalogi noch einige Zeit erforder werden dürfte, aufzuheben.

Was die innerliche Buchdruckerey betrifft, da müßten alle Werke von einiger Bedeutung, und welche auf die Gelehrsamkeit, Studien und Religion einen wesentlichen Einfluß hätten, bevor als sie das Imprimatur bekämen, hieher zur Censur zur Begnehmigung gebracht werden, jedoch dergestalt, daß ein jedes in dem Lande, von welchem es herkömt, ein Attestat, daß nichts wider die Religion, gute Sitten und Landesgesetze darinn enthalten, und dennoch der gesunden Vernunft angemessen wäre, von einem der Materie gewachsenen Gelehrten, Professor, geist- oder weltlichen Oberhaupte, dessen Namen unterschrieben seyn muß, hätte; was die minder wichtigen Sachen und nicht ganze Werke ausmachte, könnte blos bey den Landesstellen mittelst Producirung eines ebenmässigen derley Attestats gestattet oder verworfen werden, jedoch bliebe einem jeden, der sich durch die Verwerfung betroffen fände, frey, sich auf Umkosten des unterliegenden Theils mit der Revision an die hiesige Büchercensur zu verwenden.

Was Anschlagszetteln, Zeitungen, Gebeter und dergleichen betrifft, da hätten die Landesstellen zu sorgen, und einen aus ihrem besoldeten Gremio zu bestimmen, der diese Sachen kurz untersuchte und das Imprimatur zusetzte. Was aber Komedien angeht, da selbe so sehr auf die Sitten einen Einfluss haben, so werden in den Provinzen keine auf den regelmässigen Theatern aufgeführt werden, welche nicht allhier zu Wien von der Censur entweder in der Stadt oder in den Vorstädten gestattet worden sind, wozu also der Katalogus noch einmal zu durchgehen und nachher in alle Provinzen zu überschicken seyn wird; neue inländische oder ausländische werden alle vor ihrer Aufführung zur hiesigen Censur einzuschicken seyn.

12. Hieraus also folgt, daß die annitzt bestehende allseitige Censurkommissionen für einen Augenblick als gänzlich aufgehoben angesehen werden müssen, und allhier eine ganz neue zusammengesetzt würde, welche nach einer ordentlichen, vorstehenden Punkten angemessen zu verfassenden Instruktion hiefür operirte, die übrigen Individua sowohl von den hiesigen unangestellt bleibenden, als von allen andern in den Provinzen, welche seinerzeit sämmtlich aufhören werden, treten zu den Aemtern, in welchen sie sind, zurück; und so wie diese der Censurarbeit enthoben sind, ebenso behält auch der Staat die für dieselben ausgelegte Ausgaben, Zulagen oder Besoldungen."

Dr. F. Schöchtner.

Ibsen, der Romantiker.

Bemerkungen zu seinen Jugendwerken, bei Gelegenheit seines 70. Geburtstages (20. März).

Traum, Märchen, Romantik — davon wird es wieder hell und laut! Die deutsche Welt, die dem „Realismus" widerstrebte, athmet auf, wie erlöst. Eine lästige Drohgestalt glaubt man abgeschüttelt zu haben. Poesie, sagt man, ist wieder Poesie geworden.

Die Kenner lächeln dazu. Sie wissen, dass die neue Romantik nur ein Kind des scheinbar abgelegten Realismus ist, dass ihr der Vater überall im Blute spukt. Und mehr noch: sie wissen, dass auch der Realismus nur ein Kind der alten Romantik war, dass sich die Mutter nirgends verleugnen ließ. Man spricht so viel von „Ueberwindungen". Wenn etwas überwunden ist, so sind es die Gegensätze.

Ibsen und Hauptmann — der Romantiker, der zum Realisten geworden ist, und der Realist, der in sich den Romantiker sucht! Beide Elemente in beiden gemischt — das Wie? zeigt uns den Unterschied der Generationen. Was bei dem einen Leib, ist bei dem anderen Kleid, was bei dem einen Kleid, ist bei dem anderen Leib. Stets gibt der Ursprung die entscheidende Note an, die keinerlei „Entwickelungen" mehr verwischen können!

Und ein anderer Gegensatz: Ibsen und Boecklin! Der Romantiker des Nordens und der Romantiker des Südens — und beide zugleich große Realisten! Die Generation diesmal völlig die gleiche, aber der Unterschied der Rassen gibt sich uns kund. Sinnenfroh, lebenstrotzend, tumultuarisch-rauschvoll die Romantik des Südgermanen — alles drängt sich zum Licht! Versonnen, scheu, schicksalspähend, grüblerisch des Nordgermanen Romantik — im Trüben heimisch, umwittert von Räthseln ... Aber bei beiden die gleiche heroische Gefasstheit und Ungebeugtheit, dem bunten Wirrnis des Lebens, wie dem düsteren Wirrnis des Schicksals gegenüber.

Wo Gegensätze schienen, zeigt sich das Gleiche, und im Gleichen schlummern verschwistert die Gegensätze.

*

Waldrauschen, Spielmannsklänge, Sommerluft durchwehen Henrik Ibsens romantische Jugendwerke. Sie lassen sich jetzt leicht und wohlig „in deutscher Sprache" lesen, seitdem Emma Klingenfeld und Christian Morgenstern uns im Auftrage der S. Fischer'schen Verlagsbuchhandlung eine neue, zum Theil sogar erste Uebersetzung verfertigt haben: die schönste Huldigung zum siebzigsten Geburtstage des Dichters, dieses Wiederauflebenlassen der Zeit, da er noch keine Dreißig zählte!

Der junge Ibsen! War Ibsen einmal „jung"? Es ist so schwer, ihn sich so zu denken! Man möchte meinen, er müsse mit einem grauen Bart auf die Welt gekommen sein. Wir können uns kaum vorstellen, dass er jemals anders ausgesehen habe als eben heut! Und in der That, er gehört zu den Menschen, die erst im Alter ganz formen können, was sie uns Tiefstes und Eigenstes zu sagen haben. Die Zeit bis zum fünfzigsten, sechzigsten Lebensjahre erscheint dem rückgewandten Blick lediglich wie eine Vorbereitung! Umsomehr aber sind diese Menschen in ihrer Jugend angefüllt mit geheimnisreichem Ahnen und verlangendem Sehnen.

Geschichte und Mythos, Heldenlieder und Sagen bedrängen noch ganz die Phantasie des jungen Ibsen. Landfahrende Krieger und Sänger, abenteuernde und vertriebene Recken, Frauenräuber und Mordgesellen schreiten rasselnd durch seine Dramen. Und liebliche zarte Frauen wandeln hindurch, in phantastischen Gewändern, mit blauen Liebesblicken — doch auch sie eigenthümlich reckenhaft, mit Giften und Schwertern vertraut, und können Blut und Bestien riechen. Und schimmernde Hallen, am Meer und auf Bergen, öffnen sich zu festlichen Gelagen, Teppiche werden gebreitet und Blumen gestreut, und die Harfe ertönt. Es wird scharf gezecht, und aufreizende Stichelreden fliegen hin und her. Schweres geschieht oft, aber ein unschuldiges Wähnen liegt noch in den Herzen — durch rothdampfenden Blutgeruch zieht sich lind und süß der Duft der blauen Blume. Die Menschen fühlen sich noch ganz in der Hand höherer Mächte. Die wollen wohl und wollen übel. Niemand trägt die Schuld, dass er verwunschen, behext oder verzaubert ist. Das Leben, mag es auch in steilen Zackenverlaufen, ist doch kaum mehr als ein dämmerndes Träumen.

Doch in diese Welt bricht der Zweifel. Die Menschen fangen an, über sich nachzudenken, ihre Brüder und Schwestern zu beobachten. Der Blütenstaub verfliegt. Langsam, der schützenden Schleier beraubt, enthüllt sich das brutale Bild nackter Wirklichkeiten. Und jene Erkenntnis bereitet sich vor, die bevor sie befreiend wirkt, erstarren macht.

„Ach, und ich glaubte das Leben so licht —
Nichts ist Wahrheit, alles Gedicht!
Alles nur Gaukelbilder und Tand!
Was wir haschen, wird jäh uns entweichen,
Was wir schauen, plötzlich erbleichen —
Nichts hält dem prüfenden Blicke stand."

So klagt in dem schönsten und poesiereichsten dieser Dramen, in „Olaf Liljekrans", die romantische Alfhild ihr schmerzliches inneres Erleben. Und herber noch zusammengefasst erklingt es in diesen zwei Versen:

„Wohl seh' ich: es ward in der einen Nacht
Die Welt um all ihre Schönheit gebracht."

Es ist der Dichter selbst, der durch den Mund des herbenttäuschten Naturkindes zu uns spricht, der aber nicht bloß eitel klagt, der sich zugleich zur Gegenwehr rüstet. Wie früher die Traumwelt, so will er jetzt die Wirklichkeit — beherrschen lernen! Dem warmen Dämmerschatten lieblicher Traumthäler wird er entsteigen und hinauf streben, mit härtem Herzen auf die kühlen Höhen klaren Schauens und kalten Weltdurchdringens.

„Wohlauf denn! Dem ewigen Eise zu!"

Es ist der Dichter des „Brand", der grausame Socialkritiker und Zerstörer conventioneller Ideale, der sich hier aus einem zaubersüßen Märchendrama heraus, zielgerüstet ankündigt.

*

Die eben geschilderte Welt der Paradiesesromantik hat Ibsen damals auf immer in sich zerstört. Was er aber nicht zerstören konnte, war das innere Gepräge, das das Einleben in den romantischen Mythos seiner Phantasie gegeben hatte.

Sein geistiges Auge war gewöhnt an Recken und Heroinen. Indem er jetzt die Blicke auf die Wirklichkeit des gemeinen Menschenlebens warf, mussten zunächst Enttäuschung und Ingrimm sich tief in ihm einfressen und zu ganz neuartigen Gestaltungen führen. Sah er früher die Menschen zu groß, so sah er sie jetzt zu klein. Er wollte sie klein sehen, denn er wollte sie in all ihrer Kleinheit und Niedrigkeit bloßstellen. Die erbärmlichen Winkeltugenden des Spießbürgerdaseins fanden an ihm ihren erbarmungslosesten Darsteller und Verhöhner, ihren genialsten Analytiker. Die romantische Ironie hatte sich bei ihm in moderne Skepsis umgesetzt, und mittelst dieser leuchtete er, zugleich getrieben von einem fanatischen Wahrheits- und Aufdeckungseifer, bis in die heimlichsten staubigsten Seelenwinkel.

Aber während so eine grausame Klarheit sich ganz in ihm auszubreiten schien, während er anscheinend bloß noch mit Lupe und Seciermesser arbeitete, lebte doch die alte Anschauung der Romantik still in ihm weiter, und still offenbarte sie sich aus ihm. Die Seelen verblichener Sagenhelden und sagenhafter, bald lieblicher, bald furchtbarer Weiber, schlichen sich in die Leiber moderner Menschen und blickten aus ihnen mit dumpfen räthselhaften Augen.

Es sei wieder an Hauptmann und Boecklin erinnert. Hauptmanns Rautendelein, das „elbische Wesen", wie sehr verräth es doch seine Herkunft von einem Dichter, dessen ursprünglichster Schaffenstrieb es ist, natürliche Menschenwesen zu schildern! Gewisse Hexen- und Koboldzüge sind geschickt aufgelegt, aber schließlich bricht doch das Menschliche unwiderstehlich hervor, etwas Mitleidig-Warmes, selbst Wehselig-Süßes, und zerstört die ganze Spukatmosphäre. Umgekehrt ist es bei Ibsen. Fast alle seine Frauen, die uns in modernen

Kleidern, mit modernen Geräthen hantierend, entgegentreten, haben jene dumpf-verschleierten oder kalt-unheimlichen Augen Boecklin'scher Nymphen und Nixen. Sie locken durch Lieblichkeiten, aber ihre Leiber sind fischig und kalt. Ihr eigentlichster Typus ist Hedda Gabler. Gerade wie diese an der geöffneten Ofenthür sitzt, Manuscripte verbrennend, und damit symbolisch der verhassten Nebenbuhlerin Kind vernichtet, so saß einst in den „Kriegern auf Helgeland" nächtlicherweile Hjördis-Brunhild am Reisigfeuer, sang Zauberweisen und schnitzte Pfeile, ihren Feinden Verderben brütend. Und welch mythisch-teuflischer Walküren- und Vampyrgeist steckt in der prachtvoll-ruchlosen Rebekka West, die dann hinterher so traurig vermoralisiert und — entheroisiert wurde! Andererseits leben auch in den Männern, im Volksfeind, im Baumeister Solneß, im John Gabriel Borkmann mythische Reckenseelen, die aus den kleinbürgerlichen Kleidern und Geberden spukhaft hervorlugen — „Gespenster im Menschen!" Im Johannes Rosmer aber hat sich am sichtbarsten von allen die lautere Redlichkeit und Einfalt alter Sagenheroen in ein strahlend Reckengewand moralischer Heldengröße verwandelt.

*

Schicksalstrotz ist es, was auch den modernen Menschen noch zum Helden zu stempeln vermag, jener Trotz, der Ibsen selbst in hohem Maße eignet: gegenüber den Kreuz- und Winkelzügen des Schicksals ein starkes Herz, einen kühlen Geist und ein ruhig-frohes Selbstvertrauen zu bewahren.

Der Mensch im Kampfe mit dem Schicksal, als einer dunklen unauflösbaren Macht, das ist der Grundzug der gesammten Ibsen'schen Poesie und gibt ihr jenen gewaltig-mysteriösen Zug, jenseits aller Realistik und Romantik.

Und doch ist die Schicksalsvorstellung, die Ibsen beherrscht, durchaus romantischer Art, ein Niederschlag seiner Beschäftigung mit den Edda-Liedern und -Sagen. Stets ist dort der Urgrund aller Schicksalsverwickelungen ein dunkles Geheimnis, das, absichtlich verhehlt, Unklarheit säet und dann Missverständnis auf Missverständnis häuft, bis schließlich der ganze Ballast wie eine dunkle Wetterwolke schwebt, die jeden Augenblick den verderberischen Blitz entsenden kann. Man kennt diese unheimliche Atmosphäre der modernen Ibsen'schen Dramen. Ganz die gleiche, nur mit unentwickelterer Kunst gestaltet, ruht auf seinen romantischen Dramen, und der glückliche Ausgang, den diese mitunter nehmen, wirkt dadurch als innerliche Inconsequenz. Es ist der Romantiker, der mit dem Furchtbaren noch spielt, so wenn im „Fest auf Solhaug" zwei Liebende ahnungslos einen nicht für sie bestimmten Giftbecher nehmen, um daraus zu trinken, und dann, einer plötzlichen Laune folgend, den Inhalt ausgießen.

Aber was, aus der Nähe gesehen, als Zufälligkeit und fatales Missverständnis wirkt, das wirkt, mit großem Blick erfasst, als etwas Schicksalvoll-Nothwendiges. Das ist, was Ibsen uns heute deutlich sagt, und was er in seiner romantischeren Frühzeit bereits ahnungsvoll stammelt. Jene scheinbare Willkürlichkeit der pragmatischen Verwickelung darf man daher bei den Jugendwerken nicht zu streng beurtheilen. Es steckt ein richtiger und starker, durchaus aufs Große gehender Dichterinstinct dahinter, die Ueberzeugung von der Blindheit und Machtlosigkeit des Menschen gegen die Uebergewalt des Schicksals. Mag dieses Schicksal zurückgehen auf ein Minimum von Schuld, so steht doch die verhängnisvolle Folge in keinem Verhältnis zum geringfügigen Anlass und trifft nicht bloß Schuldige, nein, besonders auch Unschuldige. Jenes Motiv der „Gespenster", dass Kinder an dem Vergehen ihrer Eltern schuldlos zugrunde gehen, tritt bereits mit anschaulicher Schärfe in der „Herrin von Oestrot" auf, natürlich ohne die Theorie einer erblichen Belastung. Es ist vielmehr lediglich die Macht der Heimlichkeit, des angstvollen Verhehlens, woraus sich alles Unheil entwickelt.

Also auch hier schon der Kampf gegen die Lüge! Ibsen scheint sagen zu wollen: Der Mensch könnte dem Schicksal entgegentreten, wenn er sich unbedingt im Besitze reinster Wahrhaftigkeit hielte. Aber jede kleine Lüge hat weitere Lügen im Gefolge, die die Entdeckung verhüten sollen — und dadurch gewinnt das Schicksal Macht über den Menschen. Der Mensch tappt jetzt führerlos im Dunkeln. Was er thut, um seine Zwecke zu erreichen, bewirkt das Gegentheil des Erstrebten, da er die Mächte nicht kennt, gegen die er ankämpft. Und weil er meist das Falsche für richtig hält, so birgt die plötzliche Offenbarung der Wahrheit für ihn die schlimmste Gefahr: er wird unter ihrer Wucht zusammenbrechen! Nur die ganz Reinen und ganz Starken sind fähig, die Wahrheit zu ertragen. Für die anderen taugt einzig die Dämmerung und das Dunkel. Sie haben ihr Dasein auf dem Wahne aufgebaut; ohne den Wahn (später nannte er das „Lebenslüge") können sie nicht leben. Wird das Truggewebe an falscher Stelle jählings zerrissen, so bringt es die darin verschlungenen Menschen unfehlbar zum Sturz.

So erwächst aus der romantischen Schicksalsidee durch eine wundersame Complication der psychischen Factoren Ibsens moderner sittlicher Puritanismus. Wahrhaftigkeit ist ihm nicht eine Tugend, sondern eine Waffe, eine Waffe wider das Schicksal. Aber diese Wahrhaftigkeit kann jeder nur in sich selber tragen. Nach außen hin, gegen die zudringliche, neugierige, missverstehende Welt, gebürt tiefste Schweigsamkeit, gerade um ihre Lauterkeit des Inneren nicht preisgeben zu müssen. Und so ward der „Wahrheitsfanatiker" Ibsen zugleich jener Undurchdringliche, der wie eine Sphinx sein Geheimnis hütet und der gelassen-hoheitsvoll duldet, steinern, unbewegt, dass man an ihm herumdeutelt. Dunkel ist er, dunkel wie das Schicksal — „dem er gewachsen ist"!

Berlin. Franz Servaes.

Ibsen und die moderne Schauspielkunst.

Von J. Minor.

Freilich kann ich nur von Wien reden! Denn ich habe nie ein Stück von Ibsen außerhalb von Wien aufführen gesehen. Die Verhältnisse mögen anderswo leicht anders liegen. Die Berliner Theater, größtentheils Schöpfungen neuerer, ja der neuesten Zeit, haben keine geschichtliche Tradition, nicht einmal einen festen Personalstand. Hier kann sich, unbehindert von Velleitäten und Conventionen, leichter ein neuer Stil herausbilden, wenn es sich zeigen sollte, dass man mit dem alten für die neuen Aufgaben nicht mehr ausreicht.

Man wird aber vielleicht einwenden, dass das gar nicht wünschenswert sei, und dass ich mit dem Wort „Stil" selber noch in der alten Convention stecken geblieben sei. Diesen Einwand fürchte ich nicht. Denn es gibt zwar eine Kunst, die es sich zur Aufgabe macht, nicht zu stilisieren, aber auch diese Kunst hat ihren unbewussten Stil. Ibsen gerade in seinen Gesellschaftsdramen zeigt einen bis in die technischen Aeußerlichkeiten vollständig ausgebildeten Stil. Oder ist es Zufall, dass alle diese Stücke ihren Gegenstand analytisch behandeln, indem sie die eigentlichen Ereignisse unter die Voraussetzungen verweisen und auf der Scene bloß die psychologischen Consequenzen sich abspielen lassen; dass ferner in jedem Stück der Eintritt eines Fremden in den Kreis der handelnden Personen die Enthüllung mit sich führt? Wer beobachten will, wie anders ein Künstler und wie anders ein Stümper sich desselben technischen Mittels bedient, der sehe sich einmal wieder unsere alten Schicksalstragödien an, er findet dort äußerlich ganz dieselbe Behandlung und das gleiche Motiv, das in „Rosmersholm", wo sich an jedes neue Auftreten des Rectors ein weiteres Stadium der Enthüllung knüpft, zu einer völligen Stagnation des scenischen Bildes führt. Ohne Stil keine Kunst, sondern nur der Dilettantismus, der sich bei jedem neuen Ansatz die Kunst aufs neue erfinden muss.

Ich glaube nun in der That, dass auf dem Gebiet der Schauspielkunst dieser neue Stil noch nicht gefunden ist; und die ausgezeichnete Vorstellung der „Weber" in Berlin, welche den besten Vorstellungen ebenbürtig war, die ich noch in dem alten Burgtheater gesehen habe, hat mich keines besseren belehrt. Denn ein großer Erfolg lässt sich auch mit talentvollen Dilettanten, und noch leichter natürlich mit einem ad hoc engagierten Künstlerpersonal erreichen. Auffallende Ungleichheit der Vorstellungen und der Leistungen ist das erste Kennzeichen eines Theaters, das seinen Stil noch nicht gefunden hat. Neben dieser Mustervorstellung der „Weber" habe ich in dem Berliner Deutschen Theater schwache und eine entschieden schlechte Aufführung gesehen. Aber auch innerhalb desselben Stückes trat der Mangel des Stilgefühles oft deutlich zutage. Fulda's „Talisman" enthält zwei Figuren, einen Bramarbas und einen Höfling, die den parodistischen Hofkreisen der Gozzischen Märchendichtungen entnommen sind. Die eine wurde denn auch, ich weiß nicht mehr von wem, ganz parodistisch übertreibend gespielt; die andere dagegen, den Höfling, hat Reicher absichtlich von jedem komischen Effect ferngehalten, der über die Wahrheit der Natur hinausgieng, mit sehr feinen und discreten Zügen hat er in dem Höfling eben doch den Menschen gespielt. Die Aufgabe des Regisseurs aber wäre es offenbar gewesen, die beiden parallelen Figuren so oder so, aber auf einen Ton zu stimmen; sowie sie hier nebeneinander auftraten, schädigte die eine die andere, die eine war nicht natürlich und nicht wahr, die andere wirkte nicht komisch. Auffallend ist ferner, dass Schauspieler, die sich in einer modernen Rolle, oft mit einer bloßen Episode, einen Namen gemacht haben, künftighin in keiner anderen mehr zu brauchen waren und ebenso rasch wieder verschwanden, als sie aufgetaucht waren. Ueber diese Form des Dilettantismus hat bekanntlich schon Goethe auf Grund reicher theatralischer Erfahrung im „Wilhelm Meister" gesprochen. Man muss sich aber doch die Folgen vergegenwärtigen, die das Experimentieren mit solchen dilettantischen Talenten für einen künstlerischen Organismus haben müsste, der sich nicht jedes Jahr aufs neue recrutieren kann und nicht schon im Hinblick auf die zu lösenden Aufgaben zusammengestellt wird. Endlich aber ist auch die Ungleichheit der schauspielerischen Leistungen die Folge mangelnden Stiles und tastenden Suchens. Denn so groß auch immer der Einfluss der Persönlichkeit in ihrem Verhältnis zu der Rolle anzuschlagen ist, ein gewisses Niveau wird durch einen sicheren Stil für einen und denselben Künstler immer verbürgt sein. Gerade in diesem Punkte aber bereiten uns die modernen Berliner Schauspieler die seltsamsten Enttäuschungen, und auch der größte unter ihnen, Josef Kainz, macht davon keine Ausnahme. Niemand wird seinen Hamlet auf die gleiche Höhe mit seinem außerordentlichen König Alfons stellen können, und auch innerhalb derselben Rolle wechselt Gelingen mit Verdruss oft in so grellen Contrasten ab, wie das Tempo der Rede, die sich einmal von dem Verse willig tragen lässt und dann wieder, gerade an rhythmisch bewegten Stellen, mit einer Geschwindigkeit

über ihn weggaloppiert, die jeden Rhythmus unmöglich macht. Josef Kainz wird ohne Zweifel eine Zierde des Burgtheaters werden; aber gerade so wie Mitterwurzer wird auch er erst im Burgtheater das innere Gleichgewicht und seinen reinen Stil finden.

Von dem Gegensatze eines alten und eines neuen Stiles in der Schauspielkunst kann also meines Erachtens heute noch gar nicht die Rede sein; sondern nur von Bühnen, die ihren Stil haben, und von solchen, die keinen haben und ohne ihn fertig zu werden trachten, wobei ihnen bis vor kurzem die moderne deutsche Dichtung entgegengekommen ist, die selber nach einem neuen Stil tastend gesucht hat. Je mehr sich aber die Dichtung der Modernen einem festen Stile nähert, umso enger wird auch die Kluft, die sie in den Flegeljahren des Naturalismus von dem alten Stil getrennt hat. Und ich glaube, ganz so wird es auch auf dem Gebiete der Schauspielkunst gehen. Die Jüngsten unter den Berliner Schauspielern, die ihre Nahrung nur dem Tage verdankten und denen eine classische Rolle nur Unbehagen verursachte, werden an Bühnen mit wechselndem Repertoire, wo neue Stücke selbst im Falle eines durchschlagenden Erfolges nicht hundertmal wiederholt werden können, gern ab und zu auf den Stand an älteren Rollen zurückgreifen, der ja kein eiserner ist und in Zukunft Ibsen und Hauptmann so gut wie Shakespeare, Goethe und Schiller umfassen wird. Und dann erst wird in Wahrheit ein neuer Stil in der Schauspielkunst entstehen können, und dieser neue Stil wird die gesunde Fortentwickelung des alten Stiles sein, der, wie nicht zu leugnen ist, in den Zeiten der Jambentragödie viel Kalk angesetzt hat und einer gründlichen Cur bedürftig geworden ist.

Merkwürdigerweise haben die Modernen sich als Beispiel für den alten Stil, zu dem sie sich in Gegensatz stellten, stets den „classischen Burgtheaterstil“ gewählt und die Begriffe „Stil“ und „classisch“ für untrennbar oder gar identisch gehalten. Darnach müsste man annehmen, dass im Burgtheater die classischen Stücke den Ton angeben und am besten gespielt würden. Das ist aber, wie jeder Kenner weiß, niemals der Fall gewesen, und heute noch weniger als je. Von jeher hat das feinere Lustspiel und das Gesellschaftsstück den Ruhmestitel des Burgtheaters gebildet, wie uns Tieck und Laube berichten. Gerade in den Zeiten, wo draußen, begünstigt durch die dichterischen Autoritäten des Weimarer Theaters, der „classische Stil“ zur vollen Herrschaft kam, ist die hohe Tragödie auf dem Burgtheater zurückgetreten, und sie hat erst in den Tagen Laubes wiederum einen kleinen Vorsprung erzielt, als oder besser weil man des jambischen Singsangs bereits müde zu werden und einen Vortrag zu schätzen begann, der sich in letzter Instanz auf die natürliche Umgangssprache gründete. Das Burgtheater hat seit den Tagen, wo sich die Stephanie und Schröder gegenüberstanden, den Kampf von Unnatur und Natur immer von neuem durchgekämpft; sein „Stil“ bestand eben darin, dass es die extremsten Schwankungen fern zu halten und bei allem Wechsel der Zeitrichtungen und Personen immer ein künstlerisches Gleichgewicht zu behaupten wusste. Es wird mir schwerlich jemand widersprechen, wenn ich sage: dass die Aufführungen der modernen Stücke von Ibsen und von Hauptmann, jedenfalls aber von Sudermann, hoch über den Vorstellungen classischer Dramen stehen, die ja mitunter auf ein recht tiefes Niveau heruntersinken. Aus dem „classischen Burgtheaterstil“ ist diese Thatsache natürlich nicht zu erklären; wohl aber aus der Tradition, welche seit dem Anfange des Jahrhunderts im feinen Lustspiel und im Gesellschaftsstück besteht, und die nun auch den Modernen zugute kommt.

Aber noch weiter! Der „Stil“ ist ja nichts Wirkliches; es gibt ebenso wenig w i r k l i c h e Stilgattungen, als es Dichtungsgattungen gibt. Die moderne naturgeschichtliche Weltanschauung hat uns gelehrt, dass alle Artunterschiede nur auf dem Denken beruhen, also unwirklich sind. In Wirklichkeit gibt es nur Individuen, aber keine Gattungen, nur concrete Exemplare, aber keine Arten. Ebenso beruhen auch unsere Stilunterschiede als etwas Formales bloß auf der Unterscheidung und Vergleichung. Man wird es nur dann zu einem Stile bringen, wenn man Stil g e f ü h l besitzt. Indem man so das Allgemeine sucht, den Stil, wird man auf das Besondere aufmerksam; es ist, wie so oft in der Kunst, die Geschichte von der Schlange, die sich in den Schwanz beißt, oder von dem Reisenden, der nach Osten reist und im Westen wieder herauskommt, denn in der Kunst wie auf der Welt ist alles rund. So fühlt auch der, der nach dem Stil strebt, sehr bald, dass jede Gattung, jeder Dichter und jede Dichtung auch wieder ihren eigenen Stil haben, und dass es keinen Leisten gibt, über den man alle schlagen kann. So haben Lustspiel, Schauspiel, Trauerspiel jedes seinen eigenen Stil. Wie nothwendig wäre es für unsere Schauspieler, besonders für die Liebhaber, dass sie wie in den Tagen Laubes wiederum mehr Motion machten und durch verschiedene Costüme getrieben würden; seitdem man für jede Liebhaberrolle einen eigenen Schauspieler engagiert hat, hat das Burgtheater in der That gar keinen Liebhaber mehr. So haben Schiller und Shakespeare ihren besonderen Stil, und wiederum Ibsen seinen ganz aparten, der aber doch auch ein Stil ist, und erst dann werden wir ihn ganz zu den Unserigen zählen dürfen, wenn unsere Theater wie für Shakespeare so auch für ihn den rechten Stil gefunden haben.

Dass dieser Stil bis zum heutigen Tage noch nicht gefunden ist, darf uns nicht wundern. Von den 23 Schauspielen Ibsens sind bei uns in Wien zehn zur Aufführung gekommen, die ich in der Reihenfolge der ersten Aufführungen aufzähle: „Nordische Heerfahrt“ (1876), „Die Stützen der Gesellschaft“ (1878), „Nora“ (1881); dann erst nach fast zehnjähriger Pause „Ein Volksfeind“ (1890), „Gespenster“ (1890), „Die Kronprätendenten“ (1891), „Die Wildente“ (1891), „Das Fest auf Solhaug“ (1891), „Rosmersholm“ (1898), „Klein Eyolf“ (1895). Im ganzen dürften es Ibsens Dramen in Wien in den letzten zehn Jahren auf 180 Abende gebracht haben, die sich auf fünf Theater vertheilen. Das Burgtheater hat rühmlicherweise die meisten Dramen und auch die meisten Abende zu verzeichnen: 7 Stücke an 65 Abenden, hinter denen das Volkstheater (5 Stücke an 42 Abenden) nur wenig zurückbleibt. Das Burgtheater geht, freilich mit einer Tragödie („Nordische Heerfahrt“), voraus; das Verdienst, die Ibsen'schen Gesellschaftsdramen zuerst aufgeführt zu haben, gebürt dem Wiener Stadttheater unter den Directionen Laube und Bukovic („Die Stützen der Gesellschaft“ und „Nora“). Den meisten Muth hat das Volkstheater bewiesen, das nicht bloß die Erbschaft des Stadttheaters in den genannten Stücken angetreten, sondern auch die „Gespenster“, die „Wildente“, und „Rosmersholm“, also die am meisten angefeindeten Werke des Dichters, zuerst gegeben hat. Das Burgtheater hat von den socialen Dramen „Ein Volksfeind“ und „Klein Eyolf“ zuerst gebracht und die „Stützen der Gesellschaft“ und die „Wildente“ mit dem Hauptdarsteller Mitterwurzer von dem Volkstheater übernommen; es ist aber, trotz dem geringen Erfolg der „Nordischen Heerfahrt“, auch in der Pflege der hohen Tragödie fortgefahren, indem es die „Kronprätendenten“ und das „Fest auf Solhaug“ in sein Repertoire aufgenommen hat. Das Raimundtheater hat erst in dieser Saison begonnen, Ibsen aufzuführen: es theilt sich mit dem Burgtheater in den „Volksfeind“ und mit dem Volkstheater in die „Nora“, während das Burgtheater und das Volkstheater die „Stützen der Gesellschaft“ und die „Wildente“ gemeinsam haben. Das Carltheater verdankt seine Ibsen-Abende berühmten Gästen: die „Nora“ der Goßmann und der Duse, (deren Name, nebenbei gesagt, im Norden wohl zuerst durch die erste Scene der „Hedda Gabler“ bekannt geworden ist), die „Gespenster“ („Spettri“) Zacconi, der uns auf der Bühne doch eigentlich erst mit dem Stück bekannt gemacht hat. Nach der Anzahl der Vorstellungen folgen die Stücke so aufeinander, wobei es ja freilich einen Unterschied macht, ob das Stück nur auf einer oder auf mehreren Bühnen gegeben worden ist: Die „Stützen der Gesellschaft“ (über 30 mal in drei Theatern), der „Volksfeind“ (20 mal in zwei Theatern), „Nora“ (ungefähr 20 mal in vier Theatern), die „Kronprätendenten“ (12 mal), die „Wildente“ (11 mal in zwei Theatern), „Rosmersholm“ (8 mal), „Klein Eyolf“ (8 mal), die „Nordische Heerfahrt“ (5 mal), das „Fest auf Solhaug“ (4 mal).

Ibsens eigene Urtheile über die Darstellungen seiner Dramen, denen er während seines Aufenthaltes in Wien (1891) beiwohnte, waren zurückhaltend und von trügerischer Ironie. Für Sonnenthals Volksfeind fand er lobende Worte, er vermisste aber Lustigkeit und Humor. Mehr als die Darstellung der „Kronprätendenten“ im Burgtheater fand augenscheinlich die der „Wildente“ im Volkstheater Gnade vor seinen Augen. An der Inscenierung hatte er nur auszusetzen, dass bei der Katastrophe der Leichnam des Kindes (das er sich an der Thür lauschend gedacht hatte) so tief im Hintergrunde gefunden wurde. Mit wachsendem Interesse aber und mit einem feinen Mienenspiele folgte der alte Herr von seiner Loge aus dem Spiel eines Künstlers, in dem er Fleisch von seinem Fleische und Blut von seinem Blute erkannte.

Dieser Schauspieler war Friedrich Mitterwurzer. Er hatte, dem Dichter-Gaste zuliebe, die Rolle des Hjalmar auf der Eisenbahnfahrt von Berlin nach Wien rasch studirt und nach etlichen Proben eilig gespielt. Er war (was ja leider auch sonst sein Fall war) nicht ganz sattelfest im Texte, und während der Scene um den runden Tisch kam es einmal zu einer bedenklichen Pause. Er sprang sozusagen mit beiden Füßen in die Rolle hinein und hat sie in seinen letzten Tagen, im Burgtheater, freilich auch unter der Ungunst des jede Intimität fernhaltenden Hauses leidend, kaum so wirksam gespielt, als an jenem ersten Abend im Volkstheater. Mitterwurzer war sonst ein Grübler, der, wenn er sich in eine Rolle hineinbohrte, nicht ruhte, bis er sie wie einen Handschuh umgekrämpelt und z. B. aus dem Schillerischen einen Büdingerischen König Philipp heraus hatte. Ueber den Hjalmar und den Consul Bernick von Ibsen hat er nie gegrübelt; sie sind wie Minerva gerüstet aus seinem Haupt gesprungen. Es war die genialste Conception und eine verblüffend leichte Durchführung, die leichteste, die je ein complicierter dichterischer Charakter durch einen congenialen Schauspieler gefunden hat. Die Ironie, von der die Ibsenische Dichtung lebt, war auch Mitterwurzers eigentliches Element; die Lebenslüge, die niemals auf der Scene einen größeren Darsteller gefunden hat, auch der höchste Triumph seiner Kunst. Was für ein Anblick, wenn er als Consul Bernick, in die Enge getrieben, den Kopf zwischen die hochgehobenen Schultern gesenkt, die Beine eingebogen, nach dem Cylinder griff und das Weite suchte! Was für eine drastische Wirkung, wenn es dem genialen Erfinder Hjalmar endlich mit der Gewalt einer Explosion die Worte herausstieß: „Was denn Erfindung! Es ist ja schon alles erfunden!“ Diese Rollen waren durchtränkt von der schneidenden Ironie, die in Ibsens letzten Stücken immer mehr Herrschaft gewinnt, in den ersten aber noch mit manchen

pathetischen Stellen im Kampfe liegt. Solche Stellen spielte Mitterwurzer in dem Geiste des späteren Ibsen. Das große Schuldbekenntnis des Consuls Bernick, mit dem wohl eine pathetische Wirkung zu erzielen wäre, ließ er vollständig fallen. Es war gegen seinen Stil. Mitterwurzer war nämlich der einzige moderne deutsche Schauspieler, der für Ibsen den Stil gefunden hatte, weil ihm in der Schule des alten Burgtheaters, die für ihn eine besonders schwere, ja eine harte Schule war, der Stil zu einem Lebensbedürfnis seiner Kunst geworden war. Wie wir den Schulsack, wenn wir seiner nicht weiter nöthig zu haben glauben, in die Ecke werfen, aber den Segen oder Unsegen der Schule im Leben doch immer noch empfinden, so geht es auch wohl der Schule in der Kunst. Mitterwurzer war der einzige reisende Virtuose, der in Amerika nicht künstlerischen Bankerott gemacht hat, sondern reifer zurückgekehrt ist und in seiner letzten Periode sich den Stil für Ibsen gefunden hat.

Neben Mitterwurzer aber stellt sich Adele Sandrock, die als Interpretin Ibsens ihre ernstesten und nachhaltigsten Erfolge errungen hat; unter den jüngeren Damen das nervöseste, aber auch das stärkste Talent, das leider in dem Boden des neuen Hauses nicht mehr die liebevolle Pflege und Wartung gefunden hat, die dem großen Talente der Wolter in dem alten Hause so reich zutheil geworden ist. Denn einen Schauspieler erzieht man nicht, indem man ihn alle Rollen spielen läßt, die er verlangt, sondern nur, indem man ihn anleitet, die Rollen gut zu spielen, die man ihn spielen läßt! Als Rebekka in „Rosmersholm“ und als Rita in „Klein Eyolf“ hat sich die Sandrock als Ibsenspielerin ersten Ranges bewährt. Mit der Wolter, deren Rollenfach sich mit dem ihrigen ja nur zum Theile deckt, hat sie den einen hervorstechenden Zug gemein, dass sie schon bei ihrem ersten Auftreten immer eine Vergangenheit mit auf die Scene bringt: etwas wie eine schwere Schuld oder das Bewusstsein gethanen Unrechts liegt auf ihren Zügen, die sich mit denen der Wolter nicht an Adel und an Regelmäßigkeit, wohl aber an Energie und an Race vergleichen können. Es kam nur wie längst erwartet, aber darum nur noch mehr erschütternd, wenn diese Rebekka, die man bisher nur an den tigerhaften Mienen erkannt hatte, nun plötzlich in dem gellenden Aufschrei: „Beate musste fort, so oder so“ — ihr ganzes Wesen enthüllte. Als Mutter des kleinen Eyolf stand sie sogar noch über Mitterwurzer, der den Helden doch zusehr auf den Hjalmar hinausspielte und die physische Schwäche stärker als die seelische betonte. Dagegen war ihre Gina in der „Wildente“ wohl ein rühmliches Opfer der Selbstverleugnung, das sie ihrer Kunst und ihrem Collegen Mitterwurzer brachte, der sie mit seinen starken Armen zu der Höhe seiner Kunst emporzuheben suchte. Das Publicum wusste dieses Opfer zu schätzen, und das große Wagnis lief glücklich ab. Es blieb aber doch ein Wagnis; und es hat der Schauspielerin, die sich als Frau und Künstlerin in der schweren Tugend der Entsagung üben musste und diese Probe bestand, sicher mehr Nutzen eingetragen als dem Stück. Ibsens Gina ist ein Weib ohne jeden moralischen Sinn. Sie hat gar nicht das Gefühl ihrer Schuld; ihre sündhafte Vergangenheit ist ihr einfach lästig und dass sie aufkommt, ist ihr lediglich unangenehm, weiter nichts. Bliebe alles im Verborgenen, so würde sie sich auch gar nichts daraus machen. Die Sandrock aber bringt ihre Vergangenheit und ihr Schuldbewusstsein auch hier in dem scheuen Blick und in dem gedrückten Wesen mit auf die Scene; sie spielt eine Maria Magdalena. Nach der „Schmetterlingsschlacht“, zu urtheilen, wäre die andere Schwester hier besser am Platz.

Von den älteren Kräften hat sich Frau Mitterwurzer in den Fußstapfen ihres Mannes in Ibsen hineingefunden. Ihre Frau Sörby und auch ihre Rattenmamsell dürfen sich sehen lassen, weniger freilich ihre Lona Hessel, die doch einen mehr offenen als spitzen Mund, mehr derbe Geradheit als feinen Geist besitzt und darum der Schratt näher gelegen wäre, der edelsten Verkörperung der Frau Wahrheit im Burgtheater. Sonnenthal hat den Volksfeind, Lewinsky den Hans Stockmann und den Bischof erfolgreich gespielt, zu den eigentlichen Ibsen-Darstellern gehören sie nicht, sie bestreiten ihre Aufgaben ehrenvoll mit den Mitteln der guten alten Schule, ohne einen neuen Stil zu suchen. Dagegen darf nicht vergessen werden, dass uns jener Erstlingsabend der „Wildente“ im Burgtheater, dem man der überkühnen Besetzung wegen nur mit Bangen entgegensah, neben anderen Ueberraschungen doch auch das jüngste Kind des Burgtheaters beschert hat: Fräulein Medelsky hat im Zeichen Ibsens das Licht des Burgtheaters erblickt, und es wird sich nun zeigen, ob dieses Licht noch ein Sonnenlicht ist und aus der Raupe einen Schmetterling zu entwickeln die Kraft hat. Denn leider hat uns diese Sonne lang nicht mehr ihre Kraft gezeigt, das neue Burgtheater hat noch keinen einzigen hervorragenden Schauspieler großgezogen und es wird sich dieser Mission endlich doch wieder erinnern müssen, sowohl im eigenen, wie im Interesse des ganzen deutschen Theaters.

An dem festlichen Tage dürfen alle Wünsche laut werden, und so blicken wir in eine, hoffentlich nahe Zukunft, wo nicht bloß ein Theil, sondern ein ganzer Cyklus Ibsen'scher Dramen auf den Wiener Bühnen heimisch sein wird, ein leuchtendes Diadem, in dem der erste Edelstein „Brand“ nicht fehlen dürfte. Diesen „Faust“ des Dichters sollten sich unsere Theater, die doch mit dem „Meister von Palmyra“ so gute Geschäfte gemacht haben, nicht länger entgehen lassen.

Statistik der Aufführungen Ibsen'scher Dramen auf den Wiener Bühnen, (bis 15. März 1898) auf Grund freundlicher Mittheilungen der Directionen:

Burgtheater. *Die nordische Heerfahrt.* 1876: 26., 27., 30. X.; 3. XI.; 29. XII.; (im ganzen also fünfmal). *Ein Volksfeind.* 1890: 23., 24., 27., 30. X.; 1., 7., 14., 21. XI.; 7. XII.; 1891: 22. I.; 15. IV.; 1893: 28. VI.; 24. XI.; 1894: 18. II.; (also 14mal). *Die Kronprätendenten.* 1891: 11., 12., 14., 17., 21., 26. IV.; 21. V.; 16. VI.; 1892: 21. II.; 1894: 4. III.; 1895: 19. II.; 1896: 10. VI.; (also zwölfmal). *Das Fest auf Solhaug.* 1891: 21., 22., 24., 27. XI.; (also viermal). *Die Stützen der Gesellschaft.* 1894: 29., 30. X.; 1., 6., 11., 16., 25. XI.; 4., 29. XII.; 1895: 4. II.; 21. IV.; 22. V.; 6. IX.; 15. XII.; 1896: 16. II.; 28. XII.; (also 16mal). *Klein Eyolf.* 1895: 27., 28. II.; 2., 5., 8. III.; 4. IV.; 16. VI.; 1896: 25. I.; 18. XII.; (also achtmal). *Die Wildente.* 1897: 16., 17., 19., 22., 27. I.; 2. II.; (also sechsmal). — Im ganzen 65 Ibsen-Abende.

Wiener Stadttheater: nach R. Thrott (Chronik des Wiener Stadttheaters, Wien 1889 S. 125 und 174) erschien 1878 Ende Februar die interessante Schauspielnovität Ibsens „*Die Stützen der Gesellschaft*“, „die aber mit ihrer novellenhaften Exposition nur einen schauspielerischen Erfolg für die Darstellerin der Hessel (Fräulein Weisse) brachte“. 1881 am 8. September wurde „*Nora*“ mit Fräulein Hofmann als Nora zum erstenmale gegeben.

Deutsches Volkstheater: *Die Stützen der Gesellschaft.* 1890: 28., 29., 31. III.; 6., 11., 14., 17., 19., 25., 30. IV.; 20., 27. VIII.; 1896: 12., 15. IX.; (also 14mal). *Gespenster.* 1890: 21., 22., 24., 28., 30. XI.; 3. XII.; 1891: 3. I.; (also siebenmal). *Die Wildente.* 1891: 16., 17., 21., 30. IV.; 1892: 27. I.; (also fünfmal). *Rosmersholm.* 1893: 5., 6., 11., 17., 23. V.; 16. VI.; 11. IX.; 1894: 21. VI.; (also achtmal). *Nora.* 1894: 15., 16., 20., 24. XII.; 1895: 3., 9., 26. I.; 6. II.; (also achtmal). — Im ganzen 42 Ibsen-Abende.

Raimundtheater: *Der Volksfeind.* 1897: 25., 27., 31. VIII.; 13. IX.; 8. X.; 1898: 28. II.; (also sechsmal). *Nora.* 1897: 2., 4., 9. IX.; (also dreimal). — Im ganzen neun Ibsen-Abende.

Carltheater: *Nora*, gelegentlich der Gastspiele der Damen Goßmann und Duse. *Die Gespenster* (Spettri), gelegentlich des Gastspieles von Zacconi, für welches mir die gegenwärtige Direction allein Daten zur Verfügung stellen konnte; die „Spettri“ wurden 1897: 10., 13. IV.; 20. IX.; 13. X., also viermal gegeben.

Ibsen und seine Landsleute.

Am 20. März erscheint in Christiania ein Buch zu Ehren Henrik Ibsens: eine Sammlung von Gedichten, Erinnerungen, Abhandlungen und statistischen Uebersichten aus der Feder hervorragender Norweger, Schweden, Dänen und Finnen. Solche Bücher enthalten gewöhnlich eine Sammlung glänzender Namen, die einer Menge von Eitelkeiten Gewicht und Bedeutung geben. Anders dieses. Es ist interessant, es sagt Neues, es scheint nicht ohne System zusammengestellt. Es beschäftigt sich weniger damit, was Henrik Ibsen *ist*, als damit, was er uns *geworden* ist — mit der Frage: was bedeutet Henrik Ibsen für seine Zeit; was war er für diese oder jene Seele; wie lebt er im Bewusstsein dieses oder jenes Volkes; was hat er uns geleistet und wie hat er sich in uns fortentwickelt? Es handelt von zweierlei Ibsen: von dem realen Ibsen, der täglich um so und so viel Uhr aufsteht, die und die Gewohnheit hat, wenig liest, nicht in Gesellschaft geht, das Theater meidet, kaum Briefe schreibt, sondern immerfort, immerfort, im Kaffeehause, auf Spaziergängen, bei den Mahlzeiten, stumm und verschlossen, in der tiefen Stille innerer Einsamkeit seine Dramen ausdenkt und jedes zweite Jahr ein neues in die Welt hinausschickt, und es handelt von dem anderen Ibsen, der gar nicht wirklich ist außer in den Seelen anderer, der nicht einer ist, sondern so vielfach wie die Geister, die ihn verstehen, missverstehen, sich ihn aneignen, ihn ummodeln und in sich fortbilden.

Drei Aufsätze des Buches sind besonders interessant, weil sie durch Reflexlichter ganz eigenthümliche und verblüffende Beleuchtungen erzeugen. In dem einen spricht Georg *Brandes* von seinem inneren Verhältnis zu Ibsen. Was er sagt, ist ganz intim, fast zu intim. Im Winter 1870—1871 war's, und Brandes lag krank zu Rom in einem Spital, als er jenen berühmt gewordenen Brief von Ibsen erhielt, dessen Schlussatz lautet: „Was es gilt, ist des Menschengeistes Revoltirung“, wozu noch angefügt ist: „und da sollen *Sie* einer von jenen sein, die an der Spitze stehen.“ Da antwortete Brandes, und was er schrieb, war junge Tollheit in Vers und Reim. Er nennt Ibsen Du und Bruder, und obschon Ibsen „ein Häuptling ohnegleichen“ und er nur „zum Wappner geschaffen ist“, so gehörten sie, meint er, doch beide mit ganzer Seele zusammen und wollen die Geister zum Aufruhr wachrufen. Ist es auch noch dunkel ringsum: Bruder, einst werden alle Nebel sinken. Was Ibsen, ob Ibsen geantwortet hat, verschweigt Brandes, und er lächelt seiner eigenen jugendlichen Naivetät. „Seitdem bin ich selbst vom Wappner zum Ritter befördert und etwas gleich einem wandernden Ritter geworden, wie Don Quixote es war, fühle außerdem nicht den geringsten Drang, mich als Bruderseele in Ibsens Nähe hinaufzupressen, glaube überhaupt nicht an Bruderseelen.“ Aber damals empfand er es so und es stärkte ihn im Kampfe gegen die allgemein angenommenen Meinungen, für den er sich im Auslande vorbereitete und geistig ausrüstete. Im Jahre 1872 schrieb ihm Ibsen: „Gewähren Sie mir und den

Meinigen einen freundlichen Platz neben dem, was Ihnen von nun ab das einzig Wichtige sein muss, weil es in Geist und Wahrheit das Ihrige ist." Brandes bewundert diese Fähigkeit, „sein Eigenes" als das einzig Wichtige anzusehen, obschon er weiß, dass es die Bedingung ist, um alles entfalten zu können, was zusammengerollt in unserem Wesen liegt, und alles auszuzeichnen, wozu wir veranlagt sind. Er wundert sich und er bewundert und vergisst, dass die Fähigkeit, „in steter Selbstvertiefung sein Eigenes als das einzig Wichtige anzusehen", die Grundeigenschaft alles großen schöpferischen Geistes gewesen ist . . .

Die umfangreichste und bedeutendste Arbeit des Buches ist die Untersuchung von Wilhelm Bedel über das Verhältnis Dänemarks zu Ibsen. Ibsen hat in Dänemark kaum Schule gemacht; es scheint fast nichts in seinen Spuren gewachsen zu sein; im Gegentheil ist es, als hätten die Löwenspuren abgeschreckt. Ibsen ist der Dichter für Nichtdichter. Seine Kunst hat sich in Leben umgewandelt und nicht in Literatur. Oder eigentlich: erst durch das Leben wieder in Literatur. Und nun gibt Bedel eine Detailuntersuchung über das Leben der Ibsen'schen Bücher in Dänemark. Er gibt damit die Geschichte der Erziehung einer Nation zur höchsten Geschmeidigkeit des Geistes, deren es bedarf, um sich Ibsens Werk völlig anzueignen, zu einem beispiellosen Verständnis, dessen bitterer Genuss die Auflösung der Probleme in ein grandioses Geistesspiel ist, und dessen Bodensatz die absolute Lähmung der Kraft zur Wahl und Entschließung. Es ist die Geschichte der Heranbildung einer Generation von Kritikern im Sinne Oscar Wildes, von genießenden Dilettanten, deren Phantasie sich in der Aneignung der Gestaltungen anderer erschöpft und deren Denkkraft Flügel ansetzt, im Bestreben, das Nichteinzufangende des Ibsen'schen Geistes mit Formeln zu umspannen. Und es ist zugleich eine Naturgeschichte des dänischen Volkes, eine Auflösung seiner Gesellschaft in Schichten und Species, nach ihrer Beschaffenheit und der daraus erwachsenden Fähigkeit, sich mit einzelnen Partien des Ibsen'schen Werkes zu durchdringen. Jeder findet sich und das Seinige in Ibsen. Für die dänische Decadenz waren die „Gespenster" der Gipfel aller Kunst. Sie fühlten sich auf einmal alle als Oswalds. Das Kopenhagener Pflaster, das Parkett der Theater wimmelte von Oswalds, — glattrasierten, blassen Gesichtern mit bläulichen Schatten unter den Augen und Migräne-Mienen und schlaffer hängender Haltung. Hermann Bang gab seinen Morphinroman „Phädra" heraus, P. Nansen debutierte mit „Junge Menschen", G. Esmann mit „Alte Schuld." Andere vergifteten sich mit der „Wildente" und bald spazierten die Rellings zu Dutzenden herum — „cynisch-gefühlvoll, verhärtet in Menschenverachtung, demoralisiert in ihrer Humanität." Man hörte Dr. Relling in „Ein Besuch" von Eduard Brandes, im „Alten Adam" von Pontoppidon. Man lernte aber auch die Hjalmar Ekdal sehen, in jedermann, in allem, in einem Tonfall, in einer Stilwendung, in einem Blick, in einer Handbewegung. Man wurde minder beredt und gefühlvoll, und ehrlicher. Und scharfblickender. Ibsens Werk ist die hohe Schule des Misstrauens. Es ist das Resultat des Misstrauens. Ein Erfolg des scheelen Blickes auf den Menschen und die Menschheit. Es ist zerpflückende Psychologie. Darum finden Büchernaturen, wie K. Larsen und Niells Möller, und Psychologen von Fach, wie Professor Höffling, soviel Interesse an ihm. — Die Kritiker- und Ironikernaturen wie Georg Brandes wieder lieben besonders die späteren Werke Ibsens, weil sie so subtil und scharfsinnig sind, so zusammengesetzt und doppelgründig, so nicht zu greifen und fertig zu werden. Es sind Geister, die das Spiel der Gegensätze lieben, ohne eine „Auflösung" zu brauchen, die geistige Bewegung lieben, — zu zweifeln, zu fragen und im Ungewissen frei zu schweben . . . Sie lieben an Ibsen die stetige Verschiebung und Verdoppelung der Gesichtspunkte, die Dichterironie, die auf jedem Punkt den Leser aus den Händen gleiten lässt; es zieht sie die fast krakehlerische Verdächtigungslust, der unfriedenstiftende Zerstörertrieb, die allauflösende Säure, die in diesem Geiste wohnt. Alle finden ihren Ibsen, sogar die religiös Erweckten; die einen lesen und lieben seinen „Brand", die anderen finden ihr Evangelium in „Rosmersholm". Und dennoch hat Ibsen Dänemark nicht ganz erobert. Ihm widerstehen die heiteren, glitzernden Sunde, der Buchenwälder und Kornäcker freundliches, weiches Wohlsein; ihm widersteht das segende, unstete Aprilwetter und die gefühlvolle Empfindsamkeit des nebligen Octobers, die besonnene, unbestechliche Jütenvernunft, das lichte Gemüth der Inselbewohner, der leichtbeinige Frohsinn des Kopenhagners.

Was die Frauen in Ibsen finden — oder eigentlich suchen sollen, sagt uns wunderschön in einem Aufsatz Ellen Key. Das ist mehr als eine Nachdichtung Ibsen'scher Ideen; es ist schon eine Umdichtung. Es ist Ibsen, aus dem Geist einer reichen, blutvollen und edlen Frauennatur heraus geboren. Sie vertheidigt Ibsen gegen den Vorwurf, er sei ein einseitiger Bewunderer des Weibes. Er habe den weiblichen Pöbel herrlich gehasst. Er habe jedoch auch anderes am Weibe beobachtet und dadurch in der Frau einen großen Zug gefunden. — Ibsen kennt keine andere Moral als die Selbstbewahrung der Persönlichkeit und kein anderes sittliches Gesetz als die Hingebung der Persönlichkeit an ihr Ideal. Für ihn wie für Nietzsche ist die entscheidende Probe des Adelsmenschen die Fähigkeit, allein zu stehen, in jedem Falle seine eigene Wahl treffen zu können, im Handeln sein eigenes Gesetz zu finden, sich seine eigenen Aufopferungen zu suchen, seine eigenen Gefahren zu laufen, seine eigene Freiheit zu gewinnen, seinen eigenen Untergang zu wagen eine eigene Seligkeit zu wählen. Das vermag die Frau auf ihrem Gebiete, in der Liebe. Sie weiß auf eigene Gefahr zu leben und auf eigene Gefahr zu sterben. Ibsens hervorragendste Frauen sind alle rücksichtslos. Und diese Rücksichtslosigkeit ruht auf dem Muth, glücklich zu sein, glücklich zu machen und die Folgen davon selbst zu tragen. Und dazu haben sie das Recht. Denn die weibliche Liebe, sagt Ellen Key, ahnt den sichersten Weg zum größeren Glück des Individuums und damit des ganzen Geschlechtes; das ist Ibsens idealistischer Glaube vom Weibe. Er sieht ihre Genialität vor allem als erotische Hingebung, und von dieser Hingebung, der er alles verzeiht (behauptet Ellen Key), hofft er auch alles . . . Er hofft nicht bloß vom Weibe, dass es, durch die explosive Art seiner Natur, der beste Sprengstoff für die alte Arche werden wird. Er glaubt auch, dass die Frau das Blut der Menschheit durch neue Lebenswerte, neue ethische Motive, eine neue Idealität, eine neue Glaubenskraft erneuern werde, vorausgesetzt, dass sie ihre tiefe Wesensverschiedenheit dem Mann gegenüber bewahrt und entwickelt. Dann wird, sagt Ellen Key, alles Traumschöne, Ahnungstiefe im Seelenleben des Weibes von heute ein Zukunftsbildner werden und Gestalt gewinnen im Zusammenleben der Menschen, besonders im erotischen Zusammenleben, so dass dieses seine Festigkeit nur durch seinen eigenen reichen Inhalt bekommt, der ihm Freiheit und Feinheit in all seinen Aeußerungen gibt. Von einer solchen Ehe erwarte sich Ibsen ein Geschlecht, dessen Blutschwellen werde „von Ganzheitsleidenschaft, von Thatkraft, wenn es einst die Fahrt nach dem dritten Reiche lenkt, nach dem Schönheitsreiche, das für den Dichter selbst nie etwas anderes wurde, als eine blauende Insel am äußersten Gesichtsrand eines sturmgejagten Weltmeeres."

Marie Herzfeld.

Die Woche.

Politische Notizen.

Wir müssen einen feudalen Ministerpräsidenten haben. Denn: Als Graf Badeni kurz nach seinem Regierungsantritt nach Prag reiste, um dem Haupte der feudalen Partei, dem Fürsten Georg Lobkowitz, seine Huldigung darzubringen, waren Seine Durchlaucht so ungnädig, dem österreichischen Ministerpräsidenten knapp vor der Nase wegzufahren, und Graf Badeni musste unverrichteter Dinge nach Wien zurückkehren. Auch Graf Thun hat als erstes seine Huldigungsreise zum Fürsten Georg Lobkowitz gemacht. Aber, weil er selbst ein Feudaler ist, hat er auch mehr Glück gehabt als der Graf Badeni: Er ist von Seiner Durch- und Durchlaucht gnädigst empfangen worden. Freut Euch, Völker Oesterreichs! Ihr habt jetzt wieder einen Ministerpräsidenten, der Lobkowitz-hoffähig ist!

•

Als Graf Thun die Regierung antrat, war seinem classisch gebildeten Geist bereits eines klar, dass die politische Etikette des neuen Ministeriums eines der zahlreichen Composita mit „con" („cum") sein müsse. Im ersten Momente dachte man an das Wort: „Coalition". Das war aber schon durch Windischgrätz zu sehr in Verruf gekommen. Jetzt schwankt man zwischen „Cooperation" und „Concentration". Doch bei keinem von beiden lässt sich etwas Rechtes denken. Ich schlage deswegen ein anderes Compositum mit „con" vor, nämlich: „Confusion". Das ist nämlich das einzige Wort, das die durch das Ministerium Thun geschaffene Situation einigermaßen richtig kennzeichnen würde.

•

Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Binnen der wenigen Tage, welche seit ihrem Amtsantritt verflossen sind, haben die Fachminister Dr. Baernreither und Dr. Kaizl bereits Zeit gefunden, nicht nur sich die zu einer Ministerexistenz unumgänglich nothwendigen Ministeruniformen, Lackschuhe, unnummerierten Fiaker und Bismarck-Bleistifte anzuschaffen, sondern auch die umfangreichen einundzwanzig Bilinski'schen Gesetzentwürfe über den ungarischen Ausgleich gründlich zu studieren und nach gewissenhafter Prüfung zu acceptieren. Wenn man den beiden Herren, als sie noch oppositionelle Abgeordnete waren, eine so rasche Durcharbeitung so wichtiger Gesetzentwürfe zugemuthet hätte, ich bin überzeugt, sie hätten's nicht zu Stand gebracht. Woraus eben folgt, dass selbst so begabte Männer wie Dr. Baernreither und Dr. Kaizl an Begabung noch bedeutend zunehmen, wenn der heilige Geist des Amtsschimmels einmal über sie kommt.

•

Frei nach Busch:

Minister werden ist nicht schwer,
Minister bleiben jedoch gar sehr.

•

Dr. Baernreither ist bekanntlich ausgesprochenermaßen als Hüter der Verfassung ins Cabinet Thun eingetreten. Schon nach einer Woche können wir den Erfolg seiner aufreibenden Thätigkeit constatieren: In dieser Woche ist uns in der That, dank dem Dr. Baernreither, die Verfassung nicht gestohlen worden. Wenn wir jetzt nur noch wüssten, wie lange Dr. Baernreither im Cabinet Thun geduldet werden wird, könnten wir uns auch mit annähernder Genauigkeit ausrechnen, wie alt unsere Verfassung werden wird.

•

Herr Dr. Baernreither hat vom Grafen Thun eine Verfassungs-Versicherungspolizze unter den denkbar günstigsten Be-

dingungen erhalten: Solange die Verfassung lebt, bekommt Dr. Baernreither eine Rente im Betrage von jährlich 12.000 fl. (Ministergehalt); sobald die Verfassung stirbt, erhält er — vorausgesetzt natürlich, dass der verfassungstreue Dr. Baernreither diesen Schmerz überlebt — bis an sein eigenes seliges Ende eine Rente von jährlich 4000 fl. (Ministerpension) ausgezahlt. Dieser günstige Abschluss seines eigenen Lebenshandels beweist am besten, dass Dr. Baernreither für das ihm zugewiesene Handelsressort geeignet ist. Mögen alle Handels- und Gewerbetreibenden unseres schönen Vaterlandes gleich gute Geschäfte machen!

•

Die deutschen und die czechischen Parteiblätter streiten darüber, wer zuerst aus dem Ministerium Thun ausgeschifft werden wird, Dr. Baernreither oder Dr. Kaizl; die deutschen möchten Dr. Kaizl die czechischen Dr. Baernreither zuerst draußen sehen. Da wird die Wahl dem Grafen Thun schwer werden. Ich denke, dass er, um beiden Nationalitäten seine volle Objectivität zu beweisen, bei der kommenden Cabinetsreinigung am besten streng nach dem Alphabet vorgehen sollte, also zuerst Dr. Baernreither und dann Dr. Kaizl. Da das Alphabet eine der wenigen, beiden Nationen gemeinsamen Institutionen ist, wird sich durch solches Vorgehen keine von beiden beleidigt fühlen dürfen.

•

Nach den vorwöchentlichen Mittheilungen der „Narodni Listy" über das Actionsprogramm des Grafen Thun hatte ich schon befürchtet, dass er ein gesundheitsgefährliches chemisches Mittel ersonnen habe, um die Obstruction zu „brechen". Aus dem von der „Neuen Freien Presse" veröffentlichten Concurrenz-Programm des Grafen Thun aber ersehe ich mit Freuden, dass sein Mittel gegen die Obstruction nicht aus der Pharmakopoe, sondern aus dem Eisenbahn-Betriebsreglement abgeschrieben ist. Sowie der Portier auf dem Bahnhof dreimal läutet, ehe ein Zug abgeht, so will Graf Thun — nach der „Neuen Freien Presse" — das Abgeordnetenhaus, wenn obstruiert wird, dreimal schließen, ehe er es auflöst. Sowie auf jedem Bahnhof jeder Mensch noch ruhig ein Beefsteak bestellt, wenn er das erste, und ein letztes Glas Bier, wenn er das zweite Läuten hört, so kann jetzt auch jeder Abgeordnete unbesorgt weiter obstruieren, bis der excellente Obstructionsportier die dritte Schließung ankündigt. Und dann? Dann steigt eben jeder, durch seine Obstructionserfolge gestärkt, in die neue Wahlcampagne ein, um per Dampf das Ziel seines Ehrgeizes, die Wiederwahl, zu erreichen. Dieses Thun'sche Obstructions-Betriebsreglement wird endlich die langvermisste altösterreichische Gemüthlichkeit auch in die Obstruction bringen.

•

„Quot capita, tot programmata." So viele officiöse Blätter, so viele verschiedene Regierungsprogramme.

•

Die durch den Urlaub des Herrn v. Halban verwaiste Stelle eines Geheimen Ober-Staats- und Regierungs-Kupplers ist schon wieder besetzt, und zwar durch niemand Geringeren als den Baron Chlumecky. Der einstige Erfinder der „Staatspartei" kuppelt jetzt in allen Gassen. Zuerst hat er — was schon unter Badeni Herr v. Halban erfolglos versuchte — glücklich den Dr. Baernreither der Regierung verkuppelt, dann auch den verfassungstreuen Großgrundbesitz, jetzt versucht er's sogar mit der Deutschen Fortschrittspartei. In der Bodencreditanstalt, in der er Verwaltungsrath ist, darf er nichts dreinreden, weil, wenn er dort etwas verpatzt, es gleich gehörig ins Geld geht. Damit er aber doch etwas zu thun habe, mischt er sich in die Politik. Denn wenn er auch hier was verpfuscht, mag wohl das liebe Vaterland leiden, die fette Tantième der Bodencreditanstalt aber bleibt ihm unter allen politischen Convulsionen gesichert.

•

Der Polizeimann, der die Lex Falkenhayn prakticiert hat, kommt ins Criminal, Herr v. Abrahamowicz wird ins Herrenhaus überstellt. Also sind wenigstens zwei der Verbrecher ordentlich bestraft. Es gibt doch noch eine Gerechtigkeit in Oesterreich.

Volkswirtschaftliches.

Der Wiener Bankverein hat im vergangenen Jahre Glück gehabt. Eine Reihe von alten Engagements, deren Ausgang jahrelang ein Gegenstand großer Sorge war, insbesondere die Engagements in der Türkei, sind nach der Niederlage Griechenlands plötzlich gut geworden und man konnte zur definitiven Abrechnung schreiten. Den Besitz in Tramwayactien, welches dem Bankverein so sehr über den Kopf zu wachsen drohte, dass er es wiederholt fast ohne Nutzen loszuschlagen bereit war, konnte er Dank der energischen Bekämpfung seitens des Doctor Lueger schließlich mit einem sehr schönen Coursgewinn verkaufen. So war er imstande, die diesjährige Bilanz schön herzurichten, und allein unter allen Wiener Banken in dem sterilen Geschäftsjahr 1897 einen sogar etwas höheren Reingewinn auszuweisen als im Vorjahre. Freilich ist dies nur durch ausgedehnte Heranziehung älterer Gewinne möglich geworden; das laufende Geschäft hat auch beim Bankverein, wie bei allen Wiener Banken, ein geringeres Erträgnis geliefert, und der daraus erzielte Gewinn ist im Verhältnis zur Ausdehnung des Geschäftes niedrig. Das Erträgnis der Filialen ist wie immer auffallend klein und das Zinsenconto ist angesichts des großen investierten eigenen und fremden Capitals wenig befriedigend. Mit 40 Millionen eigenem und 65 Millionen fremdem Capital müssten sich höhere Zinsen als 2·2 Millionen Gulden erzielen lassen, wenn der Bankverein nicht nöthig hätte, Contocorrenteinlagen dadurch heranzuziehen, dass er sie höher verzinst als andere Banken. Dieser Umstand erweckt auch Zweifel, ob die Mobilität der Mittel wirklich so groß ist, wie es bilanzmäßig den Anschein hat. Jedenfalls hat die Liquidität durch die Capitalsvermehrung und durch die Auflösung verschiedener Syndicate, vor allem des Tramway-Syndicates, gewonnen. Die Verwaltung selbst scheint sich in ihren Mitteln weniger beengt zu fühlen, da sie sich in der letzten Zeit wieder größeren Finanzgeschäften zugewendet hat, worunter insbesondere die Erwerbung von Kohlengruben in Ungarn zu nennen ist, deren Endzweck noch nicht ganz klar ist. Speciell auf die Entwickelung des Geschäftes, welches der Bankverein in Gemeinschaft mit der Ungarischen allgemeinen Kohlenbergbau-Gesellschaft gemacht hat, wird man gespannt sein müssen. Die Bedingungen, unter welchen das Geschäft mit der Trifailer Kohlen-Gewerkschaft abgeschlossen wurde, sind recht mysteriös; aber wer der Gefoppte ist, das wird sich erst in der Zukunft zeigen.

•

Mehrere große Industriegesellschaften veröffentlichen jetzt ihre Bilanzen; das Auffallendste ist meist, dass die Erträgnisse so gar nicht im Verhältnis zum Actiencours stehen. Industrieactien, welche 4% und darunter abwerfen, werden immer häufiger. Die stillen Reserven werden gewöhnlich als Motiv des hohen Courses bezeichnet; bei einzelnen Unternehmungen mögen sie auch vorhanden sein, aber die Verallgemeinerung der stillen Reservetheorie wird nicht ohne Enttäuschung enden. Besonders, da die meisten Industrieunternehmungen völlig ungenügenden Aufschluss über ihre Situation geben. Ein Missbrauch ist die Bekanntmachung der Dividende und des Reingewinnes, ohne dass gleichzeitig das Bilanz-, und Gewinn- und Verlustconto veröffentlicht wird. In der Zwischenzeit ist es immer sehr bequem für Leute, welche eine Coursbewegung hervorrufen wollen, auf Ueberraschungen im Geschäftsbericht, Reservestellungen, große Abschreibungen 2c. hinzuweisen. Das neue Actiengesetz, von dessen Ausarbeitung wieder so viel die Rede ist, wird auf dem Gebiete der Bilanzaufstellung und Veröffentlichung viel zu thun haben.

•

Zur Hebung unserer Industrie und unseres Exportes wird jetzt entsetzlich viel gethan und noch viel mehr gesprochen. Enquêten werden abgehalten, Studienreisen unternommen, Vereine gegründet, Exportbanken geplant, Handelshochschulen in Aussicht genommen. Das mögen recht nützliche Dinge sein; aber der einzige Bau der Tauern-Predilbahn scheint uns für unsere Industrie und unseren Export von ungleich größerem Wert als all diese Pläne zusammen. Ob wir diese Bahn unter dem Regime Dr. Kaizls bekommen werden? Wir sind darauf sehr gespannt. Bisher war die Kirchthurmpolitik der Jungczechen diesem Projecte bekanntlich wenig hold; nicht einmal der Wocheiner Bahn, diesem schwachen Surrogat der Predilbahn, wollten sie zustimmen. Hoffentlich wird Dr. Kaizl als Minister einen etwas weiteren Blick zeigen und sich und seine Parteigenossen davon überzeugen, dass ein zweiter internationaler Schienenweg nach Triest auch für Böhmen von Wert wäre.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Odéon, „Juan de Manara" von Edmond Harancourt; Athenée-Comique, „La Geisha" von Sidney Jones; Nouveautés, „Le contrôleur des Wagons-lits" von Alex. Bisson. Berlin. Deutsches Theater, „Hedda Gabler" von Ibsen; Schillertheater, „Brand" von Ibsen; Belle-Alliance-Theater, „Kaiser und Galiläer" von Ibsen; Berliner Theater, „Abschied" von Georg Engel; Neues Theater, „Spiritismus" von Sardou.

•

Wenn wir der Hartmann gedenken, die uns jetzt der Tod genommen hat, empfinden wir, vielleicht zum letzten Mal, was in jenem alten Burgtheater der Schauspieler gewesen ist. Sie konnte eigentlich nicht viel, an Künsten war sie arm und es gelang ihr kaum, sich zu verstellen oder zu verwandeln. Dies blieb ihr fremd, sondern sie bediente sich ihrer Rollen, um uns ihre Art, die Art der Helene Hartmann, vernehmen zu lassen, und wir waren es froh. Oft hat sie das — man denke an ihre Frau Hergentheim oder die Mutter Vockerath — geradezu gegen das Stück gethan. Man darf also gar nicht sagen, dass sie „spielte", sondern sie gab immer sich selber her: ihr Weinen, ihr Lachen, ihre ganze innige und frohe Natur. Will man diese aussprechen, so bietet sich das Wort: „brav" an: sie ist ein durch und durch braver Mensch gewesen. Man kann es auch „deutsch" nennen, wenn man sich an das deutsche Wesen bis vor dreißig Jahren erinnert, wie es in den kleinen Städten gesessen ist: ein bisschen undelicat, aber treu und herzlich.

•

Im Raimundtheater spielt Fräulein Helsey jetzt die Anna im „Fegefeuer". Die junge Dame ist schon voriges Jahr in der Arnau'schen Schule aufgefallen. Sie hat die schönsten Mittel, bewegt sich verständig, freilich noch ein bisschen schwer und spricht gut. H. B.

•

„Die Küchen-Comtesse" von Markus und Buchbinder, aufgeführt im Theater a. d. Wien, ist nicht geradezu ein gutes Vaudeville — das wäre zu viel gesagt — aber eines der lustigsten, die seit langem da waren. Man hat das alte Vaudeville-Genre in unseren Tagen mehrmals todtgesagt. Bloß von einer tiefgehenden Neuerung hat man die Möglichkeit eines Erfolges erwartet. Es kommt aber in solchen Fällen sehr oft anders, als man erwartet. Es kommt einfach ein neues Exemplar der alten Art, ein ganz bescheidenes, unscheinbares Exemplar, nur gerade etwas besser, mit etwas mehr Witz gemacht als der Durchschnitt — und der Erfolg ist, unangesagter Weise, wieder da. Ein Scherz, über den man lachen kann, ein Couplet, das halbwegs einschlägt, sind eben stärkere Argumente als alle kritischen Bedenken und Muthmaßungen. Das habe ich mir neulich während des zweiten und dritten Actes der „Küchen-Comtesse" mit Vergnügen eingestanden; der ganz misslungene erste Act war bald vergessen. — Gespielt wird von den Damen Biedermann und Palmay mit hinreißender Verve und von den Herren gleichfalls sehr gut. A. G.

* * *

Schumanns „Paradies und Peri“ erschien nach kurzer Pause (1893) wieder im (IV.) Gesellschaftsconcert. Ob Th. Moores Gedicht heute noch denselben Zauber ausübt und mit derselben Unmittelbarkeit wirkt, wie zur Zeit seiner ersten Veröffentlichung, ist nach der letzten Aufführung vielfach besprochen worden. Hat es ja doch eine Zeit gegeben, in der Moores Muse den Deutschen näher stand als den Engländern, für die der irische Dichter trotz der Gemeinsamkeit der Sprache jetzt doch schon etwas Fremdartiges hat. Diese Entfremdung von der weiteren Heimat und Moores Annäherung an die Fremde erklärt sich wohl zum Theil aus seiner Romantik, die den Landsleuten Schlegels und Fouqués auf halbem Wege entgegenkam, sie erklärt sich aber auch aus seiner Satire auf den englischen Terrorismus, die den Engländern unbequem ist, und aus seinem strengen Katholicismus, den sie nicht vertragen. Mittlerweile hat sich auch in Deutschland das Blatt gewendet, und in manchen Weisen von Moores Leier erblickt man heute weniger die kühne Romantik, als die sentimentale Rührseligkeit, für die nur in der deutschen Kleinstadt der richtige Boden vorhanden ist. Diese aber fängt jetzt doch an, einen Theil ihrer typischen Bedeutung für das Deutschthum einzubüßen. Für ihre Atmosphäre hat Schumann so oft den richtigen musikalischen Ton getroffen. Vor allem in „Der Rose Pilgerfahrt“. „Paradies und Peri“ ist zwar etwas männlicher, ich möchte sagen weltmännischer, aber ein wenig Engherzigkeit in der Wahl der dichterischen Scene und ihrer musikalischen Darstellung haftet der Composition immer noch an. Trotzdem wird man ihr zu Zeiten ganz gerne begegnen, denn sie enthält stellenweise bedeutende musikalische Schönheiten und bildet doch einmal eine Abwechslung im ewigen Einerlei der älteren Oratorienstoffe, auf die Concertgesellschaften vorzugsweise angewiesen sind. Die schöneren Stellen schienen auch das letztemal vom Publicum gewürdigt worden zu sein, zumal der Singverein (unter Herrn v. Perger) die Feinheiten der Chöre sehr hübsch vorzutragen wusste, wenn er nur einmal über die Schrecken und Gefahren des Einsatzes hinauskam. Die Soli leiden namentlich gegen Schluss unter dem etwas ermüdenden Eindruck zu großer Länge. Es bedürfte ganz außergewöhnlicher Persönlichkeiten, um über diese Klippe hinwegzukommen. Indes zogen sich die Vertreter der Solopartien, die Damen Bricht-Pyllemann, Wilhelmy, Frl. Behr, die Herren Cronberger und Schütte-Harmsen mit Ehren aus der Affaire. Da auch die kleineren Rollen in bewährten Händen lagen, so war der Eindruck der Aufführung ein überwiegend günstiger.

*

Der Wiener akademische Wagner-Verein begieng am 7. März die Feier seines 25jährigen Bestandes. Bei diesem Anlasse haben wir alle Ursache, unsere Glückwünsche entgegenzubringen, denn kein anderer Verein der Residenz kann innerhalb einer so kurzen Zeit seines Bestehens auf eine so ruhmreiche Geschichte zurückblicken. Was die Wagner-Vereine unmittelbar nach ihrer Gründung geleistet haben, welche Schwierigkeiten sie überall zu überwinden hatten, als sie gegen die herrschende Strömung einer neuen Richtung der Tonkunst zum Siege verholfen, daran brauche ich heute kaum noch ausdrücklich zu erinnern. Diese Erfahrung hat auch der Wiener Wagner-Verein gemacht. Auf den Programmen seiner Concerte erschienen Jahre hindurch Namen, die bei größeren, älteren Vereinen lange genug vollständig ignoriert wurden. In seinem Kreise verkehrten von allem Anfang an Männer, die sich seinerzeit ihre Stellung in der Kunstwelt erst zu erobern hatten und erst nach langem mühevollen Wirken die volle Anerkennung errangen. Dabei hatten die Unternehmungen des Vereines einen mehr intimen, vertraulichen Charakter; von den Triumphen, die hier gefeiert wurden, von der Begeisterung, die hier in hellen Flammen emporschlug, drang selten etwas in die Außenwelt; aber die engeren Freunde des Vereines wüssten viel davon zu erzählen, und so mancher genussreiche Abend wird ihnen zeitlebens unvergesslich bleiben. Die Zeiten, wo Wagner und Liszt hier verkehrten, haben für den Verein eine Bedeutung, die geradezu der Geschichte angehört und in diesen wenigen Zeilen der Erinnerung nicht genügend gewürdigt werden könnte. Wohl aber kann ich an dieser Stelle zweier Künstler gedenken, über die ein endgiltiges Urtheil noch immer nicht gefällt ist und für die der akademische Wagner-Verein geradezu den Anfang ihrer künstlerischen Laufbahn bedeutet: Anton Bruckner und Hugo Wolf. Man mag über beide Künstler denken wie man will, gewiss ist, dass sie heute im ganzen musikalischen Deutschland eine Stellung einnehmen, die unbegreiflich erscheinen lässt, warum beide in der Heimat soviele Jahre hindurch ignoriert wurden. Gewiss ist auch, dass zur Vollendung ihres Ruhmes der Wiener akademische Wagner-Verein Wichtiges beigetragen hat. Er hat damit nicht nur eine künstlerische, sondern geradezu eine patriotische Pflicht erfüllt. Es bleibt uns überlassen, dem heimischen Künstler Lob zu spenden oder zu verweigern, aber ihm die Beachtung zu versagen, dazu haben wir kein Recht. Diese Anschauung hat der Verein stets praktisch bethätigt, wobei ihm nie eine Aufgabe zu schwer, nie zu lang war. Während der ganzen 25 Jahre seines Bestehens hat er beharrlich und unverdrossen ein ideales Ziel verfolgt und trotz aller Anfeindungen und Verfolgungen ruhmvoll erreicht. Mit Stolz kann er heute auf seine Erfolge zurückblicken. Und wenn er dann der Männer gedenkt, die ihm bei dem mühevollen Werke behilflich waren, so wird er vor allem die führenden Künstler nennen müssen, denen es auch heute vergönnt war, an dem glänzenden Verlauf der Festfeier theilzunehmen: Ferdinand Löwe und Josef Schalk. Aus kleinen Anfängen hat Schalk den Verein emporgearbeitet, mit wenigen aber umso opferwilligeren Freunden hat er das Werk begonnen. Unablässig waren er und Löwe bemüht, durch würdige Aufführungen und populäre Ausgaben der Compositionen ihrer verehrten Meister das große Publicum für sie zu interessieren. Ihr Werk ist nun vollbracht, und wenn bei der Feier der Beifall in ungewöhnlichem Maße durch den Saal rauschte, so durften sie ein gutes Theil desselben für sich in Anspruch nehmen. Es geziemt sich wohl nicht, an das Programm des Concertes die übliche kritische Sonde zu legen, es genügt zu constatieren, dass sowohl Bruckners Te Deum, als Liszts Ideale, Wagners Siegfried-Idyll und Hugo Wolfs Gesänge einem Jubel begegneten, in dem nicht nur die Begeisterung für die Werke selbst, sondern auch die Freude an der Feier zum Ausdruck kam. In der Geschichte des Wiener Concertwesens aber wird dieses Fest sowohl, wie der Verein, der es begangen, für alle Zeiten eine wichtige Rolle spielen. R. W.

Bücher.

John Rae: Der Achtstunden-Arbeitstag. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Julian Borchardt. Weimar, Emil Felber 1897.

Der Verfasser bemerkt in der Vorrede: „Im Laufe der Untersuchung habe ich es unmöglich gefunden, nicht von Tag zu Tag ein entschiedenerer Anhänger des Achtstundentages zu werden. "Jeder unbefangen Leser des Buches wird es ebenso unmöglich finden, denn die Zeugnisse für die günstigen Wirkungen der Verkürzung der Arbeitszeit und besonders des Achtstundentages überwältigen durch ihre Menge und Uebereinstimmung. Gegenüber jener neueren sociologischen Schule, die unter Berufung auf den Darwinismus behauptet, nicht die ungünstige Lage der Arbeiter verschulde ihre körperliche und seelische Entartung, sondern umgekehrt sei ihre ungünstige Lage eine Folge ihrer Minderwertigkeit, und wo Arbeiterelend vorkomme, da sei es eine nothwendige Veranstaltung der Natur zur Vernichtung der Minderwertigen und zur Auslese der Tüchtigen; die heutigen tüchtigen Arbeiter Englands seien nicht identisch mit den früheren elenden Arbeitern, auch nicht deren Nachkommen — gegenüber dieser Schule, von der übrigens Rae gar nichts zu wissen scheint, ist es von Wichtigkeit, dass aus vielen seiner Zeugnisse die Identität der jetzigen tüchtigen und früheren elenden Arbeiter hervorgeht; dieselben Leute, das wird immer wieder hervorgehoben, die bei langer Arbeitszeit faul, mürrisch, unwissend, stumpfsinnig, dem Trunk ergeben, roh und von elender Gesundheit waren, sind jetzt, nachdem sie sich einige Jahre hindurch der Abkürzung der Arbeitszeit erfreut haben, arbeitswillig, energisch, munter, intelligent, eifrige Leser, mäßig, häuslich, gesittet, gesund und kräftig. —t—

Anselm Heine: „Unterwegs“. Novellen. Berlin, Paetel 1897.

Fräulein Anselm Heine hat einen zweiten Band Novellen herausgegeben. Als vor zwei Jahren ihr erstes Buch erschien, fand ich als das charakteristische Merkmal ihres unbestreitbaren Talentes eine eigenartige Verbindung alter Erzählungsform mit moderner Psychologie und nervösen Feinheiten des Stils. Man empfand, dass das Gebäude ihrer künstlerischen Arbeiten in der etwas conventionellen, behaglichen, oft sehr sympathischen, manchmal langweiligen Ebner-Eschenbach-Heyse-Manier errichtet war, wurde aber immer wieder durch Einzelheiten, Gedanken oder Beobachtungen an die neue Welt der Kunst erinnert, die seither erstanden ist. Man konnte sich vorstellen, dass in einem Organismus, der durch Erziehung und Leben gezwungen war, sich in den alten Geleisen zu bewegen, plötzlich eine Wandlung eingetreten sei, dass aus dem Kampf des Ueberlieferten und des Neuen diese seltsam doppelfarbigen Kunstwerke wuchsen. Darum musste man hoffen, dass sich die Verfasserin in ihren kommenden Büchern vom Alten gänzlich lossagen und in dem Process ihrer Entwickelung fortschreiten würde. Diese Hoffnung ist durch das neue Buch nicht erfüllt worden. Anselm Heine hat unvorsichtigerweise zwei ältere, hinter den Novellen ihres ersten Buches weit zurückstehende Arbeiten aufgenommen. Nur eine scheint neu zu sein. Diese heißt „Eine Gabe“ und schildert das Leben eines armen Landmädchens, in dem plötzlich hypnotische Kräfte erwachen, und die wie eine Jungfrau von Orleans des täglichen Lebens, verkannt, verfolgt, heiß geliebt und doch unbefriedigt von ihrer wunderbaren Macht, elend zugrunde geht. Dieses Thema ist nicht neu. Es wurde von der Dichterin zwar mit großer Geschicklichkeit entwickelt, aber nicht in der Art, die man von ihr erwarten durfte. Es wäre zu beklagen, wenn Anselm Heine auch weiterhin nicht mehr die Kraft hätte, die anfangs eingeschlagene Bahn fortzusetzen, das Ererbte und Anerzogene für immer von sich zu schleudern und auf ein eigenes Ziel zu schreiten.

M. M.

Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau“ (März) feiert Henrik Ibsen durch einen wertvollen Aufsatz von Moriz Heimann. Nachdem Ibsen — so ungefähr sagt der Verfasser — einer Epoche, die gewohnt war, alles zu früh zu rationalisieren, sehr einleuchtend und dogmatisch erschienen war, ist er wieder ein Gast aus der Fremde und ein verwirrender Geist geworden. Er selbst hat die Legende, die ihn als einen Verkündiger und Lehrer pries, durch seine „Wildente“ zerstört. Es war ein Irrthum, ihn als einen leicht verständlichen Priester dieser oder jener Wahrheiten anzusehen; man nahm das berühmte Ibsen'sche Fragezeichen zu leicht, man nahm es dramaturgisch. Er selber, sein ganzes Lebenswerk ist ein riesenhaft schattendes Fragezeichen. Hat er uns nicht in vielen Werken gesagt, dass er uns nichts zu sagen hat? Freilich, sein Detail ist von harter, kantiger Plastik, und die Umsicht und Logik im Gefüge seiner Dramen sind ohnegleichen. Zwar ist sein Dialog, der in den früheren Werken die Personen selber demonstrierte, nachher immer intimer geworden; aber er hat eine repräsentative Feierlichkeit angenommen, die von dem scheinbaren Ohngefähr und der klügeren Verheimlichung der Absicht nicht verwischt wird. Dieser Dialog ist officiell, aber man merkt unklar, dass man die Urmotive seiner Züge und Gegenzüge, den eigentlichen Sinn seiner Repliken nicht erkennt. Dieser Dialog beunruhigt, weil eine scheinbare Eindeutigkeit durch eine andere ebenfalls scheinbare Eindeutigkeit zu einer Zweideutigkeit gemacht wird. Sein Effect ist beunruhigend und dunkel, weil er die Fähigkeit hat, durch seine Klarheit selber Misstrauen gegen unser Verständnis seiner Klarheit zu erregen. U. s. w. Der Verfasser geht dann auf eine Erklärung Ibsens aus seinem äußeren Leben über. Bemerkenswert und bisher noch wenig bekannt ist unter den von ihm angeführten Thatsachen folgende: Ibsen wollte Maler werden und hat sich immer einer großen Liebe zur bildenden Kunst und seines Verständnisses erfreut. Noch im Jahre 1873 war er öffentlicher Preisrichter in Wien für norwegische und dänische Malerei und Bildnerei. — In demselben Heft schreiben Munter und Danelius über Naturheilmethode und Heilwissenschaft. Sie definieren die erstere: Unter Naturheilkunde verstehen wir ein Heilsystem, welches sämmtliche Krankheiten nur durch systematische Anwendung des Wassers, einer bestimmten (vegetarischen) Diät

und der atmosphärischen Luft unter Vermeidung von chemischen und pflanzlichen Medicamenten zu heilen sucht. Ihre Hauptvertreter, Prießnitz, Schroth, Rikli, Dr. Lahmann, Kuhne, Pfarrer Kneipp werden wegen ihrer Einseitigkeit, theilweise Willkürlichkeit, einer scharfen Kritik unterworfen. Aber vortheilhafte Anregungen biete die Naturheilkunde trotzdem. In der Anwendung der natürlichen Reize (Licht, Luft, Wasser, Bewegung, Ruhe und Diät) sei der Naturheilkundige dem Arzte meist überlegen. Der staatliche Unterricht hätte dafür zu sorgen, dass die physikalischen Heilmethoden, die ihre Gleichberechtigung mit den anderen Mitteln in dem medicinischen Heilschatze erwiesen haben, von den jungen Medicinern praktisch erlernt werden. — Ludwig Fuld: Majestätsbeleidigung. — Ellen Key: Einsamkeit.

„Decorative Kunst", März, trägt die Bezeichnung Voysey-Heft. Es bringt nämlich eine ausführliche Studie über den englischen Architekten und Decorateur C. F. A. Voysey. Ein Nutzkünstler im modernen Sinne, ein Schüler Cranes und Morris, ist Voysey trotz seiner ungemein regen und fruchtreichen Thätigkeit außerhalb seines Vaterlandes noch wenig bekannt. Als Architekt wird er so charakterisiert: Er leugnet den Schmuckwert aller überflüssigen Dinge an einem bürgerlichen Hause, zieht dem aufgeklebten Gipsornament das glatte, natürliche Material vor und läßt als neues Schmuckelement nur die Farbe zu. Seine Bauten sind zum weitaus größten Theil Landhäuser, die sich durch ganz eigenartige, individuelle Compositionen auszeichnen. Die schwierigen, meistens beschränkten Raumverhältnisse und die kleinen Geldmittel, die ihm in den meisten Fällen zu Gebote stehen, sind ihm nur Förderungsmittel der Erfindung und originellen Durchbildung. Dem Aufsatze sind zahlreiche Abbildungen von Architekturen, aber auch Möbeln und Tapeten Voyseys beigegeben. — Ein zweiter Beitrag behandelt die Frage der Empfindung in der angewandten Kunst.

In der „Nouvelle Revue" erzählt E. Vincent von einem spanischen Dichter, Angel Guimera, den er den besten Vertreter der catalonischen Bewegung nennt. An der Nordostküste Spaniens ist um die Mitte des Jahrhunderts eine der provençalischen Renaissance ähnliche Bewegung entstanden, der die carlistischen und revolutionären Umtriebe um 1868 neue Nahrung zuführten. Guimera, der in Barcelona lebte, war das Haupt dieser catalonischen Schule von Sängern der Freiheit und der socialen Forderungen. Seine Meisterwerke sind das dreiactige Drama „Gala Placida" und ein von Byron'schen Einflüssen zeugendes Epos: „Meer und Himmel". Ueberdies gibt es aus seiner Feder aber auch realistische Schilderungen aus dem Provinzleben. — Die erste Februarnummer derselben Zeitschrift bringt ungedruckte Briefe der Sängerin des Pessimismus, Victorine Ackermann. In diesen Episteln aus den Achtzigerjahren zeigt sich die kühne Insurgentin (die damals freilich schon im Greisenalter stand) als eine schlichte, warmherzige, alte Dame von offenem, treuherzigem Wesen im Verkehr mit ihren Freunden. Stilistisch nicht bedeutend, erhalten diese Briefe dadurch Wert, dass sie die Persönlichkeit der Dichterin reconstruieren, die im Leben so wenig gekannt und nach dem Tode so bald vergessen wurde.

In der „Contemporary Review" für Jänner stellt Dr. Washburn die Behauptung auf, nur von den Slaven habe Europa eine moralische Wiedergeburt, die Verbreitung echt christlicher Gesinnung und wahrer Nächstenliebe zu erwarten. Der Slave, wie er sich am ungetrübtesten im russischen Muschik verkörpert, ist unwissend, abergläubisch und oftmals unmoralisch, aber er ist tief religiös. Er glaubt so fest an Gott, an Christus, die Bibel und die Kirche, wie an seine eigene Existenz. Er vermag für seinen Glauben zu sterben und ist voll Reue, wenn er sich gegen dessen Vorschriften versündigt. Er ist imstande, einen reinen und keuschen Lebenswandel zu führen, wie es die Sectierer beweisen. In religiöser Hinsicht ist der Muschik zweifellos der interessanteste Bauer in Europa. — Havelock Ellis schildert in einem Aufsatz die Wonnen eines neuen, aus Mexiko importierten Narcoticums, das „Mescal" heißt. In Mexiko ist das Mescal-Essen ein religiöser Gebrauch, wie auch der Cactus, aus dem er gewonnen wird, vielen mexikanischen Indianerstämmen heilig ist. Er versetzt die, welche es genießen, in einen Zustand visionärer Träumerei, der sich von ähnlichen Opiumräuschen dadurch unterscheidet, dass der Berauschte bei vollem Bewusstsein bleibt und gleichsam objectiver Zuschauer des Schauspiels ist, das sich seinen Sinnen bietet. Die Hallucinationen sind — mit wenigen Ausnahmen, wo sich auch Geruchshallucinationen einstellen — rein optischer Art. Visionen von edelsteinbesäeten Feldern, von üppigen Vegetationen, von prächtig ornamentierten Bauwerken, oder auch nur herrliche Farbenwirkungen, zeigen sich den Verzückten. Begleitet sind dieselben von einem gesteigerten Lebensgefühl und einer Hypersensibilität der Nerven, die jeden äußeren Eindruck und auch die wirkliche Umgebung ins Riesenhafte gesteigert erscheinen läßt. In zu großen Dosen oder zu rapid genommen, kann das Mescal Herzbeklemmung und eine Art von vorübergehender Lähmung hervorrufen. Im allgemeinen jedoch ist es weit weniger schädlich als die sonstigen Narcotica (Haschisch, Opium, Cocaïn u. s. w.), hinterläßt keine Ueblichkeiten und eröffnet, wie Professor Ellis mittheilt, bei maßvollem Gebrauch ein wahres Paradies bezaubernder Visionen.

Nimba.

Von Marcel Prévost.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow.

(Fortsetzung.)

IV.

Am nächsten Morgen faßte Ludo, sowie er sich angekleidet hatte, den Entschluss, Negroni zu besuchen.

Nachdem Nimba ihn verlassen, hatte er fest geschlafen und war beim Aufstehen munter und guter Laune, und doch regte sich im Grunde seines Herzens ein leises Gefühl von Unruhe, eines jener Gefühle, die man sich selbst nicht eingestehen will, um das Gleichgewicht seiner Seele nicht zu erschüttern.

Er verstand es besser als Negroni, sich über seine eigenen Gedanken klar zu werden, und verstand sehr gut, dass Nimba die eigentliche Ursache ihres gestrigen Streites war. Er selbst war zwar nicht eifersüchtig auf Negroni, aber die Entdeckung, dass sein Freund dieselbe Maitresse hatte wie er, war ihm anfangs doch unangenehm gewesen.

Es war doch wirklich kein Mangel an eingeborenen Mädchen in Gullaba, sie wurden sogar von ihren Müttern ins Lager gebracht. Aber sein Verlangen nach Nimba war durch den gestrigen Abend einstweilen gestillt, und er sehnte sich jetzt vor allem darnach, Negroni wieder zu sehen, ihm die Hand zu drücken und die alte, gute Kameradschaft wieder herzustellen.

Negroni, der sich eben rasiert hatte und jetzt sein Gesicht wusch, empfieng ihn zärtlich und gerührt. Sie fielen sich um den Hals, Negroni hatte sich in der Eile schlecht abgetrocknet, und ein Flöckchen nassen Seifenschaums benetzte Ludos Nase und verursachte ihm ein unbehagliches Gefühl. Ohne weitere Auseinandersetzungen und Entschuldigungen fühlte jeder von ihnen, dass der andere den Wunsch hatte, das Geschehene wieder gutzumachen. Sie theilten sich in den Dienst für den Tag und kamen überein, zusammen zu frühstücken und Mittag zu essen, um sich möglichst viel zu sehen. So wurde es einer der schönsten Tage, die sie jemals miteinander verlebt hatten, und jeder bemühte sich, dem andern so herzlich und aufmerksam zu begegnen wie nur möglich.

Und doch, als sie sich ungern wieder getrennt hatten, fühlten beide, dass etwas zwischen ihnen lag. Es gab etwas, wovon sie absichtlich nicht sprachen, um nicht wieder in Zorn zu gerathen, und das war genug, um die alte Vertraulichkeit aus ihrem Verkehr zu verbannen, und so lange dieses Etwas zwischen ihnen blieb, konnte der freimüthig frohe Ton früherer Zeiten nicht recht aufkommen.

Und dieser Bann, der auf beiden lastete, wurde von Tag zu Tag drückender. Ludo bemerkte, dass Negroni spionierte, wenn er sein Rendezvous mit Nimba hatte, und er selbst forschte die Kleine aus, um zu erfahren, ob sie ihre Besuche bei Negroni fortsetzte. Und Nimbas Geständnisse, die sie unter Lügen und Liebkosungen vorbrachte, ließen den wahren Sachverhalt ahnen. So wurden die beiden Freunde immer erbitterter gegeneinander, während jeder bemüht war, dem andern seine Gefühle zu verbergen. Nur wenn sie im Dienst zusammentrafen, wollte der mühsam verhaltene Groll zwischen beiden hervorbrechen. Sie versuchten ihn auch da möglichst zu unterdrücken, und doch fühlte jeder, dass der andere ihn durchschaute. Gerade weil sie jedem Gespräch über Nimba aus dem Wege giengen, dachten sie beständig an sie, und ihre Begier wurde immer aufs neue erregt. Negroni ließ keinen Tag mehr vorübergehen, ohne mit ihr zusammen zu sein — um sie zu besitzen, oder um sie zu überwachen. Wenn sie nicht ins Lager kam, gieng er nach Gullaba, sie aufzusuchen. Sie gab ihm für einige Thaler das Versprechen, nicht mehr zu Ludo zu gehen. Aber selbstverständlich hielt sie es nicht, sie besuchte ihn sogar unaufgefordert ohne Negronis Wissen, nur weil's ihr Freude machte. Manchmal überraschte sie ihn plötzlich mitten in der Nacht, sie überhäufte ihn mit Liebkosungen und suchte seine Begehrlichkeit aufzustacheln, als ob sie sich vorgenommen hätte, sein Herz zu gewinnen.

Negroni kam auch bald auf die Vermuthung, dass Nimba des Nachts, wenn sie ihn verlassen hatte, zu Ludo gieng. Nach dem Souper konnte sie nicht bei ihm sein, da die Freunde um diese Zeit zusammen musicierten. Der Gedanke, zu spionieren, um sich Gewissheit zu verschaffen, widerstrebte ihm anfänglich, aber die heimtückische Neugier besiegte ihn schließlich doch, er gieng Nimba nach, als sie ihn verließ, und sah, wie sie in Ludos Hütte schlüpfte. Und dasselbe Spiel wiederholte sich Abend für Abend, mehr als eine Woche lang. Mit einer diabolischen Freude erwartete Negroni allnächtlich den Moment, wo Nimba ihn verließ. Er ballte die Fäuste und dachte: „Niederschlagen will ich sie, mitten in der Nacht, wie ein wildes Thier".

Er lud seinen Revolver: was kümmert's mich, was die Leute dazu sagen? Ich bin der älteste Officier des Detachements. Ich habe hier zu befehlen. Kein Eingeborener hat das Recht, sich nachts im Lager herumzutreiben. Sie muss also die Posten bestochen haben. Sie ist eine Spionin, und es ist meine Pflicht, sie unschädlich zu machen! Und während er diesen Gedanken nachhieng, hörte er Nimba leichten Schrittes vorüberhuschen, wenn sie aus Ludos Hütte kam. Und dann war er es, der sich versteckte, und am nächsten Tage hatte er nicht einmal den Muth, ihr etwas davon zu sagen. Ohne dass ein neuer Streit den Anlass geboten hätte, ohne dass auch nur ein verletzendes Wort zwischen ihnen gefallen wäre, lockerte sich das Freundschaftsband zwischen den beiden Officieren mehr und mehr. Die gemeinsamen Mahlzeiten und das gemeinsame Musicieren hörten auf. Anfangs suchten sie noch nach nichtssagenden Vorwänden, allmählich aber auch das nicht mehr. Sie wichen einander aus, hielten aber den freundschaftlichen Ton aufrecht, wenn sie im Dienst zusammentrafen.

Mittlerweile kamen beunruhigende Nachrichten aus dem Süden. Es war die Rede von einem italienischen Bataillon, das in einer Schlacht gegen die vereinigten schoanischen Streitkräfte zugrunde gegangen sein sollte. Am 10. December gelangte die officielle Nachricht von der Niederlage bei Amba-Alaghi nach Adi-Garo, und die Wirkung dieses Sieges der Abessinier machte sich unter den Soldaten im Lager bemerkbar. Die Askaris zeigten äußerlich keine Neigung zur Insub-

ordination. Nur wenn sie unter sich waren, sagte einer zum andern: der große Negus ist gut, und man merkte ihnen an, dass sie auf den Sieg ihrer Stammesgenossen stolz waren.

Die italienischen Truppen dagegen waren tief deprimiert über die Niederlage ihrer Kameraden. Die beiden Officiere empfanden es bitter, auf diesem überflüssigen und verlassenen Posten zur Unthätigkeit verurtheilt zu sein. Seit die Freundschaft zwischen ihnen erkaltet war, schien ihnen der Aufenthalt in Adi-Garo unerträglich. Am Abend des 10. führte der gemeinsame Schmerz um das Unglück des Vaterlandes sie wieder zusammen, sie vergaßen ihren Groll für den Augenblick und aßen gemeinschaftlich zu Mittag.

Sie nahmen keinen Anstand, sich in ihren Ansichten über den Feldzug aufs schärfste zu widersprechen. Ludo, der sich überhaupt nicht für das afrikanische Unternehmen begeistern konnte und nur die Schwierigkeiten desselben in ihrem ganzen Umfang vor Augen sah, erklärte kaltblütig, das einzig Richtige sei, den Rückzug anzutreten, den Negus im Besitz seiner rechtmäßigen Länder zu lassen und Erythräa bis auf einige kleine Küstenplätze aufzugeben.

Negroni protestierte heftig, er schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: wer zu feige sei, solle nur nach Italien zurückkehren. Ludo sah ihn an, ohne ein Wort zu erwidern. Einen Augenblick trafen sich ihre Blicke und bohrten sich secundenlang ineinander. Ludos blaue Augen blieben vollkommen ruhig, während die Negronis gelb vor Wuth hinter den vor Erregung zitternden Lidern hin- und herrollten. Und jeder fühlte, wie seine Augen den Blick des andern wiederspiegelten. Und beide hatten dieselbe furchtbare Empfindung, sie fühlten, dass sie sich hassten. Negroni erhob sich, ohne ein Wort zu sagen, und verließ den Tisch, um sich nach seiner Hütte zu begeben.

Von nun an sprachen sie nicht einmal mehr miteinander, und es waren schlimme Tage für beide, die nun folgten. Sie verkehrten nur noch durch ihre Burschen oder durch die Unterofficiere miteinander. Fast jeden Nachmittag traf Negroni in einer nahe bei Gullaba gelegenen Hütte mit Nimba zusammen. Der alte Jude, den Nimba für ihren Vater ausgab, pflegte ihn dort zu empfangen. Er begrüßte ihn ehrfurchtsvoll, machte einen Versuch, ihm Cognac, Conserven oder Flinten und Sättel aufzuschwatzen und ließ ihn dann mit der Kleinen allein. Ludo dagegen empfieng sie allabendlich im Lager, ohne irgendwelche Rücksicht zu nehmen und ohne es geheimzuhalten. Nimba war trotz ihres affenartigen Gebahrens durch und durch Weib, sie war bald dahintergekommen, dass die beiden sich ihretwegen verzankt hatten, und sie war stolz darauf. Sie gab sich keine Mühe, zu verbergen, dass sie beiden gehörte, und schürte ihren Hass, indem sie bei Giuseppe unaufhörlich von Alberto sprach und bei Alberto von Giuseppe und in dem, was sie erzählte, die naivste Schamlosigkeit an den Tag legte. Und die beiden trugen solches Verlangen darnach, voneinander zu sprechen, dass sie sie ruhig gewähren ließen, sogar noch Fragen stellten. Und auf diese Weise wuchs in beiden eine Art flackernder Liebe für dieses seltsame tückische Wesen empor, das sie anfangs kaum als wirkliches Weib betrachtet hatten, und das jetzt das einzige Band war, das noch zwischen ihnen bestand.

Nimba war das einzige, wodurch sie noch mit der Menschheit in Verbindung blieben, das einzige Wesen, dem sie jetzt, wo ihre Freundschaft zerstört war, anvertrauen konnten, was ihre Seele bedrückte und was sie weder Magliato noch Nereo, noch Hassan oder dem Adjutanten Gamba sagen konnten, alles, was sich nur im Dunkeln und bei verschlossenen Thüren sagen lässt. Sie liebten Nimba um dessentwillen, was sie durch sie verloren hatten. Es war ein hoher Preis, den sie für ihr schwarzes Haar, ihre violetten Augen und ihren schlanken Körper mit dem eigenthümlich geformten Busen gezahlt hatten. Mit ihrem Herzblut, mit dem Tode ihrer Freundschaft hatten sie das Mädchen gekauft.

Negroni, der sich selbst nicht traute, versuchte sich eine Zeitlang mit Liebe und Wein zu betäuben. Nun, wenigstens kann ich diese kleine Affencreatur haben, so oft ich mag, sagte er sich. Am Abend trank er ein Glas nach dem andern, bis er berauscht war, und rauchte heftig dazu, und wenn ihn dann der Schlaf übermannte, warf er sich aufs Bett. So kam er wenigstens nicht in Versuchung, wieder aufzustehen und Ludos Hütte zu umschleichen.

Eines Nachts erwachte er plötzlich. Nachdem er zwei Stunden lang in thierischer Stumpfheit dagelegen hatte, fühlte er sich so hell und klar, als wäre er ganz nüchtern. In demselben Moment durchfuhr ihn plötzlich der Gedanke an Giuseppe und Nimba, die zu dieser Stunde eng aneinander geschmiegt auf ihrem Lager ruhten. Rasch erhob er sich — er hatte sich in voller Kleidung aufs Bett geworfen — und verließ sein Zelt. Er wusste selbst nicht, was er eigentlich wollte, aber jede Bewegung, die er machte, war so fest und bestimmt, als ob sie aus einem plötzlich gefassten, unabänderlichen Beschluss hervorginge.

Der Mond stand hoch am Himmel und schien auf einem Kegel von weißem Licht zu thronen, der sich über dem Lager erhob und mit seinem oberen Ende in den dunklen Nebel hineinragte. In scharfen Umrissen hoben sich die Hütten, Zelte und Batterien des Lagers von dieser Lichtsäule ab.

Negroni gieng quer durch das Lager, um die Posten zu vermeiden — er begegnete keinem Menschen. Nur einige Hunde, die der Mondschein aus dem Schlafe geweckt hatte, bellten, wenn er in ihre Nähe kam. Dann erkannten sie ihn und beruhigten sich wieder. Einer schloss sich ihm an und lief mit gesenktem Kopf und eingezogenem Schwanz dicht hinter ihm her. Negroni versuchte vergebens, ihn fortzujagen, es war ein weiß und gelber Dachshund, der dem Oberlazarethgehilfen gehörte.

Als er Ludos Hütte erblickte, blieb Negroni stehen. Es war so hell, dass er sie schon auf etwa hundert Schritte zu unterscheiden vermochte. „Weshalb bin ich hieher gekommen?" fragte er sich. Ihm war zumuthe, als ob irgend ein Ereignis eintreten müsse. So blieb er lange stehen, unbeweglich wie eine Schildwache, und sah auf die Hütte, ohne den Muth zu haben, näher heranzugehen. Der Hund hatte sich ein paar Schritte weiter hingesetzt und beobachtete ihn wie ein Wärter, der einen Verrückten nicht aus den Augen lässt. Verrückt? Mein Gott, am Ende war er es wirklich. Seine Gedanken verwirrten sich. Der Rausch, der für einen Augenblick verflogen war, kehrte wieder in sein Gehirn zurück. Er horchte auf und versuchte aus dieser Entfernung irgend ein Geräusch in Ludos Hütte zu vernehmen. Aber kein Laut drang durch das tiefe Schweigen um ihn, er vernahm nur die Athemzüge des Hundes und die Schläge seines eigenen Herzens.

„Entweder schlafen sie jetzt oder es ist überhaupt niemand da. Wo mögen sie sein?" Es kam ihm plötzlich vor, als wäre alles um ihn her ausgestorben. Die Zelte, die Wagen, die Kanonen standen unbeweglich wie uralte Steinbilder. Er und der Hund waren die einzigen lebenden Wesen auf einem erkalteten Planeten. Ihm war, als wäre sein früheres Leben ausgelöscht — er dachte an Genua und an sein Elternhaus, er sah seine Mutter am Herde stehen und den Vater am Hafen mit den Matrosen zanken. — Langsam schritt er auf Ludos Hütte zu, der Hund immer neben ihm. Jetzt stand er an der Schwelle — nichts rührte sich, kein Geräusch wurde hörbar. „Sie schlafen." Die Hütte hatte eine Thür, eine wirkliche Thür aus Brettern, die Magliato zurecht gezimmert hatte. Negroni glaubte einen schmalen Lichtstreifen unter der Thür hervordringen zu sehen, aber es war ringsum so hell, dass er es nicht mit Sicherheit erkennen konnte. Er machte noch einen Schritt vorwärts und öffnete vorsichtig die Thür, die eine Art Klinke aus dem Griff eines alten Spazierstockes hatte. — Jetzt war sie offen. Auf dem Koffer, der als Tisch diente, stand die Lampe neben der auseinander geschraubten Flöte und beleuchtete das leere Innere der Hütte. Die Decke auf dem zerwühlten Bett war zurückgeschlagen.

Negroni fühlte, wie das Blut ihm in den Kopf stieg und ihm den Verstand raubte. Es trieb ihn unwiderstehlich, etwas Wahnsinniges zu thun.

Seine Phantasie zeigte ihm das Bild der beiden verhassten Menschen, die er in diesem Moment am liebsten auf der Stelle umgebracht hätte, deutlicher, als wenn er sie mit eigenen Augen hier auf diesem Lager ruhend erblickt hätte. Er versetzte dem Bett einen Fußtritt, dass es in allen Fugen krachte. Im selben Augenblick begann der Hund, der ihm leise gefolgt war, wüthend nach der Seite der Thür hin zu bellen.

Negroni wandte sich um und sah Ludo, der eben eingetreten war, vor sich stehen.

Die Erregung, die Ludo bei seinem Anblick erfasste, verrieth sich nur in der Blässe seines Gesichtes und einem leisen Beben seiner Lippen. Negroni wich zurück, seine Farbe spielte beinahe ins Grünliche, und die Augen waren aus den Höhlen getreten. In diesem Moment glich er wirklich einem Verrückten.

„Du hier?" fragte Ludo.

Negroni gab keine Antwort. Sein Gesicht war aufgedunsen und verzerrt, und die Aehnlichkeit mit der Physiognomie eines Ara trat so stark hervor, dass es Ludo unwillkürlich auffiel und ihm Negronis alter Spitzname Papagallo ins Gedächtnis kam. Er konnte nicht umhin, etwas spöttisch zu lächeln.

„Seit wann bist du hier?" fragte er dann.

Negroni bewegte mühsam die Lippen, er schluckte und schluckte, vermochte aber kein Wort hervorzubringen.

„Nun, was willst du von mir?" wiederholte Ludo ungeduldig. „Bist du stumm oder betrunken?"

Er trat einen Schritt näher. „Natürlich, betrunken bist du, du stinkst ja nach Schnaps."

„Nein," stieß Negroni hervor.

„Doch, du bist betrunken," sagte Ludo, „ich hab' es schon gehört, dass du dich auf den Suff verlegt hast. Scher' dich nach Hause und schlaf dich aus."

„Nein," sagte Negroni noch einmal.

„Soll ich dich selbst heimbringen, oder soll ich dich von Magliato nach Hause führen lassen?"

Er hielt Negroni wirklich für betrunken und hatte seinen Groll beinahe vergessen, so traurig stimmte ihn der Anblick des Freundes, den er in diesem verwahrlosten Zustande vor sich sah, unfähig sich zu rühren oder ein Wort zu sprechen.

Ludo stieß die Thür auf. Der Hund schlüpfte durch die Oeffnung hinaus und galoppierte ohne zu bellen davon. Dann wandte Ludo sich wieder zu Negroni und wollte ihn am Arm fassen. Negroni wich bis an die Rückwand der Hütte zurück.

„Rühr' mich nicht an," murmelte er, „rühr' mich nicht an, Giuseppe."

Seine Stimme klang leise und seltsam. Es lag etwas Flehendes und zugleich Entsetztes, fast Drohendes darin.

Ludo streckte die Hand aus und fasste den Genuesen an der Schulter. In demselben Moment bekam er einen so heftigen Schlag mitten ins Gesicht, dass er rückwärts taumelte und beinahe den Tisch umgeworfen hätte. Die Lampe gerieth ins Schwanken und einige Theile der Flöte rollten auf den Boden. Dann, er hatte kaum Zeit zu sich zu kommen, fühlte er, dass Negroni seine Kniee umfasste und vor ihm auf der Erde liegend flehte: „Verzeih', Giuseppe, verzeih' mir!"

Erst jetzt kam es ihm zum Bewusstsein, dass Negroni ihn geohrfeigt hatte.

Ludo machte sich ruhig aus den Armen los, die seine Kniee umschlungen hielten. Negroni ließ es geschehen, er blieb zusammengekrümmt, in seiner lächerlichen, wehrlosen Stellung auf dem Boden liegen.

Ludo setzte sich taumelnd auf das Bett. Große Thränen rollten ihm unaufhaltsam und heiß über die Wangen. Negroni bemerkte das mit Schrecken, er hatte Giuseppe noch niemals weinen sehen. Beide schwiegen eine Zeitlang. Dann wischte Ludo seine Thränen mit dem Handrücken ab und nahm sich zusammen.

„Du hast mich geschlagen," sagte er.

Negroni murmelte, ohne näher zu kommen:

„Ich habe dich um Verzeihung gebeten, vergib mir. Ich hatte getrunken und wusste nicht, was ich that."

Aber Ludo weinte jetzt nicht mehr, die Röthe seines Gesichtes war einer fahlen Blässe gewichen, und seine Züge verzerrten sich. Und während seine erschütterten Nerven sich beruhigten, erwachte der Zorn in ihm. „Du hast mich geschlagen," wiederholte er.

Negroni wand sich vor ihm auf dem Boden und fasste Ludos rechte Hand, die dieser ihm zu entziehen suchte.

„Nein, Giuseppe. Sag das nicht. Es ist nicht wahr. Ich habe es nicht gewollt. Ich sage dir ja, ich hatte getrunken — und dann — zwischen uns beiden ist es etwas anderes. Sieh her." Er fasste Ludos weiche Finger und schlug sich damit ins Gesicht.

„Du siehst — jetzt schlägst du mich wieder, und ich werde nicht zornig — ich lache dabei."

Aber Ludo wiederholte nur: „Du hast mich geschlagen, das kann nur durch Blut gesühnt werden."

Wie ein rother Blitz fuhr das Wort zwischen ihnen herunter. Negroni stand auf und lehnte sich an den Tisch.

„Wir müssen uns schlagen," sagte Ludo.

„O nein," flehte Negroni, er wagte nicht, sich Ludo zu nähern und ihn anzurühren, so fest und bestimmt waren seine Worte gewesen. — „Kein Duell zwischen uns, Giuseppe," und dann mit unsicherer, zitternder Stimme: „Ich würde die Besinnung verlieren und dich todtschießen, Liebster. Und was soll dann aus mir werden?"

Dieser egoistische Aufschrei kam so von Herzen, dass Ludo überrascht und gerührt war.

„Schlag mich auf die Wange, auf beide," begann der Genuese von neuem. „Komm!"

Er hielt ihm die Wange hin. Ludo hob die rechte Hand, ließ sie aber wieder sinken.

„Ich kann nicht," sagte er.

Das neuerweckte Gefühl der Freundschaft, das Negroni in dem Moment, wo er seinen Freund geschlagen, zum Bewusstsein gekommen war, begann jetzt auch Ludo zu überwältigen. Seine Augen füllten sich wieder mit Thränen, und schluchzend überließ er Negroni die Hand.

„Ach," stieß er hervor, und jetzt wandte sich sein Zorn gegen die eigentliche Ursache ihrer Entzweiung, „womit hat sie uns behext, diese Dirne, die jeder Hausknecht in Florenz verschmähen würde."

„Che crepa — die Hexe!" antwortete Negroni, „ich lasse sie dir. Ich schwöre dir, dass ich sie nicht wiedersehen will — niemals wieder. Es wird mir nicht schwer werden. — Glaubst du vielleicht, dass ich sie liebe? — Nein, das ist es nicht, was mich so quält. Es ist etwas anderes — es ist —"

Er hielt inne und wusste nicht, wie er in seinem gewohnten Officiersjargon den seltsamen Streit, der in ihm tobte, erklären sollte. Wie sollte er es in Worte kleiden, dass er zugleich auf Ludo und auf das Mädchen und die gemeinsamen Liebesstunden beider eifersüchtig war.

„Ja, es ist noch etwas anderes," murmelte Ludo, in dem dasselbe Gefühl sich regte.

Die Ohrfeige und das Duell waren vergessen. Sie saßen nebeneinander auf dem zerwühlten Bett, unterhielten sich leise, wie zwei Verbrecher, die einen gemeinsamen Plan aushecken.

„Du magst sie wiedersehen, so oft du willst," sagte Negroni, „aber ich schwöre dir, dass ich nichts mehr mit ihr zu thun haben will."

Ludo schüttelte den Kopf. „Das sagst du jetzt, aber morgen wirst du sie wieder aufsuchen und wirst wieder anfangen, mich zu hassen."

„Ach," sagte Negroni, „warum ließ ich sie nicht füsilieren, als sie zum erstenmal dabei erwischt wurde, wie sie Branntwein an die Askaris verkaufte?"

Schweigend blickten sie sich an, dann schlugen beide die Augen nieder, jeder fühlte, dass der andere denselben Gedanken gehabt hatte, aber keiner wagte ihn auszusprechen und sie kamen stillschweigend überein, nicht mehr von Nimba zu sprechen.

Der Zorn war verraucht, die schmerzliche Rührung milderte sich, und beide empfanden jetzt eine lebhafte Freude, dass sie sich wiedergefunden hatten. Die schöne Freundschaft, die sie gestorben wähnten, lebte also doch noch zwischen ihnen. Wie ein Schuljunge die Tracht Prügel, die er von einem Kameraden bekommt, bald vergisst, so hatte Ludo die Ohrfeige vergessen, die noch eben auf seiner Wange gebrannt hatte. Und Negroni war ganz selig, dass Ludo ihm verziehen hatte, dass er wieder neben seinem alten Freunde sitzen durfte. Er lachte und weinte durcheinander, er hätte tanzen und Ludo in seine Arme schließen mögen. Sie sprachen jetzt ganz lustig davon, was zwischen ihnen geschehen war.

„Wo hattest du denn den Hund aufgetrieben?" fragte Ludo, „diesen sonderbaren Dackel, den du mitgebracht hattest. Hast du gesehen, wie er sich drückte, sowie die Sache anfing, kritisch zu werden? Es muss ein besonders friedfertiger Köter sein."

Negroni stieß ein schallendes Gelächter aus, dann hob er die zu Boden gefallenen Theile der Flöte auf, schraubte sie zusammen und blies ein paar Accorde, die unter erneutem Gelächter verhallten, — die Nacht war schon halb vorbei, der Mond war untergegangen, und das Lager lag in tiefe Schatten gehüllt, — nur die beiden Officiere waren immer noch wach. Wie lange hatten sie keine wirkliche Plauderstunde miteinander gehalten. Sie sprachen von längstvergangenen Tagen, von der Kriegsschule in Modena, von den gemeinsam verbrachten Ferien. Dann kamen sie auf die Erinnerungen aus dem Garnisonsleben in Perugia und schließlich auf das, was jetzt alle Gemüther bewegte, auf den Feldzug. Sie waren beide tapfere Soldaten und lechzten nach Abenteuern und Abwechslung, beide sehnten sich nach dem Marschbefehl, nach einer Schlacht, die sie aus diesem endlosen Lagerleben befreien würde, aus dieser stumpfsinnigen Unthätigkeit, dieser Zollwächterexistenz, die sie auf ein Haar um das Kostbarste gebracht hätte, was sie besaßen, um ihre Freundschaft.

Endlich beschlossen sie, schlafen zu gehen, aber sie mochten sich nicht trennen. So theilten sie sich in Ludos Bett und legten sich Hand in Hand nieder.

(Schluss folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek
Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock
Assistent: Ernst v. Rosmann.
Telephon Nr. 10029.

Braut-Seide
65 kr.
— bis fl. 14·65 per Meter — ab meinen eigenen Fabriken.

sowie **schwarze, weiße u. farbige Henneberg-Seide** v. **45 kr.** bis **fl. 14·65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)
Zu Roben u. Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. u. k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XIV. Band. Wien, den 26. März 1898. Nummer 18

Die Wächter der Verfassung.

Um das durch Dr. Baernreithers, des „Wächters der Verfassung", Eintritt in das Cabinet Thun-Kaizl einigermaßen erschütterte Vertrauen in seine ehrlichen Absichten bei den deutschen Oppositionsparteien wiederherzustellen, hat der verfassungstreue Großgrundbesitz, unter Führung des Barons Chlumecky, am letzten Samstag ein großes Beschwichtigungsmanifest beschlossen. Gegenüber dem durch den föderalistischen Landtag-Adressensturm, die föderalistische Abgeordnetenhaus-Majorität, die Namen Thun und Kaizl und die verdächtige Verschwiegenheit des Regierungsprogrammes gerechtfertigten staatsrechtlichen Befürchtungen beruft sich der verfassungstreue Großgrundbesitz in seinem Manifest auf „seine bisherige, durch fast vier Jahrzehnte consequent befolgte Haltung" in der Verfassungsfrage, in welcher er für seine verfassungstreuen Anschauungen „Schulter an Schulter mit den gesinnungsverwandten Vertretern des deutschen Volkes in Oesterreich" mit „unbeugsamer Standhaftigkeit gekämpft" habe, führt als seinen besonderen Ruhmestitel an, dass er „wiederholt, wie insbesonders ... in der Zeit der Fundamentalartikel" seinen „Grundsätzen zum Siege verholfen" habe, und glaubt damit „die volle Gewähr für seine unerschütterliche Ueberzeugungstreue und Unabhängigkeit — jetzt und in weiterer Zukunft" gegeben zu haben. Der verfassungstreue Großgrundbesitz wünscht also, dass man aus seiner Vergangenheit auf seine Zuverlässigkeit in Gegenwart und Zukunft schließen solle. Diese historische Methode ist sicherlich sehr annehmbar. Doch wird man gut thun, ehe man sie zur actuellen Schlussfolgerung benützt, die von den verfassungstreuen Großgrundbesitzern erzählte glorreiche Historie von ihrem geschichtlich erprobten Verfassungswächterthum auf ihre Wahrheit zu untersuchen.

Aehnlich wie jetzt das Ministerium Thun tauchte auch das Ministerium Hohenwart, als Nachfolger eines Zwischen-Ministeriums, am 7. Februar 1871 über Nacht plötzlich auf und erregte gleich vom ersten Augenblicke an, sowohl durch seinen außerparlamentarischen Charakter, wie theilweise durch seine persönliche Zusammensetzung und endlich durch sein nebuloses Programm bei den helleren Köpfen der Verfassungspartei lebhafte Bedenken. Graf Hohenwarts Plan war, wie sich nachträglich zeigte, mit seinen föderalistischen Experimenten erst dann ordentlich herauszurücken, wenn er einmal das Budget, das Recrutencontingent, die Delegationssession und einige sonstige „Staatsnothwendigkeiten" parlamentarisch in Sicherheit gebracht hätte. Zu diesem Ende musste er die Wachsamkeit der Verfassungspartei einzuschläfern suchen. In dieser Absicht betonte er schon in seinem Regierungsprogramm, dass die Regierung „auf dem Boden der Verfassung stehe", und wiederholte diese Versicherung bei jeder Gelegenheit. Noch am 4. Juli stellte er im Herrenhause „die allseitige Anerkennung und Befestigung der Verfassung als Hauptziel der Regierung" hin. Durch alle die schönen Reden ließen sich aber die Führer der Verfassungspartei, insbesonders Herbst, Giskra, Sturm, Groß, Rechbauer u. A., von ihrem Verdacht nicht ablenken und fassten den Plan, das Ministerium parlamentarisch einzuzwicken, ehe es, mit den Staatsnothwendigkeiten versehen, ihnen durch die Parlamentsthüre entschlüpft wäre. In der Generaldebatte über das 1871er Budget stellte der Abg. Dr. Franz Groß am 6. Juni den Antrag, das Haus möge, aus Misstrauen gegen die staatsrechtlichen Absichten des Ministeriums, über das Budget zur Tagesordnung übergehen. Nahm die Verfassungspartei, die damals noch immer über die parlamentarische Majorität verfügte, diesen Antrag einhellig an, so stand das Ministerium ohne Budget da und musste, da überdies auch die vorsichtsweise sehr frühzeitig einberufene Delegationssession noch immerhin nicht beendigt war, wohl entweder zurücktreten oder unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen den föderalistischen Umsturz wagen. Der Plan der Verfassungspartei war also ein brillanter taktischer Coup, dessen Gelingen oder Misslingen den Verfassungskampf entscheiden musste. Und er misslang! Er misslang, weil ein Theil des verfassungstreuen Großgrundbesitzes bei der Abstimmung über den Antrag Groß am 7. Juni die gemeinsame Fahne verließ und gegen die Verfassungspartei mit den föderalistischen Parteien offen für das Ministerium stimmte und so die Verfassungspartei in die Minorität, die Regierung aber in die Majorität brachte. Mit Hilfe dieser Ueberläufer aus dem verfassungstreuen Großgrundbesitz brachte Graf Hohenwart seine Staatsnothwendigkeiten in Sicherheit. Am 10. Juli wurde der Reichsrath, nachdem er seine Schuldigkeit gethan, vertagt, am 19. Juli wurden die Delegationen geschlossen, am 4. August der erste Kronrath in Sachen des böhmischen Staatsrechts abgehalten, am 11. August das Abgeordnetenhaus und die verfassungstreuen Landtage aufgelöst. Die einzige Hoffnung der Verfassungspartei bildete noch die Wahlcampagne. Die Partei führte denn auch den Wahlkampf unter der Verfassungsparole mit einer Erbitterung ohnegleichen durch. Aber auch er misslang. An Stelle der verfassungstreuen kam eine föderalistische Majorität. Zu diesem Ergebnis hatte wesentlich auch der Umfall des verfassungstreuen Großgrundbesitzes in Oberösterreich und Mähren beigetragen. Nun war die Bahn frei für die staatsrechtlichen Experimente des Grafen Hohenwart. Am 14. September erschien das berühmte königliche Rescript an den böhmischen Landtag, welches das böhmische Staatsrecht anerkennt. Der Staatsstreich wurde am 7. October mit den Fundamentalartikeln weitergeführt. Er wäre vielleicht auch bis ans Ende geglückt, wenn nicht im letzten Augenblick Erwägungen der äußeren Politik ihn durchkreuzt hätten.

Der verfassungstreue Großgrundbesitz hat jedenfalls kein Recht, sich seiner Haltung in diesem Verfassungskampfe zu rühmen. Am allerwenigsten dasjenige Mitglied des verfassungstreuen Großgrundbesitzes, das heute der leitende Geist in dieser Körperschaft ist und ebenso in dem Baernreither-Handel den Vermittler, wie nachher bei den deutschen Oppositionsparteien den Beschwichtiger gespielt und für die Beschwichtigungskundgebung seine gewichtige Stimme und Erfahrung eingesetzt hat: der Herr Baron Chlumecky. Denn er gehörte auch damals schon jener Fraction des verfassungstreuen Großgrundbesitzes an, welche im entscheidenden Momente die gemeinsame Fahne im Stiche ließ. Schon damals — in seiner Rede vom 7. Juni 1871 — vertrat er gegenüber den correcten constitutionellen Anschauungen, die zu jener Zeit noch Gemeingut der freisinnigen öffentlichen Meinung waren, die absolutistische Theorie von den „Staatsnothwendigkeiten" und der „Compromittierung" oder „Preisgebung" des Parlamentarismus, eine Theorie, die seitdem schon ein Vierteljahrhundert lang von ihm colportiert wird, die aber nicht von ihm erfunden worden ist, sondern vom Grafen Hohenwart. Und die von überlegenen Intelligenzen, wie Herbst, Sturm, Rechbauer, Groß u. a., mit überzeugender Kraft begründeten Staatsstreich-Befürchtungen suchte er mit der Beschwichtigung zu zerstreuen, dass „heute ein Staatsstreich in Oesterreich zur Unmöglichkeit gehört ... auch darum, weil zu einem solchen Staatsstreich von Seite der Krone nie die Zustimmung wird gegeben werden". Nachdem dann noch Graf Hohenwart in gewohnter Aufrichtigkeit die Staatsstreich-Befürchtungen der ehrlichen Verfassungstreuen als „Sensationsnachrichten der Zeitungen" verhöhnt hatte, stimmte der Freiherr, damals Ritter von Chlumecky und seine Fraction „Schulter an Schulter" mit allen Föderalisten, z. B. dem Herrn von Jaworski und dem Grafen Badeni père, gegen die gesammte Verfassungspartei, die infolge dessen mit zehn Stimmen in der Minorität blieb.

Das ist, mit der neuesten Kundgebung des verfassungstreuen Großgrundbesitzes zu sprechen, die „Consequenz", das ist die „Standhaftigkeit", das ist die „volle Gewähr — jetzt und in weiterer Zukunft — für die unerschütterliche Ueberzeugungstreue und Unabhängigkeit" des verfassungstreuen Großgrundbesitzes, soferne er unter dem Einfluss des Barons Chlumecky steht. Erst hilft man der Kuh aus dem Stall, und dann sperrt man eiligst die Thür zu. So sieht das Verfassungswächteramt aus, das der Großgrundbesitz 1871 durch die Reden und Abstimmungen des Gevatters Chlumecky und heute durch die Ministerschaft des Chlumecky'schen Pathenkindes Baernreither ausübt. K.

Der Niedergang der conservativen Partei Deutschlands.

Die „kleine, aber mächtige" Partei, die dem politischen Leben Preußens ihren Stempel aufgedrückt hatte, blieb bei der Gründung des Deutschen Reiches zwar klein, verlor aber die Macht. Bis 1878 stützte sich Fürst Bismarck auf den gemäßigten Liberalismus, indem er die Conservativen an die Wand drückte. Dann trat ein Coulissenwechsel ein. Die Conservativen und das Centrum wurden die „Stütze der Regierung", während die Nationalliberalen, der Gunst von oben beraubt, von fast 1½ Millionen Stimmen auf noch nicht 750.000 sanken. Seitdem sind die Conservativen, von kleinen Zwischenfällen abgesehen, immer am besten angeschrieben gewesen. Sie durften sich, wo ihre eigenen Großgrundbesitzerinteressen in Frage kamen, selbst den Luxus der Opposition erlauben, z. B. bei den Handelsverträgen. Das zog ihnen wohl gelegentlich eine Rüge vom Regierungstisch zu, trübte aber das gute Verhältnis zu den maßgebenden Kreisen keines-

wegs und hinderte namentlich nicht, dass sich bei den Wahlen der ganze Verwaltungsapparat in ihren Dienst stellte. So ist die conservative Partei seit 1878 an Zahl der Stimmen und der Mandate fortdauernd eine der stärksten geblieben.

Einen Augenblick schien es, als wolle die Partei den Versuch machen, aus eigener Kraft, unabhängig von der Gunst der Regierung, etwas zu werden. Das war 1890. Die Entlassung Bismarcks entfernte den lähmenden Druck, den seine übermächtige Persönlichkeit auf die Parteien der Rechten ausgeübt hatte. Mit ihm zugleich schwand das Socialistengesetz. Frisches Leben begann sich allenthalben zu entfalten. Die conservative Partei wurde geistig völlig beherrscht von dem Chefredacteur der „Kreuzzeitung", dem Freih. v. *Hammerstein*. Jeder, der den Mann näher gekannt hat, weiß, dass er unbeugsame Energie mit einem ungewöhnlichen Maß von politischem Verständnis verband. Er sah ein, dass die Aufhebung des Socialistengesetzes eine ganz neue Politik für die conservative Partei nöthig mache, falls sie die führende Rolle beibehalten wolle. Sie musste versuchen, an die große Masse des Volkes heranzukommen. Bisher hatte das Ausnahmegesetz die Arbeiter einerseits mundtodt gemacht, andererseits sie wie mit eisernen Klammern im Rahmen der socialdemokratischen Partei festgehalten. Jetzt lockerte sich auf der einen Seite der enge Verband der socialdemokratischen Wählermassen ein wenig, auf der anderen konnte die Socialdemokratie ihre Agitation ungehindert in die bisher von ihr unberührten Arbeiterkreise tragen. Es war klar: bei dem allgemeinen gleichen Wahlrecht musste auf die Dauer *die* Partei siegen, die die Arbeiter für sich hatte. Darum schrieb Freih. v. Hammerstein am 30. September 1890, dem Tage, wo das Socialistengesetz erlosch, ihm eine Grabrede, die mit den Worten schloss: „*Das Socialistengesetz ist todt. Es leben die socialen Gesetze!*"

So schrieb er. Und so handelte die conservative Partei die nächsten Jahre unter seinem Einflusse. Es war ihr als einer Partei, die mit Vorliebe nach oben schielt, ja auch verhältnismäßig leicht gemacht. Der Kaiser selbst hatte durch seinen Erlass vom 4. Februar 1890 die Initiative zu einer weitgehenden Socialreform ergriffen. Er empfing eine Abordnung der strikenden Bergarbeiter, er redete den Arbeitgebern ins Gewissen. Ein socialer Hauch gieng durch Deutschland, wie es ihn noch nicht verspürt hatte. Und die conservative Partei mit dem klugen Kreuzzeitungsredacteur als Steuermann ließ von diesem Hauch ihr Schifflein treiben und ihre Segel schwellen. Und der beste Theil der gebildeten deutschen Jugend jauchzte dieser socialen Fahrt zu. Ein fast noch nie gesehenes Schauspiel: *die Jugend war conservativ geworden*, socialconservativ freilich. Trübselig jammerte der greise Manchesterliberalismus über das „Schwinden des Idealismus" in der deutschen Jugend, während doch gerade fast alles, was ideal dachte, sich aus Idealismus von der unfruchtbaren Neinsagerei Eugen Richters ab- und der hoffnungsfrohen Socialreform der conservativen Partei zuwandte.

Nicht lange dauerte der sociale Frühling der Conservativen. Nur widerwillig hatten ihn die meisten Junker mitgemacht. Sowie man oben einen anderen Curs einzuschlagen begann, da schwenkten sie mit wahrer Wonne wieder rechtsum kehrt.

Der *Tivoliparteitag* vom 8. December 1892, der eigentlich die Krönung des conservativen Aufschwunges bedeutet, stellt, äußerlich betrachtet, allerdings die Sonnenhöhe der conservativen Bewegung dar. Von da an gieng es ziemlich rasch abwärts. Auf ihm siegten noch die „Jungen" über die „Alten", die Reformer über die Unterdrückungspolitiker, das bürgerliche Element über das Junkerthum. Feierlich wurde erklärt und programmäßig festgelegt, dass man kein Ausnahmegesetz machen wolle. Widerspruch wurde nicht laut. Aber der aufmerksame Beobachter konnte doch schon spüren, dass alle diese rückschrittlichen Junker, die sich hier schweigend der Volksströmung beugten, innerlich entschlossen waren, bei der ersten besten Gelegenheit wieder die alten Pfade zu wandeln.

Noch eine Frucht brachte der Tivoliparteitag: die Reichstagswahlen von 1893. Die Conservativen gewannen 150.000 Stimmen und erreichten damit die zweithöchste Stimmenzahl, die sie je gehabt haben. Sie siegten selbst in industriellen Bezirken, wie Erfurt und Kassel, wo sie noch nie zuvor ernsthaft auf Erfolg hatten rechnen können.

Seitdem hat die conservative Partei nur *Niederlagen* zu verzeichnen. Bei den Reichstagsersatzwahlen, an denen sie betheiligt war, hat sie sieben Sitze verloren, nicht einen gewonnen. Und ebenso ist es ihrer fast ganz gleichgearteten Schwesterpartei, der freiconservativen, gegangen. Auch sie hat keine gewonnen, dagegen drei verloren. Und unter diesen Verlusten der conservativen Parteien befinden sich einige ihrer sichersten Sitze, Wahlkreise, die ihr kaum je mit Erfolg streitig gemacht worden sind.

Hand in Hand mit dem äußeren Rückgang der Partei geht ihr *innerer Verfall*. Sie, die wahrhaftig nie Ueberfluss an Führern und Rednern gehabt hat, hat seit dem Verschwinden des Freih. von Hammerstein und seit dem Austritte Stöckers keinen halbwegs brauchbaren Führer und Redner mehr. Strebsame Leute und Nichts-als-Agrarier nehmen in ihr jetzt die führende Stelle ein. Die Folge davon ist, dass sie hin und her schwankt zwischen unbedingtem Gouvernementalismus und einseitiger Großgrundbesitzerpolitik. Mit der socialen Reform ist es gründlich aus. Wenn die Kreuzzeitung 1890 gegen das Socialistengesetz für die socialen Gesetze eintrat, so schwärmen heute sämmtliche conservativen Abgeordneten und conservativen Zeitungen für ein neues Socialistengesetz. Auf dem Tivoliparteitage von 1892 wurde ein Socialistengesetz *verworfen*. Auf dem Dresdener conservativen Vertretertage von 1897 wurde es *gefordert*. Die *Socialreform* erklärt das amtliche Organ der Conservativen, die „Conservative Correspondenz", lediglich für eine Förderung der Social*demokratie*. Derselbe conservative Abgeordnete Dr. *Kropatscheck*, der in der Reichscommission für Arbeiterstatistik den Maximalarbeitstag für die Bäckergehilfen hat machen helfen, läßt jetzt sein Blatt, die „Kreuzzeitung", den Feldzug gegen diesen Maximalarbeitstag mitmachen. Dieselben Conservativen, die 1890 im Reichstage für die Gewerbegerichte stimmten, erklärten sich einige Jahre darauf im preußischen Abgeordnetenhause gegen die Ausdehnung der Gewerbegerichte auf die Bergarbeiter, weil ihnen inzwischen das gleichberechtigte Zusammentagen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer unsympathisch geworden war. Dieselben Conservativen, die so oft für die Organisation der Berufsstände geschwärmt haben, lehnen jetzt jeden Antrag auf staatliche Anerkennung der Berufsvereine ab, weil sie davon eine Förderung der Gewerkschaften der Arbeiter befürchten. Ich könnte die Beispiele der socialpolitischen Wandlung der Conservativen häufen.

Natürlich wenden sich infolge dieser Wandlung die bürgerlichen Kreise immer mehr von den Conservativen ab, von den Arbeitern ganz zu schweigen. Die beiden Männer, die auf Tivoli den meisten Beifall hatten, sind inzwischen von den Conservativen gegangen. Der Kaufmann Ulrich aus Chemnitz hat sich den Antisemiten angeschlossen. Der Hofprediger *Stöcker* hat sich mit seiner *christlichsocialen* Partei selbständig gemacht. Und hat diese Partei auch nicht viel zu bedeuten, so stellte sie doch das letzte Band dar, das die Conservativen noch mit den Arbeitern und mit gewissen kleinbürgerlichen Kreisen verband. Die deutschsocialen Antisemiten, mit denen die Conservativen bei den 93er Wahlen enge Waffenbrüderschaft verband, sind inzwischen ihre erbitterten Gegner geworden. Sie haben schon jetzt verkündet, dass sie in allen conservativen Wahlkreisen, wo sie sich irgendwie Erfolg versprechen, auf eigene Faust vorgehen werden. Der *Bund der Landwirte*, der 1893 noch wenig zu bedeuten hatte, ist inzwischen zu einem mächtigen Verbande geworden. Und er thut durchaus nicht immer, was die Conservativen wollen. Die sind ihm oft, wie er offen ausspricht, zu „pflaumenweich", d. h. zu regierungsfreundlich. Darum liebäugelt er mit den Antisemiten und befördert am meisten eigene, parteilose Bundescandidaturen. Die *gebildete* deutsche Jugend, die vor fünf Jahren ganz überwiegend conservativ war, ist es jetzt fast ausnahmslos nicht mehr. Sie ist entweder antisemitisch oder nationalsocial oder christlichsocial oder „alldeutsch" oder hat sich enttäuscht überhaupt vom politischen Leben zurückgezogen.

Der allgemeine *conservative Parteitag*, der nach sechsjähriger Pause am 2. Februar 1898 in *Dresden* stattfand, hat das Verdienst, dass er das parteiamtliche Siegel auf die rückschrittliche Entwickelung der letzten Jahre gedrückt hat. Schon dass man ihn nach Dresden verlegte, der Hauptstadt des völlig vom Polizeiconservatismus beherrschten Königreiches Sachsen, war bezeichnend. Man wollte eben nicht noch einmal wie 1892 der freiheitlichen Luft Berlins ausgesetzt sein! Der Besuch war mäßig, wenigstens verglichen mit Tivoli. Die Arbeiter, Handwerker und Bauern waren nicht oder nur in vereinzelten Exemplaren vertreten. Discussion fand kaum statt. Hatte sie begonnen, so lief alsbald ein Antrag auf Schluss der Debatte ein, der natürlich Annahme fand. Man scheute die Vertiefung irgend einer Frage und hatte eine geradezu nervöse Angst vor Meinungsverschiedenheiten. Ein Redner, der einen der wundesten Punkte der Partei, die Frage Stöcker, anschnitt, wurde deshalb vom Vorsitzenden in der schärfsten Weise zurechtgewiesen. Konnte man nichts anderes aufweisen, so wollte man wenigstens den Eindruck der Einigkeit hinterlassen. Und *einig* war man in der That in so manchen Punkten. Einig z. B. darin, dass der Kampf gegen die Socialdemokratie die *Hauptsache* sei, sowie darin, dass dieser Kampf mit Ausnahmegesetzen geführt werden müsse. Einig ferner in dem Wunsch nach einem Kartell der Rechten gegen die Linke. Einig schließlich selbstverständlich in der kühlen Behandlung der Socialreform. Ehren- oder schandenhalber — wie man will — musste man natürlich ein paar Worte darüber machen. Beim allgemeinen gleichen Wahlrecht geben nun einmal leider die Stimmen der Großgrundbesitzer nicht allein den Ausschlag, sondern die kleinen Leute haben auch etwas zu sagen. Aber niemand wird die *Worte* über die Socialreform recht ernst nehmen können, zumal wenn er sie mit den direct im Widerspruch dazu stehenden *Thaten* der Conservativen in den letzten Jahren vergleicht. Von besonderer Bedeutung war die Stellungnahme zum allgemeinen, gleichen und geheimen Reichstagswahlrecht. Die Parteileitung hatte es ausdrücklich abgelehnt, ein Bekenntnis dazu vom Parteitag zu fordern. Eine solche Festlegung hätte später einmal sehr unbequem werden können. Der Führer der preußischen Conservativen, Graf Limburg-Stirum, erklärte sich mit nachdrücklicher Betonung nur gegen eine *gewaltsame* Aenderung des Wahlrechtes. Und um die Absichten der Conservativen noch deutlicher zu enthüllen, sprach der Führer der Gesammtpartei, Freiherr v. Manteuffel, den sächsischer Conservativen seine ausdrückliche Anerkennung

dafür aus, dass sie das allgemeine gleiche Wahlrecht zum Landtage abgeschafft, es durch das Dreiclassen-Wahlrecht ersetzt und so die Socialdemokraten „annulliert“ hätten. O ja, so etwas geht ganz friedlich, man braucht dazu keine Gewalt anzuwenden, keinen Staatsstreich vorzunehmen, wenn man nur die nöthige Zahl von Abgeordneten hat.

Nachdem man vier Stunden getagt, vier Vorträge angehört, einige Begrüßungstelegramme beschlossen und so den conservativen Gedankeninhalt erschöpft hatte, gieng man zu dem längeren Theil der Tagung, dem Diner und dem Kaffeeplauderstündchen über.

Ob wohl die conservativen Führer im innersten Schrein ihres Herzens mit dem Verlauf des Parteitages zufrieden sind? Schwerlich. Sie selbst werden fühlen, er war zu steif, zu leer an Inhalt, zu negativ. Nichts, was begeistern könnte. Und dazu das lähmende Gefühl, dass der am meisten bejubelte Mann auf dem conservativen Parteitag „Vater Plötz“, der Vorsitzende des Bundes der Landwirte, war. Herr v. Plötz trat mit der Sicherheit auf, die das Machtgefühl verleiht. Er weiß: wenn der Bund der Landwirte der conservativen Partei seine Wahlhilfe entzieht, dann ist's so ziemlich aus mit ihr.

Die conservative Partei geht mit schlechten Aussichten den kommenden Wahlen entgegen, wie denn ihr Führer selbst auf dem Parteitag von der Wahrscheinlichkeit „temporärer Verluste“ sprach.

Sie weiß, dass sie aus eigener Kraft fast nur da noch siegen kann, wo sich die Taglöhner zur Wahlurne commandieren lassen. Die Zahl dieser Wahlkreise nimmt aber immer mehr ab. Das geheime Wahlrecht ist der Todtengräber der conservativen Partei. Wer frei wählen kann, der stimmt nicht für die Conservativen, gewisse Grundbesitzer- und Beamtenkreise und einige Handwerker ausgenommen. Die Arbeiter stehen wie ein Mann gegen die Conservativen. Und das Bürgerthum ist geradezu von Hass gegen sie erfüllt, weil ihr politisches Wirken in den letzten Jahren fast nichts anderes war, als Rückwärtserei. Ihr Bestreben, dem Volke das allgemeine Wahlrecht zu rauben und es durch die ungeheuerlichsten Beschränkungen des Vereins- und Versammlungsrechtes zu knebeln, wird bei der nächsten Wahl seine Quittung erhalten. Die Quittung würde noch besser sein, wenn nicht der Bund der Landwirte so vielfach der conservativen Partei seine guten Dienste zur Verfügung stellte. Aber auch diese Dienste werden nicht ewig geleistet werden. Sowie der Bund sich stark genug fühlt, wird er die conservative Partei fallen lassen und selbst Partei werden. Heute lebt die conservative Partei nur noch von des Bundes Gnaden. Nicht lange mehr, und eine deutsche Agrarpartei wird der lachende Erbe der schon heute lebensunfähigen conservativen Partei sein.

Berlin. H. v. Gerlach.

Gewerbliche Mittelstandspolitik.

Die österreichische Politik der Principienlosigkeit, deren Zusammenbruch sich vor unseren Augen auf der Bühne der Gesetzgebung vollzieht, bedroht das Gefüge dieses Reiches mit verhängnisvoller Lockerung, wenn nicht mit dem Untergange. Auf dem Gebiete des gewerblichen Lebens ist diese Politik, wie die allseits erhobenen Klagen über unseren wirtschaftlichen Niedergang bekunden, von nicht minder verderblichen Folgen begleitet. „Die Rettung des Kleingewerbes“, welche seit dem bekannten Kaiserworte vom 4. November 1873 die Parole unserer officiellen Mittelstandspolitik war, sollte ursprünglich auf dem vernünftigen Wege der möglichst schmerzlosen, legislativ thunlichst zu erleichternden Anpassung des technisch und commerciell rückständigen Handwerkes an die modernen Wirtschaftsformen bewirkt werden. Noch die vom Cabinet Taaffe 1879 eingebrachte Vorlage zur Reform der Gewerbeordnung hielt an den Principien der Gewerbefreiheit und der wirtschaftlichen Selbstverantwortlichkeit fest und beabsichtigte, die Qualen der concurrenzunfähig gewordenen Zweige des Kleingewerbes durch fortschreitende Entwickelung des gewerblichen Unterrichtswesens zu lindern. Doch als sich die feudal-clericalen und zünftlerischen Forderungen gegen die erwähnten Principien in lärmender Agitation kehrten, wurden diese von der Regierung leichtfertig preisgegeben. Ueber ihren Principienbruch suchte sich dieselbe mit dem Hintergedanken hinwegzusetzen, dass den in dem Gesetze lauernden Schäden durch mangelhafte, erforderlichenfalls gänzlich mangelnde Ausführung wirksam vorgebeugt werden könne. Dem damaligen Handelsminister Pino erzählt man die auf die Gewerbereform bezügliche Aeußerung nach: „Nutzt's nix, so schad't's nix!“ Mit diesem Motto hat die noch unter Franz I. in gewerbepolitischen Fragen so charakterfeste und den reactionären Velleitäten des Kaisers energischen Widerstand leistende österreichische Bureaukratie*) die von der Gewerbenovelle des Jahres 1883 eingeleiteten social-reactionären Experimente begonnen. Dass diese „nix g'nutzt“ haben, darüber dürfte das Urtheil aller Welt ein einmüthiges sein. Dass sie aber, wie einsichtsvolle Warner gleich zu Beginn prophezeiten, der geistigen, körperlichen, sittlichen und wirtschaftlichen Entwickelung unserer gewerblichen Bevölkerung schwer geschadet haben, darüber belehrt uns in unanfechtbarer Weise das kürzlich erschienene meisterhafte Werk des Greifswalder Professors Heinrich Waentig.**)

Dieser jugendliche Gelehrte hat es beim emsigen Studium in Archiven und Bibliotheken nicht bewenden lassen. Er ergriff während eines fast $1^1/_2$jährigen Aufenthaltes in Oesterreich jede Gelegenheit, um in der Hauptstadt, in Kleinstädten und auf dem Lande mit seinem forschenden Blick ins kleingewerbliche Leben zu dringen. Er suchte stets seine theoretischen Ueberzeugungen und die Ergebnisse seines literarischen Sammelfleißes durch die Anschauung der Dinge zu überprüfen. Der Unmittelbarkeit seiner Beobachtung hat es Waentig wohl hauptsächlich zu danken, dass er seines Stoffes völlig Herr geworden, und dass seine Darstellung einen so lebensvollen und überzeugenden Eindruck macht. Seine erstaunliche Vertrautheit mit unseren öffentlichen Zuständen scheint mir nur in einem Punkte lückenhaft zu sein, dort nämlich, wo er von den präsumtiven Gegnern seines Buches die Erwartung ausspricht, dass sie es mit wissenschaftlichen Waffen bekämpfen werden. Das ist ein Irrthum. Dieses Buch wird in Oesterreich von denjenigen, die es zunächst angeht, von den Aposteln der gewerblichen Reaction, entweder todtgeschwiegen oder mit einer Flut von Verdächtigungen und Beschimpfungen überschüttet werden. Deshalb halte ich auch von der unmittelbaren Wirkung desselben auf Oesterreich nicht viel. Umsomehr verspreche ich mir davon, dass Waentigs Thatsachen und Argumente draußen im Reiche dem auch dort sich rührenden zünftlerischen Spuk den Garaus machen werden, und von diesem Erfolge mag ja mit der Zeit auch etwas über die Grenze zu uns herüberkommen.

Als eifriger Anhänger Comtes, dessen Lehren er in einem früheren Werke deutschen Lesern zu vermitteln suchte, ließ Waentig sich bei der Untersuchung der österreichischen Gewerbepolitik von dem Grundsatze seines Meisters leiten, es müsse jeder wirksame socialpolitische Eingriff harmonisch sich einfügen in den Zusammenhang der gegebenen socialen Ordnung und an deren immanente Entwickelungstendenzen anknüpfen. Dass unsere Gewerbereform gegen dieses Princip arg verstößt, musste unserem Autor bei seinen geschichtlichen Vorstudien bald klar werden. Die Resultate seiner Erforschung des Milieu, welchem die Gewerbereform entstammt, hat er im ersten Theile seines Buches gründlich verarbeitet. Was er da über die Aera des Absolutismus, des Liberalismus und in dem Abschnitt „Mittelstandspolitik“ über den Antisemitismus, den Socialismus und unsere gewerbepolitischen Irrfahrten, zum großen Theile gestützt auf brauchbare Vorarbeiten, mittheilt, macht seinem Orientierungsvermögen und seiner Urtheilskraft alle Ehre und bildet den Stoff zu einer ebenso fesselnden wie belehrenden Lectüre. Dies darf jedoch, wenigstens in den Grundzügen, als bekannt vorausgesetzt und deshalb hier übergangen werden. Umso eingehender sei jedoch auf den zweiten Theil: „Wirtschaft und Recht“ hingewiesen, in welchem es dem Verfasser gelungen ist, aus der bisher fast gänzlich ungeordneten Fülle statistischen Materials, sowie aus seinen persönlichen Wahrnehmungen heraus uns ein ursprüngliches und einheitliches Bild von den Wirkungen des Befähigungsnachweises, der Abgrenzung der Gewerbe und der Zwangsgenossenschaft zu entwerfen. Auf diesem Bilde treten insbesondere die Figuren des Lehrlings, des Gesellen und des Meisters von heute hervor und zeichnen sich durch eine Lebenswahrheit ihrer Gestaltung aus, der man in gelehrten Werken nur äußerst selten begegnet.

Die Leiden des Lehrlings sind, wie schon mittelalterliche Documente beweisen, so alt wie das Handwerk selbst. Mit dessen Verkümmerung haben sich jene erheblich vermehrt. Seit der Einführung des Befähigungsnachweises und der hiedurch bewirkten Verschärfung des Zwangsverhältnisses sind sie ins Ungemessene gewachsen. Der sociale Druck, der auf dem Handwerke lastet, gestaltet das Lehrverhältnis in seiner Eigenschaft als Pflege- und Schutzverhältnis zu einer wahren Hölle, deren Schrecken uns Waentig eingehend schildert. Die erbärmlichen Wohnungs- und Ernährungszustände im Kleingewerbe, sowie die Roheitsexcesse, denen der gewerbliche Nachwuchs ausgesetzt ist, lassen die Lehrzeit als die härteste Schule des gegen die Massen ohnehin schon so grausamen Lebens erscheinen. Und die schlimmste Seite dieser Schule ist noch, dass in der Regel der Lehrling dort nur wenig oder gar nichts lernt. Von einem Unterricht, den der Meister ertheilt, kann nur in seltenen Fällen die Rede sein; desto häufiger verwehrt oder erschwert er dem Lehrjungen die allseitige fachliche Ausbildung innerhalb seines Betriebes sowohl, als auch in der gewerblichen Fortbildungsschule. Je länger der Lehrling der Möglichkeit beraubt ist, die von der Genossenschaft vorgeschriebene Lehrlingsprüfung abzulegen, desto länger ist er für seinen Meister ein wehr- und schutzloses Ausbeutungsobject. Der Aufsicht durch die Gewerbeinspection oder durch die Genossenschaft weiß sich der Meister, wie an drastischen Beispielen gezeigt wird, wirksam zu entziehen. „Weder als Schutz- und Pflege-, noch als Unterrichts-, noch endlich gar als Arbeitsverhältnis hat das gesetzliche Lehrverhältnis seine Probe bestanden“, heißt es zum Schlusse des unsäglich traurigen Capitels vom Lehrling.

Mit dem Freispruch erlangt der Lehrling die Qualität des Gesellen, verbessert jedoch in der Regel sein Los nur wenig. Wo Kost und Logis einen wichtigen Bestandtheil der kärglichen Entlohnung des Gesellen bilden, hat er, wie der Lehrling, unter misslichen Wohnungs- und Werkstättenverhältnissen zu leiden. Die überlange Arbeitszeit und die Sonntagsarbeit treffen ihn genau so, wie sie ihn in seiner Lehrzeit bedrückten. In Bezug auf seine fachliche Ausbildung

*) Vergl. hierüber Heinrich Reschauers Geschichte des Kampfes der Handwerkerzünfte und der Kaufmannsgremien mit der österreichischen Bureaukratie. Wien 1882.

**) Gewerbliche Mittelstandspolitik. Eine rechtshistorisch-wirtschaftspolitische Studie auf Grund österreichischer Quellen. Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot, 1898 VIII. und 483 S.

bleibt er in der früheren schlechten Position, die er sich zwar durch den ihm möglichen Stellungswechsel günstiger gestalten kann, woferne ihm nur nicht die Freizügigkeit zur Quelle der Arbeitslosigkeit wird. Die Lehrlingszüchtung hat, wie zahlreiche Aussagen von Gewerbeinspectoren bestätigen, zur Folge, dass manche Meister die Lehrlinge sofort entlassen, wenn sie ausgelernt sind, weil sie ihnen als Gesellen einen Lohn zahlen müssten, den ihr Geschäft entweder wirklich nicht verträgt, oder den sie nicht zahlen wollen. Oftmals ist ein solcher junger Geselle in seinem Handwerk kaum als ausgelernt zu bezeichnen, was für ihn beim Suchen nach Arbeit umso trauriger ist. Er wandert von Ort zu Ort, kann keinen Meister zufriedenstellen, und es ist für ihn ein Glück, wenn er in einer Fabrik eine passende Stellung findet. Auch kommt es vor, dass der Lehrling weiß, der Lehrherr müsste ihn entlassen, wenn er freigesprochen würde, weshalb er es vorzieht, als Lehrling zu bleiben, wenn er nicht sicher ist, als Gehilfe Arbeit zu finden. In solchen Verhältnissen, in der überhandnehmenden Verdrängung der qualificierten Arbeitskräfte durch unqualificierte, der älteren durch die jüngeren, der männlichen durch die auch im Kleingewerbe auftretenden weiblichen, schließlich in den durch den Saisonwechsel hervorgerufenen Fluctuationen sind die Ursachen der Arbeitslosigkeit im Handwerk zu erblicken, über deren Umfang innerhalb des Buchdrucker- und des Hutmachergewerbes interessante Daten beigebracht werden, welche hinreichend beweisen, dass die wirtschaftliche Existenz einer breiten Schichte der kleingewerblichen Arbeiterschaft im Gegensatze zu den Verheißungen der Schöpfer des Befähigungsnachweises dem Spiele des Zufalles ausgeliefert ist. Als gedankenlose Phrase erscheint somit die Behauptung, dass der Befähigungsnachweis als Mittel der Socialpädagogik das Emporkommen eines tüchtigen Nachwuchses garantiere, das Eindringen unreifer Elemente in den Kreis der Selbständigen verhindere, einen wirksamen Schutz biete „gegen Unerfahrenheit und ungenügendes Können, gegen Schleuderproduction und unsolide Ware". Mit Bezug auf den Gesellen stellt der Verfasser dem Befähigungsnachweise das folgende drastische Zeugnis aus: „Ohne sein Wissen vertieft, seinen Willen gestählt, seinen Geschmack entwickelt, seine Hand geschult zu haben, gibt er den jugendlichen Handwerksmann dem stürmischen Wogenprall des wirtschaftlichen Daseinskampfes preis, einzig ausgerüstet mit der gesetzlichen Befugnis, für alles erlittene Ungemach an anderen schlimme Vergeltung zu üben."

Schließlich zeigt die eingehende Prüfung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Meisters, des eigentlichen Schoßkindes der Gewerbereformer, dass der Befähigungsnachweis, was die von ihm erhoffte Concurrenzbeschränkung anbelangt, völlig wirkungslos geblieben ist, und dass sein läppisches Corrolar: die den gewerblichen Froschmäusekrieg entfesselnde Abgrenzung der Gewerbe im höchsten Grade schädlich wäre, wenn nicht die Judicatur vor einer consequenten Anwendung des Gesetzes zurückschreckte. Weder als Lehr-, noch als Lohnherr, noch als wirtschaftendes Subject stellt der Meister unter der Herrschaft des neuen Gesetzes besser seinen Mann als zuvor. Im Gegentheil. Ihm ist durch die kleinliche Gewerbeabgrenzung die Basis seines wirtschaftlichen Gedeihens wesentlich verschmälert worden, und der Befähigungsnachweis versperrt ihm auch noch die Flucht auf ein ertragreicheres Arbeitsgebiet.

Den Schluss des Werkes bildet die aus allen vorhandenen Quellen mit Sorgfalt schöpfende Untersuchung der Zwangsgenossenschaft. Die Genossenschaft hat sich sowohl als Schule corporativer Selbstverwaltung zur Erhaltung des socialen Friedens, wie als selbstthätiges Organ socialer Gewerbepolitik von allem Anfange an bekanntermaßen gänzlich untauglich gezeigt. Waentig erachtet als den schlagendsten Beweis „für den unwissenschaftlichen Charakter der österreichischen Mittelstandspolitik die dem Genossenschaftswesen zugrunde liegende naive Vorstellung, es werde eine von den Instincten einer sinkenden oder doch zurückgebliebenen Bevölkerungsschicht beherrschte Organisation nicht allein das Handwerk zu neuer Blüte bringen, sondern auch die Kraft haben, auf höheren Befehl eine Reihe der schwierigsten Probleme moderner Wirthschaftspolitik gleichsam aus dem Stegreife zu lösen". Nur auf den Trümmern des Genossenschaftswesens könne eine wirksame und den wahren Interessen des Kleingewerbes dienende Wirtschaftspolitik durchgeführt werden. Wer aber ist zu dieser Zertrümmerung berufen? Die Staatsgewalt? Diese hat sich zwar davor gehütet, die letzten Consequenzen aus ihrer reactionären Handwerkerpolitik zu ziehen, wohl einsehend, dass die von den Zünftlern geforderten Mittel zur Erhaltung des Handwerks den wirthschaftlichen Ruin der Gesammtheit heraufbeschwören müssten. Doch ob die Staatsgewalt die Einsicht und Kraft noch besitzt, nicht nur die begangenen Fehler wieder gutzumachen sondern auch noch viel darüber hinaus zu thun, muss gerade in diesem Momente sehr zweifelhaft erscheinen. Waentig stellt sie vor die Entscheidung, „ob sie Organ eines fortschreitenden Volkes oder Büttel der alternden Kirche sein will, und ob Oesterreich ein modernes Gemeinwesen bleiben oder zuguterletzt noch ein zweites Spanien werden soll". Unser heutiger Curs zielt nach Spanien. Die Staatsgewalt hat ihn eingeschlagen und wird ihn beibehalten, bis ihr nicht selbst Gewalt angethan wird von den durch unsere selbstmörderische Politik heraufbeschworenen Ereignissen.

J. Singer.

Untergrundbahnen in London und Berlin.

Von Ingenieur Leo Silberstein (Berlin).

Beschreitet man die engen winkeligen Straßen des Mittelalters, wie z. B. in dem reizenden Nürnberg, so schwelgt zwar unser Schönheitssinn in den körperhaften Erinnerungen der kunstsinnigen Zeit mit ihren Giebeln, ihren Butzenscheiben, ihren bunten Façaden, aber dem modernen Menschen mit seinen hygienischen Forderungen nach Licht und Luft legt sich ein Alp auf die Brust. Licht und Luft! Augenscheinlich war jene Zeit diesen beiden Elementen entfremdet. Schon der asketische Mönchsglaube riss die Welt von der Natur los; selbst ein Petrarca fühlte beim Entzücken, das der Anblick des Meeres tief unter seinen Füßen in ihm wach rief, zugleich ein Beben in seinem Herzen: die Furcht vor der Versuchung des Teufels. Wenn wir uns diese engen Straßen angefüllt denken mit dem Mummenschanz jenes Zeitalters der bunten Pluderhosen und der vielfarbigen geschlitzten Wämser, so fragen wir uns, wo diese Massen Raum fanden, sich auszudehnen und sich auszuleben! Noch die heutige Zeit krankt an dem Uebelstande, dass der europäische Städtebau nicht mit so klarer Planmäßigkeit sich entwickeln konnte, wie z. B. auf dem jungfräulichen Boden Nordamerikas. Dort war es möglich, im vorhinein den Avenuen und Querstraßen geometrisch präcisierte Richtungen und eine den Bedürfnissen angepasste Breite zu geben. Nichtsdestoweniger hat man auch dort nicht mit einem der wichtigsten Verkehrsmittel, den Straßenbahnen, genügend gerechnet, so dass wie im alten Europa eine Ueberlastung der Straßen mit Hochbahnen eintritt. Betrachten wir Wien, Berlin, London. Wir finden überall eine „City," in der die meisten Geschäfte und Unternehmungen sich auf dem engsten Raum zusammendrängen. Die in London nach der City strömende Zahl der Fußgänger beträgt täglich an die 5—600.000, zu denen sich etwa 60.000 Fuhrwerke gesellen. Ueber „London Bridge" allein kommen innerhalb 24 Stunden, nach der Statistik vom Jahre 1891, 107.421 Personen. Die mit einer solchen Handels- und Menschenbewegung verbundene Anhäufung von Wohnungen inmitten einer Stadt erweist sich jedenfalls nicht als wirtschaftlich angenehm und gesundheitsfördernd. Ihr kann nur entgegengetreten werden durch die Einführung hinreichender Verkehrslinien, die vom Centrum nach der Peripherie führen. Die Distanzen schwinden, die Verbindung der einzelnen Geschäftsbetriebe untereinander wird eine regere, Fabriken rücken ihren Hilfsindustrien näher, ebenso der Handwerksmeister seinem, in den entfernteren Stadttheilen wohnenden, Kundenkreis. Es tritt eine stetig vermehrte Benützung jener Institute ein, die dem geselligen und geistigen Leben dienen, wie der Museen, Bibliotheken, Theater. Soweit auch das Häusermeer reiche, ein jeder fühlt sich durch die günstigen Bahnverbindungen im Mittelpunkte des Ganzen. Er kann ohne große Zeitverluste seine geschäftlichen und gesellschaftlichen Bedürfnisse befriedigen.

Die imponierende Breite der modernen Straßen der Großstädte schwindet zusammen, sobald Hochbahnen durch dieselben geführt werden; es tritt ein fühlbarer Raummangel ein, abgesehen davon, dass das Straßenbild durch die Architektur der Viaducte wohl kaum eine Verschönerung erfährt. Aus diesen und noch andern Gründen ist man zum Bau von Untergrundbahnen geschritten. Der Engländer, dieser blonde Rassenmensch, der nie vor der Verwirklichung technischer Phantasien, und seien sie noch so ungeheuerlich, zurückschrickt, war der erste, seine Landeshauptstadt mit Untergrundwegen zu unterfahren. Unter denselben ist die „City- und Southlondonbahn" bemerkenswert durch die erstmalige Anwendung des elektrischen Betriebes. Im Jahre 1890 wurde der etwa fünf Kilometer lange Tunnel eröffnet. Er besteht aus zwei parallelen Röhren, die etwa 12 bis 18 Meter unter dem Straßenniveau liegen. Eine Röhre dient für die Hin-, die andere für die Rückfahrt, die „UP-" und „DOWN-Linie". Die Bahn beginnt an der King-William Street in der City, geht unter der Themse durch, macht einen Bogen und erreicht nach Berührung mehrerer Stationen in ihrer Endstation Stockwell die Vorstadt. Die Zwillingstunnels liegen an der Ausgangsstation im gleichen Niveau, ändern aber bald ihre Lage, indem das eine Rohr tiefer hinunter geht als das andere, so dass sie schräg über einander zu liegen kommen. Dadurch hat man den Vortheil, dass zur Förderung des Publicums aus der Tiefe eine einzige Fahrstuhlanlage für die Perrons beider Fahrrichtungen genügt. Ein ausführliches Bild gibt der Regierungsrath Gustav Kemmann in seinem vorzüglichen Buche „Der Verkehr Londons", der Frucht einer Studienreise des Verfassers in England. Die Tunnelröhren sind aus gusseisernen Ringen zusammengesetzt, haben einen kreisförmigen Querschnitt und lassen einen cylindrischen Innenraum von 3·20 Meter Durchmesser für den Verkehr frei. Augenscheinlich ist damit der Raum etwas zu klein bemessen. Der Betrieb findet in der Weise statt, dass kleine Züge, die aus je drei Wagen bestehen, von einer elektrischen Locomotive gezogen, in Abständen von etwa drei bis fünf Minuten einander folgen. Sie besitzen eine stündliche Fahrgeschwindigkeit von 32 Kilometern. Die Untergrundbahnen haben den Straßenbahnen gegenüber den Vortheil, dass sie ihre Geschwindigkeit beliebig steigern können, ohne Gefahren oder Verkehrsstockungen für Fußgänger und Straßenfuhrwerke heraufzubeschwören.

Die Locomotiven sind mit Westinghouse-Bremsen, Pressluft-Pfeifen und der nöthigen Steuerung zum Anfahren, Halten und Re-

gulieren der Geschwindigkeit ausgestattet. Die zum Functionieren der Bremse nöthigen Luftbehälter werden in der Endstation Stockwell jedesmal mit frischer Druckluft gefüllt. Die elektrische Energie wird dort in der Centrale am Clapham Road erzeugt. Den Locomotiven wird der Strom mittelst einer eisernen Schiene zugeführt, die zwischen den Geleisen auf isolierenden Glasunterlagen befestigt ist. Die Locomotive entnimmt den Strom mittelst Bürsten, die auf der Schiene gleiten. Die Elektromotoren sitzen direct auf den Radachsen. Die Betriebsspannung beträgt etwa 450 Volt.

Wie man sieht, entfaltet hier die Elektricität alle ihre Vortheile gegenüber jeder anderen Betriebsart: die Zuführung der Kraft geschieht auf die einfachste Weise. Der Bau der Locomotiven ist ebenfalls der denkbar einfachste gegenüber den Dampflocomotiven. Rauch, Ruß, complicierte Mechanismen, das Mitführen von Wasser und Kohlenquantitäten und viele andere Unbequemlichkeiten sind hier ausgeschlossen. Die Beanspruchung an Raum, Bedienung und Aufmerksamkeit ist ein Minimum, die Betriebs-Sicherheit und -Einfachheit ein Maximum.

Und nun das Problem des Zu- und Abganges der Passagiere zu den Bahnsteigen. Die Stationen sind im Kellerraum bestimmter Wohnhäuser untergebracht. Zu dem in der Tiefe liegenden Bahnhofe gelangt man mittelst zweier Fahrstühle, die je 50 Personen fassen. Sie werden mittelst Druckwasser betrieben. Die Reisenden können auch über eine Treppe oder Rampe von einem Bahnsteig zu dem etwa drei Meter tiefer liegenden Bahnsteig der entgegengesetzten Linie gelangen. Außer den Aufzügen befindet sich in jeder Station eine Treppe, über welche die Passagiere zum Tageslicht herausgelangen können. Die Treppe wird jedoch selten benützt. Gegen die Stationen zu, die in einer Entfernung von rund einem Kilometer auseinander liegen, steigt der Tunnel langsam an. Dies hat seinen guten praktischen Zweck. Durch das Gefälle nämlich wird das Anfahren der Züge bedeutend erleichtert, die Antriebsmaschine braucht nicht überlastet zu werden. Umgekehrt unterstützt bei der Einfahrt des Zuges die Steigung des Tunnels die Wirkung der Bremsapparate. Die lebendige Kraft der Waggons, die beim Einfahren durch das aufsteigende Geleise vernichtet wird, wird bei der Ausfahrt wieder zurückgewonnen.

Den elektrischen Strom für die Beleuchtung der Strecken liefern eigene Dynamos, die in doppelter Anzahl vorhanden sind, um bei Betriebsstörungen Reserve zu bilden. Die Züge sollen in einer Mindestentfernung von 300 Meter einander folgen, damit kein Zusammenstoß stattfinden kann. Zur Verhütung eines derartigen Unglückes sind verschiedene Mittel anwendbar. Die Pariser, die seit Jahren ebenfalls eine unterirdische Bahn projectieren, beabsichtigen die Strecke entlang farbige Signallampen anzubringen. Diese sollen von dem vorbeifahrenden Zuge selbstthätig zum Leuchten gebracht werden. Sie erlöschen erst, wenn die Wagen eine Strecke von 300 Meter zurück gelegt haben. So dass ein etwa nachkommender Zug durch das Brennen der Signallampe benachrichtigt wird, dass innerhalb der Mindestdistanz von 300 Meter vor ihm sich Fahrzeuge befinden, mit denen ein Zusammenstoß droht. Der Führer muss demgemäß halten oder seinen Lauf mäßigen.

Für die in Berlin geplante Untergrundbahn hofft man ein noch besseres System zur Anwendung bringen zu können, das ohne Inanspruchnahme der Aufmerksamkeit des Zugsführers automatisch einen Zusammenstoß verhindert. Hier soll nämlich die Stromleitung derart angelegt werden, dass ein nachfolgender Zug überhaupt keinen Betriebsstrom erhält, sobald er sich einem vorhergehenden auf die gefährliche Distanz von 300 Meter genähert hat.

In London ist das Fahrkartenausgabe-System auf seine einfachste Form gebracht. Dadurch werden überflüssige Beamte und Zeitverluste erspart. Es besteht ein Einheitspreis für sämmtliche Strecken. Der Passagier tritt in ein Drehkreuz, das die Eingangsthür sperrt, und wirft seine Münze in einen Automaten, worauf sich die Riegel des Drehkreuzes von selbst öffnen; er begibt sich durch dasselbe in den Fahrstuhl, der ihn hinunter befördert. Die Drehkreuze zählen mittelst Uhrwerkes die Besucher.

In Betreff der Ventilation sind diese elektrischen Bahnen sehr gut daran. Schon die völlige Abwesenheit von Ruß und Rauch macht einen großen Theil der Lüftungsarbeit überflüssig. Ueberdies sind diese Röhrentunnels nichts anderes als riesige Stiefel einer Luftpumpe. Die durchsausenden Züge sind die Kolben. Sie saugen die Luft hinter sich an und stoßen sie vor sich hinaus. Der Reisende sitzt in seinem fensterlosen Waggon wie der Brief der „pneumatischen" oder „Rohrpost" in seiner Schachtel und schießt so durch das unterirdische Rohr dahin.

Was die Kosten anbetrifft, so hat die Londoner Untergrundbahn, die meist durch sehr gutes Bodenmaterial, fast durchwegs Thonboden, sich durchzuarbeiten hatte, $2^3/_4$ Millionen Mark pro Kilometer erfordert. Die Pariser Bahn, die in einem einzigen Rohre von 5·6 Meter Durchmesser beide Schienenstränge der „UP- und DOWN-Linie" aufnehmen soll, wird auf $4^1/_2$ Millionen Mark pro Kilometer geschätzt. Die für New-York projectierte muss wohl in besonders großen Dimensionen oder unter kostspieligen Verhältnissen gebaut werden, denn sie ist auf $7^1/_2$ Millionen Mark pro Kilometer veranschlagt.

Die für Berlin projectierte Untergrundbahn soll unter dem Zuge der belebtesten Straße, der Friedrichstraße, die Stadt von Norden nach Süden durchqueren. Ebenso wie ihr Betrieb wird auch ihr Bau unabhängig vom Gewimmel der Straße, ohne irgend welche Hemmung des Verkehrs, stattfinden, eine stille Maulwurfsarbeit. Auch Expropriationen sind nicht nöthig oder nur in den seltensten Fällen, denn der Tunnel hält sich in der Mittellinie der Straße, neun Meter, also etwa zwei Stockwerke tief unter dem Straßenniveau. Die Grundmauern der Gebäude werden demnach an die Zwillingsröhren des Tunnels nicht heranreichen. Das Interessante an diesem Projecte ist die Durchquerung des von Grundwasser stark durchsetzten Berliner Bodens. Die städtischen Behörden haben sogar Zweifel ausgedrückt, ob derartige Tunnels im schwimmenden Gebirge des Berliner Untergrundes ohne allzugroße Schwierigkeiten herzustellen wären. Den Beweis für die Durchführbarkeit des Projectes sollte ein Versuchstunnel unter dem Bett der Spree liefern. Dieser 600 Meter lange Spree-Tunnel ist thatsächlich unter den schwierigsten Verhältnissen bereits zum größten Theile hergestellt und bedeutet einen recht bemerkenswerten Fortschritt auf dem Gebiete des Tunnelbaues. Auf diesem Gebiete hat man ja in Oesterreich recht viel geleistet. Insbesondere die großen Gebirgsbahnen haben den österreichischen Ingenieuren vielen Ruhm eingebracht. Aber auf dem Gebiete der Anlage städtischer Untergrundwege haben die Engländer und Amerikaner sich zuerst hervorgethan. So wurde der eingewanderte Normanne Isambert Brunnel durch das Geschick und die Zähigkeit berühmt, mit der er den Bau jenes bekannten Themse-Tunnels durchführte, der nicht weniger als zehn Jahre zu seiner Vollendung erfordert hat (1825 bis 1842). Dazwischen stockte der Bau sechs Jahre aus Geldmangel. Gekostet hat der ganze Unterwasserweg, der nicht länger als 400 Meter ist, 9·36 Millionen Mark. Ein hübsches Sümmchen, wenn man bedenkt, dass der ungefähr 600 Meter lange und unter ebensolchen Schwierigkeiten erbaute Spree-Tunnel nur etwa $^1/_2$ bis $^3/_4$ Millionen Mark kosten wird. Brunnel hatte eine ganze Reihe von Einbrüchen des Themsewassers in seinem Bau zu bewältigen. Außerdem führte er die ganze Anlage als einen mächtigen Mauerklotz aus, in welchem der Querschnitt der durchgehenden Tunnelröhre ausgespart war. Heutzutage baut der Techniker die Tunnels aus Eisen und Cement. Dadurch baut er leichter, billiger und besser.

Der Vortrieb des Tunnels durch den fließenden Sand am Grunde der Spree erfolgte mittelst eines Brustschildes, der für die hier vorherrschenden Schwierigkeiten durch den Eisenbahndirector E. Mackensen und den Oberingenieur W. Lauter aus Frankfurt a. M. eine besondere Construction erfahren hat. Der Brustschild besteht aus einer eisernen Röhre von etwas größerem Durchmesser als das Tunnelrohr; er ist mit zwei Querwänden versehen. Der Vortrieb des Schildes geschieht mittelst Druckwasser, in der Weise, dass eine Anzahl hydraulischer Pressen denselben nach vorwärts bewegen. Vorne ist der Schild mit einem scharfen Stahlrand an seinem Umfange versehen, der ihm das Eindringen in den Boden erleichtert. Dieser Schild verfolgt den Zweck, in seiner Höhlung die Arbeiter zu schützen, die mit Haue und Schaufel das Gebirge bearbeiten und die Entfernung des Materials bewirken. Die vordere Brustwand schließt den Schild gegen das Eindringen des Wassers ab. Sie enthält verschließbare Oeffnungen, durch die mit der Schaufel gearbeitet werden kann. Außerdem erhält der Schild noch eine zweite Querwand, durch die er in zwei Kammern zerfällt. In der vorderen Kammer, „vor Ort", findet die eben erwähnte Lösung und Förderung des Gebirges, in der hinteren Kammer der Einbau der Tunnelringe, die Bedienung der Wasserdruckpressen u. s. w. statt. Damit die Arbeiter in den beiden Kammern nicht von eindringendem Wasser ersäuft werden, muss der Raum mit Pressluft gefüllt sein. Die zusammengepresste Luft vermag für jede Atmosphäre Ueberdruck eine Wassersäule von zehn Meter Höhe zu tragen; sie bildet für das Wasser eine Art undurchdringlicher Wand. Die Leute, die hier unten arbeiten, müssen nun durch Luftschleusen ihren Aus- und Eingang suchen. Aehnlich wie Schiffer durch Canalschleusen von einer tiefer liegenden Canalstrecke auf ein höheres Niveau befördert werden, so vermitteln die Luftschleusen den Uebergang aus dem niederen Luftdruck der äußeren Atmosphäre zu dem höheren Luftdruck dort unten. Sie sind paarweise eingebaut und bestehen aus eisernen Röhren mit luftdicht schließenden eisernen Thüren. Der Arbeiter, der von außen kommt, tritt hinein und nimmt auf einem Bänkchen Platz. Es ist übrigens in der Schleuse Raum für mehrere Arbeiter vorhanden. Sobald hinter ihm die Thüre geschlossen ist, wird Druckluft hineingepresst. Langsam gewöhnt sich sein Organismus an den steigenden Druck. Es ist bekannt, dass diese Leute von guter Constitution sein müssen, namentlich weder für Congestionen nach dem Kopfe empfindlich, noch Herz- oder Ohrenleiden haben dürfen. Hat die Luft in der Schleusenkammer die nöthige Pressung erhalten, wie sie „vor Ort", d. i. im Arbeitsraume des Schildes, herrscht, so wird die zweite Thüre geöffnet, und der oder die Arbeiter verlassen die Schleuse. Das Oeffnen und Schließen der Thüre hängt übrigens nicht von dem Belieben der Bedienungsmannschaft ab, so lange auf den Thüren ein kräftiger einseitiger Luftdruck lastet. Man sollte es kaum glauben, aber eine einfache Rechnung beweist es. Ein Ueberdruck der Luft von nur einer Atmosphäre belastet eine solche Thür je nach ihrer Größe

mit mehreren 1000 Kilogrammen. Auf jeden Quadratcentimeter kommt nämlich ein Kilogramm Ueberdruck, das macht bei einem Quadratmeter Fläche bereits zehn Tonnen aus.

Die Entfernung der geförderten Erde geschieht theils in kleinen Wagen, die ebenfalls ein- und ausgeschleust werden müssen, sowie auch durch Wasserstrahl-Sandpumpen, bei denen Druckwasser die Hinausschaffung des Schwimmsandes durch besondere Röhrenleitungen bewerkstelligt. Sobald der Schild um etwa dreiviertel Meter vorgerückt ist, wird dem Tunnel ein neuer Ring hinzugefügt. Der Tunnelmantel besteht nämlich aus schmalen Ringen, die wiederum aus je neun flusseisernen Platten zusammengesetzt werden. In Berlin ist zum erstenmale Flusseisen angewendet. Die Verwendung des Flusseisens gestattet gegenüber dem Gusseisen wesentliche Ermäßigung der Anlagekosten und geringere Stärke der Platten, die trotz einer Dicke von nur zehn Millimeter genügende Standfestigkeit besitzen. Die Platten können leicht in den Presslustraum hineingeschleust werden. Sie werden hinter dem Brustschild zusammengeschraubt und ringsum außen und innen mit einem Cementmantel versehen.

Das Tunnelrohr ist kreisförmig und hat einen lichten Durchmesser von vier Meter.

Schon ist das Bett der Spree in seiner Breite von rund 400 Meter, unterfahren und nur noch eine Uferstrecke von 200 Meter fehlt. Diese wird nicht mehr wie bisher bergmännisch, sondern mittelst Graben fertiggestellt. Der Tunnel macht hier eine kleine Krümmung, um in die Richtung der Dorfstraße von Stralau einzumünden.

Der Spree-Tunnel bedeutet einen beachtenswerten Fortschritt auf dem Gebiete des Tunnelbaues, und die bei seinem Vortrieb gemachten Erfahrungen erweisen sich für die Anlage von Unterwasserwegen, insbesondere aber der zukünftigen Berliner Untergrundbahn, als sehr ermuthigend.

Novalis.

Von Maurice Maeterlinck.

„Die Menschen gehen verschiedene Wege; wer ihnen folgt und sie vergleicht, sieht seltsame Gebilde entstehen," sagt unser Autor. Ich habe drei solcher Menschen gewählt, deren Wege uns auf drei verschiedene Gipfel führen. Ich sah am Horizonte von Ruysbroecks Werken die bläulichen Risse der Seele schimmern, während in denen Emersons die kleinsten Hügel des menschlichen Herzens sich unregelmäßig rundeten. Hier dagegen befinden wir uns auf den scharfen, oft gefährlichen Felsgraten des Gehirnes, aber es gibt Rückwege voll köstlichen Schattens zwischen den grünenden Wellenhängen dieser Grate, und die Luft ist hier von unveränderlicher Krystallklarheit.

Es ist wunderbar, zu sehen, wie sehr die Straßen der menschlichen Seele nach dem Unzugänglichen hin auseinandergehen. Man muss nur einen Augenblick den Spuren der drei genannten Seelen folgen. Sie sind jede von ihrer Seite aus weit über die bestimmten Kreise des gewöhnlichen Bewusstseins hinausgegangen, und jede von ihnen hat Wahrheiten angetroffen, die einander nicht ähneln, und die wir dennoch als verlorene und wiedergefundene Schwestern aufnehmen müssen. Eine verborgene Wahrheit ist, was uns leben macht. Wir sind ihre unbewussten und stummen Sclaven und befinden uns in Ketten, solange sie nicht erschienen ist. Wenn aber eines jener außerordentlichen Wesen, welche die Fühlhörner der unzähligeinen menschlichen Seele bilden, sie für Augenblicke ahnt, während es im Finsteren tappt, so fühlen sich die Geringsten unter uns, ich weiß nicht durch welche plötzliche und unerklärliche Rückwirkung, von etwas befreit. Eine neue, höhere, reinere und geheimnisvollere Wahrheit nimmt den Platz der ein, die sich entdeckt sah und ohne Umkehr flieht; und die Seele aller, ohne dass etwas es äußerlich verriethe, schickt sich zu einer heitereren Aera an und feiert tiefe Feste, an denen wir nur zögernd und sehr entfernt Antheil nehmen. Und ich glaube, dies geschieht derart, dass sie steigt und einem Ziele zustrebt, das sie allein zu kennen imstande ist.

Alles, was man sagen kann, ist nichts in sich. Man lege auf eine Wagschale alle Worte der großen Weisen und auf die andere die unbewusste Weisheit dieses Kindes, das eben vorübergeht, und man wird sehen, dass, was Platon, Marc Aurel, Schopenhauer und Pascal uns enthüllt haben, nicht um eines Haares Breite die großen Schätze des Unbewussten überwiegen wird, denn das schweigende Kind ist tausendfach weiser als dieser Marc Aurel, der spricht. Und dennoch, hätte Marc Aurel die 12 Bücher seiner Betrachtungen nicht geschrieben, so wäre ein Theil der unbekannten Schätze, die unser Kind birgt, nicht der nämliche. Vielleicht ist es nicht möglich, von diesen Dingen ganz klar zu sprechen, aber wer tief genug sich zu fragen und zu leben weiß, empfindet nach seinem gesammten Wesen, und wäre es nur für die Dauer eines Blitzes, dass dies so ist. Vielleicht entdeckt man eines Tages noch die Gründe, kraft deren, wenn Plato, Swedenborg oder Plotin nicht gelebt hätten, die Seele des Bauers, der sie nicht gelesen hat, noch je von ihnen sprechen hörte, nicht das wäre, was sie zur Zeit unfehlbar ist. Aber wie dem auch sei, kein Gedanke verlor sich je für irgend eine Seele; wer kann uns alle Theile unseres Selbst nennen, die nur dank der Ideen leben, welche nie ausgedrückt wurden? Unser Bewusstsein hat mehr als eine Stufe, und die Weisesten bemühen sich nur um unser fast unbewusstes Bewusstsein, weil dieses auf dem Punkte steht, göttlich zu werden. Dieses transcendentale Bewusstsein zu mehren, scheint zu allen Zeiten der unbekannte und höchste Wunsch der Menschen gewesen zu sein. Es liegt wenig daran, dass sie das nicht wissen; denn sie wissen nichts, und doch handeln sie in ihrer Seele so weise, wie die Weisesten. Es ist wahr, dass die meisten Menschen nur in dem einen Augenblick leben dürfen, wo sie gerade sie ben. Indessen mehrt sich dies Bewusstsein nur, um das Unerklärliche um uns zu mehren. Wir suchen zu erkennen, um zu lernen, dass wir nichts erkennen können. Wir erweitern uns nicht, ohne die Mysterien zu erweitern, die uns niederdrücken, gleich Sclaven, die, ohne je muthlos zu werden, sich den Wunsch zu leben nur unter der Bedingung erhalten können, das Gewicht ihrer Ketten ohne Erbarmen zu mehren . . .

Die Geschichte dieser wundersamen Ketten ist die einzige Geschichte unserer selbst; denn wir sind nur ein Mysterium, und was wir wissen, interessiert nicht mehr. Bisher ist sie noch nicht lange, sie umfasst nur einige Seiten, und man könnte sagen, die Besten haben sich gefürchtet, daran zu denken. Wie wenige haben gewagt, bis zu den Endpunkten des menschlichen Denkens vorzudringen! Und man nenne uns die Namen derer, die dort nur einige Stunden verweilten. Mehr als einer hat sie uns versprochen, und einige andere haben sie für einen Augenblick versucht, aber bald darnach verloren sie Schritt für Schritt den Muth, dessen es bedarf, um dort zu leben; sie fielen zurück auf die Seite des äußeren Lebens und in die bekannten Thäler der menschlichen Vernunft, „und alles floss von neuem wie ehemals vor ihren Augen".

In Wahrheit, es ist schwierig, seine Seele zu befragen und ihre kleine Kinderstimme inmitten der unnützen Schreier zu vernehmen, die sie umgeben. Und doch: wie wenig machen die anderen Anstrengungen des Geistes aus, wenn man darüber nachdenkt; und wie weit von uns geht unser gewöhnliches Leben vor sich! Man könnte sagen, dass dort unten nur die Ebenbilder unserer öden, zerstreuten und unfruchtbaren Stunden erscheinen, aber hier befindet sich der einzige Pol unseres Wesens und der Ort des Lebens selbst. Dahin muss man unaufhörlich flüchten. Das Uebrige wissen wir, bevor man es uns gesagt hat. Aber hier lernen wir viel mehr als alles, was sich sagen lässt; und im Augenblicke, wo die Phrase haltmacht und die Worte sich verbergen, trifft unser unruhiger Blick plötzlich durch Jahre und Zeiten hindurch einen anderen Blick, der ihn geduldig auf dem Wege zu Gott erwartete. Die Augenlider blinzeln zur selben Zeit, die Augen werden feucht vom süßen und furchtbaren Thau eines gleichen Mysteriums, und wir wissen, dass wir nicht mehr allein sind auf der endlosen Straße . . .

Aber welche Bücher sprechen uns von dieser Stelle des Lebens? Die Metaphysiker gehen kaum bis an ihre Grenzen; und was bleibt in Wahrheit nach deren Ueberschreitung? Einige Mystiker, die Narren scheinen, weil sie wahrscheinlich die Natur des menschlichen Gedankens selbst darstellten, wenn der Mensch die Kraft oder die Muße hat, wahrhaft ein Mensch zu sein. Weil wir vor allem die Meister der gewöhnlichen Vernunft lieben, Kant, Spinoza, Schopenhauer und einige andere — ist dies ein Grund, die Meister einer anderen Vernunft zurückzustoßen, die uns gleichfalls brüderlich ist und vielleicht die Vernunft der Zukunft sein wird? Indessen haben sie uns Dinge gesagt, die für uns unumgänglich waren. Man schlage den tiefsten der gewöhnlichen Moralisten oder Psychologen auf; er wird von Liebe, Hass, Stolz und den anderen Leidenschaften unseres Herzens sprechen; diese Dinge können uns einen Augenblick gefallen, wie Blumen, die von ihrem Stengel abgerissen sind. Aber unser wahres und unveränderliches Leben geht tausend Meilen von der Liebe und hunderttausend Meilen vom Stolze vor sich. Wir besitzen ein tieferes und unerschöpflicheres Ich, als das Ich der Leidenschaften oder des reinen Verstandes. Es handelt sich nicht darum, uns zu sagen, was wir empfinden, wenn unsere Liebste uns verlässt. Unsere Augen weinen darüber, aber unsere Seele weint nicht. Möglich, dass sie das Ereignis vernimmt und in Licht verwandelt; denn alles, was in sie fällt, strahlt aus. Möglich auch, dass sie es nicht weiß; wozu aber dient es dann, davon zu sprechen? Man muss diese kleinen Dinge denen überlassen, die nicht empfinden, wie tief das Leben ist. Wenn ich heute morgens La Rochefoucauld oder Stendhal gelesen habe, glaubt man, ich hätte Gedanken erworben, die mich mehr zum Menschen machen; und die Engel, denen man sich Tag und Nacht nähern soll, würden mich schöner finden? Alles, was nicht über die alltägliche und experimentelle Weisheit hinausgeht, gehört uns nicht und ist unserer Seele nicht würdig. Alles, was man ohne Bangen vernehmen kann, setzt unseren Wert herab. Ich werde gezwungen lächeln, wenn man dazukommt, mir zu beweisen, dass ich Egoist war bis in das Opfer meines Glückes und meines Lebens hinein; aber was ist Egoismus im Hinblicke auf so viele andere allmächtige Dinge, die ich in mir ein unaussprechliches Leben führen fühle. Nicht auf der Schwelle der Leidenschaften befinden sich die reinen Gesetze unseres Wesens. Es kommt ein Augenblick, wo die Erscheinungen des gewöhnlichen Bewusstseins, das man das Bewusstsein der Leidenschaften oder der Ve-

ziehungen ersten Grades nennen könnte, uns nicht mehr nützen und unser Leben nicht mehr berühren.

Ich gebe zu, dass dies Bewusstsein oft und auf mancher Seite anziehend ist, und dass es nöthig ist, seine Falten zu kennen, aber es ist eine Pflanze der Oberfläche, und seine Wurzeln fürchten das große Feuer im Kerne unseres Wesens. Ich kann ein Verbrechen begehen, ohne dass der geringste Hauch die kleinste Flamme dieses Feuers bewegt; und andererseits kann ein ausgetauschter Blick, ein Gedanke, der nicht zum Aufblühen kommt, eine Minute, die ohne Wort vergeht, es in furchtbaren Wirbeln im Grunde seines Schlupfwinkels aufregen und es über mein Leben hin sich ergießen lassen. Unsere Seele urtheilt nicht wie wir, sie ist voll Eigensinn und Verborgenheit. Sie kann von einem Hauch berührt werden und von einem Sturme nichts wissen. Man muss suchen, was sie berührt; alles ist dort, denn dort ist es, wo wir sind.

Ebenso kenne ich, um auf dieses gewöhnliche Bewusstsein zurückzukommen, das in großer Entfernung von unserer Seele herrscht, mehr als einen Geist, den die wundersame Schilderung der Eifersucht Othellos zum Beispiel nicht mehr erstaunen macht. Sie liegt ein- für allemal in den ersten Kreisen des Menschlichen. Sie bleibt solange herrlich, als man Sorge trägt, nicht Thür noch Fenster zu öffnen; sonst würde das Bild in Staub zerfallen im Winde all des Unbekannten, das draußen wartet. Wir hören den Monolog des Mohren und Desdemonas wie eine vollendete Thatsache, aber ohne verhindern zu können, dass wir an tiefere Dinge denken. Mag der afrikanische Soldat von der edlen Venezianerin getäuscht werden oder nicht, er hat ein anderes Leben. In seiner Seele und um sein Wesen können selbst im Augenblicke seines elendesten Argwohnes und seiner brutalsten Wuth tausendfach feinere Dinge vorgehen, die seine Zornröthe nicht stören kann, und durch die überflüssigen Ausbrüche der Eifersucht hindurch geht ein unveränderliches Dasein, welches der Genius bisher nur im Fluge gestreift hat.

Stammt daher wohl die Traurigkeit, welche den Meisterwerken entströmt? Die Dichter konnten sie nur unter *der* Bedingung schreiben, dass sie ihre Augen vor furchtbaren Horizonten schlossen und den zu ernsten und zu zahlreichen Lauten ihrer Seele Schweigen auferlegten. Hätten sie es nicht gethan, sie hätten den Muth verloren. Nichts ist trauriger und enttäuschender, als ein Meisterwerk, weil nichts mehr die Ohnmacht des Menschen zeigt, von seiner Größe und Würdigkeit Kenntnis zu bekommen. Und wenn eine Stimme uns nicht ankündigte, dass die schönsten Dinge nichts sind im Hinblick auf alles, was wir sind, so könnte uns nichts stärker herabstimmen.

„Die Seele“, sagt Emerson, „ist dem überlegen, was man von ihr wissen kann, und weiser als alle ihre Werke. Der große Dichter läßst uns auch den eigenen Wert fühlen, und darnach achten wir weniger, was er verwirklicht hat. Das Beste, was er uns lehrt, ist die Verachtung alles dessen, was er schuf. Shakespeare reißt uns fort in einem so erhabenen Laufe geistvoller Thätigkeit, dass er uns einen Reichthum einredet, neben dem der seine arm erscheint, und darnach fühlen wir, dass das erhabene Werk, das er schuf, und das wir in anderen Stunden zur Höhe einer Poesie „an sich“ erheben, nicht tiefer dem wahren Wesen der Dinge angehört, als der flüchtige Schatten eines Wanderers auf einem Felsen . .“

Die erhabenen Töne der großen Poeten und Tragiker sind nichts anderes, als mystische Rufe, die dem äußeren Leben dieser Gedichte oder Tragödien nicht angehören. Sie springen einen Augenblick aus dem inneren Leben hervor und lassen uns etwas Unerwartetes hoffen, das wir indessen mit soviel Ungeduld erwarten! Bis die nur zu bekannten Leidenschaften sie wieder mit ihrem Schnee bedecken . . . In diesem Augenblicke stellt sich die Menschheit für kurze Zeit sich selbst gegenüber, wie ein Mensch einem Engel. Nun aber ist es von Wert, dass sie sich so oft wie möglich sich selbst gegenüberstelle, um zu wissen, was sie ist. Wenn ein Wesen aus einer anderen Welt zu uns herabkäme und von uns die höchsten Blüten unserer Seele und die Adelstitel der Welt forderte: was würden wir ihm geben? Einige würden die Philosophen herbeibringen, ohne zu wissen, was sie thäten. Ich habe vergessen, welcher andere geantwortet hat, er würde Othello, König Lear und Hamlet darbieten. Nun, wir jedenfalls nicht! und ich glaube, unsere Seele stürbe vor Scham in der Tiefe unseres Fleisches, weil sie wohl weiß, dass ihre sichtbaren Schätze nicht gemacht sind, um den Augen der Fremdlinge erschlossen zu werden, da sie nichts als falsches Gestein enthalten. Der Niedrigste unter uns hält sich in einsamen Augenblicken, wo er weiß, was er zu wissen nöthig hat, für berechtigt, sich durch etwas anderes vertreten zu lassen, als durch ein Meisterwerk. Wir sind unsichtbare Wesen. Wir hätten dem himmlischen Boten nichts zu sagen noch zu zeigen, und unser Schönstes erschiene uns plötzlich jenen armen Familienstücken gleich, die uns in der Tiefe ihrer Schublade so kostbar, aber so erbärmlich wurden, wenn man sie einen Augenblick aus ihrem Schatten herausnimmt, um sie einem Gleichgiltigen zu zeigen. Wir sind unsichtbare Wesen, die nur in sich selbst leben, und der aufmerksame Besucher gienge fort, ohne je zu ahnen, was er hätte sehen können, falls nicht in diesem Augenblicke unsere gütige Seele nicht vermittelnd dazwischenträte. Sie flieht so gern vor kleinen Dingen, und man hat solche Mühe, sie im Leben wiederzufinden, dass man fürchtet, sie zuhilfe zu rufen. Und doch ist sie stets gegenwärtig und täuscht sich nie, noch täuscht sie zu Zeiten darüber, dass sie zurückgesetzt ist. Sie würde dem unerwarteten Kundschafter die gefalteten Hände des Menschen und seine Augen voller Träume zeigen, die nicht einmal einen Namen haben, oder seine Lippen, die nichts sagen können; und vielleicht würde jener, wenn er würdig ist, zu verstehen, nicht mehr den Muth haben, zu fragen . . .

Bedürfte es aber anderer Beweise, so würde sie ihn unter die führen, deren Werke fast ans Schweigen rühren. Sie würde das Thor des Bereichs öffnen, wo einige sie um ihrer selbst willen liebten, ohne sich bei den kleinen Geberden ihres Körpers aufzuhalten. Sie würden beide zusammen auf die einsame Hochebene steigen, wo das Bewusstsein sich um einen Grad steigert, und alle, die über sich selbst beunruhigt sind, aufmerksam um den ungeheueren Ring herumschweifen, der die Erscheinungswelt mit unseren höheren Welten verknüpft. Sie würde mit ihm zu den Grenzen der Menschheit gehen; denn eben an den Stellen, wo ein Begriff aufzuhören scheint, fängt der Mensch wahrscheinlich an, und seine wesentlichen und unerschöpflichen Theile befinden sich nur im Unsichtbaren, wo er unaufhörlich auf seiner Hut sein muss. Auf diesen Höhen allein gibt es Gedanken, welche die Seele billigen kann, und Ideen, die ihr ähnlich sind und so gebieterisch wie sie selbst. Dort hat die Menschheit einen Augenblick geherrscht, und diese schwach erleuchteten Spitzen sind vielleicht die einzigen Lichter, welche die Erde dem Reich der Geister anzeigen. Ihr Widerschein hat wahrlich die Farbe unserer Seele. Wir fühlen, dass die Leidenschaften des Geistes und Herzens in den Augen einer fremden Einsicht den Klagen von Glockenthürmen gleichen; aber jene Menschen, von denen ich spreche, sind in ihren Werken aus dem engen Dorfe der Leidenschaften herausgekommen und haben Dinge gesagt, welche diejenigen ansprechen können, die nicht zur irdischen Gemeinde gehören. Es thut nicht noth, dass die Menschheit nur ihren eigenen Boden aufwühlt, wie eine Heerde Maulwürfe. Es kommt darauf an, dass sie lebt, als hätte sie eines Tages älteren Brüdern über ihr Leben Rechenschaft abzulegen. Der gegen sich gekehrte Geist ist nur eine Localgröße, die den Vorübergehenden lachen macht. Es gibt etwas anderes als den Geist; auch ist er es nicht, der uns an das All knüpft. *Es ist an der Zeit, dass man ihn und die Seele nicht verwechsle.* Es handelt sich nicht um das, was unter uns, sondern in uns vorgeht, über den Leidenschaften und der Vernunft. Wenn ich der überlegenen Vernunft nichts zeige als La Rochefoucauld, Lichtenberg, Meredith oder Stendhal, so wird sie mich anblicken, wie ich im Schoß einer todten Stadt den tristen Bürger anblicke, der mir von seiner Straße, seiner Heirat oder seinem Gewerbe spricht. Welcher Engel wird den Titus fragen, warum er nicht die Berenike geheiratet habe, und warum Andromache sich dem Pyrrhus verlobte. Was ist Berenike, wenn ich sie dem Unsichtbaren vergleiche, das in einer Bettlerin, die mich anhält, oder in der Prostituierten lebt, die mir winkt? Ein mystisches Wort kann allein für Augenblicke ein menschliches Wesen darstellen; aber unsere Seele lebt nicht in diesen anderen Regionen ohne Dunkel und Abgründe; und du selbst, hältst du dich in schweren Stunden dort auf, wo das Leben auf deine Schultern drückt? Der Mensch ist nicht in diesen Dingen, und doch sind sie vollendet. Aber man muss davon nur unter sich sprechen, und es ist rathsam, davon zu schweigen, wenn ein Besucher abends an unsere Thür klopft. Wenn aber dieser selbe Besucher mich überrascht, im Augenblick, wo meine Seele den Schlüssel zu ihren nächsten Schätzen in Pascal, Emerson und Hello sucht, oder auch in einem von denen, welche der Wunsch nach sehr reiner Schönheit plagte, werde ich das Buch nicht erröthend schließen; vielleicht schöpft er selbst daraus den Begriff von einem Bruder, der zum Schweigen verdammt ist, oder lernt zum mindesten, dass wir nicht alle zufriedene Bewohner der Erde waren.

Die Mode.

So wichtig unsere Jahrhundertswende culturell und kunstgeschichtlich sein wird, so fragt es sich doch sehr, ob die Costümbälle kommender Zeiten mit Vorliebe gerade die heute herrschende Tracht copieren werden. Die Radlertracht gewiss, Männlein wie Weiblein; auch vom Gigerl hat die bildende Kunst mit so inniger Vorliebe zahllose Spiegelbilder festgehalten, dass er die Zeiten überdauern wird, wie sein hundertjähriger Vorgänger, der Incroyable, als unverwüstliche Lieblingsfigur. Von der augenblicklichen Damenmode wird aber schwerlich anderes im Gedächtnis der Zeiten haften, als die uns noch aus der letztverflossenen, wahrhaft charakteristischen Modenepoche zurückgebliebene Schopffrisur, die das Gesicht so entzückend mit einem Heiligenschein umgeben kann, ferner die prächtigen Pelzcapes mit ihren überhochgestellten Kragen, die Bébécapoten mit ihrem graziösen Falbelschmuck und die pompösen, hellfarbigen, pelzverbrämten Abendmäntel, kurzum, jene Motive, welche unsere modernen Zeichner mit tausend Freuden immer wieder bringen. Aber das sind alles nur schöne Ueberreste der famosen, durchaus künstlerischen Mode vor drei bis fünf Jahren, die alle weiblichen Wesen verschönert hat; und es sind dies auch nichts weiter als Zuthaten, „Accessoirs“, die man noch gelten lassen muss, weil ohne sie die heutige Kleidermode so armselig wäre, dass man sich einfach damit nicht ansehen könnte. Armselig in der Hauptform bei

aller Schwelgerei und Ueberladung des Details. Es fehlt der große Zug, der kühne Schnitt, es ist alles zu nüchtern, vernünftig, naturgemäß und praktisch. Es ist, als sollte endlich für unser materiell denkendes Geschlecht die Zeit der holden Narrheit vorüber sein, die sonst so gerne irgend einen monströsen Auswuchs und Stoffbausch da oder dorthin postiert, das Kurze lang und das Schmale breit gemacht hat; das, was die urcharakteristischen Zeittrachten ausmacht, das Entzücken der Figurinenzeichner und Costümschneider, jener Trachten, die einer ganzen Epoche ihren Stempel aufdrücken.

Aber wir brauchen nicht zu fürchten, dass diese Periode der mehr oder weniger reinen Vernunft länger als gut ist dauern könnte. Schon gährt es gewaltig in den Gehirnen unserer Schneidergenies, und der Berg wird wahrlich keine Maus gebären, sondern irgend etwas höchst Umstürzlerisches. Etwas Schönes vorderhand aber schwerlich. Ein tolles Ding von Rockgarnitur, das in Zacken und Falbeln über einander purzelt, der Stoff in tausend unbrauchbare, kleine Stücke zerschnitten, die vielfach verziert und deren Verzierung wieder mit irgend etwas anderem besetzt ist; Taillen, die halbwegs anliegend, ohne Drapierung, doch derart mit Besätzen überladen sind, dass an ein Hervortreten der feinen Taillenlinien eigentlich nicht zu denken ist. Und gerade das scheint beabsichtigt zu werden. Verschiedene „Reformerinnen“ wollen ja das Corset abschaffen — ein Hineingreifen der Frauenbewegung in die Mode! — und da soll man über der unförmlich garnierten Taille den Mangel an adrettem Sitz nicht merken.

Das Corset abschaffen — wer von uns glaubt im Ernste daran? Wir Wienerinnen wohl zuletzt. Entweder die quellenden Körperformen zeigen, die wir an den bequemen Damen vom Naschmarkt so sprichwörtlich gut kennen, oder bei entgegengesetzter Disposition das herrliche Bild der frommen Helene von Busch, nachdem sie den „Apparat der Lüste, das hochgewölbte Herzgerüste“ den Flammen überantwortet hat, und von der es dann heißt:

Seht, da geht Helene hin,
Eine schlanke Büßerin. —

Das soll nun das elegante Vorbild werden? Wir halten dies nicht recht für möglich. Kürzlich wurde in einer Besprechung über den Kampf gegen das Mieder der modernen Ceintures, die das höher und fester gebaute Corset ersetzen sollen, gewiss mit der tröstlichen Versicherung Erwähnung gethan, dass die kleinen Ceintures gerade so theuer seien, als die großen Mieder. Wahrlich ein Grund, sie en vogue zu bringen — für die Fabrikanten. Es sei uns ferne, dem ungesunden und unvernünftigen Schnüren das Wort zu reden, aber die Erfahrung lehrt, dass alle Schlanken, die auf ihre feine Taille eitel sind, sowie die meisten starken Damen, sich insgeheim radeln, (wie der Wiener sagt), mit was immer für Hilfsmitteln und wäre es nur ein Gürtelband, und die Erfahrung lehrt auch, dass man in einem gut gearbeiteten, festen, genügend hohen Corsett, das man einfach zuschließt, ohne jemals die Schnürbänder anzuziehen, den angenehmsten Schutz für den Körper gegen jeden Druck der Kleidungsstücke und eine Art Stütze für das Rückgrat findet.

Sehr vernünftige Aerzte sagen, dass man einem jugendlichen Mädchenkörper vom zehnten Jahre ab Stütze und sicheren Schutz durch ein gutes, sehr bequemes und am Rücken hoch heraufreichendes Mieder geben soll. Ohne dies Präservativ schneiden die Rockbänder den zarten Körper, über dessen schmale Hüften alle Kleidungsstücke herabrutschen, förmlich wund, die Haltung ist schief und gebogen, Tournure eine nicht zu verlangende Sache. Werden die Backfischchen dann aber eines Tages eitel und erhalten das sehnlich erwartete, ungewohnte Mieder, so wird es ihnen zum Folterwerkzeug, das sie gleichwohl nicht ablegen mögen, und sie trachten das versäumte Training zur Erzielung einer eleganten Taillenlinie durch gewaltiges Schnüren zu ersetzen. — Versuche, die Röcke der weiblichen Kleidung an Achselbändern zu befestigen, verursachen wieder ein deformierendes Herabziehen der Schultern.

Wenn also das Mieder in seiner vernünftigen und gesundheitsgemäßen Form beibehalten bleibt, so dürfte das weitaus hübscheste schneiderische Zukunftsproject, das Prinzesskleid, gute Aussichten haben. Versuche, die Taillen schnebbenförmig nach vorne zu verlängern, bedrohen unseren vielgeliebten Gürtel und die Blouse. Aber da wird man einfach so vorgehen, wie nun schon seit vielen Jahren. Man lässt die Schneider decretieren und trägt, was man will, nämlich die Blouse, in zahllose Säumchen abgenäht, die meist auch den Rückentheil überdecken und meist von heller, sehr gerne von weißer Seide. Was man sonst von Façons sieht, vollends wenn die neuesten, schräg aufsteigend garnierten und mit gekreuzten oder offenen Tunicataillen versehenen Röcke dazukommen, dafür hat der Wiener zwei reizende Ausdrücke: verputzelt und verschameriert. Unübersetzbar, aber kostbar tonmalend für die Art, einerseits kaum den nothwendigsten Stoff stehen zu lassen, jedes bisschen angenehmer Fülle und Drapierung geizig wegzuschneiden und dafür lauter überflüssige und verschnittene Fleckchen da und dort aufzunähen, diese sogenannten aparten Façons, in denen ein Hauptreiz der neuen Modelle zu bestehen hat; der zweite Ausdruck voll bezeichnend dafür, wenn beispielsweise alte Damen aus ihren sämmtlichen Putzschachteln das Unmöglichste herauskramen und combinieren und sich mit all diesem auf einmal behängen, überall etwas anderem. Und das ist ja, mit Respect zu sagen, unser neuester Modechic, tausenderlei auf ein Stück zu laden. Wer hat diese Tüllrüschchen, diese schmalen Bändchen, schwarze und weiße Spitzenstückchen, diese harten Farbtöne und sonderbaren Schmuckdinger nicht schon in den vorweltlichen Reliquienkästchen der Familie gesehen? Aus diesem Arsenale kommt nun noch ein neues Inventarstück an den Tag: die Franse. Und zwar die ganz uralte, krausgebrannte, kurze Seidenfranse als erster Vorbote — das Uebrige folgt. Dann wieder reichliche Jetpassementerien, untermischt mit Stahlstickereien, die alte Chantilly- und Seidenblondenspitze in Schwarz und Weiß, alles dem in viele Stückchen zerschnittenen Kleiderstoffs transparent eingesetzt, oft das ganze Kleid in queren Wellenstreifen durchwegs unterbrechend, dazu noch Randrüschen von Tüll, Bauschen von farbigem Seidengaze und gefaltete Sammtschleifen darüber, überall kleine Strass-Schnallen und Spangen zwischen dem Gefältel, Stickerei, wo nur ein Fleckchen frei bleibt, und was sich obenauf nicht mehr angarnieren lässt, inwendig in den Rock eingarniert. Der Innenseitenluxus — das ist so recht ein Charakteristicum unserer Tage. Ein ziemlich schlichtes Soiréekleid aus weißem Atlas mit schwarzem Tüll überlegt — aber an der Innenseite hat der Rock neben zahllosen übereinanderliegenden Seiden- und Spitzenvolants und selbstredend schwerem, seidenem Futter noch eine Garniturrüsche von Rosenblättern, handbreit, mit hunderten von Blättern auf den Meter. Es gehört wohl ein besonderes Raffinement der Trägerin dazu, diese ihre „innere“ Schönheit zur Geltung zu bringen. Die Barrisons bringen das freilich ganz einfach zuwege, und dem tiefen Einblick in ihre Juponnagengeheimnisse verdankt man jawohl überhaupt den ganzen ungeheuerlichen Aufwand in der modernen Untergarderobe.

In allem Uebrigen sehen unsere Kleider recht verhungert aus. Selbst bis in die Ballgarderobe erstreckt sich diese Unbedeutendheit des Gesammteindruckes, die unter luxuriösen Details verschwinden soll. Dass die Weiber im Ballsaal zu wenig und zu viel anziehen, erscheint nie wahrer als heute. Der Arm bleibt in seinem oberen Theil so entblößt als möglich, kaum dass etwas Tüll und Band das Kleid über der Achsel halten — aber zu einem angenehmen, ruhigen Eindruck der schönen Schulterlinie gelangt man doch nicht, vor dem Tausenderlei der „Verschamerierungen“. Unmöglich, auch nur annähernd zu sagen, was alles auf solch moderner Balltaille sich befindet, und wie es darauf kreuz und quer läuft! Ein schwacher Versuch einer Schilderung sei gewagt: man stellt z. B. eine kostbare Ballrobe, den Rock sogar, aus drei verschiedenen Farben in rothem Spiegelsammt her, Gott weiß in welch krausen Arabeskenlinien zerschnitten, und diese drei Theile unter sich durch lose, durchsichtige Verbindungsziernaht zusammengehängt, unter denen weißes Futter durchsticht, Stahlflitter überall dazwischen. Eine vierte Nuance Roth zeigt der Gürtel, die unsagbar arrangirte und zerschnittene Taille schmückt ein schattierter Pelargonienzweig, Spitzen, Stickerei, Schleifen, Tüll und Rüschen.

Eine Toilette für junge Mädchen hat über weißer Seide erst ein mit Atlasbändern in Carreaux benähtes Tüllkleid, darüber dann ein gemustertes, rüschenbesetztes Gazekleid — also drei Ballroben übereinander. Eine andere Taille zeigt auf hauchdünner Gaze eine kostbare Sickerei aus schmalen Atlasbändchen, Blumenzweige darstellend, mit vollständiger Spitzenwirkung, und eine Einfassung aus Sternenblumen von feinen Bandschlupfen — eine haarsträubende Aufwendung von Arbeitskraft, die bis zum Cotillon doch schon erbarmungslos in Fransen gerissen sein muss. So geht es eben all dem lustigen, lustigen Ballzeug, und es ist ein ganz hübsches Ding, wenn man nach einem heißen Walzer Fragmente seines Ichs in den Ecken des Ballsaales herumliegen sieht, so eine Art Schlachtfeld, und wenn die Tänzer die abgerissenen Tüllrüschen der Ballkönigin im Knopfloch tragen.

Aus Paris aber kommt bereits Gegenordre: Die Jungen und Jüngsten unter den Tänzerinnen müssen einfachsten Mull und Battist, einfachste Façon tragen, alles andere passe für kein junges Mädchen. Das ist eine ganz gute Idee; wer von unseren unverheirateten Ballbesucherinnen würde n i c h t zu den Jungen zählen wollen?

Dafür gestattet man wieder allerlei graziös angebrachten Blumenschmuck im Haar, originell angebracht vor allem: Rautendeleins Mohnblumenbüschel rechts und links über den Schläfen oder einen von Veilchen oder Gänseblumen nach der einfachsten Weise spielender Kinder gebundenen Kranz, der tief auf das Stirn- oder Nackenhaar herabgeht oder ein Kränzlein rund um den neuesten japanesischen Scheitelknoten, der hoch über dem runden Haarschopf thront.

Natalie Bruck-Auffenberg.

Für Liliencron.

(Gesprochen im Festsaale des Niederösterreichischen Gewerbevereines am 22. März 1898.)

Finden Sie nicht, dass sich das eigentlich gar nicht gehört, was ich da jetzt thun soll? Denken Sie nur: Sie sind gekommen, Gedichte anzuhören, und auf einmal tritt ein Mensch auf und will über den Dichter reden. Ja, darf man denn das? Ueber einen Dichter reden, erzählen, wann er geboren ist und wie er gelebt hat und was er gedichtet hat, ihn beschreiben — hat denn das eigentlich einen Sinn? Kann man denn überhaupt über einen Dichter mehr sagen als eben das, dass er ein Dichter ist? Sehen Sie, wenn ich Ihnen sage: da fliegt ein Adler, so werden Sie gewiss das Mächtige, das Gebietende dieses königlichen Thieres empfinden. Wenn ich Ihnen

dann aber einen besonderen Adler beschreibe, was er für Flecken hat und wie er anders als die anderen Adler ist, so werden Sie nichts davon haben. Das Beste, was man von einem Adler sagen kann, ist eben doch, dass er ein Adler ist, und so ist auch, was wir am Dichter verehren und lieben, alles schon in diesem Namen enthalten. Ein Dichter sein heißt, in großen Momenten sich selbst vergessen können, um das Wort der ganzen Menschheit zu nehmen. Wenn der Dichter spricht, lauschen wir betroffen auf: denn es ist unsere eigene innere Stimme, die wir von ihm hören. Dass er dies kann, das ist das Wunder, das ist seine Macht. Darum sollten wir, seit wir dies wieder wissen, über einen Dichter nicht mehr reden.

Es ist ja noch nicht lange her, dass wir es wieder wissen. In der schlechten Zeit der Epigonen, bis vor zwanzig Jahren, war es vergessen. Damals war der Dichter irgend ein Mensch wie jeder andere, der nur die Marotte hatte, in Versen zu sprechen, obwohl es gar nicht nöthig war. Daran erkennt man das Gedicht der Epigonen, dass es gar nicht nöthig ist. Wenn Sie erfahren wollen, ob etwas ein wirkliches Gedicht ist oder ob es nur so thut, so machen Sie eine sehr einfache Probe: versuchen Sie, den Inhalt zu erzählen. Geht das, lässt es sich auch mit anderen Worten sagen, so ist es kein Gedicht. Nur wenn Sie, nachdem Sie den ganzen Inhalt erzählt haben, gestehen müssen, dass gerade das Beste noch fehlt und dass Sie das eben leider nicht ausdrücken können, dann ist es ein Gedicht. Die ganze „Revolution" der „jüngsten Deutschen" in den Achtzigerjahren hat eigentlich nichts wollen, als jenes Gedicht der Epigonen, das nur so thut, aber es gar nicht nöthig hat, abschaffen und das wirkliche Gedicht herbeibringen. Der erste ist Liliencron gewesen. Von ihm haben wir, die jetzt in der Mitte des Lebens angekommen sind, als Jünglinge fühlen gelernt, was ein Gedicht ist. Darum können wir an das Schönste, das zu erleben uns vergönnt gewesen ist, nicht denken, ohne seinen theuren Namen dankbar auszusprechen. Wir waren damals von einer heftigen Sehnsucht aufgeregt und giengen wie im Fieber herum, mit einer ungeheueren vagen Angst, etwas zu versäumen: denn jetzt musste bald, das war uns gewiss, etwas Herrliches, etwas Wunderbares kommen, da wollten wir dabei sein. Unser Glaube hat recht behalten: es sind Dichter gekommen, Liliencron ist der erste gewesen. Damals hätten wir weinen und alle Menschen in unserem Glücke umarmen mögen. Die heutigen jungen Leute werden das nicht verstehen, aber wir waren noch nicht so gescheit.

Liliencron ist der erste gewesen. Er kam in die Literatur geritten, einen blitzenden Helm auf und mit einem Schwert. Dem Kriegerischen seines herrlichen Wesens haben wir zugejauchzt. Wenn ich es aber jetzt, mich erinnernd, nennen soll, sage ich wohl am besten, dass er für uns der große Entdecker wurde; er lehrte uns das Leben lieben. An seinen Gedichten giengen wir durch die Welt und staunten, dass soviel Schönheit ausgestreut ist. Jetzt sahen wir alle Dinge erst, dieses Wunder hat er an uns gethan. Wenn ich Ihnen ein Veilchen gebe, werden Sie fühlen, dass es lieb ist, aber Sie sind es halt schon gewohnt. Nun stellen Sie sich vor: wie der erste Mensch zum ersten Mal das erste Veilchen erblickt hat, was muss das für ein Glück gewesen sein! Zu solchen ersten Menschen hat uns Liliencron gemacht. Er hat uns gezeigt, dass jede Creatur, wie erbärmlich sie auch sein mag, doch einen Strahl der ewigen Schönheit hat. Er schildert oft gemeine Dinge, aber dann sind sie nicht mehr gemein. Bei jedem Hunde oder bei einem alten Bauern oder bei einem Feld bleibt er mit uns stehen und schüttelt uns leise: „Schau, schau, wie schön das ist — alles ist so schön, thu dich auf und trinke die große Schönheit, die auf allen Dingen ist, trinke sie, dieses Trinken ist unser wahres Leben!" Es gibt ein Bild von Klinger, er nennt es „An die Schönheit": ein Jüngling ist auf die Knie gesunken, vor ihm liegt das Meer, da kann er sich nicht helfen und muss das Leben anbeten! Dies wäre das beste Porträt von Liliencron: er kniet da und schreit, weil alles schön ist. Mit ihm haben wir uns niedergekniet, unsere Andacht des Lebens haben wir von ihm.

Seitdem sind Dichter gekommen, die mehr Künstler und reiner sind als er: Richard Dehmel, Stefan George und unser Hofmannsthal. Aber er ist doch der erste gewesen; den heiligen Rausch, den er unseren jungen Seelen gegeben hat, werden wir von keinem mehr haben. Darum blicken wir mit solcher Wehmuth auf ihn wie nach unserer Jugend hin und es thut uns sehr weh, dass er Noth leidet und niemand für ihn sorgen will. Dies ist unbegreiflich. Wie schlecht muss eine Nation sein, die undankbar ist!

Herr Rafael Faelberg wird Ihnen jetzt in seiner Weise, die ich schätze, Gedichte von Liliencron vorlesen. Hören Sie sie so an, wie man Gedichte anhören soll! Leider scheinen wir das verlernt zu haben. Es besteht jetzt ein ganz merkwürdiges Verhältnis zwischen dem Künstler und dem Hörer; die Leute thun so, als ob es ein Hakelziehen oder Stemmen um die Wette wäre, wer der Stärkere ist: der Künstler zieht hin, der Hörer zieht her und denkt, du sollst mich nicht kriegen, wart' nur! Und der Hörer ist riesig stolz, wenn es ihm wirklich gelingt, sich dem Künstler zu widersetzen. Als ob das eine Heldenthat wäre! Ich verstehe das nicht. In die Kirche geht man doch nur, wenn man glaubt; man muss Religion mitbringen. So muss auch der Hörer Kunst mitbringen, damit der Künstler wirke. Sonst soll er lieber zu Hause bleiben.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Aufgehobene Confiscation.

Der erste Fall in unserem Hause! Das k. k. *Oberlandesgericht Wien* hat mit Erlass vom 15. März 1898, Z. 51, die von der k. k. Staatsanwaltschaft Wien verfügte *Confiscation der* Nr. 178 *der „Zeit"* vom 26. Februar *rechtskräftig aufgehoben*. Wie erinnerlich, hatte schon das k. k. Landesgericht die Confiscation aufgehoben. Gegen dieses Urtheil erhob aber die k. k. Staatsanwaltschaft die Beschwerde beim k. k. Oberlandesgericht. Die obere Instanz hat nun gleichfalls die Staatsanwaltschaft mit ihren Verfolgungsabsichten abgewiesen. Der regelmäßige Instanzenzug ist damit erschöpft. Wir veranstalten im folgenden eine posthume Ausgabe der gegen den, eine Woche später zu Fall gekommenen Ministerpräsidenten Baron *Gautsch* gerichtet gewesenen Notizen:

„Vor ländlichen Wirtshäusern sieht man zuweilen eine Tafel ausgesteckt mit der Aufschrift: „*Heut' ums Geld, morgen umasunst.*" Der Witz mag, als er neu war, nicht übel gewesen sein. Doch heute ist er alt und zieht selbst bei den dümmsten Bauern nicht mehr. Gerade diesen Witz aber hat der Baron *Gautsch* zur Hauptweisheit seiner — sit venia verbo — Regierung gemacht: „*Heute mit dem* § 14, *morgen mit dem Reichsrath.*" Als er die Regierung antrat, sagte er: „Lasst mich nur eine kurze Weile mit dem Vierzehner regieren, im Jänner, längstens Februar kriegt ihr wieder das Parlament." Jetzt ist der Jänner und auch schon der Februar vorbei, wir haben noch immer kein Parlament, sondern nur einen Baron Gautsch, der, soweit überhaupt, mit dem § 14 regiert und noch immer „morgen" das Parlament einzuberufen verspricht. Er entschuldigt sich damit, dass er mit den Vorbereitungen für eine neue Reichsrathssession noch nicht fertig sei. Der gute Mann, scheint mir, irrt sich. Er ist *fertig*, aber nicht mit den Reichsraths-*V*orbereitungen, sondern überhaupt.

Denselben zweistündigen *Monolog* über Patriotismus, Staatsnothwendigkeit und ungarischen Ausgleich hat Baron Gautsch jetzt sicher schon ein paar dutzendmal abgeleiert: X-mal in den wöchentlich dreimaligen Ministerräthen, weitere X-male in den „unverbindlichen Besprechungen", die er vor, in den „unverbindlichen Besprechungen", die er während der Landtagssession, bald mit deutsch-böhmischen, bald mit jungczechischen, bald mit deutsch-mährischen, bald mit czechisch-mährischen, bald mit clericalen, bald mit feudalen Parteiführern abgehalten hat. Diese Rede muss in ihrer Art insoferne ein oratorisches Unicum sein, als sie, wie das gänzliche Versagen des Erfolges beweist, trotz wiederholter Applicierung, auch nicht einen einzigen ihrer sehr verschiedenartigen Hörer zu überzeugen vermocht hat. Sie ist vielleicht die erprobt wirkungsloseste Rede, die noch je ein Mensch concipiert hat. Als menschliches Document für die vorher noch von niemandem erreichte unterste Grenze menschlicher Beredsamkeit würde sie verdienen, verewigt zu werden. Deswegen möchte ich dem Baron Gautsch rathen, sie, sobald er von der Regierung zurücktritt, als Broschüre zu veröffentlichen. Der Ertrag könnte einem wohlthätigen Zwecke gewidmet werden, z. B. zur Errichtung eines Fonds zur Unterstützung entlassener Ministerlinge, solange sie nicht bei einer Centralstelle oder einer Bank eine rentable Unterkunft gefunden haben.

Da Baron Gautsch die Parteiführer nicht zu *überreden* vermag, versucht er offenbar, sie durch die bis zur Unerträglichkeit häufige Wiederholung der ‚unverbindlichen Besprechungen' zu *unterreden*. Seine einzige Hoffnung ist, dass es ihm auch noch gelingt, die Deutschen und die Czechen unter den Tisch zu reden."

Das sind also die staatsgefährlichen Notizen, wegen deren die k. k. Staatsanwaltschaft Wien die staatliche Gedankenguillotine in Bewegung setzen zu müssen meinte! Wenn Baron Gautsch die Zauder- und Schwätzpolitik, die in diesen Notizen verspottet wird, unterlassen hätte, wäre er vielleicht heute noch Ministerpräsident. Sollte die Staatsanwaltschaft die Ministerschaft des Barons Gautsch für so staatsgefährlich gehalten haben, dass sie deswegen die ihn über seine Fehler belehrenden Notizen confiscierte? — Die *Begründung*, welche das Oberlandesgericht seinem Urtheil gibt, ist von allgemeinem Interesse. Das Oberlandesgericht sagt nämlich, dass diese Notizen, da sie nicht zu Hass und Verachtung aufreizen, nicht unter den bekannten § 300 St. G. fallen, sondern, wenn überhaupt eines, das Delict des § 492 St.-G. (Amtsehrenbeleidigung) bedeuten, zu dessen gerichtlicher Verfolgung nach dem Art. V. des Gesetzes vom 17. December 1862, R.-G.-Bl. Nr. 8, die Zustimmung des Betheiligten, d. i. im vorliegenden Falle des Barons Gautsch, erforderlich gewesen wäre, die der Staatsanwalt nicht eingeholt hat, da er es vorgezogen hat, mit dem wohl eingerittenen Amtsschimmel des § 300 St.-G. zu arbeiten. Wenn das Oberlandesgericht an dieser, unseres Erachtens durchaus zutreffenden Auffassung festhält, wird der Staatsanwalt gut daran thun, sich für gewisse Confiscationen einen neuen Amtsschimmel zu satteln, und der Justizminister Herr Dr. v. *Ruber* wird, damit die Confiscationen auch nach § 492 mit der gewünschten Promptheit erfolgen können, genöthigt sein, die Staatsanwaltschaften mit einer Anzahl von in bianco unterzeichneten *Strafantragsformularien* sämmtlicher Minister zu versehen. Das hätte auch noch den Vortheil, dass dann endlich unsere Minister, wenigstens in Bezug auf die Strafantragsformularien, eine gewisse staatsmännische Aehnlichkeit mit dem Fürsten *Bismarck* erlangen würden, die der eine trotz seiner Glatze, der andere trotz seiner Körperlänge bisher nicht zu erreichen vermocht hat.

Politische Notizen.

Den Diplomaten ist die Sprache gegeben, um ihre *Gedanken* zu verbergen, und den österreichischen Ministern, um ihren *Mangel an Gedanken* zu verbergen.

Regelrecht stellt ein Ministerium eine *Summe* von Talenten und Ideen dar, das *Ministerium Thun* dagegen eine *Differenz*. Die einzelnen Mitglieder des Ministeriums heben sich — mathematisch gesprochen — gegenseitig auf. Zieht man von dem nationalen Czechen Kaizl

den nationalen Deutschen Baernreither ab, so bleibt nichts Nationales im Ministerium übrig. Zieht man weiter von diesen beiden Liberalen den clericalen Baron Kast ab, so bleibt auch nichts Politisches mehr übrig. Zieht man endlich von diesen drei politischen Menschen die vier Beamtenminister ab, so bleibt — gerade noch der Graf Thun übrig.

*

Den Absichten des Ministeriums Thun hätte es gewiss am besten entsprochen, wenn seine Mitglieder sämmtlich taubstumm wären. Da sie es leider nicht sind, so haben sie, um diesen natürlichen Defect nach Möglichkeit zu verbessern, sich auf das vom Grafen Thun verlesene nichtssagende Regierungsprogramm geeinigt und beschlossen, in der darüber zu entwickelnden Debatte nichts zu reden. Das kommt ungefähr der Taubstummheit am nächsten. Wie wir aus durchaus unzuverlässiger Quelle erfahren, gedenkt Graf Thun bei der nächsten Gelegenheit, wo er herkömmlichermaßen das Wort ergreifen muss, so zu thun wie Carmen in dem Moment, wo sie vom Sergeanten wegen ihrer Blutthat zur Rede gestellt wird, nämlich zu singen: Lalalalala, Lalalalala. Damit wäre den Parteien vollends jeder Stoff zu langwierigen Reden und Debatten gründlichst entzogen.

*

Der bisherigen nationalökonomischen Distinction von Feldarbeit und Fabriksarbeit fügte Graf Thun in seinem sogenannten Regierungsprogramm eine neue Kategorie hinzu: die „Staatsarbeit", worunter er die Bewilligung des Ausgleichs, des Budgets und der sonstigen Regierungswünsche durch die Parlamentarier versteht. Von Feld- und Fabriksarbeit unterscheidet sich, nationalökonomisch definiert, die Staatsarbeit dadurch, dass, während bei der Feld- und Fabriksarbeit die Arbeitenden schwitzen, bei der Staatsarbeit umgekehrt gerade diejenigen schwitzen müssen, für welche die Arbeiter (die Parlamentarier) arbeiten, nämlich die Wähler.

*

„Im Namen Oesterreichs" wendete sich Graf Thun vertrauensvoll an die Parteien. Der Name „Oesterreich" ist aber bekanntlich, mit besonderer Rücksicht auf die föderalistischen Parteien, zu denen Graf Thun gehört, seit 1867 aus den Gesetzen vertilgt worden. Graf Thun muss „im Namen der im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder" sprechen, wenn er sich gesetzlich correct ausdrücken will.

*

Dass die polnischen Schlachzizen von jeher ausgleichsfreundlich waren und sind, brauchte uns nicht erst Herr v. Jaworski zu versichern. Die polnischen Schlachzizen gehen in ihrem Patriotismus so weit, ihre Ausgleichsfreundlichkeit auch in ihr Privatleben zu übertragen. Zahlreiche Gläubiger polnischer Schlachzizen haben diese allgemeine Ausgleichsfreundlichkeit der Schlachta selbst unter 30 Procent schon erfahren.

*

Herr von Jaworski hat auch versichert, dass die Schlachzizen bereit sind, „dem Staate zu geben, was des Staates ist". Darnach muss man wohl annehmen, dass, nach Ansicht der Schlachzizen, die Steuern nicht dem Staate gehören. Sonst wären die unter ihnen üblichen Steuerdefraudationen absolut unerklärlich.

*

Um der Aufforderung des Grafen Thun nach Milderung der nationalen Gegensätze zu entsprechen, haben sich die Abg. Dr. Herold und Dr. Zurkan entschlossen, eine neue, rein wirtschaftliche Partei zu gründen. Einziger Programmpunkt ist: Die Abschaffung des Wuchergesetzes.

*

Die deutschfortschrittlichen Abgeordneten haben interpelliert, ob Finanzminister Dr. Kaizl den Eid auf die Staatsgrundgesetze ohne Vorbehalt abgelegt hat. Warum denn nicht? Nach dem Gesetz haben die Minister die „unverbrüchliche Beobachtung der Staatsgrundgesetze" zu beschwören. Da nach Ansicht des Herrn Dr. Kaizl die Staatsgrundgesetze vom Jahre 1867 nicht zu Recht bestehen, dagegen die „verneuerte Landesordnung" vom Jahre 1627 das eigentliche Staatsgrundgesetz ist, das noch in Geltung steht, kann sich sein Ministereid selbstverständlich nur auf diese „verneuerte Landesordnung" bezogen haben, und gegen diese brauchte er als Jungczeche doch wahrlich keinen Vorbehalt.

Kr

Volkswirtschaftliches.

Das Wiener Gasanlehen hat keinen Emissionserfolg gehabt. Im Ausland war das Interesse gering und in Wien ist von der verhältnismäßig kleinen Anleihesumme so wenig subscribiert worden, dass, um den Misserfolg nicht gar zu grell erscheinen zu lassen, in letzter Stunde auswärtige Anmeldungen hieher überwiesen wurden. Es gibt nicht mehr viele vierprocentige steuerfreie, zehn Jahre unconvertierbare Papiere im Coursblatt, welche zu 99·30 Procent erhältlich wären. Woher kommt also der Misserfolg? Die liberale Presse jubelt und sagt, niemand traut mehr der Stadt Wien, seitdem die Christlichsocialen die Verwaltung in den Händen haben, nicht einmal die eigenen Parteigenossen. Die Antisemiten wieder werden es sich nicht entgehen lassen, aus diesem Misserfolg neuerlich Capital für ihre Agitation zu schlagen und zu rufen, dass eben nur die Juden das Geld haben und man ohne deren Hilfe auch keines bekommen könne. Eines ist so falsch wie das andere. Misstrauen in den Credit der Stadt Wien besteht nicht, wenn man sich auch nicht verhehlt, dass die herrschende Misswirtschaft in der Communalverwaltung in späteren Jahren ernste Gefahren für den Stadthaushalt mit sich bringen kann. Aber das Capital, das türkische und spanische, argentinische und brasilianitische Renten verschlungen hat, würde sich von solchen in weiter Ferne liegenden Möglichkeiten nicht von der Subscription abhalten lassen. Und mit Recht. Ebenso falsch ist es, dem „jüdischen" Capital die Schuld beizumessen. Zwei Wiener Banken, und nicht die „arischesten" unter ihnen, haben die Emmission mit allen Mitteln, mit der ungewöhnlich hohen Suscriptionsprovision von 1/4 Procent unterstützt: der Wiener Bankverein und die Anglo-österreichische Bank, ähnlich die Wechselstuben-Actiengesellschaft „Mercur". Wenn sich die anderen Banken indifferent und theilweise vielleicht auch ablehnend verhalten haben, so kann doch gewiss nicht von einer allgemeinen Boycottierung seitens der Bankwelt gesprochen werden. Der Hauptgrund des Misserfolges liegt darin, dass die öffentliche Subscription für fest verzinsliche Titres ohne speculativen Anreiz heute unpopulär ist. Seit Jahr und Tag bleibt allen solchen Emmissionen bei uns der Erfolg ferne. Der Capitalist hat keine Ursache, an einem bestimmten Tage zu subscribieren, an dem er gerade keine disponiblen Mittel hat oder an dem er nicht weiß, wieviel er zeichnen soll, um die von ihm gewollte Summe zugetheilt zu erhalten, wenn er sicher ist, das Papier zu einem späteren Termin, an dem es ihm besser passt, zum selben oder einem ähnlichen Cours kaufen zu können. Das ist der Grund, weshalb dieses Anlehen ebenso wie die österreichische und auch die ungarische Investitionsanleihe und vorher die österreichische Goldrente und vieles andere keinen oder nur geringen Subscriptionserfolg hatten. Für solche Werte ist der successive freihändige Verkauf die weitaus billigere und bessere Emissionsform. Diese Ursache wird man in der Presse vergebens suchen, zum Theil wohl, weil sie den Misserfolg zu parteitaktischen Zwecken auszunützen strebt, vor allem aber, weil mit dem Wegfallen der öffentlichen Subscription auch die hohen Inseratengebüren wegfielen. Und die sind ihnen wichtig. Das weiß auch die „Deutsche Zeitung", welche aus dem Subscriptionsresultat den Beweis deducieren will, dass die Commune recht that, sich an ein Bankenconsortium mit der Begebung des Anlehens zu wenden, und dass die directe öffentliche Subscription für Rechnung der Commune auch ein Misserfolg gewesen wäre. Sie verschweigt dabei nur, dass die Commune das Anlehen zu 98 Procent, dem Begebungscours an die Deutsche Bank, dem Publicum hätte anbieten können, statt zu 99·30 Procent, und dass zu diesem Preise sich viel mehr Zeichner gefunden hätten. Es wäre übrigens gar kein Malheur gewesen, wenn die Commune nur einen Theil des Anlehens sofort und den Rest successive losgeworden wäre. Dr. Lueger hätte dann dasselbe erreicht, und er wäre in der Tramwayfrage völlig frei geblieben, was er heute trotz allen Ableugnungen nicht oder nur scheinbar ist.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre des Escholiers, „Pygmalion et Daphné" von Gabriel Trarieux; „Le Cercle vicieux" von Jules Chancel; Odéon, „La double Méprise", nach Calderon, von Victor Margueritte. Berlin. Berliner Theater. Gastspiel der Tina di Lorenzo: „Die Ehre" von Sudermann; Belle-Alliancetheater, „Der rechte Schlüssel".

*

Der neue Director des Burgtheaters hat mit einem Schauspiel von J. J. David, „Neigung", debutiert. Dies ist ein Stück mit Edelmuth, Cassendiebstahl und Fenstersturz, das nach Motiven nicht fragt und sich bei keiner Psychologie aufhält, sondern resolut zu den rohesten Effecten geht, ein Philippi, der wienerisch thut. In unser Burgtheater gehört es nicht, doch hätte es in einer halbwegs anständigen Darstellung wirken können. Aber diese Darstellung! Man wurde an den letzten Scherz der Schauspieler im Circus erinnert, wo der Hauptspass darin bestand, dass jeder gerade das that, was er gewiss nicht kann. So war hier auf eine teuflisch raffinierte Art jede Rolle gerade dem zugetheilt, dessen ganze Natur sich ihren Anforderungen widersetzt. Herr Zeska musste sich zu einer Rolle bequemen, die, unliebenswürdig und hart, wie für Herrn Devrient eigens geschrieben scheint; dafür verdarb Herr Devrient eine Rolle, die, unelegant, aber herzlich, dem Herrn Zeska gehört. Die Grete, die dem Fräulein Medelsky liegt, wurde von einer unglaublichen Elevin gemimt und Fräulein Medelsky mühte sich kläglich mit der Poldi ab, die nach der Sandrock schreit. Von Herrn Lewinsky und Fräulein Schönchen gar nicht zu reden; das würde man sich in keinem Vorstadttheater gefallen lassen. In diesem Ensemble lernt man Frau Kallina und Herrn Witte bewundern.

*

Im Deutschen Volkstheater hat „Robinsons Eiland" von Ludwig Fulda sehr gefallen. Der Frankfurter Banquier spielt da auf seine Art mit einer hübschen Idee. Von den Darstellern ist vor allen Herr Kramer zu nennen, der immer einfacher, immer natürlicher, immer sicherer wird und sein frohes Wesen auf das Schönste bändigen lernt; die Herren Tyrolt, Giampietro und Wallner, die Damen Retty und Kalmar schließen sich an, Herr Fronz wirkt in einer Episode sehr.

*

Das Carltheater hat die „Hedda Gabler" gegeben. Es war nicht schön. In einem außerordentlichen, ja genialischen Aufsatz hat Hevesi neulich gezeigt, wie in den Ibsen'schen Menschen die alten Wikinger noch lebendig sind. Das Unheimliche seiner Stücke ist nun, dass sich diese ungeheuren alten Instincte in die heutigen kleinen Zustände strecken sollen. Der Regisseur muss uns also das Kleine der jetzigen nordischen Welt, der Schauspieler muss uns jene Wildheit geben, die sich nicht ducken will. Beides wurde im Carltheater versäumt. Fräulein Riechers scheint Routine und Verstand zu haben, Leidenschaft hat sie nicht. Herr Klein traute sich nicht recht, seinen Dämon loszulassen. Herr Reusch machte aus dem Philister einen Junker. Die Leute lachten und zischten. So feiern wir die großen Männer.

H. B.

*

Raimundtheater: „Auf der Brautfahrt", ein sogenanntes Lustspiel von Lubliner. Jedes kritische Wort überflüssig. Gleich nach dem ersten Act wurde gezischt. Später gewöhnte man sich, scheint es, einigermaßen an die — in dieser Form wenigstens — doch schon aus der Mode gekommenen Thorheiten. Die Mehrzahl des Publicums blieb nämlich bis zum dritten Act im Theater; so lange hab' ich es controliert. Die Schauspieler hatten Talent genug, ihre unmöglichen Rollen wegzuwerfen

oder doch wenigstens schlecht zu spielen. Fräulein Krall debutierte. Bisher spielte ähnliche Rollen das begabte Fräulein Haeberle. Ist sie noch Mitglied dieser Bühne? Ich weiß es nicht; ich habe schon einen Tag lang nichts über den Personalstand des Raimundtheaters gelesen.

*

Ob wir jemals ein Raimund-Denkmal bekommen werden, weiß ich nicht, weil ich kein Prophet bin. Aber einen Raimund-Denkmal-Fonds haben wir. Das ersieht man am besten daraus, dass ihm hie und da in den Theatern Festvorstellungen mit ihrem — mehr oder weniger — Reinerträgnis gewidmet werden. Gestern wurde wiederum einmal in diesem Sinne „Der Bauer als Millionär“ gespielt, und zwar im Raimundtheater. Eine wirkliche Festvorstellung, auch in der besseren Bedeutung; und ein interessantes Gegenstück zur letztvergangenen Vorstellung desselben Stückes im Deutschen Volkstheater. Die stand damals im Zeichen Lewinskys und der Burg; die gestrige aber hatte etwas vom Stil einer guten Operette. Raimund kam dabei keinesfalls zu Schaden. Den Wurzel spielte zum erstenmale Girardi. Er war vollendet bis ins Kleinste; er wirkte wie etwas Selbstverständliches, er war der Original-Wurzel, der nur zufälligerweise erst siebzig Jahre nach der Schöpfung des Stückes bekannt wurde; man könnte glauben, die Rolle sei für ihn geschaffen. Wie plastisch vor allem seine Erscheinung und sein Gesichtsausdruck! Im Vortrag des Aschenliedes z. B. war jedes Zucken der Miene von musikalischem Rhythmus und echt Raimund'scher Lyrik belebt. Die Jugend gab Fräulein Dirkens, das war der zweite Höhepunkt. Sie spielte nicht die übliche Altwiener Jugend im Costüm der Therese Krones — mit Schwalbenschwanz, Wertherhut — sondern eine ganz neuartige, preciösere, süßere Rococojugend, in der verjüngten Louis XIV.-Tracht: weitschößigem Leibrock, Dreimaster, blonder Lockenperücke, à la Cherubin. Sie spielte und sang ungemein wirksam. Herr Schildkraut als Neid, Fräulein Petri als Zufriedenheit überragten gleichfalls das Mittelmaß.

*

Wieder ist ein Pariser Schwank zu verzeichnen. Er heißt diesmal „Der Neufoundländer“ (von dem berühmten Alexandre Bisson und Georges Hennequin) und wird im Carltheater gespielt. Er hat mich mit seiner nüchternen, gekünstelten und, nach unseren Begriffen, geistlosen Mache so geärgert, dass ich mir ein ernstes Wort allgemeiner Natur nicht versagen will; schon lange hab' ich es auf dem Herzen. Bekanntlich ist der Pariser Schwank, der gute wie der schlechte, heute bereits eine Art feststehende Institution auf deutschen Theatern. Die Directoren respectieren ihn blind; die Zeitungsschmöcke nennen ihn mit unerschütterlicher Begeisterung espritvoll; das Publicum endlich — das gebildete Premièrenstammpublicum! — weiß, was es dieser Gattung schuldig ist, und lächelt ihr gnädig zu. Diese Verlogenheit fordert zur Gegenwehr heraus, und zwar nicht nur aus Gründen des guten Geschmacks. Der französische Schwank ist nämlich, außer allem anderen, unserer modernen Bühne in hohem Grade gefährlich. Wenn wir uns wirklich einem guten deutschen Theater nähern wollen — von der Literatur und Lessing will ich garnicht reden — liegt der französische Schwank gewiss nicht auf unserem Weg. Denn er fördert gerade alles das, was wir in der Schauspielkunst verabscheuen, und duldet das nicht, was wir anstreben. Man sagt ja oft genug: deutsche Schauspieler können dieses Genre nicht spielen. Man hat Recht damit; aber beweist das wirklich etwas gegen die deutschen Schauspieler und nicht vielmehr gegen die Möglichkeit, eine fremde Art Theater auf dem unserigen heimisch zu machen? Und dieser allgemeine National- und Stilwiderspruch ist noch nicht alles. Der französische Schwank enthält zumeist auch ganz besondere, bloß in seiner engsten Heimat und auf Grund seiner Tradition verständliche Figuren, Anspielungen, Witze, Redewendungen. Was soll ein deutscher Zuhörer, was sollen deutsche Schauspieler damit anfangen! Für sie ist das bloß bizarr. Ich kenne einen französischen Schwankhelden, dessen ganze Komik darin besteht, dass er Journalist ist, mit kleinen Schauspielerinnen verkehrt und dabei — gewichste Lederschuhe trägt. Den Deutschen möchte ich sehen, der diese Komik begreift. (Ein besseres Beispiel fällt mir im Moment nicht ein, aber in jedem französischen Schwankdialog lässt sich's finden). Zum Theil kann man diesem Uebelstand freilich abhelfen, durch theilweise Neubearbeitung von fachmännischer Hand. Aber unsere Theater halten ja meistens sogar das für überflüssig. Der neueste Schlager des „Palais Royal“ oder der „Variétés“ wird, frisch vom Baum weg, auf dem er gewachsen ist, zu uns gebracht, von einem Anonymus in ein mühseliges Deutsch übertragen, wird hier deutsch inscenirt und wie jedes andere Stück dargestellt. — So wars neulich wieder im Carltheater; sah auch darnach aus. Aus der Hauptfigur, dem Clou dieses Schwankes — einem philiströsen, grundsatzfesten, streberhaften jungen Mann, der in Paris vermuthlich zur Zeit gerade komisch wirkt, vielleicht auch einem Schauspieler zuliebe erfunden ist — wusste unser Darsteller, Herr Reusch, naturgemäß nichts zu machen. Der Hauptwitz fiel also ins Wasser. Und unzulänglich waren auch alle Uebrigen. Bloß Momente lang konnten sich Herr Tewele und Fräulein Glümer in ihrer wahren Manier und ihrem Talent zeigen. **A. G.**

Bücher.

Edward Bellamy: Gleichheit (Equality). Aus dem Englischen übersetzt von M. Jacobi. Dritte Auflage. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 1898. 495 Seiten.

Man soll Bellamy nicht geringschätzen. Mit seiner in leichtfasslische Romanform gekleideten, einleuchtenden und schlagenden Kritik hat er die Unhaltbarkeit des capitalistischen Wirtschaftssystems Hunderttausenden solcher Leser klargemacht, welche der klassenkämpferisch socialistischen Parteiliteratur bis dahin unzugänglich waren. Auch das vorliegende Buch, eine Fortsetzung von „Looking Backward“, ist reich an trefflichen kritischen Darlegungen. Aus Bellamys positiven Reformvorschlägen ist dagegen verflucht wenig zu lernen, er ist und bleibt ein schauderhaft naiver Staatssocialist, und sein mit soviel Sorgfalt im Detail ausgemalter Zukunftsstaat ist ein lächerliches, hyperchinesisch-zopfiges Centralisationsmonstrum, das im Ernstfall binnen sechs Wochen ein gigantisches Panama zeitigen müsste. Zudem hat das Buch noch eine böse Schwäche: Es ist als Kritik des Bestehenden sowohl wie auch als positive Utopie wesentlich undarwinistisch. Dr. **Ladislaus Gumplowicz.**

Karl Söhle: „Musikantengeschichten“. Mit Titelbild von B. Cissarz. Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig 1898.

Von den in diesem Buche gesammelten fünf Erzählungen hat mir „Eroica“ am meisten zugesagt. Es sind anspruchslose Sächelchen, die spießbürgerliche Verhältnisse mit meist gutmüthiger Ironie behandeln. Als Erlebnisse oder Erinnerungen des Autors mag man sie gelten lassen. Mehr lässt sich mit dem besten Willen nicht von ihnen sagen. **N. W.**

Revue der Revuen.

„Socialistische Monatshefte“ vom März brachten an erster Stelle ein Capitel der in diesem Monate erschienenen Festschrift „Zum Jubeljahre der Märzrevolution“ von W. Liebknecht, fernerhin: „Der Vorrait“ von Heinrich Franck (bespricht die bekannte Genter Cooperativ-Genossenschaft auf socialistischer Basis) und eine kurze, interessante Skizze von Belfort Bax über den „Willen der Gesammtheit und das Gesetz“. Der Wille oder die Entscheidung der Majorität des Volkes, sagt Bax, kann selbst unter den günstigsten Umständen nur eine vorübergehende Phase des Volkswillens darstellen; das „Gesetz“ hat also keine absolute, sondern nur eine sehr relative Giltigkeit. Aber worin besteht diese Relativität? Darauf gibt Bax die Antwort: die Macht der Ueberzeugung des Einzelnen soll sich in Fällen, die ernstlich das Wohl der Menschheit berühren und tief einschneidende Rechtsfragen einschließen, selbst nicht vor der Majorität beugen. Und hier kommt er zur einer wichtigen Schlussfolgerung, den Richter, als den Vollstrecker des Gesetzes, betreffend. Soll der Richter, — so fragt er — der gegen Recht und Gerechtigkeit handelt, moralisch und materiell gestützt werden auf Grund dessen, dass er bloß die ausführende Kraft des Gesammtwillens ist, wie er vermuthlich durch dies Gesetz dargestellt wird? Nein; sondern der Richter soll vielmehr für die Ungerechtigkeit eines Gesetzes büßen. Niemand ist gezwungen, gegen seinen Willen Richter oder Gesetzesvollstrecker zu sein oder zu bleiben. Der Gesetzesvollstrecker, der sich weigert, ein schlechtes Gesetz anzuwenden, erwirbt sich dadurch ein großes öffentliches Verdienst — Bax sagt ausdrücklich „Verdienst“, folgerichtiger müsste es in seinem Sinne heißen: der erfüllt eine Pflicht gegenüber der Allgemeinheit.

„L'Humanité nouvelle“ bringt im Februarheft die Fortsetzung des Aufsatzes über Naturalismus und Naturismus von L. Bazalgette. Die eigentliche Ursache des Widerspruchs, in dem sich Zola mit der Gegenwart, vor allem der Jugend, befinde, sei der in den letzten Jahren eingetretene Wechsel der Weltanschauung. Die Philosophie, auf die sich Zola von allem Anfang an stützte und der er treu blieb, die Philosophie Claude Bernards, der reine Materialismus, habe einer anderen Weltanschauung Platz gemacht, dem Monismus, wie ihn Haeckel formuliert hat. — Ueber prähistorische Sociologie schreibt Elisée Reclus. — Interessant wegen seines Themas, aber sehr heikel, nach österreichischen Censurverhältnissen wenigstens, ist ein Aufsatz von G. Lejeal über Celsus und Jesus. Celsus ein lateinischer Philosoph (um 178) schrieb bekanntlich eine Polemik gegen das Christenthum, die nur in der Gegenschrift des Origenes bruchstückweise — und überdies nicht durchaus authentisch — erhalten ist. Der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes greift jene Stellen heraus, die sich auf Jesus selbst und seinen Lebensgang beziehen, um dieselben mit den Berichten der Evangelien zu vergleichen und auf diese Weise — durch Hinweis auf Lücken, Dunkelheiten oder gar Andeutungen der Evangelien — zu bekräftigen. Was den Aufenthalt Jesu in Egypten betrifft, versucht Herr Lejeal sogar den Celsus noch zu ergänzen; er will in den ägyptischen Zauberwissenschaften, mit denen sich Christus beschäftigt hat, die Lehren Philons, des jüdischen Philosophen von Alexandrien, erkennen, in Christus also einen directen Schüler Philons.

Nimba.

Von Marcel Prévost.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow.

(Schluss.)

V.

Erst gegen neun Uhr morgens wurden sie von Magliato geweckt. Er schüttelte seinen Lieutenant, der noch in tiefstem Schlafe lag, am linken Arm. Negroni erwachte zuerst. Ihre Hände waren fest ineinander geschlungen, und sie lächelten sich freundlich an.

Magliato sah höchst vergnügt aus, und die Worte sprudelten ihm nur so hervor, während er meldete: „Herr Lieutenant, es ist ein Meldereiter da — ein Boleaus Adago-Hamus mit Depeschen. Ein Askari.“

In einem Augenblick standen die beiden Officiere auf den Füßen.

„Wo ist er?“ fragte Negroni.

„Vor der Thür, Herr Lieutenant.“

Negroni und Ludo stürzten hinaus, ohne ihre Uniformen zuzu-

knöpfen. Der Bote, ein mittelgroßer, bartloser Sudanese, hielt seinen mageren Gaul am Zügel, der mit gesenktem Kopf und bebenden Flanken dastand und sich kaum mehr auf den Beinen halten konnte und im Stehen zu schlafen schien. Sämmtliche Soldaten des Lagers, Askaris den Italiener, die nicht gerade beim Exercieren waren, umringten wie Mann und stellten tausend Fragen an ihn. Beim Anblick der Officiere zogen sie sich zurück. Der Sudanese warf einem von ihnen die Zügel zu, kam heran und stand stramm.

„Kommst du von der Armee?“ fragte Negroni.

„Jawohl, Herr Lieutenant, von der sechsten Askari-Compagnie.“

„Hast du Depeschen?“

„Nein, ich sollte Ihnen nur melden, dass die Armee auf Maï-Gebeta zurückgegangen ist.“

„Die ganze Armee?“

„Nur das Bataillon Gamerra bleibt auf Vorposten.“

„Und weißt du den Grund des Rückzuges?“

„Die Stellung war sehr stark, aber die Leute fehlten.“

„Wo steht der Feind?“

„Vor Adaga-Hamus, Spione haben gemeldet, dass er keine Lebensmittel mehr hat und sich nach Adua zurückziehen wird.“

Der Mann antwortete kurz und sprach ganz gut italienisch. Jetzt begann auch Ludo ihn auszufragen:

„Und wir, was sollen wir thun?

„Befehl vom Herrn Major: das Land soll gut überwacht werden. Die Rebellen streifen überall umher. Herr Lieutenant sollen sich vor den eingeborenen Spionen inacht nehmen. Im Lager von Adaga sind gestern zwei füsiliert worden. Das ganze Land wimmelt davon, es scheint, dass der Feind von allem unterrichtet ist.“

„Haben sie dich denn unterwegs nicht angefallen?“ fragte Negroni.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant,“ sagte der Mann lächelnd, „einmal hat so eine Bande auf mich geschossen, aber sie waren ziemlich weit von mir, und ich bin scharf geritten.“

Ein kurzes Schweigen folgte.

Die Soldaten, die etwa zwanzig Schritte von dem Platze entfernt umherstanden, sprachen leise miteinander und blickten neugierig auf den Boten und die zwei Officiere.

„Du kannst jetzt essen gehen,“ begann Negroni wieder. „Reitest du heute wieder zurück?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant. Aber ich brauche ein Pferd. Meines hält nicht mehr aus.“

„Du sollst es haben. Wann bist du wieder in Maï-Gebeta?“

„Morgen um diese Zeit.“

„Melde dem Herrn Major, dass in Adi-Garo alles gut steht. Wir werden heute nach dem Sudan zu recognoscieren und mit den Spionen ohne Gnade verfahren.“

Der Askari neigte den intelligent geschnittenen Kopf. Als Negroni schwieg, fügte er noch hinzu:

„Ich habe vergessen, dem Herrn Lieutenant zu melden, dass ein Transport verwundeter Eingeborener unterwegs ist, die nach Seraka transportiert werden sollen. Es sind die Verwundeten von Amba-Alaghi,“ setzte er mit gesenkter Stirn hinzu, als ob er sich dieser Erinnerung schämte.

„Wo sollen die Leute hin? Doch nicht hierher?“ fragte Ludo.

„Nein, Herr Lieutenant. Aber die Wege sind unsicher, und sie sollen im Schutze des Forts Rast machen. Heute abends werden sie ankommen.“

„Es ist gut, du magst gehen. Bring' ihn in die Kantine,“ wandte sich Negroni an Magliato, „und beeile dich, uns das Frühstück zu bringen. Wir reiten gleich aus.“

Ludo und Negroni kehrten in die Hütte zurück. Während der Bursche das Frühstück herrichtete, besprachen sie die eben erhaltenen Nachrichten, freudig erregt in dem Gedanken an den bevorstehenden Kampf.

„Es wäre langweilig, wenn der Feind wirklich den Rückzug antreten sollte und Schoa ohne Schwertstreich in unsere Hände fiele.“

„Auf alle Fälle,“ sagte Negroni, „wollen wir gleich mit Hassan und ein paar Leuten auf Patrouille. Hoffentlich treffen wir die verfluchten Rebellen und können sie gehörig zusammenhauen.“

Fröhlich nahmen sie das Frühstück ein. Die wiederhergestellte Kameradschaft stimmte sie glücklich, und sie freuten sich in dem Gedanken, den ganzen Tag zusammenbleiben zu können. Magliato brachte den Kaffee. Während Ludo sich eine Pfeife anzündete, blickte Negroni spähend durch die kleine Scheibe in der Rückwand der Hütte. Plötzlich rief er seinen Freund:

„Sieh dorthin,“ sagte er, ganz bleich, während seine Augen in gelblichem Glanze funkelten.

Ludo lehnte sich an seine Schulter und sah anfangs nur einen Haufen von italienischen und eingeborenen Soldaten. Dann theilte sich die Gruppe, und man sah Nimba, die rittlings auf dem Rücken eines großen Askaris saß. Er hielt sie an den Handgelenken und machte alle möglichen Sprünge und Capriolen, wie ein junges Füllen. Wie schwarze Armbänder zeichneten sich die Finger des Askari auf den braunen Armen der Kleinen ab. Sie wusste nicht, dass sie von den beiden Officieren beobachtet wurde und gab sich laut lachend dem Spiel hin. Der Schurz flatterte ihr lose um den Rücken und ließ die rehschlanken Beine und den festen Busen frei. Die Soldaten lachten und klatschten Beifall. Plötzlich rannte der große Askari, ohne seine Beute loszulassen, in gerader Richtung auf das Lager der Eingeborenen zu. Nimba schrie laut, die anderen versuchten erst, ihnen zu folgen, dann zerstreuten sie sich lachend nach allen Seiten.

Ludo war roth geworden. Negroni bemerkte es und sagte: „Siehst du, dass du nicht von ihr lassen kannst, du bist eifersüchtig!“

„Eifersüchtig auf die brünstige Hündin,“ antwortete Ludo, „da!“ — und er spie aus.

„Schwörst du mir immer noch, dass du sie nicht wiedersehen willst?“ fragte Negroni.

Ludo machte eine ungeduldige Geberde, dann blickte er seinen Freund an, und wie er dessen ernstes Gesicht sah, traten die erschütternden Vorgänge der Nacht noch einmal vor sein inneres Auge.

„Ja, ich schwöre es dir. — Und du?“

„Ich? Nun, du wirst schon sehen.“

Negroni öffnete die Thür der Hütte. „Magliato,“ sagte er, „rufe mir den Oberfeldwebel Gamba her.“ Gamba, der unbeweglich wie ein Fakir im Schatten lag, erschien mit finsterer und correcter Miene.

„Sagen Sie den Posten, dass sie ohne Gnade in strengen Arrest fliegen, wenn sie von heute an noch einen einzigen Eingeborenen ins Lager lassen — auch die, die bisher hier geduldet wurden. Es sind Spione, alle miteinander. — Instruieren Sie die Leute darnach.“

Gamba erwiderte nur:

„Und was soll mit den Eingeborenen geschehen, die im Lager gefunden werden?“

Negroni vermied es, Ludo anzusehen, und sagte:

„Sie werden ohne Urtheil standrechtlich erschossen. Wir gehen jetzt auf Recognoscierung aus, Lieutenant Ludo und ich. Sie haben, bis wir zurück sind, das Commando im Fort. Sie können gehen.“

Der Adjutant machte stramm Kehrt und gieng.

„Komm,“ sagte Negroni zu Ludo, „es ist Zeit.“

Draußen warteten schon die Pferde und scharrten mit ihren Hufen den Boden. Hassan und fünf Askarireiter standen mit ihren Maulthieren bereit. Ludo und Negroni schwangen sich in den Sattel und ritten im Schritt, gefolgt von der kleinen Schar, in der Richtung auf Coabit davon.

Sie sprachen kein Wort miteinander und beschäftigten sich anscheinend nur mit ihren Pferden. Negroni ritt Chinga, Ludo einen kräftig gebauten, fünfjährigen Hengst mit weißen Füßen. Als sie an den Vorposten vorüberkamen, rief eine Stimme aus dem Gebüsch:

„Buona passogiata, signori tenenti!“

Es war Nimba, die barfuß nach Gullaba zurückkehrte.

Negroni hielt sein Pferd an.

„Hierher!“ rief er der Kleinen zu.

Sie gieng ihm entgegen, stolz in ihren Schurz gehüllt, und wandte dem Officier ihr komisches, kleines Affengesicht mit den schönen, violetten Augen zu, vor denen Negroni sich beinahe fürchtete. Ludo hielt dicht neben seinem Freunde und blickte auf die Mähne seines Gaules nieder.

„Nun höre mir gut zu,“ sagte Negroni mit etwas künstlicher Stimme. „Ich befehle dir, das Lager nicht mehr zu betreten. Solltest du meinem Gebote zuwiderhandeln, so wirst du füsiliert. Hörst du?“

Nimba warf den Kopf zurück und stieß ihr seltsames, girrendes Gelächter aus, während sie mit der einen Hand Chingas weiße Brust liebkoste. Der am oberen Ende offenstehende Schurz gab ihre schlanken Schultern und den Ansatz ihres seltsam geformten Busens den Blicken Negronis preis.

„Merk' es dir, es ist kein Scherz,“ wiederholte er, „da gibt es kein Gericht und Urtheil. Sowie du dich erwischen läßt, wirst du niedergeschossen.“ Er gab seiner Stute die Sporen, sie machte einen kleinen Satz nach vorne und zwang Nimba, zurückzutreten. Sie blieb einen Augenblick nachdenklich stehen. Dann lachte sie wieder laut auf und rief den beiden Officieren, die sich im Trab entfernten, nach: „A rivoderci, tenente Giuseppe.“

Zwischen dürftigem Gesträuch und vereinzelten Felsblöcken dahinreitend verfolgte der kleine Trupp den Weg nach Coabit. Zahllose Eingeborene begegneten ihnen, die mit scheinbar gleichgiltiger Miene zur Seite blickten, wenn sie vorüberkamen. Selbst die Frauen, die für gewöhnlich so zudringlich waren, giengen vorbei, ohne ihren schwermüthig singenden Gruß hören zu lassen.

Die beiden Freunde waren düster gestimmt. Trotzdem sie sich bemühten, ihre trüben Gedanken zu verbergen, traten lange Pausen in ihrer Unterhaltung ein. Ihre Gedanken drehten sich um denselben Punkt, und beide hofften durch ein Zusammentreffen mit den Rebellen, die wieder in der Gegend aufgetaucht sein sollten, gewaltsam davon abgelenkt zu werden. Aber es fand sich keine Gelegenheit, auch nur einen Schuss abzufeuern, obwohl der kleine Trupp von der Landstraße abbog und sich in den Engpässen, die nach Belesa führten, zehnmal der Gefahr aussetzte, überfallen und vernichtet zu werden. Nachdem sie auf einer Oase nahe am Flusse kurze Rast gehalten hatten, machten sie sich gegen vier Uhr auf den Rückweg nach Adi-Garo und ritten quer durch die steinbesäete Wüste, um wieder auf die Straße zu

kommen. Etwa zehn Kilometer von Gullaba fieng es an, dunkel zu werden.

Die beiden Officiere wechselten einen Blick und jeder war erstaunt über die finstere Miene des anderen.

„Was meinst du, wenn wir vorausritten?“ fragte Ludo, „ein kleiner Galopp wäre ganz wohlthuend.“

„Aber,“ meinte Negroni, „die Mannschaft mit ihren Maulthieren wird uns nicht einholen.“

„Nun, sie werden das Lager auch ohne uns finden,“ antwortete Ludo, „da ist schon die Straße.“

Negroni ertheilte Hassan Befehl, die Leute zurückzuführen. Dann spornten die beiden Officiere ihre Pferde, die trotz der durchgemachten Strapazen in vollem Galopp dahinsausten. Der Mond schien noch heller als in der Nacht zuvor, er tauchte die ganze weite Landschaft in sein Licht und durchschien die dunklen Nebelmassen, dass sie einem zarten, durchsichtigen Gewebe glichen. Man bewegte sich in einem förmlichen Lichtkreis, dessen Umrisse in unbestimmten, graubraunen Linien verschwammen. Ludo und Negroni athmeten die scharfe, frische Luft in vollen Zügen. Plötzlich rief Negroni, als ob er eine Abtheilung commandierte:

„Halt!“

Ludo zog die Zügel an. Beide Thiere machten noch ein paar kurze Sätze, dann blieben sie stehen. Der Dampf, der von ihrem Hals und ihren Flanken emporstieg, schlug den Reitern mit seinem fettigen Geruch in die Nase.

„Was gibt es?“ fragte Ludo.

Eine breite, dunkle Masse, es war eine im Marsch begriffene Truppe, wurde vor ihnen auf der Landstraße sichtbar. Sie bewegte sich so langsam, dass die Officiere nicht zu unterscheiden vermochten, ob sie auf sie zukam oder in derselben Richtung wie sie marschierte.

„Sind das Rebellen?“ fragte Ludo leise.

Negroni schüttelte den Kopf.

„Nein, ich sehe Karren und Gepäckwagen, und Rebellentruppen von dieser Stärke würden sich nicht in die Nähe des Lagers wagen.“ Er hielt inne und rief dann plötzlich:

„Wahrhaftig, sie sind es.“

„Wer, sie?“

„Der Transport! Die verwundeten Eingeborenen, die befördert werden sollten. Zum Teufel, die kommen langsam von der Stelle. — Vorwärts.“

Sie setzten sich wieder in Galopp. Als sie noch keine hundert Meter weit gekommen waren, machte Ludos Pferd einen plötzlichen Seitensprung, eine Kugel war ihm an den Ohren vorbei gesaust.

„Alberto,“ rief Ludo.

Während Negroni, der einen Vorsprung gewonnen hatte, sein Ross wandte, knallten wieder zwei Schüsse.

Aber diesmal schien es weiter weg zu sein, denn man hörte die Kugeln nicht pfeifen. Keiner von den Officieren dachte auch nur einen Moment daran, umzukehren.

„Die armen Teufel,“ meinte Negroni, „sie fürchten sich jetzt vor allem, was ihnen begegnet.“

Er band sein Taschentuch an die Spitze des Säbels und schwenkte es in der Luft. Im Schritte ritten sie weiter. Jetzt unterschied man den Nachtrab des Zuges, Männer und Frauen zu Fuß, beladene Maulthiere und Fuhrwerke.

Ludo hielt beide Hände vor den Mund und rief:

„Amici — Savoja!“

Derselbe Ruf scholl als Antwort zurück. Ein Reiter löste sich aus der Truppe und kam ihnen entgegen. Es war ein Artillerieofficier, der den Transport leitete, ein kleiner, untersetzter Mann mit bärtigem Bulldoggengesichte und kurzem, grauem Haar an den Schläfen. Er ritt ein prächtiges, schwarzes Maulthier und entschuldigte sich wegen der abgefeuerten Schüsse.

„Die armen Leute sind ganz kopfscheu,“ sagte er. „Heute morgens hat eine feindliche Bande den Nachtrab angegriffen, sie haben ein paar Frauen getödtet und einen Verwundeten mit fortgeschleppt.“

„Deshalb hat sich wohl auch der Marsch so verzögert?“ fragte Ludo.

„Allerdings, und dann — selbst wenn keine Zwischenfälle eintreten, kommen wir langsam vorwärts. — Wollen Sie die Leute sehen? Wenn wir die Ebene durchqueren, werden wir sie leicht überholen.“

Die Officiere waren bereit. Alle drei wandten sich im Trab nach links, ritten durch die Ebene und trafen einen Kilometer weiter wieder auf die Landstraße, gerade wie die Spitze des Zuges sich näherte.

In dem blendenden Mondschein, der dem Transport einen seltsamen, beinahe theatralischen Anstrich verlieh, sahen Ludo und Negroni beklommenen Herzens die ganze Colonne vorbeidefilieren. Es waren lauter Eingeborene, meist Artilleristen, die in dem Gemetzel bei Amba-Alaghi verwundet worden waren, wo das Bataillon zum größten Theile geblieben war. Sie sahen kläglich aus. Die Verwundeten saßen, so gut es gehen wollte, auf ihren Maulthieren, meist von einer Frau oder einem nicht so schwer verletzten Kameraden unterstützt, und stöhnten bei jedem Schritte. Ihre verstümmelten Beine, die mit Bandagen von unbestimmbarer Farbe umwickelt waren, baumelten hilflos von den Maulthieren. Einige wurden auf einer Art Bahre getragen, die aus Gewehren hergestellt war, dann und wann richtete einer sich empor und blickte die Officiere mit fiebrigen Blicken an, als erkenne er die eigenen Officiere nicht und fürchte sich vor ihnen wie vor einem Feind unter der Fortwirkung der Schrecknisse der Niederlage. Andere giengen wie im Rausch, die Augen starr auf den Boden geheftet und sahen aus, als wären sie jeden Augenblick nahe daran, umzufallen. Die meisten trugen einen Arm in der Binde oder hatten den Kopf mit blutbesudelten Lappen verbunden. Und dazwischen sah man Maulthiere mit Gepäck beladen, Karren, abgemagerte Pferde und eine Unmasse von Frauen und Kindern, die mit raschen Schritten vorwärts strebten und sich so eng einander drückten, dass Ludo unwillkürlich an einen Heuschreckenschwarm denken musste, den er in der Nähe von Massauah gesehen hatte. Die Thiere hatten in geschlossenem Zuge die Landstraße überquert, wobei eins über das andere wegkletterte. Die Weiber waren meist Frauen von Verwundeten, die ihre Männer geleiteten. Manche waren Witwen und hatten den rothen oder gelben Fez des gefallenen Gatten aufgesetzt. Wenn sie an den Officieren vorbeikamen, stießen sie einen dumpfen Klageschrei aus.

Und wie jener Heuschreckenzug, den Ludo beobachtet hatte, zog die jammervolle Truppe ihres Weges, immer gerade aus, als ob ein unabänderliches Verhängnis sie vorwärts triebe. Zwei Bersaglieri-Unterofficiere, die trotz der überstandenen Strapazen frisch und munter aussahen, leiteten den Zug.

„Wo sollen sie hin?“ fragte Negroni den Artillerieofficier.

„Nach Seraïa, sie sind alle aus der Colonie Godofelatti.“

„Und Sie werden in Adi-Garo übernachten?“

„Ja, aber wir brechen morgen bei Tagesanbruch wieder auf. Sie sehnen sich alle darnach, an ihren Bestimmungsort zu gelangen, und es sterben sehr viele unterwegs.“

Jetzt war der größte Theil des Zuges vorüber, es kamen nur noch verwundete Maulthiere, alte ausrangierte Pferde und einige Nachzügler.

Der Artillerieofficier schüttelte Ludo und Negroni die Hand. „Auf Wiedersehen! Ich muss bei den Leuten bleiben, sie haben sowie so nicht mehr allzuviel Muth.“

„Auf Wiedersehen!“

Er trabte auf seinem schwarzen Maulthier davon. Die beiden Officiere konnten ihre Blicke lange nicht von dem seltsamen Zug abwenden, der sich nach Westen zu entfernte und den Weg mit Todten besäete.

Es war ihnen, als ob sie in dieser vernichteten, demoralisierten Truppe, die alle militärische Haltung verloren hatte, das Bild der Niederlage bei Amba-Alaghi im verkleinerten Maßstab erblickten, und der Zorn stieg siedendheiß in ihnen empor.

„Porchi!“ murmelte Ludo.

„Hast du die armen verstümmelten Askaris gesehen?“ fragte Negroni, „heißt das Krieg führen?“

„Und die Frauen,“ sagte Ludo, „die Frauen, die man sogar auf dem Rückzuge noch hingemordet hat.“

„Komm, wir wollen nach Hause.“ —

Aber um ins Lager zurückzukehren, mussten sie noch einmal an der Colonne vorbeireiten oder sie überholen, und keiner von ihnen hatte den Muth, sich diesem furchtbaren Anblick noch einmal auszusetzen. Sie hatten jetzt den höchsten Punkt des Weges erreicht, der sich um das kleine Felsenplateau herumwand. Es war derselbe Pfad, den Negroni vor einigen Tagen entlang geritten war und der über Gullaba zum Lager führte.

„Höre,“ sagte Negroni, „reiten wir über Gullaba, ich kenne den Weg.“

„Und wenn wir mit Rebellen zusammentreffen?“ fragte Ludo.

„Mit unseren Pferden brauchen wir nichts zu fürchten.“

Als der traurige Zug der Verwundeten durch die Felshügel des Plateaus ihren Blicken entzogen war, athmeten sie auf. Im Trabe ritten sie den schmalen Weg entlang, der in dieser nächtlichen Stunde einen phantastischen Anblick bot mit seinen gigantischen Felsblöcken, die auf der einen Seite in weißem Licht gebadet waren, während die andere im tiefsten Dunkel lag und lange, wie aus schwarzem Papier geschnittene Schatten über den Weg warf. Negroni hatte dieselbe Empfindung wie in der vorhergehenden Nacht. Ihm war als wären er und Ludo die einzigen lebenden Wesen auf einem ausgestorbenen, erkalteten Planeten. Und dieser Gedanke rief ihm den entsetzlichen Zustand von innerer Qual ins Gedächtnis, den er gestern fast um dieselbe Stunde durchgemacht hatte, und das Herz schnürte sich ihm zusammen.

„Giuseppe,“ sagte er und ließ sein Pferd langsamer gehen. Ludo schien aus einem tiefen Traum zu erwachen und blickte ihn fragend an.

„Giuseppe,“ begann Negroni wieder, „nicht wahr, wir wollen niemals wieder von einander lassen und uns nie wieder streiten.“

Ludo lächelte, ohne ein Wort zu sagen, und Negroni begann wieder jene stechende Eifersucht zu fühlen, wie er seinen Freund so ruhig sah, während er selbst von innerer Unruhe gequält wurde. „Er denkt immer noch an sie,“ sagte er sich, „wenn wir wieder im Lager sind, wird er sie aufsuchen oder gar Befehl geben, sie einzulassen.“

Ludos Herz lag so klar vor ihm, wie die leuchtende, taghelle Mondnacht ringsum. Ja, solange diese Kleine am Leben war, würde

jede Aussöhnung zwischen ihnen umsonst sein. Er war davon überzeugt, ganz fest überzeugt. Zweimal schon hatten sie geglaubt, dass zwischen ihnen alles wieder gut wäre und dann — diese Hexe! Ach, wenn er sie in diesem Augenblicke erreichen könnte, er würde ihr den Kopf zermalmen wie einer Schlange.

„Sieh doch, Alberto."

Ludo parierte sein Pferd, ebenso überrascht und hingerissen, wie Negroni es neulich bei dem Anblick gewesen war, den von dieser Stelle aus gesehen das terrassenförmig an die Felsen gelehnte Lager von Adi-Garo bot. Angesichts dieses wunderbaren Panoramas ließen die beiden Officiere ihre Pferde einen Augenblick halten. Sie waren noch etwa anderthalb Meilen vom Lager entfernt, aber es sah aus, als könnte man es beinahe mit der Hand greifen. Die Luft war frei von Nebel, und in dem weißen Licht des Mondes konnte man fast besser als am Tage die Hütte, die Zelte und die Kanonen unterscheiden, und auch die Menschengruppen, die sich um die Lagerfeuer sammelten.

„Wie ist das schön," murmelte Ludo.

Es war fast wie in einem Märchen. Ringsum war alles still, selbst die Pferde athmeten nur leise und schienen mit gespitzten Ohren auf das kleinste Geräusch zu lauschen, das diese zauberhafte Stille unterbrechen könnte.

Plötzlich ertönte von fern ein Trompetenstoß, der, durch die Entfernung abgeschwächt, beinahe wie der Ton einer Harmonika klang.

Die Pferde erhoben den Kopf, Chinga wieherte dumpf.

„Was ist das?" fragte Ludo.

Er sprach mit gedämpfter Stimme, als ob die Felsen und Büsche unter dem krystallklaren Himmel zuhören könnten.

„Es wird zum Appell geblasen," meinte Negroni ebenso leise, „gib mir dein Glas."

Ludo reichte ihm den Feldstecher, den er in der Satteltasche mit sich führte. „Ich sehe besser mit bloßem Auge", sagte er.

Noch ein Trompetenstoß zitterte durch die Luft, schwächer noch als der vorige.

Man sah jetzt, dass das Lager sich belebte in dieser stillen Nachtstunde. Wie kleine, schwarze Ameisen liefen die Soldaten hin und her. Wenn sie in den Bereich der langen Schatten geriethen, die von den Felsen oder von den Geschützen ausgiengen, so wurden sie für einen Augenblick unsichtbar, um gleich darauf in Licht gebadet wieder zu erscheinen. Dann sah es aus, als wären sie selbst förmlich durchleuchtet und trügen an ihrem Körper etwas von dem phosphorescierenden Glanze des Mondes an sich.

„Warum läßt Gamba um diese Zeit zum Appell blasen?" fragte Ludo.

Negroni war ganz in den Anblick vertieft und antwortete nicht.

„Sag' doch," sagte Ludo mit veränderter Stimme, „was glaubst du, was das zu bedeuten hat?"

Negroni sah ihn an, und sie verstanden sich.

„Wenn es so ist," sagte Ludo — „das ist sinnlos, das ist schmachvoll. Warum hast du diesen Befehl gegeben?"

„Der Major hat den Befehl gegeben, nicht ich," erwiderte der Genueser.

Ludo riss sein Pferd mit einem so plötzlichen Ruck herum, dass das Thier sich hoch aufbäumte und beinahe hinten übergestürzt wäre.

Negroni fiel ihm in die Zügel und brachte es zum Stillstehen.

„Lass die Zügel los," schrie Ludo.

„Du bist von Sinnen," antwortete Negroni, „du würdest doch nicht mehr rechtzeitig ins Lager kommen."

Er gab die Zügel frei, aber Ludo ließ sie auf den Hals des Thieres fallen. Negroni hatte recht. Es war zu spät. Ein Verhängnis, dem keiner von ihnen mehr Einhalt zu thun vermochte, waltete jetzt der Dinge, die dort unten vor sich giengen. Und der Eindruck dieser Empfindung war so stark, dass Ludos Zorn davor verschwand und einer wehmüthigen Ergriffenheit Platz machte.

„Lass uns absitzen," murmelte Negroni.

Ludo gehorchte. Sie banden die Pferde an einen vertrockneten Cedernstamm, der wie eine geballte Riesenfaust aus dem Felsen hervorragte. Von unwiderstehlicher Neugier getrieben, erkletterten sie die hohe Umrandung des Weges, um besser sehen zu können. Sie wussten selbst nicht, was sie wollten, wie zwei Verbrecher, die von plötzlichem Schrecken erfasst werden. Sie sahen, wie die Soldaten sich am Rande des Exercierplatzes sammelten und eine dunkle Gruppe bildeten, von der man nur das eine Ende, das sich aus dem Schatten des Felsens loslöste, deutlich sehen konnte. Dann wurde die Trommel gerührt. Der dumpfe Schall drang bis zu ihnen herauf, es klang, wie wenn jemand mit den Fingern auf eine Fensterscheibe trommelt.

„Sie ist es — ganz gewiss," murmelte Ludo.

Negroni fasste seine Hand und drückte sie fest: „Denke an das, was wir gelitten haben. Denke an Amba-Alaghi, an die Unglücklichen, die du vorhin gesehen hast — mit ihren verstümmelten Gliedern. Wir sind hier im Lande der Wilden, um Krieg zu führen. — Und wer weiß, vielleicht handelt es sich gar nicht um sie."

„Doch, sie ist es — ich habe die feste Ueberzeugung," murmelte Ludo.

Seit einigen Minuten drang kein Geräusch mehr durch die lichte Stille. Ludo und Negroni hatten dieselben Gedanken, es war, als ob sie durch die verschlungenen Hände von einem zum anderen hinübergiengen. Es war, als ob sie dieses kleine, schwarze Mädchen wie im Traume wieder vor sich auftauchen sahen, dieses geheimnisvolle, elementare Wesen mit den violetten Emailaugen. Sie hatte ja beide mit ihren Armen umstrickt gehalten, und an ihrer jungen Brust hatten sie abwechselnd geruht. Sie sahen nur die dunkle Menschenmasse dort unten, aber sie glaubten Nimba vor sich zu sehen, vor eine Kanone gebunden, sie sahen ihr Haupt, ihre Brust und ihre Augen durchbohrt von den Kugeln der Soldaten — und den durchlöcherten, blutbefleckten Schurz.

„Giuseppe, es musste sein," sagte Negroni, „sie war eine Spionin, ganz gewiss."

„Hör' doch!" antwortete Ludo.

Noch einmal vernahm man den fernen Klang der Trommel. Chinga wieherte dumpf, während Ludos Pferd sein Gebiss schüttelte. Auf einem Felsvorsprung, der wie ein Schiffsschnabel geformt war, lagen Ludo und Negroni platt auf dem Bauch und versuchten zu sehen und zu hören und hielten den Athem an.

Wieder wurde es still. Das Lager wie ausgestorben, nichts rührte sich. Negroni sah sich wieder auf dem Hofe des alten Juden in Gullaba und vor sich die Kleine, wie sie ihren Schurz ablegte. Und Ludo glaubte in einer Art Hallucination noch einmal jenes letzte Wort zu vernehmen, das sie ihm zugerufen hatte: „A rivederci, tenente Giuseppe!"

Jetzt erhob sich Negroni.

„Es ist vorbei, es scheint wenigstens so, man hört nichts mehr."

„Ja," sagte Ludo.

Dann standen sie beide auf der felsigen Plattform und blickten immer noch nach dem Lager. Und nun vernahmen sie plötzlich von dort unten ein leichtes Geräusch wie das Krachen von fünf oder sechs Knallerbsen — und dann ein Getöse von Menschenstimmen.

Erbleichend sahen die Freunde sich an. Sie waren traurig und niedergeschlagen, und doch fühlten sie etwas wie Befreiung. Es kam ihnen plötzlich vor, als wären sie einer großen Gefahr entronnen, die sie beide bedroht hatte. Wankend stürzten sie einander in die Arme. „Ah," murmelte Negroni „ich hoffe, die Kugeln haben sie in die Augen getroffen und ins Herz und das Verhängnis getödtet, das ihr Blick über uns gebracht hat."

Ludo gab keine Antwort. Sie giengen wieder zu ihren Pferden und schwangen sich in die Sättel. Die Thiere witterten schon den Stall, sie zerrten an den Zügeln und wollten in Trab fallen. Aber ihre Reiter zwangen sie, Schritt zu gehen. Am liebsten wären sie umgekehrt und wieder gen Süden geritten, um nur niemals, niemals das Lager wiedersehen zu müssen.

Das große Kasperltheater.

Eine Posse ohne Handlung.

Von C. Karlweis.

Personen:

Der Wirt „Zum kranken Mann".		Toberl	Mitglieder der Schauspieltruppe.
Stark	Curgäste.	Frau Toberl	
Wokurka		Windling	
Terribile		Tistl	
Dövrnjak		Pepi, Köchin	im Wirtshaus „Zum kranken Mann".
Stibicki		Mischko, Kellner	
Farkas		Schani, Piccolo	
Bamhackl		Eduard, Hausknecht	
Schnipf, Director einer Schauspieltruppe.		Hiasl	Bauernbursche.
		Seppl	
Frau Schnipf	Mitglieder der Schauspieltruppe.	Erster Gemeindediener.	
Kleine Schnipf		Zweiter Gemeindediener.	
Mitterhuber		Ein Kind.	
Frau Mitterhuber		Ein Hausierer.	

Gäste. Landleute.

Pantomime I.	Pantomime II.	Pantomime III.
Josefine.	Bartel, der ältere.	Die Tante.
Napoleon.	Bartel, der jüngere.	Das Mädchen.
Barras.	Albine.	Heinrich.
Ein Oberst.	Aleppl.	Ein jüngerer Geck.
Eine Muse.	Erster Streikbrecher.	Ein älterer Herr.
Ein Dichter.	Zweiter Streikbrecher.	

Ein Badeort.

Prolog.

Die Muse (in der Kleidung der „Frau Blaschke", eine phrygische Mütze auf dem Kopf, einen Besen, der oben mit Blumen geschmückt ist, in der Hand, und die Schürze seitlich aufgesteckt. Theilt zuerst ein wenig den Vorhang, so dass man nur ihren Kopf sieht. Sie lächelt ins Publicum):

'nich guten Abend! (Sie tritt schüchtern vor.) Ich bin nämlich die Muse dieses Herrn! (Deutet mit dem Besen nach rückwärts.) Entschuldigen schon!

Haben Sie vielleicht schon von mir g'hört? Die Frau Blaschke! Wissen S', die, der man alles erzählen kann! — Sie werd'n vielleicht fragen, wie ich zu der Muserei komm'? Ja, das is a ganze G'schicht'! Eigentlich bin ich nämlich Bedienerin bei dem Herrn (deutet nach rückwärts) — no, und wie ich die Täg' amal zu ihm hinein komm', sitzt er Ihnen ganz traurig bei sein' Schreibtisch und seufzt, dass m'r glauben kunnt, es zerreißt'n . . „Was haben S' denn?" frag' i theilnahmsvoll . . „Fallt Ihnen denn scho wieder nix ein?" „Ah wenn's nur wegen dem wär'!" sagt er, „das Einfallen is ja eh längst nimmer modern bei die Dichter! Aber aufkündigen muss i Ihnen, Frau Blaschke!" „Marand Josef," sag i, „warum denn?" „Ja," sagt er, „ein Schriftsteller, der heutigentags was auf sich halt, muss a Muse haben. Unter uns, es is a Pflanz, aber modern is' halt! No, und a Muse und a Bedienerin, das tragt's halt nit bei die schlechten Zeiten und bei derer Concurrenz, wo die Goethe und Shakespeare scho büschelweis' in die Kindergärten wachsen!" „Mein Gott und Herr!" sag i „so a Muse kann do net so kostspielig zum derhalten sein? Auf G'wand braucht's net viel, Gottigkeit weil's eh nix anhat . . . und übrigens, liaber Herr, könnten S' denn net glei mi als Muse b'halten? An die grobe Arbeit bin i g'wöhnt — —" „Frau Blaschke," sagt er, „das is ein' Idee! Ja, aber glauben Sie auch, dass ich der größte Dichter bin, der je da war? Denn das muss eine ordentliche Muse von ihr'n Herrerl steif und fest glauben, da gibt's nix!" „Lieber Herr," sag i, „das is zwar a sehr a grobe Arbeit, aber zu was bin denn i die Frau Blaschke? Mir könnens S' überhaupt derzählen, was S' wollen, — i glaub' alles! Dass der Napolium eigentlich a Kesselflicker war und nicht ehnder a Schlacht gewonnen hat, bevor ihm nicht eine Kartenaufschlagerin g'sagt hat, mit wem ihm seine Schosesin' grad betrügt, — nur mir erzähl'n, i glaub's! Dass der Zola eine Ehrenkarte zum nächsten Ball der Stadt Wien kriegt, — nur mir erzählen, i glaub's! Dass der Schweninger und der Harden wirklich die Concession von Seidl und Wiesberg übernommen haben, — nur mir erzählen — i glaub's! Dass in Wien a neuer Burgtheaterdirector absolut nicht zu finden war — nur mir erzählen, i glaub's! Dass an unsern Volkstheaterabenden immer alle Leut' zufrieden waren und nie Einer g'schimpft hat — nur mir erzähl'n, i glaub's!" Wie mei' Herr hört, dass i das a glaub', springt er Ihnen auf, fallt mir um'n Hals und sagt: „Sö san engagiert. So a gläubige Muse hat kaner von meine Concurrenten, nit amal die von der Leog'sellschaft! Jetzt gengan S' aber a Stanlapeh hinaus und sagen S' dem Publicum, wenn ihm das Stück, was jetzt g'spielt werden wird, g'fallt, nachher zahl' ich ihm nach der neuesten Mod' das dazugehörige Nachtmal! Die Frau Blaschke hat den Leuten scho so viel unglaublichs glauben müssen, vielleicht glauben amal umg'kehrt die Leut' der Frau Blaschke was!" Alsdann glauben S' mir's. Bitte! Bitte! (Sie verschwindet hinter dem Vorhang.)

(Ein Saal im Wirtshaus „Zum kranken Mann" mit einer primitiv aufgeschlagenen Bühne. Links allgemeiner Auftritt, rechts Thür zur Küche und zum Schanklocal. Im Saal kleine gedeckte Tische.)

Erste Scene.

(Die sieben Curgäste sitzen an den Tischen, jeder für sich, dem anderen böse Blicke zuwerfend. Sie rufen und klingeln ungeduldig. Wirt, Mischko und Schani laufen eilfertig hin und her.)

Schani: Bier oder Wein gefällig? Vino nebo piwa? Vino, birra! Wina albo piwa!

Stark: Meine Rechnung!

Wokurka: Platit!
Terribile: Pagaro!
Dovrnjak: Plačati!
Stibicki: Placic!
Farkas: Fizetek!
Bamhackl: Zahlen!
(zugleich).

Wirt: Mischko! Rechnung! Platit! Pagaro! Plačati! Fizetek!

Mischko (die Brieftasche in der Hand): Bitte gleich! Prosim hned! Vengo! Vengo! Prosze zaraz! kerem alásan! (bleibt bei Wokurka stehen).

Stark: Herr Wirth! Ich habe zuerst gerufen!

Wirt: Mischko! Der Herr hat zuerst gerufen!

Wokurka (fährt den Wirt an): Po česku! (da Mischko zu Stark will, hält er ihn am Frackschoß fest). Počkejte!

Mischko: Prosim!

Stark (fährt den Kellner an): Deutsch reden!

Mischko (zu Wokurka): Entschuldigen, der Herr hat —

Wokurka (fährt in an): Po česku!

Stark (springt auf): Das ist eine Unverschämtheit!

Wokurka (springt ebenfalls auf): Ticho!
Terribile (ebenso): Zitti!
Dovrnjak (ebenso): Mir!
Stibicki (ebenso): Cicho!
Farkas (ebenso): Hallgass!
(sehr rasch nach einander).

Bamhackl (ebenso): Aber, meine Herren —!

Wirt (beschwichtigend): Aber, meine Herren! Ale, moje panove! Ma Signori! A, moja gospoda!

(Die Curgäste setzen sich grollend wieder. Wokurka bezahlt seine Rechnung. Mischko geht zu Starks Tisch.)

Hausierer (tritt ein).

Wokurka (hat bezahlt, setzt seinen Hut auf und will fortgehen).

Hausierer (stellt sich ihm in den Weg.): Schöne Messer, Pfeifen, Zahnbürstel, Briefpapier, Hosenträger, Regenschirme, Nachtlichter, Galoschen, Bleistifte oder Hausschlüssel gefällig?

Wokurka (schreit ihn an): Po česku!

Hausierer: Wie meinen?

Wokurka: Ticho! Handlíř! (gibt ihm einen Stoß und geht ab).

Hausierer (sieht ihm nach): Sehr gut, auf Ehre! Erst schlagen sie Einen braun und blau, und dann sagen sie, man tragt Farben! (Unterdessen hat Stark bezahlt und will ebenfalls fortgehen.) Schöne Messer, Pfeifen, Zahnbürstel, Briefpapier, gnädiger Herr —

Stark: Lassen Sie mich in Ruhe!

Hausierer: Vielleicht haben Sie doch einen Bedarf an Hosenträger, Regenschirme, Nachtlichter —

Stark: Aus dem Weg, zudringlicher — (gibt ihm einen Stoß und geht ab).

Hausierer (sieht ihm nach): Gut, dass er nicht ausgeredet hat! Er hätt' mich sonst noch vielleicht beleidigt! — Der Eine pufft und kauft nix, der andere kauft nix und pufft! Ne hübsche Abwechslung! (geht an den Tisch Terribiles) schöne Messer, Pfeifen, Zahnbürstel, Briefpapier —

Terribile (hat auch bezahlt, steht auf, betrachtet die Waren des Hausierers).

Hausierer: Volete . . . prendere . . .?

Terribile: Non capisco tedesco! (ab).

Hausierer: Entschuldigen! — Das lass' ich mir gefallen. Abkaufen thut er auch nix, — aber er red't wenigstens italienisch mit Einem! (bemerkt Stibicki). Seh' dir an da, so wahr ich leb', — der Herr von Stibicki! Mir scheint, der Mann is wieder amal obenauf! Da könnt' ich vielleicht zu mein' Geld kommen! (tritt an Stibickis Tisch). Padam donak, Herr Baronleben! Es freut mich, Sie in so günstigen Verhältnissen —

Stibicki (hat eine große Note gewechselt, steht auf und steckt rasch das Geld ein, das ihm Mischko aufgezählt hat): Co to je? Ich nicht kennen diese Factor! (rasch ab).

Hausierer: Aber, Herr Baron, Sie sind mir doch . . .! Merkwürdig! Es gibt Leute, — wie sie zu Geld kommen, verlieren sie 's Gedächtnis.

(Dovrnjak und Farkas haben inzwischen auch bezahlt und sind abgegangen.

Bamhackl: No, was is denn, Herr von Zahlkellner, kommen S' jetzt vielleicht auch zu mir?! Oder is Ihnen mei' Trinkgeld net nobel gnua?

Mischko: Bitte sehr, bitte gleich! . . . (geht zu ihm).

Hausierer (wollte eben zu Bamhackl, betrachtet ihn jetzt von der Seite): Nicht in die Näh'! Fünfter Bezirk, dritter Wahlkörper! Mit dem werd' ich mir was anfangen! (geht nach rückwärts und setzt sich an einen Tisch).

Bamhackl (während er zahlt): A verruckte Wirtschaft habt's da, das muss ma sagen. Euere Gäst', — frisst ja aner den andern auf!

Mischko: O ja, schrecklich! Aber man g'wöhnt's! . . . Danke sehr, danke bestens! — Wir haben nämlich in unserem berühmten Bad alle Nationalitäten beisammen, wie man sagt —

Wirt (ist hinzugetreten): Ja, das ist ein Kreuz, mein Herr! Wir müssen hier in allen Sprachen —

Bamhackl (einfallend): Die Leut' auszieh'n! Das hab' ich bemerkt! Ös seid's a mehr Rauber als Dieb'! — Meine Sachen! Der kleine Schnipser hat's mir abg'nommen!

Mischko: Schani! Hut und Rock für den Herrn!

Schani (bringt Hut und Rock, erhält ein Trinkgeld): Küss' die Hand!

Mischko: Habe die Ehre!

Wirt: Compliment zu machen! Bitte bald wieder die Ehre!

Bamhackl (ab).

Mischko (sinkt in einen Stuhl): Das war wieder a heißer Tag!

Schani (ebenso): Ich bin auch ganz hin!

Wirt: Ja, was heißt denn das? Es ist ja noch ein Gast da!

Mischko (sieht sich um, bemerkt den Hausierer): Der?! Schani, bedien' den Gast!

Schani: Den dort?

Wirt: Ich werd' dir gleich „den dort" geben! Gast is Gast! Und wenn's a nur so aner is!

Hausierer: Ne freundlicher Wirt!

Schani (geht zum Hausierer: Sie wünschen? Račte? Commandi?

Hausierer: Alle Sprachen spricht er! Wie ä Taschendictionär, — Mei lieber kleiner Mann, es is sehr freundlich von Ihnen, dass Sie sich erkundigen, was ich mir wünsche, aber ich fürchte, ohne Ihnen nahe zu treten dass Sie mir das nicht geben können!

Schani: Mischko! Der Herr wünscht speisen!

Hausierer: Wer sagt Ihnen das?

Mischko: Schönes Schnitzerl wär' da, Rindsbraten, Filets, Cotelettes, Gansel, Ente, Poulard — oder darf ich vielleicht ein' schönen Rostbraten machen lassen — mit Vanille?

Hausierer: Schmeichler! Fragt mich, ob er darf! Natürlich dürfen Sie!

Mischko (ab in die Küche): Ein' Rostbraten!

Schani: Darf ich jetzt a Bier bringen?

Hausierer: Wenn Sie glauben! (Schani ab). Alle fragen sie, ob sie dürfen! Hab' ich ihnen was zu verbieten? Bin ich der Wirt?

Wirt: No, die G'schäften geh'n gut?

Hausierer: Wieso?

Wirt: Sie lassen Ihnen nix abgeh'n, was ich merk'!

Hausierer: Leider!

Wirt: Warum denn leider?

Hausierer (hält ihm seinen Kram hin): Vielleicht etwas gefällig? Schöne Messer, Pfeifen, Zahnbürstel. —

Wirt: Sei'n S' so gut! I kauf' nix!

Hausierer: No, seh'n Sie, dass mir leider nix abgeht!

Mischko (bringt Essen): Der Rostbraten war grad fertig!

Hausierer: Es wird auch ä Hausierer-Rostbraten sein!

Schani (bringt Bier): Halber Liter Lager!

Hausierer: Ich danke sehr! — Gott wird es Euch zahlen!

Wirt: Aber jetzt heißt's die Abendkarte machen! — Sie entschuldigen!

Hausierer: Bitte! Erst das Geschäft, dann das Vergnügen!

Wirt: Mischko! Die Abendkarte! (ruft in die Küche) Pepi!

Zweite Scene:

Wirt. Mischko. Schani. Hausierer. Pepi.

Pepi (in der Küchenthür): Was is denn? Ich bin grad beim Hendelrupfen!

Mischko: Sie rupft! O, wär' ich das Hendel, das von Ihrer zarten Hand gerupft wird!

Pepi: Ui jegerl! Der Herr Mischko macht scho wieder seine verliebten Kalbsäugerln!

Wirt: Vorwärts! Vorwärts! Speiskarte machen!

Pepi (tritt ein): Und das Verbrechen, das wir nur erdacht, hier wird's zur That! — Also, geh'n wir's an.

Mischko (setzt sich, um zu schreiben): Ach, Fräulein Pepi, — wo nehmen Sie nur die vielen schönen Gedichter her, die Sie immer aufsagen?

Pepi: Ich war doch sechs Wochen bei ein' Hofschauspieler in Dienst! Das war ein Mann! Die ganze Zeit hat er nix gethan, als —

Mischko: Seine Rollen studiert?

Pepi: Ah, wo denn! Als herumreisen, ein' neuen Director aufnehmen. Und ich hab' derweil alle Stuck auswendig g'lernt. Das war eine schöne Zeit!

Wirt: Jetzt is aber die Zeit zum Speiszettelmachen!

Pepi: Ja, ja, Tyrann! (zu Mischko:) Also, schreiben S' — —

Wirt: Die Hauptsache ist: nur Sachen, die jeder versteht, die jeden sozusagen anheimeln!

Pepi: Kalbskopf!

Wirt: Was?

Pepi: Mit Krenn!

Wirt: Ah so! Meinetwegen.

Pepi: Polnische Fisch'!

Wirt: Gut.

Pepi: Backhendel mit Salat.

Wirt: Sehr gut.

Pepi: Szekelygollasch!

Wirt: Ausgezeichnet.

Pepi: Und Powidlwuchtl!

Wirt: Großartig! Da find't a jeder seine Rechnung.

Hausierer: Wie das die Gäst' scho freut, wenn sie ihre Rechnung finden!

Wirt (zu Pepi): Und jetzt schauen S' zu Ihre Hendeln!

Mischko: Fräul'n Pepi, — wenn S' erlauben, geh' ich mit — rupfen! Oh, — ich werd' mich schon g'schickt anstellen!

Pepi: Das glaub' ich Ihnen. Sie brauchen Ihnen ja nur einbilden, die Hendel sei'n Gäst'! (will ab).

Mischko: Oh, Fräulein Pepi, wenn ich mir nur einbilden dürfte, dass Sie mich endlich amal erhören werden!

Pepi: Aber, Herr Mischko, wer wird denn so ungeduldig sein?! Bei der Lieb' is nit so wie beim Zahlen! Da heißt's nicht: Bitte sehr, bitte gleich! Da heißt's (auf ihn deutend) bitte sehr, — (auf sich deutend) bitte — später! (ab).

Mischko: Diese Pepi ist mein Verhängnis! Passen S' auf, Herr' Wirt! Aus lauter Liebe irr' ich mich noch amal bei ein' Gast zu mein' Schaden! (folgt ihr).

Dritte Scene.

Wirt. Schani. Hausierer. Schnipf und Gesellschaft.

Schnipf (mit seiner Gesellschaft tritt ein): Hier ist es!

Schani: Herr Wirt! Gäst'!

Wirt: Saperlot! Und so viel auf einmal! Scheinen Touristen zu sein, die wo herunterg'rutscht sein! — (zu Schani:) Geh' unter in' Keller, der Eduard soll g'schwind noch a par Liter Eigenbau machen!

Schnipf (tritt auf Schani zu): Haben wir die Ehre, den „kranken Mann" persönlich — ?

Schani: Derweil noch nicht! (ab).

Schnipf (zum Wirt): Verehrungswürdige! Sie sehen in uns die weltberühmte Gesellschaft Schnipf! Auf der Durchreise nach Paris und Petersburg begriffen, haben wir uns entschlossen, nach unseren letzten unerhörten Triumphen in Jedlesee, diesem kleinen Bädchen die Ehre zu erweisen! — — Der Herr Wirt?

Wirt: Sie wünschen — ?

Schnipf: Er ist es! Oh, das habe ich auf den ersten Blick erkannt. Dieser Adel der Erscheinung, — das Falkenauge, — die vornehme Haltung — jeder Zoll ein „kranker Mann"!

Wirt: No, erlauben Sie —

Schnipf (zur Gesellschaft): Eins — zwei! Compliment! (Verbeugung. Führt seine Frau vor) Meine Frau! Erste jugendlich sentimentale und heroische Liebhaberin. Sabine, — sprich dem Herrn etwas vor!

Wirt: Aber, ich bitte —

Schnipf: Keine falsche Bescheidenheit! Wenn Sie es durchaus nicht anders thun, können Sie ja nachher eine Kleinigkeit für den Kunstgenuss — — auch in Naturalien! — (zur Frau:) Sentimental! . . . Tistl! Kabale und Liebe, erster Act, dritte Scene! — Eins, zwei, — los!

Frau Schnipf (declamiert, — sie lispelt, Tistl steht hinter ihr und soufflirt): „Als ich ihn das erstemal sah, und mir das Blut in die Wangen stieg, froher jagten alle meine Pulse, jede Wallung sprach, jeder Athem lispelte: Er ist's!"

Schnipf: Ah! (zum Wirt:) Na? (zur Frau:) Heroisch! (zu Tistl:) Tistl! Medea, zweiter Act, letzte Scene, Abgang! Eins, zwei — los!

Frau Schnipf (declamiert, Tistl wie früher):

„Zurück! Wer wagt's Medeen zu berühren!
Merk' auf die Stunde meines Scheidens, König.
Du sahst noch keine schlimm're, — glaube mir!
Gebt Raum! Ich geh! Die Rache nehm' ich mit!"

Schnipf: Ah! — Na? Und mit diesem Organe hat mir das Weib sieben lebendige Kinder geboren. — Leistung? Was? — Hier das Jüngste! (führt die „Kleine Schnipf" vor.) Kleine Schnipf! . . . Sprich dem guten Mann etwas vor, Mizzerl!

Kleine Schnipf: Krieg ich nachher ein Zuckerl?

Frau Schnipf: Freilich kriegst ein Zuckerl, Mizzerl! — Sie weiß noch gar nichts, die Kleine! Ein Lämmlein an Unschuld!

Frau Mitterhuber (hustet stark).

Frau Schnipf: Wenn dieser unpassende Husten vielleicht sagen soll, dass mein Kind kein Lämmlein ist, — bitte, husten Sie deutlicher!

Kleine Schnipf: Aber geben S' acht, dass Sie nicht Ihre falsche Zähn' heraushusten!

Frau Schnipf: Bravo! Für dieses Wort muss ich dich umarmen!

Schnipf: Und jetzt schön declamieren, Mugzihenderl, — ja? Eins, zwei — los! Tistl! Das Gedicht!

Kleine Schnipf (declamiert): „Da Valiable!" — Nit herschaun!

„Ins Aug bist ma g'fall'n, und glei drauf war i blind,
Hab' mi loaten lassen von dir, wiar a Kind!
Ins Hirz bist ma g'wachsen, mei oanziga Schatz,
Und drin bleibst alloani, 's hat koana mehr Platz!
Verhalt di fein ruawi, denn 's Hirzerl is kloan,
Und sei m'r net eppa so hart wiar a Stoan!
Wannst hart warst mit mir, i kunnt's net vertrag'n,
Du zersprengerst m'r's Hirz — und i hätt' di im Mag'n!"

Lieb, — was? . . Mein Zuckerl!

(Während der Vorträge haben die übrigen Schauspieler untereinander spöttische Bemerkungen getauscht.)

Mitterhuber (tritt vor): Mitterhuber! (da der Wirt ihn erstaunt ansieht.) Mitterhuber! (vertraulich.) Natürlich nur Gast bei dieser Schmiere! Das ist nämlich eine Schmiere! Sie haben den Namen Mitterhuber doch schon gehört?

Wirt: Bedaure — !

Mitterhuber (tritt zurück): Idiot!

Frau Mitterhuber (tritt vor): Ich bin —

Schnipf (einfallend): Frau Mitterhuber, — zweite Liebhaberin!

Frau Mitterhuber: Zweite?! Gestatten Sie, dass ich lächle Haha! Weil jene Dame bereits dreißig Jahre alle jugendlichen Rollen spielt —

Frau Schnipf: Wie lange?

Frau Mitterhuber: Wenn Sie die Stirne haben, mich vor Zeugen zu fragen: Fünfunddreißig!

Frau Schnipf: Das ist — — Schnipf, mein Flacon! (sinkt in seine Arme).

Frau Mitterhuber: Ich habe nämlich immer erstes Fach gespielt —

Frau Schnipf: Haha! Wo? (springt auf).

Frau Mitterhuber: Wenn Sie die Stirne haben, mich vor Zeugen zu fragen: In Göding, Napagedl und Sülzenbrunn! (zum Wirt:) Bitte, urtheilen Sie selbst:

„Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit Euch wanderte, wer mit Euch schiffte —“

Frau Schnipf: Haha! Sie schnofelt ja, die Person!

Frau Mitterhuber: Person! Sie hat Person gesagt! — Mitterhuber! Mein Flacon! (sinkt in seine Arme).

Mitterhuber (zu Schnipfs): Mörder!

Wirt: Aber, erlauben Sie, meine Herrschaften —

Schnipf: Pardon, Hochzuverehrender, ich muss Ihnen doch die anderen Mitglieder meiner Gesellschaft — — Windling!

Windling (tritt vor): „Aber ist Euch wohl, Vater? Ihr seht so blass!“

Wirt: Ich?

Schnipf: Ah! — Mein erster Charakterspieler. Der Zweite hat uns unweit von hier verlassen. Er hat eine gute Stelle als Todtengräber bekommen. — Hier Herr und Frau Toberl. Erster Komiker, erste komische Alte! Auch Hosenrollen, — als „Wildfeuer“ sehr beliebt!

Toberl: Ja, wir sind die Komischen!

Frau Toberl: Entschuldigen schon!

Schnipf: Und hier unser Souffleur, Theatermeister, Beleuchter, Garderobier, Zettelausträger und Chorführer. Unübertrefflich in Volksunwillen, Gewitter, Thierstimmen und ähnlichen Naturereignissen. — Hundegebell! Eins, zwei — los! (Tistl bellt.) Ah! — Na?

Wirt: Ja, meine lieben Leuteln —

Mitterhuber: Leuteln! Idiot!

Wirt: Es thut mir sehr leid, aber hier bei uns werden Sie kein Glück haben —

Schnipf: Warum, verehrter Herr? Wir können uns übrigens auch durch lobende Ausschnitte — — ! Bitte, hier das „Himberger Wochenblatt“, hier die „Inzersdorfer Rundschau“ — —

Wirt: Ja, bei uns is das halt so eine Sach'! — Sie spielen doch deutsch?

Schnipf: Welche Frage! Der deutschen Kunst nur dienen wir. Und deutsches Blut, es rollt in unsern Adern! (zur Gesellschaft:) Wacht am Rhein! Eins, zwei — los! (die Gesellschaft singt: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“).

Wirt: Bst! Um Gotteswillen! Das fehlert mir noch! Aufhören, sag' ich!

Schnipf: Ah! — Aber wir sind hier doch —

Wirt: In einem Curort, wo alle Nationalitäten beisammen sind! Da gibt's keine Wacht am Rhein, da wacht einer am andern! Wenn Sie der Wokurka g'hört hätt' — !

Schnipf: Wokurka? Ah, dem können wir auch dienen! (zur Gesellschaft:) „Kde domuv muj!“ — Jeden — dva! (Die Gesellschaft singt: „Kde domuv muj, Kde vlasty ma“ —)

Wirt: Maraud Josef! Hören S' auf!

Schnipf: Prič!

Wirt: Das wär' erst das Richtige! Nein, meine lieben Leuteln —

Mitterhuber: Leuteln! Idiot!

Wirt: Ich bedaure sehr, aber bei mir lass' ich nicht Theater spielen. In was für einer Sprach' Sie's auch anpacken, die andern sein immer bös!

Schnipf: Aber, Herr . . . die heilige Kunst —!

Wirt: Die Heilige kenn' ich nicht. Ich kenn' überhaupt nur eine Kunst: Heutigen Tags a G'schäftsmann sein! Dazu braucht man Ruhe im Haus! Also, empfehle mich, war mir ein Vergnügen, — gehn S' um a Häusl weiter! (im Abgehen). Das wär' so was für mich! So a Klampferer-g'sindel! (ab).

Mitterhuber (geht nach einer Pause der Bestürzung zur Thür und ruft): Idiot! — Mit diesem Manne bin ich fertig!

Schnipf: Reden S' nicht so g'schwollen! Wir sind alle fertig! Ganz fertig! Bettelnutti, wie der Lateiner sagt, Das war unsere letzte Hoffnung!

Mitterhuber: Oh, der Schmach! Ein Mitterhuber will sich so weit erniedrigen, seine Kunst vor diesen Idioten leuchten zu lassen, Perlen vor die Säue zu werfen, — und sie wollen nicht.

Toberl: No, jetzt, das kann ich den Säuen nicht vorwerfen. Wenn wir lieber was von den Säuen zu essen bekämen, — ich bin so hungrig!

Mitterhuber: Kamerad! Hunger musst du dir abgewöhnen, wenn du ein großer Mann sein willst!

Toberl: Aber ich will ja gar kein großer Mann sein! — ich möcht' nur endlich amal was Warmes essen!

Schnipf: Kinder! Kinder! Das ist das Ende. Ich wollte euch zum Ruhme führen, — ich wollte im Herbste das Stadttheater in Traiskirchen pachten, — ja, das wollte ich, so wahr meine Seele lebt! Dahin, ihr hochfliegenden Pläne, — dahin! Die Direction Schnipf war, — ich löse euch auf, — gehet hin, zur Rechten und zur Linken!

Frau Schnipf: Und wir? Was fangen denn wir an?

Schnipf: Mein Weib! Mein Kind! (Gruppe.) Ich weiß in Mariahilf einen Greißler, der noch aufs Büchel gibt, — dem Manne kann geholfen werden!

Hausierer (hat mittlerweile gegessen, steht auf): So! Gegessen hab' ich, — jetzt geh' ich! — Was sind das für Leute? Sehr capitalskräftig sehen sie nicht aus, aber — wer kann wissen? Es gibt Leute, die gern aussehen wie Schnorrer, damit man sie nicht anschnorrt! Der Mensch soll nix aufs Aeußere gehen! — Schöne Messer, Pfeifen, Zahnbürstel, Briefpapier —

Mitterhuber: Der Mann hat eine gute Maske!

Hausierer: Masken hab' ich nicht, — aber verschaffen kann ich sie Ihnen von ein' Geschäftsfreund!

Schnipf: Ach, guter Freund, verschaffen Sie uns lieber ein Geschäft! Wir sind Schauspieler — —

Mitterhuber (tritt auf den Hausierer zu): Mitterhuber!

Hausierer (verbeugt sich): Kohn!

Mitterhuber: Sie haben meinen Namen doch schon gehört?

Hausierer: No, natürlich hab' ich ihn gehört!

Mitterhuber: Seht Ihr, — der einfache Mann hat ihn gehört! — Und wann? Von wem?

Hausierer: Grad jetzt doch, — von Ihnen!

Mitterhuber: Idiot!

Hausierer: Seh' d'r an da! Wie einer sich lasst den Bart rasieren, bild't er sich schon ein, die ganze Welt muss ihn kennen. Mir sein bekannter, das können Sie mir glauben. Wo unseraner herein kommt, schreit ä jeder gleich: —

Schnipf: Guter Freund — —

Hausierer: Nu, das gerade nicht!

Schnipf: Wir wollten Komödie spielen —

Hausierer: Ae große Concurrenz bei dem Geschäft. Wer spielt heutigen Tags nicht Komödie!

Schnipf: Aber der Wirt erlaubt es uns nicht. Es darf hier nicht deutsch, überhaupt in keiner Sprache gespielt werden, weil sonst nationale Empfindlichkeiten — —

Hausierer: Was heißt Empfindlichkeiten? Was heißt Sprache? Seit wann muss m' reden, um zu reden? Zu was hat Gott dem Menschen die Händ' gegeben?

Schnipf: Ach, Sie meinen — — ?

Mitterhuber: Er meint — — !

Schnipf: Pantomime?!

Alle Schauspieler: Pantomime!

Hausierer: Heißen Sie mich Pantomime! Unseraner is doch gewöhnt, beleidigt zu werden!

Schnipf: Aber nein, das ist ja Sprache ohne Worte! Stumme Sprache!

Hausierer: Und das schreien Sie ä so?

Schnipf: Kinder! Das ist eine großartige Idee!

Mitterhuber (zum Hausierer): Genialer Mann!

Hausierer: Grad' war ich ä Idiot! Ae bürgerliche Zwischenstation gibt es bei ihm gar nicht.

Frau Schnipf: Lebensretter! Ich muss Sie umarmen!

Hausierer: Ich bitte nicht persönlich zu werden! (weicht aus).

Schnipf: Pantomime! Pantomime! Freunde, Brüder! Die Direction Schnipf ist wied:r!

Toberl: Wer isst? Mir auch was! Ich hab' ein' schrecklichen Hunger!

Mitterhuber: Warte nur, balde speisest auch Du!

Schnipf: An die Arbeit, Genossen! — Geh'n wir's an, Kinder!

(zur Thür) Herr Wirth! (Die Schauspieler üben indessen pantomimisches Spiel.)

Wirt (tritt ein): Was is —? Sie sein noch immer da?

Schnipf: Ja! Wir haben eine geniale Idee!

Hausierer: Sie haben — is gut!

Schnipf: Wir dürfen nicht sprechen — wohlan, wir werden schweigend unsere Kunst ausüben! Ahnen Sie? Pantomime!

Wirt: Ah, das is a Red'!

Schnipf: Nicht wahr? Ja, der Schnipf hat Einfälle!

Hausierer: Jetzt hat sie schon er allein! Wenn ich noch ä halbe Stund' wart', sagt er, ich bin schuld, dass es ihm nicht schon früher eingefallen is!

Wirt: Ja, wenn S' das können! Aber kein Wort wird g'red't.

Mitterhuber: Gib Dich zur Ruh', bewegt' Gemüth! Wir nehmen keinen Souffleur — dann sind Sie sicher!

Wirt: Na also, in Gott's Nam'! (zur Thür) Mischko! Schani! Richt's alles her! Wir hab'n Theater!

Mischko (mit Schani eintretend): Theater? Das wird aber —

Schnipf: Ohne Worte, geehrter Herr! Nur so —! (Gesten.)

Schani: Ah so! A Kasperltheater? Das is g'scheit! Werd'n S' das Haserl erschlagen a?

Hausierer: Natürlich, junger Herr! Das Haserl für die kleinen Kinder, und den — — Andern für die Großen! Haben alle a Freud'!

Vierte Scene.

Vorige. Pepi.

Pepi (rasch eintretend): Spieler seint da? Ich bitt', ich war sechs Wochen bei ein' Hofspieler in Dienst — ich möcht' soviel gerne auch amal 's Komödiespielen probieren!

Wirt: Oho! Sie müssen ja kochen!

Pepi: Kein Mensch muss müssen — und die Pepi müsste? — Herr Director, gehn S', probieren Sie 's mit mir!

Schnipf: Sie wollen bei mir eintreten?

Pepi: Wenn S' erlauben — ja!

Schnipf: Haben Sie eine schwarze Hose?

Pepi: Aber, Herr Director —!

Schnipf (setzt einen Zwicker auf): Ja so — Sie sind ein Frauenzimmer! Das ist nämlich die Bedingung für die männlichen Mitglieder! — Hm — wie alt sind Sie?

Pepi: Fünfzehn vorüber!

Frau Mitterhuber: Fünfzehn? Die war schon beim Theater!

Schnipf: Können Sie singen?

Pepi: Was man so ins Haus braucht.

Mitterhuber: Gib uns ein Lied, Mädchen!

Pepi (singt. Chanson der Yvette Guilbert: „Cochons".)

Schnipf: Sehr gut. Sie sind engagiert als erste Salonliebhaberin!

Pepi: Und — Gage?

Schnipf: Gage? — Du musst Naive spielen, mein Kind!

Wirt: Ja, was fang' ich denn an?

Pepi: Koche mit Gas — spare mit Butter —

Mischko: Fräul'n Pepi!

Pepi: Die Pepi geht — und nimmer kocht sie wieder!

Schnipf (ist auf die Bühne gesprungen): Mir nach, wer keine Memme ist. (Die Gesellschaft und Pepi springen ihm nach. Nur Frau Schnipf ziert sich.)

Frau Schnipf: Ich kann nicht springen, Vater!

Hausierer (hebt sie hinauf): Die Mamme soll dem Tate folgen, so steht geschrieben!

Schnipf (um welchen sich die anderen gruppieren): Kinder, wittert Ihr die Bühnenluft? Ach, wie das köstlich riecht!

Toberl: Nach Gollasch riechert 's besser!

Wirt: Sie, halt — was soll ich denn ankündigen? Ein Schauspiel oder a Lustspiel — ?

Schnipf: Lieber Mann, Sie sind noch sehr zurück. Das gibt es heute nicht mehr! Der Mensch von morgen sagt einfach: Ein Spiel!

Hausierer: Sehr bequem. Da kann sich der Dichter noch im vierten Act überlegen, ob er seinen Helden ganz umbringen oder nur verheiraten soll!

Mitterhuber: Nennen Sie 's: Scenen ohne Worte!

Schnipf: Mit dem Motto: Wer vieles stiehlt, kann jedem etwas bringen! (Er zieht den Vorhang zu.)

Wirt: Na alsdann, werden ja sehen, wie 's Geschäft wird! Jetzt heißt's aber dazu schau'n, dass alles g'schwind herg'richt wird! (Ab.)

Mischko (zum Hausierer, der sich fortschleichen will): Sie — wo wollen S' denn hin?

Hausierer: Ich interessier' mich nicht fürs Theater.

Mischko: Sie haben ja noch nicht gezahlt!

Hausierer: Wer?

Mischko: Sie!

Hausierer: Ich?

Mischko: Ja! Ich bitt' mir 's aus, da werd'n keine Masematten g'macht!

Hausierer: Was haben Sie gesagt?

(Mittlerweile ist der Wirt mit Eduard und einem zweiten Hausknecht eingetreten. Sie und Schani tragen die Tische hinaus und stellen Stühle vor die Bühne.)

Mischko: Keine Masematten sollen S' machen!

Hausierer: Deutsche Worte hör' ich wieder!

Mischko: Sie haben also ein' Rostbraten g'habt mit Vanille, is 50, ein' halben Liter Lager, is 16, und fünf Brot, macht 76 im ganzen!

Hausierer: Ein Gedächtnis hat der junge Mensch — großartig! Sie sollten beim Ronacher auftreten!

Mischko: Sie, ich hab' was anders z' thun auch!

Hausierer: Lassen Sie sich nicht abhalten.

Mischko: Ach, wenn Sie glauben, dass i mi' von Ihnen papierl'n lass' — (ruft:) Eduard!

Hausierer: Ich kenne diesen Eduard nicht, aber ich erwart' mir nichts Gutes von ihm! — Ist das der Eduard?

Mischko: Ja!

Hausierer: Ist mir sehr unangenehm!

Eduard: Wünschen, Herr Mischko? Soll i leicht ein' außifeuern?

Hausierer: Warten Sie doch ein' Augenblick, Herr Feuermann! (zu Mischko): Was hab'n Sie schon davon, wenn er mich herausschmeißt? Gleichen wir uns in Güte aus. Besser ä schwacher Vergleich, als ä starker Hausknecht.

Mischko: Gar ka Red'! Die 70 Kreuzer her, oder —

Hausierer: Die ganzen Siebezig? Auf einmal? Cassasconto geben Sie gar nicht, wenn ich bar zahl'?

Mischko: Nicht a Kreuzer därf fehlen!

Hausierer (zählt kopfschüttelnd das Geld auf, plötzlich steckt er es wieder ein): Nein! Werfen Sie mich heraus!

Mischko: Alsdann —! Eduard!

Eduard (geht auf den Hausierer zu): Kann i anfangen?

Hausierer: Was an Ungeduld! — Da, nehmen Sie das Geld! Es soll Ihnen so bekommen, wie ich 's gerne geb'! (zu Eduard): Nu, was steh'n Sie da noch herum, Sie — Executionsathlet?

Mischko: Es is scho' gut, Eduard!

Eduard: Schad'! I hätt'n gern außig'feuert

Hausierer: Ae Gemüth wie ä Fleischerhund!

Wirt: So, jetzt wären wir fertig! — Halt! Halt! Die Sesseln sind zu nah, sonst werden S' uns raufert, eh's angeht! — Ah, da kommt schon das Orchester!

Fünfte Scene.

Hausierer. Mischko. Schani. Wirt. Eduard. Die Musikanten (Frack, hoher Seidenhut, nehmen vor der Bühne ihre Plätze ein). Später die Curgäste. Hiasl. Seppl. Ein Kind. Zuletzt zwei Gemeindediener.

Wirt: Meine Herren, nur lauter harmlose Stückeln, nur nichts, was zu Demonstrationen Veranlassung geben könnte! (Musik: „Schlaf', Kindlein, schlaf'.") Sehr gut! Da dabei bleiben wir! Und die Gäste hübsch empfangen, dass sie in eine gute Stimmung kommen!

Stark (tritt ein; Musik: „Loreley").

Wokurka (tritt ein; Musik: „Der Wenzel kommt!").

Terribile (tritt ein; Musik: „La donna è mobile").

Dovrnjak (tritt ein; Musik: „Hej slovane").

Farkas (tritt ein; Musik: „Rakoczymarsch").

Stibicki (tritt ein; Musik: „Noch ist Polen nicht verloren").

Bamhackl (tritt ein; Musik: „Der Wiener geht nicht unter").

(Die Gäste messen einander mit feindseligen Blicken und nehmen, die Stühle ostentativ wegrückend, Platz. Andere ländliche Zuschauer folgen, darunter Hiasl und Seppl, sowie eine Frau mit einem Kind auf dem Arm, und füllen den Raum.)

Bamhackl (gemüthlich): Uff! A Hitz hat's da herin, wie in ein' Backofen! Was meine Herren?

Wokurka (springt auf): Po česku!
Terribile (ebenso): Italiano!
Dovrnjak (ebenso): Slovensko!
Farkas (ebenso): Magyarul!
Stibicki (ebenso): Popolsku!
(zugleich).

Bamhackl: No, no! M'r wird do no sagen dürfen, dass 's a Hitz hat!

Digitized by Google

Wirt: Aber, meine Herren! Ale, moje panove! Ma signori! A moja gospoda!

(Alle setzen sich grollend.)

Wirt (zu Bamhackl): Bitte, die Herren nicht zu provocieren.

Bamhackl: Hab' i wem provociert? Da schaut's aner den Wirt an. I hab' g'sagt, dass 's a Hitz hat! Weiter nix!

Wirt: Aber ich bitte sehr, ich hab' ja nur —

Bamhackl: Weil's wahr is! I bitt' Ihnen, meine Herren, der Giftmischer möcht' am End' no —

Die Curgäste (wie oben).

Bamhackl (setzt sich): Jetzt red' i aber, meiner Seel', kan Deuter mehr!

(Auf der Bühne wird das Zeichen zum Anfang des Spieles geklopft. Die Curgäste setzen sich.)

Bamhackl: Herein!

Stark: Ruhe!
Wokurka: Ticho!
Terribile: Zitti!
Dovrnjak: Mir!
Farkas: Hallgas!
Stibicki: Cicho!

(zugleich).

Bamhackl: No, wann klopft wird, muss m'r do herein sagen. — wenn man eine Bildung hat! — Oede Burschen!

(Der Vorhang wird ein wenig getheilt und es erscheint der Dichter, den die Muse (Frau Blaschke) vorschiebt und wie einen Hampelmann verneigen läfst, worauf sie ihn zurückzieht.)

Bamhackl: Servas, das war ja die Frau Blaschke! (Zu seinem Nachbar:) Sagen S' mir amal, Herr Nachbar, war dös vielleicht gar der Herr Dichter, den's das anhag'steckt hat?

Stibicki: Popolsku!

Bamhackl: Freilich, für di werd' i polnisch lernen! Wannst das derlebst!

Stark: Ruhe!
Wokurka: Ticho!
Terribile: Zitti!
Dovrnjak: Mir!
Farkas: Hallgas!

(zugleich).

Bamhackl: Jetzt wird's mir aber zu dumm! (steht auf) Meine Herren —

Pantomime I.

Der Vorhang geht auseinander. Josefine liegt auf einem Canapee, vor ihr kniet Barras und macht ihr eine Erklärung. Sie deutet auf ein Napoleonbild rückwärts an der Wand. Der muss erst fortgeschickt werden. Barras gibt ihr einen Kindersäbel und ein Steckenpferd, die soll sie ihm geben, — dann will er wiederkommen. Küsst ihr die Hand und geht. Napoleon (im Schlafrock) kommt herein und sieht überall nach, ob kein Geliebter da ist: unterm Canapee und unter der Commode an der Seite. Josefine fragt ihn, wer er sei? Sie kenne ihn nicht. Er deutet ihr an, dass er doch der Napoleon sei. Sie glaubt es ihm nicht. Dort auf dem Bilde, das ist der Napoleon. Nein, er ist es. Sie schüttelt den Kopf und weist ihm die Thür. Da holt er den Dichter herein. Dieser bestätigt, dass er der Napoleon sei. (Entrollt eine schriftliche Bestätigung.) Josefine glaubt es noch immer nicht. Da holt der Dichter die Frau Blaschke, welche es beschwört. Jetzt erst glaubt es Josefine, umarmt ihn und gibt ihm Säbel und Steckenpferd. (Musik: „Nimm hin den Säbel".) Napoleon mit Dichter und Frau Blaschke ab. Kanonendonner. Der Oberst erscheint im Bademantel mit Epauletten. Sie bedeutet ihm, dass er ablegen soll, er erklärt, dass er das nicht könne, da er darunter nichts anhabe. Sie meint: O, darum! Führt ihn zur Commode und läfst ihn ein Hemd aussuchen. Er macht ihr eine Erklärung. — Glockengeläute, Napoleon tritt auf, eine Feldbinde über dem Schlafrock, in der Hand eine Kinderfahne. Macht Josefinen eine Scene. Sie lächelt nur kokett und beginnt sich zu entkleiden, indem sie der Reihe nach fünf oder sechs Taillen ablegt, von welchen die nächste immer noch tiefer decolletiert ist. Endlich kniet er vor ihr nieder und überreicht ihr die Fahne. Sie setzt ihren Fuß auf ihn, schwingt die Fahne und läfst sich dabei auf der anderen Seite von dem Obersten die Hand küssen. Das Napoleonbild, dem Hörner gewachsen sind, fällt zugleich herunter, und es bleibt nur das Hirschgeweih an der Wand. — Der Vorhang wird zugezogen. Die Musik hat, wie im Circus, bei der letzten Taille einen Augenblick ausgesetzt und ist dann mit einem Tusch eingefallen. Die Zuschauer applaudieren, vor dem Vorhang erscheinen Frau Blaschke und der Dichter, die aufeinander weisend sich verneigen. Frau Blaschke hebt die Stirnlocke des Dichters und küsst ihn auf die Stirn, worauf sie Arm in Arm abgehen.

(Die Curgäste, welche während der Entkleidung mit mächtigen Feldstechern auf die Bühne gesehen haben, stehen jetzt auf, drehen sich um und lorgnettieren das Publicum.)

Ein Kind (wie früher): Muatta, die schießen!

Wokurka: Po česku! Sakramensky Fratz!

Stark: Wagen Sie es nicht, diesen jungen Teutonen zu beschimpfen — Herr!

Wokurka: Was sagen Sie auf mir? Herr sagen Sie auf mir? Ah, da werd' ich Ihnen einträuken! Da klag ich! (zu Terribile:) Pan, vy jste můj svědek!

Terribile: Nit verstehe ungarese (zu Dovrnjak:) Dite lo!

Dovrnjak: Mit mir reden slovensko! (zu Farkas:) Povejte mu to!

Farkas: Hát, versteh' ich nicht polnisch! (zu Stibicki:) Mond neki!

Stibicki: Dej mi čicho! (zu Bamhackl:) Powidz mu to!

Bamhackl: Aber, meine Herren, das is ja öd! Hör'n S' do amal auf mit der dummen Streiterei!

(sehr rasch nacheinander).

Die übrigen Curgäste (dringen auf ihn ein): Herr, wie können Sie sich unterstehen uns dumm zu nennen!

Wirt (tritt dazwischen): Aber meine Herren! Bitte! Prosim! Prego! Prosze! Kerem!

Bamhackl (setzt sich): Da schau her! Wie 's gegen mich geht versteh'n S' auf amal alle deutsch! (Zeichen auf der Bühne wie vorhin.) Is a Glück, dass 's wieder angeht, sonst meiner Seel' — da kunnt aner sei Bildung vergessen und so ein' Kerl eine stecken!

(Alles geht an seine Plätze.)

Pantomime II.

Der Vorhang wird aufgezogen, ein Zimmer mit einem Bett, links ein eiserner Ofen. Turaser und zwei Streikende stehen vorne. Gleichmäßig ziehen sie die leeren Hosentaschen heraus: rechts, links, beide. Heben dann die Fäuste zum Himmel: rechts, links, beide. Die zwei Streikenden drehen sich auf den Absätzen um und gehen ab. Turaser geht zum Ofen und rührt einen Kleister, den er dem Kind im Bette in den Mund streicht. Kleppl (mit Mephistokopf und Hahnenfeder, sonst wie der Meister im Stück selbst gekleidet) tritt auf und bietet dem Turaser seine Hand. Dieser dreht ihm den Rücken. Kleppl klatscht in die Hände. An einer Schlange kommt aus den Soffiten ein sogenannter „Zöger" herab, aus dem Knackwürste herunterbaumeln. Turaser, den der Meister zu den Würsten riechen läfst, erklärt: Nein. Kleppl klatscht wieder in die Hände. Frau Turaser stürzt herein, fährt auf den Zöger zu, presst ihn an sich, wie ein kleines Kind, und geht damit einschläfernd auf und nieder. Dabei beißt sie in eine Wurst und macht sofort ein freundliches Gesicht. Reicht die andere Hälfte dem Turaser hin, da er zögert, steckt sie ihm den Rest in den Mund. Er macht auch ein freundliches Gesicht. Kleppl ab. Turaser und Frau essen, da stürmen die zwei Streikenden mit Knütteln herein. Sie wollen auch Würste. Turaser kriecht mit dem Zöger unter das Bett, Frau Turaser streift die Aermel auf, reißt den Streikenden die Knüttel aus den Händen und prügelt sie hinaus. Dann lehnt sie sich mit dem Rücken an die Thür, welche jene immer öffnen wollen. Schließlich klebt sie die Thür mit einem schwarzen Heftpflaster zu. Nun kommt Turaser unter dem Bette hervor, sie nehmen das Kind heraus und beginnen ihm die Würste hineinzustopfen. Das Kind wird immer dicker, bis es platzt. (Hier hat die Musik wieder ausgesetzt und spielt jetzt Tusch.) Frau Turaser weint und trägt das Kind hinaus, Turaser setzt sich nieder und reißt sich die Haare büschelweise aus, dann geht er zur Thür und winkt: ein Gensdarm kommt und nimmt ihn mit. Ehe er abgeht, nimmt er noch ein paar Würste mit auf den Weg und beißt im Abgehen hinein. Der Vorhang wird zugezogen. Das Publicum applaudiert. Es erscheint ein Fleischselcher mit dem Zöger am Arm und dankt. Wirft einige Würste ins Publicum und zieht sich zurück.

(Großes Halloh und Rauferei um die Würste. Die Curgäste stehen wieder wie vorhin auf und lorgnettieren das Publicum.)

Schnipf (guckt beim Vorgang hervor): Bst! Herr Wirt!

Wirt: Was is denn?

Schnipf: Beim letzten Stück muss gesprochen werden!

Wirt: Unmöglich! Es gibt ein' Heidenscandal!

Schnipf: Aber meine Künstler halten's nicht länger aus — sie sind in vollem Aufruhr!

Hausierer: Was heißt Aufruhr? Sie werden sich schon beruhigen lassen. Sie sind doch der Director!

Schnipf: Aber, meine Frau — !

Hausierer: Ich hab' schon nix gesagt!

Schnipf: Sie läfst es sich nicht nehmen, eine ihrer Glanzrollen im schlesischen Dialect —

Hausierer (zum Wirt): Lassen Sie sie reden

Wirt: Aber — !

Hausierer: Lassen Sie sie reden, sag' ich! Auf meiner Verantwortung! (Schnipf zieht sich zurück.) Es versteht sie ja doch keiner! Jetzt passen Sie auf! (zu den Curgästen, die noch mit dem Rücken zur Bühne stehen.) Meine Herren! (Alle drehen sich um.)

Stark: Was ist?
Wokurka: Co to jest?
Terribile: Che cos'è?
Dovrnjak: Kaj je?
Farkas: Hogy?
Stibicki: Zo to jest?
Bamhackl: Was gibt's?
} (zugleich).

Hausierer: Entschuldigen gütigst eine Frage: Können Sie schlesisch?

(Alle drehen sich zornig wieder um.)

Stark: Dummer Kerl!
Wokurka: Dejte mě pokoj!
Terribile: Impertinenza!
Dovrnjak: Pustite mi na mira!
Farkas: Lasson!
Stibicki: Daj mi pokoj!
Bamhackl: Dummer Kerl!
} (zugleich).

Hausierer (zum Wirt): Na, was hab' ich Ihnen gesagt?

(Zeichen auf der Bühne. Alles nimmt seine Plätze ein.)

Pantomime III

Der Vorhang geht auseinander. Die Bühne ist dunkel. Rückwärts zwei Spielereibäume. Rechts vorne eine große Badewanne. Heinrich, halb im Glockengießer-Costüme, halb in Radfahrdress, kommt mit einem Bycicle, dessen Pneumatik geplatzt ist. Er erklärt seine Verzweiflung, dass er mit dieser Pneumatik nicht hinauf kann, wirft sich nieder. Die Tante tritt auf mit beschwörenden Geberden und spricht:

„Meidele, Reidele, Feidele, Hingischpahn,
Jackele, haste mei Fadamassa ni gesahn!
Madele, Nadele, Fadele, Henzuschtahn,
Jo, am Fensterbradl hot's gelahn!" (Geht ab.)

Wokurka (applaudiert lebhaft): Nazdar!

Stark: Stören Sie doch nicht immer die Vorstellung!

Wokurka: Ale, die redte doch počesku! Nazdar!

Das Mädchen, als Ballerine mit einer Mappe „Musik" kommt herein, verfolgt vom jüngeren Gecken (als Gigerl, aber mit Bocksfüßen). Sowie das Mädchen (Kl. Schnipf) auftritt, sieht man Schnipf in der Coulisse auf einem Stuhl stehen und mit einer Blendlaterne das Licht auf seine Tochter werfen. Das Mädchen lockt den Gecken kokett an, er macht ihr eine Liebeserklärung mit Bocksprüngen. Sie thut sehr naiv, steckt den Finger in den Mund und fragt ihn dann, ob er Geld zum Heiraten habe. Er zeigt ihr, dass er kein Geld hat, aber will ihr ein Bouquet überreichen. Sie weist ihn entrüstet ab Er hupst ab, sie wirft ihm das Bouquet nach. Die Tante ruft von außen: „Reidele, Meidele, Feidele, Hingischpahn! Fakele, haste mei Fadamassa ni gesah'n!"

Wokurka: Nazdar!

Stark: Ruhe!

Das Mädchen macht ihr eine lange Nase. Eine taubengroße, grell angestrichene Biene wird aus den Soffiten herabgelassen. Das Mädchen klatscht in die Hände und will sie fangen. Stößt dabei an Heinrich. Erschrickt. Hebt ihm einen Fuß auf, dann den andern. Ist sehr entzückt, dass er ein Radler ist. Weckt ihn. Er steht auf, stellt sich vor. Sie knixt. Er zeigt ihr sein Rad mit der geplatzten Pneumatik. Sie hat eine Idee. Holt ein Tandem, mit dem sie beide abfahren können. Großartig! Sie umarmen sich. Da sie aufsitzen wollen, taucht aus der Badewanne der ältere Herr (im Badecostüme mit Coteletten) auf. Er pustet, schüttelt sich und greift nach dem goldenen Zwicker, den er neben der Badewanne liegen hat. Dann beginnt er: „Bekekekex! Bekekekex! Quorax! Quorax!"

Alle Curgäste springen entrüstet auf.

Stark. Hier wird deutsch gesprochen, — nicht böhmisch! Ich protestiere!

Wokurka: Der Kerl redte ja deutsch! Hanba!
Terribile: Diese nackete Mann sprecken croatis! Carramba!
Dovrnjak: Nè zanicujte moj materinska jezik!
Farkas: Kutja teremtete! Der Schwob redt russisch!
Stibicki: Jak boga kocham! To jest prowokacja! Ich brech' ihm die Haare!
Bamhackl (tritt an die Bühne): Deutsch red'st, Badwaschl, oder i reiß dir deine Ohren aus!
} (Sehr rasch nacheinander.)

(Alle drängen zur Bühne und drohen mit den Fäusten hinauf.)

Aelterer Herr (Toberl), (verzweifelt): Aber, meine Herrschaften ..!

Wokurka: Po česku!
Terribile Italiano!
Dovrnja Slovenski!
Farkas: Magyarul!
Stibicki: Popolsku!
} (zugleich.)

(Einer will den anderen beiseite stoßen, sie gerathen in ein Handgemenge, aus dem die Feldstecher auftauchen. Das übrige Publicum schreit durcheinander: „Ruhe! Weiter spielen lassen!")

Seppl: Hiasl! Da wird g'rast! (springt vor und rauft mit).

Hiasl: Aushalten! Beim Rafen bin i a dabei! (Springt gleichfalls vor und schlägt drein).

(Die Schauspieler auf der Bühne sprechen auf die Raufenden ein. Schnipf ist aus der Coulisse getreten und ruft verzweifelt: Herr Wirt! Herr Wirt! In der Thür erscheinen die zwei Gemeindediener und betrachten ruhig den Tumult. Der Wirt fordert sie auf, einzuschreiten, sie schütteln aber die Köpfe.)

Wirt: Ich hab's ja g'sagt! Ich bin verloren! Ich bin ruiniert!

Hausierer: Lassen Sie blasen!

Wirt. Aber was soll denn das —?

Hausierer: Lassen Sie blasen, sag' ich Ihnen! Ich bring alles in die schönste Ordnung!

Wirt (lauft zum Orchester): Blasen.

(Eine Fanfare. Alles hält einen Moment verblüfft inne.)

Hausierer: Jetzt passen Sie auf! (Steigt auf einen Stuhl.) Meine Herren! Mojo panovje! Signori — und so weiter! Sagen Sie mer um Gotteswillen, was haben Sie von der ganzen Rauferei? Geb ä Patsch! Krieg ä Patsch! Was kommt dabei heraus? Lauter Patsch! Erlauben Sie einem alten Mann Sie zu bitten: Geben Sie nur so lang Ruh', dass m'r zu End' spielen kann. Wenn Sie dann noch Lust haben, können Sie ja noch immer weiter raufen, nicht wahr?

Wokurka: Da hate Recht!

Bamhackl: Recht hat er!

Stibicki: To prawda!

(Die Curgäste gehen an ihre Plätze zurück.)

Hausierer (steigt herunter, zum Wirt): Nu, Herr Wirt! Was sagen Sie zu mir?

Erster Gemeindediener: Im Namen des Gesetzes — Sie sind verhaftet!

Hausierer: Wer? Ich? Auf was herauf?

Zweiter Gemeindediener: Sie haben das öffentliche Vergnügen gestört!

Hausierer: Ich hab' —? Sehr gut, auf Ehre!

Erster Gemeindediener: Vorwärts! Kein Widerstand!

Hausierer: Ich werd' mich hüten! (Zu Schani, der neben ihm steht:) Nu, mei Kind, biste jetzt zufrieden? — Seh mich gut an, jetzt haste Dei' Haserl! Jene raufen — und ich werd' dafür eingesperrt! Das ist das große Kasperltheater von heutzutag'! (Der Vorhang fällt.)

Ende.

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek

Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock

Assistent: Ernst v. Rosmann.

Telephon Nr. 10029.

Henneberg-Seide

nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen.

1

schwarz, weiss und farbig von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, Damaste rc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins rc.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seidenfabriken, Zürich (k. u. k. Hoflieferant).

Die Zeit.

Wiener Wochenschrift

für

Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Herausgeber:

Professor Dr. J. Singer,

Hermann Bahr und Dr. Heinrich Kanner.

Band XV und XVI

April 1898 — September 1898.

Wien, IX/3. Günthergasse Nr. 1.

Druck von Johann N. Vernay, Wien, IX. Mariannengasse Nr. 17.

Autoren-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.

Altenberg Peter **193** 174
Andreas-Salomé Lou . . . **183** 5
Asenijeff Elsa . . . **187** 79, **207** 181
Bahr Hermann **183** 11, **184** 27, **185** 44, **186** 58, **187** 75, **188** 90, **191** 139, **192** 155, **193** 171, **194** 187, **196** 10, **197** 26, **199** 58, **200** 75, **205** 155, **207** 187, **208** 203
Barbey-d'Aurévilly . . . **187** 80
Bauer Adolf, Dr. **192** 147
Bauer Stephan, Dr. **191** 134
Belfort-Bax E. **188** 84
Berdrow Wilhelm **208** 197
Berthof M., von **203** 122
Björnson Björnstjerne . . . **200** 65
Blei Franz **205** 153
Bölsche Wilhelm **203** 117
Bonn M. J. Dr. **199** 52
Brouta Julio. Dr. . **191** 132, **197** 20
Burckhard, Dr. **196** 5
Charpentier A. **193** 162
Clericaler, Ein römischer **183** 1, **205** 147
Colajanni Napoleone, Dr. . . **190** 113
Daszynski Ignaz **191** 129, **196** 3, **208** 193
Dehmel Richard **208** 206
Dreger Moritz, Dr. **195** 199
Dunder Dora **189** 111
Egidy M., von **207** 177
Emmery A. **199** 55
Eulenburg Franz, Dr. . . . **185** 37
Federn Karl, Dr. **187** 69
Fiamingo Giuseppe, Prof. . . . **183** 4
Fischel Alfred, Dr. **185** 33
Fontainas André **195** 203
Frankl-Hochwart, Dr. Bruno von **201** 88, **202** 102, **203** 118, **204** 134
Franko Iwan, Dr. **204** 129
Fuchs Georg **189** 105, **193** 169, **202** 104
Fürst Rudolf, Dr. **205** 154
Ganz Hugo, Dr. **189** 107
Gerlach H., von **189** 99, **192** 145, **196** 1, **201** 81
Glaser Eduard **200** 67
Gold Alfred **189** 108, **193** 171, **203** 123
Gumplowicz Ladislaus, Dr. **202** 99, **203** 116
Gystrow Ernst . . **206** 165, **207** 182
Haberfeld Hugo **199** 67
Haeuller Adolf **204** 135
Hallström Per . . . **200** 78, **201** 94
Heine Carl **192** 154
Heidenstam, Verner von **184** 31, **185** 47, **186** 63, **205** 151
Herzfeld Marie **198** 41
Hoernes Hermann **201** 87, **204** 132, **205** 150
Holitscher Arthur . . **188** 95, **207** 185
Hueppe Ferdinand, Dr. **189** 103, **190** 118
Ichenhaeuser Eliza, Dr. . . . **191** 135
Ibsen Sigurd **204** 137
Jelpatjewski S. **204** 142, **205** 159, **206** 174, **207** 191
Jenny Rudolf Christoph . **197** 31, **198** 47
Jentsch Carl **193** 163, **194** 180, **199** 50
Jostenoode Harald Arjuna, von . **197** 26
Junker Carl **186** 49
Kalkmann Ph., Dr. **206** 165
Kanner Heinrich, Dr. (Chiffre „K.") **183** 1, **184** 17, **185** 33, **187** 65, **188** 81, **189** 97, **190** 113, **192** 145, **193** 161, **194** 177, **195** 193, **197** 17, **202** 98, **204** 129, **205** 145, **206** 161, **207** 177, **208** 193
Keyserling E., Graf **201** 91
Key Ellen **193** 167
Khnopff Fernand **194** 184
Kienitz-Gerloff F. . **195** 198, **196** 6
Kronfeld M., Dr. **186** 53
Kühl Gustav **187** 71
Lamprecht Karl **183** 7, **184** 22, **185** 39
Lasson Adolf, Prof. **208** 199
Laßwitz Kurd **190** 119
Lecher Otto, Dr. **208** 195
Lederer Paul, Dr. . **190** 115, **199** 49
Levetzow Karl, Freiherr von . . **196** 7
Lichtenstein Bernhard . . . **199** 62
Liebermann Hermann, Dr. . . **200** 72
Lill von Lilienbach Alfred, Dr. . **203** 113
Lingg Emil, Dr. **191** 131
Linsemann Paul **202** 105
Loos Adolf **184** 25
Lublinski S. . . . **183** 9, **198** 38
Luzio Alessandro, Prof. . . . **189** 101
Macrosty Henry W., B. A. **195** 195, **200** 68, **207** 179
Marholm Laura **208** 202
Mallarmé Stéphane **190** 127
Masaryk Th. G., Prof. Dr. . . **195** 177
Menkes Hermann **184** 24
Messer Max **185** 43
Meyer Rudolf, Dr. **185** 36, **186** 51, **187** 68, **204** 131, **205** 148
Michel Robert **203** 127
Munthe Gerhard **203** 120
Muther Richard **186** 56, **187** 73, **190** 121
Ofner Julius, Dr. **198** 33
Olberg Oda **199**, 53, **200** 70
Oncinl Aurel, Ritter von, Dr. **187** 65, **188** 81, **189** 97, **197** 19
Oppert Ernst **203** 113
Paetow Franz **202** 100
Penck Albrecht, Prof. Dr. . . . **188** 87
Piersche Emil, Prof. Dr. **196** 1, **198** 33
Platter Julius, Prof. **197** 19
Politiker, Ein inactiver . . . **186** 50
Pollex . . **190** 116, **201** 82, **206** 161
Rotheit Rudolf **184** 20
Russow P. **197** 21, **207** 184
Schäfer Wilhelm . . . **198** 40, **202** 110
Scheu Robert **201** 92
Schiedermair Ludwig **196** 9
Schlaf Johannes . . . **183** 15, **193** 167
Schmitt Eugen Heinrich, Dr. . . **184** 17
Schmitz Oskar A. H. **195** 200
Schöchtner F., Dr. **204** 138
Schüller R, Dr. **185** 44
Schwann Mathieu **197** 25
Segantini G. **188** 90
Seidler Gustav, Dr. **203** 115
Sembratowycz Roman **198** 34
Servaes Franz **192** 153, **195** 201, **201** 90
Silberstein Leo **191** 136
Simmel Georg . . . **191** 137, **199** 56
Singer J., Prof. Dr. **192** 147, **201** 86
Slejhar Josef K. . **191** 143, **192** 159
Sprenger Rudolf **189** 102
Ssologub Fjodor **206** 167
Stahl Fritz **206** 170
Steele James W. . . . **185** 41, **186** 55
Stoeßl Otto **192** 150
Student, Ein deutschnationaler . **183** 3
Studnicki Ladislaus **193** 165
Suttner Bertha, von **205** 145
Tejero Angel **202** 98
Tempora O. **194** 183
Ubell Hermann **188** 89
Wallaschek Richard **190** 123, **194** 185, **198** 42, **202** 107
Wassermann Jakob . . **200** 73, **208** 201
Weber Ottokar, Prof. Dr. . . . **200** 67
Wied Gustav **194** 190, **195** 207, **196** 14
Wölffing E, Dr. . . **192** 149, **197** 23
Woker Philipp, Prof. Dr. . . . **198** 36
Wolf A. F. **206** 168
Zamboni Filippo, Prof. Dr. . . . **188** 86
* * * **191** 133

Inhalts-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.

Artikel.

Aesthetik der Städte **195** 198
Agrarsocialismus, Die Theorie des **202** 99, **203** 116
Altösterreich, Ein Stück . . . **205** 154
Amerika, England und **195** 193
Amsterdamer Cabinets, Vom Meister des **199** 57
Anarchistische Doctrin des Alterthums, Eine **195** 195
Andrássy, Láng, Dipauli . . . **186** 59
Anti-Europäer, Der **195** 201
Antwort **199** 58
Arbeiterfrage, Die altconservative Theorie in der **185** 36, **186** 51, **187** 68
Arbeitsstatistik **201** 86
Architektur **188** 90
Auflösen **192** 145
Ausstellungen, Ueber **194** 183
Atmosphärische Elektricität . . . **197** 23
Bamberger Ludwig **199** 52
Bankerott **206** 161
Bauernsocialismus, Der ungarische . **184** 17
Baumanns Freundes-Mappe, Aus Alexander **204** 138
Bechers letzten Tagen, Aus **201** 88, **202** 102, **203** 118, **204** 134
Bismarck **201** 81
Bismarck und die deutsche Dichtung . **201** 90
Botticelli **186** 56, **187** 73
Brahms Johannes, Erinnerungen an **198** 42
Burgtheater **194** 187
Burne-Jones', Am Grabe . . . **197** 26
Capitalismus in Russland, Die Entwickelung des **197** 21
China, Die Reformbewegung in . . **203** 113
Chinesische Politik Wilhelm II., Der Vatican und die **183** 1
Condorcet, Madame **200** 72
Cubaner, Der **186** 55
Dehmel und Nietzsche **187** 71
Denkmal für Jakob Böhme, Das . **208** 201
Deutschen Musik bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, Die Entwickelung der **183** 7, **184** 22, **185** 39
Deutschland, Die Lage des Liberalismus **189** 99
Deutschland, Die Reichstagswahlen in **196** 1

Diefenbach, Bei **208** 201
Dienstsprache, Die innere . . . **203** 113
Dipauli, Andrássy, Láng . . . **186** 50
Disagio **205** 146
Drachenaufstiege **204** 133
Dreyfus-Affaire:
Die seelischen Gründe für Alfred Dreyfus' Unschuld **200** 65
Der Dreyfus-Scandal unter radicaler Herrschaft **201** 83
Der Keulenschlag mit dem Rasiermesser **206** 161
Dynamitfrage in Oesterreich, Zur . **189** 102
England, Der Municipalsocialismus in **200** 68
England und Amerika **195** 193
Export-Calamitäten, Oesterreichische . **184** 20
Export und Industrie **191** 133
Form, Die eingeborene **196** 7
Fontane, Von unserem **202** 105
Frankreich, Die Wahlen in **190** 116
Frau des zwanzigsten Jahrhunderts, Die **193** 167
Frauenbewegung und die Pundita Ramabai, Die indische **202** 100
Frauenbewegung, Eine Geschichte der deutschen **207** 181
Frauenbücher, Zwei **203** 122
Frauenfrage, Bemerkungen zur **199** 53, **200** 70
Friedensmanifest des Czaren, Das **205** 146
Galizien, Die clericalen Judenhetzen in **196** 3
Galizien, Die neueste Wahlkomödie in **204** 129
Galizien, Der Ausnahmszustand in . **208** 193
Galizische Regierungskünste . . . **197** 17
Gesangslyriker, Moderne deutsche . **196** 9
Geschlechtsverhältnisses im Pflanzenreiche, Zur Regelung des . . . **186** 53
Gute Stuben, Drei **199** 55
Habsburg **189** 108
Hevesi, Ludwig **197** 27
Höritz **203** 123
Ibsen-Theater, Das **192** 154
Ibsen-Theater in Wien, Das . . . **193** 171
Industrie, Export und **191** 133
Italien, Die Revolution in **190** 113
Italienische Reminiscenzen und Profile **198** 41
Italienischen Cinquecento, Aus dem . **206** 168
Italiens, Die Finanzlage **183** 4
Jelpatjewski als Narodnik **207** 184
Jubiläumsjahr als Wirtschaftsjahr, Das **200** 67
Judenhetzen in Galizien, Die clericalen **196** 3
Junctim, Das falsche und das echte . **208** 195
Kaiserin, Die **207** 187
Katastrophen-Politik **207** 177
Klondike in amtlicher Beleuchtung . **192** 147
Knut Hamsun und sein „Redacteur Lynge" **192** 150
Kohlenstrike in Süd-Wales, Der . **207** 179
Kraft, Die treibende **204** 137
Kritik, Freie **197** 18
Künstlerhaus **187** 75
Kunst, Das Vertrauen zur **189** 105
Kunst und Konstantin Meunier, Das Nackte in der **201** 91
Kunstausstellung, Die Berliner . . **206** 170
Kunstflug, Der persönliche . . . **205** 150
Kunstwerte **203** 120
Kurze Beine **194** 177
Landhaus, Das **191** 139
Láng, Andrássy, Dipauli **186** 50
Lichtwark, Alfred **198** 40
Londoner Erinnerung, Eine . . . **194** 184
Luftschiff, Das lenkbare **201** 87
Lyrik, Neue **193** 167
Mädchengymnasialfrage in Deutschland, Die **191** 135
Mailänder Revolte, Die **189** 101
Malerei, Von japanischer **204** 135
Menschheitscongress, Der **197** 24
Meunier, Das Nackte in der Kunst und Konstantin **201** 91
Militärischen Gesichtspunkte der vom Czaren angeregten Action, Die . **207** 177
Minister-Immunität **185** 33
Moreau, Gustave **190** 121
Münchner Glaspalast **202** 104
Münchner Secession von 1898, Die . **193** 169
Munch, Edward, und Jan Toorop . **207** 185
Musiktheorie und Musikgeschichte, Neues zur **202** 107
Muskelkraft, Ueber den Ursprung der **195** 196, **196** 6
Mystik, Etwas nordische **208** 202
Nahrungsmittelgesetz und seine Durchführung, Das österreichische **189** 103, **190** 118
Nansen, Fridtjof **188** 87
Nationale Curien, Ueber **185** 33
Naturwissenschaft, Zwei Capitel moderner **203** 117
Nobel-Schani **190** 113
Oesterreichische Arbeiter in Neu-Seeland **191** 134
Obstructionstaktik **208** 193
Oesterreichische Export-Calamitäten . **184** 20
Oesterreichischen Pressfreiheit, Ein Beitrag zur **186** 49
Oesterreichischen Sprachenfrage, Zur **187** 65, **188** 81, **189** 97, **196** 1, **197** 19, **198** 33
Oper, Italienische **190** 123
Palacký als Geschichtsphilosoph und als Politiker, Franz **194** 177
Pamela **208** 203
Parlamentarische Sonntagsreiter . **193** 161
Pflanzenreiche, Zur Regulierung des Geschlechtsverhältnisses im . . **186** 53
Plener Nummer Zwei **183** 1
Polemik, Primitive **195** 193
Polymeter **199** 56
Positivismus, Kinder des **201** 92
Postnumerando-Parlament, Ein . . **189** 97
Pressfreiheit, Ein Beitrag zur österreichischen **186** 49
Pressgesetzliche Berichtigungen und reichsrathliche Interpellationen . **190** 115
Prozess, Der fette **188** 81
Quadratur des Kreises, Die . . . **192** 149
Quotenschlüssels, Zur Frage des . **203** 115
Raimund **192** 155
Recidiv **202** 97
Religion und Cultur **183** 5
Rétif de la Bretonne **205** 152
Rodin, Auguste und sein Balzac . **195** 203
Rom **191** 137
Romans, Technik und Aesthetik des . **200** 73
Russland, Die Entwickelung des Capitalismus in **197** 21
Sandrock in Berlin, Adele . . . **192** 153
Scala, Der Fall . . . **184** 23, **185** 44
Schiller **195** 200
Schiller und Kant über die „schöne Seele" **190** 119
Schlachtschiffe, Moderne **191** 136
Secession, Die **183** 11, **184** 27, **185** 44, **186** 58
Seele, Die moderne **185** 43
Segantini, Ein Brief von **188** 90
Selbstmord, Ueber den **185** 37
Shakespeare der Regisseur . . . **183** 9
Sibirien **193** 165
Slavische Wechselseitigkeit in der Praxis **198** 34
Socialdemokratische Studentenschaft und die Hochschulerclasse, Die Wiener . **183** 3
Sociale Aufgaben, Einige **199** 50
Socialen Parteien Deutschlands, Die Wahlaussichten der **192** 155
Socialismus als Weltanschauung, Der **188** 84
Spanien aussieht, Wie es in . . . **191** 132
Spanien, Die dynastische Frage in . **202** 97
Spaniens und die Kirche, Der Niedergang **197** 21
Spanier auf Cuba, Die **185** 41
Spanier ihre Colonien behandelt? Wie haben die **198** 36
Spanischen Colonialherrschaft, Das Ende der **193** 162
Sprachenfrage, Zur österreichischen **187** 65, **188** 81, **189** 97, **196** 1, **197** 19, **198** 33
Sprachenverordnung Thun, Eine . **191** 131
Sprachpsychologie und Sprachstudium **206** 165, **207** 182
Staatsrechtlicher Unfug **184** 17
Steuerreform und Wahlrecht . . . **199** 49
Stilpe **188** 89
Stojalowski Stanislaus, Pater . . **191** 129
Technik und Aesthetik des Romans, Ueber **200** 73
Technik, in ihren Aufgaben und Lösungen, Die moderne **208** 197
Theater **200** 75
Tolstoi, Gegen **205** 153
Tolstoi's, Die Welt Leo **206** 167
Trilogie **196** 10
Uebersetzen, Vom **187** 69
Ungarische Bauernsocialismus, Der . **184** 17
Ungarischer Volksdichter, Ein . . **189** 107
Unger Josef **196** 5
Unwiderstehliche, Der **204** 129
Vatican und die chinesische Politik Wilhelm II., Der **183** 1
Vatican und der Carlismus, Der . **205** 147
Verner von Heidenstam **184** 24
Vertauschte Rollen **187** 65
Verwaltungsgerichtshof, Eine Frage an den **200** 66
Volkswirtschaft, Die Zukunft unserer **193** 163, **194** 180
Waffen, Gleiche **188** 86
Wagner Richard, Erinnerungen an . **194** 185
Wahlrecht, Steuerreform und . . . **199** 49
Währungsreform, Eine Geschichte der deutschen **206** 164
Wir und unsere Zeit **205** 151
Wirtschaftsjahr, Das Jubiläumsjahr als **200** 67
Wirtschaftstheorie, Die altconservative **204** 131, **205** 148
Witt, Lotte **193** 171
Worten, Von den **195** 199

Die Woche.

a) Politisches: **183—184** 12, 28; **186** bis **194** 59 (Ein neues österreichisches Condominium), 76, 91, 109, 124, 140, 156, 172 (Die „Arbeiter-Zeitung" und Dr. Kaizl), 188 (Taktische Fragen); **196—202** 11 (Ein complicierter Ehrenselbstmord), 27, 44 (Ein complicierter Ehrenselbstmord), 59, 76, 93, 108; **204—206** 139, 156, 171;

b) Volkswirtschaftliches: **183—208** 12, 29, 44, 60, 76, 92, 109, 124, 141, 156, 173, 189, 204, 12, 27, 46, 60, 77, 93, 109, 124, 140, 157, 172, 188, 204;

c) Kunst und Leben: **183—195** 13, 29, 45, 61, 77, 92, 110, 125, 142, 157, 174, 189, 203; **197—198** 28, 46; **200—204** 77, 93, 109, 125, 141; **206—208** 172, 188, 204.

Bücher.

Achelis, Ths., Dr.: Archiv für Religionswissenschaft **203** 126
Adressbuch der chemischen und verwandten Industrien und Gewerbe von Oesterreich-Ungarn . . . **189** 111
Annalen des Brünner Museums **195** 206
Aulard, F. A.: Etudes et Leçons sur la Revolution française . . . **202** 109
Avenarius Ferdinand: Stimmen und Bilder **195** 207
Bang Hermann: „Am Wege", Roman **194** 189
Beaulieu, G. van: „Sein Bruder" . **208** 206
Beckmann Josef: Die Wahrheit über Bulgarien **186** 62
Benzmann Hans: Im Frühlingssturm **185** 46
Bettelheim Anton: Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog . **183** 14
Bettex F.: Natur und Gesetz . . **205** 157
Bielefeld Otto: Eine neue Aera englischer Socialgesetzgebung . . **188** 93
Birger Mörner: Allerhöchst Plaisir **203** 126
Björnson Björn: Johanna . . . **202** 110
Bücher Karl, Prof. Dr.: Die Entstehung der Volkswirtschaft . . **192** 157
Buschmann Nikolaus, Dr.: Die Arbeitslosigkeit und die Berufsorganisationen **202** 109
Cahn Wilhelm, Dr.: Pariser Gedenkblätter **207** 189
Chuquet Arthur: La jeunesse de Napoléon **185** 45
Dante Alighieri: „Das neue Leben", übersetzt von Dr. Karl Federn . **187** 78
Demeure de Beaumont, A.: L'Affiche illustrée **194** 189
Doren Alfred: Entwickelung und Organisation der Florentiner Zünfte im 13. und 14. Jahrhundert . . **197** 28
Duncker Dora: Familie **189** 111
Eberstadt Rudolf: Magisterium und Fraternitas **194** 189
Egidy Emmy v.: Maria Elisa, Roman **201** 94
Ehrenstein Theodor: Die Lage der Malzindustrie in Oesterreich-Ungarn **201** 93
Elskamp Max: Enluminures . . . **206** 173
Emerson Ralph Waldo: „Essays" **185** 46
Fischer Ludwig Hans: Die Technik der Oelmalerei **208** 206
Geschichte der Eisenbahnen der österreichisch-ungarischen Monarchie **198** 46
Gjellerup Karl: Das Briefcouvert . **200** 78
Göttinger Musenalmanach . . . **197** 29
Gröger Fanny: Thränen **186** 63
Hansjakob Heinrich: Im Paradies **206** 173
Hardt Ernst: Priester des Todes. Novellen **198** 46

Harpner Gustav, Dr.: Das österreichische Strafverfahren, Rechte und Pflichten der Behörden und Staatsbürger **206** 173
Held Franz: Au delà de l'eau. Geschichten vom Boul' Mich' . . **192** 158
Herzfeld Marie: Die scandinavische Literatur und ihre Tendenzen . **184** 30
Hirth Georg: Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben . **192** 158
Huysmans J. K.: Gegen den Strich **183** 14
Kaemmel Otto: Der Werdegang des deutschen Volkes **199** 60
Kindermann Karl, Dr.: Zur organischen Gütervertheilung. II. Die Gasarbeiter **184** 30
Kullak Franz: Der Vortrag in der Musik am Ende des neunzehnten Jahrhunderts **203** 126
Laßwitz Kurd: Auf zwei Planeten . **196** 12
Leopold Svend: Prinzessin Charlotte **207** 189
Lieder von Walther von der Vogelweide. Ins Neudeutsche übersetzt von Wolrad Eigenbrodt . **199** 61
Lugowoi A. A.: Wenn's Küsse regnet **196** 13
Maitres de l'Affiche, Les . . . **194** 189
Mann Thomas: Der kleine Friedemann **203** 126
Marriot Emil: Auferstehung . . **199** 60
Martens Curt: Roman aus der Décadence **203** 127
Mauerhof Emil: Schiller und Heinrich Kleist **193** 174
Mittheilungen des kais. kön. Finanzministeriums **203** 125
Mönkeberg Carl: Riesenspielzeug . **205** 157
Mongré Paul: Sant Ilario, Gedanken aus der Landschaft Zarathustras **205** 157
Müller Josef, Dr., System der Philosophie **208** 205
Nietzsche Friedrich: Gedichte und Sprüche **208** 205
Noë Heinrich: Bozen und Umgebung **200** 78
Offermann Alfred, Freiherr von: Parlamentarismus contra Staat in unserer Zeit **183** 14
Ouckama Gerhart: Die Décadenten, Roman **191** 142
Passorolle: Das Modell . . . **204** 142
Pataky Sophie: Lexikon deutscher Frauen der Feder **186** 63
Pollak Gustav: Das todte Kätzchen. Roman **206** 173
Reclus Elisée: L'évolution, la révolution et l'ideal anarchique . . **199** 61
Rein W.: Encyklopädistisches Handbuch der Pädagogik **187** 78
Reinecke Carl, Prof. Dr., Die Beethoven'schen Clavier-Sonaten . **199** 60
Reinhold Karl, Theodor: Die bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft **195** 105
Rilke Rainer Maria: Am Leben hin. Novellen und Skizzen . . . **207** 189
Schell Otto: Bergische Sagen . . **207** 189
Schlaf Johannes: Gertrud. Drama . **190** 126
Schlaf Johannes: Walt Whitmann . **197** 29
Schlaikjer Erich: Der Schönheitswanderer **185** 30
Schmöle Josef, Dr.: Die socialdemokratischen Gewerkschaften in Deutschland **185** 46
Schmoller Gustav: Ueber einige Grundfragen der Socialpolitik und der Volkswirtschaftslehre . . **196** 12
Scholkmann Adolf: Grundlinien einer Philosophie des Christenthums . **206** 173
Siegfried Walter: „Um der Heimat willen" **197** 29
Spitteler Karl: Konrad der Lieutenant **195** 206
Stöhr Adolf, Dr.: Letzte Lebenseinheiten. Vom philosophischen Standpunkte besprochen . . . **188** 93
Strindberg August: Neue Novellen . **196** 13
Summarischer Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Brünn . . **192** 157
Sybel Heinrich, von: Geschichte der Revolutionszeit **204** 141
Tischert Georg, Dr.: Fünf Jahre deutscher Handelspolitik . . . **191** 142
Vilim Korajac: Die Pfahlbauern . **207** 189
Wertheimer Eduard: Die Verbannten des ersten Kaiserreichs . **197** 28

Revue der Revuen.

183–208 14, 30, 46, 63, 79, 94, 111, 126, 143, 158, 174, 189, 206, 13, 29, 46, 61, 78, 94, 110, 126, 142, 158, 173, 190, 206.

Belletristisches.

Neues aus Dingsda **183** 15
Meister Holmsten **184** 31, **185** 47, **186** 63
Das Räthsel der Eva **187** 79
Der Grundriß **188** 95
Wenn's nur nicht Frühling wär'! . **189** 111
Gedichte in Prosa:
Armes blasses Kind **190** 127
Herbstklage **190** 127
Winterschauer **190** 127
Die Wasserlilie **190** 127
Die Pfeife **190** 128
Der kranke Apfelbaum . **191** 143, **192** 159
De libertate **193** 175
Subjectivität **193** 175
Ein Erinnerungsfest **194** 190, **195** 207, **196** 14
Der Teufel und das böse Weib **197** 31, **198** 47
Stunden der Dämmerung . . . **199** 62
Eine Bilanz **200** 69, **201** 94
Ein Mörder **202** 110
Osmanbegović **203** 127
Spirka **204** 142, **205** 158, **206** 174, **207** 191
Wahre Geschichten für kleine Kinder **208** 206

Die Zeit.

XV. Band. Wien, den 2. April 1898. Nummer 183.

Plener Nummer Zwei.

Wenn schon der schwedische Kanzler Oxenstierna gelehrt hat, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird, so scheinen die österreichischen Regierungen von der Absicht geleitet zu sein, der Welt auch noch überdies zu zeigen, mit wie wenig Charakterfestigkeit und Gesinnungstreue speciell Oesterreich regiert wird. Der einst große Abgeordnete der Opposition und später kleine Minister der Coalition, Herr von Plener, wird Mode, seine Charakterschwäche wird Stil. An Stelle des einen Plener, der das Cabinet Windischgrätz geziert hat, finden wir im Cabinet Thun bereits deren zwei: einen czechischen Plener — böse Beispiele verderben gute Sitten — Herrn Dr. Kaizl, und einen deutschen Plener Nr. 2, Herrn Dr. Baernreither, den einen als den Wächter des böhmischen Staatsrechtes, den anderen als den Wächter der December-Verfassung, beide zusammen als die ins Oesterreichische übertragene Republik mit dem Großherzog. Herr Dr. Kaizl hat entschieden eine reichere politische Vergangenheit zu compromittieren, Herr Dr. Baernreither dagegen eine actuellere. Es dürfte nicht sehr liebenswürdig, aber um so belehrender sein, die Stellung, die Herr Dr. Baernreither erst vor kurzem als oppositioneller Abgeordneter in der schwebenden Sprachenfrage gegenüber dem Cabinet Badeni eingenommen hat, mit derjenigen zu vergleichen, die das Cabinet Thun und mit ihm Dr. Baernreither als Minister erwählt hat.

Schon in der Verhandlung des Abgeordnetenhauses über die Egerer Vorfälle, am 26. October 1897, entwickelte der Abgeordnete Dr. Baernreither, unter dem lebhaften Beifalle seiner Parteigenossen, den sehr vernünftigen Gedanken, dass, wenn die Regierung die „hochgehenden politischen Leidenschaften beruhigen" wolle, „die Aufstellung eines klaren Programms in der verwickelten Sprachenangelegenheit" die erste Bedingung dazu sei. Die Richtigkeit der Idee leuchtet von selbst ein. Graf Badeni konnte sie aber nicht ausführen, aus dem einfachen Grunde, weil er überhaupt, auch für die plansten Dinge, kein Programm besaß, am allerwenigsten „ein klares Programm über die verwickelte Sprachenangelegenheit", wie Herr Dr. Baernreither es von ihm forderte. Als nun in der Sitzung vom 12. November 1897 Graf Badeni wieder eine Rede über die Sprachenfrage hielt, in der abermals keine Spur von Klarheit oder Programm zu entdecken war, trat Herr Dr. Baernreither neuerdings mit einer Rede auf, in der er im Vollgefühl seiner staatsmännischen Ueberlegenheit dem Grafen Badeni ganz gehörig und eindringlich zum zweitenmale die Lection las. „Da muss man sich billig fragen: — so rief Dr. Baernreither voll patriotischer Bekümmernis aus — wie stellt sich die Regierung die Zukunft vor, wie und wohin will sie diesen Staat eigentlich führen? Heute hat allerdings der Ministerpräsident Töne der Versöhnung angeschlagen, aber wieder ist es nur ein gewisser Umweg, den er vorschlägt, und eigentlich wissen wir heute ebensowenig als früher, was er eigentlich will." Auf diese zutreffende Bemerkung ertönte „Sehr richtig!" links, und Herr Dr. Baernreither fühlte sich ermuthigt und gieng zu einer anderen, noch einschneidenderen Fragestellung über. „Ich constatiere — sagte er — dass Seine Excellenz der Herr Ministerpräsident diese Frage bereits seit drei Vierteljahren in der Hand hat (So ist es! links), aber ich gestatte mir nur, ihn ganz bescheiden zu fragen: auf was wartet die Regierung noch?" Graf Badeni wartete bekanntlich, mit mehrtausendjähriger Verspätung, auf ein alttestamentarisches Wunder, das konnte er aber anstandshalber nicht eingestehen, er ließ deswegen auch diese Frage unbeantwortet. Dr. Baernreither fuhr aber in seiner erbarmungslosen Fragestellung fort: „Warum — perorierte er — warum zieht die Regierung jetzt, wo alle Verhältnisse sich auf das äußerste zuspitzen, wieder nur einen Wechsel auf die Zukunft? Warum — inquirierte Dr. Baernreither weiter — warum thut das der Ministerpräsident, wenn er, woran ich nicht zweifle, den Willen hat, sich mit einer Action aus der Situation zu ziehen?" Graf Badeni zog bekanntlich „einen Wechsel auf die Zukunft", weil er politisch und geistig insolvent war.

Als nun Graf Thun und mit ihm derselbe Dr. Baernreither die Regierung Oesterreichs übernahmen, musste man natürlich annehmen, dass die Baernreither'schen Fragen vorher schon zwischen den beiden Herren in befriedigender Weise erledigt worden seien. Denn aus den drei Vierteljahren, von denen Dr. Baernreither am 12. November so vorwurfsvoll gesprochen, war mittlerweile schon ein ganzes, für Oesterreich verlorenes Jahr geworden, und die Verhältnisse, die der warnende Dr. Baernreither schon damals „sich aufs Aeußerste zuspitzen" sah, waren, dank der Lex Falkenhayn, vollends auf die Spitze getrieben worden. Aber, als Graf Thun am 21. März seine spannungsvoll erwartete Regierungserklärung im Abgeordnetenhause verlas, bemerkte man, dass das Ministerium Thun, dem Herr Dr. Baernreither angehört, in der Sprachenfrage noch auf demselben gedankenlosen Standpunkte verharrt, den fünfthalb Monate zuvor Dr. Baernreither als Abgeordneter in so vernichtender Weise gekennzeichnet hatte. Vergebens suchte man in dieser kurzathmigen Phrasensammlung nach dem „klaren Programm in der verwickelten Sprachenangelegenheit", nach dem der Abgeordnete Dr. Baernreither schon am 26. October so dringend verlangt hatte. Auch Graf Thun „schlug — um Dr. Baernreithers Wendungen vom 26. November zu folgen — Töne der Verständigung an", „aber eigentlich wissen wir heute vom Grafen Thun ebenso wenig, als früher vom Grafen Badeni, was er eigentlich will". Die Regierung „wartet", wie zu Badenis Zeiten, immer noch; kein Mensch versteht, auf was. Graf Thun hat in der Sprachenfrage „wieder nur einen Wechsel auf die Zukunft gezogen", wie Graf Badeni, und der ganze erhebliche Unterschied, den wir bislang freien Auges zwischen dem Grafen Badeni und dem Grafen Thun beobachten können, ist lediglich der, dass Graf Thun dem Dr. Baernreither den Wechsel auf das Ministerportefeuille honoriert hat, den dieser vorher schon des öfteren anderen Regierungen erfolglos präsentiert hatte. Das ist die einzige „Action", die Graf Thun bisher unternommen hat, um sich — mit Dr. Baernreither zu sprechen — „aus der Situation zu ziehen".

„Hat die Regierung — so lautete eine andere Reihe von Fragen in der fragenreichen Rede Dr. Baernreithers vom 12. November 1897 — hat die Regierung eine Idee, was im Jahre 1898 alles zu erledigen ist, dass der wirkliche Ausgleich mit Ungarn zu machen ist, ein wirkliches Budget zu machen ist, dass im Laufe des Jahres 1898 eine wichtige Angelegenheit durchzuführen ist, die nur mit Zweidrittel-Majorität durchgeführt werden kann, nämlich das Wehrgesetz? Glaubt denn die Regierung, dass sie allen diesen Dingen mit dem § 14 begegnen kann?" Zu diesen Fragen, die wir jetzt unverändert an den Minister Baernreither zurückdirigieren, möchten wir an den inzwischen so still gewordenen Frager von ehedem noch aus Eigenem die weitere Frage hinzufügen: Hat Herr Dr. Baernreither, als er im Ministerium Thun platznahm, einen Becher Lethe getrunken, dass er jene seine Fragen allem Anschein nach wieder vergessen hat? Herrn Dr. Baernreithers geschärftem parlamentarischen Blick kann es doch nicht entgangen sein, dass die Arbeit, die das Abgeordnetenhaus jetzt leistet, dieselbe Art von passiver Scheinarbeit ist, durch die sich auch Graf Badeni in der vorigen Session hat täuschen lassen, die aber sofort in active Obstruction übergegangen ist, sobald ein taktisches Angriffsobject in Form einer der dringlichen Regierungsvorlagen auf der Tagesordnung erschien.

Im Brustton der Ueberzeugung schloss Dr. Baernreither am 12. November seine Rede, ausnahmsweise ohne Frage, mit den patriotischen Worten: „Wir glauben, dass auf diesem Wege allein gedient wäre dem Gedeihen, der Größe und der Einheit unseres österreichischen Vaterlandes." Wenn man das wieder liest und gleichzeitig betrachtet, mit welchem Behagen Herr Dr. Baernreither jetzt als Thun'scher Minister den anderen Weg verfolgt, möchte man schier meinen, dass „Gedeihen, Größe und Einheit unseres österreichischen Vaterlandes" unseren Pleners nur solange Kopfzerbrechen verursacht, als sie — noch nicht Minister sind.

K.

Der Vatican und die chinesische Politik Wilhelm II.

Von einem römischen Clericalen.

Die chinesische Politik des deutschen Kaisers eröffnet, man kann sagen, eine neue Phase, bezeichnet ein neues Stadium in den Beziehungen zwischen Deutschland und dem Vatican. Wenn Wilhelm II. auf Grund eines wohlerwogenen Planes beabsichtigt hätte, in die frankreichfreundliche Politik des Cardinals Rampolla eine Bresche zu legen, so hätte er es — man muss gestehen — nicht besser machen können. In jeder Hinsicht, sowohl vom handels-, wie auch vom kirchenpolitischen Gesichtspunkte erscheint die Initiative des deutschen Kaisers als eine außerordentlich folgenreiche. Ihre handelspolitische Bedeutung ist schon vielfach besprochen worden. Weniger ihre kirchenpolitische, die zugleich auch

Digitized by Google

eine hochpolitische ist. Darauf soll gerade in diesen Zeilen die Aufmerksamkeit gelenkt werden. Vor allem ist es sicher, dass der Vatican die Expedition des Prinzen Heinrich mit der lebhaftesten Genugthuung verfolgt. Die enthusiastischen Telegramme, mit welchen der Cardinal Rampolla und Msg. Stablewski die Abfahrt der deutschen Flotte begrüßt haben, entsprachen sicher den innersten Empfindungen Leo XIII. Und in der That, welch einzigartige Wendung, welch erstaunliche Rückentwickelung, wohl geeignet, der Eitelkeit des Papstes zu schmeicheln! Wer hätte das vor 20 Jahren vorherzusagen gewagt, als der deutsche Katholicismus im vollsten Culturkampfe stand, dass ein Vierteljahrhundert später das Deutsche Reich eine Expedition ausrüsten würde, um den Tod zweier katholischer Missionäre zu rächen. Das ist eine Vergeltung, deren sich die päpstliche Diplomatie erfreut, geeignet ohne Zweifel, geheime Kümmernisse zu mildern, umsomehr als Wilhelm II., wenn auch ohne es zu wollen, oder mindestens ohne es ausdrücklich beabsichtigt zu haben, zwei Dinge mit einem Schlag vollendet hat: er hat den Vatican gleichzeitig an der Politik Bismarcks und an der französischen Republik gerächt und so Leo XIII. eine ganz außerordentliche Genugthuung verschafft. Es wird nothwendig sein, hier einige ältere Zusammenhänge klarzustellen, wenn man begreifen will, bis zu welchem Grade die chinesische Politik Wilhelm II. die Beziehungen des Vaticans und Frankreichs berührt.

Im Jahre 1886 kam in Rom ein gewisser Herr Dunn an, ein englischer Functionär, Angestellter des Zollbureaus von Shanghai. Dieser Herr Dunn war der Ueberbringer eines Briefes des Tsung-Li-Yamen an Leo XIII. In diesem Briefe richtete der regierende Rath des chinesischen Kaiserreiches an Leo XIII. die Bitte, er möge in Peking eine diplomatische Vertretung nach dem Beispiele der europäischen Regierungen einrichten. Man wird wohl begreifen, dass diese Initiative der chinesischen Regierung Leo XIII. schmeichelte, sie verschaffte ihm vielleicht eine der lebhaftesten Freuden während seines Pontificats; der Stellvertreter Jesu Christi auf Erden, aufgesucht vom Sohne des Himmels — welche Bekräftigung des Ansehens und des Einflusses des heiligen Stuhles in der Welt! Leo XIII. beeilte sich — wie man denken kann — die Eröffnung des Tsung-Li-Yamen in der günstigsten Weise zu beantworten. Der Papst selbst redigierte einen großartigen Brief, worin er dem Sohne des Himmels seinen Dank aussprach, und ein italienischer Missionär, Pater Giulianelli, erhielt den Auftrag, eigens von Rom nach Peking zu reisen, um den Brief Leo XIII. an seine Bestimmung zu bringen. Aber die Freude des Papstes sollte nur von kurzer Dauer sein, die Sendung des Herrn Dunn war ohne Vorwissen Frankreichs erfolgt, ja, sie war sogar von der englischen Regierung in der Absicht eingeleitet worden, Frankreich einen bösen Streich zu spielen und seinen Einfluss im Orient zu zerstören. Der Vertreter des Papstes in Peking sollte in der That nach dem Vorschlage des Tsung-Li-Yamen und der englischen Regierung ganz ausschließlich das Protectorat über die katholischen Missionen in China führen, die zu diesem Zwecke unter den Schutz sämmtlicher europäischen Gesandtschaften in Peking gestellt werden sollten.

Frankreich aber, das darf man nicht übersehen, übte bisher in der That das ausschließliche Protectorat über die katholischen Missionen in China aus. Frankreich besitzt dieses Privilegium allerdings mehr auf Grund der Tradition und der Thatsachen als eines durch die Verträge formell gewährleisteten Rechtes. Sobald nun die französische Regierung von der Sendung des Herrn Dunn, von dem Plane des Tsung-Li-Yamen und noch überdies von der günstigen Aufnahme Kenntnis erhalten hatte, welche jener Vorschlag beim Papste gefunden hatte, gerieth sie außer sich und beschloss, diesem Plane ganz energisch entgegenzutreten. Der französische Botschafter verlangte eine Audienz bei Leo XIII. und theilte ihm im Namen seiner Regierung mit, dass die Entsendung eines Nuntius nach Peking einem Bruche mit Frankreich gleichkäme und dass am selben Tage, an welchem der Nuntius nach China abreisen würde, der Vertreter der Republik beim Vatican die ewige Stadt verlassen würde. Diese Drohung, welche die Republik sicher ausgeführt hätte, da sie zu jener Zeit weit weniger clerical war als heute, that ihre Wirkung; Leo XIII. musste auf seine Pekinger Nuntiatur verzichten, obzwar der Mann dafür bereits in der Person des Nuntius Agliardi bestimmt war, welcher zu jener Zeit apostolischer Delegierter in Bombay war und später Nuntius in Wien wurde. Der Papst erlitt eine schwere Enttäuschung, und im Grunde seines Herzens behielt er ein Gefühl der Wiedervergeltung gegen Frankreich, ein Gefühl, das seine republikanische und frankreichfreundliche Politik überlebt hat. Leo XIII. sah die Errichtung einer Nuntiatur in Peking als einen der Ruhmestitel seines Pontificats an, und die französische Republik zwang ihn dazu, diesem schönen Traume zu entsagen.

Darnach wird man das Interesse und die Bedeutung begreifen, welche die chinesische Politik Wilhelm II. für Leo XIII. hat. Diese Politik erscheint ihm als die vollständigste Rechtfertigung der Haltung, die Leo XIII. im Jahre 1886 angenommen hatte, dass nämlich die katholischen Missionen in China unter die Ueberwachung des päpstlichen Vertreters in Peking gestellt werden, und dass jede der europäischen Regierungen den Schutz ihrer nationalen Missionen übernehme statt diesen Schutz ausschließlich, wie bisher, Frankreich zu überlassen. Das ist es ja gerade, was jetzt geschieht. Deutschland erklärt angesichts Europas und der Welt, dass ihm allein der Schutz seiner religiösen Rechte und der deutsch-katholischen Missionäre in China obliegt. Deutschland betrachtet für seinen Theil das französische Protectorat einfach als nicht bestehend.

Im übrigen muss man anerkennen, dass die deutsche Regierung in dieser Lage eine besondere Geschicklichkeit und Voraussicht bewährt hat, die ihr alle Ehre macht. Vor einigen Jahren wurde Bischof Anzer zum apostolischen Vicar in China ernannt und ihm die Leitung der deutsch-katholischen Missionen im Himmlischen Reiche anvertraut. Ehe er nach China abreiste, kam Bischof Anzer nach Rom, wo er von der französischen Botschaft beim Vatican mit Liebenswürdigkeiten überhäuft wurde. Bischof Anzer theilte dem Gesandten gelegentlich eines Besuches mit, dass er die Absicht habe, vor seiner Abreise nach Ostasien nach Paris zu gehen und seine Vollmachten im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten am Quai d'Orsay vorzulegen. Dieser Schritt erschien ganz natürlich, da alle katholischen Missionäre in China unter dem Protectorate von Frankreich stehen; doch am Tage vor seiner Abreise nach Paris erhielt Bischof Anzer den Besuch des Herrn von Schlözer, des preußischen Gesandten beim Heiligen Stuhle, der ihm ein Telegramm Wilhelm II. zeigte, das den Bischof anwies, direct nach Berlin zurückzukehren, ohne Frankreich zu berühren. Bischof Anzer gehorchte, und zwei Monate nachher, als er schon in China war, richtete er an die französische Gesandtschaft in Peking einen Brief, in welchem er namens seiner Regierung erklärte, dass er den Schutz Frankreichs nicht annehme und dass die deutsch-katholischen Missionen in China ausschließlich unter den Schutz Deutschlands gestellt seien.

Man darf wohl annehmen, dass Wilhelm II. schon damals vorausgesehen hat, was sich jetzt ereignet, und dass er auch schon damals zu Frankreich eine bestimmte Stellung einnehmen wollte. In der That, ohne den Brief des Bischofs Anzer würde auch das Deutsche Reich nach der Ermordung der beiden katholischen Missionäre sich in einer heiklen Lage befunden haben, und die Initiative, welche das Reich ergriffen hat, um die Ermordung zu rächen, würde in diesem Falle von Seite Frankreichs vielleicht diplomatische Vorstellungen hervorgerufen haben.

Außer der nachträglichen Genugthuung, welche dem Papste durch die chinesische Politik Wilhelm II. nunmehr verschafft worden ist, erwartet der Heilige Stuhl von ihr auch die besten Folgen für die Verbreitung des Evangeliums, er hofft, dass diese China ertheilte gute Lection nützen werde und dass Dank der energischen Haltung Deutschlands die katholischen Missionäre sich in Zukunft einer weit größeren Sicherheit erfreuen werden, als bisher. Es ist seit langen Jahren der erste Fall, dass eine europäische Regierung, statt sich mit fruchtlosen Vorstellungen zu begnügen, eine regelrechte Expedition unternommen hat, um die Ermordung von Missionären zu rächen, und es kann dem Vatican durchaus nicht missfallen, dass diese Regierung gerade eine protestantische ist. Bischof Anzer hat während seines letzten Aufenthaltes in Europa auch Rom besucht, wo er vom Papste in der herzlichsten Weise empfangen worden ist. Deutsche Blätter hatten behauptet, dass der Vatican die Opposition des deutschen Centrums gegen die Flottenpläne Wilhelm II. unterstütze und aufmuntere. Leo XIII. hat aber dem Bischof Anzer die Versicherung gegeben, dass diese Gerüchte absolut falsch seien, dass der Heilige Stuhl den katholischen Abgeordneten die volle Freiheit ihrer Abstimmung gewahrt habe. Gerüchtweise verlautet, dass die Berliner Regierung beabsichtigt hat, den seinerzeit beim Septennat beobachteten Vorgang zu wiederholen und wie im Jahre 1887 den Papst zu bitten, dass er beim Centrum zu Gunsten der Flottenpläne interveniere. Dieses Gerücht hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Man kann sicher sein, dass die deutsche Regierung, wenn sie diese Intervention verlangt hätte, beim Vatican sich eine förmliche Absage geholt hätte. Der Papst erinnert sich noch zu genau, was ihn das Abenteuer mit dem Septennat im Jahre 1887 gekostet hat, erinnert sich noch genau an den heftigen Widerstand, den das Centrum und Dr. Windthorst selbst den berühmten Briefen des Cardinals Jacobini entgegengesetzt haben, und der Papst ist durchaus nicht der Absicht, diese Erfahrungen zu erneuern.

Nichtsdestoweniger ist es wahr, dass die chinesische Politik Wilhelm II. eine sehr merkliche Verbesserung in den Beziehungen des Deutschen Reiches zum Heiligen Stuhle hervorgebracht hat. Wenn man auch nicht vom Vatican eine formelle Intervention und einen Druck auf das Centrum verlangt hat, so ist es doch für die deutsche Reichskanzlei in Berlin von großer Bedeutung, dass sie in der Lage ist, auf ihre guten Beziehungen zum Papste hinzuweisen, was seinen Eindruck auf die katholischen Abgeordneten und ihre Wähler in Deutschland gewiss nicht verfehlen kann. Die deutsche Regierung vervielfacht seit einiger Zeit ihre Hilfs- und Zuvorkommenheitsbeweise gegen den Vatican. Man kann geradezu sagen, dass Wilhelm II. um jeden Preis die Freundschaft des Papstes zu gewinnen und ihm die seinige aufzudrängen sucht. So erklärt man sich den Widerstand der officiösen Kreise in Berlin gegenüber der Absicht der Gustav-Adolph-Gesellschaft, die in Rom eine deutsche protestantische Kirche gründen wollte. Die Regierung des Kaisers Wilhelm II. hat gefürchtet, dass dieses Unternehmen dem Papste unangenehm werden könnte, und hat ihm dieses Missvergnügen ersparen wollen. Im Vatican hat man das auch dankbar anerkannt. Gleichzeitig hat die Erklärung, welche der Staatssecretär

von Bülow auf die gegen die Antheilnahme eines preußischen Gesandten in Rom an einem deutsch-clericalen Bankett gerichtete Petition der evangelischen Synode abgegeben hat, bewiesen, wieviel Wert man in Berlin darauflegt, den Papst zu schonen und nichts zu sagen und zu thun, was ihn verletzen könnte. Man ist im Vatican für diese wiederholte Aufmerksamkeit durchaus nicht unempfindlich und weiß sie sehr wohl zu schätzen. Es kann ohne Gefahr behauptet werden, dass in den letzten Monaten der Einfluss Deutschlands beim Vatican einen großen Theil des Bodens wieder zurückgewonnen hat, den er schon verloren hatte.

Man darf nicht vergessen, dass Deutschland in Rom an dem Cardinal Ledochowski, dem Präfecten der Propaganda, einen der wertvollsten Anhänger besitzt. Die Propaganda ist bekanntlich gewissermaßen das auswärtige Amt des Papstes, und ihr Wirkungskreis erstreckt sich auf drei Viertheile der Erde. Der Präfet der Propaganda ist nach dem Papste die einflussreichste Persönlichkeit der Kirche. Man nennt ihn gemeiniglich auch den „rothen Papst“ (der „blaue Papst“ ist der Papst selbst und der „schwarze Papst“ ist der Jesuitengeneral). Der gegenwärtige Präfect der Propaganda, Cardinal Ledochowski, der ehemalige Erzbischof von Posen, obzwar einst im bittersten Kampfe mit Bismarck, ist heute einer der ergebensten Freunde Deutschlands im Heiligen Collegium und stellt seinen ganzen Einfluss in den Dienst der deutschen Interessen, was immerhin bei einem polnischen Cardinal doch merkwürdig ist. Wegen seiner deutschen Neigungen hat er mit der französischen Gesandtschaft in Rom gebrochen. Als der neue Gesandte der Republik beim Vatican, der gewesene Polizeipräfect, Herr Poubelle, nach Rom kam, gab er im Palais der Propaganda seine Karte für den Cardinal Ledochowski ab; der Cardinal aber nahm sich nicht einmal die Mühe, ihm die Karte zu erwidern. Das ist ein sprechendes Zeichen für die Beziehungen, die gegenwärtig zwischen der Propaganda und Frankreich bestehen, und es versteht sich von selbst, dass die colonialen Ideen Wilhelm II. beim Cardinal Ledochowski eine offene und kräftige Unterstützung finden, eine Unterstützung die umso wertvoller ist, als die Organisation aller katholischen Missionen von der Propaganda abhängt.

Ein Prälat äußerte kürzlich mir gegenüber, dass die chinesische Politik Wilhelm II. ein Keil sei, der in die frankreichfreundliche Politik des Vaticans hineingetrieben worden ist. Diese Anschauung trifft ohne Zweifel den Nagel auf den Kopf. Der Vatican wird seine wohlwollenden Empfindungen für Frankreich und die Republik nicht aufgeben; aber der Heilige Stuhl sieht sich durch die Macht der Thatsachen Deutschland nähergerückt und verpflichtet, dieses Reich schonend zu behandeln. Die deutsche Colonialpolitik spinnt ein Freundschaftsband zwischen dem Vatican und der deutschen Regierung.

Diese Entwickelung versteht man in Paris sehr wohl, und die republikanische Regierung arbeitet in diesem Augenblicke daran, soviel als möglich die Action Wilhelm II. in Rom zu stören. Die republikanische Regierung befürchtet, dass die Politik Wilhelms II. ein Präcedens schaffen könnte, welches sich andere Regierungen zunutze machen könnten, und dass auch die übrigen Mächte, dem Beispiele Deutschlands folgend, den Schutz ihrer nationalen Missionäre sich selbst vorbehalten könnten, womit das Ende des französischen Protectorats besiegelt wäre. So hat sich jetzt ein stiller, aber sehr lebhafter Krieg zwischen der französischen und der reichsdeutschen Diplomatie in Rom entwickelt, und der Gegenstand dieses Streites ist das Protectorat über die Missionäre.

Die päpstliche Diplomatie ist genug geschickt und genug fein, um sich in dieser Position zwischen Deutschland und Frankreich aus der Affaire ziehen zu können. Sicherlich wird Leo XIII. nichts unternehmen, was von Frankreich als ein Act der Feindseligkeit und als eine Beeinträchtigung seiner Rechte angesehen werden könnte, auf der anderen Seite aber wird er sich gewiss nicht Frankreich zuliebe dazu verleiten lassen, Deutschlands Unternehmungen in China zu stören oder gar zu bekämpfen. Der Vatican sieht sich zwischen zwei Rivalen, deren jeder seine Gunst zu gewinnen strebt. Die Diplomatie Leo XIII., welche zuweilen ebenso realistisch ist, als die Bismarcks, wird ohne Zweifel die Gelegenheit wahrnehmen das do ut des zu üben, um seine Gunst dem Meistbietenden zu verkaufen. Wie gezeigt, hat Deutschland die Licitation bereits begonnen.

Rom.

Die Wiener socialdemokratische Studentenschaft und die Hochschulerlässe.

Eine Entgegnung.

Trotz der ausdrücklichen Versicherung, sich größtmöglichster Objectivität befleißen zu wollen, ist es dem „deutsch-nationalen Studenten“, der in Nr. 181 der „Zeit“ über die bekannten Hochschulerlässe geschrieben hat, nicht geglückt, sein nationales Gewand abzustreifen; die allzusehr betonte Objectivität trat bloß bei der Behandlung der gesetzwidrigen Hochschulerlässe vom 5. Februar hervor. Gegen Ende des Artikels konnte der „deutschnationale“ College es sich nicht versagen, der nicht gleichgesinnten Studentenschaft eins zu versetzen.

Im Folgenden sei es gestattet, auf einige Anwürfe gegen die socialdemokratischen Studenten zu reagieren.

Vor allem sei bemerkt, dass die Argumente, mit denen der Verfasser des Artikels die Verurtheilung der socialdemokratischen Studenten vornimmt, auf eine vollständige Unkenntnis der Vorgänge innerhalb dieser Partei — und als solche darf dieselbe trotz der geringen Anzahl „organisierter Studenten“ bezeichnet werden — schließen lassen. Wie erinnerlich, hielten die slavischen Studenten, anschließend an die in den ersten Tagen des Februar erflossenen Ukase der Regierung eine große Versammlung ab, welche die vielbesprochenen nur-nicht-deutschen Resolutionen zeitigte. Unmittelbar darauf nahm die socialdemokratische Studentenschaft in einer vertraulichen Besprechung Stellung zu den Knebelparagraphen; denn eine öffentliche Versammlung abzuhalten, wäre der socialdemokratischen Studentenschaft gewiss sehr — der hohen Polizei beileibe nicht genehm gewesen. Die äußerst lebhafte, ja leidenschaftliche Discussion, an der sich unter anderem auch zwei Parteivertreter und einige Schriftsteller betheiligten, war doch sicherlich Beweis genug, dass die socialdemokratischen Studenten in dieser großen Action nicht passiv blieben.

Obzwar man von einem deutschnationalen Studenten allerdings nicht verlangen kann, die „Arbeiter-Zeitung“ zu lesen, würde sich der Verfasser des Artikels eines Treubruchs seinen Gesinnungsgenossen gegenüber keineswegs schuldig gemacht haben, wenn er sich die Mühe gegeben hätte, die im Parteiorgan veröffentlichte Resolution der erwähnten Versammlung zu lesen. Der socialdemokratischen Studentenschaft steht ja kein anderes Blatt zur Verfügung. Zum Troste des „deutschnationalen Studenten“ sei es gesagt, dass die socialdemokratischen Akademiker ihre Selbstsucht bemeistern und sich die „Ostdeutsche Rundschau“ zu Gemüthe führen. Der „deutschnationale Student“ schreibt:

> . . . . . „Es war eine selbstmörderische That der slavischen Studenten, dass sie der Regierung bei ihrem rückschrittlichen Vorhaben halfen und auch jetzt noch helfen, weil diese heute die deutschen Studenten mit ihren gesetzwidrigen Maßregeln bedrängt, und es ist ein schwerer Fehler der socialdemokratischen Studenten, wenn diese die Regierungsaction mit Gleichmuth aufnehmen, weil sie ja doch zunächst nur gegen nationale gerichtet ist.“ —

Pater peccavi! Diese gleichmüthige, total gefühllose socialdemokratische Studentenschaft, aller Begeisterung und Leidenschaft bar, muss doch zu dem „deutschnationalen Studenten“ in die Schule der Affecte gehen und ihm die Kunst ablernen, wie man in Ekstase geräth. Wenn die Behörde eine acht Tage vorher anberaumte Versammlung (1. März d. J. in Tökes' Restauration) in elfter Stunde verbietet, wenn die hochlöbliche Polizei einen ebensolange vorher angekündigten Commers zu Ehren der Märzgefallenen (11. März) am Tage der abzuhaltenden Feier verhindert, wenn akademische und nichtstudentische Fragen in keiner anderen Weise als in vertraulichem Kreise, unter der Fürsorge des zweiten Vereinsgesetz-Paragraphen, behandelt werden können — wie ist es möglich, dass die socialdemokratische Studentenschaft trotz alledem und alledem ihren heroischen Gleichmuth bewahrt? Vielleicht packen die socialdemokratischen Akademiker die Sache unrichtig an und lassen nicht in sämmtlichen hauptstädtischen Blättern ihre flammenden Proteste vom Stapel oder berufen nicht einen internationalen Akademikertag zur Wahrung der geknebelten Freiheit ein? Wenn es der „deutschnationale“ College mit den prophetischen Worten: „Auch für die socialdemokratischen Studenten kann einmal der Tag kommen, wo die Regierung sie verfolgt . . .“ — wirklich ernst meint, so sei ihm für das rege Mitgefühl Dank gesagt. Nur schade, dass er den socialdemokratischen Collegen nicht auch schon früher sein Wohlwollen bewiesen; denn nicht weniger als 19 mal kam seit dem Jahre 1894 die Vereinigung der socialdemokratischen Akademiker mit der löblichen Polizei in nahe Beziehung, und erst kürzlich beehrte ein k. k. Commissär in Begleitung einiger „Räumungsorgane“ eine Tischgesellschaft, die sich vornehmlich aus „Rothen“ zusammensetzte, mit seinem Besuch.

Wenn nun einerseits die Warnung des „deutschnationalen Studenten“ im Hinblick auf die vielen Fälle, die von einer besonderen Gunst der Polizei den socialdemokratischen Studenten gegenüber Zeugnis geben, ganz und gar überflüssig erscheint, so ist andererseits der Vorwurf der Passivität und des Indifferentismus schon recht nicht am Platze.

Wer weiß, ob sich nicht eines Tages das Blatt wendet, und man der „deutschnationalen Studentenschaft“ das habeant sua fata! zurufen wird.

Ein socialdemokratischer Student.

Wir haben die vorstehende Entgegnung dem Verfasser des angegriffenen Artikels mitgetheilt. Dieser sendet uns nun die folgende

Erwiderung.

Die in der Entgegnung angezogene Resolution ist die in der „Arbeiter-Zeitung“ vom 3. Februar (Nr. 33, S. 3) in folgender Notiz veröffentlichte:

> „Die socialdemokratischen Studenten haben gestern abends in einer auf geladene Gäste beschränkten Versammlung über ihr Verhalten berathen und nach langer, erregter Debatte mit Majorität folgende Resolution angenommen:
>
> Die socialdemokratischen Studenten Wiens schließen sich dem berechtigten Protest der deutschnationalen Studentenschaft gegen das ungerechtfertigte Verbot des Farbentragens der Studentenverbindungen in Prag an; sie erkennt jedoch in diesem Verlegenheitsmittel des

Prager Polizeidirectors nicht den geeigneten Anlass mit der Einstellung des Besuches der Vorlesungen vorzugehen. Eingedenk der wichtigeren Fragen, die das studentische Interesse berühren, wird sie nur in solchen Angelegenheiten eine schärfere Stellungnahme gerechtfertigt finden, welche der gesammten Studentenschaft nützen, ohne sie zu zwecklosen Kraftproben zu verleiten."

Dass der Herr Verfasser der Erwiderung diese Resolution gemeint hat, geht daraus hervor, dass er auf die Veröffentlichung in der „Arbeiter-Zeitung" Bezug nimmt, und diese keine andere Resolution der Wiener socialdemokratischen Studenten gebracht hat, außerdem Art und Vorgänge der Versammlung übereinstimmen, und da er sie ferner mit den „unmittelbar vorher" (am selben Tag) gefassten „nur-nicht-deutschen" Resolutionen der slavischen Studenten in Verbindung bringt. Allerdings irrt sich der Herr Verfasser in Bezug auf Zeit und Veranlassung der Resolution, da diese ebenso, wie die der slavischen Studenten, nicht „anschließend an die in den ersten Tagen des Februars erflossenen Ukase der Regierung", das wäre nach dem 5. Februar, sondern am 2. Februar gefasst wurde und nicht „zu den Knebelparagraphen", sondern zu dem im Jänner erlassenen Farbenverbote Stellung nahm. Ehe der Herr College mir wieder Unkenntnis seines Parteiblattes vorwirft, wird er gebeten, es in Zukunft selbst vorher genau zu lesen.

Diese Resolution, die hauptsächlich gegen den Hochschulstrike gerichtet ist, unter Voranschickung eines bedeutungslosen Protestes, den ebensowohl die Regierung, als auch wir ruhig in den Papierkorb werfen können, ist die einzige öffentliche Stellungnahme der socialdemokratischen Studenten Wiens zu der gesammten Regierungsaction. Zwischen dieser Theilnahmslosigkeit und den vom Herrn Verfasser ironisch vorgeschlagenen Maßnahmen gibt es denn doch noch einen Mittelweg. Auch uns deutschnationalen Studenten sind unsere Versammlungen, unser Märzcommers verboten worden, und dennoch haben wir die Oeffentlichkeit in keinem Zweifel darüber gelassen, wie wir uns zu den Hochschulerlässen stellen; dafür geben Ihnen die nationale Hauptstadt- und Provinzpresse Zeugnis, die Studentenartikel, die Resolutionen der nationalen Gemeindevertretungen, Versammlungen u. s. w.

Eine energische Stellungnahme der socialdemokratischen Studenten wäre schon deshalb kaum möglich gewesen, weil die „Arbeiter-Zeitung" selbst den Hochschulstrike als einen „lächerlichen Narrenstreich" bezeichnete („Arbeiter-Zeitung" vom 4. Februar) und nach der Veröffentlichung der Hochschulerlässe, am 7. Februar, einen Artikel brachte, dessen Auffassung durch die folgenden Stichproben ausreichend gekennzeichnet ist: „Der Studentenstrike ist auf eine ebenso einfache wie schmerzlose Weise erledigt worden" ... „Die Studenten würden also gut daran thun, wenn sie sich der Formalität ruhig fügten".

Wenn ich ferner sagte: „Auch ... für die socialdemokratischen Studenten kann einmal der Tag kommen, wo die Regierung sie bekämpft", so erklären doch die unmittelbar anschließenden Worte: „mit diesen oder auch anderen Hochschulerlässen derselben Mache vielleicht" zur Genüge, dass ein Vorgehen auf akademischem Gebiet gemeint ist, nicht Zusammenstöße zwischen Socialdemokraten, die zufällig Studenten sind, mit der Polizei.

Wie wir das „habeant sua fata" verdienen, nachdem wir ungleich energischer gegen die Regierungsmaßnahmen vorgegangen sind, als die socialdemokratischen Studenten, ist mir vollends unerfindlich — wirklich ganz unerfindlich.

Ein deutschnationaler Student.

Die Finanzlage Italiens.

Mag man die gegenwärtige Finanzlage Italiens noch so verschieden beurtheilen, das muss jedoch allgemein anerkannt werden, dass sie sich in den letzten drei Jahren in mancher Hinsicht gebessert hat. Gegen das Ende des Jahres 1893 oder im Beginn des folgenden Jahres konnte wahrlich nur großer Optimismus die finanzielle und ökonomische Zukunft Italiens anders als in den schwärzesten Farben sehen. Seit 1894 aber hat sich in finanzieller Beziehung eine nicht unerhebliche Besserung geltend gemacht, obwohl gerade in diese Periode das coloniale Abenteuer in Afrika mit seinen ungeheuren Verlusten an Menschen und Millionen fiel. Diese Besserung des Standes seiner Finanzen erlangte Italien nicht durch große Maßnahmen auf ökonomischem Gebiete oder durch große Steuerreformen oder durch neue Steuern von Bedeutung. Die wichtigste seiner Vorkehrungen auf finanziellem Gebiete war die im August 1894 erfolgte Erhöhung der Steuer auf das bewegliche Vermögen (income-tax), die speciell die Zinsen der Staatsschulden traf. Es ist wahr, hinter dieser Maßregel steckte eigentlich nur die zwangsweise Herabsetzung des Zinsfußes dieser Papiere, und sie kam somit dem Bankerott Italiens gleich. Aber tadelnswert oder nicht, dieser Schritt wurde nicht umsonst gethan, er hat bei der finanziellen Gesundung Italiens mitgeholfen. Denn wiewohl man von dieser Zinsenreduction der Staatsschuldpapiere, die eine Voranzeige der Zahlungseinstellung bedeutete, einen ungünstigen Einfluss auf den Cours der italienischen Staatsschuld hätte erwarten sollen, hat sie umgekehrt auf die Solidität der Staatswirtschaft Italiens so vortheilhaft gewirkt, dass der Cours der Staatspapiere beträchtlich steigt. Italien wandte eben ein so radicales und verzweifeltes Mittel, wie es die Zwangsherabsetzung der Zinsen der Staatsschuld ist, nicht erst im letzten Momente an, wo es vielleicht auch hätte versagen können, sondern, wie sehr es auch dadurch den Ruf seiner Ehrlichkeit und Loyalität gefährdete, entschloss es sich noch rechtzeitig genug, um daraus Nutzen ziehen zu können.

An diese Maßnahme schlossen sich nun andere von offenbar untergeordneter Bedeutung an, die aber insgesammt an der Herstellung des finanziellen Gleichgewichtes mitarbeiteten. Hieher gehört das gegen das Anwachsen der Bureaukratie gerichtete Gesetz, hieher das Gesetz, das dem Steigen der Civil- und Militärpensionen zu steuern sucht. Für fünf Jahre wurde das Ausmaß des Militärbudgets festgelegt, dessen alljährliche bedeutende Zunahme bis dahin eine der Hauptursachen der Zerrüttung der italienischen Finanzen gewesen war, und die Kosten für Eisenbahnbauten, ursprünglich mit Anleihen gedeckt, seit 1892 aber zu den ordentlichen Auslagen gerechnet und darum aus den ordentlichen Einnahmen beglichen, erscheinen im Finanzjahr 1897—1898 fast auf Null reduciert. Es ist hier wohl überflüssig, eine genaue, und detaillierte Darlegung der Vorkehrungen zu geben, die seit 1894 von den Finanzministern Sonnino und Luzzatti getroffen wurden, um das Ausgabenbudget Italiens einzuschränken und das finanzielle Gleichgewicht herzustellen. Aber schon ein allgemeiner, summarischer Ueberblick über die Finanzpolitik dieser beiden Minister lässt die Behauptung zu, dass ihrer heilsamen Strenge und Sparsamkeit die beachtenswerte Besserung in der finanziellen Lage des Landes zu verdanken ist, das sich schon am Rande des unverhüllten Bankerottes befand.

Aber noch immer ist Optimismus bei Beurtheilung der Lage wenig angezeigt. Die ordentlichen Einnahmen reichen kaum dazu hin, um die entsprechenden ordentlichen Ausgaben zu decken. Nicht nur dass das Gleichgewicht im Budget nicht die leiseste Erschütterung verträgt und für unvorhergesehene Bedürfnisse nur sehr dürftig gesorgt werden kann, sondern selbst die Bedeckung für die einzelnen Posten ist auf das denkbar niedrigste Maß gebracht, und so manches Deficit wird nur dadurch beseitigt, dass man nicht vorhandene Activen einstellt oder manche, bereits durch Gesetz festgelegte Auslagen hinausschiebt oder angehäufte Reserven angreift. So kann das Budget des Marineministeriums nicht das außerordentliche Erfordernis von einigen Millionen Lire für die wenigen Kriegsschiffe decken, die zusammen mit den Schiffen der anderen Großmächte vor Kreta liegen. Und so weiß das Kriegsministerium mit einem Budget von rund zehn Millionen Pfund Sterling nicht dem außerordentlichen Erfordernis von 150.000 Pfund Sterling zu entsprechen, die für die im Februar 1898 zur außergewöhnlichen Dienstleistung einberufene Altersclasse bestimmt sind. So erkennt zwar der Finanzminister die Nothwendigkeit an, der Marine für neue Schiffbauten eine größere Dotation zu geben und gesteht ihr im Finanzjahr 1897—1898 einen Credit von 240.000 Pfund Sterling zu, aber nur unter der Bedingung, dass der Finanzdienst dieser Periode einen Ueberschuss in der Höhe dieses Marinecredites ergebe, während sonst, wenn die Bilanz nicht um 240.000 Pfund Sterling höhere Activposten als Passivposten aufweist, diese Summe auf Rechnung der nächsten Finanzperiode übernommen werden soll! Offenbar zweifelt derselbe Luzzatti, der als Finanzminister einen rosigen Optimismus in der Beurtheilung unserer Finanzlage bekundet, in seinen Rechnungen selbst sehr stark an diesen Ueberschüssen, auf die das italienische Budget Aussicht erwecken soll. In seinem letzten Finanzexposé in der Kammer der Deputierten wollte Luzzatti nicht nur den guten Stand der italienischen Finanzen für die laufende und die nächste Finanzperiode darlegen, er entwickelte auch seine Absichten für die spätere Zeit. Man muss aber nur bedenken, was Luzzatti eben nicht that, dass am Schlusse der Periode 1899—1900 dem italienischen Budget mehr als acht Millionen Lire fehlen werden, die ihm heute aus dem durch den Verkauf von Rente erlösten Capitale zufließen, um zu erkennen, dass diese Zukunftspläne Luzzatti's bodenlos und über die Maßen optimistisch sind.

Wenn auch Italien heute anders dasteht als etwa in den Jahren 1887—1888, 1888—1889, wo man, um ein Deficit von acht bis zehn Millionen Pfund Sterling zu decken, systematisch zu immer neuen Anlehen seine Zuflucht nahm, oder wie etwa 1894, als der Finanzminister Sonnino ein Deficit von ungefähr acht Millionen Pfund Sterling herausfand und der Cours der Staatspapiere so gesunken war, dass eine neue Emission von Schuldpapieren unmöglich schien, wollte man den Credit Italiens nicht vollends ruinieren — wenn auch, um es zu wiederholen, Italien sich heute nicht mehr in so kritischer Lage befindet, ist es ihr doch nicht gänzlich entrückt und darf ihrer auch nicht vergessen.

Die laufenden Einnahmen Italiens decken heute zur Noth die Ausgaben des Staates. Aber diese sind, soweit sie einer Reduction fähig, auf das allernothwendigste beschränkt. Von den 1600 Millionen Franken, die im Durchschnitt den Ausgabenetat Italiens ausmachen, werden mehr als fünfzig Procente für Zahlung der Interessen der Staatsschuld verwendet, und von dem Reste wieder ungefähr die Hälfte, 360 Millionen Franken für das Militärbudget, Heer und Marine. Bei diesen Auslagen darf nichts gestrichen werden, und deshalb bleibt für die eigentlichen und wahren staatlichen Erfordernisse, von der Justiz angefangen bis zum Post- und Telegraphenwesen, die wahrhaft geringfügige Summe von 400 Millionen Lire. Die Staatsschuld

somit und das Militärbudget, die außer allem Verhältnis zur ökonomischen Leistungsfähigkeit des Landes stehen, sind es, die Italien zugrunderichten. Und in der That, dieses staatliche Gesammterfordernis von 1600 Millionen Lire ist wahrhaft ungeheuerlich, rechnet man das 700 Millionen Lire betragende Erfordernis der autonomen Verbände, der Gemeinden und der Provinzen hinzu. Im ganzen also werden für öffentliche Zwecke 2300 Millionen Lire gebraucht, während der Gesammtwert der nationalen Production Italiens sich nach den verlässlichsten Schätzungen auf nicht mehr als fünf Milliarden Lire beläuft. Welch schreiender Gegensatz zwischen der verhältnismäßig geringfügigen Production Italiens und den Ausgaben für öffentliche Zwecke, die so enorme und dabei schwer zu verringernde sind, weil sie zum größten Theile dazu dienen, die Interessen für bereits contrahierte Schulden zu zahlen, zum Theil auch den Prätensionen des Militarismus entsprechen müssen, die noch eine geraume Zeit ausschweifend sein werden.

Es hat somit die verhältnismäßig weise und sparsame Finanzpolitik der letzten Jahre Italien vom directem Bankerott gerettet. Aber es braucht bloß ein etwas freigiebiges Ministerium ans Ruder zu gelangen, und alles geht wieder verloren. Die finanzielle Gesundung Italiens kann in Wahrheit nur durch eine durchgreifende Besserung seiner ökonomischen Verhältnisse herbeigeführt werden.

Rom. Prof. Giuseppe Fiamingo.

Religion und Cultur.

Religionspsychologische Studie.

Von Lou Andreas-Salomé (Berlin).

Wenn man versuchen wollte, die culturellen Entwickelungslinien des menschlichen Geistes, sowie sie seinen verschiedenen Fähigkeiten entsprechen, also etwa seine Entwickelung zur Höhe der Kunst, der Wissenschaft 2c., vergleichend nebeneinander zu betrachten, dann würde sich etwas ganz Sonderbares, von allen diesen Culturgebieten ganz Abweichendes, für das Gebiet der Religion ergeben. Ursprünglich nämlich enthält ja die Religion, wie in einem Knoten untrennbar verknüpft, alle übrigen menschlichen Geistesbethätigungen in sich; sie ist der Mutterschoß aller kunstartigen, aller erkenntnisartigen, aller moralbildenden Elemente, lange ehe diese zu eigenem Leben geboren werden.

Und auch dann noch verleiht sie allein ihnen Nahrung, Schutz, Sanction und Weihe; unter ihrer mütterlichen Obhut thun die verschiedenen Geisteskinder die ersten selbständigen Schritte denjenigen Zielen entgegen, die ein jedes von ihnen sich allmählich nach seiner besonderen Wesensveranlagung vorsteckt. Ganz langsam entwachsen sie endlich der letzten Bevormundung durch die Religion und auch der wechselseitigen Beeinflussung untereinander, denn um ihre wahre Vollendung zu erreichen, müssen sie, gänzlich frei und unvoreingenommen, ausschließlich sich selber Folge leisten, gleichviel wie weit dadurch ihre einzelnen Entwickelungswege auch auseinanderlaufen mögen. Der Wissenschaftler, der seinen Erkenntnismethoden keinerlei Trübung durch unwissenschaftliche Zusätze gestattet, um seine Arbeitsresultate nicht völlig zu entwerten, — der Künstler der mit seinen Werken keinen unkünstlerischen Zwecken mehr dienen und in den Menschen nichts mehr hervorrufen will als den Widerhall seiner Künstlerseligkeit, — der Sittenlehrer, der in sich und den andern streng die Motive des Handelns scheidet, um eine Norm des Handelns zu finden, — alle diese Geschwister, die einer Mutter entstammen, begegnen einander im gereiften Alter in so verwandelter Gestalt, dass sie sich ihrer Kinderzüge kaum noch entsinnen können, und nur noch dunkel, in irgend einem verlorenen Traume, umschwebt sie die Erinnerung an die alte gemeinsame Heimat und an die unabänderliche Blutsverwandtschaft, die keine Veränderung und Entwickelung tilgen kann. Ganz anders jedoch stellt sich dazu die Religion, der sie entlaufen sind, die Mutter, die sie verloren hat. Für sie bedeutet die Sonderung und Trennung nicht wie für ihre einzelnen Sprösslinge höchste Kraft und höchste Reife, für sie bedeutet es das Wohnen zwischen leeren Mauern, die kalt und todt sind, wenn sie nicht das gesammte Leben umfassen dürfen, das in ihnen geboren wurde. Es kommt nun zu einer wirklichen Familientragödie durch den Kampf der Mutter um ihre ungerathenen Kinder. Sie stirbt nicht ab und erliegt nicht, sondern streckt zahllose Fangarme nach ihnen aus, hie und da immer wieder irgend etwas von ihnen, wenn auch nicht sie selbst, erbeutend, und wie sie einst ihre Allernährerin war, so fristet sie jetzt, gleich jeder guten Mutter, ihr Leben von dem, was sie sie noch mitgenießen lassen. In der That ist das, was wir gewöhnt sind die Entwickelung primitiver Religionsformen zu den Culturreligionen zu nennen, durchaus nichts anderes als dieser Process: nur die primitive Religion enthält noch eo ipso alle Culturelemente, mehr oder weniger latent, in sich und lebt eine Zeitlang aus der Fülle, später entringen sich ihr alle die ihr eingeborenen Culturelemente factisch mehr und mehr, und wenn sie sich trotzdem erst in diesen späteren Perioden selbst auch zu einem Culturganzen zu entwickeln scheint, so ist es doch nur dank den Almosen, die noch an sie fallen. Gewiss umschließt sie dann eine weit ausgebreitetere Fülle als vorher und hat ungezählte Einzelwerte socialer, moralischer, philosophischer, künstlerischer und anderer Art in sich eingeheimst, aber Werte fruchtbarer, lebensvoller Natur können es darum nicht sein, weil inzwischen die einzelnen Social-, Moral-, Wissenschafts-, Kunst- und so weiter-Entwickelungen, von denen sie herstammen, abseits vom großen Religionskörper ihren eigenen Lebensweg und ihr eigenes Idealziel verfolgen. Ja, sogar schon in Zeiten, wo das noch nicht evident ist, wo sie sich noch unter Schutz und Befehl der Religion stellen, erwachsen ihnen, unter loser religiöser Hülle, schon ihre tiefsten Inspirationen auf ganz anderem Geistesboden.

Die Tendenz der Religion, ihr Wesen nicht an sich selbst und in freiwilliger Specialisierung zu entfalten, analog den übrigen menschlichen Fähigkeiten, sondern sich in immer erneuerter Vereinigung mit dem menschlichen Gesammtwesen und an dessen Aeußerungen zu documentieren, hängt unabänderlich mit ihrem innersten Sinn zusammen, der von Uranfang darin bestand, dem Dasein Basis und Krönung zu sein oder mit etwas anderen Worten: am Dasein die Existenz eines Gottes sich erweisen zu lassen. Aber es ist das tragische Schicksal der Religion, dass sie, bei all ihrer Ausbreitung und allem Hinaufwachsen an der Cultur, nichtsdestoweniger beiseite stehen bleiben muss und, je länger desto mehr, dadurch jenen specialisierten Charakter annehmen, den sie nicht verträgt, ohne sogleich zu verknöchern. Ihr ob auch noch so großgemästeter Körper ist trotz allem ihrem Bemühen nie mit dem Körper des Lebens identisch, vielmehr immer nur dessen riesiges Daneben — eine ungeheuere Hülse, in der sich die ursprüngliche mutterwarme, religiöse Lebensfülle gleichsam symbolisch in gigantischen Außendimensionen noch einmal wiederholt, ohne etwas anderes, als eben ein hilfloses Symbol zu erreichen. So betrachtet, erscheint freilich alle Religion als dazu vorherbestimmt, Petrefact und Anachronismus selbst schon zu Zeiten ihrer blühendsten Culturentwickelung zu sein und also im Grunde ihre Mission schon in dem Momente zu beenden, wo der Mensch der Cultur seinen Anfang nimmt.

Indessen enthält alles dies nur die eine Seite der Religion, sozusagen ihre körperhafte Seite — die Religion als das von ihren Kindern undankbar verlassene Mutterthier. Einen anderen Theil ihrer selbst tragen die Kinder, wie weit sie auch hinweggehen, wie reif und alt sie auch werden mögen, in ihrem Blut und ihrer Seele auf immerdar mit sich fort und individualisieren ihn nur je nach ihrer eigenen Besonderheit. Und während der sichtbarlich beharrende Theil der Religion des Lebens und der Seele mehr und mehr ermangelt, siegt dieser flüchtige, uncontrolierbare und nicht mehr auffindbare Zusammenhang mit dem religiösen Ursprung in den einzelnen Individuen über das Leben in allen höchsten Momenten desselben — gestaltet, krönt, schmückt es. Denn thatsächlich muss man zweierlei mit der Bezeichnung „religiös“ belegen, solange nicht ganz unmissverständliche, präcis definierte, neue Namen den alten gebräuchlichen abgelöst haben. Nämlich einerseits die Religiosität des Glaubens, die zwar das gesammte menschliche Sein zu beherrschen trachtet, aber insofern sie sich auf Gott, also auf ein ganz anderes Object bezieht, als die übrigen menschlichen Lebensbethätigungen, sich doch von ihnen ganz streng unterscheidet. Und andererseits das Religiöse außerhalb des Glaubens, aber innerhalb des Lebens selbst und seiner verschiedenen Aeußerungsformen, als deren feinste, höchste, menschliche Stimmungsblüte. Während die erste Art der Religiosität ursprünglich alle Lebens- und Culturelemente in sich umsieng und sich auch nur dadurch erhielt, dass sie dieselben immer wieder dominierend zu unterjochen strebte, resultiert die zweite Art der Religiosität erst aus diesen allen, sobald sie ihren eigenen Höhepunkt erreichen. Unzählige Menschen haben unzähligemale den Namen Gottes nicht auf Gott angewandt, unzählige Seelen ihre heißesten Andachten und Begeisterungen abseits vom Glauben ins Leben überströmen lassen: überall, wo das geschah, war der Ansatz gegeben, auf eine individuelle Weise den gottschöpferischen Religionsprocess zu wiederholen. Denn wo eine solche Stimmung der tiefen Ergriffenheit des ganzen Menschen entstammt, da trägt sie in ihrem Schoß gleichsam alle Elemente seines besonderen Lebens, und aus ihr heraus vermag dasselbe neu geboren, genährt, organisiert und in allen seinen, sonst vielleicht disparaten, Theilen einheitlich gegliedert zu werden — gerade wie einst aus der Religion die menschliche Culturwelt hervorbrach. Religiös ist daher hier nicht identisch verstanden mit beliebiger schöner Gemüthsstimmung überhaupt, sondern als eine Zusammenfassung der innersten Individualität in einem ebenso schöpferischen Acte, wie etwa der Künstler seiner bedarf, um sich zum Kunstwerk zu inspirieren. In der Kunst kann sich ebensogut die hohe Seelenwärme erzeugen, aus der diese heilige Flamme sich endlich entzündet, wie auf einem anderen Lebensgebiete, die Flamme bleibt in ihrer reinen Glut immer die nämliche und ist immer erkenntlich daran, dass sie alles in ihrem Umkreis, alles in der ganzen Menschenseele in ihr strahlendes Licht rückt und bedeutsam erleuchtet. Als Stimmung erlischt sie freilich, aber in ihrer Rückwirkung erhält der ganze Mensch von ihr in seinem Denken, Fühlen, Handeln das innere Feuer, von dem er im eigentlichsten Sinne lebt — denn gewissermaßen heißt das Religiöse außerhalb des Glaubens nichts anderes, als die centralste und letzte Lebensintensität in jedem Einzelnen — jene Wärme, die so groß und fruchtbar ist, dass sie das Leben im Leben gleichsam noch einmal schafft. Wie vereinzelt darum auch das Gebiet sein mag, auf dem ein Mensch dahin gelangte, in dieser Stimmung selbst begegnet er sich mit allen anderen, die auf ihren verschiedenartigsten Wegen das gleiche Ziel er-

reichten; wenn also die menschlichen Fähigkeiten in ihrer allmählichen Culturentwickelung sich noch so sehr specialisieren mögen, wenn etwa der Wissenschaftler, der Künstler, der praktische Mensch erst durch ihre Sonderung von einander zu den ihnen eigenthümlichsten Kraftleistungen erstarken, so besitzen sie darin ihren Einigungspunkt, der freilich gar nicht nach außen bemerkbar zu werden braucht. Es ist, als sei es die ihnen zugrunde liegende Blutsverwandtschaft, die sie alle zu Kindern einer großen Mutter stempelt — es ist, als sei es wie eine ganz stille, leise, traumhafte Heimkehr zu ihrem weit hinten im Dunkel ruhenden Ursprung, dass sie sich plötzlich erkennen und dann Hand in Hand dastehen: auf den Höhen ihres individualisierten und in sich concentrierten Einzelthumes gleichsam menschlich wiedergeboren. Was sie voneinander unterschied, ihr Bestes und auch ihr Trennendes, ihre Tüchtigkeit und auch ihre Einsamkeit, die sie, wohin sie giengen, mit sich tragen mussten und jedem deutlich vor sich herzeigen wie ein Schild, auf dem ihr Name verzeichnet stand und mit ihrem Namen auch ihre Grenze — das ist nunmehr ein gleichgiltig gewordenes, lichtes Transparent, hinter dem nur noch hervorleuchtet, was sie aller höchsten Menschlichkeit einigt, selbst wenn sie es ewig einsam erleben. Und wenn sie untereinander davon reden wollten, so hätte wohl jeder seine besonderen Ausdrücke und seine specielle Sprache — aber es könnte sich dabei jenes schöne Wunder ereignen, das künstlerischen Naturen in Bezug auf Sinneswahrnehmungen häufig bekannt ist, indem ihnen ein Klang, eine Farbe, ein Wort dasselbe bedeutet und dieselbe Sensation hervorruft: weil thatsächlich ein und dieselbe Sensation dahinter ist. So würden ihre verschiedenen Seelenwahrnehmungen und höchsten Lebenssensationen, welcher Farben, Töne und Worte sie sich auch bei ihrer Schilderung bedienen mögen, von dem ewig Gleichen flüstern und raunen, lobsingen und jubeln — und vielleicht wäre das „Gott“ — ?

Denn Gott ist ja auch nur ein sehr armseliges und jeder Missdeutung tausendfach zugängliches Wort, welches uns irgendwie vom Leben des Lebens etwas vorstammeln will und dabei in jeder Menschenseele anders nuancierte Ideenassociationen bei vielleicht ganz gleichem Gefühlsuntergrund weckt. Gott ändert seinen ursprünglichen, seinen rohen und primitiven Sinn, im Verlaufe der Geschichte der Religionen wie der Geschichte menschlichen Erkennens überhaupt, in fortwährender Entwickelung, und was diesen Sinn für den einzelnen Menschen belebt, was ihm „Gott“ zum Gott macht, das erhält in diesen verschiedenen Erkenntnisformen gewissermaßen nur ein officielles Gehäuse, das von seinem gotthaftesten, religiös inspiriertesten Inhalt manchmal gar nicht, manchmal nur zwischendurch und bei officiellen Anlässen bewohnt wird, denn dieser Inhalt ist nichts, was sich fixiert und verkapselt — sei es auch in der goldenen Kapsel kostbarer Gottesweisheit — übertragen läßt, sondern stets nur wieder aufs neue aus dem tiefsten Contact mit dem Leben selbst erzeugt werden kann. Daher verhält es sich mit dem Wort „Gott“ wie mit dem Wort „religiös“, das sich auf ihn bezog: wir erhaschen beide nur in der einen ihrer Bedeutungen, in der historisch gegebenen, in der vom Glauben gleichsam verdeutlichten — und gerade da haben sie ihren Sinn nicht in sich selbst, vielmehr nur ihren classisch giltigen Außenausdruck, ihr treffendes Bild, in dem der innere Sinn nisten und heimisch sein mag, aus dem er aber auch jederzeit, einem leichtbeschwingten Vogel gleich, emporfliegen kann, um sich auf dem nächsten Blütenbaum niederzulassen und in die menschlichen Träume hinein seine Lieder zu singen.

In sehr vielen Fällen sind auch diese beiden Arten, religiös afficiert zu werden, in keiner Weise bewusst voneinander geschieden, sondern verschmelzen unterschiedslos. Sogar in herzlich glaubensvollen Menschen äußert sich manchmal der eigentlich productive, religiös gestimmte Schwung ihrer Seele nicht innerhalb der ihnen vertrauten Glaubenswelt, sondern neben ihr hin in der rein menschlichen Welt, in der Welt ihrer stärksten Neigungen oder Talente, die plötzlich ein Flügelpaar zu bekommen scheinen, um sich hoch, hoch hinaufzuschwingen — wie sie wohl meinen, vor das Angesicht ihres kirchlich geglaubten Gottes, aber doch zu einem ganz anderen, viel intimer persönlichen Gottesdienst als ehedem. Noch mehr ist es der Fall, wo der Glaube fast keine Rolle mehr spielt, sondern nur noch eine versöhnende Philosophie ihre krystallene Brücke schlägt vom intimen Erleben des Einzelnen zu einem erhebenden kosmischen Gesammtbilde. Gott wandelt eben gleich einem Symbol durch die Geschichte der Religionen und Gott ist nicht Gott, sondern nur ein Symbol für alles dasjenige im menschlichen Leben, was zu intim, intensiv und theuer ist, um mit einem menschlichen, d. h. eine Bezeichnung von der anderen begrenzenden, Namen genannt zu werden. Von diesem Gesichtspunkte sieht sich die Entwickelung des Gottesbegriffes in verschiedenen Zeiten und Völkern gar nicht an als eine schlechthin religiös aufsteigende Linie bis zu dessen höchster und edelster Vergeistigung; vielmehr schließt mancher Zuwachs an hoher, geistiger und cultureller Läuterung am Gottesbilde eine religiöse Einbuße insofern in sich, als er mehr aus der allgemeinen Geistes- und Culturseigerung hervorgewachsen ist wie aus religiöser, gottschöpferischer Innigkeit. Man betrachte einmal nur ganz flüchtig irgend einen solchen Punkt in der Religionsgeschichte, zum Beispiel die Uebergänge des primitiven Stammgottesthums in den alten semitischen Religionen zum semitischen Monotheismus. Anfangs bedeutet das Wort für Gott — „Baal“ — im gewöhnlichen Sprachgebrauche einfach Stammvater, Hausherr, Ehemann (der dazugehörigen weiblichen Baalath) und drückt eine Art Kindschaftsverhältnis der Menschen zu ihren Göttern aus; später, nach Aufhören des Nomadenlebens, wird der Baal an die Scholle gebunden als deren Herr und Besitzer, von da ab findet für ihn ein Machtzuwachs statt, der sich mit der Ausdehnung der unter ihm bebauten Länderflächen steigert, aber er bleibt immer noch mehr die väterliche als die regierende Gewalt, bis er ganz allmählich die Entwickelung zum wirklichen Königthum durchmacht, so dass die Religion deutlich das gleichzeitige politische Leben in ihm wiederspiegelt. Seine Fürsorge muss sich nun längst von den Seinen, von der kleinen Stammesgruppe, der er zugehörte, auf eine große Schar von Menschen wenden, unter denen Hinzugekommene, Fremde, sozusagen Stief- und Adoptivkinder sind, die ihre Zugehörigkeit erst durch Handlungen des Gehorsams beweisen müssen. Seine natürliche Güte — die unanzweifelbare Güte des Vaters — wird zur moralischen Güte der gerechten Oberhoheit, die belohnt und bestraft. Damit wirkt er der Tendenz entgegen, die das ursprüngliche Stämmewesen zeigt, sich in eine Aristokratie der Mächtigen zu verwandeln und die schwächeren, geringeren unter den Stämmen zu Gunsten einzelner hervorragenderer Gruppen aufzusaugen. In diesem Kampfe siegt im Orient das politische wie das religiöse Königthum, während es in Griechenland und Rom vor der Aristokratie die Waffen hat strecken müssen. Dies hat dem Semitenthum das bekannte freundliche Vorurtheil eingetragen von der sogenannten angeborenen Richtung auf den Monotheismus, von der noch Renan träumt — in Wahrheit ist es nur der Gang einer politisch nothwendigen Verschmelzung der monarchischen Interessen mit den religiösen gewesen, durch die Gott allmählich der Allgütige, Allmächtige und Gerechte wurde, wohl ausgerüstet, um einst über die Völker der Erde zu regieren. Allerdings wurde dieser Process dadurch *erleichtert*, dass die einzelnen ursprünglichen Localgottheiten bei den alten Semiten einander ähnlich sahen, dass ein Baal dem anderen Baal im wesentlichen glich, weil sein Hauptmerkmal in seinem Stammvaterthum lag. Ein Pantheon wie in Griechenland oder Egypten konnte sich aus diesem Grunde dabei nicht ausbilden, sondern nur immer die zum Gott gehörige weibliche Hälfte beharrte lange Zeit, wie sie übrigens wohl auch das erste, dem männlichen Gott vorangegangene Anbetungsobject aus der Zeit des Matriarchats gewesen zu sein scheint. Bezeichnenderweise hat auch das ursprüngliche Wort für Stamm die Bezeichnung „Bauch, Mutterleib“, an dessen Stelle erst später der Ausdruck „Lende“ tritt. Später sind dann viele dieser Göttinnen im Cultus übriggeblieben, theils als Ehefrauen, theils selbständig, theils beides zugleich: so ist die alte polyandrische Göttin Ischtar in Kanaan als Astarte zu einer Gemahlin des Baal geworden, hat sich in Arabien einfach zu einem Gott Athtar vermännlicht und macht in dieser vielseitigen Existenz noch drittens dem Baaldienst Concurrenz mit ihrem alten ehemaligen Unzuchtscultus für sich.

Trotz dem ungeheueren cultrellen Fortschritt, der im semitischen Monotheismus enthalten ist gegenüber diesen ursprünglichen primitiven und wüsten Gottesculten, verflicht sich doch ganz seltsam in ihm Vervollkommnung und Vernichtung, Veredelung und Entartung, weil er zugleich die Intimität zerbricht, in welcher der Einzelne zu seinem Gotte stand und an seinem Gott hieng. Der immer wiederkehrende Kampf der alten Götter und Glaubensformen gegen fortschrittliche Neuerungen, die ihren Geist ganz wo anders her, etwa aus politischen Interessen hernehmen, ist niemals allein in der zurückgebliebenen conservativen Macht begründet, sondern hat immer auch damit zu thun, dass durch die Art der Weiterentwickelung die Religion, an der sie sich vollzieht, nicht mehr individuell und selbstherrlich genug zum Ausdrucke gelangen kann. Nur in den allerersten Anfängen der Stämmebildung ist der Einzelne noch mit der ihm zugehörigen Gruppe so eng verwachsen, dass das religiöse und sociale Moment ungesondert auftreten, dann trennen sie sich bald voneinander und befehden sich auch nicht selten als erbitterte Gegensätze. In solchem Fall kämpft naturgemäß das religiöse Bedürfnis der Menschen auf Seiten eines überlebenden Polytheismus oder Henotheismus, der sociale Fortschritt hingegen setzt den Monotheismus durch, der dem Einzelnen oft seinen Gott raubt, indem er ihn zum blassen Allgemeingott macht — vom Standpunkte des Einzelnen gesprochen: aus dem individuell Sinnvollen zu einer riesigen Banalität macht. Daher bis auf unsere heutige Zeit die instinctive Reaction der Gläubigen gegen allzu reine monotheistische Gottesfassungen, die sich mit Naturnothwendigkeit überall einstellt, wie zum Beispiel in der Heiligenverehrung: sie ist nicht nur der Drang, Gott in einer sinnenfälligeren, dem Verstand bequemeren Form, sondern ihn, rein inhaltlich genommen, intimer und individuell verstandener anbeten zu dürfen.

Die ältesten Religionen, ganz insbesondere das altarabische Heidenthum, das durch die geographische Abgeschlossenheit Arabiens in seiner Entwickelung viel länger unbeeinflusst geblieben ist als andere Culte, vermitteln uns überhaupt außerordentlich interessante Einblicke in das Intim-Persönliche der ursprünglichen Gottanbetung; wenn man die Roheit der Formen davon abstreift und den Menschen cultiviert und individualisiert denkt, so scheint ihn eine nähere und directere Linie dem modernen Menschen und seiner ganz persönlich-intimen Art,

Andacht zu empfinden, nahezubringen, als die vielen vergeistigteren religionsgeschichtlichen Zwischenglieder. So ist es zum Beispiel erst in neuester Zeit (vom englischen Forscher Robertson Smith) festgestellt worden, dass der ursprüngliche semitische Begriff der „Heiligkeit" keineswegs, wie noch Max Müller und Baudissin meinten, die Unnahbarkeit, Abgesondertheit des Gottes kennzeichnen sollte, dem man sich nur unter Ceremonien nahen durfte, sondern ganz umgekehrt bedeutete „Heiligkeit" die Nähe und Gemeinschaftlichkeit zwischen Gott und Menschen, das Heiligthum des Gottes wurde darin gefasst als das eigentliche Zuhause, das sichere Daheim des Menschen. Die Nomadenstämme Arabiens besaßen Heiligthümer, lange ehe es noch einen Theilbesitz oder Eigenthumsrecht gab, d. h. sie besaßen Orte, in denen sie sich zu gemeinsamer Freude, Berathung und Festlichkeiten mit ihrem Gott zusammenfanden. Wahrscheinlich war auch das primitive „Opfer" gar nichts anderes als ein solches Freudenfest zwischen den Blutsverwandten und dadurch Gottverwandten, denn alle Zusammengehörigkeit, auch die zum Gott, wird in ältesten Zeiten physisch gedacht. Der primitive Altar ist demnach der Steinhaufen, auf dem das Blut des Schmauses vergossen wird, an dem alle gleichmäßig theilnehmen — und nur zu einem solchen „heiligen" Schmaus darf ein Hausthier geschlachtet werden, denn die in dem Stamm aufgenommenen Thiere werden geradeso wie die Stammesgötter als dem Menschen blutsverwandt betrachtet. Das in ihnen getödtete Leben ist ein heiliges Leben, weil gleicher Abstammung mit den Stammesgenossen, und indem diese es essend und trinkend in sich aufnehmen, feiern sie ein Gedächtnisfest ihrer aller Blutseinheit und freuen sich ihrer. An manchen Orten, wo ein Stamm sich ein Thier zum Stammesbesitz auswählt, wird dieses Bündnis durch Schlachten und Verzehren eines Exemplares davon bekräftigt: vom Moment dieser positiven physischen Vereinigung ab gilt es dann als heilig und ist als Einzelmahlzeit, als bloße Stillung des Hungers eines einzelnen, verboten.

Was in gewöhnlichen Zeiten bloßes Erinnerungs-Freudenmahl war, wird in Zeiten des Krieges, der Gefahr oder irgendwelcher herandrohender Lockerung der bestehenden Bande eine Art erneuerter Blutbund; ganz besonders nehmen solche, die lange von ihrem Stamm und Gott entfernt weilen mussten, gern eine derartige Neubesiegelung in einem Separat-Blutopfer vor, manchmal in Form einer Selbstverwundung. Aber der Sinn derselben liegt nicht etwa im Schmerz oder Schaden, den man sich mit ihr zufügen mag, sondern lediglich in dem vergossenen Blute, als dem physischen Kitt, den das mit dem Blute verbundene Leben in seiner Wirkung zwischen Gott und Menschen erweisen soll. Derselbe Gedanke, dass ein Austausch körperlicher Stoffe eine Zugehörigkeit und innige Verwandtschaft besiegelt, drückt sich auch im Haaropfer aus, das aus gleichem Grunde vorgenommen wird und das sich lange in allerlei Ueberbleibseln auch noch in unseren Sitten erhalten hat: so in der Tonsur der Mönche und Nonnen, in der Gewohnheit, theueren Todten etwas Haar abzuschneiden oder ihnen Haar ihrer Angehörigen in den Sarg mitzugeben. Neben diesen Liebesgaben in dem primitiven Cultus, die den Namen „Opfer" nur ganz uneigentlich verdienen, treten dann, viel später als die blutigen Thieropfer, die ersten Abgaben der ackerbautreibenden Stämme an den inzwischen mächtiger gewordenen Gott in Form von Fruchtdarbringungen auf. Gewiss lagen auch sie erst als bloße Liebesgaben im Heiligthume, bis dasselbe sich zu einem Tempel verwandelte, der von Priestern bedient wurde und nunmehr feste Steuern zur Erhaltung der kostspieligeren Religion angemessen erschienen. Eine Zeitlang existierten die älteren heiligen Thierschlachtungen in ihrer ursprünglichen Bedeutung wohl fort, aber je mehr der Gott in die Höhe rückte und über eine je zahlreichere Menschenmenge er herrschte, desto mehr verlor diese Bedeutung ihren Sinn und gieng unmerklich über in die ganz anderen, nach welcher auch das Thier, gleich den Früchten, als eine dem Gott dargebrachte Abgabe und Opferung betrachtet wurde, nur ihm, nicht den Menschen gehörig. Die Zahl der Theilnehmer am Fest wurde beschränkt, das Blut nicht mehr getrunken, sondern auf dem Altar vergossen, das Fleisch nicht mehr gegessen, sondern außerhalb des Tempels verbrannt. Und endlich entwickelte sich daraus die Hingabe des Wertvollsten und Kostbarsten, was der Mensch besaß, das eigentliche Sühn- oder Bußopfer, die Opferung der wertvollsten Thierhabe und schließlich auch menschlichen Lebens: in diesem blutigen grausamen Charakter des Opfers scheint es den primitiven Schlachtungen am ähnlichsten zu sehen und ist doch am weitesten von denselben entfernt, denn es liefert den endgiltigen Beweis, wie fremd Gott und Mensch sich geworden sind, wie fern sie voneinander stehen, und wie ganz der Mensch, der das Kind Gottes zu sein meinte, sich nur noch als sein armseliger Knecht fühlt, der ihn unter blutigen Anstrengungen sich geneigt stimmen muss, um nicht verworfen zu werden. Vorbei ist damit für immer die Zeit, wo die Menschen mit ihrem Gott ebenso zufrieden waren, wie der Gott mit seinen Menschen; wo er ihnen nicht ihre Mängel vorwarf, sondern ihnen in ihren Mängeln half, wie man eben seinem eigenen Fleisch und Blut hilft, — und wo sie andererseits nicht darüber in Zweifel und Verzweiflung stürzten, wenn er ihnen einmal einen Wunsch unerfüllt ließ, wie sich das ja auch das Kind mit seinen kindischen Wünschen bisweilen vom Vater gefallen lassen muss. Man kann sich leicht denken, warum solche Nichterhörungen verhältnismäßig viel seltener waren als später: denn erstens besaßen die primitiven Gottheiten ja durchaus keine überaus große Machtvollkommenheit, an die man sich mit schwierigen Bitten hätte wenden können, sondern nur eine geringere und in kleinerem Umkreise wirkende Gewalt; zweitens aber hatten die Wünsche und Bitten sich vielmehr auf bestimmte einfache Angelegenheiten der Stammesgruppe zu beziehen, als auf die einander gegenseitig durchkreuzenden complicierten Einzelanliegen späterer Menschen, die sich nicht mehr mit einer solchen Gruppe schlechthin identificierten. Geschah es dennoch, dass jemand allzu oft Fehlbitte that, so wurde man irre an ihm, nicht am Gott, und bemühte sich, ihm das Leben zu verleiden, das Gott ersichtlich nicht mehr väterlich schützen mochte. Das sind die ersten Versuche der Menschheit, um über den beginnenden Widerspruch zwischen Glauben und Lebenserfahrung hinwegzukommen, um den sich später sosehr alle Bestrebungen der Religion drehen, dass es den Anschein gewinnt, nicht als sei die Religion der natürliche Ausdruck der auf Gott gerichteten Beziehungen des Menschen, sondern eher eine Auseinandersetzung über die verschiedenen Schwierigkeiten und wunden Punkte, die es mit dieser Beziehung auf sich hat.

Darum stoßen wir in der Geschichte des Opfers nunmehr auf die alten, religiösen Feiern, die mit Thränen und Trauer beginnen, um dann in orgiastische Raserei überzugehen: der entfesselte Rausch soll die Zuversicht wiedergeben, die der naive Kinderglaube nicht mehr gewährt, er ist ein Mittel der gewaltsamen Glaubenserhaltung, wie die Sühn- und Bußopfer ein solches sind. Ueber die Menschen breitet sich ein allgemeines Gefühl unklarer Verschuldung, unwissentlichen Vergehens, und wird gepflegt und genährt, weil es ja im letzten Grunde durch den Zweifel des Menschen an sich den viel gräßlicheren Zweifel an Gott noch abhält; gern trägt der Mensch seine Schuld mit allen ihren Consequenzen, wenn er mit ihr seinen Gott entschuldigt, gern steigert er dafür seine Ansprüche an sich selbst bis zu jenen übermenschlichen Leistungen, denen er thatsächlich nicht mehr nachkommen kann und vor denen er, klein und gering, vor seinem Gott zu Boden sinkt, um in verdoppelter Schwärmerei den Gott über sich zu setzen.

In allen cultivierten Religionen hat in solcher Weise der Mensch tausendmal die Versäumnisse und Sorglosigkeiten seines Gottes auf sich genommen und geduldig getragen, obgleich er immer weniger als religiöser Mensch seine Rechnung fand und Gott immer höher und unbegreiflicher sich zurückzog. Die Religion, die ursprünglich nichts als die Einheit von Gott und Menschen bedeutet, und die in jedem einzelnen Menschen warm und individuell auch nur auftauchen kann, wo die Seele beglückt mit dem Höchsten, das sie kennt, verschmilzt — diese Religion ist in ihrer geschichtlichen Gestalt in der That nur die Geschichte von einer immer vergeblicheren Werbung der Menschen um Gott, von einer immer gewaltsameren, bis die Phantasie des Gläubigen von der Hölle und ihren Schrecken mindestens ebenso erfüllt ist, wie von den Seligkeiten des Himmels. Die Religion kann nicht darauf verzichten, sich gleich allen übrigen menschlichen Bethätigungen zu cultivieren und im Contact mit der uns belehrenden Wirklichkeit zu entfalten: das ist ihre Tragödie. Indem sie es thut, reißen die in ihr ruhenden ursprünglichen menschlichen Heilsträume in ungeheuere, verzerrte Phantasiegebilde auseinander, die das Leben nicht besiegen, sondern nur gespenstergleich aufschrecken und überschatten können. Denn der Heilstraum der Religion, dieser höchste aller Träume, die je geträumt wurden, der Traum vom Gott als dem Leben des Lebens — der ist wahr geworden und beseligend vielleicht nur an den zwei äußersten Endpunkten menschlicher Entwickelung: tief unten im Dunkel, wo der Mensch als Mensch erst geboren wurde, indem er von einem Gott zu stammen wähnte — und hoch oben, auf den feinen, letzten Spitzen der Cultur, wo der Mensch sich erst wahrhaft Mensch wähnt wenn er den Gott gebärt.

Die Entwickelung der deutschen Musik bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts.

Bruchstück aus dem in einigen Jahren erscheinenden Band VI der „Deutschen Geschichte".

Von **Karl Lamprecht** (Leipzig).

I.

Von der Monodie zum Contrapunkt.

Schärfer vermuthlich als für die Gegenwart und die Vergangenheit etwa der letzten sieben Jahrhunderte wird man für das frühere Mittelalter zwischen Kunstmusik, die der Kirche angehörte, und Volksmusik unterscheiden müssen. Es sind uns allerdings aus dieser Zeit Melodien des Volksliedes unmittelbar nicht erhalten. Ja auch aus späterer Zeit, aus dem 14. und 15. Jahrhundert, haben wir für sie nur eine sehr dürftige directe Ueberlieferung, wenn auch die genauere Durcharbeitung der Kunstmusik dieser Zeit, deren Melodik vielfach Volksthümliches zugrunde lag, die bisher zugängliche Mache der Tradition gewiss noch sehr vermehren wird.

Gleichwohl aber, obwohl wir von der Volksmusik des früheren Mittelalters kaum etwas und von der des späteren Mittelalters nur wenig unmittelbar wissen, können wir uns doch von ihrem Charakter aus den Reactionen und Weiterbildungen ihr gegenüber, die die spätere Entwickelung aufweist, sowie aus den unmittelbaren Ueber-

lebſeln in dieſer eine ziemlich eingehende Vorſtellung machen. Darnach war das Melodiſche in ihr weit mehr ausgeprägt, als im Kunſtgeſang; dort werden bei der Melodiebildung der Hauptſache nach ſchwerlich größere Intervalle als die der Terz, Quart und allenfalls noch Quinte bewältigt worden ſein.

Für den Vortrag aber blieb man im weſentlichen, wenn auch kleine Verſuche der Harmoniſierung vorgekommen ſein mögen, bei dem einſtimmigen Geſang, der Monodie. Dieſe Monodie aber war nicht die freie einer einzigen Stimme, die ſich in lebendigſter, die vollſte Dynamik der Tonbildung umfaſſender Stimmung, in dem, was wir Beſeelung des Geſanges nennen, ergoſſen hätte, ſondern ſie war eine gebundene Monodie. Man ſang unisono, aber gewiſſermaßlich unbeſeelt, ſo wie heute die Kinder, die marſchierenden Soldaten, die kneipenden Studenten, wie auch Kirchengemeinden und große Volksmaſſen in politiſcher Bewegung zu ſingen pflegen. Damit trat die individuelle Empfindung, das Verſtärken und Abſchwächen, das Verdünnen und Verdicken des Tones, kurz das Perſönliche der muſikaliſchen Stimmung zurück, mochte es auch an ſich, wenngleich gegenüber der heutigen Ausdehnung dieſer Elemente, nur in eng und dürftig begrenzter Mache und Scala vorhanden ſein: der Ton war noch objectiv und in der Hauptſache nur durch ſeine muſikaliſche Höhe, ſein mathematiſch-phyſikaliſches Element gleichſam, nicht durch ſein individuell-menſchliches charakteriſiert. Das aber war eine Ausbildung des Volksgeſanges, die, aus der grundlegenden muſikaliſchen Stimmung der Nation hervorgegangen, zugleich auch den Charakter der Kunſtmuſik des Mittelalters mit erklärt.

Vor allem war nun auch die Kunſtmuſik grundſätzlich nur Geſang; ſoweit Inſtrumentalmuſik in den primitivſten Anfängen vorkommt, dient ſie nur dürftigſter Umrahmung und Stützung des Geſanges; daneben ſpielen die Inſtrumente höchſtens noch zur Stützung des Rhythmus beim Tanz und Kampfesgang eine gewiſſe mehr volksthümliche Rolle. In allen dieſen Fällen aber werden die Inſtrumente kaum ſchon zu mehr als zur Tonfüllung des Geſanges und zur Angabe des Rhythmus verwendet; weit entfernt iſt man noch von der Ausnützung ihrer ſpeciſiſchen Klangeigenſchaften zur Charakteriſtik des Tones; ſchon der unfertige Zuſtand, in dem ſie ſich befanden, die Unreinheit der Tongebung, der Mangel an Fähigkeit, ſich präciſe ſtimmen zu laſſen, verbot das. War damit die Kunſtmuſik, wie ſie anfangs faſt ganz allein der Kirche angehörte, nicht minder als die weltliche Volksmuſik durchaus auf die menſchliche Stimme als Tonwerkzeug hingewieſen, ſo behandelte ſie dieſe Stimme auch genau wie die Volksmuſik, und aus denſelben Gründen der tieferen pſychiſchen Dispoſition eines Zeitalters gebundener Perſönlichkeit, monodiſch als Vermittlerin noch überwiegend phyſikaliſch empfundener, nicht ſeeliſch belebt gedachter und demgemäß modificierter Töne. Und indem dies die allgemeine Dispoſition war, wurde damit in ſehr merkwürdiger Art die Anknüpfung an die muſikaliſchen Ueberlieferungen der Alten gefunden.

Das muſikaliſche Syſtem der Alten gieng in erſter Linie auf muſikaliſch-mathematiſche Speculationen der Griechen zurück, wie ſie ſich anfangs ſogar noch mit aſtrologiſchen Spielereien eines primitiven Pandynamismus verbunden hatten: neben der Einordnung der Töne in das arithmetiſche Syſtem wurden deren Beziehungen zu den Planeten und anderen Himmelskörpern erörtert. Vermittelt wurden dieſe Speculationen dem Mittelalter in ziemlich reiner und abgeklärter, wenn auch mit eigenen Gedanken vermiſchter Geſtalt durch die fünf Bücher De musica des Boethius († 526). Und das Mittelalter hat ſie ganz in dem Sinne aufgenommen, in dem ſie, zunächſt doch durch die Pythagoräer, alſo im griechiſchen Mittelalter, begründet worden waren; das ſeeliſche, ja das künſtleriſche Element trat zurück und die Theorie der Muſik erſchien als eine auf die Tonverhältniſſe übertragene Zahlenlehre.

Und der Theorie gieng eine entſprechende Praxis zur Seite. Die Töne wurden weſentlich nur in den phyſikaliſchen Eigenſchaften verſchiedener Höhe, doch unter Ausſchluſs des Ueberſpringens größerer Intervalle, zur Belebung der kirchlichen Recitation ausgenützt: ſo ergab ſich eine Art von Pſalmodieren, das der Papſt Gregor der Große (590 bis 604) zu einem feſten liturgiſchen Syſtem ordnete. Dies Syſtem, der Cantus firmus, neben der einfachſten durchgehenden Monotonie die unabänderliche muſikaliſche Richtſchnur der alten Kirche bis ins 17. Jahrhundert hinein, iſt dann nach Pippin, Bonifacius und Karl dem Großen ins Frankenreich übertragen worden, wo es dem muſikaliſchen Vermögen der deutſchen Stämme im ganzen entſprochen haben mag. Es laſſen ſich in ihm ſchließlich Theile im Sinne eines bewegteren Leſevortrages von ſolchen unterſcheiden, wo die ſtärkere Anwendung von Intervallen ſchon den Eindruck des Melodiſchen hervorruft: doch fehlt noch jede Meſſung der Noten gegeneinander und ſomit auch jedes muſikaliſche Taktſyſtem; Dauer und auch Accent der Töne werden vielmehr durch den geſprochenen Wort- und Verstakt beſtimmt.

Aus dem Cantus firmus aber entwickelte ſich, wohl unter den Einflüſſen der volksthümlichen Monodie, ſehr bald die ebenfalls noch uniſone Sequenz, indem die jubilierenden Cadenzen des Halleluja am Schluſſe gewiſſer Partien des Cantus firmus in die Länge gezogen und ſchließlich zu einer eigenen Kunſtform ausgeſchieden werden: ſchon Notker hat im neunten Jahrhundert Gedichte hymniſchen Charakters von hochſtehendem literariſchen Werte für dieſe neue muſikaliſche Form gedichtet.*) In der Sequenz werden nunmehr die Intervalle weitergegriffen und häufiger angewandt; da, wo der Sprung von Ton zu Ton beſonders ſtark war, ließ man ſich wohl in figurenreichen Melismen hinauf oder herab; und auch ſonſt wurde die neue Form je länger je lieber mit Figuren verziert.

Allein lange bevor man, vornehmlich mit dem 12. Jahrhundert, für die Sequenz dieſe immer freiere Behandlung erreichte, war der Verſuch gemacht worden, aus der Monodie herauszugelangen. Es geſchah vermuthlich anfangs auf der Orgel, wo dies Spiel mit zwei Händen ohneweiters zur Gegeneinanderſetzung zweier Töne aufforderte. Aber bald übertrug man das Syſtem von der Orgel auf den Geſang, wo nun in den melodiöſen Theilen des Cantus firmus mehrere Einzelſtimmen in geſonderter Stimmführung gegen- und übereinander gebaut erſcheinen. Geſchah das zunächſt wohl nur mit zwei Stimmen, ſo entſtand der Discantus, das Auseinanderſingen, wobei ſich jede Stimme ſelbſtändig hielt, man aber im allgemeinen doch einen möglichſt harmoniſchen Geſammteindruck zu erzielen ſuchte. Aber bald trat an Stelle der zwei Stimmen eine wahre Vielheit von Stimmen, eine Polyphonie von vier, fünf und noch mehr Tonreihen, deren jede ſich in abſoluter Selbſtſtändigkeit gegenüber der anderen bewegte, nur daſs nach wie vor eine angenehme, alſo harmoniſche Totalwirkung erſtrebt ward. Das iſt die Entſtehung des Contrapunkts, des Setzens der einen Note gegen die andere, des punctus contra punctum: er iſt das vollendetſte Erzeugnis einer pſychiſch noch gebundenen Muſik, welche die Töne noch als phyſikaliſche Einheiten gegeneinander marſchieren und exercieren läſst, während die Individualiſierung, die Beſeelung des Tones zurücktritt: ihm ſteht alle neuere Muſik gegenüber, inſoferne ſie auf der Harmonie beruht, das heißt auf der harmoniſchen Begleitung einer Hauptmelodie, welche eben durch dieſe Begleitung beſeelt und charakteriſiert werden ſoll.

Die Anfänge des Contrapunkts reichen bis ins 9. Jahrhundert zurück; ſie werden an den Namen des Mönches Hucbald von St.-Amand (circa 840 bis 930) geknüpft und führen damit nach Flandern und den Niederlanden, in Gegenden, die für die deutſche Muſikgeſchichte ebenſoviel bedeuten, wie für die Geſchichte der Malerei. Um 1300 etwa kann man die Vollendung des Syſtems des vollen Contrapunkts ſetzen; ſeine virtuoſeſte Durchbildung hat er dann im 15. und 16. Jahrhundert erlebt. Von da ab reicht er fort bis zur Gegenwart — Johann Sebaſtian Bach war vielleicht ſein größter Meiſter — allein nun wird er ſchon ſeeliſch belebt, und Bach gewinnt eben durch den denkbar ſubjectivſten Gebrauch der denkbar objectivſten muſikaliſchen Ausdrucksform, durch die merkwürdige Vertheilung von Gefühl und Norm, von Pietismus und Orthodoxie ſeine einzigartige Stellung in der Muſikgeſchichte. Die beſeelende Umbiegung des Contrapunkts aber ſeit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts zeigt, daſs ſeitdem Zeiten eines neuen Seelenlebens hereinbrechen, das eine neue Muſik verlangte. Das iſt die moderne Muſik der harmoniſchen Setzart. Sie ringt ſich mit dem 16. Jahrhundert erſt vollends durch; ihre Accordlehre wurde erſt im 18. Jahrhundert ganz ſyſtematiſch entwickelt und ſie beherrſcht noch heute im ganzen das Feld.

Im 14. und 15. Jahrhundert alſo gab der Contrapunkt noch die regelmäßige Grundlage ab für alle höheren Kunſtformen der Muſik. Und dieſe waren ſeit etwa dem 12. Jahrhundert dadurch entwickelt worden, daſs einmal die zunehmende Schwierigkeit in der Führung der verſchiedenen Stimmen des Contrapunkts die Feſtſtellung der Zeitdauer der einzelnen Töne verlangte, was zur Entwickelung eines Taktſyſtems führen muſste, und daſs weiter die bewegtere Rhythmik der Sequenz wie wohl auch des Volksliedes darauf hindrängte, die Töne nicht mehr bloß dem Wort- und Verstakt zu unterwerfen, ſondern in ganz beſtimmten Zeitmaßen rhythmiſch abwechſelnd zu halten, woraus innerhalb des Taktſyſtems die Unterſcheidung der Töne in ſolche von kurzer und langer Zeitdauer hervorgehen muſste. Beides nun, Taktſyſtem und Unterſcheidung der Tondauer nach Takten und deren aliquoten Theilen als den Einheiten der Zeitdauer, wurde erreicht im Menſuralgeſang, dem Geſang nach dem Zeitmaße, deſſen frühheſter großer Meiſter Franco von Köln in den Zeiten Kaiſer Friedrichs I. und Heinrichs VI. geweſen iſt.

Der Menſuralgeſang hat dann dem ſpäteren Mittelalter den Ausbau der contrapunktiſchen Muſik in der virtuoſen Führung der einfachen Stimmen gegeneinander ermöglicht, der an die Virtuoſität der ſpäteren ſcholaſtiſchen Syſteme und noch mehr faſt an die virtuoſen ſtatiſchen und tectoniſchen Künſteleien der beſten Gothik erinnert. Neben den einfachen Contrapunkt trat oft der doppelte, traten weiter Canon und Nachahmung und Fuge. Indem dieſe Formen immer verwickelter wurden, indem eine gewaltige Anzahl von Stimmen, bis zu dreißig, gegeneinander geſtellt wurden, wurde die Muſik immer mehr ein mathematiſch-muſikaliſches Gewebe. Die eigentlich ſchöpferiſche, der Melodie zugewandte muſikaliſche Erfindung trat demgemäß, ſoweit ſie etwa vorhanden geweſen war, immer mehr zurück: auf die glänzende, verwegene Führung der Stimmen innerhalb eines gegebenen Themas, auf einen Eiertanz gleichſam der Töne kam es an. So behandelte man fremde Melodien, nicht ſelten ſolche des Volksliedes,

*) Vgl. „Deutſche Geſchichte“ Band II.

contrapunktisch; und das war noch der günstigere Fall. Im ungünstigeren entnahm man das Thema etwa einer Tonschilderung äußerer Ereignisse, die weit realistischer zu sein pflegte, als die Programmstücke der Gegenwart, oder man setzte Musiken über das Wappen irgend eines Mäcens oder schrieb Fugen über Gebäude, Berge und Flüsse. Damit wurden denn alle Beziehungen, die die Kirchenmusik früher etwa noch zur seelischen Ausdrucksfähigkeit gehabt haben mochte, unterbunden, und das Uebermaß der Berechnung führte schließlich zur Entseelung nicht nur, sondern auch zur Verwilderung der Kunstformen. Uebrig blieb dann von dieser Kunst, als wertvoller Nachlass für eine veränderte Fortentwickelung, nur ein großer Reichthum an Tonformen, eine ausgezeichnete Beherrschung der technischen Seite des Gesangs, eine aus der Praxis der contrapunktischen Mensuralmusik abgeleitete, eingehend entwickelte Musikwissenschaft, und eine erstaunliche Freiheit und Gewandtheit des contrapunktischen Könnens.

Geblüht hat diese spätmitteralterliche Kunstmusik, wie sie der Hauptsache nach durchaus noch Kirchenmusik und ihrem Wesen nach Vocalmusik war, vor allem in den Niederlanden; hier haben vom Beginn des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts ihre großen Meister gelebt: ein Dufay, der den Ruhm der niederländischen Kunst bis in die päpstliche Kapelle zu Rom trug, dann Jan Ockeghem, der „Patriarch des Contrapunkts“, ferner der Utrechter Jacob Obrecht. Mit Josquin des Prez († 1521) und Nicolaus Gombert († nach 1556) tritt dann schon die Nachblüte dieser Kunst ein; die kirchliche Thätigkeit des Brügger Meisters Adrian Willaert (Messer Adriano) zu Venedig (1527—1563) bedeutet ihren Abschluss.

Shakespeare, der Regisseur.

Von S. Lublinski (Berlin).

Man kann getrost behaupten, dass der größte Dramatiker aller Zeiten, William Shakespeare, noch niemals so gut verstanden wurde, wie in unseren Tagen. Zunächst hat sich die literarische Kritik zu einer Feinfühligkeit entwickelt, die mit tastenden Fühlern durch den bunten, vielgestaltigen Schleier der Dichtung zum intimsten Wesenskern der Persönlichkeit hindurchstrebt, und zum zweiten entspricht das äußere Leben der Literatur von heute in mancher Hinsicht den Bedingungen, unter welchen die Dichter im Zeitalter der Königin Elisabeth zu wirken und schaffen hatten. Auch heute leben wir in einem sehr aufgeregten Zeitalter, dessen Wogen bis zur geweihten Stätte des Theaters emporschlagen. Dieses Theater hat sich demokratisiert, und die Masse mit ihren nicht immer salongemäßen Manieren gibt in den Schauspielhäusern der Großstadt entschieden den Ton an. So war es nicht im Weimar der beiden Dichterfürsten, auch nicht im Paris des Sonnenkönigs, wohl aber im London Shakespeares und der Königin Elisabeth. Auch der moderne Dichter mag, wie einst sein großer Ahn, mit bitterer Verachtung auf einen Theaterpöbel herabschauen, der sich gegenüber einem nicht ganz bühnengerechten Stück mit roher Wonne seinen Raubthierinstincten überläst. Ferner ist die literarische Bohême, in deren Bannkreis Shakespeare lebte und athmete, gegenwärtig zu einer sehr bemerkenswerten, socialen Erscheinung, im gewissen Grade sogar zu einer Macht geworden. So fällt es dem Kritiker von heute unendlich leichter, als den meisten seiner Vorgänger, das Zeitalter Shakespeares wieder zu reconstruieren und sich in die Seele des Dichters ein wenig hineinzuträumen. Das bedeutende Buch von Georg Brandes, die einzige Shakespeare-Biographie im großen Stile, ist aus diesen günstigen Keimen als wertvolle Frucht herausgewachsen.

Thatsächlich wurde in dem Buch von Georg Brandes so vieles von der Persönlichkeit und dem geheimen Seelenleben des großen Briten eingefangen, dass Shakespeare, der Mensch, nunmehr für uns, fast wie Goethe, zu einer runden und plastischen Gestalt geworden ist. Doch darf nicht verschwiegen werden, dass in dieser trefflichen Biographie eine sehr wichtige Seite des großen Dichterlebens fast vollkommen übergangen wird. Vom Schauspieler Shakespeare bekommen wir doch gar zu wenig zu hören. Diese Frage berührt Brandes nicht einmal. Wir werden sehen, dass gerade dieses Problem in einen Meinungsstreit mit hineingezogen wurde, der sich an die Brandes'sche Shakespeare-Darstellung knüpfte.

Mit sicherer Hand theilt Brandes die Epochen von Shakespeares Leben vor uns ab. Wir sehen den jungen Dichter, der sich etwas oberflächlich in den Culturformen der Renaissance herumtummelt, gar gefährlich an der Concettiseuche erkrankt, bald aber wieder gesundet und in unendlicher Fülle zierlich übermüthige Witzworte und leichtes Liebesgetändel von sich streut — gewandte Formspielerei, nichts weiter. Dann erlebt er die Epoche des großen, nationalen Aufschwunges, die Vernichtung der spanischen Armada, und sofort formt sich die Geschichte seines Vaterlandes unter seiner schöpferischen Hand zu unsterblichen Dramen um. Nun wandelten Richard III., Heinrich IV., Prinz Heinz, Percy Heißsporn und der unvergleichliche Sir John Falstaff über die Bretter, welche die Welt bedeuten. Alle diese Gestalten hatten einen sehr wuchtigen, starken Schritt. Wenn aber auch in Richard III. schon alle Schauer des Tragischen zusammengeballt wurden, die den künftigen Schöpfer des Lear und Macbeth ahnen ließen, so überwog doch in jenen Tagen noch eine gewaltige, weithallende Lebensfreude. Shakespeare konnte damals lachen, wie sonst nur sein Halbgott, Sir John. Dann aber wurde er immer civilisierter, und sein Witz verfeinerte sich in hohem Grade. Die Liebschaft mit der vornehmen, geistreichen Hofdame Miss Mary Fitton, der schwarzen Schönen seiner Sonette, hatte begonnen, und mit Entzücken sog der Landstädter von Strafford den feinen Duft einer glänzenden und sprühenden Hofcultur in sich ein. Sein Lebens- und Glücksgefühl steigerte sich unendlich und fügte sich zugleich der verfeinerten Form. Nun küsste und lachte er im Ardennenwald oder rang als Benedict mit seiner Beatrice um die Palme des Witzes. Das alles währte aber nur kurze Weile. Ganz plötzlich tauchten einige schwarze Wolken am blauen Himmel auf und ballten sich langsam zusammen: Hamlet, Julius Cäsar, Othello. Mit dem trüben, sogenannten Lustspiel „Maß für Maß“ brach dann, immer nach Brandes, jene Epoche tiefster Verstimmung und wüthender Menschenverachtung herein, die sich in jedem nächstfolgenden Stücke immer grimmiger Luft machte, in Macbeth, in Weltuntergang des Lear, Antonius und Kleopatra, Coriolan. Den Beschluss machten „Troilus und Kressida“ und der furchtbare „Timon von Athen“, welcher in dem Wunsch gipfelte, dass die Menschheit durch Pest, durch Aussatz und die Vergiftung aller ihrer Zeugungsquellen vom Erdboden getilgt würde. Nach einem solchen Ausbruch konnte nichts Schlimmeres mehr folgen. Der Dichter hatte seine Seele entladen, und langsam und leise zog ein milderes Gefühl, das Interesse an allem Menschlichen, wieder in sein Herz ein. Der Uebermuth, die Gluth und Farbenpracht der Jugend kehrten freilich nicht mehr zurück. Dafür verlebte er einen wundervollen Herbst, welcher seine reifsten und süßesten Früchte hervorbrachte. Die drei Perlen holte er heraus — „König Cymbelin“, das „Wintermärchen“, den „Sturm“. Seine holdseligen Frauengestalten Imogen, Perdita und Miranda folgten auf Kleopatra und Kressida. Versöhnt mit der Welt und den Menschen legte der Zauberer seinen Stab nieder und kehrte nach Strafford zurück, um dort nach wenigen Jahren im besten Mannesalter still zu verscheiden.

Diese Reconstruction von Shakespeares innerem Leben hat im allgemeinen Zustimmung gefunden. Nur der „düstere“ Shakespeare, den Brandes so intensiv hinmalte, erregte die größten Bedenken.

Bisher waren wir gewohnt, in dem großen Dramatiker einen vollblütigen, muskelstarken, lebensfrohen, durch und durch gesunden Renaissancemenschen zu erblicken. Sehr natürlich, dass Shakespeares Verehrer von diesem prachtvollen Bild nicht lassen mochten, und dass ihnen der düstere Shakespeare gar sehr wider den Strich gieng. Freilich sind die finsteren Gestalten eines Hamlet, Macbeth, Lear und die bitteren Hohnworte in Troilus und Kressida nicht aus der Welt zu schaffen. Hier aber taucht auch lebhafter als sonstwo das Problem auf, inwiefern wohl der Dichter mit seinen Gestalten identisch wäre. Die Skeptiker, die vom „düsteren“ Shakespeare nichts wissen wollen, leugnen diese Identität und benützen die Lücke, welche Georg Brandes in seinem Werke bedauerlicherweise nicht ausfüllte, um mit Nachdruck zu betonen, dass nicht persönliche, sondern schauspielerische Motive den Dichter in der Wahl des Stoffes bestimmten. Er wollte, so heißt es, den Mitgliedern des Globetheaters dankbare Rollen auf den Leib schreiben, die geeignet waren, ihr schauspielerisches Können und ihre schauspielerische Schönheit voll zu entfalten. Auch der Dichter selbst soll nur mit Schauspieleraugen in die Welt geblickt haben, so dass es ihm tiefes Bedürfnis war, aus jeder Gestalt diejenigen Kräfte herauszulocken, die sie zum höchsten schauspielerischen Ausdruck im Leben oder Sterben befähigten. Der Wuthschrei Othellos und die schmelzenden Laute Desdemonas sollen ihm nichts gewesen sein als Ausstrahlungen menschlicher Seelenschönheit, welche sich zugleich zu wirkungsvollen Bühnenbildern gruppierten. Denn die Bühne, so meint man, war dem großen Meister sein Ein und Alles. Ueber ihn, nach einer Bemerkung Grillparzers, kam erst sein Genius, seit er Schauspieler geworden war und im Theater den richtigen Mutterboden für seine Schöpfungskraft gefunden hatte.

Diesem Urtheil Grillparzers merkt man es an, dass es aus Wien kommt, der Theaterstadt par excellence. Und darum kann es nicht wundernehmen, wenn diese Auffassung auch heute noch in der Kaiserstadt an der Donau entschiedene Anhänger findet. So ist z. B. für Hermann Bahr*) der große Brite vor allem der große Regisseur, welcher mit großer Selbstherrlichkeit die Poeten commandiert und zurechtstutzt, bis ihre Dichtung im Bühnenbild restlos aufgeht. Vor diesem Regisseur gilt kein Einzelrecht weder des Dichters, noch des Schauspielers. Wie er nicht duldet, dass der Clown aus dem Rahmen eines Stückes heraustritt und Improvisationen zum besten gibt, die, so lautet Shakespeares verä[ch]tlicher Ausdruck, höchstens einen Haufen alberner Gründlinge zum Lachen bringen, ebensowenig ist er geneigt, sich durch Dichtertitel imponieren zu lassen. Er hat durchaus keine Ehrfurcht vor dem ästhetischen und literarischen Gewissen der Poeten, sondern fährt mit kräftigem Griff in ihre Bühnendichtung hinein, bis sie den Bedingungen des Theaters vollkommen entspricht. Mit einem Wort: er duldet nicht das unnatü[r]liche und absurde Specialistenthum, an welchem die moderne Bühne sichtlich krankt. Unter seiner gewaltigen Leitung kam nicht, auf Kosten der Dichtung, das Virtuosenthum einzelner Schauspieler empor, und noch weniger durften Stücke auf die Bühne, an

*) Vergl. „Der düstere Shakespeare“ in Nr. 82 der „Zeit“.

welchen höchstens der literarische Feinschmecker, oder umgekehrt, nur der Gründling im Parterre seine Freude hatte. Auf dem Globetheater wurden nur Schauspiele, Dramen, Lustspiele aufgeführt, welche alle, schlechterdings alle, den jungen Lord und den betrunkenen Matrosen dazu zwangen, Beifall klatschend die Hände zu rühren und sich im innersten Herzen erschüttert oder erheitert zu fühlen. Dieses Resultat, so denkt sich Hermann Bahr, wurde durch die Regisseurkunst des großen William erreicht, und nur aus seinem Regisseur- und Dramaturgenbedürfnis heraus wurde er auch Dichter — zufällig einer der größten, die je gelebt haben. Wenn diese Auffassung richtig wäre, so müsste allerdings die Darstellung von Georg Brandes wesentlich modificiert werden. Ein Dramaturg braucht keineswegs in einem intimeren persönlichen Verhältnis zu Bühnenwerken zu stehen, die er auf seinem Theater zur Aufführung bringt.

Jedenfalls ist der Gedanke, den Regisseur und Dramaturgen in Shakespeare eindringlich zu betonen, bemerkenswert, wenn auch mitunter seine Vertreter bedenklich über das Ziel hinausschießen. Vor allem, und das darf nicht vergessen werden, blieb Shakespeare in erster Reihe doch immer Dichter. Als Beweis mögen die epischen Werke dienen: Lucretia, Venus und Adonis. Dann aber auch die berühmten Sonette, die dem vergleichenden Blick doch deutlich offenbaren, dass die Monologe eines Hamlet keineswegs nur aus schauspielerischer Berechnung gedichtet wurden. Auch durchdringt der Weltekel Stücke wie den Timon und Troilus und Kressida in einer Weise, dass die Bühnenwirkung geradezu darunter leidet. Es ist doch kein Zufall, dass Troilus und Kressida schon zu Lebzeiten des Verfassers fast gar nicht gespielt wurden. Das englische Publicum jener Tage sperrte wohl Mund und Augen auf, als ihm die glänzenden Helden des griechischen und trojanischen Krieges in so seltsamer Vermummung entgegentraten. Hier hat der Dichter, und zwar der tief verbitterte Dichter, über den Regisseur und Dramaturgen entschieden den Sieg davon getragen.

Und dennoch, trotz all dieser Bedenken, folgen Bahr und Brandes einem gemeinsamen Zuge der Zeit. Nur dass Brandes mehr an den Künstler denkt und Hermann Bahr mehr an das Theater, während beide, von ihrem Standpunkte aus, der überragenden Erscheinung Shakespeares durchaus gerecht werden. Brandes bekämpft jenen engherzigen Standpunkt, der die Schöpfung vom Schöpfer trennt, jene fleißigen und verdienstvollen Literarhistoriker, die heilfroh sind, wenn sie mit vieler Mühe und ehrlicher Arbeit allgemein übliche Motive und Conflicte der Weltliteratur, etwa das Motiv des Gattenmordes und des mörderischen Stiefvaters, von Aeschylus zu Shakespeare in lückenloser Kette bloßgelegt haben. (Diese Braven vergessen, dass ein überliefertes Motiv noch wenig zu bedeuten hat, wenn es nicht in einer tief erregten Dichterseele neu erlebt und neu geboren wird, — dass es darum unendlich wichtiger erscheint, nachzuspüren, welche Stimmungen und inneren Erlebnisse den Poeten veranlassten, gerade dieses Motiv aufzugreifen und es gerade in dieser Form zu neuem Leben zu erwecken.) Die psychologische Literaturforschung hat erst unser Jahrhundert geboren mit seiner monistischen Methode, die den Schöpfer und sein Werk als eine unlösbare Einheit behandelt, während in früheren Zeiten vom Poeten höchstens sein äußerlicher Lebensgang und ein paar saftige Anekdoten aufgetischt wurden. Jetzt wissen wir, dass wir ein Kunstwerk erst dann genießen und begreifen können, wenn wir es aus der Seelenstimmung des Meisters gleichsam wieder nachschaffen. Das Verhältnis zur Welt und den Kunstwerken lässt sich nun in die Formel Fausts zusammenfassen, dass man das eigene Selbst zu ihrem Selbst erweitert.

Georg Brandes beschwört in seiner psychologischen Methode die Persönlichkeit des Dichters wieder aus dem Grabe empor und fordert uns zu einer rein individualistischen Betrachtungsweise auf. Wir selbst müssen, um voll genießen zu können, unser Selbst, also unsere Persönlichkeit, erweitern und bereichern, soweit es angeht. Mithin, scheint es, wird der zügelloseste Individualismus proclamiert, und alle festen Normen und Traditionen künstlerischen Schaffens müssen erbarmungslos über Bord fliegen. Um diesen Trugschluss zu vermeiden, möge man sich erinnern, dass eine Erweiterung unserer Persönlichkeit doch nur darum angestrebt wird — um in einer viel größeren Persönlichkeit vollkommen zu verschwinden, wie der Tropfen im Ocean. E il naufragar è dolce in questo mar. Süß ist es für einen Durchschnittsmenschen, im Meere Shakespeares zu scheitern. Der Gewaltige selbst wird doch nur deshalb zu neuem Leben geweckt, um uns das tiefere Eindringen in die objective, unendlich reiche Welt seiner Werke zu erleichtern. Bei diesem modernen Individualismus handelt es sich also keineswegs darum, Menschen und Dinge zu isolieren, auf dass jeder seine Nase entlang gehe, ohne sich um den lieben Nachbar im mindesten zu bekümmern, sondern es gilt vielmehr, ein gemeinsames Fluidum herzustellen, welches wie ein elektrischer Strom durch alle Glieder zuckt und überall den gleichen Funken sprühend herausschlägt. Und wie das Individuum, indem es sich erweitert und bereichert, in einer großen Persönlichkeit untergeht, so noch vielmehr in einer großen Institution und großen Zeit. Von hier aus ergibt sich zwanglos der Uebergang zum Theatermanne Shakespeare: zur Auffassung, die ich oben als wienerisch gekennzeichnet habe.

Das Theater soll darnach der allbeherrschende Kosmos sein, in dem die Theaterdichter, die Schauspieler und das Publicum nur einzelne Glieder vorstellen, die dem großen Ganzen zu dienen haben, ein jeder auf seinem Platz. Der Repräsentant dieser Gesammtmacht ist der ideale Regisseur, dem die Aufgabe zugetheilt wird, den Eigennutz der Einzelnen in ihre Schranken zurückzuweisen und ihnen allen, besonders den Poeten, nachdrücklich in Erinnerung zu bringen, dass die Literatur keine Treibhauspflanze sein darf, auch nicht das Luxusspielzeug bevorzugter Talente, sondern nur ein einzelner Ton in einer ungeheueren Symphonie. Eine solche Rolle dem großen William zuzutheilen, ist sicherlich ein Zeichen von hoher Ehrfurcht, die zugleich dem bestimmten Empfinden entspringt, dass dieses überragende Genie ganz unmöglich nur ein „Theaterdichter" gewesen sein kann. Auch ist zuzugeben, ein Stück von einem solchen idealen „Regisseur" war wirklich in Shakespeare. Thatsächlich hat er vor dem heiligen Rechte seiner sogenannten Dichtercollegen verflucht wenig Respect gehabt, sondern ihre Werke umgeknetet und umgeformt nach Herzenslust. Dabei aber war er, vom rein artistischen Standpunkt aus, noch keineswegs radical genug. Gar manchesmal legte er seine Hand nur auf einzelne Scenen, die dann zu den unverändert gebliebenen Stellen des Schauspieles in einem seltsamen, leuchtenden Contrast standen. Ein Mann, der nur Dichter und Artist gewesen wäre, hätte dieses Stilgemenge nicht ertragen können und es auch nicht über das Herz gebracht, seine Perlen in dem allgemeinen Wust mitunterlaufen zu lassen. Dem Dramaturgen des Globetheaters mochte es aber genügen, dass das Stück im ganzen wieder bühnenfähig wurde und an den entscheidenden Stellen die Menge mitten ins Herz traf. Auch seine ganz selbständigen Arbeiten, die vom ersten zum letzten Vers nicht die leiseste Spur einer fremden Hand zeigten, waren fast alle in der Erfindung, in Stoff und Fabel, kurz in allen Aeußerlichkeiten, Gemeingut der dramatischen Dichter des damaligen England. Diese Fabeln und Conflicte hatten schon lange vor Shakespeare die Bühne bevölkert oder drangen in der Form von Erzählungen und Novellen in die große Masse des lesenden Publicums. Ganz gewiss ließ sich der Meister, besonders in seiner Frühzeit, bei der Wahl solcher Stoffe und Fabeln auch von dramaturgischen Rücksichten leiten. Er wird ihre Bühnenfähigkeit und ihre Beliebtheit beim Publicum in Anschlag gebracht haben. Damals war es ja eine alltägliche Erscheinung, dass die Theaterbesucher nicht müde wurden, sich eine beliebte Fabel in immer neuer Wendung vorführen zu lassen. Als der Hamlet mit durchschlagendem Erfolge auf dem Globetheater zur Aufführung kam, da bestellten sofort die Concurrenzbühnen Hamletstücke bei ihren Hauspoeten — ähnlich wie im griechischen Alterthume die drei großen Tragiker oft genug den gleichen mythologischen Stoff behandelt haben. Und wenn man will, so sind auch Aeschylus und Sophokles nichts weiter gewesen, als große Regisseure, welche uralte Volkssagen für die Bedürfnisse der Bühne bearbeiteten. Etwas ähnliches, daran kann kein Zweifel sein, war William Shakespeare und diese durch die Zeitverhältnisse bedingte Stellung kam seinem Genius vortrefflich zustatten. Ein großer Dichter besitzt ja selten die zwerghafte Fingerfertigkeit jener gewandten Fabulierer, die ihr Augenmerk auf die Zurechtmachung einer möglichst spannenden, verwickelten Handlung zu richten pflegen. Aber eine solche spannende Handlung ist zum Theile noch heute Lebensbedürfnis für die Bühne und war es ganz gewiss im Zeitalter der vollblütigen, englischen Renaissance, als sich der Schauspieler einem rohen, wüsten Pöbel gegenüberbefand, während zugleich noch der Hochgebildete derbe Kost nicht nur vertrug, sondern begehrte. Shakespeare konnte also seinem Schicksale dankbar sein, dass ihm diese nothwendige, für ein Genie so lästige und unmögliche Handwerksarbeit von kleineren Geistern schon vorweggenommen war. Nunmehr brauchte er den fertigen Stoff nur zu durchgeistigen, mit seinem Athem, seinen Versen und seinem Feuer zu erfüllen. Sein Regisseur- und Dramaturgenamt wurde ihm dadurch zum Segen und unterdrückte keineswegs seinen Genius, sondern lieh ihm Flügel. Gleichzeitig blieb er im innigsten Contact mit der literarischen Tradition und mit den Bedürfnissen des Publicums, so dass hier in der That eine Einheit aller maßgebenden Factoren erreicht wurde, um die ein moderner Dramatiker den großen Ahnherrn wohl beneiden darf.

Das schwerste Kreuz für den Dramatiker ist ja immer gewesen, das individuelle Freiheitsgefühl der handelnden Persönlichkeit mit der Naturnothwendigkeit des Charakters in Einklang zu bringen. Es lässt sich nicht leugnen, dass die meisten dramatischen Dichter zwischen diesen beiden Polen unstet hin- und herschwanken. So wird z. B. in den Dramen Schillers durch den lebhaften, stürmischen Gang der Handlung gar häufig die Kette der Nothwendigkeit zerrissen, und der Zuschauer wird das Gefühl nicht los, zwar einem sehr lebendigen und aufgeregten, aber auch sehr willkürlich arrangierten Schauspiel beizuwohnen. Der Dichter selbst fühlt diesen Mangel und sucht ihm abzuhelfen, indem er die vage, griechische Schicksalsidee hineinschmuggelt und eine Fülle allgemeiner Reflexionen ausstreut, die an sich ganz wahr und echt sind, aber aus dem Kunstwerke nicht organisch heraussprießen. Umgekehrt wird ein Schuh daraus, denken die Modernen, die mit großer Sorgfalt und Energie das Causalitätsgesetz herauszubringen suchen, und zwar mit so glücklichem Gelingen, dass das Individuum durch Milieu und Vererbung von allen Seiten festgekettet wird und zu einer kräftig zugreifenden, dramatischen Handlung gar nicht mehr fähig ist. Die sorgsame Individualisierung und Herausarbeitung aller Einzelzüge belebt wohl das Bild und vermenschlicht ein wenig

die eherne Nothwendigkeit — der eigentlich dramatische Impuls wird dadurch nicht ersetzt. Die Neueren leiden eben alle darunter, dass sie sich, jeder einzelne unter ihnen, ihr Drama von Anfang bis zu Ende erst noch zu erfinden haben, wobei ihre Kräfte so gründlich in Anspruch genommen und zersplittert werden, dass im entscheidenden Augenblicke immer etwas versagt und eine Lücke zurückbleibt. Shakespeare aber war besser daran. Die Stücke, die er wählte und durchgeistigte, waren bereits aus einer dramatischen Auslese hervorgegangen. Sie hatten meistens schon die Feuerprobe auf der Bühne durchgemacht und sich die Gunst des Publicums erworben, welche sich im allgemeinen doch nur Arbeiten zuzuwenden pflegt, in welchen ein dramatischer Kern latent enthalten ist, wenn er der feineren, künstlerischen Form auch noch entbehren mag. Shakespeare griff diesen Kern mit sicherer Hand heraus, um ihn auseinanderzuwickeln, ohne durch Nebenarbeit zur Ablenkung seiner Kraft gezwungen zu werden. So löst er fast spielend die schwerste Aufgabe des Dramatikers, und seine großen Gestalten, denen schier tausend Herzen die Brust schwellen, können energisch und gewaltig handeln, im Vollgefühle ihrer Kraft, und entrinnen doch nirgends dem Zwange der Nothwendigkeit, dem strengsten Causalitätsgesetz. Schon Goethe hat hervorgehoben, wie einzig Shakespeare darin wäre, dass er das Sollen und das Wollen seiner dramatischen Gestalten unlösbar ineinander verkettete. Aber diese hohe Kunst verdankte der unvergleichliche Brite zum Theile dem Umstande, dass er selbst in einer großen Einheit lebte, in welcher alles voneinander abhieng und doch jedes einzelne ein hohes Maß lebendiger Freiheit bewahrte. Das Theater stand im innigsten Contact mit den unbewussten Mächten des Volkslebens, und die literarische Tradition erleichterte dem schöpferischen Genie unendlich seine Arbeit, während der Dichter und der Dramaturg sich wechselseitig befruchteten. Nichts anderes, als diese große Einheit meint man offenbar, wenn man Shakespeare einen großen Regisseur nennt. Das ist eben das zweite Gesicht seines Januskopfes, welches wir in der Darstellung von Georg Brandes einigermaßen vermissen.

Die Secession.

(Zur ersten Kunstausstellung der Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs in der Gartenbaugesellschaft am Parkring.)

I.

So eine Ausstellung haben wir noch nicht gesehen. Eine Ausstellung, in der es kein schlechtes Bild gibt! Eine Ausstellung in Wien, die ein Resumé der ganzen modernen Malerei ist! Eine Ausstellung, die zeigt, dass wir in Oesterreich Leute haben, die neben die besten Europäer treten und sich mit ihnen messen dürfen! Ein Wunder! Und dabei ein sehr guter Spass: denn es zeigt sich, dass man mit der Kunst, mit der reinen Kunst in Wien ein Geschäft machen kann. Dies muss den Mercantilisten von der Genossenschaft entsetzlich sein. Ein Geschäft, Herr Felix! denken Sie nur: ein Geschäft! Die Wiener, Ihre Wiener, Herr Felix, die Sie so gut zu kennen glauben, kommen in Haufen und kaufen, kaufen Kunstwerke, kaufen Khnopff, Herr Felix!

Es ist eine Lust, das Publicum zu sehen! Da hat es immer geheißen: ihr seid Narren, ihr kennt die Wiener nicht, die Wiener wollen von der Kunst nichts wissen! Und nun zeigt es sich, dass diese Wiener reif sind! Wie furchtbar ist an ihnen gesündigt worden! Aber ihr reines Gefühl ist lebendig geblieben. Geben wir ihm die Erziehung, die es verlangt, und wir brauchen uns in ein paar Jahren vor keiner Stadt der Welt mehr zu schämen.

Erziehung, ein bisschen Erziehung! Dieses Publicum ist so gut, seine Empfindung ist so rein: helfen wir ihr nur ein bisschen nach! Ich würde den Künstlern rathen, ein paar aus ihrer Mitte als „Führer des Publicums“ zu bestellen. Diese sollten nicht etwa Vorträge über die Bilder halten, sondern als Begleiter mitgehen und bereit sein, auf die Fragen, die die Leute stellen, zu antworten. Wie ich mir das denke, will ich an einigen Beispielen aus meiner Erfahrung zeigen. Ich habe mir notiert, welche Bedenken die Leute haben und wie man mit ihnen reden muss, um sie das, was der Künstler will, selber entdecken zu lassen.

Im zweiten Saal ist ein Porträt von Besnard. Die Leute haben gehört, dass Besnard in Frankreich sehr berühmt ist und dass er eine neue monumentale Malerei geschaffen haben soll. Nun sehen sie dieses Porträt und finden: „Das ist ja eigentlich gar nicht modern!“ Warum denn nicht? „Nun, die Modernen sind doch gerade die, die die Dinge aus der künstlichen Beleuchtung des Ateliers weg in ihr natürliches Licht, ins Freie stellen. Ein modernes Bild erkennt man doch daran, dass die Sachen in der Sonne stehen, nicht?“ Darauf sage ich: Ja und Nein. Es ist wahr, dass die modernen Maler die künstliche Beleuchtung des Ateliers verlassen haben. Damit hat's angefangen: sie sind in die Sonne gegangen. Aber warum denn? Um die Dinge in dem Lichte zu zeigen, das sie im Leben haben, in ihrem natürlichen Lichte. Nun sehen wir uns an, was der Besnard hier hat malen wollen. „Eine Frau in großer Toilette, offenbar eine sehr elegante Frau.“ Ja, also was man eine Mondäne oder eine Dame nennt. Nun, was ist das natürliche Licht, in dem eine Dame lebt? „Das ist verschieden; wenn sie spazieren geht —.“ Ah, pardon, wenn sie spazieren geht, hat sie keine große Toilette an, sondern ein einfaches Kleid, und wenn sie statt einer großen Toilette nur ein einfaches Kleid an hat, ist sie ja eigentlich keine „Dame“ mehr. Will ich sie als Dame malen, so muss ich sie in der großen Toilette malen. Was ist nun das „natürliche Licht“ für die große Toilettte einer Dame? Doch die künstlichen Beleuchtungen unserer Feste, nicht? Denkt die Schneiderin an die Sonne? Nein, sondern an das Gas und an das elektrische Licht oder an das Feuer vom Kamin. Eine große Toilette in der Sonne malen heißt sie denaturieren. Eine Dame ohne große Toilette heißt sie incognito malen. Wollen Sie ein Porträt einer „Dame“, so muss sie in großer Toilette und diese kann nur im künstlichen Licht das sein, was sie nach ihrem ganzen Wesen sein soll.

In demselben Saale ist ein Bild von Laermans. Es stellt einen Zug von Strikenden dar, die, in großer Ordnung, zum Aeußersten entschlossen, um eine Fahne geschart, marschieren. Auf den ersten Blick, bevor man in die Nähe gekommen ist, wirkt das sehr. Die Leute sagen: „Ja, da ist das Furchtbare, das Drohende, das heranziehende Massen haben!“ Treten sie dann aber hin, um es genau zu sehen, so fangen sie zu lachen an. „Die einzelnen Gestalten sind ja Caricaturen. Der sieht doch wie ein Voyou aus, wie ein Strizzi, und da diese Megäre! Und dieses grausliche Kind! Was will denn also der Maler eigentlich? Will er die Arbeiter verhöhnen? Dazu ist doch das Ganze zu ernst. Will er aber eine ernste Wirkung, wie kann er dann solche Strizzis malen?“ Haben Sie nie einen Straßenkrawall gesehen? Beobachten Sie dabei einmal die einzelnen Leute, die meisten sind komisch oder widerlich und das Ganze wird doch eine gewisse Größe haben. Das will dieser Maler offenbar ausdrücken. Er will zeigen, dass ein Strizzi und noch ein Strizzi und noch ein Strizzi plötzlich nicht mehr hundert Strizzis geben, sondern wenn sie unter einer Fahne marschieren, das heißt, wenn sie einer Idee folgen, auf einmal etwas ganz anderes werden, etwas Neues, etwas, das schön und groß ist. Er sagt also: Es ist bei einer Bewegung ganz gleich, wie der Einzelne ist; indem er in die Bewegung der Masse kommt, entsteht eine Schönheit von einer strengen, fast heiligen Art, die wie ein wunderbarer Glanz auf jedem Einzelnen der Masse liegt, aber gleich verlischt, wenn er aus der Reihe tritt, um wieder, wie er allein ist, der alte Voyou zu sein. Das ist das Geheimnis der Masse. Sie nimmt dem einzelnen das Meskine oder Komische ab, das er für sich hat, und viele hässliche Menschen geben, wenn sie in Leidenschaft zusammentreten, eine Schönheit. Diese hat Laermans malen wollen.

Im achten Saal, Brangwyn. Da hört man meistens: „Nein, das ist mir doch zu modern!“ Das ist komisch, wenn man weiß, dass ihn in England seine Gegner beschuldigen, zu sehr „wie ein alter Meister“ zu malen. Was ist es denn eigentlich, was Ihnen an diesen Bildern gar so modern vorkommt? „Man weiß halt nicht, was man sich dabei denken soll.“ Denken? Haben Sie Teppiche gern? Nun, was denken Sie sich bei einem Teppich? „Bei einem Teppich braucht man sich doch nichts zu denken, sondern man freut sich über den schönen Klang der Farben.“ Nun und diese Farben, klingen die nicht auch wie tiefe, reine und unbeschreiblich milde Glocken? „Ja, das schon, aber ein Bild ist doch kein Teppich.“ Warum nicht? Wie, wenn der Maler uns mit seinen Bildern nichts anderes als dieselbe Freude geben wollte, die uns ein schöner Teppich gibt? Er ist in Brügge geboren, wo sein Vater, ein Architekt, eine Anstalt für kirchliche Stickereien leitete. Alte Kirchengewänder, Webereien, Stickereien betrachtend, ist der Knabe aufgewachsen. Später ist er in London zu William Morris in die Schule gekommen und hat da gelernt, wie er es selber nennt: „schöne Dinge zur Verschönerung der Wohnräume schaffen“. So definiert er ein Bild: es ist ihm ein schönes Ding zur Verschönerung einer Wohnung. Ein anderes Mal hat er gesagt: a decorative square of colour which within its frame should be a pleasant ocular entertainment. Er will also gar nicht Ihnen „was zum Denken“ geben. Er will Ihnen nichts erzählen; ein Teppich „erzählt“ auch nichts. Er will Ihren Augen eine Freude machen, indem er sie etwas schöneres sehen läßt, als sie in der Natur sehen können. „Aber warum malt er dann Figuren? Da muss man doch glauben, dass er erzählen will!“ Figuren können allerdings novellistische Zeichen sein, aber sie müssen es nicht sein; bei ihm sind sie Träger der Farben: er nimmt sie, um dem Leuchten einen Körper zu geben.

Das Größte, was man in dieser Ausstellung sehen kann, für mein Gefühl überhaupt das Größte, was die moderne Malerei geschaffen hat, sind die Sachen von Segantini. Die Leute fühlen wohl seine Kraft, aber sie finden: „er ist phantastisch“. Was finden Sie da phantastisch? „Man weiß bei diesen Bildern eigentlich nie, ob etwas ein Mensch oder ob es ein Stück der Natur ist; eines geht in das andere über, es hören alle Unterschiede auf. Das ist unheimlich.“ Warum ist das unheimlich? Ich will Ihnen sagen, was es ist: es ist die große Liebe, die dieser Maler hat, die alte Liebe, die die guten Heiden zur Natur haben. Das Christenthum redet immer von Liebe, aber von einer mitleidigen Liebe kleiner Menschen, die mit einer Erbsünde geboren sind, weil sie von der Natur abgefallen sind. Die große und heroische Liebe haben nur die Heiden. Diese ist, in jedem Moment zu wissen, dass man dasselbe mit allen Dingen der Natur ist. Ich und die Sonne, ich und jedes Thier, ich und der höchste Gedanke, der sich ausdenken läßt, oder das beste Gefühl, das sich empfinden läßt, sind vom Anbeginn zum Ende aller Zeiten immer dasselbe. Wir und alles

sind das ewige Kreisen, das ewige Schwingen derselben Macht. Nur indem wir gleichsam den Kopf aus uns selbst herausstrecken und uns selber anschauen, entsteht für uns, einen Moment lang, das Bild einer von uns abgetrennten Welt, die es doch gar nicht gibt. Treten Sie an dies Bild, betrachten Sie es, was sehen Sie? Punkte, Flecken, ein Flimmern, ein Schwingen, ein Chaos! Aber treten Sie weg und es entsteht eine *Welt*! So ist unser Leben: indem wir es anschauen, erschaffen wir es, für so lange, als wir es anschauen. Maupassant hat einmal geschrieben: Quand il fait beau comme aujourdhui, j'ai dans les veines le sang des vieux faunes lascifs et vagabonds, je ne suis plus le frère des hommes, mais le frère de tous les êtres et de toutes les choses! Das ist das Wort für Segantini: le frère de tous les êtres et de toutes les choses! Er hebt die Trennung des Menschen von der Natur auf. Der Stein, der Baum, das Thier, der Mensch und der Engel — alle sind dasselbe Wesen, alle sind das heilige Leben!

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

In seiner sogenannten Programmerklärung meinte Graf *Thun*, dass für die Herstellung des nationalen Friedens in Oesterreich „*gerade dieses Jahr am besten berufen wäre*". Die Jahre stehen nun freilich nicht unter parlamentarischer Controle, man kann kein Jahr unterstützen, auch keines bekämpfen, man muss sie alle vertrauensvoll so hinnehmen, wie sie eben kommen. Ich habe auch keinen Grund, dem Jahre 1898 etwas Böses nachzusagen, ehe es zu Ende ist, und will deswegen die staatsmännischen Qualitäten, die Graf Thun „gerade diesem Jahre" zuschreibt, durchaus nicht bezweifeln. Anders denk' ich über Ministerien. Die sind keine Naturereignisse, stehen vielmehr unter parlamentarischer Controle und sind verpflichtet, ihre Existenz zu rechtfertigen und ihre staatsmännischen Qualitäten zu beweisen. Zu diesem Zweck dienen ihre Programme und Reden. Wenn auch dieses Jahr zu großen staatsmännischen Leistungen berufen sein mag, so ist noch sehr die Frage, ob und warum *gerade dieses Ministerium* zu besagter Friedensaction berufen sein soll, und darüber leider hat sich Graf Thun gänzlich ausgeschwiegen.

*

Alle Renegaten verfallen in Uebertreibungen. Seitdem der Finanzminister Dr. *Kaizl* den Eid auf die Verfassung geschworen hat, kennt sein Constitutionalismus gar keine Grenzen mehr. Er reicht bereits bis in den Himmel. Das ergibt sich aus dem Finanzexposé. Dort spricht Dr. Kaizl die Hoffnung aus, dass ihm die Reinigung des Investitionsbudgets „*mit Gottes und des hohen Hauses Hilfe*" gelingen werde. Bisher hat man den lieben Gott für den *absoluten* Herrscher dieser Welt gehalten. Erst aus dem Finanzexposé des Dr. Kaizl erfahren wir, dass in der Aera Thun auch der liebe Herrgott, wenigstens in finanziellen Angelegenheiten, an die Mitwirkung des Reichsrathes der „im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder" gebunden ist. Für den lieben Herrgott ist das sehr traurig, für das Ministerium aber umso erfreulicher. Denn, wenn jetzt, nach dieser constitutionellen Offenbarung des neuen Moses-Kaizl, jemand noch das Budget zu obstruieren wagt, versündigt er sich auch an dem lieben Herrgott. Und das wird selbst der Abg. *Schönerer* nicht thun, weil er, wie alle Deutschen, wenn schon nichts anderes in der Welt, so doch sicherlich Gott fürchtet. Dr. Kaizl hat also endlich die Beschwörungsformel gegen die Obstruction gefunden, und die Voraussage des Grafen Thun, dass er die Obstruction mit noch intensiveren Mitteln bekämpfen werde als mit der Lex Falkenhayn, ist so gut wie erfüllt.

*

Schrecklich sind die finanziellen Folgen der Obstruction, welche Dr. Kaizl in seinem Exposé ausgemalt hat. Man denke, infolge der Obstruction hat die Regierung in diesem Jahr — noch *keine Schulden gemacht*, weil sich solche selbst bei der weitherzigsten Auslegung des § 14 nicht rechtfertigen lassen. Wenn das noch eine Zeitlang so fortgeht mit der schuldenlosen Obstruction, wird das gute alte Oesterreich bald nicht mehr wiederzuerkennen sein.

*

Die bisher einzige große That des Justizministers Herrn Dr. v. *Ruber* ist die *Confiscation von pressrechtlichen Interpellationen*. In der Gerichtsverhandlung, die in einem solchen Fall gegen die „*Arbeiter-zeitung*" geführt wurde, bezeichnete der Wiener Staatsanwalt Dr. *Bobies* die durch Interpellationen bewerkstelligte Immunisierung confiscierter Artikel als einen Verstoß *gegen die „behördliche Autorität"*. Herr Dr. Kaizl hat erst unlängst im böhmischen Landtage ein Urtheil des Obersten Gerichtshofes als eine „*Vermessenheit*" erklärt, und trotzdem ist er vier Wochen nachher als Minister in das autoritäre Cabinet Thun berufen worden. Wenn das Ministerium Thun gar so darauf erpicht ist, die Autorität der Behörden zu schützen, sollte es sich doch erst einmal den Balken im eigenen Auge anschauen, ehe es den Splitter im Auge der „Arbeiter-zeitung" entdeckt.

*

Der Staatsanwalt Dr. Bobies sagte auch in seinem Plaidoyer, „eine *Interpellation* gehöre gar nicht zu den im Gesetze als immun bezeichneten *Verhandlungen des Reichsraths*". Im Geist der Lex Falkenhayn vielleicht. Nach der bestehenden Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses (§ 51 B) gehört alles, was in den stenographischen Protokollen steht, zu den Verhandlungen des Hauses, also auch die Interpellationen.

*

In seiner jüngsten Rede that der czechisch-feudale Abg. Graf *Palffy* den Ausspruch: „der conservative Großgrundbesitz werde sich stets dafür einsetzen, dass *ein jeder Angehöriger eines jeden Volksstammes des gleichen Rechts* sich erfreue, das ihm als Angehörigen des Reiches auch zukommt." Wenn die Herren Feudalen wirklich in dieser schrankenlosen Art für die Gleichberechtigung aller Bürger schwärmen, so sollten sie sich doch zunächst für die *Abschaffung ihrer eigenen Wahlprivilegien* einsetzen. Denn die sind entschieden die größte Rechtsungleichheit, die selbst in Oesterreich noch existiert.

*

Eine von verschiedenen Herrschaften bereits abgelegte Maitresse sucht einen neuen Gimpel. Die abgelegte Maitresse ist die „*Reichswehr*" des Herrn *David*, der Gimpel ist noch nicht gefunden. Aber er muss sich bald einstellen, wenn nicht bei der „Reichswehr" ein Unglück geschehen soll. Herr David hat seit Badenis seligen Zeiten schrecklich viel Pech gehabt. Zuerst hat er seine officiösen Dienste dem Baron *Gautsch* angetragen. Aber der Baron Gautsch hat ihn kühl abgeschüttelt. Herr David ärgerte sich darüber, aber er wartete geduldig seine Zeit ab. Mittlerweile tauchte bereits der kommende Mann Graf *Thun* auf dem Horizont auf. Wenige Tage nach seiner Ernennung offerierte sich ihm Herr David. Doch auch der Graf Thun hat ihn unverrichteter Dinge abfahren lassen. Nun ist aber die Geduld, die Herr David bisher den österreichischen Ministerpräsidenten hat angedeihen lassen, erschöpft. Er hat keine Zeit und kein Geld mehr, um noch auf den Nachfolger des Grafen Thun zu warten, und scheint sich deswegen entschlossen zu haben, dem österreichischen Ministerium mit der Kundschaft weiterzugehen und es — wozu haben wir denn ein gemeinsames Ministerium? — zunächst einmal beim Ministerium des Aeußeren zu versuchen, der einzigen Centralstelle, die noch ein Pole leitet. Herr David veröffentlicht jetzt in der „Reichswehr" entrüstete Artikel über die auswärtige Politik und den Grafen *Goluchowski*. Herr David klagt darin, dass Oesterreich-Ungarn durch die verfehlte Politik des Grafen Goluchowski jetzt „einsam und verlassen" ist. Wenn Graf Goluchowski zwischen den Zeilen zu lesen versteht, so wird er wissen, was er zu thun hat: sich mit der „Reichswehr" des Herrn David durch einen fetten Subventionsvertrag zu verbünden. Denn auch Herr David fühlt sich „einsam und verlassen", seitdem der Graf Badeni weg ist. Wollte Graf Goluchowski sich mit Herrn David verbünden, dann wäre beiden geholfen. Graf Goluchowski hätte einen treuen Bundesgenossen, der zwar keine Armee, aber einen Revolver besitzt, und Herr David hätte seinen langgesuchten — Gimpel.

Kr

Volkswirtschaftliches.

Die Actiengesellschaft *Dynamit Nobel* in Wien declariert für 1897 gleichwie für die vorangegangenen Jahre eine Dividende von 25 Procent, der ausgewiesene Reingewinn beträgt 50 Procent des Actiencapitales, der wirkliche noch unverhältnismäßig mehr. Da die Patente für Dynamit seit 1893 abgelaufen sind, so muss es dem Uneingeweihten unbegreiflich erscheinen, dass sich keine Concurrenzunternehmungen bilden, um an einem so lucrativen Geschäfte zu profitieren, zumal in Deutschland für circa 20 Dynamitgesellschaften Platz ist. Es möchten auch viele der Dynamit Nobel das Feld streitig machen, aber das Kriegsministerium verhindert die Concessionierung jedes Concurrenzunternehmens. Nach der Sprengmittelverordnung vom 2. Juli 1877 muss nämlich jedes Gesuch um Bewilligung der Erzeugung von Sprengmitteln dem Kriegsministerium zur Begutachtung darüber vorgelegt werden, ob das Product nicht unter das Pulvermonopol falle und ob dessen Erzeugung nicht wegen der damit verbundenen Gefahren unzulässig sei. Dieses Recht, über einen genau bestimmten Punkt ein Gutachten abzugeben, benützt das Kriegsministerium, um jedwede Concession zu hintertreiben, handle es sich nun um eine neue Erfindung, oder handle es sich um das bekannte, von der Dynamitgesellschaft fabricierte Dynamit, bezüglich dessen Zulässigkeit, eben weil es diese Gesellschaft selbst erzeugt, gar kein Zweifel bestehen kann, bezüglich dessen also das Kriegsministerium pflichtgemäß einfach die Bewilligung zu ertheilen hätte. Die Folge dieses Vorgehens ist, dass die Nobel-Gesellschaft seit Jahr und Tag ein zwar nicht rechtliches, aber thatsächliches Monopol zur Sprengmittelerzeugung besitzt. In welcher Weise sie dasselbe ausnützt, ist bekannt. In Oesterreich kostet Dynamit für privaten Gebrauch eine größere Anzahl Gulden als in Deutschland Mark. Denselben Preiswucher treibt sie mit dem von ihr erzeugten rauchlosen Pulver, das ihr das Aerar um etwa den dreifachen Erzeugungspreis abnimmt. Die Theuerung des Dynamits ist aber für zahlreiche Industriezweige, vor allem für den Bergbau, überaus nachtheilig, für einzelne Betriebe geradezu ruinös. Noch mehr, während in Deutschland infolge der freien Concurrenz zahlreiche Verbesserungen des Dynamits erfunden werden, durch Erzeugung von Sicherheitssprengstoffen die Gefährlichkeit der Verwendung in Gruben stetig vermindert wird, geschieht bei uns fast nichts in dieser Hinsicht. Es haben infolge dieser Zustände wiederholt Interpellationen im Parlamente und in den Delegationen stattgefunden, Handelskammern haben Petitionen an die betheiligten Behörden gerichtet, es hat nichts genützt, nicht eines der zahlreichen Concessionierungsgesuche ist zustimmend, viele sind gar nicht erledigt worden. Unter anderen wurde auch ein Gesuch der geschädigten Montanindustriellen abgewiesen, welche um die Concession zur Errichtung einer Productivgenossenschaft zur Erzeugung von Dynamit bloß für den eigenen Gebrauch eingeschritten sind, was ihnen nach den bestehenden Gesetzen eigentlich gar nicht verweigert werden kann. Die betheiligten Ministerien in Oesterreich und Ungarn sind auf der Seite der Concessionsbewerber, da aber bei uns das Kriegsministerium absolut regiert, wagen sie es nicht, die Uebergriffe dieser Behörde zurückzuweisen. Ist man so glücklich, einmal vom Kriegsminister eine Begründung seines Verhaltens zu erlangen, so lautet sie meist, dass das Militärar die Monopolisierung der Sprengmittelerzeugung anstrebe. Dies berechtigt an und für sich noch nicht, sich über die bestehenden Gesetze hinwegzusetzen und die Berechtigung zur Abgabe eines technischen, fast formalen Gutachtens zur Unterbindung der Industrie zu benützen. Aber das Kriegsministerium denkt gar nicht ernstlich daran, das Monopol einzuführen, kann auch gar nicht daran denken, und der schlechteste Weg dazu wäre gewiss, die Nobel-Gesellschaft, welche man ablösen wird müssen, indem man ihr Jahre hindurch das Monopol verleiht, fett zu machen und zu mästen. Die immer weitere Kreise ziehende Unzufriedenheit mit diesen

Zuständen hat endlich auch das Kriegsministerium veranlasst, etwas zu thun, und kürzlich wurde die Welt durch die officielle Nachricht überrascht, dass das Aerar selbst an die Dynamiterzeugung schreite und binnen Monatsfrist Dynamit in genügender Menge zu billigen Preisen auf den Markt bringen werde. Seither sind zwei Monate vergangen und niemand hat etwas von dem ärarischen Dynamit gesehen; man hört nur, dass das Aerar Vorbereitungen, welche noch viele Monate dauern werden, zur Dynamiterzeugung treffe, aber für so geringe Quantitäten, dass eine wirksame Concurrenzierung der „Nobel“ absolut ausgeschlossen ist, die alten Zustände also unverändert weiterbestehen werden. Das Monopol der „Nobel“ dauert also fort, zum Schaden der Industrie und des Aerars, welche beide die der Nobel-Gesellschaft abgekauften Producte, wie oben erwähnt, unerhört überzahlen, und niemand begreift, welches Interesse das Kriegsministerium haben kann, der „Nobel“ ein rechts- und gesetzwidriges, gemeinschädliches Monopol zu schaffen und zu erhalten. Es ist das ein Räthsel, dessen Lösung nur in den Händen der Dynamit-Gesellschaft liegen kann.

•

Die Länderbank hat ihre Bilanz pro 1897 veröffentlicht und darin für eingetretene Verluste und für voraussichtlich nothwendige Abschreibungen zehn Millionen in Rechnung gestellt. Der erste Schritt zur Sanierung des Unternehmens ist damit geschehen. Die Bilanz ist noch nicht mit jener Klarheit aufgestellt, welche correct und wünschenswert wäre; die Specialisierung der Engagements fehlt, und die zweifelhaften Activa sind nicht auf ihren voraussichtlichen Realisierungswert reduciert, sondern in der alten Höhe eingestellt und nur die zur Deckung von Verlusten bestimmte Specialreserve ist durch Uebertragung aus dem Reservefonds auf 8½ Millionen Gulden erhöht worden. Man wird für diesesmal die Gründe der Verwaltung anerkennen müssen, welche fürchtete, durch directe Herabminderung des Bilanzwertes der Activa, deren Realisierung zu günstigen Bedingungen zu erschweren. Jedenfalls aber muss verlangt werden, dass die zur Verlustdeckung reservierten Beträge nicht mehr als Specialreserve sondern ausdrücklich als Verlustreserve in der Bilanz bezeichnet werden, um die Irreführung unorientierter Actionäre möglichst hintanzuhalten. Damit ist aber nur der Anfang zur Reinigung des Augiasstalles gethan. Die Hauptsache ist jetzt, die illiquiden Activa, welche die Actionsfähigkeit der Bank in besorgniserregender Weise einengen, abzustoßen. Auch dazu hat die Verwaltung durch die Realisierung des Engagements bei der Prag-Smichower Kattunfabrik den Anfang gemacht, und es ist nur zu wünschen, dass ihr dieser schwierige Theil ihrer Aufgabe rasch gelinge, und dass die in Reserve gestellten, von ihr für ausreichend erachteten Beträge auch wirklich genügen mögen, um die Verluste bei Abstoßung der minderwertigen Activa zu decken. Da das laufende Bankgeschäft nach Ansicht der neuen Verwaltung unverändert günstige Resultate erzielt, kann man hoffen, dass die Bank, vorausgesetzt dass nicht besondere Erschütterungen im Staats- oder Wirtschaftsleben eintreten, in wenigen Jahren wieder liquid und actionsfähig dastehen werde. Die Verwaltung des Herrn Hofrath Hahn wird dann dank dem jähen Ende, das sie gefunden, nicht mehr Schaden angerichtet haben als den Verlust des vierten Theiles des Actiencapitals. Es ist aber noch eines nothwendig. Nachdem nun die Misswirtschaft und ihre Folgen officiell constatiert sind, gilt es nachzuforschen, inwieweit nur Unfähigkeit und Mangel an kaufmännischer Obsorge den Verlust von über 10 Millionen verursacht haben, für welche die frühere Verwaltung nur civilgerichtlich haftbar wäre, und inwieweit strafgerichtlich zu verfolgende Delicte von Herrn Hofrath Hahn und seinen Complicen verübt worden sind. Dies zu constatieren und die Folgerungen daraus zu ziehen, wäre in erster Linie Sache der neuen Verwaltung. Diese scheint aber wenig Lust zu haben, Schritte nach dieser Richtung zu thun. Darum ist es Aufgabe unabhängiger Actionäre, in der Generalversammlung zu erscheinen, die nöthigen Aufklärungen zu verlangen und sich weitere Schritte vorzubehalten, eventuell durch Darstellung des Sachverhaltes dem Staatsanwalt Anlass zum Einschreiten zu geben. Damit, dass Herr Hofrath Hahn im Verwaltungsrathe der Bank sein Ruheplätzchen gefunden hat und die auf Kosten der Actionäre erworbenen Millionen forbehält, darf diese Sache nicht abgethan sein.

•

Der Wiener Bankverein arbeitet an der Bildung eines Kohlenkartells in Ungarn. In den letzten Jahren sind große neue Kohlengruben erschlossen, große neue Gesellschaften gebildet worden, welche den alten Concurrenz machen, und es werden immer noch neue gegründet. Wie das Kartell gedacht ist, darüber scheint man sich noch nicht klar zu sein. Erst hieß es, es solle ein gemeinsames Verkaufsbureau gemacht werden; dann, es sollen Productions-Einschränkungen erfolgen. Bezüglich mehrerer Unternehmungen ist kürzlich unter der Patronanz des Bankvereines ein Besitzwechsel eingetreten und bei der Gelegenheit sind die Gesellschaftscapitalien majorisiert worden. Da diese auch verzinst sein wollen, wird es kaum möglich sein, die Production einzuschränken, sie wird im Gegentheil vermehrt werden müssen. Dann verlautete, man wolle gemeinsam den Import auswärtiger Kohle bekämpfen. Auch das wäre schwer, weil die auswärtige Kohle beiweitem besser ist. Jetzt sagt man, dass Exportbonificationen seitens des Kartells gegeben werden sollen. Den Kampf mit der auswärtigen Production auf deren eigenem Terrain aufzunehmen, wenn man sie nicht einmal in Ungarn selbst verdrängen kann, dürfte auch ziemlich schwer fallen. Man kann also das Zustandekommen des Kartells ziemlich skeptisch beurtheilen. Jedenfalls aber dessen Dauerhaftigkeit. Die ist aber für die Promoteure nebensächlich. Das Kartell braucht nicht länger zu halten, als bis es dem Bankvereine gelungen ist, unter den stimulierenden Kartellgerüchten, die vielen von ihm neugeschaffenen Kohlenactien an den Mann zu bringen. Es ist ein Kartell nicht zu Gunsten der Kohlenproduction, sondern zu Gunsten der Actienproduction des Wiener Bankvereines.

•

Die Geschäfte, die der Wiener Bankverein jetzt in Ungarn macht, haben auch bereits die Folge gehabt, dass zwei alte Verwaltungsräthe der Pester Steinkohlen- und Ziegelwerksgesellschaft ihre Demission gegeben haben. Sie wollten die bevorstehenden Actienoperationen nicht mit ihrem Namen decken.

•

Der Process gegen den Gründer der Salzburger Elektricitätswerke, Karl Leitner, hat mit dem Freispruch des Angeklagten geendet. Der Freispruch wird viele überrascht haben, und man wird zu seiner Erklärung der vielfach geäußerten Meinung beipflichten, dass die Geschworenen, soweit sie sich überhaupt über die complicierten Vorgänge ein Urtheil zu bilden vermochten, auf der Anklagebank wohl den Hauptschuldigen sahen, ihn aber, da seine vielen Mitschuldigen nicht mitangeklagt waren, nicht allein herausgreifen und verurtheilen wollten. Die Mitschuldigen saßen zum Theil auf der Zeugenbank. Aber es gab noch Mitschuldige oder vielmehr Hauptschuldige, von denen im Processe nicht die Rede war: das ist die corrupte österreichische Presse. Die „Frankfurter Zeitung“ hat das Gebaren Leitners seit dem Jahre 1888, dem Gründungsjahre, als ein schwindelhaftes erkannt, charakterisiert und unausgesetzt bekämpft. Die österreichische Presse, welcher dasselbe Urtheil zu fällen, nicht schwerer sein konnte als dem reichsdeutschen Blatte, hat dazu immer geschwiegen und es dadurch Leitner möglich gemacht, sein gemeinschädliches Gebaren durch acht Jahre fortzusetzen, das Actiencapital von 300.000 fl. auf zwei Millionen zu erhöhen und zahlreiche Personen an ihrem Vermögen zu schädigen. Das wäre unmöglich gewesen, wenn die Presse ihre Pflicht, die leichtgläubigen Capitalisten rechtzeitig energisch zu warnen, erfüllt hätte.

•

Nun ist auch Graf Ledebur, der Ackerbauminister des Cabinets Badeni, glücklich versorgt: er ist Verwaltungsrath der Böhmischen Unionbank in Prag geworden. Vieles sei ihm und seinen Collegen verziehen dafür, dass sie sich so rasch als zur Wiederverwendung im Staatsdienste untauglich erkannt haben, und dass wir nicht mehr befürchten müssen, ihnen wieder in Stellungen zu begegnen, in denen ihrer Unfähigkeit ein so weiter Spielraum zur Bethätigung geboten ist. Wie muss sich übrigens Graf Ledebur, der agrarische Minister, heute freuen, dass die von ihm vorbereiteten Gesetzentwürfe gegen Börse, Terminhandel &c. unausgeführt geblieben sind, andernfalls hätte vielleicht seine ministerielle Thätigkeit noch seine Bankcarrière verderben können.

ſh

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Gymnase, „Jalouse“ von Bisson und Leclerq; „L'Ecole des belles-mères“ von Brieux. — Berlin. Königliches Schauspielhaus, „Der Richter von Zalamea“ von Lope de Vega; Schillertheater, „Doppelselbstmord“ von Anzengruber; Königliches Schauspielhaus, „Odysseus Heimkehr“ von Bungert.

* * *

Parodistisch inseniert, ist im Burgtheater der „Baumeister Solneß“ aufgeführt worden. Es gibt zwei Arten, Ibsen zu spielen. Am besten ist es: in seinem Stile; wie der Director Burckhard Klein-Eyolf und die Wildente gegeben hat. Oder, wenn die Schauspieler das nicht können: in irgend einem anderen Stile, was dann freilich wie eine Uebersetzung sein wird, die das Original nur andeuten kann und mehr errathen lässt, als sie ausspricht. Der neue Director hat sich weder für das eine noch für das andere entschieden, sondern er lässt alle fünf oder sechs Stile auf ein Mal los, die wir zur Zeit im Burgtheater haben. Herr Robert gibt den Solneß auf seine große, aber oratorische Art, als einen Macbeth in Civil. Frau Hohenfels minaudiert in einer altfranzösischen Manier herum, wie die Reichemberg bei Augier oder Pailleron. Dazu Herr Römpler mit einem Ton aus irgend einem biederen Volksstück von L'Arronge und Herr Hofmeister, ein begabter junger Schauspieler, der aber offenbar von dieser Rolle keine Ahnung hat und darum für alle Fälle in jedem Satz einen anderen Collegen copiert. Endlich Frau Mitterwurzer und Fräulein Medelsky, die Ibsen spielen, wie er gespielt werden soll, was jedoch in diesem Ensemble ganz unwahrscheinlich wirkt, als ob man sich nur verhört hätte. Man glaubt in einer Oper zu sein, wo der eine deutsch, der andere italienisch und ein dritter böhmisch singt. Zwei Fremde, die zufällig im Theater waren, ein Arzt aus Neapel und ein Professor aus Breslau, sind händeringend auf mich zugekommen: das ist Ihr Burgtheater? Ich habe geantwortet: Nein, das ist unser Burgtheater nicht mehr, sondern das ist ein frecher Spass, den ein Berliner mit der schönsten Wiener Erinnerung treibt. H. B.

*

Das bekannte steirische Bauern-Singspiel „'s Nullerl“ von Morre wird jetzt im Raimundtheater gegeben. Hundert Schleier liegen heute schon auf diesem Stück, es ist gleichgiltig, fast unverständlich, jenseits von gut und schlecht. Vor zehn Jahren war der Liberalismus noch interessant, und Schweighofer war damals ein berühmter Null-Anerl. Heute — wer kann sich heute noch in dieser faden Rolle Triumphe holen? Tewofal höchstens durch seine persönliche Art, wie überhaupt bloß die Schlierseer diesem Stück vielleicht einige Wirkung abgewinnen könnten. Herr Straßmayer war eintönig und farblos. Sonst wurde aber recht gut gespielt, ganz besonders von Fräulein Kraus und den Herren Balajthy und Kreith. A. G.

* * *

Die Philharmoniker haben mit dem achten Abonnement-Concerte ihre musikalische Thätigkeit für diese Saison beendet. Wie immer, so fand auch diesmal die Aufführung eine dankbare, ja begeisterte Zuhörerschaft. Brahms' „Akademische Fest-Ouverture“ schien ungemein zu gefallen; etwas

kühler wurde R. Strauß' „Don Juan“ aufgenommen, während Beethovens „Eroica“, mit besonderem Schwung und bemerkenswerter Sorgfalt gespielt, dem Concert einen erhebenden Abschluss gab, wie wir ihn schöner und vollendeter kaum hätten wünschen können. So haben denn die philharmonischen Concerte auch in dieser Saison ihren alten guten Ruf bewahrt. Wir wissen, dass sie eine Zierde unseres Musiklebens bilden und seinen Ruhm weit über die Grenzen unserer Heimat getragen haben. Umsomehr würden wir wünschen, dass gerade eine so ausgezeichnete Körperschaft, wie unser Hofopern-Orchester, künftig häufiger und williger jüngeren Componisten die Pforten öffne und der zeitgenössischen Literatur erhöhte Beachtung schenke. Mit dem Gefühle der musikalischen Neugier und erwartungsvollen Spannung haben wir kaum einmal den Saal betreten. Und gerade auf dieses so willige Entgegenkommen des Publicums, auf sein prüfendes Erstlingsurtheil sollten selbst die Philharmoniker nicht verzichten. Wie schön wäre es, wenn auf den hiesigen Eindruck eines neuen Werkes auch das Ausland achten würde. Aber unsere Erfolge kommen alle post festum, wenn sich die übrige musikalische Welt ihr Urtheil längst gebildet hat und sich um uns nicht mehr zu kümmern braucht. Von uns erfährt das Ausland nur etwas durch Hans Richter, unseren ausgezeichneten Dirigenten, wenn er in Petersburg, London, Paris, Budapest und auf deutschen Musikfesten seine ganze Kraft zu schönstem Gelingen einsetzt. Wir freuen uns seiner Triumphe und wir wünschen sie ihm, aber wir sehen mit Bedauern, dass wir ihretwegen nur den übrigbleibenden Rest seines Könnens genießen, während wir stets glaubten ein Recht darauf zu haben, in erster Linie, in der Oper wie im Concert, seiner Meisterschaft in der Führung zu neuen großen Thaten theilhaftig zu werden.

R. W.

Bücher.

Alfred Freiherr von Offermann: Parlamentarismus contra Staat in unserer Zeit. Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig, 1898.

In der Nummer der „Zeit“ vom 6. März v. J. hat der Verfasser einen praktischen Vorschlag zur Lösung der Quotenfrage gemacht, dabei sich aber die Schwierigkeiten nicht verhehlt, die jeder Art von Ausgleich der zwei Hälften der Monarchie im Wege stehen. Der Grund dieser Schwierigkeiten, meinte er, liege „in unserem gegenwärtigen gesellschaftlichen Constitutionalismus, der selbst das Ziel des wahren Rechtsstaates verfehlt.“ Darauf kommt er in der oben genannten Broschüre mit folgender Anmerkung auf Seite 94 zurück: „So ist sicher auch in der dualistischen Reichsverfassung Oesterreich-Ungarns der dunkelste Punkt derjenige, dass das Betragsverhältnis (Beitragsverhältnis?) zur Erhaltung der gemeinsamen Armee auf dem Wege der Parlamente von Zeit zu Zeit immer wieder festgestellt werden soll. Von hier aus droht zweifellos die Gefahr, dass der Dualismus früher oder später in die Brüche gehe.“ Der Grundgedanke der Schrift ist: Die heutigen Parlamente sind, als Interessenvertretungen, unfähig, Gesetze zu geben, und — durch ein aus ihnen hervorgegangenes Parteiministerium — zu regieren; durch solche Parteiregierung löst die Gesellschaft den Staat auf; der Staat hat die Gesellschaft zu beherrschen und zu ordnen. Im ersten Theil der Schrift wird das Wesen des englischen Parlamentarismus dargelegt und daran gezeigt, dass auf dem Continent die Lebensbedingungen des Parlamentarismus überall fehlen, im zweiten Theil werden Vorschläge zur Umformung der Verfassungen unserer constitutionellen Staaten gemacht. Die Schrift wird heftigen Widerspruch hervorrufen, verdient aber sorgfältig studiert zu werden. —t—

J. K. Huysmans: Gegen den Strich. (A rebours). Autorisierte Uebersetzung von M. Caprius. 1897. Im Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.

Einen Schriftsteller in der eigenen Muttersprache wieder lesen, der vor manchen Jahren einmal, unvollkommen begriffen im dunklen Original, dennoch an unserer Menschwerdung mitgeformt hat: das ist ein Erlebnis, ähnlich, als ob man plötzlich in seiner nächsten Umgebung eine verschollene und halbvergessene Jugendgeliebte auftauchen sieht, und als ob nun aus den wohlbekannten, gealterten Zügen ein neues Gesicht sich vor uns entwickelt. Wir staunen, zweifeln, werden weich und sind doch so seltsam hellsichtig — so unbarmherzig im Aufspüren der geringsten Schönheitsfehler und Altersmerkmale. Und weil wir selbst inzwischen „andere“ geworden sind, so fühlen wir uns bald entfremdet und kühl. Wir suchen vielleicht die ehemalige Stimmung wieder in uns lebendig zu machen, ein bischen von der alten Zärtlichkeit noch einmal zu genießen — es geht nicht. Selbst die Erinnerung beginnt sich zu verwischen vor der brutalen Macht einer unerquicklichen Gegenwart. — So gieng es mir mit Huysmans. Ich las und murmelte vor mich hin: „Oh du Ur- und Stammvater aller Monomanen, welch traurig geistreicher Narr bist du doch!“ Und als ich das Buch zu Ende hatte, athmete ich auf, als sei ich einem trüben Bannkreis entronnen, als hätte ich irgend etwas abgeschüttelt, das jahrelang unbewusst auf mich gedrückt hatte. All diese überspannten Seligkeiten der Decadence und die grillig genährten Hypersensitivitäten und Geheimniskrämereien labyrinthischer Culturraffinements, mit ihrem Gefolge von Menschenscheu, Einsamkeitsmanie, Zerstörungswuth und Moral Insanity, all diese gespenstischen Phänomene einer kalten, ästhetischen Perversität zogen wie ein schwirrender Fledermausspuk nochmals durch meine Seele, um sie dann wie durch ein offenstehendes Fenster lautlos zu verlassen. — Und dann spürte ich doch wieder was von der alten Liebe. Gerade weil er mir fremd geworden war, sah ich ihm plötzlich ins Herz. Und es wollte etwas keimen wie Mitleid. Ich erkannte den hartköpfigen Niederländer und ehrfürchtigen Germanen, wie er in einer Umgebung und unter Culturbedingungen aufwuchs und ausdauerte, die seiner Rasse fremd waren; wie er selbst eine Sprache reden musste, die seiner schweren Zunge mit ihrer zierlichen Eleganz zu spotten schien; wie dies den tiefen grüblerischen Mann mehr und mehr in sich zurückscheuchte; wie er dem Misstrauen verfiel, dem Unwillen und dem Weltekel. Und dem gegenüber als Retterin die Kunst. Kunst im weitesten Sinne; man sagte wohl besser wissenschaftliche Cultur. Aber auch hier kein reiner und ganzer Genuss mehr. Das Meiste durch den Mitgenuss der Menge getrübt. Sich einschleichenden Argwohns, wachsende Liebe zum Absonderlichen und Verrückten. Und dann, zum Schluss, als Frucht, dieses „Meisterwerk der Unnatürlichkeit“, zu dem eine zeitlang die europäische Künstlerjugend gläubig emporbetete. Jene Jugend, die den Boden unter sich wanken fühlte und sich danach sehnte, durch die Lüfte zu wandeln. Seitdem haben die meisten unter uns den Heimatboden zurückgefunden, und damit eine starke und mächtige Liebe, eine Zuversicht und eine Kraft. Und wenn sie ein Buch wie Huysmans in die Hand bekommen, dann wissen sie es zu ehren und zu schätzen und, wie gesagt, ein wenig auch zu bemitleiden. Und haben sie es weggelegt, dann sinnen sie still und lächeln. Sie freuen sich der ungebrochenen Herrlichkeit des deutschen Volksliedes, und dass Goethes Gretchen — das Küssen noch nicht verlernt! F. Servaes.

Anton Bettelheim: Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. I. Band. Berlin, Georg Reimer, 1897.

So heißt ein umfangreicher, gediegen ausgestatteter und etwas altväterisch anmuthender Band, der Folgendes enthält: Sechs größere Aufsätze biographischen Charakters (von Michaelis, Bernhard Scholz, Hermann Uhde, Dr. K. Bürkner, Lützow und Marquardsen), ferner eine Uebersicht der Bibliographie der biographischen Literatur 1896 und endlich einen Nekrolog der im Kalenderjahre 1896 heimgegangenen Deutschen. Auf diesem dritten Theil liegt, laut dem Prospect des Werkes, das Hauptgewicht. In demselben werden ungefähr 250 deutsche Lebensgänge und Persönlichkeiten besprochen und charakterisiert. Damit soll ein Nachschlagewerk in alljährlich einmal erscheinenden Bänden begründet sein, dessen Fülle und Bedeutung naturgemäß jeweils abhängen wird von der Fülle und Bedeutung der heimgegangenen Deutschen. Die Berechtigung und Nützlichkeit kann man ihm nicht absprechen. — Zu bemerken ist noch, dass das Biographische Jahrbuch zugleich die neueste Form der bisher von Bettelheim herausgegebenen „Biographischen Blätter“ darstellt. S.

Revue der Revuen.

„Die Umschau“ enthielt in ihren Heften vom 12. und 19. März technologische Neuigkeitsnachrichten. Ein neuartiges Schießpulver wurde von dem Director der Güttler'schen Pulverfabrik Jessen erfunden. Es heißt Plastomenit (gestaltbare Kraft, formbare Masse) und kann nicht nur als Schieß-, bezw. Sprengmittel, sondern auch zur Herstellung celluloidartiger Körper verwendet werden. Es zeichnet sich vor allem durch Unempfindlichkeit gegen Stoß, Schlag u. s. w. aus und wird — wie man erwartet — bei weiterer Ausbildung dem „Ideal“ eines heutigen Kriegspulvers möglichst nahekommen. — Edisons neueste Erfindung, die von amerikanischen Zeitschriften angekündigt wurde, ermöglicht es, Erze mit geringem Eisengehalt, deren Verarbeitung bisher wegen der überwiegenden Menge wertloser Bestandtheile nicht lohnend erschienen war, auf magnetischem Wege zu concentrieren. Zu diesem Zwecke wird das fein pulverisierte Mineral auf einem Riemen ohne Ende zwischen den Polen eines Elektromagneten hindurchgeführt; dieser zieht den eisenhaltigen Theil an und lässt ihn beim weiteren Fortschreiten des Riemens nach einer andern Richtung fallen als den nicht eisenhaltigen.

„L'Ermitage“, Februar und März, bringt bemerkenswerte Beiträge. Henry Bourdeaux schreibt über die „französische Seele“: die literarische Tradition in Frankreich. Nimmt Stellung gegen die specifisch pariserische, durch die letzten literarischen Moden begünstigte Geschmacksrichtung, die neue, eigenartige Sitten zeitigt, eine neue Art zu sprechen und zu seufzen, zu weinen und zu lieben, die einer überhitzten und aufregenden Atmosphäre gleicht, wo nur gekünstelte Empfindungen gedeihen können. Stellt dem liebevoll gegenüber: das Natürliche, das alte Frankreich, das Leben der Provinz, die moralische Gesundheit und die Macht der Familie. Er glaubt, nach dieser Seite hin eine langsame Schwenkung des öffentlichen Geschmacks als das Allerneuste constatieren zu können. Er weist auf den letzten Roman von Barrès hin, der eine ähnliche Tendenz verfolgt und ein solches Echo gefunden hat; er weist auf Autoren hin wie Paul Louis Courrier, Louis Veuillot und Alphons Daudet. Als neuere literarische Erscheinung dieser Richtung kündigt er „Sainte-Marie-des-Fleurs“ von René Boylesve an. — Ueber die Rolle Stephans Mallarmé schreibt Fr. Vielé-Griffin; über Edward Munch und Henri Héran (einen in Paris lebenden Münchner Maler) Oscar A. H. Schmitz. — Verse von Georges Rodenbach, Edmond Pilon und anderen.

„Mercure de France“, Märzheft: Verse von Stuart Merrill und Albert Samain; fernerhin eine Besprechung fünf junger Autoren, begleitet von Vallotton'schen Porträts: darunter Henry Bataille, Verfasser der jüngst erschienenen Dramen „Ton sang“ „La Lépreuse“, Jean Rictus, ein Dichter, dessen stehender Held der zum Anarchismus neigende Arme ist, und Ephraim Mikhael, ein frühverstorbener Lyriker von melancholischer Grundstimmung. — In einer längeren Studie schreibt Mathias Morhardt sehr warm und anerkennend über Camille Claudel, eine junge französische Bildhauerin, Schülerin Rodins. „Ich habe ihr gezeigt, wo sie Gold finden wird; aber das Gold, das sie findet, ist ihr Eigenthum,“ hat Rodin über sie gesagt.

„Travel“ (Februar) bringt einen Bericht über eine Gesellschaftsreise durch Centralasien, die 35 englische Herren und Damen kürzlich unter Führung des bekannten Unternehmers Dr. Lunn unternommen. Ihre achtzehntägige Rundfahrt führte sie von Krasnovodsk am Kaspischen Meere durch Süd-Turkestan bis nach Samarkand und von dort, mit einem kleinen Umweg ins Land in der Richtung von Taschkend, wieder per Bahn über Buchara ans Ufer des Kaspischen Meeres zurück. Die russischen Behörden hatten der Gesellschaft auf der Centralasiatischen Eisenbahn einen Separatzug zur Verfügung gestellt, der gleichzeitig während der ganzen Fahrt als Hotel diente. Dadurch wurde die Reise durch Centralasien so mühelos, als wäre es eine Fahrt von Paris nach Wien. General Kuropatkin, der jetzige russische Kriegsminister und damalige Gouverneur der asiatischen Provinzen, empfieng die englischen Touristen in Aschabad mit

fürstlicher Gastfreundschaft; dort wie in Mero wurden ihnen militärische Schauspiele geboten. Erst in Buchara stellte sich der echte Orient ein. Der Beg von Buchara lud sie zu einem Fest von wahrhaft asiatischer Pracht. Die Stadt selbst schildert Mr. Perowne, der Berichtende, als durchaus orientalisch und weit interessanter als Kairo. Das ganze Land scheint ihm durchschnittlich nicht minder civilisiert als Spanien, und Samarkand erinnert ihn sogar an Washington. Die Straßen sind dort mit Alleen bepflanzt und von Flüssen durchzogen, welche reichlich für die Bewässerung und Bewältigung des Staubes sorgen. Auf der Heimfahrt wurden die Reisenden in Sebastopol vom Admiral der Flotte des Schwarzen Meeres bewirtet; im ganzen ist ihre Reise so angenehm verlaufen, dass sie demnächst wieder unter der Leitung Dr. Lunns eine Tour durch Persien planen, die sie freilich zu Land und mit Zelten unternehmen müssten.

In der zweiten Nummer der „Literarischen Supplemente“ zur Zeitschrift „**Niwa**“ sind vier Briefe des verstorbenen russischen Dichters Njekrassow an Tolstoi abgedruckt, die besonderes Interesse verdienen, weil sie Tolstois schriftstellerische Anfänge betreffen. Tolstoi schrieb sein erstes literarisches Werk „Die Kindheit“ im Jahre 1852 und schickte diese Erzählung in die Zeitschrift „Sowremjennik“, die von Njekrassow und Panajew herausgegeben wurde, verheimlichte aber, dass er selbst der Autor der Erzählung sei. Njekrassow antwortete nach einiger Zeit: „Ich habe ihr Manuscript gelesen. Es ruft so viel Interesse hervor, dass ich es drucken werde. Da ich die Fortsetzung nicht kenne, kann ich es nicht mit Bestimmtheit behaupten, aber ich glaube, der Autor hat Talent. Jedenfalls bilden die Richtung des Autors, die Schlichtheit und Wahrhaftigkeit des Inhalts die nicht abzusprechenden Vorzüge dieses Werkes ... Ich würde Ihnen rathen, sich nicht hinter Buchstaben zu verbergen, sondern gleich damit anzufangen, Ihren Namen zu drucken, wenn Sie nur kein zufälliger Gast in der Literatur sind.“ Der angeführte Brief ist ohne Datum. Aber am 5. September schreibt Njekrassow an den Autor der „Kindheit“ einen zweiten Brief. „Ich habe Ihnen über Ihre Erzählung geschrieben,“ sagt er, „aber jetzt halte ich es für meine Pflicht, Ihnen darüber noch ein paar Worte zu sagen. Ich habe sie in den Druck gegeben, und nach dem aufmerksamen Durchlesen der Correctur habe ich gefunden, dass diese Erzählung viel besser ist, als es mir zuerst schien. Ich kann positiv sagen, dass der Autor Talent hat. Diese Ueberzeugung ist für Sie, als für einen Anfänger, glaube ich, jetzt am wichtigsten. Das Heft des ‚Sowremjennik‘ mit Ihrer Erzählung erscheint morgen.“ Das erste Werk Tolstois erschien also am 6. September 1852; übrigens nicht mit seiner vollen Unterschrift, sondern nur mit den Anfangsbuchstaben „L. N.“ Die Erzählung lenkte sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Im „Sowremjennik“ erschienen darauf „Die Flegeljahre“ (mit der Unterschrift „L. N. T.“), „Der Morgen des Gutsbesitzers“, „Der Ueberfall“, „Der Holzschlag“ und einige aus den „Sebastopoler Erzählungen“. Aus Njekrassows Briefen erfahren wir, wie sehr die ersten Werke Tolstois von der Censur zu leiden hatten. Von der ersten Erzählung wird noch Tröstliches berichtet: „Es ist manches daraus ausgelassen worden (übrigens nicht viel). Es ist nichts hinzugefügt worden.“ Aber in einem anderen Briefe lesen wir: „Die empörende Verhunzung, die Ihr Artikel zu erfahren hatte, hat mir mein letztes Blut aufgeregt ... Für jene, die den Artikel in seinem ursprünglichen Zustande kennen, ist das nichts mehr als eine Sammlung von Wörtern ohne Sinn und innerer Bedeutung ... ‚Der Holzschlag‘ ist ganz anständig durchgekommen, obgleich auch daraus einige kostbare Züge verschwinden mussten.“ Jedes neue Werk vergrößerte die Berühmtheit des Autors, der dem Publicum seinen Namen nicht gleich entdeckte. „L. T.“ war schon, kann man sagen, ein berühmter Schriftsteller. 1855 schreibt Njekrassow noch einmal an Tolstoi, wie hoch er die Richtung seines starken und neuen Talentes stelle. Und als der junge Dichter 1856 nach Petersburg kam, wurde er bereits als der Ruhm und die größte Hoffnung der russischen Literatur empfangen.

Neues aus Dingsda.

Von Johannes Schlaf.

Nachtgang.

Abends, in der Schummerstunde, wenn er eine Weile auf seinem alten Tafelclavier herumphantasiert hat, gute altfränkische Weisen von einer rührenden, romantischen Sentimentalität, die einen wie Geistergrüße anmuthen, fängt Herr Haberland wohl mal an, über religiöse Dinge zu sprechen, in so einer melancholisch versonnenen Art nach dem Kleinkram des Tages: ich weiß nicht, es imponiert mir immer, und so halb und halb lass' ich mich immer unwillkürlich mit in seine Weise hinein.

Diese Gespräche haben wir nicht selten miteinander. Die Madame sitzt dann mit ihrem Strickstrumpf vor ihrem Nähtischchen und schlummert so nach und nach vor Andacht ein.

Nun ist Herr Haberland zwar in seiner Art ein Freigeist, aber doch nicht ohne eine gute Portion Romantik. So sprachen wir heute über Unsterblichkeit. — Er glaubt daran; ja, sie ist ihm ein nothwendiges Erfordernis.

Man weiß, dieses Erfordernis der Vernunft: das gar zu Unausgeglichene — lieber Gott, und was wäre eigentlich nicht unausgeglichen! — muss in einem zukünftigen Leben ausgeglichen werden. Die Armen, Unterdrückten, Leidenden wurden ja immer auf den „Himmel“, auf eine Ausgleichung nach dem Tode verwiesen. — Nun, was soll man dazu sagen? Aber es ist doch sonderbar, wie einen so eine Meinung packen kann! — Das spürte ich dann während dieses Gespräches.

Es ist die richtige Schummerstunde. Der Tag mit allen seinen Lauten ist verebbt. Und nun weiß man: diese Stille, diese Landstille. — Nur hie und da regen sich leise, verschleiert vereinzelte Töne und Geräusche aus dem Beruhigt-Friedlichen heraus, mit diesem unbeschreiblich stillenden Zauber ... Im Zimmer liegt das allerletzte Licht, so heimlich-heimisch! — Und nun dieser, wenn auch bescheidene bürgerlich-kleinbürgerliche Wohlstand, der etwas Altväterliches hat, dass allerlei alter Glaube, wohl auch Aberglaube, sich einem anschmiegt. — So „alt“ und „klug“ man geworden: man lässt es sich unwillkürlich gefallen, und alles, was in einem „Atavismus“ ist: man fühlt, nicht ohne ein stillgerührtes Geltenlassen, wie es sich belebt, und man spürt dann wohl auch im Alten die Wurzeln alles dessen, was im Laufe der Jahre in einem neu geworden.

In dieser Umgebung, unter solchen Einwirkungen hört man nun aus einer gleichen Stimmung heraus solch eine Meinung, die Meinung eines, wenn auch in schlichter Weise, nach des Tages Müh' und Plage auf das Ewige und Höhere gerichteten Sinnes.

*

... In unserem Gespräch ist eine lange stumme Pause eingetreten. Die ausgetauschten Gedanken wirken noch nach und sind zu unaussprechlicher Stimmung geworden. Der kleine blonde Herr Haberland hat sich auf seinem Lederfesselchen wieder zum Clavier herumgedreht und phantasiert nun in leisen Accorden. So halb und halb ist mir: es mag wohl ein Motiv aus dem „Freischütz“ sein, das er variiert. — Halb unbewusst auch spür' ich das bleiche Schimmern der letzten Lichter auf der sauberen Ordnung der Zimmergegenstände und den rothen huschenden Widerschein der Ofenglut. — Diese simple Meinung über eine persönliche Unsterblichkeit, die ich noch mit all dem Zauber einer individuellen Ausdrucksweise in mir empfinde, die halb wahrgenommenen Eindrücke von diesen blassen Lichtern und diesen Gegenständen um mich her: plötzlich ist mir ein Gedanke gekommen, von dem ich fühle, dass er fruchtbar werden will, in dessen unterbewussten Tiefen ich mit innerlichstem Erbeben einen ganzen mächtigen Reichthum geheimnisvoller Ideenverknüpfungen ahne, deren Zustandekommen klar zu legen im letzten Grunde unmöglich sein würde. — Ein Gedanke. Der Gedanke, dass die Urbewegung der Materie und die organisch-geistige, welche diese Zimmergegenstände zustande gebracht, die jenen Gedanken Herrn Haberlands geäußert, die diese musikalischen Phantasien da auf dem Clavier hervorbringt, nicht in einem wirklichen, sondern nur in einem gradweisen Unterschied zu einander stehen, und dass sie im Grunde ein und dasselbe und das Gleiche sind, so entgegengesetzt sie in ihren Wirkungen erscheinen. — Nun, der Gedanke ist nicht neu und nicht ungewöhnlich: aber wie vermöchte man zu sagen, wie einen dergleichen plötzlich überkommt, und wie es sich einem im Augenblicke im Banne einer Stimmung darstellt! — Jedenfalls, ich empfinde diesen so plötzlich und beinahe unvermittelt auftauchenden Gedanken wie das Glied einer unbewussten Erwägung und Analyse, die in einem nicht gleich ersichtlichen engen Zusammenhang mit ihr das Zustandekommen jener Meinung des Herrn Haberland zu begreifen und zu werten sucht und sie verwunderlich bereits als eine unumstößliche Wahrheit und Gewissheit fühlt und weiß ...

Eine gesteigerte Gehirnthätigkeit bringt mich in einen seltsam sensitiven Zustand; ich habe feinere Wahrnehmungen als gewöhnlich, und es ist, als ob nicht nur mein grobbewusstes Denken logische Schlussfolgerungen ziehe, sondern als ob auch dieses seltsam verfeinerte Fühlen, diese verschärfte Thätigkeit meiner Sinne fühle, denke, beweise, unsagbar intimer, als meine Gedankengänge es vermögen.

In der stillen Wonne dieses halb und halb seherischen Zustandes drängt es mich aus dem Zimmer in die Einsamkeit. — Ich nehme meinen Hut und trete auf den Flur hinaus.

An der gelben Wand hängt das Küchenlämpchen, das eine trübe Helle gibt. — Unter meinen Füßen fügen sich die rothen Backsteine aneinander, mit denen der Fußboden gepflastert ist. Oben schimmert ungewiss die weißgetünchte niedrige Decke.

Durch die Hausthür tret' ich hinaus ins Freie. Die Flurschelle bimmelt. Nun steh' ich draußen ...

*

Es ist ein wundersamer Herbstabend. So klar ist der wolkenlose Himmel, dass alle Sterne strahlen. Das Gewimmel der Milchstraße zieht sich breit hindurch. Unten, am Fuß unseres Hügels, seh' ich aus der Dämmerung die Masse der Häuser zwischen dem Laub der Gärten, sehe die rothen Fenster und die träumerischen Firste, hohe und niedrige, mit ihren leisen Reflexen der Sternlichter, und ich höre dieses verwehte Gekläff der Hofhunde. Eine köstliche Frische weht von dem Bergland herüber. Am Ende unserer Häuserreihe hier oben schimmert es mit seinen runden Linien bleich unter der herrlich entfachten Pracht des Sterngewimmels.

Es treibt mich an den Häuserchen entlang. Dicht streif' ich an der traulichen Helle ihrer Fensterchen hin, vorbei an dem matten Schimmer ihrer hellbunten Tünche. Wie eine Vision empfind' ich all diese Eindrücke, wie ich gleichsam inmitten meiner Gedanken und Halbgedanken hingehe, halb, getragen von der Bewegtheit ihres seltsamen Lebens.

Nun bin ich über das letzte Häuschen hinaus. Das Staket seines Hofes springt weit ins Einsame des Höhenlandes hinein. Und nun schreit' ich am Saum des Hügelplateaus in die Nachtfreiheit

hinaus, tauche hinein in diese Einsamkeit, in der es nichts gibt, als diese endlos gewölbte Himmelspracht und unter ihr diese erstarrten Wellen des Geländes mit ihrem kurzen schimmernden Rasen, der den Schall meiner Schritte dämpft wie Filz, nichts als diesen jungen dunkelnden Fichtenwald und jene Anhöhe, die als höchster Gipfel weit und breit rings Berg und Thal beherrscht, und der ich zustrebe; diese Einsamkeit, in der kein Laut hörbar ist, als das Winseln und Pfeifen des nächtlichen Herbstwindes mit seiner herben Frische...

*

Durch das Rauschen der Fichtenwaldung bin ich hindurch und finde mich nun wieder im Freien. Ueber Kalksteingeröll hinweg steig' ich über die Breite hin dem Gipfel der Höhe entgegen; eine runde kahle Erhebung, die von diesem spärlichen filzigen Graswuchs überwachsen ist mit seinen kleinen Wolfsmilchstauden dazwischen und den wilden weißen und rothen Nelken, dem gelben Steinklee und dem hohen zackigen Distelgestrüpp. — Eine Art dieser Disteln hängen sie da unten an den Querbalken ihrer kleinen Stuben als ein Schutzmittel gegen die Fliegen. — — — Wie schön sich's hier oben über allerlei nachdenken läßt! — Denn nun bin ich ein Herr dieser ganzen weiten nächtlichen Gegenden, ein einsamer Herr, und mir gehört die ganze Fülle ihrer Wunder und Geheimnisse. — Die schwarzen Wälder gehören mir, die in das Thal hinabsteigen, und die dämmernden Tiefen mit ihren weißen Nebeln und ihrem flinkernden Bach; die silberbleich geisternde Seefläche dort drüben in ihrer Ferne, das endlose Gewoge des Geländes und alle Himmelswelten.

Das Städtchen mit seinem Vordorf ist nicht mehr zu sehen. Es ist hinter dem Walde verschwunden mit allem, was klein und eng und warm und traulich und wirrend und alltäglich ist, und was zur Klarheit seiner selbst und seiner Einheit begehrt in der großen Einförmigkeit dieser Einsamkeit, mit mir, in mir...

*

Du hältst still, hältst dem weiten Grauen der nächtlichen Oede muthig still, kräftig, sie zu ertragen, und fühlst, was die einfachen und so mächtigen Accorde dieser Linienzüge, dieser Wölbungen, dieser Formen, dieser großen und weiten Gegensätze von Halblicht und Dunkel, dieser Himmelswölbungen mit all ihren großen und kleinen Sternen, Sternbildern, kosmischen Nebelflecken — jeder Millionen von Sonnensystemen — in dir wie in einem Resonanzpunkt wecken und ertönen lassen. — Du bist in dieser herb-rauhen und doch so unsagbar wonnig großen Andacht, mitten in dem mystischen Einklang ihrer erhabenen Fuge, und du kannst sagen: alles, was nun in dir lebendig wird, sind Geisterstimmen ewigen Flutens, ewigen Lebens und ewiger Bewegung.

Sieh, wie ihr Geheimstes nun in dir offenbar wird! — Und fühle, ahne, was du bist, wie du eine Offenbarkeit bist, die sich selbst unbegreiflich! — Wage das ganz, ganz zu fühlen, ganz in dieser unsäglichen Empfindung zu erschauern!

Was bist du nun und was bedeuten deine Gedanken; was bedeuten dein Wissen und deine Gedanken? — Und achte auf die, die wiederkehren und immer wiederkehren, und spüre im Triumph deiner stillen Ekstase in ihrer Unertödtlichkeit ihre ganze und volle Würde!

*

Sieh, da kommt sie wieder, diese schlichte Meinung Meister Haberlands, dieses kleinen, dünnen, blonden Krämers mit seiner Glatze, seiner Brille und seiner roten Schnurrbartraupe, dieses unscheinbaren einen vom Dutzend. Nicht? — Aber es sind nicht so besonders die Worte, nein! Du verstehst, was das Unsagbare dabei ist, das Hellseherische kannst du sagen, dieses ewig Gewisse, Wahre, Feste! Dieses Hellseherische, das sich nicht irren kann! Nie! Verstehst du! — Es ist diese seltsame Stimmung einer versonnenen sinnenden Müdigkeit, halb wonnig, halb traurig, halb Ruhe, halb Unruhe, die sich einstellt, wenn man den Tag über so und soviel dummen Krempel von Ware verabreicht, so und so viele Redensarten gegen Menschen hat machen müssen, die einem doch so gleichgiltig sind. — Das ist es! — Die Nuance, das Unwillkürliche, dieses — nun, wie soll ich sagen? — dieses aus dem tiefsten Aussichselbstheraus!

Da ist es wieder, dieses simple Erfordernis, dieses so recht volksthümliche Erfordernis eines „jenseitigen Ausgleiches.“

„Jenseitiger Ausgleich?“ — Nun, das ist altmodisch! — Aber merke und vergegenwärtige dir, dass du, wenn du es verneinst, nicht aus einer einheitlichen Stimmung verneinst, sondern etwa im logischen Geplänkel eines Disputes oder aus der Grämlichkeit einer Verbitterung heraus, nicht aus diesem Rausch einer Einheit. — Und im Rausch — nicht wahr? . . .

*

Die nachtdunklen Weiten!

Da Schicksal des Dunklen! — Am Morgen erhebt sich die Sonne und der Tag strahlt über die Welt mit der Pracht seiner Helle, die sich an dem unzählig mannigfaltigen und verschiedenartigen Widerstand des Geformten in unzählig mannigfaltige Farben bricht. — Das Gestirn nimmt seinen Lauf bis zur jubelnden Mittagshöhe des Tages, um dann allmählich zu sinken. Dann wird es Abend und Nacht, und das Dunkel herrscht über die Welt.

Aber Licht ist eine Wahrnehmung, und das Dunkel ist eine Wahrnehmung, und Licht und Dunkel bin — ich!

Jetzt aber sollen alle Sterne erloschen sein und alles, was geringstes Licht ist, soll erloschen sein. Es ist nun eine Nacht, so eine Nacht, weißt du, wo man die Hand nicht vor den Augen sieht. Aber diese Nacht und das Dunkel dieser schwärzesten der Nächte ist eine Wahrnehmung von mir.

Jetzt aber lieg' ich im Schlummer. Mein Bewusstsein ist geschwunden. Aber das Dunkel ist noch da, und alles ist noch da. — Verstehst du: heimlich ist ihm mein Unbewusstes geöffnet und ist — wahrnehmend. — Irgend eine leise Wahrnehmung ruft Traumbilder in uns hervor, irgend ein Geräusch vermag mich zu wecken.

Aber nun erlischt auch dieses Wahrnehmen. Ich — sterbe! — Hier ist das Unsagbare, das weder Dunkle noch Helle, das Weder-Noch. Das Weder-Noch, das Sowohl-Als auch dunkler chemischer Processe. — Krystallisation? — Organisches Erwachen? — — — — — — Und Seele und Geist. — Und Licht und Dunkel und Farben, ihm wieder offenbar, mir.

Ausgleich? Ja. — Und dann dennoch wieder die Qualen, die Qual-Wonnen des Denkens von ihm, mir erreicht.

Ja, nun — und?! Und?! — Und?! — — —

— — — Ich bin der Thalbach! Und der Thalbach rauscht und rauscht und rauscht.... Und macht mich müde, und — ich — werde müde...

Nach Hause! — — —

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek

Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock

Assistont: Ernst v. Rosmann.

Telephon Nr. 10029.

„Observer.“ Es war zweifellos eine zeitgemäße Idee, ein Bureau in Wien zu gründen, in welchem alle hervorragenden Journale der Welt (in deutscher, englischer, französischer und ungarischer Sprache) unter besonderer Berücksichtigung der österreichischen Tagesliteratur gelesen werden, um den Abonnenten jene Zeitungsausschnitte zuzusenden, welche sie persönlich (oder sachlich) interessieren. Die riesige Arbeit, welche dem Einzelnen dadurch erwächst, aus allen wichtigen Blättern die ihn interessierenden Zeitungsnotizen zu suchen, entfällt nunmehr, da das Bureau „Observer“, welches behördlich concessioniert ist und in Wien, IX., Türkenstraße Nr. 17, seinen Sitz hat, diese Sammelarbeit besorgt und seinen Abonnenten jene Zeitungsausschnitte regelmäßig zusendet. Der „Observer“ zählt trotz seines kurzen Bestandes Minister, Abgeordnete, Diplomaten, alle hervorragenden Bankinstitute, Industrielle, Künstler, Handelskammer u. s. w. zu seinen Abonnenten.

Foulard-Seide 65 kr.

— bis fl. 3.35 p. Meter in den neuesten Dessins und Farben —

sowie **schwarze, weiße u. farbige Henneberg-Seide** v. **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glat, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (k. u. k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XV. Band. Wien, den 9. April 1898 Nummer 184.

Staatsrechtlicher Unfug.

Der Ministereid des neuen Finanzministers Herrn Dr. Kaizl hat neuerdings die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf eine jener österreichischen Eigenthümlichkeiten gelenkt, welche der endlichen Consolidierung dieses Staatswesens beharrlich im Wege stehen. Es ist dies die staatsrechtliche Rechtsverwahrung.

Wie bekannt, sind die czechischen Abgeordneten aus Böhmen, nach vieljähriger Abstinenzpolitik, im Jahre 1879 mit einer Rechtsverwahrung ins Abgeordnetenhaus eingetreten, in welcher das längst verschollene Staatsrecht der „Krone Böhmens" als zu Recht bestehend ausdrücklich anerkannt und die December-Verfassung, beziehungsweise das auf ihr beruhende Centralparlament, nur als der „factische", nicht rechtliche Boden bezeichnet wird, den die czechischen Abgeordneten aus Böhmen bloß betreten, um für jenes Staatsrecht „einzustehen", welches sie für eine „unerlässliche Bedingung verfassungsmäßiger Ordnung" in Oesterreich ansehen. Es konnte schon damals keinem Zweifel unterliegen, dass eine solche Rechtsverwahrung dem im § 1, al. 6 des Geschäftsordnungsgesetzes vom 12. Mai 1873 (R.-G.-Bl. Nr. 94) vorgeschriebenen Abgeordneten-Gelöbnis „an Eidesstatt" direct widerspricht, welches unter anderem die „unverbrüchliche Beobachtung der Staatsgrundgesetze" der December-Verfassung normiert. Es konnte ferner schon nach allgemeinen juristischen Grundsätzen keinem Zweifel unterliegen, dass eine solche Rechtsverwahrung als contradictio in adjecto das Abgeordneten-Gelöbnis zu einem Reservat-Eid macht, der nie und nirgends noch als zulässig gegolten hat. Nach dem § 4, al. 2, des citierten Gesetzes konnte es endlich keinem Zweifel unterliegen, dass ein solcher dem Abgeordneten-Gelöbnis beigefügter „Vorbehalt" die Nichtigkeit des betreffenden Abgeordneten-Mandates zur Folge hat.

Nach dieser Vorgeschichte hätte man erwarten müssen, dass im Jahre 1879, als die neu eingetretenen czechischen Abgeordneten aus Böhmen ihre Rechtsverwahrung ablegten, das Abgeordnetenhaus, in welchem damals noch die Verfassungstreuen die Mehrheit besaßen, die Mandate der Rechtsverwahrer auf Grund des eigens zu diesem Zweck geschaffenen Gesetzesparagraphen als erloschen erklären würde. In zarter Achtung vor einer fremden Ueberzeugung ließ jedoch die deutsch-liberale Partei die Rechtsverwahrung unangefochten zu. Sie mochte vielleicht gehofft haben, dass mit dieser Rechtsverwahrung auch das böhmische Staatsrecht selbst ad acta gelegt sei. Bezüglich der damals herrschenden altczechischen Partei hat sie sich wohl auch nicht getäuscht. Mit dem Aufkommen der jungczechischen Partei aber, am Ende der Achtziger- und im Beginn der Neunzigerjahre, lebte die Agitation für das böhmische Staatsrecht wieder auf, und in unseren Tagen hat sie eine Macht erlangt, wie seit 1871 nicht mehr. Was ungerecht ist an den Sprachenverordnungen, was von den Deutschen so hartnäckig bekämpft, von den Jungczechen so zähe festgehalten wird, das ist das böhmische Staatsrecht. Was die weitere verfassungsmäßige Entwickelung Oesterreichs bedroht, das ist abermals das böhmische Staatsrecht. Nicht die Obstruction, nicht die Sprachenverordnungen, sondern das böhmische Staatsrecht ist der Block, der die Wege des Centralparlaments sperrt.

Unter solchen Umständen musste man mit einiger Spannung der Beeidigung des ersten Ministers entgegensehen, der aus den Reihen der jungczechischen Partei hervorgegangen ist, des Finanzministers Dr. Kaizl. Der Ministereid enthält, wie jeder Beamteneid, nach Art. 13 des Gesetzes vom 21. December 1867 (R.-G.-Bl. Nr. 145) über die Ausübung der Regierungs- und Vollzugsgewalt, dieselbe Formel von der „unverbrüchlichen Beobachtung der Staatsgrundgesetze", zu welcher die Jungczechen beim Abgeordneten-Gelöbnis ihre Rechtsverwahrung abgeben. Consequenter Weise hätte der demokratische Dr. Kaizl — „Mannesmuth vor Königsthronen" — auch seinem Ministereid die Rechtsverwahrung von dem nur „factischen" Bestand der December-Verfassung hinzufügen und damit eine neue österreichische Specialität schaffen müssen: den nicht rechtlichen, sondern bloß „factischen" Finanzminister. Er hat es vorgezogen, eine andere Specialität zu pflegen: den Mann mit dem doppelten Rechtsboden — dem Rechtsboden des böhmischen Staatsrechtes, auf dem er als Abgeordneter gestanden, auf den er sich auch nach seinem Ministereid als Reichsraths-Candidat abermals gestellt hat, und dem Rechtsboden der Decemberverfassung, die er als Minister beschworen hat.

Die sonderbare Combination von föderalistischer Rechtsverwahrung und centralistischem Verfassungseid ist wohl nicht ganz neu. Man hat sie schon vor Dr. Kaizl an einzelnen Mitgliedern des böhmischen Hochadels beobachtet, ohne sie aber an ihnen erstaunlich zu finden. Denn über die politische Ehrlichkeit und Gesinnungstreue des böhmischen Hochadels sind die Acten längst schon geschlossen. Der böhmische Hochadel — und seinem Beispiel folgen, wie der Fall Baernreither jetzt wieder zeigt, auch die dii minorum latifundiorum vom sogenannten verfassungstreuen Großgrundbesitz — benützt die politischen und nationalen Programme nur, um zur Herrschaft zu gelangen, und wechselt sie scrupellos genau so rasch, als die politischen Conjuncturen in Oesterreich wechseln. Diese für bürgerliche Begriffe unanständige politische Gesinnungslosigkeit hat aber Niemand schärfer verurtheilt, als der freimüthige Abgeordnete Dr. Kaizl von einst. In seiner Rede im Abgeordnetenhause vom 13. December 1895 zeigte er, wie derselbe Feudaladel, der in den Siebzigerjahren den staatsrechtlichen Radicalismus förmlich erfunden hatte, nachher an der Regierungskrippe das staatsrechtliche Programm rundweg verleugnete. „Und ganz ad hominem — sagte damals der unerbittliche Rigorist Dr. Kaizl — demonstriere ich Ihnen diesen Gesinnungswechsel des historischen Adels damit, dass einer der ehemaligen Verfechter dieser staatsrechtlichen Ideen jetzt den Posten als böhmischer Statthalter einnimmt ... und erst neulich hat das allerjüngste Mitglied dieser Gruppe in diesem hohen Hause eine staatsrechtliche Verwahrung abgegeben, welche jedoch in so stiller und verschämter Weise erfolgen musste, dass ich in den öffentlichen Acten des Parlaments ... auch nicht die geringste Spur dieser Verwahrung finden konnte." Die beiden Feudalherren, an denen Dr. Kaizl in dieser Art den Gesinnungswechsel des Feudaladels ad hominem demonstrierte, waren der jetzige Ministerpräsident Graf Franz Thun, der 1879 als Reichsraths-Abgeordneter die Rechtsverwahrung abgegeben und dann 1889 als böhmischer Statthalter den Eid auf die Verfassung ohne Rechtsverwahrung geleistet hatte, und der Abg. Prinz Friedrich Schwarzenberg, der 1895 nur „still und verschämt" in einem an den Abgeordnetenhaus-Präsidenten Baron Chlumecky gerichteten Privatbriefe seine staatsrechtliche Rechtsverwahrung abgegeben hatte, neuestens aber, da wieder eine andere Conjunctur eingetreten ist, das Staatsrecht „voran" marschieren lässt, vermuthlich um es wieder zurückzustellen, falls auch er einmal noch unter der December-Verfassung einen Ministereid zu leisten in die Lage kommen sollte.

Der Ministereid des Dr. Kaizl und die ihm zutheil gewordene Billigung der jungczechischen Partei beweist, dass auch die bürgerlichen Jungczechen nicht besser sind, als seinerzeit der Abg. Dr. Kaizl die Feudal-Czechen geschildert hat. Paris ist eine Messe wert. Wenn man Minister werden will, schwört man auf die December-Verfassung, weil dabei kein Spass geduldet wird, und wenn man jungczechischer Abgeordneter werden will, bekennt man sich zum böhmischen Staatsrecht, weil man sich bezüglich der Rechtsverwahrung auf die Langmuth des Abgeordnetenhauses verlassen kann. Was sind nicht die czechischen Socialdemokraten, weil sie das Staatsrecht bekämpfen, von den Jungczechen verschimpft worden! In welch furchtbare Verwirrung haben nicht die staatsrechtlichen Ansätze der Sprachenverordnungen ganz Oesterreich gestürzt! Wer auch noch so geneigt wäre, einer, wenn auch noch so verschrobenen, Rechtsüberzeugung einer Partei Achtung zu zollen, ist gegenüber dem böhmischen Staatsrecht der Jungczechen seit dem Ministereid des Dr. Kaizl von dem letzten Rest solchen Feingefühls entbunden. Wenn ein Jungczeche den Ministereid ohne Rechtsverwahrung schwören kann, so darf er auch das wörtlich gleichlautende Abgeordneten-Gelöbnis ohne Rechtsverwahrung ablegen. Das Abgeordnetenhaus braucht sich nur seines im § 4, al. 2 der Geschäftsordnung festgelegten Rechtes zu besinnen, um diesem staatszerstörenden Unfug ein Ende zu bereiten.

K.

Der ungarische Bauernsocialismus.

Politisches und Persönliches.

Eine in ihrer Art völlig eigenartige und als Symptom der Entwickelung der ungarischen nicht bloß, sondern unserer europäischen socialen Verhältnisse, deren organisches Glied Ungarn bildet, höchst bedeutsame Erscheinung ist der ungarische Landarbeitersocialismus, der soeben durch die in Nordungarn ausgebrochenen Unruhen das Interesse weiter Kreise, auch über die Grenzen Ungarns hinaus, erregt hat.

Der Bauernstand ist im allgemeinen der conservativste Stand; neue Ideen pflegen sehr schwer und meist erst, nachdem die große Masse der Bevölkerung von denselben ergriffen ist, in die Kreise dieser Standes einzudringen. Es bedarf daher ganz eigenthümlicher ethnologischer Verhältnisse, um das so rapide Eindringen ganz modernes Gedanken in die Kreise dieses Standes in Ungarn zu erklären; jene Erscheinung, die in den besitzenden Classen und in den Regierungskreisen des Landes solchen Schrecken erregt hat, der für eine Zeit, wie

es scheint, alle ruhige Besonnenheit in diesen Kreisen verdrängt hat und, wie wir sehen, nicht bloß die oberungarischen Unruhen sozusagen provociert, sondern in ganz bedenklichster Weise die letzten Reste bürgerlicher Freiheit in dem, ohnehin in sehr fraglichem Sinne „liberalen" Ungarn in Frage gestellt hat. Da ich selbst activen Antheil an der Bewegung nehme, will ich mich bei den Thatsachenangaben fast ausschließlich auf Referate von Regierungsorganen beschränken.

Um also hier die Ereignisse zu verstehen, müssen wir nicht bloß einen Blick auf die ethnologischen Eigenthümlichkeiten des ungarischen Volksstammes werfen, sondern auch die Geschichte des ungarischen Bauernsocialismus in kurzen Zügen entwerfen.

Neben dem ungarischen Kleinadel (der sogenannten Gentry) ist der ungarische Bauer der Hauptrepräsentant des magyarischen Volksstammes. (Ein eigentlicher Bürgerstand hat sich erst in neuester Zeit zu entwickeln begonnen.) Eine große Lebhaftigkeit des Intellectes und des Gemüthes, verbunden mit leichter Fassungsgabe, und dann ein besonders hochentwickeltes Selbstbewusstsein, mit dem sich ein glühender Freiheitssinn verbindet, kennzeichnen dieses Volk. Aber eben dies hochausgeprägte Selbstbewusstsein, welches den Magyaren von jeher als „herrschende Race" gekennzeichnet hat, macht, dass dieses Volk, bis hinab zu den Bauern, eher einen aristokratischen als einen demokratischen Charakter besitzt. Wir werden sehen, wie diese Charakterzüge sich in der nun folgenden Skizze der Geschichte des ungarischen Bauernsocialismus ausprägen und den Schlüssel zu einer Entwickelung bilden, die in ihrer Art einzig dasteht in der Geschichte der socialen Wirren Europas.

Den ersten Keim zu den socialen Wirren Ungarns legte schon die Art und Weise, in der man hier die feudalistische Gesellschaft in die modern-bürgerliche überzuführen für gut fand. Es war der Antheil, den man für den Bauern expropriierte, völlig ungenügend, um einen unabhängigen Bauernstand zu erhalten. So kommt es, dass in einen Latifundienbesitz eingekeilte Gemeinden mit 3000—4000 Seelen kaum eine Gemarkung von 1000 Joch besitzen und dass es Gemeinden von 4000 Joch gibt, in welchen sich nur sieben bis acht Kleinbesitzer im Besitze von je zehn bis zwölf Joch befinden, so dass der gesammte Urbarialbesitz gegen 50 Joch beträgt und die große Masse der Bevölkerung aus besitzlosen Proletariern besteht. Die in den Siebzigerjahren erfolgte Parcellierung der Gemeindeweiden führte zum rapiden Niedergange des Viehstandes und zum Ruin zahlloser Kleinbesitzer, die sich nur durch die Viehzucht über Wasser erhalten konnten. Der Niedergang des Viehstandes aber hatte die rapide Verschlechterung des Bodens zur Folge und das Sprichwort, dass Ungarn das Land sei, in welchem Milch und Honig fließen, wurde zur Sage. Durch das immer reicher sich ausbreitende Netz der modernen Communicationen wurden die letzten Reste der alten Naturalwirtschaft in Geldwirtschaft umgewandelt, und ein mächtig aufblühender Handel drängte den besitzenden Adel in eine Concurrenz des Luxus mit den allmählich aufblühenden Plutokraten. Die Bedürfnisse der früher meist patriarchalisch auf ihren Gütern weilenden, nun aber in der fabelhaft schnell aufblühenden Hauptstadt prunkenden Großbesitzer wuchsen mächtig an. Das Anwachsen der Einnahmen aber stand nicht im selben Verhältnisse. Die an der Stelle der früheren Selbstwirtschaft sich breitmachende Pachtwirtschaft übte einen doppelten Druck aus, einerseits auf den Großbesitzer, andererseits auf die immer mehr anwachsende Proletariermasse, deren drückende Lage noch durch zwei Factoren erschwert wurde. Der eine Factor war die ausländische Concurrenz, die durch das immer mächtiger sich entfaltende internationale Netz der Communicationen vermittelt, sich stetig gewaltiger fühlbar machte. Nicht bloß das russische, auch das amerikanische, das indische, das australische Getreide trat in die Schranken. Die gesteigerten Lasten, die durch diese Concurrenz erwuchsen, wurden bei den gesteigerten Bedürfnissen nothwendig auf das arme Volk gewälzt. Denn dem Großbesitz bot sich noch eine mächtige Waffe, die ihn befähigte, die Situation ziemlich souverän zu beherrschen: die moderne Maschinentechnik, die viele Arbeitskräfte überflüssig machte und durch die gesteigerte Arbeitsconcurrenz die Löhne herabdrückte. So ist es ganz begreiflich, wenn ein Blatt der Regierungspartei constatiert, dass die Lage der armen besitzlosen Bevölkerung heute in Ungarn zumeist eine viel schlechtere ist, als vor 1848. So kommt es, dass die Frohnarbeit, der Robot, zwar gesetzlich, aber nicht in der That aufgehoben ist, und der Arbeiter unter dem Druck der Verhältnisse genöthigt ist, 30, ja in vielen Orten 50 und 60 Tage im Jahre Robot zu leisten. So kommt es, dass gegenwärtig, wo die Getreidepreise auf sechs Gulden stehen, für Erntearbeiten als Entlohnung ebensoviel Getreide verabfolgt wird wie zu jener Zeit, als das Getreide um 13 fl. verkauft wurde. Naturalentlohnung und Accordarbeit werden so zu einer Geißel für das Landarbeiterproletariat. Kornwucher und Bodenwucher vollenden seinen Ruin.

Noch ein interessanter Factor, das ungarische Steuersystem, verdient hier in Kürze berührt zu werden, um das Elend des Kleinbesitzes und Landarbeiters noch durch einen ferneren Umstand zu erklären. Ein mittlerer Grundbesitz von 46½ Katastraljochen bezahlt an directer Staatssteuer und deren Zuschlägen an Gemeinde- und sonstigen Steuern, insgesammt fl. 250·12, also per Joch ungefähr fl. 6·02. Der Kleinbauer jedoch, dessen Besitz 8 Katastraljoch beträgt, zahlt schon fl. 64·64, also pro Joch fl. 8·10. Im Tieflande beträgt die Straßensteuer 7 Procent der directen Staatssteuer; bei einer Steuer von 21 fl. wird die Straßensteuer mit fl. 1·50 festgestellt. Diesen Minimalsatz bezahlt auch derjenige, dessen Staatssteuer nur fl. 5 beträgt, was einem 35procentigen Steuerzuschlag entspricht. Beträgt gar die Erwerbssteuer nur fl. 2, so zahlt der Betreffende schon 75 Procent Steuerzuschlag! Es ist also dieses ungarische Steuersystem das directe Gegentheil einer progressiven Steuer. Ein Feldarbeiter, dessen Jahreseinnahmen sich auf fl. 150 beziffern, zahlt an Staatssteuer fl. 8, an Gemeindesteuer fl. 5, an Kirchensteuer fl. 3. Wenn nun auf Wohnung ungefähr fl. 30, auf Kleidung fl. 20, auf Heizung und Beleuchtung fl. 20, auf Werkzeug circa fl. 8 entfallen, so verbleiben ihm circa fl. 60 zur Verköstigung einer ganzen Familie für die Dauer eines ganzen Jahres. Das oben erwähnte officiöse Blatt „Nyirvidék" motiviert den Umstand, dass die Lage des Landproletariers heute eine viel schwerere als vor dem Jahre 1848 ist, ganz zutreffend damit, dass die Besitzer- und Pächterclasse die gesteigerten wirtschaftlichen Lasten zum großen Theil auf die Schultern des armen Volkes wälzte, welches auch unter den günstigeren Verhältnissen gerade nur soviel besaß, um nothdürftig existieren zu können. Früher unter dem Feudalsysteme pflegte die Frau durch 40 Tage beim Herrenhof Frohnarbeit zu verrichten, während gegenwärtig die ganze Familie in den Gegenden, wo jetzt die Unruhen ausbrachen, durch 40 Tage solche Dienste verrichtet, um einer elenden Wohnung willen, wo drei Familien in einer Stube untergebracht sind, die demnach mehr Hauszins zahlen, als wenn sie in Budapest oder auch in Paris einlogiert wären! Außerdem sind noch an sehr vielen Orten Naturalleistungen, Hühner und Eier ausbedungen. In vielen Gemeinden gehören sämmtliche Häuser dem Grundbesitzer. In diesen Gegenden steigt auch zur Zeit der größten Erntearbeit der Taglohn nicht über 40 Kreuzer. Es werden Felder für ein Siebzehntel des Ernteertrages bearbeitet und obendrein noch 15 bis 30 Robottage bedungen. Für jeden versäumten Robottag werden jedoch 2 fl. abgezogen! Viele Besitzer bedingen den Robot gerade für die Erntezeit, für Juli und August. Es sind das Bedingungen, die selbst in der fruchtbaren Tiefebene die Existenz unmöglich machen, umso sicherer daher im Hochlande. So zu lesen im „Egyetértés" vom 5. März, im Auszug aus einem Berichte eines Regierungscommissärs.

Die ungarische Socialdemokratie spielte durch viele Jahre eine unbedeutende Rolle. Die unentwickelte ungarische Industrie ließ diese Bewegung nicht in der Weise aufkommen wie in den westlichen Industriestaaten, und auch heute, wo die ungarische Industrie mächtig aufgeblüht ist, befindet sich nur ein Bruchtheil der Handwerks- und Fabriksarbeiter im Gefolge dieser Partei. Die Geschichte der ungarischen Socialdemokratie ist eine Geschichte endloser, sich immer wieder erneuernder Parteistreitigkeiten, die sich wesentlich um persönliche Interessenfragen drehten, um Rivalitäten in der Führung. Durch solche persönliche Angriffe wurde selbst Leo Frankl, ein geborener Budapester, der frühere Minister der Pariser Commune, wieder nach Paris verscheucht. Eine ernstere Bedeutung gewann die ungarische Socialdemokratie erst mit dem Eintreten der Landproletarier in diese Partei.

Es geschah das mit dem Beginne der Neunzigerjahre. Der socialistische Funke zündete zuerst in dem relativ höher gebildeten Tieflande. Doch mit derselben Vehemenz und Energie, mit der dieser Volksstamm, den ungewöhnliche Lebhaftigkeit und leichte Fassungskraft charakterisieren, die socialistische Botschaft von dem gelobten Lande der Zukunft aufnahm, traten die besitzenden Classen und die in ihrem Dienste stehenden Behörden mit der rücksichtslosesten Gewaltthätigkeit der Bewegung entgegen. Das gewaltthätige Eingreifen der Behörden, vornehmlich der avitischen Comitatsbehörden in den Process einer ursprünglich ganz friedlichen Organisation der Partei, führte schon 1891 zu blutigen Tumulten in Orosháza, Békés-Csaba, Battonya und im Jahre 1894 zur Revolte in Hódmezővásárhely. Diese Unruhen wurden blutig unterdrückt und über die beunruhigten Gebiete der Belagerungszustand verhängt.

Eine der vielen Parteizwistigkeiten im Schoße der Budapester socialdemokratischen Parteileitung sollte für die Entwickelung der ungarischen Landarbeiterbewegung ganz besondere Bedeutung gewinnen. Der Herausgeber des Organes der Landproletarier, Stefan Várkonyi, ein reicher Mann, der der Bewegung viele tausende Gulden opferte, klagte im Jahre 1896 die übrigen Mitglieder der Parteileitung corrupter Umtriebe an und begann in dem Blatte, das er auf seine Kosten herausgab, den Kampf gegen die Parteileitung, und die Parteileitung, die ihren Einfluss auf dem Lande gefährdet sah, wendete nun der früher weniger berücksichtigten Landarbeiterbewegung ganz besondere Aufmerksamkeit zu und berief im Februar 1896 einen Landarbeitercongress nach Budapest. Várkonyi, der übrigens damals selbst noch vollständig auf socialdemokratischem Boden stand, blieb dem Congress ferne; die Landarbeiterbevölkerung beschickte denselben, obschon sie mit Várkonyi sympathisierte. Man brachte auf diesem Congress nur in ergreifender Form die Klagen des Landvolkes zum Ausdruck, ohne dass irgend ein äußerer Bruch den Anschein vollständiger Harmonie in der Partei störte.

Eine ernstere Wendung trat ein, als Várkonyi sich seit dem Mai desselben Jahres anarchistischen Lehren zuwandte. Die äußere Veranlassung hiezu bot ein gegen den Verfasser dieser Zeilen eingeleiteter Pressprocess.

Man betrachtet mich in Deutschland ebenso wie in Ungarn als Anhänger Leo Tolstois, und ich stimme auch im wesentlichen mit den praktischen Lebenslehren des großen Propheten überein, der, ein moderner Johannes der Täufer, Buße predigend und im Geiste der Bergpredigt Christi alle Gewaltanwendung verdammend, das Zeitalter einer milderen edleren Cultur vorzubereiten sich anschickt, die im Sinne der Evangelien statt des eisernen Scepters des Rechtes das milde Scepter der Liebe walten lassen will.

Und doch trennt meine Weltanschauung von der Leo Tolstois ein tiefgehender Zug, den ich hier in Kürze berühren muss, weil er, wie wir sehen werden, gerade in Bezug auf die ungarische Bewegung eigenartige Bedeutung gewinnt. Während nämlich Leo Tolstoi, der sich als Urchrist bekennt, vor allem Demuth und Buße predigt und den Menschen als bloßen Funken des göttlichen Lebens betrachtet, die Individualität daher in dem Oceane des göttlichen Lebens untertauchen läßt, verkünde ich vielmehr die Lehre, dass die geistige Individualität des Menschen in jedem Einzelnen eine ureigene Manifestation dieses unendlichen, göttlichen Lebens ist, so dass die Individualität selbst als Unendliches und in göttlicher Herrlichkeit erscheint, als ureigene Function des Kosmos. Die Gewaltthat erscheint von diesem Standpunkte betrachtet als der göttlichen Würde des Menschen widersprechend, die wir in jedem, selbst im Versunkensten schauen und zu wecken suchen, als Angriff auf die heilige Majestät des eigenen göttlichen Lebens, welches wir in ureigener Form im anderen erblicken. Es wird die Gewaltthätigkeit so als thierische Entwürdigung des Gewaltthäters verworfen. Das hohe Selbstbewusstsein dieses Standpunktes erklärt meine warmen Beziehungen zu Anhängern Friedrich Nietzsches (des Gegenpoles von Tolstoi), andererseits den Anklang, den diese Gedanken in Kreisen eines Volkes gewannen, das sich nicht bloß durch großen Freiheitssinn, sondern auch durch ein besonders hohes individuelles Selbstbewusstsein auszeichnet. Es entscheidet für die Annahme einer Weltanschauung in den Kreisen des Volkes nie die philosophische Auseinanderlegung, sondern der Grundton des Gefühles der Weltanschauung, und es wird begreiflich, dass obige Gedanken bei diesem stolzen und in gewissem Sinne aristokratischen Volke leicht in die Schranken treten konnten mit dem Materialismus der Socialdemokratie, der das Individuum zur Null in der Massenbewegung reduciert und wo der Centralismus der Organisation vor allem Disciplin und Unterwerfung unter das starre Programm und die Centralleitung fordern muss. Mein Pressprocess, in welchem ich die incriminierten Klagen noch steigerte und erklärte, als Richter erschienen zu sein, endete mit einem großen moralischen Siege und erregte in weiten Kreisen Aufsehen. Várkonyi, der der Verhandlung beiwohnte, suchte mich auf und erklärte mir, dass er, mächtig ergriffen, sich meiner Weltanschauung anschließe und forderte mich auf, mit ihm vereint das ungarische Volk stufenweise auf diesen Standpunkt zu führen. In „Földmivelö", dem ich nun auch Beiträge lieferte, wurde allmälig der Bruch mit der Socialdemokratie und dieser Uebergang vorbereitet. Während ich bisher nur mit einer einzigen Landarbeitergemeinde, der von Halas, die schon früher von der Socialdemokratie abgefallen war und anarchistische Grundsätze bekannte, engere Fühlung hatte, sollte sich mir so bald ein viel größeres Feld eröffnen. Die Bewohner von Halas in Kleinkumanien genossen vor dem Jahre 1848 (ähnlich wie die Kosaken in Russland) gewisse adelige Vorrechte, nun müssen sie, die damals keinen Robot leisteten, diesen ebenso wie die anderen Landarbeiter leisten. Es ist begreiflich, dass bei diesem Volke eine Lehre hohen Selbstbewusstseins schnell Wurzel fasste, sowie ich denn auch, nachdem ein Freund, der meinem Budapester Kreise angehörte, dort das Volk belehrt hatte, bei Gelegenheit einer Reise mit großer Begeisterung empfangen wurde.[1]

Várkonyi berief im Herbst einen Landarbeiter-Congress nach Czegléd. Nachdem schon einen Tag vorher die Delegierten von Halas die Streichung des Wortes Demokratie beantragt hatten, hielt ich am 10. September 1897 eine längere Rede, nach welcher die Partei sich einstimmig und mit großer Begeisterung als die der „unabhängigen Socialisten" constituierte und zugleich das Princip des Föderalismus und der Staatslosigkeit proclamierte. Damit hatte die Landarbeiterbewegung in Ungarn einen entschieden anarchistischen Charakter gewonnen, wenn auch noch große Unklarheit über Parlamentarismus und Wahlrecht in den Kreisen des Volkes herrschte.

Auf eine rapide Action musste jedoch die normalmäßige Rückwirkung von Seiten der Socialdemokratie folgen. Die Parteileitung, die über alle Vortheile des Centralismus verfügte und auch über ungleich größere materielle Mittel, welche die von den Anhängern erhobene Parteisteuer bot, arbeitete fieberhaft mit reisenden Agitatoren, und es gelang ihr vornehmlich in den alten Nestern der Partei eine ganz erhebliche Gegenströmung wachzurufen. Der zu Weihnachten einberufene Landarbeiter-Congress der Parteileitung konnte so wieder mit der alten Vollzahl von 260 Delegierten auftreten, unter denen jedoch viele Handwerksproletarier und die Uebrigen von wenigen Genossen in partibus infidelium delegiert waren. Aber in den meisten Fällen blieben, selbst in den Stammsitzen, die Massen der Landleute den Unabhängigen getreu, und im ganzen gestaltete sich der Gegensatz der beiden Parteien zu einem Gegensatz der Handwerksproletarier und der Landproletarier; denn auch auf dem Lande bilden überall die Handwerker den Grundstock der socialdemokratischen Parteileitung. Das war das Bild, das sich mir auf einer Reise nach den Theißgegenden, dem Centrum der ganzen Bewegung, am Ende des Jahres 1897 bot.

Die anarchistische Hochflut, auf der einen Seite einigermaßen eingedämmt, breitete sich nun aber mit großer Geschwindigkeit über neue Gebiete aus. In wenigen Monaten waren die nördlicheren Comitate Heves, Szabolcs, Szatmár, Beregh, Ung überflutet, so dass bald die großen Massen der Landproletarier von den Karpathen bis zur Save den Fahnen der Unabhängigen folgten. Schon an dem Congresse von Czegléd hatten südslavische, serbische und rumänische Delegierte theilgenommen. Auch hatten die Serben in der Bácska in Ada sich ein eigenes Organ geschaffen, den „Zemljodelac". Es wurde in diesen Organen, vornehmlich im „Földmivelö", Hass und Gewaltthat verdammt, die Liebe selbst den Feinden gegenüber betont, das Volk aufmerksam gemacht, dass es für sein Elend nicht bloß die „Herren", sondern auch sich selbst verantwortlich machen müsse, dass sein Materialismus, seine Selbstsucht überwunden werden müsse, dass die Frage der Erziehung zu einer edleren, freien, religiösen Weltanschauung die Lebensfrage der Freiheit sei. Und diese Organe beschuldigte man später, dass sie eine Gewaltrevolution vorbereiten wollten!

Die religiöse Betonung der socialen Frage, mit der ich auftrat, gewann eine eigenthümliche Bedeutung gerade der nordungarischen Landbevölkerung gegenüber, die im Gegensatze zu den, von der Socialdemokratie zu einer halb materialistischen Aufklärung erzogenen Bauern des Tieflandes vielmehr streng religiös gesinnt ist. Es bestand jedoch bei dieser Bevölkerung trotz der religiösen Gesinnung schon ein tiefgehender Gegensatz zwischen der Priesterschaft der großen Kirchen und dem Volke. Doch war eben diese religiöse Gesinnung das Haupthindernis, welches der materialistischen Socialdemokratie die nördlichen Gebiete verschloss, trotzdem die ökonomische Nothlage eine noch härtere war, als in den südlicheren Gebieten. Der religiöse Grundton, den ich nun im „Földmivelö" als Mitarbeiter heimisch machte, war einer der Hauptfactoren, die der Bewegung die Pforten von Nordungarn so plötzlich erschlossen. Wir suchten dem Volke den Gegensatz der Weltanschauung Christi, welcher die Gewaltlosigkeit und die göttliche Würde des Menschen predigt, und der Lehre des Staates und der Kirche klar zu machen. Es war vornehmlich meine Sache, diesen religiösen Geist in den Vordergrund zu stellen, während Várkonyi vor allem die gewerkschaftliche, die Fachorganisation betonte, obschon er ebenso sehr die religiöse Grundgesinnung, wie ich den Wert wirtschaftlicher Organisation anzuerkennen geneigt war.

Meine Reisen waren vornehmlich dieser freireligiösen Propaganda gewidmet. Es war hier meine Aufgabe, dem Volke zu erklären, wie das Bewusstsein der göttlichen Würde des Einzelnen, der in sich das allverbindende Leben selbst schaute und keine Gottheit außer diesem Leben der Liebe anerkannte, die Quelle aller Freiheit sei, dass nur ein so hohes und edles Selbstbewusstsein die Welt von den Sclavenketten erlösen könne, nicht aber der engherzige Trieb ökonomischer Selbstsucht. Die Gespräche mit den Führern ebenso wie die Begeisterung der Menge überzeugten mich, dass man das Wesentlichste verstanden hatte. Uebrigens war ich es, der ebenso auf die Anlage von wirtschaftlichen (Consum-)Vereinen hinwirkte. Zu bedauern war, dass Várkonyi der socialdemokratischen Parteileitung gegenüber, die er als „Judenbande" bezeichnete, sich antisemitisch klingender Aeußerungen bediente, obschon er selbst ausdrücklich den Antisemitismus verwarf. Dieser Umstand wäre für mich durchaus nicht von entscheidendem Einfluss gewesen. Er führte jedoch zu anderweitigen Complicationen, die mich veranlassten, mit Anfang Januar 1898 von der Mitarbeiterschaft zurückzutreten, ohne dass ein principieller Bruch zwischen uns eingetreten wäre. Ich beschränkte daher meine Thätigkeit in dieser Richtung auf das von mir redigirte Blatt „Állam nélkül" („Ohne Staat").

Die rapide Ausbreitung der neuen Idee hatte aber einstweilen eine höchst ungestüme Reaction von Seiten der besitzenden Classen und dann auch von Seiten der Regierung vorbereitet. Ein Gesetzentwurf (der einstweilen schon Gesetzeskraft erlangt hat) verfügt für die Landarbeiter im Falle von Vertragsbruch Gefängnisstrafe und ebenso wegen Theilnahme an einer Landarbeiterstrikebewegung und ordnet die gewaltsame Anhaltung zur Arbeit bei renitenten Arbeitern an. Man zitterte vor dem Ausbruch eines Landarbeiterstrikes, der schon im Sommer des vorigen Jahres gedroht hatte, und war deswegen entschlossen, die Bewegung, die ganz friedlich und ohne den Rahmen des Gesetzes zu überschreiten sich ausbreitete, mit allen Mitteln, auch ohne Rücksicht auf die bestehenden Gesetze, zu unterdrücken. Man überfiel die friedlich sich versammelnden Landleute, nahm sie massenhaft gefangen, unter dem Vorwande, dass sie Gewaltthaten planten, tractierte die Bauern mit Ohrfeigen und Stockschlägen, ja wandte selbst Torturen an, um sie von der „Irrlehre" zu bekehren. Ohnehin hatten die Hirtenbriefe der Bischöfe der großen Kirchen, die sich ohne Kenntnis des Gegners in höchst schablonenhafter Weise gegen die „Socialisten" als „Gottesleugner" und blutdürstige „Gewaltthäter" wendeten, angesichts des „Földmivelö", dessen Artikel, obschon antitheologisch, doch religiös waren und auf jeder Seite die Gewaltthat mit der Berufung auf Christus verdammten, begreiflicherweise ebensowenig Erfolg bei dem Landvolk, wie die ebenso schablonenmäßig hergestellten Aufrufe der Behörden. Man hatte sich nicht die geringste Mühe gegeben, auch

nur in der oberflächlichsten Weise von den Enunciationen des Gegners Notiz zu nehmen. Schon im December hatte die Comitatscongregation von Szabolcs die völlig widergesetzliche gewaltsame Unterdrückung des „Földmivelö“ vom Minister verlangt, der das Ansuchen, wie wir sehen werden, scheinheilig, einstweilen als ungesetzlich ablehnte. Zu einer Versammlung, zu der man die Bauern nach Nagy-Kálló einberief, um friedlich mit den Herren über die Uebelstände zu berathen, erschienen zwar die Bauern, doch nicht die Herren. Diese waren einstweilen nach Budapest abgereist, um Galgen-Standrecht für die Bauern zu verlangen. Die Veranlassung hiezu boten Tumulte an einzelnen Orten, wo die Bauern sich der Gefangennahme ihrer Bauernführer widersetzten oder die Freilassung der Gefangenen verlangten, meist in ganz passiver Weise sich anboten, selbst ins Gefängnis zu wandern, wenn man ihre Führer gefangen halte, was zur Folge hatte, dass man einige ganz wehrlose Männer und selbst Weiber niederstach. Die Herren, die im Besitze einer entsetzlichen Technik in ganz feiger Weise vor einer Gewaltrevolution der wehrlosen und auch durchaus keine Gewaltthat planenden Menge zitterten, hatten einstweilen in Budapest verschiedenes durchgesetzt. Erstens die Militäreinquartierung, die einzelnen Kleinbauern bei dem herrschenden Nothstande 15—21 Soldaten aufbürdete. Armen Leuten wurde die einzige Kuh, die die Familie erhielt, geschlachtet.*) Solche Maßregeln verursachten an einzelnen Orten wie in Czigánd, Mándok, Kis-Várda verzweifelten passiven Widerstand der Landleute, die sich den Kugeln der Soldaten preisgaben, indem sie sich weigerten auseinanderzugehen. Bezeichnend für diese von officiöser Seite zur „Revolution“ aufgebauschten Bewegung ist, dass im Ganzen ein, zwei Soldaten leicht verwundet wurden und dass diese ganze „Revolution“, der eine Anzahl von Bauern zum Opfer fiel, doch im Ganzen weniger Menschenopfer forderte, als die „Wahlschlacht“ an dem einzigen Orte Várna.

Die angeblich drohende Gewaltrevolution veranlasste die Regierung, auch gegen die Leiter der socialistischen Bewegung in Budapest mit allen Mitteln vorzugehen. Vor allem schritt man gegen Várkonyi ein, verhinderte polizeilich das Erscheinen des „Földmivelö“ durch gewaltthätige Confiscation der Pränumerandenlisten und noch gründlicher dadurch, dass man nicht bloß Várkonyi selbst, sondern auch seiner Frau und Tochter die — Portemonnaies polizeilich „abnehmen“ ließ, ja sogar die Miethzinse der Miether Várkonyis ohne allen Richterspruch mit Beschlag belegte! Und das alles unter dem völlig aus der Luft gegriffenen Vorwande, dass Várkonyi für ungesetzliche Zwecke Sammlungen veranstalte, während er in seinem Blatte öffentlich ziffermäßig nachwies, dass er mit den eingelaufenen Geldern, Pränumerationsgeldern, die Kosten nicht decke, sondern bedeutende Summen auszahle! Das alles ohne Richterspruch, nach einer Methode, die ihr Seitenstück vielleicht irgendwo im tiefsten Asien findet. Bei einer Interpellation im Reichstage fand es daher auch begreiflicherweise der Minister des Innern gar nicht der Mühe wert, auf die Anklage des gröbsten Rechtsbruches und der gröbsten Eigenthumsverletzung zu antworten, sondern sagte nur, dass er selbst alles angeordnet habe, dass es leicht sei, theoretische Reden über die Unbeflecktheit der bürgerlichen Rechte zu halten, während viele Tausende von Bürgern nicht um ihre Rechte, sondern um ihr Leben zittern. Wir haben im Obigen gesehen, wer die Sicherheit des Lebens gefährdete. In ähnlicher Weise ließ man die Mitglieder der socialdemokratischen Parteileitung überfallen und einzelne sogar auf der Gasse des Inhaltes ihrer Börsen entledigen. Nach derselben Methode wurden fünfzig arme Landleute, die zu dem einstweilen verbotenen Congresse der Unabhängigen reisen wollten, in Nyiregyháza arretiert und ihrer Reisegelder entledigt!*)

Als Curiosität mag noch erwähnt werden, dass diese Machthaber, deren Handwerk heute darin besteht, mittelst des Messers der Verordnungen tüchtige Schnitte in den Talar des Gesetzes zu machen, um durch diese hindurch nicht bloß alle die Freiheiten des Volkes herauszuescamotieren, sondern auch noch buchstäbliche Geldbörsen, höchst sonderbarerweise in der Lage zu sein glauben, Personen verunehren zu können, und zwar speciell dadurch, dass sie criminell auch nicht einmal wegen politischer Vergehen jemals verurtheilt gewesene Personen zwangsweise photographieren lassen für das — Verbrecheralbum! Das geschah selbst mit Personen, die nur in den Ruf geriethen, Socialisten zu sein, ohne irgend eine propagandistische Thätigkeit entfaltet zu haben, wie zum Beispiel mit dem Budapester Arzt Dr. Goldner! Bei mir trat man nach energischem Auftreten von dieser Forderung zurück, verlangte jedoch eine Photographie. Ich sagte den Polizeiorganen, die dies im Auftrage des Ministers thaten, dass sie damit nicht mich, sondern ihre Auftraggeber, sich selbst und Ungarn schänden, dass sie Christus selbst photographieren würden, ehe sie ihm ins Gesicht spieen, und publicierte diese Aeußerungen in ungarischen Journalen. Der Oberstadthauptmann sagte in meiner Gegenwart einem Advocaten: „Ich pfeife auf die persönliche Freiheit“. Nachdem dieser Herr zweimal dementierte, fand er es auf eine scharfe Erklärung von mir, dass eine „Anklage der Lüge nicht mich treffen könne“ für gut, zu — schweigen.

Es wurde ferner eine große Reihe von Pressprocessen gegen den „Földmivelö“, den „Zemljedelac“ und die socialdemokratischen Blätter angestrengt. Es hatte einstweilen ein anderer Minister ebenso kurzerhand, auf dem Verordnungswege, die „für ewige Zeiten“ aufgehobene Präventivcensur in einer Form eingeführt, die ungleich schwerer ist, als die österreichische oder die russische. Laut dieser Verordnung müssen sämmtliche Journale vor der Postversendung dem Censor vorgelegt werden, der unter Umständen ein einfacher Dorfrichter sein kann und der die Beschlagnahme anzuordnen befugt ist. Während aber das Vorgehen in Oesterreich und auch in Russland vorläufig objectiv bleibt, zieht hier die Confiscation sogleich die criminelle Verfolgung nach sich! Die Freizügigkeit der Bauern ist in Ungarn heute thatsächlich aufgehoben. Hier in Budapest wurden gegen 60 zugereiste Bauern ins Gefängnis gesetzt, nur weil sie keinen Pass, keine behördliche Reiselegitimation bei sich hatten, die man bisher nie forderte, und deren Forderung auch heute in keiner Weise gesetzlich motiviert ist, dort, wo criminell unbeanständete Leute sich auf die Reise begeben. Ja, man hat sogar eine Verordnung erlassen, welche das Reisen der Bauern selbst in die benachbarten Gemeinden verhindern soll, unter dem Hinweise auf die Verdächtigung, dass die betreffenden Agitatoren sind, was in der That der Aufhebung der Freizügigkeit gleichkommt für jene Gegenden, wo die große Masse socialistisch gesinnt ist. Es sind das also Verhältnisse hier im „liberalen“ Ungarn an der Schwelle des 20. Jahrhunderts, wie ungefähr am Anfang des 16. Jahrhunderts nach der Unterdrückung des Dózsa.

Ich, der ich inmitten dieser Bewegung stehe, betrachte aber demungeachtet die Lage durchaus nicht pessimistisch, und es möge mir als Betheiligtem gestattet sein, hier in Kürze meine Ansicht über diese Bewegung auszusprechen, die vielleicht auch für diejenigen einiges Interesse haben kann, die diese Ansicht begreiflicherweise als subjectiv befangen betrachten werden. Die gewaltsame Zertrümmerung der moralischen und auch der äußeren Organisation der Rechtsordnung, eine Thätigkeit des „Umsturzes“ par excellence, welche jetzt die Machthaber Ungarns in ziemlich naiver, um nicht zu sagen cynischer Urwüchsigkeit vollbringen, ist eine der nothwendigen negativen Vorbedingungen des Aufkeimens einer auf ganz anderen Grundlagen beruhenden höheren Cultur. Dass in dem „halbbarbarischen“ Ungarn auch die Volksmassen weniger an den Vortheilen der bestehenden, heute schon decadenten Cultur theilnehmen, aber auch weniger von ihren Vorurtheilen befangen sind, sichert den jungfräulichen Boden, dessen jede neue Idee zu ihrem ersten Aufblühen bedarf. Die positiven Bedingungen, das entsprechende intellectuelle Fassungsvermögen und die erforderliche sittliche Spannkraft sehe ich aber in hervorragendem Maße eben bei dem ungarischen Volke vertreten. Ohnehin habe ich die sociale Frage stets in erster Linie als eine Frage der Erziehung des Volkes zu einer edleren Weltanschauung und sittlichen Lebensführung betrachtet. In Russland sind ähnliche Verhältnisse, nur befindet sich das Volk auf einer culturell und intellectuell tieferen Stufe. Es erscheint daher nicht als Zufall, wenn Leo Tolstoi, der große Vorbereiter eines neuen Zeitalters in Russland, auftritt und hier an die Analogie der neuen Idee, an das naivere Urchristenthum anknüpft, sowie denn jeder neue Gedanke in der Geschichte in der Form einer Reaction der Vergangenheit sich vorbereitet. So ist denn auch das Auftreten und die mächtige Verbreitung der Nazarener, einer urchristlichen Secte, in Ungarn eine ähnlich motivierte Erscheinung. Es erscheint hier alles ethnologisch und culturgeschichtlich tief begründet, und mögen die geschichtlichen Gegensätze auch noch schroff zur Geltung kommen und für den Einzelnen und die Massen noch so harte Folgen nach sich ziehen, ich sehe die Lage bei aller Barbarei unserer ungarischen Verhältnisse geradezu in rosigem Lichte und blicke mit olympischer Zuversicht in die Zukunft.

Budapest. Dr. Eugen Heinrich Schmitt.

Oesterreichische Export-Calamitäten.

Jeden Augenblick werden bei uns Enquêten abgehalten. Kein Staat ist so reich daran wie Oesterreich. Die vielen Reden kommen in die Zeitung, und wenn die Herren auseinandergehen, bleibt alles beim alten. Die Fülle sachlichen und handelspolitischen Wissens, welche derartige Berathungen stets offenbaren, verpufft ohne Wirkung. Und dennoch wird man nicht müde, immer wieder am grünen Tische unfruchtbare Debatten zu führen.

Wie sich in den Parlamenten meist schon nach den ersten Worten eines Redners die ganzen nachfolgenden Ausführungen errathen lassen, so haspeln sich auch die Enquêten in gewohnten alten Geleisen ab. Wo Fabrikanten und Exporteure zu Rath ohne That zusammenkommen, wird es niemals an bitteren Klagen fehlen über stiefmütterliche Behandlung seitens der Gesetzgebung, über schädigende Frachtentarife, über unzulängliche Consularvertretungen u. s. w. Davon ist gewiss vieles richtig. Aber das Auslugen nach einem Prügelknaben sollte selbst dann, wenn der Knabe wirklich seine Prügel wert ist, nicht blind machen gegen die eigenen Fehler und Missgriffe. Davon wird jedoch in den Enquêten leider nicht gesprochen, da man einander eben nicht gern die Wahrheit sagt.

Das Gewitter zieht herauf, und jedermann erwartet, dass eine höhere Macht ein schützendes Dach errichte. Praktischer wäre es, den eigenen Regenschirm aufzuspannen. Die unbestreitbare Thatsache, dass die

*) Aus „Budapesti Napló“, einem Organ der Regierungspartei.

deutsche, englische und französische Concurrenz dem österreichischen Exporthandel mit überraschendem Erfolge den Boden abgräbt, gründet sich zum großen Theile auf die Verschiedenheit der individuellen Kraftentfaltung des österreichischen und des fremdländischen Exporteurs. Nur der Oesterreicher setzt seine ganze Hoffnung auf Staatshilfe und Vergesellschaftung; er läßt die Arme schlaff herabhängen, wenn es heißt, allein und auf eigenen Füßen die fremden Märkte zu durchwandern. Deutsche und Engländer machen das ganz anders. Mit Kraft, Initiative und Ausdauer begabt, scheren sie sich weder um den Vordermann noch um den Nebenmann, sondern gebrauchen ihre höchsteigenen Ellbogen und bahnen sich durch alle Widerwärtigkeiten zielbewusst ihren Weg. Auf diese Weise nützt der Einzelne in erster Linie sich selbst, in zweiter aber auch der Gesammtheit, während der Oesterreicher in doppelter Hinsicht zurückbleibt.

Wir sind der Meinung, dass ein einziger österreichischer Fabrikant von der bei uns so seltenen Art, die da hinausgeht in die Fremde, um später die gewonnenen Erfahrungen zu Gunsten des eigenen Geschäftsbetriebes zu verwenden, für den österreichischen Ausfuhrhandel mehr wert ist, als hundert in Enquêten gehaltene Reden. Unsere Großindustriellen haben fast durchwegs tüchtige Studien gemacht, sie verschließen sich keineswegs dem technischen Fortschritte, der manchmal Riesensummen verschlingt, aber sie stecken wie die Schnecken in ihren Gehäusen und schleppen sich nur mühsam weiter. Der Chef eines großen österreichischen Industrieunternehmens kann schon von Glück sagen, wenn seine Reisenden intelligent genug sind, um ihn halbwegs über die Verhältnisse seiner Absatzmärkte zu informieren. Dass er sich selbst durch Reisen einen größeren Horizont verschafft, ist bei uns so gut wie ausgeschlossen. Jeder Krämer weiß, dass die persönliche Bekanntschaft mit den Kunden dem Geschäfte Vortheil bringt; der österreichische Industrielle aber vermeidet es sorgfältig, mit den „Wilden" z. B. des Orients in persönliche Berührung zu kommen. Auch seinen Sohn schickt er nicht hinaus. Tüchtige junge Leute aus aller Herren Länder findet man im Orient überall auf den wichtigeren Handelsplätzen; nur die Oesterreicher besseren Schlages sind spärlich vertreten. Oesterreichische Colonien gibt es freilich genug; aber leider hat gerade Oesterreich das Malheur, dass seine im Oriente lebenden Angehörigen — ehrenwerte Ausnahmen natürlich abgerechnet — eine sehr gemischte Gesellschaft sind, die den Consulargerichten unaufhörlich zu schaffen gibt. Die Consuln wären glücklich, wenn Nachschübe besserer Qualität kämen. Aber sie bleiben aus, denn der Mariahilfer Fabrikantensohn hockt in Wien; er erreicht die höchste Stufe seines Ehrgeizes, wenn er die Neubauer Hausherrntochter zum Altare führt. Eine große Seltenheit ist es sogar, wenn irgend ein bedeutendes Haus sich die verhältnismäßig geringe Ausgabe vergönnt, einen jüngeren Angestellten zum Zwecke der Erlernung der Landessprache auf mehrere Jahre zu einem Geschäftsfreunde nach Serbien, Rumänien oder Bulgarien zu geben. Auf meinen wiederholten Orientreisen habe ich nur einen einzigen jungen Wiener in solcher Verwendung kennen gelernt. Er sollte später die fremdländische Correspondenz seines Wiener Hauses übernehmen. Derartige zarte Rücksichten auf die Kundschaft des Auslandes liegen aber dem Gros unserer Industriellen und Exporteure fern: „Braucht mich der Mann — so calculieren sie — dann kommt er zu mir, auch wenn ich deutsch mit ihm correspondiere; braucht er mich nicht, so wird mir der in seiner Muttersprache mit ihm geführte Briefwechsel gewiss nichts nützen."

So setzt man sich denn über gewisse Aeußerlichkeiten, die zumindest einen guten Eindruck machen, hinweg, ohne jedoch nach einer anderen Richtung hin Compensation dafür zu bieten. In Unkenntnis der sich langsam vollziehenden Wandlung glaubt man bei uns noch immer, dass für den Orientalen das Schlechteste gut genug ist, während ihn doch die Concurrenz bereits zu höheren Ansprüchen bezüglich der Behandlung und Bedienung erzogen hat.

Der Mangel an Rührigkeit bei unseren Fabrikanten nimmt manchmal geradezu crasse Formen an. Es gibt gewiss auf der ganzen Welt keine Firma, welche auf ihre Reputation hält, die nicht einen geschäftlichen Brief, welchen Inhalts immer, regelrecht beantworten würde. Nur Oesterreich genießt den wenig beneidenswerten Vorzug, sich in dieser Beziehung von den allgemein giltigen Gepflogenheiten zu emancipieren. Der Kaufmann im Orient zuckt die Achseln, wenn ihm ein Angestellter vorschlägt, sich mit dem Ersuchen um eine Auskunft, um eine Preisangabe an ein österreichisches Fabrikshaus zu wenden; er hat schon so schlechte Erfahrungen gemacht, dass er am liebsten die Postmarke erspart. Der Oesterreicher antwortet einfach nicht. Ganz anders der Reichsdeutsche. Ein paar Zeilen an ihn genügen, und er schickt, so schnell er nur kann, Auskünfte und Preiscourante und womöglich noch Mustercollectionen, auch wenn solche nicht bestellt wurden, er macht für den Anfragenden, wenn es noththut, Gänge, er empfiehlt ihm andere — natürlich nicht concurrierende — Firmen, kurz er thut alles, was nur in seinen Kräften steht, unbekümmert darum, ob das in Aussicht stehende Geschäft einige Pfennige oder einige hundert Mark ausmacht. Und wenn es dann doch nicht zustande kommt, so hat doch der deutsche Kaufmann bei der Orientkundschaft schon wegen seiner Correctheit einen Stein im Brett.

Warum aber verhält sich der österreichische Fabrikant so wenig zuvorkommend? Vielleicht trägt die ihm innewohnende Unlust, mit dem Orient zu arbeiten, die Schuld daran. Es ist wahr, er stimmt laute Klagelieder über den Rückgang des Exportes nach dem Orient an, aber ebenso wahr ist, dass ihm Geschäftsverbindungen mit dem Orient lästig sind, dass sie ihn fortwährend beunruhigen. Warum? Weil er den Orient nicht kennt. Gespräche mit österreichischen Fabrikanten über diese Frage haben etwa folgenden typischen Verlauf:

Wie steht es mit Ihrer Ausfuhr nach den Balkanländern?

Wir haben früher ziemlich viel dort gemacht, aber jetzt ist der Export doch sehr schwach.

Weshalb denn?

Wissen Sie, man darf im Orient nur gegen Cassa arbeiten, die Leute verlangen aber drei bis sechs Monate Ziel, und ehe wir uns ins Ungewisse einlassen, geben wir's lieber ganz auf.

So sagt der Oesterreicher. Der Deutsche und der Engländer arbeiten unterdessen flott und tüchtig und machen ihre Geschäfte. Der Oesterreicher sagt, dass man im Orient, um sicher zu gehen, nur gegen Cassa arbeiten darf, doch das widerspricht der dortigen Usance, und wer durchaus nur gegen Cassa etwas machen will, der macht eben gar nichts. Die Leute im Orient sind dazu einfach nicht zu haben und sie haben recht, da sie von den nicht-österreichischen Lieferanten anstandslos die günstigeren Zahlungsbedingungen zugestanden erhalten. Der Oesterreicher sagt ferner, dass er sich nicht ins Ungewisse einlassen mag. Das braucht er auch nicht. Er braucht nicht um ein Jota mehr zu riskieren als bei einheimischen, gegen Wechsel abgeschlossenen Geschäften. Er erhält von den Consularämtern ausführliche und präcise Auskünfte, auf die er in 99 unter 100 Fällen bauen kann. Es mag vorkommen, dass der persönliche Schutz, den der Oesterreicher im Orient von Seite der Consulate genießt, nicht zureicht, obwohl auch solche Fälle zu den Seltenheiten gehören. An dem Ernst und Eifer der Consuln, dem heimischen Exporte die Wege zu bahnen, kann ich aber nach alledem, was ich selbst gesehen und gehört habe, nicht zweifeln. Auffallend und lehrreich ist es immerhin, dass die Angriffe wider das Consularcorps Oesterreich-Ungarns stets von Oesterreich und nicht auch von Ungarn ausgehen. Man sollte meinen, dass, wenn Grund zur Unzufriedenheit vorläge, beide Reichshälften daran betheiligt sein müssten. Es zeigt sich jedoch, dass die junge Industrie Ungarns auf Kosten der österreichischen recht schöne Fortschritte im Orient macht, eine Thatsache, die man doch gewiss nicht den Consuln in die Schuhe schieben wird. Das trefflich organisierte ungarische Handelsmuseum lehnt sich gern und dankbar an die Consularämter an, es verlangt von diesen aber nicht Dinge, die der tüchtige Kaufmann selbst zu leisten hat. Es gibt im Orient auch österreichische Handelsagenten, welche mit den Consulaten in Verbindung stehen und, von diesen empfohlen, Geschäfte abwickeln und Incassi besorgen. Doch der österreichische Fabrikant bringt ihnen kein Vertrauen entgegen. So zieht sich der Oesterreicher geradezu aus eigenem Antriebe zurück und überläßt das Feld kampflos der ausländischen Concurrenz, die vortrefflich dabei fährt. Wenn der Deutsche und der Engländer einmal und zweimal und dreimal thatsächlich Verluste erleiden, so halten sie doch zäh daran fest und lassen sich nicht abschrecken; der Oesterreicher aber flieht schon vor dem Schatten eines Verlustes, und keine Macht der Welt vermag ihm dieses Gespenst zu bannen. Geschäftliche Vorsicht ist gewiss gut; aber geschäftliche Feigheit ist, wie jede andere, von Uebel.

Auch die Reellität läßt zu wünschen übrig. Ein Beispiel für viele. Ein Geschäftshaus in der Türkei brauchte einen ansehnlichen Posten kleiner Kaffeetassen. Rundschreiben des österreichisch-ungarischen Consulats der betreffenden Stadt an verschiedene österreichische Fabrikanten hatten wochenlang nicht den geringsten Erfolg. Es trafen nämlich, wie gewöhnlich, nicht einmal Antworten ein. Endlich meldeten sich doch zwei Firmen. Die eine stellte einen so exorbitanten Preis, dass der türkische Kaufmann mit vollem Recht erklärte, er könnte selbst nach Wien fahren, um die Sachen einzukaufen und würde sie, wenn er dann die Spesen daraufschlüge, noch immer billiger bekommen, als im Anbot normiert war. Die zweite Firma machte einen günstigeren Preis und erhielt die Lieferung auf Grund der vorgelegten Muster. Ihre Sendung erwies sich jedoch geradezu als Betrug. Sie entsprach dem Muster nicht, bestand aus Ausschusswaare und war derart nachlässig verpackt, dass der größte Theil der Ware zerbrochen anlangte. Wie sehr ein solcher Vorgang den gesammten österreichischen Export schädigt, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Wir möchten hierzu nur noch anführen, dass unser Zündhölzer-Export nach Rumänien infolge auffallender Verschlechterung der Ware in den letzten Jahren stark gelitten hat. Es wird viel gesündigt und solche Sünden rächen sich.

Und warum — so müssen wir weiter fragen — wird österreichisches Capital nicht in industriellen Unternehmungen in jenen Ländern angelegt, welche ihm sozusagen vor der Nase liegen? Warum sind englische, französische und vor allem reichsdeutsche Capitalisten mit Erfolg z. B. in Serbien thätig, während das österreichische Geld aus Angst vor den thatsächlich bestehenden, aber doch zu überwindenden Schwierigkeiten sich scheu in die Ecke drückt? Weil man in Oesterreich mit seinen Gulden nur dann über die schwarzgelben Pfähle hinausgeht, wenn Procente und Dividenden im vorhinein mit Brief und Siegel sichergestellt sind. Hochprocentige Bankthätigkeit im Auslande wird entwickelt (gewiss nicht immer zur Hebung der Sympathie für Oesterreich), privater Unternehmungsgeist ist nicht vor-

handen. Auch da wird das Feld den ausdauernden und energischen Ausländern überlassen. Nur ein einziges nennenswertes Industrie-Etablissement in Serbien, eine Tuchfabrik, befindet sich in den Händen eines nach Serbien ausgewanderten Oesterreichers. Was sonst noch von Nichtserben gegründet wurde und blüht, gehört anderen Nationen an. Würde es ein österreichischer Capitalist zuwege bringen, ein Vermögen von 150.000 Francs in ein serbisches Unternehmen zu stecken und fünf Jahre lang ohne jede andere Garantie, als die der eigenen Ueberzeugung, muthig und unablässig mit starken Verlusten zu arbeiten, um sich endlich doch durchzuringen? Ein Deutscher hat's gethan und der Erfolg spricht für ihn.

Das alles sind einzelne Beispiele, aber sie charakterisieren. Braucht man hinzuzufügen, dass die österreichische Industrie auf ihrer Suche nach billigen Exportwegen die Donau noch gar nicht entdeckt hat, dass ihr die Donau nicht viel mehr ist, als der Amazonenstrom? Und wäre es nicht auch Sache der zur Sanierung der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft berufenen Männer, statt am Leibe der Angestellten zu sparen, gemeinsame Sache mit dem Exporthandel zu machen, um mit ihm und durch ihn emporzublühen? Doch für das alles fehlt der Blick oder die Triebkraft. Schließlich werden wir es noch erleben, dass die im Entstehen begriffene deutsch-russische Schiffahrts-Gesellschaft die Früchte einheimst, welche unsere Unternehmungen nicht zu erreichen verstehen.

Mag also unsere Exportindustrie an mannigfachen Uebeln kranken, mag alles das, worüber in den Enquêten so scharfe Klagen erhoben werden, wahr und berechtigt sein — am schlimmsten sind die inneren Uebel, die an ihrem Marke zehren, und welche heißen: Mangel an Initiative, Mangel an Muth, Mangel an Ausdauer.

Rudolf Rotheit.

Die Entwickelung der deutschen Musik bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts.

Bruchstück aus dem in einigen Jahren erscheinenden Band VI der „Deutschen Geschichte".

Von **Karl Lamprecht** (Leipzig).

II.

Vokal- und Instrumentalmusik.

In der Zeit, da im Mensuralgesang der eigentlich mittelalterliche Charakter der Musik in rein verstandesmäßiger Uebertreibung der contrapunktischen Principien zugrunde gieng, hatte sich schon seit etwa vier Jahrhunderten eine weltliche Kunstmusik entwickelt und, obwohl anfangs aus der geistlichen Kunstmusik guten Theiles hervorgehend und lange Zeit von ihr noch maßgebend beeinflusst, dennoch schließlich eine Wendung genommen, die zur immer stärkeren Betonung des Melodischen, somit zur Beseelung, und hiermit zur Musik eines individualistischen Zeitalters hinüberführte.

Ihre Anfänge führen auf die fahrenden Cleriker und die Spielleute der großen Jahrzehnte unserer mittelalterlichen Dichtung, in die Zeiten Kaiser Friedrichs I. zurück. Diese sangen, soweit sich aus der nur bis zu Componisten des Endes des 12. Jahrhunderts zurückreichenden Ueberlieferung schließen lässt, ihre Lieder und Sprüche in der nur mehr ins Weltliche gewandten Art des Cantus firmus und der Sequenzen. Aber in dieser Art wurden sie allmählich kühner und freier: der Wechsel der Intervalle wurde, wenn nicht größer, so doch lebhafter, der Zug ins Melodiöse nahm zu, und auch das Figurenwerk ward dem Ausdrucke der Stimmung dienstbarer gemacht, als in der Kirche. So zeigt uns z. B. ein Lied des Peter von Reichenberg aus schon späterer Zeit, das in der Colmarer Liederhandschrift erhalten ist, trotz aller Verwandtschaft mit den kirchlichen Kunstformen einen Wechsel der Gefühlsmomente je nach dem Einzelsinne des Liedes und ein Pathos in der seelischen Durchdringung der allgemeinen Stimmung, das auf kirchlichem Boden wohl unerhört und gewiss auch bei dem objectiven Charakter der Kirchenmusik unzulässig war: im 14. Jahrhundert jedenfalls hatte man sich von den kirchlichen Formen losgerungen.

Und nun blieb es auch nicht mehr bei der alten Monodie. Indem man aber zur Vielstimmigkeit fortschritt, ergab sich bald, dass die Contrapunktik des Mensuralgesanges auf weltlichem Gebiete nicht eigentlich national und im Sinne einer ins weiteste verbreiteten musikalischen Kunstform zunächst auch nicht volksthümlich werden konnte. Gewiss hat man Versuche mit ihr gemacht; vor allem auf dem Gebiete der im 14. Jahrhundert vielfach ineinanderspielenden Arten des geistlichen Liedes und des volksthümlichen Kirchengesanges lassen sie sich wahrnehmen; auch gibt es Uebergänge zwischen den in strengster kirchlicher Kunstform contrapunktisch behandelten Volksmelodien eines Dufay oder Ockeghem und dem von unten her contrapunktischer Polyphonie zustrebenden Volkslied. Allein das Bedürfnis, welches das weltliche Lied als Kunstform hatte, wurde auf diese Wege nicht befriedigt. Seinen Sängern und Componisten kam es nicht auf geistvolle Variation objectiver Töne an, sondern auf Beseelung. Und hier gab es in diesen Zeiten nur zwei Mittel, vorwärts zu gelangen: entweder die Beseelung der Individualstimme oder aber die Harmonisierung der Melodie, die Begleitung der Melodie durch Accorde, deren besondere Klangfarbe geeignet war, die Melodie genauer zu charakterisieren. Von beiden Mitteln war das erste seinen inneren, psychischen Voraussetzungen nach das weitaus schwierigere; und es setzte eine Modulationstechnik der menschlichen Stimme voraus, die durch den Mensuralgesang keineswegs begünstigt, vielmehr unterdrückt worden war. So blieb nur das zweite Mittel.

Und auf diesem Gebiete war durch das einfache Volkslied wohl schon vorgearbeitet. Wie dem auch sein mag: im 15. Jahrhundert wird der dreistimmige Gesang, bei dem der Tenor als Träger der Melodie von einer vox alta und einer vox bassa oder einem Contratenor umrahmt wird, schon zum Typus des weltlichen Kunstgesanges; so finden wir ihn schon in dem sogenannten Lochheimer Liederbuch (1452 ff.). Und schon nach wenigen Generationen weicht er nur noch der volleren Form, dem Quartett: nun werden, entsprechend den zwei Männerstimmen, auch die Oberstimmen auf zwei erhöht, und ein Ausdrucksmittel der Stimmung wird damit gewonnen, das sich durch den Lauf von vielen Jahrhunderten als kanonisch bewähren sollte.

Die ersten großen Meister des vierstimmigen Satzes, wie er sich zunächst noch immer gern an Volksmelodien anschloss, indem er sie in seiner Art ebenso wie die Mensuralmusik in ihrer Art verarbeitete, sind zwei Kapellmeister Kaiser Maximilians I. gewesen: der Hennegauer Heinrich Isaac und sein Schüler Ludwig Senfl.

Aber die weltliche Kunstmusik begnügte sich bald nicht mehr mit der Harmonisierung des Volks liedes: während sie einerseits den kirchlichen Mensuralgesang in seiner weltlichen Abart noch pflegte, bis er in den Schulen des bürgerlichen Meistergesangs im Laufe des 17. und theilweise sogar noch 18. Jahrhunderts trostlos zugrunde gieng, schritt sie andererseits kühn und hoffnungsreich zu kunstmäßigen, liedartigen Compositionen eigener Erfindung fort, die neben die alten gesangreichen und rhythmisch feingliederigen Melodien des Volksliedes traten und wie diese harmonisiert wurden. Die Bewegung in dieser Richtung gieng von den beiden großen geistigen Strömungen aus, in denen das neue individualistische Zeitalter sich Bahn brach, von Renaissance und Reformation; und ihre classischen Schöpfungen sind Madrigal und Choral.

Die Bewegung auf dem Gebiete der Renaissance verfolgte in Deutschland den Gedanken, mit den Dichtungen der Alten auch deren Musik wieder zu erwecken. So legte man horazischen Oden, dann auch anderen antiken und bald auch modernen metrischen Gedichten liedartige Melodien unter, deren Rhythmus dem Metrum des Versbaues entsprach; vierstimmig gesetzt, in den herben Quart- und Quintengängen der Zeit sich bewegend, machen sie auf das moderne Ohr den Eindruck eines im Rhythmus abgewandelten Chorals. Petrus Tritonius ist wohl der erste gewesen, der, angeregt durch Conrad Celtes, gegen Schluss des fünfzehnten Jahrhunderts solche Compositionen schuf; ihm folgten Ludwig Senfl, Benedict Ducis und andere.

Etwas anders und schließlich viel erfolgreicher verlief aber diese Entwickelung in Italien, wo sie von der contrapunktisch besonders hoch entwickelten venetianischen Schule Willaerts getragen ward. Auch hier kam man zur liedartigen Composition, aber man gieng damit auf fünfstimmigen Satz aus, und man harmonisierte nicht, sondern contrapunktierte, doch so einfach, dass sich die Composition in Rhythmik und Tonausdruck gleichwohl dem Inhalte des Textes anschmiegen konnte. So entstand das Madrigal, eine Liedform, die durch die weitere Entwickelung der Chromatik bald noch freier umgeschaffen wurde und so dem geistreichen Ausdruck jeglichen Empfindens bis zu dem Grade gerecht ward, dass sich noch das siebzehnte Jahrhundert, ja die ersten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts ihrer mit Vorliebe bedient haben.

Das Madrigal drang früh nach Deutschland und überholte hier die harmonisierten Liedformen der Frührenaissance an Beliebtheit. Schon die späteren Niederländer, die, wie die gleichzeitigen niederländischen Maler, gern zwischen deutscher und italienischer Empfindung und Formenwelt vermittelten, haben zahlreiche Madrigale componiert: so Thomas Crequillon, der Kapellmeister Karls V., dann Giaches de Baert und Hubert Herbrant in Antwerpen. Der große Meister dieser Richtung aber war Roland de Lattre (Orlando di Lasso) aus Bergen im Hennegau, der 1520 geboren ist und 1541 Kapellmeister zu St. Johann im Lateran, sowie 1557 Kapellmeister am baierischen Hofe wurde, als welcher er am 15. Juni 1594 gestorben ist. Herb und erhaben, keck und humorvoll, gleich groß in geistlicher wie weltlicher Musik, durch die starke Liebe des baierischen Hofes zur Musik machtvoll gefördert, hat er namentlich in der Individualisierung des Tonausdruckes durch vermehrte chromatische Stimmführung Großes geleistet.

Verlief so die Entwickelung des kunstmäßigen weltlichen Liedes aus anfänglicher Harmonisierung in eine gemäßigte Contrapunktik, entsprechend dem Ausgang dieser Bewegung vom Volksliede und der Tendenz, immer mehr kunstmäßig zu werden, so ist die Entwickelung des kunstmäßigen geistlichen Liedes genau die umgekehrte. Von der Kirche ausgehend ist der Choral zuerst contrapunktisch behandelt worden, um später volksmäßiger zu werden und immer mehr den harmonischen Satz zu bevorzugen. Es liegt in dieser gegensätzlichen Entwickelung begründet, dass das Madrigal allmählich abstarb, während der Choral noch heute lebt und der vierstimmige harmonische Satz die verbreitetste Form kunstmäßiger mehrstimmiger Behandlung des Liedes geworden

ist: der Harmonie strebte die Entwickelung zu und nicht der Contrapunktik. Zugleich aber zeigte sich in der Geschichte des Chorals, dass die Reformation eine große volksthümliche Erscheinung war, die Renaissance nur eine begrenzt gesellschaftliche.

Die Melodien der ältesten Choräle wurzelten durchaus im Hymnengesang und im weltlichen und geistlichen Volkslied des Mittelalters: die Hymnen und Sequenzen wurden nur volksmäßiger, ihr Rhythmus bewegter; die weltlichen Melodien erhielten durch den Text einen ernsteren Ton, sowie z. B. aus dem alten, von Heinrich Isaac herrlich harmonisierten Wanderburschenliede „Inspruck, ich muss dich lassen" nunmehr „O Welt, ich muss dich lassen" und später „Nun ruhen alle Wälder" wurde, oder Paul Gerhard auf die Melodie des Liedes „Mein Gemüth ist mir verwirret, das macht ein Mägdlein zart" sein inniges „Befiehl du deine Wege" dichtete. Der Melodienschatz der geistlichen Volkslieder des Mittelalters endlich wurde in seinen schönsten Perlen einfach herüber genommen: von hier stammen z. B. „Christ ist erstanden" und die Pfingstlieder „Komm heiliger Geist, Herre Gott" und „Nun bitten wir den heiligen Geist".

Diese Melodien wurden nun anfangs ganz im Geiste einer einfachen, ruhigen und ernsten Contrapunktik behandelt; es war dabei nicht eigentlich an Gemeindegesang, sondern an kunstreichen Chorgesang gedacht, wie die 38 deutschen und fünf lateinischen Lieder des ersten evangelischen geistlichen Gesangbüchleins des Torgauer Kapellmeisters Johann Walther beweisen, das 1521 unter Luthers Augen zu Wittenberg erschienen ist. Und energisch gieng man daran, in den protestantischen Gemeinden Organe zur Ausübung dieses Gesanges zu schaffen. Schon das 16. Jahrhundert hatte hie und da Cantoreien, geistliche Gesangsgenossenschaften unter kirchlicher Führung, gekannt; jetzt wurde nach dem Muster einer in Torgau geschaffenen Genossenschaft für derartige Einrichtungen weithin gesorgt. Jahrhunderte hindurch sind die auf diese Art begründeten Cantoreien Pflegerinnen des kunstgemäßen protestantischen Kirchengesanges geblieben und wirken in diesem Sinne in der Umgegend Wittenbergs und hie und da zerstreut in sächsischen Landen noch heute fort.

Der contrapunktische Satz der ältesten Choräle verlegt nun die Melodie fast niemals noch in die Oberstimme und schließt daher eine leichte Verfolgung der Melodie durch des Kunstgesanges Unkundige und damit die Theilnahme der Gemeinde am Gesange so gut wie ganz aus. Es ist eine Form, die dem mittelalterlichen Empfinden noch sehr nahe steht und der seelischen Vertiefung, welche Inhalt und Confession jetzt mehr als je früher forderten, vielfach geradezu entgegentritt. So musste sie schon aus der Entwickelung des protestantischen Reiches heraus über kurz oder lang fallen. Indem aber zugleich der Anspruch der Gemeinden auf persönliche Theilnahme am Gottesdienste wuchs, war auch der Weg gegeben, in dem sich die Umbildung vollzog: die Melodie musste durchaus zur führenden Stimme werden, so dass ihr gegenüber die anderen Stimmen nur als Träger der Harmonie erschienen, und die Gemeinde, indem sie die führende Stimme erkannte, in der Lage war, diese unisono mitzusingen. Indem sich nun die Musiker seit Senfl und Ducis, den ersten großen Meistern des figurierten Chorals, in den Choralbearbeitungen immer mehr in diesem Sinne einrichteten, und indem die contrapunktische Kunst die Melodie als Grundstimme immer mehr weit eher zu tragen begann als zu verdecken, und so ihren Ausdruck durch Darlegung des harmonischen Inhaltes verstärkte: begann der Tonsatz langsam aus dem polyphonen Contrapunkt in den harmonischen Satz überzugehen, mehrte sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Möglichkeit tiefsten, keuschesten und doch einfachsten musikalischen Ausdruckes. Es ist die Bewegung, in der der mehrstimmige protestantische Choral zu jener Macht über die Herzen gelangt ist, die ihm noch heute eigen ist.

Indem aber nun die Melodie in den Vordergrund trat, gieng die musikalische Erfindung, bisher fast ausschließlich der contrapunktischen Ausgestaltung zugewandt, zum ersten Male ernstlich über den hergebrachten Melodienchoral hinaus und erprobte sich auf dem Gebiete des Melodischen in eigener, ausgedehnter Erfindung. Es war eine Anregung persönlicher Schaffenskraft, die nun bald nicht mehr auf den bloßen Choral beschränkt blieb, die weiter griff und die ersten primitiven Formen größeren protestantischen Kirchengesanges entwickelte. Ihr verdanken wir so herrliche Gesänge, wie das Ecce quomodo moritus justus des Jacobus Gallus (Händl) und die feinfühligen und doch kräftigen Compositionen Hans Leo Harbers († 1612) — und aus ihrer Entfaltung heraus schuf Johannes Eccard († 1611) bereits die neue Form des geistlichen Festliedes, eines Mitteldinges zwischen Choral und Motette.

Inzwischen aber, während auf weltlichem Gebiete vornehmlich das Madrigal, weit energischer und folgenreicher aber auf geistlichem Gebiete der Choral der Monodie unter Begleitung, sei es einer contrapunktischen Polyphonie, sei es einer harmonischen Mehrstimmigkeit, Seele und individuelles Leben zu verleihen suchten, hatten sich noch andere Wege zu finden begonnen, auf denen man zu noch stärkerer Betonung der seelischen Intensität der Musik zu gelangen vermochte, um sie ganz zum Ausdrucksmittel des neuen, individualistischen Fühlens des 16. Jahrhunderts zu machen. Sie waren im wesentlichen doppelter Art; sie verwiesen auf die Entwickelung der Instrumentalmusik und auf die Durchbildung des Gesanges der einzelnen menschlichen Stimme zur schärferen Charakteristik musikalischer Stimmungen. Und sie führten schließlich zur Entwickelung einerseits der ältesten Symphonie und andererseits des Arioso und des Recitative.

Wie diese Wörter schon darthun, vollzog sich die neue Entwickelung zum großen Theile zunächst in Italien, das seit den Tagen Palestrinas, ausgehend von der frühen und verständigen Klärung des Wusts der spätmittelalterlichen Mensuralmusik, auf lange Zeit zum führenden Lande westeuropäischer Musik geworden war; seit etwa 1560 sind Einwirkungen der italienischen Musik in Deutschland überaus mächtig, und so wenig sie den eingeborenen musikalischen Sinn unseres Volkes erstickt haben, so haben sie ihn doch längere Zeit hindurch so gegängelt, dass ein Verständnis der deutschen Entwickelung ohne Kenntnis wenigstens der Grundlage der italienischen unmöglich ist.

Natürlich ist der Gebrauch musikalischer Tonwerkzeuge unter Deutschen uralt und schon für vorgeschichtliche Zeiten bezeugt. Ueberschlagen wir aber von diesen Anfängen, aus denen wir über die Art der Benützung der Instrumente wenig Lehrreiches wissen, einige Jahrtausende, so finden wir seit etwa der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts diejenigen Anfänge des Gebrauches, von denen her eine erkennbare Entwickelung unmittelbar bis zur Gegenwart hinüberführt. Damals nämlich erwuchsen aus den Fahrenden heraus unsere ersten Stadtpfeifereien: aus drei bis vier Pfeifern, dazu ein paar Trompetern bestehend, hatten sie an Festtagen und deren Vorabenden, auch wohl zum Markttag öffentlich vom Thurme zu spielen. Es ist eine Sitte, die sich in manchem Orte bis heute erhalten hat. Aus den Stadtpfeifereien aber sind die Stadtmusiken erwachsen, und auf diese gehen wieder so wichtige deutsche Stadtorchester der Gegenwart, wie die von Leipzig, Köln und Düsseldorf, wenigstens mittelbar zurück.

Waren damit bürgerliche Anfänge der Instrumentalmusik vorhanden oder wenigstens möglich, so traten daneben schon früh fürstliche Orchester, zumal als die alten Liedermeister an den Höfen, wie es noch Heinrich von Mügeln im 14., Michel Beheim im 15. und noch Jörg Grünewald im 16. Jahrhundert waren, im Laufe des 16. Jahrhunderts von Hofmusikern als Pflegern des mehrstimmigen Gesanges und auch der Instrumentalmusik abgelöst wurden. Die fürstlichen Kapellen konnten in dieser Zeit schon recht bedeutend sein; so bestand die bairische Kapelle zu Roland de Lattre's Zeiten aus 30 Instrumentalisten, ferner 12 Bassisten, 15 Tenoristen, 13 Altisten, 16 Kapellknaben und 5 oder 6 Kastraten.

Freilich war dabei, wie auch dieses Verzeichnis ergibt, jede Musik von höherer Kunst bis zum Ende des 16. Jahrhunderts noch ganz oder fast ausschließlich Gesangesmusik. Gewiss gab es eine große Anzahl von Instrumenten, der Art nach sogar mehr als heute, aber sie zeigten in der Tonbildung noch keine genügende Vollendung; die Geigenbaukunst hat erst im 17. Jahrhundert gute Ergebnisse geliefert, von dem Cremoneser Amatis bis auf Antonio Stradivari, und die Blasinstrumente sind gar noch bis ins 18. Jahrhundert hinein sehr wenig tonrein gewesen. Außerdem aber war vor der Mensuralmusik wohl schwerlich an irgendeine höhere Anforderungen befriedigende mehrstimmige Instrumentalmusik zu denken gewesen. Denn erst die Mensuralmusik machte die Töne dadurch, dass sie ihnen eigene Dauer und eigene Höhe verlieh, von dem Verstakte und dem Wortton der Dichtung und damit vom Gesange unabhängig. War nun dies der Ursprung jeder kunstmäßigeren mehrstimmigen Instrumentalmusik, so begreift es sich, dass deren Ausbildung zunächst an die Entwickelung des Mensuralsystems geknüpft blieb. Hier aber konnte ihr zunächst kaum etwas zufallen, als die Rolle der Begleitung von Gesangsstimmen in contrapunktischem Gegensatze. In der That ist die kunstmäßige Instrumentalmusik fast das ganze 16. Jahrhundert hindurch auf diese Aufgabe beschränkt geblieben, soweit es sich nicht gar um eine Begleitung bloß im Unisono oder in der Octave handelte: von einer weiteren Entwickelung ist nicht die Rede.

Nur ein Instrument machte demgegenüber wohl von jeher eine Ausnahme: die Orgel. In ihr war alsbald das mächtigste mehrstimmige Werkzeug gegeben, und das zweihändige Spiel auf ihr begünstigte von vornherein die Entwickelung des Contrapunktes, sowie weitere Entfaltung des Mensuralsystems in seiner contrapunktischen Gegenüberstellung von mehr als zwei Stimmen. So kam es wohl schon früh im 15. Jahrhundert zu mensurierter Orgelmusik; und aus dem Fundamentum organisandi des Meisters Conrad Paumann von Nürnberg ergibt sich, dass man bereits um 1450 drei Stimmen auf der Orgel zugleich wiederzugeben wusste. Von da ab nimmt dann das contrapunktische Figurenwerk auf der Orgel immer mehr zu; unter Kaiser Max I. lernen wir dessen Hoforganisten Paul Hofheimer als Meister dieser Kunst kennen. Zugleich entwickelt sich aus dem Figurenwerk, insofern es eine Melodie umspielt, allmählich die erste specielle Orgelkunstform, die Variation, als deren Meister Peter Sweelink (1540—1621) zu Amsterdam gefeiert war. Sweelink wurde zugleich zum viel aufgesuchten Lehrer fast aller großen deutschen Organisten der Folgezeit: von ihm zieht eine ununterbrochene Reihe des Fortschrittes hin, bis zu den gewaltigen Organisten des 18. Jahrhunderts, bis zu Bach und Händel.

Während also in Deutschland so die Orgel entwickelt ward und die Instrumentalmusik verkümmerte, entsprechend dem Vorwiegen geistlich-reformatorischer Interessen im 16. Jahrhundert vor dem weltlich-humanistischen, war der Entwickelungsgang in Italien der umgekehrte. Zu

einer Zeit, da man jenseits der Alpen die kleinen Anfänge kunstgemäßer Führung der Instrumente kannte, wurde hier schon die Sonata, die Instrumentalmusik, neben der Cantata, der Vocalmusik, stärker ausgebaut.

Verner von Heidenstam.

Als der Künstler in Heidenstam erwachte, sah er sich in seinem Heimatslande von Strömungen umgeben voll trüben Untersatzes und von Menschen, deren Geist sich in kleinen, hoffnungslosen Raisonnements ausgab. Die Weltgeschichte war steril geworden, und ihre Blätter vergilbten, und es entstand das kleine Geschlecht problematischer Naturen, die mit unsagbarer Angst ihre Seelen belauschten und das Leben vergaßen, das große Leben, das sich draußen überall erneuerte. Sie saßen in dumpfen Stuben, in Stuben, wo die Uhren stehengeblieben waren, und sie befühlten ihre Wunden. Sie hatten das Datum vergessen und wurden Rückschauer und verschämte heimliche Reactionäre; sie nannten sich selbst ein decadentes Geschlecht.

Ihre einsame Kunst war von einer sterilen Ueberfeinerung; sie entstand aus einem krankhaften Selbstgenuss; sie war kein Ausleben mehr, sondern ein Nachleben, ein Galvanisieren todter Tage, die weit zurücklagen. Man dachte nicht mehr: man überdachte.

Die in Dänemark und Norwegen waren ihnen bereits ein Stück vorausgegangen. Georg Brandes, ein ganzer Europäer und ein nationaler Mensch von dem besten Schlage, tränkte die vertrockneten geistigen Fluren seiner Heimat von seiner stillen Schreibstube und seinem schmalen Katheder aus mit frischen, aufrüttelnden Ideen, und seine Jünger lauschten ihm, als ob er ihnen die Kunst erst entdeckt hätte.

Aber in Schweden herrschte damals noch jener Romantismus des Regenwetters; die Kunst verlor sich in psychologische Bekenntnisse. Es war eine große Dämmerung eingetreten. „Es war", sagt Heidenstam von jener Zeit, „wie ein beschwerliches Wallen hinan zum Kirchhofe, und die Leichenbittergedanken schritten mit florumhüllten Stäben an der Spitze. Sie waren echte Abkömmlinge der christlichen Weltanschauung".

Er selbst ist das Kind alter Adelsgeschlechter. Und so hat er die Melancholie aller Spätlinge, deren Leben nur ein Schlusscapitel ist. Es beginnt nicht, wie bei den demokratischen Künstlern, bei ihnen selbst; bei ihnen entfällt die schwere und segensreiche Arbeit, sich durch ein dichtes Dornengestrüpp einen eigenen Lebensweg zu bahnen, sondern eine geschlossene Cultur finden sie vor, von der ihnen ein bitterlicher Geschmack auf der überfeinerten Zunge nur bleibt. Für die große, freie Lebensfreude fehlt ihnen die Barbarei ihrer Ahnen und so bleibt ihnen nur die Familienchronik. Die Vergangenheit ist ihre ewige Märchenerzählerin. Wollen sie ins Leben gehen, so haftet ihnen ein Zug von Lächerlichkeit an, denn die neuen Gedanken vertragen schlecht die alten Posen. Sie werden Psychologen, aber Psychologen der subjectivsten Art; sie befragen alle Künste und dilettieren überall herum, immer in der delicatesten Art, immer aus einem tiefen Drang, der, wenn er auch nicht der Drang der Muse ist, doch stets aus psychologischen Zuständen herauswächst. Sie suchen sich durch die Künste die fehlende Weltgeschichte zu ersetzen; von ihnen heischen sie den versagten Purpur und die ewigen Frühlingstage. Und wenn sie dann endlich das richtige Feld finden, dann werden auch sie productiv. Sie dichten in der Abenddämmerung, und sie haben nur diese discreten Töne.

Sie haben in der Literatur ihre eigene Linie von Leopardi und Byron bis Schönaich-Carolath und Heidenstam; sie errichten die prachtvollen Tempel, in denen nach dem Worte des Mickiewicz keine Götter thronen. Und alle haben sie den bitteren Kainsberuf: unstet zu wandern. Es ist eine ewige Flucht vor dem Leben; sie haben keine Scholle und keine Lieder der Ernte; ihre Liebe ist Selbstgenuss, das Weib die Sphinx, die auf ihren Wegen steht, der Orient ihr erster und einziger Traum und ihre letzte Enttäuschung.

Das ist die Tragik des Byronismus, dem die letzte wehmüthige Stunde vielleicht bald schon schlagen wird. Sie ist der verglimmende Purpurstreifen am Horizont unserer demokratisierten Kunst.

*

Und das alles war auch das Erdreich von Heidenstams Poesie, das waren die Gesetze seines Lebens, das ein ewiges Wandern und Sehnen ist. Er versucht es zuerst mit der Malerei, aber die duldet nicht die Unbeständigkeit und nicht die Analyse, sondern stetes Beharren. Er lässt sie. Und er geht nach Griechenland, und in Versen voll klarer Schönheit verkündet er, „wie licht und reich die Welt ist", die ihn umfieng; da glaubt er die große, starke Lebensfreude zu finden, die den Kindern des Nordens längst verblasst ist, aber auch da waren die Schatten der Kreuze, die das Christenthum auf den lachenden Fluren des Hellenenthums errichtet; auch über diese Welt war das große Leiden gekommen, dem Bacchanal war die Askese gefolgt, die ihre Zeichen in die herrlichen Leiber gegraben. Nun wollte er im Morgenland die großen Feste seines Lebens feiern; da hatte das Leben ja noch die Farben des Lebens, da waren die Zeiten noch nicht fortgewandert, sondern blank stand die Vergangenheit noch da und sie war noch Gegenwart, da war noch die große Ruhe und die Jugend der Menschheit, die wir armen Abendländer in den hohen Domen begraben, da war das Leben noch der Beruf des Lebens: dieses Land der unverkümmerten Schönheit, es glich ja Endymion, dem schlafenden Jüngling, den drei Jahrtausende nicht zu altern vermocht. Aber auch hier fällt ein bitterer Tropfen in den kaum genossenen, schäumenden Becher. Wohl war da die Vergangenheit noch die Gegenwart, aber die Zukunft war ihr verloren: Endymion, der herrliche, ewige Jüngling, er stirbt im Schlafe, Europa, die Heimat der grauen Tage und der Seufzer, steht mit seinen Schatten und Kreuzen und seiner ganzen unheilvollen Cultur an der Schwelle seines Goldlandes, und es wird nur noch seine Leiche küssen. Er sah: die Schönheit und Vergangenheit war nirgends mehr da, und nur die Träume waren geblieben, Träume, die, gebannt wie die Galeerensclaven, in den Seelen ruhten und sich nicht hervorzuwagen getrauten. So sammelt, bitterer Enttäuschung voll, der Poet nur noch die letzten Trümmer, kleine Reliquien erstorbener Welten, und diese will er in die Heimat bringen. Er hat nur noch den Wunsch, die Pietät zu wecken. Dem entsagenden Leben soll die Vergangenheit wenigstens theuer werden. Und eines Tages wird Heidenstam ein gar wilder und seltsamer Streiter zwischen den Schären seiner Heimat; nicht in den Parteien und nicht in den Parlamenten schlägt er seine Schlachten: das sind ihm die kleinen Felder kleiner Tage. Sondern er wird der Ankläger der machthabenden Zeitgedanken. Und wir hören ihn rufen: „Des Kreuzes Schatten liegt noch heutigentags über dem Abendlande, und die Nebelwetterstimmung ist nur eine schwache Abtönung dieses Schattens. Die Erinnerung, dass unter Leiden das Christenthum begründet ward, beherrscht alle unsere Begriffe. Doch das Leiden kann immer nur Mittel sein, es darf nicht durch Verwechslung als Zweck betrachtet werden. An sich ist das Leiden zu hassen, an sich ist auch der Kummer etwas Hassenswertes." Ihm sind die unheimlichen Kämpfe unserer Zeit nur Kämpfe um Grabdenkmale. Zwar glaubt auch er nicht mehr „an die Wiederauferstehung der Freude des Alterthums", doch dünken ihm „deren Trümmer heilig. Wohlan, ruft er, huldigen wir dem Seelenschmerz, nicht wie Feinde, sondern wie Brüder, lasst uns die Schwermuth der Gegenwart zum Ausdruck werden des Leides, dass der Vorzeit Freude entflohen."

Aber da er sich einsam sah auf seiner Höhe, wurde er müde und still. Er schreibt das Buch, das jeder Dichter einmal schreiben muss, den „Hans Alienus", ein Buch, in welchem alle Thränen und alle Hilflosigkeit seines Lebens in eine stille christliche Resignation ausklingen, und die großen Fackeln, die er anzünden wollte, lassen einen feinen süßlichen Duft von Weihrauch zurück: das Christenthum hat die Freuden der Urzeit mit schmerzlichen Schatten bedeckt, aber dann gab es ihm milde Lichter in seine Einsamkeit. Mit Hans Alienus meint er, dass er stets für das Glück leben wollte, es aber keinen Tag seines Lebens gethan, dass sein Weg nur der Weg eines Bettlers gewesen; mit einer Wachstafel, auf der jede Lüge sich selbst verwischt, musste er herumwandern, ewig genarrt von der Wahrheit, die stündlich ihre Farbe wechselt. Denn er hat einmal von den Fluten des Styx im Todtenreiche getrunken, und er konnte nimmer die Schatten bannen, an welche er gekettet war; alle Schönheit und alle Jugend, unter welche er sich mischt, können die große, einzige Schwermuth seiner Tage nicht besiegen, „und in der Stille der Nächte muss er weinen wie früher". Bis Christus ihm seine zarte, milde Hand reicht und ihm die Himmelsruhe bringt.

*

So hat Schweden in Heidenstam seinen modernen Romantiker gefunden, wie Dänemark in Jacobsen, aber sie sind Antipoden in der Zauberwelt der Phantasie: Jacobsen hat seine innere Schönheit in die umgebende kleine Welt getragen; ihm war jede einfache Krümmung einer Landstraße, jede Lehmgrube genug, um sich in sie für einen Moment zu verlieben, selbst seine dürftige Krankenstube füllt er mit Lichtern und Düften, und den ärmsten Worten gibt er eine keusche Schönheit, als ob sie eine große Cultur und eine große Zeit hinter sich hätten; das Wort ist das Dornröschen, das er aus einem langen Schlafe weckt und dem er eine ewige Jugend gibt. Er bleibt stets auf dieser armen Erde, die er liebt und die er mit seinen Träumen vergoldet, gleich jenem Zauberer Verlaine, der seine Armenstube mit Scheingold ziert. Heidenstam aber hat ihr nichts zu geben als die Klage; seine Welt ist entgöttert, die Schönheit eine Leiche, die er küsst, er hat große Ideale und kleine, graue Wirklichkeiten. Aber beide leiden sie an der Zeit und beide an ihrem Stande. Beide sind sie enterbt, der eine von der Gegenwart, der andere von der Vergangenheit. Und doch waren sie beide vielleicht die lachenden Erben ihrer Armut, die ihnen die Gesänge gegeben hat.

Gegeben — und Heidenstam weilt im besten Mannesalter noch unter den Lebenden. Aber ich zweifle, ob er nach seinem „Alienus" noch etwas zu sagen hat; er hat seine letzten Geheimnisse ausgegeben, denn es gibt feine Dichternaturen, die eine Revolution nicht überleben können: sie legen ihren ganzen Reichthum in Schießpulver an. Aber es gibt auch Niederlagen, die die Unsterblichkeit genau so sichern, wie die großen Siege. Heidenstams Ernte gibt nur ein kleines Bündel, aber es wiegt schwer. In seinen Nerven ist das ewige Leuchten; in seinem „Alienus" ist die bleiche Schönheit letzter Herbsttage. Er hat die Literatur nicht um Typen bereichert, und er selbst ist im höheren Sinne Epigone, aber er hat den aristokratischesten Stil unter den Schweden. Er erinnert darin wie in noch anderer Hinsicht an den

Flaubert des „Salammbo", an Flaubert, von dem gesagt wurde, dass er herrliche Sätze und schlechte Capitel schreibe. Er hat in seinen Bildern unzählbare Stationen, die die Reise oft verleiden. Umso lieber weilt man dann bei seinen Sätzen.

Er sieht sich einsam und seltsam an unter seinen heimischen Zeitgenossen. Stellt man ihn in die Reihe des Dialectikers Strindberg, des Gourmands der Psychologie Hansson und des kraftvoll in seinem Erdreiche wurzelnden Geierstam, so wird man an Heidenstam eher einen psychologischen als einen literarischen Maßstab anlegen müssen, um ihn zu erklären. Und wir haben dabei Gefühle, die nicht ohne Wehmuth sind: er ist ein Dichter jenes Schlages, der ausstirbt. Sehen wir zu, dass wir die Fahne der Schönheit aufgreifen, die sie stets aufgepflanzt und die jetzt ihrer sterbenden Hand entgleitet. Stets waren sie in ihrer Einsamkeit die Wahrer großer Güter, und das ist ihr großer Beruf gewesen.

Hermann Menkes.

Der Fall Scala.

(Oesterreichisches Museum und Gewerbeverein.)

Unsere liebe Stadt Wien hat in den letzten Monaten der Provinz und dem Auslande ein beschämendes Schauspiel geboten. Ein Beamter des Unterrichtsministeriums, Hofrath Arthur von Scala, wurde das Object niedriger, in Form und Inhalt ungewöhnlicher Angriffe. Der Fall drohte in einen argen Scandal auszuarten, wenn sich nicht das Unterrichtsministerium seines Beamten in letzter Stunde angenommen und einer Gruppe dieser Angreifer eine energische Abfertigung hätte zutheil werden lassen.

Man mag über die Richtung, in der sich der neue Leiter unseres Oesterreichischen Museums (des Kunstgewerbemuseums) bethätigt hat, subjectiv verschiedener Meinung sein, man mag sich mit ihr persönlich einverstanden erklären oder nicht; eines kann man ihm wohl nicht absprechen: er hat gearbeitet, er hat was geleistet. Innerhalb der Zeit von vier Monaten hat er aus einem Magazin, in dem die Keramiken von Jahrtausenden wie Kraut und Rüben aufgestapelt waren, eine wohlgeordnete Sammlung gemacht; er hat uns eine Monatsschrift gegeben, die das beste Druckerzeugnis ist, das in diesem Jahrhundert in deutscher Sprache eine Officin verlassen hat und das man, wenn die Engländer ihrem von Morris gedruckten Chaucer den Beinamen the finest book of the world gegeben haben, ruhig the finest periodical of the world nennen kann, er hat uns eine Weihnachtsausstellung geboten, die in Wien im Verhältnisse zu ihrer Bedeutung allerdings recht wenig Aufsehen erregt hat, dafür aber im Auslande noch heute die gesammte Fachpresse beschäftigt. Schon hatte man uns zu den Todten geworfen, seit Eitelbergers Tagen hat man sich nicht mehr mit uns beschäftigt. Da erscheint ein neuer Director, kein Bureaukrat, aber ein Mann mit offenem Blick für das Leben, und mit einem Schlage stehen wir wieder im Mittelpunkte des Interesses. Das ist für die kurze Spanne Zeit eine Summe gewaltiger Arbeit, wenn man bedenkt, dass nebenbei auch die laufenden Geschäfte der Directionsführung zu erledigen waren, die die Zeit seiner Vorgänger fast vollständig in Anspruch nahmen.

Die Tischlergenossenschaft nun, der Gewerbeverein und der Kunstgewerbeverein sind der Meinung, dass diese ganze emsige Thätigkeit unserer Kunstindustrie gefährlich ist. Man erwartet Beweise; und es ist auch versucht worden, solche beizubringen. Aber wie sehen dieselben aus! Es wird sich aus dem Folgenden ergeben, dass der Kampf gegen die Person und die Thätigkeit Scalas ausschließlich mit Unwahrheiten und Verleumdungen geführt wurde. Das macht die Sache dieser drei Gruppen im vorhinein verdächtig.

Die Weihnachtsausstellung bildet das Angriffsobject. Schon als Director des Handelsmuseums wurde Herrn Hofrath v. Scala die betrübende Erfahrung zutheil, dass der Import von Gebrauchsmöbeln immer größer werde, während der Export zurückgeht. Er begab sich auf Reisen, um die Ursache dieser Erscheinung zu erforschen. Da musste er denn eine erstaunliche Wahrnehmung machen. Die Weltausstellung in Chicago hatte eine merkwürdige Veränderung in der Wohnungsausstattung hervorgebracht. Nicht mehr der Decorateur und der Tapezierer gaben den Stil in der Wohnung an, sondern der Tischler. Auch der Architekt hatte nicht mehr so viel zu sagen, und nur dann wurde er zur Arbeit herangezogen, wenn er fest versprochen hatte, seine liebgewordenen formalen Gemeinplätze, seine Säulen, Consolen, Gesimse und Balustraden zuhause zu lassen. Die Möbel aber sollten vollends wie aus der Hand des Tischlers hervorgegangen sein. Die Solidität und Correctheit der Werkstatt sollten ihnen anhaften. Und wie unsere Damen immer mehr den vom soliden Schneider gemachten Costümen, the tailor made costumes, den Vorzug geben, wenn sie auch nicht den phantastischen Reichthum des „dichtenden" Damenschneiders aufweisen, so will man auch in der Wohnung vom Tischler gemachte Möbel sehen. Sagen wir: cabinetmaker made furniture.

Scala kam zurück und theilte seine Wahrnehmungen den Wiener Tischlern mit. Die waren doch, so sollte man meinen, seelenfroh, als sie das neue Heil erfuhren, das ihnen nun wieder die Herrschaft auf ihrem eigenen Gebiete verkündete. Keineswegs. Ja, sagten die, das könne in Frankreich, in England oder in Deutschland möglich sein, aber in Oesterreich kaufe das niemand. Je mehr Säulen und Profile, desto besser. Das Publicum verstehe das nicht anders. Der Herr Hofrath v. Scala sei vielleicht ein sehr tüchtiger Beamter, aber vom Geschäft verstehe er gar nichts.

Scala ließ sich nicht abschrecken. Kunstfreundliche, hochsinnige Cavaliere, die es tief bedauerten, wegen der Unfruchtbarkeit unserer Tischler auf diesem Gebiete ihre Aufträge im Auslande anfertigen lassen zu müssen, stellten ihm einen namhaften Vorschussfonds zur Verfügung, der es den kleineren Tischlern ermöglichen sollte, die ihnen vom Hofrath übergebenen Möbel zu copieren. Wer mitarbeiten wollte, konnte es thun. Anfangs gieng es freilich schwer. Die Möbel, die vornehmlich *englischen* Ursprungs waren — die Ursache dieser Erscheinung glaube ich in einem früheren Aufsatz genügend nachgewiesen zu haben*) — hatten durch das vorzügliche überseeische Material (Mahagoni) und die sprichwörtliche solide englische Arbeit nicht das gewohnte Quantum Holz aufzuweisen, und die nöthige Stabilität musste eben durch ungewohnt solide Arbeit ersetzt werden. Leider war ja der Kleinmeister durch die Concurrenz der großen Firmen in den letzten Jahrzehnten zur Schleuderarbeit gezwungen worden. Freilich sehr gegen seinen Willen. O, der kleine Wiener Tischler würde schon gern solid und langsam arbeiten, wenn's ihm gezahlt würde. Hofrath v. Scala bewies ihm nun, dass es wirklich gezahlt würde, dass auch die einfache Tischlerarbeit in Wien gute Preise erzielen kann. Er gestattete nämlich, dass diese copierten Möbeln, gleichsam als Musterproben solider, theurer Arbeit, im Museum Aufstellung fanden und zum Verkaufe angeboten wurden. Zu diesem Zwecke wurde eine Verkäuferin angestellt. Aus dieser harmlosen Thatsache wurde, wie wir noch sehen werden, der abenteuerlichste Vorwurf geschmiedet.

Der geschäftliche Erfolg war ein unerhörter. Wie ausgehungerte Wölfe stürzten sich die Leute auf diese Sachen. Die Ehren der Arbeit konnte jeder Meister für sich in Anspruch nehmen, war doch sein Name bei jedem Gegenstand angegeben. Die Verkäuferin und sonstige Spesen wurden durch einen Zuschlag von zehn Procent bezahlt, den sich jeder Gegenstand gefallen lassen musste. Der Hofrath behielt sich nur die Entscheidung darüber vor, ob die Tüchtigkeit der Arbeit mit der Würde des Hauses im Einklang steht. Denn er allein ist für das Haus dem Staate gegenüber verantwortlich.

Gegen diese Action richteten sich nun die Angriffe der genannten drei Vereinigungen. Am ehrlichsten benahm sich hiebei noch die Tischlergenossenschaft. Nicht als ob sie sich anständiger Waffen bedient hätte. Aber sie gab wenigstens bei der Eröffnung der Feindseligkeiten den wahren Grund an: Geschäftsstörung. Die Genossenschaft gibt sich nämlich der Illusion hin, dass ihr Warenhaus durch den Verkauf der Möbel im Museum seinen Kundenkreis zum Theil verloren hätte. Sehr mit Unrecht. Diesen Käufern, fast durchwegs Angehörigen des Hofes und des Hochadels, wäre es wohl nie eingefallen, ihren Fuß in das tüchtig geleitete genossenschaftliche Warenhaus zu setzen, dessen Kundenkreis sich vornehmlich aus den wohlhabenden Bürgerkreisen zusammensetzt. In Wirklichkeit also hat ein Theil der Mitglieder der Genossenschaft nur gewonnen, da er durch die Exposition seiner Arbeiten im Museum eine Kundschaft erworben hat, die bisher nur mit den größten Decorationshäusern in Verbindung stand. Gehören doch alle die kleinen Wiener Meister, denen der Hofrath die Museumsräume zur Verfügung stellte, der Genossenschaft an. Das scheint der Vorstand derselben zu übersehen. Um der vermeintlichen Geschäftsstörung von Seiten des Directors ein Ende zu machen, wurde folgende haarsträubende Geschichte erfunden: Hofrath Scala habe im Museum ein Wohnungseinrichtungs-Etablissement errichtet. Die Gegenstände würden im Hause erzeugt. Tischler und Tapezierer, eingeschmuggelt und als Diener verkleidet, arbeiten fieberhaft in geheimen Werkstätten ꝛc. ꝛc. Kurz und gut, der neue Director entfalte eine kolossale Fabriksthätigkeit. Kein Blödsinn ist so dumm, dass er nicht in Wien geglaubt würde. Und so glaubte es auch der Landtagsabgeordnete Schneider und brachte es zu Papier. Das Papier aber brachte er in den Landtag. Von „Beweggründen" dieser industriellen Thätigkeit Scalas war in der Interpellation selbst noch nicht die Rede. Um so eifriger wurden sie aber am Stammtisch discutiert. Das war doch dem dummen Kerl von Wien einleuchtend: umsonst arbeitet niemand! Also hat er was davon. Warum aber will er was davon haben? Weil er Geld braucht. Warum braucht er aber Geld? Ja siehst du es denn nicht, du guter dummer Kerl von Wien, wie der Mann *angezogen* ist? Aus England lässt er gar seine Kleider kommen. Ja, welcher Hofrath kann denn das von seinem Gehalt? Und Sportsman ist er auch, neulich hat man ihn sogar reiten gesehen! Ein Hofrath reiten!

Die Interpellation wegen der geheimnisvollen Museumsfabrik mit den verkleideten Arbeitern ist noch nicht beantwortet und wird es auch wohl nie werden. Der dumme Kerl von Wien hat sich auch nach und nach beruhigt, als er erfuhr, dass Herr v. Scala mit nicht abgetretenen Absätzen durchs Leben wandeln und den Prater zu Pferde passieren könnte, selbst wenn er nicht jeden 31. sein Hofrathsgehalt ausgezahlt bekäme. Und er sieht es ja gern, der dumme Kerl von Wien, wenn der „Cavalier" sein Geld ausgibt.

Mit nicht so groben, durchsichtigen Mitteln arbeitete der Gewerbeverein und der Kunstgewerbeverein. Den wahren Grund ihrer Feindseligkeit gegen den Director gaben sie nicht an; der ist aber leicht zu durchschauen. Durch den jahrelangen Druck nämlich, dem der kleine

*) „Die Weihnachtsausstellung im Oesterreichischen Museum" in Nr. 168 der „Zeit".

Meister ausgesetzt war, hatte er sich an Preise gewöhnt, die sammt dem Zuschlag von 10 Procent noch immer so niedrig waren, dass sie eine ernste Gefahr für die Großindustrie bildeten. Bis dahin waren diese kleinen Preise immer vor dem großen Publicum geheim gehalten. Man wusste es stets im Glauben zu erhalten, dass es sich um occasionelle Verkäufe handle. Wer kennt sie nicht, die spaltenlangen Annoncen: Aus dem Nachlasse einer Sängerin — Decorationsdivan so gut wie neu — 2c. Das Publicum wurde nicht angelogen: der Divan war wirklich neu. Und nun kommen diese Preise, die schon das Tageslicht gemieden haben, stellen sich mitten in den Säulenhof des Ferstelschen Prachtbaues und sprechen eine erschütternde Sprache von Tischlernoth und Kleinmeisterelend. Und dabei sind das für den kleinen Mann schon hohe Preise, so hoch, wie er sie sich nie erträumt hätte.

Aber für die niedrigen Preise kann man den Director nicht verantwortlich machen. Er selbst hat, da ihm in Bezug auf den Preis gar kein Einfluss zusteht, den Antrag gestellt, den Zuschlag von 10 Procent im Interesse der Aussteller zu erhöhen. Man ist nicht darauf eingegangen. Der Meister ist eben durch die jahrelange Schundarbeit so verschüchtert, dass er seiner Arbeit gar keine ordentliche Kaufkraft zutraut. Dies wäre der Punkt gewesen, in dem man gegen die Exposition Einwendungen hätte erheben können. Aber das thaten unsere Großindustriellen nicht. Sie haben ein gar schlechtes Gewissen. Im jahrelangen gegenseitigen Concurrenzkampfe haben sie die Preise stetig herabgedrückt und die kleinen Meister, die alle in ihrem Solde standen, mussten die Kriegskosten zahlen. Die Wahrheit wollte man also nicht eingestehen. Man suchte nach anderen Gründen. Der Gewerbeverein behauptete also, dass Hofrath v. Scala das Gewerbe, der Kunstgewerbeverein, dass er die Kunst schädige. Sehen wir uns die Beweise einmal näher an.

Das erste Signal in dieser Richtung gab die „Ostdeutsche Rundschau". Man kann wohl sagen, dass dieses Blatt von den Gegnern des Herrn v. Scala missbraucht worden ist. Denn es brachte selbst bald darauf eine Entgegnung von O. v. Falke, dem Sohne unseres unvergesslichen Jakob v. Falke, dem gegenwärtigen Director des Kunstgewerbemuseums in Köln. Dieses Signal, das uns noch oft, zuletzt vom Herrn Jaray vorgeblasen wurde, bestand aus zwei Feuilletons, von denen sich das zweite sehr geschmackvoll „Die englische Krankheit" betitelte. Man sieht gleich, wo der anonyme Herr — er zeichnete sich B. v. L. — hinaus will. Der Umstand, dass so viele Möbel in der Ausstellung englischen Vorbildern entstammten, entflammt den Herrn zu folgender Anklage:

„Der englische Stil ist nirgends Mode, er ist nur bei uns zu ganz bestimmten Zwecken gemacht worden, doch wollen wir hoffen, dass es noch Zeit ist, den geplanten Fischzug zu verhindern. Wo soll denn der englische Stil Mode geworden sein? In Frankreich? Niemals! In Deutschland? Auch nicht. Im Norden gibt der Kaiser selbst den Ton an und im Süden haben München und Stuttgart die führende Rolle, diese beiden Städte pflegen mit richtigem Verständnis für das Wohl der Gewerbetreibenden die deutsche Renaissance. Die englische Richtung wird ausschließlich vom Herrn v. Scala und einigen sattsam bekannten Großindustriellen gepflegt, die ihren Schnitt dabei zu machen hoffen; haben diese Herren ihren Gewinn ins Trockene gebracht, dann dürfte es wohl mit der englischen Mode vorüber sein. Jetzt ist die Zeit gekommen, die Gewerbetreibenden vor der englischen Ausbeutung zu schützen."

Herr Jaray, der Kampfführer des Gewerbevereines, hat sich allerdings nicht mit diesen Worten identificiert, doch erhebt er eine neue Verleumdung. Vielleicht drückt er sich nur präciser aus. Er behauptet nämlich: „Es kann dem Director, Hofrath v. Scala, direct nachgewiesen werden, dass durch seine Vermittelung Zimmereinrichtungen, so für Herrn v. Schoeller solche im Werte von 50.000 fl., in England bestellt wurden. (Bewegung.) Die österreichischen Steuerzahler honorieren doch nicht einen Director am Kunstgewerbemuseum, damit er sich mit der Vermittelung für englische Industrielle beschäftigt. (Stürmischer Beifall.)" Zur Charakterisierung dieser „Anklage" diene folgender Bericht. Herr v. Scala traf zufällig mit dem Architekten des Herrn v. Sch., der übrigens englischer Generalconsul ist, Baurath Helmer zusammen. Gesprächsweise theilte ihm der Baurath mit, dass er demnächst für Herrn v. Sch. zwei Zimmer bei M. in London machen lassen will. Herr v. Scala gab ihm den Rath, und jeder Kunstgewerbetreibende wird ihm beipflichten müssen, es lieber mit H. zu versuchen. Der Baurath dankte für den Rath, und erst nach Jahresfrist bekam der Hofrath, der nebenbei auch damals Director des Handelsmuseums war, von Herrn v. Sch. die Einladung, sich die beiden Zimmer anzusehen.

Aber Herr Jaray weiß nicht nur von der Directionsführung, sondern auch von dem englischen Möbelstil wahre Schandthaten zu erzählen. Er schädige das Gewerbe. Zugegeben. Dann hat aber Herr Jaray nicht das Recht, gegen Herrn v. Scala in dieser Sache aufzutreten. Denn er war lange vor der Action des Directors in England und hat sehr viele englische Muster mitgebracht und seither verarbeitet. Also hört sich der Vorwurf, Herr v. Scala suche für den englischen Stil Propaganda zu machen, gerade im Munde dieses Herrn sehr komisch an. Herr Jaray, Sie haben schon lange an der Schädigung unseres Gewerbes gearbeitet, ehe vielleicht Hofrath v. Scala daran gedacht hat, sich an dieser Minierarbeit zu betheiligen. Aber hören wir nun die Gründe, mit denen Herr Jaray seine Anschuldigungen gegen den englischen Möbelstil erhärtet. Er wird wohl nichts dagegen haben, wenn ich zu diesem Behufe den Verfasser der „englischen Krankheit" citiere, da er im Wesentlichen dasselbe gesagt hat, mir aber die Ausführungen des Herrn Jaray im Stenogramm nicht zugänglich sind. Herr B. v. L. sagt also: „Der wackere Eitelberger, Ferstel, Schmidt, Falke u. A. führten die österreichische Kunstindustrie in die richtigen Bahnen, schon zeigten sich allseitig schöne Erfolge, nicht nur auf rein künstlerischem, sondern auch auf wirtschaftlichem Gebiete." — Wie stimmt das, nebenbei, mit den vielfachen Klagen über die Nothlage zusammen? — „Da tritt nun plötzlich ein Mann an die Spitze des österreichischen Museums, der keine andere Aufgabe kennt, als die englische Industrie zu kräftigen. Die englische Möbelindustrie verwirft die Schnitzerei." Na, da möchten wir denn doch bitten. Das that die englische Industrie niemals. Im Gegentheile: Wenn die Epoche nur theilweise geschnitzte Möbel forderte, dann übersäten die schnitzfreudigen Engländer ihre Möbel über und über mit Schnitzereien, wie man sich durch den Augenschein an dem englischen Zimmer aus dem 16. Jahrhundert vom Hoftischler Müller überzeugen konnte. Aber selbst in Zeiten, wo die ganze Welt sich mit den scheppernden Empire-Ornamenten aus Blech oder Bronce zufrieden gab, hielten die englischen Tischler an der Schnitzerei fest oder verwendeten eine andere Holzschmucktechnik, die Marquetterie. Lassen wir aber, allerdings nicht mehr Herrn Jaray — derselbe sprach vor Fachleuten und war dementsprechend doch vorsichtiger — sondern Herrn B. v. L. weiter fortfahren: „Warum die praktischen Engländer die Schnitzerei verwerfen, liegt auf der Hand. Noch ist bisher keine Maschine erfunden worden, mit welcher sich Schnitzereien herstellen ließen, die Holzschnitzerei ist eines der wenigen Gebiete, welches der freien Hand von der Maschine noch nicht entwunden worden ist. Daher ist das englische Möbel glatt von oben bis unten." Sie haben die letzten Jahrzehnte verschlafen, Herr B. v. L.! Aber weiter! „Ebenso schwer, wie die Holzbildhauer werden die Metallarbeiter durch diese neue Laune getroffen. Die deutsche Renaissance — unser Volksstil — versieht die Möbel mit künstlerischen Beschlägen. Das englische Möbel kennt nur die durch die Maschine hergestellte Angel und das kleine geschlagene Schlossblättchen." Da haben wir wieder die Fälschung, dass Volksunterschiede an die Stelle von Zeitunterschieden gesetzt werden. Auch hier muss ich wiederholen: Als Deutschland, England und Frankreich keine Beschläge hatten, machten auch die Engländer keine Ausnahme davon. Aber weiter. „Das deutsche Möbel lässt das Holz als solches wirken. . . . . da kommt plötzlich das englische Möbel mit seinem rothen, grünen und blauen Oelfarbenanstrich." Ich weiß nicht, wo Herr B. v. L. solche englische Möbel gesehen hat. Vielleicht bei einem jener Herren Industriellen, die so begeistert das Kunstgewerbe retten wollen. Aber Hofrath v. Scala hat nicht ein einziges englisches mit Oelfarbe gestrichenes Möbel ausgestellt. Die einzigen derartigen im Museum sind deutschen und französischen Ursprunges. Nicht genug scharf kann aber dem auch von Jaray erhobenen Vorwurf, dass die Engländer die Maschinenarbeit bevorzugen, entgegengetreten werden. Durch eine solche Behauptung wird ja der Wahrheit direct ins Gesicht geschlagen. Gerade das Gegentheil ist der Fall. Von England aus, von Ruskin, Morris, Walter Crane geht die Regierung der Maschine aus. Ja die Engländer gehen in ihrer Forderung bis zur letzten Consequenz: Der Künstler, der das Werk entworfen, stelle sich selbst in die Werkstatt, um es mit eigener Hand auszuführen. — Schließlich stellte Herr Jaray die Behauptung auf: Kein anderes Museum der Welt hat diesem Stil Eingang gewährt. Das ist eine Unwahrheit. Alle Kunstgewerbemuseen der Welt haben diesem Stil Rechnung getragen.

Die denkwürdige Versammlung des Gewerbevereines kann ich nicht besser charakterisieren, als indem ich ihr ein Gegenstück an die Seite stelle, das auch nur auf Wiener Boden möglich war. Ich meine jene Resolution der Fiaker und Einspänner, die sich gegen die Erfindung der elektrischen Trambahn richtete. Beide Versammlungen entsprangen einer gewissen Seite des Wienerthums, die uns schon manchen Spott eingetragen hat und uns am rechten culturellen Aufschwunge hindert.

Anders hat der Kunstgewerbeverein die Sache angepackt, und zwar bei der ästhetischen Seite. Hofrath Bruno Bucher, der Vorgänger Scalas, schrieb im Organ des Kunstgewerbevereines, „Blätter für das Kunstgewerbe" (Band 17, Heft 1, Verlag von R. v. Waldheim, Wien), einen Artikel gegen die Bestrebungen seines Nachfolgers, der schon durch seinen Titel „Die Renaissance des Zopfes" andeutete, von welcher Seite man die Bestrebungen des Directors in diesem Blatte anzugreifen gedachte. Das war eine neue Nuance. Nicht die Engländer, sondern die Epoche wurde in Acht und Bann gethan, welcher die meisten Scala-Möbel entstammten. Bekanntlich glaubte man diese Epoche lange Zeit hindurch, noch bis vor zwanzig Jahren, mit dem wenig besagenden Worte „zopfig" abthun und lächerlich machen zu können. Damals trug man die Perücke: also sind auch die Möbel dieser Zeit zu verwerfen. Dieses Schlagwort, das vielleicht in der Jugendzeit des Herrn Hofrathes Bucher für den Kampf noch gut genug war, scheut man sich nicht, wieder hervorzuholen. Man rechnet dabei freilich auf sehr naive Leser.

Schließlich kommt Herr Bucher aber auch auf die Engländer zu sprechen und jongliert längere Zeit mit den Worten zopfig und englisch, so dass man bald die beiden Begriffe kaum voneinander unterscheiden kann. Sehr geschickt gemacht. Er behauptet auch, dass er schon vor Jahren die Forderung gestellt hätte, dass Form und Zierat durch den Zweck beherrscht und neue Anregungen der Natur entnommen werden. Wo will also Bucher hinaus? Ist ihm Scala noch zu wenig modern? Denn Scala hat es bisher noch nicht gewagt, eine so radicale Forderung zu stellen. Und, wenn es ihm wirklich damals Ernst gewesen wäre, als er noch das Scepter im Museum führte, warum hat er nicht diesen Worten die That folgen lassen? Wo ist aber der Sessel, der Tisch, das Sopha, wo sind die praktischen Erfolge? Der Mann, der nur den Ausspruch thut, es sollte eigentlich das lenkbare Luftschiff erfunden werden, kann wohl noch nicht behaupten, dass er sich um diese Erfindung ein Verdienst erworben habe. Allerdings hat er ein Vorlagenwerk veranlasst, das alte Möbel auf moderne Verhältnisse anwenden sollte. Wer aber ausgeführte Proben dieser Möbel gesehen hat — nebenbei gesagt, waren sie gleichfalls aus der vielverschrieenen „Zopfzeit" — der wird wohl nicht behaupten können, dass Natur und Zweckmäßigkeit bei diesen Einrichtungsgegenständen Pathe gestanden sind.

Zum Schlusse macht sich Bruno Bucher übrigens noch einer Unehrlichkeit gegen seine Leser schuldig. Ich schrieb in dem oben bereits erwähnten Aufsatze der „Zeit" beiläufig Folgendes: Da der Allgemeinheit die kolossalen Geldmittel des Königthums der vorigen Jahrhunderte nicht zugebote stehen, so copiert sie die feinsten Möbel auf Kosten des Materials und der Arbeit und das schreckliche Ungeheuer, das unserem Gewerbe das ganze Mark aus den Knochen zu saugen droht, die Imitation, nahm von unseren Werkstätten Besitz. Bruno Bucher citiert diese Stelle, aber nur von den Worten „das schreckliche Ungeheuer" an, verschweigt also meine eigentlichen Argumente gegen die Imitation. Dann schließt er kühn, dass ich mich als „begeisterter Herold der englischen Mode auf einer argen Ketzerei ertappen ließ." Denn, so meint er folgerichtig „darf man auch Englisches nicht imitieren." Meine Leser mögen sich über die „Wissenschaftlichkeit" dieser Methode selbst ein Urtheil bilden.

Selbstverständlich beeilte sich Hofrath v. Scala sofort, dem Kunstgewerbeverein — er berief sich ausdrücklich auf diesen Artikel — seinen Austritt anzuzeigen. Der Hauptangriff sollte aber erst kommen. Hatten die Leute im Burgtheater es fertig gebracht, einen Director zu stürzen, ist man mit Badeni fertig geworden, so wird wohl auch Scala zu beseitigen sein: Worte, die buchstäblich noch vorige Woche cursierten.

Zum näheren Verständnisse sei bemerkt, dass der vollständig private Kunstgewerbeverein in dem den Gesammtinteressen des österreichischen Kunstgewerbes dienenden Hause das Gastrecht genießt. Leute, die außerhalb des Vereines stehen, wundern sich allerdings darüber, dass dieser noch nicht Takt genug besessen hat, angesichts des Raummangels, der die Direction zwingt, mustergiltige alte Stücke in Magazinen verpackt liegen zu lassen und so dem Publicum vorzuenthalten, die bisher innegehabten Räume zu verlassen. Was sich aber die Herren in den letzten Tagen in einem staatlichen Gebäude herausgenommen haben, geht doch über die Hutschnur. Der Verein erhielt für seine Weihnachtsausstellung, die alle 2 Jahre stattfinden sollte, die Räume des ersten Stockwerkes und den Säulenhof zur Verfügung. Schon im letzten Jahre hatte der Director, obwohl diesmal merkwürdigerweise von der zweijährigen Pause Umgang genommen wurde, den Herren den Säulenhof überlassen, obwohl er ihn für die Ausstellung des Museums sehr nothwendig gebraucht hätte. Am 22. v. M. berief nun Hofrath v. Scala eine Anzahl von Kunstgewerbetreibenden zusammen, um über die nächste Weihnachts-Ausstellung des Museums zu berathen. Es wurde beschlossen, die Ausstellung im großen Stile durchzuführen und dazu sämmtliche Räume zu benützen. Am 23. kam dieser Beschluss in die Blätter. Am 28. v. M. hielt der Kunstgewerbeverein seine Plenarversammlung. Auch in dieser wurde beschlossen, das nächste Jahr eine besonders große Ausstellung zu veranlassen — die dritte innerhalb drei Jahren. Aber wo? Lieber Leser, Sie errathen es ja doch nicht. In eben denselben Räumen und zu derselben Zeit, wie sie der Director für sich in Aussicht genommen hatte! Als guter Witz ist ja der Beschluss nicht ohne, aber ernst genommen darf so ein Vorgehen nicht werden. Es kommt aber noch besser. Man stellte den Antrag, es möge an den erzherzoglichen Protector des Vereines herangetreten und das Ersuchen gestellt werden, dass der Ausstellungsplan des kaiserlichen Beamten Scala durch ein höheres Machtwort vernichtet und den Herren vom Kunstgewerbevereine Platz gemacht werde. Kühn sind die Herren, das muss man ihnen lassen. Der Unterrichtsminister machte dem unwürdigen Treiben ein Ende, indem er sofort nach Bekanntmachung dieses Beschlusses den Hofrath in Audienz empfieng und die von ihm beabsichtigte Weihnachts-Ausstellung zu fördern versprach. Erst dadurch scheinen die überhitzten Köpfe der Herren vom Kunstgewerbeverein etwas zur Besinnung gekommen zu sein.

Der Fall Scala erscheint mir für unsere Zeit von dem nöthigen culturgeschichtlichen Interesse, das eine Aufzählung seiner Phasen rechtfertigt. Einer Kritik der Scala'schen Thätigkeit habe ich mich enthalten. Aber einem Berufenen möchte ich das Schlusswort in dieser Angelegenheit ertheilen. Es ist O. v. Falke, der in dem schon citierten Beitrage der „Ostdeutschen Rundschau" schrieb: „Damit aber die österreichischen Kunsthandwerker die neuen Formen kennen lernen und benützen können, damit sie in den Stand gesetzt werden, mit anderen Nationen Schritt zu halten und den nöthigen Anforderungen gerecht zu werden, zu diesem Zweck ist das Oesterreichische Museum nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, in seinen Ausstellungen englische Arbeiten vorzuführen."

Adolf Loos.

Die Secession.

(Zur ersten Kunstausstellung der Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs in der Gartenbaugesellschaft am Parkring.)

II.

Ich gehe noch immer mit den Leuten in der Secession herum, lasse mich fragen, antworte, frage selbst und trachte, ihnen mit dieser sokratischen Methode zu helfen. Gestehen wir es nur, wir „Recensenten": dem Künstler haben wir ja doch nichts zu geben. An uns ist es, den Laien für den Künstler zu erziehen.

Der neunte Saal gehört dem Belgier Constantin Meunier. Es sind Pastelle und Bronzen da. Meunier ist heute ein alter Mann, an die Siebzig. Es ist noch nicht lange her, dass man ihn kennt: denn seine großen Sachen hat er erst in den letzten zehn Jahren geschaffen, seit er in das „schwarze Land", in den Borinage kam. Er hat selbst erzählt, dass die „wilde und tragische Schönheit" dieses Lebens erst den Künstler in ihm geweckt hat. Sie will er ausdrücken.

Die Leute sagen da immer: Germinal! Ja, es ist dieselbe Welt, die wir aus dem Roman von Zola kennen. Ist sie auch auf dieselbe Art gefühlt? Betrachten wir die Bilder. Diese sind wirklich wie Illustrationen zum Germinal. Das Schreckliche, das Unmenschliche der Arbeit in den Gruben wird mit derselben Wuth geschildert. Aber betrachten wir dann die Bronzen. Ich zeige auf den Schmied oder auf den Arbeiter mit der Laterne und frage: Ist das dasselbe? Man zögert mit der Antwort, nach einigem Hin und Her wird gesagt: „Nein, es sind zwar dieselben Menschen, aber anders gesehen, die Bilder haben eine revolutionäre Gesinnung, die Bronzen nicht, die Bronzen haben eigentlich gar keine Gesinnung." Nun frage ich: Möchten Sie so ein Bild in Ihrem Zimmer haben? „Nein." Warum nicht? „Ich will doch nicht in einemfort an das Grausliche des modernen Lebens erinnert werden." Möchten Sie eine von den Bronzen haben? „O ja." Erinnern die denn nicht auch an das Grausliche des Lebens? Sie stellen doch dieselben Menschen dar! „Ja, aber sie sind so schön, dass man das vergisst. Man denkt gar nicht mehr daran, ob es diesen Leuten schlecht geht, sondern man bewundert ihre einfachen und großen Geberden." Jetzt frage ich: Erinnern Sie diese Bronzen an etwas, ich meine an andere Sculpturen, die man damit vergleichen könnte? Jemand hat mir neulich geantwortet: „An gewisse Sachen von unserem Strasser, zum Beispiel an den Marc Anton." Wie kann ein Schmied an den Antonius erinnern? „In der Form! Die Form hat bei beiden dieselbe Größe. Beide haben etwas Absolutes sozusagen. Man vergisst bei diesen Bronzen doch ganz, dass das Arbeiter sind; es könnten auch Sclaven sein." Das heißt wohl: sie haben etwas Antikes. „Ja, das ist es, der Maler Meunier zeigt uns eine moderne Welt; die Bronzen lassen uns dieselbe Welt so sehen, als ob sie uns nichts angehen würde, ohne Zorn, ohne Mitleid, eigentlich ohne jedes Gefühl, so dass wir jetzt erst bemerken können, wie schön sie doch ist."

Jetzt sage ich: Haben Sie einmal ein Pferd gesehen, das geschlagen wird, so dass es sich bäumt? Was empfinden Sie dabei? Was werden Sie thun? „Es wird mir weh thun, das arme Thier leiden zu sehen, und ich werde nach der Polizei rufen." Gut, nun denken Sie sich aber: Sie sind sehr weit weg, so dass Sie nicht hören können, wie die Hiebe sausen, sondern aus der Ferne nur die wilde Bewegung des Pferdes sehen. Das Pferd wird ja in seinem Schmerz viel schöner, als es sonst ist. Ist es nicht möglich, dass Sie vor Freude über diese Schönheit gar nicht mehr an die Qualen des Thieres denken? „Ja, das ist möglich." Nun sehen Sie: Der Mann, dem es wehe thut, das Pferd geschlagen zu sehen, und der nach der Polizei ruft — das ist Zola, das ist der Maler Meunier. Der Mann aber, der nur die Schönheit sieht, die der ungeheure Schmerz dem Pferde gibt — das ist der Bildhauer Meunier und das ist die ganze Antike. Man fragt manchmal, warum denn Shakespeare im Othello oder im Lear so Gräßliches geschildert hat. Aber bemerken Sie denn nicht, dass der Othello erst gefoltert werden muss, um zu seiner ganzen Schönheit zu kommen? „Das ist doch ein barbarischer Gedanke: sich über die Schmerzen eines Menschen zu freuen, weil er dabei schön ausschaut!" Ich glaube gar nicht, dass das barbarisch ist. Mit unserem ganzen Mitleid können wir ja doch die Welt nicht ändern. Leidet der Othello weniger, wenn Sie weinen? Wenn Sie aber den Glauben haben, dass es der Sinn des Schicksals ist, jeden Menschen zu seiner höchsten Schönheit zu führen, dann werden Sie in Ihrer eigenen Tragödie stark sein; dann werden Sie, wie Horatio, „Stöß' und Gaben vom Geschick mit gleichem Danke nehmen". Diesen Glauben gibt die Kunst: sie lässt uns fühlen, dass das Leid, das den Menschen trifft, zu seiner Schönheit ist. Darum sagten die Alten: [illegible]. So ver-

söhnt sie uns mit dem Leben, indem sie uns vom Schmerze befreit, und sie lehrt uns das Leben loben, weil es die ewige Schönheit ist. Daher das unbeschreibliche Glück, das uns diese Bronzen von Meunier geben. Unser Elend war zu meinen, dass die Schönheit selten geworden ist. Nun lernen wir wieder, dass alles schön ist. Unsere großen Lehrer sind die Künstler. Sie haben das Amt, uns die Schönheit der neuen Dinge, die im Leben der Menschen erschienen sind, fühlen zu lassen.

Im sechsten Saal sind die Sachen von Khnopff. Diese haben bei uns einen großen Erfolg. Sie wirken auf die Leute sehr. Ich erinnere mich, gehört zu haben, dass die Ahnen des Künstlers vor so vielen Jahrhunderten aus den österreichischen Ländern nach Brüssel gekommen sind. Es mag also sein, dass er, indem er malend das Tägliche, das Heutige vergessen will und tiefe Gefühle, die vielleicht Erinnerungen sind, in seiner Seele anruft, Altes aus unserer Vergangenheit berührt, das auch in uns noch wie ein Traum lebendig ist. Dies würde auch erklären, warum wir bei seinen Gestalten an unseren Hofmannsthal denken müssen und oft, wie eine von ihnen fließende Musik, ganze Sätze aus dem „Garten der Erkenntnis", ja die eigentliche Melodie dieses Tractates zu hören glauben; der fragende Jüngling, den er immer malt, ist ganz wie der Erwin.

Seine Sachen wirken auf unsere Leute sehr, aber sie wundern sich selbst und sie wissen nicht, was sie sagen sollen. Die Gescheiteren, die sich ein bisschen umgethan haben, meinen schließlich, dass er eben so male, wie Maeterlinck dichtet. Andere habe ich ein gewisses Misstrauen aussprechen hören: gegen eine Kunst, die ihre Ausdrücke nicht aus der Natur, sondern aus der Kunst nimmt, also eine Kunst nach der Kunst ist, aus zweiter Hand. Endlich wird geklagt, dass man sich seine Symbole nicht „deuten" könne; um sie zu verstehen, würde man einen „Schlüssel" haben müssen.

Das mit Maeterlinck stimmt. Khnopff malt, was Maeterlinck dichtet. Er ist ein Maler des inneren Lebens. Wie William Blake, der Painter Poet, schrieb: „Ich bin der Secretär, die Autoren sind in der Ewigkeit". An diese dunkle Wahrheit erinnert uns Khnopff: er scheint das Dictat geheimer Stimmen aus der Ewigkeit aufzunehmen. Maeterlinck sagt gern, dass das, was wir reden oder thun, gar nicht wichtig ist; es ist nur ein Gleichnis, unser eigentliches Leben ist hinter ihm, aber wir können es nur in Verzückungen erfassen. Dies wissen wir, wir wissen es besser, als was wir beweisen können, aber wir möchten es aussprechen können und auf dem Wege zur Sprache verlieren wir es doch immer. Das Unaussprechliche zu malen versucht Khnopff. Wir stimmen ihm zu, weil wir uns ja erinnern, es auch bei uns geschaut zu haben. Gerade das, was wir nicht aussprechen können, weil es sich nicht denken lässt, glaubt jeder einmal gesehen zu haben; daher weiß er es, sonst könnte er ja nicht leben. Wir erinnern uns, dass wir einmal abends an einem Haus vorbeigegangen sind, und da haben wir ein Gesicht gesehen; es war nur ein Moment, wir haben uns nicht umgeschaut, weil wir wissen, in der Nähe wäre es ein gemeines Gesicht und das Schöne würde verlöschen, aber wir können es nicht mehr vergessen: denn in diesem Moment haben wir das Unaussprechliche gewusst. An diese Erinnerung halten wir uns an, von ihr leben wir. Wir haben solche Angst, sie zu verlieren; dann wäre es aus. Wir machen uns selber Zeichen von ihr. Daher kommt es, dass der Mensch eine „Lieblingsfarbe" oder eine „Lieblingsblume" hat. Andere Blumen sind vielleicht schöner, ich bewundere sie auch, aber die gelbe Nelke ist meine Blume: wenn ich sie sehe, spüre ich das, was mein Leben ausmacht und was ich durch meine Handlungen ausdrücken will und was ich doch niemals so sagen kann, so rein und so groß, wie es mir die gelbe Nelke sagt. Ich hege sie aber nicht nur bei mir, sondern ich stecke sie aus, damit mich andere Menschen an ihr erkennen mögen: denn die anderen Menschen, die auch die gelbe Nelke lieben, müssen aus derselben Gegend sein, wie meine Seele ist, und darum möchte ich ihnen begegnen. Ich könnte ihnen ja nichts sagen, weil die Seelen nicht reden, aber wir würden uns verneigen und uns die Nelken reichen.

Solche gelbe Nelken malt Khnopff: Dinge, bei denen er einmal die Ewigkeit gespürt hat. Seine Nelken gehören aber meistens nicht der Natur, sondern der Kunst an: es sind Säulen oder Schmuck oder Augen, die wir nicht aus dem Leben kennen, sondern von Gemälden her. Dies ist das Zeichen später Menschen, auf welchen viele lange Vergangenheiten liegen; es ist das Zeichen der Letzten, der Erben. Ihnen hat sich vor die Natur die alte Kunst der Vorfahren gestellt, diese ist für sie zu einer zweiten Natur geworden. Die großen Ereignisse in ihrem Leben, die aufweckenden Ereignisse sind nicht Berührungen der Natur. Bevor uns ein Mädchen geküsst hat, haben wir durch Sonette Verstorbener schon tausend Lippen ausgetrunken. Unsere Blumen sind Geschmeide aus Gräbern von alten Fürsten, geborstene Säulen, Farben, die seit vielen Jahren schon blass geworden sind. Das ist unser Schicksal, dass wir nur durch todte Dinge erst erfahren, was das Leben ist. Niemals hat ein Künstler das trauriger ausgesprochen als Khnopff. Bei ihm frieren wir von unserer Kälte.

Aber die Leute möchten, dass man ihnen die Säulen und das Geschmeide und die räthselhaften Augen „deuten" soll; sie möchten den „Schlüssel." Was würden Sie sagen, wenn ich zu Ihrer Lieblingsblume einen „Schlüssel" verlangen würde? „Erklären" Sie mir, warum die gelbe Nelke Ihre Lieblingsblume ist? Darauf würden Sie mir mit Recht antworten: „Wenn ich das „erklären", wenn ich das in Worten aussprechen könnte, so würde ich ja nicht erst eine Lieblingsblume brauchen. Durch sie sage ich ja gerade das von mir aus, was ich nicht nennen kann und doch als das Eigentliche spüre, als mein Geheimnis und meinen Wert. Ich habe drei, vier Mal in meinem Leben einen Moment lang das Gefühl gehabt: jetzt gehen die Thüren zur Ewigkeit auf. Einmal durch einen Kuss, einmal vor einer theuren Leiche, einmal ganz von selbst, während ein warmer Wind gieng, und manchmal im Schlaf. Seitdem weiß ich, dass mein Leben nur ein Schatten ist und dass ich noch ein anderes Leben habe, welches das Eigentliche ist. An dieses erinnert mich meine Lieblingsblume. Es gibt Farben, die mich so erinnern, und manche Linien von besonderer Art und Gerüche. Zu erklären ist da nichts. Ich spüre halt sehr viel dabei, ich spüre alles dabei."

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Mitten in unseren desolaten inneren Verhältnissen verlangt der Marinecommandant eine Vermehrung der Kriegsflotte, um das Ansehen der Monarchie nach außen zu heben. Leitende Idee dabei ist offenbar der sprichwörtliche Satz: Außen hui, innen pfui!

•

Uebrigens wird es, auch wenn wir die neuen Kriegsschiffe bekommen, selbst nach außen hin mit unserem „Hui" nicht so weit her sein als der Marinecommandant zu meinen scheint. Die Schiffe allein thun's nicht, zu einer imponierenden äußeren Politik gehört auch etwas Verstand. Wenn nun das diplomatische Talent käuflich wäre, so wäre uns keine Geldausgabe zu hoch, um eine, wenn auch nur bescheidene, Dosis von diesem Artikel von staatswegen für den Grafen Goluchowski anzuschaffen. Leider ist aber das diplomatische Talent nicht zu erkaufen wie die Schlachtschiffe, und deswegen, fürchte ich, werden uns die neuen Panzer und Torpedos nicht viel nützen, wenn uns der alte Graf Goluchowski als Staatenlenker erhalten bleibt.

•

Wie übrigens die neue Marineidee in unseren maßgebenden Köpfen entsprungen ist, stell' ich mir ganz einfach vor. Unsere maßgebenden Köpfe lasen in den Zeitungen, dass Deutschland, Russland und England sich mit ihren Marinen in China festsetzen. „China! da gehören doch eigentlich wir hin" — so sagten sich die maßgebenden Chinesen unserer Reichsverwaltung, und der Flottenplan war geboren.

•

Viele Leute, die den Herrn Dr. Kaizl von seiner vieljährigen parlamentarischen Thätigkeit her als anregenden und vielseitigen Redner kannten, hat sein Finanzexposé durch seine absolute Ideenlosigkeit enttäuscht. Mich nicht! Denn ich erinnere mich, dass sich Herr Dr. Kaizl gleich bei seinem Amtsantritt in seiner Empfangsrede bloß als den Sprecher der Beamten des Finanzministeriums erklärt hat. Im Finanzministerium gibt es nun natürlich sehr verschiedene Beamte, gescheite und dumme, gedankenreiche und gedankenarme. Ich nehme also an, dass sich Herr Dr. Kaizl in seinem Finanzexposé zunächst zum Sprachrohr eines der gedankenarmen Beamten seines Ressorts gemacht hat. So ließe sich sein Exposé ohne jeden psychologischen Widerspruch leicht erklären. Den ehemaligen Parlamentarier Kaizl hat es vielleicht gejuckt, in seiner neuen Stellung als „Sprecher der Beamten" des Finanzministeriums der Welt zu zeigen, was für Hohlköpfe mitunter in den Ministerialbureaux beisammensitzen. Wenn das der Zweck seines armseligen Exposés war, dann hat er ihn erreicht, und ich sehe nicht ein, welchen Grund wir Nicht-Bureaukraten hätten, ihm diesen gelungenen antibureaukratischen Witz übel zu nehmen.

•

Aus dem intimen Verkehr mit Herrn David haben unsere Regierungen das Revolvern erlernt. In seinem Exposé droht Herr Dr. Kaizl der Opposition gewisse wirtschaftliche Nachtheile an, für den Fall, dass sie ihm das Budget obstruiert. Diese Taktik dürfte selbst dem derzeit subventionslosen „Reichswehr"-David imponieren. Wenn's in diesem Stil bei unseren Regierungen weitergeht, so sehen wir den Tag schon kommen, wo der Finanzminister der Zukunft den oppositionellen Abgeordneten die Bürstenabzüge eines § 14-Budgets zuschickt, um sie zur parlamentarischen Erledigung des Budgets zu zwingen.

•

Mit großem Eifer polemisiert Herr Dr. Herold gegen die bekannte Sentenz von der Ueberwertigkeit der deutschen Cultur. Dr. Herold lässt es aber nicht bloß bei Worten bewenden. Er arbeitet selbst eifrig an der Hebung der czechischen Cultur mit, und wenn schon nichts anderes, so ist es ihm doch mindestens gelungen, die czechische Cultur um die berühmten 12 Procent zu erhöhen.

•

Der Justizminister Dr. v. Ruber hat anfangs März in einem vertraulichen Rundschreiben alle Staatsbehörden aufgefordert, jede in den Zeitungen erscheinende unwahre Notiz, die geeignet ist, das Ansehen der Staatsbehörden zu schädigen, mit Hilfe des § 19 zu berichtigen. Da in den seither verflossenen Wochen in der gesammten Presse keine einzige amtliche Berichtigung erschienen ist, kann man annehmen, dass die von Dr. v. Ruber so tief beklagten, weil die Staatsautorität schädigenden, Zeitungsnachrichten auf Wahrheit beruhen.

•

Das Cabinet Thun muss wirklich ein großes Cabinet sein, da in ihm so gewaltige politische Gegensätze, wie Thun-Kaizl, Baernreither und Kast Platz gefunden haben.

Kr

Volkswirtschaftliches.

Am Budgetentwurf des Herrn v. Bilinski pro 1898 haben seine Nachfolger nur wenig geändert. Zahlreiche Posten für Amts-, Schul- und Justizgebäude sind aus dem Investitionsbudget ins Ordinarium übertragen worden. Sie haben nie ins Investitionsbudget gehört und die Rectificierung ist der neuen Regierung umso nothwendiger erschienen, als sie lauter Credite für ihrer Ansicht nach unaufschiebbare Bauten betraf, welche nicht erst auf die parlamentarische Bewilligung des Investitionsanlehens warten konnten. Man hat aus der Noth eine Tugend gemacht. So hat die Obstruction zur Sanierung des Budgets beigetragen. Andere Veränderungen sind die Einstellung größerer Beträge für die anerkennenswerten Maßnahmen des Eisenbahnministers zur Erhöhung der Verkehrssicherheit, diese wohlweislich im Investitionsbudget; sodann die Rectification des früher ganz willkürlich präliminierten Garantiezuschusses für die Nordwestbahn und anderes. Aus dem Exposé ist höchstens darauf hinzuweisen, wie rasch sich Herr Kaizl die steuerpolitischen Projecte seines Vorgängers angeeignet hat, die er als unabhängiger Abgeordneter nach seinen Antecedentien entschieden bekämpft hätte. Erwähnenswert sind auch die Mittheilungen über das Ergebnis der Einbekenntnisse zur Personal-Einkommensteuer. Es ist anzunehmen, dass die Einschätzungen eine bedeutende Erhöhung dieser Bekenntnisse ergeben werden. Aus der Höhe der Einbekenntnissummen geht aber jedenfalls hervor, dass die vermögende Bevölkerung die gehegten Erwartungen auf wahrheitsgetreue Einbekenntnisse nicht gerechtfertigt hat.

•

Im Geschäftsberichte des Wiener Bankverein ist mit keinem Worte der Operationen Erwähnung gethan, welche zur Sanierung der Union-Blechfabrik unternommen worden sind. Diese Sanierung wurde den seinerzeit von Director Bauer abgegebenen Erklärungen zufolge „im Interesse des Actienwesens“ ausgeführt; sie hat den daran Betheiligten einen hübschen Nutzen abgeworfen. Die Nichterwähnung im Geschäftsbericht ist umso auffallender, als es der Verwaltung ein Bedürfnis hätte sein müssen, durch eine actenmäßige Darstellung der damals unternommenen Schritte die gegen die Verwaltung dieser Bank gerichteten, unseren Lesern wohlbekannten schweren Beschuldigungen zu entkräften. Das Stillschweigen, welches unmöglich auf ein Versehen zurückgeführt werden kann, lässt nur zwei Deutungen zu: entweder schämte man sich des Geschäftes und wünschte den Schleier der Vergessenheit darüber zu breiten oder das von der Verwaltung des Wiener Bankverein abgeschlossene Geschäft ist nicht für Rechnung der Bank gemacht worden und der Nutzen daraus nicht der Bank zugute gekommen.

•

Im Geschäftsbericht des Wiener Bankverein findet sich folgender Passus über die Frage der Orientalischen Bahnen: „Die bulgarische Gesetzgebung hat den Bau einer Parallelbahn beschlossen, die weder militärischen noch wirtschaftlichen oder politischen Zwecken zu dienen geeignet ist, sondern ausschließlich eine unfruchtbare Concurrenz für die Betriebsgesellschaft bedeuten wird.“ In derselben Tonart geht es dann weiter. Diese Ausführungen verrathen die Denkungsart ihrer Verfasser. So spricht man von einer Regierung, welche nichts weiter bezweckt, als die Staatshoheit auf die einzige das ganze Territorium durchquerende Bahn auszudehnen, und da ihr dies durch die Verwaltung der Orientalischen Bahnen und deren Einfluss in Constantinopel verwehrt ist, eine Concurrenzbahn zu bauen, durch welche die Hafenstädte des Landes zu Handelsplätzen erhoben und die nationalen Producte infolge der Abkürzung des theueren Landweges exportfähig gemacht würden. So wie über Bulgarien würde diese Gattung Haute finance in ähnlichen Fällen auch bei uns sprechen, wenn ihrem Uebermuthe hier nicht doch schon Schranken gesetzt wären.

•

Unsere Ausführungen anlässlich der Vorkommnisse bei der Gründung der Austria-Emailfabrik im vergangenen Herbste haben außer dem Directionswechsel in der Länderbank noch eine andere gute Wirkung erzielt. Die Wiener Börsenkammer, deren Reformfeindlichkeit wir damals wiederholt getadelt haben, hat sich endlich bemüssigt gesehen, aus ihrem jahrelangen Schlafe aufzuwachen und zunächst die Zulassungsbedingungen zur Cotierung von Börseneffecten zu reformieren. Sie hat nützliche Arbeit verrichtet. Die neuen Bestimmungen, welche sich im allgemeinen an die in Deutschland geltenden anschließen, werden, streng und sachverständig gehandhabt, sehr gute Dienste leisten. Manches fehlt noch, z. B. eine Bestimmung, dass der Prospect alle Gründerrechte und sonstigen Vorrechte einzelner Personen oder Actienkategorien enthalten müsse; dann ist noch immer nicht ausgesprochen, dass der Prospect durch mehrere Tage veröffentlicht sein muss, ehe die bewilligte Cotierung thatsächlich erfolgt. Mangelhaft ist die Bestimmung, dass für öffentliche Anlehen das Cotierungsgesuch nicht von einem Wiener Bankhaus mitunterfertigt sein muss. Für manches Stadtanlehen, vor allem aber für alle ausländischen Anlehen ist die Mitzeichnung eines Wiener Bankinstitutes nothwendig.

•

Der Ferdinands-Nordbahn ist durch das Urtheil des Verwaltungsgerichtshofes die Zahlung von circa einer halben Million Gulden als Gebüren für die Neuconstituierung des Unternehmens im Jahre 1885 auferlegt worden. Seitdem begegnet man in verschiedenen Blättern Andeutungen, dass die Gebür in die Betriebsrechnung eingerechnet werden soll, wodurch der mit dem Staate zu theilende Ueberschuss entsprechend reduciert würde, die Gebür also zur Hälfte vom Staate entrichtet werden würde. Wir glauben nicht, dass die Regierung diesen naiv-schlauen Standpunkt der Nordbahn anerkennen wird. Selbst angenommen, dass diese Constituierungsgebüren überhaupt in die Betriebsrechnung eingerechnet werden dürfen, so können sie nur in der Betriebsrechnung für das erste Jahr des neuen Privilegiums, für's Jahr 1886 ihren Platz finden, und in jenem Jahre gab es keinen Ueberschuss, welcher dem Staate zugeflossen wäre. Die Nordbahn wird also, so peinlich ihr dies sein mag, die ganze Gebür selbst zahlen müssen.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre d'Auditions. „Une Nomination“, „Un Mariage sous Neron“, „Judith“; Vaudeville, „Decoré“ von Meilhac. Berlin. Thaliatheater, „Verwirktes Glück“ von Hermann Friedrichs; Dramatische Gesellschaft, „Lumpenpakasch“ von Paul Ernst, „Die Eule“ von Gabriel Finne; Schillertheater, „Ein Nachtlager Corvins“ von Franz Nissel.

• • •

Im Deutschen Volkstheater: Othello, von Herrn Dr. Fellner mit Fleiß und Geschmack insceniert. Den Mohren gibt Herr Eppens, Herr Weiße den Jago. Beide sind sehr correct, aber die große Leidenschaft, der tragische Furor fehlt ihnen. Fräulein Wachner ist die lieblichste Desdemona; leider intoniert sie noch immer heiser und rauh. Ich halte sie für das stärkste Talent unter unseren jungen Mädchen, aber sie muss endlich einmal ihre Stimme bilden. In zehn Lectionen ist das zu machen. Mit der größten Natur und einer prachtvollen Freiheit der Rede spielt Herr Kramer den Cassio. — Die Bearbeitung des Herrn Dr. Fellner sucht viele Verwandlungen zu ersparen. Das ist gewiss sehr praktisch, aber die Tragödie bekommt dadurch einen bürgerlichen Charakter, der Reichthum des Lebens wird ihr genommen. Ich glaube, dass wir nur auf der Lautenschläger'schen Drehbühne dem ganzen Shakespeare gerecht werden können.

H. B.

•

Es gilt bekanntlich für ein Raffinement unserer Zeit, dass sie in ihrer Geschmacksentwickelung wieder beim Variété angelangt ist. Auch in dieser Gattung sieht man Kunst oder wenigstens die Möglichkeit dazu. Neulich hab' ich in einem hübschen Aufsatz sogar den Vorschlag gelesen, das Variété in das Gebiet der ernsten, ästhetischen Kritik einzubeziehen. Mir war das nichts Fremdes. An etwas Aehnliches denke ich ja, indem ich jedes neu aufgeführte Vaudeville hier verzeichne und mit ein paar Worten, — nicht immer denselben, wie die Tagespresse mit Vorliebe — zu charakterisieren mich bemühe. Wird mir aber redlich schwer gemacht. Dem „Sterzl in Berlin“ zum Beispiel, der letzten Posse des Theaters an der Wien, lässt sich keine ästhetische Seite abgewinnen, auch nicht mit der raffiniertesten Variété-Aesthetik. Das ist ein Berliner Product jener Art, die zu den Zeiten des seligen Fürst bei uns blühte; jetzt sind die Wiener schon darüber hinaus. — Frau Geistinger (im Carltheater) ist übel berathen. In einer Mutterrolle, die sie glänzend spielte, hat sie vor einigen Wochen gezeigt, wo für sie die Möglichkeit neuer Triumphe liegt. Trotzdem zieht sie es vor, Erinnerungen aus der Jugendzeit heraufzubeschwören, in ganz dummen Stücken überdies, wie die „Näherin“ und „Die Kindsfrau“. Hat niemand in ihrem Hofstab pietätvoller Verehrer den Muth, ihr die Wahrheit zu sagen?

A. G.

• • •

Eine Aufführung von Beethovens „Missa solemnis“ beschloss die Reihe der Gesellschafts-Concerte und wohl auch die diesjährige Concertsaison. Von den sechs Nummern des monumentalen Werkes haben nur das „Gloria“ und „Benedictus“ den üblichen großartigen Eindruck hervorgerufen, während das „Kyrie“, „Credo“ und „Agnus Dei“ von dem nicht sehr zahlreich erschienenen Publicum ziemlich theilnahmslos aufgenommen wurden. An meiner Meinung vom Singverein hat weder das letzte Concert, noch überhaupt die ganze Saison etwas zu ändern vermocht, doch glaube ich, dass neues Leben und ein mehr jugendlicher, frischer Zug in die Unternehmungen der Gesellschaft kommen wird, wenn sich die jüngeren Kräfte zusammenthun und durch geschickte Agitation bei den Wahlen dafür sorgen, dass nur solche Männer an die leitenden Stellen berufen werden, von denen die Abstellung gewisser Uebelstände, die im Verein sehr wohl bekannt sind, zu erwarten ist. Dann werden wir auch nicht mehr sagen müssen, dass die besten Werke unserer Kirchenmusik in der Hofkapelle viel schöner zu hören sind als in den Concerten der Gesellschaft. Dazu kommt, dass der Verein in der Auswahl der Solokräfte, ich weiß nicht ob durch eigene Schuld oder durch besonderes Missgeschick, fast durchwegs unglücklich war. Gegen Frl. Huhn, die Herren Rothmühl und Feuten lässt sich gewiss nichts positiv Ungünstiges sagen, ich bin überzeugt, dass sie in einem anderen Rahmen als ganz tüchtige Kräfte gelten müssen, aber ich kann, so ungern ich es thue, die Thatsache doch nicht verschweigen, dass ihre Leistungen für unsere Verhältnisse nun einmal nicht genügen. Allerdings hätte es die Gerechtigkeit erfordert, dass ich dies auch den Solisten früherer Concerte gesagt hätte, aber ich glaubte immer nur einer Ausnahmserscheinung zu begegnen, doch scheint sich die Einführung eines gewissen künstlerischen Minimums dauernd einbürgern zu wollen. Ueber dieses niedrige Niveau ragte nur Fräulein Katzmayr hervor, obgleich auch sie den außergewöhnlichen Schwierigkeiten der Sopranpartie doch nicht in demselben Maße gewachsen war, wie neulich in den „Jahreszeiten“. Als bestes Soloquartett hätte ich mir für Beethoven Fräulein Katzmayr, Fräulein Walker, Herren Schrödter und Grengg gedacht. Wenn ich in einem Satze zusammenfassen sollte, was ich von den Gesellschaftsconcerten eigentlich verlange, so würde ich auf die im Programm erwähnten früheren Aufführungen verweisen, insbesondere auf die Jahre 1864, 1870 und 1874. Speciell der Chor hat unter Herbeck seine Glanzzeit erlebt, aber auch der ganze künstlerische Nimbus der Concerte stand früher höher, und infolge dessen war auch der Antheil des Publicums größer. Diese Höhe aber denke ich mir als das Ideal, das zu erreichen die künftige Aufgabe des Vereines sein soll.

R. W.

Bücher.

Dr. Carl Kindermann: Zur organischen Gütervertheilung. II. Die Glasarbeiter Deutschlands und der Vereinigten Staaten von Amerika in ihrer allgemeinen materiellen Lage. Leipzig. Duncker & Humblot, 1897.

Der Unterschied in der socialen Structur und politischen Verfassung zwischen der neuen und unserer alten Welt macht sich selbstverständlich auch, und zwar ganz besonders stark, in der Lage und Beschaffenheit der Lohnarbeiter bemerkbar. Kindermanns Buch ist nun ein äußerst fein und sorgfältig durchgeführter Versuch, diesen Unterschied auf dem engen Gebiete der Glasindustrie nachzuweisen. Der Verfasser nennt das absolutistisch-militärisch-ständisch-bureaukratische Wesen unserer alten Welt centralistisch, das lockere Gefüge der amerikanischen Gesellschaft pluralistisch und glaubt, dass die Entwickelung einer Verschmelzung beider Gesellschaftsformen zustrebe, deren Ergebnis dann die Bezeichnung einer organischen Gesellschaft verdienen werde. Die amerikanischen Arbeiter werden wohl nach solcher Verschmelzung kein Verlangen tragen, da sie sich, wie auch aus dem vorliegenden Buche wieder deutlich hervorgeht, in einer sehr viel besseren und angenehmeren Lage befinden, als ihre Kameraden auf dem Gegenpol, und eine Annäherung an diesen doch wahrscheinlich eine Verschlechterung bedeuten würde. Weniger kritische Leser seien jedoch daran erinnert, wie viel von der glücklichen Lage der amerikanischen Bevölkerung der geringen Volksdichtigkeit und dem Bodenreichthum der großen Republik auf Rechnung zu setzen ist. Im ersten, 1894 erschienenen Bande seiner Arbeit hat Kindermann die Roheisenarbeiter der Vereinigten Staaten dazu benützt, seine Theorie zu illustrieren.

—t—

Marie Herzfeld: Die skandinavische Literatur und ihre Tendenzen. Berlin. Schuster und Löffler, 1898.

Die gesammelten Aufsätze — deren mehrere die Leser der „Zeit" kennen — stellen namentlich durch den einleitenden, dem das Buch seinen Titel verdankt, den Versuch einer kritischen Zusammenfassung der literarischen Production in den drei nordischen Reichen dar, welche ja jetzt sich einer außerordentlichen Kunstblüte erfreuen und vielleicht die Classiker der „Moderne" hervorgebracht haben. Es ist immer ein Bedürfnis der Kritik gewesen, durch ihre je größeren, desto endgiltigeren Urtheile eine Literaturperiode abzuschließen, um die so nun glücklich in eine Hürde gebrachten Werke hübsch überwachen und behandeln zu können. Das geschieht aber oft zu früh, ehe sich die Bestrebungen recht ausgelebt und vollendet haben, dann thut die Kritik unrecht, oder sie beraubt sich selbst ihrer höchsten Tugend, der Vollständigkeit, der äußeren Durchdringung und ruhigsten Erkenntnis. Ich meine, dass die Literaturbewegung Skandinaviens noch lange nicht so ausgeblüht ist, dass wir sie auch nur einigermaßen abschließend und als abgeschlossen behandeln dürften. Die meisten ihrer Talente sind ja erst im Beginn, und höchstens der engste Kreis der Brandesianer ist geschlossen und vollendet, aber außer den alten Lie, Ibsen, Björnson sind ja alle erst in der besten Entwickelung, an Garborg, Obstfelder u. a. lässt sich das ja leicht beweisen. Darum entbehrt diese Aufsatzreihe der rechten Optik. Der einleitende Aufsatz enthält wohl mit den kürzesten, klügsten Worten die bedeutendste Charakteristik der nordischen Künstler, manches, wie der Passus über Brandes ist ganz unübertrefflich, dagegen anderes in manchen wichtigen Urtheilen anfechtbar. Dass Garborg in der Mitte der Betrachtung steht, ist gerechtfertigt, der Verfasserin gebührt auch das Verdienst, diesen großen Künstler den Deutschen durch eine ganz wunderbare Uebersetzung vermittelt zu haben, dagegen wird Strindberg allzu flüchtig gestreift, und indes Ola Hansson die größte Bedeutung zugesprochen wird, der doch höchstens als Einzelerscheinung interessant, kaum als Entwickelungsfactor zu betrachten ist, wird Knut Hamsun nicht einmal erwähnt, der direct den neuen Menschentypus oben mit ausgreifender, allgemeingiltiger Kraft geschaffen hat. Die Ausblicke sind eben noch nicht vollendet, so dass alle Perspectiven subjectiv sind. Daher ist denn auch die Zahl der Künstler, die in den einzelnen Essays behandelt werden, eine willkürliche, nicht systematische; es lässt sich eben doch die Kritik über die eigene Zeit noch nicht recht systemisieren und gerade die Zwanglosigkeit macht den Reiz dieser Aufsätze aus. Sie sind von einem weichen, milden, zärtlichen und echt frauenhaften Wesen, am besten, wenn sie dem aufrichtigen Sensualismus folgen, wegen dieses Vorzugs fast allzu impressionistisch. Der Stimmungsgehalt eines Buches ist ganz wundervoll herausgebracht, mit einer Schmiegsamkeit und dichterischen Verwandtheit, die in manchen Fällen geradezu überrascht, dagegen ist die Verfasserin immer ihren Autoren unterworfen, sie beherrscht nicht deren Wesen, sondern wird fast naiv von ihnen beherrscht. Eigentlich ist sie das höchste und wertvollste Publicum. Daraus erklärt sich wieder ihre Vorliebe für eine bestimmte Richtung. Alles Harte, Heroische, Grausame ist ihrem Wesen fremd. Darum fühlt sie Ibsen nicht mit, darum sagt ihr eigentlich erst der letzte zur Decadenz ermattete Garborg so viel, darum Ola Hansson, darum geht sie nicht mit Strindberg, Hamsun; darum ist ihre Kritik lyrisch, mit Vorliebe romantisch. Dies gibt ungefähr den Kreis, innerhalb dessen sich ihre kritische Kunst, denn davon muss man als von einer bedeutenden und anregenden sprechen, mit ungezwungener Eigenart, liebevollster Detailarbeit und vorzüglicher Durchbildung bewegt. Das höchste Verdienst beruht wohl auf ihrer Selbsterkenntnis; sie zieht mit prachtvoller Energie die Grenzen und hält sie mit ruhmvollem Bescheiden ein. Alle unangenehme Präpotenz, durch welche ja die so brillante Laura Marholm sich oft schadet, alle vordringliche Dogmatik und das gewisse unangenehm Feministische fehlt ganz. Man sieht eine weibliche, klare, schönheitliebende Natur mit Ruhe und Gelassenheit ihr reinstes Wesen in der Betrachtung der Kunstwerke ausdrücken. Schon oft genug hat sie uns neue Künstler übersetzend oder ihr Wesen mit ihren feinen Worten nachbildend bekannt gemacht, und so stellt sie unseren guten Mittler zwischen diesen sprachverschiedenen und stammverwandten Völkern dar. Wir haben alle Ursache, ihr dankbar für diese Thaten zu sein, die für sie ein Lebenswerk bilden, das man nicht vergessen wird.

O. St.

Erich Schlaikjer: Der Schönheitswanderer. Illustriert von Reinhold Neubauer. Berlin-Leipzig, Eugen Kundt, 1898.

Eine kunterbunte Zusammenstellung von Novellen, Gedichten, Plaudereien, Essays ... Man merkt aus diesen Sachen eine feinfühlige Natur, fast einen sympathischen Menschen, aber keine — Persönlichkeit. Die Tiefe und Bedeutung manchen Stoffes wird durch die flache, schwächliche, sorglose Darstellung geschädigt und beinahe ins Lächerliche gezogen. So gleich die erste Novelle: „Unterwegs gestorben." Darin soll ein Typus heutiger Menschen dargestellt werden, der vielleicht die Eigenart unserer Zeit bildet und den für die Zukunft Bedachten an die ungeheueren Gefahren erinnert, welche den Weg derjenigen bedrohen, die sich zu den ersten Trägern neuer Cultur erziehen wollen ... Die Novelle hat also ein Thema; aber sie berichtet von ihm in der Art, wie man einem guten Freund in Kürze von einem interessanten Roman erzählt und zum Schlusse etwa sagt: Wie bedeutend ist der Inhalt, das Problem! Aber du musst es selbst lesen. Man kann nicht durch ein Fensterchen in eine ganze Welt schauen! — Dr. Hansen, der Held der Geschichte, gehört zu den „Uebergangsmenschen". Seine Seele, die der künftigen Zeit würdig ist, entbehrt des Leibes, der sie zum Kampf und Siege leiten könnte. „Er konnte keine feste, geschlossene Persönlichkeit werden; denn er war das widerspruchsvolle Product einer Uebergangsperiode. Schlechte Säfte, angeerbte finstere Moralvorstellungen, Todesfurcht und kranke Fleischeslust. Er gieng zugrunde in dem Kampfe, dessen Schauplatz er war. Er wusste mehr, als die nach ihm kamen; denn er litt mehr. Er stand an der Grenzscheide zweier Welten, aber er konnte nicht hinein in das gelobte Land der Zukunft. Er hatte sterben müssen. Von Anfang an — —." Ein paar Seiten erzählt der Autor etwas aus dem Leben dieses Menschen, oft mit überflüssiger Sentimentalität, dann flicht er wieder ein paar feine psychologische Beobachtungen ein, und schließt marlittisch ... Die übrigen Skizzen sind belanglos.

M. M.

Revue der Revuen.

„Die Nation" brachte am 19. März d. J. einen Aufsatz über die Erziehungsschule der Zukunft von Dr. Hermann Lietzen, einem Berliner Pädagogen. Der Verfasser citiert das Beispiel Englands, wo in Abbotsholme bereits seit acht Jahren, unter der Leitung Dr. Reddies, eine reformierte Erziehungsschule besteht. Nach dem Muster derselben hofft er bereits zum 28. April eine Schule in Deutschland errichten zu können. Betont wird im Lehrplan vor allem die Vereinigung geistiger mit körperlicher und praktischer Ausbildung. Die moderne Erziehungsschule liegt zu diesem Zwecke auf dem Lande, wo der Bewegung und dem Spiel der Zöglinge im Freien ein bedeutender Platz eingeräumt wird. Dr. Reddie hat Herrn Dr. Lietzen überdies den anerkennenswerten Vorschlag gemacht, dass für einen Sommer eine seiner oberen Classen in die Schule nach Deutschland, eine der deutschen wieder nach Abbotsholm zur Erziehung — zum Zwecke der Ausbildung in englischer Sprache und Cultur und der Erwerbung einer gewissen Selbständigkeit — gienge. In demselben Heft beschließt Ludwig Bamberger eine längere Studie: Wandlungen und Wanderungen in der Socialpolitik.

Die beiden Märzhefte des „Kunstwart" enthalten einen Aufsatz von Paul Schumann über das deutsche Bauernhaus. Darin wird die neue Literatur über Geschichte des deutschen Bauernhauses vorgenommen und zum Schlusse die Frage behandelt: Wie kann die alte volksthümliche Bauweise erhalten werden? Die Sachlage wird folgendermaßen charakterisiert: wo die alten malerischen und volksthümlichen Bauernhäuser verschwinden, da verschwinden sie meist auf Nimmerwiedersehen; an ihrer Stelle entstehen charakterlose hässliche Häuser, die ohne jede Empfindung für die ästhetischen Erfordernisse der landschaftlichen Umgebung sich frech hineinsetzen zwischen die malerischen Bauernhäuser. Eine neu erschienene Schrift des Dresdener Regierungsbaumeisters O. Gruner, „Das Bauen auf dem Lande", wird citiert. Wer soll auf dem Lande Bauherr, wer Baumeister sein? Wie und von wem soll auf dem Lande die Bauaufsicht gehandhabt werden? sind die Grundprobleme derselben. Sehr richtig ist folgende Auslassung Gruners: „Wohl begegnet man in neuerer Zeit auf dem Lande auch zuweilen schmucken Häusern, die den echten volksthümlichen Geist in Conception und Ausführung verrathen, aber das sind keine Bauernhäuser, sondern Villen, und die Angaben dazu hat nicht der Werkmeister, sondern ein akademisch gebildeter Architekt gemacht. Es vollzieht sich also in der Baukunst ein ähnlicher Vorgang, wie man ihn in der Literatur und in der Malerei schon oft beobachtet hat: auf dem Umwege über die Höhen der Kunst gelangt der Künstler dazu, die Naivetät, die kindliche Einfalt als das Erstrebenswerte, als die Quintessenz aller Weisheit zu erkennen. Wie immer folgt auch hier die bildende Kunst der Dichtung, welche die Dorfgeschichte schon lange cultiviert, um einige Jahrzehnte nach" ..... Die Architekten, die diesen Entwickelungsprocess durchgemacht haben, sollten es nicht verschmähen, ihre abgeklärte Kunsterkenntnis in den Dienst der schlichten Baukunst zu stellen, „und Staatsgebäude (Forsthäuser, Domänen, Pfarrhäuser u. s. w.) müssten als Muster ländlicher Bauweise erfunden und hingestellt werden." — In einem sehr interessanten Artikel über das Variété geht der Herausgeber des Blattes, Ferdinand Avenarius, von einer sehr schönen Definition dieses Genre aus, die Oscar Panizza gegeben hat, welcher sagt: es ist die unverblümteste, weil gar nicht überdachte, Verwendung von Schminke und Puder, von Lippenroth und Wimperschwarz, von Bauschröckchen und Tricots — ich rede bildlich — und die hellste Freude, der kindlichste Enthusiasmus und das reinste Entzücken über den Erfolg — komm' er, woher er wolle." Daran wird der Versuch einer moralischen und ästhetischen Rettung des Variété geknüpft und der folgende, zumindest interessante Vorschlag, wir müssen das Variété in den Kreis der ernsthaften Kritik ziehen. Ließen sich die ästhetisch gebildeten Kritiker unserer großen Zeitungen zunächst auch nur wöchentlich oder doch mehreremale im Monat zu wirklich sachlichen Kunstkritiken über die Variétébühnen herbei, wir Gebildeten gewännen ein ganz wesentliches Mittel, um unseren Einfluss auf sie zu erhöhen.

„**Revue Universitaire**.“ Ein bemerkenswerter Artikel in einem der letzten Hefte, von Th. de Ruyssen, enthält den Vorschlag, an den Gymnasien einen Curs über Ethik als obligaten Gegenstand einzuführen. Ebenso wie die Gebote des Katechismus, sollen den jungen Leuten gewisse moralische Begriffe beigebracht werden; und zwar sollen, in drei Classen zerfallend, die Familie, das Vaterland und die Menschheit im allgemeinen Gegenstand der Betrachtung bilden. Der Curs über die Familie umfasst: Die Bande des Blutes. Die Familie in alter und neuer Zeit. Die Beziehungen. Die Stellung und die Pflichten des Kindes. Die mütterliche Aufopferung. Großeltern, Geschwister, Dienerschaft. Die Ehre der Familie und ihre Stellung im Staate. II. Das Vaterland. Seine Bedeutung. Patriotismus. Die vaterländischen Helden. Pflichten gegen das Vaterland. Das Heer, die Steuern, die Kriege. Bürgerpflichten. Pflege der nationalen Ehre. Stellung des eigenen Volkes in der Welt und dessen Culturmission. Die Schule als Vertreterin der Familie und des Staates und als Vorbereitung für das Leben im Staate. Die Schüler, in ihren Beziehungen zu einander und zu den Lehrern. III. Die Menschheit: Nächstenliebe. Brüderlichkeit. Gemeinsinn. Wohlthätigkeit. Freiheit. Achtung vor den Menschenrechten. Barmherzigkeit gegenüber den Schwächeren. Liebe zur Natur und ihren Geschöpfen. Helden der Humanität. — Ein ähnlicher Vorschlag wurde übrigens in Frankreich schon vor Jahren von dem Politiker Burdeau gemacht und theilweise ausgeführt, und Burdeau verfasste hiezu eine Art Katechismus unter dem Titel: „Manuel d'éducation morale.“

Warum die angelsächsischen Rassen den romanischen überlegen sind, erläutert ein Artikel in der „**Edinburg Review**“, der zu diesem Zwecke zwei diesbezügliche Untersuchungen des französischen Schriftstellers Demolins und des Professors Ferrero zusammenfasst. Der Franzose meint, so paradox dies klinge, sei es doch wahr, dass Frankreich durch die große Vorsicht seiner Bürger dem Untergange zugeführt wird. Ihre Weisheit gipfle darin, keine Kinder zu haben, damit diese nicht etwa Noth leiden, und armselig zu leben, weil Sparen leichter ist als Verdienen. Das ist aber ein miserables volkswirtschaftliches Princip. England erzieht seine Kinder zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit, und das ist das Geheimnis seiner großen Erfolge. Auch Ferrero meint, die Macht der germanischen Völker (die der Deutschen fast mehr noch als die der Engländer) sei im Wachsen und werde sich allmählich über ganz Europa erstrecken. Ihr Uebergewicht schreibt er der großen Gewandtheit zu, mit der sie sich fremden und neuen Verhältnissen anzupassen verstehen. Obwohl der Germane weniger begabt und von geringerer Auffassung ist als der Romane, bringt er es durch den zähen, geduldigen Fleiß doch weiter als dieser und ist dadurch besonders zu industriellen Leistungen befähigt. Eine nicht geringe Ursache des Erfolges liegt nach beiden Verfassern in der größeren Moralität der germanischen Völker, die ein großes Ersparnis an Kraft und eine gesteigerte Concentration in der Arbeit zur Folge hat. Aber während der Franzose ethische Gründe dafür anführt, glaubt Ferrero eher an physiologische Ursachen: ein kühleres Temperament, eine schwächere und länger schlummernde Sinnlichkeit. Der Germane ist monogamisch veranlagt und betrachtet das Verhältnis der Geschlechter mehr von einem praktischen, pflichtgemäßen Standpunkt. Diese geschlechtliche Kälte und Phantasielosigkeit steigert seine sonstigen Kräfte und kommt ihnen zugute, ähnlich wie dies bei den Arbeitsbienen der Fall ist. So wäre in der relativen Keuschheit der Engländer und der Deutschen auch eine Grundursache ihrer Ueberlegenheit zu suchen.

Unter den Croaten hat sich eine Art literarischer Secession gebildet, eine Gruppe junger Schriftsteller, die sich loslösen wollen von den „Alten“. Sie haben sich ein eigenes Organ geschaffen, und es muss zugestanden werden, dass sich aus den vorliegenden Heften ihrer in Wien erscheinenden Halbmonatsschrift „**Mladost**“ (zu deutsch: „Jugend“) ein ernstes Streben erkennen läßt. Das erste Heft war mit dem Porträt des russischen Malers Wereschagin geschmückt und enthielt eine bemerkenswerte novellistische Skizze von Ivanov: Okovi (Fesseln), einen Essay von Guido Jeny über Wereschagin, in welchem der Autor die Unzulänglichkeit der realistischen Darstellungsweise in der Kunst in modernem Sinne darstellt, einen Aufsatz von Vidic über die moderne slovenische Literatur und Uebersetzungen kleinerer Erzählungen von Catulle Mendès, Kóbor und Wereschagin. Das Märzheft bringt novellistische Skizzen von Nikolajev, Conhor und einen Aufsatz über August Comte. Im Feuilleton werden Wiener und croatische Kunst- und Theaterverhältnisse eingehend behandelt.

Meister Holmsten.

Von Verner von Heidenstam.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von E. Stine.

Wären alle Häuslerssöhne so begabt gewesen wie er, das ganze Land würde unwohnbar und verödet daliegen. Dummheit ist das Cement, das die Welt zusammenhält. Ach, wenn ich euer denke, ihr Geschichten aus meinen Kindheitsjahren, wie feuchtet sich da das Auge, wenn schon die Lippen lächeln! An einem Schalttage geboren, war er kaum so weit gelangt, sich an dem eierschweren Käsekuchen seines zehnten Geburtstages krank zu essen, als er schon auf den Gedanken verfiel, den Gebirgsbach, der singend und lachend an der Hütte vorbeistürzte, in eine dienstbare Kindermagd für den jüngeren Bruder zu verwandeln. Er verfertigte Wasserräder und spannte zusammengeknüpfte Riemen und Taue bis in die Kammer hinein, wo sie, indes die Eltern auf dem Felde waren, die Wiege zogen. Und die Wiege gieng und gieng stunden- und tagelang, bis dass das Kind so graubleich und siech ward, dass der Doctor aus Askersund geholt werden musste. Er war ein kleiner untersetzter Mann mit röthlichem, glänzendem Gesichte und gerader Nase, und aus purer Verehrung konnte der kleine Holmsten, der schon lange den Spitznamen Meister trug, der Versuchung nicht widerstehen, frühmorgens in der Kammer, in welcher der große Herr mit einer der mitgebrachten Bandnachthauben seiner Frau am Kopfe schlief, dienstbeflissen die Rollgardinen aufzuziehen. Als aber der Doctor aufstehen wollte, war seine Perücke fort. Man suchte unter dem Bett, in Schlafbank und Lade — die Perücke blieb räthselhaft verschunden, und kein anderer als klein Meister Holmsten war drinnen gewesen. Vorerst bekam er Schläge vom Doctor, dann von der Mutter und zum Schluss vom Vater, aber nichtsdestoweniger wusste er nichts von der kastanienbraunen Perücke. Mitten im frostigen Herbst musste der Doctor mit der unter dem Filzhut geknüpften Nachthaube in den Schlitten steigen, und als er zur Gatterthüre kam, hielt er nochmals die Bless an, wandte sich und drohte nach der Hütte zurück mit dem schreckenerregenden Befehl an den Vater, so lange zu klopfen und zu prügeln, bis die Perücke aus ihrem Versteck hervorgekrochen sei.

Der Vater klopfte und schlug, und zuletzt kam Weihnachten mit seinem Armleuchter aus Talg, der tropfend an die Tischkante festgedrückt wurde. Solch ein Fest erforderte auch besondere festliche Vorbereitungen, und darum hob der kleine Meister Holmsten das Myrtentöpfchen aus dem Fenster und begann die rothgestreifte Baumwollgardine, die bis dahin grau und fliegenpunktiert droben auf ihren Rollen und Zwirnspulen und Schnüren aus Bindfäden aufgezogen gesessen, vorsichtig und fein ordentlich herabzulassen. Draußen in der Küche war die Mutter eben dabei, den Grützenbrei einzugießen, und der Vater stand just mit einem reinen Hemd über dem Kopfe, als die Gardine surrend herabkam und aus ihren Falten jene Perücke fallen ließ, die während der Doctorsnacht am Fensterbrett gelegen und morgens unbemerkt an der Gardine hängen geblieben und hinauf gezogen worden war. Die beiden Alten starrten sprachlos, und in der Stille des Christabends bat und weinte klein Meister Holmsten so laut, dass man es bis hinaus in den Stall hörte, wo der Knecht mit Stroh gieng. Und alles kam nur daher, weil er nichts in Frieden lassen konnte, sondern überall und allerorten seine Hände haben musste, und der Hüttenbesitzer selbst hatte öfters gesagt, er sei ein wirkliches Genie.

Er wuchs und ward lang und braun mit pfiffigen, braunen Augen, scharfer Nase, schmalen Schultern und geistesabwesend von einem Weggraben zum anderen sich schlängelnden Gange. Nun gab es nichts mehr, für das er nicht besondere Geschicklichkeit gehabt, das er jedoch nicht auch verkehrt angepackt hätte. Als sein Bruder auf dem Eise versank, zog er ihn heraus, stopfte ihm ein Handtuch in den Mund und knüpfte überdies noch eines herum, auf dass die Lebensgeister nicht entfliehen könnten. Das Kind war schon halbtodt, als der Vater dazukam, den erstickenden Verband herabriss und dann mit über dem Haupte geschwungenem Beilstiel unter Schreien und Drohen den kleinen Meister wohl eine Stunde weit durch den Wald verfolgte.

Eines Februartags gieng der Knabe in der Dämmerung Hand in Hand mit seiner Mutter durch den Wald, und mit trottendem Schritt, grau und keuchend, kamen die armen, ausgehungerten Wölfe aus der Wildnis hervor. Als die Mutter mit dem Sohn zu laufen anfieng, geriethen die Wölfe ihnen bis dicht an die Fersen. Sie konnten das Schnauben und Schnaufen vernehmen. Sobald jedoch die beiden stehen blieben und sich umdrehten, wichen auch die wilden Thiere seitwärts, denn sie wagten es nicht, eines Menschen offenem Angesichte zu begegnen. Wären sie, so dachte der Knabe, als Lämmer mit weißglänzender Wolle geboren worden und könnten mit dem Grase der Wiesen ihren Hunger stillen, so würden die Hirtenmädchen sie mit Kornblumenhalsbändern schmücken und mit freundlichen Schmeichelnamen des Abends heimwärts singen. Zur Schmach verurtheilt, bloß mit blutendem Fleische ihre Hungerspein betäuben zu können, irrten sie nun mit ihrer Qual über die Schneewehen, deren scharfes Moos von Frostblumen auf ihren Zungen zu nichts als Wasser zerschmolz.

Die Mutter zitterte und wankte, und der Knabe schluchzte und zog sie am Tuch, doch in all seinem athemlosen Schrecken fühlte er gleichzeitig Mitleid und einen zornigen Groll. Da auf einmal legte er mit listigem und bedeutungsvollem Blick auf die Mutter den Finger an den Mund — er war eben niemals wie andere Kinder — steckte darauf die Hand in ihre Tasche und nahm ihren Strickstrumpf heraus. Er band den Schlüsselbund an den Knäuel und warf diesen auf die Erde, das Garnende jedoch behielt er selbst in der Hand, so dass der Knäuel in großen Sprüngen einige Ellen Weges ihnen nachrollte. Sobald nun die Wölfe, die sich mit borstigen Rücken stets dichter und dichter schaarten, mit den dampfenden Nasen am Schnee von rückwärts sich den beiden Wehrlosen zu nähern suchten, wurden sie gehindert. Neugierig und unschlüssig grinsten sie die klirrenden Schlüssel des rollenden Knäuels an, wagten jedoch nicht, an ihnen vorbeizusteigen. Wohl eine Viertelmeile schritten Mutter und Sohn solcherart weiter, ganz langsam und zögernd, denn ein einziges unvorsichtiges Zucken hätte das schwache Garn zerrissen und den Knäuel am Wege zurückgelassen, und dann hätten Klauen und spitzige Zähne sie augenblicks zerrissen. Nie war ihnen der verschneite Weg so endlos lang erschienen, und sie brauchten mehr als eine Stunde, ehe sie das Hofgatter erreichten und die grauen Köpfe droben am Abhang zögernd einen nach dem anderen zurückbleiben sahen.

Da ergriff des Knaben Kinderherz noch tieferes Mitleid mit den armen Wölfen, die nur in der Noth seinem Blute nachgetrachtet,

um ihr eigenes zu vertheidigen, und die nun da oben in angstvollen Rudeln sich schaarten.

Man hatte selben Tages im Hofe geschlachtet, und im Waschhause hieng, in ein gefrorenes Handtuch eingeschlagen, ein halber Lammskörper. Ohne ein Wort zu sagen, schlich er hinunter. Er sah sich um und horchte. Eine Weile zögerte er. Dann trat er ein in das unheimliche dunkle Waschhaus, wo in der Asche neben der Kesselmauer noch eine einsame Glut leuchtete. Er riss das erstarrte Fleisch an sich. Es fiel über seine Achsel, und unter der Last gebückt, trug er es zum Gatter und warf es in den Schnee der Straße. Bleich vor Furcht lief er sodann ins Haus zurück.

Als er aber mit verweinten Augen nachts einschlief, nachdem er an einem einzigen Abend mehr Prügel bekommen, als in seinem ganzen vorherigen Leben, da dachte er nach, ob nicht dereinst am Tage des Gerichtes ein bittender Engel für den armen Häuslerjungen, der eines Winterabends barmherzig die Wölfe der Wildnis gespeist, ein mildes Wort einlegen werde.

Sein Gehör war allzeit schwächlich wie sein Wuchs, und doch gab es auf dem ganzen Gut kein Mädchen, in das er nicht verschossen war, und weil nun die häslichste zugleich die resoluteste war, so ging er schon in seinem zwanzigsten Jahre mit dieser zum Priester. Taub, wie er war, wusste er sich auch im Brautstuhl nicht zu benehmen, sondern verschnappte sich und hörte falsch.

Sag mir nach, was ich Dir vorsage! brüllte der Diakonus.

— Vier nach und Vier vorher! sprach er nach.

Der Diakonus schlug das Handbuch zu und musste die ganze Trauung nochmals von vorn vornehmen; alle aber stimmten überein, dass Meister Holmsten eben nicht sei wie andere Leute.

Uebel wär' es auch ihm wohl gegangen, wenn nicht der Hüttenbesitzer auf der Messe Kunde erhalten hätte, wie man die ehrwürdigen, alten Obstbaumstände durch eine Menge sinnlos sich schlängelnder Wegchen und umhergestreuter Sträucher modernisieren und zerstören könne. Wenn er da solch einen hellen Kopf wie Meister Holmsten vormittags als Gärtner und nachmittags als Bedienten nähme, meinte er, so wäre das nahezu ein Fund zu nennen. Der Hüttenbesitzer hatte sonst ein besonderes Auge für Menschen, und wenn er irgendwo einen sehr bescheidenen und glattgekämmten jungen Mann sah, welcher schwieg und gehorchte, konnte es ihm in den Sinn kommen, zu äußern: Ich möchte behaupten, dass das ein verteufelt braver Kerl ist! So etwas hatte er allerdings von Meister Holmsten nie gesagt, im Gegentheil, er hielt ihn für einen unverbesserlichen Windbeutel. Jedoch, fügte er jederzeit mit einem Augenzwinkern bei, damit müsse man sich abfinden, denn Meister Holmsten sei thatsächlich unentbehrlich, ja ein wirkliches Genie.

Meister Holmsten behandelte von nun an das Kaffeebrett mit derselben verschmitzten Fertigkeit, wie die Gartenscheere, und während er an den Wintermorgen vor den himmelblauen, alten Kachelöfen kniete und Holz einlegte, fragte er die Gäste, wie sie geschlafen, und erzählte, wie es bei einem jeden der anderen Gäste mit dem Schlafe bestellt gewesen und was sie geträumt hätten. Er bemalte Wägen und Blumenstöcke, und keiner konnte so wie er die Rennthierflechten zwischen die Fensterscheiben legen. Er kleisterte die weißen Papierspitzen an die Kanten der Wäschefächer. Er strich die Fiedel zu den Sonnabendstänzen, und niemand in der Kutscherstube verstand es, so zu lügen und zu erzählen wie er. Bereits unentbehrlich, wusste er sich auch unfehlbar zu machen, und fand sich während seiner Bedientenzeit irgend ein kostbarer Porzellanleuchter zerschlagen, so hatte es nie jemand gethan. Er war von selbst heruntergefallen, wie wenn einer schläft und das Gleichgewicht verliert.

Der Hüttenbesitzer nahm Meister Holmsten auf seinen langen Reisen mit. Fuhren sie nachts über den Galgenberg, so steckte er seine neueste Silbermünze in Holmstens Hand und befahl ihm, dieselbe mit dem platten Knauf des Peitschenstiels in die Tasche des Gehängten zu heben. „So, jetzt peitsche den Sünder droben, du Teufel du", rief er, „bis die Kleiderfetzen reißen und die Münze auf dem Eise klingelt. Dann ist sie dein! Sonst mag der Dieb sie behalten."

Nie hatte noch einer seiner Bedienten die messingbeschlagene Feiertagspeitsche so unermüdlich sausen lassen. Der ausgemergelte Leichnam baumelte am Strick hin und her und tanzte rundum mit offenem Mund und ausgehackten Augen. Die Schnur legte sich wie eine Schlinge um die einwärts gekehrten Füße und klatschte gegen die gefrorenen Fetzen wie auf trockenen Balg, und jenseits der Zäune und überschneiten Rodeplätze funkelten die Sterne. Fluchend und lachend saß der Hüttenbesitzer in seiner Kibitka und meinte, es sei recht nützlich, wenn die Leute Verbrecher verabscheuen lernten. Doch wie lange die Peitsche auch rakte, der Todte wollte die Gabe nicht aus seiner Tasche herausgeben. Und als die Kibitka und der überlistete Bediente im Dunkel der Winternacht verschwanden, behielt in seiner Einsamkeit der gehängte Dieb die Silbermünze, um derentwillen er bei Lebzeiten Schloss und Riegel gebrochen hätte.

Für seine eigene Person verwechselte Meister Holmsten gern Mein und Dein. Nie verließ er an einem Herbstmorgen den Garten, ohne dass aus seinem Wollhemde die prächtigsten Astrachanäpfel ihren frischen Duft gehaucht hätten. Mauste dagegen ein anderer von den Früchten des Gartens, so ließ er seine ganze Durchtriebenheit spielen. Da holte er heimlich mit gespitztem Munde und weitgeöffneten Augen einen Topf mit Kalbsblut und spritzte rothe Tropfen auf Sandweg und Ackererde bis zum Rand der Umzäunung. Dann nahm er die Lothbüchse des Herrn und brannte vorsichtig abgewendet einen Schuss in die Dämmerung ab. Unter gellenden Rufen lief er hinauf zu den Schmiedeknechten in die Hammerwerke und hieß sie mit Laternen kommen. Als sie nun kamen und die Blutspuren bis zur Einfriedung verfolgten und ihn erzählen hörten, wie er nach den drei Flüchtlingen — riesengroßen Männern — gezielt habe, da wurden sie still und wortkarg und dachten: „'s ist wohl am klügsten, die Lorenzmessbirnen unberührt in Frieden hängen zu lassen."

Niemals aber hielt er sich für schlauer, als einstmals, da er zur Stadt fahren und ein Wams, ein Paket Tabak und eine Brieftasche kaufen sollte und kein Geld hatte. Borgte er von dem wohlbestallten Kutscher oder Großknecht, so würden sie ihn etwa dann über die Achsel ansehen. Nein, so heimlich wollte er zuwerke gehen, dass niemand auf dem ganzen Gute etwas erführe. Darum wanderte er fort, zu der Aermsten, zu der einsamen Hüttenbritta. Die saß hoch droben im Walde in ihrer elenden Höhle, die sie sich selbst aus Felgen und Bretterstücken errichtet. Schnupftabak hatte er bei sich, und reden konnte er, und als er gieng, trug er die 15 Reichsthaler mit, die sie jahrelang in einer Schachtel hinter dem Herde versteckt gehalten.

Doch just deswegen, weil er ein Genie war, hatte er eine Dummheit begangen, und wohin er fortan gieng und wo er saß, überall kam ihm die Hüttenbritta nach und rief nach ihren 15 Reichsthalern. Ja, mitten vor der Herrentreppe predigte sie davon, und bald kam es dahin, dass nicht zwei Weiber Meister Holmsten vorübergehen sehen konnten, ohne von den fünfzehn Reichsthalern zu zischeln. Nimmer konnte er mehr mit abgewandten Augen seine Trinkgelder entgegennehmen, ohne dass die Mägde sogleich hinter halboffenen Thüren ihre Köpfe mit den weißen Kopftüchern zusammensteckten, und standen sie dann in der Küche bei dem langen Geschirrtische, so fragten sie ihn, ob er noch nicht genug habe, um zur nächsten Messe die Kleinhäuslerin zu heiraten.

Einstweilen gieng er — ein Schlaukopf, der er war — und sann auf heimliche Rache und ahnte nicht, dass es ihm bei aller seiner List so übel ergehen würde.

(Schluss folgt.)

☛ Der heutigen Nummer liegt das Inhaltsverzeichnis zu den Bänden XIII und XIV der „Zeit" bei.

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek

Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock

Assistent: Ernst v. Rosmann.

Telephon Nr. 10029.

Seid. Bastrobe fl. 8·65

bis **fl. 42·75** p. Stoff z. compl. Robe. — Tussors und Shantungs.

3

sowie **schwarze, weisse** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14·65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste &c. (ca. 240 verschiedene Qualitäten und 2000 verschiedene Farben, Dessins &c.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (k. u. k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XV. Band. Wien, den 16. April 1898. Nummer 185.

Minister-Immunität.

Wenn es der Regierung und der Parlamentsmajorität wirklich, wie sie so oft und so feierlich betheuert haben, um die Beruhigung der parlamentarischen Minorität und der oppositionellen Bevölkerung, um die Wiederherstellung der parlamentarischen Ordnung, um die Flottmachung des Parlaments, um die Wiederbefestigung der staatlichen Autorität zu thun ist, dann wird ihnen gleich der erste Verhandlungsgegenstand des nächste Woche beginnenden Sessionsabschnitts des Reichsrathes im Abgeordnetenhause die ausgesucht beste Gelegenheit geben, ihre trefflichen Absichten zu bethätigen. Wir meinen die von der Opposition beantragte Ministeranklage gegen den Grafen Badeni wegen der Ausführung der Lex Falkenhayn.

Seitdem ein Parlament in Oesterreich besteht, hat kein parlamentarischer Vorfall noch die Bevölkerung so tief beunruhigt als der Einmarsch der Polizei ins Parlament. Den sichersten Beweis hat die unmittelbar darauf folgende revolutionäre Bewegung in den Straßen von Wien erbracht, die seit 1848 ihresgleichen nicht gehabt hat. Ihre Berechtigung ist zum Ueberfluss durch die sofortige ungnädige Entlassung des Hauptschuldigen, des Ministerpräsidenten Grafen Badeni, mit einer seit Metternichs Sturz in Oesterreich unerhörten Promptheit und Unzweideutigkeit anerkannt worden. Schwerer als selbst die Badenischen Sprachenverordnungen hat jenes beispiellose parlamentarische Verbrechen die parlamentarische Ordnung und Thätigkeit gestört. Das ist von Seite der nachfolgenden Regierungen Gautsch und Thun wie auch von der Parlaments-Majorität durch die stillschweigend erfolgte Achterklärung der beiden mitschuldigen Parlamentspräsidenten v. Abrahamowicz und Dr. Kramař und alle sonstigen von ihnen ist unverbindlichen Besprechungen, Zeitungsartikeln, Programmerklärungen, Parlamentsreden unternommenen zahlreichen Versuche zur Flottmachung des Parlaments bezeugt worden. Wie heillos jenes Polizeistückchen, neben dem Recht und der Ordnung, die staatliche Autorität geschädigt hat, muss der Graf Thun am besten wissen, weil er sich sonst in seiner im übrigen so inhaltslosen Regierungserklärung auch diese drei Worte erspart hätte. Das sind aber alles seit der Entlassung Badeni nur Worte, nichts als Worte gewesen, die den angestrebten Zweck nicht erreichen können, der noch eine, noch eine bestimmte, eine in der Gesetzgebung eigens zu diesem Zweck vorgesehene That verlangt, und diese ist die Erhebung der Ministeranklage gegen den Grafen Badeni.

Die Gesetzwidrigkeit der von der Opposition schon in der früheren Session unter Anklageantrag gestellten Badeni'schen Sprachenverordnungen ist vom Grafen Badeni und der Majorität mit der Theorie vom primären Verordnungsrechte bestritten worden. Die Gesetzwidrigkeit der Lex Falkenhayn dagegen ist evident. Sie ist von niemandem noch bezweifelt worden. Selbst die sprechenden Miturheber der Lex Falkenhayn, Graf Falkenhayn und Herr v. Abrahamowicz, haben sich für ihre That nicht auf ein Gesetz berufen, sondern lediglich auf die Nothwehr. Diese Berufung trifft aber nicht zu, weil das abzuwehrende Uebel, die Obstruction, wie jedermann weiß, eine gesetzlich durchaus begründete Unternehmung war und Nothwehr nur gegenüber rechtswidrigen Nachtheilen gilt. Mit demselben Rechte wie Graf Falkenhayn und Herr v. Abrahamowicz könnte sich nächstens auch der Wegelagerer auf die Nothwehr berufen, der nächtlicher Weile einem Passanten, der ihm die Geldbörse nicht freiwillig ausfolgt, sie mit Gewalt entreißen würde. War die Lex Falkenhayn Nothwehr, so befindet sich der Wegelagerer permanent im Zustande der Nothwehr. Aber das, was die Complicen des Grafen Badeni Nothwehr nennen, ist nicht Nothwehr, sondern einfach eine Nothlage, bei dem einen die Nothlage, mit gesetzlichen Mitteln nicht regieren, bei dem anderen die Nothlage, mit gesetzlichen Mitteln nicht leben zu können. Die individuelle Nothlage des einen oder des anderen rechtfertigt aber weder Raub und Diebstahl, noch constitutionellen Rechtsbruch.

Die Nothlage des Grafen Badeni war ja doch allbekannt. Als Graf Badeni mit Unterstützung seiner parlamentarischen Helfershelfer seinen parlamentarischen Staatsstreich unternahm, befand er sich infolge der bekannten früheren Ereignisse bereits seit langem im Zustande vollständiger Regierungsunfähigkeit. Richtigerweise hätte er ohneweiters demissionieren müssen. Statt dessen versuchte er es mit einem Gewaltstück. Die Entlassung ist keine Strafe für sein Verbrechen gewesen. Denn die Entlassung hätte ihn zu jener Zeit auch ohne dieses Verbrechen getroffen, aus dem einfachen Grunde, weil er mit dem Regieren nicht mehr weiter konnte. Sollte er keine andere Strafe erleiden, so hätte er gefahrlos ein Verbrechen riskiert, das ihm, wenn es geglückt wäre, die einzige ihm noch offen stehende Möglichkeit zum Weiterregieren verschafft hätte, das aber, da es misslungen ist, ihn nicht in einen schlechteren Zustand versetzt hätte, als derjenige war, in dem er sich schon vor diesem Verbrechen befand. Gienge Graf Badeni in diesem Falle straffrei aus, so wäre damit für alle folgenden Minister eine Prämie auf jedweden Rechtsbruch gesetzt. Der normale Zustand, dass ein Minister zurücktreten muss, in dem Momente, wo er nicht mehr fähig ist, die Fortführung der Staatsgeschäfte mit gesetzlichen Mitteln sicherzustellen, wäre aufgehoben. In einem solchen Momente würde ein Minister vorerst einmal ein Verfassungsverbrechen versuchen. Gelingt es, so regiert er lustig weiter; misslingt es, nun, dann — demissioniert er eben. Der Minister müsste ein Blödling sein, der, in Noth gerathen, nicht erst einmal noch ein Staatsverbrechen probiren würde, ehe er demissionierte. Die Staatsverbrechen würden das regelmäßige letzte Auskunftsmittel aller unfähigen oder abgenützten Minister sein, und die Gerechtigkeit, die ja doch für Staatsverbrecher keine andere Straftheorie kennen darf als für gemeine Verbrecher, würde erfordern, dass die Strafgesetzgebung in der Art geändert werden müsste, dass dem Dieb, wenn ihm der Diebstahl gelingt, die Erlaubnis zum Weiterstehlen gegeben, wenn ihm aber der Diebstahl misslingt, bloß das gestohlene Gut abgenommen werde.

„Bloßer Tadel des bereits Geschehenen und das darin stillschweigend liegende oder ausdrücklich damit verbundene Verlangen künftiger Unterlassung können weder die bereits begangenen Verfassungsverletzungen wieder gut machen, noch sind solche gelinde und von keinen fühlbaren Folgen für den Schuldigen verbundene Maßregeln imstande, prophylaktisch zu wirken." So lehrte der berühmte deutsche Staatsrechtler Robert v. Mohl schon in seinem 1837 erschienenen Werke über die Ministerverantwortlichkeit. Wenn der Graf Badeni, nachdem er durch eine Reihe von Rechts- und Verfassungsbrüchen Oesterreich an den Rand des Abgrundes gebracht, nicht einmal wegen jener letzten, gegen die Rechte der Volksvertretung verübten Missethat, die eine revolutionäre Erregung hervorgerufen hat, zur Verantwortung gezogen werden soll, dann sind thatsächlich in Oesterreich nicht die Abgeordneten immun, sondern die Minister. Wir können dann das Ministerverantwortlichkeitsgesetz, die wesentlichste Grundlage des constitutionellen Systems, aus der Gesetzsammlung streichen, in der es ja doch nur auf dem Papier stünde, und das Parlament, das seines primitivsten constitutionellen Rechtes, des Rechtes der Ministeranklage, sowie der Garantie seiner Berathungsfreiheit, des Schutzes vor polizeilichen Uebergriffen, beraubt wäre, könnten wir ruhig zusperren lassen. Mit machtlosen Schein-Parlamenten hat man nun schon lange genug in Oesterreich Komödie gespielt. Die Zeiten sind jetzt zu ernst, die Bevölkerung zu entschlossen, um dieses Spiel weiter fortzusetzen. Will man ein Parlament haben, dann schütze man es, indem man an seinem Schänder, dem Grafen Badeni, ein Exempel statuiert, als Warnung für alle Nachfolger, die Aehnliches sinnen sollten. Ziehen dagegen die Regierung und die Majorität es vor, den Grafen Badeni gegen das Parlament zu schützen, dann sind ihre heimlichen Staatsstreichgelüste klar, und sie dürfen sich nicht wundern, wenn die von ihnen gerade für dieses Jubiläums-, Ausgleichs- und Deficit-Jahr so sehnlichst gewünschte Beruhigung der Bevölkerung ausbleibt.

K.

Ueber nationale Curien.

Wie soviele fruchtbare politische Ideen ist auch der Gedanke der nationalen Curien ein Erbtheil des Jahres 1848. Unsere gegenwärtigen Verhältnisse haben eine seltsame Aehnlichkeit mit manchen Erscheinungen, welche das Sturmjahr 1848 in den nationalen Beziehungen zeitigte. Die Plünderung deutscher Läden in Prag an helllichtem Tage unter den Augen der unthätigen Behörden, die politische Doctrin von der Provocation durch die deutschen Farben, der Kampf gegen die deutschen Schilder und Firmatafeln, ein schwächlicher, den Czechen zugeneigter feudaler Statthalter, die Besorgnis der Deutschböhmen vor blutigen Gewaltthaten — das Wort Bartholomäusnacht fiel auch damals — und die Hilfsbereitschaft der Deutschen im Reich, die österreichischen Slaven ungeachtet ihrer verschiedenen Interessen unter dem Schlachtruf „gegen die Deutschen" geeinigt: all das erinnert an 1848, nicht minder aber auch der diesen nationalen Wirren entsprungene Wunsch nach einer Organisation der Nationalitäten, welche die Aera des Kampfes Aller gegen Alle abzuschließen geeignet wäre. Im consti-

Digitized by Google

tuierenden Reichstag, im Kremsierer Verfassungsausschuss verdichteten sich diese Strebungen nach einem friedlichen Nebeneinanderbestehen der österreichischen Völker zu bestimmten Vorschlägen. Da die Volksstämme bei der Auflösung der überkommenen Zustände, wie sie das Jahr der Märzrevolution kennzeichnet, einander gewissermaßen in ihrem natürlichen Aggregatzustande gegenübertraten, können alle im Verfassungsausschusse von den officiellen Wortführern der österreichischen Nationalitäten gefassten Beschlüsse eine dauernde Bedeutung, ja eine bis in die Gegenwart fortwirkende Geltung beanspruchen, und dies umsomehr, als dort nur die Volksstämme zu Worte kamen, aus denen sich auch gegenwärtig Oesterreich (Cisleithanien) zusammensetzt, und die Deutschböhmen sogar unvertreten waren.

Nun, der actuelle Gegensatz zwischen dem historischen Recht der Provinzen und dem Volksrecht beherrschte auch damals von allem Anbeginn die Erörterung der Frage, wie das neue Oesterreich der gleichberechtigten Nationen zu ordnen sei. Nationale Provinzen mit der Zweitheilung Böhmens, Steiermarks, Galiziens und Tirols oder der historisch gewordene Territorialverband der Länder war die Alternative. Czechen, Slovenen, Ruthenen und Italiener waren damals für jene, die Deutschen und Polen für die historische Provinzialeintheilung. So wurden die Vorschläge des Slovenen Kautschitsch, welche unter anderem die Bildung der selbständigen nationalen Provinzen Czechisch-Böhmen oder Czechowien, Deutschböhmen oder Bojerheim, Slavonien (mit Slavisch-Steiermark, Krain und dem slavischen Küstenland), Welschtirol, Polen oder Mazurisch-Galizien und Ruthenisch-Galizien zur Folge gehabt hätten, so wurden auch die bekannten Vorschläge Palackys, der gegen die Angliederung der Slovakei an seine böhmische Ländergruppe der Trennung Deutschböhmens von Czechen (wie ich schon früher einmal statt Czechowien vorgeschlagen habe), zuzustimmen bereit war, verworfen.

Hier war es vor allem Brestel, welcher eine verheißungsvolle Einigung herbeiführte. Der hellste Kopf des Constitutionsausschusses, war er sich darüber klar, dass eine Eintheilung Oesterreichs in nationale Provinzen das Vernünftigste wäre und in natürlicher Weise den Widerstreit der Nationalitäten schlichten würde. Da aber die historischen Verhältnisse der einzelnen Länder eine Macht darstellten, über welche nicht hinwegzukommen war, so brachte er zwischen diesen beiden anscheinend unversöhnlichen Richtungen ein von allen Nationalitäten beinahe einstimmig angenommenes Compromiss zustande. Man einigte sich nach seinem Vorschlag auf den in den endgiltigen Verfassungsentwurf übergegangenen Grundsatz, dass die alte Provinzialeintheilung beizubehalten sei, doch wären die großen Provinzen in mehrere möglichst national gesonderte Kreise zu theilen, denen eine beinahe provinzielle Autonomie gewährt werden sollte. Darnach hätte sich das nationale Leben namentlich in Böhmen, Galizien und Tirol auf den Kreistagen, das gemeinsam politische auf den Landtagen zu bethätigen gehabt. Diese Kreiseintheilung war in Wirklichkeit die alle Nationen befriedigende Lösung der Frage, wie die Ansprüche der Volksstämme auf Gleichberechtigung mit der historisch gegebenen und lebendig fortwirkenden Einheit der Provinzen in Einklang gebracht werden könnte, und hätte Oesterreich voraussichtlich vor den zerrüttenden nationalen Kämpfen der letzten Jahrzehnte bewahrt. Sie hätte aber auch den Bedürfnissen des gesammten Deutschthums und dem Lebensinteresse des Staates mehr entsprochen, als die sonst auf Kosten des Deutschthums in Innerösterreich zu bewerkstelligende Bildung nationaler Provinzen. Denn die Kreise hätten eine wirksame Decentralisation der Verwaltung zur Folge gehabt, und durch das ihnen eingeräumte selbständige Gesetzgebungs- und Verfügungsrecht in Gemeinde-, Schul- und Landesculturschen die Reibungsflächen zwischen den Nationalitäten beseitigt.

Die Entwickelung vollzog sich zum Unglück Oesterreichs in anderer Richtung. Die Reaction vernichtete mit brutaler Hand das gesammte Verfassungswerk und mit ihm die gesunden Ansätze zu einer gedeihlichen Ordnung der nationalen Verhältnisse. Leider knüpfte aber auch die geltende Verfassung nicht an die Brestel'sche Kreisverfassung an, sondern gestand allen Provinzen, insbesondere auch den gemischtsprachigen Ländern innerhalb ihres die nationalen Interessen so eng berührenden Wirkungskreises eine straffe Centralgewalt zu, durch welche das historische Recht der Provinzen noch mehr befestigt wurde.

Die nationale Autonomie ist demnach auf andere Formen angewiesen, um die friedliche, geordnete Coexistenz der Völker zu ermöglichen. An die Stelle der Theilung des Territoriums erhebt sich der Ruf nach Theilung der gemeinsamen Institutionen oder mit anderen Worten nach Einführung des Curienprincipes.

Und hier ist es gerade Böhmen, dieses classische Land der Nationalitätenkämpfe, wo der Ruf nach Einrichtungen, welche die brutale Majorisierung der Nationalitäten verhindern sollen, zuerst erklingt. Der Gegensatz zwischen Deutschen und Czechen in Böhmen war zu tief, als dass er sich nicht in einer Zeit äußern musste, welche beinahe alle Bande der früheren staatlichen Ordnung gelöst sah. Auf diesen Kampf, der schon die bedrohlichsten Formen annahm und in Wien und Frankfurt den Entschluss hervorrufen konnte, den Deutschen in Böhmen mit Freischaren zu Hilfe zu kommen, folgte im Mai 1848 ein kurzer Frieden. Die Deutschböhmen forderten und die Czechen gestanden zu, dass in Fragen, wo die Nationalität in Frage komme, Schiedsgerichte zu entscheiden haben. Und so wurde auch dieser Gegenstand im Verfassungsausschusse des Kremsierer Reichstages der Ausgangspunkt lehrreicher Erörterungen und wichtiger Beschlüsse.

Die Czechen traten schon damals mit bewusster Entschiedenheit für eine föderalistische Gestaltung der Monarchie ein. Während sie aber den Centralismus im Einheitsstaate bekämpften, forderten sie für das Land selbst die größte Machtvollkommenheit und die straffste Centralisation und wehrten sich gegen die autonomen Kreise, die nach ihrer Ansicht nichts weniger als eine „Falle" wären, welche die Centralisten den Föderalisten stellten, um die Landtage ohnmächtig zu machen.

Von diesem Standpunkte aus schlugen sie von Anbeginn an Stelle der autonomen Kreise die Theilung des Landtages in Curien vor und beharrten auch bei diesem Antrage, selbst als die Kreisverfassung durchgieng, einerseits aus Besorgnis, dass die Centralgewalt mit Hilfe der Kreise darangehen könnte, die Landtage abzuschaffen oder zur Bedeutungslosigkeit herabzudrücken, andererseits um den slavischen Minoritäten in den ungetheilt gebliebenen Provinzen (wie Schlesien, Steiermark, Galizien) einen ausgiebigen Schutz zu gewähren. Ladislaus Rieger stellte daher in der Sitzung vom 24. Jänner 1849 den Antrag, dass die nationalen Fragen auf den gemeinsamen Landtagen in Schiedsgerichten nach Curien entschieden werden sollen, und sein Mitstreiter, der czechische Abgeordnete Pinkas, formulierte den Antrag dahin, dass es in Reichsländern gemischter Nationalität den Abgeordneten jeder Nationalität des Reichslandes gestattet sei, zur Wahrnehmung der nationalen Sonderinteressen besondere Nationalcurien zu bilden. Diese Curien sollten jedoch kein entscheidendes Votum haben, sondern nur den Charakter eines Schiedsgerichtes besitzen und begegneten umso stärkerem Misstrauen, als sie nach der durchleuchtenden Absicht der czechischen Wortführer offenbar bestimmt schienen, die Kreise jeder Bedeutung zu entkleiden. Der Ausschuss nahm daher nur die facultative Bildung von Schiedsgerichten in Aussicht und beschloss den berühmten § 113 unserer Kremsierer Volkscharte, welche allerdings nie zur Wahrheit wurde, worin es heißt: „Reichsländern von gemischter Nationalität bleibt vorbehalten, eine Institution in die Landesverfassung aufzunehmen, durch welche Angelegenheiten von rein nationaler Natur nach Art eines Schiedsgerichtes zu entscheiden sind."

Damit war das Curienprincip in die Politik eingeführt, um nie mehr daraus zu verschwinden. In der That ist das Institut der Curien ein sehr taugliches, wenn auch nicht so vollkommenes Mittel zur Schlichtung nationaler Streitigkeiten, wie die durchgreifende nationale Sonderung, welche wohl eine stärkere Bürgschaft für einen dauernden Frieden unter den Volksstämmen bietet. Immerhin genügen sie aber, um die Rechte der nationalen Minorität vor äußerster Vergewaltigung zu schützen, und können umsoweniger entbehrt werden, als es beispielsweise in Böhmen viele gemischtsprachige Bezirke gibt, die sich in eine territorial gesonderte nationale Verwaltung nicht einfügen lassen. Die Voraussetzung dafür ist aber, dass sie wirksamer sind, als es Schiedsgerichte sein können, und mit einem unmittelbaren Entscheidungs- und Vetorecht ausgestattet werden. Thatsächlich führte auch die Entwickelung dazu, dass der schiedsgerichtliche Charakter von den Curien abgestreift und für sie eine Stellung in Anspruch genommen wurde, wie sie der einen oder anderen Kammer bei Einführung des Zweikammersystemes zukommt.

Vorerst waren es wieder die Föderalisten, welche nach dem Falle des Absolutismus und der Aufrichtung des verfassungsmäßigen Einheitsstaates in ihrem Kampfe gegen den von ihnen verabscheuten Centralismus, der es verstanden hatte, ihnen auch auf den Landtagen ihre natürliche Mehrheit zu entreißen, auf die nationalen Curien zurückgriffen. Sie bildeten in ihrem Arsenal das vornehmste Rüstzeug. Damit wurden alle Einwände gegen das absolute territoriale Princip der historisch-politischen Individualitäten widerlegt. Mit der Verheißung nationaler Curien sollen alle nationalen Minoritäten, die ihre Unterdrückung fürchteten und sich eines ausgiebigeren Schutzes ihrer Eigenart im Centralparlament versahen, beschwichtigt und für eine föderalistische Gliederung des Staates gewonnen werden.

Zur Zeit des Inslebentretens der Decemberverfassung zu Ende des Jahres 1867 bemühte sich insbesondere Adolf Fischhof, welcher seinerzeit an den Arbeiten des Kremsierer Verfassungsausschusses regen Antheil genommen hatte, die Reichsrathsabgeordneten verschiedener Parteien zur Annahme eines Sprachengesetzes zu bewegen, welches eine genaue und neue Formulierung der nationalen Curien enthielt. Darnach wurde der schiedsgerichtliche Charakter der Curien verlassen und hätte in den Landtagen gemischter Nationalität die nationale Minorität das Recht besessen, bei gesetzlichen Bestimmungen, welche auf die beim öffentlichen Unterrichte und im öffentlichen Leben zu gebrauchende Sprache Bezug haben, eine getrennte Abstimmung zu verlangen, so zwar, dass der Vorschlag nur bei Zustimmung der Majorität einer jeden der beiden Curien zu gelten hätte. Ebenso wäre nach seinem Vorschlage in den Gemeinde- und Bezirksvertretungen, sowie im Landes- und Bezirksschulrathe bei Entscheidungen über Sprachenfragen und bei Ernennung und Entlassung von Lehrern curiatim abzustimmen. In seinem berühmten Buch „Oesterreich

und die Bürgschaften seines Bestandes" (Wien 1869) wird dieser Gedanke näher ausgeführt und überdies auch als Forum zur Austragung nationaler Streitigkeiten im Centrum des Reiches ein *Schiedsgerichtshof* verlangt.

Die nationalen Curien wurden seither in der Aera Hohenwart vom böhmischen Landtag des Jahres 1871 zum erstenmale in die praktische Politik eingeführt. Das von diesem votierte, aber von der Krone nicht sanctionierte Gesetz „betreffend den Schutz des gleichen Rechtes der böhmischen (wohl czechischen) und deutschen Nationalität im Königreiche Böhmen" enthält gleichfalls die Bestimmung, dass der Landtag zum Schutze der Unverletzlichkeit des gleichen Rechtes beider Nationalitäten in nationale Curien eingetheilt werden solle, welch verlangen können, dass jedes Gesetz, das Bestimmungen enthält *über den Gebrauch der Sprache im öffentlichen Leben, bei Behörden und in solchen Bildungsanstalten*, welche nicht ausschließlich der anderen Nationalität gewidmet sind, einer Abstimmung nach nationalen Curien unterzogen werde. Nach einer solchen Abstimmung ist ein Gesetz für abgelehnt zu betrachten, wenn nicht zwei Drittel einer Curie dafür gestimmt haben. Auch war den nationalen Curien das Recht zugesichert, einen verhältnismäßigen Antheil der auf Böhmen entfallenden Mandate für die Reichsvertretung zu entsenden, und im Landtage sowie in den Bezirken und Gemeinden die Befugnis gewahrt, die Verwendung eines entsprechenden Theiles der Steuern für Bildungsanstalten ihrer Nationalität (Sprache) zu fordern. Das war das weiße „Blatt", welches den Deutschen gereicht wurde, um sie für die Zerstückelung Oesterreichs in selbständige Staaten zu gewinnen, die nur in einem Congress und Senat (wie in den Vereinigten Staaten Amerikas!) eine kärgliche Einheit besitzen sollten.

Es war natürlich, dass die Deutschen durch das Eingehen auf *diese* nationalen Curien der Verwirklichung der monströsen Fundamentalartikel keine Beihilfe leisten mochten. Aber es war eine der unseligen Folgen, die sich späterhin nach dem Erstarken der Verfassung an die Fehler der deutsch-liberalen Partei und an das Ministerium Taaffe knüpften, dass die Deutschen in Böhmen und Mähren es sind, welche nunmehr genöthigt scheinen, gegen den mehr oder weniger ausgesprochenen Widerstand der Czechen die Forderung der nationalen Curien in ihr Programm aufzunehmen, da sie trotz des Bestandes einer centralistischen Verfassung infolge der geänderten Wahlordnungen und des unwiederbringlichen Verlustes der Reichsrathsmehrheit für die Deutschen Garantien für ihre nationale Existenz benöthigen.

Die Verhältnisse, die dem deutsch-böhmischen Ausgleich vorangingen, sind bekannt. Am 19. Januar 1890 wurde jene Vereinbarung geschlossen, welche zum erstenmale nach dem Jahre 1849 eine Einigung über die gegenseitigen Beziehungen der Nationalitäten innerhalb der ungetheilten Landesgrenzen codificierte. Nach dem damaligen Ausgleichsprotokoll soll den *drei* zu bildenden Curien der deutschen und czechischen Wahlbezirke und des Großgrundbesitzes außer dem Wahlrecht in den Landesausschuss und die Landesanstalten ein Vetorecht bei Beschlüssen über *Aenderungen der Landes- und Landtagswahlordnung, sowie über Fragen, welche den Gebrauch der Sprache im öffentlichen Leben bei autonomen Behörden und bei zweisprachigen Bildungsanstalten* betreffen, eingeräumt werden — auf dem Boden des Landtages ein großer Rückschritt in der Rechtsentwickelung. Denn im Nationalitätengesetz vom Jahre 1871 wurde nur eine deutsche und eine czechische Curie unterschieden und es den Großgrundbesitzern und den Vertretern der Handelskammern sowie den Virilisten überlassen, sich für die eine oder andere zu entscheiden. Hier dagegen wurde dem Großgrundbesitze durch die Schuld *Pleners* ein ungeheueres und dabei doch widersinniges Vorrecht eingeräumt, welches den Wert des ganzen Institutes vollständig in Frage stellen konnte. Dafür wurde letzteres in anderer Beziehung ansehnlich weiterentwickelt, indem es auf den Landesschulrath und Landesculturrath ausgedehnt wurde, denn nicht anders kann die Einführung der nationalen Sectionen in diese Behörden aufgefasst werden. Der böhmische Ausgleich wurde von den Feudalen und Jungczechen in Fetzen gerissen und damit glücklicherweise auch das Vetorecht des Großgrundbesitzes aus der Welt geschafft. Vor diesem Schicksal blieb aber die deutsche Section des Landesschulraths und des Landesculturraths bewahrt, so dass als bleibender Gewinn der Deutschböhmen aus dieser Action die nationale Ordnung des Schul- und Landesculturwesens hervorgieng.

Die Erfahrung blieb unverloren, und in dem am 28. Januar l. J. im *böhmischen* Landtag gestellten Schlesinger-Lippert'schen Antrage werden zwar drei Curien wie beim böhmischen Ausgleich unterschieden, sie werden aber nur für die Wahlen, welche der Landtag vorzunehmen hat, aufrechterhalten, *das Vetorecht aber nur den beiden Curien der deutschen und czechischen Wahlbezirke* vorbehalten, während allerdings die Competenz unverändert dieselbe bleiben soll, wie sie im Ausgleichsprotokoll vom Jahre 1890 festgestellt wurde.

Auch die Deutschen Mährens traten endlich in jüngster Zeit an die Verwirklichung der nationalen Autonomie durch Einführung des Curienprincips in die Landesverwaltung heran. Obgleich sie noch immer im Bunde mit dem Großgrundbesitz über die Mehrheit im Landtag verfügen, wollen sie von dieser Macht nur Gebrauch machen, um einen ehrenvollen Frieden zu schließen. Die Errichtung des Landesculturraths mit nationalen Sectionen im Vorjahre war der Beginn der Action. Zu Anfang dieses Jahres ging die deutsche Mehrheit einen entscheidenden Schritt weiter. Neben der *nationalen Organisation des Schulwesens* durch Trennung des Landesschulraths in nationale Sectionen und Theilung des Bezirksschulräthe in nationale Gruppen bezweckt der im mährischen Landtag gestellte Antrag *Dr. Promber und Genossen*, in welchem das, wie bekannt, von beiden Nationalitäten des Landes einhellig angebahnte Ausgleichswerk culminiert, nach seiner allgemein gehaltenen Fassung: „Die Einführung nationaler Curien mit Vetorecht in *Fragen der Aenderung der Landesordnung und der Landtagswahlordnung sowie in politisch-nationalen Fragen*."

So weit wurde die historische Entwickelung des Curieninstitutes verfolgt. Daran schließt sich naturgemäß der Versuch einer Erörterung, wie die Curien des Landtages einzurichten und mit welchen Bürgschaften sie zu umgeben wären, damit der angestrebte Zweck der Sicherung der nationalen Minioritäten möglichst gesichert werde.

Die Frage der *Bildung der Curien* scheint mir nach der bisherigen Entwickelung schon entschieden — die Abgeordneten der deutschen und tschechischen *Wahlbezirke*, welche vorher noch genauer national zu sondern wären, treten zur Curienberathung zusammen. Eine dritte des Großgrundbesitzes mit gleichem Recht ist ein Widersinn. Die *betheiligten* Nationalitäten haben zu entscheiden, wie sie ihre Angelegenheiten wechselseitig regeln wollen, und was ihrem Lebensinteresse frommt; ein unberufener Vermittler kann nur stören und ist geradezu von Uebel. Der Großgrundbesitz kann daher neben den nationalen Curien keine gleiche Stellung und insbesondere kein selbständiges Vetorecht in nationalen Dingen beanspruchen. Ob er darin Sitz und Stimme haben soll, wie sowohl der Entwurf Fischhofs als das böhmische Nationalitätengesetz vom Jahre 1871 vorschlägt, möchte wohl eher zu verneinen sein, wird aber wesentlich von ihm selbst abhängen. Der Großgrundbesitz hat in Böhmen und zum Theil in Mähren so häufig und mit so viel Nachdruck erklärt, dass er nicht auf nationalem Boden stehe, dass es nicht als ungerechtfertigt erschiene, wenn er von der Berathung in den nationalen Curien ausgeschlossen und auf das Recht beschränkt werden würde, bei den Wahlen in die Commissionen des Landtags, in den Landesausschuss und die Landesanstalten die gleichen Rechte mit den zwei anderen Curien auszuüben, welche in dieser Beziehung ohne weiters an die Stelle der bisherigen Curien der Stadt- und Landgemeinden zu treten haben. Doch wird es wohl immerhin behufs Vermeidung einer Verletzung des Nationalgefühls den Vertretern des Großgrundbesitzes zu Beginn der Legislaturperiode freizustellen sein, ob sie der einen oder anderen nationalen Curie beitreten wollen oder nicht. Doch wäre dies Recht an folgende Voraussetzungen zu knüpfen: Die Aufnahme in die betreffende Curie könnte nur bewilligt werden, wenn der Aufnahmswerber sich bei der letzten Volkszählung zur deutschen Umgangssprache (Nationalität) bekannt hat; auch hätten über die Aufnahme bloß die Vertreter der deutschen Wahlbezirke der Städte und Landgemeinden mit Mehrheit zu entscheiden. Ebenso wäre bei der Aufnahme der Vertreter der Handelskammern und der allenfalls in gemischtsprachigen Wahlbezirken gewählten Abgeordneten und der Inhaber von Virilstimmen vorzugehen. Darnach hätten also über die Zusammensetzung der nationalen Curien die Vertreter der genau und insbesondere anzuführenden Wahlbezirke des betreffenden Volksstammes zu entscheiden. Wird nun überdies die Anwendung des Vetorechts von der absoluten Majorität der Abgeordneten abhängig gemacht, so wird wohl der Curienapparat, was seine Zusammensetzung anbetrifft, in einer dem nationalen Interesse leidlich entsprechenden Weise functionieren.

Eine große Schwierigkeit bietet die Lösung der *Competenzfrage*. In welchen Angelegenheiten sollen die Curien entscheiden? Der im mährischen Landtag gestellte Antrag weist ihnen, abgesehen von der Aenderung der Landes- und Landtagswahlordnung, die Entscheidung *in politisch-nationalen Angelegenheiten* zu — eine allgemeine Fassung, welche die Schwierigkeiten in die Detailberathung verweist. Wie aus der Entstehung und dem Begriff dieses Institutes hervorgeht, soll durch dessen Bestand und Wirksamkeit die Existenz der nationalen Minderheit im Lande *als selbständiger Volksstamm* verbürgt oder mit anderen Worten das jedem Volksstamme gewährleistete, unverletzliche Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache gegen die Anfechtung durch die fremde Mehrheit gesichert werden. Es genügt daher nicht, die Zuständigkeit der Curien auf Angelegenheiten einzuschränken, welche *den Gebrauch der Sprache im öffentlichen Leben, bei autonomen Behörden* und *bei zweisprachigen Bildungsanstalten betreffen*; ebensowenig genügt es, wenn *die Aenderungen der Landesordnung* und *der Landtagswahlordnung* unter den Schutz des nationalen Vetos gestellt werden, wie dies der Schlesinger-Lippert'sche Antrag ausdrückt. So gründet sich nicht nur in Böhmen, sondern namentlich auch in Mähren der deutsche Einfluss auf den altehrwürdigen nationalen Charakter der deutschen Städte. Durch Aenderungen des Census, durch Zusammenlegung mit anderen Gemeinden u. s. f. können sie leich,

cuuationalisiert werden. Es sind daher durch diese Curien-Einrichtung auch die Gemeinde- und Bezirksverfassungen gegen gehässige und willkürliche Umgestaltungen zu wahren.

Allerdings kann es nicht zweifelhaft sein, dass der Schutz in der vorgedachten Richtung allein nicht genügen kann, da der Landtag nicht bloß in Gesetzgebungssachen, sondern auch auf dem Gebiete der Verwaltung den größten Einfluss ausübt. Wenn der Landtag beispielsweise in einem deutschen Städtchen eine czechische Landesanstalt (es muss nicht gerade eine Mittelschule wie in Cilli sein) errichtet, so kann hiedurch unter Umständen dem Deutschthum des betreffenden Ortes ein Todesstoß versetzt werden. Aber ebenso, wenn der Landtag seine hilfreiche Hand zur positiven Förderung der nationalen Culturinteressen versagt. Er unterstützt die czechische Kunst und Literatur und verweigert vielleicht dem deutschen Theater die nöthige Subvention. Es muss daher noch ein Doppeltes hinzukommen: erstlich muss es den Curien gestattet sein, auch andere Gegenstände vor ihr Forum zu ziehen, welche nicht unter die oben begrenzte Competenz fallen, aber doch für die Nationalität von hohem reellem Interesse sind. Hier ist Missbrauch oder Chicane denkbar, es würde also nur billig sein, wenn die Anwendbarkeit des Curiatvotums in Angelegenheiten, welche ein wichtiges nationales Interesse mitberühren, an das Vorhandensein einer größeren qualificierten Majorität in der betreffenden Curie geknüpft würde. Sodann muss zu dieser mehr abwehrenden Thätigkeit der Curien, die man eigentlich nicht vollkommen bezeichnend als Vetorecht darstellt, behufs Ermöglichung einer positiven Förderung der Nationalität ein unmittelbares Besteuerungsrecht gegenüber den Volksgenossen und überdies die Befugnis hinzutreten, über einen entsprechenden Theil der Landesfinanzen zu nationalen Culturzwecken zu verfügen, wie dies schon das Nationalitätengesetz vom Jahre 1871 vorgesehen hat.

Es ist in der Natur der Sache begründet, dass selbst bei einer noch so genauen Fassung der Competenzbestimmungen in dem zu vereinbarenden Gesetze Streitigkeiten über die Anwendbarkeit der Curienabstimmung nicht zu vermeiden sein werden. Soll doch dieser kunstreiche Apparat an und für sich geeignet sein, der Wirksamkeit einer Majorität unwillkommene Hemmnisse zu bereiten, und wird sie stets der Lockung widerstehen, sich über dieses Hindernis hinwegzusetzen? Und haben wir in Oesterreich nicht mehr als einmal erfahren, dass das Gesetz nichts gilt, wenn die Möglichkeit winkt, den politischen und noch mehr den nationalen Gegner zu vernichten?

Es wird also wohl nichts übrig bleiben, als eine Instanz zu schaffen, welche den Streit, ob ein Gegenstand vor die Curie gehöre oder nicht, endgiltig zu schlichten hätte. Hier würde sich ganz natürlich unser Reichsgericht einfügen lassen, das ja ohnehin berufen ist, bei Competenzconflicten und Streitsachen des öffentlichen Rechtes einzugreifen. Einzig und allein hiedurch wäre eine ungehinderte, von dem bösen Willen einer feindseligen Majorität unabhängige Thätigkeit der Curien verbürgt, da selbstverständlich die betreffende Angelegenheit früher der Sanction nicht unterbreitet werden dürfte, als das Reichsgericht gesprochen hat.

Neben den soeben erörterten Fragen sind die anderen noch mit in Betracht kommenden Punkte von minderer Bedeutung und können wohl unerörtert bleiben. Hauptsächlich sollte gezeigt werden, dass auch innerhalb der historischen Landesgrenzen und ohne administrative Theilung der Provinzen, also auf dem Boden des Bestehenden, das gleiche Recht der Nationalitäten zur Wahrheit werden kann. An den Parteien aber, welchen das Schwergewicht der größeren Volkszahl zu Statten kommt, also gegenwärtig an den Czechen in Mähren, aber auch in Böhmen, liegt es, in dem Curiatvotum den auch von ihnen anerkannten Grundsatz der Gerechtigkeit in nationalen Dingen wieder zu verwirklichen. Sonst wird sich unter geänderten Verhältnissen an ihnen der Satz erweisen, dass Macht vor Recht geht.

Brünn. Dr. Alfred Fischel.

Die altconservative Theorie in der Arbeiterfrage.

Von Dr. Rudolf Meyer (Dessau).

Mit Schmerz lese ich, dass der liebe alte „Erzherzog Johann“ auf dem Semmering abgerissen wird, um einem Palasthôtel Platz zu machen. Sein Balkonzimmer war ein solch ruhiger Beobachtungsposten, von dem man die „Evolution“ belauschen konnte. Zweitausend Jahre lang waren Menschen und Güter zwischen Deutschland und Welschland hier herüber und hinüber passiert im gleichen, mühseligen, müden Tritt von den Zeiten der römischen Republik bis zum Jahre 1840, als die schöne Kaiserstraße fertig wurde, der eine etwa 60 Jahre ältere gleichsam probeweise vorangegangen war, aber schon 14 Jahre später wurden neben dem römischen Saumpfad und neben der Kaiserstraße die Schienen gelegt. Brauchte ein Mensch oder ein Warenballen drei Stunden, um eine Meile weit über den Pass auf der Römerstraße bewegt zu werden, so genügten 1840 schon anderthalb Stunden dazu, aber 1854 thaten das schon zehn Minuten. Mercur band sich um diese Zeit jene Flügelschuhe an, wovon die Erbauer der Römerstraße fabulierten, der moderne Mensch zog die Siebenmeilenstiefel an, welche vorahnend die Volksphantasie in der Märchenzeit erdichtet hatte. Wir modernen Menschen ersinnen keine Märchen mehr, wir machen „facts“, wie sich um die Zeit des Semmeringbahnbaues der Fabrikant in Dickens' „Hard Times“ ausdrückt. Ja, hier im „Erzherzog Johann“ konnte man sehen, wie klein der Fortschritt in zwei Jahrtausenden bis zur Mitte dieses Jahrhunderts war, und wie ungeheuer seitdem. Und wer hat den Fortschritt so groß und schnell gemacht? Der Capitalismus, die capitalistische Production mit Benützung der Erfindungen und Einführung einer anderen Productionsweise. Auf letztere will ich eingehen.

Nur soweit sie das Einkommen der Producenten betrifft. Dasselbe bestand in Deutschland vom Anfang des Mittelalters bis Anfang des zweiten Drittels dieses Jahrhunderts, in England schon hundert Jahre früher, aus dem Arbeitsproduct des Arbeiters oder einem Antheil daran, und jetzt besteht es auch in Deutschland, wie schon hundert Jahre früher in England, aus dem Lohn.

Diese Verwandlung des Arbeitereinkommens aus seinem eigenen Arbeitsproducte oder Productantheile in Lohn hat dem Capitalismus Flügel gegeben — aber sie hat auch die sociale Frage und das Proletariat geschaffen. Das werde ich ausführen müssen. Das ist sogar eine Nothwendigkeit, eine oratio pro domo für mich. Es wurde uns Conservativen in der Zeit jenes großen Fortschrittes vorgeworfen, wir wollten den Fortschritt hemmen, was ich zugebe — sei es aus Vorliebe für das Alte, sei es aus Egoismus, weil die Classe, der wir social angehörten, sich dabei am besten befand, sei es aus einfacher Borniertheit, welche Motive ich jedoch nicht zugebe. Unser Spiel ist aus, unsere Nachfolger, die jetzigen sogenannten Conservativen, haben es selbst aufgegeben, der Fortschritt hat gesiegt, und ich kann getrost die Karten aufdecken, denn es sind keine falschen oder gezeichneten darunter.

Das Geheimnis der conservativen Arbeiterpolitik besteht darin, dass sie Arbeiter und Arbeitsproduct nicht oder doch nicht ganz voneinander trennen wollte. Die Fortschrittsmänner aber wollten und wollen den Arbeiter voll auslohnen, das heißt ein- für allemal mit Lohn abfinden. Dies ist der große Gegensatz der zwei Parteien, wovon die meine nicht mehr besteht, dies ist auch der Unterschied zwischen Vergangenheit und Gegenwart, und nicht, wie man immer sagt, der Gegensatz der früheren Natural- und der jetzigen Geldwirtschaft. Denn bei diesen beiden Wirtschaftssystemen kann das Arbeitereinkommen in Product oder Lohn bestehen. Früher erhielt der Landarbeiter für das Dreschen von 16 Scheffeln einen Scheffel Getreide, nach Wahl aber zahlte ihm der Gutsbesitzer diesen 16. Scheffel auch nach dem Preise des nächsten Marktortes aus. Das Arbeitseinkommen des damaligen Dreschers war ein Antheil an seinem Arbeitsproduct. Heute erhält der Drescher 60 Kreuzer pro Tag oder, wenn er will und es brauchen kann, auch für 60 Kreuzer von dem ausgedroschenen Korn, gleichviel, ob er an einem Tage viel oder wenig ausgedroschen hat. Ob das Einkommen des Dreschers in Korn, Naturalien oder Geld besteht, ist nicht, was Vergangenheit und Gegenwart scheidet, sondern der Umstand, dass früher das Einkommen variabel war und von dem Grade der Productivität der Arbeit abhieng, dass es jetzt aber fest ist und gar nicht abhängt von dem Grade der Productivität der Arbeit. Da, seitdem die Erfindung der Production dienstbar gemacht wurde, die Productivität der Arbeit noch fortwährend steigt, so würde sich die Lage der Arbeiter fortwährend bessern, wenn sie stets das Ganze oder auch nur stets denselben procentualen Antheil an ihrem Arbeitsproduct erhielten. Ganz anders ist es, sowie der Arbeiter nicht mehr eine feste Productquote, sondern einen festen Lohn erhält. Alsdann tritt meiner Ansicht nach im Laufe der Zeit zuletzt doch das eherne Lohngesetz in Kraft, wenn auch in einzelnen Ländern und in gewissen Aufschwungsperioden, die sogar Jahrzehnte dauern können, das Lohneinkommen erheblich das zum Leben Unentbehrliche übersteigen mag. Das thut es ein wenig jetzt in Deutschland, erheblich mehr in England, aber in Italien und Spanien, diesen alten Culturländern, genügt das Lohneinkommen kaum noch zum Leben. Wenn wir aber erst Chinesen mit Maschinen werden arbeiten sehen, wird das eherne Lohngesetz wohl fast überall wieder herrschen und die „Verelendungstheorie“ wieder zur Geltung gelangen. Nur in Frankreich, wo doch das Lohnsystem seit hundert Jahren vollkommen durchgeführt ist, reguliert das eiserne Gesetz nicht die Lohnhöhe, weil Malthus' Voraussetzung von der schnellen und von den Existenzmitteln abhängigen Vermehrung der Menschen in Frankreich nicht zutrifft. Die Franzosen erzeugen nicht mehr Kinder, als sie gut werden ernähren können. Da existiert zwischen Franzosen und anderen Völkern*) ein Unterschied wie zwischen den beliebig vermehrbaren Waren Ricardos und denen, die nur beschränkt hergestellt werden können. Für letztere gilt des alten David Wertgesetz so wenig, wie für die Franzosen des Malthus Populationstheorie. Aber das sind Ausnahmen: edler Wein, Diamanten, Raphaelische Madonnen und — französische Eheleute, und bestärken die Regel, dass, wo Lohn herrscht, es auch das eherne Lohngesetz thut, und wo das der Fall ist, entsteht Proletariat und sociale Frage. Dieses nationalökonomische A B C brauche ich nicht weiter zu buchstabieren. Ist also das Arbeitseinkommen feste Productquote, so hängt

---

*) Noch im Jahre 1893 hatte Deutschland einen Bevölkerungszuwachs durch Geburts- über Sterbefälle von 15·5, Frankreich von 2·5 pro Mille.

es von der Productivität der Arbeit ab und wächst mit ihr; ist das Arbeitseinkommen Lohn, so hängt es von Angebot und Nachfrage ab, das heißt von der Vermehrung oder Verminderung der Arbeiterzahl, und da diese eine natürliche Neigung zum Wachsen hat, so erhält dadurch der Lohn die umgekehrte Tendenz. Productantheil ist gleich Einkommenvermehrung, Lohn ist gleich Sinken, höchstens Gleichbleiben des (Real-)Einkommens. Wobei es vollkommen gleichgiltig ist, ob die Productionsmethode sich in natural- oder geldwirtschaftlichen Bahnen bewegt.

Dieses ist alles bekannt genug, doch muss daran erinnert werden, dass um die Zeit, da die Kaiserstraße über den Semmering erbaut wurde, in Deutschland (natürlich auch in Oesterreich) das Arbeitseinkommen im Durchschnitte aller solcher Einzeleinkommen ganz überwiegend aus festen Productquoten oder auch dem vollen Product der Arbeit bestand, in England aber schon in Lohn! Auf dieser Insel war damals schon die classische Nationalökonomie fix und fertig, welche wahrheitsgemäß und scharfsinnig constatiert, was unter dem Lohnsystem aus der Arbeiterclasse wird, ohne Hass und ohne Liebe für dieselbe und unbeirrt durch Kenntnis eines anderen Wirtschaftssystems, das nicht von Lohn beherrscht wird, weil dieses in England nicht mehr bestand.

Und nun stelle man sich einen Edelmann in den kräftigsten Jahren vor, welcher in Oldenburg auf dem Gute seines Vaters geboren und dort mit den ländlichen Arbeiterverhältnissen ganz vertraut geworden war, der später in Mecklenburg ein Gut gekauft hatte und es bewirtschaftete, inzwischen aber bei dem berühmten Thaer in Celle Landwirtschaft und dann zwei Jahre in Göttingen namentlich Nationalökonomie studiert hatte. Die Universität Göttingen stand wegen der Verbindung Hannovers mit England, ebenso wie die Universität Königsberg durch den Handel und der Büsching'sche Literaturkreis in Hamburg damals ganz und mehr als andere deutsche Intelligenzstädte unter dem Einflusse der englischen Wissenschaft. Hier wurde der Mann, welchen ich den Leser bitte, sich vorzustellen, mit der classischen Nationalökonomie genau bekannt und von ihr auch captiviert. Er verehrte deren Vater Adam Smith innig. In der Arbeiterfrage hatte Thaer sie besonders scharf formuliert: „Der natürliche Preis der Arbeit ist der Preis, wofür arbeitende Menschen produciert werden können. Da das Angebot der Arbeit dringender ist als die Nachfrage, so ist ihr Preis in der Regel das Minimum dessen, was zur Erhaltung des arbeitenden Menschen erforderlich wird.“

Hier ist der Mensch als „beliebig vermehrbare Ware“ im Sinne von Ricardo und Malthus aufgefasst und als mit Naturnothwendigkeit unter das Lohnsystem gestellt, obschon dieses in Deutschland zu Thaers Zeiten noch nicht existierte, aber jene Maßregeln, welche dieser unter Fürst Hardenberg und v. Schön bei der sogenannten Bauernemancipation traf, haben allmählich das Lohnsystem eingeführt — an dem das in unserer Zeit zugrunde zu gehen scheint, was jene Reformatoren vor 90 Jahren geschaffen haben oder schaffen wollten.

Dem von der Richtigkeit und Naturnothwendigkeit der classischen Nationalökonomie und des Lohnsystemes unter freier Concurrenz überzeugten jungen Edelmanne folgen wir nun auf sein mecklenburgisches Gut. Er ist ganz erfüllt von Thaers Lehren und namentlich davon, dass der Reinertrag das Ziel der Landwirtschaft sei. Die langen Winterabende studiert und rechnet er, mit Benützung seiner Wirtschaftsbücher, und ein Vierteljahrhundert nach Beginn seiner Studien bei Thaer veröffentlicht er 1826 eine „Untersuchung über den Einfluss, den die Getreidepreise, der Reichthum des Bodens und die Abgaben auf den Ackerbau ausüben“. Diese viel citierte, wenig gelesene Untersuchung, bekannt als „Der isolierte Staat I.“, war mit der Absicht begonnen, die Bedingungen für den Reinertrag eines Gutes festzustellen, und sein Autor, der als Smithianer begonnen, war im Laufe der Arbeit dazu gekommen, die Theorie vom Arbeitslohn zu prüfen, was er that und was ihn zu einer ganz anderen als der Smith'schen Lohntheorie führte. Wenn der freundliche Leser sich das Leben unseres mecklenburgischen Rittergutsbesitzers so vorgestellt hat, hat er den Vater der conservativen Socialpolitiker kennen gelernt, Herrn von Thünen auf Tellow!

Als Resultat seiner Studien hatte sich aber nicht nur seine national-ökonomische, sondern auch seine religiöse Ueberzeugung geändert. Als Jüngling war er religiös indifferent, jemehr er aber das Schicksal seiner Mitmenschen zum Object seiner Studien machte, desto religiöser wurde er, obschon man kaum sagen kann, er sei kirchlich oder gar unduldsam geworden. Er glaubte an Gott und die Pflichten eines höhergestellten Menschen gegenüber seinen leidenden Mitmenschen, wie er das in einem Briefe an seine Tochter aus dem Jahre 1845 schön ausdrückt: „Ist es nicht unedel, glücklich sein zu wollen, wenn dies nur durch das Unglück anderer erlangt werden kann?“ Er ließ es in seiner Gottesfurcht nicht bei Redensarten bewenden. Sein Gut war nur 460 Hektar groß und erst in langen Jahren gelang es ihm, dasselbe schuldenfrei zu machen. Dabei ließ er zwei Söhne und eine Tochter außerordentlich gut erziehen, und doch stiftete er für seine Arbeiter eine Sparcasse, wo er soviel für sie einzahlte, als sie zusammen mit dem wirklich erhaltenen Lohne erhalten würden, wenn der von ihm als naturgemäß bezeichnete Lohn gezahlt würde.

Im Jahre 1848 erhielt eine Arbeiterfamilie dort 132 Thaler Lohn (in Geld und Naturalien zusammen), und Thünen gab einen Zuschuss von zehn Thalern. Der Zuschuss wechselte von da jährlich nach dem Gutsertrage, er war am höchsten im Jahre 1863, wo jede Arbeiterfamilie 63 Thaler Zuschuß erhielt. An jede Arbeiterfamilie wurde von 1848 bis 1868 in 21 Jahren 511 Thaler als Zuschuss zu dem in der Gegend üblichen Lohn bezahlt. Die Reineinnahme von Tellow soll 7500 Thaler betragen haben, die betheiligten Arbeiter waren an Zahl 25. Bei einem so mäßigen Einkommen, den Ausgaben für drei Kinder, für Bücher ꝛc. wird man sagen müssen, dass v. Thünen ein Mann war, der seine religiöse Gesinnung bethätigte, denn der Zuschuss betrug $3^{1}/_{2}$% Procent seines eigenen Einkommens. Es war ihm mit der Religion gegangen, wie mit der Nationalökonomie, aus dem Indifferenten war er ein werkthätiger Christ und aus dem Smithianer ein conservativer Reformpolitiker geworden.

Als 1894 Graf Egbert Belcredi starb, brachte ihm die „Neue Freie Presse“ einen Nachruf, worin sie mich als aus dem „preußischen Muckerthum“ hervorgegangen bezeichnete, und sie dachte mir damit keine Schmeichelei zu sagen. Zu den Muckern, auch Pietisten genannt, rechnet man den Begründer der Waisenhäuser Franke, den Begründer des Rauhen Hauses und der Inneren Mission Wichern, und wenn inzwischen jene Bezeichnungen nicht aufgehört hätten, würde man die heutigen und früheren Christlichsocialen so bezeichnen. Das waren alle Männer, welche die Kirche und ihre Organisation und auch den Staat social werkthätig machen wollten und auch selbst so wirkten. Einer der hervorragendsten davon ist Heinrich v. Thünen. Er schrieb schon 1830: „Alle Schriftsteller über Nationalökonomie sind darin einverstanden, dass die Summe der zum Lebensunterhalt nothwendigen Subsistenzmittel der natürliche Arbeitslohn sei. Die Wissenschaft beherrscht nothwendig die Meinung aller Menschen und so finden wir auch, dass alle Regierungen, alle Repräsentanten diesem Grundsatz huldigen und so wird jedes Streben nach höherem Lohn als Aufruhr betrachtet und bestraft. Niemals ist der Mensch furchtbarer, als wenn er im Irrthum ist, er kann dann ungerecht, grausam sein, und sein Gewissen ist ruhig, denn er glaubt ja seine Pflichten zu erfüllen. Wird das Volk aber jemals die Ansicht der Nationalökonomen theilen, wird es sich überzeugen, dass die furchtbare Ungleichheit in der Belohnung der geistigen und der körperlichen Arbeit, sowie der Dienste des Capitals in der Natur der Sache begründet sei? . . Die Ansicht der Nationalökonomen ist aus der Erscheinung entnommen und stützt sich auf die Erfahrung. Der Arbeiter ist für die Erziehungskosten, das Lastthier für die Aufziehungskosten zu haben. Diesem Zustand, wo der Lohn nur eine Capitalvergütung ist, die Arbeit an sich aber nur durch den bloßen Unterhalt gelohnt wird, nenne ich die Herrschaft des Capitals, welche aus der starken Vermehrung der Arbeiter und dem daraus entspringenden Angebot von Arbeit zum niedrigsten Preis hervorgegangen ist. Aber das Capital ist nur Product der menschlichen Arbeit, und es kann der Mensch nicht seinem eigenen Product untergeordnet sein.“

Herrschende Parteien oder doch die Herrschaft anstrebende bedienen sich oft recht illoyaler Mittel und zwar umsomehr, je weniger sich ihre Herrschaft auf Recht und Billigkeit stützt, und davon hat die liberale oder die Partei der — wie v. Thünen sagt — Capitalherrschaft einen ausgiebigen Gebrauch gemacht. Mit Muckern bezeichnete man eine Secte, welche ganz abscheuliche religiöse Anschauungen habe, und sagte darum, resolut wie der flotte Student: „weg mit den manichäischen Secten, weg mit der ganzen Muckerei!“ Nun, über dogmatische Angelegenheiten, welche die Kirche von den Manichäern und Bilderstürmern an beunruhigt haben, hätten meine Parteigründer denken können, wie sie wollten, ob der Vater gleich dem Sohne oder nicht, ob Brot und Wein Fleisch und Blut sind oder bedeuten, das würde die Liberalen ganz kalt gelassen haben. Höchstens hätten sie über beide Parteien, die Orthodoxen und die Pietisten oder Mucker das Urtheil Heines über Mönch und Rabbi gefällt. Aber, dass sie Ketzer waren gegen „die Wissenschaft“, dass sie behaupteten, es sei unchristlich, unklug und auf die Dauer undurchführbar, dass der Lohn lediglich durch Angebot und Nachfrage geregelt werde, das machte sie zu wirklich verabscheuungswürdigen Ketzern. Wie ich erzählen werde, wurde Thünen nur deshalb verurtheilt, wie ich meinerseits von der „Kreuzzeitung“ schon 1873 und von der „Neuen Freien Presse“ 1894, und wie jetzt Naumann von denen um Stumm.

Thünen sagt, „die Nationalökonomen“ stellen zwei Doctrinen auf, und die sind Abstractionen von Zuständen und Erfahrungen. Natürlich meint er die englischen Originalnationalökonomen und englische Zustände und Erfahrungen. Aber letztere waren 1830 in Deutschland noch ganz andere, und auf Grund dieser anderen Zustände und Erfahrungen kam v. Thünen auch zu anderen wissenschaftlichen Resultaten, zu einer originellen deutschen Lohntheorie, der Theorie des „naturgemäßen Arbeitslohnes.“

(Schluss folgt.)

Ueber den Selbstmord.

Dass jedes persönliche wie gesellschaftliche Thun und Streben nur den einen Inhalt hat — sich selbst zu behaupten und durchzusetzen, d. i. das Leben zu bejahen: das scheint einer der gewissesten

Digitized by Google

Sätze aller Weltweisheit zu sein. Und doch — widerspricht ihm nicht die alltägliche Thatsache des Selbstmordes auf das entschiedenste? In Europa nehmen sich jährlich rund 35.000 Menschen das Leben, in Deutschland allein gegen 10.000. Und diese Ziffern wiederholen sich mit einer Regelmäßigkeit, die noch größer ist als die Zahl der jährlichen Todesfälle.

Nun ist es gewiss richtig, wie Schopenhauer bemerkt, dass der Selbstmörder im Grunde das Leben will und er bloß mit den Bedingungen unzufrieden ist, unter denen es ihm geworden; dass also auch der Lebensüberdrüssige eigentlich das „Leben an sich" bejaht. Aber das ändert dann nur die Art der Fragestellung, noch nicht das Problem selbst. Warum wird eben unter diesen Umständen und in diesem besonderen Falle das Nichtsein höher gewertet als das Sein? Die Geisteskranken stellen freilich eine große Anzahl Selbstmörder, und man wäre versucht, in rein physio-pathologischen Momenten die Ursachen zu suchen. Aber man kann mit dieser Erklärung nicht zum Ziele gelangen, da sich bei genauerer Betrachtung keineswegs ein regelmäßiger Zusammenhang zwischen den beiden Erscheinungen herausstellt. Auch das Unglück und Elend an sich ist es nicht allein, das den Entschluss herbeiführt: denn es ist kein Unglück so groß, dass es jeden zum Selbstmord bewogen, und es ist doch auch wieder keines so klein, dass nicht schon ein ihm gleiches ebendahin gebracht hätte.

Wie weit in früherer Zeit der Selbstmord vorgekommen und in welchem Grade, entzieht sich unserer Kenntnis. Für dieses Jahrhundert ist zugleich mit der Steigerung des Industrialismus und der Cultur auch eine immer steigende Zunahme in fast sämmtlichen Ländern eingetreten. Dagegen hat sich sehr wesentlich gegenüber der Vergangenheit das gesellschaftliche Werturtheil geändert. Noch David Hume wagte es nicht, seine Vertheidigung des Selbstmordes zu veröffentlichen, sondern unterdrückte jene Abhandlung, in der er Leben und Tod eines Menschen als gänzlich bedeutungslos für das Universum hinstellte. Die That wurde, wenn wir von gewissen Zeiten des Alterthums absehen, in der ganzen christlichen Periode als schlechthin unmoralisch verworfen, ja, wie noch heute in Russland, als ein Verbrechen betrachtet. Eine christliche Bestattung wird auch bei uns in der Regel versagt. Das moderne Denken verhält sich anders: es beurtheilt, bevor es verurtheilt. Wir begnügen uns auch nicht mehr damit, etwa die allgemeine Anklage gegen den Culturfortschritt zu erheben, dass eine so große Anzahl Menschen jährlich ihre Rechnung nicht findet. Wir legen noch weniger an alle Dinge den moralisierenden Maßstab, wie noch Alexander v. Oettingen es thut. Wir sehen in dem Selbstmörder weit eher einen Unglücklichen als einen Verbrecher und halten es nicht für billig, das Recht auf Sterben jemandem zu bestreiten, dem wir das Recht auf Leben nicht gewährleistet haben. Wir betrachten endlich die socialen Ursachen der Erscheinung, die wir in ihrer Gesammtheit als nothwendig zu begreifen suchen. Wie steht es nun mit diesen Ursachen?

Darwin macht in der „Abstammung des Menschen" die Bemerkung, daß Trübsinnige und Geisteskranke in Gewahrsam gehalten werden oder Selbstmord begehen: wir hätten es darnach also mit einer Art der natürlichen Auslese zu thun. Die Menschen, die an das Leben nicht gehörig angepasst sind, gehen durch ihn zugrunde, und nur die Tauglicheren (the suffittest) bleiben verschont. Es steckt ein stark optimistischer Zug in dieser Auffassung; aber sie lässt sich schwer mit den wirklichen Erscheinungen vereinen. Warum findet der Selbstmord sich bei den Romanen viel weniger als bei den Germanen? Bei den Männern weit mehr als bei den Frauen? Warum trifft er dann die höheren Altersclassen so viel zahlreicher als die jüngeren und mittleren? Denn damit der Selbstmord als ein Mittel der natürlichen Auslese im Darwin'schen Sinne sich bewähren könnte, müsste er gerade umgekehrt wirken. Wenn die älteren Personen sich weit häufiger das Leben nehmen und wenn auch Verheiratung und Familie keinen Widerhalt gewährt, so gewinnt er als Schutzmittel offenbar keine Bedeutung: denn es hat dann jene melancholische artfeindliche Gemüthsart bereits im Leben gewirkt, sie hat sogar zur Erhaltung der Art beigetragen. Das Präservativ der Selbstaufgabe kommt also zu spät!

Die italienischen Anthropologen (Morselli, Lombroso, Ferri) sehen im Selbstmord nur eine vicariierende Art jener Thätigkeitstriebe, die sich gegen das Menschenleben überhaupt richten: Mord und Selbstmord sind beides entartete Formen des Kampfes ums Dasein. In den Gesellschaften, in denen durch sociale Institutionen der Fremdmord eingeschränkt ist, da nimmt der Selbstmord zu, der also nur eine gemilderte Form von jenem ist; und umgekehrt. Der Selbstmord wäre sonach eine Sicherheitsvorrichtung für die Gesellschaft, um sie von schädlichen Menschen auf bequemste Weise zu befreien, und im Grunde für uns eine Art Wohlthat und ein Zeichen des Culturfortschrittes. Aber ganz abgesehen davon, dass der Kreis der getroffenen Personen in beiden Fällen doch ein wesentlich verschiedener ist und auch jener angebliche Parallelismus zwischen Mord und Selbstmord durchaus nicht regelmäßig zutrifft: woher überhaupt jener Trieb, sich am Leben zu vergreifen? Es ist nur eine Hinausschiebung der Frage, keine Lösung.

Man ist gewohnt, in solchen Zweifelfällen bei der Statistik sich Rath zu holen. Was sagen also die Statistiker über die Verursachungen des Selbstmordes? Herzlich wenig. Unsere amtliche Statistik beschäftigt sich mit solchen verzwickten Fragen ja nur höchst ungern oder überhaupt nicht. Sie ist so ziemlich bei jenem todten Punkt angelangt, wo sie sich selbst aufgeben muss. Jahr für Jahr werden dicke Bände veröffentlicht, aus denen niemand mehr etwas lernt, weil nichts daraus zu lernen ist; am allerwenigsten der Statistiker selber, der mit dem Materiale gar nichts mehr anzufangen weiß. Denn für die Seite, welche unsere Erkenntnis allein fördert, für die Aufhellung der Ursachen ist unter dem „statistischen" Gesichtspunkt schon durch die ganze Art der Fragestellung kein Platz. Daher ist denn auch der Ertrag aus all diesen Zahlen erschreckend gering. Liest man den neuesten Aufsatz über Selbstmordstatistik im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften", so ist der Eindruck, den man empfängt, ziemlich trostlos. Die technische Scholastik überwuchert völlig den geistigen Gehalt. Es wird alles Heil von einer verbesserten, zukünftigen Methode erwartet, ohne dass doch irgend welche Anstalten getroffen werden, etwas gedankliche Verarbeitung mit dieser Methode vorzunehmen. Vor lauter Exactheit in der Rechnung kommt überhaupt kein Resultat mehr zustande. Der Erkenntniswert bleibt gänzlich hinter den großen Anstrengungen zurück.

Da wirkt es denn wie eine Erfrischung, wenn man einem Manne von allgemeiner Bildung begegnet, der Geist besitzt und der versucht, neue Wege, unter Zuhilfenahme auch der statistischen Methode, einzuschlagen. Das Buch von **Durkheim: Le suicide, Etude de sociologie***) ist die umfangreichste Einzeldarstellung, die wir über den Gegenstand besitzen (450 Seiten), und doch liest man überall mit Interesse. Allerdings, seine Theorie — oder wenn man so will, seine „Metaphysik" — unterliegt nicht wenig Ausstellungen. Aber besser schon, man hat überhaupt einen Gedanken und einen Angriffspunkt, an dem man sich selbst probieren und stärken kann, als diese sein regelmäßigen Stoffhubereien, an denen nicht einmal mehr etwas falsch ist. Besser schon eine irrige Meinung, die sich immerhin berichtigen lässt als das Banausenthum der Problemlosigkeit. Das sind immer die besten Bücher gewesen, die man bekämpfen kann, weil sie eine breite Angriffsfläche bieten.

Ich kenne die Detaileinwände, die man vom Standpunkt der Methode und der inductiven Logik erheben muss und ich wohl selbst gelegentlich erheben würde: das Material ist nicht hinreichend bis zur Gegenwart herangezogen worden, die Vorprüfung über Zuverlässigkeit und Vollständigkeit lässt zu wünschen übrig; die Benützung der Zahlen geschieht nicht ganz ohne Willkür und Voreingenommenheit; die Widerlegung anderer Ansichten erscheint zuweilen spitzfindig. Das ist gewiss alles richtig; aber die Grundauffassung kann trotzdem fruchtbar sein. Denn darüber soll doch kein Zweifel bestehen: im Grunde geht jeder Forscher aus von einem a priori gefassten Vorurtheil. Diese Vorurtheile (d. h. vor der Untersuchung gefassten Urtheile, Kategorien) geben überhaupt erst die Möglichkeit, das Material zu ordnen, zu sichten, zusammenzufassen, geben überhaupt erst Gesichtpunkte und Richtlinien für die ungeordnete Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. Rein inductiv ist bisher wohl nie eine Erkenntnis gewonnen worden, und eine „reine Erfahrung" im Sinne von Avenarius kann es nicht geben. Es kommt eben vor allem darauf an, ob das Vorurtheil eines Forschers fruchtbar werden kann und uns fördert oder nicht.

Durkheim unterscheidet drei Formen des Selbstmordes, die er — nicht eben glücklich — als egoistische, altruistische und anomische bezeichnet. Unter Anomie (ἀ-νόμος) versteht er jenen Zustand, bei dem das gesellschaftliche oder individuelle Gleichgewicht aus irgend einem Grunde gestört ist. Dahin gehören die ökonomischen Krisen, Revolutionen, Kriege, aber überhaupt jede Abweichung von dem normalen Gange; für den einzelnen und für kleinere sociale Gruppen bedeutet z. B. auch die Ehescheidung eine solche Anomie. Es zeigt sich, dass der Selbstmord in gewissen Beziehungen zu diesen socialen Störungen steht. Denn nicht nur der Ausbruch einer ungünstigen Krise, sondern auch die außergewöhnliche Steigerung des Wohlstandes in einer Periode hat ein Anschwellen der Selbstmordziffer im Gefolge. Und ebenso zeichnen sich die Länder mit erleichterter Scheidungsmöglichkeit und dementsprechend höherer Zahl Geschiedener durch eine erhöhte Quote aus. Hier wäre also überall die Störung des physischen wie psychischen Gleichgewichtes als Ursache zu betrachten.

Unter egoistischem Selbstmord würde ein solcher zu verstehen sein, bei dem das sociale Band des Individuums gelockert ist. So findet Durkheim als Ursache für die größere Selbstmordfrequenz in protestantischen Ländern die Thatsache, dass die kirchliche Zusammengehörigkeit dort eine geringere ist als in den katholischen, dass dort das Individuum mehr auf sich allein angewiesen ist und keinen Rückhalt in der größeren Gemeinschaft findet. Also nicht der dogmatische Inhalt der Religion bewirkt die Verschiedenheit, sondern nur die Form der äußeren kirchlichen Gemeinschaft. Und der Mangel an socialen Zusammenhang, dieser „übertriebene Individualismus", führt dann weit leichter zur Melancholie und Verzweiflung, mögen auch sonst die Bedingungen die gleichen sein. Aehnlich würde es zu erklären sein, dass die Junggesellen sich eher das Leben nehmen als die Verheirateten im gleichen Alter. Und zwar ist es, wie sich bei näherer Betrachtung herausstellt, nicht die Ehe an sich, die als Schutz gegen den Lebensüberdruss wirkt, sondern das sociale Band der Familie, das durch die Existenz der Kinder gefestet wird. Je größer z. B. in den französischen Departements, die Zahl der Kinder, umso kleiner die

*) Paris, Felix Alcan, 1897.

Quote des Selbstmordes; kinderlose Eheleute nehmen sich häufiger das Leben als kinderreiche. Man würde also sagen können: je enger die socialen Gruppen zusammenstehen, um so größer die Immunität gegen den Selbstmord.

Aber umgekehrt kann auch eine Ueberspannung des Socialwillens dieselbe Erscheinung zeitigen. Das ist es, was Durkheim unter dem altruistischen Selbstmord versteht: als solcher gilt ihm jener, bei dem der einzelne nichts bedeutet, die Gesellschaft alles. So würde sich die Selbstaufopferung bei primitiven Völkern daraus erklären, dass dort die Wertung der Persönlichkeit gering ist und die gesellschaftliche Autorität (z. B. beim Tode des Mannes, bezw. Herrn) die Selbsthingabe anbefiehlt. Aehnlich könnte auch der höhere Selbstmord im Heere gedeutet werden: es ist gerade das Zurücktreten des Individuums, das vollständige Herrschen der socialen Gemeinschaft, die das Leben des Einzelnen als unwesentlich und bedeutungslos erscheinen lassen.

Also sowohl eine zu große Unterordnung des Einzelnen unter die Gesammtheit, als auch eine zu starke Isolierung des Individuums haben ein gleiches Resultat: den Wert des Lebens herabzusetzen. Das eine Mal aus Mangel an positivem Ziel und Inhalt, das andere aus der Bedeutungslosigkeit des Individuums gegenüber dem Ganzen. Und aus diesen allgemeinen Gesichtspunkten erklären sich dann, wie ich hier nicht näher ausführen will, auch die Einzelheiten: das Zurücktreten der Frauen, das Ueberwiegen gewisser Berufsschichten, die verhältnismäßige Immunität kleinerer Gemeinschaften, die sich in der Minorität befinden und darum zusammenhalten (wie die Juden), u. s. f.

Was an dieser ganzen Auffassung besticht — auf die gewählten Bezeichnungen kommt es dabei nicht an — das ist die philosophische Vertiefung der Frage und die allgemeine Tragweite des Gedankeninhaltes, sowie die Betonung des socialen Charakters der Erscheinung anstatt der individuellen Motive. Denn naturgemäß hat das ausgesprochene Princip eine ganz allgemeine Bedeutung. Das Verhalten des Einzelnen zur Gesammtheit, die Stellung des Individuums zur socialen Gruppe betrifft ja die Elementarerscheinungen des gesellschaftlichen Lebens.

Was aber diesem Gedankengange fehlt, das ist das Zwingende in der Ursachenverkettung: wir vermissen ganz und gar die Geltendmachung der ökonomischen, ethnologischen, physiologischen Aequivalente, ohne welche auch jene hervorgehobenen socialpsychischen Momente der vermehrten oder verminderten individuellen Spannung nicht in die Erscheinung treten können. Das letztere sind vielmehr die Symptome (causae occasionales) der Selbstmordfrequenz, welche auf die dahinterliegenden Realgründe hinweisen, als die wirkenden Ursachen (causae efficientes). Denn man fragt natürlich, woher kommt jene Auflösung der Gemeinschaften und welche realen Momente befördern sie? Innerhalb jenes allgemeinen und zweifellos richtig gekennzeichneten Rahmens müssen es doch wieder ganz bestimmte und concrete Ursachen und Factoren sein, die gerade den Selbstmord hervorrufen: etwa die veränderten Zustände des Centralnervensystems, die sociale Lage der Selbstmordcandidaten, die Disharmonie zwischen Bedürfnis und Befriedigung und ähnliches. Alles dies ist wohl in nuce in der Durkheim'schen Theorie enthalten, aber es ist nicht bestimmt genug herausgearbeitet worden. So fehlt den Beweisgründen das Schlussige; die Nothwendigkeit des unmittelbaren ursächlichen Zusammenhanges springt nicht in die Augen, wenn auch der mittelbare richtig gekennzeichnet wird.

Aber erhalten wir auch auf diese Weise nicht einen Einblick in die letzten constitutiven Factoren, welche das zusammengesetzte Problem des Selbstmordes zustandebringen, so zeigen sich doch für uns wichtige heuristische Principien, deren Erkenntniswert bedeutend genug ist. Freilich muss man sich hüten, selbst aus einer zutreffenden Aetiologie vorschnelle Schlüsse auf die Möglichkeit einer Therapeutik zu machen: im socialen Leben wie im Dasein des Einzelnen ist der bewussten Leitung des Willens nur ein sehr kleines Feld gelassen.

Breslau. Dr. Franz Eulenburg.

Die Entwickelung der deutschen Musik bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts.

Bruchstück aus dem in einigen Jahren erscheinenden Band VI der „Deutschen Geschichte".

Von **Karl Lamprecht** (Leipzig).

III.

Oratorium und Oper.

Die Anfänge einer entschiedeneren Bewegung gehen auf Giovanni Gabrieli, seit 1584 Organisten von St. Marco in Venedig, und auf Claudio Monteverdi (1568—1643) zurück. Diese Meister suchten zunächst den Gesang durch obligate Instrumentalbegleitung harmonisch zu vervollständigen und vermöge besonderer Bewegungen und Klangfärbungen zu charakterisieren, und sie leiteten ihn zugleich ein und unterbrachen ihn durch selbständige Instrumentalsätze. Solche Sätze nannte man im allgemeinen Symphonien. Es ist klar, dass es von hier nicht mehr weit war bis zur Verselbständigung der Instrumentalmusik, die sich dann, entsprechend den cyklischen Formen der alten unkünstlerischen Tanzreihen, auch ihrerseits cyklische Formen, ständige Reihen in besonderem Verhältnis zueinander stehender Instrumentalsätze ausbilden musste.

Gleichwohl hat es noch lange gedauert, ehe dieser Weg mit stetigem Erfolge im Sinne einer gewaltigen vorwärtstreibenden Entwickelung beschritten ward. Eine musikalische Gefühlswelt völlig und ohne Zuhilfenahme des Wortes und Gesanges allein durch die reichgegliederten Töne eines Chors wechsel- und klangreicher Instrumente zum Ausdruck zu bringen: das ist eine Aufgabe, die erst das neue Zeitalter des Subjectivismus nach der Mitte des 18. Jahrhunderts vollends gelöst hat; noch kaum Bach und Händel ganz, erst Mozart und vor allem Beethoven sind ihre Meister geworden. Denn die Beherrschung der Tonwelt der Instrumente in diesem Sinne setzt das widerhallende Gefühl stürmender Leidenschaften im eigenen Busen und die ganze reiche Vorstellung von der Persönlichkeit als eines Schauplatzes unendlich abgestufter Empfindungs- und Gemüthsvorgänge voraus, die das Zeitalter des Individualismus in diesem Sinne noch nicht besaß. Und so ist die Instrumentalmusik zu ihren höchsten Leistungen, bis zum Verschlingen der menschlichen Stimme, die dem vollen Schwall der neuen Empfindungen nicht mehr gerecht zu werden schien, erst im 19. Jahrhundert entwickelt worden; und die Wende des 16., sowie die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts haben sich mit der Ausbildung der Instrumentalmusik zunächst doch nur im Sinne einer Begleitungsmusik zum Gesange, und soweit die Instrumentalmusik selbständig wurde, immer noch zumeist mit entsprechender Reproduction der Typen der Vocalmusik begnügen müssen.

War dies die Lage, so war umsomehr auf die Ausbildung der Dynamik und Modulationsfähigkeit der menschlichen Einzelstimme zu achten, um sie zum Träger der Empfindungswelt der entwickelten individualistischen Zeiten hin bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zu machen. In der That liegt hier der Kern der musikalischen Entwickelung des 16. und 17. Jahrhunderts. So wie der Einzelne sich in dieser Zeit isoliert stellte zu seinem Gott, so wie die sittliche und staatliche Welt dieser Zeit sich aus an sich isolierten Einzelpersonen mechanisch zusammenzusetzen schien, so schien der Einzelne in der Summe seiner überschwenglichsten Empfindungen doch noch ganz in sich aufgehen, sich im Einzelgesang völlig genügen zu können.

Indes die Durchbildung der alten genossenschaftlich empfundenen Monodie zum individuell aufgefassten Einzelgesange ist trotzdem formell nicht einfach gewesen. Sie knüpfte sich der Hauptsache nach an Italien; in ihr ist später das italienische Virtuosenthum des Einzelgesanges groß geworden; auf der Thatsache, dass sie wesentlich in Italien erfolgte, beruht die musikalische Herrschaft dieses Landes über West- und Mitteleuropa noch zu Zeiten, da seine allgemeinen Cultureinflüsse auf die Fremde schon längst (seit etwa 1620) im Rückgang begriffen waren.

Innerhalb des alten liedmäßigen Gesanges, selbst da, wo er einstimmig war, konnte sich der Einzelgesang nicht entfalten, denn dieser liedmäßige Gesang trug eben seinem Wesen nach genossenschaftlichen Charakter. So blieb für die Einzelstimme nur da ein Raum, wo unter allen Umständen Einzelpersonen gesangmäßig zum Worte kommen mussten, im musikalischen Drama. Ein musikalisches Drama irgendwelcher Art war mithin die formelle Voraussetzung für die Entfaltung des Einzelgesanges.

Nun hatte das dramatische Mysterium des Mittelalters bis zu einem gewissen Grade den Charakter eines musikalischen Vorganges gehabt; cum grano salis kann man es wohl mit dem modernen Oratorium zusammenhalten. Allein die Musik in ihm war collectiven Charakters gewesen; die Gemeinde hatte mit Gesängen, wie etwa „Also heilig ist der Tag" eingegriffen; und wo ja Einzelpersonen musikalisch zur Aeußerung gelangt waren, da waren diese Aeußerungen — sehr bezeichnender Weise — zumeist mehrstimmig gesetzt gewesen: so finden sich die Reden Christi wohl vierstimmig gesetzt; das ist noch in der „Auferstehung" Heinrich Schützens vom Jahre 1623, ja auf Worte des Evangelisten angewandt zum Theile sogar noch in Schützens „Sieben Worten am Kreuze" vom Jahre 1645 der Fall, in Werken allerdings, die man beide im gewissen Sinne als Nachfolger des alten Mysteriums ansehen kann. Der musikalische Charakter des Mysteriums stand also dem Einzelgesange im prägnanten Sinne des Wortes ebenso fern, als das ältere Lied; es war nicht möglich, dass der Einzelgesang sich in ihm völlig ausbildete; zudem verfiel es auch an sich im Verlaufe des 16. Jahrhunderts.

Was aber von der Musik des Mysteriums galt, das traf nicht minder auch für das speciell in Italien seit etwa 1550 von Filippo Neri entwickelte ältere Oratorium zu. Es bestand der Hauptsache nach zunächst aus der Recitation biblischer Geschichten mit eingelegten Chören, ohne dass die Recitation sich über die Psalmodie hinaus musikalisch individuell entwickelt hätte.

Und auch ein dritter weltlicher Zweig dramatischer Dichtung, das italienische weltliche Singspiel, das im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts aus einfachen Maskeraden und Festaufzügen der Fürstenhöfe hervorgegangen war, versagte. Auch in ihm behielt die Musik, soweit sie nicht ganz auf Vorspiele und Intermezzi beschränkt blieb, selbst für den übrigens seltenen musikalischen Ausdruck der Einzelpersonen mehrstimmigen madrigalesken Charakter.

Gleichwohl sind die drei Entwickelungen des Mysteriums, des Oratoriums und des Singspieles für die Geschichte des Einzelgesanges

nicht ohne Bedeutung gewesen. Gewiss war die Musik in ihnen noch mehrstimmig, aber bei der geforderten dramatischen Lebendigkeit des Ausdruckes näherte sie sich mit ihren Melismen und melodischen Progressionen aller Art und der dadurch erzeugten Kehlfertigkeit der Sänger doch immer mehr der Erfüllung jener Vorbedingungen, welche für die Ausgestaltung des Einzelgesanges gestellt werden mussten. Die Mittel zum ersten Ausdruck individueller Stimmungen und Leidenschaften schienen jetzt gleichwohl langsam erreicht zu werden: ein neues Ideal, das des kunstmäßigen ausdrucksvollen Einzelgesanges im Gegensatze zur gebundenen Chormusik, leuchtete leise hervor.

Wirklichkeit aber wurde es erst in dem Dramma per musica, das man seit Mitte des 17. Jahrhunderts auch als Opera bezeichnete, in der ältesten Oper.

In Italien, vor allem in Florenz, war im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts aus den Bestrebungen der Renaissance wie aus der immer stärker entwickelten Neigung zu dramatisch-musikalischen Vorstellungen der Wunsch hervorgegangen, das hellenische Drama, das man sich als Musikdrama dachte, wieder zu beleben. Dazu war neben den Chören, deren musikalische Wiedergabe in den bestehenden Formen des mehrstimmigen Gesanges ohneweiters erreichbar schien, vor allem die Entwickelung einer Monodie nothwendig, die der Rhythmik des Verses wie dem Sinne des gesprochenen Wortes schlicht und würdig gerecht wurde. Sie ward gegen Ende des 16. Jahrhunderts zunächst im ariosen Einzelgesang, bald darauf auch im Seccorecitativ gefunden, wobei denn das Recitativ für den einfachen Dialog, das Arioso für die Darlegung anhaltender Gemüthszustände bestimmt war. Damit war denn in doppeltem Sinne, unter mancherlei Ausnützung älterer dramatisch-musikalischer Mysterien, der Weg zum langersehnten Ziele, zur Beseelung des Einzelgesanges, eröffnet.

Und auf dem neuen Pfade gesellte sich zum Einzelgesang und damit überhaupt zum Dramma per musica sehr rasch das andere Mittel stärkerer Individualisierung musikalischen Empfindens, das gegen Ende des 16. Jahrhunderts in der Instrumentalmusik entwickelt worden war. Clavier, Laute, Viola, auch Blasinstrumente wurden nunmehr systematisch herangezogen, theils zur Begleitung des Madrigals, womit das Spiel eröffnet zu werden pflegte, theils zur Unterbrechung, seltener auch zur Begleitung des Einzelgesanges. Leise, discret, unbeholfen zunächst noch, nahmen sie so an Schilderung und Charakterisierung der Handlung theil, bis sie langsam in die Stellung specifisch zeichnender Tonwerkzeuge hineinwuchsen und ihr Hinzutritt zum Gesang nicht mehr entbehrt werden konnte.

Aber diese wachsende Beherrschung der Tonempfindungen im Drama kam keineswegs sogleich weiten Kreisen zugute. Aus einem Missverständnis des hellenischen Dramas erwachsen, ein schwaches Kind der verflauenden Renaissance des 16. Jahrhunderts, blieb das Dramma per musica in seiner Verbreitung zunächst auf den Kreis der fürstlichen Höfe erst Italiens, dann Westeuropas beschränkt, und sein Inhalt begrenzte sich auf Stoffe der classischen Mythologie und ihr angeschlossene alberne Allegorien, sein Empfindungskreis auf girrende Liebeleien und die Unnatur höfischer Galanterie.

An den deutschen Fürstenhöfen hatte das italienische Dramma per musica Vorläufer in Schaustellungen, die bis auf das blutige Turnier des Mittelalters zurückgingen. Im 16. Jahrhundert hatte das Turnier zunächst harmloseren Ring- oder Ringelrennen Platz gemacht, die sich bald durch eingelegte allegorische Aufzüge zu manchmal recht plumpem, immer aber heiter gemeintem Costümgepränge erweiterten. Diese „Inventionen", wie man die verwandelte Form nannte, verlangten dann bald die Aufnahme der Sprache und womöglich der Musik. So wurde schon 1596 am hessischen Hofe bei einem Ritterspiel Gesang herangezogen; und etwa ein Jahrzehnt später sehen wir die Aufführungen, die gelegentlich einer Hochzeitsfeier am württembergischen Hofe stattfanden, sehr hübsch mit sieben „Liedlein" ausgestattet; bei der glänzendsten Invention dieser Tage aber, dem Ringelrennen der Stadt Heidelberg zu Ehren des Einzuges Friedrich V. und seiner Gemahlin im Jahre 1613, wurde die Darstellung des Argonautenzuges gar durch dreiundzwanzig meist für Gesang bestimmte Gedichte begleitet.

Unter diesen Umständen kann es nicht wundern, dass das Dramma per musica, für das seit dem 17. Jahrhundert so große Meister wie Claudio Monteverdi und Cavalli, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch noch Scarlatti schufen, in Deutschland Anklang fand: im Jahre 1627 ist gelegentlich einer Vermählungsfeier am kursächsischen Hofe zu Torgau die erste Oper, die „Daphne" des Rinuccini, von Opitz ins Deutsche übersetzt und von Schütz componiert, auf deutschem Boden zur Aufführung gelangt.

Gleichwohl verbreitete sich das Dramma per musica an den deutschen Höfen weniger, als man hätte erwarten sollen; die Kosten der mittlerweile zu stärkstem theatralischem Aufwande entwickelten und mit Ballet ausgestatteten Aufführungen waren zu groß, und das Elend des langen Krieges hatte die Freude an feinerem künstlerischem Genusse ertödtet. Als sich daher nach dem Kriege die Oper in Deutschland zum erstenmale ständig einbürgerte, da fand sie ihre Stätte nicht so sehr an den Fürstenhöfen, wie im Schoße der einzigen damals noch reichen und entwickelungsfreudigen Stadt, hinter den Wällen Hamburgs.

Unter diesen Umständen gelangten die neuen Errungenschaften der italienischen Musik, wie sie durch die Lehrjahre fast aller besseren deutschen Componisten dieser Zeit unter italienischen Meistern nicht minder nach Deutschland getragen wurde, wie durch das Bedürfnis eines inneren Fortschrittes der deutschen Musik in italienischer Richtung, bei uns nicht in der Form des Dramma per musica zur Geltung, sondern in einer bei weitem mehr nationalen Form, in der Fortentwickelung der protestantischen Kirchenmusik. Hier, im Bereiche des wesentlichsten Empfindungscomplexes des deutschen Volksgeistes auch noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, des religiösen, sind Beseelung der Einzelstimme und Charakterisierungskraft der Instrumentalmusik bei uns emporgeblüht.

Der große Meister dieser neuen Kunst aber ist Heinrich Schütz, zu Köstritz im Vogtlande am 8. October 1585 geboren, in der hessischen Hofkapelle wie in Italien durch den Venetianer Gabrieli musikalisch gebildet, später die längste Zeit seines reichen Lebens hindurch, 1615—1672, in kursächsischem Dienste, seit 1617 als Meister der großen Dresdener Kapelle.

Schützens Werke kamen verhältnismäßig erst spät an die Oeffentlichkeit; so seine „Heiligen Symphonien" 1629, 1647 und 1650, seine „Geistlichen Concerte" 1636 und 1639, seine „Motetten" 1648; von seinen dramatischen Kirchenwerken, den Vorläufern des späteren großen Oratoriums, sind die „Sieben Worte Christi am Kreuze" 1645, die vier Passionen nach dem Evangelisten gar erst 1666 herausgekommen.

Umso reifer erscheint, was sein Genius in ihnen bietet. Schon in seinen Symphonien, gesanglichen Compositionen mit Instrumentalbegleitung, erscheint der Einzelgesang ausdrucksvoll belebt und gibt nicht bloß die Grundstimmung klar und entschieden wieder, sondern auch die einzelnen Phasen und Modificationen der Empfindung. Damit ist das Mittel gefunden, den Hörer nicht einfach in einer Stimmung ruhen zu lassen, sondern ihn mit fortzureißen zum dramatischen Miterleben des Dargestellten. Wesentlich zu diesem Erfolge tragen auch schon die Instrumente bei; der Gesang baut sich über mehr als einer einfachen Bassstimme auf; die Begleitung ist obligat; die Instrumente zeigen eigene, neben den Singstimmen hergehende Motive oder führen den Hauptgedanken mit ihnen wechselsweise durch.

Uebertroffen aber werden die Symphonien wie auch die Concerte und Motetten Schützens durch die großen Werke der Spätzeit, deren eines Schütz einmal nicht eigentlich als Kirchenmusik, sondern als „um die österliche Zeit in fürstlichen Kapellen oder Zimmern ꝛc. zu gebrauchen" bezeichnet hat: zum Beweise dafür, dass er den gebundenen Kirchenstil der älteren Zeit verworfen und einen neuen Weg veränderter musikalischer Ausdrucksmittel und schärferer Charakteristik musikalischer Stimmungen beschritten hatte, wie er dem altheiligen Raume der Kirche noch nicht angemessen erschien. Von diesen großen Werken zeigen die Passionen in der Führung der Einzelstimmen insofern noch einen verhältnismäßig alterthümlichen Charakter, als sich noch vielfach die alte, wenn auch arios belebte Psalmodie findet. In den Chören dagegen bricht die neue Art lebhaft in dramatisch charakterisierenden Elementen von sieghafter Kraft hervor; populäre Leidenschaften namentlich werden überaus lebensvoll geschildert; wer, der ihn je gehört hat, wird z. B. den Kreuzigungs-Chor vergessen? Entwickelungsgeschichtlich am höchsten aber stehen unter diesen Werken die „Sieben Worte am Kreuze". Hier ist das wunderbar ariose Recitativ der Einzelreden Christi und der übrigen evangelischen Personen, das sich in den Kreuzesworten zum ergreifendsten Pathos steigert, ohne doch je feierlich-keuschen Ernst zu verlieren, durch Chorsätze von außerordentlicher Kraft umrahmt, deren ersterer, aus dem Choral „Da Jesus an dem Kreuze stund" entwickelt, von einer überaus fein gegliederten und weihevoll ins Geheimnisvoll-Erhabene aufsteigende Symphonie umfasst wird, während in dem Schlusschor „Wer Gottes Worte in Ehren hat" die Gemeinde Betrachtungen über den Opfertod Christi als Mittel zum ewigen Leben anstimmt.

Schütz ist der erste große Meister des individualistischen Musikstiles in Deutschland. Er handhabt die neuen Mittel, Instrumente und namentlich Einzelgesang, mit intensiverem musikalischem Ausdrucke, in persönlicher Herrschaft; er dringt mit ihnen zur verinnerlichten Tonmalerei vor; er versinnlicht die Regungen reiner Schmerzen und reiner Himmelsfreude, er leiht der Reue Töne und Töne dem klagenden Gewissen. Er ist pathetisch gegenüber den objectiven Formen der älteren Musik: aber in gläubiger Demuth von den allgemeinen Heilswahrheiten der Kirche durchdrungen, schafft er trotz allem noch in jungfreulicher Herbigkeit, zurückhaltend gleichsam gegenüber der gefährlichen Macht neuer Töne, die in seine Hand gelegt war; und hören wir seine Musik, so überkommt uns der stille Schauer des Morgens vor dem triumphierenden Aufgang der Sonne. Ahnungsvoll erschließt er das Neue, gleich einem Meister Wilhelm der Malerei; ein einzig glücklicher Moment ist es, auf dem seine Kunst beruht; und so konnte er keinen Nachfolger gleichen Sinnes haben.

Mit und nach ihm haben viele in dem neuen Stil componiert; überaus zarte Choräle und Kirchenmusiken entstanden; Johann Crüger schuf die unvergleichliche Melodie zu „Jesus meine Zuversicht"; Schein († 1630), Albert († 1655), Hammerschmidt († 1675), Rosenmüller († nach 1680) entwickelten neben größeren kirchlichen Compositionen

das geistliche Lied im engeren Sinne: aber keiner erreichte die lichten Höhen Schützens: erst Johann Sebastian Bach hat, was er geschaffen, wieder aufgenommen und mit größerem Genie und intensiveren Tonmitteln im strahlenden Lichte des Mittags vollendet.

Der Spanier auf Cuba.

Von James W. Steele. *)

Die Insel Cuba kann sich der buntesten und vielfarbigsten Einwohnerschaft rühmen, die sich je in einem so kleinen Lande zusammengefunden hat. Spanier, Neger, Cubaner und Chinesen bilden ihre ständige Bevölkerung. Es lässt sich kaum sagen, ob die Weißen, die Schwarzen, die Mischlinge oder die unverfälschten Chinesen eigentlich überwiegen. Jedenfalls sind diese einzelnen Elemente sehr verschieden von einander. Die Spanier und die Cubaner stehen einander seit dreißig Jahren feindselig gegenüber, und zwischen den Negern und den Asiaten besteht nichts Gemeinsames. Aber es ist ein interessanter Menschenhaufen. Nahezu zwei Fünftel davon sind wirkliche Sclaven, und ein großer Theil der übrigen Bevölkerung behauptet seit langer Zeit auf das heftigste, dass er politisch in der Sclaverei sei. Die einzigen halbwegs Zufriedenen sind die Spanier, und sie wären es noch weit mehr, fühlten sie sich nicht beständig in ihrer Herrschaft über die Insel und ihren Regierungsgrundsätzen gefährdet und bedroht.

Außerhalb Cubas ist man sich nicht ganz klar über die Differenzen zwischen Spaniern und Cubanern. Aus Fragen, die Leute in den Vereinigten Staaten an mich richteten, musste ich schließen, man nehme an, dass die Bewohner von Cuba, sofern sie nicht Insulaner sind, nothwendig Spanier sein müssen, und dass das so ziemlich auf dasselbe hinausläuft. Thatsächlich aber betrachten sich Spanier und Cubaner als Antipoden, leugnen, dass sie mit einander verwandt sind, und hegen schon seit langer Zeit im allgemeinen einen tiefen Hass gegeneinander. Thür an Thür wohnend, durch Sprache, Religion und geschäftlichen Verkehr mit einander verbunden, betrachten sie sich doch nicht als Angehörige desselben Volkes. Sie becomplimentieren sich zuvorkommend, aber jeder von ihnen, und besonders der Cubaner, ist geneigt, dem anderen hinter seinem Rücken ein Gesicht zu schneiden. Dennoch verkehren sie mit einander, trinken im selben Café an demselben Tisch ihren Kaffee und begegnen sich hundertmal im Tage. Sie wissen ganz gut, dass sie einander hassen: dies ist der einzige Punkt, in dem sie je vollkommen übereingestimmt haben. Diese Zustände sind jedem klar, der auch nur drei Wochen auf der Insel zugebracht hat, und im Laufe der Zeit, wenn man länger zwischen dieser glimmenden Gehässigkeit lebt, beginnt man sich zu wundern, dass die Misshelligkeiten nicht längst schon so weit gegangen sind, um mit den Waffen ausgetragen zu werden.

Unter einem Spanier versteht man dort stets einen in Spanien geborenen Menschen von spanischem Blute. Ist sein Sohn auf Cuba geboren, so ist er ein Cubaner und ist es gewöhnlich auch der Gesinnung nach. Die Naturgeschichte des Spaniers ist eine so gründlich erforschte, dass sie längst in die Canäle des allgemeinen Wissens eingedrungen ist. Sagt man, jemand sei ein Spanier, so bezeichnet man damit einen ganz bestimmten, ausgesprochenen Typus, einen Mann, der ja ein ganz guter Kerl sein mag, aber — ist man mit ihm zusammen, so wird man auf der Hut sein. Seit nahezu dreihundert Jahren hat er daran gearbeitet, sich einen internationalen Ruf zu gründen, und dies ist ihm merkwürdig gelungen. Schwäche und Feigheit kommen in seiner Geschichte nicht vor. Er hatte einst eine führende Rolle in der Entwickelungsgeschichte des europäischen und amerikanischen Continentes. Mit einer Handvoll Abenteurern eroberte er mächtige Gebiete jenseits des Oceans und vertheidigte ihren Besitz bis in unser Jahrhundert. Durch Heldenhaftigkeit und Verrath, Mangel alles Ehr- und Pflichtgefühles, höchste soldatische Eigenschaften und scrupellose Anwendung aller Mittel gewann er Peru und Mexico und verlor diese Länder schließlich durch dieselben Eigenschaften. Denn er ist seiner innersten Natur nach heute noch unverändert derselbe, der er in jenen frühen Zeiten war. Er war nie ein Feigling und hat bis zur Stunde nichts eingebüßt von seiner würdevollen Haltung, seinem Muthe, seinem Stolze, seiner Königstreue und der totalen Unfähigkeit, sich den Völkern seiner Colonien anzupassen, weil er seine Traditionen und jene Regierungsformen nicht ändern will, die vor dreihundert Jahren sehr entsprechend sein mochten, heute aber längst überlebt sind.

Es gibt aber noch eine andere Seite des spanischen Charakters. Im Vorerwähnten ist sein historischer Typus skizziert. Es ist der Durchschnitts-Spanier, aber nicht ganz der Spanier, wie man ihn auf der Straße trifft. „Drei von uns geben einen Narren", sagt er von sich selbst, und die Anwendung dieses Sprichwortes beweist, dass er sich bewusst ist, von Natur ein recht unruhiger Patron zu sein. Dann hat er einen großen Hang, von „nosotros"**) zu sprechen, und von dem Chauvinismus über Spanien und alles Spanische fortgerissen zu werden. In diesem Punkt scheint jeder Spanier verrückt auf die Welt gekommen zu sein. Die spanische Regierung kann auf die blinde Verehrung jedes Unterthanen, wo immer er sich aufhalten mag, rechnen. Seine Geschichte erscheint ihm glorreich, sein Land als das reichste in Europa; er hat alles geschaffen, alles gethan. Seine Literatur schwelgt bis zur Lächerlichkeit und zum Ueberdruss in Selbstverherrlichung. Der Spanier glaubt, ein Spanier habe die Dampfmaschine erfunden, die Elektricität entdeckt, das erste Dampfschiff gebaut. In der Vorrede eines Werkes über Kunst und Wissenschaft, das für den Gebrauch in den Schulen bestimmt ist, erwähnt der Verfasser, man habe beanständet, dass er nicht anführe, ein Spanier habe die Buchdruckerkunst erfunden; er habe das unterlassen, weil die Frage, wer diese Kunst erfunden, nicht außer allem Zweifel stehe, doch freue er sich, constatieren zu können, dass seine Landsleute zum mindesten die ersten waren, welche sie in Anwendung brachten! Hat der Spanier eine Weile ein chauvinistisches Gespräch mit ein paar Landsleuten geführt — und früher oder später verfallen sie unfehlbar darauf — dann erwacht plötzlich die Thatenlust in ihm. Er erklärt sich bereit, „den Golf von Mexico mit seinem Blute zu färben." Die größte Aufreizung, das rothe Tuch für ihn ist der Yankee, der am andern Ufer der schmalen Wasserstraße sitzt und behaglich schmunzelnd seinen Kämpfen und Schwierigkeiten auf Cuba zuschaut als der lachende Erbe alles dessen, was er, der Spanier, möglicherweise auf dieser Seite des atlantischen Oceans wird aufgeben müssen. Für gewöhnlich wird er ganz vernünftig über die Missgriffe und Irrthümer seines Volkes und seiner Systeme sprechen. Zehn Minuten später aber wird er schreien und gesticulieren. Er geräth ins Gespräch mit einem seiner Landsleute, und „nosotros" kommt aufs Tapet.

Der Spanier auf Cuba bildet einen scharfen Gegensatz zu seinem Abkömmling, dem eingeborenen Bewohner der Insel. Er kommt hin, um Geld zu machen, und in den meisten Fällen gelingt es ihm auch. Es gibt keinen zäheren und bedürfnisloseren Arbeiter, keinen, der besser festzuhalten verstünde, was er erwirbt. Ich hatte einst einen Thürsteher oder „Portero", einen Burschen aus der Provinz Galicien. Jeden Tag aß er, was man ihm aus einem schmutzigen kleinen Wirtshause der nächsten Straße brachte. Es war stets nur eine Suppe. Er besaß weder Messer noch Gabel und brauchte sie auch nie. Er war nicht nur gesund und zufrieden dabei, er war sogar noch gastfrei und forderte mich nach der Sitte seines Landes auf, an seiner Mahlzeit theilzunehmen, wenn ich gerade vorüberkam. Ich habe dies Muster an Sparsamkeit längst aus den Augen verloren, aber ich nehme an, dass er noch immer Suppe isst und noch immer zufrieden ist. Der größte Theil der spanischen Arbeiter auf Cuba lebt in dieser Weise.

Durch viele Jahre war Cuba die Perle Spaniens. Es war fein, hatte eine Regierung nach seinem Herzen und Zollgesetze, die zu seinem speciellen Vortheil abgefasst waren. Der ärmste und unwissendste spanische Ziegenhirt kann heute noch in Cuba ein erhebendes Gefühl haben. Er kann die magerste Suppe essen und doch fühlen, dass der Neger tiefer steht als er. Er wird zum „Don", wird von einer großen Anzahl farbiger Leute so angeredet und hat ein wonniges und erhebendes Gefühl seine Würde. Aber es hält ihn nie davon ab, nach jedweder Arbeit zu greifen, die sich ihm gerade bietet. Leute, die heute durch die Verbindung großen Vermögens mit großer Unbildung bekannt sind, begannen ihre Laufbahn als Austräger von Gebäck, die den Korb von Thür zu Thür schleppten. Es gibt dort jederzeit junge Spanier, welche diese Stadien durchlaufen und das Land in einen Theil von Spanien zu verwandeln scheinen. Der Spanier dieser Gattung ist so unwissend, so zäh und abenteuerlich, als es nur je ein Nachfolger Pizarros war, wenn er auch heute keine Lanze mehr, sondern einen eisernen Topf auf dem Kopf trägt. Seine Füße stecken in Segeltuchschuhen mit Spagatsohlen. Er stülpt sich irgend eine Kopfbedeckung auf dem Kopf; seine Aermel sind hoch aufgestreift, sein Hemd ist über der Brust offen. Er ist sehr widerstandsfähig, und wenn er nicht gleich nach der Ankunft dem Fieber erliegt, fechten ihn die klimatischen Verhältnisse nicht weiter an. Er rollt Fässer, schleppt Eisenstangen, gräbt Canäle, legt Röhren. Er wird Schiffscapitän, Steuermann, Ruderer, Fischer — was immer.

Aber der höchste Ehrgeiz dieser Leute, worüber ihnen nichts geht, ist ein „Bodigero" zu werden.

Eine „Bodega" ist eigentlich eine Weinstube, gewöhnlich aber bloß ein Kleinkrämerladen, wo für ein paar Heller alle erdenklichen Esswaren zu haben sind, aber in abgelegenem, ranzigem, saftlosem Zustande. Der Eigenthümer eines solchen verstaubten Lagers von Unverdaulichkeiten zu sein, ist der schönste Traum des Spaniers der niederen Stände. So viele betreiben das Gewerbe, dass es eine Art von Monopol geworden ist und man mit dem Namen „Bodigero" eine bestimmte Classe von Leuten bezeichnet. Unwissend und prahlerisch „como un bodigero" — ist sprichwörtlich geworden.

Die spanische Wirtschaft ist ganz darnach angethan, einem derartigen Manne vorwärts zu helfen. Es gibt auf Cuba, wie auch auf Spanien selbst, keine Boarding-Häuser (Privatpensionen). Geht man um die Mittagszeit an einem Laden vorüber, so sieht man mitten im Verkaufslocale, inmitten der Waren und der Werkzeuge, eine lange, gedeckte Tafel, an der das Personal speist. Abends findet jeder der Leute seine Hängematte, macht sie auf, wo sich gerade ein Platz findet, und legt sich schlafen. In irgend einer Ecke des Ladens werden die

*) Der Autor dieser Arbeit hat als seinerzeitiger Consul der Vereinigten Staaten auf Cuba Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse auf dieser Insel zu beobachten. Angesichts der gegenwärtigen Verwickelungen wird es unsere Leser gewiss interessieren, aus dieser cubanischen Skizze zu ersehen, wie sich der auf Cuba herrschende Spanier in den Augen des Nordamerikaners darstellt. Anm. d. Red.

**) „Nosotros" heißt wir oder uns und dürfte in diesem Zusammenhange dem Wienerischen „Mir san mir" entsprechen. D. Uebers.

Mahlzeiten auf einem Kohlenfeuer bereitet, und das Warenhaus, der Laden oder die Werkstatt bildet ein Heim für alle Angestellten. Dadurch wird das Boarding-Haus, das vornehme, wie das mittelmäßige, unmöglich und bleibt so eine unbekannte Institution.

Während der spanische Arbeiter der biederste, treueste, harmlos unwissendste Mensch ist, liest sein gebildeter Landsmann den Don Quixote, den er für die Quintessenz alles Witzes hält, und wird sich gar nicht der Thatsache bewusst, dass er der modernisierte Don Quixote und sein arbeitender Bruder mehr oder minder Sancho Pansa ist, mit den Säbelbeinen, den breiten Schultern, der Dickköpfigkeit und der philosophischen Genügsamkeit, wie er im Buche steht. Wäre er nur etwas größer, dann ließe sich physisch kaum ein besserer Typus denken, als dieser Sancho Pansa. Seine Brustmuskeln beben, wenn er geht, und seine stämmigen Beine tragen ihn durch dick und dünn. Er war sein ganzes Leben mäßig und gehört jener glücklichen Classe von Menschen an, die durch Generationen zufrieden lebten und starben, unbehelligt von den Wünschen und dem Streben nach einer höheren und besseren Existenz. Er hat stets gut gegessen und geschlafen; er ist ganz der Mann dazu Esel zu treiben, Berge zu erklettern, derbe Lieder zu singen, sich an grober Kost zu erfreuen und an gewöhnlichen Dingen ehrliches Vergnügen zu finden. Im Alter, mag er nun „Bodigero“ oder ein kleiner Grundbesitzer sein, ist er noch immer derselbe unwissende, zufriedene, gesunde Mensch, bis er auf das Thema Spanien und „nosotros“ geräth; dann wird er zu all dem, wodurch der gebildetere, besser erzogene Spanier berühmt ist, nur kommt noch die ganze Unbildung seiner Classe hinzu.

Die andere Sorte von Spaniern auf Cuba gehört sowohl in ihrem Heimatland als hier zu den herrschenden Classen. Sie sind Städter und kommen nach Cuba als Beamte oder Officiere. Es ist interessant, die große körperliche Verschiedenheit zwischen den beiden Spielarten, dem Städter und dem Gebirgsbewohner, zu beobachten. Der erstere ist vorwiegend langbeinig, und eher groß und hager. Oft wenn ich mir die Spanier auf Cuba ansah, musste ich der beiden großen Pferdefamilien: Lastpferde und Carrossiers gedenken. Wird der Spanier der letzteren Gattung alt, so wird er sehr runzelig und zumeist kahlköpfig. Er ist geziert, prahlerisch und geneigt, ohne besondere Absicht eine gereizte, drohende Miene anzunehmen. Er besitzt jenen eigenen Anstrich von äußerer Würde, der seine ihm ausschließlich verbriefte und zuerkannte Specialität zu sein scheint. Er hat eine eigene Gangart und ist manchmal der Inbegriff eines „Beau“: so etwas wie ein eleganter, ältlicher Cavalier, selbst wenn er noch jung ist. Er hat oft ein so seltsames Gesicht, wie man es nur auf alten Bildern des Velasquez sieht. Spricht er, so begleitet er die gewöhnlichsten Reden mit pathetischen Gesten. Er springt auf und beugt sich drohend über sein Opfer; er drückt die gefalteten Hände aufs Herz und blickt betheuernd himmelwärts; er breitet die Arme aus und ruft die Jahrhunderte zu Zeugen; er lehnt sich vornüber, mit geknickten Knien, wie einer, der eine flüchtige Henne einfangen will, und streckt beide Hände vor sich, in heftig abwehrender Bewegung, als wollte er sagen: „Nein und tausendmal nein! Geht und überlasst mich meinem Kampfe für die Wahrheit!“ Um was mag es sich nur handeln, was mag es sein, das er mit so loderndem Eifer auseinandersetzt? Nichts; das allergewöhnlichste. Da waren zum Beispiel zwei Schwestern gestern auf der Promenade. Die eine ist hässlich, aber dabei sehr liebenswürdig, die andere schön, aber von unangenehmem Wesen. Er versichert nun so heftig, dass er die Hässliche der Schönen vorziehe. Darauf lässt er sich in einen Stuhl fallen und versinkt in Gleichgiltigkeit; beinahe schläfrig zündet er sich eine Cigarette an. Das ist nur ein Beispiel jener Scenen, wie man deren zwanzig im Tag sehen kann. Hoffentlich gewinnt der Leser dadurch nicht den Eindruck, dass es sich um einen unangenehmen Menschen handelt! Das ist der Spanier durchaus nicht; denn er ist der Abkömmling einer Rasse, bei der Höflichkeit und Dienstfertigkeit, verbindliche Redeweise und ein liebenswürdiges Benehmen für Cardinaltugenden gelten. Betritt er einen Speisesaal, in dem er keinen Menschen kennt, so grüßt er die Gesellschaft im allgemeinen. Trifft er jemand auf der Treppe, im Thor, oder sonstwo, wo er dicht an ihm vorüber muss, so sagt er sein „Buenos dios“, als wäre er angelegentlich um sein Wohl besorgt. Kommt er in ein Bureau, so wartet er an der Thür, bis man ihn auffordert, einzutreten, nimmt seinen Hut ab, setzt sich nur, wenn man ihm einen Sitz anbietet, und bringt seine Sache mit gewinnender Liebenswürdigkeit vor. Erklärt man ihm, dass man nicht darauf eingehen will oder kann, so versicht er seine Sache nicht hartnäckig, sondern kommt eher am nächsten Tag wieder und führt neue oder überzeugende Gründe an. Als Landsmann des Don Quixote ist er gerade Philosoph genug, um den angenehmsten Reisegefährten abzugeben; er frägt nicht, woher man kommt und wohin man fährt, wie alt man ist und ob man Frau und Kinder hat. Er ist sehr sprachgewandt und spricht fließend und correct das herrliche Idiom, dessen Construction und Aussprache längst über jeden Zweifel erhaben ist. Er spricht nie in trivialer Weise oder im Dialect, was nahezu selbstverständlich ist bei einem, in dessen Muttersprache es keinen „slang“ gibt. Aber er hat eine eigenthümliche Ausdrucksweise und bildet oft scharf gewürzte Sätze, die stark nach dem specifischen, trockenen, spanischen Humor duften. Er kann derb sein und in geraden, scharfen Worten seine Meinung sagen, aber für eigentliches Fluchen gibt es in seiner Sprache keine Ausdrücke. Dagegen übertrifft er den Engländer oder Amerikaner bei weitem in der Fähigkeit, seine Reden und Bemerkungen mit Zweideutigkeiten und Zoten zu spicken, in einer Weise, wie es nur er und sein Sohn, der Cubaner, verstehen. Die gemeinsten Laster, die niedrigsten Gewohnheiten benützt er als Epitheta; Dinge, die man nie im Munde führt, bilden seine Beschwörungsformeln. Dem vielgeschmähten Fluchen in England steht in Spanien jene rohe Lascivität entgegen, wodurch gewisse Classen die Sprache entwürdigen.

Dieser Mann war dazu prädestiniert, der Capitalist auf Cuba zu werden, der er auch in gegebener Zeit wurde. Er ist ein Kaufmann, was der Cubaner niemals ist. Alle Geschäfte gehören ihm. Alle die Warenhäuser mit ihren tausenden von Zuckerfässern wurden von ihm errichtet und stehen in seinem Betriebe. Er beherrscht das Bankgeschäft, die Bahnen sind zum größten Theile in seinen Händen, wie überhaupt nahezu alles, mit Ausnahme der Zuckerplantagen, die übrigens gleichfalls nach und nach unter seine Leitung gerathen. Der Cubaner scheitert gewöhnlich als Handwerker, Kaufmann oder Zwischenhändler und versucht sich darum auch kaum auf diesen Gebieten. Er versteht nicht zu kaufen und zu verkaufen; er hat kein Talent, Kleider und Schuhe zu fabricieren, und das einzige ihm zugängliche Gebiet scheint das zahnatechnische zu sein.

Die beiden Classen, der Beamte und der „Bodigero“, sind die Herren von Cuba. Es ist jetzt nahezu ihre einzige Besitzung diesseits des Oceans, und darum wollen sie sie thunlichst ausnutzen, so lange sie in ihren Händen ist. Dies Ausbeutungssystem ist es, das dem Ausländer und dem Amerikaner am sonderbarsten scheint. Es beruht, in Kürze gesagt, auf den folgenden Grundsätzen: 1.) Dass die spanischen Provinzen für die Spanier und niemand anderen da sind. 2. Dass infolge dessen diejenigen, die das meiste Interesse an diesen Provinzen haben, nämlich die Eingeborenen und dauernden Bewohner derselben, nicht dazu berufen sind, irgend welchen Einfluss auf deren Verwaltung und Regierung zu nehmen. Der Ursprung dieser Grundsätze reicht ungefähr in das Dunkel des 16. Jahrhunderts zurück. Heute sind es ausschließlich spanische Begriffe, und die Ausdauer, womit sie aufrecht erhalten worden sind, setzt jedermann, der nicht gerade ein Spanier ist, in höchstes Erstaunen.

Wer nicht auf Cuba gelebt hat, vermag sich kaum vorzustellen, mit welcher Ueberraschung es einen erfüllt, nicht hundert Meilen von unserer großen Republik entfernt eine Colonie zu finden, die nach einem dreihundert Jahre alten System regiert wird und wo ein militärischer Generalgouverneur, Unterpräfecten mit ihrem Stab von Officieren, Friedensrichtern, Gendarmen und Polizisten, durchwegs Ausländer, durchwegs Spanier, nicht nach Gesetzen, sondern nach Decreten und Erlässen walten. Alle diese Einrichtungen sind dem Spanier theuer, und der Gedanke daran begeistert ihn, wenn er von „nosotros“ zu sprechen beginnt. Habgierig über alles, wird der Spanier gutwillig nie auf die Mittel verzichten, welche die Ausbeutung der Insel seinem Lande sichern. So höflich und verbindlich er jedem erscheinen mag, der nichts mit seinen Regierungsgrundsätzen zu schaffen hat, ist er doch jedem Cubaner gegenüber der Inbegriff der Ungerechtigkeit und Anmaßung. Wie er die Peruaner nach dem Rechte des Eroberers für seine Sclaven hielt und nur für die Abkömmlinge der Spanier eine Ausnahme machte, so denkt er auch bezüglich der Cubaner und würde diese Anschauungen, wenn es nur angienge, gerne vollständig durchführen. Er verändert sich eigentlich nie; er ist heute noch derselbe, auch äußerlich, der er vor drei Jahrhunderten war. Es fehlt ihm heute das äußere Ansehen und die Macht, er ist auswärts wie zu Hause schwach geworden. Aber eingebildet nach wie vor, achtet er wenig auf die zersetzenden Elemente, die seine Macht in Cuba untergraben. In bloßen Worten scheint ihm schon das Verbrechen des Verrathes zu liegen, und schon der Gedanke, der Verdacht der Illoyalität ist ihm so viel wie das begangene Verbrechen. Er ist königstreu. „Pan y Palos“ (Zuckerbrot und Peitsche) ist der Inbegriff seiner Herrschermaxime. Er wundert sich über das republikanische System und mehr noch über die Thatsache, dass eine Republik besteht, und hält sie eigentlich für unmöglich.

Ein entsetzliches Steuersystem erstickt auf Cuba alle Industrie und erschöpft die reichsten Hilfsquellen, und es ist keine Veränderung abzusehen. Von all den der Insel abgerungenen Millionen gelangt nicht die Hälfte in die Staatscassen, und was hineinkommt, wird zwecklos und sinnlos vergeudet. Die armseligen, hölzernen Docks faulen und werden niemals ausgebessert; die Miethäuser verfallen, und selbst seine „Palais“ gehen zugrunde. Die Lebensgewohnheiten des Spaniers waren stets primitiv, und jetzt herrscht gar noch der Verfall des Primitiven. Er erschöpft sich in der Anstrengung, sich aufrecht zu erhalten. Die internen Misshelligkeiten zwischen den Beamten, die Kämpfe und Intriguen nehmen kein Ende. Ein Oberbefehlshaber hält sich durchschnittlich vier Monate im Amte, und jeder Oberbefehlshaber zieht sich wohlhabend zurück und wird schwer beschuldigt. Da das barbarische Ausland selbst mehr und mehr Zucker produciert und immer weniger von Cuba bezieht, so wird das Land langsam erdrückt, und allmählich wird die kleine Insel nur Bananen und Feigen erzeugen und verzehren, und das Leben der freien Insulaner wird sich etwa so gestalten, wie das der Ansiedler im Hinterwalde.

Die moderne Seele.

Maeterlinck: „Il est certain que le domaine de l'âme s'étend chaque jour davantage."

Das Gewitter der modernen Bewegung, das mit soviel Lärm und zum Theil wirklich erschreckender Gewalt über Europa niedergieng, hat sich schon lange verzogen. Die guten Leute schauen froh in den blauen Himmel und athmen behaglich die kühlere Luft. Manchen „Jüngsten", die bei seinem Ausbruch noch fehlten, mag es jetzt wie ein Theaterwetter erscheinen, an dem man sich unter dem sicheren, trockenen Dach der historischen Betrachtung ohne Gefahr ergötzen kann. Nur Vereinzelte gibt es, die seiner als des Vorzeichens eines neuen, großen Sommers der Menschheit gedenken und demüthig den so heftig geäußerten Willen der Natur zu neuem Wachsthum, zu höherer Entwickelung in seiner Tiefe zu erforschen suchen, um als die ersten Organe kommender Zeiten den Uebergang zu vermitteln, die Grundfesten des Zukünftigen vorzubereiten. Diesen Menschen, die sich nicht als Resultat, als Extract einer Zeitepoche fühlen können, nicht selbst ein Ziel und Abschluss sind, wie es früher die Classiker und Romantiker waren, sondern sich ihrer Uebergangsnatur bewusst sind — diesen Menschen ist es ein Theil ihrer Aufgabe, alle falschen Propheten und Trabanten zu entlarven, die ihr leeres, greisenhaftes Ich mit dem Schein neuer, unerhörter Dinge zu verputzen suchen, um die nach Veränderung, nicht aber nach Entwickelung lüsternen „hommes mediocres", den großen Haufen der heutigen Gebildeten, zu betrügen und durch diesen Betrug Profit zu machen. Sie sind Parasiten an den wahren, mühselig erkämpften Gütern der echten Verkünder. Mit hochstaplerischer Leichtigkeit haben sie sich den „modernen Stil" angeeignet. Sie sind verächtlicher und gefährlicher als die alten Rückständigen, die mit stumpfen, lächerlichen Waffen den Uebergang und unser ersehntes Ziel zu vernichten trachten. Ja sie gleichen den Verräthern, die ohne zu desertieren, dem Feinde dadurch zum Siege verhelfen, dass sie in den eigenen Reihen Verwirrung, Irrthum und Zweifel erregen. An allen Stellen, wo die wahren modernen Ideen Eingang gefunden, ihre Anerkennung erstritten haben, sind diese schleichenden Würmer zu finden. Man erkennt sie sofort daran, dass sie einerseits Ideen und Formen in das Unwahrscheinliche, Unmögliche, Lächerliche übertreiben, um eben dadurch ihr dem Modernen conträres Wesen zu verbergen, andererseits für die wirklich aus der Gegenwart hervorragenden, in die Zukunft hinüberdeutenden Künstler gar kein oder nur ein erlogenes Verständnis zeigen. Von solchen Leuten kann man hören, dass Maeterlinck ein alberner Literat, Peter Altenberg ein Komödiant, Knut Hamsun ein Wahnsinniger sei.

Die wahrhaft Modernen haben gegen zwei Seiten zu kämpfen: gegen die rückständigen „Alten", die Ausläufer einer absterbenden Zeit, deren Wuth zuerst Richard Wagner, der Künstler der Zukunftmusik, zu erdulden hatte, und dann gegen die Parasiten in ihren eigenen Reihen, die, jenen geistesverwandt, nur aus Geschäftsklugheit sich dem Neuen scheinbar angeschlossen haben. So widerlich ihnen dieser Kampf gegen die Dummköpfe, Greise und Schwindler sein mag, sie dürfen sich ihn nicht ersparen, mögen sich dann auch die Anhänger ihrer Zukunftsideen auf ein Häuflein reducieren. Gleichzeitig dürfen sie nie erlahmen, ihre neue Weltanschauung zu verkünden, als die ersten eines kommenden Geschlechtes Luft und Boden vorzubereiten, in denen die Enkel gedeihen können . . .

In einigen philosophischen Büchern, in einigen Kunstwerken, in einigen Menschen unserer Zeit findet sich, durch die Natur vorgebildet, Ausdruck und Ausgangspunkt des Künftigen. Zuerst Emerson, der Priester unseres Glaubens, der mit wunderbarer Lucidität Vergangenes, Gegenwärtiges, Künftiges erkannte. Er hat unter anderem in einem Essay das Wesen des Dichters mit absoluter Vollkommenheit, ohne Möglichkeit des Einwandes oder der Ergänzung festgestellt. Folgende Sätze sind unsere Dogmen: „Der Poet ist ein Repräsentant der Menschheit. Das Kennzeichen und Creditiv des Dichters ist, dass er verkündet, was niemand voraussagen konnte. (Zwischenbemerkung: Wie könnten die Rückständigen zugeben, dass Maeterlinck ein Dichter sei? Vor seinem Reich verklärter, reif gewordener Menschlichkeit, ruhevoller Seelenseligkeit schaudert es sie. In diesen Höhen könnten sie nicht athmen.) „Der Dichter ist der einzige wahre Lehrer, er ist der einzige, der uns wirklich Neues sagt, denn er war bei der Erscheinung gegenwärtig und eingeweiht, die er schildert. Er ist es, der die Ideen schaut, der das causal Nothwendige ausspricht. Die Erfahrung jeder neuen Generation verlangt auch ein neues Bekenntnis, und die Welt scheint immer auf einen Dichter zu warten . . . Es ist nicht das Metrum, sondern ein Metrum schaffender Stoff, der ein Gedicht macht." (Zwischenbemerkung: Das sollten sich unsere Dramenschreiber merken, die „aus der Phantasie" dichten, und dann auf die Straße laufen, um ihre „Dichtungen" nachträglich zu erleben.)

Ueber Emerson, den Philosophen der âme moderne, sagt Maeterlinck, dieser Jesus Christus der neuen Menschheitsseele, der das Leben der kommenden Zeit am tiefsten vorausempfunden und dichterisch am vollendetsten ausgesprochen hat: „Il est venu pour plusieurs au moment où il fallait venir et à l'instant où ils avaient mortellement besoin d'explications nouvelles. Les heures héroïques sont moins apparentes, celles de l'abnégation ne sont pas encore revenues; il ne nous reste plus que la vie quotidienne, et cependant nous ne pouvons pas vivre sans grandeur. Il a donné un sens presque acceptable à cette vie qui n'avait plus ses horizons traditionnels, et peut-être a-t-il pu nous montrer qu'elle est assez étrange, assez profonde et assez grande pour n'avoir besoin d'autre but q'elle même. Il n'en sait pas plus que les autres; mais il affirme avec plus de courage, et il a confiance dans le mystère." Indem Maeterlinck über diese verwandte und gleich geniale Natur spricht, entwickelt sich, sie fortführend, alle ihre Knospen zum Ausblühen bringend, seine eigene Weltanschauung: „Il n'y a ni grande ni petite vie, et l'action de Régulus ou de Léonidas n'a aucune importance lorsque je la compare à un moment de l'existence secrète de mon âme. Elle pouvait faire ce qu'ils ont fait ou ne pas le faire, ces choses ne l'atteignent pas; et l'âme de Régulus, lorsqu'il s'en retournait à Carthage, était probablement aussi distraite et aussi indifférente que celle de l'ouvrier qui s'en va vers l'usine . . ."

Unter den Aposteln der Menschheitszukunft wird Friedrich Nietzsche vielleicht am meisten geliebt und betrauert werden. Er ist der Märtyrer des neuen Geistes. Mit Siegfriedskraft, Siegfriedsmuth und -Uebermuth, nach fürchterlichen Kämpfen immer mächtiger, heiterer, zuversichtlicher auferstehend, nach den verwegensten Abenteuern der Gedanken immer neue Thaten ersehnend, warf er endlich den Zarathustragedanken in die Welt, stürzte alte Götter und Götzen, zerbrach die alten Tafeln des Glaubens und der Erkenntnis, vermaß sich, wie Siegfried Wotans Speer zerhieb, das Heiligthum der bisherigen Menschheit zu erschüttern, bis das Schicksal ihn selbst vernichtete . . .

Der Musik aber als der seelischesten, vom Zufälligen, Materiellen ganz befreiten Kunst war es vorbehalten, zu gleicher Zeit, als Emerson zu wirken begann, lange vor Nietzsche und Maeterlinck, den erhabensten Ausdruck der l'âme moderne zu finden. In den unendlichen Rhythmen und den tönend gewordenen Melodiegedanken von „Tristan und Isolde" verschwistern sich Urseele und Zukunftsseele. Das Mysterium des Daseins offenbart hier seinen transcendentalen Grund, das „Weltengeheimnis", das jeder Mensch wenigstens einmal im Rausch der selbstlosen Liebeshingebung in dem Ueberfluthen der Leidenschaft erfährt, tönt aus den Accorden, die Tristan begleiten, als er zu Kurwenal, in den Armen seiner Treuen in Kareol aus dem Traumleben seiner Krankheit erwachend, singt: „. . . Wo ich erwacht, weilt' ich nicht; doch wo ich weilte, das kann ich dir nicht sagen. Die Sonne sah ich nicht, noch sah ich Land und Leute: doch, was ich sah, das kann ich dir nicht sagen. Ich war, wo ich von je gewesen, wohin auf je ich geh': im weiten Reich der Weltennacht. — Nur ein Wissen dort uns eigen: göttlich ew'ges Urvergessen! Wie verschwand mir seine Ahnung? Sehnsücht'ge Mahnung nenn' ich dich, die neu dem Licht des Tags mich zugetrieben? . . ."

Der jüngste unter diesen Männern, die, alle aus der gleichen Quelle der Erkenntnisse schöpfend, ihrem Wesen nach einer zukünftigen Zeit angehören, von der sie zu ihren Verkündern geschaffen wurden, ist unser Peter Altenberg. Er möchte, wie er mir einmal sagte, in seinen Dichtungen ein Maeterlinck des Alltäglichen sein. Was der belgische Dichter in feierlich-mystischen Symbolen, im Gewand der Antike und mit den Zaubern des Märchens darstellt, möchte er aus dem Leben zeigen, das jeden einzelnen von uns, und sei er noch so gering, täglich umgibt. Indem er die Seele (das „transcendental moi", Maeterlinck) des Kindweibes, des Mädchens, der reif gewordenen Frau als Künstler erkannte und sie aus ihrem unbewussten Leben, aus ihrer Verborgenheit in das Materielle der Kunst zu übersetzen vermochte, gehört er zu denen, die das Kommende nicht nur empfanden, sondern auch anticipativ vorauszubilden vermochten, also zu den Künstlern. Die Skizze „Im Garten" (Wie ich es sehe, S. 115) enthält die Essenz seines Geistes.

Die Weltanschauung dieser Männer: Emerson, Wagner, Nietzsche, Maeterlinck, Altenberg, welche neben anderen, hier nicht Genannten die „âme moderne" repräsentieren, ist das organische Product ihrer Seelen, ihrer Gehirne, ihrer Nerven, die schon die neuen Fähigkeiten der nächsten Menschheitsstufe besitzen, und unserer Zeit, insoweit schon in ihr sich die Grundpfeiler aufrichten, auf denen die Zukunft ruhen wird. Kindisch ist es, diesen Denkern und ihren Anhängern die alten Großen der Literatur vorzuhalten, warnend und als Wegweiser. Diese Dichter haben aus ihrer Zeit und ihrer Natur heraus das Ideal einer nächsten Menschheitsepoche dargestellt. (Man denke an Wilhelm Meisters Wanderjahre) Gewiss war der Ansatz zu ihrer Entwickelung sowohl in der damaligen Zeit, als in ihren Dichtern gelegen. Aber sei es durch einen Zufall, sei es aus geheimer Nothwendigkeit, richtete sich der Gang der Menschheit in andere Bahnen. Die Natur ist auch im Größten verschwenderisch, grausam. Es liegt ihr nichts daran, auf ungeheuren Umwegen oder mit jähen Sprüngen ihre Ziele zu erreichen. Wir gehen einer Zeit entgegen, die Goethe nicht geahnt hat. Vielleicht behält sein Geist recht und seine Ahnungen erfüllen sich nach Jahrhunderten. Aber wir sind erfüllt von neuen Idealen, neuen Hoffnungen und neuen Wünschen. Jeder, der es vermag, unser Neues denen deutlich zu verkünden, die es schon dumpf ahnen und fähig sind künftigen Wachsthums, jeder, der dazu die geistige Macht von der Natur erhalten hat, ist uns „der Dichter". Wir kennen keine

„großen" und „kleinen" Dichter; Vorboten und Herolde kommender Zeiten sollte man sie eher nennen. Vielleicht wird die unenträthselbare, tyrannische Natur auch diesen neuen Frühling, der in einigen Menschenseelen zu blühen beginnt, nicht zur sommerlichen Reife kommen lassen, so dass aus ihm wieder ein Neues, Höheres sprießen kann; wenigstens werden dann die späteren Geschlechter erkennen, wohin wir wollten und wie weit wir kamen. Jetzt ist es den meisten noch eine Utopia der Seele, was Emerson, Nietzsche, Maeterlinck, Altenberg von der Zukunft weissagen.

Max Messer.

Der Fall Scala.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

An die sehr geehrte Redaction der „Zeit".

In dem Artikel „Der Fall Scala" wird eine angebliche „Versammlung des Niederösterreichischen Gewerbevereines" besprochen. Wir berichtigen thatsächlich, dass dies keine Versammlung des Niederösterreichischen Gewerbevereines, sondern eine freie Versammlung von Kunstgewerbetreibenden war, die im Saale des Gewerbevereines stattfand.

Hochachtungsvoll

Das Secretariat des Niederösterreichischen Gewerbevereines:

Dr. N. Schüller.

Die Secession.

(Zur ersten Kunstausstellung der Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs in der Gartenbaugesellschaft am Parkring).

III.

Fünf Bilder von John W. Alexander, im zweiten Saal, regen die Leute sehr auf. Sie wissen nicht, ob sie bewundern oder sich ärgern sollen. Sie spüren doch, dass sich hier ein Künstler auf eine große, wenn auch ungewöhnliche Weise ausspricht. Aber sie sagen wieder, dass sie ihn nicht „verstehen." Was will er?

Alexander, ein Amerikaner, der in Paris lebt, ist ein Schüler von Whistler. Er hat zuerst in einer seltsamen grauen Manier gemalt, man wurde an die Dämpfe von Carrière erinnert. Nach und nach ist er frei geworden und er hat sich seinem Meister genähert. Man weiß von Whistler, dass er den Naturalismus hasst. Während die Naturalisten jede Erscheinung gelten lassen, ist es sein Gefühl, dass alle Geschöpfe durch ihr ganzes Leben einen reinen Ausdruck ihres Wesens suchen, den sie aber nur in einem höchsten Moment, einmal und niemals wieder, finden. Diesen Moment fasst der Künstler ab, durch ihn kommt also die Natur, sozusagen, erst zu sich selbst, um wahr zu werden. Sie hat nur Intentionen, diese führt der Künstler aus. Oskar Wilde hat gesagt: „Die Natur hat ja gewiss recht gute Absichten, nur ist sie nicht imstande, sie zu erfüllen." Der Künstler ist nun der, der der Natur zu Hilfe kommt. Haben Sie nie im Sommer einen jungen Hirten begegnet und sich gedacht: den möchte ich als Pagen anziehen und neben einen Thron stellen und viele Kerzen müssten brennen? Haben Sie nie auf einem Ball empfunden: dieses Mädchen müsste lange Zöpfe haben und in einer kleinen Stadt gegen Abend hinter Blumenstöcken aus einem Fenster sehen? Haben Sie nie bemerkt, dass dieselbe Blume, die in dieser Vase so schön ist, in einer anderen Vase hässlich wird? Wie oft geschieht es, dass wir plötzlich von der Schönheit eines Menschen betroffen werden! Wir kennen ihn seit Jahren, er ist niemals schön gewesen: erst irgend ein Schmerz, irgend eine Lust oder auch ein Schatten, ein Licht bringt seine Schönheit hervor. Jahre hat er warten müssen, sein ganzes Leben ist eine Vorbereitung auf diesen Moment. Sehen Sie sich im sechsten Saal das Bild von Kollmann an: „La dame qui passe." Diese räthselhafte Frau, wie sie so vorübergeht, hat eine unbeschreibliche Anmuth. Aber denken Sie sich: sie würde vor Ihnen stehen oder sitzen! Sie fühlen sogleich: dann wäre sie irgend eine Frau, wie die anderen. Sie muss „vorübergehen", um schön zu werden. Das Vorübergehen ist ihr Wesen, im Vorübergehen existiert sie erst; die anderen Momente sind für sie Pausen. So hat Whistler die Lady Archibald Campbell sich entfernend und ein letztes Mal umsehend gemalt und wir können uns diese Frau nicht mehr anders denken. So hat er Carlyle sitzend gemalt, die Hand auf dem Stock, mit einem schwarzen Mantel. So hat jedes Ding seinen höchsten Moment, in dem es schön ist. Der Natur wird es schwer, ihn zu finden. Darum müssen wir die Kunst haben.

„Alexander will also die Frauen, die er malt, im höchsten Moment ihrer Schönheit darstellen, meinen Sie?"

Nein, dies meine ich nicht. Sein Thema sind gar nicht die Frauen, sie sind ihm bloß Mittel. Bemerken Sie, wie er seine Bilder nennt. Da heißt es nie: „Porträt der Frau Soundso", sondern Sie lesen: „Eine Studie in Rosa", „Porträt in Grau", „Die schwarze Katze". Im Pariser Katalog hieß es voriges Jahr: „La robe jaune", „La robe noire". Solche Titel sagen doch schon, dass es ihm gar nicht um diese oder jene Frau, sondern um die graue oder schwarze Farbe zu thun ist. Eine Farbe will er uns fühlen lassen, dazu wird eine passende Frau erfunden, man könnte sagen: im Charakter der Farbe. Eine Farbe ist es, die er im höchsten Momente ihrer Schönheit darstellen will. Man mache nur einmal die Probe, indem man sich eine dieser Frauen anders gesetzt oder das Kleid anders gelegt denkt: sogleich würde der Farbe etwas zu fehlen scheinen, der Accord wäre nicht mehr voll. Man erinnere sich, dass auch Whistler seine Sachen so benennt: „Arrangement in Schwarz und Grau", „Symphonie in Blau und Rosa", „Variationen in Grau und Grün" und dass er einmal gesagt hat, sich ein Publicum zu wünschen, das gar keine Gegenstände mehr, keine Figuren mehr, keinen unmalerischen Inhalt mehr verlangt, sondern glücklich ist, die Musik der Farben anzuhören. Warum wollen wir nicht lernen, Bilder anzuschauen, wie wir die Wolken am Himmel anschauen? Das ungeheuer Schöne der Wolken ist es, dass sie, indem sie sich jetzt ballen, jetzt ausstrecken und bald hell, bald entsetzlich sind, uns das Lieblichste und das Schrecklichste vernehmen lassen. Dabei kann es geschehen, dass eine Wolke einmal einem Gebirge, ein anderes Mal einem alten Gesichte gleicht. Aber werden wir deshalb von jeder Wolke eine begreifliche und nennbare Gestalt verlangen?

Im selben Saale ist noch ein Bild, das an Whistler erinnert: das Porträt von Mehoffer, einem jungen Polen. Sehen wir dieses Mädchen an, so glauben wir, seine Seele zu erkennen. Wer es recht versteht, dem wird man sagen dürfen: das Mädchen ist hier in seinem höchsten Glücke dargestellt, nämlich in einem Moment, wo es gleichsam in der Mitte der Welt steht und alles Andere bloß dazu da ist, um ihm zum reinsten Ausdrucke seines Wesens zu verhelfen. Die Griechen nannten das: ἀκμὴν ἔχειν, auf dem höchsten Punkte angekommen sein. Diesen höchsten Punkt eines Wesens hat der Pole dargestellt. Wenn das Wort „classisch" überhaupt einen Sinn haben soll, so muss es hier genannt werden.

Im sechsten Saale sind zwei Bilder von Henri Martin. Die Maler, die in dieser Manier malen, hat man Pointillisten genannt, Punktierer. In der Nähe sehen wir nämlich nichts als Punkte, gelbe Punkte, grüne Punkte, blaue Punkte. Tritt man weg, so erscheinen Gestalten: unter unseren Augen entsteht ein Bild. Nähern wir uns, verschwindet es. Wir können damit spielen: ein paar Schritte her und eine Welt ist da, ein paar Schritte hin und sie ist weg. Das befremdet uns. Aber ist es uns denn wirklich so fremd? Besinnen wir uns doch! Ist es nicht dasselbe, was wir bei jedem Schritte erleben? Bei jedem Schritte, den wir thun, erblicken wir etwas; indem wir es erblicken, entsteht es für uns erst und indem wir es ansehen, ist es schon wieder anders geworden, als es auf den ersten Blick gewesen ist, und wir wissen, dass das, was wir sehen, kein anderer Mensch jemals gesehen hat und keiner jemals sehen wird: denn es ist unser Auge, das unsere Welt erschaffen hat, und wir wissen, dass wir selbst das, was wir jetzt sehen, niemals wieder so sehen werden: denn schon ist unser erschaffendes Auge wieder anders geworden. Darum ist es eine solche Seligkeit, nach einem Schlaf die Augen aufzuthun. Dann empfindet der Mensch, dass die Welt sein Geschöpf ist: dies alles wird eben jetzt von ihm erschaffen. Das macht das Wunderbare des Erblickens aus. Das Erblicken ist die höchste Lust des Daseins, im Erblicken wird der Mensch zum Gott: er fühlt, es ist seine eigene Welt, in der er lebt, von ihm erschaffen, nur für ihn da, mit ihmw erlöschend.

Erinnern wir uns nur an diese Seligkeit des Erblickens! Dann werden wir begreifen, was „diese neueren Maler" wollen. Ich höre oft die Leute schließlich sagen: „Ja, jetzt kenne ich mich aber gar nicht mehr aus! Ich habe doch gedacht, in der Secession einmal zu erfahren, wie die Modernen malen. Aber da malt ja jeder anders! Wer hat nun eigentlich recht? Wer ist der eigentliche Moderne?" Erinnern wir uns an die Seligkeit des Erblickens! Im Erblicken sind wir gewiss, dass das Beste, was wir haben, nur uns allein gehört. Dieses beste Eigenthum eines jeden wollen die Modernen darstellen. Die Epigonen haben an eine für alle Menschen gleiche Schönheit geglaubt. Die Modernen fühlen, dass eben das, was ein Mensch ganz allein für sich hat, was erst mit ihm geboren wird und wieder mit ihm stirbt, seine Schönheit ist; weil es ihn aber schmerzt, dass sie mit ihm sterben soll, dies macht ihn zum Künstler, damit etwas von ihm übrig bleibe, etwas von seiner Welt. Seine Welt zeige der Künstler: die Schönheit, die mit ihm geboren wird, die niemals noch war, die niemals mehr sein wird! Das ist es, was unsere jungen Maler wollen.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

In einem officiösen Communiqué versichert das Kriegsministerium, dass mit der Inverkehrsetzung der ärarischen Dynamite „demnächst" begonnen werden wird. Auch wenn die Schwierigkeiten, welche die Fabrication gegenwärtig noch zu bereiten scheint, glücklich überwunden sein werden und die Inverkehrsetzung der ärarischen Dynamite Thatsache wird, ist damit eine Lösung der bestehenden, von uns in Nummer 183 berührten „Dynamitfrage" keineswegs durchgeführt. Die ärarische Dynamitfabrik ist errichtet worden, damit der Betrieb der für die Erzeugung des rauchlosen Geschützpulvers nothwendigen Nitroglycerin-Fabricationsanlage in Blumau zu einem möglichst constanten gemacht werden könne. Warum nützt das Aerar diese Anlagen nicht zur Erzeugung größerer Quantitäten rauchlosen Geschütz-

pulvers aus, von welchem es nach wie vor den Hauptbedarf der Nobel'schen Fabrik in Preßburg in Lieferung gibt? Eine merkwürdige Ausnützung: auf der einen Seite das Pulver zu horrenden Preisen von der „Nobel“ zu kaufen und auf der anderen Seite mit dieser Firma für das von dem Aerar nicht benöthigte Dynamit einen ungleichen Concurrenzkampf aufzunehmen. Diese „Ausnützung“ der ärarischen Anlagen wird auch den Consumenten des Dynamits, in erster Linie unserem Bergbau, herzlich wenig nützen. Das, was genügt, um einen ärarischen Betrieb zu stabilisieren, ist weitaus unzureichend, um den vorhandenen Bedarf zu decken, vollkommen unzureichend, um das schädliche Privatmonopol zu brechen. Zur Lösung dieser Aufgabe ist eine ärarische Fabrik weder berufen, noch geeignet. Die vorsichtige und geheimnisvolle Art, mit der sich das Kriegsministerium auf dieses Terrain einer „kaufmännischen Unternehmung“ begeben hat, lässt erkennen, dass man bei dieser Behörde wohl fühlt, dass diese Thätigkeit ihr fremd und vielleicht auch für sie nicht passend ist. Woher nimmt das Kriegsministerium überhaupt die Berechtigung zu dieser neuartigen Bethätigung? Weder wurde der für die Errichtung der Fabrik nothwendige Credit von 500.000 fl. den Delegationen zur Votierung vorgelegt, noch ein Edictalverfahren ausgeschrieben, noch eine Concession nachgesucht; und doch ist die ganze Anlage zur Deckung rein civiler Bedürfnisse berechnet; denn das Militär-Aerar hat in seiner Ausrüstung bereits seit Jahren gar kein Dynamit mehr und ist gezwungen, die ganze Production auf den Markt zu bringen. Die Führung eines Concurrenzkampfes gegen die das Privatmonopol ausübende Gesellschaft durch das Kriegsministerium ist jedoch gar nicht denkbar und auch nicht beabsichtigt, höchstens wird es zur Deckung des Dynamitbedarfes der ärarischen Bergwerke führen. Daher wird die „Dynamitfrage“ auch nach „demnächstiger Inverkehrsetzung der ärarischen Dynamite“ eine offene sein und bleiben, bis nicht radicalere Mittel an Stelle officieller Beschwichtigungs-Communiqués treten werden.

•

In Steiermark wie in Kärnten ist man seit langem mit der Geschäftsgebarung der **Alpinen Montangesellschaft** unzufrieden gewesen und wiederholt wurden Proteste, Petitionen und Interpellationen seitens der parlamentarischen Vertreter dieser Länder, respective deren Handelskammern und anderen Körperschaften gegen diese Gesellschaft gerichtet. Diese Actionen sind nicht erfolglos geblieben, denn, wie man hört, werden Vertreter dieser Länder, zwei steierische Landtagsabgeordnete und der Präsident der Leobener Handelskammer, in den Verwaltungsrath der Gesellschaft eintreten. Das ist ein von der liberalen Aera überkommener Brauch, dass in den Verwaltungen industrieller Etablissements die politischen Größen der betreffenden Gegenden vertreten sind. Es ist auch kein Zweifel, dass das Land Steiermark künftig an dem Gedeihen der Alpinen Montangesellschaft hervorragend interessiert sein wird, zum mindesten in der Tantièmenbetheiligung seiner gewählten deutschvolklichen Abgeordneten. Und es spricht nur für die Klugheit und ausgezeichnete Fürsorge für die öffentlichen Interessen der betreffenden Abgeordneten, dass sie gerade in dem Augenblicke in die Verwaltung der Gesellschaft eintreten, wo diese der allgemeinen Ansicht nach einer günstigen Entwickelung entgegengeht und die Tantièmen recht fett zu werden versprechen.

•

Die **Generalversammlung der Länderbank** ist vorüber, aber über die Geschäftsgebarung der früheren Verwaltung hat sie keine Aufklärungen gebracht. Herr Verwaltungsrath Hofrath **Hahn** hat es vorgezogen der Versammlung fernzubleiben und wird hoffentlich auch bald ganz aus der Verwaltung des Unternehmens verschwinden. Auf das widerliche Geschimpfe, welches den größten Theil der Sitzung erfüllte, einzugehen, verlohnt sich nicht der Mühe. Der Angreifer und der Ex-offo-Vertheidiger der Verwaltung waren einander wert. Aber es wurde auch ganz vernünftig gesprochen, wenn auch die Formlosigkeit der Reden den Eindruck ihres Inhaltes paralysierten. Mit Recht wurde hervorgehoben, dass die gesammte gegenwärtige Verwaltung und der neue Generaldirector Palmer, ja alle Geschäfte des früheren Generaldirectors gutgeheißen hatten, die offenbar falschen Bilanzen mitunterfertigt, die Vertheilung nicht verdienter Dividenden zugelassen, widerrechtliche Tantièmen eingesteckt hatten. Mit Recht wurde ausführlich der unerhörten Vorgänge bei der Gründung der „Austria“ gedacht, der Ueberbewertung der Vorräthe, der falschen Bilanz und der Empfehlung der Actien, welche Vorgänge schließlich zum Rückkauf der Actien mit Verlust führten. Es war nur die Consequenz dieser Ausführungen, dass von zwei Rednern die Einsetzung einer Untersuchungscommission gefordert wurde, um die Geschäftsgebarung der letzten Jahre zu überprüfen, die Bilanzen richtigzustellen, die widerrechtlich bezogenen Tantièmen zurückstellen zu lassen. Bei der Zusammensetzung der Generalversammlung — die Verwaltung und Beamte der Länderbank allein hatten fast die Hälfte der vertretenen Actien deponiert — konnten solche Anträge auf Erfolg nicht zählen. Aber unser Actienrecht ist so glänzend, dass die Anträge einfach unter den Tisch fielen, nicht einmal zur Abstimmung gelangten. Das macht die Generalversammlungs-Komödie so widerlich, und darum führen in diesen Versammlungen meist anrüchige Individuen das große Wort, weil jeder anständige, vernünftige Actionär im Bewusstsein, dass er der Verwaltung gegenüber völlig recht- und machtlos ist, lieber auf die aussichtslose Auseinandersetzung seiner Desiderien verzichtet. Ein Antrag auf Verantwortlichmachung der Verwaltung für erwiesenermaßen falsche Bilanzen und auf Rückgabe der unrechtmäßig bezogenen Tantièmen, also eine Art Ministeranklage, gelangt gar nicht zur Abstimmung, denn in der Generalversammlung darf nach dem Handelsgesetz nur über Anträge abgestimmt werden, welche auf der Tagesordnung stehen, und Anträge von Seiten der Actionäre gelangen nach dem Statut der Länderbank nur dann auf die Tagesordnung, wenn sie von mindestens zwanzig stimmberechtigten Actionären längstens bis zum 15. Jänner, also drei Monate vor Zusammentritt der Generalversammlung, angemeldet sind. Wozu soll ein Actionär da überhaupt noch reden, außer er will zu irgend welchen persönlichen Zwecken Scandal machen oder, im besten Falle, seinem Unmuth Luft machen? In Deutschland ist das längst anders. Da muss jeder Antrag, welchen ein Actionär acht Tage vor der Generalversammlung anmeldet, auf die Tagesordnung gestellt werden, und wenn ein Zehntel des Actiencapitals die Genehmigung der Bilanz verweigert, muss die Verhandlung darüber vertagt werden; desgleichen kann das zuständige Gericht auf Verlangen des zehnten Theiles des Actiencapitals Revisoren zur Ueberprüfung der Geschäftsführung ernennen u. a. m. Bei solchen Bestimmungen zu denen noch jene streng formulierten über die Verantwortlichkeit der Vorstände kommt, liegt für anständige Actionäre Veranlassung vor, ihre Rechte geltend zu machen. Bei uns ist dies aussichtslos, und man muss froh sein, wenn es einmal, wie in diesem Falle, gelingt, durch eine energische Presscampagne eine besonders vertrauensunwürdige Persönlichkeit unschädlich zu machen.

ƒ. ʒ.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. **Paris.** Gymnase, „L'Ainée“ von Jules Lemaitre. **Berlin.** Belle-Alliancetheater, „Der rechte Schlüssel“ von Francis Stahl; Residenztheater, „Der Fall Corignan“ von Rolle und Gascogne; Deutsches Theater, „Gyges und sein Ring“ von Hebbel.

• • •

Carltheater. Das bemerkenswerte Experiment, eine der alten Wiener Possen auszugraben und neu herrichten zu lassen, hat sich sehr gut bewährt. Die O. F. **Berg**'sche Posse „**Moderne Weiber**“ — wie sie in der humorvoll gemachten Ueberarbeitung von **Krenn** und **Lindau** heißt — wurde stürmisch belacht. Mit Recht ist von einer Seite angeregt worden, diesen Ausgrabungs- und Modernisierungsversuch fortzusetzen. — Die Darstellung der Hauptrollen durch Frau **Geistinger** und Herrn **Wittels** verdient alles Lob. A. G.

• • •

Ostersonntag ist Paradetag in den Kirchen. Die **Kirchenmusikvereine**, die bei uns so arg darniederliegen, sind da bestrebt, Besseres zu bieten als sonst; aber dieses Bessere ist wenig. In der Regel begnügt man sich mit Aufführungen der Krönungsmesse von Mozart, einer größeren Messe von Schubert oder Haydn. Höher geht es nicht. Beethoven wird sehr selten gehört, und an moderne Kirchencomponisten, an Bruckner und Liszt, denkt kein Mensch. Die Ursachen, weshalb es mit unserer Kirchenmusik gar so traurig bestellt ist, sind mannigfacher Natur. Den sich daran betheiligenden Dilettanten fehlt der nöthige Ernst, dann mangelt es an Chormeistern, die geeignet wären, mit den vorhandenen Kräften ein halbwegs anständiges Resultat zu erreichen. Den Hauptfehler aber bilden die elenden Programme, in denen alles andere gepflegt wird, als die Kunst. Da gilt die Regel: Jeder Regenschori führt vor allem sich selbst auf. Mozart und Haydn kommen erst in letzter Linie; und hat doch sogar der Papst Leo XIII., der sonst so wenig in derartige Angelegenheiten dreinredet, erklärt, dass gerade die Messen dieser Meister dem heiligen Zwecke am meisten entsprechen. Bei uns in Wien ist man anderer Meinung: Weinzierls und Kretschmanns Messen kommen aus religiöser empfindenden Gemüthern. Dass diese lediglich gewöhnlicher Kapellmeister-Routine entstammenden Werke das Niveau der Aufführungen eher herabdrücken als heben, ist klar. Bei den Piaristen wurde Sonntag eine Aufführung von Beethovens missa in B op. 86 versucht. Abgesehen von der totalen Unzulänglichkeit der Solisten, des Chores und des Orchesters, war die Aufführung so zerfahren und stillos, so verworren und unklar, dass man das herrliche Werk Beethovens gar nicht erkannte. Kein Tempo war correct. Aus jedem Andante wurde ein Adagio, aus jedem Allegro dagegen ein Presto. Nicht einmal Consequenz liegt in der Methode. Die Geigen spielten gegeneinander, statt miteinander und im Chore bemühte sich jeder einzelne früher einzufallen als der andere. Unter solchen Umständen kann man es nicht einmal bedauern, dass man sich bei uns so selten an eine schwerere Messe heranwagt. Das große Wien muss da vor jeder kleinen protestantischen Provinzstadt Deutschlands beschämt zurücktreten, wo Kirchenmusik-Aufführungen von seltener Vollkommenheit an der Tagesordnung sind. F. A.

Bücher.

Arthur Chuquet: La jeunesse de Napoléon. Paris, Colin & Co., 1897. VII., 494.

Es ist wohl nicht nöthig, den Autor des vorliegenden Werkes den Lesern der „Zeit“ vorzustellen. Chuquet zählt zu den wenigen französischen Historikern, die vom deutschen Publicum gelesen werden. Seine vielbändige Geschichte der Revolutionskriege erfreut sich mit Recht der Anerkennung der Fachleute und der Bewunderung der gebildeten Laien. Chuquet ist ein außerordentlich genauer Forscher und ein vortrefflicher Stilist; seine Bücher sind Meisterwerke historischer Composition; dabei ausgezeichnet durch eine bei den Franzosen selten zu findende Unparteilichkeit. Chuquet ist ein warmer französischer Patriot; er verleugnet das weder in seiner Conversation noch in seinen Schriften: allein er zählt zur Schule Monods, zu einer Verbindung von Historikern, die, obgleich begeistert für die Größe ihrer Nation, gegen die Schwächen derselben nicht blind sind und Frankreichs Stellung unter den Culturvölkern nicht zu erschüttern glauben, wenn sie der Wahrheit auch dann die Ehre geben, wenn dieselbe dem Ruhme der Franzosen in etwas Abbruch thut. Chuquets neueste Arbeit besitzt alle Vorzüge seiner früheren Bücher. Allzuviel Neues über die Jugend Napoleons erfahren wir aus dem Werke nicht; das ist ja im Hinblicke auf die gerade in den letzten Jahren im steten Anwachsen begriffene Napoleon-Literatur nicht gut denkbar. Der Wert dieser neuesten Darstellung wird aber auch nicht in der Vermehrung unserer Kenntnisse oder in dem hie und da gelungenen Versuche zu suchen sein, richtig Angenommenes als unwahr zu erweisen; was ihr eine hervorragende Bedeutung verleiht, ist, wie uns scheint, die Untersuchung Chuquets über die Einflussnahme von Volk, Familie, Gesellschaft und Erziehung auf die Entwickelung Napoleons. Wie viel an Napoleon vom Corsen, wie viel vom Bonaparte, wie viel vom französischen Officier und vom Rousseau'schen Weltbürger ist, das hat uns noch niemand

so ausführlich und mit so feiner Beobachtungsgabe geschildert, als Chuquet. In dieser Feststellung des ureigensten, des Napoleonischen Geistes und Charakters, die sich ergibt, sobald man in der Lage ist, von seiner Gesammterscheinung das abzuziehen, was er mit anderen gleichartig erzogenen Corsen jener Tage gemein hat, liegt der große Wert der Chuquet'schen Darstellung. Wer von diesem Gesichtspunkte aus an die Lectüre des Werkes herantritt, wird auch nicht über die übermäßige Breite desselben klagen. Wenn Chuquet uns das Leben und die Eigenart jedes Schulcollegen und jedes Kriegskameraden Napoleons schildert, so geschieht es wohl nur, um in jedem Momente feststellen zu können, worin er ihnen glich und was ihn vor ihnen auszeichnete. Das Resultat seiner Untersuchung läjst sich in wenige Worte zusammenfassen: Eine Fülle jener Eigenschaften, die wir an Napoleon zu beobachten vermögen, hatte er mit der Mehrzahl Corsen jener Tage gemein; eine Reihe von Besonderheiten hat er von seinen Eltern und deren Geschwistern geerbt; die philosophischen Ideen seiner Zeit haben mächtig auf ihn eingewirkt; aber Vorzüge und Fehler seines Volkes und seiner Familie waren bei ihm in einem wesentlich gesteigerten Grade vorhanden und ganz einzig erscheint bei ihm die Verbindung einer zügellosen Phantasie, die ihm eine eigene Welt und eigene Menschen mit einer die Wirklichkeit erreichenden Deutlichkeit vorgaukelt, und eines nüchternen, scharfen Verstandes höchster Potenz, die es ihm ermöglicht, das Reale in allen Dingen zu erkennen und die geheimsten Absichten seiner Mitmenschen zu ergründen. Chuquet führt seine Untersuchung in dem vorliegenden Bande bis zum Jahre 1789, er wird sie zweifellos fortsetzen, mindestens bis zum Jahre 1793; hoffentlich aber bis zu jenem Augenblicke, da Napoleon — ein nur wenigen bekannter französischer Officier — zum weltberühmten General wird. An der Hand eines so trefflichen Führers eines größeren Kreises die Entwickelung des größten Emporkömmlings der Neuzeit zu schildern, ist eine Aufgabe, die jeden Historiker reizen muss; wir sparen uns dieselbe bis zur Vollendung des Chuquetschen Werkes und verweisen den wissbegierigen Leser vorerst auf das Werk selbst.
Prof. A. F. Přibram.

Dr. phil. Josef Schmöle: Die socialdemokratischen Gewerkschaften in Deutschland seit dem Erlasse des Socialistengesetzes. Erster, vorbereitender Theil. Jena, Gustav Fischer, 1898.

Die Ursache, weshalb die Arbeiterbewegung im Deutschen Reiche, ebenso wie in Oesterreich, einen revolutionären Charakter angenommen hat, während die englischen Trades Unions niemals daran gedacht haben, sich vom gesetzlichen Boden zu entfernen, ist bekannt: In England wird das Recht der Arbeiter, nach besseren Arbeitsbedingungen zu streben, dafür in Vereinigungen, Versammlungen und in der Presse zu agitieren, grundsätzlich anerkannt, auf dem Continent nicht, selbst dann nicht, wenn man sich gezwungen gesehen hat, die Coalitionsfreiheit durch den Buchstaben des Gesetzes auszusprechen; in England stehen dem Arbeiter für seine Agitation nicht allein die Straßen, Plätze und öffentlichen Säle, sondern auch die Spalten der großen Zeitungen und Zeitschriften und die großen politischen Parteien zur Verfügung, auf dem Continent sperrt sich alles, was adelig oder bürgerlich heißt, vom Arbeiter hermetisch ab. Obgleich nun Schmöle die deutschen Behörden nach Kräften zu entschuldigen sucht, tritt doch in seiner übrigens objectiven und gründlichen Darstellung jene Ursache deutlich genug hervor. Im vorliegenden ersten Theile seiner Arbeit erzählt er die Geschichte der Bewegung vom Jahre 1868 ab und erörtert er das Verhalten der Polizei- und Justizbehörden in Gewerkvereinssachen. Er hofft, dass es auf dem Umwege über die Socialdemokratie noch zu einer großartigen, der englischen ebenbürtigen Gewerkschaftsbildung kommen werde. —e—

„Essays" von Ralph Waldo Emerson. Uebersetzt von Dr. Karl Federn und Thora Weigand. Halle a. d. S, Verlag von Otto Hendel.

Hier sind einige sehr bedeutende Essays des großen Künstlerphilosophen in ausgezeichneter, dem Wesen des Originals nachfolgender Uebersetzung gesammelt. In dem Essay „Ueberseele" hat Emerson seine metaphysische Weltanschauung niedergelegt, sozusagen die Kosmologie der modernen Seele. Er vertritt die erhabene Lehre von der Einzigkeit der Lebenskraft, von der Unlöslichkeit des Individuums aus dem Zusammenhang der Welt und der weltleitenden Seele. Die Menschen sind nur Organe der Ueberseele, die Mittheilung der Wahrheit durch sie ist das höchste Ereignis. Mit diesem Princip beleuchtet Emerson die Verhältnisse der Menschen, er läjst es Maßstab sein der Sittlichkeit und der Größe, des Herzens und des Genies. Nie ist die Idee des Christenthums so vollkommen, so für die Zukunft vorausentwickelt erfasst worden wie von Emerson. Jeder Satz dieses 26 Seiten langen Essays „Ueberseele" darf von der kommenden Generation als ein Dogma ihres Glaubens empfangen werden Weil Emerson diese Wahrheit nicht nur erkannte, sondern wie Jesus Christus lebte, sie immer ernst nahm, nicht, wenn es das Geschäft des Lebens forderte, sie verleugnete, strömt die Kraft und Unzerstörbarkeit seiner Erkenntnis, zugleich mit dem wunderbaren, religiösen Frieden, den die Menschheit solange entbehrte, auf den Leser über... Der Heiland starb für seine Erkenntnis, in seiner Erkenntnis. Auch Judas hat ihn verstanden, hat seine Welt getheilt. Er war zuerst Verräther an sich selbst, da er sich und Christus nicht ernst nahm, als die gemeine Lust des Lebens ihn verlockte. Zwischen dem Uebermenschen und dem homme mediocre steht der Verräther Judas, der beides ist, eines dem andern opfert, wenn es mehr Profit trägt .. M. M.

Im Frühlingssturm! Erlebtes und Erträumtes von Hans Benzmann. Großenhain und Leipzig. Verlag von Baumert & Ronge. Zweite Auflage, 1897.

Man wird in den hier gesammelt vorliegenden Gedichten des jungen Berliner Lyrikers sofort zwei Gruppen unterscheiden: Die eine, zu der ich auch viele der freien Rhythmen des Buches zähle, zeigt alle Merkmale der Schule um Detlev von Liliencron. Künftige Aesthetiker werden einmal die Bedeutung dieser ganzen Richtung für die Fortentwickelung der deutschen Lyrik, ja dieser Kunst überhaupt festzustellen haben. Sie werden nachweisen, wie sehr durch diese Schule die deutsche Lyrik an Stoffen, Stimmungen und Ausdrucksformen, an malerischen und musikalischen Motiven gewonnen und dadurch die starre Lessing'sche Theorie von den Grenzen der Künste erschüttert hat. Uns, die wir noch inmitten der Bewegung stehen, muss deren Bedeutung schon daraus erhellen, dass fast alle jüngeren Talente von ihr beeinflusst werden. Auch Hans Benzmann ist den nämlichen Weg gegangen, und von denjenigen seiner Verse, die unter das gleichfalls jungdeutsche Schlagwort „Erlebtes!" zu rangieren wären, ist nichts Merkwürdiges zu sagen, als dass sie gute Stücke eines frischen, begabten Schülers sind. Die eigene Art Benzmanns scheint mir in den „erträumten" Gedichten hübsch und bescheiden hervorzutreten. Es ist eine sehr feine, deutsche, Theodor Storm innerlich verwandte Eigenart. Für Benzmann ist es symbolisch, dass auch er das Blond immer wieder jeder Farbe vorzieht: das leichte Blond von Frauenhaaren und das tiefere reifer Aehren. Das bezeugt eine idyllische, naive, warme, sehr innige Natur. Darum gelingen ihr auch solche Töne, die ein leichtes Sichanschmiegen voraussetzen, am besten. Aus diesem Grunde sind die Phantasien zu Malern und Musikern, Chopin, Stuck &c. (z. B. „Das Meerweib", „Die Todteninsel") bei ihm oft sehr geglückt. Desgleichen die zahlreichen, im Bilde oft sehr originellen Natur- und die religiösen Stimmungen, die Jesus- und Zarathustra-Visionen. Und fast überall tritt auch das feine Vermögen des Anschmiegens an die Sprachformen hervor: die gute, runde Fülle des Ausdrucks.
P. W—r.

Revue der Revuen.

„Deutsche Revue" bringt in ihren letzten Heften Interviews mit Pariser Vertretern des Theaters und der Literatur, die von Bruno Petzold gemacht sind. Coppée äußert sich: „Für unsere jungen Poeten bin ich voll von Achtung; es gibt da sehr schöne Versuche: doch bedauere ich die Lockerheit der Form. Ich selbst bleibe den alten Formgesetzen unserer traditionellen Prosodie getreu und finde sie immer noch ausgezeichnet; offenbar bin ich zu alt, mich an das zu gewöhnen, was man heutzutage den ‚freien Vers' nennt. Doch suche ich auch den ‚Vers-libristes' gerecht zu werden." — Im Märzheft wird der interessante Coquelin Cadet vorgestellt. Er spricht über seine Art zu arbeiten und sagt: „Blicken Sie hier um sich, hier sehen Sie alles mit Gemälden bedeckt, alle Schulen, alle Richtungen sind vertreten. Die Bilder dienen dazu, meine Phantasie anzuregen; für meine Arbeit sind sie absolut unentbehrlich; das kleinste Aquarell, die unbedeutendste Federzeichnung ist da von Wichtigkeit." Er äußert sich abfällig über das moderne Lustspiel, erkennt aber rühmenswerte Ausnahmen an: Die Stücke von Rostand und „La Douloureuse" von Donnay. Ueber das Publicum sagt er: Nur eine Sorte Publicum kann ich durchaus nicht leiden, das blasierte Premièrenpublicum, das nur von der Modenarrheit ins Theater geleitet wird. Ueber die Kritik: les critiques sont souvent agaçants. Er zweifelt auch an der Gerechtigkeit der meisten Recensenten und resumiert: Wenn der Schauspieler nur das Glück hat, den bedeutenden und unabhängigen Kritikern, vor allem aber dem Publicum zu gefallen, setzt er sich leicht über den Tadel der durchschnittlichen Tagespresse hinweg. — Aus dem Aprilheft erfahren wir einiges über Jules Claretie, den Director der Comèdie française.

„Kunst und Kunsthandwerk", die Zeitschrift des österreichischen Museums, hat ihr drittes Heft ausgegeben. Eingeleitet wird es vom Märzblatt des Lefler-Urban'schen Kalenders, das im decorativen Detail, vor allem in der Farbe, sehr gelungen ist. Von Leflers Hand rühren auch zwei hübsche Friese und ein Applicationspolster her, die sich abgebildet finden. Ein Aufsatz über Hans Thoma von E. W. Braun ist mit sehr schönen Reproductionen, unter anderem einem Lichtdruck von J. Löwy, illustriert. Camillo Sitte setzt seine interessanten Mittheilungen über die Burg Kreuzenstein fort. Ein dritter Aufsatz, von dem bekannten Pariser Kunstsammler S. Bing, beschäftigt sich mit den Kunstgläsern von Louis C. Tiffany. Dieser Künstler hat — wie Bing schreibt — in seinen Gläsern die ganze Schönheit des alten Glases wiedererstehen lassen, und zwar bringt er die Lichteffecte nicht durch nachträglich aufgetragene fremde Schichten hervor, sondern es bildet die Farbe im Glase einen integrierenden Bestandtheil des dichten und solid sich anfühlenden Objectes. Und wie einfach ist nicht die Verfahrungsweise, die zu solchen Ergebnissen führt: man läjst über das noch heiße Glas Dämpfe streichen, die verschiedenen geschmolzenen Metallen entweichen. Ein ganz einfaches Princip; das Geheimnis besteht in der künstlerischen und wissenschaftlichen Gewandtheit dessen, der es anwendet. — Die Ereignisse des Wiener Kunstlebens bespricht Ludwig Hevesi in seiner eindringlichen Weise, manchmal aber doch mit etwas blinder Liebe. Er beschönigt z. B. geradezu ein malerisches Unding wie die „sachlichen" Bilder aus der österreichischen Großindustrie von Charlemont und Bernt. Hevesi, der feinste Wiener Kunstkenner, sollte sich nicht herbeilassen, so officiell zu sein.

„Take Journalisme", heißt ein Artikel in einem neuen Heft der „**Arena**", worin B. M. Mac Govern von einem Missbrauch erzählt, der in der amerikanischen Journalistik platzgegriffen hat. Es ist eine Ausartung der sprichwörtlichen Findigkeit der Amerikaner, im Ersinnen von Mitteln zur Reclame. Die „Take-Journalists" (offenbar ein Spitzname) verbinden sich zu sogenannten „Pressvereinen", deren Ziel es ist, den Herausgebern der Zeitungen Sensationsnachrichten zu vermitteln. Da sie die Concurrenz mit den Specialreportern der Blätter aufzunehmen haben, setzt ihr Gewerbe große Geschicklichkeit voraus und hat sich zu einem ganzen Betrugssystem ausgebildet. Der Chef einer solchen Press-Association ersinnt z. B. einen prächtigen Selbstmordversuch, der sich im Wartezimmer eines Arztes zugetragen und nur durch die energische und geschickte Intervention des Arztes vereitelt wurde. Darauf entsendete er eine seiner Reporterinnen (Frauen sollen sich weit besser zu dem sauberen Gewerbe eignen!) zu irgend einem städtischen Arzt und fordert ihn auf, für die Geschichte einzustehen, sie eventuellen Interviewern gegenüber zu bestätigen, auf Einzelnheiten einzugehen u. s. w., und dagegen von der unentgeltlichen Reclame zu profitieren. Stößt so eine Reporterin auf den Richtigen, der sich zu dem Betrug hergibt, so nimmt sie den Localaugenschein vor, schildert die Oertlichkeit aufs eingehendste, und die gut vorbereitete, lügenhafte Geschichte geht durch alle Blätter. Nicht minder ergötzlich ist die vom Verfasser citierte Geschichte, wie einem englischen Künstler, der in

New-York debutieren soll, am Vorabend seines ersten Auftretens ein Brief einer solchen „Preß-Association“ zugeht, in dem es heißt: „Sie wissen, dass heutzutage die Reclame und nicht das Können entscheidet. Es ist darum unerläselich, dass vor Ihrem ersten Auftreten in New-York etwas geschieht, und ich habe eine Idee. Sonntag nachts wird in Ihrer Wohnung eingebrochen werden. Die Einbrecher werden das Unterste zu oberst kehren und bei Entdeckung Schüsse abfeuern, werden fliehen und Blutspuren hinterlassen. Man wird berichten, wie Sie allein gegen eine Ueberzahl gekämpft. Der „New-York Herald“ sowie andere Morgenblätter werden die Geschichte bringen. Ihr Name wird in aller Mund sein. Gegen eine Bezahlung von 100 Dollars sind wir bereit, die Einbrecher beizustellen, sowie alles Weitere auf uns zu nehmen. Wir verweisen Sie auf die Älteste einer ganzen Reihe von Impresarios.“ — Die bedenklichste, jedoch keineswegs seltene Form dieses Missbrauchs ist ein Abkommen, wonach, im Einverständnis mit einer Person, Ehrenrühriges über dieselbe in den Blättern erzählt wird, was sodann zur Grundlage eines Ehrenbeleidigungsprocesses gegen diese Blätter dient. Diese fingierten Schmähartikel werden entweder gegen fixes Honorar oder gegen Betheiligung an den Ergebnissen des Processes verfasst und verbreitet. Erst kürzlich soll eine Untersuchung ergeben haben, dass eine Dame in New-York sammt ihrer Tochter von den Früchten einiger solcher Processe lebte, deren Ausgangspunkt derartige abgekartete Angriffe in den Blättern bildeten.

Die ägyptische Revue **„El Moktataf“** („Der Eklektiker“) bringt Auszüge aus einem angeblich kürzlich aufgefundenen Manuscript historischen Inhalts, das aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammt und in einer Bibliothek von Cairo verborgen lag. Es verbreitet Licht über die verworrenen Zeiten zu Ende der Mameluckenherrschaft, ehe Aegypten von Selim dem Grausamen erobert wurde. Die Christenverfolgung hatte damals ihren Höhepunkt; von einem Fakir fanatisiert, zerstörten die Muselmänner alle christlichen Kirchen und bald darauf auch alle jüdischen Synagogen in Alexandrien, Cairo und sonstigen ägyptischen Städten. Merkwürdigerweise schwang sich damals der Negus von Abyssinien, ein Vorfahre Meneliks, zum Beschützer der Juden und Christen auf. In seinem an den Sultan gerichteten Brief, den Sakhaouï reproduciert, heißt es unter anderem: „Ich, der Freund der Wahrheit, der Thron Jakobs, Constantin, aus dem Geschlechte des Self-Arabat, aus dem Hause Salomos, dem Sohne Davids. Der Friede sei mit Dir! Da ich vernehme, dass Christen und Juden in Deinem Lande verfolgt werden, so appelliere ich an Deine Gerechtigkeit und fordere Dich auf, diese Völker mit der gleichen Billigkeit und Sanftmuth zu behandeln, die ich den zahlreichen Muselmännern angedeihen lasse, die sich in meinen Reichen befinden und in meiner Macht stehen — — —“. Trotzdem dauerte die religiöse Anarchie fort, was es dem Sultan Selim erleichterte, sich des Landes zu bemächtigen.

Meister Holmsten.

Von Verner von Heidenstam.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von E. Stine.

(Fortsetzung.)

In jenem Jahre war im Herrenhof ein kalkblasser französischer Baron zu Gaste, der dort zur Jagd gieng, und bei der Tafel, an welcher die saueren Früchte in der neusilbernen Schale blinkten, musste Meister Holmsten allemal, wenn er den Wein aus der Bouteille goss, von der er zufolge erhaltener Anweisung vorerst die Etikette abzuwaschen hatte, leise einen französischen Namen nennen. Der Baron hatte in seiner Jugend ebenso fröhlich gelebt wie jetzt und war daher genöthigt, einen Eisenschnürleib mit vielen Schrauben und absonderlichen Druckknöpfen zu tragen. Wenn Meister Holmsten ihm nachts mit dem dreiarmigen Silberleuchter in das Gastzimmer hinaufleuchtete, mussten sie immer in den schroffen Biegungen der Wendeltreppe haltmachen. „Entendez Olmstäng!“ sagte der Baron. Hierauf zog er die Seidenweste rechts hinauf, und erst nachdem der Bediente den Daumen auf einen der Druckknöpfe gesetzt, konnte er sich wenden und seinen Weg fortsetzen. Für jedesmal gab der Baron ein Geldstück. Als nun Meister Holmsten noch dazu eines Abends seinen halben Jahreslohn ausgezahlt bekam, ward er still und nachdenklich.

Glück hatte er immer unmittelbar, bevor er Pech hatte. Den nächsten Morgen in aller Frühe schon wurde er, der ja nächst dem Hüttenbesitzer der Unentbehrlichste und Resoluteste war, mit Nothilfe Hals über Kopf in die Wildnis hinausgeschickt zu Hüttenbrittas Häuschen, das rettungslos unter Schneewehen begraben war. Wie ein gekentertes Boot, versunken in den bewegungslosen Wogen des Schnees, lag die einsame Hütte da, und nur die Schornsteinrohre und die obersten grünlichen Dachziegel des Firstes blickten aus der weißen Hülle hervor.

Meister Holmsten wurde noch länger und noch schmäler um die Brust, als ihn je zuvor jemand gesehen. Die lange, gerade Nase wurde schärfer. Das bartlose, braunmagere Gesicht dagegen zog sich immer runder zwischen die Achseln herab.

Er stieg auf den Dachfirst hinauf und steckte den Kopf über das Schornsteinrohr, durch welches er tief unter ihnen drunten in der schwarzen Hütte die Alte laut schreien und schelten hörte.

— Gu' Mor'n, Muhme! sagte er und nahm die neue Brieftasche aus dem neuen Wams hervor. — Jetzt hab nur Geduld und sei nicht ungeberdig, weißt du, damit ich erst die Gelder in meiner Brieftasche überzählen kann. Zwei, vier, acht, zwölf ....

— Sag' du gleich fünfzehn Reichsthaler, du, schrie drunten in der Finsternis das Weib.

— Sag', dass es nur zwölf waren, so wollen wir gut' Freund bleiben, du. Dreizehn, vierzehn, fünfzehn, achtzehn ....

— Ich kann ja sagen, dass es nur zehn waren.

— Sag', dass es acht waren, so red' ich mit unseren Burschen, dass sie den Spaten nehmen und anfangen. Neunzehn, zwanzig ....

— Ich kann ja sagen, dass es nur acht waren, versetzte die Alte und zündete im Herd ein Feuer an, dass der Rauch anhub, ihm in den Hals zu steigen.

— Sag, dass es nur fünf waren, so will ich den Burschen sagen, dass sie den Spaten tiefer einsetzen. Einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig, vierundzwanzig.

Er weinte und hustete, dass er kaum sprechen konnte.

— Ich kann ja sagen, dass es nur drei waren.

— Sag gleich, hm! Muhme ... sag, dass wir quitt sind, wie wir's auch sind, hm! So wollen wir die Thüre aufmachen, hm! In einer Minute ist's geschehen. Fünfundzwanzig, sechsundzwanzig, achtundzwanzig, dreißig. Hm! Dreißig waren's, ja.

— Ei, so wollen wir denn quitt sein, antwortete die Frau, die schon den Spaten klingen hörte und den ersten Lichtschein im Thürspalt erblickte.

Meister Holmsten hustete und lachte, dass die thränenden Augen glänzten, und dann stieg er vom Dach herab, um selbst die allmählich bloßgelegte Thür aufzureißen. Aber wie er eben die Hand auf den Thürpfosten legte und mit seiner neuen grünen Geldtasche in der anderen dastand, ward die Thür schon angelweit aufgestoßen, und die Frau schlug ihm mit einem Feuerbrand über die Pelzmütze, dass Glut und Funken und schwarze Kohle über sein Wams regneten.

Er taumelte ein paar Schritte zurück und verlor die Geldtasche, und vor ihm stand die zahnlose Siebzigjährige in ihren erdfarbenen Lumpen und mit einem Kopfe, der wie von dem grauesten Moos der Wildnis überwachsen schien. Sie hob die Geldtasche auf und warf sie hinter sich, gerade hinein in die lodernde Feuerstatt.

Er fluchte und drohte, aber wie er sich auch reckte und streckte, stand sie im Wege mit dem Feuerbrand vor seinen Augen. Er sah, wie die neue Geldtasche sich im Feuer krümmte und verbrannte sammt den dreißig Reichsthalern, sammt seinem Zeugnis und der Haarlocke, die er von seiner ersten Geliebten geschenkt bekommen.

Als alles verkohlt war, wandte sich das Weib und gieng in die Hütte hinein und zog die Thür zu.

— Jetzt mein' ich, sind wir quitt sammt den Zinsen, sagte sie. Brandlöcher hast Du am Wams, und verbrannt ist Deine Geldtasche, und den Tabak hast Du aufgeraucht, Du!

So geschah es Meister Holmsten, weil er alles so übergescheit und so viel klüger als die anderen anstellen wollte. Nun stand er ohne Zeugen da.

Doch wo es sich darum handelte, zu flicken und auszubessern, Papierlaternen zu verfertigen oder, wenn der Hüttenbesitzer zu Ehren der Stadtfräuleins venetianische Feste veranstaltete, Ruderboote zu überdecken und Gondeln zu benamsen, da war er unentbehrlich. Allerzeiten log und stahl er, und nie sah der Hüttenbesitzer ihn vorbeigehen, ohne das Fenster zu öffnen und zu schelten. Schlug wohl auch mit dem Stiel der Hundspeitsche auf den Fensterpolster und gelobte, ihn selbigen Tages vom Hofe zu jagen; allein jedermann wusste, dass das leeres Geschrei sei. Wer sonst sollte an seinen Festen die Geige spielen und Raketen anzünden? Wer sollte seine neuen Gastzimmermöbel schreinern, Glas mit Diamant schneiden, Messer schleifen, die bösen Zustände der Hausthiere heilen und den Hühnern gegen den Fuchs Hilfe leisten?

Die Zeiten waren hart. Entweder fiel kein Schnee, und das Bauholz konnte nicht aus den Wäldern herausgeschafft werden, oder kam der Winterfrost so zeitlich, dass er Misernte erzeugte. Das müsste auch ein rechter Plunder von einem schwedischen Bodenbau sein, meinte der Hüttenbesitzer, bei dem man nicht jährlich fünftausend Reichsthaler verlöre. Endlich entstand jedoch solche Noth und Wehklage, dass die ältesten Leute sich nicht an dergleichen erinnern konnten. Die Heiterkeit erfror auf aller Gesichter, und schluchzend und halblaut murmelnd stimmte die ganze Versammlung ein, wenn der Pfarrer in der Kirche den Allgewaltigen um Erbarmen anrief. Mit jedem Monate wurden die Wirtschaftsgelder, die der Hüttenbesitzer an Tante Melusine auszahlte, knapper, und am Neujahrstage hörte er ganz auf, ihr etwas zu geben. Gleichwohl gerieth er in Feuer und Flammen, wenn nicht alles seinen früheren Gang gieng. Das alte Fräulein jedoch mit ihrer aufgekräuselten Bandhaube und ihren Schildkrotkämmen bei den Ohren war eine überkluge Dame. Sie wusste, dass der Hüttenbesitzer sich besser auf Hasen als auf Gelder verstehe und besser Bescheid wisse, wie viele Peitschen an der Stallmauer hiengen, als wie viele Kühe im Viehstall standen. Als sie daher Meister Holmsten heimlich beiseite nahm und er mit zwinkernden Augen von der Berathung zurückkehrte, fingen die Leute an, neugierig zu werden und zu munkeln. Erwartungsvoll standen die Frauen und Schmiedeburschen droben zwischen den Gesträuchen beim Herrenhof.

Da kam Meister Holmsten mit einer der fettesten Kühe des Stalles und führte sie langsam unter lauten Zurufen an dem Fenster des Herrn vorbei.

Der Hüttenbesitzer steckte den Kopf heraus und fragte, wem die Kuh gehöre.

Meister Holmsten streifte die Mütze ab, kratzte mit dem Fuße aus und antwortete, die Kuh gehöre einem Großbauer und sollte nun zur Stadt und verkauft werden, doch meine er, der Hüttenbesitzer solle zuerst ein so prächtiges Thier in Augenschein nehmen.

— Gut! donnerte der Hüttenbesitzer. Versteht er was davon, er? Gehe er jedenfalls ins Comptoir und lass' er aus dem Bauer herauskriegen, was er für das Vieh haben will, dann stecken wir's unter die übrige Besatzung.

Als der Hüttenbesitzer das Fenster schloss, wusste er nicht, dass er seine eigene Kuh gekauft habe. Und nachdem das alte Fräulein Melusine die im Comptoir ausbezahlten fünfzig Reichsthaler hereingezählt, steckte sie eine der Banknoten in Meister Holmsten's Tasche und fühlte dabei mit den Fingern die Stengel der getrockneten Birnen, die er soeben in der Speisekammer stibitzt hatte.

Sobald fortan die Wirtschaftscasse leer wurde, musste Meister Holmsten eine von den Kühen des Hüttenbesitzers herausführen und sie ihm selbst verkaufen. Niemand wagte etwas zu sagen, denn es war ja das ernsthafte und gefürchtete Fräulein Melusine, das die Sache in die Hand genommen, nur dass Meister Holmsten jedesmal eine Banknote bekam, konnten ihm die anderen nicht vergessen, und wiederum begann die Hüttenbritte ihm auf Straßen und Gartenwegen nachzusteigen und zu sagen: Da machst Du Dich breit und verkaufst Vieh, aber meine fünfzehn Reichsthaler, Du, die werden Dich schon noch was kosten!

Einmal hatte der französische Baron so viele Hasen geschossen, dass er in seiner ausgelassenen Laune mit Meister Holmsten verabredete, eine lebende Fliege unter das Uhrenglas des Hüttenbesitzers zu stecken. Es war an einem Trinkgelage droben in einem der Gastzimmer, und die ganze Nacht glitten die Spielkarten auf dem blanken Mahagonitische untereinander. Als jedoch der Hüttenbesitzer seine große Goldrübe hervorzog, deren Repetierwerk wie ein Glockenspiel klingelte, ward er plötzlich ernst. Er zuckte zusammen und starrte auf das Zifferblatt. Darauf steckte er die Uhr hastig in die Weste zurück.

Doch nach einer Weile nahm er aufs neue die Goldrübe unter die Tischkante und sah verstohlen auf das Zifferblatt. Er ward ganz blass bis zu den Lippen hinauf.

— Wie spät ist es? fragte Bruder Karl, der gegenüber saß.

— Hm, ich . . . Bruder Karl. Du gibst!

Der französische Baron wollte dem Hüttenbesitzer zutrinken, doch der schob hartnäckig das Glas zurück und schützte ein flüchtiges Unwohlsein vor. Kalter Schweiß stand ihm auf den Schläfen, und immer wieder zog er insgeheim die Goldrübe unter der Tischkante hervor und gab ihr einen erschreckten Blick, um sie sodann in derselben zitternden Eile wieder in der Westentasche zu verstecken.

Zuletzt reichte er sie unter dem Tische dem französischen Baron hin und fragte flüsternd, ob er etwas sehe.

— Ich? Nein, was sollte ich sehen? antwortete dieser und strich seinen Spitzbart.

Die Spielkarten fielen aus des Hüttenbesitzers Hand, und seine Augen wurden starr und geistesabwesend. Er hub an, von den schweren Strafen zu sprechen, die früher oder später der Lohn aller Schwachheiten seien, und von dem Widerwillen, den er schon lange und insonderheit heute Nacht vor starken Getränken, sowie vor allen Narrenpossen, allen lästerlichen Redensarten, allem Erbärmlichen und Nichtigen empfinde. Wozu sollte all das frommen! Alter und Gebrechlichkeit kommen gleichwohl, sobald sie eben kommen, sowie draußen die Noth und Misserute. Der Hüttenbesitzer weinte.

So etwas war noch nie geschehen.

— Siehst Du es? fragte er zu allerletzt Bruder Karl und hielt ihm die Goldrübe mitten über den Spieltisch hin, unfähig sich weiterhin zu verstellen.

— Curios! antwortete Bruder Karl, öffnete das Uhrenglas, und im selben Moment erhob sich die befreite Fliege auf surrenden Flügeln gegen die Decke.

Der Hüttenbesitzer sah ihr einige Augenblicke nach, dann stürzte das Blut in seine Wangen zurück, und niemals war er aufgeräumter und toller gewesen, als diese Nacht. Niemals hatte ein ärgeres Zechgelage den Tagesanbruch erwartet. Als die Herren durstig wurden, aber kein Wasser mehr in den Flaschen fanden, tranken sie aus Waschkannen, und als Meister Holmsten morgens des Hüttenbesitzers hausgestickte kornblumenblaue Hosenträger mit den Silberspangen löste, da fühlte der gestrenge Herr ein Bedürfnis, warm zu empfinden und edel zu reden. Und er versprach dem Diener das beste Frohngut des Besitzthums, das soeben frei geworden war. Er meinte, auf diese Art würde er ihn endlich los werden. Und unersetzlich, wie Holmsten nun einmal war, und ein wirkliches Genie, würde er dabei immer zur Hand sein, wenn es irgendwie noth hätte.

So gieng es zu, dass Meister Holmsten den Kampehof bekam.

(Schluss folgt.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek

Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock

Assistent: Ernst v. Rosmann.

Telephon Nr. 10029.

K. k. Oesterreichische Nordwestbahn.

Kundmachung.

Die unterzeichnete Verwaltung beehrt sich, die Herren Actionäre zur **32. (ordentlichen) Generalversammlung** einzuladen, welche **Mittwoch, den 25. Mai 1898, um 11 Uhr vormittags**, in Wien im Sitzungssaale des ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie, I., Wipplingerstraße 25, stattfindet.

Gegenstände der Verhandlung sind:

1. Geschäftsbericht für das Jahr 1897; 2. Bericht des in der vorjährigen Generalversammlung zur Prüfung der Rechnungen für das Jahr 1897 gewählten Revisionsausschusses; 3. Bericht und Anträge des Verwaltungsrathes betreffend die Verwendung des Reingewinnes und Einlösung der am 1. Juli l. J. fälligen Actiencoupons; 4. Wahl von Verwaltungsrathsmitgliedern; 5. Wahl des Revisionsausschusses zur Prüfung der Rechnungen für das Jahr 1898. — Jene Herren Actionäre, welche der Generalversammlung beizuwohnen beabsichtigen, wollen dem § 37 der Statuten gemäß die Actien bis längstens Montag, den 25. April l. J., mittags 12 Uhr, in Wien entweder bei der gesellschaftlichen Liquidatur (Administrationsgebäude am Nordwestbahnhofe), oder bei der k. k. priv. allgem. österr. Bodencredit-Anstalt deponieren und unter einem die auf ihre Namen lautenden Legitimationskarten in Empfang nehmen. Gleichzeitig mit den Actien sind die von den Herren Deponenten eigenhändig zu unterzeichnenden Consignationen über die deponierten Actien in doppelter Ausfertigung einzubringen, deren eine, mit der Erlagsbestätigung versehen, sogleich zurückgestellt wird. Laut § 31 der Statuten haben die Besitzer von Stammactien und jene von Actien lit. B. in der Generalversammlung gleiches Stimmrecht. Je zehn Actien geben das Recht auf eine Stimme. Abwesende können sich mittelst Vollmacht durch stimmfähige Actionäre vertreten lassen und haben in einem solchen Falle die auf der Rückseite der Legitimationskarte beigesetzte Vollmacht auszufüllen und eigenhändig zu unterfertigen. Nach der Generalversammlung können die deponierten Actien gegen Rückgabe der Erlagsbestätigungen an dem Erlagsorte wieder behoben werden. Consignations-Blankette werden bei den Erlagsstellen unentgeltlich verabfolgt.

Wien, im April 1898.

Der Verwaltungsrath.

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

Seid.-Damaste 75 kr.

bis fl. 14·65 p. Meter u. Seiden-Brocate ab meinen eigenen Fabriken.

sowie **schwarze, weisse** und **farbige Henneberg-Seide** von 45 kr. bis fl. 14·65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 verschiedene Qualitäten und 2000 verschiedene Farben, Dessins etc.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (k. u. k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XV. Band. | Wien, den 23. April 1898. | Nummer 186.

Ein Beitrag zur österreichischen Pressfreiheit.

Nicht nur Mephisto, auch österreichische Richter sind mitunter Theile „von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Dem Kreisgerichte in Znaim verdanken wir, dass das Colportageverbot unseres Pressgesetzes endgiltig ad absurdum geführt worden ist. Was die Beredsamkeit hervorragender Parlamentarier, was der Scharfsinn angesehener Schriftsteller, was eine jahrelange Agitation nicht zuwege gebracht, das ist der naiven, von jenem Gerichte gutgeheißenen Auslegungskunst eines Bezirksrichters gelungen.

Der Fall, um den es sich handelt, ist, kurz gesagt, folgender: Zu Nutz und Frommen, insbesondere aber zur Unterhaltung der Bürger der guten Stadt Znaim befehden sich daselbst, zumal ja dort die sauere Gurkenzeit das ganze Jahr über dauert, die Redactionen der beiden Localblätter, der „Znaimer Volksbote" und das „Znaimer Tagblatt". Eine im Grund genommen ziemlich harmlose Notiz in letzterem Blatt brachte den Redacteur des ersteren, „in eine an Raserei grenzende Aufregung", so dass er ein Placat drucken ließ, in welchem er sich gegen den Verfasser jener Notiz wendete. Der öffentliche Anschlag dieser Epistel wurde jedoch verboten und konnte nur „auf Umwegen in der Stadt Znaim verbreitet" werden. Die Redaction des „Znaimer Tagblattes" antwortete darauf mit einem ebenfalls in Placatform gedruckten Flugblatte, das durch die Post unter Kreuzband an zahlreiche Adressen versendet wurde. Diese Flugschrift war freilich kein Panegyricus, aber der Angegriffene zog es vor, statt den Verfasser zur Rechenschaft zu ziehen, „seine ohnmächtige Wuth wenigstens an dem Herrn Bornemann, dem Drucker und Verleger derselben, auszulassen", indem er ihn bei der Staatsanwaltschaft wegen Uebertretung des § 23 denuncierte, jenes berühmten oder besser gesagt berüchtigten Paragraphen unseres tiefsinnigen Pressgesetzes, der bekanntlich „das Hausieren mit Druckschriften, das Ausrufen, Vertheilen und Feilbieten derselben außerhalb der hiezu ordnungsmäßig bestimmten Localitäten" verbietet. Für den Staatsanwalt war das natürlich ein gefundener — Handel, und am 8. März hatte sich Herr Bornemann vor dem Einzelrichter, Herrn k. k. Gerichtssecretär Chalupa, gegen die Anklage der Uebertretung des § 23 zu verantworten.

Der Angeklagte gestand zu, die fragliche Druckschrift als Drucksache mittelst Post an eine größere Anzahl von Adressen versendet zu haben. Die Art der Versendung mit der Post sei mit vollem Bewusstsein und in der besten Ueberzeugung des guten Rechtes erfolgt, da nirgends eine gesetzliche Bestimmung existiere, welche irgend jemandem die Versendung von Drucksachen mit der Post verbiete, sofern betreffs dieser Drucksachen die allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen über Hinterlegung von Pflichtexemplaren erfüllt worden sei, was auch in diesem Falle geschehen war. Der § 23 sei wie jede strafgesetzliche Vorschrift wörtlich auszulegen. Hätte der Gesetzgeber die Postversendung verbieten wollen, so hätte er auch diese Art der Verbreitung ausdrücklich nennen müssen. Wolle man nicht alle von der Post für die Versendung von Drucksachen ertheilten Begünstigungen illusorisch machen, so müsse die völlige Unhaltbarkeit dieser Anklage ausgesprochen werden. Ganz abgesehen von diesem jedermann zustehenden Rechte, besitze er, der Angeklagte, aber eine Concession zum Betriebe des Buchhandels, sowie eine solche als Buchdrucker, wodurch er ausdrücklich berechtigt sei, einerseits Bücher im allgemeinen, andererseits die von ihm selbst hergestellten Drucksachen zu vertreiben. Ein Eingriff in dieses Recht müsse daher außerdem als eine geradezu „ungeheuerliche Gewerbestörung" erklärt werden. Diese zweifellos richtige, auf den Ausspruch anerkannter Autoritäten, sowie behördlicher Erlässe gegründete Vertheidigung half aber dem Angeklagten nicht. Der Richter erachtete den Thatbestand des § 23 für gegeben und verurtheilte den Angeklagten zu einer Geldstrafe von zehn Gulden. Herr Bornemann legte selbstverständlich sofort Berufung ein, und am 15. d. M. beschäftigte sich das Kreisgericht Znaim mit dieser Angelegenheit. Der die Anklage vertretende Staatsanwalt Köller behauptete bei dieser Verhandlung, dass § 23 des Pressgesetzes, Absatz 1, jede Art der Verbreitung außerhalb des Gewerbelocales verbiete, also auch die Versendung durch die Post. Er verstieg sich sogar zu der kühnen Behauptung: wenn bei Publication des Pressgesetzes im Jahre 1862 das Postwesen bereits auf der heutigen Höhe gestanden wäre, so würde man auch diese Art der Vertheilung ausdrücklich im Gesetze genannt haben. Durch diese, die elementarsten Anforderungen strafgesetzlicher Interpretation verletzende Behauptung machte der Staatsanwalt dem Vertheidiger die Aufgabe leicht. Dieser lehnte begreiflicherweise die erwähnte Auffassung des öffentlichen Anklägers als nicht ernst zu nehmend ab und nützte den Mangel an Logik des Staatsanwaltes mit Recht aus, indem er jene Behauptung gerade für einen Beweis dafür erklärte, dass, da die Postversendung nicht ausdrücklich in § 23 genannt sei, sie vom Gesetze nicht betroffen werde. Das Vierrichtercollegium unter Vorsitz des Herrn Landesgerichtsrathes von S[illegible] fällte hierauf ein salomonisches Urtheil. Den concessionierte[illegible] händler und Buchdrucker Bornemann zu verurtheilen, gi[illegible] nicht gut an, ohne sich wirklich einer Gewerbestörung sch[illegible] machen; so ward denn der Privatmann Bornemann ve[illegible] Das Kreisgericht begründete nämlich seine Bestätigung des erst[illegible]lichen Urtheils damit, dass Herr Bornemann die Versendung nicht in Ausübung seines Gewerbebefugnisses vorgenommen, sondern in einer persönlichen Angelegenheit durchgeführt habe. Die Versendung sei, weil sie gleichzeitig an einen großen Complex von Empfängern geschah, „eine Vertheilung" im Sinne des § 23.

Diese Begründung entspricht unserer Ansicht nach nicht den Thatsachen. Das in Rede stehende Flugblatt war von der Schriftleitung des „Znaimer Tagblatt" gezeichnet. Der Name Bornemann erscheint in demselben lediglich am Ende in dem Vermerk „Druck und Verlag von Carl Bornemann in Znaim". Das „Znaimer Tagblatt" erschien damals (im Jänner d. J.) noch nicht als selbständige Zeitung, sondern als Localbeilage zur österreichischen Volkszeitung für Znaim und Umgebung. Es hatte einen eigenen verantwortlichen Redacteur und wurde in der Bornemann'schen Buchdruckerei in Znaim gedruckt. Mag nun immerhin das Blatt im Eigenthum des Herrn Bornemann sich befinden, so können wir noch immer nicht begreifen, wieso eine Publication der Redaction dieses Blattes eine persönliche Angelegenheit ihres Druckers genannt werden könne.

Die Buchhändler und Buchdrucker Oesterreichs werden sich mit der ihnen in dieser Begründung vorläufig noch gewährten Anerkennung ihrer Rechte — wenn es auf diese Weise weiter geht, wird ihr Geschäft ohnehin bald ein Luxus und somit eine persönliche Angelegenheit für sie werden — begnügen. Jeder Privatmann aber, der keine Concession besitzt, der keine Gewerbebefugnis ausüben kann, muss über diese Schmälerung seines Rechtes empört sein. Betrachten wir, zu welchen Consequenzen diese Entscheidung führt. Die Frage, wieviel Adressaten „den großen Complex" bilden, wird das Znaimer Kreisgericht uns wohl ebensowenig beantworten können, als jene des griechischen Weisen, wieviel Körner Weizen einen Haufen ausmachen. Wohl bleibt es demnach wahrscheinlich in Oesterreich noch gestattet, dass eine Lotterieschwester der anderen zu Weihnachten das neueste Traumbuch per Post unter Kreuzband sendet, vielleicht wird der auch noch nicht bestraft werden, der von einem Aussichtspunkte aus einen „großen Complex" nicht beschriebener, aber bedruckter Ansichtskarten an seine Freunde versendet, ohne im Besitze von Colportagelicenzen für die in Betracht kommenden Bezirkshauptmannschaften zu sein; aber über jeder Zeitungsadministration, die ihr Blatt an die regelmäßigen Abnehmer oder gar an erst zu gewinnende Abonnenten ausschickt, hängt nun das Schwert des Damokles, und wehe dem Vereine, der, ohne solche Colportagelicenzen zu besitzen, an seine Mitglieder den Rechenschaftsbericht mittelst Post unter Kreuzband versendet. Da der Znaimer Staatsanwalt erklärt hat, dass der § 23 jede Vertheilung von Druckschriften außerhalb des Gewerbelocales verbiete, müsste folgerichtig auch der „geistliche Herr" der Uebertretung dieses Paragraphen angeklagt werden, der am Schlusse der Katechese unter die Kinder seiner Gemeinde Heiligenbilder mit einem Gebet vertheilt, da ja doch die Kirche nicht leicht als sein Gewerbelocal bezeichnet werden kann.

Am traurigsten aber ist diese Entscheidung für den Schriftsteller, der irgend eine billige Broschüre verfasst hat, um eine Idee in die Welt zu werfen. Der Buchhändler kann sich für den Vertrieb einer solchen Schrift mit einem Ladenpreis von wenigen Kreuzern nicht verwenden. Die Auslagen würden seinen Gewinn weit übersteigen. Der Verkauf durch Colporteure, durch Zeitungsjungen, die anderswo mit ihrem Geschrei schon manchen Schriftsteller populär gemacht und sich des kargen Verdienstes freuen, ist bei uns verboten; und wer nun, selbst auf jeden Gewinn verzichtend, mit Aufwand von Mühe und Kosten, nur im Interesse der Sache, eine Handvoll Exemplare einer Schrift an jene Personen mit der Post versendet, die er dadurch für seine Idee zu gewinnen hofft — begeht eine Uebertretung des § 23 P.-G.

Wir haben den monströsen Znaimer Pressprocess deshalb so ausführlich behandelt, um nicht nur der gesammten Oeffentlichkeit ein

Vorstellung von der Beschaffenheit und der Handhabung des Gesetzes zu geben, welches den Vertrieb der geistigen Erzeugnisse regelt, sondern auch um den berufenen Factoren im Staate: dem Parlamente und der Generalprocuratur Handhaben zur Remedur zu liefern. — Armes Oesterreich! An deinen Grenzen hört der Fremde zwar den Ruf „Heiße Würstln g'fällig“, wenn aber die Zeitungsfrau den Bahnzug, der eben auf deinem Boden angekommen ist, entlang gehend die neuesten Blätter zum Kaufe anbietet, ist sie schon der Gnade deiner Polizei und ihrem aufs Zudrücken eingerichteten Auge ausgeliefert. Und doch warst du einst Friedrich von Gentz' zweite Heimat, der gerade vor 100 Jahren den Ausspruch that: „Von allem was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke des Menschen“.

Carl Junker.

Dipauli, Andrássy, Láng.

Von einem inactiven Politiker.*)

Während Presse, Parlament und öffentliche Meinung, oder richtiger gesagt, die öffentlichen Meinungen „der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder“ sich mit den nationalen, politischen, socialen und wirtschaftlichen Gegensätzen und Problemen beschäftigen, welche mit den Worten Sprachenverordnungen, böhmisches Staatsrecht, Wahlreform und Quote sammt (wirtschaftlichem) Ausgleich zwar nicht erschöpft, aber doch genügend gekennzeichnet sind, denkt man im allgemeinen sehr wenig an die staatsrechtliche Grundlage, auf welcher seit drei Jahrzehnten die österreichisch-ungarische Monarchie steht, und aus welcher sich die Bedingungen entwickeln, unter denen sich die Verhältnisse in und zwischen den beiden Reichshälften zu dem heute unentwirrbar erscheinenden gordischen Knoten gestaltet haben und bis zu einem gewissen Grade gestalten mussten.

An dieses Noli me tangere der ängstlichen österreichischen Staatsmänner ist nun Freiherr v. Dipauli herangetreten und hat sowohl selbst einige Thatsachen festgestellt und Wahrheiten ausgesprochen, deren Erwägung unabweislich ist, wenn ein Ausweg aus dem Labyrinth der inneren österreichischen Politik gefunden werden soll, als auch ebenso interessante wie lehrreiche Entgegnungen von Seite des Grafen Julius Andrássy jun. hervorgerufen, welche das thatsächliche wie das angestrebte Verhältnis zwischen Ungarn und Oesterreich scharf und grell beleuchten und erkennen lassen, dass sich einer friedlichen Ausgleichung der beiderseitigen Gegensätze eine lange Reihe mächtiger Hindernisse schier unübersteigbar entgegenstellt.

In seiner am 24. März im Abgeordnetenhause des Reichsrathes bei der Verhandlung des Graf Thun'schen inhaltlosen Regierungsprogrammes gehaltenen, auch von politischen Gegnern, wie von mir, nach Verdienst gewürdigten Rede hat der gewesene Obmann der katholischen Volkspartei durch Citate aus dem vom Grafen Julius Andrássy verfassten, überaus interessanten Werke über den 1867er Ausgleich**) den für erfahrene Politiker durchaus nicht nothwendigen, aber auf viele Parlamentarier von heute mit dem Gewichte einer Enthüllung wirkenden Nachweis geführt, dass der Gedanke der Gesammtmonarchie, präciser ausgedrückt: das Gefühl und Verständnis für die österreichisch-ungarische Monarchie schlechthin, wie sie ist oder wenigstens sein sollte, „in Ungarn abhanden gekommen und leider auch in Oesterreich schon sehr verblasst ist“. Freiherr v. Dipauli wundert sich über die offene Sprache des Buches, das auch ins Deutsche übersetzt worden ist, und bewundert die Unerschrockenheit, mit welcher der Autor seine Sätze verewigt hat. Nicht die kühnsten, wohl aber die charakteristischesten und politisch gewichtigsten dieser als Blütenlese der magyarischen Auffassung des Dualismus citierten 21 Sätze mögen wohl die folgenden sein:

„Es ist ein Glück, dass in Oesterreich nicht jenes einheitliche starke nationale Leben existiert, welches bei uns (in Ungarn) vorhanden ist.“

„Die Politik der Monarchie hat sich dem Willen Ungarns entsprechend gestaltet. — Unser Wort ist mit größerem Gewichte in die Wagschale gefallen, als das Wort Oesterreichs.“

„Der maßgebende Factor der Monarchie ist heute Ungarn. In den gemeinsamen Institutionen ist unser Einfluss bereits ausschlaggebend. Gleichheit ist nirgends in der Welt und kann auch nicht sein.“

„Durch die Reform des militärischen Unterrichtes muss auch in der gemeinsamen Armee magyarisiert werden.“

„Wir wollen das Verhältnis conservieren, um mit umso größerer Kraft der Erweiterung unseres Einflusses uns befleißigen zu können.“

Von der Polemik, welche Graf Andrássy in zwei ausführlichen Artikeln in der „Neuen Freien Presse“ zu dem Zwecke führt, um nachzuweisen, dass die Citate Dipaulis nichts enthalten, was dem XII. Ges.-Art. vom Jahre 1867, dem Geiste desselben, der Großmachtstellung der Monarchie oder selbst nur jener Billigkeit widerstreitet, zu der Ungarn seinem österreichischen Verbündeten gegenüber verpflichtet ist, lassen wir die haarspalterischen Auseinandersetzungen über Charakter und Wirkungskreis der Delegationen, über die Verantwortlichkeit der gemeinsamen Minister, über die Nichtgemeinsamkeit des Staatsoberhauptes, über das Nichtvorhandensein einer gemeinsamen Gesetzgebung, über die ungarische Controle der auswärtigen Politik der Monarchie, über den ungarischen Patriotismus ganz aus dem Spiele und geben zu, dass in formeller Beziehung der Vertreter des ungarischen Standpunktes größtentheils recht hat. Von Bedeutung ist die offene Erklärung Andrássys, dass in Ungarn auch um den Preis welches wirtschaftlichen Opfers immer von der Schaffung einer im Ausgleichsgesetze nicht begründeten Gesammtmonarchie nicht die Rede sein könne, dass eine Rückbildung der gegenwärtigen staatsrechtlichen Grundlage unmöglich ist. Mit anderen Worten spricht der ungarische Politiker den Gedanken aus, dass dem Magyarenthume die Monarchie sich nicht als zweckbewusste Einheit, sondern als Bündnis gegenseitig ziemlich misstrauischer Bundesgenossen darstellt. Der Magyar unterwirft sich allem, was im Interesse der Einheit der Armee nothwendig ist, aber diese Einheit mit einer fremden Sprache ist ihm nur ein nothwendiges Uebel, welchem er die nöthigen Opfer in der Zukunft bringen will, wie sie in der Vergangenheit gebracht worden sind.

Nun ist aber zu constatieren, dass Graf Andrássy, der mit seinem Buche die Kräftigung des Ausgleiches bei seinen magyarischen Landsleuten zu fördern suchte, dessen ehrliche Ueberzeugung es ist, dass „die Kraft der Monarchie Ungarns Kraft, das Unglück der Monarchie Ungarns Unglück ist“, der von sich wohl sagen darf, dass er neben der Wahrung der Rechte Ungarns das Großmachtsinteresse der Monarchie niemals aus dem Auge verloren habe, mit seinem Buche nicht bloß im Lager der principiellen Gegner des 1867er Ausgleiches, nicht allein in den Kreisen der am tiefsten in der magyarischen Volksseele wurzelnden Unabhängigkeitspartei, sondern auch bei zahlreichen sogenannten Anhängern des Ausgleiches, die aber stets von einer Erweiterung, einer Entwickelung desselben als nationalem Ziele sprechen, ja selbst in liberalen Regierungskreisen lebhaften Widerspruch erfahren hat, weil er die Selbständigkeit Ungarns, die Hegemonie des Magyarenthums nicht entschieden genug in der Monarchie zur Geltung bringen wolle. Wenn nun Baron Dipauli am grünen Holze so separatistische Ansichten ausgedrückt fand, welches Verständnisses der Existenzbedingungen einer Großmachtstellung darf er dann bei der von Tag zu Tag tiefer in nationalem, staatsrechtlichem und wirtschaftlichem Chauvinismus versinkenden öffentlichen Meinung des sich als Selbstzweck betrachtenden Magyarenthumes gewärtig sein?

Und wenn Graf Andrássy sich diese in Ungarn herrschende Strömung vor Augen hält, wird er nicht gegen einen, wie er selbst sagt, so besonnenen Politiker, wie Freiherrn von Dipauli, den Vorwurf erheben, dass er ein Werk, welches den Magyaren die Erfüllbarkeit aller ihrer berechtigten Aspirationen auf der gegenwärtigen Grundlage predigt und immer mit der für die Erhaltung der Großmachtstellung nothwendigen Einheit in allen Organen der Vertheidigung rechnet, dazu benütze, um vor dem wirtschaftlichen Ausgleiche im österreichischen Parlamente gegen Ungarn Feindseligkeiten zu erwecken und gegen das 1867 festgestellte Staatsrecht loszubrechen. Muss der eifrige Apologet desselben doch unmittelbar nach seiner noch nicht definitiv erprobten These, dass den sich kräftig entwickelnden beiden Staaten der Monarchie der 1867er Ausgleich den Frieden nach Außen und die Machtstellung gesichert habe, das Geständnis machen, dass nur ein Glaube derjenigen, die das epochemachende Werk geschaffen, sich nicht erfüllt, dass eine Hoffnung sich als Illusion erwiesen habe, indem das gegenseitige Gefühl der verbündeten Völker auch heute kein befriedigendes ist, da sie einander nicht trauen.

Vor dem Proteste Andrássys dagegen, dass, wenn es westwärts der Leitha wirklich solche gebe, die „eine Gesammtmonarchie neuester Organisation schaffen wollen“, sie sich hinter den Vorwand verkriechen, als ob ungarische Forderungen, die über den heutigen gesetzlichen Rahmen hinausgehen, als ob die ungarische Unverträglichkeit und Ueberhebung sie auf jene schiefe Ebene drängen würde, die sicher und unausweichlich zur Katastrophe führt, weicht nun Freiherr von Dipauli in seiner Replik zaghaft zurück. Nachdem er feierlich versichert, dass ihm jede Animosität gegen Ungarn vollständig fern liegt, dass er viel lieber das Einigende, als das Trennende suche, braucht er sich, als einer derjenigen, denen das große Gesammtinteresse der Monarchie am Herzen liegt, nicht zu entschuldigen, dass er für die auf gemeinsamem Gebiet bestehende staatliche Einheit und gemeinsame Verfassung einzutreten sich berechtigt hielt und dass er die Auffassung Andrássys mit der österreichischen Interpretation der Ausgleichsgesetze nicht in Uebereinstimmung bringen konnte. Sehr richtig ist sein Ausspruch, dass jedes Spannen staatsrechtlich grundgesetzlicher Bestimmungen auf das Prokrustesbett nationaler Politik Gegenspannungen erwecken muss, und dass die Gewähr für die Stabilität solcher Grundgesetze in der ungeänderten und möglichst einfach interpretierten Aufrechthaltung derselben besteht. Auch wenn Freiherr von Dipauli jeden Angriff auf die staatsrechtliche Stellung Ungarns von sich weist und nur den Wunsch ausdrückt, dass man sich auch drüben mit demselben bescheide, so genügt doch schon die Constatierung der Thatsache, dass in Oesterreich ein Widerspruch gegen gewisse Bestimmungen des Ausgleichs auch bei solchen besteht, die keine principiellen staatsrechtlichen Gegner desselben sind, und dass eben die österreichische und ungarische Auf-

*) Vorliegender Artikel stammt aus der Feder eines derzeit im Ruhestande befindlichen ungarischen Politikers. Der Verfasser hat uns um strictete Anonymität ersucht, „da — wie er schreibt — ungarische Staatsbürger sich so ketzerischer Objectivität nicht schuldig machen dürfen“. Da wir den Autor nicht in die Ungelegenheit versetzen wollen, von der Bánffy'schen Polizei zwangsweise photographiert zu werden, sei ihm die Anonymität gewährt. Anm. d. Red.

**) Leipzig, Duncker & Humblot 1867.

fassung des schon in seiner Genesis auf ungarischer Conception beruhenden Ausgleichs nicht übereinstimmt, zur Berechtigung des Strebens, auch ohne „Rückbildung“ der gegenwärtigen staatsrechtlichen „Grundlage“ nicht bloß zunächst eine klare Interpretation und Definition derselben herbeizuführen, als welche die einseitige Darstellung des zweifellos überaus interessanten, sehr gut gemeinten und in gewissem Sinne auch verdienstvollen Andrássy'schen Buches indes von österreichischer Seite nicht anerkannt werden kann, sondern nach dem Bedarfe der fortschreitenden Zeit und der mit der Weltlage und den Verhältnissen beider Staaten der Monarchie wechselnden Existenzbedingungen derselben an der principiellen staatsrechtlichen Grundlage auch weiterzubauen.

Wenn Graf Andrássy seine magyarischen Landsleute anfeuert, durch Befolgung einer richtigen Politik, durch zielbewusste Entwickelung ihrer Kräfte in ehrlichem offenem Wettstreite die Priorität in der Monarchie zu erringen, und es billigt, dass man sich in Oesterreich das gleiche Ziel stecke, so wird man sich das gewiss gesagt sein lassen. Ob aber dieser gar leicht aus den theoretisch festgestellten Bahnen tretende „Wettstreit“ die gemeinsamen Institutionen wirklich stärken und sie mit lebendiger Kraft erfüllen und nicht eine vielleicht weit weniger erfreuliche Wirkung ausüben wird, dürfte wohl eine sehr discutierbare offene Frage bleiben.

Nun ist plötzlich von ungarischer Seite ziemlich unbeabsichtigt die Berechtigung österreichischer Erörterungen der dualistischen Grundlagen der Monarchie und ihrer verschiedenartigen Auffassungen dargethan worden. Der Vicepräsident des Abgeordnetenhauses Ludwig Láng hat in einer „Die Nationalitäten in Ungarn und in Oesterreich“ betitelten Broschüre gegen die in Ungarn traditionelle Auffassung Stellung genommen, als ob die Herrschaft der magyarischen Nationalität in Ungarn mit der Rolle des Deutschthums in Oesterreich in irgend welcher Hinsicht in Zusammenhang stünde. Er trachtet damit eine der Voraussetzungen zu beseitigen, auf welche Franz Deák und Graf Julius Andrássy senior seinerzeit die Einführung des Dualismus gegründet haben. Er weist nach, dass trotz der verschiedenen Nationalitätenpolitik der auf einander folgenden Regierungen in Oesterreich die Tendenz vorherrsche, die deutsche Nationalität zu verdrängen und die Slaven zu kräftigen, und indem er der Meinung entgegentritt, welche in der Hegemonie des österreichischen Deutschthums eine Garantie der Hegemonie des Magyarenthums erblickt, stellt er sich auf den Standpunkt, dass das constitutionelle Oesterreich auf der vollen Gleichberechtigung der österreichischen Nationalitäten beruht, ja ohne diese gar nicht denkbar ist. Das ist mit anderen Worten die Anerkennung der in das autonomistische Gewand gekleideten föderalistischen Bestrebungen des Dzieduszycki'schen Adressentwurfes der Reichsrathsmehrheit und weiterhin die Anerkennung des böhmischen und kroatischen Staatsrechtes. Der Parteigenosse des Grafen Andrássy erklärt demnach auch, dass die Idee der für Ungarn gefährlichen centralistischen Gesammtmonarchie von den Deutschen repräsentiert wird, während die Slaven, wenn sie sich in Oesterreich frei entwickeln können, in keinen Interessengegensatz zu Ungarn kommen. Nun würde im Falle einer Aenderung der österreichischen Verfassung ganz zweifellos die Function des Dualismus sich ganz anders als bisher gestalten. Die von Ludwig Láng proclamierte gänzliche Zurückhaltung der ungarischen Politik den inneren Zuständen Oesterreichs gegenüber bedeutet im Grunde genommen eine Parteinahme für das Slaventhum, eine virtuelle Einmischung in die österreichischen Angelegenheiten, eine Verwahrung vor einer Wiederholung des Andrássy'schen Eingriffes in die gesetzliche Realisierung der Hohenwart'schen Fundamentalartikelpolitik. Ludwig Láng kennzeichnet weit treffender als Graf Julius Andrássy junior die allerdings nicht im mindesten verborgenen Aspirationen des Magyarenthums, wenn er zwar die strenge Aufrechthaltung des Dualismus in dem Sinne fordert, dass die Monarchie aus zwei selbständigen und von einander vollständig unabhängigen Staaten besteht, deren jeder nach seiner eigenen Einsicht seine innere Angelegenheit auch vom nationalen Gesichtspunkte regelt und die in Hinsicht der gemeinsamen Angelegenheiten als vollständig gleichberechtigte Theile auf Grundlage der Parität miteinander verkehren, dabei aber dieses „wahre Interesse des ungarischen Staates“ als die Basis bezeichnet, auf der das natürliche Gewicht des ungarischen Staates in der Bilanz der Monarchie immer mehr erstarken wird.

Diesen letzten Gedanken aller magyarischen Staatskunst und aller magyarischen dualistischen Politik, die sich nur selten in den Geleisen Andrássy'scher Orthodoxie bewegt, hat Freiherr von Dipauli gefühlt oder geahnt, wenn er ebenso bescheiden wie der Wahrheit entsprechend constatiert, dass es in Oesterreich schweigend hingenommen worden ist, wenn in Ungarn Bestimmungen getroffen wurden, die unter die Festigkeit der 1867er Vereinbarungen kommen. Als Ergänzung der Andrássy'schen und Láng'schen Auseinandersetzungen würden wir dem österreichischen Patrioten, der jede Rückbildung der gegenwärtigen staatsrechtlichen Grundlage von den Gedanken jedes ernsten Politikers der österreichischen Reichshälfte, ob nun aus Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit des Dualismus, aus Gewissenhaftigkeit in der Respectierung einer im Jahre 1867 dem Reichsrathe nur sehr schwer abgerungenen Zustimmung der neuen staatsrechtlichen Gestaltung oder aus Sorge vor der vom Grafen Andrássy angedrohten Katastrophe, für ausgeschlossen erklärt, das Studium des vor wenigen Tagen erschienenen Cornel Abrányi'schen Werkes „Das nationale Ideal“ empfehlen, worin dieser, ebenfalls auf der Grundlage des 1867er Ausgleiches stehende, von keiner Parteifessel beengte Abgeordnete und Publicist neben vollständiger Magyarisierung der Verwaltung, des Unterrichtes, aller Bildung, des Handels und der Industrie im Sinne Ludwig Lángs, auch noch über den Andrássy'schen Standpunkt hinausgehend, eine magyarische Diplomatie, eine aus der ungarischen Honvedschaft auf natürlichem Wege sich herauswachsende national-magyarische Armee und auch die Magyarisierung der Habsburgischen Dynastie als letztes Ziel der magyarischen Nation bezeichnet. Schon vor zwanzig Jahren hat Baron Dipaulis ungarischer Parteigenosse Johann Asboth die Ausgestaltung des österreichisch-ungarischen Dualismus zu dem von Mathias Corvinus, dem Eroberer von Wien, für kurze Zeit ins Leben gerufene Großungarn als magyarisches Ideal bezeichnet.

Diesen auch keineswegs verborgenen Aspirationen sollten nun nicht bloß die slavischen Bundesgenossen, sondern auch die deutschen und liberalen Gegner Baron Dipaulis, neben Sprachenverordnungen, Schulgesetzreform und Staatsrecht, doch auch einigen Raum in ihrem politischen Calcül vergönnen.

Die altconservative Theorie in der Arbeiterfrage.

Von Dr. Rudolf Meyer (Dessau).

(Fortsetzung.)

Wie waren denn damals die wirtschaftlichen Verhältnisse, die v. Thünen unter Augen hatte und auf seinem Gute rechnungsmäßig feststellte? Er hatte nur norddeutsche Arbeitsverhältnisse vor Augen, und seinen Berechnungen lagen nur ostelbische zugrunde. Aehnlich aber war es überall in Deutschland und Oesterreich. Fabrikindustrie gab es noch nicht und nur wenig Manufacturen; von der über 14 Jahre alten Bevölkerung Preußens arbeiteten in solchen Anstalten im Jahre 1849 nur 1·07% Männer und 1·25% Frauen. Das Gewerbe wurde handwerksmäßig betrieben. Das Handwerk war kein Monopol mehr wie im vorigen Jahrhundert, aber zünftig. Der ordentliche Geselle konnte in den meisten Handwerken Meister werden. Er bekam Wohnung, Kost und einen geringen Lohn, und der Meister bezog einen Theil seines Arbeitsertrages. Das glich sich aus, sowie der Geselle seinerseits Meister wurde. Da der Meister nur mit einem oder wenigen Gesellen arbeitete, so kann man sagen, der Handwerker bezog sein Leben hindurch seinen vollen Arbeitsertrag (als Geselle etwas weniger, als Meister etwas mehr) als Einkommen und war in der Regel ein leidlich, oft ein wohlsituierter Mann. Das Gewerbe in Deutschland hatte also nicht das Lohnsystem, sondern nur einen vorübergehenden, übrigens autoritativ durch das „Gewerk“ bestimmten und dem Gesetz von Angebot und Nachfrage nicht unterworfenen Gesellenlohn.

Der selbst mit seiner Familie wirtschaftende Bauer bezog auch sein volles Arbeitsproduct. Er mietete sich Knecht und Magd, wenn er keinen erwachsenen Sohn oder eine solche Tochter besaß; hatte er deren mehrere, so vermietete er diese. Das glich sich also auch aus, wie beim Handwerker.

Als es, im Nordosten namentlich, erst sehr wenige Manufacturgroßbetriebe und noch gar keine Fabriken gab, existierten schon lange landwirtschaftliche Großbetriebe auf sehr zahlreichen Rittergütern.

Hier fanden sich noch einige ähnliche Zustände wie auf Bauernhöfen und in den Gewerken. Die Arbeiter waren erstens Gesinde, Knechte und Dienstmädchen, wenig zahlreich im Verhältnis zu den übrigen Arbeitern. Sie erhielten Kost und Lohn, zum Theil in Naturalien, zum Theil in Geld, was jedoch gleichgiltig ist. Dieser Lohn wurde thatsächlich, wie in England, durch Angebot und Nachfrage reguliert, war damals sehr niedrig, aber da Wohnung und Kost außerdem gewährt wurde, konnte kein Elend eintreten.

Das Gesinde war umsoweniger ein Proletariat, als die Dienstzeit nur eine kurze Periode zwischen Pubertät und Heirat war. Der Knecht wurde fast regelmäßig bei seiner Heirat Instmann.

Die Instleute stellten die Majorität aller Arbeitskräfte. Auf ihnen beruhte geradezu die damalige große Landwirtschaft. Ich will ihr Einkommen hier in zwei Perioden mittheilen, in der Thünen'schen und in derjenigen, wo ich schon politisch thätig war, zwischen denen sich bereits ein „Fortschritt“ vom deutschen zum englischen System angebahnt hatte.

Jahreseinkommen einer pommer'schen Instenfamilie im Jahre 1849 nach v. Lengerke und 1873 nach v. d. Goltz in Thalern à 3 Mark.

I. Lohn:	1849	1873	
Wohnung	12	20	
Feuerung	5	10	
Barer Geldlohn	21	50	1873 mehr 29
Summe	38	80	1873 mehr 42

II. Product oder Productantheil:

1849		1873		
Aus Viehhaltung 1 Kuh, 3 Schafe, 1 Schwein 1 Zuchtgans	31	Aus Viehhaltung 1 Kuh, Schafe, Gänse	51	
Einkommen aus Landbestellung	$43\frac{1}{4}$	Einkommen aus Landbestellung	21	
Antheil am Drusch	$15\frac{1}{4}$	Antheil am Drusch	93	
Summe	$89\frac{1}{2}$		165	1873 mehr $76\frac{1}{2}$
Summe I + II	$127\frac{1}{2}$		245	1873 mehr $118\frac{1}{2}$

Der Instmann hatte also ein gemischtes Einkommen. Der Lohn allein war fix, d. h. unabhängig vom Arbeitsproduct und der Productivität der Arbeit, aber auch von ihm war nur der Barlohn dem Gesetze von Angebot und Nachfrage unterworfen und der betrug 1849 nur $16\frac{1}{2}$ Procent des ganzen Einkommens. Das volle Product der Arbeit aus Viehzucht und eigener Landbestellung betrug 74 Thaler oder 60 Procent des Einkommens, der Antheil am Gutsertrage $15\frac{1}{4}$ Thaler oder 12 Procent. Zu v. Thünens Zeit galt das englische Lohngesetz also nur für $\frac{1}{6}$ des Einkommens der Hauptmasse aller Landarbeiter auf Großbetrieben und gar nicht für kleinere Landwirtschaften und für die Gewerbe.

Wie hatte sich bis zur Gründerzeit, als sich die conservative Ansicht in der Arbeiterfrage änderte, das Einkommen der Insten verändert? Der dem englischen Lohngesetze unterworfene Theil, der Barlohn, beträgt 50 Thaler oder 20 Procent, also verhältnismäßig $\frac{1}{5}$ mehr als 1849, das englische Gesetz kann schon über einen etwas größeren Einkommensantheil herrschen, aber immer doch erst über $\frac{1}{5}$ des Einkommens.

Nun gab es auf dem Lande noch Büdner und Häusler, welche etwas eigenes Land besaßen, aber nicht soviel, dass sie davon leben konnten, und diese arbeiteten in der Ernte um Lohn. Sie hatten ebenfalls ein aus Product und Lohn gemischtes Einkommen. Endlich gab es freie Taglöhner, die in kleinen Landstädten oder bei Bauern zur Miethe wohnten und auf Gütern und bei Bauern Arbeit suchten, wann und wo sie dieselbe fanden; diese bezogen nur Taglohn als Einkommen und standen ganz unter dem ehernen Lohngesetze. Aus ihnen sind die ersten Proletarier auf dem Lande entstanden. Beide Classen sind Saisonarbeiter. Nach Ergebnissen der Einklebungen für die Unterstützungscasse aus dem Jahre 1897 soll die erstere Classe nur 13, die zweite 25 Wochen im Jahre als Lohnarbeiter beschäftigt sein. Für die Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien und Brandenburg und das Jahr 1873 hat v. d. Goltz für die drei Classen von Landarbeitern folgende Durchschnittseinkommensätze fürs Jahr berechnet: erstens freie Taglöhner 183, zweitens grundbesitzende Taglöhner 199, drittens Instleute 218 Thaler. Das Einkommen nimmt also ab, jemehr es dem ehernen Lohngesetze unterworfen ist, obschon man inzwischen schon die Productbezüge der Insten beschnitten hat. Der Inste vom Jahre 1873 hat, wie man sieht, keine Schweinezucht und augenscheinlich viel weniger Land zum eigenen Anbau als jener vom Jahre 1849, und obschon der Drescherlohn bedeutend ist, bezieht er doch bei der Pferdedreschmaschine nur die 21, anstatt früher die 16 bis 13 Scheffel. Hätte er denselben Productantheil auch bei der Dreschmaschine bezogen, so würde er 1873 als Drescherantheil 71 anstatt 51 Thaler Einkommen gehabt haben.

Freie und grundbesitzende Arbeiter gab es Ende der Zwanzigerjahre in Mecklenburg sehr wenige. Der normale Arbeiter war für v. Thünen, als er 1826 seinen naturgemäßen Lohn zu berechnen begann, der Instmann. Thünen hielt Zins und Grundrente für ganz legitim und meinte sie auch „naturgemäß" berechnen zu können. Im Jahre 1830 hatte er die berühmte Formel für die Höhe des naturgemäßen Arbeitslohnes gefunden, welche $\sqrt{a p}$ lautet, wobei a den nothwendigen Unterhaltsbedarf des Arbeiters und p sein Arbeitsproduct bedeutet. Aus den Wirtschaftsbüchern des Gutes Tellow stelle er fest, dass durchschnittlich in den Jahren 1833—847 betragen habe:

n (Zahl der Arbeiter)	25	
a (Subsistenzmittel der Arbeiter)	88	Scheffel Roggen
A Arbeitslohn (d. h. Einkommen des Arbeiters in Wirklichkeit)	104	„ „
p das Arbeitsproduct eines Arbeiters . . .	243	„ „
n p (Gesammtarbeitsproduct)	6024	„ „
Z (Zinsfuß in Wirklichkeit)	4	Procent
Q (Gesammtcapital) bringt an Zinsen . . .	1432	Scheffel Roggen
L (Landrente)	2010	„ „

Nach v. Thünens Gesetz aber sollen betragen

$\sqrt{a p}$ (naturgemäßer Arbeitslohn)	123	Scheffel
Der Zins (naturgemäße)	3·45	Procent
Q (Gesammtcapital bringt nun Zinsen) . .	1235	Scheffel
L (bleibt für Landrente übrig)	1727	„

Herr Schumacher-Zarchlin, dem diese Zahlen entnommen sind, berechnet, wie sich diese Zahlen verändern, wenn die Productivität der Arbeit steigt, was sie seit v. Thünen bis jetzt noch fortwährend thut. Steigt sie nur um $\frac{1}{5}$, so steigt das Arbeitsproduct eines Mannes in Tellow von 243 auf 292 Scheffel, und der Zins muss, wird das von Thünen'sche Gesetz beobachtet, von 1223 auf 1432, die Landrente von 1727 auf 2492 und der naturgemäße Lohn $\sqrt{a p}$ von 104 auf 135 Scheffel steigen.

Rodbertus hat die Formel $\sqrt{ap}$ übersetzt: „Bei steigender Productivität der Arbeit mitsteigender Lohn". Er lehrt weiter (siehe seine von mir herausgegebenen Briefe, S. 112), dass der Arbeiter niemals Eigenthümer seines Productes werden kann, sondern nur Einkommensberechtigter zu einem Theile seines Productwertes. Deshalb war er auch gegen Productivassociation (S. 87) und Tantièmelöhnung, also anderer Ansicht als Wagener, Schumacher und ich. Andererseits betonte er, wie theuer es der Gesellschaft zu stehen komme (S. 109), dass die Arbeit so wohlfeil sei, mit anderen Worten, dass, weil sie als Ware figuriere, sie auch auf den Productionskostenpreis, d. h. den nothwendigen Unterhalt, stets herabgedrückt werde. Denn nur aus dem nothwendigen Unterhalte entsteht der Pauperismus. Auf dem Boden des „fixen" Geldlohncontractes (S. 160) die sociale Frage lösen zu wollen, ist kein thörichteres Unterfangen, als wenn Frau Historia die Leiden der Sclaverei auf dem Boden der Sclaverei hätte heilen wollen. Er rieth mir im Jahre 1871 (S. 87), in Verbindung mit dem v. Thünen'schen Gesetze sogar „das Wort Lohnregulative fallen zu lassen". Ich höre nun schon die Kritik: „Na, diese Reactionäre wollen Preis- und Lohntaxen wieder einführen". Ganz wird man wohl nicht ohne das auskommen; ich bin wenigstens neugierig, wie man sonst der Haus- und Schwitzindustrie beikommen wird, und an die Behandlung dieser socialen Pestbeule werden sich doch bald sogar solche machen müssen, welche sonst noch für die „Freiheit der Arbeit" schwärmen.

Wie dem auch sei, nach Thünen ist seine Theorie etwa von 1869 bis 1875 von Rodbertus, Schumacher, Wagener und mir ausführlich bearbeitet, und seither ist sie nicht weiter bereichert worden. Welches auch die Form sei, Lohn oder Antheil, immer sollte er beweglich und abhängig sein von der Productivität der Arbeit, aber nicht von Angebot und Nachfrage. Da man nun einen Lohn, der steigt, wenn das Arbeitsproduct wächst, und fällt, wenn das Product sich verkleinert, recht gut einen Antheil des Productes nennen kann, so habe ich und haben auch die meisten Leute unseres Kreises wohl, außer Rodbertus natürlich, gesagt, die conservative Theorie verlange für den Arbeiter Product oder Productantheil, die liberale Lohn. Die erstere Theorie kann unter Umständen nur durch obrigkeitliche Intervention (Lohntaxe) durchgesetzt werden, die zweite wird durch Angebot und Nachfrage reguliert.

Augenscheinlich ist diese Theorie eine ökonomische Abstraction von dem damaligen Einkommen der Insten in Verbindung mit dem conservativen Rechtsprincip, das auch in den Dreißigerjahren unser bedeutendster Theoretiker Julius Stahl (Schlesinger) aufstellte, dem historischen Rechte und der Rechtscontinuität. Dass die Conservativen jener Tage dies Rechtsprincip gern annahmen, ist begreiflich. Besaßen sie doch solcher Rechte viele, die sie zu behalten wünschten. Aber — was einem recht, ist allen billig, nach Thünens Ansicht besaßen auch die Arbeiter ein solches Recht, und das war nicht ein fester Lohn oder ein durch Concurrenz bestimmter, sondern ein beweglicher Antheil oder Antheilswert. Wir haben uns später die Sache einfacher gedacht: Dem Insten dasselbe Land und Vieh wie früher, auch denselben Drescherscheffel — wächst dann der Ertrag aus jenen Quellen, so hat schon der Inste mehr Einkommen. Daneben kam der geringe Geldlohn kaum in Betracht. Wäre das so gekommen, so würden wir heute keine Landarbeiterfrage haben. Obgleich kein Conservativer, hat Lorenz v. Stein auf die conservativen Socialpolitiker mächtig eingewirkt. Schon 1843 empfiehlt v. Thünen dessen „Socialismus und Communismus Frankreichs" seinem Bruder zur Lectüre. „Die Arbeit muss capitalbildende Kraft haben, . . . die aufsteigende Classenbewegung. . . . das sociale Königthum" giengen durch Stein in unseren Gedankenschatz ein. Nach Thünen eignete sie sich Wagener schon 1850, ich im „Emancipationskampf" I. 1873 an.

Die Standesgenossen v. Thünens schnitten ihn als „Socialisten", und als er seine Arbeitersparcasse gegründet hatte, ergieng auch das Urtheil der „Wissenschaft" durch Professor Helferich in Göttingen über ihn, „da v. Thünen die Betheiligung der Arbeiter am Capitalgewinn verlange, so stelle er sich principiell auf den Boden des Socialismus". Aber das Jahr 1848 brachte einen blutigen Landarbeiteraufstand in Mecklenburg. Da setzte die Regierung Commissionen ein, welche bei Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Gutsbesitzern amtlich zu entscheiden hatten, gleichzeitig verordnete sie für ihre Domänenpächter Vorschriften über diese Verhältnisse. Danach wurde die Arbeitszeit der Insten für die verschiedenen Monate des Jahres, dem Bedürfnisse der Landwirtschaft gemäß, verschieden hoch, doch so bestimmt, dass die Jahresarbeitszeit im Durchschnitt $10\frac{1}{2}$ Stunden pro Tag nicht überschreiten solle, und dass der Instmann einen Hofgänger, in der Regel einen Burschen von 16—20 Jahren, oder ein Dienstmädchen mieten und mit dem auf dem Gutshofe arbeiten, seine Ehefrau aber, außer in Zeiten großer Erntenoth, nicht mehr auf dem Herrenhofe arbeiten solle. Thünen war bei dem Entwurf dieser Maßregeln betheiligt. Wir haben hier ein amtliches Unterdrücken der Landarbeit von Frauen und eine Jahresnormalarbeitszeit auf dem Lande. Ich war erstaunt, dass niemand von den circa 250 Theilnehmern des

vorjährigen Internationalen Arbeiterschutzcongresses in Zürich diese frühe Arbeitsschutzgesetzgebung kannte. Herr Schumacher-Zarchlin, der vor 1848 in Tellow Landwirtschaft lernte und später Thünens hinterlassene Schriften herausgab, hat in der „Zeitschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte" IV, von Stephan Bauer und Hartmann, hierüber kürzlich interessante Mittheilungen gemacht.

Nach 1848 kam das californische Gold befruchtend in die europäische Production und formte sie im Sinne der englischen Theorie thatsächlich vielfach um, stieß aber noch auf viele rechtliche Schranken, die es zu beseitigen suchte, und dadurch auch auf den Widerstand der Conservativen. Deshalb kamen in den Jahren 1867—1869 die Thünen'schen Theorien wieder an die Oberfläche. Neudeutschland, sowie es damals bestand, bedurfte neuer Wirtschaftsgesetze. Das bestritt niemand. Aber über die Principien kam es zum Streit. Sachliche und persönliche Ursachen wirkten damals geschichtsbildend. Vor v. Thünen bis Ende der Sechzigerjahre hatte sich Industrie mit Lohnarbeit gebildet und das Lohnsystem gewann dem Productantheilsystem auch auf den großen Rittergütern Boden ab, das englische Arbeitssystem der classischen Oekonomie etablierte sich in Deutschland. Dass es auch rechtsbildend wurde, verdankte es dem Grafen Bismarck. Im Frühsommer 1866 tagte der geheime Leitungsausschuss der „Kreuzzeitung", dessen Majorität beschloss, das Blatt dem Grafen zur Verfügung zu stellen, das bisher bekannte Legitimitätsprincip aufzugeben und Bismarcks Eroberungspolitik zu unterstützen. Dieser Beschluss wurde gefasst gegen den Widerspruch des ersten Führers der Partei, Ludwig v. Gerlach, der nun mit wenigen aber berühmten Freunden, wie Leo in Halle, aus der Partei schied, wobei er warnend zur Majorität sagte: „Werden wir (von Oesterreich) geschlagen, so ist Preußen verloren, siegen wir, so regiert Bismarck liberal!" Der principientreue Mann hat recht behalten. Um die Annectierten oder später in einem Reiche zu vereinigenden Süd- und Westdeutschen zu gewinnen, wo der Liberalismus herrschte, neigte Bismarck nach den Siegen von 1866 sich diesem zu, man kann auch sagen, er kaufte sie! Der Preis lag auf volkswirtschaftlichem Gebiete. Die Volkswirtschaft war ihm immer und ist im Grunde allen Junkern nur Mittel für die Politik, und sie verstehen auch nichts davon. Aus politischen Gründen hatte Bismarck 1862 den freihändlerischen Handelsvertrag mit Frankreich abgeschlossen, um Oesterreich den Eintritt in den Zollverein unmöglich zu machen. Aus politischen Gründen, um die Liberalen für seine Reichs- und später Kirchenpolitik zu gewinnen, opferte er ihnen die Schranken, welche die Capitalbewegung und dessen Herrschaft noch begrenzten und gestattete die rechtliche Etablierung des englischen Wirtschaftssystems in Deutschland, welches eine „Evolution" hervorbrachte, die an den Fortschritt von der Kaiserstraße zur Semmeringbahn erinnert. Man könnte vielleicht sagen: Weil das neue Deutsche Reich entstehen und nachher fortbestehen sollte, opferte sein Schöpfer Gewerbeordnung und Wuchergesetze und führte die Culturkämpfe — woraus zusammen sich im neuen Deutschen Reiche so manches Andere entwickelt oder vermehrt hat wie, nebenbei bemerkt, Proletariat, Socialdemokratie und Antisemitismus.

Damals waren die Conservativen geschlossen, und Wagener redete als Führer, neben ihm arbeiteten besonders v. Blankenburg, v. Wedemeyer, v. Brauchitsch. Aber zwar nicht ihr Muth — der verläßt die Junker nie — doch ihre Zuversicht war gebrochen; denn auf Seiten ihrer Gegner standen Delbrück und Michaelis als Vertreter des mächtigen Mannes, der einst der conservativeste der Conservativen gewesen war. Es war, als hätten die Trojaner auch noch gegen Hektor kämpfen sollen. Coriolan war im Lager der Volsker, armes conservatives Rom!

Auf der anderen Seite standen viele hinter und neben Lasker, Miquel, Braun, Schulze-Delitzsch, Max Hirsch, Duncker und Michaelis. Ich habe diesen Debatten als Redacteur beigewohnt und an der Vorbereitung mancher Rede mitgearbeitet. Oft giengen dabei die Conservativen mit den wenigen Socialdemokraten, besonders mit Herren v. Schweitzer, zusammen. Lasker warf damals (20. April 1869, Gewerbeordnung) Wagener vor, er lasse, um die Linke zu erschrecken, „Bataillone aufmarschieren, bei welchen, beiläufig gesagt, er einer der Obersten ist".

Derselbe Vorwurf ist mir seit 1873 sogar von meinen Parteigenossen gemacht worden. Lasker und die Liberalen verleumdeten damals: meine lieben Parteigenossen handelten nur aus, höflich gesagt, Unwissenheit. Denn wir wollten die Principien der altgermanischen Arbeitsordnung in die moderne Industrie mit hinübernehmen, die Liberalen wollten die englische Arbeitsordnung einführen, thaten es und erzeugten dadurch das Proletariat, und dieses erzeugte die Socialdemokratie, und dass die Socialdemokratie verschwinde, bevor seine Ursache, der freie Lohncontract verschwunden, hat weder Wagener noch Rodbertus für möglich gehalten, wie ich alle Bekämpfungen des sogenannten Umsturzes für ganz fruchtlos halte, solange der „freie Geldlohncontract" besteht.

(Schluss folgt.)

Zur Regulierung des Geschlechtsverhältnisses im Pflanzenreiche.

Seit den Zeiten des Weisen von Stagira beschäftigt Theoretiker und Praktiker die Frage, ob das Geschlecht des Menschen, des werdenden Thieres willkürlich beeinflusst, ob die Zahl der männlichen und weiblichen Geburten irgendwie alteriert werden könne. In der That musste die durch Professor Schenk in unseren Tagen wieder zum allgemeinen Gespräch gewordene Frage: „Knabe oder Mädchen?" das Interesse der Menschheit seit jeher nicht minder erwecken, als es dem Züchter nicht gleichgiltig sein konnte, in welchem Verhältnis die männlichen und weiblichen Individuen seiner Production der Zahl nach stehen. Doch nicht die anthropologische und zoologische, sondern die botanische Seite der Frage nach der eventuellen Beeinflussung des Geschlechtes durch äußere Momente, möge in Folgendem erörtert sein. Denn auch die Pflanze — bei der alle Verhältnisse klarer und offenkundiger sind — man denke an das Epitheton „phanerogam"! — weist Arten mit räumlicher Trennung der Geschlechter, sogenannte monokline Arten auf. Und jene monoklinen Gewächse, die Pollenblatt und Fruchtblatt auf verschiedenen Individuen getrennt darbieten: die sogenannten dioecischen oder zweihäusigen Arten, lassen eine Vergleichung mit thierischer Sexualität unmittelbar zu.

Die Pflanze, bei welcher die Zweigeschlechtigkeit durch Empirie am längsten erkannt ist, dürfte die hochragende Dattelpalme sein. Schon Herodot*) hat davon ahnende Vorstellung, wenn er auch die im Orient seit alters geübte künstliche Bestäubung, das ist Befruchtung der Dattelpalme mit der sogenannten Caprification verwechselt, beziehungsweise durcheinanderbringt. Um die Feigenfrüchte rascher und vollkommener reifen zu machen, glauben die Leute in den Mittelmeerländern Fruchtzweige von den mit Feigengallwespen besetzten Stöcken auf die unbesetzten geben zu sollen, ein Verfahren, das auf einer unrichtigen oder doch ungenauen Voraussetzung beruht und eben als „Caprification" angesprochen wird. Herodot sagt nun am angeführten Orte: „Es wachsen (bei den Babyloniern) auch auf den Feldern allenthalben Palmen . . . Diese besorgen sie nach Art der Feigenbäume, und von den Palmen, welche die Griechen männlich nennen, binden sie die Frucht auf die weiblichen Palmen, damit die Gallwespe (ψήν) hineinkrieche, die Dattel reif mache und die Frucht nicht herabfalle. Es tragen nämlich in der Frucht die männlichen Palmen geradeso wie die Feigenbäume Gallwespen." Die künstliche Befruchtung der weiblichen Dattelpalme geschah aber wohl seither in jener Weise, wie sie der englische Botaniker Stocks**) im Jahre 1848 am unteren Indus beobachtete. Stocks sah einen Inder in einer Dattelpflanzung die männlichen Kolben abschneiden. Als er ihn nach seinem Vorhaben fragte, erwiderte der Mann, es sei „das Männchen" (mu), dem er die Blüten nehme. Auf einen anderen Baum weisend nannte der Inder denselben „das Weibchen" (madi). Er nahm hierauf die stäubenden männlichen Blütenkolben, erkletterte mit denselben einen weiblichen Baum und, nachdem er die hindernden Blätter weggeschnitten hatte, schwenkte er den befruchtenden Zweig leicht über den weiblichen Blütenstand hin und her, dass der Pollen eine Wolke bildete. Er steckte auch ein Stück des männlichen Blütenstandes in die Blütenscheide des weiblichen. Ebenso verfuhr der Inder mit den Nachbarbäumen.

Eine zweite Pflanze, bei der das verschiedene Geschlecht der Individuen zeitig erkannt wurde, ist der Hanf. Der auffallende Dimorphismus, der sich zwischen der männlichen und weiblichen Hanfpflanze kundgibt, musste nothwendig zur Unterscheidung derselben führen. Da der Volksvorstellung gemäß die kräftigere Pflanze männlich, die zartere weiblich ist, gilt dem Volke der pollentragende Hanf als „Weibchen", die samentragende Pflanze als „Männchen". Dieser Begriffsverwechslung begegnen wir in Deutschland, Oesterreich, Frankreich und Italien; sie ist auch schon in den mittelalterlichen Kräuterbüchern der „Väter der Botanik" zum Ausdrucke gebracht. So heißt im Brandenburgischen die weibliche Pflanze „Hanfhahn", die männliche „Hanfhenne", in Niederösterreich gilt für den männlichen Hanf „Feminel" (femina), für den weiblichen „Maskl" (mas). Anderwärts in Deutschland begegnen wir, wieder mit falscher Anwendung, den Namen „Fimmel" (femella) und „Mäschel" (masculus). Wie deutlich das Volk die geschlechtliche Seite des Hanfes erkennt, geht auch daraus hervor, dass die Pflanze bei den ungarischen Slovaken im Liebesleben eine wichtige Rolle spielt.***) Wenn die jungen Hanfpflanzen die ersten vier Blätter zeigen, pflegen die heiratslustigen Mädchen am Rande des Feldes zwei Pflänzchen mit einem farbigen Faden zusammenzubinden, um dann, wenn die Entwickelung weiter vorgeschritten ist, nachzusehen, ob die zusammengebundenen Pflanzen gleiches oder verschiedenes Geschlecht haben; ist es ein „Paar", dann winkt dem Mädchen baldige Heirat.

Während die Botanik die zweihäusigen Gewächse als biologisch wohlabgegrenzte Gruppe von den diklinen, das ist in einer Blüte beiderlei Geschlechtsorgane vereinigenden Pflanzen unterscheidet, ist es eine in die dämmernde Vergangenheit zurückgehende Volksvorstellung, dass jedes Gewächs sein Männchen und sein Weibchen habe. In

*) Herodot, Musen, I. 193.
**) Stocks in Hookers „Journal of Botany", VII., pag. 350.
***) Holuby in „Oesterr. Botan. Zeitschr.", 1878, S. 317 bis 320.

Kärnten wird diese Personification soweit ausgesponnen, dass man die männlichen Fichten nächtlicherweile die weiblichen heimsuchen lässt, nicht anders wie die Bursche zu ihren Mädchen schleichen. In Niederösterreich halten die Leute bis zur Stunde das Männchen und Weibchen des zauberberühmten Dosten (Origanum vulgare) auseinander, eine Distinction, die von der Wissenschaft nicht gemacht wird. Die dunkelblühende Pflanze gilt der Volksanschauung als männliche, die lichte als weibliche. Eine deutliche Erinnerung an die volksthümliche Ansicht, dass wie die Menschen und das liebe Vieh, so auch die Pflanzen ihre Männchen und Weibchen haben, ist die selbst in die botanische Nomenclatur übergegangene Bezeichnung des männlichen und weiblichen Waldfarnes, der in seinen zwei Formen nicht nur verschiedenen Arten, sondern sogar verschiedenen Gattungen angehört.

Es ist für die Winkelzüge des menschlichen Geistes bezeichnend, daß die dem Volke seit alten Zeiten geläufige Vorstellung von der Geschlechtlichkeit der Pflanze für die Wissenschaft erst spät und auf Umwegen gewonnen wurde. Gerade hier hat sich der geringe Connex zwischen der brillenbewaffneten Gelehrtheit und der hausbackenen ursprünglichen Empirie bitter gerächt. Man denke: im Jahre 1691 musste Camerarius in Tübingen die Thatsache, dass es zweihäusige, beziehungsweise Pflanzen mit verschiedengeschlechtigen Blüten gibt, durch sorgfältige Separation der Stöcke des Bingelkrautes (Mercurialis annua), das uns noch weiter unten beschäftigen wird, eigens beweisen.*) Es folgten hierauf Versuche mit großblumigen Gewächsen, so Tulpen, welche darthaten, dass nach Abtrennung der Pollenblätter („apices") die Fruchtknoten abtrockneten, ohne Samen zu bilden. Gleditsch führte dann unter großem Aufsehen ein experimentum crucis aus, indem er in den Jahren 1749, 1750 und 1751 eine weibliche Zwergpalme in Berlin, die durch dreißig Jahre keine Früchte getragen hatte, mit dem aus Leipzig geholten Blütenstaube einer männlichen Zwergpalme erfolgreich belegte.**) Noch schrieb gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts Sprengel sein herrliches Buch vom „entdeckten Geheimnis der Natur", in welchem die Beziehungen der Blumen und Insecten geschildert und in ihrem ursächlichen Zusammenhange erkannt wurden. Doch alle diese Errungenschaften drohten im Wuste der naturphilosophischen Phantastereien unterzugehen, denen gerade die Botaniker sich am Anfange dieses Jahrhundertes hinzugeben beliebten. Kieser triumphierte mit der Entdeckung der Pflanzenseele, und Schelver suchte scholastisch zu erweisen, dass die Pflanze asexuell sei, weil Pollenblatt und Fruchtblatt sich in ihrer Wirkung aufheben! Leider fand dieser Fehlschluss auch an Goethe, der seinen Aufsatz „Verstäubung, Verdunstung und Vertropfung" im Banne Schelvers schrieb, einen Anhänger.

Doch, rechnen wir mit der Thatsache, dass die Geschlechtlichkeit für die Pflanzen derzeit allgemein anerkannt ist, und wenden wir uns der Erörterung der Frage zu, ob bei den verschiedengeschlechtigen (zweihäusigen) Pflanzen Anhaltspunkte für die künstliche, das ist willkürliche Beeinflussung der Geschlechter gewonnen werden können. Lassen wir zunächst die Statistik sprechen, die auch bei der Discussion über das Geschlechtsverhältnis beim Menschen und bei den Thieren ins Feld geführt wurde. Durch vielfache Zählungen ist ermittelt worden, dass beim Menschen auf 100 Mädchen 105·83 Knabengeburten kommen, was annähernd dem Verhältnis 100 : 106 entspricht. Auf 17 Knaben kommen also 16 Mädchen. In der alten Abhandlung Autenrieths ist dieser Satz generalisiert: „In universum vero sexus masculus numerosior feminino visus est", wobei auch die Pflanzen mit berücksichtigt sind. Aber gleich der Hanf macht eine Ausnahme von dieser „Regel"; es zählten:

Fisch***) . . .	100 Weibchen	auf	64·84 Männchen
Heyer †) . . .	100 „	„	86 „
Autenrieth . . .	100 „	„	90·1 „

Bei einer heimischen Ampferart (Rumex Acetosella) fand Hoffmann ††) 100 Weibchen auf nur 81 Männchen. Im übrigen scheint aber die These vom Ueberwiegen des männlichen Geschlechtes auch für die dioecischen Pflanzen zu stimmen. Für den eschenblätterigen Ahorn (Acer Negundo) verzeichnet Wittrock †††) 100 Weibchen auf 109 Männchen, für das obenerwähnte Bingelkraut (Mercurialis annua) Autenrieth 100 Weibchen auf 115 Männchen, Heyer *), der nicht weniger als 21.000 Pflanzen zählte, 100 Weibchen auf 106 Männchen, ein Verhältnis, das jenem beim Menschen in überraschender Weise gleichkommt. An der im Walde vorkommenden Art des Bingelkrautes (Mercurialis perennis) constatierte Hoffmann das Verhältnis 100 Weibchen auf 159 Männchen. Beim Spinat ermittelte Autenrieth 166 weibliche auf 172 männliche, Hoffmann 63 weibliche auf 65 männliche Pflanzen. Und Rathay, dem wir grundlegende Untersuchungen über die verwickelten Geschlechtsverhältnisse der Rebe verdanken, merkt beiläufig an, dass unter den Sämlingen der Vitis riparia die männlichen Individuen die weiblichen weit überwiegen. Es war bisher nur von wild vorkommenden oder unter gewöhnlichen Umständen ausgesäeten Pflanzen die Rede. Wenn Verschiedenheiten in der Ernährung die Geschlechterzahl wirklich beeinflussen, so müssten sich hiefür gerade im Pflanzenreiche leicht Beweise erbringen lassen. Zunächst ist man ja in der Lage, ein und dieselbe Pflanze auf verschiedenen Standorten und unter verschiedenen Vegetationsbedingungen im Freien zu beobachten. Bei mehreren Zählungen fand der Schwede G. E. Forsberg*) ein Resultat, das für die Einwirkung der verschiedenen Standorte auf die Geschlechterzahl zu sprechen scheint. Vom Wachholder zählte er nämlich: auf schattigem Waldboden 80 bis 90 Männchen auf 100 Weibchen, auf magerem Grunde einmal 116·2, ein andermal 143·1 Männchen auf jedesmal 100 Weibchen. Man könnte hiedurch, mit Forsberg, zu dem Schlusse kommen, dass kümmerliche Ernährung die Entstehung männlicher Individuen fördert. Dieser Düsing-Hoffmann'schen Theorie**) neigte auch Wittrock zu, als er um Stockholm auf magerem Boden den männlichen Spitzahorn (Acer platanoides) häufiger als bei Budapest, wo der Grund üppiger war, zählte.

Leeuwenhoek, einer der ersten, die das Mikroskop mit staunendem Auge benützten und die Offenbarung der Welt im Wassertropfen mit der Macht einer Revolution des Geistes auf sich einwirken ließen, entdeckte am 30. August 1698 in einem Graben bei Delft jenes merkwürdige, im Wasser durch bewegte Geißeln rotierende Gebilde, das Linné noch im Jahre 1758 für ein Thier hielt und Volvox globator (Kugelthierchen) benannte. Erst in unserer Zeit ist erkannt worden, dass jede solche für das freie Auge kaum erkennbare Kugel eine Algencolonie ist, in der nach Ferdinand Cohns***) bezeichnenden Worten Großmutter, Mutter und Enkel, eine Generation in die andere eingeschachtelt und gleichzeitig sichtbar erscheinen. Die Zellen, die eine solche Kugel zusammensetzen, sind theils unfruchtbar, theils männlich, theils weiblich. Ludwig Klein†) fand beim nahe verwandten Volvox aureus nicht weniger als 24 Combinationen der drei verschiedenen Zellen. Er kam zu dem Schlusse: „Die Form, in welcher Volvox an einem Fundorte auftritt, scheint lediglich durch äußere Verhältnisse, und zwar in erster Linie durch die Ernährungsverhältnisse bedingt zu sein, und zwar geht dies soweit, dass nicht nur der Wechsel von geschlechtlicher und ungeschlechtlicher Fortpflanzungsweise, sondern auch die Geschlechtsdifferenz selbst direct von der Ernährung abhängig zu sein scheint ... Ein Ueberblick über die scheinbar vollkommen regellose Willkür, mit der die einzelnen Erscheinungsformen hier auftreten, die gelegentliche völlige Unterdrückung der sexuellen Fortpflanzung im Herbste oder das noch räthselhaftere völlige Fehlen des einen Geschlechtes legen uns die Annahme sehr nahe, dass die Zellen der jungen Volvox-Colonie, die bis zum Ablaufe sämmtlicher Zelltheilungen einander völlig gleich bleiben und keinerlei Differenzen untereinander erkennen lassen, einen hohen Grad von Plasticität besitzen, dass die jugendliche Zelle wenigstens potentiell die Fähigkeit besitzt, alles zu werden ... Volvox ist bei aller Entwickelungshöhe, bei aller Arbeitstheilung im entwickelten Zustande doch noch eine typische Flagellatencolonie, eine Urpflanze, soweit wir überhaupt von einer solchen jetzt noch zu reden das Recht haben, und da dürfte eine solche Beeinflussung durch äußere Kräfte auch von vorneherein theoretisch die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben."

Mag man auch vom Geiste der Descendenztheorie durchdrungen sein, so wird man sich ihr mit seinem Urtheile nicht in allen Consequenzen ausliefern, sondern die in Sachen der Naturwissenschaft oberste Frage stellen: Inwieweit lässt sich die Annahme, dass das Geschlecht durch Verschiedenheiten in der Ernährung, durch äußere Umstände überhaupt beeinflusst wird, durch das Experiment erweisen? In der That sind Versuche mit zweihäusigen Pflanzen, Culturversuche, angestellt worden. Welches Resultat haben sie also ergeben? Hoffmanns Versuche, auf denen die Düsing-Hoffmann'sche Theorie begründet ist, sind zunächst Wasser auf die Mühle Jener, welche an die Möglichkeit der künstlichen Regulierung der Geschlechter glauben.

Hoffmann fand nämlich beim Ampfer (Rumex acetosella) und Spinat die Zahl der Männchen durch Dichtsaat, die kümmerlichere Ernährung mit sich bringt, auf das doppelte gesteigert, dagegen — und das hätte zur Vorsicht mahnen müssen! — bei Mercurialis und Lychnis (Lichtnelke) den fraglichen Einfluss nur angedeutet. Prantl sah, dass ungenügende Ernährung die Zahl der Männchen bei den Prothallien (Vorkeimen) der Farne und Schachtelhalme, die gleichfalls verschiedengeschlechtig sind, steigern. Saccardo††) experimentierte mit dem Hanf, indem er dessen Samen in verschiedene Erden säete. Er glaubt ermittelt zu haben, dass im Sandboden die Zahl der Weibchen gefördert war. Dazugenommen, dass Wittrock, Forsberg und andere im Freien eine ähnliche Beeinflussung der Geschlechter durch Ernährungsdifferenzen erkannt haben wollen, was

*) Camerarius in „Ephemerid. German. Decuriae Secundae Annus X, p. 50.
**) Gleditsch in „Physik. Belust.", I, 2. Stück, S. 51; II, 16. Stück, S. 448.
***) Fisch, Das Zahlenverhältnis der Geschlechter beim Hanf. Schriften der Deutschen Botan. Ges. 1887, S. 136 bis 146.
†) F. Heyer, Berichte aus dem physiolog. Institut der Universität Halle. 1884, 5. Heft.
††) Hoffmann, „Botan. Zeitg.", 1871.
†††) Wittrock, „Botan. Centralblatt". 1886, S. 55.
*) F. Heyer, Untersuchungen über das Verhältnis des Geschlechtes bei einhäusigen und zweihäusigen Pflanzen. Dissert. Halle, 1883.

*) Forsberg, „Botan. Centralblatt". 1888, S. 91.
**) Düsing, „Jenaische Zeitschrift für Naturwissenschaft". 1884, Bd. XVII, Heft 3 und Hoffmann, „Botan. Zeitung", 1885.
***) Cohn Ferdinand, „Die Pflanze". 2. Aufl. 2. Bd. S. 416.
†) Klein, „Hedwigia". 1890, Heft 1.
††) Saccardo, „Sulle cause determinanti la sessualità nella Canape", Bullet. Soc. Veneto-Trient. Scienze Natur. Padova 1879, Nr. 1.

brauchte es mehr, als den Satz aufzustellen, dass verschiedenartige Wachsthumsbedingungen auf die Geschlechterzahl von Entscheidung seien! Indes haben alle diese so imposant aussehenden Aufstellungen, weil sie sich auf eine viel zu kleine Zahl von Pflanzen erstrecken, den logischen Fehler des Schlusses aus dem Zufall. Das hat Heyer dem Botaniker Hoffmann, dem er übrigens auch offenbare Rechenfehler nachwies, in der zweitcitierten Arbeit aufs gründlichste entgegengehalten. Wie unzulänglich Versuche von der Art jener Saccardos sind, das wird man zugeben, wenn man bei Einsicht in seine Arbeit erkennt, dass er im ganzen mit kaum 100 Samen experimentierte, die in acht Portionen eingetheilt waren.

Während alle früheren Autoren auf die „Gesetze" über die numerische Vertheilung der Geschlecher bei zweihäusigen Pflanzen und die künstliche Beeinflussung dieses Verhältnisses durch auf gut Glück da und dort an einer beschränkten Zahl von wilden Pflanzen vorgenommene Zählungen oder — schon wegen der geringen Zahl der zum Experimente verwendeten Individuen — unzulängliche Versuche gelangt sind, hat sich erst F. Heyer der Mühe systematischer Zählungen im großen Stile unterzogen und in entsprechendem Umfange seine Experimente angestellt. Die Ergebnisse gerade dieses Autors halten wir in der uns beschäftigenden Angelegenheit für ausschlaggebend und beweisend.

F. Heyer führte seine Untersuchungen im Garten des landwirtschaftlichen Institutes der Universität Halle im Jahre 1882 aus. Für die Cultur der Pflanzen in extrem verschiedenen Bodenarten stand ihm eine geräumige Bodenfläche zur Verfügung, die in zwei gleich große Beete getheilt wurde. In dem einen wurde der Boden bis zu einer Tiefe von 22 Centimetern ausgehoben und dann mit Sandboden ausgefüllt. Es wurden hiezu drei Theile Flusssand und ein Theil Composterde verwendet, um dem rein ausgewaschenen Flusssande der Saale die nöthigen Nährstoffe beizugeben. In dem anderen Beete wurde die fette Gartenerde belassen. Um auch eine verschiedenartige Beleuchtung zu erzielen, wurde über jedem Beete zur Hälfte ein mit Leinwand überzogener Rahmen angebracht. So erhielt Heyer zu seinen Experimenten vier Abtheilungen: beschatteten und unbeschatteten Gartenboden, beschatteten und unbeschatteten Sandboden. Aus der großen Reihe der Heyer'schen Versuchspflanzen greifen wir das Bingelkraut (Mercurialis annua) heraus, weil gerade von diesem auch an verschiedenen Standorten in Wildheit erwachsene Exemplare berücksichtigt werden konnten. Simplex veri sigillum. Die uns interessierenden Schlüsse, zu denen Heyer auf dem Wege sorgfältiger und nüchterner Beobachtung gelangte, sind (nach seinen eigenen Worten):

1. Die Vertheilung der Geschlechter bei Mercurialis annua ist keine zufällige, sondern das Verhältnis der männlichen zu den weiblichen Individuen ist an allen Standorten eine constante Größe. Die Entstehung der Geschlechter ist daher unabhängig von äußeren Einflüssen und erfolgt nach einem inneren Gesetz. Bei einer Zählung von 21.000 wildgewachsenen Pflanzen ergaben sich auf je 100 Weibchen 106 (genauer 105·86) Männchen.

2. Das Geschlecht der zukünftigen Pflanzen ist bereits im Samenkorne entschieden und kann durch äußere Einflüsse nicht mehr abgeändert werden.

Die Möglichkeit einer willkürlichen „Regulierung" des numerischen Verhältnisses der Geschlechter bei der zweihäusigen Pflanze erscheint hiemit abgewiesen. Sollte diese Thatsache in ihrer naheliegenden Anwendung auf das von Professor Schenk angeregte Problem nicht ein „non possumus!" bedeuten?

Dr. M. Kronfeld.

Der Cubaner.

Von James W. Steele.*)

Der Einzige, der in Cuba mit dem Spanier das Glück theilt, für einen Weißen zu gelten, der im allgemeinen auf einer höheren socialen Stufe steht und gewisse unveräußerliche Rechte besitzt, ist der Cubaner. Die beiden, der Spanier und er, stehen einander so fremd und feindselig gegenüber, wie das zwischen Leuten, die dasselbe Land dauernd bewohnen, nur irgend möglich ist. Der Eingeborene ist in seiner Art ebenso interessant wie der Spanier und verdient, eingehend geschildert zu werden. Theoretisch sollte der Cubaner geradeso ein Spanier sein, wie der Amerikaner ein Engländer ist. Gibt es in seinem Blute überhaupt einen nichtspanischen Einschlag, dann ist derselbe sicherlich nicht deutsch, französisch oder irisch, noch indianisch, sondern muss aus Quellen abgeleitet werden, die näher vom Aequator und der Küste von Guinea zu suchen sind. Wir wollen versuchen, den Creolen, den weißen Mann der Tropen, der vielleicht dazu auserseben ist, der Begründer eines neuen Volkes zu werden, so zu schildern, wie er wirklich ist.

Auf den ersten Anblick besteht er lediglich aus Haaren, Zähnen, Augen und Hemdkragen. Dies erschöpft zwar nicht seine in die Augen springende Aeußerlichkeit, doch entspricht es dem ersten Eindruck, den er hervorruft. Kennt man ihn näher, dann kommt man zu der Erkenntnis, dass er doch „sui generis" ist, ein ganz eigener Typus, geistig wie körperlich. Nach ein oder zwei Jahren der Bekanntschaft beginnt man ihn für ganz intelligent zu halten; er weist verschiedene Züge auf, die eigentlich selten mit einem guten Charakter Hand in Hand gehen, aber er ist in mancher Hinsicht ein angenehmer Mensch. Mit feinen, ausdrucksvollen Gesichtszügen, die oft von großer Schönheit und niemals grob, hart oder eckig sind, verbindet er die schlankste, feingliedrigste Gestalt, die man sich überhaupt vorstellen kann. Die Beine sind spindeldürr, die Arme wie dünne Stöcke, die sich nur bei den Gelenken etwas verbreitern. Um den Leib ist er so schlank wie ein Kranich, und Embonpoint ist bei ihm eine fast unbekannte Erscheinung. Seine Schultern sind schmal und eckig, und wenn er auch leicht vorgeneigt geht, so ist das darum noch kein Symptom eines Lungenleidens oder großen Gelehrtenthums. Sein Teint ist selten hell, zumeist von nicht unschöner dunkler Färbung, obwohl diese sich manchmal einer Nuance nähert, die nach den heute herrschenden Vorurtheilen nicht eigentlich salonfähig ist. Aber nie ist mir ein Cubaner mit einem blöden Gesichtsausdruck oder unintelligenten Augen begegnet.

Der Cubaner ist der geborene Dandy. Er trägt Schmuck wie eine Frau; er presst seine ohnedies kleinen Füße in qualvoll enge Schuhe. Er trägt lächerlich hohe oder niedere Halskragen und grell bunte Hemden, die so tief ausgeschnitten sind, dass man den Ansatz seines dünnen Halses und seiner Schlüsselbeine sehen kann. In neuerer Zeit trug er Hosen, die wie Säcke um seine dünnen Beine schlotterten und im Winde flatterten, und seine Kleider scheinen ihm zu groß zu sein, während er in früheren Jahren wie in einem ausgewachsenen Anzug steckte. Aber der Höhepunkt seiner Toilette, ihre Krönung, ist sein Hut. Woher er die Formen, mit denen er sein Haupt schmückt, eigentlich bezieht, ist unerfindlich. Trotz des warmen Klimas ist der Hut eng, schwarz und schwer, von der Gestalt eines umgestürzten Kohlenkübels. Ein Cubaner ist imstande, ein grünes Hemd zu dem schwarzen Frack und einer weißen Cravatte zu tragen. In den cubanischen Städten wimmelt es von derartigen Erscheinungen und sie sind fast ausnahmslos unthätige Müßiggänger. In einem Lande der Sclaverei geboren, gewöhnlich mit der Anwartschaft auf die Erbschaft einer Zuckerplantage oder wenigstens sonstwie auf seine reiche Verwandtschaft gestützt, hält es der junge Cubaner für seine Lebensaufgabe, eine Zierde der Tropen zu sein, sich möglichst schön zu machen und die Zeit mit Grazie todtzuschlagen. Er schmückt seine zarten, fleischlosen Hände — Hände, die an die eines anämischen jungen Mädchens erinnern — mit Ringen, die mit buntfarbigen Edelsteinen besetzt sind. Seine Nägel sind so lang, wie die eines chinesischen Aristokraten, und spitzig zugeschnitten. Man mag ihm sein Gesicht mit dem oftmals weibischen, schwächlichen Ausdruck verzeihen, man mag ihm die geckenhafte, lächerliche Art sich zu kleiden zugute halten, aber man lernt es nie, sich mit den cubanischen Männerhänden abzufinden. So oft ich eine solche Hand schüttle, überkommt mich der Wunsch, das klägliche, unnütze Ding zu einer formlosen gelben Masse zu zerquetschen; ich möchte sie gern so zurichten, dass sie ihm ein Jahr lang weh thäte.

Wann immer man einen Cubaner auf dem Weg zur Bahn trifft, kann man sehen, dass ihm ein kleiner Neger seine Tasche nachträgt. Langt er an seinem Bestimmungsort an, so mietet er sich wieder einen solchen Träger. Er möchte um keinen Preis mit Gepäck beladen auf der Straße gesehen werden. Er trägt nichts Anderes als einen Stock. Er kann es nicht vertragen, dass man glauben könnte, er sei durch Vermögenslosigkeit zu irgend einer Verrichtung gezwungen. Geräth er in Noth, so lebt er so lange als möglich vom Schuldenmachen, versetzt, was er hat, und endet Gott weiß wie. Gewöhnlich kommt er durch schlechte Verhältnisse im Aeußeren herunter, aber sein finanzielles Talent wird dadurch nicht geweckt. Wenn auf seinen Plantagen das Unkraut überwuchert, und er in finanzielle Schwierigkeiten, wie es deren überall gibt, geräth, dann ist er in der Regel ganz hilflos und verzagt. Er versinkt in Brüten und neigt zum Selbstmord; in tiefsten Trübsinn verfallend, scheint er gewissermaßen von dem Wunsche erfüllt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Schicksalsschläge zu lenken, mit welchen die Heiligen ihn heimsuchen.

Ich glaube der wesentlichste Unterschied zwischen den beiden nachbarlichen Nebenbuhlern auf Cuba ist folgender: der Spanier als Individuum hat einen starken, entschlossenen Charakter; der Cubaner ist schwach und wankelmüthig. Der Spanier ist im Privatleben und als Individuum der bessere Charakter; er erfüllt wenigstens gewöhnlich die erste Grundbedingung: er hält sein Wort. Er ist ein Familienmensch. Frau und Kinder sind ihm heilig, und sein Haus ist auch sein Heim. Er zweifelt nicht an der Ehrbarkeit seiner Schwester und seiner Mutter, und hat keinen Verdacht bezüglich seiner eigenen Vaterschaft, was bei einem Cubaner alles der Fall sein kann, ohne dass es besonderen Anstoß erregt. Der Spanier hat ein ungewöhnlich starkes verwandtschaftliches Gefühl, und als großmäuliger Patriot und ehrwürdiger, unerschütterlicher Legitimist, der er ist, bleibt er seinem Lande unter allen Umständen treu. Wie schon in dem früheren Aufsatze erzählt wurde, ist Chauvinismus seine Schwäche und seine Vaterlandsliebe verblendet ihn, macht ihn ungerecht, oft sogar grausam. Aber er hat einen ausgesprochenen Charakter, und es ist leichter einer

*) Vergl. den Artikel „Der Spanier auf Cuba" in Nr. 185 der „Zeit".

bestimmten, klar erkannten Schlechtigkeit Achtung zu zollen, als liebenswürdige, aber charakterlose Gutmüthigkeit gelten zu lassen.

Nach allem, was ich von der äußeren Erscheinung und Physiognomie des jungen Durchschnitts-Cubaners gesagt habe, ist der Leser vielleicht gar nicht neugierig, Näheres über seine geistige Physiognomie zu erfahren; aber er ist dennoch nicht uninteressant als Gegenstand des Studiums. Als Ehemann ist er unvergleichlich; wenn er sich in irgend einer Lage des Lebens auszeichnet, so ist es in der Ehe. Sie ist eine glänzende Kette von ehelichen Treulosigkeiten, die oft schon am Hochzeitstage beginnen. Einer der schlimmsten Züge des Cubaners ist, dass er keine Frau auf der Welt für ehrbar und anständig hält, während er doch wissen sollte, wie es alle Welt weiß, dass es keine treuere und zärtlichere Gattin und Mutter gibt als die Cubanerin. Oft sah ich unglückliche amerikanische Frauen, die einen solchen eingewanderten Cubaner in New-York geheiratet hatten, die Städte von Cuba durchwandern, auf der Suche nach dem treulosen Gatten, der ihrer überdrüssig geworden und zu den dunklen Liebschaften seiner Jugend zurückgekehrt war. Viele meiner Landsmänninnen verfallen diesen ärgsten aller Missheiraten zum Theile deshalb, weil sie den Worten dieser jungen Leute Glauben schenken, wenn sie ihnen im gebrochenen Englisch die ferne Heimat als ein Paradies schildern. und theilweise darum, weil eine derartige exotische Heirat nicht der Pikanterie entbehrt.

Wie hinsichtlich der Ehe, ist der Cubaner auch in mancher anderen Beziehung. Glatt und geschmeidig im Abschließen der Geschäfte, wie sein Stammvater der Spanier, versteht er es, sich seinen Verbindlichkeiten späterhin sehr listig zu entziehen. Ich weiß kaum, wie ich die Unzuverlässigkeit dieses Menschen, die einen Theil seines Wesens bildet, beschreiben soll. Er ist oberflächlich — vielleicht liegt es darin. Er hat keine Achtung vor Manneswort, und es mag vielleicht daran liegen. Aber mir scheint es, als bilde der kindische Egoismus, die crasseste Selbstsucht den Grundzug seines Wesens. Er ist schlaff, ohne Rückgrat, ohne die geringste Willenskraft. Es ist nur erstaunlich, dass daneben die vollendete Höflichkeit, der intelligente Gesichtsausdruck, die rasche Auffassung, der Anschein einer großen Selbstachtung und Achtung des anderen bestehen kann.

Vermuthlich drängt sich dem Leser die Frage auf: „Was soll aus diesen Leuten und ihrem Lande werden, wenn dasselbe eines Tages unter ihre Herrschaft geräth?" Das bleibt der Zukunft vorbehalten. Die Geschichte lehrt dass sich das Herrschertalent oftmals mit der Nothwendigkeit der Ausübung eingestellt hat. Ich habe früher angedeutet, dass der Cubaner vielleicht dazu berufen ist, der Begründer eines neuen Volkes zu werden, wenn er nicht vorher degeneriert und zu einem Bastard wird.

Aber freilich ist das eins von den großen „Wenn". Früher oder später werden die großen Antillen unter die Herrschaft des Negers gerathen. Er, und nur er gedeiht dort; die Abkömmlinge der Weißen degenerieren. Sein Stamm vermehrt sich; er ist gesund, stark, thätig. Die leuchtende See ist seine naturgemäße Umgebung, und er blüht auf unter den Strahlen der glühenden Sonne, unter denen die anderen welken und zugrunde gehen. Es gibt eine Grenze der Acclimatisation, die der Mensch nicht überschreiten kann. Ich glaube, der Cubaner ist ebensosehr das Product der klimatischen Verhältnisse, wie das seiner spanischen Abstammung. Auf Cuba vertauschen sogar die Schafe ihre Farbe und ihre Wolle gegen die Zeichnung und das Haar der Ziegen. Wo die Banane wächst, gedeiht kein Mensch, der nicht ein Neger ist.

Nach dem Vorhergehenden braucht man wohl kaum mehr zu erwähnen, dass die cubanische Gesellschaft sich in einer eigenthümlichen Lage befindet. Sie befindet sich in einem Uebergangszustande. Dennoch geht keine Veränderung vor, und dieses Stadium währt nun schon sehr lange. Der unveränderliche Antagonismus zwischen den beiden Classen zwang sie dazu, in unvermindertem Hasse Jahr um Jahr nebeneinander zu leben, denselben Berufen nachzugehen, die gleiche Sprache zu sprechen, sich überall zu begegnen, ohne doch miteinander gesellig oder freundschaftlich zu verkehren oder innerliche Berührungspunkte zu haben. Die junge Cubanerin wappnet ihr Herz gegen den jungen Spanier, obwohl er oft schön, ritterlich und reich ist. Manchmal heiratet sie ihn trotzdem, weil Frauen schließlich Frauen bleiben, aber dann setzt sie sich dem Widerstande der Familie und dem öffentlichen Gerede aus. Die cubanische Mutter öffnet ihm nicht ihr Haus, wenn es nicht erwiesen ist, dass sich ein vollständiger Gesinnungswechsel bei ihm vollzogen. Der spanische und der cubanische Knabe besuchen dieselbe Schule, sie sind Spielgefährten; aber sowie sie heranwachsen, trennen sich ihre Wege, und jeder hält sich an seinen Stamm. Dennoch wird das alles nicht offen eingestanden. Die Gesellschaft gibt sich den Anschein großer Lustigkeit, trotzdem ihr dieser Wurm beständig im Herzen sitzt. Tausend Hoffnungen und Neigungen scheitern an dieser Grenzmauer, die weder überschritten noch umgangen werden kann, und Männer wie Frauen bekämpfen und überwinden ihre natürlichsten und berechtigtsten Empfindungen und Wünsche, um einem Gesetze treu zu bleiben, das niemand aufgestellt hat und von dem sich doch jeder leiten läßt, das viele aufeinander folgende Geschlechter gewissenhaft eingehalten, und dessen bindende Kraft sehr groß zu sein scheint.

Naturgemäß müsste der Cubaner daheim infolge der unbefriedigenden politischen Lage ein sehr unglücklicher und unzufriedener Mensch sein. Ein Amerikaner wäre es an seiner Stelle. Er nimmt nicht die Stellung ein, zu der er sich berechtigt und befähigt glaubt. Er hat kein Feld für seinen Ehrgeiz, keinen Weg zum Erfolg, außer höchstens auf industriellem Gebiet. Er hat ein wenig dichterisches Talent, übt es auch aus; aber so gut seine Sachen auch sein mögen, er erzielt doch stets nur einen localen Erfolg. Ist er ein Künstler, so geht es ihm ebenso. Er mag noch so reich sein und die schönsten Kleider tragen, silberbeschlagene Pferdegeschirre haben, in einem Palast mit Thürmen und Giebeln wohnen, und von seinen Landsleuten mit „Don" angeredet und umschmeichelt werden: er kann doch niemals Gouverneur, Richter oder Senator werden und mit an der guten oder schlechten Gesetzgebung arbeiten, der er untersteht. Sein Einfluss kann bloß ein gesellschaftlicher sein und seine Macht nur eine solche, die aus persönlichen Beziehungen entspringt.

Eine langjährige, derartige Existenz hat aus dem Cubaner eine eigene Sorte von Aristokraten gemacht. Ist er gescheit und intelligent, dann erkennt er seine Macht und nützt sie im Privatleben nach Kräften aus. Ist er lediglich reich, dann umgibt er sich mit allem erdenklichen äußeren Glanz, zieht sich auf sich selbst zurück und lebt wie ein Potentat inmitten seiner Vasallen und Parasiten. Er wird nie öffentlich acclamiert oder auf die Tribüne geschleppt und aufgefordert, seine Ansichten über öffentliche Maßnahmen in einer Rede auszuführen. Aber er ist diese Zurücksetzung so gewohnt, dass sie ihn nicht mehr berührt. Er tröstet sich selbst und stillt seinen Ehrgeiz durch das Bewusstsein seiner eigenen Würde.

Es mag mit Recht scheinen, dass ich bisher nicht viel zu Gunsten des Cubaners zu sagen gewusst. Ich habe vielleicht Freunde, die ich als Beweis für etwas Besseres anführen könnte und über die sich mehr sagen ließe. Aber ich wollte hier im allgemeinen über die ganze Classe schreiben und glaube sie wahrheitsgemäß und nüchtern geschildert zu haben; und ich glaube, dass der Cubaner Achtung finden wird, wenn endlich einmal die Fesseln seiner Knechtschaft fallen und er dazu berufen sein wird, die Regierung und Verwaltung seiner Insel in die Hand zu nehmen und mit den Bewohnern einer weiteren Welt, als es seine eigene ist, in Berührung zu treten. Er hat Vorzüge; er wird sich gewiß im Laufe der Zeiten durch Bildung, die ihm außerhalb seiner Insel zutheil wird, persönlich entwickeln. Seine anmuthige Liebenswürdigkeit, sein angenehmes Wesen, die rasche Auffassung, die freundliche Nachsicht gegenüber fremder Unwissenheit und Albernheit, sein Bestreben höflich und gefällig zu sein, sein freundliches Entgegenkommen jeder fremden Annäherung gegenüber machen ihn jedenfalls zu einem angenehmen Gesellschafter und nahezu zu dem, was wir mit dem Wort Gentleman bezeichnen. Ich wollte, er wäre weniger das und dafür mehr Mann. Ich wollte, ich hätte öfters den Blitz gerechten Unwillens in seinem Auge, das Erröthen über seine Lage auf seinem Antlitz gesehen. Wäre er ehrlich in seinen schmeichelhaften Betheuerungen, in seiner Freundlichkeit, würde er halten, was er verspricht, und selber an das glauben, was er sagt, dann würde er mir Sympathie abgewinnen.

Botticelli.

Von Richard Muther (Breslau).

Huysmans schildert in A Rebours sehr hübsch, wie Des Esseintes, der Held des Romanes, in das Sanctuarium seiner ästhetischen Genüsse nur die Künstler einläßt, deren verborgene Reize er allein kennt, und unerbittlich jeden aus der Zahl seiner Lieblinge ausmerzt, der anfängt, Allerweltsgott zu werden. Demnach dürfte man, um im Rufe „esoterischen" Kunstempfindens zu bleiben, eigentlich nicht mehr für Botticelli schwärmen. Denn in England ist er seit einem halben Jahrhundert, in Deutschland auch schon seit zehn Jahren ordre du jour. Jede höhere Tochter kann ihr kunstgeschichtliches Wissen nicht besser zu erkennen geben, als dass sie über Rafael die Achseln zuckt und den Namen Botticelli mit schwärmerischem Augenaufschlag lispelt. Was früher die sixtinische Madonna war, ist heute der „Frühling". Als vor vier Jahren die Pallas des Palazzo Pitti entdeckt wurde, berichteten alle Zeitungen davon wie über ein Ereignis höchster Actualität. Kaum einen Kunstgelehrten gibt es, der nicht über Botticelli geschrieben hätte. Sein ganzes Schaffen ist gesichtet, die Reihenfolge seiner Werke ist festgestellt, ihr Inhalt gedeutet. Namentlich die letzte Arbeit von Steinmann unterscheidet sich durch kenntnisreiche Sachlichkeit sehr vortheilhaft von den sonst so inhaltlosen Monographien der Knackfuß'schen Sammlung.

Gleichwohl bleibt an Botticelli noch soviel verschleiert, dass er vorläufig nicht Gefahr läuft, zum alten Eisen geworfen zu werden. Keiner seiner Biographen ist an das psychologische Problem herangetreten, das allein den Schlüssel zur Werkstätte dieses geheimnisvollen Geistes enthält.

Denn das ist doch das Merkwürdige an Botticelli. Das eigentlich Formale ist es gewiss nicht, was uns zu ihm zieht. Weder kann man wie bei Rafael den rhythmischen Aufbau seiner Bilder, noch wie bei Bellini und Tizian die Reize der Farbe bewundern. Er ist niemals hübsch, ist gequält in der Zeichnung, hart, beinahe abstoßend im Colorit. Auch nicht ausschließlich Contrastbedürfnis führte uns ihm zu. Denn dieses erklärt wohl, warum wir an der Unregelmäßigkeit, Eckigkeit und Spröde des Quattrocento uns begeistern, nachdem

wir an der Breite, Reinheit und Classicität des Cinquecento uns satt gesehen. Aber es erklärt noch nicht, warum gerade Botticelli zum König des Quattrocento proclamiert wurde.

Was uns zu ihm zieht, ihn unwiderstehlich macht, ist die seltsame Empfindung, die seine Werke durchströmt, der Geisteszustand, aus dem heraus sie geschaffen wurden. Während die Werke der anderen Primitiven in sehr beschränktem Maße geistige Bekenntnisse sind, glaubt man aus denen Botticellis Intim-Persönliches herauszulesen. Er fällt, möchte man sagen, aus dem Rahmen seiner Zeit ebenso heraus, wie aus dem Rahmen unserer Zeit Boecklin. Boecklin ragt in die nervöse, friedlose, lebensmüde Gegenwart wie ein Riese der Renaissance herüber. Alles hat er gemalt, die ganze Scala der Empfindungen durchlaufen, nur eines kennt er nicht, den Weltschmerz, die Sentimentalität. Botticelli dagegen steht inmitten eines jugendfrischen, kraftstrotzenden Zeitalters als überfeinerter, nervöser Decadent. Alle seine Werke haben etwas Zerrissenes, Verstörtes, Psychopathisches. Schrille Klänge von zitterndem Sehnen und schwermüthiger Entsagung brechen überall durch. Und gerade wegen dieses gesteigerten Empfindungslebens, wegen dieser Reizbarkeit und seelischen Unruhe ist er unserer Zeit so wahlverwandt. Während wir Boecklin anstaunen wie einen vorweltlichen Heros, dessen Kunst sich wie eine granitene Märcheninsel aus dem trüben Meere des Tages erhebt, lieben wir Botticelli, weil wir bei ihm einen Reflex dessen zu finden glauben, was in uns selbst krankhaft, nervös, überreizt ist.

Schon sein Selbstporträt unterscheidet sich seltsam von anderen Künstlerbildnissen jener Zeit. Es zeigt einen bleichen Kopf mit breit ausladendem Kinn, sinnlich vollen Lippen, feiner vibrierender Nase und sinnendem, „innerlichem" Auge, einen Melancholiker, der gerne träumt. Emil Schäffer wies, als wir kürzlich in Breslau darüber sprachen, sehr richtig auf die Aehnlichkeit mit Heinrich Heine hin.

Dass dieser Träumer im Quattrocento geboren wurde, war sein Verhängnis. Es erklärt, warum seine Kunst für uns so anziehend ist, erklärt aber auch die ganze Tragik seines Lebens.

Denn das Quattrocento war eine Zeit, die gar nicht mehr träumen wollte. Die mittelalterlichen Himmel waren auseinandergerissen, und ein neuer Himmel, eine neue Erde waren erstanden, wo neue Interessen, neue Werte vorherrschten. Nicht mehr Andacht und fromme Empfindungen wollte die Malerei wecken, sondern die irdische Welt in ihrer ganzen Derbheit, Kraft und Energie wollte sie spiegeln. Die meisten behandeln ihre Stoffe nur, um technische Probleme zu lösen. Für den einen besteht die Malerei in der Perspective, ein anderer will anatomische Studien machen, während einem dritten das religiöse Thema als Vorwand dient, ein Porträtgruppenbild zu malen. Vorbei ist es mit Mysticismus und Gefühlsschwärmerei. Klarheit, Können, zielbewusstes Wissen sind die Schlagworte des Zeitalters.

Nur im einsamen Kloster von San Marco lebte noch ein Maler wie ein Nachzügler des Mittelalters in die neue Zeit herüber. Von den künstlerischen Kämpfen der Zeit, von all den gewaltigen Neuerungen, die Masaccio, Donatello, Piero della Francesca durchgeführt, war kein Laut in die stille Klause Fra Giovanni Angelicos gedrungen. Während seine Zeitgenossen sich in alle Einzelheiten der Natur versenkten, danach trachteten, die Grammatik ihres Handwerkes festzustellen, beunruhigten die Seele des frommen Mönches keine profanen Sorgen. Er brauchte keine Naturstudien für die zarte Seelenhaftigkeit seiner Kunst. Denn die scheidende, mittelalterliche Vision eines Himmels auf Erden war sein einziges Thema. Von artistischem Standpunkt aus sind seine Bilder nur vergrößerte Miniaturen. Man kann sich vorstellen, dass Männer wie Uccello und Castagno mit spöttischem Achselzucken auf ihn blickten, auf diese hingehauchten, körperlosen Bilder, die in ihrer schwärmerischen Empfindungsseligkeit wie stille Gebete wirken.

Botticelli war ein Sohn der neuen Zeit. Die kindliche Einfachheit und stammelnde Unsicherheit Fra Angelicos konnte ihm nicht genügen. Er machte alle neuerrungenen technischen Hilfsmittel sich dienstbar. Fra Filippo, der lustige Karmeliter, der seine Geliebte als Madonna malte, wurde sein erster Lehrer. Dann, als dieser Florenz verließ, schloss er sich an die großen Techniker Verrocchio und Pollajuolo an, lernte mit Farben umgehen, lernte Anatomie und Perspective. Doch diese technischen Kenntnisse waren ihm nicht letztes Ziel. Nachdem er sich alle Ergebnisse der großen Pfadfinder zu eigen gemacht, nimmt er gleichsam mit verbesserten Instrumenten das wieder auf, was der Kunst Fiesoles, der Kunst des Mittelalters, überhaupt die Fähigkeit zu existieren gegeben, was an ihr ewig und unvergänglich war. Träumer, nicht Beobachter, mit Sensibilität, nicht mit kaltem Forschergeist begabt, bedient er sich der neuen Kunstgriffe nur, um den großen, seit Jahrzehnten vergrabenen Fonds des Mittelalters von neuem zu heben: all jene Schätze von Zärtlichkeit, Innigkeit, Liebe, die der Geist des Christenthums erschlossen.

Das setzt ihn in so schneidenden Gegensatz zu seinen Zeitgenossen. Nachdem das Mittelalter sich nur in Gefühlsschwelgerei ergangen und darüber alles Handwerkliche vernachlässigt hatte, war es natürlich, dass die nächste Generation gar nicht mehr der Sprache der Seele lauschen, sondern umso treuer alles Körperliche nachbilden wollte. Botticelli benützt die technischen Hilfsmittel nur, um das noch immer schlummernde Ideal der mittelalterlichen Malerei zu classischer Existenz zu erheben, hoheitsvoller, feierlicher, durchgeistigter, als die Künstler des Mittelalters selbst mit ihrer mangelhaften Technik es hatten ausprägen können. Inmitten einer Zeit, die nur noch beobachten wollte, die gar keinen übersinnlichen Zug mehr hatte, drang er von neuem ein in die unergründlichen Tiefen religiösen Gefühlslebens. Inmitten einer Gruppe von Realisten steht er als mystischer Schwärmer, einsam und fremd unter seinen Zeitgenossen, eine fest abgeschlossene Welt für sich. Der Naturfreude, dem lachenden Optimismus der anderen setzt er noch einmal die feierliche Kirchlichkeit des Mittelalters gegenüber, Bilder, die wie der Protest eines träumerischen, zart empfindenden Menschen gegen die ringsum herrschende poesielose Sachlichkeit wirken. In diesem Sinne bezeichnet er den künstlerischen Höhepunkt der frommgläubigen Richtung des Mittelalters. Ja, man kann ihn besser einen Romantiker des Mittelalters nennen. Jenes Gefühlsleben, das für Orcagna und Fiesole ein natürliches war und das sie zum Ausdrucke brachten mit der Lauterkeit zuversichtlicher Kinderseelen, wird bei Botticelli raffiniert, weil er innerhalb einer anders gearteten, unfrommen Zeit das Mittelalter mit romantischem, durch die Sehnsucht geschärften Auge betrachtet. Bei seinen Zeitgenossen ein verstandesmäßiges, nüchtern klares Schaffen, hier Stimmungsschwelgerei und Träumen, eine Romantik, die sich in der Sehnsucht nach einem Heimatlande der Seele wieder ins glaubensstarke Mittelalter flüchtet und es mit allen Reizen der Mystik umwebt.

Schon seine ersten Jugendwerke zeigen deutlich, wie er die von seinen Lehrern entlehnten Formen zu Trägern seines persönlichen Empfindens macht. Eine „Fortezza" der Uffizien, die von Vasari als erste selbständige Arbeit Botticellis genannt wird, gehörte zu einem Cyklus von Kardinaltugenden, den die Brüder Pollajuolo für das Handelsgericht in Florenz malten. Demgemäß passt sich Botticelli — was schon durch die Einheitlichkeit des Cyklus bedingt war — möglichst dem Stil der Pollajuolo an. Die Haltung der Gestalt, der Thron, auf dem sie sitzt, die Anordnung der Gewandung — alles ist gleich. Nur in dem leicht gesenkten Kopfe liegt statt der herben Strenge Pollajuolos sinnendes Träumen. Er hat die Gestalt beseelt, während Pollajuolo mit der Erledigung der formalen Fragen seine Aufgabe für gelöst hielt. Das kleine Judithbild der Uffizien verräth in dem Stil der bauschigen Gewänder ebenfalls den Einfluss der Goldschmiedemaler. Beide Figürchen, sowohl Judith wie ihre Dienerin, sehen aus, als hätten Bronzestatuetten als Vorbild gedient. Aber die leise Wehmuth, die aus den Augen Judiths spricht, ist Botticellis persönliche Note. In dem dazugehörigen Bilde, das die Auffindung des todten Holofernes durch seine Krieger schildert, behandelt er eine Mordgeschichte im Sinne der Realisten, legt aber das Hauptgewicht auf das Psychologische, versucht darzustellen, wie Mitleid, Entsetzen, Schmerz in den Gesichtern der Krieger sich spiegelt. Der heilige Sebastian in Berlin ist ein gewissenhafter Act im Stile Pollajuolos. Aber die Augen träumen leise vor sich hin, schauen weit geöffnet in jenes au-delà, das sich im Augenblicke des Todes erschließt.

Auch in mehreren Madonnenbildern seiner frühen Zeit hält er sich streng an die von seinen Lehrern geschaffenen Typen. Das heißt: die Madonnen haben entweder jene spitzen, ein wenig kleinlichen Züge, die Fra Filippo, oder jene runden, plastischen Formen, die der Erzbildner Verrocchio liebte. Das Kopftuch, das Mariens Haar bedeckt, die scharf gezeichnete Landschaft, die oft den Hintergrund bildet, ist genau den Werken seiner Lehrer entnommen. Das Christkind und die derben Engel entsprechen den dort gegebenen Vorbildern.

Aber die Motive sind andere, als sie sonst im Quattrocento üblich. Mit dem zunehmenden Wirklichkeitssinn des 15. Jahrhunderts war die Darstellung der heiligen Familie eine rein menschliche Familienidylle geworden. Entweder die Mutter nährt das Kind ganz wie ein irdisches Weib, oder das Kind spielt mit dem kleinen Johannes, mit einem Vögelchen, mit einer Blume. Man gibt einfache, ganz genrehafte Scenen aus dem Kinderleben.

Botticelli vermeidet das, lässt nie Maria dem Kleinen die Brust reichen, umgeht alles Spielende, Tändelnde, Gemüthliche und legt dafür den Scenen symbolistische Gedanken unter. Bald blickt die Madonna sinnend auf Dornenkranz und Nägel, die das Kind ahnungslos hält. Oder ein lockiger Engel bietet ihr Trauben und Aehren, das Symbol des Todesopfers Christi. An die Stelle der frischen Weltlichkeit Fra Filippos ist bei Botticelli das leise Hereinragen des mystisch Uebersinnlichen, das Ernste, sacramental Feierliche getreten.

Zu diesen ernsten Motiven stimmt die ernste Bewegungslosigkeit der Gestalten. Schon in seinem frühesten Madonnenbilde, das fast sclavisch ein Werk Fra Filippos copiert, ist der kleine und doch bezeichnende Unterschied der, dass bei Fra Filippo der Engel mit kindlichem Lächeln herausschaut, während er hier halb mitleidig, halb scheu auf das Christkind blickt. Und dieser wehmüthige, sinnende Zug geht durch alle übrigen Bilder. Während die anderen Maler des Quattrocento in ihren Madonnen das Mutterglück schildern, kennen die Botticellis keinen Frohsinn. Düster und in sich versunken sitzt Maria da, als ob ein ahnungsvolles Vorgefühl kommenden Leides, selbst wenn sie das Kind an sich presst, ihre Seele umschatte.

Doch für gewöhnlich entrückt er die Madonna überhaupt in überirdische Sphären und wirkt noch feierlicher, wenn er das mittelalterliche Thema der Himmelskönigin Maria neu aufnimmt. Entweder heilige Männer, herb und ernst wie Dürers Vier Apostel, haben sich

gleich Hütern des heiligen Graal um den Thron Marias gruppiert. Oder Engel sind im Begriffe, dem königlichen Weibe die Krone aufs Haupt zu setzen. In diesen Bildern, die in ihrer weihevollen Andachtsstimmung gänzlich verschieden sind von den heiteren, ein wenig prosaischen Werken Fra Filippos, sind dann auch in der Formgebung alle Erinnerungen an seine Lehrer verschwunden. Ein neuer Madonnentypus, von Botticelli selbständig geschaffen, hält in der Kunst seinen Einzug. Die Madonna ist nicht mehr die Mutter, sondern ein bleiches, gedankenvolles Mädchen, das nur da zu sein scheint, als unaufgegangene Knospe zu verkümmern, von einer stillen Schwermuth, als ob man am Ende der Schöpfung stehe. Keine Lebensfreude, kein Sonnenschein, keine Hoffnung. Blass und bebend die Lippen, ein müder, weltschmerzlicher Zug um den Mund. Auch in den Augen des Christkindes dämmert ein Geheimnis, als ob es ahnte, wozu es auserkoren. Kein Kind, das spielt, sondern der Heiland der Welt, der feierlich den Segen ertheilt oder wie in einer Inspiration gedankenvoll aufblickt. Selbst die Engel, bei Fra Filippo muthwillige Jungen, verrichten bei Botticelli ihr Amt in ruhig andachtsvollem Ernst, keine Gespielen, die mit einem kleineren Kinde tändeln, sondern prophetisch ahnungsvolle Wesen, die mit innigem Mitleid auf „Schmerzensreich" blicken oder in sehnsuchtsvoller Hingabe und scheuer Zurückhaltung dem Gottessohne ihre Dienste weihen.

Zu dieser klagenden Stimmungslyrik gesellt sich ein raffinierter Geschmack in der Art, wie Botticelli durch Kleinigkeiten die Stimmung steigert. Statt seinen Madonnen das modische Zeitcostüm anzuziehen, hüllt er sie in blumengeschmückte, mit Gold und Stickereien verzierte Mäntel, die allein schon den Eindruck preciöser Feierlichkeit geben. Die ganze Pracht südlichen Pflanzenlebens, Früchte und Blumen, kunstvolle, aus Cypressenzweigen und dicken Palmblättern errichtete Laubnischen breitet und baut er neben und hinter den Gestalten auf. Mit Rosenkränzen und Vasen, Kerzen und Lilienzweigen drängen sich die Engel heran. Er braucht nur den Pinsel anzusetzen, und man befindet sich in einem weiten hohen Dom, wo der Duft des Weihrauches zum Himmel steigt und tausend große weiße Wachskerzen flimmern. Man sieht feierliche Processionen mit blumengeschmückten Baldachinen über rosenbestreuten Boden sich bewegen, hört silberne Kinderstimmen das Lob des Unendlichen singen.

Das Magnificat, das Tausenden zu still andächtigem Genusse jetzt in einem Ehrensaale der Ufficien hängt, und die Palmenmadonna des Berliner Museums sind vielleicht die bezeichnendsten Beispiele. Das Florentiner Bild hat einen so unsagbaren Charakter von Größe und Feierlichkeit, dass man glaubt, die ernsten, mächtigen Töne der Orgel mit Engelchören vermischt zu hören. Das Wort Magnificat, das die Madonna schreibt, durchklingt das Ganze. Das Berliner Bild dankt besonders seinem Blumenschmuck die festlich weihevolle Wirkung. Eine Palmlaube, aus deren dunklen Blättern weißblühende Myrthen schimmern, wölbt sich über der blassen, mädchenhaft zarten Madonna, während es rings von Rosen und Lilien, von unzähligen Blumen duftet. Die ganze Psychologie des Blumenduftes, die wir so gern für das 19. Jahrhundert in Anspruch nehmen — Botticelli hat sie schon vorgeahnt. All jene rosenbekränzten Engel, die sich mit brennenden, blumenumwundenen Kerzen der Himmlischen nahen oder lange Lilienstengel hieratisch steif in ihren weißen zitternden Händen halten — wir bewundern sie in den Bildern des Burne Jones, aber vergessen oft, dass sie von Botticelli stammen. Rechnet man dazu, dass er trotzdem eine gewisse Unbeholfenheit, die ganze Herbigkeit und Härte des Quattrocento bewahrt, so ergibt sich als Resultat jene seltsame Mischung von Naivetät und bewusster Manieriertheit, von Befangenheit und Raffinement, von Kindlichkeit und Affectiertheit, von alterthümlicher Strenge und krankhaft modernem Hautgout, die umsomehr fesselt, je seltener sie in jenem gesunden, jugendfrischen Zeitalter begegnet.

Selbst ein Fresko, das damals entstand, zeigt seine Eigenart deutlich: der heilige Augustin, den er 1480 für die Kirche Ognisanti malte. Während Ghirlandajo in dem Gegenstück des heiligen Hieronymus lediglich einen alten Herrn als Heiligen drapierte, stellt sich Botticelli sogar bei rein decorativen Aufgaben psychologische Probleme. Mit den Augen des Visionärs — einer meiner Schüler sagte, wie ein christlicher Faust — starrt Augustin ins Weite, die Hand auf die Brust gepresst, wie um seiner Erregung Herr zu bleiben über die Offenbarung, die ihm plötzlich zutheil wird. Nur Botticelli von allen Quattrocentisten war imstande, einen Denkertypus von dieser Intensität zu schaffen.

Wie es scheint, war es dieses Fresko, das ihm 1481 die Berufung nach Rom verschaffte, zusammen mit den anderen Künstlern, die damals beauftragt wurden, die Wandfresken der Sixtinischen Kapelle zu malen. Und Sixtus IV. irrte nicht, als er gerade Botticelli, dem Denker, eine Reihe von Bildern übertrug, in denen es galt, einen ganz abstracten, gedankenhaften Inhalt in künstlerische Form zu bringen. In den Papstbildern, die wie Statuen in Nischen hoch zwischen den Fenstern prangen, bot sich ihm kein neues Problem. Wie im Augustin von Ognisanti versuchte er, in den Köpfen tiefes Nachdenken, seelische Erregung, schwärmerische Ekstase auszudrücken. Umso schwieriger durchzuführen war das Programm, das er für die Hauptbilder erhielt. Darstellungen aus dem Leben Christi und dem Leben des Moses waren in Parallele zu bringen, und mit diesen Schilderungen noch versteckte Anspielungen auf Zeitereignisse und tiefe theologische Beziehungen zu verweben. Botticellis Fresken haben daher weder die ernste Geschlossenheit, die Ghirlandajo, noch die ruhige Festlichkeit, die Perugino seinen Werken zu geben wusste. Sie wirken überfüllt, wie gelehrte Tractate, die langsam, Seite für Seite gelesen sein wollen. Inmitten einer Kunst, die alles Symbolische hasste, die keine Gedankenreihen, sondern Thatsachen mehr geben, nicht mehr erfinden, sondern beobachten und erzählen wollte, steht Botticelli als ein Grübler, der ebensoviel mit der ideenreichen Kunst des Trecento, wie mit der gedankenvollen Schwere des Cornelius gemein hat. Aber seine Bilder sind doch voll bestrickender Details. Während man sonst gewöhnt ist, ihn als Lyriker zu betrachten, der umsomehr gibt, je weniger Figuren seine Bilder enthalten, lernt man hier den Denker kennen, der für ganz ungreifbare, kaum zu bewältigende Dinge die sinnliche Form findet.

Aber auch sonst war der Aufenthalt in Rom für Botticellis Leben von tiefeingreifender Bedeutung. Während er in der Sixtinischen Kapelle theologische Weisheit in Bilder umsetzte, lernte er zugleich die Größe des antiken Rom bewundern. Wohl war er nicht der erste Künstler, der die ewige Stadt betrat. Mit ihm zusammen waren außer Perugino und Ghirlandajo auch Cosimo Roselli und Signorelli in der Sixtinischen Kapelle thätig. Lange vor ihm hatten Donatello und Brunellesco jene berühmte Studienreise gemacht, die für die Formensprache der Architektur und Plastik so entscheidend wurde. Aber man versteht leicht, dass ein so sensibler, erregbarer Geist, wie Botticelli, noch weit begeisterter als alle anderen der antiken Herrlichkeit sich hingab.

Nicht dass die Antike auf seinen Stil Einfluss genommen hätte. Denn es ist gleichgiltig, wenn hie und da eine seiner Figuren das Bewegungsmotiv einer alten Statue wiederholt. Es gab damals noch viel zu wenig antike Bildwerke, die directe Anregungen hätten geben können. Der Apoll des Belvedere, die schlafende Ariadne, die Laokoongruppe, der Torso des Belvedere und all die anderen berühmten Marmorwerke, die auf das 16. Jahrhundert so verhängnisvoll wirkten, schlummerten noch in der Erde. Man sah in Rom kaum mehr als die Reliefs der Trajans- und Antoniussäule, die Triumphbögen des Titus, Trajan, Severus und Constantin, die Reiterstatue des Marc Aurel, die Rossebändiger und den sterbenden Gallier. Botticelli blieb daher in seiner Formenauffassung von der Antike gänzlich unberührt. Es lässt sich gewiss schwer etwas weniger Antikes denken, als diese mageren Formen, diese unruhigen, gefältelten, gebauschten Draperien. Gleichwohl verrathen die Hintergründe und Details seiner Bilder, mit welcher Begeisterung er die Reste des Alterthums betrachtete. Altrömische Bauwerke, Sculpturen oder Gemmen kehren nun häufig in seinen Werken wieder. Auf einem seiner Fresken der Sixtinischen Kapelle malt er den Constantinbogen, im Hintergrunde eines anderen Bildes die Dioscurengruppe des Quirinal. Das junge Mädchen des Frankfurter Museums trägt als Collier eine antike Gemme mit Apollo und Marsyas. Aber namentlich das Mysterium, das die Antike umfließt, zog den Träumer an. Jeder heidnische Tempel, jeder Triumphbogen hatte damals noch seine Legende. Seltsame Wundergeschichten raunte man sich zu.

(Schluss folgt.)

Die Secession.

(Zur ersten Kunstausstellung der Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs in der Gartenbaugesellschaft am Parkring.)

IV.

Im vierten Saal sind die Bronzen von Vallgreen, Bucheinbände von Van de Velde, Schalen in Silber von Bassier, in Holz von Carabin und die Sachen von Charpentier, Zinnkrüge, Cigarettentaschen, Beschwerer, Petschafte, Glocken. Hier und bei dem Kasten mit den geblasenen Gläsern Köppings, bei der Lampe und dem Leuchter von Gurschner, bei den Töpfereien der Münchener Familie von Heider im ersten und im elften, bei den Paravents von unserem Engelhart im sechsten und im achten Saal verweilen die Leute gern. Aber, hört man sagen, das sind doch eigentlich Spielereien! Ein Künstler, der ein Salzfass macht! Verträgt sich denn das mit seiner Würde? Wer hat das angefangen?

Es war zum ersten Mal im Jahre 1891, dass man auf dem Champ de Mars solche Werke der „kleinen Kunst", wie man sie bei uns zu nennen pflegt (in Paris sagte man: Home art), zu sehen bekam. Die Künstler beriefen sich dabei auf die Engländer, die seit William Morris die Necessaries of life, die Dinge des täglichen Gebrauches, schön haben wollen; Dante Gabriel Rossetti, Edward Burne Jones und Walter Crane hatten sich nicht geschämt, Stühle zu zeichnen oder Bücher zu binden. Sie beriefen sich auch auf die Amerikaner, die sich in ihren Wohnungen mit Dingen von solcher Schönheit umgeben, dass der Europäer seine armselige Art zu leben beklagen muss. Ihre Versuche gefielen. Man begann zu empfinden, dass das mehr als eine bloße Laune, mehr als eine Marotte war. Dann eröffnete Herr Bing im Herbst 1895 sein Haus des „Art nouveau". Herr Bing war bis dahin als Kenner und Sammler der japanischen Künste bekannt gewesen. Nun wollte er in diesem Hause zeigen, dass wir fähig sind, dem ganzen Leben unsere Schönheit aufzudrücken; in die tägliche Existenz sollte so die neue Kunst eindringen.

Der Künstler sollte nicht mehr bloß ein Bild malen, sondern ein ganzes Zimmer schaffen, ja eine ganze Wohnung: zu seinem Bilde seine Tapete, zu seiner Tapete seine Möbel. Hier lernten die Leute fühlen, dass ein Zimmer kein Museum ist, sondern etwas Seelisches äußern soll; jedes Ding in einem Zimmer muss wie ein Instrument in einem Orchester sein, der Architekt ist der Dirigent, das ganze soll eine Symphonie geben. Nach und nach fingen diese Gedanken doch endlich auch in Deutschland zu wirken an: in Hamburg durch Lichtwark, in Berlin durch Wilhelm Bode und den Freiherrn von Bodenhausen, in München durch Hofrath Rolfs; auch Otto Julius Bierbaum und Georg Fuchs haben das ihrige gethan. Die köstlichen Stickereien von Hermann Obrist wurden bekannt, Möbel von Berlepsch, die wunderbaren Gläser des Radierers Köpping. Es wurde Sitte, dass der Maler selbst den Rahmen zu seinem Bilde schuf; man denke an Ludwig von Hofmann und Engelhart. Der „Pan" ermüdete nicht, diese Bestrebungen auf seine kluge und energische Weise zu fördern. Auf der Münchener Ausstellung waren voriges Jahr ein Buffet in Eibenholz von dem Maler Riemerschmidt, ein Armstuhl in Cedernholz von Pankok, ein merkwürdig phantastischer Schreibtisch von Berlepsch, eine polierte Messinguhr von T. T. Heine, ein eiserner Leuchter von Otto Eckmann, eine mit Eisen beschlagene Truhe in Eichenholz von Obrist, Vasen des Bildhauers Carl Groß und des Landschaftmalers Schmuz-Baudiss, Bucheinbände von Fritz Erler zu sehen. Zur selben Zeit waren auf der Dresdener Ausstellung vier Zimmer von Bing, mit Keramik und Glas von Louis Tiffany, Bigot und Gallé, mit Decorationen von Besnard, aber vor allem durch die große decorative Empfindung der Belgier wirkend; hier konnte man zum ersten Mal in Deutschland Van de Velde bewundern, den größten unter den modernen Dirigenten der inneren Architektur. Der Dresdener Ausstellung ist es zu danken, dass die neuen Absichten einer Kunst im Hause nun nach und nach doch beginnen, auch unter den Deutschen populär zu werden. Wie ist es damit bei uns?

Gehen wir einmal in den elften Saal. Das ist das Ver Sacrum-Zimmer. Es soll die Besucher auf das Ver Sacrum, die Zeitung der Vereinigung, aufmerksam machen. Also, wenn man so sagen darf: ein Zimmer als Placat. Das war die Aufgabe des Künstlers. Wie hat sie der Architekt Josef Hoffmann gelöst? Ein Placat soll erstens auffallen; dies geschieht: das Zimmer wird als seltsam, absonderlich empfunden. Ein Placat soll zweitens zum Verweilen einladen; dies geschieht: durch die heitere Farbe, die angenehmen und doch genug räthselhaften Linien. Ein Placat soll drittens neugierig machen; dies geschieht: man spürt, dass hier jemand etwas auf seine ganz besondere Art zu sagen hat. Wir sehen hier also einen Künstler, der fähig ist, ein Zimmer gleichsam sprechen zu lassen; die Stoffe, die Möbel sind Worte in seiner Rede. Dies gilt auch vom Architekten Josef Olbrich, der das alte Haus decoriert hat. Er will nicht aufputzen, sondern er hat den Sinn der jungen Leute, ihren Ernst und ihre Leidenschaft, bei sich gefühlt und spricht sie aus. So könnte er wohl jener Dirigent eines decorativen Orchesters werden. Geben wir ihm doch Aufgaben! Er wird nicht verzagen. Aber vergessen wir nicht, dass wir die Letzten in der Reihe sind: wir müssen alle Gedanken der anderen auf uns anwenden, bei uns ausdenken und zu den unserigen machen. Damit es einen Namen hat, wollen wir sagen: wir müssen unseren österreichischen Stil im Wohnen schaffen. Die Künstler sind schon da und warten. An uns ist es jetzt.

Der erste Gedanke in der Reihe ist der von Morris gewesen. Er hat verlangt, dass die ganze Umgebung des Menschen schön sei. In Momenten der Verzückung und Erleuchtung empfinden wir, was unser Dasein ist. Durch ein Gedicht oder Bild machen wir uns ein Zeichen davon, zur Erinnerung. Es soll nun nichts mehr um uns geben, keinen Leuchter und keinen Stuhl, der nicht ein solches Zeichen wäre, zur Erinnerung an unsere Seele. Unser Hofmannsthal hat einmal gesagt: „denn mich hat ein Glanz vom wahren Sinn des Lebens angeglüht". In diesem Glanze sollen alle Dinge um uns stehen. Der Leuchter soll nicht bloß ein Leuchter sein, ein Ding, das eine Kerze trägt, sondern er soll ein Andenken unserer Seele werden. Das ist der erste Gedanke der Hauskunst. Man kann ihn so ausdrücken: der Handwerker soll zum Künstler werden.

Den zweiten Gedanken haben wir von den Amerikanern. Von ihnen lernen wir den Willen des Materials vernehmen. Jedes Material hat seine eigene Sprache; diese müssen wir verstehen, in ihr müssen wir unsere Gedanken oder Empfindungen sagen. Wie es Dramatisches und Lyrisches und Episches gibt, so hat das Holz sein eigenes Reich und das Leder hat sein eigenes Reich und das Glas hat sein eigenes Reich. Man kann die Forderung der Amerikaner so ausdrücken: der Künstler soll zum Handwerker werden.

Den dritten Gedanken haben uns Bing und Van de Velde gegeben: die Forderung der Harmonie. Ein Zimmer ist kein Museum, jedes seiner Dinge muss sich auf das andere beziehen, der Leuchter muss sich mit der Tapete reimen, alle Dinge der Wohnung müssen gleichsam Hände, Augen und Lippen einer Person sein. Dies habe ich durch das Wort vom Dirigenten ausgedrückt: wir wollen in jedem Ding, das uns umgibt, denselben Geist derselben Schönheit spüren.

Das sind die drei Gedanken. Ich würde also einem Architekten zuerst meine innere Schönheit sagen müssen. Ich würde ihm sagen: am meisten spüre ich bei dieser Blume, bei dieser Farbe, ich liebe jene Stunde des Tages; ich würde ihm meinen Dichter, mein Lied nennen. Dann kennt er mich, er kann mein Wesen fühlen. Dieses hätte er jetzt durch eine Linie auszudrücken: er hätte die Geberde meines Wesens zu finden. Diese Geberde würde er nun jedem Material übergeben und jedes Material würde sie in seiner Sprache wiederholen. Ueber dem Thore wäre ein Vers aufgeschrieben: der Vers meines Wesens; und das, was dieser Vers in Worten ist, dasselbe müssten alle Farben und alle Linien sein und jeder Stuhl, jede Tapete, jede Lampe wären immer wieder derselbe Vers. In einem solchen Hause würde ich überall meine Seele wie in einem Spiegel sehen. Dies wäre mein Haus. Hier könnte ich mir leben, mein eigenes Antlitz anschauend und meiner eigenen Musik lauschend.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Ein neues österreichisches Condominium.

Für den 28. April d. J. ist bei der dritten Abtheilung des Wiener k. k. Landesgerichtes in Civilsachen die erste Verhandlung über eine Klage angeordnet, welche ebenso ein juristisches wie ein journalistisches und politisches Unicum bilden dürfte. Man denke sich: der berüchtigte Herr Gustav David, Eigenthümer des officiösen Revolverblattes „Reichswehr", klagt das k. k. Staatsärar, vertreten durch die k. k. Finanzprocuratur in Wien, auf Zahlung einer rückständigen Subvention für sein Blatt in dem nicht bescheidenen Betrage von rund 230.000 Gulden ö. W. Selten wohl hat sich für das Publicum eine so günstige Gelegenheit ergeben, wie im Falle der „Reichswehr", um zu beobachten, mit welcher Leichtfertigkeit eine österreichische Regierung öffentliche Gelder verschleudert, wenn sie zu Corruptionszwecken dienen sollen; selten eine so günstige Gelegenheit, zu erkennen, welch anrüchiger Subjecte sie sich bedient, um die öffentliche Meinung zu corrumpieren. Die Leser der „Zeit" sind seit Gründung der „Reichswehr" an dieser Stelle oft genug über diesen Badeni'schen Schmutzwinkel unterrichtet worden. Die Mittheilungen der „Zeit" haben das Schicksal der „Reichswehr" und ihren Misserfolg, allen Anstrengungen ihrer Begründer zu Trotz, entschieden. Jetzt, wo mit der Klage des Herrn David diese saubere Corruptionsaffaire sich einem gewissen Abschlusse zu nähern scheint, wird es wohl angemessen sein, die ganze Geschichte noch einmal zusammenzustellen, besonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkte, wo der Erzähler den staatsanwaltschaftlichen Censurstift in Ansehung der „Reichswehr" nicht mehr in jenem Maße zu fürchten haben dürfte, wie in der Aera Badeni-Freiberg-David.

Die drei schönen Seelen, Einer des Andern würdig, fanden sich im Herbst 1896. Schwindel war ihre gemeinsame Devise. Graf Badeni, damals Ministerpräsident, wollte ein Regierungsblatt haben, das nicht, wie die alte „Presse", als solches bereits bekannt und — verachtet wäre, sondern ein heimliches Regierungsorgan, das durch directe Ableugnung seiner Officiosität und Regierungsabhängigkeit die Leserwelt betrügen sollte. Das war die Absicht des Grafen Badeni. Die Absicht des Herrn David, eines militärisch-journalistischen Abenteurers à la Esterhazy, war, sich zu diesem Zwecke zu verkaufen, um dabei recht viel Geld zur Seite zu legen. Und die Absicht des Ritters von Freiberg, des damaligen Hofraths und Badenischen Geheim-Rathes? ... Sicher ist nur soviel, dass er sich während seiner langjährigen Leitung des officiösen Presdepartements und Verwaltung des Dispositionsfonds ein auf Hunderttausende geschätztes Vermögen „erspart" hat.

Am 25. October 1896 kam zwischen den drei Cumpanen ein förmlicher schriftlicher Gesellschaftsvertrag zu Stande. Als Contrahenten fungierten Herr Gustav David einerseits und „die k. k. Regierung" anderseits. Herr David verpflichtete sich, vom 1. November 1896 ab sein militärisches Fachblatt „Reichswehr" zweimal täglich als großes politisches Tagblatt an Stelle der gleichzeitig zum Eingehen bestimmten alten „Presse" erscheinen zu lassen. (Punkt a des Vertrages.) Das Tagblatt „Reichswehr" sollte zur Hälfte Eigenthum des Herrn David, zur anderen Hälfte Eigenthum der k. k. Regierung sein, welchen Eigenthumsanspruch zu vertreten der Hofrath v. Freiberg bestimmt wurde (Punkt c des Vertrages) — ein förmliches neues österreichisches Condominium, frei nach dem Vorbild des österreichisch-preußischen Condominiums von Schleswig-Holstein meerumschlungen 1864. Es sollte als „Kampfblatt der k. k. Regierung" streng nach den Intentionen des Grafen Badeni, beziehungsweise eines von ihm namhaft gemachten Functionärs (Freiberg) geleitet werden. Wenn die „Aufträge und Wünsche der Regierung" in drei aufeinander folgenden Fällen in der „Reichswehr" nicht ausgeführt würden, sollte der Vertrag aufgelöst und Herr David zur Rückzahlung aller bis dahin von der Regierung empfangenen Gelder verpflichtet sein (Punkt g des Vertrages). Dagegen versprach die Regierung, dem Herrn David für die Zeit vom 1. November bis 31. December 1896 fl. 40.000 und für das Jahr 1897 fl. 90.000, zusammen fl. 130.000 als nicht verzinsliche und nicht rückzahlbare Subvention in monatlich vorauszubezahlenden Theilbeträgen zu gewähren. (Punkt b des Vertrages.)

Dieser leoninische Schandvertrag ist ohne gleichen. Auch andere Regierungen bestechen die Presse. Aber keine andere Regierung hat noch über ein solch schmutziges Geschäft dem Bestochenen ein schriftliches Document aus der Hand gegeben. Auch andere Regierungen geben Geld für Zeitungen aus. Aber keine andere Regierung hat sich förmlich als „Miteigenthümerin" eines solchen Blattes und als Gesellschafterin eines bestochenen Journalisten prostituiert. Für die Regierung war der Vertrag mitsammt dem Miteigenthum absolut wertlos, da sie keines von beiden jemals gerichtlich hätte geltend machen können, ohne sich selbst moralisch und politisch unmöglich zu machen. Von unschätzbarem außergerichtlichem Wert aber war das compromittierende Schriftstück für Herrn David, der dadurch ein Erpressungsmittel gegen die Regierung in die Hand bekam.

Am 1. November 1896 begann die „Reichswehr" als politisches Tageblatt zu erscheinen. Aber schon vorher hatte sich eine schwere Gewitter-

wolke über ihrem Haupt zusammengezogen. Die „Reichswehr“ sollte, nach Herrn Davids Ideen, nicht bloß ein von Regierungs-Subventionen genährtes Regierungs-, sondern auch ein aus fetten finanziellen Raubzügen ertragreich zu gestaltendes Revolverblatt werden. Zu diesem letztgenannten Zweck betraute er mit der Leitung des sogenannten finanziellen, d. i. Revolver-Theils seines Blattes, seinen langjährigen Mitarbeiter, einen bekannten Revolverjournalisten Namens Eugen Benzion. Vierzehn Tage vor der ersten Nummer der „Reichswehr“ jedoch erschien in der „Zeit“ eine Notiz, durch welche das Finanzministerium vor diesem Revolvermann gewarnt werden sollte. Ich dachte, dass diese Notiz genügen würde, um Herrn Benzion das Handwerk in der „Reichswehr“ und im Finanzministerium zu legen. Aber sie genügte nicht. Herr Benzion blieb bei der „Reichswehr“ und installierte sich als journalistischer Vertrauensmann des Finanzministeriums, der sich der besonderen Gunst des dortigen „Reichswehr“-Enthusiasten, des Sectionsrathes, jetzt Hofrathes Spitzmüller erfreute. Ich musste im December 1896 einen zweiten, sehr deutlichen Artikel über Herrn Benzion erscheinen lassen, um die Herren David und Spitzmüller zum Abbruch ihrer öffentlichen Beziehungen zu Herrn Benzion zu zwingen. Nach diesem zweiten Artikel wurde Herr Benzion auf Knall und Fall aus der „Reichswehr“ und aus dem Finanzministerium hinausgeworfen. Herr David und Herr Spitzmüller aber haben mir diesen gelungenen Streich nie verziehen. Die ohnmächtige Art ihrer Rache ist den Lesern der „Zeit“ aus der Nummer 130 bekannt.

Einen vollgiltigen Ersatz für Herrn Benzion hat Herr David nicht mehr gefunden. Damit war der größere Theil seiner klingenden Hoffnungen zerstört. Aber auch der andere Theil wurde grausam vernichtet. Die von Herrn David in der „Reichswehr“ Tag für Tag geleugnete Officiosität des Blattes wurde, vierzehn Tage nach dem Beginne seines Erscheinens, durch die Portiersgeschichte, zum Gaudium aller Nichtbetheiligten, in der „Zeit“ schonungslos aufgedeckt. Durch diese zwei Actionen war die „Reichswehr“ ihres Wertes sowohl für Herrn David wie für den Grafen Badeni beraubt. Für den Grafen Badeni wurde sie nachgerade zu einer unversieglichen Quelle von Verlegenheiten und Bloßstellungen. Die „Reichswehr“ sollte ja doch das „Kampfblatt der k. k. Regierung“ sein. Ein Mann von so inferiorem Geist und Charakter, wie Graf Badeni, musste das Bedürfnis empfinden, sich an allem in der Welt zu reiben, was intelligenter und ehrlicher war als er. Deswegen konnte er auch der Versuchung nicht widerstehen, das verbündete Deutsche Reich und seine Regierung von der „Reichswehr“ durch gemeine Angriffe besudeln zu lassen. Im Januar 1897 erschienen in der „Reichswehr“ einige unglaublich blöde und freche Artikel gegen das Deutsche Reich. Aber die Reichsregierung wollte keinen Spass verstehen. Die Berliner Blätter erklärten, von der mittlerweile veröffentlichten Portiersgeschichte Gebrauch machend, die österreichische Regierung für die „Reichswehr“-Invectiven verantwortlich. Gerade damals sollte Graf Goluchowski an den Berliner Hof reisen. Der Zwischenfall musste zur Zufriedenheit der Reichsregierung erledigt sein, ehe Graf Goluchowski nach Berlin kam. Wie sollte man sich helfen? Graf Badeni nahm zu jenem Mittel Zuflucht, das er noch immer mit Virtuosität practicirt hat, zur Lüge. An der Spitze der halbamtlichen „Wiener Abendpost“ erschien am 15. Januar 1897 ein hochofficiöses Communiqué mit der ebenso feierlichen als unwahren Erklärung, „dass weder Se. Excellenz der Herr Ministerpräsident, noch Se. Excellenz der Herr Finanzminister in irgend eine Beziehung zur „Reichswehr“ gebracht werden dürfen“. Graf Goluchowski wurde darnach in Berlin empfangen.

Inzwischen gerieth Herr David mit seiner „Reichswehr“ in immer größere finanzielle Calamitäten. Das verrufene Blatt konnte keine Verbreitung, der des Specialisten Benzion beraubte finanzielle Theil keine „Betheiligungen“ gewinnen. Bloß um der „Ehre“ willen arbeitet ein David nicht. Dafür wäre auch der Graf Badeni nicht der richtige Arbeitgeber gewesen. Herr David war bereits moralisch vernichtet. Er wollte sich wenigstens finanziell kräftigen. Also wandte er sich im März 1897 an den Grafen Badeni mit der Forderung, ihm die Subvention für das Jahr 1897 von fl. 90.000 auf fl. 150.000 zu erhöhen. Graf Badeni hatte keine Lust, in das für ihn wertlos, ja sogar lästig gewordene Blatt noch neuerdings Geld hineinzustecken. Andererseits konnte er seinen „Miteigenthümer“, den Besitzer des schriftlichen Vertrages, nicht so ohneweiters fallen lassen. Genial wie immer, verfiel er in dieser Nothlage auf eine neue Idee: die „Reichswehr“ einem Consortium von Großindustriellen anzuhängen, die sehr gut wissen, wie vortrefflich sich Gefälligkeiten rentieren, die man einem in Verlegenheit gerathenen Ministerpräsidenten erweist. Graf Badeni brachte ein Consortium von Großindustriellen zusammen, die um der schönen Augen des Ministerpräsidenten willen bereit waren, die „Reichswehr“ zu subventionieren. Von diesen Herren wurden zunächst fl. 170.000 für die „Reichswehr“ gezeichnet, u. zw. von

Herrn Arthur Krupp	fl.	75.000
„ Friedrich Freiherrn v. Leitenberger	„	50.000
„ Paul Ritter v. Schöller	„	25.000
„ Dr. Alexander Peez	„	10.000
„ Hofrath Dr. Hallwich	„	10.000

Dieser Betrag sollte durch Beitritt anderer Großindustrieller bis zum 1. Juli 1897 auf fl. 250.000 erhöht werden. Das Consortium sollte zur einen, Herr David zur anderen Hälfte Miteigenthümer der „Reichswehr“ sein. Vor der Oeffentlichkeit aber sollte die Betheiligung der Großindustriellen streng geheimgehalten werden. Herr David bekam als fixen Gehalt fl. 12.000, als fictive Capitalsverzinsung fl. 4000, und wenn das Geschäftsergebnis es gestattete, noch weitere fl. 2000, überdies vom etwa erübrigenden Reingewinn die ersten 10 Procent zugesprochen. Der Vertrag sollte für zehn Jahre, d. i. bis zum 1. Juli 1907 gelten. Als leitender politischer Geist mischte sich natürlich auch der politische Allerwelts-Kuppler Baron Chlumecky in die Verhandlungen, indem er für Herrn David eine förmliche politische Instruction ausarbeitete, die er dem vertrauenswürdigen Manne natürlich schriftlich übergab. Anfangs Juni 1897 war alles zum Uebergang der „Reichswehr“ aus dem Miteigenthum der Regierung in das um Chlumeckys Sonne geschaarte großindustrielle Planetensystem bereit, ein Vorvertrag war sogar schon unterschrieben. Herr David hätte dabei einen glänzenden Tausch gemacht. Aber im letzten Moment brach das Unglück herein. Die ganze Geschichte wurde vorzeitig veröffentlicht — unsere Leser erinnern sich wohl noch an den Artikel in der „Zeit“ — in der allgemeinen Entrüstung, die sich darüber in deutschen Kreisen erhob, ging die ganze Transaction in die Brüche. Herr David, in sinnloser Wuth, suchte sich durch einen niederträchtigen Schimpfartikel an mir zu rächen. Ich brachte Herrn David zum Schweigen, indem ich in der „Zeit“, unter genauer Angabe der Namen, des Tages und der Geldsumme, einen von der „Reichswehr“ an der Budapester „Fortuna-Goldminen-Actiengesellschaft“ verübten Expressungsversuch enthüllte, welche Enthüllung nachher infolge eines Ehrenbeleidigungsprocesses ein Redacteur der „Reichswehr“ selbst, ein gewisser Herr Mohr, als richtig öffentlich anerkennen musste (Nr. 157 der „Zeit“). Graf Badeni saß aber nun wieder mit seiner nunmehr als Revolverblatt declarierten „Reichswehr“ da, die er nicht los werden konnte, da Herr David das schriftliche Vertragsdocument, und dadurch par force du revolvre den Grafen Badeni noch in der Hand hatte. Doch einen neuen und gar einen schriftlichen Vertrag gab der schon so mancher Illusionen beraubte Graf Badeni nicht mehr aus der Hand. Herrn David ist es gelungen, im Jahre 1897, bis zum Sturz des Grafen Badeni, Ende November, von der Regierung, statt der seinerzeit für dieses Jahr vertragsmäßig zugesagten fl. 90.000 thatsächlich fl. 175.000 herauszuziehen. Das macht mit den schon 1896 bezogenen fl. 40.000 insgesammt fl. 215.000 aus. Wieviel davon Herr David als Bakschisch oder, wie man modern sagt, als „Provision“ an einen Andern abgegeben haben mag, das wissen nur die Götter.

Ende November 1897 fiel Graf Badeni. Herr David, der den mittlerweile zum Ministerpräsidenten ernannten Baron Gautsch in der „Reichswehr“ mit der durchsichtigen Phrase freundlich begrüßt hatte, dass man mit dem Baron Gautsch „rechnen“ müsse, verlangte von diesem die Fortsetzung des vom Grafen Badeni geschaffenen neuen österreichischen Condominiums. Baron Gautsch lehnte aber das Condominium zwischen Herrn David und der k. k. Regierung an der „Reichswehr“ ebenso höflich als entschieden ab und gab überdies dem noch unter Badeni zum Sectionschef avancierten Ritter v. Freiberg den Laufpass. Herr David eröffnete nun gegen den Baron Gautsch die heftigste Opposition, die aber diesem nur zur Ehre gereichen konnte. Als Graf Thun in's Amt kam, erwachten neue Hoffnungen in Herrn David. In einem äußerst liebenswürdigen Willkomm-Artikel schrieb er, dass man vom Grafen Thun „nur Gutes erwarten“ könnte. Dann bot er auch dem Grafen Thun den Eintritt in das „Reichswehr“-Condominium an. Doch auch der Graf Thun wies ihn zurück, und Herr David gieng zur schärfsten Opposition gegen das Cabinet Thun über, welches er das „Ministerium Nichtsthun“ nannte, vermuthlich, weil es für ihn nichts thun wollte. Inzwischen hat Herr David noch beim Grafen Goluchowski angeklopft. Doch auch dieser Versuch wurde ihm durch eine rechtzeitige Veröffentlichung in der „Zeit“ abgeschnitten. Schließlich soll er, der patentierte Oesterreicher mit der abgelegten Officiersehre, sich sogar dem ungarischen Ministerpräsidenten Baron Banffy offeriert haben, auch hier ohne Erfolg. Ueberall fand Herr David jetzt verschlossene Thüren, selbst sein bisheriger Rechtsanwalt Dr. Porzer zog sich von ihm zurück. Nur eine Thüre öffnete sich ihm, das war die Thüre des Wiener Hof- und Gerichtsadvokaten und liberalen Landtagsabgeordneten Dr. Edmund Benedikt, der für Herrn David die phantastische Klage auf den lächerlich hohen Betrag von 279.868 fl. 96 kr. als angeblichen Schadensersatz und Gewinnstentgang wegen der Auflösung des Gesellschaftsverhältnisses gegen das k. k. Staatsärar eingebracht hat.

Nach meiner Kenntnis der Verhältnisse kann diese Klage nicht anders als absolut haltlos sein. Der Vertrag vom 25. October 1896 ist mehr als erfüllt, da Herr David vom Grafen Badeni statt der stipulierten fl. 130.000 thatsächlich fl. 215.000 erhalten hat. Ein solcher oder ähnlicher Vertrag wäre überdies für die Amtsnachfolger des Grafen Badeni nicht verbindlich, da er den Dispositionsfonds betrifft, für den sich jeder Ministerpräsident nur pro rata temporis seines Ministerpräsidiums verbinden kann, da er ferner (Punkt g) das Blatt, somit auch das Vertragsverhältnis ausschließlich auf die Person, bezw. die Intentionen, Aufträge und Wünsche des Grafen Badeni stellt. Die Forderungen des Herrn David übersteigen ferner die gesetzliche Höhe des Dispositionsfonds von jährlich fl. 100.000, sind also deswegen schon nichtig, durch ihre Gewährung könnte sich sogar die Regierung der Verletzung des Finanzgesetzes schuldig machen. Wenn einer von beiden Theilen einen Schadenersatz zu fordern hat, so ist es noch immer eher die Regierung, der Herr David fl. 215.000 Steuergelder weggetragen hat. Endlich ist die ganze Sache eine turpis causa, der die staatlichen Gerichte die Rechtshilfe zu verweigern haben. Unter solchen Umständen muss man sich fragen, wozu denn eigentlich Herr David diese legal aussichtslose Klage eingereicht hat. Die einzige Erklärung, die ich dafür finde, ist eine Analogie mit der seinerzeit von Herrn Benzion gegen mich angestrengten Ehrenbeleidigungsklage, die sich alsbald als ein Erpressungsversuch darstellte, der, soweit er auf mich abzielte, pünktlich missglückte. Danach müsste auch die Regierung ihre Taktik gegenüber dem Herrn David einrichten. Wenn die Regierung gegenüber dem Herrn David keine Butter auf dem Kopfe hat, braucht sie den Gerichtssaal nicht zu scheuen. Herr David kriecht jetzt bei den Führern der Parlaments-Majorität herum, offenbar um von ihnen irgend eine Vermittlung zu erlangen. Bei der auf den 28. April angeordneten Tagfahrt wird man klarer sehen, ob er etwas und was er diesmal erreicht hat, und daraus weitere Schlüsse ziehen können. Inzwischen habe ich hier den interessanten Lebenslauf des officiösen Revolverblattes niedergeschrieben. Er verdient ein eigenes Capitel in der Geschichte der österreichischen Press- und Regierungs-Corruption. Es ist das Capitel Badeni.

Kr

Volkswirtschaftliches.

Die Einbringung der Ausgleichsvorlagen ist unter den heutigen Verhältnissen eine reine Formalität. Niemand denkt daran, dass dieselben in absehbarer Zeit zur parlamentarischen Behandlung gelangen könnten, niemand, dass ihr Inhalt jemals, wenigstens auf verfassungsmäßigem Wege, zur Durchführung gelangen könnte. Es ist demnach auch nicht nöthig, viel über die Vorlagen zu sagen; ihr wesentlicher Inhalt ist schon längst bekannt, und es ist ebensolange vernichtende Kritik an ihnen geübt worden; zu Detailbesprechungen wird man übrigens noch lange nach eingehender Prüfung der Entwürfe Gelegenheit haben. Heute sei nur als

Gesammteindruck der Vorlagen kurz erwähnt, dass die pessimistische Anschauung, welche man seit jeher über diese Badeni-Bilinski'sche Schöpfung hatte, nach Durchsicht der Detailbestimmungen womöglich noch verstärkt wird. Was soll an diesen 21 Gesetzesvorlagen überhaupt als ein Fortschritt, als eine Verbesserung angesehen werden? Höchstens die Valutavorlagen, aber diese haben mit dem Ausgleich nichts zu thun und hätten längst eingebracht werden können. Diese Häufung von Vorlagen zum selben Termin kommt uns vor, wie wenn ein Kaufmann alle seine Zahlungen auf ein und denselben Fälligkeitstermin stellen würde. Und auch in den Valutavorlagen ist manches, insbesondere die große Menge von kleinen Noten, Silbercourant und Scheidemünze — letztere geschaffen wegen des mittelst Geldverschlechterung zu erzielenden Münzgewinnes — was zu schweren Bedenken Anlass gibt. Die enorme Erhöhung der indirecten Abgaben ist an und für sich unannehmbar, sie ist aber auch gar nicht durch die Finanzlage genügend begründet. Die eigentlichen Ausgleichsgesetze bringen nicht eine Bestimmung, welche die als für Oesterreich drückend empfundenen Bedingungen des alten Ausgleichs verbessern würde. Oder soll die Aufhebung des Mahlverkehres als solche angesehen werden? Die Abschaffung des gesetzwidrigen fraudulosen Zustandes, welcher heute von Ungarn als Mahlverkehrverfahren gehandhabt wird, hätte jede nur etwas energische Regierung längst durchsetzen müssen. Ein Compensationsobject ist das nicht. Oder soll man das Geschenk an die Schlachzizen und Großindustriellen Galiziens, die Erhöhung der Roh-Zölle, als eine Concession für Oesterreich ansehen? Für die Klagen der österreichischen Producenten wegen ungleicher Behandlung bei Submissionen und bei den Eisenbahnfrachten, wegen einseitiger Begünstigungen der ungarischen Industrie wird auch das neue Zoll- und Handelsbündnis keine Abhilfe schaffen, weil es keine papierenen Bestimmungen gibt, welche die gleichartige Behandlung garantieren würden, wenn die Regierungen nicht den ehrlichen Willen dazu haben. Und die finanziellen Bedingungen des Vertrags? Sicher ist, dass durch die veränderten Bestimmungen in der Vertheilung der Consumsteuern Ungarn einen Vortheil im Betrage von mehreren Millionen gegenüber dem bestehenden Zustand erlangt. Wo ist die Gegenleistung Ungarns? Wo ist die Quoten-Erhöhung, der einzige Theil des Ausgleichs, den auch Graf Badeni in seinem Werte zu verstehen fähig war und für den er daher alles den Ungarn concediert hat? Wie will man alle den Ungarn zugewendeten Vortheile vor den österreichischen Staatsbürgern auch nur scheinbar rechtfertigen, da nicht einmal das Aequivalent der Quotenerhöhung erreicht ist? Braucht man dazu die maßlose Erhöhung der indirecten Steuern, damit man Ungarn Geschenke machen kann?

*

Und nun das neue Bankstatut, dessen Detailbestimmungen noch viel ärger sind, als man nach dem früher Bekanntgewordenen erwarten konnte! Man glaubt eine aus einem Tollhaus stammende Arbeit zu sehen, wenn man die neue „Organisation“ der Bank liest. Es ist factisch die Republik mit dem Großherzog an der Spitze. Der Generalrath leitet und überwacht die Verwaltung des Vermögens und den gesammten Geschäftsbetrieb, hat also die wichtigsten Beschlüsse zu fassen und ist demnach die Regierung der Bank; aber an seiner Spitze steht der Gouverneur, welcher den Vorsitz bei den Berathungen mit beschließender Stimme führt, und der alle Beschlüsse inappellabel aufheben kann, ohne jemandem dafür verantwortlich zu sein, ohne Gründe anzugeben, welcher aber selbst gar nichts beschließen kann! Für die Beschlüsse, welche er zulässt, ist er verantwortlich, für die, welche er aufhebt, nicht. Bei den Directionen, diesen beiden Hälften des Generalraths, welche nicht zusammenhalten, sondern auseinanderfallen, welche geradezu nationale Curien bilden, nehmen die Vicegouverneure dieselbe Stellung ein, wie der Gouverneur im Generalrath. Auch sie können alles inhibieren, ohne Motivierung, ohne höhere Instanz, ohne Verantwortung! Damit aber Gouverneur und Vicegouverneure nicht gar zu üppig werden in ihrer unverantwortlichen absoluten Gewalt, sind ihnen die Regierungscommissäre beigesellt, der österreichische und der ungarische, welche ihrerseits wieder alle Beschlüsse des Generalrathes und der Directionen, des Executivcomités etc. inhibieren können. Beschließen können auch diese natürlich nichts, aber wenigstens sind sie in ihrem Vetorechte beschränkt auf statuten- und gesetzwidrige Beschlüsse und auf solche, „welche sie mit den Interessen des betreffenden Staatsgebiets nicht vereinbar finden.“ Eine recht dehnbare Bestimmung. Da die Generalräthe nicht nach ihrer Eignung, sondern nach ihrer Nationalität in gleicher Anzahl Oesterreicher und Ungarn gewählt werden, so werden die Regierungscommissäre vermuthlich insbesondere dann in Function treten, wenn ein Beschluss, bei dessen Zustandekommen ja stets die jeweilige Nationalität des Gouverneurs den Ausschlag geben wird, dem Finanzminister des in der Minorität befindlichen Landes nicht passt. Kurz, für die Inhibierung von Beschlüssen ist nach Möglichkeit vorgesorgt, was aber das Zustandekommen von Beschlüssen, und zwar von vernünftigen Beschlüssen anbelangt, das ist offenbar Nebensache. Und die Zeitvergeudung, die Actenmassen, welche das neue Statut hervorrufen wird. Der Generalrath kann keine Verfügung mehr an irgend eine Bankanstalt direct ergehen lassen. Das muss immer erst durch Vermittlung seiner österreichischen oder ungarischen Hälfte, der Direction des betreffenden Staatsgebiets geschehen. Und was es da für Competenzstreitigkeiten geben wird! Und die thunlichst abwechselnden Sitzungen des Generalraths in Pest und Wien; für dringende Beschlüsse wird all das recht beschleunigend sein. Und dann wird der Generalrath gut thun, das Archiv und alle möglicherweise zu einer Auskunft nöthigen Beamten bei den Dislocationen mitzunehmen! Dann werden wir bald eine Sprachenfrage in der Bank haben; es wird kaum lange dauern, dass ein ungarischer Generalrath in den Directions- oder Generalrathssitzungen, besonders so oft letztere in Pest abgehalten werden, die ungarische Verhandlungssprache einführen wird, und dann können die österreichischen Collegen entweder ungarisch lernen oder sich eines Dolmetschers bedienen oder überhaupt auf die Fortsetzung der Berathung verzichten. Es sind nur Stichproben aus dieser Organisation der Bank, die wir heute aufgegriffen haben. Und das alles, weil ein österreichischer Finanzminister für die ungarische Parität in der Bankverwaltung einzutreten für nöthig erachtete, ohne Grund, ohne Nöthigung von Seiten Ungarns, ohne dass er irgend eine Gegenconcession — und es gibt keine, welche die Desorganisation der Bank ausgleichen könnte — erlangt hätte. Und das alles in der Bankfrage, welche die festeste Position Oesterreichs im Ausgleich bildete, da die gemeinsame Bank überwiegend Ungarn zum Vortheile gereicht, Ungarn für deren Erhaltung die größten Opfer bringen müsste, wenn nicht solche leichtfertige Menschen österreichische Minister wären und dabei sind alle diese Beamten während ihrer Functionszeit unabsetzbar.

—h.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Bodinière, „Les Gauloises du Calvaire“ von Henri Guerlin; Théâtre Antoine, „Joseph d'Arimathée“ von Gabriel Trarieux; Odéon, „Mon Enfant“ von Janvier de la Motte. Berlin. Königl. Schauspielhaus, „Anno Dazumal“ von Reuling; Goethetheater, „Onkel Bönost“ von Otto Reimann.

* * *

Die dritte Première des Herrn Schlenther und seine dritte Blamage: der dümmste Act, den Herr Fulda, der bekannte Frankfurter Fabrikant, jemals geschrieben hat, wurde von den paar Anwesenden ausgegähnt.

Im Deutschen Volkstheater hat der „Abend“ von Paul Lindau, ein Schauspiel in der alten Manier, nicht gerade missfallen, aber doch auch nicht gewirkt; Herr Tyrolt war sehr gut. H. B.

*

Das Gastspiel einer italienischen Operngesellschaft im Carl-Theater verschaffte uns das seltene Vergnügen, Frau Marcella Sembrich auf der Bühne zu hören. In der Kunst des colorierten Gesanges, in geschmackvollem Vortrag, in einer bis in die kleinsten Details zu größter Vollkommenheit herausgearbeiteten Technik steht sie auch heute noch auf der Höhe der Meisterschaft und hat darin wohl kaum eine Rivalin. Weich und sanft, wie der wohllautende Ton einer Flöte, setzt ihre Stimme die schwierigsten Passagen sicher an und führt sie mit der Leichtigkeit und Genauigkeit eines vollendet gehandhabten Instrumentes durch. Die Wahnsinnsarie der Lucia war in dieser Beziehung eine Musterleistung, und sie hätte uns noch ein größeres Vergnügen verschafft, wenn der begleitende Flötist dieselbe Meisterschaft besessen hätte, wie die gefeierte Primadonna. An die dramatische Berechtigung der Situation durfte man während der ganzen Arie freilich nicht denken. Von diesem Standpunkte aus bildet sie eine der albernsten Scenen der ganzen Opernliteratur. Frau Sembrich macht daraus wenigstens eine großartige Concertleistung. Mit dem flötenartigen Charakter ihres Organes sind aber nicht nur die Vorzüge, sondern auch die Nachtheile derselben gekennzeichnet. Es leidet an einer gewissen Einförmigkeit der Klangfarbe und ist deshalb eines vielseitigen, charakteristischen Ausdruckes nicht fähig. Dies merkte man besonders in der Rolle der Gilda in Rigoletto. Vom absolut musikalischen Standpunkt tadellos, hätte die Partie doch in manchen Punkten kräftigere Schattierungen vertragen. Ihr edler Gesang erregte auch in Rigoletto wiederholt Bewunderung, ihre zarte Intonation und feine Durchführung bildete eine wahre Wohlthat gegenüber dem Geschrei ihrer Partner. Die Polin war in der italienischen Gesellschaft die einzige Vertreterin des bel canto. Ich wundere mich nur, dass Frau Sembrich sich bei solchem Können nie höhere Aufgaben stellt. Zwar glaube ich nicht, dass der Liedervortrag die ihr congenialste Sphäre ist, aber warum singt sie uns nicht einmal die Königin der Nacht, die Donna Anna, die Constanze in der „Entführung“ oder wenigstens in Meyerbeer's „Vielka“? Immer diesen abgeleierten italienischen Plunder! Wer noch einen Funken Sympathie dafür hatte, der musste durch die letzten italienischen Vorstellungen, die leider auch äußerlich das Gepräge der früheren lässigen Opernwirtschaft trugen, eines besseren belehrt werden. Deshalb wundere ich mich noch mehr, wie sich Frau Sembrich dazu hergeben konnte, in einem so minderwertigen Ensemble aufzutreten, wie es das der gegenwärtigen Stagione ist. Von allen Mitwirkenden schien nach der ersten Vorstellung nur der Bariton Signor Magini-Coletti wenigstens bescheidenen Ansprüchen zu genügen. Als Rigoletto aber hat auch er mich enttäuscht. Gerade diese Rolle haben wir in Wien von deutschen Baritonisten nicht nur schöner und gesanglich befriedigender, sondern auch charakteristischer, vor allem viel mächtiger, feuriger vortragen gehört, als von diesem fast immer jammernden Darsteller, der stets zwei bis drei nebeneinander liegende Töne zugleich zu intonieren scheint. Ganz unmöglich ist der Tenor Signor Giannini mit seiner spröden Stimme, mangelhafter Gesangskunst und dem linkischen Spiel. Er gab musikalisch und schauspielerisch kaum eine Skizze seiner Rolle. Der Bassist Signor Arimondi ist noch nicht recht zur Geltung gekommen, wohl aber Signor Corsi, der zweite Tenor. In Lucia erregte er wahre Lachsalven des Publicums. Eine so deutlich zum Ausdruck kommende Heiterkeit, zu der mehr oder weniger alle kleineren Rollen Anlass geben, hat man in Wien schon lange nicht erlebt. Die Leistungen der Regie beschränken sich auf das allernothdürftigste und zuweilen auch auf das nicht. In Rigoletto (4. Act) wollte der Herzog ewig nicht auf die Bühne kommen. Es entstand eine lange Kunstpause, bis ihn laute Rufe hinter den Coulissen vor die Rampe brachten. Kaum war er erschienen, kam wieder seine Geliebte nicht, der Herzog musste sie erst durch Händeklatschen von der Bühne aus zu sich rufen. Die Zwischenacte dauern ebenso lang und noch länger als der Act selbst. Das Publicum wird ungeduldig und fängt an Lärm zu machen. Kurz, es geht da zu wie bei einer kleinen Schmiere. Von Chor und Orchester

läſst ſich nichts anderes ſagen, als daſs ſie etwa auf dem Niveau der Leiſtungen in Olmütz und Troppau ſtehen. Die Art, wie ſich einmal im Rigoletto (2. Act) die Choriſten vorn an der Rampe zu einem Knäuel zuſammenballten und mit dem Finger nach dem Dirigenten zeigend in den gliederverrenkendſten Stellungen ihre Strophe abſangen, war einzig. Es war ein Bild für die „Fliegenden Blätter“. Ich ſtaune, daſs die Geſellſchaft den Muth hat, für dieſe Leiſtungen Eintrittspreiſe zu verlangen, die zum Theil **noch einmal ſo hoch ſind** (!), wie in unſerer Hofoper. Ich kann mir gar nicht denken, daſs es gelingen werde, wirklich alle beabſichtigten zehn Vorſtellungen durchzuführen, es ſei denn mit einem erheblichen Deficit. Frau Sembrich hat das Princip der Primadonnen „L'opéra c'est moi“ in der denkbar engherzigſten Weiſe durchgeführt, und ſie mag die Genugthuung haben, daſs, wer in dieſe Vorſtellungen überhaupt ein zweitesmal hineingeht, gewiſs nur ihretwegen kommt. A. W.

*

Im **Raimundtheater** geht dieſer Tage das Gaſtſpiel des Fräuleins **Barſescu** zu Ende. Es war von großen äußeren Ehren begleitet, aber nur von ſehr geringem künſtleriſchem Erfolg. Fräulein Barſescu iſt eine unintereſſante, ſeelenloſe, hölzerne Schauſpielerin von erkünſtelter Woltermanier. Als Darſtellerin ganz primitiver Rollen oder vor einem in künſtleriſchen Dingen wenig verwöhnten Publicum vermag ſie vielleicht ihren Platz auszufüllen. Die Medea, die Fräulein Barſescu hier zum erſtenmale ſpielte, iſt nun alles eher als eine primitive Rolle; aber das Publicum, das ſie fand, ſcheint von geradezu kindiſcher Oberflächlichkeit zu ſein — anders iſt der Jubel nicht zu erklären, der ſie im Theater umbrauſt. Und die Zeitungen fliegen ihr zu, wie welke Blätter im Wind. Iſt das gleichfalls nur Oberflächlichkeit? Nein; es dürfte wohl auch ein biſschen Verlogenheit dabei ſein. Wenn dieſe Herren Recenſenten nur wüſsten, wie ſehr ſie ihrem Schützling mit dieſen überhitzten Tiraden in den Augen aller Unbefangenen ſchaden! Es würde mir nicht einfallen, das von einer unglücklichen Schauſpiel-Periode in die Höhe gebrachte Talentchen des Fräuleins Barſescu ſo grauſam aller ſeiner Drapierung zu entkleiden, wenn ſie nicht dieſe Bewunderer hätte. Daſs das Burgtheater ſie dringend braucht, konnte man überall leſen. Und an einer Stelle wurde ſie als die beſte Interpretin des Wiener claſſiſchen Dramas (Grillparzers) gefeiert. Einfach die beſte. Sonderbar ſpiegeln ſich Dinge und Dichter in den Köpfen mancher Menſchen. — **Girardi** trat in einer alten Wiener Poſſe von Berla auf und hat — trotz ſeiner Rolle, neben ſeiner Rolle — einen Rieſenerfolg ſich hervorgezaubert. Man weiß, wie er in ſolchen Fällen iſt. Er ſpielt ſozuſagen von oben herab und zwingt ſeinen Humor, ſein Temperament und ſeinen Eigenſinn dem willenloſen, gefangenen Zuhörer auf.

A. G.

*

Im **Landhaus** iſt jetzt eine Collection von **Medaillen** zu ſehen. Man leſe dazu das Buch von Lichtwark: „Die Wiedererweckung der Medaille“ (Dresden bei Gerhard Kühtmann). Lichtwark iſt der erſte geweſen, der uns an den großen alten Sinn der Medaille erinnert hat: „Sie iſt die eigentlich volksthümliche Form, man könnte ſie das Volkslied der Sculptur nennen.“ Das war vergeſſen, bis die Franzoſen Roty und Chaplain und der Wiener Alexander Scharff begannen. Ueber unſeren Scharff ſagt Lichtwark: „In Oeſterreich wurde die Medaille ſeit langer Zeit intenſiver gepflegt als in Deutſchland, und unabhängig von dem Vorbilde der Franzoſen hat dort Alexander Scharff die Erneuerung des Medaillenſtiles durchgeführt. Sein Werk iſt ganz außerordentlich umfangreich, und er hat ſchon früh neben der geprägten Medaille auch die gegoſſene aufgenommen. Neben der Medaille hat er auch die Plaquette größeren, namentlich gern auch geringeren Formates verwandt, ſowie die alten Formen des Hochovals und der Klippe (Raute) wieder eingeführt. Sogar die Form der durchlöcherten chineſiſchen Bronzemünze hat er bei einer Scherzmedaille in Anwendung gebracht.“ Neben Proben ſeiner Kunſt ſind hier ſehr ſchöne Sachen vom Profeſſor Stefan Schwartz, unmittelbar nach der Natur getrieben, von der feinſten Anmuth. Mit Behagen ſieht man auch Neudeck ſich bemühen, der den Reiz großer Architekturen durch ein paar Linien auszudrücken und mitzutheilen weiß. Peter Breithut hat Bildniſſe von Pötzl, der Frau Reinhold und Chriſtians da. Es ſcheint ſeine Tendenz zu ſein, die Medaille maleriſcher zu machen. An den Medaillen der Meiſter befremdet es uns, daſs ſie den Kopf zu ſehr vom Grunde trennen. Wir möchten, daſs er gleichſam im Materiale ſchwimmen ſollte. Die Zeichnung ſollte wie ein leiſer Hauch, ein Schatten, ein leichter Nebel auf dem Grunde ſein, ſich errathen laſſend, aber gleich wieder zerfließend, ohne ſich jemals abzutrennen, auszulöſen. Ich denke an die gauffrierte Manier des Charpentier in ſeinen Lithographien mit Preiſung. Etwas Aehnliches ſcheint Breithut zu empfinden, und er ſollte ermuthigt werden, ſeinem Gefühl unverzagt zu folgen. H. B.

*

Man ſchreibt uns aus **Leipzig**: In der letzten Märzwoche hat die **Literariſche Geſellſchaft** in Leipzig ihre Thätigkeit für dieſen Winter beendet. Sie hat je fünf Geſellſchaftsabende und Theateraufführungen veranſtaltet und jedesmal einen Erfolg davongetragen. An den Geſellſchaftsabenden trugen vor: Georg Fuchs über den „neuen Stil“, Dr. Rudolf Steiner über „Goethes Weltanſchauung und die Gegenwart“, Max Grube über das „Manuſcript“ und Profeſſor Dr. Litzmann über Kleiſts „Pentheſilea“, während Frank Wedekind, Otto Julius Bierbaum, Clara Viebig, Anna Croiſſant-Ruſt, Detlev Freiherr von Liliencron und Friedrich Spielhagen eigene Dichtungen recitierten. Zur ſceniſchen Darſtellung kamen ſechs Stücke: das Schauſpiel „Ein Beſuch“ von Edward Brandes, das Zwiſchenſpiel „Der eiferſüchtige Alte“ von Miguel de Cervantes, Henrik Ibſens „John Gabriel Bockmann“, „Bartel Turaſer“ des Philipp Langmann, das moderne Schauſpiel „Eisgang“ von Max Halbe und die Burleske „Der Erdgeiſt“ von Frank Wedekind. Davon war nur das letzte überhaupt noch nicht gegeben worden. Während die anderen hier genannten Stücke oder zumindeſt deren Verfaſſer auch bei Ihnen ſchon von längerer Zeit her bekannt ſein dürften, gehört **Wedekind** und insbeſondere ſein „**Erdgeiſt**“ zu den verhältnismäßig weniger gut gekannten und beſprochenen Erſcheinungen der letzten Jahre. Es mag alſo von einigem Intereſſe ſein, darauf mit ein paar Worten einzugehen; umſomehr als Sie ja, nach den Meldungen der Blätter, Wedekinds „Erdgeiſt“ demnächſt in einem Wiener Gaſtſpiel des Berliner Reſidenztheaters näher kennen lernen ſollen. Hier bei uns war die Aufnahme des Stückes keine unbeſtritten günſtige, was niemanden, der dieſe Burleske kennt, ſonderlich überraſchen wird. Es handelt ſich darin um die dämoniſche Macht des Weibes über den Mann, eine uralte Erfahrungsweisheit. Gemeiniglich wurde bisher das berückende Ewig-Weibliche dem weichen, lockenden Elemente, dem Waſſer, verglichen, wie denn auch die der Lulu Wedekinds ähnliche Fanja in dem Schauſpiele „Die Nixe“ von Spazinsky (deutſch von Hermann Bahr) dem Waſſer gewiſſermaßen wahlverwandt iſt. Das Mütterliche und das Nährende der Erde ſcheint dieſer Gattung von Frauen nicht entfernt zu entſprechen, und in der That hat auch Wedekind dieſe Eigenſchaften der Erde weniger im Auge gehabt, als vielmehr das Schmutzige, das der Allmutter Erde auch bisweilen anhaftet. Um dies zu betonen, erſcheint Lulus Vater eigens in einem — ſymboliſcher Weiſe — möglichſt beſudelten Aufzuge. Sonſt ſpielt ſich das Stück in dem üblichen Rahmen ab, wie er durch die enge Verwandtſchaft Lulus mit ihren Geiſtesſchweſtern bedingt iſt, deren Stammbaum von Carmen über Adelheid und Colombine zu den Großmüttern, den Sirenen und Circe, und weiter noch zum Urahnen, zu dem uralten Löwenweibe, der Sphinx, hinaufreicht. Lulu bringt mehrere Opfer zur Strecke, das ſtärkſte und am ſchwerſten zu bezwingende zuletzt. Trotzdem war etwas durchaus Neues an dem Stück. Dieſes Neue iſt der Variétéſtil, als deſſen Claſſiker Frank Wedekind ſchon früher einmal von Panizza in einer leſenswerten Studie bezeichnet worden iſt. Nirgends wird das klarer als am Schluſſe des Stückes, wie dem letzten Gatten Lulus aus jeder Thür und unter der Tiſchdecke hervor ein Liebhaber ſeiner Frau entgegengrinst. Das ſind Clowns, die da hohnlachend die Zähne fletſchen, das iſt die reizende Colombine mitten unter ihnen, und das iſt der melancholiſche, betrogene Bajazzo, der mit einer mühſamen Grimaſſe in einem letzten tragiſchen Salto ſich den Hals abbricht, das iſt Variétéſtil. Das Variété übertreibt die Bühne: das Schauſpiel, die Oper, das Ballet. Frank Wedekind nimmt dieſe Uebertreibungen und überträgt ſie wieder auf die Bühne zurück. Statt des Tragiſchen bringt er nun das Gruſliche und das Groteske, ſtatt des Komiſchen das Burleske und das Alberne. Seine Geſtalten bewegen ſich nur in extremen Empfindungen und begehen nur extreme Handlungen, und gerade die äußerſten Gegenſätze ſind möglichſt jäh neben einander geſtellt. Am wenigſten habe ich darin — etwa wenn nach etwas recht Schauerlichem ſogleich etwas recht Banales geſagt oder gethan wird — Humor entdecken können, weil ſo grobe Mittel für den Humor nur ein Nothbehelf ſind, mit dem er ſich auf die Dauer keinesfalls zu befreunden vermag. Solche Wirkungen hervorzubringen, genügt ein gewiſſes Maß von Keckheit. Dagegen drückt ſich in der Zeichnung des letzten Opfers der Lulu wirklich ein feiner, ironiſcher Humor aus. Dieſer Feinſchmecker der Liebe, der mit Lulu, ſeiner abgedankten Geliebten, bereits zwei Männer geprellt hat, hat ſich die Ehe mit einem reinen, unverdorbenen Mädchen als ein leckeres Deſſert aufgeſpart und bekommt in eben dieſer Lulu, die ihn feſtzuhalten weiß, zum guten Ende des erotiſchen Diners noch einen höchſt unverdaulichen Braten aus der Teufels Küche, an dem er ſich den Tod iſst. — Es iſt die Frage aufgeworfen worden, ob die Wedekind'ſche Burleske für eine öffentliche Bühne ſich eignet. Ich meine, grundſätzlich hat ſie kein Recht auf ein ernſtes Theater, weil das Uebertreiben dem innerſten, maßvollen Weſen der Kunſt fremd iſt, aber auf den Bühnen, die ſchon längſt insgeheim eine Variétékunſt treiben, wird dieſe Burleske nicht das Schlechteſte ſein, weil ſie ehrlich iſt und nichts anderes ſein will, als das, was ſie iſt. Vielleicht wird ſie aber gerade darum dort übel aufgenommen ſein. — Die Theateraufführungen der Literariſchen Geſellſchaft wurden durch den Schatzmeiſter und Regiſſeur Dr. Karl **Heine** geleitet. Sie waren im ganzen trefflich gelungen. Der Hauptantheil an dieſem Erfolge gebürt Dr. Heine. Dieſer bewundernswerte Regiekünſtler verſteht es, das, was der Leſer als „Stimmung“ zwiſchen den Zeilen des Buchdramas ſich herausliest, auf die Bühne zu verpflanzen, indem er dieſe jeweilige „Stimmung“ in einen jedesmal ganz einheitlichen Schauſpielſtil überſetzt, unter deſſen ſtraffer Herrſchaft die geſammte Aufführung dann ſich abſpielt. Damit iſt die Hauptaufgabe eines Regiſſeurs ausgedrückt, die Dr. Heine trefflich gelöst hat. Als zweier ſchauſpieleriſcher Muſterleiſtungen will ich der Fanny Wilton (John Gabriel Bockmann) und Tante Amalie Leidigkeit (Eisgang) der Frau Helene **Riechers** gedenken. Zum Schluſſe erübrigt mir noch Folgendes zu bemerken: Bis December 1897 zählte die Literariſche Geſellſchaft ungefähr 400 bis 500 Mitglieder, etwa um Neujahr 1898 vermehrte ſich plötzlich ihre Mitgliederzahl auf wohl anderthalb Tauſend, indem gegen tauſend ſocialdemokratiſche Arbeiter corporativ der Geſellſchaft beitraten. Es wird ſich nun die Nothwendigkeit ergeben, auf dieſe Mehrheit des Publicums im Programme Rückſicht zu nehmen. Mit „Bartel Turaſer“ und „Eisgang“ iſt das zum Theil ſchon geſchehen. Feinſchmeckergenüſſe aber, wie die Aufführung der Wedekind'ſchen Burleske, fallen, von dieſem Standpunkte betrachtet, aus dem Rahmen. F. A. Beyerlein.

Bücher.

„**Die Wahrheit über Bulgarien**“. Dargeſtellt von Joſef **Beckmann**, Leipzig, Georg Heinrich Meyer.

Das vorliegende Werkchen kann für zartbeſaitete Gemüther als Zeichen von der Sieghaftigkeit der Wahrheit gelten, und ſeinen Verfaſſer darf man

als reuigen Sünder willkommen heißen. Nachdem er als Director der „Agence balcanique“ jahrelang an der Irreführung Europas in bulgarischen Dingen thätigen Antheil genommen, macht er seinem offenbar gepressten Herzen durch die Veröffentlichung der „Wahrheit über Bulgarien“ Luft. Seinem Vorsatze, diesmal nicht vom geraden Wege abzuweichen, ist er ziemlich treu geblieben; er hat sich also auch von dem Extrem einer Schmähschrift, wie es politische Broschüren über die Balkanstaaten leider meistens sind, fern zu halten gewusst. Das ist das beste Lob, das man seiner Arbeit spenden kann. Beckmann gibt in dem kleinen Buche eigene Erlebnisse und Erfahrungen zum besten, doch wird der mit den Verhältnissen vertraute Leser nicht viel Neues darin finden. Für Personen, die sich erst orientieren wollen, ist es immerhin von Wert. Am treffendsten sind die Charakterzeichnungen der handelnden Personen, z. B. des Ministerpräsidenten Dr. Stoilow, des jungen Günstlings und Diplomaten Dr. Stanciow, des vielbeschäftigten und vielgeplagten Secretärs im Ministerrathe Taptschileschtow. Die Beamtencorruption, zu welcher auch die vielverzweigten Verschwägerungen der Würdenträger und Parteihäupter zählen, sowie die Jagd nach Aemtern und Gewinn sind anschaulich dargestellt. Selbstverständlich widmet der Verfasser auch der Person des Fürsten Ferdinand eine ausführliche Schilderung. Er bestätigt damit nur die Ansichten, welche über den Fürsten allgemein in Europa herrschen. Sein unzuverlässiger, schwankender Charakter, sein Misstrauen, sein Hang zu persönlicher Rancüne, sein Sparsinn und seine Eitelkeit sind bereits wiederholt durch Thatsachen erwiesen und in der Presse beleuchtet worden. Ein nicht vor langer Zeit verstorbener Erzherzog that einst über den Fürsten Ferdinand den Ausspruch, dass ihm das innere Gleichgewicht fehle. Die neueste Publication erhärtet dieses Urtheil. Sehr sympathisch berühren die Mittheilungen Beckmanns über das Walten der Fürstin Marie Louise, die sich in Bulgarien thatsächlich großer Wertschätzung erfreut.
R. N.

Sophie Pataky: Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahre 1840 erschienenen Werke weiblicher Autoren nebst Biographien der lebenden und einem Verzeichnis der Pseudonyme. Berlin, Carl Pataky, 1898.

Ein nützliches Werk, das bisher nur im ersten Band (bis zum Buchstaben M reichend) vorliegt. Die Herausgeberin schickt eine längere Einleitung voraus, in der sie ihrer Aufgabe gewisse allgemeinere, höhere Gesichtspunkte abzugewinnen sucht. Das befremdet. Denn was den Inhalt und zugleich den Wert dieses Buches ausmacht, ist lediglich eine Zusammenstellung von Namen, Jahreszahlen, Büchertiteln und biographischen Daten. L.

Fannie Gröger: „Thränen“. S. Fischer, Berlin, 1898.

Als vor wenigen Jahren der Name Fannie Gröger beinahe über Nacht in der deutschen Literatur auftauchte, vielmehr emporschoss, da gab es großen Streit um die graziösen, geistvollen Frechheiten des „Adhimukti“ und der anderen im selben Bändchen enthaltenen Spottdrosseleien. Da sprach ein verblüffendes, reiches Talent mit einem starken journalistischen Einschlag, plauderte und höhnte so fertig, reif und sicher. Aus der Spottvogelperspective besah Fannie Gröger sich das bunte Jahrmarktspiel der Welt und lachte — nicht einmal bitter oder gar in den heiligsten Gefühlen gekränkt — keine Spur! Ein reizvoller Zug von wienerischer Gemüthlichkeit gieng durch alle die ergötzlichen Variationen, die das kecke Fräulein auf der G-Saite der menschlichen Schwachheiten executierte. Aber da steckte es auch!! Es war nur eine Saite, nur ein Ton, der ihr zugebote stand, und während man sich an dem frisch-frechen „Adhimukti“ erfreute, musste man sich nachdenklich fragen: Am Beginne der Laufbahn schon so fertig und abgeschlossen — wohin und wie wird dieses kostbare Talent sich entwickeln? Dann kamen die „Himmelsgeschichten“. Obwohl ungefähr gleichzeitig mit „Adhimukti“ entstanden, waren doch die Farben der „Himmelsgeschichten“ matter geworden, und das zweite Bändchen erreichte nicht mehr die außerordentliche künstlerische Wirkung des ersten. Heute liegt das dritte Buch Fannie Grögers vor, betitelt „Thränen“. Und das ist missglückt. Von den sieben Novelletten, die der Band enthält, ist kaum die letzte „Der Stein der Weisen“ — im Hans-Sachs-Deutsch geschrieben — der Fannie Gröger von ehemals würdig und nicht allein deshalb, weil sie den Schelmenton des „Adhimukti“ anschlägt. Die anderen aber sind zu Boden gefallen, die Autorin hat vielleicht mit Absicht ihre Schwingen gestutzt, und statt sich wie ehemals frei und lachend emporzuschwingen, steigt sie hinab in das sonst übermüthig verhöhnte Leben, wird grimmig ernst, will sogar tragisch wirken — und wo sie seriös sein will, wird sie plump, wo sie pathetisch wird, banal. Schade! In „Wie der Presl das Arbeiten verlernt hat“, versucht sie die einfache Handlung der ruhig-düsteren Bauerngeschichte knapp, straff und einfach durchzuführen. Man fühlt genau, was sie wollte, und ist schmerzlich berührt zu sehen, dass ihre Kraft versagt. „Begegnung“ — Inhalt: ein glücklicher, wohlhabender junger Ehemann begegnet auf der Straße seiner ehemaligen Geliebten, die zur Dirne herabgesunken ist — liest sich gar wie ein schlechter Tovote. Sie hat sich eben einmal stark vergriffen.
E. Pl.

Revue der Revuen.

„Das Leben“ hat sein erstes Quartalsheft für 1898 herausgegeben. In einem durch seine Schärfe und Eindringlichkeit bemerkenswerten Aufsatz „Die österreichischen Gymnasien einst und jetzt“ verlangt Friedrich Kleinwächter eine Reduction des Latein-Unterrichtes, der bloß als „mechanischer Drill“ zum Zwecke der Befriedigung gewisser praktischer Bedürfnisse, wie im vormärzlichen Gymnasium, betrieben werden sollte; fernerhin Verlegung des, noch mehr verkürzten, Griechisch-Unterrichtes in die oberste Mittelschulclasse; endlich eine Wiederannäherung unserer heutigen auf den Thun'schen Reformen fußenden Gymnasien an das altösterreichische Muster in Beziehung auf Organisation. Darnach wäre das Untergymnasium, bestehend aus vier Jahrgängen, nach dem System der Classenlehrer, zum Unterschied von dem jetzigen System der Fachlehrer einzurichten; das Obergymnasium hätte bloß zwei Classen zu enthalten, während ein aus zwei Jahrgängen bestehendes Lyceum — entsprechend der alten „Physik“ und „Logik“ — die Zwischenstufe zwischen Gymnasium und Universität bilden müsste; die Maturitätsprüfung, in ihrer heutigen Form ganz widersinnig, hätte wegzufallen oder wäre in eine an der Universität abzulegende Aufnahmsprüfung umzuwandeln. — „Ueber Stil und Stile“ heißt ein aus historischen Kleinlichkeiten, aus Flüchtigkeit und Tendenz — wobei die österreichische Romantik unseres Jahrhunderts das Ideal darstellt — bunt zusammengesetzter Beitrag von Richard Kralik. Mit dem Wort stilisieren, das der Verfasser aus Vorsicht immer zwischen Anführungszeichen setzt, wird ein auffallender logischer Missbrauch getrieben. — L. v. Schroeder legt in einem Aufsatz die Vorzüge des Buddhismus dar, vertheidigt aber das Christenthum, auf dessen Standpunkt er steht, gegen den „Vorwurf“ der Abhängigkeit von der Geschichte und Lehre Buddhas. Er spricht die tröstliche Hoffnung aus, dass man den Buddhismus bei uns als „wirklichen Concurrenten des Christenthums“ nicht zu fürchten braucht. — Derselbe Autor bemüht sich in einigen am Schluss des Heftes abgedruckten Stanzen den Sudermann'schen „Johannes“ satirisch zu behandeln, mit viel frommer Gesinnung und Pietät und nicht ebenso großem Witz.

„La Revue blanche“ vom 15. April bringt an erster Stelle einen an das neu erschienene Werk „Histoire de la Monarchie de Juillet“ von Thurnau-Dangin anknüpfenden Aufsatz über Louis Philipp. Der Verfasser, Theodor Duret, bezeichnet den Bürgerkönig als einen Vorläufer und Vorahner der neuen Zeit und ihrer Friedenspolitik. — Tarrida del Marmol, der aus seinen Enthüllungen über die spanischen Insurgentenverfolgungen bekannte Schriftsteller, bespricht den spanisch-amerikanischen Conflict. Er steht auf Seiten der Forderungen Amerikas und der Cubaner, schildert noch einmal die Unmenschlichkeit des Weyler'schen Regiments auf Cuba, dem er die loyale Haltung der Insurgenten und ihrer Führer entgegensetzt, und bemüht sich sogar, mit Heranziehung der bedeutendsten Völkerrechtslehrer die Gesetzlichkeit der aufständischen Armeen nachzuweisen. Der Ausgang des bevorstehenden Seekampfes ist ihm nicht zweifelhaft; Amerika ist an Schiffen und Mannschaft weit überlegen. Er theilt den Kriegsplan der Amerikaner mit, wonach ein dreifacher Angriff, auf die Philippinen, die Antillen und die canarischen Inseln, stattfinden soll. — Gustave Kahn setzt seinen Roman „Le Cirque Solaire“ fort.

In „Pearsons Magazine“ für März berichtet Mr. Tyse von der Erfindung eines eminenten Newyorker Chemikers, Dr. Emmens, welcher behauptet, aus Silber Gold herstellen zu können, da sich nach ihm Silber bei ungemein starkem Druck in Gold verwandeln lässt. Durch völlige Zerlegung der Silbermoleküle in bisher unbekannter Weise ist es ihm gelungen, einen Stoff zu gewinnen, den er „Argentaurum“ nennt, und der dem Golde eben so nah verwandt ist, wie dem Silber. Je nach der weiteren Behandlung vermag er sich in das eine oder andere Metall zu verwandeln, und Dr. Emmens erblickt darin eine Erklärung für den Umstand, dass jede chemische Analyse des in der Natur vorkommenden Goldes sowohl Silber- als Goldbestandtheile ergiebt. Die Verwandlung vollzieht sich in fünf Stadien: 1. Mechanische Behandlung, 2. Schmelzen und Granulieren, 3. Mechanische Behandlung, 4. Behandlung mit Salpetersäure, 5. Läuterungsverfahren. Zur mechanischen Behandlung bedient sich Dr. Emmens einer Dampfkraft, die einen Druck von 500 Tonnen (= 5000 Kilogramm) auf den Quadratzoll zu üben vermag, eine bisher unerreichte Kraft. Als Material verwendet er mexikanische Dollars, eine Münze, die nach dem Zeugnis des Münzamtes der Vereinigten Staaten kein (d. h. weniger als $^1/_{10.000}$) Gold enthält. Aus einer Unze Silber, die 2 Sh. und $2^1/_2$ Pence kostet, (wozu 18 Shillinge für die Bearbeitung kommen) gewinnt man $^3/_5$ einer Unze Gold, was 2 L., 6 Sh., $2^1/_2$ Pence an Wert repräsentiert. Wie eine statistische Tabelle zeigt, wurden dem Münzamt der Vereinigten Staaten von April bis Mitte December 1897 an 660 Unzen Argentaurum verkauft, was abzüglich der Herstellungskosten einen Nettowert von 1528 L. darstellt. — Abgesehen von diesem verblüffenden Product, versucht sich Dr. Emmens mittelst seines unerreichten Dampfmotors noch an verschiedenen anderen physikalischen Problemen. So zerlegt er Legierungen durch mechanischen Druck, gewinnt Eisenhydrat und Salpetersäure aus Gold, Silber und Kupfer u. s. f.

Meister Holmsten.

Von Verner von Heidenstam.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von E. Stine.

(Schluss.)

Die Zeit rollte dahin, und der ehemalige Herrenhofbediente ward alt und krumm, doch immer blieb das Haar gleich dunkel und die kleinen braunen Augen glänzten gleich hell. Er erfand wunderbare Grundleinen, an denen kein Fisch anbiss. Er setzte Fallen aus, denen kein schnüffelnder, rothbepelzter Einsiedler der Wildnis zu nahen wagte. Die Dämme fielen zusammen, und das Unkraut wuchs über den wassergetränkten Feldern, aber rings um die Hütte mit ihrem grell weißglänzenden Thürholz flammten prachtvolle Königskerzen, Tulpen und Georginen unter den reifenden Süß- und Goldäpfeln der Bäume. Schneeweiße Seidenhasen hüpften im Grase zwischen den Ranunkeln, halbzahme Igeln steckten ihre Rattengesichter über den Milchnapf der jungen Hunde oder rollten sich zischend zu stachlichen Kugeln zusammen, wenn eine spielende Pfote ihnen zu nahe kam, und in der Luft flatterten die Tauben, die ihren Schlag auf dem Hausboden hatten.

Hinter den kleinen Gitterfenstern der Vorrathskammer hatte Meister Holmsten seine Werkstätte eingerichtet mit Hobelbank und schnurrendem Drehrade und mit den verwesenden Ueberresten eines Uhus oberhalb der Thüre. Er verfertigte Zugkisten mit gemalten Genien und dem Namenszug im Deckel, er schnitzte Tische und Commoden, und es gab keine Kammer im Herrenhause, in welcher nicht dies oder jenes Möbel von besonders eigenthümlichem Schnitt eine Erinnerung

an seine unerschöpfliche Erfindungsgabe bewahrt hätte. Er drechselte die Todtensärge, und singend, rittlings am Deckel sitzend rieb er sie mit einer Speckschwarte prächtig blank. Er malte die Kreuze für ihre Gräber, hängte über der Thüre sein eigenes künftiges Kreuz auf und schrieb zierlich darauf mit weißester Farbe seine Grabschrift:

Der Ortschaft frommer
Gärtner und
tugendsamer Freund
legte hier seinen
Wanderstab nieder.
Meister Märten Holmsten.

Was Wunder, wenn
die Witwe mit ihren 5
Vaterlosen seine
Asche benetzet.
Wir fordern Dich nicht
zurück, seliger
Märten.
P. S. 500.
Siehe ☛ Vers, letzter.

Auf dem Kistendeckel sitzend, legte er bisweilen die abgenützte Geige ans Kinn und spielte wehmüthige Lieder, die seitdem längst verstummt sind auf Scheunen und Wiesen. Lieder, die in noch entfernteren blauen Sagenzeiten am Spinett des Herrenhauses gesungen worden, während der ersehnte Bräutigam in abgeschiedenen Wäldern und Sümpfen mit gezogenem Degen auf Abenteuer austritt. Und da träumte der Alte, er läge schon vermodert unter seinem Kreuze, und hinter dem zusammengesunkenen Rasenhügel ständen die Kirchenthüren weit offen, und auf dem Predigerstuhle, welcher als Kriegsbeute heimgeführt worden, schiene das Morgenlicht über die steif geschnitzten Apostel, in deren Kreis der Erlöser den Armen und Verschmähten der Erde seine Arme öffnete. Schließlich verlor er den Faden seiner Lieder und strich und fiedelte falsch und schrill, wie es sich just traf. Er strich alle Saiten mit breitem Bogen und trommelte die Fortsetzung zwischen durch mit den Fingern. In seiner Taubheit merkte er nicht, dass Knechte und Mägde sich draußen sammelten und aus vollem Halse lachten. Sie lachten, dass sie sich rücklings ins Gras warfen, und die Jungen kletterten den Süßapfelbaum hinan, um ihn durch das Lugfenster zu sehen und ihm nachzuäffen. Und es war solch Gelächter und Gepolter und Lärm, dass es drüben im Laubwald widerhallte. Und all die Zeit saß Meister Holmsten da und dachte: So spielt hier kein zweiter. Heute übertreffe ich mich selbst.

Sein erwachsener Sohn nahm sich immer mehr des verfallenden Gartens an, und bald zog niemand mehr den Alten zurathe. An seinen Füßen klapperte ein Paar schwerer Holzschuhe, und statt anderer Kleidung trug er einen aus den verschiedenfarbigsten Flecken zusammengesetzten Schlafrock. Gegen das Bodenfenster des Hausgiebels stellte er eine Leiter auf, und dort im Dunkel unter dem niederen Dache schlief er nachts bei den Tauben. Er war nun 93 Jahre alt.

Und es ward Christabend, und die Flocken begannen zu fallen. Die Dunkelheit schüttete sie über die öden Waldwege und über die Scheunen und das Holzwerk des Hauses. Aus jedem Hüttenfenster leuchtete das zweiarmige Licht über den überschneiten Pfad, auf welchem Meister Holmsten von Hof zu Hof gieng und aus einem alten Nachtbecken, das der selige Hüttenbesitzer auf seinem Sterbebette benützt hatte, hellrothe Bonbons anbot. Fröhliche Weihnachten! antworteten die Frauen und luden ihn zum Trinken, und als er endlich, den Fuselkrug auf dem Schnitzblock, daheim unter eigenem Dache vor dem Herde saß, strahlten seine Augen, und er sang und erzählte, ohne dass ihn jemand anhörte. Er erzählte von den einstmaligen Herrenhoffesten, wo der Hüttenbesitzer mitten im Winter nach einer durchwachten Nacht auf den Einfall kommen konnte, den Schlitten anspannen zu lassen und mit seinen Gästen hinauszufahren auf das nur eine Nacht alte Eis, das unter den Rädern und Ochsenhufen barst, so dass das Wasser den Herren ins Gesicht spritzte. Seine tauben Ohren unterschieden nicht, dass die anderen in der Stube laut miteinander sprachen, ohne seiner Worte achtzuhaben. Er ließ den Krug fallen und sprang auf. Er wies mit zitternden Händen in den düsteren Winkel und erzählte, wie er der Waldfrau begegnet und ihre Schleppe mit seiner Angelruthe berührt hatte. Er sprach von seiner Gabe, das Verborgene sehen und hören zu können. Er erzählte von einer Dreifaltigkeitsnacht, da er allein am Gefälle gieng und spielte. Wenn er den Bogen senkte, hörte er in der Ferne im Wildsee den Nix in gleichen Tönen antworten. Da fuhr er fort, über die Saiten zu streichen, aber sobald er den Bogen wieder sinken ließ, hörte er den Nix in der Ferne seinen letzten Ton nachahmen. Er begann über die Steinhaufen zu setzen, und all die Zeit spielte er, dass die Geige knirschte. Er sprang blind über die Farren und Stoppeln des Gefälles. Er lief rutschend und wankend über die nassen Steine des Steges, und all die Zeit spielte er. Ohne Hut, mit zerrissenem Wams und unaufhörlich spielend, stürzte er in die Stube seiner Eltern, und dort spielte er und spielte, bis er, die Geige und den Bogen im Arme, bewusstlos vor seiner Mutter auf den Boden fiel.

— Vater, Vater! — rief die Schwiegertochter und zog ihn beschwichtigend am Schlafrocke. Aber er schüttelte abwesenden Geistes den Kopf, und ein Schimmer seiner dereinstigen Schlauheit spielte über die dünnen, blutlosen Lippen. Heute Nacht wollte er hinausgehen und die Todten sehen. Er allein kannte die geheimen Mittel, mittelst welcher man in der Christnacht die Todten sehen kann. Langsam und nachdenklich gieng er aus der Stube.

Lange brannte das Armlicht hinter den kleinen Scheiben des Kammerfensters, doch bald schloss der Hof dies letzte Auge, und der Schnee fiel über das Blech und häufte sich in hohen Massen über der Flurtreppe. Die jungen Leute erwachten erst, als die Glocken zum Frühgottesdienste läuteten.

Sie nahmen einen brennenden Feuerspan aus dem Herde und giengen hinaus, um den Alten im Dachraume zu wecken. Es dämmerte bereits, jedoch grauend und matt ohne Morgenröthe, und in dem gelben Nebel fiel der Schnee über den Schleifstein und die ausgehobene Gatterthür, über die leeren Heuböden und die Kohlenwagen. Er fiel in so dichten Flocken, dass bloß die nächsten Gegenstände sichtbar wurden. Auf der Stiege zum Bodenfenster saß Meister Holmsten, der König im Zauberlande verschollener Sagen, der Wundermann, dera lles wusste und alles konnte, und von dem dereinst an den langen Winterabenden die Männer in der Drechselstube und die Frauen am Webstuhle berichten sollten. Unbeweglich war der Kopf vornübergeneigt, und der Schnee fiel über den bloßen Scheitel, über die Schultern und den Rücken und lag in der offenen Hand auf seinem Knie, wie ein weißer Reichsapfel.

Der Sohn reichte den qualmenden Feuerspan seiner Frau, und hinter dem Walde läuteten die Glocken. Sie läuteten immer klarer und tiefer. Unsichtbare Geister rissen sie von dem Eichengebälke des Kirchthurmes und schleppten sie, wankend unter der Last, weit fort in die Einöde. Sie schleuderten sie mitten hinein zwischen die Geister im grauen Berge. Sie hoben sie durch das Schneegewirbel empor in die Wolkenmassen und trugen sie wieder zurück und hängten sie aufs neue im Thurme auf, wo sie sachte und allmählich ihre dumpfe Sprache verloren und mit weiblich liebevollen Stimmen das Morgengrauen begrüßten.

— Uebel ist es ihm auch jetzt bekommen, weil er alles um soviel besser machen wollte, als andere, sagte der Sohn, aber die Todten hat er dennoch in der Christnacht zu sehen bekommen.

Darauf hob er zaghaft die Pelzmütze vom Kopfe und begann zu beten.

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek
Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock
Assistent: Ernst v. Rosmann.
Telephon Nr. 10029.

Henneberg-Seide

nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen.

1

schwarz, weiss und **farbig** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, Damaste rc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins rc.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seidenfabriken, Zürich (k. u. k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XV. Band. Wien, den 30. April 1898. Nummer 187.

Vertauschte Rollen.

Wunderleicht scheint sich, nach seiner letzten Rede zu schließen, Graf Thun seine Aufgabe in der Sprachenfrage zurechtgelegt zu haben. Die Abgeordneten sollen einen Sprachenausschuss wählen, dort alle Sprachenfragen und noch einige andere lösen und alle dazugehörigen Gesetzentwürfe selbst ausarbeiten, dann das gleiche Spiel im Plenum wiederholen, und, wenn es gelingt, wird Graf Thun mit ihnen zufrieden sein. Dieser Anschauung liegt eine wesentliche Verkennung der constitutionellen Rollenvertheilung zwischen Regierung und Parlament zugrunde, die allein schon genügen würde, um manche Hoffnungen zu zerstreuen, die an die neue Regierung wie an die parlamentarische Behandlung der Sprachenfrage geknüpft wurden.

Wenn es in unserer Verfassung hieße, dass die Gesetze „unter Mitwirkung“ oder „mit Zustimmung“ der Regierung vom Reichsrathe erlassen werden, und wenn die Einführungsformel der Gesetze lauten würde: „Mit Zustimmung der k. k. Regierung findet der Reichsrath anzuordnen wie folgt“, dann hätte Graf Thun recht. Die Verfassung normiert aber gerade das Gegentheil. Die Gesetze werden „unter Mitwirkung“ oder „mit Zustimmung“ des Reichsrathes von der Regierung erlassen. Der Regierung obliegt daher normalerweise die Pflicht, die nothwendigen Gesetzentwürfe, im vorliegenden Falle ein Sprachengesetz, der Legislative vorzulegen. Sache der Legislative ist es, das Elaborat der Regierung zu prüfen, abzuändern, zu genehmigen. Diese Differenzierung entspricht der Natur der menschlichen Thätigkeit. Die Initiative ist immer nur bei Wenigen, bei dem Einen, bei dem Regierenden, dem schöpferischen Geist; die Kritik ist die Aufgabe der Vielen, der Regierten. Wo immer Menschen collective geistige Arbeiten zu besorgen haben, ob es nun Actiengesellschaften, Vergnügungsvereine oder wissenschaftliche Körperschaften sind, ist dies ihre Arbeitstheilung: die große Versammlung denkt, das kleine Comité lenkt. Im Staatsleben bildet die Regierung das kleine Comité, und die Legislative ist die große Versammlung, die ihrerseits wieder im Detail mit kleinen Comités arbeitet, sowie sie andererseits, in der Relativität aller menschlichen Begriffe, selbst nur ein kleines Comité ist, das aus der gesammten Wählerschaft ausgelesen wird. Die Gesetze auszuarbeiten und vorzuschlagen, die den Bedürfnissen und Wünschen des Staates und der Bevölkerung entsprechen, ist, nach der bei uns herrschenden constitutionellen Ordnung, die Regierung als specifisches kleines Comité berufen. Die Minister sollen die Gebenden, die Abgeordneten die Empfangenden, Modelnden, Annehmenden oder Ablehnenden sein.

Doch in diese Arbeitstheilung können sich die unfähigen Regierungen, die wir nun seit mehreren Jahren schon schaudernd miterleben, nicht hineinfinden. Auch für sie heißt es: Alles oder gar nichts. Sie stümpern zwischen zwei Extremen hin und her, deren eines ebenso unzweckmäßig ist wie das andere. Entweder die Regierung erlässt, als ob wir noch in der Aera des Absolutismus lebten, ihre Ukase geradenwegs über die Köpfe der Regierten hinweg, ohne diese auch nur zu fragen, anzuhören, zu berücksichtigen. Nächstliegendes Beispiel: die Badeni'schen Sprachenverordnungen. Oder, wenn dieser Geschäftsgang zur Katastrophe führt, springt sie zum entferntesten Gegentheil über: sie legt die Hände in den Schoß und verlangt vom Parlament, dass dieses die Initiative übernehme, während sie selbst sich liebenswürdig zur wohlwollenden Nachher-Kritik bereit erklärt. Entweder soll das Parlament eine seelenlose Abstimmungsmaschine sein, die dem Ministerium Ordre pariert, oder ein Convent, dem das Ministerium nur als Briefträger von und zur kaiserlichen Cabinetskanzlei dient. Nur nicht ein reguläres Parlament! Jahrzehnte lang wird die parlamentarische Initiative durch die Regierungen systematisch unterdrückt, jeder eigene Antrag, jede Interpellation, jede Resolution des Hauses verachtungsvoll zu den modernden Acten geworfen. Dann aber, wenn der große Moment kommt, wo die Regierung ihre Hoheit zeigen und in einer fälligen Situation den politischen Credit, den sie beansprucht, durch geistige Baarzahlung rechtfertigen soll, dann heißt es, das Parlament soll mit der Initiative vorangehen: „Abgeordnete, die acht Völker und die acht Minister Oesterreichs schauen auf Euch herab!“ Nicht wörtlich, aber dem Sinne nach so hat es ja der Graf Thun in seiner letzten Phrasen-Pyramide ausgedrückt.

Diese schöne Situation, wo die Regierung, nachdem sie oder ihre Vorgängerin das Unheil heraufbeschworen, vor einer politischen Hochflut flüchtend, auf's Dach steigt und dem Parlament die Ehre der Rettungsarbeiten selbstlos überlässt, haben wir schon zu oft erlebt, als dass sie uns noch imponieren könnte. Wir haben sie unter der Coalition mitgemacht, als die Wahlreformbewegung alles mit sich fort riss. Damals war der Fürst Windischgrätz der Ministerpräsident, der mit edlem Anstand die zur Ausarbeitung eines Wahlreform-Gesetzentwurfes erforderliche Kopfarbeit dem Parlamente überließ. Wie heute in der Sprachenfrage Graf Thun, so erklärte damals in der Wahlreformfrage Fürst Windischgrätz, dass die Parteien sich vorerst untereinander über eine Wahlreform einigen mögen, der dann die Regierung zuzustimmen die Gnade haben werde. Das Abgeordnetenhaus wählte einen Ausschuss, der Ausschuss wählte ein Subcomité, in beiden wurde deliberiert, debattiert, codificiert, aber zu einer Wahlreform ist es dabei nicht gekommen. Den Cardinalfehler dieses Verfahrens hat damals (am 21. Mai 1895 im Abgeordnetenhause) ein oppositioneller Abgeordneter getroffen, indem er zeigte, wie die Regierung auf jede Initiative verzichte, „als ob es Sache des Ausschusses oder des Subcomités oder wer weiß, welcher Instanz sei, ob die Wahlreform zustande kommt oder nicht. Diese Verwechslung der Rollen — rief der Abgeordnete aus — werden wir nicht zulassen“. Der wackere Abgeordnete, der die Regierung so energisch auf ihre Pflicht verwies, sitzt jetzt als Minister im Cabinet Thun. Es ist Dr. Kaizl. Warum vorenthält er die weisen Lehren, die er dem Fürsten Windischgrätz gespendet, dem Grafen Thun?

Auch Graf Badeni hat einmal, allerdings erst in seinen größten Nöthen, den gleichen ehrenden Rollentausch mit einem Parlamentsausschuss vorgeschlagen. Das war am 12. November 1897, und es handelte sich damals auch schon, genau so wie heute, um die Sprachenfrage. Graf Badeni aber bekam da von einem Abgeordneten eine deutliche Antwort. „Wartet die Regierung — so rief dieser Abgeordnete — bis ein Antrag aus der Initiative des Hauses hervorgeht, was eine ungeheuer schwierige Procedur ist, bis die Sache sich in die Länge gezogen hat und vielleicht gescheitert ist?“ Der Abgeordnete, der damals diese beherzten Worte sprach, sitzt jetzt gleichfalls als Minister im Cabinet Thun. Es ist Dr. Baernreither. Warum warnt er nicht auch den Grafen Thun vor der „ungeheuer schwierigen Procedur“ einer Ausschussberathung ohne Regierungsvorlage?

Man sieht, der Gedanke, mit dessen Ausbrütung Graf Thun die ersten sieben Wochen seiner Amtsthätigkeit ausgefüllt hat, ist nicht neu und auch nicht gut. Er ist erprobt schlecht. Wenn Graf Thun der Mann der Situation zu sein glaubt, so hat er den österreichischen Staat zu „retten“, und nicht sich und sein Portefeuille von einem Ausschusse retten zu lassen. Er hat die Pflicht, die Sprachenverordnungen endlich aufzuheben, damit das Parlament zur regulären Thätigkeit zurückkehre, und einen Sprachengesetzentwurf einzubringen. Gegen die Aufhebung der Sprachenverordnungen wurde unter Badeni die Theorie vom „primären Verordnungsrecht“ eingewendet. Diese ist aber längst von der Regierung fallen gelassen worden. Unter Gautsch wurde das „Vacuum“ vorgeschützt, das dadurch entstände. Aber Graf Thun, der sich bereit erklärt hat, sobald sich die Parteien in einem Ausschuss über gewisse Grundsätze geeinigt hätten, die Sprachenverordnungen aufzuheben, noch ehe eine andere positive Norm an ihre Stelle getreten wäre, hat damit auch den horror vacui glücklich abgestreift. Nichts hindert ihn mehr an der Aufhebung der Sprachenverordnungen. Hat er eine gute positive Idee zur Lösung der Sprachenfrage, dann rücke er unverweilt mit einem Gesetzentwurf heraus. Zum Versteckenspielen haben wir jetzt keine Zeit mehr. Hat er aber keine Idee, nun, dann gehört er nicht in die Regierung. Für erhabene Zuschauer ist kein Platz auf der Ministerbank. Jetzt weniger denn je!

K.

Zur österreichischen Sprachenfrage.

Vom Bezirkshauptmann Dr. Aurel Ritter von Onciul (Brünn).

I. Genesis.

Die österreichische Sprachenfrage ist so alt wie Oesterreich und ergab sich von selbst, als durch die Vereinigung der österreichischen Erbländer mit den Königreichen Böhmen und Ungarn unter dem Scepter desselben Herrschers das heutige Oesterreich begründet wurde. Die Tendenz nach einem Zusammenschlusse dieser drei Ländergruppen bestand unter dem Drucke der gemeinsamen Gefahr schon seit dem ersten Auftreten der Türken und führte zu zahlreichen Erbverträgen, Fürstenheiraten und selbst zu zeitweiligen Vereinigungen; zu einer dauernden Verbindung dieser Länder kam es jedoch erst, als nach dem Tode des Königs Ludwig II. im Jahre 1526 Erzherzog Ferdinand von Oesterreich durch die Wahl der Stände auf den Thron von Böhmen und Ungarn berufen wurde. Zwar sollte nach dem Wunsche der böhmischen und ungarischen Stände auch diese Vereinigung eine rein

Digitized by Google

persönliche bleiben, und jedes Land nach wie vor für sich gesondert regiert werden; allein die Macht der Verhältnisse drängte zu einem gewissen realen Verbande, und die Gemeinsamkeit des Herrschers führte von selbst zu gemeinsamen Organen.

Als solche errichtete Ferdinand I. bereits 1527, also kaum ein Jahr nach seiner Thronbesteigung, den „geheimen Rath" und die „Hofkammer", welchen sich 1556 noch der „Hofkriegsrath" anschloss. Der „geheime Rath" hatte die auswärtigen Angelegenheiten aller Länder zu besorgen und insbesondere sein Gutachten abzugeben, „wie mit fremden Potentaten zu practicieren, wie fremden Praktiken fürzukommen sei"; der „Hofkammer" oblag die Oberaufsicht über das Kammergut, und zu diesem Zwecke war sie der Kammer der österreichischen Erbländer, sowie jenen von Böhmen und Ungarn übergeordnet; die letzteren waren angewiesen, „ihr aufsehen auf sie zu haben, dieweil alles eines herrn sach ist"; der „Hofkriegsrath" endlich hatte für die Werbung, Ausrüstung und Verproviantierung der Truppen, sowie für die Erhaltung der Castelle in allen Ländern zu sorgen.*)

1. Mit der Errichtung dieser Centralstellen war auch die Sprachenfrage gegeben, da dieselben einer einheitlichen Sprache bedurften, in jedem der drei Ländercomplexe aber eine andere Sprache, und zwar in den Erbländern seit Maximilian I. die deutsche, in Böhmen und seinen Nebenländern die böhmische, in Ungarn endlich die lateinische Sprache herrschte.

Im Sinne der Anschauungen der damaligen Zeit, welche in den Centralstellen nicht staatliche Behörden, sondern Hilfsorgane des Herrschers sah, wurde diese Frage mit Rücksicht auf die Person des Herrschers gelöst, und als Geschäftssprache die demselben geläufigste Sprache, also die deutsche, gewählt. Demgemäß erfloss sowohl die Hofstaatsordnung vom Jahre 1527, welche den Wirkungskreis der einzelnen Hofstellen abgrenzte, als auch die Kanzleiinstruction vom Jahre 1528 in deutscher Sprache, und die Kammerordnung vom 25. März 1527 bestimmte noch besonders, dass die böhmische Kammer in deutscher Sprache zu berichten habe.**)

Seitens der böhmischen und ungarischen Stände wurden diese Neuerungen nicht angefochten; vielmehr erkannte der ungarische Reichstag vom Jahre 1569 ausdrücklich an, „dass die Kammersachen in der Hofkammer, die Kriegssachen im Hofkriegsrathe, und nur jene Angelegenheiten, welche die Justiz, Rechte und Freiheiten des Königreiches betreffen, im ungarischen Rathe verhandelt werden; doch sollte im Interesse der Parteien beim Hofkriegsrathe und bei der Hofkammer je ein Dolmetsch bestellt werden. ***) Speciell in der letzteren Forderung lag eine unzweifelhafte Anerkennung der deutschen Geschäftssprache bei den Centralbehörden.

Anders verhielt es sich in dieser Beziehung bei den Landesämtern. In den österreichischen Erbländern galt allerdings, sowohl bei der niederösterreichischen Regierung in Wien, als auch bei der oberösterreichischen in Innsbruck die deutsche Sprache; in Böhmen aber hielten die Stände an der böhmischen Sprache fest, und demgemäß war bei den Landesofficieren, welche in Abwesenheit des Königs die Regierung führten, sowie bei der böhmischen Hofkanzlei und Hofkammer die böhmische Sprache ausschließlich in Gebrauch; ebenso bediente sich der ungarische Palatin, beziehungsweise der Locumtenens generalis und der Locumtenens palatinalis, welche den König vertraten, so wie die ungarische Hofkanzlei und Kammer, der lateinischen Sprache.

Bei den untersten Instanzen endlich war die im betreffenden Territorium übliche Sprache zweifellos in Gebrauch. So war die Verwaltung in den deutschen Städten Böhmens und Mährens deutsch, jene von Triest italienisch; die Patrimonialgerichte in den von deutschen Bauern bewohnten Theilen Böhmens judicierten deutsch, wie die von 1536 bis 1697 gesammelten deutsch-böhmischen Dorfweisthümer beweisen,†) und die Hofgerichte in den südslavischen Gegenden zweifellos slavisch, da das Kroatische und Slovenische bereits 1559 gepflegt und zu Bibelübersetzungen verwendet wurde. ††)

2. Bei diesen Einrichtungen blieb es auch unter den Nachfolgern des Kaisers Ferdinand I. Erst unter Ferdinand II. kam es insoferne zu einer Aenderung, als nach der Niederwerfung des böhmischen Aufstandes die böhmische Hofkanzlei, welche bis dahin dem Hofe gefolgt war und keinen ständigen Sitz hatte, nach Wien verlegt, und durch die „verneuerte Landesordnung" vom Jahre 1627 die Herrschaft der böhmischen Sprache gebrochen wurde. Fortan sollte sowohl in Processen, als auch bei Eintragungen in die Landtafel die deutsche Sprache gleichberechtigt sein. Die Verhandlung war in der Sprache des Angeklagten zu führen, und zu diesem Zwecke hatten gesonderte böhmische und deutsche Senate zu fungiren. Nach einer Verordnung Ferdinands III. vom Jahre 1644 mussten endlich sämmtliche Räthe des Appellationsgerichtes in Prag der deutschen und der böhmischen Sprache mächtig sein und ihre Referate in deutscher Sprache erstatten. †††) Aehnliche Verordnungen ergiengen auch für Mähren und Schlesien.

Derart war im gesammten Gebiete der Länder der böhmischen Krone die allgemeine Doppelsprachigkeit eingeführt, und eine Art Condominium der beiden landesüblichen Sprachen geschaffen worden. Für die böhmische Sprache erwies sich diese Einrichtung verhängnisvoll. Infolge ihrer Geltung bei Hof, ihrer größeren Verbreitung und ihrer höheren Entwickelung erwies sich die deutsche Sprache als die stärkere und verdrängte, mangels einer räumlichen Scheidung, ohne Kampf, unmerklich aber unaufhaltsam, die böhmische Sprache. Ein Jahrhundert der Doppelsprachigkeit genügte, den Niedergang der ehemals herrschenden böhmischen Sprache so gründlich zu bewirken, dass Maria Theresia 1747 die arge Vernachlässigung der böhmischen Sprache zu rügen sich veranlasst fand,*) und der Oberstburggraf Graf Wieschnik Klage führen konnte, „es mangle an böhmischen Subjecten für die höheren Aemter".**)

3. Mit der Sprache waren auch die übrigen nationalen Einrichtungen Böhmens derart verkümmert, dass beim Regierungsantritte der Kaiserin Maria Theresia ein wesentlicher Unterschied zwischen den Ländern der böhmischen Krone und den Erblanden nicht mehr bestand. Dieser Umstand setzte die Kaiserin in die Lage, 1749 die böhmische Hofkanzlei aufzuheben und an die Stelle dieser Behörde, sowie der gleichzeitig aufgelösten österreichischen Hofkanzlei einerseits die „oberste Justizstelle", andererseits das „Directorium in publicis et cameralibus" zu setzen, aus welchem 1761 die „vereinigte böhmisch-österreichische Hofkanzlei" entstand.

Motiviert wurde diese Aenderung mit den ewigen Zwistigkeiten zwischen den österreichischen und der böhmischen Hofkanzlei. „Die Disharmonie zum Schaden meines Diensts", bemerkte die Kaiserin, „ware so groß zwischen denen amtlichen Stellen, dass ich wie meine Vorfahren bemüßiget ware, meine mehrste Zeit zu Schlichtung dieser dienstschädlichen Disputen anzuwenden" ***). Die Kaiserin betrachtete also die Auflösung der Kanzlei als gewöhnliche Verwaltungsmaßnahme und hatte nicht das Bewusstsein, hiedurch das böhmische Staatsrecht vernichtet zu haben †); sie traf zwar auch bei dieser Reform auf die traditionellen Remonstrationen, nicht aber auf einen energischen Widerstand der Stände. Sonst würde sie wohl den Schritt gar nicht unternommen haben, wie sie ja die ständischen Einrichtungen in Böhmen, insbesondere aber in Ungarn, stets respectierte.

Parallel mit der Reform der Centralstellen wurde auch die Verwaltung der einzelnen Kronländer durch Schaffung landesfürstlicher Behörden umgestaltet; den Schlussstein der Organisation bildeten endlich die ebenfalls landesfürstlichen Kreisämter. Die Errichtung dieser kaiserlichen Aemter bedeutete allerdings eine gewisse Centralisation; sie alterierte jedoch nicht die ständische Verfassung, welche im ganzen und großen intact blieb. Auch rücksichtlich der Geschäftssprache wurden neue Verfügungen nicht getroffen. Die Sprache der vereinigten böhmisch-österreichischen Hofkanzlei war selbstverständlich die deutsche, wie sie es auch die der böhmischen Hofkanzlei seit ihrer Verlegung nach Wien gewesen sein wird.

Der Nachfolger der Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Joseph II., suchte die von seiner Mutter begonnene Centralisation und Uniformierung der Verwaltung mit aller Kraft zu Ende zu führen. „Die ganze Monarchie muss nur eine, auf die gleiche Weise gelenkte Masse bilden", bemerkte er seinem Bruder gegenüber. Diesem Programme gemäß ignorierte oder hob er die ständischen Collegien auf, vereinigte die verschiedensten Hof- und Landesstellen, bureaukratisierte er den gesammten Regierungsapparat und war auf die möglichste Vereinfachung desselben bedacht. In dieser Intention führte er auch die allgemeine deutsche Amtssprache ein. „Wie viel Vortheile", bemerkte er in dieser Beziehung in seinem Rescripte vom 11. Mai 1784, „dem allgemeinen Besten erwachsen, wenn nur eine einzige Sprache in der ganzen Monarchie gebrauchet wird und in dieser allein alle Geschäfte besorgt werden, wie dadurch alle Theile der Monarchie fester untereinander verbunden und die Einwohner durch ein stärkeres Band der Bruderliebe verknüpft werden, wird Jedermann leicht einsehen und durch das Beispiel der Engländer, Franzosen und Russen davon überzeugt werden".

Das Resultat der centralistischen Reformen und insbesondere der deutschen Amtssprache war der Abfall der Niederlande, ein drohender Aufruhr in Ungarn und eine tiefgehende Gährung in allen Ländern. Statt „die Theile der Monarchie fester untereinander zu verbinden und die Einwohner durch ein starkes Band der Bruderliebe zu verknüpfen", wie es die edle Absicht des Kaisers war, wirkte die deutsche Amtssprache wie eine Petarde, welche die Theile auseinandersprengte. Um größeres Unheil zu vermeiden, widerrief er sie für Ungarn noch selbst auf seinem Todtenbette. Sein Nachfolger Leopold gieng noch weiter und erklärte mit dem Hofdecrete vom 29. April 1790 (J.-G.-S. Nr. 19), „dass auf die Vollziehung des Hofdecretes vom 26. April 1787, wegen Einführung der deutschen Sprache bei den Gerichten der welschen Confinien, dann von Görz, Gradisca und Triest ferner nicht gedrungen werde".

In Galizien erfolgte kein Widerruf, doch kam die deutsche Amts-

*) Fellner, Zur Geschichte der österreichischen Centralverwaltung, Mitth. des Inst. VIII., 2, S. 272.
**) Ibid. S. 276.
***) Huber, Oesterreichische Reichsgeschichte, S. 153.
†) Luschin, Oesterreichische Reichsgeschichte, S. 380.
††) Ibid. S. 417.
†††) Huber, l. c. S. 144.

*) Gumplowicz, Das Recht der Nationalitäten und Sprachen, S. 22.
**) Luschin l. c. S. 527.
***) Luschin, l. c. S. 546.
†) Wie Kramář in seiner Schrift „Das böhmische Staatsrecht" ausführt. Vergl. Nr. 60—68 der „Zeit".

sprache von selbst außer Uebung, da das Hofdecret vom 6. Juni 1837 (J.-G.-S. Nr. 205) von deutschen Uebersetzungen der polnischen Urtheile spricht.

In Böhmen endlich wurden die ständischen Ausschüsse reactiviert und in der Verfassung, Verwaltung und Sprache die Zustände des Jahres 1754 wiederhergestellt.

4. Diese Einrichtungen erhielten sich bis zum Jahre 1848, genügten aber nicht mehr. Die Josephinischen Germanisationsbestrebungen hatten nämlich bei den Magyaren eine starke nationale Bewegung erzeugt, welche sich auch auf die übrigen Völker Ungarns erstreckte und bewirkte, dass in den Reichstagsverhandlungen der Dreißiger- und Vierzigerjahre die nationale Frage im Vordergrunde stand. Die deutschen Freiheitskriege, die Pariser Revolution und der Aufstand in Polen trugen zur Erstarkung der Nationalgefühle auch in den deutsch-slavischen Erbländern mächtig bei, so dass beim Ausbruche der 1848er Bewegung die Nationalitätenfrage das öffentliche Leben beherrschte.

Den Postulaten derselben suchte schon die Verfassung vom 25. April 1848 Rechnung zu tragen, indem sie im § 4 „allen Volksstämmen die Unverletzlichkeit ihrer Nationalität und Sprache" gewährleistete. Aehnliche Bestimmungen traf auch die octroyierte Verfassung vom 4. März 1849. Allein dieselben traten nie ins Leben. Die organischen Grundsätze vom 31. December 1851, die sie ersetzen sollten, übergiengen die Sprachenfrage mit Stillschweigen, und das Ministerium Bach, welches sie zu verwirklichen berufen war, nahm auf allen Linien die Josephinischen Traditionen auf. Die Niederlagen in Italien machten diesem Systeme 1859 ein Ende. Allein nach einer kurzen, durch das Diplom vom 20. October 1860 markierten Unterbrechung versuchte das Ministerium Schmerling auf Grund des kaiserlichen Patentes vom 26. Februar 1861 abermals Oesterreich im Sinne der Ideen des Kaisers Joseph II. zu regieren. Auch dieser Versuch missglückte.

Die Niederlage bei Königgrätz führte zur Verfassung vom 21. December 1867, welche Ungarn die staatliche Selbständigkeit wiedergab und die Sprachenrechte der österreichischen Völker anerkannte. Mit dieser auch heute geltenden Verfassung lenkt die Sprachenfrage in die Phase der Gegenwart ein. Aus ihrer Entwickelung in der Vergangenheit geht mit voller Klarheit hervor, dass die Sprache der Centralbehörden und jene der Länder stets nach anderen Grundsätzen behandelt wurde.

Bei den Centralstellen galt seit ihrer Errichtung das Deutsche als Geschäftssprache und wurde in dieser Eigenschaft selbst zur Zeit der vollen staatlichen Unabhängigkeit Böhmens und Ungarns anerkannt. Ein Versuch, es aus dieser Stellung zu verdrängen, wurde im Laufe der Geschichte niemals unternommen.

Dagegen standen in den Ländern die landesüblichen Sprachen in unbestrittener Geltung. Das Deutsche hatte auf diesem Gebiete kein Vorrecht, sondern fand nur als landesübliche Sprache Rücksicht. Für den Gesammtstaat erwies sich dieser Zustand unschädlich, weil er gedieh, den Stürmen des dreißigjährigen Krieges und der Türkennoth widerstand und immer mächtiger wurde. Ein Bedürfnis nach einem gemeinsamen Verständigungsmittel in den Ländern hat sich während des bisherigen Bestandes Oesterreichs nie kundgegeben, und der erste Versuch, das Deutsche als gemeinsame Verkehrssprache einzuführen, wie er unter Kaiser Joseph II. unternommen wurde, erfolgte eingestandenermaßen nicht aus Gründen zwingender Nothwendigkeit, sondern im Interesse einer einfacheren, sozusagen schablonenmäßigen Geschäftsführung. Dieser Versuch führte zu einer Katastrophe, und genau dasselbe Resultat hatten die unter den Ministerien Bach und Schmerling unternommenen Wiederholungen. Es scheint dies in der Natur der Sache zu liegen. Wie bereits eingangs angedeutet wurde, liegt der Entstehung Oesterreichs der Gedanke eines Zusammenschlusses der das Donaubecken bewohnenden kleineren Völker zum gegenseitigen Schutze ihres Volksthumes zugrunde. Insoferne ist dieses Reich eine politische Nothwendigkeit und trägt die Garantien seines Bestandes in sich. Jeder Versuch der Einführung einer Staatssprache, welche immer eine Bedrohung der Nationalität der anderen Völker enthält, negiert diese grundlegende Idee, trifft den Lebensnerv des Staates und lockert sein Gefüge.

II. Geltendes Recht.

1. Die Basis des heute geltenden Sprachenrechtes bildet der Artikel XIX des Staatsgrundgesetzes vom 21. December 1867, R.-G.-Bl. Nr. 142, über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger. Die Bestimmungen desselben lauten:

„Alle Volksstämme des Staates sind gleichberechtigt, und jeder Volksstamm hat ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache.

Die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt.

In den Ländern, in welchen mehrere Volksstämme wohnen, sollen die öffentlichen Unterrichtsanstalten derart eingerichtet sein, dass ohne Anwendung eines Zwanges zur Erlernung einer zweiten Landessprache jeder dieser Volksstämme die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in seiner Sprache erhält".

Der erste Absatz ist ein Pendant zum Artikel von der rechtlichen Gleichheit aller Staatsbürger, der letzte Passus sollte die Deutschen vor dem von ihnen stets perhorrescierten Zwange zur Erlernung einer zweiten Sprache schützen, und die eigentliche Norm für das Sprachenrecht enthält das zweite Alinea. Charakteristisch für dieselbe ist der Terminus „landesübliche Sprachen." Die Beziehung der Sprache auf das Land besagt, dass die Regelung der Sprachen und die Gleichberechtigung derselben nur im Lande und keineswegs über das Land hinaus beabsichtigt war; denn „landesübliche Sprachen" können eben nur im Lande, nicht aber im Staate bestehen.

Die gegentheilige Auffassung, welche den landesüblichen Sprachen auch die Gleichberechtigung im Staate und insbesondere bei den Centralbehörden vindiciert, führt bei dem Umstande, als der Text des Gesetzes keinerlei Distinction oder Beschränkung enthält, zu der Consequenz, die landesüblichen Sprachen im ganzen Staatsgebiete, also auch in den übrigen Ländern für gleichberechtigt zu erklären und daher beispielsweise für das Polnische in Triest, das Rumänische in Prag und das Italienische in Lemberg dieselben Rechte zu fordern, wie für die an den genannten Orten herrschenden Sprachen. Ein solcher Zustand hat jedoch nie bestanden, ist von niemandem gefordert worden und wäre unmöglich.

Gilt aber die Regel des Artikels XIX bloß für die Länder, dann läßt dieselbe die Frage der Sprache der Centralstellen vollständig unberührt, und in dieser Materie gelten mangels neuerer Gesetze kraft der allgemeinen Bestimmung des § 9 a. b. G.-B. die alten Normen der Kaiser Ferdinand I. und Joseph II. fort, nach welchen die Sprache der Centralstellen das Deutsche zu sein hat. Insoferne unter dem vieldeutigen Worte „Staatssprache" die Sprache der Centralstellen verstanden wird, bedurfte es daher 1867 keines besonderen Gesetzes zu Gunsten der deutschen Sprache, weil dieselbe als solche schon gesetzlich bestand; soweit aber der Terminus „Staatssprache" die allgemeine „Amtssprache" im Josephinischen Sinne bedeuten sollte, war eine gesetzliche Feststellung ausgeschlossen, weil dieser Effect gar nicht gewollt wurde, vielmehr in den Ländern nach der klaren Bestimmung des Artikels XIX ohne ein besonderes Privilegium für die deutsche Sprache die „landesüblichen Sprachen" gelten sollten.

Eine Definition des letzteren Begriffes enthält weder das Staatsgrundgesetz, noch sonst irgend eine Norm. Geschichtlich war für die Qualification einer Sprache als landesübliche Sprache weder die Zahl der Bekenner derselben, noch deren factischer Gebrauch maßgebend. So galt und gilt auch heute noch als Residuum der Josephinischen Amtssprache und auf Grund des Hofdecretes vom 9. Juli 1824 J.-G.-S. Nr. 2022 das Deutsche im Trentino, in Istrien und in Dalmatien als landesübliche Sprache, obwohl es nur von einem minimalen Bruchtheile der Bevölkerung (in Dalmatien beispielsweise von weniger als einem halben Procent) gesprochen wird, während andererseits das von mehreren tausend Personen gesprochene Ladinische in Tirol, das Magyarische in der Bukowina und die in Galizien übliche Abart des Hebräischen, welche von mehr als 200.000 Personen gebraucht wird, die Eigenschaft landesüblicher Sprachen nicht besitzen. Die letztere Sprache stand zwar bei den ehemaligen Rabbinatsgerichten durch lange Zeit in unbestrittenem Gebrauche; nach Aufhebung dieser Gerichte wurde ihr jedoch der Charakter einer landesüblichen Sprache mit dem Hofdecrete vom 22. October 1814, J.-G.-S. Nr. 1106 ausdrücklich entzogen.

Von Belang für den landesüblichen Charakter einer Sprache war lediglich nur der Umstand, dass sie infolge ihrer Verknüpfung mit einem bestimmten Lande und ihrer historischen Entwickelung innerhalb desselben in Amt, Schule und öffentlichem Leben als üblich anerkannt wurde. Das Moment des „Landesüblichen" ist daher organischer und nicht mechanischer Natur, weshalb es sich nicht definieren, sondern gerade so wie die Existenz jeder historisch-politischen Individualität bloß constatieren läßt. Von diesem Standpunkt aus läßt sich nun an der Hand der Tradition und der in älterer Zeit in Sprachangelegenheiten erlassenen Normen feststellen, dass in Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg und Vorarlberg ausschließlich die deutsche, in Tirol die deutsche und italienische, in Steiermark, Kärnten und Krain die deutsche und slovenische, in Triest, Görz und Gradiska die deutsche, italienische und slovenische, in Istrien die deutsche, italienische und nach den einzelnen Bezirken die slovenische oder die kroatische, in Dalmatien die deutsche, italienische und serbokroatische, in Böhmen und Mähren die deutsche und böhmische, in Schlesien die deutsche, böhmische und polnische, in Galizien die deutsche*), polnische und ruthenische und in der Bukowina die deutsche, die rumänische und die ruthenische Sprache als landesübliche Sprachen seit mindestens einem Jahrhunderte galten und auch gegenwärtig noch gelten.

Für alle diese Idiome stellt der Artikel XIX des Staatsgrundgesetzes die Norm auf, dass sie, soweit ihr Gebrauch in dem betreffenden Lande in Betracht kommt, gleiches Recht besitzen sollen. Den Inhalt dieses Rechtes begrenzt es nach keiner Richtung hin und überläßt die Umschreibung desselben künftigen Ausführungsnormen, deren Tenor nur durch die einzige Bedingung beschränkt ist, dass, was für die eine im Lande übliche Sprache gilt, auch für die andere in demselben Lande geltende Sprache gelten soll.

2. Solcher Ausführungsnormen wurden nach der Errichtung

*) Erk. des Reichsgerichtes vom 12. Juli 1891, Zahl 121, E. Nr. 219

der Decemberverfassung eine ganze Reihe theils aus der früheren Zeit forterhalten, theils neu erlassen.

Zur ersteren Kategorie gehören vor allem die Bestimmungen der auch in den neuen Civilprocess aufgenommenen §§ 13, bezw. 14 der allgemeinen und westgalizischen Gerichtsordnung, dass „die Parteien sich in ihren Reden der landesüblichen (der im Lande beim Gerichte üblichen) Sprache zu bedienen“ haben, ferner das Hofdecret vom 29. April 1790, J.-G.-S. Nr. 19, welches in den wälschen Confinen, dann in Görz, Gradiska und Triest die ausschließliche Geltung der italienischen Sprache wiederherstellte, durch die Ministerialverordnungen vom 5. Februar 1852, Zahl 952 und vom 15. März 1862, Zahl 865 Praes. aber zu Gunsten der deutschen und der slavischen Sprache theilweise modificiert erscheint. Die deutsche Sprache wurde nämlich sowohl im äußeren, als auch im inneren Dienste als gleichberechtigte eingeführt; rücksichtlich der slavischen Sprache aber bloß zugestanden, dass Eingaben in slavischer Sprache angenommen, und soweit es thunlich ist, die betreffenden Erledigungen in slavischer Sprache hinausgegeben, ferner die Blankette im außerstrittigen Verfahren auch in slavischer Sprache aufgelegt werden dürfen. Dieser Zustand ist auch heute im Küstenlande der geltende. Aehnlich ist es auf Grund der Verordnungen vom 5. September 1867, Z. 8636 und vom 17. August 1864, Z. 7017 mit der slovenischen Sprache in Steiermark, Kärnten und Krain, sowie mit der rumänischen und der ruthenischen Sprache in der Bukowina bestellt. Ihr Gebrauch ist auf das mindeste Maß des äußeren Dienstes beschränkt, indem bloß im Strafverfahren, falls der zu Verhörende des Deutschen nicht kundig ist, die Einvernahme in der landesüblichen Sprache angeordnet und die Auflage slovenischer, ruthenischer und rumänischer Blankette im außerstrittigen Verfahren gestattet ist. Ausführlicher und liberaler regelt die Verordnung vom 9. Juni 1860, Z. 10.340, den Gebrauch der ruthenischen Sprache im äußeren Dienste der Gerichte in Galizien. Neu erlassen wurden die Verordnung vom 5. Juni 1869, Z. 2354 L.-G.-Bl. Nr. 24, durch welche in Galizien das Polnische als interne Amtssprache eingeführt wurde, die Verordnung vom 20. April 1872, L.-G.-Bl. Nr. 17, welche in Dalmatien die italienische und serbokroatische Sprache im äußeren Dienste gleichstellte, endlich die Verordnung vom 19. April 1880, durch welche in Böhmen und Mähren die allgemeine Doppelsprachigkeit im äußeren Dienste, und die unter dem 24. Februar 1898 theilweise modificierten Verordnungen vom 5. und 24. April 1897, durch welche sie auch im inneren Dienste der Behörden eingeführt wurde.

Wie schon aus dieser kurzen Aufzählung erhellt, ist der Gebrauch der landesüblichen Sprachen nicht nur in den verschiedenen Ländern, sondern auch in demselben Lande rücksichtlich der einzelnen Sprachen sehr verschieden geregelt. Dieser Widerspruch zwischen den thatsächlichen Verhältnissen und der allgemeinen Bestimmung des Staatsgrundgesetzes gibt dem Nationalitätenstreite immer neue Nahrung und erhält die Sprachenfrage offen. Seit langem chronisch, ist sie durch die letzterwähnten Verordnungen acut geworden und drängt zu einer endgiltigen Lösung, wenn nicht der staatliche Organismus dauernd leiden soll.

(Schluss folgt.)

Die altconservative Theorie in der Arbeiterfrage.

Von Dr. Rudolf Meyer (Dessau).

(Schluss.)

Ich wende mich nun den über das sociale Schicksal Deutschlands entscheidenden Debatten der Jahre 1867—69 zu. Ihr Resultat war: Die Conservativen erlangten die Aufhebung der Schuldhaft und der Beschlagnahme von Arbeitslöhnen, Schutz der Frauen- und Kinderarbeit und Einführung von Fabriksinspectoren, unterlagen aber mit dem Antrage auf Festsetzung eines Normalarbeitstages von 12 Stunden, bei dessen Bekämpfung der damals noch nicht baronisierte Herr Stumm sich die Sporen verdiente. Die Liberalen setzten die Gewerbe- und Wucherfreiheit durch, beide Parteien gewährten den Industriearbeitern die Coalitionsfreiheit. Bei den Verhandlungen über Einführung eines Normalarbeitstages trat ganz klar hervor, dass die conservativen Theorien der vielhundertjährigen landwirtschaftlichen Praxis entnommen waren. Wagener, den ich bald als einen tiefen Theoretiker vorstellen werde, begann mit der landwirtschaftlichen Trivialität, kein Pferd könne auf die Dauer länger als acht Stunden arbeiten. Herr von Wedemeyer gerieth persönlich mit Stumm aneinander. Die Feldarbeit werde von der Sonne bestimmt, der Fabrikant könne durch Gaslicht die Nacht zum Tage machen und unausgesetzt arbeiten lassen. Die Sonne scheint in Norddeutschland 12 Stunden durchschnittlich täglich, die Mecklenburgische Regierung hat so die Arbeit der Taglöhner also ganz „naturgemäß“ begrenzt.

Da aber doch etwa 1½ bis 2 Stunden zum Ruhen und Essen gebraucht werden, im Sommer stets mehr, so werden kaum zehn Arbeitsstunden für den Taglöhner im Nordosten herauskommen, selbst wenn etwas nach oder vor Sonnenunter- oder Aufgang gearbeitet werden sollte. Seit Einführung der Accordarbeit haben die Arbeiter *jetzt* thatsächlich wohl eine weit längere Arbeitszeit auf dem Lande. Hieraus ist doch wohl vollkommen ersichtlich, wie die Conservativen von jeher bis anfangs der Siebenzigerjahre Anhänger einer Beschränkung der Arbeitszeit in der Industrie durch Gesetze waren, auf jenes Maß, das auf dem Lande im Großen doch die Natur zog. Als sie aber seit 25 Jahren auch mehr und mehr Industrie auf dem Lande trieben, änderte sich das.

Doch nun zu Wageners theoretischen Ansichten! Er sagte 1867 in der Coalitionsgesetzdebatte: „Angebot und Nachfrage werden es nie weiter bringen und nie weiter gelangen lassen, als dass der Arbeitslohn gleich ist dem Kostenpreise ... Wollen Sie Angebot und Nachfrage als alleinige Regulatoren auf gewerblichem Gebiet festhalten, dann müssen Sie auch dazu fortschreiten, dass Sie dem Arbeiterstande die Möglichkeit geben, in sich und durch sich selbst Angebot und Nachfrage, soweit es ihn berührt und interessiert, regulieren zu können ..“

Wagener citierte einen älteren Ausspruch V. A. Hubers, der auch zu den früheren Socialconservativen gehört: „Nach fünfzig Jahren wird kein Mensch mehr begreifen, wie es überhaupt möglich gewesen ist, dass ein Zustand so lange hat bestehen können, wo der Arbeiter aus dem *Product* der Arbeit lediglich seinen Kostenpreis gezogen hat.“

Also sind Huber und Wagener derselben Ansicht gewesen, dass die liberale und conservative Theorie auf Lohn, respective Product oder Productantheil hinauslaufen. Unsere Epigonen von Todt und Stöcker bis auf Naumann haben wohl, erstere öffentlich uneingestanden, eklektisch mit meinem Actionsprogramm von 1873 („Emancipations-Kampf I“) gearbeitet, ich glaube aber nicht, dass sie sich unseres Grundprincipes bewusst waren.

Ferner citierte Wagener das Wort eines gelehrten Liberalen, Endemann, der die zwei besten Werke über das canonische Recht geschrieben hat: „Im Mittelalter war es nach canonischen Begriffen absolutes Glaubensdogma, dass überhaupt Geld nichts aus sich heraus producieren könne ... Damit war der Zins vernichtet und mit ihm der Begriff des Credits ... Nun ist mit diesen canonischen Anschauungen gebrochen worden infolge der Reformation... Das Dogma ist beseitigt und die Anbahnung des Creditbegriffes wieder aufgenommen worden.“

Nach dieser Vorausschickung fuhr Wagener fort: „Hält man das Capital denn heute für productiv, und ist es denn wahr, wenn man es für productiv hält? Oder sind die Sätze wahr, die von der jetzt herrschenden nationalökonomischen Schule ausgesprochen werden, dass nichts in der Welt productiv ist und nichts in der Welt Tauschwert produciert als die Arbeit ganz allein? Der tiefste Gedanke des Zinsverbotes war der, dass man eben nicht, wie es jetzt geschieht, die Arbeit zum Diener des Geldes, sondern das Geld zum Diener der Arbeit machen wollte. Darauf beruhen die Zinsverbote, und es bleibt wahr: die alte Kirche hat den Communismus getrieben in den Worten „Alles was mein ist, das ist dein“, und wenn man nicht in den socialen und politischen Institutionen auf den Grundgedanken dieses Satzes zurückgeht, dann werden *Sie* den Communismus producieren, der da deduciert: „Alles was dein ist, das ist mein“. Haben sie wirklich nicht aus der Geschichte gelernt, dass alle socialen und politischen Revolutionen bei der Zinsfrage einsetzen? Die unbeschränkte Befugnis, Zinsen zu fordern, so hoch man will, wird von der anderen Seite beantwortet werden: ihr sollt gar keine Zinsen mehr beziehen!“

Ganz nach Stahl — in seinen Vorträgen über die politischen Parteien vom Jahre 1850/51 — behauptete Wagener: „Socialismus ist nichts anderes als der Anspruch, eine rechtlich vorhandene Gleichheit durch Staatsmittel auch thatsächlich hergestellt zu sehen.“

Er hat denn kurz ausgeführt, die sociale Frage liege nicht auf dem Gebiet der Arbeit, sei gar nicht die Arbeiterfrage, sondern sie liege auf dem Gebiete des Capitals. Dies war nicht verstanden worden, und ein liberaler Redner provocierte ihn, er sei sich des Inhalts seiner dunklen Andeutungen nicht bewusst und nütze sie nur agitatorisch aus. Darauf antwortete Wagener mit einer furchtbaren und prophetischen, obschon kurzen Ausführung, indem er an den oben citierten Ausspruch Hubers anknüpfte: „Solche Dinge (dass der Lohn unabhängig vom Producte und nur abhängig von Angebot und Nachfrage sei) sind ebenso wie die Leibeigenschaft und Hörigkeit nur so lange aufrecht zu erhalten, bis das Bewusstsein ihrer Verwerflichkeit in die Massen hineingekommen ist... Sie haben heute nur noch die Wahl, ob Sie die Regulierung freiwillig vornehmen wollen, oder ob Sie es so machen wollen, wie es thörichterweise der Grundbesitz gemacht hat... Er hat mit seiner Regulierung so lange gewartet, bis man ihn gesetzlich und gegen seinen Willen reguliert hat. Denn was waren eigentlich die agrarischen Regulierungen (von 1808)? Sie waren nichts anderes, als das Nachholen dessen, was man durch eine geschichtliche Periode versäumt hatte, nämlich den ländlichen Arbeiter zu seinem Rechte gelangen zu lassen. *Es wird Ihnen mit den industriellen Arbeitern eben so gehen. Versäumen Sie es beizeiten, so lange es noch möglich ist, sich freiwillig zu regulieren, so werden Sie ebenso gut wie die Grundbesitzer unfreiwillig reguliert werden, und dann vielleicht auch mit einem Drittel.*“ Es hatten sich in Ostelbien die dort früher unbekannten Rittergüter durch Bauernlegen seit der Reformation und seit dem dreißigjährigen Kriege sogar die Rechtsidee gebildet und war von Landtagen proclamiert worden, dass die Rittergutsbesitzer auch Eigenthümer des

Grund und Bodens aller noch bestehenden Bauernhöfe seien. Als der Vater Friedrichs des Großen am Ende des ersten Drittels des vorigen Jahrhunderts das „Legen“, d. h. das weitere Einziehen von Bauernland, verbot, protestierte der Adel, freilich vergebens, gegen diesen Eingriff in sein Eigenthum, aber wenigstens behandelte der Adel auch weiter den Bauer als seinen „Knecht“ (siehe „Hundert Jahre conservativer Politik“ von mir, S. 47) und hielt dessen Land für sein, des Adels Eigenthum, das jener „gegen Naturaleinkommen bebaute“. Diese Arbeitsordnung, sagte Wagener 1867, sei ungerecht gewesen, und der Adel habe sie nicht aus eigenem Antriebe reformiert. Da kam, wie das oft geschieht, infolge eines Krieges die Regulierung von Oben, die Bauernemancipation. Der Adel verlor die Frohnarbeit des Bauers, den Zwangsgesindedienst und jeden Rechtsanspruch auf das Bauerngut gegen Abtretung von einem Drittel davon an den Adel, während der Adel behauptete, der Bauer habe nichts abgetreten, denn er habe ja gar kein Eigenthum gehabt, sondern der Adel habe $^2/_3$ abgetreten und bei der Regulierung nur $33^1/_3\%$ seines eigenen Landes zurückerhalten. — Je mehr eine solche Regulierung — das ist wie eine nothwendige Liquidation — verzögert wird, desto weniger bleibt in der Masse: In Oesterreich bestand dieselbe Rechtsanschauung des Adels, sogar noch vor einem Dutzend Jahre, wie ich selbst gehört habe, und die Adeligen klagten, dass man sie 1848—50 nicht einmal mit dem einen Drittel des Bauernlandes reguliert, sondern ihnen das ganze Bauernland genommen und ihren früheren Knechten geschenkt habe. „Solange“, sagte Wagener 1867, „das Capital dabei bleibt, die Arbeit vom Arbeitsertrage auszuschließen, wird die Arbeit selbst keine andere Antwort darauf geben und geben dürfen, als dass sie auch ihrerseits das Capital ausschließen will.“

Ich bin überzeugt, dass jene adeligen Herren, welche sich jetzt in Preußen und auch in Oesterreich Conservative nennen, obschon sie ihre Tradition nicht conserviert haben, entsetzt sein würden, wenn sie dies läsen über die Demagogie des Herrn Wagener. Sie werden es nicht sein, denn sie lesen das leider nicht. Aber die Junker der Fractionen Blankenburg und Stahl secundierten dem Demagogen: Ihre Eltern hatten ihnen oft genug von der Bauernregulierung erzählt, ihre Dienstleute erhielten etwas volles Arbeitsproduct und mehr Productantheil und waren keine Proletarier, aus den Orten aber, wo schon Fabriken waren und das englische Lohnsystem herrschte, kamen zu ihnen auf die Dörfer Vagabunden oder Proletarier. Sie, die Wedell, Blankenburg, Brauchitsch u. s. w. hatten ein volles Verständnis für die Theorien des geist- und kenntnisreichsten Mannes, der damals im Reichstage saß.

Derselbe sagte den Liberalen 1868: „Das was Sie wollen, ist nichts als die Nationalökonomie der Bourgoisie, das ist eine Nationalökonomie, die keine anderen Gesichtspunkte und Tendenzen hat, als alle Beschränkungen, die dem Geldcapital auf dem Gebiet des Erwerbslebens noch entgegenstehen, so schnell als möglich und um jeden Preis zu beseitigen, und zu diesen Beschränkungen des Geldcapitals gehört für alle diejenigen, die überhaupt sich mit Nationalökonomie beschäftigen, auch der Begriff der qualificirten Arbeit. Sie wollen den Begriff qualificirter Arbeit hinwegthun.“ Durch Auflösung der Zünfte. Er theilte mit, dass der liberale Fabrikant Leonor Reichenheim ihm im Bade Norderney scherzend gesagt, er wolle wetten, dass er wisse, wie Wagener sich in der Coalitionscommission verhalten habe. „Nun wie?“, habe er, Wagener, gefragt: „Sie haben alle Beschränkungen fallen lassen, nur die Prüfungen haben Sie festgehalten“. Und Reichenheim hatte seinen heftigsten Gegner richtig taxiert!

Mitglieder der Zünfte sind keine Arbeiter, sie beziehen ihren vollen Arbeitsertrag. Von ihnen sagt Wagener im Jahre 1869: „Die Innungen waren überwiegend städtische Corporationen, beschränkt auf einen Ort … Ich wünsche die Ausdehnung der Innungen dahin, dass man ihnen gestatte, sich auszudehnen und zusammenzuschließen mit verwandten Innungen über einen größeren District, über Kreise und Provinzen hinaus. Dann werden die Innungen das Gebiet sich wieder erobern müssen, wenn sie lebendige, wirkungsvolle Körperschaften werden und einen *politischen* Einfluss wieder gewinnen wollen. Darum will ich aber auch die möglichste Etablierung ihrer Autonomie … Aus der Gewerbefreiheit wird sich die Gewerbe-Anarchie entwickeln.“

Stahl sagte 1850: die Liberalen wollen individualisieren der Freiheit wegen, die Conservativen organisieren. Nicht aus Romantik, sondern um den organisierten Producenten Mittel zu geben, wodurch sie sich den vollen Arbeitsertrag sichern und ihn durch Theilung der Arbeit und andere gemeinsame Institutionen erhöhen. Dies sind die *einfachen Grundprincipien*, wie sie von v. Thünen bis Wagener festgestellt wurden, Abstractionen historischer Verhältnisse, insbesondere solcher in der Landwirtschaft. Edmund Jörg sagte zutreffend in seiner unentbehrlichen, aber vergriffenen „Geschichte der social-politischen Parteien“ 1867, die Partei, welche sich an die Riesenkraft Wageners anschließe, ziehe auch die Großindustrie in den Kreis ihrer Berechnung.

Von dem allen: ist nichts geschehen. Durch Fürst Bismarcks Zulassung siegten die Liberalen auf dem ganzen wirtschaftlichen Gebiet. Traurig oder zornig flüsterten sich die Conservativen zu: „Gerlach hatte Recht, Bismarck … lässt uns im Stich“, man drückte sich auch wohl härter aus. Aber, da der Krieg mit Frankreich am Himmel hieng, brach die bekannte conservative Fronde gegen Bismarck erst nach demselben aus. Dieser Kampf und die ungeheure Anstrengung, welcher er während des Krieges als einer von Bismarcks Räthen unterworfen war, hatten Wageners „Riesenkraft“ erschöpft, er kränkelte und wurde drei Jahre später von Lasker beseitigt. Die conservative Partei verlor ihren zweiten Führer, welcher den Liberalen beim Beginn des Kampfes im Jahre 1867 gesagt hatte, wenn sie seine Warnung überhörten, würden Leute kommen, die in einer anderen Tonart mit ihnen reden würden, und kaum hatte der Liberalismus seinen ersten principiellen Sieg durch Aufhebung der Wuchergesetze erfochten, so erfolgte durch das „Capital“ von Marx, dessen furchtbarer „*Einbruch in die Gesellschaft*“ („Rodbertus' Briefe von R. Meyer“ Seite 111). Sollte auch wahr werden, was Wagener von der „Regulierung“ und Huber von den 50 Jahren sagt, wovon drei Viertel schon verstrichen sind, so würde ich wenigstens nicht wünschen, das mitzuerleben.

Als die großen Kämpfe vorüber waren, hat Wagener 1869 ein Memorandum über die geschaffene Situation, die Stellung der Parteien und der Regierung dazu geschrieben, wovon ich eine Copie besitze. Soweit mir erinnerlich, war es für die leitenden Männer der Partei bestimmt und ist wahrscheinlich auch dem damaligen Grafen Bismarck mitgetheilt worden. Ob es schon irgendwo gedruckt wurde, ist mir unbekannt, ich habe es so nicht gefunden. Es ist äußerst interessant, aber zu lang, um diesem Artikel angehängt zu werden. Wagener stand ganz bewusst auf der Zeitwende, er ahnte den Krieg von 1870/71 und wusste, dass danach v. Gerlachs, ich möchte sagen, *Fluch* erst ganz in Erfüllung gehen werde!

Vom Uebersetzen.

In keiner Sprache dürfte es so viele und so gute Uebersetzungen geben wie in der deutschen. „Es liegt in der deutschen Natur“, sagte Goethe zu Eckermann, „alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigenthümlichkeit zu bequemen. Dieses und die große Fügsamkeit der deutschen Sprache macht denn die deutschen Uebersetzungen treu und vollkommen.“ Es wird vor allem nirgends so rasch übersetzt wie in Deutschland. Man denke nur, wie schnell Uebersetzungen englischer, französischer, amerikanischer Werke zu uns kommen, wie spät die Arbeiten unserer Autoren den umgekehrten Weg gehen. Das hat freilich seine deutlichen historischen Ursachen, die wie so viele unserer culturellen Missstände auf den dreißigjährigen Krieg und die darauf folgende Ohnmacht und Abhängigkeit Deutschlands zurückführen. Und es ist in den letzten Jahrzehnten besser geworden. Es soll 22 französische Faust-Uebersetzungen geben. Ueberhaupt begann mit dem Anfang unseres Jahrhunderts in der Aera der Romantiker, die nach allen Gebieten und Stoffen auslugten, in der Zeit, in der Goethe das Wort „Weltliteratur“ erfand und gab, die Uebersetzungsliteratur in allen europäischen Ländern. Aber sicherlich hat sie sich in Deutschland am höchsten entwickelt und die weiteste Ausdehnung gewonnen.

Sie schuf hier sogleich ein Meisterwerk, das immer noch unvergleichlich dasteht: die Shakespeare-Uebersetzung von Schlegel und Tieck. Es gelang diesen, nach dem Ausdruck Scherers, „mit der sorgfältigsten Nachbildung des Originals die volle Deutlichkeit, den freien Fluss der Sprache, einheitlichen Stil und eine reine poetische Wirkung zu verbinden“. In diesen Worten ist ungefähr ausgesprochen, was der Uebersetzer eben verbinden und erreichen muss, und was nur die wenigsten zu erreichen vermögen. Sie enthalten das Was, das von ihm verlangt wird; das Wie bleibt die Frage und natürlich vor allem eine Frage des Talents. Aber es lässt sich doch manches dazu sagen, der Vorgang des Uebersetzens selbst analysieren und eine Reihe von Vorbedingungen feststellen. Und da ist denn als erste Vorbedingung, die von den meisten, die, sobald ein Buch ihnen gefällt und sie die Sprache kennen, frohgemuth ans Uebersetzen gehen, gänzlich übersehen wird, die festzustellen: Zum Uebersetzen ist beiweitem nicht so sehr die Beherrschung der fremden Sprache, als vor allem die Bemeisterung der eigenen nöthig. In die fremde muss man natürlich so weit eingedrungen sein, um das Original völlig zu fassen und um keine gewöhnlichen Uebersetzungsfehler zu machen, — aber wesentlich bleibt, wie sehr der Reiter das eigene Pferd beherrscht, der die Bewegungen eines anderen Reiters copieren will. Besser ein gelegentlicher Uebersetzungsfehler, als wenn die ganze Uebersetzung ein fortlaufender Fehler ist, weil sie zwar nirgends den Sinn ganz verfehlt, ihn aber auch nirgends ganz wiedergibt. Wer ans Uebersetzen eines fremdsprachigen Kunstwerkes gehen will, der hat weit weniger auf seine philologischen und grammatikalischen Kenntnisse der fremden Sprache zu schauen, der darf sich vor allem nicht von seiner Begeisterung für das Original verführen lassen, sondern der muss zunächst daran denken, wie sattelfest er in der eigenen ist, welcher Reichthum und Wohlklang ihm in der deutschen Sprache zur Verfügung steht. Wenn diese Bedingung mehr beherzigt würde, dann würden nicht so viele, bloß weil sie tüchtige Gelehrte sind, auch schlechte Uebersetzer werden.

Goethe rühmt in dem oben erwähnten Satz die „Fügsamkeit“ der deutschen Sprache. Das könnte einen in Verwunderung setzen, hat er doch selbst von ihr gesagt:

„… . . Ich wäre ein Dichter geworden,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt.“

Was Goethe meinte, war wohl dies: die deutsche Sprache ist fügsam in dem Sinn, dass sie durch eine große Mannigfaltigkeit

wieder gut macht, was sie durch eine gewisse Regellosigkeit sündigt. Diese Regellosigkeit zeigt sich vor allem im Satz- und Periodenbau. Ich kenne keine Sprache, in der man in demselben Satz soviel verschiedene Wortstellungen anwenden kann, wie im Deutschen, ohne dass sie absolut unmöglich werden. Im Französischen, Englischen, Italienischen ist in der Regel nur eine einzige Wortstellung möglich, im Deutschen viele, die zwar schlecht klingen, aber noch nicht absolut falsch sind, und dann kommt erst noch eine Anzahl von Stellungen, die zwar bereits falsch sind, aber im Gespräch, ja in Reden und Vorträgen immer noch gebraucht werden. Daher kommt es, dass nirgends so nachlässig gesprochen wird, wie in Deutschland, nirgends Schrift- und Umgangssprache, selbst in gebildeten Kreisen, so verschieden sind, und daher kommt es auch, dass man in französischen oder englischen Büchern soviel seltener einen ausgesprochen schlechten Stil findet, als bei uns. Sehr mittelmäßige englische und französische Schriftsteller schreiben einen guten klaren Stil, weil sie eigentlich gar nicht anders können. Sehr bedeutende deutsche Schriftsteller schreiben einen unerhört schlechten Stil und — man liest sie. Am schlimmsten ist das in der deutschen wissenschaftlichen Literatur.

Aber diese Regellosigkeit bringt auch einen Reichthum an möglichen Wendungen und Stilcharakteren mit sich, der sie wie keine andere zur Uebersetzungssprache geeignet macht. Sie hat nichts Starres, sie schmiegt sich den weichen, wolkenhaften Gebilden slavischer Dichter so gut an, wie sie die lapidare Strenge und Kürze eines römischen Historikers kräftig wiedergibt. Sie ist eines spiraligen Periodenbaues fähig und hat einen Reichthum an Partikeln, der sie der griechischen nähert, und kann beinahe die einfache Knappheit der Engländer erreichen. Sie ist einer Vocalharmonie fähig, die ihr der, der uns sprechen zu hören gewohnt ist, kaum zutrauen würde, einer viel größeren, als die englische Sprache selbst in ihren melodienreichsten Dichtern je erreichen konnte. Sowie Deutschland in der Mitte aller Länder Europas, so liegt seine Sprache im Centrum aller europäischen Idiome und ist fast jedem ähnlicher, als sie es untereinander sind.*) Hiezu kommt noch, dass sie zur Zeit der germanischen Vorherrschaft im frühen Mittelalter die sich bildenden europäischen Sprachen fast alle beeinflusst hat und nun in jeder verwandte Elemente wiederfindet.

Aber je größer ihre Gaben sind, desto seltener findet sich jemand, der sie zu verwerten weiß. Sie ist flüssig wie Wasser, sie fällt auseinander wie Gallerte, während die anderen aus festem Gefüge sind. Ihre Worte und Sätze sind Kugeln, die beständig auseinanderlaufen, man muss sie magnetisieren, ehe sie beisammenbleiben und sich in strengen Reihen gruppieren lassen. Durch die englische und noch mehr durch die französische Sprache führen feste bezeichnete Wege, der deutsche Autor muss sich immer selbst einen Weg durch seine Sprache bahnen. Diese Regellosigkeit ist verführerisch, und darum schreiben bei uns so überaus viel Leute, die es absolut nicht können. Das Ohr für den Wohlklang der Prosa scheint in Deutschland eine der seltensten Gaben zu sein. Denn die deutsche Sprache ist einer hohen Vocalharmonie fähig — und der Wohlklang beruht vor allem auf der Anordnung der Worte nach ihren Vocalen — deutsche Sätze können fast wie Musik tönen, und trotzdem wird fast in keiner Sprache so holperig gesprochen und geschrieben. Vielleicht ist das Ohr der Nation darum so ungeschult, weil unsere literarische Cultur so jung ist, vielleicht haben uns die Pedantismen der Akademien gefehlt, die gewiss viel zerstört, aber auch das Ohr der Kritiker und Schriftsteller unendlich geübt haben.

Wer nun übersetzen will, der muss vor allem wirklich deutsch schreiben können; aber er muss noch mehr können; es genügt nicht, dass er einen eigenen Stil habe, er muss ganz Herr der Sprache sein, er muss nicht nur Campagnereiter, sondern Schulreiter sein; er muss das Pferd in jede Gangart bringen, seine Sprache dem Stil des Originals völlig anschmiegen können, ohne ihr doch je Gewalt anzuthun. Er muss einen Mittelweg gehen, der dünn ist wie ein Grat. Und zu diesem Zwecke muss er natürlich in seinem Original völlig zuhause sein, er muss in den Geist des Autors und in den seiner Sprache eingedrungen sein. Das ist die zweite Vorbedingung und wieder wesentlich eine Frage der persönlichen Begabung. Mit ihr steht die dritte in engem Zusammenhang: Der Uebersetzer muss — und das wird schwer und wichtig, sobald es sich um die Uebersetzung eines großen Kunstwerkes handelt — dem Autor des Originals bis zu einem gewissen Grade gewachsen sein. Man muss noch lange kein Shakespeare oder Dante sein, um Dante oder Shakespeare zu verstehen, aber man muss doch imstande sein, ihnen bis in die letzten Tiefen und Nuancen zu folgen. Man muss kein Wegfinder sein, aber man muss auf jedem gefundenen Weg gehen können. Um wieviel mehr gilt das alles, wenn es sich nicht nur ums Verstehen, sondern ums Uebersetzen handelt, wenn man lebendiges Feuer auf eine neue Pfanne schütten will, ohne die Flammen zu ersticken, ja ohne ihr Flackern wesentlich zu verändern.

Und hier fällt sogleich ein Umstand ins Gewicht, an den nie gedacht wird, und der sich immer gebieterisch fühlbar macht — der Wortschatz. Der Wortschatz ist für den Autor und Uebersetzer der nervus rerum, er ist in der Schriftstellerei das, was das Capital bei einem Unternehmen ist. Je größer ein Autor ist, desto größer ist sein Wortschatz. Er findet den schärfsten Ausdruck für seine Gedanken, er findet für jede Nuance der Empfindung ein Wort, und er findet stets das wohlklingendste Wort für die betreffende Stelle. Und wenn ihm das Wort fehlt, dann erfindet er eines und erfindet es so meisterlich, dass niemand merkt, dass er dem Worte hier zum erstenmale begegnet; so trefflich passt es in das Gefüge des Satzes, so organisch ist es aus den lebendigen Tiefen der Sprache gebildet. So wie in großen Forschern die Denkkraft, so culminiert in großen Dichtern die Sprachkraft der Nation, in ihnen wohnt der Sprachgeist, sie mehr als alle anderen schaffen die Sprache. Es ist ja bekannt, welche große Zahl neuer Worte die deutsche Sprache Goethe verdankt. Autoren geringeren Ranges, Autoren mit mehr Wollen als Können, Autoren, die ihre Ohnmacht fühlen und gleichsam über die Stränge schlagen, kann man an ihren schlechten misstönigen Wortbildungen erkennen.

Man hat die Worte vieler Dichter gezählt und man hat z. B. gefunden, dass unter den Engländern Shakespeare den größten Wortreichthum besitzt. Man hat die Wortzahl der einzelnen Stände berechnet, die der Völker gezählt und verglichen, und so wie es unzählige Abstufungen gibt von den Negervölkern mit ihren vierhundert Worten bis zu den modernen Cultursprachen, die an hunderttausend Worte zählen, so führen, wenn die Worte gezählt würden, die ein Mensch während seines Lebens redend und schreibend gebraucht, unendliche Abstufungen vom Cretin zum schriftstellerischen Genie hinauf.

Nicht immer ist der Mann, der ans Uebersetzen eines fremden Autors geht, im Stande, allen Tiefsinn, alle Feinheiten des Originals zu fassen; — fast nie ist der Uebersetzer großer Dichter ihnen im Wortschatz gewachsen. Er verfügt über fünf Synonyme, wo der andere deren zwanzig hat. Jedes Wort ist ein Bild, ein Gedanke, zum mindesten eine Nuance. Schlechte Uebersetzer begnügen sich nicht nur damit, die Nuance nur so obenhin zu treffen, sie haben dasselbe Wort für zwanzig verschieden nuancirte Ausdrücke des Originals. Sie können gar nicht anders. Sie haben buchstäblich nicht mehr in ihrem Hirn. Sie sind wie ein kleiner Capitalist, der den Credit einer großen Bank umspannen möchte. Solche Uebersetzungen müssen dann arm, fade und verwässert klingen, sie geben immer das banale Wort, wo der Autor ein charakteristisches gab.

All diese Schwierigkeiten erhöhen sich um einen Grad oder um hundert Grade, sobald es sich um die Uebersetzung poetischer Werke handelt. Der Uebersetzer einer Dichtung muss selbst ein Dichter sein, wieder in dem Maß und Abstand, der oben gekennzeichnet wurde; er muss nicht selbst der großen Conceptionen eines Shakespeare fähig sein, nicht selbst solche Gestalten schaffen können; die gibt das Original — aber es muss ihm dieselbe Macht der Stimmung, dieselbe Harmonie der Worte zur Verfügung stehen. Und das ist nur sehr selten der Fall. Darum sagte Shelley: „Es wäre ebenso weise, ein Veilchen in einen Schmelztiegel zu thun, um das wesentliche Princip seines Duftes und seiner Farbe zu entdecken, als die Schöpfungen eines Dichters aus einer Sprache in die andere umgießen zu wollen. Die Pflanze muss neu aus dem Samen emporkeimen, oder sie wird keine Blüte tragen: das ist das Erbe, das uns der Fluch von Babel gelassen“. Und Dante, gleich als hätte er vorausgesehen, wie man ihn einst misshandeln würde, schrieb: „Es wisse jeder, dass nichts, was in musikalischer Harmonie gebunden ist, in eine andere Sprache übersetzt werden kann, ohne dass seine ganze Harmonie und Süße gebrochen würde.“

Auch bei einem prosaischen Werke wird es die Aufgabe des Uebersetzers sein, nicht nur den Gedankeninhalt eines Werkes wiederzugeben, sondern auch den Stil des Originals soweit als irgend möglich nachzuahmen. Stil aber ist Rhythmus. Auch in der Prosa. Wer überhaupt einen eigenen Stil hat, spricht und schreibt in einem gewissen Rhythmus, liebt einen gewissen Satzbau, eine eigene Anordnung der Perioden, eigen klingende Schlüsse und bevorzugt gewisse Wortverbindungen. Dies aber thut er nicht bewusst, sondern es liegt durchaus im Ohr und im Kehlkopf. Der Klang ist alles. Ein Mensch, der Gehör besitzt und viel gelesen hat, wird auch unbekannte Sätze bekannter Autoren leicht erkennen. Noch viel mehr gilt das alles von der Poesie.

Man kann es gar nicht oft genug wiederholen: Form und Wesen ist eins. Kein wirklicher Dichter hat erst die Gedanken und macht dann die Verse dazu; der Gedanke entsteht bereits in metrischer Structur. Aber die metrische Structur erschöpft sich keineswegs im Versmaß. Das Versmaß ist ja in den verschiedensten Theilen einer Dichtung, in den heitersten und traurigsten, den pathetischesten und ruhigsten dasselbe, es ist in den Dichtungen ganz verschiedener Dichter dasselbe. Das Wesentliche ist die Melodie, der innere Rhythmus, der Klangfall der Verse, das stimmunggebende Element. Eine Dichtung muss uns in eine bestimmte vom Dichter getheilte und gewollte Stimmung versetzen, und wenn sie das nicht vermag, so ist sie keine. Und das ist eine wesentlich sinnliche Wirkung, die durch sinnliche Mittel, die Melodie und den Rhythmus hervorgebracht wird. Und je voller der Klang der Verse ihrem Inhalt entspricht, desto höher stellen wir die Dichtung. Worin dieser Zusammenhang liegt und woher diese Wirkung kommt, das ist so unbekannt und beruht auf so tiefen psychologischen und in letzter Linie wohl physiologischen Ursachen, wie die Wirkung der Musik. Es ist gleichzeitig etwas so Individuelles, nicht nur mit dem Werk, sondern vornehmlich mit der

*) Dies gilt natürlich nur von den Sprachgruppen und nicht von den einzelnen romanischen, slavischen oder germanischen Sprachen.

Persönlichkeit des Künstlers so innig Zusammenhängendes, dass fast jeder bedeutendere Dichter eine eigene Cadenz hat. Es gibt eine Goethe'sche, eine Heine'sche, Uhland'sche Cadenz, die leicht zu erkennen und oft leicht zu imitieren ist. Es sind offenbar Grundstimmungen in der Seele des Dichters, die darin zum Ausdruck kommen.

Das sind Dinge, die eigentlich jeder poetisch empfindende Mensch weiß oder zum mindesten fühlt, auch wenn er es nicht beachtet, und die doch von den meisten Uebersetzern völlig verfehlt werden. Und zwar darum, weil es ihnen theils an poetischer Begabung fehlt, theils aber weil sie sich an äußerliche unwichtige Formen klammern und das nicht beachten, was in aller Poesie das Wesentliche ist, die in Klang und Rhythmus ruhende Stimmung, das ungreifbare, dem Verstand nicht mehr zugängliche Element des Kunstwerkes, von dem der Künstler selbst keine Rechenschaft geben kann, und das doch sein Allerpersönlichstes ist, das, was entstand durch das Mitzittern dunkler, aber entscheidender Gebiete in seinem Gemüth. Woher ihm der Stoff kam, was ihn auf den Gedanken brachte, das kann ein Dichter wissen; wie er die Form fand, das weiß keiner. Und jenes Mitzittern oder besser ein Nachzittern muss der Uebersetzer in sich hervorrufen, oder vielmehr es muss durch die Einwirkung des Originals in ihm wachgerufen werden; und in einer aufgeregten Stimmung, die der Fieberhitze des Schaffens nicht gleichkommt, aber ihr ähnlich ist, wird er etwas Vollendetes hervorbringen können.

Dadurch aber, dass die meisten Menschen die Form für etwas Aeußerliches halten und meinen, dass sie einfach im Versmaß bestehe, sind sie auch beim Uebersetzen zufrieden, wenn sie nur wieder Hexameter oder Sonette liefern, oder wenn die Reimfolge des Originals gewahrt ist, und schreiben dann stolz aufs Titelblatt „In den Versmaßen der Urschrift übersetzt".

Ein Beispiel wird leicht versinnlichen, was ich meine. Man denke, die berühmte Schilderung des Sonnenuntergangs im Faust wäre in einer fremden Sprache verfasst, und ein deutscher Uebersetzer gäbe Stellen wie:

„Betrachte, wie in Abendsonnenglut
Die grünumgebnen Hütten schimmern!"

in folgender Weise wieder:

„O sieh' doch, wie im Schein des Abends dort
Von Laub umgrünt die Hütten stehen!"

oder er übersetzte die Worte Fausts:

„Doch ist es jedem eingeboren,
Dass sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns im blauen Raum verloren
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt!"

mit Versen wie:

„Doch ist es jeglichem verliehen,
Dass auch sein Trachten sich zur Höhe hebt,
Sieht über sich er blau den Himmel glühen,
In dem die Lerche singend schwebt!"

Er könnte sagen, dass er eine in Sinn und Versmaß völlig adäquate Uebersetzung geliefert; und dennoch ist es eine Travestie, der packende Tonfall und die Stimmung sind völlig verloren gegangen. Und es wird leider sehr viel in dieser Weise übersetzt. Es gibt eben über dem gleichmäßigen Rhythmus von betonten und unbetonten Silben in jedem Gedicht noch einen zweiten freieren und wichtigeren Rhythmus von mehr und minder betonten Silben, der mit der Klangfarbe der Worte zusammen für die Wirkung entscheidend ist. Und dieser zweite, höhere Rhythmus muss genau so gewahrt werden, wie der gebundene des Versmaßes.

Und noch ein Umstand sei hier bemerkt, der von den wenigsten Uebersetzern beachtet wird: In den vollendetsten Schöpfungen der größten Dichter sind nicht alle Stellen gleich vollendet, nicht immer war beim Schaffen die gleich glückliche Stimmung vorhanden, und in jedem Werke gibt es schwächere Stellen, Verse, die fast nur zum Fortspinnen des Fadens da zu sein scheinen, neben solchen, in denen die Kraft des Genies gleichsam concentriert erscheint. Und wenn man die Dichtung genauer durchgeht, wird man fast in jedem Absatz eine die übrigen beherrschende vollklingende Stelle finden, die der ganzen Versgruppe ihren Wert und ihr Gepräge gibt. Diese Stellen muss der Uebersetzer sofort erkennen und voll wiedergeben und immer das Unwesentliche dem Wesentlichen opfern. Solche Stellen müssen zuerst übersetzt und die anderen ihnen angepasst werden. Kein Uebersetzer wird es vermeiden können, hie und da Flickreime anzubringen. Aber darauf kann jeder achten, dass die Flickverse an möglichst unwichtigen Stellen angebracht, und nicht die herrlichsten durch sie verballhornt werden.

Ich könnte für all dies aus deutschen Uebersetzungen Beispiele in Fülle heranziehen, aber es würde fast ungerecht sein, einzelne zu erwähnen, wo der Verbrecher eine so große Anzahl ist. Wenn es in Deutschland, so wie es dort ein Reichs-Gesundheitsamt für die physische Hygiene gibt, eines für die geistige gäbe, dann müssten sehr viele Uebersetzer und so manche Verleger wegen Verfälschung geistiger Nahrungsmittel hinter Schloss und Riegel sitzen. Es soll indessen zugegeben werden, dass es keine Verbrechen, sondern nur Vergehen sind, dass mehr grobe Fahrlässigkeit und nicht böse Absicht in den einzelnen Fällen vorliegt. Und dieser Aufsatz hat vor allem den Zweck, denjenigen, der in guter Absicht an die Uebersetzung eines Kunstwerkes geht, vor Augen zu rufen, wie sehr er sein Können zu prüfen hat und welch große Verantwortung er sowohl dem Publicum, als dem Werk selbst gegenüber auf sich nimmt, was für ein hässliches und barbarisches Beginnen es ist, das, was ein anderer schön hergestellt hat, zu verunstalten.

Dr. Karl Federn.

Dehmel und Nietzsche.

In dem Erstlingswerke Richard Dehmels, den „Erlösungen"*), findet sich ein Gedicht „An Friedrich Nietzsche", worin sich Dehmel als den Jünger Zarathustras bezeichnet, der ihn liebte: als den Jünger, der seinen Meister verstand — und ihm folgte, indem er ihn verließ. Diesem Jünger erscheint das Moralprincip des philosophierenden Einsiedlers, der Wille zur Macht, das heißt der Wille zur Ueberwindung der Welt und des eigenen Ich, wie eine „neue Sünde", die auch wieder überwunden werden muss. Trotz dieses frühzeitigen Hinweises darauf, dass er k e i n Nachtreter Nietzsches sei, und er hat stets seine eigene Bahn verfolgt, pflegt Dehmel bis heute als eine Art poetischer Illustrator Nietzsche'scher Ideen angesehen zu werden — soweit man nicht überhaupt den Stab über ihn bricht.

Es ist das insofern erklärlich, als Dehmel wie die meisten „Modernen" mit seiner Liebe zum Leben freilich auf den Schultern Nietzsches steht. Dehmel bedeutet, soweit ich bis jetzt zu sehen vermag, das letzte Glied in einer Kette von Entwickelungen, die sich durch unser ganzes Jahrhundert ziehen und unter der Ueberschrift „Der Pessimismus und seine Ueberwindung" gesammelt werden könnten. Nietzsches „Wille zur Macht" ist nur eine variierende Zuspitzung des bekannten „Willens zum Leben"; das Neue bei ihm ist die W e r t u n g dieses Willens: er blickt nicht von der eisigen Höhe der Weltentsagung verächtlich auf den elenden Trieb zum Vegetieren hinab, sondern verehrt in ihm den heiligen Muttergrund alles Großen und Erfreulichen. Diese neue Wertung, die manchem von uns schon jetzt ganz selbstverständlich erscheint, war eine T h a t. Denn der Pessimismus ist keine bloße Mode, sondern eine wirkliche europäische Krankheit gewesen, und noch ist die Welt nicht gesundet. Es gibt ja freilich Leute, die über das Wort „Weltschmerz" lachen und meinen, etwas so Verrücktes und Veraltete sei gar nicht mehr discutabel. Solchen möchte ich mit einem Worte Dehmels antworten:

„Doch wer an seinem Leben nie verzagte,
hat um des Lebens D e u t u n g nie g e r u n g e n."

Die philosophischen Selbstmordstimmungen sind, gerade unter der idealistischen Jugend, noch heute gar nicht so selten, man braucht nur ein bisschen genauer hinzuhorchen.

Der Pessimismus beruht auf dem Unvermögen, das Ich mit der Welt in Einklang zu setzen. Daher fallen ihm die adeligsten und stolzesten Geister so leicht zum Opfer. Der Schmerzenszug in dem edlen Antlitze Byrons, den sein Volk ihm aufgedrückt hatte, begeisterte die vornehmen Talente aller Nationen zu der gleichen Rolle des verachteten Verächters. Die Literatur Russlands, Frankreichs, Norwegens wird von Jahrzehnt zu Jahrzehnt düsterer, dunstiger, freudloser. In Deutschland, wo alles am gründlichsten betrieben werden muss, erwächst aus dem Boden des Weltschmerzes in Schopenhauers Philosophie ein neues System der Weltauschauung, und Wagner taucht seine Göttertragödie in die blutrothen Gluten des Weltendes und verkündet die Sehnsucht nach dem Nichts im „Tristan" wie einen neuen Glauben. Zwar hatte Richard Wagner schon fast das Zeug zum Befreier, wie der „Siegfried" und die „Meistersinger" beweisen, und das Nebeneinander der beiden Gestalten Siegfried und Wotan, die sein Gehirn in den Fünfzigerjahren erschuf, kennzeichnet aufs deutlichste die Stellung zwischen Thür und Angel, die er im Geistesleben unseres Säculums einnimmt. Allein das Werk, worin er am unmittelbarsten jene Saiten berührte, die von Stern zu Stern durchs All gespannt sind, bleibt doch sein „Tristan" — die incarnierte Musikwerdung des Weltschmerzes.

Aber Goethe? Der stand doch wohl schon lange da als ein gesundes Exempel, dass und wie man leben darf und soll? Ja, wer hat sich um den Erhabenen gekümmert! Bisher ist Goethes Einfluss auf die Geistesgeschicke unseres Volkes durchaus nicht so erheblich gewesen, wie wir stillschweigend anzunehmen pflegen. Goethe ist stets nur eklektisch angehört worden. Die Romantiker schwärmten für seine Jugendwerke, um den gereiften Charakter um so leidenschaftlicher zu verdonnern. Die Classicisten verehrten ihn als Busenfreund der Schönheit und kümmerten sich um Goethe den Menschen so wenig wie möglich. Heutigen Tages hat sein Porträt gar einen bedenklich philiströsen Zug angenommen; man hat ja keine rechte Empfindung für das herrlich brünstige Blut, das selbst in den geklärtesten Dichtungen seiner späten Jahre heimlich pulst, oder man erfrecht sich sogar, vor den heiteren Sünden des Olympiers, in Anbetracht seiner Verdienste um die deutsche „Literatur", nachsichtig ein Auge zuzudrücken! Sei dem wie ihm wolle: Wie verhielt sich Goethe zum Trauerspiele des Lebens? Wir kennen und bewundern ihn als das Muster eines harmonischen Menschen. Allein unsere Achtung ist zum nicht geringsten

*) Soeben in zweiter, veränderter Auflage erschienen, bei Schuster & Loeffler, Berlin.

Theile veranlasst durch die vornehm ablehnende Haltung, die er der großen Welt gegenüber immer bewahrt hat. Zwar hat ihn diese Welt unausgesetzt mit tausend kleinen Ketten der Rücksicht wieder an sich herangezerrt, aber innerlich stand er ihr fern, sie war ihm eigentlich nur ein Gegenstand der Reflexion. Der „Faust" beweist es, wie sehr er einsam dachte, und wie leicht er sich losgerissen fühlte vom All-Leben, geschweige, dass er mit diesem All-Leben verwachsen konnte: die Aussöhnung zwischen Faust und seinem Schicksale gelingt erst im Augenblicke des Todes, und selbst da muss noch der Teufel um sein rechtmäßiges Theil am Menschen betrogen werden.

Erst Nietzsche ist über die tragische Weltanschauung, für die auch er noch in der „Geburt der Tragödie" in jugendlicher Begeisterung erglühte, in Gedanken hinausgewachsen. Er zuerst hat im starken Bewusstsein einer besseren Erkenntnis dem Weltschmerz die Zähne gezeigt — oder wenn Ihr wollt, die Zunge. Er hat mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Natur der schleichenden Weichlichkeit ihre Masken abgerissen und gegen sie die Herrschaft der freien Kraft ausgerufen. Er hat uns mitgerissen, er ist unser Arzt gewesen.

Aber es kann einer den Arzt spielen, ohne selbst gesund zu sein. Und der wirklich Gesunde spottet des Arztes und seiner Maßregeln. Nietzsche will das Starke, Harte; er selbst ist alles andere als stark und hart. Er war keine männliche Natur: er musste sich anlehnen. Allen Idealen hat er gehuldigt nacheinander und sie mit den Kränzen seiner anbetungsseligen Phantasie geschmückt, bis sein scharfer Verstand plötzlich die Schwächen seines Ideales entdeckte; dann wurde er sich seiner Unselbständigkeit bewusst, sah im Freunde den Feind, und was er noch eben gläubig verehrte, warf der Renegat in den Staub. So gieng es ihm mit den Dingen, so mit den Menschen. Er war inconsequent genug, er der große Zweifler, nach etwas Absolutem zu suchen, und als er endlich darauf verzichtete, die Wahrheit zu finden, und seine eigene Welt zu bauen unternahm, da war seine Kraft erschöpft. Nietzsche gehört nicht zu den großen Schaffenden, ein so phänomenaler Künstler er auch ist. Sein ganzes Leben und Wirken besteht in einer Reihe von Reactionen; die treibende Kraft in ihm ist also nicht das überreich quellende Herz, sondern gerade jenes Ressentiment, das er selbst in der „Genealogie" so unerbittlich aus der Sclavenmoral des Christenthums herausschält. Er meint die Welt von beherrschender Höhe aus zu überblicken; in Wirklichkeit steht er unausgesetzt mitten in der Kritik, auch noch im „Zarathustra". In seiner Forderung zu tanzen und zu lachen, in seiner Sucht nach Einsamkeit — was spricht sich darin anderes aus, als wiederum die alte Abkehr von der Welt, die Flucht vor der Wirklichkeit? Er versteht es eben nicht, in der Welt aufzugehen; und seine ganze Freude am Leben, die er jeweilig hervorkehrt, besteht nur in der Freude über einzelne Erscheinungen daraus: Die Hinterweltler verderben ihm allemal den Geschmack, weil er sich immer wieder selbst auf Hinterweltstreppen ertappt. Nietzsche hat ebensogut wie Schopenhauer seine Sehnsucht nach einer „Erlösung". Er vermag das Ganze nicht zu umspannen. Das ist nämlich nur einem gefühlstarken Menschen möglich; in Nietzsche aber war, wie angedeutet, der Verstand energischer als das Blut. Auch noch in seiner schöpferischen Zukunftschwärmerei ist viel mehr Gewolltes als Erlebtes. Daher auch so viel Rhetorik. Wer ist denn dieser göttliche Zarathustra? Ein Mann, der — — spricht. Nietzsche ist in seinen Dichtungen stets nur der Herold, nie der Held; der Prophezeiende, nicht der Erfüllende. Ein großer Prophet ist er, aus dessen Munde Zauberklänge strömen, wie sie vorher nur in den Räthselharmonieen des alternden Beethoven gehört waren, — aber immer ein Prophet nur. So ist ihm das Schicksal aller Schwärmer geworden: sich zu versliegen. Hochstrahlend schreibt seine verklärte Hand den Namen des Uebermenschen über die Sonnenthore der fernsten Zukunft, aber die Erde, seine geliebte Heimat der Wiederkunft, ist unter den Füßen des Entrückten verschwunden.

Die Hoffnung, das Ich mit der Welt in Einklang zu setzen, hat Nietzsche nicht erfüllt. Es musste einer kommen, der, unbeirrt um herrschende Anschauungen, mit eigenen Augen in die Welt sah und in naivem Vertrauen auf seine Kraft sich mit ihr abfand. Einer, der nicht mehr nach der einen, allein seligmachenden „Erlösung" fahndete, weil jedes starke Erlebnis, alles, was sprichwörtlich den Menschen außer sich bringt, ihm gleichbedeutend mit Erlösung war. Einer, dem also das Weh der Erde keineswegs fremd war, der nicht, wie etwa ein Liliencron, leichten Fußes über die Abgründe des Daseins wegspringt — da hätten wir so einen Tanzenden nach Zarathustra-Art — sondern der gelitten und Lust aus Leid geerntet hat. Einer, der seinen Geist durch die Schranken, in denen wir alle schmachten, in unversehrbarer Sicherheit vor jeder Enteignung weiß und sein Herz weder an den Himmel noch an die Hölle verloren hat. So einer stellt sich nicht erhaben über alles, aber er ist es: er ist Eins mit dem All.

Diesen unverstellten Menschen stellt Richard Dehmel uns in seinen Dichtungen dar, in allen den „Seelenwandlungen", die ihm den Einfluss der Weltseele auf die Einzelseele offenbaren. Seine Kindheit war Dienstbarkeit, und so sehr litt er unter dem eisernen Willen des rauhen Vaters, dass noch der Erwachsene bei der Erinnerung an die einst erduldete Knechtung sich aufbäumt und seinem Sohne in die Wiege zuruft: „Sei du!"

„Und wenn dir einst von Sohnespflicht,
mein Sohn, dein alter Vater spricht,
gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht:
horch, wie der Föhn im Forst den Frühling braut!"

Der Gehorsam gegen den Vater war die erste Fessel, unter der sein „Heimweh in die Welt" sich kräftigte. Als dann der Jüngling selber zum Manne erwuchs, zum Gatten, Vater und Arbeitsmann, hat er sie alle vom Finger gestreift, die edlen Ringe des Glaubens, der Freiheit, der Pflicht: „so hat es das Leben, das Leben gewollt". Er selbst ist hier der Eidbrecher, der Freiheitsleugner, der Treulose; aber er wirft nichts fort aus Ueberdruss, er vertauscht das Halbwertige gegen das Vollgiltige, das durch andere Bedingte gegen das Selbstgewisse, das Mittelbare gegen das Unmittelbare. Und so läſst er seine Menschen zum Geiste der Menschheit beten:

„Reich uns, Vater, du die Hand;
deine Tochter, die Wahrheit,
lockt uns sonst ins Nebelland,
du Geist der Klarheit!"

Nicht mit einem Riss wie Nietzsche, der seine verblichenen Ideale sich wie Kleider vom Leibe reißt: nein, mit der Ruhe der wachsenden Pflanze löst sich hier der Mensch von dem, was nicht mehr zu ihm gehören kann. Nicht etwa ein Spiel ist ihm das Leben:

„— Wenn du musst, so tödte mich! Mein Tod
wird dir viel weher thun, als je mein Leben,
das keinem weher that, als mir"

bekennt er einem Feinde, der ihm mit Mordplänen nachstellt, und entwaffnet ihn dadurch. Denn ebenso stark wie diese Ergebenheit ins Unabänderliche ist seine Hingebung an den bewegenden Augenblick. Mit religiöser Inbrunst gibt er sich ganz dem Leben hin, dem inneren wie dem äußeren, und schickt sich dankbar in alles, was ihm das Schicksal entgegenbringt. Denn er kennt sich und weiß, dass er allem gewachsen ist, jeglicher Lust wie jeglichem Schmerz, dass selbst die schwerste Erschütterung begleitet ist von dem Glücksgefühl der auf die Probe gestellten Kraft.

Wie man zu solcher Kraft gelangt? Es ist ein Verhängnis in der Selbsterziehung, wie wir sie zu verstehen gewohnt sind, dass wir immer wieder von den fremden und alten Idealen fertiger Menschen abhängig werden und auf ihre Verwirklichung hinarbeiten; darauf hat auch Nietzsche wiederholt hingewiesen. Die gewöhnliche Auffassung des großartigen Γνῶθι σεαυτόν ist kaum verschieden von dem christlichen: Thue Buße. So kommen wir dazu, unsere Triebe zu unterdrücken, ja uns ihrer vor uns selbst zu schämen. Unsere Selbstbeobachtung ist nicht naiv.

„Mancher hat sich selbst erzogen;
hat er auch ein Selbst gezüchtet?"

Man komme also hinter die Ideale seines eigenen Wesens, die nichts sind, als die Kehrseiten der instinctiven Anlagen! Wer das nicht fertig gebracht hat, dessen ganze Selbstbeherrschung ist eine Illusion, und er kann nie sicher davor sein, eines Tages umzukippen und ein neuer heiliger Augustin oder unheiliger Hafis zu werden. Unsere ganze Natur, alles, was in uns ist, soll zu einem harmonischen Gebäude gestaltet werden. Die Natur verlangt Gehorsam: wer seiner eigenen Natur gehorsam ist, bleibt versöhnt auch mit der ihn umgebenden. Die Construction eines Moralprincips indessen, und hieße es auch „Wille zur Macht", beruht auf dem tragischen Ideal des freien Willens, will sagen auf einem Denkfehler des Mittelalters. Der „freie Wille" ist es, der den Menschen aus einem Missverhältnis zur Welt nie herauskommen läſst. Er verleitet zum Misstrauen gegen die Natur, zur Selbstüberschätzung, zu unmenschlichen Gewaltsamkeiten. Dehmel hat in seinem Drama „Der Mitmensch" mit fürchterlicher Ironie dargestellt, wie verhängnisvoll das Herumflicken an Gottes Welt selbst für den lautersten und selbstgewissesten Charakter werden muss.

So läſst sich denn Dehmels gegenwärtige Weltanschauung im Verhältnis zu seinen Vorarbeitern dahin feststellen: aus dem tragisch in sich abgeschlossenen Vollmenschen Goethes, aus dem über seine Tragik hinauswollenden Uebermenschen Nietzsches hat er den Allmenschen entwickelt, dem ein tragischer Gegensatz von Ich und Welt im Grunde gar nicht mehr fassbar ist.

Denn der Mensch, der sich getrieben weiß in seinem Handeln, und nicht seinem allemal beschränkten, irrenden Verstande folgt, sondern seinem grenzenlosen Mitgefühl ins Ganze, ist vor jeder Entstellung seines Wesens sicher und kann sich gar nicht unglücklich fühlen; er fühlt sich im All geborgen, wie das Kind bei der Mutter. Die Seele des Kindes ist das Ideal des reinen Menschen. Das Kind ergibt sich in das Unabänderliche, es hat ein unerschütterliches Vertrauen, einen blinden Gleichmuth in jeder Lebenslage; das Kind ist „glückselig". Aber hiermit — „ihrer ist das Himmelreich" — ist die Seele des Kindes nicht erschöpft. Wenn Liliencron singt:

„Langsam graut der Abend nieder,
Milde wird die harte Welt,
Und das Herz macht seinen Frieden,
Und zum Kinde wird der Held —"

so ist hier nur eine Seite in der Natur des Kindes empfunden.

Das Kind ist nämlich selbst ein Held. Es läſst seinem Geiste nichts vom Leben aufzwängen, als was es bemeistern kann. Es ist selbständig und gewaltthätig, der größte und gesundeste Revolutionär. Von einem „Willen“ zur Macht weiß es nichts; aber **sein** ist die **Kraft**. So sah Nietzsche das Kind an, wenn er die dreifache Verwandlung des Geistes (vom sollenden zum wollenden zum müssenden Handeln) mit ihm abschließen läſst: „Unschuld ist das Kind und Vergessen, ein Neubeginnen, ein Spiel, ein aus sich rollendes Rad, eine erste Bewegung, ein heiliges Ja-sagen“. So sieht auch Dehmel das Kind an, aber nicht mehr bloß mit Blicken der Sehnsucht und des kampfmüden Spieltriebs, sondern als Seher und Thäter zugleich; seine Kinderlieder zeigen, wie sehr ihm die brutale Unschuld des kindlichen Gemüthes und die bewuſste Thatkraft des männlichen Geistes eins sind. Durch seine unbändige Freude am Ernst der Lebensconflicte — eine wahrhaft dämonische Freude, im sokratischen wie modernen Sinne — ist Dehmel geschützt vor einer culturfeindlichen Uebertreibung seiner religiösen Allmenschgefühle, wie sie etwa im Geschmacke der Inder und Jesu Christi lag. Diese Lebensfreude, diese Lust am Kampfe bei vollkommenem Seelenfrieden beruht ja wiederum auf dem Gehorsam gegen den erkannten Willen des Alls. Der gereifte Mensch kehrt also nicht etwa trotz, nein gerade **kraft** seiner, durch Erfahrungen und Irrthümer geschärften Intelligenz zur Natur des Kindes zurück, oder richtiger: er entdeckt die Kindlichkeit, die reine Menschlichkeit, **das Glück folgsamen Eigensinns** von neuem in sich selber als sein dauerndstes Gut. Das ist es, was am Schlusse der jüngsten Dichtung Dehmels „Eine Lebensmesse“ der Chor der Erwachsenen klagt und jubelt:

„Seele der Menschheit,
immer wieder
rührst du uns aus Kindermund.
Die du alle Thiere in dir trägst
und den Blumen ihre Farben giebst
und mit jauchzenden Jammerlauten,
daß sich Steine verwandeln,
Götter gebärst:
Warum suchen wir dich,
die du **in** uns bist,
uns in alle Welten schickst,
uns mit Uebergewalten,
die den weisesten Mann empören,
zu Kindern machst,
die sich blind in Alles schicken,
Alles, Alles,
die dem Schicksal gewachsen sind?!“

Kiel. Gustav Kühl.

Botticelli.

Von **Richard Muther** (Breslau).

(Schluſs).

Als er nach Florenz zurückkehrte, war unterdessen auch dort die Saat des Humanismus aufgegangen. Der Geist alter Dichter und Philosophen hatte neue Gedanken, Empfindungen und Leidenschaften wachgerufen. Die Befreiung der Sinnlichkeit von der Herrschaft christlicher Askese war das Schlagwort des Zeitalters. An der Hand Platos strebte man nach einer antikisierenden Religion, in eine fröhlichere, freiere Schönheitswelt zurück. Die platonische Akademie, schon von Cosimo Medici gegründet, war unter Lorenzo Magnifico der Sammelpunkt der besten Florentiner geworden. Kein gelehrtes Institut, sondern die zwanglose Gemeinschaft gleichdenkender Freunde, die als „Brüder in Plato“ Lebenslust und Sinnenfreude auf ihre Fahne schrieben. In Lorenzos Villa, draußen in Careggi, kam man zusammen, in jenem heiter anmuthigen Baue, aus dessen Ruinen noch heute der ganze Reiz der Frührenaissance strömt. Weite schattige Säulengänge umschließen einen stillen Hofraum, in dem träumerisch ein Springbrunnen plätschert. Aus den Fenstern der hohen graziösen Marmorsäle blickt man hinaus auf die blühenden Thäler der Arnostadt und die villengeschmückten Hügel von Fiesole. Ein fröhliches Mahl und geistvolle Plauderei, durch Gesang und Zitherspiel unterbrochen, leitete die Sitzungen ein, die dem Durchsprechen platonischer Dialoge oder dem Vortrage neuer Dichtungen gewidmet waren. Bei drückender Hitze flüchtete man hinauf in die waldreichen Berge. So wie Landini es schildert in jener Stelle, die so seltsam an Boccaccios Novellen gemahnt. In stiller Waldeskühle, unter hochragenden Platanen lagern sie, ein Bergbach rieselt in der Nähe, weithin bis zum fernschimmernden Meere schweift das Auge. In dieser weltabgeschiedenen Einsamkeit, in die der Laut keiner Kirchenglocke herübertönt, vergessen sie, daſs sie Christen sind, und fühlen sich als Griechen, während sie über den Begriff der menschlichen Glückseligkeit philosophieren.

Für diese Villa Careggi waren die meisten der antiken Bilder Botticellis bestimmt. Die frohe Sinnlichkeit und jubelnde Lebenslust, die der Geist der Alten entfesselt hatte, fand unmöglich mehr in der Enge mittelalterlicher Heiligenmalerei Genüge. Nicht die Gestalten des leidenden Nazareners und blutender Märtyrer, nur idyllische, sinnlich-heitere, hellenische Märchenbilder paſsten in jene Landhäuser, in denen der Renaissancemensch sich sein eigenstes Heim bereitete. Keiner der großen Quattrocentisten, weder Perugino noch Bellini, weder Signorelli, noch Mantegna, konnte sich diesem lebensvollen bukolischen Stoffkreise entziehen. Auch Botticelli nicht. Ja, die Werke, die er für den Mediceer malte, sind diejenigen, an die man in erster Linie denkt, wenn der Name Botticelli genannt wird. Jeder weiß, daſs von diesen bestrickenden Bildern ein Duft von Jugend, Reinheit und Grazie ausströmt, der Botticelli selbst identificiert mit jenem Frühling, den er in seinem Hauptwerke verherrlicht hat. In der „Pallas“ ist der Kopf der Göttin mit seinen weichen vollen Formen und dem langwallenden Haar von so strahlender Schönheit, so abweichend von dem herben Simonettatypus, der sonst bei ihm wiederkehrt, daſs man einen Hauch schon von der überirdischen Süßigkeit Leonardo da Vincis zu verspüren meint.

In den Gestalten der übrigen Bilder herrscht die Grazie der Magerkeit, zugleich etwas Traumverlorenes, Verklärtes, Visionäres, das den geheimnisvollen Zauber erhöht. Je mehr die idealen Jungfrauen Rafaels langweilen, desto pikanter wirken diese blassen, anaemischen Gesichter. Je schablonenhafter die heroischen Körper des Cinquecento mit ihrem geschwungenen Contraposto erscheinen, desto stilvoller wirken diese hohen, hüftschlanken Gestalten mit den strengen, fast knabenhaften Formen. Dreißig Jahre später hätten die geschickten Decorateure von Rom und Venedig, um die „Geburt der Venus“ zu schildern, Genien in den Lüften schweben lassen, Götter auf Wolken gebettet, den ganzen Olymp in Bewegung gesetzt, und es wäre ein Bild wie Rafaels Triumph der Galatea entstanden. Bei Botticelli entwickelt sich die ganze Stimmung aus der Landschaft, jenem endlos weiten Ocean, auf dessen leise plätschernden Wellen Kypris wie ein holdes Traumgebilde herbeischwebt. In der Luft klingt, singt und rauscht es. Die ganze sehnsüchtig träumerische Stimmung des neu erweckten Naturgefühles ist über die Erde gebreitet. Ein Sommernachtstraum hat in der „Primavera“ Gestalt genommen, jenen nixenhaften graziösen Wesen, die wie eine Vorahnung Boecklins wirken. Botticelli war der erste, der die Elfen tanzen sah, für den die dunklen Haine seiner Heimat sich mit Fabelwesen alter Legenden bevölkerten. Schlanke Dryaden, die im Dickicht der Wälder neben rieselnden Quellen hausen, sind herbeigekommen, sich im Frühlingstanz zu drehen.

Wunderbar ist es, wie Botticelli auch in diesen Bildern die Blumen zur Steigerung der Stimmung verwendet. Oelzweige umranken die Pallas und bekränzen ihr Haupt. Auf dem Venusbild ist der Mantel der Hore mit Frühlingsblumen übergossen, und Windgötter streuen Rosen in die Lüfte. Auf dem Frühlingsbild leuchten Orangen und Myrthen, goldene Früchte und weiße Blüten strahlen aus dunklem Laube hervor. Wie ein Dornröschen ist Primavera von wilden Rosen umwuchert, Wiesenblumen umschließen ihren Hals, blaue Cyanen und weiße Primeln winden sich durch das blonde Haar. Blüten, die der Lenz gewoben, Anemonen, Nelken, Narcissen streut sie tändelnd zur Erde.

Als ganz reizender Manierist erscheint er auch in der Art, wie er die Draperien behandelt, diese durchsichtigen Schleier und flatternden Bänder. Noch keiner vor ihm kannte so feine Florgewänder, die, eng an die Glieder geschmiegt, deutlich die knospenhaften Formen verrathen.

Und gleichwohl, so zauberhaft schön die Bilder sind und so große historische Bedeutung sie haben als die ersten, in denen sich jenes glorreiche Zeitalter spiegelt, das nach langer Zeit mönchischen Christenthums wieder den Zauber der Antike entdeckte — es bleibt ein unaufgelöster Rest, eine Dissonanz zwischen den heiteren hellenischen Märchen, die Botticelli schildert, und der Art, wie er es thut. Man braucht, um das zu fühlen, nur die Dichtungen zu vergleichen, die zum Theil die Anregung für die Werke gaben. Sowohl die Poesie Lorenzo Magnificos wie die Polizians ist eine Poesie der Genuſsfreudigkeit und derbkräftigen Frosinns, die Poesie sinnlicher, arkadisch gestimmter Seelen, die Glück und volle Befriedigung in geistvoller Muße und bukolischem Landleben finden. Dem Preise der Natur, dem Liebesgenuſs, dem fröhlichen Zechen sind die meisten Lieder Lorenzos gewidmet. Botticellis Werke haben nichts von diesem Frohsinn. Er ist ebenso weit entfernt von der arkadischen Sinnenfreudigkeit der Bukoliker wie von der neckischen, ein wenig burlesken Art, in der Piero di Cosimo gleichzeitig antike Stoffe behandelte. Offenbach, Goethe und Hölderlin sind vielleicht die Namen, die am deutlichsten kennzeichnen, welches Verhältnis man zur Antike haben kann. Piero di Cosimo, als er seine Befreiung der Andromeda, Cranach, als er sein Parisurtheil, Velasquez, als er seinen Mars, Rembrandt, als er seinen Ganymed malte, ahnten Offenbach vor, als sie die Gestalten der Antike zu lustigen Parodien verwendeten. Aus Rafaels Schule von Athen spricht wie aus Goethes Iphigenie eine von der großen Kunst der Alten genährte, von der Herrlichkeit antiker Welt ganz erfüllte Phantasie. Und diesem taghellen, ein wenig kühl dogmatischen Classicismus steht wieder die Romantik des Hellenismus in Schillers „Göttern Griechenlands“ und noch mehr in Hölderlin gegenüber, der aus der trüben Wirklichkeit in ein traumhaftes Hellas wie in glückliche Gestade flüchtet, in jenes Hellas, das für Puvis de Chavannes und andere Moderne wieder die Heimstätte der Seele geworden.

Botticelli paſst in keine dieser Rubriken, seine Werke haben nichts von der übermüthigen Sinnlichkeit, die aus den Dichtungen

jener Epoche lacht, nichts von der archäologischen Correctheit Mantegna's, nichts von Tizians olympischer Heiterkeit. Während die Poeten des Quattrocento mit der alten Sagenwelt ihr neckisches Spiel treiben, der eine in ausgelassener Possenhaftigkeit, der andere in holder Märchenlust und schalkhafter Anmuth, geht bei Botticelli die melancholische Note durch. Dass er nicht lachen kann, zeigt sich deutlich da, wo er sich zwingt, es zu thun. „Mars und Venus“ in London ist ganz besonders bezeichnend. Eine schöne Frau, ein nackter Jüngling, Amoretten, südliche Landschaft, dünne Gewänder, glänzender Schmuck, das sind die Elemente des Bildes, und doch vermitteln diese Worte nicht im entferntesten den Eindruck. Wohl spielen die Amoretten. Einer hat sich den Helm des Mars auf den Kopf gestülpt, ein zweiter ist in seinen Panzer gekrochen, ein dritter bläst ihm mit der Trompete ins Ohr, ein vierter scheucht mit der Lanze einen Bienenschwarm auf, der summend den Schlummernden umschwirrt. Aber dieser selbst gleicht einem gekreuzigten Heiland. Schmerzvoll ist der Mund verzerrt. Er schläft nicht, sondern athmet schwer, wie von einem Alp gedrückt. Ebenso unerfreut, mit einem kalten männermordenden Blick, wie Salome in der Klinger'schen Büste schaut Venus auf den Schlafenden hin.

Ist das die Glückseligkeit, die unsterbliche Götter in himmlischer Ruhe genießen? Ist das die Liebesgöttin der Hellenen? Selbst wenn Botticelli es wagt, sie nackt zu malen, hat sie etwas Gespenstisches, mag sie mit grünen Nixenaugen ins Unendliche starren oder ein wehmüthiges Lächeln ihre bebenden Lippen umspielen. Selbst die Magerkeit und unbewegliche Steifheit der langgestreckten, gothisch geschwungenen Körper trägt dazu bei, den dämonischen Charakter zu steigern. Sie gibt den Figuren etwas von Phantomen, von schreckenden Traumgestalten, in deren Innern es lebt und bebt und die doch nur in tiefem Schweigen uns anblicken. Da eine müde Träumerei, dort resignierte Schwermuth ist ihnen allen eigen. Es ist, als würden diese Weiber noch ins Kloster gehen, um dort für die Sünden des Fleisches zu büßen, als hätten sie schon alle Schmerzen gekostet, die erst das Christenthum in die Welt gebracht. Nicht als die lustige Maitresse des Mars kennt Botticelli die schöne Olympierin. Sie ähnelt bei ihm der rothhaarigen Teufelin des Mittelalters, die auf ihrem Zug ins Exil an dem Kreuz, an das der Menschensohn geheftet war, vorbei wallte. Die classische Klarheit heidnischer Mythologie verbindet sich mit katholischem Mysticismus. Ein Hauch mönchischer Askese dämpft die Freude.

Botticelli fühlte sich nicht wohl im Venusberg. Es ist, als habe ihn immer der Gedanke an eine reinere Geliebte, an die keusche Maria verfolgt, an die er seine ersten Hymnen gedichtet. Denn jene Versöhnung von Heidenthum und Christenthum, die in unserer Zeit Goethe zur Wahrheit machte, war für das Quattrocento noch nicht gekommen. Erst die Werke des 16. Jahrhunderts sind Denkmale einer Epoche, in der die Gegensätze von Heidenthum und Christenthum überwunden und versöhnt sind, zwei streitende Weltalter sich friedlich die Hand reichen. In der Uebergangszeit des Quattrocento lagen sie noch im Kampf, durch eine gähnende, unüberbrückbare Kluft getrennt, und es begreift sich, dass der Sturm, der aus der Vergangenheit und der Zukunft zugleich herbrauste, gerade den sensibelsten, nervösesten Künstler, Botticelli, zu Boden warf. Mit allen Fasern seiner Seele im Mittelalter wurzelnd, empfand er Grauen vor dem heidnischen Enthusiasmus, der eine Zeitlang wie ein Delirium seine Seele benebelte. Wie mit Zögern, als hätte eine unsichtbare Hand ihn abgehalten, scheinen seine Bilder aus der Antike gemalt. Ja, aus dem letzten, der „Verleumdung des Apelles“ klingt ein schriller Schrei der Verzweiflung. Maßlose, stürmische Bewegung, Unruhe der flatternden Gewänder, ein unheimlicher, wilder, grauenhafter Ausdruck der Köpfe ist an die Stelle stiller Linienschönheit und verhaltener Wehmuth getreten. Man fühlt, dass ein von seelischem Unfrieden durchschüttelter Mensch dieses fast wahnsinnige Bild gemalt hat. Am entsetzlichsten ist die Gestalt der Reue, diese magere, vergrämte, in zerrissene Trauergewänder gehüllte Alte mit den blutlosen Spinnenfingern, die tastend, zitternd, unsicheren Schrittes dahin wankt.

Botticelli bereute, dass er im Venusberg war. Doch welche Macht konnte ihn zurückführen in die Gemeinschaft der Reinen, ihn, den Christen, der fremden Göttern geopfert. Ausgestoßen! Das Paradies verloren! Aus dieser Stimmung heraus malte er das Bild der Ausgestoßenen, jenes Werk, das einzig dasteht in der ganzen Kunst des Jahrhunderts, nur entstehen konnte, weil untröstlicher Jammer mit elementarer Kraft aus einem Künstlerherzen nach Ausdruck rang. Vor dem verschlossenen Thor eines Renaissancepalastes sitzt dürftig bekleidet ein Mädchen. Auch sie war im Venusberg, und nun da der Morgen graut und sie zurückkehren will in das Haus des Vaters, ist das Thor verschlossen. Zitternd vor Frost, bitterlich schluchzend vergräbt sie das von wirrem Haar umflatterte Gesicht in den Händen. In tiefstem Weh windet sich ihr Körper, doch alle Klagen vermögen nicht das verschlossene Thor zu öffnen.

Botticelli selbst fand noch wie Tannhäuser die Erlösung. Savonarola war es, der ihm die Pforte des Heiles wieder öffnete. Jene Zeit, der seine erste romantische Neigung gegolten, leibhaftig schien sie herauf zu ziehen.

Denn die Tragödie Savonarolas war das letzte lohende Aufflammen der großen mittelalterlichen Kirchenidee. Dasselbe kleine Kloster von San Marco, wo in Botticellis Jugend Fiesole wirkte, warf sich von neuem zum Bollwerke des Christenthums auf. Jene Ideen von Frömmigkeit und Askese, die damals nur in engen Mönchskreisen noch ihr Dasein fristeten — Savonarola trug sie wieder in die leidenschaftlich erregten Massen hinaus. Den lockenden Idealen des Alterthums, der Sinnenfreude und antiken Schönheit trat noch einmal die Macht der tausendjährigen kirchlichen Ueberlieferungen, das dunkle Gefühlswalten religiösen Lebens entgegen. Im Januar 1491 begann er seine Bußpredigten in Santa Maria del Fiore, und in wenig Monaten hatte ganz Florenz sich verändert. Gleich einem Hagelwetter platzte sein dämonisches Wort auf die lebenslustige Menge hernieder. Ein von Gott gesendeter Prophet schien herabgestiegen, die üppige Stadt zur Buße, zur Zerknirschung zu rufen. An die Stelle weltlicher Lustbarkeiten traten kirchliche Umzüge. Statt muthwilliger Carnevalslieder tönten geistliche Lobgesänge zum Himmel. Nicht mehr das Haus Medici herrschte, sondern Jesus Christus populi Florentini decreto creatus war in eigener Person König und Schutzherr von Florenz. Selbst Mirandola, der Freund des Magnifico, erzählt, dass er zitterte, dass seine Haare sich sträubten, als er eine der fanatischen Predigten des Dominikanermönchs hörte.

Auf Botticelli, den Romantiker des Mittelalters, der selbst schon reuevoll den Berg der Venus verlassen, wirkte Savonarola anders. Die Donnerstimme des Propheten, die die anderen schreckte, sagte ihm nur, was er als Jüngling gefühlt. All seine Jugendträume, seine geheimsten Seelenregungen waren in Worte umgesetzt. Denn die Bannstrahlen, die Savonarola auf die florentinische Kunst schleuderte, verfehmten das nur, was Botticelli zeitlebens vermied. Er tadelte das falsch Realistische jener Richtung, die im Sinne Ghirlandajos stadtbekannte Schönheiten in modernster Toilette als Heilige vorführte. „Die Bilder eurer Dirnen von der Straße lasst ihr malen als Heilige in den Kirchen. Dann kommen die jungen Leute und sagen von einem Mädchen, das ist die heilige Magdalena, das ist der heilige Johannes. Derart zieht ihr das Göttliche in den Staub, bringt alle Eitelkeit in das Haus des Ewigen. Glaubt ihr, dass die Jungfrau Maria so gekleidet gieng, wie ihr sie malt. Ich sage euch, sie trug die Kleidung der Armen, ihr aber malt sie wie eine Dirne.“ Weiter lehrte er, dass psychische, nicht körperliche Schönheit das höchste Ziel der Kunst sei. „Betrachtet einen frommen Menschen, gleichviel ob Mann oder Weib, der vom heiligen Geist beseelt ist, betrachtet ihn, wenn er betet und wenn ihn die Begeisterung der göttlichen Schönheit durchströmt, da werdet ihr die Schönheit Gottes aus seinem Antlitz leuchten sehen und seine Züge werden den Ausdruck eines Engels haben.“ Alles war eine Bestätigung dessen, was Botticelli schon in seiner Jugend anstrebte. Desgleichen glaubt man eine Beschreibung Botticelli'scher Bilder zu hören, wenn Savonarola von der Mutterliebe Marias spricht, ihrer bangen ahnungsvollen Seele, die mit prophetischem Blick in die Zukunft schaut.

So nimmt, gehalten und gestützt von Savonarola, Botticellis Kunst einen gewaltigen Aufschwung. Venus, die Hexe, ist für immer vergessen, und mit einer Inbrunst, die umso glühender, um so stürmischer ist, weil sie mit Reue verbunden, sinkt er seiner Jugendliebe, Maria, der Gottesmutter zu Füßen. Erst in diesen Werken ist die ganze Kraft des Meisters entbunden. Savonarola hat ihm die Lippen geöffnet, und der scheue, zaghafte, träumerische Botticelli, der milde weiche Dichter, wird jetzt selbst zum Propheten, zum Priester, der mit glühendem Fanatismus und lautem Pathos die Rückkehr zur Askese, zu den Heilslehren des Christenthums predigt. Nicht mehr wehmüthig bittend blicken seine Gestalten uns an. Zu beschwören scheinen sie, zu warnen.

Der Unterschied seiner späten Madonnenbilder von den früheren liegt hauptsächlich darin, dass noch weit mehr der düster-feierliche Charakter des Andachtsbildes betont wird. Wie sich die jungfräuliche, still sinnende Gottesmutter in die gedankenvolle Sibylle verwandelt, deren prophetischem Blick die Zukunft offen liegt, so werden die Engel zu tief ernsten, müd traurigen Wesen, die mit weiten Augen wie in einen Abgrund starren. Entweder umarmt Maria das Kind mit einer stürmischen Innigkeit, einer jähen, heißen Leidenschaft, als ob sie plötzlich aus einem schreckhaften Traum erwache. Oder sie schreitet in Gedanken versunken, wie eine Nachtwandlerin dahin, das Kind mechanisch im Arm, das ebenso gramversunken sich zu Johannes neigt. Wie die Mutter von Herzeleid und stummem Weh durchbebt ist, fühlt das Kind die ganze Schwere eines unentrinnbaren Verhängnisses auf sich lasten.

Auf Savonarolas Einfluss geht ferner zurück, dass er in anderen Altarwerken noch mehr den magdhaften, schüchternen Charakter der Madonna betont. Denn Savonarola schilderte in seinen Predigten Maria nicht nur als Somnambule, die tagaus tagein in qualvollem Vorempfinden eines kommenden Schicksales lebt. Er schilderte sie auch als das arme, einfache Mädchen, das die Gnade gar nicht fassen kann, die Erwählte des Himmels zu sein. Dieser Zug wird von Botticelli in raffinierter Weise verwertet. Alle möglichen kostbaren Dinge, glänzende Stoffe, leuchtender Marmor, grauer Granit sind in seinen letzten Altarwerken aufgehäuft. Menschen mit allem Gepränge irdischen Glanzes haben sich wie eine Ehrenwache um prunkvoll verzierte Throne geschart. Und auf diesem Thron sitzt ein bleiches, zaghaftes, sinnend

kindliches Mädchen, das gar nicht ahnt, was rings um sie vorgeht, barfuß, in schwarzem Matronengewand. Nur Burne Jones hat in seinem „König Kophetua“ eine ähnliche Contrastwirkung gleich geschickt verwendet.

Aber auch noch lautere, eindringlichere Töne schlug Botticelli jetzt an. Während er vorher nur in weichen Träumen lebte, wird in seinen letzten Werken die ganze Scala der Empfindungen durchlaufen. Auf der einen Seite die jubelnde Dithyrambik der Engel, die auf seinem Bild der Krönung Marias durch die Lüfte tanzen und fliegen, flattern und sausen, das Lob des Allmächtigen preisend und Rosen herniederstreuend. Auf der anderen Seite die klagende Pathetik, die in seinen Bildern der Grablegung herrscht. Die Charfreitagspredigt, die Savonarola 1494 dem athemlosen, zu Thränen gerührten Volke hielt, bezeichnet wohl den Höhepunkt seiner agitatorischen Thätigkeit, und dasselbe düstere, schluchzende Pathos kommt in Botticellis Werken zum Ausdruck. Man sieht Weiber ohnmächtig zusammenbrechen und in wahnsinnigem Schmerze vergehen, Männer in lautem Stöhnen sich winden. Aus dem Maler der Venus ist der Jeremias der Renaissance geworden. Statt im Flüstertone spricht er in Donnerlauten, im leidenschaftlichen Prophetenstil des Alten Testamentes.

Man fühlt, wie er noch immer mit Fiesole zusammenhängt, welche ungeheuere Kluft ihn aber doch von seinem Vorgänger trennt. Bei Fiesole die milde Frömmigkeit gemalter Gebete, hier der schnaubende Fanatismus des Convertiten. Dort die gottergebene Beschaulichkeit der stillen Klosterzelle, hier eine Kunst, die mitten in den leidenschaftlichen Zeitwirren steht, durchschüttelt ist von dem geistigen Fieber, das durch die Adern des ganzen Volkes stürmte. Durch Fiesoles Werke geht stiller Seelenfriede, Botticelli kämpft, als gelte es einen Schatz zu vertheidigen. Mehr als zwei Drittel seiner Werke sind in diesen Jahren des theokratischen Regiments entstanden. Er arbeitet mit einer Hast, als fürchte er, gar nicht alles aussprechen zu können, was er zu sagen hat, und er würde vielleicht der Begründer einer ganz neuen religiösen Kunst, der große Entdecker neuer, unerschlossener Tiefen religiösen Gefühlslebens geworden sein, wenn — ja wenn —

Wenn Savonarolas Traum mehr als eine phantastische Utopie gewesen wäre!

Savonarola fiel. Am 23. Mai 1498 wurde auf der Piazza della Signoria der Scheiterhaufen errichtet, der mit Savonarola zugleich das Mittelalter begrub. Und dieses Martyrium Savonarolas war auch das künstlerische Leichenbegängnis Botticellis.

Zunächst hoffte er noch, erwartete die Wiederkehr, die Auferstehung des Propheten. Zeugnis die „Anbetung der Könige“ in London, die er dreieinhalb Jahre nach dem Martyrium Savonarolas malte, und worin noch die ganze Erregung über das Erlebte nachzittert. „Dieses Bild“, heißt es in der seltsamen in griechischen Buchstaben beigefügten Inschrift, „wurde Ende 1500 von mir vollendet, während der Wirren Italiens, als sich das elfte Capitel des Evangeliums Johannis und der zweite Schmerz der Apokalypse erfüllte und der Satan für 3½ Jahre auf der Erde losgelassen war. Später wird der Dämon wieder angekettet sein und sich zu unseren Füßen krümmen, wie in diesem Bilde.“

Es war ein Wahn. Der Teufel wurde nicht wieder gefesselt. Selbst ein so gottbegeisterter Schwärmer wie Savonarola vermochte in das Rad der Zeit nicht einzugreifen. Der Siegeszug der Renaissance schritt weiter und weiter. Eine christliche Kunst im Sinne mittelalterlicher Gefühlsschwärmerei war für immer vorüber. Michelangelo, einer der begeistertsten Anhänger des Bettelmönches, wurde der große Heide, unter dessen Händen sich der himmlische Vater in das antike Fatum, die Gefolgschaft seiner Heiligen in griechische Titanen verwandelte. Selbst in die strenge Dominikanerzelle von San Marco drang unabwehrbar der Zeitgeist. Denn so christlich Fra Bartolommeo, der Klosterbruder, in seinen Stoffen ist — christliche Empfindung ist nicht mehr in seinen Werken zu finden. Heidnischer Schwung der Linien, leere Eleganz der Geberden, kalter Pomp der Draperien sind an die Stelle der Zartheit und tiefen Innerlichkeit Fra Giovannis getreten.

Botticelli war zu sehr Romantiker des Mittelalters, um noch diese Wendung mitzumachen. Die große Gestalt Savonarolas hatte ihn über Wasser gehalten. Der Sturz seines Helden raubte ihm die Kraft. Statt mit den anderen von neuem ins Land der Antike zu pilgern, in das er als erster sich verirrte, legt er den Pinsel überhaupt aus der Hand, kaum 50 Jahre alt und doch ein gebrochener Mann.

Die Dante-Illustrationen sind aus seinem letzten Jahrzehnt die einzigen Zeugnisse, dass er überhaupt noch lebte. „Als ein Mann von tiefen Gedanken,“ erzählte Vasari, „commentierte Botticelli einen Theil Dantes, illustrierte das Inferno und ließ es drucken; und da er auf diese Dinge viel Zeit verwandte und nichts anderes mehr arbeitete, so folgten daraus für sein Leben Unordnungen ohne Ende.“ Mit anderen Worten: Der Romantiker des Mittelalters flüchtete sich in seine geistige Heimat. In der mystisch transcendentalen Poesie Dantes, des großen mittelalterlichen Genius, sucht er einen Halt für die arme Seele. Er vertieft sich in die fernliegendsten ideologischen Speculationen, nur um möglichst die unfromme Gegenwart zu vergessen, sucht Dinge in der Sprache der Kunst zu sagen, die überhaupt jeder künstlerischen Wiedergabe spotten, hofft in dem gewaltigen Epos vom Jenseits den Seelenfrieden, die weltstille Ruhe zu finden, die er so flehentlich, so hoffnungslos sucht. Doch auch diese Arbeit wirft er muthlos bei Seite. Statt noch neue Meisterwerke zu schaffen, die er hätte schaffen können, wenn er ruhig wie die anderen den Marsch in die neue Zeit gemacht hätte, entschwindet er wie ein Phantom unseren Augen. Grüblerisch, nur noch seinen Träumereien hingegeben, vergisst er die Kunst sowohl wie die Sorge um das Leben. „Elend und Armut stellten sich ein. Er musste auf Krücken gehen und wäre Hungers gestorben, hätte nicht Lorenzo Medici noch zuweilen seiner gedacht.“

In diesen trockenen Zeilen Vasaris, die wie ein Polizeibericht lauten, liegt ein ganzer Künstlerroman beschlossen. Es ist das logische Ende eines Träumers, der in einer Zeit lebte, die nicht mehr träumen wollte. Jenes Verstörte, Lebensmüde, Blasierte, das wir aus Botticellis Bildern herauslesen, wird durch seine Biographie bestätigt. Das Quattrocento war ein kraftstrotzendes Zeitalter. Alle Künstler sind von eiserner Gesundheit. Frei von jedem Weltschmerz und jeder Sentimentalität, erneuern sie sich ewig, schaffen noch als Greise ihre besten Werke. Botticelli, der einzig nervöse, muss auch als Mensch diese Vorläuferrolle mit frühzeitiger Unfruchtbarkeit büßen. Gerade das gesteigerte Empfindungsleben, das ihn zum Zeitgenossen der Modernen macht, ließ ihn in seiner eigenen Zeit klanglos zugrunde gehen.

Künstlerhaus.

Die Herren, die jetzt die Genossenschaft beherrschen, habe ich Hausierer genannt, um auszudrücken, dass es ihnen niemals um die Kunst, sondern immer nur um das Geschäft zu thun ist: sie haben keine Gesinnung, sie wollen nur ihren Profit. Das hat man ungerecht gefunden. Können Sie sich denn nicht denken, hat man mich gefragt, dass jemand die alte Schönheit der Epigonen liebt und vertheidigen will? Bekämpfen Sie ihn, aber Sie dürfen ihn nicht verdächtigen! Oder können Sie sich das nicht denken?

Ich antworte: Das kann ich mir schon denken. O ja. Es kann sein, dass jemand, in der alten Schönheit erzogen, das Trachten der neuen Künstler verkennt, ja verabscheut, aber doch selbst ein redlicher Künstler ist. Zum Beispiel Lenbach. Das kann schon sein. Aber Herr Felix ist kein Lenbach, in keiner Weise. Herr Felix ist kein Künstler und er ist nicht redlich. Wollen Sie noch einen Beweis? Gehen Sie in die „Jubiläums-Kunstausstellung 1898, veranstaltet von der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens“. Diese beweist wieder, dass sie keine Künstler sind, sondern Hausierer.

Wenn sie keine Hausierer wären, so hätten sie sich jetzt sagen müssen: „Gott sei Dank, die Jungen sind fort, nun können wir, ganz unter uns, auf unsere Weise zeigen, wie wir die Kunst verstehen. Mögen sie drüben experimentieren! Wir lassen nicht ab, wir geben nicht nach, wir bleiben bei der alten Schönheit. Was sie kann, soll man sehen. Wir vertrauen ihr.“ So denkend, hätten sie eine Ausstellung der alten Kunst, wie die Epigonen sie empfunden haben, machen müssen. Das hätte vielleicht nicht gefallen, aber es wäre doch etwas gewesen: das Werk einer Gesinnung. Man stelle sich etwa vor: ein großer Saal mit Bildnissen von Lenbach, in seiner ruhigen und großen Weise decoriert. In einem anderen Saal der ganze Defregger, wie er in München war. Ein Saal mit Vautier und Knaus. Ein französischer mit Bouguereau, Henner und Carolus Duran. Im belgischen mit den Meiningereien von De Vriendt, die hier sind, die besten Sachen von Stevens und eine Collection des eleganten Wauters, dazu ein paar Spanier, ein paar Italiener. Oben eine historische Ausstellung der österreichischen Malerei bis Makart. Das wäre eine Antwort auf die Secession gewesen. Dann hätten wir sagen müssen: Mir gefällt das ja nicht, meine Kunst ist es nicht, aber ich gebe zu, dass hier Künstler ihre Ueberzeugung ausgesprochen haben.

Sie haben das nicht gethan, sondern sie haben um jeden Preis die Secession übertrumpfen wollen. Das heißt also: sie beeilen sich zu verleugnen, was sie zehn Jahre lang gepredigt haben. Auf ein Mal laufen sie hinter den „Modernen“ her. Auf ein Mal wollen sie eine „moderne“ Ausstellung haben. Dies ist ihnen so wichtig gewesen, dass sie sich nicht gescheut haben, dazu unanständige und unredliche Mittel anzuwenden.

Man hat sich ja gewundert, im Künstlerhaus Werke von Rodin, von Besnard und von Puvis de Chavannes zu sehen, die doch „correspondierende Mitglieder“ der Secession sind, also durch den § 10 ihrer Statuten gebunden. Dieser Paragraph sagt: „Die Mitglieder der Vereinigung stellen in Wien nur in jenen öffentlichen Ausstellungen aus, welche von der Vereinigung veranstaltet werden; sie beschicken alle öffentlichen Ausstellungen, die von einer anderen ähnlichen Corporation veranstaltet werden, nicht.“ Wie kommen also Rodin, Besnard und Puvis her, die jene Statuten doch unterschrieben haben? Wie ist das möglich? Das hat seine kleine Geschichte. Als Herr Felix sich gar nicht mehr zu helfen wusste, hat er zum Glück eine Dame gefunden, eine sehr elegante und verwegene Dame von là-bas, Rumänin oder Bulgarin oder so etwas, für solche discrete Händel wie geschaffen. Die amüsante Frau lebt in Paris und hat es gern, die Protectorin zu spielen,

Sie nimmt sich also gleich einen Wagen und fährt von einem Atelier zum anderen betteln. Einer schönen Frau sagt man nicht nein. Aber da war jener Paragraph 10 — unmöglich, Madame, es thut mir furchtbar leid! Doch die Griechin ist nicht verlegen: das könne sich doch nur auf Ausstellungen eines anderen Vereines beziehen, „die von einer anderen ähnlichen Corporation veranstaltet werden", wie es in den Statuten heißt; diese Jubiläums-Ausstellung sei aber doch keine private einer Corporation, sondern die officielle, von Staatswegen arrangiert, von der k. k. österreichischen Regierung zum Jubiläum Sr. Majestät des Kaisers veranstaltet. Da horchten die Maler auf. Maler sind schließlich auch Menschen und Pariser Maler sind sogar Republikaner: Regierung, kaiserlich-königlich, Jubiläum — da gibt es ja Orden! Nur leider halt jener Paragraph 10! Ah, wenn es nur das ist, sagte die Türkin des Herrn Felix: die Secessionisten stellen ja heuer überhaupt nicht aus, sie haben noch kein Haus, es kann noch ein Jahr vergehen, bis sie eröffnen, dann fangen doch die Statuten erst zu gelten an. Und so weiter. Wie muss die gute Dame gelacht haben, als es ihr gelungen war! Aber Herr Felix, der sich doch in Handelssachen auskennt, sollte wissen, wie man das nennt. Man hat dafür das Wort: illoyale Concurrenz oder Schmutzconcurrenz. Es würde mich interessieren zu erfahren, ob es den anderen Herren von der Commission bekannt ist, dass auf diese unehrliche Weise, durch viele Lügen, Bilder für die Ausstellung erschlichen worden sind. Weiß der Maler Heinrich Lefler das? Weiß der Bildhauer und k. k. Professor Rudolf Weyr das? Ich kann es mir doch nicht denken. Aber man kennt halt die Menschen nie.

Und was haben sie schließlich erreicht? Indem sie sich entschlossen, den „Modernen" nachzulaufen, haben sie eingestanden: wir haben keine Ueberzeugung, mit allen unseren Reden für die alte und gegen die neue Kunst ist es uns niemals ernst gewesen, wir drehen uns nach dem Winde. Und was haben sie erreicht? Sie haben sich nicht geschämt, Mittel anzuwenden, die unerlaubt sind. Und was haben sie am Ende erreicht? Ein paar Werke der großen Kunst, die in dem Gedränge von schlechten und banalen Sachen nicht wirken können. Wie fremd ist ihre Schönheit hier, wie verirrt! Sie scheint gleichsam nur incognito da zu sein, sie ist hier nicht zu Hause. Rodin, Besnard und Puvis de Chavanne, Blanche und Aman-Jean, Harrison und Thaulow, Claude Monet und Henri Martin, Segantini und Dannat, Fremiet und van der Stappen, welche Namen, und das Ganze ist doch nur ein großer Bazar! Man glaubt auf einer Auction zu sein, kreischend bieten die Weiber die Lose aus, nirgends kann man zu einer reinen Empfindung kommen. Die Herren haben sich getäuscht. Es nützt nichts, die Thaten der Secession zu copieren. Ihren Geist können sie nicht copieren: den Geist der Kunst. Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Danksagung. Außer Stande, dem Herausgeber der „Reichswehr" und Compagnon des Grafen Badeni, Herrn Gustav David, persönlich meinen Dank auszusprechen, muss ich mich darauf beschränken, ihm an dieser Stelle zu bezeugen, wie wertvoll mir die Unterstützung gewesen ist, die er in diesen anderthalb Jahren meinen Bestrebungen gewidmet hat. Wir alle, die wir den schweren Kampf gegen Badeni, jeder in seiner Art, mitgekämpft haben, wir alle haben Grund, uns Herrn David verpflichtet zu fühlen. Er konnte nicht der Opposition angehören. Denn die Opposition hat keinen Corruptionsfonds zur Verfügung und kann keine Staatsgelder verschleudern. In seiner ihm ebensowohl durch seinen Geldbedarf, den er mit anderen Oesterreichern theilt, als durch seine „Kaisertreue", die er ausschließlich für sich in Anspruch nimmt, angewiesenen Stellung als Haupt-Officiosus war es nur Herrn Davids außerordentlichem Talent, Eifer und Geschick möglich, der Opposition in ihrem Kampfe gegen das verderbte Regierungssystem die gewichtigsten Argumente zu liefern. Seine eigene Persönlichkeit, die Zusammensetzung seiner Redaction, die Führung seines Blattes — alles war planvoll darauf berechnet, den wahren Charakter des Regimes Badeni in täglich zweimal sich erneuerndem Lichte der vollen Oeffentlichkeit zu zeigen. So oft Zweifel an meiner Badeni-Kritik mein schwankendes Gemüth befielen, stellte sich immer noch zur rechten Zeit ein Morgen- oder Abendblatt der „Reichswehr" ein, um mich neuerdings in meiner Ueberzeugung von der Dummheit und Gemeinheit des Regierungssystems zu bestärken. Die „Reichswehr" war mir — niemandem vielleicht außer mir in der Welt — zum Bedürfnis geworden. Da kam der grause Oger Baron Gautsch und wollte mir die ihm zu theure „Reichswehr" aushungern, und Graf Thun folgte ihm mit gleich bösen Plänen, und sogar den Grafen Goluchowski und den Baron Bánffy machten sie ihm abspenstig. In diesem Moment erhob sich Herr David zu wahrer Seelengröße. Aller Bestechungen entblößt, losgelöst von allen Dispositionsfonden, vom österreichischen, vom gemeinsamen, vom ungarischen, fristete er sein und seines Blattes Leben mühsam fort, um noch den großen Tag der Abrechnung mit Badeni zu erleben. Und als der Tag der Ministeranklage Lex Falkenhayn kam, als Herr David sah, wie ich durch eine aus stückweise gesammelten Informationen zusammengesetzte Geschichte der „Reichswehr" die Anklage moralisch zu unterstützen mich bemühte, da sprang er — ein deus ex machina — hilfreich herbei und entwarf, gerade am Morgen noch vor der Abstimmung, aus dem reichen Quell seiner eigenen Erfahrungen und authentischen Actenstücke, in einem neun Spalten langen „Reichswehr"-Artikel ein Bild von der Badeni'schen Regierungswirtschaft, so scheußlich, so unverhüllt, so erbarmungslos, wie es vor ihm noch keiner gezeichnet hat und nach ihm kaum einer wieder zustande bringen wird. Die Rücksichten auf sich selbst hintansetzend, ja sogar auf einen Theil des Einzelverschleißes verzichtend, sandte er Dienstag früh, am Tage der Abstimmung, jedem Abgeordneten ein Exemplar seines Artikels zu, und wenn am Abend desselbigen Tages das Unerhörte, das Unvorhergesehene geschah, dass sich für den Anklageantrag gegen Badeni im österreichischen Abgeordnetenhaus eine Majorität zusammenfand, dann lasst uns nächst Gott und dem Grafen Badeni auch dem Herrn David danken, der dazu sein kostbares Scherflein beigetragen hat. Dank, Dank, tausend Dank! Dank für das Vergangene! Aber auch Dank für das Zukünftige! Herr David verspricht, dass er seine „Reichswehr" und seine gerichtliche Klage gegen den Dispositionsfonds bis auf den letzten Heller und den letzten Blutstropfen fortführen werde, auf dass die ganze Wahrheit über die Badeni'sche Regierungs- und Presscorruption in gerichtsordnungsmäßiger Form an den Tag komme. Möge der Allmächtige ihm die Kraft und den Expensenvorschuss zu diesem Vorhaben leihen! An seinem guten Willen können wir nicht mehr zweifeln. Aber seine Processgegnerin, die k. k. Regierung, wird vielleicht bestrebt sein, den Process so zu leiten, dass diese oder jene schmachvolle Seite der „Reichswehr"-Affaire dem processualen Beweisverfahren entzogen werde. Doch dagegen hat der erfinderische Geist des Herrn David ein ingeniöses Mittel ausgesonnen. Er wird gegen mich und die „Arbeiter-Zeitung" die Ehrenbeleidigungsklage anstrengen, wo wir alle, Kläger und Angeklagte, ohne von der Regierung gehindert werden zu können, einträchtig zusammenarbeiten werden, um die ganze und volle Wahrheit vor aller Welt klarzustellen. So verspricht es wenigstens Herr David in der Donnerstags-Ausgabe der „Reichswehr", und, obzwar er schon einmal, im November 1896, eine mir versprochene Ehrenbeleidigungsklage unausgeführt gelassen hat, hoffe ich, dass er diesmal sein Versprechen auch halten wird. Ich bin gerührt, zu Freudenthränen gerührt. Und wenn ich im Vollgefühl meiner Dankbarkeit noch einen Wunsch, noch eine Bitte an Herrn David richten darf, so ist es die: Möge es ihm gefallen, auch mit der Ehrenbeleidigungsklage denselben Rechtsgelehrten zu beauftragen, der seine herrliche Dispositionsfondsklage verfasst hat: die jüngste Zierde der liberalen Partei Wiens, Herrn Dr. Edmund Benedikt.

Kr

Volkswirtschaftliches.

Die einzige Errungenschaft, welche die österreichische Regierung den Ungarn im Ausgleichskampfe abgetrotzt hat, ist bekanntlich die Erhöhung des Rohöl-Zolles. So sehr wir uns freuen, dass die Energie des Grafen Badeni und des Herrn von Bilinski wenigstens in diesem einen Falle von Erfolg begleitet war, ist es doch auffallend, dass Graf Badeni gerade da Sieger blieb, wo es sich um das Interesse der galizischen Rohöl-Producenten, der Schlachzizen und ihrer Freunde, handelt. Da man auf den armen Grafen Badeni nicht eben gut zu sprechen ist, wird auch dieser Erfolg von bösen Zungen missdeutet werden; wir aber wollen den Wert dieses Sieges objectiv untersuchen. Der Motivenbericht zur Zollnovelle tritt vor allem aus moralischen Gründen für die Zollerhöhung ein. Die reelle galizische Rohöl-Production soll vor dem unreellen Kunstöl, dem absichtlich dunkel gefärbten raffinierten Mineralöl geschützt werden. Und es ist wahr, dieses Kunstöl ist zweifellos ein legaler Betrug, dessen Abstellung nur gebilligt werden kann. Aber warum kommt denn diese Entrüstung erst jetzt? Warum haben denn die Herren Schlachzizen und an ihrer Spitze der damalige Finanzminister von Dunajewski diese unreelle Concurrenz im Jahre 1883 und 1887 geschaffen, als sie die Rohöl-Zölle festsetzten trotz der geschlossenen Opposition der Linken, welche das Kunstöl und den legalen Zollunterschleif voraussagte und constatierte. Damals war man in Westösterreich moralisch entrüstet, seither hat man sich an den Zustand gewöhnt. Wir sind nicht in der Lage, mit moralischer Entrüstung so lange zurückzuhalten, bis es den Herren Schlachzizen beliebt, sie zu theilen. Aber es gibt gewiss auch wirtschaftliche Gründe, welche die Rohöl-Zollerhöhung begründen können. Im Motivenbericht sucht man sie vergebens. Dort heißt es nur, dass man der galizischen Rohöl-Production einen Schutzzoll zukommen lassen wolle. Wer ist diese Rohöl-Production Galiziens? Es sind einzelne Großunternehmer, und zahlreiche primitive, kleine, kaum oder nicht rentable Betriebe. Die ersteren bedürfen des Zollschutzes nicht, das zeigen die von ihnen vertheilten Dividenden, der Courstand ihrer Actien. Den Kleinbetrieben nützt eine Zollerhöhung nicht. Es sind die Handwerker in dieser Production, welche nicht des Schutzes gegen eine ausländische Concurrenz, sondern gegen die sie erdrückende Großindustrie bedürfen. Sie brauchten moderne Maschinen, Betriebscapital &c. Aber man könnte ja den Versuch machen, wenn keine anderen gewichtigen Gründe dagegen sprächen. Welche Folgen wird die Erhöhung des Rohöl-Zolles für die Consumtion, für das Fertigproduct haben? Wenn die Zollerhöhung durchgeführt ist, so ist die Einführung von Kunstöl unmöglich gemacht, nicht deshalb, weil es die Concurrenz mit dem galizischen Rohproduct nicht mehr aushalten kann, sondern weil der Import des raffinierten kaukasischen Petroleums, des Fertigproducts billiger zu stehen käme, als der Import des Kunstöls und dessen Raffinierung im Inlande. Falls also die galizische Rohölproduction zur Befriedigung des Consums nicht ausreichen sollte, so wird statt des bisherigen Halbfabrikats das Ganzfabrikat aus dem Ausland importiert werden müssen. Es wird eine bestehende inländische Industrie zu Gunsten der ausländischen vernichtet werden. Das kann nie als ein Vortheil angesehen werden, zumal der Preis des Petroleums dann auf die Weltmarktsparität steigen muss. Dies gilt für den Fall, dass die galizische Production den Inlandconsum nicht decken kann. In Jahre 1896, dem Trumpfjahr des Motivenberichtes, erreichte die galizische Erzeugung die Höhe des Inlandconsums, aber schon im darauffolgenden Jahre zeigte die Rohölerzeugung einen Rückgang von über 10 Procent und während sie im Jahre 1896 den Kampf mit dem Kunstöl selbst in Fiume mit Erfolg aufnahm, und zwar mit Hilfe von Preisconcessionen, hörte dies im letzten Jahre von selbst wieder auf, weil keine Ware für die südlichen Raffinerien zur Verfügung stand. Während im Jahre 1896 ein nicht unerheblicher Export an Raffinade stattfand, war im Jahre 1897 kein Exportüberschuss mehr vorhanden. Vielleicht ist dieser Rückgang aber nur vorübergehend und wird in Zukunft genug Inlandsware für den Consum da sein. Dann wird trotz aller gegentheiligen Behauptungen des Motivenberichtes und des Officiosus in der „Wiener Abendpost" die Zollerhöhung mit der Vertheuerung des Rohöles auch eine

Preiserhöhung des Petroleums zur Folge haben. Die Officiösen sagen zwar, dass dies nicht der Fall sein wird, da ja der Schutzzoll auf Petroleum nicht erhöht wird. Man weiß nicht, ob man mehr über die Dummheit oder über die Frechheit dieses Einwands staunen soll. Er wäre berechtigt, wenn der Petroleumpreis sich im Inland auf der Höhe der Weltmarktsparität hielte. Das ist aber bekanntlich nicht der Fall. Inlandpetroleum notiert heute kaum 15 fl. und die Parität für amerikanisches ist circa 19 fl. und auch kaukasisches stellt sich auf mehr als 17 fl. Also bis zur Parität der ausländischen Ware, bis zu welcher der Preis im Inland gesteigert werden kann, ohne dass ein Import des ausländischen Productes eintreten könnte, ist eine sehr bedeutende Marge. Und sie war immer vorhanden, wenn sie auch jetzt infolge des Bruchs des Raffinade-Kartells besonders groß ist. Diese Marge ist die Folge der Concurrenz des Kunstöls, welches jedesfalls den Preis des Petroleums in Oesterreich verbilligt hat. Es ist auch kein Zweifel, dass diese Marge aufhören wird, sobald der Import von Kunstöl unmöglich wird. Denn haben die Galizier das Monopol bis zur Erreichung der Weltmarktparität, so werden sie dasselbe auch auszunützen wissen. Die Preisaufschläge, welche sie einführen werden, zwingen natürlich auch den Raffineur zu gleichem Vorgehen, und der Consument muss die Kosten bezahlen. Oesterreich, das größte Productionsland Europas, hat schon heute die höchsten Petroleumpreise und den geringsten Consum, kaum ein Viertel pro Kopf des Consums in Deutschland und der Schweiz. Es ist kein Grund, das Licht der Armen noch weiter vertheuern zu lassen zu Gunsten einiger weniger Großindustrieller Galiziens.

*

In Nr. 181 unserer Zeitschrift haben wir auseinandergesetzt, dass die von der *Ferdinands-Nordbahn* beabsichtigte Einstellung der Constituierungsgebüren in die Betriebsrechnung des Jahres 1897 unstatthaft ist. Inzwischen sind die Schlussziffern des Rechnungsabschlusses veröffentlicht worden, und es ist bisher nicht bekannt geworden, dass die Regierung die von der genannten Gesellschaft vorgenommene Buchung, welche eine unrechtmäßige Belastung des Staatsschatzes mit einer Viertelmillion involviert, angefochten hätte. Es erscheint daher nothwendig, den Eisenbahn- und Finanzminister, eventuell die unabhängigen Abgeordneten nochmals auf den Vorfall aufmerksam zu machen. Nur nebenbei sei wieder bemerkt, dass in der gesammten Presse sich nicht eine Stimme erhoben hat, um gegen diese von der Nordbahn versuchte Heranziehung des Staatsschatzes zu einer von ihr zu bezahlenden Gebür zu protestieren.

*

Vor drei Monaten hat die Wiener Börsenkammer ein Gesuch der Staatsbahngesellschaft um Cotierung ihrer *Genussscheine* befürwortend an das Finanzministerium geleitet. Bis heute ist noch keine Erledigung erfolgt. Bezüglich der principiellen Seite der Frage verweisen wir auf unsere Ausführungen in Nr. 175 vom 5. Februar. Es ist nicht einzusehen, was die Verzögerung der Erledigung verursacht. Es ist dafür kaum eine andere Erklärung möglich, als dass der Börsencommissär, welcher sich in der damaligen Sitzung der Börsenkammer auf Grund irrthümlicher Voraussetzungen gegen die Cotierung von Genussscheinen aussprach, zwar bereits einsieht, dass seine damals abgegebene Meinung unhaltbar ist, sich aber nicht entschließen kann, öffentlich von ihr abzugehen. Es sei zugegeben, dass das für ihn unangenehm sein mag, aber die zahlreichen Interessenten eines geregelten Börsenverkehrs in Genussscheinen werden diesen Umstand nicht als genügenden Grund für die Verzögerung der Entscheidung ansehen.

*

Richtigstellung. In unsere vorwöchentlichen volkswirtschaftlichen Wochenotizen hat sich ein sinnstörender Satzfehler eingeschlichen. Die an den Schluss der Notizen gekommene Wendung „und dabei sind alle diese Beamten während ihrer Functionszeit unabsetzbar“, gehört an ganz andere Stelle und bezieht sich auf die von den Regierungen ernannten Functionäre der Bank: Gouverneur, Vice-Gouverneure und deren Stellvertreter.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Comédie française, „La Martyre“ von Jean Richepin; Renaissance, „Lysiane“ von Romain Coolus. *Berlin.* Goethetheater, „Onkel Bönkost“ von Georg Sabinus; Berliner Theater, „Die Nothlüge“ von Max Kempner-Hochstädt; Thaliatheater, Gastspiel der Tegernseer; Schillertheater, „Blaues Blut“ von G. v. Moser und Schaper; Dramatische Gesellschaft, „Gertrud“ von Johannes Schlaf.

*

Die letzte „Novität“ des *Burgtheaters* sind die „*Neuvermählten*“ gewesen, ein altes und veraltetes Stück von *Björnson*, aus den Sechzigerjahren, als er noch gar nicht Björnson, sondern mehr ein Benedix war, eine ganz artige, aber für unseren Geschmack fade Spielerei. Doch könnte es in einer heiteren, leichten und behenden Darstellung vielleicht noch auf das große Publicum wirken. Es wird aber hier tief tragisch und schwer wie ein Trauermarsch gespielt. Auch in der „*Komödie der Irrungen*“ hat man den Ton nicht getroffen. Man hetzt sie in einem unbehaglichen Tempo über Stock und Stein herab, Shakespeare ist aber nicht Labiche. Genannt muss Herr *Löwe* werden, der seine Erzählung mit einer Wahrhaftigkeit und einer Größe spricht, die nicht mehr viele im Burgtheater haben. Das Publicum schien sich im ersten Stück zu langweilen, im zweiten lachte es doch ab und zu.

*

Im *Carltheater* hat Herr *Lautenburg* aus Berlin mit seinem Ensemble gastiert. Dieses hat den Ruf, ein Muster der modernen Berliner Spielweise zu sein, die weniger auf das Wort als auf die Stimmung absieht, von Virtuosen nichts wissen will und sich bemüht, den dramatischen Sinn rein herauszubringen. Man durfte also neugierig sein, um so mehr, da gerade die „*Wildente*“ eine berühmte Vorstellung der Gäste ist. Man weiß, dass Ibsen selbst Herrn Lautenburg seinen besten Hjalmar genannt hat. Dies scheint er mir auch zu sein. Mitterwurzer hat die Rolle feiner und amusanter gespielt, aber doch mit feiner Ironie, die nicht in ihrem Wesen ist. Herr Lautenburg gibt ihr eine naive Zufriedenheit, die ich unnachahmlich finde. Neben ihm wurde Herr *Jarno* bemerkt, ein Schauspieler von Geist und Takt, der keine Mätzchen macht und in der einfachsten Weise zu wirken weiß. Nach seiner ganzen Art gehört er zu uns nach Wien. Auch Herr *Arnold*, Frau *Bertens* und Frau *Zipser* gefielen sehr. Das Urtheil war schließlich: eine gute, eine sehr gute Vorstellung, aber wir brauchen nicht neidisch zu werden, wir haben im Volkstheater ein paar, die besser sind, Biberpelz, Untreu, Die Verliebten.

H. B.

*

Wenn die „bonnes gens de province“ nach Wien kommen und eines der Vorstadttheater besuchen, so kehren sie meist mit der Ueberzeugung heim, dass die Kunst bei ihnen zu Hause viel besser aufgehoben sei. Sie haben nicht ganz Unrecht. Es scheint, dass der Wiener es als seine heilige Pflicht betrachtet, seine künstlerischen Ansprüche jenseits der Ringstraße tief herabzusetzen. Nur so kann ich mir erklären, dass die Vorstellungen der *italienischen Stagione* im allgemeinen einer so nachsichtigen Beurtheilung begegnen. Die letzte Aufführung des Barbier von Sevilla war zwar besser als die bisherigen Vorstellungen, aber ich glaube sie verdankt diesen Vorzug lediglich dem höheren Kunstwert des Werkes selbst. Der „Barbier“ ist einfach unverwüstlich und zeigt auch bei schlechter Aufführung die italienische Gesangs- und Darstellungsweise von der liebenswürdigsten Seite. Frau *Sembrich* als Rosine gab uns wieder eine Gesangsleistung allerersten Ranges, die uns nahe legt, sie mit den besten Darstellerinnen dieser Rolle zu vergleichen. Aber gerade da zeigt sich, dass die Patti als Rosine doch noch ganz andere Wirkungen erzielte. Sie sang nicht nur brillanter, hinreißender, sie spielte auch lebendiger, witziger, ursprünglicher. Diesen Vortheil besaß, wenn ich mich recht erinnere, auch die Artôt. Freilich brachten sich beide ein ganz anderes Ensemble mit. Von den gegenwärtigen Darstellern sind alle entweder über ihre beste Zeit schon hinaus, oder sie machen den Eindruck, als ob sie nie sonderlich gut gewesen wären. Zu den letzteren rechne ich Sigr. *Giannini*, (Almaviva), zu den ersteren Sigr. *Tavecchia* (Bartolo), dem schon lange kein Gesang mehr gegeben ist und der daher auch seine beste Arie weglässt. Sigr. Coletti und Arimondi wirken lediglich als Italiener, ohne ein bescheidenes Mittelmaß zu überschreiten. Das Orchester wird immer schlechter. Man sagt mir, dass es ungerecht sei, von dem Orchester des Carltheaters mehr zu verlangen, es ist aber gewiss noch viel ungerechter, vom Publicum zu verlangen, dass es so ganz unzulängliche Leistungen für exorbitante Preise anhören soll. Sigr. *Bevignani* kenne ich seit Jahren als einen Dirigenten von großer musikalischer Praxis. Er weiß in den älteren Repertoire-Opern alle traditionellen Schlager und hat das Ensemble immer so weit in der Hand, dass er diese markanten Stellen mit großer Exactheit zur Geltung bringt. Aber jedes musikalische Zartgefühl, jeder Sinn für Nuancierung, Vertheilung der Klangfarben, für seine anschmiegende Begleitung, das alles geht ihm vollständig ab. Nach dem ersten Act kam er auch auf die Bühne und schien mit den Leistungen sehr zufrieden zu sein. Chacun a son goût.

R. W.

*

Herr J. N. K. *Stein* ist der modernen Richtung in der bildenden Kunst, die jetzt von draußen auch durch die chinesische Mauer Wiens einzudringen beginnt, durchaus abgeneigt. Diese Thatsache sei unseren Lesern nicht vorenthalten. Herr J. N. K. Stein — sonst, wie Eingeweihte wissen, politischer Leitartikler — schrieb vor ungefähr einer Woche in dem bis zu diesem sensationellen Tage den modernen Kunstbewegungen durchaus wohlgesinnten „Extrablatt“ ein Feuilleton. Darin erklärt er es. Während *er* ein normalsinniger, mit normalem Geschmacke und normalem Verstande begabter Kunstfreund sei, bestehe — welch erschütternde Antithese! — die Ausstellung der *Wiener Secession* fast nur aus Verzerrungen des Kunstideals (— „*des* Kunstideals“ ist schon sehr tief). Besnard, Mackensen Alexander, Klimt, Segantini, Liebermann, Meunier, Khnopff, Uhde, Stuck, Bartholomé, Klinger, Roll u. s. w., sie stellen ihn alle nicht zufrieden. Er lächelt ihrer überlegen. Er, der Herr J. N. K. Stein vom „Extrablatt“. Das einemal erfasst ihn Bedauern, in einem anderen Falle rieselt ihm ein Schauder über den Rücken, bei einem dritten Künstler (es ist zufällig Khnopff) findet er, dass nur eine einzige Nummer dem ernsten Beurtheiler völlig standhält. Auf die widerspruchsvollen Einzelweisheiten dieser Aesthetik will ich garnicht eingehen. Allen Werken aber, so sagt Herr Stein weiter, selbst den besten, inhäriert etwas, was „uns“ die Empfindung voller ästhetischer Befriedigung stört. Uns. Das ist das Beste daran. Herr J. N. K. Stein hat eine Art Wir-Gefühl. Sie sollten nicht so leichtfertig Wir sagen, Herr J. N. u. s. w. Sie sind ein höchst persönliches, eigenartiges Ich. Sie stehen heute in Wien allein da mit Ihrem hervorragenden Grad von Normalsinnigkeit. Ein strenger Physiolog könnte fast schon versucht sein, es Dickhäutigkeit zu nennen. Vielleicht aber finden unsere Leser die Persönlichkeit des Herrn J. N. K. Stein doch nicht hinlänglich interessant. Es sei darum auch von der allgemeinen Bedeutung des „Falles“ die Rede. Wie kommt es, dass in einem Wiener Blatt von der Höhe eines solchen Standpunktes „herab“ Betrachtungen über Künstler angestellt werden? Antwort: Das kommt von einem deutlichen Uebelstand unserer heimischen Presse. Die Wiener Journalisten, die von der guten

alten Garde, sind theilweise noch reine Geschäfts- und Handwerks-Journalisten von dem bekannten Typus: Zeilenschreiber um der Zeile willen. Alle schreiben über alles, das gehört zu diesem Typus. Ein Ding auch zu kennen, über das man schreibt, gilt für ganz überflüssig. Gar in der Kunst! Darin gibt es, nach den Begriffen dieser Art von Wiener Journalistik, keine Fachmänner. Da kann jeder mitreden. Wenn sich einer im Laufe seiner praktischen Thätigkeit noch ein bischen besonders dazu erzieht, gut. Aber nothwendig ist es nicht. Ein paar Gymnasialjahre hat doch wohl jeder Zeitungsmann einmal durchgemacht, und die ganz Großen haben es sogar zum juristischen Examen gebracht. Da werden sie doch wohl noch über Kunst urtheilen dürfen?! Bei Turfberichten ist das anders, da gibt es Fachausdrücke, die man sich vorerst aneignen muss. Aber bei Kunstausstellungen — da genügt „Normalsinnigkeit". Dieser sonderbare Glaube einer halb schon überwundenen Zeitungsepoche ist der allgemeinere Boden, auf dem solche tolle Blüten zu gedeihen vermögen, wie Herr J. N. K. Stein als Kunstkritiker. Er allein erklärt es, dass ein Mensch, der augenscheinlich niemals ein gutes modernes Buch über Kunst in der Hand gehabt hat, und der sein Lebtag sich kein Kunstwerk wirklich — anders als mit den Augen des „Normal"-Schülers — angesehen hat, dazu gelangt, über Kunst zu urtheilen, und am Ende gar einer ganz kunstfremden, äußerlichen Absicht unter dem Deckmantel der Kunstkritik nachstrebt. Und das ist das Typische, das Allgemein-Wienerische an dem sonst so überaus einzigartigen Herrn J. N. K. Stein.

§

Im Kunstgewerbemuseum befindet sich zur Zeit eine Ausstellung von Kunststickereien, deren ganzer Charakter — das sei gleich gesagt — im Geiste der von Kunst und Kunsthandwerk heute so verpönten, alten Stilepochen wurzelt. Trotzdem ist sie in hohem Grade bemerkenswert. Das hängt mit der eigenthümlichen Entwickelung unserer Kunststickerei zusammen. Veranstalter der Ausstellung ist die Kunststickereischule des Wiener Frauenerwerbvereines, geleitet von Fräulein Marie Bergmann. Wie umfangreich und verschieden die Techniken der modernen Kunststickerei sind, wird in der Ausstellung höchst präcise und übersichtlich klargelegt. Sie enthält nämlich eine Sammlung von Mustern und Mustertüchern, mit Kreuzstich auf Leinen beginnend, dem sich die Flecht- und Strickstiche, Gobelinstiche und die kunstvolleren italienischen Techniken anreihen, die beiderseitig gleichgearbeitet sind. Nach Macramé (Knüpfarbeit), Leinendurchbrüchen und persischer A-jour-Arbeit folgt die Weißstickerei, dann Spitzennäharbeit, maurische und Renaissancespitzenstickerei in Seide und Gold auf Leinengrund. Danach kommen die höheren Techniken: Goldstickerei in allen ihren Abarten, Flachstickerei, chinesischer und japanischer Plattstich, ein- und doppelseitig, zuletzt Application und als letztes Studienresultat die hochgeschätzte Nadelmalerei mit offener Seide. Dieser Lehrgang ist eine streng wissenschaftliche Errungenschaft und eine Wiener Errungenschaft, das Werk der letzten dreißig Jahre. Er umfasst das Beste, was in allen Ländern und in allen Zeiten an gediegener, volksthümlicher Handarbeit und stilreinen alten Mustern auffindbar war: und so erhebt sich die heutige Kunststickerei von einer weiblichen Handfertigkeit zum Range einer Wissenschaft. Diese Richtung hat ihr speciell das österreichische Kunstgewerbemuseum gegeben. Eitelberger und Falke empfahlen der damaligen „Hofstickerin" Frau Emilie Bach die Nachbildung der in den Museumsammlungen vorhandenen alten Stickereien an Stelle des stil- und geschmacklosen Modekrams, und die Nachwirkung dieses Gedankens war auf allen Gebieten der Mode und Industrie, in Musterzeichnung und Farbengebung eine wahrhaft ungeheure. Heute stehen wir indes wieder an einem Wendepunkt. Der gegenwärtige Museumsleiter ist ja auch ein viel zu zielbewusster Mann, um dieser Ausstellung lediglich aus Hochachtung für die bienenfleißigen Hände und den trefflichen historischen Sinn der Damen Raum zu geben. Wir glauben vielmehr, dass er den eminenten künstlerischen Wert einer solchen Vorbildung erkennt und dieses Können nunmehr den neuen Zielen zuführen will — deren Kernpunkt aber ist es, die moderne Kunststickerei mit dem modernen kunstgewerblichen Zeichnen in Contact zu bringen. Es geht nicht mehr an, sich mit den alten venetianischen Tapeten und Spitzenresten, mit den bäuerlichen Hausstickereien aus alter Zeit und den orientalischen Mustern zur intimsten Ausschmückung des modernen Wohnraumes, der ja nicht länger Antiquitätensammlung bleiben soll, zu begnügen. Was man von alten Zeiten gelernt, verwertet die neue Kunst vielmehr auf ihre neue Weise. Allein wird diese Parole einmal auch für weibliche Handarbeit ausgegeben — und auf diesem Punkte stehen wir eben — so liegt die Gefahr einer Geschmacksverwilderung und einer Bethätigung weiblicher Individualitätssucht nahe, von der uns die schlimmsten Zeiten des künstlerischen Durchdringens der modernen Malerei wohl nur einen annähernden Begriff geben konnten; denn jene halb barbarischen Bilder musste man doch nicht kaufen und in sein Zimmer hängen, während man die Handarbeit seiner Braut zu respectieren hat. Es ist also unschätzbar, wenn von vorneherein diesem Streben nach decorativer Handarbeit von fester, berufener Hand Richtung gegeben wird. Die Art School of Kensington in London ist mit ihrem Beispiel vorangegangen, und wenn unsere wirklich bedeutenden Wiener Meisterinnen in der Kunststickerei mit unseren neu auftauchenden kunstgewerblichen Talenten Gemeinsames schaffen wollen, so muss es etwas Rechtes werden. Nur muss sich da aber die capriciöse weibliche Hand dem Wollen des Künstlers unterordnen, so wie sie sich bis jetzt der Autorität des alten Handarbeitsmusters untergeordnet hat. Nur ja keine decorative Verwilderung, nach dem Muster der genialen Damen, die mit bemalten Sardinenbüchsen und überstickten Kaffeesäcken ihr Heim schmücken! Wir dürfen nach unseren großartigen Errungenschaften nicht wieder zur „rasch fördernden Handarbeit" gelangen, die unsere Zimmer mit Geschmacklosigkeiten schlimmster Gattung vollpfropft. Künstlerische Unterordnung und Anpassung heißt die erste Regel moderner Kunst. Und dass uns der kostbare Schatz alter Handarbeiten trotz allem für das tägliche Leben erhalten bleibe, sei eine zweite Sorge. Tisch-, Bett- und Hauswäsche vor allem sollen an dieser alten Art künstlerischen Schmuckes festhalten, der wie kein anderer dem gediegenen Leinengrund entspricht. Da sei uns Gott davor, dass wir symbolistischen Nixengeschichten, Faunen und Centauren, von geringelten Bandwürmern umrankt und ins Japanische übersetzt, etwa demnächst auf unseren Tischtüchern begegnen sollen. Was dabei vom ruhigen Ornament abweicht, ist vom Uebel. Wie schrecklich sind beispielsweise nur die kostbaren Fischservice mit den unter Meereswogen schwimmenden Neunaugen und Goldkarpfen. Wenn man den Frauen das zweischneidige Messer der „angewandten Kunst" in die Hand geben will, so darf man es sie gewiss nicht ohne planmäßigste Führung gebrauchen lassen, sonst stehen wir bald wieder auf dem Punkte, wo eben Eitelberger den en relief hochgeschorenen gestickten Löwen und in scharfen Glasperlen auf Schlummerrollen gestickten Einladungen zur sanften Ruhe ein dankenswertes Ende bereitet hat.

Natalie Bruck-Auffenberg.

Bücher.

W. Rein (Jena): Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. I. bis IV. Band. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne, 1894 bis 1897.

Einem Herder oder Pestalozzi würde eine Pädagogik spanisch vorgekommen sein, die über die Abspannung unter dem Buchstaben A und über die Müdigkeit unter dem Buchstaben M Auskunft gibt, wo die Dankbarkeit zwischen der Dampfheizung und dem darstellenden Unterricht steckt, und die Fehler der Jugend zwischen den Fechtereien und der Feigheit zu finden sind. Doch unsere Zeit fordert einmal von den Angehörigen aller Berufe encyklopädisches Wissen, das sie wenigstens auf dem Bücherbrett stehen haben müssen, wenn sie es nicht im Kopfe haben, und so ist den Männern der Schule das Lexikon von Rein schon zu gönnen. So weit sich nach dem Vorliegenden, das bis zum Ende des Buchstabens M reicht, urtheilen lässt, wird es den Unbemittelten, die ja wohl im Lehrerstande die Mehrzahl bilden, eine ganze pädagogische Bibliothek ersetzen. Die Vollständigkeit lässt nichts zu wünschen übrig, denn von der Abulie und Befangenheit bis zum Zweifel, vom Abiturientenexamen bis zur University Extension, vom Bettpissen und Blumenzucht bis zur Schulstubendielung werden sie nichts von dem vermissen, was auf Kinder- und Jugenderziehung Beziehung hat. Sehr ausführlich werden die verschiedenen Zweige des Unterrichtswesens, die Gymnasien, die Fachschulen, die Fortbildungsschulen, dann die einzelnen Unterrichtsfächer, darunter natürlich auch der Handfertigkeitsunterricht behandelt. Von den Philosophen finden nicht bloß solche Aufnahme, die man zu erwarten berechtigt war, wie Kant und Herbart, sondern auch z. B. Locke und Lotze. Die größeren Artikel, deren manche über 50 Seiten des großen Formates umfassen, zeichnen sich durch einen Grad von Gediegenheit aus, der ihnen eine selbständige Bedeutung verleiht, so der über den griechischen Unterricht und der über die Mundart in der Volksschule. Das Werk dürfte vorläufig ohne Concurrenz dastehen.

— t —

„Das Neue Leben" des Dante Alighieri, übersetzt und durch eine Studie über Beatrice eingeleitet von Dr. Karl Federn. Mit dem Bildnis Dantes. Nr. 1095/97 der Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes. Otto Hendel (Halle a./S.)

Dantes „Commedia", der erst die Nachwelt das Beiwort „Divina" verliehen hat, ist ein Ostergesang. Am Charfreitag 1300 tritt der Dichter seine Wanderung an. Die schöne Jahreszeit (la dolce stagione, Inf. I. 43) spielt eine große Rolle schon im ersten Gesang, der das Programm der Dichtung gibt, und in ewigem Lenz prangt das irdische Paradies, in dem ein fröhliches Christenthum den sittenrein Gewordenen erwartet, und in das er auch aus dem Himmel zurückkehrt, bereichert um die seraphische Liebe, die die Welt bewegt. Man sollte sich mit Dante zumeist in der Osterzeit und im Frühlinge beschäftigen, denn er ist ja der Sänger der Hoffnung und der aufsteigenden Sonne. Dann aber fange man getrost mit seiner „Vita nuova" an, deren gediegene und geschmackvolle Uebersetzung ich, mit Dank an die Kaiserstadt Wien, die sie uns geliefert hat, hier anzuzeigen habe. Dante schildert uns — poetisch stilisirt sozusagen, das heißt in der Form eines dichterischen Kunstwerks — den Lebens- und Liebesfrühling, den er selbst erlebt und in dem er das irdische wie das himmlische Hoffen erlernt hat. Möchte die neueste deutsche Bearbeitung seines „Neuen Lebens" nicht nur recht viele Leser und Leserinnen finden, die eine Frühlingsstimmung der Seele zu würdigen wissen, sondern auch dazu helfen: den Frühling herbeizuführen auf dem mit soviel Gelehrtenschweiß gedüngten Dante-Felde, das doch endlich auch einmal Blüten zeitigen könnte, die uns wirklich Freude bereiten! Federn hat sich mit dieser Arbeit sehr vortheilhaft eingeführt in die Dante-Literatur. Sie wird jeden erfreuen, der unbefangen darauf ausgeht, sich zunächst einmal mit dem jungen Dante bekannt zu machen, ehe er dem durch ein ernstes Leben Gereiften folgt, der zum Sänger des christlichen Ideals geworden ist. Auch hier ist das Kind der Vater des Mannes. Die tiefe Innerlichkeit, die Dante voraus hat vor Homer und Goethe, zeigt sich schon im Knaben, und die volle Dichtergröße blitzt auf in Poesie wie Prosa der Jugendschrift, die übrigens doch vielleicht nicht ganz so früh entstanden ist, wie Federn annimmt, der die Darlegungen von Kraus noch nicht kannte. Vielleicht liegt sogar in ihrer Entstehung im Jahre 1300 die Lösung des Räthsels, warum Dante gerade an dies Jahr die Commedia knüpfte, deren Vorspiel die Vita nuova ist. Federn hat sein Heftchen sehr gewissenhaft getheilt zwischen Dante und sich selbst. Er fasst die 70 Seiten Uebersetzung in ein Vorwort von 40 und ein Nachwort von 30 Seiten. Er erreicht es, damit den Leser ausreichend auszurüsten mit allem, was er etwa zu wissen begehren könnte, und ihn dennoch mit Dante allein zu lassen, dessen Dichtung er durch Anmerkungen nicht weiter belastet hat. Laura, Heloise und Isolde hätten wohl unerwähnt bleiben können, wo Dantes Beatrice erscheinen soll, die doch nun einmal, und zwar in höherem Sinne als Suleika, das Recht besitzt, nur mit sich selbst verglichen werden zu dürfen. Doch sühnt der Verfasser diese kleine Schuld durch die Frische, mit der er das Bild Beatricens zu zeichnen und zugleich von verschiedenen Schleiern zu befreien weiß, auf die zünftige Dante-Forschung noch immer nicht recht verzichten will. Beatrice hat gelebt und sie trug ihren Namen auch im Leben! Ihr Kennwort aber ist — Liebe, wie Dante (S. 82), am Schlusse des reizenden Sonetts „Jo mi sentii" den Gott Amor selbst sie nennen läßt. Darum vertritt sie das Herz, das Organ, mit dem der Mensch seinen Gott sucht, und nur so erklärt sich ihre Gegenüberstellung zu Virgil, den der Verstand symbolisiert, und ihre Ueber-

legenheit über diesen! Kein anderes Werk aus Dantes Feder bereitet so unmittelbar vor auf die Commedia als die Vita nuova. Ihr neuer Uebersetzer aber hat, namentlich auch in der Wiedergabe des poetischen Theiles, ein Können dargelegt, das ihn voll berechtigt, die Hand auch nach der Commedia selbst auszustrecken, von der er einige Uebertragungsproben, die viel versprechen, seiner Arbeit einzustreuen verstanden hat.

Paul Pochhammer.

Revue der Revuen.

„Neue deutsche Rundschau". April. Die Briefe Richard Wagners an Emil Heckel, welche in ihrer auf die Gründung des Bayreuther Festspielhauses bezüglichen Partie an dieser Stelle schon gewürdigt wurden, sind abgeschlossen. — Hans Kurella schreibt, mit besonderer Rücksichtnahme auf Sidney Webb und Bernhard Shaw, über sociale Reformbestrebungen im heutigen England. — Wilhelm Liebknecht gibt, in der ihm eigenen feuilletonistischen Form, Erinnerungen aus seinem Jünglingsalter. — Franz Servaes stellt einen Aufsatz über Max Klinger bei, Otto Stoeßl einen Wiener Brief. — Dichtungen von Hermann Bang und Oscar A. H. Schmitz.

„Cosmopolis", Aprilheft, enthält im französischen Theil eine hübsche, von E. Charavay beigebrachte Reminiscenz an die Landschafter François Millet und Théodore Rousseau. Millet, der im Jahre 1849 mit Frau und Kindern, auf der Flucht vor der in Paris herrschenden Cholera, nach Barbison zog, lernte den daselbst schon länger angesiedelten Rousseau kennen. In wirklicher Freundschaft fanden sich aber die beiden Gleichaltrigen und Gleichgesinnten erst 1852. Bald darauf gieng Rousseau wieder nach Paris. In der Ausstellung von 1855 errangen er und Millet, der noch immer im Landhaus zu Barbison mit seiner Familie ärmlich lebte, die ersten großen Erfolge. Rousseau war selber der größte Bewunderer des von Millet eingesandten Werkes — (dasselbe stellte einen Landmann dar, der in seiner Einöde, bei Weib und Kind, damit beschäftigt ist, einen Baum mit dem Propfreis zu verjüngen) — und er sah darin sogar einen symbolischen Ausdruck für das Leben des Künstlers. Er versprach Millet einen Käufer zu verschaffen, und kurz darauf schrieb er, dass ein amerikanischer Kunstfreund ihm 4000 Francs anbiete. Millet hat nach diesem Glück begreiflicherweise mit beiden Händen gegriffen. Und er hat nicht erfahren, dass Rousseau selber der Käufer war. Die traurige Lage Millets kehrte freilich wieder und erreichte 1856 sogar ihren Höhepunkt. Seine Freunde bemühten sich damals vergeblich, seine Bilder und Studien — dieselben, die man jetzt mit Gold aufwiegt — um ein par Louis bei Pariser Kunsthändlern anzubringen. Rousseau, der selbst nicht reich war, vergaß doch nie seines Freundes und erfreute ihn und seine Kinder zumindest mit kleinen Aufmerksamkeiten. Einer der Dankbriefe Millets für eine solche Sendung wird hier zum erstenmale mitgetheilt. Ungemein liebenswürdig und für Millet sehr charakteristisch ist darin die Grundstimmung: die Liebe zur Natur, zum Wald, zur Einsiedelei. — Arthur Chuquet, der bekannte Historiker, dessen neu erschienenes Napoleonbuch unseren Lesern in seinen Grundzügen vor kurzem bekanntgemacht wurde, schreibt über Napoleons corsischen Patriotismus. — In seinen „Briefen aus Rom" kommt G. D. Fischer diesmal auf römisches Schul- und Erziehungswesen seit 1871 zu sprechen. Der Elementar-Unterricht umfasst in Rom eine niedere Abtheilung von drei und einen höheren Cursus von zwei Classen. Die Schulpflicht erstreckt sich, da der Besuch des höheren Curses facultativ ist, nur auf Kinder von 6 bis 9 Jahren. Durch Einrichtung von Fortbildungsschulen, Sonntags- und Abendunterricht u. s. w. bemüht man sich in Rom, diese Lücke im Erziehungssystem gutzumachen. — Fernerhin ist ein Gedicht von Sudermann abgedruckt, das er gelegentlich der Enthüllung eines von der deutschen Colonie Roms in den Sabinerbergen errichteten Scheffeldenkmals, am 1. Mai 1897 vortrug.

Das Räthsel der Eva.

Eine Vision.

Von Elsa Asenijeff.

Ein Weib liegt in bangen Krämpfen zur Erde. Ihr Körper windet sich dehnend und zuckend in den Fellen, und ein banger Thierschrei steilt sich in ihrer Kehle empor. Diese Angst! Dieses Bange, was an der Gurgel würgt! Nein! Ha! Weg damit, weg . . .

Ein Klingen zittert durch die Finsternis, das Licht erlischt verflackernd — tiefe schwarze Nacht. Und die Frau legt auf kühlendes Eis die glühenden Knospen ihrer Brüste und weint in ihre Hände hinein: Aus, alles vorbei!

Ja, was ist denn aus? Es war ja nicht begonnen.

Was ist vorbei? Da es nichts war!

Dieses Fieber da! . . .

Ihre bleichen Hände wühlen in den Haaren, die über den Nacken wie ringelnde Schlangen fliehen. Dann stellt sie sich reckend empor und — sie weiß nicht, ob sie träumt oder wacht — eben lag sie noch, unfähig, auf den Füßen zu stehen — aber dennoch! sie irrt sich nicht, sie steht hoch aufgerichtet, mit ausgebreiteten Armen, den Kopf zurückgeworfen, während die zuckenden Lippen schreien: Gott!

Aus banger Inbrunst ruft sie es, aber dennoch bleibt sie Weib und sinkt nicht in die Knie.

Gott!

Ruft sie den fernen Helfer der bangen Nöthe, den unsichtbaren Zeugen unsichtbarer Qual?

Nun schwirren die Gedanken alle zu ihr. Alle, alle, in strenger Folge — die lange Historie von zwei jungen Menschen, deren Seelen sich einander zugebogen.

Wie ward nur seine Seele zu ihr verweht? Sein wehes Innere kam, ein dürstender Vogel mit matten, bangen Flügeln, und setzte sich zu ihren Füßen, rufend: Mutter, Mutterlieb! Hilf! Du meine einzige Sicherheit! Hilf! Ich sehne mich nach Muttergüte und Kindesfreude und allem Frieden, den ich nie gekannt.

Da sah sie lange nach ihm, mit dem ruhigen, forschenden Auge des Künstlers. Dann schüttelte sie ernst das Haupt, er aber sah es nicht. Seine anbetenden Blicke glänzten in Verzückung zu ihr empor, während die Lippen bebten: Maria, du Reine, hilf!

Sie aber schüttelte das Haupt, eine Härte legte sich schattenhaft um ihre Lippen. Die Hände krampften eine Secunde zusammen, dann lösten sie sich leise, während sie mit zurückgebogenem Haupte nach ihm starrte . . . . . . ihre Gedanken glitten an seiner Seele hinab: jetzt kannte sie ihn!

— Was suchst du bei mir?

— Den Frieden.

Sie jedoch lächelte: Du suchst deine Schönheit. Und wäre es Lust ohne Leid, du zerglühst nach deiner Schönheit. Das Leben macht alltäglich gemein, es schändet alles Göttliche in uns. Du aber willst heilig und schön werden.

— Ich liebe dich.

Doch als er dies Wort sprach, troffen zwei leidschwere Thränen aus ihren Augen, allein . . . sie schwieg. Dann nach einer Weile: Ich will deines Wollens Priesterin sein. — Er verstand sie nicht. Aber da sie ihm milde sprach, ließ ihn das Glück emporschäumen.

Sie sah ihn an: Die Freude macht ihn hässlich . . . und . . . er will . . . schön werden!

Da zeichnete sie mit dunklem Tasten die Qual in seine Seele, sie stieß die Messer versagter Wünsche und die Dolche ungestillten Begehrens in sein Herz, sie fachte in seinem Busen das Feuer an und berieselte es dann mit kalter Abwehr, und dann feilte sie die Sehnsucht in seine Seele, bis er wie ein todwunder Hirsch aufstöhnte! Jetzt war er schön — o, so schön wie noch nie! Ein Glanz lag in seinem Antlitz und darauf die Schatten der Qual. Seine Augen leuchteten wie schöne Wahnsinnigenaugen. Jede Muskel an ihm, jeder Nerv sprach noch das hohe Lied des Schmerzes und der Schönheit.

Keines Alltagswortes abgegriffene Münze beschmutzte seine Sprache. Ueber seine Lippen tönten tiefernste, feierliche Urweisen, prophetisch-dunkle Worte — jetzt war er erhaben und schön. Die sengend-purpurnen Wunden seiner Seele brannten in glühendem Glanze. Er ward zu Opferflammen seiner eigenen Schönheit.

Aber sie wollte sein Können noch steigern, darum sann sie nach neuen Foltern — da — da — unerwartet, sank er unter der Marter zusammen. Der Schwächling! Nein, sie wurde rasend darüber! Ganz verzehrt, ganz zerquält! Ihr schönes Spielzeug verdorben! — Aerzte — Gewirr — Leute, Hin- und Herlaufen — ein stumpfsinniger Doctor schleicht gegen ihren Willen zu ihr, gegen ihr Verbot, und sagt, sie dürfe jenen nimmermehr sehen.

Sie reißen ihr das Kunstwerk aus den Händen, sie zerbröckeln es, sie schaben mit blöd tastenden, schweren Fingern den Schmelz herab. Sie schänden das Herrliche, was Schönheit heißt. Was liegt an einem Menschen? Was liegt am Leiden? Hinauf als hehre Hymne der Schönheit!

Stöhnt nicht jeder Mensch in seiner armen Thierqual: ich will empor, ans Licht, hinauf! Mich ausbreiten, mich größer machen. Als eigene Opferkerze am eigenen Licht verbrennen!

Ist nicht jeder nur Mittel zu seinem Zweck? Leben! Leben sollte das Höchste sein?!

Haha! Das Leben? Wo es selbst traurig sagt: ich bin nur sterbenswert!

Aber diesem Leben Wert durch eigene Schönheit geben, das! Das . . .

Gott!

— — — — — — — — — — — — — —

Sie stand noch immer, wie in einem Krampf an ein unsichtbares Kreuz genagelt, ihre wunden, selbstzerbissenen Lippen stöhnten:

Gott! Du Zeuge!

Gott! Du Verstehender! Du Ewig-Gegenwärtiger! Hörst Du mich? Gott! Du durchschaust die Frevler, die das Kunstwerk mit dummer Sorge der entziehen, die es verschönen konnte. Gott! Du Allwisser! Fühlst Du ihre Hundesorgfalt, mit der sie ihn in ihre Werktagshässlichkeit zurückziehen wollen?

Sie schelten mich und fluchen mir und weisen mit Fingern nach mir, die ich ihm Gutes that.

Du Allversteher! So schmähen auch Dich blinde Menschen. Ihr kurzer Sinn weiß Dich nicht zu begreifen.

Wenn Du sie schön machen willst, Du edler Künstler, so sprechen sie von ihrer Sünde und heißen es Schuld und Strafe. Und gemeinen Sinnes flüstern sie einander mit scheelen Augen zu: Was könnte man thun, dass Der-Dort-Oben ruhig wird? Drück ihm die Augen mit Gold zu — das heißen sie ihr Gebet. Und rachsüchtig nennen sie dich heimlich, während laut ihre Lippe dich heißt: Allgüte. Und ihre feige Furcht schimpfen sie Liebe.

Du, der Du oben thronst in deiner Künstlerunschuld, die weder gut noch böse kennt — und nichts sinnet, als Deine Menschen schön zu machen. Du, der Du nicht Men

schen liebst, noch Dich selbst, sondern einzig die Schönheit. Der Du ein ewiges Opfer an ihre Heiligkeit bist!

— — — — — — — — — — — — — —

Da leuchtete es auf in der Stube Dunkelheit. Flammengarben sprühten aus der Wände Poren, die Mauern versanken in Asche, Schweigen und Finsternis vermählte sich mit Donnergrollen und Feuerleuchten. Und es verhallte aus den Gewittern: Weib! Eva! Erkenntnissucherin! Bittertraurige, Tiefsichtige, du hast mich erkannt. Der Tag der Erfüllung ist da. Dir lass ich das Erbe meines Wollens. Der Baum des Erkennens blüht. Eva hat gefunden. Gott ist erlöst. Nun leg ich mich befreit zu tiefer Ruh. . . .

Dann zog er auflachend seine sternenleuchtende Maske vom Gesicht. Weit, weit warf er sie von sich, dass sie in tausend Meteoren zur Erde fiel. Er aber, ein bleicher Nebel, zersank langsam in die Urnacht.

Niobe.

Von Barbey d'Aurévilly.

Aus den „Rhythmes oubliés"; autorisierte Uebersetzung.

Ja, Bellini, Du hast eine Nebenbuhlerin. Als du dich heut Abend — wir kamen beide vom Feste — in meine Arme geworfen hattest, da suchten meine Augen nicht deinen Blick, und meine Lippen entwichen den deinen. Du lagst an meinem Herzen, und ich vergaß dich. Mein Gedanke war dir untreu! Stolz vor Liebe und eitel, glaubtest du sicherlich, dass mein emporgerichteter Blick dein Haar bewundere, diese unzähligen, goldenen Schlangenlocken, die bis hinein an die rosigen Wangen züngeln, als hätte sie gleich lebenden Schlangen deren Glut angereizt. Nein, meine Bellini, ich träumte und sann über die bleiche Camee, die inmitten deines Stirnschmuckes ist; das Bild der Niobe ist darauf, im Haar ruht es, über deiner herrlichen Stirne, aber der Blick der Niobe scheint verächtlich auf deine Jugend zu sehen, Bellini, auf deine Schönheit, auf die Liebe, auf das Leben!

Niobe! Sie ist deine Nebenbuhlerin, Bellini! Bevor ich dich geliebt, wie oft hab' ich ihrer gedacht. Seit ich dich liebe, läßt mich alle Größe und alles erhabene Unglück ihren Namen flüstern! Mit ihrem Bilde krönst du dich. Deine heitere Stirn wird das Piedestal dieses stummen Schmerzes, der mich anblickt; über deinen Augen, die von Wollust und Zärtlichkeit strahlen, steht dieser Schmerz der Niobe und schaut mich an mit verzweifelten und kalten Blicken.

Wohl ist sie's. Ja! Das ist dieses einzige Angesicht aus der alten Zeit, aus dem Zeitalter der Griechen, wo die leuchtende Schönheit allein angebetet war und wo die Götter nichts als des Lebens erhöhtes Sinnbild und Gleichnis waren. Ja! Das ist wohl sie, die allein traurige, die allein bleiche, die ich unter all den freudigen Gestalten sah, unter all den Göttern und Helden der Griechen, weißt du, auf diesen Vasenbildern, diese Figuren mit Kränzen geschmückt, die Frauen unter der blühenden Last schwerer Körbe gebeugt. Sie, die Königin aber, sie war ohne Krone, die Schulter bloß, sie, diese seltsame Kanephore, die auf ihrem fluchbeladenen Haupt, aber immer aufrecht und unbeugsam, diese großen, von Erdenleid vergifteten Blüten als einzigen Kranzschmuck trug: den Schmerz, den Stolz, die Gottlosigkeit!

O Niobe! Ich habe dich immer geliebt. Seit meiner Kindheit gefiel mir dein Bild und zog meine Träume an, noch ehe ich deinen Namen wusste und wer du seist. Es gab in einem dunklen Winkel meines Vaterhauses eine weiße Bildsäule, die ganz im Schatten versunken war, aber mein neugieriger Blick sah sie. Wie oft unterbrach ich meine lästigen Schulaufgaben, um sie zu messen mit diesen unruhigen und langen Blicken der Wesen, die noch allen Dingen sich so sehr fremd fühlen! Wie oft, das Haupt in den Händen, die Ellbogen aufgestützt, betrachtete ich die fremde Gestalt, diese Unbekannte, die ein Weib war und nicht lächelte!

Die weiße, trauervolle Gestalt hatte die Haare emporgerafft und nachlässig im Hinterhaupte geknotet, wie ich es oft an meiner Mutter des Morgens sah, wenn sie von ihrem Bette mit den Bronzesphinxen sich erhob und uns Kinder in ihre Arme nahm. — Nichts verdeckte das Antlitz der Statue. Das Haupt war ein bisschen schräg, aber die Stirne stolz gen Himmel gerichtet, keine verirrte Locke, keine Haarflechte lag in diesem weiten Nacken, wo ein älteres Kind als ich, das schon der Mutter bis an die Hüften reichte, sich hätte festklammern können, ohne ihn mit seiner Last zu beugen.

Die Brüste frei, stolz aus dem Gewand sich hebend, Alabasterkelche; ich wusste nicht, dass vierzehn Kinder von ihnen getrunken. Diese lichte Gestalt traf mich wie ein Strahl aus dem dunklen Winkel und gab mir die ewige Erinnerung an diese unbewegliche Haltung. Der trotzige Zug ihrer halboffenen und stummen Lippen, bleich und matt, ohne Athem und kühl, dieses Mundes, den zu küssen ich geschaudert hätte, war mir lieber als der Mund meiner Mutter, dieser lebensheiße, dessen Zärtlichkeit jeden Abend auf meiner Stirne lag. Und dieses starre Marmorauge liebte ich mehr, als die hellen Strahlenblicke, die von unendlichem Gefühl beseelt waren und von Gedanken.

Ich wusste nicht, (glückliches Kind!) was das ist: die Schönheit, der Schmerz, der Stolz, alles das, was in diesem stummen reglosen Stein lebte, ohne zu athmen. Ich wusste nicht, was es heißt, nackt sein, was es heißt, gottlos sein. Und warum, fremdes Bild, hatten sie deinem Gesicht dieses Staunen gegeben! Mein Herz, das du nicht bewegtest, war den Tiefen meines Schicksals verschlossen. O, dann öffnete es sich, tief und weit, wie ein Abgrund. Schönheit, Schmerz, Stolz auch hab ich gekannt! Ich habe gelernt, dass ihr das Leben seid und dass du, mit diesem Staunen in den Zügen, Niobe heißest.

O Niobe! Wie hättest du nicht stolz sein sollen! Wie hättest du nicht gottlos sein sollen! Deine Weichen, fruchtbarer als die der Latona, hatten sich nach den Wunden der Wehen geschlossen, und das unreine Blut der Frau hat ihren Glanz nicht berührt. Der Schmerz war für dich der Keil, der den Schoß des Meeres durchbohrt, ohne es zu verwunden. Schön und Mutter von Kindern, deiner würdig, lächeltest du, wenn man dir vom Olymp sprach. Dich zu strafen, erreichten die Blitze der Götter die ergebenen Häupter deiner Kinder. Nicht schützte sie deine entgegengebreitete Brust. Als kein Busen mehr war, durchbohrt zu werden, als deiner, da wandtest du ihn eilig nach den Blitzen. Und harrtest! Vergebens! Edle und unglückliche Frau! Nun war der Bogen der Götter schlaff und höhnte dich, die seine Pfeile sich ersehnte. . . .

So harrtest du, das ganze Leben, in stiller und finster verhaltener Verzweiflung. Kein Schrei entfloh dir, wie anderen Unglücklichen. Du bliebst regungslos, und um die Unbeugsamkeit deines Wesens auszudrücken, erzählt man, du seist in einen Felsen verwandelt worden. Ein sehr unerschütterlicher Felsen warst du, gegen den der Zorn der Götter und das Entsetzen der Menschen sich unnütz verbrauchten, ganz wie die Tropfen des Thaues in den Nächten, die jeden Morgen rasch trockneten, und die man thöricht für Thränen ansah, die du geweint haben solltest.

Du Bild einer Kraft, die sich bitter von der Vorsehung abwendet, nur auf sich selbst gestützt, du antike Frau, wer denkt an das alles, woran dein Name erinnert. Wer denkt daran, in unseren leichtfertigen und vergesslichen Tagen? Wer denkt an dich noch, außer mir, der diese Camee mit deinem Bilde jetzt von der Stirne der Geliebten nimmt, wo eine seltsame Laune dich statt einer Blume hingab. Wer denkt an dich, stolze und stoische Niobe?! Nichts mehr bist du nun, als eine Camee in blonden Locken, seien es auch die deinen, Bellini, zürne mir nicht. Mit Recht warst du gottlos, Niobe, — wenn es Götter gibt, sie sind bitter gestraft!

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek
Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock
Assistent: Ernst v. Rosmann.
Telephon Nr. 10029.

Braut-Seide
65 kr.
— bis fl. 14·65 per Meter — ab meinen eigenen Fabriken.
sowie schwarze, weiße u. farbige Henneberg-Seide v. 45 kr. bis fl. 14·65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)
Zu Roben u. Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. u. k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XV. Band. Wien, den 7. Mai 1898. Nummer 188.

Der fette Process.

In vergangenen Zeiten konnte ein Advocat von einem oder wenigen fetten Processen auf Kosten des Clienten ganz gemächlich und behaglich leben. Das Mittel dazu bildete eine gewisse falsche Gründlichkeit, die der älteren Juristenschule so geläufig war. Ganze Generationen lebten davon, und das Geschäft gienge noch heute, wenn nicht schließlich die Clienten hinter den Witz gekommen wären. Seither hat sich die Civilprocessordnung, haben sich die Moralbegriffe des Advocatenstandes einigermaßen geändert, und das System der fetten Processführung ist im Schwinden begriffen. Nur einen Anwalt gibt es noch, der — freilich außerhalb der Gerichtssphäre — noch so ungefähr die alte Methode ungestraft und eigentlich unerkannt practicieren darf, und das ist der Anwalt der Völker Oesterreichs, die k. k. Regierung im großen Nationalitätenstreit.

Wer beispielsweise gleich die letzte Regierungserklärung, die Graf Thun jüngst in der Sprachendebatte des Abgeordnetenhauses verlas, unbefangenen Auges prüft, wird sich lebhaft an jene falsche Gründlichkeit der alten Advocatenschule erinnert finden. Wenn Graf Thun aufrichtig bestrebt wäre, zur raschen Beilegung des Sprachenstreites das Seinige beizutragen, so hätte er sich zweifellos bemühen müssen, das zu lösende Problem möglichst zu begrenzen, zu vereinfachen, auf die allerunmittelbarsten politischen Bedürfnisse zu beschränken und jede mögliche „Weiterung", wie es die Juristen nennen, auszuschließen. Was thut aber Graf Thun? Er dehnt, vervielfacht und compliciert das Problem bis zur Unlösbarkeit. „Im Sprachenausschusse" — so sagt er — „werden wohl alle auf die sprachlichen Verhältnisse bezughabenden Fragen erörtert werden müssen." Alle! Sollten die Parteien vielleicht eine oder die andere der zahllosen sprachlichen Quisquilien vergessen, so wird Graf Thun wohl die Güte haben, sie rechtzeitig im Sprachenausschusse daran zu erinnern, ehe dessen Berathungen geschlossen werden. „Denn thatsächlich" — so fährt Graf Thun fort — „hat man es nicht mit einer Sprachenfrage, sondern mit einem ganzen Complex von Sprachenfragen zu thun, die verschieden zu behandeln sind." Man sieht, Graf Thun hält im zweiten Satz bereits, was der erste versprochen. Thatsächlich hat man es bekanntlich seit einem Jahre nur mit der Frage der Rechtsgiltigkeit von Sprachenverordnungen und dem Sprachengebrauch bei den landesfürstlichen Behörden in Böhmen und Mähren zu thun, und die Ereignisse dieses langen, traurigen Jahres haben wenigstens das eine Gute gehabt, dass die Theorie vom primären Verordnungsrecht der Regierung in dieser Sache nicht nur unter den Deutschen, sondern auch unter den Czechen und sogar bei der Regierung selbst ihren Credit so ziemlich vollständig eingebüßt hat. Der Ministerpräsident hat daher sehr zeitgemäß gehandelt, wenn er, statt das punctum litis zunächst auf diese eine knappe Frage einzuschränken, nun gleich die ganze Pandorabüchse von ungelösten Sprachenfragen geöffnet hat. „Es werden daher" — so fährt in seinem Bestreben, die Sprachenfrage bis ins Unabsehbare zu complicieren, Graf Thun fort — „es werden je nach den Bedürfnissen des Reiches oder des Landes oder je nach der Sphäre verschiedene Gesetze nöthig werden; es wird hiebei die Competenz der Reichs-, wie der Landesgesetzgebung, ja außer diesen beiden auch noch ein, wenn auch beschränktes, Gebiet des Verordnungsrechtes ins Auge zu fassen sein." Die hohe k. k. Regierung hat, so oft sie, dem parlamentarischen Stimmenhandel dienend, mit ihrem angemaßten Verordnungsrecht in die sprachlichen Angelegenheiten eingriff, sich jederzeit mit der Regelung einer einzigen Materie begnügt, und die Entstehungszeit der auf diese Art geschaffenen, beziehungsweise nach 1867 noch in Geltung belassenen, Sprachenverordnungen erstreckt sich über einen Zeitraum von gut hundert Jahren. Aber wenn jetzt der Reichsrath sein ihm gesetzlich zustehendes Recht zur constitutionellen Ordnung der sprachlichen Verhältnisse in Anspruch nehmen will und vielleicht — Gott behüte! — die Fähigkeit zeigen sollte, zunächst Ein derartiges Specialgesetz zu schaffen, so sagt Graf Thun im voraus schon: Quod non! Mit Einem Gesetz kommt ihr mir nicht durch! Ihr müsst verschiedene Gesetze gleich über alle erdenklichen Sprachenfragen auf einmal zustande bringen. Und dazu noch einiges andere, das zugestandenermaßen gar nicht dazu gehört! „Will die Arbeit" — das sind die eigenen Worte des Grafen Thun — „den Charakter der möglichsten Vollkommenheit an sich tragen, so wird man sich aber auch mindestens mit der Statuierung der Grundsätze für eine Reihe von Fragen beschäftigen müssen, welche das nationale Empfinden lebhaft bewegen, ohne direct die Bezeichnung der Sprachenfrage an sich zu tragen." U. s. w. „Nicht mit einer einfachen Formel" — fährt er fort — „darf man diese Fragen lösen, wir wollen ein Gesetz, das besser ist als die Verordnung, und wenn auch nicht für alle Ewigkeit, so doch für lange Zeit den berechtigten Bedürfnissen der Nationen, wie des Staates entspricht." Nichts weniger als diese fast überirdische Vollkommenheit verlangt vom Reichsrath der Vertreter jener österreichischen Regierung, der Nachfolger, Geistesverwandte und Classengenosse jener österreichischen Staatsmänner, die in der ganzen langen Zeit ihrer Herrschaft nichts Dauerndes noch geleistet, die Provisorien zum sprichwörtlichen Hohn Oesterreichs gemacht und — um nur gleich ein naheliegendes Beispiel zu nennen — nicht einmal die Grundlage der Monarchie, den Dualismus, zu stabilisieren vermocht haben, wie der alle zehn Jahre sich erneuernde Quotenstreit beweist.

Wenn es sich dem Grafen Thun oder dem Sprachenausschuss darum handeln würde, etwa ein erschöpfendes gelehrtes Werk über die Sprachenfrage zu schreiben, so könnte das vom Grafen Thun dem Ausschuss vorgeschriebene Programm der „möglichsten Vollkommenheit" als perspectivische Vorrede zu dem gelehrten Schmöcker ganz an seinem Platz sein. Solche gelehrte Arbeiten brauchen ja auch über den berühmten „ersten Band" nicht hinauszukommen. Aber das, worauf es jetzt in der Sprachenfrage geht, ist nicht die gelehrte Forschung, sondern praktische Politik, und für diese sind die doctrinären Vollkommenheits-Postulate der Thun'schen Erklärung nicht bloß ein Fehler, sondern ein listiges Verschleppungsmanöver, das sich hinter dem gesuchten Schein der Gründlichkeit zu verbergen strebt. So wie die Manchestermänner einst, wenn man ihnen mit irgend einer concreten, actuellen socialpolitischen Forderung kam, von den Socialpolitikern vorerst die Lösung des ganzen „Complexes" der socialen Frage mit allen ihren Vor- und Nebenfragen, kurz eine ganze sociale Utopie verlangten, so setzt der praktische Staatsmann Graf Thun dem Sprachenausschuss die nationale Utopie zum nächsten Ziel. In allen praktischen Dingen gilt der Grundsatz: eines nach dem anderen. Graf Thun aber will alles auf einmal. Entweder gelingt es dem Sprachenausschuss, das Millennium des österreichischen Völkerfriedens, der himmlischen Eintracht herbeizuführen — oder es bleibt alles beim Alten. Und er ist offenbar so rigoros gegenüber dem Neuen, weil er das Alte erhalten will.

Denn das Alte, das ist auch er, das ist seine Gesellschaftsclasse, ihr staatsmännischer Beruf, ihre Herrschaft, ihre politische Existenz; gelänge es wirklich dem Sprachenausschuss, nicht die endgiltige Lösung des großen österreichischen Problems, sondern auch nur vermittelst irgend einer „einfachen Formel" eine augenblickliche concrete Verständigung zwischen den Deutschen und Czechen über die brennendsten Sprachenfragen zu erzielen, so wäre es mit der Herrlichkeit des Feudaladels bald vorbei. Sobald die Völker Oesterreichs sich untereinander, wenn auch nur noch so nothdürftig, verständigen würden, könnten sie sich selbst regieren, und die hoch- und feudaladeligen Vormünder hätten ausgespielt. Für die Völker wäre ein magerer Vergleich besser als ein fetter Process. Nicht aber für ihre erblichen Anwälte und Processführer. Graf Thun versteht das seinerseits. Davon gibt seine Erklärung Zeugnis. Die Völker Oesterreichs verstehen es noch nicht. Das beweist die Sprachendebatte im Abgeordnetenhaus.

K.

Zur österreichischen Sprachenfrage.

Vom Bezirkshauptmann Dr. Aurel Ritter von Onciul.*)

(Fortsetzung.)

III. Modalitäten der Lösung.

1. Ueber die Art der Lösung der Sprachenfrage bestehen die widersprechendsten Meinungen, welche zum Theile in den widerstreitenden Interessen, zum größeren Theile vielleicht in übertriebener Ambition und unrichtigen Prämissen ihren Grund haben. Schon die Competenz zur Regelung ist strittig, indem sie theils für den Reichsrath, theils für die Landtage, theils endlich für die Executive in Anspruch genommen wird. Die Lösung dieser Frage ergibt sich aus dem Gesetze.

*) Ohne sich mit den positiven Anschauungen und Vorschlägen des geehrten Verfassers zu identificieren, darf die Redaction wohl darauf verweisen, dass er aus eigener Erfahrung spricht, da er durch mehrere Jahre als Beamter im Ministerium des Innern thätig war und gegenwärtig als Statthaltereireferent in Brünn fungiert.

Anm. d. Red.

Das Staatsgrundgesetz reiht die Freiheit der Sprache unter die allgemeinen Rechte der Staatsbürger in der zutreffenden Anschauung ein, dass dieselbe ein ebenso kostbares ideelles Gut ist wie die Freiheit der Person, der Meinungsäußerung, der Wissenschaft und des Glaubens. Thatsächlich handelt es sich ja bei der Sprachenfrage keineswegs um die sprachliche Qualification einer Handvoll Beamten, sondern um das Recht jedes Staatsbürgers, seine Sprache bethätigen und frei von dem Zwange einer anderen Sprache leben zu dürfen. Wenigstens hat dieses ideelle Interesse den Gegenstand aller Sprachenkämpfe gebildet, und nicht die für den Beamten aus dem Erlernen einer zweiten Sprache erfließende Unbequemlichkeit, derentwegen gewiss nicht jene Energie und jene Leidenschaft entwickelt worden wäre, welche den Sprachenkampf so wie jedes Ringen um ideale Güter kennzeichnet. Ist aber die Freiheit der Sprache ein allgemeines Recht der Staatsbürger, als welches sie schon durch die Erwähnung im betreffenden Staatsgrundgesetze gekennzeichnet ist, dann gehört die Schaffung des zu ihrer Durchführung bestimmten Gesetzes nach dem klaren Wortlaute des § 11, lit. m des Grundgesetzes vom 21. December 1867, R.-G.-Bl. Nr. 141, in den Wirkungskreis des Reichsrathes.

Genau zu demselben Resultate gelangt man, auch wenn man bei der Sprachenfrage auf die sprachliche Qualification der Beamten das Schwergewicht legt; dann fällt die Frage statt unter lit. m unter die lit. l desselben Paragraphen; denn die sprachliche Qualification ist ebenso eine Qualification wie die juristische, judicielle und administrative und gehört zum Complex der auf die Organisation der Gerichts- und Verwaltungsbehörden bezüglichen Fragen. Die Organisation der Gerichts- und Verwaltungsbehörden fällt aber nach der citierten Gesetzesbestimmung in die Competenz des Reichsrathes. Demgemäß wurde auch das Gesetz über die Qualification für das Richteramt vom Reichsrathe beschlossen. Die Competenz der Landtage ist ausgeschlossen, weil denselben ein Gesetzgebungsrecht hinsichtlich der Organisation der landesfürstlichen Behörden nicht zusteht, und ebenso greift die Competenz der Executive nicht platz, weil die Qualification eines Beamten nicht in den Bereich von speciellen Befehlen und allgemeinen Instructionen fällt. Die Verschiedenheit, welche in der sprachlichen Mischung und in den nationalen Verhältnissen der einzelnen Länder besteht, lässt es jedoch sehr wünschenswert erscheinen, auch der Landesgesetzgebung Einfluss auf die Regelung der Sprachenfrage zu gewähren. Dieser Erfolg wäre zu erreichen, wenn der bei großer Verschiedenheit der zu regelnden Verhältnisse im Privatrechte übliche Weg eingeschlagen würde, eine erschöpfende, jedoch dispositive Regelung vorzunehmen und den Parteien zu überlassen, im Wege gemeinsamen Einverständnisses sich auch andere Normen zu schaffen. An die Stelle des mutuus consensus hätten entsprechend der öffentlichrechtlichen Materie Landesgesetze zu treten, für deren Zustandekommen im Interesse der Minoritäten solche Cautelen durch Curiatvoten oder qualificierte Majoritäten aufzustellen wären, dass ein giltiger Beschluss nur im Einvernehmen aller Betheiligten zustandekommen kann. Bei dieser Modalität würde der Uebelstand vermieden, ungleichartige Dinge selbst gegen den Willen beider Compaciscenten über einen Leisten zu schlagen, und das Zustandekommen des so nothwendigen nationalen Ausgleiches, sowie eine sofortige Wirksamkeit desselben ermöglicht werden.

Ein Rahmengesetz könnte diesen Forderungen nicht Rechnung tragen; denn einerseits würde es die freie Vereinbarung der Parteien durch bindende Normen in einigen Punkten beschränken, anderseits bliebe es auf dem Papiere, wenn nicht rechtzeitig entsprechende Ausführungsgesetze in den Landtagen beschlossen werden. Die Chancen für das Zustandekommen der letzteren sind nicht die besten; denn in den Vertretungen der Länder, in denen die Sprachenfrage besonders acut ist, sind die Gegensätze zu schroff und unvermittelt, um auf diesem Boden eine Verständigung erhoffen zu lassen. Eine solche, wenn sie überhaupt möglich ist — und sie müsste im Interesse des Staates möglich sein — ist nur im Reichsrathe denkbar, weil in demselben keine Partei eine ausschlaggebende Macht besitzt und daher von vornherein auf Compromisse angewiesen ist. Eine Verständigung kann aber nur im Compromisswege stattfinden. Das Compromiss in der Zuständigkeit durch Zulassung der suppletorischen Regelung der gesammten Sprachenfrage durch die Landtage wäre die beste Einleitung für das Compromiss in merito.

2. In meritorischer Beziehung drängt sich von selbst die Verschiedenheit zwischen den Verhältnissen der Centralstellen und jenen der Länder in den Vordergrund. Die Sprache der Centralbehörden war seit dem Bestehen Oesterreichs die deutsche. In dieser Stellung wurde sie selbst zur Zeit der vollen Selbständigkeit der Königreiche Böhmen und Ungarn nicht angefochten, und sie befindet sich heute in derselben, so dass es einer gesetzlichen Regelung im Sinne einer erst vorzunehmenden Decretierung der deutschen Sprache als Geschäftssprache der Centralstellen überhaupt nicht bedarf, weil sie diesen Charakter, und zwar nicht bloß de facto, sondern, wie oben auseinandergesetzt wurde, auch de jure ohnehin schon besitzt; wohl ist aber die neuerliche gesetzliche Feststellung dieser Thatsache einerseits im Sinne einer authentischen Interpretation angezeigt, weil die allgemeine Fassung des Artikels XIX des Staatsgrundgesetzes bei oberflächlicher Betrachtung Zweifel an der fortdauernden ausschließlichen Geltung der deutschen Sprache bei den Centralstellen hervorzurufen geeignet ist, anderseits im Interesse einer Umschreibung des Rechtes der nichtdeutschen Sprachen unerlässlich, weil in diesem Punkte jede gesetzliche Basis fehlt. Zwar hat sich bei den Centralstellen die Uebung entwickelt, auch Eingaben in nichtdeutschen Sprachen anzunehmen und zu erledigen, und das Reichsgericht hat unlängst auch das Plaidieren in einer landesüblichen Sprache grundsätzlich für zulässig erklärt: doch bildet die betreffende Berücksichtigung lediglich ein in das Belieben des betreffenden Beamten oder Vorsitzenden gestelltes Precarium, welches jederzeit versagt werden kann, wie denn der Oberste Gerichtshof und der Verwaltungsgerichtshof Plaidoyers in einer anderen als der deutschen Sprache unter keinen Umständen zulassen. Dieses aus dem Bedürfnisse entstandene Precarium soll und kann nur im Wege des Gesetzes in ein Recht verwandelt werden. Die Codification desselben würde aber ohnehin, infolge des argumentum a contrario, die Festsetzung der deutschen Sprache als Geschäftssprache der Centralstellen bedeuten, weil jede Ausnahme logischer Weise eine Regel voraussetzt. Eine gesetzliche Fundierung der Rechte der nichtdeutschen Sprachen bei den Centralstellen ist daher ohne gleichzeitige Feststellung der deutschen Geschäftssprache bei diesen Behörden unmöglich. Unter diesen Umständen und bei der Wichtigkeit des Gegenstandes ist es einfacher, die betreffende Regel gleich expressis verbis und nicht bloß indirect auszusprechen. Eine Verletzung der nichtdeutschen Nationalitäten ist in dieser bloßen Constatierung gewiss nicht gelegen, und dass die deutsche Sprache zwar nicht als Staatssprache, aber als Geschäftssprache der Centralstellen factisch besteht, hat schon gelegentlich der Debatte über den Wurmbrand'schen Sprachenantrag der Abgeordnete Madejski als Berichterstatter der Majorität, also im Namen der nichtdeutschen Völker constatiert, während die Constatierung des rechtlichen Bestandes dieser Eigenschaft der deutschen Sprache sich aus der Rechtsgeschichte und einer genaueren Untersuchung des Sinnes des Artikels XIX des Staatsgrundgesetzes von selbst ergibt. Bei der vorzunehmenden Codification handelt es sich also nicht darum, der deutschen Sprache ein Privilegium zuzuerkennen, welches sie noch nicht besitzt, sondern vielmehr darum, die Rechte der nichtdeutschen Sprachen zu sichern und durch Herstellung der nothwendigen Gleichmäßigkeit zu erweitern. Vom letzteren Standpunkte aus müsste die Bestimmung des kaiserlichen Patentes vom 8. August 1850, derzufolge beim Obersten Gerichtshofe die Entscheidung sammt Gründen, wenn die Verhandlung in erster Instanz in einer nichtdeutschen Sprache erfolgte, auch in der betreffenden landesüblichen Sprache hinauszugeben ist, auf die übrigen obersten Gerichtshöfe, das Reichsgericht und den Verwaltungsgerichtshof, ausgedehnt und folgerichtig auch der selbstverständliche, in der Praxis aber öfters außeracht gelassene Grundsatz aufgestellt werden, dass in dem erwähnten Falle als Berichterstatter nur ein der betreffenden landesüblichen Sprache kundiger Beisitzer fungieren darf. Solche gibt es gegenwärtig beispielsweise für die rumänische Sprache beim Verwaltungsgerichtshofe und beim Reichsgerichte überhaupt nicht. Derart würde auf dem Gebiete der Justiz den Parteien die Möglichkeit gegeben werden, durch das Medium des im Senate naturgemäß dominierenden Berichterstatters ihr Recht bis in die oberste Instanz hinauf in ihrer Sprache zu vertreten, während anderseits den Centralstellen die einheitliche Sprache gewahrt würde, ohne welche insbesondere die oberste Verwaltung schon mit Rücksicht auf das nothwendige Personal unmöglich wäre. Denn bei der Vielgestaltigkeit ihrer Aufgaben ist es oft schwer, einen einzigen geeigneten Fachmann für ihren Dienst zu finden; je acht Specialisten aber für die Durchführung von Monumentalbauten, für den Versicherungs-, Sanitäts- oder hydrographischen Dienst &c. zu gewinnen, ist bei dem seltenen Vorkommen derartiger Fachleute und bei der Höhe der ihnen gebürenden Bezüge wohl für immer ausgeschlossen.

3. Während es bei den Centralstellen mehr auf die Festlegung und Ausgestaltung schon bestehender Verhältnisse ankommt, ist bei den unteren Instanzen eine neue Regelung des Gebrauches der landesüblichen Sprachen erforderlich, weil in dieser Beziehung gegenwärtig weder eine feste Uebung, noch eine erschöpfende gesetzliche Grundlage, sondern lediglich der allgemeine Grundsatz besteht, dass die landesüblichen Sprachen in jedem Lande gleich behandelt werden sollen.

Aus demselben fließt für die Behörden, deren Wirkungskreis sich auf das ganze Land erstreckt, von selbst die Consequenz, dass als Geschäftssprache derselben jede der im Lande üblichen Sprachen zu fungieren hat. Denn da das Land verfassungsmäßig eine politische Einheit bildet, und aus diesem Grunde weder die Landesvertretung, noch die Landesstelle, in welchen sich ja die Einheit des Landes sichtbar verkörpert, getheilt werden können, bleibt nichts anderes übrig, als für beide staatsgrundgesetzlich gleich zu behandelnden Sprachen eine Gemeinschaft pro partibus indivisis herzustellen und die betreffenden Behörden für doppelsprachig zu erklären.

Ganz anders verhält es sich rücksichtlich der nicht für das ganze Land, sondern nur für Theile desselben bestellten Behörden.

Für diese erscheinen schon kleinere Territorien als administrative Einheiten, und die Vielheit dieser Einheiten lässt eine Unterscheidung und als Consequenz derselben eine verschiedene Behandlung der einzelnen Einheiten zu, weil die Gleichberechtigung nicht rücksichtlich der einzelnen Bezirke und Gemeinden, sondern bloß rücksichtlich des ganzen Landes ausgesprochen ist, weshalb in den Bezirken und Gemeinden verschiedene Einrichtungen bestehen können, wenn nur rücksichtlich des ganzen Landes die eine Sprache genau nach denselben Grundsätzen behandelt wird, wie die andere und die dritte. Dieser Forderung entsprechen aber die verschiedensten Systeme, so die allgemeine Doppelsprachigkeit, die Zweitheilung, die Dreitheilung ꝛc. Das Staatsgrundgesetz hindert nicht eine Wahl zwischen denselben, und für die vorzunehmende Wahl kann nur die sachliche Zweckmäßigkeit maßgebend sein.

Vom Standpunkte derselben erweist sich jene Sprachenregelung als die beste, welche den geringsten Sprachenzwang bewirkt, weil die Vermeidung oder möglichste Einengung des Sprachenzwanges ja der oberste Zweck jeder Sprachenregelung ist. Ein Sprachenzwang ist nun zweifellos vorhanden, wenn Bekenner der einen Sprache unter die Herrschaft der anderen Sprache gelangen. Die Höhe dieses Zwanges lässt sich, um einen Vergleichungsmaßstab zu gewinnen, der Einheit gleichstellen, in welchem Falle der durch eine concrete Regelung bewirkte Zwang in der Anzahl der Personen seinen Ausdruck findet, welche unter die Geltung der anderen Sprachen fallen.

Ein Sprachenzwang ist jedoch auch dann vorhanden, wenn beim Zusammentreffen verschiedensprachiger Parteien sowohl die Sprache A, als auch die Sprache B angewendet wird. Denn wenn auch der die Verhandlung leitende Richter oder Beamte mit jeder der beiden Parteien in ihrer Sprache spricht, so kann er doch unmöglich die oft sehr wortreichen Reden und Schriften der einen Partei sofort in die Sprache der anderen Partei übersetzen, weshalb jede Partei vor die Alternative gestellt ist, entweder die Sprache des Gegners zu verstehen, das heißt sie zwangsweise gelernt haben zu müssen, oder aber auf eine Widerlegung der nichtverstandenen Ausführungen des Gegners zu verzichten und ihre materiellen Interessen preiszugeben.

Das Sprachenrecht hat eben zwei Seiten, und zwar eine positive, eine Art agere, nämlich die Befugnis, seine Sprache zu sprechen, und eine negative, ein non pati, den Schutz gegen das Verstehenmüssen einer anderen Sprache. Die allgemeine Doppelsprachigkeit der Behörden trägt nur der einen Seite Rechnung, und zwar in übertriebener Weise, indem sie nicht nur das Sprechen der Partei, sondern auch das Denken des Beamten und Richters in der Sprache der Partei sicherzustellen sucht; die andere Seite der Frage vernachlässigt sie aber vollständig. Und doch ist der Zwang des „Verstehenmüssens“ ebenso drückend wie der des „Nichtsprechendürfens“, und zwar in erster Linie für die Bevölkerung, welche auch materiell geschädigt wird, und nicht für den Beamten. Aus diesem Grunde gilt in ganz Europa, auch wo die Beamten mehrerer Sprachen mächtig sind, analog dem Satze »locus regit actum« das Princip »locus« und nicht »actor regit linguam«.

Die Doppelsprachigkeit bedeutet daher keine Lösung der Sprachenfrage, weil sie Zwang erzeugt. Soll, ebenfalls eines Vergleichungsmaßstabes halber, auch dieser Zwang taxiert werden, so muss er, weil er (wegen des agere) kleiner als der Zwang unter der Herrschaft der anderen Sprache, also als 1, dagegen (wegen des pati) vorhanden, also größer als 0 ist, mit dem arithmetischen Mittel zwischen 1 und 0, also mit ½ bewertet werden.

Mit der Einengung des Sprachenzwanges ist jedoch die Sprachenfrage keineswegs erschöpft. Die Gerechtigkeit erfordert es nämlich, dass die Regelung nicht ganz auf Kosten der einen oder der anderen Partei, sondern mit billiger Berücksichtigung beider erfolge, und aus der Würde jedes Volksstammes fließt das Gebot, dass der Schlüssel für beide gleich sei, also die Unterscheidung bei demselben Procentsatze der sprachlichen Minoritäten beginne.

Werden die obenerwähnten Momente zusammengefasst, dann lässt sich das Problem der Sprachenregelung in den Bezirken und den denselben gleichgestellten autonomen Städten als die Frage definieren, wie die Gerichtsbezirke der Sprache nach in Kategorien derart zusammengefasst werden sollen, dass:

1. Die Anzahl der unter die Geltung der Sprache A fallenden Angehörigen der Sprache B, die Anzahl der der Herrschaft der Sprache B unterworfenen Bekenner der Sprache A, sowie die halbe Anzahl der der Anwendung der Sprachen A und B unterliegenden Angehörigen beider Sprachen möglichst klein ausfalle, und zugleich
2. die Zahlen der einem ganzen und halben Sprachenzwange unterliegenden Bekenner der Sprache A und B untereinander gleich seien, endlich
3. die eventuelle Unterscheidung bei demselben Procentsatze der sprachlichen Minoritäten beginne.

Wie aus dieser Analyse hervorgeht, handelt es sich bei der Lösung des Problems ausschließlich um Zahlen. Die richtigen Mittel hiefür bietet nicht die Politik, sondern die Mathematik, welche zudem den Vortheil hat, unanfechtbare Resultate zu liefern. Es mag zwar auf den ersten Blick befremden, politische Probleme mathematisch behandeln zu wollen, doch ist nichts natürlicher und logischer, als ein Problem, soweit es mathematische Fragen enthält, mathematisch zu untersuchen. Der Autor dieses Artikels hat die erforderlichen Berechnungen auf streng mathematischer Grundlage durchgeführt.

Die mathematisch-statistischen Berechnungen im Detail mitzutheilen, würde hier zu weit führen; es dürfte wohl genügen, die Ergebnisse zusammenzufassen. Dieselben besagen:

Der größte Sprachenzwang findet bei der allgemeinen Doppelsprachigkeit statt, indem die gesammte Bevölkerung eines Territoriums demselben unterliegt. In Oesterreich würde, wenn in allen gemischtsprachigen Ländern die Doppelsprachigkeit eingeführt würde, der hiedurch herbeigeführte Sprachenzwang nach dem oben angenommenen Maßstabe durch die kolossale Ziffer von $\frac{19,956.511}{2} = 9,978.255$ oder rund 10 Millionen ausgedrückt sein. Speciell in den Ländern der böhmischen Krone würde er sich auf $\frac{5,472.871}{2} = 2,736.435$ für die Böhmen und auf $\frac{3,104.734}{2} = 1,552.367$ für die Deutschen stellen und daher viel stärker die Böhmen als die Deutschen belasten. Vom Standpunkte des Sprachenzwanges aus repräsentiert demnach die allgemeine Doppelsprachigkeit die ungünstigste Lösung. Als solche ist sie auch historisch erwiesen, weil sie die schwächere Sprache der stärkeren als Beute hinwirft. Endlich ist sie auch politisch die schlechteste, weil sie, statt Frieden zu stiften, durch die Schaffung einer Art ungetheilter Gemeinschaft, welche die Völker zwingt, die Ellbogen zu gebrauchen, um nicht verdrängt zu werden, geradezu den Kampf züchtet. Die günstigste Lösung vom Standpunkte des Sprachenzwanges ist die Zweitheilung, weil sie den geringsten Zwang involviert. Thatsächlich reduciert sich derselbe in allen gemischtsprachigen Ländern Oesterreichs zusammen auf 2,177.019, beträgt also um 7,801.236 oder rund um 8 Millionen weniger, als bei allgemeiner Doppelsprachigkeit. Diese Modalität involviert jedoch die größten Opfer für die entwickelteren und darum zerstreut wohnenden Völker, insbesondere für die Deutschen. Für diese bedeutet sie insgesammt einen Verlust von 826.039 oder von rund 10 Procent ihrer Connationalen. In Mähren gar würden von 664.168 Deutschen 173.428 oder beinahe 30 Procent unter die ausschließliche Herrschaft der böhmischen Sprache gelangen und der Entnationalisierung preisgegeben sein. Dieses Resultat wäre auch bei einer Neueintheilung der Sprengel und Constituierung geschlossener Sprachgebiete nicht zu vermeiden, weil ein großer Theil der im böhmischen Sprachgebiete befindlichen Deutschen in Enclaven wohnt. Wie unter diesen Umständen die Deutschen mit solcher Energie die nationale Zweitheilung fordern können, ist unbegreiflich.

Das Resultat einer nüchternen Untersuchung der Ziffern thut dar, dass weder die allgemeine Doppelsprachigkeit, noch die nationale Zweitheilung eine befriedigende Lösung des Sprachenproblems bietet. Die erstere bewirkt nämlich einen unerträglichen Zwang, die letztere dagegen hat unerschwingliche Opfer zur Folge. Soll zwischen diesen beiden Gegensätzen eine Vermittlung stattfinden, so ergibt die mathematische Prüfung die Forderung der Dreitheilung. Der Schlüssel für dieselbe hängt davon ab, ob auf den Sprachenzwang oder auf die Verluste das Hauptgewicht gelegt wird. Die Wahl zwischen diesen beiden Uebeln ist aber Sache des Gefühles und bildet ein Imponderabile, das sich mathematisch nicht fassen lässt.

Eben darum sollte sie in erster Linie der Vereinbarung der Parteien, das heißt den Landtagen überlassen werden. Würde nur darauf gesehen, dass die unvermeidlichen Verluste sich wechselseitig compensieren, dann ergäbe sich im allgemeinen ein Theilungsschlüssel von 20 und 80 oder 25 und 75%, da sich die betreffenden Werte in den einzelnen Ländern um diese Grenzen herumbewegen, so dass also Minoritäten von 20, beziehungsweise 25% angefangen in das doppelsprachige Gebiet, Minoritäten unter 20, beziehungsweise 25% in das anderssprachige Gebiet kommen.

In diesem Falle würde der Gesammtsprachenzwang gegenüber der Doppelsprachigkeit auf 3,381.567 oder 3,868.014 sinken, also bei 25% um 67%, bei 20% um 62% geringer sein, die Verluste aber würden sich insgesammt von 2,168.517 im Falle der Zweitheilung auf 943.285, beziehungsweise 727.676 reducieren, also um 45%, beziehungsweise um 67% abnehmen. Im Einzelnen gestalten sich die Verluste folgendermaßen:

	bei 50%.	bei 25%.	bei 20%.
Für die Deutschen:	826.039	493.628	394.765*)
„ „ Böhmen:	314.310	114.385	77.138
„ „ Polen:	618.818	197.078	124.276
„ „ Ruthenen:	221.795	45.355	45.355
„ „ Slovenen:	69.984	61.718	55.021
„ „ Serbo-Croaten:	24.963	66	66
„ „ Italiener:	44.197	29.526	29.526
„ „ Rumänen:	46.411	1,529	1.529

*) Darunter circa 250.000, welche in Galizien, Dalmatien und im Küstenlande wohnen.

Als die zweckmäßigste Lösung der Sprachenfrage innerhalb der einzelnen Länder erweist sich die Unterscheidung der Gerichtsbezirke nach Kategorien derart, dass in den Bezirken, in welchen eine Sprache von mehr als drei Vierteln (75%) oder vier Fünfteln (80%) der Bevölkerung gesprochen wird, nur diese Sprache, in jenen dagegen, in welchen dieses Verhältnis nicht erreicht wird, jede der im Bezirke vorkommenden landesüblichen Sprachen als Geschäftssprache zu fungieren hat. Beim Zusammentreffen dreier Sprachen empfiehlt es sich jedoch zur Vermeidung allzugroßer Complicationen, der dritten Sprache nur dann die Eigenschaft einer Geschäftssprache zuzuerkennen, wenn sie mindestens von einem Zehntel der Bewohner gesprochen wird. Das Princip der Unterscheidung der Gerichtsbezirke nach Sprachkategorien im Zusammenhalte mit dem Grundsatze des oft erwähnten Artikes XIX des Staatsgrundgesetzes führt aber zur unausweichlichen Consequenz, in den einsprachigen nicht deutschen Bezirken die betreffende landesübliche Sprache als ausschließlich interne Sprache anzuerkennen. Diese Einrichtung besteht schon in Galizien, im Küstenlande, in Dalmatien und in Südtirol und hat sich weder für den Dienst bei den Centralstellen, noch für jenen bei den Unterinstanzen hinderlich erwiesen. Ohne die Anerkennung der nichtdeutschen Sprachen im inneren Dienste der einsprachigen Behörden ist eine befriedigende Lösung der Sprachenfrage nicht möglich, weil jeder diesfällige Vorbehalt zugunsten des Deutschen das Princip der Gleichberechtigung durchbricht und die so heftig bekämpfte und nach den Lehren der Geschichte in Oesterreich undurchführbare Josephinische „Amtssprache“ bedeutet.

Mit der Feststellung der „Geschäftssprache“, das heißt der Sprache des äußeren und inneren Dienstes der Behörden in den einzelnen Ländern, wäre die Sprachenregelung jedoch noch nicht abgethan. In der Gleichberechtigung der landesüblichen Sprachen für das ganze Land liegt ja auch die Berechtigung, im ganzen Lande berücksichtigt zu werden. Das Maß dieser Berücksichtigung kann verschieden bestimmt werden; als Minimum hat auch zur Zeit der Herrschaft der „deutschen Amtssprache“ überall der Grundsatz gegolten, dass die Parteien, insbesondere wenn sie die Sprache der Behörde nicht verstanden, befugt waren, Eingaben in ihrer landesüblichen Sprache zu überreichen, Erklärungen in derselben zu Protokoll zu geben und die Erledigung in ihrer Sprache zu erhalten. In dem gleichen Sinne lauten auch alle Verordnungen aus der Bach'schen und Schmerling'schen Zeit, weil es dem Rechte, dem Gefühle und dem Bedürfnisse widerspricht, irgend einem Staatsbürger den Gebrauch seiner Sprache (das „agere“) in seinem Lande zu verwehren; auf das „non pati“ hat er allerdings außerhalb seines Sprachgebietes keinen Anspruch. Das Correctiv der ausschließlichen Geschäftssprache als der Sprache der Verhandlung, Berathung und Beschlussfassung der betreffenden Behörde bildet daher die subsidiäre Geltung der zweiten Landessprache in dem oben erwähnten beschränkten Umfange. Derselbe genügt, um in Verwaltungs- und Civilrechtssachen jeder Partei die Möglichkeit zu bieten, in ihrer Sprache im ganzen Lande Recht zu finden. Für Strafverhandlungen reicht dieses Expediens allerdings nicht aus; für dieselben genügt aber auch die Doppelsprachigkeit der Gerichte nicht, weil dieselbe auf die Geschworenenbank nicht rückwirkt und insbesondere die Geschworenen nicht der zweiten Landessprache kundig macht. Da aber bei der Größe der im Strafverfahren auf dem Spiele stehenden Interessen die genaue Kenntnis der Sprache des Angeklagten und der Zeugen ein unerlässliches Requisit einer gewissenhaften Justiz ist, bleibt nichts übrig, als die Verhandlung, wenn Richter und Geschworene in einsprachigen Territorien die Sprache des Angeklagten nicht kennen, an ein anderes Gericht zu verweisen, bei welchem diese Bedingung zutrifft. Als Nothbehelf in Strafsachen hätte daher eine der Delegation wegen Befangenheit analoge Einrichtung zu fungieren, zumal die Erfahrung lehrt, dass die Verschiedenheit der Nationalität, sobald nur im mindesten politische Momente mitspielen, thatsächlich Befangenheit erzeugt. Durch den Vorbehalt der subsidiären Anwendung der zweiten Landessprache im äußeren Dienste der einsprachigen Behörden würden in 217 deutschen Gerichtsbezirken nichtdeutsche Sprachen, und zwar in 113 Bezirken das Böhmische, in 67 das Slovenische und in 37 das Italienische, in beschränktem Maße Eingang finden; dagegen bliebe kraft desselben Vorbehaltes in 500 nichtdeutschen Bezirken der deutschen Sprache eine gleiche Berücksichtigung gewahrt, und bei dem Umstande, als das Deutsche in sämmtlichen Kronländern als landesübliche Sprache fungiert, ihr aus dem Titel des Landesüblichen jene universelle Geltung gewährleistet, welche für sie deutscherseits aus dem Titel der Staatssprache gefordert wird.

5. Mit der eigentlichen Sprachenfrage regelt sich von selbst auch die Frage der sprachlichen Qualification der Beamten. Die Beamten sind ja nichts als ein Accessorium der Bevölkerung und des von ihr bewohnten Territoriums und theilen demzufolge, einem alten Rechtssatze gemäß, das Schicksal der Hauptsache. Wo daher die Mischung der Bevölkerung derart ist, dass das betreffende Amt zwei Geschäftssprachen hat, müssten die Beamten selbstverständlich beide Sprachen beherrschen; wo aber bloß eine Geschäftssprache besteht, wäre es Verschwendung, eine überflüssige sprachliche Qualification zu fordern, zumal sie ja ohnehin bald verloren würde, weil Sprachen, die nicht stets gebraucht werden, erfahrungsgemäß rasch in Vergessenheit gerathen.

Mit Rücksicht auf die subsidiäre Geltung der zweiten Landessprache müsste selbstverständlich jedes einsprachige Amt mit mindestens einem der zweiten Landessprache kundigen Beamten dotiert werden, welcher, um allen Eventualitäten gewachsen zu sein, bei Gerichten und Verwaltungsbehörden dem Conceptsfache angehören sollte. Durch diese Einrichtung dürfte allen factischen Bedürfnissen entsprochen werden können; mehr als das zu bieten und insbesondere von allen Beamten die Kenntnis zweier und dreier Sprachen zu fordern, verbietet die Oekonomie der Kräfte. Die besseren Chancen, welche sich den sprachlich höher qualificierten Beamten naturgemäß eröffnen, dürften ohnehin bewirken, dass mit der Zeit alle Beamten, bei denen ein derartiges Bedürfnis besteht, sich die Kenntnis der zweiten Landessprache aneignen, und die betreffende Streitfrage von selbst aus der Welt verschwindet.

(Schluss folgt.)

Der Socialismus als Weltanschauung.

Von E. Belfort Bax (London).

In den Artikeln, welche Professor Masaryk neulich in der „Zeit“ über „Die wissenschaftliche und philosophische Krise innerhalb des Marxismus“ veröffentlichte, ist eines besonders bemerkbar, nämlich die Anerkennung des Socialismus als im Werden begriffene Weltanschauung. Dieser Ansicht muss jeder Socialist, dessen Blick über den Classenkampf der Gegenwart hinausreicht, beistimmen. Früher pflegte man, und jetzt noch theilweise, den Socialismus kurzweg als eine Theorie darzustellen, die sich allein auf die politische Oekonomie beziehe und die über andere Dinge, wie Religion, Ethik u. s. w. nichts zu sagen hat. Das mag ja wohl richtig sein vom Standpunkte des unmittelbaren Parteiprogrammes, wo es sich darum handelt, die größtmögliche Stimmenzahl zu erlangen, und wo es deshalb wichtig ist, möglichst wenig Vorurtheile zu verletzen. Jedoch hat das instinctive Gefühl der öffentlichen Meinung, welche dem Socialismus eine gewisse Stellungnahme, wenigstens in Fragen über Religion und Ehe, zuschreibt, seine Berechtigung. Der Socialismus im engeren Sinne, d. h. der Socialismus als ökonomisches Postulat, setzt doch, wie ja jeder moderne Socialist anerkennt, eine Geschichtstheorie voraus, diese aber wiederum eine Philosophie, kurz und gut eine ganze Weltansicht. Von den drei Hauptbestandtheilen des menschlichen Interesses — das ökonomische, das speculative und das ethische (das ästhetische ist kein Bestandtheil an und für sich, sondern bezieht sich auf alle diese drei) — lässt sich unmöglich ein einzelner gründlich ändern, ohne dass eine ebenso gründliche Modification der andern hinzutritt oder vorausgeht. Der heutige Socialismus anerkennt den ökonomischen Factor als den wesentlichen Untergrund aller geschichtlichen Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Von den einseitigen Fanatikern der materialistischen Geschichtsauffassung wird dies dahin ausgelegt, als wenn obiger Factor die Ursache von dem sogenannten „ideologischen Ueberbau“, der sonst keine selbständige Existenz hat, wäre. Von denjenigen dagegen, die einen synthetischen Standpunkt in der Sache einnehmen, wird dem „Ueberbau“ eine bis zu gewissen Grenzen selbständige Berechtigung und Entwickelung nicht abgesprochen, obwohl sie nichtsdestoweniger anerkennen, dass in der geschichtlichen Entwickelung wirtschaftliche Aenderungen geistigen Aenderungen meistens vorangehen und in höchstem Maße modificierend auf diese einwirken. Ja, noch mehr, sie geben völlig zu, dass in dem heutigen capitalistischen Stadium des gesellschaftlichen Fortschrittes das rein wirtschaftliche Moment so stark überwiegt, dass man wohl schließen könnte, es sei der einzige Hebel des Fortschrittes überhaupt.

Nun, nach der Meinung der weitaus größten Anzahl von Socialdemokraten ist es so. Marx und Engels haben das Problem des Socialismus, soweit seine ökonomische Grundlage reicht, gestellt und im wesentlichen gelöst. Die scheinbaren Widersprüche (und die diesbezügliche Kritik des Marxismus seitens einiger Socialisten) sind meistens von rein theoretischer oder fachmännischer Tragweite, auch wenn sie als wirklich bestehend anzunehmen wären. Was die vielberüchtigte Werttheorie anbelangt, scheinen mir die wichtigsten Rügen auf einem Missverständnis zu beruhen, zu dessen Erledigung Professor Sombart unzweifelhaft den richtigen Schlüssel zur Aufklärung geliefert hat. Ich habe zwar selbst schon früher auf dasselbe hingewiesen in einem Vortrag über die Marx'sche Werttheorie, gehalten im National Liberal Club zu London 1892 und abgedruckt in meinen im letzten Jahre erschienen ›Outspoken Essays‹.*)

Obwohl ich, wie die meisten Socialdemokraten, in der politischen Oekonomie ganz und gar auf dem Marx'schen Standpunkt stehe, muss ich jedoch zugestehen, dass nur dies das einzige Gebiet ist, auf dem man den Gründern der modernen Socialdemokratie mit Zuversicht genau folgen kann. Es ist das einzige Fach, welches sie vollständig durchdacht und ausgearbeitet haben. Und das war

*) Reeves, London

allerdings genug; die Arbeit und das concentrierte Denken eines Marx war gewiss die Lebensaufgabe eines Weltgenies ersten Ranges. Aber diese Concentration eines Lebens auf ein so vielumfassendes Fach brachte den nicht unwesentlichen Nachtheil mit sich, dass Marx und vielleicht noch mehr Engels andere Probleme zu sehr als Anhängsel des Problems der Volkswirtschaft ansahen. Diese Neigung tritt deutlich zutage in den Fragen der Philosophie. Marx sowohl wie Engels waren in ihrer Jugend eifrige Hegelianer. Sie kamen aber als Studenten in den vollen Sturm und Drang des linken Hegelianismus, d. h. der Feuerbach'schen Richtung, hinein. Für besagte Richtung bestanden die eigentlichen philosophischen Probleme, d. h. die Probleme der Philosophie an und für sich, so gut wie gar nicht. Alles, was sie vom ursprünglichen Hegelianismus übrig behielt, war die dialectische Methode. Marx und Engels blieben im wesentlichen dieser Richtung treu. Dazu kamen allerdings, wie Professor Masaryk ganz richtig bemerkt, andere verwandte Momente, wie zum Beispiel etliche aus der Philosophie positive hinzu, trotzdem Marx und Engels beide eine ziemliche Verachtung Auguste Comtes an den Tag legten. Echt comtisch war die ausgesprochene Bestimmtheit, womit Engels die Philosophie an und für sich als beseitigt erklärte, indem er nur die formale Logik und was er die Philosophie der Specialwissenschaften nannte, anerkennen wollte. Auch Marx, wenn er behauptete, das Hegel'sche System sollte gänzlich umgestülpt werden, kennzeichnet diese Betrachtungsweise. Am schlagendsten jedoch tritt die Unzulänglichkeit des Marx-Engels'schen Verständnisses für die Philosophie im eigentlichen Sinne aus einigen Bemerkungen von Engels betreffend das Kant'sche „Ding an sich“ zutage. In denselben versucht Engels, eine Erklärung der Entwickelung der Philosophie seit Kant nach der materialistischen Geschichtsauffassung bezüglich des Begriffes des Dinges an sich zu geben, in welcher er behauptet, letzteres sei eine ganz natürliche Annahme in einer Zeit, wo man noch wenig von den physischen und chemischen Eigenschaften der Materie wusste, heutzutage jedoch, wo man soviel davon verstehe, sei der Begriff eines Dinges an sich überflüssig und wäre daher aus dem menschlichen Denken verschwunden! Mir war, offen gestanden, als ich diesen Passus zuerst las, peinlich zu Muthe, dass ein wirklich großer Mann derartiges schreiben konnte und dadurch der Welt klar machte, dass er keine blasse Ahnung davon besitze, um was es sich der Erkenntnistheorie handle. In der That kam diese Beschränktheit in Sphären, die außerhalb des Gesichtskreises der politischen Oekonomie und der Specialwissenschaften an sich lagen, keineswegs nur in der Philosophie, zum Vorschein. Einst zum Beispiel behauptete Engels, es sei ebenso ungereimt, vom Socialismus als einer Religion oder von der Religion des Socialismus, wie von der Religion der Physik oder Chemie, zu reden! Das eine sei eine Wissenschaft wie das andere. Dieselbe Meinung tritt bei Engels manchmal auch in der Behandlung von geschichtlichen Themen zutage, namentlich bei Begründung der materialistischen Geschichtsauffassung.

Ich führe diese Dinge an, um zu zeigen, weshalb in allem, wo Volkswirtschaft eine ausschlaggebende Rolle spielt, ein getreuer Nachfolger von Marx und Engels keineswegs consequentermaßen gezwungen ist, ihnen in allem und jedem in denjenigen Sphären beizustimmen, die sie nur gestreift haben und wo sie nicht mehr als Autoritäten, sondern als gewöhnliche Menschenkinder reden. Marx und Engels haben die ökonomische Theorie des modernen Socialismus geliefert und dadurch den Hebel zur Umgestaltung der Gesellschaft uns in die Hand gegeben. Die weitere Ausbildung des Socialismus als allgemeiner Weltanschauung ist noch nicht vollendet. Gewisse Standpunkte theilt der Socialismus selbstverständlich mit der modernen geistigen Cultur im allgemeinen, allein mit dem Unterschied, dass die bürgerliche Wissenschaft nur zu oft den Standpunkt, bei welchem sie angelangt ist, bemänteln muss, nur halb oder vorsichtig bekennen darf, aus Rücksicht auf die bürgerliche Weltordnung und die ihr gehörigen herkömmlichen Ansichten. Für den Socialismus existieren solche Bedenken nicht. Die bürgerliche Civilisation fürchtet sich oftmals vor den Resultaten, die aus ihrer eigenen geistigen Entwickelung hervorgegangen sind, weil sie bewusst oder unbewusst fühlt, dass dieselben für das gesammte bürgerliche System nicht passen. Letztere sind in der That Sprösslinge der Anschauungsweise der zukünftigen socialistischen Weltordnung. Dieses gilt u. a. von der offenkundigen rückhaltlosen Verwerfung der ganzen theologischen Betrachtungsweise sammt ihrem Zubehör. Für den Socialismus bestehen, wie gesagt, keine solchen Bedenken, gerade das Gegentheil! Und eben deshalb wird der Socialismus mit Recht als atheistisch bezeichnet.

Die moderne socialistische Oekonomie (Marxismus) ist aus der modernen bürgerlichen Cultur erwachsen, d. h. ihren Ausgangspunkt bildeten die Forschungen von bürgerlichen Oekonomen, von Petty bis zu Ricardo und den englischen Volkswirtschaftlern der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Dazu gesellte sich die damalige deutsche Philosophie des linken Hegelianismus. Natürlich gieng der Marxismus über seine bürgerlichen Anfangsgründe hinaus, man kann aber in vielen Fällen nicht genau die Grenze präcisieren, zwischen den Errungenschaften, die aus dem bürgerlichen, und solchen die aus dem socialistischen Geiste hervorgegangen sind. Die Keime der socialistischen Weltanschauung befinden sich im Boden der Geistescultur des Zeitalters, kunterbunt durcheinander mit den Resten von Ansichtsweisen, die zu den verschiedenen Epochen der capitalistischen Aera gehören, hie und da mit einem mittelalterlichen Ueberbleibsel dazwischen.

Es ist die theoretische Aufgabe der Socialisten, für die kommende Generation die socialistische Weltanschauung nach allen Richtungen hin auszuarbeiten. Den natürlichen Anstoß liefert die ökonomische theoretische Grundlage. Bei dieser nämlich kann und darf es nicht bleiben. Es soll fortgeschritten werden zu der Philosophie des Socialismus und dadurch die philosophische Grundlage der ökonomischen selbst aufgedeckt werden. Während durch die Specialwissenschaften viel Socialistisches geleistet worden ist, zu einer Philosophie des Socialismus ist bis jetzt so gut wie gar nichts beigetragen worden. Auf dem Gebiet der Philosophie ist der socialistische Forscher immer durch einen besonderen Umstand gehemmt gewesen. Er hat sich an einen gewissen plumpen und einseitigen Materialismus gebunden gefühlt. Dass, von der speculativen Seite aus betrachtet, der Socialismus atheistisch oder antitheologisch ist, wurde von jedem instinctiv gefühlt. Nun, das specifisch antitheologische philosophische System war bisher der revolutionäre Materialismus des 18. Jahrhunderts. Er trat zum einseitigen Spiritualismus der theologischen Denkungsart in schroffsten Gegensatz. Daher empfand der Socialist die Pflicht, dem Materialismus immer treu zu bleiben. Aber der moderne, vorurtheilsfreie Philosoph, obwohl er freilich zugibt, dass eine jede Philosophie, die der Aufmerksamkeit wert ist, den Materialismus in sich aufnehmen muss, ist nichtsdestoweniger der Ansicht, dass der Materialismus im gewöhnlichen Sinne nicht das letzte Wort der Philosophie sei. Nichtsdestoweniger — dass obig bemerkter Instinct ein richtiger gewesen, ist gewiss wahr; denn nur in dieser Weise schien es dem socialistischen Philosophen sicher, die Bewegung im Volksbewusstsein frei von der Einschleichung theologischer Begriffe zu erhalten, während doch gerade die Philosophie in der Vergangenheit so viel derartiges Unkraut geduldet hatte. Jedoch darf dieses Bedenken nicht endgiltig den Ausschlag geben. Je mehr die theologische und spiritualistische Weltanschauungsweise definitiv beseitigt wird für alle denkenden Menschen, desto weniger hat man diese Gefahr zu befürchten. Mit dem Anwachsen des Socialismus, theoretisch wie praktisch, wird die angehende Weltordnung eine ihr entsprechende constructive Philosophie ausbilden, ohne länger an den Aufklärungsmaterialismus sich gebunden zu fühlen. Die Errungenschaften der großen Entwickelung der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel werden dann wieder zur Geltung kommen, allerdings nicht in ihren abgelebten Formen, aber doch als eine im wesentlichen richtige Stellung des Problems.

Auf dem Gebiete der Geschichte lässt sich so wenig wie sonst die socialistische Anschauungsweise von derjenigen der modernen Forschung überhaupt streng trennen. Nun aber anerkennt sie auch hier diese Forschungen bloß in ihrer objectiven Reinheit, d. h. frei von der bewussten oder unbewussten Beimischung mit den Voreingenommenheiten, die aus der bürgerlichen Weltordnung und ihrer politischen und ökonomischen Classenherrschaft entspringen. Denn mit solchen Unreinheiten verquickt werden die an und für sich wichtigsten Forschungen öfters der Welt geliefert. Ja, noch mehr, der Socialismus scheut sich nicht nur nicht, wie oft die bürgerliche Gelehrsamkeit, sondern ist gerade darum beflissen, die letzten Consequenzen aus diesen Forschungen zu ziehen. Jedoch sobald diese Consequenzen gezogen worden sind oder sobald sie einem jeden von selbst einleuchten, haben die Herren bürgerlichen Gelehrten die Gewohnheit, plötzlich an den Wurzeln der bezüglichen Lehre oder Entdeckung zu rütteln. Das ist der Fall gewesen in Bezug auf die Marx'sche Werttheorie, so ist es gegangen mit dem primitiven Communismus und der Markgenossenschaft, auch den Entdeckungen von Bachofen, Morgan und anderen, betreffend die Urformen der Familie. Nun sollte der Socialist allerdings sehr zurückhaltend sein in der Schätzung oder gar in der Annahme solcher von Anwälten der bürgerlichen Weltordnung ausgehenden Bemängelungen unbequemer Entdeckungen oder Theorien, die bis dahin allgemein als wohlbegründet gegolten haben. Die Marx'sche Werttheorie, die jetzt so sehr beanständet wird, ist im allgemeinen identisch mit der Ricardo'schen und derjenigen der orthodoxen Oekonomie überhaupt. Was die Lehren über die Urzustände der Gesellschaft anbelangt, bleiben die Entdeckungen und Thatsachen, die ungefähr vor einer Generation von einem Maurer, einem Maine, einem Lavelaye, einem Mac Lenan, einem Morgan u. a. festgestellt worden sind, doch im großen und ganzen das, was sie waren, ja es sind sogar neue Belege (z. B. aus dem slavischen Alterthum) hinzugekommen. Nun gibt es einige Gelehrte, die sich dadurch auszeichnen wollen, dass sie die Thatsachen und die Theorie, worauf sie hinweisen, benörgeln oder gar umwerfen wollen, und zwar meistens auf Grund ihrer eigenen Muthmaßungen. Ich weiß, dass einige Socialisten in diese Falle gegangen sind, und dass sie in ihrem Eifer, auf der Höhe der Zeit zu sein, nicht immer haben unterscheiden können zwischen wahrer und Afterforschung. Damit will ich nicht sagen, dass obige Lehren, wie sie ursprünglich angenommen worden sind, wie

alle anderen der Entwickelung und Detailverbesserung nicht fähig sind und dass es nicht echte Forscher gibt, die sich an diese Arbeit gemacht haben, aber mit dem „Umstoßer" derselben ist es in der Regel nicht sehr weit her. Die „Krise im Marxismus" auf diesem Gebiet halte ich für ungefährlich.

Aus ähnlichen Gründen wie diejenigen es sind, weshalb der Socialismus bisher sich so oft an den alten Materialismus angeklammert hat, ist eine Abneigung vorhanden gewesen, das Wort Religion mit dem Socialismus in Verbindung zu bringen. Das Wort hat bisher im Volksbewusstsein immer mit theologischen Systemen und mit Dogmen oder im besten Falle mit einer verblassten christlichen Weltanschauung zusammengehangen. In diesem Sinne hat der Socialismus mit Recht die Religion für abgethan und überwunden erklärt, jedoch ist man gewiss berechtigt, das Wort in dem Sinne des höchsten Ideals zu gebrauchen, der höchsten Verpflichtung des Menschen, im Lichte einer bestimmten Weltanschauung, gleichviel welcher, gesehen. Nun, durch die ganze geschichtliche Periode hindurch ist die vorwaltende Weltanschauung, so verschieden die Formen auch waren, eine theologische gewesen. In der Zukunftswelt mag das wohl nicht mehr der Fall sein, aber nichtsdestoweniger wird es ein höchstes Ideal und eine höchste Verpflichtung für eine socialistische Gesellschaft geben, gemäß der dann waltenden Weltanschauung, die demselben menschlichen Zuge entspricht, der früher im Gewande theologischer Religion sich äußerte. Um einen anderen einschlägigen Punkt zu berühren, gehört hierher, was ich schon anderwärts auseinandergesetzt habe, dass, während die Religionen des urmenschlichen Zeitalters sich auf die Gesellschaft in ihren verschiedenen damaligen Gestaltungen bezogen, die quasi universellen oder positiven Religionen der späteren Zeit, an deren Spitze das Christenthum steht, sich in erster Reihe, wo nicht immer ausschließlich, mit dem Heile der Seele des Individuums befasst haben. Dass die Religion des Socialismus, die Religion der Zukunft, nothwendigerweise wieder in erster Reihe die G e s e l l s c h a f t zum Gegenstand haben muss, freilich nicht mehr bloß die der Gens oder des Stammes, sondern der ganzen socialisierbaren Menschheit überhaupt, scheint mir klar zu sein. Die Formen, die sie annehmen wird, zu erschließen, bleibt der Zukunft vorbehalten.

Professor Masaryk, wie jeder denkende Mensch, sieht wohl ein, dass die Hauptform des Socialismus, mit der man heutzutage sich zu befassen hat, der Marxismus ist. Seit mehreren Jahren ist es immer klarer geworden, dass der heutige Socialismus mit dem Marxismus sich im wesentlichen deckt. Nun fragt man sich, was die Moral der angeblichen Krise im Marxismus sei, wenn wir eine solche überhaupt annehmen sollen! Die Krise, wie sie von Professor Masaryk geschildert wird, ist der Hauptsache nach eine theoretische. Dass in dieser Hinsicht eine Gährung vor sich geht, ist kaum zu leugnen, dass sie den Namen Krise verdient, dürfte vielleicht bestritten werden. Nun, eine und, wie ich glaube die wichtigste, Moral der gegenwärtigen Gährung oder Krise unter den Anhängern der Marx'schen Theorie ist wohl die Unzulänglichkeit der Methode, die alle Gebiete menschlichen Wissens als bloße Anhängsel der politischen Oekonomie betrachtet und behandelt. Die Lehre, dass die Volkswirtschaft im eigentlichen Sinne in alle Sphären der menschlichen Interessen mächtig modificierend hineinspielt, ist eine der dauernden Errungenschaften des theoretischen Marxismus. Gibt man dieses aber in einem noch so vollen Maße zu, so muss man doch zugestehen, dass die bisherigen, rein ökonomischen Erklärungen aller Dinge einseitig und ungenügend sind. Die heutige Socialdemokratie oder der Marxismus behauptet, dass die neue socialistische Weltordnung durch den politischen und ökonomischen Sieg des Proletariates und durch die endgiltige darauf folgende Beseitigung des Privatbesitzes an den Productionsmitteln herbeigeführt wird. Durch diese ökonomische „Thathandlung" (um den bekannten Fichte'schen Ausdruck anzuwenden) des Proletariates soll die neue Welt erschlossen werden, soweit sind alle Marxisten, insofern sie überhaupt Marxisten sind, einig. Nun wollen die strengen Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung, dass der sogenannte „Ueberbau" aus den veränderten ökonomischen Bedingungen positiv geschaffen werden soll. Diejenigen Marxisten hingegen, die alle sonstigen menschlichen Interessen nicht bloß als Anhängsel der Volkswirtschaft im engen Sinne betrachten, werden eher die Sache so hinstellen: Die politisch-ökonomische Revolution, indem sie allen menschlichen Fähigkeiten, die jetzt erstickt werden unter dem Druck der heutigen Productionsweise, freien Spielraum gewährt, wird sich nach verschiedenen Richtungen hin in einem Grade und in einer Weise, von denen wir uns heute keine Vorstellung machen können, in jeder Hinsicht entwickeln. Dadurch wird der neue „Ueberbau" geschaffen. Die neuen ökonomischen Bedingungen treten also in erster Reihe als negative Ursache desselben auf. Dabei aber wird gar nicht geleugnet, dass letztere auch in zweiter Reihe positiv auf allen Gebieten des menschlichen Lebens einwirken wird und dass wiederum auf das rein wirtschaftliche Rückwirkungen von diesem erfolgen werden. Am engsten mit dem wirtschaftlichen in Verbindung stehen die ethischen Begriffe. Die sociale Revolution muss, wie ich anderwärts auseinandergesetzt habe, sich sofort im ethischen Bewusstsein geltend machen. Das Fortschreiten vom reinen Princip des Socialismus, das sich in erster Linie in der ökonomischen Revolution äußert, kommt jedoch am Ende in allen Sphären des menschlichen Interesses zur Geltung. Das wirtschaftliche Element ist der Leib, das unentbehrliche Vehikel und Vorbedingung des organischen Lebens des Ganzen, aber nicht das Leben an und für sich. Unterscheiden soll und kann man diese beiden Elemente, aber sie als trennbar zu behandeln oder diese untrennbar in Wechselwirkung stehenden Elemente eines Ganzen in ein mechanisches Ursachen- und Wirkungsverhältnis versetzen zu wollen, kann uns nur irre führen. Es steht dem Socialismus die Aufgabe bevor, sich zwar als e i n h e i t l i c h e, jedoch nicht als e i n s e i t i g e Weltanschauung auszubilden.

Gleiche Waffen!

Die neuen Rüstungsberichte nicht nur, sondern seit kurzem auch der ausgebrochene Seekrieg beweisen, wie wenig Erfolg bisher all die Congresse der Friedensfreunde hatten. Begehren dieselben aber nicht auch zu viel, d. h. mehr als unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu erreichen ist? Dem allzu kategorischen „Die Waffen nieder!" stelle ich einen anderen Vorschlag gegenüber, der sich hoffentlich durch größere Annehmbarkeit auszeichnet und einen Uebergangszustand, zumindest einen leidlicheren Zustand, als der heutige ist, anbahnen will.

Gleiche Waffen in allen Ländern! Weg mit den Waffenverbesserungen!

Vor Jahren habe ich bereits auseinander gesetzt, wie ich mir die Verwirklichung dieses Planes denke.*) Es wäre nichts anderes nothwendig als Folgendes: Die Regierungen der in Betracht kommenden Nationen beschließen, bei den ohnehin schon vervollkommneten Waffen, in deren Besitz sie sind, zu bleiben. Dass sie damit ein außerordentliches Ersparnis erzielen, fällt wohl auch in die Wagschale! Wie ein Bannfluch, von dem man uns erlöst, würden die ungeheueren Kosten wegfallen, die wir alljährlich für Veränderungen der Waffe infolge einer neuen Erfindung ausgeben. Und diese neuen Erfindungen und Veränderungen auf dem Gebiet der menschenmörderischen Technik — würden sie noch so viele Köpfe beschäftigen, wenn man wüsste, dass sie keine Aussicht haben, durchgeführt zu werden? Die schöpferischen Gehirne würden sich in den Dienst nützlicherer Gebiete stellen. In Italien z. B. könnte sich die Handelsmarine vervollkommnen, wenn sie alle der Verbesserung der Flotte und ihrer wechselnden nautischen „Systeme" dienenden technischen Kräfte für sich gewänne.

Anfangen müsste man mit einem allgemeinen Uebereinkommen der Staaten, jenen Nationen, deren Waffen heute noch von minderer Güte sind, eine letzte Vervollkommnung derselben zu gestatten. Damit wäre Gleichheit geschaffen und ein — vorläufiges — Ende! Alle Staaten, im Besitze des Non plus ultra der Kriegswerkzeuge, wären dann einander militärisch ebenbürtig, abgesehen natürlich von der Kopfzahl der Armeen.

Ein Utopien, wird man sagen. Manches gilt dafür, weil es noch nicht versucht wurde. Aber wie so vieles wäre auch mein Vorschlag mittelst Verträge ausführbar. Russland war's, wenn ich nicht irre, dem es einst unmöglich schien, ohne die ungeheuerlichen, ich weiß nicht mehr ob explodierenden oder verketteten Kugeln, welche die Körper der Getroffenen zerreißen, Krieg zu führen; und doch war's, wenn ich mich recht entsinne, gerade dieses Russland, das zuerst vorschlug, dieselben aus allen civilisierten Armeen zu verbannen und sie auch selbst verbannte. Trotzdem ist aber Russland heute noch mächtig und fühlt sich dadurch nicht geschwächt. (Petersburger Uebereinkunft in Betreff explodierender Geschosse. 1868, 11. December, russisch 29. November.) Und diese Frage wurde später aufgegriffen, und zwar von der Brüsseler Convention über verkettete Kugeln. Der allerdings undeutliche Text sagt: „Abzuschaffen sind alle Geschosse, die unnützen Schaden verursachen." Darin befinden sich also alle civilisierten Staaten schon im Einklang. Ein erster, wenn auch unmerklicher Schritt ist demnach gemacht.

Aber damit gebe ich mich noch nicht zufrieden. Erweitern wir die Beschlüsse der Brüsseler Convention in humanerer Weise, und siehe da, es zerstieben auch die unzähligen Flottillen der niederträchtigen Torpedoboote und mit ihnen die Silure, deren jeder ein Vermögen kostet: 7000 Gulden per Schuss. Desgleichen die ungeheueren Netze aus Stahlkabeln, mit denen sich die Kriegsschiffe umstricken, auf dass ihnen diese unterseeischen Meuchler nicht zu nahe an den Leib kommen.

Diese zumal haben sich überdies auch als nutzlos erwiesen. Denn es dauerte nicht lange, und es war schon ein anderes geldverschlingendes, ehernes Ungethüm construiert. Die Riesenscheere, groß genug, um die Maschen dieser Schutzwehr zu zerschneiden. O, über die Wirkungen der Hinterlist, die unnöthigen Zerstörungen dieser verrätherischen Fahrzeuge, deren Bemannung im vorhinein

*) In der Einleitung meines in italienischer Sprache erschienenen Werkes „Gli Ezzelini, Dante e gli Schiavi", 1897. Florenz und Wien, C. Gerold's Sohn.

weiß, dass sie im Moment der Action fast immer verloren ist. Die Torpedoboote, dieser Fluch der Meere, diese gesetzlichen Dynamitattentate, welche in fliegenden Geschwadern wie zerstörende Seeungeheuer daher kommen, waren kaum erfunden, als ihre Formen sich auch schon vervielfältigten und an ihnen unzählige, stets kostspielige, aber oft nur angebliche Verbesserungen angebracht wurden. Immer mehr vervollkommnet, schwimmen manche oberhalb der Wasserlinie, andere versenken sich unter dieselbe. Anfangs hatten sie am Vordertheil nur ein Rohr zum Schleudern der Torpedos, dann wurden sie verändert und von zwei seitwärts befindlichen Lancierrohren durchbohrt, so dass man in Wahrheit sagen kann, dass ihr Rumpf schmerzhaft durchwühlt wurde. Heutzutage sind sie nach neuem Muster mit zwei Schleudern versehen, und zwar ist die eine am Vorder-, die andere am Hintertheile angebracht. Man versuche nun, wenn es möglich ist, jene kaum ausgeführten und wieder veränderten Neuerungen in Ziffern zu übertragen. Angenommen, dass jede derselben durchschnittlich 150.000 Gulden kostet, müssten sich fürchterliche Summen ergeben, wenn man die Auslagen, welche alle Marinen Europas, Amerikas und Asiens dafür machen, berechnen würde. Das Geld ist aber geradezu hinausgeworfen, wenn ein Torpedoboot — dünnwandig, wie es ist — von einer feindlichen Kanonenkugel durchlöchert wird. Das ganze Material zusammen mit den 17 Köpfen Bemannung — dem Menschenopfer — alles ist, ich wiederhole es, rettungslos verloren. Wenn ein Torpedoboot ein Panzerschiff, wie z. B. die „Sardegna“, in die Luft sprengt, vernichtet es mit einem Schlag nicht allein 11 Millionen Gulden, sondern nebst der ganzen Ausrüstung 800 Matrosen und wer weiß wie viele Landungstruppen; Menschen, welche voll kriegerischer Begeisterung Großes für das Vaterland zu leisten gedachten und nun wehrlos wie Idioten auf rechtswidrige Weise getödtet werden. Wenn ein solcher Koloss mit allem, was ihn belebte, meuchlings gemordet wird, zerstiebt mit ihm ein großes Capital, die Bevölkerung eines ganzen Landstriches, das Product der geistigen und der Muskelkraft jener, welche ihn durch viele Jahre gebaut und geleitet. Anders jedoch im ehrlichen Seekrieg ohne die Hinterlist der genannten mobilen Minen. Da bleibt auch für den verlierenden Theil — den seltenen Fall ausgenommen, dass die heilige Barbara, welche sich ja heutzutage unter dem Wasser befindet, explodiert — noch etwas zu bergen, zu heben und viele Ueberlebende.

Dass es übrigens nicht die Güte der Waffen ist, welche im Krieg oder in der Schlacht entscheidet, sondern der Führer und die Verpflegung, dies beweisen unumstößlich zur See Lissa, zu Land Abba-Garima. Eine auf der höchsten Stufe der europäischen Kriegskunst stehende Armee, mit den Gewehren des neuesten Systems und den berühmten von Crispi geschickten Mörsern, aber ohne Proviant, wird in wenigen Stunden von zusammengewürfelten nackten Horden, deren Mehrzahl barbarisch mit Lanzen und Bogen oder verschiedenen italienischen und französischen Gewehren und anderen Schießprügeln bewaffnet ist, aufgerieben. Das war der Fall beim italienischen Heer in Afrika. Freilich ist es wahr, dass viel dazu gehört, so „anzuführen“, wie General Baratieri es gethan!

Noch Eines: bestünde für alle die gleichmäßige Beschränkung der Waffen, so würden die, je nachdem, lächerlichen oder ungerechten Processe gegen die bei dem angeblichen Verrath durch den Verkauf von Gewehrmodellen ꝛc. erwischten Spione aufhören.

Utopien! Utopien! werden aber immer noch jene sagen, die schadenfroh und eigennützig die Unsummen, welche die menschliche Thorheit aus den Steuergeldern für derartige Dienste verschleudert, einheimsen und deshalb die äußersten Anstrengungen machen, dass alles hübsch im alten Geleise bleibe.

Professor Dr. Filippo Zamboni.

Fridtjof Nansen.

Von Professor Dr. Albrecht Penck.

In Nansen ist eine der reckenhaften Wikinggestalten des nordischen Alterthums wieder auferstanden. Unternehmungslustig und thatkräftig, kühn bis zur Verwegenheit und dabei zäh im Verfolgen des gefassten Planes. Die körperliche Kraft entspricht seiner Energie, er läuft in Schneeschuhen über Grönlands firnumkleidete Höhe; seine Natur widersteht allen Anstrengungen, er wandert dahin, von einem einzigen begleitet, über die zusammengepressten Eisschollen des Polarmeeres; ein kaltes Bad in dessen eisigen Fluten schadet ihm nicht, er hält in dürftigem Unterschlupf die arktische Winternacht aus, jedes Comforts entbehrend, selbst des Waschens, lebend nach der Art eines Eskimos.

Aber diese Eigenschaften eines echten Wikingers sind nicht seine einzigen. Sie paaren sich in ihm mit der geistigen Regsamkeit des modernen Norwegers, welche dieses Volk von zwei Millionen Seelen zu einem so mächtigen Factor nicht etwa bloß in der neuesten Literatur, Malerei und Musik, sondern vor allem auch auf dem Gebiete der Wissenschaft gemacht haben. Nansen ist ein Mann von weitem wissenschaftlichen Blick. Seine beiden großen Reisen sind planmäßig ausgeführt und haben die klare Naturerkenntnis der erforschten Gebiete zur Voraussetzung. Der Vergleich der heimatlichen Firnfelder des Jostedalsbrä und Folgefond mit Grönland hat ihn offenbar von der Möglichkeit, dieses auf Schneeschuhen zu überschreiten, überzeugt, denn jene waren es längst von seinen Landsleuten. Das überlegte Zusammenfassen einer Reihe zum Theil weit auseinander liegender Thatsachen führte ihn zur Erkenntnis einer Meeresströmung, welche vom Nordosten Asiens quer durch das Polargebiet zur Ostküste Grönlands führt, und wie letztere Trümmer von Schiffen, Treibholz und Erde Sibiriens bis nach Grönland führt, so glaubte er, müsse sie auch ihn dorthin bringen. Es hieß nur eine Aufgabe lösen, ein Schiff zu bauen, das jene Reise im Treibeise aushalte. Im Vereine mit einem der Schiffbauer seiner Heimat löste er diese Aufgabe. In der „Fram“ schuf er den Typus eines Fahrzeuges für das Treiben mit dem Eise des Polarmeeres. Leute, die ihn auf dieser einsamen Fahrt begleiten wollten, fanden sich genug. Er traf die umsichtige Auswahl von begeisterten und geschickten Männern; da kein anderer Platz frei war, gieng der Reservelieutenant Johansen als Heizer mit, der mehrjährige Schiffsführer Juell ließ sich als Koch anwerben, der Marinelieutenant Scott-Hansen nahm als unermüdlicher Observator theil, der Mediciner Blessing als Arzt und Naturforscher. Es war eine bunte Gesellschaft aus den verschiedensten Kreisen und überdies in der ominösen Zahl 13. Nansen brachte seine Genossen nicht bloß heil, sondern auch in bestem Einvernehmen heim. Die Lösung dieser namentlich in Marinekreisen mit Recht bewunderten Aufgabe vollzog er auf socialem Wege. Die ganze Gesellschaft lebte in einer Cajüte zusammen; da aßen, spielten, rauchten und vergnügten sie sich zusammen, zwischen den Leuten höherer Bildung konnte kein Zwist aufkommen, weil sie sich vor den anderen hätten schämen müssen, und diese genierten sich, vor jenen zu streiten. Keine größere Polarfahrt ist vor der Nansens ohne Opfer an Menschen verstrichen. Dass Nansen mit allen Gefährten gesund heimkehrte, ist nicht bloß Folge der vorsichtigen Auswahl, die er getroffen, sondern vor allem seiner ausgezeichneten hygienischen Vorkehrungen. Er ließ keine Müßigkeit aufkommen, immer gab es Arbeit, grobe und feine, die erstere für alle, die letztere für die intelligenteren Mitglieder der Gesellschaft. Sie machten sich Bewegung, man fischte und jagte, man machte Ausflüge auf Schneeschuhen und, wenn möglich, zu Boot. Dabei lebte man mäßig, aß reichlich, trank aber wenig, Alkoholika nur an Feiertagen.

Vor zahlreichen Entdeckungsreisenden hat Nansen voraus, ein Schriftsteller von Rang und Bedeutung zu sein. Sein kürzlich in neuer, revidierter Ausgabe bei Brockhaus in Leipzig erschienenes Werk: „In Nacht und Eis“ ist eines der besten Reisewerke, die ich kenne. Zwei dicke Bände, die einen von Anfang an fesseln und schließlich nicht loslassen. Ich habe bis tief in die Nacht hinein lesen müssen, weil ich nicht abbrechen konnte. Da werden wir zuerst in den Reiseplan eingeweiht und erfahren Näheres über die Ausrüstung. Es wird sozusagen der Kriegsplan vor uns entrollt. Dann geht es fort von Norwegen, an der Nordküste Asiens entlang, in deren Umschiffung Nansen nicht minder glücklich ist, wie Nordenskjöld aus dem schwedischen Brudervolke. In der Nähe der neusibirischen Inseln wird der Curs nach Norden eingeschlagen und das Eis gesucht, dem sich Nansen anvertrauen sollte. Nun beginnt die lange, willenlose Trift auf dem Meere. Es geht nicht lang nordwärts, wie von Nansen gemuthmaßt, dann treibt die „Fram“ zurück, nach zweieinhalb Monaten ist sie am selben Flecke, wo sie eingefroren. Dann geht es wieder nach Norden, darauf abermaliges Rücktreiben. Das wiederholt sich viermal in einem Jahre und an dessen Ende ist die „Fram“ ganze 450 Kilometer weit vorwärts gekommen, so weit wie von Wien bis München, eine Strecke Weges, die sie zuvor an der Nordküste Asiens in knapp drei Tagen zurücklegte. Man denke, täglich 1200 Meter weit vorwärts zu kommen und mindestens 2400 Kilometer, eine zweitausend mal längere Strecke zurücklegen zu wollen. Das ist eine Schneckenwanderung. Man begreift, dass sie Nansen bis zu jenem Grade nervös macht, als bei einem Manne mit stählernem Willen möglich. Er beginnt sich Vorwürfe zu machen, die Reise angetreten zu haben, er denkt an Eva und Klein-Liv, an den elterlichen Pfarrgarten. Sorge beschleicht ihn, ob der Proviant ausreiche. Die Tagebuchblätter, die er in vielleicht zu großem Umfang mittheilt, lauten manchmal sentimental, während er die Schiffgesellschaft in bestem Muthe erhält. Den zweiten Winter im Eis geht es besser vorwärts. 500 Kilometer weit triftet die „Fram“ in einem halben Jahre; ihre Geschwindigkeit hat sich mehr als verdoppelt, aber ihr Curs geht nicht nach Norden, sondern nach Nordwesten, voraussichtlich in einer Entfernung von 500 Kilometer neben dem Nordpole vorbei. Das ist für den Thatendurstigen eine harte Zeit. Hier hat er sich überschätzt. Willenlos der langsamen, noch manchmal wechselnden Eistrift folgen zu müssen, ohne selbst etwas thun zu können, wird ihm mehr und mehr unerträglich, und es reift ihn ihm ein Plan von einer Kühnheit, der in der ganzen Entdeckungsgeschichte seines gleichen sucht. Für den Nothfall, dass die „Fram“ wie der „Tegetthoff“ oder die „Jeanette“ im Eise zerdrückt würde, hatte er Vorkehrungen getroffen, um mit Hundeschlitten und auf Schneeschuhen heimzukehren. Die „Fram“ hatte sich gegenüber allen Eispressungen vorzüglich bewährt, daran, dass sie nicht stand

hielte, war nicht mehr zu denken, die Ausrüstung zur Schlittenfahrt und Schneeschuhwanderung war verfügbar geworden. Nansen beschloss, sie für eine eigene Expedition zu benützen, er wollte mit Hundeschlitten, wie Parry 70 Jahre zuvor, und auf Schneeschuhen zum Pole vordringen und nach Kaiser Franz Josephland, allenfalls nach Spitzbergen zurückkehren. Wie er dies Wagnis ausführte, welche Gefahren er und sein Gefährte Johansen überstanden, wie ihr beider Leben mehrmals auf dem Spiele stand, wie sie einsam an einem Orte überwinterten, dessen Lage sie nicht kannten und endlich nach mehr als einjähriger Einsamkeit zufällig mit der Jackson'schen Expedition zusammentrafen, das muss man im zweiten Bande von „In Nacht und Eis“ selbst nachlesen. Schlicht und anspruchslos schildert hier Nansen seine Erlebnisse, und man meint einen Heldensang aus alten Tagen zu hören. Zu Riesengestalten wachsen er und sein Begleiter aus im Kampfe mit den Naturgewalten, mit der Schlauheit des Polarfuchses, mit der rohen Gewalt des Eisbären, mit der plumpen des Walrosses, mit Wind und Wetter und Zufälligkeiten aller Art. Nachdem man diese Epopöe des einen der beiden Helden gelesen, wird einem dann gelüsten, auch zu hören, was der andere sagt. Johansen kommt im eben erschienen Supplementbande, dem dritten des Werkes, zu Wort. Der Sänger ist ein anderer, aber der Sang von unerschrockener, menschlicher Thatkraft ist der gleiche. Würden beide Berichte, wie in alten Zeiten, nur von Mund zu Mund sich fortpflanzen, so würden sie bald zu einem verwachsen. Die Weitererzähler würden das hinzuthun, was dem Gedruckten fehlt: das Lob der Helden, und in einem Jahrhundert würde eine Odyssee entstehen, die sich stofflich mit der alten messen könnte.

Ich vergesse den Moment nicht, als ich zum erstenmale von Nansens Rückkehr hörte. Wie gewöhnlich während der Ferien, war ich fern von Wien. In einem niederbaierischen Markte brachten die Zeitungen die unerwartete Mähr'. Wohl war es bei mir Sache fester Ueberzeugung, dass Nansen zurückkehren würde, sein ausgezeichneter Plan ließ nichts anderes erwarten; dass er aber sozusagen zu Fuß heim wandern würde, habe ich nie im Entferntesten gedacht. Das übertraf die kühnsten aller kühnen Erwartungen. Die Frage, was aus der „Fram“ geworden, blieb nicht lange unbeantwortet, acht Tage nach Nansen langte sie in Norwegen an, und er trat mit seinen Framleuten, die der Elektrotechniker der Expedition, Nordahl, kürzlich im Supplementbande schilderte, die Heimreise nach Christiania, an Norwegens Küste entlang, an. Sie war ein Triumphzug; mit königlichen Ehren wurde Nansen in der heimatlichen Hauptstadt empfangen. Er verdiente sie auch, denn er war ein norwegischer Nationalheld geworden, von dem noch Kinder und Kindeskinder sprechen werden. Er ist eine glänzende Vermehrung der nicht wenigen großen Männer eines kleinen Landes, und solche bezeichnen für ein Volk eine größere Steigerung des nationalen Reichthums, als die Entdeckung von Goldfeldern. Seinen Triumphzug hat dann Nansen durch die großen Metropolen Westeuropas und durch Nordamerika fortgesetzt. Jetzt kommt er, Osteuropa besuchend, auch nach Wien.

Nansens Fahrt bedeutet nicht bloß eine nationale That, sondern auch eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges, von einer Tragweite, wie sie keiner anderen der großen, seit Cooks unvergesslichen Fahrten unternommenen maritimen Expeditionen zukommt. Sie hat uns mit einer seltenen Erweiterung unserer Kenntnis der Erdoberfläche beschenkt. Das mag für eine Fahrt sonderbar klingen, die kein neues Land entdeckte. Aber für die Wissenschaft von der Erde fällt weniger in's Gewicht, ob eine Expedition Land auffindet oder nicht, wenn sie nur den Umkreis des Unbekannten einengt, und dieser ist noch erheblich größer, als man vielfach glaubt. Vor Nansens Fahrt waren um den Nordpol noch beinahe fünf Millionen Quadratkilometer, ein halbes Europa, nie von eines Menschen Fuß betreten und nie von einem Fahrzeuge berührt worden. Quer durch dieses unbekannte Gebiet richtet sich der Curs der „Fram“, sie engt den Raum des Unbekannten auf zwei Drittel, auf rund drei Millionen Quadratkilometer ein. Die Vergrößerung *der bekannten Erdoberfläche*, um eine Fläche größer wie die Länder der Tripelallianz, wie Oesterreich-Ungarn, das Deutsche Reich und Italien zusammengenommen, ist der schöne Gewinn von Nansens Fahrt für die Wissenschaft.

Dass in seiner Reiseroute kein größeres Land sein werde, war allerdings vorauszusehen. In einem 1894 erschienenen Werke über die Morphologie der Erdoberfläche schrieb ich: „Die Drift von Ueberresten der Jeanette-Expedition aus der Gegend der neusibirischen Inseln bis zur Ostküste Grönlands macht wohl zweifellos, dass zwischen Spitzbergen und Kaiser Franz Josefland einerseits und Grönland andererseits keine großen Landmassen vorhanden sind, wie denn auch die neueren amerikanischen Forschungen klarlegten, dass sich weder Grönland, noch Franz Josefland weiter polwärts erstrecken. Man wird daher in der Nordpolarregion schwerlich noch die Entdeckung ausgedehnter Länder gewärtigen können, und das hier unerforschte Areal von 4·8 Millionen Quadratkilometern dürfte größtentheils der Wasserfläche angehören.“ Was also als Muthmaßung geäußert worden ist, ist durch Nansen zur Gewissheit geworden. Er hat das unbekannte Gebiet durchschifft und durch seine zahlreichen Beobachtungen erwiesen, dass nicht bloß längs seines Curses, sondern im größten Theile des Unbekannten Wasser sein müsse. Dies geht aus einer ganz unerwarteten Entdeckung hervor. Das nördliche Eismeer galt bislang als seicht, so seicht, dass Nansen nur etwa 2000 Meter Lothleine mitnahm. Als er nördlich der neusibirischen Inseln eingefroren war, stellten seine Lothungen alsbald fest, dass der Meeresboden rasch an Tiefe zunehme; alle verfügbaren Leinen wurden nun zusammengekoppelt, und bald wurden Tiefen von 3000 bis 3500 Meter, wie sie im Mittelmeere herrschen, angetroffen. Solch tiefe Meere pflegen ausgedehnt zu sein. Wir können daher beinahe mit Sicherheit schließen, dass auch jenseits von Nansens Curs, bis über den Pol hinaus, Wasser herrscht. Dann kommt noch eines. Das Treiben des Eises war ein ungehindertes, freies. Kein Anzeichen daher auf Landnähe. Wir dürfen daher getrost den bei weitem größten Theil des Unbekannten als Wasser annehmen; höchstens im Norden Amerikas dürften noch einige Eilande entdeckt werden. So wächst denn die von Nansen der Kenntnis erschlossene Fläche auf fast fünf Millionen Quadratkilometer, ihm gebürt der Ruhm, den großen weißen Flecken von den Landkarten in der Nähe des Nordpoles nahezu gänzlich zum Verschwinden gebracht zu haben. Man kann dies durch eine Zahl ausdrücken. Nach Nansens Fahrt müssen wir die Meerwassermenge auf der Erde um etwa 12 Millionen Cubikkilometer größer veranschlagen, denn zuvor geschehen. Wer mit Erdbewegungen zu thun hat, wird sich eine Vorstellung davon machen können, wenn er sich dies Volumen in Cubikmetern ausdrückt, es sind deren 12.000 Billionen. Trägt man ganz Nordamerika bis zum Meeresniveau ab, so erhält man gerade Erdreich genug, um das Loch zuzuschütten, das Nansens Entdeckung im Eismeere offenbart hat.

Es erwächst hieraus eine merkliche Bereicherung unserer Kenntnis von der gesammten Höhenvertheilung auf der Erde. Jeder Globus zeigt uns, dass das Land auf der nördlichen Halbkugel, das Wasser auf der südlichen vorwaltet. Das gilt aber nur für den breiten Gürtel zwischen den beiden Polarkreisen. Innerhalb des südlichen Polargebietes haben wir alle Ursache, Land zu muthmaßen, dass im nördlichen das Wasser herrscht, lehrt Nansen. Es verhalten sich also die Polargebiete umgekehrt, wie der Rest der Halbkugeln. Das gilt auch für die Höhen. Ebnet man das Land der Nordhalbkugel außerhalb des Polarkreises ein, so erhält man eine Ebene, die 1760 Meter unter dem Meeresspiegel liegt. Gleicherweise bekommt man für den entsprechenden Theil der Südhemisphäre eine Ebene, die 2920 Meter unter dem Meeresspiegel liegt. In etwa gleicher Tiefe müssen wir den Boden des von Nansen erschlossenen Polarmeeres muthmaßen. Es ist tief eingesenkt in das Mittelniveau der Nordhalbkugel.

Dieses tiefe Meeresbecken ist zwischen Grönland und Europa gegen den Atlantischen Ocean geöffnet. Der warme Golfstrom spielt hinein. Aber seine Wasser tauchen bald unter die leichteren des Eismeeres unter. Oben herrscht daher gefrierendes, kaltes Wasser. Dann folgt der warme Wasserkörper des Golfstromes, welcher wärmer ist als 0°, während über dem Meere das Quecksilber im Jahresmittel unter 20° Kälte bleibt. Darunter folgt dann wieder kälteres Wasser, das vermöge seines Salzgehaltes auf unter 0° abgekühlt ist. Dicht am Meeresgrunde wird es wieder wärmer, ebenso wie das Wasser in den Seen des Salzkammergutes am Boden wieder etwas wärmer wird. Nansen spürt darin wie Simony in der gleichen Erscheinung in den heimischen Seen den Einfluss der Erdwärme. Oben gefriert das Wasser, seine Eisdecke, die sich in den ersten Herbstmonaten bildet, wächst, wie schon der unvergessliche Weyprecht zeigte, erst rasch, dann langsam und langsamer, sie wird, falls sie nicht bei Stürmen zusammengeschoben wird, nicht über vier Meter dick, denn unablässig, bald langsamer, bald schneller driften die einzelnen Schollen, bald zu Eisstößen zusammengedrängt, bald wieder zu weiten Rinnen aufreißend, zur großen Oeffnung des Meeres, die sie östlich von Grönland erreichen, wenn sie vier bis sechs Jahre alt geworden sind. Dann thauen sie bald im warmen atlantischen Wasser. Es findet also keine continuierliche Eisbildung statt, es ist nicht zu befürchten, dass das Eismeer je ausgefriert, uraltes Eis wird in ihm nicht zu erwarten sein, mit Ausnahme vielleicht von einigen entlegenen Küsten und todten Winkeln. So ist denn das Hauptergebnis Nansens vorwiegend eine Bereicherung der Meereskunde. Er hellt uns das Verhalten wohl des eigenthümlichsten aller Meeresräume mit einem Schlage auf, und manche hergebrachte Vorstellung muss fallen.

Aber auch die Kunde von den arktischen Ländern geht nicht ohne Bereicherung aus. Nansen bringt uns die ersten klaren Vorstellungen von der nördlichsten Halbinsel Asiens, die weit in das Eismeer hineinragt. Wir lernen, dass das Taimyrland eine ähnlich zerrissene Küste besitzt wie Skandinavien, es ist mit zahlreichen kleinen Eilanden umgeben, mit echten Schären, die jedem Besucher der schwedischen oder norwegischen Küste aufgefallen sind. Zu diesen äußeren Anzeichen einer früheren Vergletscherung jenes fernen Landes gesellt Nansen noch weitere Beweise, wir erfahren durch ihn Sichereres über die Eiszeit Sibiriens, als wir bisher wussten.

Freilich, das mächtige Czarenreich erfährt durch ihn eine Einbuße. Die Breite des Taimyrlandes ist nach ihm geringer als bisher gemuthmaßt, Russland ist um einige hundert Quadratkilometer, allerdings bisher unbetretenen Landes kleiner, als unsere Statistiker angeben. Viel größer aber noch ist der Verlust, den Franz Josephland erfährt. Er beziffert sich auf etwa 10.000 Quadratkilometer gegenüber unseren bisherigen Vorstellungen. Nach denselben glaubten wir an eine weite Ausdehnung eines an großen Inseln reichen Archipels nach Norden. Nansen und seither englische Forscher lehren, dass es sich mehr von Osten nach Westen streckt, und vornehmlich aus kleineren Eilanden besteht. Die Payer'sche Karte des Landes hat also zu wesentlich falschen Vorstellungen geführt. Dies kommt daher, dass der verdiente Polarfahrer das, was er wirklich beobachtet, auf seiner Karte nicht scharf trennte von dem bloß Combinierten und Gesichertes nicht vom Unsicheren schied. Er hat dadurch Nansen die größten Schwierigkeiten bereitet, denn dieser vermochte, nachdem er ganz Franz Josephland gekreuzt, noch nicht aus den Karten zu entnehmen, wo er sei. Aber es ist kein Wort des Vorwurfes, das er deswegen gegenüber Payer fallen läset. Er erkennt dessen Verdienste vielmehr unbedingt an.

Nehmen wir nun noch hinzu, dass Nansen auf seiner Fahrt eifrig meteorologische Beobachtungen anstellte, dass auf der im Eise festliegenden „Fram", zum erstenmale an Bord eines Schiffes, Pendelbeobachtungen vorgenommen wurden, dass die Nordlichter studiert wurden, dass das Thierleben des Meeres erforscht wurde, so können wir gewiss sagen: Die wissenschaftliche Ausbeute der kühnen Fahrt ist eine sehr reiche. Ganz vermögen wir sie allerdings noch nicht zu überblicken. Es werden noch Jahre vergehen, bis die Beobachtungstagebücher gesichtet, die gesammelten Thiere und mikroskopischen Pflänzlein des Polarmeeres untersucht und beschrieben sein werden. Wir gewärtigen darüber ausführliche Berichte und sind überzeugt, dass die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise Bände füllen werden. Es hat uns daher nicht überrascht, dass wir im Reisewerke selbst nur wenige Andeutungen darüber fanden; Nansen ist nicht der Mann, der sein Pulver vorschnell verschießt. Aber mit Freude begrüßen wir doch, dass die unlängst erschienene, neue, revidierte Auflage von „In Nacht und Eis" in kurzen, prägnanten und dabei allgemein verständlichen Worten das zusammenfasst, was der Fachmann aus der ersten Auflage mühsam herauslesen musste. Das Werk hat dadurch wesentlich gewonnen, nicht bloß für den Gelehrten, sondern auch allgemein Denn der Leser, welcher Nansens großartiger Entfaltung geistiger und körperlicher Kräfte bei seiner kühnen Fahrt mit Spannung gefolgt ist, verlangt zum Schlusse auch zu erfahren, zu welchen Resultaten dies alles geführt. Sie sind, wie ich zu zeigen versuchte, wahrlich nicht gering. Sie sichern Nansen einen Ehrenplatz ebenso unter den Männern der Wissenschaft, wie er ihn unter den Großen seines Volkes einnimmt.

Es regt sich dann auch allenthalben der Wunsch, den seltenen Mann zu hören, der so Erstaunliches auf physischem und geistigem Gebiet geleistet. Ganz Wien drängt zu seinem Vortrage; selbst Vorträge, die über ihn im letzten Winter im Volksbildungsverein gehalten wurden, waren überfüllt, und hunderte mussten abgewiesen werden. Ein Büchlein über Nansen in der Dierck'schen Sammlung von Lebensbildern: „Männer der Zeit", (Dresden Reißner), von Eugen von Ensberg geschrieben, wird manchem Leser willkommen sein, der Näheres über den Lebensweg Nansens erfahren möchte, und sein Interesse am Manne wird ihn über die Schwächen des Büchleins hinweghelfen; wer aber Nansen ganz kennen lernen will, der wird in dem in gutes Deutsch übertragenen und reich illustrierten „In Nacht und Eis" nicht bloß eine Quelle der Belehrung, sondern auch fesselnde Unterhaltung finden. Die wissenschaftliche Welt endlich wird den dickleibigen Ergebnissen mit Spannung entgegensehen. Alle Kreise aber beschäftigt eine Frage: Was wird Nansen nun thun, denn das erscheint ausgeschlossen, dass ein so thatkräftiger Mann nun auf seinen Lorbeeren ruhen werde. Eine Antwort darüber ist von Nansen selbst noch nicht gegeben und gewiss auch nicht eher zu erwarten, als er die sicheren Grundlagen dazu sich geschaffen. Dürfen wir uns aufs Rathen verlegen, so möchten wir sagen: Er wird zum anderen großen weißen Flecken auf der Erdkarte, südpolwärts, gehen.

Stilpe.

Man darf mit einigem Recht unseren Otto Julius Bierbaum den Hans Thoma unter den Dichtern der Moderne nennen. Gewisse Landschaften, gewisse Porträts des Frankfurter Meisters sind so *deutsche* Dinge, wie irgend einer jener einzigartigen Psalmen vom ehelichen Glück im „Bunten Vogel" oder eine der ehrlichen und polternden Episteln des Herrn Pankrazius Graunzer. Für beide, Thoma wie Bierbaum, sind die Entlehnungen aus dem Stimmungsinventar und der Formensprache Böcklins gleichmäßig charakteristisch, desgleichen die Neigung, eher an ältere deutsche Tradition anzuknüpfen als an bezwingende Muster der großen ausländischen Zeitgenossen; so leiten vom einen feine, unwägbare Beziehungen zu den Meistern der altdeutschen Schulen, vom anderen zu Jean Paul und Wilhelm Raabe hinüber. Kein Wunder, dass unserem Dichter gerade dieser Maler so sehr sympathisch ist; bekanntlich hat der junge Bierbaum als einer der ersten unter den Deutschen die Bedeutung Hans Thomas eingesehen und ausgerufen und eine Folge seiner Bilder in bewundernd sich anschmiegenden Sätzen ihm nacherzählt. Beide scheinen zu einer Art von Popularisierung moderner künstlerischer Ideen gleichsam prädestiniert, gerade weil sie sie nicht in ihrer äußersten Reinheit und letzten Steigerung, sondern unter mancherlei Compromissen und mit erlaubten Annäherungen an den Geschmack des *deutschen* Publicums diesem zu vermitteln trachten. Wie zahm nehmen sich Thomas verwegenste Einfälle neben den prachtvoll abenteuerlichen Wagnissen Böcklins aus, und wie weich und abgerundet verlaufen die Linien der realistischen Novellen und Romane Bierbaums, wenn man die erbarmungslose Herbigkeit, sei es des romanischen, sei es des nordischen Realismus daneben denkt. Beide schaffen in selbstgenugsamer Abgezogenheit vom Lärm der täglichen Lügen und kleinen Interessen des großstädtischen Kunstbetriebes, in der Hut des verehrten eigenen Herdes oder im Antlitz einer stillen und großen Natur, das ihnen Frieden und zeugende Kraft in die Seele stößt und ruhiges Reifen ihren künstlerischen Gedanken gönnt. Derselbe wundervolle Segen blüht seit Jahren aus dem üppigen, von allen Göttern begnadeten Hang von Fiesole um die friedselige Villa San Domenico und verleiht den im Kranze der blendenden Firnen entstehenden Werken Giovanni Segantinis jene festliche Kraft und beruhigende Ruhe. Sicherlich wird erst mit einer allgemeinen Hegire unserer jungen Leute aus den großen Literatur- und Kunstcentren jene Epoche der großen, runden und ausgetragenen Werke anheben, die wir alle herbeisehnen. Möchte doch auch die Literatur das große Beispiel der Worpsweder befolgen!

So verdankt auch Bierbaum die weitaus reifere und belangvollere Hälfte seiner literarischen Habe den productiven Jahren seines Südtiroler Refugiums: seine schönen neuen Gedichte, deren völlig selbständige Haltung allein schon sie über Bierbaums ältere Lyrik emporhebt, die an den lyrischen Realismus Liliencrons und später an die klangvollen Dunkelheiten der Anfänge Richard Dehmels angelehnt war; die hoch über der ersten rangierende zweite Reihe der „Studentenbeichten"; die harmlosen, aber mit dem glücklichsten Behagen ausgebreiteten Drolerien der „Schlangendame" und endlich diesen jüngsten Roman „Stilpe"*), das Tiefste, was Bierbaum bis jetzt von sich gegeben hat, neben einigen Gedichten sein erstes Werk, dem man getrost eine in künftige Jahre hinüber langende Wirkung und Dauer versprechen kann.

*

Als eine monologische, lyrische, gerne sich spiegelnde Natur stellt sich Bierbaum auch in seiner erzählenden Production dar. Schon jetzt darf man urtheilen, dass die eigenthümliche Richtung seines Talentes ihn nie dazu führen wird, breite verflochtene Zustände oder eine große Mannigfaltigkeit von Charakteren zu beobachten und episch abzubilden: die Leistung von Dickens oder Zola. Sondern jeder seiner Helden wird ihm, wie Goethe, seinem stärksten Vorgänger in dieser Weise, dazu dienen, einen Theil seines *eigenen* Wesens herzuzeigen oder ahnen zu lassen. Wir sehen übrigens auch den wichtigsten deutschen Romancier der älteren Generation in diese neue Bahn der lyrisch-subjectiven Form einlenken: Roseggers letzte Erzählung „Das ewige Licht" ist in allen wesentlichen Beziehungen Selbstdarstellung. Es ist nicht auszusagen, in welchem Grade dieses neue Herkommen, das wie durch eine Art von stillschweigendem Uebereinkommen der bedeutendsten modernen Autoren zum Gesetz erhoben scheint, die innere Wahrhaftigkeit der Erzählungen aus unserer Zeit erhöht hat. Wenn uns die Entwicklung des psychologischen Romanes bisher eine Lehre gegeben hat, so ist es die von der hilflosen Unmöglichkeit, in die Seele des „Anderen" zu schauen: ja, man darf soweit gehen, zu behaupten, der Grad seiner *Subjectivität* bestimme den Wert des modernen psychologischen Romanes; Knut Hamsun, Gabriele d'Annunzio, Peter Altenberg. Hieher gehört die Beobachtung, dass allen Lesern des „Stilpe" die vordere Partie des Romanes, die die Jugend des Autors erzählt, gegenüber der zweiten Hälfte, wo Bierbaum das andere Modell Stilpes mit dem ersten zu einer neuen Einheit zu verlöthen versucht, erheblich im Vortheil zu stehen scheint. Wir werden also den „Stilpe", wie seinen älteren Bruder, den „Graunzer", neben jene wundervollen Berichte stellen müssen, die einige Menschen dieser neuen Zeit über ihre Persönlichkeit und deren Verhältnis zum Weltwesen niedergeschrieben und in einen epischen Rahmen gefasst haben; dort, neben den versteckten Autobiographien Hermann Bahrs („Die gute Schule" u. a. m.), Hugo v. Hofmannsthals („Die Geschichte vom Kaufmannssohn"), Leopold Andrians („Garten der Erkenntnis") und Peter Altenbergs — um innerhalb der Grenzen der Heimat zu bleiben — werden sie ihren Rang erhalten und behaupten.

*

*) Berlin, Schuster & Löffler, 1897.

Wie die meisten der bedeutenderen Figuren der neueren Dichtung gehört auch die Figur des neuen Romanes Bierbaums in die Kategorie der wurzellosen Seelen. Diesen sind die Instincte abgestorben, das ist soviel als das köstlichste und unersetzliche Vermächtnis vieler Ahnen... So wohnen sie den eigenen Handlungen als Zuschauer bei; davon haftet allem, was sie vollbringen, ihren Heiraten, ihren Zweikämpfen, ihren Briefen, ihren Todesstunden noch, jener Schimmer von Lügenhaftigkeit und Wesenlosigkeit an, den sie selbst am genauesten und schmerzlichsten empfinden... Die Historie hat ihnen alles Moralische durchsichtig gemacht, was man aber durchschaut, vermag man nicht zu verehren; sehr schön hat es jüngst unser Hofmannsthal in diesen Blättern ausgesprochen, dass das Geheimnis und nur das Geheimnis die Liebe zeugt... Ihr Charakter leidet hier unter ihrem Ueberdruss, ja Ekel, alte Gedanken wiederzudenken, dort an ihrer neuen Fähigkeit, die zwei, die hundert Seiten eines jeden Dinges zu sehen. Damit sind ihnen die großen moralischen Kategorien ein Gelächter geworden; und dennoch, manchmal, begegnen sie einer solchen atavistischen Empfindung wieder, an einem dunkeln weichen Abend im Frühling, so betrachten sie sie mit Wehmuth und einer Art von Heimweh.... Wohl wird ihnen nur in der Nähe der Schönheit. Diese reizt sie, das Leben weiter zu leben, diese ist für sie in allen Wechseln des Lebens das unzerstörbare Asyl. Die historische Erziehung hat ihren ästhetischen Geschmack umfänglicher und liberaler gemacht, so dass sie aus jedem Werke der Kunst, das jemals an einer entlegenen Küste, in einem verschollenen Jahrzehnte für schön galt und Ruhm genoss, eine Art von seltsamem Reiz zu ziehen vermögen. Ihre verfeinerten gezüchteten Sinne, ihre beständig vibrierenden Nerven steigern die Intensität ihres künstlerischen Genusses bis zu Graden der völligen unbarmherzigen Erschöpfung. Davon erholt sich der schöpferische Decadence-Mensch in der eigenen Werkstatt, der unproductive im groben sinnlichen Genuss. Sie sind erfüllt von der Stimmung des ausgehenden Jahrhunderts. Sie haben es so herrlich weit gebracht, aber sie sind müde geworden, so müde, und möchten zurück. Sie verfluchen die Hypertrophie ihres Denkens, das ihnen in alle ihre Empfindungen hineingeräth und ihnen jeden reinen und vollen Klang der Seele zerstört. Auf ihrem Frühling lagert der Verwesungsgeruch des Herbstes, und ihre überwachen Augen sehen den Wurm in jeder Frucht. Davon sind sie so traurig geworden, und alle Organe, um sich der Wirklichkeit zu bemächtigen, sterben ihnen langsam ab. Und da möchten sie zurück und sehnen sich nach den Gärten ihrer Kindheit, der früheren Jahrhunderte.... Es sind die interessantesten Menschen dieser Zeit und zugleich die undramatischesten — begreift man, wie schwer es die Gegenwart dem dramatischen Dichter macht? Der braucht die einheitliche Weltanschauung und die ungebrochenen Instincte der tragischen Zeitalter; heute muss er schon, wie der Dichter des „Bartel Turaser", zu der quadratischen Seele des Arbeiters niedersteigen, um wirklich tragische Conflicte von der alten Größe anzutreffen. Hingegen jene labyrinthischen Seelen auszubreiten, ist allein die Kunstform des subjectiven Romans dienlich, und die ihnen gemäße Beleuchtung ist die der Tragikomödie. Auch der Roman „Stilpe", worin Bierbaum einige Nuancen dieses wichtigen Typus ergriffen und gestaltet hat, zeigt die tragikomische Absicht.

*

Nach seiner äußeren Linie ist der Roman die Geschichte eines sehr begabten, in jeder Hinsicht frühreifen Jungen, der gerade infolge seiner starken inneren Wahrhaftigkeit inmitten seiner verlogenen Umgebung als Institutszögling, dann als Gymnasiast jeden sittlichen Halt verliert, später, auf der Universität, sich total verbummelt und beinahe mit dem Staatsanwalt in Conflict kommt, bis er schließlich, auf allerlei Umwegen, in dem immer bereiten Hafen der Journalistik landet. Als er sich auch in diesem Milieu durch ein allzu freimüthiges Pamphlet „Der Tintensumpf" unmöglich gemacht, begründet er mit Hilfe der Berliner Bohême ein literarisches Variété. (Uebrigens ist dieses im „Stilpe" erzählte ästhetische Tingltangl ganz ohne Zweifel eine Idee, der die Zukunft gehört, wie schon die nächsten Etappen der englischen und französischen Entwicklung lehren werden.) Nach dem Krach auch dieses Unternehmens endet er schließlich als Chantant-Komiker durch Selbstmord. — In seiner inneren Linie, der ich früher gefolgt bin, ist dieses Schicksal zwar trostlos, ja nihilistisch, aber typisch und von eminenter Zeitbedeutung. So ist dem Verlaufe der Geschichte, die sich stellenweise wie ein Anklageact und wie ein Pamphlet liest, das absolute menschliche Interesse gesichert; ein specielles, historisch, besser literarhistorisch bedingtes tritt hinzu.

Erstens gibt die Schilderung des Verkehrs Stilpes mit der Berliner Bohême dem Autor Gelegenheit, mit seiner Ironie die Porträtskizzen von vier Schriftstellern niederzuschreiben, die zum Theil thatsächlich einmal der Berliner literarischen Bohême angehört haben, Paul Scheerbart, Przybyszewski, Frank Wedekind, Peter Hille. Zweitens führt das Buch überhaupt lehrreich in den Zustand eines deutschen Gemüthes ein, das in den entscheidenden Jahren seiner Entwicklung den naturalistischen Sturm und Drang als persönliches Erlebnis mitmacht. So mag mancher jener jungen Deutschen damals gedacht, gesprochen und sich betragen haben, die jene Bewegung nicht gerade leiteten, aber auf ihren starken Schultern tragen halfen. Dieses geschichtliche Element macht den Roman interessant, interessant vor allem für uns, die Leute des inzwischen herausgekommenen jungen Geschlechts, dessen festlich bewimpeltes Schiff im wohlgeborgenen Port der Insel einer neuen Schönheit ruht, zu der uns die beiden großen und strengen Führer Stefan George und Hugo v. Hofmannsthal gesteuert haben und dessen ruhenden Spiegel kaum die letzten verfließenden Wellen jener Gewitter und Empörungen zu bewegen vermochten. Staunend und dankbar blicken wir auf jene Leistung zurück, jene herculische Reinigung eines Stalles, sicherlich eine unappetitliche, aber so nothwendige Arbeit, die unsere zarteren und heikleren Organe nimmermehr hätten verrichten können. Diese tapferen und rüstigen Kämpen, allen voran der reisige Michael Georg Conrad, haben den Tempel der poetischen Kunst gesäubert, auf dessen marmornen Altären wir nun wieder den alten ewigen Göttern opfern dürfen. Als eine authentische Urkunde über diese Bewegung wird „Stilpe" in die deutsche Literatur eintreten und seinen Collegen Anton Reiser, Franz Sternbald und anderen sich zugesellen; zugleich aber scheint sein Autor auf dem besten Wege zu sein, nachträglich noch einen fälligen Wechsel einzulösen, den der verschiedene deutsche Naturalismus hinterlassen hat; er scheint im Begriffe zu sein, die deutsche Möglichkeit des naturalistischen Romans zu finden, zu dem die größten Ansätze doch immer noch die unvergleichlichen Sachen des alten Jeremias Gotthelf bisher waren. Ich sagte schon vorhin, dass Bierbaum irgendwie die ungebrochene charakteristische Linie und das veristisch harte Licht zu besänftigen weiß; sein allezeit aufrechter Humor erwärmt und durchleuchtet die Seiten seines Buches. Es hat von vornherein die Wahrscheinlichkeit für sich, und Bierbaums unleugbarer Erfolg bestätigt es, dass der deutsche realistische Roman am ehesten noch unter der Flagge des Humors aussegeln darf. So verklärt Rembrandt, der größte naturalistische Künstler unter den Deutschen, die Mühsal und Brutalität und den Schmutz seiner geringen Menschen durch die milden Ströme des keuschen Lichtes, in das er sie taucht. Es ist hier wie dort eine Manifestation der reinigenden und versöhnenden Kraft des deutschen „Gemüthes".

Artistisch genommen, bleibt das Buch eine wohlgeordnete Sammlung interessanter Documente, wichtig für die Psychologie unserer Zeit; es entbehrt der wohltönenden Contouren, der sehnsuchterweckenden Farben und der tiefen und verdämmernden Hintergründe, alles dessen, was wir so sehr an den Werken lieben, die wir in das Allerheiligste des Tempels der Kunst des neuen Stils gestellt haben. Ueber Bierbaums bekanntlich sehr individuelle Schreibweise ist nichts neues zu sagen; auch hier hat seine Freude der charaktervollen Prägung die knapp geschürzten Sätze dictiert. Vorgeheftet ist dem Buch das Porträt Bierbaums, von Vallotton in Holz geschnitten.

Graz. Hermann Ubell.

Ein Brief von Segantini.

Aus einem Schreiben, das Giovanni Segantini an uns gerichtet hat, theilen wir die folgende, für das Wesen seiner Kunst charakteristische Stelle mit:

Ja, ich bin ein leidenschaftlicher Anbeter der Natur; an so einem schönen Sonnentag im Frühling, in jenen Bergen, in denen ich lebe, wenn die knospenden Alpenrosen zart aus dem grauen Felsgestein oder dem hellen Grün der Triften hervorlugen, und der blaue Himmelsbogen sich in den klaren Augen der Erde spiegelt, da empfinde ich eine ungemessene Freude, das Blut wallt mir in den Adern, wie beim Anblick der Geliebten, in der Zeit der ersten Jugendliebe. Ich berausche mich an dieser Liebe, die nie versiegt, ich knie nieder und küsse die Gräser und die Blumen, indes im unermesslichen Blau die Lerchen trillern.

Ich habe Durst, o Erde, und ich trinke aus deinen klaren und ewigen Quellen; ich trinke dein Blut, o Erde, das mein Blut ist. Was ich am meisten liebe, ist die Sonne, dann der Frühling und danach die Quellen, die klar aus den Felsen brechen und die Adern der Erde durchfließen, wie das Blut durch unsere Adern fließt. Die Sonne ist die Seele, die der Erde Leben gibt und der Frühling ist ihre Fruchtbarkeit.

Diese drei Dinge liebe ich über alles, weil sie uns Menschen, der Erde und allen lebenden Wesen Lust und Freude bringen.

Ich grüße Sie herzlichst.

Ihr

Maloja. G. Segantini.

Architektur.

Ich bin neulich durch die Ausstellung im Prater gegangen. Der Präsident der Wohlfahrts-Ausstellung hatte uns den eleganten und angenehmen Pavillon des Architekten Gotthilf gezeigt, nun traten wir heraus und sahen auf das heitere, bunte Gewimmel, das in der Avenue ist: ein Bild von lauter und festlicher, recht bizarrer Art. Da hörte man sagen: Die reine Secession! Dies

Digitized by Google

wird nachgesprochen werden und wir werden gewiss in den Zeitungen lesen: Die ganze Ausstellung ist Secession! Ich fürchte überhaupt, dass wir jetzt daran sind, etwas Schreckliches zu erleben: eine falsche Secession. Es wird Mode werden, secessionistisch zu thun und die Linien, die stilisierten Blumen, die man aus dem Ver sacrum kennt, die ganze Schrift unserer jungen Künstler ungefähr zu copieren. Aus ihrem Wesen wird eine Manier werden. Das wird recht abscheulich sein. Hoffentlich lassen sich die Künstler nicht irre machen, bleiben treu und trachten mit Strenge, ihre Gedanken immer reiner auszudrücken. Mit der Zeit werden dann die Leute schon merken, dass man mit den neuen Formen nicht spielen darf. Wir müssen nur geduldig sein und dürfen nicht ermüden, oft an die Absichten der Künstler zu erinnern. So mag denn auch, auf Anlass dieser Ausstellung im Prater, die, bei vielen hübschen Einfällen und manchen reizenden und lustigen Dingen, mit der Secession gar nichts zu thun hat, einmal einiges über die Aufgaben einer modernen Architektur aufgeschrieben werden. Doch darf man nicht vergessen, dass es ein Laie ist, der seine Wünsche sagt.

Die Häuser, die jetzt bei uns gebaut werden, missfallen uns, weil wir das Gefühl haben, dass sie unnatürlich sind. Was ist denn die Natur eines Hauses? Ein Haus ist zum Wohnen da, dieses Bedürfnis soll es befriedigen. Das heißt also: ein Haus muss von innen nach außen gebaut werden. Das Bedürfnis des Bewohners ist das Erste, da fängt das Haus an. Die Façade ist das Letzte, da hört das Haus auf. Was bestimmt die Fenster? Das Zimmer. Sie sind nicht für die Straße da, um von draußen angeschaut zu werden, sondern sie sind für das Zimmer da, das Licht braucht. Ein Haus ist zum Wohnen da, wie ein Sessel zum Sitzen da ist. Das ist banal, aber man muss es sagen, weil es dreißig Jahre vergessen war. Es ist das Schlechte dieser Zeit gewesen, dass sie den Sinn der Dinge verloren hatte und nach dem bloßen Scheine trachtete. Der „schöne" Sessel war nicht mehr zum Sitzen da, sondern er sollte nur „nach etwas aussehen". Das Haus war nicht mehr zum Wohnen da, sondern es sollte „schön" sein. Da fieng man an, von außen nach innen zu bauen: von der Façade aus. Die Façade wurde nun das Erste. Sie war nicht mehr der Ausdruck der Wohnung, sondern sie verheimlichte die Wohnung. Sie war nicht mehr, wenn man so sagen darf: die Haut des Hauses, sondern sie wurde jetzt eine Maske. Was war die Folge? Der Ruin der Wohnung und der Ruin der Façade. Die Wohnungen wurden schlecht, weil sie sich nach der Façade bequemen mussten. Aber die Façade hatte keinen Sinn mehr, weil im Hause nicht gehalten wurde, was sie versprach. Man fieng an, der Façade nicht mehr zu trauen. Man wusste ja: da ist ein Erker, aber dieser Erker ist gar kein Erker, denn niemand kann in ihm sitzen; dieser Thurm thut auch nur so, er ist gar kein Thurm; es ist alles bloß Theater, leerer Schein. Man kennt das, man lässt sich nicht mehr betrügen, man weiß, dass die Façade nichts mehr zu bedeuten hat. Dies muss unsere erste Forderung sein, wenn wir an eine moderne Architektur denken: dass man das Haus wieder von innen nach außen bauen und dass die Façade wieder ein reiner Ausdruck der Wohnung werden soll.

Gut, wird man sagen, aber wissen Sie, was Ihnen da passieren wird? Damit werden Sie schließlich zu einer ganz unkünstlerischen Form des Hauses kommen: zum Nutzhaus aus der Biedermeierzeit! Ich erschrecke aber gar nicht: denn ich bin der Ketzer zu behaupten, dass mir das Haus der Biedermeierzeit gefällt, jedenfalls besser als unser „Ringstraßenhaus". Das „Ringstraßenhaus" ist ein Schwindel, es ist unnatürlich, es verleugnet den Sinn des Bauens. Das Haus der Biedermeierzeit ist wahr, es hat die Form, die seinem Inhalt zukommt, es ist „das Haus an sich" der bürgerlichen Bedürfnisse. „Aber ein Haus muss doch Verzierungen haben, es muss doch einen Schmuck haben?" Ja, was heißt denn aber Schmuck? Wir haben eben ganz verlernt, was schmücken ist. In den guten Zeiten weiß man, dass man sich nur mit eigenen Sachen schmücken kann, mit dem, was einem gehört. Unser Irrthum ist zu glauben, dass das Schöne „hinzugefügt" werden kann. Und man vergesse doch nicht, dass die Häuser unserer Städte in der Straße wirken sollen, nicht für sich allein, sondern im ganzen. Wir stellen Statuen auf, aber wer sieht sie denn an? Und wie groß könnte man, auf die ruhigste Art, durch die Farbe wirken!

Die Architektur des „Ringstraßenhauses" war allenfalls zu entschuldigen, als wir noch in den alten Stilen wohnten. Da war wenigstens alles Schwindel, außen und innen, die Möbel so verlogen wie die Ordnung der Fenster. Aber das ist vorbei. Lichtwark hat neulich erzählt, wie er staunte, als er vor kurzem seine alten Freunde in Berlin besuchte. „Ich kannte ihre Wohnungen, die ich zuletzt im altdeutschen Stile eingerichtet gesehen hatte, nicht wieder. Alle Eichenmöbel waren verschwunden; keine Spur von Renaissance, Barock und Rococo. Von den Decken und Wänden war aller Stuck heruntergeschlagen. Die schlicht gestrichene oder mit einer englischen Tapete bedeckte Wand stieß ohne Voute oder Sims gegen die ganze schlichte weiße Decke. Schnitzerei gab es nicht mehr, die Fenstervorhänge waren auf das bescheidenste Maß zurückgegangen oder fehlten ganz. Alles war hell, licht, einfach, und an die Stelle der Form die Farbe getreten. In Berlin hat die Gesellschaft — die Künstler voran — mit dem Cultus der historischen Stile gebrochen. Sie ist darin England und Amerika gefolgt. Derselbe Umschwung bereitet sich überall vor . . . An Stelle der Façaden aus Ornament und Fensterlöchern wird man glatte Wände als Beruhigung empfinden. Den Schnitzereien der schweren gebeizten Eichenholzmöbel wird man glatte, polierte, leichte Formen vorziehen. Statt der schmutzigen „Wurst-, Erbsen- und Sauerkrauttöne" der Teppiche und Möbelstoffe wird man wirkliche Farbe willkommen heißen, nach der Ueberladung die Reize der Schlichtheit empfinden. Die künstliche Dunkelheit wird einer Flut von Licht weichen, und statt der Copie der historischen Stile, die jeder erlernen kann, wird man die Bethätigung des individuellen Geschmacks, der sich erziehen, aber nicht lernen lässt, am höchsten schätzen." Diese Entwicklung wird kein Tapezierer aufhalten, die Architekten werden sich ihr fügen müssen.

Wir wollen ja in allen Künsten dasselbe: wir suchen einen reinen Ausdruck unseres eigenen Lebens. Wir sagen dem Künstler: „Hole deine Mittel aus allen Zeiten, verschmähe nichts, nimm alles an, aber dann sprich aus, was wir fühlen, sprich auf deine Art unser Leben aus!" Das wollen wir auch vom Architekten. Er gebe uns ein Haus, das unser ist! Dreißig Jahre lang ist die Architektur costümiert gewesen. Das ist uns unerträglich geworden. Weg mit dem Costüm!

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Endlich ist mir der Knopf über die österreichische Politik aufgegangen. Ich weiß jetzt, was uns noththut. Ich will's auch sagen: Wir brauchen statt des herkömmlichen einen, zwei Ministerpräsidenten.

*

Mir ist diese Idee bei der Abstimmung über die Lex Falkenhayn gekommen. Der eine Minister, Herr Dr. Baernreither, gieng, weil er als Minister nicht gut für die Anklage stimmen konnte, vor der Abstimmung in aller Stille zur linken Thür, der andere Minister, Dr. Kaizl, gieng, weil er als Minister nicht gut gegen die Anklage stimmen konnte, vor der Abstimmung in aller Stille zur rechten Thür hinaus. So haben sich die beiden Parteiminister des Cabinets bei dieser Abstimmung gegenseitig paralysiert, und das Cabinet ist in dem Kampf um die Lex Falkenhayn unversehrt geblieben. Diese paralytische Einrichtung hat sich also bei den Ressortministern bewährt. Um das Cabinet gegen alle Fährlichkeiten sicherzustellen, müsste sie nur noch auf das politische Haupt des Cabinets selbst, auf den Ministerpräsidenten, übertragen werden. Man schaffe deswegen ein Cabinet mit zwei Ministerpräsidenten, von denen es der eine mit der Rechten, der andere mit der Linken hält, der eine für, der andere gegen die Sprachenverordnungen eintritt. Dann wäre uns das wenig erhebende Schauspiel erspart, dass derselbe Ministerpräsident den einen Tag in einer öffentlichen Erklärung den Deutschen entgegenkommen, den anderen Tag in einer vertraulichen Besprechung dem Executivcomité der Rechten nachlaufen müsste. Die wechselreiche politische Arbeit wäre zwischen den beiden Ministerpräsidenten charaktervoll getheilt, keine Partei könnte mehr über den Ministerpräsidenten Klage führen, und die österreichische Regierungsparalyse, die sich seit zwanzig Jahren bereits entwickelt, wäre glücklich vollendet.

*

In der parlamentarischen Commission der Rechten soll ein ungenannter Jungczeche dem Baron Dipauli ganz besonders streng ins Gewissen geredet haben. Im Eifer seiner Strafpredigt soll er sich sogar zu der Frage verstiegen haben: „Wie wäre es, wenn wir (die Jungczechen) analog dem Verhalten des Abgeordneten Dipauli einmal aufstünden und sagten: In der Frage der confessionellen Schule stehen wir auf unserem principiellen Standpunkt, da können wir nicht mit Ihnen gehen?"... So sprach der ungenannte Jungczeche, und in der That, es wäre schrecklich, wenn die Jungczechen, die schon so lange par terre sitzen, einmal wieder aufstünden und sich an ihre Principien erinnern wollten. Sie müssten nicht nur wegen ihrer liberalen Principien dem Baron Dipauli die clericale Bundesgenossenschaft kündigen: wegen des Staatsrechts müsste z. B. Dr. Kaizl sein Ministerportefeuille aufgeben, um seiner juristischen Principien willen müsste Dr. Pacak die Sprachenverordnungen bekämpfen u. s. w. Kurz, wenn die Jungczechen ihren Principien folgen wollten, müssten sie ihre ganze Majoritätspolitik fahren lassen, sie müssten überhaupt wieder anständige Politiker werden. Das wäre aber die größte Gefahr für den Bestand der staatserhaltenden Majorität, und Baron Dipauli wird sich wohl noch rechtzeitig besinnen, ehe er durch Bethätigung seiner eigenen Ueberzeugungen die von ihm selbst geschaffene Majorität einer solchen Gefahr preisgibt.

*

Durch die „Reichswehr"-Enthüllungen ist niemand so empfindlich getroffen worden, als die vom Baron Chlumecky geführte Corona von deutschliberalen Großindustriellen, die im Juni v. J. mit Herrn David zu pactieren versucht haben. Ihr Organ, „Die Industrie", schreibt: „Die bevorstehende Gerichtsverhandlung wird voraussichtlich die volle Wahrheit erbringen und damit den Beweis, dass die Industriellen mit den unlauteren Manövern des Herrn David nichts zu thun haben". Der mitbetheiligte Hofrath Dr. Hallwich erklärt sogar, dass die Industriellen die „Reichswehr" zu einer Waffe gegen diejenigen umschmieden wollten, denen sie bisher gedient hatte. Das wäre ja sehr schön, und die Herren brauchten dann mit ihrer öffentlichen Reinwaschung nicht erst bis

zur Gerichtsverhandlung zu warten. Sie brauchten nur die politische Instruction zu veröffentlichen, die Baron Chlumecky damals in ihren Namen dem Herrn David übergeben hat. Solange sie das nicht thun, machen sie sich mit ihren unschuldigen Ausreden nur lächerlich.

*

Der böhmische Statthalter Graf Coudenhove lebt von der Trauttmannsdorff'schen Schwägerschaft und — von den Prager Excessen. So oft in Prag ein Excess stattfindet, stellen sich auch die Deutschen mit ihren Klagen ein. Dann aber kann, nach den Grundsätzen der Justament-Politik, der Graf Coudenhove nicht gleich entlassen werden, weil es sonst so aussehen würde, als ob man der Opposition nachgegeben hätte. Sind aber die Klagen verstummt und die Selbstrespects-Pause der Justament-Politik vorüber, dann stellt sich auch ein neues Excesslein in Prag ein, die Klagen kehren wieder, und Graf Coudenhove muss abermals justament bleiben. Wenn das so weitergeht, so hat Graf Coudenhove die beste Aussicht, bis an sein seliges Ende Excess-Statthalter von Böhmen zu bleiben.

Kr

Volkswirthschaftliches.

Die Forderung der Aufhebung der Getreidezölle ist eine so selbstverständliche, dass es geradezu unerhört ist, dass sich die ungarische Regierung diesem Verlangen widersetzt. Man müsste meinen, dass die österreichische Regierung, wenn sie sich der Sache nur ernsthaft und energisch annimmt, diesen Widerstand brechen können muss. Die Getreidepreise haben eine seit Jahrzehnten nicht erlebte Höhe erreicht, so dass die Ernährungsmöglichkeit der ärmeren Volksschichten ernstlich bedroht ist. Durch vorübergehende Aufhebung der Getreidezölle ist es möglich, diese Nothlage wenigstens theilweise zu mildern, und man darf daher nicht zögern, von diesem Mittel Gebrauch zu machen, zumal Getreidevorräthe in nennenswerter Höhe im Inlande nicht existieren und daher eine Schädigung der Producenten nicht zu befürchten ist, im Gegentheil diese selbst vielfach als Käufer auftreten müssen und von einer Verbilligung der Getreide- und Mehlpreise profitieren würden. Dass kleinliche fiscalische Momente die Opposition der ungarischen Regierung begründen sollten, ist denn doch nicht glaublich. Ihr Verhalten ist daher ganz unerklärlich, wenn man nicht annehmen will, dass der Einfluss einiger großer ungarischer Mühlen, welche an dem Hochstand der Mehlpreise ein Interesse haben, mächtig genug ist, um eine Maßnahme, welche im Interesse fast der ganzen Bevölkerung Oesterreichs und Ungarns liegt, zu hintertreiben. Aber eben deshalb muss es nicht schwer sein, diesen Widerstand zu brechen. Dazu braucht man kaum mehr als den Muth zu einer aufrichtigen Sprache, die das Verhalten der ungarischen Regierung beim richtigen Namen nennt. Nur thäte etwas Eile noth!

*

Einen originellen Standpunkt in der Frage der Aufhebung der Getreidezölle nimmt die „Deutsche Zeitung“ ein. Aus einer in diesem Blatte erschienenen Notiz geht hervor, dass sie die Frage von dem Standpunkte aus ansieht, welche Transportgesellschaften von dem Import von Getreide profitieren könnten. Und nachdem ihrer Ansicht nach die Staatsbahngesellschaft nicht darunter ist, ist sie gegen die Aufhebung der Getreidezölle.

*

Herr von Wittek ist nun schon ein halbes Jahr Eisenbahnminister und wenn er als solcher durch seine socialpolitischen Maßnahmen allgemeine Befriedigung hervorruft, so erwartet man auf einem andern Gebiete bisher vergebens Zeichen seiner Thätigkeit. Es ist die Vorbereitung der Eisenbahnverstaatlichung. Diese ist zwar parlamentarisch momentan nicht durchzuführen, aber die Vorarbeiten sind zu machen. Erstens bezüglich der Buschtiehrader Bahn, welche seit 1. Jänner d. J. concessionsmäßig einlösungsreif ist, und deren rasche Entwickelung eine lange Hinausschiebung nicht gerathen erscheinen läßt. Dann bezüglich der Nordwestbahn. Es ist nun bald ein volles Jahr, dass an die Nordwestbahn der Erlass wegen Legung des zweiten Geleises ergangen ist, und mehr als ein halbes Jahr ist seit Ablauf der Frist verstrichen, zu welcher die Gesellschaft ein umfassendes Programm, betreffend die Ausführung der vorzunehmenden Investitionen, vorlegen sollte. Aber seit October hört man nichts mehr von der Sache. Und doch ist das zweite Geleise das Mittel, um günstige Einlösungsbedingungen, sei es jetzt oder in zwei Jahren zusammen mit der Elbethalbahn zu erzwingen. Also warum geschieht immer noch nichts, zumal dazu eine Befragung des Parlaments nicht erforderlich ist?

*

Der Verwaltungsrath der Lemberg-Czernowitzer Bahn scheint doch langsam zur Einsicht zu gelangen, dass zur Leitung dieser längst verstaatlichten Bahn nicht zwölf Verwaltungsräthe mit einem Tantiemeneinkommen von jährlich 70.000 fl. nöthig sind. Wenigstens läßt dies die allerdings auffallend verspätete Mittheilung im Geschäftsberichte erwarten, dass schon im Jahre 1895 neue Statuten ausgearbeitet worden seien, „welche sowohl den geäußerten Wünschen aller Betheiligten, als auch der gegenwärtigen Sachlage vollkommen entsprechen werden.“ Ueber die Details dieser Statutenänderungen sind auch jetzt keine Aufschlüsse gegeben worden, und man kann nur hoffen, dass unter den Wünschen der Betheiligten weniger jene der Verwaltungsschmarotzer dieser Bahn, als die der Actionäre berücksichtigt sind. Hoffentlich läßt sich die Verwaltung auch angelegen sein, die Genehmigung der neuen Statuten zu betreiben, und hat dann die Freundlichkeit, den Actionären von der erfolgten Genehmigung nicht wieder erst drei Jahre später Mittheilung zu machen. Es gibt wohl nicht viele Gesellschaften, bei denen die Herren für ihr Nichtsthun glänzender honoriert werden, als diese. Zwar, der Präsident behauptet, dass er täglich von früh bis abends im Bureau arbeitet. Aber er ist offenbar ein langsamer Arbeiter. Denn das Incasso der österreichischen und rumänischen Rente und der wenigen nicht nothleidenden Coupons der im Portefeuille der Gesellschaft befindlichen Localbahn-Actien, und die Ausschüttung dieser Incassi an die Prioritätenbesitzer und Actionäre können doch nicht so viel Arbeit machen. Es dürften sich noch Leute finden, welche das billiger bewerkstelligen, als für 70.000 fl. Tantièmen und 50.000 fl. Verwaltungsauslagen. Aber der Präsident erklärt, dass sich „die Geschäfte des Verwaltungsrathes der Beurtheilung der Actionäre entziehen.“ Das glauben wir auch, nur wäre zu wünschen, dass sie sich auch der Honorierung durch die Actionäre entziehen würden. Uebrigens entzieht sich noch Manches in der Gesellschaft der Beurtheilung der Actionäre. So z. B. wie man Actien von Bahnen, welche nie eine Dividende gezahlt haben und mit Betriebsdeficit arbeiten, zu 90 respective 86·85% in die Bilanz einstellen kann. Dann entzieht es sich auch der Beurtheilung, aus welchen der Gesellschaft zur Verfügung stehenden Barmitteln die Restzahlung aus dem Gebührenprocess bestritten werden soll, wenn es nicht die Barmittel irgend einer Bank sind, die man sich ausleiht, um nicht im nächsten Jahre eine Kürzung der Dividende vornehmen zu müssen, wodurch die Tantième der Herren Verwaltungsräthe geschmälert werden würde. Das alles entzieht sich nicht nur der Beurtheilung der Actionäre, sondern auch aller anständigen Menschen.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Bodinière, „Pierrot assassin de sa femme“ von Paul Margueritte; Palais Royal, „Le Boulet“ von Pierre Wolff. Berlin. Königliches Schauspielhaus, „Mohammed der Prophet“; Königliches Opernhaus „Alàr“ von Graf Zichy; Schiller-Theater, „Galeotto“ von Echegaray.

* * *

Im Burgtheater hat „Ohne Liebe“, ein Act von der Ebner-Eschenbach, recht gefallen. Das kleine Ding ist ganz undramatisch, aber es hat einen sehr hübschen altösterreichischen Ton. Frau Hohenfels war eine reizende Comtesse, Frau Wilbrandt und Fräulein Brion standen ihr bei. Herr Sommer gab einen alten Bedienten mit unnachahmlicher Haltung. Herr Thimig und Herr Hartmann bemühten sich, ihr Wesen zu verleugnen, das zur Art unserer Aristokraten nicht passt. H. B.

*

Frau Paula Dönges gastierte als Elisabeth in „Tannhäuser“ mit großem Erfolg an der Hofoper. Sie verdankt denselben nicht nur ihren schönen Stimmitteln und ihrem seelenvollen Vortrage, sondern auch der Darstellung, die an vielen Stellen eine berechtigte Eigenart verrieth. Die Vorstellung gehörte im ganzen zu den besten Aufführungen unserer Oper. Man kennt den vorzüglichen, wenn auch hypersentimentalen Wolfram des Herrn Reichmann und den prächtig dargestellten, aber leider schon ausgesungenen Tannhäuser des Herrn Winkelmann. Herrn Grengg's Leistung würde durch etwas Mäßigung sehr gewinnen. Ungenügend ist nur der Biterolf (Herr Marian). Den größten Triumph feierte das Orchester unter Hans Richter.

*

Die italienische Operngesellschaft im Carl-Theater hat nun auch Donizetti's „Don Pasquale“ in ihr Repertoire aufgenommen und damit eine glückliche Wahl getroffen. Zwar ist das Werk textlich und musikalisch nur ein matter Abklatsch von Rossinis „Barbier“, aber die harmlosen Späße verfangen noch immer, die einfache anspruchslose Musik ist noch immer nicht ganz verblüht. Dazu kommt, dass die Gesammtwirkung des Ensembles eine günstigere war, als in den ernsten Opern, die bisher von den Italienern dargestellt wurden. Dort versagte die geringe Gesangskunst der Darsteller (mit Ausnahme der Sembrich) nach meinem Dafürhalten vollständig. Aber im „Don Pasquale“ liegt das Hauptgewicht in der Darstellung und in dem leichten, recitativischen „parlando“, in dem die Italiener nun einmal von Natur aus Meister sind. Alle die halb gesungenen und halb gesprochenen echten Lustspielscenen gelangen denn auch den Herren Tavecchia und Coletti vorzüglich. Nur der Tenor, Herr Giannini, der den bel canto vertreten sollte, versagte auch diesmal. In der berühmten Serenade, die übrigens sehr banal vorgetragen wurde, waren nur wenige Töne rein intoniert, in dem darauffolgenden Duett mit Norina kein einziger mehr. Die Norina selbst rechne ich zu den schwächeren Leistungen der Sembrich. Für die ihr eigenthümliche Begabung im colorierten Kunstgesang bietet sich im „Don Pasquale“ weniger Gelegenheit, und in richtiger Erwägung dieses Umstandes fügte sie zum Schluss ein Rondo aus „Linda“ ein. Es war das beste Stück ihrer Leistung. Im übrigen aber soll sie in der Oper selbst die verschiedensten Charaktere spielen, und namentlich im zweiten Act plötzlich aus dem sanften Mädchen die Herrin des Hauses werden. Zu diesem Umschlag fehlt ihrem Spiel das Temperament, ihrer Stimme die Kraft und der Ausdruck. Ich glaube, dass ein nur wenig größeres Haus ihrer Gesangsleistung sehr gefährlich werden könnte. Das rücksichtslose Orchester hat sie schon im Carl-Theater zeitweilig völlig verdeckt. Daran ist wohl zum größten Theil der Dirigent (Sgr. Bevignani) schuld, der die ohnehin ungeübten Musiker förmlich dazu antreibt, in recht dicken Strichen aufzutragen. Man hörte oft seitenlang nichts als die Tonica und Dominante der Trompeten und Posaunen. Alle zarteren Blüten des leichten Lustspieltones wurden schonungslos umgeblasen. Es klang zeitweilig wie eine echte Dorfmusik. Bevignani war in seinem Element. Trotz dieser auffallenden Mängel machte mir die Aufführung dieser opera buffa einige Hoffnungen freundlichen Charakters, über die ich gedenke, mich demnächst ausführlicher auszusprechen. R. W.

*

Das Carl-Theater hat sich den Luxus gegönnt, zweimal „Mara Michalati“ zu geben. Das ist ein Stück, bei dem die Kritik aufhört und die Satire anfangen müsste. Und auch die Satire, wenn sie nicht ein oberflächliches und eitles Kunststück sein soll, ist zu gut für diese Zigeunertragödie. In einem solchen Stil und mit einer ähnlichen Art von Phantasie wurden vor grauen Jahren Zeitungsromane für Hausmeister geschrieben — jetzt ist man auch in diesen Kreisen schon darüber hinaus. Auf der Bühne sieht sich das nun gar fratzenhaft an. Da sind alle Thorheiten und Verlogenheiten noch vergrößert, wie in einem Hohlspiegel. Kein Regisseur kann das inscenieren, kein Schauspieler kann das sprechen. Das Publicum klatschte in einer seltsamen Mischung von Ironie, Neugier und Gutmüthigkeit den pseudonymen Verfasser herbei. Es erschien ein Herr namens Kolloden. Der soll aber, wie man sich erzählt, ein lebendiges Pseudonym sein, wenigstens für die Hälfte. Herr Müller-Guttenbrunn saß in einer Loge und schämte sich.

*

„Der Dreibund“ von Landesberg und Stein, mit einer blechernen Musik von Eugen v. Taund, ist ein Operettentext fünften oder sechsten oder auch siebenten Ranges. Der Mittelact enthält ein paar wirklich scherzhafte Momente, die der Zuschauer aber mit einem ganz humorlosen Vorspiel und, falls er geduldig genug ist, endlosen Längen und endlosen Langweiligkeiten erkaufen muss. Freilich, einige Freunde der Verfasser gibt es, die haben sich trotz dieser Operette glänzend unterhalten. Das kann echte Freundschaft. Auch ohne Musik — so schrieb einer dieser Begeisterungsfähigen, der zufällig Kritiker ist — auch ohne Musik hätte dieses Stück dem Publicum überaus gefallen. Ein kühner Satz, ein kühnes Auch. — Die Darstellung im Theater a. d. Wien verräth einen vollständigen Mangel an Inscenierung. Jeder Darsteller drängt sich in den Vordergrund, jeder improvisiert, wie er kann. Herr Josephi copiert den Girardi, Herr Pagin spielt Uebermuth, und Fräulein Milton stolziert wie ein Pfau — ein Provinz-Pfau — über die verwahrloste Bühne. Frau Palmay allein ist graziös, wie immer.

A. G.

* * *

Herr J. N. K. Stein vom „Extrablatt“ — so heißt der Vernichter der secessionistischen Malerei aller Länder, den ich vorige Woche an dieser Stelle zum Ausgangspunkt einer ganz unpersönlichen Betrachtung gemacht habe — fühlt sich in seiner Ehre gekränkt. Er versichert das in der Einleitung eines zweiten „Kunst“-Feuilletons, das er vor wenigen Tagen geschrieben hat. Er hat mich missverstanden. Seine Ehre hat mich nie interessiert; die mag er — sammt Pensionsberechtigung — weiter genießen. Es hat ja mit der bürgerlichen Ehre gar nichts zu thun, wenn einer, der scheinbar aus sachlichen Bedürfnissen Kunstkritik treibt, in Wirklichkeit einer Stimme der Freundschaft oder des Hasses, der Eitelkeit oder der Autorität folgt. Und bloß darauf habe ich angespielt, als ich Herrn J. N. K. Stein in die Sorte jener Kunstrichter einreihte, die einer ganz kunstfremden, äußerlichen Absicht unter dem Deckmantel der Kritik nachstreben. Wer ohne die Spur einer inneren Beziehung zur Kunst ästhetisiert, bloß auf Grund nichtssagender Schul- und Normalphrasen, folgt ja immer, wenn er überhaupt etwas wie eine Richtung hat, einem unsachlichen Motiv: Freundschaft oder Hass, Autorität oder Eitelkeit. Unter diesen vier Möglichkeiten mag sich Herr J. N. K. Stein seinen Fall selber heraussuchen. Dass er zu dieser Art von Aesthetikern gehört, darüber brauchen wir doch nicht erst lange zu discutieren. Das scheint er selber schon nicht mehr verhehlen zu wollen, denn er hat es, wie gesagt, riskiert, einen zweiten Aufsatz zu schreiben, einen Aufsatz, den ich kräftiger besaiteten Naturen zur Lectüre empfehle. Und er hat auch — er wusste schon warum — seine Entgegnung lediglich auf die Ehrenvertheidigung beschränkt. Dabei ist es ihm in seinem blinden Eifer sogar passiert, dass er in mir, was ihm sehr gut gepasst hätte, einen von seinen „Hieben tief ins Fleisch“ getroffenen, rachelüsternen Secessionisten vermuthete. Er hält mich offenbar für Rodin oder Khnopff. Es thut mir leid, ihm diesen schmeichelnden Gedanken zerstören zu müssen. Aber er warf mir ja auch meine Anonymität vor. Also muss er es erfahren, dass ich ein ganz unbetheiligter, außenstehender Beurtheiler seiner Weisheit bin, und dass es mir nicht einfällt, die Secession (oder gar die Wiener Secession) gegen ihn zu vertheidigen, sondern nur darum zu thun ist, das lesende Publicum vor der Halbbildung eines Feuilletonisten in Schutz zu nehmen; vor jener Halbbildung, die doppelt schädlich ist, weil sie nicht nur irre führt, sondern auch — das Wort ist, glaube ich, von Treitschke — frech macht.

Alfred Gold.

Bücher.

Otto Bielefeld: Eine neue Aera englischer Socialgesetzgebung. Leipzig, Duncker und Humblot, 1898.

Der Verfasser hat den Parlamentssitzungen beigewohnt, in denen voriges Jahr die Workmen's Compensations Act, das englische Unfallversicherungsgesetz, berathen und beschlossen worden ist; er erzählt die Entstehungsgeschichte, legt die grundsätzliche Bedeutung dar und kritisiert die einzelnen Bestimmungen, wobei sich ergibt, dass das englische Gesetz in jeder Beziehung schlechter ist, als das des Deutschen Reiches, und dass die Missstände, die bei seiner Durchführung hervortreten werden, wahrscheinlich zur berufsgenossenschaftlich gegliederten, alle Arbeiterkategorien umfassenden Zwangsversicherung nach dem Muster der deutschen drängen werden. S. 31 ff. finden wir eine interessante Schilderung des Charakters Chamberlains, des Schöpfers dieses neuen Gesetzes, deren Schluss lautet: „Die herrschende Classe in England sind heute thatsächlich die Arbeiter ... Darum muss Mr. Josef Chamberlain der Führer der Nation auf dem Gebiete der socialen Gesetzgebung sein, wenn er nicht verschwinden will. Und man mag über den Charakter und die Leistungen des Herrn auf dem Gebiete der auswärtigen Politik recht schlecht urtheilen, darüber kann kein Zweifel sein, dass Mr. Chamberlain sich aus einseitigen Unternehmeranschauungen heraus zum Standpunkt einer weitblickenden, kühnen und doch maßvollen Socialpolitik emporgearbeitet hat. Es mag sein, dass seine Handlungsweise vielfach von seinen persönlichen Interessen aus zu beurtheilen ist, aber wohlgemerkt: diese Interessen sind die eines ehrgeizigen, materiell unabhängigen Staatsmannes, nicht die eines betheiligten Großindustriellen“.

—t—

Letzte Lebenseinheiten. Vom philosophischen Standpunkte besprochen von Dr. Adolf Stöhr. Leipzig und Wien. Franz Deuticke. 1897.

Der hohe Aufschwung der modernen Naturwissenschaft drückt sich allerdings am anschaulichsten in der unser Leben förmlich umgestaltenden praktischen Nutzanwendung ihrer Lehren aus. Allein parallel mit diesen weithin sichtbaren Ergebnissen gehen theoretische Forschungsresultate, welche von nicht geringerem Werte sind, weil sie fortwährend befruchtend auf die Theorie und, wie wenigen von vornherein glaubhaft erscheinen mag, vielfach auch auf die Praxis zurückwirken. Immer höher steigen die Ziele der Naturwissenschaft und es ficht den emsig vorwärts dringenden Forscher das vielgebrauchte Spottwort nicht an: die Naturwissenschaft ist der Zopf des neunzehnten Jahrhunderts. Eine der großen Fragen, welche auf dem Gebiete der organischen Naturwissenschaften in den letzten Jahren in den Vordergrund getreten ist, betrifft die Zelle und die über alles im Mikroskope Sichtbare hinausgehende Elementarstructur der lebenden Wesen. Wie der Physiker aus dem mechanischen Verhalten des todten Stoffes die Existenz der unsichtbaren Molecüle, der Chemiker aus dem Verlaufe der chemischen Processe die Existenz der Atome erschließt, so sind Zoologen und Botaniker bestrebt, die letzten lebenden Elemente der Organismen zu finden. Gerade dieses Problem zeigt so deutlich die Irrthümlichkeit der landläufigen Phrase von der Abneigung unserer Zeit gegen alle Philosophie. Wohl hat zuerst ein Naturforscher (Brücke) die Möglichkeit der Existenz letzter Formelemente des Organismus eingeräumt, aber ein Philosoph (Herbert Spencer) entwickelte die erste diesbezügliche Hypothese. Zahlreiche Naturforscher, darunter auch Charles Darwin, besonders aber de Vries, Weismann und Wiesner prüften in eingehendster Weise, wie man aus den an Organismen angestellten Beobachtungen Anhaltspunkte für die Existenz solcher Lebenseinheiten ableiten, und wie man aus den Bruchstücken unserer Erfahrungen die Grundeigenschaften dieser Gebilde (Plasomen oder Biophoren) gewinnen könne. Die Arbeitsweise dieser Forscher war zum großen Theile verschieden von der gewöhnlichen naturwissenschaftlichen Methode. Denn nur dort, wo Lücken der Beobachtungen nothwendigerweise auszufüllen waren, konnte die Untersuchung in gewohntem Schritt fortgeführt werden. Zumeist hat es sich aber zur Erreichung des Zieles um geistige Thätigkeiten gehandelt, welche der empiristischen Forschung ferne liegen: um Gewinnung ordnender Hilfsvorstellungen, um constructive Denkarbeiten, um die ohne rege Phantasie nicht zu bewältigende Aufgabe, jene Zielpunkte ausfindig zu machen, nach welchen die festgestellten Thatsachen convergieren — kurz, um philosophische Arbeit. Es liegt nunmehr eine ganze Literatur über das Problem der letzten Lebenseinheiten und die damit zusammenhängenden Fragen vor. Es ist mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden, aus den widerstreitenden Meinungen und Ansichten, aus den verschiedenen Aufstellungen und Beweisversuchen den Kern objectiver Wahrheit herauszufinden. Diese Aufgabe ist umso schwieriger zu lösen, als das Problem an Schwierigkeit und Complication seinesgleichen sucht, und eine verworrene, Gleiches mit verschiedenen Namen belegende Terminologie das Verständnis der neuen Lehre trübt. Nun ist ein Philosoph, Ad. Stöhr, an dieses Problem herangetreten, ein Mann, der seine naturwissenschaftliche Befähigung schon vor längerer Zeit durch sachliche Arbeiten bekundet hat. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß die Naturforscher die Verbindung mit der Philosophie suchen und anderseits die Philosophen das große Thatsachenmaterial der Naturwissenschaft von ihrem Standpunkte aus verarbeiten. Diese zukunftsreiche Wechselwirkung von Philosophie und Naturforschung, welche in weithinleuchtenden Thatsachen zum Ausdruck gekommen — man denke an die beiden hervorragenden Naturforscher Mach und Wundt, nunmehr Vertreter der Philosophie an den Universitäten Wien und Leipzig — ist ein Anzeichen der neuen, unserer Zeit angepaßten Richtung der Philosophie. Für die Weiterentwickelung der Lehre über die letzten Lebenseinheiten ist Stöhrs Buch, wie jeder objectiv Urtheilende zugeben muss, von großem Werte, denn es unterzieht alle einer ernsten Beachtung werten Arbeiten über die letzten Lebenseinheiten und deren Verband in der lebenden Substanz, einer kritischen Sichtung und gelangt durch strenge formale Behandlung des verwickelten Stoffes zu einer klaren Uebersicht der Ergebnisse aller auf das genannte Thema bezugnehmenden belangreichen Untersuchungen. Auf die zahlreichen Resultate dieser formalen Untersuchungen kann hier nicht näher eingegangen werden. Es sei nur auf eines der Hauptergebnisse hingewiesen, dass nämlich die Plasomen, welche identisch sind mit den später aufgestellten Biophoren, als morphologische Elemente der Zelle und aller ihrer lebenden Bestandtheile den formalen Bedingungen, welche an solche Einheiten zu stellen sind, am vollkommensten entsprechen. Die Aufstellung dieser Einheiten beruht auf dem durch alle bisherigen Erfahrungen gewährleisteten Satze, dass es innerhalb des Organismus kein spontanes Entstehen gebe, vielmehr alle Neubildungen des Organismus schließlich immer auf Theilungen lebender Gebilde zurückzuführen sind. Die letzten Theilkörper sind eben die letzten lebenden Formelemente und diese müssen, wie sich logisch von selbst ergibt, mit den Attributen des Lebens, der Vermehrung durch Theilung, dem Wachsthum und der Assimilation ausgerüstet sein.

J. W.

Paul Ernst: Lumpenbagasch. Im chambre séparée. Zwei Schauspiele. Verlag Joh. Sassenbach, Berlin-Paris.

Auf den ersten Blick erkennt man: Schule Holz-Schlaf! Aber bald spürt man: Etwas Eigenes und Starkes! Ein Drüberstehen über dem Stoff und selbstherrliches Gestalten, wie jene beiden es nicht konnten und nicht einmal wollten. Und ein tiefer, durchsättigter, durchgeistigter Hohn. Aus Hyperästhetismus entstanden, eine sonderbare perverse Wollust am Hässlichen und Gemeinen. Aber alles ästhetisch gemacht, eben dadurch ästhetisch, dass die ranzige Hefe des Lebens in vollkommener Reincultur, gleichsam in ihrer Unbeflecktheit, aufgewiesen wird. Das Zimperliche, Sensible, Moralische völlig außer Curs gesetzt, alle Rubriken auf den Kopf gestellt. Die Erscheinung, wie sie auch sein möge, mit Freude genossen — vorausgesetzt, dass sie sie selber bleibt. Und dann mit nicht zu lauter Stimme, freundlich und verbindlich gesagt, fast mit galantem Lächeln uns zugeraunt: „Seht, meine Lieben, es ist alles Dreck!“ Darf das der Künstler nicht? Warum sollte er es nicht dürfen? O, gewiss, er darf's schon: er muss nur Künstler bleiben und für seine Person außerhalb des Dreckes stehen. Aber natürlich: er darf sich auch nicht vor Ekel schütteln! Sein liebevolles Wohlwollen muss er selbst dem Dreck gegenüber behalten! Es kann abgeklärte Milde sein, aber eine kleine teuflische Freude wird auch dahinterstecken, oder, wenn das besser klingt: ein guter Humor! Als Künstler dieser Art zeigt sich uns Paul Ernst in diesen beiden Einactern. Nicht übel hat man dafür an Thomas Theodor Heine erinnert, doch möchte ich noch lieber an Toulouse-Lautrec denken. Aber Heine und Lautrec sind immerhin noch Caricaturisten, wodurch sie sich die „Ueberlegenheit“ leicht machen. Paul Ernst indes, der Holz-Schlaf-Schüler, ist peinlicher Realist, bis in alle Verrücktheiten der Mundart und Orthographie. Seine Souveränität über den Stoff spricht sich niemals direct aus, sie zeigt keine Drähte und kein Blinzeln. Sie steht kühl und groß und innerlich-heiter hinter der absurden Widerlichkeit der Thatsachen, die sich mit ungeheuerer Logik und tiefer Lebendigkeit vor uns aufrollen.

F. S—s.

Richard Klosterschüler: Der Krüppel und andere Novellen. Wien, Ignaz Brand, Erste Wiener Volksbuchhandlung, 1898.

Ein in anderen als künstlerischen Dingen augenscheinlich erfahrener Mann hat hier ein schlechtes, ungewöhnlich schlechtes Novellenbuch herausgegeben. Menschen und Schicksale sind mit den Augen des oberflächlichen Durchschnittsindividuums — also künstlerisch genommen, gar nicht — geschaut. Unplastisch und dilettantisch zusammengeflickt ist jede Schilderung Situationen sind mit der Phantasie eines Sensationsreporters entworfen und in einem recht ledernen, hässlichen, nicht einmal immer correcten Zeitungs- und Kathederdeutsch abgefasst. Ganz unkünstlerisch ist es, wie der Verfasser Kenntnisse, Gedanken und Gesinnungen verwertet. Trocken, lehrhaft und unbeholfen banal sind sie eingeschachtelt, und das Aergste ist, dass sie nicht einmal aus dem Tone fallen. Wahrlich, es werden heute nicht viele Bücher geschrieben, die von Dichtung so grundsätzlich verschieden sind wie „Der Krüppel“ und die anderen „Novellen“ des Herrn Klosterschüler. In diesem Sinne sind sie fast schon interessant, und nur mit Rücksicht darauf sind sie überhaupt besprechenswert. — Und dieses Buch ist in den letzten Tagen in Wien viel genannt und gelobt worden: unter Anderem in überschwänglicher Weise im Feuilleton eines Wiener Schriftstellers, der selber als Skizzenschreiber schon viel mehr künstlerischen Sinn verrathen hat. Verständnislosigkeit dürfte also bei diesem kaum die Quelle des falschen Urtheils gewesen sein, sondern etwas anderes. Das sei hier festgestellt. Es ist an der Zeit, das Vorurtheil zu vernichten, dass es in Sachen der Kunstkritik keine Verpflichtung zur Ehrlichkeit und keine Verantwortung gibt.

g.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau“ enthielt im Märzheft unter anderem „Der arme Heinrich“, eine Novelle von Ricarda Huch (erzählt nach der Geschichte Hartmanns von Aue); fernerhin Uebersetzungen von vier neuentdeckten Gedichten des Bacchylides, sammt einer literarhistorischen Einleitung von H. v. Arnim. — Im Aprilheft feiert Hermann Grimm den bevorstehenden hundertjährigen Geburtstag Leopardis. Er theilt darin eine wunderbar geglückte, eigene Uebersetzung des Leopardischen Gedichtes „Ricordanze“ mit, eines von jenen, in welchen der Dichter — nach Grimms Wort — die Summe seiner Existenz zog, zu einer Zeit, wo ihm alles verloren däuchte und auch verloren war. Es beginnt:

„Freundliche sieben Sterne, also blick' ich
Abend für Abend wieder zu euch empor
Wie ich als Kind gethan, als ihr wie heute
Ueber dem Garten am väterlichen Hause
Funkelnd standet. Schweigend rede ich wieder
Hier mit euch von denselben Fenstern, wohne,
Wo ich als Kind gewohnt und meiner Freuden
Ende erlebte.“

Grimm fährt fort: Dies Gedicht enthält alle übrigen; Leopardi kennt nur diese eine Tonart; am berühmtesten ist seine Ode an Italien, die er mit 20 Jahren schrieb . . . Italien hatte damals noch etwas Griechisches. Lord Byron nannte Rom die Niobe der Völker damals (was so gut zu den Metaphern der Leopardischen Ode stimmt) . . . In jungen Jahren machte der Dichter die Bekanntschaft Niebuhrs, dann Bunsens; man dachte für ihn an eine Dante-Professur in Berlin. Es wurde nichts daraus. Vergeblich strebte er nach einer Stellung, die ihm die Geltendmachung seiner geistigen Gaben gestattete. — Ueber Heyse als Lyriker theilt Bölsche in einem warm und schön geschriebenen Aufsatze Gedanken mit. Vorherrschen lässt er die Tendenz, zu zeigen, dass eine wirkliche Eigenart und ein wirklicher Dichter wie Heyse über den äußerlichen, halb schon verstummten Stilkampf unserer Zeit hinausragt und stets „modern“ bleibt. — Einen längeren Aufsatz über ein interessantes Thema schreibt Friedrich Ratzel. Er nennt ihn „Reisebeschreibungen“ und beleuchtet darin dieses Genre von mehreren Seiten, auch durch historische Rückblicke — fast ist es sogar eine geschichtliche Skizze der ganzen Erdkunde, die in diesen Rahmen gespannt wird. Festgehalten zu werden verdient unter vielem anderen besonders die feine Beobachtung: Die Beziehung des Reisenden zu den Naturerscheinungen, durch die er hindurchschreitet, ist ganz eigenthümlich. Auf ihr beruht eine besondere Eigenthümlichkeit der Stellung der Reisebeschreibung in der Geschichte des geistigen Lebens. Der Reisende muss beobachten, ob er will oder nicht. Und so ist auch eigentlich in der Ahnung großer Wahrheiten der Reisende immer dem sedentären Forscher überlegen geblieben.

„Mercure de France“ bringt im Aprilheft einen leitenden Aufsatz von Francis Vielé-Griffin: Le Mouvement Poetique. Darin spiegelt sich ein interessanter Entwicklungskampf der modernen französischen Poesie, von dem wir schon früher, gelegentlich eines Aufsatzes der „Revue blanche“, Notiz genommen haben. Es ist der Kampf um den vers irrégulier, um Rhythmenfreiheit. Ein junger Franzose, Herr Gregh, ist von der Akademie für seine „Maison de l'Enfance“ preisgekrönt worden, aber mit dem ausdrücklichen Hinweis, dass diese Auszeichnung nur seinen Alexandrinern und nicht auch den anderen, freien Rhythmen gilt. Das hat unter den jüngeren Lyrikern Verwunderung und Aerger hervorgerufen. Vielé-Griffin gehört zu diesen. Er erklärt es für überhaupt unnöthig, den „freien Vers“ erst lang gegen die Perrücken der Akademie zu vertheidigen: die Sprache und die Literatur entwickeln sich von selber und werden diese Aesthetiker ebenso überholen, wie Victor Hugo mit seinem vers brisé die Zöpfe seiner Zeit überdauert hat. Das Französische sei keine todte Sprache u. s. w. Dass es solcher Argumente bedarf, ist bezeichnend für die französische Dichtkunst, die ja auf ihrer philologischen, prosodischen Seite immer zur Tradition und Starre neigte. — In einem Aufsatz „De l'Intellectualisme“ gibt Julius de Gaultier eine klare und philosophisch durchdachte Definition des Intellectualismus — so heißt ein jetzt beliebtes französisches Schlagwort. Die Intellectuellen sind Leute, die infolge ihrer Einsicht in den nothwendigen und vollendeten Zusammenhang aller Erscheinungen, als treue Schüler Spinozas, keiner instinctiven Handlung, keiner unmittelbaren Activität fähig und über die mittelst eines logischen Fehlers erschlichene Kategorie der freien moralischen Handlungen erhaben sind. Diese Intellectuellen nun — oder wenigstens eine Anzahl junger Leute, verbündet unter diesem Namen — haben im Falle Dreyfus-Zola Partei ergriffen für die „Gerechtigkeit“. Das bezeichnet Gaultier als einen Widerspruch mit sich selbst, als Verblendung.

„L'Enclos“ heißt eine Pariser Zeitschrift, deren kleine, durch ihren grellrothen losen Umschlag auffallende Hefte früher einmal, seit April zweimal im Monat sich erneuern. Sie ist nicht durch Abonnement zu beziehen, sondern gibt sich als das Organ einer revolutionär gesinnten, nicht organisierten Gesellschaft, das auf Verlangen jedem zugeht und sich mit freiwilligen Spenden forthilft. Es ist von sehr einheitlichem Charakter und vertritt in allem, auch in der Kunst, einen socialethischen Standpunkt. Bezeichnender Weise wird in seinem letzten Hefte — in einem Aufsatz von Charles Max — derselbe Protest der „intellectuellen Jugend“ gegen die Ungerechtigkeit im Falle Dreyfus, der vom „Mercure“ philosophisch kritisiert und verworfen wurde, außerordentlich gelobt. Hier wird er von einer mehr oberflächlich „menschlichen“ Seite genommen und wird begrüßt als das Symptom einer Befreundung jener Jugend, die ganz an das l'art pour l'art verloren zu sein schien, mit socialen und moralischen Interessen.

In einem neuen Heft des **„Emporium“** berichtet F. Novati über ein altes, bisher unbekanntes Wandgemälde, zu dessen Entdeckung Renovierungsarbeiten im „Castello Sforzesko“ in Mailand geführt haben. Es ist eine Darstellung des Argus, die nach Aussage des Kunstforschers Müller-Walde dem Leonardo da Vinci zuzuschreiben ist. Es steht als Sopraporte über dem Eingang des Gewölbes, das den Sforzas als Schatzkammer diente. Die Thüre, die bloß zwei Meter hoch und 80 Centimeter breit ist, steht gar nicht im Verhältnis zu dem prächtigen Gemälde, das sie krönt. Sie zeigt eine ziemlich einfach ornamentierte Verkleidung. An diese schließen sich zwei mäßige Träger, die dem architektonischen Aufbau als Unterlage dienen. Zwischen ihnen befindet sich eine Marmortafel, die in blauen Lettern die Inschrift trägt: „Adulterinae Abite Claves“. Auf den beiden Trägern ruht ein marmornes Architrav, in das ein großes Medaillon eingelassen ist. In halbdunkler Manier, die die Wirkung eines Bronzereliefs hervorrufen soll, ist darauf gemalt, wie Sclaven Gold herbeischaffen und wägen, wobei eine stattliche, sitzende Gestalt sie überwacht. Ueber diesem Architrav erhebt sich erst der architektonische Rahmen des wieder aufgefundenen Bildes, das bis vor kurzem übertüncht war. Es stellt eine Thüre dar, die in gemalter Perspective eine Flucht von Sälen zeigt; aber davor, den Eingang verwehrend, steht die Gestalt des Argus. Hünenhaft, in ruhiger Sicherheit, die Füße gekreuzt, den einen Arm auf eine mächtige Keule gestützt, erhebt er sich; das Fell eines wilden Thieres, dessen Pranken auf der Brust verschlungen sind, umschürzt den gigantischen Leib; die Felle, mit denen die Füße umwickelt sind, kennzeichnen den Hirten. Leider ist gerade der Kopf der prächtigen Gestalt, die aus dem Rahmen hervorzutreten scheint, größtentheils zerstört; nur ein Theil des Haupthaares und des Kranzes von Pfauenfedern, der für den Argus charakteristisch ist, blieb erhalten. Ueberdies stellen zwei Medaillons zur Rechten und Linken, gleichfalls im Charakter von Reliefs ausgeführt, Hauptscenen des Argus-Mythos dar; das erste zeigt, wie Mercur den Wächter durch Schalmeien einschläfert; auf dem zweiten sieht man den Enthaupteten, den Mercur, auf seinen Stab gestützt, betrachtet. Die Freske soll, nach Müller-Walde, aus dem Jahre 1493 stammen, wo Leonardo da Vinci sich in Mailand aufhielt, um im Auftrage Lodovico Moros zahlreiche Arbeiten in Kirchen und Palästen auszuführen.

„Temple Magazine“ veröffentlicht in seiner Märznummer das Ergebnis einer Enquête über die Frage: Was thäte ich, wenn ich ein Millionär wäre? Mrs. Sidney Webb meint, die beste Anwendung des Geldes wäre die Gründung von Lehrkanzeln für Social-Wissenschaften, wo einerseits die weltbewegende sociale Frage theoretisch untersucht und studiert würde und anderseits das ganze Volk über Gegenstände, wie die städtische Verwaltung, die Steuerfrage, die Wahlreformen, die Lohnfrage,

u. s. w. aufgeklärt und zu richtigen Anschauungen geführt würde. Eine solche Einrichtung würde mehr zur allgemeinen Wohlfahrt beitragen als vierzig Spitäler oder Asyle. Auch wer keine Million, sondern nur 10.000 Pfund Sterling zum allgemeinen Besten ausgeben könne, wäre im Stande durch Errichtung einer systematisch geordneten Bibliothek über Social-Wissenschaft und Erweiterung der volkswirtschaftlichen Curse und Vorträge sehr viel Gutes zu wirken. Mr. Fletscher wäre für die Gründung von landwirtschaftlichen Colonien für die Armen und behauptet, mit einem Capital von einer Million (Pfund) 20.000 Menschen zu einer ausgiebigen Existenz verhelfen zu können. Mrs. Tooley dagegen würde ihre Million zu einer Reformierung der englischen Gesetzgebung verwenden, denn das ganze Land sei erfüllt von den Opfern einer ungerechten Rechtsgebarung, die unermesslichen Schaden und schreiendes Unrecht im Gefolge hat.

Der Grundriss.

Eine Groteske.

Von Arthur Holitscher.

Als er zur Erkenntnis dessen gelangt war, dass das Leben für ihn nichts mehr verborgen habe, und dass die Jahre nun vor ihm lagen wie ein weites graues Feld, horizontlos bis in den grauen Himmel in der Ferne, da entschloss er sich ohne erheblichen Kampf, Frau Martha aufzusuchen.

Sie wohnte weit draußen im Villenviertel der Stadt, es waren gut drei Viertelstunden Wegs dahin. Etwa zehn Minuten war er gegangen, als ein jähes Missbehagen, eine Schwäche ihn befiel, dass er einen Wagen rufen musste, um an Ort und Stelle gelangen zu können. Seine Kniee wollten versagen, als er den Schlag öffnete und ins Gefährte stieg; und als es polternd vorwärtsging, durch die Straßen, übers holperige Pflaster, warf ihn das Rütteln in eine Ecke, so widerstandslos war er geworden. Die Treppen hinauf. Wie die Metallkugel glänzte! Er hielt einen Moment inne, holte tief Athem, als wolle er seine ganze Brust füllen, und bewahrte dann den kalten, gelbfunkelnden Schein im Auge, bis die letzten Stufen erklommen waren. Er blickte um sich: ihre Fenster liegen rechts, sagte er sich, aber da gewahrte er an der linksseitigen Thüre des Flurs das Metallschild mit dem Namen ihres Mannes. „Architekt“ stand auf einer kleineren Platte darunter. Er läutete mit einem kurzen, schrillen Druck. Hier aber kannte man seine Art noch nicht.

Der Diener nahm ihm Hut und Mantel ab; Frau Martha sei unten im Atelier des Herrn Architekten. Wen er melden dürfe?

Ernst gab seine Karte und folgte dem Diener durch zwei Zimmer, deren Thüren ihm geöffnet wurden. Als er allein geblieben war, sah er sich im Gemach langsam um. Aber plötzlich schritt er zum Fenster und blickte auf die Straße hinab. — Er konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, doch das gieng wie ein Zucken über sein Gesicht. Vor den falschen Fenstern! murmelte er halblaut. Nächte lang! Dann ging er leise im Zimmer herum, über den dünnen Arminsterteppich, der in großen und hellen Arabesken die Diele bedeckte. Das Zimmer war wohnlich, behaglich, alles zeugte von Geschmack, Reichthum und Künstlersinn und von der glückerfüllten Sorgenlosigkeit der Menschen, die hier lebten.

Auf einem Tischchen lag Klingers Cyclus vom Tode. Den nahm er ans Fenster mit, und schob einen Fauteuil hin, dem Sopha in der Ecke gegenüber. Er blätterte eine Weile, legte aber das Buch bald wieder beiseite, auf den Boden neben sich, und sprang auf, denn es war ihm, als wäre jemand ins Zimmer getreten. Es kam aber niemand. Ernst stand da in der Mitte des Zimmers und hatte die Fäuste an den Mund gepresst. Seine Augen starrten weit geöffnet auf den Boden. Hier, hier, flüsterte er; hier.

Dann ging die Thüre auf und diesmal war's Frau Martha. Er wollte ihr entgegen, doch er vermochte nur zwei, drei Schritte zu machen, blieb stehen und verneigte sich, während seine Linke sich unwillkürlich zurückreckte und die Finger sich nach einem Halt spreizten. Die junge Frau kam an ihn heran und er durfte ihre Hand erfassen und küssen. Zwei kostbare Ringe sah er, um die diese Hand reicher geworden war, seit er sie zuletzt in den seinen gehalten hatte.

„Wollen Sie in dem Fauteuil Platz nehmen?“ sagte Frau Martha. „Hier, auf dem Sopha pflege ich mein Dämmerstündchen zu halten, wenn ich nicht Besuch habe oder im Atelier meines Mannes bin.“ Sie setzte sich in eine Ecke der Ottomane und strich mit einer raschen Bewegung das Kleid über ihre Füße nieder.

„Hier unten, gerade unter uns ist das Zimmer meines Mannes. Daneben ist ein dreifenstriger Saal, in dem die Herren arbeiten. Sie giengen hier auf und ab, nicht wahr? Man hört unten jeden Schritt, die Dielen knarren so!“

Er sah sie an. Sie hatte ein lichtes Kleid aus einem modischen Sammtstoffe, der sie gut kleidete und mit dem goldblonden Haar und der Blässe der Wangen harmonierte.

„Sind Sie lange hier? Seit wann? Und bleiben Sie jetzt hier? Sie hätten uns schon früher besuchen können, es hätte sich wohl geschickt! Behandelt man seine alten Freunde so? Vor vier Wochen sah ich Sie auf der Straße; ich fuhr mit meinem Manne knapp an Ihnen vorbei. Sie standen am Trottoir — in der Herrengasse war's — ich nickte Ihnen zu, Sie bemerkten es nicht. Wen grüßest Du da? fragte mich mein Mann. Bärner, antwortete ich. Er weiß nämlich, dass Sie in mich verliebt waren. Dann hob er die Klappe vom Fensterchen im Wagenfond auf und blickte Ihnen nach. Ich auch. So, so, Bärner! sagte er.“

„Warum erzählen Sie das?“ fragte Ernst leise.

„Mein Gott, Sie wissen, man berichtet seinem Manne alles, wenn man weiß, dass man die Absolution kriegt. Aber es war doch schön, erinnern Sie sich noch an München? An die schönen Abende in München? Nun waren wir in Italien. Verona, Pisa, Florenz, Venedig und auch in Paris — nirgends ist die Luft so schön wie in München. Erinnern Sie sich noch an den Abendhimmel hinter den Propyläen, mit der Silhouette des Obelisken, hoch und spitz in die Luft hinauf? Diese Farben! Wer das malen könnte!“

„Und an den Englischen Garten, an den kleinen Teich bei ... wie hieß der Ort nur? An den kleinen Teich mit dem Schilf und den Kähnen im Schilf ...“

„Kleinhesselohe heißt der Ort. Nun werde ich Ihnen etwas sagen, Bärner. Wir reden ja wie vernünftige Leute miteinander, nicht? Lassen wir die alten Tage ruh'n. Genügt es Ihnen nicht, dass sie schön waren? Und dass Sie ihre Erinnerung bewahrten? Auch ich erinnere mich an sie. Aber lassen wir die alten Erinnerungen, nicht, Bärner?“

Er sagte ja und nickte mit halb geschlossenen Augen.

„Und nun noch eines, Bärner, und ich bitte Sie darum. Gelt, Sie thun es, Bärner, Sie thun's? Fahren Sie nach München zurück und schaffen Sie, schaffen Sie!! ... und wenn Sie 'mal den Teich von Kleinhesselohe malen, kommen wir nach München und schauen uns das Bild in der Secession oder im Glaspalast an (Sie sollen ja jetzt im Glaspalast ausstellen, hat man mir erzählt?) und wenn es schön ist, kaufen wir es und in diesem Zimmer soll es hängen, dort, oberhalb des Tischchens, wo die Sachen von Klinger liegen.“

„Schaffen,“ murmelte er, doch Frau Martha hörte es nicht.

„Und denken Sie, einen Fries sollen Sie uns malen ... O, das haben Sie sich immer noch nicht abgewöhnt!“ sie unterbrach sich und sah auf seine Hände, die mit einem Taschenmesserchen spielten, dessen haarscharfe Klinge er zwischen zwei Fingerspitzen bestrich. Sie lächelte: „und die Cigarettenstümpfchen, erinnern Sie sich noch? Wie das unappetitlich war, und ich konnte es Ihnen doch nicht abgewöhnen! Immer mussten Sie etwas haben, um zu spielen, um Ihre Finger zu zerstreuen.“

„Spielen Sie, spielen Sie mit mir, Fräulein Martha!“ sagte er noch, blickte kurz auf die funkelnde Klinge zwischen seinen Fingern und legte dann die Arme hintenüber, überkreuz hinter die Lehne des Fauteuils.

Es dämmerte, ein Grau kam durch die Fenster und hüllte die beiden Menschen ein und legte sich um die Gegenstände zwischen den Wänden. Frau Martha hatte wohl gehört, wie Bärner sie Fräulein genannt hatte.

Kind! Was wollte er von ihr?

Mit unwillkürlich energischerer Rede fuhr sie fort: „Der Fries, von dem ich sprach, der soll in unseren Speisesaal kommen. Denken Sie sich: Das Arno-Ufer, ein Zug von Jünglingen und Mädchen über die Hügel in der Ferne, weit, weit, ein Schatten von Fiesole ... die Renaissance. O, das war schön! Kennen Sie Florenz? Es war unsere zweite Station, die erste ... war Venedig. Bärner, thun Sie mir den Gefallen ...“

„Ich bin ja ruhig.“

„Wie rasch es dunkel wird! Nun, alles wird vergessen sein. Und Sie sollen sehen, wie schöne Tage wir verbringen, wenn Sie den Fries malen, hier bei uns. Aber davon zu reden ist jetzt noch zu früh. Um einen Fries von Bärner zu haben, und gar einen Bärner von ... nach fünf oder sechs Jahren, dazu gehört viel Geld, und das müssen wir, mein Mann nämlich, uns noch verdienen. Da, just während wir hier plauschen, sitzt er unten, schauen Sie, gerade an dem Platz, wo Sie sitzen, da arbeitet er über einem Plane. Ich komme eben von ihm. Und denken Sie nur, dem Plane eines Hauses, einer Hütte — anders kann man's nicht nennen — aber in der werden nur wir zwei wohnen, sonst niemand. Hier draußen soll es stehen, zehn Minuten weit von hier, schon ganz zwischen den Bäumen. Dort soll es steh'n. Vater hat uns das Grundstück gekauft, eine Ueberraschung, als wir von der Hochzeitsreise heimkamen. Das Original des Häuschens sahen wir in Fiesole. Es liegt in einem Wald von Pinien und Lorbeer ... ein Märchen. Eine Stunde wohl standen wir davor und sahen es uns an und verliebten uns darein, Ernst und ich. Auch — Ernst! So heißen Sie doch auch, nicht? Ja, und dann durften wir uns die Räume anseh'n; eine englische Familie bewohnt sie. Reizende Leute, nächstes Jahr, zu Ostern, fahren wir wieder hin und besuchen sie. Zu Ostern, wie schön muss da Florenz sein! Wenn wir's auch nur ausführen können ... und rathen Sie, was mir Ernst im Plan zeigt, wie ich so über seine Schulter blicke: ein kleines Zimmer gegen Süden ... nein, ich sage es lieber nicht. Und herrliche Spätrenaissance-Möbel haben wir in Florenz gesehen, auch

in Verona, die sollen ins Speisezimmer, und eine Madonna von Della Robbia, eine Copie natürlich, mit dem schönen Weiß und Gelb und Blau, die kommt ... aber ich spreche und spreche, und Sie sagen kein Wort."

„Sprechen Sie, ich höre Ihre Stimme ... so gerne!" sagte er, und das klang so merkwürdig schwach, als tönte es von weiter Ferne her. Es war ganz dunkel geworden.

„Wenn Sie wüssten, wie weh Sie mir thun, Sie würden gewiss nicht so zu mir sprechen, und mit solcher Stimme. Was wollen Sie von mir, was erwarten Sie von mir? Sagen wir uns jetzt alles, was wir uns zu sagen haben. Ich hab' meinen Mann lieb, und wenn wir schon frei miteinander reden sollen: ich werde ihm ein Kind gebären. Schauen Sie, eine Zukunft liegt vor mir, ein großes, weites, schönes Leben. Soll ich's verderben? Wollen Sie es verderben? Wer dürfte das? Und Sie sind ein Mann, Sie sind mehr, Sie sind ein Künstler. Lassen Sie mich meinem kleinen Kreis leben, für Sie ist ja nichts vorbei! Es ist ganz dunkel, aber ich lasse kein Licht anzünden, ich weiß, Sie lieben diese Stunde, in der es Nacht wird. Und dann brauchen Sie mich nicht zu sehen, und ich Ihre Augen nicht. Und wir können zu einander sprechen wie zwei Menschen. Gehen Sie fort von hier. Was wollen Sie in dieser Stadt? Sie kämpfen hier einen härteren Kampf als in München, anderswo, überall wo ich nicht bin. Ich will Ihnen meine Photographie schenken, von Zeit zu Zeit wollen wir uns schreiben, und wenn ich aus Ihren Briefen sehe, dass ich's wagen darf, komme ich mit Mann und Kind nach München, zur Sommerszeit, oder wir verleben ein paar Wochen zusammen, in Bellaggio, das Sie so lieben, oder an der Riviera. Was ein Weib einem Mann geben kann, haben Sie von mir empfangen — mit Ausnahme der Wollust. Sie müssen verzichten, Bärner, mein Glück will es so, und Bärner, Sie wissen es, ich bin's wert, glücklich zu sein. Ich habe es gesehen, dass Sie mich liebten, ich hab's gewusst, ich wollte Ihnen keinen Schmerz bereiten und hab' Ihren Glauben, dass ich Sie wiederliebte, nicht zerstört ... Horch! Was ist das? Hören Sie nichts? Es ist, als plätscherte etwas ... vielleicht regnet es draußen. Ich will das Fenster öffnen, es ist so dumpf herin."

Aber sie öffnete das Fenster nicht, sondern blieb sitzen und blickte durch die Scheiben auf den sternenlosen Himmel hinaus und auf die Villen, aus denen spärliches Licht durch die Nacht sickerte. Es war ruhig, hie und da hörte man Schritte; das Plätschern schien sich verschwächt zu haben.

Bärner saß regungslos im Fauteuil. Er hielt seine Augen starr und weit offen, sein Kopf war ein wenig nach rechts gesunken. Die junge Frau fuhr fort, von den Tagen zu sprechen, die sie zusammen verlebt hatten, und von den Leidenschaften, die einer von ihnen erlebt hatte. Sie sprach und sprach, Bärner aber vermochte den Sinn ihrer Worte nicht mehr zu erfassen. Die Consonanten schmolzen allmählich von ihren Worten ab, und die Vocale wurden wie ein Gesang ihrer lieben Stimme. Er hörte sie gerne, ihre Stimme, und ließ sich folgsam von ihr einlullen, wie ein Kind, das die Mutter auf den Schoß genommen hat und das schlafen möchte. Ein Wort nur war in seinem Ohr geblieben, wie ein Stachel, fest eingerammt, und das ruhte nun klar und breit und deutlich über dem Gewoge der Töne, es war: Wollust. Und es war mehr als das bloße Wort. Es wuchs und quoll und ward zu dem Begriff, und es wühlte im Gehirn wie ein Satan, bis es die Stelle gefunden hatte, sog sich fest an ihr, mit Mund und Krallen und fauchte heiß hinein und grinste: Wollust ... Wollust ...

Die Lippen des Mannes bebten weiß, sein Körper zuckte, und seine Zähne schlugen kraftlos aufeinander. Die Frau sprach und sprach. Aber es war seltsam, wie ihre Stimme sich veränderte. Das war nicht mehr die sanfte, melodische Stimme, deren Wohlklang ihn mit Frieden und Trauer umflossen hatte. Das war eine kleine, halberloschene, eine kleine unreife piepsende Stimme, es war die Stimme der kleinen Erika, die, ein Kind von zehn Jahren, in seinen Armen ihr bischen krankes Kinderleben verhaucht hatte, während ihre hellen blauen Angstblicke sich wie hilfesuchend in die seinen geklammert hielten, bis sie brachen und er weinend die erkaltenden Lider darüber niederdrücken musste. Es war die Stimme der kleinen Erika, die zu ihm sprach, und nun war's an der Zeit.

Ich will, ich will ... sprach's in ihm, und er versuchte sich aufzurichten. Und durch ein Wunder, das Gott allein zu erklären vermag, gelang es ihm, von seinem Sitze aufzustehen und seine Arme auszustrecken, von deren Handgelenken zwei versiegende Bäche rothen Bluts über die Hände flossen, ihre Flächen roth färbend, grellroth, während die Handrücken schon in der Fahlheit des Todes schimmerten.

Eine Secunde lang hielt er sich aufrecht, wankte und fiel lautlos über den lebenden, warmen Körper im hellen Gewande, vornüber, und seine beiden Hände pressten zwei unförmliche, dunkle Flecken auf das helle Gewand. Dann glitt der Körper wie eine Masse auf den Boden, zu den Füßen der Frau; und dort verlor Bärner den letzten Tropfen seines Lebens.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine ganze Weile war's ruhig in dem Gemach, dunkel und ruhig.

Plötzlich aber wurde die Thür aufgerissen und jemand stürzte herein, gefolgt von einer Flut von Licht, die sich aus dem hellen Nebenzimmer in breitem Streifen über die Diele und den Rücken des Fauteuils ergoss und die ohnmächtige Frau am Sopha hell beschien.

„Martha!" Die Stimme klang heiser und athemlos, der übergroße Schatten an der Wand begleitete sie mit riesigen Geberden, die sich an der Decke brachen ... „Martha, schläfst Du? Hör' doch, was mir da unten ... Was geschieht hier? Mein ... Gott was liegt da ... Franz! Franz!!"

Der Diener brachte die Lampe. Es lag nichts dort, vor der Fauteuillehne, es war bloß eine große Lache dunklen Blutes, aus der sich dünnere Garben wie lange Fühlhörner bis in die Mitte des Teppichs erstreckten. —

Unten, im Privatcabinet des Architekten, standen die Herren aus dem Arbeitssaal, sahen verwundert zum Plafond empor und stellten fachmännische Muthmaßungen an: aus welcher Ursache wohl der dunkle Fleck dort oben entstanden sein mochte, aus dem in regelmäßigen Absätzen große rothe Tropfen auf den Grundriss am Tisch fielen, breit und monoton klatschend, immer auf denselben Punkt.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

„Observer." Es war zweifellos eine zeitgemäße Idee, ein Bureau in Wien zu gründen, in welchem alle hervorragenden Journale der Welt (in deutscher, englischer, französischer und ungarischer Sprache) unter besonderer Berücksichtigung der österreichischen Tagesliteratur gelesen werden, um den Abonnenten jene Zeitungsausschnitte zuzusenden, welche sie persönlich (oder sachlich) interessieren. Die riesige Arbeit, welche dem Einzelnen dadurch erwächst, aus allen wichtigen Blättern die ihn interessierenden Zeitungsnotizen zu suchen, entfällt nunmehr, da das Bureau „Observer", welches behördlich concessioniert ist und in Wien, IX. Türkenstraße Nr. 17, seinen Sitz hat, diese Sammelarbeit besorgt und seinen Abonnenten jene Zeitungsausschnitte regelmäßig zusendet. Der „Observer" zählt trotz seines kurzen Bestandes Minister, Abgeordnete, Diplomaten, alle hervorragenden Bankinstitute, Industrielle, Künstler, Handelskammer u. s. w. zu seinen Abonnenten.

Foulard-Seide 65 kr.
bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten Dessins und Farben
sowie **schwarze, weiße u. farbige Henneberg-Seide** v. **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)
Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XV. Band. Wien, den 14. Mai 1898. Nummer 189.

Ein Postnumerando-Parlament.

Für Abwechslung ist in Oesterreich Gott sei Dank reichlich gesorgt. Wenigstens was die ministeriellen Blamagen betrifft. Neben den acht cisleithanischen Ministern, die mit allen Unsinnigkeiten, die sie begehen, vollständig und ausschließlich uns gehören, besitzen wir noch drei gemeinsame Minister, an deren Geniestreichen wir, dem Quotenschlüssel gemäß, mit 70 Procent participieren. Haben wir vierzehn Tage lang von den cisleithanischen Staatsmännern Ruhe, so geben uns gleich die gemeinsamen Regierungskünstler zu thun. Erfahrungsgemäß ist es dann zumeist der Minister des Aeußern, der patzt. Graf Goluchowski muss sich aber diesmal bescheiden, im Hintergrund zu stehen. Dass aber trotzdem der große Schlager den Delegationen nicht fehle, dafür hat das Talent des Kriegsministers Freiherrn v. Krieghammer gesorgt. Bisher ein außerhalb der commissgeknöpften Kreise kaum beachteter Cavallerist, hat er sich durch eine einzige That in der Geschichte des Constitutionalismus und des Parlamentarismus eine Stelle auf einsamer Höhe gesichert. Diese memorable That heißt im budgetären Jargon Nachtragscredit. Hier ihre rühmliche Chronik:

Sie knüpft gleichfalls an jenes große Ereignis an, bei dem sich Graf Goluchowski mit diplomatischem Ruhm bedeckt hat, an den griechisch-türkischen Krieg. Als dieser im Frühjahr 1897 ausbrach, entdeckte der Freiherr v. Krieghammer plötzlich, dass ein Betrag von ungenannt sein sollenden Millionen zur schlagfertigen Ausrüstung des Heeres fehlte. Diesen Incognito-Betrag musste der Freiherr v. Krieghammer haben. Man nennt das einen Rüstungscredit, und ähnliche Unannehmlichkeiten sind schließlich auch schon bedeutenderen Kriegsministern passiert. Originell, wirklich einzig war nur die Art, wie Freiherr v. Krieghammer sich das nöthige Kleingeld verschaffte. Um sie zu würdigen, muss man an die bestehende Praxis anderer, einheimischer und fremder Kriegsminister anknüpfen.

In Russland ist das Handwerk sehr einfach. Der Kriegsminister geht zum Finanzminister, und die beiden Excellenzen erledigen in einer cordialen Unterredung die ganze millionenschwere Angelegenheit. Anders vollzieht sich die Sache in allen anderen europäischen Staaten, weil in diesen finanzielle Transactionen der vorhergehenden Zustimmung der Parlamente bedürfen. Diese auch für außerordentliche dringende Credite, insbesonders Rüstungscredite, zu beschaffen, ist kein unerhörtes Kunststück. Man beruft einfach das betreffende Parlament zu einer außerordentlichen Session ein, die man vorher noch durch einige Aufsehen erregende Kriegsartikel in den officiösen Zeitungen angemessen vorbereitet. Der Rüstungscredit wird vom Parlamente fast unbesehen bewilligt, und der Kriegsminister ist außer Obligo. Diesen Vorgang hat man — von europawürdigeren Parlamenten abgesehen — selbst gegenüber den Delegationen in Oesterreich-Ungarn bis auf die Aera Krieghammer so ziemlich correct eingehalten. Classisches Beispiel: die Kriegsgefahr mit Russland 1887. Auf den 1. März 1887 wurden die Delegationen zu einer ausdrücklich als außerordentliche bezeichneten Session einberufen, zu dem offen eingestandenen Zweck, um dem damaligen Kriegsminister Freiherrn v. Bauer einen Rüstungscredit von 52½ Millionen zu bewilligen, von denen allerdings — das ist die einzige Incorrectheit — 16·2 Millionen bei Zusammentritt der Delegationen schon verwendet waren. Die Delegationen sagten binnen einer Woche zu allem ihr gewohntes Ja. Die Minister hatten trotz der damaligen imminenten und ernsten Gefahr ihren constitutionellen Kopf nicht verloren. Das gleiche Verfahren kann man gerade jetzt wieder in anderen Staaten, sogar mitten im Kriege, beobachten. Die Minister erfüllen auf diese Art nicht nur ihre constitutionelle Pflicht, sondern vollziehen zugleich eine wertvolle diplomatische Action im Interesse des Friedens. Si vis pacem, para bellum. Wenn ein anderer mit uns Krieg anfangen will, ist es am besten, ihm ganz offen zu zeigen, dass wir uns dagegen rüsten. Diesen Gedanken hat im März 1887 der damalige Minister des Aeußern, Graf Kalnoky, ganz klar ausgedrückt, indem er in den Delegationen in öffentlicher Sitzung sagte, „dass, je entschlossener und einmüthiger die gesammte Monarchie zeige, dass sie mit der traditionellen Opferwilligkeit für ihre Interessen einzustehen entschlossen ist, desto mehr Aussicht vorhanden sei, den Krieg unmöglich zu machen". Zum Schluss empfahl er noch speciell die einstimmige Annahme, damit „nicht der Krieg vorbereitet werde, sondern der Friede gesichert werden solle". In der That wurde auch daraufhin der Rüstungscredit von beiden Delegationen einstimmig angenommen, und diese Demonstration hat sicherlich auch ihren Theil dazu beigetragen, den Krieg zu verhindern.

Dem Freiherrn v. Krieghammer hat im Vereine mit dem Grafen Goluchowski in der uns vorläufig noch schleierhaften Kriegsgefahr des Frühjahres 1897 ein anderes Verfahren beliebt. Er hat die erforderlichen Geldsummen, ohne auch nur an die Delegationen zu denken — ganz à la Russland — einfach dem Finanzminister abgenommen und in größter Heimlichkeit verwendet. Doch nicht nur das! Als die imaginäre Kriegsgefahr schon längst vorbei war, in der ordentlichen Delegationssession vom November 1897, hat er den vorausvergabten Rüstungscredit, offenbar wider besseres Wissen, nur in der Höhe von 7·5 Millionen Gulden angegeben. Die lammsfrommen Delegationen haben ihm dafür ohne Tadel die Indemnität gewährt. Und jetzt haben sie den Dank dafür. In der neuen Delegationssession theilt der Kriegsminister der Welt ungescheut mit, dass er das vorige Mal die Delegationen über die Höhe des Credits ganz falsch informiert hat, indem er wegen derselben im Frühjahr 1897 vollzogenen Verwendung für noch weitere 30·1 Millionen die Indemnität verlangt, wobei es noch gar nicht ausgemacht ist, ob nicht auch in der nächsten Session ein neuer Nachzügler von dem 1897er Rüstungsexperiment nachkommt, und ob dieser nicht vielleicht abermals noch größer sein wird, als sein Vorgänger.

Dass der Freiherr v. Krieghammer mit diesem hinterhältigen Vorgehen das persönliche Ansehen und Vertrauen, das die Voraussetzung für die öffentliche Thätigkeit eines Ministers ist, verwirkt hat, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung. Ebenso sicher ist, dass er, falls wirklich der Staat im Frühjahr 1897 sich in einer erheblichen Kriegsgefahr befunden haben sollte, durch seine Art der heimlichen Rüstungen, die lebhaft an die traditionellen geheimen Kriegspläne Oesterreichs erinnert, dem Friedensinteresse des Staates schlecht gedient hat. Aber er hat auch seine constitutionelle Pflicht in einer ganz unerhörten Weise gröblich verletzt, nicht viel weniger arg als selbst der vielangeklagte Graf Badeni, und er hat überdies gezeigt, dass er die einfachsten, jedem Minister in einem constitutionellen Staat handwerksmäßig geläufigen Kunstgriffe nicht beherrscht. Es kann Einer — wie man dies dem Freiherrn v. Krieghammer nachsagt — ein schneidiger Truppenführer, ein tüchtiger Reitergeneral sein. Deswegen braucht er aber noch lange nicht zum constitutionellen Minister zu taugen. Es mag Einer Pferde zu behandeln verstehen. Eine ganz andere, auch weit höhere Kunst ist die des Ministers, der Völker und Parlamente zu lenken hat. Wenn das System Krieghammer bei diesem horrenden Anlass ungestraft passiert, dann werden sich's alle Minister aneignen, man wird den Staatshaushalt nicht mehr, wie das Gesetz und die Ordnung es verlangt, im vorhinein, sondern nur im nachhinein feststellen, und wir können es demnächst vielleicht schon erleben, dass der Chef der Marinesection die ihm diesmal gestrichenen Flottenpläne in aller Stille durchführt, um dann im nächsten Jahre die Delegationen mit seinem millionenfachen Geständnis nach dem Vorbild seines Ministers zu überraschen.

Vermöge der Unwissenheit und Energielosigkeit der meisten ihrer Mitglieder sind die Delegationen schon längst zum Scheinwesen von Postulat-Parlamenten herabgesunken. Wenn sie nun auch noch dem Freiherrn v. Krieghammer seine Sünden nachsehen, sind sie nicht einmal das mehr, sondern eine constitutionelle Lächerlichkeit, für die erst ein eigener Name erfunden werden muss: Postnumerando-Parlamente! Wofern die Delegationen auch nur einen Funken von Würde in sich haben, müssen sie die Indemnität für den Nachtragscredit solange verweigern, als der Freiherr v. Krieghammer Kriegsminister ist.

K.

Zur österreichischen Sprachenfrage.

Vom Bezirkshauptmann Dr. Aurel Ritter von Onciul.

(Schluss.)

IV. Schlussfolgerung.

Werden die Resultate der vorgenommenen Erörterung resumiert, so lassen sie sich in folgende Sätze fassen:

1. Die Geschäftssprache der landesfürstlichen Behörden, Gerichte und Anstalten, deren Wirkungskreis sich auf alle im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder erstreckt, ist die deutsche Sprache; doch bleibt jedem Staatsbürger das Recht gewahrt, sich im

mündlichen und schriftlichen Verkehre mit diesen Behörden einer anderen landesüblichen Sprache zu bedienen. Wird von diesem Rechte Gebrauch gemacht, so darf bei den obersten Gerichtshöfen als Berichterstatter für die betreffende Verhandlung nur ein der angewendeten Sprache kundiger Beisitzer fungieren, und das Erkenntnis sammt Gründen ist in der deutschen und in der betreffenden Sprache hinauszugeben.

2. Die Regelung des Gebrauches der landesüblichen Sprachen bei den landesfürstlichen Behörden, Gerichten und Anstalten in den einzelnen Königreichen und Ländern wird den Landtagen überlassen; doch bedürfen die betreffenden Gesetze zu ihrem Zustandekommen außer den übrigen gesetzlichen Erfordernissen in jenen Landtagen, in welchen nationale Curien errichtet werden sollten, der Zustimmung aller Curien, außer diesem Falle aber eines in Anwesenheit von vier Fünfteln der Abgeordneten mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der abgegebenen Stimmen gefassten Beschlusses.

Bis zum Zustandekommen solcher Landesgesetze gelten die nachstehenden Bestimmungen.

3. Landesübliche Sprachen sind: In den Erzherzogthümern Oesterreich unter und ober der Enns, im Herzogthume Salzburg und im Lande Vorarlberg die deutsche, in der gefürsteten Grafschaft Tirol die deutsche und italienische, in den Herzogthümern Steiermark, Kärnten und Krain die deutsche und slovenische, in der Stadt Triest sammt Gebiet und in der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradisca die deutsche, italienische und slovenische, in der Markgrafschaft Istrien die deutsche, italienische, slovenische und croatische, im Königreiche Dalmatien die deutsche, italienische und serbocroatische, im Königreiche Böhmen und in der Markgrafschaft Mähren die deutsche und böhmische, im Herzogthume Schlesien die deutsche, böhmische und polnische, im Königreiche Galizien und Lodomerien die deutsche, polnische und ruthenische, endlich im Herzogthume Bukowina die deutsche, rumänische und ruthenische Sprache.

Den Landtagen bleibt vorbehalten, weitere Sprachen als landesüblich anzuerkennen.

4. Als Geschäftssprache der landesfürstlichen Behörden, Gerichte und Anstalten, deren Wirkungskreis sich auf ein ganzes Land oder auf mehrere der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder, jedoch nicht auf alle (1) erstreckt, hat die in diesem Lande, beziehungsweise in diesen Ländern landesübliche Sprache und, falls mehrere Sprachen landesüblich sind, jede dieser Sprachen zu gelten.

5. Die Geschäftssprache der landesfürstlichen Behörden, Gerichte und Anstalten, deren Wirkungskreis einen oder mehrere Gerichtsbezirke umfasst, ist die landesübliche Sprache, welche nach den Daten der jeweilig letzten amtlichen Volkszählung in dem betreffenden Bezirke, beziehungsweise in jedem dieser Bezirke von mindestens vier Fünfteln (drei Vierteln) der anwesenden einheimischen Bevölkerung gesprochen wird. Trifft dieses Verhältnis nicht zu, so hat jede der im Gerichtsbezirke, beziehungsweise in den Gerichtsbezirken gebrauchten landesüblichen Sprachen als Geschäftssprache zu dienen. Werden mehr als zwei solcher Sprachen gebraucht, so gelten als Geschäftssprachen nur jene, welche in dem betreffenden Gerichtsbezirke, beziehungsweise in einem dieser Gerichtsbezirke von mindestens einem Zehntel der Bevölkerung gesprochen werden.

6. Die Geschäftssprache der landesfürstlichen Behörden, Gerichte und Anstalten, deren Wirkungskreis sich auf eine oder mehrere Gemeinden, jedoch nicht auf einen ganzen Gerichtsbezirk erstreckt, ist die landesübliche Sprache, welche als Geschäftssprache für den übertragenen Wirkungskreis in dieser Gemeinde, beziehungsweise in den betreffenden Gemeinden gilt. Sind die Geschäftssprachen der einzelnen Gemeinden verschieden, so hat jede dieser Sprachen als Geschäftssprache der hier erwähnten landesfürstlichen Behörden, Gerichte und Anstalten zu dienen.

7. Die Geschäftssprache der Gemeinden im übertragenen Wirkungskreise ist jene landesübliche Sprache, welche von der Gemeindevertretung durch einen mit absoluter Majorität gefassten giltigen Beschluss als solche anerkannt wird. Es steht den Gemeinden frei, auch mehrere landesübliche Sprachen für den übertragenen Wirkungskreis als Geschäftssprachen zu erklären. Hinsichtlich der Gemeinden mit autonomen Statuten haben jedoch inbezug auf den übertragenen Wirkungskreis die für die landesfürstlichen Behörden, deren Wirkungskreis einen Gerichtsbezirk umfasst, festgesetzten Bestimmungen (5) zu gelten.

8. Die Verhandlung, Berathung und Beschlussfassung hat bei den landesfürstlichen Behörden, Gerichten und Anstalten, sowie bei den Gemeinden in den Angelegenheiten des übertragenen Wirkungskreises in der Geschäftssprache, beziehungsweise wenn mehrere Sprachen als solche gelten, in einer dieser Geschäftssprachen stattzufinden.

Bei den landesfürstlichen Behörden, Gerichten und Anstalten, sowie bei den Gemeinden in den Angelegenheiten des übertragenen Wirkungskreises, bei welchen mehrere Geschäftssprachen gelten, sind die Amtsblätter und die allgemeinen Verlautbarungen in jeder dieser Sprachen hinauszugeben. Desgleichen sind alle Register, öffentlichen Bücher und amtlichen Aufzeichnungen in jeder der geltenden Geschäftssprachen zu führen, wobei die einzelnen Eintragungen in der Sprache der Eingabe, soferne sie jedoch erst auf Grund einer Erledigung stattfinden, in der Sprache der Erledigung zu erfolgen haben. Die Erledigungen sind in jener Geschäftssprache hinauszugeben, in welcher die Eingabe verfasst oder das mündliche Ansuchen vorgebracht wurde. Ist über die Eingabe oder das mündliche Ansuchen einer Partei eine zweite Partei zu verständigen, so hat, ebenso wie in den Fällen einer von amtswegen zu treffenden Verfügung, die Verständigung an die letztere Partei in jener Geschäftssprache zu ergehen, deren sich diese Partei bekannter oder wahrscheinlicher Weise bedient. Treffen bei einer mündlichen Verhandlung verschiedensprachige Parteien zusammen, so ist die Verhandlung, soweit es die Parteien begehren, in jeder der von den Parteien gebrauchten Geschäftssprachen möglichst gleichmäßig durchzuführen.

Sämmtliche landesfürstlichen Behörden, Gerichte und Anstalten, ferner die Gemeinden in Angelegenheiten des übertragenen Wirkungskreises, haben ohne Rücksicht darauf, ob sie eine oder mehrere Geschäftssprachen besitzen, im Verkehre mit anderen Stellen der hier erwähnten Art sich jener Sprache, beziehungsweise einer jener Sprachen zu bedienen, welche bei der Stelle, an welche das Ersuchen gerichtet ist, als Geschäftssprache gilt. Wird die Sprache der einzelnen Verhandlung bei der Stelle, an welche das Ersuchen gerichtet ist, als Geschäftssprache gebraucht, so hat das Ersuchschreiben in dieser Sprache zu erfolgen.

9. Alle landesfürstlichen Behörden, Gerichte und Anstalten, ferner die Gemeinden in Angelegenheiten des übertragenen Wirkungskreises sind verpflichtet, Schriftstücke, welche zwar nicht in der Geschäftssprache, aber in einer in dem betreffenden Lande landesüblichen Sprache verfasst sind, anzunehmen, derartige mündliche Erklärungen in der Sprache der Erklärung zu protokollieren, die Erledigung der Partei in der Sprache der Eingabe hinauszugeben und über Verlangen Auszüge aus den öffentlichen Büchern in der nicht als Geschäftssprache fungierenden Landessprache auszufolgen. Urkunden, welche in einer im Lande üblichen Sprache verfasst sind, bedürfen keiner Uebersetzung. Sollte in Strafsachen der Angeklagte sich einer landesüblichen Sprache bedienen, welche bei dem zur Hauptverhandlung berufenen Gerichte nicht als Geschäftssprache gilt, dann ist, wenn nicht sowohl die Richter, als auch, soferne die Sache vor das Geschwornengericht gehört, sämmtliche Geschworenen der Sprache des Angeklagten vollständig mächtig sind, über Begehren des Angeklagten die Sache vom Oberlandesgerichte an das nächste Gericht desselben Landes zu verweisen, bei welchem die erwähnten Bedingungen zutreffen.

10. Bei den landesfürstlichen Behörden, Gerichten und Anstalten dürfen nur solche Beamte verwendet werden, welche der Geschäftssprache, beziehungsweise, wenn mehrere Sprachen als solche gelten, aller bei der betreffenden Stelle in Gebrauch stehenden Geschäftssprachen in Wort und Schrift mächtig sind. Ferner muss bei jeder landesfürstlichen Behörde und Anstalt und bei jedem solchen Gerichte mindestens ein Beamter fungieren, welcher die nicht als Geschäftssprache geltende landesübliche Sprache in Wort und Schrift beherrscht.

Die Bestimmungen über den Nachweis der Kenntnis der landesüblichen Sprachen werden von der Regierung im Einvernehmen mit dem Landesausschusse des betreffenden Königreiches oder Landes im Verordnungswege getroffen.

11. Auf die Militärbehörden finden die vorstehenden Bestimmungen keine Anwendung.

*

Die Prüfung der Rückwirkung dieser Sätze auf die Interessen der Betheiligten ergibt das nachstehende Resultat:

Dem Staate wird durch die Bestimmungen, dass die Geschäftssprache, also die Sprache der Verhandlung, Berathung, Beschlussfassung und Erledigung bei den Centralstellen die deutsche zu sein hat, und dass die Schriftstücke im Verkehre der Behörden in der Sprache des Adressaten, also rücksichtlich der Centralbehörden in deutscher Sprache zu verfassen sind, im vollen Maße jenes allgemeine Verständigungsmittel garantiert, dessen er zur Erfüllung seiner Aufgaben nicht entrathen kann. Die Thatsache ferner, dass die deutsche Sprache infolge der historischen Entwickelung in allen Ländern ohn Ausnahme landesüblich ist, im Vereine mit der Bestimmung, dass bis zur letzten Gemeinde herab alle Stellen Schriftstücke in einer landesüblichen, also auch in der allgemein landesüblichen deutschen Sprache, selbst wenn sie nicht Geschäftssprache ist, annehmen müssen, stellt sogar die sofortige Verständigung in Nothfällen, wie bei Mobilisierungen, Kriegsmanifesten u. dgl. sicher.

Aufgegeben wird bloß die interne deutsche Amtssprache der Unterbehörden. Die hieraus resultierenden Consequenzen reducieren sich jedoch, nachdem infolge der allgemeinen Zulassung der nichtdeutschen Sprachen im äußeren Dienste die betreffenden Referenten der Centralstellen der landesüblichen Sprachen ohnehin mächtig sein müssen, auf die Unbequemlichkeit, in Steiermark, Kärnten, Krain und in der Bukowina nicht bloß die Acten der ersten Instanz, sondern auch die Vorlageberichte derselben und die Verhandlungsacten der zweiten Instanz in slovenischer, rumänischer oder ruthenischer

Digitized by Google

Sprache lesen zu müssen. Rücksichtlich Galiziens, des Küstenlandes, des Trentinos und Dalmatiens besteht dieser Zustand ohnehin schon lange, ohne sich je nachtheilig erwiesen zu haben, und rücksichtlich Böhmens und Mährens wurde er ohne wahrnehmbaren Schaden für die Centralstellen durch die Verordnungen vom Jahre 1897 eingeführt.

Für die Königreiche und Länder würde die erörterte Regelung der Sprachenfrage nicht eine Schwächung, sondern im Gegentheile eine wichtige Erweiterung ihrer Autonomie bewirken, indem ihnen suppletorisch die Gesetzgebung in einer Materie eingeräumt würde, auf welche sie nach dem klaren Wortlaute des Staatsgrundgesetzes keinen Anspruch haben. Von irgend einer Ignorirung der Rechte der Landtage kann hiebei keine Rede sein, denn nie hat ein Landtag, auch der böhmische nicht, die Regelung der Freiheit der Person, des Eigenthums, der Wissenschaft, der Rede und des Glaubens für sich in Anspruch genommen. Die Freiheit der Sprache aber unterscheidet sich auch gesetzlich nicht von den anderen erwähnten idealen Gütern, wie schon die Aufzählung derselben unter den allgemeinen Rechten der Staatsbürger beweist.

Rücksichtlich des Verkehres der unteren Behörden untereinander würde die Bestimmung (ad 8, letzter Absatz), dass sie sich „im Verkehre mit anderen Stellen der gleichen Art jener Sprache, beziehungsweise einer jener Sprachen zu bedienen haben, welche bei der Stelle, an welche das Ersuchen gerichtet ist, als Geschäftssprache gebraucht wird," in Verbindung mit der Thatsache, dass bei allen Landesstellen die deutsche Sprache infolge ihrer Eigenschaft als landesübliche Sprache zugleich Geschäftssprache ist, alle Garantien einer leichten und glatten Verständigung bieten. Wenn beispielsweise die mährische Statthalterei mit der galizischen zu correspondieren hätte, so stünde ihr für das betreffende Schreiben die Wahl zwischen der polnischen, ruthenischen und deutschen Sprache offen. Nachdem das Polnische und Ruthenische den mährischen Beamten nicht geläufig ist, wird die Correspondenz wohl in der auch in Galizien landesüblichen deutschen Sprache erfolgen. Dagegen kann die mährische Statthalterei mit der böhmischen auch böhmisch verkehren und muss es thun, sobald die Verhandlung, welche zum Ersuchschreiben Anlass gab, böhmisch geführt wurde.

Die Behörden erster Instanz können, wenn die Geschäftssprache der Behörde, an welche das Ersuchen gerichtet wird, ihnen nicht bekannt ist, jede Schwierigkeit vermeiden, indem sie, wie es auch instructionsgemäß ist, im Wege der Landesstelle correspondieren, das heißt, sich in ihrer Geschäftssprache an die Landesbehörde wenden, welche ihrerseits die Acten in der betreffenden Geschäftssprache, eventuell in der ebenfalls als Geschäftssprache fungirenden deutschen Sprache der berufenen zweiten Landesbehörde übermittelt, worauf die letztere das Ersuchschreiben der requirierten Unterbehörde in der Geschäftssprache dieser Behörde zukommen läßt.

Derselbe, übrigens vorgeschriebene Dienstweg steht auch den Gemeinden in Angelegenheiten des übertragenen Wirkungskreises offen. Es würde mithin keine Behörde gezwungen, Schreiben in einer ihr fremden Sprache zu verfassen, und gleichzeitig würde jede vor der Eventualität geschützt sein, Schreiben in einer Sprache zu erhalten, deren weit und breit niemand kundig ist, wie dies bei den heutigen Einrichtungen der Fall ist, wenn beispielsweise polnische Gemeinden italienische Requisitionen erhalten.

Bloß bei den Behörden desselben Landes käme der Fall vor, dass sie Ersuchschreiben in einer zwar landesüblichen, aber bei ihnen nicht als Geschäftssprache fungierenden Sprache schreiben müssten. Für die Verfassung derselben wäre aber durch ihre Dotierung mit einem dieser Sprache kundigen Beamten ohnehin vorgesorgt. Eine Uebertragung aus der einen Sprache in die andere ist bei dem directen Verkehre dieser Behörden untereinander unausweichlich, und da ist es ganz gleichgiltig, ob die Uebertragung bei dem Absender oder beim Empfänger stattfindet. Die Courtoisie spricht dafür, dass der Absender sich der Sprache des Adressaten bediene, zumal er die hiefür erforderlichen Mittel besitzt.

Der Erfolg wäre allerdings eine stärkere Inanspruchnahme der deutschen Sprache; dieselbe würde jedoch lediglich durch das Bedürfnis, nicht aber durch ein mit Recht bekämpftes Privileg bewirkt werden und die Geltung der nichtdeutschen Sprache in ihrem natürlichen Geltungsgebiete nach keiner Richtung hin beengen.

Den Deutschen würde infolge der zwar nicht ihnen, sondern dem Staate concedierten, in ihren Folgen aber auch ihnen zugute kommenden formellen Anerkennung der deutschen Sprache als Geschäftssprache der Centralbehörden im Vereine mit der Thatsache, dass die deutsche Sprache in ganz Oesterreich landesüblich ist, und der Bestimmung, dass landesübliche Sprachen auch in den von Connationalen nicht bewohnten Landestheilen subsidiär zu gelten haben, jene allgemeine Verwendung ihrer Sprache gewährleistet, die sie, gestützt auf die historische Entwicklung, für sie fordern. Der Vorbehalt der subsidiären Anwendung der landesüblichen Sprache hat zwar nach dem verfassungsmäßigen Grundsatze der Gleichberechtigung auch die Geltung der nichtdeutschen Sprachen im deutschen Sprachgebiete der gemischtsprachigen Länder zur Folge; allein abgesehen davon, dass von diesem Vorbehalte eben die Deutschen am meisten profitieren, ist diese subsidiäre Geltung auf das Minimum eingeschränkt, welches vom Standpunkte der Verwaltung und Justiz unerlässlich ist. Es ist einfach unmöglich, jemanden beim Amte nicht zu hören, weil er der Geschäftssprache unkundig ist, und ihn, trotzdem er eine im Lande übliche Sprache spricht, zur Mitnahme kostspieliger Dolmetsche zu zwingen. Uebrigens würden unter dieser Consequenz die Deutschen am meisten leiden. Von dem ebenerwähnten Vorbehalte abgesehen, würden infolge der Dreitheilung die Deutschen von dem ihnen so lästigen Zwange der Doppelsprachigkeit frei und in die Lage versetzt, die deutschen Gerichtsbezirke zu deutschen Bezirkshauptmannschaften und Kreisgerichtssprengeln zusammenzufassen und so ihren Beamten auch ohne Kenntnis der zweiten Landessprache eine normale Carrière zu ermöglichen.

Den nichtdeutschen Völkern endlich würde Gleichberechtigung, durch Anerkennung ihrer Sprachen als interner Amtssprachen, Gleichwertigkeit, weil die Unterscheidung nach Sprachkategorien beim gleichen Procentsatze stattfindet und kein odioses Privilegium für die deutsche Sprache im Lande vorgesehen wird, die Möglichkeit, im ganze Lande in ihrer Sprache Recht zu finden, und die Garantie der „Nichtlandeszerreißung" zutheil werden, weil die Sprachenfrage im ganzen Lande einheitlich geregelt wird, und eine territoriale Theilung nicht stattfindet. Speciell für die Böhmen bedeutet die Anerkennung der böhmischen Sprache als interner Amtssprache eine viel wichtigere Errungenschaft, als die Halbheit, welche in der Doppelsprachigkeit gelegen ist. Die letztere Einrichtung lässt sich bei ihrer Mangelhaftigkeit von keinem anderen Standpunkte rechtfertigen, als von jenem der Revindication. In dieser Beziehung darf aber der Erfolg der böhmischen Sprache in den letzten Decennien nicht täuschen, weil es sich hiebei nicht um die Assimilierung Fremder, sondern bloß um die Wiedererweckung des nationalen Bewusstseins bei den indifferenten Connationalen handelte. Gegenwärtig dürfte dieser Process abgeschlossen sein, weil im ganzen Gebiete der Länder der böhmischen Krone kaum Eine Person vorhanden sein wird, die sich ihrer Zugehörigkeit zum einen oder zum anderen Volksstamme nicht bewusst wäre. Ueber diese Phase hinaus bedeutet jedes Vordringen der böhmischen Sprache einen Einbruch in fremdes Gebiet, welcher den größten Widerstand hervorrufen muss und auch schon hervorgerufen hat. Angesichts dieses Widerstandes ist die Aussicht, einem national so hoch entwickelten Volke, wie dem deutschen, gegenüber Erfolge zu erringen, ausgeschlossen. Vielmehr bedarf es der höchsten Spannung des Nationalgefühles, um den bestehenden Zustand zu erhalten. Diese Spannung ist gegenwärtig vorhanden; ob sie noch in einigen Decennien vorhanden sein wird, ist nicht sicher. Wenigstens gibt die wirtschaftliche Bewegung und der Uebergang eines bedeutenden Theiles der böhmischen Arbeiterschaft in das socialdemokratische Lager zu berechtigten Zweifeln Anlass. Lässt die Spannung aber nach, dann ist der Zersetzungsproceß, wie er sich 1627 bis 1749 abgespielt hat, für die böhmische Sprache unabwendbar, weil er in dem im Kampfe ums Dasein allein geltenden Rechte des Stärkeren begründet ist. Einen Schutz bietet nur die rechtzeitige reinliche Scheidung.

Soweit es bei divergierenden Interessen möglich ist, wäre die sich aus der Untersuchung der Geschichte, des Rechtes, der Statistik und der Zweckmäßigkeit ergebende Lösung geeignet, den Wünschen aller Betheiligten entgegenzukommen. Allerdings würde sie auch Wünsche befriedigen, die heute noch nicht acut sind. Allein abgesehen davon, dass es nicht angeht, von reichswegen die Sprache nur in einzelnen Ländern zu regeln, und dass das, was für Böhmen und Polen Recht ist, auch für die übrigen Völker Recht sein muss, weil eben „alle Volksstämme des Staates gleichberechtigt sind, und jeder Volksstamm ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache hat," wäre es Selbsttäuschung, anzunehmen, dass mit der böhmischen Sprachenfrage auch die österreichische Sprachenfrage aus der Welt geschafft würde. Vielmehr würde sofort, und zwar eben wegen der vorgenommenen Regelung, die slovenische, ruthenische, rumänische Sprachenfrage an ihre Stelle treten und nach Kräften Krisen erzeugen. Oesterreich bedarf aber zur Lösung der unaufschiebbaren wirtschaftlichen Aufgaben einer längeren Ruhe, und diese ist nur auf einer Grundlage erreichbar, und zwar auf der des

Suum cuique.

Die Lage des Liberalismus in Deutschland.*)

Drei Parteien gibt es in Deutschland, die das Wörtchen „liberal" für sich in Anspruch nehmen: die nationalliberale Partei, die freisinnige Vereinigung und die freisinnige Volkspartei. Von diesen drei hat die Partei, die das Wort „liberal" sogar in ihrem Parteinamen trägt, am wenigsten wirklichen Liberalismus sich erhalten. Die nationalliberale Partei, einst der Stolz Deutschlands, hat innerlich und äußerlich noch mehr abgewirtschaftet als selbst die conservative. Aeußerlich — denn von den 155 Ab-

*) Vergl. den Artikel desselben Autors: „Der Niedergang der conservativen Partei in Deutschland" in Nr. 188 der „Zeit".

geordneten, die sie 1874 im Reichstag zählte, ist sie in fast ununterbrochenem Niedergang auf 53 herabgeglitten. *Innerlich* — denn man kann überhaupt von keiner einheitlichen Partei mehr reden, sondern nur noch von einem Mischmasch von Abgeordneten, die ihrer Gesinnung nach alle Schattierungen von der äußersten Rechten bis zur ziemlich radicalen Linken darstellen und nur infolge der vollendeten Programmlosigkeit der Partei als Partei zusammenbleiben können. Dass eine solche Partei sich in ihre Bestandtheile auflösen muss, ist lediglich eine Frage der Zeit. Und anscheinend werden schon die Wahlen am 16. Juni wenigstens den Beginn des Auflösungsprocesses bringen. Die heutige nationalliberale Partei ist ein Unding. Vorläufig ist ihr Führer noch Herr v. *Bennigsen*. Herr v. Bennigsen ist wie lange Zeit in Oesterreich Herr v. Plener, mit dem er überhaupt viel verwandte Züge aufweist, stets der „kommende Minister" gewesen. Nun, er ist wenigstens stets ein, wenn auch gemäßigter, Liberaler geblieben. Als solcher hat er sich wacker gegen das überhandnehmende einseitige Agrarierthum gerichtet. Den Antrag Kanitz auf Verstaatlichung der Getreideeinfuhr bezeichnete er noch als „gemeingefährlich". Und wenige Monate darauf musste er erleben, dass mehrere Abgeordnete seiner eigenen Partei, z. B. der hessische Graf *Oriola* und der braunschweigische Agrarier *Schwerdtfeger*, für diesen „gemeingefährlichen" Antrag stimmten! Und er blieb in derselben Fraction! In der nationalliberalen Partei ist eben *alles* möglich. Wenn irgendwo, so gilt hier das Sprichwort »Les extrêmes se touchent« in seiner wirklichsten Bedeutung. Da sitzt der extreme Agrarier Graf Oriola, der, ehe er in Friedberg als nationalliberal gewählt wurde, sich in Hanau als conservativer Candidat angeboten hatte, friedlich zusammen mit den Antiagrarier v. *Bennigsen*. Da tagt der Feind aller Rückschrittlerei und aller polizeilichen Unterdrückung, der in Königsberg in den Landtag gewählte Rechtsanwalt *Krause*, parteifreundlich zusammen mit Herrn *Bueck* aus Westphalen, der für Ausnahmsgesetze schwärmt — je schärfer, umso besser! — und am liebsten die ganze industrielle Arbeiterschaft unter eine Art Gesindeordnung gestellt sehen möchte. Hie Doppelwährung! hie Goldwährung! — hie Cartell mit den Conservativen! hie Bündnis mit den Freisinnigen! — hie Börse! hie Landwirthschaft! — hie Freiheit! hie Unterdrückung! — alle diese Losungen kann man aus den verschiedenen Kundgebungen verschiedener Nationalliberaler heraushören. Trotzdem will man den Versuch machen, zusammenzubleiben, um so den Beweis zu erbringen, dass zuweilen selbst die häusliche Gemeinschaft von Schaf und Wolf möglich sei. Freilich scheinen gerade die Führer an dem glücklichen Ausgang dieses Experiments zu verzweifeln. Die bekanntesten Nationalliberalen, v. Bennigsen und Hammacher, candidieren nicht wieder. Der berühmteste aller Nationalliberalen, der jetzige Minister v. Miquel, hat der Ansicht über seine eigene ehemalige Partei schon vor Jahren drastischen Ausdruck verliehen mit den Worten: „*die alten Parteien sind Plunder*".

Die *Wahlaussichten* der Nationalliberalen sind die denkbar trübsten. Wenigstens der Flügel, der wirklich noch auf einen Bruchtheil des Begriffes „liberal" Anspruch erheben konnte, kann schon vor der Schlacht als völlig aufgerieben gelten. Höchstens dass der eine oder andere „linke" Nationalliberale in einem jener westlichen Industriebezirke durchkäme, wo die Wahlfreiheit fast ebenso wie im conservativen Osten ein Wort ohne Inhalt ist. Ueberall da, wo freigesinnte Wähler wirklich frei stimmen können, ist die „Fraction Drehscheibe" so in Misscredit gekommen, dass selbst die wenigen Guten in ihr darunter zu leiden haben.

Wenn die nationalliberale Partei trotzdem bei den Wahlen nicht so zermalmt werden wird, wie man erwarten könnte, so verdankt sie das ihrem rechten Flügel. „Die nationalliberale Partei wird nicht sein, oder sie wird agrarisch sein", das steht schon heute fest. Das heißt, sie wird dann nicht mehr im bisherigen Sinne des Wortes nationalliberal sein, aber sie wird wenigstens äußerlich einen Theil des Parteibestandes aufrecht erhalten. Was einen nationalliberalen Agrarier von einem conservativen eigentlich unterscheidet, kann kein Mensch sagen. In gewissen Gegenden Deutschlands, namentlich im Westen, in der Mitte und im Norden, hat das Wort „conservativ" einen so üblen Klang, dass man selbst da, wo man längst aufgehört hat, liberal zu sein, es doch nicht wagt, die alte nationalliberale Fahne offen mit der conservativ-agrarischen zu vertauschen. Darum betreibt man lieber conservativ-agrarische Politik unter dem Decknamen „nationalliberal". Le pavillon couvre la marchandise. Wer wird sich auch an *Worte* klammern! Auf die *Sache* kommt es an.

Der *Bund der Landwirte* ist der *lachende Erbe der nationalliberalen* Partei. Er weiß sich den Verhältnissen anzubequemen. Im Osten gestattet er es den Leuten, die er unterstützt, sich conservativ zu nennen. Im Westen dürfen sie den Namen „nationalliberal" führen. Wenn sie nur die Forderungen des Bundes unterschreiben. Darauf freilich besteht er. Wer nicht unterschreibt, fliegt hinaus. Macht ist Recht. Und er hat die Macht. In den beiden ehemaligen Domänen der nationalliberalen Partei, in Hannover und in der Rheinpfalz, ist der Bund heute fast allmächtig. Die sechs Wahlkreise der Rheinpfalz sind seit jeher sämmtlich nationalliberal. Jetzt wagt es nicht ein einziger ihrer bisherigen Inhaber, wieder zu candidieren. Denn der Bund ist gegen sie, weil sie sich des unsühnbaren Verbrechens schuldig gemacht haben, für die Handelsverträge zu stimmen. Und ohne den Bund keine Wahl. Se soumettre ou se démettre! Erst sträubte man sich ein wenig gegen die Unterwerfung. Aber bald kroch man zu Kreuze. Der nationalliberale Centralausschuss für die Rheinpfalz beschloss, von der Forderung abzustehen, dass die von ihm unterstützten Candidaten sich der nationalliberalen Fraction anschließen. Es genüge, wenn sie „national" seien! Feierlich hat die Leitung der nationalliberalen Partei darauf verzichtet, die Bekundung liberaler Gesinnung auch nur äußerlich zu fordern. Der Bund dictiert, die Partei pariert. Ihre Candidaten haben sich die eiserne Kugel der gesammten agrarischen Forderungen anschmieden lassen. So wird mancher von ihnen sich in das Parlament hineinretten. Natürlich, die Galeeren sind angenehmer als die Todesstrafe. Lieber die Kugel am Bein, als den Kopf vom Rumpfe.

Wenn man vom deutschen Liberalismus spricht, wird man in Zukunft gut thun, die nationalliberale Partei gänzlich außer Betracht zu lassen, denn der Inhalt muss entscheiden, nicht Name oder Form. Eine ausgeblasene Eierschale ist nun einmal kein Ei. Als liberal können nur noch in Betracht kommen die *freisinnige Vereinigung* und die *freisinnige Volkspartei*. Die süddeutsche Volkspartei lasse ich als demokratisch aus dem Spiele.

Vor etwa Jahresfrist schienen die Aussichten der beiden liberalen Fractionen glänzend zu stehen. Damals beherrschte das neue preußische Vereinsgesetz die öffentliche Meinung Deutschlands. Die kümmerlichen Ansätze unseres preußischen Vereins- und Versammlungsrechtes waren in höchster Gefahr. Da die Socialdemokraten im preußischen Landtage nicht vertreten sind, so waren die Freisinnigen die schneidigsten Kämpfer gegen das Attentat auf unsere Volksrechte. Eugen *Richter* hielt seine berühmten Reden. Alles, was freiheitlich dachte in Deutschland, konnte ihm seine Sympathien nicht versagen. Der todtgesagte Freisinn schien wirklich zu neuem Leben zu erwachen.

Wie rasch ist der Traum von der Auferstehung des deutschen Freisinns verflogen. Und der Mann, der ihn hingezaubert hatte, hat auch das Meiste gethan, um ihn wieder zu verscheuchen. Eugen Richter, der so unendlich weit über die anderen Freisinnigen hinausragt, ist doch anderseits durch seinen Starrsinn am meisten daran schuld, dass sich inzwischen die Wahlaussichten der Freisinnigen reißend schnell rückwärts entwickelt haben. Liebermann v. *Sonnenberg* entfesselte neulich im Reichstage stürmische Heiterkeit dadurch, dass er den Freisinnigen vorschlug, sie sollten ihrem Eugen ein Denkmal errichten mit der Inschrift: „Die Freisinnigen ihrem Eugen Zugrunde—Richter!" Und in der That liegt in diesem Witz ein Stück Wahrheit. Niemand hat mehr dazu beigetragen, dem Freisinn die Bedeutung zu geben, die er in der Geschichte des Deutschen Reiches beanspruchen kann, als Richter. Und niemand ist auch mehr schuld an dem unaufhaltsamen Rückgang der Partei als er. Er gehört zu den Leuten, die keine Götter neben sich dulden. Sein Parteipapstthum schreckt alle selbständigen, irgendwie hervorragenden Leute von der dauernden Verbindung mit ihm ab. Er kann nur Leute um sich brauchen, die wie die Herren *Knörcke*, *Langerhans* u. s. w. die Unbedeutendheit selbst sind und gefügig die Befehle des Meisters ausführen. Mit unversöhnlichem Hass verfolgt er die, die einst seiner Führung gefolgt sind, sich ihm aber später entzogen haben. Darum gilt sein Hauptkampf nicht etwa den Junkern, sondern — der freisinnigen Vereinigung, den Parteigenossen von einst.

Die *freisinnige Vereinigung* bildete sich im Frühjahre 1893. Zehn Mitglieder der deutsch-freisinnigen Partei, die im Gegensatz zur Mehrheit ihrer Partei für die damalige Militärvorlage eintraten, schieden aus ihr aus. Die Wahlen am 16. Juni 1893 brachten die kleine Gruppe auf 12 Mitglieder, von denen eines bei einer Ersatzwahl durch einen freisinnigen Volksparteiler — so nannte sich seitdem die alte Stammpartei — ersetzt wurde. Vom ersten Tag ihres Erstehens an ist der freisinnigen Vereinigung von dem Führer der freisinnigen Volkspartei, Eugen Richter, der Untergang geschworen worden. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird der große Volkstribun am 16. Juni 1898 so ziemlich sein Ziel erreichen. Denn die freisinnige Vereinigung, so jung sie ihrem Entstehungsjahre nach ist, leidet an einer unheilbaren Krankheit der *Altersschwäche*. Das fühlt sie wohl selbst. Darum fehlt ihr jedes Selbstvertrauen. Und weil sie aus eigener Kraft nicht siegen zu können vermeint, so lechzt sie nach Compromissen. Ein Conservativer bezeichnete sie einmal als die „weibliche Linie" des Freisinns. Sie hat eine Epheunatur: kann sie sich nicht irgendwo anranken, so sinkt sie hilflos in sich zusammen. Ein paar ihrer Führer, wie der gute alte *Rickert*, werden vielleicht dank ihrer persönlichen Beziehungen den Reichstag wieder sehen. Als Partei — ja kann man diese Leute, die weder ein Programm, noch eine Spur von Organisation besitzen, überhaupt eine Partei nennen? Nun, einerlei, wenn sie bis jetzt keine Partei, sondern höchstens

eine Gruppe im Reichstage waren, so werden sie in Zukunst nicht einmal das, sondern nur eine Anzahl von Personen sein. In ihre Erbschaft werden sich die Richter'schen, die Nationalliberalen und Nationalsocialen theilen. Gerade die Rickert'sche Gruppe erbringt bis zur Unwiderleglichkeit den Beweis, dass es mit der alten Form des deutschen Liberalismus vorbei ist. Trotz ihrer in politischer und nationaler Beziehung im großen und ganzen einwandsfreien Stellung geht sie zugrunde, weil sie wirtschaftlich blind geblieben ist. Sie stirbt am Manchesterthum. Und den letzten Fußtritt versetzt ihr ihr älterer freisinniger Bruder.

Ein bedeutend zäheres Leben verspricht dieser Bruder, die *freisinnige Volkspartei*, zu haben. Wirtschaftliche Einsicht kann man auch ihr freilich kaum nachrühmen. Sie ist ziemlich ebenso unsocial, wie die freisinnige Vereinigung. Darum schien schon die vorige Reichstagswahl ihr das Sterbeglöcklein zu läuten. Am Tage der Hauptwahl, am 15. Juni 1893, gelangte nicht ein einziger Anhänger Richters in den Reichstag. Es bedurfte socialdemokratischer und anderer Krücken, um durch die Stichwahlen wenigstens 24 Richterianer hineinzuretten. Aber die freiheitsfeindliche Politik der Regierung und der Rechten hat seitdem ihre Segel etwas schwellen gemacht. Jeder neue Angriff gegen Wahl- und Vereinsrecht, Press- und Versammlungsfreiheit gab Eugen Richter neue Gelegenheit, sich parlamentarische Lorbeeren zu holen. So fiel denn eine Anzahl von Ersatzwahlen zu Gunsten der freisinnigen Volkspartei aus. Man sah in ihr eben einen Anwalt der bedrohten Volksrechte. Auch hielt mancher, der nur zu wählen hatte zwischen dem extremsten Agrarierthum auf der einen und dem Manchesterliberalismus auf der anderen Seite, diesen wenigstens für das kleinere Uebel. Und es wäre keineswegs ausgeschlossen gewesen, dass alle diese Einzelerfolge sich diesmal bei den allgemeinen Wahlen zu einer bedeutenden Stärkung der freisinnigen Volkspartei verdichtet hätten, wenn — ja wenn Eugen Richter eben nicht Eugen Richte wäre, d. h. wenn er es vermöchte, seine persönlichen Hassgefühle der Sache des Gesammtliberalismus unterzuordnen. Aber das bringt er nicht fertig. Die Vernichtung der Rickert'schen Gruppe erscheint ihm vielleicht nicht wichtiger als die Besiegung des Junkeransturmes. Aber jedenfalls verwendet er mehr Eifer darauf. Und so verbrauchen denn die beiden Theile des Freisinns, die allein noch als die Vertreter der alten Form des deutschen Liberalismus gelten können, mit den besten Theil ihrer Kraft zur gegenseitigen Zerfleischung. Schmunzelnd aber stehen die Junker dabei. Es *hätte* ihnen so schlecht gehen können!

So steht's denn trübe mit dem deutschen Liberalismus. Auf der einen Seite die Junker und Junkergenossen, die Nationalliberalen dabei nicht in letzter Linie, geeint zu geschlossener Kampfesfront unter dem Banner: *Politik der Sammlung!* Geistig bankerott, aber siegesgewiss. Und bei der Gunst der Umstände nicht ganz ohne Grund. Wie denn die Deutsche Tageszeitung, das Hauptorgan des Bundes der Landwirte, schon jetzt eine rein agrarische Mehrheit für den nächsten Reichstag in Aussicht stellt. Auf der anderen Seite die Liberalen gespalten, hie ein Häuflein, da ein Häuflein, auch von Kampfeseifer erfüllt, aber zumeist — gegen einander. Und wenn der officielle Liberalismus unter diesen Verhältnissen eine neue Niederlage zu verzeichnen haben wird, so bleibt Eugen Richter wenigstens ein Trost: die freisinnige Vereinigung wird der am meisten leidtragende Theil sein.

Ein Glück, dass die Zukunft des großen deutschen Liberalismus nicht allein bei den sich jetzt liberal oder freisinnig nennenden Parteien ruht. Wenn der Manchesterliberalismus endgiltig begraben sein wird, wird der *sociale Liberalismus* sein leuchtendes Banner entfalten.

Berlin. H. v. Gerlach.

Die Mailänder Revolte.

Mailand hat in sonderbarer Weise das fünfzigjährige Gedenkfest seiner fünftägigen Revolution begangen. Mit derselben Erbitterung, mit der es damals gegen die Truppen Radetzky's kämpfte, hat es sich heute gegen die heimatliche Wehrmacht aufgelehnt. Wie mit einem Zauberschlag entstehen überall Barricaden; Frauen und Kinder stehen in den ersten Reihen, getrieben von wildem Fanatismus oder gedankenloser Waghalsigkeit. Dem Kreuzzug gegen die Herrschaft des Hauses Savoyen fehlt es nicht an priesterlichem Segen, und es berührt wunderbar genug, Verschwörer in der Kutte unter den Aufständischen zu finden. Im Jahre 1848 lautete das Feldgeschrei: „Freiheit! Es lebe Pius IX.! Tod den Deutschen! Gott hat es gewollt!" Heute ertönt der Ruf nach „Brot", nicht etwa, weil Mailand thatsächlich hungerte, sondern weil dieses Schlagwort bei der heutigen wirtschaftlichen Lage Italiens der beste Anlass zu einem allgemeinen Aufstand war.

Die Bevölkerung der Halbinsel befindet sich thatsächlich in einem elenden Zustande, denn Mailand ist wirklich die letzte Stadt, eine Hungerrevolte in Scene zu setzen. Die üppige lombardische Metropole weiß nichts vom düstern Elend Neapels. Es gibt dort beständig ausreichende und gut bezahlte Arbeit, dort macht sich nichts vom wirtschaftlichen Niedergange fühlbar, welcher so viele italienische Arbeiter zum Aufstande oder zur Auswanderung treibt. Die Mailänder Revolte hat demnach einen ausschließlich politischen Charakter, und wenn sie auch auf den ersten Blick spontan erscheinen mag, so ist es bei näherer Betrachtung doch klar, dass sie von langer Hand vorbereitet und unvermeidlich war. Die Ursachen der Bewegung sind leicht zu finden in der politischen Atmosphäre Mailands, die mit Radicalismus und Particularismus durchsetzt ist. Auch in Mailand gibt es staatsrechtliche Schwärmer, unter denen die Föderativrepublik die wärmsten und überzeugtesten Anhänger findet. Der Unterschied zwischen Nord- und Süditalien tritt nirgends deutlicher hervor als in Mailand, wo eine zur Schau getragene Verachtung gegen die Indolenz und die moralische Laxheit des Südens herrscht. Die Opposition gegen Crispi hat ihren Hauptsitz in Mailand, und Cavalotti dürfte in dieser Beziehung von sich mit Recht behaupten, dass er nicht bloß Vertreter einer einzelnen Partei, sondern der ganzen Stadt sei. Die außerordentlichen Ehren, welche dem im Duell gefallenen Volkstribunen erwiesen wurden, waren darnach angethan, den Regierenden viel Nachdenken zu verursachen. Jene riesige Menge, welche sich um die Bahre des Gefallenen sammelte, machte kein Hehl daraus, dass sie dessen Tod nicht bloß an dem glücklicheren Duellgegner, sondern an dem ganzen monarchischen System gerne rächen möchte, welches Cavalotti trotz mancher politischer Kreuz- und Quersprünge stets als dem Vaterlande verderblich bekämpft hatte.

Schon die Leichenfeier Cavalottis, welche eine Heerschau der radicalen Elemente Mailands war, und wobei mit Hintansetzung der Weihe des Todes nur revolutionäre Weisen gesungen und gespielt wurden, ließ ahnen, dass eine gewaltsame Erhebung sich vorbereite. Von da ab konnte der föderalistische Radicalismus sich als Herrn der Situation betrachten und der Widerstand der verfassungstreuen Partei blieb ein sehr schwächlicher. Die gemäßigte Partei in Italien ist in der Regel indolent, selbstsüchtig und feig. Sie liebt es, beim Herannahen der Gefahr wie der Vogel Strauß den Kopf in den Sand zu stecken und schmollt mit der Regierung, von der sie sich vernachlässigt glaubt. Sie hat weder den Muth noch die nöthige Ausdauer, um dem Ansturm jugendlich kräftiger, kühner und regsamer Parteien zu widerstehen. Dies zeigt sich besonders in Mailand, wo die liberale monarchische Partei ohnmächtig ist gegenüber der Socialdemokratie, die sich mit den Republikanern verbündet hat. Die Geschichte vom Monument Napoleon III. ist die beschämendste Bestätigung dieser Machtlosigkeit. Seit zwanzig Jahren wartet das Reiterstandbild des Kaisers — ein prächtiges Kunstwerk des Bildhauers Barzaglu — in Mailand enthüllt zu werden; und nie hat man den Muth dazu gefunden, aus Furcht vor den Drohungen der Radicalen. So ist die Statue in einen Hofraum verbannt — ein trauriger Beweis der Undankbarkeit gegen den Sieger von Solferino! Die Liberalen verdanken ihre zeitweiligen Erfolge nur der Unterstützung und Duldung der gemäßigt clericalen Partei. Nur mit ihrer Unterstützung gelang es ihnen, die Herrschaft in der Gemeinde zu behaupten, während die politischen Abgeordneten Mailands fast durchwegs Republikaner oder Socialisten sind. Die Unterstützung der Clericalen, welche sich lediglich auf die Gemeindewahlen beschränkte, ließ die moralische Schwäche der monarchischen Partei am deutlichsten zutagetreten und dieser Umstand fachte den Muth der Arbeitermassen an, die von der radicalen Presse ohnehin beständig angefeuert waren.

Das Journal „Il Secolo" ist jenseits der Alpen als einer der erbittertsten Widersacher des Dreibundes bekannt. Minder bekannt ist „l'Italia del Popolo", dessen Sprache an die leidenschaftlichsten Organe der französischen Revolution erinnert. Zu Beginn dieses Jahres machte das letztgenannte Blatt seinen Abonnenten ein sonderbares Geschenk in Gestalt eines Beiles mit der Inschrift: „Legt es an den Stamm!" Das war eine jener Absonderlichkeiten der italienischen Presse, die, wenn auch die ärmste von ganz Europa, doch die freigebigste gegenüber ihren Abonnenten ist. Nun erhält jenes Beil und mehr noch seine vielsagende Inschrift, da unter jenem Stamme selbstverständlich die Monarchie gemeint war, durch die Ereignisse eine noch weit größere Bedeutung und erklären die Maßregeln des Generals Bava, der bei Verhängung des Belagerungszustandes die gesammte Redaction des „Italia del Popolo" verhaften ließ. Die idealistischen Redacteure dieses Blattes haben in der eitlen Hoffnung, ihr föderalistisches Programm verwirklichen zu können, vor allem dazu beigetragen, die Furien des Anarchismus zu entfesseln und die Flammen des Aufruhres anzufachen. Es waren die Redacteure dieses Blattes, welche, mit oder ohne vorsätzlichen Plan, die Revolte beschleunigt haben, indem sie auf die Machtlosigkeit des gegenwärtigen Ministeriums rechneten.

Zanardelli und *Rudini* sind zwei für die italienische Monarchie verhängnisvolle Namen. Den einen kennzeichnet sein hohler Doctrinarismus und seine elastische Moral, mit der er sich selbst und seine Anhänger bereichert, den anderen die Fahrlässigkeit eines blasierten und unfähigen Grandseigneurs. Die erste Periode

der Regierungsthätigkeit Zanardellis beschloss das Attentat *Passanantes*. Die zweite Periode droht, wenn nicht dem Leben, so doch der Krone des Königs ernste Gefahr zu bringen. Rudini ist einer der leichtfertigsten Männer, die je an der Spitze eines großen Staatswesens gestanden, und ist ein würdiger College seines Freundes *Badeni*. Er gehört zu jenen Aristokraten, die die Politik wie einen Sport betreiben und mit dem Applomb eines Cavaliers und einigen oberflächlichen Kenntnissen die trostlose Leere ihres Gehirns und die Ueberzeugungslosigkeit ihres Innern verdecken. Sein großes Verdienst war, der Nachfolger *Crispis* zu werden. Nach dem adeligen Schurken aus Sicilien hatte man wenigstens die Gewissheit, einen Mann mit reinen Händen vor sich zu haben, und es war dies der einzige Grund, weshalb das Land ihn gerne an die Spitze der Regierung treten sah und darüber ganz vergessen hatte, dass Rudini schon einmal am Ruder gewesen war, und damals nicht einmal sonderliche Proben einer peniblen Ehrbarkeit abgelegt hatte, da er mit Baron Nicotera, einem Abenteurer und noch dunkleren Ehrenmanne als Crispi, in Verbindung getreten war. Uebrigens gibt es ja noch nebst jener Ehrenhaftigkeit in Geldsachen eine andere Art von Rechtschaffenheit, die man von einem Staatsmanne in einem constitutionellen Lande verlangen darf, und zwar ist dies die Ehrlichkeit und Loyalität in seiner parlamentarischen Führung, und in dieser Hinsicht hat Rudini das kläglichste Schauspiel der Doppelzüngigkeit und Unehrlichkeit geboten. Vom Scheitel bis zur Sohle ein aristokratischer Conservativer, in seiner Gesinnung wie in seinem Auftreten, gefiel er sich doch stets darin, mit den Radicalen zu liebäugeln; Cavalotti war sein Busenfreund und sein Berather. Rudinis höchstes Glück wäre es gewesen, eines Tages den verwildert aussehenden Dichter in einer Ministerrathssitzung im Quirinal vorzustellen und wohl sicher nicht um seiner antidynastischen Gedichte willen, in welchen er stets „Savoja“ mit „boja“ (Henker) reimte.

Die letzten allgemeinen Wahlen standen unter dem Einflusse Cavalottis. Es ist nicht das Verdienst Rudinis, wenn nicht schon damals eine friedliche Revolution der Wähler der Monarchie einen Stoß versetzte. Das durch die afrikanischen Misserfolge, durch die Bankscandale und durch das Misstrauen der Bevölkerung gegen die herrschenden Classen so arg compromittierte Regime wurde durch die zweideutige Haltung des Ministerpräsidenten um das letzte Ansehen gebracht, und es ist kein Wunder, dass die Hitzköpfe in Mailand den Augenblick als geeignet erachteten für einen kühnen Angriff, dem der zaudernde und kraftlose Rudini nicht entgegenzutreten imstande wäre.

Dazu kommt noch die Erinnerung an die fünf glorreichen Tage des Jahres 1848, welche die Phantasie erhitzte und zur Nacheiferung anspornte. Die Hoffnung, dass das Beispiel Mailands die ganze Lombardei leicht zur Revolution mit fortreißen würde, die Gewissheit, jene entsetzlichen anarchistischen Elemente, welche eine Specialität Italiens sind, für sich zu haben: dies alles zusammengenommen bildet die Ursachen des Aufstandes. Er wäre auch erfolgreich gewesen ohne die eiserne Energie des Generals Bava und die Fahnentreue des Militärs. Es ist dies der einzige Trost beim Anblick dieses Aufstandes, der die Straßen Mailands wie zur Zeit jenes erbitterten Kampfes im Jahre 1848 mit Blut überschwemmte und in der *einzigen* blühenden Stadt Italiens Ruinen schuf und ihre Zukunft gefährdet, wenn nicht unser degenerierter Parlamentarismus sich dazu aufrafft, die Wunden zu beseitigen, die in unserem schönen und so unglücklichen Vaterlande so verhängnisvolle und tiefgehende Unzufriedenheit heraufbeschwören.

Professor Alessandro Luzio.

Zur Dynamitfrage in Oesterreich.

Das Dynamit, vor 30 Jahren als Schrecken aller Schrecken zögernd und schrittweise in den Bergbau eingeführt, ist heute eines der Fundamente desselben geworden, ohne welches man sich die moderne Montan-Industrie gar nicht denken kann. Ungefähr 30.000 metrische Centner Dynamit werden jährlich in Oesterreich-Ungarn versprengt, wovon gut zwei Drittheile auf den Bergbau entfallen.

Bei so allgemeiner Verwendung in derartigen Quantitäten ist der Schein der außerordentlichen Gefährlichkeit, der das Dynamit sonst umgab, längst geschwunden. Bei der Herstellung dieses riesigen Sprengstoffquantums ereignen sich nur äußerst selten Unglücksfälle, jedenfalls seltener als in Industrien, welche für absolut gefahrlos gelten. Trotzdem seit drei Decennien über 50 Millionen Kilogramm Dynamit auf den österreichischen und ungarischen Bahnen befördert wurden, ist bisher nicht ein einziger Unfall während des Transportes zu verzeichnen gewesen.

In der Fabrication des Dynamits gibt es keine Geheimnisse. Das Wesen derselben besteht darin, dass Glycerin durch Anwendung eines Gemisches aus Salpeter- und Schwefelsäure in Nitroglycerin übergeführt, dieses durch Zusatz von Collodiumwolle verdickt und in diesem Zustande durch ein sogenanntes Zumischpulver, bestehend aus Salpeter und Holz-, beziehungsweise Kornmehl, aufgesaugt wird. Die pastöse Masse wird in Patronenform gebracht und ist zum Gebrauche fertig.

Die Herstellungskosten (Material und Lohn) betragen bei den heutigen Glycerinpreisen für die stärkste Sorte, Dynamit Nr. 1, inclusive dem Packmateriale, versandtfähig hergestellt, per 100 Kilogramm im Maximum 57 fl. Dazu ist hinzuzuschlagen die Quote für Fabrikunkosten, Amortisation, Zinsen und Generalregie, welche sich selbstverständlich nach dem erzeugten Quantum richtet.

Die Annahme, dass die Dynamit-Fabrication mit einem großen Risico verbunden sei und durch eine einzige Unvorsichtigkeit etwa die ganze Fabrik in die Luft fliegen könne, demnach ein besonders hoher Gewinn in dieser Industrie berechtigt sei, ist irrthümlich. Nach den gesetzlichen Vorschriften muss die Erzeugung des Dynamits in einer Anzahl von einander durch Erdwälle getrennter, ganz isoliert stehender, kleiner, hölzerner Gebäude erfolgen, wodurch etwaige Explosionen localisiert werden. Auf diese Art wird der „materielle“ Schaden im Falle einer Explosion ein relativ ganz unbedeutender, der, in Form einer Prämie auf den Preis der Ware ausgedrückt, die Vertheuerung derselben nicht nennenswert macht.

Bei einem so bedeutenden Consume eines für den Bergbau vollkommen unentbehrlich gewordenen Bedarfsgegenstandes, dessen Fabrication in einer Hand vereinigt, dessen Patente abgelaufen, dessen Herstellung bis in die minutiösesten Details genau studiert, keine weiteren kostspieligen Experimente nothwendig macht, bei längst amortisierten Fabriken, welche gegenüber anderen Industrien nur minimale Neuanschaffungen benöthigen, bei einem sehr kleinen, durch überreiche Reserven gedeckten und gegenüber dem Jahresumsatze überhaupt nicht in Betracht kommenden Risico, sollte man nun erwarten, dass dieser Consumartikel zu einem Preise zu haben sei, welcher den wirklichen Herstellungskosten angepasst ist und seine Verwendung in jenem Maße ermöglicht, wie es die Entwicklung des Bergbaues verlangt.

Das ist nun leider nicht der Fall, welcher Umstand die Ursache steter Klage der Bergbautreibenden ist und seinen Ausdruck in zahlreichen Resolutionen, Petitionen und Interpellationen bereits gefunden hat.

Unter den Zusammenstellungen, welche von fachmännischer Seite verfasst wurden, um den nachtheiligen Einfluss der hohen Dynamitpreise auf die Entwicklung des heimischen Bergbaues darzuthun, ist am interessantesten jene, welche vom Montan-Verein für Böhmen auf Grund eines großen statistischen Materiales verfasst und in einer Eingabe an das Ministerium des Innern in Angelegenheit der Errichtung einer berufsgenossenschaftlichen Dynamitfabrik benützt wurde.

Ausgehend von der Thatsache, dass die Dynamitpreise in Oesterreich um allermindestens 40 fl. per 100 Kilogramm höher sind als im Deutschen Reiche, wird in der Zusammenstellung des genannten Vereines ausgeführt, dass die „*Mehr*“kosten für Dynamit von dem Reingewinn der besser situierten Steinkohlenwerke aufzehren: 1 bis 2·5 Procent, von den Eisensteinbergbauen: 5 Procent und dass „nur“ infolge des abnormen Dynamitpreises schwächere Kohlenflötze oder ärmere Erzpartien nicht abgebaut werden können; dass ferner viele für den Aufschluss und „sicheren“ Betrieb der Gruben ersprießliche Querschläge, Gesenke u. dgl. zum Nachtheile des Nationalwohlstandes unterlassen werden müssen. Es wird ferner ausgeführt, dass der ungebürlich hohe Dynamitpreis sich am allerschädlichsten bei der Durchführung wichtiger Aufschlussarbeiten äußert, welche behufs rascher Fertigstellung die Anwendung maschineller Bohrarbeit erheischen, wo die durch den „*Ueberpreis*“ des Dynamits herbeigeführten Auslagen bis 60 Procent des Häuerlohnes betragen, ja es sind Fälle nicht selten, dass die Dynamit*mehr*kosten höher sind, als der Häuerlohn.

Diese den Bergbau schädigenden Verhältnisse sind dadurch verursacht, dass, wie allgemein bekannt, die Dynamitindustrie in Oesterreich-Ungarn das Monopol einer Actiengesellschaft bildet, deren Interessenten überdies noch zum größten Theile im Auslande sich befinden. Dieses Monopol wäre jedoch absolut nicht zu halten gewesen, wenn die bestehenden gesetzlichen Vorschriften im Concessionswege für Sprengstoffe eingehalten worden wären und das Kriegsministerium nicht die Entstehung von Concurrenzunternehmungen gegen die monopolisierende Gesellschaft jedesmal vereitelt hätte. Nachdem diese Praxis, durch Jahre hindurch geübt, dem heimischen Bergbau fortgesetzt Schaden zugefügt hatte, und Millionen Dividenden über die Grenze geschickt und dem heimischen Wohlstand entzogen wurden, hat das Kriegsministerium das Recht, welches es anderen vorenthielt, im kurzen Wege sich selbst ertheilt und eine Dynamitfabrik errichtet. Nach officiellen Nachrichten wird das Kriegsministerium demnächst mit dem Verkaufe beginnen und Dynamit I, welches bisher einen Preis zwischen 120 fl. und 140 fl. hatte, zum Preise von 98 fl. abgeben. Gegenüber deutschen Verhältnissen wäre das immer noch hoch genug, auf die bisher bezahlten Preise bezogen jedoch eine nennenswerte Ermäßigung und damit eine Erleichterung für den Bergbau, vorausgesetzt

natürlich, dass an diesem Preise auch festgehalten und der Sprengstoff in solchen Quantitäten erzeugt wird, dass er dem ganzen Bergbau und nicht nur einzelnen Bevorzugten zugute kommt. Es ist schwer zu glauben, dass eine Behörde, welche den berechtigten Klagen eines der wichtigsten, eminent productiven Stände gegenüber jahrelang ostentative Nichtbeachtung zur Schau trug, plötzlich ihr Herz für denselben entdeckt haben sollte. Man empfindet es in bergbaulichen Kreisen wohl als eine Genugthuung, dass endlich Schritte gethan sind, welche eine Brechung des bestgehassten Privatmonopoles erwarten lassen, als Sicherstellung gegen Wiederkehr der jahrelang erduldeten jammervollen Zustände kann man das Vorgehen des Kriegsministeriums jedoch nicht betrachten. Eine sichere und dauernde Bürgschaft für die Wahrung der Interessen des Bergbaues in der „Dynamitfrage“ würde erst dadurch geschaffen, dass man den Bergbautreibenden ihr gesetzlich gewährleistetes Recht zur Herstellung des Dynamits in einer berufsgenossenschaftlichen Fabrik und damit den Bezug desselben zum Selbstkostenpreis nicht länger gegen alles Recht vorenthalten würde.

Rudolf Sprenger.

Das österreichische Nahrungsmittelgesetz und seine Durchführung.

Von Professor Dr. Ferdinand Hueppe (Prag).

Im Jahre 1897 wurde das Gesetz vom 16. Jänner 1896, betreffend den Verkehr mit Lebensmitteln und einigen Gebrauchsgegenständen in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern rechtskräftig, so dass es mit dem 14. October 1897 in Wirksamkeit trat.

Auf Grund des deutschen Nahrungsmittelgesetzes vom 14. Mai 1879 war am 14. April 1880 von dem Abgeordneten Dr. med. Roser in Oesterreich ein analoges Gesetz angeregt, und nochmals am 6. December 1882 ein entsprechender Antrag gestellt worden.

Seit dieser Zeit ist die Frage trotz wiederholter Zurückstellungen nie ganz zur Ruhe gekommen, bis sie endlich im obigen Gesetze einen präcisen Ausdruck fand.

In Oesterreich selbst hat das Gesetz bereits verschiedenartige Deutungen erfahren. Von den einen wurde es einseitig als Sanitätsgesetz betrachtet, von anderen wiederum als eine rein technische Maßnahme.

In letzter Beziehung wurde das Gesetz besonders von dem Verein österreichischer Chemiker in Wien am 4. December 1897 angegriffen. Am 26. Februar 1898 beschloß auch die österreichische Gesellschaft zur Förderung der chemischen Industrie in Prag, gegen einige Ausführungsbestimmungen zu protestieren. Von juristischer Seite wurde darauf hingewiesen, dass das Gesetz in erster Linie ein technisches Gesetz sei, weil man erst jetzt auf Grund desselben gegen Verfälschungen vorgehen könne. Ein Gesundheitsgesetz sei es deshalb viel weniger, weil bereits früher die Möglichkeit bestanden habe, gegen Gesundheitsschädigungen vorzugehen.

Ich will dieses letztere Argument gleich vorweg nehmen und dagegen nur bemerken, dass ein Einschreiten früher nur dann möglich war, wenn der Dolus, d. h. die bewusste Absicht der Gesundheitsschädigung, nachgewiesen werden konnte. Dies war aber fast nie möglich und so fehlte bis jetzt ein ausreichendes Sanitätsgesetz genau ebenso wie ein technisches Gesetz. Das Nahrungsmittelgesetz hat also nach beiden Richtungen eine überall empfundene Lücke ausgefüllt; es ist Sanitätsgesetz und technisches Gesetz.

Im Kampfe um das Vorrecht, ob Sanitäts- oder technisches Gesetz, kann nicht übersehen werden, dass vom Anfang an in allen Ländern, aber auch unzweideutig in den Verhandlungen des Reichsrathes, das gesundheitliche Moment das wichtigere und entscheidende war.

Die Bevölkerung findet sich zweifellos durch die Fälschungen der Nahrungsmittel in der Gefahr einer Vermögensschädigung; aber noch größer ist die Furcht, dass mit den entsprechenden Fälschungsmanipulationen auch Veränderungen der Nahrungsmittel einhergehen, welche die Gesundheit bedrohen. Vielfach sind allerdings diese Befürchtungen nicht berechtigt, weil die Fälscher viel zu schlau sind, um einen Gewinn, den sie in harmloserer Weise erzielen können, durch Manipulationen sich anzueignen, welche sie eventuell mit dem Zuchthause in Berührung bringen könnten. Besonders der Großbetrieb in den Fälschungen, dem chemische und technische Hilfe zu Gebote steht, hütet sich möglichst vor directen Gesundheitsschädigungen. Aber die indirecten Gesundheitsschädigungen werden dadurch oft nicht berührt. Diese beruhen hauptsächlich darauf, dass bei der fabriksmäßigen Herstellung und bei der Aufbewahrung der Nahrungsmittel Veränderungen eintreten können, welche zu Gesundheitsstörungen führen. Die Beurtheilung dieser letzteren für die Oeffentlichkeit so wichtigen Momente entzieht sich sehr oft der rein technischen Untersuchung der Nahrungsmittel. Sie verlangt dagegen Kenntnisse der technischen Herstellung überhaupt, besonders aber die Fähigkeit, die technische Herstellung nach der gesundheitlichen Seite zu beurtheilen.

Die Kenntnis der Gesundheitsschädigungen durch Nahrungsmittel hat infolge der hygienischen Forschungen große Fortschritte gemacht. Es genügt vielleicht in dieser Hinsicht anzuführen, dass wir über die Beziehungen des Wassers zu Seuchen, über die Zersetzung der Nahrungsmittel durch Kleinlebewesen, die zu Vergiftungen und Seuchen führen, durch die bakteriologischen Ermittlungen wichtige Aufschlüsse erhalten haben, welche durch die chemisch-technische Untersuchung nicht zu erkennen sind. In dieselbe Gruppe gehören die Aufschlüsse über die Gefahren von erkranktem und zersetztem Fleisch. Weiter kommt hinzu, dass die Ausdehnung der Industrie und die besonderen Anforderungen an die Massenernährung in der Industrie, beim Militär 2c., mehr und mehr dazu führen, Nahrungsmittel aus fremden Ländern einzuführen. Zu diesem Behufe müssen die Nahrungsmittel in Conserven übergeführt werden, deren Herstellnng, Aufbewahrung und Beurtheilung der Zersetzungsmöglichkeit ganz entschieden hygienische Kenntnisse verlangt. Ein Nahrungsmittelgesetz, welches nur technische analytische Gesichtspunkte berücksichtigen oder einseitig in den Vordergrund stellen wollte, würde von Vornherein zur Leistungsunfähigkeit verurtheilt sein.

Ein Nahrungsmittelgesetz ist in erster Linie ein Sanitätsgesetz und muss es bleiben, wenn es die nöthige Anpassungsfähigkeit für die Zukunft haben soll. Dadurch wird auch die volkswirtschaftliche Seite am besten gewahrt, die merkwürdiger Weise von keiner der beiden Parteien berücksichtigt worden ist.

Unser Gesetz war von der Regierung ursprünglich in einer bei weitem besseren Form vorgeschlagen, als die ist, in der es die Zustimmung des Reichsrathes erhielt. Dies ist auch leicht begreiflich, da die Regierung die Möglichkeit hat, die besten Fachleute des Landes heranzuziehen, während diese in den Parlamenten doch nur ganz verschwindend vertreten sind. Die Parlamente haben auch wohl andere sociale Fragen zu lösen, als gerade die technischen Einzelheiten solcher Gesetze, die stets die Parlamente verschlechtert verlassen. Die Regierung hat darin einen großen Vorsprung, wenn sie sich nur von der Cliquenwirtschaft frei macht und die Fachleute rechtzeitig befragt. Die Regierung war von der Ansicht ausgegangen, dass das Gesetz seine volle Wirkung nur dann zu entfalten vermag, wenn es im ganzen Staate gleichmäßig durchgeführt würde. Der Regierungsentwurf hatte deshalb die Gemeinden zur Handhabung der Aufsicht im übertragenen Wirkungskreise verpflichtet, die Bestellung beeideter Aufsichtsorgane gleichmäßig in's Auge gefasst und für diese Beamten einen gleichmäßigen Befähigungsnachweis verlangt.

Auch für die von den autonomen Körperschaften zu errichtenden Anstalten war die Organisation nach allen Richtungen denen der Anstalten des Staates gleichartig ins Auge gefasst worden. Wie bei uns die Gemeinden sich mit besonderer Vorliebe mit Politik beschäftigen, die wirtschaftlichen Arbeiten aber oft ganz ungeheuerlich vernachlässigen, so haben auch leider die großen autonomen Körperschaften sich bei uns gewöhnt, die wirtschaftlichen und socialen Aufgaben zurücktreten zu lassen hinter der politischen und nationalen Thätigkeit. Die Folge dieser Zustände hat sich im Reichsrathe derart bemerkbar gemacht, dass dieser Theil der Regierungsvorlage fiel. Die Regierung kann jetzt zur Handhabung des Gesetzes erst Gutachten der einzelnen 17 Landtage einholen! Der Landesgesetzgebung bleibt es überlassen, zu bestimmen, welche autonomen Körperschaften besondere beeidete Organe für die Handhabung der Gesundheits- und Lebensmittelpolizei zu bestellen haben. Die Regierung muss also erst jetzt Gutachten jedes einzelnen Landtages einholen, so dass, wie beim Sanitätsgesetze, sicher viele Jahre vergehen werden, bevor in allen im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern die das Reichsgesetz ergänzenden Landesgesetze erlassen sein werden.

Aus der Ungleichartigkeit der Handhabung des Gesetzes, der größeren oder geringeren Strenge in der Durchführung, müssen sich selbstverständlich die größten Missstände ergeben. Das letztere muss um so mehr der Fall sein, als der § 25 den autonomen Körperschaften es ganz anheim stellt, wie sie ihre Anstalten einrichten und welche Anforderungen sie bezüglich der sachlichen Ausbildung der Beamten stellen wollen. Wenn auch diese Sachverständigen, die mit der Ausstellung von Gutachten der autonomen Körperschaften betraut sind, von der Regierung zu vereidigen sind, so ist dies ein sehr geringer Ersatz dafür, dass der Regierung das Recht genommen wurde, von den Beamten der autonomen Körperschaften einen Befähigungsnachweis zu fordern. Ob es auf die Dauer vortheilhaft ist, einen wissenschaftlichen Beirath für die Angelegenheiten des Nahrungsmittelgesetzes neben dem obersten Sanitätsrath zu schaffen, kann bestritten werden. Wichtig ist, dass in diesem Beirath den technischen Sachverständigen, besonders den technischen Hochschulen ein großer Einfluss gewahrt ist. Dies würde wohl weniger der Fall sein, wenn die Mitglieder des Beirathes zu außerordentlichen Mitgliedern des obersten Sanitätsrathes ernannt würden. Andererseits liegt im Vorhandensein von zwei solchen Beiräthen bei ein und demselben Ministerium auch wieder eine Complication, weil nach dem Sanitätsgesetze in vielen Fragen der oberste Sanitätsrath nach oder neben dem Beirathe gehört werden muss.

Für die technische Untersuchung wurden zunächst fünf staatliche *„allgemeine Untersuchungsanstalten“* activiert, während schon bestehenden Untersuchungsanstalten, welche auf Nachbargebieten arbeiten, für bestimmte Gegenstände, die in den Rahmen des Gesetzes fallen, der Charakter *„staatlicher Specialuntersuchungsstellen“* zuerkannt werden kann. In ähnlicher Weise können auch im Staatsdienste stehende hervorragende Fachmänner als *„staatlich bestellte Lebensmittel-Analytiker“* anerkannt werden. Von einer Betrauung von Privatlaboratorien mit einschlägigen Untersuchungen und von einer Anerkennung deren Vorstände, wie sie in Deutschland zur Durchführung des Gesetzes sehr wesentlich beigetragen hat, ist in unserem Gesetze keine Rede. Den staatlichen Untersuchungs-Anstalten ist es auch gestattet, Untersuchungen für Private auszuführen, aber es ist ihnen auch leider die Untersuchung und Abgabe von Gutachten über verwandte, nicht unmittelbar in den Rahmen des Nahrungsmittelgesetzes fallende Gegenstände der Gesundheitspolizei und Hygiene, über die dem Gesetze nicht unterliegende Qualitätsverkürzung im Waarenverkehr, über Gegenstände, die der Zoll- und Verzehrungssteuer unterliegen, gestattet, so weit es die Zeit zulässt. Außerdem sollen diese Anstalten in gewissen Fällen zu Revisionen in den unter das Gesetz fallenden Betrieben herangezogen werden.

Gegen die jetzige Form der Activierung der staatlichen Untersuchungsanstalten ist ein sehr entschiedener Widerspruch seitens der technischen Hochschulen und der an ihnen ausgebildeten Analytiker bereits erfolgt, welche in dem jetzigen Modus eine unberechtigte Herabsetzung zu sehen glauben. Diese dem Ministerium des Innern unmittelbar unterstehenden Staatsanstalten wurden an die fünf bestehenden hygienischen Universitäts-Institute in Wien, Prag (deutsch und tschechisch), Graz und Krakau angegliedert. Die Regierung hatte dies in ihrem Motivenberichte zum ersten Gesetzentwurf vom Jahre 1888 bereits angekündigt und dies 1893 wiederholt. Trotzdem kann selbstverständlich die Frage ganz objectiv geprüft werden, ob eine solche Angliederung überhaupt nützlich ist, oder, wenn irgend eine Angliederung gewählt werden musste, ob gerade diese Angliederung an die hygienischen Institute zweckmäßig war.

Man hat für die Angliederung an die hygienischen Institute geltend gemacht, dass dieselben die Physicatscandidaten auszubilden und zu prüfen haben, dass diese Candidaten in Zukunft sich viel eingehender mit den einschlägigen Fragen beschäftigen müssen, weil ihnen bei der Ueberwachung des Gesetzes eine wichtige Rolle zufällt. Man hat ferner gemeint, dass die hygienischen Institute durch diese Anstalten eine unmittelbare Fühlung mit dem praktischen Leben behalten würden, dass Behörden und Private sich gewöhnen könnten, Gutachten der Untersuchungsanstalten auch in solchen Fällen einzuholen, die mit dem Gesetze gar keine directe Beziehung haben.

Während anfangs uns für unsere hygienischen Institute große Vortheile durch die Verbindung in Aussicht gestellt waren, hat sich dies bereits jetzt so wesentlich anders gestaltet, dass der damalige Ministerpräsident bei der letzten Lesung nur noch von Vortheilen sprach, die den Untersuchungsanstalten aus der Verbindung erwachsen würden. Bei ganz ruhiger Prüfung sieht man auch bald, dass die Vortheile für die hygienischen Institute sehr geringfügig sein müssen und dass die Vorstände der hygienischen Institute mit der Angliederung der Sache ein großes Opfer bringen. Würden in unser Gesetz nicht eine ganze Reihe der Sache fernliegender Gegenstände hineingetragen worden sein, würde man sich enger an die wirklichen Bedürfnisse eines Nahrungsmittelgesetzes gehalten haben, so würde dies viel schneller erkannt worden sein. *Unser Gesetz ist aber kein einfaches Nahrungsmittelgesetz* und die Anstalten sind geradezu gedacht als Untersuchungsanstalten für alles. Die hygienischen Institute sind Forschungs- und Lehranstalten, bei deren Aufgaben die technische Feststellung der Nahrungsmittelfälschungen einen ganz kleinen Theil der Aufgaben ausmacht. Wir haben mit den wichtigeren Forschungsaufgaben auf Jahrzehnte hinaus so reichlich zu thun, dass wir der Anregungen nicht bedürfen, die sich aus dem einen oder anderen Falle der Untersuchungsanstalten ergeben. Es würde schlimm sein, wenn wir auf solche Anregungen warten müssten, um unsere Pflichten als Forscher zu erfüllen. Der hygienische Unterricht aber ist in den medicinischen Facultäten nach den Bedürfnissen dieser letzteren eingerichtet, und dieser Unterricht erfordert bereits jetzt so viel Zeit, dass eine weitere Belastung der Hygieniker in dieser Richtung hin undurchführbar ist.

Wenn auch das Gesetz in erster Linie Sanitätsgesetz ist, so *sind die Untersuchungsanstalten doch in erster Linie technische Anstalten*, die weder nach ihren Aufgaben, noch nach ihren Methoden in den engeren Rahmen der hygienischen Institute gehören. Zuerst erhebt sich als formelle Schwierigkeit, dass die Anstalten im Gegensatze zu den hygienischen Instituten Untersuchungsanstalten sind, die mit vorgeschriebenen Methoden zu arbeiten haben. Ihre Mitglieder sind Beamte und die Anstalten haben ganz bestimmte vorgeschriebene Dienststunden (zur Zeit 8—12, 2—6 Uhr), über die hinaus niemand verpflichtet ist, zu arbeiten. Bei den Aufgaben der hygienischen Institute ist eine solche Zeiteintheilung einfach undurchführbar. Je nach der Natur der Arbeiten muss in denselben bisweilen vom frühen Morgen bis zum spätesten Abend gearbeitet werden. Die Diener dieser Institute werden deshalb im Vergleich zu denen der Untersuchungsanstalten geradezu ungeheuerlich in Anspruch genommen, während anderseits in den Ferien ein voller Ersatz hiefür nicht gefunden werden kann. Da die Diener der Anstalten besser gezahlt sind als die der hygienischen Institute bei viel weniger Arbeit, erwachsen auch daraus eine ganze Reihe von Unzuträglichkeiten.

Die Fühlung der hygienischen Institute mit dem praktischen Leben ist noch auf sehr verschiedene Weise möglich, besonders, wenn man den Untersuchungsanstalten nicht der Sache fern liegende Begutachtungen zuweist; dieselbe war bei uns bis jetzt vorhanden und ist in Deutschland vorhanden, trotzdem dort nur sehr wenige Institute mit Nahrungsmittelanstalten verbunden sind. Bei den weit auseinander gehenden Aufgaben hat man am hygienischen Institute in München die Trennung von der Anstalt nur als eine Rückgabe an die wichtigeren Arbeiten empfunden, ebenso war es in Gießen. Nur in Leipzig hat man an der Zusammengliederung festgehalten, wobei aber in Betracht kommt, dass dort der Professor der Hygiene die Nahrungsmittel-Analyse als Specialität treibt. Man würde auch bei uns die Nothwendigkeit des Zusammenhanges der Institute mit den Anstalten nicht so einseitig betont haben, wenn man vor Activierung des Gesetzes *alle* Classen der Sachverständigen gehört hätte. Thatsächlich war aber *nur* der Rath des obersten Sanitätsrathes maßgebend und dadurch wurde nicht nur in dem Gesetze der gesundheitliche Gesichtspunkt noch mehr hervorgehoben, als es an und für sich nöthig gewesen wäre, sondern es wurden auch gewisse Möglichkeiten, welche zufällig jetzt die Universität in Wien bietet, verallgemeinert und Forderungen an die Nahrungsmittelchemiker gestellt, so dass dieselben nicht nur tüchtige Nahrungsmittel-Analytiker, sondern gleichzeitig auch medicinische Halbwisser werden sollten.

An der Wiener Universität ist zufällig der Professor der Chemie nicht physiologischer Chemiker in dem Sinne, wie an den anderen Hochschulen. Außerdem ist ein außerordentlicher Professor der Hygiene vorhanden, der specialistisch Nahrungsmittelchemie betreibt. Aus diesen Gründen, die durchaus keine allgemeine Giltigkeit für Oesterreich haben, sind Dinge in das Nahrungsmittelgesetz aufgenommen und den Angestellten Untersuchungen aufgetragen worden, welche in die Competenz der staatlich angestellten Fabriksinspectoren, Bezirksärzte und Thierärzte fallen.

Lässt man den Beamten den ihnen zukommenden und praktisch abgegrenzten Wirkungskreis und richtet man ihren Bildungsgang so ein, dass sie ihren wirklichen Aufgaben gerecht werden können, so braucht man die Nahrungsmittel-Experten nicht mit Aufgaben und Anforderungen zu behelligen, die ihnen ganz ferne liegen.

Nothwendig wäre in dieser Beziehung, dass eine schon seit Jahren von uns geforderte Reform der Physikatsprüfung stattfindet, dass die Physikats-Candidaten mehr praktisch geprüft werden, dass bei dem Prüfungsmaterial überflüssige Dinge z. B. der Wust von pharmakognostischen Anforderungen entfiele, dass dagegen die wirklich wichtige Hygiene eine angemessene Erweiterung erführe. Nothwendig ist aber auch in dieser Beziehung, dass Fortbildungscurse für die beamteten Aerzte eingerichtet werden. Dass dies bei uns gerade so gut möglich ist, wie in Deutschland, habe ich gezeigt, als ich vor einigen Jahren nach einem Uebereinkommen mit der Statthalterei in Böhmen solche Curse für die Hälfte der Bezirksärzte gehalten habe.

Wenn dies durchgreifend organisiert wird, so ist für das Nahrungsmittelgesetz mehr erreicht, als wenn man die Nahrungsmittel-Experten mit medicinischem Halbwissen füttert und dadurch verpfuscht.

Wenn man die ganz verschiedenartigen Aufgaben der hygienischen Institute der Universitäten und der Untersuchungsanstalten, wenn man weiter die daraus sich ergebenden, ganz verschiedenartigen Arbeitsweisen derselben, weiter die ebenso verschiedenartige Zeiteintheilung berücksichtigt, wenn man sich stricte an die praktisch durchführbaren Arbeiten und die sich daraus ergebenden Grenzen der wirklichen Leistungsfähigkeit hält, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der einzige vollständig befriedigende Weg zur vollständigen Durchführung des Nahrungsmittelgesetzes der ist, *dass die Untersuchungsanstalten als selbständige Institute eingerichtet werden*. Bei der Angliederung an andere Institute spielt die Geldfrage sehr bedeutend mit und sie spricht in diesem Falle sehr einseitig *für die Angliederung an die hygienischen Institute*.

Von juristischer Seite wurde mir dagegen gesagt, dass Richter und Anwälte in zweifelhaften Fällen mehr Wert auf das Urtheil eines praktisch erfahrenen Technologen als des in diesen Untersuchungen praktisch nicht so geübten Hygienikers legen würden und dass deshalb vom juristischen Standpunkte die Angliederung an ein Institut der technischen Hochschule bevorzugt werden müsste. In dieser Auffassung liegt aber ein Missverständnis. Der Hygieniker ist gar nicht für die Einzelnheiten der Analyse verantwortlich, sondern dazu sind die Oberinspectoren angestellt.

Die an den fünf staatlichen Anstalten angestellten Oberinspectoren sind aber tüchtige, zum Theil ganz hervorragende chemische

Fachleute, die an Competenz hinter keinem chemischen Professor einer unserer technischen Hochschulen zurückstehen.

Bei Angliederung an die technischen Hochschulen würde man also in dem Vorstande und Oberinspector zwei autoritative Fachleute gleicher Art haben, und der wirkliche Vertreter für die Analysen würde auch hier der Oberinspector sein, da der Vorstand des Institutes der technischen Hochschule, an welche die Untersuchungsanstalt angegliedert würde, sich um die Einzelheiten der Analyse genau so viel oder so wenig kümmern könnte wie der Professor der Hygiene, und diese Dinge und ihre eventuelle Vertretung auch dort dem Oberinspector zufielen. Die Angliederung an die hygienischen Institute hat dem gegenüber den unersetzlichen Vortheil, dass die Untersuchungsanstalten über das Urtheil der wenigen hygienischen Fachautoritäten, die Oesterreich besitzt, verfügen.

Zudem wird durch die Angliederung an die hygienischen Institute und bei dem Umstande, dass die Professoren der Hygiene für das Versehen der Vorstandsgeschäfte kein pensionsfähiges Gehalt, sondern nur eine Remuneration beziehen, der hygienische Rath zu einem lächerlich geringen Betrage gesichert, dass die technischen Institute dem gegenüber gar nichts bieten können.

Die Angliederung an die hygienischen Institute ist deshalb bedeutend *vortheilhafter für den Staat*, für den das Ministerium des Innern durch die Angliederung an die hygienischen Institute in der That ganz außerordentliche Vortheile verschafft hat, wie sie die Angliederung an ein chemisches oder technologisches Institut nie gewähren kann.

Etwas anders, beziehungsweise für die technischen Hochschulen günstiger würde die Frage liegen, wenn an den technischen Hochschulen selbst hygienische Institute bestünden. An diesen Hochschulen haben die hygienischen Institute etwas abweichende Aufgaben von den analogen Instituten der Universitäten, wo sie in erster Linie die Bedürfnisse der medicinischen Facultät zu befriedigen haben.

Bei Bestehen von hygienischen Instituten an den technischen Hochschulen würde meiner Ansicht nach die Angliederung der Untersuchungsanstalten an dieselben auf weniger Bedenken stoßen, als an Universitäten. Auch hier liegt eine Erfahrung aus Deutschland vor, wo sich an der technischen Hochschule in Dresden die Verbindung ebenso bewährt hat, wie sie dies an den Universitäten nicht gethan hat.

Auch bei uns kann die Frage von Professuren der Hygiene an den technischen Hochschulen nicht mehr lange umgangen werden. Bei den vielen Beziehungen der Technik im weitesten Sinne zu der Hygiene ist dies eine einfache Nothwendigkeit.

So lange dies nicht der Fall ist, sind sachlich *die hygienischen Universitäts-Institute jedenfalls am geeignetsten zu der Angliederung*. Wie aus solchen Thatsachen für den Staat die Pflicht erwachsen soll, den technischen Chemikern eine „Genugthuung" zu verschaffen, ist einfach unverständlich und zeigt von einer Empfindlichkeit der Vertreter der technischen Hochschulen, der jeder sachliche Hintergrund fehlt.

Wenn in Krakau als Analytiker Mediciner angestellt sind, so muss darauf hingewiesen werden, dass diese Herren gleichzeitig vorzüglich bewährte Chemiker sind, die in chemischen Fragen es ruhig mit ihren Kritikern von der Technik aufnehmen können.

Da die Untersuchungsanstalten auch wissenschaftliche Aufgaben haben, die Untersuchungsmethoden für neue Aufgaben ausgearbeitet oder an dieselben angepasst werden müssen, so muss für die chemischen Beamten der Staatsinstitute, die zugleich als Oberinstanzen in allen einschlägigen Fragen zu fungieren haben, die allgemeine Ausbildung in Chemie mindestens ebenso hoch bewertet werden, wie die bloß technisch-analytische.

Von diesem Momente ist in der Einwendung der Wiener Chemiker gar keine Rede, während die Bedeutung der technischen Routine ganz in den Vordergrund gestellt ist.

Wenn die Wiener technischen Chemiker von der ihnen gebürenden „leitenden" oder „führenden" Rolle bei den Untersuchungsanstalten sprechen, so liegt darin eher ihrerseits eine Ueberschätzung, nachdem an den fünf staatlichen Untersuchungsanstalten als Oberinspectoren bewährte chemische Kräfte bereits angestellt sind, die niemand das Recht hat, hinter den Professoren der technischen Hochschulen zurückzusetzen.

Ohne auf weitere Einzelnheiten, die kein allgemeines Interesse haben, noch näher einzugehen, muss ich deshalb mein Urtheil dahin zusammenfassen, dass ich:

1. vollständige selbständige Anstalten für das Richtige halte;

2. bei Angliederung an andere Anstalten die Angliederung an hygienische Institute der Universitäten und technischen Hochschulen für das Bessere und

3. die Angliederung an chemisch-technische Institute für die schlechtere Lösung halte.

Vorläufig stehen wir noch im Stadium der Versuche, und diese müssen darüber entscheiden, ob die auf die Dauer nirgends bewährte Cumulierung von Aemtern in diesem Falle von Dauer sein wird.

Auf jeden Fall dürfen die hygienischen Institute und deren Vorstände in ihren vielen und zeitraubenden wissenschaftlichen und Lehraufgaben durch die Anstalten nicht geschädigt werden. In dem Momente, wo dies geschieht, muss die Trennung erfolgen.

Ich selbst bin in dieser Beziehung übler daran als die anderen vier Hygieniker, weil meine beiden Institute räumlich weit entfernt sind. Trotz dieses sehr erschwerenden Umstandes und trotzdem ich von vorherein nicht für die Angliederung war, habe ich mich aber der Sache nicht entzogen, weil ich bei der schwierigen Lage der endlichen Verwirklichung des Nahrungsmittelgesetzes keine Hindernisse machen wollte, weil ich das Gesetz in erster Linie für ein Sanitätsgesetz halte, um dessen Zustandekommen wir Hygieniker seit Jahren kämpfen und dem wir deshalb auch Opfer bringen müssen. Allerdings interessiere ich mich auch persönlich stark für alle mit Ernährungshygiene im Zusammenhang stehenden Fragen.

(Schluss folgt.)

Das Vertrauen zur Kunst.

Arnold Boecklins siebzigster Geburtstag, den wir jüngst gefeiert haben, war uns zugleich ein Tag der Einkehr. Viel wurde geredet zum Lobe des großen Meisters, und viele kamen zum Feste, die kein hochzeitlich Kleid anhatten, und viele Pharisäer thaten ihren Mund auf und huldigten mit dröhnenden Worten dem Genius und spotteten eifrig über die, welche ihn dereinst verkannt hatten. Was mag wohl der große Mann von alledem und allen diesen gedacht haben? Er dachte an die Zeit vor zwanzig und dreißig Jahren, in der er sein Bestes geschaffen hatte. Wo waren sie damals? Warum kamen sie nun, zu dem alten Manne? Galt ihre Huldigung etwa nur seinem Ruhme? Sah er sich *freudig* in gleicher Weise behandelt, wie die Virtuosen des künstlerischen Jahrmarktes und die Berühmtheiten mannigfacher Art, von denen man ein Aufheben macht und die alle kennen wollen? Sicherlich, es war mehr nach seinem Sinne, wie einzelne ernste deutsche Männer und junge Künstler mit herangereifter Kraft seiner an dem geschichtlichen Jahrestage gedachten, wie sie im Geiste vor dem gewaltigen Führer sich versammelten und inne wurden, dass sie auf einer hohen Warte standen, rückwärts schauend und vorwärts verlangend.

Die deutsche Kunst stand an einer Wende. Indem ein großer Meister die Meinungen und Lehrsätze der Literatoren so sichtlich zu Schanden gemacht hatte, konnten die Jungen, welche vom Wendepunkte aus weiter zu schreiten haben, froh und frei ihrem inneren Drange folgen.

Es musste ihnen gleichgiltiger erscheinen, ob man ihr Wollen und Schaffen jetzt schon schütze, ob man sie hinter diejenigen stelle, welche den modernen Schlagworten entsprachen, ob man sie gar über diesen ganz vergäße. Wer, außer einigen Erlesenen, verstand vor einem Vierteljahrhundert etwas von Böcklin, wer, außer jenen wenigen, wußte etwas von ihm, ohne ihn zu belächeln? Und doch war er damals schon in der vollen Kraft. Wir können auch unmöglich glauben, dass die, welche heute die Meinungen der Gebildeten lenken, besser seien, als die, welche es dortzumal thaten. Sie preisen Böcklin, denn er ist berühmt, denn er hat Aufsehen erregt. Man muss aber darauf hören, wem sie *außer ihm* noch zujubeln, etwa im Reiche der Poesie und Tonkunst, um ihre gänzliche Unsicherheit zu erkennen. Festigkeit gegen Lob und Tadel der derben Menge, gegen die Verlockungen und gegen die Schädigung, welche von den Preciösen und den eifersüchtigen Genossenschaften der Schwächlinge und Modischen ausgehen: das ist das Rüstzeug, unter dem die Führenden weiter streiten. In dieser Erkenntnis und in diesem Verhalten können wir gar nicht schroff genug sein. Denn das Beispiel Arnold Boecklins hat uns wieder einmal erwiesen, dass in dieser erhabenen Gleichgiltigkeit gegen äußere Erfolge, gegen Zeitungen und Literaten und Salons ein *größter Wert* für die künstlerische Erziehung des Volkes beschlossen ist.

Es ist kein Zweifel: das *Vertrauen* in die zeitgenössischen Künstler ist größer geworden. So groß ist das Vertrauen allbereits, dass man sich nach und nach entschließt, ihnen, wenn auch noch nicht die Ausgestaltung, so doch die Verzierung von Haus und Heim, des Buches, der öffentlichen Hallen, sogar der Tempel zu übertragen. Man unterschätze diese Wandlung nicht! Welch ein Schritt vom Zeitalter der Galerien, der Ausstellungen und der Bilderwerke, die nur für Zeitungskritiken entstanden, zu dem Zustande, der sich heute so deutlich ankündigt, der morgen schon da sein kann. Wem anders verdanken wir dieses erstarkte Vertrauen, als den muthigen und festen Meistern, welche sich bewährt haben trotz aller falschen Propheten, trotz der Triumphe bevorzugter Charlatans, trotz Entbehrung, Neid und Gelächter. Arnold Böcklin hat Recht behalten, Arnold Böcklin wird Recht behalten, so lange die Ueberlieferung dauert: dieser Künstler war ein Zwang zum Umlernen für alle, die nur irgend noch lernen konnten und wollten.

Er ist nicht der Einzige. Wir können aufblicken zu einer kleinen Zahl ergrauter Künstler, die in gleicher Weise zu Erziehern ihres Volkes wurden, dadurch, dass sie ihm den kindlichen Willen *nicht* thaten. Und das hat uns mit Vertrauen beseelt. Nur noch wenige alte griesgrämige Romantiker wagen es, die bildende Kunst unserer Zeit für minderwertig zu erklären. Es herrscht im Gegentheil ein

eifriger Wettstreit, sie zu rechtfertigen, ihr Wesen und ihren Stil zu ergründen, sie mit Klugheit und mit Dummheit zu fördern. Früher, noch vor kurzem, galt der Gelehrte, der Kunstkenner von Fach für den natürlichen und selbstverständlichen Feind jeder neuzeitlichen Kunst. Heute sind sie unter den begeisterten Interpreten zu finden, heute räumen sie die Erzeugnisse des historisierenden Niederganges aus den Museen, um ihren Lieblingen unter den Zeitgenossen die schönsten Plätze anweisen zu können. Sie würden noch thatkräftiger für ihre Ueberzeugung eintreten, wenn nicht andere Einflüsse sie nöthigten, in den Galerien außer der Kunst auch den Localpatriotismus und die bürgerliche Gesinnung zu pflegen. Die Lehrer an den Hochschulen und die Leiter der Galerien, die sich so mit bewährten Altmeistern verbünden und nicht selten mit offener Bewunderung für junge Künstler eintreten, bezeugen am deutlichsten den Umschwung, der in der Auffassung der bildenden Kunst unserer Zeit eingetreten ist.

„Die Kunst ist nicht für alle“ hat Böcklin gesagt, das haben alle großen Künstler erfahren und ausgesprochen. Zeitungen werden für alle gedruckt. Kunst und öffentliche Meinung können daher wenig gemein haben. Wir reden in der Kunst nur sehr bedingungsweise von einem „Volke“ und sind uns immer bewusst, dass die Kunst, obzwar sie nicht mehr höfisch ist, wie noch vor 100 Jahren, in Wahrheit nur für diejenigen ist, welche die Fülle des geistigen Lebens in sich tragen. Von diesen war bis vor kurzem die Mehrzahl der neuzeitlichen Kunst abgeneigt. Der Cultus der alten Meister und der alten Stile beherrschte sie durchaus; er beherrschte vornehmlich *alle* wenn es galt, der Kunst das höchste Vertrauen zu zollen, wenn es galt, ihr die Errichtung und Verzierung von Haus und Heim zu übertragen. Wenn man hierzu einen Künstler heranzog, so wollte man nicht zuerst sein *Können*, sondern hauptsächlich sein *Wissen* und seinen *Geschmack*. Er wusste Bescheid unter den alten Vorbildern, er verstand es, sie so genau als anmuthig und Behagen erweckend nachzubilden. Man wollte durchaus nicht, dass er aus sich, aus seinem Empfinden etwas erschaffe, denn es schien jede Gewähr zu fehlen, dass daraus die Schönheit entspränge, deren man bedurfte. Dieses Misstrauen schwindet. Schon haben die Künstler ein wichtiges Zugeständnis an ihr eigenes Schaffen erhalten, indem man ihnen die Illustration, die Buchausstattung, die Ausführung von Wandgemälden, Glasfenstern und Medaillen nach eigenen Ideen nicht mehr verbietet und es gerne sieht, wenn sie sich hierzu die große handwerksmäßige Fähigkeit zu Nutzen machen, welche wir durch genaue Nachahmung der alten Vorbilder erlangt haben. Denn wir wissen, dass unsere besten Künstler unserer Sehnsucht nach Schönheit vollauf genug thun können; die Gewähr dafür ist von den bedeutendsten der Aelteren erbracht worden. Darum ist es kein Zufall, dass die Huldigungen vor dem Größten unter ihnen gerade jetzt stattfanden. Künstler, wie Kunstfreunde hatten in gleicher Weise Ursache zu danken, denn durch ihn, den man so einstimmig den guten Meistern der Vorzeit für ebenbürtig erklärte, ist das Vertrauen, welches die Kunstfreunde neuerdings den Künstlern wieder entgegenbringen, zumeist hervorgerufen und genährt worden.

Es ist nun an den Künstlern, sich dieses Vertrauen zu *erhalten*. Noch ist es nicht so groß, dass man ihnen die ganze Außen- und Innen-Architektur überantwortet. Man wartet ab, man lässt sich Proben zeigen. So bleiben Museen, Ausstellungen und literarische Publicationen im allgemeinen noch die Stätten, wo sie sich zeigen müssen, wo sie nach und nach so viel Tüchtiges zu erbringen haben, bis man ihnen endlich auch die *höchste Vollmacht* ertheilt, *die über Gestaltung des Hauses und des Geräthes in demselben*. Der Sieg ist ihnen nicht so sicher, wie viele unter ihnen zu glauben scheinen; er ist jedenfalls *nicht* erreicht mit *einzelnen Stücken*, die der Begüterte in seinen Prunkräumen vertheilt, wie er Gemälde und Statuen bisher schon aufstellte. Wir blieben dann bei jener literarischen Art des Kunstgenusses, die wir so sehr verachten. Der „*Individualismus*“ ist eine Lüge, von der Literatur ersonnen gegen die eigentliche, *positive* Kunst. Man sagt: die Formen dieses Gedichtes, dieses Dramas, dieses Musikstückes, dieses Bildes, jenes Geräthes sind vielleicht nicht schön: gleichgiltig! „Interessant,“ „eigenartig“ ist die „Persönlichkeit“, welche daraus spricht, ihr Temperament, ihre Leidenschaften, ihre Geheimnisse, ihre Laster, ihre Erlebnisse: das macht die „moderne“ Schönheit, nicht die Form, nicht das Finden neuen, erschöpfenden Ausdruckes. Es gälte demnach nun, ein interessanter Mensch zu sein mit allerhand Erlebnissen, und das in Worten, Tönen, Farben und Linien möglichst deutlich, leserlich, also ungeformt, brutal darzulegen. Zweifellos begegnet man damit den Bedürfnissen wenig gebildeter Frauen und allen denen, welchen es vorzüglich darauf ankommt, von interessanten Dingen zu schwatzen. Damit würden die übrigen Künste herabsinken zu dem Dilettantismus der sogenannten „modernen Literatur“ und der contradictio in adjecto des „intimen Theaters“.

Die ganze moderne Theorie vom künstlerischen Werte der „Persönlichkeit“ und des „Erlebnisses“ an sich hat nur den einen Zweck, den Blick von der Hauptsache, vom Wesen der Kunst, das der Literatur fremd geworden ist, abzulenken: von den organischen, durch sich selbst giltigen *Formen*. Ein bildender Künstler, der sich von der Literatur leiten lässt und ehrfürchtig vor den Hekatomben Druckerschwärze niederkniet, die man in Berlin opfert, wird das Vertrauen nicht rechtfertigen, er wird im bewussten Bestreben, „persönlich“ und „originell“ zu erscheinen, Gebilde entwerfen, welche der Verständige ob ihrer Unruhe und extravaganten Formlosigkeit ablehnt. Der Freund der Künste und der Schönheit will mit den Kunstwerken und dem kunstvoll gezierten Geräthe wohnen nach *seiner* Art. Was könnte ihm lästiger sein, als in seinem eigenen Hause immerzu von der Persönlichkeit eines Fremden angeredet zu werden! Nicht genug! Der bildende Künstler, der ein echter Schüler des neueren Literatenthumes sein will, das sich so frech als „Dichtkunst“ gibt, dessen Wesen doch ganz zweifellos gar nichts anderes ist, als die gewöhnlichste, erotische Schnüffelei, der wird nicht höflich und bescheiden mit artigen Formen in das Haus des Bauherrn treten, sondern er wird gleich „intim“ sein wollen und das sensationelle „Chaos“ seiner Seele eröffnen.

Den sprossenden Garten unserer angewandten Kunst müssen wir aber nicht bloß vor der Rhinoxera des Literatenthumes und seiner Schlagworte hüten . . . Da sind z. B. auch jene eleganten Herrchen, für die man den Begriff »*snobs*« geprägt hat: die Malgigerl, die neueste Metamorphose des Schöngeistes. Wir können nicht leugnen, dass sie Einfluss haben, gerade in der angewandten Kunst. Sie reden nicht nur mit, sie „producieren“ auch. Leute, die wenig zu thun und viel Geld haben, fanden es von jeher unterhaltend, die schönen Künste zu betreiben. Sie kommen immer sehr schnell dahin, einzusehen, dass sie alles am besten könnten und am besten verstünden. Dann werden sie unausstehlich. Nun sitzen sie und entwerfen, und reden klug und drängen alles Kleinliche, Schwächliche, Tändelnde unnütz in den Vordergrund. Man soll ihnen genau auf die Finger sehen, denn sie verderben denjenigen, die sich ihrer Veranlagung nach nun einmal nur langsam zum Fortschritte bekehren können, den Geschmack auch an den guten Neuerungen. Die Künstler sollen besonders vor ihnen auf der Hut sein. Wir erwarten keine Nippes-Sachen und keine snobistischen Tüfteleien, sondern tüchtige, verständige, einfache Kunst, vor der das Jammergeschlecht dieser Jünglinge zitternd zurückweichen soll. Wir sollten uns ein Beispiel an den Engländern nehmen und nicht an den Parisern, von denen wir diese Alräunchen der Eleganz und „Vornehmheit“ bezogen haben.

Schließlich ist die wichtigste Frage die nach dem *zusammenfassenden Geiste*. Wer von den reichbegabten Künstlern wird das neue deutsche Haus schaffen? Oder dürfen wir auf keinen von ihnen rechnen, da sie alle bisher nur mit Zieraten oder Ideen für Einzelgewerbe erschienen; sollen wir eines anderen warten? Vor dieser Frage halten wir, in ihr liegt Leben und Sterben der neuen Kunst, neben ihr ist jede andere müßig. Wir haben am Schlusse doch für alle die schönen kleinen Dinge nur ein Achselzucken, so lange wir nicht wissen, wohin sie gehören.

Ein Berliner Künstler, Hermann *Werle*, hat es mit großem Glücke gewagt, grundsätzliche Vorschläge zur künstlerischen Ausgestaltung des *deutschen Hauses* zu machen in seinen prachtvollen Motivenwerken „*Das vornehme deutsche Haus*“ und „*Ein malerisches Bürgerheim*“, welche Alexander Koch herausgegeben hat. Diese Vorlagesammlungen geben in der That die nothwendige „Zusammenfassung“ aller künstlerischen Bestrebungen, welche auf die *Wohnung* Bezug haben, hier ist nicht nur das einzelne Zimmer, sondern das *ganze* „*Heim*“ zum Kunstwerke ausgebildet.

Werle geht vom *Bedürfnisse* aus. Es soll nichts da sein, was nicht *nothwendig*, was nicht *zweckmäßig* ist. Dieses Nothwendige und *Zweckmäßige* gestaltet er *schön*. Das ist das Geheimnis. So ist Werle nicht nur zum Reformator des „vornehmen Hauses“ des Reichen geworden; er hat auch das einfache „Bürgerheim“ mit reicher, natürlicher Poesie beglückt. Wohnungen, Zimmer kann man nur schwer auf Ausstellungen zeigen, man kann sie ebenso schwer in charakteristischer Weise in Museen vorführen. Deshalb weiß man im allgemeinen noch nichts davon, dass Werles Geist schon eine außerordentliche Wirkung ausgeübt hat. Deshalb muss man aber auch den gegen die neue angewandte Kunst erhobenen Einwand, dass kein *Milieu* für ihre Erzeugnisse vorhanden sei, mit dem Hinweise auf Hermann Werle und seine Werke, nach denen gewiss schon hunderte von Wohnungen gestaltet wurden, entkräften. Werle hat der neuen Kunst ein „Haus“ gebaut, ein Milieu geschaffen, ganz aus heimatlichem Empfinden und Bedürfen.

Jenes leidenschaftliche *Sehnen nach vollendeter Aesthesie des Lebens*, welches alle jüngeren Künstler und *wahren* Künstler des deutschen Volkes auszeichnet, beherrscht auch das Schaffen Hermann Werles. Er duldet nichts im Hause, das nicht im Geiste des Ganzen zur Schönheit erhoben wäre, wenn auch durch die allereinfachsten Mittel. Seine Entwürfe für *Küchen* z. B. sind entzückend, und selbst der Dienerschaft weist er Aufenthaltsräume an, die trotz ihrer Schlichtheit künstlerisch belebt sind. Selbstverständlich setzt Werle das *Eigenhaus* voraus. Allein seine Entwürfe sind

stets so angelegt, dass sie bei sinngemäßer Modificierung auch für die **Mietswohnung** verwendbar sind.

Sehr wertvoll für die künstlerische Erziehung des gebildeten „Volkes“ und der Jugend ist auch Werles Idee, von vorneherein bei der Anlage der Wohnräume auf die **Mitarbeit der Hausgenossen** zu rechnen, Raum und Gelegenheit vorzusehen für die Erzeugnisse häuslicher Geschicklichkeit, als: Brandmalereien, Laubsägearbeiten, Stickereien, Schnitzereien u. s. w. Er will diese sogenannten „Liebhaberkünste“ von den banalen Schablonen befreit wissen, er stellt ihnen vernünftigere und freudigere Aufgaben. Neuerdings sind diese Bestrebungen, die Liebhaberkünste mit neuem Geiste und höherer Aesthesie zu erfüllen, durch ein sehr zweckmäßiges Vorlagewerk gefördert worden, welches zwei junge Maler, M. J. **Gradl** in München und C. **Schlotke** in Barmen, gemeinschaftlich unter dem Titel „**Kleinkunst**“ *) herausgegeben haben, und das O. **Schulze-Köln** mit erläuterndem Texte begleitet hat. Es gibt kaum ein Werk, welches besser geeignet wäre, die Jugend zu selbständigem künstlerischen Empfinden hinzuleiten, ihren Geschmack zu verfeinern und sie für das wunderbare Reich der Schönheit durch einfache, natürliche Anleitung zu gewinnen. Auch diese Künstler wollen Anregung geben, die häuslichen Arbeiten zum Schmucke des eigenen Heims wirklich **künstlerisch** zu verwerten. Ein einfacher Erkersitz, Bücherschrank, Spieltisch, Wandschrank mit Bordbrett wird beim Handwerker bestellt nach den im Werke enthaltenen Entwürfen. Der Schmuck bleibt den Künstlern in der Familie überlassen, zumeist den Damen, die nun aus den Vorlagen die formale Hilfe zu einem **wirklich künstlerischen** Thun empfangen, auf das sie dann stolz sein dürfen, das ihrer Beschäftigung den peinlichen Eindruck geistlosen Zeitvertreibes vollständig benimmt. So sehen wir überall wieder: die neue deutsche Kunst des Innenraumes ist nicht mehr heimatlos, sie tritt von allen Seiten in das Leben des Volkes ein, eines Volkes, das seine gewaltige Gestaltungskraft befreien will von dem Banne der Vergangenheit, um seinen Geist und seinen Stolz überall auszuprägen.

Darmstadt. Georg Fuchs.

Ein ungarischer Volksdichter.

In Nagy-Abony bei Szolnok haben sie jetzt den Landwirt Franz Márton de Zsarolany zu Grabe getragen. Von den Bewohnern des Dörfchens, die dem Sarge folgten, dürften wohl nur wenige geahnt haben, dass der schlichte alte Herr Márton ein berühmter Dichter gewesen sei, wie in der Hauptstadt Budapest sicherlich nur wenige wussten, dass Ludwig Abonyi, der Dichter des »Betyár kendöje« noch lebe, in einem stillen Dörflein wohne und eigentlich Franz Márton heiße. Mein Gott! Die Großstädter sind ja nicht gewöhnt, dass wirkliche Berühmtheiten sich noch bei Lebzeiten so ängstlich jeder Reclame entziehen, dass sie nicht in den Clubs, nicht in den Couloirs des Abgeordnetenhauses oder wenigstens im Magnatenhause zu finden seien, und dass die Zeitungen nicht ihren Namen wenigstens ein paarmal im Jahre bei passender Gelegenheit nennen. Das ist so unmodern, so unvortheilhaft, zumal für einen, der bloß ein Magnat des Geistes ist, dass dem Großstädter sehr wohl der Gedanke kommen mag, der Mann mit dem respectgebietenden Namen ruhe schon irgendwo unter einem Steine, wo er für den Zeitungsruhm keine Verwendung mehr hätte. Freilich, das unvergleichliche Volksstück „A betyár kendöje“ (Das Tuch des Räubers) wird noch immer im Volkstheater gespielt und die unverwüstliche Frau Blaha versetzt als Räubermädel Zsófi noch immer das verständnisvolle Auditorium in einen wahren Rausch, aber desto leichter konnte die Meinung platzgreifen, der Autor dieses blühenden, berauschenden Dramas weile längst nicht mehr unter den Lebenden. Das ganz Volksthümliche und Poetische ist ja bei seiner Geburt schon fast anonym; was so selbstverständlich erscheint, wie Rhythmus und Reim des Volksliedes, das soll gar keinen anderen Autor haben, als den geheimnisvollen Volksgeist. Und wenn nun dieser Autor sich ebenso verborgen hält, wie der Dichter des Volksliedes, das ja doch auch von irgend jemandem gedichtet sein muss, so darf man sich nicht wundern wenn die meisten, die im Anschauen des hinreißenden Werkes geschwelgt und süße Thränen geweint haben, aus der plötzlichen Todesnachricht erst erfuhren, dass Ludwig Abonyi noch vor wenigen Tagen ein Lebender war.

Ich will hier von dem Dichter nicht reden, den ich persönlich nicht gekannt habe, obgleich ich mich schon zehn Jahre im Centrum des Literaturmarktes von Ungarn herumtreibe. Ich will auch kein Wort verlieren über die seltene Seelenstärke und Weisheit, die der Mann besessen haben muss, den der ungeahnte und unerhörteste Erfolg nicht verleiten konnte, sein stilles gesundes Dörfchen, wo er unbeachtet lebte, mit der rauschenden Großstadt zu vertauschen, wo man darin gewetteifert hätte, ihn zu fêtieren. Abonyi wollte für seine Person keine Ehren, er wollte im friedlichen Dunkel bleiben, damit sein Werk um so reiner wirke, ohne die Hilfswirkung der freiwilligen Claque, einer befreundeten Clique, und so mag auch nach seinem Tode sein Wunsch noch respectiert werden, er selbst hinter seinem Werke zurücktreten. Von diesem Werke sei hier die Rede, das es verdient, dem Lose einer bloß provinzialen Berühmtheit — Ungarn ist im literarischen Sinne doch immer nur noch Provinz — entrissen und mitten unter die großen Namen der Weltliteratur gestellt zu werden. Mehr als den Ruhm kann man ihm doch leider nicht verschaffen. Es gibt Producte, die nicht exportfähig sind. Von den besten Ungarweinen sagt man es, die zu Exportzwecken sich einen Spritzusatz gefallen lassen müssen, der das Originalbouquet fast erschlägt. Mit der ungarischen Musik geht es nicht viel anders; in ihrer ursprünglichen, rauschenden und berauschenden Wildheit ist sie nicht geschaffen für die Finger nichtungarischer Musikanten und muss darum erst gebunden und halblahm werden, bevor man sie als Rhapsodie oder ungarischen Tanz auf den Weltmarkt bringen kann. Und am schlimmsten ist es wohl mit der Poesie bestellt, die doch an die Sprache gebunden ist und in der Uebertragung ihren höchsten Reiz verliert. Auch die dramatische macht davon keine Ausnahme: ungarische Stücke müssen mit dem specifisch ungarischen Gestus gespielt werden, und den trifft kein Nichtungar.

Das Räuberdrama Ludwig Abonyis enthält eine einzige Scene, die ihrem Autor die nationale Unsterblichkeit sichern wird und ihm unter den Dramatikern, nicht bloß der ungarischen Rasse, einen ersten Platz anweist. Es ist eine Verführungsscene. Der Gutsknecht Bandi glaubt um des Räubermädels Zsófi willen sein junges Weib ermordet zu haben, und er kommt nun fröstelnd, „den beißenden Scorpion im Herzen“, in die Räubercsárda, im Wein seine Gewissensbisse zu verscheuchen. Zsófi hilft ihm dabei; ihr fällt die Hauptaufgabe, dem Wein nur eine Nebenrolle zu. Die Scene ist, wie man sieht, ein sogenannter Stillstand der Handlung, aber einer jener Momente, die von großen Dramatikern benützt wurden, dem sonst im Drama niedergehaltenen Strom der lyrischen Glut alle Schleusen zu öffnen. Shakespeare gießt über solche Scenen den ganzen Schmelz seiner bildreichen Sprache aus; da glüht's und blüht's und leuchtet's, da wird dem Darsteller Gelegenheit gegeben, alle Register der Leidenschaft zu ziehen, die ganze Fülle des Tones aus dem Innern heraufzuholen. Das Werbelied Romeos unter dem Balcon und der Wechselgesang im Brautgemach: „Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche“, sind von dieser Art. Diese Haltepunkte der Handlung sind die stärkste Probe auf die dichterische Elementarkraft des Dramatikers. Der bloße Theaterstückschreiber weiß mit ihnen nichts anzufangen. Wenn da mit klüglichem Geschick die dramatischen Situationen herbeigeführt sind, dann „findet der große Moment ein kleines Geschlecht“, die Schablonen haben nichts zu sagen, die Coulissenfiguren ihre Kraft erschöpft, wenn sie den Faden der Handlung ausgesponnen haben. Anders der echte Dichter, der Gestaltenschöpfer, der Stimmungspoet. Er nimmt es vielleicht gar nicht so genau mit den Hebeln der Handlung, mit denen er die scène à faire, den Moment der großen Entladung herbeiführt; aber ist er da, dann läßt er das volle Leben aus der Tiefe seiner schöpferischen Seele hervorsprudeln, dann weint und lacht er in unerhörten, in hinreißenden Tönen.

Das vermag Ludwig Abonyi, und drum nenne ich ihn, den Mann, der sich um die Probleme grübelnder Philosophie, wenigstens in seinen poetischen Werken, nie ernstlich gekümmert hat, einen großen Dichter, wie Goethe schon ein großer Dichter zu nennen wäre, wenn er auch nur die eine Ballade „Der Fischer“ mit ihren zauberhaften Sprachaccorden und nie den „Faust“ und nie den „Tasso“ geschrieben hätte. In dieser einen Verführungsscene erschöpft Abonyi den ganzen fascinierenden Reiz des magyarischen Temperaments, das in der Musik sich den rauschenden, schwärmerischen und doch so melancholischen Cymbalklang als Ausdrucksmittel gewählt hat. Freilich hat ihm der Volksgeist vorgearbeitet. Das Betyárenmädel, das vor dem Burschen steht und mit dem Wiegen der Hüften, mit dem Beugen der Arme ihm die heiße Liebeslust in die Wangen treibt, ist eine ethnische Specialität der Magyaren, wie es der Zigeunerprimas, der den „Herren“ seine Lieblingsweise (nóta) ins Ohr geigt. Im civilisierten Europa ist selbst für die Herren solche Degagiertheit des Gefühles vor Fremden schon unter Pön gethan. Das Christenthum hätte auch, da wo es wirklich zur Macht gelangt ist, solche heidnische Unzucht, wie den Csárdástanz nie geduldet. Im unverfälschten Ungarn tanzt der Herr Pfarrer mit. Ejnye, man ist nur einmal jung, denkt der Magyare, obgleich er ausruft: „sohse halunk meg!“ (Wir sterben niemals!), und er läßt die Jugendlust überschäumen, vor Gott und der Welt. Das ist mit der Hauptreiz des ungarischen Lebens, das darin mit dem rheinischen und italienischen, wenigstens zur Faschingszeit, eine gewisse Aehnlichkeit hat.

Aber die Vorarbeit des lebenden Volksgeistes ist ebenso gefährlich für den Dichter, wie sie ihm förderlich ist. Förderlich, indem sie ihm Gestalt und Scene liefert, gefährlich, indem sie auch zugleich in Liedern und Worten eine Schablone schafft, in deren Furchen der Dichter mit dem Pinsel nicht gerathen darf, wenn er nicht langweilen will. Abonyi vermeidet die Schablone. Wie die Verführerin langsam den Unmuth aus der Seele des von der Blutschuld Gedrückten schäkert, wie sie ihm schmeichelt, ihm droht

*) Erschienen, wie die Werle'schen Werke, bei Alex. Koch in Darmstadt. Vier Lieferungen zu je vier Tafeln Schwarz- und einer Tafel Buntdruck, Groß-Folio, à 8 Mark.

und ihn dann mit der Glut ihrer wilden, feurigen Liebe fortreißt, ein wildes Pusztafüllen den willenlosen Reiter, das ist mit unglaublicher, man muss sagen, mit geradezu musikalischer Verve durchgeführt. Sie bringt ihn zum Zwiegespräch, in hinreißendem Feuer erzählen sie Beide die Geschichte ihrer sündigen, mörderischen Liebe, und von neuem berauschen sie sich an den Bildern der Vergangenheit. Immer wieder taucht vor dem Auge des Burschen die blutige That auf, die er begangen zu haben glaubt, aber immer wieder gelingt es dem Teufelsmädel, die Schatten zu verscheuchen und den Sünder an ihre schwellende Brust zu ziehen. Gar nicht aus geht dem Dichter der heiße Liebesathem, die Melodie der Bezauberung. Wir werden schließlich so mitgerissen, dass wir die Unthat des wilden Bandi begreifen. Auch Homer läßt die Sirenen starke Menschen verführen, aber ihre Lieder theilt er uns nicht mit; wir müssen ihm die Unwiderstehlichkeit ihrer Melodien auf's Wort glauben. Abonyi scheut nicht zurück vor der Aufgabe, die Verführungslieder selbst zu singen, und ihm ist es gelungen. Als Frau Blaha zum erstenmale die berühmte Csárdásscene spielte, hätte das in ekstatische Raserei getriebene Publicum fast die Bühne gestürmt.

Ich erzähle auch nicht, wie der Knoten der Handlung geschickt gelöst wird, die scheinbar ermordete Frau sich wieder findet und der Betyár im Tode Sühne für seine Schuld sucht, der Verlassenen den Weg zu neuem Glück öffnend. Das gehört zum Theaterstücke, zum Gerüste, das auch ein anderer zimmern kann. Ich will hier nur vermelden, dass sie in einem ungarischen Dörfchen einen Poeten begraben haben, der ein Stück Ungarleben in klassische, überwältigende Form gegossen, der eine Scene geschrieben hat, die Shakespeare's würdig wäre.

Budapest. Dr. Hugo Ganz.

Habsburg.

Zur Aufführung des Märchenspiels „Habsburg" von Alfred Freiherrn von Berger im Deutschen Volkstheater.

Entstanden mag der Patriotismus sein als Frucht der Klugheit, der Kraft und des Eigennutzes. Fortbestehen kann er — die dumpfen Empfindungen der Menge abgerechnet — heute wohl nur mehr als Blume der Märchenglaubensseligkeit, der Romantik. Ganz wie die Religion. Sie sind ja innig verwandt, Religion und Vaterlandsliebe. Beide gezeugt vom nüchternen Bedürfnis; beide langsam überholt und verlassen vom Bedürfnis; und beide endlich conserviert von einer merkwürdigen, der Nüchternheit und dem Bedürfnis feindlichen Seelenfunction: der Romantik. Was ist Romantik? Ein Verstehen des Unerklärlichen, ein Lieben des Unnöthigen, ein wunderbarer Umgang mit Todtem. Ein Romantiker muss es gewesen sein, der den Begriff der Geschichte entdeckte. In ihr fand er das Unerklärliche, das Unnöthige, das Todte — seine Schönheit fand er in ihr, die, die er suchte. Darin aber zugleich auch eine Vorstellungsreihe, die alle anderen zusammenhielt und belebte: Tradition, Erinnerung — Heimat! Und wie er die Geschichte liebte: die Vergangenheit, die Tradition und die Erinnerung, so liebte er nunmehr die Heimat. Ja, vor allem sie, in ihr spürte er etwas wie einen Inbegriff aller dieser Schönheiten, in ihr die Seele der Geschichte. So ist der Patriotismus der zweiten Periode, der romantische Patriotismus von heute, entstanden. Er ist also noch immer als lebendiges Gefühl möglich, aber nur mehr als das complicierte Gefühl von Romantik angestochener Gemüther. Du liebst Dein Vaterland heute kaum mehr wie Dich selbst, wie Deine Gegenwart, Deine Kraft — wie jene es liebten, deren Leben mit dem Vaterlande wirklich verwachsen war — Du liebst es bestenfalls wie Deine Vergangenheit und die Erinnerung daran, wie das Todte, wie die verwelkte Schönheit, die „auch noch ihren Reiz" hat. Du liebst es bestenfalls romantisch. Stimmungssache ist es Dir, das ist wohl das richtige Wort. Wie die Liebe zur Vergangenheit, zur Geschichte — man denke an alte Costüme, alte Bilder und die Sprache der Chroniken — wie dieses Empfinden für das Historische ist der Patriotismus uns Nachgebornen heute Stimmungssache. Der schöne Schein von Jugendträumen verwebt sich uns mit ihm, Kinder- und Märchengrüße klingen mit ihm an. In diesem Sinne schlummert in uns noch die Fähigkeit, Patrioten zu sein.

Wir in Oesterreich werden augenblicklich an diese Fähigkeit erinnert. Man feiert bei uns ein patriotisches Fest, ein Regierungsjubiläum. Und da hat es nun in diesen Tagen einer sogar wirklich unternommen, unseren Patriotismus als Stimmung wecken zu wollen. Natürlich mit den Mitteln der Kunst — die ist ja mit Stimmungmachen identisch — und zwar folgerichtiger Weise mit Romantik. Das patriotische Märchenspiel des Freiherrn von Berger, welches „Habsburg" heißt, greift nämlich in Oesterreichs Geschichte zurück und sucht sie romantisch wiederzumalen, wenigstens in seiner Anlage. Als Theaterstück sei es hier nicht besprochen, denn es ist keines. Aber interessant ist es als Versuch eines mit Kunstmitteln ausgestatteten Stimmungspatriotismus.

Es greift in Oesterreichs Geschichte zurück und will Menschen und Ereignisse romantisch malen. Wie wohlvertraut ist uns das! Die Romantik ist in Oesterreich seit jeher zu Hause, und von einem Gefühl für Heimat und Geschichte war sie stets durchdrungen. In Oesterreich haben sich frühzeitig Heldensagen mit heimatlichen Stimmungen innig zu verschlingen gewusst, hier wurde beides gepflegt und verstanden. Und dann, in der Neuromantik unseres Jahrhunderts, zu welcher Rolle gelangt da Oesterreich durch die zwei reifsten, die zwei goetheischen Romantiker Stifter und Grillparzer. Mit diesen beiden ist das Heimatsgefühl in der großen (nichtvolksthümlichen) Dichtkunst neu aufgewacht und, mit Grillparzer zumal, auch die Empfindung für geschichtliche Schönheit und patriotische Romantik. Der wangenrothe Jüngling, so nennt der Grillparzer'sche Reimchronist seine Heimat. Wie das Jünglingsalter, wie ein buntes, farbiges, unbewusst-bewusstes Traumleben schwebt vor ihm dieses Oesterreich mit seiner ganzen Geschichte. Dieses zusammengewürfelte Land, mit Völkern besäet wie ein Teppich mit Blumen; umschattet von dunklen, geheimnisvollen Gewalten; mit allen Wundern und Greueln der Religion verbündet; von Kämpfen durchschüttelt wie kaum ein zweites und doch gebannt von starren Traditionen ... Dieses Land, dieses dämmerige Land, musst' es nicht einem romantischen Aug' wie dem Grillparzers der Mutterschoß aller Schönheit sein und der Mittelpunkt aller Kunst? Ja, und wir verstehen das heute noch und können diese Grillparzer'sche Stimmung nachfühlen. Und wenn wir durch alte Straßen gehen oder österreichische Costümbilder sehen oder in historischen Geschichten lesen, dann werden wir nun gar dafür empfänglich, und wir sind in solchen Augenblicken sehr oft naiv genug zu glauben, dass es in keinem anderen Lande der Welt dem Dichter so sehr erlaubt, ja selbstverständlich ist, vaterländisch zu sein, wie in diesem.

Die Stimmung solcher Augenblicke liegt — freilich nur einem liebevoll scharfen Blick erkennbar — auch dem Berger'schen Märchenspiel zugrunde. Der Tendenz nach ist es mit seiner Romantik und seinem Gemüthspatriotismus aus ihr geschöpft.

An Grillparzer lehnt sich ja, sozusagen, Berger unmittelbar an. Er wählt einen geschichtlichen Moment zum Ausgangspunkt, dessen Vorgeschichte Grillparzer bekanntlich meisterhaft in Dichtung umgesetzt hat: Den Triumph Rudolfs von Habsburg nach der Schlacht auf dem Marchfeld, die Kreuzung der habsburgischen mit der österreichischen Geschichte. Und er führt die Hauptpersonen in derselben freien Umbildung vor, die ihnen jener Dichter gegeben hat: den Grillparzer'schen Rudolf und den Geist des Grillparzer'schen Ottokar, die sich ja von den wirklichen Vorbildern nicht unwesentlich unterscheiden. Mit der ihm überkommenen, aber immerhin empfundenen Romantik, die in dieser Fiction eines glaubensinnigen, siegfriedhaften Rudolf von Habsburg und ihrem Gegensatz zu dem barbarisch und düster gefärbten Helden Ottokar liegt, gelingt es ihm, den ersten Theil seines Spieles auf der Höhe einer gewissen patriotischen Stimmung zu erhalten. Die Grillparzer'schen Bilder werden dabei freilich zu glatten, formelhaften Farbendrucken — aber das verschlägt nichts, die Wirkung liegt ja hier gar nicht in der künstlerischen Vollendung, sondern in der Stimmung, die schon ein Ungefähr, eine Reminiscenz in uns auszulösen vermag. In diesem Sinne ist es entschieden wirkungsvoll, wenn der Licht- und Glaubensheld Rudolf, die Leiche Ottokars an Bord, über die Donau gefahren kommt, in halbwilde, spukhafte Länder. Wie bei Grillparzer steht Rudolf auch hier — in einer Traumscene, der besten Scene des ganzen Werkes — Ottokar gegenüber und, wie bei Grillparzer, nicht bloß als eine Persönlichkeit der anderen, sondern auch als ein Nationalcharakter dem anderen. Ein wirkungsvoller Zwiespalt: Kette und Einschlag im Gewebe der österreichischen Romantik. Und echt grillparzerisch auch und von wirksamem Gehalt ist endlich das Wort, das später noch auffliegt: Nicht Deutscher, nicht Ungar, nicht Böhme — Oesterreicher!

Aber in diesem Momente ist die Romantik des Berger'schen Stückes freilich längst schon erschöpft und damit auch seine Fähigkeit, Stimmung zu machen. Der zweite Theil fällt todt und — von beiden, dem Autor und dem Hörer — ungefühlt zur Erde. Mit jenem Patriotismus, der Stimmungsproduct ist und zum Künstler, zum Romantiker Beziehung gewinnen kann, hat dieser Theil nichts zu thun. Nüchtern, bestenfalls mit dem Verstande, ist er gemacht. Und er speculiert auf die dunklen Empfindungen der Menge.

Es war sehr unkünstlerisch, den Rahmen von Romantik und historischer Stimmungsspielerei mit einem Male zu durchbrechen, wie es Berger an dieser Stelle des Stückes gethan hat. In einem geschlossenen Geschichtsdrama, das ja eine Welt für sich ist, hat der Dichter jegliche Freiheit und kann idealisieren. Und er kann darin sehr gut auch patriotisch sein, mit Stimmungen, mit Andeutungen und hübschen Worten, ohne anzustoßen. Siehe „Ottokars Glück und Ende". Berger aber in seinem merkwürdigen Uebereifer genügte dieser vorsichtige, discrete, dem Künstler einzig mögliche Patriotismus nicht. Er verzichtete auf die geschlossene Einheit, behandelte den historischen Theil nur als Einleitung und schwang sich von hier aus — mit Hilfe einer gekünstelten Traumeinkleidung und des Skioptikons — zu einem kühnen Sprung durch Jahrhunderte empor. Einen Lobredner des heutigen Oesterreich

und des Kaisers Franz Joseph läſst er eine Stunde lang die Bühne beherrschen — das bildet den zweiten Theil seines Märchenspiels. Es ist nicht zu sagen, wie niederschmetternd diese Ernüchterung wirkt, und wie sehr sie alles wieder zerstört, was durch den historischen Rahmen an Stimmung und fast auch schon an Patriotismus dem Beschauer suggeriert war. Mit der Romantik ist alles verflogen: die Illusion und der Glaube. Und wir werden kritisch und besinnen uns auf unser Wissen. Und dieses Wissen, diese Beurtheilung nach Werten des Alltags wirkt dann illussionzerstörend sogar auf die Geschichte und deren Idealisierung zurück. Kaiser Rudolf sitzt im Berger'schen Stück auf der Bühne und hört das begeisterte Lob seines Nachkommen voller Entzücken an. Die stumme Voraussetzung ist dabei die, dass sich die österreichische Geschichte zwischen diesen zwei Persönlichkeiten vom sentimentalen, romantischen Glaubenskämpfer Rudolf entwickelt hat zu einer freien, selbstbewussten, auf sich selber bedachten Epoche. Ist das richtig? fragen wir uns. Es ist nicht richtig. Das Gegentheil ist wahr. Auf uns heute, auf uns Nachkommen liegt drückend eine schwächliche Romantik — (so urtheilen wir jetzt, nachdem der Rausch der Stimmung verflogen) — ein Bann von tausend Traditionen, die Thatenlosigkeit. Jener Rudolf aber, das war ein guter, selbstbedachter Kämpfer, ein Verdoppler seines Besitzes. Romantisch war er nicht. Und der Kirche auch nicht ergeben. Das unterscheidet ihn in Wahrheit von uns, wenn wir schon einmal von den Dichtern absehen und uns auf Documente verlassen. Just sechs Jahrhunderte vor dem Concordat unserer Epoche war es ja, dass jener Graf Rudolf von Habsburg den Papst muthig zur Excommunication herausforderte....

Es ließe sich diese Correctur in gleichem Sinn fortsetzen. So viel steht fest: Vergangenheit und Gegenwart verändern mit einemmale ihr Aussehen, wenn der Stimmungsschleier der Romantik und des historischen Stils zerreißt. Für die patriotische Dichtung ist das ein wichtiger Fingerzeig. Wenn sie ihn unbeachtet läſst, läuft sie nicht nur Gefahr, den Charakter der Dichtkunst einzubüßen — was bei dem Bergerschen Festspiel hochgradig der Fall ist — sondern am Ende sogar auch den des Patriotismus, des wirklich gefühlten nämlich.

Alfred Gold.

Die Woche.

Politische Notizen.

Dem Grafen Goluchowski hat die Ironie der Weltgeschichte nun auch einmal erlaubt, den Cato zu spielen. „Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni" — „den Göttern gefiel die siegreiche Sache, dem Cato die besiegte". Die besiegte Sache der Spanier gefällt dem Grafen Goluchowski, das hat er in seinem Exposé gesagt. Wo aber Graf Goluchowski den Cato gibt, da kann ich nicht mit. Selbst auf die Gefahr hin, mit einem heidnischen Gott verwechselt zu werden, gestehe ich es ganz offen ein, dass mir die siegreiche Sache der Amerikaner gefällt.

*

Nichtsdestoweniger kann auch ich ein gewisses Bedauern über das Unglück der Spanier nicht verhehlen. Nur, vermuthe ich, von einem anderen Standpunkt als Graf Goluchowski. Ich bedauere nicht so sehr die Niederlage der Spanier, als deren mögliche Folgen für uns. Wo immer nach einer Revolution oder einem verlorenen Krieg unfähige Herrscher, reactionäre Regierungen oder Jesuiten aus einem Lande vertrieben werden, finden sie in Oesterreich eine freundliche Zufluchtsstätte. Hier — in Oesterreich — wird der weltgeschichtliche Schutt abgeladen. Sollten die Spanier, nach einem unglücklichen Krieg, ihr Staatsgebäude neu aufzurichten für gut halten, dann kriegen wir in Oesterreich sicher wieder einen neuen Haufen solchen weltgeschichtlichen Schuttes herübergeschickt. In dieser Voraussicht bedauere auch ich das Schicksal Spaniens. Nicht minder tief freilich die „schwere Prüfung", die — im Goluchowskischen Stil zu sprechen — der „mit den seltensten Herrschertugenden" ausgestattete König von Italien besteht, der, wenn die Revolution in seinem Lande noch lange andauert, den Weg von Turin nach Wien vielleicht sicherer findet als den nach Rom.

*

Wenn übrigens dem Cato Goluchowski die besiegten Sachen so gut gefallen, so muss er eigentlich jetzt mit sich selbst sehr zufrieden sein. Denn er ist derzeit entschieden der an Misserfolgen reichste Diplomat Mitteleuropas. Man kann in diesem Fall ganz beruhigt den Superlativ anwenden. Er ist keine Uebertreibung und auch keine Schmeichelei.

*

Wenn Graf Goluchowski in seinem Exposé die diplomatischen Fragen abgehandelt hat, wendet er sich mit Vorliebe den wirtschaftspolitischen zu. Das heißt: nach seinen eigenen bespricht er die Misserfolge der Anderen, nämlich der österreichischen Industriellen. Diesmal fordert er von ihnen „energisch neben staatlicher Fürsorge privaten Unternehmungsgeist". Aber der private Unternehmungsgeist unserer Exportindustrien steht ganz auf der Höhe der staatlichen Fürsorge, die ihnen zu theil wird. Graf Goluchowski und die österreichischen Exporteure haben einander gar nichts vorzuwerfen. Und wenn Graf Goluchowski von den Exporteuren etwas mehr „Geist" fordert, können die Exporteure ihm dieses Compliment guten Gewissens zurückgeben . . . que messieurs les ministres commencent.

*

Die „weitausschauende" Wirtschaftspolitik des Grafen Goluchowski ist pure Exposé-Politik. In seinem vorjährigen Exposé z. B. debutierte er mit der von bedeutenderen Handelspolitikern seit Jahrzehnten bereits abgelegten Idee der mitteleuropäischen Zollunion. Gethan hat er dafür gar nichts. Heute ist nicht einmal mehr die Rede davon. Aehnlich wird's wahrscheinlich auch mit seiner diesjährigen Exposé-Phrase gehen. Im Exposé spricht er vom „Geist". Am Tage nachher schon vielleicht ist keine Spur davon mehr bei ihm zu finden.

*

Graf Thun scheint seine Zeit und sein Land verfehlt zu haben. Soweit man aus den bisherigen spärlichen Anzeichen, die er gegeben, auf seine specifische Eignung schließen kann, wäre er eigentlich zum Ministerpräsidenten im verewigten Königreich Polen berufen gewesen. Wenigstens behandelt er das österreichische Abgeordnetenhaus bereits so, als ob es der selige polnische Reichstag wäre. Im polnischen Reichstag genügte bekanntlich das liberum veto eines einzigen Deputierten, um einen Beschluss unmöglich zu machen. Nach diesem Grundsatz richtet sich auch Graf Thun. So läſst er z. B. in der „Wiener Abendpost" erklären, dass er die verlangte Getreidezoll-Suspension schon deswegen nicht durchführen konnte, weil die Debatte im Abgeordnetenhaus gezeigt habe, „dass eine Maßregel dieser Art getheilt aufgenommen werden könnte". Solange also auch nur Ein Abgeordneter anderer Meinung wäre, thut Graf Thun nichts. Das ist ganz das gloriose Princip des polnischen Reichstages. Wenn aber schon das Abgeordnetenhaus der wiedererstandene polnische Reichstag sein soll, dann müssten wir schon auch einen Grafen Badeni als Ministerpräsidenten zurückverlangen, weil ein solcher im polnischen Reichstag sich immerhin stilvoller ausnehmen würde, als der Graf Thun.

*

Dr Baernreither hat unlängst in Troppau „die Industrie inspiciert". Wahrscheinlich hat er nachsehen wollen, ob sie noch immer existiert, trotzdem er bereits seit fünf Wochen die „staatliche Fürsorge" über sie ausübt.

*

Dr. Kaizl hat jüngst in einem Privatbrief einem getreuen Czechen angekündigt, dass die Seeschlange „Beamtengehalts-Regulierung" am 1. Juli d. J. in die Erscheinung treten werde. Die Nachricht wurde sofort vom ministeriellen Pressbureau dementiert. Der Finanzminister in einer finanziellen Frage von den eigenen Officiösen dementiert, das ist doch gewiss ein neues Weltwunder. Es erklärt sich aber sehr einfach. Dr. Kaizl ist bekanntlich gleichzeitig Finanzminister und „Volksvertreter". Als Volksvertreter verspricht er, und als Finanzminister — dementiert er sich selbst. Il mente et il démente.

*

Graf Goluchowski läſst am Mittwoch abends im „Pester Lloyd" und im Wiener „Fremdenblatt" die folgende nette Notiz veröffentlichen:

„In polnischen und gesinnungsverwandten Blättern wird mit großem Eifer die Mär vertrieben, dass die Stellung des Grafen Goluchowski erschüttert sei, und zwar soll er sich durch seine Haltung im spanisch-amerikanischen Conflict die Ungunst des Hofes zugezogen haben. Nun, so weit es sich um die Stellung des Grafen Goluchowski handelt, braucht man sich um jenes Gerede nicht zu kümmern. Der Minister des Aeußern wandelt vollkommen gesund und kräftig unter uns, und sein Habitus macht absolut keinen krisenhaften Eindruck. Wir nehmen von den Ausstreuungen nur Notiz, weil wir den Jesuitismus nicht unwidersprochen wollen passieren lassen, der dem „Hof" eine officielle und nichtofficielle Politik zumuthet: eine officielle, für welche der Minister einsteht, und eine nichtofficielle, die hinter dem Rücken des Ministers gleichsam auf Schleichwegen verfolgt werden soll. Derlei Ungeheuerlichkeiten tragen die Fabriksmarke an der Stirne; sie entstammen den ans Trockene gesetzten Reptilien des Grafen Badeni, der sich selber umgebracht hat und der es augenscheinlich dem Grafen Goluchowski nicht verzeihen kann, dass er seine Seele nicht aus dem Fegefeuer erlöst."

An der Notiz ist zunächst der Passus von der erfreulichen Gesundheit des Grafen Goluchowski bemerkenswert: „Sein Habitus macht absolut keinen krisenhaften Eindruck." Graf Goluchowski scheint demnach das Regieren wie das Demissionieren für rein körperliche Functionen zu halten. Für manche österreichische Minister trifft das wirklich zu. Noch interessanter ist der schadenfrohe Schlusssatz der Notiz vom Grafen Badeni, „der sich selbst umgebracht hat". Der Satz ist leider nicht wahr. Wenn die Dummheiten eines Ministers allein schon in Oesterreich ausreichen würden, um ihn umzubringen, so hätte Graf Badeni nicht noch neun Monate nach seinen Sprachenverordnungen im Amte bleiben können. In Oesterreich muss ein Minister, besonders ein polnischer, erst mit der Hacke erschlagen werden, ehe er umkommt. Das sollte auch Graf Goluchowski sehr gut wissen. Am köstlichsten ist die Wendung von den „ans Trockene gesetzten Reptilien des Grafen Badeni". Wer mag darunter gemeint sein? Die „Reichswehr" schwerlich. Denn sie hat die betreffende Krisennachricht schon am 17. April gebracht, für sie käme das Dementi am 11. Mai zu spät. Wer sonst kann also gemeint sein? Sehen wir einmal nach! Am 11. Mai hat nur ein einziges Wiener Blatt eine Goluchowski-Krise gemeldet. Und das war die „Deutsche Zeitung". Sollte etwa gar auch das Organ der Deutschen Volkspartei zu den „ans Trockene gesetzten Reptilien des Grafen Badeni", zu den, den polnischen „gesinnungsverwandten" Blättern gehören?

Kr

Volkswirtschaftliches.

Der Augenblick ist für politische Corruption in Oesterreich nicht günstig. Das haben die steierischen Landtags-Abgeordneten Derschatta und Schmiderer erfahren müssen, welche durch die öffentliche Meinung gezwungen wurden, ihre kaum erlangten Pfründen als Verwaltungsräthe der Alpinen Montan-Gesellschaft wieder aufzugeben. Es ist nicht wahrscheinlich, dass in diesem Falle die Corruption eine unbewusste war. Wenn jemand jahrelang ein Unternehmen in der heftigsten Weise angegriffen hat, wie es Dr. Derschatta gethan, so weiß er, warum ihm eine Verwaltungsrathsstelle in demselben angeboten wird, und er kann sich keiner Täuschung darüber hingeben, dass es sich nicht darum handelt, seine

geschäftliche Cooperation zu gewinnen, sondern darum, seine politische Opposition los zu werden. Und Dr. Derschatta, welcher seinen Parteigegner Dr. v. Schreiner seit einem Jahrzehnt eben wegen seines Verwaltungsrathsmandats in der „Alpinen“ bekämpft, kann auch nicht Naivetät in solchen Dingen als Entschuldigung für sich in Anspruch nehmen. Es ist bedauerlich, dass diese deutschnationalen Abgeordneten durch ihr Verhalten dem corruptesten Blatte Wiens, dem „Deutschen Volksblatt“, dem Organ der corruptesten Partei, Gelegenheit gegeben haben, wieder einmal ins anticorruptionistische Horn zu stoßen und eines der anständigeren Blätter Wiens, die „Ostdeutsche Rundschau“, zu compromittieren. Es verlohnt sich der Mühe, bei dieser Gelegenheit einmal mit der altliberalen Lüge von der Nützlichkeit, dass in der Verwaltung eines Unternehmens hervorragende politische Persönlichkeiten des betreffenden Bezirkes oder Landes Sitz und Stimme haben sollen, aufzuräumen. Man weiß, wie wertlos die von der Regierung zur Ueberwachung der Gesellschaften entsendeten Commissäre sind, zumeist deshalb, weil diese Beamten sich ihr Leben lang nur mit ihren Ressortangelegenheiten befasst haben und daher bei den geschäftlichen Debatten im Verwaltungsrathe, soweit solche überhaupt stattfinden, stumme Zuhörer bilden. Mehr Sinn könnte es schon haben, wenn der Bezirksvertretung, der Landesverwaltung, der Regierung statutarisch die Besetzung einzelner Verwaltungsrathsmandate in einer Gesellschaft überlassen bliebe. Da ist man nicht auf die Auswahl unter den Beamten beschränkt, sondern kann tüchtige Fachleute aus der Praxis entsenden. Aber auch das hat noch selten gefruchtet. Die Herren, welche auf diese Weise in die Leitung eines Unternehmens gelangen, schmiegen sich meist rasch der Gedankenwelt, der Moralanschauung ihrer Umgebung an, sie behalten ihre Unabhängigkeit, wenn sie sie überhaupt je gehabt haben, selten lange. Und wenn dies schon für den so schwer ist, der sein Mandat nicht der Gesellschaft verdankt, ihr vielleicht aufoctroyiert ist, wie soll jemand sich der Interessen-Durchsetzung jener Leute entgegenstellen, welche ihn in ihre Mitte berufen, ihn zur Antheilnahme an ihren fetten Tantièmen herangezogen haben. Weſſ' Brot ich esse, deſſ' Lied ich singe. Wie, wenn es das Interesse der Alpinen erheischt, den Betrieb zu centralisieren? Wird da Dr. Derschatta für die zerstreute Betriebsführung eintreten, weil ein Bezirk erwerblos würde? Er würde nur erstaunten Gesichtern begegnen! Nach Ansicht seiner Parteifreunde sollte er wohl auch für die kleinen Privatwerke eintreten und deren rücksichtslose Niederconcurrenzierung durch die Alpine hintanhalten? Er käme überhaupt nicht in die Lage, darauf Einfluss zu nehmen, weil solche Fragen im Verwaltungsrathe gar nicht besprochen werden, weil sie der Geschäftsführung der Executivbeamten überlassen bleiben. Nein, durch Eintritt in die Verwaltung eines Unternehmens erlangt man nicht die Möglichkeit, widerstreitende Interessen zu schützen. Da bleibt man besser draußen und belehrt und beeinflusst die öffentliche Meinung, die autonomen Körperschaften, die Behörden, auf deren Anschauung schließlich jedes Unternehmen Rücksicht nehmen muss. Lassen sich die öffentlichen Interessen mit denen der Gesellschaft vereinigen, so wird diese meist im eigenen Interesse entsprechend handeln. Wenn nicht, so kann eben nur eine gute Gesetzgebung, deren strenge Handhabung, eventuell der Hochdruck der öffentlichen Meinung helfen.

•

Ein Thema, welchem in unserer Tagespresse ungebürlich viel Raum gegeben wird, ist die Bewegung am heimischen Goldmarkt. In allen Ländern Europas hat der Krieg eine Anspannung der Geldverhältnisse, eine Beengung der Goldvorräthe hervorgerufen. Aber nirgends wird damit so viel Wesen getrieben wie in Wien. Das mag daran liegen, dass das Thema bei uns verhältnismäßig neu ist und dass unsere volkswirtschaftlichen Redacteure noch kein volles Verständnis für dasselbe haben. Nichtsdestoweniger sollten sie ihre Schreiblust auf dem Gebiete etwas dämpfen, weil sie entschieden schädlich wirkt. Es gibt keine Ware, welche einen empfindlicheren Preisbarometer hätte, als das Gold. Jeder Stimmungswechsel, jedes Gefühl der Unsicherheit beeinflusst seinen Cours, respective die Devisencourse. Und nun müssen wir alle Tage Abhandlungen in allen Zeitungen lesen, dass die Bank der Devisencourse nicht Herr werden, dass sie den Goldbedarf kaum mehr befriedigen kann, dass ihr Devisenbesitz auf ein Minimum reduciert ist. Besonders das letztere wird alle Tage von unseren Welt- und Localblättern hinausgeschrieen. Nun ist das Alarmrufen unter Umständen etwas sehr nützliches, aber nur, wenn Gefahr vorhanden ist. Wie steht es nun damit in Wirklichkeit? Seit einem halben Jahr ist durch die Missernte und die Kriegsfurcht die Constellation am Devisenmarkt eine ungünstige und in dieser langen Zeit sind im ganzen 31 Millionen Gold und Devisen aus der Bank gezogen worden; unmittelbar vorher ist im Zeitraum von zehn Monaten um etwa die Hälfte mehr Gold hereingeströmt. Die Bank befriedigt den Bedarf also noch immer aus ihren unmittelbar vorher erhaltenen Zuflüssen und kann ihn noch lange daraus befriedigen. Der Goldausgang bleibt bisher im Rahmen des vorangegangenen Goldeingangs. Und dass die Bank heute nur 5 Millionen Devisen besitzt und früher einmal etwa 30 Millionen besessen hat, ist ganz bedeutungslos, solange die Bank daneben 353 Millionen effectives Gold hat. Warum weisen denn unsere Pressgelehrten nicht auf diesen großen Goldbesitz hin, statt alle Tage auf dem Devisenschwund herumzureiten? Für das Gold wird man, wenn nöthig, sich wohl noch Devisen beschaffen können. Verstehen denn die Herren nicht, dass die Devisen nur Anweisungen auf Gold sind und dass die Agiobekämpfung von der Bank darum lieber mittelst Abgaben von Devisen erfolgt, weil man dabei die hohen Transportspesen erspart, sie sich daher billiger und zweckmäßiger gestaltet. Wenn die Bank will und in ihrer geschickten und energischen Bekämpfung des Goldagios nicht erlahmt, im richtigen Moment auch nicht vor der Zinsfußerhöhung zurückschreckt, so ist der Moment absolut nicht abzusehen, wo sie das Entstehen des Goldagios nicht mehr eindämmen könnte. Dadurch aber, dass die Zeitungen fortwährend Angst entfachen, vervielfachen sie die Schwierigkeiten des Kampfes, indem sie speculative Valutakäufe hervorrufen, welche die Bank durch Abgaben befriedigen muss und welche nie eingetreten wären, wenn die Zeitungen nicht muthwillig das sichere Vertrauen auf die Beständigkeit unserer Währung im Publicum zerstören würden.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. L'Oeuvre, „Aërt“ von Romain Rolland; Cluny, „Ma Belle-Mère“ von Paul Ferrier; Odéon „La Grand' Mère“ von Victor Hugo. Berlin. Centraltheater, Gastspiel des Fiala-Ensemble; Königliches Schauspielhaus, „Rosenmüller und Finke“; Residenztheater, „Momentaufnahmen“ von Josef Jarno; Berliner Theater, „Was ihr wollt“ von Shakespeare.

•

Goethe hat vom „Götz“ gesagt, er werde auf der Bühne immer etwas Ungehöriges und Widerstrebendes erhalten. Daraus spricht der Theatermann der späteren Jahre, dem wir nicht unbedingt zustimmen wollen. Der alte Herr spricht daraus, der das Gehörige und Nichtwiderstrebende liebte. Uns heute, die wir in einem Sturm und Drang leben, ähnlich dem der Goethe'schen Jugendzeit, uns ist der „Götz“ in seiner Originalfassung, der „Götz“ von 1773 — dieses von Licht und Wärme einzig erfüllte Drama — ein Heiligthum, an dem nicht gerührt werden sollte. Und wenn er sich dem Theater nicht fügt, so muss sich eben das Theater ihm fügen. Nichts ist uns unverständlicher, als dass sich Goethe dazu verstehen konnte, Theater-Ausgaben herzustellen, und nichts begreiflicher, als dass sie beide — die von 1804 und 1809 — misslungen sind. Heute sollte man doch endlich den Muth und die Geschicklichkeit haben, den „Götz“ trotz seiner technischen Schwierigkeiten wenigstens mit möglichst großer Annäherung an das Original auf die Bühne zu bringen. Im Burgtheater ist man noch weit davon entfernt. Es wird hier die nicht auffallend schlechte, aber doch an Fehlern reiche Bearbeitung von Dingelstedt gespielt. Die Schlussscene des zweiten Actes bringt in dieser Fassung die Attaque auf die Nürnberger Kaufleute und zugleich die Nachricht vom Verrath Weislingens und daran anschließend einen lärmenden Auftritt Götzens und seine langsame Beruhigung und tausenderlei Nuancen durcheinander. Wie sehr weicht das vom eigentlichen Stil des Stückes ab! Ebenso im dritten Act die allzu stimmungsvoll inscenierte und breit ausgesponnene Trauung Maria's mit Sickingen. Das Beste und Eigentliche des Stückes muss bei diesen Umschmelzungen, selbst wenn sie correct sind, verloren gehen: das Bunte, Fließende, das Shakespearesche. Im einzelnen ist die Darstellung des Burgtheaters, wie letzten Sonntag wieder zu sehen war, relativ gut. Bloß Herr Robert als Weislingen sticht von seiner Rolle bedenklich ab. Fräulein Sandrock ist eine fürstliche Adelheid und Fräulein Hohenfels als Georg tief goetheisch. Herr Krastel spielte zum erstenmale den Götz. Er war einfach und also auch gut. Es war ein Vergnügen, ihm zu folgen, ein größeres Vergnügen noch, sich von ihm an Baumeister erinnern zu lassen. Ganz unzulänglich und abscheulich war bloß ein Gast, Herr Frank, der in der Rolle des Franz auftrat. A. G.

•

Herr Schmedes und Frau Dönges boten als Siegmund und Sieglinde in Wagners Walküre sehr interessante Leistungen. Insbesondere schien der erstere seinen Vorgänger in dieser Rolle weit zu übertreffen. Schon der baritonale Charakter seiner Stimme gab der Leistung eine düstere Klangfarbe, die dem Charakter der dargestellten Persönlichkeit sehr zustatten kam. Noch nie habe ich die Scene, wo Siegmund das Schwert Notung aus dem Stamme zieht, so sehr als momentane Erlösung empfunden wie bei der Darstellung durch Herrn Schmedes. Wenn wir bedenken, dass er den Siegmund erst kürzlich studiert hat, und dann sehen, bis zu welchem Grade vollkommener Beherrschung er seine Rolle schauspielerisch und musikalisch durchgeführt hat, so haben wir allen Grund, der Hofoper zu dieser neuen Kraft Glück zu wünschen. Ueber Frau Dönges lässt sich vorläufig ein abschließendes Urtheil noch nicht fällen. Obgleich auch sie an einzelnen Stellen ihre Vorgängerin übertraf, ist sie doch noch in den glücklichen Jahren künstlerischer Entwickelung, in der jede Rolle einer weiteren Ausbildung zwar noch bedürftig, aber zweifellos auch wohl fähig ist. R. W.

•

„Gebildete Menschen“ von Victor Léon ist noch immer das beste neuere Wiener Volksstück ernsten Genres. Es wurde jetzt ins Carl-Theater übertragen und wird hier ganz gut gespielt. Herr Jules als Commercialrath Müller ist sogar hervorragend durch die Sicherheit und Schärfe, mit der er die äußeren Umrisse seiner Rolle zeichnet. A. G.

Bücher.

Adressbuch der chemischen und verwandten Industrien und Gewerbe von Oesterreich-Ungarn. Herausgegeben vom Niederösterreichischen Gewerbeverein. Verlag von Eduard Baldamus. Leipzig. 1897. Erste Ausgabe.

Dieses im Auftrage der Abtheilung für Chemie und Physik des Niederösterreichischen Gewerbevereins unter Mitwirkung der österreichisch-ungarischen Handelskammern verfasste Firmenverzeichnis dürfte den Industriellen dieser Branchen eine willkommene Gabe sein. Der Kreis der Industriezweige, welche in das Werk Aufnahme gefunden haben, ist ziemlich weit gezogen und außer den eigentlich chemischen Betrieben sind noch

Hüttenwerke, Cement-, Kalk- und Ziegelerzeugung, elektrotechnische Industrie, Zuckerfabrication und viele andere inbegriffen. Die Anordnung ist derart getroffen, dass die österreichischen und ungarischen Firmen getrennt und jede zweimal, einmal in alphabetischer Anordnung und einmal nach Branchen vorkommt. Von einer großen Anzahl Firmen sind kurze Details über erzeugte Specialitäten, Firmainhaber, Actiencapital 2c. angegeben. Druck und Ausstattung sind lobenswert. Das Werk zeigt viel Sorgfalt und Fleiß, über Vollständigkeit und Richtigkeit der Angaben kann erst die Praxis ein endgiltiges Urtheil fällen. W. F.

Dora Duncker: Familie. Novelle. „Vita", Deutsches Verlagshaus. Berlin W 30. 1898.

Die beengende Gewalt der deutschen Familie wird in diesem dünnen Bande an einem kleinbürgerlichen Begebnis gezeigt. Mit psychologischem Geschick wird dargestellt, wie ein junger Mann in der engen, von Zärtlichkeit übersättigten Atmosphäre seiner Mutter und seiner Schwester aufwächst, nicht glücklich, nicht unglücklich. Die Leere seiner Seele macht ihn unmuthig. (Für diese Stimmung hat D'Annunzio in seiner „Lust" einen schönen Ausdruck gefunden: „Ich weiß nicht," heißt es da, „ob es nicht unglücklichere Menschen gibt, aber sicherlich ist niemand weniger glücklich als ich.") In solcher Stimmung begegnet der Jüngling einem fremden, schönen Mädchen, das die Cultur unserer Tage in sich aufgenommen hat. Die Sensibilität dieses Geschöpfes theilt sich auch ihm mit, und da erkennt er die Enge, in der er gelebt. Die Beiden lieben sich. Allein die kleinbürgerliche Familie steht zwischen den Liebesleuten. Niemals könnte sie die geringe, dünne Luft ertragen, die in seinem Heime herrscht, und er kann sich nicht losreißen von Mutter und Schwester, denen er im innersten Wesen verwandt ist, so sehr er auch in die Größe des Lebens hinaustrachtet. So kehrt das Mädchen in die Fremde zurück und der Mann in die Familie. Die Geschichte bringt manche Gedanken an die Kehrseite unserer vielgepriesenen deutschen Häuslichkeit. Man muss an die moralische Feigheit denken, die da gezüchtet wird, an die Verengung des Horizontes, die das mühsame Zusammenleben weniger mit sich bringt, an all' die Misère des Familienzwanges, der umso stärker fühlbar wird in unserer Zeit, in deren Wesen der große Zug nach Freiheit der wesentlichste Bestandtheil ist. W. Fred.

Revue der Revuen.

„Die Umschau" hat vor kurzem die Preisfrage gestellt: Was ist Bildung? Gekrönt und abgedruckt wurden drei Arbeiten, die sich aber mehr durch glatte, alles Bekannte zusammenfassende Schulform als neue Gesichtspunkte auszeichneten. Von Beiträgen der letzten Hefte heben wir hervor: „Tiefe Temperaturen" von Dr. Bernhard Dessau (Nr. 19). Behandelt die Frage der unteren Temperaturgrenze und referiert über neue Verfahren der sogenannten Kälteindustrie. In kurzen Berichten bringt dieses Blatt auch actuelle Fragen technischer oder politischer Natur zur Sprache. So jüngst über das Heerwesen Spaniens und der Vereinigten Staaten. Ueber die Seemacht und das Landheer der Union wird darin auffallend pessimistisch geurtheilt. — Das Moderne in der Kunst war das Thema eines von Geheimrath Julius Lessing in der Berliner Volkswirtschaftlichen Gesellschaft (April dieses Jahres) gehaltenen Vortrags, dessen Inhalt wir in einem älteren Hefte der „Umschau" ausführlich wiedergegeben finden. Die der ganzen modernen Kunstrevolution zugrunde liegenden Principien, heute freilich schon ziemlich selbstverständlich klingend, werden darin noch einmal deduciert und übersichtlich zusammengefasst. Der Bericht wurde übrigens mehrfach abgedruckt.

„La Revue Blanche" vom 1. Mai enthält u. A. einen Aufsatz von Paul Signac über die Technik des Delacroix. Darin werden Beziehungen zwischen diesem Maler und dem französischen Neo-Impressionismus aufgezeigt und eingehend besprochen. Die Technik dieser Neo-Impressionisten findet sich bei Delacroix vor allem theoretisch — in seinen Briefen, Artikeln und den drei Bänden seines Tagebuchs — vorgebildet. Um das zu erweisen, stellt der Verfasser die Grundsätze der genannten Schule und Delacroix neben einander. Der oberste Grundsatz der Neo-Impressionisten ist die „Division" der Farbe: das Nebeneinandersetzen einfacher Farben, also Grundfarben, in allen ihren verschiedenen Tönen. Die Farben gehen bei diesem Verfahren keine wirkliche Verbindung auf der Palette, sondern bloß eine optische Verbindung im Auge des Beschauers ein; sie sind in kleinen, getrennten Pinselstrichen aufgetragen. Dadurch wird die Trübung der Farbe, die durch Mischung entsteht, vermieden und der Hauptzweck der Neo-Impressionisten leichter erreicht: ein Maximum von Licht und Farbenhelle. Damit stimmt sehr gut überein, was Delacroix sich gelegentlich notiert: Grün und Violett nicht mischen, sondern neben einander setzen. Speciell bei diesen Farben musste ihm daran gelegen sein. Denn die nahezu complementären Grün und Violett erzeugen, mit einander gemischt, eine dumpfe, matte Farbe, eines jener Grau, die für Delacroix ebenso wie für die Neo-Impressionisten die Feinde jeder Malerei sind. Ja, selbst wenn er Grau brauchte, gieng Delacroix so weit, es nicht durch Mischung, sondern durch Nebeneinandersetzen einfacher Farben, also optisch, zu erzeugen. Den dumpfen, erdigen Ton wollte er um jeden Preis vermeiden.

„Harpers Weekly" bringt einen der bemerkenswertesten Aufsätze über Amerika im Krieg mit Spanien. Sein Verfasser ist Karl Schurz, der bekannte amerikanische Staatsmann und Soldat und — wodurch sein Aufsatz von vorneherein ein erhöhtes Interesse gewinnt — der ehemalige Gesandte Amerikas in Spanien. Er rechtfertigt sein Land mit großer Eindringlichkeit und charakterisiert dessen Verhalten schon mit der Ueberschrift seines Aufsatzes: Ein Fall von Selbstaufopferung. Das Motiv des Krieges auf amerikanischer Seite, ein paar Jingoes, Speculanten und reclamelüsterne Zeitungen mit Specialcorrespondenten abgerechnet, sei lediglich das gerechte Bestreben, Cuba von den Schrecken der spanischen Misswirtschaft, dem Weyler'schen Regimente, zu befreien. Vortheile könne Amerika so gut wie gar nicht daraus ziehen. Eine Annectierung der Insel sei nach den Worten des Präsidenten ausgeschlossen und wäre übrigens so wenig ein Vortheil zu nennen, wie der Besitz eines Hauses, das von einer unheilbaren, ansteckenden Krankheit inficiert ist. Käme also nur in Betracht die Wiederherstellung der amerikanischen Handelsbeziehungen mit Cuba. Aber diese würden nothwendigerweise begrenzt sein, und selbst wenn der daraus erwachsende Gewinn so groß werde wie zuvor, sei der Betrag noch lange nicht erreicht, um den die Pensionsliste und das Armee- und Marinebudget in Amerika zunehmen werden. Die Opfer an Geld nicht minder als die an Blut werden enorm sein. Der vom Congress bewilligte Credit für die Vorbereitungen, in der Höhe von 50,000.000 Dollars, sei nahezu verbraucht. Jetzt denke man an eine Kriegsanleihe von 500,000.000 Dollars und Kriegsauflagen auf Bankcheds, Thee, Kaffee, Bier und Tabak, von denen ein jährliches Erträgnis von 100,000.000 Dollars erwartet werde. Aber auch das werde mit Rücksicht auf die muthmaßliche Länge des Krieges nicht ausreichen. Außerdem müsse die so dringende Währungsreform hinausgeschoben werden, und den größeren Theil seines Seehandels werde Amerika anderen seefahrenden Nationen geradezu schenken müssen. Dem stünden die großen Vortheile gegenüber, die Cuba aus diesem Kriege ziehen werde und — Spanien selber. Cuba, ehemals eine Einnahmsquelle für Spanien, sei heute eine gänzlich zerstörte Provinz, verwüstet, kostspielig und dem Mutterlande in mannigfacher Hinsicht lästig. Den vernünftigen Staatsmännern Spaniens sei das vermuthlich auch bekannt, und sie würden froh sein, wenn sie diesen Besitz loswerden könnten, ohne eine ihnen nachtheilige Verletzung des spanischen Nationalstolzes zu erregen. Dazu sei ihnen jetzt Gelegenheit gegeben. Denn eine Niederlage im Kampf mit der an Hilfsmitteln unendlich überlegenen Union sei ein Ereignis, dessen sich Spanien niemals zu schämen brauche.

Wenn's nur nicht Frühling wär'!

Skizze von Dora Duncker.

Draußen in einem der stillen Vororte, die das elegante Berlin wenig bevorzugt, steht abseits von dem durchschneidenden Schienengeleise ein einstöckiges Haus mit schmutzig grauen Mauern. Ungepflegtes Gartenland, von Gras, Blumen und blühendem Gebüsch rings überwuchert, umgibt es von allen Seiten. In lang aufgeschossenen Stauden steht unweit des Hauses eine ganze Rabatte Malven bei einander und verdeckt beinahe den Eingang zu einer aus morschen grünen Latten zusammengestellten Laube. Die Mitte der Laube nimmt ein in den Boden festgerammter Tisch ein. Zu beiden Seiten und an der Hinterwand ziehen sich schmale Bretter entlang. Auf dem hintersten Brette, müde gegen das morsche Sparrenwerk zurückgelehnt, sitzt eine Frau in unkleidsamen spinnwebfarbenen Gewand. Mit großen müden Augen sieht sie zwischen den Malvenstauden durch in das im Frühlingsglanze daliegende blühende Gartenland. Dann beugt sie sich ein wenig nach vorn, um den Tisch zu erreichen und auf diesem einen schon zuvor geöffneten Brief, der in dem Schlüsselkörbchen oben auf den Schlüsseln liegt.

Sie zieht den Brief aus dem mit einer fremdländischen Marke beklebten Umschlag, liest ihn, buchstabiert an der ihr undeutlichen Unterschrift herum, legt ihn in den Korb zurück und erhebt sich dann schwerfällig und langsam.

Den grasbewachsenen Gartensteig entlang schreitet sie, das Körbchen am Arm, dem Hause zu und über die wenigen Stufen in ein geräumiges Gartenzimmer, in dem es, trotz des hellen Nachmittagslichtes draußen, merkwürdig dämm'rig ist.

Mit denselben langsamen, schwerfälligen Bewegungen, mit denen sie über den Gartensteig gegangen, schreitet die graue Frau jetzt ein paarmal durch das Zimmer und sieht sich mit misstrauischen Augen zwischen dem alten Gerümpel um. Das wenig anheimelnde, düstere Gemach stellt den Wohn- und Essraum für ihre Pensionäre und Pensionärinnen vor. Kahl, öde, verstaubt und verschlissen, wohin der Blick sich wendet. Jetzt bleibt die Graue einen Augenblick vor dem Spiegel stehen, um sich schnell wieder abzuwenden.

Etwas Kaltes ist ihr über den Rücken gelaufen. Hat sie das Bild so lange nicht gesehen, dass es ihr plötzlich wie etwas Fremdes, nie Gekanntes entgegentritt? Sie sinkt in den ihr zunächst stehenden Sessel, der schon durch die leichte Last der schlanken Frau ins Wanken geräth. Die Hände vors Gesicht geschlagen, sitzt sie lange regungslos und lässt die Gedanken ihre eigenen Wege gehen. Nicht allzuweit. Um kaum ein Jahrzehnt zurück bis in eine Zeit, zu der sie noch ein blühendes, blondes Geschöpf gewesen, das die Männerwelt huldigend umdrängt hatte. Und vor ihr hatte einer gestanden — einer —. Wieder läuft es ihr kalt den Rücken hinab. Nein, an ihn will sie nicht denken, an ihn nicht und an die bodenlos sündhafte Thorheit nicht, mit der sie ihn zurückgewiesen, nur weil er nichts anderes besessen hatte, als seine große Liebe für sie und einen starken Hang zum Abenteuerlichen. Wie war sie mit dieser philisterhaften Pedanterie nur zustande gekommen? Wie hatte sie die Verleugnung ihrer warmen Empfindung ertragen? Sie fasste sich an die schmerzenden Schläfen. Heute begriff sie es nicht mehr, heute nicht. Weniger allerdings noch das andere: ihre Heirat um der Versorgung willen mit einem ungeliebten Manne! Dies andere war ihr zum Verhängnis geworden. Schritt für Schritt war es abwärts mit ihr gegangen. Nach kurzer liebe- und kinderloser Ehe war der Mann gestorben. Mit der kleinen Pension und dem geringen Vermögen, das ihr von Haus geblieben war, hatte Helene Heilmann ein Pensionat begründet. Unerfahren in allen praktischen Dingen des Lebens, war sie dabei von einem Extrem ins andere gefallen. Zuerst übertrieben moderner Luxus in all ihren Einrich-

tungen, dann eine Sparsamkeit, die den nahenden Verfall unklugerweise mehr als ahnen ließ. Aus allen Ecken und Winkeln grinste er die Bewohner des öden Hauses an und scheuchte sie davon. Die wenigen, die noch treu geblieben waren, würden über kurz oder lang zweifellos abfallen. Es gehörte nicht viel Scharfsinn zu dieser Voraussicht. Sie war nichts anderes als ein sehr einfaches Rechenexempel. Für die Preise, die Helene Heilmann ihren Pensionären und Pensionärinnen abfordern musste, um existieren zu können, konnten diese weitaus andere Ansprüche machen. Das war so der Punkt, auf dem sie mit ihrer Lebensführung jetzt angekommen war!

In dem Hause rührte sich nichts. Sie waren alle fortgegangen, gleich nach dem mageren Mittagmahl schon, um den wundervollen Frühlingstag irgendwo draußen zu genießen. Aus Höflichkeit hatten sie sie aufgefordert, sie zu begleiten. Vermuthlich waren sie herzensfroh gewesen, als sie abgelehnt hatte. Helene Heilmann war nicht nach Vergnügungspartien zu Sinn. Ueberdies erwartete sie heute den Herrn mit dem unleserlichen Namen, der sich für gegen Abend bei ihr angesagt hatte. Er berief sich auf die Empfehlung eines jungen Engländers, der früher einmal bei Helene Heilmann gut aufgehoben gewesen war. Sie entsann sich des kleinen schmächtigen hypereleganten Menschen noch ganz gut. Hätte er die jetzige Verfassung ihres Pensionats gekannt, er würde es schwerlich empfohlen haben.

Helene sah auf die niemals richtig gehende Uhr an der Wand. Gleich sechs Uhr. Ungefähr so würde es ja wohl an der Zeit sein. Gegen sieben Uhr hatte der Fremde sich angemeldet.

Sie gieng in den Gang hinaus und rief nach dem Mädchen, das hinten in der Küche herumhantierte.

„Emma!"

„Frau Doctorin."

„Hören Sie mit Abwaschen auf. Sie müssen zu dem Zuge 6 Uhr 45 Minuten an der Bahn sein. Ist das Zimmer für den Herrn in Ordnung?"

Das Mädchen grinste. „In Ordnung schon, Frau Doctorn. Viel Vergnügen wird der Herr an dem engen muffigen Loch aber schwerlich haben." Damit schlumpte das Mädchen weiter, halbverständliche Worte vor sich hinmurmelnd, die jedenfalls nicht für das Ohr ihrer Herrin bestimmt waren. Frau Helene sah ihr einen Augenblick resigniert nach, dann trat sie aus dem dumpfigen Zimmer in den Garten zurück. In warmen Wellen drang der Duft von Faulbaum, Flieder und rothblühendem Dorn auf sie ein. Ein Wohlgefühl schlug ihr aus diesem Duft entgegen und legte sich ihr wie etwas Neues, wunderbar Ungekanntes oder doch lang nicht Empfundenes aufs Herz. Einen Augenblick machte sie eine Bewegung, als ob sie all diese berauschende Frühlingspracht meiden und sich wieder hinter die graugrünen Malvenstauden verkriechen wollte, dann aber besann sie sich eines anderen und schritt durch die blühende duftende Wildnis bis hart an den niedern Staketenzaun. Die Sonne stand Helene gerade gegenüber, im Westen hinter den Kiefern, aber ringsum leuchtete es von ihrem Widerschein rothgolden auf. In den kleinen blanken Wassertümpeln auf der Straße, über der leise aufwogenden Saat der Felder und über dem blonden Haar des frischen jungen Dinges, das drüben hinter der Ligusterhecke stand und mit einem Burschen schäkerte, dem eben der erste dunkle Flaum die Lippe beschattete. Der sanfte, von tausend wunderbar geheimnisvollen Düften geschwängerte Wind trug abgerissene Laute des Gesprächs bis zu der einsamen Frau hinüber. Sonst war es noch immer totenstill um das graue Haus. Helene Heilmann hatte sich wieder gewendet, um nach dem Hause zurückzugehen, als plötzlich die Zaunthür, ihr im Rücken, knarrte. Sie fühlte mehr noch, als sie es hörte, dass jemand mit großen leisen Schritten hinter ihr herkam, dann plötzlich innehielt und dann wieder schneller zuschritt. Sollte der Fremde schon jetzt und ohne des Mädchens Hilfe eingetroffen sein? Nun blieb Helene stehen und wendete sich um. Ein schlank gewachsener Mann in modischem Reiseanzug stand, mit dem Rücken gegen die untergehende Sonne, vor ihr. Sie selbst war von dem Frühlingsabendroth voll beschienen. Sie sah den Fremden stutzen, näher auf sie zugehen und wieder zurücktreten. Dann sagte er unsicher in reinem Deutsch, aber mit einem leichten fremdländischen Accent, ob er die Ehre habe, vor Frau Helene Heilmann zu stehen. Sie bewegte leicht zustimmend den Kopf, dabei trat plötzlich etwas Fragendes in ihre Augen, und als sie die Antwort nicht gleich fand, ging ein kindlich unbeholfener Zug über ihr Gesicht, der ihr für den Augenblick etwas jugendlich Mädchenhaftes gab, dann aber erbleichte sie, ihre Züge wurden starr und grau, und zögernd, eine Hand hervorstreckend, stammelte sie abgebrochen: „Ist es —? Sie sind es — Erich Bruns?"

Er nahm die entgegengestreckte Hand, lächelte etwas krampfhaft und beugte sich darüber, um sie zu küssen, aber seine Lippen weilten kaum eines Hauches Länge darauf. Etwas Hartes, Rauhes schien ihm die Lippen körperlich verletzt zu haben.

Dann gingen sie nebeneinander auf dem verwachsenen Grassteig dem Hause zu. Mühsam zwang er sich zum sprechen. Jedes Wort kostete ihn eine Ueberwindung. Was sollte er ihr sagen? Nun, da es mit einem Schlage ausgelöscht war, konnte er's ihr noch nennen, das heiße Wünschen, das ihn zu ihr getrieben hatte? Durfte er ihr noch von einer lang und treu im Herzen getragenen Liebe sprechen, nun, da diese Liebe gestorben war, am ersten Wiedersehen? Nur Fassung, Fassung, dass er ihr nicht wehe that, dass er einen Grund fand, der ihr sein Kommen glaubhaft machte!

Helene hatte ihren unerwarteten Gast ins Zimmer führen wollen, ein Blick auf seine mehr als gut gekleidete Gestalt ließ sie davon abstehen. Dieser Erich Bruns passte nicht in das schäbige Interieur ihres Pensionats. Die Beschämung, ihn hineinsehen zu lassen in die Misère ihres Daseins, glaubte sie sich wenigstens ersparen zu dürfen. So setzten sie sich auf die Bank zwischen den Fliedersträuchern längs der Hausmauer. Noch immer wallte und wogte der Frühlingszauber über dem verwilderten Garten, fluthete das Abendroth über das farblose Antlitz der Frau und das goldige Lockengewirr des Mädchens draußen hinter der Ligusterhecke. Einen Augenblick war Helene aufgestanden, um zu sehen, ob Emma mit dem Gepäck gekommen war. Er hatte ihr nachgestarrt wie betäubt. Wie durch einen grauen verstaubten Schleier sah er die einst so reizende Gestalt, die vormals so schönen Züge. In dem lachenden Frühlingsbild ein grauer, unschöner Fleck! Dann kam sie zurück mit einer kleinen Erfrischung für ihn. Er dankte ihr. Kühle, verständige Worte sprachen sie miteinander, in dem heißen Bemühen, sich nicht ins Herz sehen zu lassen.

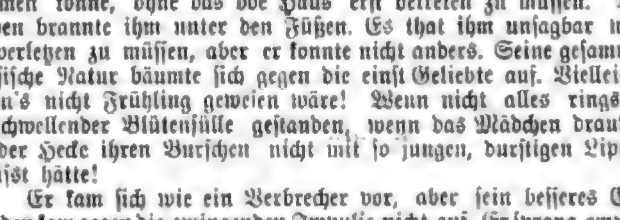
Während Erich Bruns mechanisch von seinem Leben jenseits des Oceans erzählte, grübelte er darüber, wie er von Helene loskommen könne, ohne das öde Haus erst betreten zu müssen. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Es that ihm unsagbar weh, sie verletzen zu müssen, aber er konnte nicht anders. Seine gesammte physische Natur bäumte sich gegen die einst Geliebte auf. Vielleicht, wenn's nicht Frühling gewesen wäre! Wenn nicht alles ringsum in schwellender Blütenfülle gestanden, wenn das Mädchen draußen an der Hecke ihren Burschen nicht mit so jungen, durstigen Lippen geküsst hätte!

Er kam sich wie ein Verbrecher vor, aber sein besseres Empfinden kam gegen die zwingenden Impulse nicht auf. Er sprang empor. Er fühlte, dass mit jeder Minute länger, die er mit diesen Empfindungen neben Helene sitzen blieb, er sich schwerer nur an ihr vergieng. Er hielt ihr die Hand hin, die sie fragend ergriff. Dann stammelte er etwas von einem großen Missverständnis — von in Berlin übernachten müssen, und einer Nichte, die er ihr hatte anmelden wollen — in den nächsten Tagen — vielleicht morgen schon, würde sie von ihm hören.

Die Zaunthür knarrte. Draußen, zwischen dem Staket tauchte für einen Augenblick eine forteilende Männergestalt auf — dann war er verschwunden.

Helene sank auf die Bank zwischen den Fliederbüschen zurück. Sie legte die Hände vor die Augen. Ein Schauer schüttelte sie. Der Flieder duftete schwer und süß. Die beiden da draußen hingen noch immer Lippe auf Lippe, und über die Wangen der einsamen Frau stürzten heiße, sehnsüchtige Thränen.

Stimmen aus dem Publicum.



Seid. Bastrobe fl. 8.65

bis fl. 42.75 p. Stoff z. compl. Robe.

Tussors und Shantungs.

sowie **schwarze, weiße u. farbige Henneberg-Seide** v. **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins 2c.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XV. Band. Wien, den 21. Mai 1898. Nummer 190.

Nobel-Schani.

Graf Thun hat jetzt Gelegenheit gehabt, das eigentliche Wesen der von ihm so hochgeschätzten Regierungsautorität kennen zu lernen. Er ist mit dem gewohnten Gefolge nach Budapest gereist, um dort mit der ungarischen Regierung neue bessere Ausgleichsverhandlungen zu beginnen. Aber unverrichteter Dinge ist er alsbald wieder zurückgekommen. Die ungarische Regierung hat sich geweigert, auch nur in Unterhandlungen mit ihm einzutreten. Der Grand-Seigneur, der aus der Devotion von Kammerdienern, Thürhütern und Sectionschefs das stolze Bewusstsein seiner unwiderstehlichen Hoheit zu ziehen sich gewöhnt hat, ist bei der ungarischen Regierung ebenso kläglich abgeblitzt wie sein Vorgänger, der simple Beamte Baron Gautsch. Und aus demselben Grunde. Als Baron Gautsch seinerzeit mit den gleich leeren Händen, mit denen er hingegangen war, aus Budapest heimkehrte, war in den offenherzigeren ungarischen Zeitungen zu lesen, dass die ungarische Regierung sich mit ihm in keine Verhandlungen eingelassen habe, weil er „keine Garantien für die Erledigung der Ausgleichsvorlagen im österreichischen Reichsrathe habe bieten können". Und jetzt, da Graf Thun von Budapest mit langen Zähnen abgezogen ist, kehrt wörtlich dieselbe Phrase in den ungarischen Blättern wieder. Es scheint also nach ungarischer Auffassung die „Wiener Zeitung", der Gothaische Hofkalender und selbst das Goldene Vließ noch nicht zu genügen, um einem Ministerpräsidenten die volle Regierungsautorität zu verleihen. Die entscheidende Qualität fehlt ihm, solange er und insoferne er das Parlament nicht hinter sich hat. Wer das Parlament beherrscht, der allein besitzt die Autorität des Landes. Und eine Regierung mag alles andere für sich haben, sie mag mit dem blauen Bogen die Beamtenschaft, mit dem Polizeisäbel die unglücklichen Bewohner des Landes beherrschen: wenn sie nicht das Parlament beherrscht, ist sie keine Autorität.

Diese ungarische Auffassung genießt nicht die Ehre, von den maßgebenden Kreisen in Oesterreich getheilt zu werden. Sie erfreut sich aber des Vorzugs, durch die politische Logik und die Geschichte gerechtfertigt zu sein. Insbesonders auch durch die Geschichte des österreichisch-ungarischen Dualismus. Wenn man von den augenblicklichen Misserfolgen des Barons Gautsch und des Grafen Thun zurückgeht auf die Ursache der andauernden dreißigjährigen Misserfolge aller österreichischen Regierungen im Verkehre mit den ungarischen, wird man jene Anschauung ausnahmslos und hundertfach bestätigt wiederfinden. Der österreichischen Regierung hat es gegenüber der ungarischen immer an dem einen, an der parlamentarischen Autorität gefehlt. Bei all dem handelt es sich nicht so sehr um einen objectiven, als um einen subjectiven Unterschied. Das ungarische Parlament imponiert uns sicher nicht. Es ist nur das Organ einer engbrüstigen Oligarchie, die jedweder Art von Wähler- und Abgeordneten-Corruption zugänglich ist, und selbst seine äußerste Opposition ist ein äußerster Mumpitz. Unser Parlament beruht, bei all seinen allbekannten Mängeln, auf breiteren Grundlagen im Volke und ist — von den historisch eigentlich ohnedies zur Stephanskrone gehörigen Galizien und Dalmatien abgesehen — denn doch nicht so heillos corruptionsfähig wie das ungarische. Den Anspruch, als der Ausdruck des Volkswillens zu gelten, kann unser Parlament noch immer mit viel mehr Recht erheben als das ungarische. Trotzdem wurde jederzeit im gegenseitigen Verkehr der beiden Staaten das ungarische Parlament als die richtunggebende Elementarkraft und das österreichische als die Wetterfahne angesehen, die sich jederzeit nach dem Winde einstellt, der von oben kommt. Diese verkehrte Behandlungsweise gelangte in dem Charakter der beiderseitigen Regierungen zu ihrer entscheidenden Wirkung. In Ungarn ist die Regierung seit dem Bestehen des Dualismus immer eine streng parlamentarische gewesen, obzwar in Wahrheit in Ungarn das Parlament die Eignung gehabt hätte, jederzeit eine streng regierungsfreundliche Körperschaft zu sein; während in Oesterreich immer darnach gestrebt wurde, die Regierung als eine außerparlamentarische mindestens auszugeben, obzwar sie thatsächlich mit ihren tausend Aengsten und Nöthen weit mehr vom Parlament abhängig war als die ungarische. Subjective Momente haben die objectiven in ihre gegentheilige Wirkung verkehrt. Die ungarische Regierung war immer so klug, eine parlamentarische Abhängigkeit und constitutionelle Beschränktheit zu fingieren, die sie nicht besaß. Die österreichische Regierung dagegen war immer so eitel, eine parlamentarische Unabhängigkeit und absolutistische Allmacht zu fingieren, die sie eigentlich gar nicht besaß. Die Noblesse, besonders die falsche, muss man aber theuer bezahlen. In Geschäften ist es nicht gut, den Noblen zu spielen. Der alte taktische Grundsatz der Rückendeckung kommt in geschäftlichen Unterhandlungen als die Unterordnung unter die fremde Autorität eines Herrn oder Auftraggebers zum Ausdruck. Wir alle sind gewohnt, ihn im täglichen Leben anzuwenden. Die Frau, wenn sie die Modistin im Preise drücken will, beruft sich auf den hartherzigen Mann, der für den Luxus der Frau kein volles Verständnis hat. Der Kaufmann schiebt seinen Compagnon vor, dem gegenüber er einen ungünstigen Geschäftsabschluss nicht verantworten könnte. Will man einem Contrahenten ordentlich zusetzen, so geht man nicht selbst zu ihm hin, sondern schickt einen Vertreter, der sich hinter seiner Instruction verschanzen kann. Es ist eben eine alte psychologische Erfahrung, dass man fremde Interessen nachdrücklicher wahrnehmen kann als die eigenen, und gescheite Leute geben deswegen oft ihre eigenen als fremde Interessen aus. Von diesem taktischen Kunstgriff macht eine Regierung Gebrauch, indem sie ihr Parlament ehrt, wie jede ungarische Regierung es jederzeit gethan hat. Die Eitelkeit muss bei einer Regierung in bedenklichem Maß den Verstand überwiegen, wenn sie, lediglich um ihren eigenen Glanz zu erhöhen, ihr Parlament verschwärzt, wie es den österreichischen Regierungen, so ziemlich allen, gefallen hat.

Weil auf diese Art bei den Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen immer der österreichische Nobel-Schani mit seinem leisen Anflug von absolutistischem Hochstaplerthum dem ungarischen Geschäftsmann mit der gedrückten constitutionellen Miene gegenübergestanden hat, deswegen haben wir beim Dualismus immer draufgezahlt. Wenn sich die ungarische Regierung ihre dreißigprocentige Quote oder sonstige Vortheile sichern wollte, dann jammerte sie über das starke Parlament, das nicht mehr bewilligen wollte, und über das arme Volk, das nicht mehr leisten könnte. Der österreichische Nobel-Schani hatte aber immer die Spendierhose an, that so, als ob für ihn das Parlament mitsammt dem berühmten Volk Luft, Geld Mist wäre und ließ sich mit hochgespannter Nase vom Ungarn siebzigprocentig scheeren.

Das gieng, so lange es gieng. So lange es noch Minister in Oesterreich gab, die, wie sauer ihnen oft auch die Arbeit wurde, schließlich das Parlament für die verschiedenen ungarischen Tributverträge herumzubekommen vermochten, war alles in voller Glorie. Aber auch für den Nobel-Schani kommt der Tag, wo er, wenn der Goldonkel des ewigen Schuldenzahlens überdrüssig geworden ist, die Spendierhose ausziehen und auf den letzten Absätzen hilfesuchend zum langjährigen Geschäftsfreund, richtiger Geschäftsfeind wandern muss. Dann wird ihm aber die Thür vor der Nase zugeschlagen, es sei denn, dass er zahlungsfähige Bürgen stellt. Dieses ausgepoverte Schicksal trifft jetzt die einst so splendide österreichische Regierung. Baron Banffy darf sich die Frechheit erlauben, jede Unterhandlung mit ihr abzulehnen, so lange sie ihm nicht parlamentarische Garantien bringt. Das ist eine grausame Lection. Sie lehrt, dass, wo der Bereich des blauen Bogens und des Polizeisäbels aufhört, die österreichische Regierung nichts ist und das Parlament alles, woferne es den Daumen auf den Geldbeutel legt, und dass der wahre Patriotismus einer Regierung gebietet, sich als eine parlamentarische auszugeben, wenn sie's auch nicht ist, nicht aber umgekehrt.

K.

Die Revolution in Italien.

Vom italienischen Deputierten Dr. Napoleone Colajanni.

Der Schriftsteller, der sich, beherrscht von Parteileidenschaft oder unter der Autosuggestion einer Ueberzeugung stehend, mit zeitgenössischer Politik befasst, lässt sich oft, mit mehr oder minderer Klugheit, je nach dem Grade seiner Bildung, zum Theil auch seinem Temperament folgend, dazu hinreißen, Prophezeiungen bezüglich zukünftiger Ereignisse auszusprechen, vor allem hinsichtlich der nächsten Zukunft. Jene Prophezeiungen haben wenig mit dem zu schaffen, was die Sociologen und die Statistiker „die Constatierung einer Tendenz" nennen, und nähern sich weit eher jenen wenig wissenschaftlichen volksthümlichen Verheißungen, die meistens von den Thatsachen arg widerlegt werden und die falschen Propheten fast immer dem Gespött preisgeben. Und doch werden selbst Leute wie ich, deren wissenschaftliche Ueberzeugungen sie vor so billigen Verheißungen warnen sollten, zu Zeiten durch die Evidenz der Ereignisse und das Zusammentreffen der verschiedensten Umstände zu derartigen Prophezeiungen, die sie an andern tadeln, verleitet. Ist derjenige, der diese Verheißungen

Digitized by Google

ausspricht, von lebhafter Vaterlandsliebe und dem festen Glauben an die eigenen politischen Ueberzeugungen erfüllt, und sind es traurige Ereignisse, die er vorhergesagt, dann versetzt ihn deren Verwirklichung in einen sonderbar widerspruchsvollen moralischen Zustand. Er kann sich einer rein intellectuellen Befriedigung nicht erwehren, aber sie ist sehr theuer bezahlt, denn seine besseren Gefühle erfüllen ihn mit dem lebhaften Wunsch, sich lieber geirrt zu haben, und in den meisten Fällen würde er statt jener Befriedigung seiner Eitelkeit vorziehen, bekennen zu müssen, dass die Thatsachen seine Prophezeiungen widerlegt haben.

Ein überzeugter Demokrat und von der lebhaftesten Vaterlandsliebe erfüllt, hätte auch ich den Lesern der „Zeit" weit lieber das Bekenntnis abgelegt, dass ich mich in meinen beiden früheren (zu sehr verschiedenen und von einander entfernten Zeiträumen geschriebenen) Artikeln: „Die savoyische Dynastie" (Nr. 109 und 110, November 1896) und „Der Protest des Magens" (Nr. 176 vom 12. Februar 1898) gründlich geirrt habe, als ich trübe Prophezeiungen, die Zukunft meines Vaterlandes betreffend, aussprach. Aber die jüngsten traurigen Erlebnisse, die sich von einem zum andern Ende unserer Halbinsel erstreckten, lassen mir nur die eine bittere Genugthuung, auszurufen: „Ich habe es voraus gesehen." Ich werde hier nicht die einzelnen Vorkommnisse aufzählen; das haben die Tagesblätter gethan, und wollte ich es einigermaßen genau und eingehend thun, dann würde das kein Artikel für ein Wochenblatt, sondern ein Band von 500 Seiten, wie der, den ich den „Vorgängen in Sicilien" im Jahre 1893 bis 1894 gewidmet. Statt jene Vorkommnisse aufzuzählen, die sich wie ein Lauffeuer auf der ganzen Linie verbreiteten, nachdem einmal die Lunte angezündet war, und sich mit einer gewissen Gleichförmigkeit in Bari und in Foggia, in Molfetta, Florenz, Prato, Livorno, Rimini und allmählich in Parma, Piacenza, Pavia, Mailand und hundert andern Städten und Dörfern Italiens abgespielt haben, will ich lieber die Summe dieser Ereignisse ziehen. Und das Facit ist, dass sie, selbst nur *quantitativ* betrachtet, jeden wahren Freund Italiens mit Entsetzen erfüllen müssen.

Ja, ziehen wir sie, die Summe jener düstern Geschehnisse, die das schöne Land während der letzten Apriltage und der ersten Maiwochen heimgesucht — in jener Zeit des Jahres, die allüberall schön und geradezu unübertrefflich herrlich in Italien ist, wo den Reizen des Südens nicht die Unzukömmlichkeiten tropischer Länder entgegenstehen; wo mehr als anderwärts die Natur zur Freude, zum Frieden, zur Ruhe einladet. Nicht viel mehr als eine Woche nach den Aufständen, mit denen ich mich in meinem Artikel „Der Protest des Magens" beschäftigte, gab es von Apulien abwärts in ganz Italien — Rom ausgenommen — Aufstände und Revolten. In Parma, Pavia, Mailand und Monza nahmen diese Revolten geradezu den Charakter einer Revolution an.

Städtische Gebäude und Steuerämter wurden niedergebrannt, Privathäuser zerstört und in Brand gesteckt; es gab zahlreiche Straßenkämpfe zwischen völlig unbewaffneten oder nur mit Prügeln und Steinen bewaffneten Leuten und dem Militär mit seinen furchtbaren Repetiergewehren, erbitterten Widerstand gegen die bewaffnete Macht, viele hundert Todte, viele tausend Verwundete und eine entsprechende Anzahl von Verhafteten; die officielle Verhängung des Belagerungszustandes über Mailand, Florenz, Neapel, eigentlich über die Mehrzahl der italienischen Provinzen. Man kann sich denken, welche Blutbäder, welche Zerstörungen es an manchen Orten gab, besonders dort, wo der Hunger und die Unwissenheit am größten waren. Es gibt Leute, die sich darüber wundern und entsetzen; das beweist aber nur, dass sie nie ein Geschichtswerk zur Hand genommen, oder längst vergessen haben, was sie darin gelesen. Die Weiber und die Kinder geberdeten sich am feindseligsten; sie waren die ersten auf den Straßen, die ersten, die Widerstand und Angriff wagten, die letzten, die sich zurückzogen, auch als die Kugeln schon dicht hagelten. Sehr herzbewegend war eine Episode: der Tod des Muzio Mussi, des Sohnes eines der gebildetsten, reichsten, freisinnigsten Abgeordneten von Mailand, Giuseppe Mussi, der auch Vice-Präsident der Kammer ist. Muzio Mussi war ein dreiundzwanzigjähriger Student, der vergötterte einzige Sohn seines Vaters, geliebt von allen, die ihn kannten; er wurde in Pavia getödtet, während er Worte der Beschwichtigung und des Friedens an die Aufständischen richtete.

Was bei diesen Excessen am deutlichsten zu Tage trat, war die Unfähigkeit und der Mangel an Umsicht seitens der Behörden — die in Neapel waren etwas besser — und die musterhafte Haltung des Militärs und der Officiere, die nur dort Gebrauch von den Waffen machten, wo es unerlässlich war, oder die Gegenwehr den Gewaltact zu einem menschlichen und berechtigten machte. Das war wenigstens die Regel, die freilich, wie selbstverständlich, ab und zu eine Ausnahme erfuhr. Das Volk, das anfänglich gegen die Behörden loszog mit dem Rufe: „Es lebe der König!" und das Militär mit dem Rufe: „Hoch die Armee!" empfieng, ließ sich diesmal, wenn es nicht die classischen Worte: „Brot und Arbeit!" oder „Brot oder Blei!" wiederholte, zu den bedeutungsvollen Rufen: „Hoch der Socialismus!" oder „Hoch die Republik!" fortreißen. Es fehlte den Aufständischen alle Führung und alle Vorbereitung. Die Revolten waren fast überall improvisiert und planlos. Sie machten den Eindruck convulsivischer Zuckungen eines biologischen Organismus, dessen leitende Nervencentren gelähmt und handlungsunfähig sind. Und thatsächlich fehlte auch die Thätigkeit dieser Centren; denn jene begüterten und gebildeten Classen, die zur führenden Rolle berufen wären, verhielten sich sowohl vor als während der Tumulte völlig unthätig; unthätig aus Widerwillen und tiefer Unzufriedenheit über die herrschenden Zustände; gelähmt aus Furcht vor dem Unbekannten. Sie können sich nicht vorstellen, was an die Stelle der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung treten könnte, und fürchten, es möchte etwas noch Aergeres sein. Die entschlossensten Elemente dieser Kreise hatten bloß den Muth der Furcht und empfahlen und forderten die sofortige Einführung strenger Repressalien und eines reactionären Regimes, das — nach ihrer Ansicht — eine Wiederholung der gegenwärtigen Vorgänge unmöglich machen würde. Die Thoren!

Und nun zu den Ursachen: Ich soll und will hier nicht wiederholen, was ich in meinem vorhergehenden Artikel „Der Protest des Magens" gesagt. Die Hauptursachen sind wirtschaftlichen Ursprunges. Es herrschte Elend in Italien, und der grausame Hunger brach ein, als das Brot, die hauptsächlichste Grundlage der Volksernährung, eine Preiserhöhung erfuhr, die zwischen 50 und 80 Procent des ursprünglichen Preises schwankte. Und die Theuerung dieses hauptsächlichsten Nahrungsmittels wurde geradezu tragisch durch die niederen Arbeitslöhne, die Betriebsreductionen und das erzwungene Feiern wegen des Mangels an Arbeit. Zu diesem wirtschaftlichen Elend gesellte sich noch das große Misstrauen gegen die herrschende Regierung und vor allem der Mangel an Vertrauen zu den Behörden und dem Parlament; den Behörden warf man vor, dass sie, statt gerecht zu walten, nur dem dienten, der sie am besten bezahlte, dem Parlament, dass es, statt für das Gemeinwohl zu sorgen und eine vernünftige Politik zu treiben, lediglich darauf bedacht sei, Ministerien zu stützen oder zu stürzen, Portefeuilles zu vertheilen, den Leidenschaften der Parteiverbände und Verbändchen dienstbar zu sein, und dass es im moralischen und ursprünglichen Sinn des Wortes anarchistisch sei. Vom Parlament geht man naturgemäß auf die Regierung über, auf das Ministerium, das gegenwärtig die Verkörperung dieses abstracten Begriffes ist. Wie geht dasselbe vor? Wofür ist es verantwortlich?

Gegen das Ministerium Rudini wurden von dessen Gegnern, die vor Begehrlichkeit vergehen, seine Erbschaft anzutreten, in letzter Zeit zweierlei Anklagen erhoben: die eine politischer, die andere wirtschaftlicher Natur. In der Politik wirft man ihm erbittert sein Bündnis mit den Radicalen und den Republikanern und namentlich den Socialisten vor. Dieser Anklage versuchte man schließlich eine feste Grundlage zu geben, indem man einen wichtigen Brief, den Cavallotti nach der Tragödie von Villa Cellere an mich richtete, und der in meiner „Rivista popolare" veröffentlicht wurde, auf ihre Weise interpretierte. Die Ankläger warfen deshalb Rudini vor, den Feinden des Staates Zugeständnisse gemacht und Vergünstigungen gewährt zu haben und so gewissermaßen ihr Mitschuldiger zu sein, indem er ihnen die größte Freiheit und Straflosigkeit im Organisieren der Aufstände angedeihen ließ. Ich glaube, nie wurde die Wahrheit ärger entstellt, um eine Waffe und ein Werkzeug der Ungerechtigkeit daraus zu schmieden. Es lässt sich das leicht beweisen. Es ist absolut unwahr, dass Rudini den Socialisten und den Republikanern Zugeständnisse gemacht und Freiheiten gewährt hat. Ihre Blätter wurden ungewöhnlich oft confisciert, ihre Vereine aufgelöst, ihre Versammlungen verboten. Bezüglich der öffentlichen Rechte und constitutionellen Freiheiten hat sich Rudini weder nachsichtiger, noch strenger gezeigt als Crispi. Damit ist alles gesagt! Aber die Republikaner und die Socialisten stimmten ein paarmal — ohne Gegenconcessionen zu verlangen — für das Ministerium, das ist wahr. Aber sie stimmten nur dafür, wenn die Maßregel, wie im Falle des Verkaufes der Schiffe, mit ihrem Programm übereinstimmte; und sie stimmten — im ganzen ein paarmal — dafür, wenn zu befürchten stand, dass Crispi wieder auftauchen könnte, den die Republikaner und die Socialisten schon lange vor dem Verdict des „parlamentarischen Fünfer-Comités" als Verbrecher erkannten und bezeichneten.

Als Beweis seiner Concessionen den Feinden des Staates gegenüber wirft man Rudini auch vor, dass er den von den Militärgerichten in Sicilien Verurtheilten die Freiheit wiedergegeben. Was diese Verurtheilten betrifft, so kann man sagen, dass einige von ihnen unter Crispi Abgeordnete waren, während sie bei den darauffolgenden Wahlen unter dem Regime Rudini alle von der Kammer ausgeschlossen blieben, mit Ausnahme des de Felice, der schon seit der Zeit des Ministeriums Giolitti Deputierter war. Auf diese angebliche Schwäche — eine Anklage, deren tendenziöse Gehässigkeit jedem Unbefangenen klar sein muss — führt man nun die gegenwärtigen Unruhen zurück, als wären dieselben von jenen Agitatoren angestiftet und gefördert worden, während doch, als deutlichste Widerlegung, gerade in Sicilien — wo die Verhältnisse um nichts

besser sind als im übrigen Italien — gegenwärtig nicht die geringste Störung vorkam! Und endlich wirft man Rudini vor, er habe es geduldet, dass die gegenwärtige Revolte sich *vorbereitete*!

Nun denn, wer immer die Umstände kennt, weiß, dass dem letzten Aufstand allüberall die Organisation fehlte. In Mailand, wo eine wirkliche Revolution versucht wurde, fehlte es den Kämpfenden nicht nur an Feuerwaffen, sondern an Waffen überhaupt; sie besaßen deren eine geradezu kläglich geringe Anzahl!

Bleibt also der in der „Rivista popolare“ veröffentlichte Brief Cavallottis. Nun, in jenem Brief lag der deutliche Beweis, dass Cavallotti vor jeder revolutionären Idee zurückschreckte. Er rieth darin mir und den republikanischen Freunden aufs wärmste, den Kampf mit gesetzmäßigen Mitteln zu führen und auf parlamentarischem Wege zu versuchen, die moralische und wirtschaftliche Lage des Volkes zu verbessern. Er rechnete auf die Mithilfe Rudinis, der ihm versprochen hatte, die Kammer aufzulösen. Nun kann doch nichts natürlicher und folgerichtiger sein, als dass Rudini das Parlament auflöste, welches das Ergebnis der Crispi'schen Gewaltthätigkeit und Verrottung war. Hier lag die Uebereinstimmung mehr auf moralischem als auf politischem Gebiet; und auf diesem moralischen Gebiet begegnete sich Cavallotti nicht nur mit Rudini, sondern auch mit den angesehensten Männern der conservativen Partei: dem Herzog von Sermoneta, dem Marchese Capelli, dem Marchese Seristori u. s. w., mit den hervorragendsten Männern der liberalen monarchischen Partei, wie Zanardelli, Fortunato, Picardo, Gallo u. s. w. Was weiter? Cavallotti war niemals Socialist; er wurde vielmehr von den Socialisten leidenschaftlich angegriffen. Cavallotti hatte sich im Parlament der Gruppe der Republikaner nicht angeschlossen, aus hohen und verschiedenen Gründen, die aus demselben incriminierten Brief hervorgehen. Und sollte das nicht genügen, so erinnere ich daran, dass Crispi 1893 die Unterstützung Cavallottis erhielt; dass Giolitti 1898 dem Correspondenten des Berliner „Localanzeiger“ erklärte, dass er gelegentlich der letzten parlamentarischen Kämpfe vollkommen mit ihm übereingestimmt, was auch alle begriffen. Endlich erfuhr Cavallotti vom Senator Rattazzi, Exminister des königlichen Hauses, alle Einzelheiten der berühmten Affaire Herz. Thatsache ist, dass alle Parteien der Kammer — mit Ausnahme der wenigen überzeugten Reactionäre — die Unterstützung Felice Cavallottis empfiengen, der eine intellectuelle, moralische und parlamentarische Macht allerersten Ranges war.

Und nun zur wirtschaftlichen Verantwortlichkeit! Man klagt das Ministerium Rudini an, es habe nicht für Arbeit gesorgt. Und diese Schuld trifft es wirklich, weil es fortfährt, auf den ausgetretenen Wegen der früheren Ministerien zu gehen, das Budget der öffentlichen Arbeiten möglichst einzuschränken, nur das Militärbudget reichlich zu bedenken. Man klagt das Ministerium Rudini an, dass es sich in übertriebenem Fiscalismus zu ausschließlich um das nackte Gleichgewicht im Staatshaushalt gekümmert und sich hartnäckig geweigert habe, den Getreidezoll aufzuheben. Und thatsächlich hat es sich der blindesten Voraussichtslosigkeit schuldig gemacht, denn die große Nothlage des Volkes war bekannt, und die große Steigerung der Getreidepreise war vorauszusehen; und die Republikaner und Socialisten hatten im Juli 1897 und im Jänner 1898 die Gefahr angekündigt! Ja, in dieser Hinsicht trifft das Ministerium Rudini schwere Schuld, aber in dieser Verantwortung und dieser Schuld sind alle, geradezu alle seine Ankläger seine Mitschuldigen. . . Als die Aufhebung der Getreidezölle vorgeschlagen wurde, stimmten nur 33 Abgeordnete der äußersten Linken dafür; alle übrigen wiesen den Antrag zurück. Demnach sind alle monarchischen Parteien schuldig und dafür verantwortlich. Wer etwas anderes behauptet, ist ein Verräther an der Wahrheit.

Noch eine letzte Bemerkung. In Mailand war die Bewegung politisch und wirtschaftlich zugleich. Man wollte die Republik, weil, wie man weiß, die Stadt zum größten Theil socialistisch und republikanisch ist. Es war ein öffentliches Geheimnis. Aber zu leugnen, dass die wirtschaftlichen Missstände bei dem Aufstand mitwirkten, weil in Mailand das Elend nicht so groß und offenkundig war wie in Foggia, in Bari und im übrigen Süden, ist eine offenbare Thorheit, und wer das behauptet, beweist damit nur, dass ihm jene primitive national-ökonomische Wahrheit unbekannt ist, dass man destomehr Wohlleben begehrt, je mehr man schon besitzt, und dass ein wirtschaftlicher Missstand nicht so sehr von den Proletariern empfunden wird, die sich durch ihren niedern »standard of life« dem Elend schon *animalisch angepasst* haben, sondern von den Arbeitern, die bereits an eine höhere oder wenigstens anständige Lebensweise gewöhnt sind. Darum musste in Mailand mehr als sonstwo die Wirkung der Brottheuerung empfunden werden. Ueberdies wirkten in Mailand noch andere Ursachen mit. Dort war die ethische Seite der Frage durch Cavallotti lebhaft angeregt worden. Dazu rief dort Cavallottis Tod eine Verzweiflung und Erregung hervor, von der sich niemand einen Begriff machen kann, der nicht Zeuge der Trauerkundgebungen war, überdies übte die Ermordung Uengio Ettussis, der zu einem Friedensapostel inmitten von Rebellen erhoben wurde, ihren feurigen Rückschlag. Kein Wunder also, wenn es in einer zur Republik reifen Stadt, wo politische, moralische und wirtschaftliche Gründe zusammenwirkten, zu einem Aufstand von ausgesprochen republikanischem Charakter kam. Man kann wirklich nicht umhin, alle zur Schau getragene Verwunderung und Ueberraschung bezüglich dieser Vorgänge für Lüge und Heuchelei zu halten.

Die Revolution und der Aufstand sind besiegt und unterdrückt worden; für den Augenblick. Wir sind bei den Juli-Ordonnanzen von 1830 angelangt und nicht nur die „Italia del Popolo“, die eine ausgesprochen republikanische Zeitung ist, auch das „Secolo“, ein lediglich demokratisches Blatt, das nie den Classenkampf gepredigt hat, wurde eingestellt. Das „Secolo“, das das verbreitetste Blatt in ganz Italien war! Die rohe Willkürlichkeit dieses Actes hat sogar den entrüsteten Widerspruch der „Tribuna“ herausgefordert, die die unversöhnlichste Gegnerin des Mailänder Blattes ist.

Wir stehen unter den Juli-Ordonnanzen des Jahres 1830 und es besteht kein Zweifel, dass ein reactionäres Ministerium, mit militärischem Uebergewicht, das Ministerium Rudini zum Fall bringen wird.

Und dann?

Die Monarchie und die reactionäre Bürgerschaft befinden sich in sonderbarem Irrthum bezüglich des Sieges, den sie nun errungen haben; derartige Siege waren nie von Dauer. Sie haben diesmal die Gewissheit von der absoluten Zuverlässigkeit und Disciplin des Militärs gewonnen; aber diese Waffe wird ihnen zwischen den Händen zersplittern in jenem Moment, wo das Heer stärker von socialistischen und republikanischen Ideen durchsetzt sein wird. Und können die Reactionären sich der Täuschung hingeben, dass die socialistische Propaganda eine geringere werden wird? Dieser Hoffnung steht die allgemeine historische Erfahrung und mehr noch gewisse speciell in Italien wirksame Momente entgegen, vor allem aber die unerbittliche wirtschaftliche Frage. Um das Militär beständig so zahlreich und kräftig zu erhalten, würden die Reactionären gezwungen sein, den größten Theil der italienischen Steuern für das Heer zu verwenden und das Volk zum chronischen Hungern zu verurtheilen. So steht die Sache! Das Heil ist nur von der Republik zu erwarten, und je früher sie kommt, desto besser für Italien. Je länger sie säumt, desto mehr Brennmaterial wird aufgestapelt, desto schrecklicher und umfassender wird die stets beklagenswerte Feuersbrunst der Revolution sich gestalten. Heute würde eine Revolution noch eine vorwiegend politische sein, und würden durch sie die Kosten für die Heeresverwaltung geringer, die unerlässlichen Steuern und Abgaben besser vertheilt, so könnte die sociale Revolution noch lange hintangehalten werden.

Hinausgeschoben, würde sie eine zugleich politische und sociale Revolution fordern. Welch schreckliche Aussicht! Sind sich die gebildeten und begüterten Classen, die heute die Republik fürchten, darüber klar? Ich möchte es hoffen; aber bis zur Stunde fehlen die Anzeichen, um diese Hoffnung zu rechtfertigen!

Rom, 15. Mai 1898.

Pressgesetzliche Berichtigungen und reichsräthliche Interpellationen.

Der Justizminister Dr. v. Ruber hat — wie „Die Zeit“ berichtete — anfangs März in einem vertraulichen Rundschreiben alle Staatsbehörden aufgefordert, *jede in den Zeitungen erscheinende unwahre Notiz*, die geeignet ist, das Ansehen der Staatsbehörden zu schädigen, mit Hilfe des § 19 zu berichtigen.

Dieser Aufforderung gemäß geht nun auch der k. k. Pilsener Bezirksschulrath vor und „berichtigt“ gemäß § 19 Press-Ges. im Reichsrathe eingebrachte Interpellationen. Der Sachverhalt, der bei der principiellen Bedeutung der Sache auch weitere Kreise interessieren dürfte, ist folgender: Die „Pilsener Zeitung“ druckte letzthin einen Abschnitt der vom Abgeordneten Bratny und Genossen, betreffend Ausschulung der Gemeinde Dolan-Habrowa, überreichten Interpellation (S. 38 des stenographischen Protokolles) wörtlich ab, wobei auch angeführt wurde, dass der Wortlaut dem stenographischen Protokolle entnommen sei.

Ein Theil des thatsächlichen Inhaltes dieser Interpellation wurde nunmehr vom Vorsitzenden des k. k. Bezirksschulrathes „im Grunde des § 19, Gesetz vom 17. December 1862, Z. 6 R.-G.-B.“ berichtigt.

In diesem Verfahren muss der Versuch gesehen werden, den § 28 al. 3 Press-Ges. illusorisch zu machen.

Der citierte § 28 Press-Ges. bestimmt bekanntlich u. A.: „Dagegen kann für wahrheitsgetreue Mittheilungen öffentlicher Verhandlungen des Reichsrathes und der Landtage Niemand zur Verantwortung gezogen werden.“ Die im Reichsrathe eingebrachten Interpellationen genießen nun — wie sowohl das Abgeordnetenhaus über Antrag Hochenburger (S. 477 des stenographischen Protokolles), als auch der Oberste Gerichtshof in einem letzthin gefällten Erkenntnisse erklärte und auch der Justizminister Dr. v. Ruber gegen-

über der einmüthigen Haltung des Parlamentes schließlich zugeben muſste — diese durch § 28 Press-Ges. normierte sogenannte sachliche Immunität ebenso wie alle anderen Verhandlungen des Reichsrathes. Durch Anwendung des Berichtigungszwanges von Amtsbehörden wird nun diese Immunität der Interpellationen verletzt, denn die berichtigte Zeitung wird wegen solcher „wahrheitsgetreuer Mittheilungen“ zur Verantwortung gezogen, sie setzt sich bei Nichtaufnahme einer Berichtigung der Anklage, eventuellen Einstellung bis zum Abdruck aus, sie darf bei der amtlichen Berichtigung in demselben Blatte auch keine Zusätze oder Bemerkungen über den Inhalt dieser Veröffentlichung aufnehmen ꝛc.

Es ist wohl klar, daſs also hier, entgegen den Bestimmungen des Press-Gesetzes, versucht wird, die sachliche Immunität der Parlamentsverhandlungen einzuschränken. Es könnten demnächst auf dieselbe Weise die Reden jedes Abgeordneten „ämtlich“ in den sie abdruckenden Zeitungen berichtigt werden und schließlich die Interpellationen und Reden unter Beziehung auf die „ämtliche“ Berichtigung vom Minister beantwortet werden. Aus diesen Gründen muss gegen ein solches Vorgehen im Interesse der Pressfreiheit und der parlamentarischen Immunität Stellung genommen werden.

Noch in einer anderen Beziehung entbehrt die „Berichtigung“ nicht des Interesses.

Die Interpellation behauptete u. a., daſs vom k. k. Bezirksschulrathe Pilsen ein in deutscher Sprache überreichter Recurs retourniert wurde, „mit dem Auftrage, es solle der czechische Ortsschulrath in Druzdau sich verantworten und rechtfertigen, wieso er es wagen konnte, einen in deutscher Sprache geschriebenen Recurs an das hohe k. k. Ministerium zu richten.

„Diese Indorsaterledigung“ — behauptet die Interpellation — „schrieb eigenhändig der k. k. Bezirksschulinspector Weger.“

Die Berichtigung constatiert:

„Es ist nicht wahr, daſs der bezeichnete Recurs dem Ortsschulrathe in Druzdau mit dem Auftrage retourniert wurde, es solle der czechische Ortsschulrath in Druzdau sich verantworten und rechtfertigen, wieso er es wagen konnte, einen in deutscher Sprache geschriebenen Recurs an das hohe k. k. Ministerium zu richten, sondern richtig ist, daſs der fragliche Recurs mit dem Auftrage retourniert wurde, den Nachweis über die gesetzmäßige Einberufung der betreffenden Ortsschulrathssitzung zu erbringen und anzuzeigen, was für einer Amtssprache sich der böhmische Ortsschulrath in Druzdau bedient.“ Eine Glosse hiezu ist überflüssig.

Sache des Abgeordnetenhauses wäre es, diesem neuesten Missbrauch des so viel missbrauchten § 19 energisch entgegenzutreten und dem Justizminister Dr. v. Ruber, bei dem die erste Lection nicht gewirkt zu haben scheint, eine zweite, noch deutlichere Lection über das Immunitätsrecht zu ertheilen.

Pilsen. Advocat Dr. Paul Lederer.

Die Wahlen in Frankreich.

Diesmal haben sich die französischen wie die auswärtigen Propheten gleich gründlich getäuscht. Sie glaubten, die heurige Wahlperiode in Frankreich werde mit zu dem Aufregendsten und Tumultuösesten gehören, was man je im Lande der Aufregung und des Tumultes gesehen habe, und werde selbst die scandalösen Scenen, die sich im vergangenen Winter in einzelnen Theilen von Paris und in Algerien abspielten, noch in den Schatten stellen. Wie der Leser aber bereits aus den ausführlichen Berichten der Tageszeitungen ersehen hat, hat sich wohl kaum je eine Wahlperiode in Frankreich so ruhig, man möchte sagen so langweilig und monoton angelassen wie die gegenwärtige, nun zur guten Hälfte beendete, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daſs auch bis zu den für den 22. Mai anberaumten Stichwahlen, die in 179 Wahlkreisen stattzufinden haben, nichts Bemerkenswertes oder gar Aufregendes vorfallen werde. Und doch haben die diesjährigen Wahlen ganz unleugbar unter dem Zeichen des Dreyfus-Feldzuges und der allgemeinen Judenhetze gestanden: sie haben nach einem beispiellos bewegten Winter, nach mehr als sechsmonatlicher Press-, Parlaments- und Straßencampagne wider Israel und alles, was in auch nur entfernter Beziehung zu ihm steht, stattgefunden. Daſs man sich vielerseits „redlich“ abgemüht hat, das noch glimmende Feuer des Religions- und Rassenhasses bei den Wahlen zu neuer Flamme anzufachen und den Ausfall der Wahlen durch dasselbe zu beeinflussen, kann keinem Zweifel unterliegen. Waren auch die meisten Bewerber in ihren Candidatenreden recht gemäßigt, und schien auch die Masse der Bevölkerung wenig Interesse an der sogenannten „Judenfrage“ zu nehmen, so war man sich doch auf beiden Seiten — auf der der Bewerber, wie auf der der Wähler — vollauf bewuſst, daſs der Ausfall der heurigen Volksbefragung entscheidend mindestens für das Schicksal des Unglücklichen auf der Teufelsinsel und seiner Freunde, vermuthlich aber auch für die Stellung sein werde, die den Israeliten Frankreichs im Großen und Ganzen während der nächsten Zukunft eingeräumt werden wird.

In den allermeisten Wahlkreisen ist — offen oder verhüllt — den Bewerbern die Frage gestellt worden, wie sie sich zu einer etwa vorzuschlagenden Revision des Dreyfus-Processes zu stellen gedächten, falls die Betreffenden es nicht vorgezogen hatten, dieser peinlichen Frage zuvorzukommen und von selbst eine dahingehende Erklärung abzugeben. Die Ausnahmen von dieser sonst ziemlich allgemeinen Regel beschränken sich auf diejenigen Bezirke, in denen socialistische Candidaten mit Sicherheit durchdringen muſsten, da die dortige politisch vorgeschrittene Arbeiterbevölkerung kein Interesse an der Aufrechterhaltung eines Justizverbrechens und noch weniger an der Heraufbeschwörung der Militärdictatur und der Pfaffenherrschaft haben kann. In jenen wenigen Kreisen verstand es sich daher von selbst, daſs der zu wählende Abgeordnete entweder gar keine bestimmte oder eine günstige Stellung zu dem Dreyfus-Handel einzunehmen habe. Ganz anders gieng es aber in den Wahlbezirken zu, wo die Mittelparteien oder gar die Reactionäre die Oberhand, beziehentlich mehr oder minder gute Aussichten auf Erfolg hatten. Dort muſste der Bewerber, wollte er überhaupt einige Chance auf Erwählung haben, feierlich und förmlich bekennen, daſs er mit dem „verrätherischen Juden“ und dessen ganzer jüdischer und christlicher Sippe nichts zu thun habe, insonderheit von einer Processdurchsicht nichts wissen wolle. Ein förmliches Wettrennen in der Erniedrigung vor dem Wähler, vor dem niederen und niedersten „Stimmvieh“ begann zwischen den Parteien, die radicale keineswegs ausgeschlossen, und wurde von den Neulingen in der parlamentarischen Laufbahn mit nicht geringerem Eifer mitgemacht, als von den ergrauten Veteranen des politischen Theaters an der Pariser Concordienbrücke. Was da alles an Servilität und verächtlichster Kriecherei vor dem Wahlpöbel, an geistiger und moralischer Selbstentmannung und Heuchelei geleistet worden ist, wird man wohl nie ganz oder doch nur nach und nach in Erfahrung bringen. Ein Beispiel jedoch ist schon jetzt zu allgemeiner Kenntnis gedrungen, und da es geradezu typisch für die geistige und moralische Verkommenheit der weitaus meisten gegenwärtigen französischen Parlamentarier ist, so sei es hier in Kürze mitgetheilt: Der royalistische Candidat und bisherige Vertreter des neunten Pariser Arrondissements, Georges Berry, entwickelte in einer kurz vor dem ersten Wahlgange anberaumten Volksversammlung seine Grundsätze und fand bei den Hörern Entgegenkommen. Als er geendet hatte, erhob sich einer der Anwesenden und fragte den Candidaten ganz unverblümt, wie er sich zu der Dreyfus-Frage stelle. Ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, ohne irgendwie in Verlegenheit zu gerathen, antwortete der biedere Gesetzgeber: »Qu'il (Dreyfus) soit innocent ou coupable, je ne veux pas la révision!« Das schien den Anwesenden aus dem Herzen gesprochen zu sein, denn keiner hatte etwas gegen diesen bei einem gewesenen und zukünftigen Gesetzgeber doppelt bedenklichen, um nicht zu sagen verbrecherischen Standpunkt das mindeste einzuwenden. Dieses „Schuldig oder Unschuldig“ wird Herrn Berry fortab auf seinen Lebenswegen begleiten und ihn öffentlich zu dem stempeln, was er trotz seiner anscheinenden Bonhommie längst ist: zu einem bösartigen, cynischen oder aber mit einem angeborenen moralischen Defect behafteten egoistischen Streber schlimmster Sorte. Der Mann kann es noch einmal weit bringen, mindestens zum Minister nach dem Vorbilde Charles Dupuys, mit dem er ja die dickbäuchige äußere Erscheinung und die heuchlerische „Gutmüthigkeit“ gemein hat! Ein anderes, zu derselben Species gehörendes Pflänzchen, nur noch etwas verächtlicher als Berry, ist der in Montdidier gewählte Zeitungsredacteur L. L. Klotz. Wie schon der Name erkennen läſst, ist dieser „Urgallier“ ein deutscher Jude, der es aber gerade wegen dieser auswärtigen Abstammung für besonders „opportun“ hält, sich als waschechten Franzosen, als eisenfressenden Patrioten und Militärfreund und, last not least, als Dreyfusfeind aufzuspielen. Er gehört, mit einem Worte, zu der bereits bei früherer Gelegenheit gekennzeichneten Rasse der „antisemitischen Juden“, die sich in Frankreich breit zu machen beginnt, seit das Parteinehmen für den „Verräther“ oder selbst für die gemordeten und ausgeplünderten algerischen Juden etwas gefährlich geworden ist. In einer Wählerversammlung gab er unaufgefordert folgende beachtenswerte Erklärung ab: „Patriote avant tout, j'ai flétri, dès la première heure, la campagne odieuse dirigée contre l'armée de la République, et comme je l'ai toujours dit je prends l'engagement formel de voter contre la révision du procès Dreyfus.“ Das kommt ungefähr auf dasselbe heraus wie die Erklärung des genannten Monarchisten, nur tritt der radicale Jude nicht mit der gleichen unverfrorenen „Schneid“ auf wie der christliche Monarchist.

Meine obige Behauptung, daſs die Dreyfus- und „Judenfrage“ den diesjährigen französischen Wahlen den Stempel aufgedrückt habe, wird nicht allein durch die eben ausgeführten Beispiele bewiesen, sondern auch durch den Erfolg einer Anzahl Männer, die unter dem schönen Namen „Nationalisten“ die schlimmsten cäsaristischen und antisemitischen Ambitionen nur schlecht oder gar nicht verbergen. An der Spitze dieser kleinen, aber wilden Colonne marschiert der in der Stadt Algier gewählte Edouard Drumont, der Leiter

der bekannten „Libre Parole“, eines der böſeſten und gewiſſenloſeſten Subjecte des zeitgenöſſiſchen Frankreich. Drumont, einer der moraliſchen Mörder des Hauptmannes Dreyfus, hat gerade Algerien zum Felde ſeiner parlamentariſchen Thätigkeit erwählt, weil dieſes ſehr miſsregierte Land ſeit langen Jahren von den Antiſemiten hochgradig verhetzt iſt, wobei der ehemalige, erſt vor einem halben Jahre als Botſchafter nach Waſhington verſetzte Gouverneur Cambon den Hetzern liebreich unter die Arme griff. Die dortigen Juden nahmen allerdings ſchon zur Zeit der Araberherrſchaft eine untergeordnete oder gar verachtete Stellung ein, aber ſo bedrängt, wie neuerdings unter der Herrſchaft des republikaniſchen, demokratiſchen und „toleranten“ Frankreich wurden ſie nicht. Noch vor Beendigung des Krieges von 1870 begieng der in der proviſoriſchen Regierung ſitzende Pariſer iſraelitiſche Advocat Crémieux den argen politiſchen Fehler, jenen algeriſchen Juden, die weder intellectuell, noch moraliſch irgendwie über der herrſchen Claſſe, den Arabern und ſelbſt den Kabylen, ſtehen, mit einem Schlage die bürgerliche Freiheit und die bürgerlichen Rechte zu verleihen. Dieſe „iſraelitiſche Hauspolitik“ hat ſich in der Folge bitter gerächt, denn die Araber, die bis dahin die Herren im Lande waren (von den franzöſiſchen, ziemlich dünn geſäten Coloniſten natürlich abgeſehen), fühlten ſich mit Recht gegenüber einer Bevölkerungsclaſſe zurückgeſetzt, die ſie nothwendigerweiſe als minderwertig anſehen muſsten. Das hat im Lande ſelbſt, dann aber auch in Frankreich viel böſes Blut gemacht, und der aufkeimende Antiſemitismus, genährt durch die zahlloſen politiſchen Fehler des herrſchenden Opportunismus, hatte daher leichtes Spiel, als er ſich daran machte, das Abſurde und Unpolitiſche der Crémieux'ſchen Maßnahme darzulegen. Die Antiſemiten wählten alſo Algerien als ihr „Verſuchsfeld“, als den Exercierplatz, auf dem ſie ihre Kräfte zu meſſen und die erſte Schlacht zu liefern gedachten. Im Jahre 1893 fiel Drumont — ich weiß nicht mehr, in welchem franzöſiſchen Wahlkreiſe — mit Sang und Klang durch, und dieſe Niederlage hat ihm und ſeinen Anhängern den Beweis geliefert, daſs das Mutterland noch immer nicht ganz „reif“ für die „Segnungen“ des Antiſemitismus iſt. Nach all' den Hetzen und Raubzügen des letztvergangenen Winters war man dagegen in Algier des Erfolges ſo gut wie ſicher, und eine zeitig begonnene, mit großen Geldmitteln und viel Energie (Drumont griff bekanntlich ein paar Wochen vor der Wahl ſogar zu dem alten, abgebrauchten Polizeikniff, ein „Attentat“ auf ſich „arrangieren“ zu laſſen) durchgeführte Wahlcampagne that dann das Uebrige. — Außer Drumont wurde in Algerien noch der Antiſemit Morinaud gewählt, der bisher wenig bekannt war und erſt in der allerjüngſten Zeit durch ſein dreiſtes Auftreten bei den verſchiedenen Krawallen berühmt geworden iſt.

Dieſe beiden Leute ſind jedoch nicht die einzigen, die den antiſemitiſchen „Gedanken“ in der nächſten Kammer vertreten werden. Eng an ſie ſchließen ſich vielmehr noch ein paar andere Abgeordnete, die eigentlichen „Nationaliſten“ an, die ihre Wahl lediglich dem Lärm verdanken, den ſie und ihre Anhänger im letzten Winter ob der Dreyfus-Zola-Affaire geſchlagen haben. Zu nennen wären da der aus dem Norton-Handel bekannte Lucien Millevoye, der Leiter der „Patrie“, der in einem Pariſer Stadtviertel aufgeſtellt iſt und im erſten Wahlgange bereits eine ſo ſtarke Stimmenzahl auf ſich vereinigte, daſs ſeine Wahl am nächſten Sonntag geſichert erſcheint. Er gehörte bereits der vorvorigen Kammer an, aus der er jedoch „freiwillig“ kurz vor Thoreszuſchluſs (Juli 1893) austrat, weil er ſich in den halb lächerlichen, halb odioſen Norton-Handel verwickelt und in demſelben eine ebenfalls halb lächerliche, halb odioſe Rolle geſpielt hatte. Von ſeiner kindiſchen Krankheit, überall Verrath zu wittern und grob gefälſchte Papiere für echte Documente zu halten, iſt er während der Ruhepauſe, da er dem Parlament nicht angehörte, keineswegs geheilt worden, das hat man bei den Wirrniſſen dieſer letzten Monate deutlich ſehen können. Schon im erſten Wahlgange durchgedrungen iſt aber Herr Paul Déroulède, der wohl auch im Auslande hinreichend bekannt iſt, ſo daſs ich ihn hier nicht beſonders zu charakteriſieren brauche. Auch er gehörte der Kammer von 1889 an, wurde aber, gleich dem vorigen, im Jahre 1893 nicht wiedergewählt. Als dritter in dieſem nationaliſtiſchen Bunde tritt der bekannte „Erfinder“ des General Boulanger, Georges Thiébaud, auf, der ſich in der letzten Zeit durch Wanderpredigten hervorzuthun bemüht hat, die gegen die Proteſtanten gerichtet waren. Selbſtverſtändlich iſt auch er Antiſemit und Rückſchrittler auf allen Gebieten, ſowie ein ganz beſonderer Verehrer des Säbels. Als langjähriger Mitarbeiter des von dem „antiſemitiſchen Juden“ Arthur Meyer geleiteten „Gaulois“, hat er nicht aufgehört, wider die Republik und namentlich wider alle demokratiſchen und liberalen Einrichtungen innerhalb derſelben zu Felde zu ziehen. Im erſten Wahlgange noch nicht gewählt, marſchiert er doch an der Spitze der Bewerberliſte ſeines Kreiſes und hat daher gute Ausſicht bei den Stichwahlen in die Kammer zu gelangen. — Dann wäre noch der im Kreiſe Mirande [Departement du Gers] ebenfalls in Stichwahl befindliche Director des bonapartiſtiſchen Blattes „Autorité“, Paul Granier, zu nennen, der ſich, hierin dem ihm von ſeinem Vater gegebenen Beiſpiele folgend, nach echt franzöſiſcher Manier »Monsieur de Cassagnac« nennt, weil ſeine Familie aus dem ſüdfranzöſiſchen Städtchen dieſes Namens ſtammt. Auch er war früher ſchon einmal Abgeordneter, fiel dann aber bei den Wahlen vor fünf Jahren durch, da er lebhaft gegen die Panamiſten geeifert hatte, die dazumal — wie übrigens auch noch heute — in der Volksgunſt ziemlich hoch ſtanden. Nachdem Granier-Caſſagnac im vorigen Herbſt der erſte geweſen war, der in der Preſſe auf die mancherlei Illegalitäten des Dreyfus-Proceſſes hingewieſen hatte, ſchwenkte er ſofort um, als ſich auch Liberale und Radicale an dem immer größere Dimenſionen annehmenden Feldzug zu Gunſten des Gemordeten betheiligten. Sein bonapartiſtiſch-cäſariſtiſcher Inſtinct widerrieth ihm das Zuſammengehen mit den liberalen Republikanern, und da überdies die gegen die Juden ins Werk geſetzte Treiberei ſehr profitabel wurde, ſo zögerte er keinen Augenblick, ſich auf die Seite der Generalſtäbler und Pfaffen zu ſchlagen, obwohl ihm ſein Gewiſſen und ſein nicht geringer Verſtand ſagen muſsten, daſs die von ihm verfochtene Sache ungerecht ſei. Auch er hat bindende Erklärungen hinſichtlich der Nichtwiederaufnahme des Verfahrens gegen Dreyfus abgegeben.

Zu den genannten „Nationaliſten“ und „reinen“, d. h. ungeſchminkten Antiſemiten geſellen ſich dann noch ein paar dei minoris gentis, die unter der zweideutigen Flagge des chriſtlichen Socialismus ſegeln; ſo z. B. der neugewählte Herr Motte, der in Roubaix gegen den bekannten ſocialiſtiſchen „Parteipapſt“ Jules Guesde durchgedrungen iſt. Guesde verlor das Spiel wahrſcheinlich deshalb, weil er ſich als Redner zu wenig hervorgethan, dagegen durch ſein doctrinäres und unduldſames Weſen im Schoße der eigenen Partei nach und nach miſsliebig gemacht hatte. Der Franzoſe, der keine Diſciplin verträgt, iſt natürlich auch der ſtraffen ſocialiſtiſchen Organiſation abhold. Seine Gegner freilich meinen — mit welchem Rechte, mag dahingeſtellt bleiben — daſs er ſeine Niederlage ſeiner Parteinahme für Dreyfus zuzuſchreiben habe. Da er ſich jedoch hiemit nie ſonderlich vorgedrängt hat, ſo hat dieſe Anſicht wenig Wahrſcheinlichkeit für ſich. — Auffallender und bedeutſamer zugleich iſt die Niederlage des anderen, des oratoriſch-parlamentariſchen Socialiſtenführers Jaurès, der in ſeinem heimiſchen Wahlkreiſe Albi unterlag. Die Schuld daran trägt aller Wahrſcheinlichkeit nach der Bankerott der vor zwei Jahren an dieſem Orte gegründeten Arbeiterglashütte, eines cooperativen Unternehmens, das ſeinerzeit viel von ſich reden machte. Die hieran betheiligten Arbeiter, die ohnedies ſchon durch einen monatelangen Strike gegen den Ausbeuter Reſſéguier ſehr geſchwächt waren, haben es dem Organiſator der Glashütte, Jaurès, vermuthlich nicht verziehen, daſs er ſie, freilich ganz wider Willen, brotlos gemacht hat. Dazu geſellte ſich eine, ſeit langen Monden mit Hochdruck betriebene Propaganda der dortigen Reactionäre, der großen Fabrikbarone, die den Arbeitern goldene Berge verſprachen, wenn ſie dem Socialismus den Rücken wenden wollten. Man wird ja ſehen, wie dieſe Verſprechungen gehalten werden, wenn es wieder einmal gilt, den darbenden Leuten unter die Arme zu greifen! Der in Albi gewählte Abgeordnete iſt der Marquis de Solages, ein unter republikaniſcher Flagge ſegelnder Reactionär.

Sehr charakteriſtiſch für die gegenwärtigen Wahlen und beſonders für die Richtigkeit meiner Anſicht, daſs dieſelben trotz aller äußerlichen Ruhe unter dem Zeichen der Judenhetze vollzogen wurden, iſt die Niederlage, die der bekannte opportuniſtiſche, ſehr regierungstreue bisherige Abgeordnete Joſef Reinach in ſeinem altangeſtammten Niederalpen-Departement (Arrondeſſement de Digne) erlitten hat. Er erhielt die lächerlich geringe Stimmenzahl von etwa über 1200, während ſein Hauptgegner, der cäſariſtiſche ehemalige Pariſer Polizeipräfect Andrieux, 3778 Stimmen auf ſich vereinigte. Obſchon es dort zur Stichwahl kommt, hat Reinach doch kaum irgendwelche Ausſicht, durchzudringen. Er iſt das hauptſächlichſte Opfer der letzten antiſemitiſchen Campagne und findet in dem anderen „Dreyfusler“ François Deloncle (Departement der Niederalpen, Arrondiſſement de Caſtellane), der ſchon im erſten Wahlgange gegen den monarchiſtiſchen Grafen Caſtellane unterlag, einen Leidensgefährten.

Auf der anderen Seite ſieht man den ganzen „Sumpf“, die Blüte des Panamismus, nochmals in die Kammer einziehen. Da finden wir die alten Bekannten aus den unterſchiedlichen Proceſſen und Parlaments-Panamaverhandlungen wieder, deren Ruf weit über Frankreichs Grenzen hinausgedrungen iſt: Rouvier, Emanuel Arène, Henri Maret, Antide Boyer und etliche minder berühmte Größen, ſowie die Panamiſtenbeſchützer Ribot und Charles Dupuy.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier alle diejenigen Gewählten, Nichtgewählten und in Stichwahl Stehenden aufzählen, die in früheren Legislaturperioden auf dieſe oder jene Weiſe zu einer gewiſſen Berühmtheit gelangt ſind, zumal da es in Frankreich meiſt nur einer kräftigen Lunge und einer ſpitzen Zunge bedarf, um zu einer ziemlich bedeutenden Notorietät zu gelangen. Als Facit der Wahlen, ſoweit dieſelben bis zur Stunde feſtſtehende Ergebniſſe geliefert haben, reſultiert, daſs ſo ziemlich der ganze alte Abſchaum des Landes wiedergewählt worden iſt, während zahlreiche beſſere

Elemente dem Ansturme der Demagogie erlegen sind, um neuen Abschaumelementen Platz zu machen. Aus den wenigen oben angeführten Namen läst sich mit groszer Wahrscheinlichkeit der Schluss ziehen, dass die nächste Legislaturperiode reich an Scandalen, an wüsten, lärmenden Auftritten und womöglich noch ärmer an praktischer, fruchtbringender Arbeitsleistung sein wird, als ihre Vorgängerinnen. Das Ministerium Méline erhält eine nicht unwesentlich geringere Majorität (wenn sich die Stichwahlen durchschnittlich nicht ganz anders gestalten sollten, als man vorauszusetzen allen Grund hat), als Regierung und Gegenparteien vermuthet hatten, jedenfalls eine Majorität, die nur mit Hilfe der Rechten bestehen kann und daher ihrerseits zu groszen und beständigen Concessionen an diese gezwungen ist. Man mache sich daher auf folgende Alternative gefasst: Entweder gewinnen die Radicalen, Radicalsocialisten und „reinen" Socialisten im zweiten Wahlgange noch so viele Sitze, dass sie den Opportunisten und den mit diesen verbündeten Reactionären aller Schattierungen erfolgreich die Spitze bieten können, und dann gibt es über kurz oder lang eine Ministerkrise; oder aber die mélinistische Majorität behauptet sich, wenn auch mit Mühe und Noth, doch noch in der nächsten Kammer, und dann würde eine Aera des Schutzzolls der Reaction, der Rassenverfolgung, der Urtheilsfälschung und der Justizcorruption anbrechen, wie das Frankreich der dritten Republik eine solche wohl noch kaum gesehen haben dürfte. Da die drei genannten linksoppositionellen Parteien ein festes Bündnis für die Stichwahlen geschlossen haben, so ist freilich noch nicht alle Hoffnung verloren, dass die reactionären Manöver des jetzigen Schutzzollcabinets zuschanden werden. Erwähnenswert vom allgemein culturhistorischen Standpunkte aus wäre schlieszlich noch, dass die Socialisten im ganzen Lande einen Stimmenzuwachs von rund 260.000 zu verzeichnen haben, so dass sich ihre Gesammtstimmenzahl gegenwärtig auf weit über achtmalhunderttausend beläuft. Dabei muss man aber berücksichtigen, dass die Wahlbetheiligung auch bei allen anderen Parteien — jedenfalls wieder unter dem Einflusse der Aufregungen der letzten Monate — überaus rege war und beispielsweise allein in Paris diejenige von 1893 um 85.000 Stimmen überstieg. Der socialistische Erfolg wird also, zum Theile wenigstens, durch erhöhte Anstrengungen der bürgerlichen Parteien wieder aufgewogen.

Paris, 16. Mai. **Poller.**

Das österreichische Nahrungsmittelgesetz und seine Durchführung.

Von Professor Dr. Ferdinand Hueppe (Prag).

(Schluss.)

Für besser begründet muss ich die Einwendungen halten, welche seitens der technischen Hochschulen gegenüber der Ausbildung der Nahrungsmittel-Experten gemacht wurden. Durch die Verordnung des Ministeriums des Innern und des Ministeriums für Cultus und Unterricht vom 13. October 1897, betreffend die Regelung des Studien- und Prüfungswesens für Lebensmittel-Experten wurden die Anforderungen festgestellt. Während sich unser österreichisches Gesetz sonst überall an das bereits bewährte deutsche Gesetz anlehnt, wurde in den Anforderungen an die Experten ganz wesentlich davon abgewichen, derart, dass ganz auszerordentlich viel mehr gefordert wurde und meiner Ansicht nach ganz überflüssige und zum Theil widersinnige Dinge. Glücklicherweise handelt es sich hiebei nicht um eine gesetzliche Festlegung, sondern um Verordnungen, die auf Grund der thatsächlichen Verhältnisse geändert und verbessert werden können. Das Zuviel in den Forderungen rührt nur daher, dass bei denselben ausschlieszlich die Meinung des obersten Sanitätsrathes maszgebend war, der das Gesetz zu einseitig als Sanitätsgesetz auffasste.

Durch diese Verordnung wird ein Hochschulstudium von zwölf Semestern gefordert, das längste Studium, welches von irgend jemandem gefordert wird! Wer so viel Zeit auf sein Studium verwendet, dürfte wohl andere Stellen anstreben als sie die Untersuchungsanstalten bieten können.

In dieser Beziehung muss man damit rechnen, dass nur die Stellen der Assistenten und Adjuncten für junge Leute ins Auge gefasst werden können.

Diese Stellen sind mit einem Anfangsgehalte von 900, beziehungsweise 1100 fl. wesentlich besser dotiert, als die sonstigen Assistentenstellen. Zudem beziehen diese Herren als Beamte das Gehalt pensionsfähig mit Quinquennalzulagen und die Activitätszulage.

Aber mit dem Range der IX. Classe ist das sichere Avancement auch zu Ende.

Bei Besetzung der höheren Stellen, Inspector und Oberinspector, kommen, wenigstens bei den allgemeinen Anstalten, ganz besondere Forderungen in Betracht.

Diese Stellen werden auch in Zukunft, wenn irgend möglich, an bereits autoritativ durch wissenschaftliche Leistungen bewährte Kräfte übertragen werden müssen, so dass die Assistenten und Adjuncten durchaus keine Sicherheit haben, in diese Stellen einzurücken.

Zudem ist die Zahl der Stellen keine sehr grosze und damit wird auch in Zukunft die Zahl der Aspiranten beschränkt. Der grosze Andrang bei der ersten Besetzung, bei der die hohen Forderungen noch nicht in Betracht kamen, ist gar kein Maszstab zur Beurtheilung der Lage.

In Deutschland ist das Nahrungsmittelgesetz ebenfalls Sanitätsgesetz. Trotzdem hat man, nachdem man sich auf eine Erfahrung von 15 Jahren berufen konnte, nicht daran gedacht, aus den Nahrungsmittel-Experten Specialisten für Alles und Halbmediciner zu machen, wie es jetzt bei uns gefordert wird. In Deutschland begnügt man sich nach dem Bundesrathsbeschlusse vom 22. Februar 1894 mit einer gründlichen Ausbildung in allgemeiner und analytischer Chemie und Mikroskopie der Nahrungsmittel. In dieser Forderung ist zugleich das unerläszlich Hygienische berücksichtigt.

Zur Vorprüfung gehört ein Studium von sechs Semestern an der Universität oder der technischen Hochschule, zur Hauptprüfung auszerdem der Nachweis von einem halben Jahre mikroskopischer Uebungen und 3 Halbjahren Arbeit an einer staatlichen Untersuchungsanstalt.

Gemeinsam ist den Forderungen in Deutschland und Oesterreich, dass für Apotheker und Lehramtscandidaten gewisse Erleichterungen gewährt werden, wenn sie gewissen Bedingungen entsprochen haben In Deutschland überlässt man es den Candidaten, sich ihre Ausbildung da zu holen, wo sie dieselbe am besten zu finden glauben.

Die Gegenstände der Ausbildung von Nahrungsmittel-Experten waren bisher bei uns in den philosophischen Facultäten der Universität und an den technischen Hochschulen vertreten, während die jetzige Verordnung das specielle fachliche Hochschulstudium der Nahrungsmittel-Experten an die medicinischen Facultäten verweist.

Das Vorstudium soll bei uns acht Semester, das specielle Fachstudium vier Semester umfassen, von denen aber nur zwei Semester der Praxis an einer Untersuchungsanstalt, dagegen zwei Semester dem Studium an einer medicinischen Facultät zugewiesen sind.

Man ersieht daraus sofort, dass von unseren Experten vielerlei gefordert wird, dass die praktischen Anforderungen dabei jedoch keine höheren sind, als in Deutschland, sogar eher geringere.

Ganz besonders bedenklich ist aber die Zuweisung der Nahrungsmittel-Experten an die medicinischen Facultäten (§ 16), wonach die Professorencollegien der medicinischen Facultäten „verpflichtet" sind, dafür zu sorgen, „dass den Candidaten die Möglichkeit geboten werde, die vorgeschriebenen Vorlesungen und Uebungen in dem festgesetzten Stundenausmasze zu frequentieren".

In dieser Zuweisung liegt sogar ein directer Eingriff gegenüber den Universitätsstatuten, der durch eine Verordnung überhaupt nicht gemacht werden kann.

Unsere medicinischen Facultäten sind ausnahmslos nicht einmal für den modernen medicinischen Unterricht vollständig ausgerüstet und nun sollen sie auf einmal Sachen übernehmen, die, wie Lebensmittelanalyse, Lebensmittelkunde, praktische Uebungen in der Mikroskopie der pflanzlichen Nahrungs- und Genussmittel, seit lange in den philosophischen Facultäten oder an den technischen Hochschulen vorgesehen sind.

Unter den ohne Analogie dastehenden Zuständen der medicinischen Facultät in Wien in Bezug auf Chemie und Nahrungsmittelanalyse ist dies vielleicht möglich und wird vielleicht nicht einmal als ein Eingriff in die Rechte der medicinischen Facultät empfunden. Aber an allen übrigen medicinischen Facultäten Oesterreichs ist dies unmöglich und die Facultäten müssen einfach diese Verordnung als unberechtigt und undurchführbar abweisen. In dieser nackten Thatsache sehe ich einen hinreichenden Grund, die Anforderungen nach der formalen Richtung bereits als vollständig verfehlt zu betrachten.

Die Nahrungsmittel-Experten gehören nicht in die medicinische Facultät. Welchen Zweck soll es aber haben, von Nahrungsmittel-Experten Toxikologie, gerichtliche Chemie, physiologisch-chemische Analyse zu fordern?

Das hat doch mit der Nahrungsmitteluntersuchung nichts zu thun. Unsere Anstalten werden doch dadurch nicht befähigt, einem Sanitätsgesetz zu dienen, dass man ihnen zu allen anderen Aufgaben noch indirect ganz ungehörige Dinge zuzuweisen sucht, sondern nur dadurch, dass man ihren Wirkungskreis praktisch begrenzt.

Die drei genannten Disciplinen sind aus den Anforderungen an Nahrungsmittel-Experten einfach zu streichen, weil sie 1. nicht zur allgemeinen chemischen Ausbildung gehören und 2. weil sie mit den speciellen Aufgaben erst recht nichts zu thun haben.

Wünschenswert ist es eigentlich nur, dass die Nahrungsmittel-Experten Vorlesungen über Hygiene hören, weil sie fort und fort mit der hygienischen Beurtheilung der Sachen zu thun haben.

Es würde auf die Dauer unerträglich sein, wenn die Experten nicht zu ihrer eigenen Beruhigung den Anschluss der technischen Analyse an die Beurtheilung gewinnen könnten.

Für die Wasseruntersuchung wird das jetzt wohl auch von allen Technologen und Chemikern zugestanden.

Professor Lafar leistet sich bei dieser Gelegenheit folgenden

ungeheuerlichen Satz: „Ueber die Unentbehrlichkeit der Hygiene des Bodens für den Nahrungsmittelchemiker habe ich, das muss ich gestehen, recht lange nachgedacht, ohne für sie eine andere Begründung zu finden, als die Thatsache, dass ein wichtiges Nahrungsmittel, nämlich die Kartoffel, im Boden wächst!“

Als Verfasser eines guten Werkes über Mikroorganismen hätte Herr Lafar wissen müssen, dass man sich über Wasser gar keine richtigen Vorstellungen bilden kann, wenn man nicht die Vorgänge im Boden kennt.

Wenn das am grünen Holze geschieht, was kann man dann von alten Technologen erwarten, die noch immer nichts von der Biologie des Wassers und Bodens wissen wollen.

Aber das für die Experten Nothwendige aus der Hygiene ließe sich für die Hauptprüfung (Diplomsprüfung) recht gut bei der Chemie und Mikroskopie unterbringen.

Eine Nothwendigkeit, Hygiene zu prüfen, liegt nicht vor, so wichtig ich auch einige Kenntnisse der Hygiene für die Aspiranten halte.

Immerhin kann man eine Prüfung aus der Hygiene noch am besten sachlich rechtfertigen; aber das genügt doch sicher nicht, um das Studium an die medicinischen Facultäten zu verlegen, wo es ganz und gar nicht am Platze ist.

Thatsächlich werden an den philosophischen Facultäten einiger Universitäten die entsprechenden Vorlesungen gehalten, thatsächlich werden an den technischen Hochschulen einschlägige Vorlesungen und Uebungen gehalten, so dass man es den Candidaten ruhig überlassen kann, sich ihre Bildung dort zu holen, wo sie selbe am besten zu finden glauben. Das sind aber ganz bestimmt die medicinischen Facultäten nicht. Die chemische Technologie, die sicher viel wichtiger ist, als die geforderten medicinischen Kenntnisse, kann zur Zeit nur an einer Hochschule gelernt werden.

Für die medicinische Facultät kommt zur Abweisung aber noch folgendes hinzu: Im § 14 der Verordnung wird nämlich außerdem im Einzelnen vorgeschrieben, was die Vorlesungen an den medicinischen Facultäten für die Nahrungsmittel-Experten enthalten sollen. Hiernach müsste der Toxikologe, der gerichtliche Chemiker, der physiologische Chemiker und der Hygieniker neben der Vorlesung für Mediciner noch eine besondere Vorlesung für Nahrungsmittel-Experten halten.

Dass dies bei der Belastung der Professoren praktisch unmöglich ist, ja dass es gesetzlich überhaupt gar nicht gefordert werden kann, ist gar nicht berücksichtigt worden. Im besten Falle kann es sich nur darum handeln, dass die Nahrungsmittel-Experten an den medicinischen Vorlesungen als außerordentliche Hörer theilnehmen. In Bezug auf die Ausbildung sprechen formelle und sachliche Gründe gegen die hohen Anforderungen der Verordnung, so dass wohl zu erwarten ist, dass man sich auch bei uns wieder in dieser Beziehung an die nunmehr fast 20jährige Erfahrung von Deutschland anlehnt und lieber tüchtige Nahrungsmitteluntersucher als medicinische Halbwisser ausbildet. Dies wird aber um so nothwendiger, als die Zahl der Experten keine sehr große sein wird und als die autonomen Organe in diesem Falle eher bereit sein werden, die Forderungen an die Staatsexperten zu den ihrigen zu machen.

Man hat eine Verordnung zu dem Gesetze vermisst, durch welche Uebergangsbestimmungen geschaffen werden. Thatsächlich mussten sämmtliche technische Beamte der allgemeinen Untersuchungsanstalten mit Erlass der erst im Jahre 1900 in Kraft tretenden Anforderungen angestellt werden.

Man müsste aber auch Uebergangsbestimmungen im Verordnungswege erlassen, dass den Besitzern von Privat-Laboratorien, die sich als Analytiker bewährt haben, wie in Deutschland, das Diplom ohne Prüfung oder mit besonderen Erleichterungen in der einen oder anderen Hinsicht ausgefolgt würde. Nur so kann man rechtzeitig eine genügende Zahl von Untersuchungsstellen schaffen und das Gesetz würde keine Beeinträchtigung sachlicher Interessen hervorrufen, besonders wo der amtliche Tarif für die Bevölkerung einen Schutz schafft.

So groß der Fortschritt durch Erlass des Gesetzes und Activierung der fünf staatlichen allgemeinen Nahrungsmittel-Untersuchungsanstalten auch ist, so müssen doch die Mängel in den Ausführungsbestimmungen rechtzeitig behoben werden, damit wir durch praktische Begrenzung bald in den Stand gesetzt werden, dahin zu kommen, dass die im „Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder“ nicht el Dorado der Nahrungsmittelfälscher bleiben.

Schiller und Kant über die „schöne Seele“.

Der Mensch empfängt die Eindrücke seiner Sinne nicht nach seinem freien Willen, er empfängt sie von der Natur, als Natur; und nicht weniger ist er der blinden Macht des Affects unterworfen, er ist in einem Zustande des natürlichen Triebes, jedem Vorgange, der sein Inneres erfüllt, sich hinzugeben wie einem Zwange, der von außen kommt. Dieses Sichüberlassen an den Stoff des Erlebnisses nennt Schiller den sinnlichen Trieb im Menschen. Aber der Mensch ist zugleich ein Vernunftwesen, das sich selbst sein Gesetz gibt, d. h. er stellt an sich die sittliche Forderung, gut zu sein. Mit jenem sinnlichen Triebe kämpft daher ein anderer Trieb, der sich darauf richtet, das ursprüngliche und freie Wesen der Persönlichkeit als bestimmende Einheit zur Geltung zu bringen, die Dinge dem Willen zu unterwerfen, sie zu formen aus eigener, freier Selbstbestimmung zu einer idealen Gestalt.

Schiller bezeichnet diese beiden Richtungen im menschlichen Bewusstsein als „Stofftrieb“ und „Formtrieb“. Im Stofftrieb geben wir uns der Welt hin, im Formtrieb fordern wir die Welt für uns zur Verfügung unserer Vernunft. So werden wir hin und her geworfen zwischen Naturtrieb und Wille, zwischen sinnlicher Neigung und sittlicher Pflicht. Wäre es möglich, beide Triebe in eine geregelte Wechselwirkung zu bringen, so würde in ihnen die Idee der Menschheit zu schöner Wirklichkeit gelangen. Aber dem Naturgesetz können wir uns nicht entziehen, und doch setzt der sittliche Wille Freiheit voraus. Wie ist es nun möglich, dass der Mensch dennoch unter dem Naturgesetze frei sein kann? Schiller sagt: Indem er ästhetisch fühlt.

Es gibt nämlich unter den Thätigkeiten des Menschen eine, in welcher die beiden Triebe zusammenwirken, so dass sie sich nicht stören, sondern ergänzen. Dieser Zustand ist das Spiel. Im Spiele geben wir uns den Empfindungen der Sinne hin, wie sie auf uns einströmen, aber wir wollen uns ihnen hingeben; im Spiele fügen wir uns dem Gesetze, aber wir haben das Gesetz selbst gegeben; im Spiele sind wir gebunden und frei zugleich. Im Spiele machen wir das sinnliche Leben zur idealen Gestalt, und die ideale Gestalt empfängt sinnliches Leben. So ist der Mensch nur dann in voller Bedeutung Mensch, wo er spielt. Denn nur dann ist er nicht von der Natur bezwungen und übt die Pflicht aus Neigung aus.

Das Leben freilich, wie es wirklich ist, das ist kein Spiel, kann es nicht sein, denn es ist nur möglich unter dem Ernst des Sittengesetzes. Dort ist unabänderliches Sein, hier unverbrüchliches Sollen. Wohl aber können sie beide aufgehoben werden im Gefühl. Ich kann nicht immer, wie ich will, aber ich kann mir einen Zustand vorstellen, in welchem mein Wille in der Wirklichkeit kein Hindernis findet, und diese Vorstellung gibt mir ein Gefühl der Freiheit. Das Gefühl, in welchem die Aufhebung von Leben und Gesetz zum freien Scheine des Spiels erfolgt, dieses Gefühl heißt schön: dieser Zustand ist der ästhetische. In der schönen Kunst — so urtheilt Schiller — bringen wir die Freiheit zur Erscheinung, und das ist die Schönheit. Unsere Vorstellungen bewegen sich beim ästhetischen Genusse in einem freien Spiele, nicht regellos, aber nach Regeln, die wir, wie beim Spiele, selbst gewählt haben. So heben wir in der Kunst den Stoff des Lebens zu uns empor, indem wir ihn in unserem Gefühle frei gestalten, und wir versenken uns selbst aus dem blassen Reiche des Denkens in die bunte Sinnenwelt, wir leben selbst anschaulich und mitgerissen, aber nicht mehr unterworfen der Macht der Triebe. Dieses neue Gebiet neben die Wirklichkeit zu stellen ist jedoch nur darum möglich, weil es sich in unserer Vorstellung vollzieht und insofern Schein ist. Was wir in der Kunst darstellen wollen, ist nicht die Wirklichkeit selbst, sondern der Schein, unter welchem wir die Wirklichkeit zu erblicken wünschen. Wir begehren das Schöne nicht, wie wir das Angenehme und Nützliche begehren, darum, weil es nicht durch die Existenz seines Gegenstandes wirkt, sondern nur durch das Gefühl, das mit seiner Vorstellung verbunden ist; und so ist es gleichgiltig, ob der Gegenstand existiert oder nicht, wenn nur der Schein existiert. Das ästhetische Gefühl knüpft sich nicht daran, dass das Wirkliche gut ist oder das Gute sich verwirklicht, sondern an die subjective Vorstellung einer solchen Vereinigung von gut und wirklich.

Diese Begriffe Spiel und Schein hat Kant beide in seiner „Kritik der Urtheilskraft“*) als wesentliche Momente für das ästhetische Verhalten bereits hervorgehoben, ihre Eigenart aber nicht weiter ausgeführt. Schiller war bei seinem Nachdenken über das Schöne auf verwandte Gedanken gekommen und brachte daher hier Kant das vollste Verständnis entgegen; denn nur das verstehen wir ganz im Gedankengange eines anderen, was wir schon selbst annähernd gedacht oder durchlebt haben; dann wird uns plötzlich das Dunkel gelichtet, und wir vermögen nun selbst wieder ein Stück über den Lehrer hinauszukommen. Schiller insbesondere brachte als Künstler die ganze Fülle der ästhetischen Erfahrung aus seinem eigenen Leben hinzu, die Kant naturgemäß fehlte. Und so wurde er in diesen beiden Punkten ein Förderer und Weiterbildner der von Kant begründeten classischen Aesthetik der Deutschen.

Die Harmonie der Gemüthskräfte ist nach Schiller das ideale Ziel, das im ästhetischen Schaffen angestrebt wird. Es ist nun eine weit verbreitete Meinung, dass sich Schiller bei diesem Bestreben, die Strenge der kantischen Pflichtforderung zu verbinden mit dem Verlangen nach anmuthiger und schöner Gestaltung des Lebens, in

*) Dieses die classische deutsche Aesthetik begründende Werk erschien 1790. Von neueren Schriften über das vorliegende Thema nenne ich K. Vorländer: Ethischer Rigorismus und sittliche Schönheit (Philos. Monatshefte 1894) und E. Kühnemann: Kant und Schillers Begründung der Aesthetik (München 1895).

einen Gegensatz zu Kant gestellt habe. Es ist die übliche Formel, Schiller habe den ethischen Rigorismus Kants gemildert.

Aber diese Auffassung trifft nicht die Sache. Was verstehen wir unter ethischem Rigorismus? Wir können kurz sagen, es ist die Ansicht, dass wir bei der Bestimmung, was Pflicht sei, in keinerlei Weise darauf Rücksicht zu nehmen haben, was das Leben glücklich mache oder schön gestalte. Das hat Kant allerdings gelehrt, ebenso wie er lehrte, dass die Kunst sowohl von Gesichtspunkten der sinnlichen Lust als der Moral unabhängig sei. Kants ganzes Interesse war darauf gerichtet, die einzelnen Gebiete der Cultur in Natur, Moral, Kunst und Religion streng von einander zu scheiden, um zuerst einmal festzustellen, wo die Grenzen unseres Erkennens, unseres Wollens, unseres Fühlens und Glaubens liegen. Da fragte er: Welches ist das Kennzeichen dafür, dass eine Handlung rein moralisch ist? Wann bezeichnen wir sie als sittlich? Und er sagte: Das Kennzeichen ist einzig dieses, dass sie nur aus Pflicht, aus Achtung vor dem Gesetze geschieht. Es werden immer andere Motive mitspielen; ich kann eine Handlung aus Neigung vollziehen. Ein Freund geräth in Noth; ich kann ihm helfen, vielleicht mit Selbstaufopferung; aber weil er mein Freund ist, helfe ich gern, es macht mir Freude. Sehr schön und löblich. Aber ich kann daraus nicht e r k e n n e n, ob ich sittlich, das heißt aus Geboten der Pflicht handle; wahrscheinlich ist es so; aber dass mir etwas Vergnügen macht, ist kein Kennzeichen der moralischen Handlung, denn auch nicht-moralische Handlungen können zeitweise Vergnügen machen. Also dass ich dem Freunde gern helfe, macht die Handlung selbstverständlich nicht schlechter; ich handle pflichtgemäß; aber ob ich bloß aus Pflicht handle oder vielleicht bloß aus Neigung, das kann man nicht mehr feststellen, wenn beide Motive sich vermischen. Deshalb muss ich, um eine Handlung moralisch beurtheilen zu können, vollständig absehen von meiner Neigung und meinen Ansprüchen auf Glück und mich allein halten an den kategorischen Imperativ der Pflicht.

Von dieser Kant'schen Vorstellung der Pflicht sagt nun Schiller, ein nicht zu verachtender Theil des Publikums finde sie sehr demüthigend. Es könnte scheinen, als sollten damit alle Grazien aus dem Leben vertrieben werden und nur eine finstere Strenge, eine karthäuserartige Gemüthsstimmung imstande sein, den Menschen vor der Unsittlichkeit zu bewahren. „Offenbar," schreibt er an Gottfried Körner, „hat die Gewalt, welche die Vernunft bei moralischen Willensbestimmungen gegen unsere Triebe ausübt, etwas Beleidigendes, Peinliches in der Erscheinung . . . . Daher kann eine moralische Handlung niemals schön sein, wenn wir der Operation zusehen, wodurch sie der Sinnlichkeit abgeängstigt wird . . . . Es muss vielmehr, damit die Grazie zu ihrem Rechte komme, das Ansehen haben, als wenn die Natur bloß den Auftrag unserer Triebe vollführte, indem sie sich, den Trieben gerade entgegen, unter die Herrschaft des reinen Willens beugt . . . . Aus diesem Grunde ist das Maximum der Charaktervollkommenheit eines Menschen moralische Schönheit, denn sie tritt nur alsdann ein, wenn ihm die Pflicht zur Natur geworden ist."

Man sieht, dass Schiller nicht die strenge Fassung des Kant'schen Pflichtbegriffes angreift, sondern nur darüber hinaus im wirklichen Menschen nach einem Ausgleich sucht, jene Pflichterfüllung auszubilden. Er will, dass sich der Mensch zu einer Charaktervollkommenheit erziehe, die ihm „das Siegel der vollendeten Menschheit" ausdrückt, indem sie ihm die Pflichterfüllung zur Natur werden lässt. Einen solchen Ideal-Menschen nennt er eine „schöne Seele". Die schöne Seele handelt sittlich, wenn sie nach ihrer Natur handelt. Sie darf ihrem Affect die Leitung des Willens überlassen, und dennoch, so sagt Schiller, läuft sie nie Gefahr, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen. „Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist sittlich. Man kann ihr auch keine einzige zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich heißen kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als dass sie i s t. Mit einer Leichtigkeit, als ob bloß der Instinct aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr niemals ein, dass man anders handeln und empfinden könnte."

Die von Kant geforderte unbedingte Unterwerfung unter die Pflicht darf man nicht etwa verwechseln mit der bedingungslosen Unterwerfung unter das, was herkömmlich als conventionelle Sitte gilt. Es handelt sich nicht um die philiströse Beschränkung auf das Gebräuchliche, sondern im Gegentheil um die freie Entscheidung der Persönlichkeit aus der Idee der Menschheit. Es kommt nicht darauf an, was die Gesellschaft zufällig für erlaubt hält, sondern was der Bestimmung des Menschen als eines Selbstzweckes entspricht, der seine Persönlichkeit niemals und unter keinen Umständen sclavisch binden darf als ein bloßes Mittel für andere. Und die „schöne Seele" Schillers bedeutet nicht etwa eine weiche Seele, die sich von den Eindrücken des Behagens tragen lässt und in der Welt hinträumt; auch nicht eine schwache Seele, die vor dem Ernst der Pflicht sich zurückzieht mit dem Troste, dass wir ja doch nicht vollkommen sein können. Auch diese wäre eine Sclavenseele, die sich zum Mittel ihres eigenen Gefühles hingäbe. Vielmehr stimmt die schöne Seele darin mit dem sittlichen Charakter überein, dass sie die unbedingte Selbstbestimmung aus der Idee der Menschheit, das heißt aus der Pflicht, voraussetzt; sie unterscheidet sich vom sittlichen Charakter nur dadurch, dass ihr diese Pflichtbestimmung nicht in der Form des Willens, sondern in der Form des Gefühles zum Bewusstsein kommt.

Da Schiller nicht, wie Kant, das Kennzeichen der Pflicht, sondern die Gefühlslage des sittlich handelnden Menschen im Auge hat, so fällt es ihm nirgends ein, Kant das Recht zur strengen Scheidung von Pflicht und Neigung zu bestreiten. Er sagt:

„Wie der Scheidekünstler, so findet auch der Philosoph nur durch Auflösung der Verbindung und nur durch die Marter der Kunst das Werk der freiwilligen Natur. Um die flüchtige Erscheinung zu erhaschen, muss er sie in die Fesseln der Regel schlagen, ihren schönen Körper in Begriffe zerfleischen und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geist aufbewahren... Wir verdanken es dem unsterblichen Verfasser der Kritik, dass die Moral selbst endlich aufgehört hat, die Sprache des Vergnügens zu reden, d. h. dass wir einsehen, die Vernunft selbst und nicht das Vergnügen ist der Grund, warum wir sittlich handeln... Der Beifall der Sinnlichkeit ist nicht imstande, die Pflichtmäßigkeit des Willens zu verbürgen... In der Sache selbst kann (nach den Beweisen Kants) unter denkenden Köpfen, die überzeugt sein wollen, kein Streit mehr sein, und ich weiß kaum, wie man nicht lieber sein ganzes Menschsein aufgeben als über diese Angelegenheit ein anderes Resultat von der Vernunft erhalten wollte." „Ich bekenne gleich vorläufig," schreibt Schiller an den Prinzen von Augustenburg, „dass ich im Hauptpunkte der Sittenlehre vollkommen kantisch denke. Ich nehme mit dem rigidesten Moralisten an, dass die Tugend schlechterdings auf sich ruhen müsse... Gut ist — nach den Kant'schen Grundsätzen, die ich in diesem Stück vollständig unterschreibe — was nur darum geschieht, weil es gut ist. Pflicht kann nicht nur, sondern soll schlechterdings ihre bestimmende Kraft bloß sich selbst zu verdanken haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widersprechender sein, als wenn sie das Ansehen hätten, die entgegengesetzte Meinung in Schutz zu nehmen."

Nach alledem kann kein Zweifel bestehen, dass Schiller über die Begründung der Moral nicht anders dachte, wie Kant. Man wird dagegen an die beiden bekannten Distichen erinnern:

G e w i s s e n s s c r u p e l.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, dass ich nicht tugendhaft bin.

E n t s c h e i d u n g.

Da ist kein anderer Rath, Du musst suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht Dir gebeut.

Aber wie kann man gegenüber den zahlreichen und begeisterten Erklärungen Schillers für Kant glauben, dass diese Xenien g e g e n Kant gerichtet seien? Sie persiflieren doch ganz sichtlich die sinnlose Auslegung des Kant'schen Pflichtbegriffs, als ob Tugend die Neigung ausschlösse. Wie könnte die Entscheidung anders gemeint sein als ironisch? Man sieht dies schon daraus, dass die Disticha den Schluss einer Reihe bilden, in der unter dem Titel „Die Philosophen" ein scherzhaftes Wort über die verschiedensten Systeme gesagt wird. Und wenn dabei Schiller auch die eigene Ansicht in die spöttische Beleuchtung des Witzes rückt, so ist das eben nur die wahre Freiheit des Humors, der in launiger Stunde auch einmal über sich selbst lächelt.

Auf der anderen Seite war Kant keineswegs der Ansicht, dass der sittliche Mensch sich gegen die Freuden des Lebens misstrauisch verhalten solle. Auch er erkannte durchaus an, dass zwischen Schiller und ihm ein sachlicher Zwiespalt nicht bestehe. In Kants Nachlass findet sich in Bezug auf Schiller der bezeichnende Satz: „Personen, die am innigsten mit einander im Sinne sind, gerathen oft in Zwiespalt dadurch, dass sie in Worten einander nicht verständlich sind." Es wäre eine ganz falsche Vorstellung, die man sich von Kant machte, wenn man wegen seiner strengen Betonung des kategorischen Imperativs und der sprichwörtlichen Regelmäßigkeit seines Lebens sich ihn als einen griesgrämigen, finsteren Eiferer mit mönchischen Neigungen und abhold den Lebensfreuden vorstellen wollte. Wir haben in seinen Werken viele Züge des köstlichsten Humors. Seine Schüler rühmten die jugendliche Munterkeit und unzerstörbare Heiterkeit und Freude auf dem Antlitz des allbeliebten Lehrers. Schiller selbst spricht von Kants heiterem und jovialischem Geiste. Wir wissen, wie er die Freuden des Mahles und der frohen Geselligkeit zu schätzen wusste. Dieser Mann konnte unmöglich einer asketischen Lebensansicht huldigen und um der Tugend willen der Menschheit die Freude am Genuss und an der Schönheit verbieten wollen. Vielmehr betont er direct, dass es zur Pflicht gehöre, das Gefühl der Zufriedenheit nach erfüllter Pflicht zu gründen und zu cultivieren, d. h. die Moral mit dem Gefühl des Wohlgefallens zu verbinden; nur dürfe man die Pflicht nicht aus dem Gefühl a b l e i t e n. Wohl aber sei es berechtigt, nicht nur

Google

die Ansprüche auf Glückseligkeit festzuhalten, sondern auch die Pflichterfüllung in das Gefühl aufzunehmen, so dass sie uns zur Freude wird. „Wir sollen danach streben, unsere Pflicht gegen Gott und die Menschen g e r n zu erfüllen". In seinen handschriftlichen Aufzeichnungen äußert er sich mit Rücksicht auf Schiller: „Ich habe immer darauf gehalten, Tugend und selbst Religion in fröhlicher Gemüthsstimmung zu cultivieren und zu erhalten. Die mürrische, kopfhängende, gleich als unter einem tyrannischen Hohn ächzende, karthäusermäßige Befolgung seiner Pflicht ist nicht Achtung (vor dem Gesetz), sondern knechtische Furcht und dadurch Hass des Gesetzes ... Die Unterwerfung beweiset Achtung, die Freiheit der Unterwerfung, je größer sie ist, desto mehr Anmuth."

Hier spricht Kant vollständig Schillerisch. Ja es ist bezeichnend für die Uebereinstimmung beider Männer, dass eine Stelle aus Schillers ästhetischen Briefen, die sich Kant ausgeschrieben hatte, als Theil seines Nachlasses herausgegeben wurde, ohne dass der gelehrte Herausgeber, noch auch ein verdienter Commentator Kants bemerkten, dass die Stelle von Schiller sei. Aber auch ehe Kant Schiller gelesen hatte, schrieb er schon in der Kritik der Urtheilskraft: „Das moralische Gefühl kann dazu dienen, die Gesetzmäßigkeit der Handlung aus Pflicht zugleich als ästhetisch, d. i. als erhaben oder auch als schön vorstellig zu machen, ohne an seiner Reinheit einzubüßen."

Diese Worten besagen nichts Anderes, als was Schiller mit seinem Begriff der schönen Seele erreichen wollte: Es gibt eine moralische Schönheit, einen ästhetischen Zustand, in welchem das strenge Pflichtgebot, ohne an seiner Reinheit einzubüßen, zur Natur, zur selbstverständlichen Uebung wird.

„Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sclavensinn, der es verschmäht.
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät."

G o t h a. Kurd Laßwitz.

Gustave Moreau.

Der Tod Gustave Moreaus ist in Deutschland so spurlos vorübergegangen, dass ich erst Kunde davon erhielt, als Hermann Bahr mich aufforderte, einen Nekrolog für „Die Zeit" zu schreiben. Eigentlich weiß ich über Moreau nichts. Das heißt: ich habe fünf oder sechs seiner Bilder im Original gesehen und kenne die anderen in Nachbildungen. Aber obwohl ich seit langer Zeit ein- oder zweimal jährlich nach Paris komme, hatte ich nie Gelegenheit, ihn kennen zu lernen, noch gelang es mir, Jemanden aufzuspüren, der ihn kannte.

Moreau als Mensch war den Pariser Künstlern ein dunkler Begriff. Viele wussten seinen Namen kaum. Andere erinnerten sich, Bilder von ihm gesehen zu haben, meinten aber, der Mann müsse lange todt sein. Einige wenige erzählten von einer geheimnisvollen Werkstatt, in der es aussehen solle, wie in einem Juwelenladen, von einem Berge Sesam, der sich nur auf Zauberwort öffne und wo inmitten glitzernder Dinge ein alter Sonderling hause, der Morphinist sei und seit Jahrzehnten allen Verkehr mit der Außenwelt abgebrochen hätte.

Gustave Moreau ist es seltsam ergangen. Aus Julius Meyers 1867 erschienener Geschichte der französischen Malerei ersieht man, dass er damals ein vielbesprochener Meister war, der nicht nur in Frankreich wegen seiner „Seltsamkeiten" Aufsehen machte, sondern — was viel sagen will — sogar einen deutschen Schriftsteller zu längerem Excurs veranlasste. Dann herrscht über ihn ein ganzes Menschenalter lang Stillschweigen. Wenigstens entsinne ich mich aus dieser Zeit nur eines kurzen Artikels in „L'Art", wo unter den „Parias des Salon" auch Moreaus Name genannt wird. Erst 1892 taucht er wieder auf, aber nicht in einer Kunstzeitschrift, sondern in einem sehr „perversen" Roman. Huysmans in „A rebours" ruft das Gedächtnis Moreau's wach durch die wunderbare Art, wie er die „Salome" beschreibt. Bald darauf beginnt die „Gazette des Beaux-Arts" sich mit ihm zu beschäftigen und bringt einen Aufsatz aus der Feder Ary Renans. Dieser feine Maler und ebenso feine Schriftsteller, der Sohn Ernest Renans, ist mütterlicherseits ein Enkel Ary Scheffers. Damit ist angedeutet, wo Moreau's Ausgangspunkt zu suchen ist: im Romantismus der Dreißiger Jahre.

Welch duftige delicate Blüthen dieser früh hingewelkte romantische Baum getragen, kam erst seit einigen Jahren, seit wir selbst „Neuromantiker" geworden, in Erinnerung. Von den deutschen Nazarenern, deren spätere Werke in ihrer kraftlosen Weichheit so unleidlich sind, wurden Jugendarbeiten hervorgezogen, aus denen man mit Erstaunen sah, dass selbst die Führich, Schnorr und Cornelius, bevor sie Akademiedirectoren wurden, große Revolutionäre waren, Stürmer und Dränger, die der verwischten Charakterlosigkeit des Classicismus die knorrige Herbheit des Quattrocento mit schroffer Entschiedenheit entgegensetzten. In Frankreich wurde namentlich ein Künstler entdeckt, der zu Lebzeiten wegen seiner „archaischen Sprödigkeit" nur Tadel gefunden hatte: der 1856 im Alter von 36 Jahren verstorbene Chassériau. Bei seinen Werken schweigt in der That jede chronologische Schätzung. Wenn das Datum seines Todes nicht feststünde, würde man nach Stil und Empfindung die Lithographien Chassériau's eher in die Neunziger als in die Vierziger Jahre setzen, so romantisch ist dieses Griechenthum, eine so traumhaft mystische — ich möchte sagen, so Wagnerische Parsifalstimmung entwickelt sich aus diesen herben, den Primitiven entlehnten Formen.

Gustave Moreau, 1826 geboren, war Schüler Théodore Chassérian's. Noch mehrere Jahre nach dem frühen Hinscheiden seines Meisters setzte er ihm ein Denkmal in dem Bild „Der junge Mann und der Tod". An einem Jüngling, der die Krone der Unsterblichkeit sich aufs Haupt setzen will, gleitet nebelhaft wie ein Phantom ein unheimliches Weib mit Stundenglas und Schwert vorüber. Kein Ringen findet statt. Keines der burlesken Todtentanzmotive ist aufgegriffen. Allein der Blick ihres Medusenauges, die Berührung ihres eisigen Leibes läßt sein Blut erstarren.

Moreau malte das Bild in Italien, wohin er unmittelbar nach Chassériau's Tode übersiedelte und das zehn Jahre lang seine Heimat blieb. Gerade damals hatte dort eine neue große Bewegung begonnen. Nachdem die quattrocentistische Strömung vom Beginne des Jahrhunderts rasch ins Cinquecento eingemündet und akademische Normalkunst geworden war, hatte in England Ruskin von Neuem die Blicke auf das Quattrocento gelenkt. Holman Hunt, Madox Brown und Millais waren aufgetreten mit jenen praeraphaelitischen Werken, in denen sie so täuschend sich den Anschein Primitiver gaben. In Frankreich hatte die Plastik die bedeutsame Schwenkung von der Antike zu Donatello und Verrochio gemacht. Der Prix de Florence war begründet und Paul Dubois mit seinen ersten Arbeiten hervorgetreten. Parallel damit hatte Elie Delaunay begonnen, seine bronzenen, wie Medaillen herausgearbeiteten Bilder zu malen.

Moreau theilt mit diesen Meistern die Begeisterung für die Frührenaissance, deren strenges Formstudium und männliche Herbheit ihn anzog. Aber in seinem Empfinden ist er durch eine tiefe Kluft von ihnen getrennt. Die Engländer sowohl wie Delaunay erscheinen als gesunde Naturalisten im Sinne der Primitiven. Alle ihre Werke sind von conciser fester Mache, streng und wahr mit mikroskopischer Genauigkeit nach der Natur gemalt. Moreau, seinem Lehrer Chassériau folgend, leitete die Strömung aus dem ursprünglichen Naturalismus in duftigen Archaismus über. Während die anderen nur in der Anschauung den Primitiven folgten, ist es bei Moreau nicht schwer, die directen Entlehnungen nachzuweisen, aus denen seine Bilder bestehen. Die zweite Phase des englischen Präraphaelitenthums, Burne Jones namentlich, bietet die entsprechende Parallele. Er sowohl wie Moreau sind Gourmets. Beide haben, um neue Kunst zu schaffen, von allen Formen der Vergangenheit die zierlichsten, köstlichsten ausgewählt. Beide pflückten ihre Blumen im Garten der alten Meister und stellten sie zu neuen Bouquets zusammen. Ihr persönlicher Geschmack liegt nur in der Wahl. Botticelli, Perugino, Bellini, Giorgione, das sind die hauptsächlichsten Namen, die bei Burne Jones in Frage kommen. Moreau bevorzugt noch seltenere Leckerbissen. Während bei dem Engländer eine raffinierte Einfachheit vorherrscht, sind die Werke des Franzosen preciös, überladen. Eine wahlverwandte Stimmung verband ihn namentlich mit der Decadenceschönheit. Er liebte die Bildhauer der hadrianischen Kaiserzeit, die in strenge archaische Formen die Empfindungen ihrer eigenen raffinierten Epoche hineinlegten, aus schwarzem und weißem Marmor, aus Gold und Juwelen hieratisch, feierliche Idole zusammensetzten. Die Byzantiner nicht minder zogen ihn an, jene ernsten, von Goldgrund umflossenen musivischen Heiligen, die starr und düster, geheimnisvoll beschwörend, wie steinerne Gesetztafeln von den Wänden alter Basiliken niederstarren. Von den Quattrocentisten wurde namentlich Carlo Crivelli sein Ideal, jener merkwürdige venetianische Verfallzeitler, in dessen Werken byzantinische, umbrische und paduanische Elemente zu einem so seltsamen Potpourri zusammenklingen. Ihm entnahm er die goldstrotzende Pracht plastisch aufgesetzter Ornamente, all die glitzernden Edelsteine und funkelnden Geschmeide, mit denen Crivelli so grausam seine Märtyrer, selbst das Kreuz des sterbenden Heilandes, ziert. Die Ferraresen gaben ihm die Vorliebe für smaragdgrüne, scharlachrothe und goldig leuchtende Gewänder, den Geschmack an kostbaren, kunstvoll aufgebauten Thronen, die auf Krystallsäulen ruhen, mit vergoldeten Bronzereliefen, mit Engelstatuetten und schillernden Mosaiken überreich verziert sind. Wie an Crivelli die affectierte Süßigkeit, bewunderte er an Tura die wuchtige Plastik der würzig herben, steifknochigen Figuren. Doch man müsste ein Buch schreiben, um einigermaßen Moreaus Studienkreis zu umgrenzen und alle seine Vorbilder festzustellen. Denn er suchte seine Ideale nicht auf der Landstraße. Er war im höchsten Grade wählerisch in seinen Geistesgenüssen, empfänglich nur für solche Werke, die selbst schon Erzeugnisse eines Ausnahmezustandes waren, in denen die mannigfachsten Säfte und Düfte sich mischen. Weit mehr als Bilder pflegte er Fayencen zu Rathe zu ziehen. Kupferstiche und Holzschnitte ganz entlegener Meister verwandelten unter seinen Händen sich in sprühend

leuchtende Bilder. Altgriechischen Vasenmalereien und orientalischen Miniaturen gab er neues Leben. In den architektonischen Hintergründen seiner Bilder überbietet er alles, was an phantastisch prunkvollen Entwürfen im Geist byzantinischer und maurischer Baumeister gelebt haben mag. Selbst auf die Landschaft erstreckt sich sein Schmuckbedürfnis. Alles gleißt und glitzert. Reich sind die Formen, funkelnd die Farben. Leonardos Felsgrotten und Mantegnas Steinbrüche, die blühenden Auen Benozzo Gozzolis und die zitterigen Bäumchen Peruginos, grüne Seen, dunkelblaue Himmel und purpurne Berge vereinen sich zu neuen Formationen — ungeheuerlich, manieriert, unmöglich, wenn man an die Wirklichkeit denkt, und doch der natürliche Wohnplatz der Wesen, die Moreaus Phantasie erträumt.

Die hauptsächlichsten Bilder, die er von Italien in den Salon schickte, waren „Oedipus und die Sphinx" 1864, „Jason, der den Drachen erlegt hat" 1865, „Diomedes, der von seinen Pferden zerrissen wird" und der „Tod des Orpheus" 1866. Dass sie in Paris nicht verstanden wurden, ist leicht erklärlich. Das ganze Interesse der jungen Kritiker gehörte damals dem Naturalismus, der unter Courbets und Manets Führung seine entscheidenden Schlachten schlug. Man wollte die Wirklichkeit erobern und eroberte sie. Das Joch der alten Meister wollte man abschütteln und schüttelte es ab. Was sollte inmitten dieses scharfäugigen positiven Geschlechts ein Träumer, der auf die verklungenen Weisen begrabener Jahrhunderte lauschte, ein Nachahmer, der eklektisch seinen Honig aus den Blüthen des Quattrocento zusammentrug, ein Nachzügler, der nicht einmal von den Errungenschaften des Pleinairismus Notiz nahm.

Noch weniger wussten die Alten, was sie mit Moreaus Werken beginnen sollten. Denn mit Cabanel und Bouguereau hatte hatte er ebenso wenig wie mit Courbet und Manet gemein. Seine Bilder schmeichelten nicht durch rundliche Schönheit, drängten sich nicht auf durch gespreizte Gesten. Den einen erschienen sie schon der Farben wegen zu grün und zu blau, den andern in ihren harten Umrissen zu eckig. Alle vereinigten sich in dem Urtheil, dass Moreau die alten Meister nicht recht verstanden habe. So streng die Formen im Sinne der Florentiner und paduanischen Schule durchgeführt seien, schreibt Julius Meyer, so zeigten sich neben dieser ernsten und tüchtigen Bestrebung doch seltsame Launen und Spielereien. Alles sei so sehr mit den absonderlichen Gelüsten einer verfeinerten Epoche durchsetzt, dass Moreau nur als entarteter Schüler der Primitiven gelten könne.

Heute hebt er sich gerade vermöge dieser „Entartung" als eigenartige große Persönlichkeit aus dem Imitatorentross der Sechziger Jahre heraus. Seine Zeit brach erst an, als die naturalistische Strömung vorüber geflutet war und Sar Péladan das Programm der Rosenkreuzer verkündete: es gelte alles zu malen, was an Mythen die Welt schönes gesehen, und dieses Mythenhafte bis zum Mysticismus zu durchdringen: nur solche Werke könnten die Anzahl unserer Gefühle bereichern, neue feine Sensationen uns geben. Damals erkannte man in den Kreisen der Jüngsten, wie weit Moreau — selbst als Colorist — seiner Zeit vorausgeschritten. Damals zeigte sich, wie unrecht man gehandelt, als man Moreaus einsame, excentrisch vornehme Erscheinung mit den zünftigen Idealisten verwechselte. Die bemühten sich, Stoffe aus der Antike und der Renaissance auch mit den Empfindungen jener Zeitalter zu bearbeiten. Moreau bedient sich der entlehnten Formen nur, um sie mit modernem Geiste zu füllen. Er nimmt die alten Legenden auf, modelt sie aber um, entdeckt in ihrem Kern moderne Leidenschaften, durchsetzt sie mit neuen, dem Inhalt unseres Zeitalters entnommenen Stimmungen.

Huysmans hebt in seinem Buche gerade diesen Zug hervor. „Er wünschte Gemälde, schreibt er von dem Helden des Romans, welche zarte und köstliche Phantasien alter Zeit und classischer Verderbtheit darstellten, Gemälde, die sein Nervensystem durch hysterische Sensationen erschüttern sollten. Vor Moreaus Salome saß er oft träumend. Ein Thron, dem Hochaltar einer Kathedrale gleich, steht unter gewaltigen Wölbungen, die aus niedrigen Säulen emporwachsen, glasiert mit bunten Ziegeln, in Mosaik gefasst und mit Lasursteinen und Sardonyxen eingelegt. In der Mitte des Tabernakels, das den Altar überragt, sitzt der Tetrarch Herodes, auf dem Kopfe die Tiara, die Beine emporgezogen und die Hände auf die Knie gestemmt. Seine Haut ist gelb wie Pergament, alterszerstört und voller Falten. Sein langer, weißer Bart wallt wie eine Wolke über das Edelgestein, mit dem sein aus Goldstoff gefertigtes Gewand besäet ist. Um diese unbewegliche Statue, die in der eigenthümlichen Stellung des Hindu-Gottes wie erstarrt dasitzt, brennen Spezereien, leichte Rauchwölkchen verbreitend, glitzern Edelsteine von der Decke des Thronhimmels hernieder. Und in dieser heißen, von Wohlgerüchen geschwängerten Luft steht Salome, eine Lotosblume in der Hand. Langsam nähert sie sich auf den Fußspitzen, nach den Klängen einer Guitarre, deren Saiten eine auf dem Boden hockende Frau schlägt. Das Gesicht andächtig, feierlich, beginnt sie fast erhaben ihren wollüstigen Tanz, der die schlummernden Sinne des alten Herodes wecken soll. Ihr Busen wogt, und bei der Berührung der im Kreise wirbelnden Halskette richten sich ihre Brüste in die Höhe. Auf der jungen Haut blitzen die Diamanten. Ihre Armbänder, ihre Gürtel, ihre Ringe werfen strahlende Funken über ihr prunkhaftes, mit Perlen besäetes, gold- und silberbesticktes Gewand. Es ist ein zarter Panzer aus feiner Goldarbeit, an den Maschen mit Edelsteinen verziert, deren Feuer sich schlangenartig kreuzt über der matten theerosenzarten Haut: glänzende Insecten gleichsam mit strahlenden Flügeldecken, die einen roth marmoriert, die andern hochgelb punktiert, diese stahlblau gefleckt, jene pfauengrün getigert. Weder Matthäus, noch Marcus, noch Lucas verbreiten sich über den berauschenden Zauber, über die moralische Versunkenheit dieser Tänzerin Sie bleibt verwischt, geheimnisvoll und verloren in dem fernen Nebel der Jahrhunderte, unfassbar den realen alltäglichen Geistern, spröde gegenüber dem Maler des Fleisches, Rubens, der sie in eine flandrische Schlächtersfrau verwandelte; unverständlich allen Schriftstellern, die niemals die aufregende Begeisterung der Tänzerin, die raffinierte Geistesgröße der Mörderin darstellten. Erst in Moreaus Werk hat diese übermenschliche, seltsame Salome Gestalt gewonnen. Sie ist nicht allein die Tänzerin, die durch wollüstige Windungen ihrer Hüften einem geschwächten Greise den Schrei frivoler Begier entlockt, sich den Willen eines Königs durch die Bewegungen ihres Leibes und das Zittern ihrer Schenkel unterwirft. Sie wird unter Moreaus Händen das Symbol der Wollust, die Göttin der unsterblichen Hysterie. Das Aquarell „Die Erscheinung", wirkt noch aufregender. Auf diesem Gemälde erhebt sich der Palast des Herodes auf schlanken regenbogenfarbigen Säulen, wie eine Alhambra, aus maurischen Kacheln wie mit silbernem Mörtel und goldenem Cement zusammengefügt. Arabesken gehen von Lasursteinen aus und schlängeln sich um glitzernde Kuppeln. Mit Perlmutter sind die Friese eingelegt. Hier ist der Mord vollzogen. Der Henker steht unbeweglich, die Hände auf den Knauf seines langen, blutüberströmten Schwertes gestützt. Doch das abgeschlagene Haupt des Heiligen hat sich von der Schüssel erhoben. Fahl, den bleichen Mund offen, den Hals carmoisinroth, triefend von Blut, schwebt es in der Luft. Ein musivischer Heiligenschein umgibt den Kopf und wirft seine Lichtstrahlen über die Säulenhalle. Fest, durchbohrend heftet sich der Blick der gläsernen Augäpfel auf die Tänzerin. Diese stößt mit einer Geberde des Entsetzens die schreckliche Vision zurück. Sie ist fast nackt. In der Aufregung des Tanzes haben sich die Kleider gelöst, die Goldstoffe sind herabgefallen. Nur noch mit dem Goldschmuck und den durchsichtigen Juwelen ist sie behangen. Mit weit geöffneten Augen, die Hand krampfhaft auf den Busen gepresst, starrt sie die Erscheinung an, den schrecklichen Kopf, der, nur für sie allein sichtbar, immer noch strahlt, immer noch blutet, kleine dunkelpurpurne Perlen an den Spitzen des Bartes und Haares ansetzend. Der Tetrarch aber, etwas vorgebeugt, die Hände auf den Knieen, sitzt keuchend da, wahnsinnig bethört durch die Nacktheit dieses jungen, von wild aufregenden Wohlgerüchen, von Weihrauch und Myrrhen umdufteten Körpers".

Als Huysmans diese Sätze schrieb, war Moreau 66 Jahre alt. Er hatte seinen Triumph noch erlebt, aber als gebrochener Mann. Eine interessante Vorlesung, die Deschanel kürzlich im Collège de France hielt, handelte vom Einfluss der Stimulantien — Morphium und Alkohol — auf die Literatur. Ein ähnliches Buch wird später sicher auch über Kunst geschrieben werden und viele Streiflichter auf Rossettis wie auf Moreaus Schaffen werfen. Meines Wissens hat er seit zehn Jahren überhaupt nicht mehr gemalt. Er gehörte nicht wie Boecklin zu den starken ausdauernden Naturen, die unbeirrt von Misserfolgen in selbstherrlicher Ruhe ihren Weg gehen. Nervös und reizbar, fand er sich schwer im Leben zurecht, wurde durch jeden Misserfolg, durch jeden scharfen Hauch der Kritik verstimmt und in seinem Schaffen gehemmt. Die Zahl seiner Bilder ist überaus gering. Allgemein bekannt ist, weil er im Luxembourg hängt, nur der Orpheus: jenes thracische Mädchen, das in stiller Trauer Haupt und Lyra des Orpheus von den Ufern des Erebos daherbringt. In seinem Bilde „Oedipus und die Sphinx" wagte er als erster ein Problem, das neuerdings wieder so viele — Stuck, Khnopff u. a. — beschäftigte. Er versuchte Augen zu malen, wie sie Poe oft beschreibt, „denen der Hypnotisierte folgen muss, die ihn festnageln, ihm begegnen, wo er geht und steht, die mit ihrem leblosen Glanze die Welt erfüllen". Auf seinem Bilde „Helena vor den Mauern Trojas", schreitet die Zauberin, gleich einer Goldelfenbeinstatue mit funkelnden Diamanten behängt, gefühllos, unempfindlich, eine Gottheit des Unheils über röchelnde Leichen. In dem Bilde der Galatea trieb er seine preciöse Zierlust am weitesten. Die Grotte glitzert wie ein Juwelenkasten. Blumen aus Edelsteinen, Korallen aus Gold strecken ihre Zweige aus und öffnen die Kelche. Ueber anderen Werken, wie dem Tod des David, ruht eine müde Opiumstimmung, die träumerische Indolenz orientalischen Geistes. Baudelaire, der auch Morphinist war, ist literarisch wohl allein zu vergleichen. Einiges von Mallarmé oder die Aphrodite Pierre Louys vermittelt ebenfalls die Stimmung Moreau'scher Bilder.

Seine Kunst ist nach alledem keine gesunde Speise. Sie ist für überreizte Feinschmecker, die im Leben gern die aparten Genüsse aufsuchen. Als echter Decadent weniger schaffend als aufnehmend, hat er die halbversunkenen Schätze alter Culturen gehoben, hat es verstanden, in den Bildern der alten Meister und den Figuren alter

Legenden Nuancen zu sehen, die früher überhaupt nicht bemerkt waren. Er erscheint in seinem ganzen Wesen als Spross einer angefaulten mürben Cultur und besiegelte nur das Schicksal des Decadent, als er in vorzeitiger Sterilität den Pinsel aus der Hand legte. Die „Corrumpirten“ unserer Zeit wünschen ihn trotzdem nicht anders, bedauern nicht einmal sein frühzeitiges Verstummen. Denn wäre er gesünder gewesen und hätte er mehr gemalt, so würden wir, was wir an Quantität gewonnen hätten, an Qualität verlieren. Sowohl die Intensität seines Empfindens wie das wunderbare Mosaik der Form, in das er künstelnd diese Empfindung goss, waren nur möglich bei einem so krankhaft überreizten Geist, dessen ästhetischer Gaumen durch tausend Genüsse verbildet war und dessen Nerven nur bei exotischen, absonderlichen Dingen vibrirten. In diesem Sinn, als Abstractor von Quintessenz, ward er unserer Generation der Offenbarer einer neuen Schönheit. Und gehören seine Werke wegen ihres archaeologischen Charakters nicht zu denen, die formell die Kunstgeschichte bereicherten, so werden sie in ihrer nervösen Feinheit doch auch späteren Geschlechtern noch viel vom Gefühlsleben dieses seltsamen Jahrhundertendes erzählen.

Breslau. Richard Muther.

Italienische Oper.

Wenn Italiener irgendwo als Opernsänger auftreten, so merkt man in der Regel an den Aufführungen wenigstens die Ueberreste großer historischer Traditionen. Leise Anklänge an den einstigen Glanz der italienischen Oper waren auch bei der diesjährigen Stagione im Carl-Theater unverkennbar. Die Vorstellungen waren ja schlecht, herzlich schlecht, und was unser Vorstadttheater aus eigenen Mitteln hinzufügte, war unter aller Kritik. Jede italienische Provinzstadt hätte uns in dieser Beziehung mehr bieten können. Aber man sah doch, dass die Italiener ein Genre cultivierten, aus dem sich etwas machen ließe und für das sie eine Begabung mitbrachten, die unseren deutschen Sängern meistens fehlt.

Wir wissen ja längst, dass man italienische Sänger schon deshalb gerne hört, weil sie Italiener sind. Ihre ganze Art zu singen ist überall sympathisch, vorausgesetzt natürlich, dass man es mindestens mit dem Durchschnitte der gegenwärtig erreichbaren Kunstleistung zu thun hat. Was aber die Italiener selbst nicht zu wissen scheinen oder wenigstens unterschätzen, das ist die Thatsache, worin denn eigentlich ihre natürliche Ueberlegenheit liegt. Es ist dieselbe Eigenschaft, mit der sie vor mehr als hundert Jahren den Pariser Boden eroberten. Damals schwärmte man in Paris noch für die große Oper Lullys und Rameaus. Die Academie Royale de Musique, wie die französische Oper feierlich genannt wurde, glaubte wirklich, dass ihr die Wiederbelebung der antiken Tragödie mit Hilfe der modernen Musik wieder gelungen sei. Man bewegte sich noch in den steifen Formen des Classicismus, leblose Göttergestalten, deren Schicksal keine Theilnahme erwecken konnte, belebten die Bühne, tragische Conflicte, die vor mehr als tausend Jahren actuell gewesen sein mögen, wurden künstlich erfunden und gewaltsam gelöst, und das Ganze umgab ein verfallener Bühnenflitter, dessen gedankenlose Decorationen kein Mensch mehr ernst nahm. Erfreulich und ergreifend war diese Kunst nicht, aber man gab sich ihr hin, weil man nichts Besseres hatte.

Da kamen die Italiener mit einer kleinen Oper, Pergolesis „Serva padrona“, mit bescheidenen Mitteln und anspruchslosen Kräften, und die ganze Pracht der großen französischen Oper fiel über Nacht in Staub und Asche. Woher kam der Zauber, den die Italiener wie mit einem Schlage über ganz Paris verbreiteten? Worin lag das große Geheimnis ihres Erfolges?

Vor allem lag das in der Eigenthümlichkeit ihrer Sujets, in der unwiderstehlichen Natürlichkeit und Grazie ihrer Operntexte. Da war alles aus dem Leben gegriffen. Gestalten aus dem Volke erschienen auf der Bühne, Situationen, die jeder einmal erlebt hatte, spielten sich vor den Augen des Publikums ab. Es fehlte nicht an Stimmen, die einen derartigen Realismus indecent fanden, die darüber entrüstet waren, dass die classische Schönheitslinie, deren Träger wir heute als gespreizte unnatürliche Figuren verpönen, verletzt wurde. Man gieng so weit, die Stücke als gemein zu bezeichnen und betrachtete es sogar als Profanation der Kunst, wenn, wie es in einer der Buffo-Opern vorkam, ein Apotheker auf der Bühne erscheint und ein Schauspieler sich gar als Bär verkleidet. Aber der Erfolg war nicht mehr aufzuhalten, und Jean Jacques Rousseau, der die neue Richtung sofort acceptierte und ihr in seinem »Devin du village« zum Theil selbst folgte, wies mit Recht darauf hin, dass Molière in seinem »Malade imaginaire« noch viel ärgere Dinge auf die Bühne gebracht habe als die Italiener. Und doch haben das die Voreltern stetig mit angesehen, haben sich dabei königlich amüsiert, ohne deshalb sittlich zu degenerieren, und ohne dass die Kunst dabei zugrunde gegangen wäre. Man könnte Rousseaus Vertheidigung noch heute auf manche moderne Richtung anwenden. Auch heute schlagen die Philister bei jeder neuen Oper die Hände über den Kopf zusammen und rufen verwundert aus: „Nein, was heute alles componiert wird!“ Und doch ist es nie anders gewesen, und die Alten wundern sich nur deshalb so sehr, weil sie schon längst weder die Jugend noch sonst etwas begreifen.

Die Italiener brachten indes noch eine glänzende Eigenschaft mit: die meisterhafte Behandlung des Recitativs durch die Sänger sowohl, wie durch die Componisten. Sie kamen damit über die größte Schwierigkeit der Oper hinweg: die intellectuelle Wirkung des erklärenden Wortes, das zum Aufbau einer größeren Handlung unerlässlich ist, mit dem emotionalen Eindruck der Musik zu verbinden. Wie sie das machen, das lässt sich mit Worten nicht erklären, man muss es erleben; und von dieser alten Meisterschaft konnte man selbst im Carl-Theater noch etwas bemerken. Man wurde da nie aus der eigentlich musikalischen Stimmung herausgerissen, und doch kam zu Zeiten das Wort scheinbar ausschließlich zur Geltung.

Dieses Recitativ war von jeher die erfolgreichste Waffe der Italiener und man sollte glauben, dass die Stellung von Künstlern mit so glänzenden Mitteln auch seinerzeit in Paris unerschütterlich hätte sein müssen. Und doch kam der Tag, an dem sie das Spiel verloren, weil sie ihren natürlichen Boden verließen und ihre Kräfte überschätzten. Diese Ueberschätzung führte sie in die große Oper. Dort aber hatte mittlerweile Gluck seinen Einzug gehalten. Pucini wollte ihm den Rang streitig machen, aber mit der großen tragischen Oper des „böhmischen Musikanten“, wie man Gluck nannte, konnte er es nicht aufnehmen. Pucini musste das Feld räumen. Es dauerte lange, ehe die Italiener wieder zu Wort kamen und wieder die Welt eroberten, und zwar wieder mit einer komischen Oper.

Ist das nicht ein lehrreiches Capitel der Geschichte? Zeigt es uns nicht wie im Puppenspiel, wo die Stärke und die Schwäche der Italiener liegt? Wiederholt haben die italienischen Componisten als Buffonisten gewonnen, und als Tragiker trotz vorübergehender Erfolge schließlich doch verloren, und es ist im hohen Grade zu bedauern, dass auch die moderne italienische Tonkunst nicht diejenige Richtung einschlägt, auf die sie sozusagen von Natur aus angewiesen ist.

Auch in Wien würde eine italienische Stagione mit der opera buffa eine Zukunft haben, und eine ganze Reihe älterer Werke, die hier weniger bekannt sind, wie „Elisir d'amore“ oder „Crispino e la Comare“ könnten Zugstücke ersten Ranges werden. Das Interesse dafür ist gewiss vorhanden, und unsere eigene sogenannte komische Oper bietet das Unglaubliche, dass sie trotz der seit langem erreichten Mittelmäßigkeit noch immer von Jahr zu Jahr schlechter wird. Das Carl-Theater will die Operette ganz aufgeben, könnten uns da nicht die Italiener alljährlich zwei Monate hindurch aushelfen?

Leider ist das Unternehmen jetzt etwas verfahren. Welcher Impresario wird es der Mühe wert finden, ein Ensemble ersten Ranges zusammenzustellen, wenn die Erfahrungen dieser Saison gelehrt haben, dass die Wiener die Mängel der gegenwärtigen Stagione entweder wirklich nicht erkannt haben oder dass die wahre Meinung, aus Gründen, die ich nicht untersuchen will, nicht recht zum Ausdruck gekommen ist? Ich habe nur den Trost, dass auch eine Künstlerschaar, die nach italienischen Begriffen nicht die beste ist, doch noch immer besser sein wird als unsere Operette.

Nur vor einer Folge des italienischen Einflusses fürchte ich mich und möchte sie in Zukunft gerne vermieden wissen. Die Italiener haben immer andere Begriffe gehabt von der Heiligkeit der Kunst als wir. Sie scheuen sich nicht, mitten im Stück aus der Rolle zu fallen und ihre persönliche Eitelkeit durch eine abgeschmackte Geberdensprache mit dem applaudierenden Publicum zu befriedigen. Dieses selbst beherrschen sie in tyrannischer Weise durch eine rücksichtslose Claque. Störende Wiederholungen einzelner Stücke, die niemand verlangt hat, sind an der Tagesordnung und werden dem Publicum, das sich dagegen nicht wehren kann, octroyiert. Ich wollte, die Künstler könnten immer die Bemerkungen hören, die bei solchen Gelegenheiten im Publicum fallen. Die Thatsache der so erschlichenen Wiederholung wird nachher zu unausstehlichen Reclamezwecken verwendet. Sie arbeiten zu viel auf einzelne Stimmeffecte los, die den Totaleindruck stören und den Intentionen des Componisten zuwiderlaufen. Diesen selbst corrigieren sie unablässig durch willkürliche Zuthaten und bequeme Weglassungen. Geschmacklose Einlagen verderben die ganze Vorstellung. Das Starsystem, ohne das sie kaum leben können, ist uns verhasst. Sie thun alles mögliche, um den Besuch der Oper zu einer gesellschaftlichen Pflicht, zu einer Art erweitertem Salon zu gestalten. Am Tage nach der Vorstellung liest man dann mehr über die anwesenden Persönlichkeiten und ihre Toiletten als über die Oper selbst. Aus Philanthropie bringen die Zeitungen solche Notizen bekanntlich nicht.

Ja, das ist ein langes Sündenregister, und man wird mir sagen, es seien Lappalien, nicht der Rede wert. Aber diese Kleinigkeiten haben mehr als einmal den Niedergang des echten Kunstlebens zur Folge gehabt. Mit schwerer Mühe und nach jahrelanger Arbeit haben wir selbst unser eigenes Theater endlich davon befreit. Wir wünschten nicht, dass uns die Italiener unsere guten Theatersitten wieder verderben. Sie brauchten eben einen tüchtigen Regisseur, oder einen wirklichen Dirigenten, der mehr ist als seiner Primadonna allergetreuester Tactgeber, der darauf sieht, dass jeder ein-

zelne in seinem ganzen Auftreten jederzeit den wahrhaft künstlerischen Anforderungen entspricht. Erreichen sie das, dann sollen sie uns jedes Jahr willkommen sein, in einem kleinem Theater und mit der Opera buffa.

Richard Wallaschek.

Die Woche.

Politische Notizen.

Wichtiger staatsrechtlicher Unterschied: Wenn die österreichische Regierung das Parlament umgehen will, so bedient sie sich des Paragraphen Vierzehn. Die gemeinsame österreichisch-ungarische Regierung thut das Gleiche — ohne den Paragraphen Vierzehn.

•

Aus den Delegationsverhandlungen haben wir diesmal wirklich einige originelle Neuigkeiten erfahren: Erstens, dass wir uns im Frühjahr 1897 in einer geheimen Kriegsgefahr befunden haben, von der niemand etwas bemerkt hat, und zweitens, dass wir in demselben Frühjahr 1897 geheime Kriegsrüstungen ausgeführt haben, von denen gleichfalls niemand etwas bemerkt hat. Für die nächsten Delegationen, wenn sie auf dieser Höhe der Originalität bleiben wollen, ist nur noch Eines übrig, nämlich die Enthüllung, dass wir vor anderthalb Jahren, während des griechisch-türkischen Krieges auch einen geheimen Krieg geführt haben, über dessen Ursache, Anlass, Verlauf und Ausgang nur die 42 Delegations-Ausschussmitglieder etwas erfahren, für den wir anderen aber nur — blechen dürfen.

•

Merkwürdig! Der griechisch-türkische Krieg kostet uns Österreicher beinahe mehr Geld als die Türken selbst, und dabei haben wir es nicht einmal nöthig gehabt, Siege zu erfechten.

•

Die Kriegsminister in fremden Ländern pflegen erst dann den Kopf zu verlieren und Schulden zu machen, wenn sie selbst in einen Krieg hineingerathen sind. Unser Kriegsminister verliert bereits den Kopf und contrahiert Schulden, wenn andere mit einander Krieg führen. Wir sind doch immer dem Ausland mindestens um einen Point voraus.

•

Für den Marinecommandanten Herrn v. Spaun, dessen Flottenpläne so erbarmungslos durchgefallen sind, gibt es jetzt einen Trost: Er lasse, nach dem Vorbild seines Chefs, des Kriegsministers Freiherrn v. Krieghammer, die ihm erwünschten Panzerschiffe, Kreuzer und Torpedos in aller Heimlichkeit erbauen. Wenn anderthalb Jahre ins Land gegangen sind, lege er den Delegationen einen geheimen Flotten-Nachtragscredit von 55 Millionen vor. In geheimen Ausschussverhandlungen wird er den Delegirten mit Leichtigkeit klar machen können, dass, ebenso wie der griechisch-türkische Landkrieg Oesterreich-Ungarn zu Landheeresrüstungen genöthigt hat, der spanisch-amerikanische Seekrieg Oesterreich-Ungarn zu Marinerüstungen gezwungen hat. Die Delegierten, die das Eine geglaubt haben, brauchen auch an dem Anderen nicht zu zweifeln, und Herr v. Spaun hätte dann seine Flotte in Sicherheit gebracht.

•

Nach dreißigjährigem Bestand sind die Delegationen endlich auf das ihnen angemessene Niveau heruntergekommen. Sie werden von den gemeinsamen Ministern nur mehr zur Arrangierung von Kinderspielen benützt. Das eine Kinderspiel, das diese Woche in formvollendeter Uebertragung in den Delegationen aufgeführt wurde, heißt im Volksmund: „Schneider, gib's weiter!" Ein Junge versetzt dem anderen einen Rippenstoß, mit dem Ruf: „Schneider, gib's weiter!" Der Getroffene macht gute Miene zum bösen Spiel und gibt den Rippenstoß an den nächststehenden Jungen weiter. Und so fort. Aehnlich haben sich's unsere gemeinsamen Minister diesmal eingetheilt. Die gloriose Politik, welche, wie wir nachträglich erfahren, uns während des griechisch-türkischen Krieges einen Rüstungscredit von mehr als 36 Millionen Gulden kostete, musste — so befürchtete man — ein Ministerportefeuille verschlingen. Das bedrohte Portefeuille wäre natürlich das politische des Grafen Goluchowski. In dieser Voraussicht verhielt sich Graf Goluchowski in den geheimen Delegationsverhandlungen ganz still und überließ die Vertheidigung seiner Politik dem Kriegsminister Baron Krieghammer. Sobald dieser den Fall begriffen hatte, dachte er: „Schneider, gib's weiter!", nahm die nächste Gelegenheit, die Verhandlung über den Marine-Etat, wahr um den ihm untergeordneten Marinecommandanten Herrn v. Spaun preiszugeben. Schade, dass nicht auch einige Unterbeamte und Amtsdiener der gemeinsamen Ministerien in den Delegationsverhandlungen erscheinen. Sonst hätte der Puff von Herrn v. Spaun abwärts durch die ganze Rangsliste der k. und k. Beamten- und Dienerschaft weitergegeben werden können, und das ganze Resultat der großen Aufregung über den Nachtragscredit und die Flottenvermehrung wäre zum Schlusse vielleicht nur — die Pensionierung eines Amtsdieners gewesen. Das wäre dann der letzte arme Schneider, der's nicht „weiter geben" könnte.

•

Das andere Kinderspiel der diesjährigen Delegationen heißt im Volksmund: „Du bist ein Esel". Ein Kind verspricht dem anderen Kinde ein Geheimnis zu sagen, aber nur unter der Bedingung, dass dieses Kind sich ehrenwörtlich verpflichtet, das Geheimnis nicht weiterzusagen. Nachdem dies geschehen, flüstert das eine Kind mit wichtiger Miene dem hochaufhorchenden anderen Kind die vier inhaltsschweren Worte zu: „Du bist ein Esel". Das Geheimnis ist, seitdem es Kinder gibt, noch nie verrathen worden. Aehnlich, denke ich mir, muss es in den geheimen Delegationsausschussitzungen bei Berathung des berühmten Nachtragscredits zugegangen sein. Kein Delegierter hat noch verrathen, was der Kriegsminister den 42 Ausschussmitgliedern ins Ohr geflüstert hat

•

Unter den gebildeten Czechen ist jetzt eine große Agitation im Gange, um zu verhindern, dass der 12%ige Dr. Herold, der Vertheidiger aller expensenzahlenden Wucherer und Betrüger, als Wortführer der Nation die Festrede bei der geplanten Palacky-Feier halte. Die Agitation bewegt sich vorläufig in papierenen Protesten. Ich wüsste ein besseres Mittel zur Erreichung des angestrebten Zweckes. Dazu brauche ich nur einen czechischen Mäcen, der ein paar tausend Gulden springen lässt. Dieser Mäcen suche in den verschiedenen Untersuchungsgefängnissen Oesterreichs irgend einen Gauner aus, der gerade um die Zeit der Palacky-Feier seine gerichtliche Hauptverhandlung hat. Diesem Gauner gebe der Mäcen einige Tausend Gulden, damit er sich den Dr. Herold zum Vertheidiger nehme. Da selbst der große Redner Herold nicht an zwei Orten zugleich reden kann, so müsste er sich entscheiden, ob er es vorzieht, für den expensenreichen Gauner oder für den expensenlosen Palacky zu sprechen. Wer den Dr. Herold kennt, wird wissen, welche Wahl er in diesem Fall treffen wird. Die gebildeten Czechen werden damit ebenso zufrieden sein können, wie der neue Client des Dr. Herold, und der alte Palacky wird sich in seinem Grab nicht umzudrehen brauchen, wenn sein Andenken in Prag gefeiert wird.

•

Infolge der gegen ihn geführten Agitation hat Dr. Herold sein Reichsraths- und sein Landtagsmandat der jungczechischen Parteileitung zur Verfügung gestellt. Die Parteileitung hat aber diese Resignation nicht angenommen. Offenbar, weil ihr das Herold'sche Angebot zu wenig war Wenn Dr. Herold, von dem es bei den Czechen heißt, dass er in seinem Bezirk, mit einziger Ausnahme des Pfarramts, alle bezahlten Stellen besitze, seine übrigen Stellen auch zur Verfügung gestellt hätte, nur dann hätte die Annahme der Resignation die Mühe gelohnt.

•

Als der Kampf gegen Dr. Herold im November vorigen Jahres an dieser Stelle eröffnet wurde, glaubte sich Dr. Herold helfen zu können, indem er den czechisch-nationalen Boykott über die „Zeit" verhängte. Uns hat diese Boykott-Erklärung gar nicht geschadet, wohl aber dem Herrn Dr. Herold. Die Argumente gegen Dr. Herold sind in die czechische Presse und die czechische Bevölkerung übergegangen, und der „Führer der czechischen Nation" und Vertheidiger der Wucherer aller Nationen ist heute nahe daran, dass er selbst von seinem Volk boykottiert wird. „Wer Anderen eine Grube gräbt . . ."

•

In einem Delegationscercle-Gespräch war der jungczechische Abgeordnete Dr. Stransky so gütig, zu versichern, dass er seine wertvolle Kraft für das Zustandekommen des nationalen Ausgleichs in Mähren einzusetzen geruhen wolle. So versicherte Dr. Stransky. Allbekannte Thatsache aber ist, dass der Dr. Stransky so ziemlich der einzige Politiker ist, der das Zustandekommen jenes Ausgleichs verhindert. Mit der gleichen Aufrichtigkeit hätte Dr. Stransky, der neben Herrn v. Halban der geistige Autor der lex Falkenhayn ist, auch versichern können, dass er für eine correcte Handhabung der parlamentarischen Geschäftsordnung wirke. Vielleicht trägt er das bei dem nächsten Delegationsdiner nach Die Anregung dazu sei ihm hiemit gegeben.

•

Jeder Mensch hat seinen Preis. Die Polen bezahlt man mit Bargeld, die Czechen mit Sprachenverordnungen, die Deutschen mit Delegationsdiners. Wenn Graf Thun, nach dem Vorbild der Delegationsdiners, jetzt auch Reichsrathsdiners einrichten würde — wer weiß, ob diese opulenten Diners nicht das von ihm lange vergeblich gesuchte Obstructions-Brechmittel wären?

K.

Volkswirtschaftliches.

Es häufen sich die Enquêten, um Maßnahmen zur Förderung von Industrie und Export zu berathen; und man muss zugestehen, dass da vieles gesagt wird, was recht vernünftig ist. Auch die Regierungen und ihre Organe zeigen ein eifriges und wohlwollendes Interesse für diese Bestrebungen. Man möchte deshalb oft wirklich meinen, dass da etwas nützliches herauskommen muss und wird dann fast an seinem österreichischen Pessimismus irre, mit dem man alle diese Bestrebungen als doch nutzlos achselzuckend ignoriert. Da kommt immer im rechten Augenblick die Regierung mit irgend einer Maßnahme, die uns belehrt, dass wir noch immer im alten Oesterreich leben, und dass unser Pessimismus noch immer gut begründet ist. Die Industriellen klagen über zu hohe Steuern, da bringt die Regierung einen neuen Nachtrags-Rüstungscredit von dreißig Millionen in den Delegationen ein. Man klagt über die geringe Consumfähigkeit der Bevölkerung, und Gesetze werden vorgelegt, welche eine maßlose Erhöhung der indirecten Abgaben bezwecken. Der Handel verlangt gebieterisch nach der Tauern-Predilbahn, nach Canälen, da werden 40 Millionen für Militärbahnen in Galizien und Dalmatien verlangt. Die Industriellen klagen über steigende Lohnforderungen, die Arbeiter, die ganze Bevölkerung leidet unter den theueren Brotpreisen, da macht die Regierung einen Scheinversuch, die Aufhebung der Getreidezölle von Ungarn zu erlangen und zieht sich rasch und innerlich froh zurück, da die ungarische Regierung nicht sofort ja sagen will. Alle Welt weiß, dass eine der ersten Forderungen des Außenhandels eine stabile Valuta ist, da ziehen die Regierungen es vor, das Goldagio wiederkehren zu lassen, ehe sie gestatten würden, dass die Bank vorübergehend den Zinsfus erhöhe. Kurz wohin man blickt, überall sieht man das Gegentheil von dem, was nöthig wäre, um eine gesunde Productionspolitik zu inaugurieren und darum ist alles, was von Förderung der Industrie und des Exports gesprochen wird, nur Humbug, Worte, nichts als Worte.

•

Die Getreidezölle sind in Oesterreich-Ungarn doch aufgehoben, aber nur zu Gunsten der französischen Consumenten. Der famose Mahlverkehr bringt es mit sich, dass die ungarischen Mühlen das Getreide zollfrei beziehen, wenn es sich darum handelt, das Mehl nach Frankreich zu verkaufen, was in der letzten Zeit in nicht geringen Quantitäten geschehen sein soll. Damit also die paar ungarischen Mühlen bei Verkauf

des Mehles ins Ausland einen größeren Profit machen können, dazu kann der Getreidezoll aufgehoben werden, dass aber der österreichische Arbeiter sein Brot erschwingen könne, dafür braucht nichts zu geschehen. Es ist Methode in dem Wahnsinn oder vielmehr in der Niedertracht.

*

Seit etwa acht Tagen hat der Eifer der Bank in der Bekämpfung des Goldagios nachgelassen; sie gibt nur mehr zögernd Gold ab, sie beherrscht nicht mehr die Devisencourse und wenn die Bank nicht sehr bald zu ihrem früheren energischen Vorgehen zurückkehrt, so kann es kommen, dass sie der Entwertung unserer Währung nicht mehr Einhalt thun kann. In der letzten Nummer haben wir auseinandergesetzt, dass angesichts unseres großen Goldvorraths nicht Unvermögen daran schuld ist, wenn die Parität nicht aufrechtgehalten wird. Tritt das Agio auf, dann wird schlechter Wille und Unverstand seitens der Regierungen und Feigheit seitens der Bankleitung daran schuld sein. Hätte die Bank noch wenige Tage die Goldabgaben in der bisherigen nothwendigen Ausdehnung fortgesetzt, so wäre sie durch die Verengung des Geldmarktes gezwungen gewesen, den Zinsfuß zu erhöhen und ihre Goldpolitik wäre dadurch noch wirksamer geworden. Die Zinsfußerhöhung wollen aber die Regierungen, vor allem die ungarische Regierung, nicht und damit es nicht zur Zinsfußerhöhung komme, darf die Bank auch nicht energisch Gold abgeben.

*

Eines werden wir nie begreifen, nämlich, warum die Regierungen und die Bank bei Berathung des neuen Bankstatuts so lange über das Vetorecht bezüglich der Fixierung der Bankrate herumgestritten haben. Das geltende Statut denkt an ein solches Vetorecht nicht, und doch thut die Bankleitung gehorsamst gegen ihre bessere Einsicht, was die Regierungen wollen. Also wozu hat die Bank die Zinsfußbestimmung ausdrücklich dem Vetorecht entziehen lassen, wenn sie doch den Zinsfuß von den Regierungen bestimmen läßt, und wozu haben die Regierungen dieses Recht solange begehrt, wenn sie ohnedies ohne und gegen das Statut es ausüben.

*

Am 15. Juni vorigen Jahres wurde zwischen dem Eisenbahnministerium und der Buschtiehraderbahn ein Uebereinkommen, betreffend die Legung des zweiten Geleises, getroffen, welches auch sehr wichtige Bestimmungen für den Fall der Einlösung der Bahn in der Bauperiode des zweiten Geleises enthält. Gleich damals haben wir verlangt, dass ein solches Uebereinkommen in authentischer Form vom Eisenbahnministerium veröffentlicht werde. Jetzt ist der Geschäftsbericht dieser Bahn zur Ausgabe gelangt, darin ist aber nur ein Auszug aus dem Uebereinkommen enthalten. Es braucht wohl nicht näher auseinandergesetzt zu werden, dass es sowohl von der Bahnverwaltung, als auch vom Eisenbahnministerium ganz ungehörig ist, so wichtige Verträge den Actionären nur auszugsweise, respective der großen Oeffentlichkeit, insoweit sie nicht Geschäftsberichte durchliest, gar nicht zur Kenntnis zu bringen.

*

Der Verwaltung der Südbahn wird es zwar nicht leicht, dieses Unternehmen zu sanieren, dazu ist es in alten und neueren Zeiten zu sehr bewuchert worden, aber sie bemüht sich wenigstens in der Beziehung die in der Öffentlichkeit gestellten Forderungen zu befriedigen, dass sie endlich eine ziemlich correcte Bilanz aufstellt, so dass man die Situation des Unternehmens aus ihr entnehmen kann, was bisher, wie wir im Vorjahre ausgeführt haben, nicht der Fall war. Dadurch kommt zum ersten Mal die Bewucherung, welche die Bahn vom Welthause Rothschild erfahren hat, theilweise in der Bilanz zum ziffermäßigen Ausdruck, so dass sie auch der Mindergebildete erkennen kann. Es ist die Post Coursverlust, welche 50% der emittierten Obligationenschuld beträgt. 457 Millionen bei einer Schuld von 934 Millionen Gulden. Da ist es freilich schwer, zu prosperieren. Im Gegensatz zur Buschtiehrader Bahn veröffentlicht die Südbahn ein mit der Regierung im Berichtsjahre geschlossenes Übereinkommen im Wortlaut. Wenn man keine fetten Dividenden zahlen kann, trachtet man eben wenigstens in jeder anderen Hinsicht Recriminationen zu vermeiden.

*

Der Rücktritt des Centraldirectors der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft, Herrn Karl Wittgenstein, von seinen leitenden Stellungen in den Böhmischen Eisenindustrie-Unternehmungen ist das finanzielle Ereignis des Tages. Es ist eine Folge der geringen Initiative und Tüchtigkeit der Menge in Oesterreich, dass einzelne fähige, energische und rücksichtslose Menschen bei uns leichter als anderswo eine weit über ihre eigentliche Thätigkeitssphäre hinausragende Bedeutung gewinnen können. Herr Wittgenstein hat sich durch ungewöhnliche technische und commercielle Begabung, sowie durch glückliche Finanztransactionen zum Beherrscher und Repräsentanten der böhmischen, schließlich der ganzen österreichischen Eisenindustrie emporgeschwungen. An ihrem Aufblühen und Ueberwuchern auf Kosten der übrigen Industriezweige hat er ebenso durch die genannten Vorzüge, als durch rücksichtslose Ausbeutung der günstigen Situation, welche eine verständnislose Gesetzgebung und Verwaltung ihm verschaffte, hervorragenden Antheil. Sein Rücktritt wird jetzt mit Amtsmüdigkeit, den üblichen „Gesundheitsrücksichten" motiviert. An diese Ursache werden nicht ziele glauben. Herr Wittgenstein hat noch vor so kurzer Zeit gezeigt, dass er für seine Thatkraft das Feld noch zu enge finde, indem er die Alpine Montan-Gesellschaft in seine Machtsphäre einbezog, dass man an die Müdigkeit nicht glauben kann. Im Gegentheil, man wird seine Demission als Consequenz seiner Operationen in Alpinen Montan-Actien ansehen. Man kann nicht gleichzeitig leitender Beamter eines Unternehmens und allmächtiger Großactionär des bedeutendsten Concurrenzunternehmens sein. Der „Großindustrielle auf Actien" ist in seinen Anlagen mobiler als der Besitzer einer eigenen Fabrik, das hat Herrn Wittgenstein die Herrschaft über die „Alpine" erworben; nun wird er ganz Großindustrieller auf Actien. Und wenn officiös versichert wird, dass die Stellung Herrn Wittgensteins zu den bisher von ihm geleiteten Unternehmungen nicht geändert wird, da er ja im Verwaltungsrath derselben verbleibt und mit Actienbesitz an ihnen interessiert ist, so ist das wohl eine Täuschung. Der Actienbesitz ist wechselnd und die Beibehaltung der Verwaltungsrathsstellen ist zu seinen Gunsten; er ist heute ein freier Mann und wird seinen Einfluss und seine Erfahrungen zu Gunsten desjenigen Unternehmens verwerten, für das sein Herz und sein größerer Actienbesitz sprechen wird.

*

Die Aussig-Teplitzerbahn hat am 28. April eine Prioritätenverlosung vorgenommen. Das Verzeichnis der gezogenen Nummern ist am 12. Mai, also erst vierzehn Tage später, in der „Wiener Zeitung" erschienen, während es mehrere Tage früher in einem Berliner Blatte veröffentlicht war. Da ein so langer Zeitraum zwischen Ziehung und Bekanntgabe der gezogenen Nummern für die Titresbesitzer nachtheilig und ein Grund für solche Verspätung nicht einzusehen ist, wäre sie wohl zu vermeiden.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Vaudeville, „Zaza" von Berton und Simon; Bodinière: „Pierrot préfet" von Martel; Folies-Marigny, „Ballo d'amour" von Feydeau; Théâtre Antoine: „Les amis" von Dreyfus, „L'Epidémie" von Mirbeau, „Julien n'est pas un ingrat" von Pierre Véber. — Berlin. Schiller-Theater: „Die Dummen"; Königliches Schauspielhaus, „Im Dienst" von Zabel, Belle Alliance-Theater, „Wein, Weib und Gesang".

*

Herr Max Bernstein in München ist einer der feinsten Theaterkenner und liebenswürdigsten Menschen. In seinem „Mädchentraum", der jetzt ins Burgtheater kam, ist von beidem zu spüren: in einzelnen lyrisch angehauchten Stellen sehr viel vom liebenswürdigen Menschen und in anderen wieder etwas vom Theaterkenner. Trotzdem ist dieses „Spiel", als Ganzes überdacht, ein sehr schlechtes und in vielem sogar dilettantisches Stück. Tadelnswert ist darin vor allem die merkliche Absicht, conventionell zu sein und niedrige Ansprüche zu befriedigen. Kalt lächelnd hat da ein intelligenter Kopf in usum publici eine Geschmacklosigkeit ausgesponnen, und diese berechneten Geschmacklosigkeiten verzeihen wir am wenigsten. Auch hat Herr Bernstein das Publicum, wenigstens das unserige, sogar ein wenig unterschätzt. Man ist bei uns doch schon zu einer gewissen Empfindlichkeit für Unwahrheiten auf der Bühne vorgedrungen und fand im „Mädchentraum" nicht alles hübsch, was als „hübsch" beabsichtigt war. In Berlin ist es dem Stück besser ergangen. Dort hat es Director Brahm im Deutschen Theater, gewissermaßen als Ruhe- und Erholungspause, in den Lehrgang der hohen Literatur eingefügt. Und alle Lehrmeister, die dort in Dienst stehen, decretierten: ein nichtliterarisches, aber amüsantes Stück. In diesem Vorurtheil befangen, brachte es Director Schlenther nun nach Wien. Hier hat man klarer gesehen. Es gibt auch nichtliterarische und nicht amüsante Stücke. — Die Inscenierung im Burgtheater that nicht viel dazu, den „Mädchentraum" stimmungsvoller und lebendiger zu machen. Das Tempo war einförmig und schleppend, die Ensemblescenen waren wenig geistvoll arrangiert. Von diesem Dunkel der Umgebung — bloß Herr Krastel und Fräulein Walbeck tauchten Momente lang hervor — hoben sich allerdings die beiden Hauptdarsteller glanzvoll ab. Herr Reimers beherrschte nicht nur jede der im zweiten Act oft recht verwickelten Situationen, er belebte und erwärmte sie auch mit seinem Humor Er war ein vollkommener Darsteller seiner Rolle, die allerdings von grossartiger persönlicher Schauspielkunst nichts verlangt. Fräulein Medelsky war weniger und mehr Sie schöpfte nicht alle schauspielerischen Effecte aus. Sie spielte ihren Part nicht ganz in seinem eigentlichen Stil. Aber sie spielte ihn in einem höheren und gab ihm — was gleichsam hinter dem Vordergrund von technischer Mache und Schulstudium leuchtend sichtbar wurde — eine tiefere Wahrheit, eine ungeahnte künstlerische Schönheit. Sie stilisierte sich selber und wurde Blüte und wurde hüllenlose Seele. Ein bezauberndes Bild. So stellt Vallgren, der lyrische Bildhauer, Mädchenträume dar.

*

Georg Engels ist jetzt im Burgtheater zu Gast. Er spielte den Baron Benzberg in „Goldfische". Es gelang ihm das Kunststück, schon in dieser Rolle den modernen Schauspieler merken zu lassen. Die erste Hälfte des Abends musste er demzuliebe fallen lassen; aber im zweiten Theile wurde er mit der größten Einfachheit möglichst komisch. Er gab seiner Rolle derbere Züge, als es der „Lustspielton" der Herren Schönthan und Kadelburg — dieser unausstehlich affectierte Ton — verträgt. Das war das Beste.

*

Im Raimund-Theater wurde ein altes Stück von Friedrich Kaiser, „Mönch und Soldat", hervorgeholt. Es überraschte vor allem durch seine gerade und vernünftige Durchführung eines — an sich allerdings sehr naiven — Stoffes. Es ist so sauber, so altväterisch sauber entworfen und gepinselt, wie man's im Zeitalter Danhausers konnte. Und der Humor darin ist sogar ganz bewundernswert. Mit einer Leichtigkeit und scheinbaren Absichtslosigkeit baut er sich auf, wie wir's bei unseren heutigen Humoristen kaum zu sehen kriegen. Herr Natzler vertrat diese Seite sehr gut, nur manchmal zu aufdringlich; bis auf die weibliche Hauptrolle wurde auch sonst ansprechend gespielt.

Im Carl-Theater spielen „D' Tegernseer", Schüler und Nachahmer der Schlierseer. Zu sagen ist darüber nichts; denn das „Problem" der Bauernschauspieler war schon mit jenem ersten Beispiel gegeben und wurde damals behandelt. Angenehm aufgefallen ist auch hier wieder die harmonische und einheitliche Rhythmik, die in der Mundart, speciell in der oberdeutschen, liegt und dem Dialog einen ganz eigenen Reiz gibt. Im einzelnen stehen die Tegernseer hinter ihrem Vorbild weit zurück, und die Inscenierung vor allem ist bei ihnen von großer Oberflächlichkeit.

A. G.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Die „Freie Bühne" hat wieder einmal ein Lebenszeichen von sich gegeben. Die Matinée, die sie veranstaltete, galt wohl zunächst einem Berliner. Ein blutjunger Dichter, Ernst Hardt, ließ ein dreiactiges Schauspiel „Todte Zeit" aufführen, über das man nicht berichten könnte, ohne in den witzigen Ton zu fallen, den man gern vermeidet. Eine trockene Erzählung des Inhalts klänge schon wie eine absichtliche Verspottung. Alles ist nicht aus dem Anschauen des Lebens, sondern aus dem Anschauen von Hauptmanns „Einsamen Menschen" und Ibsens „Wildente" entstanden. Die Art des Stückes ist so modisch, dass, wenn es irgend nur geschickt, nicht einmal gut wäre, es keiner „Freien Bühne" bedürfte; jedes Theater hätte es genommen. Dagegen könnte der Act „Madonna Dianora" von Ihrem Hugo von Hofmannsthal, der zuerst gespielt wurde, auf keinem Theater gespielt werden; und die „Freie Bühne" verdient unseren Dank, dass sie ihn brachte. Ein Balladenstoff. Im Erker des alten Schlosses, unter Blumen, sinnt und sehnt sich Madonna Dionora, des finsteren Schlossherrn lichtschönes Gemahl. Schwer lastet auf ihr der Bann eines Lebens ohne Glück und Lust. Nun will sie es im Arm des schönen Jünglings suchen, den ihr einsames Herz sich erkoren hat. Als sie ihm die Strickleiter hinabwirft, tritt ihr Mann in das Gemach. Sie stirbt unter seinen harten Händen, und den stürmischen Geliebten erwartet sein Dolch. Das Spiel hat keinen Erfolg gehabt; will sagen, nicht bei den vielen. Die hatten anderes erwartet und konnten so schnell nicht der Absicht des Dichters folgen. Aber die wenigen, die willig mitgiengen, hat es gefesselt, und in unserer Seele leben seine Bilder nach. Sicher, der Stoff drängte nicht zur dramatischen Form, er konnte vollständig bis zu seiner letzten Wirkung in eine Ballade gebracht werden. Aber eben so sicher ist es, dass er nirgends dieser Form spröde widerstand, dass das Spiel, trotzdem es in seinem größten Theil nur Monolog war, keine leere Stelle in dramatischer Hinsicht hatte. Ein Poet hat in ihm zu uns gesprochen; wir wollen uns dessen freuen, denn die Poeten sind so selten geworden. Eine allgemeine Bemerkung mag hier angeknüpft sein: dass solche Stoffe, die nach ihren allgemein menschlichen Empfindungen zeitlos sind, auf der Bühne durch die Verssprache und das Costüm nicht nur äußeren Reiz erhalten, sondern dass beide dem Dichter und den Spielern eine Freiheit gestatten, die ihren Inhalt zu vertiefter Wirkung bringt. Die Inscenierung und das Spiel waren geschmackvoll. Aber ich muss ganz persönlich gestehen, dass ich sie mir noch ganz anders denken könnte. Mit Ausnahme der Gestalt des Messer Braccio, des Schlossherrn, war mir alles zu bestimmt, zu realistisch ausgeführt. Den Messer Braccio spielte Hermann Müller. Wie für den Nickelmann hatte er für diese Gestalt ein Wesen aus Böcklinsland nachgeschaffen: der schwarze Kopf mit dem kurzgeschorenen Haupthaar und dem mächtigen Bart auf dem stiernackigen Hals gehört dem „Abenteurer". Als er schweigend in die Thür trat, in den fallenden Händen die Mordesdrohung, empfand man den rechten Märchenschauder. Er stilisierte bewusst. Nach diesem wunderbaren Beispiel hätte der ganze Ton des Spieles gestimmt werden müssen. Es musste, wenn ich so sagen darf, die Bühne nicht wie ein Bild, sondern wie ein Gobelin wirken. Etwas Verschleiertes, Traumhaftes musste die Bestimmtheit ablösen. So gefasst, hätte es eher auch die Widerstrebenden mitgerissen.

F. St.

Bücher.

Johannes Schlaf: Gertrud. Drama in drei Acten. Verlag von Joh. Sassenbach (Neuland-Verlag), 1898.

Das echte Product einer „Uebergangszeit", die sich selbst als solche empfindet, als solche begreift. Die alte Welt ist todt — sacht am Verfaulen — aber die neue Welt vermag noch nicht zu leben — die Sehnsucht selber bangt zurück. Solch zage, erregte, unbestimmte Gefühle gleiten durch dieses morsche Drama. Aber die Gefühle haben Gestalt gewonnen. Doch die Gestalt ist beinahe stumm. Vergebens müht sie sich zu reden. Sie erstickt gleichsam an der Uebermacht ihrer Sehnsucht, an der Qual ihrer Ohnmacht. Und wir sehen sie vor uns mit einer unendlich kläglichen Gebärde: einer Hand, die sich hat ausstrecken wollen und nun ermattet niedertaumelt, und mit Augen, in denen es aufleuchtete, und die nun traurig verlöschen. Kraft und Jugend, die doch auch in unserer Zeit sind, erscheinen wie eine ferne Vision, die neben hysterischem Verlangen bloß noch ein ungläubiges Lächeln erweckt. Einen ganz kurzen Moment lang scheint sie sich offenbaren zu wollen — dann verpufft sie, von Rauchmassen aufgeschluckt. Und breit, im Sonnenlicht, setzt sich das Spießbürgerthum an den Tisch und spielt seinen Skat. Alles Gute, Freie, Liebenswerte ist wie ein frevler Traumspuk zerronnen. — Das ist, was Johannes Schlaf uns heute noch zu sagen hat. Es ist wenig, so unerquicklich, aber es ist echt, ist unterster Empfindungsboden. Und seltsam ist's, wie für das Zwitterhafte und Unbestimmte Johannes Schlaf zwar keine Worte, aber doch einen Ausdruck gefunden hat. Wer das Drama bloß liest, wird dieses eigenthümliche Phänomen schwerlich entdecken. Er wird vielleicht über das verdrießliche Gestotter und alte Gestammel ärgerlich werden, wird jene naturalistische Bedenklichkeit, die Geist und Klarheit wie Phrasen flieht, peinvoll empfinden. Aber als am 21. April d. J. das Stück in einer Matinée der Berliner „Dramatischen Gesellschaft" zur Aufführung gelangte, da kam hinter dem Gestammel und hinter der Unklarheit eine Atmosphäre greifbar zum Vorschein, die unsere Nerven mit Vibration erfüllte und alle Symptome eines starken inneren Erlebens erzeugte. Was das war, es ist nicht zu sagen. Es war etwas wie Furcht, wie Alpdruck. Es wuchs zuweilen zu heftigem Erschrecken — wie in jenem Moment, wo der Mann zum Weibe sagt: „Komme mit mir!" — und das Weib sich taub stellt und doch vor Seligkeit lacht! — vor Seligkeit lacht und doch sich taub stellt! — — Vor dieser furchtbaren und gleichmüthigen Entblößung innerster menschlicher Widersprüche empfand ich jenen kalten und zugleich belebenden Schauder, der wohl die „Katharsis" sein muss, von der Aristoteles uns erzählt, und deren Vorhandensein ihm die klugen neumodischen Schulmänner streitig machen wollen. Ja, wer's nie erlebt hat —!?

F. S—s.

Revue der Revuen.

„Deutsche Kunst und Decoration" (Darmstadt, Alexander Koch), liegt, seitdem wir sie das letztemal betrachtet haben, in vier neuen Heften vor. Sehr viel von dem unausgesetzten Vorwärtsfließen der Kunst-Reformbestrebungen unserer Zeit spiegelt sich darin; viel Anregendes ist in Bild und Wort enthalten. Das Zusammenfassendste und Grundsätzlichste finden wir im Februarheft in einem Aufsatze von August Endell (München) gesagt, der an das Thema „Möglichkeit und Ziele einer neuen Architektur" anknüpft. Er lässt den modernen Architekten vom Innern des Hauses, den Zimmern und deren Bedürfnissen, ausgehen und die Façade ohne Verzierungen, bloß durch Abwechslung in den Verhältnissen, den Theilungen und der Anordnung der Linien ästhetisch reizvoll gestalten. Interessant äußert er sich über die falsche und richtige Behandlung des Ornaments, der Tapete u. s. w. In demselben Heft ist ein Aufsatz von Georg Habich über deutsche Medaillen und Plaketten bemerkenswert, wo gleichfalls in tiefgehender Weise der Unterschied zwischen dem äußerlichen und dem individuell beseelten Werk klargemacht wird. — Das Aprilheft enthält unter anderem Orientierendes über modernes Meißener Porzellan. Durchgeführt wird vom Verfasser Karl Meißner eine Gegenüberstellung mit der Kopenhagener Manufactur, die bekanntlich schon in den Achtzigerjahren den Frontwechsel gegen die modernen Errungenschaften hin gemacht hat. Damals brach man dort mit antikischen Ueberlieferungen und gieng vom Japonismus aus, dem dänische Künstler eine stark nationale Note zu geben wussten; die ersten modernen Meißener Stücke hingegen, die aus der allerjüngsten Zeit datieren, sind aus einer energischen Reaction gegen das Rococo entstanden. Dem Aufsatze sind Illustrationen beigegeben, auf denen sich uns hervorragend schöne Proben präsentieren. — Im Märzheft beschreibt Fritz Stahl auf das Ausführlichste ein modernes Berliner Warenhaus. Es ist vom Architekten A. Messel, und zwar nach den Worten des Verfassers von innen nach außen gebaut und zeigt in seiner Façade durchgehende Pfeiler und dazwischen fast nichts als große, sich in verticaler Richtung fast schon zu Glaswänden zusammensetzende Fenster. Dieses architektonische Werk — so schließt Stahl — enthält ein ganzes Programm für die gesammte angewandte Kunst. Er zeigt, dass man wie die Engländer vom Bedürfnis ausgehen und die Construction betonen kann, ohne nüchtern zu werden.

In der **„Revue des Deux mondes"** vom 1. Mai verdient ein Artikel von Louis Proal über „Die Selbstmorde, die aus Noth begangen werden" das größte Interesse. Der Verfasser, der, wie aus verschiedenen Bemerkungen hervorgeht, offenbar selbst der Polizeibehörde als Beamter angehört, schildert hauptsächlich an der Hand der Polizeirapporte und von den Selbstmördern zurückgelassenen Schreiben die verschiedenen Ursachen, die die Unglücklichen zu ihrem Verzweiflungsact treiben. Da stellen sich vor allem heraus: Arbeitslosigkeit, bei älteren Leuten Krankheit, bei Frauen Widerwillen gegen die Prostitution, Verstümmelung und Arbeitsunfähigkeit durch Betriebsunfälle (in Frankreich besteht bekanntlich erst seit ganz kurzem ein Unfallversicherungsgesetz), zu großer Kindersegen, Witwerschaft und daraus entspringende Unmöglichkeit, den Haushalt zu führen 2c. 2c. Die beigefügten Abschiedsschreiben, die wir trotz ihres hervorragenden Interesses hier wegen Raummangels nicht reproducieren können, athmen zum großen Theil den gleichen Hass gegen die Gesellschaft, die sie im Stiche lässt, und die gleiche rührende und zärtliche Liebe für ihre Hinterbliebenen; besonders Gewicht legt der Verfasser auch auf die in Frankreich auffallend starken Einwanderung in die großen Städte. Die Arbeit, die der Verfasser mit einer Entschuldigung dafür, dass er so schreckliche Dinge vorbringe, einleiten zu müssen glaubt, macht mit ihrer Hervorhebung der wirklichen Selbstmordursachen gegenüber der speciell in Wien beliebten, legendären „unglücklichen Liebe" den Eindruck ungeschminkter und erschütternder Wahrheit; ihr Studium wäre der Wiener Polizei zwecks ähnlicher Untersuchungen bestens zu empfehlen.

In der Mainummer der **„Contemporary Review"** steht ein für die englische Anschauungsweite äußerst charakteristischer Artikel über Friedrich Nietzsche. Der Verfasser des Artikels, Professor Seth, nennt Nietzsche einen unumwundenen Apostel des Diabolismus, seine Lehren die Uebertragung des Darwinismus auf das moralische Gebiet. Er predige die Herrschaft des Fleisches, die Entfesselung der im Menschen schlummernden Bestie, er verwerfe jeden Gedanken an moralische Zucht, an Selbstverleugnung und Verantwortung, kurz er trete alle christliche Ethik mit Füßen. Es sei immerhin interessant, einem solchen Specimen zu begegnen, und wahrhaft tröstlich, dass dieser „Prophet des Bösen", der das Mitleid verachtet und die Wahrheit bespöttelt, ein erklärter Feind Englands und der Engländer ist. — In derselben Nummer schlägt E. N. Adler als Lösung der russischen Judenfrage vor, Centralasien mit Juden zu bevölkern. Die Slaven acclimatisieren sich viel schwerer in Turkestan als in Sibirien, so kann Russland nichts besseres thun, als

die accomodationsfähigeren Juden dort anzusiedeln. Die Geschichte lehrt, wie viel die Juden zur Entwickelung des Handels in Indien, in Afrika, Amerika und Australien beigetragen, so würden die Kinder Israels sicherlich auch Russlands morgenländisches Reich aufbauen, wollte man nur die Probe mit ihnen machen, und es würde nach dem Worte der Schrift gehen: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden."

„Quarterly Review" (April): ein sehr amüsanter Artikel „Orpheus im zoologischen Garten", worin die Wirkung der Musik auf die verschiedenen wilden Thiere geschildert wird. Man hatte das Experiment mit einer Violine, einer Flöte und einer kleinen Pfeife angestellt. Die Violine gefiel ausnahmslos allen Thieren. Alle reckten sie den Kopf lauschend nach der Richtung des Tones; der Löwe wedelte mit dem Schweif, die Löwin rannte geschäftig nach vorn und suchte ihren Gatten von dem Gitter zu verdrängen; der Eisbär ging bedächtig auf den Hintertatzen auf und nieder und brummte vergnügt, die Schlangen waren gar wie bezaubert, richteten sich hoch auf und schwenkten den Kopf im Tact, wobei sie mit der gespaltenen Zunge um den Rachen spielten; selbst der Tiger horchte unbeweglich und gespannt, eine Tatze in der Luft. Dagegen versetzte der Ton der Pfeife die Bestien in helle Wuth. Der Elephant wendete sich um und stampfte entrüstet davon; der Vogel Strauß sträubte die Federn und rannte zornig auf und nieder, der Tiger peitschte den Boden wüthend mit dem Schweif und raste im Käfig hin und her, und die Schlangen wanden sich wie unter physischen Schmerzen. Doch der Ton der Flöte beruhigte die Gemüther sofort. Völlig unempfindlich gegen die Musik erwiesen sich nur die Robben, die Tarantel und die Riesenschlange. Alle andern zeigten sich äußerst empfänglich und verletzt durch falsche Töne. Der Wolf nahm sogar, weil eine Saite riss, den Schweif angstvoll zwischen die Beine und floh pfauchend mit gesträubtem Haar in die äußerste Ecke des Käfigs.

Gedichte in Prosa.

Von Stéphane Mallarmé.*)

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

I.
Armes blasses Kind.

Armer blasser Knabe, wozu schmetterst du auf den Straßen dein schrilles, freches Lied, das zwischen den Katzen, den Gebietern der Dächer verhallt? Denn es wird nicht durch die Fensterläden der Etagen dringen, von deren schweren, blassrothen, seidenen Behängen du nichts ahnst.

Dennoch singst du darauf los mit der zähen Entschlossenheit eines kleinen Mannes, der allein durchs Leben geht, und auf niemand zählend, für sich selber sorgt. Hast du jemals einen Vater gehabt? Du hast nicht einmal eine Alte, die dir mit Prügeln den Hunger vertreibt, wenn du ohne einen Groschen heimkommst.

Aber du arbeitest für dich selber: aufrecht, bedeckt mit farblosen Kleidern, die gefertigt sind wie die eines Erwachsenen, von verfrühter Magerkeit und zu groß für deine Jahre, singst du, um zu essen, mit verbissenem Eifer, ohne den bösen Blick auf die anderen Kinder zu senken, die auf dem Pflaster spielen.

Und deine Klage tönt so laut, so laut, dass es scheint, als wollte dein entblößter Kopf, der sich emporreckt, sobald die Stimme höher steigt, sich von den schmalen Schultern lösen.

Du kleiner Mann, wer weiß, ob er nicht eines Tages davon geht, wenn du einmal ein Verbrechen begangen, nachdem du lange durch die Straßen der Städte geschrieen. Geh, es ist gar nicht so schwer, ein Verbrechen zu begehen, man muss nur nach der Lust auch den Muth dazu haben, und wer wie du — — dein kleines Antlitz ist energisch.

Kein Groschen fällt in den Weidenkorb, den deine hagere Hand hoffnungslos niederhängen läßt. Sie werden dich schlecht machen und dann wirst du ein Verbrechen vollführen.

Immer höher reckt sich der Kopf und will sich von dir trennen, als ahnte er es schon, indes dein Singen immer bedrohlicher wird.

Er wird dir lebewohl sagen, wenn du einst für mich, für solche, die weniger taugen als ich, zahlst. Wahrscheinlich bist du dazu auf die Welt gekommen und schon heute hungerst du. In den Blättern werden wir dich sehen.

O, du armer, kleiner Kopf!

II.
Herbstklage.

Seit Maria mich verlassen hat, um nach einem anderen Stern zu ziehen — nach welchem? Ist es der Orion, oder bist du es, grüne Venus? — habe ich stets die Einsamkeit geliebt. Wie viele lange Tage habe ich allein mit meiner Katze verbracht. Unter „allein" verstehe ich: ohne ein körperhaftes Geschöpf, und meine Katze ist ein mystischer Gefährte, ein Geist. Ich kann deshalb sagen, dass ich lange Tage mit meiner Katze verbracht habe und allein mit einem der letzten Dichter des römischen Verfalles; denn seit jenes bleiche Wesen nicht mehr ist, war mir alles seltsam und besonders lieb, was sich mit dem Wort „Zusammenbruch" umfassen läßt. So liebe ich von allen Jahreszeiten keine mehr als jene müden, letzten Sommertage, die dem Herbst unmittelbar vorangehen, und die Stunde des Tages, in der ich spazieren gehe, ist jene, wo die Sonne vor dem Verscheiden rastet und die grauen Mauern mit gelben kupferigen, die Fensterscheiben mit rothen kupferigen Strahlen übergießt. So ist auch jene Literatur, die meinem Geiste Wollust gibt, die hinsterbende Poesie aus Roms letzten Tagen, freilich nur so lange sie in keiner Weise das verjüngende Herannahen der Barbaren athmet und nicht das kindische Latein der ersten christlichen Autoren stammelt. So las ich denn eins jener lieben Gedichte (deren Schminke mehr Zauber auf mich übt, als blühende Jugendfrische) und versenkte eine Hand in den Pelz des reinen Thieres, als unter meinem Fenster ein Leierkasten schmachtend und schwermüthig zu singen begann. Er spielte in der großen Pappelallee, deren Blätter mir selbst im Frühling farblos scheinen, seit Maria ein letztesmal zwischen Wachslichtern hindurchgezogen ist. Ja, wahrlich, das Instrument der Betrübten! Das Clavier funkelt, die Violine gibt den zerrissenen Nerven Licht, aber der Leierkasten versenkte mich in trostlose Träumereien, in die Dämmerung des Erinnerns. Nun aber, wo er eine derb fröhliche Melodie spielte und Heiterkeit in das Herz der Vorstädte trug, eine altmodische, banale Melodie: wie kommt es, dass sein Ritornell mir zu Herzen gieng und mich zu Thränen rührte, wie eine romantische Ballade?

Ich sog es langsam ein und warf kein Geldstück durchs Fenster, aus Furcht, ich könnte mich stören und entdecken, dass das Instrument nicht von selber sang.

III.
Winterschauer.

Diese Standuhr aus Meißner Porzellan, die zwischen ihren Göttern und ihren Blumen so falsch geht und dreizehn Stunden schlägt, wem hat sie wohl gehört? Denke doch, dass sie seinerzeit auf langer, beschwerlicher Postfahrt von Sachsen herüber kam.

(Seltsame Schatten hängen an den verbrauchten Scheiben.)

Und dein venetianischer Spiegel, tief wie eine kalte Quelle zwischen Ufern von verschnörkeltem, verblasstem Golde — wer hat sich darin gespiegelt? Ach! ganz gewiss hat so manche Frau die Sünde ihrer Schönheit in diesem Wasser gebadet und vielleicht würde ich ein nacktes Gespenst erblicken, wenn ich lange hineinschaute.

— Du Garstiger, du sagst oft so unartige Sachen —

(Ich sehe Spinnweben hoch oben an den Fensterscheiben.)

Auch unsere Truhe ist sehr alt; sieh nur, wie der Feuerschein ihr mattes Holz röthet. Die verblassten Vorhänge sind ebenso alt und auch der glanzlose Ueberzug der Lehnstühle und die Stiche an den Wänden und all unser alter Kram. Scheint es dir nicht, als hätten auch die Finken und der blaue Vogel mit der Zeit ihre Farbe verloren?

(Denke nicht an die Spinnweben, die hoch oben an den Fensterscheiben zittern.)

Du liebst dies alles und darum kann ich mit dir leben. Hattest du nicht gewünscht, du Schwester mit dem Blick von einstmals, dass in einem meiner Gedichte die Worte: „Der Zauber der verblassten Dinge" vorkommen sollten? Die neuen Dinge missfallen dir; auch dich erschrecken sie mit ihrer grellen Aufdringlichkeit, und du hättest den Wunsch, sie abzunützen, was denen, die keine Freude am lebendigen Handeln haben, sehr schwer wird.

Komm, schließe deinen alten, deutschen Almanach, den du voll Aufmerksamkeit liest, obgleich er vor mehr als hundert Jahren erschienen ist, und die Könige, die er vermeldet, schon längst alle todt sind. Auf dem alten Teppich liegend, den Kopf auf deinen mildthätigen Knien in dem verblassten Kleide, will ich zu dir, du stilles Kind, viele Stunden lang sprechen; es gibt keine blühenden Felder mehr und die Straßen sind verödet; ich werde dir von unseren Möbeln erzählen. . . . . Du bist zerstreut?

(Die Spinnweben erbeben hoch oben an den Fensterscheiben.

IV.
Die Wasserlilie.

Ich hatte lange gerudert mit weit ausholenden, knappen Schlägen, verträumt, die Blicke nach innen gekehrt, ans Weiterkommen völlig vergessend, indes die lachende Stunde mich umfloss. Es herrschte eine solche Regungslosigkeit, dass ich, berührt von einem dumpfen Rascheln, in dem die Jolle bis zur Hälfte gleitend versank, den Stillstand nur an dem stetigen Glitzern der Initialen auf den bloßgelegten Rudern erkannte, was mich zum Bewusstsein der Wirklichkeit zurück rief.

Was gieng vor? Wo war ich?

Um in der Sache klar zu sehen, musste ich mich meines Aufbruches in der Frühe des flammenden Julitages entsinnen; auf dem zwischen schlummernden Vegetationen lebendig strömenden Streifen eines stets schmalen und weltverlorenen Flüsschens war

*) Mallarmé erscheint hier wohl zum ersten Mal in deutschem Gewande. Die Schwierigkeiten, mit denen die sprachliche Auffassung gerade dieses Dichters verbunden ist, kennt man ja. Seine Sprache ist ganz Blüte der Lyrik: ein wunderbares, organisches Gewebe von Gedanken, Bildern und Tönen. Das Uebertragen in unsere Sprache ist also, wie sehr sie auch gerade in diesem Falle Bedürfnis sei, anderseits wieder gerade hier Auflösung und sehr oft auch Zerstörung. Trotzdem glauben wir diesem Uebersetzungsversuch unseres Mitarbeiters Raum geben zu sollen. Wir vermitteln dadurch einem weiteren deutschen Lesepublikum die Bekanntschaft des interessantesten lebenden Lyrikers in Frankreich, des Verlaine der jungen Generation. D. Red.

ich ausgefahren, auf der Suche nach Wasserpflanzen und dem Wohnsitz der Freundin einer Freundin, der ich ein unverhofftes „Guten Morgen“ sagen sollte. Ohne dass eine Binse mit ihren Halmen mich bei einer Landschaft länger festgehalten hätte als bei der andern, sie sammt ihrem Spiegelbilde in den Wellen mit demselben gleichförmigen Ruderschlag verscheuchend, war ich an einem Schilf-Busch, geheimnisvollem Endpunkte meiner Fahrt, gelandet, mitten im Fluss, da wo er sich, von Ufergesträuchen umschlossen, plötzlich zu einem trägen kleinen Teich erweitert, auf dem die Wellen sich zögernd kräuseln.

Eine eingehende Untersuchung lehrte mich, dass jenes grüne Hindernis, das seine Spitze in die Strömung des Flusses streckte, den einzigen Pfeiler einer Brücke umkleidete, die am Ufer in einen Weg verlief, den Hecken besäumten, die nach beiden Seiten hin Rasenflächen umzäunten. Ich gab mir Rechenschaft: einfach der Garten von Madame ... der Fremden, die ich begrüßen sollte.

Eine nette Nachbarschaft während des Sommers; denn eine Natur, die sich einen Wohnsitz von so feuchter Unzugänglichkeit erwählt, konnte nicht anders, als nach meinem Sinne sein. Gewiss hatte Madame jenen Krystall, geschützt vor den zudringlichen, sengenden Strahlen des Nachmittags, zu ihrem heimlichen Spiegel gemacht; so dachte ich sie mir, wie sie hierher kommt, und der Silberschimmer auf den Blättern der Weiden war mir bald nur mehr ein Bild ihres mit jedem Blatt vertrauten Blickes.

Ganz strahlend beschwor ich sie herauf.

Vorgebeugt, in lässiger Haltung unter dem Banne der Neugier und des weitläufigen Schweigens, in dem die Fremde sich ankündigte, musste ich lächeln über die Herrschaft, die von jener bloßen Ahnung einer Frau ausgieng, und die sich nicht übel in den Riemen ausdrückte, die den Fuß des Ruderers an das Holz des Bootes fesselten, wie man mit dem Werkzeug seiner Zauberkünste in eins verschmilzt.

„— Vielleicht aber auch nur die Erste Beste —“ wollte ich mir eben sagen.

Da wurde ich durch ein leises Geräusch irre daran, ob die Uferbewohnerin bloß in meiner müßigen Phantasie oder etwa unverhofft auch am Teich ihr Wesen trieb.

Der Schritt verstummte. Warum?

Zartes Geheimnis der Füße, die kommen und gehen und den Geist dorthin führen, wo es dem lieben Schatten behagt, der sich in Röcken von Battist und Spitzen birgt, die zum Boden niederfließen, wie um in ihrem Fluthen um Ferse und Zehen das Mysterium des Ganges zu erlisten: wie nach unten zu der Schritt sich weit öffnet und nach rückwärts schleppende Falten fliegen, von den beiden geschickten Pfeilen entsendet.

Weiß sie es selber, die Spaziergängerin, warum sie plötzlich einhält? Und vermag ich bei der Höhe des Schilfes und der geistigen Schläfrigkeit, die meinen Blick umschleiert, den Kopf so hoch zu recken, um das Geheimnis zu durchdringen?

„— Welcher Art auch immer Ihre Züge sein mögen, Madame, ich fühle es, alles Ausgesprochene müsste das zerstören, was das Geräusch eines nahenden Schrittes hier geschaffen, müsste den instictiven Zauber des Verborgenen vernichten, das auch der so streng verschlossene Gürtel mit der diamantenen Schließe nicht vor dem Eindringen des Forschers zu schützen vermag. Ich aber lasse mir's genügen an jener vagen Vorstellung, ich will jenes wonnige Unpersönliche nicht überbieten, das es gestattet und gebietet, jedes bestimmte Antlitz auszuschließen, so dass das plötzliche Auftauchen eines solchen (strecken Sie nur ja nicht das Ihre zum Beweis über die Schwelle meines flüchtigen Reiches!) meine Gefühle, die nichts mit ihm zu schaffen haben, verscheuchen würde.“

Ein Eindringen in diesem Aufzug als schiffender Marodeur könnte ich wohl unter dem Vorwand des Zufalles wagen — — —

Getrennt ist man vereint; ich dringe tiefer in ihr undeutliches intimes Leben durch jenes Schweben auf dem Wasser, wo mein Traum die Schattenhafte festhält, als es ein Besuch, dem weitere folgen, rechtfertigen würde. Wie viel müßiges Gerede, müßig im Vergleich zu meinem stummen Selbstgespräch, brauchte es, um zu solch einem intuitiven Einklang zu gelangen, wie in diesem Augenblick, wo ich lauschend mein Ohr dem Kies zuneige, der nun verstummt ist.

Die Pause dauert fort und mit ihr meine Unentschlossenheit.

„Rathe mir doch, mein Traum, was soll ich beginnen?“

Mit einem Blick die jungfräuliche Unberührtheit, die über diese Einsamkeit gebreitet liegt, umfassen, und dann, wie zum Andenken an den Ort, eine jener herrlichen Wasserlilien, die hier plötzlich sprießen, pflücken und in ihrem weißen Kelch ein Nichts verschließen, gewoben aus unversehrten Träumen, einem Glücke, das nie bestehen wird, und dem Hauche meines Athems, den ich nun anhalte, aus Furcht vor einer Erscheinung; schweigend davon fahren, mit leisen Ruderschlägen, ohne dass ein Anschlag die Illusion zerstört, oder das Plätschern einer sichtbaren Schaumwelle, die meine Flucht erzeugt, einem Vorüberkommenden die Spuren der Entführung meiner idealen Blume vor die Füße trage.

Sollte sie, von einem unklaren Gefühl getrieben, erschienen schein, die Träumerische oder die Hochmüthige, die Scheue oder die Muntere — um so schlimmer für sie, die mir auf immer unbekannt bleiben soll! Denn schon manövriere ich nach allen Regeln der Kunst: ich stoße ab, ich wende und folge bereits einer Strömung des Flusses, gleich einem im Flug erhaschten, edlen Schwanenei meine imaginäre Trophäe entführend, die nichts anderes schwellt als jenes köstliche Selbstvergessen, dem die Frauen im Sommer so gern nachhängen, wenn sie in den Gängen ihrer Gärten wandeln, und manchmal lange zögernd stillstehen, wie an dem Ufer eines Baches oder eines Wasserspiegels, den sie überschreiten sollen.

V.

Die Pfeife.

Gestern, da träumte ich von einem langen Abend der Arbeit, schöner guter Winterarbeit, und nahm meine Pfeife wieder vor. Fort mit den Cigaretten sammt allen kindlichen Freuden des Sommers in die Vergangenheit, welche die sonnenglitzernden Blätter, die bunten Mousseline durchleuchten — zur Pfeife gegriffen, als ernster Mann, der andauernd rauchen will, ohne sich zu unterbrechen, um dabei besser zu arbeiten. Aber ich war nicht auf die holde Ueberraschung gefasst, die die Verlassene mir vorbehalten. Kaum hatte ich den ersten Zug gethan, da waren meine geplanten großen Bücher vergessen, entzückt, bewegt athmete ich den vergangenen Winter, der wieder kam. Ich hatte die treue Genossin seit meiner Rückkehr nach Frankreich nicht mehr berührt, und ganz London, London, so wie ich es für mich allein vor einem Jahr erlebt, erschien vor mir. Vor Allem die lieben Nebel, die das Gehirn umhüllen und dort drüben ihren ganz eigenen Geruch haben, wenn sie unter den Fensterrahmen eindringen. Mein Tabak roch nach einem dunkeln Zimmer mit Ledermöbeln, bestreut mit einer leichten Schichte Kohlenstaub, auf denen sich die magere schwarze Katze wälzte. Und die hellen Feuer! Und die Magd mit den rothen Armen, die die Kohlen aufschüttete; und das Geräusch der Kohlen, wenn sie aus dem eisernen Eimer in den blechernen Ofenkübel rollten — zur Stunde, wo der Briefträger anklopfte mit zwei feierlichen Schlägen, die mich zum Leben wieder erweckten!

Ich sah durchs Fenster die kranken Bäume des verödeten Squares — ich sah das weite Meer, das ich in jenem Winter so oft durchkreuzt. Frostschauernd saß ich damals auf dem rauchgeschwärzten, nebelfeuchten Verdeck des Dampfers, neben mir mein armer, wandernder Schatz im Reisekleid, einem langen, düstern Kleid, grau wie der Staub der Straßen, einem langen Mantel, der feucht an ihren frierenden Schultern klebte, und einem jener Strohhüte, fast ohne Aufputz, welche die reichen Damen bei der Ankunft wegwerfen, weil sie von der salzigen Seeluft so arg mitgenommen sind, und die so ein armer Schatz noch für manche weitere Saison frisch aufgarniert. Um ihren Hals schlang sich das schreckliche Tuch, mit dem man winkt, wenn man einander auf ewig Lebewohl sagt.

Stimmen aus dem Publicum.

Henneberg-Seide

nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen.

schwarz, weiß und **farbig** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Digitized by Google

Die Zeit.

XV. Band. Wien, den 28. Mai 1898. Nummer 19

Pater Stanislaus Stojalowski.

Eine politische Charakterskizze

Vom Reichsrathsabgeordneten Ignaz Daszynski.

So oft vor Jahren P. Stojalowski außerhalb seiner Heimat öffentlich auftrat, las ich in den Ortsblättern immer dieselben Phrasen über seine „schlanke Märtyrergestalt“, seine „interessante Erscheinung“ u. s. w. Er übte damals einen exotischen Reiz aus, und man wusste nur so im allgemeinen, dass Stojalowski, der persönliche, unerbittliche Feind des damals so mächtigen Grafen Kasimir Badeni war, dass zwischen diesen beiden Männern ein furchtbarer Kampf, ein politisches Duell in Permanenz geführt werde. Stojalowski sprach in den antisemitischen Versammlungen, verschmähte es aber auch nicht, in den socialdemokratischen zu erscheinen und zu sprechen, und wurde er vom P. Eichhorn in Schutz genommen, so gieng er doch auch alle möglichen jüdischen Advocaten und Journalisten um Hilfe und Unterstützung an, welche er oft genug in ausgiebigem Maße erhielt. Im Parlamente beschäftigte man sich von Zeit zu Zeit mit einem crasseren Falle aus der großartigen Verfolgungschronik des gehetzten Paters, aber niemand wusste genau Bescheid in den verwickelten und theilweise verschleierten galizischen Verhältnissen.

Nun „ist er aber da“, wie er in seiner Jungfernrede sagte, in Wien, im Reichsrathe, und plötzlich ist das exotische Interesse, das sich bisher an seine Person knüpfte, in ein ganz anderes, ein ernstes, politisches Interesse umgeschlagen, und die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, wo man sich öffentlich mit seiner Person wieder befassen wird müssen. Deshalb dürfte es jetzt am Platze sein, vor einer weiteren Oeffentlichkeit das Charakterbild dieses Mannes zu zeichnen.

P. Stojalowski stammt aus einer kleinadeligen galizischen Familie und hat seine politische Schulung bei den Jesuiten empfangen. Vor etlichen zwanzig Jahren gründete er ein frommes Bauernblättchen in Lemberg und verfasste eine kleine Broschüre, in welcher er den Kaiser verherrlichte. Er erlangte eine fette Pfarre im Städtchen Kulikow, zwei Meilen von Lemberg entfernt, wo er herrlich und in Freuden lebte. Aus dieser Zeit hört man von ihm sehr wenig „Politisches“, und nur kleine Scandale aus dem stark entwickelten Sinnesleben des hochwürdigen Herrn circulierten unter den dem lebensfrohen Pater nicht gewogenen Leuten.

Unter der Statthalterschaft des Grafen Badeni hat die Idylle ein Ende. Die galizische Bauernbewegung erwacht, von Jahr zu Jahr, von Wahl zu Wahl wächst sie, und P. Stojalowski gehört zu ihren eifrigsten Förderern, wird aber auch zum Object der eifrigsten Verfolgungen der Statthalterschaft Badeni. Vor jeder Wahl wird er fast regelmäßig eingesperrt, dann freigelassen, unterdessen von den Staatsanwälten confisciert, von allen Behörden, geistlichen wie weltlichen, drangsaliert, beschimpft von der gesammten Pressmeute, welche aus der Hand des allmächtigen Grafen zu fressen gewohnt war. Aus einem hausbackenen, frommen, sogenannten „Bauernfreunde“, welcher sein ganzes politisches und wirtschaftliches Wissen aus sehr bescheidenen Quellen geschöpft hatte, wurde Schritt für Schritt ein grimmiger und in seiner Ohnmacht verschlagener Bauernagitator. Von verschiedenen populären Andachten, von Rosenkränzen u. s. w. wurde in seinem Blättchen immer weniger, von der Bedrückung der Bauernschaft immer mehr geschrieben. Die herrschende Clique begann ihn zu fürchten und zu hassen, und als er einmal in Krakau tausende von Bauern versammelte, um die wunderwirkende Mutter Gottes anzubeten, da schaffte man ihn durch Polizisten ab, und das alte Stanczykennest zitterte die ganze Nacht hindurch um seine Sicherheit. Stojalowski entschlüpfte aber auf einer Station seinem einfältigen Begleiter und rettete sich vorläufig. Seit dieser Flucht führt er ein politisches Vagabundenleben und hazardiert oft alles, zuallererst seine politischen Grundsätze, wenn das nöthig ist. Ein Kenner der politischen Verhältnisse Galiziens hat ihn, nachdem er ihn genauer beobachtet hatte, einen politischen „Lumpenproletarier in der Soutane“ genannt, und es ist gewiss etwas Richtiges in dieser Bezeichnung. Um sich der drohenden Uebermacht des Grafen Badeni zu entziehen, übersiedelte Stojalowski nach Teschen, wo er mit der schlesischen Landesregierung leidlich auskam. Im Jahre 1892 verlor er zu allem anderen noch seine bürgerlichen Rechte, indem er wegen Veruntreuung verurtheilt wurde. Wieviel an diesem Urtheil von „politischer Justiz“ und wieviel von wirklicher Veruntreuung war, lässt sich heute schwer entscheiden. Dass Badeni dabei seine Hand im Spiele hatte, steht fest. Der „entehrte“ Priester gewann nun rasend schnell an Einfluss unter dem Landvolke. Je blutiger er von seinen Peinigern verfolgt wurde, desto inniger schlossen sich ihm die Bauern an, desto mehr wurde sein Blättchen verbreitet, und reichlich flossen die Bauerngroschen dem Priester zu, der dafür unzählige Messen las, die er dann in seinem Blättchen annoncierte.

Seit dem Jahre 1890 erscheint auf dem Plane die socialdemokratische Organisation und erobert die Städte Galiziens. Unterdessen entstehen die Gruppen der demokratischen „Volksparteiler“, und die Volksbewegung gewinnt an Tiefe und Breite. Da wendet sich die Regierung des Grafen Badeni an die römisch-katholische Hierarchie um Hilfe. Die Kirche wird in Westgalizien — und dies ist der wichtigste Kampfplatz — leider durch zwei Männer geleitet, welche imstande wären, einen Bürgerkrieg zu entfesseln, um nur die Autorität der Stanczykenherrschaft zu retten. Im Jahre 1895 schleudern auch die galizischen Bischöfe einen „Massenfluch“ auf die Redactionen der Stojalowski'schen, der volksparteilichen und der socialdemokratischen Blätter herab. Während anfangs die Wirkungen dieser Maßregel sich auf dem flachen Lande gleich Null erwiesen, gewannen die Socialdemokraten infolge dessen sogar neue Abonnenten und konnten sich die Genugthuung erlauben, den Bischöfen, Fürsten Puzyna in Krakau und Lobos in Tarnów, Gratisexemplare ihrer Blätter zu schicken, worin der Bann mit vielem Dank quittiert wurde. Anderthalb Jahre lang wurden auf den kleineren Postämtern die mit Bann belegten Blätter gestohlen, jede Kanzel wurde in eine politische Tribüne umgewandelt, auf welcher der unwissende, gewöhnlich nur ruhig schmarotzende Pfarrer den Stojalowski und die Socialdemokraten verleumdete und gröblichst beschimpfte. Die beiden Bischöfe hielten bei jedem Anlasse feierliche Ansprachen, die gesammte bürgerliche Presse, mit zwei oder drei Ausnahmen, unterstützte wacker die Hetze, die Behörden machten die äußersten Anstrengungen, um die Volksbewegung zu ersticken. Alles natürlich vergebens! Nun wurden die „Kanonen“ aufgefahren: Die Bischöfe erhoben in Rom dringende „Vorstellungen“, und die Curie gab nach. Der feierliche Bannfluch wurde im August 1896 auf das Haupt Stojalowskis geschleudert und seine Person factisch als „vogelfrei“ erklärt. Nun beginnt Stojalowskis letzter Kampf, welcher mit einer furchtbaren moralischen Niederlage Stojalowskis endet.

Von allen anderen verlassen, sieht er, dass ihm ausschließlich die Socialdemokratie beisteht: je ärger die Clericalen gegen ihn wüthen, desto hartnäckiger vertheidigen ihn die polnischen Socialdemokraten. Stojalowski schreibt im September eine Flugschrift: „Wir gehen nicht nach Canossa!“, worin er die päpstliche Bannbulle in schärfster Weise bekämpft. Nummer für Nummer wird sein Blatt confisciert, seine Druckerei in Czacza (Ungarn) geschlossen und versiegelt, er selbst nach Jaslo geschleppt, wo er in Untersuchungshaft gehalten wird — wegen Colportageübertretung. In Jaslo war damals der junge Magnat Fürst Paul Sapieha Bezirkshauptmann, und dieser leitete die ganze Action. Aber Stojalowski beschloss, im Gefängnis Hungers zu sterben, wenn er nicht freigelassen würde. Es gelang ihm, aus der Haft einen Brief an die Redaction eines radicalen Blattes in Krakau zu senden, worin er seine verzweifelte Lage schilderte, und dann begann er seine politische Hungercur. Nach fünftägigem Hungern wurde er freigelassen. Er gestand nachher, dass er durch sein Hungern die getreuen Bauern zu einem öffentlichen Aufruhr bewegen wollte, was auch die Richter befürchteten. Einige Wochen seiner nunmehrigen Freiheit nützte er gehörig aus, indem er große Bauernversammlungen einberief und ganz Westgalizien bereiste. Einmal wurde er in Sanok in Ketten geschlagen und verhaftet, nach einigen Tagen aber freigelassen. Unterdessen plante die Behörde einen neuen Schlag. Das Kreisgericht in Wadowice erließ einen Haftbefehl gegen Stojalowski wegen des Verbrechens der Religionsstörung, welches er dadurch begangen haben sollte, dass er als excommunicierter Priester in einem Wirtshaus seine Messen vor den frommen Weibern las. Stojalowski befand sich damals in Neu-Sandec, als er auf dem Bahnhofe von einem ihm nachgesendeten Gendarmen verhaftet wurde. Es war Mitte November 1896, und die Neuwahlen standen vor der Thür. Wäre es dem Grafen Badeni gelungen, seiner habhaft zu werden, so würden die Stanczyken, nach ihrer Berechnung, ruhigere Wahlen gehabt haben. Aber die Neu-Sandecer Socialdemokraten spielten Badeni einen argen Streich;

sie umringten den Gendarmen mit seiner Beute. Knapp vor dem Abgang des Wadowicer Zuges wurde durch ein geschicktes Manöver dem Stojalowski die Flucht nach Ungarn ermöglicht. Hier saß er in dem kleinen Gebirgsstädtchen Czacza, wo er eine kleine Druckerei besaß. Auf einem geräumigen Dachboden im Heu sich versteckend, entzog er sich einigemale der Gewalt der ungarischen Gendarmen, aber schließlich musste er nach Budapest fliehen, wo er bei den polnischen Socialdemokraten Zuflucht suchte und fand. Badeni ließ aber nicht nach und setzte bei seinem lieben Collegen Banffy die Verhaftung Stojalowskis in Budapest durch. Am 22. December 1896 wurde Stojalowski in Budapest verhaftet. Die fortschrittliche Presse und die Arbeiterschaft Budapests nahmen sich aber seiner so warm an, dass das ungarische Gericht die Auslieferung Stojalowski's verweigerte und ihn Mitte Jänner 1897 freiließ. Er hatte also zum erstenmal freie Hände während der Reichsrathswahlen. Diese Freiheit benützte er nicht nur für die Leitung der Wahlagitation von Czacza aus, sondern auch in aller Stille zu verschiedenen Machinationen, in welchen sich schließlich seine Charakterlosigkeit demaskierte. Mit der einen Hand schrieb er flammende Aufrufe an die armen galizischen Bauern und mit der anderen correspondierte er mit der Gräfin Potocki, um durch sie den Lemberger Erzbischof Morawski zu versöhnen. Auch mit Badeni suchte er einen Vertrag zu schließen. Der Abgeordnete Dr. Sokolowski, ein Mitglied der corrupten galizischen liberalen Partei, machte hier den Unterhändler. Die Verhandlungen scheiterten vorläufig, weil Badeni dem Stojalowski nur 2000 fl. jährlichen Gehalt anbot, was der schlaue Exjesuit abweisen musste; er wollte eine größere Summe auf einmal. Badeni kannte aber seinen Pappenheimer und gab vorläufig nichts...

Im Wahlkampfe drangen sechs Stojalowski'sche Candidaten durch, deren politische Qualification bereits von der großen Oeffentlichkeit angemessen gewürdigt wird. Es sind das im besten Falle sechs Nullen, wie geboren dazu, um in den Händen des „Führers“ ein Schacherobject zu werden. Und dieser Schacher begann auch sofort. Zuerst wollten die Christlichsocialen ein Geschäft mit Stojalowski machen. Ihre „oppositionelle“ Haltung vom Frühjahr 1897 ist bekannt, und Stojalowski griff mit beiden Händen zu, da er gerade so etwas wie die damalige „Opposition“ der Christlichsocialen brauchte. Er konnte als Oppositioneller vor dem Lande auftreten und zugleich mit der Regierung Geschäfte machen. Der Abgeordnete Dr. Geßmann spielte hier den Vermittler. Das Wichtigste war nun, dass sich Stojalowski mit Rom aussöhne. Die Regierung sollte für ihn beim Wiener Nuntius ein gutes Wort einlegen, was sie denn auch nach einer Audienz Stojalowskis beim Grafen Gleispach that.

Graf Badeni hatte wahrscheinlich schon damals noch eine Waffe gegen Stojalowski in der Hand, über die er aber kluger Weise schwieg. Erst jetzt ist darüber etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen, und wir werden hier darauf kurz eingehen müssen, um die Charakteristik des P. Stojalowski zu vervollständigen.

Wie ein großer Theil der Jesuiten ist auch Stojalowski ein Anhänger des russischen Czarismus. Sie träumen ja alle davon, dass einmal die Zeit kommen werde, wo die Verschmelzung beider katholischer Kirchen, der römischen und der griechischen, ihnen einen riesigen Wirkungskreis eröffnen wird. Stojalowski hatte aber noch andere Beweggründe dazu, politischer und persönlicher Natur. Als er von den galizischen Hierarchen so furchtbar verfolgt wurde, flüchtete er sich unter den Schutz des Bischofs von Antivari Milinowitsch, welcher als ausgesprochener Russophile auch politisch thätig ist. Und gegen die polnische Schlachta wollte Stojalowski den ärgsten Schlag dadurch führen, dass er die Zustände in Russland den galizischen Bauern rosig ausmalte. Das Brot sei dort billig, die katholische Religion geachtet, der Czar sei ein gutherziger Mensch und die revoltierenden Polen in Russland seien nur Verbrecher oder Dummköpfe. Dass diese Anschauungen, welchen er in seinen Blättern oft Ausdruck gab, einen concreten Plan maskierten, ahnte niemand. Jetzt aber kommt nach einem Jahre das Lemberger Badeni-Blatt „Dziennik polski“ mit einem merkwürdigen Artikel, worin es klipp und klar erklärt, dass Stojalowski mit dem bekannten russischen Gendarmeriegeneral Brok in Warschau ein förmliches Abkommen getroffen habe, kraft dessen Stojalowski einen sogenannten „Gendarmenpass“ von Brok erhalten haben soll, der ihm überall in Russland freien Zutritt sichern sollte. Er sollte dort in der Richtung agitieren, dass eine „nationale“ Kirche in Russisch-Polen entstehe, mit dem berühmten Wunderkloster in Czenstochau als der Residenz eines „nationalen“ Patriarchen.

Noch vor kurzer Zeit nahm der „Dziennik polski“ den P. Stojalowski gegenüber den socialdemokratischen Angriffen warm in Schutz. In einer Reihe von Artikeln suchte die Redaction die Thatsachen, welche eine socialdemokratische Broschüre dem P. Stojalowski auf Grund seiner eigenen Briefe und Reden ins Gesicht schleuderte, zu entkräften. Und nun kam unerwartet diese furchtbare Anklage des Verrathes in den Spalten desselben Blattes, das ihn bisher vertheidigt hatte. Da P. Stojalowski erst nach einer Woche mit den pressgesetzlichen Dementis nach § 19 des Pressgesetzes herausrückte, und da die ganze Affaire absichtlich im Nebel gehalten wird, so wollen wir etwas Näheres darüber berichten, um sowohl dem P. Stojalowski wie seinen hocharistokratischen Anklägern diesmal unmöglich zu machen, hinter den Coulissen wieder ein politisches Geschäft abzuschließen. Wo es sich um Verhandlungen mit einer Persönlichkeit, wie der Gendarmeriegeneral Brok, handelt, da wollen wir keinen Spass verstehen, und wir haben das Recht, die vollste Oeffentlichkeit in der Affaire zu fordern. Wir werden also beiden Seiten dazu verhelfen.

Die Abschriften der auf die Affaire Brok bezüglichen Correspondenz, welche bei einer Hausdurchsuchung bei Stojalowski vorgefunden worden sein soll, befinden sich in Händen eines galizischen Magnaten — wir wollen ihn hier Fürst X. nennen — welcher sich des Redacteurs des „Dziennik polski“ Dr. Ostaszewski-Baranski als Strohmannes bedient. Fürst X. wollte mit seinem Material nicht herausrücken, so lange Badeni am Ruder war. Graf Badeni kennt die ganze Angelegenheit. Die letzte Parlamentsrede Stojalowski's, in welcher er sich abfällig über die Wiederherstellung Polens äußerte, erschöpfte aber die schützende Geduld des Fürsten X., und nun erfolgte die Publication im „Dziennik“ und in der „Wiener Allgemeinen Zeitung“. P. Stojalowski sollte sich daraufhin nach dem Schlosse des Fürsten X. begeben haben, wahrscheinlich, um Nachsicht zu erflehen. Was er nach Wien zurückbrachte, wissen wir nicht. Die Redaction des „Dziennik“ erbietet sich, vor jedem Gerichte den Wahrheitsbeweis zu erbringen. Sie erklärte das öffentlich, nachdem sich Dr. Ostaszewski-Baranski mit dem Fürsten X. noch einmal verständigt hatte. Falls es der in Galizien herrschenden Kaste gelingen sollte, ihren jetzigen Freund und Verbündeten durch irgend welchen „Vergleich“ vor der Gerichtsverhandlung zu schützen, werden wir den vollen Namen des Fürsten X. nennen und noch nähere Details vorbringen.

Nach diesen kurzen Auseinandersetzungen werden die Leser leichter die Haltung des P. Stojalowski in den Herbststürmen der Obstruction verstehen und würdigen können. Badeni hatte ihn damals in seiner Hand. Zwei gerichtliche Verfolgungen bedrohten Stojalowski, und die Taktik des „do ut des“ wurde seitens der damaligen Regierung so unverhüllt geübt, dass nach jener bekannten Abstimmung vom 12. November 1897, bei welcher die sechs Stimmen der Stojalowski'schen Gruppe die Badeni'sche Majorität ausmachten, sofort am nächsten Tage, am 13. November, Dr. Richard Pressburger, der Rechtsanwalt Stojalowskis, vom Grafen Gleispach den freien Geleitbrief für seinen Clienten erhielt. Von nun an musste Stojalowski Badeni auf seinem Schandwege treu begleiten bis ans Ende...

Er, der den Grafen Badeni aus seiner innersten Seele hasste, der durch den brutalen Grafen so viele Wunden erlitten hatte, der durch ihn in dem Veruntreuungs-Process seine staatsbürgerlichen Rechte verloren hatte und so oft in den Kerker geworfen worden war, musste ihn nun vertheidigen, sich für ihn einsetzen, die Socialdemokraten mit niedrigstem Schimpf angreifen und alle diejenigen, welche ihn einst in Schutz genommen, bekämpfen.

Verlogen und entwürdigt, wie er nun inmitten der kämpfenden Gewalten dastand, suchte er nach einem passenden neuen Schlagworte, um seine traurige Stellung zu decken, und er fand es in der sogenannten „panslavistischen Solidarität“. Aus der kurzen panslavistischen Verblendung, welche durch die Kunststücke der bezahlten Badeni'schen Presse in diesem Winter die Mittelstände in Galizien ergriffen hatte, schlug Stojalowski politisches Capital. Nun ist das Feuer der „slavischen Solidarität“ so ziemlich verflogen, aber Stojalowski „demonstriert“ noch weiter für die „slavische Solidarität“, um seine Fahne nicht zu verlieren. Nur inmitten eines chauvinistischen Orkans kann er jeden berechtigten Vorwurf als eine „deutsche“, „jüdische“ oder socialdemokratische Verleumdung darstellen, nur in der trüben Flut der nationalen Kämpfe kann er noch auf Fischzüge hoffen. Derselbe Mann, der eben von Rom seine quasi-Begnadigung erlangt hat, fährt nach Prag, um mit den „national-radicalen“ czechischen Elementen zu fraternisieren; der einst von Socialdemokraten aus den Händen der Gendarmen Gerettete klatscht Beifall, als die Polizisten die socialdemokratischen Abgeordneten aus dem Parlamente hinaustragen: ein Confident des Polenclubs, wird er nun von polnisch-conservativer Seite beschuldigt, mit dem Gendarmeriegeneral in Warschau conspiriert zu haben.

Dieser merkwürdige „Slave“ hat es auch, wo er es brauchte, verstanden, sich als treuer „Oesterreicher“ vorzustellen. Hören wir, was er vor kaum einem Jahre in einem offenen Schreiben an Dr. Lueger phrasierte:

„.... Auch haben Euer Hochwohlgeboren mehrmals in Versammlungen, bei denen ich selbst anwesend war, die Worte gesprochen: ‚Wir werden schon mit dem polnischen Grafen fertig werden‘. Wenn Sie ein wahrer Oesterreicher und Christlichsocialer sind, lösen Sie ihr Wort ein und Sie werden Ihrem Vaterlande einen wahren Dienst erweisen, die christlichsociale Partei, ja das ganze polnische und ruthenische Volk in Galizien wird Ihnen dankbar sein. Die Schlachzizenpartei ist in Galizien fertig! Sie hält

sich nur mit Eisen, Blut, Gewaltthat und Schändung der Justiz. Verschaffen Sie uns nur halbwegs gesetzliche Wahlen in Galizien, und das Volk wird schon mit den Schlachzizen fertig werden. Warten Sie nicht, bis ein Nachbarstaat gegen die barbarische Metzelei und Bedrückung der Brudernation seine Stimme erhebt.

Hochachtungsvoll

Ihr niedrigster Diener in Christo
P. Stanislaus Stojalowski.

Czacza, am 4. März 1897."

Der „Nachbarstaat", welcher die constitutionellen Freiheiten in Oesterreich zu schützen sich anschickt, ist offenbar Russland, dem Dr. Lueger zuvorkommen soll! Und in Diensten eben desselben „polnischen Grafen", mit dem Dr. Lueger „fertig werden" soll, hat sich Stojalowski wenige Monate nachher mit Schande beladen, seine „Leute" als lächerliche Puppen compromittiert, die bäuerliche oppositionelle Bewegung in Galizien zu Gunsten der Schlachta vergiftet.

Wie gründlich sich doch Stojalowskis Stellung in Galizien geändert hat! Am 12. December 1897 erschien er mit seinem Adjutanten Abgeordneten Dr. Danielak auf dem „slavischen" Bankette in Krakau, wo zufällig derselbe Fürst Paul Sapieha, der ihn vor nicht so langer Zeit in Jaslo verhaftet hielt, den Vorsitz führte. Beim Toastieren erhob auch Stojalowski sein Glas und kündigte an, dass, wenn die herrschende Partei weiter in demselben „slavischen" Geiste ihre Politik führen werde, er mit seinen Getreuen von den „Slavenbänken" der Opposition in die Nähe des Polenclubs übersiedeln werde. Fürstbischof Puzyna designierte den zurückgekehrten „verlorenen Sohn" als künftigen Candidaten der Krakauer V. Curie, und die patriotischen Sokolisten priesen ihn himmelhoch. Als er in Nisko in den Reichsrath candidierte, wurde ihm seitens des Centralwahlcomités kein Gegencandidat entgegengestellt, und ein Bezirkshauptmann, welcher auf eigene Faust sein Glück in den Wahlen probieren wollte, ist mit einer Nase davon gekommen. Als die Stojalowski'schen Leute den Abgeordneten Dr. Winkowski, den Redacteur Stapinski und zwei Socialdemokraten blutig geschlagen und ernst verwundet haben, rührte sich niemand, um diesen Terrorismus zu bestrafen. Stojalowski gieng aber jetzt unter dem sorgfältigen Schutze der Gendarmen und der Landpriester wie ein Sieger im Lande herum.

Er brüstet sich mit seinen Nichtswürdigkeiten und vertheilt schon jetzt die Mandate für die künftigen Wahlen.

Thut er das alles, so rechnet er nur auf Eines, dass nämlich die armen galizischen Bauern, die ihn vergöttern, sich von ihm auch fernerhin willig leiten lassen werden. Diese Berechnung gehört zu den schändlichsten politischen Speculationen, welche je in Oesterreich gewagt worden sind, und wir hoffen, dass P. Stojalowski schlecht gerechnet hat. Ein polnisches Sprichwort sagt, dass man sich durch die Welt schon durchschlagen kann, nur zurückkehren dürfe man nicht ... Und Stojalowski sucht auch nach neuen Wegen, wo er freie Bahn finden könnte.

Aber das meisterhaft zusammengesetzte politische Gewebe, an dem er so lange gesponnen, droht ihn jetzt zu ersticken, und mit jedem Tag wird es fraglicher, ob sich noch ein Machthaber in Galizien finden wird, der den schwer compromittierten Pater als brauchbaren „Volksmann" in seine Dienste wird nehmen wollen.

Eine Sprachenverordnung Thun.

Von Dr. jur. et phil. **Emil Lingg** (Prag).

Ganz unauffällig hat auch das Ministerium Thun bereits in den ersten Tagen seiner Wirksamkeit eine bisher noch wenig beachtete Sprachverordnung erlassen und ganz so, wie seine Vorgänger, im Verordnungswege die Geltung der deutschen Sprache beschränkt. Während aber das Ministerium Badeni den Mangel seiner Berechtigung, solche Verordnungen zu erlassen, durch eine Umdeutung des Gesetzes zu verdecken suchte, indem es gegenüber dem Wortlaut des Art. 11 des Gesetzes vom 21. December 1867, Nr. 145 R.-G.-Bl., wonach die Staatsbehörden nur auf Grund der Gesetze Verordnungen zu erlassen befugt sind, ein „primäres Verordnungsrecht" der Regierung für alle, nicht durch Gesetze normierten Gebiete behauptete; während ferner das Ministerium Gautsch durch die Hervorhebung des provisorischen Charakters seiner Sprachverordnungen für die Ueberschreitung seiner Competenz um Entschuldigung bat: hat das Ministerium Thun-Kaizl ohne jeden Beschönigungsversuch seine Verordnung an Stelle der bestehenden gesetzlichen Norm gesetzt, u. zw. gleich das erstemal, wo es im Reichsgesetzblatt erschien.

In dem am 13. März ausgegebenen XII. Stück des Reichsgesetzblattes wird die Verordnung des Gesammtministeriums vom 9. März 1898 Nr. 41 betreffend die Dienstesinstruction für die k. k. Finanzprocuraturen publiciert. Die Erlassung von Instructionen, nach denen die Unterbehörden ihrem Dienst zu obliegen haben, fällt zweifellos in die Competenz des oder der Minister, denen die betreffende Behörde untersteht, und ist eine interne Angelegenheit, die für weitere Kreise nicht vom Interesse ist, und das ist der Grund, weshalb die Bedenklichkeit dieser Regierungshandlung bisher keine Beachtung gefunden hat. Dieselbe wird erst klar, wenn man diese neue Dienstesinstruction mit derjenigen vergleicht, welche bisher für die Finanzprocuraturen in Geltung stand und mit dem Erlass des Finanzministeriums vom 16. Februar 1855 Nr. 34 R.-G.-Bl. publiciert worden ist. Diese bestimmte im letzten Alinea des § 9:

„Die Geschäftssprache in dem inneren Dienste der Finanzprocuraturen ist, mit Ausnahme der Finanzprocuraturen im lombardisch-venetianischen Königreiche und in Dalmatien, in Wort und Schrift ausschließend die deutsche."

Die neue Instruction vom 9. März 1898, welche sich in ihrem Schema vollständig an die alte anschließt, bestimmt dagegen im letzten Alinea des § 11:

„Die Geschäftssprache der Finanzprocuratur richtet sich nach den bestehenden Vorschriften."

Dem Laien wird es vielleicht ganz plausibel scheinen, dass ein Ministerialerlass durch einen anderen Ministerialerlass abgeändert werden kann, und er möchte vielleicht aus dieser Nebeneinanderstellung nur den Schluss ziehen, dass aus der neuen Dienstesinstruction für die Finanzprocuraturen hervorgeht, dass das Ministerium Thun-Kaizl-Baernreither auf dem Badeni-Gautsch'schen Wege der Sprachverordnungen unentwegt weiterschreitet. Hiermit ist jedoch die Bedeutung dieser neuesten Sprachverordnung nur zum kleinsten Theile erkannt. Ist die alte Dienstesinstruction, welche für diesen Verwaltungszweig die ausschließende Geltung der deutschen Sprache verfügte, auch nur als Ministerialerlass bezeichnet, nachdem sie in der Zeit des Absolutismus erflossen und im Reichsgesetzblatt publiciert worden ist, hat sie Gesetzeskraft erlangt. Ob die von dem absoluten, alle Gewalt in sich vereinigenden Träger der Staatsgewalt erlassenen Normen sich als Diplom, Patent, Entschließung oder Gesetz bezeichnen, sie sind alle gleichmäßig Gesetze, und ob sie von der Krone gezeichnet oder im Auftrage der Krone von den Ministern „erlassen" worden sind, sie haben alle gleichmäßig vim legis, soweit sie im Reichsgesetzblatt publiciert wurden. Diese mit voller gesetzlicher Kraft ausgestatteten Normen der absolutistischen Periode können nur im gesetzlichen Wege aufgehoben oder abgeändert werden. Diejenigen Angelegenheiten, welche nach der geltenden Verfassung in den Wirkungskreis der Gesetzgebung fallen, können nur durch Gesetze „mit Berufung auf die Zustimmung der verfassungsmäßigen Vertretungskörper" neu normiert werden, und nur für diejenigen Angelegenheiten, welche das Staatsgrundgesetz über die Regierungs- und Vollzugsgewalt der Competenz der Behörden zuweist, darf die Regierung Verordnungen erlassen. Die Regierung von 1855 konnte in einem und demselben Erlass oder Patent verschiedene Normierungen treffen, solche, welche nach heutigem Recht der Verordnungscompetenz des Ministeriums zugewiesen sind, und solche, welche nach heutigem Recht zum Wirkungskreise des Reichsrathes gehören; denn für die absolute Gesetzgebungsgewalt dieser Zeit hatte die eine wie die andere Anordnung gleiche gesetzliche Kraft. Insoferne der Finanzministerialerlass vom 16. Februar 1855 eine Instruction für den inneren Dienst der Finanzprocuraturen aufstellte, konnte das Ministerium nach dem heute geltenden Rechte im Verordnungswege eine andere Instruction erlassen; Insoferne jedoch der Finanzministerialerlass vom 16. Februar 1855 auch noch die Codificierung der deutschen Sprache zur Dienst- und Staatssprache — wenn auch nur in der Beschränkung auf diesen Theil der Verwaltung — enthielt, ist die Regierung jedoch absolut nicht berechtigt, den bestehenden mit Gesetzeskraft ausgestatteten § 9 jenes Finanzministerialerlasses anzutasten. Wenn die Regierung dies doch versucht, hat sie nicht einmal die Beschönigung des Grafen Badeni für sich, welcher darzuthun versuchte, dass die bestehenden Gesetze die Sprachenfragen nicht regeln, ergo (?) die Regierung zu der Regelung im Verordnungswege kraft ihrer „primären Verordnungsgewalt" berechtigt sei, denn hier liegt eine gesetzliche Normierung betreffend die Amts- und Staatssprache der Finanzprocuratur vor, und trotzdem wird diese gesetzliche Norm durch die erste That des gegenwärtigen Ministeriums durch bloße Verordnung abgeändert.

Hatten die Ministerien Badeni und Gautsch nicht die formelle Berechtigung zu Sprachverordnungen, so hat das Ministerium Thun nicht nur ebensowenig wie seine Vorgänger das formelle Recht zu sprachlichen Verordnungen, sondern auch kein materielles Recht zur Abänderung des § 9 der Norm vom 16. Februar 1855, und hat sich Badeni fälschlich und Gautsch mit der Bitte um Nachsicht provisorisch jene formelle Berechtigung arrogiert, so hat sich das gegenwärtige Ministerium auch noch die materielle Berechtigung zur Abänderung gesetzlicher Bestimmungen arrogiert.

Bei der Unwiderleglichkeit der Thatsache, dass die Regierung zur Abänderung von gesetzlichen Bestimmungen im Verordnungswege nicht competent ist, und zwar selbst dann nicht, wenn sie bei Nichtbestand gesetzlicher Bestimmungen im Verordnungswege zu normieren primär berechtigt wäre — bleibt zur Erklärung der Thatsache, wieso das Ministerium sich mit einer solchen Verordnung introducieren konnte, nur ein zweifaches übrig.

Entweder die Regierung wollte, indem sie an Stelle der gesetzlichen Norm von der ausschließenden Geltung der deutschen Geschäftssprache die Vorschrift setzte, dass die Geschäftssprache sich nach den bestehenden Vorschriften richtet, deren letztes Capitel, nämlich die Sprachenverordnungen, auch für den Dienst der Finanzprocuraturen obligatorisch erklären, d. h. lediglich darauf hinweisen, dass die Sprachverordnung Gautsch wie für alle anderen dem Finanzminister unterstehenden Behörden so auch für die Finanzprocuraturen zu gelten habe. Das aber wäre noch eine größere Gesetzesverletzung, als sie dem Ministerium Badeni in den wiederholten Ministeranklagen nachgewiesen wurde, weil es sich nicht bloß um eine Competenzüberschreitung, sondern auch um eine positive Gesetzesverletzung handeln würde.

Oder die Regierung wollte, indem sie für die Geschäftssprache der Finanzprocuratur auf die bestehenden Vorschriften verwies, es absichtlich unentschieden lassen, welche Vorschriften als bestehend anzusehen sind, so dass die Unterbehörden, die sich ja keiner richterlichen Unabhängigkeit und nicht des Rechtes zur Ueberprüfung der Anordnungen des Ministers erfreuen, bei der gegenwärtigen Sachlage factisch gezwungen wären, in dem Hinweis auf die bestehenden Vorschriften den Hinweis auf die Sprachenverordnungen (die ja auch für die dem Finanzministerium unterstehenden Behörden erlassen wurden) zu verstehen, während die Regierung, wenn sie zur Rede gestellt wird, unschuldig erklären kann, dass sie unter den „bestehenden Vorschriften“ — das letzte Alinea des § 9 des Erlasses vom 16. Februar 1855 gemeint habe! Dafür scheint zu sprechen, dass in der vorliegenden Verordnung vom 9. März 1898 die gewöhnliche clausula derogatoria, dass hiemit die bisherige Norm außer Kraft tritt, auffälliger Weise fehlt, obwohl mit Ausnahme dieses Alinea des § 9, das die Regierung eben rechtlich gar nicht abzuändern vermag, der gesammte Inhalt der Instruction vom 16. Februar 1855 durch die neue Instruction factisch aufgehoben ist. Zu einem solchen Vorgehen, welches die Sprachenverordnungen auf Schleichwegen einschmuggeln, vor der Verantwortung aber geradezu „auskneifen“ zu wollen eingestehen würde, wäre aber ein solcher Jesuitismus und eine solche Frivolität enthalten, dass eine solche bewusste Irreführung wohl keinem ernst zu nehmenden Staatsmann zugetraut werden kann. Es bleibt also nichts übrig, als die erstgenannte Möglichkeit als gegeben anzunehmen, und in der Verordnung vom 9. März 1898 eine formelle und materielle Gesetzesverletzung zu constatieren.

Eines wäre freilich noch möglich. Die gegenständliche Verordnung vom 9. März 1898 war die erste Regierungshandlung des Ministeriums Thun, sie war also vielleicht schon fertiggestellt, als das Ministerium Thun antrat, und dieses hat den Entwurf, der eine gänzlich unpolitische Materie behandelte, unbesehen acceptiert und publiciert, ohne Ahnung, welches Kukuksei ihm da ins Nest geschoben worden war. Dann aber darf Graf Thun auch nicht zögern, das Uebersehen als solches zu constatieren und dadurch gut zu machen, dass er unzweideutig und authentisch ausspricht, dass die Verordnung vom 9. März 1898 den § 9 des Erlasses vom 16. Februar 1855 nicht abgeändert hat, weil dieser, der vim legis hat, im Verordnungswege nicht aufgehoben werden konnte. Uebt die Regierung hier eine Unterlassung, dann trifft sie eben die volle dargelegte Verantwortung für die Gesetzwidrigkeit der Sprachenverordnung Thun.

Wie es in Spanien aussieht.

Die derzeitige Lage in Spanien ist der eines in Brand gerathenen Hauses ähnlich, dessen Bewohner, anstatt ans Retten und Löschen zu denken, damit beschäftigt sind, die Ursachen des Feuers zu ergründen, und sich gegenseitig anklagen, verdächtigen, beschimpfen und verfluchen. Wohin man auch den Blick wendet, überall glaubt man die Anzeichen eines baldigen großartigen Zusammenbruchs wahrzunehmen.

Während in der Bai von Manila die Leichen unserer unglücklichen Seeleute den Fischen zum Fraße dienen, während die Nordamerikaner daran sind, Besitz zu ergreifen von unseren werthvollsten Colonien in Ostasien und im Antillenmeer, während auch im Inneren gewaltige Erschütterungen sich vorzubereiten scheinen, haben unsere Politiker nichts Besseres zu thun, als sich in mehr oder weniger geistreicher Weise im Parlament herumzuzanken und einander allerlei Anschuldigungen an den Kopf zu werfen. Sie scheinen nicht zu hören, wie es überall knistert und knackt, wie die verheerenden Flammen immer größere Fortschritte machen!

Die Zerrüttung unserer Finanzen, eine alte Krankheit, an der Spanien leidet, hat infolge der durch die überseeischen Kriege verursachten enormen Auslagen einen Grad erreicht, der kein Haar breit vom allgemeinen Bankerott entfernt zu liegen scheint. Die geradezu unglaubliche Entwertung, die die spanische Valuta in letzter Zeit erfahren hat, macht die Einfuhr von ausländischen Waren zu einem Dinge der Unmöglichkeit, da diese bekanntlich in Gold bezahlt werden müssen. Dadurch wurde der Stillstand zahlreicher Fabriken und Werke herbeigeführt, die sonst Kohlen aus Belgien und England und Rohbaumwolle aus Indien und den Vereinigten Staaten bezogen. Tausende von Arbeitern sind ohne Beschäftigung und nagen am Hungertuche.

Uebrigens sind es nicht allein die industriellen Districte, wie Biskayen und Catalonien, die schwer daniederliegen, sondern auch solche, wie Castilien, Andalusien und Aragon, wo der Ackerbau den Haupterwerbszweig bildet, sind wirtschaftlich gar hart mitgenommen. Seit einigen Jahren sind nämlich die Ernten sehr schlecht ausgefallen, und das Elend auf dem Lande hat immer weitere Schichten erfasst. Es gibt Gegenden in Andalusien, wo seit Jahren kein Tropfen Wasser mehr gefallen und wo die Ernte gänzlich ausgeblieben ist. Die Landleute befinden sich in der greulichsten Noth und müssen sich ausschließlich von Wurzeln und Kräutern nähren. Es werden Fälle citiert, wo Mütter ihren Kindern eine Mohnabkochung verabreichen, um sie einzuschläfern und das Geschrei, das ihnen der Hunger entlockt, nicht vernehmen zu müssen.

Die ungeheure Steigerung des Goldagios hat die Lage nur noch verschlimmert. In der That haben die Producenten, verlockt durch das ausländische Gold, sich beeilt, ihre Bodenerzeugnisse auswärts abzusetzen, und so sind in den letzten Wochen ungeheure Quantitäten von Getreide, Mehl, Kartoffeln und anderer Verbrauchsartikel über die Grenze gegangen. Die Folge davon ist eine außerordentliche Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel gewesen. So kostet jetzt hier, um nur ein Beispiel anzuführen, ein Kilogramm Kartoffel 60 Céntimos, während man noch vor einem Jahre zwei Kilogramm für 25 Céntimos kaufen konnte.

Die Regierung hat vor kurzem einen entschlossenen Schritt gethan, um dem Uebelstande zu begegnen, und ließ im Parlament ein Gesetz votieren, laut welchem die Ausfuhr von Getreide, Mehl und Kartoffeln bis zum 19. August d. J. gänzlich untersagt wird und die Einfuhr besagter Artikel zollfrei erfolgen darf; allein diese Maßnahme kommt zu spät, weil die ausgeführten Quantitäten eine Leere gelassen haben, die nicht leicht wieder auszufüllen ist. Glücklicherweise verspricht die heurige Ernte eine ungemein reiche zu werden. In Andalusien hat der Kornschnitt bereits begonnen und sind die Ergebnisse überaus erfreuliche.

Die Verarmung Spaniens, eine Folge der unfähigen und corrupten Verwaltung, vollzieht sich in überraschend schnellem Process. Eine hier erscheinende financielle Fachzeitschrift, „La Reforma“, liefert hierzu einige interessante Daten. Genanntem Blatte zufolge haben die verschiedenen Regierungen, deren wir uns in den letzten sieben Jahren, von 1890 bis 1897, „erfreut“ haben, 1,891.457 Grundstücke wegen Nichtbezahlung der Steuern von Seite der Eigenthümer öffentlich versteigern lassen. In demselben Zeitraum sind 74.000 Spanier nach Algerien und 1,590.000 nach Südamerika ausgewandert, was einem jährlichen Durchschnitt von 237.714 Auswanderern entspricht. Bedenkt man nun, dass die Einwohnerzahl Spaniens kaum 18 Millionen beträgt, so kann man berechnen, dass ein zehnter Theil der Bevölkerung jedes Decennium ins Ausland wandert. Wenn die spanische Rasse nicht ausnehmend zeugungskräftig wäre, die iberische Halbinsel wäre längst gänzlich entvölkert. Von 1890 bis 1897 wurden in Spanien 1800 Fabriken geschlossen, 60.000 Cridaprocesse eingeleitet, 150.000 Steuerzahler von der Industriesteuermatrikel gestrichen. Natürlich wird das Jahr 1898 in jeder Hinsicht noch traurigere Ergebnisse aufzuweisen haben.

Das Land ist wirklich erschöpft: seine Hilfsquellen, schon so sehr durch die Kriege auf Cuba und den Philippinen in Anspruch genommen, werden infolge des Krieges mit den Vereinigten Staaten, wenn dieser nicht bald ein Ende nimmt, vollends versiegen.

Unter diesen Umständen beabsichtigt die spanische Regierung eine Erhöhung aller bestehenden Steuern um 20 Procent und die Einführung vieler neuen Steuern! Es ist sehr fraglich, ob dieses Beginnen ein praktisches Resultat nach sich ziehen wird.

Inzwischen hat die Hungersnoth, die sich über das ganze Land ausbreitet, ihre natürlichen Folgen gehabt. Das hungerwüthige Volk ist außer sich gerathen, hat Esswarenläden, Bäckereien ausgeplündert, Paläste und Klöster in Brand gesteckt, sich der zur Wiederherstellung der Ordnung ausgerückten Polizei und Truppenmacht widersetzt. Um einen allgemeinen Aufstand zu verhindern, musste der Belagerungszustand über das ganze Land verhängt werden und wurden die umfassendsten militärischen Maßnahmen getroffen. Trotz allem gährt es gewaltig fort im Volke, das von Anarchisten, Karlisten und Republikanern unablässig unterwühlt wird, und die Zeitungen bringen jetzt tagtäglich spaltenlange Berichte über die mehr oder weniger blutigen Vorgänge, die sich in zahlreichen Ortschaften der Halbinsel abspielen.

Unter so kritischen Umständen im Innern — über die allgemein bekannte äußere Lage brauche ich mich wohl nicht zu verbreiten — hätte Spanien einer starken, intelligenten, zielbewussten Regierung bedurft, und am Ruder standen bornierte, planlose, knieeschlotternde, rückgratslose Minister, deren einziger fester Willen es war, bei der ersten Gelegenheit über Bord zu springen und das lecke Staatsschiff seinem Schicksal zu überlassen. So ist denn am 16. Mai die schon seit Anfang des Monats angekündigte Minister-

krisis erfolgt. Die Cabinetsmitglieder fanden, dass unter solchen Umständen das Metier ungemüthlich wäre, und warfen dem Premier ihre Portefeuilles vor die Füße. Der arme alte Sagasta, der einzige, der standhaft auf der Bresche blieb, hat mit Mühe und Noth ein neues Cabinet zusammenkleistern müssen. Während sonst sich hunderte von Candidaten zu den erledigten Ministerposten herandrängten, wollte diesmal jeder auf die Ehre, die Mühen und Gefahren einschließt, verzichten, und vierzehn Tage musste Sagasta herumhausieren, bis er neue Minister fand. Ist ein solcher Mangel an Opferwilligkeit und Energie unter den leitenden Classen eines Landes nicht auch ein Zeichen des Verfalles?

So lange Spanien keine politisch geschulten Staatsbürger besitzt, so lange der Augiasstall der öffentlichen Verwaltung nicht gründlich gereinigt wird, so lange unsere Staatsmänner die Gewohnheit nicht annehmen, mehr zu denken als zu gesticulieren, mehr zu handeln als zu reden, werden die Krebsschäden, an denen das Land krankt, immer mehr um sich fressen. Wer aber wird die große Aufgabe dieser Reform zu lösen wissen? . . . Man beschuldigt allgemein die beiden Parteien, Liberale und Conservative, die seit 23 Jahren sich in die Regierung getheilt, den moralischen und materiellen Ruin des Landes durch ihre heillose Misswirtschaft herbeigeführt zu haben, und Spanien sehnt sich nach etwas Neuem. Die einen schwärmen für die Republik, die anderen schließen sich dem Karlismus an: aber die Republik hat ja schon gezeigt, dass sie nicht regierungsfähig ist; und was den Karlismus betrifft, so weiß man, was er bedeutet: Rückkehr zum Mittelalter.

Madrid, im Mai. Dr. Julio Brouta.

Export und Industrie.

Graf Goluchowski — oder richtiger Sectionschef von Suzzara — scheint ein Schäker zu sein, der sich gern mit einem p. t. Publicum in und außerhalb der Delegationen einen harmlosen Scherz erlaubt. Voriges Jahr hat der Minister des Aeußeren uns das gelobte Land des europäischen Zollvereines verheißen und heuer malt er uns wieder etwas, nämlich das verlockende Bild einer Regierung, „die dem gesunden Unternehmungsgeiste ihre Obhut im ausgiebigsten Maße angedeihen lässt, die der Privatinitiative wirksam unter die Arme greift und dieselbe nicht etwa durch bureaukratische Engherzigkeit lahmlegt, die durch eine vernünftige Tarifpolitik, durch die Förderung des Associationswesens, durch Maßnahmen gegen die Ueberwucherung des rein fiscalischen Standpunktes für die Concurrenzfähigkeit der einzelnen Productionszweige sorgt und dabei zu verhindern trachtet, dass durch die übertriebene Anwendung der Steuerschraube die Lebensfähigkeit eines jeden Unternehmens schon im vorhinein unterbunden wird.“ Der europäische Zollverein ist nach wie vor märchenhafte Utopie und es ist zu fürchten, dass auch die heuer verheißene Regierung nicht so bald in der „Wiener Zeitung“ stehen wird. Das Ganze sieht vielmehr wie eine Frozzelei aus, was man in der Sprache der Diplomaten »blague« nennt. Die Klagen und Beschwerden, die gelegentlich der letzten Enquêten in Wien, Prag und Pilsen laut geworden sind, decken sich vollinhaltlich mit dem „was man wohl vom Staate verlangen kann“, wie Graf Goluchowski sagte. Billigen und Bewilligen ist freilich Zweierlei. Und wenn der Herr Graf zum Schluss an die Privatinitiative und die eigene Kraft der Kaufmannswelt appellirt, kommt dies einem gutgemeinten Winke gleich, man möge sich keinesfalls darauf verlassen, dass „man alles, was man wohl vom Staate verlangen kann“, auch wirklich kriegt.

Man denke sich einmal, dass ein englischer oder amerikanischer Staatssecretär die Bemerkungen unseres Ministers des Aeußern gemacht hätte. Es ist freilich unmöglich, da im civilisirten Westen das nicht bloß für selbstverständlich gilt, sondern auch längst geübt wird: in London oder Washington würde sich ein Minister mit dem Goluchowski'schen Programme überlebenslänglich lächerlich machen, bei uns muss man es als Fortschritt begrüßen, wenn der Minister des Aeußeren von der „hohen Politik“ herab in die Niederungen des wirtschaftlichen Lebens steigt und neben den „politischen Einflussphären“ und „diplomatischen Beziehungen“ auch der Volkswirtschaft etwas hochgeborene Aufmerksamkeit widmet. Das Traurigste daran ist freilich, dass alles dies, was im Auslande längst volle Praxis, bei uns nichts als leere Phrase ist.

Am guten Willen des Grafen Goluchowski wollen wir übrigens nicht zweifeln: er hat wirklich das Seinige gethan: die orientalische Akademie bekommt einen nagelneuen Namen und es sollen sogar einige Aenderungen im Stundenplan vorgenommen werden. Parturiunt montes — — —, wenn alles gut geht, bekommen wir sogar mehrere Mäuse.

Der Herr Graf wird wohl noch ein Uebriges thun müssen, die Dringlichkeit einer einschneidenden Consularreform ist in den letzten Enquêten allzu deutlich geworden, als dass sie mit der Namensänderung der orientalischen Akademie für abgethan gelten könnte. Das Consularcorps muss aus einem aristokratischen Diplomatencorps in ein kaufmännisches Pionnierregiment umgewandelt werden und die Berichte der Consuln dürfen nicht „schätzbares Material von hohem retrospectiven Interesse“ bleiben, die Maculatur muss eingestampft und zu brauchbarem Zeug umgearbeitet werden. Die Consularberichte kranken an einer veralteten Instructionsnorm, die offenbar aus Zeiten stammt, wo es noch keinen Telegraphen und noch keine Zeitungen gegeben hat. Die periodische Berichterstattung, die eine wertlose Statistik mittheilt, abgethane Marktverhältnisse und längst nicht mehr zutreffende, für die Calculation ganz unbrauchbare Preise von Waaren, Frachtsätze und Course meldet, hat für das Publicum gar keinen Wert. Für die Handelswelt hat der vergangene Monat, das abgelaufene Quartal oder Jahr gar kein Interesse mehr, sie interessirt sich nur für die Gegenwart und die allernächste Zukunft. Die Amerikaner haben danach ihr Consularwesen eingerichtet: der amerikanische Consul berichtet in der Regel nur, wenn er seine Landsleute auf diese oder jene Geschäftsgelegenheit, auf eine neue Maschine, eine neue Mode, eine praktische Einrichtung oder eine günstige Conjunctur aufmerksam macht, oder wenn die Centralstelle einen bestimmten Bericht einfordert, wie bei einer Consularenquête (z. B. Absatzchancen für amerikanisches Mehl im Ausland). Seine Berichte werden ohne Verzug auf Wanderungen durch Bureaux publiciert und Bürstenabzüge den Zeitungen ohne Entgelt ungesäumt übermittelt. Die künftige Consularberichterstattung wird Depeschendienst sein und die Tüchtigkeit eines Consuls wird lediglich von der Verlässlichkeit und Ausdehnung seiner Relationen in Handelskreisen abhängen. Für den politischen und juristischen Dienst in der Levante möge man Verwaltungsbeamte anstellen; es wird oft von commerziellen Attachés gesprochen, das ist verkehrt, wir brauchen kaufmännische Consuln und, wo es nöthig ist, mögen ihnen juristische Attachés beigegeben werden.

Unsere Kaufleute stehen nicht mit Unrecht im Rufe der Indolenz und altconservativer Unthätigkeit. Der Vorwurf trifft aber weniger sie als das System bureaukratischer Bevormundung, das die Schuld daran trägt. Die Schwierigkeiten, die sich jedem Unternehmen entgegenstellen, sind so groß, dass eine allgemeine Unternehmungsunlust die natürliche Folge ist. In den jüngsten Enquêten sind gerade genug Fälle vorgebracht worden, die dies zeigen. Instanzen und Commissionen begleiten den Fabrikanten vom Anfang bis zur Insolvenz: alles geht recht langsam und behutsam, flink ist allein die Steuerbehörde. Wo wir schon irgend eine Einrichtung besitzen, die industriellen Bedürfnissen Verständnis entgegenbringt, wird sie, wie beim Veredlungsverkehr, durch die Bureaukratie und ihre Schwerfälligkeit bis zur Unbrauchbarkeit wertlos gemacht.

Die kaufmännische Indolenz hängt innig mit einer heiligen Scheu vor dem Auslande zusammen: eine bedingt die andere. Reisen gilt bei uns noch immer als Luxus und noch immer geht der Wiener nicht weiter als das Bier gut ist, wie man in Deutschland spottet. Dem Uebelstand abzuhelfen ist schwer. Unser Stipendienwesen muss gründlich modernisiert werden: junge Burschen mit einigen Hundert Gulden nach Afrika oder Australien zu schicken, um sie bald nach ihrer Ankunft vom Consul repatriieren zu lassen, hat gar keinen Sinn. Die Leute müssen draußen etabliert werden; das Stipendium soll kein Reisegeld sein, sondern dem Inhaber die Möglichkeit bieten, sich eine Existenz und dem heimischen Handel Absatz im Auslande zu verschaffen. Mit den Zinsen einer halben Million könnte da schon viel geleistet werden: zwei bis drei Jahre kann man die Leute über Wasser halten und wählt man sich geeignete Kräfte aus, wird ein greifbarer Erfolg nicht ausbleiben.

Die Erhöhung des Bildungsniveaus unseres Kaufmannsstandes ist gleichfalls eine unabweisliche Forderung. Die Exportakademie des Handelsmuseums ist ein kleiner Versuch, ihr Rechnung zu tragen. Freilich ist nicht viel geschehen, wenn eine handvoll junger Leute etwas lernt: die Reform wird sich auf eine breitere Basis stützen müssen, die in den mittleren Handelsschulen zu suchen ist.

All dies jedoch sind minder wichtige Factoren im Vergleiche mit den Krebsschäden exporthindernder Frachtentarife und einer verständnislosen Handelspolitik. Unsere Industrie ist das Opfer der Agrarier. Im Zolltarif wie in den Handelsverträgen findet nur der Grundbesitz die ihm nicht mehr gebürende Rücksicht und die Industrie kann die Kosten zahlen. Die Berufsstatistik hat bereits nachgewiesen, dass Oesterreich nicht mehr Ackerbau-, sondern Industriestaat ist und das Ergebnis der Steuerreform wird auch deutlich zeigen, dass zum größten Theile Industrie und Handel die Kosten des Staatshaushaltes bestreiten. Demgemäß wird auch unsere Politik die Schwenkung vom Agrar- zum Industrieschutz machen müssen. Eine Revision des Zolltarifs und Beseitigung seiner Anomalien und eine entsprechende Vorbereitung der künftigen Handelsverträge, bei denen die Agrarier in den Hintergrund werden treten müssen, sind Grundbedingungen für eine Sanierung unserer krisenhaften Industrie- und Exportverhältnisse. Ein Gleiches gilt von der Erstellung von Exporttarifen auf unseren Bahnen; die zweite Verbindung mit Triest, der Ausbau der Wasserstraßen sind alte Postulate, die aber immer dringender werden. Einige Canäle, welche diese oder jene Bahnlinien um ihre Monopolstellung brächten, würden dem Eisenbahn-

ministerium vielleicht rasch ein größeres Verständnis für unsere Exportinteressen beibringen.

Die staatliche Exportförderung ist zu einem modernen Schlagworte geworden; wir fürchten, es wird dabei bleiben, dem Worte wird die That nicht sobald nachfolgen. Sogar das wirklich nicht allzuweit reichende Project einer Exportbank scheint an der geringen staatlichen Förderung scheitern zu wollen. Die Creditanstalt will dabei grob verdienen, der Staat will die Bank bureaukratisch controlieren, beziehungsweise ersticken, und so wird die Bank auf die lange Bank geschoben.

Dr. Baernreither bereist die Industriebezirke: er wird dabei Manches gelernt haben. Ob er seine Beobachtungen wird verwerten können, ist recht fraglich. Die Reformarbeit geht so langsam und Minister gehen so schnell......

Von positiven Maßregeln „staatlicher Exportförderung" scheint bloß die Vermehrung der Kriegsmarine sicher zu erwarten zu sein. Wie unserem Exporte mit Kriegsschiffen gedient werden soll, ist freilich ein Räthsel. Wollte die Marine mit dem Lloyd Krieg führen oder wenigstens ihm Concurrenz machen, hätte die Sache einen Sinn, denn der Lloyd und seine Geschäftspolitik ist eines der größten Hindernisse unseres Exports. Aber der Kriegsminister wird so wenig wie der Handelsminister mit dem Lloyd ein ernstes Wort reden wollen.

Im Allgemeinen hat Graf Goluchowski thatsächlich das Programm skizziert, das unserer Volkswirtschaft dringend noththut. Bleibt nur noch übrig es durchzuführen, nicht zuletzt in Bezug auf „die Ueberwucherung des fiscalischen Standpunktes". Wir fürchten, Graf Goluchowski ist ein Ideologe, wenn er kein Schäker ist. Da ist Herr v. Krieghammer viel energischer: eine starke Hand, die tüchtig zugreift. Als wir Anno dazumal noch „Räuber und Soldaten" spielten, ist kaum Einem eingefallen, dass die „Soldaten" eigentlich die „Räuber" sind.

***

Oesterreichische Arbeiter in Neu-Seeland.

Es ist etwa sieben Jahre her, seit der Ruf von dem Arbeiterparadiese in Neu-Seeland nach Europa drang. Das lebhafte Interesse, das die Antipoden durch ihre sociale Reformpolitik einflößten, hat die neuseeländische Gesetzgebung dauernd gerechtfertigt: sie hat dem Lande in einem stetig wachsenden Strome von Einwanderern ihre Früchte getragen. Trotz zeitweilig ungünstiger wirtschaftlicher Conjuncturen betrug die Einwanderung in den Neunzigerjahren mehr als das Dreifache des vorhergehenden Jahrzehnts: dreitausend Einwanderer landen seit 1891 alljährlich an der neuseeländischen Küste.

Hohe Löhne, kurze Arbeitszeit, durch gute Gesetze geschützte Arbeitsbedingungen, staatlicher Arbeitsnachweis, staatlich erleichterter Bodenerwerb ziehen die besten Arbeitsuchenden aller Länder nach dem fernen Lande. Der Bau der Staatseisenbahnen, die Fleischindustrie und die Goldgewinnung bieten ihnen lohnende Beschäftigung. Besonders stark hat aber in den letzten Jahren die Kauriharzgewinnung gerade die fremde Arbeiterschaft angezogen. Unter großen Mühsalen haben die neuen Ansiedler das halbfossile, von untergegangenen Kauriwäldern stammende Harz in den unwirtsamen Districten der nördlichen Insel gegraben und damit auch dem Exporthandel Neu-Seelands, dessen Umsätze seit zehn Jahren um über ein Viertel gestiegen sind, einen frischen Aufschwung ertheilt.

In diesen Harzgräbercolonien hat nun zu Ende des Vorjahres eine Agitation gegen die Oesterreicher begonnen, über welche uns soeben seitens des Arbeitssecretärs Mr. Eduard Tregear, Chefinspectors der Fabriken, ein vom 31. März d. J. datiertes Schreiben folgenden Inhalts zukommt:

„Im December des vorigen Jahres wurde ich zum Mitgliede einer königlichen Untersuchungscommission zur Erhebung der Verhältnisse in der Kauriharzindustrie ernannt und zu deren Vorsitzenden gewählt. Mancherlei Klagen waren in den letzten Jahren an die neuseeländische Regierung über das bedrohliche Anwachsen von österreichischen Einwanderern in den Harzgebieten gelangt. Die Harzgräber begannen die Presse zu bestürmen und erklärten, der Reichthum des Landes werde durch Fremde ausgebeutet, das Geld aus dem Lande geschafft und sie selbst durch „Sclavenarbeit" in die Armut getrieben; denn man behauptete, dass die Oesterreicher truppweise im Subcontract durch reiche Leute ausgeschickt werden, an welche der Arbeitsverdienst übersendet werde. Die neuseeländische Regierung hielt es für nothwendig, die Richtigkeit dieser Angaben zu prüfen, und Personen, die nicht bloß mit den heimischen Arbeitern sympathisierten, sondern völlig unparteiisch wären, mit der Berichterstattung zu betrauen. Wir haben einige Monate in einem sehr unwirtlichen und unwegsamen Theile des Landes in der Gegend des North Cape zugebracht und eine harte Arbeit hinter uns. Sie werden gewiss patriotischen Stolz empfinden, wenn ich Ihnen sage, dass der Bericht der Commission für die österreichischen Arbeiter das größte Lob findet. Wir fanden diese Arbeiter ungemein fleißig, loyal und rechtschaffen; wir sahen in ihnen vorzügliche Bürger und haben diesen unseren Anschauungen auch Ausdruck gegeben. Eine Schwierigkeit besteht nur darin, dass das slavische Idiom, das sie sprechen (sie stammen meist aus Dalmatien), es ihnen nicht leicht macht, englisch zu lernen, was wohl der Fall wäre, wenn sie irgend eine germanische Sprache sprechen würden. Daher halten sie zusammen, verkehren nicht mit der übrigen Bevölkerung, schicken ihr Geld nach Hause oder geben es in die Sparbank und geben ihren großen Verdienst in der Colonie nicht aus. Unter den britischen Harzgräbern entstand daher eine starke Agitation, um die Commission dazu zu bringen, es möge eine Kopfsteuer allen österreichischen Einwanderern auferlegt werden. Wir haben dies absolut abgelehnt, dagegen die Regierung aufgefordert, sie möge Stücke guten Landes den Ansiedlern anbieten und auch unsere Gesetze über Erwerb von Grund und Boden in die Sprache der Dalmatiner übersetzen lassen. Es sind gegenwärtig 2000 von ihnen auf den Harzfeldern und sie ersparen 2000 bis 3000 Pfund Sterling wöchentlich nach Abzug der Kosten für ihre Nahrung. Sie leben gut; die Nahrung kostet jeden Mann 11 bis 14 Shilling wöchentlich, also beiläufig zweimal so viel, als ihr gesammter Wochenlohn in der Heimat beträgt, wo die meisten von ihnen etwa ein Shilling zwei Pence Tagesverdienst gehabt hatten. Es sind keine Frauen mit ihnen, und wenn wir ihnen nicht die Möglichkeit dauernder Ansiedlung gewähren, werden sie bloße Zugvögel bleiben. Ich bin nichtsdestoweniger der Ueberzeugung, dass sie die besten Colonisten abgeben werden, und dass es viel besser ist, sie dazu anzuleiten, als sie durch harte Maßregeln dem Lande zu entfremden. Eine gewisse Berechtigung haben allerdings die britischen Harzgräber zur Klage. Die Oesterreicher, welche gruppenweise zusammenarbeiten, besetzen das ganze Harzgebiet und arbeiten, wie sie es auch sollen, systematisch; sind sie aber einmal fort, so wird es sowohl an Arbeitskräften, als an Capital fehlen. Ich habe nichtsdestoweniger alles, was ich konnte, für sie gethan, wie Sie aus dem Berichte, der dem Parlamente im Juni vorgelegt werden wird, ersehen werden."

So weit unser Gewährsmann. Aus Zeitungsnachrichten erfahren wir noch, dass Vorschläge aufgetaucht sind, nach welchen die Harzgräberei ohne Rücksicht auf die Nationalität an die Lösung einer Concession und diese wieder an den Erwerb von Grund und Boden geknüpft werden soll. Sollten einmal in der nächsten Generation die Harzfelder erschöpft sein, so könnten die Ländereien durch Pflanzungen von Ginster in Schaftriften verwandelt werden und namentlich die österreichischen Ansiedler sich der Reben-, der Oliven- und der Cultur von Südfrüchten zuwenden.

Aus diesem Sachverhalte geht nun hervor, dass unsere Landsleute lediglich der ebenso klugen als wohlwollenden Haltung der neuseeländischen Regierung es verdanken, wenn sie nicht nach Art der Chinesen einer Ausnahmsgesetzgebung unterworfen werden; und diese Haltung ist umso bemerkenswerter, als diese Regierung sich auf eine Coalition der Radicalen und der Arbeiterpartei stützt. Dass diese Majorität demagogischen Einflüsterungen sich unzugänglich erweist, ist jedoch kein Grund, die auswandernden österreichischen Arbeiter gänzlich sich selbst zu überlassen. Oesterreich-Ungarn gehört heute nach Italien und Großbritannien zu den stärksten Auswandererstaaten.*) Man hat den Umfang der österreichischen Auswanderung für 1895 mit 66.100 Personen berechnet und sie damit wohl unterschätzt. Diese Auswanderung vollzieht sich unter den für die Betheiligten allerungünstigsten Bedingungen. Das bestehende Polizeiverbot des Auswanderungsgeschäftes treibt die Emigranten förmlich den Winkelagenten in die Arme: diese verschiffen ihre Opfer weit vom Schusse in ausländischen Häfen, da der Lloyd in Triest das Auswanderungsgeschäft nicht betreibt. Während Deutschland, England, Belgien, die Schweiz durch staatliche Auskunftertheilung, durch Concessionierung und Beaufsichtigung der Auswanderungsgeschäfte längst den richtigen Weg gewiesen haben und die italienische Regierung in Ellis Island bei New York ein eigenes Auswanderungsbureau unterhält, überlassen wir unsere Connationalen der Ausbeutung durch die Organe ausländischer Schiffahrtsgesellschaften.

Der Brief des Herrn Tregear könnte aber zunächst wohl zu einer eingehenden Erhebung der Arbeiterverdingung durch die Padrones anregen. Ueber den Sclavenhandel, den sie jenseits des Oceans treiben, hat die Zeitschrift des amerikanischen Arbeitsamtes vor einiger Zeit eingehend berichtet; das Verhältnis der Arbeiter zu diesen Arbeitsvermittlern läuft im wesentlichen auf eine Schuldknechtschaft schlimmster Sorte hinaus.**) Nach den Berichten der amerikanischen Gewerkvereine blüht aber dieses System nicht nur unter den Italienern, sondern auch unter den Armeniern, Ungarn und Polen. Diese Angaben werden nur zu sehr durch die wucherischen Arbeitsverträge bestätigt, welchen galizische, für Rumänien bestimmte Landarbeiter unterworfen werden, und die der neueste

*) H. v. Wanr, Die überseeische österreichische Wanderung in den Jahren 1891 bis 1895. Statistische Monatschrift, 1897, S. 595.

**) John Koren, The Padrone System and Padrone Banks. Bulletin of the Department of Labor, 1897, Nr. 9.

Bericht unseres Handelsamtes über „Arbeitsvermittlung in Oesterreich“ (Seite 89) veröffentlicht. Es wäre wohl Sache unserer auswärtigen Vertreter wie unserer Behörden, diesen Missbräuchen systematisch auf die Spur zu kommen. Es fiele dann ein helleres Licht über eines der großen Brachfelder unserer Socialpolitik.

Brünn. Dr. Stephan Bauer.

Die Mädchengymnasialfrage in Deutschland.

Seit die Frauenstudienfrage am 11. März 1891 zum ersten Male Gegenstand der Reichstagsverhandlungen in Deutschland war, spielen Reichstag und Landtage Fangball mit ihr. Das Reich erklärt sich incompetent in dieser Angelegenheit und schiebt die Initiative auf die Einzelstaaten, und diese wieder wollen sie nicht ergreifen. Interessant zu beobachten ist das Verhalten der Landtage in dieser Frage. Durch die Petitionen der Vereine „Allgemeiner Deutscher Frauenverein“ und „Frauenbildungsreform“ veranlasst, Stellung zu derselben zu nehmen, wurde sie im Weimar'schen Landtage vom Vicepräsidenten Appelius folgendermaßen abgethan: „Uns reizt an den Frauen gerade die Gefühlswärme, die Naivetät und Frische, und der Reiz, den sie durch diese Eigenschaften auf die Männer ausüben, würde unwiderbringlich verloren gehen, wenn dieses Anmuthendste an ihnen durch die Erreichung intellectueller Energie vereitelt würde.“ „Aus diesem Grunde müssten die Männer mit allen Mitteln dagegen kämpfen. Sie thaten es und lehnten den Antrag des Petitionsausschusses, „das Gesuch an die Großherzogliche Staatsregierung zur Kenntnisnahme zu überweisen“, ab. Das Gleiche that die Württembergische Abgeordnetenkammer, die höchstens für eine höhere Classe von Hebammen einzutreten entschlossen war. Die Verhandlungen daselbst charakterisiert am besten die Aeußerung des Abgeordneten Dr. Maus; derselbe fand, dass der Wirkungskreis der Frauen hinreichend groß sei, da „gute Köchinnen immer gesucht und gut bezahlt würden“.

Ohne Motivierung erfolgten die Ablehnungen des Schaumburg-Lippe'schen Landtages, des Landesausschusses für Elsass-Lothringen u. s. w.

Lassen aber all diese motivierten und unmotivierten Ablehnungen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, so lässt sich das in Bezug auf das preußische Abgeordnetenhaus nicht sagen. Als am 18. Juni 1891 über die obenerwähnte Petition im Plenum verhandelt wurde, da stellte die Commission den Antrag, die Zulassung zum Maturitätsexamen der königlichen Staatsregierung zur Erwägung zu überweisen. Der Berichterstatter Seiffert bemerkte hierzu, dass dieser Commissionsbeschluss gewiss sehr maßvoll sei in Anbetracht dessen, dass der preußische Staat in Bezug auf die Besserung der Lage der Frauen im Kampfe mit dem Leben hinter den anderen westlichen Culturnationen etwas zurückgeblieben ist und dass es noch gerade an der Zeit sein dürfte, das Versäumte wieder nachzuholen.

Ein Jahr später wurde der Commissionsantrag gelegentlich neuer Frauenpetitionen dahin erweitert, dass nicht allein die Erlaubnis zur Ablegung eines Maturitätsexamens an einem Gymnasium beantragt wurde, sondern dass auch die Zulassung zum medicinischen Studium der königlichen Staatsregierung zur Erwägung überwiesen werden möge, und dieser Antrag wurde mit zehn gegen eine Stimme angenommen, während der Antrag des conservativen Abgeordneten Hartmann: „Uebergang zur Tagesordnung“ mit allen gegen zwei Stimmen abgelehnt wurde. Gleichzeitig theilte der Regierungscommissarius Schneider mit, dass der Minister die Frage des Frauenstudiums, soweit die Sache in sein Ressort falle, eifrig fördere und dass seine zuständigen Referenten dies ebenfalls thäten.

Seit dieser Erklärung sind sechs Jahre ins Land gezogen. Das Jahr 1893 förderte die ersten zwei Mädchengymnasien in Karlsruhe und Berlin zutage, denen ein Jahr später ein drittes in Leipzig folgte; in anderen großen deutschen Städten bildeten sich Comités zur Errichtung weiterer gleicher Institute: die Gymnasiastinnen bestanden so gute Examina (die Erlaubnis wurde ihnen hiezu als Externisten gewährt), dass der preußische Cultusminister im Abgeordnetenhause selbst erklärte, man müsse allen Respect davor haben. Der Andrang der Frauen zu den Universitäten wurde so groß, dass der Minister sich veranlasst sah, die Restrictionen, die den Frauen auferlegt wurden, um ein weniges zu lockern, indem die Hospitantinnen in jedem Einzelfalle nicht mehr wie bisher beim Minister um die Erlaubnis zum Hören einzukommen brauchen, sondern sich an derjenigen des Rectors und der einzelnen Professoren und Docenten genügen lassen können. (Was, nebenbei gesagt, immer noch genug Hindernisse und Schwierigkeiten den Hörerinnen in den Weg legt.) In diesen sechs Jahren hat die öffentliche Meinung in Deutschland durch die Resultate der Frauenarbeit, die sich von nun ab mehr und mehr hervorwagte, und durch die Nothwendigkeit derselben einen großen Umschwung zu Gunsten derselben erfahren. Und während man nun glücklich so weit ist, dass die städtischen Behörden einer Stadt, wie es in Breslau geschah, die Nothwendigkeit höherer Bildungsanstalten für das weibliche Geschlecht erkennen und die Gründung eines städtischen Mädchengymnasiums beschließen, verweigert der preußische Cultusminister nicht allein die Erlaubnis hierzu, sondern gibt gelegentlich der Interpellation über diese Weigerung am 30. April dieses Jahres im preußischen Abgeordnetenhause Erklärungen, die im ganzen Lande Sensation hervorgerufen haben und die geeignet sind, alle objectiven Beurtheiler der Angelegenheit mit ebensoviel Erstaunen als Unruhe zu erfüllen.

Während der Regierungscommissarius im Jahre 1892 mittheilte, dass der Minister die Frage des Frauenstudiums eifrig fördere — und zwar war damals Graf Zedlitz-Trützschler, dem man gewiss eine zu große Dosis Liberalismus nicht zuschreiben kann, Cultusminister — erklärte der gegenwärtige Cultusminister Herr Dr. Bosse sechs Jahre später, während welcher Zeit seine eigene Tochter, von der Berechtigung der modernen Bestrebungen ergriffen, studierte, erklärte Herr Bosse am 30. April 1898 persönlich, dass, wenn man den Frauen die Gymnasial- und Universitätsbildung erleichtere, man die Mädchen in allen Berufen den Männern völlig gleichstellen müsste, dass dies ungesund und gefährlich wäre und die Unterrichtsverwaltung die Hand hiezu nicht bieten könne. Der Unterrichtsminister erklärte es weiter als eine Culturfrage ersten Ranges, Versuche mit Mädchengymnasien — nicht zu machen, er erklärte die neunclassigen höheren Mädchenschulen für einzig und allein seligmachend, schien es fast beängstigend zu finden, dass etwa 75.000 Mädchen bereits heute eine über die Ziele der Volksschule hinausgehende Bildung genießen, wovon 45.000 in höheren Töchterschulen, und meinte, dass in der Regel die Mädchen aufs Heiraten und die Regierung auf diese Regel rechne, dass es sehr gescheidte und edelste Frauen gebe — wohl an die eigene weibliche Familie gerichtet — die dem modernen Zuge nach der gelehrten Frauenbildung zustimmen, aber die logischen Consequenzen hieraus nicht ziehen, wie es überhaupt nicht eine Stärke der Frauen ist, logische Consequenzen zu ziehen. Auch der Staatsminister sei der Ansicht, dass der Wettbewerb zwischen Männern und Frauen kein gleicher sei und die Frauen im Vortheile seien, weil sie die allgemeine Wehrpflicht nicht hätten, im übrigen, meinte der Minister, dass er durch seine Ablehnung das kleine Feuerchen, das die städtischen Behörden in Breslau anzünden wollten und das „große Güter des Volkes gefährdet hätte“, im Keime erstickt hätte.

Hierin aber irrt der Herr Minister, wie denn seine ganzen Voraussetzungen und die daran sich knüpfenden Folgerungen als irrige bezeichnet werden müssen. Durch die dem Breslauer Magistrat verweigerte Erlaubnis der Errichtung eines Mädchengymnasiums ist, wie der freisinnige Abgeordnete Rickert sehr richtig bemerkte, „das Feuer nicht zusammengesunken“, sondern es wird jetzt erst recht aufflackern. In Kreisen, die sonst dieser Frage kühl gegenüberstanden, hat Entrüstung über die große Ungerechtigkeit, die aus der Ablehnung sowohl als auch aus der Motivierung sprach, Platz gegriffen. Sind wir wirklich so weit gekommen, dass die Unterrichtsverwaltung es als „eine Gefährdung großer Güter des Volkes“ bezeichnet, wenn der größeren Hälfte des deutschen Volkes bessere Bildungsmittel gewährt werden sollen? Sollte der Staatsminister im Ernst für sein Geschlecht so besorgt sein, dass er das Dienstjahr des Mannes als zu benachtheiligend für ihn im Gegensatz zur Frau bezeichnet und dies als genügenden Grund betrachtet, um die Frau aus dem Berufsleben vollständig auszuschließen? Hat der Herr Minister, der einerseits zugibt, dass weibliche Aerzte eine Nothwendigkeit sind, und andererseits Gymnasien und Universitäten den Frauen verschließen will, wirklich das Recht dazu, den Frauen den Vorwurf des Mangels an Logik zu machen? Ist es überhaupt, angenommen, dass der Vorwurf ein berechtigter wäre, logisch, einer ganzen Menschenclasse den Vorwurf der Unlogik zu machen und ihr gleichzeitig das Studium der Logik, das doch einzig und allein helfen könnte, zu verschließen? Ist es heute noch in Deutschland die Regel, dass die Mädchen heiraten? Ist es die Aufgabe einer Unterrichtsverwaltung, die Bildung der größeren Hälfte der Nation zu hemmen?

Auf all diese Fragen kann man nur mit einem kräftigen Nein, Nein, Nein antworten. Es kann nicht als eine Culturfrage ersten Ranges bezeichnet werden, dem weiblichen Theile Deutschlands die Möglichkeit einer höheren Bildung zu versagen, hingegen wäre es eine Culturaufgabe von hoher Bedeutung, sie ihr zu erschließen. Dem Dienstjahr des Mannes steht die geringere physische Stärke der Frau und die Zeit, die sie zur Erlernung und Besorgung des Haushaltes braucht, als sie mindestens ebenso benachtheiligend, gegenüber. Die Blutsteuer der Landessöhne wird durch diejenige der Mutter bedeutend übertroffen. Die Frauen, die deducieren: Weil wir weibliche Aerzte brauchen, weil akademisch gebildete weibliche Lehrer nöthig sind, weil die Erfahrung gezeigt hat, dass die Frauen auch auf anderen wissenschaftlichen Gebieten Vortreffliches leisten können, wollen wir die Möglichkeit der Gymnasial- und Universitätsbildung für das weibliche Geschlecht haben, sind in ihren Folgerungen viel logischer als — mitunter hohe Staatsbeamte. Die höheren Töchterschulen erziehen die Mädchen weder zu tüchtigen Hausfrauen, noch

zu Gehilfinnen des Mannes, wie Herr Bosse irrigerweise annimmt, sondern vermitteln ihnen nach jeder Richtung hin eine oberflächliche, mangelhafte und unabgeschlossene Bildung, die die Zielscheibe des allgemeinen Spottes bildet, nur der Unterrichtsverwaltung allein, allem Anschein nach, unbekannt. Es ist heute, wo vierzig Procent sämmtlicher ehemündiger Frauen im Deutschen Reiche unverheiratet sind, durchaus nicht mehr die Regel, dass alle Mädchen heiraten, und die enorme Zahl von 1,207.000 verwitweter und geschiedener Frauen zeigt überdies, dass auch die Ehe nicht dauernd versorgt.

Wir sehen aber, dass, da sämmtliche Prämissen des Cultusministers falsche sind, naturgemäß auch seine Folgerungen falsch sein mussten, und es ist infolge dessen nicht erstaunlich, dass das Echo, das er bei den Herren des Centrums und der Conservativen, besonders bei Herrn Stöcker, fand, um noch einige Grade falscher und retrograder waren. Es ist aber zu hoffen und zu wünschen, und dies umsomehr, als auch in den Regierungen deutscher Einzelstaaten, wie z. B. in Bayern, ein ähnlicher Wind weht, dass der ganze Liberalismus, wie es ja zum Theil im preußischen Abgeordnetenhause schon am 30. April geschah, wie ein Mann gegen so rückschrittliche Tendenzen sich erhebe und dass er nicht vergesse, dass die vornehmste Pflicht jedes wahren Liberalismus die sei, für Aufklärung, Humanität und Bildung zu wirken.

Berlin. Dr. Eliza Ichenhaeuser.

Moderne Schlachtschiffe.

Von Ingenieur Leo Silberstein (Berlin).

Auf die Entwicklung des modernen Seekrieges ist der Ingenieur einflussreicher gewesen, als der Seeofficier. Vervollkommnete Processe in der Metallurgie von Stahl und Eisen, Schmiede- und Walzverfahren zur Herstellung widerstandsfähiger Panzerplatten, geschickte Constructionen drehbarer Thürme und verhältnismäßig leichtbeweglicher Monstregeschütze haben nicht wenig dazu beigetragen, die moderne Kriegswaffe der See völlig zu verändern. Die praktischen Kriegserfahrungen vergangener Jahrhunderte erscheinen unbrauchbar zur Handhabung der gewaltigen taktischen Einheiten, die sich in den modernen Schlachtschiffen von 3000 bis 15.000 Tonnen Deplacement verkörpern. Während vor dem Jahrhundert des Dampfes und der Elektricität die Schiffe vom Zufall des Windes abhiengen, sind sie heute dank kräftiger Maschinen vollkommene Herren ihrer Bewegungen auf See. Mehrfach-Expansionsmaschinen von 15.000, 20.000, 30.000 Pferdestärken und Doppelschrauben geben diesen eisernen Festungen eine Geschwindigkeit von 10 bis 18 Knoten in der Stunde und mehr. Einer der größten Kreuzer, der „Terrible“, fuhr 24 Knoten bei der Uebernahme. Die Massen der schwereren Geschütze bis zu 110 Tons werden durch Dampf, hydraulische und neuerdings elektrische Vorrichtungen bewegt und um ihre Achse gedreht: sie folgen so mit verhältnismäßiger Leichtigkeit dem Wink des Commandeurs, insbesondere wenn die so schmiegsame und gehorsame Elektricität zur Auslösung der bewegenden Kräfte verwendet wird. Eines der selteneren, weil schwersten, ein 110 Tons-Geschütz, das mit Maschinenbedienung ausgerüstet ist, gibt drei Schüsse von je 900 Kilogramm Gewicht in sechs Minuten ab. Diese großen Schlachtschiffe mit ihrer Eigenbewegung bilden mächtige Individuen, die von der Hand eines Einzigen, Scharfblickenden, Kaltblütigen, blitzschnell Entschlossenen: des Commandanten, gelenkt werden. Vier, acht und mehr solcher Individuen bilden ein Geschwader, dessen Leitung dem Flaggschiff untersteht, auf dem der Admiral sich befindet. Der Engländer nennt ein solches Schlachtschiff einen »man of war«, zu deutsch einen „Krieger“. Und thatsächlich erinnert auch jede dieser gewaltigen schwimmenden Massen, die Leben in sich bergen und feuerspeiende Erregbarkeit, in ihrer geschlossenen Einheitlichkeit an die gepanzerten Ritter des Mittelalters.

Wie sehr der Ingenieur den Fortschritt des modernen Kriegsschiffsbaus beeinflusst hat, lehrt der berühmte Kampf zwischen „Monitor“ und „Merrimac“, der den amerikanischen Bürgerkrieg aus den Jahren 1861 bis 1862 in der Entwickelungsgeschichte des Schiffspanzers denkwürdig gemacht hat. Das Schiff der Conföderierten, der „Merrimac“, mit einem Eisenpanzer von ungefähr 100 Millimeter Dicke versehen, hatte den hölzernen Schiffen, welche die Nordstaaten nach der Mündung des James-River geschickt hatten, so übel mitgespielt, dass sich des Nordens eine Panik bemächtigte. Unterdessen aber hatte der berühmte Ingenieur Erricsson nach seinen Entwürfen und auf seine Gefahr innerhalb 118 Tagen den kleinen „Monitor“ gebaut, ein ziemlich unscheinbares Schiff, dessen ganze Bewaffnung in zwei Dahlgreen-Kanonen bestand, die in einem Panzerthurm mitten auf dem nur wenig über Wasser hervorragenden Deck untergebracht waren. Kanonen und Thurm waren um eine Mittelachse drehbar, so dass sie nach jeder Richtung feuern konnten, ohne wie der „Merrimac“ eine ergänzende Wendung des ganzen Fahrzeuges zu erfordern.

Nicht alle Officiere der Admiralität der Vereinigten Staaten waren mit dem Bau des Schiffes einverstanden. Als der „Monitor“ aber in Hampton Roads sein erstes Zusammentreffen mit dem ungleich größeren „Merrimac“ feierte, änderte sich die Meinung, und der von Erricsson hier zum erstenmal in Anwendung gebrachte drehbare Thurm wurde mit einigen Veränderungen in seinem Bewegungsmechanismus für die Zukunft typisch und für Schlachtschiffe, sowie für Landbefestigungen adoptiert. Die Größe der beiden Schiffe, die sich dort gegenüber standen, ist so verschieden, dass auf jenes Rencontre von Marine-Fachschriftstellern mit Vorliebe das biblische Gleichnis vom kleinen David angewendet wird, der sich in so erquickend lehrhafter Weise dem Riesen Goliath überlegen zeigte. Der Kampf zwischen den beiden wohlgepanzerten Schiffen war ein äußerst heftiger. Einander ganz nahe, schossen sie sich ihre für jene Zeiten verhältnismäßig schweren Geschosse auf den Leib, und wenn die vom „Monitor“ aufgewendete Munition nicht zu schwach gewesen wäre, so wäre er vermuthlich Sieger geblieben. Jedenfalls hielt er sich so wacker, dass der „Merrimac“ nicht mehr an die anderen hölzernen Schlachtschiffe der Vereinigten Staaten herankommen konnte, die er sonst eines nach dem andern in den Grund gebohrt hätte. Der kleine „Monitor“ zeichnete sich durch große Beweglichkeit aus, wenn er auch zahlreiche Mängel besaß. Vor allem konnte die im eisernen Thurm eingeschlossene Mannschaft sich nur in unvollkommenem Grade über die Richtung, in der der Gegner sich im Augenblick befinden mochte, unterrichten. Man hatte früher gefürchtet, dass die Mannschaft im Thurm, bedrückt von dem engen, furchtbar erschütterten Raum, sehr leiden würde, allein dies erwies sich nur im beschränkten Maße als richtig.

Die Panzerung hat seit jenen Tagen bedeutende Fortschritte gemacht. Schon das Material, das anfangs aus Eisen bestand, ist ein anderes geworden. Man wendete in der Folge Compoundpanzerung an, die aus Stahl mit Eisenplatten-Unterlage gebildet ist. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika zogen 1891 Nickelstahl vor; neuestens soll Tungsten noch bessere Resultate als Nickel geben. In England hat der Harvey-Process zum Härten von Stahl und Nickelstahl das Feld erobert. Die nach diesem Verfahren hergestellten Stahlplatten sollen eine um 50 Procent höhere Widerstandskraft besitzen, als das in dem Jahre 1862 verwendete Eisen. Die Panzerdicke von 262 mm im Jahre 1862 ist auf 600 mm im Jahre 1874 und darüber gestiegen, da jedoch die Belastung die Seetüchtigkeit des Schiffes gefährdete, in der Folge zurückgegangen. Das mächtigste englische Schlachtschiff „Majestic“, 1897 erbaut, weist solche von 225 und 350 mm Dicke auf. Doch kaum hatten die defensiven Eigenschaften der Schlachtschiffe sich vervollkommnet, als die offensiven, insbesondere die Artillerie, sie überholten. In England stiegen die Geschosse von 110-Pfündern (Armstrong Hinterlader) bis auf 1250- und 1800-Pfünder. Das Auftauchen der Torpedoboote brachte die Vervollkommnung der Schnellfeuergeschütze mit sich, die einen verheerenden Hagel von Projectilen auf das Deck der feindlichen Schiffe werfen, dort alles zerstören, was nicht durch Panzer gedeckt ist, brennbare Stoffe in Brand setzen und so Feuergefahr heraufbeschwören, die Schornsteine in Trümmer schießen, den Commandanten auf seiner Commandobrücke und die Mannschaft der Artillerie, wo solche sich in ungedeckter Stellung befindet, niederschmettern. Auf große Entfernungen, auf denen die Panzergranaten noch nicht genügende Durchschlagskraft haben und deshalb wirkungslos abprallen würden, wird das unbarmherzige Feuer der Zündgranaten in Anwendung kommen, deren beim Aufschlagen explodierende Sprengladungen die nicht gepanzerten empfindlichen Theile des Schiffsdecks in Trümmer zu schießen geeignet sind.

Anders wird die Sache im Nahekampf. Die moderne Seeschlacht kennt kaum das Entern der feindlichen Schiffe, Bord an Bord, wie zu den Zeiten Nelsons, und das Handgemenge zwischen der Mannschaft. Das moderne Melée ist ein furchtbarer Kampf mit schwerer Artillerie, Torpedos und Sporn — schwere Massen, von Rauchwirbel und Pulverdampf umhüllt, die einander zu vernichten suchen. Machen wir uns ein Bild von der Bewaffnung der größeren Schlachtschiffe.

Da es zu sehr das Schiff belasten würde, wenn es durchaus mit Panzerplatten bedeckt wäre, so kann nur ein Theil des Schiffes geschützt werden. Hauptsächlich handelt es sich um einen Gürtel in der Höhe der Wasserlinie, da ein Leck in dieser Höhe ein Eindringen des Wassers und ein Sinken des Schiffes zur Folge haben müsste. Ein Deckpanzer muss das lebende Werk, welches die Maschinen, den Bewegungsimpuls enthält, gegen das Eindringen von Geschossen schützen, die von oben einschlagen. Man wird die größten Geschütze in Thürmen aufstellen, wohl auch den wichtigeren Theil der Artillerie, vom 12-Pfünder aufwärts, in stahlgepanzerten Casematten oder sonst hinter Panzern von 150—350 mm oder mehr unterbringen. Die Artillerie wird aus einigen 40 oder 50 Geschützen bestehen, von denen die vier oder sechs größten am Bug und Heck aufgestellt sind. Sie vermag in einem Breitseit-Feuer gegen zwei Dutzend Geschosse in einem Gesammt-Gewicht von 1000—2000 Kilogramm Eisen auszuwerfen. Etwa einhalb Dutzend Torpedo-Lancierrohre vervollständigen die Kampftüchtigkeit. Die Besatzung wird ungefähr 400—900 Mann betragen, von denen etwa 100 zum Betriebe der verschiedenen Bewegungsmechanismen und Dampfmaschinen und vielleicht ebensoviel für den Austausch der Signale mit dem Flaggschiff

und den anderen Geschwaderschiffen Verwendung finden. Ein großer Theil des Rumpfes, in welchem auch die Mannschaftswohnungen sich befinden, bleibt ungepanzert und infolge dessen dem feindlichen Feuer ausgesetzt, das denn auch hier wüthen und alles Vernichtbare in Trümmer schlagen, zünden oder wegfegen wird. Maste, Rauchschlote, Boote, Bordbrüstungen, Commandobrücken und Steuerruder sind der feindlichen Attaque schon auf große Entfernungen, die man zwischen sechs bis acht Kilometer annehmen kann, ausgesetzt, doch geht die Treffweite der Schiffsgeschütze bis auf 12 Kilometer. Eine der wichtigsten Waffen im Nahkampfe ist der Rammsporn. „Rammt jedes feindliche Schiff!" war der erste Befehl, den Tegetthoff bei Lissa seinem Geschwader gab. Er selbst rammte in einem günstigen Augenblick mit seinem Flaggschiff „Ferdinand Max" den quer vor ihm liegenden, durch den Verlust des Ruders hilflos gewordenen „Re d'Italia". Es war das Werk weniger Minuten. Mit vollem Dampf rannte der „Ferdinand Max" dem vor ihm aus dem Pulverdampf und den Rauchwolken plötzlich auftauchenden Feind seinen Sporn in die Weiche. Sein Bug stieg leicht empor und sank wieder, als der österreichische Admiral noch im Augenblicke des Zusammenstoßes die Dampfmaschinen wieder nach rückwärts schlagen ließ und der Rammsporn aus der Wunde gezogen wurde. Es dauerte nur eine oder zwei Minuten, dass der „Re d'Italia" zuerst nach der einen Seite überholte, dann nach der anderen Seite und plötzlich untergieng, seine Mannschaft zum Theil mit sich ziehend, zum Theil auf der wirbelnden Fläche des sich schließenden Abgrundes zurücklassend, wo sie schwimmend lange Zeit mit den Wellen kämpften, während über ihren Häuptern die Kanonade fortdauerte und die Schlacht mit dem Sieg der Oesterreicher endete. Ein zweites Schiff, der „Kaiser", hatte negativen Erfolg. Der „Kaiser", der den „Portogallo" gerammt hatte, verlor dabei sein Bug-Sprit und gerieth in ein heftiges Feuer, das ihn arg zurichtete. Nur durch ein Wunder entgieng er dem Schicksal, in seiner hilflosen Lage selbst gerammt zu werden. Schon hatte der „Affondatore" zum Stoß ausgeholt! Nur ein psychisches Moment veranlasste den italienischen Admiral, das seeuntüchtig gewordene österreichische Schiff zu verschonen. Wie man sieht, glückt der Rammstoß nicht immer, da das rammende Schiff Gefahr läuft, selbst beschädigt zu werden, wenn das gerammte sich in Bewegung befindet oder mit abdrehendem Curs den Stoß pariert. Nach Laird Clowes waren unter 74 Rammversuchen nur 20, bei denen die gerammten Schiffe beschädigt, kampfunfähig wurden oder sanken.

Als eine fürchterliche Waffe gilt der Torpedo. Ein an richtiger Stelle an der Schiffswand eines Panzers zur Explosion gebrachter Torpedo reißt mit seiner Dynamitladung eine Todeswunde in dem stählernen Riesen und senkt ihn in den Grund. Aber die ganze Schwierigkeit concentriert sich eben in dem einen Punkt: den Torpedo an der Stahlwand des feindlichen Panzers zur Explosion bringen. Man hat zum Schleudern des Torpedos eigene Torpedoboote gebaut, sehr schmale, kleine, flinke Schiffe, um rasch sich nähern und fliehen zu können, kaum aus dem Wasser ragend, um nicht leicht gesehen und beschossen zu werden, aus einer ziemlich dünnen, leicht verletzbaren Eisenhaut bestehend. Sie fassen etwa 15 Mann. Vorne am Bug sind die Auswerfrohre eingebaut, durch welche die Torpedos lanciert werden. Die Torpedoboote fahren, oder vielmehr sie schleichen an den Feind heran, da sie einen Abstand von 300 bis 400 Meter vom Zielobject haben müssen. Aber am Tage, wenn sie die trennende Entfernung von 2000 auf 400 Meter mit ihrer 20-Knotengeschwindigkeit durchschreiten sollen, erhalten sie bereits tüchtiges Feuer aus den Schnellfeuergeschützen des bedrohten Kriegsschiffes, das ungefähr 3¼ Minuten Zeit hat, um das heranschwirrende Boot mit einem Hagel von Geschossen zu überschütten. In den weitaus meisten Fällen wird das Torpedoboot vor einer solchen Mission am Tage zurückschrecken müssen. Auch wird es im Gewühl zwischen den Schiffsmassen noch andere Gefahren laufen. Doch, wie eben das Glück der Waffen spielt, ist es im japanisch-chinesischen Krieg am Yalu vorgekommen, dass ein solches japanisches Boot sich gegen das Ende der Schlacht einem chinesischen Panzer näherte, drei Torpedoschüsse abgab und sich ohne bedeutende Beschädigung zurückzog. Es gehören aber besondere Standhaftigkeit und Heroismus der Mannschaft dazu, einen solchen Angriff zu unternehmen. Man will im allgemeinen den Torpedobooten die Rolle der Cavallerie zur See zuweisen. Ihre Aufgabe soll mehr darin bestehen, den Feind zu überraschen und nach Beendigung der Schlacht, wenn die Schiffe des Gegners halb zum Wrack zusammengeschossen sind, den Ruin des Besiegten beschleunigen. Im japanisch-chinesischen Krieg hatten die chinesischen Torpedoboote den passiven Erfolg, dass der japanische Admiral Ito die Verfolgung der besiegten Chinesen nicht aufnehmen wollte, da er Angriffe der Torpedoboote bei beginnendem Nachtdunkel fürchtete und seine Mannschaft zu erschöpft, seine Schiffe zu hart mitgenommen waren, um noch einen Strauß zu bestehen. Die eigentlichen Erfolge der Torpedoboote werden mehr unter dem Schutze der Dunkelheit der Nacht errungen. Dann schleicht sich das Boot heimlich heran und versetzt dem Gegner einen Torpedo, wenn es nicht zuvor mit Hilfe des wachsamen elektrischen Scheinwerfers entdeckt und beschossen, oder von Torpedobootsjägern gejagt wird.

Die Kriegsschiffe sind, wie wir gesehen haben, ebenfalls mit Torpedos ausgerüstet und verwenden sie im Schlachtgewühl. Allein es scheint, als ob dies nicht nur zwecklos wäre, sondern den Schiffen eine Last und unter Umständen eine Gefahr bedeuteten. Eines der am Yalu gesunkenen Schlachtschiffe der Chinesen zeigte vor seinem Verschwinden in den Fluten eine von einer Explosion herrührende Feuer- und Schallerscheinung, welche man auf die Explosion eines getroffenen Torpedos, der sich auf dem Schiff befand, zurückführen will. Möglicherweise kann aber auch das Schiff auf einen der fehlgegangenen und nun im Wasser herumschwimmenden Torpedos gestoßen sein, der aus einem japanischen oder chinesischen Schiffe herrührte. Es hat daher kaum einen Zweck, Torpedos ins Wasser zu säen, die dem eigenen Geschwader verderblich werden können. Man hat in neuerer Zeit auch lenkbare Torpedos zu bauen versucht, sowie Kanonen, welche Dynamit und andere Explosivstoffe auswerfen.

Betrachtet man die großartigen eisen- und feuerwerfenden Maschinen und das Kampfgewühl, welches diese Ungeheuer hervorrufen, so muss es als ein erstaunliches Resultat erscheinen, dass die Verluste an Mannschaft nicht eigentlich größer sind, als die Zahlen aus einer Reihe größter Seeschlachten der letzten 40 Jahre aufweisen. Danach betrug der Procentsatz der Getödteten, Ertrunkenen und Verwundeten auf Seiten der Sieger 2 bis 11 Procent, auf Seiten der Besiegten 6 bis 29 Procent ihrer Mannschaft. Also die Mannschaftsverluste bei beiden zusammen bewegen sich zwischen 4 bis 20 Procent. Es scheint beinahe, als ob es nicht mehr ein Kampf zwischen Menschen und Menschen, sondern zwischen gepanzerten Maschinenungeheuern wäre, als ob die Seeschlachten der Zukunft nur noch zwischen technischen Intelligenzen geschlagen würden. Das technische Genie der einen Nation wirft sich dem technischen Genie der anderen entgegen und entscheidet die unlöslichen Fragen der Politik. „Alle Wasser des Oceans können diese kleine Hand nicht rein waschen", schluchzt unter Gedächtnis- und Gewissensqualen Lady Macbeth. Die Blutspuren der großen Kriege aber verschwinden in den Fluten der Unendlichkeit, denn Nationen haben zwar Gedächtnisse, sogar sehr feierliche mit Tedeum, Weihrauchwirbel und Kirchenglockenklang, aber kein Gewissen.

Rom.

Eine ästhetische Analyse.

Von **Georg Simmel** (Berlin).

Der tiefste Reiz der Schönheit liegt vielleicht darin, dass sie immer die Form von Elementen ist, die an sich gleichgiltig und schönheitsfremd sind und erst durch ihr Beieinander ästhetischen Wert erwerben; es fehlt dem einzelnen Wort, wie dem einzelnen Farbenfragment, dem Baustein wie dem Ton, und nur wie ein Geschenk, das sie von sich allein aus nicht verdienen, kommt über diese Einzelheiten das formende Zusammensein, das ihre Schönheit ausmacht. Dass wir die Schönheit als eine geheimnisvolle Gunst empfinden, als etwas, das die Wirklichkeit eigentlich nicht beanspruchen, sondern nur als eine Gnade demüthig hinnehmen kann — das mag sich auf jene ästhetische Indifferenz der Elemente und Atome der Welt gründen, von denen eines nur in der Beziehung zum andern, das andre aber nur in seiner Beziehung zu jenem die Schönheit trägt, so dass sie zwar auf ihnen, aber doch auf keinem von ihnen haftet.

Dieses Wunder nun sind wir gewohnt entweder an der Natur sich begeben zu sehen, deren mechanische Zufälligkeit ihre Elemente ebenso zur Schönheit, wie zur Hässlichkeit formt: oder an der Kunst, die ebendieselben von vornherein um des Schönheitszweckes willen zusammenführt. Ganz selten begegnet ein drittes: dass Menschenwerke, zu irgend welchen Zwecken des Lebens geschaffen, sich darüber hinaus zur Form der Schönheit zusammenfinden, so zufällig, in ihrem Zusammen so wenig von einem Willen zur Schönheit geleitet, wie Naturgebilde, die überhaupt von keinem Zwecke wissen. Fast allein alte Städte, die ohne vorbedachten Plan erwachsen sind, bieten der ästhetischen Form solchen Inhalt: hier stellen Gebilde, die menschlichen Zwecken entstammen und nur als Verkörperung von Geist und Willen erscheinen, durch ihr Zusammentreffen einen Wert dar, der ganz jenseits dieser Absichten liegt und als ein opus supererogationis zu ihnen hinzukommt. Derselbe glückliche Zufall, der die Linien der Berge, die Farbe der Meere, die Verzweigungen der Bäume nach unseren ästhetischen Bedürfnissen gestaltet, bewährt sich hier an einem Material, das schon in sich dem Zufall entrückt ist, schon in sich Zweck und Geist trägt, wenngleich nicht den der Schönheit: so etwa, wie die menschlichen Handlungen, ganz von der Einzelheit und Enge ihrer Ziele geleitet und erfüllt, sich dennoch zur Verwirklichung des göttlichen Weltplanes zusammenfinden, von dem sie nichts wissen.

In dem römischen Stadtbilde scheint solches glücklich zufällige Zusammenwachsen menschlicher Zweckgebilde zu neuer, ungewollter Schönheit seinen höchsten Reiz zu gewinnen. Hier haben unzählige Generationen nebeneinander und übereinander geschaffen und gebaut, jede völlig unbekümmert, ja oft völlig verständnislos gegen das,

was sie vorfand, ausschließlich dem Bedürfnis des Tages und dem Geschmack oder der Laune der Zeit hingegeben; der reinste Zufall hat entschieden, welche Gesammtform sich aus dem Früheren und dem Späteren, dem Verfallenden und dem Erhaltenen, dem Zusammenpassenden und dem Dissonierenden ergeben soll. Und da das Ganze dennoch von so unbegreiflicher Einheitlichkeit geworden ist, als hätte ein bewusster Wille seine Elemente um der Schönheit willen zusammengeführt, so erwächst nun die Macht seines Reizes wohl aus diesem weiten und doch versöhnten Abstand zwischen der Zufälligkeit der Theile und dem ästhetischen Sinne des Ganzen; darin liegt die beglückende Gewähr, dass alle Sinnlosigkeit und Disharmonie der Weltelemente ihren Zusammenschluss zu der Form schöner Ganzheit nicht hindert. Das ganz Unvergleichliche des Eindruckes von Rom ist, dass die Abstände der Zeiten, der Stile, der Persönlichkeiten, der Lebensinhalte, die hier ihre Spuren hinterlassen haben, so weit gespannt sind, wie nirgends in der Welt, und dass diese dennoch in eine Einheit, Abgestimmtheit und Zusammengehörigkeit verwachsen, wie nirgends in der Welt.

Versucht man, die ästhetische Wirkung Roms psychologisch zu zergliedern, so mündet man von allen Richtungen her auf diesem Centrum, auf das zunächst sein äußerliches Bild hinzeigt: dass aus den größten Gegensätzen, in die sich überhaupt die Geschichte der höheren Cultur gespalten hat, hier eine völlige, organische Einheit des Eindrucks geworden ist.[*] Wie es das Wesen des Erkennens ist, aus den fragmentarischen und isolierten Empfindungen der Sinne ein verständlich zusammenhängendes Weltbild zu formen; wie es der Sittlichkeit obliegt, die zusammenhangslosen oder antagonistischen Interessen in eine Einheit zu versöhnen: so ist es eines der letzten Motive ästhetischer Befriedigung, in der auseinanderstrebenden Fülle der Eindrücke, Ideen, Anregungen Einheit zu entdecken oder zu schaffen. Wenn es überhaupt ein, ja vielleicht der tiefstgelegene Zug des Menschlichen ist, aus der ursprünglichen Vielheit der Dinge und Vorstellungen ein einheitliches Zusammengehören in der Seele zu gewinnen, so ist vielleicht alle Kunst nur eine besondere Art und Form, in der uns dies gelingt, nur einer der Wege von äußerer — oder auch innerer — Vielheit zu innerer Einheit, und die Bedeutung jedes Kunstwerkes wüchse in dem Maße, in dem die Vielheit seiner Bedingungen, seines Materials, seines Problemkreises vielfacher und die Einheit, in die es sie zu bannen weiß, enger, kräftiger, einheitlicher ist. An der Spannung zwischen der Vielheit und der Einheit der Dinge, die das Kunstwerk zur Anschauung und Empfindung bringt, würde sich so seine ästhetische Werthöhe messen. In solchem Sinne wirkt Rom wie ein Kunstwerk höchster Ordnung. Das hebt an mit seinem Straßenbild, wie es durch die Hügeligkeit des Terrains bestimmt wird. Fast allenthalben stehen die Gebäude in dem Gegenseitigkeitsverhältnis von Oben und Unten. Dadurch weisen sie mit ganz anderer Bedeutsamkeit aufeinander hin, als wenn sie in einer Fläche, bloß nebeneinander, lägen. Vielleicht ist dies der grundlegende Reiz der bergigen Landschaft: jedes Oben hat seine Möglichkeit als solches nur durch das Unten, jedes Unten nur durch das Oben: dadurch treten die Theile des Ganzen in eine unvergleichlich enge Beziehung, seine Einheit, die hier wie überall ja nur in der Wechselwirkung der Theile besteht, wird unmittelbar anschaulich. Wo die Elemente der Landschaft in einem Niveau liegen, sind sie gegeneinander gleichgiltiger, jedes hat gleichsam seine Lage für sich, während sie ihm dort durch das andere bestimmt wird. So gelingt es der Form, in der Rom sich aufbaut, die Zufälligkeit, Gegensätzlichkeit, Principienlosigkeit innerhalb seiner Baugeschichte in eine anschaulich enge Einheit überzuführen: durch das Oben und Unten werden den wirren Linien des Stadtbildes bestimmte Directiven geliehen, als deren zusammengehörige Träger nun alle Einzelheiten erscheinen. In gleicher Richtung wirkt die Dynamik des römischen Stadtlebens: seiner ungeheuren Lebendigkeit kann kein Element, wie antik, fremdartig, nutzlos es sei, sich entziehen. Auch das Widerstrebendste wird in diesen Strom hineingezogen. Das Einbauen alter und ältester Reste in spätere Baulichkeiten ist symbolisch oder in erstarrter Form dasselbe, was die Dynamik des römischen Lebens in fließender darbietet: der Aufbau einer eigenen Lebenseinheit aus unermesslich differenten Elementen, die durch die Weite ihrer Spannung die Kraft jener Einheit zu einer sonst nirgends erreichten Anschaulichkeit bringen. Deshalb wirkt auch in Rom alles das, wofür man leider nur den Ausdruck Sehenswürdigkeit hat, nicht wie anderswo: als isolierte, jenseits des Uebrigen liegende, besonders hervorgehobene Interessenpunkte, die sich allenfalls auch irgendwo anders befinden könnten; sondern es sind Glieder des Ganzen, von denen jedes mit jedem, durch die übergreifende Einheit Rom verbunden, in organischem Zusammenhang steht. Deshalb wirkt auch der typische Vergnügungsreisende in Rom stilwidriger und unerträglicher als sonst: weil seine Aufmerksamkeit nur den einzelnen „Sehenswürdigkeiten" als solchen gilt, so dass ihm die Summe derselben gleichbedeutend mit Rom ist, was ebensoviel besagt, wie wenn er einen organischen Körper der anatomischen Summe seiner Glieder gleichsetzte und an dem Lebensprocesse selbst vorbeigienge, für den jedes Glied nur ein Organ seiner alles ergreifenden, alles durchströmenden, alles beherrschenden Einheit ist. Er empfindet nicht die Schönheit zweiter Potenz, die sich aus und über den Schönheiten in der Einzahl aufbaut.

Die Verschmelzung des Differentesten zur Einheit, die das räumliche Anschauungsbild Roms charakterisiert, gewinnt eine nicht weniger wirkliche Wirksamkeit in der Form der Zeit. In ganz eigenartiger, schwer zu beschreibender Weise empfindet man hier das Außereinander der Zeiten zu einem Mit- und Ineinander zusammenwachsen. Man hört das so aussprechen, dass einem in Rom die Vergangenheit zur Gegenwart würde, oder auch umgekehrt: dass einem die Gegenwart so traumhaft, über-subjectiv, beruhigt wird, als wäre es eine Vergangenheit. Damit drückt man nur von verschiedenen Seiten her aus, was an sich keine verschiedenen Seiten hat, die Zeitlosigkeit, die Einheit des Eindruckes, die das mitschwebende, nur von dem reflectierenden Verstande getragene Früher oder Später nicht auseinanderreißen kann. Gewiss schweigt die Vorstellung des geschichtlichen Verlaufes der Dinge niemals in Rom. Aber das Wunderbare ist, dass auch hier, im Zeitlichen, die Elemente nur deshalb so weit auseinandergetrieben scheinen, um die Einheit, zu der sie dennoch zusammengehen, um so kräftiger, eindringlicher, umfassender zu zeigen. Wie hier die Reste der alten Zeit in ihrer Zerstörung und durch sie eine neue Form gewonnen haben, so wirkt die überall anklingende Vorstellung ihres zeitlichen Außereinander nur als eine gleichsam ästhetische Nüance ihres Gegenwartsbildes; die Continuität der Zeiten, die fortwährend das Bewusstsein in Rom anschaulich erfüllt, verhindert die Isolierung des zeitlich Getrennten gegeneinander; dadurch gewinnen die Dinge ein gemeinsames Niveau, auf dem sie sich rein nach ihren sachlichen Inhalten gegenübertreten. Gerade durch die ungeheure Ausdehnung der Zeiträume, die man überschaut, wird für das einzelne Ding der Gesichtspunkt der Zeit ganz irrelevant, es erscheint nicht mehr in seine zeitlichen Verhältnisse gebannt, so dass es nur mit einem Hineinversetzen in diese genießbar würde, sondern es gewinnt, in das Gesammtbild von Rom hineingezogen, eine völlig unmittelbare Lebendigkeit; alles Historische wirkt zwar in dieser mit, aber nicht so, dass es den Gegenstand zu einer abgesonderten Antiquität, den Zusammenhängen der Gegenwart entrückt, macht, sondern indem er in die Einheit von Rom eintritt, wirkt er ganz nach seiner sachlichen inhaltlichen Bedeutung — als ob alle Zufälligkeit der Geschichte verschwunden und die reinen, gelösten Inhalte der Dinge — platonisch gesprochen: ihre Ideen — hervor- und nebeneinander träten.

Diese nur annähernd in Worte zu fassende Empfindung ist vielleicht die letzte Grundlage jenes tiefen Satzes von Feuerbach: Rom wiese jedem seinen Platz an. Der Einzelne, der sich seiner innerhalb dieses Gesammtbildes bewusst wird, verliert die Position, die ihm sein enger, abgeschlossener, historisch-socialer Kreis zugebilligt hat, und sieht sich plötzlich eingeordnet und mitlebend in einem System ungeheuer mannigfaltiger Werte, an dem er sich gleichsam sachlich zu messen hat. Es ist, als fiele in Rom alles von uns ab, was zeitliche Bedingungen an uns — für und gegen den eigentlichen Kern unseres Wesens — gethan haben. Wir selbst empfinden uns ebenso auf unsere rein innerliche Kraft und Bedeutsamkeit reduciert, wie die Inhalte Roms es sind. Seiner vereinheitlichenden Kraft, die über alle Abgründe der Zeit hinweg alle Dinge in ein Gesammtbild bringt, können wir selbst uns nicht entziehen, wir stehen schließlich, wie losgebunden von allem Jetzt und Hier, in derselben Distanz vor uns, wie alle römischen Dinge. Wir würden uns schämen, hier eine Ausnahmestellung zu beanspruchen. Was uns sonst so oft den Platz verbirgt, der uns nach der Kraft, Weite und Stimmung unserer Seele zukommt: die Zufälligkeiten der Zeit, die Exaggerationen ebenso wie die Bedrängnisse unserer historischen Stellung, die uns isolieren und die Brücke zu unserer inneren Heimat versperren, — dies fällt in Rom fort, denn hier, wo alle zeitlich-geschichtlichen Bedingungen in ihrer ganzen Größe und zugleich in ihrer ganzen schließlichen Nichtigkeit erscheinen, gelten uns die Dinge — und wir mit ihnen — nur nach dem Maße ihres eigensten, zeitlosen sachlichen Wertes. So weist uns Rom wirklich *unseren* Platz an, während der, den wir sonst innerlich einnehmen, so oft gar nicht unser, sondern der unserer Classe, unserer einseitigen Schicksale, unserer Vorurtheile, unserer egoistischen Illusionen ist. Dass dies alles fällt, geht schließlich auf jenen einen, das ganze Bild von Rom beherrschenden Zug zurück: die ungeheure Einheit des Mannigfaltigen, die durch die weite Spannung ihrer Elemente nicht zerrissen wird, sondern gerade an dieser die Unvergleichlichkeit ihrer Kraft entfaltet. Wie der seltsame Reiz alter Stoffe darin beruht, dass über alle Gegensätze der Farben die gemeinsamen Schicksale, Sonnenschein und Schatten, Feuchte und Trockenheit so vieler Jahre eine sonst unerreichbare Einheit und Versöhntheit gebracht haben: so möchte man sagen, dass das Fernste und Fremdeste für einander, was nach Zeit, Ursprung, Seele weltweit von einander ist, durch das gemeinsame Erlebnis, in Rom zu sein und sein Schicksal zu theilen, ein Sich-Anpassen, Wechselwirken, Sich-Zusammenfügen erfahren hat, in so wunderbaren Verhältnissen,

[*] Ich darf die Theile von Rom, die von ununterbrochener Modernität und ebenso ununterbrochener Abscheulichkeit sind, ganz außer Betracht lassen; denn sie liegen zum Glück so, dass sie den Fremden bei einiger Vorsicht verhältnismäßig wenig tangieren. Ich hatte Rom zuletzt vor mehr als zwanzig Jahren gesehen und fand es jetzt in der Hauptsache weniger verändert, als die allgemeine Meinung ist.

dass die eigene Bedeutsamkeit der Dinge ebenso ein Maximum wird, wie die Bedeutsamkeit der Einheit, in die sie als Glieder zusammenwachsen.

Eben diese Einheit bewirkt eine psychologische Erscheinung innerhalb des römischen Genießens, die sich sonst nur gegenüber den größten Individuen einstellt. Der Besitz, den Goethe für uns darstellt, gewinnt seinen nicht ausmessbaren Umfang dadurch, dass hinter jeder seiner Aeußerungen für uns der ganze Goethe steht. Wir genießen keine bloß nach ihrem unmittelbaren Inhalt, beschränken ihre Bedeutung nicht auf den Sinn, den sie als anonymer Satz haben würde; wir bereichern sie vielmehr um alles das, was die Association, dass sie eben von Goethe ist, an sie heranbringt, mit ihr anklingen lässt. Der rationalistische Spießbürger hält sich über die begeisterte Ehrfurcht auf, mit der wir jeder Zeile von Goethe entgegengekommen: „Hätte ein Namenloser genau dasselbe geschrieben, niemand würde es irgendwo beachten!“ Ganz richtig. Aber dann wäre es, bei identischem Wortlaute, doch nicht eben dieselbe Zeile. Denn die Bedeutung jeder Aeußerung liegt doch — man kann diese Selbstverständlichkeit nicht eindringlich genug machen — nur in dem, was sie uns zu denken reizt und zwingt. Und bei einem Worte Goethes denken wir nothwendigerweise mehr und anderes, als bei dem gleichen, wenn Peter und Paul es aussprechen; denn wir wissen, welche ganz andere Seele hier ihren Reichthum in das äußerlich gleiche Gewand gekleidet hat, und dass wir der Aeußerung gerade nur gerecht werden, wenn wir ihr das Aeußerste und Höchste gutschreiben, das sich nur irgend in uns mit ihr associieren will — soweit dies auch über den Sinn hinausgehe, den sie als vereinzelter Wortlaut beanspruchen dürfte. So haben Dinge, die an irgend einem anderen Orte ganz gleichgiltig wären, als Bestandtheile von Rom eine Bedeutung, weit über ihre unmittelbare, ihnen „an und für sich“ eigene hinaus. Vermöge der Einheitlichkeit, in die Rom alle seine Inhalte hineinwachsen lässt, wird das Ganze mit jedem seiner Elemente solidarisch, hinter dem einzelnen steht das ganze Rom und verleiht ihm für uns einen Reichthum von Associationen, der weit mehr umfasst, als seine isolierte oder in gleichgiltigeren und loseren Verbindungen stehende Anschauung vermöchte. Da die Dinge eben das sind, was sie uns bedeuten, so **sind** sie in Rom wirklich mehr, als sie anderswo und ohne die wechselseitige Bereicherung durch das Umfasstsein von dem einen Rom wären.

Vielleicht ist die tiefste Bedeutsamkeit der ästhetischen Formung mit einem Satze Kants ausgesprochen, der freilich ganz andere als ästhetische Inhalte im Auge hat: „Unter allen Vorstellungen ist die **Verbindung** die einzige, die nicht durch Objecte gegeben, sondern nur vom Subjecte selbst verrichtet werden kann, weil sie ein Actus seiner Selbstthätigkeit ist.“ Die Einheit, zu der die Elemente Roms sich verbinden, liegt nicht in ihnen, sondern in dem anschauenden Geiste. Denn offenbar nur in einer bestimmten Cultur, unter bestimmten Vorbedingungen von Stimmung und Bildung kommt sie zustande. Das spricht aber so wenig gegen ihre Bedeutung, dass gerade die Selbstthätigkeit, die sie erfordert, das wertvollste Geschenk Roms ist. Nur die lebhafteste, wenn auch unbewusste, Action des Geistes vermag die so unendlich differenten Elemente in die Einheit zu bannen, die in dieser selbst allerdings als Möglichkeit, aber doch noch nicht als Wirklichkeit liegt. Wenn man sich in Rom nicht erdrückt, sondern gerade auf der Höhe der Persönlichkeit angelangt fühlt, so ist das sicher ein Reflex der ungeheuer gesteigerten Selbstthätigkeit des inneren Menschen. Nirgends in der Welt hat der günstige Zufall die Objecte unserem Geiste so adäquat geordnet, dass sie ihn zu der Kraftentfaltung aufrufen, über so gewaltige Abstände ihrer unmittelbaren Gegebenheit hinweg sie zu einer so völligen Einheit zu sammeln. Das ist auch der Grund, weshalb Rom sich der Erinnerung ganz unauslöschlich einprägt. Wo Eindrücke und Genüsse uns nur hinnehmen, wie sie sich bieten und gleichsam ohne dass wir mit eigener Kraftbewährung in die Formung ihres inneren Bildes eingreifen, da ist alle Erinnerung schwach und leicht verlöschlich. Denn mag der Eindruk noch so gewaltig und erschütternd gewesen sein, so ist er der innersten Seele doch ein Fremdes, das auf die Dauer nicht in ihr leben kann — wie wären sonst jene fürchterlichen Entfremdungen Liebender denkbar, wenn nicht das bloße Gefühl, das bloße Hinnehmen eines Glückes, selbst in höchsten Aufgipfelungen, das Bewusstsein so spurlos verließe! Nur wo die Seele von innen heraus activ geworden ist, und den Einschlag ihres eigensten Thuns in die Eindrücke von außen her verwebt hat, sind diese wirklich ihr Eigenthum geworden. Das untermenschliche und niedrig-menschliche Bewusstsein haftet an der Isoliertheit seiner Vorstellungen, das Kennzeichen des höheren und der Beweis seiner Freiheit und Herrschaft ist es, dass es Zusammenhänge zwischen dem Einzelnen stiftet und damit zugleich — da Einheit und Vielheit einander bedingen — erst dessen ganze Mannigfaltigkeit und Reichthum erfährt. Nirgends lässt die Fülle der Dinge dies specifisch menschliche Thun sich so souverän erweisen, wie in Rom, nirgends muss die Seele, so vieles aufnehmend, zugleich selbst soviel wirken, um das Bild zu formen. Das ist der letzte Grund für das ganz unvergleichliche Verhältnis, das die Weite der römischen Eindrücke zu ihrer Tiefe und ihrer Dauer besitzt — als ob alle Dimensionen seelischer Inhalte hier zugleich ihr Maximum gewännen.

*

Es ist das Los psychologischer Analysen, niemals abschließend zu sein. Die Menschenseele ist ein so vielfältiges und verschlungenes Gebilde, dass sie sehr mannigfaltige Wege besitzt, um zu demselben Inhalt und Zustand zu gelangen. Das eben ist ihr Reichthum, dass sie die gleichen Elemente zu einer Fülle innerer Entgegengesetztheiten, aber auch die verschiedensten Elemente zu einer Gleichheit innerer Erfolge entfalten kann. Aber wenn deshalb die Bedeutung des ästhetischen Eindruckes von Rom noch auf mancherlei andere Weisen erklärt werden kann, so trifft zu dieser Möglichkeit die Structur des Objectes sehr merkwürdig mit der der Subjecte zusammen. Denn wie es die Größe ganz großer Menschen ist, nicht eindeutig zu sein, sondern für jeden besonders verständlich zu sein und jeden in der Richtung seines eigenen Wesens über sich zu erheben — so würde auch Rom seine ganze Größe nicht haben, wenn sein Genuss nur **eine** Deutung erlaubte, wenn es nicht der Natur selbst gliche, die zu jedem in seiner Sprache redet und jedem gestattet, sie nach **seinem** Herzen zu genießen und zu verstehen. Ja, gerade diese Vielheit der Wirkungen Roms und ihrer Deutungen entspricht selbst dem Lebensprincip, aus dem mir seine ästhetische Einzigkeit zu sprießen schien: dass es noch auf so viele andere Weisen empfunden und seine Empfindung noch auf so viele andere Weisen gedeutet werden kann, während es doch immer das **eine** Rom, der **eine** Brennpunkt so divergenter Strahlen ist: das ist die letzte Aufgipfelung seiner ästhetischen Größe, die alle Gegensätze zu äußerster Weite spannt, um sie mit um so beherrschenderer Kraft in seine Einheit zu versöhnen.

Das Landhaus.

Ich bin jetzt vierzehn Tage in Ischl gewesen, um mein neues Stück fertig zu machen. Um diese Zeit ist Ischl ganz anders, als wir es kennen. Im Sommer will es elegant sein, da lässt es die Fremden herrschen, selber scheint es sich zu verstecken. Aber um diese Zeit ist es ein lieber Ort in der Provinz. Das kommt einem anfangs merkwürdig vor: als ob man mit einer Dame, die man oft zum Tanz oder über die großen Stiegen der Theater geführt hat, zum ersten Mal unter vier Augen daheim sitzen und jetzt, aufathmend, zu ihrer Seele reden, zum ersten Mal wahre Worte von ihr hören würde. Es ist seltsam, der Ort wird zutraulich und auf Schritt und Tritt fühlt man sich wunderbar bewegt.

Draußen ist der helle Frühling. Die Aeste sind von Blüten beschwert, der Flieder senkt sich, nun brechen auch schon die Kastanien weiß und roth auf. Die Wiesen leuchten: weithin sind sie ganz roth, sie scheinen zu brennen; dort sind sie gelb, von dicken Butterblumen und feinen Ranunkeln; weiße Dolden schwanken im Wind. Der Geruch der Blumen scheint wie eine Welle in der Luft zu fließen, man glaubt ihn förmlich zu sehen. Und rings ist, während man so das Rad über den schmalen Pfad gleiten lässt, das heilige Surren des großen Lebens. Manchmal schreit ein Vogel auf, unten hört man den Bach springen. Dann wendet sich der Tag ab, nun wird es still und die Berge haben so feierliche Züge. Man hält an, wie von einer gewaltigen Hand aufgehalten, man blickt hinaus, ungeheuer ist der Abschied der Sonne: sie geht fort wie zum letzten Mal: und alles fürchtet sich, die Berge sind ernst geworden, die Wiese dunkelt. Dann begleitet der stille Wind des Abends den Menschen nach Hause. Im Ort läutet es. Man beeilt sich, jetzt will man bei den anderen sein. Kommt man jetzt in die leeren Gassen hinab, so ist man in der rechten Stimmung für ihre Art. Jetzt geht einem erst der Sinn dieser stillen und redlichen Häuser auf. Jetzt fühlt man erst, wie schön das alte Landhaus der österreichischen Provinz ist.

Diese Häuser in der Pfarrgasse und auf dem Kreuzplatz von Ischl mögen die meisten etwa sechzig oder achtzig Jahre alt sein. Sie sind also, wie wir in der Schule gelernt haben, aus der ganz schlechten Zeit. Sie haben keine Ornamente, keine Verzierungen, keine Säulen, keine Erker, keine Thürme: sie sind gar nicht aufgeputzt. Sie sind weiß oder grau, einige gelb, andere grün. Die Farbe der Fenster stimmt ein. Manche haben eine kostbare Thür, über ihr steht wohl auch die Jungfrau oder ein Patron. Das ist alles. Das muss armselig sein, wird man meinen. Es wirkt halt, wie eine schöne Glocke von der Kirche klingt. Das sind ja auch nur zwei Töne, ein schwerer und tiefer unten, darüber ein leichter, der gleich wegfliegen wird. So klingt das Landhaus. Unser Ringstraßenhaus klingt nicht, sondern es hat einen Lärm, als ob alle möglichen Instrumente durcheinander gestimmt würden . . . . Das Landhaus wirkt wie die Berge oder der Wald oder die Wiesen am Abend, wenn der Baum und die Blume nicht mehr zu sehen sind, sondern das Ganze eine schweigsame Schönheit bekommen hat: es wirkt durch die ruhige Masse. Es ist wie ein einfaches Lied. Es hat einen stillen Ton, dieser schwebt

in die Höhe, kann aber doch nicht fort, wird festgehalten und beruhigt sich. Unser Ringstraßenhaus ist wie ein Feuilleton. Ein Feuilleton ist etwas Nichtiges und Unwesentliches, das gar nicht da ist, sondern nur so thut. Wenn jemand nichts zu sagen hat, sondern uns nur einen Schein vormacht, so nennen wir das ein Feuilleton: es fliegen Worte hin und her, aber nicht, um uns etwas zu bringen, sondern bloß um zu fliegen: dieses Fliegen ist lustig, aber wir haben doch nichts davon. Nach und nach sind wir jetzt doch schon so weit gekommen, dass wir vorziehen, wenn uns jemand lieber auf eine einfache und gute Art etwas gibt, das wir uns behalten können, etwas Wirkliches. Da wird es wohl mit der feuilletonistischen Architektur auch bald aus sein.

Tritt man in so ein Landhaus ein und geht in die Zimmer, so staunt man. Hier findet man Harmonie, Stimmung oder wie man das nennen will, das sich nicht aussprechen lässt: das, was wir nicht haben. Ich erinnere mich nicht, in unseren Städten jemals ein Zimmer gesehen zu haben, in dem einen nicht irgend etwas stören würde. Die einzelnen Dinge mögen noch so schön sein, es ist immer etwas da, das widerspricht. Hier nicht. Hier scheint dieselbe Melodie durch alle Zimmer der Wohnung zu fließen und alles stimmt ein. Das ist seltsam. Man fragt sich: Wie wird das hier erreicht? Es sind doch eine Menge Dinge da, von denen man meinen sollte, dass sie sich gar nicht vertragen können. Da sind noch Möbel von den Eltern, dazu Geschenke aus unserer Zeit, an der Wand ganz verblasste Photographien von alten Tanten und daneben eine Radirung von Klinger nach Böcklin. Aber es macht nichts, denn diese Zimmer haben etwas, das sich schwer ausdrücken lässt — ich möchte sagen, dass sie einen Schwerpunkt haben: dieser bestimmt alles, es muss eben so sein, wir empfinden, dass es so ist, wie es der Zweck verlangt, und das empfinden wir als schön. Das ist es, was unseren Wohnungen in der großen Stadt fehlt. Diese werden zum Anschauen aufgestellt und wenn man nun auf eine heimliche Art, ganz verstohlen, sie doch auch zu bewohnen versucht, so geht es schon nicht mehr zusammen. Denkt man darüber ein bisschen nach, so wird man gewahr, dass wir eben einen ganz falschen Begriff der Schönheit haben: wir glauben, die Schönheit ist etwas, das dem Menschen erst hinzugefügt werden muss. Auf der einen Seite steht der Mensch mit seinen Bedürfnissen, von der anderen kommt der Tapezierer her und stellt um ihn eine „schöne" Decoration auf. Aber der Mensch stört die Decoration und die Decoration stört den Menschen. Unsere Zimmer in den großen Städten sind nur anzusehen, wenn kein Mensch in ihnen ist. Sie sind für den Photographen da, nicht zum Wohnen. In der Provinz ist man noch nicht so weit. Dort weiß man noch, dass das Bett am schönsten ist, in dem man am besten schlaft, der Stuhl, auf dem man am besten sitzt, der Krug, aus dem man am besten trinkt. Dort weiß man noch, dass ein Zimmer einen Schwerpunkt haben muss: das Bedürfnis des Menschen. Dort weiß man noch, was die Schönheit des Zimmers ist: seinem Herrn mit der größten Vernunft einfach und redlich zu dienen. Ist man in diesen Zimmern gesessen, so kennt man ihre Menschen, man weiß ihr Leben, man fühlt ihr Trachten mit.

Auf der Gasse in Ischl wird einem der Architekt der großen Stadt zuwider, im Zimmer werden es einem unsere Menschen. Hier leben kleine Leute gelassen, thun ihre Arbeit, nützen, fügen sich, fragen nicht und sind zufrieden. Wenn von ihnen einer stirbt, wird ein Platz leer. Wer unter uns kann das von sich sagen? Haben sie nicht Recht, dass sie unser ganzes Treiben auf ihre höfliche und ruhige Art, mit einem leichten Lächeln, von sich abwehren? Wir reden so viel von Cultur. Haben sie nicht mehr Cultur als die im Tumult der großen Städte sich betrügenden, niemals gewissen Menschen? Was ist denn Cultur? Dass jeder sich zum Höchsten bringen und nach seiner Kraft auf das Reinste wirken kann! Wer von uns darf denn das? Wie viel Gutes und Redliches sehen wir in unserer Hast sich verlieren! Unsere wilde Sehnsucht bleibt nie stehen, der Gehetzte besinnt sich nicht, nie erblicken wir das wahre Leben. Aber dort geht der Mann nach der Arbeit abends mit ruhigem Gewissen den stillen Weg um den Zainzen, einsam oder mit der munteren Gattin, ein Hündchen springt bellend voraus. Oft wendet er sich im Steigen, blickt ins Thal, drüben glänzt das Gebirge. Rings ist das Blühen, das große Blühen. In der Stille wird die Seele wach. Hier kommt ihm der Wirt entgegen mit seinen Befürchtungen, dort blickt der Landmann nach dem Wetter aus, eine Alte hat sich müde an den Weg gesetzt. Ueberall sieht er das wahre Leben an, der Ernst unserer Bestimmungen ist unverhüllt. Da bellt das Hündchen wieder, die Gattin ruft ihm. Und rings ist das Blühen. Ist er nicht glücklicher, der stille Mann, der uns lächelnd abwehrt, als wir Armen, die immer nur im Schein mit bloßen Worten spielen?

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Nachdem sich vor wenigen Wochen die Socialdemokratie in Oesterreich als „staatserhaltende Partei" erklärt hat, ist die in allen anderen Staaten herkömmlicher Weise den Händen der Socialdemokratie anvertraute Stelle des „destructiven Elements" in Oesterreich frei geworden. Ich hatte ursprünglich die Absicht, durch die Redaction der „Zeit" eine öffentliche Concurrenz um diese Stelle ausschreiben zu lassen, bei welcher der an positiven Regierungsideen am wenigsten Bietende den Sieg davon tragen sollte. In den letzten Tagen bin ich von diesem Plan abgekommen. Ich sehe ein, die Concurrenz ist nicht nöthig. Wer in dem Wettbewerb siegen würde, ist von vornherein todte Gewissheit. Die k. k. Regierung nimmt unbestreitbarer Maßen die Stelle des destructiven Elements in Oesterreich ein. An positiven Regierungsideen bietet sie, wie sich immer klarer zeigt, weniger als irgend eine der zahlreichen Parteien. In der positiven Destructionsthätigkeit übertrifft sie alle Radicalen die Socialdemokraten mitsammt den Anarchisten anderer Länder eingeschlossen. Es mögen Zweifel darüber bestehen, ob die österreichische Socialdemokratie, bei ihrer notorisch noch unvollkommenen Entwickelung, die Kraft hat, den Staat zu erhalten. Darüber ist aber kein Zweifel, dass die k. k. Regierung, mit ihrer Jahrhunderte alten Organisation und ihren überlegenen Machtmitteln, der in dieser verkehrten Welt von ihr übernommenen Aufgabe der Destruction noch immer reichlich gewachsen ist. Diese Stelle wenigstens ist in Oesterreich gut besetzt, und wenn wir schon zugrunde gerichtet werden, sind wir des einen Trostes doch sicher, dass das mit aller k. k. Regierungsgewalt geschieht.

*

In den häufigen Budapester Reisen des Grafen Thun und des Herrn Dr. Kaizl sehe ich einen Beweis nutzlosen Uebereifers. Ich bin nämlich überzeugt, dass — wie die Verhältnisse jetzt liegen — der ungarische Ausgleich auch ohne ihre Bemühungen nicht zustande kommt.

*

Da der vom Grafen Goluchowski mit so großem Scharfblicke für das Frühjahr 1897 vorausgesehene und durch einen ausgiebigen Nachtragscredit vorbereitete Krieg nicht eingetreten ist, verwendet der Kriegsminister Freiherr v. Krieghammer seine angesammelte kriegerische Energie jetzt dazu, um gegen die Grazer Studenten Krieg zu führen.

*

In diesem Krieg kommen sogar noch grausamere Grundsätze zur Anwendung als in jenen anderen Kriegen, welche von anderen Kriegsministern geführt werden. Denn in jenen anderen Kriegen gilt es durchaus nicht als unehrenhaft, einem gefallenen Feind die letzten Ehren zu erweisen. Die 33 Grazer Reserveofficiere aber, welche dem Sarge des von den Bosniaken erschossenen Arbeiters Rittner folgten, wurden deswegen cassiert Natürlich! Wenn man nur einen Todten hat, so muss man diesen Einzigen um so mehr — missehren.

*

Wenn man den bosnischen Feldzug von 1879 mit der Grazer Badeni-Campagne von 1897 vergleicht, sieht man ein, dass die Bosniaken denn doch ein sehr kriegstüchtiger Volksstamm sind. Lässt man sie mit Mannlichergewehren gegen Ziegenhainer marschieren, so siegen sie, wie sie wollen.

*

Was die berühmte Staatsautorität" für eine sonderbare Heilige doch ist! Jetzt verlangt sie gar, dass die Grazer die bosnische Militärkapelle anhören müssen, gerade weil sie sie nicht anhören mögen. Gott behüte jetzt nur die Grazer Stubenmädel und Köchinnen davor, dass sie sich der allgemeinen militärfeindlichen Bewegung anschließen und ihre Verhältnisse mit bosniakischen Gemeinen, Gefreiten und Corporälen abbrechen Mein keusches Herz schaudert bei dem Gedanken an die drakonischen Maßregeln, welche der Kriegsminister in diesem Fall anbefehlen würde. um, im Interesse der gefährdeten Staatsautorität, die Grazer Dienstbesen zur Bosniakenliebe zu zwingen.

*

Wenn ich an der Stelle des Grafen Thun wäre, würde ich den Grazern, nachdem sie ihrem neuen Oberlandesgerichts-Präsidenten Grafen Gleispach einen so unliebenswürdigen Empfang bereitet haben, als Strafverschärfung den Grafen Badeni als Statthalter von Steiermark hinunterschicken. Und wenn die Grazer ihn nicht gutwillig einlassen, so wird die Stadt militärisch belagert, beschossen und dem Erdboden gleich gemacht. Ich bin überzeugt, daß dann endlich definitiv die langersehnte Jubiläumsruhe in die steierische Hauptstadt einziehen wird.

*

Sowie Wippchen einst von Bernau aus seine russisch türkischen Kriegsberichte schrieb, so leitet jetzt der Graf Gleispach das Grazer Oberlandesgericht von seinem Landsitz Birkwiese aus.

*

Die Schlachzizen sind doch, wie sich in den Delegationen an dem Nachtragscredit-Referat des Onkelchens Madeyski wieder gezeigt hat, die patriotischesten Leute in Oesterreich. Sie sind jederzeit bereit, für die Zwecke des gemeinsamen Militärbudgets Gut und Blut — der anderen zu opfern

*

Der Rath, den ich vorige Woche der czechischen Intelligenz gegeben habe, um den 12[illegible]igen Dr. Herold von der Festrede bei der Palacky Feier abzuhalten, ist, wie ich aus czechischen Blättern ersehe, sehr beifällig aufgenommen worden. Nur sagt man mir, dass er sich nicht ausführen lässt, weil die czechische Intelligenz arm ist und der Mäcen ihr fehlt, der Herrn Dr. Herold die Festrede ablaufen könnte Ich muss deswegen meinen Vorschlag nach der finanziellen Seite hin modificieren. Arme Leute, wie die Herren von der czechischen Intelligenz, können keine Mäcene sein. Aber Leute von der Feder, wie sie es sind, haben schon oft genug bei Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten und anderen öffentlichen Calamitäten durch Herausgabe von Autographen-Albums ganz

bedeutende Geldbeträge zusammengebracht. Ich beantrage also, anlässlich der großen Herold-Calamität, die Herausgabe eines Dr. Herold-Autographen-Albums. Es sind in letzter Zeit in czechischen Zeitungen so viele kernige und witzige Aussprüche über Dr. Herold zu lesen gewesen. Ich citiere beispielshalber nur zwei: den berühmten Ausspruch des „Čas“: „Der Führer der Nation steht wie eine .... auf der Gasse und ist für jeden Lumpen um Geld zu haben.“ Oder die auf Dr. Herold, den Stellenreichen, gedichtete Grabschrift: „Das ist die einzige Stelle, die er nie angestrebt hat.“ Diese und ähnliche Aussprüche auf Dr. Herold sollen gesammelt und in dem Autographen-Album in der Originalhandschrift der Verfasser abgedruckt werden. Das Album wird zu einem bestimmten Preis, sagen wir zu 1 fl. pro Stück verkauft, Abnehmer von 10 Stück erhalten, zur symbolischen Ehrung des Dr. Herold, einen 12%igen Preisnachlass. Der Reingewinn wird verwendet, um dem Dr. Herold seine Palacky-Festrede abzukaufen. Wenn schon der Dr. Herold für jedem Lumpen um Geld zu haben ist, warum sollte er nicht auch einmal für anständige Leute um Geld zu haben sein? Und wenn zum Reden, warum nicht auch einmal zum Schweigen? Er wird nicht „Olet“ sagen, wenn ihm auf diese Weise der Zufall einmal reines Geld ins Haus bringt.

*

Viele Leute fragen, warum denn eigentlich der Finanzminister Dr. Kaizl, der für die Arbeitskraft des Cabinets Thun gehalten wurde, so gar keine Arbeit zutage gefördert. Die Leute thun, glaube ich, dem Herrn Dr. Kaizl bitter unrecht. Er hat furchtbar viel zu arbeiten. Er muss nämlich umlernen. Alles Gute und Ehrliche, was er als Abgeordneter gesagt, muss er vergessen, und alles Schlechte und Verlogene, was er an früheren Finanzministern bekämpft hat, muss er jetzt zulernen. Und das ist eine große Arbeit für den Herrn Dr. Kaizl, denn er war fast die ganze Zeit seiner politischen Thätigkeit hindurch strammer Oppositionsmann. Da hat es sein College, der Handelsminister Baernreither, leichter. Der ist, bis auf die allerletzte Zeit, als Abgeordneter immer regierungsfreundlich gewesen und hat jetzt nur die kurze Obstructionsepisode vergessen müssen, um sich in sein Ministeramt einzuarbeiten. Daher kommt es auch, dass er so viel Zeit zu industriellen Forschungsreisen erübrigt.

*

In dem Process „Reichswehr contra Regierung“ hat sich die k. k. Finanzprocuratur als Vertreterin eine Erstreckung der Frist zur Erstattung der Klagebeantwortungs-Schrift erwirkt. Vor einem Jahre erst hat man unter Pauken und Trompeten den neuen Civilprocess eingeführt, damit die Advocaten die Processe nicht mehr verschleppen können. Und der Advocat der Regierung, die k. k. Finanzprocuratur, geht jetzt allen Advocaten mit dem schönen Beispiel voran, wie man Processe verschleppt. Falls die Protectionskinder der Finanzprocuratur nicht genug Grütze im Kopfe haben sollten, um binnen vier Wochen die nie ernst genommene Klage des Herrn David zu beantworten, so sollen sie mir's sagen. Ich bin bereit, ihnen kostenlos die Antwortschrift zu stilisieren.

*

Herr David von der „Reichswehr“ hat also endlich sein Versprechen sozusagen erfüllt; er hat eine Ehrenbeleidigungsklage gegen mich, den Herrn Professor Singer und den Redacteur der „Arbeiter-Zeitung“, Herrn Fritz Austerlitz überreicht. Aber wie? Herr David klagt nicht bei dem für die durch die Presse begangenen Delicte einzig und allein competenten Schwurgericht, sondern — einen Preis dem, der's erräth! — beim k. k. Bezirksgericht Josefstadt! Der große Publicist David kneift also zunächst einmal vor dem Schwurgericht aus. Die Angst vor dem Volksgericht ist allen dunklen Ehrenmännern von jeher gemein. Mir und meinen Mitangeklagten wäre es zwar lieber gewesen, wenn Herr David den gesetzlich vorgeschriebenen Weg zum Schwurgericht gemacht hätte. Aber Herr David ist offenbar mehr auf das Umgehen der Gesetze und der Gerichte eingeübt. Was lässt sich da thun? Schließlich ist es uns doch noch immer lieber, dass uns Herr David vor dem Bezirksgericht geklagt hat, als wenn er uns — wie wir befürchten mussten — gar nicht geklagt hätte. Wer das Bezirksgericht nicht ehrt, ist des Schwurgerichts nicht wert. Wir sind es ohnedies schon zufrieden, wenn Herr David uns überhaupt Gelegenheit gibt, unsere Wahrheitsbeweise vor irgend einem Gericht zu entwickeln, und wenn er statt des Bezirksgerichtes Josefstadt das Bezirksgericht Stix-Neusiedel gewählt hätte. Welche juristische Finte hinter der bezirksgerichtlichen Klage des Herrn David steckt, weiß ich noch nicht. Aber jetzt schon möchte ich ihn öffentlich darauf aufmerksam machen, dass er, wenn — was ohne unser Zuthun möglich ist — der Versuch, uns beim Bezirksgericht zu klagen, aus irgend welchen formalen Gründen misslingen sollte, mittlerweile die Frist zur schwurgerichtlichen Klage, die am 4. Juni abläuft, versäumt hätte. Er wäre dann glücklich dem ihm drohenden Wahrheitsbeweis echappiert, ohne um eine Ausrede verlegen sein zu müssen. Aehnliche Kunststücke haben Leute seines Calibers schon vor ihm durchgeführt. Aber die Welt ist nicht mehr so naiv, sich dadurch täuschen zu lassen. Deswegen rathe ich Herrn David, vorsichtsweise noch rasch vor dem 4. Juni die Klage auch bei dem sicher competenten Wiener Schwurgericht zu überreichen. Er hat uns zu klagen versprochen und — komisch, wie nun einmal der Fall schon liegt — wir bestehen darauf, dass er sein liebenswürdiges Versprechen nicht nur pro forma, sondern in optima forma erfülle. Und das heißt: Wegen des Artikels ohne Umschweife beim Schwurgericht klagen! Kr

Volkswirtschaftliches.

Den Schätzungscommissionen ist nach dem neuen Personalsteuergesetze eine ungemein wichtige Rolle zugetheilt. Das Amt des Schätzungscommissärs ist eine Vertrauensstelle ersten Ranges und der Erfolg der Steuerreform hängt zum nicht geringen Theile davon ab, dass die richtigen, vertrauenswürdigen Männer zu diesem Amte berufen werden. Die Hälfte der Commissionsmitglieder erwählen die Steuerpflichtigen; die andere Hälfte ernennt der Finanzminister. Die Erwählten sind bekannt. Die Namen der Ernannten werden merkwürdigerweise geheim gehalten und wie ein heimliches Vehmgericht sitzen nun diese unbekannten Commissäre über die Steuerpflichtigen zu Gericht. Das ist an und für sich unerträglich, es ist aber auch deshalb dringend nothwendig, dass die Namen der ernannten Commissäre der Oeffentlichkeit mitgetheilt werden, damit irgend eine Controle geschaffen werde, ob sich unter die Erwählten des Finanzministers keine Unwürdigen eingeschlichen haben, was bei der großen Zahl der zu ernennenden Personen nur zu leicht geschehen kann. So wurde in Wien z. B. der türkische Consul Herr Thalberg zu diesem Ehrenamt berufen. Sollte im Finanzministerium unbekannt sein, dass dieser Mann der Chef eines der verrufensten Börsencomptoirs Wiens ist, der Herausgeber des berüchtigten „Capitalist“, welcher tausende an ihrem Vermögen geschädigt hat? Und dieser Mann soll zu einem solch' eminenten Vertrauensamt geeignet sein? Man sieht also, dass der Ruf nach Bekanntgabe der Namen der Commissionsmitglieder nicht doctrinären Erwägungen entspringt, sondern ein praktisch sehr begründeter ist.

*

Seit der Vorlage des Nordwestbahn-Uebereinkommens anfangs 1896, welche auf den Erträgnisziffern des Jahres 1894 basierte, sind nun drei neue Rechnungsabschlüsse dieser Bahn veröffentlicht worden. Bekanntlich ist damals die Annahme des Uebereinkommens, dessen Ueberzahlung gegenüber der concessionsmäßig berechneten Rente nach den eingehenden Auseinandersetzungen in den wenigen unabhängigen Blättern nicht mehr geleugnet werden konnte, mit der Motivierung empfohlen worden, dass die concessionsmäßige Einlösung nicht möglich und günstigere Bedingungen in einem freien Uebereinkommen nicht erzielbar seien, im Falle der Nichtannahme des Entwurfes aber der Ankauf der Bahn durch die fortschreitende Entwickelung des Unternehmens stetig vertheuert werden würde. Und was haben die Ereignisse gelehrt? Im Jahre 1894 haben Nordwestbahn und Elbethalbahn zusammen ein Erträgnis von circa 8·6 Millionen erzielt, welches die Vertheilung einer Dividende von 11 fl. für das garantierte Netz, von 11$\frac{1}{2}$ fl. für die Elbethalbahn zuließ. Für die Verstaatlichung war demgemäß eine Rente von 11$\frac{3}{4}$ fl. für beide Actienkategorien, die in wenigen Jahren auf 12 fl. zu erhöhen war, in Aussicht genommen. Das Jahr 1895 gab gegen 1894 einen Ausfall von circa $\frac{1}{2}$ Million Gulden, die Dividende des A-Netzes blieb trotzdem unverändert, die des B-Netzes wurde sogar um $\frac{1}{2}$ Gulden erhöht, was nur durch Entnahmen aus Vortrag und Reserven möglich war. Damals galt es für die eben stattfindenden Parlamentsverhandlungen möglichst günstige Dividenden aufzuweisen. Das Erträgnis des Jahres 1896 kam wieder jenem des Jahres 1894 etwa gleich, die Dividenden wurden in der Höhe von 1895 fixiert. Und für 1897? Da ergibt sich gegen 1896 und 1894 ein Ausfall von mehr als 900.000 fl.; die Dividenden werden mit 10 und 11 fl. bestimmt, wieder nur mühsam durch Entnahme aus dem Vortrag. So sieht also die glänzende Entwickelung, welche die Verstaatlichungsfreunde mit vollster Sicherheit prognosticierten, in Wirklichkeit aus. Was schon eine Ueberzahlung gegenüber dem Erträgnis von 1894 war, wäre seither noch ungleich ungünstiger geworden! Und dabei hat der Staat noch immer nicht von seinem Rechte, das garantierte Netz zur Legung des zweiten Geleises zu verhalten, Gebrauch gemacht; dabei ist nicht berücksichtigt, dass in wenigen Jahren das Elbethalbahnnetz steuerpflichtig werden wird, wodurch dessen Ertrag eine Schmälerung von circa $\frac{1}{4}$ Million Gulden erfahren wird. Die Ueberzahlung ist größer geworden als selbst Pessimisten damals angenommen haben. Die Opposition im Parlament und in der unabhängigen Presse hat also dem Staate einen großen Dienst erwiesen, indem sie ihn vor der Leistung eines Millionengeschenkes an die Nordwestbahn-Actionäre bewahrt hat. Und es ist gut, heute darauf hinzuweisen, wo die Officiösen wieder sagen, der vorgelegte Ausgleich mit Ungarn müsse gemacht werden, weil ein besserer eben nicht erzielbar ist. Wenn eine Gesetzesvorlage als schlecht erkannt ist, so hat man deren Annahme zu verweigern und sich nicht darum zu kümmern, ob auch ein Besseres vorgelegt werden könne. Das ist Aufgabe derjenigen, welche die Gesetze ausarbeiten.

*

Das Eisenbahnministerium hat bekanntlich im Juni 1897 an die Verwaltung der Nordwestbahn einen Erlass gerichtet, in welchem sie die Legung des zweiten Geleises und andere Investitionen forderte. Ende October wurde dieser Erlass von der Nordwestbahn beantwortet. Ueber den Inhalt der Antwort verlautete nichts bestimmtes und seither hat man überhaupt nichts mehr von der Sache gehört. Im Geschäftsbericht der Bahn pro 1897 ist der Angelegenheit mit keiner Silbe Erwähnung gethan. Offenbar hält die Verwaltung die Forderung der Regierung für so wenig ernst gemeint, dass sie es nicht für nöthig erachtet, den Actionären davon Mittheilung zu machen, viel weniger in eine Erörterung der Kostenbedeckung einzugehen. Da wäre es doch an der Zeit, dass die Regierung wieder einmal die Sache etwas vorwärts bringe.

*

Für Generalversammlungen gibt es keine geschriebene Geschäftsordnung, wie für gesetzgebende Körperschaften. Man hilft sich mit einer ungeschriebenen. Bringt ein Actionär etwas Vernünftiges vor, so wird er entweder am Reden verhindert oder kurz niedergestimmt, redet er aber Unsinn, dann nur immer zu, denn das kann der Verwaltung keine Unannehmlichkeiten bereiten. Zwei Beispiele aus der diesjährigen Saison: In der Wienerberger Ziegelfabriksgesellschaft werden von der Verwaltung Statutenänderungen beantragt, welche etwa die Hälfte der Statuten betreffen. Ein Actionär verlangt, dass diese im einzelnen durchberathen werden; da lässt man trotz des Widerspruches von sechs Actionären en bloc-Annahme beschließen, während es doch selbstverständlich ist, dass en bloc-Annahme keine Mehrheit, sondern nur Einstimmigkeit beschließen kann. Für die zweite Behandlungsweise ist die Generalversammlung der Südbahn das prägnanteste Beispiel gewesen. Fast drei Stunden hat die Sitzung gedauert, und dabei sind gewiss keine zehn vernünftigen Sätze von Seite der Actionäre gesprochen worden. Ein Actionär stellte mit halbstündiger Begründung den Antrag, dass allen Actionären Freikarten für Fahrten auf der Südbahn gegeben werden sollten. Eine Debatte zwischen mehreren Actionären schloss sich an diesen Antrag und der Präsident that nichts, um diese Discussion abzuschneiden. Der manchmal sonst so gewandte Herr von Chlumecky hatte nicht den Verstand, den Redner

bei Beginn seiner Ausführungen mit dem Hinweis darauf, dass sein Antrag nach dem Statut und dem Handelsgesetz unzulässig sei, zu unterbrechen, und so musste man das ödeste Geschwätz drei Stunden lang über sich ergehen lassen. Bei der Wahl des Herrn von Chlumecky zum Präsidenten der Südbahn hat sich jeder gefragt, welchen Vortheil die Südbahn aus dieser Wahl ziehen solle. Die Frage ist bis heute unbeantwortet geblieben. Und auch die eine Hoffnung, dass er wenigstens das Präsidieren erlernt haben könnte, ist nach dem Verlauf der heurigen Versammlung grausam enttäuscht worden.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. L'Oeuvre, „Morituri" von Saint Just.

*

Fräulein Medelsky dürfte in einem Theater, das wirkliche künstlerische Genüsse bieten will — wenn es das gäbe — bloß die beiden ersten Acte der „Liebelei" zu spielen bekommen. Da ist sie ganz wunderbar. Sie bringt als Christine das Zuständliche, das Novellistische und Aeußerliche der Figur, also die erste Hälfte des Stücks, mit ihrer seelenvollen, durchdringenden Naivität glänzend zum Ausdruck. Im dritten Act kommt sie nicht mehr mit. Mit der Christine, die ihren eigentlichen poetischen Charakter von sich wirft und sich vor unseren Augen im Feuer einer allgemein menschlichen Leidenschaft — Tragödin nunmehr und nicht Christine — verzehrt, weiß Fräulein Medelsky nichts mehr anzufangen. Da findet sie keine inneren Beziehungen, keine eigenen Töne. Da spielt sie mit trockener, stumpfer Mache. Da zwingt sie sich über die Grenzen ihrer Eigenart und ihrer Jugend — ihrer entzückenden Eigenart und Jugend — gewaltsam empor. Vor so brutalen Experimenten sollte man sie bewahren.

*

Wer von Georg Engels als Crampton etwas ganz Neues, eine Aufklärung, die Synthese eines eigenartigen Temperamentes erwartet hat, ist enttäuscht worden. Es war bloß schlichter Verstand und flache Tüchtigkeit, womit er seine Leistung aufbaute. Ich kann mir einen ganz anderen, einen viel wirklicheren Crampton denken: einen, der von innen heraus oder, wenn man will, von oben herab gespielt wird. Herr Engels spielte sich bloß mit fleißiger Beobachtung aller Aeußerlichkeiten um die Rolle herum, und er bewegte sich stets in der Niederung einer gewissen Eintönigkeit und Kälte. Er sprach den Text sehr naturalistisch, er zog mit großer Genauigkeit die Linien der Situation, und er steckte Nuancen auf, feine Nuancen. Aber das alles zusammen ergibt nicht immer auch schon die Illusion eines Menschen. Zu einem Kerl wie Crampton gehört mehr. Man stelle sich etwa Mitterwurzer vor mit seinem heissen Athem von inneren Erlebnissen und mit jener geheimnisvollen Fähigkeit, zu concentrieren, welche man Kunst nennt. Eine einzige kleine Scene, von ihm gespielt, hätte uns die romantische Figur des Professors Crampton mit einem Male nahegerückt, mit einer einzigen Geberde hätte er sie an sich gerissen und mit Leben erfüllt. Aehnlich könnte es, unter den mir sonst bekannten Schauspielern, einer Kraftnatur wie Häusser in München gelingen. Herrn Engels gelingt es, wie gesagt, nicht. Er spielt einen Crampton für niedrigere Ansprüche, für bescheidene Klugheitsmenschen. Er analysiert, er demonstriert, aber er belebt nicht. Er zeigt ungefähr, wie es gemacht werden sollte, und läßt nie vergessen, dass er uns nur was vormacht. Mit jedem seiner behaglich ruhigen Blicke ins Publicum, mit jeder kleinen Pause zerreißt er immer wieder seine Rolle, und ohne eigentliche Perspective, ohne Steigung oder Abstufung im Ton setzt er die einzelnen Glieder Stück für Stück nach einander hin. Immer bleibt ein deutlich fühlbarer leerer Raum zwischen seinem Spiel und unserer Illusion. Gerade Crampton braucht einen Darsteller, der Neuschöpfer ist: Temperament und Laune einer interessanten Persönlichkeit. Der berühmte Herr Engels aber scheint mir bestenfalls ein Nachschaffer zu sein, trotz seiner Nuancen und Feinheiten: ein treues Sprachrohr des Dichters und seiner Intentionen; ein trockener Regisseur, der sich selber am Drahte zieht; ein Interpret, der — in großen Rollen wenigstens — aus einer Andeutung des Textes nicht mehr zu machen weiß, als eben eine in Ton und Geberde umgesetzte Andeutung.

A. G.

*

Frau Lilly Lehmann gastierte in der Hofoper in der „Götterdämmerung", im „Fidelio", „Tristan" und „Don Juan", und immer bot sie dem Publicum einen seltenen Genuss. Sie verbindet die gesanglichen Vorzüge einer Wilt und Dustmann mit den neueren und höheren Anforderungen an dramatische Darstellung. Wo ist heute die Sängerin, welche die Donna Anna, die Leonore, Brunhilde und die Isolde mit solcher Meisterschaft singen kann? Als Brangäne gastierte ihre Schülerin Fräulein Olive Fränstad. Sie bewältigte diese bekanntlich keineswegs leichte oder untergeordnete Rolle in der Darstellung befriedigend und in musikalischer Beziehung ganz vorzüglich. Schon ihr sonores, vollklingendes Organ macht einen sehr sympathischen Eindruck; mit seiner musterhaften Schulung scheint es den schwierigsten Aufgaben gewachsen zu sein. R. W.

*

„Der Pariser Taugenichts" von Bayard, ein gemüthlich dummes Lustspiel im heiteren Stil von Kindergeschichten — heiter und dumm wie eine Fabel von Lafontaine — wird im Raimund-Theater mit Erfolg gespielt. Nichts ist dankbarer, als die Leute an Jugendlectüre und Volksschulmoral zu erinnern. Da findet jeder innere Beziehungen. Dem tapferen kleinen Gassenjungen fliegen noch immer alle Herzen zu. Und wenn der bösen Tante ein Streich gespielt wird — ach, das thut wohl, die Thränen kommen einem in die Augen vor Freude. Förmlich gejubelt wurde im Raimund-Theater bei solchen Scenen, das Gerechtigkeitsgefühl des Publicums brachte dem Stück einen großen Erfolg. Wenn gar noch Hanswurst gekommen wäre — der passt in diese Komödie — und hätte mit einer Frage an die guten Kinder das Beil gegen die böse Sieben geschwungen, wie hätten sie da erst in die Hände geklatscht: Ja, bitte ja, Kopf abschlagen! Dazu ist es nicht gekommen. Man war auch am Schluss nicht ganz befriedigt. Sehr gut wurde von der Darstellung der richtige, naive Ton getroffen. Nur Fräulein Petri in der Titelrolle versagte zum größeren Theile. Sie dämpfte, ließ die Hälfte ihrer Rolle fallen wie in einem modernen Conversationsstück. Berliner Naturalismus auf falschem Platz. A. G.

Bücher.

Dr. Georg Tischert: Fünf Jahre deutscher Handelspolitik. (1890-1894). Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1898.

Der Verfasser erzählt die Geschichte der Handelsverträge des Deutschen Reiches mit Oesterreich-Ungarn, Italien, der Schweiz, Belgien, Rumänien, Spanien, Serbien und Russland und berichtet gewissenhaft über die Agitation für und gegen, über die Zeitungspolemik, die Reichstagsverhandlungen, namentlich auch über die agitatorische Thätigkeit des Bundes der Landwirte, so dass das Buch zugleich auch einigermaßen als eine Geschichte der Aera Caprivi zu bezeichnen ist. Hoffentlich schickt der Verfasser noch einen zweiten Theil nach, der aus den Berichten der Handelskammern ein Bild von den Wirkungen der Verträge zusammenstellt; denn diese muss man doch genau kennen, wenn man wissen will, welche Stellung man in der Frage der Erneuerung der Verträge einnehmen soll. Aus dem Tone der Darstellung läßt sich schließen, dass des Verfassers Sympathien sich mehr den Agrariern als der Gegenpartei zuneigen. Das thut der Objectivität der Darstellung keinen Eintrag, aber hie und da wirkt es ein wenig komisch, wie die armen Landwirte bemitleidet werden. So wird von der Brandrede eines Bundesführers gesagt, sie habe wie der „markerschütternde Schrei eines zu Tode gehetzten Edelwildes über ganz Deutschland hin" geschallt. Die näheren Bekannten des gehetzten Edelwildes, das wunderbarer Weise ein flotter Jäger ist, werden nicht schlecht über dieses Pathos lachen. —t—

Gerhart Ouckama: Die Decadenten. Roman. München. Piloty & Löhle. 1896.

Dem ersten Roman des Autors, „Die Karburg", den wir vor kurzem besprochen haben, folgt dieser zweite, im Stoff ziemlich verschieden, in den Vorzügen verwandt, in dem Ideengang eine Weiterung des ersten. Dort hat es sich um den Idealismus gehandelt, hier wird dessen Ausblühen, die Decadenz oder, wenn man will, dessen Folge und Begleitung dargestellt. Die Entartung — das ist der Grundgedanke dieses Buches — ist eine Wende, zu welcher ein immer größerer Theil der Menschheit und zuletzt das Ganze gedrängt wird. (Ich folge hier privaten Andeutungen des Verfassers.) Ein Theil wird abgestoßen, der andere muss sich allmählich zu den Zukunftsmenschen entwickeln. Der Uebergang liegt in der Steigerung eines geistigen, von Raum und Zeit unabhängigen Sinnes über die Körpersinne, eine Idee, welche Goethe oftmals in seinen Romanen berührt hat. Die ersten Schritte der Natur sind unreife Versuche, so klebt den Versuchsindividuen etwas Unfertiges, Embryonales an, sie sind nicht lebensfähig und in der Welt nicht recht zu Hause. Das Gleiche gilt von den nach dem Thierischen Rückgebildeten. Das Schicksal solcher Experimentsobjecte stellt das Buch dar. Man sieht aus solchen wenigen Andeutungen die weitschauende Idee des Romans und den Gegensatz zu den meisten neueren Werken der erzählenden Kunstgattung. Sie waren im engsten, oft auch im besten Sinn gegenständlich; sie wollten in der Vollendung der Darstellung einer engbegrenzten Begebenheit, eines kleinen Daseinsausschnittes, ein Weltbild nicht zeigen, sondern ahnen lassen. Das sind die Dichter, die sich gern mit subtilen Problemen beschäftigen, und das Problem ist für sie die Hauptsache, also nicht die Welt als Ganzes. Die Franzosen sind die Lehrer darin gewesen; mit der einzigen, grandiosen Ausnahme Zola haben die anderen nichts behandelt als immerfort Probleme. Nun entdeckt man wieder einen Zug zum ausgreifenden Roman unter den Deutschen. Und dann bezieht man sich immer auf eine Rückkehr zu Goethe, weil thatsächlich seit ihm diese Art verloren oder vereinzelt war. Unter den Künstlern dieser Richtung steht die Huch in erster Reihe und daneben Gerhart Ouckama, obzwar in seiner ganzen Art, Lebensauffassung und Begabung grundverschieden. Er ist gedanken- und beziehungsreich, man hat bei seinem einfachen, leichten, oft graziösen Stil den hohen Genuss eines in Unabhängigkeit durchgebildeten Geistes. Aber die Idee, die Macht des Verstandes streitet mit der Phantasie, mit dem Farben- und Formengefühl. Es fehlt ihm nicht die Goethesche Klarheit und Prägnanz, er hat sogar dieselbe Art der Schilderung wie Goethe, nur mit ein paar Worten ein Bild nicht so sehr accurat auszuführen, als in seiner Stimmung den Betrachter anzuregen; aber die Goethe'sche Sinnenfreudigkeit, die lebhafte Farbe, die Körperlichkeit der Darstellung sind dem Verstand und Tiefsinn unterlegen. Uebrigens bildet die Handlung dieses Romanes einen Fortschritt gegen die des ersten. Nicht ohne Geschick ist das Problem der Decadenz nach Paris verlegt, in das Leben eines jungen Officiers, der von einem brutalen Untergebenen beherrscht und in's Verderben gezogen wird. O. St.

Revue der Revuen.

„Die Gegenwart" vom 14. Mai bringt einen lesenswerten Aufsatz „Für die schulentlassene Jugend" von Albert Andreä. Es wird darin über Grundsätze und Organisation einer Berliner philanthropischen Anstalt berichtet: den freiwilligen Erziehungsbeirath für schulentlassene Waisen. Zweck dieses Vereines ist die sittliche und wirtschaftliche Förderung der Waisen Berlins in den auf ihren Austritt aus der Schule folgenden Jahren. Er enthält neben zahlenden Mitgliedern als die eigentlich werkthätige Mitgliederclasse die der Pfleger und Pflegerinnen, welche sich verbindlich machen, zur Erreichung der Ziele des Vereines nach Maßgabe einer besonderen Pflegeordnung thätig zu werden. Durch Entgegenkommen der städtischen Behörden, insbesondere der Schulverwaltung, sind sämmtliche Schulen angewiesen, dem Erziehungsbeirathe die Namen ihrer Waisen auf Anfrage mitzutheilen. Für die Würdigen wird die Pflegschaft eingeleitet. Die Hauptaufgabe der Pfleger und Pflegerinnen ist, bei der Berufswahl der ihnen überwiesenen Waisen und bei der Unterbringung dieser in dem erwählten Beruf mitzuwirken, die Waisen zu überwachen, über deren Arbeitgeber sich zu unterrichten, gute Beziehungen zwischen diesen und ihren Pfleglingen anzubahnen u. s. w.

Der **„Revue blanche"** haben wir neulich die Ausführungen Paul Signacs über die Technik des Delacroix und deren Verwandtschaft mit dem „Néo-Impressionisme" entnommen. Die letzte Nummer dieser Zeitschrift (15. Mai) bringt nun einen zweiten Aufsatz desselben Verfassers — Signac ist bekanntlich selber Maler, — worin er an jenen ersten anknüpft und die Merkmale der impressionistischen und néo-impressionistischen Technik entwickelt. Monet, Pissarro und die anderen später als Impressionisten bekannt gewordenen Maler standen anfangs unter dem Einflusse Corots und Courbets. 1871 entdecken sie Turner. Von dessen Technik — vielfarbige Pinselstriche, alle Lichtflächen zerlegt in einfache, neben einander gesetzte Töne — werden sie gleichsam unterzogen; und sie nähern sich nunmehr Delacroix, nach dessen Beispiel sie sich bestreben, einfache, glänzende Farben nebeneinander zu setzen und meistens eine rein „optische" (nicht chemische) Verbindung eingehen zu lassen. 1874 erheben sie das zu ihrem Programm, und damit beginnt ein Kampf, der 20 Jahre dauert. Edouard Manet, anfangs ein Anhänger der farbenarmen, ja farbenfeindlichen Flächenmanier in Mitteltönen aus schwarz-weiß, wird von ihnen gewonnen. Aber sie schöpfen noch nicht alle Vortheile aus ihren Grundsätzen. Noch lassen sie sich zur Trübung und Mischung einzelner Farben auf der Palette verleiten, und vor allem ist ihre Technik unmethodisch und lediglich eine Eingebung des Instincts, der Inspiration. Der Néo-Impressionismus geht darüber hinaus, indem er seine Technik methodisch und wissenschaftlich, auf Farbengesetze, stützt, wie schon Delacroix gethan. Mischung und Trübung der Farben schließt er durchwegs aus. Farbenhelle strebt er im höchsten Grade an. Während Delacroix die Farbe in Schraffen (hachures) und die Impressionisten sie in kleinen Flecken oder derben, porösen Strichen auftrugen, bekennt sich der Néo-Impressionist zur touche divisée, dem ganz zertheilten, punktförmigen, durch Contrast und Harmonie wirkenden bunten Auftrag der Farbe. Georges Seurat ist der Begründer dieser Schüler, deren Beginn etwa durch die Frühjahrsausstellung von 1886 bezeichnet wird, in der neben Seurat vertreten waren: Camille und Lucien Pissarro, Degas, Forain, Signac (der Schreiber dieses Aufsatzes) u. a. m.

Der kranke Apfelbaum.

Ein ländliches Bild.

Von **Josef K. Slejhar.**

Aus dem Tschechischen übersetzt von Max Heller.

I.

Die Anpflanzung hinter dem Bauernhof, dem mir so wohlbekannten Orte, war ungewöhnlich rasch erblüht, kaum dass die Aprilschauer vorüber waren. Nicht vielleicht in einer Nacht — als ob noch am Abend vorher keine Spur und am Morgen alles mit Blüten übersäet gewesen wäre, wie bei der Vogelkirsche — nein, erst nach wochenlangem, mildem Sonnenschein rötheten sich die ersten Knospen, traten die ersten Blüten hervor, verwundert die Welt anstarrend, wie ein Kind die Aeuglein aufschlägt. Dann aber gieng es unaufhaltsam vorwärts, überall rangen sich Blütenknäuel im Sturme zutage, bis sich die alten starren Aeste unter der wohligen Last senkten, dem Herzen gleich, das berauschender Erregung nicht zu widerstehen vermag. — Jeden Morgen gieng der junge Landwirt in den Garten hinaus, an den Ort so vielfachen Fleißes, Trostes und Hoffens, um da alles in seiner Entwickelung und Blüte zu betrachten. Sein schlichtes ruhiges Antlitz erhellte sich stets, sein Auge erglänzte in milder Begeisterung, so oft er im schimmernden Morgennebel, der überall vor den hereindringenden Sonnenstrahlen zurücktrat, aus dem Hause schritt, und der Garten ihn von allen Seiten umfieng, vorwärts und seitwärts in ein unübersehbares Blütenmeer übergehend. Unmöglich war's, sein Ende zu erblicken, unmöglich, sich mit einem Schlage satt zu sehen, alles auf einmal zu überschauen. Man musste die Arme seitwärts herabsenken, das Auge halb schließen, den Kopf im Nacken aufrichten, man musste den Athem anhalten, um den großartigen geheimnisvollen Zusammenklang in keiner Weise zu stören und die Seele Eindrücke fassen zu lassen. So stand denn auch unser Landmann eine Weile still, schritt dann langsam und in Gedanken vertieft weiter, wobei er an vielen Orten verweilend stehen blieb oder seitwärts zu einzelnen Bäumen hintrat, von seinem großen Hund begleitet. Auf dem Rückweg machte er an einer Stelle Halt, sein bisher gleichmäßig glückstrahlendes Antlitz verfinsterte sich. Ein junger breitästiger Apfelbaum stach allein von seinen vollerblühten Genossen ab. Er blühte nicht. Traurig, fast trostlos erhob sich seine Krone in die Lüfte. Seine Blätter waren welk, schmiegten sich frostig an die bemooste Baumrinde, Blütentriebe waren keine hervorgebrochen. „Was fehlt dir?" schien der Landwirt zu fragen, ihm schwermüthig zunickend. Er zerrieb auf der Handfläche einige Blätter und schien nichts Tröstlicheres zu erfahren. „Und ich hatte ihn so lieb" sprach er im Geiste bei etwas verweilend. Hinter ihm umschnupperte der Hund den Apfelbaum.

Den Hof betretend, sah der Landwirt unlustig zurück. Es schien noch immer auf ihm zu lasten, was ihn bisher im Geiste so beschäftigt hatte. Er trat in die Wohnstube.

Im grünlichen Kachelofen flackerte das Feuer, bis jetzt noch angenehm wärmend. Und knapp beim Ofen kauerte beständig hüstelnd ein kahlköpfiger Greis, hochgewachsen, mit stumm-unfreundlichem Gesichtsausdruck, wie er dem Alter manchmal eigen ist. An der Wand, leicht über eine Wiege gebeugt und dieselbe stetig in Bewegung setzend, saß ein junges, schönes Weib mit träumerisch schweifendem Blick. Sie war sonst bleich, jetzt aber übergoss ihre Wangen ein lebendiges scharfes Roth. Beim Eintritte des Wirtes erhob sie, ohne sich umzusehen, nach hinten ihre Hand, worauf er sogleich seine Schritte dämpfte, um sich auf den Fußspitzen zu nähern, ein Wink, auf den auch der Alte zu hüsteln aufhörte. Desgleichen wurden die beiden Mägde, die mit Töpfen auf dem Schoße bei den Kannen geräuschvoll kauend dasaßen, ruhig, und das Rothkehlchen im Käfig beim Fenster verstummte. Darauf schlief das Kind in der Wiege ein. Und das junge Weib hielt im Wiegen inne, der Wirt trat mit dem ganzen Fuße auf, die Mägde schmatzten wie früher, und auch das Rothkehlchen ließ sich lustig hören.

„Schön ist es draußen," begann das junge Weib, nachdem sie zuvor hinaus und auf ihren Mann geblickt.

„Prächtig, prächtig, Mädel, aber" — und hier veränderte sich seiner Stimme Klang, unruhig, betrübt sprach er es aus — „aber der Apfelbaum ist krank, weißt du, unser Apfelbaum."

„Die Goldrenette, nicht wahr?" fügte der Alte mit jener scheinbaren, dem Alter in allem eigenen Gleichgiltigkeit hinzu, als ob er schon längst darum gewusst hätte.

„Der, der . . . den wir bei unserer Hochzeit pflanzten," bestätigte der Wirt.

„Jesus!" stießen beide Mägde hervor.

Starr blickte das junge Weib auf ihren Mann, ihr Angesicht nahm einen erschrockenen, ja entsetzten Ausdruck an. Etwas Ungewohntes, Krankhaftes sah aus ihrem Auge.

In der Wohnstube trat allgemeine Stille ein. In diesem Augenblick verschwand die Sonne hinter einer Wolke, ein Schattenschleier breitete sich über den Garten, matt färbten sich die Fensterscheiben und den heiteren Raum erfüllte plötzliche Angst und Gedrücktheit.

Der Mann gieng seiner Frau zum Fenster nach.

„Geh', du Aengstliche, er ist ein Spätling, der sich noch zusammennehmen kann."

Der Greis hustete bedeutungsvoll auf, wie um anzuzeigen, dass er wisse, woran er sich zu halten habe, ja noch mehr, dass er wisse, wie alles enden werde. Und wieder wurde es still. Gebeugten Hauptes saßen die Mägde da, unschlüssig stand der Landwirt neben seinem jungen Weibe. Das Halbdunkel der noch von Wolken umhüllten Sonne füllte noch immer die Stube. . . .

Nach und nach blühte die Pflanzung ab: schon sangen die Grasmücken in ihren Laubengängen: allein die Goldrenette gedieh noch immer nicht. Hie und da entfaltete sich ein verkümmertes Blättchen, doch das war alles. Umsonst widmete man ihr alle mögliche Sorgfalt, umsonst hüstelte sie der Großvater so oft an, mit all seiner Erfahrung wusste er nicht zu helfen. Der Apfelbaum war im Absterben, zarte Spinngewebe umspannen seine Aeste. Der Gartenlaubvogel, der noch im Vorjahre dort genistet, wählte ihn nicht mehr zu seinem Wohnsitze. Einen anderen, glücklicheren Nachbar erfüllte er mit seinem Gesange. Alles übrige gieng seinen gewohnten Gang, jenen schlichten, stillen, beseligenden Gang des Naturlebens.

Da sagte einmal der Greis zu seinem Sohne, mit einer eigenthümlichen Handbewegung: „Du, dein Mädel gefällt mir nicht, schon lange nicht."

Ueberrascht sah ihn sein Sohn an. Er hatte bisher nichts, keinerlei Veränderung an seinem Weibe bemerkt.

„Was fällt euch ein, so ist sie nun einmal!"

Der Alte sagte nichts mehr; den Kopf vornübergebeugt und ärgerlich schüttelnd hustete er krampfhaft auf, mit den Händen an der Bank sich festhaltend.

„Fehlt dir etwas?" fragte einige Tage später der Landwirt seine Frau.

„Nichts, ganz und gar nichts," entgegnete sie rasch und erröthete ob der bewussten Lüge, denn viele Leute wollen verborgen und unauffällig leiden. „Was sollte mir fehlen?" begann sie dann und mit einigem Nachdruck, als ob sie dadurch vollkommen über

zeugen wollte, doch jäher Schmerz beengte ihre Brust und schnürte ihr die Kehle zu, und erst nach einer Weile, als ob sie sich durch den Schmerz eines Besseren besonnen hätte, konnte sie hinzufügen: „Nur manchmal ist mir so sonderbar.“

Da streichelte der Mann zärtlich ihre Wangen, die ungewohnte Purpurflecken färbten, und sagte: „Das vergeht wieder.“

Doch da tägliche Sorge seiner harrte, da man aufs Feld hinaus musste, und als dann das unermüdliche Lerchenecho über dem wogenden Saatfeld erscholl, vergaß er jeglichen Kummer.

Nach einiger Zeit, zu Sommers Anfang, blühte ein Ast des sonst fast verkümmerten Apfelbaumes, der einzige, der noch lebendig geblieben und ein paar runzlige Blättchen behalten hatte; freilich waren sie zum größten Theil mit Spinnweben umsponnen, ein untrügliches Zeichen baldigen Untergangs. Plötzlich, ohne dass jemand die Veränderung wahrgenommen hätte, war er aufgeblüht. Die letzte Zeit hatte sich niemand nach dem Baum umgesehen, jeder wich ihm gleichsam absichtlich aus. Er war auch zuletzt so hässlich geworden und erschreckte den Besucher des Gartens schon von ferne mit seinen vertrockneten Armen. Und nun häufte sich plötzlich auf dem einen Aste Blüte an Blüte. Es war etwas Ungewöhnliches. Wie entsetzt, scheu lugten die verspäteten, röthlichen Blumenkronen vom sonst unfreundlichen Rumpfe der Goldrenette. Als ob hierher der Rest der letzten, von verzweifelter Lebenslust erweckten Kräfte des sterbenden Baumes geströmt wäre. Zum letztenmale wollte er Blüten tragen, zum letztenmale gieng ein leises Beben durch sein Inneres.

Die Frau des Viehhirten war die erste, die wie toll die Nachricht hievon in die Wohnstube brachte. Zum mindesten brenne es, dachte man dort. Da kamen alle in den Garten hinaus, auch der Greis war ihnen nachgehinkt. Man fieng zu plaudern an, der Apfelbaum erhole sich wieder. „Das wird ja gut sein, da werden wir wieder Renetten haben,“ sprach eine der Mägde und suchte dabei in den Gesichtern der übrigen etwas Klügeres zu lesen, zu jeder anderen Ansicht gleich bereit.

„Und unsere Frau wird wieder gesund!“ jauchzte das Hirtenweib, in deren Sinn inzwischen beides in Zusammenhang getreten war. Freilich verspürte sie für diese ihre Meinung alsbald einen Stoß im Rücken, dass sie verstummte; rasch sprach jemand von etwas anderem, und alle betrachteten mit einemmal den Alten; von ihm erwarteten sie das Endurtheil.

Der Alte betastete mit seinen krummen, knochigen Fingern den blühenden Zweig, stets von neuem befühlte er dieselbe Stelle, mit dem Ohre an die Baumrinde horchend, trat dann, um den ganzen Baum in Augenschein zu nehmen, ein wenig zurück, und unter beständigem Husten — ja es schien, als huste er absichtlicher und länger als sonst, wie um für sein Urtheil Zeit zu gewinnen fuchtelte er mit der Hand und fuhr mit finsterer Miene die Anwesenden an, als ob er schon im vorhinein ihr mögliches Urtheil verwürfe. Entweder war er bereits zu einer eigenen Meinung gelangt, die verschiedenen anderen Ansichten widersprach, oder er wollte dadurch kundgeben, dass es noch nicht an der Zeit sei, ein Urtheil zu fällen.

Und von neuem besah der Alte den Baum, der sich wie ein schwer Kranker allem zu fügen schien, fuhr mit seinem Pantoffel in das Erdreich und schüttelte den Baum. Alles sah ernst drein.

„Was ist's also, Väterchen?“ ließ sich vom Hause her die Stimme des jungen Weibes vernehmen, das mit seinem Kinde auf dem Arme herausgetreten war. Doch blieb sie stehen, neugierig ängstlich auf den Alten blickend. Sie traute sich nicht näher. Die Mägde sahen sich nach ihr um, und ihr Mann, der an dem ganzen Vorfall bisher keinen Antheil genommen hatte, trat zu ihr hin. Der Greis, den sie gefragt, sah sie nicht an.

„Das ist es,“ schrie er auf, aus seiner Stimme sprach halsstarriger Aerger, „das ist es, dass es mit ihm zu Ende geht; dass es mit dir bald aus ist,“ schrie er, „mit dir meine goldene Renette, du guter Baum .....“ Und dies sprach er mit klagendem, heiser singendem Tone zu Ende. Dann eilte er, bei seinem Alter ungewöhnlich rasch, völlig unbekümmert ins Haus .....

Betäubend hatten seine Worte auf die Anwesenden gewirkt. Ihre Blicke glitten auf die Hausfrau, deren Wangen in raschem Wechsel erbleichten und errötheten ..... Ja, ein seltsamer ungewöhnlicher Fall war's, der den Apfelbaum auf dem Hofe betroffen: fast schon vertrocknet, blühte er zur Sommerszeit wieder auf. Und gleichfalls seltsam war es, dass kein Insect sich auf den blühenden Ast verlocken ließ: misstrauisch umkreiste es ihn, um dann mit dumpfem Gesurre davonzufliegen. Und der Laubvogel setzte sich auch jetzt nicht unter die rosigen Blüten, um eines seiner Liedchen zu singen .....

Wieder that niemand im ganzen Hause des Apfelbaums Erwähnung, wieder wichen ihm alle aus.

Der Sommer war herrlich, voller Freuden bei der Erwartung reicher Ernte. Alles nahm seinen gewohnten Gang mit den bekannten Freuden und Leiden einer unermüdlichen häuslichen Thätigkeit, der Viehpflege, dem Dienstbotengezänke, dem Hühnergegacker, der Gänseweide; nur die Hausfrau kränkelte immer auffälliger. Fast niemanden überraschte dies. Kam es doch so langsam, reihte sich so allmählich Anzeichen an Anzeichen; und dann waren ja alle auf etwas vorbereitet, beständige Erwartung hielt ihre Sinne gefangen, so dass eine plötzliche vollständige Genesung der Wirtin bei weitem mehr überrascht hätte.

Oft drang aus der Wohnstätte jener matte, angenehm beklemmende Geruch gekochten Gewürzes, oft blieb das Lager ungebettet, als ob es beständig für jemanden in Bereitschaft wäre. Bekannte aus dem Dorfe kamen ins Haus, die mit allzusichtlicher Redseligkeit den eigentlichen Grund ihres Besuches verheimlichten. „Ich gieng ja vorbei, und da musst' ich mich doch hier aufhalten, Frau Gevatterin.“ „Ich kam, euch nur anzusehen, jetzt muss ich wieder gehen. Man sagt, ihr seid ein wenig marode?“ „Ob ihr's schon wisst, liebe Nachbarin, dass ....“ Und so ging es beständig. Die Mägde waren viel munterer und sorgloser als sonst. Es herrschte im Hause jene eigenartige unerklärliche Stimmung, eine fast freudige Erwartung, dass etwas kommen müsse, das den bisherigen Stand der Dinge verändern werde, eine Erwartung, die sich stets einstellt, wenn eine wichtige Persönlichkeit des Hauses von einem Unwohlsein betroffen wird, das nicht gerade das Leben bedroht und nicht mit betäubender Stärke ausbricht. Es herrschte eine Vertraulichkeit, ungewohnte Milde, man sprach nicht laut, trat nicht geräuschvoll auf, ertheilte keine schroffen Befehle.

Selbst der Wirtin schien sich um diese Zeit solch eine furchtlose, anheimelnde Stimmung mitzutheilen. Sie klagte nicht. Mit Appetit nahm sie die gekochten Tränklein, die man ihr reichte, und wie in seliger Ermattung legte sie sich zu Bette und blickte, halb emporgerichtet, mit solcher Milde aus den Kissen hervor, förmlich heiter den Verlauf der häuslichen Arbeiten verfolgend. Zwar ereiferte sie sich oft in unerwarteter und überflüssiger Weise, schalt die Mägde aus, ließ die Katzen, die sie fromm anstierten, vom Ofen verjagen, das Rothkehlchen entfernen, ja ihr eigener Säugling widerte sie in solcher Stunde an, alles verwirrte sie und trieb sie zu neuen Zornesausbrüchen. Aber das war nicht oft der Fall, eher überraschte ihre einnehmende, übergroße Nachsicht die Hausleute. Und da zugleich jene Zeit herangekommen war, da die fleißige Arbeit auf den Feldern ruht, da die bereitete Saat von selbst gedeiht und der Landmann mit den Seinigen in freudiger Erwartung baldiger Ernte erleichtert aufathmen kann, fühlte man sich in diesem so günstigen Jahre um so heimischer im Hause der kränkelnden Bäuerin.

(Schluss folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Seiden-Damaste 75 kr.

bis fl. 14.65 per Meter und Seiden-Brocate — ab meinen eigenen Fabriken

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

762

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XV. Band. Wien, den 4. Juni 1898. Nummer 192.

Auflösen.

Es hat anfangs geheißen, dass die deutschen Oppositionsparteien wegen der Auflösung des Grazer Gemeinderathes eine Ministeranklage im Abgeordnetenhause einbringen werden. Von diesem Plane sollen sie wieder abgekommen sein. Vielleicht, weil ihre Juristen in jener Maßregel eine formelle Gesetzesverletzung nicht erblicken konnten. Doch eine Regierung kann auch noch ärgere Dinge begehen, als formelle Gesetzesverletzungen, und das sind förmliche Dummheiten. Eine solche scheint uns in der Grazer Maßregel vorzuliegen.

Die regierungsseitige Befugnis zur Auflösung von Vertretungskörpern nimmt im System der Repräsentativregierung einen ganz bestimmten Platz ein. Sie hat den Zweck, die natürliche Unvollkommenheit des Systems zu corrigieren. Während der Mandatsdauer wird der Vertretungskörper unwiderruflich als der wahre Willensträger der Wählerschaft angesehen. Das ist eine constitutionelle Fiction des Repräsentativsystems. Es ist nur eine Fiction. Diese Fiction kann auch zur offenbaren Lüge werden. Es kann vorkommen, dass der Vertretungskörper genau das Gegentheil von dem thut, was die wahlordnungsmäßige Majorität der Wählerschaft wirklich will. Für diesen Fall ist durch das Correctiv der regierungsseitigen Auflösungsbefugnis vorgesorgt. Die Regierung löst den Vertretungskörper auf und ordnet Neuwahlen an. Die Wählerschaft entsendet andere Mandatare in den Vertretungskörper, welche ihrem Willen besser entsprechen, und die constitutionelle Fiction ist gerettet. Die Regierung begeht einen Fehler, wenn sie einen Vertretungskörper auflöst, obzwar er sich in Uebereinstimmung mit der Wählerschaft befindet. Sie begeht aber geradezu eine Dummheit, wenn diese ungerechterweise aufgelöste Körperschaft regierungsfeindlich war. Denn durch die ungerechte Auflösung gibt sie der Opposition ein neues Angriffsobject, führt ihr neue Anhänger zu, und aus den Neuwahlen kommt, wenn es sich um eine auch nur halbwegs reife und selbstbewusste Wählerschaft handelt, ein noch regierungsfeindlicherer Vertretungskörper heraus, als der aufgelöste alte gewesen ist.

Diese Dummheit haben österreichische Regierungen schon so oft begangen und so gründlich gebüßt, dass es selbst für den genauesten Kenner österreichischer Regierungsweisheit erstaunlich ist, sie wiederholt zu sehen. Es ist zweieinhalb Jahre her, dass wir in der „Wiener Frage“ das staatsmännische Genie des Grafen Badeni an der Arbeit gesehen haben, wie es durch wiederholte Auflösung des christlichsocialen Gemeinderathes die Anhänger des Dr. Lueger von 70 auf 92 Gemeinderaths-Stimmen brachte, um schließlich Dr. Luegers Uebermacht, auf dem Bauche rutschend, anerkennen zu müssen. Jetzt hat uns das staatsmännische Genie des Grafen Thun eine gleichgeartete „Grazer Frage“ bescheert. Die Analogie geht bis in manches Detail. Hier soll nur ein einziges hervorgehoben werden, weil es wieder einmal Gelegenheit gibt, das wahre Grundübel des österreichischen Constitutionalismus zu beleuchten: die politische Charakterlosigkeit der Parteiführer.

In ihrer Verlegenheit um eine halbwegs menschliche Begründung des Auflösungsdecrets ist die Thun'sche Regierung auf das gleiche Auskunftsmittel verfallen wie die Badeni'sche: die Prärogative der Krone soll vom aufgelösten Gemeinderath verletzt worden sein. Die Thun'sche Regierung, beziehungsweise ihr steierischer Statthalter Marquis Bacquehem, behauptet in der officiellen „Grazer Zeitung“, dass die bekannte unterthänige Vorstellung des Grazer Gemeinderathes gegen die Ernennung des Grafen Gleispach und für die Dislocierung des bosnischen Regiments „einen bewussten Uebergriff in das Beamtenernennungsrecht der Krone und den allerhöchsten Oberbefehl der k. u. k. Armee“ bedeute. Das ist ganz der Geist, in dem seinerzeit die Badeni'sche Regierung, beziehungsweise ihr niederösterreichischer Statthalter Graf Kielmansegg, die wiederholte Auflösung des Wiener Gemeinderathes damit begründet hat, dass der Gemeinderath durch die Wiederwahl des nichtbestätigten Dr. Lueger zum Bürgermeister „sich in Widerspruch mit der allerhöchsten Willensmeinung“ gesetzt habe. Im constitutionellen Staat ist das der pure Unsinn. Nach dem betreffenden Staatsgrundgesetz (Art. 2) „übt der Kaiser die Regierungsgewalt durch verantwortliche Minister und die denselben untergeordneten Beamten und Bestellten aus.“ Alle Regierungshandlungen geschehen also, direct oder indirect, im Auftrag des Kaisers. Für sie alle sind aber die Minister verantwortlich. Wenn der Widerspruch gegen die Ernennung des Grafen Gleispach oder gegen die Nichtbestätigung des Dr. Lueger ein Uebergriff in die Prärogative der Kron[illegible] so müsste auch jede Kritik irgend einer anderen Regierungsh[illegible] sei es auch des letzten Amtsdieners, jede Einwendung ge[illegible] von der Regierung eingebrachte Gesetzesvorlage und gar ei[illegible] Appellation gegen ein ausdrücklich im Namen des Kaisers ei[illegible]genes gerichtliches Urtheil ein gleichgearteter Uebergriff sein.

In der Lueger-Debatte des Abgeordnetenhauses vom 16. November 1895 ist diese constitutionelle Fibelweisheit dem Grafen Badeni von verschiedenen oppositionellen Abgeordneten zu Gemüth geführt worden. Von keinem aber eindringlicher, als von dem damaligen Volks-, jetzt Hofmann Dr. Kaizl. „Hätte Graf Badeni,“ so urtheilte damals der wackere Dr. Kaizl, „hätte er einen Mann, der im öffentlichen Recht versiert ist und die Geschichte und den Geist der constitutionellen Verfassungen kennt, um Rath gefragt, derselbe hätte ihm wahrscheinlich gesagt, dass die Grundfiction des constitutionellen Lebens darin besteht, die Krone mit ihren Willensmeinungen außer jede Debatte zu stellen.“ Dr. Kaizl ist jetzt selbst „Rath der Krone“. Warum hat er, der doch „im öffentlichen Recht versiert“ ist, seinen kostbaren Rath dem Grafen Thun vorenthalten? Ist man denn „Rath der Krone“, nur um seine eigene Ueberzeugung zu verrathen? Dr. Kaizl apostrophierte damals den Grafen Badeni: „Wenn wir die Krone nicht in die Debatte ziehen dürfen, dann erbitten wir auch von Seite der Regierung, dass sie dieselbe Enthaltung übe, denselben Respect vor der Majestät der Krone bewahre“. Das erbitten wir jetzt auch von der Regierung, in der Herr Dr. Kaizl selbst sitzt. „Ich verlange von der Regierung — so donnerte Dr. Kaizl — dass sie sagt, der Statthalter hat einen faux pas begangen, indem er die allerhöchste Willensmeinung der Krone angeführt hat“. Warum verlangt das Gleiche der muthige Mann nicht jetzt vom Grafen Thun? „Man komme nicht — rief Dr. Kaizl — mit dem Schutze der Autorität. Hat ein untergebenes Organ (der Statthalter), einen Fehler begangen, so schütze ihn die Regierung nicht durch die Autorität ihrer selbst und des Gesetzes, sondern sage: Ich bitte um Entschuldigung, ein untergeordnetes Organ hat einen Fehler begangen, ich will ihn gut machen, ich bin nicht dazu da, um mit meinem Rücken, ja sogar mit der Autorität der Krone die Fehler untergebener Organe zu decken“. Und jetzt, wo er selbst Regierung ist, ist der einst so stolze Herr Dr. Kaizl dazu „da, um mit seinem Rücken die Fehler untergebener Organe zu decken“? Hat sein Rücken denn gar kein Rückgrat mehr?

„Wenn etwas Anerkennenswertes an dem ganzen Vorgang der Regierung ist — so ironisierte damals der Herr Dr. Kaizl — so ist es der Umstand, dass sie endlich in die stillen Wässer dieses Hauses eine gewisse Spannung, Bewegung oder Erregung gebracht hat“. Dieses ironische Compliment könnten wir heute, nach der Auflösung des Grazer Gemeinderathes, der Regierung, der Herr Dr. Kaizl angehört, zurückgeben, und Herrn Dr. Kaizl könnte, zum versöhnlichen Schluss, die zarte Anerkennung nicht versagt werden, dass er denn doch der Gleiche geblieben ist, insoferne er als Minister das Gleiche bewirkt, wie als Oppositionsführer, nämlich die Opposition zu stärken, damals die Opposition seiner Partei, jetzt die seiner Gegner, damals durch Ausübung seines politischen Talents, jetzt durch dessen Gegentheil.

K.

Die Wahlaussichten der socialen Parteien Deutschlands.*)

Es bleibt immer etwas willkürlich, wenn man ein Reihe von Parteien unter ein Schlagwort wie „social“ zu rubricieren versucht. Man muss dabei Parteien auslassen, die, namentlich vor der Wahl, sociale Gesinnung für sich in Anspruch nehmen, und andere wiederum anführen, denen von einem extremen Standpunkte aus jede Spur von Socialismus abgesprochen werden wird. Dies vorausgeschickt, um Missverständnissen vorzubeugen, nenne ich als sociale Parteien das Centrum, die deutsche Volkspartei, die Christlich-Socialen, die National-Socialen und die Socialdemokratie.

Dem Centrum namentlich wird von vielen Seiten das ehrende Beiwort „social“ abgestritten. Man wagt ja kaum zu bestreiten, dass sich das Centrum in den letzten Jahren als Hüter

*) Vgl. desselben Verfassers Artikel „Der Niedergang der conservativen Partei in Deutschland“ in Nr. 182 und „Die Lage des Liberalismus in Deutschland“ in Nr. 189 der „Zeit“. Anm. der Red.

Digitized by Google

und Förderer der Socialreform bethätigt hat. Aber man erklärt das für eine „besondere ultramontane Schlauheit", die nur das Bestreben, sich die katholischen Arbeiterstimmen zu sichern, aber nicht wirklich ernsthaftes sociales Wollen bekunde. Mir scheint das ein kulturkämpferisches Vorurtheil. Aber sei dem, wie ihm wolle. Jedenfalls hat in keinem anderen Lande Europas die politisch organisierte, katholische Kirche eine so stark sociale Wirksamkeit entfaltet wie das Centrum in Deutschland. Es kommt in der Beziehung fast der katholischen Unterströmung der christlichen Demokraten in Belgien gleich. Das Hauptblatt des deutschen Centrums, die „Kölnische Volkszeitung", widmet von allen „bürgerlichen" Blättern der Gewerkschaftsbewegung den meisten Raum und das sachverständigste Urtheil. Der Volksverein für das katholische Deutschland, die letzte und größte Gründung Windthorsts, des ehemaligen Centrumsführers, entwickelt namentlich durch seine Volksbureaux mit ihren Rechtsschutz- und Arbeitsnachweiseinrichtungen eine bedeutsame praktisch-sociale Thätigkeit. Der bedeutendste Strike, der augenblicklich Deutschland beschäftigt, der der Bergarbeiter vom Piesberg bei Osnabrück, bewies wiederum die völlig correcte Stellung des Centrums in Arbeiterfragen. Durch eine Interpellation im preußischen Abgeordnetenhause nahm es sich der Arbeiter, die um die Erhaltung ihrer Feiertagsruhe kämpfen, in der entschiedensten Weise an, während Regierung, Nationalliberale und Conservative gleichmäßig den schroffsten Arbeitgeberstandpunkt vertraten. Jahr für Jahr wiederholt das Centrum im Reichstag seine Anträge auf staatliche Anerkennung der Berufsvereine und sucht dadurch, wie durch sonstige socialpolitische Anträge die Socialreform, die man officiell so ziemlich eingestellt hat, in Gang zu erhalten. Die Früchte dieser klugen Politik werden sich bei den Wahlen zeigen. Schon jetzt steht fest, dass die Socialdemokratie, die unter der protestantischen Arbeiterschaft reißende Fortschritte gemacht hat, den Centrumsthurm selbst in den großen industriereichen katholischen Städten vergeblich zu berennen versucht. Ist es doch dem Centrum sogar gelungen, bei einer Nachwahl die Stadt Mainz den Socialdemokraten wieder abzunehmen. Viel ernstere Gefahren als von der Socialdemokratie drohten dem Centrum von dem *bayerischen Particularismus* und der *agrarischen Bewegung*. Aber auch sie scheinen fast überwunden. Die Abstimmung über die Flottenvorlage spaltete das Centrum in einen kleinen bayerischen und einen größeren überwiegend preußischen Theil. Es erhob sich eine Anzahl von süddeutsch-katholischen Stimmen, die da forderten, die bayerischen Flottengegner sollten sich von den zu bewilligungslustigen Centrumspreußen trennen und eine eigene bayerische Volkspartei bilden. Aber eine geschickte Parteidiplomatie hat den drohenden Riss vermieden. Ebenso ist die Bauernbundsbewegung, die dem Centrum schon einige Sitze gekostet hat, fast zum Stillstand gekommen. Geschlossen steht das Centrum da, als eine Vertretung fast des gesammten katholischen Drittheils des deutschen Volkes. Nur einige seiner 97 Mandate sind gefährdet. Es wird nach dem 16. Juni das sein, was es bisher war: die an Abgeordnetensitzen stärkste Partei Deutschlands. Und der Freund einer entschiedenen Socialreform kann das nicht bedauern. Sein Ideal wird das heutige Centrum, das z. B. in der Frauenfrage ungemein rückständig ist, gewiss nicht sein. Aber er wird in ihm einen sicheren und heute noch unbedingt nothwendigen Hort gegen das rückschrittliche Agrarierthum begrüßen.

Die *deutsche Volkspartei* bezeichnet man gewöhnlich als die *süddeutsche Volkspartei*. Sie hat ihren Hauptsitz in Württemberg, dessen Landtag sie völlig beherrscht. Von ihren 11 Reichstagssitzen entfallen 10 auf Württemberg. Sie ist die süddeutsche Schwester der freisinnigen Volkspartei, aber dem süddeutschen Charakter entsprechend politisch radicaler und wirtschaftlich verständiger, als ihre norddeutsche Schwesterpartei. Ihre Versuche, sich in anderen Gegenden festzusetzen, sind bisher kläglich gescheitert. Wenn sie diesmal z. B. in den sechs Berliner Wahlkreisen eigene Candidaten aufgestellt hat, so ist das lediglich eine politische Spielerei, deren Ergebnisse nur den Witzblättern Stoff geben können. So sicher man vom socialen Standpunkte aus ihr gegenüber der manchesterlichen freisinnigen Volkspartei den Vorzug geben muss, so lächerlich ist es doch, wenn sie sich als Partei in einer Stadt geriert, wo ihre Anhänger noch nicht nach Hunderten zählen. In Württemberg wird sie ihre alte Stellung behaupten, weil sie namentlich durch ihre gesunde Landtags- und Communalpolitik sich einen festen Boden geschaffen hat. Von Stufe zu Stufe hat sie unter Führung ihres leitenden Blattes, der ausgezeichnet redigierten „Frankfurter Zeitung", sich mehr vom socialen Sauerteig durchdringen lassen. Auf Veranlassung des Herausgebers der „Frankfurter Zeitung", des früheren Abgeordneten Leopold Sonnemann, beschäftigte sie sich z. B. auf ihrem letzten Parteitag sehr gründlich mit der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit. Dank ihrer socialen Fortentwicklung wird sie vielleicht in einigen anderen süddeutschen Staaten kleine Wahlerfolge erringen können. Von großem Einfluss auf die Gesammtstructur des deutschen Reichstages kann sie jedoch infolge ihrer örtlichen Begrenzung nicht werden.

Von besonderem Interesse für die Socialpolitiker ist das Auftreten zweier neuen socialen Parteien, der *Christlich-socialen* und der *National-socialen*. Wenn man die groben Begriffe „rechts" und „links" gebrauchen darf, so würde die christlich-sociale der Rechten, die national-sociale der Linken zuzurechnen sein. Die National-Socialen wollen eine freiheitliche Politik, die gleichzeitig für deutsche Machterweiterung nach außen und für radicale Socialreform im Innern eintritt. Sie sehen in den Conservativen die schärfsten Gegner einer freiheitlichen Socialpolitik. Darum geht ihr Hauptbemühen dahin, die Hauptgefahr zu beseitigen, nämlich die einer drohenden conservativ-agrarischen Mehrheit, die dem allgemein gleichen Reichstagswahlrecht ein Ende machen und das nur noch schwach glimmende Lämplein der Socialreform völlig auslöschen würde. Die Christlich-Socialen dagegen hoffen, die conservative Partei zur Socialreform bekehren zu können. Sie richten ihre Angriffsfront ausschließlich gegen die Socialdemokratie und den Liberalismus. Gegen die Conservativen ergreifen sie nur gelegentlich zur Abwehr das Wort. Sie hüten sich natürlich auch bei den Wahlen, irgendwie conservativen Besitzstand anzutasten. In Berlin haben sie sogar ein Cartell mit den Conservativen geschlossen, die sich offen als Feinde der Socialreform bekennen. Beide Parteien werden von ehemaligen protestantischen Geistlichen geführt, die christlich-sociale von dem Hofprediger a. D. *Stöcker*, die national-sociale von dem Pfarrer a. D. *Naumann*. Die Christlich-Socialen haben neun, die National-Socialen elf Candidaten aufgestellt. Ueber die Aussichten dieser Candidaturen lässt sich nur soviel sagen, dass die der National-Socialen erheblich besser sind. Die Christlich-Socialen hemmt ihr Liebäugeln mit den Conservativen, sowie der Mangel an tüchtigen jungen Kräften. Die National-Socialen dagegen haben eine Fülle rednerischer Kräfte, die an agitatorischer Thätigkeit das Aeußerste leisten. Sie werden im künftigen Reichstag ziemlich sicher eine, wenn auch kleine, Gruppe darstellen.

Die *Socialdemokratie* geht in den bevorstehenden Wahlkampf nicht ganz mit der Siegeszuversicht wie früher. Schon 1893 entsprachen ihre Erfolge nicht ihren hochgespannten Erwartungen. Denn während ihre Stimmenanzahl von 1887 bis 1890 von 763.000 auf 1,427.000 stieg, also fast um 100 Procent, wuchs sie 1893 nur auf 1,786.000, also nur etwa um 25 Procent. In vielen Gegenden, wo sie seit längerer Zeit fast alle Industriearbeiter umfasst, hat sie eben ihre Höchstausdehnung erreicht. Und neue industrielle Gebiete kann sie sich nur in geringerem Umfang erschließen, solange die katholische Arbeiterschaft immun gegen sie bleibt. Darum versuchte sie es mit der Landagitation. Aber zwei Dinge traten ihr dabei hemmend in den Weg: einmal ihre Feindschaft gegen die *Religion*, und dann das Fehlen eines *Landprogramms*. Man dachte an Abhilfe. Den Agitatoren wurde eingeschärft, mit dem Satz: „Religion ist Privatsache" ja Ernst zu machen, um die religiösen Gefühle der Leute zu schonen. Denn auf dem Lande ist man fast durchweg mindestens aus Tradition noch kirchlich. Aber wenn die Agitatoren auch noch so vorsichtig sind, so genügt doch ein Hinweis der Geistlichen auf bekannte christenthumsfeindliche Aeußerungen socialdemokratischer Führer, um die socialdemokratische Propaganda im Keime zu ersticken. Wenigstens ist das die Regel. Auch das zweite Hindernis konnte bis jetzt nicht beseitigt werden.

Mit heißem Bemühen hat man vor 3 Jahren auf dem Breslauer Parteitag um ein Agrarprogramm gestritten. Aber pro nihilo. Nichts kam dabei heraus, außer tief gehenden Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Partei, die noch jetzt nachzittern. Und heute scheint der Entwurf eines Agrarprogramms gründlicher eingesargt, als je. „O rühre, rühre nicht daran!" denken die Führer, weil sie wissen, wie heikel die Frage ist, wie leicht sie zu grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten und damit zur Gefahr einer Spaltung führen kann. Darum verzichtet man auf ein Agrarprogramm, damit freilich zugleich auf die Möglichkeit einer erfolgreichen Landagitation. Denn nicht einmal die Landarbeiter, geschweige denn die Bauern kann man ohne Landprogramm *dauernd* gewinnen. Gelegentliche Agitationserfolge zählen natürlich nicht.

So wird denn die Socialdemokratie diesmal nur ein paar Wahlkreise in der Nähe großer Städte und einige mit halb ländlicher, halb industrieller Bevölkerung gewinnen. Die klügsten ihrer Führer veranschlagen ihre Wahlerfolge gering. So meinte Auer auf dem letzten Parteitage in Hamburg, als ein Genosse sich in etwas optimistischen Schätzungen erging, dass man auf höchstens 10 bis 12 neue Sitze rechnen dürfe. Also statt 48 höchstens 60! Allerdings haben sich die Wahlaussichten der Socialdemokratie durch die hohen Getreidepreise gerade in der letzten Woche noch gebessert. Sie konnten sich keine bessere Waffe für den eigentlichen Wahlmonat wünschen, als die Gegenüberstellung der hohen Preise auf der einen Seite und des rücksichtslosen Widerstandes gegen die Suspendierung der Zölle auf der anderen Seite, wie ihn Regierung und Agrarier leisteten.

Im ganzen genommen werden die *socialen Parteien* etwas verstärkt aus der Wahlschlacht hervorgehen. Andererseits wird auch das reine, rücksichtslose *Agrarierthum* einen Wahlzuwachs erfahren. Darum stehen im neuen Reichstag weit erbittertere Kämpfe bevor, als sie der alte gekannt hat.

Berlin. H. v. Gerlach.

Straßendemonstrationen in Civil und Uniform.

Ein Beitrag zur Geschichte der jüngsten Grazer Vergangenheit.

Die folgenden Mittheilungen sollen dazu beitragen, „dass nicht durch die Zeit in Vergessenheit gerathe“, was in den sturmbewegten Tagen, da das Ministerium Badeni gestürzt worden ist, sich in Graz ereignet hat. Meine Erlebnisse sind vielleicht geeignet, eine gerechtere Beurtheilung einzelner Vorkommnisse anzubahnen, jedenfalls deren Bild zu vervollständigen. Dies allein ist der Grund, weshalb ich das bisher bewahrte Stillschweigen aufgebe. Ich habe eine lebhafte Empfindung für die Nothwendigkeit militärischer Zucht und glaube, dass gerade der Deutsche in Oesterreich allen Grund hat, die Armee als einen starken Hort seiner auf die Einheit des Staates gerichteten politischen Bestrebungen zu schätzen. Die studierende Jugend glaube ich besser zu verstehen, als die, welche über sie mit bekannten Redensarten den Stab brechen, weil sie dieselbe nicht kennen und von Universität und Studenten kläglich unzureichende Vorstellungen haben.

Samstag den 27. November des vorigen Jahres hatte der Zusammenstoß stattgefunden, bei dem die herbeigeholte, in kleine Abtheilung aufgelöste, also unzweckmäßig verwendete militärische Assistenz ihre traurige Pflicht that, und weil sie thätlich angegriffen worden war, von der Schusswaffe Gebrauch machte. Ein Todter blieb sofort auf dem Platz und, soviel bekannt geworden ist, wurde noch ein zweiter aus der Menge der Demonstrierenden schwer verwundet und starb einige Tage später. Am folgenden Tage, gegen 11 Uhr, eilten zahlreiche Studenten von allen Seiten zur Universität. Ich betrat mit einer Anzahl die bereits dicht gefüllte Vorhalle des Stiegenhauses und wohnte als Zuhörer unbeobachtet der Versammlung bei.

Dieser Raum war schon oftmals früher, wenn auch nie so dicht, von Studenten erfüllt gewesen, stets ließ aber ein frohes Durcheinander von Stimmen, Scherz und Lachen erkennen, dass hier die heitere Jugend beisammen sei. Diesmal lag tiefer Ernst auf allen Gesichtern, es herrschte eine feierliche Stille: der Student, der das Wort ergriff, hatte gar nicht nöthig, das übliche Silentium zu gebieten. Kein Vorsitzender leitete die Versammlung, sie ist gleichwohl würdig verlaufen. Der Redner sagte: „Commilitonen! Ihr wisst, dass gestern Blut geflossen ist. Lasst uns nicht vergessen, dass wir an dem Tode des armen Teufels, der erschossen wurde, wenn auch nur indirect mitschuldig sind. Die deutsche Studentenschaft hat zuerst auf der Straße ihrem Unwillen Ausdruck gegeben. Nun ist einer aus der Masse, mit der uns sonst nichts verbindet, die aber unserem Beispiel gefolgt ist, als Opfer gefallen. Es ist unsere Pflicht als Menschen, dass wir in unseren Kreisen und unter uns selbst für die Hinterbliebenen, wenn solche da sind, durch Sammlungen sorgen. Wir haben aber auch vor der Oeffentlichkeit die Pflicht, dem Gefühle unseres Mitleides durch Niederlegen eines Kranzes und durch die Theilnahme an dem Leichenbegängnis Ausdruck zu geben. Wir beflecken die makellose Ehre unserer Farben nicht, wenn wir in Farben an dem Zuge theilnehmen.“

So hat die deutsche Studentenschaft von Graz, der sich die anwesenden Italiener anschlossen, die Theilnahme an dem Leichenzug der Erschossenen aufgefasst und begründet. Jeder ruhig Denkende, selbst ein Gegner studentischer Ausschreitungen, wird zugeben, dass es erfreulich berühren musste, bei der Jugend so viel Ernst und ein so warmes Mitgefühl zu finden, dass diese Versammlung von edler Gesinnung beherrscht war.

Die ehrenräthliche Untersuchung gegen 47 dieser Studenten, die zugleich Officiere in der Reserve waren, hat sich dann mehr als ein Vierteljahr hingezogen. Während der Officiersehrenrath noch tagte, hat der Kriegsminister in einer Interpellationsbeantwortung in den Delegationen eine Aeußerung gethan, die die freie Entschließung des Ehrenrathes beeinflussen konnte, und hernach sind diese Siebenundvierzig kürzlich ihrer Reserveofficierscharge für unwürdig befunden worden. Die amtliche Begründung dafür lautet: Die Beschuldigten verletzten die Standesehre dadurch, dass sie sich an dem Leichenbegängnis einer Civilperson demonstrativ betheiligt hatten, die anlässlich gewaltsamer Angriffe gegen eine militärische Assistenz von der letzteren erschossen wurde. Auf Grund dieser Entscheidung vom 11. März d. J. hat der Kriegsminister am 7. Mai diese Reserveofficiere ihrer Charge als verlustig erklärt und zum Mannschaftsstand degradiert.

Ueber den Begriff der Standesehre und darüber, ob diese verletzt sei oder nicht, hat der Ehrenrath zu entscheiden. Er hat entschieden, und das Kriegsministerium hat augenscheinlich keinerlei Milderungsgründe angenommen. Sei es darum: die Forderungen an die militärische Disciplin mögen diese strenge Auffassung rechtfertigen, die Motive einer Handlung mögen gleichgiltig sein, acceptieren wir also den Satz: Reserveofficiere dürfen auch in Civil nicht an Demonstrationen theilnehmen. Sehen wir aber, was sich weiter zugetragen hat.

Acht Tage nach dieser Versammlung, am 4. December, gieng ich in den Abendstunden durch die Herrengasse. Sie bot ein auffallendes Bild, das unwillkürlich die Aufmerksamkeit auch des friedfertigsten Bürgers erregen musste. Die sonst geschlossenen Vorhänge des Café Thonethof waren ganz bei Seite geschoben, dieses selbst dicht mit Officieren des hier in Garnison liegenden bosnischen Regimentes und einigen wenigen anderer Regimenter gefüllt. Auf dem Gehwege der einen Seite der Straße habe ich 80 bis 100 Leute der Mannschaft und Chargen des bosnischen Regimentes gezählt, auf der anderen ebensoviele geschätzt, die, in Gruppen zu dreien und vieren geschlossen gehend, das Civilpublicum zum Ausweichen zwangen und besonders einzelne Damen vom Gehwege hinabdrängten. Es ist bekannt, dass die Mannschaft der bosnischen Regimenter in vieler Hinsicht große Vorzüge aufweist. Die Mohammedaner trinken nicht und verweilen, wenn sie nicht im Dienst sind, ruhig in der Kaserne, die übrigen Leute sind so arm, dass sie Wirtshäuser nicht besuchen können und darum gleichfalls kaum jemals Excesse begehen. Es wird also niemand behaupten wollen, dass diese paar hundert bosnischen Soldaten damals aus eigenem Antrieb in so auffälliger Weise die Straße bevölkerten und sich so rücksichtslos benahmen. Zwischen den weitgeöffneten Vorhängen des von Officieren erfüllten Cafés und den Soldaten auf der Straße bestand ein unverkennbarer Zusammenhang: die militärische Assistenz, die acht Tage früher zur Aufrechterhaltung der Ordnung gegen Demonstranten aufgeboten worden war, veranstaltete nun an derselben Stelle eine außerdienstliche Gegendemonstration.

Ich erinnerte mich bei deren Anblick einer Episode, die Hauptmann Tanera in einer seiner Schriften über den deutsch-französischen Krieg aus den schlimmsten Tagen berichtet, die das baierische Armeecorps in dem eroberten Orleans zugebracht hat. Die Bayern hatten nach blutigen und für sie verlustreichen Kämpfen die Stadt zum zweitenmale besetzt. Tanera erzählt, wie die siegreichen Officiere ihre alten Plätze in den Cafés wieder einnahmen und dass sie die Mannschaft, um gegen die widerspenstige Bevölkerung zu demonstrieren, auf die Straßen spazieren schickten.

Neben der äußeren Aehnlichkeit dieser zwei kriegerischen Bilder drängte sich mir beim Vergleich aber doch auf, dass der Anlass in beiden Fällen grundverschieden sei, und dies wirkte auf mein Urtheil. Ich konnte mir beim besten Willen nicht einreden, dass die militärische Straßendemonstration, die ich in dem einen Falle begreiflich fand, in dem anderen auch nur entschuldbar sei.

Später wurde in militärischen Kreisen erzählt, es sei das Gerücht verbreitet gewesen, dass die Fenster des Kaffeehauses eingeschlagen werden sollten und man habe darum die Sache in Scene gesetzt. Auch wenn dieses Gerücht der Anlass war, so wird dadurch die Sache nicht besser, da die außerdienstliche Beschützung eines Kaffeehauses unmöglich zu den militärischen Verpflichtungen gerechnet werden kann.

Da somit Reserveofficiere in Civil nach militärischer Anschauung an einem Leichenbegängnis nicht theilnehmen durften, weil sie dadurch angeblich gegen das Militär demonstriert haben, was ihnen in Wahrheit gar nicht beifiel, sollte man logischerweise meinen, dass Officiere und befohlene Mannschaften in Uniform noch viel weniger auf der Straße gegen wehrlose Civilpersonen für die Sicherheit eines Kaffeehauses demonstrieren dürfen, was unzweifelhaft beabsichtigt war und thatsächlich ausgeführt worden ist.

Ich nehme also an, dass für den belobenden amtlichen Abschluss, den diese Angelegenheit für die bei den Grazer Straßenscenen betheiligten Militärpersonen bald danach gefunden hat, diese Thatsache und deren Motive unbekannt geblieben und darum nicht in Betracht gezogen worden sind, da ich andernfalls an der Berechtigung des Lobes irre werden müsste.

Ein wirklicher Einblick und ein gerechtes Urtheil über Ereignisse, die von dem Laufe des Alltäglichen auch nur im mindesten abweichen, lässt sich nun einmal lediglich aus den amtlichen Acten und Berichten nicht gewinnen: zur Steuer der Wahrheit müssen daher die persönlichen Erinnerungen von Augenzeugen hinzutreten, um wenigstens vor der Nachwelt das Unrecht gut zu machen, das die Mitwelt schweigend über sich ergehen lassen muss.

Graz. Universitätsprofessor Dr. Adolf Bauer.

Klondike in amtlicher Beleuchtung.

Am 15. Juli v. J. landeten in San Francisco die ersten reich beladenen Goldgräber aus Alaska. Kaum hatte der Telegraph die Kunde hievon verbreitet, als dem amerikanischen Arbeitsamte in Washington Anfragen über das neue Goldland in täglich wachsender Zahl zuströmten. Um seiner Aufgabe als Auskunftsstelle zu entsprechen, beschloss es, alsbald einen Experten in das Klondikegebiet zu entsenden. Als solcher wurde Sam. C. Dunham bestellt. Vermöge seiner zwölfjährigen Erfahrungen, die er in den verschiedensten Gold- und Silberdistricten gesammelt hatte, und seiner außerordentlichen Fertigkeit als Stenograph besaß er die beste Eignung zur Prüfung und Fixierung des mit Recht gefürchteten Goldgräberlateins. Am 31. Juli war er bereits unterwegs nach Dawson City, der Mündungsstelle des Klondikeflusses in den Yukonstrom, um, wie es in seiner Instruction lautet, so schnell als möglich eingehend und zuverlässig zu berichten über die Reise-Routen und -Kosten nach dem Klondike, über die gegenwärtigen Lebens- und Arbeitsbedingungen

daselbst und die Aussichten, welche sich dort und in den benachbarten Landstrichen der Arbeit und dem Capital eröffnen.

Im soeben eingelangten Maihefte der von Carroll D. Wright herausgegebenen Mittheilungen des Washingtoner Arbeitsamtes*) ist der 130 Seiten umfassende, mit zahlreichen Karten und Abbildungen ausgestattete erste Bericht Dunhams enthalten, der sich auf den Zeitraum vom 23. August v. J. bis zum 8. Jänner d. J. erstreckt. Dieser Bericht äußert sich über die Zukunft des Goldes im fernen Nordwesten Amerikas nicht minder verheißungsvoll, wie vor vier Jahren das berühmte Gutachten des Bergrathes Schmeisser über die Goldproduction in Südafrika. Doch hatte Dunham, seiner Mission entsprechend, in erster Linie die Zukunft der Menschen, nicht allein der gold-, sondern mehr noch der arbeitsuchenden Menschen überhaupt, im Auge, welche vom Goldhunger oder von der unerhörten Lohnhöhe an die heute noch so schwer zugänglichen, unwirtlichen, den Polarkreis streifenden Ufer des oberen Yukon und seiner Nebenflüsse gelockt werden. Indem der Verfasser die Menschen, wie sie sich unter diesen ihnen meist gänzlich ungewohnten klimatischen und diätetischen Lebensverhältnissen und den äußerst ungünstigen Verkehrs- und Arbeitsbedingungen geben, in den Mittelpunkt seiner schmucklosen, mit Daten reich belegten Reisebeschreibung stellt, zeigt er uns absichtslos die unverhüllte Tages- und Nachtseite der menschlichen Natur und bietet trotz dem feinsten psychologischen Roman oder der scharfsinnigsten nationalökonomischen Robinsonade eine Fülle von wertvollen Beobachtungen menschlicher, allzu menschlicher Züge.

An der Südküste Alaskas, von wo aus vier im Vergleich zum Wasserweg auf dem Yukon stromaufwärts zwar weit kürzere, jedoch sehr beschwerliche Landwege nach dem Klondike führen, entledigen sich die Dampfer ihrer lebendigen und leblosen Fracht mit der größten, die Sicherheit oft ernstlich gefährdenden Hast, um nur recht schnell in den amerikanischen Häfen neue Passagiere und Ladung für Alaska aufzunehmen. An den Eingangspforten des Landes regiert wie in den Ankunftshallen unserer Bahnhöfe noch ausschließlich der Ellbogen. Die sich Herandrängenden sind noch von dem einzigen Gedanken beherrscht, wie sie über unwegsame Pässe und reißende Stromschnellen am raschesten in das goldreiche Innere des Landes gelangen könnten. Das gesellschaftliche Thermometer zeigt noch tief unter Null. Der freundliche Gutentag-Gruß unseres Reisenden wird vom Indianer, der die Trägerdienste verrichtet, mit einem unwilligen Grunzen, vom Weißen mit einem erstaunten Anstarren ob dieses schweren Bruchs der Etikette entgegengenommen. Freilich trägt zur Erzeugung dieser ungemüthlichen Bahnhofstimmung die unliebsame Bekanntschaft mit den Zollbehörden bei, welche selbst auf die aus Kleidern, Waffen, Werkzeugen und Lebensmitteln bestehende unentbehrliche Ausrüstung des Klondike-Reisenden ihre schwere Hand legt. Beim Landen werden die aus Canada kommenden, nicht unter Zollverschluss gehenden Güter, obgleich sie nur für den Transit über den schmalen Küstenstreifen des Unionsgebietes bestimmt sind, mit den unerträglich hohen amerikanischen Zöllen belegt, wogegen die canadischen Zollbehörden, auf die man nach wenigen Tagemärschen mitten in der Felsenwüste stößt — den Zöllnern wird bei solcher Ubiquität wohl selbst nach Lösung des Flugproblems das Handwerk nicht gelegt werden können — für die Güter amerikanischer Provenienz wieder ihre exorbitanten Zölle einheben. Diese erleuchtete Zoll-Politik und -Praxis der beiden freundnachbarlichen Länder haben es denn auch glücklich zu Wege gebracht, dass bald nach Beginn der mühe- und gefahrvollen Gebirgswanderung die Preise aller Güter bereits eine abenteuerliche Höhe erreichen, obwohl man von dem eigentlichen Goldlande, wo sich hohe Preise schon eher tragen lassen, noch mehr als zwanzig Tagereisen entfernt ist. So kostet beispielsweise an den Ufern des Lindeman-Sees, an den man von der Küste bei günstiger Witterung in zwei Tagemärschen gelangen kann, ein Hufnagel 1 Dollar, ein Paar Schuhe 18 Dollars u. s. w. Packträger verdienen sich dort 25—30 Dollars täglich. Welche Summen der Transport der completen, durchschnittlich 1500 Pfund schweren Winterausrüstung eines Klondikegängers verschlingt, lässt sich leicht ermessen. Die Erklimmung des Chilkoot-Passes, die Bootfahrt über die Bergseen und durch die zahlreichen Stromschnellen ihrer Ausflüsse und die Gefahren hiebei, die im letzten Jahre oft genug beschrieben worden sind, schildert unser Gewährsmann sehr anschaulich und in einer besonders für touristische Waghälse ungemein anziehenden Weise.

Nach dreißigtägiger Reise ist endlich der Klondikefluss erreicht, an dessen Ufern bis zum 1. October 1897 nicht ganz 600 Goldwäscher in achtmonatlicher Arbeit mit ihren sehr primitiven Methoden erwiesenermaßen über drei Millionen Dollars Goldstaub gewonnen haben. Das Ergebnis der diesjährigen Campagne wird auf 12 bis 15 Millionen Dollars geschätzt. Der Goldgehalt der Alluvialschichten an den Ufern des Klondikeflusses und zahlreicher anderer Nebenflüsse des Yukon ist in der That, wie schon das bekannte Gutachten Ogilvies, des canadischen Regierungs-Geologen hervorhob, unübertroffen von der einstigen reichsten Ausbeute im californischen und australischen Alluvium. Doch müssen einstweilen noch diesen überreichen Erträgen der Goldwäsche am Klondike die ungeheuerlichen Betriebskosten entgegengehalten werden. Solange die Preise für Lebensmittel, Werkzeuge u. s. w. auf der gegenwärtigen Höhe bleiben, wird der Reichthum des Bodens an Gold für die meisten Goldwäscher ein ebenso illusorischer sein, wie es die Höhe des zwischen 15 und 20 Dollars variierenden Taglohnes bei den Kosten des Lebensunterhaltes ist. Selbst der genannte hohe Taglohn ist vielfach nur ein nomineller, da Leute, die im Besitz von Proviant sind, es unbedingt vorziehen, nach Gold im Abstracten zu suchen, statt in seiner concreten Form des Lohnes. Und wenn schon ein vom Hunger Geplagter sich als Arbeiter in einer Goldwäsche verdingt, so arbeitet er nur so lange, bis er sich einen kleinen Mundvorrath erspart hat, mit dem er hinauszieht, um auf dem für sich abgesteckten „Claim“ auf eigene Faust sein Glück zu versuchen. Auf und Ab des Erfolges waren wohl noch nirgends jäher und lösten einander nirgends so rasch ab, als hier, wo beispielsweise ein Streifen Land heute um 80 Dollars veräußert und wenige Tage darauf um 31.000 weiter verkauft wird.

Eine solche aleatorische Beschaffenheit des Erwerbslebens führt sonst in der Regel zur schlimmsten sittlichen Verwahrlosung. Diese aus allen Windrichtungen hergelaufenen Menschen, die bei ihrer Ankunft so schrecklich ungesellig waren, werden jedoch am Klondike und im ganzen Yukongebiet unter dem Segen der Arbeit und unter der Geißel der Entbehrungen sowie der gemeinsamen Qualen, welche der fürchterliche Frost im Winter sowie die unerträgliche Mückenplage im Sommer verursachen, hilfreich und gut zu einander. Sie stehen sich wechselseitig in der Noth bei und verrichten nicht selten mit eigener Lebensgefahr heldenmüthige Werke der Nächstenliebe. Der Polizei bedarf es nicht. Die Justiz besorgen sie sich, wie an einzelnen drastischen Beispielen gezeigt wird, in streng gerechter Weise selbst. Und sogar gesetzgeberisch versuchen sie sich, wo es gilt, Härten und für ihre Verhältnisse ungeeignete Bestimmungen der amerikanischen oder canadischen Berggesetzgebung zu beseitigen. Der vielverspottete Rousseau'sche contrat social steht dort in Kraft und functioniert erfolgreich. Die souveräne Volksversammlung herrscht und regiert. In ihrem Auftrage werden die wichtigsten Maßregeln der Verwaltung und Wirtschaftspolitik vollzogen. Nur mit dem äußersten Misstrauen sehen die Bewohner der Golddistricte der Ankunft der Bundesobrigkeit entgegen. Obgleich selbst Bundesbeamter, legt Dunham die Gründe jenes Misstrauens rückhaltlos dar: sie gipfeln in der großen Bestechlichkeit der Beamten, aus welcher die mit Lebensmitteln wuchernden Handelscompagnien, die Schnapswirte und ähnliche Biedermänner Vortheil ziehen. Mir ist kein anderes Land bekannt, wo in veröffentlichten amtlichen Berichten der Finger je so schonungslos auf die Wunde im eigenen Fleische gelegt worden wäre.

Das nahe Beieinanderwohnen in den spärlichen städtischen Ansiedlungen lässt in den Menschen nur zu bald wieder die Canaille zum Vorschein kommen. Dawson City scheint sich vorerst zu einem Vorort aller wüsten Leidenschaften entwickeln zu wollen. Der Bacchus- und Venusdienst, sowie die Sucht zu faullenzen, zu spielen und einander auf jede mögliche Weise zu übervortheilen, herrschen hier vor. Da die Einkäufe fast nur in Goldstaub bezahlt werden, bieten die Umsätze reiche Gelegenheit zu Betrügereien. Ein Kellner in den dortigen Trinkstuben — statt „waiter“ heißen sie „weigher“, weil sie sich beim Zahlen der Wage bedienen — der sich nur halbwegs auf sein Geschäft versteht, „irrt“ sich nie unter 20 Procent zu seinen Gunsten. In den älteren Orten am unteren Yukon gewahrt man allerdings schon edlere Blüten menschlicher Gemeinschaft in Gestalt von öffentlichen Bibliotheken, Schulen, Krankenhäusern und dergleichen, und ohne Zweifel werden sich auch die sittlichen Zustände in dem heutigen Sodom am Zusammenflusse des Klondike und des Yukon mit der Zeit bessern.

Die größere Ergiebigkeit der Goldwäsche am Klondike hat im letzten Jahre viele Goldsucher veranlasst, die ebenfalls sehr goldreichen Ufer der sonstigen Nebenflüsse des Yukon zu verlassen. Ist aber erst die Zahl der Bewohner des Yukongebietes gewachsen, die Verpflegung eine gesicherte, und sind die Arbeitsmethoden fortgeschrittenere, dann wird in den verlassenen Gebieten die Arbeit wieder aufgenommen werden und auch die übrige Welt den Goldregen aus Alaska ausgiebig zu spüren bekommen. Das Wort von der zu kurzen Golddecke dürfte dann für lange Zeit außer Curs kommen. Aller Voraussicht nach wird dieser Zeitpunkt bald da sein, da alle Umstände für die rasche Besiedlung und Exploitation des Landes trotz seiner arctischen Lage günstig sind. Das Klima ist zwar im Winter furchtbar rauh, aber nicht ungesund. Die Hilfsquellen des Landes können durch den heutigen Raubbau der Goldsucher bei weitem nicht erschöpft werden. Dem primitiven Arbeitsverfahren von heute wird bald das in Californien erprobte hydraulische folgen, und von der Gewinnung des Alluvialgoldes wird man, bis das Capital sich Alaska zuwendet, zu dem als sehr aussichtsreich gerühmten Minenbetrieb übergehen. Das Land starrt von Metallen aller Art. Unser Gewährsmann berichtet von gediegenen Klumpen Kupfer im Gewichte von 20 bis 100 Pfund, die in den Flussbetten

*) Bulletin of the Department of Labor. No. 16. May, 1898. Washington. Government Printing Office, 1898.

reichlich gefunden werden. Ferner zeigen sich allerorten die besten Kohlenlager, und das besonders für den Goldminenbetrieb so unentbehrliche Wasser ist im Ueberfluss vorhanden. Nur wer die unglaubliche Schnelligkeit anglo-amerikanischer Entwickelung aus eigener Anschauung kennt, wird es für keine müßige Phantasie halten, dass Dunham inmitten der entlegensten Wildnis im Geiste erwägt, wann wohl schon die ersten Vergnügungsreisenden dieses nicht nur an Schätzen, sondern auch an großartigen Naturschönheiten überreiche Gebiet, das sich in den Sommermonaten einer tropisch-üppigen Vegetation erfreut, aufsuchen werden. Eisenbahnprojecte werden ohnehin schon auf amerikanischer und auf canadischer Seite ernstlich ventiliert.

Um von dem Innern Alaskas einer vielleicht nahen Zukunft zu dem, wie es heute ist, zurückzukehren, soll jetzt die Frage erörtert werden, wer, auf sich selbst gestellt, bei den gegenwärtigen Verhältnissen die Fahrt ins neue Goldland unternehmen darf, ohne eine selbstmörderische Tollkühnheit zu begehen. Aerzte? Keinesfalls. Die fünf bis sechs Aerzte in Dawson City erhalten zwar eine Unze Gold (über 40 fl.) für einen Besuch in der Stadt und für einen Besuch in der Umgebung, je nach der Entfernung, zwischen 100 und 500 Dollars. Doch was will das in einer Gegend sagen, wo der Bissen Brot unerschwinglich theuer ist, die Miethe eines Reitpferdes täglich 60 Dollars beträgt, und ein mit acht Hunden bespannter Schlitten 4000 Dollars kostet, und wo noch überdies, dank dem gesunden Klima, die Leute nicht krank werden wollen. Advocaten? Noch viel weniger. Die paar Advocaten, die in der Hoffnung auf fette Goldminenprocesse herbeigeeilt waren, hatten sich arg verrechnet. Die Goldgräber haben nämlich noch durchwegs die schlechte Gewohnheit, Vermögensstreitigkeiten immer gütlich beizulegen. Handlungsgehilfen? Die schon gar nicht. Die im Bericht angegebenen Gehalte von Buchhaltern in der Höhe von 100 bis 150 Dollars für den Monat müssen bei den dortigen Unterhaltskosten als wahre Hungerlöhne bezeichnet werden. Handwerkern und jeder Art qualificierten Arbeitern, nach welchen heute schon eine große Nachfrage herrscht, wird man auch erst nach befriedigender Lösung des Verproviantierungsproblems mit gutem Gewissen zur Fahrt ins Yukongebiet rathen können.

Somit bliebe für den Augenblick doch nur wieder der Goldgräber als der prädestinierte Besucher Klondikes übrig und zu einem solchen gehören nicht nur der Wille und die Kraft, tüchtig zu schanzen, sondern auch noch der dreifache Panzer einer stählernen Gesundheit, einer Ausrüstung für ein volles Jahr und einer gefüllten Geldkatze, aus der die hohen Transportkosten bestritten werden müssen. Die aussichtsreiche Jagd nach Klondikegold ist somit noch immer ein Luxus, den sich nicht jedermann erlauben darf.

J. Singer.

Die Quadratur des Kreises.

Von Dr. E. Wölffing (Stuttgart).

Selbst die Mathematik, diese exclusivste aller Wissenschaften, die einerseits den Anspruch erhebt, dass ihre Resultate sich einer unbestreitbaren Gewissheit erfreuen und die andererseits für den Nichteingeweihten durch ihre eigenthümliche Bezeichnungsweise wie mit einem unüberwindlichen Bollwerk verbarricadiert erscheint, hat unter den Belästigungen durch halbgebildete Nichtwisser zu leiden. Freilich ist es hauptsächlich ein Angriffsthor, durch welches der Feind hier seinen Einzug gehalten hat: die mathematischen Quacksalber bilden eine ganz eigenartige Specialität, es sind die sogenannten Quadratoren. Es handelt sich um das uralte, vieltausendjährige Problem, den Kreis zu quadrieren, d. h. mit alleiniger Benützung des Lineals und des Zirkels ein Quadrat zu zeichnen, das denselben Flächeninhalt hat wie ein gegebener Kreis.

Im Verlauf der Ausbildung der Geometrie durch die Aegypter, Griechen und Inder stieß man auf diese Aufgabe, nachdem es gelungen war, alle geradlinig begrenzten Figuren, wie Dreiecke, Trapeze, Vielecke u. s. f. zu quadrieren, d. h. in inhaltsgleiche Quadrate zu verwandeln. Für die Quadratur des Kreises ergab sich zunächst keine Methode, die zum Ziele geführt hätte. Doch lag in diesem Umstand durchaus noch kein Grund, weshalb man an die Unmöglichkeit der Lösung dieses Problems hätte glauben sollen. Denn gerade im Gegensatz zu unseren modernen zielbewussten Methoden ist es eine große Eigenthümlichkeit derjenigen Geometrie, welche die Alten trieben, dass die Lösung gar mancher verhältnismäßig elementarer Aufgaben nur demjenigen gelingt, der zufälligerweise dem allein zum Ziele führenden, vielleicht ziemlich fern liegenden Kunstgriff auf die Spur kommt. Sollte etwa die Quadratur des Kreises auf einem so verborgenen Kunstgriff beruhen, dass man denselben einstweilen noch nicht zu entdecken imstande war? Warum sollte die Lösung dieser Aufgabe überhaupt unmöglich sein? Ich antworte mit der Gegenfrage: welcher Grund liegt eigentlich vor, sie für möglich zu halten? Man bedenke wohl, zunächst hatte man doch nur geradlinig begrenzte Flächenräume zu quadrieren gelernt. Beim Kreis lag dagegen zum erstenmal eine krummlinig begrenzte Fläche, also etwas ganz Neues, vor. Vielleicht gab es ein Gesetz, wonach eine solche Fläche überhaupt nicht quadrierbar sein kann.

Aber dieser naheliegende Gedanke, dass die Schwierigkeit durch die krummlinige Begrenzung der Kreisfläche bedingt werde, stellte sich bald als ein Irrthum heraus. Dies bewiesen zunächst die von Hippokrates entdeckten Möndchen oder Lunulae, d. h. von Kreisbögen begrenzte Figuren, deren Flächeninhalt sich gleich demjenigen eines Dreiecks ergab. Aber auch andere krummlinige Flächenräume, z. B. diejenigen, die von der Parabel oder von der unter dem Namen Lemniskate bekannten achtförmigen Curve begrenzt sind, stellten sich im Laufe der Zeit als quadrierbar heraus. Wie es mit dem Kreis in dieser Beziehung sich verhielt, musste einstweilen unentschieden bleiben. Doch entdeckte man bald einige Sätze, durch die man dem Problem der Quadratur des Kreises allmählich näher kam. Zunächst fand man seinen Zusammenhang mit einer andern Aufgabe, der Rectification des Kreises. Hierunter versteht man die Ermittlung einer gradlinigen Strecke, welche so lang ist wie der Umfang des Kreises. Die Fläche des Kreises ist nämlich nach Archimedes gleich derjenigen eines Dreiecks, dessen Grundlinie gleich dem Umfang, und dessen Höhe gleich dem Halbmesser des Kreises ist. Ferner verhält sich in jedem Kreis der Durchmesser desselben zum Umfang und ebenso die Fläche eines Quadrats, das den Halbmesser zur Seite hat, zur Fläche des Kreises wie eins zu einer gewissen von der Größe des Kreises unabhängigen, zwischen drei und vier gelegenen Zahl, welche man der Kürze wegen seit 1739 gewöhnlich mit dem griechischen Buchstaben π zu bezeichnen pflegte. Die Berechnung dieser Zahl π nennt man die numerische Quadratur des Kreises im Vergleich zu der constructiven, von der wir bisher geredet haben. Zur Ermittlung dieser Zahl wurden mancherlei Versuche gemacht; dem Bedürfnis der Praxis genügten gar manche Näherungswerte, die aber ihre Entdecker in ihrem Unverstand gar häufig für die genau richtigen Werte hielten.

Im 1. Buch der Könige (Capitel 7, Vers 23) heißt es von einem Gefäß, es sei 10 Ellen von einem Rand zum anderen gewesen „und eine Schnur 30 Ellen lang war das Maß ringsum“. Zum großen Glück war man früher nicht so scharfsinnig, um hieraus den von den alten Israeliten benützten Näherungswert des Verhältnisses von Kreisumfang zum Durchmesser, nämlich die Zahl 3, herauszulesen. Sonst wären die vielen Mathematiker, die etwas anderes herausbrachten, als Ketzer der Inquisition zum Opfer gefallen. Die Zahl 3 ist nämlich nur eine rohe Annäherung: eine bessere gibt bereits der fast 4000 Jahre alte Papyrus Rhind, nämlich $^{256}/_{81}$. Archimedes berechnete den Flächeninhalt von Vielecken von sehr hoher Seitenzahl, welche er dem Kreis theils um-, theils einbeschrieb. Er fand damit eine obere und eine untere Grenze für die Zahl π; dieselbe liegt nämlich zwischen $3^1/_7$ und $3^{10}/_{71}$. Ptolemäus (im 2. Jahrhundert n. Chr.) ermittelte den noch genaueren Wert $3^{17}/_{120}$. Eine weit bessere Annäherung erzielte aber im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung der indische Mathematiker Aryabhatta, nämlich 3·1416, eine Zahl die bis auf ein Zehntausendstel mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Die Berechnung des Kreises wurde sodann durch die Einführung unserer sogenannten arabischen, in Wirklichkeit aus Indien stammenden Ziffern sehr erleichtert. Bis auf die 7. Decimalstelle zutreffend ist der Wert $^{355}/_{113}$, der von Adriaen Metius im 16. Jahrhundert angegeben wurde. Vieta fügte noch zwei Decimalen hinzu und Adrianus Romanus trieb die Genauigkeit bis auf 15 Decimalen. Mit diesem Wert 3·14159 26535 89793 ist die äußerste Grenze der Genauigkeit erreicht, die für praktische Berechnungen irgend erforderlich ist. Wenn man hiebei nicht stehen geblieben ist, sondern die Zahl π noch auf eine weit höhere Zahl von Decimalen berechnet hat, so lag hier nur ein rein wissenschaftliches Interesse, insbesondere der Wunsch, die neu gefundenen Methoden zu erproben, vor.

Ludolf van Ceulen, welchem zu Ehren die Zahl π den Namen Ludolfine oder Ludolf'sche Zahl erhalten hat, erreichte die gewaltige Menge von 35 Decimalen. Diese Berechnung muss ihm übrigens eine unendliche Mühe gekostet haben, da er sich noch der alten Methoden des Archimedes bediente. Nachdem diese durch Snellius und Huygens verbessert worden waren, vermochte man aus einem ein- und einem umbeschriebenen Vieleck bei gleicher Seitenzahl dreimal mehr Decimalen von π als vorher zu erhalten. Ein noch weit vorzüglicheres Hilfsmittel waren jedoch die unendlichen Reihen, durch welche man die Zahl π darzustellen lernte. Mit ihrer Hilfe erreichte Sharp 72, Machin 100, Lagny im Jahr 1719 127, Vega 140, Dase im Jahr 1844 200, Richter in Elbing 500 und Shanks sogar 700 Decimalstellen. Das sind sicher rühmenswerte Proben moderner Rechenkunst. Uebrigens ist die Rechnung nicht das einzige Hilfsmittel, um zu der Zahl π zu gelangen. Olivier de Serres verglich das Gewicht eines substantiellen Kreises mit dem eines ebensolchen Quadrats, brachte es jedoch nur zu der rohen Annäherung $\pi = 3$. Mehr erreichte Wolf durch ein höchst merkwürdiges Verfahren. Wenn man nämlich auf die Felder eines Schachbretts eine Nadel, deren Länge genau diejenige der Felderseiten ist, aufs Geradewohl hinwirft, so ergibt sich als mathematische Wahrscheinlichkeit dafür, dass die Nadel vollständig auf ein Feld zu liegen kommt, die Zahl $\pi - 3$, das heißt bei einer sehr großen Zahl von

Versuchen verhält sich die Zahl der günstigen Fälle zur Zahl der Versuche überhaupt wie π—3 zu Eins. Auf Grund von 10.000 Versuchen gelang es Wolf in der That, auf diesem Wege die Zahl π bis auf 3 Decimalstellen richtig zu erhalten. Endlich ist noch zu erwähnen das Verfahren des großen Malers und Bildhauers Leonardo da Vinci, welchem die Geometrie überhaupt manche Errungenschaft verdankt, π auf mechanischem Weg zu bestimmen, nämlich durch Abrollen eines Rades. Auch Bouvelles schlug später denselben Weg ein. Jedenfalls kennt man jetzt π mit aller nur wünschenswerten Genauigkeit; indes mit all diesen Zahlenmengen, die man bereits seit mehreren Jahrhunderten besitzt, wusste man noch nichts über die Natur dieser wunderbaren Zahl.

Und doch hieng einzig und allein davon die Entscheidung über die Möglichkeit der Quadratur des Kreises durch Lineal und Zirkel ab. Zuerst musste die Frage beantwortet werden: Kann π eine rationale Zahl, das heißt ein Quotient von zwei ganzen Zahlen sein? Lambert bewies im Jahre 1766, dass das nicht möglich sei.*)

Wäre nun π als rational, d. h. als das Verhältnis zweier ganzer Zahlen erfunden worden, so wäre diese Zahl construierbar, also der Kreis quadrierbar gewesen. Umgekehrt folgt aber aus der Irrationalität von π noch keineswegs, dass diese Zahl mit Lineal und Zirkel nicht construierbar sein könnte. Denn es gibt auch construierbare irrationale Zahlen. Beispielsweise ist die Diagonale eines Quadrats construierbar, wenn die Seite desselben gegeben ist, und doch ist das Verhältnis beider irrational, es verhält sich nämlich die erstere zur letzteren wie die Quadratwurzel aus zwei zu eins. Man kann nun zeigen, dass jede Zahl construierbar ist, welche sich nur durch rationale Zahlen und durch Quadratwurzeln aus solchen darstellen lässt. Soll daher die Quadratur des Kreises unausführbar sein, was übrigens seit Mitte des vorigen Jahrhunderts die meisten Mathematiker vermutheten, so muss die Darstellung von π durch Quadratwurzeln unmöglich sein. Allerdings hatte Vieta einen derartigen Ausdruck für π gefunden, aber leider war derselbe nicht endlich, sondern repräsentierte ein Product von unendlich vielen Factoren. Zur Construction dieses Ausdrucks wären daher unendlich viele Operationen erforderlich gewesen, womit die thatsächliche Unausführbarkeit der Construction wenigstens auf diesem Wege bewiesen war. Die Vermuthung, dass die Quadratur des Kreises überhaupt unmöglich sei, gewann durch diese Entdeckung eher noch an Wahrscheinlichkeit. Aber erst im Jahre 1882 gelang es Professor Lindemann, jetzt in München, gestützt auf Vorarbeiten von Liouville und Hermite, die Natur der Zahl π zu ergründen. Sein Resultat, das auf der Theorie der bestimmten Integrale beruht und von den Beziehungen der Zahl π zu einer anderen berühmten Zahl, der Basis des natürlichen oder hyperbolischen Logarithmensystems, Gebrauch macht, ist, dass π nicht nur nicht durch Quadratwurzeln darstellbar ist, sondern nicht einmal die Lösung einer algebraischen Gleichung sein kann, d. h. einer Gleichung, in welcher die Potenzen der Unbekannten mit ganzen Zahlen als Coefficienten multipliciert sind. Damit hat Lindemann thatsächlich die Unmöglichkeit der Quadratur des Kreises mit Lineal und Zirkel bewiesen und das vieltausendjährige Problem, wenn auch in negativem Sinne, gelöst. Viele ausgezeichnete Männer hatten sich vor ihm damit abgemüht und, ohne das eigentliche Ziel zu erreichen, doch durch ihre Forschungen die Wissenschaft in mannigfacher Weise bereichert.

Aber von Anfang an hat es nicht an Unkraut zwischen dem Weizen gefehlt: von jeher hat sich den ernsthaften Forschern, die über die Unvollkommenheit ihrer Resultate völlig im Klaren waren, die Rotte der dilettantischen Besserwisser, der richtigen Quadratoren gesellt, die nichts als leeres Stroh zu dreschen imstande waren. Da waren z. B. im alten Griechenland die Sophisten, denen die Wortklauberei über alles gieng. Ein Quadrat und ein Kreis! dachten sie: da müssen wir eben Quadratzahlen suchen, die zugleich etwas Kreismäßiges, „Cyclisches" an sich haben; also etwa solche, die dieselbe Endziffer haben wie ihre Wurzel z. B. 25, 36. Mit derlei Zahlen wollten sie die Quadratur des Kreises lösen! Nun, es musste auch solche Käuze geben! Nicht viel besser ist der Wert, den der Inder Brahmagupta im siebenten Jahrhunderte nach Chr. für π ergibt, nämlich Quadratwurzel aus zehn. Hier spielt offenbar nur die leidige Zahlenmystik herein, indem zehn die Basis unseres Zahlensystems ist und daher nothwendigerweise als Allerweltszahl auch mit dem Kreise etwas zu thun haben sollte. Seit der Zeit der Renaissance mehrte sich die Zahl der Quadratoren und im vorigen Jahrhundert nahm dieser Unfug bereits solche Dimensionen an, dass im Jahre 1775 die französische Akademie der Wissenschaften, müde der ewigen Einsendungen von ganz wertlosen Machwerken über dieses Thema, verkündete, dass künftig keine Lösung dieses Problems mehr geprüft werden solle. Auch andere Akademien, unter welchen namentlich diejenige von Petersburg besonders schlimm unter den genannten Belästigungen zu leiden hatte — dieselbe musste sich oft ein paarmal mit einem und demselben Quadrator herumschlagen! — sahen sich zu ähnlichen Maßregeln gezwungen.

Immerhin war bis zum Jahre 1882 wenigstens noch die Möglichkeit offen, die Quadratur des Kreises sei vielleicht ausführbar. Es wäre jedoch sehr naiv, zu glauben, der endlich geführte Beweis der Unmöglichkeit habe seit dem Jahre 1882 die Zahl der Quadratoren vermindert. Da würde man diese Leute schlecht kennen. Vor allem erfordert der Lindemann'sche Beweis, obwohl er von Weierstrass noch vereinfacht wurde, Kenntnisse in der höheren Mathematik, zu denen der Verstand eines Quadrators lange nicht heranreicht. Aber wäre es auch anders, könnten jene Dilettanten den Beweis verstehen, so würden sie doch, wie analoge Fälle aus anderen Wissenschaften zeigen, denselben vornehm ignorieren und nach wie vor ihrem Hirngespinst nachjagen. Darum werden auch noch heutzutage alljährlich Dutzende von Quadratoren in den Recensionen unserer mathematischen Zeitschriften und Jahrbücher abgeschlachtet. Die Recensenten geben sich mit Recht längst nicht mehr die Mühe, die unter einer schwulstigen, überschwänglichen Sprache verborgenen Fehler in diesen Machwerken aufzusuchen; sie begnügen sich vielmehr, aus ihrem gewohnten trockenen Ton fallend, die ominösen Abhandlungen mit ein paar beißend ironischen Worten abzuthun. Um so größer ist dann jedenfalls der Zorn bei den verkannten Genies! Die letzteren recrutieren sich aus den verschiedenen Ständen: Beamte, Techniker, Schauspieler, Privatleute, die wohl gar keinen Beruf haben dürften, stellen ihr Contingent zu denselben. Doch soll hier nicht verschwiegen werden, dass mitunter auch wirkliche Mathematiker sich das sonderbare Vergnügen machen, sich in dieser nicht ungewöhnlichen Weise zu blamieren.

Warum ist es aber gerade die Quadratur des Kreises und nicht ein andres Problem der Mathematik, das zu diesen unerfreulichen Erscheinungen Anlass gibt? Nun, erstens ist das Problem so leicht zu formulieren, dass auch einem Laien wohl klar gemacht werden kann, um was es sich dabei handelt. Dazu kommt ferner das hohe Alter der Aufgabe, die so lange den Bemühungen der Besten trotzte. Hierin liegt ein ganz eigenartiger Reiz, vornehmlich für den, der nicht weiß, dass in der Mathematik noch mehr als in allen anderen Wissenschaften nur durch Gründlichkeit und solide Arbeit und nur durch eine glückliche Verbindung von Talent und rastlosem Fleiß etwas Großes geleistet werden kann. Der Quadrator dagegen meint, die Quadratur des Kreises sei so leicht wie — das Gewinnen des großen Loses, man müsse nur Glück haben!

Durch Verdrehung der Thatsachen und durch Trugschlüsse aller Art beweisen die Quadratoren einfach, was sie gerade wollen: sie führen dem Leser die kühnsten Analogiebeweise vor, dass ihm ganz blau vor den Augen wird und verlassen sich dabei in aller Seelenruhe darauf, dass die Dinge sich thatsächlich so verhalten, wie sie auf den ersten Blick zu sein scheinen. Zu all diesem tritt noch ein regelrechter Aberglaube: denn bereits im Mittelalter sah man das Problem als eine Art von Stein der Weisen an, d. h. man versprach sich von seiner Lösung besondere geheimnisvolle Vortheile, über die man sich allerdings nicht im geringsten klar war und dieser mystische Glaube wirkt aller Aufklärung zum Trotze auch heute noch fort. Der Hauptgrund aber, weshalb das Problem der Kreisquadratur ohne Unterlass seine Opfer in den Kreisen der Halbgebildeten sucht und findet, ist materieller Natur. Es ist nämlich vielfach die Meinung verbreitet, die Akademien oder sonstige hervorragende Persönlichkeiten hätten hohe Geldpreise für die Lösung des Problems ausgesetzt. Ich habe bereits angedeutet, dass sozusagen eher das Gegentheil der Fall ist; aber so etwas ficht doch den richtigen Quadrator nichts an: der weiß ja alles viel besser und fährt fort, unentwegt den vermeintlichen Geldprämien nachzujagen. Dass ein solches Treiben, das unter der Maske der Wissenschaftlichkeit vor sich geht, dazu geeignet ist, die Mathematik in den Augen der Oeffentlichkeit in Misscredit zu bringen und Zweifel an der Sicherheit und Untrüglichkeit ihrer Resultate zu erwecken, liegt auf der Hand, zumal die Unmöglichkeit der Quadratur des Kreises in ziemlich weiten Kreisen schon bekannt, ja bereits zu einer sprichwörtlichen Redensart geworden ist.*)

*) Sein Beweis, der später von Legendre ergänzt wurde, beruht auf der Lehre von den Kettenbrüchen. Diese hängen mit der aus der Arithmetik bekannten sogenannten Staffelrechnung zusammen, durch welche man den gemeinsamen Theiler zweier Zahlen bestimmt. Man dividiert dabei mit der kleineren in die größere, mit dem Rest in die kleinere, mit dem neuen Rest in die alte u. s. f. Ist der ursprüngliche Quotient eine rationale Zahl, so muss diese Kettenbruchentwicklung einmal ihr Ende finden, derart, dass die Division schließlich aufgeht. Z. B. $^{11}/_{3}$ gibt Rest 2; $^{3}/_{2}$ gibt Rest 1; $^{2}/_{1}$ geht auf. Entwickelt man aber π in einen Kettenbruch, so bricht der letztere, wie Lambert zeigte, niemals ab; π ist daher nicht rational, sondern irrational.

*) Wenn es mir in den vorstehenden Zeilen gelungen ist, die Leser der „Zeit" über die wahre Natur der Quadratoren aufzuklären und die Unschuld der Wissenschaft an diesen unliebsamen Erscheinungen darzuthun, so ist mein Zweck erfüllt. Wünscht jemand noch nähere Belehrung über dieses Thema, so lese er: H. Schubert, Die Quadratur des Zirkels in berufenen und unberufenen Köpfen. Samml. gemeinv. wiss. Vorträge. Neue Folge, Nr. 67 Hamburg 1889. Bei einigen mathematischen Vorkenntnissen vermag der Leser sodann auch die Schrift von Rudio: Archimedes, Huygens, Lambert, Legendre. Vier Abhandlungen über Kreismessung, Leipzig 1892, mit Erfolg zu studieren. D. Verf.

Knut Hamsun und sein „Redacteur Lynge".

I.

Der Stil einer Zeit, ihr Wesen drückt sich in gewissen Typen aus, welche von den Dichtern nachgeschaffen oder vorgezeichnet werden. Vergleicht man dann diese verwandten und doch verschiedenen Gestalten der Jahrhunderte, so sieht man aus jeder Figur die Stimmung ihres eigensten Lebens, die Art ihrer Welt hervortreten, jede hat ihren eigensten Blick, ihre eigenste Sprache und trotz ihrer

allgemeinen, bleibenden Beschaffenheit wird sie gerade durch ihre wunderbare Besonderheit bedeutsam und unersetzlich. So können wir den Menschen Hamlet, also den in eine feindlich-barbarische Mitwelt als höheren, feineren, erlesenen mehr zum Schauen und thatlosen Hinblühen, als zur befreienden Action bestimmten tragischen Helden durch die späteren Kunstperioden verfolgen. Wir finden einen Verwandten im „Werther“ wieder, namentlich im „Wilhelm Meister“, der sich ja so sehr zu seinem Ahnen hingezogen fühlt, wir finden aber in diesen Gestalten zugleich und weit lebhafter das Wesen des vorigen Jahrhunderts bestimmt: der „grüne Heinrich“ leitet uns zur heutigen Zeit, wieder ein verwandter Mensch, aber mit einem gesund-bürgerlichen, aufgeklärt philiströsen Einschlag, bis in den Romanen der nordischen Meister wieder diese Jünglingsgestalt auftritt, um wieder mit ihren eigensten Zügen zugleich das Verhältnis unserer Menschen zu unserer Welt auszudrücken. So begegnen wir dem französischen Mädchentypus von des alten Prévost Manon bis zu Mimi Pinson, von den Grisetten Bérangers bis zu denen Maupassants und des neuen Prévost. Und eine ganze Zeit, die Seele eines Jahrhunderts athmet aus einem Werk, ein Typus kann sie bezeichnen und vollendet darstellen. Die Künstler, denen das gelingt, sind wohl die eigentlichen Classiker einer Periode. So verdanken wir Ibsen, Hamsun, Garborg und Jakobsen die Gestaltung unserer Zeit, ihr dauerndes Bild und Zeichen. Ibsen und Garborg stellen naturalistisch den äußern Lebensgang dieser Menschen, ihr Verhältnis zum Leben, wie es sich in Handlung äußert, in Action umsetzt, dar. Jakobsen und Hamsun geben auf das durchsichtigste deren Stimmungsgehalt, das Spiel ihrer Seelenstände wieder, so dass die innern Vorgänge, das Ungreifbare factisch und wesentlich wird, wobei das Leben selbst schattenhaft, nur von innen her wunderbar und farbenreich belebt wird. Dabei ist in jedem von ihnen der Typus gut differenziert, wir haben verschiedene Menschen, verschiedene aber verwandte Völker vor uns und doch ist ihnen das Innerste ihrer Seele, das was jenseits der Fahrten und Erlebnisse und Worte liegt, gemeinsam. Das Merkwürdige an solchen Zeitfiguren ist, dass sie oft nicht etwa den Durchschnittsmenschen geradehin darstellen, sondern im Gegentheil den seltenen, die wunderliche Blüte, einen ganz ekstatischen, träumerischen, verrückten Charakter. Nicht so sehr wie das Jahrhundert sich wirklich zu seinen wichtigsten Fragen verhält, erfahren wir, als wie es sich zu dem Unfassbaren stellt, seine Sehnsucht, seinen Wunsch und Traum. Sehen wir uns einmal die beiden wesentlichsten Typen an, den Mogens oder Niels Lyhne und den Nielsen Nagel, oder Lieutenant Glahn, oder den Herrn Höjbro aus dem letzten Buch von Hamsun.*)

Bei Jakobsen ist der Held mehr und mit größerer Aufrichtigkeit als Geschöpf des Dichters hingestellt. Ueberfeinert, traumhaft sensibel, unthätig vor Nachgiebigkeit gegen jeden Reiz, von passiver, harrender Sehnsucht, er idealisiert das Leben, er verklärt es mit tausend Farben, er stirbt am Leben, es saugt ihm das Herzblut aus dem Leibe, aber er fühlt sein Hinsterben und langsames Verscheiden als unendliche Wollust, er gräbt sich in seine Leiden: sein Schmerz ist ihm das Wunder selbst: seine Sinne sind zugeschärft für das Feinste an Reizungen, stumpf für das grobe tägliche Dasein ... Dabei ist im thätig Lebenden eine furchtbare Sehnsucht nach Ruhe, in dem Ruhenden ein Bedürfnis nach Kraft, That, Action. Das Erlebnis wird wertlos, sowie es beginnt, wunderbar, sowie es vorüber oder in Aussicht steht. Niels Lyhne ist revolutionär, wenn er es auch nicht gerade eingesteht, das Fieber ist seines Blutes natürliche Temperatur, er lebt im Uebermaß der Affecte, das Individuum scheint ganz außer der Gesellschaft zu leben, wenigstens geräth er nicht in allzuheftige Conflicte mit ihr, sein Innenleben schert sich gar nicht um die Gesellschaft, wird nicht bedingt von ihr, kaum beeinflusst durch sie. Es sind zwei verschiedene Welten, die sich gelassen aneinander vorüberbewegen. Anders der Typus Hamsuns.

Er ist praktisch revolutionär. Sein Innenleben ist von nichts anderem bestimmt, angetrieben, als von dem Milieu, von der Gesellschaft, aber ihr Gegenpol, der er nun einmal ist, wendet er sich und springt ab von der Richtung der andern und wäre es gerade vorher die seine gewesen. Und das nicht aus Trotz, Unbeständigkeit, sondern aus dem Gefühl der tiefsten Verlassenheit, Wundheit und des äußersten Leidens... Das Ich neben Barbaren. Die stärksten socialen Instincte erzeugen seinen Einsamkeitsdrang, seine frierende, hungernde Hilflosigkeit treibt ihn wieder zur Menge, so wiederholt sich das Spiel der Anziehung und Abstoßung oft genug. Er verachtet das Leben und sucht es mit aller Sehnsucht, er ist ein rechter Schwärmer und Idealist, trotzdem er sehr wohl über alle Gemeinheit informiert ist, er fügt sich mit Resignation, hat aber hundert Rückfälle. Er meint immer: ich werde meine Gesinnung verstecken, maskieren, ich werde lügen, dann wird es gut sein, dann werde ich eins mit den Leuten sein. Es ist aber nicht wahr, das bloße Zusammenleben muss ihn entzweien, es ist wie eine Mischung von zwei Flüssigkeiten, die einander nicht durchdringen können. Er ist skeptisch aus Heuchelei gegen sich selbst, weil er immer wieder vergebens auf ein Wunder hofft, ironisch aus Furcht vor den andern, aus Verlegenheit, Hilflosigkeit, er handelt immer um eine Nuance anders, als sein Impuls es zuerst befahl, er folgt immer seinem Instinct, aber nicht vollkommen, aus Rücksicht auf die Umwelt, die er doch nicht völlig entbehren kann. Er liebt noch, er bewundert noch, er betet an. Unter wie viel Leid und Qual betet er an! Und er sieht alle Unzuverlässigkeit der Menschen und immer noch gibt es ein grenzenloses Mitleid, eine gewisse Hoffnung, ein Vertrauen. Kommt nun ein plötzlicher Impuls, so folgt er ihm nicht ganz, weil er auf seine Träume nicht ganz verzichten will, seine Instincte sind auf eine energische Trennung von allem socialen Leben gerichtet, aber es halten ihn leise Fäden immer wieder zurück. So ist er ein Opfer seiner Sehnsucht. Ganz kann er sich nicht folgen, ganz sich nicht dem Leben hinwerfen, denn in ihm ist eine furchtbare Schamhaftigkeit, eine Energie des vor sich selbst Zurückschauderns. Er ist gegen sich selbst gemein, die Forderungen an sich sind überspannt, er ist in seiner ganz idealistischen, sehnsüchtigen Natur gegen die andern ein theoretischer Kritiker, gegen sich selbst wüthet er. Selbstanklage ist seine Wollust. Was andere an ihm verschulden, rächt er — an sich selbst. Wenn ein anderer ein Schuft gegen ihn war, zerstört er sich selbst und vernichtet sich. Aus Verzweiflung über die Welt legt er Hand an sich. Sein äußeres Leben geht darum nicht in stetigen Schritten, sondern in gewaltsamen Rucken vor sich. Er lebt wie ein Nachtwandler, bis ihn eine plötzliche, schreiende Thatsache zu schrecklichem Bewusstsein weckt und zu der thörichtesten, entgegengesetzten Handlung verleitet. Was seine Vorsicht wachrufen sollte, schläfert ihn zu blindestem Vertrauen ein, wo er reden sollte, wo wir athemlos ein Wort, endlich ein Wort erwarten, wird er stumm und lächelt, wo man meint, er werde verstummen, zeigt er sich demosthenisch beredt. Was er sagt, ist sicher nicht das, was er meint, aber gerade durch diese Unaufrichtigkeit ist es sein eigentlichster Ausdruck. Er verkleidet sich. Was er thut, ist nicht eine Folge des unmittelbar Vorhergegangenen, sondern von weit früheren Ursachen her oder von ganz anderen Nebensächlichkeiten bedingt. Ueberhaupt wirkt auf ihn ganz anderes als auf andere. Cyniker ist er aus Scham, Ironiker aus Schwäche, heroisch aus momentaner Brutalität: gemein, sittenlos, verlogen aus edeln Regungen: immer ist seine Handlung das Gegentheil seiner Gesinnung, nicht aus Pose, sondern aus einer perversen Keuschheit, aus einem Hass gegen sich selbst, aus Misstrauen, Wuth gegen sich. Nietzsche mit seiner wunderbaren Witterung für die Wesenheiten der höchsten Naturen scheint einen ähnlichen Charakter mit den folgenden Worten zu bezeichnen:

„Sollte nicht erst der Gegensatz die rechte Verkleidung sein, in der die Scham eines Gottes einhergienge ... Es gibt Vorgänge so zarter Art, dass man gut thut, sie durch eine Grobheit zu verschütten und unkenntlich zu machen: es gibt Handlungen der Liebe und einer ausschweifenden Großmuth, hinter denen nichts räthlicher ist, als einen Stock zu nehmen und den Augenzeugen durchzuprügeln: damit trübt man dessen Gedächtnis. Mancher versteht sich darauf, das eigene Gedächtnis zu trüben und zu misshandeln, um wenigstens an diesem einzigen Mitwisser seine Rache zu haben: die Scham ist erfinderisch. Es sind nicht die schlimmsten Dinge deren man sich am schlimmsten schämt: es ist nicht nur Arglist hinter einer Maske, es gibt so viel Güte in der List. Ich könnte mir denken, dass ein Mensch, der etwas Kostbares und Verletzliches zu bergen hätte, grob und rund wie ein grünes, altes, schwerbeschlagenes Weinfass durchs Leben rollte: die Feinheit seiner Scham will es so. Einem Menschen, der Tiefe in der Scham hat, begegnen auch seine Schicksale und zarten Entscheidungen auf Wegen, zu denen wenige je gelangen, und um deren Vorhandensein seine Nächsten und Vertrautesten nicht wissen dürfen: seine Lebensgefahr verbirgt sich ihren Augen und ebenso seine wiedereroberte Lebenssicherheit. Ein solcher Verborgener, der aus Instinct das Reden zum Schweigen und Verschweigen braucht und unerschöpflich ist in der Ausflucht vor Mittheilung, will es und fördert es, dass eine Maske von ihm an seinerstatt in den Herzen und Köpfen seiner Freunde herum wandelt; und gesetzt, er will es nicht, so werden ihm eines Tages die Augen darüber aufgehen, dass es trotzdem dort eine Maske von ihm gibt, und dass es gut so ist. Jeder tiefe Geist braucht eine Maske: mehr noch, um jeden tiefen Geist wächst fortwährend eine Maske, dank der beständig falschen, nämlich flachen Auslegung, jedes Wortes, jedes Schrittes, jedes Lebenszeichens, das er gibt.“

Besser könnte der Typus des Nagel, Glahn oder des Herrn Höjbro und Hamsuns selbst nicht wiedergegeben werden, als mit diesen Worten Nietzsches. Und das ist das Verwandte aller dieser bedeutenden Geister, die in den verschiedensten Regionen ähnliche Wege gehen, einander gleichen, gemeinsame Züge haben. Vielleicht ist der Nielsen Nagel ein wunderlicher Decadent, eines aber ist sicher, dass alle diese ganz anarchischen, einem aus der Bahn gewichenen irrenden Kometen gleich leuchtenden und ziellosen Naturen eine besondere, vielleicht atavistische Neigung zu primitiven, einfachen Lebensständen haben. Der Radicalismus ist gerade der Ton des juste milieu geworden, sie aber hassen ihn und sind eigentlich conservativ. Ueber das Café Grand mit seinen sehr überfeinerten Literaten machen sie sich lustig, nicht ohne blutige Perfidie, die

*) Redacteur Lynge. Roman von Knut Hamsun. München. Albert Langens Verlag 1898.

etwas Schmerzlich-Schönes hat, der Hass ist überhaupt bei Hamsun so wunderbar heftig, bitter, erbarmungslos und einseitig. Dagegen liebt er die braven Bauern und Kaufleute, einfältige, vertrauende, ja fromme Gesinnung, nur kein Stimmungsgeflunker und Seelenstandgefasel! Seine ganze Thätigkeit besteht in einer unermüdlichen Kritik, der eine ebenso unermüdliche Sehnsucht zugrunde liegt. Seine Betrachtung der Dinge löst alle angeblichen Werte in ihr nichts auf, aber er wird nicht müde, weil er glaubt, endlich doch etwas Absolutes zu finden. Er ist voll Bosheit, harmlose Menschen in Gefahr, Lüge, Verzweiflung zu hetzen, bloß um zu sehen, ob sie nichts wert sind, aber in der uneingestandenen Hoffnung, etwas Wunderbares an ihnen zu entdecken. Er hetzt sie, wie der Jäger ein Wild. Er geht als scheinbar unbetheiligter Zuschauer unter den Menschen, spioniert sie aus und leidet noch tiefer an ihrem Leben, als sie selber, denn sie leben es nicht bewusst, stehen nicht vor sich und den anderen auf der Lauer, sind traurig-naiv, er aber wird doppelt gekränkt, an ihnen, wie an sich selbst. Die anderen bereiten ihm die furchtbarsten Enttäuschungen. Aber er bohrt und bohrt an seinem Schmerz, er kann nicht aufhören, sich unter die Menschen zu mengen, wie einer eine schmerzende Wunde immer wieder berühren muss. Eine hoffnungslose Liebe und Anbetung ist in ihm. Er scheint wie ein Christusmensch für und um die andern Unsägliches zu leiden. Er ist aber zu skeptisch zum Erzieher. Sein Leben besteht bloß in einer ziellosen Spionage und Fallenstellerei, die unbewusst sein niedriges Handwerk wird. Darüber kommt er nicht hinaus. Den Muth zur Versöhnung hat er nicht, dem gesunkenen Sünder möchte er doch nicht die Hand reichen. Charakteristisch ist auch die Gesellschaft, in der er sich bewegen muss, und die er verachtet, wie die Menschen, die er liebt und von denen er hofft. Er geht meist um mit den Feinergebildeten, mit den Leuten, die Bücher lesen oder gar selber schreiben, mit revoltierten, aufgewühlten Menschen, in denen jeder Nerv reizbar und leicht überspannt ist. Er belauert sie, bei ihnen ist der Gegensatz zwischen der niedrigen, gemeinen Natur und den unnatürlich gesteigerten Gedanken und hochgeschraubten Empfindungen und Einbildungen furchtbarer, ganz und gar nicht auszugleichen. Entkleidet man sie ihrer armseligen Cultur, so friert ihre ausgemergelte, ausgehungerte Thierheit umso jämmerlicher in ihrer Blöße. Ihre derben Volksinstincte sind umso hässlicher, ihre Rückfälle jämmerlicher. Es gibt keinen Ausgleich zwischen ihrem Instinct und ihrer Bildung. Dagegen sind ihm die Rückständigen, Beschränkten, Primitiven lieb, an ihnen hängt seine Hoffnung. Sie sind wenigstens einfach, aufrichtig, von rührender Hilflosigkeit. Vom Leben gehetzt, haben sie in ihrem Blick die wunderbar schmerzliche Verzweiflung des todwunden Wildes. Darum hegt er conservative Sehnsuchten, die armen Bauern liebt er, die grobkörnigen, ungeschlachten Naturen, oder die, deren Seeleneinfalt inmitten der klugen Bildung leidend steht und hilflos sich nach Rettung umsieht. Dies führt zu seiner bitteren, zähneknirschenden Frauenanbetung. Er ist gar nicht feministisch gesinnt, Emancipationsfragen lässt er völlig links liegen, er ignoriert sie, was interessiert ihn das, die Weibnatur ist doch das Wesentliche. Aber diese Natur! Er spürt, dass sie ganz und gar nicht complex, gar nicht nuancen- und farbenreich, sondern ganz einfach, schlicht ist, bei allem Schein der Nuancen. Die Frauen scheinen so, wie wir sie wollen. Im Grunde aber sind sie einfache, empfangende, empfängliche Wesen, treu dem geraden Instinct, schmiegsam ... Darin liegt ihre Schönheit. Nun werden diese Einfachen, Rührenden, wie der Falter vom Lichte, von den blendenden, vielseitigen, verderbten, unreinen, zwischen Trieb und literarischer Selbstbeobachtung hin- und hertaumelnden Männern angezogen. Sie geben sich leicht und völlig hin, trotzdem sie gleich hellseherisch die Niedrigkeit und Erbärmlichkeit ihrer Geliebten erkennen. Sie werden vom Instinct überrumpelt, und dann betrügen und täuschen sie sich selbst. Den überfeinerten Männern geht natürlich Treue, Innigkeit, Sentimentalität, Standhaftigkeit ganz gegen das Individualitätsprincip. Sie sind Individualisten aus Gemeinheit, Bequemlichkeit ... Gesättigt, wird ihnen die Speise widerlich. Nun machen sie sich auf eine erhaben moderne Weise los. Sie schreiben zum Beispiel einen Abschiedsbrief, worin sie ganz psychologisch ihre innere Wandlung erklären, die Schwäche ihrer Gefühle kritisch erläutern, sie geben eine ganze „Ueberwindung“ zum besten und fühlen nicht, dass hierin eine größere Brutalität liegt, als stießen sie die Einstgeliebte wie eine Dirne von sich: „Ich mag Dich nicht mehr. Schau, dass Du weiter kommst.“ Die Mädchen aber sind dadurch gebrochen, wertlos, wie ein Glas, das einen Sprung bekommen hat, nun treiben sie entweder neuen Liebschaften zu, die ebenso, aber minder schmerzlich enden, weil ihre Empfindung abgestumpft ist, oder sie fühlen selbst ihre innerste Befleckung, sie sind wertlos geworden, weil ihr höchster, einziger Wert, die Unberührtheit ihres Körpers, ihrer Seele, genommen, der gerade Zug ihres Wesens gebrochen ist. Sie waren lügnerisch, heuchelten aus Liebe, um kleine Zusammenkünfte zu ermöglichen, und nun fühlen sie, dass sie den Grund unter den Füßen weggelogen haben... Sie haben sich um ihre Klarheit gebracht, um ihre Wahrheit. Diese Entwicklung enthalten alle seine Bücher. Und weil er und sein Männertypus nichts Höheres kennt und liebt, als diese einfachen, klaren Frauennaturen, die aus der Wahrheit ihre höchste Kraft und Schönheit schöpfen und im traurigen Untergang langsam sich selbst morden, ist er so erbittert, so zügellos hasserfüllt gegen die Verderber. Darum ist er so ganz Satiriker... „Schreibtafel her...“ Mit Wollust notiert er die ganze, so auf ihre Seelenstände stolze Gemeinheit... Dabei diese Wuth der Exactheit, dieser Schein von Objectivität, diese Voreingenommenheit, die so wohlversteckt wird. Es ist ein herrlicher Enthusiasmus in diesen künstlerischen Pamphleten, in denen die Kunst sich selbst, wenigstens den Schöpfer zu verneinen scheint und doch ihren Schöpferwillen nicht aufgeben mag...

II.

Sehen wir uns nun diesen letzten Roman näher an.

Er ist scheinbar einfach, absichtlich raffiniert einfach, aber wenn man ihn erzählen soll, merkt man seine große Compliciertheit. Der Titel und die Umschlagzeichnung Th. Th. Heines könnten einigermaßen irreführen. Aeußerlich nimmt zwar der Redacteur Lynge und sein Blatt, sein geliebtes Journal, die Hauptstellung in der Composition ein, die Satire auf den Journalismus ist selten so voll kalter Gehässigkeit und consequenter Wuth, selten mit dieser äußeren Ruhe und verbissenen Energie geschrieben worden. Das Problem, das aber den Untergrund und Stoff für dieses Zeitbild abgibt, ist einigermaßen zärtlich, mit blasseren Farben zurückgeschoben.

Der Umschlag Heines bezeichnet in seiner herben, raffiniert-primitiven Contour die scheinbare Hauptsache: eine Mondaine sägt an einem Zierbäumchen herum: auf dessen Krone ein aufgeblähter Frosch breitspurig hockt, sie wird ihn zu Fall bringen. Das ist das Bild für den Redacteur Lynge. Es gäbe ein exacteres für ihn. Man könnte ihn mit einer lauernden und gefräßigen Spinne vergleichen, die in ihrem weiten Netz Opfer aus jedem Bereich anlockt und an deren Herzblut sich mästet. Das gibt auch das Symbol für den Journalismus ab. Der Redacteur Lynge hat durch seine spitzigen und radicalen Epigramme sein Blatt gelesen gemacht und eine gefürchtete Herrschaft über das Land angetreten, die er durch geschickte Manöver zu behaupten sucht. Er ist eigentlich immer der Parvenu, der Landbursch, der zur Macht gekommen ist, ohne feinere, umfassendere Bildung, ohne productive Kraft, mit kleinem Reportertalent und einer gewissen Anpassungsfähigkeit, die ihn zu politischen Schachergeschäften geeignet macht: seine größte Kunst besteht darin, den Instincten der Masse zu dienen, von ihr sich tragen zu lassen und dabei den Anschein zu erwecken, als drücke er den besten, reinsten Instinct der Volksseele aus. Zur Behauptung seiner Macht braucht er immer neue Hilfen, neue Sensationen, die er auspresst, um sie bald wieder wegzuwerfen, wenn sie nichts mehr bieten können, denn er selber lebt von dem Blut und Geist der anderen. Er und sein Blatt hängen wohl mit der Gesellschaft zusammen. Es ist aber keine Symbiose, sondern ein Parasitismus. An verschiedenen Lockungen geht er nicht unversucht vorüber, besonders die Frauen sind ihm gefährlich (siehe den Umschlag), ja er lässt sich durch Galanterie und Eitelkeit zu einer politischen Schwenkung verleiten, die ihn ganz um seinen Credit bringt, trotzdem seine äußere Position scheinbar ungeschwächt bleibt. Seine Opfer aber sind zahlreich, so eine arme Waschfrau, ein Beamter, den er zum Verrath eines Amtsgeheimnisses bewog, um eine Notiz früher zu bringen als alle anderen, endlich der Naturhistoriker, Candidat Ihlen.

Dies führt zur Hintergrundsepisode, die doch das Schönste an dem Buch ist. Die Familie Ihlen gehört zu den Altconservativen. Die Witwe lebt mit ihrem Sohn und ihren zwei Töchtern, von denen die ältere, Charlotte, sehr schön ist, in den ärmlichsten Verhältnissen, sie muss ein Zimmer vermiethen, der Bankbeamte Herr Höjbro — der Typus — bewohnt es, ein scheuer, wunderlicher Mann, den Charlotte Ihlen sehr liebt, mit dieser verzichtenden, schweigsamen, ungeschickten, ehrfürchtigen Liebe. Er hat ihr einmal ein Bicycle versprochen und Wechsel an seiner Bank gefälscht, um es ihr kaufen zu können, seither spart er sich den Bissen vom Munde, die Theilsumme wirklich an jedem Verfallstag zu erlegen. Nun sieht der galante Redacteur Lynge einmal Charlotte auf dem Rad. Gleich reift in ihm ein echter Journalisteneinfall: der Candidat, ihr Bruder, hatte ihm einen ganz unactuellen Artikel überreicht, er bringt ihn, dadurch kommt er in Berührung mit der Familie, und um sie noch mehr zu verpflichten, muss er den unbrauchbaren Naturforscher an sein Blatt engagieren, aber auch daraus weiß er einen Gewinn zu ziehen, der altconservative Name Ihlens in seinem radicalen, oppositionellen Blatt beweist die Unparteilichkeit und Größe seiner Gesinnung. Zu den bedingungslosen Anhängern Lynges gehört auch des Candidaten Ihlen bester Freund, der Student Endre Bondesen der mit Erfolg um die Liebe Charlottens wirbt. Höjbro durchschaut allein von allen diesen Blind- und Gutgläubigen den Redacteur. Er warnt Ihlen. Vergebens. So geht das Schicksal seinen Gang. Ihlen kommt in das Blatt, erweist sich als unbrauchbar, seine conservativen Artikel bringen Lynge in Gefahr, zudem ist Charlotte für den Herrn Redacteur taub, also wird der Candidat immer mehr herabgedrückt, auf Zeilenhonorar gesetzt, endlich einfach gekündigt. Unterdessen ist Charlotte in ein Liebesverhältnis zu dem literarischen

Studenten Bondesen getreten und hat ihn oft genug in seiner Studentenwohnung besucht. Höjbro wird immer einsilbiger, er scheint das Liebespaar zu beobachten, in den Nächten schreibt er eine Broschüre, die den Redacteur Lynge entlarven soll. Die Katastrophe tritt in allen Episoden, die mit einander eng verbunden sind, gleichzeitig und verderblich ein. Lynge, der das treulose Ministerium gegen seine eigene frühere Haltung stützt, verliert sein letztes Ansehen mit dessen Sturz, Ihlen wird gekündigt, die Broschüre Höjbros erscheint, Bondesen wird Charlottens überdrüssig .... Der Ausgang dieses allgemeinen Schiffbruches ist wunderbar still, fast feierlich und von dramatischer Einfachheit und Größe. Lynge erwidert auf Höjbros Schrift mit unbestimmten Verdächtigungen gegen das Vorleben des Autors. Charlotte entdeckt ihre Liebe zu Höjbro, der sie eigentlich nie zu behandeln gewusst, der wieder meint, sie wolle sich ihm opfern, und gesteht ihr, er sei einst rein gewesen, und deutet ihr seine Defraudation an. Der Candidat Ihlen soll nach Amerika auswandern. Am Vorabend kommt Charlotte zu Höjbro aufs Zimmer, sie haben ein Gespräch voll Sehnsucht und Liebe, beide gestehen sich ihre Schuld. Sie können nicht zusammenkommen. Eins fühlt sich des anderen unwert, gebrochen, getrübt, verdorben. Charlotte hat ihr Rad versetzt, gerade um die Summe, die Höjbro braucht, seine letzte Rate an die Bank zu zahlen. Die Mutter hatte diesen Betrag von ihm entlehnt. Charlotte tilgt diese Schuld, ohne zu wissen, dass Höjbro ihretwegen sein Verbrechen begangen. Aus einem jener momentanen Entschlüsse heraus, steckt er das Geld in ein Couvert, das er Charlotten zur Amerikafahrt hinterlässt, und stellt sich der Polizei.

Redacteur Lynge bringt darüber etliche Notizen, aus denen wir auch erfahren, dass Charlotte Höjbros willen, des nunmehr hinter Schloss und Riegel steckenden, dageblieben ist. Redacteur Lynge wird weiter Notizen schreiben, aber seine eigentliche Macht ist stark angesägt.

Das ist der Inhalt, dessen scheinbare Einfachheit doch voll Leben und Verschiedenheit ist. Der Eindruck der Wirklichkeit wird wunderbar hervorgerufen bei größter Concentration. In der Composition ist dieses Buch das vollendetste von Hamsun, in seiner geraden, unabgezweigten Führung und seinen einfachen, handelnden Personen natürlich minder interessant, als die früheren, aber mit einem großen, tragischen Zug. Es erinnert an die große Einfachheit von Jonas Lie. Immerhin ist die Verwandtschaft mit den früheren Werken unverkennbar, ja es sind in der gewöhnlichen Weise Hamsuns etliche Personen von früher herübergenommen, und die Charaktere sind eigentlich die gleichen, wie die der anderen Bücher. Uebrigens ist es möglich, dass die Entstehung dieses Romans etwa an den Anfang seines Schaffens oder in die Mitte der bisherigen, früher im Deutschen erschienenen Werke fällt. Höjbro ist der bekannte Typus, nur ganz vereinfacht, ein wenig erniedrigt, nicht von innen her, lyrisch-psychologisch, sondern vom Aeußeren, Factischen aus gegeben, er hat etwas Trauriges, Schwermüthig-schönes, wie er dunkles ahnend, voll Treue, Liebe, Angst um die armen, irregeführten Menschen herumgeht, mit energischen Worten helfen will, die nur Hass und Misstrauen gegen ihn erregen. Charlotte ist dasselbe einfache, naive, doch stark impulsive Frauenwesen, ein Opfer ihres ziellosen Temperaments, wie die Mädchen der früheren Werke, nur auch wieder um vieles einfacher, darum wunderbar klar und deutlich herausgebracht. Bondesen, ihr Verführer, wieder der gleiche dumm-perfide, halbe, klägliche, fast groteske Literat (man findet ihn am vollendetsten in der „Neuen Erde“ wieder). Ausführlich und mit großer Liebe ist Lynge behandelt, Lynge der Redacteur, Lynge der Schuft, ihn hat der Autor einmal in den Händen, ihn nimmt er gut her. Zärtlich geradezu ist seine Bosheit, seine Beobachtung hat ihre schärfste Feindseligkeit, wie sie das Geringste ausnützt, das Opfer von allen Seiten umstrickt, mit tausend Stichen verletzt, endlich zu Fall bringt. Aber bei aller Kraft des Hasses fehlt diesem Zorn die Größe, das Opfer ist dieser Wuth nicht wert und sie selbst beraubt sich ihrer Bedeutung dadurch, dass sie einen so armseligen Kerl aufs Korn nimmt. Hätte sie ihn wenigstens größer sein lassen, seine Macht anschaulicher gezeigt, seine Gemeinheit ausführlicher in ihrer Wirkung, nicht in so einen Winkel gebannt, die Verderblichkeit der großen Zeitung ist ja des Hasses mancher Künstler wert, aber indem er ihn so vernichtet, zerstört er wohl auch die Größe seiner Satire. Es ist wunderlich, wie gerade diese kleine Literatengemeinheit tief dem Dichter in die Seele gebohrt ist, er kann sie nicht vergessen, und wo sein Blick doch so weit, seine Kunst so mächtig ist, könnte er oft den Anschein erwecken, als sei gerade diese Welt, der Tropfen wahrlich sehr schmutzigen Wassers, in welchem sich diese Infusorien in ewigem Kampf und mit großer Wuth herumthun, die Welt überhaupt, seine Welt. Die Werke, in denen er seinen armen, blutigen Hass vergessen, seiner großen Natur sich anvertraut hat, stehen so viel höher: „Pan“, die „Mysterien“ das sind seine ganz großen Thaten ... Uebrigens schiebt sich die Satire, der Hass des Buches selbst zurück, die Nebenepisode gibt den weit wunderbareren Hintergrund, das ist die furchtsame, erst sich selbst betrügende, um ihre eigene Reinheit sich bringende Liebe der zwei reinen Menschen, die erst vom Schicksal gebrochen für einander reif werden, als sollte mit ihrem Schicksal die Idee alles menschlichen Glückes und Daseins bezeichnet werden, dass innere Kraft und äußerer Sieg nicht zusammenfallen, dass die Wahrheit erst über die zerstörten und gebrochenen Menschen wie eine allzuspäte Sonne aufgeht, dass man selber im Dunkel des Schicksals geht, das man sich selber bereitet. Und wenn das Licht kommt, sieht man, dass man am Ziel lang vorüber ist. Dieser wahrhaft tragische und große Gedanke macht die schwermüthige Schönheit dieses oft kleinlichen Romans aus ... Der armselige Zierbaum der Haupthandlung mit dem jämmerlichen Frosch obenauf wird von dem größern Himmel und seinem leuchtenden Grund überstrahlt und bekommt dadurch den Schimmer von einem bisschen Humor, die Bitterkeit wird uns genommen, aber wir werden nicht mit einem vollen Ausklang entlassen. Der Dichter selbst hat wie sein Typus etwas Scheues, auch seine Werke gehen wie Masken um und verschleiern ihre tiefste Schönheit, ihr reinstes Ziel.

Otto Stoeßl.

Adele Sandrock in Berlin.

Vor neun Jahren verließ Adele Sandrock das Berliner „Deutsche Theater“. Ich kann mich des Schmerzensgrades nicht mehr entsinnen, den ihr Scheiden damals verursacht hat, vermuthe aber, dass man sie mit kühlem Bedauern ziehen ließ, wie man so manche andere hat ziehen lassen. Vielleicht hat man ihr auch einige aufrichtige Segenswünsche oder gar wohlmeinende Rathschläge mit auf den Weg gegeben. Im ganzen jedoch hatte man gewiss nicht das Gefühl, etwas verloren zu haben, das man vielleicht später einmal mit all seiner Sehnsucht zurückwünschen würde.

Als sie nun diesmal, um die Pfingst- und Maienzeit, zu einem kurzen Gastspiel (am Charlottenburger „Goethe-Theater“) zu uns zurückkehrte, da hub allseitig ein großes Staunen an, und ehrende Lorbeerkränze flogen ihr in corpore wie in figura zu. „O, dass sie doch noch die Unsere wäre!“ war der uneingestandene Unterton all der vielen Lobeserhebungen. Indes, so darf man fragen, würde die Sandrock, so wie sie jetzt ist, nach Berlin hinpassen? Hätte sie, wenn sie hier geblieben wäre, jemals gerade so werden können, wie sie ist? Ja, würde man ihr, wenn sie wiederkäme, überhaupt noch gestatten, so zu bleiben? Ich kenne meine Berliner und glaube auch die Sandrock ein wenig zu kennen und antworte unverzagt mit einem herzhaften „Nein!“

Wäre die Sandrock diese ganzen neun Jahre über in Berlin geblieben, so wäre sie jetzt unzweifelhaft gleichfalls eine große Schauspielerin — aber sie wäre nicht die Sandrock, die Wien aus ihr gemacht hat. Sie würde wahrscheinlich herb und eckig, hysterisch exaltiert und wild-realistisch sein, sie würde mit Härte Contraste nebeneinandersetzen, voller Grandiosität und voller Ungeschlachtheit, und würde in allem deutlicher, unterstrichener, „interessanter“, schneidiger sein. Wohlgemerkt, ich behaupte nicht, dass der „Berliner Typus“ überhaupt so sei, ich meine bloß, dass eine Künstlerin von der Art der Sandrock sehr gut in Berlin so hätte werden können. Berlin ist die Stadt der heimatlosen Leute, und Adele Sandrock, als deutsch spielende Holländerin, ist doppelt eine heimatlose, ist zumal auch künstlerisch ohne eigentliche Heimstätte. Das Gefühl der Heimatlosigkeit, das sie auch jetzt noch kaum zu verleugnen vermag, würde sich in Berlin nothwendigerweise verschärft haben. Es gibt in dieser Stadt gar so wenig, das einem die verlorene Heimat vergessen machen kann, und mehr als in irgend einer anderen Stätte deutscher Culturen stoßen hier hart im Raume die Sachen aufeinander. Und darum sind auch die Menschen, weniger freilich im Empfinden als im Betragen, härter, ungeschliffener als anderswo.

Die tausend kleinen Rücksichten, die das Leben angenehmer machen, werden in Berlin sehr wenig geachtet, oder sie werden dermaßen in äußere Regeln gepresst, dass sie weit mehr als conventioneller Zwang wie als anmuthige Freiheit wirken. Entweder: man schämt sich in Berlin, liebenswürdig zu sein, oder: man frisst die Leute vor Liebenswürdigkeit auf, indem man zugleich fortwährend zeigt, wie sehr man weiß, dass man liebenswürdig ist. Es gibt zwischen gesellschaftlichen Pedanten und gesellschaftlichen Wildlingen fast gar keine Uebergänge in Berlin — die Sandrock aber, das glaube ich bestimmt, wäre bei uns zum bewussten und trotzigen gesellschaftlichen Wildling geworden.

Das hat sich nun in Wien ganz wunderbar abgeschliffen — vermuthlich, ohne dass die Künstlerin selbst es direct zu fühlen vermochte, aber sehr fühlbar für jemanden, der selbst als halber Heimatloser in dieser tumultuarischen, nervenverpaukenden Stadt wohnt, deren Größe gerade in dem ungezügelten Tempo ihres alle Traulichkeit niederstampfenden Entwickelungsdranges liegt. Die Sandrock, so wenig sie „Wienerin“ geworden ist, brachte uns doch etwas Wiener Atmosphäre mit herüber, eine wohlthuende Gedämpftheit, wie sie sich nur in einer Stadt entwickeln kann, in der man nicht zu schreien braucht, um gehört zu werden, wo man behagliche Dämmerstunden am Alkoven liebt, in denen man leise spricht und lange schweigt. Wie sehr vermeidet die Sandrock alles aufdringliche Charakterisieren! Und wie tief und innig taucht sie doch in den Gefühlskreis der Dichtung, holt in leisen Wendungen, in milden

Andeutungen das heraus, was das Besondere ausmacht! Und meist liegt eine anziehende Schwermuth über ihren Gestalten. Darunter aber spürt man trotzdem den starken, manchmal selbst reißenden Strom ihres herrischen Temperamentes. Wie sie das Temperament zu zügeln weiß, das finde ich fast noch bewundernswerter, als wie sie es in sparsamen Fällen explodieren läſst. Manchmal ist ein scheues Zurückbeben vor sich selbst, übersetzt in ein instinctives Abwehren nach außen, die geheimnisvolle Wundernote, durch die sie uns ergreift. Es schwingt dann so vieles mit, das sich in Worten nicht sagen läſst, und das das Bewuſstsein nicht faſst, und das doch weit mehr als das Faſsbare und Sagbare das Wesen eines Menschen und einer Stimmung ausmacht. Man hat den Menschen der Sandrock gegenüber das Gefühl, daſs sie alle schwer und tief mit sich gerungen haben, um die Herrschaft über sich selbst zu bekommen, und daſs sie nur deshalb so still und geberdelos sind, weil gar zu vieles in ihnen schwillt und nur durch die jahrelange Uebung des Willens niedergehalten wird. Deshalb wundert man sich gar nicht, wenn diese mühsam ruhigen Menschen in gegebenen Momenten ihre Ruhe plötzlich verlieren, und nun die Elementarkraft hervorbricht, die lange niedergehaltene, nach Entladung dürstende. Man wundert sich gar nicht, wenn, etwa in „Eva“, die Liebende sich in die Furie verwandelt, oder wenn in „Liebelei“ sich sanfte Hingebung in wildempörten Schmerz umsetzt. Soweit diese Gegensätze von einander abliegen mögen, sie lagern doch in den Wesen, die die Sandrock vor uns hinstellt, von Anfang an verschwistert nebeneinander — nur daſs die eine Seite gezeigt und die andere verhehlt wurde, aber gerade in ihrer Verhehltheit unmerklich immer mitvibrierte.

Es steckt in der Sandrock ein starker persönlicher Mensch voll ausgeprägten Geschlechtsbewuſstseins, der indes unter milder, ein wenig phäakischer Zone gelernt hat, sich zu accomodieren und die Selbstbeherrschung als Kunst zu üben. Ich glaube gern, daſs zunächst das Eigenwillige, „Blond-Bestialische“ bei ihr die Wiener frappiert hat, daſs sie zu ihr aufstaunten als zu einer ungefügen Kraft, von deren Segen oder Unsegen man sich so recht noch keine Rechenschaft ablegen konnte. Wieso sie auch als Hysterisch-Nervöse gewirkt hat, ist mir schon schwerer verständlich, da ich in ihrem Wesen durchaus ein gewisses behäbiges Holländerthum wahrnehme. Aber freilich, sie ist nicht bloß Terborch und Rubens, sie ist auch — Rembrandt! Nur darf man die Fülle der nervösen Empfänglichkeit nicht mit verbildeter neurasthenischer Reizbarkeit verwechseln. Es ist durchaus nicht nöthig, daſs eine hohe nervöse Verfeinerung sogleich zur tyrannischen Despotie wird. Nerven werden auch durch Nerven regiert. Die „hohen“ Nerven sind nicht autokratisch, sondern vielseitig-schmiegsam. Sie mögen ihre Launen haben, aber vor allen Dingen arbeiten sie die Widerstandskraft heraus. Sie drängen, aus purem Eigennutz, auf Gleichgewicht und Bändigung. Sie sind die Feinde des dummen Blutes, die überzeugten Diener des lenkenden Gehirns.

In diesem Sinne allein ist die Künstlerin Adele Sandrock „nervös“, d. h. sie hat Nerv. Unter der besänftigenden Anregung Wiens und in der stillen Zucht des Burgtheaters wurde das Zähe und allzu Impulsive immer mehr zurückgedrängt und eingedämmt. Die große Linie, „der Stil“ wuchs hervor. Das Typische, Allgemein-Menschliche triumphierte über das Besondere, Provinziale. Die Noth der Heimatslosigkeit wurde zur Tugend des Weltheimatsrechtes. Und so steht sie heute vor uns als das, was sie geworden ist: die große Stilkünstlerin ihrer selbst.

Berlin. Franz Servaes.

Das Ibsen-Theater.

Wenn diese Zeilen dem Leser der „Zeit“ vorliegen, haben Publicum und Presse in Wien ihr Urtheil über mein Ibsen-Theater gefällt. Die paar Worte, die ich hier über mein Ensemble und unsere Bestrebungen sagen will, können deshalb nicht anders aufgefaſst werden, als sie gemeint sind: Eine Erklärung, wie ich zur Einrichtung meines Ibsen-Theaters kam. Ich bin kein Graf Hahn und ich besitze kein Hoftheater, ich muſs mit den beschränkten Mitteln, die mir in meiner Heimat Leipzig und auf der Reise zu Gebote stehen, wirtschaften. Man soll deshalb nur um Gotteswillen nicht denken, ich träte mit der Prätention auf, eine Musterbühne vorzuführen, oder wenigstens eine Muster-Ibsen-Bühne. Das kann mir nicht in den Sinn kommen. Andererseits ist es aber kein Zufall, daſs ich Ibsen auf meine Fahne geschrieben habe. Der Anlaſs dazu ist auch nicht in Ibsens siebzigstem Geburtstage zu finden, sondern in meiner Ueberzeugung, daſs Ibsen die beste Schule für ein Ensemble ist, das ernstlich nach Stil strebt, nach Tradition, oder wie man das sonst bezeichnen mag, was man früher einfach Kunst nannte.

Meine Erfahrungen mit Ibsen auf der Bühne sind so alt, wie es Ibsen auf der deutschen Bühne ist. Ich sah von Anfang an, daſs Ibsens Dramatik der feinste, der empfindlichste Prüfstein für die Leistungen eines Ensembles ist, ein Prüfstein, der theatralische Aeußerlichkeit ebenso wie sogenannte naturalistische „Haarbuschigkeit“ mit erschreckender Deutlichkeit erkennen läſst. So ist Ibsen in meinen Augen zugleich der strengste Examinator und der gewissenhafteste Lehrmeister.

Solange ich das Theater der Literarischen Gesellschaft in Leipzig leite, hat sich mir diese Erfahrung bestätigt. Ich hätte die Bühne dieser Gesellschaft gern mit einem Ibsenschen Stück eröffnet, ich sah aber bald, daſs es ein Miſsgriff gewesen wäre, ein neugebildetes Ensemble, das aus den heterogensten Elementen zusammengesetzt sein muſste, seine noch unausgeglichenen Kräfte an Ibsen messen zu lassen. Erst nach sechsmonatlicher Arbeit wagte ich mich an Ibsen heran, und innerhalb dreier Jahre hatte ich erst Rosmersholm, Wildente und John Gabriel Borkman auf meinem Repertoire.

Aber nachdem mein Ensemble erst einmal diese drei Stücke beherrschte, konnte ich in schnellerem Tempo vorgehen; denn wenn in meinem Personal auch diese und jene Veränderung sich nothwendig machte, einen kleinen Stamm behielt ich doch, der mit dem innig vertraut ist, was ich erstrebe, und wobei mir niemand mehr Pfadweiser gewesen ist, als Ibsen. So gelang es mir denn, Ibsens Gesellschaftsdramen von den „Stützen der Gesellschaft“ bis zu „Gabriel Borkman“ auf das Repertoir zu bekommen, so daſs ich bei meinem ersten Versuch, aus meinem engeren Leipziger Kreise in die weiteste Oeffentlichkeit hinauszutreten, meinem Institut mit einigem Recht den Namen eines Ibsen-Theaters beilegen durfte.

*

Das erste, was ich von einem neueintretenden Schauspieler zu hören bekomme, ist der mehr oder minder versteckte Vorwurf, daſs ich ihn nicht in seinem Fache beschäftige. Ibsen hat Lebenstypen und Individualitäten, nicht Rollen und Theaterschablonen geschrieben, deshalb verlangt er auch statt Fachschauspieler Individualitätsschauspieler; und jede Bühne sollte es heute verlangen. Es ist selbstverständlich, daſs körperliche und geistige Anlagen einen Schauspieler von gewissen Aufgaben ausschließen: Clara Ziegler als hüpfende Naive wäre ein Unding, aber deshalb braucht der Darsteller doch nicht sofort eine einseitige Specialität zu werden. Ich glaube aber nicht, daſs lediglich der Bühnenschlendrian Schuld an der Fachwirtschaft ist, sondern in erster Linie die dramatische Literatur, die so gern ihre Typen dem Theater, nicht dem Leben entnahm. Mit dieser Tradition hat Ibsen langsam, aber gründlich gebrochen. Noch in seinen beiden ersten Gesellschaftsdramen wäre es jeder Bühne leicht, eine Fachbesetzung durchzusetzen; der Bonvivant, der Charakterspieler, der gesetzte Liebhaber, die Anstandsdame und die Sentimental-Naive wären in den Figuren der „Nora“ unschwer herauszuerkennen; aber schon in „Hedda Gabler“ scheitert jeder Versuch einer Fachbesetzung. Die Vortheile einer solchen Fachlosigkeit für den Schauspieler liegen auf der Hand. Er ist immer gezwungen, zu individualisieren, aus dem Leben, aus Beobachtung und innerer Erfahrung, statt aus Gewohnheit und geläufigem Können zu schöpfen. Für mein Ensemble habe ich mir diese Fachlosigkeit zum Principe gemacht; so liegen die Rollen des Rank, Aslaksen, Großhändler Werle, des fremden Mannes, Rosmers und Jörgen Tesmann in einer Hand; ein anderer Darsteller spielt den Brendel und den Dr. Stockmann, den Brak und den Hjalmar Ekdal, den Oswald, den Günther, den Gabriel Borkman; ein dritter Schauspieler muſste den Relling und den Dr. Wangel, den Lövborg und den Pastor Manders übernehmen.

Gerade in Bezug auf die Kunst, lebenswahre Individualitäten zu schaffen, ist das Studium der Ibsen-Rollen in der Reihenfolge ihres Entstehens wie ein Unterricht, dessen Anforderungen von Stufe zu Stufe wachsen. Am deutlichsten sieht man das bei den beiden Frauentypen, die in allen Gesellschaftsdramen Ibsens wiederkehren, dem Typus des Luxusweibes und des Arbeitsweibes; wie nehmen die von Stück zu Stück an Lebenswahrheit und damit an Schwierigkeit der Darstellung zu. Wenn an Nora Charakterführung und Sprache noch Schritt für Schritt an das Theater und an literarische Traditionen gemahnen, so ist Hedda Gabler (in vieler Hinsicht dabei eine Parodie auf die Nora-Figur) eine Spielart des Typus, die nichts mehr mit Traditionen zu schaffen hat und nicht mehr mit bloßen schauspielerischen Kenntnissen zu spielen möglich ist, sondern die ganz und gar von innen heraus als eine neue schauspielerische Schöpfung von der Darstellerin individualisiert werden muſs. Dieselbe Entwickelung macht der Typus des Arbeitsweibes bei Ibsen durch, wie ein Vergleich der Figur der Frau Linden etwa mit der der Frau Thea Elvstedt lehrt. Ueberall der Weg vom Traditionellen zum Originellen, derselbe Weg, den auch der Schauspieler in seiner Laufbahn gehen soll.

Es ist der Proceſs der Verinnerlichung, dem der Darsteller in der Schule der Ibsen'schen Dramatik sich unterworfen sieht, der Verinnerlichung in Mimik, Gesticulation, Bewegung und Sprache.

Ibsens Dialog ist unendlich schwer, schwer zu lernen und schwer zu sprechen. Schon mancher Schauspieler hat mir geklagt: lieber zehn andere Rollen als eine von Ibsen! Unendlich viele, kleine Sätze gibt es da, die einander so außerordentlich ähnlich sehen, weil sie eine Nuance desselben Gedankens ausdrücken. Da

darf kein Wort unterschlagen oder durch ein anderes ersetzt werden, da muss der Schauspieler sich über jede Bemerkung des Dialoges klar sein, er darf nicht nur die eigene Rolle, er muss das ganze Stück sozusagen mitlernen. Deshalb gebe ich bei Ibsen niemals ausgeschriebene Rollen, sondern stets ganze Bücher aus und lege bei ihm auf gründliche Leseproben mehr Wert als bei anderen Schriftstellern.

Denn auch die Behandlung des Dialogs, der sich fortwährend zwischen bloßem Salonton und einer höheren Region bewegt, erfordert eine ganz besondere Schulung. Der Schein der Unabsichtlichkeit und der Schein der Kunstlosigkeit muss gewahrt werden; das Publicum muss darüber hinweggetäuscht werden, dass im Grunde genommen doch jedes Wort auf die Zuschauer gemünzt ist: das Publicum darf es nicht merken, wo die „Schlager“ sitzen, die bei scheinbar sorglosem Darüberhinweggehen doch an den Mann gebracht werden sollen. Und auch dabei wieder sieht man die Fortschritte Ibsens. „Gespenster“ und „Volksfeind“ legen dem Schauspieler die „Schlager“ zurecht, so dass er sie nur zu sprechen braucht, um seines Erfolges sicher zu sein. In „Hedda Gabler“ dagegen liegen diese Pointen sozusagen im Dialog eingebettet, sie können nicht zu sehr hervorgehoben werden, ohne dass der Dialog darunter leidet, und doch dürfen sie nicht unter den Tisch fallen. Mimik und Geste müssen da den Dialog stützen und erklären. Aber diese beiden Mittel sollen doch immer nur Hilfsmittel bleiben: sie sollen eine bedeutende Stelle vorbereiten, unterstreichen oder nachklingen lassen. Ich lasse mit beiden Hilfsmitteln so sparsam umgehen wie möglich, denn ich bin überzeugt, dass gerade die Sparsamkeit ihre Bedeutung erhöht. Viel ausgiebigeren Gebrauch mache ich dagegen von einem anderen Mittel, von der Gruppierung; ich halte sie für eine der beredtesten Bühnensprachen. Die Stellung der Personen zu einander, ihr Sich-Verfolgen, ihr Sich-Fliehen, die Ausscheidung einer Person und ihre nähere oder weitere Entfernung von der Hauptgruppe – kurz die Anordnung und Bewegung der Gruppen können immer dem Zuschauer äußerlich die innerlichen Beziehungen klar machen. Ibsen hat mit seinen Regie-Bemerkungen dem Schauspieler und dem Regisseur darin schon viel vorgearbeitet. Aber ich sehe da noch ein ungeheures, wenig ausgenütztes Feld dankbarer Arbeit für die Kunst der Bühne. Denn in diesen Bewegungen und Gruppierungen liegt meines Erachtens ein großer Theil der Macht, die man Stimmung nennt.

Man hat mir recht häufig vorgeworfen, dass ich die Länge der Spielpausen übertreibe, dass ich überhaupt von der Stimmungspause einen zu häufigen Gebrauch machen lasse. Aber ich glaube, dass man solchen Pausen, die ich durch Bewegungen und Wechsel in der Gruppierung ausfülle, ganz besonders bedarf, um Stimmungen von der Bühne auf das Publicum zu übertragen. Ich möchte sagen, dass diese Pausen dazu da sind, das Vorangegangene zu sammeln und wirken zu lassen. Was hat es denn überhaupt mit diesem vielgebrauchten und viel missverstandenen Begriff „Stimmung“ auf sich?

Jedes Kunstwerk soll eine Stimmung hervorrufen, eine bestimmte Stimmung, und zwar genau dieselbe, die der Künstler in sein Werk legte. Wo Publicum und Kunstwerk unmittelbar einander gegenüberstehen, pflegt diese Stimmung leichter erzeugt zu werden als da, wo zwischen beiden Vermittler nöthig sind, wie beim Drama. Eine ganze Anzahl Factoren muss da zusammenwirken, um die gewollte Stimmung hervorzubrigen, der scenische Apparat (Regen, Sonnenschein, Gewitter, Gläserklirren &c.) das gesprochene Wort, die Erscheinung der Künstler, ihre Mimik, ihre Gesten, ihre Bewegungen. In dem Augenblick, wo eine Lampe gebracht wird, soll es auf der Bühne hell werden. Waltet der Beleuchter seines Amtes schlecht, macht er zu früh oder zu spät hell, so ist die Stimmung gestört, das heißt mit anderen Worten, die Illusion ist gebrochen. Ich glaube, dass Stimmung nichts anderes ist als Illusion. Je ungestörter, je stärker die Illusion ist, die eine Aufführung hervorruft, desto stärker ist die Stimmung, die von der Bühne auf das Publicum ausströmt. Aber diese Illusion selbst wieder ist nichts anderes, als der Ausfluss einer streng geschlossenen Einheit. Die Einheit in jedem Kunstwerk macht seine Bedeutung und die Kraft seiner Wirkung aus: und gerade darin ist Ibsen Meister. So einheitlich die Charaktere sind, die er schafft, so einheitlich ist das ganze Stück. Ich kenne in Ibsens gesammtem dramatischen Schaffen eine einzige Rolle, die dieser Einheit entbehrt, die Figur der Thea Elvstedt in „Hedda Gabler“, die von der Leiche des Geliebten hinweg sich zu dem Gatten der Freundin setzt, und ganz in dem Wunsche aufgeht: „Wenn ich ihn doch auch begeistern könnte.“ So viele bedeutende Schauspielerinnen sich auch schon an dieser Rolle versucht haben — ich nenne nur Gertrud Eysold — keiner ist es gelungen, diese Frau glaubhaft zu machen, die Illusion ihrer Wirklichkeit zu erwecken, oder durch „Stimmung“ über den Mangel an Einheit in dieser Figur hinweg zu täuschen.

Abgesehen von dieser einen Ausnahme, ist wohl keine Ibsensche Figur zu finden, der die straffste Einheit fehlte; Charakter, Handlungen und Worte aller Personen bilden eine festgefügte logische Einheit. Aber Ibsens Kunst geht noch darüber hinaus. Nicht nur die einzelnen Personen kennzeichnet diese Einheit, sondern jedes einzelne Stück. Und diese festgeschlossene Einheit ist es, die Ibsens Dramatik den Stempel des Stilvollen aufdrückt. Und wie jedes Drama für sich eine Einheit ist, so hat auch jedes Ibsensche Drama seinen eigenen Stil.

Wenn ich nicht irre, hat sich Jacob Minor in einem der letzten Hefte dieser Zeitschrift*) über den Stil ausgesprochen, den Ibsen auf der Bühne verlangt; und ich glaube, dass er da (mir ist das Heft im Augenblick nicht zur Hand) die Forderung ausspricht, die ich an einer anderen Stelle zu verfechten und zu begründen suche, dass jeder Schauspieler so ausgebildet werden solle, dass er fähig sei, jeden Stil zu beherrschen. (Ueber Theaterschulen, „Neue Deutsche Rundschau“.)

Für diese „ideale Forderung“ bildet Ibsen eine Vorschule. Nicht zwei seiner Dramen haben denselben Stil. Man vergleiche nur einmal „Nora“, „Volksfeind“, „Rosmersholm“, „Hedda Gabler“ und „John Gabriel Borkman“! Aber jedes seiner Dramen hat seine eigene streng umrissene Form, die von Drama zu Drama kunstvoller, reiner und klarer wird.

So ist Ibsen auch darin für den Schauspieler ein Lehrmeister, dass er ihn von den einfacheren Aufgaben zu den kunstvollsten führt: und wie in Ibsens Gesellschaftsdramen die Männer Wahrheit, die Frauen Freiheit suchen, so ist Ibsens Dramatik für den Schauspieler die Schule, die ihn zu den letzten Zielen der Kunst reif machen kann, zu den Zielen, denen die Kunst jeder Zeit nachstrebte: Zur Freiheit und Wahrheit.

Leipzig. **Carl Heine.**

Raimund.

(Zur Raimund-Feier im Deutschen Volkstheater am 31. Mai 1898, aus Anlass der Enthüllung des Raimund-Denkmales von Franz Vogl.)

Unter uns gestehen wir doch ein, dass uns Raimund schon ein bisschen langweilig geworden ist. Wo er sich bemüht, poetisch zu sein, und groß thut, ist er unausstehlich. Aber auch sein Behagen fühlen wir nicht mehr mit. Der Florian, der Valentin — ja, was sind sie denn? Lakaien, und durch sie wird die Gesinnung des Lakaien verherrlicht, wie denn bei ihm immer der Schluss ist, dass wir zu Hause bleiben, uns nicht ins Leben hinaustrauen, sondern lieber still irgendwo anlehnen sollen. Eine wahre Angst hat er vor dem Leben. An der That sieht er nur das Gefährliche; das Große, das Glänzende gilt ihm nichts. Da wird nirgends der Mensch gepriesen, sondern der Unterthan; er sieht die Welt von unten an und lehrt uns, dass wir unten bleiben sollen. Da ist sie freilich traurig, wenn man sich nicht zumuthet, in ihr zu wirken! Wir aber warten heute auf einen Dichter, der uns zum Leben anfeuern, schallend ins Getümmel der Thätigen rufen und das Glück der Wagenden fühlen lassen soll und wir sind des Goetheischen eingedenk, „dass der eigentliche Dichter die Herrlichkeit der Welt in sich aufzunehmen berufen ist und deshalb immer eher zu loben als zu tadeln geneigt sein wird.“ Raimund fürchtet sich vor dem Leben; unser Dichter ist der, von dem wir Muth und Lust zum Leben bekommen. Wie groß steht Nestroy neben ihm da, dieser Erzschelm, aber ein Weiser an Weltübersicht! Wie rein nimmt sich neben seiner trüben, thöricht bedrückten Melancholie das edle, heiter aufblickende Wesen unseres Stifter aus! Was haben wir denn also an Raimund? Warum sind wir ihm treu? Warum können wir doch nicht aufhören, ihn zu lieben? Man frage nur einen Wiener: er mag sich langweilen, er wird empfinden, dass wir anders geworden sind, aber es ist halt doch unser Raimund! Vielleicht gerade, weil er das ist, was wir nicht mehr sein wollen, nicht mehr sein dürfen. Er drückt aus, was wir von uns abgethan haben: das alte Oesterreich mit seinen furchtsamen und ergebensten Menschen, die alle wie der arme Spielmann waren, „dem Gott zwei linke Hände gegeben hatte“. Wir spüren: das ist unser Wert, dass wir uns davon frei gemacht haben und losgekommen sind. Aber seit wir frei sind und uns sicher fühlen, dürfen wir es lieben und gern blicken wir hin und sehen unseren Weg ab, den langen Weg.

Dies lässt uns Raimund empfinden und das hat Herr Vogl durch sein Denkmal auf gute Art ausgedrückt. Hier sitzt der arme Schwärmer mit schwerem Gemüth auf einer Bank, abseits vom Leben, die Phantasie tritt zu ihm herab und soll ihn trösten. Abseits vom Leben — und eine Himmlische soll ihn trösten! Ohne viel Kunst, aber rührend ist das dargestellt, so rührend, dass wir wohl mit dem Armen mitleiden, dem es kein Glück war, unter den Menschen zu wirken, und der doch auch sich selber nicht genug gewesen ist. Kommt der Wiener jetzt da vorbei, wenn er abends von der Arbeit geht, dann wird er die ängstliche Gestalt betrachten und mit einem stillen Lächeln an die gute und hilflose Zeit der Väter denken. Aber dann tritt er weg und schaut auf, da glänzt hinter dem Stein das fröhliche Haus der Gegenwart: da weiß er, dass wir anders geworden sind, wir brauchen die Himmlischen nicht

*) Im Aufsatze „Ibsen und die moderne Schauspielkunst“, Nr. 181 der „Zeit“. D. Red.

mehr, wir lieben die Erde, wir sitzen nicht abseits, wir strecken die Hände nach dem Leben aus! Und er wendet sich und geht weiter, getrost und bereit, immer weiter.

Am Abend vor der Enthüllung ist im Deutschen Volkstheater ein schönes Fest gewesen. Es begann mit einem Act von Karlweis, „In Gutenstein“, der auf eine feine und freie Weise, das Lobreden vermeidend, die liebe Figur des Dichters, wie sie sich in der Erinnerung verklärt, ruhig und mit Macht erscheinen läßt. Scenen aus dem „Diamant des Geisterkönigs“, dem „Bauer als Millionär“, dem „Menschenfeind“ und dem „Verschwender“ folgten. Das Ereignis des Abends ist Girardi gewesen, den wir nun endlich im Volkstheater haben; wir wollen ihn festhalten. Welch ein Künstler! Wir glauben ihn seit Jahren zu kennen und immer ist er wieder neu, der Unerschöpfliche, Unergründliche! Mit einem Blick, durch ein Wort thut er das ganze Schicksal der Menschheit auf. Beim „Aschenlied“ sind unsere ungeduldigen und nervösen Leute wie in der Kirche gesessen. Und wie er das „Hobellied“ aus dem Herzen unseres österreichischen Wesens spricht! Welch ein Künstler! Seinesgleichen hat die deutsche Bühne nicht mehr.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Ehemals, in den schönen Ordnungszeiten, wo die Regierung im Parlament allmächtig und die Opposition ohnmächtig war, galt es als das häßlichste Vorrecht machtloser radicaler Parteien, im Parlament zum Fenster hinaus zu sprechen, sorglos populäre Anträge einzubringen, durch die der Bevölkerung nur Sand in die Augen gestreut werden sollte, an deren Erledigung aber kein Mensch denken konnte. Alle Regierungen und auch sonst hohe Ordnungs-Persönlichkeiten haben sich oft genug darüber bitter beschwert. Dieses Verhältnis hat sich, wie so vieles, in der Unordnungs-Aera Thun so ziemlich umgekehrt. Die Parteien sind um so mächtiger, je radicaler sie sind, und die Regierung ist im Parlament vollends ohnmächtig. Deswegen allein wäre die Regierung nicht zu loben, wohl aber wegen der widerspruchslosen Bereitwilligkeit, mit der sie sich in diese neue Rolle gefügt hat. Jetzt ist sie es, die im Parlament zum Fenster hinaus spricht. Sie bringt sorglos die gewissen populären Vorlagen im Parlament ein, an deren parlamentarische Behandlung sie selbst nicht glaubt, durch die sie sich aber bei der Bevölkerung „ein Bildl einzulegen“ hofft.

*

Zur Besorgung dieses agitatorischen Geschäfts wurde natürlich dasjenige Mitglied des Cabinets bestimmt, das von seiner früheren Thätigkeit her die Kunst, zum Fenster hinaus zu sprechen, am besten beherrscht: der Finanzminister Herr Dr. Kaizl. Aber Herr Dr. Kaizl ist von seiner einstigen Opposition her so gewöhnt, der Regierung zu schaden, dass er, trotz seines besten Willens, sich zu wandeln, im ersten Anlauf es mindestens noch nicht erlernt hat, der Regierung zu nützen. Durch seinen Gesetzentwurf über die Aufhebung des Zeitungsstempels hat er offenbar uns Zeitungsmenschen bestimmen wollen, die wohlgesinnte Regierung zu lieben und das widerhaarige Parlament zu verabscheuen. Der Erfolg wird nahezu der entgegengesetzte sein. Wir sagen uns, dass durch die dreißig Jahre hindurch alle die vielen, der Regierung dienstwilligen Parlamente mit all ihren Beschlüssen die Rerung zu dem nicht haben bewegen können, was das jetzige widerhaarige Parlament, ohne es auch nur besonders anzustreben, in kurzer Zeit erreicht hat: der Regierung die Zustimmung zur Aufhebung des Zeitungsstempels abzuringen. Und deswegen loben wir uns das widerspenstige Parlament, und für die einst so hohe Regierung, die so rasch klein geworden ist, haben wir bestenfalls nur ein Lächeln des Mitleids.

*

Dem Herrn Dr. Kaizl ist eigentlich unter allen Blättern bisher nur die „Arbeiter-Zeitung“ auf den Zeitungsstempel-Leim gegangen. Auf der ersten Spalte ihres Donnerstagblattes rühmt sie ihm nach, dass er „ein moderner und vernünftiger Mann ist“, und wenn auch, wie sie schreibt, „nur mühsam“, so „unterdrückt“ sie doch um des Zeitungsstempels Willen die „Entrüstung“ über die gleichzeitig von ihm eingebrachte Zuckerverschleißsteuer. Aber schon auf der dritten Spalte desselben Blattes schreibt sie von den Jungczechen, dass „ihre heimliche Zustimmung zu jenem so eclatanten Willküracte (die Grazer Affaire) nur den Verfall dieser Partei bezeugt, die einst als Hort der Freiheit galt“. Ja, aber Herr Dr. Kaizl ist doch gerade der Führer und Hauptrepräsentant dieser Partei; wenn seine Partei nur „heimlich“, so hat er als Minister ganz offen seine Zustimmung zu „jenem so eclatanten Willküracte“ geben müssen; und wenn die Partei ihre Principien verrathen hat, dann gewiss auch das Parteimitglied Dr. Kaizl, der einzige, der dabei auch einen persönlichen Vortheil, nämlich das Ministe-portefeuille, erlangt und sich gerade durch die Zuckerverschleißsteuer in den directesten Widerspruch zu seiner volksfreundlichen Vergangenheit gesetzt hat. So wenig wie — nach der „Arbeiter-Zeitung“ — ein Finanzminister, so wenig kann die „Arbeiter-Zeitung“ selbst „zaubern“. Die gleichzeitige Beschimpfung der jungczechischen Partei und Lobpreisung ihres Führers Dr. Kaizl wird auch die „Arbeiter-Zeitung“ keinem wirklich „modernen und vernünftigen Menschen“ plausibel machen können. Und deswegen — glaube ich — hätte sie gut daran gethan, die Zeitungsstempel-Complimente für Dr. Kaizl auf der ersten Spalte, sei es auch noch so „mühsam“, zu „unterdrücken“ und dafür ihrer „Entrüstung“ über seine Zuckerverschleißsteuer umso freieren Lauf zu lassen.

*

Dem neu ernannten Präsidenten des Grazer Oberlandesgerichtes, Grafen Gleispach, will kein Grazer Hausbesitzer eine Wohnung vermieten. Ich schlage deswegen vor, ihn im Grazer Asyl für Obdachlose einzuquartieren. Wenn er übrigens wegen seiner diversen Verfassungsbrüche schon abgeurtheilt wäre, könnte man ihn sogar im k. k. Landesgericht Graz, Sträflingsabtheilung, unterbringen, wo er sogar in nächster Berührung mit den ihm als Oberpräsidenten unterstellten richterlichen Beamten wäre.

*

Einige Zeitungen haben gemeldet, dass der Handelsminister Dr. Baernreither wegen der Auflösung des Grazer Gemeinderathes zu demissionieren beabsichtige. Wir sind in der Lage, dieses Gerücht auf's entschiedenste zu dementieren. Dr. Baernreither hat gleich bei seinem Amtsantritte erklärt, dass er sich als der „Hüter der Verfassung“ im Cabinet Thun ansehe, und dass er in dem Moment austreten würde, wo die Verfassung verletzt werden würde. Aber nicht einen Tag früher! Dr. Baernreither darf jetzt gar nicht demissionieren, weil die arme Verfassung sonst ihren Hüter verlöre, und die Gefahren, welchen heutzutage schlecht gehütete weibliche Wesen in dieser fleischesschwachen Welt ausgesetzt sind, kann jedermann aus seinen eigenen Erfahrungen beurtheilen.

*

Ein ebenso geist- als schuldenreicher polnischer Abgeordneter hat gesprächsweise eine neue Lösung der Quotenfrage vorgeschlagen. Er sagte: Wenn sich Oesterreich und Ungarn über ihren Beitrag zum Budget der gemeinsamen Regierung nicht einigen können, so sollen sie beide — ihn schuldig bleiben.

*

Interpellation eines Nicht-Abgeordneten an Se. Excellenz u. s. w. den Grafen Thun: In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 1. April d. J. hat Graf Thun erklärt, dass er alle an ihn gerichteten Interpellationen pflichtgemäß zu beantworten gedenke. In den Sitzungen vom 26. und 27. April wurde Graf Thun von den Abgeordneten Dr. v. Hofmann und Dr. Kronawetter über die Beziehungen der Regierung zur „Reichswehr“ interpelliert. Graf Thun hat alle anderen Interpellationen, seinem Versprechen gemäß, bereits beantwortet, nur diese nicht, obzwar der Entwurf zur Beantwortung, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, vor Wochen im Ministerialbureau fertiggestellt worden ist. Der Unterzeichnete stellt deswegen die Anfrage: Ist der Herr Ministerpräsident ein Mann oder ein Weib? Wenn ein Mann, warum hält er sein am 1. April gegebenes Wort, bezüglich der „Reichswehr“-Interpellationen, nicht ein?

*

Mit dem § 14 kann man alles machen — nur nicht aus dem Grafen Thun einen Staatsmann.

Kr

Volkswirtschaftliches.

Die Antwort des Kriegsministers auf die Interpellation des Delegierten Dr. Schücker in der „Dynamitfrage“ liegt zwar noch nicht im stenographischen Wortlaut, sondern nur in Zeitungsauszügen vor, aber ihre Wirkung ist prompt eingetreten: „Nobel“-Actien sind um 40 fl., von 630 auf 670, gestiegen. Es bleibt eben alles beim alten und die elf Centner Dynamit, welche vom Aerar auf den Markt gebracht worden sind, und die zehn zur Abholung bereit liegenden werden der „Nobel“ nicht bange machen. Womit unsere wackeren Delegirten von Seiten des Generalissimus sämmtlicher Behörden abgespeist werden, davon hat die Beantwortung dieser Interpellation eine kleine Probe gegeben. Nach übereinstimmenden Zeitungsberichten sprach der Kriegsminister von „Dynamit“, welches aus den Abfällen der ärarischen Pulverfabrication hergestellt wird, was beiläufig ebenso richtig ist, als wenn jemand von einer Mehlspeise, erzeugt aus den Abfällen der Glasfabrication, sprechen würde. Einer der wenigen Aussprüche, die man controlieren kann! Wenn Herr von Krieghammer von den übrigen Agenden seines Ressorts ebensoviel versteht, wie nach dieser Probe von der Dynamitfabrication, dann sind die ihm anvertrauten Interessen gewiss gut aufgehoben.

*

In der Jubiläums-Ausstellung im Prater ist gewiss viel Interessantes zu sehen. Sehr interessant ist aber auch, was nicht dort ist. Es ist ganz natürlich, dass sehr viele Industriezweige und Industrielle nicht vertreten sind; denn ein Geschäft zu machen oder neue Absatzquellen zu finden, können auf Wiener Ausstellungen nur wenige Industrien erhoffen und so beschicken die meisten die Ausstellung nur aus „Patriotismus.“ Und eine solche Bethätigung desselben ist vielen doch zu kostspielig. Aber das Fehlen einzelner Industriezweige hat noch besondere Gründe. So ist z. B. die elektrische Industrie, welche bei modernen Expositionen doch mit Recht einen Hauptattractionspunkt bildet, so gut wie unvertreten. Nun bietet jede gewerbliche Ausstellung der elektrischen Industrie für Beleuchtung und Kraftübertragung ein so großes Feld der Bethätigung, dass dieses hinreichen müßte, um diesen Industriezweig zu ausgedehnter Beschickung zu veranlassen; zumal die Maschinen im Betrieb die beste Reclame für die Aussteller sind. Natürlich müssen aber den ausstellenden Firmen die diesbezüglichen Arbeiten überlassen werden. Dies geschieht auch überall, nur in Wien nicht. Hier hat nämlich die Internationale Elektricitäts-Gesellschaft, als sie ihre Werke im Prater erbaut hatte, vom Oberstbofmeisteramt das alleinige Privilegium auf Stromlieferung im Prater erhalten. Der Vertrag scheint für die Gesellschaft sehr vortheilhaft zu sein, was nicht wundern kann, da er ja von dem ungarischen Gründungs-Consortium, der Firma Ganz & Co., mit dem Oberithofmeisteramt abgeschlossen wurde. Zwar zur Beleuchtung im eigenen Hause darf auch im Prater jeder den Strom erzeugen, wie er will, nur nach außen darf er ihn nicht verkaufen. Folglich hätte wohl auch die Ausstellung für ihren Bedarf das Recht gehabt, sich selbst den Strom zu erzeugen und im Ausstellungsgebiete abzugeben, indes wurden die Ansprüche der Internationalen anerkannt. Unter solchen Umständen erklärten natürlich die großen Wiener Elektricitäts-Gesellschaften, dass sie angesichts, der großen Kosten, Maschinen, die sie nicht betreiben könnten, auch nicht ausstellen würden. Da man einen

Scandal fürchtete, hat die Internationale Elektricitäts-Gesellschaft angeboten, ein Drittel der Stromlieferung den anderen Firmen zu überlassen und zwei Drittel für sich zu behalten. Darauf giengen diese jedoch nicht ein. Und so ist die elektrische Industrie, dank der Bereitwilligkeit des Obersthofmeisteramtes, Privilegien zu ertheilen, auf der Ausstellung unvertreten. Die Internationale, welche eigentlich nur Stromlieferungsanstalt ist, hat auch alle Installationen, und zwar mit Maschinen der ungarischen Gesellschaft Ganz & Co. ausgeführt; die österreichische Industrie ist leer ausgegangen. Die Internationale liefert den Strom aus ihrer Centrale, erzeugt ihn größtentheils nicht einmal in der Ausstellung, liefert ihn theurer als man ihn irgendwo sonst in Wien erhält, und die Betheiligung der elektrischen Industrie beschränkt sich auf einen Reclameartikel für die Internationale Elektricitäts-Gesellschaft im Ausstellungskatalog und die darin mitgetheilte Erlaubnis, dass die Besucher der Ausstellung auch die Centrale der Internationalen Elektricitäts-Gesellschaft im Prater besichtigen dürfen.

ꝛc.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre français, „Célinare le Bien-Aimé“ von Labiche; Escholiers, „La Confidente“ von André Picard; Théâtre de la Republique, „Le Roi de Rome“ von Desnoyer und Beauvallet. — Berlin. Schiller-Theater, „Thielemanns“ von Hans Olden.

•

Dr. Karl Heine, der das Theater der Literarischen Gesellschaft in Leipzig leitet und jetzt mit seiner Truppe im Carl-Theater gastiert, gehört zu den besten von uns. Zu denen, die moderne Kunst sehen und fühlen als etwas Greifbares, Bestimmtes und nicht bloß wie etwas Vages, Ungefähres für möglich halten. So deutlich, wie sich sonst eigentlich nur noch in der bildenden Kunst von heute, im Kampf der neuen Technik mit der Schablone, die Unterschiede von Licht und Schatten, falsch und richtig darstellen, liegen sie vor seinem Aug' auch in der Schauspielkunst da. Es ist ganz wunderbar, in seinen Aufsätzen dargestellt zu finden, wie sich die neue Form der Schauspielkunst durch Thatsachen, durch Principien, Handgreiflichkeiten, Selbstverständlichkeiten von der alten unterscheidet. Wie die Schauspieler früher sich bewegten, wie sie sich jetzt bewegen, wie man sie früher gruppierte, wie man sie jetzt gruppiert, wie früher beleuchtet wurde, wie jetzt u. s. w. Gleich einem Claude Monet, dem bekannten Vorkämpfer der neuen Malerei — an den etwa dachte ich, als ich oben von der modernen Epoche der bildenden Künste sprach — geht Herr Heine in seinen Aufsätzen über Schauspielkunst auf das Einfachste und reformiert das Einfachste, durch Natürlichkeit, durch Selbständigkeit, durch Fleiß. Heuschober endlich einmal in richtiger Beleuchtung malen — ohne Vergleich gesprochen: eine Scene endlich einmal natürlich stellen und wahr sprechen lassen — das ist das Bestreben, von dem er ausgeht. Wer wollte diesem Streben seine Sympathie versagen? Die haben immer zu den Verdienstlichen gehört, die das Handwerk einer Kunst von der Verkünstelung wieder auf den richtigen, gesunden Boden übertragen. Man nenne diesen Boden meinetwegen Naturalismus. In gewissem Sinne hat sich Dr. Heine zweifellos dem Naturalismus zu dienen bemüht. Aber er hat sich damit nicht begnügt. Er gieng weiter. Er wollte ja der modernen Literatur zur Lebendigkeit auf der Bühne verhelfen. Und Literatur ist immer Stil. Und moderne Literatur darstellen heißt: einen neuen Stil schaffen. So sah er sich also vor eine andere, größere Aufgabe gestellt: Stil auf die Bühne zu bringen, wiederum Stil ... Mit dieser Auffassung nun ist er direct auf Ibsen losgegangen, auf Ihn selber, den Modernsten und Literarischesten und also auch Stilvollsten. Mit einer Vorstellung von „Rosmersholm“, die ganz von dieser Auffassung durchdrungen war, hat er heute bei uns debutiert. Der Abend war merkwürdig genug. Wer wollte glauben, dass Stil auf dem Theater etwas ist, das sich einfach vor unseren Augen neu erschaffen läfst, ohne Convention und doch wirksam? Ich war misstrauisch. Theorie, sagte ich mir, gut genug für einen hübschen Aufsatz. Und das Publicum war gar misstrauisch. Und da kamen nun auch wirklich die beiden ersten Acte und fielen todt und schwer, leblose Materie, zu Boden. Ein nüchternes Zusammenspiel ohne bestechende Einzelheit, ohne interessante schauspielerische Individualität. Ja, sogar mit Schwächen in Fülle, nach unseren Begriffen wenigstens. Ein hölzerner, stammelnder Rosmer, ein übertriebener und unglaubhafter Ulrik Brendel, ein plappernder Mortensgård und eine kalte, gerade, augenscheinlich aufs Wort abgerichtete Rebekka, bloß ein charakteristischer Rector Kroll. Und nun mit einemmale ein Umschwung. Dritter Act. Die Fäden der Exposition sind gezogen, das Drama beginnt. Aufgestörte Ruhe: Rosmer hat von Rebekka einen unerwarteten Refus erhalten, der ihn verwirrt. Rebekka bekommt von Kroll niederschmetternde Enthüllungen zu hören. Dann sitzen sie alle drei zusammen, und Rebekka erzählt. Da setzt die Stimmung ein, und über die Bühne senkt sich langsam und unbemerkt, unverständlich, Stil hernieder. Jedes Wort beginnt zu wirken, jeder Ton, jede Geberde, jede Gruppierung. Und es sind nun mit einemmale ganz neue Töne, neue Geberden, neue Gruppierungen. Ist das noch der stotternde Rosmer, die seelenlose Rebekka? Niemand denkt daran. Athemlos horcht man. Etwas über der Scene, über den Worten wird vernehmbar. Ein eigener Tonfall vor allem, ganz seltsam musikalisch abgestuft Und eben dadurch erhält plötzlich alles Wirkung, erschütternde Wirkung, ganz anders als sonst bei Ibsen. Und alles wird klar. Rosmer, der schwache, kranke Rosmer, bricht zusammen unter den alten, in ihm noch immer lebendigen Gewissens-Illusionen. Und Rebekka wird mitgerissen, wie aus einem Schlaf erwacht sie aus ihrer dumpfen Kraftnatur. Und beide läutern sich an einander, und beide gehen als Sieger dahin, in den Mühlbach ... Das Stück schließt ernst und weihevoll, wie eine aufgelöste Dissonanz. Das habe ich erst heute ganz begriffen. Die rein lyrische, die Stimmungsnote darin — ganz frei von Ironie und skeptischer Ueberlegenheit — wurde nie so stark empfunden ... Jetzt glaube ich an die stilvolle Regiekunst des Dr. Heine.

A. G.

Bücher.

Prof. Dr. Karl Bücher, ordentlicher Professor an der Universität Leipzig: Die Entstehung der Volkswirtschaft. Vorträge und Versuche. Zweite, stark vermehrte Auflage. Tübingen, H. Laupp, 1898.

Die erste Auflage dieses kleinen Buches, das wissenschaftliche Gründlichkeit mit schöner, anziehender Darstellung vereinigt, war binnen einem Jahre vergriffen. In der zweiten Auflage hat der Verfasser leider die interessante Abhandlung über die sociale Gliederung der Frankfurter Bevölkerung im Mittelalter ausgelassen, dafür aber drei neue hinzugefügt: „Der wirtschaftliche Urzustand“, „Der Niedergang des Handwerks“, „Arbeitsvereinigung und Arbeitsgemeinschaft“, von denen die letzte, die über einen vielfach verwirrten Gegenstand Klarheit verbreitet, die bedeutendste ist. Der Erfolg Büchers beschränkt sich nicht auf das literarische Gebiet; der Essay („Versuch“ ist eine recht unglückliche Verdeutschung): „Die gewerblichen Betriebssysteme in ihrer geschichtlichen Entwicklung“ kann als epochemachend für die Wissenschaft bezeichnet werden, da die darin nachgewiesenen Entwicklungsstufen sammt der Terminologie allgemein angenommen worden sind; sie heißen bekanntlich: Hausfleiß, Lohnwerk, Handwerk, Verlagssystem, Fabrik. Auch in der ersten, jetzt zweiten Abhandlung, die der Sammlung den Namen gegeben hat, wird eine Stufenfolge aufgestellt, gegen die sich noch kein Widerspruch erhoben hat: geschlossene Hauswirtschaft, Stadtwirtschaft, Volkswirtschaft. Rodbertus, an den sich diese Einleitung anlehnt, pflegte Staatswirtschaft für Volkswirtschaft zu sagen. Das Capitel: „Arbeitstheilung“ schließt mit den beherzigenswerten Worten: „Sind wir für den Verlust an Lebensfülle und Schaffensfreude in unserem Wirkungskreise genügend entschädigt durch den Reichthum der Consumtion, der uns dadurch möglich wird, dass tausend Hände für uns arbeiten, tausend Köpfe für uns denken? Oder ist das Leben durch die Arbeitstheilung blos genussreicher, aber freudeärmer geworden?“ In dem Capitel „Arbeitstheilung und sociale Classenbildung“ wendet sich Bücher sehr energisch gegen Schmoller, der mit seiner Theorie von der Differenzierung der Menschen durch die Berufsbeschäftigung seinem früheren Gegner Treitschke bedenklich nahegerückt ist, indem ihn diese Theorie nahezu zwingt, den Sprösslingen der niederen Stände die Begabung für höhere Berufe abzusprechen. Bücher schließt seine scharfe Kritik dieser Ansicht mit dem Satze: „Man muss sich eigentlich wundern, dass eine solche Lehre in einem Volke entstehen konnte, das unter seinen Geistesheroen einen Luther zählt, den Sohn eines Bergmanns, einen Kant, den Sohn eines Sattlers, einen Fichte, den Sohn eines armen Dorfleinwebers, einen Gauß, den Sohn eines Gärtners, um von vielen anderen zu schweigen.“ Dass dieses Werkchen so lebhaften Absatz findet, darf man zu den erfreulichen Erscheinungen unserer nicht übermäßig erfreulichen Zeit rechnen. —t—

Summarischer Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Brünn. Ueber die geschäftlichen Verhältnisse in ihrem Bezirke während des Jahres 1897. Brünn 1898.

Der Bericht der Brünner Handels- und Gewerbekammer zeichnet sich durch sorgfältige und verständige Redigierung der von den einzelnen Gewerbetreibenden eingelaufenen Berichte aus, welche nur auszugsweise in ihrem wesentlichen Inhalt wiedergegeben sind. Was sie hiedurch an Unmittelbarkeit verlieren, gewinnen sie an Prägnanz und Kürze; auch verschwinden die an anderen Orten so häufigen unvernünftigen und übertriebenen Klagen der Industriellen und die Wiederholungen werden möglichst vermieden. Das Bild, welches der Bericht von den wirtschaftlichen Zuständen des Kammerbezirkes entwirft, ist das bekannte, das uns aus allen Theilen der Monarchie vor Augen geführt wird; die Forderungen der Producenten sind die nämlichen, welche überall wiederkehren, aber sie gewinnen an Eindruck durch ihre Mäßigung. Es ist zunächst das Verlangen um Abstellung der administrativen Chicanen, nach einem modernen Actiengesetz, nach Zollermäßigung für unentbehrliche Roh- und Hilfsstoffe, nach vernünftigen Frachtsätzen. Es ist wirklich unerhört, wenn man liest, dass Marseiller Ziegel in Odessa, in Südamerika und in Sarajevo verbaut werden, während Brünner Ziegel nicht nach Kolin und Prag verfrachtet werden können, weil die Staatseisenbahn-Gesellschaft horrende Frachtsätze verlangt, und dass dieselben Brünner Ziegel auf 710 Kilometer Entfernung nach Galizien versendet werden. Die Klagen über die ungarischen Begünstigungen der eigenen Industrie sind die alten hoffnungslosen Bekannten, aber verwahren muss man sich dagegen, dass, wie aus dem Abschnitt: Maschinen-Industrie hervorgeht, die bosnische Landesverwaltung in derselben Weise die ungarischen Producte von den österreichischen bevorzugt, wie die ungarische Regierung. Auf Details kann hier nicht eingegangen werden. Von besonderem Interesse erscheint uns das Capitel über die Wollindustrie, ferner die productionsstatistischen Daten bezüglich des Steinkohlenbergbaues und der Maschinenfabrication. Den Arbeiterverhältnissen ist im Capitel Buchdruckerei besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden. Die Ausführungen über die industrielle Revolution, welche die Erzeugung künstlichen Indigos hervorgerufen hat, sind bemerkenswert.

W. F.

Digitized by Google

Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben. Herausgegeben von Georg Hirth. (In G. Hirths Kunstverlag, München und Leipzig).

Als erste Serie dieser großen Veröffentlichung hat zu erscheinen begonnen: Der schöne Mensch in der Kunst aller Zeiten. Fünf Lieferungen davon liegen vor, und man kann schon aus ihnen erkennen, dass Dr. Heinrich Bulle, der diese Serie bearbeitet, es mit voller Sachkenntnis und in einen Geiste thut, der alles Lob verdient. Ist es im übrigen nöthig, ein solches Unternehmen mit vielen Worten zu empfehlen? Wird es nicht, muss es nicht ohne weiteres des Beifalls, des Dankes aller Menschen von Kunstsinn und Schönheitsfreude sicher sein? Es zeigt uns die von unglücklichen Empfindungskrüppeln verpönte Schönheit des Nackten in Abbildungen der köstlichsten Bildwerke aller Zeiten, — was kann man da anderes sagen, als: Gehet hin und sehet!? Wer davor die Augen niederschlagen muss, verdient unser herzlichstes Mitleid, wenn er nicht einer von den widerlichen Heuchlern ist, die öffentlich erröthen und heimlich lechzen. Dass es noch Leute gibt, denen man es predigen muss, dass ein schöner nackter Menschenkörper schöner ist als die schönste Hose, schöner auch, als das entzückendste Frauenkleid! Ach, die seligen Griechen, ach, die glücklichen Menschen der Renaissance! Jenseits von Unterrock und Unterhose, wenigstens in der Kunst. Was ist das für eine Sittlichkeit, die zur Barbarei wird? Kann es etwas Gemeingefährlicheres geben, als die Verschämlichkeit, die gegen die eigenste Schönheit des Menschen wüthet? In einem Fragmente Nietzsches stehen die Verse:

Ohne Weiber, schlecht genährt
Und ihren Nabel beschauend,
— dem Schmutze holder,
Uebelriechende!
Also erfanden sie sich die Wollust Gottes.

— erb —

Au delà de l'eau, Geschichten vom Boul' Mich'. Von Franz Held. Berlin, 1900. Fresco-Verlag.

„Au delà de l'eau", jenseits des Wassers, nennt der Pariser den Stadttheil am linken Seine-Ufer, jenseits des Pont Michel, das Quartier latin, das Eldorado der Grisetten und Sorbonnehörer. Es ist im Bewusstsein der Pariser eine Welt für sich, die mit dem geschäftlichen Denken des industriellen und commerciellen Centrums keine Berührungspunkte hat. In das Treiben dieser gelehrten und künstlerischen Regionen von Paris führt uns Helds Buch. In buntem Durcheinander wechseln Verse mit Prosa, Bilder fröhlichen, üppigen Lebens mit Schilderungen entsetzlichen Elends und Jammers; immer aber ist es ein großer Künstler, der zu uns spricht, ein Künstler, dem sich die Tiefen der menschlichen Seele entschleiern, der in origineller Art das Leben mit seinen tausendgestaltigen, buntschillernden Erscheinungen schaut und es uns in plastischer Deutlichkeit aufrollt. Seine Verse sind mit einer bewundernswerten Meisterschaft behandelt; stets frisch und ungebunden, sind sie doch von einem musikalischen Wohllaut, der an Heine gemahnt. Bisweilen schlägt Held auch den Bürger'schen Balladenton an, wie beispielsweise in „Soledad", der ihm dann vortrefflich gelingt, meistens sind seine Verse jedoch schalkhaft, graciöse Kinder seiner sinnlichen Muse. Von den Prosastücken des Buches steht die Novellette „Die Sylvesterfliege" in künstlerischer Beziehung entschieden am höchsten. Es ist eine ganz gewöhnliche Geschichte, wie sie die Großstadt fast täglich gebiert. Keine von den sensationellen. Ihr Held ist Wassili Masslobojeff mit all der Faulheit und Melancholie seiner Rasse. Als neunzehnjähriger unumschränkter Herr eines großen Vermögens, mit künstlerischen Talenten begabt, kam er nach Paris und in drei Jahren war er ruiniert, ruiniert an Leib und Seele; wie ein Vampyr hatte sich die Millionenstadt an ihn gesaugt und ihn nicht früher freigelassen, als bis er fertig war mit all seinem Vermögen, seinen Talenten, seiner letzten Energie, bis er der Wassilli Masslobojeff war, der in der Sylvesternacht nach den Buttes Chaumont, einem Park in der Vorstadt Belleville gieng, um dort seinem Leben ein Ende zu machen. Aus dieser dürftigen Geschichte hat Held ein großartiges psychologisches Stimmungsbild geschaffen. Die Tiefe der Seelenanalyse vereinigt sich hier mit einem wunderbaren plastischen Können. Wie in Wassili Masslobojeff allmählich der Gedanke reif wird, seinem verpfuschten Dasein ein Ende zu machen, wie er sich noch einmal vom Getös der großen Boulevards umbrausen, umstöhnen, umjubeln lässt, wie sich noch einmal das warme Leben an ihn drängt und ihn zu sich ziehen will, wie er endlich die Qual des Hin- und Herwälzens endigt und den Wurm vollends zertritt — darin zeigt sich wirkliches echtes Genie. W. W.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau" vom Juni bringt einen Aufsatz von Hermann Grimm über die Zukunft des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar. In seiner classischen Weise gibt der Verfasser ein Bild des nach-Goethe'schen Weimar und seines Dichtercultes, der in der Stiftung des Goethe-Schiller Archivbaues durch die verstorbene Großherzogin Sophie seinen Höhepunkt fand. Grimm macht den Vorschlag, ein Goethe-Schiller-Herder-Lexikon der Weimar'schen Goethe-Ausgabe als Abschluss anzuhängen. — In einem Aufsatz über die Vereinigten Staaten und Spanien recapituliert O. v. Brandt in kurzen Worten die unmittelbaren Veranlassungen des Krieges. Eine große Rolle schreibt er, unter den Motiven seitens der Amerikaner, dem bekannten Schreiben des in Washington beglaubigten Gesandten Dupuy de Lôme zu, das von den Insurgenten aufgefangen und veröffentlicht wurde; das Zugeständnis der Autonomie Cubas war darin als ein leeres Versprechen und der Präsident Mac Kinley als politische Null bezeichnet worden. — Mit Spanien beschäftigt sich in demselben Hefte eine Serie lebendiger Reiseskizzen von E. Hübner. Aus dem öffentlichen Leben werden viele charakteristische Züge mitgetheilt. Von der Promenade auf der Puerta del Sol, dem Mittelpunkte Madrids, heißt es: Ein Hauptcontingent der Pflastertreter auf dem Platze bildet die Schar der cesantes, d. h. der jeweils vom Amt Suspendierten, die warten müssen, bis ihre Partei wieder an das Ruder kommt. Als ein besonders interessantes Moment des Madrider öffentlichen Lebens beschreibt der Verfasser den Einzug der Truppen unter Odonnell nach dem Feldzug gegen Marocco am 18. Mai 1860 und deren Empfang. Die Damen wanden unausgesetzt Lorbeerkränze aus den aufgestapelten Massen des Laubes, während die Dichter Sonnette improvisierten und sie im Manuscript den vorbeireitenden Helden des Tages in die Hand drückten u. s. w. In einem gewissen äußerlichen Gegensatz zur geistigen Cultur, die sich in diesem Zug äußert, steht die heute noch unvermindert fortbestehende Rohheit der Stierkämpfe und Thierhetzen in Madrid, die der Verfasser als den einzigen überlebenden Rest aus dem späteren römischen Alterthum bezeichnet.

„Cosmopolis" (Mai) bringt in seinem englischen Drittheil einen Aufsatz von Nisbet Bain über den vor ungefähr zwei Monaten verstorbenen finnischen Dichter, Gelehrten und Zeitungsherausgeber Zacharias Topelius. Seine Lyrik charakterisiert der Verfasser als — innerhalb der schwedischen Poesie — einzigartig in der Unmittelbarkeit, Kraft und zugleich Zartheit ihrer Sprache. Noch höher steht er als Novellist; „Fältskärns Berättelser" zumal hat ihm europäischen Ruhm gebracht. Es ist das ein Cyclus historischer Geschichten, die sich über eine Periode von 140 Jahren (1631 bis 1771) ausdehnen — darin werden die Schicksale einer finnischen Familie, von Generation zu Generation, wunderbar in den geschichtlichen Lauf der Ereignisse verflochten. Eine dritte hervorragende Seite der Dichterbegabung Topelius' liegt in der Kindergeschichte; auch von deren Lesern wird er seiner Heimat gut gekannt und viel geliebt. — Ueber ein originelles Thema, das Radfahren der Touristen im Hochland, schreibt, mit allerlei praktischen Rathschlägen, Joseph Pennell. — Ein instructiver kurzer Aufsatz steht im ersten Theil: von Adolf Erman über das „Wörterbuch der ägyptischen Sprache." Das ist ein im Werden begriffenes großangelegtes Werk, das unter der Patronanz des deutschen Kaisers von den Akademien zu Berlin, Göttingen, Leipzig und München redigiert wird. Von der Vollendung desselben verspricht man sich eine ganz wesentliche Förderung der heute noch ziemlich lückenhaften Aegyptologie. Groß waren in der letzten Zeit die Fortschritte nur im grammatischen Verständnis der Sprache. Umso schmerzlicher ist die andere Lücke, die unvollkommene Kenntnis des Wortschatzes. „Was hilft es uns — schreibt der Verfasser — dass wir jetzt die Sätze richtig theilen und richtig zergliedern können, so lange uns noch unter zehn Worten eines ägyptischen Textes im Durchschnitt nur acht genügend bekannt sind? Die beiden, die uns fehlen, genügen ja oft genug, um uns das Verständnis der ganzen Stelle zu rauben. Einige Beispiele, in denen ich die unbekannten Worte durch Buchstaben ersetzen will, mögen zeigen, wie es damit steht. Es heißt in einem Liede auf einen König, das etwa zwei Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung gedichtet ist: „Er ist ein a, die anderen Menschen sind klein. Er ist b ein c, das den Strom d gegen seine e des Wassers. Er ist b ein f, das jeden Menschen schlafen lässt bis zum g." Dem durch dieses Beispiel so hübsch illustrierten Uebelstand der Aegyptologie soll durch die möglichst vollständig systematische Zusammenstellung aller unbekannten oder unklaren Vocabeln und der Satzconstructionen, in denen sie vorkommen — das ist die Arbeit dieses Lexikons — nach Möglichkeit abgeholfen werden.

„L'Oeuvre Internationale" nennt sich eine literarische Monatsschrift, die in Paris mit dem Beginn dieses Jahres von einer dort lebenden Gruppe jüngerer Schriftsteller von verschiedener Nationalität begründet wurde. Die Zeitschrift verdankt ihren Ursprung einer in Paris jetzt beliebten Idee: die verschiedensten Nationen Europas in ihren jüngeren Intelligenzen mittelst der Kunst, der Literatur und der Philosophie einander näher zu bringen und solcherweise die schon von Herder, hauptsächlich von Goethe oft betonte und auch mehrfach bethätigte Idee: Anbahnung einer Weltliteratur practisch zu verwirklichen. „L'Oeuvre" steht allen Denkern, allen literarischen Genres und allen Sprachen offen. Der Redactionsstab setzt sich aus französischen, englischen, italienischen und deutschen in Paris ansässigen Schriftstellern zusammen.

„Forum" (März) bringt einen bemerkenswerten Artikel von T. L. Thompson, dem früheren amerikanischen Gesandten in Brasilien, über dieses Land und seine Hilfsquellen. Wie kein anderes Land sei Brasilien durch seine reichen Producte, die weit mehr als seine gegenwärtige Bevölkerung nähren könnten, zur Aufnahme von Einwanderern geeignet. Seine zahlreichen Wasserstraßen sind wie geschaffen für einen lebendigen Handelsverkehr, abgesehen von den zahlreichen Eisenbahnen, die das Land nach allen Richtungen durchziehen und sich ständig vermehren. Wollte man Brasilien beispielsweise nach dem Maßstab von Frankreich bevölkern, so könnte es 320 Millionen beherbergen (also um 60 Millionen mehr als das gesammte Europa), während es heute nur von 16 Millionen bewohnt wird. Unter seinen Naturproducten hebt Mr. Thompson unter anderem einen Palmenbaum hervor, der an Nutzbarkeit wohl auf der ganzen Erde nicht seinesgleichen hat. Es ist die Carnahuba-Palme, die vorwiegend in den Provinzen des nordöstlichen Hochlandes gedeiht. Ihre Wurzel dient als Arzneimittel, ihr Stamm liefert das zäheste, prächtigste Bauholz und wird zu Querbalken, Dachsparren, aber auch zur Anfertigung von Brunnenröhren, Musikinstrumenten u. s. w. verwendet, aus gewissen Theilen des Baumes werden Wein und Essig bereitet; andere liefern zuckerhältige und stärkehältige Stoffe. Seine Frucht dient als Viehfutter; ihr Fleisch schmeckt angenehm, die ölige Nuss ersetzt den Kaffee. Das Mark des Stammes ist korkartig; der Stamm scheidet eine Flüssigkeit aus, die der Milch der Cocosnuss, und ein Mehl, das dem Maismehl gleicht. Aus dem Bast werden Hüte, Matten, Körbe und Besen gefertigt. Ganze Schiffsladungen davon kommen nach Europa und kehren in Gestalt von Strohhüten theilweise nach Brasilien zurück; auch zum Dachdecken wird dieser Bast verwendet. Das kostbarste Ergebnis dieses Baumes ist jedoch das Wachs, das man aus seinen Blättern gewinnt. Dieser Carnahuba-Baum, der jedem Wetter, auch der größten Dürre trotzt, wächst in Brasilien wie Unkraut und dient den Bewohnern in Fällen von Hungersnoth als Nahrung und Surrogat für fast alle anderen Producte. Mit Recht wundert sich Mr.

Thompson darüber, dass man nicht versucht, diesen nahezu wunderthätigen Baum in andere tropische Länder, namentlich in die englischen Colonien, zu verpflanzen, die doch ein ähnliches Klima haben und dringend der Hilfe von Außen bedürfen.

„Mc Clures Magazine" (Mai): Ein interessanter Artikel über den „Seismographen" (Erdbebenmesser) und seinen Erfinder John Milne. Milne war von Haus aus Elektrotechniker und beschäftigte sich vorwiegend mit dem Legen unterseeischer Kabel, was ihn zuerst nach Amerika und von dort nach Japan führte. Auf diesem, von Erdbeben häufig heimgesuchten Inselreich bildete er sich, geleitet von vielen Beobachtungen, die er bei seinen unterseeischen Arbeiten angestellt, zum Specialisten für Erdbeben aus. Nach zwanzigjähriger Abwesenheit mit seiner japanischen Gemahlin nach England zurückkehrend, errichtete er auf der Insel Wight das erste Erdbeben-Observatorium der Welt, dem allmählich Zweigstationen in Harvard, Wisconsin, Neu-Seeland, Capstadt, Indien, Japan, Mauritius, Argentinien und Sibirien folgten. Der „Seismograph" ist ein Pendelapparat, der auch das entfernteste Erdbeben spürt und durch Pendelschwankungen ausdrückt. Diese Schwankungen werden automatisch auf photographischen Platten verzeichnet, wo sie sich als Wellenlinien ausdrücken. Aus der Vergleichung dieser, an den verschiedenen Observatorien hergestellten Platten lässt sich dann mathematisch der Punkt genau bestimmen, wo das Erdbeben stattgefunden. Mr. Milne meint, dass diese Beobachtungen namentlich für die unterseeische Telegraphenleitung unschätzbar sind und es auch für die Schiffahrt nicht unwesentlich ist, die von Erdbeben heimgesuchten Regionen des Meeresbodens zu kennen.

Ueber Trinken und Trunksucht der Thiere schreibt Mr. Shaw in **„Lippincotts Magazine"**: Manchmal bietet den Thieren die Natur selbst die Möglichkeit dazu. Die Weinpalme und andere Bäume Südamerikas mit ihren berauschenden Fruchtsäften werden von tausenden von Käfern und Insecten ausgesogen und tödten ihre Parasiten allmählich durch ihre benebelnde Wirkung. Eulen, Krähen und Papageien stürzen sich (namentlich in der Gefangenschaft) gierig auf Spirituosen. Bei Hunden kann sich die Trunksucht bis zum Säuferwahnsinn steigern. Bären, Elephanten und Affen trinken Bier wie deutsche Studenten, und den Elephanten in den Menagerien wird Schnaps häufig als Medicament und Stimulus gegeben. Selbst von einem Fisch, der sich bis zur völligen Verblödung betrank und dann den Schädel an einem Stein zerschellte, erzählt der Verfasser. Am amüsantesten aber ist sein Bericht darüber, wie die afrikanischen Neger die Vorliebe der Affen für ein von den Eingeborenen gebrautes Bier ausnützen. Große Quantitäten davon werden an leicht zugänglichen Orten aufgestellt und von den Affen eifrig geschlürft; sind sie dann tüchtig besoffen, so wissen sie die Neger nicht mehr von ihresgleichen zu unterscheiden und greifen willig nach der ausgestreckten Menschenhand. Dann gibt ein Affe dem andern die Hand, und so ist ein einziger Neger leicht imstande, eine ganze Kette betrunkener, taumelnder Affen fort zu locken und gefangen zu nehmen.

Der **„Przeglad Polski"** bringt ungedruckte Memoiren des polnischen Dramatikers Graf Fredro. Enttäuscht und verzweifelt über das Schicksal seines Vaterlandes, gibt er darin ein Bild seines Seelenlebens, seiner tiefen, unheilbaren Verbitterung. Er hat den Glauben an das Leben und an sich selber verloren, seine Werke scheinen ihm „ein flüchtig geschriebenes Gefasel", seine ganze Existenz verpfuscht und müßig. Aus purer Langweile schreibt er seine Memoiren, die übrigens manches interessante Streiflicht auf das Polen der Zwanziger- und Dreißigerjahre werfen. Manche hübsche Anekdote läuft unter. So erzählt er von einem adeligen Landsmann, einem Abenteurer, der nichts besaß als eine prächtige Equipage, in der sich sein Bett und sein Weinkeller befanden; er empfieng und bewirtete auch seine Gäste in diesem Wagen. Lachend pflegte er von sich zu behaupten, er sei ein größerer Diplomat als Metternich, denn dieser habe, trotzdem ihm alle Einkünfte des Staates zur Verfügung standen, Bankerott gemacht — er gebe jährlich 200.000 Gulden aus, ohne einen Heller Vermögen zu besitzen. Allerdings vermehrte er seine Einkünfte durch Falschspielen. „Sie betrügen ja" sagte ihm eines Tages ein Partner. „Gewiss. Ich weiß es," entgegnete der Pole kaltblütig, „aber ich höre es nicht gern." Darauf forderte er den fremden Cavalier und erschoss ihn im Duell.

Der kranke Apfelbaum.

Ein ländliches Bild.

Von **Josef K. Slejhar.**

Aus dem Tschechischen übersetzt von Max Heller.

(Schluss.)

II.

Der einzige Ast der Goldrenette blühte noch immer, länger als bei den übrigen Bäumen währte die Zeit ihrer Liebe. Doch waren dies alles Dinge, um die sich niemand kümmern wollte, ob man gleich im Hause von ganz alltäglichen, viel unwichtigeren Vorfällen sprach.

Nur der Großvater, der sich wie alle Alten im Hause seine eigene Welt bildete, der niemand aus seiner Umgebung näher zu kommen wagte, eine mürrische, in nichts eingreifende Welt, die aber von Ferne alles sorgfältig beobachtet — dachte an den verlassenen Baum. Als ob von allem diese beiden am besten zu einander passten. Im Bogen, dem Fenster ausweichend schlich er heran, blieb stehen und prüfte alles sorgfältig. Trotz seines Ausspruches und seiner Ueberzeugung, dass das Verderben des Baumes unabwendbar, schien es, als hege er wider Willen die geheime Hoffnung, es könnte anders kommen, der edle Baum sich noch erholen. Vielleicht hegte dann seine alte Seele auch noch eine andere zuversichtliche abergläubische Meinung, und vielleicht lag noch ein tieferes Interesse in seiner Aufmerksamkeit gegen die Goldrenette, die er mit Sorgfalt bei der Hochzeit seiner Schwiegertochter als Symbol des Glücks gepflanzt hatte.

Sonst war der Greis die letzte Zeit verdrießlicher als je, er murrte mehr, er hustete mehr, stieg nie vom Herde herab, außer zur Besichtigung des sterbenden Apfelbaumes. Er theilte die allgemein im Hause herrschende Stimmung nicht. Er wusste, was er wusste. Er wusste, wie kurzsichtig die Leute in der Beurtheilung der Lage des jungen Weibes waren, wie sie der scheinbar natürliche, günstige Verlauf der Dinge täuschte. Er wusste selbst am besten, wie es um seine Schwiegertochter stand. In schlafloser Nacht gewahrte er wohl, wie das junge Weib heimlich stöhnte, tief aufhustete. Wie sie sich auf ihrem Lager aufrichtete und die Hände in der nächtlichen Stille rang. Wie sie sich oft, plötzlich aufstehend, verzweifelnd über des Kindes Wiege neigte, es mit Küssen bedeckte und lange weinte, wie einer, der von seinem Theuersten auf immer scheiden muss. Wie sie sich in solch kummervoller nächtlicher Stille vor das Christusbild an der Wand zwischen den Fenstern warf und überlange in verzweifelter, trostloser Erstarrung verharrte. All dieses Beginnen des jungen Weibes betrachtete er von seinem Herde aus und hüstelte in solchen Augenblicken kein einziges Mal. Er wollte sie nicht stören. Er wusste, dass großes Leid wie unermessliches Glück allein durchlebt sein wollen. Was hätte es auch genützt, sich in ihre Angelegenheit zu mengen, die so traurig und schrecklich war? So sollte sie sich nur vorbereiten auf ihren letzten Gang, warum sollte er durch irgend welchen tröstenden Zuspruch die vom Verderben erfasste verzweifelte Seele zu Verheimlichung nöthigen und zu schrecklichen Zweifeln treiben? Ein besonders großes, hoffnungsloses Leid will allein durchlebt sein.

„Dass ich, ein siecher Alter, der zu nichts auf Gottes Welt mehr taugt, sie überleben, zusehen muss, wie mir mein Täubchen hinstirbt!" so zog es in nächtlicher Stille durch seine Seele, in jenen freudlosen, mystischen Augenblicken. Was sich zwischen der Ewigkeit und dem jungen Weibe abspielte, dessen Zeuge war nur er allein. Niemand im ganzen Hause hatte eine Ahnung davon. Der Landmann schlief fest nach mühevollem Tagwerke, und die Mägde schliefen anderswo. Und wenn das Kindlein unter dem Einflusse wehklagender Mutterliebe erwachte, so verstand es dies nicht, und wenn der den Hof bewachende Hund um diese Zeit die Nacht durchheulte — als ob er etwas von fremden Mächten wüsste, die des Landwirts Haus erfassten — stumm wie er war, konnte er nichts davon erzählen.

Eines Tages fühlte sich das junge Weib ungewöhnlich wohl. Des Morgens stand sie mit ungewohnter Frische, mit neugewonnenen Kräften auf. Es war draußen so lieblich, wie schon lange nicht. Mit gleichsam erhebender Majestät flammte die Sonne am dunklen, unbewegten Himmelsblau, erwärmt bot die Erde ihre Brust den himmlischen Blicken dar, die Vögel jauchzten, es wogte die Saat. . . . Gleich beim Aufstehen ließ die Hausfrau ihr Lager in Ordnung bringen: offenbar wollte sie heute nicht mehr zu Bette gehen, da ihr wohl war. Und sie nahm sogar selbst an der Bereitung des Frühstückes theil, pflegte das Kind, gieng in den Stall und in den Hof hinaus. „Heut' gienge ich gerne aufs Feld," sprach sie zum freudig bewegten Mann. Gleich kleidete sie sich an, ohne weibliche Hilfe, fast feiertagsmäßig; und ohne dass er es wollte, zog auch der Landwirt einen besseren Rock an. Sie traten gemeinsam zum Hofe hinaus, sie lehnte sich leicht an seine Schulter, mit der er vertraulich ihre blasse Hand stützte. Die Mägde sahen ihnen von der Schwelle aus nach. „Wie das unserer Herrschaft passt," flüsterten sie. „Gottlob, sie wird wieder gesund!" Dann giengen sie in anderer Richtung gleichfalls aufs Feld.

Auf dem Hofe gesellte sich der Hund zu seinem Herrn. Zuerst umschnupperte er die Bäuerin misstrauisch, dann aber begann er ihr zu schmeicheln und verließ sie nicht mehr. Die Gluckhenne, die von ihrem entfernten Neste aus die Hausfrau kaum erblickt hatte — die hatte sie selbst zum Brüten hingesetzt und ihren Schopf gestreichelt, um sie zu beruhigen — lief lärmend herbei, von einem Hühnerschwarm begleitet. Schon flatterten Tauben über ihren Häuptern, der alte kreischende Hahn mit zerzaustem Schweif, von sämmtlichen Hennen umgeben, war auch schon da: ihnen allen gesellte sich ein Schwein zu, das frei im Hofe umherlief, und wer weiß, was alles noch. „Warte ein wenig," sprach die Hausfrau, alles liebevoll musternd. Sie holte aus dem Hause eine Strohschüssel und streute daraus Getreidekörner umher. Das Schwein bekam ein Stück Brot. Zu ihren Füßen wimmelte es. Sie konnte ihren Blick nicht davon abwenden. Plötzlich stürzten Thränen aus ihren Augen. „Wie wohl ist mir unter euch," sagte sie weinend. Mit wehmüthiger Freude schmiegte sie sich innig an ihren Mann, der tief bewegt sein Weib küsste.

Sie giengen durchs Thor. Die zudringliche Gesellschaft begleitete sie weit, ein Huhn flog ihr auf den Aermel. Allen voran lief das Schwein, das aber der wackere Kläffer unduldsam zurücktrieb.

Sie waren auf ihrem Felde angelangt. Unübersehbar breiteten sich die Aecker aus, im Horizont verschwindend. Die Wogen der hochemporgewachsenen, reifenden Saat überragten sie. Ja, es war

Digitized by Google

ein herrliches Wetter. Förmlich sichtbar durchströmte die Wärme die Lüfte, ein mächtiger, doch unbestimmter Wohlgeruch der Erde und des Saatfeldes erfasste alle Sinne. Ruhig gruppierten sich weißliche Wölkchen am Himmelszelte, ruhig zerstäubten sich den Horizont entlang flüssige Wasserdämpfe, ruhig und majestätisch athmete das Leben des Sommers.

Auf den Feldern, allenthalben zerstreut, arbeiteten Leute, über Beete gebeugt, dem Pfluge nachgehend, Gras schneidend. Unweit waren die Hausleute beschäftigt. Rasch schritt die Hausfrau auf sie zu. „Helf euch Gott!“ grüßte sie. — „Danke, danke, vergelt's Gott!“ Heiter blickten die Mägde auf ihre Herrin und freuten sich.

Auf einem unweiten Rain, den überall weißblühender Hornklee bedeckte, ließ sich das junge Weib nieder. In ihrer Abwesenheit hatte sich das Leben ringsum wundervoll entwickelt. „O, wie wohlig ist's hier!“ sprach's in ihrer Seele. Sie nahm eine einfache Blüte in die Hand, die sie sonst nie beachtet, heftete starr ihre Blicke darauf, fuhr damit über die Lippen. Einem Käfer, der auf dem Rücken gefallen sich nicht rühren konnte, half sie zartfühlend auf die Beine; nie hatte sie sich früher mit Aehnlichem abgegeben. Auch eine Scholle ihres Feldes nahm sie in die Hand, um sie abzuwägen, und tastend, nervös sie betastend wollte sie gleichsam eindringen in dieses todte Wesen.

Tief in Gedanken versunken saß sie da. Plötzlich wollte sie heim. „Also behüt' euch Gott, Mädels!“ sprach sie mit zitternder Stimme. Sie war schon auf dem Wege, da eilte die Hirtenfrau mit einem Feldblumenstrauß herbei. Dankbar nahm sie ihn entgegen und roch gierig daran. Das that sie den ganzen Weg. Was hatte sie an alledem, war doch alles so einfach, so alltäglich und für jeden Menschen so selbstverständlich? In der Nähe des Hofes sah sie sich um. Das war kein bloßer Zufall. Als ob sie sich darauf vorbereitet hätte. Weit und hell erstrahlte ihr Auge, das alles, woran es vorüberglitt, so voll und tief als möglich erfassen wollte. Dabei athmete sie fieberhaft, roth glühten ihre Wangen, wie die Blüte des Feldmohns.

Sie kehrten durch den Garten zum Hause zurück. Dort schwamm alles in gedämpftem, grünlichem Dämmerlicht, nur die höchsten, seitwärts stehenden Aeste und vereinsamte Blätter umspielte von oben grelles smaragdfarbenes Licht. Einzelne Stellen des Bodens waren hell und weiß beleuchtet. Im Garten herrschte eine friedliche Stimmung.

„Sieh, unsere Hochzeitsrenett',“ sprach das junge Weib beim Anblick des sterbenden Baumes. Sein verblühter Ast neigte sich langsam und schwerfällig hin und her. „Nicht wahr, es liegt doch nichts daran, dass er vertrocknet, mag es auch unser Hochzeitsbaum sein?“ Eifrig suchte sie ihr Mann abzulenken, indes sie, fest gebannt auf den Baum blickend, keine Antwort zu erwarten schien. „Aber jetzt, jetzt, diese Blüte?“ Wieder schaute sie wie gebannt. „Ihm geht's wohl so, wie mir heute.“ Dabei lächelte sie verdächtig; dieses Lächeln schwand lange nicht von ihren Lippen, als verfolgte sie dabei einen heimlichen Gedankengang. Der Mann schwieg, er fühlte sich unbehaglich.

Sie berührte den verblühten Ast, ihre erhobene Hand zitterte dabei an allen Gelenken. Plötzlich erfasste sie einen Zweig, zog ihn zu sich heran und näherte ihn ihren Lippen. Sie küsste den sterbenden Baum, der als Zeichen ihres Glückes gepflanzt war. Noch immer den Zweig in der Hand haltend, verfiel sie wiederum in Gedanken. Nach einer Weile entwand sich der Ast ihren nachgiebigen Fingern. Und als sie sich vollends gelockert hatten, schnellte er rasch empor und wankte. Dabei erzitterten seine schlaffen, welken Blüten — und sieh', eine Blumenkrone nach der anderen trennte sich von ihm, verweilte ein wenig, dann fielen alle langsam im Bogen zur Erde. Der Ast blieb so, wie alle übrigen, mürrisch, kahl und leblos.

In ihrem Grübeln aufgestört, verfolgte das junge Weib die fallenden Blüten. „Auch du musst nach,“ sprach sie zur letzten kleinen Blüte, die länger vor ihrem Fallen verweilte. „Es ist also aus!“ rief sie feierlich, als auch diese ihr Plätzchen im Grase fand, zuckte die Achseln und kreuzte die Arme. Und wieder zuckte jenes verdächtige, lange anhaltende Lächeln um ihre Lippen. Rasch sprang sie von ihrem Platze auf und begann mit ihrem Manne, der ungewöhnlich verstimmt war, ein Gespräch über ganz andere Dinge.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In dieser Nacht nahm der Alte an einem Ereignisse theil das auch ihm ein unheimliches Grausen verursachte. Alles im Hause schien zu schlafen, an die Stelle des ewig quellenden Lebens schien der Tod getreten zu sein. Durch das fadenscheinige Gewebe, das die Fenster verdeckte, drang mattes Mondlicht in die Stube. Da sah er, wie sich das junge Weib auf seinem Lager aufrichtete. Dasselbe wie immer, dachte er. Sie saß eine Weile da, rieb sich die Augen, drückte die Hände an die Schläfen. Sie musste schwer athmen, nach ihren hastigen, kurzen Athemzügen zu schließen. Beständig sah sie mit durchdringenden Blicken vor sich hin. Und in den Augen des Alten nahm mit einemmale alles, dieser ganze bekannte Raum und die bekannte Umgebung, ein gespenstisches Aussehen an. Nur in dem blassen, dunkelumnebelten Dämmerschein lag etwas, das selbst zu wachen schien, um mit betäubender Gewalt die Wachende an sich zu ziehen. Das junge Weib stand vom Bette auf, gieng durch das Zimmer. Ihr graute so unaussprechlich. Die Hände an die Schläfen gepresst und hastig athmend, trat sie ans Fenster und riss den Vorhang weg; sie sehnte sich nach einem anderen Anblick, nach einem anderen Bilde, als ihr die bange Stille da drinnen bot. Auch der Alte sah durchs Fenster. Da starrte ihm ganz von der Nähe der verkümmerte Apfelbaum entgegen und hob sich ungewöhnlich groß vom dunklen Hintergrund ab. So groß und bedeutungsvoll, wie sich zwei ansehen, die einander in finsterer Nacht begegnen. Das erregte in des Alten Seele das erste Grausen. Und wie erst musste wohl seiner Schwiegertochter zumuthe sein? Plötzlich unterbrach ein Geräusch die bisherige starre Ruhe. Zuerst ein langgezogenes Rascheln weit im Garten, dann gieng es durch die Baumkronen, fuhr über die Fenster hin und polterte im Dachstuhl.

Dieselbe Aufregung schien die ganze Umgebung zu erfassen und wuchs immer mächtiger und mächtiger. Aus dem Stalle drang Lärm, unerwartet kreischten die Hühner, der Hund im Hofe heulte wehklagend, und nach ihm fielen die anderen Hunde im Dorfe ein. Lange hielt das Getöse im Garten an, die Baumäste schlugen aneinander, ein Gewitter erhob sich. Die Mondsichel durchdrang die weißlichen Wolken, förmlich in die Stube hineinsinkend. Es ergriff auch die übrigen Schläfer: der Mann stöhnte schwer, das Kind schrie auf. Und unbegreiflich durchdrang es die Seele des Greises: es war ein großes, mystisches Grausen überirdischer Gewalten, etwas, das nach ihnen griff und ihr Haus bedrohte. Es war der Kampf des jungen Weibes mit der Ewigkeit, indem die letztere Siegerin blieb

Es herrscht auf dem Lande die Sitte, zum Andenken an jeder bedeutende Gelegenheit einen Baum zu pflanzen. Dies geschieht bei der Geburt eines Familienmitgliedes, bei einer Hochzeit, bei einem Todesfalle, denn weder Schmuckgegenstände, die der Erinnerung dienen sollen, noch Denkmäler sind üblich. Man ehrt und pflegt diese Bäume aufs Sorgfältigste. Sind sie doch Symbole so vielfacher Erinnerungen, so vielen Glückes und Kummers, und die sie gepflanzt, können sie mit Recht ehren. Denn alle Erscheinuingen, an die wir unsere Vergänglichkeit geknüpft, wirken auf uns oft mit unerklärlichen und geheimnisvollen Einflüssen ... Und diesem Brauche gemäß pflanzte man heuer im Garten unseres Landmanns wieder einen Apfelbaum, wieder eine Goldrenette.

Stimmen aus dem Publicum.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Foulard-Seide 65 kr.
— bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten Dessins und Farben

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual und 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend. 766
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XV. Band. Wien, den 11. Juni 1898. Nummer 193.

Parlamentarische Sonntagsreiter.

Wenn ein Sonntagsreiter vom Pferd fällt, so ist alle Welt darüber einig, dass er nicht reiten kann. Nur der Sonntagsreiter selbst hat eine andere Ansicht. Er sagt, dass das Pferd schlecht ist. Die Sonntagsreiter, die bei uns Staatsmann spielen, können nicht regieren, deswegen reden sie sich auf das Parlament aus, dessen Schlechtheit an allem Schuld sei. Die gewöhnlichsten parlamentarischen Kunstgriffe sind ihnen fremd, sie wissen nicht, die Zügel zu halten, nicht, die Steigbügel zu fassen, und die Psychologie des edlen Thieres ist ihnen gänzlich verschlossen, das unter ihrer Hand zur wilden Bestie ausartet. Nichts natürlicher, als dass sie bei jeder Wendung in den Koth fallen. Auch Graf Thun liegt jetzt ordentlich drinn, und ein jeder simple parlamentarische Reitknecht könnte ihn darüber belehren, warum.

So sicher es beim Reiten oberster Grundsatz ist, dass der Reiter das Pferd führen muss, nicht aber sich vom Pferde führen lassen darf, so sicher ist es das erste Erfordernis geordneten parlamentarischen Regierens, dass die Regierung — daher ihr Name — das Parlament leiten muss, und nicht umgekehrt. Graf Thun aber, nachdem ihn die „Wiener Zeitung“ in den Sattel gehoben, glaubte, sich damit allein schon genug für Oesterreich bemüht zu haben, und beschloss, um sich weitere Mühen zu ersparen, zunächst einmal das Parlament directionslos laufen zu lassen. Man erinnere sich nur an seine beispiellos gedankenarme Programmrede, man erinnere sich an die far niente-Erklärung, die er in der Sprachendebatte vom Papier näselte. Wäre er mit irgend einer positiven Idee in der Sprachenfrage, d. i. mit irgend einem Sprachengesetz-Entwurf, hervorgetreten, und wäre er selbst mit ihm nicht durchgedrungen, so hätten wir von seiner Regierung doch den einen negativen Gewinn gehabt, zu wissen, dass diese eine Idee ausgeschlossen ist, und für einen künftigen Ministerpräsidenten wäre die Gefahr einer falschen Lösung um mindestens einen Point verringert. Selbst die Sprachenverordnungen des Grafen Badeni haben uns den einen Gewinn gebracht, dass nun auch der Dümmste weiß, dass es mit Verordnungen auf diesem Gebiete nicht mehr geht. Die provisorischen Sprachenverordnungen des Barons Gautsch haben uns doch die Erkenntnis verschafft, dass mit der Dreitheilung allein nur die Form, aber nicht die Sache verbessert ist. Doch Graf Thun hat nichts gebracht, und wir haben deswegen durch sein Regime nichts gewonnen. Wenn er heute zurücktritt, bleibt nicht einmal ein verunglückter Versuch als Spur von seinen Ministertagen in der Geschichte des österreichischen Sprachenproblems zurück. Jede Initiative hat er, gerade als ob er Ministerpräsident im Lande der Schlaraffen wäre, fast mit Entrüstung von sich gewiesen. Die Führung im Parlamente hat er nicht erst verloren, er hat sie überhaupt nie angestrebt. Ein Parlament aber, in dem die Regierung sich der Führung begibt, wird nothgedrungen zum Convent. Die Regierung ist normaler Weise die oberste Spitze der Ordnung. Wenn sie aber selbst die Ordnung umstoßt, darf sie sich nicht wundern, wenn sie zu unterst zu liegen kommt, während jene obenauf gelangen, die sonst zu unterst blieben, und die ganze Pyramide ihr Gleichgewicht verliert.

Was Zügel, Bügel, Sporen und Peitsche beim Reiten, das sind beim Regieren die parlamentarischen Vorrechte der Regierung. Die Hilfen, welche unsere Geschäftsordnung der Regierung gewährt, sind vollkommen ausreichend, um das Parlament im Zaume zu halten. Nur muss man sie auch zu benützen wissen. Gerade jene parlamentarischen Vorfälle jüngster Zeit, welche zur letzten Krise geführt haben, beweisen, wie unerhört ungeschickt die Regierung sich im Parlament benimmt. Der Finanzminister Dr. Kaizl hat mitten in der Sprachen-Obstructionsdebatte das Budgetprovisorium und einige andere wirtschaftliche Vorlagen eingebracht und gehofft, sie vermittelst der paar populären Köderstücke in die Tagesordnung einschmuggeln zu können. Dieses niedrige Manöver hätte er nicht nöthig gehabt, wenn er sich rechtzeitig der ihm durch die Geschäftsordnung eingeräumten Vorrechte bedient hätte. § 16 der Geschäftsordnung bestimmt: „Bei Feststellung der Tagesordnung haben die Vorlagen der Regierung den Vorrang vor allen anderen Gegenständen, insoweit deren Verhandlung noch nicht im Zuge ist.“ Der Finanzminister hätte also sein Budgetprovisorium nur einzureichen gebraucht, ehe eine Verhandlung im Zuge war, das heißt, er hätte sich mit der Einbringung dieser Vorlage nur ebenso zu beeilen gebraucht, wie die Antragsteller der Dringlichkeitsanträge, genauer er hätte das Budgetprovisorium nur am ersten Tag der Session dem Parlament übergeben müssen, und er hätte sich, ceteris paribus, dafür den Vorrang vor allen Dringlichkeitsanträgen gesichert. Jetzt hinterdrein durch den Präsidenten Dr. v. Fuchs den Clubobmännern die einmal verpasste Priorität erbetteln oder erlisten zu lassen, war der Regierung nicht würdig, aber auch in jedem Sinne überflüssig. Wenn man nicht rechtzeitig die Zügel zusammengenommen, nützt's einem nichts, sich nachher während des Galopps dem Pferde an die Mähne zu hängen.

Ein anderes parlamentarisches Vorrecht der Regierung ist, dass die Minister, nach § 20 des Grundgesetzes, jederzeit, natürlich ohne Unterbrechung eines Redners, das Wort ergreifen dürfen, während der Abgeordnete warten, oft wochenlang warten muss, bis an ihn die Reihe kommt, und dabei nur zum Gegenstand der Tagesordnung sprechen darf. Dieses Redevorrecht der Regierung ist, wenn die Regierung auch zu reden und rechtzeitig zu reden versteht, von unermesslichem Werte. Der ganze Parlamentarismus — daher sein Name — beruht ja doch auf dem Reden. Wer wie die Regierung das Privilegium besitzt, jederzeit und über jeden Gegenstand zu reden, hat vor allen anderen Leuten im Parlament, ceteris paribus, einen enormen Vortheil voraus. Aber nicht ceteris imparibus! Wenn die Regierung wie die gegenwärtige aus acht excellenten Trappisten besteht, deren ganze Redekunst darin gipfelt, dass sie die Concepte ihrer Sectionschefs mit tonloser Stimme verlesen, dann nützt der Regierung auch ihr Redeprivileg zu nichts. Jeder einzelne Abgeordnete, der nicht auf den Mund gefallen ist, kann sie zudecken, sobald er zu Wort kommt. Die gegenwärtige Regierung macht nicht nur von ihrem Rede-Vorrecht keinen Gebrauch, sie verwandelt es sozusagen förmlich in ein Nachrecht. Da hatten wir die aufregenden Grazer Vorfälle. Die oppositionellen Abgeordneten bringen scharfe Interpellationen ein. Der Minister, wenn er für zwei Kreuzer Talent hat, muss in diesem Moment sein Redeprivileg benützen, um sofort zu antworten. Graf Thun aber? Zunächst finden ihn die Interpellationen gänzlich unvorbereitet, obzwar sie schon mehrere Tage vorher in den Zeitungen angekündigt waren, und er sich auch seine Antwort schon vorher hätte zurechtlegen können. Wie die böhmische Köchin sich ihren Liebesbrief vom Hausfräulein schreiben lässt, so muss er sich seine Antwort erst von einem Beamten concipiren lassen. Dann traut er sich nicht, sie zu verlesen, weil er fürchtet, dass darüber eine Debatte eröffnet werden könnte, in der er wieder seinen Mann nicht stellen würde. Man muss also mit der Verlesung der Antwort so lange warten, bis aus allen Theilen des Reiches so viele regierungsfreundliche Abgeordnete zusammengetrommelt sind, dass man der Majorität für die Ablehnung des Antrags auf Eröffnung der Debatte gewiss ist. Am Dienstag ist endlich dieser astrologisch sichere Tag gekommen. Da erlaubt sich der Abgeordnete Schönerer einen Ulk und der Präsident Dr. v. Fuchs eine Ungeschicklichkeit, Graf Thun verliert die Besinnung und eilt mit dem seit acht Tagen in seiner Brusttasche gewärmten Rede-Concept spornstreichs von dannen. Gewisse Aeußerungen des Abgeordneten Wolf in der Dienstag-Sitzung sollen die patriotischen Empfindungen der Minister tief verletzt haben. Warum haben sie ihr Redeprivileg nicht benützt, um sofort auf der Stelle im Parlament diesen patriotischen Empfindungen Ausdruck zu geben, wie das in einem analogen Fall jede andere Regierung der Welt zu thun sich beeilen würde? Man sagt, dass die Regierung gegenüber der Opposition im Parlament wehrlos sei. Wenn das richtig ist, so liegt die Schuld daran nicht im Parlament, das der Regierung, wie gezeigt, überlegene Wehrmittel zur Verfügung stellt, sondern in der Regierung, die diese Mittel zu benützen nicht das Talent hat.

Nicht das Pferd reitet schlecht, sondern der Reiter. Nicht das Parlament ist unfähig, das Parlament ist sogar heute verhältnismäßig überfähig, unfähig ist nur die Regierung, die Regierung, die nicht weiß, was sie will, und wenn sie's auch wüsste, es nicht auszuführen vermöchte, weil sie dann noch immer nicht wüsste, wie. Man mache einmal einen Menschen zum Ministerpräsidenten, der von Natur aus begabt ist, überdies auch etwas gelernt hat, und seine Ministerschaft als Arbeit, nicht als Zeitvertreib auffasst, und dann wollen wir über die Qualität unseres Parlaments weiterreden. Die parlamentarischen Sonntagsreiter, die bei uns das Parlament zu Schanden reiten, würden auch von jedem anderem Parlament der Welt in den Sand geworfen werden, vorausgesetzt, dass

es ihnen in einem anderen Parlament überhaupt gelänge, in den Sattel zu kommen. Diese Herren gehören in's Ringelspiel, aber nicht in die Manège. K.

Das Ende der spanischen Colonialherrlichkeit.

Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien, dessen Verlauf gegenwärtig die Welt in Spannung versetzt, ist, wie nur wenig beachtet, der letzte Act des großen Kampfes zwischen angelsächsischer und spanischer Colonialpolitik, der sich seit mehr als drei Jahrhunderten abspielt. Als England im Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts zum erstenmale mächtig seine Schwingen regte und daran dachte, seine Schiffe und Kaufleute nach Amerika und Indien zu senden, fand es sich daran durch Spanien und das darin aufgegangene Portugal verhindert. Die beiden Staaten der pyrenäischen Halbinsel waren nach damaligem Völkerrecht Herren der ganzen außereuropäischen Welt. Ihre Seefahrer hatten die Wege nach Ost- und Westindien, die Wasserstraßen um Afrika und Amerika herum entdeckt; die Päpste, damals die höchste entscheidende Autorität auch in politischen Fragen, hatten die Welt zwischen Spanien und Portugal getheilt, und beide Mächte waren willens und imstande, ihre Rechte auszuüben und zu vertheidigen. Jedes Schiff, das ohne ihre ausdrückliche Erlaubnis die außereuropäischen Meere befuhr und ihren Kreuzern begegnete, verfiel ohne weiteres der Beschlagnahme, seine Mannschaft dem Kerker oder der Sclaverei! Nur gelegentlich wagten kühne holländische, englische oder französische Schiffer sich daher in fremde Meere. An Handelsniederlassungen und gar Colonien in der neuen Welt konnten sie noch nicht denken.

Die erstarkenden nordischen Seestaaten waren indessen nicht gesonnen, einen solchen Zustand auf die Länge zu ertragen. Die Niederlande sowohl wie England entschlossen sich zum Kampfe auf Leben und Tod, um die Weltherrschaft Spaniens und Portugals zu vernichten und dadurch Raum für ihren Handel und ihre Schifffahrt zu gewinnen. Ihren vereinten, heldenmüthigen Anstrengungen, welche durch die Unfähigkeit der spanischen Generäle und allerlei Glücksfälle begünstigt wurden, gelang es, der Seemacht Spaniens und Portugals einen tödtlichen Stoß zu versetzen. Spanien verlor die Niederlande, den Stützpunkt seiner Macht im nördlichen Europa, büßte die mit ungeheuren Opfern ausgerüstete große Armada ein und musste dulden, dass England und Holland in Amerika, wie in Ostindien festen Fuß fassten. Von Anfang des siebzehnten Jahrhunderts an gab es außer den spanischen und portugiesischen auch völkerrechtlich anerkannte holländische, englische und französische Colonien! Ihre Rechtstitel leiteten die nordischen Völker nicht mehr aus päpstlichen Bullen, sondern aus thatsächlicher Besitzergreifung und Bewirtschaftung der außereuropäischen Gebiete ab.

Statt diesen Thatsachen Rechnung zu tragen, sich auf die Colonisierung der bereits besetzten ungeheuren Gebiete zu beschränken und mit den fremden Ansiedelungen gute Nachbarschaft zu halten, waren Portugal und Spanien lange Jahrzehnte hindurch bestrebt, ihre alte Alleinherrschaft zurückzuerobern und die nordischen Weltbewerber mit List oder Gewalt zu verdrängen. Die ängstliche Absperrung der spanischen und portugiesischen Colonien von der Außenwelt, die Monopolisierung ihres gesammten Handels durch wenige Unternehmungen, die Ausschließung und Verfolgung aller Fremden, die ewigen Kämpfe mit fremden Seefahrern und Ansiedlungen waren Folgen dieser Politik. Im siebzehnten Jahrhundert glückte es Holland, einen großen Theil Brasiliens, Westafrika und fast ganz Indien dem spanisch-portugiesischen Reiche zu entreißen. England bemächtigte sich während derselben Zeit fast der ganzen Ostküste Nordamerikas und einer Menge der westindischen Inseln. Gleichzeitig erwarb es wichtige Stützpunkte für seinen Handel in Ostindien. Frankreich folgte in denselben Gebieten Englands Beispiel. Spanien, wie das wieder selbständig gewordene Portugal mussten schließlich gegen Ende des Jahrhunderts sich bequemen, ihre alten Ansprüche fallen zu lassen und die auf ihre Kosten gemachten Erwerbungen der fremden Mächte anzuerkennen.

Da trat am Ende des 17. Jahrhunderts ein Ereignis ein, welches diesen Zustand der Dinge mit einem Schlage zu ändern geeignet schien. Die alte Dynastie, welche Spanien zu immer größerer Ohnmacht geführt hatte, starb aus, der König von Frankreich, beanspruchte den spanischen Thron. Eng vereint mit Frankreich, konnte Spanien leicht in die Lage kommen, den Uebergriffen Englands und Hollands ein Ende zu machen und vielleicht sogar einen Theil der ihm entrissenen Besitzungen zurückzuerobern. Die Furcht vor solchen Ereignissen war in England so groß, dass dort allgemeine Aufregung entstand, die Staatspapiere auf 50 sanken und der Credit der Bank erschüttert wurde. Aber wie immer dauerte der Schreck hier nicht lange. In nüchterner Abwägung der Verhältnisse setzte die Londoner Staatsleitung sofort geschickt alle Hebel an, um den drohenden Schlag abzuwenden, die französischen Pläne zu vereiteln und sich für die Zukunft gegen ähnliche Ueberraschungen zu sichern. Ganz Europa wurde durch die englische Diplomatie gegen Frankreich und Spanien in Harnisch gebracht und dazu veranlasst, Englands Interessen zu verfechten. Während Deutschland insbesondere England den Rücken gegen Frankreich freihielt, fielen die Briten über Spanien und seine Colonien her und setzten sich sogar in ersterem selbst, in Gibraltar, fest. Der Gewinn dieses großen Erbfolgekrieges kam fast ausschließlich England zugute. Es entriss Frankreich verschiedene Colonien und zwang Spanien zu dem feierlichen Versprechen, keinerlei Besitz in Zukunft an Frankreich oder andere Völker abzutreten.

So wichtig diese Errungenschaften für England waren, so tief die Demüthigung Spaniens auch war, die darin zum Ausdruck kam, noch immer war damals Spaniens Colonialreich das größte und reichste der Welt. Während England nur über einen Theil der nordamerikanischen Ostküste, einige westindische Inseln und eine Anzahl Stationen in Indien und Afrika verfügte, während Frankreichs Colonien in denselben Gebieten nur eine sehr bescheidene Rolle spielten und auch Hollands wirklicher Besitz in Indien und Afrika recht beschränkt war, gehörten ganz Mittel- und Südamerika, mit Ausnahme von Brasilien, das ganze südliche und westliche Nordamerika, der beste Theil Westindiens, sowie die Philippinen und ihre Nachbarinseln unbestritten Spanien. Eine ehrliche, kluge und unterrichtete Regierung hätte aus diesen ungeheueren und reichen Provinzen mit Leichtigkeit die zur Deckung aller Ausgaben der Colonien und des Mutterlandes erforderlichen Summen herauswirtschaften und sich in die Lage versetzen können, für die Zukunft allen Anstürmen der begehrlichen Mitbewerber zu widerstehen. Aber in Spanien drehte sich alles um Hofintriguen, Günstlinge und politisch-kirchliche Machenschaften. Für die wahren Interessen des Reiches fehlte jedes Verständnis und jede Neigung. So gewann England immer neue Gelegenheit, sich auf Spaniens Kosten zu bereichern. Wie sehnsüchtig die gesammte englische Geschäftswelt einen Antheil an der Ausbeutung des spanischen Amerika verlangte, welche Hoffnungen sie darauf setzte, beweist der berühmte Südseeschwindel des Jahres 1720. Nur auf die Erwartungen hin, welche man auf die Ausnützung der im Utrechter Frieden erworbenen Handelsprivilegien baute, übernahm die Südseegesellschaft einen großen Theil der englischen Staatsschuld und verpflichtete sich, dem Staat beinahe 150 Millionen Mark bar zuzuzahlen! So groß war der Optimismus des Publicums, dass es binnen wenigen Wochen die Actien der Gesellschaft mit 1000 bezahlte!

Das Scheitern dieser frechen Gründung, der Ruin, in welchen ihr Zusammenbruch zahlreiche Familien stürzte, erregten neuen Zorn gegen Spanien. Weil es sich gesträubt hatte, sich ruhig über die Bestimmungen der Verträge hinaus von den Engländern ausbeuten zu lassen, wurde ihm die ganze Schuld an dem Südseekrach beigemessen und allgemein Rache dafür verlangt. Man richtete jetzt die Blicke schon nicht mehr allein auf das spanische Südamerika, sondern die englischen Colonisten in Nordamerika hegten den lebhaften Wunsch, die Spanier auch aus Florida und den Mündungsgebieten des Mississippi zu verjagen. In den englischen Colonien bildete sich überhaupt ein immer mehr wachsender Hass gegen die Spanier aus, da man sich durch sie in der freien Handelsbewegung und Schiffahrt gehemmt sah. Die grausamen Kriege von 1727, 1739 und 1761 entsprangen dieser Stimmung der Briten. Sie spielten sich hauptsächlich in den Colonien ab. Im Verlauf des letzten fielen Havana und Manila den Engländern in die Hände. Wenn diese im Frieden weder Cuba noch die Philippinen beanspruchten und sich mit Florida begnügten, geschah es hauptsächlich aus Rücksicht auf die allgemeine politische Lage. Vergebens hat Spanien während des Aufstandes in den Vereinigten Staaten an der Seite Frankreichs versucht, an England Rache zu nehmen und seine Machtstellung zu heben. Es bekam als Lohn für einige Erfolge nur Florida von England zurück.

Der Verfall der spanischen Colonialmacht gieng unaufhaltsam weiter. Die Misswirtschaft in Mutterland wie Colonien erfuhr trotz mancher Anläufe keine wirkliche Aenderung: die veraltetesten Einrichtungen blieben bestehen, während die Weltlage seit der Losreißung der Vereinigten Staaten eine ungeheure, vollständige Umgestaltung durchmachte. Unvorbereitet und ungerüstet fand sich Spanien der französischen Revolution und den darauffolgenden Ereignissen gegenüber. Es fand sich bald in Krieg mit den europäischen Staaten verwickelt, während ihm weder Geld noch Truppen zur Verfügung standen und in seinen wichtigsten Colonien amerikanische Agenten wühlten. Die Revolutionskriege kosteten es San Domingo, Trinidad, Louisiana und Florida. Viele seiner Häfen und Städte wurden aufs schwerste durch verschiedene Feinde mitgenommen. Das Mutterland selbst sank eine Zeit lang zum Vasallenstaat Frankreichs herab und konnte sich nur dadurch wieder befreien, dass es seinen Handel, seine Schiffahrt und sein Gewerbe an England auslieferte.

Völkerrechtlich besaß Spanien auch noch zur Zeit des Sturzes Napoleons ein weit größeres Colonialreich als England, obwohl dieses während der Revolutionskriege sich zum Herrscher der Weltmeere und Herrn fast aller französischen und holländischen Colonien gemacht hatte. In Wahrheit war aber schon damals die Grundlage

des spanischen Weltreichs, in dem die Sonne nicht untergieng, sehr ernstlich untergraben. Es war das die Folge von Einflüssen, welche um die Wette von England und den Vereinigten Staaten aus in den spanischen Colonien geltend gemacht wurden, in ihrem traditionellen Hass gegen die katholischen, grausamen Spanier, welche so manchen Engländer und Amerikaner, der in ihre Hände fiel, schwer gemisshandelt hatten. In dem Wunsche, das so reiche südliche und mittlere Amerika ihrerseits auszubeuten, unterstützten die genannten Staaten jedes gegen Spaniens Herrschaft gerichtete Unternehmen. Schon 1790 wollte England den Venezuelaner Miranda, welcher die Losreißung von Spanien predigte, mit Gewalt unterstützen. Als 1810 Venezuela sich empörte und Oberst Bolivar nach London kam, um Hilfe zu suchen, fand er dort ebenso wie die nach den Vereinigten Staaten geschickten Agenten entgegenkommende Aufnahme. Englisches und amerikanisches Geld und Mannschaften haben bei dem jahrelangen Unabhängigkeitskampf der spanischen Colonien die entscheidende Rolle gespielt. Ohne sie wäre es den von Parteikämpfen zerrissenen, unter sich uneinigen Colonien schwerlich jemals geglückt, das Joch des Mutterlandes abzuschütteln.*) England und die Vereinigten Staaten waren denn auch die ersten Länder, welche die Unabhängigkeit der spanisch-amerikanischen Colonialstaaten anerkannten und Schritte thaten, um die europäischen Mächte zu gleicher Haltung zu bestimmen.

Präsident Monroe benützte den Anlass, um 1823 die Einmischung europäischer Staaten in amerikanische Angelegenheiten als unzulässig zu erklären und es als Grundsatz festzustellen, dass Amerika kein Feld für weitere europäische Colonisation sei!

Nach dem Abschluss dieser großen Kämpfe, welche Spanien viele Tausende von Menschen und ungeheure Summen gekostet haben, war sein Colonialreich auf die Inseln Cuba, Puerto-Rico und die Philippinen zusammengeschmolzen. Ein Versuch, den es in den Sechzigerjahren unternahm, San Domingo zurückzuerobern, verlief sehr unglücklich. Der Verlust seiner größten Colonien brachte ihm aber den Vortheil, dass es der Bewirtschaftung des Restes größere Aufmerksamkeit widmen konnte, wobei sich herausstellte, dass Cuba und die Philippinen ihm mindestens ebensoviel Nutzen abwerfen konnten, wie früher ganz Südamerika. Außerdem war es der steten Anfeindungen von Seite Englands ledig, seit seine Besitzungen nicht täglich den Neid der englischen Geschäftswelt wachriefen. Doch die Begehrlichkeit der Nordamerikaner dauerte auch damals unausgesetzt fort. Nachdem sie das ehemals spanische Texas und Californien den Mexikanern entrissen und sich angegliedert hatten, richteten sie immer wieder die Blicke auf das reiche, nahe vor ihrer Südküste gelegene Cuba. Die Plantagenbesitzer der Südstaaten, denen es im Laufe dieses Jahrhunderts immer schwerer fiel, die nöthigen Negersclaven zu bekommen, schauten voll Neid auf die vielen Tausende von schwarzen Sclaven, die in Cuba gehalten wurden. Man gönnte den Spaniern ebensowenig die reiche Zucker- und Tabakproduction der großen Insel. Es entstanden unter Mitwirkung der Interessentengruppen schon in den Vierzigerjahren Gesellschaften in verschiedenen Städten Nordamerikas, welche für die Annexion Cubas Stimmung zu machen versuchten und unter den Farbigen und Unzufriedenen in Cuba selbst wühlten. Mit Unterstützung dieser geheimen Gesellschaften haben von 1850 an wiederholt Aufstände in der Insel stattgefunden, welche allerdings in der ersten Zeit ohne besondere Schwierigkeiten unterdrückt werden konnten. Mit der Zeit nahm aber die Unzufriedenheit mit der spanischen Regierung in Cuba einen bedenklicheren Charakter an, da die Spanier allmählich in allen Bevölkerungsschichten Widerstand erweckten. Sie bürdeten nämlich der Insel einige hundert Millionen Schulden, welche sie für die verunglückte Annexion San Domingos und einen Krieg mit Mexiko gemacht hatten, auf und zerrütteten dadurch ihre Finanzen in verhängnisvoller Weise. Handel und Wandel erlitten großen Schaden, und die Krisis wurde noch ärger, als die Regierung 1870 mit einem Schlage die bis dahin geduldete Sclaverei aufhob. Die Plantagenbesitzer versuchten sich die nöthigen Arbeiter durch Bezug von Indianern aus Yukatan oder Chinesen zu verschaffen. Beide Versuche scheiterten, da China auf Betreiben Englands die Ausfuhr von Kulis erschwerte und die Indianer sich als untauglich erwiesen.

In den Vereinigten Staaten blieb trotz dieser Umstände das Verlangen nach Angliederung Cubas wach. 1858 wurde im Senat zu Washington angeregt, Spanien die Insel für 30 Millionen Dollars abzukaufen. Dieser Gedanke wurde fallen gelassen, da Spanien sich völlig abgeneigt zeigte, solchen Vorschlägen näher zu treten. Umso lebhafter war die Unterstützung, welche die Führer des 1868 ausbrechenden zehnjährigen Aufstandes in Nordamerika fanden. Trotz aller Hilfe von außen scheiterte diese große Erhebung, da die Aufständischen den spanischen Heeren nicht gewachsen waren. Sandte Spanien doch damals nicht weniger als 145.000 Mann im Laufe des Krieges nach der Insel. Alles was erreicht wurde, war ein ehrenvoller Friede und das Versprechen von Reformen. Der General Martinez Campos, welcher den Frieden mit den Insurgenten abschloss, hat in der That die gemachten Zusagen soweit als möglich erfüllt und dadurch seinerzeit wieder Ruhe und Ordnung geschaffen. Trotz der großen Verluste und Opfer des Krieges begann der Wohlstand der Insel sich wieder zu heben. Die spanische Regierung gieng in ihrem Bestreben, Cuba zu fördern, sogar soweit, dass sie mit den Vereinigten Staaten einen Handelsvertrag vereinbarte, welcher den cubanischen Erzeugnissen in Amerika Zollvortheile gewährte. Es sollten dafür auch die amerikanischen Waren in Cuba eine besondere Begünstigung genießen. In Madrid hoffte man auf diese Weise, einerseits die Cubaner zu versöhnen und näher ans Mutterland zu fesseln, anderseits den Wunsch der Amerikaner nach Erwerbung der Insel zu schwächen. Der Versuch ist aber gescheitert. Die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Cuba sind unter der Herrschaft dieses Handelsvertrages immer innigere geworden, und das Streben verschiedener Kreise nach Loslösung der Insel von Spanien hat keine Aenderung erfahren. In aller Gemüthlichkeit haben die Vertreter des Annexionsgedankens seit Jahren alles zur gewaltsamen Erwerbung Cubas vorbereitet. Der Aufstand, welcher 1895 ausgebrochen ist, verdankt seine Entstehung und Fortdauer, wie allgemein zugegeben wird, in erster Linie amerikanischem Gelde. Den Kreisen, welche ihn unterstützt haben, ist es allmählich auch gelungen, die Regierung der Vereinigten Staaten aus ihrer Zurückhaltung zu drängen und auf ihre Seite zu ziehen. Der Krieg, welcher nunmehr zwischen Spanien und Amerika entbrannt ist, dürfte in erster Linie ihr Werk sein! England, einst der bitterste und gefährlichste Feind Spaniens, ist jetzt in eigenthümlicher Lage. Auf der einen Seite sind die Sympathien des größten Theiles seiner Bürger bei den stammverwandten Amerikanern. Hier begrüßt man es mit Freuden, dass ein großer europäischer Staat aus der Zahl der See- und Colonialmächte gestrichen wird. Auf der anderen Seite kann ein englischer Staatsmann wohl kaum ohne Beklemmung das übermächtige Emporkommen, die immer steigende Anmaßung der Vereinigten Staaten ansehen. Was heute Spanien mit Cuba kann morgen England mit Canada geschehen! Wenn wirklich ernste Engländer ein Bündnis mit Amerika gegen das schwache Spanien erwägen sollten, so wäre ein solcher Entschluss lediglich ein Beweis der Furcht, welche man in London vor den Amerikanern hegt.

Der Krieg hat noch zu keiner Entscheidung geführt. Selbst für den Fall aber, dass es den Amerikanern nicht gelingt, die spanischen Colonien gewaltsam wegzunehmen, ist eines sicher: mit dem spanischen Colonialreich ist es jetzt vorbei. Cuba, welches schon die Autonomie bekommen hat, wird durch die Natur der Umstände gezwungen werden, sich wirtschaftlich und auch politisch von selbst immer mehr den Vereinigten Staaten anzuschließen. Seinem Beispiel muss Puerto Rico folgen. Die Philippinen vermag Spanien vielleicht durch einen Krieg oder hartnäckigen Buschkrieg sich für den Augenblick zu retten. Auf die Länge würde es aber dieses Besitzes nicht mehr froh werden, da die Kosten bald seine Mittel übersteigen dürften. Ob Amerika, ob Japan es hier ablösen wird, wer vermöchte das heute zu sagen! Der Sturz des spanischen Weltreiches ist jedenfalls besiegelt. Vier Jahrhunderte hat es bestanden: Generationen von Herrschern haben an seinen ewigen Bestand geglaubt! Heute ist der Tag nahe, wo die Nachfolger Isabellas und Ferdinands sich wieder auf ihr lange vernachlässigtes und verkommenes europäisches Königreich beschränkt und von der Weltpolitik ausgeschlossen sehen werden. Welche Lehre für Fürsten und Völker!

Berlin. **A. Charpentier.**

Die Zukunft unserer Volkswirtschaft.

1. Warum ist es anders gekommen, als Karl Marx prophezeit hat?

Um diese Frage für alle Leser vollkommen verständlich beantworten zu können, müsste man eine Darstellung des capitalistischen Wirtschaftssystems vorausschicken, welches noch keineswegs allen Gebildeten klar ist. Da aber eine solche den hier verfügbaren Raum weit überschreiten würde, muss ich die hinreichende Vertrautheit der Leser mit den Einzelheiten des Productions-, Vertheilungs- und Consumtionsprocesses voraussetzen: aus demselben Grunde muss ich mich auch in der Beantwortung der Frage kürzer fassen, als es im Interesse der Deutlichkeit wünschenswert ist. Einzelne Gedanken dieses um Neujahr niedergeschriebenen und durch einen Zufall liegen gebliebenen Aufsatzes sind seitdem auch schon von anderen ausgesprochen worden, z. B. von Ed. Bernstein in dem Artikel der „Neuen Zeit“ vom 24. Jänner, der so großes Aufsehen gemacht hat.

Marx fasste von den der capitalistischen Productionsordnung inhärenten Störungen besonders die eine ins Auge, dass der Concurrenzkampf die Profitraten aller Unternehmungen ausgleicht, da sich in jedem Erwerbszweig, der einen den Durchschnitt übersteigenden Gewinn abwirft, massenhaft Concurrenten eindrängen, dass sich auf diese Weise die Profitrate beständig erniedrigt, dass dadurch die kleineren Unternehmer, denen es die Menge nicht bringen kann, zugrunde gehen und ins Proletariat hinabsinken, während ihre Unternehmungen von den großen aufgefangt werden, dass zwar

*) Vgl. das Nähere darüber in A. Zimmermann: Colonialpolitik Portugals und Spaniens. Berlin 1896.

trotz sinkender Profitrate die Profitsummen dieser großen Unternehmer wegen der großen Ausdehnung ihrer Unternehmungen noch steigen, dass aber im weiteren Verlauf des Processes zuletzt auch die Profitsummen der allergrößten Unternehmer zurückgehen müssen, dass dann die ganze Production stockt, das künstliche Gebäude zusammenbricht, die wenigen Expropriateure von den vielen Expropriierten expropriiert werden, und die Gesellschaft das Eigenthum an Grund und Boden und Capitalgütern antritt. Diese größtentheils aus Proletariern bestehende Gesellschaft würde dann die Volkswirtschaft neu zu organisieren haben. Dass nun ein verelendetes Proletariat — und die Verelendung wäre ja Bedingung des großen Kladderadatsch — dieser Riesenaufgabe gewachsen sein sollte, ist ein phantastischer Gedanke, der gar keiner Erwägung wert ist. Aber das heutige Proletariat wird auch gar nicht auf die Probe gestellt werden, denn die bestehende Gesellschaftsordnung scheint noch ein paar hundert Jahre halten zu wollen.

Was von den Widersprüchen der capitalistischen Ordnung gesagt worden ist, hat volle Geltung nur für den Fall ihrer vollständigen Durchführung; von dieser ist sie aber noch sehr weit entfernt. Zunächst haben wir auf dem europäischen Continent und in Amerika, namentlich aber im Deutschen Reiche und in Oesterreich-Ungarn, einen zahlreichen Stand von Bauern und kleinen Rittergutsbesitzern. Die Schilderungen der elenden Lage dieses Standes in den Agrarierorganen sind theils übertrieben, theils geradezu erlogen. Nicht aus den von den Agrariern in den Vordergrund gestellten angeblichen Nothursachen, sondern aus einem ganz anderen Grunde, nämlich wegen der fortgesetzten Erbtheilung in einem geschlossenen Staate, dessen Boden nicht mehr durch Eroberung vermehrt werden soll, muss allerdings bei stetig steigender Bevölkerung der Grundbesitzerstand der alten Culturstaaten in der Zukunft einmal bankerott werden. Aber bis jetzt ist dieses Unheil abgewendet worden, einmal durch die selbst bei fallenden Kornpreisen wegen des steigenden Bodenertrages und der besseren und leichteren Verwertung aller, auch der früher unbeachteten Nebenproducte steigenden Reinerträge, und dann durch die vermehrte Möglichkeit, die überschüssigen Söhne in Beamtenstellungen unterzubringen. Die Behauptung mancher Socialdemokraten, dass auch in der Landwirtschaft der Großbetrieb dem Kleinbetrieb überlegen und dieser nicht mehr lebensfähig sei, ist ein reines Phantasieerzeugnis. Auch das Kleingewerbe, durch dessen ewige Klagen man sich ebensowenig irre machen lassen darf wie durch das Geschrei der Agrarier, ist noch weit entfernt von seinem Untergange. Einzelne Gewerbe, namentlich die Textilhandwerke, hat die Großindustrie verschlungen, andere fretten sich kümmerlich fort, aber nicht kümmerlicher, als schon vor hundert, vor zweihundert Jahren, andere haben einen Theil ihres alten Productionsgebietes verloren, aber dafür andere nicht weniger lohnende Gebiete gewonnen, so besonders die Metallgewerbe durch die Telegraphen-, Telephon- und Gasinstallation und Wasserleitung, sowie durch die Eisenbahnwerkstätten. Tüchtige Schlosser und Klempner, die mit bescheidenen Mitteln anfangen, gelangen binnen wenigen Jahren zu Wohlstand. Dazu erzeugen die unaufhörlich fortschreitende Differenzierung der Gewerbe und der Luxus immer neue Gewerbszweige, wie die Zahntechnik, die Anfertigung neuer chirurgischer Instrumente, die Herstellung von Requisiten für orthopädische und Kneipcuren, für Zimmergymnastik, den Bau und die Reparatur von Fahrrädern, die Anfertigung von Photographiealbums mit und ohne Musik und viele andere, in denen der mittlere und der Kleinbetrieb theils für Neuanfertigung, theils für Reparaturen — meistens in Verbindung mit Handel — existenzfähig ist. Endlich aber sind die besseren Arbeiter in vielen Möbel-, Wagenbau- und Maschinenfabriken so gut gestellt, dass sie mit den Kleinmeistern früherer Zeiten nicht tauschen würden. Das ganze Maschinenbau-, Locomotiv-, Eisenbahnwagen- und Schiffsbau-, Elektricitäts- und Transportwesen, also ein Hauptzweig der Großindustrie, hat nicht Kleingewerbe verschlungen, sondern ist als etwas Neues, das von vornherein auf den Großbetrieb angelegt war, zu den früheren Gewerben hinzugekommen, hat also niemandem die Arbeit genommen, sondern neue Arbeitsgelegenheiten eröffnet. Trotzdem nun in der Großindustrie die Abhängigen der Zahl nach außerordentlich überwiegen müssen, ist doch im Gesammtgewerbe bis jetzt noch kein solches Missverhältnis eingetreten, dass einer kleineren Zahl von selbständigen Besitzern eine ungeheure Ueberzahl besitzloser Arbeiter gegenüberstände. In Preußen zählte man 1895 unter 5,876.083 im Gewerbe thätigen Personen 1,648.633 Betriebsinhaber, 252.862 Köpfe des Verwaltungs-, technischen Aufsichts-, Contor- und Rechnungspersonals und 3,974.588 Gehilfen, Arbeiter und mitarbeitende Familienangehörige. Da nun diese Familienangehörigen ganz gut auf rund eine Million angeschlagen werden können, da ferner in der verbleibenden Arbeiterzahl auch die besser bezahlten Vorarbeiter stecken, die es zu etwas zu bringen hoffen, so dürfen wir von den im Gewerbe thätigen Personen nur etwa die Hälfte zu der Classe rechnen, für die in der Sprache der Socialdemokratie der Ausdruck „Proletariat" üblich ist. Das Aufsichtspersonal und die besseren Arbeiter gehören der Schichte an, die man als den neuen Mittelstand zu bezeichnen pflegt. Dieser ist nicht dasselbe, was der alte Mittelstand war, der, aus Bauern und für örtliche Kundschaft arbeitenden Handwerkern bestehend, auf einer unerschütterlichen Grundlage ruhte. Der neue Mittelstand hängt zum größeren Theile von den Conjuncturen des Weltmarktes ab. Indes, da die Gefahr eines Zusammenbruches des ganzen Systems nur in weiter Ferne droht, von den periodischen Krisen immer nur ein kleiner Bruchtheil betroffen wird und die Lage dieser Angestellten durchschnittlich besser ist, als die eines kleinen Detaillisten oder selbständigen Handwerksmeisters, so sind alle diese Leute im allgemeinen mit ihrer Lage leidlich zufrieden — ein wenig klagen muss jeder, um Gehaltszulagen herauszuschlagen — fühlen sich mit den Unternehmern solidarisch und sind der Gefahr der Verführung durch die Socialdemokraten nicht im mindesten ausgesetzt. Die „Abhängigen" höheren Ranges, die Directoren, beziehen Minister- und einige von ihnen Botschaftereinkommen und sind deshalb die begeistertsten Anhänger des Capitalismus; namentlich die Tantièmen sind es, die sie ans Unternehmerthum fesseln und zu entschiedenen Feinden jeder Arbeiterbewegung machen. Aber auch unter den Arbeitern selbst fallen sogar die allerrothesten ab, wenn sie es als Vorarbeiter zu höherem Einkommen und zur Aussicht auf ein einträgliches, ruhiges und sicheres Aemtchen gebracht haben.

Bilden die vielen kleinen Besitzer und die zahlreichen Privatbeamten schon für sich allein ein hinreichendes Gegengewicht gegen das Proletariat, so sind außerdem die Regierungen klug darauf bedacht, die Classe der befriedigten Existenzen zu verstärken, indem sie unausgesetzt die Zahl der Beamten vermehren und neue Beamtenclassen schaffen, wie z. B. die der Beamten der Arbeiterversicherungsanstalten.

Zu den Beamten im engeren Sinne kommen noch erstens das ungeheure Heer der in den verstaatlichten Verkehrsanstalten, Post, Eisenbahn, Telegraphie und Telephonie, Angestellten und zweitens die Lehrer, die in immer engere Verbindung mit dem Staate gebracht und durch Gehaltserhöhungen an ihn gefesselt werden. Endlich sorgt der Staat für Beschäftigung der Industrie und der Gewerbe und für Abwendung der Arbeitslosigkeit durch den Militarismus und den „Patriotismus". Der Militarismus entzieht jahraus jahrein in jedem Großstaat hunderttausende von jungen Männern der productiven Arbeit, und anderen hunderttausenden gewährt er Beschäftigung durch die Anfertigung ungeheurer Mengen von Waffen und Montierungsstücken, die fortwährend erneuert werden müssen, da die Mode darin ebenso schnell wechselt wie bei den Damenhüten. Alle diese Kanonen, Schiffspanzer, Magazingewehre, Uniformen, Proviantwagen werden wahrscheinlich niemals zu etwas anderem verwendet werden wie zu Salutschüssen, Paraden und Prunkmanövern, denn die Dynastien und die Bourgeoisien Europas wollen keinen Krieg; aber ihren Doppelzweck, die Massen im Zaume zu halten und die Industrie zu beschäftigen, erfüllt die sinnreiche Erfindung des bewaffneten Friedens noch besser als der Krieg, der bis vor zwei Jahrzehnten dazu gedient hat. Im Deutschen Reich tritt nun noch der „Patriotismus" hinzu, der seit 1870 unaufhörlich Feste feiert, die den Tapezierern und Decorateuren, den Fahnenfabrikanten, den Gipsfigurenhändlern, den Lichtziehern, den Musikanten und vor allem den Kneipwirten zu verdienen geben.

Und all dieses Getriebe zusammen erzeugt endlich eine Unzahl von Pensionären und Rentnern, außerdem eine Menge von schmarotzenden Existenzen, deren Zahl ja mit dem Reichthum als sein Schatten zu wachsen pflegt, vom kleinen Geschäftchenmacher bis zum großen Börsenräuber, vom Drehorgelspieler und Vereinsboten, die ihren Sold noch mit kleinen Leistungen bezahlen, bis zur vornehmen Demimondaine, dem Hochstapler und dem Agenten der politischen Polizei, die gar nichts leisten oder Verderben stiften.*)

Auf diese Weise ist bis jetzt dafür gesorgt worden, dass es, in Deutschland wenigstens, auch abgesehen von der Erschließung überseeischer Absatzgebiete im Lande selbst an Abnehmern der Gewerbeerzeugnisse nicht gefehlt hat, und dass die Arbeit im Fortschritt ihrer Productivität in geringerem Grade gehemmt worden ist, als die theoretische Betrachtung erwarten ließ. Der Reichthum der Völker ist daher unaufhaltsam gewachsen, der wirkliche Reichthum, der in Gebrauchs- und Genussgütern besteht. Dass Einkommenziffern nur das Maß dieses Reichthums, und die Goldstücke oder Papierscheine nur Anweisungen auf Güter, auf Einkommen sind, nicht das Einkommen selbst, das hat zwar Adam Smith schon vor 100 Jahren klar gemacht, aber die Blendkraft der Goldhülle, die den volkswirtschaftlichen Process verdeckt, ist so stark, dass es bis auf den heutigen Tag hochgebildete Geschäftsmänner gibt, die das nicht wissen, und wenn man es ihnen sagt, nicht einsehen. Man kann daher nicht oft genug wiederholen, dass alles Einkommen ganz

*) Brentano hat bekanntlich zu beweisen gesucht, dass in Bayern die städtische Bevölkerung jetzt kriegstüchtiger oder wenigstens diensttauglicher sei als die bäuerliche. Seine Statistik ist anfechtbar; soweit sie aber Wahres enthält, muss man bedenken, dass städtische Bevölkerung keineswegs gleichbedeutend ist mit Industriearbeiterbevölkerung, wie ohne alle Statistik ein Blick auf die Scharen der Pflastertreter lehrt; die städtische Bevölkerung besteht zu einem großen Theile aus den oben angeführten Classen, die es gut haben und darum kräftig sind. Dass der Arbeiterschutz im Deutschen Reiche auf die körperliche Beschaffenheit der Arbeiterbevölkerung schon wohlthätig eingewirkt haben kann, soll damit nicht bestritten werden.

allein in körperlichen und geistigen Gütern, in Genüssen, in Dienstleistungen anderer (in Nahrung, Kleidung, Wohnung, Büchern, Geräthen, Musik, Bequemlichkeiten, Theateraufführungen, Eisenbahnfahrten, Equipagen, in Briefbeförderung, Zimmerreinigung, ärztlicher Hilfeleistung u. s. w.) besteht, und dass, wenn die ausführenden Arbeiter eines schönen Tages aufhörten zu arbeiten oder von der Pest weggerafft würden, die Goldstücke nichts als ein nutzloser, gelber Koth und alle Banknoten, Actien, Staatsschuldscheine, Pfandbriefe und Rententitel nichts als wertloses Löschpapier sein würden. Gemessen wird das Einkommen allerdings an Geld, und vermittelt wird es durch Geld, und die Vermehrung des wirklichen Reichthums hat nun eben zur Folge gehabt, dass im Deutschen Reiche das Geld- oder Nominaleinkommen der mittleren Beamten, die Lehrer inbegriffen, in den letzten 30 Jahren auf das doppelte bis dreifache gestiegen ist, das der höheren industriellen Beamten in noch stärkerem Maße. Da aber in derselben Zeit die Nahrungsmittel nicht theurer, zum Theil sogar wohlfeiler geworden, alle Industrieerzeugnisse ohne Ausnahme aber gewaltig im Preise gesunken sind, und bei den Beamten wenigstens die Vertheuerung des einzigen Gutes, das im Preise steigt, der Wohnung, durch die Wohnungsentschädigung aufgehoben wird, so ist das Realeinkommen der genannten Classen in noch weit stärkerem Maße gestiegen, als das Nominaleinkommen anzeigt. So haben die Gütererzeugung und die Kaufkraft breiter Schichten einander gegenseitig gesteigert, und die steigende Kaufkraft macht die Entstehung und Verbreitung immer neuer Luxusindustrien möglich, so dass heute z. B. der kleine Schulknabe, Sohn unbemittelter Eltern, Visitenkarten führt, am Neujahr ein paar Dutzend Gratulationskarten verschickt, bei jedem Ausflug seinen Freunden Ansichtskarten schreibt und sich von Zeit zu Zeit photographieren lässt. Und in dünnen Canälchen verirrt sich ein Arm dieses Reichthumsstromes zu guterletzt auch bis in die unterste Schichte des Volkes, zu den eigentlichen Arbeitern, allerdings leider meistens nur in Gestalt von Kinkerlitzchen, nicht in Gestalt von gesunden Wohnungen, von Gärten, Ochsenbraten, Milch, Obst, guten Büchern und guter Musik. Schließlich ist sogar die Reclame für die Kinkerlitzchen ein eigenes Gewerbe geworden, dass mit Schwarz- und Buntdruck tausende von Menschen beschäftigt. Und bei diesem Gange der Dinge ist auch die sinkende Tendenz der Profitrate bis heute noch nicht entschieden zum Durchbruch gekommen; bis auf den heutigen Tag gibt es Unternehmungen, die über 10 Procent Dividende abwerfen, und hie und bringen es Unternehmer, die neue Erfindungen verwerten, einige Jahre hindurch auf 50 und mehr Procent.

Dieser den Marxischen Erwartungen entgegengesetzten volkswirtschaftlichen Entwickelung kommt nun noch die heutige politische Strömung zu Hilfe. Diese ist durch und durch cäsaristisch. Der Cäsarismus stellt sich ein, sobald die Staaten so groß und ihre Zustände so verwickelt werden, dass eine lebendige und wirksame Theilnahme des Volkes an der Regierung technisch unmöglich wird; der im Volke etwa noch vorhandenen Fähigkeit, zu verwalten und sich selbst zu regieren, bleiben dann zur Bethätigung nur noch die engeren Bereiche der Gemeinden, der Körperschaften und allenfalls der Provinzen übrig. Nur in dem einzigen England hat unter glücklichen Umständen, die darzulegen zu weit führen würde, der Parlamentarismus diese technischen Schwierigkeiten bis zu einem gewissen Grade zu überwinden vermocht.

Aber man schickt sich nicht etwa in den Cäsarismus als in eine harte und widerwärtige Nothwendigkeit, sondern man begeistert sich, man schwärmt für ihn. Rodbertus hat es vor 30 Jahren vorausgesehen, dass es unser Bürgerthum gerade so machen werde, wie zu Ciceros Zeit das römische, dass es seine politischen Rechte und die Freiheit preisgeben werde, um unter militärischem Schutz ungestört und ungefährdet erwerben und genießen zu können. Unnütz, das heutige Bürgerthum, das höhere wie das niedere, von dieser Seite schildern zu wollen, jedermann kennt es! Man hat erreicht, was man in Revolutionen und Verfassungskämpfen erstrebte, man hat die historischen Schranken niedergerissen, die dem Bereicherungsstreben im Wege standen, namentlich die Zunftschranken und die Bindung der ländlichen Bevölkerung an den Boden, man kann mit Geld Rittergüter und Menschen kaufen, man kann die Arbeitermassen nach Bedarf an sich ziehen und wieder abstoßen, man hat das Ohr des Monarchen und versteht dessen Räthe willig zu machen für alle der Bereicherung dienenden Pläne — was braucht man da noch neue politische Rechte! Gar Rechte für solche, die im Zustande der Knechtschaft zu erhalten Grundbedingung der Bereicherung ist! Für die Vorkämpfer der Freiheit unter den großen deutschen Dichtern und Philosophen hat man als für unreife kindische Schwärmer nur noch ein mitleidiges Lächeln. Daher die Begeisterung für den Gewaltmenschen Bismarck. Auch der Hass der Franzosen gegen ihn war nur verkappte Liebe: was hätten sie darum gegeben, ihn den ihrigen nennen zu dürfen! Für Kaiser Wilhelm II. schwärmen sie offenherzig: wie heiß wünschen sie sich einen solchen Kraftmenschen, um unter seinem Schutze vor jeder Gefahr eines Umsturzes sicher zu sein!*)

Nicht ganz und gar Materialist ist der Bourgeois, ein Stückchen Idealismus steckt auch in ihm noch, und auch dieses versteht der Cäsarismus zu befriedigen. Mit blutigem Hohn hat Byron geschildert, wie die Fürsten mit bunten Läppchen tausende von Gimpeln anlocken, die sich für sie todtschießen lassen, als einen Beweis für die Kraft des Idealismus hat es Carlyle gepriesen, dass der Soldat einem Fahnenfetzen sein Leben opfert; man mag die Sache mit Byrons oder mit Carlyles Augen ansehen, die Thatsache besteht: der Durchschnittsmensch strebt nach Orden, Titeln und Bändchen, fühlt sich beglückt durch den Anblick glänzender Uniformen und noch beglückter durch die Erlaubnis, eine solche zu tragen, und er huldigt dem Manne, von dem solcher Segen ausgeht; er bedarf eines Staatsoberhauptes, das Glanz verbreitet, wie das Herz der Köchin eines uniformierten Schatzes bedarf. Männer von antikem Geiste, wie Mommsen, der den Excellenztitel verschmäht, werden als Sonderlinge angestaunt und finden weder Verständnis noch Nachahmung. So sind die Monarchie und das Militär, wie schon die illustrierten Blätter, sogar die englischen, beweisen, überall in Europa durchaus populär, und selbst die vielbesprochenen Soldatenmisshandlungen thun der Popularität keinen Eintrag. Ueberdies sehen tausende von Handwerksgesellen und gewerblichen Arbeitern im Militär das Mittel, zu einem Amte und dadurch zu einem bequemeren und gesicherten Dasein zu gelangen.

So ist denn der Zusammenbruch des capitalistischen Systems, der dem Proletariat zur Herrschaft verhelfen sollte, in eine unabsehbare Ferne gerückt; an eine gewaltsame Erhebung aber kann es nicht denken, da die Personen, denen ein Umsturz Vortheil bringen könnte, noch lange nicht die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, und da sie mittellos, ohnmächtig und unwissend sind, während sich die größere Hälfte, die Classe der Besitzenden und Bepfründeten, im Besitze aller geistigen und materiellen Machtmittel befindet. Selbst in England, wo Polizei und Justiz nicht zur Unterdrückung der Arbeiterbewegung gemissbraucht werden, wo die Polizeibeamten gelassen zuhören, wenn sich die Verzweiflung auf öffentlichen Plätzen in wüsten anarchistischen Redensarten Luft macht, wo die Elenden nicht mit Säbel- und Gummischlauchhieben auseinandergetrieben werden, wenn sie in öffentlichen Aufzügen ihr Elend zeigen, wo nicht jeder unverkrüppelte Mann vom 20. bis zum 40. Jahre durch den Fahneneid und die militärische Disciplin an den Staat gebunden ist, selbst dort denkt kein Mensch an eine gewaltsame Erhebung, denn die Arbeiter wissen es: der Staat ist uns auch hier noch trotz der weit schwächeren und unvollkommneren Militärmacht überlegen, und wenn wir siegten, was würde es uns nützen? Der Verkehr würde stocken und wir würden erhungern. Auf dem Festlande aber, namentlich im Deutschen Reiche, muss die Socialdemokratie ihre Zugkraft verlieren, sobald ihre Aussichtslosigkeit den Arbeitern klar geworden ist. Das einzige, was ihr Reiz verleihen konnte, war die Aussicht auf Erfolg, auf den Himmel auf Erden; an sich kann ihre innere Oede, die Paul Göhre in seiner Polemik gegen mich richtig geschildert hat,*) nur abschrecken. Dieser Gang der Dinge wäre nun für die Verehrer des Capitalismus durchaus befriedigend, wenn die beschriebene Entwickelung nicht doch auch ihre sehr bedenklichen Schattenseiten hätte, welche ich in einem zweiten Artikel behandeln will.

Neisse. **Karl Jentsch.**

Sibirien.

Von **Ladislaus Studnicki** (London). **)

Lange Zeit hat Sibirien fast ausschließlich den Charakter einer Strafcolonie des europäischen Russlands getragen, ja es war sozusagen sein natürlicher, riesengroßer Kerker. Die unermesslichen Gebiete Sibiriens raubten wie Kerkermauern dem Verbannten jede Hoffnung und Möglichkeit, jemals das Vaterland wieder zu erreichen. Der Name Sibirien klang gräulich, denn er stand oft mit der Erinnerung an einen dort in die Ferne verbannten Vater oder Bruder in enger Verbindung. Sibirien lag abseits von der civilisierten Welt, war durch Tausende von Meilen von ihr getrennt und entbehrte jeglicher Communication mit Europa. Zwar wird seine Ostküste von den Wogen des Großen Oceans umspült, doch zog es, ähnlich wie das so lange unserer Cultur feindselige China und Japan, kaum einen Nutzen daraus. Nun ist aber Japan in die Reihe der europäischen Culturländer getreten: in jüngster Zeit übernahm es vom Westen Rechts- und Staatsformen, Industrie- und Schulwesen, Armee- und Marineeinrichtungen. Und so musste sich Asiens Riesenkoloss, China, im Kampfe mit dem dank den Elementen europäischer Cultur stark gewordenen Japan beugen. Das besiegte China kann nicht mehr das Land eines Jahrhunderte währenden Stillstandes bleiben; durch die ruinierten chinesischen Finanzen sah sich

---

*) Uns um die Monarchie an sich, abgesehen von der Person ihres gegenwärtigen Trägers, zu beneiden, und zwar gerade um unsere Monarchie, hätten sie allerdings alle Ursache: denn diese Monarchie mit ihrer tüchtigen, sich in festen traditionellen Bahnen bewegenden Dynastie und ihrer im ganzen ebenfalls tüchtigen Bureaukratie sichert uns wenigstens einen Vortheil: die besten Finanzen der Welt; für deren Mangel sollten die Franzosen wenigstens durch größere politische Freiheit entschädigt werden, aber um die ist es bekanntlich auch bei ihnen schlecht genug bestellt.

*) Es ist hier nicht meine Aufgabe, die Missverständnisse aufzuklären, auf denen Göhres Polemik in Nr. 171 der „Zeit" beruht.

**) Der Verfasser kennt dieses Land aus eigener Anschauung, da er sich wegen politischer Umtriebe Jahre lang unter den sibirischen Deportierten befand. D. Red.

dieser Staat gezwungen, Staatsschulden zu machen und eine Concession auf Eisenbahnbau zu ertheilen, was den chinesischen Handel fördern, die Naturalwirtschaft, die Grundlage des chinesischen Stillstandes, zugrunde richten und neue ökonomische, sociale und politische Verhältnisse im Osten schaffen wird.

Bevor noch in China die gesellschaftlich-ökonomische Umgestaltung sich vollzogen hatte, wurde China die Beute der europäischen Staaten. Jetzt kreuzen sich dort im fernen Osten die Interessen der europäischen Mächte. Das Interesse an den Reichthümern des von der Natur begünstigten, reich bevölkerten China, welches ein riesiges Absatzgebiet für die europäischen Waren bietet, ist schon jetzt in England, Russland, Frankreich und Deutschland viel lebhafter, als an denen des europäischen Ostens. Die Frage der Bevölkerung und der Entwicklung Sibiriens als Frage der Ueberlegenheit eines dieser Staaten wird jetzt zu einer sehr actuellen.

In nächster Zukunft wird ganz Sibirien von der längsten aller bisher auf der Erdkugel existierenden Eisenbahnlinien durchschnitten werden. Die künftigen Eisenbahnen des chinesischen Reiches werden sicher mit den sibirischen Strecken in Verbindung gesetzt werden: der nächste Weg von Peking nach Paris wird über Sibirien führen. Mit europäischen Eisenbahnen vereint, dürfte dann die sibirische die Küsten des Atlantischen Oceans mit denen des Großen verbinden und der Große Ocean dürfte in naher Zeit zu einem neuen Mittelländischen Meere werden, indem er geographisch zwar theilen, ökonomisch aber Asien mit Amerika in eine nur desto nähere Verbindung miteinander setzen würde.

Schon jetzt führt Sibirien an der Küste des Großen Oceans einen auswärtigen Handel. Die Goldgräber an den Ufern des Amur, die dortigen russischen Ansiedler gebrauchen amerikanische Maschinen und Geräthe; die Tschuktschen, ein im nordöstlichen Asien wohnendes Volk, das noch im Zustande der Barbarei begriffen ist, führen einen Tauschhandel mit Amerika.

Im Einfuhrhandel Sibiriens haben die Deutschen, dank der Thätigkeit ihrer Firmen von Nikolajewsk und Wladywostok, einen Vorrang vor anderen europäischen Nationen. England sendet Baumwoll- und Wollwaren, Eisen und Kupfer, Belgien seine Glasproducte, Frankreich Conserven und moderne Fabricate über den Großen Ocean an die Ostküsten Sibiriens. Die Wasserstraßen übermitteln billige Handwerksproducte, Tabak, Spiritus und Zucker von dem europäischen Russland an die Ostgrenzen Asiens.

Das ewig grüne Korea, reich an Naturproducten, arm wegen der Jahrhunderte langen Sclaverei seiner Bevölkerung, welche dadurch ihre ganze Energie eingebüßt hat, nimmt auch, wenngleich nur einen geringen Theil an dem Osthandel, indem es seine Ackerbau- und Viehzuchtsproducte veräußert. Große Theelieferungen gelangen aus China in die sibirischen Häfen.

Doch steht dem ostsibirischen Handel der Umstand im Wege, dass Sibirien keinen einzigen Hafen besitzt, der in der kalten Jahreszeit nicht starr frieren würde. Die Mündung des Amur wird erst spät, und zwar anfang Juni, schiffbar, daher ist für jenes Land der bequemste Hafen Wladywostok.

Für Sibiriens ökonomische Entwicklung haben nicht seine östlichen Häfen und die Verkehrslinien des Großen Oceans die dominierende Bedeutung, vielmehr aber der Verkehr auf dem Eismeer und der Handel mit Europa an den Mündungen der Lena, des Jenissej und des Irtysch.

Allgemein herrschte die Meinung, dass Frost und Eis eine unüberwindliche Schwierigkeit bieten für die Schiffahrt auf dem Eismeere, dass also die Mündungen der wichtigsten Ströme Sibiriens, des Ob mit dem Irtysch, des Jenissej, der Lena mit der Angara, welche das Land vom Süden zum Norden durchfließen, demselben keinen Vortheil bringen. Doch ist der mächtige menschliche Geist imstande, die ernsten Schwierigkeiten des Nordens zu überwinden. Holländer und Engländer benutzten die Monate des Sommers, während welcher Sibiriens Küste frei vom Eis ist, schon im siebzehnten Jahrhundert dazu, um sie zu Handelszwecken zu besuchen; sie besuchten auch Turchansk, den nördlichen Theil des Jenissejer Gouvernements. In Turchansk sind noch Glocken mit holländischen Inschriften erhalten, ähnlich den Schiffsglocken. Später, zur Zeit der Kaiserin Anna, Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, hat die russische Regierung Expeditionen nach Sibirien über das Eismeer versucht, die jedoch wegen verschiedener zufälliger Ursachen missglückten.

Bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts herrscht in der Wissenschaft die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit eines Verkehrs auf dem Eismeer. Ein riesiger Aufwand von Geld und Geist seitens des russischen Kaufmanns Sidorow war nothwendig, um durch Thatsachen die herrschenden Ansichten über die Schiffahrt an der Nordküste Sibiriens zu widerlegen. Auf Sidorows Veranlassung wurde 1862 von Krusenstern eine Expedition nach dem Osten unternommen, die zwar auch missglückte, doch den Beweis geliefert hat, dass das Karische Meer von Eis frei sei. In den Sechzigerjahren setzte Sidorow in ausländischen Zeitschriften für Geographie einen Preis von 200 Pfund Sterling für denjenigen aus, der über das Eismeer bis an die Grenze Sibiriens dringen würde. Den Preis gewann Wiggins mit seiner Expedition auf dem Schiffe „Dijons“. 1877 kam Sidorows Schiff „Utrennaja zorja“ (Morgenröthe), das bei Jenissej die Anker gelichtet hat, nach Petersburg. In demselben Jahre überschritt Trapesnikows Dampfschiff „Luise“ die Karische Meerenge und drang durch den Irtysch bis nach Tobolsk; auf der Rückkehr aber scheiterte „Luise“ und gieng zugrunde.

Es folgten mehrere Jahre eines scheinbaren Stillstandes in der Entwickelung der nordsibirischen Schiffahrtsfrage. Doch schon 1887 wird in New Castle eine Industrie- und Handelsgesellschaft gebildet, die sich zur Aufgabe machte, mit Sibirien einen Handel in den Nordhäfen zu führen. Diese Gesellschaft sandte durch die Mündung des Jenissej eine Menge Luxussachen, elektrische Maschinen, die da kaum eine Anwendung finden, und Flitter, das unter wilden Menschen leicht Liebhaber findet, ohne jedoch die vielersehnten englischen Stoffe zu bringen, weshalb sich Sibirien mit den schlechten abgelegenen russischen Stoffen oder mit den Trödelproducten der jüdischen Fabriken in Lodz begnügt. Kurz, die Engländer zeigten ihre vollständige Unkenntnis der Bedürfnisse des sibirischen Marktes: sie machten also, wie leicht vorauszusehen war, in finanzieller Hinsicht ein Fiasko. Die New Castler Gesellschaft hat bald ihre Geschäfte liquidiert. Trotzdem verloren die Engländer nicht die Lust, über das Eismeer einen Handel mit Sibirien zu führen, und hörten nicht auf, die Mündung des Jenissej zu besuchen. Nach den Berichten des in Krasnojarsk herausgegebenen Blattes „Jenissej“ erwarteten sie im Herbst 1897 den Capitän Wiggins, der mit einer Flotte von sechs Dampfern nach Glasgow aufbrach; zwei Schiffe im Umfange von je 1000 Tonnen kehren, nachdem sie in Jenissejsk sich ihrer Ladung entledigt haben, nach England zurück — die vier übrigen sind zum Cursieren in den sibirischen Flüssen bestimmt.

Von 1881 bis 1884 wurden 27 Nordexpeditionen unternommen, wovon 12 von Erfolg gekrönt waren, 15 missglückten. In den Jahren 1885 und 1886 sind keine Expeditionen gemacht worden. Im Jahre 1887 beginnt eine neue Epoche. Englische Capitalisten nehmen theil an den Unternehmungen. Alle 17 Expeditionen der Epoche 1887 bis 1895 gelangten an die Küste Sibiriens.

Die Zeitung „Sibir“ sagt in Nummer 4 vom Jahre 1897 folgendes darüber: „Im Gegensatz zu unseren sind die fremden Capitalisten immer bis an die Mündung Jenissejs gedrungen: sie haben nochmals bewiesen, dass eine Schiffahrt auf dem Karischen Meere vollkommen möglich ist. Wenn nicht alle Unternehmungen dieser Epoche einen allseitigen Erfolg gehabt haben, so liegt die Ursache dieser Thatsache in der Unpünktlichkeit und dem Culturmangel Russlands. 1887 konnte „Labrador“ die Ankunft des russischen Dampfschiffes nicht abwarten und kehrte zurück: 1889 wollte sich ein russisches Dampfschiff nicht entschließen, bis nach Salericho zu dringen: 1893 gieng ein Theil des Gebrachten beim Ueberladen zugrunde, weil die russischen Boote sich als zu schwach befestigt und nicht genug nahe herangerückt erwiesen.“

Die russische Regierung hat die Bedeutung des Nordverkehres anerkannt, und das Marineministerium veranlasste 1895 eine Expedition behufs Erforschung der Mittel eines Verkehres im Norden Sibiriens. Dieselbe langte 1895 glücklich in Jenissejsk an und gieng von dort auf dem Wege durch den Ob und den Irtysch nach Tobolsk; nachdem sie in dieser Stadt den Winter 1895/96 zubrachte, machte sie sich Ende Juni oder anfangs Juli auf den Weg nach Archangielsk, wo sie den Winter 1896 zubrachte.

Die Frage des Nordverkehres hat für Sibirien eine riesige Bedeutung, da die Entwickelung desselben die Möglichkeit, die Ackerbauproducte an den europäischen Märkten zu verkaufen, fördern wird. Heute unterliegt die Möglichkeit dieses Verkehres keinem Zweifel mehr: was den unvollkommenen Fahrzeugen des achtzehnten Jahrhunderts unmöglich war, kann den modernen Dampfschiffen keine großen Schwierigkeiten bieten. Die Erforschung der meteorologischen Verhältnisse an der Küste Sibiriens und der Windrichtungen auf dem Karischen Meere wird die Schiffahrt im Norden vielfach erleichtern.

Die Nordseefahrt wird jetzt erschwert: 1. dadurch, dass noch keine zureichenden Karten vorliegen (Fehler bis zu 30 Meilen); 2. dass man an der einförmigen Küste Jalmans und der Weißen Insel keine Orientierungszeichen angebracht hat; 3. dass es keine Rettungscolonien mit Beheizungs-, Lebens- und Kleidungsmitteln gibt; dass keine Telegraphenverbindung zwischen Archangielsk und Schar Jugorski und zwischen Jenissejsk und der Mündung des Jenissej existiert, wodurch die Möglichkeit da wäre, Nachrichten über den Eisstand auf dem Karischen Meere zu erlangen.

Es darf aber nicht vergessen werden, dass die Kosten einer Nordseefahrt immer noch groß genug sein werden, dass also Sibirien in Bezug auf den auswärtigen Handel mit seinen Ackerbauproducten augenscheinlich eine ärgere Lage hat, als das europäische Russland.

Die Thatsache aber, dass der Verkauf der sibirischen Ackerbauproducte als möglich erscheint, dürfte auch schon Verwunderung erregen, da doch Sibirien bis in die jüngste Zeit als das Land des Eises, des Schnees und des Frostes berüchtigt war. Unbedingt ist das Klima Sibiriens sehr rauh, und diese Rauheit ist kein fördernder Umstand, sondern wird lange noch den Fortschritt in den nördlichen Landstrichen hemmen. Schon um den 60. Grad nördlicher Breite ist Sibirien der Cultur

eines modernen Russen kaum zugänglich und wird noch viele Jahre nur schwach bevölkert bleiben. Das dürfen wir aber nicht vergessen, dass mit dem Fortschritt der Cultur, mit dem Wachsen der Macht des Menschen über die Natur jedes Klima ihm zugänglich wird. Der Urmensch musste sich den äußeren Verhältnissen anpassen, der mächtige Culturmensch passt sich die äußeren Verhältnisse an. Unsere Civilisation rückte nach dem Norden vor, ihre Hauptstätte sind Länder geworden, von denen der alte Grieche glaubte, sie seien wegen der Rauheit des Klimas für ewig das Vaterland der Barberei. Wir dürfen dem alten Fehler nicht huldigen, wir dürfen nicht glauben, nur in unserem Klima sei ein Fortschritt möglich.

Die raschen technischen Errungenschaften öffnen uns neue Aussichten und nöthigen uns den Glauben auf, dass wir einst solche Culturmittel erlangen, mit welchen wir alle feindseligen Bedingungen des Landes der Fröste überwinden werden — und wie die älteste Civilisation an dem Wendekreis erstanden ist, so wird sich die späteste an dem Polarkreise entwickeln. Doch da wir zeitgenössische Fragen erörtern, dürfen wir nur die Culturkräfte unserer Zeit in Betracht ziehen und darauf achten, was jetzt möglich und geschichtlich nothwendig erscheint. Wir können uns nicht mit fernen Aussichten auf eine Zukunft abgeben, wo unter einer Glasdecke, bei elektrischer Beheizung im hohen Norden Wein gedeihen wird. Beachten wir aber den jetzigen Culturzustand Sibiriens, denken wir daran, dass die nördliche Lage dieses Landes wegen der von dort zur übrigen Culturwelt führenden Wasserstraße von ernster Bedeutung ist.

Die Frau des zwanzigsten Jahrhunderts.

Die Sturm- und Drangperiode der Frauen und die damit zusammenhängende sociale und psychologische Neubildung dürfte sich wohl weit in das zwanzigste Jahrhundert erstrecken. Diese von Conflicten erfüllte Periode hört erst dann auf, wenn die Frau innerhalb wie außerhalb der Ehe volle gesetzliche Gleichstellung mit dem Manne erlangt hat, wenn eine solche Ausbildung der Gesellschaft eingetreten ist, dass die jetzige Concurrenz zwischen den Geschlechtern in einer für Beide glücklichen Weise beendigt erscheint und wenn sowohl die Erwerbsthätigkeit, wie die häusliche Arbeit solche Formen erhalten hat, dass sie die Frau weniger hart bedrücken als jetzt.

Erst gegen den Schluss des zwanzigsten Jahrhunderts dürfte so der Frauentypus des 19. Jahrhunderts seine Culmination erreicht haben und ein neuer Frauentypus hervorzutreten beginnen.

Mein ideales Bild der Frau der nächsten Jahrhundertwende ist, dass sie ein Wesen tiefer Gegensätze sein wird, die Harmonie erreicht haben; dass sie sich als eine große Mannigfaltigkeit und eine fest geschlossene Einheit darstellt: ein durchgebildetes Culturgeschöpf und eine ursprüngliche Natur; eine stark ausgeprägte, menschliche Individualität und eine volle Offenbarung des tiefst Weiblichen. Diese Frau wird den Ernst einer wissenschaftlichen Arbeit, eines strengen Wahrheitssuchens, des freien Denkens, des künstlerischen Schaffens verstehen. Sie wird die Nothwendigkeit der Gesetze der Natur und des Verlaufs der Entwickelung begreifen; sie wird Solidaritätsgefühl und Gesellschaftsinteressen besitzen. Weil sie mehr weiß und klarer denkt als die Frau der Gegenwart, ist sie auch gerechter; weil sie stärker ist, ist sie besser; weil weiser, auch milder. Sie kann im großen sehen und sie kann im Zusammenhang sehen; dabei verliert sie gewisse Vorurtheile, die noch Tugenden genannt werden. Sie verbleibt stets diejenige, die die Sitte modelt. Aber sie sucht dabei ihre Stütze nicht in der socialen Convention, sondern in den Gesetzen ihres eigenen Wesens. Sie hat den Muth, eigene Gedanken zu denken und die neuen Gedanken ihrer Zeit zu prüfen. Sie wagt Gefühle zu empfinden und zu bekennen, die sie jetzt unterdrückt und verhehlt. Ihre volle Bewegungsfreiheit und allseitige persönliche Entwickelung ermöglichen kühne Lebensversuche, ein energisches Streben nach einem Dasein, das mit ihrem eigenen Ich auf gleicher Stufe steht; und ein solches Dasein wird sie auch mit sichererem Instinct als jetzt zu finden wissen. Sie versteht es, intensiver zu arbeiten, intensiver zu ruhen und sich intensiver aller naheliegenden, einfachen Freudequellen zu freuen, als die Frau der Gegenwart es vermag. So wird das Lebensgefühl des neuen Weibes steigen, ihre Erfahrung sich vertiefen, ihr Seelenleben, ihre Schönheitsforderungen, ihre Sinne sich entwickeln und verfeinern. Sie ist sehr sensitiv, sehr rasch vibrierend, und sie wird darum viel mehr genießen und auch viel mehr leiden können, als die Menschen der Gegenwart es vermögen.

Durch all dies wird die Frau des zwanzigsten Jahrhunderts dem Gesellschaftsleben und der Kunst, der Wissenschaft und der Literatur neue Werte geben. Aber ihre größte culturelle Bedeutung bleibt doch die, durch das Räthselvolle und Naturgebundene, das Ahnungsreiche und Impulsive in ihrem eigenen Wesen die Menschheit vor den Gefahren der Uebercultur zu schützen. Durch Wissen wird sie das Unwissbare, durch Logik das Gefühl, durch die Realität die Möglichkeiten und durch Analyse die Intuition fruchtbar machen. Das Wachsthum der Seele wird die Frau vor allem fördern, indes der Mann das der Intelligenz; sie soll das Gebiet der Ahnung erweitern, er das der Vernunft; sie die Liebe verwirklichen, er die Gerechtigkeit; sie siegt durch den Uebermuth, er durch den Muth.

Die Frau des zwanzigsten Jahrhunderts wird nicht nur viel gelernt, sie wird auch viel vergessen haben, besonders von den sowohl femininen, wie antifemininen Thorheiten der Gegenwart.

Sie wird mit ihrem ganzen Wesen das Glück der Liebe wollen. Sie ist keusch, nicht aus Kälte, sondern aus Leidenschaft. Sie ist vornehm, nicht weil sie bleichsüchtig, sondern weil sie vollblütig ist. Sie ist sinnlich, weil sie seelenvoll und wahr, weil sie stolz ist. Sie fordert eine große Liebe, weil sie selbst mit noch größerer zu lieben vermag. Das erotische Problem wird durch ihren verfeinerten Idealismus sehr zusammengesetzt und oft unlösbar. Dafür ist das Glück, das sie schenken und empfinden wird, reicher, tiefer und dauernder als irgend etwas, das bis nun Glück genannt ward. Viele Züge, die der heutigen Gattin und Mutter eigen sind, werden wahrscheinlich der Frau des zwanzigsten Jahrhunderts fehlen. Diese wird stets Geliebte verbleiben, und nur so wird sie Mutter werden. Der schweren und schönen Kunst, Geliebte und Mutter zugleich zu sein, wird sie ihre vornehmsten und stärksten Kräfte widmen: ihr religiöser Cult wird sein, des Lebens Seligkeit zu schaffen. Weil sie die psychischen und physischen Voraussetzungen für Gesundheit und Schönheit kennt und würdigt, wird sie mit klarem Blick und tieferem Verantwortlichkeitsgefühl als jetzt den Vater ihrer Kinder wählen; sie wird gesunde und schöne Menschen gebären und erziehen, und sie wird selbst größeren Reiz und längere Jugend besitzen, als die Frauen der Gegenwart. Sie wird ihr ganzes Leben gefallen, weil sie immer das Dasein verschönern wird. Aber sie wird nur dadurch gefallen, dass sie in jedem Alter ganz sie selbst ist: und ihre unvergängliche Jugend, ihre höchste Schönheit offenbart sie einzig und allein dem, den sie liebt. Sie weiß, dass der seelische Zauber der tiefste ist, und aus ihres Wesens Fülle schöpft sie die ewige Erneuerung dieses Zaubers, stets unerwartete und in Unendlichkeit nuancierte Aeußerungen ihrer individuellen Grazie. Durch ihre bloße Gegenwart hebt sie den Zwang der Form und der Gewohnheit auf und schafft wechselnde, durch ihre eigene Vornehmheit geadelte Formen des Zusammenlebens in der Familie, der Oeffentlichkeit und der Gesellschaft. Sie wird wahrscheinlich weniger sprechen als die Frau der Gegenwart, aber ihr Schweigen und ihr Lächeln sind beredter. Sie theilt sich immer unmittelbar und immer maßvoll mit: differenziert und unveränderlich, spontan und auserlesen. Ihr Wesen strömt sprudelnd frei und frisch hervor, wie der Schwall des Gießbaches, aber gleich diesem von einem festen, inneren Rhythmus gebunden. Wie weit sie sich auch gehen lässt — im Taumel der Freude, in der Raserei der Zärtlichkeit, im Rausch des Glückes oder in der Leidenschaft des Schmerzes — so verliert sie doch niemals sich selbst. Sie ist eine Vielheit der Frauen und doch immer Eine, mag sie spielen oder lächeln, oder leiden und doch lächeln; mag sie in Gesundheit strahlen oder aus tödtlichen Wunden verbluten, mag Ruhe oder Nervenspannung, Jubel oder Thränen, Sonne oder Nacht, Kühlung oder Glut sie erfüllen und von ihr ausstrahlen.

Das Weib des zwanzigsten Jahrhunderts ist schon da, in den Träumen des Mannes vom Weibe, und das Weib formt sich nach den Träumen des Mannes. Das moderne Frauenideal des Mannes ist nicht die mannähnliche Frau, sondern die allseitig entwickelte Offenbarung des Ewig-Weiblichen. Dieser neue Frauentypus hat schon hie und da hervorgeschimmert, nicht nur in unserer Zeit, sondern in vergangenen Jahrhunderten. Im Mittelalter schrieb sie Héloïsens Briefe; in der Renaissance malte Leonardo sie als Mona Lisa, und im 18. Jahrhundert hielt sie als Mlle. Lespinasse Salon. In unserem Jahrhundert hat sie als Elisabeth Browning Liebeslieder gedichtet; sie trat als Eleonore Duse auf die Bühne — und wie in einem Edelstein ist ihr Wesen durch das Dichterwort charakterisiert, mit dem Rahels Persönlichkeit zusammengefasst ward: Still und bewegt.

Stockholm. Ellen Key.

Neue Lyrik.

Von **Johannes Schlaf** (Magdeburg).

Wieder mal einer, um den unsere Kritik herumgeht, oder der sie aus dem Concept bringt, wenn sie nicht nachgerade etwa den Index prohibitorum Klinger, Munch, Munthe, Przybyszewski für ihn parat hat: Alfred Mombert.

Zwar mit „Tag und Nacht“ könnte sie vielleicht noch eben zu Rande kommen, aber mit dem „Glühenden“ und der „Schöpfung“ fangen die böhmischen Dörfer ganz und gar an.

Und freilich: wenn man so zum erstenmal an ihn herantritt, hat er ja in nur zu hohem Maße das Widerborstige derer, mit denen man ringen muss, wenn sie sich einem erschließen sollen. Er verwirrt, macht verdrießlich, stößt ab, beängstigt, ja bietet wohl auch Ursache zum Lachen, weil er so hin und wieder seine Schrullen hat. Aber es ist die Kraft vorhanden, die immer wieder reizt, dass man sich mit ihm abbalgt. Und er hat so wundersam bestrickende

Reichthümer! Man findet bei ihm so recht die Wunder, Schauer und Schönheiten des „tiefen Grundes", von dessen süßen Gefahren Eichendorff so oft singt. Und vor allem den Muth, den starken Erkenntnisdrang, die kühne, sehnende Verwegenheit, die Faust zu den Müttern trieb. — So zieht es einen wieder und wieder zu ihm hin, dass man sich mit ihm abfinde. Und wenn man nun an das Volkslied denkt, sich vielleicht auch die Art Ossians vergegenwärtigt, sich der Koran-Sure und der Apokalypse erinnert, so hat man ja wohl auch fürs erste einen Schlüssel zu seiner Art. Nun und dann — Nietzsche. Und etwa dieser und jener der neuen Franzosen und Belgier: Maeterlink, Giraud u. a. . . .

Aber alles, was die neue symbolistische Lyrik von Verlaine an bis hierher, namentlich bei den Franzosen, gewagt hat, das findet doch jetzt durch diesen Deutschen erst seinen kühnsten, persönlichsten, frömmsten, entschiedensten, man möchte sagen seinen unvergleichlichen Ausdruck.

*

Es ist nicht zu viel gesagt: noch nie bisher hat sich einer der neueren Lyriker mit gleicher Entschlossenheit, mit gleicher dämonischer Kühnheit in das verfängliche Zaubergebiet der unteren und heimlichsten Seelengründe hinabgewagt wie Mombert. Und immer kühner ist er geworden und immer verwegener. Man möchte schon „Halt!" rufen.

Gleich das erste Gedicht seiner ersten Sammlung „Tag und Nacht" (Heidelberg, J. Hörning, 1894) schildert den Aufzug eines Kinderfestes an einem sonnenhellen Tag. Aber man kann eigentlich nicht sagen, dass es so recht eine Beschreibung, Schilderung, Erzählung sei: es ist Stimmung. Und auch in dieser Beziehung weicht es von dem bisher Gewohnten ab. Es ist wie das klare, müde, ein wenig unheimliche Anschauen einer Hallucination, die außerordentlich plastisch ist, aber doch sich in jedem Augenblick ins Ungewisse, Nebelhafte, Schemenhafte hinüberspielen kann. Und dabei ist man gleich in dem gedämpften müden Ton der neueren französischen Decadence mit seinen leisen blassen Farben, seinen zarten Tönungen, seinem Mangel an jedem Pathos, das für die müden reizbaren Nerven barbarische Rohheit sein würde. Es fehlt die Wärme, das Impulsive, das Blut, der Affect. Es ist nur Afficirung der Nerven.

Und wenn man sich nun in die Sammlung hineinliest, so findet man, dass diese Art die vorwiegende ist. Hin und wieder ist es natürlich nicht ausgeschlossen, dass dieser Nervenaffect eine gewisse Hitze erreicht, wie denn Mombert sehr häufig Fieberzustände und mit vollendeter Kunst darstellt.

Hier wäre nun wieder einmal die schönste Gelegenheit, mit Anwendung des berühmten Terms „pathologisch" den ganzen Mombert beiseit zu thun. Und freilich hat denn auch gerade diese müde, hallucinatorische Art viel Peinigendes und Unerquickliches und legt sich einem arg auf die Nerven. Es ist so recht die Stimmung des „précocement gâté" in dem Buch, von dem Bourget bei Gelegenheit spricht.

Aber andererseits: wem würde die liebe „Deutlichkeit der Dinge", ohne dass man ihn deshalb gerade krank nennen dürfte, nicht schon bei Gelegenheit einmal so recht herzhaft problematisch vorkommen?

Walt Whitman, dem man das Prädicat der „Gesundheit" sicher nicht gut wird absprechen können, spricht von „der schrecklichen Ungewissheit der Erscheinungen". Und Tieck sagt einmal: „Oft bin ich ganz verwirrt; die Menschen um mich herum verblassen zu Schattenbildern, die wie wertlose Puppen auf und abtaumeln". Ich denke weiter an ein paar schöne Verse, die mir Richard Dehmel bei Gelegenheit in eines seiner Gedichtbücher geschrieben:

„Bin Mensch, All, nichts,
Ein Spiel des Lichts".

Man erinnere sich des weiteren an hundert und andere hundert Stellen bei Shakespeare, Dante u. a. und finde, wenn diese geheimnisvolle Macht unserer Untergrundstimmungen die „gemeine Deutlichkeit der Dinge" vor unseren leiblichen Augen oft auf das verwunderlichste wandelt, diese neue sensiblere Art, wie wir sie nun auch in einer besonderen und persönlichsten Weise bei Mombert finden, nicht allzu befremdlich und bedenklich. — Krankheit, krankhafte Zustände bis zur Manie hinauf wurden zu allen Zeiten geschildert; es war dies ein gutes Recht des Künstlers und Dichters: es ist es auch heute noch; nur mag es uns freilich noch ungewohnt sein, sie, man möchte sagen, auf eine identische Weise gegeben zu sehn. Aber man ziehe in Betracht, dass gerade diese Art die Ausdrucksmittel der Künste in hundertfacher, ungeahnter Weise bereichert und erweitert und dass, was heute freilich oft genug noch krankhafte Nervenaffection ist, morgen eine erhöhte, verfeinerte Sensibilität, differenzierteres, verfeinertes Lebensgefühl, verfeinerte Genussfähigkeit sein wird. Mag deshalb immerhin bei Mombert und seinesgleichen diese verfeinerte Sensibilität noch peinigen und erschrecken, mag sie noch nicht völlig „zur anderen Natur" geworden sein: wir müssen Mombert, und alle die ihm gleichen, als Pionniere einer neuen Kunst ansprechen, Pionniere auf einer terra incognita, die noch sehr jungfräuliches Gebiet ist. Mag sich das in der That vielfach Pathologische solcher Dichtungen auch in ihrem Charakter der Einsamkeitspoesie erkennen lassen, auch in dem gerade gegenwärtig einem so häufig begegnenden Mangel an einer gesund sinnlichen Erotik: wir gewahren dennoch vielleicht die im Entstehen begriffene neue, verfeinerte Sinnlichkeit gewissermaßen eines neuen Mannes und eines neuen Weibes. Wird sie, wie ich schon sagte, „zur anderen Natur" geworden sein, so wird sie auch, was ja stets in Poesie und Kunst als ein besonderes Kennzeichen der „Gesundheit" galt, ein neues Hohelied der Liebe und des thätigen Lebens singen . . . Das muss, wenn sich einem angesichts dieser Mombert'schen Poesie Worte wie „Pathologie" einstellen wollen, alles bedacht sein . . .

*

Uebrigens steht es noch nicht einmal so gar schlimm damit. Denn bereits in dieser ersten Sammlung finden sich auch andere „gesündere" und kräftigere Töne. Wärme, Pathos bricht hervor, Impuls des ganzen Wesens, unabhängig von bloßer Erregtheit der Nerven, Anzeichen bereits einen neuen Sensibilität. Sie künden sich an in einem Sentiment, bei dem das Herz den Nerven gerechter wird, bei dem dem Nervenaffect die ganze Psychophysis gewachsen ist. Leise, warm, träumerisch, versonnen, etwa bei Gelegenheit einer Erinerung. Dann aber auch in vollen Tönen, die wie ein neues, besonderes Pathos anmuthen . . .

*

Was dann diesen Dichtungen meist einen ganz eigenartigen Reiz verleiht, das ist die liebe, alt vertraute Sprunghaftigkeit, der schlichte, herbe Ton des Volksliedes, den Mombert in unvergleichlich bestrickender Weise zu treffen weiß: wenn schon in den drei Sammlungen vielleicht höchstens zehn Gedichte sind, die ihn in seiner ganzen Reinheit aufweisen. Aber diese zehn sind ersten Ranges.

Sicher war ihm eine innerste Sympathie für das Volkslied überhaupt für die Ausbildung seiner Form bedeutsam.

Aber Form! Jedem, der mit diesem Begriff etwas Conventionelles verbindet, werden die Haare zu Berge stehen, wenn man angesichts Momberts von Form redet. Aber Individualität ist bereits Form. Und Mombert ist eine starke und ausgeprägte. Allerdings eine, die wohl noch nicht durchaus in sich geschlossen ist. So auch seine Form. Aber sie weist alle Merkmale einer ihrer Reife und Vollendung zustrebenden Neuart auf.

Wie bei Richard Dehmel können wir auch bei Mombert, der Dehmel ja in mehr als einer Hinsicht so nahe steht, eine Auflösung oder vielmehr eine Umbildung der alten Vers- und Reimform wahrnehmen. Die alten festen Schemata und Muster werden zerbrochen, schieben sich in freier und zwangloser Weise durcheinander, sind in einem steten Fluten und Wandeln. Und dennoch ist in alledem keine Willkür. Der ganze Process vollzieht sich vielmehr nach einem festen Gesetz. Es handelt sich nämlich bei dieser Revolution der lyrischen Form vor allem darum, mit intimster Treue die Stimmung und ihren natürlichen Rhythmus zu geben, diesen freien natürlichen Rhythmus, der, ich möchte sagen, der Rhythmus der gesteigerten Nervenvibrationen, des durch den Affect beschleunigten Blutumlaufes ist: diesen flüssigen, sensiblen Rhythmus, dessen Tenor jeden Augenblick durch einen anderen associativ eintretenden Affect verwandelt, von ihm abgelöst werden kann. Es ist ein bunter, farbiger Wechsel der Nuancen, der Stimmungen und infolgedessen eine fröhliche Bewegtheit von Versmaß und Reim, wie sie bisher geradezu unerhört war.

Alle bisher conventionell erstarrte Form, wie sie das lyrische Epigonenthum nach Goethe so sauber und mit so feiner Mühe herausgearbeitet, löst sich in freiem Rhythmus auf, und was früher freies Metrum genannt wurde und als solches in architektonischer Starrheit immer wieder Anwendung fand, gewinnt hier erst recht eine farbige wechselvolle Freiheit.

Für hundert Beispiele eines, das meinetwegen noch nicht einmal das allerbeste sein mag.

„Tag und Nacht", Seite 32: „Nächte":

„Ich bin erschrocken
In deinen Armen erwacht,
Du glättest mir lachend die Locken:
Das war eine stürmische Nacht.

War eine von jenen Nächten,
An die man sich rasend klammert,
So oft der Leichenkarren
Durch die Gassen rumpelt."

Die beiden letzten Verse. Die Lebhaftigkeit der Vorstellung, ihre hallucinatorische Deutlichkeit wird übermächtig über den Reim. Er wird aufgegeben. Das Wort „. . . karren" und „rumpelt" ist seiner phonetischen Kraft, seines phonetischen Wertes halber wichtiger als die Festhaltung der weiblich-männlichen Reimfolge der ersten Strophe, so „correct" diese auch im übrigen sein würde. Aber man wird einen solchen neuen und eigenartigen ästhetischen Genuss nicht geringer anschlagen, als etwa den fortwährenden Wechsel der Tonarten in der Melodie des Schifferliedes zu Anfang von Wagners „Tristan und Isolde". Wie denn überhaupt uns diese freiere

und nuanciertere Form in der neuen Musik bereits durchaus geläufig ist.

*

Durch alle diese eben angedeuteten Momente wird nun aber auch ein neues Pathos bedingt, und bereits in seiner ersten Sammlung erhebt sich Mombert, wie bereits erwähnt, über den müden, anämischen Decadence-Charakter Verlainischer Art, wie er im übrigen hier noch so sehr vorwiegt. Wie sich denn das Pathos bei uns Deutschen ja wohl überhaupt auf die Dauer nicht wird unterdrücken lassen. Wir haben einmal einen unüberwindlichen Hang zum Getragenen, zur gehobenen Redeweise; auch die Frömmigkeit unseres Nationalcharakters, das Merkmal unserer Rasse, macht sich hier wieder mit all seiner Naturnothwendigkeit geltend. Den Franzosen wird das Pathos immer wieder leicht in Rhetorik umschlagen. Wenn sie sie aber neuerdings aufgegeben haben und Verlaine das neue Losungswort für die neue Lyrik etwa folgendermaßen ausgibt:

„Car nous voulons la Nuance encor',
Pas la Couleur, rien que la nuance!
Oh! La nuance seule fiance
Le rêve au rêve et la flûte au cor!"

so wird uns das, so sehr wir in letzter Zeit auch in dieser Beziehung wieder mal an die Franzosen uns angelehnt haben, auf die Dauer nicht gemäß sein, uns, denen es immer wieder darauf ankommen wird, sich eines mächtig drängenden neuen Inhaltes zu entledigen ...

Freilich, so weit etwa die Sprache von Nietzsches „Zarathustra" von allem entfernt ist, was man im herkömmlichen Sinne mit Pathos bezeichnete, so weit ist es auch das Pathos Momberts, wie es sich in seinem „Glühenden" immer siegreicher durchringt, um in seiner neuesten Sammlung „Schöpfung" zur Alleinherrschaft zu gelangen.

Nietzsche würde sich sicher ebensowenig gern einen Pathetiker nennen lassen, als einen Transcendentalisten. Wenn man allerlei Alterthum von diesen beiden Begriffen nicht zu scheiden vermag, sind ihm gegenüber diese Bezeichnungen auch nicht am Platze. Und dennoch kann man die Sprache Nietzsches als ein neues Pathos bezeichnen, wie sich anderseits seine Philosophie durch ihren umfassenderen Charakter gegen den empirischen, den ebenso nüchternen wie prätentiösen Thatsachencharakter des Materialismus in schroffer Weise abhebt und seine Wirklichkeitsfreude gar tiefe dunkle Augen hat.

So auch die Sprache Momberts, der ja überdies ganz augenscheinlich und offenbar von Nietzsche so unendlich viel profitiert hat ...

Pathos! Unwillkürlich nöthigen sich einem Begriffe wie Tropus, Metapher und sonstige Bezeichnungen schmuckeserhöhter Rede auf, ein ganzer Appendix rhetorischer Termen. Hundert Conventionalismen stellen sich ein; der ganze so sauber herausgearbeitete epigonale Formenkram der letzten lyrischen Jahrzehnte schiebt sich einem in das Gesichtsfeld. Von alledem werden wir angesichts dieser Neuart absehen müssen. Aber man hört die Athemeintheilung eines Siegenden, man spürt das Gedränge eines inneren Reichthums von Gedanken, Wahrnehmungen und Empfindungen, das Pathos der Natur, die gefühlten Propositionen ihrer Breiten, Höhen und Tiefen, ihrer Farben und Laute. Einen so schlichten, oft geradezu nüchternen Ausdruck diese Sprache auch zeigt: es reflectiert sich alles so treu als intimste Nervenvibration und Blutwallung, mit den lauschenden Pausen des Aufnehmens, mit Ekstasen, der drückenden mächtigen Fülle sich einstellender Associationen ...

*

Natürlich ist der Dichter hier aber in einem tieferen und mystischen Sinne Dichter, etwa wie das Volkslied, oder die Poesie der hebraeischen Propheten. Und wie Przybyszewski bei Gelegenheit sehr schön von Mombert sagt: „In seiner Seele wachsen die Eindrücke gar nicht aus, d. h. sie verbinden sich nicht mit „logisch" verwandten Eindrücken, sie steigen zusammenhanglos auf, die heterogensten Empfindungen, die seltsamsten Bilder reihen sich unmittelbar aneinander, und man muss schon selbst ein Dichter sein, um in diesen visionär auftauchenden Bildern den inneren seelischen Zusammenhang herzustellen." — „Diese logische »Incohérence«, die aber der innerste Zusammenhang ist, der Zusammenhang „an sich", das ist die seelische Thatsache — die einzig wirkliche Thatsache. Die logische Association ist zufällig, sie hätte sich auch noch tausendmal anders vollziehen können, aber das einzig Unveränderliche, das Absolute, das ist die Association, die sich tief innen im Unterbewussten vollzieht, die Association der Gefühlswerte."

So ist Mombert mystisch, dunkel, pythisch, aber doch in einem tieferen Sinne wirklich und natürlich ...

*

Das ist die bedeutsame Richtung und Tendenz seiner Individualität. Weit entfernt bin ich, nun aber zu behaupten, dass er das alles bereits zur Reife und klaren Vollendung gebracht hätte. Im Gegentheil, sein neuester Band „Schöpfung" ist nur zu sehr geeignet, selbst einen, der dieser Neuart das beste Verständnis entgegenbringt, bedenklich zu machen.

Es wäre noch nicht so gar schlimm, dass die Lyrik dieses Bandes etwa höchstens ein Dutzend Requisiten nöthig hat, die immer und immer wiederkehren: Fels, Meer, Feuer, Schnee, Sonne, Mond, Birken, Fieber, Posaune und einige mehr, eine gewisse Einförmigkeit, eine Unzahl von Wiederholungen, Längen und Breiten: das Bedenklichere ist, dass seine Art des öfteren bereits eine entschiedene Neigung zur Manier aufweist. Als auf ein gröbstes Kennzeichen der Manieriertheit will ich nur auf die Bemerkungen, die sich sehr oft am Ende der Seiten unter dem Text finden, hinweisen, und die allerdings oft wirken, als wolle er den Leser mystificieren. Und dann: er bemühte sich, wie er laut Przybyszewski mal sagt, „das allerfernste, allerentfernteste Echo des Bewusstsein" zu geben: gerade diese Bemühung führt ihn zu einer outrierten, so völlig bodenlosen Mystik, dass seinen Dichtungen stellenweise den Charakter eines lyrischen Kunstwerkes gänzlich abhanden kommt und sie zu Räthselaufgaben werden, denen wohl nie und nimmer selbst der gewiegte Oedipus gerecht werden dürfte.

*

Entrinnt aber Mombert der Gefahr, über diesen Rand zu kippen, so wird er voraussichtlich noch Großes und Zukunftskräftiges leisten.

Wie zieht's einem in den Zauber dieser neuen Urpoesie mit ihrem schönen, mächtigen, brünstigen Identitätsrausch, mit dem Vollgehalt ihrer monistischen Gedankenwelt! Mit welcher magischen Zauberkraft, mit welcher bestrickenden neuen Farbenfülle, mit welchen großen Linien und Formen offenbart sich die neue, noch so jungfräuliche Schönheit der Seele, deren Gebiete sich uns in den Wehen und Revolutionen unser zeitgenössischen Kunst immer willfähriger aufthun!

Wie wird sich's aus diesen neuen Dionysien klären? ...

Die Münchener Secession von 1898.

Es wird den Wiener Kunstfreunden vielleicht nicht einleuchten, aber es ist dennoch ganz sicher, dass der Schwerpunkt des ausschlaggebenden Kunstlebens in nächster Zeit schon nicht mehr auf den großen Ausstellungen und „Secessionen" ruhen wird. Für die Wiener ist es gewiss traurig; kaum hatten sie einmal eine anständige Secession, da kommen auch schon die Münchener wieder daher und lachen darüber: längst überwunden! Wer geht heute noch in eine Secession! — Man tröste sich! — Es soll kein Kampf gegen die Secessionen als solche geführt werden. Sie sollen bleiben, die alten Formen der großen Märkte der Genossenschaften wie der Abtrünnigen, aber daneben ein neues System: Sonderausstellungen des einzelnen Künstlers.

Dieses Princip musste naturnothwendig kommen, nachdem einmal der dreimal heilige Bann der von den Vätern beschworenen Genossenschaften gebrochen war, die alles, was da malte, radierte, modellierte, lithographierte, schnitt, stach, baute und putzte, ob gut ob schlecht, ob so oder so, mit geregelten und geweihten Zunftschranken umschlossen. Einige Münchener Frevler begiengen das Sacrileg, womit eigentlich erst das Mittelalter in der deutschen Kunst aufhörte. Warum sollte der bildende Künstler, der wirklich etwas konnte, nicht stolz und frei für sich auftreten können, nachdem doch auf allen anderen Gebieten des geistigen Lebens der Individualismus zum Durchbruch gekommen war? Im Grunde genommen ist jede Ausstellung, sei sie von allen, sei sie von vielen, von wenigen oder nur von einem veranstaltet, ein Unsinn, geradeso wie jede Galerie, jedes Museum ein Unsinn ist, wenigstens für vornehm empfindende, starke, lebendige Menschen. Sowohl die Ausstellung wie die Galerie verdanken ihr Entstehen einer Zeit, wo man von der Kunst noch nichts anderes abnehmen konnte, als ihren Bildungswert. Vor der Zeit, als die Barbarei über das deutsche Mitteleuropa kam, war es anders, da war auch der gebildete deutsche Bürger fähig, mit der Kunst zu leben, sie sinnlich zu genießen. Nach dieser Zeit waren nur die Höfe und die ihnen nahe standen noch dazu fähig, im höchsten Maße der größte Deutsche: Goethe. Dieser fand bei seinen Volks- und Zeitgenossen damals keine Kunst, mit der er, der Vollendete, leben konnte. Darum hielt er sich an die Griechen, die ihm ebenbürtig waren. Inzwischen war nun auch das Bürgerthum wieder gebildeter geworden, ja ein Theil begann, geführt von den Gelehrten, in Goethe sein Vorbild zu ahnen und folgte ihm ins Land der Griechen, rein theoretisch natürlich, ohne dazu berechtigt zu sein. So kam der Klassicismus, jene höchste Stufe der ganz Theorie, ganz Wissen und Discussion gewordenen, unlebendigsten Kunsttheilnahme.

Daneben entstand die Romantik. Auch hier nur einzelne große Menschen, die in der Gegenwart thatsächlich kein Genüge, kein Ebenbürtiges fanden und so in der Vergangenheit, das eine Mal des eigenen Volkes, dann benachbarter Völker suchten. Die Masse, die ihnen folgte, blieb auch dem gegenüber rein constatierend, besten Falles wissenschaftlich exact constatierend und sammelnd. So kam man zum Museum und dem analog, als man auch wieder eine neuzeitliche Kunst von umfangreicher Production hatte, zur Aus

stellung. Man sammelte, urtheilte, wusste, empfindelte auch ein wenig heraus und hinein, aber man wusste für sein Leben nichts damit anzufangen. Das Werk war und blieb „Bildungsmittel“. Die Anschauung, welche ich mit einigen Freunden den für Kunst empfänglichen Kreisen darlege, tritt dem entgegen. Sie setzt voraus, dass dem Bildwerke ein Platz im Leben zukommt, den es, selbst ein Stück Leben, auszufüllen hat, und zwar im Falle idealen Gelingens so, dass wir uns gar nichts anderes an der Stelle denken können, als eben das, was der Meister auf Bestellung hinsetzte. Nur so kann die bildende Kunst aus der Registratur und Literatur wieder heraus und dem Leben zugeführt werden. Ist dies erst mit der bildenden Kunst erreicht, so werden spätere Generationen mit den anderen Künsten folgen können und man wird nach und nach wieder auf die ästhetische Höhe gelangen, auf welcher der inzwischen ganz vergessene Goethe schon stand, von der wir alles Geschaffene neu und von Grund aus anders werten als jetzt, und vor allen Dingen sinnlich genießen, wie der Grieche und der Fürst der Renaissance die Kunst genoss, als das, was ihm allein Erfüllung gibt und alles, was er berührt, benützt, sieht und hört und fühlt, bis zur Vollendung ausgestaltet: ein intensiveres Leben! Das ist der Kunstgenuss, den wir lehren und als dessen Erbfeind wir das literarische Element kennen und verachten gelernt haben.

Ich plaudere also von einer Kunstausstellung stets mit einer reservatio mentalis, die aus Vorstehendem zu entnehmen sein mag. Wir verfolgen auch bei der Secession nicht so sehr das Künstlerische, als vielmehr die Vervollkommnung der Malweise, die bei diesem und jenem mit schöpferischer Veranlagung zusammentreffend, auch in einzelnen mehr oder weniger abgeschlossenen Kunstwerken, zumeist aber nur in Studien zutage tritt. In jenem Sinne müsste man von Arnold Böcklin („Hüter des Geheimnisses“), Hans Thoma („Adam und Eva“, „Frühling in der Campagne“) reden, wenn die von ihnen hier vorgezeigten Bilder aus der Zeit ihrer Vollkraft stammten. Sie erinnern aber nur ziemlich schwach an die älteren Werke dieser Meister. Bei jüngeren Künstlern ist es schwer, sich in dieser Hinsicht zurechtzufinden. Die Secession bemüht sich die einzelnen Wände so zu behängen, dass sie an sich eine geschlossene Wirkung, einen Ton und Charakter erhalten. Je besser eine solche „Wand“ der Hängecommission gelingt, umsoweniger tritt das einzelne Werk aus derselben hervor. Man ergötzt sich am Gesammtton und zerstört sich diesen Genuss nicht gerne durch Concentrierung auf das Einzelne. Auch darin ist ein Beweggrund enthalten für das Bestreben der Jüngeren, in Sonderausstellungen für sich allein aufzutreten.

In dem der Secession dieses Jahr zum erstenmale eingeräumten antikischen Palaste am Königsplatze war es nicht so leicht, die Absichten auf ein wohl zusammengestimmtes Ensemble durchzusetzen, wie in dem eigens für die Zwecke dieses Künstlerkreises erbauten Provisorium. Allein man hat wenigstens alles aufgeboten, sich hier nach den bewährten Grundsätzen einzurichten. Einige Räume sind vortrefflich belichtet und abgetönt. Trotzdem wird man nicht mehr so gefesselt und angeregt wie in den früheren Ausstellungen der Secession, da eben einige Künstler, auf die es sehr ankommt, entweder gespart haben für ihre eigenen Separat-Ausstellungen oder durch die große Zahl der Ausstellungen zu einer Zersplitterung genöthigt wurden.

Wie immer enthalten die Landschaften die meisten künstlerischen Qualitäten und zugleich natürlich auch die höchsten malerischen. Es wäre zu wünschen, dass diesen ausgezeichneten Künstlern, von denen wir aber eine ganze Reihe der hervorragendsten, wie Ludwig Dill, Adolf Hoelzel, Buttersack, Pötzelberger, gänzlich vermissen, Aufträge würden. Sie müssten ihre technisch geradezu grossartig, oft auch künstlerisch aufgefassten und wiedergegebenen Bilder einerseits im Format und anderseits durch den Ton einer unabänderlichen und zu berücksichtigenden Umgebung in der Farbe bedingt ausführen. Dann würde das wohl große Kunst werden. Ein Meisterwerk zum Beispiel wie Keller-Reutlingens „Marktbreit am Main“, ein höchst wertvolles Dämmerungsstück, würde, auf ein mäßigeres Format reduciert, erst seine volle Wirkung thun können. Dagegen sollten Benno Beckers blaugrüne Florentiner Nächte mit schwarzen Cypressen und mächtig aufsteigenden engen Treppen an den Wänden einer Gartenhalle groß und großzügig ausgeführt werden. Die sind zu klein gerathen, Hugo Königs „Abend am Weiher“ dagegen wieder zu groß: ein so delicates, weich gehaltenes, discretes Bild im Format eines größeren Dou oder Metsu müsste ein Kleinod sein, während es so immer noch wie eine Studie aussieht. An diesen, wie noch an manchem anderen wirklich tüchtigen Landschafter, wie Stadler, Reiniger, Kallmorgen, Heye, Sauis, Richard Kaiser, Hänisch, Hermann Müller, Niemeyer, Weise, Binnen, Meyer-Basel, Leistikow, Schultze-Naumburg lassen sich hier ganz zweifellos bedeutende Fortschritte in der Entwickelung der Malweise zur Einheitlichkeit, zum Stile constatieren. Ich zweifle nicht, dass diese Landschafter, sobald sie von der individualistischen, in des Wortes eigentlichster Bedeutung „maßlosen“ Atelierarbeit und ihrer Willkürlichkeiten erlöst und ihrer Bestimmung durch Bestellung für bestimmte Plätze in bestimmter Einrichtung zurückgegeben würden, auch hohen Ansprüchen durchaus gerecht werden könnten.

Anders im Figurenbilde. Hier sieht es in Wahrheit bei uns noch traurig aus, trotz einzelner älterer und jüngerer Meister, wie Böcklin, Thoma, Klinger, Ludwig v. Hofmann und Melchior Lechter. Gerade, dass nur diese und einige verwandte Geister so auffallend hervortreten, das beweist, dass das Gesammtniveau künstlerisch auch bei den anderen noch sehr niedrig ist, die wirklich gut malen können. Nun aber ist es nicht zu leugnen, dass im Figurenbilde, in den Verbindungen von Gewandfigur und Interieur, allerhöchst aber von Actfigur und Landschaft die Malerei ihre herrlichsten Ueberwindungen feiert. Man wird sicherlich lachen über die bureaukratische Classification von Historie, Genre und Landschaft, aber man wird doch nicht übersehen wollen, dass in der Darstellung des menschlichen Körpers im landschaftlich modificierten Grunde die Malerei von jeher am meisten reine Kunst entwickelt hat, wie die Plastik in der Darstellung des Nackten im wirklichen Raume. Wer dessen sich bewusst bleibt, wird vor einem Bilde wie Stucks „Sirene“ nicht ohne ein gedrücktes Gefühl verweilen und auch von der Ausstellung als Ganzem wenig befriedigt sein. Die „Pallas Athene“ von Stuck ist ein schönes Placat, aber auch nicht mehr, das, wie die Statuette „Kämpfende Amazone“ desselben Künstlers, dessen glückliche Hand in der Neuverwendung linearer und decorativer Elemente aus allen möglichen Zeiten und Stilen bewährt. Die Cocottenbilder von Habermann, wie die neuen Studien Albert v. Kellers, die Frauen- und Toilettendarstellungen in der Art beliebter englischer Maler, wie sie Ernst Oppler neuerdings vorführt, der „Alte Mann“ Uhdes und so manches andere gehört in die Kategorie „internationalen Virtuosenthums“, dessen Rolle nun auch in der breiteren Oeffentlichkeit ausgespielt zu sein scheint. Man hat doch nach und nach wieder eine gewisse Neigung zur Ehrlichkeit, Einfachheit, zum Heimatlichen gefasst. Wie könnte es auch lange mit Erfolg bestritten werden, dass die Quellen der Kraft, welche das Große und Bleibende schaffen kann, aus dem mütterlichen Boden der Heimat springen! Noch vor Kurzem feierte man in den Kreisen, welche das „Kunst-Interesse“ im gesellschaftlichen Sinne pflegen, das internationale Virtuosenthum am meisten. Man suchte unter den Malern nach Erscheinungen, die den verhätschelten Pianisten, Heldentenören, Primadonnen, Romanciers und Theaterschriftstellern entsprachen. Es scheint, dass wenigstens diejenigen, welche wirklich aufrichtige Freude an der bildenden Kunst empfinden, davon abkommen. Das steigende Ansehen eines Hans Thoma darf als Beweis dieser Reation angeführt werden, wie auch das allmälig sich belebende Verständnis für einen echten, urwüchsigen Künstler wie Leopold Graf v. Kalckreuth. Sein Triptychon „Unser Leben währet 70 Jahr“ enthält zwar nur Züge, die aus den hochbedeutenden älteren Werken dieses Künstlers („Alter“, „Aehrenleserin“, „Fahrt ins Leben“) herübergenommen sind, weshalb gerade diese Ausstellung keinen Anlass gibt, ausführlicher auf ihn einzugehen. Die Hängecommission hat die beiden Seitenflügel vom Mittelstücke getrennt und dieses allein aufgestellt, weil in der That die Zusammenordnung zum Triptychon durch die coloristischen und linearen Elemente nicht begründet scheint.

Auf gleicher, heimatlicher Grundlage schaffen auch unsere Thiermaler Vorzügliches: Heinrich Zügel und sein Schüler Rudolf Schramm u. a. Die Geflügelbilder Herbert v. Heydens stehen an geschlossener, reifer Schmuckwirkung hinter einem Hondecoeter nicht mehr viel zurück.

Hier muss auch das schöne Bildnis des Barons von Wendelstadt auf Neubeuern erwähnt werden, welches dem jungen Hans Auetsberger einen wohlverdienten Platz im Ehrensaale verschafft hat. Es ist ganz aus heimatlichem Empfinden geschaffen: so würde weder ein Brite, noch ein Franzose malen. Vornehmlich verdient beachtet zu werden, wie sich der schlicht aufgefasste und sorgfältig durchgebildete Kopf von dem Dunkel des den Hintergrund bildenden Berges abhebt, wie in dieses Hintergrunddunkel aus rein künstlerischen Erwägungen ein warmer Ton getragen wird durch Andeutung des Schlosses. Es spricht durchaus die deutsche Kunstweise Holbeins, eine uns besonders und allein vorbehaltene Schönheit. Auch Fritz Erler („Richard Strauß“) und Leo Samberger wollen wir hier nicht vergessen: zwei Künstler, die sich sehr langsam entwickeln, die sich ungeheuer schwere Aufgaben stellen und dabei natürlich oft daneben greifen, denen aber mehr Vertrauen entgegenzubringen ist, als so manchem schnellfertigen Virtuosen, der Leichtes mit leichten Mitteln mühelos nach französischen Recepten erreicht

Die Plastik ist infolge der Unzulänglichkeit der Räume nicht zu ihrem Rechte gekommen. Wenn wir von den grandiosen Monumentalentwürfen Meuniers absehen, die doch nur vorläufig als „Statuetten“ ausgeführt sind, so finden wir nichts Ueberragendes. Gute Arbeiten gaben von Deutschen: Hugo Kaufmann, Hermann Hahn, Seffner, Hudler, Dittler und v. Gosen: von Ausländern: Aubert und de Rudder. — Die Abtheilung für Kleinkunst besteht nur aus ausländischen Collectionen, vor denen man, Gallés bekannte Gläser ausgenommen, nur eindringlichst warnen kann.

Man erhebt nicht selten heftige Einwände gegen die, welche eine heimatliche Grundlage für die Kunst fordern. In der That wird diese Forderung oft aus unkünstlerischen Beweggründen gestellt. Nicht so von uns. Wir lassen uns nur durch ästhetische Gesichtspunkte leiten, indem wir uns bewusst sind, dass Goethe seinen „Faust" und Wagner seinen „Ring" nur auf dieser Grundlage erreichen konnten. Der Geist des Volksthums hat formende Kraft: er kommt dem Künstler zu Hilfe und schafft im Vereine mit diesem das Große, das Bleibende. Damit ist nicht gesagt, dass das Volk dieses Große und Bleibende, wie es aus der Seele und der Hand des Meisters hervorgeht, auch verstehen müsse. Trotzdem soll man es als mitschaffenden Factor nicht unterschätzen. Wir erhalten auf der in Rede stehenden Ausstellung einen interessanten Beweis dafür an der Collection russischer Bilder. Diese bleiben uns vollständig gleichgiltig, obwohl sie fast alle trefflich gearbeitet sind, denn es sind doch nur Nachahmungen Pariser, schottischer, holländischer Originale. Nur Einer fesselt uns: Valentin Seroff (Porträts und Landschaften), ein Russe. Auch er hat sich an den Vorbildern des Westens eine zuverlässige Technik angeeignet, ist aber von Art und Geist ein Russe geblieben. Das „Porträt von Fräulein M." kann nur ein Russe malen, diese Schönheit kann keiner von anderem Stamme geben. — Der Zauber, den die farbenprächtigen Bilder der finnländischen Maler: Järnefelts, Blomsteds, Layerstrams, Axel Gallens auf uns ausüben, beruht auf nichts anderem, als auf der eigenthümlich formenden, unwillkürlich stilisierenden und sich schöpferisch bekundenden Kraft der Rasse. Diese Finnen blieben ihr treu, sie schöpfen ihre Stoffe aus ihren wundersamen National-Epos, dem „Kalevala", und so schenken sie uns etwas, was so schön und beglückend ist, weil es uns nur von ihnen so gegeben werden kann. Quod erat demonstrandum!

München. **Georg Fuchs.**

Lotte Witt.

Ich habe schon einmal erzählt *), wie ich das Fräulein Lotte Witt zum ersten Mal sah. Das war in Petersburg, es ist jetzt über sieben Jahre. Sie kam von Elberfeld, fast noch ein Kind, und sollte sich bei Bock, neben Mitterwurzer, Vollmer, Reicher, der Jenny Groß und dem Berliner Klein, in Episoden versuchen. Da sagt am ersten Tag die Darstellerin der Haubenlerche ab. Der Director ist verzweifelt. Er hat kein anderes Stück bereit. Was thun? Wir rennen hin und her, niemand weiß einen Rath. In dem Wirrwarr, tritt die kleine Person vor und bietet sich an: sie hat die Rolle schon gespielt. In Elberfeld, schreit der Director wüthend. Das macht ja nichts, antwortet sie gelassen. Was thun, was thun? Jeder redet, die Zeit vergeht. Die anderen sind schon ungeduldig geworden. Also was ist? Der Director soll sich endlich entschließen! Wird gespielt oder nicht? Der Director ringt die Hände und stöhnt, die kleine Person steht ruhig dabei und wartet. Endlich wagt er es doch. In Gottes Namen! Schön wird es ja nicht sein! Aber schließlich! Die kleine Person strahlt. Uns ist recht bange. Wir haben das heitere Kind gern und es thut uns leid: es hat offenbar noch gar keine Ahnung, es glaubt: das ist hier so wie in Eberfeld! Armes Kind! Du wirst die Menschen erst kennen lernen! . . . . . Und es ist acht Uhr geworden, in dem ungeheuren Theater summt und surrt es, der Vorhang geht auf, jetzt wird es still — und nun kommt sie. Es ist uns gar nicht geheuer. Was wird geschehen? Der Director steht in der ersten Coulisse, klopft leise mit dem Stock und trippelt nervös. Was wird geschehen? Wir athmen kaum. Aber sie fängt mit der größten Ruhe zutraulich zu plaudern an, wie sie auf der Fahrt mit uns geplaudert hat, gleich wie zu alten Bekannten, und ihre helle Stimme wiegt sich und jetzt fliegt ihr Lachen auf ein Mal wie eine Lerche durch das Haus. Und jetzt hört man ein seltsames Rauschen an den vielen Menschen fließen und jetzt haben wir auf ein Mal gar keine Angst mehr um sie. Der Director ist groß geworden und steht da und zwinkert uns triumphierend zu: Hab' ich das fein gemacht, was? Und wir sehen uns an und wissen jetzt alle, dass die kleine Person eine große Schauspielerin ist, und wir haben eine solche Freude! Ich habe seitdem noch manches beim Theater erlebt, aber niemals habe ich mehr das ganze Geheimnis des Schauspielers lebendiger gespürt: dieses ist, dem Menschen durch seine bloße Existenz wohl zu thun, wie einem Blumen wohl thun, bloß dadurch, dass sie auf der Welt sind; dafür kann man ihnen nie genug danken. Sie machte die Stadt ganz toll; Mitterwurzer, Vollmer und Reicher waren vergessen, man wollte nur immer sie sehen, nur sie. Mit einem Blick, durch ein Wort bezauberte sie, die Schwere des gemeinen Lebens war gewichen und alle wurden froh.

Von Petersburg gieng sie zu Pollini nach Hamburg. Es war dort gerade so: sie sah die Leute nur an und hatte sie schon. Der Director Burckhard hörte von ihr, fuhr hin und fühlte gleich, was sie für unser Burgtheater werden könnte. Am 1., 3. und 6. April 1895 ließ er sie bei uns gastieren. Sie gefiel außerordentlich und wurde sofort engagiert. Sie war in den vier Jahren, die ich sie nicht gesehen hatte, doch anders geworden. Damals hatte sie sich doch eigentlich begnügt, den Reiz ihres reinen, innigen und, ich muss es noch einmal sagen, so blumenhaften Wesens walten zu lassen. Es genügte ihr, was Schopenhauer vom Schauspieler fordert: „ein tüchtiges und ganz completes Exemplar der Menschheit zu sein." Um die Rolle selbst kümmerte sie sich noch nicht gar zu viel. Aber jetzt hatte sie gelernt, sich in das Schauspiel zu ordnen. Sie war gebändigt; jetzt hielt sie an sich, Wort und Geberde hatten das schönste Maß, sie vergaß nicht mehr, dem Ganzen zu gehorchen. Die glücklichste Natur war zur edelsten Kunst geworden.

Dann habe ich sie wieder zwei Jahre nicht sehen dürfen, bis zum November 1897. Da war ich einen Abend in Hamburg. Man gab Helgas Hochzeit. Das Stück hatte in Wien nicht gefallen, dort wirkte es sehr. Man muss nur aber auch gesehen haben, wie sie das, mit dem vortrefflichen Bozenhard, spielte! Ich wurde unruhig. Ich suchte nach einem Wort, einem Namen für den unbeschreiblichen Zauber ihrer Art. Auf ein Mal fiel mir Mitterwurzer ein. Ich musste über mich lachen, das war doch dumm! Die liebe kleine Hexe — und der Große, Gewaltige, Unheimliche! Aber es ließ in mir nicht ab und sagte doch immer wieder: Mitterwurzer. Es muss etwas an ihr sein, das mich an Mitterwurzer erinnerte. Aber was? Ich dachte an den Dr. Wespe von Mitterwurzer. Das war genau dieselbe Art von Laune. Eine Laune, die sonst unsere Schauspieler nicht mehr kennen, hatte Mitterwurzer gehabt und dieselbe Art von Laune hatte sie auch: nämlich, man sah und hörte ihr die Lust am Theaterspielen an. Das war es: man fühlte ihre Freude an ihrem Metier mit, die alte tolle Komödiantenfreude. Wenn man einem richtigen Tischler hobeln zusieht, so spürt man, dass ihm das wichtigste auf der ganzen Welt das Hobeln ist, und man freut sich, dass der Tischler hobelt, wie man sich freut, dass der Fisch schwimmt und dass der Vogel fliegt, weil man das Gefühl hat, dass es in der Ordnung ist. Ich weiß nicht, ob man mich gleich verstehen wird, aber mir scheint es sehr traurig, dass unsere Künstler das nicht mehr haben: diese redliche Tischlerfreude am Hobeln. Mir scheint der rechte Erzähler der zu sein, der erzählt, um zu erzählen, weil er es nicht lassen kann, weil es gar so ein Vergnügen ist und weil es doch auf der Welt nichts Schöneres gibt. Der rechte Maler ist der, der malt, um zu malen, weil ihm erst wohl ist, wenn er malt. Der rechte Schauspieler spielt, um zu spielen, weil er spielen muss: er wird erst auf der Bühne lebendig, da wacht er auf, da ist er in seinem Element. Das reißt den Zuschauer mit: bald fragt er auch nichts mehr, nicht um die Rolle und nicht um das Stück, sondern gibt sich auch der großen Freude hin, dass den Menschen das Theaterspielen verliehen worden ist, das herrliche Theaterspielen.

Nun ist sie wieder da und soll bei uns bleiben, vorläufig freilich nur zwei Jahre. Mit einer wunderbaren Frische hat sie neulich die Ilka gespielt, dann in der reinsten Poesie das Rautendelein, da war sie wie unser deutsches Märchen selbst. Alle haben gleich gefühlt, was sie dem Burgtheater werden kann: gerade das, was es nicht hat und was es haben muss — der Liebling, in den sich die ganze Stadt verliebt. Von unserer Tradition wird ja jetzt wieder so viel gesprochen, aber was ist denn immer ihr Sinn gewesen? Wir wollen vom Schauspieler, dass er ein besonders edles Stück der Menschheit sei, schön anzuschauen und von einer so warmen und strahlenden Natur, dass uns in seiner Gegenwart besser wird und er uns behilflich ist, frei und froh zu werden. Ein solcher kann uns dann an der Hand nehmen und gern lassen wir uns von ihm zum Spiel führen, zum heiteren Spiel mit dem Leben. Dies ist es, was wir wollen.

Mit dem Fräulein Lotte Witt ist dem neuen Director das Glück ins Haus geflogen; wir werden sehen, ob er es verdient.

Hermann Bahr.

*) In Nr. 87 der „Zeit".

Das Ibsen-Theater in Wien.

Vor einer Woche wusste man wohl noch gar nicht, was für eine selbstbewusste und feinsinnige Ibsen-Stadt unser Wien ist. Aber seitdem die guten Leipziger bei uns zu Gaste sind — für Wiener Großstadtbegriffe ist Leipzig „gut" — jetzt wissen wir es. Man kann es ruhig sagen: Ibsen hat vor uns keine Geheimnisse. Wir sind die Wächter seiner Heiligthümer, die Hüter seiner Flammen. Unberufene Opferer haben bei uns einzudringen versucht, gute Leipziger. Aber wir weisen sie von der Schwelle. Mit überlegener Voraussicht warnen wir unsere Gemeinde vor diesem Freveldienst. Wir verwahren uns dagegen im Namen dieser Gemeinde und im Namen des Dichters selber — einer der sonderbaren Heiligen hat es ausdrücklich gerufen: im Namen des Dichters! Wir allein haben den richtigen Ibsen, den ganz zu verstehenden. Anderwärts mögen sie sich die Köpfe über die Ibsen-Darstellung zerbrechen, als über ein Problem, dem man mit langsamem Bemühen beikommen könnte. Wir brauchen das nicht. Denn wir sind lächelnde Allesversteher. Wir sind bekanntlich lauter innerliche Dichter, alle durch die Bank, die sich nur aus äußerlichen Gründen oder vornehmer Resignation — man kennt den Typus — mit Zeitungsschreiben befassen. Vor

uns hat also dieser Ibsen keine Geheimnisse. Und dann, und vor allem: wir sind ja auch geborene Theatermenschen, wir Wiener! Also ist uns Ibsen, der Theaterdichter, mit Händen und Füßen ausgeliefert. Wir können über ihn verfügen, wie über irgend einen anderen Theaterdichter, wie über Franz v. Schönthan. Und wir verfügen über ihn. Den guten Leipzigern, die ihn auf ihre eigene Art erobern möchten, o nein, denen wird er nicht zugestanden.

Und doch hat diese Heine'sche Truppe, ohne im Wiener Sinn aus Komödianten, auffallenden oder liebenswürdigen Theatermenschen zu bestehen, ein paar glänzende Aufführungen zustande gebracht! Ihr „Rosmersholm" habe ich schon früher zu würdigen versucht. Und was ich damals als flüchtige Beobachtung mittheilte, könnte ich heute zur Charakteristik dieser Schauspieler nur wiederholen. Sie gehen nicht — wie wir es gewöhnt sind — jeder einzeln auf die sofortige Eroberung und Bestechung des Publicums aus, das würde ihnen wohl auch nicht leicht gelingen; sie arbeiten langsam auf den Sinn des Stückes oder zumindest auf eine bestimmte Auffassung desselben, auf eine Situation, eine Stimmungswirkung hin. Sie unterordnen sich bescheiden einer höheren, ernsten, literarischen Absicht. Sie sind bei allen Schwächen und Unebenheiten, die mit unterlaufen mögen, Ensemblespieler in so hohem Grade, wie wir's bisher noch nicht gesehen haben. Sie haben die bei Ibsen so überaus schätzenswerte Eigenschaft, die große Individualität des Dichters nicht durch die Faxen der eigenen kleinen, durch Geniezüge verstärken oder richtiger zerstören zu wollen. Sie sind orthodoxe Ibsenianer. Sie folgen dem Dichter blind und selbstlos und erklären ihn nie anders als mit seinem eigenen Geiste. Da stellt es sich denn heraus, dass dieser Dichter so stark ist, dass er das verträgt, ja so eigenwillig, dass er gerade das braucht.

An den besten Abenden der Leipziger wurde das sichtbar. Zu oberst stelle ich ihre „Frau vom Meere". Da war ihre Spielweise nach einer gewissen Richtung etwas ganz Neues, Augenöffnendes, Erlösendes. Da gaben sie dem Dichter vollständig, was des Dichters ist, und was unser Theaterstil und unsere schusselige Theaterweisheit heute mit Vorliebe zerstören: den poetischen Gehalt, den Gehalt an Ruhe, an Toneinheit. Das Symphonische, möchte ich fast sagen. Auf unserer heutigen Bühne ist man ja gewöhnt, den Dialog fallen zu lassen — man bringt ihn „natürlich". Um Ibsen haben sich deshalb unsere Theater bis heute zumeist nur herumgedrückt, seinen Dialog verscharrt, seine schillernden Worte im Freien schwebend gelassen als ein Unding von falscher Natürlichkeit. Umgekehrt die Leipziger. Sie gestalten aus dem Dialog heraus, aus der Sprache, dem Stil, nicht aus einem allmächtigen Streben nach oberflächlicher Naturwahrheit. Sie sprechen die „Frau vom Meere" fast wie ein Gedicht, eine nordische Ballade in freien Rhythmen. Dadurch kommt in diesem Falle der Dichter erst zu seiner vollen Geltung und Schönheit. Ellida, die von einem Manne träumt, der einstmals um sie gefreit und dann übers Meer gegangen ist, um später wiederzukommen und sie zu holen — ist das nicht, wenn man will, auch Brynhilde, die einsame Inselbewohnerin, die im Banne Sigurds denkt, hofft und wartet? Hier wie dort ein Spiel poetisch erhöhter Gestalten, in geschmückter Sprache, bei Ibsen freilich mit Gedanken durchwoben, aber mit Gedanken, die eigentlich wieder nur Stimmungen, Gefühle und manchmal gar tolle Launen sind. So wurde das Stück von der Truppe gegeben: fein abgetönt zwischen Traum und Wirklichkeit. Fräulein *Riechers* als Ellida traf das besonders gut. Sie gab in ihrer Rolle ein wirkliches, vollendetes Krankheitsbild, nur in blasseren, gedämpfteren Farben. — Von Grund aus anders als die „Frau vom Meere" mussten natürlich die „Wildente" und „Hedda Gabler" gespielt werden, aber beide, zumal das letztere auch in einer gewissen Stilisierung. Beides waren hervorragend gute Aufführungen; Herr *Waldemar* als Hjalmar Ekdal von großartiger Einfachheit und Glaubhaftigkeit, fast ebenso Herr *Henze* als Jörgen Tesmann. Einiges versagte freilich: wie Hedwig in der „Wildente" und Ejlert Lövborg. Missglückt ist auch die ganze Aufführung der „Nora". Das ist ein Stück für das moderne Conversationstheater, ohne eigentlichen Stil, und verlangt eine selbständige, frei schaffende Schauspielerin.

Die Zeitungen meldeten vor kurzem von einem Trinkspruch Ibsens, den er in einer Frauengesellschaft sprach. Darin sagte er ein unscheinbares, aber gar feines Wort: er sei mehr Dichter, als man gewöhnlich annehme. Das muss man wirklich noch vielen sagen. Noch immer ist er ja den meisten einer, der durch scheinbare Gedankenmotive zur reinen Gedanken-Interpretation verleitet. Da ist es die erste Pflicht der Darstellung, dass sie dem entgegentrete und durch das Gegenständliche allein und seinen Duft uns befriedige. Dadurch wird sie Gestaltung, Verkörperung. Das habe ich bei den Heine'schen Schauspielern im großen und ganzen gefunden. Sie haben dem Dichter die Atmosphäre gegeben, die eigenthümlich dünnere Atmosphäre, die ihm gemäß ist, in der er Dichter ist, Poet, sonst nichts. Sie haben mit ihren Vorstellungen am Schlusse einen reineren Eindruck hinterlassen, als es Aufführungen mit vortretenden, interessanten Schauspieler-Eigenarten vermöchten. Der leitende, zusammenordnende Verstand ist eben bei Ibsen vorderhand noch viel bedeutungsvoller als das packende Temperament. Ich sage vorderhand. Denn ich glaube, dass sich Publicum und Darstellung nur in langsam aufsteigender Linie einem Dichter nähern. Und bei Ibsen stehen wir — das wissen die „guten" Wiener, speciell die vom Theater, nicht — noch im ersten Theil dieses Weges. Und von Dr. Heine glaube ich, dass er uns mit seinen Versuchen ein gutes Stück weiter geführt hat.

Alfred Gold.

Die Woche.

Die „Arbeiter-Zeitung" und Dr. Kaizl.

Was ich in der vorigen Woche über die zarte Behandlung des Finanzministers Dr. *Kaizl* durch die „Arbeiter-Zeitung" an dieser Stelle geschrieben habe, scheint der „Arbeiter-Zeitung" sehr weh gethan zu haben. Denn sie schreit. Sie schreit in ihrer Nummer vom 5. d. M., dass ich sie „von Zeit zu Zeit mit Unwahrheiten belästige", dass sie dem Herrn Dr. Kaizl nicht auf den Zeitungsstempelleim gegangen sei, citiert auch noch im Doppelspaltendruck ein Citat aus der „Ostdeutschen Rundschau", die, nebenbei bemerkt, *mir* absolut nicht maßgebend ist, wirft mir Unwahrheiten vor, wie sie ärger im „Deutschen Volksblatt" und in den „Narodni Listy" nicht vorkämen, und sagt mir zum Schluss ihres Keifconcerts die „Wahrheit" ganz trocken ins Gesicht: „Was will also die „Zeit"? — fragt die „Arbeiter-Zeitung". „Offenbar — antwortet sie sich selbst — sind die Herren dort (in der „Zeit") darob entrüstet, *weil wir Herrn Dr. Kaizl für einen modernen und vernünftigen Mann zu halten uns noch erlauben, obwohl die Redaction der „Zeit"*, die diese Eigenschaften zu verleihen das Recht besitzt, *ihm sie zu entziehen schon beschlossen hat*". Diese Antwort ist, gelinde gesagt, nicht ganz correct. Auf die Gefahr hin, die „Arbeiter-Zeitung" diesmal noch mehr zu belästigen, als das vorige Mal, will ich ihr die richtige Antwort geben. Es ist wahr, dass ich entrüstet bin, in der „Arbeiter-Zeitung" den Finanzminister Dr. Kaizl noch immer einen modernen und vernünftigen Mann genannt zu sehen. Aber nicht, weil die Redaction der „Zeit", sondern weil die *Redaction der „Arbeiter-Zeitung"* selbst, und zwar mit vollem Recht, ihm schon längst, ehe er Minister wurde, „diese Eigenschaften zu entziehen beschlossen hat". Das will ich hier der „Arbeiter-Zeitung" beweisen, nicht durch Citate aus der „Ostdeutschen Rundschau", dem „Deutschen Volksblatt" oder den „Narodni Listy", sondern durch Citate aus der „Arbeiter-Zeitung" selbst. Es wird dabei nöthig sein, wenn auch nur in Schlagworten, auf die Thaten einzugehen, durch die Herr Dr. Kaizl, der einstige Demokrat, sich in so kurzer Zeit zum Minister von des Genickbrechers Thun Gnaden qualificiert hat.

*

Bleiben wir, um nicht allzuweit auszuholen, beim letztvergangenen Jahr. Im Jänner 1897 gelingt es den Jungczechen im böhmischen Landtag, die Einführung der *directen Wahlen* für die bevorstehende Wahlcampagne zu vereiteln. Ihr Wortführer bei diesem sauberen Manöver ist, neben dem 12%igen Dr. Herold, niemand anderer als Herr Dr. Kaizl. Was schreibt damals die „*Arbeiter-Zeitung*" über ihn? Man lese die Nummer vom 28. Jänner 1897 nach:

> „*Herr Dr. Kaizl, der immer tiefer sinkt und bald in der widerwärtigsten Officiosität gelandet sein wird, ...*"

oder die Nummer vom 29. Jänner 1897:

> „Herr Dr. Kaizl hat heute neuerliche Proben davon gegeben, *auf welch niedrige Stufe politischer Ehrlichkeit ihn seine Partei heruntergebracht hat.*"

Herr Dr. Kaizl ist seitdem von Stufe zu Stufe noch „tiefer gesunken". Am 30. April 1897 kommt im Abgeordnetenhaus der socialdemokratische Dringlichkeitsantrag wegen der *Auflösung der Eisenbahner-Organisation* zur Berathung. Die Jungczechen stimmen geschlossen dagegen. Die „Arbeiter-Zeitung" nennt das (1. Mai 1897) „*ehrlos und niederträchtig*".

Und dass diese Epitheta sich auch, und sogar in erster Linie auf den einstigen Socialpolitiker Herrn Dr. Kaizl beziehen, ergibt sich, wenn es noch eines Beweises bedürfte, aus der „Arbeiter-Zeitung" vom 8. Mai 1897. Damals war gerade in der Berliner „Zukunft" ein Artikel von Dr. Kaizl, den die Redaction der „Zukunft" als „einen der bedeutendsten und ruhigsten Führer der Jungczechen" einführte. Gegen diese ehrenvollen Attribute lehnt sich die „Arbeiter-Zeitung" in einem zwei Spalten langen Artikel auf. Sie schreibt:

> „Dass Professor Kaizl Ministercandidat, und zwar für das Cabinet Badeni, dass er, wie ein *ganz gewöhnlicher Streber, Renegat an seiner ganzen politischen Vergangenheit* sc scheint man in Berlin nicht zu wissen."

Seit Dr. Kaizl endlich glücklich Minister geworden ist, scheint man das auch in der Redaction der Wiener „Arbeiter-Zeitung" nicht mehr zu wissen. Es wird deswegen nützlich sein, die „Arbeiter-Zeitung" von heute noch an einige concrete Wendungen ihres damaligen Kaizl-Artikels zu erinnern. Zu dem socialpolitisch angehauchten Schluss des Artikels bemerkt die „Arbeiter-Zeitung" vom 8. Mai 1897:

> So gebildet und objectiv spricht Herr Kaizl — im *Auslande!* Zu Hause freilich hat es dieser Gegner „antisocialer" Strömungen fertiggebracht, gegen den Antrag zu stimmen, der das Coalitionsrecht der Eisenbahner gegen ein gesetzwidriges Attentat schützen sollte. . . . Derselbe Mann, *der sich in Berlin so europäisch und modern aufzuspielen weiß, hat in Wien Handgeld genommen von* der am meisten antisocialen Regierung."

Am 21. Mai 1897 hat Herrn Dr Kaizl das Schamgefühl gänzlich im Stich gelassen. Er vergisst sich so weit, im Abgeordnetenhaus dem jungczechischen Vicepräsidenten Dr. Kramar die Anregung zur Abschaffung jener Zehnminuten-Pausen zu geben, denen Dr. Kaizl selbst den Triumph der von ihm 1893 geführten Obstruction gegen das

Coalitions-Ministerium verdankte. Die „Arbeiter-Zeitung" bemerkt dazu am 25. Mai 1897:

„Die Verlotterung der Jungczechen ist so weit gediehen, dass sich zu derlei Schäbigkeiten bereits ein Kaizl hergibt."

Den gleichen Vorfall rechnet die „Arbeiter-Zeitung" am 27. Mai 1897 zu den

„erniedrigendsten Hausknechtdiensten."

Am 2. Juni 1897 wird die zwölfte Session geschlossen. Auf Grund der in diesem kurzen Zeitabschnitt vollbrachten Heldenthaten gilt Herr Dr. Kaizl als sicherer Ministercandidat. In Königgrätz hält er so eine rechte Ministerrede. Seine czechischen Hörer mag er von seiner correcten politischen Haltung überzeugt haben, die „Arbeiter-Zeitung" nicht. Diese schreibt am 9. Juni 1897, Dr. Kaizl, „der richtige frisierte Löwe", wie sie ihn nennt, habe gesprochen:

„wie ein Mann, der weiß, dass er mit seinen Scheingründen bei allen vernünftigen und anständigen Leuten nur ein verächtliches Lächeln hervorrufen wird."

Wenige Tage darauf spricht Herr Dr. Kaizl in Kuttenberg. Die „Arbeiter-Zeitung" schreibt darüber am 16. Juni 1897:

„Herr Kaizl, das Mitglied der „sonderbaren Gesellschaft" von gestern, als Lobredner einer von oben gesegneten Parteipolitik, fürwahr ein köstliches Schauspiel, und nur noch überboten durch das, was sich derselbe Herr zur Entschuldigung des jungczechischen Bündnisses mit den Clericalen vorzubringen erdreistete."

*

Seitdem ist Herr Dr. Kaizl, der im Sommer 1897 in eine lange schwere Krankheit verfiel, nicht mehr in der Oeffentlichkeit hervorgetreten, bis er im März 1898 für reif befunden wurde, Finanzminister im Cabinet des clerical-feudalen Grafen Thun zu werden. Und was thut jetzt die „Arbeiter-Zeitung"? Denselben Dr. Kaizl, den sie seit Jahr und Tag unter Anführung concreter, aus seinen politischen Leistungen geschöpfter Gründe, als einen ganz gewöhnlichen Streber, als Renegaten, als Handgeldnehmer, als uneuropäisch, als unmodern, als verlottert, als schäbig, als allen vernünftigen und anständigen Menschen verächtlich, als dreist gekennzeichnet hat u. s. w. u. s. w., denselben Mann, nur zum Minister gewandelt, nimmt sie jetzt plötzlich, ohne jeden sachlichen Grund, als „modernen und vernünftigen Mann" gegen uns in Schutz. Das ist fürwahr ein noch „köstlicheres Schauspiel" als jenes, das Dr. Kaizl mit seinem politischen Sündenfall geboten hat. Was die „Arbeiter-Zeitung" zu dieser „dreisten" Wendung veranlasst hat, darüber kann sich jeder seine Gedanken machen. Ich habe, zu ihrer Entschuldigung, vermuthet, dass sie ihm auf den Zeitungsstempel-Leim gegangen ist. Sie bestreitet das. Dann ist es um so trauriger um sie bestellt, wenn sie nicht nur die Charakterlosigkeiten, die Dr. Kaizl schon als Ministercandidat begangen, vergisst, sondern auch noch jene Charakterlosigkeiten mit Stillschweigen übergeht oder zu beschönigen versucht, die er als Minister seinem politischen Sündenkatalog hinzugefügt hat.

*

Die „Arbeiter-Zeitung" schreibt gegen mich u. A., dass meine Polemik nicht viel besser sei, als die Kampfesweise der „Narodni Listy". Wenn die „Arbeiter-Zeitung" schon den Herrn Dr. Kaizl, seitdem der Segen von oben sich in voller Ministerherrlichkeit über ihn ergossen hat, als „modernen und vernünftigen Mann" vertheidigen will, so sollte sie sich gerade vor diesem Vergleich hüten. Denn die „Narodni Listy", die ehemals, so lange er ein anständiger Politiker war, den Dr. Kaizl befehdeten, sind jetzt sein Organ, und es ist gar kein Zweifel, dass in dieser Polemik die Art, wie die „Arbeiter-Zeitung" Herrn Dr. Kaizl gegen uns vertheidigt, den Herren von der „Narodni Listy" viel besser gefallen wird als die Art, wie die „Zeit" ihn und mit ihm die „Arbeiter-Zeitung" angreift.

* * *

Bei diesem Anlass sei mir noch hier das Gastrecht für eine andere Polemik gewährt, die ich mit der „Arbeiter-Zeitung" auszutragen habe. In der „Frankfurter Zeitung" hatte ich letzthin, unmittelbar vor der von Dr. v. Fuchs einberufenen Obmänner-Conferenz geschrieben, dass sich „vielleicht die Socialdemokraten unter dem populären Vorwande des Zeitungsstempelgeschenkes von der Obstruction abtrennen" werden. Darauf repliciert die „Arbeiter-Zeitung" in einer längeren Notiz. Die bei der „Arbeiter-Zeitung" nun einmal unvermeidlichen persönlichen Liebenswürdigkeiten wie die, dass mein „bürgerliches Gehirn" „von dem Wesen der socialdemokratischen Partei keinen Dunst hat", lassen mich kalt. Der sachliche Kern ihrer Ausführungen ist in dem Satze enthalten:

„Es ist geradezu widersinnig, einer internationalen Partei zuzumuthen, sie solle sich in die Sackgasse der Obstruction wegen der Sprachenverordnungen verrennen, die für die Arbeiterschaft, wenn überhaupt eines, nur ein secundäres Interesse haben."

Das ist alles sehr schön gesagt und würde sich in einem officiösen Blatt ganz hübsch lesen. Es ist aber nicht wahr und überdies das Gegentheil von dem, was die „Arbeiter-Zeitung" mit Recht seit einem Jahr gepredigt hat. Die Obstruction ist eine Sackgasse für die Regierung; für die Opposition ist sie das äußerste taktisch-parlamentarische Mittel der Opposition. Wie oft haben wir das unter Badeni in der „Arbeiter-Zeitung" gelesen! Wie oft haben wir damals in der „Arbeiter-Zeitung" gelesen, dass die „deutschbürgerliche" Opposition nur den Muth haben müsse, bis ans Ende zu gehen! Und jetzt, wo sie diesen Muth besitzt, will gerade die vor der Entscheidung so muthige „Arbeiter-Zeitung" aus der Obstruction ausspringen? Die Sprachenverordnungen sollen „kein oder nur ein secundäres Interesse für die Arbeiterschaft haben". Darüber haben die berufenen Wortführer der socialdemokratischen Arbeiterschaft unter Badeni ein anderes Urtheil gehabt. Am 12. November 1897 hat in der Anklagedebatte wegen der Sprachenverordnungen der socialdemokratische Abgeordnete Hybesch im Abgeordnetenhaus gesagt, dass die Sprachenverordnungen „nicht nur dem Interesse des deutschen, sondern auch des czechischen Volkes nicht entsprechen", und namens des socialdemokratischen Verbandes erklärt, dass dieser Verband gegen Uebergang zur Tagesordnung stimmen wird, „weil die Sprachenverordnungen sowohl gesetzwidrig sind, als auch mit dazu beigetragen haben, jene traurige Lage zu schaffen, unter der alle Völker Oesterreichs heute leiden". Das hat der socialdemokratische Verband selbst urbi et orbi verkündet, und dem wird doch die „Arbeiter-Zeitung" hoffentlich noch zugestehen, dass er einen „Dunst" von dem Wesen der socialdemokratischen Partei hat. Der Ausspruch des Verbandes ist durch die seitherige Entwickelung nur bestärkt und bekräftigt worden. Die Sprachenverordnungen müssen auch von der Socialdemokratie bekämpft werden, weil sie gesetzwidrig sind und weil, so lange sie bestehen, eine normale parlamentarische Arbeit in Oesterreich unmöglich ist. Das gebietet nicht die bürgerliche und nicht die parlamentarische, sondern ganz einfach die allgemein menschliche Logik und die politische Ehrlichkeit. Wenn die „Arbeiter-Zeitung" sich im Jubiläumsjahr von diesen Geboten emancipieren will, so ist das ihre Sache. Aber den Leuten, die sich auch unter Thun-Kaizl ihre Logik und Ehrlichkeit bewahrt haben, soll sie dann drei Schritt vom Leibe bleiben.

Kr

Volkswirtschaftliches.

Die bevorstehende Emission der bosnischen Landesbank-Actien ist seit Jahren die erste öffentliche Subscription auf Actien in Wien, von Capitalsvermehrungen abgesehen. In Deutschland vergeht kaum eine Woche, in der nicht eine oder mehrere Actienemissionen stattfinden. Ein gut Theil des wirtschaftlichen Zurückbleibens Oesterreichs drückt sich in dieser Thatsache aus. Die Emission ist die erste seit Inkrafttreten der jüngst besprochenen, von der Börsenkammer erlassenen neuen Prospectvorschriften, und der Prospect unterscheidet sich demnach durch seine Ausführlichkeit in erfreulicher Weise von dem, was man bisher in Wien einen Prospect nannte. Es ist dadurch dem Publicum Gelegenheit geboten, sich über die Situation des Unternehmens, an dem ihm eine Betheiligung offeriert wird, zu informieren. Die Actien lauten auf 100 fl. Nominale mit nur 40 fl. Einzahlung. Dadurch wendet sich die Emission an ein Publicum, welches von speculativen Anlagen besser ferngehalten wird, da es wenig in der Lage ist, sich ein Urtheil über die Situation des Unternehmens zu bilden. Es wäre wünschenswert, dass die Cotierungsvorschriften in dieser Hinsicht endlich reformiert werden. In Deutschland müssen Actien in der Regel auf 1000 Mark lauten und auch bei uns hat die Vereinscommission wiederholt die Bewilligung zur Cotierung von 200 Gulden-Actien als auf ein zu geringes Nominale lautend verweigert, während jetzt 40 Gulden-Actien ausgegeben werden. In England bei der weitaus größeren Reife des Publicums und der althergebrachten Gewohnheit mögen kleine Actien vielleicht am Platze sein, bei uns sind sie es nicht. Die bestehende Vorliebe des Publicums für kleine Werte gibt dem Emissionsinstitut die Möglichkeit, die Actien zu dem sehr hohen Curs von 55 fl. also mit 37½ % Agio anzubieten. Es ist wohl richtig, dass die Bank sich günstig zu entwickeln scheint; für die erste Geschäftsperiode sind 6, für die zweite, das Jahr 1897, 7 % Dividende vertheilt worden. Das Unternehmen hat von der bosnischen Landesregierung wertvolle Privilegien erhalten, sowohl bezüglich des Hypothekargeschäfte als auch bezüglich aller Geschäfte, welche die Regierung zu vergeben hat. Zum Emissionscurs verzinsen sich aber die Actien nur mit genau 5 %, und man darf wohl verlangen, dass der Antheil an einem fast exotischen, kürzlich gegründeten Unternehmen sich höher verzinse, als die Actien der Wiener Banken. Nun verzinsen sich die Actien des Emissionsinstitutes, des Wiener Bankvereines, beim Tagescurs mit 5¼ %, die der Unionbank mit 5½ %, die der Anglo-österreichischen Bank mit 5 %. Dabei laufen die Zeichner der Actien ein Risico, welches bei keinem der genannten Institute vorhanden ist, das der jederzeit möglichen Einforderung der fehlenden Einzahlung von 60 fl. per Actie, was gewiss nicht ignoriert werden darf. Die Tagesblätter, anstatt auf diese Verhältnisse aufmerksam zu machen, wissen natürlich von der Sache nur die günstigen Seiten zu berichten und erzählen, dass die fehlende Einzahlung nicht gefordert werden wird. Die Fixirung des verhältnismäßig hohen Emissionscurses wird in den Blättern damit gerechtfertigt, dass derselbe ungefähr dem Wert von Actiencapital und Reserven entspreche, was übrigens nicht richtig ist; denn die Reserven bestehen aus der ordentlichen Reserve von 40.000 fl. und dem Pfandbrief-Sicherstellungsfond in der Höhe von 531.291 fl., betragen also nur 15 % des eingezahlten Actiencapitals.

*

Die Entstehung des letztgenannten Pfandbrief-Sicherstellungsfond ist bisher noch nicht öffentlich erörtert worden. Nach ihrer Constituierung hat die bosnische Landesbank die Activa und Passiva der von der bosnischen Landesregierung gebildeten Hypothekarcreditanstalt übernommen. Diese bestanden in Hypotheken von 2·8 Millionen Gulden, denen Pfandbriefe in etwa gleicher Höhe gegenüberstanden. Außerdem widmete die bosnische Hypothekarcreditanstalt der Landesbank ihr ganzes, für die Pfandbriefe haftendes Vermögen von einer halben Million Gulden, welches statutarisch ins unwiderrufliche Eigenthum der Bank übergieng. Diese halbe Million Gulden ist in den Pfandbrief-Sicherstellungsfond gelegt worden. Das heißt mit anderen Worten: Die bosnische Regierung hat der Landesbank ein Geschenk von einer halben Million gemacht. Für dieses gibt es vielleicht eine Erklärung, nämlich, dass die von der Bank übernommenen Hypothekarsicherstellungen minderwertig waren, so dass sie keine genügende Sicherheit für die Pfandbriefe bildeten. In diesem Falle wäre aber die Einstellung des Sicherstellungsfonds eine rein fictive, da die Activen nicht den bilanzmäßigen Wert hätten. Diese für die Actionäre ungünstige Hypothese ist aber gar nicht wahrscheinlich. Vielmehr scheint es, dass sich die bosnische Regierung einer Verschleuderung des Landesvermögens schuldig gemacht hat, welche nun dem Gründungsconsortium die Möglichkeit des großen Agiogewinnes gewährt. Das Geschenk kommt nur dem Bankverein und seinen Consorten zugute, denen die Actionäre es in Form des Actienagios überreich auszahlen. Bei der Gründung der Bank ist dieser Vorfall unbeachtet geblieben, die Actienemission hat unsere Aufmerksamkeit darauf gelenkt und gibt vielleicht Gelegenheit zur Erörterung der Frage, ob die Auffassung des Reichsfinanzministers v. Kallay, dass das gemeinsame Budget dazu da ist, dem Wiener Bankverein Geschenke zu machen, richtig ist.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Bodinière, „Mauvaise Race", von Echegaray; Déjazet, „Les Girouettes" von Lecocq und Mathieu; Odéon, „Chien de garde" von Richepin.

*

Im Burgtheater hat Herr Frank als Romeo, Fräulein Haeberle als Julie, ein Herr Muratori als Paris gastiert. Herr Frank ist ein lärmender und unruhiger Schauspieler von sehr schlechten Manieren. Es fällt einem das Wort von Hamlet ein: „Wenn solch ein handfester, haarbuschiger Geselle eine Leidenschaft in Fetzen, in rechte Lumpen zerreißt." Und was das Schlimmste ist: man hat dabei den Eindruck, dass er gar nichts empfindet, sondern nur so thut; er scheint innerlich ganz leer zu sein. Fräulein Haeberle hatte gute Momente. Sie legt die Rolle mit Bescheidenheit an und führt sie gescheit aus. Aber man glaubt doch immer den Lehrer herauszuhören. Ganz unauffällig spielte ein Herr Muratori, auf der Durchreise nach Weimar, den Grafen Paris; kein Mensch weiß, warum.

H. B.

*

In der Hofoper trat Frl. Kusmitsch als Hänsel in Humperdincks „Hänsel und Gretel" zum erstenmale als neu engagiertes Mitglied auf. Sie bot eine durchaus anerkennenswerte, wenn auch in keiner Beziehung hervorragende Leistung. Ueber ihre Fähigkeiten wird man erst urtheilen können, wenn sie einmal in dem ihr gehörigen Rollenfach (als Altistin) auftritt. Vorläufig ist uns unerfindlich, warum nicht nur das Engagement selbst, sondern sogar die besten Partien der jungen Dame vor dem Publicum sorgfältig geheim gehalten wurden. Man engagiert doch nicht eine Sängerin, damit das Publicum nicht erfährt, was sie kann.

R. W.

Bücher.

Emil Mauerhof: Schiller und Heinrich von Kleist. Zürich und Leipzig. Verlag von Karl Henckell & Co.

Von Zeit zu Zeit, wenn sich die Deutschen die Größe ihrer Cultur selbst nicht mehr recht glauben wollen, fangen sie an, ihre Geschichte zu beschimpfen. Dann wird Lessing als der bestechliche Plagiator, Schiller als der zungenfertige Journalist, Goethe als der egoistische Aristokrat zurechtgewiesen. Dass die Distanzen zu historischen Erscheinungen sich ändern, ist selbstverständlich, zumal, wenn deren Wirksamkeit noch in die lebendige Gegenwart hineinreicht und Nähe und Ferne noch immer von den Bewegungslinien der Zeit abhängig ist. Aber über die Anfänge der Discussion sollten wir doch schon hinaus sein. Das Wesen der classischen Persönlichkeiten sollte heute bereits unbestreitbar klargestellt sein. Und nun kommt ein Buch, als dessen Verfasser sich Herr Emil Mauerhof compromittiert, und will beweisen, dass Goethe ein eifersüchtiger, furchtsamer Selbstling und Schiller ein ganz undramatischer Phraseur war. Der eine hat Heinrich von Kleist mit harten und unverständigen Worten abgewiesen; der andere usurpiert den Thron, der Kleist gebürt. Es ist wahr, Goethe hat über den großen Kleist ein falsches und verhängnisvolles Urtheil gesprochen. Das war ein Unglück für Kleist und die ganze deutsche Dichtung; aber auf Goethe fällt deswegen kein Schatten. Genau so hart und blind hat Schiller über Bürger, Grillparzer über Heine, Wagner über Meyerbeer geurtheilt. Es ist ebenso niedrig wie geistesarm, in solchen Verdicten immer nur die Eifersucht zu wittern, die den gefährlichen Rivalen beseitigen will. So denkt Herr Emil Mauerhof über Goethes Stellung zu Kleist. Er gliedert die Aeußerungen einer künstlerischen Persönlichkeit den Meinungen kritischer Naturen an und unterwirft sie derselben Analyse. Er merkt nicht, dass hier wesentlich andere Kräfte das Urtheil bedingen. Der Künstler ist der starrste Egoist. Er fühlt immer nur sich selbst. Er hat einem fremden Werk gegenüber nicht die selbstlose Anschmiegungsfähigkeit, die alle Meinungen des Autors spürt und würdigt. Bei dem ersten Tone, den er vernimmt, wird seine productive Natur — ihm selbst unbewusst — lebendig. Er begleitet schaffend das fremde Werk. Wo es mit seinen inneren Imperativen übereinstimmt, nimmt er es freudig auf; wo es diesen widerspricht, wendet er sich verletzt ab. Er fühlt oft viel mehr als der eigentliche Kritiker; aber er ist oft ganz blind, wo diesem Form auf Form deutlich wird. Verständnisloser, als Schiller den Goethe'schen Egmont beurtheilte, ist die Gestalt wohl nie aufgefasst worden. Herr Mauerhof würde sagen: aus Eifersucht. Keineswegs; aber für den Dichter des „Carlos" konnte im Egmont nur die große Rebellennatur wirksam werden, der planvolle, nur von politischen Gedanken geführte Revolutionär. Der Goethe'sche Egmont war das nicht; darum wandte sich Schiller von ihm ab, zornig, erbittert, etwa wie ein Vater, der seinen Sohn einen anderen Lebensweg einschlagen sieht, als es sein Lieblingswunsch gewesen war. Und ebenso hat Goethe Kleist abgewiesen. Nicht aus ängstlicher Rivalität, noch aus Hass, weil er in der „selbstlosen Idealität" Kleists die „überlegene Weltanschauung" fühlte, sondern weil seinem Wesen, wie es sich damals herausgebildet und befestigt hatte, die Natur Kleists fremd und unerfreulich war. Er hasste diesen rebellierenden Jugendtrotz, wie er ihn in den Werken des jungen Schiller gehasst hatte. Aber das kam aus seinem Verhältnis zur Welt — nicht aus unreinen Trieben. An Schiller tadelt Herr Mauerhof die Phrase: dieser Vorwurf ist Schiller allerdings schon oft gemacht worden. Nur vergisst man da immer, dass das achtzehnte Jahrhundert anders sprach, als das unserige, und dass diese gesteigerte, überströmende Sprechweise ihm durchaus gemäß war. Man lese doch einmal die Briefe des vorigen Jahrhundertes. — Oberflächlich und kleinlich ist dieses ganze Buch gemacht. Das Verhältnis Goethes zu Frau von Stein wird als ein „Waten im Sumpfe", Schillers Persönlichkeit als eine „seelisch niedrige" abgekanzelt — ich glaube, die Classiker werden Herrn Emil Mauerhof nicht einmal den Gefallen erweisen, ihn zu ihrem Herostrates zu machen.

Dr. Leo Hirschfeld.

Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau" brachte im Maiheft einen längeren Aufsatz über naturwissenschaftliche Märchen, worin der Verfasser, Wilhelm Bölsche, von Jules Verne ausgehend auf Kurd Laßwitz, den Verfasser des vor Kurzem erschienenen, erfolgreichen Romans „Auf zwei Planeten" zu sprechen kommt. Das Juniheft enthält ein Feuilleton Wilhelm Liebknechts, in welchem über zwei Tage in London, über den englischen Sport, das englische Theater und in losem Anschluss daran über viele andere Dinge geplaudert wird. Max Verworn, der bekannte Physiologe, berichtet über Wüstenwanderungen am Sinai. „Osterlinge und Westerlinge" nennt sich ein belgischer Brief van Jostenodes, aus dem manches Interessante über die Rassen- und Nationalitätenfrage in Belgien — man vergleiche übrigens desselben Verfassers „Sprachenkämpfe in Flandern" in Nr. 143 der „Zeit", ein Seitenstück zu diesem Brief — zu erfahren ist. Osterlinge sind die Deutschen, die unter den Wallonen leben und die heute neben den allmächtigen Franzosen ein unbeachtetes und einflussloses Dasein führen. Die französische Bildung dominiert noch durchaus in Belgien, selbst bei den Vlamländern. Man könnte erstaunt sein, so glossiert der Verfasser, dass dies der Fall ist, da von Frankreich den Belgiern nur Schlechtes gekommen ist. Es ist unglaublich, in welcher rohen Weise die Franzosen die Bevölkerung tyrannisierten. (Es gieng so weit, dass unter Napoleon den Eltern verboten wurde, ihre Töchter ohne Zustimmung des Kaisers zu verheiraten, da sie in erster Linie als Prämie bestimmt waren für ausgezeichnete Soldaten.) Trotzdem macht sich, wie gesagt, noch überall der mächtige Einfluss Frankreichs und ein Herrschen der „Fransquillons" (Französlinge) im ganzen Lande bis ins kleinste geltend. Die Zukunft des Landes beruht aber auf dem Pangermanismus, der Anlehnung des gesunkenen Vlamenthums an die anderen Germanen. Die Belgier sowohl wie die Holländer sind wirtschaftlich auf die Osterlinge angewiesen.

In „Tempel Bar" stellt kürzlich Miss Edith Sellers, eine Autorität auf dem Gebiete der Armenpflege, eine Betrachtung an über die Art der Altersversorgung in den verschiedenen Ländern. An Behaglichkeit obenan stehen die französischen Hospize, die zumeist in freier, ländlicher Gegend gelegen, durchaus nicht den Anschein von Armenhäusern haben. Nur sind ihrer viel zu wenige, so dass nur etwa 25 Procent aller Berechtigten (Anspruch hat jeder Staatsbürger über 70 Jahre) wirklich der Versorgung theilhaft werden. Im Deutschen Reich wird wohl jeder alte Arbeiter versorgt, aber so kärglich, dass auf den einzelnen, wenn er sich schon bis 70 Jahre durchgehungert, eine Subvention von etwa zwei Mark die Woche entfällt. In den Vereinigten Staaten werden die Pfründner ungefähr wie Sträflinge gehalten. Die Armenhäuser von New-York befinden sich auf Blackwell-Island, dicht neben den Irrenhäusern, den Strafanstalten und der Gasanstalt, und lassen alles zu wünschen übrig. Die Pflege der alten Leute wird von Trunkenbolden und Dirnen aus den Arbeitshäusern besorgt. Sie kosten den Staat per Kopf etwa 40 Kreuzer täglich, während in England etwa 70 Kreuzer täglich auf den einzelnen entfallen. In Dänemark wird ein scharfer Unterschied zwischen Bettlern und herabgekommenen Leuten gemacht. Die ersteren werden in der Art der englischen Armen versorgt, während die letzteren niemals in einem Armenhaus untergebracht werden, sondern häusliche Unterstützungen bis zu 150 bis 200 Gulden jährlich erhalten. In Holland werden die frommen Armen von ihren Gemeinden oder Kirchensprengeln versorgt; nur die nichtreligiösen werden dem Staat zur Versorgung zugeschoben. Als die besten Versorgungshäuser unseres ganzen Continents preist Miss Sellers die österreichischen. In richtiger Erkenntnis des Umstandes, dass der Arbeiter bei seinem kargen Verdienst außerstande sei, selbst für sein Alter vorzubauen, wurde hier eine freilich nur partielle Altersversorgung organisiert, die an Humanität die aller anderen übertrifft. Nicht nur den Bedürfnissen, auch den Wünschen und Meinungen der alten Leute werde Rechnung getragen. Sie wählen selbst ihre Kleidung und ihre Kost (natürlich innerhalb der gezogenen Grenzen), sie können jederzeit Besuche empfangen oder abstatten und auch sonst unbeschränkt ausgehen. Sie erhalten eine Art von Invalidensold nicht ein Almosen, das die Empfänger beschämt. Einzig steht die Art der Altersversorgung in Island da. Dort werden die Armen den Begüterten nach Maßgabe ihrer Mittel als zeitweilige Gäste und Kostgänger zugewiesen und sie sollen sich niemals, wie etwa die Einleger in unseren Alpenländern, über schlechte Behandlung zu beklagen haben.

De libertate.

Von Peter Altenberg.

Der Fürst saß tief in seinem Lehnstuhl. Den Arm in einer breiten schwarzen Binde, vom Stich des Grafen — — —.

„Lass' ihn eintreten — —" sagte er zu dem Kammerdiener.

Der Dichter trat ein.

„Es gehen Sagen über Sie, mein Herr, dass Sie »à rebours« leben, in Spelunken hausen, so die Nacht zum Tage machen, Dirnen erhöhen und Vorgänge des Daseins in unerhörter Weise deuten, die Welt verdrehen, bouleversieren wollen und alles Hergebrachte mit Ihrem Hass verfolgen, bloß weil es von gestern und nicht von morgen oder übermorgen!? Ein Robespierre der Seele — — —. Ich selber hasse das. Allein das Leben meiner Nächsten um mich herum geht à rebours. So verordnete ich heute meinem allzu kranken und geschwächten Herzen als letztes Mittel Sie und Ihren Geist, ein Gift, das mir vielleicht die Gifte vergiftete, die mich vergiften — — —. Sprechen Sie!! Können Sie mir die Welt-Ordnung verdrehen?! Vergehen in Tugenden umwandeln und Gesetz!? Auf dass ich milder gegen jene werde, die sich nach unserem Maßstabe vergangen?!"

„Fürst! Wir alle sind Gefangene, Kerkersträflinge des Lebens, Recruten mit gebundener Marsch-Route, Galeeren-Menschen unser selbst. Wie in einer schrecklichen dicken rothen Ziegelkaserne verbringen alle diese kurzen Fristen, die ihnen verliehen sind, lassen das süße Schicksal, geboren worden zu sein, ungenützt. Nun gut. Wer wollte aufbegehren?! So ist es! Schweige, Recrut des Lebens!

Aber wie?! Besitzen wir nicht die heiligen Begabungen, das Leben, welches uns entrinnt, in unseren Phantasien, in Träumen und Erdichtung festzuhalten?! So sind wir Künstler unser selbst, Farceure unserer Seele! Und wie, wenn Gott selber nun ein solcher Künstler würde und unsere Träume und Erdichtungen in einigen sparsamen Exemplaren dieser Knechtes-Gattung „Mensch“ lebendig schaffte als Wesen, die frei sind von dem allen, was uns zwängt?! Gottes Phantasie-Geschöpfe!

Ja, Gott, der Künstler über alle Künstler, schafft hie und da, um uns, den Müden, das Leben frei von Knechtschaften und Banden vorzuführen, wie der Dom-Bau-Meister den Stein, von des Gesetzes Schwere frei, nach aufwärts lenkt, Menschen-Exemplare unter hundert Millionen Sclaven, welche, losgelöst von dem Gesetz der Lebens-Schwere und seinen Drängen, den anderen die Freiheit zeigen, nicht als Ideal und nicht als Schreckgebilde, die Freiheit an und für sich, die Freiheit, die gelöst im Welten-Raume liegt, gebunden nun in einem Organismus, zu einem Organismus umgeschaffen, einem freien Menschen! In einem Bettler, einem Könige vielleicht, in einer Dirne, in einer Prinzessin — — —.

Bald findest du, mühseliger Rampant, diese durch Gottes Künstlerlaune „Organismus gewordene“ Welten-Freiheit als einen armen Dichter, wie Paul Verlaine, der excedierte und verkam, bald als eine Schauspielerin mit braunrothen Haaren und grauen Augen und wunderbaren Armen, bald als einen Kaufmann, der sich plötzlich auf Bergalmen zurückzieht, wie ein Holzknecht lebt, Schwarz-Föhren mit greisenhaftem Moose liebt und nach dem Sonnen-Sterben Klopf-Vögeln lauscht, dem Ur-Tamtam des Waldes! Oder bald als ein junges Mädchen aus gutem Hause, welches unbekümmert in freiem Leichtsinn ihren Leib verschenkt, bald als einen König, der unerhörte Bauten aufführt, bald als eine Metze, die zügellos dem Abgrunde entgegengaloppiert und darauf pfeift, bald als eine Prinzessin, die Grenzen überschreitet und im Unbegrenzten hinfliegt und sich schaukelt wie der Condor in allzu dünnen Höhen-Lüften, dem Irdischen fern und außerhalb der Schwerkraft — — —!

Merkmürdig seid Ihr, vor Gefangenschaften schon Stupide! Wie einer seid Ihr, den böse Verwandte eingeschlossen hielten in einen Stall-Raum und die Commission zeigte ihm nun plötzlich seine Freiheiten!?

Ganz zusammenknacksen möchte er, umkippen, ganz teppert würde er. Und so die Menschen! Sehen sie die Freiheit von ihrem Stallraum aus, von Gott in einem Exemplare ihrer armseligen Gattung, wenn auch ein wenig übertrieben, mit starken Farben aufgetragen, exemplificiert, so werden sie ganz teppert und verzagt. Wie ein Bauern-Rüpel, der zum erstenmale ein großes Ding in Lüften frei und ruhig, gleichsam erlöst und lächelnd, schweben sähe. Gleich stürzt er hin, ergreift die Leine, die am Boden schleift und massacriert das Schwebe-Ding, weil es ein Schwebendes, ein Fliegendes, das sich hinwegsetzt — — —.

Wie wenn diese Damen, in miserablen Panzern des Mieders vegetierend, eine beschimpften, welche frei die kaiserliche Pracht der Brüste trüge!

Ich kenne einen schlichten Kaufmann. Doch über seinem Bette hängen zwei wundervolle Stiche. Darunter steht geschrieben: „Als ich 18 war, war Kossuth mein Gott. Nun, da ich 68, ist es Victor Hugo! Ich blieb, in Freiheit — — —!“

Viele sagen: „Ist es ein Kaufmann, bitte, einer, der da handelt?!“

Nein, es ist ein heiliges Paradigma, welches Gott in die Welt stellte, um Seelen-Freiheit nachzuweisen auch im Gebundensten! Im Gegentheil, just herrscht sie erst. Denn Gluten unter der Asche haben mehr Expansions-Kräfte als Flammen, die sich schwächen, indem sie sind!

So gibt es „Fürstinnen des Lebens“, welche die „Frau in Freiheit“ darstellen, ein lichtes Schau-Object für unsere trüben Augen, auf dass wir einmal sähen die Freiheit, die zersplittert im Weltenraume, gedrängt in einem Punkt nun, den man fassen kann! Fürstinnen des Daseins, ungezwängt vom Mieder des Lebens, die Frau an und für sich, die „Mensch gewordene“ Schönheit dieser Welt, die Frau ohne ihre Annexe, ohne die faden Attribute edler Weiblichkeiten, ohne die Krone der Tugend, ohne das Scepter der Treue, ohne den Mantel der Demuth, ohne den Reichsapfel der Liebe, die Frau ohne Dankbarkeit und ohne Friedens-Sehnen, ohne Ruhe-Lust und ohne Güte, eine Frau ohne das Handwerkszeug der Seele, nur frei, ganz frei, frei wie ein Gegenstand, dem Gott in seiner Künstler-Laune die Schwerkraft nähme und es schwebte frei, da alles andere fiele und zu einem Ruhe-Centrum gravitierte!! Eine Freie, die im Sonnen-Aether des Seins hinschwebte. Oder ein Wesen, ausgesetzt den Welten-Stürmen, selber Welten-Sturm: oder ein wunderbares Ungeheuer, hausend im eigenen Labyrinthe seiner Seele, mit jedem Hauche Seligkeiten spendend und mit jedem Prankenschlage einen Mann zermalmend.

Ausgeburten aus dem Künstler-Hirne von Gott-E. T. A. Hoffmann, der es manchmal satt hat, 100 Millionen „Wäschezettel-Controlleusen“ und „Schaben-Verhinderinnen“ zu erschaffen und einmal in Einer eine Orgie feierte seiner eingedämmten Schöpferkräfte! Blicket ihr nach, Ihr, aus euren Cachots, aus euren Höhlen, aus euren Kasernen, euren Ställen, aus euren dunstigen Schlafgemächern, aus euren Zellen, euren Kerkermauern blickt ihr nach! Und statt dass Ihr, stupide Sclavenbrut, wie einst die Primitiven vor hehren Wundererscheinungen und Unfassbarem, außer euch Liegendem, in die Knie sänket und bewundernd stauntet vor Unbegreiflichem, zerstört Ihr heute, in frechem Eigendünkel, jene seltenen herrlichen Gebilde, die Gott als höchster Künstler in einzelnen Exemplaren von „Sich Auslebenden“ in eure dunkle Knechtschaft sendet, auf dass Ihr wisset, dass es Freiheit gibt und Licht! Gebilde, in Orgien ihrer selbst freilich hintaumelnd, sich selbst beunruhigend und das träge All, doch immer Freiheit athmend, frei vom Zwange!! Wie ein Mensch gewordenes Shrapnel, das explodierte und seiner Kräfte maßlosen Zwang verlöre, indem es birst, und nun erlöst, die Kräfte rückgibt an den Weltenraum! Und wenn ich einen sehe oder eine, die hingeht und stumm den Leib versenkt in Donaufluten, so werde ich nicht philosophieren, sondern mich innerlich verneigen vor einer Seele, die in Freiheit gieng und sich nicht knechten ließ vom Herrscher „Leben“ und sagte: „Ich passe nicht hierher, adieu, ich gehe lieber — — —.“

O, sagt mir nichts — — —. Ich weiß, was allen ziemt, wovor sie sich zu hüten, die in Gemeinschaft leben! O, ich weiß es. Jedoch wenn wir von unseren erhabenen Niedrigkeiten aus einmal in Jahren eine lichtere Prinzessin erschauen in dem Erdenthale, die in die Welt fliegt, frei von Erden-Schwere und irdischem Gesetz, dann haben wir nur eine Seelen-Pflicht, dieser tief traurig nachzublicken in Regionen, die uns versagt sind, zu unserem Heile, uns, den correcten und normalen Erdenbürgern der irdischen Gemeinsamkeit!!

Ha ha ha ha — — — gebt mir Champagner, Herr! Ich trinke ex auf die Prinzessin!

Ich trinke auf die „Prinzessinnen des Lebens“, die sich um ihre Lebensfülle nicht betakeln lassen!

Leicht ist's, sich einzuengen, wenn man eng! Ich trinke ex auf die Prinzessinnen!

Und schmettere mein Glas nach rückwärts an die Wand!

Ah — — — — —

Nun komm', Bertha oder Grethe oder Anna, ich bin wieder bereit zur Pflicht des Tages, zur Robot! Zu den Gemeinsamkeiten!!“

Der Dichter schwieg.

Ganz versunken in seinen Lehnstuhl lag der Fürst und sann — — — — —.

Subjectivität.

Von Peter Altenberg.

Sie saß da, auf dem rothen kleinen Sammet-Sitze, in einem ganz schlichten aber schweren seidenen schwarzen Kleide, welches ohne Falten und Büge gleichsam in zwei Abtheilungen fiel, als ob darunter sich nichts befände als zwei schlanke Beine. Eine schwere goldene Kette, gedrehte Arbeit wie Hanf-Schnur, um den Hals zum Gürtel hinab. Wie in einer Leere saß sie, in einem Hohlraume von Musik, ganz unbedächtig, Tonwellen an sich vorübergleiten lassend wie ein Wanderer an einem müden Strome Stromeswellen. Fahret dahin! So saß sie, gleichsam ausruhend, in Frieden, auf dem kleinen Sammet-Sitze. Aber plötzlich sagte Frau Paulina Dönges-Siegelinde: „Dieser Herd und ich sind Herren Hunding zu eigen!“

Wie die Kreideperiode der Seele ist es: „Ich bin zu eigen!!“

„Ich bin zu eigen — — —“ fühlte die Dame.

Stille. Schweigen. Sammlung — — —.

Aber plötzlich ertönen die Silber-Posaunen der Seele, welche die Mauern Jericho's in Trümmer legen, und Siegelinde feierte innere Siege und wusste, dass sie niemandem zu eigen sei als ihrer eigenen Seele!! Da lächelte sie — — —.

Die Dame in schwarzer Seide horchte auf — — —. Sie rückte ein wenig wie verlegen auf ihrem Sammet-Sitze.

Dunkel war es in des dunklen Herren Hunding dunklem Gemache — — —. Da ging die dunkle Thüre auf und die Frühlingsnacht hellte herein. Die Dame fühlte: „So gehen Thüren auf und Frühlingsnächte hellen herein??!“

Ja, so!

Dann kam das Wort aus Siegmunds Herzen in das Herz Sieglindes: „Schwester — — Geliebte — — —!“

„Oh — —“ machten viele Zuhörer in ihrem Innern, „was ist das?!“ Dann dachten sie: „Nun freilich, in der Musik ertrinkt es — — —.“

Die Dame betete innerlich: „Richard Wagner! Mein Gott! Ich höre Dich! Wie einfach ist es! Wie evangelisch! Wie das simple

Paradieses-Sätzchen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst — — —.“ Jawohl, der brüderlichste Bruder seiner Frau sein! Das ist es. Die schwesterlichste Schwester seines Geliebten! Was braucht man da zu grübeln?! So ist es. Amen — — —.“

Gleich hüllte sie sich wieder ein, verließ die Kirche ihrer Seele. Dann kamen wieder Tonwellen, die vorüberglitten wie Stromeswellen an müdem Wanderer, vorbei — — —. Furchtbares Getöse. Des Schwertes Nothung Knauf erglühte. Was kümmert sie das Schwert und sein Erglühen?! Sie hört das Wort: „Schwester — — Geliebte!!“ Blut-Schande?! Nein, Blut-Ehre! Schwesterlich geliebte! Was kümmert sie das Schwert?! Der Vorhang fällt — — —.

Zehn Minuten Pause.

Der Gatte brachte Nüsse in Kaffee-Crême eingeschlossen.

Zweiter Act: Tonwellen, Wellen, Brandung, Wirbel, Schäumen, Gebrause, Gischt, Rückstauungen, Auflösungen, Friede, Hingleiten ohne Hindernisse — — —. Und Bedrängnis! Und wieder Friede — — —.

Dann sagte Frau Sedelmayr-Walküre deutlich zu Wotan: „Dein Wille nur bin ich! Sonst nichts. Deine verwandteste Verwandte! Der „Weib gewordene“ Wille deiner selbst! Und darum göttlich, weil dein Gott in dir, dein besseres Selbst! Außerhalb irdischer Weiblichkeiten, die Mannes-Willen schwächen und bekämpfen! Dein wahrster innerlichster Wille bin ich. Das was Du wünschest ohne es zu wünschen, wie wenn der Knabe Goethe wünschte, den zweiten Theil des „Faust“ bereits zu dichten, dein tiefstes Selbst, in dir gefesselt und vielleicht verrammelt, halb gestorben, dein Selbst in dir, entrückt dem Tages-Sehnen und der Tages-Hoffnung, Dein Ich, erlöst vom Ich, bin Ich!!“

Die Dame fühlte: „So soll es sein! Sein wahrster innerster Wille müssen wir dem Manne sein, entrückt dem Tages-Sehnen und dem Stunden-Wunsche! Nicht seiner Wünsche nächtliche Leidenschaft! Und seines Tagesphlegma Schützerinnen! Nein! Der Wille seiner eigenen Ewigkeiten!! Der Wille seiner Seele, den er selbst im Drange der Geschäftigkeiten missachtete und überhörte, der heilige unentrinnbare Gotteswille in ihm selbst, „Ganzer“ zu werden aus seinen Halbheiten, Wal-Küren, gegen ihn selbst, den Irrenden, den Müden! Führende, wie Führer im Gebirge, für kargen Taglohn, unverdrossen zum Wege seiner Kraft und seiner Gipfel! Wir aber sind nicht traute Schwestern, nicht Walküren, wir sind — — — Geliebte!“

Dann versank sie wieder auf ihrem schmalen rothen Sammet-Sitze. Tonwellen kamen, wie Wasser, die über große runde Steine rauschen, böse über die Störung ihres Laufes und dann vergurgelnd, in sich kehrend, allmählich sich beruhigend über die Störungen der runden Steine und ihre düsteren Wasser-Falten glättend und in Sonne schimmernd — — —. So hörte sie Musik. Jedoch die Dichtung?! Diese war Musik! Verständlichkeit in Unverständlichkeiten!!

Und die Walküre verkündigte dem Helden seinen nahen Tod und hehre Auferstehungen in Walhall!

In des Helden Schoße aber ruhte seine Schwester, sein Weib, die entführte Gattin Hundings, Siegelinde, welche noch „irdische Lüste“ athmen musste. Und er sagte ruhig zur Walküre: „Nein! Grüße mir Wotan! Grüße mir Walhall! Grüße mir Ehre und Ruhm und alle Seligkeiten! Ich bleibe — — — bei meinem Weibe!!“

Das seidene schwarze einfache Kleid der Dame erbebte und die goldene Kette schimmerte ein wenig. Aber sie rückte nicht auf ihrem Sammet-Sitze. Und die Walküre mit dem unirdischen Herzen hielt inne.

Dann sagte sie sanft: „Dieses armseligen, blassen, elenden, schwangeren Geschöpfes wegen gäbest du die Seligkeiten Walhall's auf?!“

„Ja, deshalb — — —.“

Die Dame in schwarzer Seide neigte das Haupt zu ihrem Textbuche. Tonwellen kamen und verrauschten, kamen und verrauschten, kamen, verrauschten — — —. Schreckliche Kämpfe im Gebirge gab es und die Helden fielen.

Der Vorhang senkte sich.

Der Gatte dachte: „Eine wunderbare Frau habe ich. In solchen Momenten erst spürt man es. Wirklich ein höheres Wesen. Freilich, im Tages-Leben?! Jetzt aber spüre ich, was ich an ihr habe. Bei Wagner müsste sie immer sein. Allein geht es?! Forellen im Küchenschaffe. Ich selber möchte sie dorthin stellen, in Bäche. Allein es geht nicht — — —.“

Dritter Act.

Furchtbares Gebrause. Wie gräßliche Regengüsse auf Oceane schäumender Wellenkämme. Was kümmert es die Dame?! Tobt euch aus! Dann kommt Sieglinde, Hundings Gattin und des erschlagenen Sieg-Mund Weib und Schwester.

Mit herabhängenden Armen steht sie da, will sterben.

Da verkündet ihr die herrliche freundschaftlichste Walküre: „In deinem Schoße, Weib, lebt Sieg-Mund. Lebe, auf dass er lebe! Seines gestorbenen Seins Erweckerin bist du! Nie stirbt ein Mann, der mit der schwesterlichen Geliebten, der zweiten Form des eigenen Ich, sich selbst erzeugt zum Sohne! Auferstehung seiner selbst feiert er! Und zeugt, jedoch nur hier, ein Licht aus seinem Dunkel!“

Die Dame fühlte: „Jeder Mensch kann zeugen ein Licht aus seinem Dunkel, wenn ein Brüderlicher Eine findet, die schwesterlich! Einen Sieg-Fried zeugen! Doch unsere Knaben?!“

Und Sieglinde, die sterben wollte, will nun leben! Auf dass er lebe, Sieg-Mund, der brüderlichste Gatte, der erschlagene Held. In ihrem armen Schoße trägt sie ihn, sein zweites höheres Leben, seinen Sohn! Sieglinde will leben, um Siegmund zu gebären zu seinem höchsten Sein, zu Siegmunds Sohn!! Das sind des Weibes Wünsche! Und sie flüchtet ins Dickicht, zu leben, zu sterben, zu gebären — — —.

Hier schloss die Dame in schwarzer Seide das Textbuch und öffnete es nicht wieder.

Tonwellen kamen und verrauschten — — —.

Viele Zuhörer fanden den „Feuerzauber“ göttlich und wurden ganz gepackt. Zu ihrer Melodie kamen sie endlich, die sie fassen konnten. Jedoch die Dame blieb kalt. Denn sie vernahm das Unvernehmbare! Vernehmbares lässt kalt. Wie wenn man sagte: zwei und drei macht fünf.

Wie wenn sie nicht mehr vorhanden wäre, war die Dame und Sieglinden gefolgt wäre ins Dickicht, um zu sterben, zu gebären den Siegmunds-Sohn! Mit dieser bleichen Frau gieng sie dahin — — —.

Tonwellen kamen und verrauschten — — —. Ende.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

„Observer.“ Es war zweifellos eine zeitgemäße Idee, ein Bureau in Wien zu gründen, in welchem alle hervorragenden Journale der Welt (in deutscher, englischer, französischer und ungarischer Sprache) unter besonderer Berücksichtigung der österreichischen Tagesliteratur gelesen werden, um den Abonnenten jene Zeitungsausschnitte zuzusenden, welche sie persönlich (oder sachlich) interessieren. Die riesige Arbeit, welche dem Einzelnen dadurch erwächst, aus allen wichtigen Blättern die ihn interessierenden Zeitungsnotizen zu suchen, entfällt nunmehr, da das Bureau „Observer“, welches behördlich concessioniert ist und in Wien, IX. Türkenstraße Nr. 17, seinen Sitz hat, diese Sammelarbeit besorgt und seinen Abonnenten jene Zeitungsausschnitte regelmäßig zusendet. Der „Observer“ zählt trotz seines kurzen Bestandes Minister, Abgeordnete, Diplomaten, alle hervorragenden Bankinstitute, Industrielle, Künstler, Handelskammer u. s. w. zu seinen Abonnenten.

Seid. Bastrobe fl. 8.65 bis fl. 42·75 p. Stoff z. complet. Robe. Tussors und Shantungs.

sowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

768

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XV. Band. Wien, den 18. Juni 1898. Nummer 194.

Kurze Beine.

Selten noch haben Ministerworte so kurze Beine gehabt, als die ministeriellen Aussprüche des Grafen Thun. Wir meinen dabei nicht allein das berühmt gewordene „Morgen“, auf das er in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 7. Juni die Beantwortung der Grazer Interpellation verschob, aus dem aber thatsächlich ein Niemals geworden ist. Wir meinen vielmehr die officiellen, anscheinend wohlüberdachten Regierungserklärungen, mit denen sich Graf Thun als Ministerpräsident in den Stenographischen Protokollen des Abgeordnetenhauses verewigt hat. Die erste Session Thun ist so gut wie geschlossen. Jede der parlamentarischen Parteien hat in ihrem Manifest der Oeffentlichkeit zu zeigen versucht, wie sie in dieser Session das gehalten hat, was sie versprochen. Nur die Regierung hat sich eines solchen Rückblicks entschlagen. Wir können ihn aber an ihrer Stelle liefern.

Als Graf Thun am 21. März sich und sein bunt zusammengesetztes Minister-Ensemble im Abgeordnetenhause vorstellte, war „Recht, Ordnung und Autorität“ die Devise, unter der er die Regierung zu führen versprach. Was ist davon übriggeblieben? Von ihrem Rechtssinn hat diese Regierung in Graz Zeugnis abgelegt, wo gegen alles Recht, lediglich in einem militärischen Wuthanfall, die Gemeindevertretung aufgelöst wurde, wegen einer einfachen Resolution, die seither ungestraft von Dutzenden anderer Gemeindevertretungen wiederholt worden ist. Die Ordnung, welche die Regierung uns beschert hat, können wir in Brünn, in Prag und in Galizien bewundern; in Brünn, wo die jungczechischen Regierungsmänner Dr. Podlipny und Dr. Stransky eine wegen ihrer Friedfertigkeit seit jeher bekannte Bevölkerung zu blutigen Straßenunruhen aufgeregt haben; in Prag, wo anscheinend unter den Augen der Regierung eine Wiederaufführung der December-Excesse planmäßig vorbereitet wird; in Galizien endlich, wo der Regierungs-Neophyt P. Stojalowski eine förmliche Judenverfolgung organisiert hat. Das ist die Thun'sche Ordnung. Und nun noch die Autorität! Auf der Grazer Burg hat sich ein Mann interniert, der die Straßen der Stadt nicht zu betreten wagt, weil er die Beweise der allgemeinen Verachtung fürchtet, die er sich durch seine staatsverbrecherische Thätigkeit unter Badeni so reichlich erworben hat. Diesen Mann hat das Ministerium Thun zum obersten Repräsentanten der Rechtsordnung in Steiermark, Kärnten und Krain erwählt. Doch wozu erst nach Graz gehen! In Wien lebt ein Mann, der den Reichsrath schließen musste, weil er den Herren Schönerer und Wolf nicht entgegenzutreten vermochte. Und dieser Mann ist der Ministerpräsident, der Autor der Devise: „Recht, Ordnung und Autorität“, Graf Thun selbst!

Die zweite rednerische Leistung, durch welche Graf Thun sich der Mitwelt offenbarte, war jene gymnasiastenhafte Stilübung, mit der er am 27. April die Sprachendebatte einleitete. Dort behauptete er den Standpunkt der Regierung in der Sprachenfrage „präcisieren“ zu wollen. Die „Präcisierung“ gieng so weit, dass noch heute kein Sterblicher den präcisen Standpunkt der Regierung in der Sprachenfrage kennt. Ueber dasjenige, wobei es auf die Regierung hauptsächlich ankommt, nämlich über die positive Ausgestaltung einer neuen Sprachenregelung, verlor er kein Wort. Er verbreitete sich lediglich über Dinge, welche die Parteien besser wissen müssen als er. „Ich begrüße“ — rief er aus — „die Einsetzung eines Sprachenausschusses und sage die ernsteste Mitarbeit der Regierung bei diesen Arbeiten zu.“ Ein Minister, der im Parlament spricht, ist ja doch kein Kannegießer, der an seiner Bierbank, ungehindert von dem harten Widerstand der Dinge, seiner politischen Phantasie die Zügel schießen lassen darf. Wenn der Ministerpräsident in officieller Parlamentsrede den Sprachenausschuss „begrüßt“, „den — wie er damals noch hinzufügte — das Haus nunmehr zu beschließen sich anschickt“, so muss man doch annehmen, dass der betreffende Herr weiß, was er sagt, und auch, warum er es sagt, mit anderen Worten: Wenn der Minister den Sprachenausschuss als eine so gut wie vollendete Thatsache hinstellt, so muss man voraussetzen, dass er sich vorher die Gewähr für das Zustandekommen des Ausschusses von den Parteien bereits verschafft habe. Alsbald hat es sich herausgestellt, dass das, was der Graf Thun am 27. April sagte, von Anfang bis Ende leeres Gerede war, dem jede thatsächliche Unterlage fehlte. Als Graf Thun es geschehen ließ, dass auf Betreiben der intriguanten Majorität alle vorliegenden Sprachenanträge in eine beispiellos confuse Debatte vereinigt wurden, in der jeder Sprecher gleichzeitig pro-Redner für fünf und contra-Redner gegen fünf andere der in Eins zusammengestopften [illegible] Sprachenanträge war, da musste er die aus diesem Wirrwar[illegible] vorgehende Abstimmungsschwierigkeit voraussehen. Er mus[illegible] schon gelöst haben, ehe er seine Zustimmung zu diesem sin[illegible] Durcheinanderreden gab. Aber niemand war überraschter wi[illegible] als nach mehrwöchentlichem Redeschluss die Abstimmungsschwierigke[illegible] auftauchte, niemand war rath- und hilfloser als er.

Ein derartiges Maß von schülerhafter Staatsstümperei ist selbst in Oesterreich noch nicht dagewesen. Regieren heißt ja doch das Staatsschiff lenken. Wenn aber der leitende Staatsmann statt auf der Commandobrücke zu stehen, sich wie ein Passagier bequem, auf dem Promenadedeck ergeht, und statt Directiven zu geben, lediglich seine ebenso unmaßgeblichen als laienhaften Ansichten über die Navigation äußert, dann ist es nicht zu verwundern, wenn das führerlos dem Spiel der Wellen und Winde überlassene Fahrzeug den Curs verfehlt und alsbald auf irgend einer Sandbank sitzen bleibt, die jeder umsichtige Capitän hätte voraussehen und meiden müssen. Graf Thun hat im März das Parlament eröffnet, ohne zu wissen, was er mit ihm anfangen wird. Er hat es jetzt gesperrt, ohne zu wissen, was er ohne das Parlament thun wird. „Die Regierung — sagte Graf Thun, in seiner Eröffnungsrede — betrachtet die Wiederherstellung geordneter parlamentarischer Zustände und des regelmäßigen Ganges der Gesetzgebung als ihre erste und wichtigste politische Aufgabe“. Diese erste und wichtigste Aufgabe zu erfüllen, hat sie sich aber unfähig gezeigt, sie hat auch nicht einmal einen ernsten Versuch dazu unternommen. Als den „obersten Grundsatz“ seiner Regierung bezeichnete damals Graf Thun „die Gerechtigkeit gegenüber allen Volksstämmen und Bewohnern dieses Staates“. Gerechtigkeit hat aber diese Regierung noch nicht geübt. Das Wenige, was von ihrer Thatenlosigkeit übrig bleibt, sind einige neue Ungerechtigkeiten, um die sie das Sündenregister der österreichischen Regierungen vermehrt hat. „Nützliche sociale Reformen, Förderung cultureller Fortschritte, Hebung der materiellen und sittlichen Verhältnisse der Bevölkerung und namentlich der auf den Ertrag ihrer Arbeit angewiesenen breiten Schichten derselben, Unterstützung der Industrie und Landwirtschaft“ — alle diese wohlklingenden Versprechungen des Regierungsprogrammes haben sich binnen der wenigen seither verstrichenen Wochen schon längst ihre kurzen Beine abgelaufen. Man könnte den höchsten Preis aussetzen auf die Auffindung eines einzigen Wortes in dem Thun'schen Programm, das diese Regierung zur Wahrheit gemacht hätte.

Das Ministerium Thun ist fällig, und wenn es trotz überreichlich bewiesener Unfähigkeit zögert, seine Demission zu geben, so beweist es nur noch, dass ihm auch der moralische Ernst fehlt, dass es die schwere Verantwortung nicht fühlt, die es vor der Geschichte tragen wird, wenn es an den leeren Portefeuilles kleben bleibt, die es mit brauchbaren Concepten zu füllen, nicht die Eignung besitzt.

K.

Franz Palacký als Geschichtsphilosoph und als Politiker.

Zum 100. Geburtstage Franz Palackýs (14. Juni 1798 — 26. Mai 1876)

Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

Zweck der folgenden Ausführungen soll es sein, die von Franz Palacky entwickelte Idee des böhmischen Volkes und des österreichischen Staates darzulegen.

Die Idee des böhmischen Volkes? Die Idee des österreichischen Staates? ... In letzter Zeit sind solche Ideen trotz der Autorität eines Ranke und anderer bedeutender Historiker ein wenig in Verruf gekommen; nicht ganz mit Recht. Jedenfalls gehört Palacky zu denjenigen Historikern und Politikern, die in der Geschichte der Völker und Staaten eine Idee oder sagen wir eine Aufgabe sehen. Indem sich Palacky die geschichtlichen Einzelnereignisse zu deuten, zu erklären suchte, wurde ihm die Geschichte des böhmischen Volkes zu einem nationalen Programme. Und mit dem böhmischen war naturgemäß das österreichische Programm gegeben. Programm — im Sinne einer geschichtsphilosophischen Erklärung der Geschichte. Denn um ein nationales und politisches Programm aufzustellen, dazu muss man kein Palacky, kein Ranke sein. Gerech-

ligkeit — Gleichberechtigung — Kräftigung des Staates — u. s. f., alle diese Schlagworte sind bei uns seit 1848 in aller Munde und Gemeingut aller Parteien. Darauf kommt es aber an, diesen allgemeinen und abstracten Begriffen einen lebendigen, aus der Kenntnis der Geschichte und der Gegenwart geschöpften Inhalt zu geben. Es handelt sich in der Politik nicht bloß um Ideen, sondern um schöpferische, um treibende Ideen.

Für uns Böhmen hat Palacky die Bedeutung, dass er uns unsere Geschichte nicht nur geschrieben, sondern auch erklärt und uns aus dieser Geschichte die Richtung für die Zukunft gewiesen hat; darum ist er zum „Vater des Vaterlandes" erklärt worden und darum feiern heuer seinen hundertsten Geburtstag alle Parteien. Womit nicht gesagt sein soll, dass alle Parteien sich auf Palacky mit gleichem Rechte berufen, — auch die Väter des Vaterlandes haben nicht immer lauter gleich- und gutgeartete Söhne.

Palacky ist zum politischen Führer des Volkes durch das Jahr 1848 berufen worden, und in dieser Eigenschaft war er bis zu seinem Lebensende thätig; und gleich im Jahre 1848 hat ihn zum Führer seine Geschichte Böhmens legitimirt. Ich will darum in dieser Skizze mich auch vorerst an seine Geschichtsphilosophie halten, weil sein politisches Programm in der That auf diesem theoretischen Untergrunde aufgebaut war. Ich will diesen Untergrund auch deshalb an erster Stelle darstellen, weil auf ihm verschiedene Zubauten aufgerichtet wurden, die zu dem Hauptgebäude nicht passen, auch jene nicht, die der Baumeister selbst aufgeführt hat.

*

In der Vorrede zum letzten Bande seiner Geschichte Böhmens sagt Palacky in wenigen Worten, was das Hauptziel seiner langjährigen Arbeit war: das Urtheil der gegenreformatorischen Reaction über die Vergangenheit unseres Volkes zu berichtigen. Der Gegenreformation war es gelungen, die böhmische Reformation als eine Verirrung, als etwas, dessen sich das Volk schämen sollte, hinzustellen: Palacky zeigt, dass das eine geschichtliche Unwahrheit ist, dass vielmehr die böhmische Reformation eine der größten und bedeutendsten Geistesthaten war.

Um die Tragweite dieser Rehabilitation unseres Volkes richtig bemessen zu können, müssen wir uns vergegenwärtigen, dass Palacky diese seine Lebensarbeit im vormärzlichen Oesterreich unternommen hat — damit ist alles gesagt. Man stelle sich nur vor: ein Protestant legt dar, dass die durch Hus begonnene und in der Brüderunität gipfelnde reformatorische Bewegung eine weltgeschichtliche Bedeutung hat. Und nicht nur das: Palacky zeigt, dass in ihr unsere und die Geschichte überhaupt ihren Höhepunkt erreicht hat, dass demnach die Gegenreformation nicht nur weniger weltgeschichtlich, sondern vielmehr ein geschichtliches Unrecht und ein großer Rückschritt war.

In der Schrift gegen Höfler hat Palacky seine Geschichtsauffassung am bündigsten dargestellt. Die Schrift ist deutschen Lesern zugänglich und darum beschränke ich mich darauf, nur die wichtigsten Gedanken vorzuführen.*) Gegenüber den clericalen Ausführungen Höflers stellt Palacky strikte die Frage: Hatte jene Bewegung (die hussitische) überhaupt eine moralische Bedeutung und Berechtigung oder nicht? Die Antwort ist eine Apologie Hussens und seiner Anhänger. Nach Palacky bildet die Religion den Mittelpunkt des menschlichen Strebens und Ringens und darum ist die religiöse Entwickelung in der Geschichte der Völker am wichtigsten. Das Christenthum würde nach Palacky der Menschheit für immer genügen, allein die mittelalterliche Kirche hat dasselbe corrumpiert, indem die höchst einfachen Lehren Christi zu einem complicierten, dem der freien Vernunft widerstreitenden Lehrgebäude umgemodelt wurden. Ueberdies war die Kirche sittlich verfallen. Gegen diese doppelte Verderbnis genügte nicht mehr die Opposition innerhalb der Kirche selbst, ein Theil des Christenthums musste sich außerhalb der herrschenden Kirche stellen — das ist die providentielle Bedeutung des Protestantismus und an erster Stelle der böhmischen Reformation. Derart wurde die christliche Welt zwar entzweit, aber auch geheilt. Palacky sieht in diesem religiösen Dualismus die Wirkungen zweier durchgreifender Principien der menschlichen Natur: der Katholicismus ist die Religion der Autorität, der Protestantismus die der freien Vernunft. Dort ist mehr Passivität, hier Activität, dort Selbständigkeit, hier Gehorsam, entsprechend der Polarität des männlichen und weiblichen Principes in allen organischen Gebilden.

Palacky meint nicht, dass die religiöse Reformation schon vollendet sei, zumal der Protestantismus ebenfalls in den Fehler des Katholicismus (den Anthropomorphismus) verfallen ist. Allein die Form, welche die Reformation in der böhmischen Kirche der Brüder-Unität herausgebildet hat, hält Palacky für die bisher vollkommenste, weil sie das religiöse Hauptgewicht auf die Moral und nicht auf die Dogmen legt und zugleich das Princip der Entwickelung in sich aufgenommen hat.

Palackys Geschichtswerk bricht mit der Katastrophe von Mohács ab und er hat uns darum die weitere Entwickelung nicht geschildert.

*) Die Geschichte des Hussitenthums und Professor Constantin Höfler. Kritische Studien. 2. Auflage, 1868; besonders Capitel IX: Erklärung meines Standpunktes in der Controverse.

Er hoffte jedoch, die Kenntnis der früheren Zeit und besonders der Reformation, welche den Gipfelpunkt unserer bisherigen Entwickelung bedeutet, genüge, um das Volk in seinem gegenwärtigen Streben zu belehren, zur Besinnung zu bringen und zu kräftigen.

Nach der Schlacht bei Mohács wurde für Böhmen eine neue Epoche eingeleitet. Böhmen verbindet sich mit Oesterreich. Aber diese Verbindung ist zugleich eine Trennung, denn Oesterreich, der Hort des Katholicismus, unterdrückt in Böhmen die Reformation. Die katholische, die österreichische Idee bezwingt die protestantische, die böhmische Idee, und ganz besonders wird die eigentlich böhmische Nationalkirche, die Brüder-Unität, gänzlich unterdrückt. Selbst der liberale und aufgeklärte Kaiser Josef gestattet dem Reste der böhmischen Protestanten nur die kirchliche Form des Lutherthums und Calvinismus. Die Nachfolger Josefs erneuern den gegenreformatorischen Druck, doch das Eis ist gebrochen, das böhmische Volk erwacht zu neuem Leben und unter anderen ist eben Palackys Geschichtswerk ein Beweis dieses Wiedererwachens. Palacky zeigt dem erwachenden Volk die Reformationszeit in hellem Lichte, zeigt ihm seine einstige Größe und seine eigentlichen Ideale, seine Idee, Palacky zeigt seinem Volke die Vergangenheit in der bewussten Absicht, ihm für die Weiterentwickelung eine geistige Führung und einen Wegweiser zu geben. Wie und wodurch kann die Geschichte und speciell die Geschichte der Reformation dem Volke als Leitstern dienen? Vergegenwärtigen wir uns das Problem in all seiner Fülle und Schwierigkeit.

Zwischen Vergangenheit und Gegenwart besteht ein religiöser und politischer Gegensatz: Es ist der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus, der Gegensatz der Reformation und Gegenreformation, der Gegensatz der politischen Selbständigkeit und der Unselbständigkeit. Dieses Gegensatzes muss sich jeder denkende Böhme als Böhme bewusst werden und diesen Gegensatz muss er überwinden. Dieser Aufgabe haben sich nach Dobrovský neben Palacky, Kollár, Šafařík, Havlíček, Smetana (Augustin) unterzogen und in ihrer Lösung liegt der geschichtsphilosophische und socialpolitische Kern unserer sogenannten Wiedergeburt und der böhmischen Frage überhaupt.

Ueber diese Wiedergeburt habe ich in der „Zeit" unlängst gehandelt*). Ich berufe mich auf das schon Gesagte und kann darum Palackys Lösung des Problems umso kürzer fassen. So wie Kollár findet auch Palacky die theoretische Lösung und Ueberwindung des Zwiespaltes in der deutschen Philosophie und speciell in der Religionsphilosophie Kants. So wie Kollár acceptiert auch Palacky Herders Humanitätsideal und findet in diesem auf Grund der Kant'schen Philosophie die erwünschte Versöhnung aller Gegensätze. Kant hat das Wesen der Religion in die Moral verlegt: Palacky nimmt diese Lehre auf, damit schwindet ihm die Bedeutung des dogmatischen Gegensatzes zwischen Katholicismus und Protestantismus, zwischen der katholischen Gegenwart und der reformatorischen Vergangenheit. In der Humanität Herders findet er die Grundidee unserer Reformation, der Brüder-Unität, die schon vor Kant das Wesen der Religion nicht in der Lehre, sondern in der Moral gesucht hat. Derart findet Palacky an der Hand der deutschen Philosophie in dem Humanitätsideale des achtzehnten Jahrhunderts die böhmische Idee, wie sie besonders durch Comenius lebendig vorgestellt wird, wieder. Kant zeigt ihm, dass wir in dem Bestreben unserer Reformation weiterschreiten können, ohne uns durch die theologische Form der Religion beengen zu lassen: die Ideale unserer Reformation haben für uns in der Gegenwart vorwiegend ethische und nationale Bedeutung. Auf diesen Idealen, auf dem Ideale der Humanität lässt sich auch ein modernes und wahrhaft böhmisches, politisches Programm aufstellen. Das Humanitätsideal ist die Versöhnung und Ueberwindung des religiösen, nationalen und politischen Gegensatzes zwischen unserer eigenen Vergangenheit und Gegenwart und zugleich zwischen Böhmen und Oesterreich.

Das ist Sinn und Bedeutung unseres Humanitismus, des böhmischen Correlates der gleichzeitigen Versuche um eine nationale Philosophie bei den anderen slavischen und nicht slavischen Völkern. Was den Polen der Messianismus, den Russen das philosophische Slavophilenthum, ist bei uns der Humanitismus, der Versuch, die nationale Idee philosophisch zu begründen. So wie den Polen und Russen Schelling und Hegel, so hat uns Herder, Kant und Hegel die nöthige philosophische Hilfe geleistet. Für uns lag die deutsche Philosophie umso näher, als ihr Humanitätsideal das Ideal nicht nur des deutschen Protestantismus, sondern gerade auch unserer Reformation ist. Der Humanitätsgedanke, wie er auch in der französischen Revolution als Anerkennung der Menschenrechte ausgesprochen worden, ist vorwiegend protestantischen und kirchlich religiösen, nicht politischen Ursprungs.**) Darum stellen sich die leitenden Gedanken unserer Wiedergeburt als naturgemäße Fortsetzung des achtzehnten Jahrhunderts und des Reformationszeitalters dar, und das umso mehr, als unsere bedeutendsten Führer Kollár, Šafařík, Palacky selbst Protestanten waren, die

*) „Zeit" 1897, Nummer 137 ff.: „Deutsche Einflüsse und die Wiedergeburt des böhmischen Volkes".

**) Auch Palacky sieht in den französischen Menschenrechten Grundsätze des wahren Christenthums; in concreto ist die Sache jedoch so, dass die Menschenrechte vorwiegend aus der Reformation sich entwickelt haben. Ich habe auf diesen Zusammenhang öfters hingewiesen und finde in der neuesten staatsphilosophischen Literatur die erwünschte Bestätigung:

sich ihrer geistigen Abkunft von der Brüder-Unität und Hus vollauf bewusst waren;[*]) Havlíček arbeitete für eine kirchliche Reformation im Geiste von Hus, Smetana, der sein geistliches Amt niederlegte, wies schon auf die überprotestantische und überchristliche Zukunft hin.

*

Palackys politisches Programm ist in seinen Hauptzügen auf dieser seiner Geschichtsphilosophie aufgebaut: den Mittelpunkt bildet der Humanitätsgedanke.

Für die neue Zeit hat die theologische Seite dieses in seinem Wesen religiösen Humanitätsgedankens nach Palacky keine ausschlagende Bedeutung, von Wichtigkeit ist das sittliche und nationale Moment. Schon Herder hat das Humanitätsideal innig verknüpft mit der Nationalität: die Menschheit besteht aus gegebenen Nationen, Mensch sein heißt in concreto dem Menschheitsideale auf seine eigene nationale Art Ausdruck verleihen. Herder selbst lauschte den verschiedenen „Stimmen der Völker“, in der Poesie — Herders böhmische Jünger gesellten zur Poesie auch die Politik. In Böhmen war eben seit Kaiser Josefs Zeiten das nationale Moment von der größten Wichtigkeit, in ihm concentrierte sich in praxi das Streben nach der Wiedergeburt. Die Sprachen- und Nationalitätenfrage war das Um und Auf der damaligen Politik, so weit unter dem Absolutismus von Politik die Rede sein konnte.

In den erwähnten Aufsätzen in der „Zeit“ ist schon ausgeführt worden, wie und warum bei uns der Nationalitätsgedanke zugleich slavisch war. Kollár hat auf Herder'scher Grundlage die slavische Wechselseitigkeit in glühenden Sonetten gepredigt, allgemein träumte man von einer slavischen Verbrüderung — ihre Form und die Art der Verwirklichung blieb allerdings romantisch unklar. Palackys Geschichtswerk bildet hier einen Wendepunkt dadurch, dass dem Volke die eigene große Geschichte vorgeführt wurde, das specifisch böhmische Wesen wird dem allgemein Slavischen vorangestellt. Havlíček verleiht der geänderten Stimmung schon 1846 Ausdruck, wenn er in seiner prägnanten Art ausruft: „Böhme, nicht Slave!“ Das Einschreiten Russlands zu Gunsten des Absolutismus hat dann auch dazu beigetragen, den Panslavismus zu schwächen.

Palacky hatte schon vor dem Jahre 1848 die Ansicht ausgesprochen, dass der Staat seine geschichtliche Rolle ausgespielt habe, an seine Stelle treten neue sociale Kräfte, die Nationalität und die öffentliche Meinung. Diese Ansicht finden wir in der „Denkschrift über die Veränderung der böhmischen Landesverfassung“ vom Jahre 1846 — also zur Zeit, als in Deutschland die Hegel'sche Linke auf Grund der Feuerbach'schen Humanität den absoluten Staat bekämpfte. Das Jahr 1848 reifte auch in Oesterreich heran und die verschiedenen Völker wurden vor die Aufgabe gestellt, das alte Oesterreich in ein neues umzuwandeln. Der Absolutismus hatte seine Unfähigkeit selbst zugestanden, und an der Revolution die erste Zeit eifrig mitgeholfen.

Nach Palacky hat der absolutistische Staat, das alte Oesterreich, mit der Durchführung der Gegenreformation seine historische Aufgabe erfüllt; es frägt sich darum, wie kann Oesterreich weiter bestehen, was soll Oesterreich weiter sein? Hat Oesterreich, kann Oesterreich eine Idee haben? Und welche? Auf diese Frage lautet Palackys Antwort dahin, Oesterreich müsse seine veraltete, schon negative Idee — die Gegenreformation und den Schutz der Kirche — aufgeben und das positive Ideal der Humanität zu verwirklichen suchen. Damit wird auch der Jahrhunderte währende Antagonismus zwischen der böhmischen und österreichischen Idee aufgehoben — die Humanitätsidee versöhnt Böhmen und Oesterreich umsomehr, als Oesterreich mit dem Humanitätsideal sich auch das böhmische Ideal aneignet. Politisch bedeutet aber der Humanitätsgedanke die Menschenrechte nicht nur der Individuen, sondern auch der Völker, aus denen die Menschheit von Natur organisch zusammengesetzt ist: juristisch bedeutet der Humanitätsgedanke das Naturrecht. Gestützt auf das damalige Naturrecht verlangt Palacky die nationale Gleichberechtigung: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Völker folgert Palacky aus der Losung der französischen Revolution. Die Gleichberechtigung aller Völker kann aber auf der alten centralistischen Grundlage nicht erreicht werden, der absolutistische, centralistische Staat muss sich demokratisieren und der Föderation der gleichberechtigten Völker weichen — Föderalismus contra Centralismus lautet Palackys Devise. Thatsächlich ist mit diesem einem Worte Föderalismus Palackys politisches Programm am vollsten charakterisirt.

*

Im Laufe der Zeit hat Palacky dieses sein politisches Programm verschiedentlich formuliert. Im ganzen können wir in der politischen Entwickelung Palackys drei Stadien unterscheiden. Es ist nicht unwichtig, diese Stadien genau zu scheiden, weil häufig vom Programme Palackys schlechtweg gesprochen wird. In der That bleibt nur das philosophische Grundwerk unverändert, der politische Ueberbau hat sich geändert.

Im Jahre 1848 formulierte Palacky den Föderalismus ganz national. Darnach zerfiele Oesterreich in so viele nationale Territorien, als Nationalitäten vorhanden sind. Speciell die böhmischen Länder würden geschieden in das deutsche und das böhmische Gebiet; zu diesem sollte die oberungarische Slovakei fallen, Deutschböhmen und die deutschen Gebiete der böhmischen Länder überhaupt würden zum deutschen Gebiete geschlagen. Alle diese neuen Länder würden ihre nationalen Landtage und Ministerien haben, der Gesammtregierung wären die nöthigsten gemeinsamen Angelegenheiten belassen. Im einzelnen finden sich bei Palacky verschiedene Schwankungen und selbst Widersprüche. Das nationale Programm ließ sich nicht leicht mit dem historischen und geographischen in Einklang bringen; jedoch war Palacky in Kremsier ganz entschieden für das nationale Princip, er ziehe „die lebende Geschichte der pergamentenen vor.“[*])

Im Jahre 1865 erschien Palackys „Idee des Staates Oesterreich“. Hier legt Palacky die schon entwickelte geschichtsphilosophische Idee des österreichischen Staates dar; die nationale Föderation gibt er als „mit der Revolution zusammenhängend“ auf und acceptiert die historisch-politischen Individualitäten von Eötvös. An die Stelle des Naturrechts tritt das historische Recht, oder besser gesagt das historische Recht tritt zum natürlichen. Denn für die Gleichberechtigung der Sprachen und Völker beruft sich Palacky noch immer und vorwiegend auf das Naturrecht, nicht auf das historische Recht.

Aber schon in der „Idee des Staates Oesterreich“ finden sich Anklänge an eine abermalige Aenderung des föderativen Programmes: Palacky fürchtet den Dualismus, in dem er nur eine verstärkte, weil verdoppelte Centralisation erblickt, und sagt voraus, der Dualismus werde unausweichlich den Panslavismus zeitigen, und zwar in der am wenigsten wünschenswerten Form des Panrussismus. Im Jahre 1848 befürwortete Palacky den Austroslavismus als entschiedener Gegner des russischen Absolutismus und seiner Universalmonarchie; die russische Bauernbefreiung und die Abneigung gegen die polnische Revolution 1863 hatten Palacky inzwischen gegen Russland günstiger gestimmt, so dass schließlich als Demonstration gegen den Dualismus die Fahrt nach Moskau und Petersburg (1876) unternommen wurde. Palacky gibt, wie er sagt, den Gedanken der österreichischen Föderation nicht auf, aber der Dualismus benimmt ihm die Hoffnung auf Oesterreichs guten Willen und auf die Gerechtigkeitsliebe der Deutschen und Magyaren. Eben darum suchte Palacky in der Annäherung an Russland das Gegengewicht und demgemäß wird — 1872 im Nachwort zur Sammlung „Radhost“ — mehr der national-slavische als der geschichtlich staatsrechtliche Gesichtspunkt betont.

Wir sehen: Palacky will in dem verjüngten Oesterreich Europa, ja die ganze Menschheit im Kleinen sehen — Oesterreich soll der Hort der vielen gleichberechtigten Völker werden und ganz besonders sollen die bisher unterdrückten Böhmen und Slaven überhaupt zu ihrem Rechte gelangen. Wenn der österreichische Staat schon von früher her nicht wäre, schreibt Palacky nach Frankfurt, so müssten wir uns im Interesse Europas, ja der Humanität selbst, möglichst rasch daran machen, ihn zu schaffen. Mit dem Constitutionalismus ist naturgemäß der Austroslavismus gegeben, weil eben die Slaven die Majorität des Reiches bilden; Palacky sieht in ihm ein Gegengewicht gegen den Panslavismus und speciell gegen den Panrussismus. So denkt Palacky im Jahre 1848 und 1849. Im Anfange der constitutionellen Aera fasst Palacky die Föderation mehr historisch und staatsrechtlich, aber bald sucht er gegen den Dualismus eine Stütze im slavischen Gedanken.

Palackys politisches Programm und seine politische Taktik war schwankender, als gewöhnlich angenommen wird. Bei aller Hochachtung für den großen Historiker und aller Anerkennung seiner geschichtsphilosophischen Leistung müssen wir uns darüber klar sein, dass sein politisches Programm verschiedene Phasen aufweist. Ganz besonders sehen wir ein Schwanken zwischen den staatsrechtlichen und nationalen Bestrebungen, ein Schwanken, welches unsere böhmische Politik bisher charakterisiert. Historisch, staatsrechtlich müssen wir uns vor allem mit den Deutschen verständigen — der nationale Antagonismus führt uns zu den übrigen Slaven. Das staatsrechtliche Programm ist naturgemäß national-gemäßigt, das national-slavische ist radical — auch der oberflächliche Beobachter sieht, dass unsere Politik an diesem Widerspruch bis zur Stunde kränkelt. Auf Palacky kann sich der national-conservative Adel berufen, auf Palacky beruft sich die national-radicalere und slavische Politik, Palacky kann schließlich auch dem neuen Nationalitätsprogramme der Socialdemokraten (Kautskys Formulierung) als Autorität dienen.

*

vgl. Ritchie, Natural Rights 1895, Borgeaud, in der englischen Ausgabe: „The Rise of Modern Democracy 1894; in der deutschen Literatur hat Jellinek die Aufmerksamkeit auf den richtigen Sachverhalt gelenkt: „Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte“ 1895.

[*]) In dem erwähnten Aufsatz habe ich schon betont, dass die Romantiker bei uns, im Gegensatz zu den Romantikern in Deutschland und Frankreich, nicht für das katholische Mittelalter, sondern für die Reformation sich begeisterten.

[*]) vgl. Springer, Protokolle des Verfassungsausschusses im österr. Reichstage 1848–1849, pag. 34. Außer Springer vgl. Palackys Gedenkblätter, 1876; hier ist sein erster Entwurf der Constitution (pag. 164) und der Aufsatz „Union, nicht Centralisation, noch Föderation“ (pag. 208). Auf Palackys Unsicherheit in den einzelnen Formulierungen habe ich hingewiesen in der Schrift: K. Havlíček, 1896, pag. 114 sequ.

Das Programm Palackys vom Jahre 1865 ist staatsrechtlich, und gewöhnlich wird Palacky als Vater des staatsrechtlichen Programmes angesehen. Mit Recht, nur muss man sich auch klar machen, welchen Umfang Palacky dem Staatsrechte zugewiesen hat. Auch in dieser Beziehung bestehen unrichtige Ansichten. Hält man sich stricte an die authentischen Formulierungen Palackys selbst, so ist ersichtlich, dass er eigentlich über das Ausmaß der Länderautonomie nicht hinausgieng, die das Octoberdiplom gewährleistet hat. Das Octoberdiplom wird von Palacky und seiner Partei in mehreren wichtigen Staatsschriften anerkannt; selbst die Declaration, ja auch die Fundamentalartikel, genauer besehen, verlangen für Böhmen keine Sonderstellung, die mit dem Octoberdiplom unvereinbar wären. Palacky beharrt auf dem Föderalismus, und der schließt in seinen Augen staatliche Sonderstellungen aus. Erst das Beispiel Ungarns seit 1867 hat bei uns radicalere staatsrechtliche Forderungen gezeitigt, die bis zur Personalunion vordringen; aber mit diesen Forderungen hat Palacky nichts gemein.

Ja, es heißt geradezu Palackys Grundideen verkennen, wenn ihm die gegenwärtigen radicaleren staatsrechtlichen Formulierungen zugeschrieben werden. Palacky, wie schon erwähnt, stellt über den Staat die Nationalität und die öffentliche Meinung; er kann darum in der staatlichen Selbständigkeit nicht das erblicken, was in ihr besonders der politische Liberalismus erblickt. Palacky polemisiert öfters gegen den Rotteck'schen und Welcker'schen Liberalismus, weil dieser den Staat über die Nation stellte. Palacky beruft sich in seiner Auffassung und Schätzung des Staates auf den altböhmischen und altslavischen Demokratismus, demgemäß nicht der Staat, sondern das Volk, die Nation, politisch ausschlaggebend ist. Ueberdies war Palacky der Ansicht, dass kleine Staaten, zumal im Mittelpunkte Europas, nicht mehr bestehen können. Diese Ansicht zieht sich wie ein rother Faden durch alle seine politischen Enunciationen — eben darum empfiehlt er die Föderation und Association der kleinen Völker oder Staaten. Palacky wird darum auch nicht müde, unser Volk auf das aufmerksam zu machen, was er die „Centralisation der ganzen Erdkugel" nennt. Darunter versteht er die Thatsache, dass besonders die modernen Communicationsmittel die alte Gesellschaftsordnung total verändern: es entstehe eine neue Welt der industriellen, geistigen und überhaupt culturellen Concurrenz. Die alten, staatlichen Schranken haben da keine große Bedeutung mehr, die Existenz und der Fortschritt der Völker ist von ganz anderen Umständen und Kräften abhängig, als vom Staate.

Auch darum ist für unser Volk die politische Föderation nothwendig; zugleich empfiehlt uns Palacky vor allem die Arbeit auf wirtschaftlichem und culturellem Gebiete, indem er das, was man mit einem Worte culturelle oder innere Politik nennen könnte, die sittliche und geistige Wiedergeburt für das einzig entscheidende hält. Von dieser Ueberzeugung ausgehend, wurde er zum Organisator der damaligen nationalen Geistesarbeit; von diesem Gesichtspunkte aus ist auch seine spätere Passivitätspolitik zu beurtheilen — einem arbeitenden, gebildeten und sittlichen Volke muss sich der Staat, nicht das Volk dem Staate fügen. Nach Palackys, im Gegensatz zur deutschliberalen Schätzung des Staates, slavischer Anschauung ist der Staat in jeder Beziehung ein secundäres Gebilde, die Nationalität und die öffentliche Volksmeinung sind das Primäre.

*

In einem und zwar sehr wichtigen Punkte blieb sich Palacky unbeirrt consequent: in der Verabscheuung jeglicher Gewaltthätigkeit. Gleich im Jahre 1848 stellte er sich mit Havlíček gegen die radicale Fraction und wollte mit der Revolution nichts zu thun haben. Bis an sein Lebensende empfiehlt er in eindringenden Worten die Taktik der Humanität. Auch Utilitätsgründe sprechen nach ihm dafür, dass gerade ein kleineres Volk sich strenge an das Recht und die Gerechtigkeit halte.

Weniger glücklich war dagegen Palackys sociales Programm, umso weniger glücklich, als er auch dieses auf die Humanitätsideale unserer Brüder-Unität aufgebaut wissen wollte. Doch hängt das mit seiner ganzen späteren Entwickelung zusammen. Im Jahre 1848 wollte Palacky von dem alten Ständestaat nichts mehr wissen. Es ist bekannt, wie Dr. Rieger, schon damals mit Palacky vereint, in Kremsier gegen den Adel gesprochen hat. Allein in den Sechzigerjahren hat sich Palacky und seine Partei mit dem Feudaladel verbunden, und daher datiert wohl der conservative, ab und zu überconservative Zug seiner Politik. So ist wohl auch sein conservatives sociales Programm zu erklären. Palacky hat sich nicht nur gegen den Communismus, sondern auch gegen das allgemeine Wahlrecht ausgesprochen. Den Socialismus anerkennt er nur insoweit, als er sich auf die Grundsätze des Urchristenthums und der Brüder-Unität stützen würde; die Ungleichheit soll durch die Liebe und die Wohlthätigkeit ausgeglichen werden.

Gegen dieses sociale Programm und gegen die Verbindung mit dem Adel organisierte sich frühzeitig die radicalere demokratische Partei mit ihren Traditionen von 1848. Sladkovsky wurde ihr Führer, als sie sich nach längerem Schwanken im Jahre 1874 constituierte. Das war die jungczechische Partei mit ihrer Forderung des allgemeinen Wahlrechtes — Sladkovský selbst befürwortete schon das Proportionalsystem — und mit ihrer mehr nationalen und freiheitlichen Politik. Zu einer factischen Trennung beider Parteien kam es eigentlich nicht, oder erst in Wien unter Taaffe und nach den Wiener Punctationen. Aber auch diese Trennung war vorübergehend. Nur spielt heute umgekehrt die altczechische Partei in der jungczechischen dieselbe Rolle, welche diese früher innerhalb der altczechischen gespielt hat. Zum Theile ist diese Unbestimmtheit auf die Autorität Palackys zurückzuführen, in dessen politischem Programme conservativere und radicalere Momente vereint sind; jedenfalls ist beides nur Ausdruck der Thatsache, dass wir unsere staatsrechtlichen und nationalen Strebungen nicht in Einklang zu setzen vermocht haben. Freilich beweist gerade Palackys Programm, dass die böhmische Frage eine schwierige und complicierte Frage ist, zu deren Lösung auf mehr als einer Seite — Ideen nöthig sind.

Palackys eigentliches Verdienst besteht darin, dass er die weltgeschichtliche Bedeutung unserer Entwicklung historisch und geschichtsphilosophisch dargelegt hat; eine große Leistung ist speciell darin zu sehen, dass er aus der Vergangenheit in die Gegenwart eine feste Brücke geschlagen, dass er unsere Gegenwart mit der Vergangenheit ausgesöhnt hat. Palacky hat sein ganzes Leben über das Verhältnis Böhmens zu Oesterreich in bester Absicht nachgedacht, — der Titel seiner politischen Hauptschrift lautet: Die Idee des österreichischen Staates. Das alles sind Leistungen, die die rein politische und sprachliche Lösung der böhmischen Frage weit übertreffen — wenigstens für diejenigen, die mit Palacky imstande sind, auch die Tagespolitik sub specie aeternitatis zu betrachten und in dem Ringen der Völker die Ahnung und die Sehnsucht nach dem Unendlichen zu verspüren.

Die Zukunft unserer Volkswirtschaft.

2. Schattenseiten der beschriebenen Besserung.

Nur der oberflächliche Beobachter kann sich durch den scheinbar so erfreulichen Gang der Dinge täuschen lassen, der zunächst eine den socialdemokratischen Erwartungen entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hat *). Der tiefer Blickende sieht, dass trotz alledem unser Wirtschaftssystem unvernünftig bleibt. Unvernünftig ist es, dass der unendlich productiven Arbeit, die jederzeit bereit und fähig ist, die Menschheit mit Gütern zu überschütten, das Hindernis eines beständig stockenden Consums im Wege steht, und dass der Consum nur mit Marter und Noth und durch die unnatürlichsten Mittel im Gange erhalten werden kann, wogegen die Nöthe früherer Zeiten, die daraus entsprangen, dass die vorhandenen Arbeitskräfte nicht hinreichten, die Bedürfnisse zu befriedigen, durchaus natürlich waren. Zu den unnatürlichen und gewaltsamen Mitteln, mit denen man für Consumenten sorgt, gehört unter anderen die Schaffung von zahllosen Schmarotzerexistenzen. Da sind außer den allgemein als Schmarotzer anerkannten Menschenclassen ganze Classen überflüssiger Beamten, z. B. die meisten Polizeibeamten; die ganze politische Polizei, die aus Spitzeln, Agents provocateurs, Ränkeschmieden und gewerbsmäßigen Verleumdern besteht (man lese: „Aus dem Tagebuch eines Staatsanwalts" vom Reichsgerichtsrath Otto Mittelstaedt in Nr. 34 der „Zukunft"), ist geradezu eine Eiterbeule am Volkskörper. Da sind ferner eine Unzahl überflüssiger Zeitungen, und in den leidlich guten und nothwendigen Zeitungen die vielen bloß der Füllung wegen vorhandenen nichtssagenden Nachrichten und Kannegießereien, deren Anfertiger zum Theil glänzend bezahlt werden. Da sind die Extrablattsetzer und die Jungen, die diese, nichts als wertloses Geschwätz oder Lügen enthaltenden Extrablätter ausschreien. Da ist die ganze Reclame sammt allen, die sie ernährt, ein theils überflüssiges, theils schädliches Institut. Da sind allein im Deutschen Reiche 60.000 Geschäftsreisende und Agenten, die nach dem „Confectionär" in Gasthäusern jährlich 180 Millionen Mark ausgeben, und von denen die wenigsten zur Herstellung der Verbindung zwischen Production und Kundschaft nothwendig sind, die meisten nur den Zweck haben, im Dienste des einen Producenten dem anderen die Kunden abzujagen. Da sind die Hersteller und Verschleißer der Kinkerlitzchen, des Culturplunders, und die Diener und Dienerinnen eines unsinnigen Modewechsels. Ein weiteres unnatürliches Mittel, den Consum im Gange zu erhalten, ist der Anreiz zu sinnlosem Consum; dazu gehört außer manchem schon im Vorstehenden Angedeuteten auch jene Art von Reisen und Ausflügen, die keinen anderen Zweck haben, als einen Wechsel der Kneipe. Eines der unnatürlichsten Mittel ist der Militarismus und Marinismus. Natürlich ist, dass die Ausgaben

*) Durch die neueste Wendung im Reiche, die das Centrum aus einer Oppositionspartei zu einer Regierungspartei gemacht hat, sind die Arbeiter auch politisch vollständig matt gesetzt. (Möglich, dass ihnen der hohe Getreidepreis bei der bevorstehenden Reichstagswahl einen kleinen Zuwachs einbringt; eine wesentliche Verschiebung der Machtverhältnisse würde das noch nicht bedeuten.) In Italien und Ungarn waren dazu keine [illegible] Umwälzungen nothwendig; dort genügte die brutale Gewalt, die der moderne Militärstaat überall hat, aber bei den feiner organisierten Völkern noch nicht rücksichtslos anzuwenden wagt.

auf die Landesvertheidigung als Last und Verlust empfunden werden, dass sie volkswirtschaftlich wirken als eine zwangsweise Beschlagnahme von Arbeitskräften, die anstatt Güter für den Bedarf der Völker herzustellen, Festungen, Schiffe, Waffen, Munition und Montierungen herstellen müssen. So wurde die Sache im alten Römerreiche erkannt, wo der Bauer und der Schmied zusammen darüber klagten, dass der zweite Waffen schmieden müsse, anstatt Pflugscharen. Ist es nicht der Gipfel des Widersinnes, dass man heute Kanonen gießen und Kriegsschiffe bauen muss, um dem Volke Arbeit und dadurch Brot zu schaffen? Doch nein! Den Gipfel erreichen wir erst damit, dass jedes Volk vor Begierde brennt, für andere Völker Sclavenarbeit zu verrichten, ja, dass ein Volk das andere mit Kanonen zwingt, sich Sclavendienste gefallen zu lassen; denn dies und nichts anderes bedeutet die heutige Art von Exportindustrie. Wenn uns Südamerika Cacao liefert und wir ihm Maschinen dafür schicken, so ist das ein vernünftiger und wohlthätiger Güteraustausch, der beide Theile bereichert. Wenn dagegen die sächsischen Strumpfwirker, deren Wochenverdienst voriges Jahr auf 8·50 bis 9 Mark gesunken war, Milderung ihres Elends von amerikanischen Aufträgen hoffen müssen, wie solche auch wirklich im Anfange dieses Jahres eingegangen sind, so ist das Wahnsinn, denn die Amerikaner besitzen und können selbst alles, was zur Strumpfwirkerei gehört. Die sächsischen Strumpfwirker erbieten sich, die Amerikanerbeine billiger zu bestrumpfen, als es bisher die amerikanischen Strumpfwirker gethan haben, das heißt also, sie erbieten sich zu Sclavendiensten für Amerika. Und was wird die Folge davon sein? Nachdem im vorigen Jahre die sächsischen Strumpfwirker unbestrumpft haben gehen müssen, weil ihre Fabrikanten zu viel Strümpfe liegen hatten, werden nächstes Jahr die amerikanischen Strumpfwirker mit bloßen Füßen in den Schuhen oder auch ohne Schuhe gehen müssen, weil Amerika Ueberfluss an spottbilligen Strümpfen haben wird. Ueberhaupt ist der Aufschwung, dessen sich die deutsche Industrie in den letzten Jahren erfreut, vorzugsweise der Verschlechterung der Lage der amerikanischen Industriearbeiter zu danken. Man müsste die Welt mit Carlyle verhext nennen, wenn nicht die Unvernunft offenbar wäre, aus der die scheinbare Verhexung entspringt, dass aber Unvernunft eine gesunde und solide Grundlage der Gesellschaft sei, werde ich mir niemals einreden lassen. Am allerdeutlichsten aber tritt die Unvernunft in der Kinderarbeit hervor, die überall um sich greift, wo sie nicht streng verboten wird. Während die Regierungen nicht wissen, woher sie ihren Unterthanen genügend Arbeit verschaffen sollen, werden die Kinder bis zum sechsten Jahre hinab zur Erwerbsarbeit verwendet, die Kinder, die, auch wenn sie Sclavenkinder waren, im Heidenthum von Arbeit frei waren, in einer Zeit, wo die Productivität der Arbeit nicht den hundertsten Theil der heutigen betrug!

Neben der Unvernunft der heutigen Wirtschaftsordnung bleibt ihre **Unsittlichkeit** im vollen Umfange bestehen, die mit dem von Marx beschriebenen vielfachen Interessenconflict gegeben ist. Während in der Oikenwirtschaft und in der kleinbürgerlich-bäuerlichen Gesellschaft jeder Fortschritt der Technik allen zugute kommt und die Bereicherung des einen, zum Beispiel durch eine gute Ernte, dem anderen nichts schadet, bedeutet in unserer Gesellschaft jeder Fortschritt der Technik den Ruin von Tausenden und jedes Glück des einen das Unglück des anderen: machen doch gute Ernten das Getreide wohlfeil! Ein jeder sieht sich darauf angewiesen, auf Kosten und durch Schädigung seiner Nebenmenschen seinen Unterhalt zu erwerben und nach Vermögen zu streben: bei Strafe der Armut und der Schande — in unserer Zeit der Geldherrschaft ist Armut allemal Schande — sieht sich jeder einzelne gezwungen, zu stehlen, zu betrügen, zu schwindeln, zu rauben, zu morden,*) den Nächsten von seinem Arbeits- oder Erwerbsplatze zu verdrängen, die Concurrenten zu überrennen und schonungslos zu Boden zu trampeln. Das ist unsere „gesetzliche Ordnung“, und kein Gewimmer der Frommen, kein Flennen der Menschenfreunde, kein Entrüstungsruf der Pharisäer, kein Wortgeklingel der Schönfärber, kein Sichdummstellen der Pfiffigen kann daran etwas ändern. Und mögen sich alle Mitglieder der herrschenden Stände die Ohren zuhalten und die Augen verbinden und ihre Schergen aussenden, dass sie denen, die unbequeme Wahrheiten verkünden, das Maul zustopfen — diese Ordnung bleibt so, wie ich sie bei verschiedenen Gelegenheiten beschrieben habe. Insbesondere zwingt sie dazu, dafür zu sorgen, dass die Zahl der Besitzlosen nicht abnehme und dass deren Lage immer härter und unerträglicher werde, weil sonst für die vielen widerwärtigen, peinvollen, gesundheitsschädlichen und lebensgefährlichen Arbeitsarten, auf denen unser ganzes Erwerbsleben beruht, keine Arbeiter zu bekommen wären. Die Feinfühligeren unter den Besitzenden gerathen außer sich, wenn man ihnen das sagt: aber es **muss** gesagt werden, denn es ist ebenso der Angelpunkt der modernen Gesellschaft, wie die Sclaverei der Angelpunkt der antiken Gesellschaft war: und wie der Mensch ein Narr gewesen wäre, der zu des Aristoteles Zeit die Existenz der Sclaverei geleugnet hätte, so ist heute jeder ein Narr, der leugnet, dass unsere heutige Gesellschaft auf Massenelend gegründet ist. Wenn es die Verspottung des socialistischen Zukunftsstaates gilt, dann sind die Herren ja gleich mit der Frage bei der Hand: „Wer wird denn im Zukunftsstaate die Stiefel putzen?“ Das heißt doch wohl: kein vernünftiger Mensch befasst sich mit Stiefelputzen, wenn er nicht durch Noth dazu gezwungen wird. Nun ist aber das Stiefelputzen ein vergnüglicher Pastetenschmaus im Vergleich zur Arbeit des Kohlenhäuers und Kohlenschleppers im tiefen Schacht, des Arbeiters in der Gifthütte, der bei der Arbeit einen Maulkorb von dreißigfach gefaltetem Flanell tragen muss, oder gar zur Arbeit des Kohlenziehers im Bauche der Palastdampfer des Norddeutschen Lloyd und wahrscheinlich auch aller anderen Gesellschaften. Die weisen und menschenfreundlichen Herren, die meinen Satz bestreiten, sollen mir doch einmal sagen, wie sie es anfangen wollen, einen Menschen, der nicht auf der Flucht vor irgend einer Höllenpein begriffen ist, dazu zu bewegen, sich in die Höllenpein der Trimmerarbeit zu begeben? Wenn es eines schönen Tages zu Lande keine Besitzlosen mehr gibt, die in ihrer Armut Höllenpein zu erdulden haben, dann stockt auf dem Weltmeere (bei den Flussdampfern ist die Sache nicht so schlimm) der Dampferverkehr und erleidet eine Umwälzung, die den Actionären die Dividenden raubt oder beschneidet. Die Immoralität dieses Zustandes wäre vermindert oder aufgehoben, wenn die Verrichter peinvoller oder lebensgefährlicher Arbeiten eine so hohe Bezahlung erhielten, dass sie darin ein Aequivalent der auszustehenden Pein oder Lebensgefahr sehen könnten: um wohlhabend oder reich zu werden, unterzieht sich manch ein muthiger und energischer Mann **freiwillig** den größten Beschwerden und Gefahren. Aber das ist nicht der Fall und würde auch zum ganzen System im Widerspruch stehen: gerade die unangenehmsten und gefahrvollsten Arbeiten werden am elendesten bezahlt.

Und darin liegt nun eine weitere Unsittlichkeit, dass die Entschädigung der Dienste, die ein jeder der Gesellschaft leistet, nicht selten im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Schwierigkeit und ihrem Wert steht. Zwar kam das natürlich auch in der Oikenwirtschaft vor: Die Luxussclaven hatten es, geradeso wie heute noch die Bedienten vornehmer Herrschaften, weit besser als die Ackerbausclaven. Aber wenigstens waltete bei der Arbeits- und Lohnvertheilung ein menschlicher Wille, der vernünftig verfahren **konnte**, wenn er wollte. Auch war jeder Herr in der Lage, die Arbeit so einzurichten, dass keiner seiner Sclaven überangestrengt, dass bei anstrengenden und unangenehmen Arbeiten für gehörige Ablösung gesorgt wurde: das kostete ihn nichts, und so lange er noch nicht Waren für den Markt anfertigen ließ, was allerdings in der späteren Zeit schon vorkam, verminderte es auch sein Einkommen nicht. Und wenn in der zweiten Ordnung, der bürgerlich-bäuerlichen, die Gemeinde eine größere Arbeit, z. B. einen Straßen-, Brücken- oder Mauerbau auszuführen hat, so sorgt natürlich die Selbstsucht jedes einzelnen und die Eifersucht aller unter einander dafür, dass keiner über Gebür beschwert werde. In der heutigen Ordnung ist, abgesehen vom Bereiche der Beamtenschaft, weder von einer vernünftigen und planmäßigen Auswahl der Geeigneten, noch von einer gerechten Vertheilung der Lasten und Entschädigungen die Rede. Jeder strebt natürlich nach einem Platze, wo es viel zu verdienen und wenig, namentlich wenig Schweres, zu arbeiten gibt. Wer aber im Ringkampf um die guten Plätze und in der wilden Hetzjagd nach ihnen zum Ziele gelangt, das hängt einerseits von der Stellung beim Start, d. h. von der Geburt, sowie von Vetterschaften und Gönnerschaften ab, anderseits von dem Grade der Gewissenlosigkeit und Rücksichtslosigkeit, mit der ein jeder seine Ellbogen, seine Fäuste, sein Mundwerk und seine Schlauheit gegen die Concurrenten gebraucht. Fähigkeit und Tüchtigkeit spielen freilich zu guter Letzt auch eine Rolle, aber nur innerhalb eines sehr beschränkten Kreises.

Das Endergebnis dieses wüsten Gedränges ist, dass die von Haus aus am ungünstigsten Gestellten zeitlebens in der untersten Schicht der Gesellschaftspyramide verharren müssen, dass der auf dieser Schicht lastende Druck desto schwerer wird, je höher die Pyramide emporsteigt, und dass die schwersten Lasten auf die abgewälzt werden, die sich am wenigsten dagegen wehren können. Karl Marx hat den Fehler begangen, von der ganzen Gesellschaft nur den unmittelbar producierenden Theil ins Auge zu fassen, so dass ihm die Menschheit nur aus Unternehmern und Arbeitern, womöglich aus Kattunfabrikanten und deren Arbeitern zu bestehen schien: er übersah den Umstand, dass sich die Gesellschaft immer reicher gliedert, immer feiner verzweigt, und dass sie nicht allein immer neue Gewerbe und damit selbständige kleine Meister hervortreibt, sondern auch eine Unzahl von Berufsclassen, die mit der Production unmittelbar gar nichts zu thun haben. Daher hat er die Zahl der Proletarier viel zu hoch geschätzt und sich mit der Erwartung, dass sie über ein Kleines stark genug sein würden, die Macht an sich zu reißen, verrechnet. Je kleiner aber die Zahl der unmittelbar productiven Lohnarbeiter im Verhältnis zur Gesammtzahl der Bevölkerung wird, desto ungünstiger wird ihre Lage und

*) Die Raubereien, Mordfälle und gar die Diebstähle, die vor Gericht abgeurtheilt zu werden pflegen, sind Kinderspiel im Vergleiche mit der Menge und Schwere der gleichbedeutenden, aber nicht gleichbenannten Thaten, die beim „rechtmäßigen“ Erwerb verübt werden. Wie viel tausend Menschen werden allein alljährlich in den Bergwerken verschüttet und verbrannt, weil die Rücksicht auf die Dividende die erforderlichen Schutzvorrichtungen nicht gestattet!

desto härter werden ihre Leiden. Am schlimmsten leiden natürlich die, welche, sei es durch die Unvorsichtigkeit in der Auswahl ihrer Eltern oder sei es durch körperliche oder geistige Mängel, auf die untersten Plätze hinabgestoßen werden. Wenn ein weiser Nationalökonom von den Dockarbeitern behauptet, dadurch, dass sie auf diese Zufallsarbeit angewiesen seien, bewiesen sie ihre Minderwertigkeit und dass sie ein besseres Loos nicht verdienten, so ist das entweder Unverstand oder Ungerechtigkeit. Dockarbeiter, Straßenkehrer, Cloakenräumer, Canal- und Erdarbeiter sind absolut nothwendige Glieder der bestehenden Gesellschaft. Diese Gesellschaft könnte sehr gut jahrelang ohne Polizisten, Staatsanwälte, Actenschreiber, Rentner und Börsenjobber bestehen, aber nicht vier Wochen lang ohne die genannten verachteten Arbeiterclassen. Die Gesellschaft hat kein Recht, ihre nothwendigsten Glieder als Minderwertige zu brandmarken, sie hat vielmehr die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, diese ihre nothwendigen Glieder ihrer unangenehmen und schweren Arbeit angemessen zu bezahlen und dafür zu sorgen, dass sie auch in den Zeiten zu leben haben, wo es nichts für sie zu thun gibt.*) Anstatt dessen lebt diese „christliche“ Gesellschaft der Zuversicht, so oft sie Schiffe auszuladen, Canäle und Eisenbahnen zu bauen, Straßen zu kehren und Cloaken zu fegen hat, werde ihr die Noth schon Gelegenheitsarbeiter zuführen, die diese Arbeiten um ein Lumpengeld verrichten, und die man dann ihrem Schicksal überlassen kann: kommen sie bis zur nächsten Arbeitsgelegenheit um, so hat ja mittlerweile die stetig wirksame Nothmühle durch Zerreibung weiterer Schichten in Proletarier für Ersatz gesorgt. Wenn aber unsere heutige Gesellschaft erklärt, sie sei nicht imstande, gegen ihre so nothwendigen und unentbehrlichen, aber schwachen und widerstandslosen Glieder ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit zu erfüllen, so bekennt sie eben damit, dass Unsittlichkeit ihre Grundlage ist.

Am schärfsten wird dieses System der Abwälzung der schwersten Lasten auf die schwächsten Schultern durch die Kinderarbeit und durch die Grausamkeit gegen die Kinder charakterisiert. Die Naturvölker erweisen ihren Kleinen Affenliebe, die alten Griechen und Römer schonten ihre jungen Sclaven, wie der verständige Landwirt das Füllen und den heranwachsenden Pflugstier oder die Ferse schont, und behandelten sie nicht selten mit wirklichem Wohlwollen; dem industriellen Zeitalter war es vorbehalten, Kinder bis zum Alter von vier Jahren hinab in Masse zu verbrauchen, wie der vermögenslose Kärrner wohlfeile, abgetriebene Gäule oder wie jedermann leblose Materialien verbraucht. Diese sogenannte christliche und Culturwelt hat die Gräuel des Verbrauchs der englischen Armenhauskinder in der Spinnerei gesehen, ohne außer sich zu gerathen und in Sack und Asche Buße zu thun: sie hat vor ein paar Jahren die Gräuel gelesen, die in den sicilianischen Schwefelgruben an den Carusi verübt werden, ohne sich zu entrüsten, und sie liest heute die Berichte des Rixdorfer Lehrers Aghad über die Nachtarbeit von hunderten von Berliner Schulkindern und verharrt in ihrem Stumpfsinn. So lange das aber nicht anders wird, so lange man fortfährt, aller Augenblicke einen Entrüstungsrummel um ein Nichts zu inscenieren, durch wahrhaft empörende Gräuel dagegen sich nicht in seiner Gemüthsruhe und in seinem Behagen stören zu lassen, so lange werde ich unser Christenthum für Heuchelei und unsere Cultur für eine geschminkte Barbarei erklären. (Wenigstens gilt das fürs öffentliche Leben, wieviel echtes Christenthum und wahre Humanität auch im Stillen von edlen Seelen geübt werden mag.) Gänzlich verloren gegangen ist in diesem wüsten und hundsgemeinen Gerauf um Geld und Brot die Empfindung für das, was man ehedem Ritterlichkeit nannte: das wäre in einer besonderen Abhandlung darzustellen.

Wenn die Unvernunft dieses Zustandes nur die feineren und schärferen Geister beunruhigt, seine Unsittlichkeit nur die zarteren Gemüther bedrückt, so dürfte der Umstand, dass der Zusammenbruch oder die Umbildung der bestehenden Wirtschaftsordnung nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben ist, auch die hagebüchensten Vertreter des Capitalismus erschüttern, wenn sie nicht gedankenlos sind oder dem après nous le déluge huldigen. Gewiss, diese Ordnung verspricht noch eine Zeit lang zu halten, aber unter welchen Bedingungen und mit welchen Gefahren im Hintergrunde! Wie lange, so fragt sich doch jeder Denkende, wird es noch möglich sein, einen unsinnigen Luxusconsum zu steigern, dessen Uebermaß die dazu Verurtheilten schon längst verwünschen? Was für neue Aemtchen sollen wir noch schaffen, und wie weit sollen wir mit der Pensionierung der Officiere ins Jugendalter hinabsteigen, um die Zahl der bepfründeten Verbraucher zu vermehren? Und wie viel Barbaren und Naturvölker sind denn noch übrig, die wir zwingen könnten, unseren Culturplunder zu kaufen? Die Chinesen dürfte die „Erschließung“ ihres Landes mehr zu Concurrenten als zu Abnehmern machen. Verkündigt es nicht der wüthende Concurrenzkampf der Nationen, die Vermehrung der Kriegsflotten zu dem ausgesprochenen Zwecke der gewaltsamen Verdrängung der Concurrenten deutlich genug, dass die Erde, wenn auch noch lange nicht zu klein für die Unterbringung und Ernährung des Menschengeschlechtes, so doch schon längst zu klein geworden ist für die capitalistische Raubwirtschaft? Groß und schwer, so hat am 20. November v. J. Graf Goluchowski im Auswärtigen Ausschuss der ungarischen Delegation gesprochen, „groß und schwer ist die Aufgabe, die ihr charakteristisches Merkmal, wenn nicht alle Anzeichen trügen, der nächsten Zeitepoche aufdrücken dürfte. Wie das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert mit religiösen Kämpfen ausgefüllt waren, im achtzehnten die liberalen Ideen zum Durchbruch kamen, wie das gegenwärtige Jahrhundert durch die Nationalitätenfrage charakterisiert erscheint, so sagt sich das zwanzigste Jahrhundert für Europa als ein Jahrhundert des Ringens ums Dasein auf handelspolitischem Gebiete an, und vereint sollten sich dessen Völker zusammenfinden*), um in der Vertheidigung ihrer Existenzbedingungen erfolgreich wirken zu können.“ Nicht ein Socialdemokrat ist es, nicht einer jener Professoren, die nach Ansicht gewisser Optimisten mit grundlosem Gewäsch und Gekrächz den wohlgesinnten Bürgern die Freude an unserer herrlichen, unvergleichlichen, durch und durch gesunden Staats- und Gesellschaftsordnung verderben, sondern der Leiter der Auswärtigen Angelegenheiten des stockconservativen und stockbureaukratischen Oesterreich ist es, der erklärt, die Völker Europas würden im nächsten Jahrhundert um ihre Existenzbedingungen zu kämpfen haben. Und worin anders besteht die Gefährdung der Existenz als darin, dass jeder Staat auf Export angewiesen ist, dass demnach jeder exportieren, aber keiner den Import hereinlassen will?

Wie nun dieser Kampf verlaufen wird, das kann niemand voraussehen, aber eines wissen wir ganz bestimmt: dass es ein Mittel gibt, sich den Gefahren dieses Kampfes zu entziehen, und dass das Mittel, wo immer es anwendbar ist, unfehlbar wirkt. Dieses Mittel lautet: Vermehrung der mittleren und kleinen selbständigen Existenzen und Herstellung eines solchen Zahlenverhältnisses zwischen gewerblicher und landwirtschaftlicher Bevölkerung, dass die zweite überwiegt, vor allem also Vermehrung der bäuerlichen Bevölkerung. Die capitalistische Ordnung schlägt nur dann in Unvernunft und Elend um, wenn sie sich nach Vernichtung der älteren Ordnungen völlig durchsetzt, so dass jeder einzelne an der Production betheiligte Mensch Warenverkäufer und nichts als Warenverkäufer, also mit seiner ganzen Existenz vom Weltmarkte abhängig ist. Wenn dagegen die Mehrzahl aus grundbesitzenden Landwirten besteht, die den größten Theil ihrer Bedürfnisse mit ihren eigenen Erzeugnissen befriedigen, ein kleinerer Theil aus Handwerkern, die, unter der Bauernschaft lebend, des Absatzes an die ringsum wohnende und ihnen persönlich bekannte bäuerliche Kundschaft gewiss sind, wenn diese beiden Hauptbestandtheile der Bevölkerung nur einen kleinen Theil ihrer Bedürfnisse mit aus der Ferne bezogenen Waren befriedigen und nur mit einem kleinen Theile ihrer Erzeugnisse einen fernen Markt beschicken, also nicht mit ihrer ganzen Existenz, sondern nur mit einem Theile ihres Luxus und ihrer Behaglichkeit vom Weltmarkt abhängen, dann genießt eine solche Bevölkerung alle Vortheile der capitalistischen und der Geldwirtschaft, ohne unter deren Uebeln zu leiden und sich in ihre Widersprüche zu verwickeln. In einer solchen bürgerlich-bäuerlichen Gesellschaft hätte freilich die moderne Technik nicht entstehen können; aber nachdem diese einmal entstanden ist, kommt sie auch einer solchen Gesellschaft zugute und kann von ihr fortgebildet werden, ohne den Gesellschaftsorganismus zu zerstören. Die Welt hat das Schauspiel der Neubegründung solcher bäuerlich-bürgerlichen Gesellschaften, die mit den Hilfsmitteln der modernen Technik arbeiten und nach den Gesetzen des Capitalismus verkehren, wiederholt gesehen, und jedesmal ist in ihnen wahres Menschenglück erblüht. Das gilt von den nordamerikanischen Colonien, wie sie bis in die Mitte unseres Jahrhunderts waren, von den australischen und neuseeländischen Colonien, wie sie heute noch sind, von den deutschen Colonien Brasiliens, und selbst im Innern der alten Staaten Europas haben wir noch Gegenden, wo die Verhältnisse in der beschriebenen Weise gesund sind.

Es ist wahrhaftig keine neue Weisheit, die ich da verkündige, sondern eine recht alte: die des Aristoteles, der mittelalterlichen Volkswirte, Adam Smiths, Careys und die aller unser Regierungen und conservativen Parteien; denn der allgemeine Ruf nach Erhaltung, Stärkung und Ausbreitung des Mittelstandes und nach innerer Colonisation, die Anpreisung des Systems des inneren Marktes, was bedeuten sie anders, als die Anerkennung des geschilderten Ideals? Aber freilich, wie dürftig und kleinlich wird dieses Ideal aufgefasst und wie jämmerlich, zum Theil geradezu unanständig, sind die Mittel, mit denen man ihm nachstrebt! Das eine ist der Antisemitismus, den man jetzt in Preußen gern wieder los sein möchte, weil er den Junkern unbequem wird. Ein anderes ist der Kampf gegen die schwachen Anfänge eines Schutzes der Handwerksgesellen und Lehrlinge vor Ausbeutung. Nicht weniger unglücklich sind die Maßregeln zur Erhaltung und Vermehrung des Bauern

*) Unter den Beamten gibt es tausende, die eigentlich bloß fürs Müßiggehen bezahlt werden; und dann bekommen sie noch Pension, um sich von ihrem amtlichen Müßiggang im privaten erholen zu können.

*) Welcher Völker? Doch nicht sämmtliche Völker „des Jahrhunderts“, also der Erde? Da gäbe es ja keinen zu bekämpfenden Feind und in Europa wird ja wohl England allgemein als Feind angesehen. Ohne Zweifel hat Goluchowski die Völker des europäischen Festlands oder Mitteleuropas im Sinne gehabt.

standes. Sie beschränken sich bekanntlich der Hauptsache nach auf Schutzzoll, Viehsperren und Störungen des Getreidehandels, das heisst auf das — nebenbei gesagt, sehr wenig erfolgreiche — Streben, die Preise für landwirtschaftliche Producte künstlich zu erhöhen, was die vielbeklagte Noth der Landwirtschaft, so weit sie wirklich besteht, nur verschlimmert. Denn jede solche Preiserhöhung steigert die Grundrente, jede Steigerung der Grundrente den Gutswert, jede Steigerung des Gutswertes reizt zur Vermehrung der Schulden und erhöht die den Miterben zu zahlenden Abfindungssummen, bringt also die Gefahr eines Krachs näher. Endlich betreibt man in Preußen eine innere Colonisation, bei der — von anderen Thorheiten, die dabei begangen werden, nicht zu reden — jeder angesiedelte Bauer dem Staate auf 60.000 Mark zu stehen kommt.

Echte Mittelstandspolitik kann nur betrieben werden durch eine der Volksvermehrung parallel gehende Begründung neuer Bauernschaften — die Handwerkerschaften finden sich dabei schon von selbst ein — auf wohlfeilem Boden und unter Verhältnissen, wo nicht jeder Ansiedler sofort ein allen Ansprüchen der Neuzeit genügendes Wohnhaus und hundert Schritt davon Schule und Kirche zu haben braucht, sondern wo man sich behilft, wie sich die ersten amerikanischen Ansiedler beholfen haben. Wie ich mir die Möglichkeit solcher Neuansiedlungen denke, das habe ich in „Weder Communismus noch Capitalismus", in „Neue Ziele, neue Wege" und auch in mehreren Aufsätzen der „Zeit" beschrieben.

Neisse. **Karl Jentsch.**

Ueber Ausstellungen.

Wenn auch die Ueberschrift unseres Aufsatzes generalisierend aussieht, liegt uns doch nichts ferner, als alles, was den Titel Ausstellung führt, in einen Topf zusammenwerfen zu wollen. Es lässt sich gewiss, wenn man den inneren Wert solcher Veranstaltungen als Eintheilungsgrund nimmt, eine regelrechte Stufenleiter vom vollständig bedeutungslosen Trödelmarkte bis zum epochemachenden Ereignisse der Cultur- und Industriegeschichte construieren. Fachexpositionen, die einestheils gelehrter Forschung kostbares und müheloses zugängliches Studienmateriale bieten, anderntheils für irgend ein Gebiet menschlicher Arbeit das vorläufige Facit ziehen und hervorragende Errungenschaften der Allgemeinheit zum Muster aufstellen, sind über jeden Zweifel an ihrem Werte erhaben. Auch die Kunstausstellungen, wenn sie sich nicht selbst, was freilich vorkommt, zu bloßen Märkten herabwürdigen, können einen erziehlichen Einfluss als ihre innere Berechtigung geltend machen. Hie und da wäre es sogar zulässig, die Jubelfeier eines großen Geschehnisses von außerordentlicher cultureller Bedeutung in der Form einer historischen Ausstellung zu begeben, nur müsste sie wirklich und ausschließlich ihrem Zwecke dienen und sich nicht gemein machen mit ganz heterogenen Nebenabsichten.

Alle diese abgezogen, bleibt aber noch eine auffallend hohe Zahl anderer Ausstellungen übrig, deren Wert recht problematisch erscheint. Zwar umgeben sich auch diese mit dem Anscheine sittlichen Ernstes. Aber dem näher Zusehenden, der den Schleier etwas lüftet, wird der Urgrund ganz anders klar. Wir wünschen nur, es griffe einmal einer so derb zu, dass ihm dieser Schleier in der Hand bliebe und die erbärmliche Nacktheit, die sich darunter verbirgt, einige Zeit im hellen Lichte an den Pranger gestellt würde. Wir haben nicht den Ehrgeiz, diese Aufgabe auf uns nehmen zu wollen, aber eine kleine Discussion wird man uns wohl zugute halten.

Die Ausstellungen, die wir im Auge haben, bedienen sich der verschiedensten Anlässe und der verschiedensten Namen, und doch sehen sie sich alle so geschwisterhaft ähnlich, dass man unwillkürlich auf eine und dieselbe Absicht als gemeinsame Mutter schließen muss. Charakteristisch für alle ist das umfassende Programm. Als solches erscheint nicht etwa ein von festen Gesichtspunkten ausgehender, systematisch geordneter und den speciellen Verhältnissen der Zeit und des Anlasses angemessener Plan, sondern es ist nichts anderes als ein großer Sack, in den alles hineingesteckt werden kann. Und man legt sogar Gewicht auf die Dimensionen des Sackes: je mehr hineingeht, desto universeller ist man, und das scheint für die öffentliche Wertschätzung ein schwerwiegendes Moment zu sein. Die Quantität wird so sehr zur eigentlichen Grundlage, dass man es für überflüssig hält, die Qualität des Gebotenen einer strengen Beurtheilung zu unterziehen.

Als Triebfedern ihrer Veranstaltung pflegen diese Ausstellungen gewisse ernste Zwecke anzuführen, aber diese erscheinen einer genauen Prüfung gegenüber nicht stichhältig. Als die eine ihrer Aufgaben gilt es, die Concurrenz zu beleben, neue Erfindungen allgemeiner Begutachtung vorzulegen und der Schaffenslust wertvolle Anregung zu bieten. Das genügt aber heute darum nicht mehr zu ihrer Rechtfertigung, da der Gegenwart auch andere und bessere Mittel zur Verfügung stehen, diesen Zweck zu erreichen: auch bieten sie regelmäßig neben einigem wenigen Neueren unendlich viel Altgewohntes, das dem Auge des Spaziergängers aus den Schaufenstern unserer großen Verkehrsstraßen längst bekannt ist. Mit dem erziehlichen Werte ist's nicht weit her: der Fachmann, der hieher kommen müsste, um Neues aus seinem Gebiete zu lernen, verlöre den Anspruch auf jenen Titel: der ungebildete Laie geht theilnahms- und verständnislos gerade an dem vorbei, was ihn „bilden" soll, und hat viel mehr Interesse für einen eventuell vorhandenen Thurm aus Paprika oder ein Haus aus Apothekerschachteln als für die Darbietungen profundesten Wissens und erleuchtetster Erfindung: die wenigen aber, die Neigung und Fähigkeit hätten, sich auch hier zu unterrichten, stopfen sich so voll mit Eindrücken aller Art, dass ein normaler Magen sie nicht verdauen kann und sie unverarbeitet wieder abgehen lässt, ohne dass ihr größerer oder geringerer Nährgehalt dem intellectuellen Organismus zugeführt worden wäre. Blieben die Ausstellungen aber, wie ihnen ursprünglich vermeint war, bei der Absicht, einen Ueberblick über die Leistungsfähigkeit eines mehr oder weniger begrenzten Gebietes zu einem gewissen Zeitpunkte zu geben, so hat die Häufigkeit derartiger Veranstaltungen ihrer Zweckmäßigkeit Abbruch gethan. Da zwischen den einzelnen Ausstellungen nur geringe Intervalle lagen, so ergab sich, dass keine der folgenden etwas wesentlich Verschiedenes von der unmittelbar vorhergehenden bieten konnte. Man begann darum, das Interesse des Publicums in jedem Einzelfall durch äußere Mittel anzulocken. Man legte Gewicht auf schöne Anordnung und Ausstattung, suchte durch Größe und Pracht zu imponieren, verkleidete den lehrhaften Kern mit reizendem Beiwerk, man wetteiferte gegenseitig in der Darbietung des „Noch nie dagewesenen", nicht viel anders als die Schaubudenbesitzer auf dem Jahrmarkte, wenn sie ein lebendes Schwein mit drei Köpfen oder die Riesendame zeigen, deren Strumpfband dreiviertel Meter lang ist. Genau wie das verzogene Kind, an Süßigkeiten gewöhnt, alles andere stehen lässt und nur nach den Leckereien fragt, verschmähte die Menge bald das kärgliche trockene Brot des Wissens, welches ihr dargereicht wurde, und wendete sich lieber den Zuckerplätzchen zu, die dabei lagen. Dieses den frivolen Instincten der vergnügungssüchtigen Classen Rechnung tragende Herunterschrauben des sittlichen Niveaus der Ausstellungen erfolgte mit solcher Hast, dass dadurch zweierlei verrathen wurde. Zunächst, dass den Herren Veranstaltern die vorgeschützten ernsten Zwecke eigentlich doch Nebensache waren, denn sonst hätten sie ja ihre Durchführung nicht durch das Zuviel des angehängten Plunders beeinträchtigt. Daraus aber folgert zweitens der Ueberlegende, dass die wirklichen Motive jener Leute solche waren, die mit deutlichen Worten nicht kundgegeben werden konnten. Das ist aber auch gar nicht mehr nothwendig: wir kennen sie alle, und jeder könnte sie an den Fingern vorrechnen. — Am wenigsten ist in dieser Hinsicht den in neuerer Zeit viel veranstalteten Jubiläumsausstellungen zu trauen, die irgend eine Gedenkfeier zum Anlass nehmen und so nebenbei historisch thun. Die kümmerliche Verhüllung lässt wie ein jede Linie des Körpers verrathendes Tricot die nackten Absichten durchschimmern. Man hat umsomehr Grund, verstimmt zu sein, als gewöhnlich der Anlass zum Umfange der Feier nicht im richtigen Verhältnisse steht.

In volkswirtschaftlicher Beziehung sind die Ausstellungen, auch abgesehen von dem ferner liegenden Einflusse, den sie durch Beispiel und Nachahmung auf Förderung des Gewerbefleißes nehmen, wofür uns freilich ein Maßstab fehlt, schon dadurch von Vortheil, dass sie ein immerhin erkleckliches Capital, das, ohne sein Interesse in dieser Art der Verwertung zu erblicken, ruhen würde, in Umsatz und damit die Arbeit zu Ehren bringen, die hier das Tauschmittel der klingenden Münze gegen Ehrenbezeigungen aller Art bildet. Es ist nur bedauerlich, dass die Leistungen, welche dieses Capital erkauft, zu überflüssigen und an sich wertlosen Werken verbraucht werden. Der Eiffelthurm und das Riesenrad sind allerdings Denkmäler menschlicher Arbeitskraft und Erfindungsgabe, aber auch Beispiele einer ganz unglaublich frivolen Auffassung dieser vollgiltigen Werte, die besser einem nutzbringenden Unternehmen, einem der Allgemeinheit dienenden Zwecke gewidmet wären.

Thatsächlich bietet eine Ausstellung, mögen welche Motive immer ihr Zustandekommen veranlasst haben, ein großartiges Schauspiel des Schaffens. Wer je das Werden einer Ausstellung beobachtet hat, weiß, welche Unsumme von Kraftmateriale sie in sich birgt. Jede Art der Arbeit hat zu ihrem Gelingen mitgewirkt, von dem gröbsten physischen Handlangerdienst bis zur Bethätigung künstlerischer Anlage und der in den Dienst des praktischen Lebens gestellten wissenschaftlichen Theorie, und beide, physische wie geistige Arbeit, kamen dabei in ihren feinsten Untertheilungen zur Geltung, jede einzelne als besonderes und nothwendiges Glied dem gemeinsamen Zwecke dienend. In die productive greift die organisatorische Arbeit ein, weist jedem einen Platz zu und regelt das wüste Nebeneinander, dass es zu einem einzigen Ziele hinausläuft. Wer immer da drinnen steht in dem Getriebe, fühlt sich als Arbeiter dem andern nähergerückt, jeder dient einem Ehrgeiz, aber jenem edlen, seinen Platz ganz und voll zu behaupten und auszufüllen, den ihm zufallenden Theil zu vollenden, nicht etwa, weil daran dieser oder jener Vortheil hängt, sondern weil er bewusst oder unbewusst den einzig befriedigenden Lohn seiner Arbeit darin sucht, ihr gewachsen gewesen zu sein. Je näher der Termin heranrückt, destomehr spannen sich die Kräfte an, destomehr tritt der Standesunterschied vor persönlicher Tüchtigkeit und Arbeitskraft zurück, Titel und Würden, Schulbildung und Arroganz verlieren ihre Wirksamkeit vor dem

einfachen verständigen Worte, das in der Verlegenheit den richtigen Weg zeigt. Körperliche Ermüdung, Ueberanstrengung der Nerven werden überwunden, immer nur durch den sich gegenseitig fördernden Wettkampf aller. Ihr Zusammenwirken ist der Ausdruck einer von selbst sich ergebenden socialen Organisation, freilich noch weit entfernt von dem, was sie sein könnte, aber vielsagend und bedeutungsvoll, da selbst ein kleiner und unbedeutender Zweck genügt, sie ins Leben zu rufen.

Nun kommt der Tag der Eröffnung, und mit ihm tritt eine merkwürdige und dabei höchst lehrreiche Wandlung ein. Der Beobachter, der seither alle Phasen des entstehenden Werkes mit reger Antheilnahme verfolgt hat, der jeden einzelnen Mitschaffenden kennt und die Spuren jeder Hand, die hier am Werke war, verfolgen und aufzeigen kann, findet sich plötzlich nicht mehr zurecht. Er hat erwartet, am Ende der schwierigen Arbeit ein Fest der Arbeiter mitzufeiern, und ist enttäuscht. Die ganze Ausstellung ist derart verändert, dass er an Zauberei glauben könnte, wenn nicht doch alles auf recht natürliche und gemeine Ursachen zurückzuführen wäre. Immerhin darf er zum Vergleiche an eines jener Zauber- und Spectakelstücke denken, die mit einer glänzenden Apotheose schließen. Nur sind sonderbarerweise alle die Acteure, die sich während der Handlung hervorgethan, kurz vor der Schlusscene abgetreten, und die in bengalischer Festbeleuchtung erstrahlende Gruppe besteht aus Figuren, die der Zuschauer früher nie gesehen, oder die höchstens die unbedeutendsten Statistenrollen mit schlechtem Anstande nothdürftig agiert haben. Alles ist anders geworden. Die Bauten und Buden, die früher beim mühseligen Zusammenrichten nichts weiter galten als das Rohmateriale, dem der menschliche Fleiß erst Wert geben musste, stehen heute, nachdem jede Spur der schweißtriefenden Arbeit weggewischt ist, in ihrem Festgewande von Flaggen und Reisig so selbstbewusst da, als wären sie von selbst geworden, als hätte ihnen nie jemand seine Zeit und seine Kraft geopfert. Früher das von der Thätigkeit der Schaffenden abhängige Object, sind sie plötzlich die Hauptsache geworden, und die Menschen, die dazwischen herumwandeln, sind nur mehr ihre Staffage. Aber freilich sind das auch andere Menschen. Die Arbeiter sind alle fort, sowohl die, welche in dem großen Corps die Officierschargen bekleideten, wie die vielen, die einfach in Reih und Glied standen; sie alle erachtet man nicht für würdig, das Fest mitzubegehen, das ohne sie nicht wäre. Es ist das Fest der Drohnen, der arbeitsscheuen und unfähigen, leistungsarmen, aber überfrech sich breit machenden Drohnen, die es zu ihrem Verdienste rechnen, dass sie glätter sind und feister als die Arbeitsbienen. Die thun sich nun gütlich an dem durch fremde Mühe gesammelten Honig, und sie verständen es nicht, wenn einer an ihrer Berechtigung zweifeln würde, denn das ist ja in der bestehenden Ordnung begründet, welche nach ihrer festen Ueberzeugung ein unantastbares und unverrückbares Heiligthum darstellt. — Hie und da ist noch einer der Arbeiter zu treffen, der die letzte Hand anlegt, seinem Werke den Festtagsschliff zu geben, aber schnell muss er sich, wenn die Stunde der Feier schlägt, zurückziehen, und mit seinem Arbeitskleide, diesem peinlich ekelhaften Arbeitskleide, beschämt verbergen.

Vor jeder Bude steht jetzt einer mit einem ganz fremden Gesichte, der auf den Geldsack schlägt und erklärt: „Das ist *meine* Ausstellung." Er nimmt stolz lächelnd die Glückwünsche entgegen, quittiert mit einem vielsagenden Seufzen das warmherzige Bedauern, dass ihm die Ausstellung so unendlich viele Mühe gekostet habe, und doch weiß sich der schon genannte Beobachter durchaus nicht zu erinnern, dass er eben den je bei der Arbeit gesehen. Aber der hat ja gezahlt — und damit das Verdienst der Arbeit gekauft und das Recht, auf jene herabzusehen, die ihre Arbeit um Geld verrichtet haben. Denn merkwürdigerweise gilt gerade denen, die ihren eigenen Wert allein dem Gelde danken, das Geld als das niedrigste Motiv der Thätigkeit. „Alle diese", schließen sie in der ihnen eigenthümlichen Logik, „hätten keine Arbeit geleistet, wäre ihnen nicht durch uns die Gelegenheit geboten worden, klingenden Lohn einzustreichen. Anerkennung verdienen also allein wir, deren Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit das Unternehmen ins Leben riefen". Und opferwillig sind sie wirklich, so opferwillig, dass sie sich gar nicht genug thun können, im Geldausgeben, dass sie einer den andern an Edelmuth zu übertrumpfen suchen, in keiner andern zugestandenen Absicht, als das Gelingen des Ganzen, der Jubelfeier-Ausstellung zu fördern. Es gibt allerdings hämische Leute, die vorgeben, diesen hochherzigen Wetteifer in einer Zeit, die so vorwiegend aufs Praktische gerichtet ist, nicht verstehen zu können und egoistische Nebenabsichten vermuthen. Aber wo bliebe je ein großes Werk von der Bosheit der Menschen verschont?

Da stehen sie nun im Augenblicke des feierlichen Eröffnungsrundganges, die Ehrung, die ihnen naturgemäß zukommt, zu erwarten, diesen „einzigen Lohn ihrer Leistungen", auf den sie Anspruch erheben. Unser Beobachter sieht wohl hinter ihnen mit dem geschärften Blicke des überlegenen Verstandes die Reihen der wirklichen Arbeiter, die mit dem bitteren Gefühle des vom Tisch Gestoßenen sich an die Wände drücken. Aber keiner von den Figuranten der Feierlichkeit merkt oder will merken, dass die Worte des Dankes und der Anerkennung, die da gesprochen werden, weit vor jenen zu Boden fallen, die ein Recht darauf hätten. Wie sollten sie es auch merken vor den vielen, die sich bücken sie aufzuheben?

So rücken denn die Ausstellungen noch andere Typen in die Sehweite, jene Repräsentativgestalten, die jeden Schein sogar der der Arbeit von sich streifen, aber eben durch diese Ablehnung — man weiß freilich nicht recht, wieso — sich derart über alle Betheiligten erheben, dass ihr Wort, lobend, tadelnd oder gleichgiltig, wie ein bestimmendes Fatum gilt. Daran ändert auch der Umstand nichts, dass deren Urtheil weniger durch den inneren Gehalt der Ausstellung als durch die Art des Empfanges, das mehr oder minder dem Ceremoniell Rechnung tragende Arrangement, den Grad der Rücksichtnahme auf ein außerordentlich delicat entwickeltes Classen- und Rangesbewusstsein beeinflusst wird.

Und neben ihnen stehen wieder andere, die eigentlichen Repräsentanten der Ausstellung, diejenigen, welche die Idee hervorgesucht, die „opferwilligen" Theilnehmer zusammengetrommelt, das Interesse der Masse durch alle Kunstgriffe der Reclame herangezogen und die Leitseile des Vielgespannes in den Händen haben. Sie präsentieren sich bei diesem Anlasse mit der feierlichsten Miene, in der Pose der originell Schöpferischen. Das Verdienst von allem, was die nun verschwundenen Arbeiter auf Veranlassung der oben geschilderten Geldgeber hervorgebracht haben, entwinden sie der zweiten Hand und schreiben es auf ihr Conto. Mit Nachdruck betonen sie ihre geistige Urheberschaft, und nach ihren Worten erscheint das zufällige Ergebnis des Zusammenwirkens der Phantasie und Erfindungsgabe anderer, aus dem das Gesammtbild der Ausstellung hervorgegangen ist, als das ins einzelne berechnete Product ihrer Zeugungskraft. Sie verschweigen freilich ihr ursprüngliches Programm, das außer dem Anlasse und einigen allgemeinen Phrasen nichts, aber gar nichts Positives enthielt, und sie verschweigen auch, wie die Wahl unter den ihnen zukommenden Anboten getroffen, und nach welchem Maßstabe die Befähigung zur Theilnahme an der Ausstellung berechnet wurde. Das Porträt dieser Leute, je getreuer es gemalt ist, sieht auf der Kehrseite umso hässlicher aus: da wird aus der festlichen Gelegenheitsmiene ein breites Hohnlachen, der in geschmeidiger Devotion gekrümmte Rücken sieht aus wie ein falscher Katzenbuckel und die Arme, die, von vorne besehen, so kraftlos demüthig herabhängen, drohen nach hinten ganz ausgiebig mit dem Ellbogen.

Die sind es, die das Geheimnis der Ausstellungen wissen, und bei ihnen müsste der beginnen, der sich vornimmt: „Ich will der Residenz eine Geschichte erzählen — wie man Ausstellungen macht." Wir aber wollen das nicht.

Man sieht, die Ausstellungen bieten ein deutliches und leichtfassliches Bild der gegenwärtigen socialen Verhältnisse: sie stellen die Abstufung der Stände sowohl, wie die Beziehung zwischen Arbeit und Lohn und die niedrige Wertung der Arbeit im allgemeinen durch das Beispiel dar. So hätten wir denn nachträglich doch ein Moment zu ihrer Rechtfertigung gefunden, ein hohes Moment sogar, denn es illustriert eine Phase der Socialgeschichte.

Daraus aber leiten wir ferner ihre symptomatische Bedeutung ab, als den Ausdruck einer oberflächlichen, frivolen Zeit, die, gesunder Arbeit entfremdet, einen gleißenden Schimmer als ihr vorzüglichstes Erzeugnis hinstellt. In dieser Zeit geboren, werden die Ausstellungen auch mit ihr zugrunde gehen und die Zukunft wird darüber lächeln wie über so vieles andere, das uns heute noch hervorragend und bedeutend erscheint.

O. Tempora.

Eine Londoner Erinnerung.

Von **Fernand Khnopff** (Brüssel).

Sucht man den Ausgangspunkt der gewaltigen Entwickelung der decorativen Künste in England, dann stellt es sich sofort deutlich dar, dass der Anstoss dazu von der Gruppe der präraphaelitischen Maler gegeben wurde und dass es jene kleine Schar bedeutender, nur ihrem künstlerischen Gewissen folgender Männer war, die ohne sonstiges Ziel als ihr hohes Ideal, das sie schließlich durch die Arbeit auch erreichten, ihrem Lande ihre glorreiche Kunstanschauung aufnöthigten.

Wie es bei allen so bedeutsamen Umwandlungen geht, vollzog sich auch diese nicht nur allmählich, sondern bereitete sich schon länger langsam vor, und es ist leicht genug, ihre einzelnen Phasen zu verfolgen.

Auf dem Continent hatte die romantische Bewegung, in ihrem Kampf gegen den Classicismus des Südens, die Aufmerksamkeit der Künstler auf die heimatliche Kunst von einst gelenkt, die so sehr in Vergessenheit und Misscredit gerathen war.

Es war ein *Wiedererkennen*.

Dann kamen die großen Weltausstellungen. England, das seine Unzulänglichkeit erkannt hatte, begann sich zu bekümmern, zu organisieren. Museen wurden gegründet, und die Architekten lieferten als die Ersten den Beweis, dass die Bemühung keine vergebliche gewesen war.

Damals sah man am Ufer der Themse das Parlamentsgebäude in seinen schönen nordischen Umrissen sich erheben. Endlich war die classische Tradition gebrochen, die pseudogriechische und pseudoromanische durch eine nationale Kunst entthront, jene wundersame Kunst des mittelalterlichen England.

Gleichwohl eignete sich jener allzu ausgesprochene Archaïsmus einer neubelebten Gothik nur für den Bau von Kirchen und gewissen öffentlichen Gebäuden, und es vollzog sich eine Reaction, die den Stil aus der Zeit der Königin Anna zur Geltung brachte. Es war auch das ein Zurückgreifen auf eine Form der heimatlichen Kunst, aber auf eine, die uns näher liegt und sich besser als die Gothik den modernen Bedürfnissen und dem modernen Geschmack anpasste. Und dies ist das echt englische Haus, das liebe, intime Haus, dessen Grundton der Ziegel bildet mit seinem schönen lebendigen Roth, das sich von den üppigen grünen Hintergründen leuchtend abhebt und so hell durch den Rauch, den Nebel und den Regen schimmert.

Neben den Architekten meldeten sich noch andere Vorläufer, deren man gleichfalls gedenken muss. So unter anderen John Ruskin, der, an die großen Epochen erinnernd, lebhaft dafür eintrat, dass es unmöglich sei, einen Stil zu schaffen, ohne eingehendes Verständnis für alle Formen der Kunstbethätigung in ihrem Zusammenhang.

Schon Alfred Stevens war da mit dem Beispiel vorangegangen: er war zugleich Maler, Architekt und vor allem Bildhauer; aber trotz seiner sehr ausgebreiteten Kenntnisse und einer völligen Hingabe an die von ihm erträumte künstlerische Mission war er nicht imstande, die Rolle, die ihm zugekommen wäre, auszufüllen, infolge des allzutiefen Eindrucks, den ein längerer Aufenthalt in Italien auf ihn machte.

Denn darin liegt der höchste Vorzug des William Morris, der nach ihm kam: dass er durch und durch ein Nordländer war, der bald erkannte, dass sich die Kunst in den nördlichen Ländern nach innen richten müsse und nicht nach außen, wie im Süden: dass hier nicht Marmorstatuen in Gärten, Fresken an den Mauern und äußerer Schmuck im Freien am Platz seien, sondern dass es vor allem gelte, die Wohnung, das »Home«, zu zieren, zu erhellen und freundlich zu gestalten, damit es wirklich der „Freund“ in trüben Tagen werde.

Und in jenem Moment war es, wo der Einfluss der Präraphaeliten zutage trat: denn um dieser Kunstbewegung die Richtung zu geben, bedurfte es nicht so sehr eines Ideals und weise erwählter Grundlehren, als vielmehr einiger Männer von Geschmack, die zugleich Männer der That und von der Leidenschaft für das Schöne erfüllt waren und vor dem Kampfe nicht zurückschreckten, der unvermeidlich war; denn ihre Neuerungen mussten eine ganze Reihe festgegründeter Principien der decorativen Kunst in ihrem Lande umstürzen oder hinwegräumen.

Es war mir eines Tages beschieden, diese Schar erlesener Künstler in einem heraufbeschworenen Bilde deutlich zu schauen, und die Erinnerung daran wird immer unauslöschlich inmir leben.

Es war vor nun schon ein paar Jahren in London, an einem Nachmittag im Mai; ich hatte den alten Meister Ford Madox Brown aufgesucht, der sehr weit draußen, in der Nähe von Primrose Hill, jenseits von Regents Park, wohnte.

Das Wetter war bedeckt, und unter jenem merkwürdigen Londoner Himmel, jenem geschlossenen Bilderhimmel, der keinen Glanz und keine Tiefe hat, aber so ausgesprochen und milde ist, erstreckten sich die weiten, sammtenen Rasenflächen des Parks bis zu einem köstlichen blassblauen Nebel, in dem die Kronen der hohen Bäume verschwammen. Auf dem Teiche glitten die Schwäne langsam dahin.

Der Maler zeigte mir das Werk, an dem er gerade arbeitete: es war eines der decorativen Bilder, die zur Ausschmückung des Rathhauses von Manchester bestimmt waren. Dann giengen wir hinab, um den Thee zu nehmen, und allmählich sprach er nun von seinen Erinnerungen, den Erinnerungen an seine Kinderzeit in Brügge, das uns beiden so innig lieb war und uns nun so ferne und wie aus alten Zeiten erschien. Dann von seinen Aufenthalten in Antwerpen, in Paris und Rom, endlich von seiner Rückkehr nach London, seiner Begegnung mit Rossetti und seinen Beziehungen zu Morris: „Zwei Männern von Genie“, sagte er, „den größten, die England in diesem Jahrhundert besaß“.

Ueber den kleinen Salon, der ehrfürchtig zahlreiche Skizzen und Zeichnungen, Andenken von verschollenen oder entschwundenen Freunden, vereinte, senkte sich unmerklich die Dämmerung: am Fenster sitzend, das noch sein üppiges Haar und seinen langen, weißen Bart beleuchtete, beschwor der alte Meister mit seiner klanglosen Stimme und seiner langsamen Rede das Leben der präraphaelitischen Brüderschaft vor mir herauf. Ab und zu stand er auf, nahm ein Bild von der Wand und und zeigte mir beim letzten Schein des sterbenden Tages eine oder die andere kunstvolle, scharfe Zeichnung von J. E. Millais oder eine Studie von Rossetti mit der überraschend prächtigen Ueppigkeit der Linienführung oder ein Bild der schon fast sagenhaften Elisabeth Siddal, wahrhaft seltsame Werke, von hartem, heftigem Colorit und beängstigendem Ausdruck: oder endlich, sehr bewegt, Bilder seines Sohnes Olivier M. Brown, der so früh dahin gegangen und auf den der arme Vater so stolz war.

So sprach er noch lange, lange fort. Es war Nacht geworden und ich kehrte nach London zurück, nach Oxford Street mit dem blendenden Lichterglanz, dem ewigen Wagengerassel, dem Auf- und Niederwogen der Passanten, erfüllt von der Empfindung, ein paar unvergessliche Stunden in einer anderen Welt gelebt zu haben, versunken in einen köstlichen Rausch der Seele.

Erinnerungen an Richard Wagner.

Unter den Componisten, deren Persönlichkeit uns in erhöhtem Maße interessiert, spielt Richard Wagner gewiss eine hervorragende Rolle. Man ist nicht nur in seiner Kunst, man ist auch in seiner Lebensführung gewohnt, den Meister die Bahn der Alltäglichkeit verlassen und ihn neuen ungeahnten Motiven sich hingeben zu sehen. „In Wagners Umgang folgte Ueberraschung auf Ueberraschung.“ schreibt einer seiner besten Freunde, der ihn in früheren Zeiten auf Schritt und Tritt begleitet und nun seine Erinnerungen aufgezeichnet hat.*) Interessant ist davon fast jede Seite, denn bei Wagner wickelten sich die einfachsten Lebensverhältnisse nicht glatt ab, jedes neue Ziel konnte nur unter den schwersten Kämpfen und härtesten Entbehrungen erreicht werden. Das macht Wagner hart und ungerecht gegen seine Feinde, weich und überschwenglich gegen die Freunde: jede Regung des Gemüths wird ins Großartige, ins Riesenhafte übertrieben, und während die gefährlichsten Mächte sich gegen ihn verbinden, reckt sich seine große innere Kraft nur umso gewaltiger empor, bis schließlich auch die unverschämteste Gegnerschaft ohnmächtig verstummt. Auch die Gegner verhielten sich Wagner gegenüber keineswegs in derselben Weise wie bei anderen Componisten. Ihnen galt Wagner geradezu als künstlerischer Verbrecher, nicht als Künstler, mit dem man nicht sympathisiert, von ihnen wurde er nicht ungünstig beurtheilt, sondern verhöhnt, von seinen Anschauungen sollte keine widerlegt oder bewiesen werden, Wagner durfte einfach nicht aufkommen, das war das Ziel der ganzen Bewegung, und wegen dieser Tendenz, nicht wegen der gegentheiligen Ansicht als solcher hat der Gang der Geschichte ihr keine andere Rolle übrig gelassen als die der unsterblichen Blamage. Der Mittelpunkt der Gegenbewegung scheint zu Anfang von Wagners Wirksamkeit Leipzig gewesen zu sein. Gegen den Meister war alles einig, Musiker, Kritiker und Publicum. Am Conservatorium predigte Julius Rietz, der Nachfolger Mendelssohns in der Leitung der Gewandhausconcerte, unablässig gegen die neue Richtung. „Sie scheinen ein Anhänger Wagners zu sein“ — donnerte er seinem Schüler Weißheimer zu — „und das ist Ihr Verderben. Sehen Sie diese Wände an, in denen ich schon zehn Jahre unterrichte; diese haben noch nichts anderes gehört als Warnungen über Warnungen.“ Bei Frau Frege, der Verehrerin Mendelssohns und Beschützerin aller guten Musik, durfte Wagner überhaupt nicht gespielt werden, und als Weißheimer sich einmal mit dem „Lohengrin-Vorspiel“ hervorwagte, musste er die Worte hören: „Nein, wagt dieser junge Mann mir meinen Salon mit Wagnerischer Musik zu entweihen!“ Hofkapellmeister Karl Reiß aus Kassel konnte nicht genug die „Scheußlichkeiten“ der neuen Schule verwerfen, auch die geringste Vertheidigung der neuen Lehre zog sofort einen Wortwechsel nach sich. Als endlich Liszt erschien und den „Lohengrin“ einstudierte, da kannte die Entrüstung keine Grenzen mehr. Nach einer der Proben kam Hofkapellmeister Chelard auf Liszt zu und sagte: „So viel Sie sich auch für Ihren Freund Wagner abmühen, so ist es doch diesmal gewiss vergebens, denn diese Oper ist einfach unmöglich und wird mit Pauken und Trompeten durchfallen.“ Dem „Tannhäuser“ ist es schon bei seinen ersten Aufführungen in Dresden nicht besser ergangen. Damals kam nach dem ersten Act Mendelssohn auf die Bühne und war des Lobes voll, nach dem zweiten Act kam er wieder, war aber bereits zugeknöpfter, nach dem dritten kam er gar nicht mehr. Wagner selbst war über diese abnehmende Begeisterung nicht erstaunt, denn auch die Orchestermitglieder hatten schon bei den Proben höchst bedenkliche Gesichter geschnitten, der Eindruck sei ein so verworrener gewesen, dass Wagner selbst während des Dirigierens sich einmal ernstlich die Frage vorgelegt habe: „Solltest du denn wirklich diesmal Unsinn gemacht haben?“ Und das war bei „Tannhäuser“ der Fall, der heute zu den allgemein verständlichen, populären Werken gehört. Kein Wunder, wenn bei den späteren Musikdramen selbst Künstler, die Wagner im allgemeinen sympathisch gegenüberstanden, den Kopf schüttelten. So schrieb noch im Jahre 1868 Hermann Levi, der nachherige Bayreuther Dirigent, dass er auf die Aufführung der „Meistersinger“ in München gespannt sei, „die Ouverture habe ich voriges Jahr aufgeführt, habe mich aber nicht damit befreunden können.“

---

*) Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt &c. von W. Weißheimer. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt, 1898.

Gerade bei den „Meistersingern“ hat Weißheimer die ganze Genesis mancher Motive mitgemacht, und es ist interessant, mit ihm einen Blick in die Werkstätte des Meisters zu werfen. Wagner schrieb die Einleitung zuerst, noch ehe er eine Note mit Text componiert hatte! „Frei aus dem Kopf schuf er die Motive, und was bei dem zweiten, das zuerst in E auftrat, am meisten überraschte, war der glückliche Zufall, dass später die Worte in Walters Preislied genau auf diese wundervolle Melodie des zweiten Themas passten! Sicherlich dachte er bei der Conception der Einleitung noch nicht im entferntesten an jenes Preislied im dritten Act.“ Nun, so selbstverständlich ist Weißheimers Vermuthung denn doch nicht. Es sollte mich sehr wundern, wenn Wagner wirklich das ganze „Meistersinger“-Vorspiel sozusagen als absolute Musik componiert, und dann erst die Motive mit der ebenfalls selbständig erfundenen Dichtung zusammengeschweißt hätte, wo sie dann „zufällig“ zusammenpassten. Das wäre jedenfalls ein Vorgang, der ganz gegen seine Theorie vom Gesammtwerk sprechen würde. Leider ist es fast unmöglich, diese Mittheilung jetzt auf ihre Richtigkeit zu prüfen, aber ich muss gestehen, dass mir manche Stelle in Wagners Werken so vorkommt, als wäre sie nur äußerlich ein Gesammtkunstwerk, während sie innerlich einen in Wort und Ton selbständigen Ursprung zu verrathen scheint. Beim Niederschreiben selbst brachte Wagner „keine Modulation eher zu Papier, als bis er sie gehörig geprüft und sich von ihrem Wohlklang überzeugt hatte. Er musste also beim Entwurf in nächster Nähe des Instruments sein“. Er schrieb also am Clavier und versuchte jede Stelle so lange, bis er mit ihrem Effect im Reinen war. Dann erst brachte er sie zu Papier.

Der scenische Theil seiner Werke stand ihm immer besonders lebhaft vor Augen. Ganz ergötzlich soll es gewesen sein, wenn er den Tanz der Lehrbuben in den „Meistersingern“, der ihn königlich amüsierte, in grotesken Sprüngen in seinem Zimmer selbst ausführte, wobei er im Falsett den Gesang intonierte. Nicht weniger charakteristisch war auch seine Darstellung des Mime. „Er excellierte wahrhaft in dieser Rolle: er bückte sich, verdrehte sich und entwickelte ein so himmelschreiendes Falsett, dass Stein und Bein erweichen mochten. Dabei wusste er ein Gesicht zu machen, als sähe man deutlich den hässlichen Zwerg mit seinen triefenden Augen vor sich“. Aber seine Lieblingsdarstellung scheint doch die der „Meistersinger“scenen gewesen zu sein. Er bekennt die Vorliebe für dieses Werk in einem kurzen Billet, dass er am 22. Mai 1862 an Weißheimer sandte: „Seit heute, der Morgenstunde meines Geburtstages, weiß ich, dass die „Meistersinger“ mein Meisterwerk werden.“

Auch über „Tristan“ hören wir einige bedeutsame Worte, welche die Wiener besonders angehen. Wagner war nach Wien gekommen, um im Theater a. d. Wien ein Concert zu dirigieren, mit dem er beim Publicum ungeheueren Erfolg hatte, wenn ihn auch die Presse schonungslos heruntermachte und das Ende von Wagners Schaffenskraft schadenfroh bemitleidete. (Es war Weihnachten 1862!) Nach diesen ungeheueren Triumphen blieb Weißheimer in Wien, um den Solisten die „Tristan“-Partien einzustudieren. Mit Ander gieng es bekanntlich sehr schwer, denn der Tristan war „für seine Stimme zu tief, für seinen musikalischen Horizont aber zu hoch“. Ganz im geheimen studierte auch Walter die Partie. Ander durfte das nicht wissen, sonst wäre er aus Kränkung überhaupt nicht zur Darstellung zu bewegen gewesen. Walter machte große Fortschritte, in wenigen Wochen hatte er die schwierige Partie inne. Frau Dustmann beherrschte die Isolde schon vollkommen, auch die Brangäne war bereits studiert, für Kurwenal war Hrabaneck gewonnen, nur Beck wollte an den König Marke nicht heran. Doch dafür hätte durch ein Gastspiel Ersatz geschaffen werden können. Es kam sogar ein „Befehl von oben“, die Oper müsse bald heraus. Alles schien aufs beste zur Aufführung bereit. Da capricierte man sich aber auf Ander als ersten Darsteller des Tristan, gewann durch seine Unfähigkeit Zeit, die Aufführung zu verschieben, und als sich die für das Zustandekommen des Werkes günstige Stimmung verlief, wurde „Tristan“ ganz abgesetzt. Es ist also nicht wahr, dass die erste Wiener Aufführung des „Tristan“ an der Unmöglichkeit scheiterte, das Werk überhaupt aufzuführen. Es war ja alles zur Darstellung bereit. Da müssen ganz andere Ursachen maßgebend gewesen sein, Ursachen so complicierter und geheimnisvoller Natur, dass ihre Veröffentlichung bisher nicht gelungen ist. Vielleicht erfahren wir später doch noch einmal, durch wen eigentlich der damalige Erfolg Wagners vereitelt worden ist.

Ueber die Erfolge Wagners in Wien hören wir durchaus günstige Berichte. Der Jubel des Publicums im Theater an der Wien kannte keine Grenzen. Mehr als drei Nummern des Programms mussten wiederholt werden. Wagner wurde dreiundzwanzigmal gerufen und hielt zuletzt eine „reizende Ansprache“ an das Publicum. In der Loge neben Weißheimer saß Johannes Brahms. Er blieb während des ganzen Concerts kühl und zurückhaltend. Als Weißheimer ihn nach der hinreißenden Wiedergabe der „Faust“-Ouverture durch Zeichen zum Mitapplaudieren animierte, sagte er: „Ach, Herr Weißheimer, Sie zerreißen sich ja Ihre Glacéhandschuhe“ ..... „In Wien kam er nicht ein einzigesmal zu Wagner“. Noch ein zweites mal taucht die Persönlichkeit des Wiener Meisters — wie wir ihn wohl nennen dürfen — in den Erzählungen auf, als der junge Tausig durch übertriebenes Clavierüben krank geworden war und draußen in der Vorstadt in Cornelius' Zimmer zu Bette lag. Weißheimer leistete Gesellschaft. Da kam auch Brahms. „Während verschiedener Gespräche klimperte er zuweilen mit seinen Geldmünzen in der Tasche. Bald wurde das Cornelius unangenehm und der gute Peter sagte: „Siehst du, mein Kind, heute kommt der Brahms und klimpert dir mit seinem neuesten Verlegerhonorar in der Tasche etwas vor.“ Die Bemerkung ist hart und so sehr im Widerspruch mit dem, was wir in Wien über den geschätzten Componisten zu hören gewohnt sind, dass wir uns freuen, von anderer Seite auch günstigere Eindrücke über seine Persönlichkeit zu erhalten, über die ich demnächst berichten will.

Für Wagner bedeutete das Scheitern des „Tristan“ in Wien auch einen großen pecuniären Verlust, und das war umso schmerzlicher, als er fast sein ganzes Leben hindurch (bis zur „Freundschaft“ mit König Ludwig) in einer permanenten Geldverlegenheit schwamm. Wagners Freunde wussten sich nicht mehr zu helfen. Jede Unterstützung war ein Tropfen ins Meer. Immer neue Pläne tauchten in seiner Phantasie auf, und schonungslos verschwendete er die kostbarsten Mittel, um das Ziel zu erreichen oder um dem unsinnigsten Bedürfnis des Augenblicks zu genügen. Selbst Liszt wandte seine freigebige Hand schließlich von Wagner ab. „Es nützt ja nichts mehr.“ Schott, der Verleger, hatte die Zahlungen eingestellt, „bis Wagner die bereits erhaltenen Vorschüsse auf die „Meistersinger“ durch Manuscript ausgeglichen habe“. Als er dem Schott'schen Ehepaar darüber Vorstellungen machen wollte, ließ es sich verleugnen und Wagner musste mit leerer Hand abziehen. Härtel war mit dem „Absatz“ des „Tristan“ nicht zufrieden, und tröstete sich keineswegs mit dem damals schon ansehnlichen Ertrag des so billig erworbenen „Lohengrin“. Bei Weißheimer stack Wagner schon bis über die Ohren in Schulden und nun konnte er in Wien nicht einmal die Hotelrechnung bezahlen. Freilich war er an der nun drohenden Katastrophe nicht ganz unschuldig. Er wusste eben mit Geld nicht umzugehen. Schon Bülow sprach sich einmal sehr verwundert darüber zu Weißheimer aus: „Haben Sie denn keine Idee, wo Wagner das Geld, das er sich immer im Nothfall zu verschaffen weiß, so schnell hinbringt?“ Auch Weißheimer wusste sich das nicht zu erklären. „Und mir ist räthselhaft,“ fuhr Bülow fort, „dass er sich allemal das Nöthige wieder zu verschaffen weiß, wenn er es durchaus haben muss — am Ende ist er ein noch größeres Finanzgenie, als er Dichter- und Musikgenie ist. Wie oft habe ich ihn nicht schon in ersterer Eigenschaft bewundert.“ Diesmal aber schien guter Rath theuer. Traurig und rathlos standen Weißheimer und Tausig bei dem ganz gebrochenen Meister im Hotel Elisabeth (Weihburggasse). Plötzlich fuhr Wagner auf: „Halt, jetzt hab' ich's, was mir fehlt, und was ich brauche.“ Er rief den Kellner und bestellte zwei Flaschen Champagner in Eis. „Um Gotteswillen“, riefen die Freunde, „in dieser Lage!“, kaum wagten sie es, an dem köstlichen Trank zu nippen. Aber Wagner animierte sie und, mit ungebeugter Zuversicht in die Zukunft blickend, rief er aus: „Trinkt nur mit, wir sind die Sieger, und unser ist die Welt.“ Am nächsten Morgen kam schon ein deus ex machina. Ganz wie im Roman. Die Kaiserin von Oesterreich sandte ihm tausend Gulden und Wagner war gerettet.

Es dauerte freilich noch geraume Zeit, ehe er ganz von den Sorgen des Lebens befreit war. Am 2. Mai 1864, als Wagner wieder einmal ganz mittellos und völlig verzweifelt war, kam der Adjutant des Königs Ludwig von Baiern, brachte ihm einen kostbaren Brillantring und die Einladung nach München, wo ihm alles zur Verfügung gestellt werden sollte, was er nur wolle. Die „Nibelungen“ mussten vollendet werden. Wagner war zu Thränen gerührt. Immer wieder fiel er Weißheimer um den Hals. „Dass mir das passierte, und gerade jetzt passiert.“ Damit war sein Schicksal endgiltig entschieden, sein erster großer Glückstag gekommen. Am nächsten Tage kam eine Trauernachricht aus Paris: Gestern sei Meyerbeer gestorben....

Die glückliche Wendung in Wagners Leben hatte leider für seinen besten Freund unangenehme Folgen. Vergebens bemühte sich dieser einmal, seine eigene Oper dem Meister vorzuspielen, und durch seine Vermittlung deren Aufführung durchzusetzen. Er fand bei Wagner kein Gehör mehr. Er konnte nicht einmal zu ihm kommen. Cosima v. Bülow, durch deren Hand jetzt alle Unterhandlungen mit Wagner gehen mussten, wusste den Freund immer unter neuen Vorwänden abzuweisen. Auch andere Freunde hatten diese Entfremdung unangenehm genug empfunden, so Dräseke und Peter Cornelius. Letzterer, der Weißheimer einmal auf seinem Gange zum Diner in der Doppelwohnung v. Bülows und Wagners begleitete, sagte damals zu ihm: „Herzliebster Freund! Heute gehst du zu deinem Henkersmahl.“ Weißheimer konnte sich die Bemerkung anfangs nicht erklären, aber Cornelius fuhr fort: „Nun, du wirst schon sehen.“ „Ich wusste damals noch nicht,“ schließt Weißheimer, „dass einer um den anderen von der alten treuen Garde seinen Abschied nehmen musste.“

Ich habe es lange nicht glauben wollen, dass ein so treuer Freund wie Weißheimer, mit dem der Meister Freud und Leid getheilt, der ihm so oft ein Helfer in der Noth gewesen, wirklich den Abschied bekommen konnte. Ich dachte mir immer noch, Weißheimer hätte sich damals in München zu unrechter Zeit eingestellt, oder sei ihm mit seinem Anliegen lästig gefallen. Aber ich kann es drehen und wenden wie ich will, es ist und bleibt kein schöner Zug, auf dem Gipfel des Ruhmes der treuen Freunde trüber Tage nicht mehr zu gedenken. Nur eine Erklärung bleibt mir, die diese Erscheinung zwar nicht entschuldigt, aber doch begreiflich macht: Cherchez la femme! Sie hatte ja seinerzeit auch Lassalle und Bülow entfremdet, und war auch Schuld daran, dass Lassalle und Wagner sich nie recht zusammenfanden, obgleich ihre socialen Anschauungen doch so sehr übereinstimmten. Aber Lassalle hatte sich's bei „ihr" verdorben, als er es nicht ertrug, dass sie in die gelehrten Disputationen immer unpassend dreinsprach, so dass Lassalle schließlich die Besuche bei Bülow aufgab. „Nimm mir nicht übel" – sagte er eines Tages zu ihm — „wenn ich dich künftig nicht mehr besuche, komm' du lieber zu mir," und Bülow kam von da an immer zu Lassalle.

Dieser Entfremdung der alten Freunde haben wir es zuzuschrieben, dass Weißheimers Aufzeichnungen nach der ersten Aufführung der „Meistersinger" aufhören. Bis dahin aber wird sie der Leser mit Interesse begleiten. Wir erfahren daraus manche neue denkwürdige Thatsache und erhalten authentischen Aufschluss über manchen bisher dunklen Punkt zeitgenössischer Musikgeschichte. Wir lernen auch Weißheimer als Componisten kennen, der sonst wohl dem großen Publicum nicht mehr so leicht zugänglich gewesen wäre, und indem wir uns von dem Verfasser verabschieden, behalten wir den Eindruck: Er war nicht der Größten, doch der Besten einer.

Richard Wallaschek.

Burgtheater.

In diesen Tagen soll es sich entscheiden, ob Herr Schlenther gehen muss oder am Burgtheater bleiben darf. Da ist es wohl an der Zeit, einmal die fünf Monate seiner — Thätigkeit kann man das ja kaum nennen, aber sagen wir: Anwesenheit bei uns ein wenig zu bedenken. Ich will referieren, wie es ihm ergangen ist, wie er begonnen hat, was er that, was er ließ, wo er am Ende verblieb und wie wir uns also mit ihm, für ihn oder gegen ihn, wenn es ihm erlaubt werden sollte, dass er bleiben darf, zu verhalten haben werden.

Es dauerte ein bischen lang, bis er überhaupt begann. Er hatte etwas viel mit Bücklingen durch alle Instanzen, Rührungen über den gewissen „Geist des Burgtheaters" und Angelobungen an seine Clique im Cottage zu thun und kaum war er mit der Bewunderung des alten Intendanten fertig, so fieng er mit der des neuen von vorne an: nie ist allen Functionären inständiger, flehentlicher hofiert und geschmeichelt worden. Ich weiß nicht, ob das so klug gewesen ist, als der Herr Schlenther meint. Er kennt die Wiener nicht. Die Wiener haben es nicht sehr gern, wenn jemand in alles hineinkriecht, und mit einem Erstaunen, das von Missachtung nicht mehr gar zu fern war, sahen sie zu, wie der Berliner Gelehrte auf einmal die albernsten Phrasen der Wiener Vorstadt anzustrudeln mit jedem Bänkelsänger um die Wette beflissen war.

Endlich musste er aber doch beginnen. Es gieng nicht mehr. Man war schon ein bisschen ungeduldig geworden. Seine Freunde aus dem Cottage, die Verschwörer gegen Burckhard, liefen mit großen Worten in der Stadt herum: man werde etwas erleben, nun sollte man erst sehen, wie unfähig jener gewesen, denn dieser sei in allem das Gegentheil! Sie hatten nicht gelogen. Wir erlebten wirklich etwas. Er war wirklich das Gegentheil. Er begann endlich. Er begann mit einem Stück, das Burckhard abgewiesen hatte. Es fiel durch. Ein anderes folgte, das Burckhard nicht geben wollte, bis er einen Nachkommen für Mitterwurzer hätte, um unseren alten Ibsen nicht muthwillig lächerlich zu machen. Es fiel durch. Ein drittes kam, das Burckhard für die Witt und Kainz aufgehoben hatte, die mit ihrer reifen Kunst die Spielerei wohl gehalten hätten. Es fiel durch. Herr Schlenther wollte auch seine „Entdeckung" haben: ein Fräulein Ansion kam, eine entsetzliche Novize, die auf der Bühne noch nicht stehen und nicht gehen konnte. Sie fiel durch. Herr Devrient musste einen Liebhaber spielen. Er fiel durch. In der Noth trommelte Herr Schlenther ein paar Gäste aus der Provinz her. Sie fielen durch, alle fielen durch.

Aber Engels, wird man sagen. Nun, Engels zu „entdecken" ist heute eigentlich nicht mehr gar so schwer; die Kunst wäre, ihn zu bekommen. Das hatte schon Burckhard vor, aber er hütete sich, ihn gastieren zu lassen, ohne gewiss zu sein, dass er ihn auch behalten würde. Wozu dem Publicum erst ein Bedürfnis machen, das man dann doch nicht befriedigen kann? Engels hat einen enormen Erfolg gehabt und was wird das Resultat sein? Er kommt nicht zu uns und das Resultat ist, dass die Komiker, die das Burgtheater hat oder was sich so nennt, dem Publicum ganz unerträglich geworden sind und dass man bei jeder Première jetzt hören wird: „Ja, das müßte aber halt der Engels spielen, denken Sie sich da den Engels —!" So wird der Abwesende unserem Theater aus der Ferne mehr schaden, als er je durch seine Anwesenheit nützen konnte.

Als Engels fort war, gieng es gar nicht mehr. Es kamen überhaupt keine Zuschauer mehr. Das Haus war wie ein Museum in der Provinz, so verödet lag es da. Traurig schlichen die Diener durch die große Stille hin und her, um manchmal einen Schnarchenden mit leiser Hand zu berühren. Dies ist kein Witz, es ist wirklich so geschehen. Man erschrack. Der Cassier mischte sich ein. Man musste etwas thun! Natürlich that man das Dümmste: man beschloss, bei herabgesetzten Preisen zu spielen. Ein Ausverkauf des Burgtheaters! Das Mittel der Cridatare! Wie schlecht kennt man den Wiener! Der Wiener gibt die letzte Hose her, um eine gute Vorstellung zu sehen; so groß ist seine Liebe zum Theater. Das Deutsche Volkstheater könnte seine Preise verdoppeln und es wäre immer voll, weil dort gut gespielt wird: das ist das ganze Geheimnis. Aber der Hass des Wieners gegen eine schlechte Vorstellung, seine Wuth über eine solche ist so groß, dass er in das heutige Burgtheater nicht geht, und wenn man selbst jedem noch eine goldene Uhr darauf geben wird.

Es sollen aber die guten Momente unter der neuen Direction nicht verschwiegen werden. Die Medelsky, dieses rührende Geschöpf mit der wunderbar beredsamen Seele, ist uns immer theurer geworden. Die Witt ist gekommen und hat alle Herzen bethört. Letzten Sonntag hat die Sandrock die Orsina gespielt, die erste neue Rolle unter dem neuen Director, und die paar Leute, die da waren, sind ganz toll geworden, mit Schreien und Stampfen und Toben: das war kein Beifall mehr, es war eine Ekstase. In abgetragenen Rollen des Herrn Thimig, die gar nicht mehr wirkten, hat Herr Tressler die heiterste Zustimmung gefunden. In Episoden haben wir wieder die lichtvolle und mächtige Sprache des Herrn Löwe bewundert. An einer Gestalt, die ihrem ruhigen und schönen Wesen doch eigenlich fremd ist, hat uns Fräulein Bleibtreu ihre reine und gelassene Kunst erblicken lassen. Diese guten Momente unter der neuen Direction sollen nicht verschwiegen werden. Aber bedenken wir auch, was sie bedeuten! Erinnern wir uns doch ein wenig.

Die Medelsky hat Burckhard als ein ganz junges Ding aus dem Conservatorium genommen. Erinnern wir uns nur. Wir haben damals alle gezweifelt, niemand hat recht an sie glauben wollen, aber er ist fest geblieben. Auf seinen Credit hin haben wir uns ihre ersten Versuche, die nicht schön waren, in Geduld gefallen lassen und haben gewartet. Und erinnern wir uns, dass die ganze Verschwörung gegen ihn an dem Tag begann, als er sich vermaß, dem anmuthigen Mädchen das Rautendelein zu geben. Erinnern wir uns auch, dass er es war, der das Engagement der Witt, von der das Burgtheater, wie es scheint, in der nächsten Saison leben wird, gegen die Clique ertrotzte, derselben Witt, die Herr Schlenther schon dem Deutschen Theater abzulassen bereit war. Erinnern wir uns, dass er es war, der die Sandrock gegen alle Kabalen der Talentlosen geschützt und gehalten hat, dieselbe Sandrock, der dann Herr Schlenther sogleich mit einer unerhörten Brutalität ins Gesicht zu schlagen sich beeilte. Erinnern wir uns, dass er es war, dem wir Fräulein Bleibtreu, Herrn Löwe und Herrn Tressler verdanken. Erinnern wir uns nur.

Was bedeutet das alles also schließlich? Man überlege. Herr Schlenther hat die beste Absicht gehabt, nach dem Dictat seiner Clique zu regieren, und er hat sich damit eine Blamage nach der anderen geholt. Aber ein paarmal sind die Dinge doch stärker gewesen und er hat sich in die Tradition Burckhard fügen müssen: das sind seine Erfolge gewesen. Dies mag ihm sagen, was er zu thun hat. Es mag ihm sagen, was wir von ihm verlangen. Man erzählt mir, er beklage sich in der Stadt herum, dass ich gegen ihn etwas habe, dass ich ihn „verfolge", dass ich sein Feind bin. Er irrt. Es fällt mir gar nicht ein. Ich habe nichts gegen ihn. Von mir aus mag er gehen müssen oder bleiben dürfen; es gibt wenige Dinge auf der Welt, die mir so gleichgiltig sind. Ich hatte von einer Erneuerung jener großen alten Zeit im Burgtheater geträumt. Meine Ueberzeugung ist, dass es dazu nur einen Mann, einen einzigen Mann unter uns gibt, der dies durch seine Gesinnung, seinen Muth und seine Bravour fähig ist. Diesen prachtvollen Menschen hat man nicht wollen und heute würde er wohl selbst nicht mehr wollen. Er sitzt jetzt bei seinen Acten und freut sich, einmal das Geschwirre von Lust und Gier und allen Leidenschaften unter den Menschen auf einer anderen Seite zu betrachten. Mein Traum ist aus. Da wir nun ihn nicht mehr haben können, ist es uns sehr gleichgiltig, ob sein Nachfolger Herr Schlenther oder Herr Lindau oder Herr von Schönthan heißt. Aber von jedem werden wir verlangen, dass er der Tradition Burckhard folgen soll. Diese Tradition Burckhard heißt, für die Schauspieler: die Sandrock, die Medelsky, die Witt und Kainz. Sie heißt für die Stücke: Hauptmann und Sudermann, Schnitzler und Ebermann, die Jugend. Und sie heißt endlich: Erneuerung des classischen Repertoires, so dass es für das Gefühl der Heutigen wieder lebendig werde, nach dem unvergesslichen Beispiel jenes „Don Carlos". Herr Schlenther mag wählen. Weigert er sich, die Tradition Burckhard anzunehmen,

und bleibt er dem Dictat seiner Währinger Clique gehorsam, so dauert es kein Jahr und man jagt ihn mit Schimpf und Schande davon. Ist er klug, nimmt er die Tradition Burckhard auf und bescheidet sich, ihr großes Andenken treu zu verwalten, dann werden wir vielleicht vergessen können, wie er zu uns gekommen ist und wie er bei uns begonnen hat. Mag er wählen. Er hat sein Schicksal in der eigenen Hand.

Wenn es aber wahr ist, dass man jemanden sucht und schon beinahe gefunden hat, der fähig ist, Intendant und Director zugleich zu sein, dann könnten wir wieder an die Zukunft unseres Burgtheaters glauben.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Taktische Fragen.

Was mir die „Arbeiter-Zeitung“ auf meine vorwöchentlichen Bemerkungen über ihr Verhalten zum Finanzminister Dr. Kaizl erwidert, sind Rückzugsmanöver. Ich will ihr diesen Rückzug nicht erschweren, sondern eher erleichtern. Die „Arbeiter-Zeitung“ hatte vor vierzehn Tagen Herrn Dr. Kaizl — was vor ihm sicher noch keinem Minister in der „Arbeiter-Zeitung“ passiert ist — einen „modernen und vernünftigen Mann“ genannt, und diesen Ausdruck auch in der vorigen Woche noch gegen uns aufrecht erhalten. Jetzt fängt sie bereits zu unterscheiden an. Sie unterscheidet zwischen dem Parteiführer Kaizl, an dessen Gemeinheiten aus der Aera Badeni ich sie durch Citate aus ihren eigenen alten Artikeln erinnert habe, und dem Finanzminister Dr. Kaizl. Diese Unterscheidung ist von vornherein unhaltbar. Wie nach Schopenhauer der Charakter überhaupt, ist auch die politische Charakterlosigkeit indelebilis, unzerstörbar. Es mag vorkommen, dass ein Mann als Abgeordneter noch ein anständiger Politiker bleibt, aber als Minister den an ihn herantretenden größeren Versuchungen erliegt. Beispiel: Herr v. Plener. Aber, dass ein Mann, wie Dr. Kaizl, der sich schon als unabhängiger Abgeordneter politisch vergessen hat, als Minister ein anständiger Politiker wird, diese Annahme streitet einfach gegen die menschliche Natur und ist schon deswegen absolut unzulässig. Im weiteren Verlauf ihrer Erörterungen unterscheidet die „Arbeiter-Zeitung“ bei Dr. Kaizl zwischen seinem Charakter, den sie damit allerdings auch selbst schon preisgibt, und seinem Intellect. Wenn auch Dr. Kaizl, wie die „Arbeiter-Zeitung“ es formuliert, „ein politischer Wicht und doch ein gescheidter Mensch“ ist, so ist er deswegen noch sicher nicht als ein „moderner und vernünftiger Mann“ anzusehen. Denn die romantische Kategorie der durchtriebenen Spitzbuben hat sich in der Politik längst überlebt. Einen Spätling haben wir im Grafen Badeni schaudernd miterlebt. Zum modernen Staatsmanne, ob nun Gegner oder Freund, gehört vor allem die Ehrlichkeit. „Anschmieren“ läßt man sich heute nicht mehr, am wenigsten von einem Mann, wie Dr. Kaizl, dessen politische Vergangenheit ihn im höchsten Grade vertrauensunwürdig macht. Herr Dr. Kaizl — schreibt die „Arbeiter-Zeitung“ — habe „vorläufig nichts anderes verschuldet, als dass das Ministerium, dem er als Mitglied angehört, die Sprachenverordnungen nicht aufgehoben hat“. Nun, so unschuldig steht das Ministerium Thun, trotz seiner geringen Thätigkeit, heute nicht mehr da. Als Zeugen dafür citiere ich — abermals — den Socialdemokratischen Verband im Abgeordnetenhause. In dem diese Woche veröffentlichten Aufruf des Verbandes wird sehr zutreffend ausgeführt, dass die Auflösung des Grazer Gemeinderathes „nur ein Symptom der reactionären Gesinnung dieser Regierung“ ist, „die im übrigen auf allen Gebieten des politischen Lebens ihre Unfähigkeit schon bewiesen hat“. Die Regierung — heißt es dort weiter — „ist heute schon am Ende ihrer Weisheit angelangt... und sie muss gehen!“ Speciell über die Kaizl'sche Zuckerverschleißsteuer, über die die „Arbeiter-Zeitung“ „ihre Entrüstung nur mühsam unterdrückt hat“, sagt der Verband: „Im Namen des arbeitenden Volkes legen wir die entschiedenste Verwahrung dagegen ein, dass die Regierung dem Volke neue Steuern aufbürde“ u. s. w. in noch zwei Variationen. Diese Worte des Socialdemokratischen Verbandes unterschreibe ich. Am 29. März 1898 sagte der Abgeordnete Daszynski im Abgeordnetenhause: „Wie die Liberalen an ihrem Finanzminister Plener zugrunde gegangen sind, werden auch die Jungczechen an ihrem Finanzminister Kaizl sterben.“ Ganz meine schon längst festgestellte Meinung. Die „Arbeiter-Zeitung“ möge aus diesen Citaten ersehen, dass ich in dieser Polemik nicht, wie sie mir vorwirft, mit dem Abgeordneten Axmann, sondern eher mit dem Abgeordneten Daszynski und den anderen Mitgliedern des Socialdemokratischen Verbandes gehe.

Im zweiten Theil ihrer Polemik behandelt die „Arbeiter-Zeitung“ die Sprachenverordnungen. Auch hier versucht sie zu unterscheiden, und zwar zwischen den Badeni'schen Sprachenverordnungen, die sie bekämpft hat, und den Gautsch'schen Sprachenverordnungen, die sie nicht zu bekämpfen für gut findet. Sie beruft sich dabei auf einen Ausspruch des deutschnationalen Abgeordneten Kaiser, der aber nicht das Wesen der Sprachenverordnungen, sondern lediglich den subjectiven Thatbestand für eine Ministeranklage betrifft. Die „Arbeiter-Zeitung“ könnte sich auf den Abgeordneten Kaiser nur dann berufen, wenn ich ihr denselben Vorwurf gemacht hätte, gegen den sich der Abgeordnete Kaiser in der citirten Rede gegenüber dem Abgeordneten Schönerer vertheidigt, nämlich dass sie gegen die Ministeranklage Gautsch gewesen sei. Das ist mir aber doch nicht im Traume eingefallen. Ich habe mich nur darüber aufgehalten, dass die „Arbeiter-Zeitung“ die Gautsch'schen Sprachenverordnungen überhaupt nicht bekämpft, obzwar gegen diese genau dieselben Gründe sprechen, aus denen, wie ich aus der Erklärung des socialdemokratischen Abgeordneten Hybes nachgewiesen habe, die Badeni'schen Sprachenverordnungen vom Socialdemokratischen Verband bekämpft wurden. Was immer auch diese oder jene Sprachenverordnungen enthalten mögen, sie sind auf jeden Fall gesetzwidrig, weil der Regierung ein so weit gehendes Verordnungsrecht gar nicht zusteht, wie seit zwanzig Jahren durch zahlreiche Juristen und erst jüngst durch — mit Herrn Dr. Kaizl zu sprechen — durch die „Vermessenheit“ des Obersten Gerichtshofes bezeugt worden ist. Sie sind absolutistisch, weil sie ohne Mitwirkung des Reichsrathes zustande gekommen sind. Sie sind undemokratisch, weil es der demokratischen Anschauung widerspricht, dass ein Volk ohne seine, beziehungsweise seiner Vertreter Zustimmung regiert und reglementiert werde. Sie sind unmoralisch, weil sie von der Regierung nicht um der Gerechtigkeit willen, sondern, um die Stimmen der Jungczechen zu kaufen, erlassen und aufrechterhalten werden. Sie sind endlich im höchsten Grade verderblich, weil ihre Aufrechthaltung wie die letzten fünf Vierteljahre zeigen, die Gesetzgebung vollständig blockiert und den nationalen Fanatismus auf beiden Seiten bis zu bürgerkriegähnlichen Explosionen steigert. Ein Interesse an ihrer Aufrechthaltung haben nur die nationalen Kampfhähne auf beiden Seiten, und jene tertii gaudentes, der Feudaladel und die Schlachta, die von der Zwietracht des deutschen und czechischen Bürgerthums leben. Wir alle, die wir politische und sociale Reformen wünschen, müssen verlangen, dass die Sprachenverordnungen aufgehoben und durch ein gerechtes, zeitgemäßes Sprachengesetz ersetzt werden, damit wir endlich einmal auch zu andern Problemen Zeit und Kraft finden, die nur dann im modernen Sinne werden gelöst werden können, wenn einmal deutsches und czechisches Bürgerthum sich gegen die Reaction geeinigt haben werden.

Das alles gilt genau so von den Gautsch'schen wie von den Badeni'schen Sprachenverordnungen. Die „Arbeiter-Zeitung“ ist nicht wegen des Inhalts, sondern wegen der verwerflichen Form für die Aufhebung der Badeni'schen Sprachenverordnungen eingetreten. Sie muss, aus Gründen der Consequenz, das Gleiche gegenüber den Gautsch'schen Verordnungen thun, die an demselben unheilvollen Formfehler leiden, der, wie gezeigt, ein schwerer politischer Fehler ist, ein schwererer vielleicht, als es ein inhaltlich weit ungerechteres Sprachengesetz wäre. Die „Arbeiter-Zeitung“ behauptet, dass wir unsere Ueberlieferungen über Bord geworfen haben. Das heißt den Spieß umdrehen. Die „Arbeiter-Zeitung“ hat ihre Ueberlieferungen über Bord geworfen. Die „Arbeiter-Zeitung“ sucht uns mit Citaten von deutschnationalen Autoritäten — das vorigemal der „Ostdeutschen Rundschau“, diesmal des Abg. Kaiser — zu widerlegen. Das hat keinen Sinn, weil weder wir noch die „Arbeiter-Zeitung“ deutschnational sind. Ich ziehe es, wie auch letzthin, vor, die „Arbeiter-Zeitung“ mit Citaten aus socialdemokratischen Autoritäten zu widerlegen. In dem Aufruf „An die socialdemokratische Wählerschaft Oesterreichs“, den der Socialdemokratische Verband am 30. November 1897 erlassen hat, z. B. heißt es:

> „Diese Oppositionsstellung (des Socialdemokratischen Verbandes gegen Badeni) wurde infolge der auf dem Verordnungsweg erlassenen Sprachenverordnungen noch schroffer, da dieser Weg unmöglich zur Versöhnung führen konnte, sondern im Gegentheil die im deutschen und czechischen Bürgerthum herrschende Verwirrung und Verbitterung nur noch steigern musste“.

„Dieser Weg“ ist auch der Weg der Gautsch'schen Sprachenverordnungen, und diese haben in der That nur noch eine weitere Steigerung der im deutschen und czechischen Bürgerthum herrschenden „Verwirrung und Verbitterung“ bewirkt. Gegen sie müssen die Socialdemokraten aus denselben Gründen in die „Oppositionsstellung“ einrücken, welche der Socialdemokratische Verband in seinem Aufruf vom 30. November 1897 angeführt hat. Wenn die „Arbeiter-Zeitung“ ein neueres, aus der Nach-Gautsch'schen Zeit stammendes Citat wünscht, so nenne ich ihr die Rede, die der socialdemokratische Abgeordnete Zeller in der Sprachendebatte des Abgeordnetenhauses als Fractionsredner am 3. Mai 1898 hielt. Er sprach da von den damals nicht mehr Badeni'schen, sondern Gautsch'schen Verordnungen, wie folgt:

> „Wir Socialdemokraten erklären, dass wir nicht bloß auf diesem, sondern auch auf jedem anderen Gebiete den Verordnungsweg bekämpfen (Zustimmung bei den Parteigenossen), weil dadurch der Regierung die Macht in die Hand gegeben wird, mit den verschiedenen Parteien Schachergeschäfte zu treiben. (Sehr richtig! bei den Parteigenossen.)“

Was hat sich seit dem 3. Mai geändert, dass die „Arbeiter-Zeitung“ jetzt die Bekämpfung der Gautsch'schen Sprachenverordnungen perhorresciert? Wünscht sie auch noch ein Citat aus ihren eigenen Spalten? Hier ist es: Als Baron Gautsch seine berühmten Verhandlungen mit den Parteiführern begann, schrieb die „Arbeiter-Zeitung“ am 6. December 1897:

> „Es bleibt nichts übrig, als die Wirksamkeit der Sprachenverordnungen auf so lange zu suspendieren, bis ein Gesetz die Frage gelöst hat.

Das ist ungefähr auch meine Meinung, auch heute noch, aber nicht mehr die der „Arbeiter-Zeitung“. Am Tage vor der Veröffentlichung der Sprachenverordnungen noch, am 5. März 1897, gab die „Arbeiter-Zeitung“ dem Baron Gautsch den guten Rath:

> „Wenn die Regierung das, was sie morgen durch eine Verordnung macht, im Reichsrath als Regierungsvorlage einbringen würde, so würde sie schon dadurch die Hälfte der Antipathie, die eine Ordonnanz wecken muss, aus der Welt schaffen und dadurch schon sehr viel zur Besiegung der Schwierigkeiten im Parlament beitragen.“

Ganz unser Standpunkt, auch heute noch und für weiterhin! Wir treten für die Beseitigung des ganzen Sprachenverordnungswesens ein, nicht weil wir, wie uns die „Arbeiter-Zeitung“ zumuthet, die „Machtgelüste der deutschen Bourgeoisie“ fördern — wir würden czechenfeindliche Sprachenverordnungen ebenso gut bekämpfen — sondern weil wir die Machtgelüste der verdeckt absolutistischen Regierungen Oesterreichs beschneiden und ihnen das Corruptionsmittel nehmen wollen, mittelst dessen sie aus Volksvertretern volksfeindliche Majoritäten zusammensetzen. Wäre es eine volksfreundliche Regierung, welche die Sprachenverordnungen aufrecht hält, dann könnte ein moderner Mensch noch im Zweifel sein, ob er ihr nicht um ihrer politischen und socialen Vorzüge Willen ihre nationalen Fehler vergeben solle. Aber unter einer Regierung Thun, die schon in ihren ersten Wochen ihre gewaltthätigen Neigungen geoffenbart hat, kann es keinen Zweifel geben. Wenn die Socialdemokraten wirklich, wie es das

neueste Manifest ihrer Abgeordneten sagt, den Sturz des reactionären Ministeriums Thun wünschen, dann muss ihnen die deutschbürgerliche Opposition willkommen sein, sie müssen sich ihr anschließen und sie zu ihren Zwecken benützen. Diese Taktik hat ihnen unter Badeni Erfolge gebracht. Die gegentheilige Taktik, gleichzeitig die Regierung zu bekämpfen und deren Gegner, ist ein doctrinärer Luxus, den sich in der praktischen Politik niemand gestatten darf. Kr

Volkswirtschaftliches.

Die Subscription auf die bosnischen Landesbank-Actien dürfte den Erwartungen des Emissionsinstitutes kaum entsprochen haben. Um den Schein zu retten, wurde zwar eine Reduction bei der Zutheilung der nicht gesperrt gezeichneten Titres vorgenommen, doch ist es ein offenes Geheimnis, dass nicht die Hälfte der aufgelegten Titres abgesetzt worden ist. Die Ursache ist neben der allgemeinen speculativen Apathie des Publicums und dem ungerechtfertigt hohen Subscriptionscurs wohl der Umstand, dass öffentliche Subscriptionen bei uns, so selten sie auch erfolgen, ziemlich discreditiert sind. Ist ein zur Subscription aufgelegtes Wertpapier gut, so werden, wenn möglich, durch eine künstlich erzeugte Baisse, wie z. B. im Vorjahre bei der Einräumung des Bezugsrechtes auf neue Waffenfabriks-Actien, die Zeichner ängstlich gemacht; ist dies nicht möglich, wie bei noch nicht cotierten Werten, so erhalten die Subscribenten so gut wie nichts zugetheilt; ist die Emission nicht gelungen, so versucht das Emissionsinstitut nicht einmal, den Curs des neuen Titres zu halten, wie z. B kürzlich bei den Actien der ung. allg. Kohlenbergbau-Gesellschaft; unter allen Umständen ist also der Subscribent der Gefoppte. Diese Machenschaften unserer Finanzwelt tragen dazu bei, um die Actienform im Publicum zu discreditieren und die von den Finanzinstituten dann so laut beklagte Unternehmungsunlust des Publicums hervorzurufen.

Seit Monaten wird zwar jede Woche von neuem angekündigt, dass die Lösung der Wiener Tramwayfrage unmittelbar bevorstehe, aber die Angelegenheit rückt nicht vom Fleck. Die Wiener Verkehrsmisère bleibt unverändert. Nur naive Gemüther werden glauben, dass die Schwierigkeiten der Frage die Verzögerung hervorrufen, dass unter den vorliegenden Projecten das finanziell und verkehrspolitisch vortheilhafteste gewählt und die Entscheidung erst nach eingehenden intensiven Studien gefällt werden solle. In Wirklichkeit ist die Frage längst entschieden. Seit dem Abschluss des Gasanlehens ist kein Zweifel, dass der Bürgermeister die Einführung des elektrischen Betriebes auf der Tramway durch die Actien-Gesellschaft Siemens & Halske zugesagt hat. Möglich, dass an dem in seinen Grundzügen bereits bekannten Vertrage noch irgend etwas herabgehandelt werden sollte. Die Verzögerung hat darin seine Ursache, dass Dr. Lueger seiner Partei nicht sicher ist. Während auf der einen Seite die Firma Siemens & Halske ihren Anhang in der Partei gewonnen hat, haben auf der anderen Seite die österreichischen Schuckert-Werke in Verbindung mit ihrem Fabriksbauleiter Stadtrath Mayreder, das „Deutsche Volksblatt" mit seinen Hintermännern gewonnen, welches offen gegen den Bürgermeister in dieser Frage frondiert. Eine Reihe von anscheinend streng sachlichen, objectiven Artikeln in diesem Blatte ist im Laufe der letzten Monate erschienen, welche in Wirklichkeit von den Schuckert-Werken inspiriert oder gar verfasst sind. Die Firma Siemens & Halske hingegen ist bei ihrer Pressbeeinflussung offenbar auch nicht müßig geblieben. Den Beweis dafür bietet der Umstand, dass seit Wochen und Monaten weder in der „Deutschen Zeitung", dem Börsenblatte der antisemitischen Parteien, noch in der liberalen Presse die Einführung des elektrischen Betriebes urgiert wird. Offenbar erscheint angesichts der gegnerischen Agitation die zuwartende Defensive gegenwärtig als die bessere Politik. Noch deutlicher wird die Pressbeeinflussung dadurch, dass die verspätete Eröffnung der zweiten Ausstellungslinie ganz todtgeschwiegen wird. Diese ist dadurch hervorgerufen, dass die Actiengesellschaft Siemens & Halske drei Tage vor der festgesetzten Betriebseröffnung dem Bürgermeister Mittheilung machte, dass der Accumulatorenbetrieb auf der ganzen Ringlinie angesichts der kurzen Strecke, welche zur Füllung der Accumulatoren bestimmt war, nicht möglich sei und daher ein Theil der Ringlinie mit Oberleitung versehen werden müsse. Das hätte die Actiengesellschaft Siemens & Halske wie jeder fähige Elektrotechniker von allem Anfang an bei Ausarbeitung der Pläne wissen müssen und eine unabhängige Presse hätte sich die Kritik eines so ungehörigen Vorfalles nicht entgehen lassen. Die Frage des elektrischen Betriebes rückt nicht vom Fleck, weil die Corruption von rechts und links sich gegenseitig aufhebt. Die anticorruptionistische antisemitische Partei ist jämmerlicher als irgend eine ihrer Vorgänger. In der Blütezeit der liberalen Parteien, so auch gegenwärtig in Ungarn, hat die Corruption doch wenigstens etwas schaffen helfen; die jetzt im Wiener Gemeinderath herrschende Partei vertritt dagegen die impotente Corruption.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Berlin. Schiller-Theater, „'s Jungferngift" von Anzengruber; Thalia-Theater, Gastspiel des „Wiener Ensemble". Paris. Renaissance, Gastspiel der italienischen Truppe Novelli, „Papa Lebonard" von Jean Aicard; Theater Antoine, „Hérakléa" von Auguste Villeron; „Le Retour de l'Aigle" von Georges la Bruyère.

Im Burgtheater hat sich ein Herr Paulsen vorgestellt: unelegant, unliebenswürdig, ungeschickt, schlecht angezogen, steif, mit einer schnarrenden Stimme, ohne einen herzlichen Ton, recht norddeutsch; er hat fast noch mehr mißfallen als Herr Frank und das war doch wirklich schwer.

H. B.

Bücher.

Rudolf Eberstadt: Magisterium und Fraternitas. Eine verwaltungsgeschichtliche Darstellung der Entstehung des Zunftwesens. Leipzig, Duncker und Humblot, 1897.

Der alte Streit darüber, ob die mittelalterlichen Zünfte in den Ländern diesseits der Alpen hofhörigen Ursprungs oder freie Vereinigungen von Freien gewesen seien, erfährt in dieser Schrift eine Lösung, die nicht auf geistreichen Combinationen, sondern auf Quellenkenntnis beruht; es sind vorzugsweise Urkunden der französischen Gewerbegesetzgebung, namentlich das Livre des Métiers gewesen, die dem Verfasser den Weg gewiesen haben. Allerdings hat es freie Vereinigungen von Handwerkern gegeben; es waren dies die kirchlichen Bruderschaften. Aber Zünfte wurden sie nur dadurch, dass ihnen die Zunftverfassung von einer Obrigkeit verliehen wurde. Den Rahmen der Zunftverfassung gab das Magisterium ab, und dieses war entstanden aus dem Hofamte des Aufsehers über die hörigen Arbeiter einer Kategorie. Als der Magister, der Meister, nicht mehr vom Herrn ernannt, sondern von den Gewerbegenossen frei gewählt wurde, da war die Vorstufe der Zunftverfassung erstiegen. Damals führte nicht jeder selbständige Handwerker, sondern nur der Vorsteher des Gewerbes den Meistertitel. Auch in dieser Schrift tritt die politische Bedeutung der Zünfte klar hervor. Zunftprivilegien waren nach dem Verfasser die Form, in der sich die Stadtbürger politische Rechte erkämpften und so allmählich die im Feudalstaat untergegangene ursprüngliche Volksfreiheit wieder herstellten. —t—

Les Maîtres de l'Affiche. Publication Mensuelle. III[ième] Année. Paris. Imprimerie Chaix. 1898.

A. Demeure de Beaumont: L'Affiche Illustrée. I. L'Affiche Belge. Chez l'auteur. 1897.

Immer lebendiger ist der erfrischende Hauch der neuesten Kunst der Affiche zu spüren. Im ersten Vierteljahre ihres dritten Jahrganges hat uns das Pariser Sammelwerk der „Imprimerie Chaix", deren Verdienste nicht zu hoch gerühmt werden können, sechzehn neue Placate von Meisterhand geboten. Da ist eine Ankündigung des zweiten Opernballes von Cheret, die unvergänglicher sein wird als die schönsten Opernball-Erinnerungen. In der zuletzt erschienenen Lieferung hat sich auch die Champagnerdame eingefunden, die den moussierenden Ruhm ihres Zeichners Realier-Dumas und jenen der Firma Jules Mumm verkündet. Dieses Placat hat ja auch uns Wienern einen Begriff von der Vervollkommnung der französischen Malerei auf der Straße gegeben und u. a. einen Aufsatz in der „Zeit" inspirirt. Wann aber werden wir deutsche Kunstplacate bekommen? Und die Zeichenfedern wären da — was könnte beispielsweise Schlittgen, dieser französischeste unter deutschen Zeichnern, wirken! — Das Pariser Unternehmen der „Maîtres de l'Affiche" hat auch schon seine Nachahmer gefunden, unter denen am originellsten „l'Affiche Illustrée" ist, deren erstes Heft der belgischen Kunst gewidmet ist. Der Text dazu ist von Demeure de Beaumont gut geschrieben, allein die Detailkrämerei geht darin bis ins Schrullenhafte. Auch das Motto Impavidum ferient ruinae erscheint wie die Zueignung deplaciert. Auch hierin zeigt sich ein nervöser Hang zur Uebertreibung, den wir dem Verfasser auf den Kopf zusagen. Die Zeichnungen sind nur, was die Zahl betrifft, verschwenderisch beigegeben. E. R—t.

„Am Wege", Roman von Hermann Bang. Berlin. S. Fischers Verlag.

Ein großer Roman der kleinen Leute. Die armen Seelen von der Provinz. Wieder der Grundton: Sentimentalität, ein keuscher, platonischer Ehebruch, eine arme kleine Frau, die daran zugrunde geht, daneben die Provinztypen in leitmotivartiger Manier behandelt, so dass Caricaturen von der abschreckenden Aehnlichkeit und manierirten Wahrheit Th. Th. Heines herauskommen (an dessen „Bilder aus dem Familienleben" wird man oft gemahnt), das Ganze aber durchduftet vom Lavendelgeruch einer fast allzu süßen, schwärmerischen Sentimentalität, ohne Kraft, mit ebensoviel Zierlichkeit als Humor, aber eigentlich herzlich klein. Man hat den Eindruck des Unnöthigen, der Künstler muss das nicht sagen, was er sagt, vielleicht fühlt er auch alles das aus zweiter Hand, was er zu fühlen vorgibt. Und das ist das Schlimmste. Eigentlich ist das das Kennzeichen aller Manieristen, ihren Sachen fehlt das Zwingende; zierliche Spielerei bleibt alles Rococo. So erkennt man auch aus diesem Roman die große Kunst des Autors, aber auch den Mangel einer großen Natur. O. St.

Revue der Revuen.

Die vorletzte Nummer der „Gegenwart" bringt einen sehr inhaltsreichen Artikel von J. Ettlinger über die italienische Lyrik der Gegenwart. Er lehnt sich seinerseits an das Buch eines Franzosen, Jean Dornis, das sich als eine glückliche Mischung von Kritik und Anthologie darstellen soll. Dasselbe beginnt mit den Sechzigerjahren, in denen als erster Führer und Verkünder einer neuen Literatur-Epoche Carducci auftritt. Seine „Odi barbare" brachten in kühner Neuerung den freien, oft reimlosen Vers und die antiken hellenischen Versmaße, wie sie seinerzeit Horaz zuerst auf lateinischen Boden verpflanzt hatte. An ihn schloß sich eine ganze Gruppe von jungen Dichtern, die man in Italien unter dem Namen der „Schule von Bologna" zusammenfasst und von denen Rencioni und Mazzoni hervorzuheben sind. Dieser Schule steht die von Palermo, mit Mario Rapisardi an der Spitze, gegenüber. In den beiden Schulen und ihren Mitgliedern soll sich die Rassenverschiedenheit der Süd- und Norditaliener sehr kräftig und charakteristisch ausdrücken. Nicht minder bemerkenswert ist Italiens Schar von Dialectdichtern. Das Toscanische hat in Tanfucio Neri, das Römische in Pescarella, das Venetianische in Giacomo seinen Sänger gefunden, und jeder von ihnen soll nebst dem Dialect auch die Sitten und Eigenart seiner Gegend prächtig herausbringen. Als erster dichterischer Vertreter des „Verismo" ist Guerrini zu erwähnen, der seinen rasch erlangten Ruf der Mystification verdankte, dass er seine Dichtungen als den Nachlass eines früh verstorbenen Vetters Lorenzo Stecchetti herausgab. Auch mehrere verdienstliche Dichterinnen, an deren Spitze natürlich Ada Negri steht, nennt der Artikel. Es dürfte hier nicht allgemein bekannt sein, dass die socialistische Sängerin seit einiger Zeit die Gattin eines reichen Bourgeois, eines Mailänder Großindustriellen ist, und sie schweigt nun so beharrlich, dass ihre Landsleute zu fürchten anfangen, Ada Negri sei todt, seit Ada Garlando lebt und — im Ueberfluss lebt. Als Letzten und

dabei Bedeutendsten und Eigenartigsten stellt der Verfasser Gabriele d'Annunzio dar, mit dem das Buch von Jean Dornis auch schließt. Zusammenfassend meint er von Jung-Italien, seine Werke zeugten mehr von Reflexion als von Gefühl und Phantasie, die Anschauung müsse dort die Empfindung ersetzen, ein starker Zug zum Rhetorischen, ein Schwelgen in tönenden Worten mache sich fast überall geltend und sicherlich, sei es nicht unwesentlich, dass fast alle modernen italienischen Lyriker Universitätsprofessoren, Bibliothekare oder sonstwie Träger gelehrter Berufe sind.

In der **„Revue de deux mondes“** vom 1. Juni ist ein interessanter Aufsatz: „Die Urtheile eines Engländers über Frankreich“ enthalten. J. S. C. Bodley gieng von dem Grundsatze aus, man kenne das Wesen Frankreichs noch nicht, wenn man Paris kennt. Im Gegensatze zu der sonst vorwaltenden Meinung, hält er die französischen Provinzialen für das lebensfähige Element, den „Nerv“ des Landes. Sehr scharf ist begreiflicherweise das Urtheil des Engländers über das politische Leben Frankreichs. Er hält die Franzosen überhaupt für ganz unfähig zu jeder parlamentarischen Arbeit und plaidiert deshalb für die Abschaffung der constitutionellen Verfassung als einer schädlichen „importation etrangère“, die dem Nationalcharakter gar nicht entspreche. Frankreich habe zugleich zwei Verfassungen: Eine niedergeschriebene, die vom Jahre 1875, durch die man die Executive verantwortlichen Ministern übergab. Die andere, nicht codificiert, führt das centralistische Princip herbei, das die gesammte Staatsleitung und Verwaltung in die Hände von Politikern legt, theils in Paris, theils durch Provinz-Präfecturen. Eine Sanierung der inneren Staatsverhältnisse erwartet Bodley lediglich von einer absoluten Regierung. So sagt er dem Sinne nach ganz ernstlich, wenn auch in scherzhafter Form: „Ihr Franzosen habt Eure parlamentarische Einrichtung von den Engländern herübergenommen und mit Russland ein Bündnis geschlossen. Ihr hättet lieber Euch mit England verbünden und von den Russen das autokratische System nehmen sollen.“ Im Munde eines Engländers klingen diese Rathschläge recht merkwürdig. — Im gleichen Hefte findet man einen ausführlichen musikkritischen Aufsatz von Camille Belaigue über die von Weingartner, Strauß und Mottl in Paris veranstalteten Concerte. Der Aufsatz schließt: „So haben die deutschen Künstler und Künstlerinnen uns die deutsche Seele enthüllt: die Männer die Stärke, die Frauen die Poesie!“ — Interessant sind auch Essays von A. Desjardins über das Völkerrecht und von A. Filon über den englischen Politiker Seeley.

„Cassell's Magazine“ (Mai) bringt in einem Artikel des Lord Kelvin die erschreckende Mittheilung, dass dem Menschengeschlecht nur mehr vier Jahrhunderte des Bestehens auf dieser Erde beschieden seien. Schon oft sei die Warnung ergangen, dass wir unser Brennmaterial zu rasch verbrauchen, und es, an dem gegenwärtigen Consum gemessen, in längstens 500 Jahren erschöpfen werden. Noch bedenklicher aber ist Lord Kelvins auf wissenschaftliche Forschung gegründete Warnung, dass bei dem gegenwärtigen Stand und der voraussichtlichen Zunahme der Bevölkerung aller disponible Sauerstoff in längstens vier Jahrhunderten verzehrt sein dürften. Als die Erde zuerst vom rothglühenden zum bewohnbaren Zustand erkaltete, war sie von einer Atmosphäre von Dampf, Stickstoff und Kohlenstoff umgeben. Freier Sauerstoff war nahezu gar nicht vorhanden, sondern wurde, wie es scheint, erst allmählich durch die Vegetation und die darauf wirkenden Sonnenstrahlen erzeugt. Dadurch, dass anfänglich bei einer kleinen Bevölkerung der Erde ein geringerer Verbrauch stattfand, wurde ein gewisses Gleichgewicht zwischen Bedürfnis und Vorrath an Brennstoff und dem zur Verbrennung nöthigen Oxygen hergestellt, das bis in unsere Tage so ziemlich aufrecht erhalten blieb. Nun aber, meint Lord Kelvin, sei es so weit, dass die Menschheit höchstens noch fünf Jahrhunderte mit dem vorhandenen Brennmaterial wirtschaften könnte; dies komme aber insofern nicht in Betracht, als schon lange, etwa hundert Jahre früher, der zum Verbrennungsprocess nothwendige Sauerstoff verzehrt und die Luft dadurch für Menschen und Thiere nicht mehr athembar sein würde. Da sowohl Luft als Feuer unerlässliche Lebensbedingungen bilden, so ist die Menschheit nach Lord Kelvin unwiderruflich zum Untergang verurtheilt; dennoch ließe sich dies Verhängnis zum mindesten hinausschieben durch ein reichliches Bepflanzen und Beforsten der Erde, im Gegensatz zu jenem Raubbausystem, wie es heute geübt wird. Und zwar dürfte man nicht lediglich Bauhölzer pflanzen, sondern gerade Obstbäume und Sträucher, um sowohl zur Vermehrung der thatsächlichen Ernährung, als zu der der Sauerstofferzeugung wirksam beizutragen.

Ein Erinnerungsfest.

Von Gustav Wied.

Aus dem Dänischen übersetzt von Adolf Gottschewski.

Personen:

Der Hofjägermeister.
Der Kammerherr.
Der Diener.
Der Junge.

Der Speisesaal.

Ein großes dreifenstriges Zimmer in matten Leimfarben heller, lichter Tönung: grau, roth, grün. Drei weißgestrichene Thüren mit Stuckornamenten darüber; gemalte Wappen über zwei der Thüren. Ein großer offener Kamin. Vierundzwanzig steiflehnige Eichenstühle die Wände entlang. Ein eichener Speisetisch auf Rollen. Ein Eichenbuffet, auf dem eine silberne Terrine, vier altmodische silberne Theemaschinen, drei silberne Theetöpfe, zwei silberne Kaffeekannen und sechs silberne Becher stehen. In den Ecken des Saales hohe Candelaber. Ueber dem Esstisch ein Kronleuchter mit Prismen. Zwischen den Fenstern hohe Spiegel in vergoldeten Rahmen. Helle Gardinen. Auf den Rouleaux die dänischen Königsburgen.

Der Tisch ist gedeckt. Ein Couvert an jedem Ende. Ein silberner Esslöffel, fünf Garnituren silberner Gabeln und Messer mit silbernem Heft, ein silberner Dessertlöffel, ein silbernes Obstmesser, acht Gläser und ein silberner Nussknacker bei jedem Couvert. Mitten auf dem Tisch ein silberner Tafelaufsatz mit Blumen.

Die Lichter in den Kronen und Candelabern sind angezündet. Die Rouleaux heruntergelassen. Feuer im Kamin. Räucherwerk auf dem Rost.

Henriksen (in grüner Jägeruniform mit Silbertressen an den Hosen, steht da und wirft einen letzten prüfenden Blick auf die Tafel. Er kratzt sich mit dem Zeigefinger den Nackenscheitel, vorsichtig, um die Frisur nicht in Unordnung zu bringen. Er verbessert ein bisschen die Figur der einen Serviette, die kunstvoll wie ein Schwan mit langem gekrümmten Hals und halbausgespannten Flügeln gefaltet ist. Es ist das Couvert des Kammerherrn. Der Hofjägermeister muss sich mit einem Fächer begnügen.... Dann zieht er ein Stück Papier aus der Tasche und liest halblaut, indem er gleichzeitig den Zeigefinger der linken Hand zwischen den Gläsern des einen Couverts und den Gläsern des anderen hin und her pendeln lässt): Sherry... Sherry, Leoville... Leoville, Mosel... Mosel, Cliquotdry... Cliquotdry, Bourgogne... Bourgogne, Pommery sec... Pommery sec, Chateau Olivier 1878... Chateau Olivier 1878, Madeira vieux... Madeira vieux. — Stimmt!... Julius!

(Ein rothwangiges Knabengesicht zeigt sich in der Thürspalte zum Anrichtezimmer neben dem Kamin.)

Henriksen: Frage die Hexe da unten, ob die Suppe serviert werden kann! Ich bin fertig!

Julius (verschwindet).

Henriksen (murmelnd): Hol ihn der Teufel, den Bengel! (Julius pflegt nämlich die übrigen Tage Stalldienste zu leisten.) Julius!

(Es dröhnt wie Pferdegetrampel von der Treppe herauf. Einen Augenblick später stürzt Julius, der auch in Jägeruniform, aber in einer ohne Silbergalons steckt, hinein in den Speisesaal.)

Henriksen: Was zum Teufel hast du an deinen Füßen, Bengel?

Julius (streckt bestürzt den einen Fuß vor): Schuh!

Henriksen: Das dröhnt, zum Teufel, als wäre es ein Mutterpferd, das da ankam!... Was sagte sie wegen der Suppe?

Julius: Die kann gut serviert werden!

Henriksen: Hol' mir meinen Hirschfänger! Er liegt auf dem Ecktisch im Anrichtezimmer!

(Julius holt den Hirschfänger und Henriksen spannt ihn um an einem Ledergehenk mit plattierter Spange.)

Henriksen: Da an der Seite der Thür bleibst du stehen! Und rührst dich nicht, wenn ich nicht winke! Verstanden?

Julius: Jowoll, Herr Henriksen!

Henriksen: Und auf die Zehen, wenn du servierst.

Julius: Jowoll!

(Henriksen geht vor einen der großen Spiegel, knöpft die Uniform zu, glättet das Haar, dreht den Schnurrbart hoch und zieht den Hirschfänger etwas zurecht. Darauf macht er, zufrieden mit seinem Aussehen, Kehrt.)

Henriksen: Nun geh' ich herüber und melde!... Sag' Marie, dass sie die Terrine 'raufbringen soll! Und stell' dich dann an deinen Platz! (Ab durch die Flügelthür ins Vestibule.)

(Nachdem Julius den Bescheid in die Küche gerufen hat, stellt er sich stramm und regungslos an den Thürrahmen zum Anrichtezimmer. Seine Augen werden ganz rund, so glotzt er auf all die Lichter und das Silberzeug. Er denkt an nichts mehr; er schwitzt nur in seiner Beklemmung und seiner Uniform. So steht er und wartet. Man hört Fußtritte, Lachen und Gespräch aus dem Vestibule draußen. Die Flügelthüren fliegen auf, und die Herrschaften treten ein: der Hofjägermeister, groß und gewichtig, ein Goliath — der Kammerherr, kleiner und leichter — ein David. Beide im Frack. Henriksen schließt lautlos die Thür.)

Hofjägermeister (mit einladender Handbewegung gegen den Schwan): Prenez Platz, Kammerherr!

(Man setzt sich und zerstört augenblicklich die Kunstwerke Henriksens, indem man einen Zipfel der Serviette hinter den Kragen steckt, um das Oberhemd zu schonen.

Der Hofjägermeister gibt dem Diener einen Wink.)

Henriksen (nimmt ein Stück Papier vor und verkündet): Consommé naturel!

Kammerherr (beifällig): Ah, es wird annonciert!

Hofj.: Ja, so macht man's in den Culturcentren!

(Consommé wird serviert.)

Henriksen (liest): Leoville à discretion!... Sherry!

(Schenkt ein. Man isst. Der Kammerherr lautlos, der Hofjägermeister etwas schmatzend.)

Hofj. (beißt ein tüchtiges Stück von seinem gerösteten Brote ab): Nee, was ich sagen wollte... Ich wollte mit Absicht keine große Gesellschaft haben!

Kammerh.: Nein, versteht sich, versteht sich!

Hofj.: Es ist ja kaum ein Jahr her, dass meine Frau starb...

Kammerh.: Die liebe Hofjägermeisterin!

Hofj.: Aber so zu zweien... mit einem Freunde!

Kammerh.: Mais oui! Und Sie thäten auch nicht recht daran, sich so in Ihren Kummer zu vergraben, mein lieber Hofjägermeister.

Hofj.: Und noch dazu an unserem Hochzeitstag... wir pflegten immer ein paar Menschen bei uns zu sehen.

Kammerh.: Ja, an einem solchen Tage darf man nicht allein sein!

Hofj.: Nein, das Essen schmeckt nicht....

Kammerh.: Nein, gewiss nicht...

Hofj.: Und da dachte ich, dass ein guter Freund und Nachbar....

Kammerh.: Ja, ja!

Hofj.: Und Sie haben ja meine verstorbene Frau ganz so gut gekannt wie ich, Kammerherr....

Kammerh.: Ja.... Ihre unvergleichliche Frau war so freundlich mich unter ihre nächsten Freunde zu rechnen.

Henriksen: Wünschen Euer Hochwohlgeboren mehr Suppe?

Kammerh.: Nein, danke.

(Julius hat auf ein gegebenes Zeichen seines Vorgesetzten sich auf die Zehen erhoben und balanciert hinter ihm her, um die leeren Teller abzunehmen.)

Henriksen (zum Hofjägermeister): Wünschen Euer Hochwohlgeboren mehr Suppe?

Hofj. (sieht aus, als ob er gern mehr haben möchte): Nee!

(Neue Teller werden herumgegeben).

Henriksen (annonciert): Filet de Barbue Normande!... Mosel! (Serviert und schenkt ein.)

Hofj. (mit Filet auf der Gabel): Und da dachte ich, dass dies hier eine Gedächtnisfeier für Bessy sein sollte.... Sie saß ja fällt mir ein — wo Sie nun sitzen, an unserem letzten Hochzeitstag: können Sie sich erinnern, Kammerherr? Sie hatten sie doch zu Tisch?

Kammerh.: Ich hatte die Ehre! (Trinkt von dem Tischwein.) Ein vortrefflicher Leoville, lieber Hofjägermeister! Könnte vielleicht ein klein wenig mehr temperiert sein.

Hofj. (in Harnisch): Henriksen, wo zum Teufel haben Sie Ihre Gedanken? Nie können Sie richtig temperieren!

(Henriksen nimmt steif den Rüffel entgegen, während Julius vor Schreck auf die Absätze klappt.)

Hofj.: Reiche noch einmal herum!

(Henriksen reicht herum. Julius trägt mit knickenden Knieen die Sauce hinterher.)

Hofj. (hat sein Gleichgewicht wiedergewonnen): Ohne mich selbst zu loben, Kammerherr: Es ist ein großartiger Fisch!

Kammerh. (wischt vorsichtig etwas Sauce aus dem Mundwinkel): Superbe, Superbe!... Das muss ja ein ausnehmend habiler Koch sein, den Sie haben?

Hofj.: Erster Classe! Sie hat in der Küche Sr. Majestät des Königs gelernt! Aber sie versteht nur das feinere Essen zu kochen. Sie soll zum November weg. Ich hab' sie ja noch von Bessys Zeiten her. Aber zum Teufel, wir essen ja nicht jeden Tag so! Wissen Sie was: Beinahe, weiß Gott, ziehe ich Kohl und Erbsen und so etwas vor!... So ein richtiger, blutiger Ochsenbraten zum Exempel, was?

Kammerh.: Ah ja, ah ja....

Hofj.: So, wissen Sie was: und gefüllter Weißkohl und Gänseklein.

Kammerh.: Jawohl ja, natürlich.... A—aber....

Hofj.: Seh'n Sie, Bessy war's ja, die die französische Küche einführte. Ich habe, bei Gott, nicht weiter Geschmack an diesen Sachen. Nee: solide und gut... und reichlich!... Henriksen, andere Teller!... Wie essen Sie sonst so, Kammerherr?

Kammerh.: O, einfach, einfach! Man soll nicht extravagieren! Aber ich finde doch — mal, so ab und zu....

Hofj.: Natürlich, gewiss! Aber ich kann ja auch eine Köchin bekommen, das sich auf feine und grobe Sachen versteht. Sie sollen nicht schlechter fahren, wenn Sie nächstesmal kommen, hä, hä! Sie brauchen keine Angst zu haben!

Kammerh. (etwas gekünstelt): Hi, hi!

Hofj.: Aber so fin-fin wie heute, wird's nicht! Ich fand, dass ich mir ein besonderes Vergnügen machen müsste, da es unser erster Hochzeitstag nach dem Tode meiner Frau ist: ich vermisse sie natürlich. Und da nun die Schulzen weg soll, so meinte ich, dass sie ganz gut mit einem kleinen, feinen Diner den Schluss machen könnte.... Und da dachte ich: Der Kammerherr von Birkelund soll's mitmachen, der versteht sich d'rauf, was?

Kammerh.: Ja, danke, danke, es war sehr freundlich von Ihnen, lieber Herr Hofjägermeister!

Hofj.: Und Sie waren ja einer von Bessys besten Freunden....

Kammerh.: Ja, ich habe ja Ihre Frau schon vor Ihnen gekannt....

Hofj: (kurz): Ja, das haben Sie.... Ihr Wohl, Kammerherr!

Kammerh.: Danke, danke....

Hofj.: Sie trinken ja nichts!

Kammerh.: O ja, danke, danke!

Henriksen: Aloyau de Boeuf à la Hongrie!

Hofj. (reibt sich die Hände): Ah Böff.... Nein, nehmen Sie das Stück da, Kammerherr, nehmen Sie das Stück da, das sieht am saftigsten aus! (Seine Hochwohlgeboren hat sich selbst ein anderes Stück ausersehen und hegt begründete Furcht, dass der Kammerherr sich in dessen Besitz setzen könnte.)

(Es wird gegessen.)

Hofj. (plötzlich): Wie viel wiegen Sie, Kammerherr?

Kammerh. (sieht von seinem Teller auf): Wieviel...?

Hofj.: Ja, wieviel glauben Sie, dass Sie wiegen?

Kammerh.: Weiß es wirklich nicht....

Hofj. (macht einen Ueberschlag): O, Sie können wohl so ungefähr hundertfünfundzwanzig, dreißig wiegen.... Wissen Sie, wieviel ich wiege?

Kammerh.: Nein....

Hofj.: Zweihundertfünfundsiebzig drei Viertel. Ich habe vierzig Pfund zugenommen seit Bessys Tode. Aber wissen Sie, was ich abnahm, als wir in Karlsbad waren?

Kammerh.: Nein....

Hofj.: Zweiundfünfzig Pfund in einem Monat.

Kammerh.: Das war viel!

Hofj.: Bessy nahm mich mit, sie glaubte, es würde helfen. Wir wollten ja gerne einen Erben haben, verstehen Sie, sonst geht das Stammhaus an eine Seitenlinie, so steht's im Adelspatent. Und bis jetzt ist es doch in gerader Linie gegangen, vom Major an, der 1681 starb. Sie können darauf schwören, ich musste die Berge auf und ab trotten.... Und kein Essen.

Kammerh.: Aber es half nicht....

Hofj.: Nee! Und wie wir nach Hause kamen, aß ich vier Eier zum Frühstück und Sellerie.

Kammerh.: Ah...

Hofj.: Ja, das soll auch gut sein. Und Bessy konnte es ja nicht sein, weil sie ein Kind in der ersten Ehe hatte, wissen Sie.

Kammerh.: Ja...

Hofj.: Verdammt, dass wir nicht einen Sohn bekamen, bevor sie starb! Ich kann zuweilen geradezu darüber ärgerlich sein.

Kammerh.: Ich verstehe das sehr gut... Aber wenn Sie thaten, was Sie konnten, mein lieber Hofjägermeister

Hofj.: Das that ich bei Gott! Diese Karlsbader Reise kostete mich etwas über zweitausend Mark!... Henriksen, den neuen Gang!

Henriksen (wechselt und proclamiert): Asperges en branches!... Bourgogne!

Hofj.: Lassen Sie die Schüssel steh'n!

(Henriksen läßt die Schüssel neben dem Hofjägermeister stehen.)

Kammerh.: Gedenken Sie in diesem Winter Ihre Karte im Oberhofmarschallamt abzugeben?

Hofj. (mit einer Spargelstange in den Fingern): Nee.. Ich habe ja Trauer!

Kammerh.: Ja, ja, ist ja wahr...

Hofj. (saugt den Spargel ein): Und, unter uns, Kammerherr, ich passe nicht so recht an den Hof! Man soll da doch einige Weltsprachen kennen und auch sonst so...

Kammerh.: Naa, naa....

Hofj.: Jaaa... Und das ist doch verflucht unangenehm, nicht antworten zu können. Bessy verschrieb ja eine Lehrerin 'rüber, ein paar Sommer lang: aber es ist doch so 'ne verdammte Sache, diese Verben und der andere Dreck, den man behalten soll! Ich machte, bei Gott, meine Aufgaben, wälzte das Wörterbuch und lag und schwatzte französisch mit Bessy, wenn wir ins Bett giengen: aber ich konnte es nicht behalten... Wollen wir die Spargel theilen?... Ja, gewiss noch etwas!... Ich nehme diese acht hier und Sie die sechs; sie füllen ja gar nicht!... Henriksen, mehr Butter!... Ja, sehen Sie, Bessy hat ja eine ganz andere Erziehung bekommen; die Tochter eines Lehnsbarons! Ich gieng hier meist mit Knechten und Bauern um. Und außerdem hat sich unsere Familie vielfach untereinander verschwägert. Und was kann so ein Lump von einem Hauslehrer einem beibringen?... Ich versichere Ihnen, ich hätte gewiss nie an Bessy gedacht, wenn nicht der Scandal mit ihrem ersten Mann, und die Scheidung und alles das gewesen wäre!... Na, natürlich, sie musste ja froh sein, wieder unterzukommen. Mein Gut ist bei Gott doch nicht zu verachten!

Kammerh.: Nein! ... Und dann wurde sie ja auch Hofjägermeisterin! ... Ein delicater Burgunder, mein Lieber, voll wie Oel!

Hofj.: Ja, er ist gut! ... Henriksen, gieß' ein! ... Nee, ich wurde ja erst an unserem Hochzeitstage Hofjägermeister: sie war es ja, die die Verbindungen hatte. Ich kannte ja alles das überhaupt nicht! ... Aber Sie hatten ja Ihre Hand mit im Spiel, Kammerherr?

Kammerh.: Oh — oh! ...

Hofj.: Ja, Bessy sagte es mir später: und ich danke Ihnen dafür. Es ist doch nichts ohne Titel auf einem so großen Hof zu sitzen. .. Man ist doch, weiß Gott, kein bloßer Bauer, wenn man hundert Tonnen Hartkorn hat!

Henriksen (hat die Teller gewechselt): Coq des bois rôti. ... Pommery sec!

Hofj.: Ist das nicht ein Mittag, das sich gewaschen hat, was, Kammerherr?

Kammerh.: Superbe, superbe ...

Hofj.: Sie bekommen es nicht besser bei dem Lehnsgrafen auf Kvissel! ... Coq des bois rôti: Birkhahn gebraten! Man hat doch nicht all sein Französisch vergessen! Veneur de la cour: Hofjägermeister! Was? .... Was heißt Kammerherr?

Kammerh.: Chambellan. ...

Hofj.: Ganz wie Capellan, weiß Gott ... Haa, haa!

Kammerh.: Hi, hi!

Hofj.: Prost, Capellan Rosen. ... Rosenknospe! Haa, haa!

Kammerh. (steif): Hi, hi! Sehr geehrt!

(Der Hofjägermeister versorgt sich mit vier kräftigen Bruststücken, die er in nicht gerade kleine Bissen schneidet. Julius steht wie eine Statue an seinem Stuhl mit Sauce und Kartoffeln. Seine Hochwohlgeboren versorgt sich auch damit gut, mahlt dann auf seinem Teller alles durcheinander zu einem Berge und beginnt dann erst einzufahren.)

Hofj.: So esse ich's am liebsten ... Das füllt am meisten.

Kammerh.: Nicht zu leugnen ....

(Auch der Kammerherr ist eifrig beschäftigt, aber er isst comme il faut, indem er jedesmal nur ein kleines Stückchen abschneidet, es gewissenhaft in die Sauce taucht und in den Mund führt. Er hält die Gabel in der linken, das Messer in der rechten Hand und legt sie nie fort. So ist es fair in „Culturcentren". Und so scheint es auch empfehlenswert zu sein, denn im Bart und auf der Serviette des Hofjägermeisters fließt Sauce und Compot, während der Kammerherr ganz sauber bleibt. Sowie der Hofjägermeister das letzte Fuder eingefahren hat, legt er seine Gabel hin, klopft an seinen Pommery sec und erhebt sich.)

Hofj. (feierlich): Nun sind wir beim Braten! Gestatten Sie mir, dass ich Sie willkommen heiße, lieber Kammerherr! Seit Sie das letztemal hier waren, ist ein Todesfall eingetreten. Ich habe meine Frau verloren! Aber seien Sie überzeugt, so oft Sie mir die Ehre geben, sollen Sie willkommen sein!

(Der Kammerherr hat sich erhoben. Man begrüßt sich ceremoniell, leert die Gläser und setzt sich wieder.)

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Pavillon Esders in der Jubiläums-Ausstellung.

Eine sehr interessante, apparte und sehenswerte Exposition, welche in hohem Maße die Aufmerksamkeit Sr. Majestät des Kaisers fesselte, ist jene Stephan Esders' „Zur großen Fabrik". Dieselbe occupiert in der Mitte der Rundgalerie zwischen dem Süd- und dem Ostportale der Rotunde den ganzen, zu einem Bogen gehörigen Raum. Das Milieu dieser Exposition bildet ein originell entworfener und kunstvoll ausgeführter Pavillon, um welchen herum in sechzehn, aus Mahagoni hergestellten und in Messing elegant ausgestatteten Vitrinen eine reichhaltige Collection der Erzeugnisse der Firma Esders dem Publicum vorgeführt wird. Der Pavillon besteht aus einem quadratischen Centralraum, welcher sowohl als Passage, wie auch als Vorraum für zwei Annexe dient. Hoch über die letzteren erhebt sich der Mittelbau, der von einer kronenartigen, durchbrochenen Kuppel überwölbt wird. Der Fries des Hauptgesimses, sowie die Wölbung der Kuppel sind mit Kathedral- und Opalglas ornamental geschmückt und ausgelegt, wodurch bei hellem, von oben einfallendem Lichte, namentlich bei elektrischer Beleuchtung, eine wundervolle Farbenwirkung erzeugt wird. Die Architektur ist leicht und zierlich gehalten, mit modernen Motiven durchsetzt, jedoch frei von Bizarrerien. Der ganze Bau ist weiß getönt und in Gold abliniert. Der Esders'sche Pavillon, welcher nach den Detailzeichnungen der Architekten Kupka und Orglmeister ausgeführt wurde, zählt zweifellos zu den architektonisch schönsten und vornehmsten Objecten der Rotunde. Der eine Annex des Pavillons zeigt das Interieur eines kleinen modernen Salons, in welchem an fünf Wachsgruppen tadellose Salontoiletten und elegante Reisecostüme und Livreen zur Anschauung gebracht werden. Die Gruppe stellt den Moment dar, in welchem ein junges Ehepaar im Begriffe steht, die Hochzeitsreise anzutreten. Gegenüber liegend im zweiten Annex sieht man, gleichfalls an Puppen, Sporttoiletten, namentlich ebenso geschmackvolle als praktische Bicycledresses für Herren und Damen, die von Freunden des Radsportes viel bewundert werden. Den Abschluss dieser Gruppe nach rückwärts bildet ein flott entworfener Prospect — die Meierei in der Krieau im Bilde darstellend, gemalt von Uhl. Die sechzehn Vitrinen, welche den Pavillon umschließen, bergen in vornehmem Arrangement Herren- und Kinderkleider für den verschiedensten Bedarf, sowie Damentoiletten. Hochelegante Reise- und Straßentoiletten, praktische Ueberjacken und Regenmäntel und kostbare Pelzpellerinen für Damen, leichte und warme Kleider für Kinder füllen sechs von diesen Kästen, während in den übrigen alles, was an Herrenkleidern und Herrenmodeartikeln denkbar ist, zur Ansicht gebracht wird Man sieht hier Straßenanzüge für alle Saisons, Salonanzüge jeder Gattung, Ueberkleider jeder Art, man sieht die verschiedenartigsten Stoffe und die verschiedensten Ausstattungen, aber alles in der modernsten Façon und in der feinsten und solidesten Ausführung. Dabei zeigt ein Blick auf die Preistäfelchen, die an jedem einzelnen Objecte angeheftet sind, dass es bei einer hinreichenden Geschäftsroutine und bei ehrlichem Streben immerhin möglich ist, zu relativ sehr billigen Preisen ebenso den Bedürfnissen des Arbeiters wie denen des feinsten Elegants gerecht zu werden. Dies war auch das Ziel, das Stephan Esders vor Augen hatte, als er vor drei Jahren in Wien in der Mariahilferstraße sein Etablissement „Zur großen Fabrik" eröffnete. Ein vorzüglicher Ruf gieng ihm vom Auslande her, wo er ähnliche im großartigem Stile angelegte Warenhäuser gegründet hatte, voraus und dieser Ruf hat sich seither auch in Wien vollauf gerechtfertigt Die Ausstellung der „Großen Fabrik" in der Rotunde gibt ein anschauliches Bild der Bedeutung, Solidität und Leistungsfähigkeit dieses Etablissements

Se. Majestät der Kaiser besichtigte, wie erwähnt, mit großem Interesse die Exposition in allen ihren Theilen. Vor dem Pavillon, gerade dort, wo die Damentoiletten exponiert sind, hatte Herr Esders die Ehre, dem Kaiser vorgestellt zu werden. Der Kaiser richtete hier an Herrn Esders die Frage, ob er nur Damenconfectionen verfertige, worauf dieser erwiderte, dass er diesen Artikel erst von einigen Monaten seinem großen Warenlager angefügt habe, und dass sein Hauptartikel Herrenkleider und Herrenmodewaren seien. „Sehr schön," bemerkte der Kaiser, die Damentoiletten näher prüfend, und wendete sich dann gegen die Abtheilung der Herrenkleider, die er nun gleichfalls einer sehr eingehenden Besichtigung unterzog. Ganz besonders gefielen hier zunächst die Dresses der ausgestellten Bicycle-Figuren und lächelnd bemerkte der Kaiser: „Die Radfahrer-Dresses werden wohl jetzt zu den gesuchtesten und gangbarsten Artikeln gehören." Als der Präsident der Ausstellung, Herr Harpke, den Kaiser darauf aufmerksam machte, dass Herr Esders auch im Auslande viele Filialen besitze, erkundigte sich der Monarch über den Ort und die Verhältnisse dieser Filialen. Mit großer Befriedigung nahm der Kaiser auf seine diesbezügliche Frage zur Kenntnis, dass alles, was in dieser Exposition zu sehen sei, Wiener oder doch österreichisches Fabrikat sei, und dass die Wiener Fabrik Esders derzeit 450 Arbeiter, außerdem 40 interne Arbeiter und 20 Zuschneider beschäftige. „Ist also Ihre Fabrik auf mechanischen Betrieb eingerichtet?" fragte hierauf der Kaiser. Herr Esders gab die Aufklärung, dass nur die Zuschneidearbeit auf mechanischem Wege, und zwar durch Anwendung eines ganz neuen Systemes, welches bisher in Oesterreich nicht bekannt war, betrieben werde. Auf die weitere Frage: „Führen Sie nur fertige Ware am Lager?" antwortete Herr Esders, dass er auch sehr viel nach Maß und Bestellung arbeite und dass gerade die Maßabtheilung überaus stark beschäftigt sei und von Tag zu Tag an Umfang zunehme. Schließlich auf die Frage des Kaisers: „Sie müssen wohl ein sehr großes Lager haben?" antwortete Herr Esders, dass jedermann, der in sein Warenhaus eintrete, alle Qualitäten in jeder Größe und Farbe, wie in den verschiedensten Façons finden könne. Bei der Verabschiedung bemerkte der Kaiser sichtlich befriedigt, sich gegen Herrn Esders wendend: „Ich gratuliere Ihnen, Ihre Ausstellung ist sehr schön."

Braut-Seide 65 kr.

bis fl. 14·65 per Meter — ab meinen eigenen Fabriken —

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Qual und 2000 versch. Farben, Dessins 2c.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend. 763

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XV. Band. Wien, den 25. Juni 1898. Nummer 195.

Primitive Polemik.

Wenn sich schon Graf Goluchowski in seiner drei Jahre langen, allzulangen Amtsthätigkeit keiner staatsmännischen Erfolge rühmen kann, so scheint er mit umso größerem Wohlgefallen auf seine journalistischen Erfolge zu blicken. In dieser Woche gerade hat sein Leiborgan, das „Fremdenblatt“, in der Polemik gegen ein russisches Blatt mit unverhohlener Selbstbefriedigung von dem „Pressleitungsgenie“ des äußerpolitischen Grafen erzählt und dann gleich einige Tage später im Vollgefühl der eigenen Geistesgröße die „primitive Polemik“ des unglückseligen Fürsten Nikita von Montenegro bespöttelt. Zeugt es schon von einem unzulässigen Maß von Bescheidenheit, wenn der Minister des Aeußeren einer Großmacht, dem ein ganzes literarisches Bureau und kraft eines enormen Dispositions-, recte Corruptionsfonds mehrere Dutzende von Zeitungsredactionen des In- und Auslandes zur Verfügung stehen, sich etwas zugute thut auf seine journalistische Ueberlegenheit gegenüber einem Kolibri-Souverän, der sich seine Zeitung selbst schreiben muss, so gestattet es die Wahrheit nicht, ihn auch nur diesen Bettel-Ruhm ungestört genießen zu lassen. Wenn sich schon die ganze übrige Presse — theils aus Unwissenheit, theils aus Bedientenhaftigkeit — des kritischen Urtheils über die journalistischen Leistungen des Grafen Goluchowski enthält, so soll es doch an dieser Stelle herausgesagt werden, dass die journalistischen Gepflogenheiten des Grafen Goluchowski nicht nur des obersten Würdenträgers eines Großstaates, sondern selbst des letzten Trägers eines ehrlichen journalistischen Namens unwürdig sind.

Betrachten wir die montenegrinische Angelegenheit. Zunächst actenmäßig: Am 4. Juni erscheint in dem anerkannten ungarischen Organ des Grafen Goluchowski, im „Pester Lloyd“, das folgende Entrefilet:

„Das montenegrinische Amtsblatt „Glas Crnagorca“ äußert sich über die Reise des Fürsten Nikita nach London, wie folgt: „Fürst Nikita und Prinz Nikolaus sind nach Cettinje zurückgekehrt. Die Mission des Fürsten war von bestem Erfolg gekrönt; der Fürst hat sich für die Sache der Serben der Unterstützung Englands versichert. Was nun der Schutz seitens Englands und Russlands neben der Förderung Italiens und Frankreichs für Montenegro bedeutet, das liegt auf der Hand. Der Sieg der guten Sache der Serben ist gesichert.“

Dieses Entrefilet des „Pester Lloyd“ ist die pure Erfindung irgendeines unbekannten Lügen-Journalisten, dem der „Pester Lloyd“ einfach aufgesessen ist. Ein derartiger ruhmrediger Artikel hat im „Glas Crnagorca“ nie gestanden. Journalistische Anstandspflicht des „Pester Lloyd“ wäre es gewesen, noch mehr aber, da es sich um das montenegrinische Amtsblatt, das Leibblatt des Fürsten Nikita, handelte, wäre es diplomatische Anstandspflicht des Grafen Goluchowski gewesen, diese falsche Meldung des „Pester Lloyd“, sobald sie als solche aufgedeckt war, zu widerrufen. Damit wäre der Vorfall in aller Ruhe und Noblesse erledigt gewesen. Es geschah aber anders. Die falsche Meldung des „Pester Lloyd“ ist bis auf den heutigen Tag nicht berichtigt worden, obzwar doch Graf Goluchowski durch den k. und k. Minister-Residenten in Cettinje ihre Unrichtigkeit erfahren haben musste. Sie kam infolge dessen auch nach London. Dort wurde sie natürlich, im Vertrauen auf die Goluchowski-officiöse Stellung des „Pester Lloyd“, unbesehen geglaubt, und Lord Salisbury sah sich oder — wahrscheinlicher — wurde veranlasst, durch ein anderes Goluchowski-Blatt, die „Neue Freie Presse“, die angeblichen Behauptungen des „Glas Crnagorca“ über die vom Fürsten Nikita in London errungenen diplomatischen Erfolge zu dementieren. Dieses Dementi wurde dann, zur Lächerlichmachung des Fürsten Nikita, vom k. k. Correspondenzbureau durch die ganze Welt verbreitet, und Graf Goluchowski's „Pressleitungsgenie“ hatte seinen ersten Erfolg im Reinen: statt des Goluchowski'schen „Pester Lloyd“ wurde der Fürst Nikita vor der ganzen Welt als Lügner hingestellt.

Fürst Nikita ließ sich begreiflicherweise diesen liebenswürdigen Rollentausch nicht stillschweigend gefallen. Im „Glas Crnagorca“ vom 21. Juni enthüllte er das ganze Lügengewebe, wobei er nur die verhältnismäßig geringfügige journalistische Unvorsichtigkeit begieng, anzunehmen, dass auch das Dementi Salisbury's, und zwar „in einer Wiener Kanzlei“, erfunden worden sei, während thatsächlich „nur“ der vom „Pester Lloyd“ gebrachte ruhmredige Artikel des „Glas Crnagorca“ Erfindung war. Und nun setzt das Goluchowski'sche „Pressleitungsgenie“ zum zweiten, unvergleichlich größeren Meisterstreich ein: Das „Fremdenblatt“ veröffentlicht ein sensationelles Communiqué, in welchem dem Fürsten Nikita in widerlichem Schulmeisterton seine „primitive Polemik“, seine „Frechheit“, seine „Undankbarkeit für vergangene Wohlthaten“ und nochmals seine „ungeschickte und ungeschlachte Polemik“ vorgehalten wird. Die „Neue Freie Presse“ gar veröffentlicht einen langen Artikel, in welchem der Fürst Nikita als Schnapsbruder vorgeführt, die Geduld des österreichischen Staates mit Ironie bewundert, die Echtheit des Salisbury'schen Scheindementis bewiesen wird. Aber weder im „Fremdenblatt“, noch in der „Neuen Freien Presse“ wird auch nur mit einem einzigen Wort die entscheidende Thatsache verrathen, dass der ruhmredige Artikel des „Glas Crnagorca“, gegen den sich das gutgläubige Salisbury'sche Dementi richtete, eine Erfindung des „Pester Lloyd“ vom 4. Juni gewesen ist. Die „Neue Freie Presse“ treibt sogar die Kühnheit so weit, den gefälschten „Glas Crnagorca“-Artikel des „Pester Lloyd“ neuerdings zu reproducieren, als ob er wirklich im „Glas Crnagorca“ erschienen wäre, ja ihn sogar als nach einem „vorausgegangenen Frühstück“ vom Fürsten Nikita „erlogen“ darzustellen, während er thatsächlich von einem Informator des Goluchowski'schen „Pester Lloyd“ erlogen, bezw. erfunden worden ist. Und der biedere „Pester Lloyd“? Der druckt schmunzelnd die Wiener Sottisen nach und sieht mit patriotischer Befriedigung zu, wie die Prügel, die ihm gebüren, von den Goluchowski-Brüdern dem Fürsten Nikita appliciert werden, der sich doch thatsächlich unter all den hier in Betracht kommenden Journalisten und Journal-Inspiratoren vergleichsweise in dieser Angelegenheit noch immer als der ehrlichste bewährt hat.

Mit der Frechheit gegenüber dem kleinen Montenegriner vergleiche man die Feigheit der Goluchowski'schen Presse in dem Fall Komarow, in dem sie im Rechte gewesen wäre, wenn sie selbst die rücksichtslosesten Töne angeschlagen hätte. Ein russischer Officier hält bei der Palacky-Feier in Prag eine panslavistische Rede, in der er die Völker Oesterreichs geradezu zum Bürgerkrieg aufhetzt. Die „Spitzen der Behörden“, die sich theils activ, theils passiv an dem tollen Feste mitbetheiligt hatten, schweigen zunächst. Das Goluchowski'sche „Fremdenblatt“ begnügt sich damit, dem provokanten Russen seine, übrigens ganz gleichgiltigen, historischen Schnitzer nachzurechnen. Erst an dem Tage, an dem Herr Komarow bereits programmmäßig den österreichischen Boden verlassen hat, findet das „Fremdenblatt“ seinen Muth wieder und droht ihm mit — der Ausweisung.

So sieht das superiore „Pressleitungsgenie“ des Grafen Goluchowski aus: Stark gegen die Schwachen, schwach gegen die Starken; groß vor dem Fürsten von Montenegro, klein vor irgendeinem versoffenen Russen; kühn, wo es eine unehrliche Polemik, muthlos, wo es eine gute That gilt. Und dann wundert man sich, wenn selbst der Zaunkönig der Schwarzen Berge keinen Respect vor jenem Großstaat hat, dessen repräsentativen Staatsmann er nicht einmal als ehrlichen Journalisten, geschweige denn als weisen Diplomaten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat: dann wundert man sich, wenn alles Slavische dem „heiligen Russland“ zufliegt, auf dessen Namen sich ein xbeliebiger Herr Komarow auf österreichischem Boden Anmaßungen gestatten darf, die sich selbst die Balkanstaaten von einem officiellen Vertreter des Czaren nicht mehr gefallen lassen.

K.

England und Amerika.

Die Möglichkeit eines Bündnisses zwischen England und Amerika hat bei den Völkern beider Hemisphären die lebhafteste Ueberraschung hervorgerufen und die gewagtesten Hoffnungen und Befürchtungen erweckt. Weil gegenwärtig ein germanisches und ein romanisches Land miteinander Krieg führen, nehmen die Politiker der romanischen Völker eine entrüstete Haltung an und glauben oder thun wenigstens, als glaubten sie, der „romanische Gedanke“ habe eine schwere Verletzung erfahren. Es scheint in manchen Kreisen als völkerrechtliches Axiom zu gelten, dass zwischen Großbritannien und seiner mächtigen Tochter im Westen ein ewiger, unversöhnlicher Hass herrschen müsse und ein Bündnis zwischen den beiden ein „Monstrum horrendum atque nefandum“ wäre. Wieder andere thun, als wäre bei der leisesten Andeutung eines freundschaftlichen Einverständnisses das tausendjährige Reich vor der Thür und als könnten die Völker nun gleich daran gehen, aus ihren Schwertern Pflugscharen und aus den Speeren Grabscheite zu schmieden, gesichert unter dem allmächtigen Schutz einer angelsächsischen Allianz. So abenteuerliche Erwartungen zerfließen vor dem kühl prüfenden

Blick in nichts. Wir wollen versuchen, in aller Ruhe die Umstände zu betrachten, die zu den gegenwärtigen Anschauungen geführt haben, und die neuen Ideen, die von so gährender Wirkung sind, auf ihren wahren Wert zu schätzen.

Es gibt zweierlei Engländer und mindestens zweierlei, wenn nicht mehr, Amerikaner. In jedem dieser Länder gab es stets eine Partei, die auf das Schwesterland als auf die Verwirklichung seiner Ideale und Hoffnungen blickte, und eine andere Partei, die bloß von Hass und Verachtung erfüllt war. Rechnet man hierzu die vielen Missverständnisse, die aus Unkenntnis und aus halbem Wissen hervorgehen, so findet man, ganz abgesehen von den sonstigen Verhältnissen der beiden Länder, genügend Stoff zur Zwietracht. Die Sprachgemeinsamkeit der beiden Völker erleichtert das Streiten: sie verstehen einander nur allzu gut und es fehlt die wohlthätige Unklarheit eines fremden Idioms, das seine Schleier verhüllend über Spottreden und Witzworte breitet. Es gibt zweierlei Amerikaner. Bei einem großen Theil der Nation gilt England principiell stets als der Feind, der wohl vielleicht andern Völkern überlegen ist, an die Vereinigten Staaten jedoch nicht heranreicht, denen er stets mit Herrschergelüsten gegenübergestanden. Diese Ideen, die man den Kindern schon in der Schule einflößte, werden selbstverständlich noch genährt durch die alljährliche Feier der Unabhängigkeitserklärung. England hat sich während des Freiheitskrieges im Unrecht befunden und ist gründlich geschlagen worden. 1812 erklärten die Amerikaner den Krieg, um Englands Ansprüche auf das „Recht der Untersuchung“ zurückzuweisen, und war dieser Krieg auch nicht so entscheidend wie der frühere, so glaubten die Amerikaner doch, dass das Recht in diesem Kampfe und auch alle Ehren auf ihrer Seite waren. Die bitteren Erinnerungen hatten sich allmählich unter dem Einfluss der Zeit gemildert, da brachte der Bürgerkrieg und der unselige Umstand, dass die herrschenden Classen in England auf Seiten der Südstaaten standen, die Feindseligkeiten wieder zum Ausbruch. Die „Alabama“-Entschädigung wurde wohl in Gold bezahlt, aber zu der Erinnerung an alte Uebel war das Gefühl neuer erlittener Unbill hinzugekommen. Seit damals hat es zwischen den beiden Völkern keinen speciellen Streit gegeben, mit Ausnahme der Venezuelafrage, von der noch besonders die Rede sein soll. Noch andere Umstände haben dazu beigetragen, die Amerikaner antienglisch zu stimmen. Mehrere Millionen Bewohner der Vereinigten Staaten haben irisches Blut in den Adern und darum ein Gefühl des Hasses und der Rachsucht gegen England, wegen seiner jahrhundertelangen Misswirtschaft in Irland. Wieder andere stammen vom europäischen Continent und hegen zum mindesten keine Sympathien und manchmal sogar ausgesprochene nationale Gehässigkeit gegen England. Aus all dem erklärt es sich leicht, dass eine nahezu historische Tradition der Feindschaft gegen England in Amerika bestand, und Politiker, die gern mit dem Volk kokettieren, es vortheilhaft fanden, „den Löwen in den Schwanz zu zwicken“. Gelegentlich der letzten Präsidentenwahl wurde das politische Kaleidoscop neuerlich aufgerüttelt, was die Stellung gegenüber England entsprechend veränderte. Es galt den Kampf um die Währungsfrage und die Silberpartei goss alle Schalen der Schmähsucht über England, als die Verkörperung des Goldprincipes, aus, die Capitalisten Englands und der östlichen Mächte hatten nach ihnen „Christus aufs Neue ans Kreuz geschlagen, an ein Kreuz von Gold!“

Neben jenen seichten Schwätzern, die jene Gefühle der Gehässigkeit nährten, gab es aber auch jederzeit eine andere Art von Amerikanern, die Englands Vergangenheit als ein Stück ihrer eigenen Geschichte ansahen, auf seine Literatur stolz waren und seine Traditionen ehrten. Männer der Wissenschaft, die wahren Friedensapostel, schmiedeten Bande der Vereinigung, die täglich kräftiger wurden. Sie wurden dabei von den Männern des Glaubens wirksam unterstützt. Diese fortgesetzten unaufhaltsamen Bemühungen übten eine allmähliche Wirkung und die Wertschätzung des Mutterlandes verdrängte nach und nach das frühere Gefühl des Misstrauens. Als vor einigen Monaten ein höherer Officier aus dem fernen Westen ein freundliches Entgegenkommen von Seiten eines englischen Blattes mit der pathetischen Erklärung beantwortete, er wünschte in englischem Blute zu baden, entfesselte diese Tirade eine gewaltige Lachsalve von San Francisco bis Newyork.

Es gab auch in England Feindseligkeiten gegen Amerika, aber sie giengen nicht wie in Amerika vom Volke aus. Sie hatten ihren Sitz in den Reihen der Aristokratie, der herrschenden Kreise und bekamen deshalb eine Geltung, die in keinerlei Verhältnis zu ihrer Bedeutung stand. Es wurmte sie tief, dass die Vereinigten Staaten im Kriege den Sieg davon getragen hatten, vor allem aber hielten diese Stände an der Ansicht fest, dass die Amerikaner keine „Gentlemen“ im alten, echten Sinn des Wortes seien. Sie kamen aus dem Urwald und waren ein Volk von republikanischen Emporkömmlingen, die sich erfrechten, sich mit den alten Monarchien des Westens auf eine Stufe zu stellen. Ihr aufgetakeltes, selbstbewusstes Auftreten war ausgesprochen geschmacklos, verletzend für Leute von normännischer Abkunft mit Stammbäumen, die im Heroldsamt fein säuberlich ausgearbeitet worden waren. Daher stammte denn auch die Sympathie für die Sclavenhälter der Südstaaten, die man noch eher als „Gentlemen“ gelten lassen konnte. Dass man die „Alabama“-Frage einem Schiedsgericht unterwarf, war ein Act so hoher Tugend, dass er ein günstiges Verdict verdient hätte; aber das Verdict fiel ungünstig aus und die Entschädigungssumme war gewaltig hoch. Als bei weiteren Anlässen verschiedentliche Schiedsgerichte gegen England entschieden, wuchs das Gefühl der dumpfen Gehässigkeit und wurde umso erbitterter, weil es im Grunde ungerechtfertigt war. Das Zögern der Vereinigten Staaten, die Entscheidung des Schiedsgerichtes in der Behringssee-Frage anzunehmen, war endlich eine thatsächliche Beleidigung, und der Zollkrieg, vor allem der Mac Kinley-Tarif, erweckte große Feindseligkeit in den kaufmännischen Kreisen Englands.

Daneben aber gab es die Masse des englischen Volkes, die Demokratie; die blickte voll Sehnsucht und Hoffnung:

„To the West, to the West, to the land of the free,
„Where mighty Missouri rolls down to the sea,
„Where a man is a man, if he is willing to toil,
„And the humblest may gather the fruit of the soil.“*)

Für die war Amerika das Land der Verheißung und Tausende von ihnen suchten dort Zuflucht vor dem Feudalismus und den harten Lehnsherren der alten Welt. Sie waren es, die England während des amerikanischen Bürgerkrieges in Schranken hielten, sie waren es, die das „Alabama“-Schiedsgericht herbeiführten, die Irrthümer der herrschenden Classen neutralisierten und einen Krieg zwischen den beiden Völkern unmöglich machten.

Die Bande, welche diese beiden Länder verbinden, sind so zahlreich — Gemeinsamkeit der Abstammung, der Sprache, der Literatur, der Religion — dass die wesentliche Interessengemeinschaft nur dazu beitrug die Ursachen zur Zwietracht in ein noch grelleres Licht zu setzen. Differenzen, die nun riesenhaft schienen, hätte man für nichts erachtet, wenn sie nicht auf der anderen Seite durch ein so großes Maß von Uebereinstimmung contrastiert worden wären. Es bedurfte nur eines wahrhaft tiefgehenden Anlasses, um jene äußerlichen Verstimmungen hinwegzufegen. Als die Möglichkeit eines Krieges zwischen den beiden Schwestervölkern ernstlich auftauchte, da erkannte man, dass dies ein himmelschreiender Greuel wäre.

Der Beginn der Versöhnungsära ist auf den Venezuela-Conflict 1896 zurückzuführen. Lord Salisbury wies die amerikanische Einmengung mit brillanten, aber nichts weniger als diplomatischen Entgegnungen zurück. Sein höflicher Sarkasmus und die kurz angebundene Erklärung des Präsidenten Cleveland brachten die beiden Länder in eine bedenkliche Lage. Aber der radicale „Daily Chronicle“ kam zu Hilfe, untersuchte den Fall, erklärte, dass Lord Salisbury im Unrecht sei, und drang darauf, die unhaltbare Stellung aufzugeben. Aus der kriegerischen Botschaft erwuchs das schiedsrichterliche Abkommen, das von dem amerikanischen Volk angenommen, von seinen kurzsichtigen Gesetzgebern aber zurückgewiesen wurde. Dennoch waren die Bemühungen der Friedensstifter nicht vergeudet und es bedurfte nur einer äußern Veranlassung, um eine engere Annäherung zu bewerkstelligen. Die bot sich anlässlich des Krieges mit Spanien. Die demokratische Presse in England verband sich in Erinnerung an ihre Bemühungen um Kreta und Armenien sofort zur Unterstützung der Vereinigten Staaten. Sir William Harcourt erklärte: „Die feststehende, unerschütterliche Grundlage einer liberalen Politik sei Friede und Freundschaft mit Amerika.“ Sir Frederick Pollock, der große Jurist, erklärte, die Vereinigten Staaten hätten die vollste Berechtigung, gegen „ein Aergernis vor ihrer Thüre“ einzuschreiten. Zuletzt kam auch die „Times“ darauf, von welcher Seite der Wind wehe. Die Vereinigten Staaten waren sehr gerührt über diese großmüthige Haltung, und da man zu der Ueberzeugung kam, dass nur Englands Ablehnung Europa verhindert habe, für Spanien einzuschreiten, nahm auch das Gefühl der Freundschaft demgemäß zu. Und als Mr. Chamberlain, in seiner Eigenschaft als Colonialsecretär, öffentlich für ein anglo-amerikanisches Bündnis eintrat, da rief sein Vorschlag in der ganzen westlichen Republik ein lebhaftes Echo und eine spontane Freundschaftskundgebung hervor, die in der enthusiastischen Feier des Geburtstages der Königin Victoria im Kriegslager von Tampa ihren Höhepunkt erreichte.

Was das Endergebnis sein wird? Das erste Ergebnis ist, dass die beiden Völker einen neuen Anlauf nehmen können, einen Anlauf als treue Bundesgenossen, zwischen denen alle Feindseligkeit und alles Misstrauen geschwunden ist. Die beiden Demokratien haben aus vollem Herzen zu einander gesprochen und die Freundschaft wird eine dauerhafte sein. Sofort wurden Unterhandlungen eingeleitet zur Herbeiführung eines Uebereinkommens bezüglich der seit lange zwischen den Vereinigten Staaten und Canada schwebenden Fragen, Streitfragen, wie sie naturgemäß zwischen Grenzstaaten auftauchen, die aber durch ihre lange Dauer zu großer Erbitterung geführt haben. Zweifellos wird demnächst auch der schiedsrichterliche

---

*) „Nach Westen, nach Westen, ins Land der Freiheit,
„Wo der mächtige Missouri zum Meere rollt,
„Wo der Mensch ein Mensch ist, wenn er nur arbeitet,
„Und auch der Geringste die Früchte seiner Arbeit erntet.“

Vertrag wieder hervorgeholt werden. In einer oder der anderen Form einer dauernden Einrichtung werden fortan alle Streitfragen zwischen den beiden Völkern friedlich auf dem Wege der Unterhandlung oder gesetzmäßig vor einem Schiedsgericht entschieden werden und keine politische Eifersucht wird sich dem widersetzen dürfen. Von nun ab ist jedes andere Vorgehen ausgeschlossen — so viel ist klar. Die weitere Entwickelung ist noch ungewiss. Es wurde bereits vollständige Gegenseitigkeit (Reciprocität) im Handelsverkehr vorgeschlagen, aber so lebhaft dies von Seiten der englischen Kaufleute auch gewünscht wird, ist es doch sehr schwer durchführbar. Die verschiedenen fiscalischen Systeme der beiden Länder (Schutzzoll und Freihandel), deren jedes streng an dem seinigen festhält, stehen dem im Wege. Ein Einverständnis könnte allenfalls durch die Bevorzugung der englischen Waren erzielt werden, ähnlich wie eine solche jüngst von Canada zugestanden wurde. Die Bedeutung des britischen Reiches als Markt für Amerika ist unermesslich und der Boycott gegen französische Waren in den Vereinigten Staaten zeigt, nach welcher Seite die Sympathien gehen.

Endlich besteht ein Vorschlag zu einem Schutz- und Trutzbündnis, das von acuter Bedeutung wird durch die wachsenden Interessen Amerikas in China und die mögliche Annexion der Philippinen. Dass ein derartiger Vorschlag in den Vereinigten Staaten überhaupt discutiert wird, ist an sich bezeichnend, im Hinblick auf ihre traditionelle Politik, allen Bündnissen aus dem Wege zu gehen. Es wird schwer sein, mit dieser Tradition, die seit Gründung der Republik besteht, zu brechen, und man muss das Ende des Krieges abwarten, um zu sehen, welche neue Gruppierung der Mächte die neuen Verhältnisse bedingen werden. Inzwischen kann es jedoch kein thörichteres Hirngespinst geben, als die Furcht vor einem aggressiven Bündnis zwischen England und Amerika. Amerika wird nie eine große militärische Macht werden, und die Erklärungen Mr. Chamberlains zu Gunsten eines Bündnisses mit einer großen militärischen Macht zeigen, dass selbst eine große Seemacht nur zum Theil kriegerischer Operationen fähig ist.

Bei jedem Versuch, die Großmächte mit Frankreich und Russland zu gruppieren, kommen England und Amerika naturgemäß mit in Combination: aber die Furcht vor einem germanischen Bündnis gegen ein romanisches ist eine müßige Phantasie. Der unverbrüchlich friedliche Geist, in dem die englische Regierung gegenüber den französischen Uebergriffen in Westafrika verharrte, bürgt genügend dafür. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, auf welcher Seite im Falle eines Krieges die Sympathien liegen würden, und keines der beiden englisch sprechenden Völker würde ruhig zuschauen, wie das andere vernichtet wird.

Was die Engländer von Amerika erhoffen, ist, dass im Falle eines Krieges die Verproviantierung der englischen Truppen keine Unterbrechung erleiden würde, und dass in dieser Weise die Vereinigten Staaten „nach dem Rechten sehen“ würden. Ein angloamerikanisches Bündnis war stets ein Lieblingstraum der englischen Demokratie, aber es war stets ein friedlicher und nicht ein kriegerischer Bund, die erste Frucht des Sieges der Schiedsgerichte über den Krieg.

London. **Henry W. Macrosty, B. A.**

Eine anarchistische Doctrin des Alterthums.

Von Professor Dr. **Georg Adler** (Berlin).

Das fünfte und sechste Jahrhundert zeitigte in Hellas auf engem Raume eine Geistescultur, ebenso wunderbar durch die Größe wie die Vielseitigkeit der Leistungen, die in den bildenden Künsten, in Tragödie und Komödie, in Philosophie, Geschichtschreibung und Politik der Ewigkeit angehören. Ganz besonders bezeichnend ist für diese einzigartige Productivität, dass das hellenische Geistesleben jener Zeit schon alle jene Strömungen hervorsprudelt, die wir als charakteristisch für die Gegenwart zu halten gewohnt sind: so nehmen wir in Hellas Strömungen wahr für Individualismus und für Gebundenheit — für ethische Reform und für „Immoralismus“ für Rationalismus und für Mysticismus — für Naturrechtslehre und für „organische“ Staatstheorie — für Aristokratie (einschließlich „Herrenmoral“) und für Demokratie — für Status quo und für sociale Reform — ja schließlich für Communismus und für Anarchismus. Dieser letztere, den die bisherige Geschichtschreibung noch nicht erforschte, ist — ebenso wie zuvor der platonische Communismus, sein polarer Gegensatz — eine Frucht der mächtigen, mit Sokrates anhebenden socialethischen Reformbewegung: gegenüber der Gemeinschaft der Güter und der Staatsomnipotenz zum Zwecke höchsten moralischen Gemeinschaftslebens, wie Plato sie gepredigt, wurde von Zeno, dem Stifter der stoischen Schule (342—270 v. Chr.), die freie staatlose Gemeinschaft zum selben Zweck als Zukunftsideal gepriesen.

Auch Zenos politisch-sociale Lehre kommt ebensowenig wie früher die Platonische „wie aus der Pistole geschossen“, sondern sie hat ihre Vorgeschichte, deren Grundzüge trotz der trümmerhaften Ueberlieferung noch einigermaßen reconstruierbar sind. Schon ein Schüler des Sokrates, Aristipp (der Begründer der hedonistischen Schule), hatte vom Standpunkte seiner egoistischen Genusslehre aus nichts mit dem Staate zu thun haben wollen. Der Weise — lautete sein Raisonnement — kenne kein köstlicheres Gut als die Freiheit und müsse sich darum dem Staatsleben zu entziehen suchen, das die individuelle Freiheit mindestens partiell unterdrücke. Wozu überhaupt ein Vaterland, „wo doch jedes Stückchen Erde vom Hades gleich weit entfernt sei“? Danach ist auch zu begreifen, wie er dem Sokrates auf die Frage, ob er lieber zur herrschenden oder zur beherrschten Classe im Staate gehören möchte, die Antwort geben konnte: „Keiner von beiden!“ Und ähnliche Ansichten sind uns natürlich auch von Anhängern der von Aristipp gestifteten Schule überliefert.

Eine andere Gedankenrichtung, die noch klarer in den Anarchismus münden musste, war mit der Lehre vom Naturzustande gegeben, die seit dem fünften Jahrhundert aufkam. Hier wurde — mehr als zwei Jahrtausende vor Rousseau! — die Rückkehr zur Natur gepredigt. Die politische Literatur malte die Urzeit als eine Art paradiesischen Zustandes der Menschheit aus, wo freilich die Culturgüter noch mangelten, die Menschen aber in Frieden und Harmonie glücklich dahinlebten. Diese Auffassung hat sich selbst Plato gelegentlich zu eigen gemacht, und sie wird auch später in dem hellenischen Hauptwerke über die Culturgeschichte des Landes, in Dikäarchs „βίος Ἑλλάδος“, vertreten. Und hier findet sich der naheliegende (und sicherlich auch schon früher ausgesprochene) Schluss: jene sociale Harmonie sei die Folge der Bedürfnislosigkeit der Menschen in einem Zustande, wo kein Gegenstand eine genügend große Schätzung erfahre, um als Strebeziel starken Begehrens und Kampfes zu gelten.

An Gedankengänge solcher Art musste nun die cynische Schule ganz von selbst anknüpfen. Der Bedürfnislose war ihr Menschenideal, denn er war unabhängig von Menschen und Dingen und somit einzig wahrhaft frei: folglich war ihr sociales Ideal — wie das einem Zeitalter niedergehenden politischen Lebens in Hellas entsprach — natürlich ein Zustand, der dem eben beschriebenen mehr oder minder gleichen musste, und so pries sie auch wirklich als Höchstes ausdrücklich die Selbstgenügsamkeit der ersten Menschen. Zugleich war damit das Zusammenstimmen aller, die ὁμόνοια, das Ziel der ganzen ethisch-politischen Speculation jener Tage, von selbst gegeben. So führte das Princip der Bedürfnislosigkeit in logischer Consequenz von der Negation der Culturbedürfnisse zur Negation aller Institutionen der Cultur: der Ehe, des Eigenthums, des Staates. Diese letzten Resultate werden nun freilich wenn wir von der Aufhebung der Familie absehen, die Diogenes ausdrücklich vorschlug — von der cynischen Schule selber (wenigstens in den uns erhaltenen Fragmenten cynischer Literatur) nur leise angedeutet; wohl aber finden sich jene kühnen Consequenzen im ältesten System der Stoa, das sich an die cynische Ethik eng anschloss, eben im System Zenos, eines Zeitgenossen Dikäarchs, offen ausgesprochen. Leider ist uns dieses selber nicht erhalten; immerhin sind wir imstande, aus dem, was wir darüber durch andere Autoren wissen, eine Skizze des darin vertretenen merkwürdigen Gesellschaftsideals zu reconstruieren.

Als erster Naturtrieb gilt ihm der Selbsterhaltungstrieb; er verbürgt die Zukunft des Menschengeschlechtes und ist so „gleichsam eine List der Natur, welche uns den Egoismus nur eingepflanzt hat, um auf diesem Umwege die Continuität des Menschengeschlechts zu sichern“. (Ludwig Stein.)*) Zur Correctur des Egoismus hat uns aber die Natur einen zweiten Trieb, den nach Gemeinschaft mit anderen Menschen, eingeimpft, und dieser von Natur in uns wohnende Gemeinschaftstrieb führt ganz von selbst zur Gerechtigkeit und Menschenliebe, indem dadurch allein ein dauerndes und glückliches Gemeinwesen ermöglicht wird. Haben wir nur die erforderliche Einsicht, so müssen wir unbedingt das naturgemäße Leben — das „ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν“ — nach den eben festgestellten Grundsätzen bewusst zur Richtschnur unseres ganzen Handelns machen, und dürfen uns nicht um die nur künstlich zu Gütern gestempelten Dinge, wie Besitz, Ehre u. dgl. kümmern. Wie bereits früher die Cyniker, so geht auch Zeno — wie das in Consequenz seiner Principien sich ergibt — über den Rahmen der griechischen Nationalität hinaus und postuliert mit Entschiedenheit ein Weltbürgerthum, was ihm natürlich, der orientalischen Stammes war, doppelt leicht fallen musste. So tritt er schon hier in Gegensatz zu Plato, der nie den Rassen-Hellenen verleugnen kann, und thut es noch mehr in der Ausarbeitung seines socialen Ideals, so dass er schon im Alterthum gerade in diesem Punkte als Antipode Platos aufgefasst wird: „ἀντέγραψε πρὸς τὴν Πλάτωνος πολιτείαν,“ wie es bei Plutarch heißt. So will auch Zeno nichts von Staatsomnipotenz, Bevormundung und Reglementierung wissen, sondern er verlegt die Allmacht des Gesetzes ins Innere der Menschen; sobald diese nur einsichtig genug sind, um ihren wahren natürlichen Trieben zu folgen, werden sie alle von Gerechtigkeit und Liebe zu ihren Mit-

*) Vgl. überhaupt das treffliche Capitel „Das erste Auftauchen der socialen Frage bei den Griechen“ in dem groß angelegten Werke Ludwig Steins über „Die sociale Frage im Lichte der Philosophie“, Stuttgart, 1897.

menschen erfüllt sein, und Eintracht und Harmonie werden, wie in der äußeren Natur, auch im natürlichen Zusammenleben der Menschen herrschen, und so werden die Menschen das Bild einer friedlich zusammenweidenden Herde darbieten, indem sie im Kleinen ein Ganzes darstellen, wie der von einem einheitlichen Gesetze regierte Kosmos im Großen.

Alle handeln also gemäß dem in der Natur selbst liegenden Gesetze, das in den Gemüthern lebendig geworden ist. Und dieses Gesetz gebietet, die Nächsten, ja alle, mit denen man irgend in Berührung kommt, zu lieben. Charakteristisch ist für diese Auffassung Zenos, dass Eros als Gott dieses Gemeinwesens angerufen wird: Alle, die Menschenantlitz tragen, sollen untereinander verbunden sein, wie Mann und Jüngling in erotischem Verhältnis.

Wo aber jedem das ihm Zukommende freiwillig gewährt wird, ja eitel Eintracht und Liebe herrscht, da finden keine Verfehlungen statt. Und folgerecht sind hier Gericht und Polizei verbannt. Da ferner der Mensch dem obersten Sittengesetz folgen kann, ohne dass es erst vieler Worte und Unterweisungen bedarf, so sind die gesammten Schulwissenschaften („ἐγκύκλιος παιδεία“) unnütz und hören auf, gelehrt zu werden: da alle naturgemäß aufwachsen, so werden auch die Gymnasien abgeschafft und da jeder weiß, zu wem er paßt, so ist das Band der Ehe überflüssig, und auch bei der Regelung der Beziehungen von Mann und Weib wird der Natur und der Freiheit weitester Spielraum gewährt; und ebenso ist da, wo alle das wahre Verhältnis zu Gott gefunden und sich durch ihren Lebenswandel der besten Gottesverehrung befleißigen, keine staatliche Organisation des Gottesdienstes und keine Tempel nöthig; und schließlich wird, um in die materielle Sphäre herabzusteigen, kein Geld und kein Tauschmittel mehr gebraucht, da sich aller wirtschaftliche Verkehr durch unmittelbare Uebergabe der begehrten Producte in Güte vollzieht.

Hier ist also die ganze Menschheit in ihrer Vollendung gedacht, alles, was Zwang heißt, ausgeschaltet, der innere moralische Trieb als alleiniger, aber auch vollkommen ausreichender Regulator für den einzelnen wie für die Gesammtheit dargestellt.

So ist Zeno durch seinen grübelnden Sinn und seine maßlos ausschweifenden Phantastik dazu gekommen, aus dem philantropisch-naturrechtlichen Princip der cynischen Schule alle Consequenzen zu ziehen, mit denen diese Schule selber noch aus altgriechischem politischen Instinct zurückgehalten hatte: und damit ist zum erstenmale in der Weltgeschichte die Theorie des Anarchismus entwickelt.

Nach alledem ist für Zeno als Sociologen die gleiche Charakteristik zutreffend, wie für Zeno den Philosophen: „Er ist, von dem Cynismus ausgehend, ohne je die Fühlung mit ihm zu verlieren, allmählich und nicht sprungweise wie ein Eklektiker zu einer eigenthümlichen Philosophie gelangt: aus dem Keime der antisthenischen Lehre hat sich seine eigene organisch entwickelt und ist nicht mechanisch aus fremdartigen Elementen zusammengesetzt worden. Die Zähigkeit im Festhalten des einmal Ergriffenen, die Consequenz im Durchführen des einmal Gebilligten und der damit verwandte Trieb zu systematischer Vollständigkeit, alle diese Eigenschaften, die der semitischen Rasse in hervorragendem Grade eigen sind, sind zugleich solche, die bei der Entstehung der zenonischen Lehre sich geltend machten“ (Rudolf Hirzel).

Da indes jene anarchistischen Ansichten der Wirklichkeit des Lebens und erst recht den althellenischen Traditionen ins Gesicht schlugen, so vermochten sie nicht Anhänger zu werben, obwohl die rein philosophische Lehre des Autors zum Ausgangspunkt einer mächtigen, die Weltanschauung ganzer Jahrhunderte bestimmenden Geistesbewegung wurde. Ja, die späteren Stoiker haben gerade das politische Werk, das ihr Meister am Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn verfasste, und worin jene anarchistische Doctrin gepredigt wird, als eine ihnen fatale Publication betrachtet, und vielleicht darf man die folgende Notiz in der Zeno-Biographie des Diogenes Laërtius damit in Zusammenhang setzen: der Director der pergamenischen Bibliothek, Athenodor, habe — obwohl selbst Stoiker — die anstößigen Stellen in den Exemplaren der Bibliothek getilgt!

Immerhin darf nicht verkannt werden, dass auch den späteren Stoikern, wenngleich nicht ein anarchistisches, so doch stets ein kosmopolitisch-universalistisches Ideal vorgeschwebt hat, und dass mithin Zenos Lehre in ihrer Abwendung von nationaler griechischer Politik Erfolg gehabt und im Endeffect wesentlich dazu beigetragen hat, den Uebergang vom antiken Staatsbürgerthum zu hellenistischem Indifferentismus und Kosmopolitismus — dem Reflex von Hellas' politischer Ohnmacht — zu vermitteln.

Vergleicht man die Doctrin Zenos mit der bekannten Platos, so sieht man, dass beide gleichmäßig mit dem Bestehenden tabula rasa machen und das Reich der Sittlichkeit auf Erden verwirklichen wollen. Aber in der Art, wie ihnen die Erfüllung dieses Zieles vorschwebt, sind ihre Anschauungen toto coelo verschieden. Während Plato den höchsten Zwang mit allen nur erdenklichen Mitteln der Staatsmacht angewendet wissen will, überläßt Zeno alles der Freiheit, dem Sittengesetz, das ins Innere der Menschen aufgenommen worden ist, so dass alle staatlichen Institutionen zu existieren aufhören, der Staatsbegriff selber sich verflüchtigt. Der hierarchischen Gliederung dort steht hier die vollkommenste Gleichheit gegenüber. Und predigt Plato den Communismus, indem sich der Kern seiner wirtschaftlichen Vorschläge in die (freilich nur für die oberen Classen giltige) Formel fassen lässt: allgemeine Arbeitspflicht und Vertheilung der Güter nach den (im moralisch-rigoristischen Sinne aufgefassten) vernunftgemäßen Bedürfnissen, — so lässt sich der Kern der entsprechenden Principien Zenos auf die anarchistische Formel reducieren: Jeder arbeitet nach seinen (freiwillig angewandten) Fähigkeiten und consumiert nach seinen Bedürfnissen.

Diese Verschiedenheit ließe sich noch weiter verfolgen, wenigstens soweit uns Einzelheiten aus Zenos idealer Gesellschaft bekannt sind, aber es ist wahrlich nicht vonnöthen: denn die Unterschiede mussten einfach soweit gehen, als eben der internationale Anarchismus der Widerpart eines nationalen Communismus war.

In eine Kritik der zenonischen Ausführungen einzugehen, ist fast überflüssig. Der ganze Zustand, der da erträumt wird, erscheint als so unmöglich, dass man ihn für eine dichterische oder religiöse Vision halten müsste, wenn man nicht genau wüsste, dass der Autor ihn für ebenso ernst genommen hat, wie Plato seinen Idealstaat. Nur ist beim stoischen Ideal noch weniger als beim platonischen einzusehen, wie man sich etwa seine Verwirklichung zu denken hat. Denn wenn schon Plato kaum eine Ahnung davon hat, was zum Staatsmann gehört, und wie unausrottbar die Triebe und Leidenschaften in der Menschenseele wurzeln, so steht Zenos Kenntnis dieser Dinge noch tief darunter. Plato hält doch immerhin nur eine Elite der hellenischen Bevölkerung für fähig zur höchsten Sittlichkeit und setzt überdies für diesen erlesenen Bruchtheil der Bürgerschaft die Anwendung einer beispiellos rigorosen Socialpädagogik voraus, — während ein Zeno alle Völker in einem dauernden Taumel der gegenseitigen Freundschaft und Liebe leben lässt. Ein erotisches Verhältnis aller zu allen: das ist wohl der Gipfel dessen, was von doctrinärer Verblendung jemals in der Verkennung des menschlichen Herzens geleistet worden ist.

Um einigermaßen zu verstehen, wie ein Geist wie Zeno solch ausschweifender Imaginationen fähig gewesen, muss man sich vor Augen halten, dass ähnliche Ideen auch späterhin von Denkern wie Lessing und Fichte ernsthaft — wenn auch nur als letztes Zukunftsideal — angedeutet worden sind. Es zeigt sich eben auch hier, wie leicht der menschliche Geist beim Forschen nach dem Wahren sich in Illusionen verliert und wie zumal das Genie, das dem menschlichen Blick neue großartige Perspectiven eröffnet, dazu neigt, sich an trügerischen Gaukelbildern zu berauschen.

— — — —

Für Hellas aber, dessen Geistescultur fortan bis zum Untergange der antiken Welt durch die Philosophie Platos und der Stoa bestimmt war, ist die Thatsache, dass die großen Schöpfer dieser Systeme sich die sociale Reform nur in Gestalt utopistischer Phantasien vorstellen konnten, ungemein charakteristisch; und der Historiker wird in ihr eines von den vielen Symptomen jenes Zeitalters erblicken, die Hellas' endgiltigen politischen und wirtschaftlichen Niedergang bezeugen.

Ueber den Ursprung der Muskelkraft.

Drei gewaltige Geistesthaten sind es, welche unsere Anschauungen vom Wesen der lebenden Geschöpfe in dem ablaufenden Jahrhundert vom Grund aus umgestaltet haben, deren weitere Ausnützung die biologische Forschung auf eine für jetzt noch unabsehbare Zeit hin beschäftigen wird und ihr die wertvollsten Resultate verspricht: die Entdeckung vom Aufbau der Organismen aus Zellen durch Schleiden und Schwann, die Begründung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie durch Robert Mayer und Helmholtz und die der Selectionstheorie durch Darwin.

Nur mit der Anwendung des Energiegesetzes auf die Leistungen des Thierkörpers, insbesondere seiner Muskeln, und den daran sich knüpfenden Streitfragen soll sich dieser Aufsatz beschäftigen. Es sei gestattet, zuvörderst kurz die älteren Anschauungen und die Folgerungen darzulegen, welche die Begründer jenes Gesetzes aus ihm hinsichtlich der Organismen ableiteten.

Nachdem die Hoffnung der iatrochemischen und iatromechanischen Schule des vorigen Jahrhunderts, es werde gelingen, die Lebenserscheinungen aus den bekannten chemischen und physikalischen Kräften ohne Rest zu erklären, sich unter dem Einfluss von Hallers Irritabilitätslehre als eitel erwiesen hatte, gewann eine zuerst in Frankreich entstandene, bald auch nach Deutschland verbreitete Lehre in der Physiologie die Herrschaft, der sich selbst der große Johannes Müller nicht zu entziehen vermochte, die Lehre von der „Lebenskraft“. Nicht „blinde“ physikalische und chemische Gesetze sollten das Leben regieren, sondern eine von allen sonstigen verschiedene, nur in den Organismen waltende »vis vitalis«. Nicht bloß dass Nerventhätigkeit und Muskelzusammenziehungen auf sie zurückgeführt wurden. Auch in der thierischen Wärme und in der Bluteirculation

glaubte man Aeußerungen dieser Kraft zu erblicken, und wie Blumenbach die Formentwicklung der Organismen nicht ohne einen ihnen innewohnenden „Bildungstrieb“, einen »nisus formativus« glaubte erklären zu können, so meinte man auch, dass diejenigen chemischen Verbindungen, welche den Organismus zusammensetzen, auf keine andere Weise als durch die Lebenskraft gebildet werden könnten. Allerdings eine sehr bequeme Annahme, nur schade, dass sie das Gegentheil von einer Erklärung war. Denn „erklären“ heißt ja nichts weiter, als das Unbekannte auf Bekanntes zurückführen, hier aber wurde einfach ein neues Unbekanntes gesetzt. Die Annahme der Lebenskraft „erklärte“ das Leben in derselben Weise, wie die pudelnärrischen Mitglieder der medicinischen Facultät im Anhange zu dem »Malade imaginaire« „erklärten“, die dem Candidaten den größten Beifall zollen, als er auf die Frage, warum Opium Schlaf macht, die Antwort gibt:

»Quia est in illo
Virtus dormitiva,
Cuius est natura,
Hommos assoupire.«

Seltsam genug und, falls es eines solchen bedürfte, ein neuer Beweis, dass mystische Neigungen im Menschen unausrottbar sind, wenn heute wieder selbst bei hervorragenden Gelehrten ein gewisser Zug zum Vitalismus hervortritt. Denn dass dieser sich niemals wieder werde erholen können, zu der Hoffnung durfte man sich wohl für berechtigt halten, als es 1828 Wöhler gelang, zum erstenmale eine sonst nur aus dem Thierkörper bekannte Verbindung, den Harnstoff, aus rein unorganischer Materie herzustellen. Zur Gewissheit aber musste diese Hoffnung werden, als Robert Mayer 1842 und kurz darauf Helmholtz den später mit unzähligen Beweisen belegten Satz aufstellten, dass die Summe der Kraft im Weltall eine constante Größe sei, dass also Kraft oder „Energie“ ebensowenig neugebildet oder zerstört werden könne wie Materie, und dass ihr scheinbares Entstehen und Vergehen immer nur darauf beruhe, dass sie ihre Form wechselt, dass sich entweder Spannkraft in lebendige oder lebendige Kraft in Spannkraft umsetzt. In einem 1854 in Königsberg gehaltenen, für alle Zeiten classischen Vortrage „Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte“ hat Helmholtz dieses oberste aller Naturgesetze in einer für Laien verständlichen Form dargelegt und darin die übrigens schon von Mayer selbst versuchte Anwendung auf die Energetik der Organismen auseinandergesetzt.

Danach wird durch Licht und Wärme der Sonne die geringe in dem blattgrünhaltigen Protoplasma der Pflanzenzelle gelegene chemische Energie derartig angeregt und gesteigert, dass sie die gewaltige Anziehung einerseits der Kohlenstoff-, anderseits der Wasserstoffatome zum Sauerstoff im Kohlensäure- und Wassermolekül zu überwinden und die freigewordenen Bestandtheile zu Zucker und Stärkemehl zusammenzuschweißen vermag, aus denen dann, besonders durch Eintritt von Stickstoff, die sämmtlichen organischen Verbindungen des Pflanzenkörpers hervorgehen. Diese Verbindungen aber nimmt mittelbar oder unmittelbar das Thier wieder in sich auf und verwandelt ihre chemische Energie theils in Wärme, theils in mechanische Bewegung. Und da das Freiwerden von Wärme und mechanischer Kraft im Thierkörper auf der Bindung chemischer Affinitäten beruht, wie sie vornehmlich bei jeder Verbrennung stattfindet, so erhielt der vom alten Heraklit ausgesprochene, unbewusst treffende Vergleich des Lebens mit dem Feuer eine unerwartete Bestätigung.

Anfangs- und Endglieder des Stoff- und Kraftwechsels der Organismen erscheinen somit hinreichend bekannt.

Aber zwischen diesen Anfangs- und Endgliedern liegt eine lange Reihe von Stoff- und Kraftwandlungen, die wir vorläufig nur sehr ungenau übersehen. Zwei Fragen sind es hauptsächlich, deren Entscheidung bereits viele Mühe gekostet hat und die Forschung noch jetzt in Athem erhält. Erstens handelt es sich darum, welche in den Körper eingeführten Stoffe durch ihre Umsetzung die zur Muskelthätigkeit nöthige chemische Energie liefern, zweitens darum, ob sich diese letztere direct in mechanische Arbeit umsetzen kann oder ob sie dies nur auf dem Umwege einer vorläufigen Verwandlung in Wärme vermag. Stehen diese Fragen auch in sehr enger Berührung miteinander, so mögen sie hier doch getrennt behandelt werden.

I.

Die den Pflanzen- und Thierkörper zusammensetzenden und aus jenem in diesen als Nahrung eingeführten organischen Stoffe zerfallen in zwei große Gruppen, je nachdem sich in ihnen zu den allen gemeinsamen Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff noch Stickstoff gesellt oder nicht. Die stickstofffreien gliedern sich wieder in Fette und Kohlehydrate, von denen erstere, wenigstens ihren physikalischen Eigenschaften nach, allgemein bekannt sind, letztere, zu denen beispielsweise Stärke und Zucker sowie die die pflanzlichen Zellhäute bildende Cellulose gehören, ihren Namen daher erhalten haben, dass die Zahl ihrer Wasserstoff- zu der ihrer Sauerstoffatome in demselben Verhältnisse steht, wie im Wasser, nämlich wie 2:1. Unter den stickstoffhaltigen Stoffen spielen die chemisch ungemein complicierten gebauten Eiweißkörper die wichtigste Rolle, Verbindungen, welche den Hauptbestandtheil des Fleisches und des Blutes ausmachen, und zwar im todten Zustande chemisch stabil sind, im lebenden hingegen mit anorganischen explosiblen Körpern die Eigenthümlichkeit theilen, vermöge ihrer leichten Zersetzbarkeit bei Zufuhr geringer Energiemengen, unter Wärmeentwickelung in einfachere und festere Verbindungen zu zerfallen. Da nun das Leben nichts weiter ist als ein fortwährender Stoff- und damit Hand in Hand gehender Kraftwechsel, so haben wir uns vorzustellen, dass auf dem unaufhörlichen Zerfall und der Neubildung sehr labiler Verbindungen in den Zellen eben das Leben beruht. Dass es sich hiebei gerade um die Eiweißkörper handelt, das folgt in erster Linie daraus, dass sie es sind, welche keiner lebenden Zelle, sei es der Pflanze, sei es des Thieres, fehlen, während jene stickstofffreien Körper für die Constitution des lebendigen Protoplasmas nicht unumgänglich nothwendig sind und in ihm eine mehr untergeordnete Rolle, gewissermaßen als Reservestoffe, zu spielen scheinen.

Ist aber das Eiweiß lebendig, unterliegt es also fortwährenden Veränderungen, so kann man bei ihm nicht, wie bei anderen chemischen Verbindungen, von Molecülen sprechen. Ein Wassermolecül würde eben kein Wassermolecül mehr sein, wenn sich ein Wasserstaffatom davon abspaltete, denn im Begriff des Molecüls liegt die Constanz seiner Zusammensetzung. Man hat deshalb für die kleinsten Theile des lebendigen Eiweißes andere Bezeichnungen vorgeschlagen und hat sie **Plasmamolecüle**, **Plassonmolecüle**, **Plastidule** oder auch **Biogene** genannt. Wissen wir über ihre chemische Constitution zur Zeit auch umso wenigrr, als es bisher noch nicht einmal gelungen ist, diejenige des todten Eiweißmolecüles zu ermitteln, so haben wir doch dafür gewisse Anhaltspunkte. Aus dem Umstande nämlich, dass Biogene und todte Eiweißmoleküle in ihren stickstofffreien Zersetzungsproducten übereinstimmen, in ihren stickstoffhaltigen hingegen nicht die geringste Aehnlichkeit haben, ist zu schließen, dass sie sich in der Anordnung ihrer stickstoffhaltigen Atomgruppen unterscheiden müssen. Pflüger hat es wahrscheinlich gemacht, dass in den Biogenen Kohlenstoff und Stickstoff zu Cyan vereinigt sind, eine Verbindung, die sich gerade durch ihre Neigung zum Zerfall und die große in ihr aufgespeicherte Energiemenge auszeichnet. Der Lebensvorgang in den Zellen spielt sich dieser Anschauung zufolge so ab, dass aus den Biogenen gewisse, durch Umlagerung gebildete Atomgruppen abgespalten werden, und dass sich dann der Biogenrest durch Anlagerung neuer, aus der Umgebung stammender Stoffe wieder zu einem vollständigen Biogen ergänzt.

Sehr wesentlich unterstützt wird diese Auffassung dadurch, dass alle stickstofffreien Stoffe des Thierkörpers aus Eiweiß sich bilden können. Hinsichtlich der Kohlehydrate stand dies schon längere Zeit fest, insofern man wusste, dass bei der Zuckerkrankheit selbst bei reiner Eiweißnahrung mit der Steigerung der Eiweißaufnahme der im Harn ausgeschiedene Zucker zunimmt und dass unter gleicher Ernährung beim Hunde die Bildung des Kohlehydrats Glykogen in der Leber erfolgt. Ebenso zeigte sich auch der Gehalt des Blutes an Milchsäure, einer ebenfalls stickstofffreien Verbindung, von der Menge des aufgenommenen Eiweißes abhängig, und selbst Kohlensäure wird aus Eiweiß gebildet, wie die ungestörte Athmung von Fleischfressern bei ausschließlicher Eiweißfütterung beweist. Endlich wurde auch die noch bis vor kurzem strittige Entstehung von Fett aus Eiweiß in bejahendem Sinne entschieden, ganz besonders durch die Versuche von Franz Hofmann, der Fliegenmaden ausschließlich mit dem sehr fettarmen Blute ernährte und in den erwachsenen ungefähr das Zehnfache von der Fettmenge nachwies, die in dem Blut und in den Fliegenmaden ursprünglich enthalten war.

Im Hinblick auf die letzterwähnten Thatsachen und auf die vorher vorgetragene Auffassung von der Rolle, welche die Eiweißstoffe in der Mechanik des Lebens spielen, ergibt sich offenbar die Wahrscheinlichkeit, dass sie es sind, auf deren chemischem Umsatz auch die Muskelthätigkeit beruht. Denn diese ist ja nichts weiter als derjenige Vorgang, in welchem die Lebensenergie am augenfälligsten zum Ausdruck kommt.

Aber schon lange bevor jene Auffassung sich Bahn gebrochen hatte und lange bevor es einwandsfrei bewiesen war, dass in der That alle übrigen Körperbestandtheile aus ihnen hervorgehen können, waren die Eiweißstoffe, die den ganz überwiegenden Bestandtheil der Muskeln bilden, als die Quelle auch ihrer Leistungen angesprochen worden, und zwar durch keinen geringeren als **Justus von Liebig**. „Unzählige seit Jahrtausenden gemachte Erfahrungen“, sagte er im dreißigsten seiner berühmten chemischen Briefe, „haben unzweifelhaft festgestellt, dass die Speisen in Beziehung auf die Erzeugung und Wiederherstellung aller dieser Thätigkeiten höchst ungleich sind, dass das Weizenbrot das Roggenbrot, dieses die Kartoffeln und den Reis, dass das Fleisch der Thiere alle übrigen Nahrungsmittel in Hinsicht auf diese Wirkungen übertrifft, sie haben dargethan, dass ein Pferd, mit Kartoffeln ernährt, nicht entfernt die Arbeit verrichten kann, wie bei Heu- und Haferfütterung, und dass zuletzt die täglich verwendbare Arbeitskraft eines Menschen gemessen werden kann durch die Qualität der plastischen Bestandtheile (Eiweißstoffe), die er im Brot und Fleisch genießt.“

„Es ist augenscheinlich, die plastischen Bestandtheile der Nahrung sind die nächsten Bedingungen der Krafterzeugung im Organismus und aller seiner sinnlichen und geistigen Thätigkeiten."

„Wir verstehen diese Wirkungen, wenn wir beachten, dass alle Bewegungserscheinungen im Thierorganismus, alle Wirkungen, die er durch sein Gehirn oder seine Glieder hervorbringt, bedingt oder abhängig sind von den geformten Bestandtheilen desselben, dass die formlosen, wie Wasser und Fett, keine vitalen Eigenschaften besitzen, dass sie ihren Ort oder Lage durch eine in ihnen selbst wirkende Ursache nicht zu ändern vermögen."

„Wenn aber die in dem Körper eines Menschen oder Thieres erzeugbaren Wirkungen, welche durch die Werkzeuge seiner Sinne, durch sein Gehirn oder durch die Organe der willkürlichen und unwillkürlichen Bewegung vermittelt werden, von der Anzahl oder Masse ihrer geformten Theile abhängig sind, so ist einleuchtend, dass die Größe oder die Dauer dieser Wirkungen im Verhältnis stehen muss zu der Masse der einzelnen Theile, woraus die Organe bestehen; die Wirkungen des Gehirns müssen im Verhältnis stehen zu der Masse des Gehirns, die mechanischen Wirkungen zu der Masse der Muskelsubstanz."

„Mit der Zunahme des mechanischen Apparates der Krafterzeugung und Kraftäußerung, mit dem Schwinden der Substanz der Muskeln und Nerven nimmt die Fähigkeit ab, mit der Erneuerung und Wiederherstellung der geformten Körpertheile in dem Ernährungsprocess wird die Fähigkeit, die nämlichen Kraftwirkungen zum wiederholten Male hervorzubringen, wieder hergestellt."

„Alle die geformten, Kräfte äußernden Körpertheile stammen von dem Albumin des Blutes, alles Blutalbumin stammt von den plastischen Bestandtheilen der animalischen oder vegetabilischen Nahrung; es ist klar, die plastischen Bestandtheile der Nahrung, welche in letzter Quelle die Pflanze schafft, sind die Bedinger aller Krafterzeugung, aller Kraftäußerungen, aller Wirkungen, welche der thierische Organismus durch seine Sinne oder seine Glieder hervorbringt."

Diesen plastischen Bestandtheilen, den Eiweißstoffen, stellte er die stickstofffreien Nahrungsstoffe als Respirationsmittel gegenüber und schrieb ihnen die Aufgabe zu, die thierische Wärme zu unterhalten.

Diese von Liebig bis zu seinem Ende vertretene Lehre hatte indessen auf längere Zeit einer anderen das Feld räumen müssen. Wenn die Muskelkraft, sagte man, auf der Zersetzung des Eiweißes beruht, so muss diese letztere durch Muskelanstrengung offenbar gesteigert werden. Und da nun das einzige stickstoffhaltige Zersetzungsproduct, welches den Körper verläßt, der Harnstoff ist, so muss man erwarten, dass seine Abscheidung der Muskelthätigkeit entsprechend zunimmt. Jetzt aber zeigten Fick und Wislicenus an sich selbst, Pettenkofer und Voit am Hunde, dass auch die stärkste Muskelanstrengung keine irgendwie merkliche Steigerung der Abgabe von Harnstoff und demnach auch von Stickstoff zur Folge hat: dagegen war es längst bekannt, dass der thätige Muskel bei weitem mehr Sauerstoff verbraucht und Kohlensäure abscheidet, als der ruhende. Da nun gleichzeitig bei der Arbeit das im Muskel aufgespeicherte Glykogen, ein Kohlehydrat, verschwindet, um sich während der Ruhe wieder anzuhäufen, so schlossen die genannten Forscher, dass die Muskelkraft durch Oxydation der stickstofffreien Körpersubstanz, in erster Linie des Kohlehydrates, in zweiter des Fettes zustande käme.

So lag die Frage, als Pflüger, dem wir, wie oben erwähnt, die Hypothese über den Bau der Biogene verdanken, sie auf einem anderen Wege in Angriff nahm. Auch ihm diente als Versuchsobject der Hund, der sich dazu deshalb besonders gut eignet, weil er als ursprünglicher Fleischfresser für reichlichen Eiweißconsum geeignete Verdauungsorgane besitzt, anderseits aber auch die Rolle eines Allesfressers spielt, insofern er bekanntlich auch mit Kohlehydraten und Fett bei geringem Eiweißzusatz erhalten werden kann. Pflüger also fütterte (1891) einen Hund während vieler Monate mit möglichst reinem Fleisch, in dem sich von Kohlehydraten und Fett nur Spuren befanden, und ließ ihn währenddem mehrmals wöchentlich die schwerste Arbeit verrichten. „Dabei," sagt Pflüger, „zeigte das Thier dauernd eine ganz außerordentliche Stärke und Elasticität in allen seinen Bewegungen." Wenn hieraus unwiderleglich hervorgeht, dass die ganze, von dem Hunde geleistete Muskelkraft aus der Umsetzung des Eiweißes herstamme, so zeigten anderseits Versuche mit gemischter Kost, dass die Menge von Kohlehydraten und Fett, welche im Stoffwechsel zersetzt wird, allein davon abhängt, ob viel oder wenig Eiweiß gefüttert wird. Denn „allgemein ist die Menge des zur Zersetzung gelangenden Kohlehydrates und Fettes um so kleiner, je größer die Eiweißzufuhr gemacht wird." Und während alles Eiweiß zur Zersetzung gelangt, werden die überschüssigen Mengen der stickstofffreien Stoffe in Form von Fett als Reservematerial abgelagert. Demnach diente also auch das Eiweiß in den ersten Versuchen nicht etwa nur als Ersatzquelle für die Muskelkraft bei Mangel an Kohlehydraten und Fetten. Vielmehr wird das Nahrungsbedürfnis in erster Linie durch Eiweiß befriedigt, welches Pflüger deshalb als die „Urnahrung" bezeichnet. Kohlehydrate und Fette bilden hingegen eine „Ersatznahrung" bei Eiweißmangel.

Es fragt sich nur, wie diese Anschauung mit der Thatsache vereinbar ist, dass bei Muskelarbeit keine wesentliche Vermehrung der Stickstoffausscheidung erfolgt, eine Thatsache, die auch Pflüger bei der reinen Eiweißernährung bestätigt fand. Hier könnte zunächst die Annahme gemacht werden, dass das bei der Thätigkeit verbrauchte Eiweiß in der Ruhe gespart und als Reservematerial aufgespeichert werde. Allein auch diese Annahme erwies sich nicht stichhaltig, da Voit nachwies, dass selbst im Hungerzustande eine angestrengte Arbeit keine irgendwie erhebliche Steigerung der Harnstoffausscheidung nach sich zieht.

Verständnis für diese scheinbaren Widersprüche gewinnt man, wenn man erwägt, dass zwar der ausgeschiedene Stickstoff aus nichts anderem als aus dem Eiweiß stammen kann, dass aber der umgekehrte Schluss, dass nämlich aller im umgesetzten Eiweiß enthaltene Stickstoff in den Ausscheidungen zum Vorschein kommen müsse, durchaus ungerechtfertigt ist. Die Stickstoffausscheidung im Harnstoff braucht ja keineswegs ein Maß für den Eiweißumsatz zu sein. Im Gegentheil, da wir, wie oben erwähnt, wissen, dass Glykogen und Milchsäure aus Eiweiß gebildet werden können, ja bei reiner Eiweißnahrung sicher daraus entstehen, so ergibt sich auch für die Muskelarbeit die früher für den Stoffwechsel in der Zelle begründete Auffassung, dass bei dem explosiven Zerfall des Muskelbiogens stickstoffhaltige und stickstofffreie Atomgruppen entstehen, gerade so, wie das Nitroglycerinmolecül bei einer Explosion in Wasser, Kohlensäure, Sauerstoff und Stickstoff zerfällt. Dann mögen die abgespaltenen stickstofffreien Verbindungen den Körper verlassen, die stickstoffhaltigen Biogenreste hingegen können im Körper verbleiben und sich unter Hinzutritt neuer stickstofffreier Nahrungs- oder etwa vorhandener Reservestoffe wieder zu vollständigen Biogenen ergänzen, die unter Einwirkung von Reizen das alte Spiel von neuem beginnen.

Unter diesem Gesichtspunkte kommen sowohl die Eiweißstoffe, wie auch die Kohlehydrate und Fette bezüglich der Ernährung zu ihrem Recht. Erstere haben freilich den Vorzug, letztere aber können zur Regeneration der Biogene dienen und den Stoffwechsel ebenfalls im Gange erhalten, sobald nur eine der Stickstoffausscheidung entsprechende Eiweißzufuhr stattfindet. Man kann daher Eiweißkörper und Kohlehydrate mit gleichem Rechte als die Erzeuger der Muskelkraft ansprechen. Beide aber wirken nur in der Weise, dass sie dem Biogenrest die stickstofffreien Atomgruppen für seinen Wiederaufbau zur Verfügung stellen.

Weilburg. F. Kienitz-Gerloff.

(Schluss folgt.)

Aesthetik der Städte.*)

Es ist nicht das Werk eines Fachmannes, es sind die Gedanken eines allseits gebildeten Bürgers, auch keines großen Herrn, eines Mannes, der viel und mit offenen Augen gesehen hat und durch seine Stellung als Bürgermeister eines großen, aufstrebenden Gemeinwesens förmlich gezwungen wurde, sich mit der behandelten Frage zu beschäftigen. Und er hat es vom Standpunkte des Mannes gethan, der mit inniger Liebe an den Ueberlieferungen der Heimat hängt und zugleich Weltbürger und moderner, praktischer Mensch ist: verwahrt er sich doch selber dagegen, dass man wegen des Titels „Aesthetik der Städte" etwa vermuthe, es komme ihm vor allem auf die sogenannte malerische Wirkung an. Er widmet sogar einen sehr beherzigenswerten Abschnitt den praktischen Forderungen und will vor allem Aenderungen nur dann vornehmen, wenn sie unbedingt nöthig sind, denn er erkennt deutlich, wie oft durch Aenderung bestehender Verhältnisse Existenzen zugrunde gerichtet werden. Also kein Doctrinär oder Schwärmer.

Trotzdem sich Buls durchaus als Belgier, als „Vetter der Angelsachsen" fühlt, wie er seine Landsleute einmal nennt, und die Bezeichnung von Brüssel als „Klein-Paris" mit berechtigtem Stolze von sich weist, hat er als Schriftsteller doch einen Vorzug der Franzosen übernommen, nämlich den, von einem ganz bestimmten Falle auszugehen und daran seine Ansichten zu entwickeln, so ungefähr wie sie ihm selbst gekommen sind.

Italienische, französische, selbst englische Schriften muthen uns Deutsche oft geradezu kindlich an. Mit köstlicher Naivetät werden da Dinge behandelt, die jedem unserer Fachleute schon lange bekannt sind, als wäre noch nie darüber geschrieben worden, und die Unkenntnis besonders der fremden Literatur ist oft wirklich verblüffend. Welchem Deutschen wird es heute noch einfallen, ästhetische Werke Böttichers, Schnaases oder Lübkes als Richtschnur hinzustellen, wie es Buls thut, oder selbst Semper „die Bibel aller derer" zu nennen, „welche sich dem Studium der Baukunst widmen wollen". Und diesen Ehrentitel erhält der mindestens doppelt so veraltete

*) Aesthetik der Städte, von Ch. Buls, Bürgermeister der Stadt Brüssel, Mitglied des Abgeordnetenhauses. 2. Auflage. Autorisierte Uebersetzung von Ph. Schäfer. Gießen 1898.

Viollet-le-Duc! Die Schriften von Sitte*), Stübben**) und Wagner***) (welch letzterer die Frage allerdings nicht als Hauptsache behandelt) scheint der Verfasser überhaupt nicht zu kennen; dafür macht er freilich bei dem mehr internationalen Muther eine größere Anleihe.

Das Schriftchen enthält viele Hauptzüge von dem, was Stübben ausführlich und überzeugend dargelegt hat. Aber es ist keine Abschrift Stübbens: wie gesagt, ich bin der Ansicht, er kennt ihn gar nicht. Gerade das gibt aber der Arbeit das Frische, Lesenswerte; da ist Selbsterlebtes, Selbsterfahrenes. Und welchem Laien kann man zumuthen, den dicken Band Stübbens selbst zu verarbeiten?

Was Buls gegen das geistlos schematische Entwerfen von Bebauungsplänen, gegen das unorganische Einschieben von Baublöcken und Gruppen (man denkt dabei immer an das Wiener Rathhausviertel) zu sagen weiß, ist nicht neu; aber das sind Wahrheiten, die man wie das tägliche Brot nicht leicht satt bekommt. Auch die Forderung, das Bestehende möglichst zu schonen, sich der Bodengestalt anzuschmiegen und die Reize von Natur und Gebäude für Ausblicke zu nützen, kann nicht genug beherzigt werden.

Besser wäre es allerdings gewesen, wenn dem Schriftchen auch ein Plan beigegeben worden wäre; ja ich hätte sogar Ansichten von Stadtbildern verlangt, besonders da der Verfasser selbst bekennt, dass zuviel in Grundrissen construiert wird und man manche Absicht eigentlich nur aus dem Luftballon erkennen könnte.

Es wäre dann auch ein Hauptpunkt klar geworden, der in der Schrift nicht so deutlich vor Augen tritt, vielleicht, weil sie zunächst für Leute berechnet ist, welche die Stadt selbst und ihre Wirkung kennen. Ich meine den großen modernen Zug, der in der Brüsseler Stadtanlage bereits hindurchbricht und von jedem Besucher gerühmt wird. Es hat sich nämlich auch in den Stadtanlagen ein moderner Stil ausgebildet. Es ist da im höchsten Grade lehrreich, die beiden erwähnten Schriften von Sitte und Wagner zu vergleichen. Es liegt förmlich eine Welt zwischen beiden. Der eine hat sich liebevoll in die Schönheiten der alten Städte, besonders Italiens versenkt; wenn man sein Werk durchliest, sieht man all die Schönheiten förmlich noch einmal vor sich, und ich glaube, dass die Wahrheiten, die darin niedergelegt sind, im Stillen immer fortwirken werden. Aber der allgemeine Standpunkt ist doch ein veralteter, jener der heute glücklich überwundenen „historischen" Stile. Eine Stadt, nach diesen Ideen gebaut, wird eine Fülle malerischer Einzelnheiten enthalten, aber doch nur ein Conglomerat von Kleinstädten sein; da ist kein großer, einheitlicher, zwingender Gedanke darin. Viertausend Mann sind noch kein Regiment; aber vier Bataillone, die machen's. Unsere Riesenstädte verlangen eine große, klare Organisation. Wenn man nur Kleines auf Kleines häuft, das wird ein Ameisenhaufen, aber kein wohlorganisiertes Centrum des Weltverkehres. Da müssen zunächst einige mächtige, kräftig pulsierende Adern hinausführen und andere das Ganze zu einem festen Gefüge zusammenhalten, so etwa wie in Mailand, das darum auch einen so überwältigend großstädtischen Eindruck macht, während der Wiener eigentlich nie zum Bewusstsein der Größe seiner Vaterstadt gelangt.

Am meisten ist mir der Unterschied zwischen alten und neuen Städteanlagen in Constantinopel klar geworden. Ein dichtes Gewirr enger Straßen und dann plötzlich reizvolle, malerische Plätze, oft von bedeutender Größe: aber wenn man nicht von der Höhe der bergigen Stadt manchmal einen zufälligen Ueberblick über die Riesenmasse gewänne, man glaubte wohl in einer orientalisch lebhaften, aber doch nur mittelgroßen Stadt zu sein, nicht aber in einer Millionenstadt, beinahe hätte ich gesagt im Centrum eines wohlorganisierten Ganzen, das mit Straßen und Bahnnetz weite Ländergebiete zusammenhält — das ist ja bei Constantinopel nicht der Fall, aber in einer modernen Weltstadt soll es so sein.

Das ist ein ganz neuer Zug, der damit in unsere Großstädte kommt. Das ist das eigentlich Wichtige, weil es auch den praktischen Gesichtspunkten entspricht. Und kommt diese innere Wahrheit in überwältigender Weise zum Ausdruck, so wird sie auch künstlerisch schön wirken. Der intime Reiz geht damit allerdings zumeist verloren, und Sitte, der das voraussieht, klagt darüber nicht wenig; er ist Pessimist, ihm gefällt nur die Vergangenheit, alles Neue ist ihm Entartung. Gewiss, es ist etwas verloren gegangen und zunächst meist leider nichts Gutes an die Stelle getreten, denn die neuen Anlagen sind zumeist (Paris und andere Städte bieten wohl auch rühmliche Ausnahmen) weder den alten noch den neuen Forderungen entsprechend geschaffen und leiden besonders an Zerfaserung und Zersplitterung der Motive, wie etwa unsere Ringstraße, sowie an dem „Stil" der Gebäude, der eine geschlossene, einheitliche Wirkung fast nirgends aufkommen lässt. Naturgemäß dürfen die Häuser der großen Linien nicht protzig und jedes laut schreiend sich vordrängen oder durch ewige Wiederholung desselben erborgten Talmischmuckes zu Tode langweilen; sie müssen möglichst einfach gehalten sein, um die Straße, den Platz, als große Form, als Theil der ganzen Stadt wirken zu lassen.

Wir leben ja in einer demokratischen Zeit; unsere Kleidung ist ja auch nicht „stilvoll" im alten Sinne.

Das alles fühlt man bei Wagner heraus; er sieht die Stadt als großes, einheitliches Kunstwerk, und das muss sie auch sein, wenn sie unserem modernen Gefühle, übrigens auch unseren Bedürfnissen, entsprechen soll.

In Buls' Schrift kommt dieser große, moderne Zug, wie gesagt, noch nicht so deutlich zum Ausdruck; ich glaubte deshalb etwas länger dabei verweilen zu müssen. Die Stadt Brüssel, an deren Erneuerung der Verfasser ja mitgearbeitet hat, zeigt aber bereits jene großen Linien; und er selbst wünscht Punkte zu schaffen, von denen aus man Blicke über große Stadttheile und in die Landschaft gewinnt, was freilich nur bei hügeligen Städten wie Brüssel und sagen wir — Wien möglich ist. Wir haben ja auch einen herrlichen Blick vom Belvedere aus, und vielleicht können wir deren noch mehrere erreichen. Ich spreche schon wieder von Wien; aber das ist es eben, was so außerordentlich für das Büchlein spricht: die anschauliche Schilderung veranlasst immer wieder, die eigene Stadt zu vergleichen. Ich glaube, dass niemand die Schrift ohne Anregung aus der Hand legen wird; wenn er dann noch die kaum umfangreichere Schrift Wagners dazu vornimmt, wird er die Vaterstadt auf einmal mit ganz anderen Augen betrachten und staunend erkennen, dass noch vieles zu machen ist, aber auch gemacht werden kann; er wird nicht Pessimist sein.

Dr. Moritz Dreger.

*) Camillo Sitte: Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. Wien 1889.

**) J. Stübben: Der Städtebau (9. Halbband von Durms Handbuch der Architektur), Darmstadt 1890.

***) Otto Wagner: Moderne Architektur. Wien 1896.

Von den Worten.

Wenn du dich selbst dazu bringen kannst, stille zu sein, so wirst du unaussprechliche Worte Gottes vernehmen.

(Jakob Boehme, Gespräch.)

Die Wahrheit redet im Innern, ohne dass man laute Worte vernimmt.

(Thomas a Kempis.)

Als gewisse Farben, Linien und Klänge, Düfte, Zeitmaße und Berührungen immer wieder in Gruppen geordnet vor unsere Seele traten, begannen wir das Wirrsal der Empfindungen in Gegenstände abzugrenzen. Dieses vollzog sich allmählich in den dunkeln Niederungen der Unbewusstheit. Eines anderen Vorganges aber wollen sich die Behüter unserer Kindheit bisweilen entsinnen, des Augenblicks, da ein plötzlicher Lichtstrahl in jene Niederungen fiel, als wir einen der abgegrenzten Gegenstände von den andern unterschieden und „Ich" nannten, jenen, der allein unter den vielen an etwas Ungegenständliches geknüpft war, an Liebe und Hass. Nicht als wären Liebe und Hass durch jenen Lichtstrahl erstanden. Durch ihn wurden sie Bewusstsein, gleich wie alle Gegenstände nun zum Bewusstsein kamen. Wir begnügten uns nicht mehr, sie zu lieben oder sie zu hassen, ihnen zu nahen oder sie zu fliehen, wir wussten nun auch um sie. Die meisten dünkten uns einfacher Art zu sein; andere aber waren uns ähnlicher, sie schienen auch ein Ich, ein „Hass und Liebe" zu bergen; ohne unseres Hasses und unserer Liebe zu achten, wichen sie zurück oder hiengen uns an. Wieder andere aber wissen um sich und uns und alle die anderen. Vor ihnen ergriff uns namenlose Furcht. Wenn wir mit ihnen sind, zittern wir, dass sie in unsere Liebe und unseren Hass hineinschauen möchten, liegen wir doch selbst auf der Lauer in feigen Hinterhalten, ihnen das Gleiche zu thun. Aber sie sind wie wir auf ihrer Hut und suchen uns durch Worte irre zu führen. Und auch wir hüllen uns in Worte. Und wir wissen nicht, ob wir lieben oder hassen, und wir wissen nicht, ob wir geliebt oder gehasst werden, denn es sind schon zu viele Worte zwischen uns gewesen.

Also haben sich zwischen uns dunkle Gebirge aufgeschichtet. Und da unsere Liebe nicht mehr liebt und unser Hass nicht mehr hasst, sind sie nicht mehr; wir aber sind in der Furcht. Inzwischen mag ein Duft oder ein Klang von jenseits der Berge herüberdringen, also dass wir eine andere Seele ahnen. Aber wir wissen nicht, ob der Duft oder Klang, dessen wir gewahr werden, derselbe sei, der ihr entströmt oder ob er sich bei der Berührung der Berge vermischt oder gebrochen habe. Und weit entfernt in uns Liebe oder Hass zu wecken, mehrt er unsere Furcht.

So ist denn unser Leben eine Furcht geworden und ein verstecktes Lauern.

Je geringer aber in einem die Furcht ist, desto mehr hat er Sehnsucht. Und wo Sehnsucht ist, da ist Sein; denn sie ist Liebe und Hass nach Bildern, die sich der Mensch erdacht hat.

Einmal ist ihm gewesen, als sei ein plötzliches Leuchten in den Bergen entstanden, wie von einem tiefinneren Feuer und er habe geschaut, was hinter ihnen ist. Und siehe: eine Seele träumte gleich ihm, die Gipfel zu übersteigen. Des anderen Tages aber waren wieder die Berge zwischen ihnen, die Undurchdringlichen.

Aber es kommen Abende, da zwei bei einander ruhen und genug geredet haben. Und sie schweigen, anfänglich weil sie nichts

mehr zu sagen wissen, dann aber um des Schweigens willen.*) Und leise erschauern sie, denn sie glauben zu gewahren, dass die Berge niedriger werden und allmählich versinken; die beiden aber schauen sich zitternd an und staunend und fassen sich bei den Händen. Und alle Furcht ist von ihnen genommen, ob sie gleich nie nackter gewesen. Dann aber spricht einer ein Wort und siehe: die schwarzen Berge steigen wieder auf und Lauern und Furcht sind schlimmer denn zuvor. Etliche aber treffen einander wieder und von neuem erkennen sich ihre Blicke und finden sich ihre Hände. Und sie wollen nimmer von einander lassen. Und sie legen das Ohr an die Erde und vernehmen etwas oder sie blicken in die Sonne, wenn sie in das Meer versinkt, oder sie betasten ihren eigenen Leib und überall ist etwas, eine Liebe oder ein Hass, und die Worte sind ihnen durchsichtig geworden. Etliche aber stammeln bisweilen eine Sprache, die jener anderen, verhüllenden nicht ganz ungleich ist, welche die Wesen trennt. Aber sie ist in ihrem Munde eine andere geworden, welche die Wesen verbindet. So sie die Lippen öffnen, geschieht ein gleiches, als wenn ein neuer Baum hervorwächst oder eine junge Hindin geboren wird, denn es ist etwas, was also noch nicht gewesen, aber doch von Anfang an war.

So sind denn die Worte zwiefacher Art: Worte, die da verhüllen, und Worte, die da erleuchten. So aber einem begnadeten Munde leuchtende Sprache entfuhr, geschieht ein Zittern unter den Menschen, die bleich in ihren Hinterhalten kauern; und die durch Berge geschieden sind, werden eins, wenn es gilt, wider den Erzfeind zu kämpfen. Die aber jenem verwandt sind, fühlen sich auf den Flügeln eines Windes über dampfende Abgründe getragen, jenseits deren sie von alters ein strahlendes Geheimnis geahnt, etwa einen wolkenblauen Saal oder einen unentdeckten Stern.

Die Sehnsucht weist ihnen den Weg. Denn die Seele ist von Anfang nicht eine, sondern wie das Licht zerstreut auf Höhen und in Klüften, aber ihre Funken streben einander zu, auf dass sie eine wärmende, leuchtende Flamme werden. Und der Mensch, in dem die Sehnsucht ist, findet die Erze heraus, in denen gleich Silberblicken Theile seiner selbst verschlossen sind und eines Morgens gürtet er seine Lenden und macht sich auf aus den dunklen Thälern seiner Heimat. Und siehe! Wanderer gesellen sich ihm zu, während er die große Straße dahinzieht, und Mädchen, die an den Kreuzwegen singen, und er vernimmt viele Worte. Bisweilen aber, vor den Thoren einer Stadt, verlassen ihn seine Gefährten und ihn will bedünken, dass unter tausenden einer ein Theil seiner selbst mit sich zu nehmen willens ist. Und ob es ihn gleich viele Thränen kosten mag, ruft er ihm zu: „Zeuch in Frieden dahin“ und er gibt ihm seinen Segen. Denn von Stund an ist er reich geworden und besitzet sich in dem andern, wenn auch viele Kreuzwege zwischen ihnen sein werden. Und ruhet er des Abends im Kornfelde und etwas scheint wie ein Rauch über den Wäldern aufzusteigen und alles schweigt ringsum, wie in stummer Anbetung, dann ruft er: „Erde, meine Mutter! Baum, mein Bruder!“ und wieder ist ein brennendes Scheit in die Flamme gefahren, die mächtig aufleuchtet, wieder ist ein Theil seiner selbst lebendig geworden, ob er gleich den Ort verlassen und noch viele Gebirge überschreiten wird.

Etliche aber sind aller Sehnsucht bar und ihre Liebe ist gering wie ihr Hass, doch es verzehrt sie eine Sucht zu wissen, was ein jeglicher hinter seinen Worten verberge: eine Neugier treibt sie zu den Dingen, denen ihr Ich nicht verwandt ist, die sie weder lieben noch hassen können, um die sie dennoch wissen möchten. Ihr Leben aber ist ein dauerndes Suchen und fragen und lauschen, ob einer mehr verrathe, als er willens ist. Und sie suchen in alten Schriften, wie früher der Mensch lebte, und sie zertheilen und ziehen zusammen und vergleichen; etliche aber verkünden Gesetze und geben vor, Gewichtiges um das Leben zu wissen. An allen Orten sind sie gewesen, mit jeglichem haben sie Worte getauscht. So sich aber ihr Mund öffnet, gebiert er einen Pesthauch, unter welchem die Blumenbeete dahinwelken und die Bäche versiechen, die zwischen ihnen sind. Nahen sie sich den Frauen, so fliehen jene in ängstlichem Hass. Doch es ist nicht jener Hass, den leuchtende Worte oder beredte Thaten in Liebe zu wandeln vermögen, sintemal er in Geschwätz gehüllte Sehnsucht war, sondern es ist ein Hass, der nimmer verlöscht. Du, den je solcher Hass verfolgte, fliehe vor den Kindern des Lebens, denn deine Worte sind rasselnde Kiesel zwischen Cymbelklängen, deine Thränen sind Schierling in dem Thau der Blumenkelche. Du bist giftiger als jene, die bleich in den Hinterhalten lauern, denn sie wollen nichts bedeuten; dein Wandern ist nicht jenes sehnsüchtige Wandern, welches die blauen Dämmerungen und die singenden Brunnen abendlicher Haine erträumt, dein Wandern ist des Geiers Flug, der seine Beute zerfleischt, ohne ihrer zu bedürfen.

Bisweilen liegt ein Sehnsüchtiger, des Wanderns müde, in einem Winkel auf der Gasse, zwischen Lauernden und Fürchtenden, und keiner weiß, dass Alexander, Plato und Aspasia in ihm sind. Vielheit, Zeit und Ort sind wie eine Binde von seinen Augen genommen. Sie sind eins und alles geworden in lebendigem Schauen. Und siehe! Einer jener Neugierigen tritt heran und öffnet die Augen und spitzt die Ohren, und fragt und lauscht und tastet. Dann aber wendet er sich zu der Menge, die ihn, als einen Weisen, umgibt, und spricht also:

„Dieser Mensch ist gleich anderen, die ich in Rom und Alexandria gesehen. Ich habe mein Ohr an ihre Brust gelegt und mein Auge auf ihre Stirn geheftet und den Takt ihres Ganges gemessen. Und was ich in Rom fand, wiederholte sich in Alexandria und war das nämliche in Athen. Alle gleichen einander, sie missachten die Güter der Menschen und was sie sich ausgedacht; die Füße der Völker schreiten über sie hinweg, sie aber bleiben in ihrem Winkel, die Blicke wie auf ein unsichtbares Götterbild gerichtet. In ihren Versammlungen herrscht schreckensvolle Heiterkeit oder lächerliches Schweigen. Ihr aber wandelt kopfschüttelnd an ihnen vorüber, so ihr an euer Tagewerk geht und gönnet ihnen ihren sonnigen Winkel, so lange sie euer Fortschreiten nicht gefährden. Hütet indes eure Söhne vor ihnen und ihren Worten, auf dass sie ihnen nicht gleich werden.“

Es geschah aber ein großes Gemurmel des Beifalls unter dem Volke. Und der Neugierige zog ein Täfellein hervor, darauf er seiner Worte Wirkung auf die Menge beschrieb.

Und die Menschen hasteten vorüber, lächelnd über den, der in der Sonne lag.

In ihm aber waren Alexander . . Platon . Aspasia . . . . .

Paris. **Oskar A. H. Schmitz.**

Schiller.

Schiller. Von O. Harnack. Mit zwei Bildnissen. Berlin, E. Hofmann & Co., 1898. (Geisteshelden. Bd. 28—29.) 418 S.

Wie bei Lebzeiten, so ist auch nach dem Tode Schiller vom Glück weniger begünstigt worden als sein großer Genosse. Noch unter Goethes Tagen begann die sorgfältige Arbeit ernster Forscher die Räthsel seines Schaffens und seiner Schöpfungen aufzuhellen, während Schillers Werk durch nur zu viel gehaltlose Declamation seiner Verehrer eher verdunkelt wurde. Und Goethe selbst durfte mit „Dichtung und Wahrheit“ für die Behandlung seiner Lebensgeschichte ein so hohes Vorbild aufstellen, dass kaum einer seiner Biographen ganz ins Triviale sinken konnte. Und vor allem verdanken wir es diesem Einfluss, dass die erste Lebensgeschichte Goethes, die in weite Kreise drang, das Werk des Engländers Lewes, auf einem viel höheren Niveau stand als die populären Schillerbiographien von Palleske und Johannes Scherr. Der berühmteste Biograph Goethes, Grimm, glaubte obendrein noch in seinem glänzenden Buch Schiller überall herabdrücken zu sollen: und selbst in Scherrs epochemachender Literaturgeschichte kam der Dichter des „Tell“ nicht ganz zu seinem Recht.

Plötzlich schienen alle Stämme Deutschlands vereint, um das Versäumte nachzuholen. Von allen Seiten zogen competente Forscher aus, um Schillers Leben in großem Stil vor der Nation zu entrollen: der geistreiche Norddeutsche Brahm, der tiefgelehrte Oesterreicher Minor, der originelle Schwabe Weltrich. Aber von neuem kam das Schicksal, rauh und kalt: und alle drei Werke blieben in der Mitte stecken. Verschiedene Ursachen ließen weder Weltrichs breit angelegte culturhistorische Schilderung, noch Minors mit souveräner Beherrschung des Stoffes vorschreitende literarhistorische Darstellung, noch Brahms fein und anschaulich modellierende psychologische Nachschöpfung zur Vollendung gelangen: jedes ward, wie einst Werders Schrift auf Thomas Abbt, nur „der Torso von einem Denkmal“.

Tapfer und entschlossen ist nun Otto Harnack in die Bresche gesprungen und hat in mäßigem Umfang, umsichtig disponirend und knapp erzählend, sein Werk ans Ziel geführt. Bekennt er sich selbst vor allem Minor dankbar, so hat er doch in der leichten Klarheit der Darstellung auch mit Brahm verglichen zu werden das Recht; von Weltrichs oft krauser Eigenwilligkeit steht das in festen, geraden Linien errichtete Buch am weitesten ab. Harnacks eigenes Interesse liegt vor allem auf dem Gebiet der Kunstlehre, und seine Analysen etwa der „Räuber“, der „Luise Millerin“, des „Tell“ wird mit Nutzen auch der lesen, der den etwas reichlich ausgestreuten Urtheilen nicht überall beitritt: wie denn z. B. ich die „Jungfrau von Orleans“ und „Maria Stuart“ nicht so erbarmungslos verurtheilen, den „Tell“ aber noch viel höher stellen würde. Dagegen kann ich wieder Harnacks Freude an Schillers Balladen nicht theilen und hätte bei der Besprechung seiner philosophischen Prosa gern auch über die oft so unglücklichen Antithesen, die nicht selten gefährlichen Pointen ein Wort gehört. Im Ganzen wird man ja den Standpunkt des Verfassers nur annehmen können: Schiller sei so wenig einfach nach Shakespeares Drama zu beurtheilen (wie Otto Ludwig es that), wie Shakespeare nach dem der Franzosen; ein Schüler des großen Briten, aber auch der Schillers und Goethes, habe er sich an seinem eigenen Stil, an seinem eigenen Drama emporgebildet. Dies neue Drama, die Tragödie von politisch-rhetorischem Zuschnitt, empfängt aus eigenen Absichten eigene Gesetze: seine Wirkungen zeugen für den Dramatiker Schiller, wie Goethe Lessings Werke

*) F. Maeterlinck, Le trésor des humbles: le silence.

gegen seinen Zweifel an der eigenen Dichterbegabung zeugen ließ. Im einzelnen weist nun Harnack beim „Don Carlos“, beim „Wallenstein“, beim „Tell“ mit feinem Verständnis nach, wie dramatisch oft die als lyrisch oder rein declamatorisch gescholtenen Stücke sind. Interessant ist sein Hinweis darauf, wie zuletzt Schiller sich ganz einem ausmalenden, Zustände schildernden Drama zuwendet – gewiss ein Zeichen, wie wenig ihm die pathetische Declamation Selbstzweck war. Durch Vorführung eines lebhaft erregten Volkes oder doch typischer Vertreter daraus will er erregen, und seine Helden sprechen deshalb so laut, weil sie immer für viele und zu vielen sprechen. Das ist nicht unser modernes, intimes Drama: dass es aber Lebenswahrheit enthält, haben heute vor fünfzig Jahren die „Posa“, die „Don Carlos“ und nicht zum wenigsten auch die „König Philipp“ bewiesen.

Steht Harnack der Kunstlehre und Kunstübung Schillers ohne Fanatismus, aber mit warmer Zustimmung zur Seite, so dass er sie gegen die Bedenken der Romantiker nicht eben objectiv vertheidigt, so ist ihm dagegen der Mensch nicht ganz so nahe getreten, wie man es vielleicht erwarten durfte. Freilich werden seine Gegner fast überall heruntergesetzt. Dem Standpunkt des Herzogs von Württemberg könnte man — mag Karl im Uebrigen noch so unerfreulich sein — wohl in höherem Grade gerecht werden, als es Harnack thut; nicht minder der Vorsicht Dalbergs, des Intendanten, der hier fast zur Caricatur wird, oder etwa der Stellung Herders. Herzlich erfreut dagegen das Urtheil, mit dem der Verfasser das edelherzige Eingreifen des Augustenburgers begrüßt, als sei die Wohlthat heute geschehen, und dabei auf die Humanität jener Zeit ein Licht fallen lässt. Aber Schiller selbst, der sicher ein Mann der ruhigen Ueberlegung sein konnte, der gewiss die Leidenschaft nie wie Goethe kannte, dessen Verhältnisse zu Frauen eigentlich der am wenigsten romantische Theil seines Lebens sind, Schiller selbst ist trotz alledem doch sicherlich eine großartige, poetische Gestalt: und das empfindet man in dieser Biographie nicht immer. Die ungeheuere Energie, mit der er um sich griff, die Herrschergewalt, mit der der Historiker wie der Dramatiker Zeiten und Völker wie weiches Wachs umbildet und unserer Vorstellung dauernd aufzwingt, die Macht einer nach großen Gesichtspunkten und weiten Aussichten dürstenden Seele tritt bei Harnacks berechtigter Furcht vor übertreibendem Heroencultus ein wenig zu sehr zurück. Schillers Phantasie zeigt sich in seiner Geschichtsphilosophie: seine Fähigkeit, lebende Gestalten zu erschaffen, blieb nicht am Drama haften: er hat Generationen bilden wollen und sie sind nach seinem Vorbild geworden.

Doch dieser Mangel lässt sich am leichtesten ertragen. So fest ist das Bild des groß strebenden Dichters der Nation eingeprägt, dass der Leser an Harnacks manchmal etwas zu vorsichtigem Lob von selbst das seine hinzuthut. Ja, es ist wohl auch mit falschen Apotheosen gesündigt worden, dass hier ein Gegengewicht sein Gutes hat. Vielleicht gilt das auch von der Art, wie Harnack von dem Bündnis Goethes mit Schiller spricht: der Scharfsinn, mit dem er selbst in der Zeit der intimsten Freundschaft Differenzen und Reserven auf beiden Seiten aufspürt, hat zuerst für den Beschauer fast etwas Schmerzliches, dient aber zuletzt doch dem rühmlichen Zweck, die Eigenart beider Größen in ihrer ganzen Unerschütterlichkeit aufzudecken.

Derselbe Geist unbedingter Ehrlichkeit, der sich hier verräth, erfüllt das ganze Buch und macht es zu einer wohlthuenden Erscheinung inmitten der nur zu häufig an Heroencultus und Biographenschwäche verdorbenen „unbedingten“ Lobschriften. Gründliche Sachkenntnis, klare Durchleuchtung, die auch so schwierige Materien wie die Philosophie Schillers zu vollkommener Anschaulichkeit bringt, gleichmäßige Durcharbeitung waren bisher noch in keiner vollständigen Biographie Schillers zu finden: wem es auf eine objective Kenntnis unseres nationalsten Dichters ankommt, der wird Harnacks Buch nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen.

Berlin. **Richard M. Meyer.**

Der Anti-Europäer.

„Sei sanft und höhnisch!“
Paul Scheerbart.

Unser liebes „gutes Europäerthum“, sollte es wirklich schon sachte in die Brüche gehen?! Kaum haben wir die Flagge gehisst, da kommt Einer und reisst sie uns herunter?! Ja, es kommt Einer, der — Europa überwunden hat! Hihihihi, Europa überwunden?! Na, ganz im Ernst: Herr Paul Scheerbart!

„So, so, der — — „weise Clown“? — Na, schön! . . .

Ja, unter diesem Namen hat man ihn euch vorgestellt! Anderswo nannte man ihn den „Dichter der Sternenwelt“... Und beides passt! Man hätte ihn auch noch ganz anders nennen können, z. B. in pikantem Contrast zum „Uebermenschen“ den — „Außenmenschen“! Oder mit einer ganzen Menge antithetischer Bezeichnungen, wie: einen „maniakalischen Quietisten“ oder einen „reactionären Revolutionär“, einen „rationalistischen Phantasten“, einen „gravitätischen Humoristen“, einen „tändelnden Fanatiker“, oder einen „betrunkenen Temperenzler“, „asketischen Rauschapostel“, „diplomatischen Parsifal“, „correcten Zigeuner“, „taktvollen Verbrecher“, „verliebten Antierotiker“ — und so ins hundertste und tausendste mit lauter verdrehten Namen, alle zutreffend, keiner deckend. Denn jeder Classification, auch der contradictorischesten, weiß Scheerbart zu entschlüpfen. Er ist glatt und behend. Aber natürlich, auch wieder zutraulich und einfach wie ein Kind — ein guter Kerl mit einem guten Gesicht. Auch Richard Dehmel hat mal versucht, ihn zu bezeichnen. Er hat ihn einen „Special-Antisten“ genannt — was sehr reizvoll an „Specialitäten-Artist“ anklingt! Auch sonst nicht übel: in allem Antistischen und Widerspruchsvollen, in allem Andersartigen und Paradoxen ist Scheerbart wunderbar heimisch. Ja eben: „heimisch“! Das ist wieder gar nicht antistisch! Er pfeift auf all die Widersprüche, an denen Andere caput gehen. Sie wölben sich ihm zusammen zu einer großen azurblauen Harmonie, unter der er tiefbeseligt träumt. Sie wandeln sich ihm zu einer behaglichen, engen Hütte, und da sitzt er am Feuer und schmaucht, gehüllt in den warmen Schafspelz seiner reißenden Wolfsphantasie.

Es wird sich also hoffentlich niemand mehr wundern, dass Scheerbart auch „Anti-Europäer“ ist. Wie sollte er das nicht sein? Lebt er doch in Europa! Und folglich — ist Europa sein Gegensatz!

Das riecht vielleicht ein wenig nach Monomanie. Na, lasst's nur riechen! In dieser Monomanie steckt doch Scheerbarts ganze prachtvolle Künstlerkraft! Sie macht in so scharfäugig, und so blind! Sie macht ihn so sicher in seiner erdverlorenen Phantasiewelt, so logisch und witzreich in seinen schrullenhaften Zielen! Und wie gnädig hilft sie ihm über das Elend der Wirklichkeiten, über die zerreibenden Bedrängnisse des Alltags hinweg! Wie lieblich geleitet sie ihn in die blühende Farbenwelt seiner selbstgeschaffenen Paradiese, wappnet ihn mit der Grandiosität seines milden, weltverachtenden Humors, hämmert ihn stahlhart zu lächelnder Zähigkeit und unerschütterlichem Selbstglauben! Nehmt Scheerbart die Monomanie, und es ist, als ob ihr Siegfried die Tarnkappe nähmet: die Gewöhnlichkeit hätte plötzlich Zutritt zu ihm! So aber, in seinem phantastischen Glanzrauschleben, hält er sich die Gewöhnlichkeit vom Leibe, steht unnahbar da wie ein Magier, der die stumpfen „Quarkgewalten“ zwar kennt, aber jederzeit mit seinem Zauberstabe zu beschwören weiß!

*

Europa ist ihm so was Quarkiges. Darum ist er als ganz junger Mensch schon in den Orient geflohen. Nicht in persona, selbstverständlich nicht — bloß in der Phantasie! Was würde einem Scheerbart der Orient noch sein, wenn er ihn anders als durch die Phantasie zu genießen hätte?! Dann wäre er ihm eben — Europa — Quark! Aber so — ist der Orient wunderbar schön! Und der Orient — „ist groß“!

Dieses verkündet uns Scheerbart, weit stärker noch als in seiner „Tarub“, in seinem neuen „arabischen Haremsroman“, im „Tod der Barmekiden“*). Und mit ebenso phantastischer wie systematischer Dialektik spielt er den Orient gegen Europa aus. Er lüftet dabei ein wenig auch den Zipfel jenes großen Geheimnisses: warum, wieso und inwiefern er „Antierotiker“ ist!

Höchster und oberster Standpunkt: die großen Weltgenies sollen das „Fortpflanzungsgewerbe“ ihren kleineren Brüdern überlassen, dieweil sie selber sich nicht leiblich, sondern geistig fortzupflanzen haben, durch ihre Werke nämlich, und weil das Leibliche hier ganz besonders dem Geistigen hinderlich ist. Zu dieser erhabenen Weisheitslehre auch nur ein Wort hinzu fügen, hieße die Wucht ihres Posaunenklanges brechen. — Da aber nun nicht Alle Weltgenies sein können, da es selbst im Orient nur einen „Riesen Raisu“ gibt, — ein wenig Geduld, Sie werden gleich seine Bekanntschaft machen! — so muss es natürlich noch eine etwas conciliantere Lehre geben, die sich an diejenigen wendet, so jenem unentbehrlichen „Gewerbe“ obliegen. Diesen wird bemerklich gemacht, dass es in ihrer ersprießlichen Thätigkeit nicht etwa bloß auf „Fortpflanzung“, sondern, wie ja auch bei Pferden und Hunden, auf „Rassenverfeinerung“ ankommt, und sie werden höflichst ersucht, sich danach zu richten. Dann aber — so verkündet Raisu durch seine Diener, die hellblauen Löwen (werden auch noch vorgestellt!) — dann hat ausschließlich der Mann das Zuchtwahlrecht, und die Weiber, als welche von Rassenverfeinerung nichts verstehen, haben sich still zu verhalten. Darum — so setzen die hellblauen Löwen auseinander — ist der Harem das einzig Richtige, und darum — so decretieren sie dictatorisch — ist der Harem in Europa einzuführen. Der Harem ist nämlich das Höhere, das Sittlichere, das Weisere. Durch den Harem allein kann der in Europa herrschende Hetärismus wirksam bekämpft werden. Der Hetärismus aber ist der Urfeind, dieweil er, statt auf Rassenverfeinerung, auf Rassenverlotterung ausgeht und überhaupt nach Rasse nicht fragt. Die Wurzel des Hetärismus aber ist die Frauenbildung, welche ja bekanntlich bloß eine Schlinge für den Mannfang ist. Folglich: ist die gebildete Frau in Europa auszu-

*) Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr), Leipzig 1897.

rotten und dem Manne allein die Bildungssorge zu übertragen. Auch dieses aber geschieht auf die einfachste Weise — durch die Einführung des Harems!

Liebe Leser, schlagt nicht die Hände über den Kopf zusammen, sondern lest lieber in dem Buche nach, wie Pix, Olli, Frimm, Knaff und Plusa — das sind nämlich die hellblauen Löwen, die Diener Raisus — euch alles dieses höchst scharfsinnig auseinandersetzen. Ihr werdet sicher überzeugt werden — denn die hellblauen Brüder sind von eiserner Logik und sind selber überzeugt! Und ihr werdet herzhaft lachen hinterdrein, lachen und — nachdenken.

Aber ich höre schon Ihre bebende Frage: „Sagen Sie uns, bester Herr Doctor, bitte, sagen Sie uns doch: ist das denn diesem Herrn Scheerbart wirklich ernst?“ — Hm, Sie sind sehr neugierig! — Nun, ich glaube, dass es ihm fürchterlich ernst ist damit — eben deshalb so ernst, weil er an der Unmöglichkeit seiner Forderung solch eine herzinnige Freude hat, und weil ihm die Forderung deshalb so keusch und unbefleckt erscheint. Hätte sie die mindeste Aussicht, jemals zur schnöden Wirklichkeit zu werden, wie gesagt, sie hätte thatsächlich nicht den mindesten Reiz mehr für Paul Scheerbarten. Denn wie meint schon Ibsens Apostata: „Ist es der Mühe wert, das Mögliche zu verlangen?“ Nun, und das meint Paul Scheerbart eben auch!

Also, Sie können beruhigt sein: Paul Scheerbart wird sicherlich keinen Parlamentbeschluss auf Einführung des Harems provocieren, er wird höchstens irgend eine „European Harem Society“ begründen und sich zu ihrem unbesoldeten „Generaldirector“ ernennen lassen. Jegliche Agitation wird indes als „unvornehm“ abgelehnt werden. Das Aeußerste wäre die Aufschlagung einer „weißen Bühne“, von der herab diese und andere welterlösende Evangelien vor einem, gleichfalls aus Vornehmheitsgründen, möglichst beschränkten Publicum, in möglichst allegorischer und parabolischer Form, herabgetutet würden.

Aber zum Teufel! — bitte, fluchen Sie nicht! — Zum Teufel! werden Sie sagen: Was hat denn das alles mit dem „Tod der Barmekiden“ zu thun? — Das ist … ein … Mysterium … Respect also! Und der Hauptreiz dieses Mysteriums besteht eben darin: dass das alles — gar nichts mit einander zu thun hat! Die Geschichte vom „Tod der Barmekiden“ beweist nämlich, dass der Harem ebensowenig taugt, wie die europäische Einrichtung der Monogamie, dass selbst in seine umfriedeten Mauern die bitterböse Kunst der Verführung sich einzuschleichen vermag, dass folglich die abendländische Sitte bereits vor tausend Jahren den Orient vergiftete! Oder sollten Hetäreninstinct und Ehegebrechlichkeit vielleicht mehr als europäisch, sollten sie vielleicht, so ein ganz klein bisschen nur, allgemein-menschlich, sagen wir: allzumenschlich, sein?! Wehe dem, der solch' Frevelhaftes vermuthet! Ihm wird unweigerlich der Kopf aufgeknackt! Also geschieht einem würdigen kahlköpfigen europäischen Gelehrten, der an der Weisheit Raisus und der Hellblauen bescheiden zu zweifeln wagt. Der grimme Plusa knackt ihm den Kopf auf und verschluckt ihn — o Graus! mitsammt dem schönen schwarzen Hornkneifer. Zwar wird der Kopf später wieder ausgespuckt, zusammengelegt und aufgeleimt — aber der Kneifer ist futsch — und das ist für einen Europäer sehr bitter!

Sollten Sie jetzt noch nicht wissen, meine Herrschaften, was in dem Scheerbart'schen Roman steht, so thun Sie mir einfach leid! Doch ich will mit Ihrer menschlichen Schwäche Mitleid haben und mich etwas deutlicher erklären. Aber keineswegs allzudeutlich — das wäre stillos!

Doch womit soll ich nun beginnen? Mit Harun al Raschid und den Barmekiden? Oder mit Raisu und den hellblauen Löwen? Bitte, bezähmen Sie noch ein wenig Ihre Ungeduld, Ihre sehr begreifliche Ungeduld nach dem rothmähnigen Riesen und nach seinen blitzblauen Hauslöwen — ich denke, es ist in Ihrem eigensten Interesse, wenn ich zuerst den menschlichen Theil der Tragödie, oder Tragi-Komödie, oder Komike-Tragödie, erledige.

Die Geschichte ist ziemlich einfach: Harun hat eine Schwester und Gattin, die Abbasah, und einen Freund, den Barmekiden Djafar. Die Palastsitte verbietet, dass diese Beiden einander sehen. Harun aber, der Zügellose, will mit seiner Lieblingsgattin und seinem Lieblingsfreunde gemeinsam trinken. Er will nicht den einen entbehren, wenn er die andere genießt, und umgekehrt. Zum Scheine werden Djafar und Abbasah mit einander vermählt, aber selbstverständlich wird der Schein gar bald zur Wirklichkeit. Die Abbasah schwärmt schon lange für „Freiheit“, und des Djafar Grundsatz lautet: „Sorglos, frech und toll!“ Folglich — —! Aber Harun ist lange blind. Er ist ein sentimentaler Rauschmensch und gemüthlicher Despot. Doch als er's endlich merkt, das Scheusälig-Natürliche, da hört die Gemüthlichkeit natürlich auf. Er tobt ohnmaßen, und sechs Capitel hintereinander hat der rothkastanige Henker Masrar nichts anderes zu thun, als zu köpfen und zu schröpfen. Der ganze Stamm der Barmekiden wird um der Unthat des einen willen vernichtet. Die Abbasah aber bleibt leben — sie wird trüb und alt. Und auch Harun bleibt leben — auch er wird alt und trüb. Stumpfe Trostlosigkeit am Ende … „Hieraus erkennt … man wieder,“ sagt der tiefsinnige Pix, „wieviel die Liebe und die Freundschaft zerstören können.“

Die Geschichte ist also höchst europäisch — nur, dass unsere Haruns sich ein bisschen bezähmen müssen! Im Orient geht's eben, so „groß“ er auch sein mag, allerweil ein bisschen wüster zu. Indes, es handelt sich um das abschreckende Beispiel, und das muss natürlich entsprechend heftig ausfallen. Denn der große Riese Raisu hat sich vorgenommen, den Europäern den Geschmack an der Liebe und der Frauenfreiheit auf ewig zu vergällen. Darum hat er die Europäer nach dem Demawand eingeladen, gewissermaßen dem orientalischen Blocksberg, und dort lässt er ihnen den „Tod der Barmekiden“ von seinen Geistern als Schauspiel vorspielen — in vierundzwanzig „Nummern“. Die blauen Löwen fungieren dabei als Bühnenmeister. Sie reißen den jedesmaligen Vorhang entzwei und führen in den Zwischenpausen erbauliche und belehrende Gespräche: selbstredend über Frauenfreiheit und Frauenbildung, über Hetärismus und Mutterinstincte, über Harem und Monogamie. Es ist also eine ebenso weise wie spaßhafte, wenn auch keineswegs durchweg gemüthliche Blocksberggesellschaft. Es wird geprügelt, gekratzt und Sand in die Augen gescharrt, und jenes Kopfaufknacken darf auch nicht vergessen werden. Stets aber stellt Raisu — der in seinem schneeweißen Mantel, wenn er dasitzt, so groß ist, wie ein weißer Riesengletscher — stets stellt er durch seine Zauberer die nöthige Ruhe wieder her. Und damit die Löwen — auch sie sind riesengroß, jeder so groß, wie vierzig Elephanten — damit sie nicht etwa Appetit auf die Herren Europäer bekommen, erhalten sie in den Zwischenpausen eine ebenso auskömmliche wie harmlose Nahrung, nämlich: Gurkensalat, als Pflanzenkost — dreißig Centner, die mit Heugabeln verspeist werden! — oder Klapperschlangen in Unkentunke, oder ein bisschen Rhinocerosmark, oder gestampfte Tomaten mit gefrorenem Papagei. Als Bedienung wirken für die blitzblauen, schwänzeknallenden und geisterhaft durchsichtigen Herrschaften selbstverständlich Wiener Kellner, von denen immer je fünfzig Mann an einem Teller schleppen. Die Europäer sehen dieser löblichen Verrichtung mit Operngucker zu und essen ihrerseits einige Kiepen frischer Apfelsinen.

*

Ulk! wird man sagen. — Nein, kein Ulk! erwidere ich: stolze künstlerische Laune und feinste Stilberechnung! Vielleicht ein bisschen — übereuropäisch! Denn im modernen Europa ist man bekanntlich sehr ernsthaft und feierlich, sowohl mit Geistern als mit Menschen. Im romantischen Europa hätte man das schon weit besser verstanden. Die Tieck, Schlegel, Brentano, Hoffmann hätten an Scheerbart ihre Freude gehabt: sie liebten die Würzen der Phantastik und Ironie und schätzten sie als die souveränsten Aeußerungen der wahren Künstlerfreiheit. Aber sie wussten diese Mittel noch nicht stilvoll zu verwenden, es zerfloss ihnen Alles. Bei Scheerbart dagegen ist höchste künstlerische Oekonomie und durchgebildetes Stilbewusstsein. Er erfüllt Das, was jene versprachen. Bei ihm haben Humor, Ironie, Witz und selbst Didaktik nichts Zersetzendes. Im Gegentheil, sie haben Farbe und wirken als künstlerische Contraste, die das Hauptgemälde heben. Und wo er verrückt ist, ist er's mit Methode — freilich nicht bloß mit Methode, auch mit Plaisier. Wenn sich die Leute aber gar den Kopf über ihn zerbrechen und gar nicht wissen, worauf er eigentlich hinaus will, dann ist Das sein höchstes Plaisir.

So ist also wieder ein Till Eulenspiegel in der Welt, und so deutsch Der im Grunde seines Herzens auch ist, es war klüglich und weislich von ihm gehandelt, den steifleinenen Europäern in orientalischer Vermummung zu kommen — vielleicht, dass sie sich dann an seinen fremdartigen Anblick eher gewöhnen! Aber es waren weder diese Maskenfreude noch der Harem allein, was Scheerbart zum Orient zog: es war vor allem gewiss ein intimer Drang seines künstlerischen Naturells, eben jenes stark und eigenartig entwickelte Form- und Stilgefühl, durch das er den romantisch-ironischen Hang so glücklich bei sich ergänzt. Man betrachte einen persischen Teppich: diese scheinbare Wirrnis, dieses Liniengeflirr und Farbengetaumel, und doch diese überlegene Gebundenheit, diese sichere Structur, die decorative Stilisierung. Scheerbarts poetische Kunstwerke sind sprachlich und compositionell solche persische Teppiche: durch all die farbige Willkür und extravagante Verrücktheit, durch hänselnde Späße und himmelnde Schwärmerei, blickt kühl und streng eine feste Gesetzmäßigkeit, die niemals die Zügel aus der Hand gibt. Es kann sogar wider alle ziellose Freiheitsduselei keinen unerbittlicheren Gegner geben, als den Künstler Scheerbart. Kein Wort, das ihm achtlos entschlüpfte! Jedes ist auf Klang und Rhythmus geprüft. Und jedes erhält durch den Rhythmus, in dem es steht, besonderen Klang, neuen, eigenartigen. Selbst das Banale klingt apart, und die Trivialität wird unter den Händen dieses schalkhaften Virtuosen zum stimulierenden Kunstmittel. Und so ist, fast mehr noch als einem Teppich, die Kunstweise dieses Dichters einem perlengestickten Seidengewand vergleichbar, etwa einem Priestermantel. Die einzelnen Worte sind Perlen, und die funkeln und blitzen, wie man sie auch wenden mag.

Daher denn auch in der Darstellung selbst diese üppige Pracht! Paläste und Scenerien baut Scheerbart vor einem auf, dass auch dem prunkgewöhnten Auge schwindeln möchte. Es ist, als ob dieser arme Schlucker, der hungrig an Häringsgräten knabbert, den reichen Leuten in Europa beweisen wolle, wie sehr er all ihre Protzigkeit verachtet, wie Die in ein lumpiges Nichts zusammenschrumpft vor den berückenden Schaubildern seiner Dichterphantasie, wo Perlen und Edelsteine von Böden, Säulen und Wänden blitzen, wo Millionen Goldstücke in toller Laune ins Wasser geschleudert werden, wo's Blut und Diamanten regnet. Und, wie in üppiger Verhöhnung aller modernen „Bühnenausstattungen“, lässt er zauberhafte Wandelscenerien, magische Fata-Morganen und immer neue sinnverwirrende „Vorhänge“ in seinem Geister-Theater erscheinen, auch hier durch Phantasie die kühnste Wirklichkeitsmöglichkeit übertrumpfend. Und durch leises Gekicher glaubt man stolz und herrisch zu vernehmen: „Der Dichter allein, ihr Tröpfe, ist der wahre König!“

Ja, ein wahrer König — das ist Paul Scheerbart. Mag man über ihn lächeln und mit ihm lachen, mag man sich durch die Gewalt seiner Phantasie von verzücktem Schwelgen und frohlockendem Leichtsinn in schlottrichtes Grausen peitschen lassen, mag man heftig mit ihm disputieren, sich grimmig wider ihn ereifern und ihn missmuthig in die Ecke werfen, er bleibt doch stets der Gleiche, kühl und ruhig, ein lächelnder König. Und seine blauen Löwen, halb Clown, halb Chorus, wollet sie nicht schelten! „Lachende Löwen müssen kommen!“ so wollte einst unser Zarathustra-Heiliger. Nun, *diese* Löwen, sie können lachen — sie sind „echte Geister“ — und mögen auch Greuel und Aberwitz auf der Lebensbühne wüthen, sie behalten ihr starkes, leichtes Herz — und lachen — — lachen!

Berlin. Franz Servaes.

Auguste Rodin und sein Balzac.*)

Ein Werk der Plastik ist an sich schon eine Metapher und eine Hyperbel. Es bezeichnet etwas anderes, als es thatsächlich darstellt. Eine Statue besteht aus Gips, Marmor oder Stein. Aber dieses Ineinanderfließen von Linien und Material, von Höhlungen und Wölbungen soll die sichtbare äußere Gestalt eines Werkes mit dem Schein von lebendigem Fleisch, bewegten Muskeln und wahrhaften menschlichen Stellungen erfüllen. Und noch mehr, diese Metapher aus Bronze oder Thon ist auch eine Hyperbel, denn sie soll nicht bloß einen Menschen im Eindruck eines vorübergehenden Augenblicks darstellen, sondern sein ganzes dauerndes Wesen. Die Kunst übertreibt in diesem Fall, denn sie will nicht bloß das wiedergeben, was für den Augenblick sichtbar ist, sondern was als Wesentlichkeit in der Tiefe ruht: die ganze Einheit von schaffendem und verzehrendem Leben, die den Charakter eines Menschen bildet.

In diesem Sinne wird der Bildhauer auch Balzac stilisieren müssen, und wenn sich ihm dabei die Idee einer Riesengestalt aufdrängt, so ist das für einen gebildeten Geist sehr einleuchtend und fast selbstverständlich. Der Balzac von Auguste *Rodin*, der eben beendet worden ist und nach seiner Ausstellung im Salon wohl bald in einer Straße unserer Stadt Platz finden wird, gibt uns vor allem den Eindruck eines Riesen.

*

Für Balzac brauchte es in seinem Paris ein würdigeres Denkmal, als die Mehrzahl unserer öffentlich errichteten Statuen ist. Darum hat man sich mit Recht an unseren ersten lebenden Bildhauer gewendet, an den einzigen. Unsere anderen sind officielle Herren, gebildet an Schultraditionen und der überkommenen Routine. Keiner von ihnen hat eine neue Stellung, eine nichtconventionelle Geste erspäht, sie haben die Augen nicht offen für das Leben, das sie umgibt, sie wissen nicht, wie der männliche Körper geht und wie der weibliche, wie sich die Muskel bewegen, wie sie von Ruhe zur Thätigkeit übergehen. Sie stecken für immer in der Banalität abgedroschener Hilfsmittel, deren Geist schon lange verflogen und verraucht ist.

In der That, was Balzac, der Wiedererwecker der directen Beobachtung, in der Literatur, hat Rodin für die Sculptur geleistet.

Man halte sich doch vor Augen, was die Bildhauerkunst in diesem Jahrhundert bei uns war. Verschwunden war die feurige Grazie des achtzehnten Jahrhunderts, die sich in schwächeren Zügen noch etwa bis Carpaux verfolg enlässt; verschwunden auch die ungleichmäßige, aber zu großartige Kraftnatur Rudes, dessen Schüler viel eher seine Unordentlichkeit zu übernehmen imstande sind, als den Schwung und die unbewusste, innere Harmonie. Was ist nun übrig geblieben? Auf der einen Seite Barye, der genaue und gewissenhafte Beobachter der Linien und Bewegungen des lebendigen Körpers, der sich aber auf das Studium der Thiere beschränkt: auf der anderen Seite nimmt akademische Steifheit und glatte Routine von allem Beschlag. Ueberall fruchtloses Copieren, Fälschen, Thätigkeit ohne Geist. Das sind schon die Raffinierten, die auf die Schultern einer antiken Atalante den Kopf einer anderen Nymphe setzen — und was sonst noch zu den kleinen Combinationen, den muthlosen und widerlichen Hilfsmitteln eines seelenlosen Handwerks gehört. In den Koth gezerrt ist diese Kunst, die ehemals auf Wissen und wirklichem Empfinden beruhte.

Wenn nun noch wenigstens, mit Ausnahme von zweien oder dreien, das Handwerkliche ausreichen würde! Aber man gehe nur und überzeuge sich vom Gegentheil im Vestibule des Luxembourg. Die falsche Pose einer Statue rührt niemals von einer kühnen Neuerung her, die ja Beobachtung und Intelligenz in sich enthalten müsste, sondern von der Unterwerfung unter unvernünftige und willkürliche Regeln. In Wirklichkeit existieren die Regeln nur, um die Methode jedes einzelnen, nach der er auffasst und gestaltet, festzustellen. Der Künstler wird deshalb das Ueberkommene immer einer genauen und sichtenden Prüfung unterziehen und nur das sich aneignen, was seinem persönlichen Temperament zum Ausdruck verhilft.

Es wäre ein leichtes Spiel, in den Sculpturen unseres Jahrhunderts Theil für Theil die schwächliche Wiederholung eines entsprechenden Theils zu finden, der in einem Werke der Antike oder Renaissance vorkam und damals Sinn und Ausdruck hatte. Es ließe sich so constatieren, dass wir in der Bildhauerei nicht einen Schnörkel unserer Zeit aufzuweisen haben, der nicht sein älteres Modell besäße. Und auf diese geistlose Anpassung hat nicht bloß Frankreich, sondern ganz Europa den Ruhm seiner großen, vornehmen Schule moderner Sculptur gegründet. In Wirklichkeit ist sie vielmehr ein Beweis seiner Schwäche, Trockenheit und Unfruchtbarkeit. Man denke: in dieser ganzen Schule nicht *ein* Künstler, der die stumpfe Masse zum Aufruhr bringt; keine Revolte, keine Aufregung, keine Opposition und — kein Enthusiasmus. Niemand, der geringschätziges Mitleid bei den einen, bei den anderen heiße Liebe entflammte!

Wann aber wäre eine selbständige, offenbarende Kunst erstanden, ohne Stürme zu entfesseln und dem Unverstand zu trotzen? Wann ein originaler Künstler, den man von allem Anfang an, ruhig und ohne Kämpfe anerkennen würde: der sich mit den gelernten Arbeitern, ohne eine Discussion und Schrecken hervorzurufen, auf eine Bank setzte?!

Rodin wenigstens hat es nicht gekonnt. Wenngleich sein Genie heute unangetastet und allgemein anerkannt dasteht, darf man nicht glauben, dass seine Anfänge ihm leicht geworden sind. Die Anstrengungen in seinem langen, langen Kampf mit den anderen und sich selber waren hart und schmerzlich genug. Das Handwerk des Bildhauers ist ja für den armen Künstler ganz besonders mühselig, wegen der großen Kosten, die es erfordert. Allerdings, auf der anderen Seite ist kein Gewerbe einträglicher, als das eines Plastikers, der sich auf dem tiefen Niveau des allgemeinen, officiellen Geschmacks zu erhalten weiß: dem fliegen die Bestellungen nur so zu. Die große Stärke Rodins aber bestand gerade darin, nicht nachzugeben und nicht zu verzweifeln. Er will nichts sein als glühender Anbeter der Linien und Formen, die er mit jedem Tage neu in der Natur entdeckt.

*

Ehe Rodin an das Werk gieng, von dem hier nun die Rede sein soll, hat er es künstlerisch durchgedacht. Balzac ist darin aufrechtstehend abgebildet, im ganzen sichtbaren, verzehrenden Fieber seiner Gehirnarbeit. Der Kopf, von vollendeter Aehnlichkeit mit den Porträts, die man kennt, rund und voll, ist belebt. Der Blick drängt sich, sozusagen, gierig vor: die Nase, vom heftigen Athem gebläht, die Lippen, das Kinn — alles wendet sich an die Menge, vor der er steht, oder vielleicht auch nach innen, an die Idee, der er auflauert, wie einem flüchtigen Edelwild, die er auffängt, und in deren Genuss er schwelgt, indes seine Arme unter der Mönchskutte mit gekreuzten Händen die Beute zu fassen und festzuhalten scheinen. Diese Art eines aufgeregten Raubthieres, die Redin in der Bewegung und im Ausdruck seiner wunderbaren Statue darzustellen gewusst hat, drückt in einem ausgezeichnet zusammenfassenden Bild die innere, verborgene Gedankenthätigkeit unseres Dichters aus — eines Menschen, der sich mit wahrer Gier auf die ganze Menge der menschlichen Objecte stürzt, oder auf irgend ein bestimmtes, an dem ihn ein geheimer Reiz anzieht — eines Menschen, der sich gleichsam mit lebendiger Substanz nährt wie ein Vampyr, und zum Schlusse das trunkene Gefühl hat, nicht mehr er selber, sondern mit fremder Materie erfüllt zu sein, wie einer der sagenhaften Riesen, der Menschenopfer verspeist ...

Eine solche Statue, auf einem Platze unserer Stadt, wird den großen Haufen freilich erschrecken und in Aufruhr bringen. Aber die reinen Anbeter der Schönheit werden zur Stelle sein, dieses Werk zu schützen und vor jedem thörichten und schmutzigen Angriff zu bewahren. Mit Inbrunst werden sie es anbeten und dem Tag entgegenhoffen, wo dieses mächtige Denkmal in der ganzen Größe seiner heroischen Ruhe verstanden und bewundert werden

*) Vergleiche den Aufsatz über „Rodin“ von B. Zuckerkandl in Nr. 42 der „Zeit“.

wird, und die Namen Balzac und Rodin Kunde geben werden von einer in zwei Seelen gleichgestimmten und einzigartigen Anbetung der ewigen, allmächtigen Schönheit aller Dinge.

Wie Balzac ist auch Rodin ganz und gar eingenommen vom Prickeln der Bewegung, von den endlosen Schwingungen der Leidenschaften in jedem Sinn, von der unersättlichen Erregung, in der sich das Leben erzeugt, gestaltet, verdichtet und verändert. Und diese Welt der Bewegungen drückt er durch die Geste, die Haltung aus, durch den rhythmischen und dabei heftigen Schwung der Formen, wie er allein ihn erspäht und festhält. So sieht man ihn auch vor seinen Modellen, mit angespannten Sinnen, stets auf der Lauer, jeden Uebergang im unausgesetzten und abwechslungsreichen Spiel der Linien des nackten Körpers erhaschend . . . und wenn es nicht ein unmögliches Unternehmen wäre, müsste man von ihm sagen, er bemühe sich, eine vollständige Sammlung aller normalen Posen und aller nur möglichen Variationen zu erwerben. Zumindest ist es wahr, dass seine Finger, wenn er einmal für eine Stunde aus Müdigkeit die Arbeit unterbricht, niemals den Zeichenstift weglegen und ohne Unterlass das Papier mit überraschend neuen, dem Leben abgelauschten Combinationen von Körperlinien bedecken. Kein Künstler, glaube ich, hat eine größere Anzahl solcher kleinen Skizzen entworfen, so eigenartiger überdies und so neuer. Er forscht immer und lernt immer.

Am Denkmale Balzacs frappiert zunächst die ungewöhnliche Thatsache, dass es sich wie aus einem Stück gehauen, wie aus einem massigen Steinblock bestehend darstellt. Nicht einem schlecht behauenen, unförmigen, plumpen: im Gegentheil, einem von Bewegung, Muskelspannung und Leidenschaften gleichsam geschwellten, fiebernden, lebendigen Block. Der Kopf ist nicht muthwillig aus dem Zusammenhang gerissen durch einen gestreckten und geschweiften Hals; die Beine sind nicht in der Form eines Zirkels von einander gespreizt und geben dem Körper nicht den vom Mangel an Gleichgewicht herrührenden Eindruck dauernder Ermüdung. Kein Emblem, kein Attribut unterstreicht den Sinn oder verräth den Namen des hier wieder erweckten Heros. Alles liegt in der Figur selbst und man kann gar nicht daran zweifeln, dass hier Balzac vor uns steht, lebt und sich bewegt.

Die ganze Kraft des Werkes concentrirt sich in der Energie dieses prachtvollen Kopfes. Mächtig und breit, wie er ist, beherrscht, beschligt er das Volk, das ihn mit fieberndem Tumult umgibt. Es ist wahrhaft der Kopf eines Kolosses mit seiner sieghaften Kraft, seinem stolzen Enthusiasmus und seinem wüthenden Trieb, alles sich zu unterjochen, alles anzupassen, aufzunehmen und in seinen Büchern zu neuer Gestalt zu erwecken, zu einem feurigeren, intensiveren und wirklicheren Leben. Mit einer Art Wollust tastet und wittert er mit seinen Lippen, seinen Augen, seiner Nase, scheint sich zu vervielfachen und wieder zu sammeln und harmonisch allem anzupassen, was rinzsumher vorgeht. Er badet sich in dieser Fülle, er wächst, indem er sich an ihr berauscht. Das ganze Meer von gährender Bewegung, aus dem er geschöpft und mit dem er sich umgeben hat, glaubt man um ihn wogen, an dem Gewand seines Körpers rieseln und perlen zu sehen bis zu den Falten am Sockel herab. Alles in allem: ein Koloss, mit Wahrheit erfüllt, von einer Idee beherrscht und gestaltet, lebendig!

Paris. **André Fontainas.**

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Ganz langsam dämmert in den höheren Regionen die Erkenntnis auf, dass die bisher in Oesterreich getriebene Wirtschaftspolitik zum Ruine führt. Nachdem der Vorsprung, den das westliche Europa stets vor uns gehabt, unabsehbar geworden ist, nachdem sich unsere Industrie durch den drohenden Verlust der unbeschränkten Marktfreiheit in Ungarn ernstlich gefährdet sieht, soll auf einmal ein Anlauf genommen werden, und man meint, auf eins, zwei, drei ist man wieder obenauf. Ein paar Exportenquêten, eine Exporthochschule, eine Reform des Consularwesens, ein paar schöne Reden und als großer Trumpf die Reformierung der Vereinscommission, die Actienreform das soll den verfahrenen Karren wieder flott machen. So leicht wird es nicht gehen, wie sich es die Herren vorstellen. Was in Jahrzehnten gesündigt und versäumt worden ist, wird nicht in Augenblicken gut gemacht. Auch gehört die Vereinscommission zu sehr ins herrschende System, als dass wir glauben könnten, dass mit dem Namen auch ihr Geist aus dem Beamtenkörper schwinden werde. Vereinscommission, Zeitungsstempel, Censur, die tausenderlei Chicanen und Verschleppungen, denen jeder, der in Oesterreich etwas unternehmen wollte, von den untersten Bezirksbehörden bis hinauf zu den Ministern und der Militärverwaltung stets ausgesetzt war, sie alle sind Ausflüsse des Geistes unvernünftiger Angst und Uebelwollens, welche von jeher die Haupttriebfedern österreichischer Politik gewesen sind. Es ist derselbe Geist, welcher jede geistige Regsamkeit in der Bevölkerung seit Jahrhunderten niedergedrückt, die Volksverdummung systematisch betrieben hat und der nicht wenig dazu beigetragen hat, jene blödsinnige antisemitische Strömung großzuziehen, die nicht unerwähnt bleiben darf, wenn die Ursachen des Darniederliegens der Unternehmungslust in Oesterreich erörtert werden. Und auf einmal soll all das anders werden. Und noch dazu inmitten des Chaos, in das uns dasselbe System in der inneren Politik geführt hat? Man könnte jetzt das Gründungswesen vollkommen frei geben und, von Schwindelunternehmungen abgesehen, würden kaum viele den Muth haben, angesichts der inneren Zustände und des problematischen Verhältnisses zu Ungarn, neue industrielle Unternehmungen ins Leben zu rufen. Solange nicht eine verständige Regierung in der inneren Politik Ordnung gemacht, nützt auch die schönste Actienreform nichts. Diese pessimistischen Betrachtungen sollen uns aber nicht hindern, die Initiative, welche die Regierung ergriffen hat, freudig zu begrüßen. Hoffentlich ist es auch wirklich eine ernste, gründliche Reform, welche die Regierung anstrebt, und wird nach der Veröffentlichung des Regulativs für die Vereinscommission auch wirklich das Actiengesetz rasch ausgearbeitet. Man wird gut thun, sich dabei möglichst an das deutsche Muster zu halten, ohne es sclavisch zu copieren. Was das umfangreiche officiöse Communiqué bisher über den Inhalt der Reform kundgegeben, ist zu wenig, um sich ein Bild von ihr zu machen. Soll etwas Vernünftiges herauskommen, so muss die Tendenz sein: möglichste Freiheit in der Initiative und Bethätigung und strengste Verantwortlichkeit für jeden Missbrauch der Freiheit zum Schaden der Allgemeinheit oder einzelner.

*

Dem Gesetze, betreffend die directen Personalsteuern und zwar speciell dem Capitel „Rentensteuer“, sind seither gefolgt: die Vollzugsvorschriften, der erste Nachtrag zu den Vollzugsvorschriften, der Erlass des Finanzministers, enthaltend principielle Weisungen, ein erläuternder Artikel im nichtamtlichen Theil der Wiener Zeitung, endlich eine amtliche Tabelle, enthaltend die rentensteuerpflichtigen auswärtigen Papiere, letztere aber nur zum Gebrauch der Steuerämter. Auch der Erlass des Finanzministers ist, obwohl er im Druck vorliegt, nicht zur Verfügung des Publicums gestellt, sondern nur an privilegierten Orten, z. B. im Börsensaal, ausgehängt. In der Staatsdruckerei und im Buchhandel ist er nicht erhältlich. Auskennen thut sich trotz oder vielleicht wegen der Plethora an Vorschriften niemand und von einer Reihe gewöhnlicher z. B. einzelner ungarischer Papiere weiß niemand mit Sicherheit, ob sie rentensteuerpflichtig sind oder nicht. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, wäre es das einfachste, dass das Finanzministerium die wiederholt angekündigte Tabelle nicht nur den Steuerämtern, sondern auch dem Publicum zur Verfügung stelle. Man kann füglich nicht verlangen, dass jeder Besitzer ausländischer Papiere die Steuergesetze jener Länder und deren Auslegung seitens unserer Finanzbehörde kenne.

*

Uebrigens scheint die Finanzverwaltung ursprünglich die Steuerpflicht verschiedener Werte nicht nach den gesetzlichen Vorschriften, sondern nach unbekannten Beweggründen beurtheilt zu haben. Im November vorigen Jahres hat der Wiener Bankverein größere Beträge der vierpercentigen bosnischen Landesanleihe im Publicum abgesetzt, indem er verkünden ließ, dass dieselbe rentensteuerfrei sei. Wir haben damals gefragt, auf Grund welches Paragraphen die Steuerfreiheit concediert worden sei, ohne dass eine Antwort erfolgt wäre. Freilich war das noch unter der Aera Badeni. Nun verlautet seit einigen Wochen, dass der Titre doch steuerpflichtig sei, und das Publicum, welches die Titres im Glauben, ein rentensteuerfreies Papier zu besitzen, erworben hat, ist getäuscht worden. Es wäre wünschenswert, festzustellen, ob die damalige Zusage des Emissionsinstituts auf Grund einer behördlichen Autorisation erfolgt ist, oder nicht. Jedenfalls hat das Stillschweigen der Finanzverwaltung das Publicum geschädigt.

*

In der Generalversammlung der Reichenberg-Gablonzer Bahn hat ein Actionär gegen den Beschluss bezüglich der Verwendung des Reingewinns Protest erhoben. Die Thatsache ist an sich ihrer Seltenheit halber bemerkenswert. Der Protest war auch vollkommen berechtigt. Denn der auf Antrag des Verwaltungsraths gefasste Beschluss bedeutete einfach, dass der den Stammactionären rechtmäßig gebürende Antheil am Reingewinn diesen genommen und den Prioritätsactionären zugewendet werde. Der Sachverhalt ist folgender: das Actiencapital der Reichenberg-Gablonzer Bahn besteht aus Prioritätsactien und aus Stammactien (lit. A und B). Im Vorjahre haben die Prioritätsactien die statutarische Dividende von fünf Procent erhalten, während die Generalversammlung über Antrag des Verwaltungsrathes beschloss, den Restgewinn vorzutragen, ohne dass die Stammactien eine Dividende erhalten hätten. Im abgelaufenen Jahre reichte das Erträgnis auch zur Bezahlung der statutarischen fünf Procent Dividende auf die Prioritätsactien nicht hin, und der Verwaltungsrath beantragte daher, zur Ergänzung derselben den Gewinnvortrag heranzuziehen. Das Statut schreibt vor, dass die Generalversammlung über die Verwendung des Reingewinnes beschließe; das Statut schreibt aber weiter vor, dass der Reingewinn nach Bestreitung des Prioritätendienstes und der Actienamortisation zur Bezahlung einer fünfprocentigen Dividende an die Prioritäts- und Stammactionäre (lit. A und B) zu verwenden ist, wobei die Prioritätsactien das Vorrecht vor den Stammactien genießen. Der Ueberschuss ist zu Reserven, Tantièmen und Superdividenden zu verwenden. Demnach war schon der vorjährige Beschluss unstatthaft, denn die Generalversammlung muss sich in ihren Beschlüssen im Rahmen des Statuts halten und dieses schließt jede anderweitige Verwendung des Reingewinnes, zumal insolange nicht alle Actien ihre Dividende erhalten haben, aus. Es kommt aber noch etwas hinzu. Der Antrag auf Verzichtleistung der Stammactionäre auf ihre Dividende wurde vom Vorsitzenden in der vorjährigen Generalversammlung damit begründet, dass dieses Opfer nöthig sei, weil die Gesellschaft mit Rücksicht auf in Aussicht stehende Investitionen und Erweiterungen des Bahnnetzes Barmittel benöthige 2c. Also um das Betriebscapital nicht zu schmälern, sollten die Stammactien auf ihre Dividenden verzichten, und unter dieser Voraussetzung brachten sie das Opfer.

*

Dem Actionär, welcher in der diesjährigen Generalversammlung Protest erhob, erwiderte der Vorsitzende, Herr Hofrath v. Hahn, dass der Vorjahrsbeschluss dem Anspruch der Stammactionäre auf den Gewinnvortrag präjudiciert habe. Es ist an und für sich sehr fraglich, ob der

statutenwidrige Beschluss des Vorjahres die Stammactionäre um ihren rechtmäßigen Antheil bringen könne, ganz ausgeschlossen ist dies aber deshalb, weil der Vorjahrsbeschluss, wie oben gezeigt, durch Vorspiegelung falscher Thatsachen seitens der Verwaltung zustande gekommen ist. Die Stammactionäre haben verzichtet, um das Betriebscapital der Unternehmung zu erhöhen, nicht aber um die Dividende der Prioritätsactionäre aufzubessern. Der Restgewinn des Vorjahres musste, wenn der statutenwidrige Beschluss schon einmal gefasst war, einfach alljährlich wieder vorgetragen werden, bis die Verhältnisse des Unternehmens erlaubten, ihn den Stammactionären als Dividende auszuschütten. Der protestierende Actionär wird kaum sein Recht finden. Da der landesfürstliche Commissär im Vorjahre nicht die Statutenwidrigkeit und heuer nicht die Unbilligkeit und Rechtswidrigkeit der gefassten Beschlüsse erkannt hat, wird er jetzt gewiss nicht sich selbst desavouieren wollen und veranlassen, dass dem Proteste Folge gegeben werde. Aber da jetzt an einem Actiengesetz gearbeitet wird, so sei den betheiligten Herren Referenten empfohlen, bei Ausarbeitung der gesetzlichen Bestimmungen auch dieses Vorfalles zu gedenken und die geeigneten Maßnahmen zu treffen, damit bei Vorkommen verschiedener Actienkategorien die Majorisierung der einen durch die andere hintangehalten werde. r. h.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Renaissance, Gastspiel der Truppe Novelli, „La mort civile“ von Paolo Giacometti. Dresden, Residenztheater, Gastspiel der Reisenhofer, „Die sittliche Forderung“ und „Juana“.

* * *

Im Burgtheater hat Herr Bittschau vom Berliner Theater gastiert, ein massiver, klobiger und lärmender Schauspieler, recht ordinär, mit den schlechten Manieren der Berliner Schule, doch ohne ihren Verstand. Seine rohen Mittel beherrscht er nicht, mit den Geberden weiß er sich nicht zu helfen und statt zu sprechen, lallt er wie ein betrunkener Bauer herum. Er hat sehr missfallen: er wird also gewiss engagiert.

* * *

Als dritte Rolle hat die Witt die Margarethe in den alten „Hagestolzen“ gespielt. Die Laune ihres glücklichen Wesens ist unbeschreiblich, nie hat eine Schauspielerin die Wiener schneller bethört. Sie tritt auf und das reinste Behagen ist da, sie lächelt kaum und alle sind froh, sie lässt ihre schwellende Stimme blos ein wenig gurren, wie eine Taube, und wir sehnen uns mit ihr.

*

Die Schlierseer sind jetzt wieder im Volkstheater. Rosegger hat über sie geschrieben: „Sie sind Kunst geworden und Natur geblieben.“ Einfacher kann man nicht sagen, was ihnen ihre Macht gibt. Wir haben heute auf keiner deutschen Bühne ein Ensemble, das sich mit ihnen vergleichen darf. Hier ist ein Schauspieler, der uns ahnen lässt, dass er mehr Leidenschaft oder Gemüth hat, als er schauspielerisch ausdrücken kann: es fehlt ihm an Kunst. Dort sehen wir einen anderen, der mehr ausdrückt, als er hat: es ist keine Natur da. Die einen sind Dilettanten, andere sind Virtuosen. Aber in dieser Truppe ist jeder ein vollkommener Schauspieler seiner selbst: keiner ist mehr, als er schauspielerisch kann, keiner kann mehr, als er ist, jeder hat gelernt, mit seinem ganzen Wesen zu spielen. Sie sind Kunst geworden und Natur geblieben. Das ist ihr großes Geheimnis. Wir wollen auf der Bühne besondere Stücke der Menschheit sehen, aber sie müssen, mit Goethe zu reden, „bühnenhaft“ sein: es muss ihnen gegeben sein, das auch zu scheinen, was sie sind, ganz so, wie sie es sind. Der Josef Meth, die Dengg, die Reil, die Gaigl und der unermüdliche, unerschöpfliche Terofal — wie stark, wie rein sind diese Menschen! Aber sie haben auch gelernt, jeden Laut ihres Wesens zum schauspielerischen Ton zu bilden. Sie sind Kunst geworden und Natur geblieben. H. B.

*

In zwei Vorstellungen der Opernschule des Conservatoriums hatte das Publicum Gelegenheit, die künftigen Größen unserer deutschen Bühnen kennen zu lernen und sich von den Leistungen der Schule zu überzeugen. Es wurden zum Theil sehr beachtenswerte Resultate erzielt, namentlich bei den Damen, während die Herren, die ohnehin spärlicher die Fachschule besuchen und aus den verschiedensten Berufsarten erst später der Bühne sich widmen, in den Conservatorien meist die weniger bedeutenden Leistungen ergeben. In Fräulein Ethofer lernten wir eine distinguierte Bühnenerscheinung kennen, deren sympathischer Mezzosopran wohlklingende Alttöne verräth. Fräulein Fendrich ließ als Margarethe in der Darstellung wohl noch die Schablone der Schule merken, sang jedoch die Schmuckarie mit etwas dünner, aber ausreichender Stimme recht hübsch. Fräulein Feuerstein verspricht, eine sehr gute Coloratursängerin zu werden. Sie hat eine noch nicht ganz freie, aber doch schon sehr beachtenswerte Kehlenfertigkeit, eine schöne, starke Stimme von seltener Höhe und reiner Intonation. Es würde ihr sehr zum Vortheil gereichen, wenn sie bei Zeiten darauf achten würde, die stereotyp lächelnde Miene während des Gesanges zu vermeiden. Als Gräfin in „Figaros Hochzeit“ bot Fräulein Gottlieb eine musikalisch bedeutende Leistung, vorläufig noch mit geringem Bühnentemperament. Fräulein Oberländer war als Selica (fünfter Act) noch etwas zaghaft, Fräulein Radin hingegen spielt schon jetzt mit großer Verve und scheint auch Talent für selbständige Auffassung zu verrathen. Allerdings hatte sie als Santuzza eine dankbare Aufgabe, die sie auch stimmlich vollkommen bewältigte. Eine vollkommen ausgebildete Sängerin ist die Altistin Fräulein Schemmel (Fides). Sie scheint eine fleißige und gewissenhafte Schülerin gewesen zu sein, deren solide Gesangskunst mit energischer Darstellung gepaart auf der Bühne ihre Wirkung nicht verfehlen werden. Auf freundlichen Erfolg wird auch Fräulein Sosna rechnen können, ebenso Fräulein Wallner, welche die delicate Scene der Zerline („Fra Diavolo“) ganz gewandt spielte. Ich setze voraus, dass ich ihre anfangs ganz verfehlte Intonation auf Rechnung der Befangenheit setzen kann, denn sie verbesserte sich im Laufe der Darstellung. In kleinen Rollen gefielen die Damen Keppich, Koller und v. Petru. Von den Damen Feuerstein, Radin und Schemmel, vielleicht auch Gottlieb und Wallner, hoffe ich, dass ich ihnen bald als hervorragenden Bühnenmitgliedern begegnen werde. Von den Herren interessierten begreiflicherweise am meisten die Tenore. Herr Mayer hatte auch als „Prophet“ und Turriddu ganz hübsche Momente. Schade, dass seine Aussprache des „s“ störend ist. Herr Jadlowker hätte wohl gesanglich auch interessiert, aber sein ganz hilfloses, wenn nicht auch hoffnungsloses Spiel machte einen Erfolg unmöglich. Etwas natürliches Talent muss auch ein Schüler in solchen Dingen mitbringen, sonst thut er besser daran, den Gedanken an die Bühnenlaufbahn aufzugeben. Die Herren Erhard, Rosaliewicz und Urich waren ganz passable Sänger. In den Ensembles, namentlich im zweiten Act von „Figaros Hochzeit“, scheinen die jungen Künstler sämmtlich eine sehr wohlthuende Sicherheit zu besitzen. So schieden wir im allgemeinen mit dem Eindruck, dass an dieser Opernschule mit viel Ernst und Eifer studiert wurde. Umsomehr fiel mir auf, dass in Kleinigkeiten die üblichen Bühnenunarten nicht nur nicht vermieden, sondern förmlich großgezogen wurden. Wie kann man bei einer Schülervorstellung, wenn man dazu überhaupt die heikle Scene aus dem zweiten Act des „Fra Diavolo“ wählt, den Tenor das Ständchen von Schubert singen lassen? Noch dazu ein Morgenständchen in dem Moment, wo Zerline schlafen geht! Die Schüler sollen doch auch in dieser Beziehung etwas Stilgefühl bekommen. Woher sollen sie es aber nehmen, wenn es die Herren Lehrer selber nicht besitzen? Ob es rathsam ist, die Schüler an den Schreieffecten einer Cavalleria rusticana großzuziehen, ist auch sehr fraglich. Wenn schließlich jemand auf der Bühne eine Guitarre oder Mandoline spielen soll, so sollte doch jemand da sein, der den jungen Leuten zeigt, wie man das macht, damit nicht die ganze Scene lächerlich wird. Das setzt allerdings voraus, dass es der „Professor für dramatische Darstellung“ selbst weiß, was ich von Herrn Stoll leider nicht voraussetzen kann. Von der musikalischen Direction würde ich auch erwarten, dass sie streng darauf sieht, dass Coloraturstellen so gesungen werden, wie sie der Componist schrieb, nicht wie sie der Herr Capellmeister zurechtstutzt. Auf diesen Gedanken der Aenderung sollen Schüler eines guten Conservatoriums gar nicht gebracht werden. Herr Fuchs möge sich diesbezüglich die Schlusstacte der Arie der Margarethe von Valois nachsehen, oder die Phrase des Flötisten im Orchestervorspiel zum zweiten Act. Er wird mir allerdings sagen, diese letzteren Aenderungen seien schon lange üblich. Aber das ist es eben, was ich aussetze: so etwas soll nicht üblich werden und in der Schule soll man ein Extempore nicht lehren, denn es ist unmöglich, den einmal zugelassenen Extravaganzen der Bühnenleute später eine Grenze zu setzen. Mit den Schülern wären wir demnach im Ganzen zufrieden, aber manche Lehrer haben noch immer zu lernen

R. W.

Bücher.

„Die bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft.“ Von Karl Theodor Reinhold. 1898 Leipzig.

In geistreicher Form philosophische Feuilletons. Sonst aber Maculatur eines bloßen Eklektikers! Auf sechshundertzweiunddreißig Seiten keine Spur irgend eines sachlichen Vorschlages. Karl Theodor Reinhold in Berlin ist reich an Citaten aus fremden Autoren; allein er ist von Haus aus kein Nationalökonom. Namentlich die Kenntnis der Literatur der neuesten Zeit geht ihm ab. So bringt er zumeist nur flüchtige Skizzen eines pessimistischen Kritikers über die Extremsocialen und über die Classiker der alten Manchesterschule. Auf die Socialisten wird im Allgemeinen frischweg schimpfiert; der gesunde Kerngedanke der Socialisten, die progressive Steuer, wird aber mit keiner Silbe gestreift. Die drei Klassiker des englischen Manchesterthums kommen ganz gut weg. Für Malthus ist Reinhold förmlich enthusiasmiert; ich auch. Malthus scheint hart, ist aber tief und ehrlich. Er betonte mit großer Schärfe das Gesetz der Möglichkeit einer localen Uebervölkerung. Von Ricardo wird gerühmt, dass er das Lohngesetz lange vor Lassalle gelehrt habe. Schlimmer kommt Adam Smith weg. Er habe eigentlich nur das wiederholt, was schon Diogenes, Bentham und Quesnay zur Regierung gesagt hätten: Tritt mir aus der Sonne! Dem ist aber nicht so. Adam Smith hat allerdings Selbsthilfe und laissez faire gelehrt; er hat aber auch empfohlen, die Regierung solle die Justiz pflegen, die Kriegsmacht heben und in wirtschaftlicher Beziehung überall dort eingreifen, wo sich das Privatcapital als zu schwach erweise. Reinhold wirft Adam Smith und der gesammten Wissenschaft der Nationalökonomie vor, sie habe bisher keinen einzigen wirtschaftlichen Streit praktisch entschieden; das ist einfach ungerecht. Die Ideen Adam Smiths fielen gar vielfach auf fruchtbaren Boden; der Wissenschaft hat die Menschheit die Ablösung der Robot, die Entfernung des Zunftwesens, den Sturz der Stände zu verdanken. Adam Smith war kein Freihändler, sondern ein Schutzzöllner; er hieß zum Beispiel die Ausschließung der fremden Schiffe von den englischen Häfen durch Cromwells Navigationsacte gut. Erst achtzig Jahre nach Adam Smith wurde England, nachdem es in der Industrie eine höhere Spitze, als alle andern Nationen, erreicht hatte, selbstverständlich, freihändlerisch. Alle anderen Nationen sind aber bis heute noch schutzzöllnerisch, eben darum, weil sie die höchste Spitze nicht erklommen haben. Das alles ist ganz natürlich; auch das, dass die große Masse, die Brot

Google

braucht, den Landjunkern (Agrariern), nur kleinere Schutzzölle gewährt wissen will, den Schlotjunkern (Industriellen) größere. Reinhold bemerkt freisinnig, die Polizei dürfe niemandem Straßenumzüge untersagen, die Feuerbestattung oder etwa Skatcongresse verbieten; aber er fügt gleich hinzu, derselbe freie Menschenwille sei auch der Weltdespot und beute die Schwachen aus. Der Mensch, so declamiert Reinhold, sei ein habgieriger, cynischer, grausamer Selbstsüchtling, lauter Esau und Judas. Chacun pour soi. Nun, so übertrieben hat Adam Smith nicht. Der Mensch, fährt Reinhold fort, ist eine Bestie, vornehmlich der Amerikaner und Engländer. Nun, so hat Adam Smith die Sache auch nicht formuliert. Der Capitalist, so meint Reinhold wörtlich, verwerte sein Capital durch Wucher, Schmuggel und Sclavenhandel, durch Bordelle, Spielhöllen und Opiumhandel, durch Waldvernichtung, Beamtenbestechung und durch die Laufburscherei schulpflichtiger Kinder. Ich wiederhole, so übertrieben hat Adam Smith nicht. Infolge seiner pessimistischen Anschauung kommt Reinhold zum Schlusse, jedes sociale, jedes wirtschaftliche Problem sei unlösbar; die Nationalökonomie sei bankrott. Eine solche Resignation ist freilich bequem, aber ein solches Urtheil über den heutigen Stand der Politischen Oekonomie gehört in die Kategorie dilettantischen Unsinns. Freilich gibt es kein Universalmittel, das sociale Problem mit einem Schlage zu lösen, die volkswirtschaftliche Situation eines Volkes zu heben; aber es existieren zur allmählichen Hebung des Volksreichthums viele, gute Einzelmittel.

Dr. Max Wellner.

Annalen des Brünner Museums. Brünn 1898.

Das Brünner Franzens-Museum, welches unter den österreichischen Landesmuseen nicht die letzte Stelle einnimmt, beginnt mit dem vorliegenden Bande eine Publicationsreihe, durch welche der Culturgeschichte Mährens von den frühesten vorgeschichtlichen Zeiten bis in die Gegenwart erfreuliche und gewinnreiche Förderung in Aussicht steht. Ein stattlicher Band vereinigt hier eine Reihe wertvoller Aufsätze, unter welchen die kunsthistorischen Bemerkungen eines Gelehrten vom Range Dr. Theodor v. Frimmels, die keramischen Studien des Professors A. Rzehak, der Aufsatz über die deutschen Lieder der Handschriftensammlung des Museums von Prof. Josef Žák hervorgehoben sein mögen. Von dem slavischen Theil der Arbeiten können wir nur berichten, dass eine Reihe verdienter Namen dabei als Autoren figurieren. Von dem Museumsleiter Otto Schier ist eine beherzigenswerte Studie über Landesmuseen mitgetheilt, welche beweist, dass das Franzens-Museum jedenfalls bewährten und einsichtigen Kräften untersteht. Wünschen wir dem alten Museum und seinem jungen Organ recht treffliches Gedeihen! **Dr. M. Hdt.**

Karl Spitteler: Konrad der Lieutenant. Eine Darstellung. Berlin, Verlag der „Romanwelt" 1898.

Eine „Darstellung"? Der Verfasser erklärt sich darüber in der Einleitung: Es soll ein Roman sein mit Einheitlichkeit der Person und der Perspective, der sich in ununterbrochener Zeitfolge vor uns abwickelt. Also „Konrad der Lieutenant" tritt gleich mit dem ersten Satze vor uns hin und wir begleiten ihn nun, Minute für Minute, den ganzen Tag lang, bis zu dem Augenblick, wo sich sein Schicksal erfüllt. Kein Erleben, keine Begebenheit soll als unwichtig unterschlagen werden: in allem äußert sich ein geheimer Schicksalssinn. — Das ästhetische Problem mag reizvoll sein, ist aber undurchführbar. Denn wenn Karl Spitteler jede Minute gibt, so verlange ich: jede Secunde, und noch die hundertstel und tausendstel Bruchtheile der Secunde! Denn nur so wäre es möglich, uns restlos das Gewebe inneren Erlebens zu enthüllen, das Schicksal in seiner geheimsten furchtbarsten Nothwendigkeit aufzuweisen, gleichsam als physiologisch-biologische Macht. Und ferner würde ich verlangen: niemals die Ereignisse selber, sondern stets nur deren Schlagschatten, nämlich in der Seele des einen Menschen, der für uns der Schicksalsträger ist. Denn das Draußen geht uns in diesem Falle gar nichts an, stets nur das Drinnen: die Reflexe in der Menschenbrust. In dieser Hinsicht zeigt Spitteler nichts weniger als Stilstrenge. Er tritt je nach Bedürfnis und Gefallen aus seinem „Helden" heraus und in ihn hinein. Er sieht mit seinen Augen Menschen, Landschaft und Begebenheiten weit mehr, als mit denen Konrad des Lieutenants. Wozu dann also der ganze Mechanismus der „Darstellung"? Ich fürchte, dass an erster Stelle Mangel an künstlerischer Naivetät, feinsinnige Spintisiererei zu diesem ganzen Formproblem gedrängt hat. Spitteler wollte die denkbar größte Einheit, aber weil er pedantisch und doch wieder inconsequent verfuhr, machte er den Mangel an wirklicher Einheit desto fühlbarer. Dazu kommt eine höchst unglückliche Sprache, die geschraubt und preciös wird, wo sie charakteristisch sein möchte, und wo sie stilvoll werden will, gleich allen Lebensathem verliert. Trotzdem spürt man die Arbeit eines ernsten und bedeutenden Mannes heraus — aber der hat sich diesmal unsäglich „verhauen"! F. S—e.

Ferdinand Avenarius: Stimmen und Bilder, neue Gedichte. Buchschmuck von J. V. Cissarz. Bei Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig, 1898.

Zunächst muss bemerkt werden, dass die Anpreisung, die der Verleger dem Buche angedeihen läset, zum mindesten geschmacklos ist. Auf den Auslageschleifen macht sich nämlich mit liebenswürdigem Aplomb die fettgedruckte Versicherung breit: „Das Lebenswerk des Dichters, ein Stück Weltliteratur." Nun, ein Stück Weltliteratur ist ja schließlich wörtlich genommen alles, was in Druck erscheint. Ob aber ein literarisches Erzeugnis im eigentlichen, stärkeren Sinne ein Stück Weltliteratur ist, diese Entscheidung müssen wir vorläufig denn doch noch anderen Instanzen überlassen, als Herrn Eugen Diederichs in Florenz und Leipzig. Und ad vocem Lebenswerk kann ich nur sagen, dass ich mir unter dem Lebenswerke eines Dichters etwas anderes vorstelle, als einen Band ganz unausgewählter Gedichte. Da bin ich auch schon bei dem Urtheile über das Buch selbst. Unausgewählt ist das Ganze. Von 87 Gedichten, die der Band umfaset, hätten 57 getrost wegbleiben können oder vielmehr müssen. Dann wären 30 übrig geblieben, über die man vielleicht mehr Freude hätte. Denn ab und zu blitzen wirklich poetische Gedanken auf, Dinge, die einer sorgfältigeren Scheidung von den vielen unerträglichen Banalitäten wert gewesen wären. Schade ist es zum Beispiel um das erste Gedicht der „Gedenkblätter", das mit den vier Zeilen schließt: „Die Kinderträume hauchen im Nebel rings herauf, und liebe Todte tauchen mit stillen Augen auf." Es gibt einige solche Verse, die man bemitleiden möchte, dass sie in so schlechter Gesellschaft sein müssen. Aber wie mühsam muss man sich solche Lichtpunkte heraussuchen. Im ganzen hat keine Idee die Form erhalten, die ihr von Natur aus zu gebüren scheint. Eine besondere Vorliebe hat der Autor für Reimpaare. Reimpaare verleiten aber mehr als alles andere zur Reimerei, zum künstlerischen Automatismus; und ich glaube, der Autor ist meist in der Gefahr umgekommen, in die er sich mit sichtlicher Freudigkeit begab. Für den Leser ist diese Form unleidlich ermüdend, besonders da die Gedichte oft die gewöhnlichsten Gegenstände behandeln, die eben vielleicht als kurze Prosaskizzen eine künstlerische Berechtigung hätten, aber sicher nicht nach gebundener Rede verlangen. Muss denn immer alles in Vers und Reim geschrieben sein? Dieser Gedanke scheint dem Autor übrigens theilweise auch selbst gekommen zu sein, und er hat es daher mit freien Rhythmen versucht. Leider beweist er in ihnen wenig rhythmisches Gefühl. Meist ist es nur willkürlich oder nach einer vermeintlichen Gleichzahl von Hebungen in Zeilen geschnittene Prosa, was er uns bietet. Bei dem Abschnitt „Bilder und Gestalten" musste ich mehrmals nach dem Umschlag zurücksehen, um mich zu vergewissern, dass das Buch wirklich 1898 gedruckt ist und nicht lange, lange vorher, als noch — ich weiß gar nicht wann. So brutal veraltete Schauerballaden werden sonst Gott sei Dank doch nicht mehr allzu häufig geschrieben. Sie verletzen umsomehr, wenn sie von der Feder eines Dichters herrühren, der durch manche hübsche Stelle verräth, dass ihm Verständnis für das echt Poetische in der Natur und in der Menschenseele nicht abgeht, der öfters beweist, dass er wohl wüsste oder ahnt, wo die Schätze liegen, und sie nur aus Unvermögen oder Arbeitsscheu nicht gehoben hat. Er soll sie dort suchen, wo er sie ahnt, nach ihnen graben und nicht beim ersten Stein, auf den er stößt, den Spaten des Schatzgräbers wegwerfen und zum alten bequemen Handwerk zurückkehren, altes Holz noch einmal zu spalten; wir haben genug Vorrath davon, um unsere Kochherde auf Jahre hinaus zu heizen. — Nicht unerwähnt lassen kann ich den reizenden Buchschmuck von J. V. Cissarz. Ich kenne sonst nichts von der Hand dieses Künstlers; aber auch in diesen wenigen Zeichnungen, die oft so feine, tiefe Stimmungen athmen und mit den denkbar einfachsten Mitteln gewaltigen Ausdruck, starke Wirkungen erreichen, glaube ich eine Individualität erkennen zu können, die nach dem Besten strebt und schon sehr Gutes erreicht hat. K. v. **Levetzow.**

Revue der Revuen.

In der letzten Nummer der **„Umschau"** gibt Dr. Bechthold, von Illustrationen unterstützt, eine lebendige Schilderung der englischen Canalinseln. Durch den Einfluss des Golfstroms mit einem herrlich gemäßigten Klima gesegnet, bilden Jersey, Guernsey und Sark — die übrigens auch stark befestigt und strategisch nicht ohne Bedeutung sind — zu allen Jahreszeiten eine beliebte Villeggiatur, wo zahlreiche Engländer ihre Villen besitzen. Eine Dame hat sich sogar, vom Klima verleitet, mit großen Kosten einen tropischen Garten auf der Insel Jersey angelegt, wo nun Eucalyptus und Rambus, Camelien und Azaleen, ja sogar Kaffee, Thee und Ingwer im Freien gedeihen. Natürlich versäumen die praktischen Engländer nicht, diese klimatischen Vorzüge der Inseln lucrativ auszunützen. So ist auf Jersey eine Kartoffelcultur angelegt, die zu einem so ausgedehnten Ausfuhrshandel geführt hat, dass die Schiffe, auf denen die Kartoffeln verladen werden, oft tagelang draußen im Meere warten müssen, ehe sie im Hafen von St. Helier einlaufen können. Nicht minder ergiebig ist die Zucht der Frühgemüse; Jerseys eigentlicher Stolz aber sind seine Trauben. In Treibhäusern, von denen manches 250 Meter lang ist und mancher Züchter über zwanzig besitzt, werden das ganze Jahr, mit Ausnahme der drei Wintermonate, das heißt vom März bis December die herrlichsten Trauben erzeugt, deren Beeren mit dem feinsten Aroma die Größe kleiner Pflaumen vereinen. Im März wird das Pfund davon selbst im Großhandel noch mit fünf Shilling bezahlt, während der Preis späterhin bis auf drei Shilling herabsinkt. Einige Händler geben ihr Erträgnis ausschließlich an die Schiffe des Norddeutschen Lloyd ab, für die täglich, fast das ganze Jahr hindurch, ein bedeutendes Quantum nach Southampton geliefert wird. Manche Züchter erzielen eine Gesammtproduction von zwanzig Tonnen Trauben jährlich. Eine weitere Specialität von Jersey bildet eine Kohlsorte, die als junge Pflanze von Menschen gegessen wird, später als Viehfutter dient und schließlich derartig auswächst, dass der Strunk eine Höhe von zwei Metern erreicht. Sie wird theils als lebendige Hecke verwendet, theils werden die Stämme zu Spazierstöcken verarbeitet, die unter dem Namen „Cabbage-Sticks" (Kohlstöcke) weithin bekannt sind. Die Insel Guernsey dient vorwiegend der Blumenzucht und versorgt den größten Theil des Londoner Blumenmarktes. Sie ist noch überdies bemerkenswert durch den Umstand, dass sie im Jahre 1856 Victor Hugo als Exil diente. Noch heute ist das Haus, das ein wahrer Juwel an individueller, künstlerischer Ausstattung sein soll, im Besitze der Familie Hugo, und die Enkel des Dichters verbringen alljährlich den Sommer in diesen Räumen, die sie pietätvoll in unveränderter Gestalt erhalten.

„Socialistische Monatshefte" (Wien) enthalten einen tiefempfundenen Nachruf W. Liebknechts für Eleanor Marx, die vor wenigen Monaten in London durch Selbstmord geendet hat. Im Exil geboren, herangewachsen in einem Hause, das der Sammelpunkt aller socialistischen Bestrebungen und die Zufluchtsstätte aller Flüchtlinge war, entwickelt sich das hochbegabte Mädchen ungewöhnlich frühzeitig und eigenartig. Mit 15 Jahren geht sie schon dem Vater an die Hand, arbeitet im britischen Museum, schreibt Kritiken für ein Londoner Blatt. Ihre beiden älteren Schwestern verheiraten sich mit französischen Commune-Flüchtlingen, sie aber geräth immer mehr in den Strudel der Politik und der Schriftstellerei. Mit

glühender Begeisterung, weitem Blick und durchdringendem Verstand ausgerüstet, widmet sie sich dem Dienst der Befreiung der Unterdrückten; „kühn, unermüdlich, aufopferungsvoll, groß in der Agitation wie in der Organisation, eine der festesten Stützen der internationalen Arbeiterbewegung, zur Internationalität geboren und erzogen, die berufenste Vertreterin des internationalen Gedankens und inmitten des Kampfes stets die Hüterin der reinsten und keuschesten Weiblichkeit“. So lange Karl Marx lebte, war ihm die Tochter die treueste Gefährtin und Pflegerin. Nach seinem Tode vereinigte sie sich zu einem freien Bunde mit Dr. Ed. Aveling, einem Schüler Darwins und beredtem Apostel des Materialismus, widmete sich aber nach wie vor mit unvermindertem Eifer der socialistischen Sache, zu deren weltbekanntesten und thatkräftigsten Vertreterinnen sie gehörte. Und diese kraftvolle, unbeugsame Natur wurde schließlich von einem Herzleid gebrochen; unheilbare Enttäuschungen, die ihr Lebensgefährte ihr zufügte, haben sie zum Selbstmord getrieben. Bezeichnend für das hohe Ansehen, das sie genoss, ist der Umstand, dass sich selbst in dem bigotten England keine öffentliche Stimme gegen die „Selbstmörderin“ erhob. — Weiterhin ein Artikel von Ferri über „die Mikroben der Verbrecherwelt“. Wohl befasste sich die Literatur und Publicistik häufig mit dem großen Verbrecher und seiner Psychologie, aber niemand außer der Statistik gedenke der Menge jener Zahllosen, die täglich wegen kleiner Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen vor Gericht stehen, die, unbedeutend an sich, nur durch ihre Masse Bedeutung erlangen und die man deshalb als Mikroben der Verbrecherwelt bezeichnen könne. Ihre Zahl ist in der That erschreckend; so wurden in Italien von 1883 bis 1893 von den Friedensrichtern 2,734.452 Verurtheilungen ausgesprochen Rechnet man dazu die von den höheren Gerichten in diesem Zeitraume verurtheilten 618.458 Verbrecher, so zeigt es sich, dass in Italien täglich etwa tausend Personen vor Gericht gestanden sind.

Ein Erinnerungsfest.

Von Gustav Wied.

Aus dem Dänischen übersetzt von Adolf Gottschewski.

(Fortsetzung.)

Hofj. (in bezwungener Rührung): Henriksen ... noch einmal den Gang.

(Henriksen und Julius reichen herum, die Herren wählen jeder noch ein Stückchen Brust.)

Hofj.: Henriksen, gieß ein! ... Wollen Sie diesen Winter nach dem Ausland, Kammerherr?

Kammerh.: Einen Monat oder zwei, an die Riviera habe ich gedacht, und dann über Paris nach Hause.

Hofj.: Monaco ... sind Sie in Monaco gewesen?

Kammerh.: Ja.

Hofj.: Haben Sie dort gespielt?

Kammerh.: Unbedeutend.

Hofj.: Bessy und ich waren auf der Heimreise von Karlsbad da. Wir waren innen und sahen zu wie sie spielten. Es sind gewaltige Summen, um die es sich dreht!

Kammerh.: Ja—a ....

Hofj.: Wir sahen dort jemanden, der zwanzigtausend in einer Stunde verlor. Ich kann nicht verstehen, dass die Leute nicht zur Zeit aufhören.

Kammerh.: Es ist eine Leidenschaft.

Hofj.: Ja, so ist es wohl. Ich setzte zweimal fünf Francs auf Roth, aber das verschwand im Nu. ... Es sind wohl die reichsten Leute der Erde, die da hinkommen?

Kammerh.: Ja, man trifft alle Nationen.

Hofj.: Sie verstehen wohl alle zusammen, Kammerherr?

Kammerh.: O nein, mein Lieber, ich kann ja nur ein bisschen französisch und deutsch.

Hofj.: Ja, ja ... Bessy sprach gut französisch!

Kammerh.: Ausgezeichnet!

Hofj.: Henriksen, wechseln!

Kammerh. (erhebt sich): Zuerst muß ich mich dafür bedanken, lieber Herr Hofjägermeister, daß Sie mich heute bei sich zu sehen wünschten ... daß Sie an mich in erster Linie dachten! Herzlichen Dank! Und dann muß ich hinzufügen: Möchte doch die Trauer, die in diesem Jahr über Ihr Haus gekommen ist und die gerade an diesem Tage sich besonders stark fühlbar macht ... möchte sie im Laufe der Zeit einen Teil ihrer Bitterkeit verlieren und in milde Wehmuth, die mehr heilt als schmerzt, sich auflösen! ... Herr Hofjägermeister ...

Hofj. (hat sich erhoben): Danke, Kammerherr, danke, danke! (Man leert die Gläser und setzt sich.) Sie können jetzt wechseln, Henriksen! ... (Bewegt:) Ja, war es nicht seltsam, Kammerherr, Bessy und ich hatten uns doch so gefreut, das ganze Haus complet in Stand zu bringen? Jedes Frühjahr nahmen wir ein Zimmer vor; und jetzt blieb nur noch der Rittersaal und das Fremdenzimmer übrig ... Uebrigens, Sie bleiben die Nacht doch hier?

Kammerh: Ja, gern!

Hofj.: ... Und da mußte sie hinweggehen und sterben in ihrer vollen ... in ihrer vollen Manneskraft!

Henriksen (mit gedämpfter Stimme): Fromages et Beurre! ... Château Olivier 1878.

Kammerh.: Ja, ... ein Unglück kommt gewöhnlich, wenn man am wenigsten darauf gefaßt ist! ... Wie alt war Ihre Frau?

Hofj.: Zweiunddreißig. ...

Kammerh.: Ach ja. ...

Hofj.: Roquefort?

Kammerh.: Danke, ich ziehe den Steppenkäse vor!

Hofj.: Ja, mit dem Speisesaal wurden wir ja jetzt erst fertig. Aber wir wußten nicht recht, was wir in die Felder über den Thüren setzen lassen sollten. Aber als Bessy gestorben war, kam ich auf die Idee, unsere Wappen dahin malen zu lassen Sehen Sie, da oben sind die Bardenheims und da die von Quales. ...

Kammerh.: Vortrefflich!

Hofj.: Und da über der dritten Thür ist noch ein Platz für ein Wappen, wenn ich mich wieder verheiraten sollte. ... Ich bin dann erst der zweite Bardenheim, der zwei Frauen gehabt hat, nach dem Major!

Kammerh.: Ah. ...

Hofj.: Ja.

Kammerh. (scherzhaft): Zwei legitime Frauen, c'est à dire!

Hofj. (auch scherzhaft): Naa, naa, Kammerherr, pas vous même!

Kammerh. (schelmisch): Hi, hi!

Hofj. (plötzlich verletzt): Bei Gott, seit Bessy starb, hab' ich bei Gott kein Weib berührt! ... Wie finden Sie diesen Château?

Kammerh.: Vorzüglich! ... Woher haben Sie den?

Hofj.: Das war eine famose Geschichte, wie ich drüber kam, letztesmal in Aalborg.

Kammerh.: Bei Braun?

Hofj.: Ja ... kennen Sie die Marke?

Kammerh.: Nein, aber man kann zuweilen vorzügliche Sachen bei Braun haben, wenn er damit herausrückt.

Hofj.: Ja, er hat eine feine Nase! ... Henriksen, gieß Château ein! ... Cakes dazu? ... Nun müssen Sie aber, weiß Gott, trinken, Kammerherr!

Kammerh.: Ja—a, danke, danke! es schmeckt vorzüglich!

(Pause.)

Hofj.: Hören Sie mal, hatten Sie was mit den Pariser Mädeln zu thun?

Kammerh. (zuckt lächelnd die Achseln): Man fällt ja über sie. ...

Hofj.: Es soll ja teufelstolle Frauenzimmer geben ... und rassige!

Kammerh.: Ah, mais oui! feu vivant tout simplement.

Hofj.: Was?

Kammerh.: Lauter Glut, Feuer, ... anzufassen wie ein Plätteisen!

Hofj.: Hä, hä! ... Ja, ich hab es gehört! Ich war ja voriges Jahr mit Bessy dort, aber wenn man mit der Frau reist. ... Wir sahen sie ja aufgedonnert durch den Boulogner Wald fahren ... und was für Pferde! ... Es sind wohl meist nur Prinzen und Herzoge, die sie nehmen?

Kammerh.: Ja ... und der Schah von Persien, sagt man.

Hofj.: Soo—o? Verschreibt er sie sich?

Kammerh.: Nein ... hi ... aber wenn er in Paris ist.

Hofj.: Jaa ... der Schah hat auch Geld genug!

Henriksen: Glaces variées! ... Madeira vieux! (Man versorgt sich.)

Hofj.: Wie finden Sie Mikkelsen, Kammerher?

Kammerh.: Mikkelsen ...?

Hofj.: Ja, den Pfarrer, den Sie von hier bekamen?

Kamerh.: Na—a ja—a ... ja, ich habe mit ihm ein paarmal gesprochen; es ist gewiss ein sehr habiler Mann.

Hofj.: Ja, mal mit ihm sprechen, wenn man ihn trifft, da kann er ja ganz friedlich sein; aber fürchterlich ist es, wie er donnert, wenn er auf der Kanzel steht.

Kammerh.: Jja—a, c'est son métier!

Hofj.: Was?

Kammerh.: Es ist mal sein Geschäft, mein lieber Hofjägermeister.

Hofj. (gereizt): Es ist schrecklich, wie Sie mit Ihrem Französisch herumprotzen, Kammerherr! Thun Sie's etwa, weil Sie wissen, daß ich's nicht kann?

Kammerh.: Pardon ... entschuldigen ... entschul ...

Hofj.: Und außerdem ist er geradezu zuweilen geradezu unverschämt! Wir hatten ihn einmal mit einigen anderen Leuten aus dem Kirchspiel bei uns. Es war, bei Gott, ganz einfach: Suppe, Fisch, Braten und Kuchen und ein, zwei, drei Sorten Wein. Und der sitzt da und lässt sich von Henriksen Wasser servieren. ... Erinnern Sie sich noch, Henriksen? (Henriksen verbeugt sich und lächelt nachsichtig bei dem Gedanken.) Er konnt's doch zum Teufel vorher wissen, wenn er herkommt, kriegt er kein Dünnbier! Da konnt er ja wegbleiben!

Kammerh.: Natürlicherweise!

Hofj.: Ja, aber nun hören Sie mal! Als ich eben „gute Mahlzeit“ wünsche, und wir von Tisch gehen — wir konnten höchstens anderthalb Stunden dabei gesessen haben — geht er hin zu Bessy und sagt Mahlzeit; und dann sagt er: Es waren wirklich ein paar wohlangewandte Stunden, gnädige Frau. ...

Kammerh.: Der Tölpel!

Hofj.: Ja ... was ... nicht? Aber wissen Sie, was Bessy machte?

Kammerh.: Nein!

Hofj. Sie dreht sich um zu Henriksen und sagt: Wollen Sie den Wagen des Herrn Pfarrer bestellen! ... Was?

Kammerh.: Ja, ja! Die liebe Hofjägermeisterin hatte viel esprit ... viel esprit!

Hofj.: Das war gut gesagt, was?

Kammerh.: Superb ripostiert! ... Und fuhr der Seelenhirt darauf nach Hause?

Hofj.: Ja, der fuhr weiß Gott nach Hause! Bessy sagte zu ihm, daß wir um keinen Preis seine kostbare Zeit vergeuden möchten, hä! Dieser Pfaffenlümmel! Unverschämt gegen Menschen zu sein, die ihm eine Freundlichkeit erweisen! Und ganz unmortiviert!

Kammerh.: Gewiß ja, er hatte seine Nase redlich verdient!

Hofj.: Ja, und dann kam er immer her und incommodierte mich fortwährend mit den Handtüchern!

Kammerh.: Handtücher?

Hofj.: Ja, für die Kirche; ich bin Kirchenpatron. Und er wirft Lichtstumpen weg, die, Gott helfe mir, noch bei dreißig Abendmahlsfeiern gebrannt haben könnten! Und ich konnte sie ja nicht brauchen, sie waren zu dick für die Stalllaternen. Nee, er war ein Krakehler! Und so sind sie alle zusammen, dies Pfaffenpack; aber da muß doch bald eine Exaction, na, Reaction eintreten!

Henriksen: Fruits de saison!

Hofj.: Schenk jetzt Madeira rund, Henriksen! ... (Zum Kammerherrn:) Wollen wir einen Grafen Moltke theilen?

Kammerh.: Ja, gern....

Hofj.: Nehmen Sie doch Nüsse! ... Nein, laß nur die Schale stehen, Henriksen! ... Haben Sie viel Nüsse in Ihrem Wald, Kammerherr?

Kammerh: O ja; aber sie werden unreif abgeschlagen.

Hofj.: Ja, diese verdammten Bengels! Hier fingen sie auch an, aber ich gab dem Verwalter Ordre, ihnen tüchtig das Fell zu gerben, wenn er einen fasste. Das machte er ein paarmal und das half. Voriges Jahr pflückten wir hier, weiß Gott, zwei Tonnen! ... Bessy und ich aßen immer Nüsse an den Winterabenden. Es ist sehr angenehm, die Zeit damit todtzuschlagen.

Kammerh. Ja ... Versuchen Sie mal die Kerne in Madeira zu tauchen, Hofjägermeister, es gibt einen sehr pikanten Geschmack.

Hofj. (versucht): Ja, damit haben Sie wahrhaftig recht! Verdammt, dass Bessy das nicht noch gelernt hat! ... Schenk Madeira ein, Henriksen! ... Ist Licht gemacht?

Henriksen (gießt ein): Jawohl, Euer Hochwohlgeboren! Im Contor und in beiden Salons....

Hofj.: Henriksen ...

Henriksen: Herr Hofjägermeister ...

Hofj.: Hören Sie, bringen Sie die Schalen hinein und machen Sie auch im Bodoir der verstorbenen Hofjägermeisterin Licht! ... (Zum Kammerherrn:) Es ist ja ein Erinnerungsfest!

Kammerh. (Nickt solenn.)

Hofj.: Und, Henriksen, im Toilettenzimmer der verstorbenen Hofjägermeisterin.... Im Toilettenzimmer auch!

Henriksen: Jawohl, Euer Hochwohlgeboren!

Hofj.: Und bringen Sie uns eine Flasche (sieht fragend den Kammerherrn an:) Pommery sec? (Der Kammerherr nickt) ... eine Flasche Pommery sec drin serviert!

Henriksen: Im Toilettenzimmer, Euer Hochwohlgeboren?

Hofj.: Nein, im Bodoir!

Henriksen: Jawohl, Herr Hofjägermeister!

Hofj.: Aber serviere zuerst die Schalen!

Henriksen. Jawohl, Ew. Hochwohlgeboren!

(Er bringt zwei Schalen mit lauem Pfeffermünzwasser, stellt eine an jedes Couvert und verläßt darauf den Speisesaal. Julius schwitzt Blut vor Schreck davor, dass er mit den zwei hohen Herren allein gelassen ist.)

Hofj. (nimmt eine neue Portion Nüsse): Meiner verstorbenen Frau gieng Pommery sec über alles; daher wünsche ich, daß wir drinnen ein Glas davon leeren sollten.

Kammerh.: Ich ehre Ihr Pietätsgefühl, mein lieber Hofjägermeister ...

Hofj.: Wir tranken an jedem Weihnachtsabend und Königsgeburtstag Pommery... Wollen wir Vielliebchen essen, Kammerherr?

Kammerh.: Ah, Sie haben auch eine mit zwei Kernen gefunden! Ich habe schon drei, vier Stück gefunden.

Hofj.: Ja, es sind seltsamerweise hier auf dem Hof oft zwei Kerne in den Nüssen! ... Wollen wir ein Vielliebchen probieren?

Kammerh.: Mit Vergnügen! Von wann ab?

Hofj.: Wenn wir uns in Kopenhagen sehen ... Sie kommen doch zum Termin hin?

Kammerh.: Mit Gottes Hilfe ...

Hofj.: Und wer verliert, gibt ein gutes Mittag im d'Angleterre!

Kammerh.: Bleibt dabei!

Hofj.: Aber wir wollen niemand anders dabei haben. Man hat mehr Genuß am Essen, wenn man so zu zweien sitzt; man bekommt es so successive! Und dann gehen wir zusammen aus! Sie als Junggeselle sind wohl gut bekannt?

Kammerh.: O ja ... Aber sie sind ja ein bisschen pauvres, ces petites dames danoises!

Hofj.: Immer noch besser als nichts! ... Aber wir gehen incognito, Kammerherr! Ich habe soviel Verwandte von Bessy in Kopenhagen.

Kammerh.: (trocknet sich die Fingerspitzen) Sie sind ja jetzt ein freier Mann.

Hofj.: (räuspert sich wie ein Diphteriekranker und spuckt aus). Jawohl ja, aber man hat doch Verpflichtungen.

Henriks. (kommt zurück): Es ist angezündet, Ew. Hochwohlgeboren!

Hofj.: Schenk Madeira ein, Henriksen! (Henriksen schenkt ein.) Ja, Mahlzeit dann!

Kammerh.: Mahlzeit, lieber Hofjägermeister! ... Ein excellentes Diner.

(Beide erheben sich.)

Hofj.: Ja es war wirklich ein gutes Mittagessen. Können Sie mir das nachmachen? Hm?

Kammerh.: Schwer, schwer! Hi, hi.

Hofj.: Hä, hä (zu Henriksen). Ist Pommery drin im Boudoir?

Henriksen.: Ja, Ew. Hochwohlgeboren.

Hofj.: Und der Kaffee?

Henriksen.: Ist im Comptoir serviert, Herr Hofjägermeister!

Hofj.: Auf der Spiritusmaschine?

Henriksen.: Jawohl, Ew. Hochwohlgeboren.

Hofj.: Oeffne die Thüre!

(Henriksen öffnet die Flügelthüren zum Vestibule sperrweit und folgt dem Kammerherrn und dem Hofjägermeister, der unter dem von Bardenheim'schen Wappen davonwandert: ein aufgepflanzter Ochsenkopf in himmelblauem Feld über einer sonnenvergoldeten Straßburger Leberpastete. — Julius wird in der Einsamkeit wieder Mensch und setzt sich mit einem flinken Handgriff in den Besitz von zwei Birnen und einer Handvoll Nüsse).

(Schluss folgt.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Seiden-Damaste 75 kr.

bis fl. 14·65 per Meter und Seiden-Brocate — ab meinen eigenen Fabriken sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins 2c.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

762

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVI. Band. Wien, den 2. Juli 1898. Nummer 19

Zur österreichischen Sprachenfrage.

Eine Berichtigung zu Dr. v. Onciuls Artikelserie.

Vom Reichsrathsabgeordneten **Prof. Dr. Emil Pfersche.**

In Nummer 187 bis 189 dieser Zeitschrift hat Herr Dr. Aurel Ritter v. Onciul einen größeren Aufsatz „Zur österreichischen Sprachenfrage" veröffentlicht, welcher, vermehrt durch eine sehr dankenswerte Zusammenstellung der Sprachenstatistik aller mehrsprachigen Provinzen Oesterreichs, auch als selbständiges Heft erschienen ist. Zu der vielerörterten Frage bringt diese Arbeit zwei neue Erwägungen bei. Es werden die verschiedenen Formen, in welchen die gesetzlich anerkannte „Gleichberechtigung der landesüblichen Sprachen" durchgeführt werden kann, in ihrem Werte gemessen, wobei in interessanter Weise die Mathematik zu Wort kommt. Verfasser verwirft die allgemeine Zweisprachigkeit der Verwaltung der gemischtsprachigen Provinzen, welche die Badeni'schen Sprachenverordnungen aufgestellt haben, und bevorzugt im Principe die einsprachige Gleichberechtigung auf Grund einer Dreitheilung der Sprachgebiete. Zweitens wird der Vorschlag gemacht, die Sprachenfrage durch ein allgemeines Reichsgesetz dispositiv zu regeln, den Landtagen aber die Abänderung dieses Reichsgesetzes anheimzustellen. Man könnte glauben, dass der Aufsatz nur bestimmt sei, diese zwei neuen Momente in objectiver Weise zur öffentlichen Discussion beizusteuern. Allein Herr Doctor v. Onciul geht weiter, er bespricht auch den augenblicklich am heftigsten umstrittenen Punkt der Sprachenfrage, und zwar in einer Weise, welche eine Berichtigung unumgänglich macht. Er sagt (S. 24 der Broschüre, S. 82 in Nummer 188 der „Zeit"):

„Mit der Feststellung der „Geschäftssprache", das heißt der Sprache des äußeren und inneren Dienstes der Behörden in den einzelnen Ländern, wäre die Sprachenregelung jedoch noch nicht abgethan. In der Gleichberechtigung der landesüblichen Sprachen für das ganze Land liegt ja auch die Berechtigung, im ganzen Lande berücksichtigt zu werden. Das Maß dieser Berücksichtigung kann verschieden bestimmt werden: als Minimum hat auch zur Zeit der Herrschaft der „deutschen Amtssprache" überall der Grundsatz gegolten, dass die Parteien, insbesondere wenn sie die Sprache der Behörde nicht verstanden, befugt waren, Eingaben in ihrer landesüblichen Sprache zu überreichen, Erklärungen in derselben zu Protokoll zu geben und die Erledigung in ihrer Sprache zu erhalten. In dem gleichen Sinne lauten auch alle Verordnungen aus der Bach'schen und Schmerling'schen Zeit, weil es dem Rechte, dem Gefühle und dem Bedürfnisse widerspricht, irgend einem Staatsbürger den Gebrauch seiner Sprache in seinem Lande zu verwehren. Das Correctiv der ausschließlichen Geschäftssprache als der Sprache der Verhandlung, Berathung und Beschlussfassung der betreffenden Behörde bildet daher die subsidiäre Geltung der zweiten Landessprache in dem oben erwähnten beschränkten Umfange."

Dass die eben angeführten Behauptungen vollständig unrichtig sind, weiß heute schon der gewöhnliche Zeitungsleser. Niemals sind in den rein polnischen Bezirken Westgaliziens ruthenische Eingaben angenommen und ruthenische Erledigungen hinausgegeben worden: niemals ist in Obersteier das Slovenische, niemals in Nordtirol das Italienische als subsidiäre Amtssprache angewendet worden. Es ist nicht wahr, dass es irgend eine Verordnung gibt, welche eine derartige Anordnung jemals getroffen hätte; ja, es ist eine derartige Anordnung niemals von Seite der Italiener, Slovenen oder Ruthenen auch nur gefordert oder als gerecht und praktisch bezeichnet worden. Die Czechen haben allerdings verlangt, dass in den rein deutschen Bezirken Böhmens die czechische Sprache bei den staatlichen Behörden als „gleichberechtigt" zugelassen und angewendet werde, und ihrem Verlangen ist durch die Sprachenverordnungen von 1880 und 1898 entsprochen worden.

Diese für Böhmen geschaffenen Ausnahmsbestimmungen, welche den Hauptpunkt des gegenwärtigen Sprachenkampfes bilden, werden von den Deutschen und von dem k. k. Obersten Gerichtshofe selbst heute nicht als rechtsgiltig angesehen. Jedenfalls ist es nicht richtig, dass die Grundsätze der Stremayer'schen Sprachenverordnung schon in der absolutistischen Epoche in Böhmen gegolten hätten und es ist nicht richtig, dass diese Grundsätze überall in Oesterreich gegolten hätten.

Es ist ganz unverständlich, wie ein so grober Missgriff heute einem Schriftsteller passieren kann, der anscheinend mit Verständnis über die österreichische Sprachenfrage schreibt, da doch an Zusammenstellungen aller einschlägigen Vorschriften kein Mangel ist (so zum Beispiel Mischler-Ulbrich, Staatswörterbuch, Art.: „Geschäftssprache der Behörden.") Ebenso unverständlich, wie die thatsächliche Unrichtigkeit in der Darstellung des Herrn Verfassers bleibt aber auch der auf dieser Unrichtigkeit basierte Vorschlag desselben. Die durch Verordnungen für Böhmen statuierte Ausnahmemaßregel soll durch ein Reichsgesetz für alle Provinzen mit mehreren Landessprachen eingeführt werden, es soll also als subsidiäre Amtssprache neu eingeführt werden das Ruthenische in 65 rein polnischen Gerichtsbezirken, das Italienische in 37 rein deutschen Bezirken Tirols und das Slovenische in 63 rein deutschen Bezirken von Steiermark und Kärnten. Da dieser nationale Vorstoß weder von den dadurch Begünstigten gefordert noch von den dadurch betroffenen Parteien, von den Polen und den Tiroler Deutschen, geduldet würde, so ist von vornherein gewiss, dass das vorgeschlagene Gesetz alle Parteien des Reichsrathes außer die Czechen gegen sich hätte und niemals angenommen würde. Wie kann man etwas Unmögliches ernstlich in Vorschlag bringen?

Unverständlich bleibt die Haltung des Herrn Verfassers freilich nur dann, wenn man seinen Vorschlag ganz ernst nimmt. Sollte aber Herr Dr. v. Onciul etwa ein loser Schäker sein und hier einen Beweis per absurdum beabsichtigen? Während er in den übrigen Punkten objectiv und richtig vorgeht, acceptiert er an dem kritischen Streitpunkt unbesehen den czechischen Standpunkt mit allen seinen Unrichtigkeiten und unklaren Redewendungen; aber er unterwirft diesen Standpunkt einer Probe, welche im moralischen und politischen Gebiet beweisend ist, der Probe der Verallgemeinerung. Durch diese Probe wird die Absurdität der czechischen Forderungen und der böhmischen Sprachenverordnungen deutlich erwiesen, und wenn wir die geheime Absicht des Verfassers richtig errathen haben, so müssen wir anerkennend zugeben, dass er seine Absicht vollständig erreicht hat.

Beiläufig sei noch darauf hingewiesen, dass der Herr Verfasser das Wort „landesüblich" häufig in sprachwidriger Weise verwendet. Im allgemeinen Sprachgebrauch besteht doch kein Zweifel, dass „landesüblich" nur eine locale, keine politische Beziehung andeutet und dass für den Wortsinn das „üblich" entscheidend ist. Wenn man von landesüblicher Tracht oder Bauart spricht, so ist damit gesagt, dass die Tracht oder Bauart mit einem bestimmten Landstrich durch regelmäßiges Vorkommen verknüpft ist, nicht aber, dass sie innerhalb der Grenzen eines Landes im politischen Sinne (im Sinne von Staat oder Provinz) irgendwo vorkommt. Wenn man einem nichtösterreichischen Deutschen begreiflich machen wollte, dass im Zillerthal das Italienische landesüblich sei, oder dass die Egerländer Tracht in der ganzen Provinz Böhmen landesüblich sei, so würde man einfach ausgelacht werden. Ob die österreichische Gesetzgebung das Wort „landesüblich" immer in sprachrichtiger Weise gebraucht, oder ob sie dem Wort gelegentlich eine ungewöhnliche Bedeutung beigelegt hat, ist eine Frage, über die sich streiten lässt. Aber gerade darum sollte man jetzt bei Erörterungen und Gesetzen über die Sprachenfrage darauf bedacht sein, jede Zweideutigkeit zu vermeiden und das Wort „landesüblich" nicht in sprachwidriger Weise zu missbrauchen. Um zu bezeichnen, dass eine Sprache innerhalb einer Provinz streckenweise in Anwendung steht, dazu kann ja der Ausdruck „Landessprache" verwendet werden.

Die Reichstagswahlen in Deutschland.

Wie kürzlich nach den Wahlen in Frankreich und in Belgien heißt es auch bei uns jetzt nach Schluss der Stichwahlen: Alles bleibt beim Alten. Es fehlte eben an jeder zugkräftigen Wahlparole. Darum sind die meisten Wähler einfach in den alten Geleisen geblieben. Die natürliche Trägheit hindert ja die meisten Menschen, sich politisch oder sonstwie umzudenken, wenn nicht etwas ganz Besonderes sie ihrem Beharrungszustande entreißt.

Die verhältnismäßig meisten Erfolge hat noch die Socialdemokratie davongetragen. Indessen waren sie nicht entfernt so groß, wie die Parteienthusiasten geträumt hatten. Die kühlen Beurtheiler haben recht behalten, in deren Namen der am meisten staatsmännisch veranlagte Socialdemokrat Auer auf dem Hamburger Parteitag im Herbste 1897 die Schätzung eines Mandatgewinnes von zwölf als „zu optimistisch" zurückwies. Der Gewinn beträgt thatsächlich nur acht. Mit 48 Mann verließen sie das alte Haus, mit 56 kehren sie in das neue zurück. Davon entfallen

Digitized by Google

32 auf die Hauptwahlen, die 101 Stichwahlen haben ihnen nur 21 Siege gebracht. So geht es ihnen freilich in den Stichwahlen immer. Da vereinigen sich fast regelmäßig die grimmigsten Feinde von rechts und von links, um gegen den „Umsturz“ Front zu machen; da sieht man freisinnige Volksparteiler Hand in Hand gehen mit den conservativen Wahlrechtsfeinden, um das „rothe Gespenst“ zu verscheuchen. Diesmal, wo die Zahl der socialdemokratischen Stichwahlen weit größer als je war, hatte die geängstigte Regierungspresse schon am ersten Tage nach der Hauptwahl die Losung ausgegeben: Alle Mann auf Deck wider die Socialdemokratie! Und die Conservativen, die für jeden Wink von oben empfänglich sind, hatten nichts Eiligeres zu thun, als sich mit Feuereifer für den von ihnen so beschimpften „Judenfreisinn“ ins Zeug zu legen. Das sogenannte freisinnige Bürgerthum aber, schlotternd vor Angst wegen seines vermeintlich bedrohten Geldbeutels, unterstützte beinahe überall die „Junker und Agrarier“, die es seit fünf Jahren als den „eigentlichen Feind“ bekämpft hatte. In Geldsachen hört eben die Gemüthlichkeit auf. Und für die Bourgeoisie bedeutet jeder antisocialdemokratische Stimmzettel lediglich eine Abwehrmaßregel gegen die Leute, die höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit, gerechte directe Steuern, kurz lauter Dinge anstreben, die eine Belastung des Bourgeoisportemonnaies darstellen.

Die ungerechte Wahlkreiseintheilung, die zum Beispiel im sechsten Berliner Wahlkreis zehn Wählern zusammen soviel Wahlrecht gibt, wie in Lippe ein Wähler hat, fälscht das Wahlergebnis. Das System der Stichwahlen hilft die Wirkung dieser Fälschung verstärken. Hätten wir gleich große Wahlkreise, bei denen die relative Mehrheit entschiede, so wäre die Socialdemokratie die auch an Mandaten reichste Partei. So aber kommt sie mit ihren zwei Millionen Stimmen — eine zuverlässige Zusammenstellung der Stimmenzahl hat noch nicht stattgefunden — im Reichstag erst an dritter Stelle. Der moralische Erfolg ist also für sie erheblich größer als der praktische.

Doch auch den moralischen darf man nicht überschätzen. Die Socialdemokratie hat auch bei diesen Wahlen bewiesen, dass sie sich noch in aufsteigender Linie bewegt. Sie hat eine ganze Reihe von überwiegend ländlichen Wahlkreisen gewonnen. Sogar in dem finsteren Mecklenburg, dem einzigen deutschen Staat ohne Verfassung und ohne Volksvertretung, hat sie durch Eroberung von Rostock festen Fuß gefasst. Geradezu erstaunlich sind ihre Fortschritte in dem von Landwirten und Junkern beherrschten Ostpreußen. Ihre Stimmenzahl hat sich dort seit 1893 verdreifacht. Trotz fast galizischen Wahldruckes hat sie es in einer Reihe von conservativen-Hochburgen auf tausende von Stimmen, in einigen sogar zu Stichwahlen gebracht. Aber diesen Erfolgen in Gebieten, die bisher der Socialdemokratie wenig zugänglich erschienen, stehen böse Niederlagen dort gegenüber, wo sie bisher herrschte. Große Städte wie Stettin, Kiel, Berlin II und V, München I, Industriebezirke wie Dortmund in Westphalen, Plauen in Sachsen, Reichenbach in Schlesien sind verloren gegangen. Und fast an der gesammten katholischen Arbeiterschaft ist der socialdemokratische Angriff spurlos vorübergegangen. Grund genug für die socialdemokratischen Führer, nachzudenken, ob ihre Partei mit dem heutigen Programm wirklich die Partei der Zukunft ist. Jedenfalls kann von einem raschen Siegeszuge der Socialdemokratie nicht mehr die Rede sein. Noch geht es vorwärts, und es wird noch eine ganze Weile weiter vorwärts gehen. Aber ihre weltgeschichtliche Aufgabe kann die Partei nicht erfüllen, wenn starre Marxisten wie Liebknecht und Singer das Uebergewicht behalten. Anders freilich, wenn die jungen, vielversprechenden Köpfe, wie Wolfgang Heine, die diesmal hineingekommen sind, einst die Führung erlangen sollten. Mit diesem auf dem Boden der Thatsachen fußenden, von internationalen Schwärmereien ziemlich freien Männern läßt sich eine Staatspolitik großen Stiles treiben. Aber bis jetzt sind Leute, wie der „Kanonen-Heine“ noch vereinzelt und bei ihren Genossen vielfach national-socialer Gesinnung verdächtig.

Den verdienten Lohn haben die Wahlen dem Centrum gebracht. Zu den 98 Wahlsitzen, die es im vorigen Reichstag hatte, hat es noch sechs hinzugewonnen. Fast überall hat es aus eigener Kraft, d. h. schon in der Hauptwahl gesiegt. Meist sind auch seine Stimmenzahlen größer als bisher. Mehrere Wahlkreise hat es den Socialdemokraten abgewonnen. Seine tadellose Haltung in den socialen und freiheitlichen Fragen hat die Masse der katholischen Wähler, die Arbeiter, Kleinbauern, Handwerker, kleinen Beamten u. s. w. dahin gebracht, dass sie in dem Centrum den berufenen Hüter der Volksrechte und den geeigneten Mahner zu einer scharfen Socialreform erblicken. Von durchschlagender Wirkung war es, dass die führenden katholischen Blätter als leitenden Grundsatz aufstellten, vor allem eine „Sammlungsmehrheit“ zu verhindern. Wenn die von dem Minister v. Miquel begünstigte und von dem Bund der Landwirte herbeigeführte agrarisch-rückschrittliche Mehrheit nicht zustande gekommen ist, so gebührt das Verdienst dafür dem Centrum. Einem der hervorragendsten Centrumsvertreter, Müller-Fulda, unterbreiteten die Bündler vor der Stichwahl ihr Programm zur Unterzeichnung. Mit kühlen Worten lehnte er ab und — kam durch. Diese stolze Haltung, die das Centrum auch gegenüber der katholisch-agrarischen Sondercandidaturen im Rheinland und Westphalen einnahm, hat nicht nur zum kläglichen Scheitern dieser Candidaturen, sondern überhaupt zum Siege des Centrums fast auf der ganzen Linie geführt. An dem Centrumsthurm sind die hochgehenden agrarischen und socialdemokratischen Wogen zerschellt. Das Centrum bleibt die ausschlaggebende, oder wie man sich in Deutschland zu sagen gewöhnt hat, die „regierende“ Partei. Keine positive Mehrheit ist ohne sie möglich.

Die kleinen socialreformerischen Gruppen, die Nationalsocialen und Christlichsocialen, haben schlecht abgeschnitten. Die Christlichsocialen haben nur ihren Führer Stöcker durchgebracht. Die Nationalsocialen haben zwar 26.000 Stimmen auf ihre elf Candidaten vereinigt. In einer Reihe von Kreisen fehlten ihnen nur einige hundert Stimmen zur Stichwahl. Aber ein wirklicher Erfolg ist ausgeblieben. Das ist schon um deswillen zu bedauern, weil nur die praktische Reichstagsarbeit zu beweisen vermocht hätte, dass diese Richtungen wirklich das sein können, was sie sein wollen, nämlich das richtige, von der Socialdemokratie und den Rückschrittlern gleichweit entfernte Zwischenglied in unserer Parteienkette.

Die liberalen Parteien haben, wie vorauszusehen war, die beispiellose Gunst der Lage nicht auszunützen verstanden. Trotzdem die Fehler der Regierung und der Rechten ihr die denkbar günstigste Wahlplattform boten, haben sie mehr verloren als gewonnen. Die freisinnige Volkspartei Eugen Richters zählt jetzt 30, bisher 28, die süddeutsche Volkspartei 8, bisher 12, die freisinnige Vereinigung 13, bisher 14 Mitglieder. Also ein Gesammtverlust von drei Sitzen. Und, was das Wichtigste ist, von den errungenen Mandaten nur insgesammt zwei (!) in der Hauptwahl. Alles andere Stichwahlen, d. h. Compromißproduct. Auf rückschrittlichen Krücken hinken die Rückschrittsfeinde in das Parlament. In Berlin z. B. traten die Conservativen Mann für Mann für sie an die Urne. Die freisinnigen Candidaten hatten es ihnen freilich leicht gemacht: sie hatten sich bereitwillig für die Aufhebung der Bäckereiverordnung erklärt, die den Bäckergesellen den Schutz eines zwölfstündigen Höchstarbeitstages gewährt. Die paar socialen Flitter, die die Freisinnigen bisher um ihre Lenden gehängt hatten, ließen sie schnell fallen, um in ihrer vollen manchesterlichen Blöße das Wohlgefallen der conservativen Handwerksmeister zu erringen. Und es gelang. Die Conservativen sahen ein, dass sie keinen besseren Sturmbock gegen die Socialreform in den Reichstag entsenden konnten als die Herren vom Berliner Communalliberalismus. Eine freisinnige Fraction von Reactionsgnaden! Das Schauspiel wäre lächerlich, wenn es nicht so abstoßend wäre. Die Firma „Freisinn & Co.“ nur noch erhalten von den Beiträgen des conservativen Commanditärs! Wenn sie doch endlich ihre Zahlungsunfähigkeit einsehen und Concurs anmelden wollte. Vielleicht könnte sie nach einer ehrlichen Liquidation der Vergangenheit doch noch einmal den Bestandtheil einer socialliberalen Partei bilden, die wir so nöthig brauchen.

Auf der Rechten, zu der man die Nationalliberalen rechnen muss, sind wenig Veränderungen eingetreten. Die Conservativen haben ein paar Sitze gewonnen, die Freiconservativen und die Nationalliberalen einige verloren. Dazu kommen einige Wilde, die lediglich auf das Programm des Bundes der Landwirte gewählt sind. Statt der 200 Abgeordneten, die nach der „Deutschen Tages-Zeitung“ im künftigen Reichstag auf das Programm des Bundes verpflichtet sein sollten, sind es noch lange nicht 150. Die Mehrheit unter den 397 Abgeordneten werden also die Bündler keineswegs haben, was namentlich angesichts der Handelsvertragsverhandlungen von höchster Wichtigkeit ist.

Am besten von den Parteien der Rechten sind die Conservativen, am schlechtesten die Antisemiten davongekommen. Die Conservativen, die bisher 58 Mitglieder zählten, werden von nun an 60 haben. Der Osten ist ihnen treu geblieben. Die Landarbeiter, obwohl schon hie und da socialdemokratisch berührt, haben sich doch in ihrer großen Mehrzahl nach gehorsam mit den conservativen Stimmzetteln an die Urne führen lassen. Die Gunst der Behörden hat das Ihrige gethan. Dazu kommt der Einfluss des Bundes der Landwirte, der seine Kräfte hauptsächlich in den Dienst der äußersten Rechten stellt, und der thatsächlich weite Bauernschichten beherrscht. Die drei Factoren: Junkerdruck, Behördendruck, Bundeseinfluss haben die conservative Partei aufrecht erhalten. Freilich nur im Osten. In dem freieren Westen haben die Conservativen von ihren wenigen Sitzen über die Hälfte eingebüßt.

Die Antisemiten sind von 16 Mandaten auf 10 hinabgeglitten. Für eine junge Partei ist ein solcher Verlust zwar nicht der Tod, aber eine unheilbare Wunde. Sie haben sie redlich verdient. Was diese Partei an Verhetzung, Unwahrhaftigkeit, wirtschaftlicher Rückständigkeit und politischer Unreife geleistet hat, darin kann keine andere mit ihr concurrieren. Im Reichstag nimmt man sie schon lange nicht mehr ernst. Auch im Lande, wo sie bisher vielfach vom Volksinstinct getragen wurde, wird die Wahlniederlage lähmend für sie wirken. Daran kann das nichts ändern, dass sie einen sehr tüchtigen Mann hereinbekommen hat, den Porzellanmale

Raab aus Hamburg. Das ist ein Mann voll wirklichen Verständnisses für die Arbeiterfrage. Aber gerade weil er das ist, birgt sein Eintritt in die antisemitische Fraction den Keim zu den schwersten Zerwürfnissen in sich. Dass Raab sich den Liebermann v. Sonnenberg und Dr. Vielhaber, diesen nichts — als — Mittelstandspolitikern und Rückschrittlern fügen sollte, ist nach seiner Vergangenheit nicht anzunehmen. Lebhafte Auseinandersetzungen sind unausbleiblich. Die bisherigen Führer der Antisemiten konnten bei der Kunde von Raabs Erfolg ausrufen: O weh! wir haben gesiegt.

Die Nationalliberalen kehren etwa in der alten Stärke von 50 wieder. Wie jede innerlich bankrotte Partei, verdankt auch sie von diesen 50 Mandaten die große Mehrzahl, vier Fünftel, der Unterstützung der anderen Parteien in der Stichwahl. Wenn sie an Zahl dieselbe geblieben ist, so nicht an Gehalt, die alten, noch liberal angehauchten Führer v. Bennigsen, Enneccerus, Hammacher fehlen. Die Bündler sind in der Partei ausschlaggebend geworden. Die meisten nationalliberalen Candidaten sicherten sich dadurch die Wahl, dass sie unter dem caudinischen Joch des Bundesprogramms durchkrochen. Die nationalliberale Fraction in ihrer Mehrheit eine Section des Bundes der Landwirte — das klärt die politische Lage wenigstens.

Im ganzen genommen wird im neuen Reichstag die äußerste agrarische Rechte und die äußerste Linke etwas verstärkt sein. Das Centrum steht in der Mitte als das nach beiden Seiten hin mäßigende Element. So wird der Reichstag zu großen positiven Thaten unfähig sein. Ebenso unfähig aber zu directen Rückschritten.

Und das ist schon etwas wert!

Berlin. H. v. Gerlach.

Die clericalen Judenhetzen in Galizien.

Vom Reichsrathsabgeordneten Ignaz Daszynski.

Wie um einen Brennpunkt ziehen sich die concentrischen Linien der Bauernunruhen in Mittelgalizien um die Stadt Jaslo nach Ost und West hin. Einerseits nach Sanok und Krosno, andererseits nach Gorlice, Grybów, Neu- und Alt-Sandec und weiter. Auch gegen Norden hin, über Strzyzów bis weit nördlich über Rzeszow hinaus steigt die Flut der Bauernbewegung. Und im äußersten Westen Galiziens, im Wadowicer Wahlkreise der V. Curie, gährt es und brodelt es gefährlich: auch hier schreitet überall das Militär ein. Seit dem Jahre 1846 hat Galizien einen solchen Bauernaufstand nicht gesehen und der Staat ebenso wie das Land, Juden und Christen, sowie jede politische oder sociale Partei haben das lebhafteste Interesse daran, über die gegenwärtigen Vorgänge des galizischen öffentlichen Lebens die volle Wahrheit zu erfahren. Es ist das nicht mehr die lose, oft schadenfrohe Neugierde — nein hier stöhnt ein ganzes Volk, ja zwei oder sogar drei Völker unter der furchtbaren Misswirtschaft der herrschenden Classe, hier bricht sich das Elend der Massen, ihre Unwissenheit und Sclaverei die blutige Bahn, empfangen von Soldaten-Regimentern, von Gendarmen-Schwärmen und den beamteten „Männern der Ordnung" und der staatlichen Autorität, die jetzt in zwei politischen Bezirken des Landes das Standrecht und in 33 Bezirken den Belagerungszustand zu practicieren haben.

Sehen wir uns also die Wahrheit über Galizien an, wenn das auch beim Fackelscheine der brennenden jüdischen Kartschmas geschehen muss.

Lange Jahre hindurch war unter den Führern der galizischen Judenschaft der feste Grundsatz geltend: „immer auf Seite des Stärkeren zu stehen." Als die Schlachzizen noch oppositionelle Wandlungen durchmachten — es ist schon ziemlich lange her — da waren die Juden schon auf Seite der Regierung, und es gab sogar eine Zeit in Galizien, wo die jetzigen, treuesten Hausjuden des Polenclubs sich mit den damals regierungstreuen Ruthenen gegen die Schlachta vereinigten. Als aber die Schlachta unbeschränkte Herrin im Lande geworden war, giengen die Juden mit ihr durch dick und dünn gegen jede Opposition, also gegen die Ruthenen, gegen die, wenn auch schwächlichen, Demokraten, gegen die Volksparteiler. Dieses Vorgehen hat den schlummernden alten Hass der breiten Volksschichten gegen die Juden zu neuem Leben erweckt und genährt. Die jüdische Volksmasse gab es auf, den Kampf um die Rechte des freien Bürgers mitzukämpfen, die Judenschaft versteckte sich hinter die behördliche Autorität oder hinter die politische, nationale oder sociale Uebermacht des polnischen Adels. Das sollte sie nachher theuer zu stehen kommen.

Ich behaupte, dass die politische Haltung der Juden in den letzten drei Jahrzehnten weit größeren Hass und Verachtung gegen sie im Volke angehäuft hat, als die rein ökonomische Ausbeutung und Auswucherung der Bauernschaft. Wenn der Jude in den Reihen der städtischen oder ländlichen Arbeiter kämpft, wenn er mit ihnen das gemeinsame schwere Schicksal trägt, wenn er ihre schwere Lage begreift und Hand anlegt bei gemeinsamer Arbeit, dann kann er noch heute in Galizien ruhig darauf rechnen, treue und wirkliche Freunde zu finden. Das mag ja überall zutreffen, aber in Galizien ist das von eminenter Bedeutung. Hier bildet die jüdische Bevölkerung beinahe zwölf Procent der Landeseinwohner und hat unzählige Berührungspunkte mit der übrigen Bevölkerung. Die clericale oder chauvinistische Hetze würde niemals die Ausplünderung der armseligen Dorfjuden in solchem Umfange zustande gebracht haben, wenn diese Juden, die zu Neunzehntel selbst Proletarier sind, nicht so fremd dem Leben und den Leiden der Bauern geblieben wären.

Selbstverständlich treten hier als Untergrund zwei mächtige Factoren auf: das ökonomische Elend und die Unwissenheit des Volkes. Der bäuerliche Grundbesitz schrumpft von Jahr zu Jahr ein. Aus den nicht vollen 700.000 Grundbesitzern Galiziens im Jahre 1852 sind ihrer über 1,600.000 im Jahre 1893 geworden. Der durchschnittliche Bauernbesitz beträgt jetzt in Galizien 3·6 Joch Grund. Eine ganze Menge von politischen Bezirken weist bis zu 80 Procent solcher Bauernwirtschaften aus, welche ein Gebiet von zwei Joch und weniger umfassen! Der Viehstand ist relativ gesunken, und Wiese, Wald gehört dem Großgrundbesitzer. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist eine der größten in Europa: über 90 Köpfe kommen auf einen Quadratkilometer. Und diese Bevölkerung findet nicht in der Industrie, im Gewerbe, im Handel Erwerbsmöglichkeit; sie ist angewiesen auf die elenden paar Kreuzer, die auf dem herrschaftlichen Gutshofe verdient werden können.

Von mehr als anderthalb Millionen der galizischen Grundbesitzer zahlen nur 105,000 mehr als zehn Gulden an Grundsteuer, und alle galizischen Tages- und Wochenblätter aller Parteien und Sprachen zusammengezählt, erscheinen in weniger Exemplaren, als irgend ein einziges der gelesenen Wiener Tagblätter! Nach dem Budget des letzten Jahres soll Galizien an Zeitungs- und Kalenderstempel nur 89.000 Gulden bezahlen. Die Thatsachen über den galizischen Analphabetismus sind zu bekannt, als dass sie hier noch wiederholt zu werden brauchten.

Was folgt aus all dem? Dass Galizien Reformen braucht in jedem Zweige des öffentlichen Lebens, dass die selbstsüchtige, brutale Herrschaft der Schlachta weggefegt werden muss, dass die galizische Gemeinde, der galizische Bezirksausschuss, der galizische Landtag und die Vertretung Galiziens in dem Reichsrathe sich nur auf die breiten Schichten des Volkes stützen dürfen, dass die wichtigen Interessen des Volkes der Leitstern der gesammten Politik werden müssen. Sonst verkümmert ja hier die breiteste Schichte dieses Volkes, denn das Elend hat schon seine äußersten Grenzen erreicht. Der polnische Professor der Physiologie Dr. Cybulski stellt ja, was den Nährwert der Speisen, betrifft, die Neger in Centralfrika höher als den galizischen Bauer.

In dieser Dante'schen Hölle beginnt nun seit höchstens einem Jahrzehnt eine Opposition sich zu bilden und zu entwickeln. Diese Opposition wird sofort niedergedrückt, mit Gewalt und Schwindel, mit Gefängnisstrafen und einem furchtbaren gesellschaftlichen Boykott bekämpft. Gegen die verschiedenartigen „Aufwiegler" werden seit dem Jahre 1889 unzählige Processe geführt. Eine authentische Zusammenzählung dieser Verfolgungen, die ich angefertigt habe, ergibt, dass in den ersten drei Jahren 44 junge Leute beinahe sieben Jahre im Untersuchungsgefängnis verbrachten, von welchen aber nur ein einziger, und zwar zu einer 14tägigen Arreststrafe gerichtlich verurtheilt worden ist!

Als aber diese brutale und primitive Repression nichts half, als die Volksparteien trotzdem an Anhängern gewannen und immer muthiger auftraten, gieng man zu raffinierteren Mitteln über. Der Clericalismus, welcher bisher sozusagen an der Kette lag, wurde losgelassen, die Leitung der „inneren" Politik den Bischöfen anvertraut und schließlich den Jesuiten ganz übergeben. Diese sollten die in Gefahr gerathene Uebermacht der Schlachta beschirmen und retten. In den letzten zwei Jahren beobachten wir, wie der jesuitische Einfluss in alle Sphären eindringt: die Jesuiten erziehen die adelige Jugend, sie haben fast alle politisch thätigen Schlachzizen zu einem halbreligiösen, mächtigen Bunde vereinigt und diese robusten Naturen discipliniert, sie beeinflussen den größten Theil der Presse, in den öffentlichen Schulen haben sie an den meisten Katecheten die getreuesten Diener. Das Bürgerthum haben sie stark eingeschüchtert, mit Hilfe der Behörden und allerlei unsauberer verzweifelter Individuen sammeln sie die rückständigsten Kleingewerbetreibenden als „christliche Arbeiter" um ihre Fahne und durch einen weitverzweigten „Verein für Volksaufklärung" greifen sie auf das flache Land hinaus, wo ihnen in jedem Dorfe der Gutsbesitzer und der Ortspfarrer beistehen.

Langsam aber sicher haben sie alle wichtigeren Fäden in ihre Hände bekommen, nur hatten sie noch keinen zugkräftigen Namen, sie hatten keinen einzigen populären Politiker im Lande, welcher seine Firma ihnen geben wollte.

Solche Firma haben sie vor Jahr und Tag endlich gefunden. Der abgehetzte, corrumpierte, nach Geld und Freiheit lechzende Pater Stojalowski ergab sich endlich auf Gnade und Ungnade und wurde sofort liebevoll aufgenommen. Zu einer Zeit, als die anderen Blätter in Galizien sich noch scheuten, ihn zu rehabilitieren,

hatten ihn schon die beiden Jesuitenblätter, der Krakauer „Glos Narodu“ und der Lemberger „Ruch Katolicki“, unter ihren gnädigen Schutz genommen. Vorläufig war er der Mann, wie sie ihn brauchten. Selbst Exjesuit, ein katholischer Priester und gründlich verschlagener Ränkeschmied, vor allem aber populär, ein wahrer Abgott der Bauern und der Kleinbürger in den Kleinstädten der Provinz, wurde Stojalowski als eine Acquisition von unschätzbarem Werthe angesehen.

Seine neuen Brotgeber erlebten bald ihre Freude an dem Gekauften. Frech bis zur Unverschämtheit, verleugnete er seine jüngste Vergangenheit; sein erstes Auftreten war gegen die Socialdemokraten und Volksparteiler gerichtet: er führte die schwindsüchtige Antisemitenpartei auf ein weiteres Feld, auf das flache Land hinaus und vor allem zeigte er an einer Musterprobe, welche Mittel man bei den Wahlen und bei jeder größeren Action anwenden soll. Bei seiner eigenen Wahl im Februar d. J. wurden die Volksparteiler Abgeordneter Dr. Winkowski und der letzthin zum Abgeordneten gewählte Redacteur Stapinski, sowie die Socialdemokraten Redacteur Sulczewski und Schiffler von den Stojalowski'schen Anhängern furchtbar geprügelt: sie verdanken ihr Leben nur einem glücklichen Zufalle. Stojalowski wurde glänzend gewählt, und kein Staatsanwalt rührte sich, um die Urheber des Massacre zu eruieren.

Nun kamen die Wahlen in dem riesigen Wahlbezirke der V. Curie Jaslo-Sanok an die Reihe. Stojalowski forcierte hier seinen Anhänger, den Advocaturscandidaten Dr. Wladimir Lewicki, eine streberhafte Null, sowie es alle seine Anhänger zu sein pflegen. Die Agitation der Volksparteiler stand ihm aber zu sehr im Wege. Ueberdies geriet Stojalowski selbst in den letzten Monaten in den Geruch eines Verräthers, die Briefe, welche er, laut der Enthüllung des „Dziennik polski“, mit dem russischen Gendarmen-General Brok gewechselt haben soll, schweben über seinem Haupte wie ein Damoklesschwert und hinderten ihn daran, seine Kräfte zu entfalten. Da er seit einem Jahre als Antisemit auftrat, konnte er unmöglich auf die Unterstützung der Juden im Wahlbezirke rechnen, und dieselben Volksparteiler, die noch vor anderthalb Jahren als grimmige Antisemiten auftraten, suchten jetzt die Juden zu gewinnen, ohne sich indessen gerade als eine philosemitische Partei zu geberden. Die Wahlagitation entflammte die Leidenschaften, und diesen Umstand benützte die Stojalowski'sche Partei (hinter welcher damals der Polenclub, die Regierung und der Clerus standen), um einen entscheidenden Streich zu führen. Die Bauern sollten sich auf die Juden werfen, diese sollten geplündert werden, aber ohne Mord und Todtschlag. Das sollte genügen, um die Juden einzuschüchtern und von den Wahlen fernzuhalten. Aber nicht nur die Juden, sondern auch christliche politische Gegner sollten die clericale Faust verspüren. In einer ganzen Menge von blutigen Schlägereien wurden die gegnerischen Agitatoren mit solch handfesten Argumenten auf ihren Leibern übersäet. Man erzählt überall von den sogenannten „Prügelcomités“, welche die Anhänger Stojalowskis zusammenbrachten, und der wohlbekannte Abgeordnete Szajer soll zu den hervorragendsten Prügelhelden gehören, was jedem, der diesen rohen Gesellen kennt, glaubhaft erscheinen wird. Der Hauptschlag bei der Campagne war aber gegen die Juden gerichtet. Auf dem flachen Lande bedeutet das Wort „Jude“ dasselbe, was „Schankwirt“. Die beiden Worte sind fast zu Synonymen geworden. Es wäre sehr interessant, einmal genau auszurechnen, welchen Theil des Ertrages, der aus der Trunksucht des Volkes gewonnen wird, die Schlachzizen und welchen Theil die Juden einstecken. Der Adel hat das Propinationsrecht seit mehr als zwei Jahrhunderten und die Leibeigenschaft des polnischen Bauern war innig mit diesem Rechte des Adels, diesem Privilegium auf die Trunkenheit des Volkes, verknüpft. Die Geschichte kennt unzählige Beispiele, wo der Bauer ein vorgeschriebenes Quantum Schnaps von der herrschaftlichen Schnapsbrennerei jährlich kaufen musste. Als in dem galizischen Landtage der Loskauf des Propinationsrechtes auf der Tagesordnung stand, erhob sich Graf Lasocki und vertheidigte die „heilige Kartschma“ als ein geradezu köstliches nationales Gut der Schlachta. Und schließlich haben die galizischen Großgrundbesitzer doch vor einem Jahrzehnte 66 Millionen Gulden im baaren Gelde als Ablösung für das bloße Recht der Propination erhalten. Das war aber ein reiches Geschenk aus den Landesgeldern, weil sie eigentlich nichts Reelles dabei verkauften. Alle Schnapsbrennereien und alle Schänken sind ihnen doch geblieben. Dadurch aber haben sie jeden Propinationspächter in ihren Händen. Ein Wirtshaus kann doch in einem verborgenen Schlupfwinkel nicht bestehen, es muss auf einem geeigneten Platze sein, und die Tradition bedeutet hier auch viel. Der Jude muss mit diesem Umstand rechnen. Aber das wäre noch das Wenigste. Durch wunderbare Einflüsse, welche näher zu beleuchten ein wirklich humanes Werk wäre, werden die großen Herren in Galizien zu directen Pächtern des Propinationsrechtes, wenigstens in der Hälfte des Landes. Fast alle großen Magnatenfamilien pachten die Propination beim Landesfond, und da sie doch selbst die schmutzige Arbeit des Schnapscredenzens nicht verrichten können, verpachten sie die Propination an die Juden weiter, wobei natürlich der Jude dem Schlachzizen weit mehr bezahlen muss als dieser dem Landesfond. Dass dabei ein großartiger Betrug in der Steuerleistung seitens der noblen Herren Schnapscavaliere betrieben wird, ist selbstverständlich. Diese Magnaten schämen sich gar nicht, mit den Juden um die Propination zu licitieren und alle Hebel in Thätigkeit zu setzen, um das Propinationsrecht zu erwerben. Einige unter ihnen sagen es rund heraus, dass sie es deswegen thun müssen, um dann den betreffenden Juden contractlich zu zwingen, allen Schnaps nur in der herrschaftlichen Brennerei zu kaufen. Dieser Theil des herrschaftlichen Gewinnes wird in dem ländlichen Jargon „trockener Gewinn“ genannt. Der Herr braucht nämlich nicht zu schwitzen, um baares Geld von seinem Juden zu bekommen ....

So ein jüdischer Pächter, mit seinen sechs bis acht Kindern, ist wirklich in einer verzweifelten Lage. Er muss zu einem gefährlichen Wucherer werden, er wird zugleich zu einem Zwischenhändler, welcher einfach einen Schädling in der Gemeinde darstellt. Aber fast hinter jedem Schankwirte steht der adelige Großgrundbesitzer, der ihn hineingeführt, die Propination ihm verpachtet, das Schankgebäude vermietet hat, Alles um einen Preis, der sich erfahrungsmäßig normaler Weise kaum hereinbringen läßt. Der Herr braucht den jüdischen Pächter wie das liebe Geld. Aber dieser Herr beutet noch dazu die Arbeitskraft des Bauern für einige Bettelgroschen aus, dieser Herr ist der privilegierte Wähler, er sitzt im Bezirksausschusse, im Landtage und im Reichsrathe, er versorgt auf Kosten des Landes und des Reiches seine Sprößlinge, er beherrscht das Land.

Damit sich nun der Groll des ausgesaugten Volkes nicht auch gegen diesen Herrn wendet, braucht man den Antisemitismus, und mit kundiger Hilfe der Jesuiten hat man ihn auch glücklich in Galizien eingeführt.

Die antisemitische Bewegung hat aber außer den hier analysierten ökonomischen Gründen noch andere, und das sind religiöse und nationale. Das Wiedererwachen der katholischen Kirche wird durch den Antisemitismus, und fast möchte man sagen, nur durch ihn so recht praktisch sichtbar gefördert. Die Zusammengehörigkeit der Katholiken offenbart sich doch am leichtesten in dem Hasse gegen die Andersgläubigen: die Frömmigkeit kann ihre Orgien feiern, wo sie Tag für Tag „Ungläubige“ sieht, die eigentlich längst verdienten, lebendig verbrannt zu werden, um die Abgründe der Hölle zu füllen.

Als aber einmal der nach dem Sturze Badenis wild gewordene, niedrigste Chauvinismus die Dämme gebrochen hatte, was lag da näher, als den Juden, den „Fremden“ aus vollem Herzen zu hauen? Das ist bei den Deutschen genau so wie bei den Czechen und Polen der Fall.

Aus diesen Elementen müssen die Judenkrawalle entstehen, und die Manlichergeschosse, welche auf das Volk abgekracht werden, bedeuten so lange nur eine blutige Aussaat neuer Judenexcesse, so lange der Clericalismus und der Chauvinismus an dem furchtbaren Elend der Bauern und Arbeiter in Galizien herumpfuschen. Heute thun es die Anhänger des Stojalowski und noch mehr die politischen Schüler der Jesuiten. Morgen werden es andere versuchen. Immer aber werden sie auf die stille, aber wirksame Unterstützung der in ihrem Egoismus fest verharrenden Schlachzizen rechnen können. Das Wort vom „Blitzableiter“ ist schon in die Geschichte übergegangen. Dieses Blitzableiters bedienen sich die hochadeligen Ausbeuter mancherorts, in Galizien aber mit tausendmal größerem Erfolge als anderwärts.

Ueber die Haltung des Statthalters von Galizien inmitten dieser Landes-Calamität ist es schwer, ein Urtheil abzugeben. Graf Pininski ist seit kaum einem Vierteljahr auf seinem Posten, und es werden Stimmen laut, welche behaupten, dass die immer weiter um sich greifenden Unruhen von der gegnerischen, theilweise weggejagten Badeni-Clique genährt und geleitet werden. Die „hohen“ Verbrecher sind aber in der Politik meist feige und verkriechen sich leicht hinter ihre Werkzeuge, so dass sie schwerlich an der Hand gefasst werden können....

Dass aber die Central-Regierung in vielen Hinsichten die Mitschuldige der galizischen Clericalen ist, dass ihre glänzende Unkenntnis der Verhältnisse Galiziens, ihre Allianz mit dem rückständigsten Elemente des polnischen Volkes und ihre Unbeholfenheit in jeder wichtigeren Frage die beste Unterstützung der allmächtigen Jesuiten sind, das unterliegt für den aufmerksameren Beobachter keinem Zweifel.

Was der „Minister für Galizien“, Herr v. Jendrzejowicz, eigentlich in dieser Angelegenheit macht, oder was er nur darüber denkt, darnach hat sich noch niemand erkundigt: denn Galizien ist in diesen bedrohlichen Zeiten im Rath der Krone durch die completeste aller je dagewesenen Nullen vertreten.

Josef Unger.

Zu seinem 70. Geburtstage (2. Juli 1898).

Im Jahre 1853 erschien ein Buch eines jungen österreichischen Juristen, das mit kritischer Schärfe den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Sachsen zergliederte. Das Buch erregte hüben und drüben Aufsehen, erweckte Zustimmung und Widerspruch und verschaffte, da der Autor nicht der Mann war, ruhig auf sich herschießen zu lassen, sondern mit scharfer Treffsicherheit die Angriffe erwiderte, einem der Gegner für eine Zeit wenigstens eine ähnliche Berühmtheit, wie sie einst durch Lessing dem Pastor Goeze zutheil geworden ist. Freilich, wer spricht heute noch von Dr. Pöschmann, dem unglücklichen „Vertheidiger" des sächsischen Entwurfes: der Name Josef Unger aber ist von den Juristen aller Rechtssysteme gekannt und verehrt. Mit ganz besonderer Herzensfreude aber gedenken wir österreichischen Juristen am heutigen Tage des Mannes, der unser aller Lehrer war, auch jener, die nicht in der Lage waren, seinen Worten im Hörsaale zu lauschen: des Mannes, der heute in seltener geistiger Frische die Zahl der Jahre überschreitet, die der Psalmist dem Menschenleben zumisst: des Mannes, dem es nicht an Ehren und Würden gefehlt hat und der doch ein einfacher Bürger bleiben wollte und geblieben ist, da ihm jener andere Adel, den er sich frei erworben, mehr zu gelten schien, als das Recht, die Taschentücher mit Emblemen verzieren zu lassen; des Mannes, der Jahre lang im heißen Kampfe des öffentlichen Lebens stand und der, obwohl er kein angenehmer Gegner war und viele durch seine rücksichtslose Schärfe und manches ätzende Wort auf das tiefste verletzt haben mag, seinen Namen fleckenlos und unbemakelt wieder aus dem Ministerbureau in seine Studierstube heimgebracht hat.

Freilich waren damals andere Zeiten. Aber von dem Gegensatze zwischen der Kampfesweise von einst und jetzt möchte ich nicht sprechen, so wenig wie von manchem anderen Gegensatze, der sich aufdrängt, wenn man die Reden, die damals der Minister Dr. Josef Unger in den Vertretungskörpern gehalten hat, zur Hand nimmt und wieder einmal durchliest. Thatsache ist, dass man diese Reden zu Ende lesen kann, und dass man sie auch heute noch mit Vergnügen liest, auch wenn man nicht immer der Ansicht des Redners ist — denn in ihnen vereinigt sich wissenschaftlicher Gehalt mit künstlerischer Form: und Thatsache ist, dass auch damals mancher mit reinem Schilde, als eine Hoffnung, als Stolz und Liebling der Bürger zu Felde zog und auf dem Schlachtfeld dies alles — und sich selbst verlor, während an Unger nicht einmal die Kothwürfe der Verleumdung sich herangewagt haben. Ich meine, die verbissene Hochachtung persönlicher und politischer Gegner muss einem Manne noch mehr Befriedigung gewähren, als sie das bewunderndste Lob Aller bieten könnte. Freilich ist Unger ein ganz besonderes Lob zutheil geworden, das schönste vielleicht, das einem Minister von seinem Fürsten gespendet werden kann: der Dank für „muthvolle Ueberzeugungstreue".

Will man aber von den erwähnten Gegensätzen nicht reden, dann lässt man am besten die Politik und den Politiker Josef Unger ganz bei Seite. Der Jubiläumstag des Politikers Unger wäre wohl auch der 25. Mai dieses Jahres gewesen, denn vor fünfzig Jahren hat an diesem Tage — dem Tage der Auflösung der akademischen Legion, dem Vortage vor Errichtung der Barrikaden in und bei der Universität — der neunzehnjährige Unger mit einer zündenden Rede debutiert. Solche Jubiläen feiert man aber dermalen nicht und schließlich liegt die Bedeutung, welche sich Unger weit hinaus über das Ziel seines Lebens, so ferne es ihm auch gesteckt sein möge, gesichert hat, nicht in dem, was er in der Politik, sondern in dem, was er in der Rechtswissenschaft geschaffen hat. Denn er hat die moderne Rechtswissenschaft in Oesterreich geradezu begründet.

Schon in seiner Arbeit über den sächsischen Entwurf hatte er darauf hingewiesen, „dass es in Oesterreich auch vor dem Jahre 1811 ein bürgerliches Recht und einen geordneten Zustand des bürgerlichen Rechtslebens gab und dass das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch vom Jahre 1811 keine plötzliche Erfindung des Gesetzgebers ist, aus dessen Haupt, wie einst Minerva aus Jupiters, der neue Codex plötzlich geharnischt hervorgesprungen wäre". Und diese Continuität des österreichischen Privatrechtes mit dem gemeinen Recht ist es auch, auf der er sein System des österreichischen Privatrechtes, dessen erster Band 1856 erschienen ist, aufbaute. Es war derselbe Gedanke, den Karl Georg Wächter für die Bearbeitung des in Württemberg geltenden Privatrechtes so fruchtbringend verwertet hatte, den Unger auch für das österreichische Privatrecht zur Anwendung brachte.

Wie Savigny das römische Recht für Deutschland in einem gewissen Sinne neu entdeckt hat, hat Unger das gemeine Recht für Oesterreich neu entdeckt. Der Zusammenhang war verloren worden, man betrachtete die Bestimmungen des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches als etwas für sich Bestehendes und so gieng nicht nur die Erkenntnis für die historische Entwicklung, sondern auch die Befruchtung durch die fortschreitende Wissenschaft des gemeinen Rechtes verloren. In diesem Sinne war das Werk Ungers eine rettende That, denn es brachte die heimische Rechtswissenschaft wieder in innigste Fühlung mit der Deutschland gemeinsamen, und der ganze Aufschwung, den sie hiedurch gewonnen, ja auch die Mitarbeiterschaft der österreichischen Juristen an der Fortbildung des gemeinen Rechtes ist auf den zurückzuführen, der die Brücke von einem Gebiete zum anderen geschlagen und den abgebrochenen Verkehr wieder eingeleitet hat.

Freilich war diese That Ungers so wenig frei von gewissen nachtheiligen Wirkungen, wie jene Savignys, nur dass in Oesterreich, wo ja eine Gesetzescodification bereits bestand und es sich nur mehr um deren Theorie handelte, diese Nachtheile anderer Natur und von viel flüchtigerer Bedeutung waren als in Deutschland, wo das gemeine Recht zumeist noch geltendes Recht war. Hier lag die Gefahr vor, dass nicht nur die Theorie, sondern auch das positive Recht selbst von der heimischen Rechtsentwicklung abgedrängt und durch die Rücksicht beeinflusst werde, wie in längst vergangenen Zeiten ein Volk unter ganz anderen socialen Verhältnissen und mit ganz anderen Lebensbedürfnissen sich die rechtliche Sicherung derselben eingerichtet und ausgestaltet hatte. Die den heimischen Bedürfnissen angepasste heimische Rechtsentwicklung hatte sich vielfach in das Gewand des römischen Rechtes gehüllt und die vom Standpunkt des Rechtshistorikers aus ja ganz unanfechtbare Purificierung des gemeinen Rechtes, das Zurückgehen auf das wirkliche römische Recht gegenüber dem vermeintlichen römischen Recht war in vielen Fällen praktisch nichts anderes als die Erdrosselung lebensfähiger, den heimischen und gegenwärtigen Verhältnissen viel besser entsprechender Rechtsbildungen.

Ganz anders aber lag die Sache in Oesterreich. Das bürgerliche Gesetz war da und blieb da und wenn vielleicht im ersten Ansturme etwas mehr vom Geiste des römischen Rechtes in dasselbe hineingetragen wurde, als nöthig und als zweckmäßig war, so blieb immer die Freiheit späterer Ueberprüfung und Ausgleichung gewahrt, und der etwaige Nachtheil, der sich bei der theoretischen Behandlung der einen oder der anderen Frage vorübergehend ergeben haben mag, steht in gar keinem Verhältnis zum erzielten, unschätzbaren, dauernden Gewinn.

Aber noch in einer anderen Richtung konnte die neue Methode einen schädlichen Rückschlag ausüben, wie ja jeder Vortheil in der Entwicklung schließlich immer mit gewissen Nachtheilen erkauft wird. Weil die österreichischen Commentatoren ihre Verbindung mit dem römischen Recht verloren hatten, suchten sie einen anderen Anlehnungspunkt und diesen bot ihnen die österreichische Verwaltungsgesetzgebung: und so trugen sie zu den Paragraphen des bürgerlichen Gesetzes alle möglichen Hofdecrete zusammen, von denen viele nach der strengen Theorie gar nicht in das Privatrecht „gehörten" und für die sich keine Anknüpfungspunkte mit dem römischen Recht ergaben, weil sie eben im deutschen Rechte oder in modernen Bedürfnissen ihre Wurzel hatten. So wenig nun der Inhalt dieser Verwaltungsnormen wissenschaftlich mit dem Privatrecht verarbeitet wurde, so lag doch in dem Vorgang als solchen ein gesunder Kern, ja ich möchte fast sagen, ein gesunder Instinct. Denn Privatrecht und öffentliches Recht sind nicht logische, sondern historische Kategorien, ihre Grenzen sind beweglich, sie sind davon abhängig, inwieweit man es nach den jeweiligen Verhältnissen für zweckmäßig erachtet, den Privatinteressen, den Interessen der Einzelnen, mit Rücksicht auf die öffentlichen Interessen, die Interessen einer Mehrheit, Schranken zu ziehen. So innig ist die Wechselbeziehung zwischen dem Privatrecht und dem Verwaltungsrecht, dass gewisse juristische Begriffe, die man bis unlängst stets nur vom Standpunkte des Privatrechtes aus zu ergründen suchte, erst richtig erfasst werden können, wenn man sie als allgemeine Rechtsbegriffe erkennt und betrachtet: so verschwistert sind diese Gebiete, dass die ganze Lehre vom Eigenthum und den dinglichen Rechten heute gar keine rein privatrechtliche mehr ist, weil der romanistische Satz unseres bürgerlichen Gesetzbuches, dass das Eigenthum die Befugnis ist, „mit der Substanz und den Nutzungen einer Sache nach Willkür zu schalten und jeden anderen davon auszuschließen", in unserer Zeit der Bauvorschriften und Expropriationen nicht mehr praktische Wahrheit enthält.

Diese Verbindung nun des heimischen Verwaltungsrechtes mit dem heimischen Privatrecht, die durch die Methode unserer älteren Commentatoren wenigstens äußerlich angebahnt erschien, löste sich zunächst wieder, als die wissenschaftliche Behandlung des österreichischen Privatrechtes auf Grundlage der Theorie des gemeinen Rechtes von Unger in den Vordergrund gestellt wurde. Aber auch hier war die Arbeit Ungers die nothwendige Voraussetzung dafür, dass man an eine derartige Aufgabe, wie sie hier angedeutet ist, überhaupt denken kann. Und wie seltsam, den alten Privatrechtsjuristen hat es selbst immer mehr zum öffentlichen Rechte hingezogen und vielleicht trägt diese seine jüngere Liebe die Schuld daran, dass er sein Privatrechtssystem nicht vollendet hat. Und so überrascht uns der geistig jugendfrische Jubilar, der wohl heute auch einer der besten Kenner unseres Verwaltungsrechtes ist und seinerzeit einen siegreichen Kampf für die Rechtsprechung im Gebiete des Verwaltungsrechtes geführt hat, vielleicht noch einmal mit einer Arbeit, die für das heimische öffentliche Recht das ist, was sein „System des österreichischen allgemeinen Privatrechtes" für die Privatrechtswissenschaft war: bahnbrechend.

Dr. Burckhard.

Ueber den Ursprung der Muskelkraft.

(Schluss.)

II.

Oftmals hat man das Muskelsystem mit einer Dampfmaschine verglichen. Und in der That ist dieser Vergleich insofern sehr glücklich, als in beiden Apparaten chemische Spannkraft in mechanische Arbeit übergeführt wird. Bei der Dampfmaschine setzt sich erstere in Wärme um, welche die Molecüle des Wassers, es in Dampf verwandelnd, auseinanderreißt; der Dampf, der vermöge seiner Einschließung im Cylinder stark gespannt ist, treibt durch seine Ausdehnung die Maschine. Im Thier kommt die chemische Spannkraft der Nahrung ebenfalls als Wärme und Arbeit zutage. Berechnet man jedoch die in den verheizten Kohlen und die in der genossenen Nahrung enthaltene chemische Spannkraft, so zeigt sich, dass die beste von Menschenhänden hergestellte Maschine nur ungefähr 10, das Thier hingegen 20% davon als Arbeit wiedergibt. Letzteres erweist sich also als der bei weitem vollkommenere Apparat: der nutzlose, hauptsächlich durch Ausstrahlung und Ableitung von Wärme herbeigeführte Energieverlust ist beim Thier um 10% geringer als bei der Maschine.

Die eine Partei der heutigen Physiologen, an deren Spitze der vor kurzem als Dubois-Reymonds Nachfolger nach Berlin berufene Theodor Wilhelm Engelmann steht, hält nun den eben gezogenen Vergleich fast in seinem ganzen Umfange aufrecht. Auch im Thier soll nach ihrer Ansicht die chemische Spannkraft sich in Wärme, diese theilweise in die Muskelkraft umsetzen. Ihnen gegenüber ist die andere Partei der Physiologen, hauptsächlich vertreten durch Pflüger, Fick, Chauveau und Verworn, der Meinung, dass die chemischen Anziehungskräfte die *directe* Ursache der Muskelarbeit seien, dass also hier die Zwischenstufe der Wärme nicht passirt werde.

„Ich sehe einen principiellen Einwand gegen jede derartige Hypothese," sagt *Engelmann*, „in dem Umstand, dass bei der einzelnen Contraction immer nur ein kleiner Bruchtheil der Muskelsubstanz chemisch thätig ist. Der Muskel besteht zu 70—80 Procent und mehr aus Wasser, übrigens aus Stoffen (Eiweiß, Salze u. s. w.), von denen die weitaus größte Masse bei der Verkürzung nicht nachweisbar chemisch betheiligt ist. Es können also nur relativ sehr wenige Molecüle als Energiequellen in Betracht kommen. Und von diesen wiederum functioniert im allgemeinen in jedem Augenblick immer nur eine sehr kleine Zahl, keineswegs alle gleichzeitig." Er berechnet die als Quelle der ausgelösten actuellen Energie in Betracht kommende Menge auf nur ein Viermilliontel der ganzen Masse und hält es für unerklärlich, dass von diesem einen aus die übrigen 3,999.999 Theilchen durch directe chemische Anziehungskraft sollten in Bewegung gesetzt werden können. Wohl zu begreifen sei dies hingegen, wenn man sich vorstelle, dass bei der Verbrennung des Heizmateriales innerhalb oder zwischen den kleinsten, die mechanische Arbeit verrichtenden Theilchen des Muskels Wärme entstehe, welche sich überallhin verbreiten und in Arbeit umsetzen kann.

Dieser Anschauung gegenüber ist von *Adolf Fick* in erster Linie ein aus der mechanischen Wärmetheorie selbst fließendes Bedenken geltend gemacht worden, welches sich eigenthümlicherweise ebenfalls auf die außerordentlich kleine Menge von verwendbarem Brennmaterial stützt. Nach dem zweiten Hauptsatze dieser Theorie kann sich nämlich Arbeit jederzeit in eine äquivalente Wärmemenge umsetzen, dagegen vollzieht sich die umgekehrte Verwandlung nur dann, wenn ein Wärme-Uebergang von einem Körper höherer auf einen solchen niedrigerer Temperatur stattfindet. Es ist unmöglich, alle Wärme wieder in Arbeit umzusetzen, weil dabei immer ein Theil von ihr zu kälteren Körpern herabsinkt. Da aber *Fick* behauptet, dass im Muskel so beträchtliche Temperaturunterschiede, wie sie die Theorie verlangen würde, nicht angenommen werden könnten, so würde nach seiner Meinung hier nur ein sehr kleiner Theil, nämlich nur etwa 1 Procent der Arbeit chemischer Kräfte zu nutzbarer Verwendung kommen und der weitaus größte würde zur Erzeugung von Wärme dienen, welche nutzlos nach außen abflösse. Deshalb sei es im Hinblick auf die geringe Menge des zugeführten Brennmateriales nicht abzusehen, wie diese jenen gewaltigen mechanischen Effect hervorbringen sollte, welchen die Muskelleistungen darbieten.

Engelmann wendet hiergegen allerdings ein, dass nach Pflüger die „sogenannte niedere Körpertemperatur nur ein arithmetisches Mittel ist, welches unendlich viele höchst verschiedene Temperaturen unendlich vieler verschiedener Punkte eines Organes umfasst", und er weist darauf hin, dass die Temperatur der im Muskel vertheilten und verbrennenden Moleküle außerordentlich hoch sein müsse, so dass bei ihrer Umgebung mit Massen von niederer Temperatur der allgemeinsten Bedingung für Verwandlung von Wärme in mechanische Arbeit genügt sei.

Zur Würdigung seiner Lehre von den Muskelcontractionen ist es unerlässlich einen Blick auf den Bau der Muskeln zu werfen. Sie bestehen bekanntlich aus Fasern und zwar die unwillkürlich beweglichen, welche z. B. die Wandung des Darms bilden, aus sogenannten glatten, die willkürlich beweglichen, die das ganze eigentliche Fleisch zusammensetzen, und außerdem die der Herzwandung, aus quergestreiften Muskelfasern. Die glatten sind langgestreckte und an den Enden zugespitzte Zellen, deren Protoplasma oder Sarkoplasma in der Mitte einen Zellkern umschließt, die quer gestreiften sind ebenfalls Zellen von verhältnismäßig kolossaler Länge (bis 12·3 *cm*) mit zahlreichen, ziemlich gleichmäßig dicht unter der Oberfläche vertheilten Kernen. In ihr Sarkoplasma sind parallel hinziehende Fibrillen eingebettet, welche durch Querscheiben in Segmente getheilt sind, und zwar enthält jedes Muskelsegment zwei das Licht verschieden brechende Substanzen in solcher Vertheilung, dass in der ganzen Faser die gleichen Schichten in gleicher Ebene liegen, wodurch eben das quergestreifte Aussehen bedingt ist. In der Mitte befindet sich jedesmal die festere, dunklere, stärker und zugleich doppelt brechende oder *anisotrope*, an beiden Enden hingegen die weichere, hellere und einfach brechende oder *isotrope* Substanz. Gemeinsam ist glatten und quer gestreiften Fasern die Fähigkeit, durch Reize sich unter Verdickung verkürzen und dann wieder unter Verdünnung strecken zu können. Während aber die glatten Fasern hiebei keine sonstige Veränderung zeigen, beobachtet man in den gestreiften an die Fibrillen gebundene Umlagerungen, und zwar stellte Engelmann fest, dass ihre Contraction auf einem Uebertritt dünnflüssiger Substanz aus den schwach brechenden in die stark brechenden Schichten, die Expansion auf der Wiederherstellung der ursprünglichen Lagerung beruht. Später gelang es dann noch, in der stark brechenden Substanz feine Röhrchen zu beobachten, in welche die schwach brechende hineinfließt, so dass ihr Lumen erweitert, das ganze Segment dabei dicker und niedriger wird. Diese Contractionen, die sich von einem Segment auf das andere fortpflanzen, erfolgen mit so gewaltiger Geschwindigkeit, dass sie sich z. B. bei Mückenflügeln auf 300 bis 400 in der Secunde berechnen.

Die Eigenschaft, sich unter Einlagerung von Flüssigkeit, also unter Quellung in der Richtung ihrer Axe zu verkürzen und sich bei Abgabe von Wasser wieder zu verlängern, womit ebenfalls Verdickung beziehungsweise Verdünnung Hand in Hand geht, theilt die anisotrope Substanz der Muskelfasern mit anderen Elementen von gleichen Lichtbrechungsverhältnissen. Und da nun diese selben Elemente durch eine in gewissen Grenzen bewegliche Temperaturerhöhung quellungsfähiger werden und sich demnach stärker verkürzen, um sich unter Abkühlung zur ursprünglichen Länge zu strecken, da sie ferner hierbei dieselben optischen Veränderungen zeigen, die auch die Muskelfaser unter gleichen Verhältnissen erkennen lässt, so schließt Engelmann, dass es eben Temperaturveränderungen seien, welche die Arbeit der Muskelfasern bedingen.

Mit einem außerordentlich bestechenden Experiment am Modell hat er versucht, diese Analogie greifbar vor Augen zu führen. Auch Darmsaiten bestehen aus doppelbrechenden Fasern, haben eine sehr regelmäßige cylindrische Form und überall gleiche Elasticität. Das eine Ende einer solchen in Wasser gequollenen Darmsaite (Violin-E-Saite) verband Engelmann mit dem festen, wagerechten Arme eines stählernen Stabes, das andere mit dem eines um eine horizontale Axe drehbaren Hebels. Dicht um die Saite, jedoch ohne Berührung, lief in mehreren Windungen eine feine Platindrahtspirale, durch welche ein galvanischer Strom hindurchgeleitet werden konnte. Die ganze Vorrichtung mit Ausnahme des Hebels tauchte in eine mit Wasser gefüllte Röhre. Sobald ein Strom durch den Draht geschickt wurde, der ihn erwärmte und dadurch die Temperatur des Wassers in übrigens kaum merklicher Weise erhöhte, verkürzte sich die Darmsaite und das freie Hebelende stieg mit ziemlich großer Geschwindigkeit in die Höhe. „Man sieht", sagt Engelmann, „unsere doppelt brechende Violinsaite ist das doppelbrechende, die mechanische Kraft der Verkürzung liefernde quellbare Theilchen, — die mit Wasser gefüllte Röhre die umhüllende, wasserreiche, isotrope Muskelsubstanz, die als abkühlende Masse wirkt; die Drahtspirale ersetzt die reizbaren, chemisch activen, thermogenen Moleküle, die Schließung des galvanischen Stroms den Process der Reizung des Muskelelementes." Die Analogie wird umso größer, als die von dem freien Hebelende bei wiederholten Contractionen aufgeschriebenen Curven den Contractionscurven von Muskeln zum Verwechseln ähnlich sehen.

Der Engelmann'sche Apparat scheint also seine Auffassung von dem Zustandekommen der Muskelbewegungen glänzend zu bestätigen.

Aber diese Auffassung hat trotzdem eine besonders von *Verworn* hervorgehobene Schwäche. In verschiedenen, zum Theile schon älteren Arbeiten stellt nämlich Engelmann selbst die Forderung, dass jede Erklärung der Contractilitätserscheinungen gleichzeitig auf die Protoplasmabewegung bei Pflanzen und niederen Thieren anwendbar sein müsse, und gerade dieser Forderung wird allerdings seine eigene Anschauung kaum gerecht.

Ausgewachsene Pflanzenzellen stellen Kapseln von meist cylindrischer oder prismatischer Form dar, welche einen großen Saftraum umschließen und an ihrer Wandung wie von einer Tapete mit einer dünnen Protoplasmaschicht ausgekleidet sind. Durch den Saftraum ziehen verzweigte, untereinander netzartig verbundene Stränge von Protoplasma, dem an irgend einer Stelle ein Zellkern eingelagert ist. Gewisse Pflanzenzellen zeigen nun in

ihrem Protoplasma eine schon im vorigen Jahrhundert durch den Grafen Corti beobachtete Strömung, die sich dadurch zu erkennen gibt, dass Körnchen in dem Wandbelege und in den Strängen bald in gleicher, bald auch nebeneinander in entgegengesetzten Richtungen fortschreiten und dass mitunter neue Stränge sich durch den Saftraum hindurch einen Weg bahnen. In dieser Hinsicht gleicht der Inhalt einer solchen Pflanzenzelle ganz und gar dem nur aus nacktem Protoplasma bestehenden Körper vieler niederer Pflanzen und Thiere, der Schleimpilze (Myxomyceten) und Wurzelfüßer (Rhizopoden), welche ebenfalls in ihrem Innern Körnchenströmung zeigen und Fortsätze ausstrecken und einziehen, wobei sie sich häufig von der Stelle bewegen. Mit Fortsätzen umfließen sie ferner fremde Körper und nehmen sie in ihren eigenen Leib auf, verdauen sie und scheiden unverbrauchbare Substanzen wieder aus. Alle diese Bewegungen sind seit ihrer Entdeckung auf das sorgfältigste studiert worden und es ist sogar gelungen, ganz ähnliche Erscheinungen an künstlichen Stoffmischungen hervorzurufen, wodurch die Auffassung, dass die in der anorganischen Natur giltigen Gesetze auch die organisierte Welt beherrschen, eine neue, nicht unerhebliche Stütze erhalten hat.

Durch ganz allmähliche Uebergänge, besonders durch Vorkommnisse in den Anheftungsstielen von Infusorien, stehen diese Bewegungen mit den Contractions- und Expansionserscheinungen der glatten und damit auch der gestreiften Muskelfasern in Verbindung.

Um diesem Umstande Rechnung zu tragen, sieht sich Engelmann gezwungen, auch in allen jenen Protoplasmamassen langgestreckte Elemente anzunehmen, welche dadurch die Zusammenziehungen bedingen, dass sie bei der Quellung kugelig werden. Solche Elemente sind aber im Protoplasma weder mikroskopisch nachweisbar, noch würde ihr Vorhandensein die Ausstreckung von Fortsätzen erklären, weil sie nach Engelmanns eigener Annahme im Protoplasma regellos zerstreut sein sollen. Man müsste hier erst wieder zu der Hilfshypothese greifen, dass die gestreckten Elemente zum Zweck der Bildung jedes Fortsatzes sich in bestimmter Weise anordneten, und es ist nicht einzusehen, wie eine solche Umordnung zustande kommen sollte. Hier setzt nun Verworn mit einem andern Erklärungsversuch ein, welcher sich an Pflüger und Fick darin anschließt, dass er die chemischen Spannkräfte ohne Dazwischentreten von Wärme die Bewegungen hervorrufen lässt.

Er geht von der durch zahlreiche Beobachtungen erwiesenen Thatsache aus, dass jedes Protoplasma zu gewissen Stoffen chemische Anziehung besitzt, eine Erscheinung, die man mit dem Namen Chemotropismus, beziehungsweise Chemotaxis bezeichnet hat. So ist es nachgewiesen, dass die Befruchtungskörperchen oder Spermatozoïden von Farnkräutern durch Aepfelsäure, die von Moosen durch Rohrzucker, dass Bacterien und die Protoplasma-Massen der Schleimpilze durch Sauerstoff, letztere auch z. B. durch Kaliumcarbonat angelockt werden und sich nach diesen Stoffen hin bewegen, wodurch sich eben das Ausstrecken von Protoplasma-Fortsätzen und die Umfließung von Fremdkörpern erklärt. Nehmen wir, der Einfachheit halber, den speciellen Fall an, wo die anlockende Substanz Sauerstoff ist, so würden sich die in den Fortsätzen enthaltenen Biogene damit oxydieren und dadurch wieder Neigung zur chemischen Regeneration gewinnen. Eine solche kann aber nur im Innern des Protoplasmas erfolgen, und es ist aus vielen Gründen höchst wahrscheinlich, dass bei der Bildung der Regenerationsstoffe der Zellkern eine wesentliche Rolle spielt. Die Biogene werden demnach chemotaktisch nach den Kernstoffen, der Fortsatz wird infolgedessen eingezogen und das Spiel kann sich nun wiederholen.

Es bietet nicht die mindeste Schwierigkeit, die soeben vorgetragene Anschauung auch auf die Strömungen in umhäuteten Pflanzenzellen zu übertragen, zumal auch die Bewegung ihres Protoplasmas von der Gegenwart von Sauerstoff abhängig ist und die Ausstreckung von Fortsätzen in jedem Falle eine Vergrößerung der aufnahmsfähigen Oberfläche bedeutet.

Ebensowenig stehen die Bewegungen der Stielfäden von Infusorien damit in Widerspruch. Nur sind in ihnen die chemotaktischen Theilchen in ihrer Bewegung beschränkt, der Zug nach den Kernstoffen, welche der am einen Stielende sitzende, eigentliche Infusorienkörper enthält, kann sich daher nur durch eine Verkürzung des Stieles geltend machen, und da dieser mit seinem anderen Ende auf der Unterlage befestigt ist, so wird der Infusorienkörper hierbei an den Fußpunkt des Stieles herangezogen. Diese Stielfäden aber bilden wieder den Uebergang zu den glatten Muskelfasern, in denen die Verhältnisse im wesentlichen ebenso liegen, mit dem einzigen Unterschiede, dass bei ihnen die contractilen Fasern sich nach entgegengesetzten Enden vom Zellkern aus erstrecken. Ihre Zusammenziehung erfolgt daher nicht nur von einem Ende, sondern von beiden in der Richtung nach dem Kern hin.

Bei der gestreiften Muskelfaser endlich sind die Fibrillentheilchen in ihrer Bewegung ebenfalls beschränkt. Da sie infolge dessen nicht nach dem Kern hinfließen können, so werden die Kernstoffe durch das Sarkoplasma in jedes Fasersegment hineintransportiert. Hier werden sie durch die isotrope Substanz aufgenommen, welcher Verworn die Aufgabe zuschreibt, die Stoffe in eine für die Function der contractilen anisotropen Substanz geeignete Form überzuführen. Die Chemotaxis der letzteren zu den Kernstoffen veranlasst sie zur möglichsten Annäherung an die isotrope Substanz, es tritt Verkürzung und zugleich Verdickung des Muskelsegmentes ein. Und auch hier beruht wieder die Expansion auf der Chemotaxis zum Sauerstoff, der dem Muskel durch das Blut zugeführt wird, und damit zur Annahme der größtmöglichen Oberfläche seiner Fasern.

Die Wege, welche die beiden Forscher Engelmann und Verworn zur Erklärung der Muskelbewegungen beschritten haben, laufen in entgegengesetzter Richtung. Engelmann steigt von den höchstentwickelten Zuständen zu den niederen abwärts und motiviert dieses Verfahren damit, dass bei den letzteren wegen der mangelnden morphologischen und functionellen Differenzierung die Enthüllung der fundamentalen Principien des Energiewechsels am schwierigsten sei. Verworn, der sich von jeher vorzugsweise mit dem Studium niederer Geschöpfe befasst hat, befolgt den aufsteigenden Weg. „Wie der Morphologe," sagt er, „die complicierten Vorkommnisse im Bau der höheren Thiere erst verstehen lernt, wenn er den einfacheren Bau der niederen und niedrigsten Thiere kennt, so wird auch der Physiologe zum Verständnis der höchstdifferenzierten Bewegungsformen zweckmäßigerweise erst die einfacheren und einfachsten Bewegungsformen untersuchen, aus denen sich die complicierteren entwickelt haben. Immer muss dabei die Zelle mit ihrem Inhalt, als Elementarsubstrat der Bewegung, Object der Untersuchung sein."

Es ist nicht zu leugnen, dass man erst, seit man diesen Weg betrat, Aufklärung über bis dahin gänzlich dunkle Probleme gewonnen hat, unter denen ich in erster Linie das der geschlechtlichen Zeugung nennen möchte. Denn erst die Beobachtungen an niederen Pflanzen und niederen Thieren erschlossen uns die Erkenntnis, welche Vorgänge sich bei der Befruchtung im einzelnen abspielen. Auch hinsichtlich der Muskelcontractionen kann kaum bestritten werden, dass die Erklärung von Verworn weniger Lücken offen läfst als die von Engelmann. Erwägt man jedoch, dass seit alter Zeit solche Erklärungsversuche gemacht worden sind, immer nur bestimmt, von anderen und scheinbar besseren abgelöst zu werden, so wird man sich der Erkenntnis nicht verschließen, dass auch dieser Versuch im besten Falle nichts weiter sein dürfte, als eine verhältnismäßige Annäherung an die Wahrheit, diese selbst aber wohl kaum enthüllt haben werde.*) In dieser Unzulänglichkeit der Erkenntnis aber, die sicherlich niemand mehr empfinden kann als der Naturforscher, in ihr liegt gerade der Sporn zum weiteren Forschen, und auch hier gilt Lessings Wort: „Nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich die Kräfte des Menschen, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet."

Weilburg. F. Kienitz-Gerloff.

Die eingeborene Form.

Die alte Unterscheidung von Inhalt und Form, so richtig und nothwendig vom logischen Standpunkte sie ist, hat in der Kunst schon viel Verwirrung angerichtet. Dieser Unterscheidung wurde nämlich immer wieder die Voraussetzung unterschoben, als seien Inhalt und Form wirklich etwas Getrenntes, zwei Dinge, die nicht wesentlich durch einander bedingt sind. Es gibt aber in der Kunst kaum einen folgenschwereren Irrthum als diesen, der stets die ärgsten Absonderlichkeiten zeitigt.

Inhalt und Form sind absolut nichts Getrenntes. Die Unterscheidung ist eine rein logische. Es ist nur die Betrachtung ein und derselben Wesenheit von verschiedenen geistigen Standpunkten.

In der Kunst hat jeder Gedanke seine ihm einzig zukommende Form. Man kann nicht denselben Gedanken in verschiedene Formen gießen, etwa wie man einen Wein aus verschiedenen Gläsern trinken, oder eine Statue in verschiedener Weise drapieren kann. Die Form ist nicht das Gefäß, in das man den Inhalt nach freier Wahl hineingießt, noch das Gewand, in das man den Gedanken willkürlich kleidet: die Form ist viel mehr: Sie gehört mit zur Wesenheit.

Aber sie ist auch nicht nur Ausfluss des Gedankens, sondern wie dieser selbst immer nothwendig bedingt und gefärbt durch die Individualität des schaffenden Künstlers. Hier liegt auch das charakteristische Unterscheidungsmerkmal zwischen Künstler und Philosophen, Dichter und Denker: der Künstler individualisiert, der Philosoph objectiviert den Gedanken. Die Richtungslinien dieser beiden Erzieher der Menschheit gehen also von demselben Punkte diametral auseinander. Ein Kunstwerk, das nicht die volle Eigenart seines Schöpfers in sich trägt, verdient nicht diesen Namen, ist unecht und erlogen. Die erste Frage bei Beurtheilung eines Künstlers ist die Frage nach der Individualität. Eine individuelle Weltanschauung, in der ihr angeborenen individuellen Form ausgedrückt, macht den großen Künstler. Das darf natürlich nicht so verstanden werden,

---

*) Eine dritte Theorie der Muskelcontraction ist neuerdings von dem Göttinger Philosophen Elias Müller aufgestellt worden. Nach ihr ist die Muskelverkürzung die Folge elektrischer Anziehung und Abstoßung doppeltbrechender Krystalloide, deren Pole durch Erwärmung elektrisch geladen werden. Die Arbeit Müllers ist aber noch nicht abgeschlossen und kann wegen ihrer fehlenden Begründung hier nicht berücksichtigt werden.

als wollte ich in den bildenden Künsten der Manieriertheit das Wort reden, oder als müsste in einem guten Gedichte in jeder Zeile dreimal das eindrucksvolle Wörtchen „ich" erscheinen; im Gegentheil, es wäre eher ein Zeichen von Schwäche einer Individualität, wenn sie sich immerfort beim Namen nennen und anrufen müsste, um nicht etwa auf sich selbst zu vergessen: und dergleichen Eigen-Unarten entspringen meist aus der Nostalgie der Eigenart: aber in jedem Theil des Kunstwerkes muss der ganze Künstler liegen.

Es ist eine fromme Meinung, dass man ein Künstler werden kann. Ein Künstler ist man, oder ist man nicht. Denn der Künstler ist nicht so sehr der Mensch, der etwas thut, sondern der, in dem etwas geschieht. Seine bewusste Thätigkeit setzt erst dort ein, wo bereits ein wichtiger Factor zum Zustandekommen eines Kunstwerkes vorhanden sein muss. Es ist ein seltsames, wohl nicht weiter definirbares Geschehnis bei der Geburt eines Kunstwerkes: das plötzliche, blitzartige Aufleuchten des Gedankens, der Idee. Dieses undefinierbare Etwas ist mit einemmale plötzlich da. Der Künstler selbst weiß nicht, wie oder woher es gekommen ist, es ist eben da. Und wehe dem, der mit Frevlerhand den Schleier von dem Geheimnisse dieser Geistesgeburt heben will. Er wird unfehlbar seine Schaffenskraft einbüßen.

Bis zu diesem Zeitpunkte muss der Künstler naiv bleiben; seine reflective Thätigkeit beginnt erst, wenn die Idee in ihm bereits geschehen ist. Und die Idee trägt schon das ganze Kunstwerk in sich; aber alles noch nebelhaft unklar, keimhaft unausgebildet, embryonal. Hier setzt nun die bewusste Thätigkeit des Künstlers ein, und auch das, was vielleicht an der Kunst erlernbar ist. Es gilt vorerst in den nebelhaften Umrissen die Charakterlinien der Form zu erkennen, deren Merkmale der Embryo trägt: und es kann nicht oft genug betont werden, dass ein Irrthum bei dieser Erkennungsarbeit und ein Ausgestalten der Idee nach einer nicht in ihr liegenden, nicht mit- und eingeborenen Form immer und unfehlbar eine künstlerische Missgeburt zeitigen wird.

Ich glaube nun, dass ein Schaffender, der sich naiv einfach seinem künstlerischen Instincte überlassen würde, ganz von selbst die der Idee eingeborene Form richtig erfassen würde: er wäre sich „in seinem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewusst". Aber wir sind alle mit Wissen überlastet, mit Kenntnissen überladen, die uns die Naivetät getödtet haben. Wir alle haben viel zu viel von den künstlerischen Formen gelernt. Wir kennen die „Technik" des Dramas, des Romans, der Novelle genau, und besitzen einen ganzen Krämerladen von Quinar, Hexameter, Trimeter, Tetrameter, Jamben, Dactylen, Trochäen, Anapästen, weiblichen und männlichen Reimen, Octaven, Terzinen, Tenzonen, Sonetten &c. &c. Und wir haben uns so viel mit der leeren Erlernung dieser an und für sich ganz geistlosen oder vielmehr durch Abstraction vom nothwendigen Inhalte geistlos gewordener Formen quälen müssen, dass wir nach und nach wo möglich mehr Achtung vor ihnen bekommen haben wie vor dem Schulmeister, der sie uns mit dem Haslinger verständlich gemacht und eingebläut hat. So betrachten wir sie einerseits in unbegreiflicher Ueberschätzung als etwas selbständig Bestehendes, anderseits unterschätzen wir sie wegen zu genauer Kenntnis so weit, dass wir sie als nützlichen künstlerischen Hausrath benützen wollen, dessen Einzeldinge uns zur freien rechenschafts- und gedankenlosen Verwertung taugen.

Wenn nun eine Idee geboren wurde, glaubt man oft zur Ausgestaltung ganz willkürlich eine der zur Verfügung stehenden Formen wählen zu können. Natürlich! Sie sind ja so schön fertig da, man kennt sie so genau, also greift man eine heraus; und bei der Wahl lässt man sich von allen möglichen, oft den merkwürdigsten Rücksichten leiten, nur nicht von der einzig richtigen, dem Prüfen der Idee auf die ihr schon inneliegende eingeborene Form. Laune nnd Neigung wird da befragt, sowohl die eigene, wie die des Publicums, und Zeit und Hoffnung auf materielle Chancen, und Abwechslungslust so gut wie die genauere technische Kenntnis einer speciellen Form. Dem einen ist die Novellenform, in der er vielleicht schon mehrere Ideen ausgestaltet hat, langweilig geworden — und bei dem nächsten Einfall, den er hat, „macht" er ein Drama, ohne weiter zu prüfen, ob diese Idee denn wirklich ein Drama ist, und nicht vielleicht doch eine Novelle oder ein Roman, ein lyrisches Gedicht, ein Aphorisma oder eine Abhandlung. Dem anderen geht es wieder umgekehrt; er schafft automatisch immer in derselben ihm geläufigen Form weiter; und ein dritter richtet sich gar wo möglich nach den Schwankungen von Angebot und Nachfrage auf dem Markte. Hier will ich auch einer Erscheinung erwähnen, die für alle erfindungsarmen, geistig hypochondrischen Künstler symptomatisch ist. Sie gießen jeden geringen Einfall in jene Form, die ihnen die monumentalste dünkt, denn bei jeder Idee, die ihnen auftaucht, kommt ihnen die hypochondrische Angst, dass es ihre letzte sein werde, und so muss aus ihr schnell noch das monumentale Werk geschmiedet werden, das den Verfasser dauernd unter die Unsterblichen versetzen wird. So entsteht aus einem guten Aperçu, der als gesunder Feuilleton-Embryo geboren wurde, ein schlechter Roman in sechs Büchern.

Wenn wir einen Blick über die neueren Erscheinungen der Kunst im allgemeinen werfen, und über die der schönen Literatur insbesondere, so begegnen wir neben dem überaus wenigen Bedeutenden und den üblichen zahllosen Ueberflüssigkeiten, die von vornherein den Stempel der künstlerischen Impotenz aufweisen, auch einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Werken, deren Fehler eben in dieser Incongruenz der Form und des Inhaltes liegt. Da hinter solchen an und für sich entschieden zu verurtheilenden Krüppelproducten sich doch manchmal wahre künstlerische Individualitäten ahnen lassen, die sich nur nicht frei zu machen vermochten, erscheint die Frage von Wichtigkeit, wie sich denn der Künstler einerseits seiner Idee, anderseits den überkommenen Formen gegenüber verhalten habe.

Die Sache ist eigentlich so unglaublich einfach: und dennoch treffen es nur so ganz wenige. (Die einfachsten Sachen sind ja oft gerade die schwersten — weil zu wenig Erlernbares in ihnen ist.) Ein echter Künstler muss eben bei jedem neuen Werke, das er schafft, von neuem den Gang zu den Müttern antreten. Er muss sich das erobern, was ich die „zweite Naivetät" nennen möchte. Alles das Vielzuviele, was er weiß und was er kann, muss er hinter sich lassen; von allen überkommenen und erworbenen Kunstanschauungen muss er sich rein und frei machen: und dann lasse er sich nur von dem Schlüssel seiner Instincte leiten, und trete so, nachdem er das Ewig-Leere durchmessen, allein vor die Ideen. Die muss er dann befragen, die ganz allein. Sie werden ihm ganz gewiss die einzig richtige Aufklärung geben, nach welcher Form hin sie ausgebildet werden müssen. — Nur so kann man Helena gewinnen.

Es ist ja von vornherein einleuchtend, dass alle Formen auf diese Art entstanden sind. Ganz eruptiv hat ein Künstler eine Idee in der Form ausgedrückt, die ihr homogen war, die er in ihr als angeboren erkannte, weil der Impuls seiner Idee beim Eintreten in das Bewusstsein so stark war, dass er von selbst alles Ueberkommene verscheuchte und dem Künstler die Naivetät wieder aufzwang, wenn er sie schon verloren hatte. So wird ein Formentypus geschaffen. Er wird dann festgehalten und von Tausenden missbraucht, die ihn nur gedankenlos nachäffen, von anderen mit Recht angewandt, die eben verwandte Ideen haben, Ideen, denen diese gleiche Form eingeboren ist.

Wenn ich vorher gesagt habe, dass diese Thätigkeit vielleicht das in der Kunst Erlernbare ist, so muss ich dies gleich gebürend einschränken. Wer die Anlage nicht in sich hat, wird es nie erlernen. In einer Idee ihre Form zu sehen, ist jedenfalls eine besondere Fähigkeit; eine Fähigkeit, die nicht viele besitzen: aber sie ist ausbildbar. Die wenigen, die sie besitzen, müssen sie erst gebrauchen lernen, und dann können sie sie ausbilden, verfeinern. Das ist das Ganze, was an der wahren Kunst erlernbar ist. Man muss eben schon Faust sein, um den Gang zu den Müttern zu wagen. Nur wenige können ja überhaupt das große „Nein!" erfassen; nur wenige schwingen sich zu dem Gedanken auf, dass man einmal zu allem Ueberkommenen nein sagen kann und soll, dass einem von allem, was man besitzt, was man ererbt, was andere vorher für uns gefunden und uns hinterlassen haben, nur das wirklich zu eigen gehört, was wir einmal vermisst und dann erst frei wieder bejaht haben, was wir von uns geworfen und dann erst selbst wieder erobert haben: dass uns nur das wahrhaft lebt, was wir schon einmal getödtet, und dann erst aus eigener Kraft wieder zum Leben erweckt haben: Alle unsere Ideen, und wenn sie noch so lange schon in der Welt sind, müssen Phönixe sein, — einmal verbrannt und dann aus den Gluten wiedergeboren.

Das gilt im ganzen großen Leben, in der weiten Welt aller Erkenntnisse so gut wie in dem engeren Bereiche der Kunst. Jede Form, so alt sie ist, muss neu erobert sein, wenn sie dem Künstler gehören soll: dann ist sie individuell, auch wenn sie noch so oft schon da war. Aber an der Idee selbst muss sie gefunden sein. Das geht bis ins kleinste. Jedes Wort seiner Sprache muss ja der Dichter neu geprägt haben, ehe es ihm gehört: denn die Worte verlieren beständig ihren Sinn und Wert: Wert und Sinn muss ihnen von jedem wieder gegeben werden.

Dies ist auch der einzige Weg, auf dem wirklich innerlich berechtigte neue Formen erkannt werden können. Eine neue Form hat keine Berechtigung und wird stets mit vollstem Recht abgelehnt, wenn sie nur zufällig aus der Phantasie entspringt, aus dem Nachdenken, wie eine Neuerung wohl denkbar wäre, wenn sie nicht nothwendig an der Idee selbst erschaut ist, sondern zur Probe, versuchsweise erdacht. Deshalb können nur große schaffende Künstler neue Formen finden, denn alle anderen Neuheitsbestrebungen sind an und für sich wertlos; grau, wie alle Theorie. — In allen Uebergangsperioden der Kunst finden wir tausende solcher Erscheinungen, die auf diese bloß tastende, denkende, spintisierende Art entstehen, und dann nicht mit Unrecht als „Geschraubtheit", „Manier", „Entartung" gegeißelt werden. Ihnen allen liegt nur ein einziger Wert zugrunde, nämlich die Erkenntnis: „Es kann auch andere Formen der Schönheit geben, als die bestehenden." Diese Erkenntnis hat etwas Weckendes, Aufrüttelndes; sie kann soweit anregend wirken, dass thatsächlich Neues gefunden wird.

Der schaffende Künstler aber muss beständig wachen und vorwärts schreiten, er darf sich seine Kunstführung nie durch das Erlernte bequem machen lassen: er muss sich in gewisser Beziehung sozusagen — immer den Dilettantismus wahren: er darf sich nie eine gewisse Art der Kunstübung eingewöhnen und anlernen, weil er sonst leicht das Wichtigste versäumt: Das Neue, das heraufzieht.

Von Zeit zu Zeit tauchen ja neue Ideen in der Menschheit auf. Diese Ideen haben auch eine ihnen entsprechende, also neue Form in sich. Wenn man nun aber an diese Ideen mit dem alten Hausrath herantritt, wird man sie ruinieren; deshalb muss man jeder Idee wieder naiv gegenübertreten, um sie nicht zu verderben: jedesmal muss man sich die zweite Naivetät erobern, jedesmal den Gang zu den Müttern machen und sich die Mühe nicht verdriessen lassen. Wenn dann die Idee einer schon bekannten Art angehört und eine ebensolche Form eingeboren trägt, wird sie auch nach dieser Richtung ausgestaltet werden. Wenn sie aber neu ist und daher auch neue Ausdrucksformen verlangt, dann muss man sie mit aller Kraft zur Entfaltung und Ausgestaltung aus sich selbst zu bringen trachten: ohne Gedenken an alles, was man früher gekonnt und gewusst, um ihr die ureigene Form zu entringen. Nur so wird man ein wirkliches Kunstwerk schaffen: eine eigenartige Weltanschauung in der ihr eingeborenen eigenartigen Ausdrucksnothwendigkeit. Nur so kann man das höchste Ziel des Schaffenden anstreben und erreichen: Die neuen Ideen in ihrer neuen Schönheitsform!

Karl Freiherr von Levetzow.

Moderne deutsche Gesangslyriker.

Wie die deutsche Dichtkunst im 13. Jahrhundert unter Walther von der Vogelweide eine Blütezeit der Lyrik erlebte, so ist dies bei der Tonkunst in unserem Jahrhundert der Fall. Ein Abt, Schubert, Schumann, Franz, die Schöpfer des deutschen Liedes, rangen sich aus den kleinsten und misslichsten Verhältnissen empor, um dem deutschen Volk einen Quell von Liebe, Lebenslust und Gottvertrauen in Tönen zu schaffen. Wer kennt Schuberts „Müllerlieder" oder Schumanns „Dichterliebe" nicht: in jeder Stadt, in jedem Dorf, im Concertsaal wie im engen Familienkreise, überall gehören diese Gebilde zu den Lieblingen. Freilich sollte aber mit Schubert, Schumann die Aufgabe des deutschen Liedes noch keineswegs gelöst sein. In Rob. Franz erreichte das Lied eine wesentlich höhere Stufe. Die Idealität, frei von jedem Realismus, im Verein mit einer Innigkeit und Gemüthstiefe, die schwerlich überboten werden wird, kommt in allen seinen Tonweisen zum Ausdruck. Als wesentlich neuer Factor tritt bei Franz zum erstenmale die freiere Führung der Clavierbegleitung zutage. Und in dieser Hinsicht ist er das Bindeglied der alten Schubert-Schumann'schen Vertonung und der auf Richard Wagners Principien aufbauenden modernen Liedcomposition. Denn die Selbständigkeit der orchestralen Unterlage, und diese vertritt beim Lied das Clavier, gehört zu den Hauptforderungen des Baireuther Meisters. In diesem Punkt also berühren sich Franz und Wagner und legten so den Grundstein zur heutigen modernen Liedcomposition. Noch nicht vollständig von dieser Reform durchtränkt sind die zahlreichen Lieder Liszts. Auch Rich. Wagner's „Fünf Gesänge", die nur als Studien aufzufassen sind, können nicht hieher gezählt werden.

Den ersten richtigen Versuch machte nach meiner Ansicht der leider so früh verstorbene Peter Cornelius, ein Neffe des berühmten Malers gleichen Namens. Er meidet mit großer Sorgfalt jede Banalität, die das Lied zum „Bänkelgesang" herabdrückt, wie auch die virtuosenmäßige Ausgestaltung des Clavierpartes, tritt dagegen mit vollem Bewusstsein für die edle, sinngemäße Gesangsmelodik ein, als deren Unterbau eine charakteristische, selbständige Clavierbegleitung betrachtet wird. So konnten Schöpfungen ersten Ranges entstehen, welche mit Recht die Aufmerksamkeit der musikalischen Kreise auf sich lenken konnten. Er ist sozusagen der Vater der modernen Liedcomposition: auf ihm bauen unsere heutigen Tonsetzer weiter, wobei die einen auf seinen Grundideen verharren, die anderen dagegen diese Grenzen weit überschreiten und so die modern dramatische Gesangsweise zum Ideal erheben.

Bevor ich auf die einzelnen Componisten näher eingehe, sei es mir gestattet, auf das Wesen des Liedes, wie es uns in diesen beiden Richtungen entgegentritt, hinzuweisen. Diejenigen, welche zu Cornelius' engerer Schule gerechnet werden können, fassen vor allem die Grundstimmung der Dichtung ins Auge und gestalten dementsprechend die Begleitungsstimme. Dadurch ist es möglich, die Melodie breit ausfließen zu lassen und zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen. Anders aber verhält es sich bei denen, welche sich an das wirkliche Liedgebiet des Cornelius nicht anschließen, sondern das Lied den Forderungen des Tristancomponisten unterzuordnen suchen. Sie wollen die Stimmung jedes Gedankens, jeden Gefühlswechsel, jede Leidenschaft in unmittelbarster Weise ausmalen, gerathen aber da nur zu oft in die Gefahr, sich im Einzelnen zu verlieren und so ein einheitliches Kunstwerk zu zerstückeln. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass nicht auch hier Werke ersten Ranges von bleibendem Werte zu finden sind. Ob jedoch diese Componistenschule auf der richtigen Fährte ist, mag dahingestellt sein. Wir leben in der Musik eben in einer Uebergangszeit und müssen diese Frage der Zukunft entscheiden lassen.

Doch hat diese letztere Richtung bis jetzt die ursprünglichsten und genialsten Köpfe; und darum ist es ihr möglich, das allgemeine Interesse wachzurufen. Vor allem ist hier Alexander Ritter zu nennen. Ritter schwört noch wesentlich auf Cornelius, hat sich aber bereits auch in Wagners Partituren vertieft. So erweiterte sich sein Gesichtskreis und sein Streben ging dahin, auch dem Lied eine höhere Aufgabe zuzuweisen, es auf den Standpunkt des dramatischen Princips zu erheben. Doch war Ritter, der Componist von „Wem die Krone?" und »Sursum corda«, eine viel zu lyrisch angelegte Natur, um die Grenze der Möglichkeit zu überschreiten. Bei aller Dramatik spricht sich doch jedes seiner Lieder in klaren und scharf gezeichneten Linien aus. Sein op. 16 und 17 gehört zu den hervorragendsten Erzeugnissen der modernen Liederliteratur.

Alexander Ritters Schüler und Anhänger ist Richard Strauß, der in München als Hofcapellmeister wirkt. Dieser geht in seinen Liedern und Gesängen noch wesentlich weiter. Jede volksthümliche, einfach logische Wendung ist vermieden, es wird „zu viel auf den Nervenreiz speculiert", wie C. Kistler treffend sagt. Allein Strauß ist viel selbständiger als Ritter und die meisten seiner Zeitgenossen. Abgesehen hievon öffnen uns seine Lieder einen ungeahnten Born von echt deutscher Innigkeit und Melodie. Wer sich über die Grundbedingungen der Strauß'schen Muse erst klar geworden, dem werden mit einemmale die Augen aufgehen, er wird dastehen, wie einer, der auf dem Gipfel eines Bergriesen angelangt ist und nun die ganze Welt in geheimnisvoller Pracht vor sich liegen sieht. Strauß' weltbekanntes „Ständchen" (aus op. 19), ferner sein op. 21, 27, 29, 31 bekräftigen das oben Gesagte vollauf. Selbst die noch wenig an moderne Musik gewöhnte Kunstwelt von Paris konnte nicht ohne Bewunderung an diesen Gebilden vorübergehen. Strauß' Lieder sind nach langem Kampfe in den eisernen Bestand vieler Gesangskünstler und Sängerinnen übergegangen und werden nie ihre Wirkung verfehlen.

Auf fast gleicher Basis wie Strauß steht Wilhelm Mauke, nebenbei bemerkt ein musikalischer Januskopf, vorne Componist, hinten Kritiker. Mauke verschmäht in seinen „Cyklen moderner Lieder" (Verlag: Alfred Schmid, München) das Landläufige, Sentimentale und wandelt nicht ausgefahrene Geleise. Originalität vom Anfang bis zum Ende, poetischen Schwung und tiefes Gemüthsleben athmen seine Gesänge. Wenn wir auch in seinen ersten Cyklen noch das Ringen nach dem Gewollten sehen, so kommt Mauke in seinen späteren Werken seinem Ideal immer näher. Dies gilt vor allem von op. 25, 27 und 31. Diese Schöpfungen müssen studiert und durchdrungen werden, um einen vollen Genuss zu verschaffen. Wer in ihnen glatte Melodien, womöglich zum „Nachpfeifen" sucht, der dürfte sich arg enttäuscht sehen. Es ist überhaupt ein Kennzeichen dieser Richtung, dass ihre Gesänge nur einer kleinen Gemeinde zugänglich werden. Die breite Schichte des Publicums muss eben erst dazu erzogen werden, diese Compositionen zu verstehen. Und ist dies einmal gelungen, dann werden Lieder, wie die Maukes, ihre volle Wertschätzung finden. Möchte doch die Sängerwelt zur Einsicht kommen, dass diese trefflichen Gebilde sentimentalen Durchschnittsproducten vorzuziehen seien. Eine lyrische Begabung ersten Ranges würde dem deutschen Volk vermittelt werden.

Neben Strauß und Mauke ist als nächster Hans Sommer zu nennen. Es ist eine eigenthümliche Persönlichkeit, die uns da entgegenblickt. Jedenfalls weiß sie, was sie will. Sommer stürmt noch ein paar Stufen höher hinauf. Jedes Wort erhält gleichsam seine eigene Tonsprache, das Clavier wird nur als Orchester gedacht, über dem Ganzen schwebt der Hauch eines Leitmotivs. Dass dieser Standpunkt wohl nicht dem Liede die besten Seiten abgewinnen könne, sah Sommers Genius bald ein, er warf sich auf die Ballade. Hier fand er das Feld durch Martin Plüddemann tüchtig bebaut, er sollte nun die Saat ernten. Seine großen Balladen: „Nachtwanderer", „Odysseus", „Geächtet" und „Das Lied vom Schill" seien hier mit Auszeichnung genannt. Doch soll nicht verschwiegen werden, dass der Meister sich von R. Wagner noch nicht so vollständig frei gemacht hat, wie Strauß und Mauke. Ein Wagner'scher Zug überrascht und stört an manchen Stellen. Dies zu beseitigen, dürfte Sommer nicht schwer fallen.

Noch nicht sonderlich klar, welchen Spuren er folgen müsse, scheint mir Hermann Zumpe, der zur Zeit in Schwerin die Hofoper leitet, zu sein. Er ist jedenfalls ein ganz gediegener Musiker, der in den Geist unserer Tonheroen tief eingedrungen. Abgesehen von seinen Jugendarbeiten, bekennt er sich, wie op. 9 und 10 klarlegt, zur hochmodernen Richtung. Hier ist aber das Wesentliche zu betonen, dass der Verstand das Uebergewicht über das Gemüth und die Empfindung erlangt hat. Dadurch wird seinen Liedern ein stark doctrinärer Zug aufgedrückt, der nur selten wärmere Töne anschlägt. In op. 11 scheint er nun letzterem Rechnung tragen zu wollen. Und es gelingt ihm recht gut. Doch beweisen diese neuen Lieder zugleich, dass Zumpe seinen früheren Principien

eigentlich untreu geworden, und somit noch nicht den richtig festen Weg gefunden. Dass ihm dies gelingen wird, ist bei einer so stark entwickelten Individualität wie Zumpe wohl vorauszusehen.

Bevor ich die Vertreter der andern streng auf Cornelius fußenden Richtung behandle, möchte ich auf die gesonderte Stellung, die Brahms im modernen Lied einnimmt, aufmerksam machen. Brahms ist vielfach als Nachfolger Schumanns bezeichnet worden. Und dies trifft vor allem bei Brahms' Liedschaffen zu. Schumann ist im Lied sein Vorbild, wenn es auch bei seiner „Kraftnatur" nicht zum deutlichen Vorschein kommt. Seine Führung der Gesangsstimme ist stets melodisch, verfällt nie in Declamation, wie sich auch seine Clavierbegleitung enge anschmiegt. Während alle andern Liedercomponisten unserer Tage mehr oder weniger von der großen Bewegung durch R. Wagner beeinflusst sind, blieb Brahms unberührt. Bei ihm findet sich noch das Lied in alter, hergebrachter Form, wobei betont werden muss, dass eben nur ein Genie wie er ganz abseits am Wege wandeln und doch so herzgewinnendes Neues schaffen konnte.

Wie bei der hochmodernen Liedrichtung, so herrscht auch bei der gemäßigten Schaar der Componisten reges, üppiges Leben. Sie richtet ihr Hauptaugenmerk auf das streng Liedartige und die Grundstimmung, die ich schon oben hervorgehoben, lässt es sich aber durchaus nicht entgehen, neuzeitliche Wendungen und Kunstmittel in das Lied herüberzunehmen. Den ersten Platz behauptet hier Hugo Wolf. Der Meister, den erst die selbstlose Thätigkeit der „Hugo Wolfvereine" in Berlin, Stuttgart, Wien zu seinem Recht verholfen, -- freilich wer weiß, ob bei seinem Gesundheitszustande nicht zu spät — hat ein wahres Schmuckkästchen von Liedern uns eröffnet. Neben manch minderwertigen spüren wir deutlich die Geistesblitze des Genies, das nicht in langem Suchen und Tasten seine Gedanken zutage fördert. Ein jedes seiner Lieder hat seine Eigenart: besonders glücklich ist Wolf in der Vertonung humorvoller Texte. Ein Hauch echt würzigen Humors strömt uns da entgegen und berauscht unsere Sinne. Sein „spanisches Liederbuch", die Tonweise zu Dichtungen Mörickes, sein „Biterolf", „Wiegenlied im Sommer", seine große Chorballade „Feuerreiter" seien hier vor allem erwähnt. Das sind Schöpfungen von fascinierender Wirkung, die jeder gebildete Musiker kennen muss. Zudem beansprucht Wolf keine so gesteigerte künstlerische Individualitätsentwickelung von Seite der Ausführenden, wie z. B. Rich. Strauß. Wolfs Lieder können mit vollem Genuss so recht in der Hausmusik besseren Stils Platz finden.

Eine Persönlichkeit, von der manche Gebilde ebenso ernst zu nehmen sind, ist Hermann Hutter. Leider ist er noch sehr verkannt. Der Nürnberger Tonsetzer ist ein ganzer Mann. Mit deutscher Männlichkeit, Klarheit und inniger Naturliebe spricht er sich in seinen „Bergfahrtsliedern" aus. Seine fünfzig „Minnelieder" offenbaren ein tiefempfindendes Gemüthsleben. Allerdings ist die Clavierbegleitung oft unnöthig überladen. Doch warum sollte man den Eindruck eines so trefflichen Musikers mit der kritischen „Kratzbürste" zerstören!

Ein durch und durch lyrisch veranlagter Kopf ist Richard Pöbing. Nach meiner Ansicht muss Pöbing hieher gezählt werden. Denn auch an Stellen, wo das Wagnerprincip Sprechgesang und Tonmalerei geradezu herausfordert, sucht er in melodischen Linien seinen Stoffen gerecht zu werden. Pöbing war früher Landschaftsmaler und hat sich erst später der Musik zugewandt. Nicht ein Zufall ist es daher, wenn ihm Stimmungsbilder, wie z. B. „Waldesrauschen" (op. 9: Verlag: Alfred Schmid, München) und „Mondnacht" (op. 113: Verlag: ebenda) am besten gelingen. Er sieht eben mit dem Malerauge die Natur ganz anders, weiß dies seiner Phantasie mitzutheilen und so edle Idyllen zu schaffen. Lieder, in denen Naturgefühl zum Ausdruck komme, liegen ihm weit besser als von dramatischer Glut verzerrte „Todtentänze".

Noch muss ich zwei junge Componisten hieherzählen, welche, wenn auch auf dem Gebiete des Liedes ihre Hauptstärke nicht liegt, doch Stücke von ernster Bedeutung geschaffen haben. Es sind dies Carl Gleitz in Berlin und Anton Beer in München. Gleitz zeigt in op. 12 (Verlag: Großcourth-Berlin) edle, tiefempfundene Einfälle, die er auch interessant harmonisch zu gestalten weiß. Doch guckt aus allen Ecken der leidenschaftlich fühlende Symphoniker hervor. Ganz ähnlich ist es bei Beer. Bei diesem spricht der wirklich genial veranlagte Kammermusikcomponist ein bedeutendes Wort mit. Doch bekundet sein op. 13 (Verlag: A. Schmid-München) eine so weltfremde, über alles Alte hinweggehende Persönlichkeit, die frappiert und hinreißt. In düsterer, von Melancholie durchzogener Melodik bringt er seine Gedanken zum Ausdruck, eine einfache, an Schumann erinnernde, schwärmerische Clavierbegleitung umrankte die Singstimme. Kurz, Beer dürfte mit Manke für die Zukunft der deutschen Musik sehr viel versprechen.

Freilich ist mit diesen Namen die Zahl der deutschen Liedercomponisten noch keineswegs erschöpft, daher mögen noch folgende hier Erwähnung finden: August Ludwig, Max Zenger, Gust. Thudichum, Hans Hermann, Max Schillings, H. Behn, Hans Richard, Friedrich Schaffner, Ludwig Thuille u. a. Diese legen jedoch entweder ihren Schwerpunkt nicht auf das Lied, oder sie haben sich noch nicht vollständig aus ihrem Kern herausgeschält und fertige Leistungen zutage gefördert. Viele andere können aber auf den Namen eines Liedercomponisten im wahren Sinne des Wortes keinen Anspruch erheben, da sentimentales, hohles Phrasengeklingel mit Leierkastenharmonik mit wahrer Kunst überhaupt nichts zu thun hat. Von letzterem Standpunkte aus müssen die „sogenannten" Volkslieder (z. B. „Weißt du Muatterl, was ich träumt hab") betrachtet werden. Doch abgesehen davon offenbart sich in unserem deutschen Liede jugendlich kerniges Leben, emsiges Ringen und Schaffen und eine freudige Hoffnung auf die Zukunft.

München. Ludwig Schiedermair.

Trilogie.

Man hat mir nachgesagt, dass ich in meiner „Josephine" den Bonaparte verspotten wollte. Manche haben das gelobt, viele hat es geärgert; aber niemand hat gezweifelt, dass es der Sinn des Spieles war, einen Helden lächerlich und klein zu machen. Mir ist das seltsam zu vernehmen gewesen: denn daran hätte ich niemals gedacht, sondern ich habe gerade an einem unzweifelhaft großen Menschen zeigen wollen, was das Leben ist. Das wird freilich erst durch das Ganze ausgesprochen werden. Die „Josephine" ist nämlich das erste Stück einer Trilogie. Diese soll an dem furchtbaren Fall des Napoleon zeigen, was jeder von uns auf seine Weise, im Umfange seines Wesens, erleben muss. So soll sie, indem sie eine Trilogie des Corsen ist, eine Trilogie des menschlichen Lebens werden, die drei Theile unseres Daseins enthaltend: wie der Mensch für sich zu leben glaubt, aber dann vom Schicksal zu seiner Bestimmung eingefangen wird, bis er sein Amt gethan, sein Geschäft verrichtet, seine Rolle ausgespielt hat und nun wieder vom Schicksal entlassen werden kann. Jeder fängt an, indem er glaubt, frei zu sein, sich selber bestimmen und sich, wie man es nennt, ausleben will. Dann wird er inne, trotzend, sich wehrend, mit Schmerz, dass er nicht allein und nicht um seinetwillen da ist, sondern bloß als ein Gehilfe oder Instrument des Schicksals. Er lernt gehorchen, sich selber gibt er auf: das Werk, das er bereiten, die That, die er vollenden, der Gedanke, dem er dienen soll, werden stärker als seine Launen, Absichten oder Wünsche. Hat aber das Schicksal endlich erreicht, was es mit ihm vor hat, ist sein Werk geschehen oder die That seines Lebens gethan, hat er den Gedanken des Schicksals vollbracht, dann gibt es ihn los, es kümmert sich nicht mehr um ihn, er ist frei. Dies sind die drei Theile unseres Daseins.

Shakespeare vergleicht gern unser Leben mit einer Rolle, die wir spielen: die ganze Welt ist eine Bühne, die Menschen sind alle „bloße Spieler". Er würde meine Meinung vom Schicksal so ausdrücken: Das Schicksal ist der Director, es führt mit uns ein Stück auf, jedem weist es seine Rolle zu und passt auf, wie wir sie spielen, gibt nicht nach, bis sie uns geläufig wird, und lässt von uns nicht ab. Es kümmert sich um uns nur, weil wir seine Schauspieler sind. Dass wir unsere Rollen ordentlich spielen, dazu ist es da. Ob wir dabei leiden oder ob es uns freut, fragt es nicht. Es hat nur dafür zu sorgen, dass das Stück sich abspielt, wie wir auch schwitzen oder stöhnen. Will einer trotzen und widersetzt sich, so droht es ihm und es bezwingt jeden. Tragisch sind die Menschen, die etwas anderes wollen, als das Schicksal mit ihnen will: etwas anderes als ihre Rolle. Glücklich sein heißt, sich in das Schicksal fügen, dem großen Director gehorchen, ganz bei seiner Rolle sein.

Der anfangende Mensch ist das gar nicht. Er will noch vom Schicksal nichts spüren. Er glaubt noch, dass er für sich auf der Welt ist, um sich selber darzustellen. Er weiß noch nicht, dass er für sich selbst nichts bedeuten kann, sondern nur in der großen Handlung der ewigen Komödie mitwirken soll. Nein, sein eigenes Leben möchte er leben. Wie ihm das abgewöhnt wird und er lernen muss, sich im Takt des Schicksals zu bewegen, das macht den ersten Act unseres Lebens aus. Hier ringt der Jüngling mit dem Schicksal. Er mag nicht auf sich verzichten, er wehrt sich, er will sich und sein Leben selber bestimmen. Er will nicht dienen. Er hat seine eigenen Pläne mit sich, diesen will er folgen. Aber er muss erleben, dass das Schicksal stärker ist. Wer so weit ist, wer dem Schicksal gehorchen gelernt hat, wer sich nicht mehr wehrt, tritt in den zweiten Act ein, in das melancholisch heitere Spiel des Mannes. Der Mann weiß, dass es nicht des Menschen ist, sein Leben zu bestimmen. Er weiß, dass er einer großen Macht unterthan ist, der er sich nicht widersetzen kann. Er weiß, dass wir Werkzeuge sind, mit welchen nach unerforschlichen Beschlüssen unter unerforschlichen Plänen an unerforschlichen Werken geschaffen wird. Niemand darf je vermuthen, was denn seine Handlungen bedeuten. Wir fühlen wohl, dass ein ungeheurer Sinn unsere Existenz beherrscht, aber es ist uns nicht vergönnt, ihn zu erblicken. Es gibt für uns nichts als gehorchen. Deswegen hört man sagen, dass ja doch unser ganzes Leben eine Täuschung ist: denn wenn der Jüngling glaubt, dass er sich selbst ausdrücken und seine eingeborene Idee entfalten soll, muss der Mann bekennen, dass er mit allem Wunsch und Wahn bloß ein Agent

geheimer Mächte ist, die er niemals kennen wird, und am Ende steht es, dass eines jeden Leben anders, ganz anders gewesen ist, als er es gemeint hat, und keiner ist der Herr seiner Thaten, sondern wir sind Karten in einem unbekannten Spiel, werden ausgeworfen und wissen dabei von gar nichts. Endlich im dritten Theil des Lebens ist der Mensch vom Schicksal frei geworden: er hat seine Rolle besorgt, nun tritt er von der Bühne ab, der große Director entlässt ihn. Das Wesen des Jünglings ist es, dass er nur auf sich selbst hören will und sich dem Schicksal widersetzt; das Wesen des Mannes, dass er sich selbst verleugnen und seiner Bestimmung gehorchen gelernt hat; das Wesen des Greises, dass er frei geworden ist und jetzt, nach abgelegter Rolle, endlich für sich leben darf.

Als ich mich entschlossen hatte, das Merkwürdige unseres Lebens, was ich als das Geheimnis des Menschen empfinde, in seinen drei Theilen an einem besonderen Fall darzustellen, war die Frage nach meinem Helden. Er musste ein drastisches Beispiel sein, wie uns das Schicksal narrt, indem es uns, während wir die Welt von uns aus zu bestimmen glauben, seinen geheimen Plänen dienen lässt. Ich habe zuerst an Shakespeare gedacht. Shakespeare ist aus einer Familie, die einmal etwas war, und er möchte, dass aus ihr wieder etwas werden soll. Das nimmt er sich als den Sinn seiner Existenz vor. Er strebt nach Besitz, er strebt nach Ehre. Er möchte reich und angesehen werden. Welche Ironie ist es, dass er dazu Schauspieler werden und Stücke machen muss! Er verachtet seinen Stand, er hasst den Pöbel, dem er doch zu gefallen trachten muss; mit welcher Freude geht er endlich weg, um in Stratford ein anständiger Mensch zu sein! Nun athmet er auf, lebt rechtschaffen als Bürger und ahnt gar nicht, dass er schon vom Schicksal entlassen ist und dass gerade das, was er mit Abscheu aus Noth als ein hässliches Geschäft getrieben hat, das Unsterbliche seines Daseins ausmachen wird! Welche Ironie!

Ab:r ich habe mich dann doch für den Napoleon entschieden. Niemals ist das Schicksal burlesker gelaunt gewesen. Es braucht einen Franzosen, der sein Volk über alle erheben soll, und es nimmt einen Corsen, der Frankreich hasst; es braucht einen Tyrannen und nimmt dazu einen Troubadour. Wie klein sind unsere Wünsche, wie groß ist das Schicksal! Dies habe ich darstellen wollen: in der „Josephine“, wie die unbekannte Macht ihn einfängt, den Träumer in den Krieg schickt und den Poeten zum Helden werden lässt, ob er sich auch wehrt und von seinem Heldenthum nichts wissen will: im zweiten Theil, seiner Liebe zur Walewska, wie er zum Mann geworden ist, der sich dem Schicksal ergeben hat und weiß, dass wir dienen müssen, und gehorsam seine unbegreifliche Rolle verrichtet, aber durch ein Weib noch einmal an sich selbst erinnert wird, vor den eigenen Thaten erschrickt, die seiner Seele so fremd sind, und doch zu entsagen, sich zu verleugnen und dem Ruf der großen Macht zu folgen nicht zögert; und im dritten Theil, auf der Insel, wie er ausgespielt hat und vom Schicksal frei geworden ist, wie er endlich jetzt nach sich selber leben darf und wie da der Kaiser und der Held von ihm fällt und er wieder zum corsischen Schwärmer wird, der mit wilden Träumen hinausblickt.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Ein complicierter Ehren-Selbstmord.

Der wohlbekannte Herausgeber der „Reichswehr“ und „Compagnon der österreichischen Regierung“ Herr Gustav *David* verfolgt tapfer den Weg weiter, auf dem ihm der nicht minder wohlbekannte Herr Eugen *Benzion*, sein gewesener Finanzredacteur, vorangegangen ist. Aehnlich wie Herr *Benzion* hat auch Herr David mich wegen Ehrenbeleidigung geklagt, und ähnlich wie Herr Benzion hat nun auch Herr David, knapp vor der gerichtlichen Hauptverhandlung, nunmehr *seine Klage vorbehaltlos zurückgezogen*. Durch dieses Vorgehen hat sich Herr David selbst gerichtet, und ich brauchte der Anzeige von seinem moralischen Selbstmord kein Wort hinzuzufügen, wenn nicht Herr David eine — von ihm oder seinem Rechtsanwalt Herrn Dr. *Bupovac* erfundene — neue Todesart gewählt hätte, deren Compliciertheit ein gewisses juristisches und journalistisches Interesse erregen dürfte.

Wie erinnerlich, habe ich im April d. J. in der „Zeit“ unter dem Titel „Ein neues österreichisches Condominium“ einen Artikel veröffentlicht, in dem Herrn Davids Beziehungen zu den Regierungen Badeni, Gautsch, Thun rücksichtslos enthüllt wurden. Ich habe dort erzählt, dass der „berüchtigte“ Herr Gustav David, „ein militärisch-journalistischer Abenteurer à la Esterhazy“, am 25. October 1896 mit dem Grafen Badeni schriftlich einen „leoninischen Schandvertrag“ abgeschlossen hat, durch den die „Reichswehr“ das krypto-officiöse Blatt wurde, als das ich sie, trotz der fortgesetzten Ableugnungen des Herrn David und seiner würdigen Genossen, der Herren Graf *Badeni* und v. *Bilinski*, schon vor anderthalb Jahren öffentlich gekennzeichnet hatte. Ich habe es als unerhört bezeichnet, dass eine Regierung, wie Graf Badeni es gethan, „über ein solch' schmutziges Geschäft ein schriftliches Document dem Bestochenen, Herrn David, gibt“, „der dadurch ein Erpressungsmittel gegen die Regierung in die Hand bekam“. Ich habe gezeigt, wie es das Bestreben des Herrn David war, „ein aus fetten finanziellen Raubzügen ertragreich zu gestaltendes Revolverblatt“ aus der „Reichswehr“ zu machen. Ich habe in diesem Zusammenhang an den von mir im Sommer v. J. aufgedeckten „Erpressungsversuch“ der „Reichswehr“ an der Budapester Goldminen-Actiengesellschaft „Fortuna“ erinnert. Weiters habe ich gezeigt, wie die „Reichswehr“ vom Ministerium *Gautsch* fallen gelassen wurde, und wie Herr David, nachdem sich auch das Ministerium *Thun* zur Fortsetzung seines „Gesellschaftsvertrags“ nicht verstehen mochte, gegen die k. k. Regierung beim Landesgericht in Civilsachen eine haltlose Schadenersatzklage einreichte, als deren vermuthlichen Zweck ich einen neuen „Erpressungsversuch“ an der Regierung hinstellte. Dieser Artikel machte ein ungeheueres Aufsehen. Die Richtigkeit der thatsächlichen Angaben wurde von Herrn David selbst in einem von ihm veröffentlichten Artikel in allen wesentlichen Punkten zugegeben. Das moralische Urtheil, das ich darüber gefällt hatte, wurde von hunderten von in- und ausländischen Zeitungen bestätigt, die den Fall „Reichswehr“ als die ärgste, noch je einer Regierung nachgewiesene Corruptionsaffaire brandmarkten.

Herr David fühlte, dass er angesichts dieses einmüthigen Ausbruchs des öffentlichen Unwillens irgend etwas, *zum Scheine wenigstens*, gegen seine Angreifer unternehmen müsse. So erklärte er denn in seinem Blatte, dass er gegen mich und gegen die „Arbeiter-Zeitung“, die meinen Artikel abgedruckt und mit einigen saftigen Bemerkungen commentiert hatte, die Ehrenbeleidigungsklage einbringen werde. In dem Momente, wo er dieses große Wort aussprach, musste es freilich Herrn David auch schon klar sein, dass, wenn er die Ehrenbeleidigungsklage einbringen würde, er sie dann — ganz wie seinerzeit in einem analogen Fall Herr Benzion — auch noch vor der Hauptverhandlung wieder werde zurückziehen müssen. Es galt also, schon im Momente der Ueberreichung der Klage einen *Vorwand* für deren spätere todessichere Zurückziehung zu schaffen. Und das geschah, wie folgt:

Herr David überreichte am 25. Mai bei Gericht eine Ehrenbeleidigungsklage, aber nicht auf Grund des wahren, allgemein bekannten, sondern auf Grund eines *fingierten Thatbestandes*. Er klagte nämlich nicht, wie Herr David es sozusagen seiner „Ehre“ schuldig war, wegen meines Artikels beim Schwurgericht, sondern er klagte, ohne auch nur eine Spur von concreten Thatumständen anzuführen, *wegen angeblicher mündlicher Aeußerungen* beim Bezirksgericht Josefstadt. Er klagte mich, Dr. Kanner, den Mitherausgeber der „Zeit“ Professor *Singer* und den Redacteur der „Arbeiter-Zeitung“ Herrn *Austerlitz*. Die angeblichen mündlichen Aeußerungen waren lediglich Citate aus den „Reichswehr“-Artikeln der „Zeit“ und der „Arbeiter-Zeitung“. Diese Ausdrücke sollte speciell ich — wie Dr. Bupovac bei Gericht erzählte — in einer Versammlung von achtzig Journalisten gebraucht haben — wo ich in ganz Wien nicht einmal achtzig Journalisten kenne. Als Belastungszeugen benannte Herr David in seiner Klage zunächst niemand anderen als — die drei Angeklagten selbst und bat — was bei Verbalinjurien gar nicht üblich — um Einleitung eines Vorverfahrens. In diesem Vorverfahren, welches vom Richter Herrn Secretär *Fröhlich* bewilligt wurde, wurden wir drei Angeklagte einvernommen. Wir legten die Artikel der „Zeit“, beziehungsweise der „Arbeiter-Zeitung“, dem Gerichte vor, erklärten — das war am 28. Mai, noch vor Ablauf der Verjährungsfrist — *für diese Artikel die volle Verantwortung zu übernehmen*, und uns alles Weitere — d. i. den Wahrheitsbeweis — wie es sich ja von selbst versteht, für die anzuordnende Hauptverhandlung vorzubehalten.

Jetzt hätte, nach der Actenlage, die Hauptverhandlung angeordnet werden müssen, für welche der Wahrheitsbeweis bevorstand. So weit durfte es Herr David natürlich nicht kommen lassen. Er bat also um Durchführung eines zweiten Vorverfahrens und der Richter gab dazu abermals seine Einwilligung, obzwar wir Angeklagte in einer von unserem Vertreter Dr. *Harpner* am 15. Juni überreichten Eingabe um Beschleunigung der Hauptverhandlung gebeten hatten. In dem neuen Vorverfahren wurden auf Antrag des Herrn David am 24. Juni *sämmtliche Redacteure der „Zeit“ und der „Arbeiter-Zeitung“* als Zeugen einvernommen. Sie sollten aussagen, dass ich Dr. Kanner und Herr Austerlitz — die Klage gegen Professor Singer hatte Herr David schon am 8. Juni zurückgezogen — in unseren Redactionslocalen ehrenrührige Aussprüche über Herrn David gethan haben. Den Effect dieser Einvernehmungen hätte Herr David, wenn er irgend eine Empfindung für journalistischen Anstand sich noch bewahrt hätte, voraussehen müssen. Es gilt in der Journalistik der ganzen Welt als unanständig, wenn ein Redacteur über intime Vorgänge in seiner Redaction vor Gericht aussagt. Es musste das in diesem Falle umso mehr als unanständig gelten, da wir Angeklagte uns ohne weiters zur Autorschaft unserer Artikel bekannt und Herrn David die Möglichkeit eröffnet hatten, uns vor dem Schwurgerichte wegen eines schwerer bedrohten, nämlich eines Pressdelictes auf Grund eines notorischen Thatbestandes zu klagen. Die Zeugen, unsere Redactionscollegen, *verweigerten daher die Zeugenaussage*, und der Richter erkannte diese Weigerung als gerechtfertigt an. Unsere Redactionscollegen hätten übrigens nichts Bedeutendes auszusagen gehabt. Das ergab sich aus einer anderen Zeugeneinvernehmung. Herr David hatte nämlich auch einen Herrn, der nicht unserer Redaction angehört, als Zeugen vorladen lassen, den Schriftsteller Franz *Kundt*, der gleichfalls zugegen gewesen sein soll, als ich speciell in der Redaction der „Zeit“ in Gegenwart der anderen Zeugen die incriminierten Aeußerungen über Herrn David ausgesprochen haben soll. Herr Kundt sagte vor Gericht aus, *dass ihm von diesem Thatbestand nichts bekannt sei*, dass er überhaupt niemals in Gegenwart der anderen Zeugen in der Redaction der „Zeit“ gewesen sei. Ein anderer Zeuge, den Herr David geführt hatte, Herr Franz *Weislein*, Redacteur der „Reichswehr“, ist von der Vernehmung ausgeblieben. Ich bedauere das sehr. Denn auf Herrn Weisleins Zeugenaussage war ich gespannt. Ich kenne nämlich Herrn Weislein gar nicht, und Herr Weislein müsste wirklich der Besitzer der Tarnkappe sein, wenn er einem von mir in der Redaction der „Zeit“ geführten Gespräch beigewohnt haben soll, ohne dass ich ihn auch nur gesehen habe.

Doch wozu über diesen „Holler“ der David'schen Klage weiterreden! Nachdem auch die angeblichen Zeugen des Herrn David im Vorverfahren einvernommen waren, hatte die Langmuth des Richters ein Ende. Er erklärte nunmehr unwiderruflich, die *Hauptverhandlung* für den *5. Juli* anordnen zu wollen. Mein Anwalt, Herr Dr. Harpner, stellte mit mir den Wahrheitsbeweis zusammen. Der Anwalt des Herrn David aber, Herr Dr. Bupovac, beeilte sich und — *zog die Klage zurück* ganz wie weiland Herr Benzion.

Herr David begründet die Klagszurückziehung in einer vier Seiten langen Eingabe, die würdig ist ebensowohl des Herrn David, wie des Anwalts, den Herr David mit Herrn Vergani gemein hat. Sie wimmelt von unverschämten Entstellungen, Verdrehungen und anderen Unwahrheiten. Herr David behauptet darin u. a., dass die Angeklagten „jeder Verantwortung ausgewichen" seien. Das ist nicht wahr. Sowohl ich als auch Herr Austerlitz haben die volle Verantwortung vor Gericht übernommen, wir haben sogar um rasche Anordnung der Hauptverhandlung angesucht, und nur Herr David hat diese Hauptverhandlung hintertrieben, bei der er meine Verantwortung, d. i. den in der Kanzlei des Dr. Harpner vollständig vorbereitet erliegenden Wahrheitsbeweis gründlich zu hören und zu spüren bekommen hätte. Herr David behauptet ferner, dass die Zeugen „mit überraschender Einmüthigkeit das Redactionsgeheimnis als Schanze benützt haben", um die Aussage zu verweigern. Nicht einmal das ist wahr. Denn die Aussage des Schriftstellers Franz Kundt beweist, dass an dem, was Herr David, bezw. Herr Dr. Pupovac, bei Gericht als Thatbestand vorspiegelten, kein Wort wahr war, und überdies hatte Herr David noch seinen Kronzeugen Herrn Weislein in Reserve. Herr David schließt seine Eingabe mit den elegischen Worten: „Ich stehe vor der Thatsache, dass die Angeklagten das Geständnis, die Zeugen aber die Aussage bezüglich des Anklagegegenstandes verweigern." Nein, Herr David! Nicht so steht der Fall, sondern: Sie haben einen Thatbestand fingiert, für den es keine Angeklagten, keine Zeugen und keinen Richter gibt, weil er nicht existiert. Der wahre Thatbestand ist der Artikel. Hic Rhodus, hic salta! Da gibt es kein Auskneifen. Wenn Sie klagen wollen, müssen Sie auf den Artikel klagen! Freilich ist die Verjährungsfrist für den Artikel schon längst verstrichen. Aber ich habe alle von Herrn David incriminierten Ausdrücke meines Condominium-Artikels im zweiten Absatz dieses Artikels wörtlich mit Anführungszeichen wiederholt. Herr David hat also neuerdings sechs Wochen Frist zur Klage, woferne es ihm, wie er in seiner Eingabe behauptet, ernstlich um seine „volle Rechtfertigung" zu thun wäre.

Aber, ich glaube auch jetzt nicht, dass er wegen des Artikels auf Ehrenbeleidigung klagen wird. Die Todten stehen nimmer auf und Herrn Davids Ehre kann nicht mehr beleidigt werden. Denn sie ist nicht mehr. Herr David hat im Verein mit Herrn Dr. Pupovac sich bemüht, ihr eine möglichst „schöne Leich" zu bereiten. R. i. p.

Volkswirtschaftliches.

Ob wohl die Mitglieder der Quotendeputationen sich und ihr Thun noch ernst nehmen? Und ob die widerliche Komödie, die sie nun seit zwei Jahren aufführen, sie noch nicht langweilt? Wenn nicht, sind sie gewiss die Einzigen in der Monarchie. In Pest pfeifen es die Spatzen auf den Dächern, dass die Quote auf 34·8% erhöht werden wird, was zwar herzlich wenig, aber doch immerhin etwas ist Und hier uzen dieselben Herren, welche Baron Banffy, als er ihnen die Abgeordnetenwürde verlieh, auf die genannte Quote eingeschworen hat, ihre österreichischen Collegen und die Oeffentlichkeit damit, dass sie erst jede Erhöhung grundsätzlich ablehnen und schließlich ½% als äußerstes Maximum zugestehen. Herüben wieder thut man über die Unverschämtheit der ungarischen Deputation furchtbar entrüstet, als ob man nicht wüsste, dass die Verhandlungen vollkommen wertlos sind, insolange wir kein Parlament und keine Regierung haben, denn ein Ministerium, das sich nicht vors Parlament traut, ist doch keine Regierung. Um doch etwas zu thun, werden dann die geistvollsten mathematischen Combinationen und Probleme ausgeführt, welche für ein Abiturientenexamen wohl am Platze wären, und man handelt dabei seine eigenen Forderungen langsam herunter, anstatt dies der Gegenseite zu überlassen. Die Quote, wie der ganze Ausgleich, kann erst zustande kommen, wenn wieder ein Parlament da ist, und die Regierung, welche vorher die Quotendeputationen zum Schein einer Thätigkeit zwingt, vermehrt dadurch nur die Zahl ihrer Blamagen.

*

Es ist doch gut, dass man zum Regieren auch Geld braucht, denn wenn nichts anderes, so wird uns schließlich doch das Geldbedürfnis der Regierung wieder zu verfassungsmäßigen Zuständen zurückführen. Anleihen kann man auf Grund des § 14 nicht aufnehmen. Zwar die Regierung, welche sich über alles hinwegsetzt, selbst das Budget octroyiert, würde gewiss auch gerne Renten aus eigener Machtvollkommenheit ausgeben. Dazu gehören aber zwei, und die Bankengruppe, welche ein unparlamentarisches Anlehen übernehmen würde, würde sich curios überlegen, welchen Cours es dafür zahlen könnte und eine 4%ige Kaizl-Rente, sagen wir beispielsweise zu 95 oder gar zu 90% hätte doch einen peinlichen Beigeschmack. Vorläufig gedenkt die Regierung sich mit Vorschüssen zu helfen; das kann aber nicht ewig dauern, denn je verworrener die inneren Verhältnisse werden, desto schlechter müssen der Geschäftsgang und die Steuereingänge werden. In den Blättern wird nun sehr viel geschrieben, in welcher Weise die Regierung den diesjährigen Investitionsbedarf, den sie selbst mit 20 Millionen beziffert, bedecken soll. Da scheint auch uns der Vorgang, für den die „Neue Freie Presse" eintritt, als der richtigste. Es gibt nichts Nutzloseres als die in den Staatscassen liegenden Goldbestände; sie sind todtes Capital. Sie hätten, insoweit sie nicht zur Cassegebarung nöthig sind, längst der Bank übergeben werden sollen. Wenn die Regierung nun einen Theil davon in der Bank deponiert, natürlich mit eventueller Rückgabsverpflichtung, so thut sie nur dasselbe, was sie schon wiederholt gethan, wenn sie gegen solche Golddepots Salinenscheine einlöste ꝛc. Der Vorgang ist ökonomisch und fiscalisch richtiger, als die Aufnahme irgend eines Vorschusses bei einem Creditinstitut oder der Postsparcasse. Der Staat erspart dabei an Zinsen und der ohnedies gegenwärtig sehr knappe Geldmarkt wird nicht noch durch die staatlichen Creditansprüche beengt. Und auch vom verfassungsmäßigen Standpunkte, wenn man die Entwickelung der Dinge in Oesterreich überhaupt noch von diesem aus betrachten soll, ist es mindestens ebenso correct zu den laufenden Ausgaben die Cassenbestände zu verwenden als Vorschüsse oder Anlehen aufzunehmen. Aber nachdem es das Richtigste wäre, wird es voraussichtlich nicht geschehen.

*

Die niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer hat Erhebungen über die Nothlage der Weber im niederösterreichischen Waldviertel veranstaltet und der Bericht, den sie über deren Ergebnisse an den Handelsminister leitet, ist in mehrfacher Beziehung bemerkenswert. Zunächst hätte man es nicht für möglich gehalten, dass das Weberelend, welches man aus Schlesien und dem Erzgebirge kennt, und selbst dort gerne als der Vergangenheit angehörig betrachten möchte, in seinen schrecklichsten Erscheinungen im Centrum des Reiches, wenige Stunden von Wien entfernt haust. Hungerlöhne von 1 fl. 18 kr. per Woche für eine Familie von Mann und Frau; an anderen Orten als Durchschnittswocheneinkommen 80 kr. per Person; dabei überall drückender Arbeitsmangel und oft gänzlicher Entgang des Verdienstes. Als Nahrung: Kartoffeln und Ziegenmilch, wenn das Geld langt, auch Mehl und Brot; als Wohnung eine kleine Stube für die Familie, in welcher auch gearbeitet wird und die meist zu niedrig ist, um die Aufstellung eines Jacquardstuhles zu gestatten; ist eine zweite Stube vorhanden, so wird sie vermietet. Dies ist die Lebenslage in den Weberbezirken, wohl nicht überall, aber doch in mehreren Bezirken. Die kümmerlichste Lebenshaltung ist bei denjenigen Webern, welche ein kleines Häuschen mit Garten besitzen, dadurch ermöglicht, dass sie eine Ziege und etwas Geflügel halten können, den Bauern zur Erntezeit Robot leisten und Mist zutragen, wofür sie etwas Kartoffelland zugewiesen erhalten. So lautet die officielle Schilderung des Weberelends seitens der Handelskammer. Bemerkenswert sind aber auch die Mittel, welche die Handelskammer zur Linderung der Noth vorschlägt. Zunächst den Bau neuer Eisenbahnlinien im Waldviertel, die Errichtung einer Tabakfabrik und die Erlassung eines Industriebegünstigungsgesetzes für jene Bezirke, um der Bevölkerung Arbeitsgelegenheit durch den Bau von Fabriken zu verschaffen, dann Zuwendung von öffentlichen Arbeiten an die Hausweber, Einrichtung von Arbeitscursen, Errichtung von gemeinsamen Betriebsstätten, Zuweisung von Arbeitsmaschinen u. s. w. und vor allem, um all dies zu ermöglichen: Förderung der Organisationsbestrebungen unter den Hausindustriellen jener Gegenden, um sie auf diese Weise besseren Arbeitsbedingungen zuzuführen, respective das Herabsinken der bessersituierten Stricker und Wirker auf das Niveau der Hausweber zu verhindern. Man braucht die Bedeutung dieser Forderung nach Organisation der Arbeiter — fern von der Hauptstadt an entlegenen Orten — nicht zu überschätzen und wird doch gegenüber der den Organisationsbestrebungen der Arbeiter im allgemeinen entgegengebrachten officiellen Verbohrtheit, das Aufdämmern einer richtigen Erkenntnis innerhalb einer Corporation von Arbeitgebern als weißen Raben begrüßen können.

Bücher.

Gustav Schmoller: Ueber einige Grundfragen der Socialpolitik und der Volkswirtschaftslehre. Leipzig, Duncker und Humblot, 1898.

Im Jahre 1874 richtete Treitschke gegen die sogenannten Kathedersocialisten unter dem Titel: „Der Socialismus und seine Gönner" eine Streitschrift, worin dieser Fanatiker des Preußenthums mit seiner vor keiner Folgerung zurückschreckenden Roheit die Ueberzeugung begründete, dass jede Cultur Sclaven erfordere, die heutige mehr als je, und dass die Lohnarbeiter von den Gütern der Cultur ausgeschlossene Sclaven bleiben müssten. Schmoller wehrte den in den preußischen Jahrbüchern erschienenen Angriff in Hildebrands Jahrbüchern ab. Seine Entgegnung ist ist ein Muster feiner und anständiger Polemik und zugleich ein Werk von bleibenden Wert. weniger deswegen, weil sie die Sclaventheorie vollständig und überzeugend entkräftete, als weil sie die Richtigkeit der Vorwürfe aufdeckt, die die Reactionäre gegen die Arbeiter, gegen die Socialisten und gegen die Socialreformatoren erheben. Die heutigen Reactionäre unterscheiden sich von Treitschke nicht in den Zielen, sondern nur durch die feige Unehrlichkeit, mit der sie diese Ziele verdecken; machen sie doch mit ihrer gewaltigen Macht schon jeden literarisch todt, der, die relative Berechtigung der Sclaventheorie zugestehend, die Schwierigkeiten erörtert, die aus dem Widerspruche zwischen der formellen Freiheit und der thatsächlichen Unfreiheit der Lohnarbeiter entspringen. Schmoller hat sich daher ein Verdienst um das heutige Geschlecht erworben, indem er seine Schrift in dem oben angezeigten Bande neu herausgegeben hat. Er hat ihr noch zwei Schriften von geringerem Umfange und von minderer Bedeutung beigegeben: „Die Volkswirtschaft, die Volkswirtschaftslehre und ihre Methode" und „Wechselnde Theorien und feststehende Wahrheiten im Gebiete der Staatswissenschaften"; die dritte ist seine Rectoratsrede von 1897, aus der die Zeitungen ein paar Sätze mitgetheilt haben; sie muss als eine schwache Leistung bezeichnet werden, da sie den Nachweis der „feststehenden Wahrheiten" und eines sicheren Weges zwischen den abgelehnten Theorien hindurch vermissen läßt. —t—

Kurd Laßwitz: Auf zwei Planeten. Weimar 1898.

Als die Bewohner des Planeten Mars im Fortschritt ihrer hunderttausendjährigen Cultur die tieferen Eigenschaften der Gravitation ergründet und einen Stoff, das Stellit, entdeckt hatten, den sie beliebig der Schwere entziehen und wieder unterwerfen konnten, ward es ihnen möglich, „Raumschiffe" zu construieren, auf denen sie das Bereich der mars'schen Atmosphäre verlassen, den Raum zwischen den Planeten überbrücken und die Erde erreichen konnten. Der geheimnisvollen Kraft der Repulsitgeschütze, die sie mit sich führten, konnte keine irdische Macht widerstehen, ihren Nihilitpanzern keine Festungsartillerie etwas anhaben. Die Großmächte der Erde mussten sich ihnen ergeben. Aber es dauerte nicht lange, dass sich die Menschen die äußeren Mittel der marsischen Cultur aneigneten und, ihren Gegnern ebenbürtig geworden, den Zwang der Fremdherrschaft abschüttelten. Ein Weltfriede zwischen Erde und Mars wurde geschlossen. Die Menschen begannen, von den Marsiern als älteren Brüdern

auf einem anderen Planeten die ungeheuere Erkenntnis und Beherrschung der Natur völlig zu erlernen und sich zu erheben zum ethischen Ideal der Marsbewohner, zur erhabenen „Numenheit“, zur Freiheit der sittlichen Persönlichkeit. Das ist das Gerüst der politischen Ereignisse „auf zwei Planeten“, von denen Kurd Laßwitz erzählt. In wie überraschender Weise einzelne Menschen- und Marsierschicksale darin verknüpft sind, davon soll nichts verrathen werden. Das Buch theilt mit den höchsten Kunstwerken die Eigenschaft, einem jeden etwas zu geben, dem Philosophen die lehrreiche Ausbildung möglicher Vorstellungsweisen, dem Backfisch die Spannung und die Liebesgeschichte. Und warum überwältigt uns diese Dichtung, wie Wirklichkeit, mit so nachhaltiger Ueberzeugungskraft — wir lassen uns nicht einmal erschüttern, wenn wir erfahren, dass die Marscanäle vielleicht nur Einbildungen sind und der Gewohnheit des menschlichen Auges entspringen, zerstreute kleine Flecken sich in Reihen geordnet zu denken? — Das liegt vor allem an der glücklichen Wahl der Grundvoraussetzungen. Wird einmal die Möglichkeit der Aufhebung der Gravitation zugestanden, so fließen alle Folgerungen aus ihr nach wohlbekannten Naturgesetzen mit Nothwendigkeit und in völliger Deutlichkeit. Die Navigationswissenschaft der Raumschiffe der Marsier, die bald schwerelos dem Trägheitsgesetze folgend geradlinig den Raum durchfliegen, bald wieder unter dem Einfluss der Sonnenanziehung Curven beschreiben, bieten Probleme, die schon jetzt im voraus den Mathematiker reizen könnten. Dann versteht es der Verfasser, dem Leser die unglaublichsten Sachen auf eine psychologisch wohlberechnete Art beizubringen. So wie die Rede auf eine Erfindung der Marsier kommt, wird ein Fremdwort eingeführt und die Wirkungsweise, das praktische Endergebnis der Erfindung, das mit dem Fremdworte verbunden zu denken ist, angegeben. Kommt das Wort zum drittenmale vor, so ist bereits das Causalitätsbedürfnis eingeschläfert und das Wunder wird als selbstverständlich betrachtet — so geht es mit menschlichen, wie mit marsischen Erfindungen. Was aber das Buch weit hinaushebt über ein bloßes ergötzliches Phantasiespiel, das ist die Verheißung, an die es uns glauben läst, dass die Menschheit in ein Reich höheren Lebens gelangen wird im Fortschreiten auf eben dem Wege, den die Hauptlinie der Entwickelung der letzten zwei Jahrhunderte angibt. Kant und Helmholtz sind Marsier. Sie brauchen von keinem anderen Planeten zu kommen. Wir selbst werden die Luftschiffe, spätere Geschlechter die Raumschiffe erfinden, denn das ist der Lauf der Entwickelung, dessen uns Kurd Laßwitz versichert. So ist sein Buch im Grunde ein Hochgesang auf unsere Erde und ihre edelsten Menschen, und gewaltig klingt daraus die Ermahnung, nicht lässig zuzusehen, wie die großen Geister die schwere Menschheit Schritt um Schritt aufwärts wenden: es fasse vielmehr ein jeder selbst an nach der Kraft seines Verstandes oder seines Geldbeutels. Tausend Hände sollten die Physik und die Technik zu fördern suchen, die sich jetzt in den Dienst von Rasseninstincten stellen, welche sich übermüthig als Selbstzweck geberden, oder die Angstempfindungen ausnützen, welche in einer unsicheren und unentschiedenen Zeit den Glauben in Aberglauben verwandelt haben. K. S.

August Strindberg: Neue Novellen. Breslau. Schottländer. Autorisierte Uebersetzung von Erich Holm.

Der Name Novellen passt eigentlich nicht für diese ganz knappen, fast ethnographischen Bilder und Skizzen aus den Stockholmer Scheeren, die sich darauf beschränken, mit den einfachsten Worten die Leute von dort zu schildern, mehr von ihnen aussagen, als darstellen, mehr andeuten und beschreiben, als zeigen. Sie geben kurzgefasste Berichte, die aber oft etwas Athemloses in ihrer Gedrängtheit haben, die Menschen erscheinen alle scharf abgezeichnet von dem großen Hintergrund des Meeres und von der unsäglich traurigen Einförmigkeit ihres Lebens. So werden diese überaus schlichten Sachen, die übrigens durch die dunkle Weltanschauung des Verfassers auch hier ihr subjectives Relief bekommen, oft ganz großartig und zu Meisterwerken gesteigert. Man mag jenen leitenden Gefühlszug Strindbergs verachten — es gibt ja manche, die das thun — seine ungeheure Intensität und dass er durch seine einfache Darstellung alle dazu überreden kann, sein Wesen mitfühlend zu theilen, wird man kaum leugnen wollen. Die Geschichte vom „Zollaufseher“ z. B. hat eine so mystische Gewalt in ihrem Naturalismus, wie sie nur die erschütterndsten Märchen aufbringen. An den „Fliegenden Holländer“ oder an Poe muss man denken, also an das Allerbedeutendste. Und wer immer an das Größte erinnert, wie immer er sich geberdet, und das Tiefste anklingen läst, Urgefühle, Urinstincte, die in jedem athmen, ist wohl ein Großer. Als solchen wird man gewiss auch Strindberg erkennen, wenn man über dem wirren, trüben Schein seines Lebens endlich die Größe seiner Natur und seines Werkes wird aufgehen sehen. Freilich hat seine Natur und sein Werk keinen freudigen, sondern einen blutigen Glanz. O. St.

A. A. Lugowoi: Wenns Küsse regnet. Erzählung. Autorisierte Uebertragung aus dem Russischen von Heinrich Johannson. Berlin, Verlag der „Romanwelt“, 1897.

Die graciöseste Geschichte von Liebe und Untreue, die sich nur denken läst. Die Untreue gehört gleich von vornherein ins Programm der Liebe: Verpflichtung zur Treue würde hier die Liebe im Keime ersticken. Aber es ist Liebe, nicht Liebelei — Liebe, mit dem Drang nach Ewigkeit, der Sehnsucht nach Unsterblichkeit — und dem Bewusstsein der Zeitlichkeit. Und darin steckt die leise verborgene Tragik, die Poesie des Schmerzgefühles. Die Scenerie zeigt ein russisches Bauerngut: Garten, Wald und See und ein verrumpeltes, wunderliches, traulich-unheimliches Schloss. Die Pächterstochter und ein junger Gutsherr lieben einander. Er anfangs lüstern, sie furchtsam-abwehrend. Dann bei beiden die reine Glut. Und Küsse regnen aus dunklen Wolken, von Sonnenstrahlen durchblitzt. Das alles ist unbeschreiblich wahr, einfach und weich erzählt, mit neckischer slavischer Schwermuth. F. S—s.

Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau“ enthält in dem soeben eingelangten Juliheft einen Aufsatz von Julius Post über die Armenpflege im Dienste des socialen Versöhnungsprocesses. Darin wird über Einrichtungen der Armenpflege referiert, die seit neuestem in Hannover, mit Zuhilfenahme der kirchlich protestantischen Humanitätsbewegung und ihrer Organisation, ins Leben gerufen worden sind. Die kirchlichen Gemeinden wurden gleichsam zu den geographischen Urbezirken der Armenpflege gemacht und erhielten den Namen „Parochial-Armenämter“. Als gelungen bezeichnet der Verfasser dieses Werk, dessen Hauptabsicht es ist, Arme und Reiche einander persönlich nahezubringen, nur mit Hinsicht auf eine einzige Gemeinde: die Aegidiengemeinde in Hannover. Dort wurde ein „Hausväterverband“ organisiert; etwa 1200, und zwar sechs Siebentel der vorhandenen Hausväter aller Stände, arm und reich, hoch und niedrig, in der einen 10.000 Seelen besitzenden Gemeinde, haben sich zusammenfassen lassen und halten zusammen, um einander beizustehen und zu helfen u. s. w. — Aus der preußischen Hofgesellschaft, und zwar aus den Jahren 1822—1824, theilt A. v. Boguslawski in mancher Hinsicht wertvolle Briefe mit. Albertine v. Boguslawski, eine Tante des Verfassers und Hofdame der Princess Wilhelm (der Schwägerin des Königs Friedrich Wilhelm III.), berichtet über Erlebnisse in Berlin und auf Reisen. Es ist aber weniger das Thatsächliche darin, als die wirklich persönliche — ein wenig empfindsame und nervöse — Art zu sehen und zu erleben, was diesen Briefen, deren Mehrzahl an die Mutter der Schreiberin gerichtet ist, Reiz gibt. Dabei urtheilt Fräulein v. B., damals 22 Jahre alt, doch auch scharf, unbefangen und mit auffallender Intelligenz. Interessant ist es, von ihr einiges über die kleinen Aufregungen und Schmerzen armer Hofdamen jener Zeit zu erfahren. Sie hat auch zahlreiche literarische Interessen und Beziehungen: sie verehrt Jean Paul, sie discutiert sehr fein über Johannes v. Müller und seinen schwierigen und darum nur umso eindringlicheren Stil; naiv und liebenswürdig, was sie über Bettina v. Arnim sagt: in Gegenwart junger Leute könne einem oft Angst werden — was die für Dinge spreche! Auf ihrer Durchreise durch Weimar lernt sie endlich Goethe kennen; sie besucht auch Schillers Witwe und das Grab Herders. Aus ihren Berichten darüber ist etwas vom weimarischen Geist zu spüren. — Hermann Grimm gibt in einem Nekrolog über Friedrich Geselschap, einen vor Kurzem durch Selbstmord umgekommenen Maler, Schüler Cornelius', die Anregung, den Zeichnungen und Skizzen dieses Künstlers eine würdige Unterkunft zu schaffen.

„Cosmopolis“ (Juni). Im englischen Theil erzählt Professor Max Müller sehr interessant vom Beginn seiner Sanskrit-Studien und seinen Beziehungen zu einzelnen Indiern. Bekanntlich war der große deutsche Gelehrte — der nun schon fast zum Engländer geworden ist — der Erste, der es in den Vierzigerjahren unternahm, gestützt auf die in den Bibliotheken von London, Paris und Berlin vorhandenen Manuscripte eine Ausgabe der Veden zu redigieren. Es war dies überhaupt die erste gedruckte Ausgabe der heiligen Bücher der Inder; bis dahin hatten diese 4000 Jahre lang nur in wenigen Handschriften bestanden, die im Besitz der Priester waren und zumeist auswendig gelernt und mündlich überliefert wurden. Es galt ursprünglich für eine Profanation, diese heiligen Schriften abzudrucken und in die Hände der Laien zu legen, und selbst als in unserem Jahrhundert ein Preis für eine Ausgabe der Veden ausgesetzt wurde, fand sich kein indischer Gelehrter für diese Mission. Umso größer war die Aufregung in Indien, als die erste Ausgabe der Rig-Veda (der wichtigsten unter den Veden) im Jahre 1850 bis 1851 nach Indien gelangte Anfangs versuchten die Brahmanen, daran zu nörgeln, aber sie mussten bald zugeben, dass die Ausgabe des Laien, des „Mlektha“ (des Barbaren), eine correcte, authentische Wiedergabe der alten Texte sei und einige dem Artikel beigefügte Briefe von hervorragenden Indern zeigen, mit welch großmüthiger Selbstüberwindung sie ihm dies zugestanden und die große Bedeutung seines Werkes für die indische Gelehrtenwelt wie für das ganze Volk anerkannten. Ungemein interessant ist es auch, aus dem Artikel zu erfahren, dass diese allgemeine Verbreitung der Bibelkenntnis in Indien lebhafte Discussionen über die Lehrsätze der Religion und die Gründung einer neuen indischen Secte zur Folge hatte, die, ursprünglich sehr spärlich, nun immer weitere Kreise zieht und allmählich Millionen von Anhängern gewinnen dürfte. — Im französischen Theil giebt Henry de Rioux eine lebendige Schilderung der rumänischen Gesellschaft, die er als äußerst elegant und gesellschaftlich raffiniert, liebenswürdig und gastfrei aber durchaus frivol, oberflächlich, flach und unwissend unter der glänzenden mondänen Tünche darstellt. — Im deutschen Theil endlich verdient u. a. ein sehr hübscher Aufsatz von R. M. Meyer über die Entwickelungsgeschichte des Tagebuchs erwähnt zu werden. Im Alterthum hatte der Tag als Zeitrechnung noch wenig Bedeutung: erst das Mittelalter mit seinen religiösen Gebräuchen zerlegt ihn in Vor- und Nachmittag und die Einkehr der Mönche in sich selbst erhöht die Bedeutung des Individuums und seiner persönlichen Gedanken und Gefühle. Die Renaissance entdeckt die Persönlichkeit und Dante, Petrarca und Benvenuto Cellini schreiben die subjective Geschichte ihres Lebens. Im weiteren Verlauf zeigt der Verfasser, wie das Tagebuch so sehr an Ansehen gewinnt, dass seit den „Wahlverwandtschaften“ das fingierte Tagebuch für eine Weile zum unerlässlichen Rüstzeug des deutschen Romans gehört. Als die hervorragendsten unserer Zeit werden die Tagebücher von Hebbel, Amiel, den beiden Goncourts und — in einiger Entfernung freilich — das „Journal“ der Marie Bashkirtseff genannt.

In der **„Revue bleue“** vom 11. Juni schreibt Eugène Müntz über das Verhältnis der Kunst zur Moral. Den Anlass geben zwei neue Publicationen, die vielbesprochene Schrift Tolstois und ein Buch Brunetières Der letztere, einer der starrsten Philister der französischen Literaturwelt, kommt sogar zu dem Schlusse: Jede Kunstform enthält Unmoral! Eugène Müntz bekämpft selbstverständlich diese Sentenz. Er selbst hält dafür, dass an die Stelle des jetzt zeitweise herrschenden Princips l'art pour l'art ein anderes treten müsse. Er verlangt die Volkskunst, die Kunst für alle

statt der für wenige. Er kommt dann auf die Einwirkung der socialen Seite zu sprechen und weist auf John Ruskin hin. — In derselben Nummer findet sich eine interessante statistische Zusammenstellung eines Belgiers über die Verbreitung der Presse. Belgien besitzt an 4700 Zeitungen, während das so viel ausgedehntere Frankreich kaum 1000 mehr hat. In Belgien kommt also auf etwa 1000 Menschen eine Zeitung. Bei uns in Oesterreich kommt erst auf etwa 72.000 Personen eine periodische Druckschrift. Bemerkenswert sind auch Einzelheiten, wie dass Belgien 75 Theater-, Literatur- und Kunstblätter (die Musikzeitschriften nicht gerechnet) hat, und acht Zeitschriften für Briefmarkensammler. Den höchsten Record haben wohl die Brieftaubenfreunde: ihnen stehen 23 belgische Fachblätter zur Verfügung. — Ueber amerikanisches Marinewesen theilt im Hefte vom 21. Mai Auguste Moireau Instructives mit.

Dass nahezu die Hälfte aller Zugvögel im Frühling über die bewohnten Gegenden von Europa weg nach den arktischen Regionen fliegen, erfährt man aus einem Artikel der **„Quarterly Review“**. Die Erscheinung wurde von den Ornithologen schon lange beobachtet, ohne dass man zu erklären gewusst hätte, wo diese Millionen von Vögeln ihre Nahrung finden. Nun hat die Forschung eines Mr. Seebohm zu folgender Entdeckung geführt: Innerhalb des Polarkreises auf der asiatischen Seite erstreckt sich ein riesiger, sumpfiger Landstrich, namens Tundra. Acht Monate lang liegt dort Schnee und das halbe Jahr hindurch herrscht Nacht Geht aber dann die Sonne auf, so geht sie bekanntlich durch sechs Monate überhaupt nicht unter, wodurch der Schnee rasch schmilzt und die Vegetation doppelt rasch hervorsprießt. Da erblühen üppige, mit Löwenzahn, Butterblumen, Vergissmeinnicht und anderen Wiesenblumen übersäte Weiden, die von keiner englischen oder holländischen Wiese übertroffen werden; auch Preiselbeeren und Moosbeeren in ungeheueren Mengen. Nun reifen diese allerdings erst gegen das Ende des arktischen Sommers und bleiben am Strauch; aber der Schnee, der bald darauf fällt, erhält sie frisch wie krystallisierte Früchte, und schmilzt er dann im kommenden Frühling, so finden die Zugvögel die Beeren vom vergangenen Jahr blühend und saftig vor, was ihnen die reichlichste Nahrung sichert. Dass sie aber dieselbe in so weiter Ferne jenseits der bewohnten Länder wittern, und ihr nachziehen, ist wieder ein Beweis für die Stärke und Untrüglichkeit des thierischen Instinctes.

Ein Erinnerungsfest.

Von **Gustav Wied**.

Aus dem Dänischen übersetzt von Adolf Gottschewski.

(Schluss.)

Boudoir.

Ausstattung à la Museum: alte Fayencen in Pyramidenform an den Wänden. Altes Messingzeug. Altes Kupferzeug. In einer Ecke eine große Standuhr aus der Zeit Christians VII. Vergoldete Ledertapeten. Teppiche, Portièren, Lehnstühle, Schemel. Eine Ruhebank, mit einem Eisbärfell bedeckt, schmiegt sich an den Boden. Fuchs-, Marder- und Biberfelle. Auf dem niedrigen Majolikakamin brennen zwei Lampen mit matten, hellrothen, seidenen Schirmen. Zwischen den Lampen ein Christus aus Alabaster.

(Henriksen schlägt die Portièren auseinander und der Hofjägermeister und der Kammerherr treten gleichzeitig ein. Dabei quetschen sie sich beinahe in der Thüre fest, da der Hofjägermeister, von seinem Schmerze überrumpelt, seine Höflichkeitspflicht als Wirt vergisst).

Hofj.: Pardon, Kammerherr!

Kammerh.: O, bitte, bitte ...

Hofjäg. (mit weiter Handbewegung): Hierher zog Bessy sich zurück ...

Kammerh.: Das refugium der Gnädigen ...

Hofj. (düster) Deboucher Pommery, Henriksen ... aber leise.

Henriksen (öffnet vorsichtig Pommery).

Hofj.: Schenk ein ...

Henriksen (schenkt ein).

Hofj.: Geh ...

Henriksen (geht).

Hofj. (mit einer einladenden Handbewegung nach dem Glase): Kammerherr ...

(Sie ergreifen ihre Gläser).

Hofj. (nimmt sich zusammen): Ich will mich nicht aussprechen! Aber ich stehe mitten im Zimmer meiner verstorbenen Frau. Sie ist gestorben; der Tod hat seine Sense gebraucht! Es kam uns allen unmotiviert: Sie wissen es selbst, Kammerherr, dass niemand es erwartete! (Der Kammerherr nickt schwer.) Sie blühte am Mittwoch und gieng weg am Sonnabend um elf ein halb Uhr. Ich habe viel verloren, denn sie war treu wie wenige! Daher will ich die Herren bitten ... meine Herren ... Sie, mein Kammerherr, diesen Becher mit mir zu leeren! Gesegnet sei ihr Andenken!

(Man stößt an und leert die Gläser. Der Kammerherr setzt sich auf die Ruhebank, aber der Hofjägermeister bleibt gebeugt stehen.)

Kammerh.: Beruhigen Sie sich, lieber Herr Hofjägermeister ...

Hofj.: Es ist unser Hochzeitstag ...

Kammerh. Ja, ja, ich verstehe, dass Sie den Verlust doppelt fühlen müssen.

Hofj.: Das thue ich, Kammerherr ... ich vermisse sie gewaltig! Wenn man plötzlich sieben Jahre lang zusammengelebt hat und dann sich alleine sieht, ist es nicht so ... (Sinkt in einen Lehnstuhl zurück.) Bei Tisch und abends vermisse ich sie ... und ab und zu in der Nacht glaube ich sie bei mir zu haben ... das ist gewaltig unangenehm!

Kammerh.: Ja ... ja ...

Hofj.: Wir spielten Bezigue abends; und dann später legte ich mich hin auf die Chaiselongue, und Bessy setzte sich hin und las. Und dann weckte sie mich, wenn wir ins Bett sollten ...

Kammerh.: Hatten Sie ... (hustet) ich glaube, ich habe mich auf der Fahrt ein bischen erkältet! ... Hatten Sie ein gemeinsames Schlaf ... gemach?

Hofj.: Natürlich ... und dann knüpfte ich ihr den Rücken auf. Können Sie sich auf Bessys rothseidenes Kleid erinnern?

Kammerh.: Das mit den Schlitzärmeln?

Hofj.: Ja ... in dem nahm sie sich außerordentlich gut aus!

Kammerh.: Ja, die Gnädige hatte bewunderungswürdige Arme.

Hofj.: Ja und der Hals!

Kammerh.: Und der Hals, ja!

Hofj. Ja, Bessy war brillant gebaut! ... Durchgehends!

Kammerh.: War kein ...?

Hofj.: Ja, sie war etwas schief im Kreuz. Sie war als Kind irgendwo heruntergefallen.

Kammerh.: Das sah man nicht ...

Hofj.: Nein, das sah man nicht von außen, nein.

Kammerh.: (starrt vor sich hin). Ich erinnere mich an ein paar schwarze, durchbrochene, seidene Strümpfe ... die weiche, weiße Haut schimmerte durch das gewundene Muster vom Fuß über die Knöchel nach oben ... delicat!

Hofj.: Ja, die brauchte sie zu dem rothen Kleid! Wir kauften drei Paar in Paris; sechzehn Mark kostete das Paar, weiß Gott! ... Ich finde ja, roth wäre zu dem Kleide besser gewesen.

Kammerh. Nom de dieu, wo wollen Sie hin!

Hofj.: Nein, nein, nein! Bessy fand es auch nicht ... hören Sie, können Sie den kleinen Graf Brahe leiden?

Kammerh.: Graf Jakob?

Jacob: Ja.

Kammerh.: Es ist ein sehr repräsentabler junger Mann.

Hofj.: Ich kann ihn, weiß Gott, nicht leiden!

Kammerh.: Und warum nicht, Lieber?

Hofj.: Nah ... ich weiß nicht recht ... Henriksen, schenk' ein! ... Na, das ist ja wahr! (Schenkt selbst ein). Trinken Sie Kammerherr: Sie sagten ja vorher, daß Sie erkältet wären!

Kammerh.: Danke, danke ...

Hofj.: Ja, sehen Sie, ich fand da einige Briefe von diesem Brahe in der Schublade meiner Frau ...

Kammerh. (spitzt die Ohren).

Hofj.: Ja! ... ja, ich fand übrigens bei Gott auch von Ihnen einige, Kammerherr!

Kammerh. (ganz blödsinnig vor bösem Gewissen:) Hirrr ... hm ...

Hofj.: Na, ach was Sie, Sie könnten ja ganz gut ihr Vater sein! ... Aber das andere krepiert mich, weiß Gott ... dieser Bengel! Teufel, es gibt weiß Gott doch genug Dienstweiber, wenn er absolut eine verheiratete Frau haben will! Die sind wahrhaftig gut genug für den ... Graf aus dem Monde ... dritter Sohn!

Kammerh. (mit wiedergewonnener Fassung). Hoffentlich hat Ihre Frau ihm Mores gelehrt, mein lieber Hofjägermeister.

Hofj.: Bessy! Nein, Sie war weiß Gott nicht von dem Schlag! Sie hat ihm wirklich nichts beigebracht, mein lieber Kammerherr!

Kammerh.: Nein, nein, verstehen Sie mich recht: ich meine sie hat ihn abgefertigt, ihm den Weg gezeigt!

Hofj.: Ja, natürlich! (Steht auf.) Wollen wir jetzt ins Toilettezimmer 'rüber gehen?

Kammerh. (etwas müde). Wie's Ihnen gefällt ...

(Die alte Uhr aus der Zeit Christians VII. schlägt elf. Bei dem letzten Schlage springt über dem Zifferblatt eine Klappe auf, und ein Cavalier und eine Dame — vermuthlich Struensee und Karoline Mathilde — tanzen ein Menuett).

Hofj. (zeigt auf die Tanzenden): Das war Bessys Hauptvergnügen!

Kammerh.: Es ist auch ganz besonders amüsant! Als die Uhr in meinem Besitz war, amüsierte sie mich auch außerordentlich ...

Hofj.: Ist ja wahr, ja, es war ja Ihre gewesen!

Kammerh. (gähnt hinter seiner weißen Hand): Ja ...

Hofj.: Aber wenn Sie glauben, daß Sie sie wieder bekommen, weil Bessy gestorben ist, dann irren Sie sich, Kammerherr ... hä, hä!

Kammerh.: Darauf hatte ich auch nicht gerechnet, mein Guter!

Hofj.: Ja — a? lauer nur drauf, hä, hä! (Nimmt die Portièren zur Seite). Wollen wir jetzt gehen? ... Bitte! ... Entrez!

(Sie gehen: der Kammerherr voran.)

Toilettenzimmer.

(Die Wände bekleidet mit hellen blumenmustrigen Tapeten mit Rosenknospen. Gardinen und Portièren von leichten Stoffen in denselben Mustern. Ein Lehnstuhl, eine Chaiselongue. Ein großer eichengemalter Doppelkleiderschrank. Toilettentisch mit Puderdose, Schminkekrug und Parfümflacons. Ein Spiegel vom Boden bis zur Decke, mit dreiarmigen Leuchtern an beiden Seiten. Die Lichter in den Leuchtern angezündet. Eine niedrige Leselampe mit buntem Schirm auf einem kleinen Tisch am Kopfende der Chaiselongue. Auf dem Tisch Martinsons Ethik und ein Psalmenbuch in blauem Sammetband mit silbernen Beschlägen.)

(Hofjägermeister und Kammerherr stehen an dem offenen Kleiderschrank.)

Hofj. (zieht den Zipfel eines Kleides vor): Sehen Sie her, Kammerherr, hier ist das rothe ...

Kammerh. (bewegt): Ja, da ist das rothe ...

Hofj.: Wollen wir es mal ganz ansehen?

Kammerh.: Nehmen Sie's hervor, ja ...

Hofj. (nimmt das Kleid aus dem Schrank und betrachtet es): Es war wirklich theuer!

Kammerh.: Wie ich mich an diese Spitzen erinnere! Dieses crême gegen den weißen Arm ...

Hofj.: Und die Taille, was?

Kammerh.: Magnifique!

Hofj.: Ich musste sie immer schnüren, wenn sie dies Kleid anziehen wollte ... Was für eine Schleppe!

Kammerh. Wie eine Königin! ... Wissen Sie noch, das Menuett im Rittersaal voriges Jahr, Hofjägermeister?

Hofj: Nein, ich spielte L'Hombre.

Kammerh. Aah, Ihre Frau war ganz ... (Streichelt behutsam mit der Hand über die Spitzen der Taille.) Ich finde, es ist etwas Schimmel unter dem Aermel ... Es ist schade, um diese Robe, die so manches verbirgt ... Aeh ... soviel für Sie verbirgt.

Hofj.: Nee, das ist nicht Schimmel, Kammerherr. Die Damen schwitzen ja da oben ... (Hängt das Kleid hinein.) Und nun ist sie gestorben, Bessy ...

Kammerh. Ja ... nun ist sie gestorben ...

Hofj.: Und wir stehen an ihrem Kleiderschrank ...

Kammerh. Ja ...

Hofj.: Es ist, weiß Gott, etwas sonderbar, das Ganze!

Kammerh.: Gottes Willen ...

Hofj.: Glauben Sie, dass sie uns sehen kann?

Kammerh.: Weiß nicht ... vermuthlich nicht ...

Hofj.: Ja ...

Kammerh.: Ja ...

Pause lugubre.

Hofj. (geht von dem Schrank weg): Sie sind nie früher in diesem Zimmer gewesen, Kammerherr?

Kammerh. (erwacht): Was sagen Sie? ... Pardon!

Hofj.: Ich frage, ob Sie früher hier drin gewesen sind?

Kammerh.: Nei—n ... nein ... nein!

Hofj.: Hier ist es furchtbar geschmackvoll!

Kammerh. Niedlich, niedlich!

Hofj.: Ja ... alles steht fertig ...

Kammerh. Sie meinen ...?

Hofj.: Ich meine, für den Fall, daß ich mich wieder verheiraten sollte, ist das Haus ja vollständig à prendre.

Kammerh. Ja, ja!

Hofj.: Laken, Deckzeug, Bettwäsche ... Wissen Sie, wie viel Loth Silber ich habe, hier auf dem Hof?

Kammerh. (kurz): Nein.

Hofj.: Achthundertsiebenundfünfzig!

Kammerh.: Hm ...

Hofj.: Wie viel haben Sie?

Kammerh.: Hab' es nicht gezählt!

Hofj.: Ich finde, Ihr Gesicht ist etwas mürrisch geworden, Kammerherr!

Kammerh. (faßt sich an die Stirne): Pardon, pardon, mein lieber Hofjägermeister! ... aber der Wein ... die reichliche Mahlzeit ... ich bin ein bischen fatiguiert ... bischen müde!

Hofj.: Es geht, weiß Gott, vorüber, wenn wir zum Kaffee kommen! ... Nee, ich meine, wenn sie Geld hat, Gott behüte! kann sie's natürlich verändern, so wie sie es haben will: dazu hat sie die Erlaubnis. Aber ist es wenig, so muss sie sich, weiß Gott, so drein finden, wie es ist, nicht wahr?

Kammerh.: Natürlich!

Hofj. (mit einer Handbewegung nach dem kleinen Tisch an der Chaiselongue): Ja, ich verlange begreiflicherweise nicht, daß sie z. B. dieselben Bücher liegen haben soll, verstehen Sie ... und solche Sachen!

Kammerh.: Nein, nein!

Hofj.: Einige bringt sie doch wohl selbst mit ... oder kann sie ja auch aus der Bibliothek drinnen nehmen! ... aber, seh'n Sie, Bessy's Bett, was damit?

Kammerh.: Tja—a ...

Hofj.: Ja, das ist, bei Gott, eine Frage, über die ich viel nachgedacht habe! Das Bett ist gut: es kam vor einem Jahr eine neue Federmatratze hinein ... Ist es etwas Anstößiges, ihr dasselbe anzubieten?

Kammerh.: Naa—aa ...

Hofj.: Ja, wollen ja sehen, wie sie's gewöhnt ist ... Hü, hü ... Wollen wir zum Kaffee hineingehen?

Kammerh.: Ja! (Indem er am Toilettentisch vorbeigeht): Ah, Ihrer Gnädigen Parfüm! (Nimmt ein Flacon.) Erlauben Sie?

Hofj.: Bitte! ... Es ist Heliotrop ...

Kammerh. (gießt sich Parfüm in die Hände und bedeckt das Gesicht): Aah ...!

Hofj.: Ja, es riecht riesig; aber bei Bessy war's mit dem Schwitzen auch ganz schlimm!

Kammerh. (reißt die Hände vom Gesicht): Fi done!

Hofj.: Was?

Kammerh.: Es duftet ... es duftet sehr!

Hofj. (in der Thür): Kommen Sie nun, Kammerherr! ... Aber, sehen Sie, adelig geboren soll sie sein, das ist sicher; ich will Bessy nicht blamieren!

Kammerh.: Versteht sich, nein! ... Und dann schon wegen des Feldes im Speisesaal ...

Hofj.: Ja, und dann schon wegen des Feldes im Speisesaal ...

(Schließt die Thür.)

Comptoir.

Eichenmeublement: großer viereckiger Tisch mit grünüberzogener Platte. Zwei hochrückige Lehnstühle mit Lederkissen auf den Sitzen, Rücken und Lehnen. Andere Stühle. Der Schreibtisch unter den Fenstern. Links von dem Schreibtisch eine Staffelei mit einem Brustbild (eine ganz unähnliche Kohlenzeichnung) von Bessy in Lebensgröße. Die Staffelei und der Rahmen des Bildes sind mit frischen Blumen und Grün geschmückt. Großes Sofa mit Phantasiebezug. Ein Rauchtisch. Ein Bücherschrank mit ein paar Jahrgängen des „Dänischen Adelsjahrbuchs" in Roth und des Staatskalenders in Grau. An der Wand dem Sofa gegenüber Flinten, Jagdrequisiten und gekreuzte Degen. Zwischen der Thür und dem Bücherschrank eine Reihe Photographien von Gebäuden des Bardenheim'schen Stammgutes. Ueber den Rauchtisch das Bardenheim'sche Wappen, in Goldfiligran auf blaues Tuch gestickt. Ueber den Jagdtrophäen ein kleinerer Stammbaum des Geschlechtes der Bardenheims. Ueber dem Sofa ein größerer Stammbaum derselben Familie. Auf dem Tisch ein Tablet, darauf eine silberne Kanne über silbernem Spiritusapparat, Tassen, Liqueurgläser, eine silberne Zuckerschale und silberne Sahnenkanne. Mehrere Flaschen Liqueure und eine Flasche Cognac, signiert 1864. — Der Kammerherr und der Hofjägermeister treten ein. Henriksen schließt die Thür hinter ihnen.

Hofj.: Henriksen, gieß' ein! (Henriksen schenkt den Kaffee ein.)

Kammerh. (entdeckt die Cognacflasche): Voilà le comble!

Henriksen (zum Kammerherrn): Wünschen Euer Hochwohlgeboren Cognac oder Liqueur?

Kammerh.: Cognac, mein Bester, Cognac!

Hofj.: Ich auch!

(Henriksen gießt Cognac ein.)

Hofj.: Und jetzt können Sie gut auslöschen!

Henriksen: Jawohl, Euer Hochwohlgeboren! ... Auch in den Salons?

Hofj.: Ja—a ... ja ... was Kammerherr? ... Wir bleiben doch wohl hier?

Kammerh. (setzt sich in einen Lehnstuhl): Ja, ja! ... Hier ist es so gemüthlich.

Hofj.: Ja, löschen Sie überall aus!

Henriksen: Jawohl, Euer Hochwohlgeboren!

Hofj.: Das grüne Gastzimmer soll in Stand gebracht und temperiert werden! Aber vergessen Sie jetzt nicht, richtig zu temperieren!

Henriksen: Jawohl, Euer Hochwohlgeboren!

Hofj.: Und dann kommen Sie nicht herein, ehe es klingelt!

Henriksen: Nein, Herr Hofjägermeister! (Verschwindet.)

(Der Hofjägermeister geht und öffnet einen Schrank in der Wand neben dem Kachelofen und nimmt ein paar Cigarrenkisten heraus.)

Kammerh.: Ah, Sie haben sie unter Schloß und Riegel!

Hofj.: Ja, es sind ja hier soviel rauchende Geister, hier auf dem Hof ... Havana oder Cuba?

Kammerh.: Bitte Cuba ... sie ist leichter.

Hofj. (setzt sich dem Kammerherrn gegenüber in den Lehnstuhl): Sie haben ja keine Sahne!

Kammerh.: Nicht nöthig.

Hofj.: Ich muß, weiß Gott, beides haben ... (Leert sein Glas und streckt sich wohlig.) Ah, es thut gut, ein bischen zur Ruhe zu kommen! ... Der ist milde auf der Zunge, der Cognac!

Kammerh: Wie Manna! (Mit einer Handbewegung gegen die Flasche) 1864 ... unser Schmerzensjahr!

Hofj. (gähnt): Ja ... armes Schleswig! (Gießt ein.) Wollen Sie dieses Jahr etwas auf die Thierschau schicken?

Kammerh.: Nein.

Hofj.: Ich will den Roland hinschicken.

Kammerh.: Er kriegt wohl wieder die Prämie!

Hofj.: Natürlich!

Kammerh.: Er bevölkert bald das ganze Amt!

Hofj.: Ja, mit kleinen Roländern ... nicht Isländern, hä, hä!

Kammerh. (matt): Hi, hi ...

Hofj.: Wollen wir jetzt eine Chartreuse nehmen?

Kammerh.: Nein, nein, das wäre ja wie ein Bauer neben dem Grafen! Bleiben wir beim Cognac!

Hofj. (gießt ein): Ja, die Bauernlümmel, sie wollen mich, weiß Gott, nicht in den Gemeinderath hinein haben, diese Bestien!

Kammerh.: Legen Sie Wert darauf?

Hofj.: Nei—ein, aber wir brauchen ja Intelligenz in der Administration!

Kammerh.: O ja, ... von diesem Gesichtspunkte aus ...

Hofj.: Und ich bin ja der größte Steuerzahler in der Gemeinde.

Kammerh.: Unbestritten ...

Hofj.: Haben Sie's nie versucht, Kammerherr?

Kammerh.: Interessiere mich nicht dafür, nein ... finde es überhaupt ridikül, mit diesen Menschen sich zu zanken ...

Hofj.: Sie sollten sich doch für die Kammer aufstellen lassen!

Kammerh.: Bah, und riskieren, von seinem Stallknecht interpelliert zu werden!

Hofj.: Ja, es herrscht ein gewaltiger Hass zwischen den Gesellschaftsclassen! Da ist nun unser Küster, der überall Vorsitzender in den rothen Versammlungen ist! ... Ihn sollte man doch, weiß Gott, von seinem Amte jagen!

Kammerh.: Lassen sie doch schwatzen! Wir sitzen ja fest auf unsern Gütern!

Hofj.: Ja, aber die französische Revolution ...

Kammerh.: Ja, was hat sie denn ausgerichtet, frag' ich Sie? Gieng nicht Napoleon an seinen Thaten zugrunde?

Hofj.: Ja—a ...

Kammerh.: Diese Art Bewegung wird immer ihr St. Helena finden, mein lieber Hofjägermeister!

Hofj.: Ja ... ja ... ja, das wird es wohl ... Wollen Sie eine frische Cigarre?

Kammerh.: Danke, danke ... (Zündet an. Fasst nach der Cognacflasche.) Erlauben Sie?

Hofj.: Bitte ... (Nimmt eine Liqueurflasche.) Ich will eine Chartreuse haben!

Kammerh.: Nein, ich halte mich an den Cognac!

(Pause.)

Hofj. (knöpft plötzlich einige Westenknöpfe auf): Ich bekomme immer etwas Beschwerden, wenn ich ein bischen zu reichlich gegessen habe!

Kammerh.: Ja, ja, gewiss ...

Hofj.: Das treibt mich ganz auf!

Kammerh.: Sie sollten etwas Bromkali versuchen ...

Hofj.: So, ist es gut? ... Und schläfrig werd' ich! ... Haben Sie etwas dagegen, wenn ich ein Fenster öffne?

Kammerh.: Ja, ich ...

Hofj.: Nur ein bischen; (steht auf und geht an das Fenster), wir können ja die Vorhänge herunterlassen; es ist so schwül hier. (Nimmt eine Photographie von der Wand.) Da, sehen Sie, ein neues Bild von dem Gut!

Kammerh.: Sehr schön ...

Hofj. (betrachtet das Bild): Es ist ein gewaltiger Complex von Gebäuden! ... Haben Sie gemerkt, dass man das Wappen über dem Portal sehen kann?

Kammerh. (verbirgt ein Gähnen hinter der Hand): Ja, ich hab' es observiert ...

Hofj. (setzt sich schwer in den Stuhl): Nun sind, weiß Gott, die Blumen um Bessys Bild da schon verwelkt. (Gähnt wild.)

Kammerh.: Das ist ja das Los der Blumen, mein Lieber ...

Hofj.: Ja ... Was sind wir Menschen! ... Trinken Sie, Kammerherr! Wir müssen bei Gott die Flasche leeren!

Kammerh. (blinzelt mit den Augen): Danke ...

(Pause.)

Hofj. (gähnt noch wilder): Es ist doch verflucht, wie schläfrig ich mit einemmal wurde! ... Wollen wir eine Partie Sechsundsechzig machen?

Kammerh.: Kenne es nicht ... Mein Inspector spielt's ...

Hofj.: Na ja ... wir können ja auch weiter schwatzen, natürlich ...

(Langandauernde Pause.)

Sie sitzen und starren schwer vor sich hin. Dann sinken die Augen des Hofjägermeisters langsam zu, und der Kammerherr verliert seine Cigarre.

(Plötzlich schlägt der Hofjägermeister wieder seine Augen auf und stößt hervor): Trüffeln ... ich glaube nicht, dass wir Trüffeln hatten?

Kammerh.: Ja—a, es gab Trüffeln zum Filet ...

Hofj.: Na, gab es! ... Sie trinken ja nichts, Kammerherr ...

Kammerh.: Merci ... j'ai assez ...

Hofj.: Bon ...

(Man sinkt aufs neue zurück in die Stühle ... Die Augenlider fallen zu ... Die Mundwinkel senken sich ... Die Intelligenzmuskeln werden schlaff ...)

Pause éternelle.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Kundmachung

der

„NEW-YORK“

Lebens-Versicherungs-Gesellschaft.

Gegründet im Jahre 1845. — In Oesterreich seit 1876.

Aelteste internationale
Lebens-Versicherungs-Gesellschaft der Welt.

Mit Berufung auf die von unserer Gesellschaft am 23. Juli 1897 veröffentlichte Kundmachung beehren wir uns hiemit zur allgemeinen Kenntnis zu bringen, dass das hohe k. k. Ministerium des Innern unsere demselben unterbreiteten, für den künftigen hierländischen Geschäftsbetrieb bestimmten **„Allgemeinen Versicherungsbedingungen“** und **„Netto-Prämien-Tarife“** zu genehmigen, von den gleichfalls vorgelegten Prospecten, Antrags- und Polizzen-Formularen Kenntnis zu nehmen geruht hat und dass unsere Gesellschaft den ihr vorgeschriebenen **Cautionserlag in gesetzlich normirten Werthen beim k. k. Ministerial-Zahlamte zu Wien geleistet hat.**

Nachdem unsere Gesellschaft somit allen Bestimmungen der hohen Ministerial-Verordnung vom 5. März 1896, R.-G.-Bl. Nr. 31, vollkommen entsprochen hat, haben wir die Neuanwerbung von Geschäften in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern nunmehr wieder aufgenommen.

Wien, am 28. Juni 1898.

Für die 827

„NEW-YORK“

Lebens-Versicherungs-Gesellschaft.

Der Präsident: **John A. McCall.**

Der General-Director für Europa: **Wm. E. Jagersoll.** — Der General-Director für Oesterreich: **J. C. Löwenberg.**

Braut-Seide 65 kr. bis fl. **14·65** per Meter — ab meinen eigenen Fabriken

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins 2c.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend. 763

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVI. Band. | Wien, den 9. Juli 1898. | Nummer 197.

Galizische Regierungskünste.

Welches Unheil eine bodenlos unfähige Regierung im Vereine mit einer gewissenlos selbstsüchtigen Adelscoterie über einen Staat bringen kann, lässt sich Jahr aus Jahr ein an Gesammt-Oesterreich studieren, gegenwärtig aber an keinem Kronland besser, als an dem Kronland Galizien, das in eine nur vorübergehend zum Stillstand gekommene anarchische Bewegung gerathen ist. Wer wie der Schreiber dieses Artikels sich die Mühe genommen hat, den zerrütteten Zustand dieses Landes mit eigenen Augen an Ort und Stelle zu studieren, muss zu dem Schluss kommen, dass hier von den Behörden so ziemlich alles unterlassen worden ist, was rechtzeitig hätte geschehen müssen, dass aber so ziemlich alles, was geschehen ist, besser hätte unterlassen werden müssen, um die vom Grafen Thun so hoch gepriesene Dreieinigkeit „Recht, Ordnung und Autorität“ zu schützen.

Der wahre Grund der Unruhen ist einzig und allein das unmenschliche Elend der galizischen Bauernschaft. Gehört sie schon in guten Zeiten zu den ärmsten Schichten der europäischen Bevölkerung, so ist sie nach der letzten Missernte in diesem Jahre geradezu dem Hunger zum Opfer gefallen. Die galizischen Bauern haben einfach nichts zu essen. In den Brotkrawallen dieses Frühjahres haben sie ihre unsagbare Noth der Oeffentlichkeit kundgegeben. Mit Schaudern haben damals galizische Berichterstatter die gespensterhaft abgemagerten Gestalten der Bauern geschildert, die in die Städte kamen und nach Brot schrieen. Ihr Ruf wurde nicht erhört. In civilisierten Ländern sind nach dem heutigen Stand der Productions- und Verkehrstechnik Hungersnöthe eigentlich so gut wie ausgeschlossen. Wo sie vorkommen, erachtet es die Regierung als ihre heiligste menschliche und politische Pflicht, aus Staatsmitteln unter den Hungernden Getreide und Mehl zu vertheilen, damit sie wenigstens nothdürftig ihr kümmerliches Leben über die traurigste Zeit hinwegfristen können. Das geschieht selbst in Russland. In Galizien ist es nicht geschehen. Ja, wenn es gilt, die im Polenclub zu einer politischen Räuberbande organisierte Schlachta durch staatliche Millionengeschenke in ihrer verlotterten Lebensführung zu unterstützen, da hat die österreichische Regierung immer Geld wie Heu. Einer verhungerten Bauernbevölkerung aber aufzuhelfen, das fällt der Regierung nicht ein, und die Schlachta hätte ihre standesgemäße Niedertracht verleugnen müssen, wenn sie die Aufmerksamkeit der Regierung auf den wahren Grund des Uebels hätte hinlenken und die reichen Mittel des Staatsschatzes, aus denen sie sich fortwährend soutenieren lässt, einmal auf die verhungerte Bauernschaft hätte ablenken sollen.

Man ließ die galizischen Bauern erbarmungslos weiterhungern. Und dem Hunger gesellte sich der nächstgrößte Feind des Menschengeschlechts zu: die Unwissenheit. Die galizische Bauernschaft gehört nicht nur zu den ärmsten, sondern, Dank dem harmonischen Zusammenwirken der Centralregierung und der autonomen Schlachta, auch zu den unwissendsten Bevölkerungsschichten Europas. Unfähig, den wahren Grund des Uebels und die Mittel zu seiner Bekämpfung zu erkennen, war sie jeder Irrlehre schutzlos preisgegeben. Unter der stillschweigenden Duldung, wenn nicht Begünstigung der Regierung und der Schlachta, kam der Antisemitismus in seiner brutalsten Form in Galizien auf. Er wurde in zahlreichen Blättern, so vor allem im Krakauer „Glos Narodu“ gelehrt, er wurde in Broschüren wie die des Jesuitenpaters Jez vertieft, in den Agitationsreden der Stojalowskianer, in den Predigten der ländlichen Pfarrer weiter verbreitet.

Die Regierung that nichts, um die auf Raub und Plünderung abzielende Doctrin zu bekämpfen. Selbst als unter dem Landvolk die Fabel verbreitet wurde, dass die Behörden für bestimmte acht Tage die Beraubung und Ausplünderung der Juden gestattet hätten, schwieg die Regierung noch. Der galizische Bauer ist kein Theoretiker. Er musste also, sobald er die Plünderungslehre gehört, auch alsbald zur That übergehen. In der Hitze des Stojalowskianischen Wahlkampfes im Jasloer Bezirke erfolgte der erste thätliche Ausbruch, im benachbarten Sandecer Bezirke, im Wahlbezirk des berüchtigten Renommierbauern des Polenclubs, Potoczek, setzte er sich fort. Zur Abwehr wendete die Regierung abwechselnd zwei Methoden an, deren eine so falsch ist wie die andere. In Frysztak, vorher in Kalwarya, lies sie kurzweg mit Mannlichergewehren auf die wehrlosen Bauern schießen, und die 13 Todten, 13 Märtyrer, vertieften die Erbitterung der Bauernschaft. Erschreckt durch diesen Erfolg allzu prompter Schneidigkeit, verfiel die Regierung nunmehr in das andere Extrem: Sie that gar nichts. Es ist eine Thatsache, die durch noch so viele officielle Berichtigungen nicht aus der Welt geschafft werden kann, die neuestens durch das öffentliche Zeugnis des amtierenden Vicebürgermeisters der meistbetroffenen Stadt Alt-Sandec bestätigt wird, dass nicht nur die Civilbehörden, sondern auch das Militäraufgebot den weiteren Plünderungen keinen thatkräftigen Widerstand mehr entgegensetzte. Durch diese abermalige Passivität wurde die Bauernschaft in ihrer vorgefassten Meinung von der behordlichen Bewilligung der Excesse nur bestärkt. Einmal im Plündern begriffen, drohte die Bauernschaft, die von der antisemitischen Doctrin abgesteckten Grenzen zu überschreiten und auf die Edelhöfe überzugreifen, die jedenfalls den Plünderern eine reichlichere Beute geboten hätten, als die Schänken und Specereiläden der überwiegend armen galizischen Judenschaft. Der Schlachta wurde nun bange ob des Spiels mit dem Feuer. Mittlerweile war auch die von der Bauernschaft als behördlich bewilligt angenommene achttägige Plünderungsfrist verstrichen. Und nun griff erst die Regierung wieder ein, mit zwei Maßregeln zugleich, deren jede in ihrer Art verfehlt ist.

Die eine dieser Maßregeln ist die Verhängung des Standrechtes über zwei Bezirke. Von diesem drakonischen Gesetz gilt ungefähr dasselbe, was oben von den Mannlicher-Salven gesagt wurde: es ist zu scharf. Die Regierung dürfte es kaum wagen, in einem concreten Fall davon Gebrauch zu machen, ohne die Gefahr heraufzubeschwören, dass die Bauern durch seine unmenschliche Härte noch rebellischer werden. Macht sie aber keinen Gebrauch davon, so nützt und stumpft sie seine Wirkung für die Zukunft ab. Die Strafprocessordnung bestimmt ausdrücklich, dass dieses Verfahren nur dann stattzufinden hat, „wenn die übrigen gesetzlichen Mittel nicht ausreichen“. Die Regierung missbraucht aber, sowie seinerzeit in Prag, so auch jetzt in Limanowa und Neu-Sandec, das standrechtliche Verfahren, nachdem sie die übrigen gesetzlichen Mittel pflichtwidrig vernachlässigt hat. Diese übt sie nicht einmal jetzt noch ordentlich aus. Die eigentlich Schuldigen, die Verführer, die, ganz wie bei den czechischen Plünderungen in Prag, dem Besitz und der sogenannten „Intelligenz“ angehören, sind an Ort und Stelle jedermann bekannt. Die Regierung aber begnügt sich damit, von den ordentlichen Gerichten einige der verführten Bauern aburtheilen zu lassen und — ein paar Juden, auf welche die in Prag erfundene Theorie der „Provocation“ angewendet wird, nach welcher derjenige, der Unrecht nicht gutwillig duldet, noch schlechter ist als jener, der Unrecht thut.

Die Regierung hat die Bauernunruhen auch benützt, um nicht weniger als 33 Bezirke Westgaliziens, eine Bevölkerung von 2·8 Millionen Menschen in den Ausnahmszustand zu versetzen. Diese Maßregel hat schon ganz und gar nichts mit den Bauernunruhen zu thun. Bei den Unruhen handelt es sich um gemeine Verbrechen, die mit der Polizei, eventuell Militärassistenz und der Justiz bekämpft werden müssen. Der Ausnahmszustand aber bedeutet die Confiscation der politischen Freiheitsrechte, er kann nicht Raub, Brandlegung und Plünderung verhindern. Er ist nur erfunden, um politische Bewegungen zu unterdrücken, und die Regierung zeigt auch gar nicht die Absicht, diesen Pferdefuß ihrer galizischen Politik zu verhüllen. Die Socialdemokratie und die Volkspartei, die beide an der Bauernunruhen nicht nur nicht mitgewirkt, sondern sogar werkthätig zu ihrer Eindämmung beigetragen haben, die beiden einzigen Parteien, welche die Unzufriedenheit des Volkes in legale Bahnen zu lenken vermöchten, diese beiden Parteien werden durch den Ausnahmszustand geknebelt, während die Urheberin der Excesse, die antisemitische Partei, mitsammt ihrer Hetzpresse, davon so gut wie verschont bleibt. In den Bezirken Jaslo, Neu-Sandec, Limanowa, in welchen die Unruhen stattgefunden haben, wird der Ausnahmszustand thatsächlich gar nicht prakticiert. Er wird nur in Bezirken wie Krakau, Przemysl, Tarnow thatsächlich ausgeübt, in welchen von Unruhen keine Spur ist, in welchen aber speciell die Arbeiterorganisationen stark sind, deren Vernichtung der Privatprofit sein soll, den Regierung und Schlachta aus der großen Landes-Calamität zu ziehen sich nicht scheuen.

Es gibt Leute, die, wenn das Haus des Nachbarn brennt, die eingetretene Verwirrung benützen, um sich einige Wertgegenstände aus seinem Besitz in aller Stille anzueignen. Aber der Fall, dass eine Regierung die gemeinen Verbrechen der einen Partei ausnützt, um die politischen Rechte der anderen Partei zu cassieren, ist, trotz Badeni, selbst in Galizien ein unerhörtes Novum, das der Regierung Thun einen besonderen Platz in der Gallerie der Missregierre

Oesterreichs sichert. Und im Rathe dieser Regierung sitzt schandenhalber ein Mann, der die Thun'sche Ausnahmspolitik von Prag her kennt und einst so vernichtend gebrandmarkt hat, der gewesene Social-, jetzt Polizeipolitiker Dr. Kaizl. Wie hat er doch am 13. December 1893 im Abgeordnetenhaus über den Prager Ausnahmszustand geurtheilt! Das Motiv — sagte er damals — ist „nichts anderes als um eine recht bequeme Handhabe mehr in die Hand zu bekommen, um die Bestrebungen der Arbeiter, sich zu organisieren, ausgiebigst hintanhalten zu können.“ Noch am 28. October 1895, in den ersten Tagen Badenis, nannte er die Ausnahmsverordnungen „eine für ganz Oesterreich beschämende Maßregel“. Seitdem hat Dr. Kaizl in der Schule einiges von Badeni bis Thun zugelernt oder eigentlich nur Eines verlernt: nämlich sich zu schämen. K.

Freie Kritik.

Vor kurzem veröffentlichte der außerordentliche Professor an der Züricher Universität, Dr. Theodor Vetter, eine kleine Broschüre, die zunächst nur für den Lehrkörper der Universität und die Mitglieder des Cantonsrathes (Parlaments) bestimmt war, aber so allgemeines Interesse und Aufsehen erregte, dass der Verfasser durch die von allen Seiten auf ihn einstürmende Nachfrage sich bewogen fand, eine zweite, größere Auflage für ein weiteres Publicum zu veranstalten. Das Publicum, das ist hier der Souverän, der die Behörden wählt und die Gesetze gibt, und da die Broschüre eine öffentliche Angelegenheit behandelt, über welche der Souverän wahrscheinlich in kurzer Zeit allerlei Entscheidungen zu treffen haben wird, so war es nicht mehr als billig, ja geradezu eine demokratische Pflicht, ihm diese Schrift zugänglich zu machen.

Dieselbe beschäftigt sich mit dem Gebaren des Erziehungsdirectors (des cantonalen Unterrichtsministers) gegenüber der Universität und kommt auf dem Wege einer ganz sachlichen, aber auch vollkommen unumwundenen und im besten Sinne rücksichtslosen Erörterung zu einer strengen Verurtheilung desselben. Ein Extraordinarius einer schweizerischen Hochschule erklärt also seinem höchsten Vorgesetzten (die Züricher Universität ist nämlich eine cantonale Anstalt) auf Grundlage sehr markanter Thatsachen für entschieden unfähig und unwürdig, sein hohes und wichtiges Amt zu verwalten. Und, obwohl es hier, wie überall, Leute gibt, die jede derartige Kritik gegenüber einer behördlichen oder sonst angesehenen Person als unbequem, aufregend, die süße Gemüthsruhe des Philisters störend, gerne vermieden wissen möchten, so hat sich doch meines Wissens niemand gefunden, der speciell an dem Umstand Anstoß genommen hätte, dass ein Professor gegen den Erziehungsdirector, ein Untergebener gegen seinen Vorgesetzten, aufgetreten ist in einer Sache, die durchaus keinen persönlichen Charakter hat, kein individuelles Interesse des Angreifers berührt, sondern lediglich das allgemeine der Universität und damit schließlich des ganzen Volkes. Kurz, das Recht eines Schweizerbürgers, seine Meinung über öffentliche Angelegenheiten in irgend einer anständigen Form öffentlich auszudrücken, kann von niemandem angezweifelt und in Frage gestellt werden.

Dem Regierungsrath (dem cantonalen Gesammtministerium, dessen Mitglied der Erziehungsdirector ist) war natürlich die Broschüre, die das fehlerhafte Verhalten eines „verehrten Herrn Collegen“ allem Volke vor Augen führte, nicht sehr angenehm. Aber er bestritt in seiner bezüglichen Enunciation gegenüber dem Cantonsrathe dem Professor selbstverständlich mit keinem Wort das Recht zu dieser Publication, sondern fand dieselbe, wie es bei solchen Gelegenheiten vonseiten des Schuldigen und seiner Freunde hergebrachtermaßen zu geschehen pflegt, nur „bedauerlich“ und meinte, es wäre besser gewesen, wenn der Herr Professor sich mit seiner Beschwerde gegen den Erziehungsdirector an den Regierungsrath oder an den Cantonsrath gewendet hätte. Man denke sich den gleichen oder nur einen von ferne ähnlichen Fall in einer continentalen Monarchie oder meinetwegen in der französischen Scheinrepublik, wo das Recht und die Freiheit nur Phrasen sind im Munde der Mächtigen, die jede Opposition, auch die verfassungsmäßigste, schonungslos zu Boden schlagen, jedes garantierte Recht, wenn es ihnen unbequem wird, ohne Umstände mit Füßen treten, sofern sie sich dazu nur mächtig genug fühlen. Disciplinaruntersuchung, gewaltsame Pensionierung oder Entlassung wären das sichere Los des Betreffenden, der gerade deswegen, weil er Professor ist, kein Recht haben soll, die Missgriffe der Behörden auf einem Gebiete, das er sehr genau kennt, aufzudecken und zu rügen.

Aber der Respect! werden manche sagen, wo bleibt der nothwendige Respect, den jeder Untergebene vor seinem Vorgesetzten und überhaupt jeder Mensch vor der Behörde haben muss? Die Forderung des Respects klingt so hübsch moralisch und scheint zugleich so vernünftig und praktisch, dass die gedankenlose Langohrigkeit sofort instinctiv den Rücken krümmt. Aber wenn dein König ein Lump ist, ist es dann sittlich, seiner Lumperei Achtung zu erweisen? Wenn dein Minister ein Schafskopf ist, ist es dann logisch, seine Anordnungen für weise zu halten? Und wenn alle Dinge im Staate schlecht gehen, weil die maßgebenden Leute die Bedürfnisse der Gesammtheit nicht verstehen, von den Mitteln zu deren Befriedigung nichts wissen oder das Wohl des Volkes den eigenen Gelüsten opfern, ist es da nützlich, die Missregierung für gut zu halten, bloß weil sie auch eine Regierung ist? den Verderbern des Vaterlandes Respect zu zollen, bloß weil sie ihr Zerstörungswerk von oben herab errichten? Gehorchen allerdings muss der Untergebene dem Vorgesetzten, der Bürger der Obrigkeit, so weit sie nach den bestehenden Einrichtungen, auf deren beständige Verbesserung hinzuarbeiten jedermanns Pflicht ist, ein Recht zum Befehlen haben! Aber Achtung gehört nur dem, der sie verdient, und es ist unsittlich, unsinnig und gefährlich zugleich, sie dem zu zollen, der ihrer unwürdig ist. Nichts Erbärmlicheres gibt es in der Welt, als wenn z. B. ein Volk hinter einem Monarchen, der seine heiligsten Rechte mit Füßen getreten, hurrahbrüllend einherläuft, wenn es ihm gefällt, in Begleitung einiger Helme und Federbüsche, platzend vor Hochmuth durch die Straßen zu fahren.

In der demokratischen Republik besonders hat der blinde Respect vor der Obrigkeit als solcher, abgesehen von ihren Verdiensten, gar keinen Sinn, ist geradezu ein staatsbürgerliches Laster. Denn hier werden die Behörden vom Volke gewählt, und zwar auf bestimmte Zeit, nach welcher eine Neu- oder Wiederwahl stattfindet. Die Wiederwahl soll für den gewissenhaften Bürger dadurch bedingt sein, dass der Beamte sich als vertrauenswürdig und tüchtig bewährt hat. Um das beurtheilen zu können, muss man sein Gebaren nicht mit unbedingt respectvollen, sondern mit kritischen Blicken verfolgen, ohne Nörgelei und Muthwilligkeit, aber auch keineswegs mit blöder Vertrauensseligkeit und unbedingter Zustimmung, kurz, wie ein vernünftiger Arbeit- oder Auftraggeber. Denn in diesem Verhältnisse steht das Volk zu seinen Beamten und sonstigen Vertretern.

Aber, wendet der angstreiche Respectsphilister ein, welchem schrecklichen Ausbruch der Rede- und Pressfreiheit ist da Thüre und Thor geöffnet, wenn der Nächste Beste unsere hohen und höchsten Würdenträger öffentlich wegen ihrer Amtsführung kritisieren und verdammen darf!

Mein lieber, knieschlotternder Freund, du kennst die Natur des Menschen und der Freiheit schlecht, wenn du glaubst, es werde in einem wahrhaft freien Gemeinwesen von dem Rechte der Kritik gegen die Obrigkeit ein unzukömmlicher oder auch nur ein reichlicher Gebrauch gemacht. Der Fehler ist vielmehr, dass gerade ein freies Volk sich von seinen selbstgewählten Obrigkeiten in der Regel viel zu viel bieten lässt, ohne auf Grundlage seiner verfassungsmäßigen Rechte irgendwie dagegen zu reagieren, so dass gelegentlich eine behördliche Person, die etwa angeborene bureaukratische Triebe oder einen galligen Herrenhumor besitzt, sich zu recht antidemokratischen Allüren hinreißen lässt.

So antwortete der zürcherische Erziehungsdirector dem Professor Vetter, der ihn als Decan der philosophischen Facultät auf gewisse krasse Widersprüche in seinem Vorgehen bei Besetzung einer Professur aufmerksam machte und sich mit bloßen Ausreden nicht abspeisen lassen wollte: „Ich habe jetzt eben meine Meinung geändert, und wenn der Erziehungsdirector seine Meinung ändert, so hat sich die Facultät danach zu richten!“ Nicht übel für einen ehemaligen kleinen Landpfarrer, den die Natur mit guten Anlagen ausstattete, die er aber nur in der Richtung von Festessen und Festreden zu eigentlicher Ausbildung brachte. Auf seinem Bureau war er vor dem Erscheinen unserer Broschüre sehr selten zu finden; jetzt soll er seine Amtsstunden beharrlich absitzen. Das weiß jedermann seit vielen Jahren, aber es ist vor Professor Vetter noch niemandem eingefallen, ihn deswegen auf irgend eine Weise anzugreifen oder zur Rechenschaft zu ziehen, und das Volk des Cantons Zürich wird ihn aller Wahrscheinlichkeit bei der periodischen Wiederwahl der Regierung stets fort aufs neue in seiner Stellung bestätigen bis an sein Lebensende oder bis er selbst es ablehnt.

Und das ist keine Ausnahme, sondern die Regel. Das Volk will, besonders in weiteren Kreisen, wo der persönliche Contact mit Amtspersonen geringer und seltener ist, niemandem ein besoldetes Amt nehmen, wenn er es schon einmal erhalten.

Professor Vetter belehrt uns am Eingang seiner Broschüre über diese Verhältnisse mit wenig Worten aufs beste und wir möchten wünschen, dass jeder Schweizer Bürger zu praktischem Behufe und jeder europäische Freiheitsfeind und Polizeischwärmer zu theoretischer Belehrung diese kurzen, auf schweizerischem Gebiete gewonnenen Erfahrungssätze sich recht kräftig zu Gemüthe führte:

„Handelt es sich darum, Leute in öffentliche Aemter zu bringen, so lobt man sie und dichtet ihnen Vollkommenheiten an, dass ein Betroffener schon ein politisch gut gegerbtes Fell haben muss, um dabei nicht schamroth zu werden. Sind die Gepriesenen glücklich im Amte, so verstummt jede öffentliche Kritik in bürgerlichen Kreisen. Ein hochgestellter Beamter mag seine Pflichten noch so sehr vernachlässigen, sich die größten Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen lassen: der freisinnige Bürger wird seiner Entrüstung niemals durch die Presse offen Ausdruck geben. Wird er selbst von der

Misſregierung betroffen, dann ſchimpft er laut — am Biertiſche, dann ballt er die Fauſt — im Hoſenſack. An der Stelle, wo er den National-, Regierungs- oder Gemeinderath vor der Wahl in den Himmel gehoben, bleibt alles ſtumm. Nur in den Kreiſen, die ganz links oder ganz rechts ſtehen, wagt ſich die Kritik noch offen zu zeigen.

Indeſſen iſt der ‚gute‘ Bürger ſeit Jahren dazu erzogen, jene Aeußerungen als ‚bloße ſocialiſtiſche Hetzereien‘ oder ‚lediglich conſervative Gehäſſigkeiten‘ unbeachtet zu laſſen. Dieſe Verhältniſſe erklären ſich aus zwei Umſtänden.

Unſere Preſſe iſt zum großen Theile in den Händen von Actiengeſellſchaften. Das iſt an und für ſich kein Unglück und durch den modernen Großbetrieb manchmal geradezu bedingt. Stehen an der Spitze dieſer Geſellſchaften unabhängige, weitblickende Männer, ſo kann der angeſtellte Journaliſt ſich nicht eingeengt fühlen. Führen aber Berufspolitiker das Ruder, geben politiſche Streber im Verwaltungsrathe den Ausſchlag, dann iſt's mit der Unabhängigkeit des Zeitungsſchreibers zu Ende. ‚Wes Brot ich eſſ', des Lied ich ſing'!‘ iſt ein ſo allgemein giltiger und menſchlich ſo natürlicher Grundſatz, daſs man von einem derart abhängigen Journaliſten billigerweiſe keine Ausnahme fordern wird. Für demokratiſche Staatseinrichtungen iſt's allerdings traurig, daſs Männer, die in der Preſſe befehlen, nicht mit ihrem Namen einſtehen, und daſs diejenigen, die den Namen hergeben müſſen, der Freiheit des Wortes beraubt ſind. Sie werden ſich ſelbſtverſtändlich auch nie zu offener Kritik herauswagen, und ſo entwickelt ſich immer mehr das journaliſtiſche Strauchritterthum . . . . . .

Der zweite Umſtand iſt mit dem erſtgenannten enge verknüpft: die Lebenslänglichkeit der Aemter und Würden. Was auch in den Verfaſſungen ſtehen mag, die Thatſache iſt unbeſtreitbar, daſs die politiſchen Aemter bei uns auf Lebenszeit verliehen werden. Die ſcandalöſeſte Amtsführung, die ſchlagendſten Beweiſe abſoluter Unfähigkeit vermögen einen Politiker der Mittelparteien nicht zu verdrängen. Die Parteiführer ſind durch hundert Abmachungen untereinander verpflichtet, die Angeſtellten der Preſſe werden nicht gegen diejenigen ſprechen, von denen ſie abhängig ſind, der Bürger würde im freien, wenn auch maßvollen Gebrauch ſeines Rechtes der offenen Kritik Auflehnung gegen die Obrigkeit erblicken. Auch hier bilden die linksſtehenden Parteien (gemeint ſind die Socialdemokraten) eine ehrenvolle Ausnahme, da ſie den Muth beſitzen, untaugliche Elemente zu entfernen. Die Mittelpartei (gemeint ſind die ‚Liberalen‘ und die ‚Demokraten‘) begnügt ſich, ihrer moraliſchen Entrüſtung etwa bei der Wegwahl von Lehrern oder Geiſtlichen Ausdruck zu geben; weiter reicht's nicht! Im Cantonsrath kommt dann und wann von Mitgliedern, die nicht um der Parteien Gunſt zu buhlen brauchen, ein entſchloſſenes Wort, doch iſt auch dort das Waſchen, ohne den Pelz naſs zu machen, derart Uebung geworden, daſs wohlgemeinte Einzelproteſte bald wieder wirkungslos verklingen.“

Man ſieht: es iſt viel leichter, einem Volke ſeine natürlichen Rechte zu geben, als dasſelbe dahin zu bringen, daſs es von dieſen Rechten auch wirklich Gebrauch mache. Der Miſsbrauch der Freiheit, vor dem ſich die Dunkelmänner in unfreien Staaten fürchten, beſteht in Wirklichkeit weſentlich darin, daſs man die in derſelben liegenden Befugniſſe nicht anwendet. Ein paar Dutzend Männer vom Schlage des Profeſſors Vetter wären für die Schweiz von unſchätzbarem Werte.

Ein Volk mag ſich immerhin ſelbſt ſeine Geſetze geben: wenn es die Männer, die ſeinen Willen ausführen ſollen, nicht unter ſcharfer Controle hält, ſondern nach ihrem Belieben ſchalten und walten läſst, dann bleibt es dennoch halb unfrei, ein Spielzeug in den Händen einiger Politiker, die die Rechte der Geſammtheit an ſich geriſſen haben.

Zürich. **Profeſſor Julius Platter.**

Zur öſterreichiſchen Sprachenfrage.

Eine Entgegnung.

Vom Bezirkshauptmann **Dr. Aurel von Onciul.**

Bei der Beſprechung meines Aufſatzes über die öſterreichiſche Sprachenfrage wirft mir der Herr Reichsrathsabgeordnete Prof. Dr. Pferſche einen „groben Miſsgriff“ vor, weil ich mich geäußert habe, daſs „in der Gleichberechtigung der landesüblichen Sprachen für das ganze Land auch die Berechtigung liege, im ganzen Lande berückſichtigt zu werden“, daſs „auch zur Zeit der Herrſchaft der deutſchen Amtsſprache die Parteien, insbeſondere wenn ſie die Sprache der Behörden nicht verſtanden, überall befugt waren, Eingaben in ihrer landesüblichen Sprache zu überreichen, Erklärungen in derſelben zu Protokoll zu geben, und die Erledigung in ihrer Sprache zu erhalten“, endlich, „daſs ſelbſt alle Verordnungen aus der Bach'ſchen und Schmerling'ſchen Zeit in demſelben Sinne lauten.“

Demgegenüber behauptet Herr Prof. Pferſche: „Niemals ſind in den rein polniſchen Bezirken Weſtgaliziens ruthenische Eingaben angenommen und ruthenische Erledigungen hinausgegeben worden; niemals iſt in Oberſteier das Sloveniſche, niemals in Nordtirol das Italieniſche als ſubſidiäre Amtsſprache angewendet worden. Es iſt unwahr, daſs es irgend eine Verordnung gibt, welche eine derartige Anordnung jemals getroffen hätte.“ „Es iſt nicht richtig, daſs die Grundſätze der Stremayr'ſchen Sprachenverordnung ſchon in der abſolutiſtiſchen Epoche in Böhmen gegolten hätten und es iſt nicht richtig, daſs dieſe Grundſätze überall in Oeſterreich gegolten hätten.“ Zum Beweiſe ſeiner Behauptungen beruft ſich Herr Prof. Pferſche auf den Artikel „Geſchäftsſprache der Behörden“ im Miſchler-Ulbrich'ſchen Staatswörterbuch, ſowie auf das Wiſſen „des gewöhnlichen Zeitungsleſers“.

Nun enthält der eben erwähnte Artikel durchaus keine Bekräftigung der Auffaſſung des Herrn Prof. Pferſche, und die Berufung auf den Zeitungsleſer kann ich als beweiswirkend nicht annehmen. Ich glaube, auch bei dem Herrn Prof. Pferſche keinen Widerſpruch zu finden, wenn ich als ausſchließlich maßgebend in der vorliegenden Controverſe bloß den Wortlaut der verſchiedenen Sprachennormen anſehe.

Bei der Vorführung des betreffenden Materials ſehe ich ab von der Geſetzgebung des ſiebzehnten Jahrhunderts, durch welche in Böhmen, Mähren und Schleſien die allgemeine Doppelſprachigkeit eingeführt wurde, die dann im äußeren Dienſte auch nach den Joſefiniſchen Reformen bis zum Jahre 1848 ununterbrochen in Geltung blieb, und will bloß nur die ſeit 1848 erlaſſenen Sprachenverordnungen citieren, wie ſie in der bekannten Kaſerer'ſchen Sammlung enthalten ſind.

Die Circularverordnung des böhmiſchen Appellationsgerichtes vom 30. Mai 1848, Z. 9535 (l. c. II. S. 326) lautet:

„Infolge Allerhöchſten Auftrages und der weiteren Miniſterialgenehmigung wird verordnet: So wie es einerſeits jedermann freiſteht, alle gerichtlichen Eingaben entweder in deutſcher oder in böhmiſcher Sprache zu überreichen, ſo ſind andererſeits ſämmtliche Gerichtsbehörden verpflichtet, die Protokolle über gerichtliche Acte oder mündliche Verhandlungen in jener Landesſprache aufzunehmen, ebenſo alle Erledigungen ſchriftlicher Eingaben oder gerichtlicher Protokolle, wie auch alle Erkenntniſſe in jener Landesſprache hinauszugeben, welcher die Partei mächtig iſt, von welcher die ſchriftliche Eingabe überreicht oder mit welcher das gerichtliche Protokoll aufgenommen wurde, und für welche die beſchloſſene Erledigung oder das geſchöpfte Erkenntnis beſtimmt iſt; daher der böhmiſchen Partei böhmiſch und der deutſchen deutſch.“

Der aus der Bach'ſchen Zeit ſtammende für das geſammte Königreich Böhmen beſtimmte Erlaſs des Juſtizminiſteriums vom 23. Mai 1852, Z. 11815 (ibid. S. 326) verfügt:

a) Alle von den Staatsanwaltſchaften zu überreichenden, zur Zuſtellung an den Angeklagten beſtimmten Eingaben müſſen, wenn der letztere nur der böhmiſchen Sprache kundig iſt, in dieſer abgefaſst ſein;

b) unter der gleichen Vorausſetzung ſind während der Hauptverhandlung die mündlichen Vorträge der Staatsanwälte in böhmiſcher Sprache zu halten;

c) alle Vernehmungen von Angeſchuldigten, Angeklagten, Zeugen und Sachverſtändigen, welche nur der böhmiſchen Sprache kundig ſind, müſſen in dieſer Sprache gepflogen und deren Ausſagen in dieſer Sprache zu Protokoll gebracht werden;

d) in der Vorunterſuchung, in dem nach Abſchluſs derſelben ſtattfindenden Uebergangsverfahren, ſowie in der Hauptverhandlung ſind, wenn der Angeſchuldigte oder Angeklagte nur der böhmiſchen Sprache mächtig iſt, alle gerichtlichen Entſcheidungen in dieſer Sprache zu erlaſſen, und die Hauptverhandlung ſelbſt in derſelben zu pflegen.“

Der unter Schmerling an das Oberlandesgericht in Brünn ergangene Erlaſs des Juſtizminiſteriums vom 22. Juli 1861, Z. 6099 endlich ordnete an, daſs „allerwärts bei den Gerichtsbehörden Mährens ernſtlich darauf zu dringen ſei, daſs ſie die Protokolle über mündliche Anbringen der Parteien, ſowie über Vernehmung derſelben, dann der Zeugen und Sachverſtändigen bei gerichtlichen Verhandlungen ſtets in der der betreffenden Partei verſtändlichen Landesſprache aufnehmen und ſich in den Ausfertigungen an die Parteien ſtets jener Landesſprache bedienen, in welcher die ſchriftliche Eingabe überreicht wurde, oder das mündliche Anbringen oder die protokollariſche Vernehmung ſtattfand ꝛc.“

In dem gleichen Sinne lauten auch alle anderen Ausführungsverordnungen, welche für Böhmen und Mähren erlaſſen wurden. Dieſelben erwähnen mit keinem Worte den Beſtand eines deutſchen Sprachgebietes, ſondern beſagen klar und deutlich, daſs die böhmiſche Sprache überall, alſo auch in den rein deutſchen Gebieten böhmiſchen Parteien gegenüber anzuwenden iſt. Das Novum der Stremayr'ſchen Verordnung, welche ſich unmittelbar an die eben citierten Normen anſchloſs, beſtand daher bloß in der Wiedereinführung der böhmiſchen Sprache in gewiſſe Gebiete des internen Dienſtes, nicht aber in der Berückſichtigung der böhmiſchen Sprache im deutſchen Sprachgebiete und in der Herſtellung des unbeſchränkten Utraquismus; der letztere war vielmehr de jure im äußeren Dienſte ſeit 1627 in ununter-

brochenen Geltung. De facto mag sich die Sache anders verhalten haben; allein ein gegen das Gesetz vi oder clam erworbener Besitz bildet keinen Rechtstitel.

Analog, wie in Böhmen und Mähren verhielt es sich auch in Galizien. Der Erlass des Justizministeriums vom 22. October 1852 Z. 16.571 (l. c. II. S. 334), welcher auch an das Oberlandesgericht in *Krakau* ergieng, bestimmt, dass „den Parteien freigestellt bleibe, sich in den Eingaben, welche sie ohne die Mitfertigung eines Advocaten bei Gericht überreichen, der deutschen, polnischen *oder ruthenischen* Sprache zu bedienen. Protokolle über mündliche Anbringen von Parteien, welche der deutschen Sprache nicht kundig sind, müssen in jener Landessprache, deren sie mächtig sind, aufgenommen werden. Ebenso hat die Vernehmung und Protokollierung der Aussagen von Zeugen und Sachverständigen im Civil- und Strafverfahren, dann von den einer strafbaren Handlung Beschuldigten, wenn sie der deutschen Sprache nicht mächtig sind, in jener Landessprache zu geschehen, in welcher sie sich auszudrücken vermögen.“

Der Erlass des Justizministeriums vom 9. Juli 1860, Z. 10.340, beschränkt zwar, unter dem Einflusse der damaligen Politik, die nationale Richtung durch die ethnische zu paralysieren, einigermaßen den Gebrauch der ruthenischen Sprache in Westgalizien, enthält jedoch sub 2 die allgemeine Norm: „Für den dienstlichen Verkehr der Gerichtsbehörden mit den Parteien ist als unverrückbarer Grundsatz zu beachten, dass es den Parteien *innerhalb des Umfanges des Kronlandes* nicht bloß gestattet bleibt, ihre Angelegenheiten bei den Gerichtsbehörden in der Landes- oder in der deutschen Sprache anzubringen, sondern dass auch alle Gerichtsbehörden verpflichtet sind, bei dienstlicher Berührung mit den Parteien, sowohl bei den mündlichen Verhandlungen, als auch bei schriftlichen Ausfertigungen *sich nur einer diesen Parteien verständlichen Sprache zu bedienen.*“

Dieser Grundsatz gilt auch heute noch, da die Verordnung vom 5. Juni 1869, Z. 2354 nur den internen Dienst betrifft und den eben erwähnten Erlass nicht modificiert.

Für die Bukowina bestimmt der Erlass des Justizministeriums vom 17. August 1864, Z. 7017, „dass die Gerichte in Fällen, in welchen sie mit Parteien, die ausschließlich nur der romanischen oder ruthenischen Sprache kundig sind, zu verhandeln haben, die Verhöre der Angeschuldigten und die Vernehmungen der Zeugen in Strafsachen nach Thunlichkeit in der Sprache des Vernommenen aufzunehmen haben ꝛc.“ Von einer Unterscheidung zwischen rumänischen und ruthenischen Bezirken ist mit keinem Worte die Rede.

Ebenso schreibt der Erlass des Justizministeriums vom 5. September 1867, Z. 8636 „*sämmtlichen Gerichten* des *Herzogthums Krain*“, also auch jenen im Gottscheer Ländchen vor, „alle Protokolle über Verhöre von nur der slovenischen Sprache kundigen Zeugen ꝛc....“ nach ihrem vollen Inhalte in slovenischer Sprache ins Protokoll aufzunehmen.

Endlich verfügt die Verordnung vom 20. April 1872, L.-G.-Bl. Nr. 17, die volle Parität der italienischen und croatischen Sprache in ganz Dalmatien, ohne besondere Sprachgebiete zu unterscheiden.

Wahr ist allerdings, dass „niemals in Nordtirol das Italienische, niemals in Obersteier das Slovenische als subsidiäre Amtssprachen angewendet wurden“; dies hat jedoch seinen Grund durchaus nicht in dem vom Prof. Pfersche behaupteten Principe der Unterscheidung besonderer Sprachgebiete innerhalb desselben Landes, sondern vielmehr in dem Umstande, dass das Trentino in der absolutistischen Zeit immer als eine besondere historisch-politische Individualität, also sozusagen als ein besonderes Land angesehen wurde, in Steiermark, Kärnten und im Küstenlande aber das Slavische durch lange Zeit nicht als „landesübliche“ Sprache, das heißt nicht als Sprache galt, welche, wie ich mich ausgedrückt habe, „infolge ihrer Verknüpfung mit dem betreffenden Lande und ihrer historischen Entwickelung innerhalb desselben in Amt, Schule und öffentlichem Leben als üblich anerkannt wurde“. Denn während der gesammten Dauer der ständischen Verfassung hatten Steiermark und Kärnten einen ausgesprochen deutschen, das Küstenland einen eben solchen italienischen Charakter, weil im öffentlichen Leben bloß der deutsche, beziehungsweise italienische Adel, nicht aber auch der slavische Bauernstand eine Rolle spielte. Erst seit 1848 wurde das Slavische im öffentlichen Leben dieser Länder anerkannt, das ist zur „landesüblichen Sprache“ in dem von mir definierten Sinne erhoben.

Bei dieser Sachlage überlasse ich es getrost dem Leser zu entscheiden, ob die Behauptungen des Herrn Prof. Pfersche, oder die meinigen „unrichtig“ und „unwahr“ sind. Ich kann nicht anders, als trotz der scharfen Apostrophe des Herrn Prof. Pfersche meine These, „dass in der Gleichberechtigung der landesüblichen Sprachen für das ganze Land auch die Berechtigung liege, im ganzen Lande berücksichtigt zu werden“, ihrem vollen Umfange nach aufrecht zu erhalten, zumal für die gegentheilige Auffassung in der gesammten österreichischen Gesetzgebung kein anderer Beleg zu finden ist, als der überaus controverse Terminus „die im Lande beim Gerichte übliche Sprache“ im § 14 der westgalizischen Gerichtsordnung. Ich bin der Erörterung dieser Norm mit Absicht ausgewichen, einerseits weil ich aus naheliegenden Gründen mit den drei obersten Gerichtshöfen nicht polemisieren wollte, anderseits weil schon ein anderer vor mir diese Arbeit gründlich besorgt hat. An der Hand eines umfangreichen Apparates wurde nämlich von Dr. Karel Rohan in der Schrift „Die Judicatur des Obersten Gerichtshofes in der Sprachenfrage und die Bestimmungen des § 3 der allg. G.-O. und § 14 der westg. G.-O.“ (Prag 1898), in einer meiner Anschauung nach unwiderlegbaren Weise bewiesen, dass das Wort „beim Gerichte“ nicht local, sondern generell gemeint ist und nicht den Gegensatz eines bestimmten Gerichtes zu einem anderen, sondern des Gerichtes überhaupt zu der ehemaligen in Westgalizien durchaus polnischen Patrimonialverwaltung oder zum Ordinariate bezeichnen sollte. Bei dieser Interpretation des § 14 W. G. O. fällt auch die letzte gesetzliche Handhabe zur Unterscheidung besonderer Sprachgebiete innerhalb eines und desselben Landes weg; denn der Terminus „landesübliche Sprache“ des Artikels XIX St. G. G. läßt eine Beziehung auf Gemeinden und Bezirke nicht zu. Die deutsche Sprache ist viel zu reich an Worten und besitzt insbesondere auch die Termini „ortsüblich, gemeindeüblich, bezirksüblich, amtsüblich, gerichtsüblich“ ꝛc., um das Wort „landesüblich“ im Sinne der Beziehung auf ein vom Lande verschiedenes Territorium anwenden zu dürfen. Demgemäß kann „landesüblich“ nur mit „im Lande üblich“ gleichbedeutend sein. Allerdings bezeichnet das Wort „Land“ im gewöhnlichen Sprachgebrauche Territorien sehr verschiedener Kategorie (so Deutschland, Burzenland); in der staatsrechtlichen Terminologie Oesterreichs, und diese allein ist bei der Interpretation eines Verfassungsgesetzes maßgebend, hat es jedoch eine ganz specifische Bedeutung und wird nur hinsichtlich der staatsrechtlich als Individuen anerkannten Territorien angewendet. Vom Standpunkte der gegenwärtigen Gesetzgebung aus fungieren also als kleinste Einheiten in der Sprachenfrage nur die einzelnen Königreiche und Länder. Eine Unterscheidung nach Bezirken und Gemeinden ist de lege ferenda durch das Staatsgrundgesetz nicht ausgeschlossen; de lege lata besteht sie jedoch meiner Ueberzeugung nach nicht. Herr Professor Pfersche ist der gegentheiligen Anschauung. Ich will ihn deswegen der „Unkenntnis“ und eines „*groben* Missgriffes“ nicht zeihen, wie ich auch hoffe, dass er bei genauerer Kenntnis der Sachlage nicht anstehen wird, zuzugeben, dass er mit der Application dieses Vorwurfes mir gegenüber vorschnell war. Ich habe durchaus nicht „unbesehen“, sondern auf Grund eingehender Studien — allerdings nicht der Zeitungen und Lexikonartikel — sondern der Quellen, und durchaus nicht den „czechischen Standpunkt“ adoptiert, da ich nicht, wie die Czechen, für die volle Parität der landesüblichen Sprachen im fremden Sprachgebiete, sondern bloß für eine sehr beschränkte Anwendung derselben eingetreten bin. Das Letztere habe ich deswegen gethan, weil ich es für ein Unrecht halte, wenn dem Deutschen der Gebrauch seiner Sprache in Chrudim verwehrt wird. Bei der von den Deutschen staatsgrundgesetzlich festgelegten Gleichberechtigung der Sprachen, über die kein Jurist und auch kein Politiker hinwegkommen kann, musste ich genau dasselbe Recht auch dem Nichtdeutschen in Eger zuerkennen, und dieselbe Consequenz ergibt sich auch mit Nothwendigkeit für Trient-Innsbruck und Leoben-Cilli, wenn anerkannt wird, dass Nord-Tirol und das Trentino nunmehr ein Land bilden, und das Slovenische auch in Steiermark und Kärnten „landesüblich“ geworden ist, wobei ich das letztere Wort in dem von mir genau definierten, und nicht im rein statistischen Sinne anwende. Uebrigens lassen sich diese Consequenzen im Wege der Landesgesetzgebung nach Belieben auch anders gestalten. Wenn die Slovenen und Italiener die Geltung ihrer Sprachen in Obersteier und Nord-Tirol nicht fordern sollten, so ist das ihre Sache und für eine Verständigung sehr willkommen. Vom Standpunkte meines Vorschlages ist dieses Arrangement selbst unter Festhaltung des Gebrauches der deutschen Sprache in den slovenischen und italienischen Landestheilen nicht ausgeschlossen, falls nur die Italiener und Slovenen — wie Herr Prof. Pfersche zu wissen glaubt — es wollen.

Der Niedergang Spaniens und die Kirche.

Bei dem Zusammenbruch des spanischen Colonialreiches, das vielleicht auch in Spanien selbst noch eine Katastrophe zur Folge haben wird, dürfte mancher sich die Frage vorgelegt haben, wie es kommt, dass ein so hochbegabtes, in vieler Hinsicht unsere Sympathie verdienendes Volk so tief fallen kann. Die einen denken dabei an die Misswirtschaft der politischen Parteien, die anderen an das corrumpierte Beamtenthum, wieder andere machen vergangene Jahrhunderte mit ihrem Absolutismus dafür verantwortlich. An all dem ist etwas Wahres, aber es trifft nach meiner Ansicht doch nicht den eigentlichen Kern der Sache. Denn *ein Factor* wird dabei völlig übersehen, der im Leben des spanischen Volkes eine wichtige, ja ich kann sagen eine entscheidende Rolle spielt: *die Kirche*. Sie ist hier eine *staatliche Einrichtung!* Ihre Diener, die sich selbst für die strenggläubigsten Geistlichen der Welt erklären, haben seit den Zeiten, wo die ackerbau- und gewerbetreibende fleißige Bevölkerung der Mauren, Moresken und Juden ausgetrieben wurde und

die Inquisition „für Rechnung des Staates“ alle Nichtkatholiken verbrannte, den größten Einfluss ausgeübt, dem sich selbst in unseren Tagen liberale Staatsmänner aus dem einen oder anderen Grunde nicht zu entziehen vermochten. Da ist also wohl die Frage erlaubt: wie hat die spanische Kirche ihre ungeheuere Macht ausgenützt, um den ohne Zweifel im öffentlichen Leben vorhandenen Schäden entgegenzuarbeiten und Volksmoral und sociale Cultur zu fördern? Denn auch hier gilt sicherlich der alte Spruch: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Welcher Art sind nun diese Früchte, die die geistliche Herrschaft im Laufe der Zeit zur Reife gebracht hat? Wenn sie das geistige und materielle Wohl eines Landes zu heben vermag, hier in Spanien müsste das unbedingt zu Tage treten.

Betrachten wir zunächst einmal die Zustände innerhalb der Kirche selbst. In einem unduldsamen fanatischen Dogmatismus erzogen, der sich in den meisten Fällen auf das mechanische Auswendiglernen einiger Formeln beschränkt, lebt die spanische Geistlichkeit zu ihrem weitaus größten Theil in einer bodenlosen Unwissenheit dahin. Einige Legendengeschichten, für die man nur ein mitleidiges Lächeln haben kann, gelten ihr als der Gipfelpunkt der Gelehrsamkeit. Die gehässige Verfolgung jedes Andersdenkenden mit allen gesetzlichen und ungesetzlichen Mitteln, die schärfste Unterdrückung jeder Regung modernen Zeitgesstes ist ihre Lebensaufgabe. Wenn es nach ihr gienge, so würde heutigen Tages die Inquisition wieder eingeführt werden: ist es doch überhaupt erst 70 Jahre her, dass der letzte Ketzer — sehr bezeichnenderweise ein Volksschullehrer — in Spanien öffentlich hingerichtet worden ist, eine Thatsache, die nicht allgemein bekannt sein dürfte. Hand in Hand hiermit geht die Förderung jeglichen Wunderglaubens, oft ganz „unglaublichster“ Art, der meist eine reiche Einnahmsquelle für die betreffende Pfarrei, beziehungsweise ihrer „Seelsorger“ ist. Dieser Fanatismus hindert übrigens die Geistlichen nicht, einen sehr lockeren Lebenswandel zu führen. Viele leben mit jungen, hübschen Haushälterinnen in wilder Ehe, deren Kinder dann einem Asyl überwiesen werden oder als „Neffen und Nichten“ in der Pfarrwohnung weiterleben. Andere stören den Frieden der Familien oder freunden sich mit wohlhabenden Witwen an oder verfallen allerhand Lastern. Es vergeht fast kein Tag, wo nicht in liberalen Blättern unter genauer Angabe des Namens, der Zeit und des Ortes derartige scandalöse Vorgänge an den Pranger gestellt werden, und ich habe nie gehört, dass eines der Blätter aus solchem Anlasse wegen Verleumdung verurtheilt oder verklagt worden wäre. Die Zahl der sittlich reinen Geistlichen ist jedenfalls außerordentlich gering. Dabei herrscht eine unerhörte Erbschleicherei, die keineswegs immer der Kirche als solcher zugute kommt. Dass solche Leute keine großen Enthaltsamkeitskünstler, was Essen und Trinken anbelangt, sind, ist begreiflich. Das Beste ist ihnen gerade gut genug, und während die Armen des Sprengels darben, schwelgen sie in Ueppigkeit. Will man sich des Sonntags morgens einmal eine gute Tasse Chocolade leisten, dann geht das Dienstmädchen zum Chocolatero und verlangt die Qualität, die der Herr Cura regelmäßig bezieht. Und so geht's in allen Dingen! — Um befördert zu werden, sind sie die ersten, die sich die Bestechlichkeit gewisser Beamten und ihrer Courtisanen zunutze machen, beziehungsweise sie in Versuchung führen. Noch dieser Tage hörte ich einen ausnahmsweise tüchtigen Dechanten klagen, dass er trotz aller Universitätstitel nicht Bischof werden würde, weil er nicht genügend finanzielle Mittel in die Wagschale werfen könne. Dabei herrschen Neid und Missgunst in ihren Reihen; keiner gönnt dem anderen seine Messen, und es wird damit der größte Missbrauch getrieben. Die Ermordung des Madrider Bischofs vor einigen Jahren durch einen Geistlichen — auch der Mordanschlag auf Isabella wurde bekanntlich seinerzeit von einem Geistlichen ausgeführt — warf ein geradezu Entsetzen erregendes Schlaglicht auf diese Zustände. Andere machen wiederum aus dem Messelesen einen reinen Handelsartikel, der je nach den Verhältnissen im Preise steigt und fällt, und noch vor wenigen Tagen hat sich der Leiter der hiesigen Diöcese genöthigt gesehen, weil die Sache zu toll wurde, den Pfarrinhabern anzubefehlen, diese Function nicht mehr anderen zu übertragen.

Dass ein solches Beispiel auf das ganze Leben einer Nation geradezu *vergiftend* wirken muss, ist meines Erachtens ohneweiters klar. Und in Zeiten, wo das öffentliche Gewissen etwas lauter schlug, hat sich denn auch stets die Wuth der Menge in erster Linie gegen die Geistlichkeit gerichtet, deren Treiben als die Ursache der meisten Uebel nicht mit Unrecht bezeichnet wurde. Nirgends wird auch unter vier Augen mit solcher Verachtung von den Dienern der Kirche gesprochen, wie gerade hier in dem strengkatholischen Spanien, und nirgends in der Welt hört man, um dies hier nebenbei zu bemerken, weil charakteristisch, so scheußliche Gotteslästerungen öffentlich ausstoßen, wie in dem mit Kirchen so gesegneten Spanien. Wie dem aber auch sei, stets haben die Herren es wieder verstanden, ganz allmählich, in oft jahrelanger, geduldiger Wühlarbeit die Zügel an sich zu reißen. Das einzige, was sie dabei fürchten, ist das mögliche Vor- und Durchdringen des modernen Zeitgeistes, den sie daher in jeder Weise zu bekämpfen suchen. Als sein Vertreter gilt ihnen die *Schule*. Gegen sie richtet sich also ihre ganze Thätigkeit.

Man hat im Ausland häufig die Hände über den Kopf zusammengeschlagen, wenn man von den Zuständen, die in dieser Hinsicht hier herrschen, in den Zeitungen las, wenn man hörte, dass der größte Theil des Volkes weder lesen noch schreiben kann, dass die meisten Gemeinden ihre Lehrer nicht bezahlen, dergestalt, dass sich die rückständigen Honorare auf Millionen belaufen, dass viele der letzteren am Hungertuche nagen und oft genug genöthigt sind, öffentlich auf der Straße die Mildthätigkeit anzurufen. Man wird dann in einer Aufwallung von Zorn und Entrüstung über die Schlechtigkeit der Behörden, des Staates u. s. w. geschimpft, aber nicht geahnt haben, wer eigentlich dahinter steckt. Ich bin der Sache in vielen Fällen auf den Grund gegangen und habe stets gefunden, dass die letzte Ursache dieser Machenschaften der betreffende Ortsgeistliche war: „Unwissenheit ist die Mutter der Frömmigkeit“. Diesen Ausspruch Gregors I. hat sich auch die spanische Kirche, für ihre Macht fürchtend, zum Grundsatz gewählt. Für überladene Ausschmückung der Kirchen, Anschaffung kostspieliger Heiligenbilder, Errichtung neuer Wallfahrtskapellen, Veranstaltung von Processionen, wobei jährlich Millionen an Kerzen verbrannt werden, für das Organisieren möglichst glänzender Stiergefechte an jedem größeren kirchlichen Feiertage ist stets Geld in der Ortscasse vorhanden, für die Volksschule habe man *nichts* übrig, sobald der Lehrer nicht ein gefügiges Werkzeug des vor allem den weiblichen Theil der Bevölkerung beherrschenden Curas ist, d. h. wenn er etwa beabsichtigt, die Kinder etwas klüger zu machen, als es die Kirche für gut hält. Dass in der Sache System ist, zeigt auch das Verhalten der letzteren den sogenannten höheren Schulen und Universitäten gegenüber, wo die Keime jeder selbständigen geistigen Regung sorgfältig abgetödtet werden.

Und wenn es nun wenigstens bei der Geistlichkeit im engeren Sinne bliebe, aber diese hat ein wahres Heer von Mönchen und Nonnen aufgeboten, um sie in diesem Kampf gegen den geistigen Fortschritt zu unterstützen. Selbst in den Zeiten Ferdinands VII. berüchtigten Angedenkens gab es hier nicht so viele Ordensniederlassungen wie jetzt, und ihre Zahl und ihr Einfluss ist noch in stetem Wachsen begriffen. Einer Schmarotzerpflanze gleich, saugen sie das Land bis aufs Mark aus. Und dann wundern sich die Fremden, die uns hier besuchen und die nur die Oberfläche der Dinge sehen, darüber, dass sie auf so viele Bettler, wie in Spanien, nirgends gestoßen sind, obwohl doch schon Napoleon gesagt hat: „Spanien ist das Land der Mönche und der Bettler.“ Zwischen beiden besteht eben ein ursächlicher Zusammenhang! Und dann wundert sich nachher die Welt darüber, dass sich in jenen verarmten und immer weiter verarmenden Schichten der Bevölkerung jene unheimlichen anarchistischen Elemente bilden, deren Schreckensthaten dem biederen Philister jenseits der Pyrenäen eine Gänsehaut verursachen. Es ist doch kein blinder Zufall, dass gerade in diesem von Klöstern und Orden überschwemmten Lande die anarchistische Gefahr so scharf zu Tage getreten ist, wie nirgends anderwärts, dass sie gerade hier zu den furchtbarsten Greuelscenen Anlass gegeben und die meisten Opfer gefordert hat! Und Mönche sind es denn ja auch gewesen, die durch ihr unsinniges Ausbeutungssystem auf den Philippinen zu der jetzigen schwierigen Lage des Staates beigetragen haben. Wären die Philippinen ruhig geblieben, so hätte Spanien den amerikanischen Ansprüchen auf Cuba in ganz anderer Weise, als es jetzt der Fall ist, begegnen können. Jedenfalls hätte es hier einen Ersatz gefunden für das, was es im natürlichen Verlauf der Dinge in Amerika doch einmal verlieren müsste. Zieht man aus obigem die Summe, so kann man sagen, dass Spanien das unglückliche Opfer seiner Staatskirche geworden ist. So lange die modernen Cultur- und Bildungselemente nicht das von der Kirche vertretene Mittelalter überwunden haben, wird das Land immer weitere Kräfte einbüßen, bis es schließlich in einen Zustand der Blutarmut verfällt, der für seine fernere Existenz das schlimmste befürchten lässt. Hier gibt es nur ein Rettungs- und Heilmittel: Bedingungslose Trennung des Staates von der Kirche und völlige Unabhängigkeit der Schule von der bisherigen geistlichen Herrschaft.

Madrid. **Dr. Julio Brouta.**

Die Entwickelung des Capitalismus in Russland.

Die russische ökonomische Literatur entbehrte bisher einer fachmännischen Untersuchung über dieses wichtige Thema. Diese empfindliche Lücke auszufüllen, ist ein eben erschienenes Werk des St. Petersburger Privatdocenten M. *Tugan-Baranowskij* „*Die russische Fabrik in der Vergangenheit und Gegenwart*“*) bestimmt. Der Verfasser, der consequent auf dem Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung steht, formuliert Aufgabe und Methode seiner Arbeit mit folgenden Worten:

„Meine Aufgabe war: übersichtlich, aber ohne überflüssige Details die Veränderungen in der inneren Organisation der russischen

*) M. Tugan-Baranowsky, „Russkaja fabrika w proschlom i nastajaschem“. Tom I. Istoritscheskoje raswitie russkoj Fabriki w XIX wekje. S. Petersburg 1898. XI. 496 S.

Fabrik unter dem Einflusse der Veränderungen des socialökonomischen Milieu darzustellen. Ich war bestrebt, zu zeigen, wie die ursprüngliche **kaufmännische Fabrik**, die sich aus den ökonomischen Verhältnissen Russlands vor Peter dem Großen entwickelte, während des achtzehnten Jahrhunderts sich in die auf unfreie Arbeit gegründete **adelige Fabrik** verwandelte, wie dann diese während der Zeit Nicolai I. allmählich durch die **capitalistische Fabrik** abgelöst wurde, die zum Theile aus der Hausindustrie entstand, und wie in den verschiedenen Epochen die Zusammensetzung der Fabrikantenclasse sich änderte und die Arbeiterclasse sich bildete. Ich habe mich bemüht, das gegenseitige Verhältnis der Groß- und Kleinindustrie Russlands vor Aufhebung der Leibeigenschaft, wo noch die Maschine fast gar nicht in Anwendung war, zu unserer Zeit der Herrschaft der Maschine darzustellen. Von der Ueberzeugung ausgehend, dass nicht das Bewusstsein der Menschen ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein ihr Bewusstsein bestimmt, betrachte ich die Fabriksgesetzgebung sowie die herrschenden gesellschaftlichen Ideen und Anschauungen über die Fragen des Fabrikssystems als den Ausdruck der gegebenen Kräfteverhältnisse der Gesellschaft. Bei der Besprechung der gesetzgebenden Thätigkeit des Staates stellte ich mir die Aufgabe, nicht so sehr die einzelnen Maßnahmen vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit zu kritisieren, als die wirklichen Ursachen, die sie ins Leben gerufen haben, zu untersuchen."

Das Buch verfolgt nur ein rein wissenschaftliches Ziel: „die Erklärung der gegebenen realen Thatsachen". (Vorrede IV.) Die Aufgabe, die sich der Verfasser stellte, hat er in wirklich mustergiltiger Weise ausgeführt.

Der ganze erste Band, der mit einem großen Capitel über „Die Fabrik im achtzehnten Jahrhundert" eingeleitet wird, zerfällt in zwei Hauptabschnitte. Der erste behandelt die Entwickelung der Großindustrie Russlands vor der Aufhebung der Leibeigenschaft, der zweite die Entwickelung der Fabrikindustrie in neuester Zeit. In beiden behandeln specielle Capitel die Fabrikgesetzgebung, die Lohnverhältnisse und das Verhalten der öffentlichen Meinung zu dem neuen Fabriksystem.

Leider ist es ganz unmöglich, im Rahmen einer Revue auch nur annähernd den reichen Inhalt des ausgezeichneten Buches wiederzugeben und dem Leser einen klaren Begriff davon zu vermitteln, welch ein ungeheures Quellenmaterial da zum erstenmal bearbeitet wurde. Wir beschränken uns deshalb im Folgenden auf die Mittheilung der wichtigsten Thatsachen aus der Entwickelungsgeschichte des russischen Capitalismus, sowie jener socialstatistischen Daten, die die Lage der russischen Fabriksarbeiter charakterisieren.

Die Entwickelung der Großindustrie in Russland datiert vom Beginne des 18. Jahrhunderts, wo sie auf der Basis des Handelscapitals erwuchs, kräftig unterstützt durch den Staat. Um sich bei Beschaffung des Kriegsbedarfes vom Auslande unabhängig zu machen, suchte Peter der Große mit Subventionen, Darlehen u. dergl. die Gründung von Eisenwerken, Waffenfabriken, die Erzeugung von Tuch und Segelstoffen zu fördern. Aber es fehlte an freien Arbeitskräften, da die Leibeigenschaft überall herrschte, und entlaufene Leibeigene von Adelsgütern und Staatsdomänen den Hauptstock der Arbeiterbevölkerung bildeten. Die „Zuschreibung" ganzer Dörfer an die Fabriken reichte auch nicht aus. Fortwährend klagten die Unternehmer über Arbeitermangel; sie mussten sich mit Verbrechern, Vagabunden, Bettlern und Prostituierten behelfen. Ein Mangel, der bei dem Charakter der damaligen Industrie als einer auf Handarbeit und persönlicher Geschicklichkeit des Arbeiters beruhenden Manufactur sich doppelt fühlbar machen musste.

Die Unternehmer suchten sich durch langfristige Verträge die Arbeitskräfte zu sichern. Aber weder das noch die allgemein eingeführte Lehrzeit von sieben Jahren konnte entsprechende Abhilfe schaffen. Darum ergieng auch das wichtige Decret Peter des Großen vom Jahre 1721, das den Unternehmern gestattete, für ihre Fabriken ganze Dörfer anzukaufen, um so die mitgekauften Bauern als Fabrikleibeigene verwenden zu können. Ein Decret von 1736 macht auch die freien Arbeiter mit ihren Familien „auf ewige Zeiten" zu Fabrikleibeigenen. In der Periode von 1721 bis 1762 hatten die Fabrikanten mehr als 40.000 „Seelen" beiderlei Geschlechtes angekauft. Ueber diese „Seelen" hatte der Unternehmer das Recht der Züchtigung, und Widerspenstige konnte er im Einvernehmen mit den Behörden nach Sibirien verschicken.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wuchs einerseits die politische Macht des Adels bedeutend, andererseits warfen sich die Adeligen selbst auf die Fabrikindustrie, für die ihnen in ihren Leibeigenen das nöthige Arbeitermaterial zur Verfügung stand. So setzten sie es im Jahre 1762 bei der Regierung durch, dass den nichtadeligen Fabrikanten das Recht, Bauern zu kaufen, genommen wurde.

Bis zur Zeit Katharina II. hatte sich die russische Großindustrie nur sehr langsam entwickelt. 1762 zählte man nur erst 984 Fabriken, 1796 aber bereits 3161 mit 100.000 Arbeitern. Dieses rasche Wachsthum in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erklärt sich aus der Beseitigung des Monopolsystems, aus der endlich doch erfolgten Heranbildung eines Stocks gelernter Arbeitskräfte und aus dem raschen Wachsthum der Städte. Die Städtebevölkerung war von 328.000 Seelen im Jahre 1724 auf 1,301.000 Seelen im Jahre 1736 angewachsen. In diese Periode fällt auch in Nordrussland der Uebergang von der Naturalleistung der Leibeigenen zu Geldleistungen, was das Entstehen einer Wanderarbeiterschaft in größtem Umfange und die Entwicklung der Warenproduction förderte.

Der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts brachte für Russland die Entstehung und rascheste Entwicklung des ersten und wichtigsten Zweiges moderner capitalistischer Industrie, die nicht auf den Bedarf des Staates, sondern den der großen Masse der Bevölkerung angewiesen ist: der Baumwollindustrie.

Vom Jahre 1812 bis 1860 stieg der Verbrauch von Baumwolle und Baumwollgarn in Russland von 17.000 auf 283.000 Pud,*) vergrößerte sich also mehr als sechzehnmal. Die Anzahl der Spindeln betrug im Jahre 1850 in Russland 1,100.000, während Oesterreich damals 1,400.000 und der deutsche Zollverein 750.000 Spindeln zählte. Die Baumwollindustrie, ganz ohne Staatshilfe entstanden, war vom Anfang an auf die freie Arbeiterschaft angewiesen. Von den 47.000 Arbeitern, die im Jahre 1825 in der russischen Baumwollindustrie beschäftigt waren, waren bloß 247 Leibeigene und 2239 „zugeschriebene", während von der 210.568 zählenden gesammten Fabrikbevölkerung Russlands 46% unfrei waren. Die Gesammtzahl der Fabriken Russlands (ohne Polen und Finland) stieg in der Periode 1815 bis 1861 von 4189 auf 14.148 und die Zahl der Arbeiter von 174.882 auf 522.500. Es war also die russische Fabrikindustrie schon vor der Aufhebung der Leibeigenschaft ziemlich stark entwickelt. Allerdings gab ihr die Bauernbefreiung einen gewaltigen Anstoß zur Weiterentwickelung, ebenso wie die Ausbildung des Eisenbahn- und Creditwesens, wie überhaupt der Uebergang von der Naturalwirtschaft zur capitalistischen Wirtschaftsordnung.

Die Bauernbefreiung vom 19. Februar 1861 rief zunächst in jenen Productionen Arbeitermangel hervor, die vorwiegend auf leibeigener Arbeit beruhten, in den gutsherrschaftlichen Fabriken, vor allem im Bergbau und in der Schafwollindustrie. Die Fabrikleibeigenen weigerten sich, zu den alten Bedingungen zu arbeiten, verließen zu Tausenden ihre Fabrikdörfer und die Bergwerke des Ural und zogen in die Städte, hier ihr Glück zu suchen. Viele aber wandten sich auch dem Ackerbau wieder zu. Deshalb sank die Zahl der Fabrikarbeiter, die im Jahre 1858 bereits 548.921 ausgemacht hatte, auf 522.500 im Jahre 1861, die Roheisengewinnung im Ural von 14,513.000 Pud im Jahre 1860 auf 10,467.000 Pud im Jahre 1862, die Zahl der Zuckerfabriken von 425 im Jahre 1858 auf 299 im Jahre 1862, die Zahl der Schafwollfabriken von 432 mit 94.721 Arbeitern im Jahre 1860 auf 365 mit 71.707 Arbeitern im Jahre 1863.

Aber diese Stockung auf dem Arbeitsmarkt war nur vorübergehend. Das nach Hunderttausenden zählende landlose Proletariat, das die Bauernbefreiung aus dem früheren Hofgesinde geschaffen hatte, sowie das nicht minder starke Bettelproletariat kleinster Parcellenbauern, gleichfalls eine Schöpfung der Bauernbefreiung, mussten in Kürze den Arbeitsmarkt überfluten.

Die capitalistische Entwickelung Russland gieng in gewaltigen Schritten vorwärts. Hier sind die wichtigsten Daten: Die Zahl der Arbeiter in den nicht mit Accise belegten Fabriken Russlands — ausgenommen sind die in Spiritus-, Tabak-, Zucker-, Petroleum- und Zündhölzchenfabriken beschäftigten, sowie Berg- und Eisenbahnarbeiter — betrug

im Jahre 1865: 358.000,
„ „ 1873: 498.000,
„ „ 1883: 669.000,
„ „ 1893: 860.000.

Die Gesammtzahl der Fabrik-, Berg- und Eisenbahnarbeiter in den 50 Gouvernements des europäischen Russland betrug im Jahre 1893: 1,577.970.

Die Zahl der Arbeiter in der Baumwollindustrie stieg von 94.600 im Jahre 1866 auf 162.700 im Jahre 1879 und auf 242.000 im Jahre 1894, der Baumwollverbrauch in den entsprechenden Jahren von 2,952.000 Pud auf 6,449.000 und 15,399.000.

An Roheisen wurde produciert

im Jahre 1866: 18,281.000 Pud,
„ „ 1876: 26,957.000 „
„ „ 1886: 32,484.000 „
„ „ 1896: 98,414.000 „

Die Kohlenförderung stieg von 201,000.000 Pud im Jahre 1880 auf 367,000.000 im Jahre 1890 und auf 555,000.000 im Jahre 1895.

Das Eisenbahnnetz stieg von 1092 Werst**) im Jahre 1857 auf 4688 im Jahre 1867, auf 20.345 im Jahre 1877 und auf 40.000 im Jahre 1897. Besonders stark war die Entwickelung in den letzten fünf Jahren. Von den 978 Actiengesellschaften Russlands, die man im

*) 1 Pud = 16·4 Kilogramm.
**) Werst = 1060 Meter.

März 1897 zählte, sind nicht weniger als 275 in dieser Zeit entstanden und in der gleichen Zeit wurden 11.600 Werst Eisenbahnen gebaut. *)

Damit schließen wir diese Skizze der Entwickelung der russischen Großindustrie, der wir später einmal eine Charakteristik der Lage der Arbeiterclasse Russlands vor und nach der Aufhebung der Leibeigenschaft folgen lassen werden. **P. Russow.**

Atmosphärische Elektricität.

Von Dr. E. Wölffing (Stuttgart).

Auf dem Gebiete der Elektricitätslehre und ihrer Anwendungen haben die letzten Jahrzehnte, wie jedermann weiß, ganz bedeutende Fortschritte gebracht. Hiebei ist auch die Lehre von der Elektricität des Luftmeeres nicht leer ausgegangen; dennoch kann man nicht behaupten, dass das Dunkel, welches seither über den zum Theil räthselhaften Erscheinungen der Luftelektricität schwebte, bereits völlig gelichtet worden sei. Während man früher eine positive und eine negative Elektricität unterschied, gerade als ob es sich dabei um zwei verschiedene Stoffe handelte, und während man selbst gegenwärtig noch der Kürze halber an diesem Sprachgebrauch festhält, weiß man heutzutage, dass die Elektricität eine Wellenbewegung des Aethers ist und dass zwischen zwei mit verschiedenen Elektricitäten geladenen Körpern, die durch einen Isolator, das heißt durch einen nichtleitenden Stoff getrennt sind, eine Spannung, ein sogenanntes Potentialgefälle besteht. Das letztere heißt positiv, wenn es vom negativ geladenen zum positiv geladenen Körper gerichtet ist. Der Isolator verhindert zunächst den Ausgleich der elektrischen Spannung. Steigert sich diese jedoch, so wird zuletzt der Widerstand des trennenden Mittels überwunden und der elektrische Funke springt zwischen beiden Körpern über.

Eine solche elektrische Spannung können wir zunächst bei heiterem Himmel in der freien Luft regelmäßig beobachten, und zwar finden wir gewöhnlich, dass die Erde negativ geladen ist und von ihr aus ein positives Potentialgefälle sich in die Luft erstreckt. Verfolgen wir dieses Gefälle in immer größere Höhen über der Erdoberfläche, so ergibt sich zunächst eine Zunahme der elektrischen Spannung bis zur Höhe von etwa 300 Meter über dem Erdboden. Bis zu dieser Höhe muss daher die Luft mit negativ elektrischen Massen erfüllt sein. Diese sind jedenfalls nichts anderes als die in der Luft umherwirbelnden Staubtheilchen, die eine gleiche Ladung wie der Erdboden, von dem sie stammen, besitzen müssen. Steigen wir jedoch von 300 Meter in immer größere Höhen über der Erdoberfläche, so begegnen wir einer Abnahme der elektrischen Spannung, und letztere ist in der Meereshöhe von etwa 3000 Meter bereits auf einen ganz kleinen Betrag herabgesunken. In der Zwischenschicht zwischen 300 Meter und 3000 Meter müssen also positiv geladene Massen in der Atmosphäre existieren. Diese sind es auch, welche durch die Aenderung ihrer Lage und Ladungsstärke die tägliche Periode der Luftelektricität (mit Maxima um 9 Uhr morgens und nach Sonnenuntergang und mit Minima bei Tagesanbruch und Nachmittags) und ebenso auch deren jährliche Periode (mit einem Minimum im Juni, einem Maximum im December) bedingen. Beide Perioden sind in der Höhe von 3000 Meter fast gänzlich verschwunden. Dabei ist es immerhin nicht unmöglich, dass auch der Körper der Sonne oder noch eher vielleicht deren Atmosphäre eine positive Ladung besitzt und dadurch die elektrische Spannung auf der Erde beeinflusst; jedenfalls ist diese Wirkung aber nur sehr unbedeutend.

Wie kommen jedoch diese elektropositiv geladenen Massen in die Atmosphäre? Eine ganz befriedigende Antwort auf diese Frage vermag die Wissenschaft gegenwärtig noch nicht zu geben. So viel ist sicher, wäre die Luft gar nicht leitend, sondern vielmehr ein vollkommener Isolator, so könnten wir uns damit begnügen, das Vorhandensein positiv geladener Massen in der Atmosphäre ein für allemal von Anfang an als gegeben anzusehen, und würden alsdann imstande sein, die Veränderung der elektrischen Spannung aus der Annäherung und Entfernung jener elektrischen Massen zu erklären. Dagegen wäre die Elektrisierung der Atmosphäre eine unveränderliche Größe, und wir hätten nicht nöthig, eine Kraft zum Ersatze verloren gegangener Elektricität anzunehmen. In Wirklichkeit bekommt jedoch die Luft zeitweise die Eigenschaft, Elektricität fortzuleiten. Dies ist beispielsweise in der Nähe irgend eines brennenden Feuers der Fall; ebenso an allen solchen Stellen, an denen elektrische Entladungen stattgefunden haben. Infolge dieser Umstände müsste sich die elektrische Spannung zwischen Erdboden und Luft mit der Zeit ausgleichen. Wir sind daher genöthigt, uns nach elektromotorischen Kräften umzusehen, welche diesen Verlust auszugleichen und das Potentialgefälle wieder zu steigern in der Lage sind. Wir kennen auch wirklich verschiedene derartige elektromotorische Kräfte. Zunächst bieten sich uns allerdings, wenn wir Umschau halten, solche Kräfte dar, welche gerade das Gegentheil von dem, was wir brauchen, leisten, das heißt, sie bahnen eine Zerstreuung der negativen Elektricität an und schwächen dadurch das Potentialgefälle noch mehr.

Exner schrieb der Verdampfung des Wassers eine diesbezügliche Wirkung zu. Mag diese Annahme auch in den Thatsachen nicht ganz begründet sein, so scheint dagegen nach Trabert das Aufsteigen der erwärmten Luft, wodurch immer neue Schichten mit dem Erdboden in Berührung kommen, eine Trennung der Elektricitäten zu bewirken in der Weise, dass die Erde positiv, die Luft negativ geladen wird. Hiermit erklärt sich ganz besonders ungezwungen die jährliche Periode der Luftelektricität. Anderseits sollen nach Arrhenius die chemisch wirksamen (sogenannten ultravioletten) Strahlen des Sonnenlichts die Eigenschaft besitzen, dass sich unter ihrem Einfluss die negative Elektricität des Erdbodens in die Luft verstreut. Diesen Kräften müssen nothwendig andere das Gleichgewicht halten welche die Erde negativ, die Luft positiv laden und dadurch der Ausgleichung der elektrischen Spannung entgegenwirken. Es ist jedoch nicht leicht, solche Kräfte anzugeben. Während nach Lenard in der Nähe von Wasserfällen die Luft durch Reibung mit Wasser, sich als negativ elektrisch erweist, tritt bei Reibung zwischen Luft und salzigem Wasser gerade der umgekehrte Vorgang ein, das heißt, es wird die Luft positiv, das Wasser negativ elektrisch. Wir dürfen daher annehmen, dass der verspritzende Schaum des Meerwassers bei der Brandung und Wogenbildung zur Ersetzung der positiven Elektricität in der Luft dienen kann. Für das Binnenland bleibt hier jedoch eine Lücke bestehen. Diese auszufüllen, hat vor kurzem Brillouie, gestützt auf Laboratoriumsversuche von Buisson, folgende Theorie aufgestellt. Jede Federwolke besteht aus feinen Eisnadeln und jede solche Nadel wird infolge der elektrischen Spannung in der Atmosphäre durch Influenz an einem Ende positiv, am andern negativ elektrisch. Werden nun aber die Eisnadeln vom Sonnenlicht getroffen, so nehmen die schon oben erwähnten ultravioletten Strahlen den Eisnadeln die negative Elektricität und übertragen sie an die umgebende Luft. Wird diese durch eine Luftströmung weggeführt, so bleibt die Federwolke als eine positiv geladene Masse in der Atmosphäre zurück.

Ganz anders als bei heiterem Himmel verlaufen die luftelektrischen Vorgänge, wenn der Himmel mit Wolken bedeckt ist. Letztere vermindern gewöhnlich das Potentialgefälle. Zieht jedoch eine Regenwolke heran und fällt Niederschlag, so nimmt die elektrische Spannung unter mehrfachem Wechsel ihres Vorzeichens zuletzt für längere Dauer einen negativen Wert an. Wahrscheinlich werden die in Bildung begriffenen Tropfen durch Reibung an den bereits gebildeten größeren negativ elektrisch. Daher ist der zuerst fallende Regen meist positiv, der später herabstürzende negativ geladen. Diese Beeinflussung der elektrischen Spannung durch Niederschläge ist umso stärker, je lebhafter die Luftbewegung bei Bildung derselben ist. Sie steigert sich daher bei den mit Niederschlag verbundenen heftigen Windstößen, die man meist Regenböen nennt, und erreicht ihren Höhepunkt bei den Gewittern. Letztere unterscheiden sich von ersteren augenscheinlich nur dadurch, dass bei ihnen die hochgradige elektrische Spannung einen gewaltsamen Ausgleich durch den Blitz, das heißt durch das Ueberspringen des elektrischen Funkens, findet. Hiezu gehört ein starker, dampfreicher, aufsteigender Luftstrom, eine Bedingung, die im Sommer häufig erfüllt ist. Die sich in gewisser Höhe ausscheidenden Wassertröpfchen bleiben infolge ihrer Schwere zurück und werden durch Reibung an der durchstreichenden Luft positiv, diese selbst negativ elektrisch. So entstehen zweierlei Wolken, die tiefdunkel gefärbte positive Gewitterwolke, und darüber der helle, negativ geladene Federwolkenschirm. Durch Anziehung der ungleichnamigen Elektricitäten wird das Fallen der Tropfenmasse verhindert und die Elektricitätsmenge steigert sich durch Influenz wie bei der Leydener Flasche; endlich gleicht ein Blitz die Spannung zwischen den Wolken aus. Bei diesem Vorgang ist das Potentialgefälle in den Wolken von oben nach unten gerichtet. Es kann aber auch das Umgekehrte eintreten, nämlich dann, wenn der aufsteigende Luftstrom, nachdem er die Wasserwolke positiv geladen hat, eine darüber befindliche aus Eisnadeln bestehende Wolke trifft und diese noch stärker positiv lädt als die erstere. Bedenkt man noch, dass die Wolken während des Gewittervorgangs durch die Winde nach verschiedenen Richtungen durcheinander getrieben werden, so ist leicht einzusehen, dass während eines Gewitters, und in schwächerem Grad bereits bei jedem gewöhnlichen Niederschlag, die Luft mit elektrischen Massen von ganz verschiedener Ladung erfüllt ist. Diese verstärken ihre Ladung unter Umständen noch durch Influenzwirkung; sie geben einerseits zur Ausgleichung der elektrischen Spannung zwischen den Wolken sowie auch zwischen diesen und der Erde durch Blitzschläge reichliche Gelegenheit; anderseits bedingen sie jähe und mannigfaltige Wechsel im Verhalten der elektrischen Spannung an der Erde, eine Erscheinung, die wir thatsächlich während eines Gewitters beobachten können. Nicht selten sind Gewitter von Hagelfällen begleitet. Ueber die Entstehung der letzteren sind übrigens die Meinungen noch getheilt. Die einen nehmen an, dass zur Hagelbildung ein absteigender Luftstrom erforderlich sei, indem ungewöhnlich große Tropfen plötzlich zu Eiskörnern gefrieren. In der That kann ein derartiger Luftstrom bei Gewittern umso leichter zustande kommen, als nach Köppen die

---

*) Während des Jahres 1887 wurden in Russland 121.000 große Industrie- und Handelsunternehmungen registriert mit einem Jahresumsatz von nicht ganz 6·5 Milliarden Rubel und im Jahre 1897 schon 159.000 solcher Unternehmungen mit einem Jahresumsatz von mehr als 8·7 Milliarden Rubel und 316·5 Millionen Reingewinn.

atmosphärischen Wirbel, von welchen die Gewitter begleitet sind, nicht wie die gewöhnlichen Luftwirbel verticale, sondern vielmehr meist horizontale Achsen besitzen. Im hintern Theil des Gewitterwirbels ist daher die Luft in raschem Niedersinken begriffen. Andere halten die Hagelbildung nur für möglich bei starker Erhitzung des Erdbodens, während sich zugleich die Atmosphäre in verhältnismäßiger Ruhe befindet. Alsdann können Wassertröpfchen in bedeutende Höhen und daher in Luftschichten mit sehr niedriger Temperatur aufsteigen, ohne zu gefrieren. Zugleich bildet sich aber ein labiler Gleichgewichtszustand in der Atmosphäre aus, durch dessen Störung die unterkühlten Wassertropfen zu plötzlichem Gefrieren kommen. Wenn daher ein Hagelwetter droht, so kann man daran denken, das Zustandekommen des labilen Gleichgewichtszustandes durch Erschütterung der Luft zu verhindern. In der That wird aus Windisch-Feistritz (Steiermark) von Versuchen berichtet, bei denen es wirklich gelang, durch Abfeuern von zweckmäßig vertheilten Böllern drohende Hagelwetter unschädlich zu machen. Die herannahenden Wolkenmassen kamen beim Abfeuern der Schüsse zum Stillstand und zertheilten sich, wobei sie in den meisten Fällen nicht einmal Regen brachten. Jedenfalls blieb infolge der Schießversuche ein Gebiet von etwa drei Quadratmeilen völlig hagelfrei.

Die Gewitter ziehen gewöhnlich senkrecht zu ihrer Längserstreckung gleich der Front einer marschierenden Armee über die Länder weg. Im großen ganzen folgen sie dabei der herrschenden Windrichtung. In Küstengegenden zeigen sie nach Köppen einen auffallenden Zug nach der See zu. Bergketten setzen ihrem Vordringen häufig ein Ziel; dagegen folgen sie gerne dem Laufe von Flussthälern, ohne dabei jedoch den Fluss selbst zu überschreiten. Die gewöhnlichen Gewitter des Sommers sind meist auf die Tagesstunden beschränkt und lösen sich am späten Abend auf. Dagegen sind diejenigen Gewitter, welche die Stürme des Winters bisweilen begleiten, an keine Tageszeit gebunden. Dass bei ihnen die Zahl der zündenden und kalten zur Erde niederfahrenden Blitze besonders groß ist, hat nach Engelenburg darin seinen Grund, dass bei denselben die Wirbelbewegung in tieferen Schichten der Atmosphäre vor sich geht als sonst.

In den letzten zwanzig Jahren hat die Zahl der Gewitter, besonders aber die Zahl der verheerenden Blitzschläge in besorgniserregender Weise zugenommen. Diese Thatsache glaubt Trabert auf die Zunahme des Staubgehaltes der Atmosphäre infolge des starken Kohlenconsums der Industrie zurückführen zu sollen. Durch die Anwesenheit des Staubes werden bei der Condensation des Wasserdampfes die an den Staubkörnchen sich ansetzenden Wassertröpfchen zahlreicher; dieselben müssen daher entsprechend kleiner ausfallen. Dadurch steigert sich aber der Dampfdruck der Sättigung und wird eine Uebersättigung der Luft begünstigt. Hieraus folgt endlich eine Vermehrung der Niederschlagsstärke sowie auch der Gewitterneigung. Auffallend ist allerdings, dass gerade in dem industriereichen Sachsen die Gewitterzahl am stärksten zugenommen hat.

Zu den wunderbarsten luftelektrischen Erscheinungen gehören die Kugelblitze. Es sind Feuerkugeln, die sich langsam von den Wolken zur Erde bewegen und, daselbst angekommen, zuweilen wie ein Gummiball auf- und niederhüpfen. Auf der Erde laufen sie wie Kegelkugeln umher und sind oft von einem starken Zischen, bisweilen auch von einem erstickenden Schwefelgeruch begleitet. Bald verschwinden sie spurlos, bald zerplatzen sie mit furchtbarem Krachen und mit zerstörender Explosionswirkung. Am merkwürdigsten ist, dass sie ab und zu in die Häuser eindringen, und zwar nicht nur durch Oeffnungen wie Thüren, Fenster und Schornsteine, sondern auch durch kleine Ritzen und Schlüssellöcher. Sie ermöglichen dies, indem sie sich ganz klein zusammenziehen, um nach Passierung des engen Eingangs ihre frühere Größe wieder zu gewinnen. Den Menschen thun sie bisweilen gar nichts zuleide; in andern Fällen theilen sie heftige Schläge aus und führen schwere Verletzungen, ja selbst den Tod herbei. Das Erscheinen der Kugelblitze ist ziemlich selten. Immerhin gelang es Sautter, 213 Beobachtungen von solchen Blitzen zu sammeln. Nach Planté bestehen dieselben aus glühender verdünnter Luft, Wasserstoff und Sauerstoff. Sie sollen sich bilden, wenn die Elektricität der Gewitterwolken in ausnahmsweise mächtiger Menge vorhanden und die elektrische Wolke vom Erdboden nur durch eine isolierende Luftschicht von geringer Dichte getrennt ist. Die Kugelblitze stellen dann eine langsame und theilweise vor sich gehende Entladung der Gewitterelektricität dar. Doch ist dieser Erklärungsversuch neuerdings angefochten worden. Righi hat übrigens gefunden, dass bei Einschaltung eines hohen Flüssigkeitswiderstandes in den Stromkreis einer starken Leydener Batterie die Entladung mit mäßiger Geschwindigkeit in Gestalt einer kugelförmigen, leuchtenden Masse, ähnlich dem Kugelblitze, vor sich geht.

Diesen heftigen Entladungen der Luftelektricität steht die ruhige Ausgleichung der elektrischen Spannung gegenüber. Das Ausströmen der Elektricität erfolgt namentlich aus Spitzen: daher wirken die Blitzableiter ausgleichend und vertheilend und vermindern da, wo sie zahlreich sind, z. B. in Städten, die Blitzgefahr bedeutend. Ein mit Lichterscheinungen, oft auch mit Geräusch verbundenes Ausströmen der Luftelektricität heißt Elmsfeuer. Man beobachtet dasselbe auf hohen Bergen, aber auch bei stürmischem Wetter auf den Masten der den Ocean durchkreuzenden Schiffe. Auch die Polarlichter dürften elektrischer Natur sein; doch hängen sie schwerlich mit den seither beschriebenen luftelektrischen Vorgängen zusammen. Sie sind wohl eher Aeußerungen der elektrischen Wirkung der Himmelskörper, vor allem der Sonne. Hierauf deutet der Einfluss der Sonnenfleckenperiode auf das Auftreten des Nord- und Südlichts. Jedenfalls finden letztere in sehr bedeutenden Höhen statt, die nach hunderten von Kilometern über der Erdoberfläche zählen.

Im Gebiet der Luftelektricität im Ganzen bleibt uns gegenwärtig noch vieles dunkel: doch sind zahlreiche Fachmänner an der Arbeit, so dass die nächsten Jahre uns wohl über vieles Klarheit bringen werden.

Der Menschheitscongress.

Der Aufruf Amo's und seines tapfern Mitstreiters Marius' Decreipe zum Congress der Menschheit im Jahre 1900 beginnt zu wirken. Ihr Buch „Le congrès de l'Humanité“ (Chamuel, 5 Rue de Savoie, Paris) hat seine Leser gefunden und findet sie immer mehr. Und aus den Lesern werden thätige Mitstreiter. „La paix universelle“ berichtet von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen über die Fortschritte der Bewegung. „L' Evénement“ nimmt sich der Sache mit Ausdauer und Begeisterung an. Das hohe und schöne Ideal, in den Herzen der Menschen das Bewusstsein der Einheit zu erwecken, hat die Seelen derer ergriffen, welche sich der Zukunft verpflichtet fühlen. „In den wirren Stunden, die wir erleben, inmitten des Wahltrubels und der Dreyfussscandale, in dem Augenblicke eines blutigen Zusammentreffens zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten ist es tröstend, die Blicke einen Moment lang auf das Ideal zu richten, zu dem die Menschheit hinstrebt. Je finsterer und trauriger die Gegenwart, um so inniger liebt man den Traum von der Zukunft“, schreibt E. Clementel im „L' Evenement“. „Ein Leuchtthurm glänzt am fernen Ufer, welches unsere arme Menschenrasse zu erreichen sucht. Dieser Leuchtthurm ist die Idee der Verbrüderung, und das Licht, welches ihm von Tag zu Tag heller und heißer entströmt, ist das Licht der Liebe. Diese Liebe, welche, wie Michelet sagte, ein Flug zum Unendlichen und ein Aufschwung zum Ewigen ist, hat die Welt revolutioniert in dem göttlichen Worte Christi. Die Eingebung aller hochherzigen Ideen, die Beförderung aller Opfer und Hingebungen ist ihr Werk.“

Amo ist ein Mann, den in Frankreich alle kennen, die sich für sociale Fragen und die Kämpfe interessieren, welche der zeitgenössische Spiritualismus entflammt hat und unterhält. „Ein ausgezeichneter Schriftsteller und überzeugter Apostel, schöpft er das Beste seiner Schriften aus seinem Herzen. Hat er sich zum Champion der Avantgarde der Völkerverbrüderung gemacht, so verbindet er doch mit seinem Sehnen zur allgemeinen Harmonie einen brennenden und aufgeklärten Patriotismus, der ihn persönlich sympathisch macht.“ Man muss sagen, es ist ein Patriotismus, der nur erfreut und niemanden verletzt, weil er nicht in der einseitigen Nationalität hängen bleibt. Klar und deutlich schrieb er mir: „Jeder liebe sein Vaterland! Hat denn die moderne Nationalisierung die Liebe der Familie vermindert, vergleichen wir unsere Zeit den Zeiten der zahlreichen Stammesentwicklungen? Gewiss nicht. Aber die unendliche Vervielfältigung der Kriege wurde vermindert und weit mehr Menschen genießen einen sicheren Frieden durch die Nation, als ehemals durch den Stamm.“ Constituiert sich eines Tages die europäische Nation, so wird ein weiterer Schritt auf dem Wege zur Friedfertigung der Völker geschehen, und über dieses Ziel hinaus ersteht heute schon dem wahren Menschen vor seinem Blicke das Ideal eines einzigen großen Erdenvolkes, der „Nation-Terre“.

Man sieht, Amo stellt die Frage wieder einmal anders, als die Patrioten des Tages es gewöhnlich thun. Er fragt nicht: Was trennt uns von einander, dich — Deutschland — von mir — Frankreich — dich — N. N. — von mir — N. N. — sondern er fragt: Was vereint uns? Was verbindet uns? Und was uns verbindet, uns alle, die wir ein Menschenantlitz tragen, ist eben dieses Menschenantlitz. Schlage ich einem andern in dieses Antlitz hinein, so versetze ich mir selbst diesen Schlag auch, denn nicht nur den anderen treffe ich, sondern auch den Menschen, der zugleich er ist und ich selbst bin. Davon, dass er der Mitgeschlagene ist, kann sich jeder Schlagende leicht selbst überzeugen, prüft er einmal ernstlich die Stimmung, welche ihn packt, hat er sich zum Schlage hinreißen lassen: neben der Wuth gegen den, der ihn provocierte, steigt da sofort der Zorn gegen sich selbst auf, und hinter dem Zorne schleicht die Scham einher, die Scham, die Trauer, die Wehmuth. Der Mensch meldet sich, sobald das „Ich“ seine sogenannte Rache genommen hat.

Aber von dieser psychologischen Begründung einer Zeitbewegung wollte ich hier nicht so sehr sprechen, als vielmehr von der Sache selbst und ihrer Bedeutung. Die Idee, einen Congress der Menschheit zu berufen, auf dem nichts anderes getrieben werden soll, als dass die Erscheinenden sich persönlich kennen und achten lernen, auf

dem die verschiedensten und entgegengesetztesten Standpunkte und Meinungen vertreten, ausgesprochen und gehört werden sollen, wo nichts von Debatte oder Angriff auf andere Meinungen statthaben soll, ist ein Gedanke, der nur einer alten und hohen Cultur entspringen kann. Die persönlichen Wünsche beginnen da bereits zurückzutreten und dadurch erst entsteht die Möglichkeit, objectiv die Meinung anderer zu hören und zu würdigen. Dieses Alter hat die Erfahrung gemacht, dass eigentlich die letzte Sehnsucht bei allen Menschen die gleiche ist, die Sehnsucht zum Frieden, zur Freiheit und Erkenntnis, zur Menschwerdung. Und dieser Erfahrung, welche nur auf einem langen Wege der Cultur errungen werden kann, gilt diese allgemeine Sehnsucht als die Hauptsache. Ruhig gesteht sie zu, dass ideell zur Spitze eines Berges unzählige Wege hinaufführen, von denen einer so gut ist, wie der andere, wenn auch praktisch für die Masse der Höhenwanderer nur sehr wenige von diesen ideellen Wegen zu beschreiten sind. Hätten wir Menschen Flügel, wir könnten von allen Seiten zu dieser Bergesspitze gelangen. Aber wir haben eben keine Flügel — —

Doch nein, Amo sagt, wir hätten alle Flügel oder wenigstens die Anlage zu Flügeln. Und nur an uns sei es, diese Anlage zu entwickeln, zu stärken: die Flügel der Liebe. Gewiss, sie sind ideell, dem Ziel entsprechend, zu dem sie uns tragen sollen. Aber sie müssen und werden uns tragen über die kritischen Schwierigkeiten dieses oder jenes Weges, den ein anderer uns verkündet, zu seinem Wollen. Sein Wollen ist die leuchtende Bergspitze des Friedens, der Freiheit, der Erkenntnis, der Menschwerdung. Diese ist auch das Ziel unseres Wollens, und so mögen wir gegen das „Wie" des andern Ausstellungen machen, so viel wir auf unsere irdischen Füße gestellten Geschöpfe nur können, aber darüber hinaus soll die Liebe uns auf ihren Flügeln zu dem Ziele des andern tragen, sie soll uns lehren und zeigen, dass sein Ziel nicht verachtungswürdiger ist als das unserige, im Gegentheil, dass es das unserige selbst ist. Und diese Zieleinheit wird und soll uns lehren, die Art und Weise des andern in seiner Person zu ehren und zu lieben. Sehen wir recht zu, so ist es der höchste Egoismus, welcher uns diese Liebe zum andern predigt, denn will ich selbst Achtung und Liebe, so muss ich sie andern zugestehen. Mag er mir, der andere, so verkrüppelt erscheinen, wie nur denkbar, irgendwo, in jedem Menschen findet sich etwas mir Verwandtes, meiner eigenen Schönheit Vertrautes. Das muss ich suchen, denn meine Schönheit nützt mir nichts ohne Spiegel. Da nur sehe ich sie ganz, und mein Spiegel ist die Schönheit des anderen.

Herz und Kopf auf dem rechten Fleck haben. Das war das Leitmotiv eines Vortrages, den ich jüngst gehalten habe. Und da stieg mir der Gedanke auf, dass Herz und Kopf, Wille und Verstand eigentlich in jedem einzelnen Menschen zu ihrer Versöhnung, zu ihrer Harmonie gelangen müssten, wäre der Mensch ein wahrer Künstler. Der Verstand ist der Repräsentant des Egoismus im Menschen, er will eben nur verstehen. Das Herz aber ist der Repräsentant des Altruismus, denn das Herz will wirken, muss wirken unablässig, unermüdlich, und seines Willens Ziel ist nichts anderes als der Fortgang des Lebens. Steht das Herz still, verfällt das Leben dem Tode.

Schopenhauer hat uns mit nicht abzuweisender Klarheit dargethan, dass der Wille, das Herz der primäre Lebensfactor ist, dass der Wille sich den Verstand anstellt zu seiner Orientierung. Durch den Verstand sucht der Wille zu erkennen, wie er zu wirken hat. Da kann es nun Zeiten geben, in denen die Verstandescultur alles andere überragt. Die zu überwindenden Hemmnisse, gegen welche der Wille anrauscht, sind so viele, dass er den Verstand allein beordert, die Möglichkeit einer Beseitigung zu erforschen und zu untersuchen. Der Verstand besorgt das, er erfreut sich an seiner Aufgabe, und da das Beet einmal gegraben, versucht er es, den Willen für immer hinter sich festzuhalten, damit die Wellen des Willens ihm seine theoretischen Mühlen weitertreiben. Aber damit ist dem Willen auf die Dauer nicht gedient, da sein Ziel nicht ausschließlich die Erhöhung des Verstehens ist, sondern darüber hinaus der Fortgang des Lebens, die Ermöglichung der That. Und so muss nothwendig in solchen Zeiten einseitiger Verstandescultur eine andere Strömung alsbald einsetzen, welche dem Herzen, dem Willen zu ihrem Rechte zu verhelfen sucht, dem Herzen, das sich keineswegs damit begnügen kann, alle seine Kraft dem Verstande zuzuführen, damit sie sich im Erkennen erschöpfe, sondern dem zu seiner freudigen Bethätigung und Befriedigung das Können, das Thun unerlässlich ist. Vor ihm muss greifbar ein Werk erstehen, in das all sein augenblickliches Sehnen und Suchen sich lebendig hineinergießt. Nicht nur Wissen ist sein Ziel, sondern darüber hinaus das Können, die That, die Kunst.

Da es nun kein Leben gibt, keinen Fortgang des Lebens, wenn die Menschen sich nur auf Verstehen verlegen, da es zum Leben nothwendig ist und unerlässlich, dass etwas geschehe, da dieses Leben selbst stets einen Ausgleich verlangt zwischen That und Erkenntnis, da es dazu stets die gleichen Energiemassen wieder erzeugt, so kann eine einseitige Verstandescultur sich auf die Dauer nicht halten, sondern es tritt eine Aenderung in der Energieentwickelung ein. Richten die einen alle ihre Lebenskraft auf das Verstehen, so hat das zur natürlichen Folge, dass die andern alle ihre Kraft auf das Ziel des Wollens setzen. Dort wächst der Kopf aus, hier das Herz. Dort versammeln sich die verstandesmäßigen kalten Rechner, hier die heiß begehrenden Stürmer zur Zukunft. Die Dichter, die Künstler stehen auf. Ihre Sprache wird kühner, aufrüttelnder denn je, sie versuchen in Versen und Farben und Formen den Pulsschlag ihres Herzens zu verkörpern, sie locken mit allem, was ihnen an sinnfälligen Schönheiten zu Gebote steht, das Begehren, das Wollen, das Herz derer wieder in Gang zu bringen, die den Pulsschlag des eigenen Herzens in einseitiger Richtung unterbanden. Man prüfe hierauf nur einmal die Zeiten, da Kunst und Dichtung blühten, und man wird erkennen, dass sich dieses Blühen stets entzündete an irgend einer in einseitiger Selbstsucht erstarrten Verkommenheit und Beschränktheit gewisser Menschenclassen, denen die Vergangenheit eine Macht vererbte, die sie nicht mehr allseitig fortzubilden vermögen und die nun ihre Verwendung finden soll in der Vertheidigung der Errungenschaften jener Vergangenheit gegen jedes neu aufkeimende Leben, Wollen und Begehren.

Und hinter dieser einen Erscheinung einer lebhafteren Bewegung auf den Gebieten der Kunst und Dichtung taucht eine zweite auf: die Bewegung der Frauen. In der Weibnatur verkörpert sich der Wille. Kein begriffsmäßiges Verstehen ist Ziel dieser Natur, es sei denn, ein Manneskopf verirrte sich auf einen Weiberkörper, sondern ein directes, unmittelbares Erfühlen alles Lebens ist hier das Natürliche. Damit ist nicht gesagt, dass die Frau an sich unfähig sei zu logischem Denken, zu abstractem Verstehen, sondern ich sage, dass es eine Art Nothwehr ist, wenn sie zu solcher Waffe greift. Denn mit dem lebendigen Gefühl allein hebt sie den abstracten, in Verstandesrechnung verrannten Mann nicht aus dem Sattel, treibt ihn nicht zum Thun. Sie muss seine Wege nachklettern, sie muss verstandesmäßig an ihn heranzukommen suchen, ihn mit der eigenen Waffe bekämpfen, aber das bloße Verstehen ist bei alledem nicht letztes Ziel der Frau, sondern temperamentvolles Wollen, Handeln, Thun. Mehr Herz, mehr Wille, als der Mann, steht ihre Natur dem pulsierenden Leben offener und bereitwilliger gegenüber.

Steht nun die Frau auf zur That, so wissen wir, dass wir Männer uns wieder einmal verrannt oder „vertieft" haben in Abstractionen. Das Leben wirft uns seine Willenswaffe nach, es schickt die Frauen aus, uns zurückzuholen von unsern einseitigen Erkenntnispfaden, und thut's die Frau allein nicht, so schickt es uns ihre und unsere eigenen Kinder noch dazu auf den Hals, die Kinder, die Jugend, die nichts ist als reiner Wille und gar kein Verstand.

Es gibt alte Göttersagen, in denen die Götter zweigeschlechtlich sind. In einer Person ist das schöpferische Vermögen vereinigt. Da hängt nichts von dem Willen eines andern ab, sondern ohne fremde Hilfe ist jeder dieser Götter zum Erzeugen und Gebären, zur Schöpfung befähigt. Sehen wir uns um, so müssen wir gestehen, dass jeder Künstler ein solches zweigeschlechtliches Wesen ist, denn er ist fähig zur Erzeugung, wie zur Empfängnis, sein Geschöpf ersteht aus ihm selbst. Als geborener Vermittler steht darum der Künstler zwischen Männern und Frauen, zwischen der Welt des Verstehens und des Wollens. Das dichterische Wollen und das künstlerische Thun ergreift darum zu allererst die Frauen. Ueberall, wo es je zu einer That kam und kommt, stand und steht die Frau begeistert da, Frauenlohn war der höchste Lohn aller Helden, und bis auf den heutigen Tag ist jeder rechte Mann erst seines Wollens sicher, er erfreut sich erst seines Thuns, hört er hinter sich den Beifall der Frauen.

Wundert es uns nun noch, dass wiederum fast augenblicklich die Frauen einsprangen, als Amo seine Idee eines Menschheitscongresses zuerst einer breiteren Oeffentlichkeit hingab. Sofort begründete die als Dichterin und Wirkerin in der heutigen Frauenbewegung hervorragende Frau O. v. Bezobrazow ein neues Organ „La Tribune des Femmes", welches seine Tendenz weiter damit anzeigt, dass es sich „Un des organes d'avant-garde du Congrès de l'Humanité" nennt. Vornehmlich in die russische Frauenwelt versucht diese zehnmal erscheinende Zeitung den hohen Gedanken einer Mencheneinheit durch Völkerverbrüderung hineinzutragen, und in der vierten Nummer wird ein vortrefflich geschriebener Vortrag veröffentlicht, welchen Frau von Bezobrazow im Tempel der Franc-Maçonnerie „mixte" in Paris gehalten hat. Als Thema wählte sie direct: „Le congrès de l'Humanité et le Féminisme au point de vue de l'Harmonie." „Aus der Tiefe des erwachten Geistes wird die sociale Harmonie eintreten in die äußere Welt. — Die Herzen erwecken, um sie zur harmonischen That vollständiger Befreiung zu führen, das ist der ganze Congress."

„Weder die Vereinigung der Kirchen, noch die ökonomisch-wissenschaftliche Einheit, noch irgend ein „Credo", noch irgend ein gemeinsamer Bodenbesitz ist imstande, die Menschen einander zu nähern ohne das Band einer unbegrenzten Liebe. Nur das Herz ist groß genug, die höchste Schönheit der Güte zu fassen, zu umarmen

und auszubreiten, der Güte, die allein in sich selbst ruhend überall ein Ganzes zu sein vermag. Man kann sich auszeichnen in der Kenntnis der Wissenschaft, der Kunst, man schreitet nur fort durch die unpersönliche, uninteressierte Liebe des Nächsten. Der wahre Fortschritt besteht also in dem Triumphe des solidarischen Geistes, in der Entwickelung seiner beständigen Kraft, die sich fortsetzt in das Universum und an die Stelle der individuellen Emancipation des Menschen die collective setzt und die ganze Menschheit an die Stelle eines Bruchstückes derselben, einer Fraction" ...

„Die große Wirkung, die bewundernswerte That des Menschheitscongresses wird die Durchdringung der Geister mit dem socialen Egoismus sein, mit der Realität des moralischen Gefühls, ohne das alle Aenderung von der Spitze bis zur Basis vergebens sein wird, vergebens jede Erweiterung, jeder Umsturz der Formen des Fortschritts, ohne das nichts bleibt als ein Aschenhaufen toter Civilisation, ohne das man unter den freiheitlichsten Institutionen nichts haben wird, als Corruption und Knechtschaft."

„Die blinde und chaotische Organisation des Capitalismus legt dem Mitleid den Maulkorb an, da sein Egoismus nun einmal demselben den Ausweg wehrt. Aber die Goldberge, welche der Capitalismus bewegt, sind nicht höher, als der Gedanke der Gerechtigkeit, dieser Gerechtigkeit, deren Aufzucken und Wollen wir fühlen."

„Die freie Bahn des Fortschritts sagt den Menschen: „Seid ohne vorgefasstes System, fragt Euer Gewissen und folgt dem, was ihm definitiv als das Beste erscheinen wird! Unterwerft Euch der Reflexion und der Bedingung ihrer Wahl; sie sind die Bedingungen Eurer Freiheit selbst, und thut Ihr so, so wird hier unten Euch aus dem tiefsten Grunde des Universums ein Etwas antworten: Die Harmonie des intellectuellen und moralischen Fortschritts, die Euch beschenkt mit der Einigung von Kopf und Herz."

Weniger der abstract begrifflichen Sphäre und mehr dem lebendigen Fühlen des Herzens vermögen Worte nicht zu entflammen. Und dass der Gedanke des Menschheitscongresses diese Zone lebendigen Wollens erreichte, durchdrang und eroberte, möge uns ein glückliches Vorzeichen sein, ein Vorzeichen, das auch unser Wollen entflammt, mitzuarbeiten an dem schönsten Werke, welches sich da für die Jahrhundertfeier in Frankreich vorbereitet.

Frankfurt a. M. **Mathieu Schwann.**

Am Grabe Burne-Jones'.

Burne-Jones, der große englische Maler, ist soeben gestorben. Er war nicht so bekannt und beliebt wie viele andere Künstler von geringerer Bedeutung. Sein Genre war dafür zu hoch. Nur feineren Naturen war er verständlich, dem Gefühle der Menge war er fremd. Er hat es auch spät zur officiellen Anerkennung als Mitglied der königlichen Akademie gebracht. Er war derselben immer unbequem und hat schließlich auch dem unbehaglichen Verhältnisse, das zwischen ihnen bestand, dadurch ein Ende gemacht, dass er seine Stellung in derselben aufgab. Ein Burne-Jones braucht nicht — wie mancher andere — ein officielles Beglaubigungsschreiben seiner Größe. Er war innerlich groß, wie Dante, an den er in manchem erinnert. Könnte man sich den großen Florentiner als Mitglied einer königlichen Akademie denken?

Burne-Jones war in einer materialistischen Zeit geboren. Aber er verstand es, Ideen in erhabenster Weise darzustellen. Er hatte etwas Mittelalterliches in seiner Anschauungsweise und etwas Klassisch-Antikes in der Formensprache. Er war zum Dichter geboren, aber er dichtete mit dem Pinsel, umgekehrt wie Goethe, der sein Leben lang einen Kampf führte mit seinen malerischen Anlagen. Jedes seiner Gemälde ist symbolisch. Er gleicht auch darin Dante. Man könnte sagen, er sei der größte Maler des Mittelalters gewesen. In ihm feierte die mittelalterliche Renaissance, in der wir jetzt stehen, einen Triumph. Diese Wiedergeburt germanisch-christlichen Geistes geht ja wesentlich auf die deutsche Romantik zurück. Ihre Wellen schlugen nach England hinüber und erzeugten da jene merkwürdige Strömung, die zur Vertiefung des religiösen Lebens, zur Rückkehr zu katholischen Anschauungen, in der Kunst zum sogenannten Präraffaelismus führten. Burne-Jones wollte anfangs Geistlicher werden, ward aber auf der Universität von den Ideen der Präraffaeliten so ergriffen, dass er sich ganz der Kunst zu widmen beschloss. Sein Ideal war Rosetti, dessen Schüler er wurde. Bald übertraf er den Meister. Rosetti selbst erkannte es an.

Die Präraffaeliten, die so großen Einfluss gewannen auf die Entwickelung des englischen Geschmackes, giengen, wie ihr Name sagt, auf die italienischen Vorgänger des Urbinaten zurück. Die Keuschheit und Strenge ihres primitiven Kunststiles suchten sie nachzuahmen. Freilich hätten sie begreifen müssen, dass es unmöglich ist, völlig sich in eine frühere Zeit zurückzuversetzen. Auf die Weise entsteht nur allzu leicht eine Manier. Aber auf der anderen Seite muss man zugeben, dass gerade diese Auffassung der älteren Italiener dem germanischen Geiste ungleich mehr gerecht wird als die Musterleistungen der italienischen Cinquecentisten oder gar der Franzosen, die eine Verquickung von gallischem und antikem Geiste darstellen. England war der günstige Boden für solche germanische Wiedergeburt. Burne-Jones studierte in Italien besonders Mantegna und Sandro Boticelli. Namentlich die herrlichen Köpfe des letzteren, die so eigenthümlich langgezogen sind, findet man auf seinen Bildern wieder. Es ist etwas Schmachtendes in ihnen. Sie sehnen sich nach etwas Unbestimmtem. Das ist echt germanischer Idealismus. Es ist etwas Jungfräuliches, Unberührtes, Heiliges in ihnen. Es fällt einem immer und unwillkürlich der Ausspruch Schopenhauers ein, dass dem Jünglingsgesicht die sanfte Schwermuth so gut stünde. Diesen eigenthümlich melancholischen Ausdruck haben die meisten Gesichter seiner Jungfrauen namentlich. Man könnte an den jugendlichen Byron denken mit seinem Weltschmerz. Oft werden sie beinahe schemenhaft. Man weiß nicht mehr, ob man Menschen von Fleisch und Blut vor sich hat oder Gespenster. Besonders die Augen, in denen doch das Leben wohnt, sehen einen so unheimlich starr und träumerisch an, dass der Blick hypnotisierend wirkt. Schon von den alten Angelsachsen sagt ten Brink in seiner berühmten englischen Literaturgeschichte, sie hätten einen eigenthümlichen Zug zur Schwermuth gehabt. Wunderbares Volk, diese Engländer! Sie verbinden die höchste Thatkraft, den gesundesten Realismus mit Sentimentalität, und zwar ist es bezeichnend, dass gerade die Männer dort, nicht die Frauen, als das „sentimental sex" bezeichnet werden.

Burne-Jones war übrigens — wie so viele bedeutende Engländer — keltischer Abkunft und verdankt dieser wohl den mystischen Sinn. Man kann nicht leugnen, dass der Zug zum Geheimnisvollen, Uebernatürlichen, Hohen, Erhabenen den Kelten mehr noch eigen ist, als den Germanen. Die ganze mystische Welt des heiligen Gral ist ja ihr Werk. Burne-Jones hat denn auch Darstellungen gerade aus der Gralssage geschaffen, die zum Erhabensten gehören, was man sich denken kann. Sein Freund, der berühmte William Morris, hat Teppiche für Stammore Hall fertigen lassen im alten Stile des Mittelalters. Burne-Jones hat Zeichnungen dazu geliefert. Es ist hier besonders die Scene, wie Sir Galahad den Gral findet, ihn erkennt und knieend in vollem Waffenschmuck anbetet, während sein ritterlicher Begleiter noch nicht so glücklich ist, ihn deutlich zu sehen, in einer wunderbaren Landschaft, wo Blumen sprießen, Bäche rauschen und ein düsterer Wald einen geheimnisvollen Hintergrund bildet für mich von höchstem Reize. Ich sollte denken, es gäbe kein schöneres Bild für ein Wohnzimmer; es liegt soviel darin, dass man stundenlang davor stehen könnte, um sich in die Zeit der Handlung, in die Größe der Gedanken zu vertiefen. Eine würdige That wäre es, diese herrliche Darstellung vervielfältigen zu lassen und unter das Volk zu werfen. Aber es ist charakteristisch, dass ich in ganz London keine Reproduction erhalten konnte. So ist unsere Zeit. Die großen Gedankenschöpfungen des englischen Malers, sein „Stern von Betlehem", seine „Goldene Treppe", sein „König Kophetua", sein „Schicksalsrad", sein »Chant d'Amour«, seine „Briar-Rose", seine „Liebe in den Ruinen", sein „Spiegel der Venus" u. s. w. werden wohl kaum populär werden, so wenig wie die Symphonien Beethovens oder der „Parsifal". Einsam wohnt das Genie. Aber wer auch nur einmal in seinem Leben etwas von seinen Funken in sich aufgenommen hat, dem erwächst eine Sehnsucht nach Höherem. Und das ist ja die Hauptaufgabe der Kunst. Sie ist, wie Richard Wagner den Ausspruch Goethes schön erklärend sagt, das Ewigweibliche, das uns hinanzieht.

Brüssel. **Harald Arjuna van Jostenoode.**

Ludwig Hevesi.

Steht man im Burgtheater, um das Schauspiel zu erwarten, so kann man bei Premièren, ein paar Minuten nach sieben, wenn eben die Musik schon begonnen hat, einen Mann verdrießlich durch das Parterre schreiten sehen, der durch sein langsames, ernstes, ja beinahe zaghaftes Wesen unter den aufgeregten und ungeduldigen Menschen auffällt. Pedantisch kommt er durch den Gang in der Mitte zu seinem Sitz, schaut sich nicht um und macht ein unbehagliches Gesicht; er scheint fremd zu sein und ist ein bisschen verlegen. Er setzt sich, rückt noch einmal hin und her, bis es ihm bequem ist, und nun bleibt er, ein wenig vorgeneigt, ohne je wegzublicken, unbeweglich sitzen und schweigt und lauscht. Tritt im Zwischenact jemand hin und redet ihn an, so wird er sich ungelenk feierlich erheben, ist erschrocken und muss sich, wie nach und nach erst erwachend, erst langsam mit Mühe besinnen, bis er ihm zögernd ein wenig die Hand gibt und doch etwas sagen will. Er spricht sehr leise, macht Pausen, zögert, lächelt, hört zu und ist ängstlich. Den Kopf hält er dabei gern immer schief auf die Seite und blinzelt weg. Doch sieht man da, wie es manchmal so aus seinen Augen huscht, und es spöttelt unter dem Mund im Bart seltsam, dass man gleich seiner strengen und schweigsamen Art nicht mehr recht traut. Aber er ist froh, sich wieder zu setzen, immer ein wenig vorgeneigt, versinkt wieder und lauscht. Dieser sonderbare, bedächtig feierliche Mensch, der so fremd und schüchtern thut, aber sich verdächtig macht, uns doch im Stillen auszulachen, ist unser Hevesi. Ich habe mir lange gewünscht, einmal aussprechen zu dürfen, wie wir ihn verehren. Das ist nicht bloß aus Dankbarkeit, weil er

jedem, der den Weg sucht, hilfreich ist, in seiner Güte niemals durch die Anfänger ungeduldig wird und den redlichen Willen, dem es noch nicht gelingt, doch gelten lässt, sondern wir fühlen auch, dass unser Metier keinen edleren Meister hat: wenn man sich oft kränken oder schämen muss, kann seine gute Gestalt uns wieder trösten. Das einmal sagen zu dürfen, habe ich mir lange gewünscht. Sein neues Buch*) erlaubt es mir jetzt.

In seinen Novellen und Humoresken stellt Hevesi gern einen besonderen und entlegenen Menschen oder auch den Gedanken einer tollen Laune auf eine merkwürdig doctrinäre Art und sozusagen mit einer lautlosen Liebe dar. Sein Humor besteht darin, uns etwas plausibel zu machen, ja zu beweisen, das eigentlich undenkbar ist. Dies geschieht, indem er uns zuerst einen kleinen Zug zeigt, den wir uns gefallen lassen können, dann einen zweiten von evidenter Wahrheit, einen dritten, dem wir uns nicht entziehen dürfen, und so merken wir es gar nicht, dass wir auf einmal schon im Phantastischen sind. Er geht langsam um seinen Menschen oder um seinen Gedanken auf allen Seiten mit uns herum, deckt immer ein Stück nach dem anderen auf und wenn wir es glauben, immer gleich noch ein neues, bis wir dann auf einmal, ohne es noch selbst zu wissen, schon ganz im Unglaublichen sind. So macht er uns mit seinen Gestalten oder Späßen genau durch dieselbe Methode bekannt, die das Leben selber hat. Manche Menschen könnten wir dem Leben gar nicht glauben, wenn wir gleich ihr ganzes Wesen erblicken würden; so burlesk und imaginär sind sie. Ja, man darf vielleicht behaupten, ich möchte es wagen, dass wir dem Leben gar keinen Menschen glauben würden, den wir gleich im ganzen erblickt hätten, mit den vielen Widersprüchen und Verworrenheiten, die in jedem sind. Aber das Leben ist klug: es stellt uns die Menschen zuerst auf eine vage Weise ganz plausibel vor. Dann lässt es uns manches im besonderen sehen und später, wenn wir es schon ein bisschen vergessen haben, erst das andere. Erinnern wir uns freilich einmal und vergleichen alles, dann können wir nicht begreifen, wie denn das alles in demselben Menschen beisammen sein soll. Aber dann ist es zu spät: dann glauben wir es ja schon. Ebenso foppt uns Hevesi den Glauben an seine Gestalten oder Gedanken vom Kleinen zum Großen, vom Einzelnen zum Ganzen ab. Bis er uns bemerken lässt, wie dubios sie sind, haben wir ihnen schon zugestimmt: es ist schon zu spät, uns zu wehren. Im Kritischen gelingt es ihm durch dieselbe Methode, seinem Publicum, das ängstlich und misstrauisch ist, doch das Verwegenste anzuthun. Niemand hat in unserer Stadt den fragwürdigen Werken der Zeit mehr geholfen als er. Er ist unter uns der große Herold der neuen Kunst gewesen. Mögen andere lauter geblasen haben, aber bei seiner sanften Flöte sind die alten Mauern eingesunken. Das wollen wir ihm niemals vergessen.

Er ist eigentlich gar kein Kritiker, wie man den Namen früher verstanden hat: kein Richter über gut und böse, der urtheilen, belohnen oder strafen will. Er lobt nicht und er tadelt nicht, sondern er stellt dar. Er fragt nicht, wie es sein soll, sondern sagt, wie es ist. Er nimmt ein Protokoll mit den Absichten der Künstler auf. Er tritt mit keinen Forderungen in das Theater oder vor ein Bild: das Drama soll so sein, ein Porträt muss das sein. Nein, er verlangt gar nichts, er lässt die Werke auf sich wirken und erzählt, dann, wie es war. Dieses Erzählen von den Werken, wie sie wirken, ist seine Leidenschaft. Es kommt nicht vor, dass er in Zorn geräth und niemals wird er fanatisch. Er nimmt alles hin, sieht es innig an und gibt es wieder. Dies ist sein Talent: in Worten die Dinge rein wiederzugeben, wie in einem Spiegel. Andere möchten das ja auch und nehmen es sich vor, aber es geschieht ihnen leicht, dass sie von einer Erscheinung nur das Wesen behalten; auf dieses reducieren sie sie und drücken es heftig aus. Wer ihr nun schon widerstrebt, wird nur noch mehr abgeschreckt. Für ihn ist es besser, erst eine Zeit am Rande der Erscheinung zu verweilen, bis er sich gewöhnt hat und zutraulich geworden ist. Dies thut Hevesi mit ihm: er weiß seine Bedenken durch die reine Freude am Anschauen zu beschwichtigen. Das Publicum hat niemals das Gefühl, dass er ihm etwas aufnöthigen will, sondern es theilt seine Lust am Sehen und am Zeigen.

Die reine Freude am Anschauen, darin ist seine stille Gewalt. Er will nichts von der Kunst und vom Künstler, als sie fühlen dürfen. Zärtlich fasst er die Werke an, hegt jeden Zug, kostet und schmeckt sie, tritt weg, um sie aus der Ferne zu sehen, nähert sich, um sie mit der Hand zu liebkosen, wendet sie ein wenig um und nichts ist ihm zu gering und er fürchtet sich, das Kleinste zu versäumen, und seine Liebe wird nicht müde. Wie ein Rosenfreund im Garten geht, so sehen wir ihn langsam und dankbar durch die Künste schreiten. Aber in der Hand hat er einen Strauß von seltenen und schönen Worten.

Auf diese sanfte und innige Art übt er unser Metier aus. Gesetze zu dictieren, die Zeit zu beherrschen ist sein Verlangen nicht. Er will nicht über die Künstler regieren, sondern es soll durch ihn einem jeden sein Recht werden. Er kennt den Zorn nicht, er kennt keine Furcht. Er dient still der ewigen Schönheit.

Hermann Bahr.

*) „Das bunte Buch". Humoresken von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Adolf Bonz.

Die Woche.

Politische Notizen.

Als ich in der Nummer der „Zeit" vom 23. April d. J. den „Reichswehr"-Scandal enthüllte, schrieb ich mit Beziehung auf den damals von Herrn David gegen die Regierung angestrengten Schadenersatzprocess die Worte nieder: „Wenn die Regierung gegenüber dem Herrn David keine Butter auf dem Kopf hat, braucht sie den Gerichtssaal nicht zu scheuen!" Die Regierung that darauf eine Zeit lang so, als ob sie gegenüber Herrn David wirklich keine Butter auf dem Kopf hätte. Graf Thun gab sich den Anschein eines unter die österreichischen Ministerpräsidenten verirrten Catos und ließ durch die Finanzprocuratur alles für die Gerichtsverhandlung vorbereiten. Sobald aber der Termin der Gerichtsverhandlung vor der Thüre stand, wurde es dem Cato-Thun etwas schwül ums Herz, und er besann sich eines anderen. Er zahlte dem Herrn David ein Ablassgeld, damit dieser den Process fallen lasse. Dieselbe k. k. Finanzprocuratur, die eben erst, aus dem Born ihrer juristischen Weisheit heraus, in ihrer Klagebeantwortungsschrift die juristische Haltlosigkeit der David'schen Klage bewiesen hatte, erhielt plötzlich den Auftrag, mit ihm einen Ausgleich zu schließen, der das Staatsärar wieder ein nettes Sümmchen kosten dürfte. Rechtsgründe waren dafür nicht maßgebend, das beweist die Processschrift der Finanzprocuratur selbst, also andere Gründe. In Sachen der „Reichswehr" hat eben die Regierung Butter auf dem Kopf. Herr David wohl auch. Beide posierten aber so, als ob sie den Muth besäßen, mit dieser Sache in die öffentliche Gerichtsverhandlung einzutreten. Es kam nur darauf an, wer von beiden es in dieser frechen Pose länger aushalten würde. Herrn Davids Frechheit hat länger ausgehalten. Er hat gesiegt, und Graf Thun hat ihm aus den Säcken der Steuerzahler pünktlich die Kriegskosten bezahlt. Hoffentlich reichen sie sich jetzt nach beigelegtem Streit hochachtungsvoll die Hände und erneuern den durch das Zwischenministerium Gautsch zerstörten Bund zwischen der Regierung und der „Reichswehr". Graf Thun hat schon in der kurzen Zeit seiner Amtswirksamkeit bewiesen, dass er würdig ist der Nachfolgerschaft des Grafen Badeni, und für einen Minister solcher Sorte ist gerade Herr David der richtige Leibjournalist. Einen besseren findet er zu dieser sauberen Arbeit sicher nicht bereit.

*

Meine besten Verbündeten im Kampf gegen diverse österreichische Minister sind noch immer — die Minister selbst und ihre Thaten. Das hat sich nun auch an dem Finanzminister Herrn Dr. Kaizl bewährt. Jüngst führte ich eine Polemik gegen die „Arbeiterzeitung", weil diese den Herrn Dr. Kaizl absolut für einen „modernen und vernünftigen Mann" ansehen wollte. Alle meine Gegenargumente konnten der „Arbeiterzeitung" ihre gute Meinung über Herrn Dr. Kaizl nicht rauben. Schon brach ich, da ich die Vergeblichkeit des Kampfes einsah, die Polemik ab. Da greift plötzlich Herr Dr. Kaizl hilfreich ein. Er setzt unter die barbarische Ausnahmsverordnung für Westgalizien seinen Namen drunter, und nun glaube ich, ist die Polemik endgiltig zu Gunsten meiner Ansicht entschieden. Kein ehrlicher Mensch mehr kann den Finanzminister Dr. Kaizl einen modernen Mann nennen. Das Verdienst, dieser richtigen Anschauung, zum Durchbruch verholfen zu haben, gebürt nicht mir, dessen Worte sich als unzureichend erwiesen haben, sondern Herrn Dr. Kaizl höchstselbst und seinen sprechenden Thaten. Dieses Verdienst sei ihm auch neidlos zuerkannt. Die diversen österreichischen Minister, die ich schon im Laufe der Zeit bekämpft habe, hätten es immer in der Hand gehabt, mich durch gute Regierungsthaten zu widerlegen. Aber noch keiner hat mir diese Blamage angethan. Ich weiß gar nicht, wie ich mich für solch wertvolle Unterstützung ihnen dankbar erweisen soll. Ich denke, am besten, indem ich sie en échange in der von ihnen so wirkungsvoll betriebenen Zerstörung ihres guten Rufes auch weiterhin mit meinen schwachen Kräften unterstütze.

*

In der vor vierzehn Tagen in diesem Blatte aufgedeckten montenegrinischen Affaire hat schließlich die Goluchowski'sche Presse einlenken müssen. „Fremdenblatt", „Neue Freie Presse", „Pester Lloyd" haben anerkannt, dass der angebliche Artikel des „Glas Crnagorca", auf dem diese Polemik aufgebaut war, thatsächlich nie im „Glas" gestanden hat. Das „Fremdenblatt" theilt dabei mit, dass der „Glas"-Artikel schon vierzehn Tage vor der Polemik in der „Wiener Abendpost"; die „Neue Freie Presse" bekennt, dass er vierzehn Tage vor der Polemik in ihren eigenen Spalten als Falsificat bezeichnet worden ist. Diese Geständnisse sind wertvolle Beiträge zur richtigen Beurtheilung der ganzen Affaire. Sie stellen nämlich über jeden Zweifel die — mala fides der Goluchowski'schen Blätter gegenüber dem montenegrinischen Amtsblatt und dem Fürsten Nikita fest.

*

Dem Grafen Goluchowski möchte ich in's Stammbuch schreiben, was der in Beziehungen zum französischen Auswärtigen Amte stehende Pariser „Temps" über diese montenegrinische Kunstleistung des Goluchowski'schen „Pressgenies" sagt. In seiner Nummer vom 1. Juli widmet der „Temps" einen ganzen Leitartikel der Darstellung dieser Presscampagne, die mit unserer Darstellung vollständig übereinstimmt. Der Schluss des Artikels lautet: „Man braucht in Oesterreich nicht stolz zu sein auf diese Campagne. Die Lüge im Beginn, die Frechheit im weiteren Verlauf, die naive Anschauung, dass es genügt, das Air eines Eisenfressers anzunehmen, um gegenüber einem kleinen Staat Recht zu behalten — das Ende davon ist die Demüthigung, dass man die Hände in eine fremde Tasche gesteckt hat, ohne etwas herausgezogen zu haben."

Kr

Volkswirtschaftliches.

Die ungarische Regierung veröffentlicht den Entwurf eines autonomen Zolltarifes. Sie hat sich die Sache sehr leicht gemacht: sie hat die geltenden Zollsätze des gemeinsamen allgemeinen Zolltarifes für die wichtigeren Waren ziemlich planlos theils um die Hälfte, theils auf das doppelte und dreifache erhöht und nennt das nun einen neuen Zolltarif. Sie hätte ebensogut sagen können: der autonome Zolltarif beträgt für alle Güter

1000 Gulden per 100 Kilogramm und nun lassen wir mit uns handeln. Es ist ganz ausgeschlossen, dass dieser Tarif je durchgeführt werde, ja nur als Basis von Verhandlungen dienen könne, auch nicht im Jahre 1903, wenn die Bindung der Zollsätze durch internationale Verträge aufhört. Man kann ihn nicht einmal einen Kriegstarif nennen, denn auch im Kriegstarif pflegt man nur die Zollsätze jener Waren zu steigern, die man aus dem gegnerischen Lande bezogen hat und nicht mehr von dort beziehen will. Wäre es ein Kriegstarif, so müsste die einfache Antwort Oesterreichs die Aufstellung eines Differentialtarifes auf ungarische Agrarproducte sein. Aber dieser Tarif ist überhaupt nicht ernst zu nehmen, und bezeichnenderweise wird er auch in Ungarn nach den vorliegenden Blätterstimmen nicht ernst genommen. Was ist dann die Absicht der Veröffentlichung? Vielleicht Einschüchterung der österreichischen Industriellen und Politiker. Dazu ist die Sache aber doch etwas zu plump angefasst. Dann gibt es eine zweite Möglichkeit. Das vorgelegte Machwerk soll das Augenmerk von der ernsten Arbeit ablenken, welche in Ungarn thatsächlich seit Monaten zur Vorbereitung des autonomen Zollgebietes geleistet wird. Die fehlt bei uns, und wenn die Frage wirklich einmal in ihrem vollen Ernste herantreten sollte — und unmöglich ist das trotz des officiösen Beschwichtigungshofrathes in der „Wiener Zeitung" nicht — so werden bei uns Regierung und Industrielle rathlos dastehen. Dieses officiöse Communiqué in der „Wiener Zeitung" ist überhaupt eine classische Leistung. Es becomplimentiert die Ungarn dafür, dass sie vorsichtigerweise schon jetzt alle Vorbereitungsmaßregeln trifft, um für den Fall der Zolltrennung gerüstet zu sein. Von unseren Vorbereitungen weiß es nur zu melden „dass sie auch so intendiert sind". Und komisch ist, dass die ganzen Ausführungen gegen „einen Zolltarifentwurf gerichtet sind, welcher in der „Neuen Freien Presse" veröffentlicht wurde" und der „angeblich" der Entwurf der ungarischen Regierung sein soll. War die österreichische Regierung wirklich allein in Oesterreich über die Authenticität des Entwurfs im Zweifel oder wollte sie nur Vogel Strauß spielen und der Bevölkerung einreden, dass die Gefahr des getrennten Zollgebiets nicht existiert, weil sie sie nicht sehen will, weil sie der Gefahr gegenüber rathlos unthätig verharrt?

•

Die Petroleumraffineure haben nach langen Verhandlungen wieder ein Cartell gebildet. Das Cartell hat Jahre hindurch bestanden und hat es durch schrankenlose Ausbeutung der Consumenten zuwege gebracht, dass eine Reihe neuer Raffinerien entstanden sind, um an dem hohen Productionsgewinn zu participieren, bis die Ueberproduction die Sprengung des Cartells zur Folge hatte. Danach haben die Herren durch ein, zwei Jahre mit geringem Nutzen, theilweise mit Schaden gearbeitet. Wenn der Zustand noch einige Zeit angehalten hätte, so hätten die großen Betriebe, die Petroleummillionäre, die minderleistungsfähigen Unternehmungen zum Stillstand gezwungen, oder billig aufgekauft. Der Anfang dazu war schon gemacht. Nun haben die Herren sich wieder gefunden und das Cartell gebildet. Und binnen wenigen Tagen haben sie den Petroleumpreis von 15 Gulden, der etwa die Kosten deckte, auf 18 Gulden, bei dem sie bereits mit enormem Nutzen arbeiten, erhöht. Der Consument zahlt die Kosten. Und wenn es ihnen gelingt, die Preise weiter zu erhöhen, was zweifellos ihre Absicht ist, und eine Reihe von Jahren den Preisstand zu behaupten, so wird ihre Maßlosigkeit neue Raffinerien schaffen und das Cartell neuerdings sprengen. Und die Hauptschuld an den ungesunden Verhältnissen dieser Industrie trägt der Staat, welcher weit mehr als ein Drittheil des Petroleumpreises als indirecte Steuer einhebt und dadurch den Consum unterbindet, so dass er per Kopf der Bevölkerung nicht den vierten Theil des Verbrauchs anderer europäischer Staaten erreicht. Der Fall Petroleumindustrie ist typisch für die durch die schlechte Wirtschaftspolitik unserer Regierung noch verschlimmerten ungesunden Productionsverhältnisse, welche die bestehende Wirtschaftsordnung an sich hervorbringt. Darum scheint uns auch die Entrüstung, welche die bürgerlichen Blätter geäußert haben, als die Petroleumindustriellen Verhandlungen zur Cartellbildung einleiteten, nicht echt. Wenn man auf dem Boden der bestehenden Wirtschaftsordnung steht und das ist doch sowohl bei der christlich-socialen als auch bei der liberalen Presse der Fall, so kann man sich über dieses Cartell nicht mehr aufregen als über ein anderes. Es ist auch bezeichnend, dass es, seitdem das Cartell zustande gekommen ist, merkwürdig ruhig in der Presse geworden ist. Offenbar haben die Schreier die gewünschten Aufklärungen von der Cartellleitung erhalten. Besonders komisch war es, zu sehen, wie die Presse die Regierung anrief, das Cartell zu verhindern. Gewiss hat die Regierung Mittel genug in der Hand, um dieses Ziel zu erreichen. Die Drohung einer Zollermäßigung würde genügen. Aber wie soll die Regierung eine Ermäßigung des Petroleumzolles vorschlagen, nachdem sie selbst erst eine Erhöhung des Rohölzolles beschlossen hat und dadurch ihrerseits eine Preiserhöhung des Petroleums verursacht? Dieselbe Regierung, welche die Petroleumindustrie durch die unsinnig hohen Consumsteuern in eine Sackgasse geführt hat, welche eben erst eine Erhöhung anderer Consumsteuern beschlossen hat, der wahrscheinlich die Petroleumsteuer bald folgen wird. Dieselbe Regierung, welche einen Cartellgesetzentwurf eingebracht hat, der die Cartelle für die Zwecke des Fiscus officiell anerkennt! Solange die österreichische Wirtschaftspolitik trotz aller Regierungswechsel unverändert schlecht bleibt, ist nicht daran zu denken, dass die Regierung auf irgend einem Gebiete die Consumenten vor Uebergriffen der Producenten schützen werde.

•

Vorige Woche haben wir über den Vorschlag der „Neuen Freien Presse" geschrieben, dass die Regierung ihren Geldbedarf in der Weise decken solle, dass sie Gold aus den Cassenbeständen in die Oesterreichisch-ungarische Bank gegen Banknoten hinterlege; wir haben gleich hinzugesetzt, dass dies wahrscheinlich nicht geschehen werde, weil es eben das Richtigste wäre. Unsere Voraussetzung, dass man in Oesterreich nur etwas einleuchtend Vernünftiges vorschlagen müsse, damit es unterbleibt, hat sich als begründet erwiesen. Das „Fremdenblatt" polemisiert bereits in einem offenbar inspirierten Artikel gegen diesen Vorschlag und kündigt an, dass die Regierung Steuerwechsel verpfänden und Contocorrentvorschüsse aufnehmen würde. Das bei dieser Gelegenheit vom „Fremdenblatt" vorgebrachte verworrene staatsrechtliche Gerede hat hier weiter kein Interesse. Nur Eines kann nicht unerwähnt bleiben. Das „Fremdenblatt" behauptet schon wieder, dass die Cassenbestände lange nicht so groß seien, als man in der Oeffentlichkeit glaubt und dass auch nicht genügend große Summen disponibel seien. Da muss man wieder fragen, ob denn die Cassenbestände in einer Vexierschublade liegen, die man beliebig in zweifacher Weise öffnen kann, einmal, dass etwas darin ist und einmal, dass sie leer ist? In den tabellarischen Beilagen zu den Ausgleichsvorlagen der Regierung werden die Geldbestände der k. k. Staatscentralcasse per 31. Januar 1898 mit 59·3 Millionen Gulden angegeben, von 21·6 Millionen Gulden bei Bankanstalten elociert; wohlgemerkt, abgesehen von dem durch Anlehen erworbenen zu Valutaregulierungszwecken reservierten Gold. Ist dieses Gold nur auf dem Papier oder auch in Wirklichkeit vorhanden? Wenn ja, so muss es möglich sein, dass auf einige Zeit, bis die Regierung wieder vom Parlament die Bewilligung zur Aufnahme eines Anlehens erhält, zwanzig Millionen davon den kühlen Lagerplatz in den Kellern der Staatscentralcasse mit jenem in der Bankgasse vertauschen. Das ist die ganze thatsächliche Veränderung, welche durch die vorgeschlagenen Transaction geschaffen würde, deren Wert in der Ersparung von Zinsen für den Staat und in der Verminderung einer Verengung des inländischen Geldmarktes liegt. Ob man schon je einen vernünftigen Privatmann gesehen hat, der sich Geld auf Zinsen ausgeliehen hat, wenn er das bare Geld in der Casse liegen hatte? So weise ist nur eine österreichische Finanzverwaltung!

ꝛc.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris, L'Oeuvre, „Solness le Constructeur" von Ibsen; Comédie française, „Celle qu'on n'épouse pas" von Alexis; „Le Tricorne enchanté" von Gautier; Ambigu, „La Bande à Fifi" von Gardel-Hervé und Barret.

Bücher.

Alfred Doren: Entwickelung und Organisation der Florentiner Zünfte im 13. und 14. Jahrhundert. Leipzig, Duncker und Humblot, 1897.

Florenz ist das mittelalterliche Athen, das merkwürdigste demokratische Gemeinwesen aller Zeiten, und die Forscher kehren immer wieder zu ihm zurück, um aus der unerschöpflichen Fülle seiner archivalischen Schätze und seiner classischen Historiker Belehrung zu schöpfen und zu verbreiten. Die Verfassung der kleinen, aber mächtigen und angesehenen Republik beruhte in der Zeit ihrer höchsten Blüte auf den Zünften oder, wie der schönere italienische Terminus technicus lautet, den „Künsten" (Arti), und es ist eben das Eigenthümliche dieser mittelalterlichen Organisationen, was ganz besonders in Florenz hervortritt, dass sie keineswegs den Zweck hatten, etwa dem Spänglermeister das ausschließliche Recht auf Anfertigung von Hosenschnallen zu sichern und was dergleichen hochwichtige Rechte mehr sind, sondern dass sie politische Körperschaften waren, die dem einzelnen Bürger das Recht der Theilnahme an der Staatsverwaltung sicherten. Doren ergänzt die bekannte Darstellung Poehlmanns durch eine Menge neuer interessanter Einzelheiten, die er den Urkunden entnommen hat, und durch die Aufstellung neuer Gesichtspunkte für die Beurtheilung des Zunftwesens der Arnostadt, dessen Geschichte übrigens, wie er bemerkt, noch nicht geschrieben ist; seine eigene Arbeit kann als Entwurf einer Geschichte gelten. —e—

Eduard Wertheimer: Die Verbannten des ersten Kaiserreichs. Leipzig, Dunker und Humblot, 1897.

Als Napoleon seine gewaltige Laufbahn zunächst auf der Insel Elba, dann endgiltig auf St. Helena beschlossen hatte, übernahm im Concerte der soeben abgeschlossenen „heiligen Allianz" Oesterreich die Rolle, den Mitgliedern und hauptsächlichsten Dienern des gefallenen Imperators seine Gastfreundschaft zu gewähren; allerdings eine Gastfreundschaft eigener Art, mit sanftem Zwange, der unter Umständen recht unangenehm wurde, und mit ebenso höflicher wie zudringlicher Polizeiaufsicht. Die „Gäste", die selbstverständlich auf eigene Kosten lebten, wurden an bestimmte Wohnorte verwiesen und sahen sich auf Schritt und Tritt durch die Gegenwart aufmerksamer Spitzel beehrt. Das Schicksal dieser Zwangsgäste schildert Eduard Wertheimer in seinem Buche. Freilich verheißt der Titel zuviel. Der Verfasser handelt nur von den Verbannten, die und so lange sie eine mehr oder minder freiwillige Zuflucht unter dem Doppeladler fanden: Louis Bonaparte von Holland, Jérôme und Katharine von Westfalen, Elise Baciochi von Toscana, Karoline Murat von Neapel, den beiden Polizeiministern Fouché und Savary, dem Staatssecretär Maret. Allein innerhalb dieser Beschränkung bietet Wertheimer sehr viel des Neuen und Interessanten. Er arbeitet auf Grund nicht nur einer umfassenden Kenntnis der einschlägigen Literatur, deren entlegenste Erscheinungen zu Rathe gezogen werden, sondern auch eifriger und erfolgreicher Studien in den verschiedenen Wiener Archiven; und wenn sein Buch dem Specialforscher reiche Aufklärung schafft, so bringt es nicht minder für jeden Gebildeten Belehrung und anziehende Schilderungen. Kleine Unebenheiten des Stiles, verschiedene Austriacismen dürfen dabei dem Verfasser wohl verziehen werden. Er bietet keine trockene Notizensammlung, sondern eine belebte und fesselnde Darstellung, Charakteristik und Geschichte der inneren Entwicklung der von ihm behandelten Persönlichkeiten, die bei der wieder erwachten Vorliebe für das erste Kaiserreich von neuem eine hervorragende Stelle im öffentlichen Interesse einnehmen. Das Leben der Verbannten in Oesterreich bildet einen traurigen Epilog der Geschichte des blendenden Napoleonischen Despotismus. Allein dieser machte schon auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glanzes das Unglück der Nächststehenden aus. „So geht es in der Welt", schreibt Louis Napoleon am 17. Juni 1811 seiner Schwester

Pauline Borghese: „Lucian an einem Ende der Welt, ich am anderen, Joseph umherirrend, Elise, Jérôme da und dort, Du krank, die Mutter sich grämend, alle alternd, inmitten einer traurigen und erdrückenden Berühmtheit.“ Er hätte hinzusetzen können: die hervorragendsten Diener des Kaisers, Talleyrand und Fouché, in Ungnade und gegen den Gewaltigen conspirierend; seine Marschälle unzufrieden und ruhebedürftig; alle vom baldigen Einsturze des lustigen Gebäudes überzeugt. Jeder empfand das Napoleonische Kaiserthum als drückende Last. Sobald es gefallen war, fluchten Jérôme und Elise in grimmigen Worten ihrem großen Bruder, weil er nicht zur Zeit Frieden geschlossen und dadurch sie um Thron und Krone gebracht hatte. Wahrlich, eine furchtbare und eindringliche Lehre für den Despotismus! Abgesehen von den wichtigen biographischen Beiträgen bringt das Buch auch manches Bedeutsame für die allgemeine Geschichte. Auf Grund einwandsfreier Urkunden beweist es von neuem, dass nicht geheime Intriguen der Mitglieder und ehemaliger Minister der Bonaparte'schen Familie, sondern lediglich die verbrecherische Thorheit der Bourbonen, die nicht allein dem verbannten Kaiser die vertragsmäßigen Zahlungen weigerten, vielmehr auch den entthronten Imperator ermorden oder doch weit weg von Elba nach einem unnahbaren Orte deportieren lassen wollten, die Rückkehr Napoleons von Elba herbeigeführt hat. Damit stimmt es, dass wie Wertheimer (S. 145) von neuem darthut, der Bourbone Ferdinand IV. von Neapel durch seinen Polizeiminister Medici den unglücklichen Joachim Murat, seinen soeben beseitigten Rivalen, vermittelst falscher Vorspiegelungen zum Putsche auf das Königreich Neapel verlockte, um ihn so ergreifen und unter einem plausiblen Vorwande erschießen zu können. Diese Bourbonen haben ihren Untergang reichlich verdient. Es wäre ungerecht, wenn wir dem Fürsten Metternich die Anerkennung versagten, dass er, im Gegensatze zu den rachsüchtigen Bourbonen, innerhalb der einmal übernommenen Rolle eines Polizeibüttels der heiligen Allianz den Mitgliedern der Familie Bonaparte und ihren Dienern möglichst Menschlichkeit zeigte und ihr trauriges Geschick nach Kräften zu mildern suchte. Soweit die Interessen der Mächte und besonders Oesterreichs selbst es gestatteten, erleichterte er ihr Schicksal und trug er ihren Wünschen Rechnung. An ihn wandten sie sich stets mit ihren Anliegen, und er berücksichtigte solche, wenn die Politik es ihm irgendwie erlaubte. Das darf dem so vielfach Angefeindeten nicht vergessen werden. Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um auf das vielfache Interesse hinzuweisen, das Wertheimers Werkchen einem jeden darbietet.

Prof. Dr. M. Philippson.

Walter Siegfried: „Um der Heimat willen“. Novelle. Verlegt bei Schuster und Löffler. Berlin und Leipzig 1898.

Wieder ein Schweizer, der rasch aus seiner engern Heimat herausschreiten wird. Es ist doch ein glückliches Land, das immer wieder eine Fülle bedeutendster Talente aus seinem Boden wachsen, den Ruhm der Welt gewinnen und doch, ihrer Heimat treu, deren Wesen in glücklichster Vollendung ausdrücken sieht. Auch dieses Buch theilt die Eigenart der Schweizer, deren Kunstart sich vielleicht in den scheinbaren Widerspruch der zwei Worte pressen ließe: heroische Idylle; sowie die Landschaft bei manchen Malern ins Erhabene gerückt wird, erscheint den Dichtern wohl unter dem beständigen Anblick dieser großen und zugleich doch lieben Natur das Leben von so feiner Bildung, Ordnung, Anmuth, dass man seine Gestaltung bei ihnen der Idylle vergleichen möchte, zugleich aber von so großer Wucht des Inhalts, Gedankens, des Menschlichen, dass diese Idylle ins Heroische wächst. Dabei haben sie stets einen geschärftesten Sinn für die Erscheinungen, für alle Gestalt, den eigenartigen Wortausdruck, in dessen ein wenig alterthümlichen Formen zugleich eine ganze Vergangenheit fortschwingt, Obertöne des Gegenwärtigen, wunderbare Verbindungen aus einem guten Conservatismus herstellend. Alles das finde ich in diesem Buch wieder. Es hat eine starke Fabel, von der guten Spannung der rein epischen Kunst, eine langsam und sicher gesteigerte Schilderung, in Naturscenen ins Großartige wachsend, jede Gestalt ist in jeder Bewegung sichtbar, die ganze Anlage direct bildhaft, jedes Capitel, jede wichtigere Begebenheit nach C. F. Meyers Art in ein leuchtendes Bild gedrängt, das Ganze aber in jenem stilisierten Halbdunkel gehalten, das den Schweizern eignet; ein gewisser Museumston, aber ohne Maniriertheit. Alles ist kräftig, nicht brutal, schön, nicht reichlich, lebendig, nicht lärmend. Der Gegenstand ist ein eigentlich tragisches Problem, wie denn überhaupt die Novelle eher sich zur Behandlung eines tragischen Stoffes eignet, als der langsamer, stetig sich entwickelnde Roman. Ja, der Stoff ist eigentlich: das tragische Problem. Er setzt den großen Menschen, der über dem Ganzen, doch für das Ganze lebt, in Beziehung zur Welt, den einzelnen zum Volk, seinen höhern Willen gegen das kleinere Gesetz, das eigentlich nur für die Schwachen da ist, indes sich die Starken ihr Recht selber setzen. Das Genie fällt gerade aus seinem reinsten Willen in die Schuld, die für ihn freilich keine ist, weil seine Zwecke jenseits des Kreises stehen, den die Strafe für sein Verbrechen bezeichnet, nur seine Mittel fallen in ihn. Seine Schuld wird aber zur Schuld dadurch, dass sie ihn mit dem Leben und mit sich in Widerspruch bringt, die Schuld hebt seine Wahrheit auf und an die ist die Größe seines Wesens gebunden, von ihr bedingt. In der Wahrheit getroffen, wird er im Herzen verwundet, indem er lügen muss, mordet er sich selbst. Das Genie, das langsam sein Wesen zu Tode verneinen muss, trotz der größten geistigen Fruchtbarkeit und Leistung. Der Schluss endet dann auch mit dem Selbstmord des Helden, der um der Heimat willen ein Verbrechen begangen hat, um der Heimat willen sein eigenes Glück verdrängt, sein Wesen verleugnet und nun, da seine Schuld sich aufdeckt, noch in so großer Liebe der Mitlebenden steht, dass sie mit Gewalt den Lauf des Gesetzes zu hindern suchen und so sich gegen das Recht selbst empören. Um der Heimat die Ruhe wiederzugeben, mordet er sich selbst, worauf der Aufstand sich auflöst.

O. St.

Johannes Schlaf: Walt Whitman. Verlag „Kreisende Ringe“ (Max Spohr), Leipzig 1898.

Ich bin sehr froh, dass ich dieses Buch gelesen habe. Es gab mir geradezu den Schlüssel zu Johannes Schlaf. Jetzt weiß ich: Walt Whitman war es, der ihn aus der hölzernen Enge befreite, der ihm vom Kleben am Kleinen zum Schwelgen im Großen, zur Seligkeit des Allgefühls, des Allbewusstseins erlöste. Denn darüber dürfen wir uns nicht täuschen: zu jenen Starken, die ganz sich selbst erlösen, gehört Johannes Schlaf nicht. Aber er ist einer der dankbarsten und fruchtbarsten Empfänger. Er vermag einen Keim, der in ihm hineingelegt wurde, zur herrlichsten vollsten Blüte zu entfalten. Er hat ein frommes, tiefes, geduldiges Gemüth, ja sein Gemüth ist wie der tragende Schoß eines Weibes. Und so hat er Walt Whitman in sich getragen, und aus der Kraft, die dadurch in ihn eingeströmt war, jene herrlichen Frühling- und Frühlicht-Rhapsodien gezeugt, die uns so vielgestaltige Wonnen beschert haben. Bei Walt Whitman finden wir, wie in prophetischem Rausche erlebt und ausgesprochen, die potenzielle Energie der embryonalen Urkraft, wie sie im Universalismus des Individuums Gestalt gewinnt. Hier ist jenes All und Ein, Du und Ich in unlöslicher Verbindung beieinander, der Mensch mit dem Kosmos zusammengewachsen. Und daraus strömt dann jenes freudige Gefühl einer unentwurzelbaren, unermesslichen Zuversicht, die alles in seinem Ewigkeitswerte genießt, wodurch die niedrigen irdischen Schmerzen schwinden: weil sie keinen Sinn mehr haben. Was jene Trosteszuversicht für den armen Johannes bedeutet hat, wissen seine Freunde, und darum wissen sie, dass er wohl niemals einen größeren Wohlthäter gehabt hat als Walt Whitman. Und sie freuen sich über die Töne zärtlicher verehrender Liebe, die seinem Munde entfließen, wenn er dieses Wohlthäters gedenkt. Noch zwei andere Aufsätze, beide schön und innig, sind angehängt, über die Lyrik des Chat noir und über Verlaine. Sie haben mehr einen Gelegenheitswert, während der über Walt Whitman uns den tiefen Einschlag in den Urgrund der Persönlichkeit bloßlegt.

F. Servaes.

Göttinger Musenalmanach, herausgegeben von Göttinger Studenten. Göttingen 1898.

Deutsche Studenten, welche einen Musenalmanach herausgeben — das ist schon an sich ein sehr seltenes und erfreuliches Ereignis. Es gibt vermuthlich keinen nationalen Studenten, der armseligere Beziehungen zur Kunst hat, wie der deutsche. In Frankreich läuft der Student, wenn er sein Baccalaureat hinter sich hat, mit ausgebreiteten Armen den Künsten entgegen. In England werden die jungen Leute erzogen und haben deshalb ein bestimmtes Ehrfurchtsverhältnis zur Kunst. In Russland strömt alle junge geistige Energie, der alle anderen Wege verrammelt sind, zur Kunst. Aber unser deutsche Student, der nicht erzogen, sondern gedrillt wird, den keine besondere Tradition zur Kunst führt!... Wir müssen froh sein, wenn der deutsche Student ein Verhältnis zur Wissenschaftlichkeit findet. Mit humoristischer Wehmuth sagt ein deutsches Studentenlied:

„Stumpfsinn, du mein Vergnügen!
Stumpfsinn, du meine Lust!
Gäb's keinen Stumpfsinn, gäb's kein Vergnügen!
Gäb's keinen Stumpfsinn, gäb's keine Lust!“

Mit herzlicher Freude nimmt man also diesen Almanach, den deutsche Studenten versucht haben, zur Hand. Man vergisst, um der guten Sache willen, dass Herr Börries von Münchhausen, der sich sehr rasch einen fatalen Ruhm erworben hat, der Herausgeber des Almanachs ist. Constatieren wir, dass unter den vierzehn Autoren eine zweifellose Begabung sich uns vorstellt. Das ist der Autor einer im Almanach enthaltenen Komödie „Mittlere Größe“: Karl Mönkeberg (Hamburg). Dieses Stück ist dramatisch unwirksam, aber es ist voll innerer Wärme, es rührt von einem jungen Manne her, der innerlich nicht ausgehöhlt, versteinert, öde ist, wie sonst wir jungen Leute von heute, sondern der vom Leben ausgefüllt, befeuert und bewegt ist. Es hat manche geniale Merkmale. Vielleicht freilich — darüber lässt sich jetzt noch nichts sagen — ist es nur jene einmalige Genialität der Jugend, welche wir alle in einer Stunde der Jugend besaßen.

St. Gr.

Revue der Revuen.

„Deutsche Revue“ vom Juli bringt außer den schon vielfach reproducierten „Erlebnissen und Gesprächen mit Franz Liszt“ (von Ilka Horovitz-Baranay) einen politischen Aufsatz von Sir Richard Temple, der sich mit der Frage befasst: Ist England isoliert? Derselbe fällt durch eine ungewöhnliche Sicherheit im Ton und Offenherzigkeit auf, von der man freilich nicht weiß, wie weit sie maßgebende Wahrheiten zu verrathen hat. „Trotz der feindseligen Haltung eines Theiles der Wiener Presse, heißt es darin, betrachtet England Oesterreich und die Oesterreicher als Freunde. In der orientalischen Frage, womit thatsächlich die Frage der Erhaltung der Türkei gemeint ist, würde die österreichische Regierung auf seiten Englands und gegen Russland stehen.“ Der sicherste und zuverlässigste Freund Englands in Europa sei Italien. Stark seien auch die Bande zwischen England und Deutschland. Mit Bezug auf Frankreich und Rußland sei England in der That isoliert, stehe aber nicht geradezu in actuellen Differenzen. Die ostasiatische Verwickelung, die allerdings zu einer Opposition zwischen England und Rußland führe, werde dieselbe durch die gerade in diesem Falle naturgemäße Verbindung zwischen Deutschland und England wettmachen. Groß seien endlich auch die Verwandtschaftsverhältnisse und freundschaftlichen Beziehungen zwischen England und den Vereinigten Staaten. Dabei bringt der Autor allerdings nur die auf englischer Seite vorliegenden Veranlassungen und möglichen Vortheile zur Sprache. Er spricht davon, dass es das Prestige Englands, das jetzt schon sehr groß ist, vermehren würde, wenn andre Völker sehen, dass sie, wenn sie England bekämpfen wollen, es gegebenenfalls nicht nur mit ihm, sondern auch mit dem aus ihm hervorgegangenen großen Staatswesen zu thun haben werden. Die Naivetät des Tones geht aber noch weiter. „Was vermöchten die Vereinigten Staaten für England zu thun? Nehmen wir einmal an, sie hätten die Philippinen erobert, so könnten sie dieselben an England abtreten. Sie könnten den Atlantischen Ocean allen Feinden gegenüber für England offen halten und ihm so seine Nahrungszufuhr und den britischen Handel sichern — es England verstattend, erfolgreich einen Frontkrieg zu führen, während seine Rückzuglinie vollständig gedeckt

wäre." Der Entgelt dafür, die Anerkennung der Monroe-Doctrin von Seiten Englands, sei aber unmöglich.

„Ver sacrum", 7. Heft, ist sehr vortheilhaft in einen Umschlag von grüngelbem, zartem Tapetenmuster (nach Alfred Roller) gekleidet. In der Ausstattung und Illustration des Heftes steht Adolf Böhm an der Spitze. Geistreich in der Stilisierung und sehr hübsch, wenn auch noch ein bisschen zu sehr in der kleinlichen wienerischen Zeichenmanier befangen, ist sein Tigerfries, der als Zierleiste die dritte Seite des Heftes schmückt. Sein bedeutendes Talent kommt auch in zwei farbigen Blättern, einem Entwurf für Seidenstickerei und einer decorativen Landschaft, fernerhin in Entwürfen für Glasmosaik und Ledermosaik zu Wort. Nicht ganz so stark und selbständig sind die Beiträge der sonst vertretenen Künstler — bis auf einen ganz eigenartigen und vielversprechenden Decorationsentwurf des Polen Stanislaw Wyspianski. Auchentaller bringt nette Blumenornamente, Josef Olbrich verschiedenwertige „secessionistische" — wie man jetzt in Wien von gewissen Schnörkeln sagt — Zierleisten und einige sehr interessante architektonische Skizzen. Als Glosse zu diesen letzteren finden sich ein paar anregende Worte der Redaction. „Die modern empfindenden Architekten, heißt es da, trachten (im Gegensatz zu den Compilatoren) einem neuen Problem zunächst mit ihrem künstlerischen Empfinden nahe zu kommen, und aus dieser primären baulichen Empfindung wächst dann die Erfindung der angemessenen Form heraus. Lange schon sind wir gewöhnt, die Skizzen der Maler und Bildhauer mit ernstem Interesse zu betrachten. Warum sollen wir dasselbe nicht auch den flüchtigen Niederschreibungen allererster, allerpersönlichster Gedanken der Baukünstler entgegenbringen?" — Ueber und an die jungen Wiener Architekten schreibt Adolf Loos ein paar beherzigenswerte Worte. Einen ganz neuartigen Vorschlag macht Paul Scheerbart in einem Aufsatz: nämlich im modernen Wohnhaus, zur Hebung der ästhetischen Möglichkeiten in der Innen- und Außenarchitektur und zur Vermeidung der lästigen Einförmigkeit, Licht und Luft auf verschiedenen Wegen ins Zimmer zu führen. Eine Discussion über den englischen Stil, Beiträge von B. Zuckerkandl, Gugitz u. a., sowie ein Gedicht von Saar sind noch zu erwähnen.

„L'Ermitage" (Mai und Juni.) Ein Hinweis auf ein interessantes, kürzlich erschienenes philologisches Werk eines Abbé Espagnolle: „Le vrai dictionaire etymologique de la langue français". Im Gegensatz zur Tradition, die im Französischen einen Abkömmling des Lateinischen erblickt, reiht es der Abbé der Familie der griechischen Idiome ein. Es sei dies gar nicht befremdend, da ja die Gallier von den Pelasgern abstammen; das Lateinische sei nicht die Mutter, sondern die Schwester der sogenannten romanischen Sprachen, deren Gemeinsamkeit im Griechischen zu suchen sei. Mehr als 80.000 unzweifelhaft griechische Wurzeln ließen sich im modernen Französisch nachweisen, während die auf das Lateinische zurückführenden etymologischen Ableitungen, selbst in Littrés trefflichen Dictionär, oft sehr zweifelhaft und stellenweise sogar lächerlich wären. — Merkwürdigerweise wurde ganz kürzlich in einem französischen Blatt von einem Sprachforscher die gleiche Hypothese mit ganz ähnlicher Begründung aufgestellt.

In einer der letzten Nummern der **„Nouvelle Revue"** liefert ein Herr Rodocanachi eine hübsche Zusammenstellung der Thiere, die in Sagen und Legenden der verschiedenen Völker, sowie in der Weltgeschichte eine hervorragende Rolle gespielt. An der Spitze steht natürlich die Schlange aus dem Paradies, welcher Noahs Taube, Bileams Esel, das goldene Kalb und die eherne Schlange folgen. Die römische Geschichte, die gleich mit der Wölfin, der Nährmutter von Romulus und Remus anhebt, hat den Stier und die Gänse vom Capitol aufzuweisen. Den Raben Odins steht eine weiße Taube gegenüber, die den Propheten Mohamed ständig begleitete und umkreiste. Sie hatte die Gewohnheit, sich auf seine Schulter zu setzen und den Schnabel in sein Ohr zu stecken, und der Prophet hielt den Glauben aufrecht, dass ihm so die Wünsche des Himmels direct vermittelt würden; seine Gegner behaupteten jedoch, dass er sich Hirsekörner ins Ohr stecke, um die Taube anzulocken. Allerhand große französische Herren der alten Zeit ließen sich gern von gezähmten wilden Thieren begleiten. So hatte der Connétable von Montmorency einen Wolf, der Herzog von Vendôme einen Bären zum ständigen Genossen. Die heiligen Stiere und Krokodille der Egypter, sowie die heiligen Elefanten der Indier dürfen auch nicht vergessen werden. Die Reihe der berühmten Rosse eröffnet das trojanische Pferd; ihm folgt Bucephalus, der die rühmliche Eigenschaft hatte, seinen Herrn, den großen Alexander, in Augenblicken der Gefahr aus der Schlacht zu entführen und im geeigneten Moment zurückzubringen. Cäsars Kriegsross, das nach Suetonius einen menschlichen Fuß besaß, wurde durch ein Denkmal ausgezeichnet und auf seinen Besitz hin wurde seinem Herrn die Herrschaft über ein Weltreich prophezeiht. Weltbekannt ist auch das Ross, das Caligula zum Consul ernannte. Das Pferd des Marschalls Turenne genoss solches Ansehen, dass die Truppen sich von ihm führen lassen wollten, als der Feldherr fiel. Ein Pferd des Präsidenten Thiers, namens Jata, das wie ein Windhund gebaut und wie Milchkaffee gefärbt war, erregte gelegentlich eines Arbeitsausstandes, wo der Präsident auf ihm inmitten der Strikenden erschien, solche Heiterkeit, dass die Situation dadurch gerettet wurde. Originell ist die Geschichte der Hunde, gegen die im Mittelalter regelrechte Processe geführt wurden. So folterte man zugleich mit seinem Herrn den Hund des Mörders Berthold, der Karl den Gütigen von Flandern getödtet hatte, während in Paris zur Zeit der Schreckenherrschaft, also vor kaum hundert Jahren, ein Hund zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurde, weil sein Herr für einen Aristokraten galt.

„Revue blanche" (15. Juni) ein schöner Artikel von Remy de Gourmont über die Aesthetik der französischen Sprache. Man habe sich bisher in den Dictionären immer nur mit der Etymologie der Worte befasst, allenfalls mit ihrem Sinn, ihre Klangwirkung aber für etwas Leeres, Belangloses gehalten. Gourmont versucht es, sie vom Standpunkt ihrer „physischen Schönheit" zu betrachten. In längerer Ausführung wendet er sich gegen die barbarischen Eindringlinge, die griechischen Bezeichnungen und lateinischen Endungen, die man der französischen Sprache aufgenöthigt und die nur wenig oder gar nicht assimiliert, in ihr weiterleben. Theils die Sucht, sich einen gelehrten Anstrich zu geben, theils die Trägheit oder Unfähigkeit neue Bezeichnungen für neue Begriffe zu finden, habe zu jener Vergewaltigung der Sprache geführt. Gourmont schlägt deshalb die Gründung einer Art von Akademie vor, die aus etwa zwanzig Literaten mit entwickeltem Sprachgefühl bestehen soll, denen die Aufgabe zufiele, neue Ausdrücke für die neuen Begriffe zu schaffen. Die sollten aus der Quelle des alten Französisch und vielfach auch aus der des Argot, der volksthümlichen Ausdrucksweise schöpfen. Denn gerade das Volk finde oft sehr drastische, malende Bezeichnungen und Zusammensetzungen — von denen der Artikel eine große Anzahl anführt — und auch die primitive Sprache der früheren Zeiten ist charakteristisch und voll sinnlicher Kraft. Weiterhin erweckt Th. Duret die Erinnerung an eine englische Romanschriftstellerin des vorigen Jahrhunderts, Jane Austin. Auf dem Lande geboren und erzogen, ohne wesentliche äußere oder innere Erlebnisse verbirgt Jane Austin ihr ganzes Leben in der Pfarrei ihres Vaters, eines Landgeistlichen. Sie hat keinerlei literarische Anregung; dennoch erwacht in ihr früh der Trieb, das Leben der schlichten Leute um sich her zu schildern und mit Ehrlichkeit, scharfer Beobachtung und treffsicherem Humor zeigt sie nun die Bilder ihrer Umgebung. Sie zeichnet als Erste — denn sie kommt noch vor Thackerey, der eher von ihr profitiert haben dürfte — den köstlichen Typus des englischen Snob. Ihr erzählender Stil ist klar, elegant und leichtflüssig, ihr Dialog ungemein charakteristisch und scharf individualisierend, was ihren Romanen große Lebendigkeit verleiht.

„Century" (Mai). Ein bemerkenswerter Aufsatz von Mr. Andrew White über Pobjedonoszew. Bei einem mehrjährigen Aufenthalt in Petersburg als amerikanischer Gesandter — in welcher Stellung er gegenwärtig in Berlin lebt — hatte der Verfasser Gelegenheit, den allmächtigen Oberprocurator der russischen Kirche genau kennen zu lernen. Er schildert ihn als sehr liebenswürdig und hochgelehrt. Nie vernahm Mr. White von ihm feindselige Aeußerungen über andere Religionsgenossenschaften oder von der seinigen verschiedene religiöse Gesinnungen, aber dennoch geht aus den Aeußerungen Pobjedonoszews die Ansicht hervor, dass alle Missstände im westlichen Europa, das nach ihm unvermeidlich einer socialen Krise zutreibt, darauf zurückzuführen sind, dass seine Völker sich von der orthodoxen Kirche, der einzig authentischen göttlichen Offenbarung, abgewendet und statt dessen der Stimme des Pöbels, einer unwissenden, gedankenlosen Menge, Gehör geschenkt hätten. Der Oberprocurator glaubt fest daran, dass einzig Russland als Vertreter des unverfälschten Glaubens zur Errettung der modernen Welt berufen sei. Bei aller hohen Bildung ist er von der überirdischen Kraft der wunderthätigen Greise in den russischen Klöstern überzeugt. Umso überraschender wirkt daneben die Mittheilung, dass Pobedonoszeff ein warmer Anhänger der amerikanischen Literatur und vor allem Emersons ist, dessen Werke sich stets auf seinem Arbeitstische finden und von dem er demnächst einen Band Essays zu übersetzen gedenkt.

„Cornhill" (Juni) bringt einen Aufsatz über die Kunst des Conversierens. Der Verfasser wundert sich, dass es gerade zur Erlernung dieser viel begehrten und geschätzten Kunst keine Leitfaden gibt und versucht eine Art von Theorie aufzustellen. Vor allem müsse man sich von der althergebrachten Regel losmachen, dass es unhöflich sei, von sich selber zu sprechen. Im Gegentheil: recht viel Persönliches, viel vom eigenen Standpunkt, den eigenen Anschauungen soll man geben, denn das ist doch gerade das Neue, das man dem Zuhörer zu bieten hat. Kein Gespräch zwischen den neuen Bekannten ist ja eine Entdeckungsreise, wo jeder das noch fremde Gebiet recognosciert und der gute Causeur ist der, welcher diese gegenseitige Erforschung nach Kräften fördert. Nicht minder verwerflich ist die Maxime, dass man seine Nebenmenschen nicht zum Thema wählen solle. Damit soll ja nicht dem Tratsche das Wort gesprochen werden; aber eine vernünftige und wohlwollende Beurtheilung des Nächsten, ein Beleuchten seiner Persönlichkeit, wie sie sich aus seiner Handlungsweise darstellt, wird stets der anziehendste Vorwurf bleiben. Im allgemeinen empfiehlt der ungenannte Verfasser auch mehr von Concretem als vom Abstractem zu sprechen — natürlich nicht in platter, trivialer Weise. Wer das Conversieren als Kunst betreiben will, muss in lebendigem Contact mit seinem Partner stehen; er muss sofort merken, wenn sein Antheil erkaltet und so in geschicktem Sondieren zu den Themen gelangen, die den anderen oder die anderen interessieren. Versteht er seine Kunst, dann weiß er auch zur Gegenrede herauszufordern und Leben in den Verkehr zu bringen; denn wer ein guter Causeur sein will, muss nicht nur plaudern, sondern auch zuhören können und das allgemeine Gespräch lenken.

In der **„Arena"** schildert Mr. B. O. Flower begeistert die Segnungen des „Referendum", d. i. des verfassungsmäßigen Rechtes der Bevölkerung, über alle öffentlichen Angelegenheiten und Einrichtungen auf dem Wege der Abstimmung zu entscheiden. Die Erfolge dieser Einrichtung, die der Verfasser die Verkörperung der wahrhaft republikanischen Idee nennt, versucht er an dem Beispiel der kleinen Stadt Brookline, in der Nähe von Boston, zu beweisen. Obwohl diese Stadt nur 17.000 Einwohner hat, ist sie in intellectueller, sanitärer und technischer Beziehung den meisten großen Centren voraus. Ihre Volk bibliotheken umfassen 30.000 Bände; sie hat freie Bäder und Turnhallen, mustergiltige Krippen für die Kinder der Armen, zahlreiche volksthümliche unentgeltliche Curse zur Ausbildung in Kunst und Wissenschaft, sowie in praktischen Fächern wie Kinder- und Krankenpflege. Nicht minder vortrefflich sind die communalen Einrichtungen: Canalisation, Wasserleitung u. s. w. Alle diese Segnungen führt der Verfasser auf das „Referendum" zurück. Trotz der verhältnismäßig großen Zahl der Bevölkerung machen die Behörden von Brookline es möglich, jeden Vorschlag oder Antrag ein bis zwei Wochen vor der Durchführung in die Hände der Bürger gelangen zu lassen und jedem einzelnen ist Gelegenheit geboten, seine Stimme darüber abzugeben. Die Organisation ist eine so vortreffliche, dass sie bei einer Zahl von 17.000 Einwohnern ebenso prompt und genau functioniert, wie seinerzeit, wo es sich um ein paar hunderte von Stimmenden handelte.

Der Teufel und das böse Weib.

Eine steirische Volkssage. Von Rudolf Christoph Jenny.

In Südsteiermark, dort wo die goldschimmernden Wogen der weit ausgedehnten Getreidefelder den Fuß der sanft ansteigenden, rebenumrankten Berggelände umbranden, lebte einmal vor vielen, vielen Jahren ein steirischer Bauer, der durch steten Fleiß, weise Sparsamkeit und immerdar treues Glück die von den Vätern ererbten Güter mehrfach verdoppelt hatte.

An der Schwelle des rüstigen Greisenalters angekommen, gedachte er sein herrliches Anwesen noch zu Lebzeiten seinem einzigen Sohn Hans zu übergeben und sich zur wohlverdienten Ruhe zu setzen, um den Rest seiner Tage in behaglicher Beschaulichkeit zu verbringen.

Allein der Mensch denkt und Gott lenkt. Gerade als der müde Mann seinen Plan zur Ausführung bringen und sich mit einem großen brennrothen Schnupftuche den Schweiß seiner eben vollbrachten letzten Arbeit von der Stirne wischen wollte, rannte ihn sein sonst friedfertiger Stier, der ihm, wie er zu sagen pflegte, nächst Hans das liebste Rindvieh war, mit solcher Wucht von rückwärts zu Boden, dass ihm das Rückgrat wurz entzwei brach. Sein rasch herbeigeeilter Sohn fand ihn bereits in den letzten Zügen, doch hatte der sterbende Landkrösus gerade noch so viel Kraft, um seinem vielgeliebten Hans den väterlichen Segen zu ertheilen. Gleich darauf aber sank er seiner ganzen Länge nach, und er war sehr lang, zurück und mit den kaum vernehmbar hingehauchten Worten: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei“ gab er seinen Geist auf.

Dieser durchaus unerwartete Trauerfall erschütterte und verwirrte den nun gänzlich verwaisten Hans dermaßen, dass er geraume Zeit hindurch keine zusammenhängenden Gedanken zu fassen und daher noch viel weniger die letzten Worte seines Vaters zu deuten vermochte, obgleich sie ihm fortwährend durch den Kopf giengen. Erst nachdem die Alltrösterin Zeit seinen herben Schmerz einigermaßen gemildert hatte, begann er nach und nach zu begreifen, was der Vater wohl gemeint haben mochte. Sowie er darüber vollständig im klaren war, fing er als gehorsamer Sohn sogleich an, sich unter den Töchtern des Landes nach einer passenden Braut umzusehen. Allein, da er bis dahin nie ans Heiraten gedacht, noch auch sonst je ein Liebesverhältnis gehabt hatte, wusste er nicht recht, wie er die Sache anpacken sollte, ohne einen Fehlgriff zu riskieren, wovor ihn der selige Vater mehr als einmal gewarnt hatte. So oft von einer unglücklichen Ehe in der Nachbarschaft die Rede gieng, was, nebenher bemerkt, sehr häufig vorkam, pflegte derselbe zu sagen, dass das Heiraten eine viel heiklere Angelegenheit und eine viel größere Kunst wäre, als man gemeiniglich glaube.

Ein böses Weib, meinte er, wäre eine bei weitem unbequemere Sache als ein paar neue, zu eng gerathene Stiefel, denn diese könne man, im Gegensatz zur angetrauten Gattin, im schlimmsten Falle entweder einfach wegwerfen und barfuß gehen, oder aber auch wohl so lange tragen, bis sie sich einem nach und nach einigermaßen anpassen, was aber bei einem bösen Weib so gut wie ausgeschlossen wäre, weil dieses nach Art der Nagethiere ein unbezwingbares Bedürfnis habe, ihre stets wachsenden Ecken und Kanten ohne Unterlass an ihrem Ehegespons zu wetzen, bis er, über und über mit Hühneraugen bedeckt, in die Grube fährt. Man könne darum, schloss der erfahrene Mann, in der Wahl seines Weibes nie vorsichtig genug sein, wenngleich nicht zu leugnen wäre, dass auch dies zumeist nicht viel nütze, denn die Erfahrung lehre, dass gerade derjenige, der sich aus lauter Vorsicht jahrelang schier die Freiersfüße abgelaufen habe, gewöhnlich am allergründlichsten hereinfällt, wie an dem und jenem Bekannten, der sich in diesem Punkt immer für besonders schlau gehalten habe, klar und deutlich zu ersehen wäre.

Da sich nun Hans, zu seiner Ehre sei es gesagt, auf seine Schlauheit durchaus nichts einbildete, fasste er nach reiflicher Ueberlegung den Plan, überhaupt gar nicht erst zu wählen, sondern ohne viel Federlesens einfach die nächstbeste Maid, die ihn haben wollte, zum Weib zu nehmen, um nicht zum möglichen Schaden auch noch den billigen und sicheren Spott zu haben.

Weil er aber nicht wusste, wie er unter den vielen Töchtern des Landes die für ihn nächstbeste herausfinden sollte, war er schon nahe daran, die ganze Sache als undurchführbar fallen zu lassen, als ihm plötzlich die Idee kam, um die Hand derjenigen Dirne anzuhalten, welche ihm kommenden Sonntags auf dem Heimweg vom Friedhof zuerst begegnen würde. Dieser Einfall gefiel ihm allsobald so wohl, dass er ihn stracks zum Beschluss erhob und überdies unter allen Umständen durchzuführen schwor, um sich nicht am Ende im entscheidenden Augenblick durch irgend ein auftauchendes Bedenken irre machen lassen zu können.

So unvernünftig dieser Plan, dem blinden Zufall freien Spielraum zu lassen, auch vielen scheinen mag, wird es hinwiederum doch auch solche geben, welche ihn durchaus billigen; für Hans wäre er unter den gegebenen Umständen vielleicht gar nicht so übel gewesen, wenn die aus eigener Schuld überheiratsfähigen Mädchen die Durchführung desselben nicht durch ihre, sagen wir, Zuvorkommenheit gefährdet hätten. Wie die Regenwürmer nach einem schwülen Mittsommernacht-Gewitter krochen sie, nachdem die letzten Worte des sterbenden Bauers ruchbar geworden waren, aus ihren jungfräulichen Verstecken und liefen Hans, wann und wo immer er sich zeigte, wie zufällig quer über den Weg, und zwar um so zufälliger, querer, züchtiglicher und häufiger, je sauerer ihnen durch all' die Jahre her die von den Nebenbuhlerinnen eingewinzten Trauben geworden waren, und je entschiedener und öfter sie gegenüber jedermann, der gerade Lust hatte, es anzuhören, das Heiraten ein für allemal verschworen hatten, weil die weiland damalige Männerwelt sammt und sonders keinen Pfifferling wert war.

Unter all den hypertraubensaueren Jungfrauen, welche Hans zu kapern suchten, machte sich eine gewisse Margaretha Rumpeltasche besonders bemerkbar, denn sie, der vor Jahren kein Freier gut genug war, mochte nun wohl ahnen, dass, falls es diesmal nicht zum klappen kam, Malz und Hopfen endgiltig verloren waren. Abgesehen davon, dass Hans der reichste und daher begehrenswerteste Jüngling der ganzen Umgebung war, schien er ihr der einzige zu sein, der in anbetracht seines notorisch unbefleckten Vorlebens halbwegs würdig war, das Opfer ihrer nahezu versteinerten Tugend in Empfang zu nehmen.

Mit der Devise „Der oder keiner“ umlauerte sie ihn mit solcher Meisterschaft, dass er den Kopf nicht zum Fenster seines eigenen Hauses herausstecken konnte, ohne dieses Ortsheiratsübels ansichtig zu werden. Das machte ihn, so unerfahren er auch war, denn doch nachgerade stutzig, und er hätte wohl noch zehnmal unerfahrener und dümmer sein müssen, um nicht herauszufinden, was sie im Schilde führe. Wenn sie jung und hübsch gewesen wäre, würde ihn diese Wahrnehmung vielleicht nicht so unangenehm berührt haben als jetzt, da er bereits an die schöne Braut dachte, die er vom Zufall erwartete. So aber verschnupfte ihn ihr Auflauern bald derart, dass er sogar seinen Schwur, die gewisse Nächstbeste zu nehmen, dahin abänderte, dass er jede ihm vom Schicksal zugewiesene Dirne, mochte sie nun so oder so aussehen und beschaffen sein, willkommen heißen und nehmen werde, nur die alte Margaretha Rumpeltasche nicht.

Als der unruhig erwartete Sonntag endlich da war, schritt Hans klopfenden Herzens dem Friedhof zu, wo ihn sein Schicksal erwarten, oder genauer geredet, auf dem Rückweg begegnen sollte. Je näher er der geweihten Stätte kam, desto seltsamer und banger wurde ihm zu Muthe: das Gleichnis vom bösen Weib und den zu eng gerathenen Stiefeln wurde so in ihm lebendig, dass ihm ordentlich schon die Füße weh thaten, obgleich er so weite Stiefel trug, dass er darin wohl ein halbes Dutzend dicke Wollstrümpfe unbemerkt hätte über die Grenze schmuggeln können.

Nachdem er endlich den Friedhof betreten und sich durch einen schnellen Blick in die Runde überzeugt hatte, dass außer einigen wenigen, zufällig durchwegs hübschen Mädchen niemand da war, athmete er seit dem verhängnisvollen Schwur zum erstenmal erleichtert auf. Um diese günstige Sachlage rasch ausnützen zu können, ehe sie sich durch neuen Zuzug veränderte, verrichtete er in aller Eile am Grabe seines Vaters ein kurzes, kräftiges Stoßgebet und schritt dann eiligst dem Ausgang zu, durch den ihm gerade ein allerliebstes Mädchen entgegenkam. Aber, o Himmel! Wer beschreibt sein Entsetzen — im selben Augenblick tauchte die gefürchtete Rumpeltasche wie ein aus dem Boden gewachsenes Gespenst hinter einem massiven Grabmal auf und vertrat ihm, einige Blumen auf des „seligen Nachbars“ Grab streuend, den Weg, um Hans an dieser auch ihr theueren Stätte einige Trostesworte zu spenden und ihn aufmerksam zu machen, wie unrecht er handle, wenn er seine schöne Jugendzeit in trübseliger Stimmung verträume, anstatt sich des Lebens zu freuen und die Dinge zu nehmen, wie sie nun schon einmal seien.

Die sonderbare Zumuthung, dass er das Ding, wie es vor ihm stand, nehmen und sich dessen auch noch obendrein freuen sollte, kam ihm trotz des noch nicht überwundenen Schreckens so drollig vor, dass er sich eines leichten Lächelns nicht erwehren konnte, und damit war er schon so gut wie geliefert. Sie legte sich nämlich das „milde, sonnige“ Lächeln, wie sie sagte, so aus, als ob er ihr damit seine Glückseligkeit hätte andeuten wollen, die er darüber empfände, an dieser heiligen Stätte durch einen unbegreiflichen Zufall auf ein gleichgeartetes Wesen gestoßen zu sein, welches ihn völlig verstehe und sich so mit ihm eins fühle, dass es keiner weiteren Werbung, keines die heilige Stimmung störenden Wortes mehr bedürfe. Und damit lehnte sie ihr glückseliges Haupt, möglichst erröthend in wonnigem Liebesrausch, an des Geliebten ungestüm klopfende Brust, schob dann ihren Arm sanft durch den seinen, und zog Hans, ehe er aus der Bestürzung herauskam und wusste, wie ihm geschah, wie ein willenloses Opferlamm mitten durchs Dorf,

an der Kirche vorüber, wo die Leute nach Beendigung des Gottesdienstes eben zahlreich versammelt waren.

Diese blitzschnell verübten Gewaltthaten verblüfften den armen Kerl dermaßen, dass ihm Hören und Sehen vergieng und er, ohne ein Wort der Entgegnung finden zu können, so urdumm dreinsah wie ein blutjunger Hund, der, unversehens mitten in eine aufgeregte Hühnerschar gerathend, von einer zornigen Bruthenne angefallen wird. Die jeder Situation gewachsene Rumpeltasche aber wusste auch daraus ihren Nutzen zu ziehen. Mit einem streng vertraulichen Griff Hans an die Brust greifend, als ob sie ihm sein sprödes Herz aus dem verstockten Busen reißen wollte, bemächtigte sie sich seiner in der Rocktasche wohlgeborgenen Tabakspfeife und schob ihm deren Mundstück vor aller Augen mit der zärtlichen Bemerkung zwischen die Zähne, dass sie wohl sehe, wie schwer es ihm ankomme, sich des Rauchens zu enthalten, dass sie aber ein solches oder ähnliches Opfer nie und nimmer annehmen werde, ganz abgesehen davon, dass sie sich einen richtigen Mann, wie er ihr immer als das nun erreichte Idealbild vorgeschwebt habe, gar nicht ohne die trauliche Tabakspfeife denken könne und sie im Gegensatz zu mancher zimperlichen Jungfrau den Duft des bläulichen Qualms allen Wohlgerüchen der Erde entschieden vorzöge.

Hans, der ein leidenschaftlicher Raucher war und bisher immer hatte sagen hören, dass die Frauen geschworene Feinde des Rauches seien, war über Margarethens Aufmerksamkeit so verwundert, dass er Maul und Ohren weit aufriss, wodurch die Pfeife zu Boden fiel und zerbrach. Nichts hätte der Rumpeltasche erwünschter sein können, als dies, denn daraus erwuchs ihr die günstige Gelegenheit, Hans in die Tratschbörse des Dorfes, einen Krämerladen, zu führen, um dort ihre Verlobung gründlich zu verankern.

Vom gewandten Dütendreher für „ihren süßen, patscheten Hans“ als Verlobungsangebinde eine Holzpfeife neuesten Systems und bester Güte begehrend, um der eben stattgehabten Verlobung ein bleibendes Denkmal zu setzen, erzählte sie den staunenden Kunden, dass ihr süßer Hansl aus lauter Liebe zu ihr die Pfeife zerbrochen habe, weshalb es nur recht und billig sei, dass sie den Schaden wieder gut mache. Die guten Leute waren natürlich ganz ihrer Meinung, beglückwünschten das Brautpaar auf das herzlichste und trugen die große Neuigkeit brühwarm in alle Winde.

So war Hans just der Bräutigam derjenigen geworden, die er unter all den sehr ungleichen Jungfrauen des Landes nicht einmal aus der Hand des blinden Zufalls anzunehmen gewillt gewesen war, woraus jeder, der nicht völlig mit Blindheit geschlagen ist, deutlich ersehen kann, dass der Mensch seinem Schicksal nie und nimmer zu entgehen vermag.

Da nun Hans keiner von jenen Menschen war, welche mit vollendeten Thatsachen nicht zu rechnen verstehen, sondern sie nutzlos anraunzen, ergab er sich bald mit Gleichmuth in sein Verhängnis, zumal Margaretha nach Art der lange sitzen gebliebenen Bräute immer liebenswürdiger und aufmerksamer wurde, je näher der Tag der Vermählung heranrückte. Im Augenblicke aber, als dieselbe unter der widerlichen, sinnlichen Neugier der Menge vollzogen war, änderte die Braut den bisherigen Ton so unvermittelt, dass Hans bis ins Innerste erschrak und noch während der Heimfahrt von der Hochzeit einen Vorgeschmack dessen bekam, was seiner künftig harrte.

Die monumentale Verlobungspfeife war das erste Object, das seiner Gesponsin lang verhaltenem Ingrimm zum Opfer fiel: dem ruhig dasitzenden Hans sie so ungestüm entreißend, als sie ihm dieselbe vor wenigen Wochen sanft in den Mund geschoben, warf sie das unschuldige Ding wegen des unausstehlichen Gestankes im weiten Bogen aus dem Wagenfenster in einen morastigen Tümpel, und damit begann sie ihr Reformwerk an Hans und seinem ganzen Besitz und ruhte nimmer, bis sie das Oberste zu unterst gekehrt und alles auf den Kopf gestellt hatte, so dass sich Hans bereits nach wenigen Tagen in seinem alten trauten Heim kaum mehr zurecht zu finden vermochte.

Nachdem im Hause das „Aergste“ gethan und der sogenannte Honigmond abgelaufen war, kam Hans selbst an die Reihe. Nichts an ihm, noch an dem, was er that oder unterließ, war ihr recht: er war und blieb an allem schuld, was ihr Missfallen erregte, und es gab nichts, was dies nicht schon gethan hätte oder jeden Augenblick thun konnte.

Liefen die Hennen ins reife Korn, wer war schuld daran als Hans, der es verabsäumt hatte, den gelehrigen Hofhund zum Hennenhirten abzurichten; sprangen die aus dem muffigen Stall zur Tränke getriebenen, von der Lenzluft berauschten Rinder wie toll umher, war es klar, dass Hans sie überfüttert und muthwillig gemacht hatte; gaben wieder ein andermal die Kühe zu wenig Milch, stand für Margarethe unzweifelhaft fest, dass Hans die armen Thiere entweder aus purem Neid nicht genügend gefüttert oder aber tückischer Weise zur Unzeit getränkt habe, um seiner rastlos thätigen, viel geschundenen Frau das aus den paar lumpigen Milchkreuzern bestehende Einkommen zu schmälern; immer nur auf sich und seinen heiligen Leib bedacht, hieb der ohne Unterlass auf eine neue Bosheit sinnende Hans bei Tisch so mörderisch in die Pfanne ein, dass es wirklich kein Wunder war, wenn die Knechte dadurch zu kurz kamen und nach wenigen Wochen auf und davon liefen.

Kurzum, der arme Hans war bald der Sündenbock für alles, was seiner erbosten Tyrannin gegen den Strich gieng, und ehe das Gras, das bei seiner Hochzeit in wunderholden zarten Trieben aus dem erstarrten Boden zu sprießen begonnen hatte, noch recht in die hohen Halme geschossen war, war es mit ihm bereits so weit gekommen, dass er von seiner sogenannten besseren Hälfte nichts zu essen bekam, bevor er nicht die ihm von ihr vorgeschriebene Arbeitsmenge geleistet hatte.

Als er nun eines glühendheißen Mittsommertages an Stelle seiner davongelaufenen Knechte damit beschäftigt war, die Mooswiese um den Teufelsbrunnen herum abzumähen, überblickte er gegen Mittag seufzend die seit dem ersten Hahnenschrei im Schweiße seines Angesichtes geleistete Arbeit, denn von ferneher nahte in fliegender Eile sein Weib mit dem kärglichen Mahle. Da es aber noch sehr fraglich war, ob sie mit der Leistung auch zufrieden sein und die ersehnte Stärkung gleich ausfolgen werde, gab er sich den Anschein, als ob er ihr Kommen nicht bemerkt hätte und hieb, um sich ihre Zufriedenheit zu erwerben, mit verdoppelter Kraft in die verfilzten sauern Halme, dass die Sense mit einem weithin hörbaren heiseren Pfiff über die rasierten Stoppeln fuhr und der helle Schweiß in großen schweren Perlen ringsum von Hans herabtroff, wie die nach einem kräftigen Streifregen von einem Schindeldach herabklatschenden Dachtraufen. Allein was half's? Margarethe durchschaute seine Absicht von der Ferne und schalt ihn, sobald sie in Gehörweite gekommen war, einen stinkenden Faulenzer, der, wofern er die ganze Zeit nur halb so fleißig gearbeitet hätte, als er jetzt that, um ihr Sand in die Augen zu streuen, die Wiese längst schon zur Gänze abgemäht haben müsste. Bis das nicht geschehen wäre, dürfe er sich über das mitgebrachte Essen keine Gedanken machen, und damit setzte sie sich auf den mit Brettern überdeckten, vom Dach der Eimerwinde überschatteten Teufelsbrunnen, von dem das Volk erzählte, dass vor undenklichen Zeiten einmal der Teufel hineingefallen sei, seit welcher Zeit das Wasser darin bis zum heutigen Tage einen schwefeligen Geschmack beibehalten habe.

(Schluss folgt.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Foulard-Seide 65 kr.
— bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten Dessins und Farben —

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.
Muster umgehend.

766

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVI. Band. — Wien, den 16. Juli 1898. — Nummer 198.

Zur österreichischen Sprachenfrage.

Eine weitere Berichtigung.

Vom Reichsrathsabgeordneten Professor Dr. Emil Pfersche.

Als die deutschen Vertrauensmänner von dem Grafen Badeni unmittelbar vor Veröffentlichung seiner Sprachenverordnungen zu Besprechungen eingeladen wurden, zeigte es sich, dass die damals in Geltung stehende Schönborn'sche Sprachenverordnung vom 3. März 1890 sowohl dem Grafen Badeni als dem Grafen Gleispach völlig unbekannt war. Die Erinnerung an diesen bezeichnenden Vorfall und die Erwägungen, welche sich aus demselben naturgemäß ergeben, haben mich veranlasst, in Nr. 196 dieser Zeitschrift den früheren Ausführungen des Herrn Bezirkshauptmannes Dr. von Onciul zu widersprechen, obwohl es ebenso langweilig als undankbar ist, in einer seit 18 Jahren nach allen Seiten erschöpfend durchgesprochenen Frage vor die Oeffentlichkeit zu treten. Dieselben Erwägungen veranlassen mich heute zu einer neuerlichen Berichtigung gegenüber der in Nr. 197 dieser Zeitschrift veröffentlichten Entgegnung des genannten Autors, obwohl ich auch heute nur auf allbekannte Dingen zu verweisen habe.

Als 1880 die Stremayr'schen Sprachenverordnungen für Böhmen erlassen wurden, hat man darin allgemein eine wichtige Neuerung gesehen, welche von den Czechen als ein politischer Erfolg, von den Deutschen als eine nationale Schädigung und als eine Ungesetzlichkeit angesehen wurden. Jetzt macht Herr Dr. von Onciul auf einmal die Entdeckung, dass die Stremayr'sche Sprachenverordnung gar nichts Neues gebracht hat, dass das Princip derselben seit jeher gesetzlich anerkannt war, sowohl in Böhmen, als überall in Oesterreich. Er behauptet also, dass in allen Provinzen, in welchen zwei Landessprachen streckenweise üblich sind, bei allen staatlichen Behörden der ganzen Provinz Eingaben in beiden Landessprachen anzunehmen und in der Sprache der Eingabe zu erledigen sind. Ich habe diese Behauptung als unrichtig bezeichnet, daher theilt Herr Dr. von Onciul jetzt die Begründung seiner Behauptung mit. Ich muss auch diese als völlig unrichtig bezeichnen.

Herr Dr. von Onciul citiert eine Reihe von Verordnungen, welche natürlich allgemein bekannt und gewürdigt sind. Neu ist nur die Art ihrer Verwertung durch den Herrn Gegner. Er greift einige vereinzelte Sätze heraus, hält sich, wie er selbst sagt, an den „Wortlaut“ derselben und findet so wirklich seine Ansicht bestätigt. Dieses Verfahren ist gewiss nicht zulässig. Die Gesetze und Verordnungen müssen vielmehr auch heute in jener Bedeutung aufgefasst werden, welche seinerzeit in dieselben von den Gesetzgebern hineingelegt und aus denselben von der Praxis herausgelesen worden ist. Die in langjähriger constanter Anwendung zutage tretende „gewohnheitsmäßige Rechtsauslegung“ hat nicht nur große praktische, sie hat sogar eine Art rechtsbildende Bedeutung, das war namentlich im Gebiete des öffentlichen Rechts bisher unbestritten. Aber Herr Dr. v. Onciul hat seinen besonderen Standpunkt, er erklärt die Vorschriften nach seiner Art aus ihrem Wortlaut, findet darin den „unbeschränkten Utraquismus“ ausdrücklich anerkannt und fertigt die historische Auffassung der ganzen österreichischen Verwaltungspraxis mit folgenden Worten ab: „Der letztere (d. h. der unbeschränkte Utraquismus) war de jure im äußeren Dienst seit 1627 in ununterbrochener Geltung. De facto mag sich die Sache anders verhalten haben: allein ein gegen das Gesetz vi oder clam erworbener Besitz bildet keinen Rechtstitel.“ Im Munde eines czechischen Volksredners wäre das vielleicht recht wirkungsvoll. Aber ich glaube kaum, dass der Herr Gegner durch diese Missachtung der Verwaltungspraxis auf ein Leserpublicum überzeugend wirken wird. Jedenfalls ist der Standpunkt des Herrn Gegners ein ganz ungewöhnlicher, und es ist begreiflich, dass er dadurch zu ganz ungewöhnlichen Behauptungen geführt wird.

Im einzelnen ist noch Folgendes hervorzuheben. Dass die Behauptung des Herrn Dr. v. Onciul für Steiermark und Tirol unrichtig ist, muss er selbst zugeben. Was Galizien betrifft, so unterlässt er es, die entscheidende Stelle aus dem Erlasse des Justizministeriums vom 9. Juli 1860, Z. 10.340, zu citieren, nämlich: „Den Parteien bleibt es freigestellt, in allen wie immer gearteten Eingaben, welche sie bei den Gerichtsbehörden innerhalb des Kronlandes Galizien überreichen, sich in den zum Krakauer Oberlandesgerichtssprengel gehörigen Kreisen der deutschen und polnischen, in den zum Lemberger Oberlandesgerichtssprengel gehörigen Kreisen aber der deutschen, polnischen oder ruthenischen Sprache zu bedienen.“ Der Erlass vom 22. October 1852 ist allerdings nicht so deutlich gefasst, er ist aber genau in demselben Sinne, wie der ersteitierte Erlass von 1860 gemeint, verstanden und angewendet worden. Auch für Galizien ist also die Behauptung des Herrn Dr. v. Onciul vollständig unrichtig.

Was endlich Böhmen betrifft, so ist die Berufung auf die Landesordnung von 1627 ein Lapsus, der stillschweigend übergangen werden mag. Zu erwähnen aber ist Folgendes: Die Ansicht des Herrn Dr. v. Onciul wird freilich bestätigt durch die von ihm citierte „Circularverordnung“ vom 30. Mai 1848. Allein diese Verordnung gehört nicht der „absolutistischen“, sondern der revolutionären Zeit an, in welcher der böhmische Feudaladel eine Zeitlang das Uebergewicht hatte, jener Zeit, in welcher das bekannte allerhöchste Cabinetsschreiben vom 8. April 1848 ergieng, welches den Standpunkt des „böhmischen Staatsrechtes“ sanctionierte, jener Zeit, in welcher Graf Leo Thun als Statthalter von Böhmen willkürlich eine Landtagswahlordnung erlassen und Landtagswahlen vorschreiben konnte. Die citierte „Circularverordnung“ ist eben wie das citierte Cabinetsschreiben niemals zur praktischen Anwendung gelangt und stillschweigend außer kraft getreten. Auf die übrigen Vorschriften einzugehen und ihre praktische Tragweite darzulegen, wäre verschwendete Mühe, es kommt überall auf dasselbe an, man muss die einzelne Vorschrift nicht isoliert nach ihrem zufälligen Wortlaut, sondern im Zusammenhang mit den wirklichen Zuständen der damaligen Zeit auffassen. Nur eines sei noch betont. Vor den Staatsgrundgesetzen von 1867 wurde die zweite Landessprache neben der allgemeinen deutschen Amtssprache nur nach Maßgabe des Bedürfnisses zur Anwendung zugelassen, nämlich wenn die betheiligte Privatperson der deutschen Sprache nicht kundig war. Nicht das nationale Recht der Bevölkerung, sondern das sachliche Bedürfnis der geordneten Staatsverwaltung war entscheidend. Das ist doch etwas ganz anderes als die subsidiäre Anwendung der czechischen Sprache im geschlossenen deutschen Sprachgebiet, welche Herr Dr. v. Onciul als nationales Recht aus nationalen Gründen zur Einführung vorschlägt. Dieser Vorschlag ist ebenso wie die Stremayr'sche Sprachenverordnung eine Veränderung des althergebrachten Rechtszustandes, gegen welche die Deutschen in Böhmen ihren Widerstand richten.

Noch ein Wort zur Sprachenfrage.

Vom Landtagsabgeordneten Dr. Julius Ofner.

In seinem Aufsatz über die österreichische Sprachenfrage und seiner Entgegnung auf Prof. Pfersche gebraucht Herr Dr. A. v. Onciul wiederum das beliebte Kunststück, Landes- und landesübliche Sprache als gleichbedeutend zu setzen. Dabei missachtet er:

1. Den Wortlaut des Art. 19 des Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger. Der Artikel spricht im zweiten Absatz von der Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben und schließt im dritten den Zwang zur Erlernung einer zweiten Landessprache aus. Wären landesübliche und Landessprache gleichbedeutend, so hätte derselbe Paragraph nicht zweierlei Ausdrücke gebraucht; abgesehen von dem durchaus verschiedenen Standpunkt, welchen das Gesetz in den beiden Bestimmungen einnimmt.

2. Der Gegensatz, den Art. 19 im Auge hat, ist in der Notariatsordnung genau ausgeführt. Sie spricht wiederholt (§ 6, d; § 12) von der Sprache, am klarsten in § 13. Nach § 13 ist in dem Amtssiegel des Notars seine Eigenschaft und die Benennung des Landes und Amtssitzes „in jener Sprache anzuführen, welche in dem Sprengel des Notars die übliche Landessprache ist, und wenn in diesem Sprengel mehr als eine Landessprache üblich ist, in jeder dieser Sprachen.“ Landesüblich ist hier klar als „im Sprengel üblich“ erklärt.

3. In dieser alleinigen Bedeutung („hierzulande üblich“) sind auch § 13 der allgemeinen und § 14 der westgalizischen Gerichtsordnung seit ihrem Bestande aufgefasst und gehandhabt worden. Ein Gesetz, das hundert Jahre in Uebung steht, darf man nicht nach dem bloßen Wörterbuch auslegen wollen.

4. Ganz missverstanden wird von Dr. v. Onciul der von ihm wörtlich angeführte Erlass des Justizministeriums vom 23. Mai 1852, Z. 11.815. Dr. v. Onciul übersieht das bedeutsame Wörtchen: nur, das in allen Punkten des Erlasses vorkommt. Wenn der Angeklagte nur der böhmischen Sprache kundig ist (a); unter der gleichen

Voraussetzung (b): bei Angeschuldigten, Angeklagten, Zeugen und Sachverständigen, welche nur der böhmischen Sprache kundig sind (c); wenn der Angeschuldigte oder Angeklagte nur der böhmischen Sprache mächtig ist (d): sind alle Anordnungen im Erlasse getroffen.

So wurde es auch stets gehalten. Nur der Betheiligte, welcher der deutschen Sprache nicht mächtig war, wurde in czechischer vernommen und verständigt. Sobald er sich im Deutschen verständlich machen konnte, musste er deutsch reden, und insbesondere wurde dies vom Anwalt verlangt. Dem der Sprache Unkundigen sollte sein Recht nicht verkürzt werden, das war die einzige Beschränkung für die ausschließliche Geltung der deutschen Gerichtssprache.

So lauteten aber auch die von Dr. v. Onciul angeführten Erlässe für andere Länder. Auch sie enthalten das Wörtchen nur, und dieses hatte thatsächlich zur Folge, dass in manchem Bezirke Deutschböhmens jahrelang kein czechisches Protokoll aufgenommen wurde. Denn auch jetzt sind es nicht die Parteien, sondern die als nationale Agitatoren auftretenden Anwälte, welche die Sprachenfrage aufrollen, welche in ihr nicht das Mittel erblicken, sich verständlich zu machen, sondern das czechische Staatsrecht zu propagieren. Würde man die Sprache von ihrer natürlichen Bestimmung als Verständigungsmittel aus beurtheilen, die Frage wäre längst gelöst.

Wenn Herr Dr. v. Onciul aus der Gleichberechtigung der landesüblichen Sprachen folgert, dass für die deutsche Sprache kein Quentchen mehr verlangt werden kann, als für jede andere: so hat er keine Empfindung für den Reichsgedanken. Mir und anderen erscheint Oesterreich nicht, mindestens noch nicht die bloße Summe seiner Länder zu sein, sondern eine durch sie gebildete Einheit. Mit acht gleichberechtigten Sprachen lässt sich diese Einheit nicht erhalten. Das ist ein babylonischer Thurmbau, der bei dem wirklichen Versuch ebenso scheitern müsste, wie bei dem legendarischen. Wenn sich die österreichischen Slaven auf eine ihrer Sprachen als gemeinsame Verständigungssprache einigen könnten, so wäre es möglich und gerecht, ihr eine der deutschen ebenbürtige Stellung im Reiche einzuräumen. Für sieben Sprachen ist es unmöglich. Man hat nur die Wahl: entweder ein Reich mit allgemeiner Verständigungssprache, oder acht Verständigungs-, richtiger Nichtverständigungssprachen ohne Reich.

Slavische Wechselseitigkeit in der Praxis.

Hundert Jahre sind seit dem Tage verflossen, da einer der Schöpfer des Schlagwortes von der slavischen Wechselseitigkeit, Franz Palacky, geboren wurde. Er und seine Gesinnungsgenossen, die Schwärmer der idealen Vereinigung aller Slaven, und mit ihnen auch die Idee des Panslavismus in dem ursprünglichen Sinne sind längst verblichen. Das Wort ist aber doch geblieben und hat diesmal merkwürdigerweise die Idee, die es zum Ausdrucke brachte, überlebt. Die Bezeichnung blieb dieselbe, der Begriff hat sich aber gewaltig verändert. Es ist charakteristisch, dass dieses Schlagwort am häufigsten von jenen gebraucht wird, die an dasselbe am wenigsten glauben. Denn welcher Mensch und Politiker, der seiner fünf Sinne mächtig ist, kann heute — ohne zu heucheln — an den idealen Palacky'schen Panslavismus glauben? So lange das nationale Aufstreben die Gemüther beherrscht, werden auch die Slaven, trotz aller panslavistischen Phrasen, feindlich wider einander auftreten (Russen gegen Polen; Polen gegen Ruthenen; Russen gegen Ruthenen, und Czechen gegen jede slavische Nation, wenn das ihren Zwecken nützlich sein wird).

In jenem Momente aber, da die einzelnen Nationen, ihrer Bedeutung und Individualität nach, sich entwickelt haben und ihr Interesse bloß culturellen Streitfragen zuwenden werden, ist die slavische Wechselseitigkeit nicht mehr nothwendig.

Wer sollte auch die heutigen panslavistischen Tiraden ernst nehmen? Dieselben Jungczechen, die noch vor einigen Monaten in der Presse erklärten, den Ausdruck Panslavismus gegen die Regierung zur Zeit der Opposition als bloßes Schreckwort gebraucht zu haben, — preisen heute an gemeinsamer Tafel beim Weine die Waffenbrüderschaft mit Herrn General Komarow, dem bekannten russischen Panslavisten, der übrigens wie alle russischen Panslavisten eigentlich ein Panrusse ist. Es ist noch gar nicht so lange her, dass die Polen durch ihren Sprecher im österreichischen Parlamente erklärten, „das ganze Slaventhum sei für sie keinen Schuss Pulver werth" — das hindert sie aber nicht, heute auch panslavistisch gesinnt zu sein ... oder mindestens zu scheinen!

Aber verba volant. Man könnte annehmen, dass die früheren Thaten und Worte der Polen heute durch die praktische Bethätigung des Panslavismus wettgemacht werden. Blicken wir also nach Galizien, ihrer Heimat, wo sie ihre ideale Landesautonomie genießen, weit weg von dem „gemeinsamen germanischen Feinde", und unbehindert von demselben die panslavistischen Ideen an dem slavischen „Brudervolk", den Ruthenen, ausüben können.

Galizien ist bekanntlich ein aus zweien, weder historisch noch ethnographisch zusammenhängenden Gebieten künstlich zusammengeflicktes Land. Der westliche Theil gehörte ursprünglich zum polnischen Königreiche — der östliche, ruthenische, gehörte zum Ruthenenreiche, hatte eigene Fürsten und Könige und übergieng später durch Erbe an die polnischen Herrscher. Es ist daher begreiflich, dass der Gedanke einer Theilung Galiziens in die ursprünglichen Gebiete, die verschiedenartig gestaltet sind und sich nicht nach derselben Schablone verwalten lassen, wiederholt bei der österreichischen Regierung, noch vor der constitutionellen Aera, auftauchte. Mit derselben Frage beschäftigte sich der slavische Congress zu Prag im Jahre 1848, und diese Forderungen haben alle ruthenischen Parteien in ihr Programm aufgenommen. Die — heute panslavistischen — Polen dagegen betrachten Ostgalizien als einen integrierenden Theil ihres Zukunftskönigreiches und die Zweitheilung Galiziens als eine neue Theilung Polens. Während sie aber planmäßig bestrebt sind, dem ganzen Lande ein polnisches Gepräge zu geben, verschärfen sie den Gegensatz zwischen den beiden Theilen desselben durch die traditionelle Ausbeutung Ostgaliziens zu Gunsten Westgaliziens.

Halten wir uns aber an die statistischen Daten. Die Statistik ist eigentlich immer unparteiisch, d. h. die unverfälschte, ehrliche; freilich ist es kein Geheimnis, dass es auch eine specifisch „galizische Statistik" gibt, die den Zauber versteht, im Handumdrehen das Object der Zählung in das Gegentheil zu verwandeln (vergl. polnische Wahlen, Volkszählung &c.). Der Umstand aber, dass die executiven Organe — wie fast alle Beamten — Polen sind, bürgt dafür, dass die folgenden, der officiellen Statistik entnommenen Ziffern nicht zu ruthenenfreundlich gefärbt sind. An der Hand dieser officiellen Daten seien nun die Verhältnisse Galiziens besprochen.

Ganz Galizien umfasst einen Flächenraum von 78.496·84 Quadratkilometer; davon entfallen auf das überwiegend ruthenische Ostgalizien 53.201·18 Quadratkilometer, auf das überwiegend polnische Westgalizien 25.295·66 Quadratkilometer.

Was also die territoriale Größe anbelangt, so ist Ostgalizien 2·1mal so umfangreich wie Westgalizien. Im vorhinein sei betont, dass Ostgalizien einen viel fruchtbareren Boden und ein gesundes Klima hat; aber die völlige culturelle Vernachlässigung dieses Landestheiles, die stete Ausbeutung desselben zu Gunsten Westgaliziens und die traditionelle Devastationspolitik der Polen — wie wir unten nachweisen werden — hat zur Folge, dass Ostgalizien viel schwächer bevölkert ist, als der westliche Theil.

Galizien besitzt — nach der letzten Volkszählung aus dem Jahre 1890

im ganzen	6,607.816	Einwohner,
davon entfallen auf Ostgalizien .	4,127.003	"
" Westgalizien	2,480.813	"

Während also betreffs des territorialen Umfangs Ostgalizien 2·1mal so groß ist, übertrifft es, was die Bevölkerungszahl anlangt, Westgalizien nur um das 1·7fache. Daraus folgt, dass Ostgalizien viel dünner bevölkert ist als Westgalizien, und dies wird auch dadurch erwiesen, dass während in Galizien im allgemeinen die Bevölkerungsziffer per Quadratkilometer 87 Einwohner beträgt, sie sich in Westgalizien auf 98·03, in Ostgalizien jedoch nur auf 77·7 stellt, also über 20 Procent niedriger. Diese große Differenz in der Bevölkerungsdichte hat in der massenhaften Auswanderung der ruthenischen Bauern Ostgaliziens ihre Ursache, die, infolge der heute herrschenden verderblichen Wirtschaftspolitik, nur die Wahl haben, entweder im Heimatslande zu verhungern oder jenseits des Oceans das Brot zu suchen. Dass sie sich für das letztere entscheiden, kann niemand Wunder nehmen.

Aber auch die socialen Verhältnisse sind in beiden Landestheilen verschiedenartig, und das Gemeindewesen gestaltet sich im ruthenischen Theile ganz anders als im polnischen, was auch gewisse Schwierigkeiten in der Verwaltung zur Folge hat.

Ganz Galizien zählt nämlich	6238	politische Gemeinden,
hievon Ostgalizien	3582	" "
und Westgalizien	2656	" "

Auf eine Gemeinde entfallen durchschnittlich

in Ostgalizien	1152	Einwohner,
in Westgalizien	934	"

Obwohl nun in Westgalizien viel mehr Städte und Städtchen existieren, ist doch die Durchschnittszahl der Einwohner einer Gemeinde in Westgalizien viel kleiner als in Ostgalizien. Das Hauptmotiv zur Schaffung der Collectivgemeinden (die in Galizien längere Zeit hindurch geplant wurden) — einer bei den ruthenischen Bauern missliebigen Reform — ist eben der Umstand, dass einzelne Gemeinden Westgaliziens zu klein sind, um die ihnen auferlegten Pflichten zu erfüllen. Dies gilt jedoch nicht für Ostgalizien, wo die Gemeinden groß genug sind, um ihrer Pflicht nachzukommen. Diese Thatsache erscheint umso seltsamer, als eigentlich Westgalizien die reichere und daher zahlungsfähigere Bevölkerung besitzt.

Denn in ganz Galizien sind	845.955	Wirtschaften,
hievon in Ostgalizien	498.505	"
in Westgalizien	347.450	"

Davon gehören zu den sogenannten Agrarproletariern, d. h. jenen Kleinbauern, die entweder nur eine Hütte oder nebst dieser noch ein Viertel-, höchstens aber ein halbes Hektar Acker besitzen,

in ganz Galizien 250.893 Bauern,
in Ostgalizien 165.924 „
in Westgalizien 84.969 „

30 Procent der gesammten Bauernschaft Galiziens sind demnach heute schon dem Proletariat verfallen, während aber Westgalizien, seiner Bevölkerungszahl entsprechend, an demselben nur mit 24 Procent participiert, ist dies bei Ostgalizien mit 33 Procent (!) der Fall. Das beweist uns unwiderleglich, dass der ruthenische Landestheil der wirtschaftlich schwächere ist. Was wäre nun natürlicher, als dass das reichere Westgalizien den größeren Antheil an der Entrichtung der Steuern leistet? Weit gefehlt!

Die Zahlen beweisen das Gegentheil. Die ganze Summe der Staatssteuern, welche die Bewohner Galiziens zu entrichten haben,
beträgt 9,576.797 Gulden;
hievon zahlt Ostgalizien 6,252.822 „
Westgalizien 3,323.975 „

Wenn wir nun die ganze Steuerbürde zerlegen, so entfällt auf einen Kopf
in Ostgalizien 1·51½ Gulden,
in Westgalizien 1·34 „

Beweisen diese Ziffern nicht zur Genüge, dass die Vertheilung der Steuerlast absolut nicht gerecht erfolgt? Aber, wird man denken, für diese große Belastung werden Ostgalizien auf anderem Gebiete Vortheile geboten? Wieder gefehlt!

Ostgalizien wird bei Meliorationen aller Art, Herstellung der Straßen u. s. w. gewissenlos zu Gunsten Westgaliziens exploitiert. Ein Beispiel: bis zum Jahre 1888 hat man
in Galizien 2807 Kilometer Wege gebaut,
in Ostgalizien 647 „ „ „
in Westgalizien 2160 „ „ „
bei einer viel geringeren Steuerleistung als Ostgalizien. (Vergleiche Bericht des IV. Depart. des galizischen Landesausschusses.)

Zwar hat man das später im Jahre 1888 bis 1894 wenigstens zum Scheine verbessern wollen, aber trotz der „Freigebigkeit“ des Landtages zu dieser Zeit kommt Ostgalizien dem westlichen Theil des Landes bei weitem nicht gleich. Denn während das territoriale Verhältnis Westgaliziens zu Ostgalizien 1:2·1 beträgt, während sich sogar die Summe der entrichteten Steuer wie 1:1·9 verhält, ist das Verhältnis der bloß in dieser (1888 bis 1894) für Ostgalizien glücklichsten Periode gebauten Wege — 1:1·4.

Ebenso wurde Ostgalizien bei Meliorationen sehr benachtheiligt. Wieder ein Beispiel für viele. Der galizische Landtag bestimmte im Jahre 1897 für die Regulierung der Flüsse
in Galizien 253.293 Gulden,
davon für Ostgalizien 104.553 „
„ Westgalizien 148.740 „

Das vernachlässigte und zweimal so große Ostgalizien erhielt demnach nur zwei Drittel der Summe, die für Westgalizien verwendet wurde! Diese Daten sind für Ostgalizien in anderen Jahren noch ungünstiger.

Was die Communicationsmittel und Meliorationen anbelangt, ist Ostgalizien — wie nachgewiesen wurde — völlig benachtheiligt; dessen Geld wird zur Bereicherung des westlichen Theiles verwendet. Obwohl Ostgalizien doch der österreichischen Regierung untersteht, so empfindet es trotzdem in erster Linie die Herrschaft der Polen. Es ist zu bemerken, dass man dem Landtage absolut nichts abbetteln kann, wenn man sich nicht auf den polnischen Patriotismus beruft und auf die Treue zur polnischen Krone. Stereotyp werden alle an den Landtag gerichteten Petitionen derartig stilisiert: „es ist in diesem Bezirke die Straße herzustellen, weil über dieselbe einmal der polnische König fuhr ...“ „Dieses Schloss möge renoviert werden, weil hier dieser oder jener polnische Held geboren wurde ...“ „Dieses Kloster möge auf Landeskosten restauriert werden, weil hier einmal der polnische König die heilige Messe hörte ...“ ꝛc. ꝛc. Da es aber die Ruthenen nicht über sich bringen, die eigene Nation zu verleugnen und polnischen Patriotismus zu heucheln, werden fast alle ihre Forderungen rücksichtslos übergangen — das polnische Westgalizien dagegen wird gefördert. Auch in den neueren Budgets ist keine Spur einer Wendung zum Besseren. Die Fortsetzung dieser Wirtschaft bedroht Ostgalizien mit völliger Verwüstung.

Diese gewissenlose Vernachlässigung Ostgaliziens auf jedem Gebiete hat auch eine große Mortalität zur Folge, wie die nachstehenden Ziffern anschaulich erweisen.

Mit der größten Mortalität, 40 bis 41 pro Mille, hat
Ostgalizien 2 Bezirke,
Westgalizien —

Mit der Mortalität 35 bis 40 pro Mille hat
Ostgalizien 15 Bezirke,
Westgalizien —

Dafür mit der kleineren Mortalität 25 bis 30 pro Mille hat
Ostgalizien 7 Bezirke,
Westgalizien 15 „

Mit der niedrigsten 21·8 bis 25 pro Mille hat
Ostgalizien 1 Bezirk,
Westgalizien 9 Bezirke.

Ostgalizien weist somit gegen alle ökonomischen, hygienischen und biologischen Gesetze — da es gesundes Klima, viel üppigeren Boden und dünnere Bevölkerung als Westgalizien besitzt — im Vergleiche mit dem westlichen Landestheile eine sehr starke Mortalität auf. Das sind die Folgen der vernichtenden polnischen Wirtschaft in diesem Landestheile.

So viel von der wirtschaftlichen Wechselseitigkeit der Slaven in Galizien. Nicht anders aber ist es um sie auf dem culturellen und nationalen Gebiete bestellt, und die Ruthenen wären froh, wenn ihnen der Vater des polnischen Panslavismus, Graf Badeni, nur zur Hälfte das beschert hätte, was er den Czechen durch seine Sprachenverordnungen geben wollte. Die Amtssprache in ganz Galizien ist polnisch. Alle Hoch- und Mittelschulen — zwei deutsche und zwei ruthenische Gymnasien und sechs ruthenische Parallelclassen an einem polnischen Gymnasium ausgenommen — die agronomischen und Gewerbeschulen, schließlich die Bürgerschulen sind ausschließlich polnisch. Die Ruthenen haben nur die Volksschulen mit ruthenischem Charakter, die aber eigentlich utraquistisch sind. Dabei muss man sich immer vor Augen halten, dass Ostgalizien, mit kleinen Ausnahmen, ruthenisch ist. Nur dann wird man die schreiende Ungerechtigkeit ermessen können. Doch mit der ungerechten Betheiligung ist es noch nicht genug. In vielen rein ruthenischen Ortschaften sind sogar ausschließlich polnische Volksschulen. Es sei bemerkt, dass in Galizien nach der heutigen Praxis nicht die Umgangssprache, sondern die Confession maßgebend ist. Nach diesem System wird zur ruthenischen Nationalität fast nur derjenige gezählt, der sich zur griechisch-katholischen Confession bekennt, alle übrigen Ruthenen — sie mögen kein einziges Wort polnisch sprechen — bezeichnet man als Polen. Auf der Seite der Polen dagegen kennt man keine so absolute Exclusivität: die Herren sind sehr tolerant und nehmen alle möglichen Confessionen auf. Zur polnischen Nationalität werden somit alle Römisch-katholischen (also nicht nur Polen, sondern auch viele Ruthenen und deutsche Colonisten), viele griechischer und armenischer Confession gerechnet, ferner viele Protestanten und beinahe alle Juden. Bei der Nationalitätsbestimmung muss aber doch die Umgangssprache bestimmend sein. Diese ist bei den allermeisten Juden deutsch, wenn auch im jüdisch-deutschen Jargon, aber nicht polnisch. Diese Curiosität zeigt sich noch drastischer, wenn man in Galizien ganze ruthenische und deutsche Dörfer aus dem Grunde als von Polen bewohnt bezeichnet, weil sich die Inwohner zur römisch-katholischen Kirche bekennen.

So existiert im Cieszanower Bezirke eine notorisch deutsche Colonie Freifeld — welche nach der Statistik keinen einzigen deutschen Einwohner besitzt, sondern lauter Polen. Die Ursache dieser wunderbaren Erscheinung? Die Deutschen sind römisch-katholisch und werden daher von den Polen als Connationale annectiert. In meinem Heimatsdorfe Nowesolo sind drei Familien (11 Personen), die der polnischen Sprache mächtig sind und dieselbe zu Hause gebrauchen — außer dem Hause spricht in Ostgalizien am Lande jeder ruthenisch — die Statistik hatte aber zu meiner Verblüffung 191 Polen in diesem Dorfe angeführt. So werden polnische Majoritäten fabriciert.

Ja ein, sogar nach diesem Maßstabe, ruthenisches Dorf bekommt nicht immer eine ruthenische Schule, und wenn es auch eine solche hat, so erhält es sehr oft einen polnischen Lehrer, der erst durch die Kinder ruthenisch lernt. Die Lehrer ruthenischer Abstammung aber werden sehr oft unter allen möglichen Vorwänden vom Landesschulrathe nach dem polnischen Westgalizien versetzt. Man fürchtet eben, dass diese dem ruthenischen Volke entstammenden Männer den Polonisierungsplänen der Machthaber nicht allzu gefügig wären.

In Galizien aber gibt es keine einzige ruthenische Lehrerbildungsanstalt (Seminar), obwohl das Tarnopoler Seminar 126 ruthenische und 124 polnische, das Samborer 170 ruthenische und 162 polnische Schüler besuchen. Also selbst hier, wo die Ziffern so beredt sprechen, wird das Interesse des ruthenischen Volkes geradezu schmählich benachtheiligt. Ueberall in Ost- und Westgalizien wird die ruthenische Schule planmäßig vernichtet, die polnische dagegen gefördert. In dieser Beziehung hat sogar Ostgalizien ein Sonderrecht, denn die polnischen Schulen werden in diesem Landestheile vor allem bevorzugt.

So hat das ruthenische Ostgalizien 684 polnische Volksschulen, die factische Lehrthätigkeit erstreckt sich auf 642, geschlossen sind daher bloß 42 Schulen. Es sind somit in Ostgalizien 95·3% thätige polnische Volksschulen und außer Thätigkeit gestellte kaum 4·7%. Betrachten wir nun die ruthenischen Volksschulen in Westgalizien. Da es sich vor allem um Entnationalisierung der Ruthenen im westlichen Landestheile handelt, so bekommen hier die ruthenischen Schulen (obwohl sie Schulgebäude besitzen) keinen Lehrer. So sind in Westgalizien*) von 104 ruthenischen Volksschulen kaum 74·4% thätig. Während also in Ostgalizien nur 4·7% außer Thätigkeit gestellte polnische Volksschulen sind, bleiben in Westgalizien 25·6% ruthenische Volksschulen ge-

*) Die Ruthenen bewohnen auch den südlichen Theil Westgaliziens.

schlossen. Die Ruthenen haben im ganzen bloß 2021 Volksschulen, davon thätig 1822, für die aber, wie gesagt, keine einzige ruthenische Lehrerbildungsanstalt existiert. Um besser zu veranschaulichen, wie die polnischen Panslavisten das brüderliche, ruthenische Volksschulwesen schädigen, führe ich den überwiegend ruthenischen Grenzbezirk Sanok als Beispiel an. In diesem Bezirke sind 55 ruthenische und 35 polnische Volksschulen. Davon sind 26 ruthenische Schulen thätig, die übrigen 29 bekommen keinen Lehrer, obwohl sie für denselben zahlen (dem Gesetze nach zahlt ein Dorf, welches eine Schule hat, die Steuer für den Lehrer, selbst wenn es sieben Jahre ohne denselben bleibt). Dass aber nicht etwa Mangel an Lehrkräften an diesen Zuständen schuld ist, beweist der Umstand, dass von den 35 polnischen Volksschulen dieses Bezirkes nur vier außer Thätigkeit sind und auch die nur wegen mangelnder Gebäude. Für die polnischen Schulen mangelt es also an Lehrern nicht, und es mangelte auch nicht für solche an den ruthenischen Schulen, nur müsste der galizische (id est polnische) Landesschulrath die Stellen besetzen wollen!!

Wir brauchen nur noch die politische Wechselseitigkeit, die sich am eclatantesten in den blutigen polnischen Wahlen äußerte, hinzuzufügen und an die Stellung der Jungczechen — von den Polen ganz abgesehen — in der darüber im österreichischen Parlament geführten Debatte zu erinnern, um unser Bild zu vervollständigen.

Wenn sich einige reactionäre Elemente zur Förderung ihrer Sonderinteressen zusammenscharen, so kann man darin noch keine Action sämmtlicher slavischen Völkerstämme erblicken. Daran glauben auch selbst die Panslavisten nicht. Und wenn sich die Herren Czechen, Polen und Russen, gleich den römischen Priestern, von denen Cicero zu erzählen weiß, beim schäumenden Weine und überschäumenden Reden nicht ins Gesicht lächelten, so war es nur deshalb, weil sie nicht einmal so viel Offenherzigkeit besitzen, wie diese heidnischen Priester. Aber selbst die ernsten, würdigen Mienen können niemanden täuschen. Die slavische Wechselseitigkeit ist nur ein schöner Traum. Der Verbrüderung muss eine Versöhnung, dieser aber Gerechtigkeit vorausgehen. Und wie weit sind die heutigen „Panslavisten" von dieser Vorstufe der Verbrüderung entfernt! Aber es gibt Leute, die sich dessen bewusst sind, und die machen sich selbst den Text zu der Melodie des panslavistischen Sirenenliedes.

Roman Sembratowycz.

Wie haben die Spanier ihre Colonien behandelt?

Von Professor Dr. Philipp Woker (Bern).

Es ist höchst unvorsichtig, die Geschicke von Ländern und Völkern auf immer festlegen zu wollen. An dem Beispiele der spanischen Colonien wird das sehr deutlich: Papst Alexander VI. zog in der Bulle „Inter cetera" vom 4. Mai 1494 den berühmten Strich vom Nordpol zum Südpol und verfügte: alle Inseln und Continente in bestimmtem Abstand von dieser Linie gehören „auf ewig" dem König von Castilien, und kein Mensch soll sich erdreisten, bei Strafe der Excommunication, diesen spanischen Abschnitt der Welt auch nur zu betreten, „sei's um Handel zu treiben, sei's aus irgendwelchem anderen Grunde."*)

Was war der Erfolg? Etwa ein Jahrhundert lang haben die Spanier, der päpstlichen Verfügung gemäß, jeden fremden Seemann, der sich ohne Erlaubnis der spanischen Regierung auf den Atlantischen Ocean hinauswagte und den sie fassten, entweder auf der Stelle todt geschlagen oder der Inquisition überliefert. Dann spottete die Uebermacht der Verhältnisse ihrer lächerlichen Gegenwehr: Flotten, in ihrer Gesammtheit so zahlreich wie Heuschreckenschwärme, bewegten sich allmählich über den verbotenen Ocean, und ein ganz und gar concessionswidriges Völkergetümmel ließ sich nieder an den verbotenen transoceanischen Gestaden. Der „auf ewig" den Spaniern geschenkte Länderbesitz zerbröckelte, von ihrer colonialen Weltmacht kam auf unsere Tage nur ein kümmerlicher Rest, und auch dieser löst sich eben vor unseren Augen in das vollendete Nichts auf.

Man hat den Eindruck, dass die Spanier dies Verhängnis der Auflösung und des Abfalles ihrer eigenen Colonien selbst heraufbeschworen haben, und darüber ins Klare zu kommen ist heute gewiss eine Sache allgemeinsten Interesses.

Es hat dem System der spanischen Colonienbehandlung nicht an Lobrednern gefehlt. Hört man gewisse spanische Beurtheiler und ihre Nachbeter aus anderen Nationen, so hat es niemals eine Regierung gegeben, die mit solcher Gerechtigkeit und Milde in ihren Colonien gewaltet hätte, wie die spanische Regierung, und nirgends eine Geistlichkeit, die für Freiheit und Menschlichkeit so geeifert hätte, wie die spanische Geistlichkeit in den Colonien. Aus den Manifesten der Creolen im spanischen Amerika tönt es aber schon seit einem Jahrhundert zurück: die eintönige Geschichte der spanischen Colonien fasst sich in die vier Worte zusammen: „Undankbarkeit, Ungerechtigkeit, Sclaverei und Verzweiflung",*) und niemals ist ein Verbrechen so schwer bestraft worden, wie an uns das Verdienst unserer Väter, in Amerika ein Neu-Spanien gegründet zu haben.

Die Lobeserhebungen kommen nun allerdings in der Hauptsache auf die Rechnung der nationalen und kirchlichen Eigenliebe; doch liegt ein Grund für die so vollständige Gegensätzlichkeit der Urtheile darin, dass sich die Lobredner der spanischen Verwaltung auf den Wortlaut der Regierungsverordnungen stützen, während den Tadlern deren Anwendung, wie die gesammte Praxis in den Colonien vor Augen steht. Offenbar entscheidet nun aber die Praxis, und im übrigen gibt es auch der Regierungsverordnungen genug, die zu den Lobreden nicht passen, die entweder unmittelbar Verderbliches bestimmen oder durch ihre schwankende Fassung den ärgsten Missbräuchen Thür und Thor öffnen.

Ich möchte nun beides, Anordnungen und Praxis, so beleuchten, dass dreierlei deutlich wird:

die Grundzüge des allgemeinen Systems der spanischen Colonienbehandlung,

sodann die Behandlung der Creolen,

endlich und insbesondere die Behandlung der ursprünglichen Einwohner, die man Indier nannte, weil ja die Spanier anfangs in Amerika nicht einen eigenen Welttheil, sondern einen Theil Asiens, ein Stück Indiens, entdeckt zu haben glaubten.

Die spanische Dynastie betrachtete von allem Anfang an die Besitzungen in der neuen Welt als ihr persönliches Eigenthum, insbesondere sollten ihr ganz unmittelbar gehören alle in den Colonien vorhandenen Edelmetalle, kostbaren Steine und Farbhölzer: Goldsucher mussten daher zuerst zwei Drittel, später immer noch ein Fünftel des gefundenen Goldes an die Krone abgeben.**). Zu diesen ihren Besitzungen gewährte die Regierung Ferdinands und Isabellas nur rechtgläubigen Castilianern Zutritt, nicht einmal den Spaniern im allgemeinen, ja in den ersten Jahren nach der Entdeckung Amerikas wurden nur von den Staatsbehörden auserlesene Castilianer in die Colonien befördert. Von vornherein monopolisierte die Regierung den gesammten Verkehr mit den Colonien. Im Jahre 1503 errichtete die Regierung eine officielle und ganz allein berechtigte Geschäftsstellein Sevilla und besetzte sie mit königlichen Beamten. An dieses Bureau mussten alle für die Colonien bestimmten Waren abgeliefert werden, es übernahm ihre Aufstapelung in der Markthalle von Sevilla und ihre Verfrachtung nach Amerika, kein Schiff durfte nach den Colonien abfahren ohne Aufsicht und Instruction von der Centralstelle und jedes aus den Colonien kommende Schiff hatte seine Ladung abzuliefern an dieselbe Centralstelle. In etwas späterer Zeit war von den Entscheidungen des Bureau Berufung zulässig an den Rath für Indien, eine Art Ministerium der Colonien, dessen Anfänge schon unter Isabella vorhanden waren, das aber seinen vollständigen Ausbau erst im Jahre 1524 durch Karl V. erhielt.

Es gehörte endlich mit zu diesem System der unmittelbarsten und allseitigen Ueberherrschung der Colonien durch die Regierung, dass die Krone über alle geistlichen Stellen und alle kirchlichen Einkünfte verfügte und damit auch die Kirche in ihrer colonialen Domäne sich unterthan machte. Die Colonien sind Eigenthum des Königs, er öffnet und schließt den Zutritt zu ihnen, sein Handelsbureau in Sevilla monopolisiert den Geschäftsverkehr, sein Rath für Indien besorgt die oberste Leitung, die Kirche in den Colonien steht unter königlichem Supremat. So fasste man von vornherein das Verhältnis der Colonien zum sogenannten Mutterland.

Die Härte einer derartigen Ordnung milderte Isabella noch einigermaßen durch ihr wirkliches Wohlwollen für die Colonien. Nachher erscheint das System der Abhängigkeit in seiner ganzen Schärfe, seine Schäden werden aufs äußerste entwickelt, jede Rücksicht auf den Vortheil der Colonien fällt dahin, es wird zum System der vollendeten Ausbeutung, Knechtung, Misshandlung.

Bei dem Verfahren, dem nun für mehrere Jahrhunderte die Colonien unterliegen, wird der Anspruch: die Colonien sind Eigenthum des Königs, theoretisch nicht aufgegeben: aber er tritt in der Praxis in den Hintergrund vor der Umdeutung zu der allgemeinen Fassung: die Colonien sind Eigenthum der Spanier, sie gehören ihnen, wie mir ein Haus, ein Garten, ein Kleidungsstück gehört. Es besteht also ein Verhältnis der denkbar engsten Anschmiedung der Colonien zunächst an den spanischen König, dann an die Spanier überhaupt. Dasselbe findet in folgenden Beziehungen seinen thatsächlichen Ausdruck: Der Krone fallen zu die Zölle, die Antheile an Bergwerken und dergleichen: die Geschenke der hohen Beamten, die jährliche Kopfsteuer der ganzen alten Bevölkerung: die letztere betrug zum Beispiel zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Guatemala vier bis acht Realen auf jeden verheirateten Indier***). Den Spaniern sind vorbehalten alle Staatsämter in den Colonien, aus Spanien schickt die Regierung die Vicekönige, die Präsidenten, die Alcalden, die richterlichen Beamten, die Steuerbeamten: sie dürfen sich nicht einleben, werden in kurzen Fristen abgelöst, wenn sie nicht eine Verlängerung der Amtszeit durch Bestechung

*) S. den Text der Bulle u. a. bei Koch, Histoire des traités de Paix III, 229 ff.

*) Gerland, Geschichte des 19. Jahrhunderts III, 19.

**) Prescott, Hist. of Ferdinand and Isabella II, P. II, Ch. IX.

***) Gage, Nouvelle Relation, Amsterdam 1720, III, 120.

erreichen, stehen also zur unbedingten Verfügung der Regierung in Spanien und verhindern die Bildung eines einheimischen Beamtenstandes, dürfen aber in ihrer knapp bemessenen Amtszeit sich rasch bereichern an hohen Gehältern und viel mehr noch durch Handelsgeschäfte, Erpressungen und Bestechungen. Ich reiche aus einem Ocean von Belegen ein paar Tropfen: Die jährlichen Einnahmen des Vicekönigs von Mexiko berechneten Ortsanwesende um 1630 auf eine Million Ducaten, die Verlängerung seiner Amtszeit hatte er sich durch Geschenke von 1½ Millionen an den König, von einer Million an königliche Räthe erkauft. Um dieselbe Zeit wurde der Präsident von Guatemala in seiner Stellung unhaltbar, weil er ausnahmsweise ein ehrlicher Mann war und man keine ehrliche Verwaltung duldete.*) Vom gleichen Ort erzählt ein jahrelang dort Angesessener, in seinem ganzen Leben habe er nicht so oft von Processen wegen Mordes, Diebstahls u. s. w. gehört, wie in Guatemala, aber auch nicht eine Verurtheilung, nicht einmal eine Buße sei ausgesprochen worden, ausnahmslos hätten sich die Richter bestechen lassen.*)

Ebenso wie die Staatsämter wurden alle höheren Kirchenämter mit Spaniern besetzt: aus Spanien kamen die Bischöfe und Capitelsherren, die Provinciale und Superioren der Mönchsorden. Und für sie wie für die Geistlichkeit überhaupt fiel ein noch reichlicherer Theil der Beute aus den Colonien ab. Die Einnahmen des Erzbischofs von Mexiko bezifferten sich um das Jahr 1630 auf 60.000 Ducaten, die Einnahmen eines der ärmsten Bischöfe, des von Chiapa, auf 8000 Ducaten jährlich, von den Mönchen sagt ein Dominicanermönch, dass in Amerika nicht einer gefunden werde, der das Gelübde der Armuth beobachte, und er entwirft von ihnen Schilderungen als von vollendeten Sybariten: ein gewöhnlicher Dorfpfarrer konnte es im Jahr auf 4000 Ducaten bringen und der genannte Dominicanermönch selbst hätte aus einer Seelsorge von nur einigen Jahren 9000 Ducaten Ersparnisse mit nach Hause nehmen können, wenn er nicht noch in den amerikanischen Küstengewässern von einem holländischen Piraten ausgeplündert worden wäre.**)

Diese weltlichen und geistlichen Beamten, aus Spanien gesandt, bildeten Klammern der Abhängigkeit, mit denen die Colonien ans Mutterland geschmiedet waren.

Ein ferneres Mittel solcher Verkettung bestand in dem durchaus spanischen Zuschnitt der geistigen Bildung. Den geistigen Bewegungen, welche die Welt erfüllten, war der Zutritt verwehrt, Zufuhr von ausländischer Literatur verboten, Spanien ausschließlich lieferte den Colonien geistige Kost, und zwar in so kleinen Portionen, als es nur möglich war.

Das wichtigste Bindemittel endlich sahen die Spanier in der vollständigen wirtschaftlichen Abhängigkeit und Unmündigkeit der Colonien, in ihrer ausschließlichen wirtschaftlichen Bevormundung durch das Mutterland. Verboten waren in den Colonien die lohnendsten Zweige des Landbaues, sowie alle und jede Industrie und Manufactur, verboten Rhederei und Schiffsbesitz, der Verkehr im Lande künstlich gehemmt durch absichtliche Vernachlässigung der Wegebauten und Wasserstraßen.

Die Versorgung der Colonien war und blieb dem Mutterlande allein vorbehalten, nur dass das Monopol von Sevilla im Jahre 1720 auf Cadix übergieng. Der Verkehr wurde von dort aus betrieben durch zwei Schiffskarawanen, die an den amerikanischen Küsten in einige wenige Stapelplätze einliefen.

Die Preise der eingeführten Waren erlangten bei diesem Prohibitionssystem, bei den enormen Zöllen, welche die Regierung forderte, bei den Transportschwierigkeiten in den Colonien, an Ort und Stelle eine unglaubliche Höhe. Man hat die Unnatur dieser Verhältnisse an dem Beispiel klar gemacht, dass in Buenos Aires ein Pferd zwei Pesos kostete, die Hufeisen aber fünf Pesos.

Das sind die Segnungen des allgemeinen Systems der spanischen Colonienverwaltung. Von ihnen betroffen wurde so gut der creolische wie der indische Theil der Bevölkerung. Sie genügen vollkommen, die furchtbare Erbitterung zu erklären, mit der die Creolen das Joch der Spanier trugen. Diese Creolen, zum Theil die Nachkommen der ersten Eroberer und Begründer der Colonien, sahen sich zurückgesetzt gegenüber jedem spanischen Landstreicher, nicht zugelassen zu den Staatsämtern, selbst im Kirchendienst nur auf den untersten Stufen gelitten, in ihrer geistigen Bildung absichtlich verkümmert, wirtschaftlich geknechtet und ausgeplündert von den Spaniern, gezwungen, auf Erwerb durch Handel und Industrie zu verzichten, gezwungen, die reichsten Hilfsmittel ihres Landes ungebraucht zu lassen, und in der aufgenöthigten wirtschaftlichen Unfähigkeit vielfach in Armuth und Bettlerelend versunken. Auch merkten sie es wohl: wenn die spanischen Ankömmlinge ihnen so geflissentlich ihre Verachtung bezeugten, sie Halbindier und eigentliche Barbaren schalten, so lag schon die Furcht zugrunde, dass das unterdrückte Volk seiner Kraft sich bewusst werden und seine Ausbeuter davonjagen könne. So brachten auch die Spanier selber sie auf den Gedanken der Auflehnung. Schon ganz frühe, in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, hat der mehrfach genannte Dominicaner Gage beobachtet: „Die Creolen würden sich mit Freuden von der Tyrannei der Spanier befreien und lieber in Freiheit unter einem fremden Volke leben, als sich länger von den Angehörigen ihrer eigenen Nation unterdrücken zu lassen", und, gestützt auf derartige Beobachtungen, sagt der Dominicaner voraus: „Der Hass zwischen Creolen und Spaniern ist so groß, dass ich zu erklären wage: nichts kann mehr beitragen zur Eroberung des spanischen Amerika als dieser Zwiespalt; es ist leicht, die Creolen zu gewinnen und sich mit ihnen zu verbinden gegen ihre spanischen Feinde zum Zweck ihrer Befreiung aus der Sclaverei, in die sie versetzt sind." „Oft habe ich die armen Creolen reden hören: sie wollten lieber jedem beliebigen Fürsten unterworfen sein als den Spaniern, wenn ihnen nur die Freiheit ihrer Religionsübung gewährt würde."*)

*) Ibid. I, 203; III, 23, 24.
**) Ibid. I, 202; II, 364, 392; III, 116 ff.

Wenn nun aber schon für den ursprünglich spanischen Theil der Bevölkerung in den Colonien das Leben unerträglich war, wie gestaltete es sich erst für die Eroberten, die Indier? Wir müssen, um das Schicksal, dem sie anheimfielen, zu verstehen, auf die Zeit der ersten Entdeckungen zurückgehen. Der Papst hatte, wie wir wissen, Land und Leute in den neuentdeckten Gebieten der spanischen Krone geschenkt. Daraus leitete sich unmittelbar der Grundsatz ab: Die Indier sind Eigenthum der Krone. In Anwendung dieses Grundsatzes hat gleich Columbus frei über die Indier verfügt wie über ihr Land, ja, er hat sie in ganzen Abtheilungen als Sclaven nach Spanien bringen lassen.**) Freilich war das persönlich der Königin Isabella zuwider, sie redete wohl davon, man müsse die Indier als freie Menschen behandeln, verbot die fernere Ueberbringung von Indiern auf die spanischen Sclavenmärkte, aber sie gestattete den Spaniern in den Colonien, sich der Indier zwangsweise zu bemächtigen und ihnen Arbeiten aufzubürden,***) was die thatsächliche Versetzung in den Sclavereizustand war.

Ein zweiter, mit der päpstlichen Schenkung gegebener Grundsatz war: Land und Leute in den Colonien sind der spanischen Krone unter der Bedingung als Eigenthum übergeben, dass die Einwohner zu Christen gemacht werden.

Beide Grundsätze: man verfügt über die Einwohner der unentdeckten Länder und man muss sie zu Christen machen, wurden nun in der Praxis zu einem so fluchwürdigen Verfahren verbunden, wie die ganze Geschichte der Menschheit kein zweites kennt.

Wie man einem spanischen Ansiedler Land zuwies, ebenso übergab man ihm auch einen Haufen von Indiern in Encomienda in Verwahrung. Der Spanier übernahm die Verpflichtung, die ihm überwiesenen Indier zu Christen zu machen, und erhielt als Entgelt das Recht, seine Zöglinge für sich arbeiten zu lassen. Der Pflicht entledigte er sich, indem er seine Indier lehrte das Kreuz schlagen, Ave Maria sagen und dergleichen; so waren sie Christen, wussten freilich, wie Las Casas sich ausdrückt†), nicht einmal bei ihrem Ave Maria, ob die Worte einen Stein oder Rock oder etwas Essbares oder Trinkbares bedeuteten. Sein Recht aber, die Indier für sich arbeiten zu lassen, übte der Spanier aus mit furchtbarem Nachdruck und mit unmenschlicher Grausamkeit. Diese harmlosen Naturkinder, willig und anstellig, aber an keine eigentliche Arbeit gewöhnt, von zarter, schwächlicher Constitution, lernten die Hölle des Spaniers auf Erden kennen und giengen oft schon in wenigen Monaten an Arbeitsüberbürdung, Nahrungsmangel und Misshandlungen zugrunde. War so der erste Haufen neuer Christen ins Jenseits hinübergegangen, so erbat sich der Spanier und erhielt eine zweite Gruppe von indischen Catechumenen; war auch sie in eine bessere Welt befördert, ein dritte und so fort, denn zunächst hatte man ja der Indier genug. Da die Nachfrage immer größer wurde, schritt man zu systematischen Vertheilungen der Indier an die spanischen Ansiedler, zu den Repartimientos, wobei leider schon das Beispiel einer Indiervertheilung durch Columbus vorschwebte††). Das Verfahren beschreibt Las Casas aus eigener Anschauung folgendermaßen:

„Wenn eine Indiervertheilung an spanische Eroberer oder Beamte stattfinden soll, so werden die Bewohner ein und derselben Ortschaft in einem Park zusammengetrieben, in Abtheilungen von zehn, fünfzig und mehr Individuen aufgestellt und an diejenigen, welche deren wünschen, verlost. Da sieht man dann, dass Mann, Frau und Kinder getrennt werden und, verschiedenen Bestimmungen überwiesen, der Hoffnung sich jemals wieder zu sehen, beraubt sind. Die einen werden als Lastträger an hundert bis zweihundert Meilen entfernte Ortschaften geschickt, aus denen sie nicht wieder kommen, andere müssen in Minen für Rechnung ihrer Herren arbeiten oder werden zeitweise an Speculanten vermietet, die sich ihrer als Lastthiere bedienen".†††) Las Casas spricht von Eroberern und Beamten, die bei den Repartimientos bedacht würden. Mit Recht; denn nicht bloß die spanischen Ansiedler auf dem Land, sondern auch die spanischen Beamten in den Städten wollten Indier haben, die für sie sich zu Tode arbeiteten. Ja aus Spanien meldeten sich höchst gestellte Personen, Mitglieder des Rathes für Indien, der Präsident, der Bischof

*) Ibid. III, 80; L. 5.
**) Prescott l. c. II, P. II. Chap. VIII. p. 470 seq.
***) Ibid. Chap. IX. p. 427.
†) Bei Bachmann, Die unfreie und die freie Kirche. Breslau 1875, p. 79.
††) Prescott II. P., X, VIII, 467.
†††) Bachmann l. c. p. 82.

Fonseca von Burgos, voran, und verlangten auch ihre Indierhausen und das mit ihnen zu erwerbende Blutgeld.*)

So war das System der regelmäßigen Behandlung der Indier. Es war mörderisch an und für sich, und dazu war seine Ausübung vielfach in die Hand von menschlichen Scheusalen gelegt. Denn gleich die wohlwollende Königin Isabella besaß doch die Unmilde, in die neuentdeckten Länder als Ansiedler Verbrecher aus den spanischen Gefängnissen von regierungswegen zu schicken, und seit sie castilianischen Privatleuten die Auswanderung freigegeben hatte (1495), strömte von 1499 an der Abschaum der spanischen Gesellschaft in die Colonien**), so dass man im Jahre 1517 auf St. Domingo sagte: „Die infamste Sorte Menschen, von der man je gehört",***) habe sich in den Colonien niedergelassen.

In der Behandlung durch diese Ungeheuer ist die indische Bevölkerung zunächst auf den Antillen mit entsetzlicher Raschheit verschwunden, gefressen wie der Schnee durch heißen Föhnsturm. Im Jahre 1504 berechnete Columbus,†) dass bereits sechs Siebentel der Indier auf St. Domingo ausgerottet seien; im Jahre 1517 gaben die Dominicaner auf St. Domingo einer königlichen Untersuchungscommission ein amtliches Gutachten ab, worin sie die Berechnung aufstellten: bei der Ankunft der Spanier gab es auf St. Domingo 1,100.000 Einwohner, davon waren im Jahre 1510, also nach siebzehn Jahren, noch übrig 46.000, einige Jahre später noch 16.000, und nun im Jahre 1517 gibt es noch 1000. Ebenso, erklärten die Dominicaner, verhalte es sich mit den anderen Inseln, von denen einige schon vollständig entvölkert seien.††) In der That, bis 1519 stellten weitere Berichte fest, dass die Ausrottung der Indier auf den Antillen vollendet sei.†††) Da aber gerade um diese Zeit die großen Eroberungen auf dem amerikanischen Festlande mit dem mexikanischen Unternehmen des Cortez begannen, so konnte man auf dem Continent unmittelbar fortfahren mit der Ausübung des Systems, das auf den Antillen keinen Gegenstand mehr hatte. Den zahlenmäßigen Gesammterfolg innerhalb der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts stellte Las Casas in einer seiner späteren Denkschriften dahin fest: Die Zahl der innerhalb 38 Jahren durch die spanische Unmenschlichkeit vernichteten Menschenleben beläuft sich auf 12 Millionen.[1])

Und weiter und weiter fraß dieser spanische Krebs von Glied zu Glied, so wie es mit der spanischen Verwaltung in Berührung kam, von einer neu unterworfenen Landschaft zur anderen. Es hat nicht an den Spaniern, sondern an der größeren Widerstandsfähigkeit mancher indischer Volksgruppen und an einer Reihe günstiger äußerer Verumständungen gelegen, dass die Ausrottung der Indier auf dem Continent sich nicht so vollständig vollzog wie auf den Inseln. Kaum ein Gebiet, wo nicht mit der Standarte der „Katholischen Majestät" das System der Repartimientos einzog. Und mit der größeren Widerstandsfähigkeit der festländischen Indier hieng es zusammen, dass man die grausige Methode ihrer Behandlung hier noch viel länger anwenden konnte.

Vom Jahre 1625 an verweilte der englische Dominicaner Gage ungefähr ein Jahrzehnt lang in verschiedenen Landschaften Mittelamerikas als Mönch in städtischen Klöstern, aber auch als Seelsorger auf dem Lande. Den Bericht über seine Erlebnisse und Erfahrungen, den ich schon mehrfach angezogen habe, hat der große Colbert, der Minister Ludwig XIV., ins Französische übersetzen lassen. Dieser Dominicaner schildert da auch das Verfahren bei den Repartimientos, wie er es Jahre hindurch in Guatemala vor sich sah, er schildert es in ganz ähnlicher Weise wie zuvor sein Ordensgenosse Las Casas: das Verfahren war seit einem Jahrhundert im wesentlichen dasselbe geblieben. Nur war die Aenderung eingetreten, dass die Indier jetzt auf kurze Fristen, wochenweise, an die Spanier vertheilt wurden, wohl zu Nutz und Frommen der Beamten, die für jeden vertheilten Indier einen halben Realen erhielten. Als Gesammtergebnis der Indierbehandlung in Guatemala betrachtete Gage eine halbe Million ausgerotteter Indier in dieser einen Provinz.

Handelt es sich nun, diese Frage erhebt sich am Schluss, bei den Greueln der Indierbehandlung bloß um Verbrechen von Privatpersonen oder aber um eine Riesenschuld des spanischen Staates?

Dass die Greuel Jahrhunderte hindurch fortgesetzt wurden, war ohne staatliches Verschulden schon nicht möglich.

Dass von Anfang an und immerfort königliche Beamte in den Colonien das Repartimientoverfahren leiteten, lässt den spanischen Staat geradezu als den Hauptschuldigen erscheinen.

Und mit gesteigerter Wucht fällt die Verantwortung auf die Schultern der Regierung in Spanien, des spanischen Staates, der mit eigenen Decreten[2]) diesen gräulichsten Gräuel der Menschengeschichte geregelt, gutgeheißen, ja angeordnet hat.

*) H. Baumgarten, Karl V., Stuttgart 1885, II, 136.
**) Prescott l. c. II. P. II, Chap. IX.
***) Baumgarten l. c. p. 161
†) Von Herrera mitgetheilt, citiert bei Prescott l. c. und bei Buchmann p. 82.
††) Baumgarten l. c. p. 161
†††) Ibid. p. 167.
[1]) Buchmann l. c.
[2]) Siehe die Nachweise dazu bei Baumgarten l. c. p. 155 ff. aus der Coleccion de documentos ineditos del archivo de Indias.

Eine Bekehrte.

Vor einigen Jahren wurden die jüdischen Frauen Deutschlands und der umliegenden Culturländer darüber belehrt, wie wenig würdig sie eigentlich ihrer Stammesmütter wären, die im Mittelalter oder gar in den Tagen alter Testamente zu Ehren des einen Gottes gelitten und geblutet haben. In leuchtenden Farben war dieses Bildnis hingemalt, zu welchem die entartete Gegenwart den nothwendigen dunklen Hintergrund abgab. Das geschah gemäß jenem uralten Recept, welches seit den Tagen, da die Griechen zum erstenmal vom entschwundenen, goldenen Zeitalter träumten, immer wieder dem culturkranken Europa zur Cur empfohlen ward. Uebrigens sind die unzweifelhaften Vorzüge jenes im guten Sinne populären Buches, welches Frau Nahida Remy über das jüdische Weib veröffentlichte, an dieser Stelle schon von berufener Seite dargelegt worden*), und es gibt keinen, der daran mäkeln wollte. Trotzdem muss ausgesprochen werden, dass das ganze Werk von einem durchaus gegenwartsfeindlichen, reactionären Geist erfüllt war, von einer beschaulichen, abgeblassten Romantik, die die Dämmerstunde, ein enges Stübchen und behagliches Sofa zu ihrem tieferen Inhalt hatte. Und so machten viele von uns sich recht eigene Gedanken darüber, als die Verfasserin den Namen wechselte, sich zur Frau Geheimrath und Professor Ruth Lazarus metamorphosierte und vom officiellen Judenthum in Berlin und Wien als schätzbare Acquisition gepriesen ward. Es ist ein gutes Zeichen für die Frau Geheimrath, dass ihr die Empfehlung von Seiten solcher Freunde nichts geschadet hat. Aus ihrem Buch sprach eine kräftige, warmherzige und überzeugte Persönlichkeit, die sich überall Sympathien gewann, und der auch der entschiedenste Gegner nicht zürnen konnte.

Nunmehr aber ist ein neues Werk herausgekommen, in welchem Frau Professor Lazarus das bewegte Märchen ihres Lebens bis zu ihrem Uebertritt zum Judenthum erzählt.**) Ein gutes, ein menschliches, ein liebenswürdiges Buch, das ihr zu den alten Sympathien gewiss noch neue zuerwerben wird. Zugleich aber, das lässt sich nicht leugnen, ist das Buch ohne Bedeutung und ohne Tiefe. Die altmodische, novellistische Einkleidung — anscheinend aus Familienrücksichten gewählt! — benimmt dem Werke viel von dem unmittelbaren, persönlichen Reiz einer echten Selbstbiographie, und die souveräne Gleichgiltigkeit, mit welcher sich die Verfasserin, der eine gewisse Stimmungskunst ja nicht mangelt, über alle Erfordernisse einer geläuterten Erzählungstechnik hinwegsetzt, muss einem empfindlichen Leser nothwendig auf die Nerven fallen. Der Mangel an psychologischem Blick, der schon die Apologie des jüdischen Weibes kennzeichnete, wird in diesem Werk, welches intime, persönliche Seelenkämpfe schildert, einfach zu einer Calamität.

Trotzdem wird man diese biographische Erzählung lesen müssen. Sie hat eben eine Existenzberechtigung, welche von der Literatur ganz unabhängig ist. Jeder Literat aber, der seine Zeit verstehen will, darf an dem Buch der Frau Nahida Ruth Lazarus nicht vorübergehen, vorausgesetzt, dass er imstande ist, dieses Rohmaterial in seiner Seele gründlich umzuprägen.

Schon das rein stoffliche Interesse des Buches ist nicht gering. Ein Kind von sieben Jahren wird aus dem fernen polnischen Westpreußen zunächst nach den Orangegärten von Annenen verschlagen, wo ihr ein netter Mann, der berühmte Schriftsteller Eugen Sue, schöne Apfelsinen schenkt. Dann kommt das kleine Mädchen zu einer stolzen, aristokratischen Gräfin nach Pisa, die den trotzigen Blondkopf in Pflege nimmt und in ihrem vielbesuchten Salon als deutsches Märchenwunder ausstellt. Aber die Gräfin versteht nicht die bange Seele des heimwehkranken Kindes, das in jeder Beziehung schlecht behandelt wird und endlich mit der Mutter nach Palermo entflieht. Und auch der sonnige Süden, weder Palermo noch später Neapel, vermag die Heranwachsende zu erheitern. Wir hören von schweren, religiösen Kämpfen der Vierzehnjährigen, und sie wird zu einem anglikanischen Geistlichen geführt, welcher im Ruf steht, ein gewaltiger Bezwinger des Unglaubens zu sein. Aber dieser würdige Herr versteht seine Bezwingeraufgabe in sehr eigenartiger Weise, die eher nach der erotischen als nach der religiösen Seite hinzielt — er wird gründlich abgeblitzt. Gleich darauf trägt uns ein Riesensprung nach Flatow in Westpreußen, wo ein milder älterer protestantischer Pfarrer vor der scharfen Dialektik der jungen Dame Hals über Kopf die Flucht ergreift. Die letzte Station ist Berlin, wo sie confessionslos und Malerin wird, ersteres aus Pflichtgefühl und mit Schmerz, das zweite aus Kunsttrieb und mit vielem Vergnügen. Auch diese Episode muss einmal enden, und es beginnt die schmerzensvolle, innige Ehe mit dem schwerkranken Schriftsteller Remy, welche sieben lange Jahre währt. Nunmehr das Finale: Das jüdische Weib, der Uebertritt zum Mosaismus, die Ehe mit Professor Lazarus.

Dieser Ausgang ist gewiss das Merkwürdigste eines sehr merkwürdigen Lebens, und so muss die zusammenfassende Betrachtung in die Frage auslaufen: Was denn war es, das Frau Nahida

*) Vgl. „Die Zeit", Nr. 84: „Das jüdische Weib" von Dr. Moriz Güdemann.
**) „Ich suchte Dich!" Biographische Erzählung von Nahida Ruth Lazarus (Nahida Remy). Berlin. Verlag von Siegfried Cronbach.

Ruth Lazarus unwiderstehlich zum Judenthum hinüberzog? Die Antwort darauf fällt wirklich nicht schwer: Die Liebe zur Idylle und zum gemüthvollen, gesunden Menschenverstand ist es gewesen. Nur dieses Judenthum, welches Idylle ist — modernisiertes, schmachfreies Ghetto — versteht und schätzt und liebt die Frau Geheimrath. Und es blitzt ihr durchaus nicht die Ahnung auf, dass im jüdischen Wesen noch ganz andere, gar nicht idyllische Eigenschaften verborgen liegen. Bezeichnend ist dafür, wie sie sich zur Bibel stellt, zum alten und zum neuen Testament. Scheinbar trägt ja das alte Testament einen hochgespannten, ausgesprochen heroischen Charakter an sich, während das Leben des Jesu von Nazareth, abgesehen von dem furchtbar tragischen Ende, noch einem Renan als die personificierte Idylle erschien. Aber Frau Lazarus ist anderer Meinung, da sie die Worte nicht vergessen kann, welche Christus einst an seine Mutter und seine Geschwister richtete: „Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder?“ Und dann, ein andermal: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ Mit einer Verwunderung, die bei der vielgeprüften Frau von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit ist, äußert sich die Verfasserin über diese harten Worte: „Dass Millionen Menschen den, der so sprach, als ihren „Heiland“ und als Gott anbeteten, Nahida lernte diese Thatsache aus der Geschichte, aber sie verstand sie nicht und hat sie nie verstanden.“ Dagegen wuchs das alte Testament ihr früh ans Herz heran, weil — nun ja, weil dort die Söhne viel netter gegen ihre Mütter sind. Sie bleiben so lange, wie möglich, hinterm Ofen bei Muttern, und wenn einmal doch geschieden sein muss, damit der Junge Carrière macht und sich einen ruhmvollen Namen erwirbt, dann bescheidet sich das Mutterherz in stiller Geduld und hat nachher eine innige Freude am Glück des Sohnes, welcher sie niemals mit den Worten anherrschen wird: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ Ja, ja, die Hannah, welche alljährlich dem kleinen Samuel ein buntes Röcklein nach Jerusalem bringt, die rührende Hagar mit ihrem verschmachtenden Knaben, das vertrauliche Verhältnis Rebekkas zu ihrem Lieblingssohn Jakob u. s. w., das sind doch noch Gestalten, die man verstehen kann — das ist das alte Testament der Frau Nahida Remy! Heinrich Heine freilich, in seinen „Geständnissen“, hat ein ganz anderes Bild entworfen, gar nicht friedsam und gar nicht unschuldig, aber es wird wohl echter sein, als diese niedliche Liebenswürdigkeit der gnädigen Frau. Sie empfand als Kind eine tiefe Zuneigung zu verkümmerten, jüdischen Existenzen, wie die Dienerin Amalie oder die Verkäuferin Veilchen, die in einer eingeengten Seele Schlichtheit und Tapferkeit bewahrten — und diese Erinnerung hat ein bisschen dazu mitgewirkt, dass die Erwachsene erst im Judenthum den würdigen Abschluss ihrer Laufbahn erblickte. Idylle, Idylle, wo man nur hingreift!

Doch noch etwas anderes findet sich hier, nämlich Humanität. Das aber ist etwas Schreckliches und leider immer noch Typisches für viele Menschen unserer Zeit. Deshalb vor allem muss ich einen jeden, der seine Zeit kennen will, ermahnen, das Buch der Frau Professor Lazarus zu lesen. Das Wesen dieser schrecklichen Humanität besteht darin, dass man ernstlich gebildet und aufgeklärt ist, und sich zweitens weder um sich selbst, noch um das Welträthsel viel bekümmert, sondern nur um seine Mitmenschen — aber mit Maß, um Gotteswillen mit Maß, und mit vielem gesunden Menschenverstand. Natürlich ist es für einen Humanen fast der Sünde größte, wenn er allein steht, wie der Starke. Frau Lazarus war stark in ihrem Wahrheitsdrang, der ihr nicht erlaubte, gegen ihre Ueberzeugung ein Glaubensbekenntnis abzulegen. So musste sie confessionslos werden, und ihre Aufgabe wäre nunmehr gewesen, sich ganz allein ihre Weltanschauung, meinetwegen eine individuelle Metaphysik zu gestalten. So weit reichte aber ihre Stärke keineswegs, und wenn sie am Sonntag die Frauen und Kinder im vollen Staat zur Kirche wandeln sah, dann wurde ihr schwer um das Herz — nicht etwa aus romantischer Sehnsucht nach der verlorenen, blauen Blume, sondern aus Humanität. Sie wollte gern mit geliebten Mitmenschen um den wohlgeheizten, kleinen Ofen einer gemeinsamen Weltanschauung zusammensitzen und mit ihnen plauschen: Von jenem tiefdämonischen Drange, der eine große Natur zum bewussten Bruch mit der Familie, mit der Mutter, mit den Geschwistern, mit dem Vaterlande treibt, der das Herz verhärtet gegen die nächsten, um es einem großen Ganzen oder einem großen Gedanken zu erschließen — davon hat diese Gottsucherin keine Ahnung, und sie versteht nicht, dass ein solcher Mann als ein „Heiland“ und ein Wohlthäter von Millionen Menschen laut gepriesen wird. Infolgedessen weiß die Frau Professor auch von der unerbittlichen Nothwendigkeit, vom ehernen Causalitätsgesetz rein gar nichts. Das große, gigantische Schicksal ist ihr eben so fremd, wie etwa die tiefe Mystik der Alltagstragik — sie kennt nur Idyllen, traurige Idyllen mitunter, wenn im Ghetto des Mittelalters die Juden geschlachtet werden. Aber dann entspringt ihr dieses Traurige immer nur der Willkür und Grausamkeit boshafter Menschen, nicht aber dem tragischen Verhängnis, für welches gerade der Tiefreligiöse das meiste Verständnis hat. Humaner Rationalist, der sie ist, kann sie von dem alten Wahn nicht lassen, dass sich der Mensch nach Belieben sein Schicksal forme — die Illusion der Willensfreiheit, die aber nicht einem übermäßigen Kraftgefühl entspringt, sondern dem gemüthlichen Vertrauen auf die Hilfeleistung des lieben Nachbars oder des Vaters im Himmel. Natürlich lässt sich ein solcher Glaube nur im engsten Kreise bewahren, während in großen Verwickelungen auch dem blödesten Auge klar wird, dass die menschliche Hilfe und Mithilfe ihre Grenze findet an dem Causalitätsgesetz, und dass es keine andere Willensfreiheit gibt, als den Entschluss, allein zu stehen, ob man darüber auch zugrunde gehe. Und so erklärt sich das instinctive Bemühen der Frau Lazarus, welche schon von früher Kindheit an nach einem engen Umkreis suchte, um sich ihre Humanität und ihren Deismus zu bewahren. Sie gehörte eben jener Generation an, deren Entwickelung in die Jahre zwischen 1848 bis 1870 fällt, und die mehr oder minder zum Kleinleben hinstrebte: — starke Naturen zu einem beschränkten nationalen Partikularismus, wie ich es schon einmal an dem Beispiel Heinrich v. Treitschkes darzulegen suchte; die minder starken dagegen zu einem durch classische Bildung geadelten Philisterium, welches im Gewande der Humanität verkleidet geht. Dafür als Beispiel mag die reformierte Synagoge dienen, die ein echtes Kind dieser ganzen Geistesrichtung ist, und zu der sich nunmehr auch Frau Nahida Ruth Lazarus bekennt.

Das Reformjudenthum ist nicht aus einem religiösen Bedürfnis hervorgegangen, wie etwa in der christlichen Kirche die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts, sondern es entsprang dem Wunsch, sich den Völkern, unter denen man lebte, und überhaupt der europäischen Cultur zu assimilieren; aber es fehlte der echte, entschlossene Radicalismus, der in einem solchen Fall zu einem absoluten Bruch mit der Synagoge und vielleicht zur Taufe geführt hätte. Dazu waren die Herren nicht zu haben — die Idylle hielt sie fest, jenes vielgeliebte Ghetto, das ja gelegentlich durch Mord und Brand unterbrochen wurde, aber doch achtzehn Jahrhunderte hindurch ziemlich organisch seine wunderlichen Blüten trieb. Die Reformjuden, im Gegensatz zu den Orthodoxen, wollten dieses Ghetto ein bisschen modernisieren — das war alles. Statt des langen Rockes begehrten sie den Frack und statt des näselnden Vorbeters eine Orgel. Diese Reform war um so leichter durchzuführen, als die jüdische Religion als solche keine Metaphysik besitzt, die mit ihren Symbolen in das Getriebe des irdischen Lebens hineingreift. So etwas gibt es nur bei den kabbalistischen Juden, die sich ja auch am hartnäckigsten der Reform widersetzten. Wenn Luther die Bibel in die deutsche Sprache übertrug, so war das eine Revolution in des Wortes verwegenster Bedeutung, weil er eine gewaltige, Himmel und Erde umspannende Weltanschauung zuvor zertrümmern musste. Moses Mendelsohn dagegen hatte höchstens einen Kampf gegen die Dummheit und Bequemlichkeit zu führen, der ja immerhin unangenehm genug war und einige Energie erforderte. Ganz zwanglos und ganz von selbst wurde in dieser Weise das Reformjudenthum zu einer friedlichen Humanität und gemüthvollen, leider auch schrecklich langweiligen Idylle, in welcher, genau so, wie im Ghetto, die gelehrten Patriarchen blühten. Gegenwärtig betrachten die reichsdeutschen Reformjuden die beiden befreundeten Professoren Lazarus und Steinthal als ihre Patriarchen, auf welche sie mit vollem Recht sehr stolz sind. Es ist bezeichnend genug, dass diese Männer, die die Wissenschaft der Völkerpsychologie begründeten, den radicalen, kritischen Geist des Jahrhunderts von sich weisen, sobald die großen Probleme der Weltanschauung in Frage kommen — sie halten beide an ihrem Gott fest und an ihrem Humanitätsideal. Und es ist ferner kein Zufall, dass Frau Nahide Remy, welche eine behagliche Confession und einen Gott nicht entbehren konnte, sonst aber jede Metaphysik ablehnte, gerade dem Reformjudenthum verfiel, dass sie die Schülerin und dann die Lebensgefährtin gerade eines Lazarus geworden ist.

Wir Jüngeren glaubten, die Humanität wäre besiegt. Wir waren der Meinung, dass es darauf ankäme, das reiche Seelenleben einer hochentwickelten Cultur in den Dienst des Lebens und der Natur zu stellen, sei es auch einer harten und furchtbaren Natur. Nach unserer Annahme kann eine Menschheit, die einen Bismarck und Nietzsche hervorbrachte, an humanen, friedlichen Idyllen keinen Geschmack mehr finden. Und darin irren wir uns wohl auch nicht, und die Gewissheit, dass wir einer neuen Renaissance entgegengehen, kann nicht erschüttert werden durch die Thatsache, dass die Humanität, das friedliche Behagen doch noch fester in den Niederungen des modernen Lebens wurzelt, als der trotzige Höhenwanderer sich träumen lässt. Bis dann ein kleines Ereignis, ein Buch an die Oeffentlichkeit kommt, welches ihn heilsam wieder in die Welt der Wirklichkeit zurückruft. Die Selbstbiographie der Frau Nahida Ruth Lazarus ist ein solches Buch. Wir erfahren aus ihr und aus dem ganzen Schicksal der merkwürdigen Frau, dass die Humanität und Idylle noch Macht haben über die Seele mancher Zeitgenossen. Das ist gut, vorausgesetzt, dass man sich über die letzte Tendenz der Zeit, welche über solches Stillleben schließlich zur Tagesordnung übergeht, nicht täuschen lässt.

Berlin. S. Lublinski.

Alfred Lichtwark.

(Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken.)

Es fehlt nicht an Zeichen, dass wir bescheidener geworden sind. Der große Taumel ist vorbei. Wir sehen um uns. Nicht bloß vorwärts, auch rückwärts. Wir suchen den Weg wieder, der aus der Vergangenheit zu uns führt. Wir sehen, dass er nicht im Schöpferrausch dahin gezaubert wurde, gleichsam wie ein glänzender Glasstrom: wir sehen, dass er aus Steinen gebaut ist, regelrecht aus vielen großen Blöcken im Fundament und vielen, vielen kleinen darüber, die ihn glatt und gangbar machten. Wir fangen an, auch Steine herbeizutragen, und sind noch stolz dazu, dass wir so bescheidene Arbeit verrichten dürfen. Wir wissen: auch die Größten thaten nichts anderes.

Alfred Lichtwark ist einer der Fleißigen unter uns. Wir haben uns gewöhnt, jeden seiner Steine besonders zu betrachten. Und jetzt scheint es fast, als habe er uns etwas gebracht, das wir zum Fundament verwerten können: „Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken."

Schlicht wie der Titel ist das ganze Buch. Aber in dieser Schlichtheit liegt die Ruhe und der Stolz eines Mannes, der wohl weiß, was er bringt. Demgemäß sind seiner Worte nur wenig. Die Einleitung, sozusagen der theoretische Theil des Buches umfasst zwölf Seiten. Den Haupttheil nimmt die Praxis ein: Zehn Lectionen, wohlüberlegte, ausgeprobte und noch einmal wohlüberlegte Lectionen.

Trotz ihres geringen Umfangs ist die Einleitung — fast möchte ich sagen — dem anderen Theil des Buches gleichwertig. Es stehen da sorgsam aufgezeichnete Worte, die einen guten Pädagogen und einen vorsichtigen Beobachter jeder Kunstwirkung verrathen.

Indem er das Ziel der Kunstbetrachtung festlegt als die Gewöhnung, eingehend und „ausdauernd zu beobachten", und als die Erweckung der Empfindung, verurtheilt er den bisherigen Unterricht in der Kunstgeschichte mehr zwischen den Zeilen, als er es mit großen Worten sagt. Ueber die Herkunft dieser pädagogischen Verirrung ist er durchaus klar. Sie liegt in der Ueberschätzung des Wissens, die von jeher eine schulmeisterliche Schwäche war. Vor den unschuldigen, wissbegierigen Jugendseelen ist es leicht, sich furchtbar gelehrt vorzukommen und würdevoll in dem Wissensvorrath zu kramen. Entschuldigung genug für den behafteten Lehrer, zumal das Wissen die einzige Waffe bleibt, mit der er den Kindern auf jeden Fall überlegen ist — auf einen Kampf läuft im letzten Grunde der meiste Unterricht hinaus. — Wir könnten ihm deshalb die kleine Schwäche verzeihen: wenn sie nicht im Lauf der Zeit durch ihn Allgemeingut geworden wäre. Obwohl das Volksbewusstsein den „klugen Kerl" dem „gelehrten Kasper" immer vorzieht, ist im Kreise der Halbgebildeten — und die stellen zur Zeit den größten Theil des Volkes — das Wissen von allen möglichen Dingen viel höher im Wert als der kräftigste Wille zur Bildung.

Wer dazu einen Einblick hat in die Lehrpläne höherer und niederer Schulen, dem wird es nicht unnöthig scheinen, dass die großen Pädagogen der Vergangenheit und ihre lebenden Nachfolger ganz besonders gegen die leere Wissensvermittlung eifern. Gerade der Unterricht in der Kunstgeschichte ist ein sprechendes Zeichen für den Geist, der in unserer Zeit Lehrvorschriften gibt. Weil es nöthig scheint, dass ein gebildeter Mensch auch etwas von der Kunst wisse: Unterricht im „Wissen von der Kunst". Wieweit die junge Seele überhaupt imstande ist, Eindrücke aus der Kunst aufzunehmen und zu verarbeiten, danach wird kaum gefragt: nur immer drauf los gearbeitet mit Kenntnissen. Und — nun kommt die Komik — weil die Geschichte doch auch „ganz hinten" anfängt, muss das arme Kind mit den Uranfängen beginnen, muss dem Lehrer glauben, dass diese seltsamen Linien und Figuren keine schlechten Scherze, sondern Kunst sind.

Ueber den Erfolg dieses Unterrichtes sagt Lichtwark ein gutes Wort: „Wenn es die Schule verlässt, hat das arme Kind alles schon gehabt und kann sich von Herzen für gar nichts mehr interessieren, denn das Herz, auf das es ankommt, hat nichts gelernt." Und selbst, wenn das Kind alles behielte, was ihm über Kunst vorgeredet wurde: „Wissen, das man nicht brauchen lernt oder überhaupt nicht brauchen kann, ist in künstlerischen Dingen so überflüssig wie überall und oft geradezu schädlich, denn, an sich eine unfruchtbare Sache, hat es die Tendenz, steril zu machen, namentlich das gelernte, nicht selbst erworbene Wissen."

Es hat noch schlimmere Folgen: vor allem das Kritisieren, „diese abscheuliche Angewohnheit, durch die sich die Halbbildung und die Gefühlsroheit unseres Durchschnittspublicums offenbart", wie Lichtwark sagt, und das er sich aus einem „Ansteckungsstoff" erklärt, „der sich in Massenansammlungen Halbgebildeter entwickelt." Wie soll das verbildete Kind, das nichts ganz versteht, trotzdem es soviel gelernt hat, sein Wissen besser anbringen, als durch überlegenes Kritisieren. „Die Lust zum Kritisieren und Kritiken zu hören hat in unserem Jahrhundert die unmittelbare Freude an allen großen Erscheinungen der Kunst im Herzen von Millionen und aber Millionen zerstört."

Aber diese negativen Ausführungen bringt Lichtwark nur soweit, als sie seine positiven Vorschläge begründen und erklären. Das ist das Erfreuliche an der „Einleitung", deren Lectüre vor allem denen zu wünschen ist, die von Amtswegen berufen sind, unsere Kinder unserer Cultur näher zu bringen.

Der positive Vorschlag tritt uns im zweiten Theil des Buches im Gewand einer praktischen Vorführung entgegen. Lichtwark hat einen Winter durch ein und dieselbe Schulclasse in die Hamburger Kunsthalle geführt und jedesmal vor einem Kunstwerk eine Unterhaltung angestellt, die alles besprach, was den Kindern an dem Bild interessant war, und sie mit dem Maler bekannt machte. Zum Schluss wurden, je nachdem es angängig war, noch andere Bilder desselben Meisters kurz betrachtet. Der hauptsächlichste Verlauf dieser zehn Unterhaltungen wurde aufgezeichnet. Und diese Aufzeichnungen legt uns Lichtwark nun als „Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken" vor.

Sie geben uns ebenso wohl wertvolle Fingerzeige, wie weit ein Kind fähig ist, ein Kunstwerk nachzuempfinden, wie sie uns einen Weg weisen, diese Fähigkeit zur Bildung des Kindes zu benützen. Das Wegweisen war der eigentliche Zweck Lichtwarks, aber man merkt an der Sorgfalt, mit der besonders merkwürdige Antworten aufgezeichnet sind, dass ihm auch das andere nicht gleichgiltig war. Nun sind da Aeußerungen zutage gekommen, die für den Reichthum und die Beweglichkeit der Kinderseele überraschendes Zeugnis geben und zu weiteren Untersuchungen anregen. Natürlich hätte man damit den Weg zu beschreiten, auf dem Lichtwark vorgegangen ist: man müsste, wie er, Kinder vor ein Werk der bildenden Kunst führen und sie zu eigenen Aeußerungen veranlassen. Es empfiehlt sich umsomehr, an dieses Beispiel, „wie es einer einmal gemacht hat", anzuknüpfen, als hier der Beweis vorliegt, dass auch etwas für die Kinder dabei herausgekommen ist. Wer die zehn Lectionen Lichtwarks aufmerksam bis zu Ende liest, dem wird sich das deutliche Gefühl aufdrängen: diese Schüler haben aus dieser Kunstanschauung nicht nur eine Entwickelung zum Kunstgenuss erfahren, die ihnen der Unterricht in der Kunstgeschichte schwerlich geben kann, sie tragen auch ein gut Theil Wissen nach Hause. Vieles von dem, was Lichtwark im Einzelnen vorschlägt, ist zudem so greifbar richtig, dass man ohne weiteres Ja dazu sagen muss. So z. B., dass er ausschließlich von Originalwerken ausgeht, dass er mit der lebenden Kunst, d. h. mit der Kunst unseres Jahrhunderts beginnt und da wieder zunächst die erzählenden Werke vorzieht und erst nachher die schwierigeren, rein darstellenden berücksichtigt.

Die Frage wird ja bleiben, ob man sich entschließen kann, von dem Unterricht in der Kunstgeschichte zu der Kunstanschauung überzugehen. Aber da wird auch, wie im Gebiet des gesammten Unterrichts, die oberste Forderung der Anschauung für sich entscheiden. Zwar werden die Vertheidiger der Kunstgeschichte in der Schule den Ausführungen und Vorschlägen Lichtwarks entgegen halten, dass sie ihren Unterricht auch durch Anschauung unterstützen. Doch genau betrachtet, ist bei ihnen nur eine kleine Concession, was bei ihm als Princip wirkt. Wo er die Kinder vor ein lebendiges Kunstwerk stellt und sie hineinführt in den sachlichen Inhalt, ohne Urtheil, ohne Hinweis auf den künstlerischen Werth, sie also nur da zu reagieren nöthigt, wo ihr eigenes Interesse von selbst zugreift: verlangen sie von ihren Schülern die Wiederholung von Urtheilen und Charakterisierungen ganzer Epochen. Sie wollen Wissen, Lichtwark will Freude, sie lehren, und er bildet.

Zudem — und das ist der Humor davon — giebt Lichtwark auf die Dauer ein reicheres Wissen als sie, nur unmerklich. Es kommt ihm durchaus nicht nur auf Erweckung der Empfindung an: er warnt energisch vor jeder besonderen Erregung des Gefühls. Er lässt beobachten: alles, was irgendwie an dem Bild für die Kinder interessant ist: Sonderbarkeit der Kleidung bei den dargestellten Personen, ihre Stellung, den Ausdruck ihrer Gesichter, die Farbe einzelner Gegenstände und den Ton des ganzen Bildes, die Stimmung des Himmels und die Rückwirkung auf die Landschaft. Immer unter fortwährender Beziehung auf die allerkindlichsten Beobachtungen. Auf diese Weise spinnt nicht nur das Gefühl all seine geheime Fäden. Gerade das Wissen wird durch tausenderlei Dinge bereichert: nur dass diese unmerklich kommen, wie die Dinge des Lebens auch, und nicht mühsam gelernt werden müssen. Es wäre interessant, einmal zusammenzustellen, was die Kinder aus diesen zehn Lectionen an cultur- und kunstgeschichtlichem Wissen erworben haben.

Vielleicht gibt ein einziges Beispiel schon ungefähr eine Vorstellung: Nachdem in Lection sechs die Mutter Gensler in ihrer einfachen Tracht aus den Dreißigerjahren unseres Jahrhunderts angeschaut worden ist, sehen die Kinder bei der siebenten Unterhaltung das Bildnis einer hamburgischen Kaufmannsfrau aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts: in ausgeschnittenem Kleid mit einem übergeworfenen grünen goldgestickten Prachtmantel:

„Die Frau war gar nicht reicher und vornehmer als Mutter Gensler. Wenn Günther seine Mutter so hätte malen wollen, im ausgeschnittenen Kleid mit dem Fürstenmantel, was hätte sie wohl gesagt?

Das schickt sich nicht für mich.

Und wenn der alte Künstler die Kaufmannsfrau im einfachen Kleid hätte malen wollen?

Das hätte sie nicht gelitten.

Da seht ihr, wie die Gesinnung der Menschen sich ändert. Ihr habt von einem Fürsten vom Anfang unseres Jahrhunderts gehört, dem es alle Welt hoch anrechnete, dass er mit seiner Familie auf dem Lande im Sommer ein bürgerliches Leben führte. Wer war das?

Friedrich Wilhelm III. in Paretz.

Denkt euch, Ludwig XIV. von Frankreich hätte mit Frau und Kindern so einfach und bürgerlich zu leben versucht. Was würde man dazu gesagt haben?

Das passt sich nicht für einen König.

Welches Ereignis in der Weltgeschichte bezeichnet den Zeitpunkt, wo sich dieser Wechsel der Ansichten vollzog?

Die französische Revolution.

Vorher wollte die Kaufmannsfrau wie eine Fürstin aussehen, nachher fühlte sich ein König beglückt, wenn er allen Pomp von sich thun und als Gutsherr wie ein anderer Mensch leben konnte."

Soweit hätten die Lichtwark'schen Vorschläge den Vorzug, dass sie die bewährte Methode der Anschauung auch in den Unterricht über die Kunst einführten. Aber darin erschöpft sich ihr Wert durchaus nicht. Wie Lichtwark die Kinder vor ein wirkliches Kunstwerk stellt, wie er sie anleitet, zur Freude über Einzelnheiten und das ganze Werk zu gelangen, wie er allmählich alle Fäden aus dem Bild in die Seele des Kindes hinüberspinnt, soweit sie geeignet sind, ihm den Inhalt des Bildes und damit dieses selbst lieb zu machen, wie er es anderseits behütet vor jedem Werturtheil, vor jedem Tadel und jedem leeren Ausdruck der Bewunderung, wie er ihm gestattet und es zugleich nöthigt, mit der ganzen Naivität der Kinderseele gleichsam hineinzufließen in das Kunstwerk, wie er die reine unschuldige Verbindung zwischen der höchsten Lebensäußerung und dem einfachsten Empfinden herzustellen versucht: das gibt eine große Perspective und eine große Hoffnung. Ein solcher Unterricht, der zum Genießen, zum reinen Genießen anleitet, indem er Schritt für Schritt genießen lässt, also selber Genuss ist — klingt es darin nicht, wie das Vorspiel zu einer unendlichen Verjüngung? Man denke sich diese Kunstanschauung überall eingeführt, wie sie nothwendig auch auf den Geist alles anderen Unterrichts einwirkt, wie sie dem Princip der Sittlichkeit den Geist der Schönheit zugesellt. Ja, man denke sich das, oder träume es lieber. Aber nein: hier ist ein erster Schritt gethan. Und dieser erste Schritt kam wohlüberlegt und sicher.

„Möge dieser Versuch dazu beitragen, der bildenden Kunst in Hamburg einen Platz in der Erziehung der kommenden Geschlechter zu erobern, und zwar dem Unterricht in der Kunstanschauung gegenüber der bisher vorwiegend gepflegten Kunstgeschichte." So beschließt Lichtwark sein Vorwort. Darf ich hinzufügen: Möchte dieser Unterricht, der den Kindern Freude und kein Zwang ist, der ihnen trotzdem Wissen gibt, der sie veredelt, ohne ihrer Natur ein starres: „Du sollst nicht" entgegenzusetzen, der ihnen erlaubt, ihr natürliches Empfinden auszugeben und zu entwickeln, der sie in diesem natürlichen Empfinden den höchsten Culturäußerungen nahe bringt, der also einen Weg anbahnt, den unheilvollen Zwiespalt zwischen Natur und Cultur nach einer Seite hin zu überwinden: möchte dieser Unterricht bald überall für sich wirksam sein und möchte er seinen Geist wirken lassen auf allen anderen Unterricht!

Das sind der „Möchte" ein wenig zu viel. Und mancher Skeptiker wird vielleicht nur bitter dazu lächeln. Aber wir sind doch dahin gekommen, die Schule als Erziehungsschule anzusehen. Soll ihr Ziel immer im Himmel über den Wolken liegen oder gar bloß von dem Bedürfnis an ruhigen Bürgern bestimmt sein? Soll nicht endlich die Schule zum Menschen erziehen? Sie prunkt schon lange genug mit dem schönen Spruch: „Nicht für die Schule, sondern für das Leben."

Freilich, dieses Buch ist nur ein Wegweiser. Und es ist selbst noch geeignet, in Einzelnheiten dem Betrachter manches Aber aufzudrängen. Als ich es überblätterte, war mein erster Gedanke: Zehn Lectionen! Nun sollen auch die Bilder wie die unseligen Dichtungen schon in der Schule zerpflückt und so den jungen Menschen verleidet werden für alle Zeit! Lichtwark hat mich für seine Form überzeugt, so lange er sie selbst handhabt. Er zeigt sich als ein so meisterhafter Lehrer, dass ihm wohl jede Form der Mittheilung und Anleitung Erfolg geben wird. Wie aber, wenn ein weniger beweglicher Geist die Unterhaltungen leitet? In der vielgepriesenen „sokratischen Methode" liegt eine große Gefahr. Der Lehrer kommt zu leicht dahin, mit seiner Fragen gleichsam fortwährend in die Kindesseele hineinzubohren. Er sieht sein Ziel und will den Gang der Unterhaltung festhalten, dem Kind spinnt sich eins aus andere. Auch wie die Kinder so Stunde für Stunde vor das im Pensum vorherbestimmte Bild geführt werden: lässt allerlei Besorgnisse aufkommen. Ebenfalls ein Hamburger, Otto Ernst, hat da vortreffliche Mittheilungen gegeben, wie er auf seine Weise Dichtungen den Kindern näher bringt. Vielleicht einigen sich die beiden Landsleute zu gemeinsamer Arbeit, da sie auf so ähnlichen Gebieten wirken und beide sorgfältige und doch freie und klare Geister sind.

Aber alle Bedenken wie die oben geäußerten, mindern nichts an dem Wert des Buches. Sie werden sich bei einer gründlichen Discussion von selbst klären. Dass diese bald die breiteste Fläche einnehme, das ist der Wunsch, der diese Zeilen schreiben ließ.

Genf. **Wilhelm Schäfer.**

Italienische Reminiscenzen und Profile.

Immer noch, wie den Cimbern und Teutonen, ist dem Bewohner germanischer Länder Italien das Ziel der ersten Wanderlust und unheilbaren Sehnsucht. Im Süden, da ist Sonne und ausgereifte Schönheit, und dessen kann er niemals satt haben. Es ist, als fühlte er nur da sich wohl, als wäre Hesperien die wahre Heimat seiner Seele. Und kehrt er dann in den Nebel und Winter zurück, ist er ein Verwandelter. Gleich dem Diamanten, der am Licht sich vollgesogen, hat auch er nun Sonne in sich, die aus ihm leuchtet: er bringt Italien mit sich, sein Italien. Denn ein jeder hat sein eigenes Italien, ein Italien, das seinem Wesen adäquat ist, das seinem Wünschen und Sehnen, Begreifen und Fühlen, dem, was er ist, und dem, was er sein möchte, genau entspricht. Nicht als erfände jeder sein Italien: aber er findet nur das Italien, das zu sehen er beanlagt ist, das Italien, dessen Idee in ihm liegt, eigentlich nur sich. Das liegt so in der Enge menschlichen Wesens. Wir tragen alle die Scheuklappen unserer Naturbegrenzung. Weil aber Italien eine Welt ist und der einzelne davon nur einen Ausschnitt sieht, ist jedes aufrichtige Buch über Italien interessant. Interessant und — selten. Literarische Aufrichtigkeit wächst nicht auf jeder Wiese. Die Aufrichtigkeit der bornierten Unwissenheit, allerdings, die triffst du am staubigen Wegrand, — aber sie ist nicht literarisch. Die Aufrichtigkeit des Künstlers ist nur die Aeußerungsform des quellfrischen Talents.

Solch ein aufrichtiges Buch ist Sigmund Münz' „Italienische Reminiscenzen und Profile".*) Es ist ein überraschendes Buch, denn es spricht kaum von dem, was sonst die Bücher über Italien anfüllt; — ein herbes Buch, ohne Selbsthingabe an das Capuanische italienischer Natur und Kunst, so recht ein Barbarenbuch, männlich und stark, das sich mit dem, was uns Uebrigen durch seine welthistorische Stimmung überwältigt, de pair à pair und fast respectlos auseinandersetzt. Denn das Münz'sche Buch ist ein Buch vom lebendigen Italien, von heutigen Menschen und heutigen Dingen, ein Buch von Politikern und Weisen, von aufrechten Männern und schönen Frauen, ein Buch von Sitten und Meinungen, vom Staat und der Gesellschaft. Alles ist drin das werdende Gewebe der Zeit, und ist einmal von Dante und vom Magnifico die Rede, so geschieht's, weil das nicht todte Vergangenheit ist, sondern die Nahrung der Geister, die Lebensatmosphäre, die dem Volk im Wesen und Gebärde Stil und Adel leiht.

Dr. Münz hat Italien nicht aus der Perspective des Reisenden studiert. Er hat viel und lang im Lande gelebt, nicht in Archiven und Museen, sondern mit den Menschen und ihren Interessen. So erzählt er denn auch nichts aus Archiven und Museen, sondern von den Menschen und ihrem Leben. Ganz harmlos, wie Bekannte von einander erzählen. Nur in der Anordnung des Stoffes hat er eine Reise fingiert. Er plaudert von Venedig, von gelehrten, von weisen und naseweisen Gondolieri, von Gondelfahrten und Gondelgesprächen, von den Palazzi und ihren Bewohnern, von der Gräfin Marcello und ihren Gästen, die alle etwas auszeichnet: alter Name, junge Schönheit, Geist oder Charakter, ein Wort oder eine That. Er spricht von Armuth und Reichthum, vom Fürsten Giovanelli, der den Dürftigen Herz und Beutel verschließt, und der Gräfin Marcello, die in Burano die Spitzenindustrie neu erweckt. Er redet von Gräbern und von Todten, von Leuten, die für immer leben, und anderen, die nicht zu sterben wissen, von Don Carlos und d'Israeli, von Baron Swift und Canini und Squarcina. Er entwirft ein hübsches Bild von Isacco Pesaro Maurogonato, dem Finanzminister Manins, der es verstand, Geld aus dem Boden zu stampfen, drei bis sechs Millionen im Monat auszugeben und dennoch volle Cassen zurück zu lassen. Als ihm 1873 Minghetti ein Portefeuille anbot, lehnte er ab: „Volle l'onere, non l'onore", sagte man von ihm. Niemals sprach er öffentlich schlecht vom italienischen Staatshaushalte; seine Kritik und seinen Rath gab er nicht vor ganz Europa. Er war kein Freund schöner Worte, sondern ein Freund wahrer Worte: sein Wesen war rauh und sein Herz treu. Er gehörte zu jener Generation catonischer Menschen, die das einheitliche Italien geschaffen haben. So erzählt Dr. Münz im Vorübergehen. Auch von seinen lombardischen Spaziergängen bringt er hübsche Geschichten und seltene Menschenexemplare heim. Er schildert den Salon der Gräfin Maffei, der Freundin Cavours, Balzacs, Manzonis, Verdis, — die berühmten Männer, die ihn zierten und die liebenswürdige Hausfrau, die ihn zusammenhielt, — diese zarte, feine Frau, „deren Leib nur ein Vorwand für die Seele schien",

*) Verlag von Leopold Weiß, Wien 1898.

mit ihrer Passion für starke Geister und heilige Herzen, mit ihrer leidenschaftlichen Liebe zur Unabhängigkeit, ob es nun galt, das Vaterland oder das menschliche Denken aus tyrannischen Banden zu befreien. Er zeigt, wie sie verstand, die Lauen anzufeuern und die Tollhäusler zu sänftigen, so dass nicht bloß der Ton ihrer Gesellschaft, sondern auch die Sache Italiens dadurch gewann. Und er zeichnet „die vornehme Nonchalance", die sich nicht um Rang und Titel kümmerte und nur um Eines sorgte: dass niemals der leere Frou-Frou und die öde Klatschsucht ihren Salon zu einem „Gemeinplatz" degradiere. . . Zwei andere bedeutende Gestalten ragen aus dem lombardischen Milieu: die Dichterin Ada Negri und der Kunstkritiker Morelli, genannt Lermolieff. Mit gleich wacher Sympathie zeichnet Dr. Münz das vulkanische Genie des Proletarierkindes, das nach Glück und Schönheit hungert und alle Armen und Elenden aufruft zum Kampf um das Brot des Leibes und der Seele, — und die zusammengefasste Kraft des Geistesaristokraten, dem zweierlei „der Feind" ist: Clericalismus und Radicalismus. Nicht als wäre er ein „Liberaler" gewöhnlichen Schlags. Das Parlament mit seiner ausbeuterischen Cliquenwirtschaft und seiner doctrinären, bornierten, nivellierenden Advocatenherrschaft ist Morelli ganz verhasst. Er hat den Blick für das Rassenbedingte und für das Recht und die Kraft historischer Entwickelungen. Er misst den Wert der Menschen nach der Erfahrung, nicht nach einer Theorie. Er ist instinctiv gegen die Meridionalen, vor allem gegen Crispi, und die Praxis gab ihm recht. „Protestant durch den Zufall der Geburt, Freidenker im Herzen", verdammt er eine Politik, die der Kirche den Fuß auf den Nacken setzt. Und er darf mitreden; er hat selbst Politik gemacht: mit den Waffen in der Hand, als es 1848 die österreichische Kaserne in Monza und ein Thor von Mailand zu erstürmen galt, und mit der Verführung des Wortes, als er den Reichsverweser Erzherzog Johann, Wessenberg u. A. günstig stimmen wollte. Das ist der Mensch, Realist durch und durch, der imstande war, die Kunstkritik auf eine gesunde, starke Basis zu bauen... Aus dem Mailändischen über Ferrara und Bologna, an Giosuè Carducci und Annie Vivanti vorbei nach Toscana. Florentinische Nächte, florentinische Feste. Ein Ball im Palazzo Ricardi; eine Maggiolata (Maifest) in einem Villino: Erinnerungstage und Jubiläen: sechshundert Jahre, dass Dantes Beatrice starb; vierhundert Jahre, seit der erlauchte Lorenzo von hinnen gieng. Gespräche und Gespräche und neue Porträts: Ubaldino Peruzzi, erst Gonfalonniere, dann Sindaco von Florenz, Minister unter Cavour, Ricasoli und Minghetti, Peruzzi in der Oeffentlichkeit und Peruzzi daheim, an der Seite einer edlen Gattin; — der Neapolitaner und englische Baronet Lacaita, Kämpfer für die Einheit des neuen Italien, dem es 1860 in verhängnisvoller Stunde gelungen war, das Zünglein an der Wage englischer Politik zugunsten der Landung Garibaldis in Sicilien zu bewegen; das Bildnis eines anderen Mittlers zwischen Britannien und Italien, des Geschichtsschreibers der Renaissance, John Addington Symonds. Um ihn in Miniaturen andere Kinder Albions, denen Venedig, Florenz, Rom erst die feinste Cultur gegeben. Denn in Italiens Sonne reift der Engländer erst zu urbaner Humanität. Italien war aber für England noch mehr. An seiner Fackel hat sich oft genug das angelsächsische Kunstgenie entzündet. Jede Blüte englischer Kunst ist aus einem romanischen Pfropfreis entstanden. Chaucer bedurfte des „Roman de la Rose", des Bocaccio und Dante; die Dichter des elisabethinischen Zeitalters ließen ihre Phantasie von Spanien und Italien befruchten; Byron, Keats, Shelley, bis herab auf Mary F. Robinson danken Italien ein Stück von ihrem Besten. Und gar die moderne englische Malerei und das englische Kunstgewerbe — momentan die Lehrmeister Europas, die zur Schönheit zurückführen — knüpfen in Formengebung und Empfindungsweise an das italienische Mittelalter und die frühe Renaissancekunst an. Ja, es scheint, als müsste alles, was England den alten Griechen verdankt, erst durch das Medium der inneren Empfindung des Quattrocento gehen.

Von dergleichen steht freilich nichts im Buch des Dr. Münz. Kunst ist ihm nur eine der vielen und gleichberechtigten Aeußerungsformen des Menschenthums. Sie packt ihn wohl, doch nur wenn sie „Dinge, nicht Worte redet". Nur wenn ein großer Stoff große Formen findet, oder wenn ein heißes Temperament alles, auch „the powerful uneducated" mitreißt. Er sucht in Italien nicht Kunst, sondern den Menschen, den fühlenden, denkenden, handelnden Menschen und sein Schicksal. Er sucht den Menschen in seiner Vollerscheinung, nicht das überfütterte Hirn, das verzärtelte Herz, die hyperästhetischen Nerven. Er will ein fast robustes Gleichgewicht zwischen dem Geistigen und dem Sinnlichen, ein Stück „Volk" — nicht Pöbel — in jedem Menschen lebendig. Denn er ist Demokrat aus Ueberzeugung, wenngleich Aristokrat in seinem Geschmack. Demokrat, weil er in jedermann den Menschen sieht. Und weil er die Arbeit will, für alle, auch für die Frauen. Aristokrat, weil gerade das Beste ihm gut genug für sich dünkt. Und dies „Beste" muss sogar vielerlei Seiten haben. Der Stoiker und Schüler Seneca's hat sich in die Gärten Epikurs verirrt. Seine Barbarenkraft wollte er einfach und ungebrochen bewahren, und nun ist er, im Zwang, vielerlei Welten zu verstehen, multipel geworden wie ein Dekadent. Er legt vor allem Wert auf den Charakter, und nun musste das Talent ihn überrumpeln. Sein Schreibergeschäft hat er verachtet und nicht der Knecht und Gaukler der Menge sein wollen, und nun wendet er sich an die Vielen und kostet die Süße des Erfolges. Diese heimliche Zwiespältigkeit bildet eine Pikanterie des Buches und des Menschen. Nur drückt sie sich im Stil nicht stets zum Vortheil ab. Dr. Münz hat in der Form noch nicht gänzlich sich gefunden. Er möchte „Dinge reden" und das kann er. Er hat Kraft und Größe im Ausdruck und edle Linien im Satzbau; man fühlt den Umgang mit römischen und romanischen Dichtern. Aber es fehlt die lateinische Grazie, besonders im Scherz. Er strebt nach scharf ciseliertem Witz und nach phantasievollem Humor und dabei wird er zu deutsch, — d. h. salopp, ja, oft platt.

Das vorliegende Buch ist ein Präludium, das verspricht. Das Interessantere wird Dr. Münz uns mit seinen römischen Reminiscenzen geben.

Marie Herzfeld.

Erinnerungen an Johannes Brahms.

Vor wenigen Wochen habe ich in diesen Blättern der Persönlichkeit Richard Wagners gedacht, wie sie uns in den Berichten seines treuen und hilfreichen Freundes Weißheimer entgegentritt. Nur wenige Bemerkungen liefen damals über das Wiener Musikleben unter, mit dem Wagner für kurze Zeit in vorübergehende Beziehung kam. Wien war in den letzten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts so recht die Domäne von Johannes Brahms geworden und wer immer die Musikgeschichte jener Periode erforschen will, wird in den Erinnerungen an Brahms, wie sie in letzter Zeit so zahlreich erschienen sind, eine willkommene Quelle finden.

Nicht nur in der Kunst, auch im Leben war Brahms das gerade Gegentheil von Wagner. Im persönlichen Umgang mit ihm gibt es keine Ueberraschungen, keine scheinbar unmotivierten, himmelstürmenden Pläne, keine überschäumende Leidenschaft und keinen jähen Wechsel des Schicksals, weder im guten noch im schlechten Sinne. Hier geht alles ruhig und sicher, aus bescheidenen Anfängen zwar und in harter Arbeit stetig aufsteigend, aber von der Gunst der Verhältnisse gehoben, zu einem ruhmvollen Ende. Selten entsteht auf dieser Laufbahn ein großes, nie ein durch und durch neues, bahnbrechendes, epochemachendes Werk, und doch ziehen von allen Seiten und aus allen Richtungen die Künstler, einer nach dem andern, dem Klang seiner Leier nach und entblößen ihr Haupt vor der Macht seiner Muse, die mit den Zügen der Alten doch nicht veraltet erscheint. Es ist auffallend, wie viel Wagnerianer sich in späteren Jahren zu der Richtung von Brahms bekehrt haben, während er selbst später zwar sein Urtheil modificierte aber sich doch nie mit Wagners Musik so recht befreunden konnte. Im Jahre 1860 unterschrieb er noch in Gemeinschaft mit J. O. Grimm, Bernhard Scholz und Joachim einen geharnischten Protest gegen die „neudeutsche Schule" und ihre Führer, in der sich die Unterzeichneten dagegen verwahrten, dass der Streit über die „Zukunftsmusik" zu Gunsten derselben entschieden sei. Sie erklären darin, dass sie die Grundsätze der „Führer und Schüler der sogenannten neudeutschen Schule" ... die zur „Aufstellung immer neuer unerhörter Theorien zwingen, als dem innersten Wesen der Musik zuwider, nur beklagen oder verdammen können".*) Mit der Zeit scheint sich dieses Verhältnis zu Wagner doch zum Theil geändert zu haben. Brahms nannte sich dann selbst „den besten Wagnerianer" und betonte wie Widmann erzählt**), — dass sein Verständnis Wagner'scher Partituren, „doch wohl tiefer gehen werde, als das irgend eines Mitlebenden". Noch mehr: als Widmann eine scharfe, abfällige Kritik über einen „zu waidmännisch erscheinenden Ausdruck" schrieb, den der junge deutsche Kaiser in seiner Rede auf die Armee zu Frankfurt a. O. gebraucht hatte, schrieb ihm Brahms einen fünf Seiten langen Brief, in welchem er sich zu dem Satze verstieg: „So übt man eben Kritik über alles, was aus Deutschland kommt; die Deutschen selbst aber gehen darin voran. Das ist in der Politik wie in der Kunst. Wenn das Bayreuther Theater in Frankreich stände, brauchte es nicht so Großes, wie die Wagner'schen Werke, damit Sie und Wendt und alle Welt hinpilgerten und sich für so ideal Gedachtes und Geschaffenes begeisterten". Das war im Jahre 1888 und klang wesentlich anders, als der 28 Jahre vorher erlassene Protest gegen die Zukunftsmusik. Immerhin, wenn Brahms jetzt für die Größe Bayreuths eine Lanze brach und schon bei dem bloßen Gedanken an eine abfällige Kritik unwillig wurde, wie muss ihm da erst zu Muthe gewesen sein, wenn er jahrein jahraus die unterschiedlichen Wiener Kritiken las, deren Urhebern er meines Wissens nie einen Vorwurf machte? Der plötzlich ausbrechende Unwille über eine abfällige Kritik Wagners ist mir ganz unbegreiflich, zumal man in Wien am besten weiß, wie wegwerfend Brahms namentlich Henschel gegenüber — über die Götterdämmerung und Wagners Compositionsweise geurtheilt hat. Wozu also die schrift-

---

*) Musik-Zeitung „Echo", 6. Mai 1860, citiert nach „Allgem. Musik-Zeitung" Nummer 22, 23 1897. Joachim hatte sich 1857 in einem feierlichen Absagebrief an Franz Liszt auf eigene Faust blamiert.

**) J. V. Widmann: Johannes Brahms in Erinnerungen. Berlin, Gebrüder Paetel 1898.

lichen Ehrfurchtsversicherungen? Sie sind mir ein unlösbares Räthsel.

Fast alle die großen Componisten seiner Zeit sind ohne innigere persönliche Berührung an Brahms vorübergegangen, und er an ihnen. Und er hat doch in einer großen Zeit gelebt. Ueber Liszt und Rubinstein hat er sich gründlich ausgeschwiegen, obgleich letzterer das gegenseitige Verhältnis zu ihren Vorgängern in seinen Schriften sehr richtig charakterisierte. Sein Verhältnis zu Bruckner ist bekannt. Verdi ehrte und schätzte er, gewissermaßen par distance. Seine Persönlichkeit war ihm sympathisch geworden. Aber nie war er auf seinen zahlreichen italienischen Reisen dazu zu bringen, Verdi selbst aufzusuchen oder eine seiner Opern im Theater anzuhören. Nur über das Requiem spricht er sich einmal mit seltener Rückhaltlosigkeit offen sehr lobend aus. Hingegen versäumte er auf seinen Schweizer Reisen — wie Widmann berichtet — keine Vorstellung der „Fledermaus", selbst wenn die Aufführung so schlecht war wie im Berner Sommertheater, wo das populäre Werkchen meistens nur mit Clavierbegleitung aufgeführt wurde. Ueberhaupt besaß er für Johann Strauß und seine Kunst eine besondere Vorliebe. Mit Peter Cornelius scheiterte — wie ich letzthin berichtete — ein freundschaftliches Verhältnis von vornherein an einem durch bloße Aeußerlichkeiten entstandenen Missverständnis. Dasselbe scheint merkwürdigerweise auch bei Hermann Götz, dem Componisten der Oper „Der Widerspenstigen Zähmung", der Fall gewesen zu sein. Bei einem Besuche, den Brahms, noch in Winterthur, bei Götz abstattete, fand er auf einem Stehpult frisch beschriebene Notenblätter, ein Kammermusikwerk, an dem Götz arbeitete. Brahms trat an das Pult mit den Worten: „Ah! amüsieren Sie sich auch manchmal mit dergleichen?" und wollte in dem Manuscript lesen. Götz aber breitete beide Hände über die Noten und sagte mit etwas zu jugendlich feierlichem Ausdruck: „Es ist das Heiligste, was ich habe!" worauf Brahms sich geärgert wegwandte, von etwas anderem zu sprechen begann und sich bald verabschiedete. Wieder sehen wir hier die Entstehung einer Verstimmung zwischen zwei Künstlern, die durch Kleinigkeiten hervorgerufen, lediglich dem Mangel an Gewandtheit des Benehmens ihren Ursprung verdankt. Widmann nennt diese Eigenthümlichkeit: „das Suchen nach einem leichten, scherzhaft sein sollenden Ton", wobei Brahms „den rechten Ausdruck verfehlte und mit etwas herausplatzte, das unartig klang, während es keineswegs böse gemeint war". In dieser zweifelhaften Kunst scheint Brahms allerdings einiges geleistet zu haben.

Brahms hatte sich aus ärmlichen Verhältnissen emporgearbeitet,*) er war an schwere geistige Arbeit gewöhnt und hatte im Laufe der Jahre eine bisweilen rauhe und trotzige, aber durchaus ehrliche und biedere Denkungsart gewonnen. Schon sein Aussehen verrieth nicht selten die charakteristischen Züge seiner geistigen Eigenschaften. Ueber diese dürfte dem Wiener Publicum am besten eine Silhouette Aufschluss geben, die lange Zeit in den Schaufenstern der Wiener Musikalienhandlungen ausgestellt war.**) Sie ist ein typisches Beispiel zum Studium der Physiognomik. Ein ähnliches Bild gibt die Beschreibung Widmanns: Im gestreiften Wollhemd, ohne Cravatte, ohne angeknöpften weißen Kragen war ihm am wohlsten. Wenn er dann am Sonnabend jeder Woche nach Bern kam, hatte er eine lederne Reisetasche umgehängt, die einer mit Steinen vollgestopften Tasche eines wandernden Mineralogen glich, aber hauptsächlich Bücher enthielt. Bei schlechtem Wetter hieng ihm ein alter braungrauer Plaid, der auf der Brust von einer ungeheueren Nadel zusammengehalten wurde, um die Schultern und vervollständigte die seltsame, unmodische Erscheinung, der alle Leute erstaunt nachblickten, und die manchmal an eine gewisse Illustration in einer älteren Ausgabe von Chamissos „Peter Schlemihl" erinnerte.

Aus Gründen der Toilette mied er auch meist die großen Hôtels und zog einen behaglichen Gasthof vor, wo es „nicht weiter auffiel, wenn er in Hemdärmeln auf einer Bank im Hofe saß und seine Cigarette schmauchte". Er sagte sogar, dass er die vielen dringenden Einladungen nach England hauptsächlich deshalb unberücksichtigt gelassen habe, „weil man dort ja aus dem Frack und der weißen Halsbinde gar nicht herauskomme". Merkwürdig, wie sich im Zeitalter der Telegraphen und Eisenbahnen solche Vorurtheile über ein benachbartes Volk festsetzen können. Wenn Brahms gewusst hätte, dass die Engländer wieder über die Deutschen lachen, weil sie bei helllichtem Tag im Frack herumgehen wie die Kellner, so hätte er über sie vielleicht nachsichtiger geurtheilt. Gerade in der Toilette ist niemand praktischer und liberaler wie der Engländer, und niemand versteht es so gut, sich es darin so recht bequem zu machen, wie es ihm passt. Der Engländer hat eben auch die gute Erziehung genossen, jeden Menschen thun zu lassen, was er will, und ist gewohnt, sich nicht in Privatangelegenheiten hineinzumischen, die ihn nichts angehen. Wenn das nur meine Landsleute am Continent auch lernen wollten! Brahms' Anzug wäre in Oxford street weniger aufgefallen als am Bahnhof zu Bern, und im Athenäum, einem eleganten Club der Gelehrten in London, hätte er mit Herbert Spencer, der sich in Mußestunden auch gerne den Rock auszieht, ganz ungeniert in Hemdärmeln Billard spielen können. Schade, dass ihm das niemand gesagt hat, beide Theile wären um eine angenehme Erfahrung reicher geworden. Der Engländer kann sehr zurückhaltend sein, wenn er jemanden nicht mag, aber auch sehr herzlich, wenn er jemandem gut ist. Und die Engländer waren Brahms gut, die Bewunderung seiner Werke ist heutzutage in England ganz außerordentlich, seine ganze Compositionsweise schien mir für den englischen Geschmack geradezu prädestiniert zu sein. Nun ist es zu spät, über ein Missverständnis zu klagen, dessen Beseitigung uns eine erfreuliche Periode gegenseitiger Anregung hätte bringen können.

Unter dieser rauhen und offenbar wenig anziehenden äußeren Hülle aber verbarg sich, wie das so häufig der Fall ist, auch bei Brahms eine ungemein edle und sympathische Persönlichkeit. Darüber gibt es nur Eine Stimme. Sein Charakter gewann bei näherer Bekanntschaft. Die Art, wie er in befreundeten Familien verkehrte und wie diese ihn verehrten, bildet einen der schönsten Züge aus dem Privatleben des Meisters. Man muss nur die Berichte lesen, die bald nach seinem Tode aus allen Theilen Europas über seinen freundschaftlichen Verkehr im Hause zusammenkamen. Ob er bei Widmann in Bern, oder bei Wichmann in Rom weilte, überall wird von seinen seltenen Eigenschaften und namentlich von seinem herzlichen Verhältnis zu den Kindern erzählt. Er spielte mit ihnen, als wäre er selbst noch ein Kind, er trug sie auf den Schultern, oder sprang als Pferd ungebärdig mit dem Reiter durch die ganze Zimmerreihe, er spielte mit Puppen im kleinen Marionettentheater, ließ sie dabei allerlei dummes Zeug sprechen und zeigte ein großes Verständnis für die individuellen Eigenthümlichkeiten der Kinder.*) „Er war selbst ein Kind" — schreibt Wichmann — „kindlich durch und durch, wie es Mozart bis zu seinem letzten Athemzuge geglieben ist." Man kann sich kaum ein sympathischeres Bild denken, als das, welches seine Freunde in den Erinnerungen entworfen haben.

Was ich bei alledem in den Berichten doch vermisse, das sind die Merkmale absoluter Größe, die wir von einem „führenden Geist" auf dem Gebiete der Kunst verlangen. Wir können ja den Künstler wie den Politiker nicht bloß mit dem Maßstab häuslicher Wohlanständigkeit messen. Damit ist durchaus nicht gesagt, dass die letztere geradezu fehlen soll, aber wir wollen mehr als sie; wir geben sogar zu, dass sie nicht tadellos zu sein braucht, wenn nur statt dessen auf der rein künstlerischen Seite etwas mehr herauskommt. In dieser Beziehung ist Richard Wagner doch ein ganz anderer Mann. Ihm gegenüber nimmt sich Brahms in diesen Erinnerungen aus, wie ein sorgsamer Hausvater. Er findet sich leicht häuslich zurecht, liebt, was erprobt, alt und sicher ist, cajoliert die Journalisten, spart sorgsam seine Groschen und freut sich, dass er es bis zu 200.000 Mark gebracht hat. Einem hausbackenen Biedermaier würden diese Züge alle Ehre machen, aber — ich kann mir nicht helfen — besonders künstlerisch finde ich sie nicht. Brahms Charakter entbehrt der großen Initiative, den gewohnten Gang der künstlerischen Thätigkeit zu beschleunigen, auf neue Bahnen zu lenken, es fehlt ihm der großen Geistern unwiderstehliche Impuls, an die Spitze zu treten und seine Stimme zu erheben. Umsomehr thun es seine journalistischen Freunde für ihn. Er geht bei allem Großen getreulich mit, ist kreuzbrav, gut und ordentlich, aber er wagt es nicht, allen voran auf eigene Faust von der Stelle zu kommen. Er ist kein Führer, wie es Wagner in so eminentem Sinne war. Er ist fast schüchtern in seinem Urtheil über Kunst, Literatur oder Politik, und wenn er ja einmal ein Wort darüber fallen läßt, dann fügt er gleich hinzu: „das ist nur so meine Empfindung, davon verstehe ich nichts". Selbst in seiner eigenen Domäne, in der Musik, hält er immer mit dem Urtheil zurück, von der Scheu vor schriftlichen Aeußerungen gar nicht zu reden. Aber gerade das ist es, was wir vom großen Mann verlangen, er soll uns den Halt geben, das Ziel zeigen, dem wir folgen sollen, damit wir, selbst wenn wir es nicht acceptieren, doch wenigstens aus der versumpfenden Ruhe herauskommen. Das wollen wir vom leitenden Politiker, wie vom schaffenden Künstler, aber gerade da fehlt Brahms das Zutrauen zu sich selbst, das Führer-Bewusstsein. Ich glaube, man merkt diesen Zug auch am Charakter seiner Werke. Großen Werken weicht er aus (das einzige Requiem ist ihm gelungen), selbst Symphonien schreibt er nur mit Mühe, nicht einmal ein Oratorium, das seiner Individualität am nächsten gelegen wäre, kommt zustande, geschweige denn eine Oper. Aber im Kleinen, in der alten Quartettform, im Lied, in kleineren Vocalchören, da stellt er seinen Mann und darin wird er auch unvergänglich bleiben. Auf diesem Gebiete ist unsere Literatur auch durch Brahms bereichert worden, aber vorwärts gekommen ist sie nicht.

Als Politiker conservativ und kaisertreu, schwärmt er auch in der Dichtkunst mehr für die ältere Schule, sogar für Ernst von Wildenbruch, mit dem er einmal persönlich zusammentraf. „Und da diese beiden Männer sich in ihren politischen Anschauungen so ganz einig wussten, war es ein wirkliches Vergnügen, zu sehen, wie ihre Seelen gleich Flammen in einander loderten" — heißt es bei Widmann.

*) Ausführliche Lebensbeschreibung bei Heinrich Reimann: Johannes Brahms. Harmonie. Berlin W. 8.

**) Abgebildet ebenda pag. 26.

*) H. Wichmann in „Allg. Musikzeitung". 1897. Nr. 15.

Ich glaube, dass die Schüchternheit die Führung zu übernehmen, die Furcht mit etwas Neuen, absolut Ersten hervorzutreten, der Mangel an Sicherheit den Ton angegeben, dem die Anderen folgen müssen, ihn daran verhinderte ein dramatischer Componist zu werden, nach dessen Ruhme er zwar wiederholt verstohlen hinblickte, ohne jedoch in sich die Kraft zu fühlen, sich an dieser exponierten Spitze zu behaupten.

Mit der Sorge um die Oper pflegte er scherzweise auch eine andere Angelegenheit zu verbinden: Die Heirat, mit der ihm Freunde und Bekannte unausgesetzt in den Ohren lagen. Er war einer der vielen Junggesellen, von denen unberufene Frager über das sich doch am meisten der Discussion entziehende Lebensverhältnis immer wieder Rechenschaft forderten, obgleich das menschliche Seelenleben doch niemals so einfach und offen zutage liegt, dass der Betroffene selbst darüber einen einzigen Grund als ausschlaggebend vorlegen könnte. So half sich Brahms schließlich meistens mit einem Scherzwort: „Leider Gottes, gnädige Frau, bin ich immer noch nicht verheiratet, Gott sei Dank.“ Damit schnitt er wohl am besten alle weiteren Fragen ab. An heiteren Episoden, die das Heiratsthema hervorrief, hat es aber in seinem ganzen Leben nie gefehlt. Eine solche ereignete sich, als Brahms einmal mit Wichmann und Billroth in Rom zusammensaß. Wichmanns dienstbarer Geist, die Köchin Mora, hatte den Gästen eben ein solennes Frühstück alla romana mit dem ihr eigenthümlichen Verständnis zusammengestellt. Wichmann rühmt ihren guten Geschmack:*) „Rümpfte sie gleich bei Preisung nordischer Gerichte die Nase, ja, überlief sie sogar ein Schauder, wenn von Sauerkraut und Pökelfleisch die Rede, so verstand sie umso besser maccheroni con pomi d'oro, ein ausgesuchtes fritto, einen Agnellobraten mit carfioli und als Dolce (Dessert) gnocchi (kleine Klösse) zuzubereiten.“ Man war eben beim Wein angelangt, als Brahms in gehobener Stimmung, in seiner bekannten liebenswürdigen Jovialität zu überlegen anfieng, „ob er sich und der Menschheit eigentlich nicht schulde, eine Donna, wie die Mora, als Ehehälfte mit nach Deutschland zu nehmen.“ Wichmann gieng sofort auf den scherzhaften Vorschlag ein und übernahm die Aufgabe, die Werbung zu vermitteln. Wie groß aber war sein Erstaunen, als ihm die Mora folgende wahrhaft „classische“ Antwort gab: »Sono romana, nata al Ponte rotto, dove sta il tempio die Vesta, non sposeco mai un barbaro!« (Ich bin eine Römerin, geboren beim Ponte Rotto, wo der Tempel der Vesta steht, niemals heirate ich einen Barbaren!)

So ist denn Brahms zeitlebens eine Junggeselle geblieben. Vielleicht ist ihm als solchem der Weg zu einem größeren Freundeskreise freier gewesen, als er dem Ehemanne gewesen wäre, und alsbald sammelten sich um ihn einige begeisterte treue Anhänger, die im Vereine mit anderen günstigen Umständen sein Verhältnis zum Wiener Musikleben in eine förmliche Machtstellung verwandelten.

Wer immer in Wien irgend eine musikalische Unternehmung ins Leben rufen wollte, musste sich die Frage vorlegen: Thut Brahms mit oder nicht. Konnte er sie bejahen, dann war der Erfolg gesichert, war er so unglücklich sie verneinen zu müssen, dann fiel alles von ihm ab was zum Gelingen sein Werkes hätte behilflich sein sollen. Das war sehr schön für Alle, die in seinem Kreise verkehren durften und des Meisters Ohr hatten, wirkte aber hemmend auf alle weiteren Kunstbestrebungen, deren Träger es nicht gelang den dichten Ring, von dem der Meister umgeben war, zu durchbrechen. Selbst wenn ein Kritiker bei einer Tageszeitung angestellt werden sollte, gieng die Angelegenheit durch einen langen Instanzenzug guter Freunde und Tischgenossen bis zu Brahms der sein „Ja“ und „Amen“ dazu sagen musste. Wie oft habe ich über diese Zustände von jüngeren Musikern klagen gehört. Einer der darüber seine Stimme laut erhob war unser Hugo Wolf, als er vorübergehend die Stelle eines Musikreferenten bekleidete. Aber wie hat er sich damit den Mund verbrannt! Wenn man in den gesammelten Aufsätzen über Hugo Wolf blättert, die vor kurzem vom Hugo Wolf-Verein herausgegeben worden sind,**) so kann man es zwischen den Zeilen lesen, wie schwer es Wolf wurde, in seiner österreichischen Heimat emporzukommen. Berlin, Stuttgart, Darmstadt, Mannheim waren alle mit Aufführungen seiner Werke vorangegangen: sein Name und seine Lieder waren längst in ganz Deutschland eingebürgert, ehe man in Wien nur daran denken konnte, ihn öffentlich aufzuführen, und dann hat man sich noch gründlich über ihn ausgeschwiegen. Und das alles, weil er nicht „von der Partei“ war, die auf die Autorität von Brahms gestützt auf unser ganzes Musikleben einen unwiderstehlichen Druck ausübte.

In diesen Kreisen aber hatte sich Brahms wie in einer zweiten Heimat zurecht gefunden und in zahlreichen Familien ist er noch als der „gute Hausgeist“ in Erinnerung, der er ihnen zeitlebens gewesen. Und so soll es auch bleiben. Wir haben Mozart und Schubert in Wien verhungern lassen, wir haben Beethoven nicht verstanden und manchen österreichischen Componisten mit kleinlichen Mitteln hinausgedrückt, warum sollen wir nicht einmal den norddeutschen Künstler ehren? Er hat das „goldene Wiener Herz“ immer geschätzt und dieses hat nun alle Ursache zu zeigen, dass es seinen guten Ruf verdient.

Richard Wallaschek.

*) In seinen Skizzen „Alte Typen im neuen Rom“, citiert in „Allg. Musikzeitung“ 1897, Nr. 18.

**) Gesammelte Aufsätze über Hugo Wolf. Mit einem Vorwort von Hermann Bahr Berlin, S. Fischer 1898.

Die Woche.

„Ein complicierter Ehrenselbstmord.“

Nachdem ich vor vierzehn Tagen in dem unter diesem Titel in Nummer 196 erschienenen Artikel den moralischen Selbstmord des Herausgebers der „Reichswehr“, Herrn Gustav David, in gebürender Weise festgestellt habe, fühlt Herr David das dringende Bedürfnis der Welt zu zeigen, dass er auch als Ehrloser weiterlebt. Das Lebenszeichen, das er zu diesem Zwecke von sich gibt, ist eine § 19-Berichtigung, die er mir durch den ihm mit Herrn Bergani gemeinsamen Rechtsanwalt Dr. Pupovac zuschickt. Der berüchtigte § 19 des Pressgesetzes ist die letzte Zuflucht für alle bebutterten Existenzen, denen kein anderer Paragraph mehr helfen kann. Wenn Herr David mich, wie er es mir so großmäulig angedroht hat, wegen Ehrenbeleidigung klagt, so muss er vorsorglich, ehe es noch zur Hauptverhandlung kommt, die Klage zurückziehen, weil der Ehrenbeleidigungsparagraph mir das Recht zur Entwickelung meines Wahrheitsbeweises gibt. Aber der Berichtigungsparagraph kennt keinen Wahrheitsbeweis. Das ist also für Herrn David der richtige Paragraph. Auf Grund des § 19 kann man auch die sonnenklare Wahrheit „berichtigen“. Auf Grund des § 19 traut sich selbst Herr Purscht zu berichtigen. Da ist es begreiflich, dass sich nun auch Herr David, nachdem ihm die anderen Paragraphen so greulich versagt haben, an den einzigen § 19 hängt. Er „berichtigt“ also, und ich lasse ihn in Gottes Namen „berichtigen“, so viel und so lang er will. Herrn Davids „Berichtigung“ lautet:

Euer Wohlgeboren!

Unter Berufung auf § 19 des Pressgesetzes verlange ich, mit Bezug auf den Artikel: „Ein complicierter Ehrenselbstmord“ in Nr. 196, vom 2. Juli 1898, auf Seite 11 und 12, nachstehende Berichtigung:

„Es ist unwahr, dass meine Eingabe, betreffend die Klagezurückziehung, von unverschämten Entstellungen, Verdrehungen und anderen Unwahrheiten wimmelt. Der Inhalt der Eingabe ist vielmehr folgender:

Hochlöbliches Bezirksgericht Josefstadt in Strafsachen! Gerichtsabtheilung III, Wien! Privatankläger: Gustav David, Chefredacteur, Eigenthümer und Herausgeber der „Reichswehr“, Wien, IX. Hahngasse Nr. 12, durch Dr. Alexander Pupovac, Hof- und Gerichtsadvocat in Wien, IX/2. Alserstraße Nr. 6. — Angeklagte: 1. Dr. Heinrich Kanner, Schriftsteller in Wien, IX/3. Günthergasse 1. 2. Friedrich Austerlitz, Redacteur der „Arbeiter-Zeitung“, I. Rosengasse 4, — stellt ingedachten Antrag. — Am 25. Mai l. J. habe ich hiergerichts durch meinen Vertreter, den Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Alexander Pupovac, gegen die Herren Dr. Heinrich Kanner, Schriftsteller in Wien, IX/3. Günthergasse Nr. 1 und Friedrich Austerlitz, Redacteur der „Arbeiter-Zeitung“ in Wien, I. Rosengasse Nr. 4, wegen Ehrenbeleidigung die Privatanklage eingebracht.

Wohl dachte ich diese Anklage zu unterlassen, um nicht den Anschein zu erwecken, als wollte ich die öffentliche Meinung hiedurch, bezüglich eines von mir anhängig gemachten Civilprocesses, in irgend einer Weise beeinflussen; — allein, dem vielfachen Drängen der obenangeführten Angeklagten nachgebend, sah ich mich dennoch zur Einbringunz dieser Privatanklage veranlasst.

Dass ich diese Anklage vor diesem Forum eingebracht habe, findet seinen erklärlichen Grund darin, weil die Angeklagten mich nicht nur in ihren Blättern, sondern auch — wie ich von Redactionscollegen bestätigt erhielt — mündlich in ihren Redactionen beleidigten, weil ferner meine volle Rechtfertigung vor diesem Forum in kürzerer Zeit, als vor dem Schwurgerichte erfolgt wäre, weil endlich hier wie dort es den Angeklagten in uneingeschränktester Weise vergönnt war, ihren, mit solchem Applomb in Aussicht gestellten „Wahrheitsbeweis“ zu führen und konnte der Unterschied offenbar nur darin gelegen sein, dass in dem von mir gewählten Falle ein rechtsgelehrter Richter zu judicieren hatte, dem die Herren Angeklagten bei Einbringunz des Wahrheitsbeweises mit um so größerem Vertrauen entgegensehen hätten können.

Im Verfahren, vom Strafrichter, k. k. Gerichts-Secretär Alfred Fröhlich, einvernommen, sind die Angeklazten zu meinem Erstaunen jeder Verantwortung ausgewichen, der Angeklagte Friedrich Austerlitz verweigerte die Aussage, der Angeklagte Dr. Heinrich Kanner erklärte bei seiner Einvernahme am 28. Mai 1898 sich an nichts erinnern zu können, wiewohl er am selben Tage in der „Zeit“ schrieb: „Schließlich ist es uns doch immer lieber, dass uns Herr David vor dem Bezirksgerichte geklagt hat, als wenn er uns — wie wir befürchten mussten — gar nicht geklagt hätte.“

Die einvernommener zahlreichen Zeugen benützten mit überraschender Einmüthigkeit das „Redactions-Geheimnis“ als Schanze und verweigerten unter Berufung auf § 153 St.-P.-O. — die Aussage könnte ihnen Schaden und Scherereien bringen — die Zeuzenaussagen.

Durch diese rapid eingetretene Schwenkung in der Gesinnung der Angeklagten und durch die eigenthümliche Weigerung der Zeugen, ist mir die Fortführung des von den Angeklagten so stürmisch und so ungestüm gewünschten Processes, zu meinem Bedauern, geradezu unmöglich gemacht. Ich stehe vor der Thatsache, dass die Angeklagten das Geständnis, die Zeugen aber die Aussage bezüglich des Anklagegegenstandes verweigern.

Es erübriget mir daher, solchen Angeklagten gegenüber, nichts anderes zu thun, als, — was sie zweifellos, wie dies aus den, von diesem hohen Gerichte gepflogenen Verhandlungen klar und unzweideutig an den Tag tritt, selbst bezwecken wollen, — nachdem die Haupt-

verhandlung auf den 5. Juli l. J. angeordnet ist, die Einstellung des Verfahrens zu beantragen. Gustav David."

Es ist weiters unwahr, dass sowohl Herr Dr. Heinrich Kanner als auch Herr Friedrich Austerlitz die volle Verantwortung beim Gerichte übernommen haben; — ihre, bei Gerichte abgegebene Verantwortung lautet vielmehr folgendermaßen: „Protokoll, aufgenommen bei dem k. k. Bezirksgerichte Josefstadt, am 28. Mai 1898, mit Dr. Heinrich Kanner, 34 Jahre alt, geboren in Galatz, mosaisch, ledig, Journalist, Wien IX. Günthergasse 1 wohnhaft und gibt derselbe an: Sämmtliche incriminirte Ausdrücke, bis auf die letzten zwei, sind einem von mir verfassten Artikel (Seite 59 und 60 Nr. 186 der „Zeit") entnommen, den ich hier beilege. Für diesen, sowie alle sonstigen von mir in dieser Sache veröffentlichten Artikel, übernehme ich die volle Verantwortung. Die weitere Verantwortung behalte ich mir für die Hauptverhandlung vor. Die incriminirten Aeußerungen gesprochen zu haben, ist mir nicht erinnerlich; — vielleicht würde ich mich erinnern, wenn mir concrete Daten vorgelegt würden. Dr. Heinrich Kanner m. p. — Protokoll, aufgenommen bei dem k. k. Bezirksgerichte Josefstadt am 28. Mai 1898 mit Fritz Austerlitz, 36 Jahre alt, geboren in Schliven, mosaisch, ledig, Redacteur der „Arbeiter-Zeitung", in Wien wohnhaft, wegen § 24 P. G. mit 20 fl. vorbestraft, und gibt derselbe an: Ich lege die Nr. der „Arbeiter-Zeitung" vom 24. 27., 9. April und 27. Mai bei, in welchen die Artikel gegen David blau angestrichen erscheinen. Ich erkläre, diese Artikel geschrieben zu haben und für dieselben einzustehen. Eine andere Verantwortung gebe ich nicht ab. Fritz Austerlitz m. p."

Gustav David,
Eigenthümer der „Reichswehr".

Sr. Wohlgeboren
Herrn Dr. Heinrich Kanner,
verantwortlicher Redacteur der periodisch ersch. Druckschrift „Die Zeit"
Wien, IX/3, Günthergasse 1.

*

Soweit Herrn Davids „Berichtigung". Wer die Sachlage noch in Erinnerung hat, wird die unverschämten Verdrehungen, Entstellungen, Unwahrheiten und inneren Widersprüche dieser Berichtigung von selbst herausfinden. Hier seien, auf die Gefahr, in Wiederholungen zu verfallen, nur einige Beispiele gegeben: Gleich am Anfange seiner berichtigungsweise angeführten Klagezurückziehungs-Eingabe behauptet Herr David, dass wir, die Angeklagten, ihn durch unser „vielfaches Drängen zur Einbringung dieser Privatanklage veranlasst" haben. Das ist zweimal erlogen: Erstens habe ich Herrn David überhaupt nicht zur Klage gedrängt. Vielmehr habe ich schon vor Jahresfrist an dieser Stelle („Die Zeit" vom 26. Juni 1897) geschrieben, dass ich kein Gerichtsverfahren in dieser Angelegenheit brauche, weil die Oeffentlichkeit von der Wahrheit meiner Behauptungen über Herrn David und sein Unternehmen auch ohne Zeugeneide vollständig überzeugt ist. Jetzt noch mehr als vor Jahresfrist. In der gesammten österreichischen und ausländischen Presse herrscht über die schamlose Corruption der „Reichswehr" nur eine Stimme, und das ist meine Stimme. Hunderte von Zeitungen sind in dieser Campagne mir zur Seite getreten, kein einziges Blatt hat Herrn David auch nur zu entschuldigen gewagt, nicht einmal eines der Blätter der wegen ihrer eigenen Corruption weltberühmten Wiener liberalen und christlich-socialen Presse. Ich habe den Process nicht nöthig, es ist daher auch nicht wahr, was Herr David in seiner Eingabe dem Gerichte vorlügt, dass ich den Process „stürmisch und ungestüm gewünscht" habe. Am allerwenigsten diesen Process, den Herr David nur zum Schein angestrengt hat. Denn dieser Process stützte sich nicht, wie er es, wenn es ein ernster Process sein sollte, hätte müssen, auf die von mir geschriebenen Artikel oder sonstige concrete Thatumstände, sondern auf vage angebliche mündliche Aeußerungen, die Herr David einfach fingiert hat, um sich einen passenden Vorwand zur Zurückziehung seiner Klage zu sichern.

Herr David, beziehungsweise sein würdiger Anwalt Herr Dr. Pupovac behauptet in seiner gerichtlichen Eingabe, dass ich „jeder Verantwortung ausgewichen" sei, er hat sogar jetzt die Kühnheit zu „berichtigen", es sei unwahr, dass ich die volle Verantwortung vor Gericht übernommen habe. Zum Beweis dieser seiner Behauptung wagt er das gerichtliche Protokoll anzuführen, in welchem ich ausdrücklich „für diesen sowie alle sonstigen in dieser Sache veröffentlichten Artikel die volle Verantwortung übernehme und mir die weitere Verantwortung für die Hauptverhandlung vorbehalte". Das ist ein Pröbchen von der David-Pupovac'schen Berichtigungs-„Wahrheit"! Als mich der Richter, der ganz in Allgemeinheiten concipierten David'schen Klage folgend, fragte, ob ich mich erinnere, die Ausdrücke meines Artikels („militärisch-journalistischer Abenteurer à la Esterhazy", „leoninischer Schandvertrag" u. s. w.) auch mündlich öffentlich oder vor mehreren Leuten im IX. oder I. Bezirk gebraucht zu haben, erwiderte ich wahrheitsgemäß, dass ich zur Zeit, als mein Artikel erschien und das „Reichswehr"-Panama allgemeiner Gesprächsstoff war, mit zahlreichen Leuten darüber gesprochen, dabei, ebenso wie Tausende anderer Leute, sicherlich auch ehrenrührige Ausdrücke über Herrn David gebraucht habe, dass ich mich aber gerade wegen der großen Zahl der Gespräche an die einzelnen concreten Umstände der Gespräche — ob ich nämlich speciell die incriminirten Ausdrücke gebrauchte, ob dies öffentlich oder vor mehreren Zeugen und vor wem, ob dies im IX. und I. Bezirke geschehen sei — beim besten Willen nicht erinnern könne, dass ich aber auch für meine Gespräche die Verantwortung übernehme und dieskezüglich weiteren concreten Angaben des Klägers entgegensehe. Auf eine so vage Klage konnte eben keine bestimmtere Auskunft gegeben werden. Der Richter forderte infolge dessen den Kläger auf, nunmehr seine Klage endlich zu substantiieren. Herr David gab daraufhin als Thatzeugen sämmtliche Redacteure der „Zeit", ferner den Schriftsteller Franz Kundt und den Herrn Franz Weislein bei Gericht an. Herr David, beziehungsweise Herr Dr. Pupovac behauptet nun in der Klagezurückziehungs-Eingabe, dass die Zeugen „mit überraschender Einmüthigkeit das Redactionsgeheimnis als Schanze benützt" haben, um die Aussage zu verweigern. Das ist abermals unwahr. Der Schriftsteller Franz Kundt, der unserer Redaction nicht angehört, hat ausgesagt, u. zw. dass ihm von dem behaupteten Thatbestand nichts bekannt sei, und Herr Weislein, der auch nicht in unserer Redaction sitzt, vielmehr in intimen Beziehungen zu Herrn David steht, ist von der gerichtlichen Einvernahme einfach ausgeblieben.

In diesem Stadium der Verhandlung erklärte der Richter, dass er das im Gesetz für Uebertretungen ohnedies nicht vorgeschriebene Vorverfahren schließen und für den 5. Juli die Hauptverhandlung anordnen werde, für welche ich meinen Wahrheitsbeweis vorbereitet hatte. Vor dem Wahrheitsbeweis aber hat Herr David einen Heidenrespect, noch mehr aber als er seine verschiedenen hochgestellten Complicen, die noch etwas zu verlieren haben und sich deswegen scheuen, in dieser Sache als von mir beantragte Zeugen über ihre eigenen schmutzigen Geschäfte mit Herrn David vor Gericht auszusagen zu müssen. Diese Leute haben ihn wohl durch klingende Argumente zur Zurückziehung seiner Civilklage gegen das Aerar, diese Leute haben ihn wohl auch zur Zurückziehung seiner Ehrenbeleidigungsklage gegen mich bewogen. Bei dieser Gelegenheit haben er und sein Rechtsanwalt ihrer Wahrheitsliebe in der nunmehr ausreichend gekennzeichneten Klagezurückziehungs-Eingabe ein würdiges Denkmal gesetzt.

Vor mehreren Jahren, als Herr David noch die Charge eines Oberlieutenants bekleidete, veröffentlichte er in einer militärischen Zeitschrift ein Feuilleton, in dem er den Satz verfocht, dass ein Officier, der eine ehrlose Handlung begangen, verpflichtet sei, sich zu erschießen. Seither hat Herr David das Tagblatt „Reichswehr" gegründet und, in richtiger Selbsterkenntnis, gleichzeitig die Officierscharge abgelegt. Den strengen Ehrbegriff des Officiers hat er mit dem des Herrn Pursicht vertauscht. Statt zu dem ehemals kategorisch geforderten Revolver, greift er jetzt zum § 19, mittelst dessen er statt der Schüsse seine eigenen Lügen im Berichtigungsverfahren repetiert.

Politische Notizen.

Graf Thun wäre jetzt eigentlich verpflichtet, die Sprachenverordnungen endlich aufzuheben. Er hat ja erklärt, dass er sie dann aufheben wird, wenn Deutsche und Czechen in der Sprachenfrage irgendwie einer Meinung geworden sein würden. In Bezug auf den ihnen vom Grafen Thun vorgelegten Sprachengesetzentwurf sind nun in der That Deutsche und Czechen einer Meinung. Sie erklären ihn nämlich beide gleicherweise als unannehmbar. Ich glaube also, die Bedingung ist erfüllt, an welche Graf Thun die Aufhebung der Sprachenverordnungen geknüpft hat.

*

Der Thun'sche Sprachengesetzentwurf ist bekanntlich von einem Collegium hervorragender Bureaukraten verfasst worden. Nichtsdestoweniger ist er vollständig misslungen. Oder vielleicht gerade deswegen. Unsere Bureaukraten sind nämlich gewohnt, ihre genialen Gesetzentwürfe aus reichsdeutschen Mustern abzuschreiben. Nun existiert aber im Deutschen Reich kein Sprachengesetz, weil das Reich als nationaler Einheitsstaat regiert wird. Die Bureaukraten hatten daher keine Vorlage, die sie hätten abschreiben können. Daher ihr Original-Misserfolg.

*

Immerhin bleibt die Discretion anerkennenswert, mit der Graf Thun die bureaukratische Missgeburt seines Sprachengesetzentwurfes den Augen der Welt verbirgt. Was das für ein Unglück wäre, wenn wir den Wechselbalg zu Gesicht bekämen! Wir würden an ihm herumzudeuten anfangen, wir würden vielleicht finden, seine langen Ohren stammen vom Sectionschef X, seine schafähnliche Kopfbildung vom Hofrath Y und seine Vierbeinigkeit vom Oberlandesgerichtspräsidenten Z. Graf Thun wahrt die Autorität der hohen Bureaukratie, indem er ihr Machwerk der öffentlichen Kritik entzieht.

*

Die unverbindlichen Besprechungen oder, wie sie auch genannt werden, die unaussprechlichen Verbindungen, die er mit den deutschen Clubobmännern angeknüpft hat, hat Graf Thun dem Baron Gautsch nachgemacht. Ach, wenn er auch bald dem Baron Gautsch das Demissionieren nachmachen wollte!

*

In der zweistündigen Unterredung mit den drei deutsch-oppositionellen Clubobmännern hat Graf Thun seine ganze parlamentarische Beredsamkeit aufgewendet, um ihnen seinen Sprachengesetzentwurf plausibel zu machen. Er hat nämlich, Zeitungsberichten zufolge, in dieser zweistündigen Unterredung, wie wir es von ihm auch im Parlamente gewohnt sind, so viel wie nichts gesagt.

*

Graf Thun hat angeordnet, dass die Minister dies Jahr keinen Sommerurlaub bekommen. Sie dürfen also von ihrer bisherigen Unthätigkeit nicht ausruhen. Es steht zu befürchten, dass einer oder der andere Sommers über unter der Last der Geschäftslosigkeit zusammenbrechen könnte.

*

Es soll die Absicht bestehen, den Reichsrath im August einzuberufen. Wahrscheinlich meint Graf Thun, dass, ähnlich wie die Eisenbahnen im Sommer einen expeditiveren Fahrplan befolgen, so auch das Abgeordnetenhaus im Sommer eine expeditivere Geschäftsordnung hat.

*

Ueber die weiteren Pläne des Grafen Thun wissen wir, trotz unserer sonstigen vorzüglichen Informirtheit, nichts zu melden. In dieser Unwissenheit tröstet uns nur der Gedanke, dass auch Graf Thun selbst seine weiteren Pläne noch nicht kennt.

*

Herr Dr. Baernreither übt als Minister nicht sein Talent, sondern ausschließlich seinen Großgrundbesitz aus.

*

Der mit der provisorischen Leitung der Grazer Gemeindegeschäfte betraute k. k. Bezirkshauptmann Baron Hammer-Purgstall macht erfolgreich der Frau Odilon Concurrenz. Frau Odilon hat einmal in einem Stück alle Rollen selbst gespielt. Und Baron Hammer-Purgstall hat beim

Grazer Kinderfestzug beinahe das Gleiche gethan, indem er zuerst als Gemeindeleiter die Honneurs machte und dann als kaiserlicher Beamter die Parade der Schuljugend abnahm. Dabei hat er nicht einmal das Costüm gewechselt. Darin ist er der Frau Odilon über.

•

Aus Wildschützen-Kreisen erhalten wir die Nachricht, dass dort die beste Stimmung herrscht. Ein großer Theil der Förster war nämlich während der Wiener Schützenfeste von ihren Revieren abwesend, und da haben die Wildschützen so gute Geschäfte gemacht, dass sie sich sogar mit Vergnügen bereit finden ließen, einen Theil des Schützenfest-Deficits zu tragen Große Verstimmung dagegen herrscht in Schmugglerkreisen. Die Finanzwächter rühren sich nämlich nicht vom Fleck. Es wird uns versichert, dass die Schmuggler in diesem Jahre darauszahlen müssten, falls es nicht gelingen sollte, durch Veranstaltung eines Finanzwächterfestes in Wien auch die Finanzwächter für einige Tage von ihren Posten wegzubringen.

Volkswirtschaftliches.

Die Börse hat eine Zeitlang versucht, sich über die Miseren der politischen und wirtschaftlichen Lage hinwegzusetzen. Es war die Parole ausgegeben worden, dass heuer eine glänzende Ernte erzielt und zu Hochcoursen abgesetzt und exportiert werden würde. Niemand zweifelte, dass dadurch die lang ersehnte wirtschaftliche Neubelebung herbeigeführt werden würde. Eine ungewöhnlich gute Ernte wäre freilich ein großes Glück gewesen; aber die Haut des Bären soll man erst verkaufen, wenn man sie hat, und mit einer glänzenden Ernte erst rechnen, bis sie in den Scheunen ist. So aber hatte die Speculation durch Wochen immer auf den angesagten Erntesegen hin und mit Außerachtlassung aller ungünstigen Momente Effecten gekauft und die Course in die Höhe gesetzt, bis ein paar Tage schlechten Wetters die überschwänglichen Hoffnungen zerstörten. Die Ernte, welche zum größten Theile noch auf den Feldern steht, verspricht zwar ganz gut zu werden und auch die Getreidepreise sind, wenn schon nicht mehr so hoch als im Frühjahr, immer noch recht günstig, aber der Haupttreffer, den die Börse erwartet hat, ist ausgeblieben. Die gute Mittelernte, welche Ungarn heuer erzielen dürfte, wendet zwar die schweren Katastrophen ab, welche eine Wiederholung der vorjährigen Missernte verursacht hätte, aber sie kann die wirtschaftliche Stagnation nicht hemmen, den schlechten Geschäftsgang fast aller Industriezweige nicht bessern. Und nun herrscht an der Börse wieder das alte Elend. Für die Effecten, welche die Speculation im Frühjahr erworben hat, finden sich keine Abnehmer; das Publicum hat zwar dann und wann einen scheuen Versuch gemacht, sich der Börse wieder zu nähern, sich aber immer wieder rasch zurückgezogen in der Erinnerung an den Krach. Die Umsätze sind demnach wieder so minimal, wie in den schlechtesten Zeiten seit dem Krach. Aber nicht nur am Speculationsmarkt stockt das Geschäft, auch in Anlagewerten ward vielleicht nie eine so vollständige Absatzstockung constatiert. Der Julicoupon, welcher sonst immer dem Publicum Anlass zu Rentenkäufen gibt, hat diesmal nur Rückgänge in den Rentencursen gebracht. Es ist kein Zeifel, der elende Geschäftsgang hat die Sparfähigkeit des Publicums bereits stark vermindert. Und es ist trotz aller Enquêten und Vorschläge keine Besserung abzusehen. Die Unternehmungslust bleibt unterbunden, der Handel unsicher und geschädigt, solange in der inneren Politik nicht Ruhe eintritt. Und dafür sind die Aussichten recht gering.

•

Da wir gerade von der Ernte sprachen, sei der lächerlichen Methode des ungarischen Ackerbauministeriums gedacht, Monate vor dem Schnitt bereits ziffermäßige Schätzungen der Ernteergebnisses zu veröffentlichen und alle vierzehn Tage zu wiederholen. Dass diese Schätzungen total wertlos sind und nur zu speculativen Manövern missbraucht werden, liegt auf der Hand. Die ungarische Regierung sollte sich gleich den Regierungen anderer Staaten damit begnügen, den Stand der Saaten in den verschiedenen Comitaten mit kurzen Schlagworten: gut, mittel 2c. zu bezeichnen und sich nicht durch die Veröffentlichung von Quantitätsschätzungen lächerlich zu machen.

•

Richtigstellung. Um Missverständnisse zu vermeiden, erwähnen wir, dass die Goldbestände der k. k. Staatscentralcasse, nicht die Geldbestände, wie es in unserer letzten Nummer infolge eines Druckfehlers hieß, 59·3 Millionen Gulden betragen. Die Geldbestände sind natürlich noch weit höher.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre de la République, „Les Volontaires de la Loire“ von Fernand Meynet.

•

Unter den vielen qualvollen Sommergenüssen, mit denen Wien uns in diesem Jubeljahre bedacht hat, gibt es einige, die von fern an Kunst streifen. Die Ausstellung im Prater zum Beispiel, die in architektonischen Aeußerlichkeiten so furchtbar modern thut — stellenweise auch wirklich mit Erfolg und Geschmack — im Innern aber doch nur die bunt geflickte Tapeziererseele des Herrn Járay Sandor birgt. Ferner etwa das unglückliche Kahlenbergtheater (— ich hatte den Fahrplan meiner Reise dahin noch nicht fertig, da war es schon nicht mehr). Und endlich auch das, worüber ich hier ein paar Worte sagen will: das Kaiser-Jubiläumsbild. Dieses ist im Prater, zwischen einer Liliputaner-Schaubude und einem Carousiel, aber in einem eleganteren Bretterbau untergebracht. Ohne große Impressionen der Kunst zu erwarten, tritt man ein, geht durch freundliche, nur etwas zu anspruchsvolle Vestibule ... und sieht sich am Ende einem Riesenrundbild von der bekannten Art der Panoramen gegenüber. Da sind nun fünf Jahrzehnte der österreichischen Geschichte in der geometrischen Form eines Cylinders ausgebreitet. Menschen, Menschengruppen und Architekturen. Viertausend Bildnisse, versichert die Ankündigung. Und Ausblicke in das alte und langsam sich reformierende Wien. Also im ganzen die bekannte Art von Stimmungsspielerei, die romantische Kleinkrämerei, wie sie vom Feuilleton her bekannt ist — eine feuilletonistische Erfindung ist dieses Genre — hier in die Malerei übertragen. Das ist ja nichts Neues; man kennt das Schmid'sche Schubertbild mit dem bunten Rahmen von berühmten und halbberühmten Namen jener Zeit. Aber hier in kolossalen Dimensionen: ein Feuilleton, wie man sagen könnte, das Größe haben und repräsentieren soll. Der romantische Zauber, die Spinnweben-Traulichkeit kam dabei zu Schaden, das ist keine Frage. Durch die Größe wird alles von vornherein kahler, nüchterner. Und überdies: der feuilletonistische Geist, der in diesem Fall die Hand des Malers geleitet und die Composition vorgeschrieben hat — Herr J. Schnitzer, Schriftsteller, stellt sich im Katalog als das vor — dieser Geist, meine ich, hat nicht eben geistvoll und vor allem ohne Bildung und ohne Kenntnis moderner malerischer Inscenierungseffect: gewaltet. Doch das nur nebenbei. Ich will die Sache nicht ernster nehmen, als unbedingt nöthig ist. Viertausend Porträts, das ist das Wichtigste. Viertausend: Darunter mehrere Kaiserbilder, zweimal Metternich, einigemale Herr v Sonnenthal ... am Anfang Beethoven, am Schluss Frau Odilon (die beiden Pole des Zeitraums). Nahezu viertausend gemischte Berühmtheiten, Kopf an Kopf, überschneiden einander, verdrängen einander. Es läßt sich nicht leugnen, dass diese Fülle für den Beschauer etwas Beängstigendes hat. Zumal an heißen Sommertagen, wie jetzt, wirkt dieser Ellbogenkampf um die historische Berühmtheit, den Herr J. Schnitzer sich hat entfachen lassen, entschieden auf die Nerven. Und ich habe einige sensible Zuschauer beobachten können, die — als sie am Schlusse zu der an Berühmtheiten geradezu tropisch fruchtbaren neuesten Zeit kamen — zum Taschentuch greifen mussten, um sich den Schweiß zu trocknen; so sehr sahen sie die armen Leute sich plagen Doch ich will die Sache nicht scherzhafter nehmen, als gerecht wäre. Trotz der tödlichen Langweile des Arrangements im großen ganzen ist der Maler, Professor Fleischer, einigemale auch mit Geschmack und Freiheit zu Wort gekommen. Die eingefügten Bilder: Kaiserkrönung in Budapest und Makarts Festzug sind componiert, sogar mit Geschick — wenn auch von Schablone nicht frei.

A. G.

Bücher.

Geschichte der Eisenbahnen der österreichisch-ungarischen Monarchie. Zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers herausgegeben vom österreichischen Eisenbahnbeamtenverein. Lieferung 1—32. Wien 1897/1898.

Von diesem Werke sind jetzt bereits zweiunddreißig Lieferungen erschienen. Der überaus rührigen und sachkundigen Redaction ist es gelungen, eine Reihe wertvoller fachmännischer Beiträge zu gewinnen, aus welchen der Leser Belehrung über das ganze weite Gebiet des Eisenbahnwesens erhält, dies sowohl in technischer, als auch in verkehrs- und wirtschaftspolitischer Beziehung. Dass neben der Darstellung des Gewordenen der Kritik des Bestehenden mit seinen vielen Mängeln in den einzelnen Arbeiten möglichst wenig Raum gegeben wird, muss man der „Jubiläumsgabe“ verzeihen. Die letzterschienenen Lieferungen enthalten die „Geschichte der Eisenbahnen Oesterreichs“ vom Jahre 1867 bis 1876, welche von einem der genauesten Kenner der österreichischen Eisenbahngeschichte, Hofrath Ignaz Konte, verfasst ist und sich an die in früheren Lieferungen erschienene Geschichte der Eisenbahnen von ihren ersten Anfängen bis 1867 von Hermann Strach anschließt. Beiden Autoren ist es gelungen, das ungeheuere Material übersichtlich zu gruppieren, den wechselvollen Gang staatlicher und privater Eisenbahnpolitik vor dem Leser zu entwickeln und das Werden des Schienennetzes mit reichem Detail in populärer und interessanter Weise darzustellen. Von den Specialartikeln erwähnen wir unter vielen anderen den kurzen, aber ein weites Gesichtsfeld umfassenden klaren Aufsatz von Dr. Alexander Peez: „Die Stellung unserer Eisenbahnen im Welthandel“, den lebendig und anziehend geschriebenen Artikel von Gustav Gerstel über „die Mechanik des Zugverkehres“, dann die eine complicierte Materie übersichtlich behandelnde Arbeit von Albert Pauer: „Frachtentarife“. Noch verdient die Ausstattung des Werkes mit den zahlreichen guten Illustrationen volle Anerkennung.

W. F.

Ernst Hardt: Priester des Todes. Dreizehn Novellen. Berlin, S. Fischer.

Ernst Hardt, der Verfasser der von der Berliner Freien Bühne aufgeführten „Todten Zeit“ und dieses Bandes, ist einer von den „Innerlichen“. Zweifellos hat er dichterische Fähigkeiten. Aber er ist kein Dichter. Er ist vollgesogen mit der ganzen Sentimentalität vergangener Jahrzehnte und verliert sich, mit Ausnahme des kleinen „Gardinenwäsche“, fast stets in seinem Stoff. Und das kommt daher, weil er kein Distanzverhältnis zu seinem Stoff gewinnen kann, keine innere Entfernung. Er hat nicht die Ruhe des Erzählers, sondern die Aufgeregtheit des Leidenden, des Erlebenden, welche alle Dinge in unepischer Weise verzerrt. Sein Stil ist verschroben, hat Unarten, welche langweilen und von der Sache abziehen, und ist daher nicht das, was man im guten Sinne „spannend“ nennen könnte. Was ist da viel zu reden und zu typisieren? Er ist eben keine Persönlichkeit, denn nichts von den Dingen, die er so schwer und wichtig nimmt, überzeugt in der gleichen Weise uns. Jene unaussprechliche Nothwendigkeit fehlt, die das Kunstwerk gleichsam rudimentär an sich trägt und es im höheren Sinn zu etwas Unabweisbarem macht. Doch mögen viele Fehler ihren Grund in einem jünglinghaften Uebergreifen des Tons haben.

J. W—nn.

Revue der Revuen.

„Socialistische Monatshefte“, Juni, feiern Hugo von Hofmannsthal, indem sie vier seiner schönsten Gedichte — Ballade des äußeren Lebens, Erlebnis, Gesellschaft, Weltgeheimnis — nachdrucken und mit einem sehr guten Porträt des Dichters und einem orientierenden Aufsatz von Ria Claassen begleiten. Am Schluss desselben heißt es: Es kann mir natürlich nicht gelingen, mit solch mühseligen Andeutungen in die ganze verwirrende Fülle von Tiefsinn und Schönheit zu dringen, mit der die Hofmannthal'sche Kunst gesättigt ist. Es müssen diese wenigen Anregungen genügen. Umso mehr darf es aber wohl in Verwunderung setzen,

in der literarischen Kritik der letzten Zeit soviel davon zu hören, was alles man von Hofmannsthal erwartet, und so verhältnismäßig wenig über das, was er gegeben hat. Auch scheint man irgend etwas Anderes, Lauteres, Lärmenderes von ihm zu „erwarten“, als bisher seine Art war. Aber so gewiss es ist, dass er über den Kreis der Kunst, mit der im Zusammenhang ich ihn anfangs zu zeigen versuchte, hinausgreift, so gewiss scheint mir seine Art diesen Zusammenhang doch nicht ganz entbehren zu dürfen. „Wir sind dem Aufwachen nahe,“ sagt Novalis, „wenn wir träumen, dass wir träumen.“ Aber eben dies Beinahe des wachen Lebens ist es, welches den ganz eigenthümlichen Reiz der Hofmannthal'schen Kunst ausmacht. Möchte man ihn missen? Es gibt so viele Wache! Und so wird er uns auch immer das am besten geben können, was wir aus seinen Versen gerade wie eine köstliche Befreiung empfinden: „Nicht die Schwere vieler Erden, nur die spielenden Geberden!“ — — Ueber die **Stellung der Anarchisten zu den Wahlen**, ihre „Anti-Wahlagitation“, schreibt **Albert Weidner**. — **George Sorel** frischt in einem allerdings nur skizzierten Artikel das Andenken **Giambattista Vicos**, des italienischen Geschichtsphilosophen, Verfassers der „scienza nuova“, auf.

Das neueste Heft der **„Fortnightly Review“** bringt unter dem charakteristischen Titel „A dissolving empire“ („**Ein in Auflösung begriffenes Reich**“) eine politische Studie über **Oesterreich** aus der Feder des jungen Oxforder Publicisten **Francis W. Hirst**. Der Autor hat sich im letzten Winter einige Zeit in Oesterreich aufgehalten, um dieses interessante Land zu studieren. Er hat seine Zeit gut benützt Eine so klare und richtige Erfassung der leider so höchst eigenthümlichen österreichischen Verhältnisse ist bei einem Ausländer ganz erstaunlich, sind ja schon so wenige Inländer fähig, die complicierten politischen Erscheinungen in Oesterreich zu übersehen. Der Aufsatz beginnt mit einer Kennzeichnung der christlich-socialen Partei und des Dr. Lueger, denen dabei vielleicht eine zu große Bedeutung beigemessen wird. Dann folgen einige Worte über die Socialdemokratie. Treffend ist Hirst's Charakteristik des „polnischen Staatsmannes“ Badeni und seiner Fehler. Mit großer Umsicht beurtheilt er die wahre Bedeutung der formalen Gleichberechtigung in den Badeni'schen Sprachenverordnungen, indem er z. B. zeigt, dass es denn doch nicht ganz dasselbe ist, ob man den czechischen Postbeamten zwingt, deutsch zu lernen, oder den deutschen, czechisch zu lernen. „Ein Böhme ohne Deutsch“ — schreibt er — „ist nicht ein Bürger dieser Welt: er kann nur mit 5½ Millionen Menschen sprechen.“ Den Föderalismus findet Hirst unverträglich mit der Gemeinsamkeit der Armee. Von den politischen Aspirationen der Czechen sagt er: „Sie mögen stark genug sein, um das gegenwärtige Regierungssystem aufzulösen; aber dann würden unvermeidlich preußische Skorpione an die Stelle der deutschen Geißeln treten“. Der Aufsatz schließt: „Die loyalen Anhänger der Dynastie müssen mit Bedauern auf die Vergangenheit sehen, mit Missvergnügen auf die Gegenwart und mit einem an Verzweiflung grenzenden Gefühl auf die Zukunft. Nichtsdestoweniger steht noch jetzt eine Möglichkeit zur Besserung offen, wenn der gegenwärtige Schein-Constitutionalismus durch eine wirklich parlamentarische Regierung ersetzt werden, und wenn durch eine Wahlreform in der schlummernden Demokratie ähnliche Antriebe erweckt werden würden, wie jener Liberalismus, der England in den Dreißiger- und Vierziger Jahren gerettet hat“.

Der Teufel und das böse Weib.

Eine steirische Volkssage. Von Rudolf Christoph Jenny.

(Schluss.)

Der fortgesetzten Quälereien endlich doch übermüde, versuchte es nun Hans zum erstenmale, sich gegen die unerträgliche Tyrannei aufzulehnen, was das unbändige Weib alsobald in eine solche Wuth versetzte, dass sie schier daran erstickte. Von einer Art Zungenschlag augenblicklich am Keifen verhindert, suchte sie ihren Zorn durch allerlei wilde Gesten zum Ausdruck zu bringen, wobei sie wie ein an den Brunnentisch gebundener gereizter Affe so lange hin und wieder hopste, bis das morsche Sitzbrett jählings entzwei brach und sie kopfüber in die Tiefe stürzte.

Obwohl nun Hans alle Ursache gehabt hätte, sich zu freuen, dass er den Hausdrachen so billig los geworden war, erschrak er dennoch, lief zum Brunnen und ließ den am Windgerüst hängenden Eimer nieder, um sich später nicht den steten Vorwurf machen zu müssen, ihre Rettung nicht wenigstens versucht zu haben.

Und richtig, eh' der Eimer noch den Wasserspiegel erreicht haben konnte, hieng auch schon ein bleischwerer Körper daran, worüber Hans so erschrak, dass er eine Weile mit sich im Zweifel war, ob er gesetzlich wirklich verpflichtet wäre, die rettende That zu vollbringen. Wie immer, behielt auch diesmal seine Gutmüthigkeit schließlich die Oberhand, und mit einer wahren Todesverachtung zog er den schwerbeladenen Eimer aus der Tiefe.

Doch wer beschreibt sein mit einer Art Freude unterspicktes Entsetzen, als statt der gefürchteten Ehehälfte der leibhaftige Teufel mit einem verbindlichen Lächeln auf den Lippen aus dem Brunnen emportauchte, sich behend auf festen Boden herüber schwang und vor seinem unfreiwilligen Retter eine tiefe Verbeugung machte.

Diese völlig unerwartete Freundlichkeit that Hans nach all den ausgestandenen Qualen so wohl, dass er seine Furcht vor dem Teufel, den er sich, sein Weib zum Vorbild nehmend, so ganz anders vorgestellt hatte, unversehens verlor und bald so vertraut mit ihm verkehrte, als ob er einen guten alten Bekannten aus dem Brunnen gezogen hätte.

Der überaus höfliche und ebenso elegante Teufel zeigte sich aber auch von seiner liebenswürdigsten Seite. Er erzählte Hans, als ob es sich bloß um irgend einen kleinen Scherz handle, dass er vor einigen hundert Jahren gelegentlich eines Techtel-Mechtels mit einer allerliebsten spröden Hexe aus Unachtsamkeit da in den Brunnen gefallen und seither nicht herausgekommen wäre, weil ein kreuzweise gelegtes Spreizwerk, das eben erst jetzt durch den Sturz der greulichen Hexe zerbrochen worden sei, ihn daran gehindert hätte.

Durch solche und ähnliche vom Teufel zum besten gegebene Schnurren wurde Hans schließlich gleichfalls sehr gesprächig und theilte dem Teufel mit, auf welch' dumme Art er zu seinem bösen Weib gekommen und wie billig er sie soeben wieder los geworden wäre.

Der Teufel, dem das alles wohl bekannt war, stellte sich aus purer Liebe zur Lüge, als ob er nicht gewusst hätte, dass die in den Brunnen gefallene „Dame“ Hansen's Gemahlin gewesen wäre; denn sonst, stotterte er verlegen, würde er aus Achtung vor seinem muthigen Freunde es nicht gewagt haben, so despectierlich von ihr zu reden.

Plötzlich aber richtete er sich, als ob er die Last der Verstellung nicht länger zu ertragen vermöge, zur vollen Höhe empor und gab die biedere Erklärung ab, dass er seine Bewunderung über Hansens Unerschrockenheit nicht unterdrücken könne, denn er vermöge es nicht zu fassen, dass ein sterblicher Mensch die Kraft aufbrachte, die Gemeinschaft der verunglückten Dame längere Zeit zu ertragen.

Seine linksseitige, mit grauen Haaren bestockte Körperhälfte vorweisend, behauptete er, dass die ausgestandene Furcht vor dieser energischen Dame ihm in wenigen Secunden die ihr zugewendeten Haare so gebleicht habe, und er, so wahr als es dies und das gäbe, es gar nicht auszudenken wage, was mit ihm geschehen wäre, wenn der von Hans niedergelassene Eimer das zerbrochene Bölzwerk nicht vollständig zerstört und ihn so vor einem Schicksal bewahrt hätte, gegen das die saftigsten Höllenqualen ein angenehmer Nervenkitzel genannt werden müssten.

„Ich bin dir daher“ — fuhr er fast feierlich fort — „zu großem Dank verpflichtet, und du sollst sehen, dass ein Höllenfürst seiner nicht spotten lässt.“

„Eh' noch drei Monde ins Land gegangen sein werden, wirst du die allenthalben verbreitete Kunde vernehmen, dass die schönste Königstochter der Welt von einer Krankheit befallen worden sei, gegen welche die Kunst der Aerzte nichts vermöge, weshalb der verzweifelte Vater überall austrommeln lasse, dass derjenige, der seine Erb- und Lieblingstochter glücklich wieder herstellt, sein Eidam und Nachfolger werden solle.“

„Sobald du dies vernommen haben wirst, mache dich eilends auf, melde dich ungeachtet der Todesstrafe, mit der jeder erfolglose Curpfuscher bedroht werden wird, und lege der kranken Prinzessin, nachdem du sie dreimal auf den rothen Mund geküsst und das Wort ‚Rumpeltasche‘ gemurmelt hast, deine Hände auf's Haupt, und ich werde, an diesen Zeichen meinen Freund und Retter erkennend, von ihr weichen, worauf sie alsbald gesunden und so dein Glück begründen wird.“

„Die da unten aber,“ schloss er, einen scheuen Blick in den Brunnen werfend, im dumpfen, grauenerfüllten Ton — „die da unten lass' verderben“ — und damit verschwand er, als ob die Erde ihn jählings verschluckt hätte.

Was der Teufel vorhergesagt hatte, traf auch pünktlich und buchstäblich ein, und so machte sich Hans, der das Verheiratetsein bereits so gewohnt war, dass es ihm nachgerade schon abzugehen anfieng, wohlgemuth auf den Weg.

Nachdem er sein Reiseziel glücklich erreicht hatte und vor dem Lager der wunderschönen Königsmaid stand, that er, wie der Teufel ihm befohlen hatte, und richtig — ehe das Wort Rumpeltasche noch recht heraußen war, stand der Teufel auch schon vor ihm und flüsterte ihm ins Ohr, dass er, so ungern er die selten schöne Maid auch aufgäbe, sein einmal gegebenes Wort auch einlösen werde, dass er ihn aber hiemit ausdrücklich davor warne, ihm je wieder in's Gäu zu gehen, denn er sei durchaus nicht gewillt, sich die von ihm besessenen Königstöchter nur so mir nichts dir nichts entreißen zu lassen. Diese Warnung mit der Drohung krönend, dass er Hans im Falle einer zweiten Störung einfach zerreißen werde, verduftete er im wahren Sinne des Wortes, so dass es Hans für dringend nöthig hielt, das Fenster zu öffnen und frische Luft in's Gemach strömen zu lassen.

Darob erwachte die minnigliche Königsmaid und blickte, wie nach einem traumgequälten Schlaf verwundert ihre herrlichen, tiefblauen Augen aufschlagend, ihren Retter Hans so holdselig an, dass ihm ganz schwül ums Herz wurde und er ihr stracks eine Liebeserklärung machte. Sie nahm dieselbe in holder Scham und freudiger Verwirrung entgegen, und der König kam gerade zurecht, um dem glücklichen Paar seinen väterlichen Segen zu geben, was er denn auch, gleich dem Teufel sein gegebenes Wort ausnahmsweise haltend, that, und damit stand ihrem Bund fürs Leben nichts mehr im Wege.

Wenige Tage später fand unter großem Gepränge die Hochzeit statt, wobei der glückselige König es sich durchaus nicht nehmen

ließ, Hans die güldene Herrscherkrone eigenhändig aufs Haupt zu setzen, und siehe da! sie passte ihm wie angegossen.

Hans mochte wohl ungefähr so an die zwanzig Jahre wie geschmiert in den Tag hinein regiert haben, dass es nur so sauste, als plötzlich die Tochter des mächtigen Nachbarkönigs ganz an derselben Krankheit darniederlag, wie dereinst Hansens Gemahlin.

Was war naturlicher, als dass der unglückliche Vater sich an Hans um Hilfe wandte! Dieser aber wies, eingedenk der Drohung des Teufels, alle Bitten seines mächtigeren Nachbars unter dem lächerlichen Vorwand zurück, dass er seine Heilkunst durch das viele, ungemein anstrengende Regieren gänzlich verlernt habe, was ihm natürlich niemand glaubte, am allerwenigsten aber der unglückliche Vater, der in Hansens Unerbittlichkeit nur versteckte Habsucht und schnöden Eigennutz sah. Um diese zu beheben, sandte er eine schier unabsehbare Colonne von sechsspännigen Frachtwägen, welche mit Kostbarkeiten und Schätzen aller Art so überladen waren, dass die braven Zugthiere sie kaum und kaum fortbewegen konnten, zu Hans und bot ihm all dies und noch hundertmal mehr an, wenn er die Heilung wenigstens versuchen wolle.

Als Hans aber begreiflicher Weise auch dann noch hart blieb, ließ ihm der ergrimmte Nachbar durch den ersten Minister drohen, dass, wofern Hans bei seiner Weigerung verharre, er mit einem ungeheueren Kriegsheer ins Land fallen und nicht nur Hans und dessen Familie, sondern auch noch dessen ganzes Volk mit Stumpf und Stiel ausrotten und vernichten werde.

Nun war's um Hans geschehen, denn als diese furchtbare Botschaft im Volk ruchbar geworden war, richteten die Leute ihren Groll gegen Hans und schworen, ihn sammt Kind und Kegel, so despectierlich sprachen sie bereits vom königlichen Nachwuchs, dem mit Recht empörten Nachbar auszuliefern.

Zu spät erkannte Hans, wie übel er gethan hatte, aus der Hand des Erzfeindes der Menschheit ein Geschenk anzunehmen.

Wohl wissend, dass es für ihn keine Rettung mehr gab, beschloß er, die begehrte That zu wagen, um wenigstens seine theueren Angehörigen, worunter die königliche Familie gemeint ist, vor dem sonst sicheren Verderben zu retten.

Um dieselben nicht unnöthiger Weise vorzeitig aufzuregen und sich den Abschied zu erleichtern, verschwieg er, was seiner harrte, und machte sich schweren Herzens auf den Weg ins Nachbarreich. Wie er nun so auf seinem Todesgang schweigend einherschritt und seine Kopfrechnung mit Gott und der Welt abschloss, während der Jubel der Völker ihn umbrauste, blitzte in seinem regierungsmüden Kopf plötzlich ein Gedanke auf, der ihm, wenn die Durchführung gelang, noch in letzter Stunde Rettung bringen konnte.

Mit der Spitze des einen Zeigefingers die Stirne berührend, blieb Hans plötzlich inmitten der Straße stehen, und alsobald verstummten ehrfurchtsvoll die stürmischen Jubelrufe seines, nun wieder getreuen Volkes, weil es noch nie das Glück gehabt hatte, den allverehrten König ernstlich nachdenken zu sehen.

Da winkte Hans plötzlich mit dem anderen Zeigefinger einen Minister heran und befahl ihm, stracks voraus zum liebwerten Nachbar zu reiten und hochdemselben zu melden, dass er die hohe Kranke sofort in ein Gemach überführen lasse, das am äußersten Ende eines langgestreckten, stockfinsteren Corridors liegen und ein unvergittertes, mit einer einzigen Spiegelscheibe geschlossenes Fenster haben müsse.

Als der unglückliche König und Vater die sonderbare Meldung des schweißtriefenden Ministers vernommen hatte, ließ er die wohldressierte Bevölkerung seiner allzeit getreuen Hauptstadt sofort antreten und ihr den Befehl ertheilen, auf einem Hügel unweit der Stadt ohne Verzug ein Schloß mit einem solchen Gemach zu erbauen, wie der liebwerte königliche Freund, Nachbar, Bundesgenosse und Waffenbruder es wünsche.

Dank der vereinten Kräfte aller stand der wunderliche Bau nach drei Tagen fix und fertig da, und die kranke Prinzessin war kaum dahin überführt worden, als auch schon Hans unter dem Jubel der Bevölkerung am Fuß des Schlossberges eintraf.

Seinen liebwerten Nachbar vor aller Augen dreimal umarmend und küssend, dass es nur so schmatzte, raunte er hochdemselben ins hohe Ohr, eine möglichst hässliche, jedoch flinke alte Frau ausfindig machen zu lassen, da er deren Assistenz bei der Heilung bedürfe. Nachdem dies ohne erhebliche Schwierigkeiten geschehen und die Prinzessin über weitere Anordnung in hochihrem Gemach allein gelassen worden war, drückte Hans seinem königlichen Freunde noch einmal die Hand, befahl der fürgewählten alten Frau, gleich ihm drei Kreuze zu schlagen und ihm dann so rasch als möglich ins Schloss nachzufolgen, und damit rannte er wie wahnsinnig geworden den steilen Schloßberg hinan. Dank seiner unter Margaretha Rumpeltasche auf den Laufschritt dressierten Beine gewann er der alten Frau einen kleinen Vorsprung ab und verschwand bald im finsteren Thorbogen. Athemlos ins Gemach der Prinzessin stürzend, warf er sich dem ergrimmten Teufel, der ihn sprungbereit erwartete, händeringend zu Füßen und keuchte, ohne der Kranken auch nur einen Blick zuzuwerfen, die Erklärung hervor, dass er beileibe nicht komme, um ihm die Kranke, die ihm ganz Wurst wäre, zu entreißen, sondern einzig und allein nur um bei ihm Schutz zu suchen gegen die ihm auf dem Fuß folgende Rumpeltasche.

Als der Teufel diesen gefürchteten Namen hörte, sträubte sich sein struppiges Haar vor Entsetzen kerzengerade in die Höhe, und penetrante Schwefeldämpfe drangen ihm allenthalben aus den angstgeöffneten Nähten und Poren der gehörnten Schädeldecke.

Wie ein vom Blitzableiter in die Innenräume des Hauses abgeglittener und dort alle Metallgegenstände anspringender Wasserschlag, fuhr der Teufel wie besessen im ganzen Gemach umher, stieß Hans, der ihm unter gut geheuchelten Wehklagen und inständigen Hilferufen die Kniee zu umfassen suchte, plötzlich weit von sich und sprang, als sich vom finsteren Corridor her die schlurfenden Schritte des einherkeuchenden alten Weibes vernehmen ließen, unter gräslichen Flüchen mit einem Satz durch die Spiegelscheibe zum Fenster hinaus und fort über alle Berge, wobei er noch, um sich vor der vermeintlich möglichen Verfolgung von Seite der Rumpeltasche zu sichern, einen solchen Gestank verbreitete, dass der abgehärtetste Canalräumer davon hätte erblinden müssen.

So überlistete unser guter Hans mit einer zwar fein ersonnenen, aber nichtsdestoweniger ganz plumpen Lüge den heimtückischen Teufel, und seit dieser Zeit cursiert in Steiermark, sobald von einem, gröblich aber gut steirisch ausgedrückt, „saudummen“ Kerl die Sprache ist, die nun allgemein bekannte, sehr bezeichnende Redewendung vom „dummen Teufel“.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

„Observer.“ Es war zweifellos eine zeitgemäße Idee, ein Bureau in Wien zu gründen, in welchem alle hervorragenden Journale der Welt (in deutscher, englischer, französischer und ungarischer Sprache) unter besonderer Berücksichtigung der österreichischen Tagesliteratur gelesen werden, um den Abonnenten jene Zeitungsausschnitte zuzusenden, welche sie persönlich (oder sachlich) interessieren. Die riesige Arbeit, welche dem Einzelnen dadurch erwächst, aus allen wichtigen Blättern die ihn interessierenden Zeitungsnotizen zu suchen, entfällt nunmehr, da das Bureau „Observer“, welches behördlich concessioniert ist und in Wien, IX, Türkenstraße Nr. 17, seinen Sitz hat, diese Sammelarbeit besorgt und seinen Abonnenten jene Zeitungsausschnitte regelmäßig zusendet. Der „Observer“ zählt trotz seines kurzen Bestandes Minister, Abgeordnete, Diplomaten, alle hervorragenden Bankinstitute, Industrielle, Künstler, Handelskammer u. s. w. zu seinen Abonnenten.

Henneberg-Seide

nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen

schwarz, weiß und **farbig** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus.

Muster umgehend.

764

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVI. Band. Wien, den 23. Juli 1898. Nummer 199.

Steuerreform und Wahlrecht.

Von Dr. Paul Lederer (Pilsen).

I.

Die Reform unserer Steuergesetzgebung durch das am 1. Januar d. J. in Kraft getretene Gesetz vom Jahre 1896, betreffend die directen Personalsteuern, hat bei dem Zusammenhang von Steuerzahlung und Wahlrecht letzteres in mannigfacher Hinsicht beeinflusst.

Solche Modificationen des Wahlrechts in Kürze anzudeuten, soll hier versucht werden.

Bezüglich des Wahlrechts in der Gemeinde — um hievon auszugehen — unterscheiden die österreichischen Gemeindewahlordnungen zwei Classen von activ wahlberechtigten Personen, nämlich solche, denen das Wahlrecht infolge ihrer Steuerleistung, und solche, denen es vermöge ihrer persönlichen Eigenschaften zukommt" (Ulbrich-Mischler, österr. Staatswörterbuch).

Bezüglich der ersteren Classe, die uns hier allein interessiert, bestimmt z. B. die böhmische Gemeindewahlordnung: „Wahlberechtigt sind diejenigen Gemeindemitglieder, welche österreichische Staatsbürger sind und von ihrem Realbesitze, Erwerb oder Einkommen in der Gemeinde eine directe Steuer entrichten." Während so die böhmische Gemeindewahlordnung jedem Steuerzahler ohne Bestimmung eines Steuerminimums das Wahlrecht gibt — was, nebenbei bemerkt, theilweise manchen socialistischen Wahlsieg erklärt — setzen andere Gemeindewahlordnungen (vgl. l. c.) als Voraussetzung für das active Wahlrecht ein bestimmtes Steuerminimum fest, die Wiener Gemeindewahlordnung z. B. von 5 fl.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Zahlung der neuen Erwerb- und Personaleinkommensteuer, eventuell bei Leistung des Steuerminimums, das active Gemeindewahlrecht gibt. Da die Rentensteuer vom Jahre 1896 den directen Personalsteuern zugetheilt ist und an Stelle der bisherigen Einkommensteuer dritter Classe trat, so würde die Zahlung der Rentensteuer in der Gemeinde an und für sich gleichfalls das Wahlrecht geben. In seltenen Fällen wird jemand nur Rentensteuer und keine Personaleinkommensteuer zahlen; doch sind solche Fälle möglich: z. B. die Rentensteuer ist zu zahlen, weil das Einkommen des Steuerpflichtigen über 600 fl. beträgt, während Befreiung von Personaleinkommensteuer eintritt, weil der Steuerpflichtige mehrere Kinder in Verpflegung hat. (§§ 124, 173 in Verbindung mit § 125 P. 7 cit. Ges.)

Da aber die Rentensteuer meistens nicht direct dem Zahler vorgeschrieben, sondern durch Abzug (§ 133) erhoben wird und so die Bescheinigung für die Steuerzahlung und deren Höhe bezüglich des Einzelnen fehlt, dürfte nur jene Rentensteuerzahlung für die Erwerbung des Wahlrechtes und für Zurechnung zur Steuerleistung bei Bildung von Wählerlisten in Betracht kommen, die Gemeindemitgliedern direct vorgeschrieben und direct in der Gemeinde entrichtet wird.

Zu demselben Schlusse gelangt man auch, wenn man die Vorschriften über Anfertigung von Wählerlisten berücksichtigt. In diesen sind im allgemeinen die Steuerzahler „nach der Höhe der auf jeden entfallenden, in der Gemeinde vorgeschriebenen Jahresschuldigkeit an directer Steuer, in absteigender Ordnung gereiht, anzusetzen und neben den Namen die diesbezüglichen Steuerbeträge ersichtlich zu machen." (§ 13 böhm. G.-W.-O.) Es ist auch demzufolge nicht zu bezweifeln, dass in den obbezogenen seltenen Fällen, wo ein Gemeindemitglied nur eine direct vorgeschriebene Rentensteuer zahlt, es nach der Höhe derselben in die Wählerliste aufzunehmen und einzutheilen ist, während da, wo ein Gemeindemitglied noch andere directe Steuern leistet, die demselben in der Gemeinde direct vorgeschriebene und gezahlte Rentensteuer (z. B. von den Zinsen eines Hypothekardarlehens) der Höhe der anderen directen Steuern des Wählers zuzuzählen und demzufolge der betreffende Steuerzahler nach der Gesammthöhe der Steuer einzureihen ist.

Es dürfte übrigens in dieser Beziehung vielfach zu Controversen kommen, so z. B. wenn Schuldner vertragsmäßig dem Gläubiger vorgeschriebene Rentensteuer zahlen, Creditinstitute Rentensteuer für ihre Gläubiger aus Eigenem zahlen, statt sie von den Zinsen, resp. Coupons abzuziehen ꝛc.

Die Wahlberechtigten, welche nach den fortlaufenden Zahlen des Wählerverzeichnisses das erste Drittel der Gesammtsteuersumme entrichten, gehören dem Gesetze gemäß in den ersten, jene, welche das zweite Drittel der Summe entrichten, in den zweiten, alle übrigen Wahlberechtigten in den dritten Wahlkörper.

Nachdem nun infolge der Controle, der Strafbestimmungen, der Haftung des Dienstgebers für die Einkommensteuer aller Angestellten, die über 600 fl. jährlich beziehen, dann der niedrigeren Steuersätze ꝛc., die Zahl der Steuerzahler sich vermehren muss, so wird sich demzufolge die Zahl der Gemeindewähler gleichfalls erhöhen und zwar naturgemäß am stärksten im dritten Wahlkörper, wo die kleinste Steuer gezahlt wird. Dies muss auch in jenen Städten geschehen, welche ein Steuerminimum zur Begründung des Wahlrechtes feststellen z. B. in Wien, da bei Einkommen über 700 fl. der Einkommensteuersatz schon 5 fl. 40 kr. beträgt. Die activ wahlberechtigten Gemeindewähler erlangen meistens zugleich das passive Wahlrecht. Verschiebungen in den Wahlkörpern selbst dürften durch die schärfere Heranziehung des mobilen Capitals, die Progression der Scala der Einkommensteuer, durch die Steuernachlässe an Grundgebäudesteuer, die Aenderung der Erwerbsteuersätze, Heranziehung der Bergwerke zur Erwerbsteuer ꝛc. ꝛc. sich ergeben.

Auch andere Aenderungen müssen eintreten. Während bisher z. B. der Gesellschaftsfirma Erwerb- und Einkommensteuer vorgeschrieben und nur das Privateinkommen der Gesellschafter — und zwar in den seltensten Fällen — überdies separat versteuert wurde, wird jetzt der Firma die Erwerbsteuer und den Gesellschaftern separat jedem für sich die Einkommensteuer vorgeschrieben werden: es muss dann regelmäßig in das Wählerverzeichnis die Firma und jeder der Gesellschafter separat aufgenommen werden.

Die Verschiebung im Wahlrechte in der Gemeinde kann leicht, insbesondere in national gemischten Gemeinden, bedeutende politische Wirkungen haben.

II.

Die Beeinflussung des Wahlrechtes zu den in Böhmen, Galizien, Tirol, Steiermark bestehenden Bezirksvertretungen durch die Steuerreform kann wohl hier unbesprochen bleiben.

Von größtem politischen Interesse dürfte aber die Modification des Wahlrechts zu den Handels- und Gewerbekammern durch die Steuerreform werden, da diese direct Abgeordnete in den Landtag und in den Reichsrath wählen.

Nach dem Gesetze vom 29. Juni 1868 sind nur jene Mitglieder des Handels- und Gewerbestandes wahlberechtigt, welche im Vollgenusse der bürgerlichen Rechte sind und im Kammerbezirke eine Handlung, Gewerbe oder Bergbau selbständig oder als öffentliche Gesellschafter betreiben, dann leitende Vorstände oder Directoren commercieller oder industrieller Actiengesellschaften — „wenn von diesen Unternehmungen der für die Wahlberechtigung erforderliche Erwerbsteuerbetrag entrichtet wird" (§ 7).

Diesen Steuerbetrag setzt das Gesetz selbst nur für den Großhandel und Großindustrie mit mindestens jährlich 100 fl. fest; „für alle übrigen Kategorien steht die Feststellung desselben dem Handelsminister im Einvernehmen der betreffenden Kammer mit der Beschränkung zu, dass jedenfalls die Entrichtung des dem Steuercensus für die Wahlberechtigung zum Landtag gleichkommenden Steuerbetrages von den Unternehmungen genügt, um für die bezeichneten Personen die Wahlberechtigung für die Handels- und Gewerbekammer zu begründen."

Auf Grund dieser Bestimmungen wurden im Jahre 1889 die Wahlordnungen der Handels- und Gewerbekammern abgeändert und durch die bekannten vom Verwaltungsgerichtshof aufrechterhaltenen Pino'schen Wahlordnungen die Handels- und Gewerbekammern in Prag, Pilsen und Budweis durch Umgestaltung der Eintheilung der Sectionen und entsprechende Bestimmung der maßgebenden Erwerbsteuersätze der czechischen Partei überliefert.

Maßgebend für die Wahlberechtigung war und ist dem Obgesagten nach der von der Unternehmung geleistete Erwerbsteuerbetrag; in den Wahlordnungen wurde, da der Bergbau bisher keine Erwerbsteuer zahlte, als maßgebend für die Wahlberechtigung desselben die „Massengebür" angesehen, die daher der Erwerbsteuer gleichgestellt wurde.

Laut Art. I Einführungsgesetz des Steuerreformgesetzes vom 25. October 1896 wird durch dieses die Erwerbsteuer nur neu geregelt. Demzufolge wird für die Wahlberechtigung die Zahlung der neuen allgemeinen Erwerbsteuer oder der Erwerbsteuer von den der

öffentlichen Rechnungslegung unterworfenen Unternehmungen maßgebend sein.

Nur für den Bergbau, der jetzt erst — wie schon erwähnt — diesen Erwerbsteuern unterzogen wird, ist, *solange* die jetzigen Wahlordnungen Geltung haben, wohl die Zahlung der Massengebüren und deren Höhe maßgebend. (Prag z. B. 24, resp. 4 fl.)

Nachdem die Handels- und Gewerbesection einer jeden Kammer in einigen Kategorien gewählt werden, und die Wähler denen einzelnen Sectionen und Kategorien nach den bis jetzt gesetzlich festbestimmten Erwerbsteuersätzen, respective Massengebüren zugewiesen wurden, so muss bis zu einer Reform der Modus aufrecht bleiben, dass derjenige, der einen dem festen Satze entsprechenden Erwerbsteuerbetrag zahlt, in der entsprechenden Section und Kategorie wählt.

In Wien sind z. B. die bezüglichen bisherigen Erwerbsteuersätze, welche für die vier Wahlkategorien der Handelssection das Wahlrecht gaben, mit 300 fl. für die erste Wahlkategorie, dann mit 100 bis 300 fl. für die zweite, 30 bis 100 fl. für die dritte, 5 bis 30 fl. für die vierte Wahlkategorie bestimmt. Aehnliche Bestimmungen gelten für alle Handelskammern.

In all diesen Fällen ist es nun schwer zu sagen, wie die neue Bemessung der Erwerbsteuer auf die Zahl der Wähler und deren Eintheilung wirken wird; in national gemischten Kammerbezirken können leicht durch Verschiebung der Steuerleistung Veränderungen in der Zusammensetzung der Wähler der einzelnen Kategorien stattfinden, so dass die nächsten Wahlen andere Resultate als bisher bringen können.

Eine Folge, die jedenfalls die neue Erwerbsteuerveranlagung haben dürfte, wird die sein, dass bei vielen Kammern Böhmens, wo mangels der erforderlichen Zahl von Wählern die erste Wahlkategorie der Handelssection (Großhandel mindestens 100 fl. Erwerbsteuersatz) mit den Wahlberechtigten des Mittelhandels (16·80 bis 100 fl. Erwerbsteuersatz) zusammen wählte, sich jetzt die erforderliche Zahl von Wählern finden wird, so dass *der Großhandel separat* seine Vertreter zur Kammer wählen dürfte.

Nachdem aber das Steuerreformgesetz mit dem System der *festen* Erwerbsteuersätze gebrochen und diese Grundlage für den Aufbau und die bisherige Gliederung der Handelskammern beseitigt ist, nachdem auch bei der neuen Veranlagung für dieselben Unternehmungen ganz andere Steuersätze zur Vorschreibung gelangen als die bisherigen, nachdem auch der Bergbau nach der Höhe der gezahlten Erwerbsteuer in die Reihe der Wahlberechtigten eingereiht werden muss, ist *eine zeitgemäße Reform der Handelskammerwahlordnungen* unbedingt nothwendig geworden, und es ist die Aufgabe des jetzigen Handelsministers, hierauf sein Augenmerk zu richten.

Was das *Wahlrecht zum Landtag und Reichsrath* in Städten und Landgemeinden anbelangt, so wird infolge der Heranziehung weiterer Kreise zur Steuerzahlung und da die Wahlordnungen meistens bei Zahlung einer directen Steuer von mindestens 5 fl. das Wahlrecht geben, die Zahl der Wähler gleichfalls erhöht werden.

Dem Gesagten nach wird die Reform der directen Steuern auch das politische Leben und Wahlrecht gründlich beeinflussen und vielfach umgestalten. Die Größe dieser Beeinflussung wird sich erst zeigen, wenn die Steuergesetze in volle Wirksamkeit getreten sein werden.

Einige sociale Aufgaben.

Unter der Ueberschrift: Die Zukunft unserer Volkswirtschaft habe ich in Nr. 193 und 194 dieser Zeitschrift die Ansicht begründet, dass in der nächsten Zukunft auf eine gründliche Umwälzung und Besserung unserer volkswirtschaftlichen Zustände — etwa im Sinne der Socialdemokratie — nicht zu rechnen ist. Der kleine Erfolg, den die Socialdemokraten des Deutschen Reiches jetzt eben bei den Reichstagswahlen errungen haben, ändert nichts an der geschilderten Lage, ja er hat noch weniger zu bedeuten, als er bedeuten könnte, wenn die Socialistenführer weniger fanatisch wären. Bei einem leidlichen Verhältnis der Arbeiterpartei zum Centrum, zu den Demokraten und zu den vereinzelten Reformfreunden in den übrigen Parteien wäre wenigstens Aussicht darauf, dass eine aus diesen Elementen bestehende Mehrheit die Regierung zur Wiederaufnahme der unterbrochenen Socialgesetzgebung drängen könnte, aber die socialdemokratischen Blätter haben vor und nach den Wahlen die übrigen Parteien, auch die vom besten Willen den Arbeitern gegenüber erfüllten, in einer so unvernünftigen Weise beschimpft, dass diesen dadurch ein Zusammenwirken mit der socialdemokratischen Fraction auf das Aeußerste erschwert wird.

Vom Standpunkte meiner Weltansicht aus ist ja nun die nichts weniger als rosige Zukunftsperspective nicht zu verwundern. Ich traue mir nicht zu, das Welträthsel lösen zu können, glaube aber wenigstens so viel zu erkennen, dass das auf Erden erreichbare Glück nicht denkbar ist ohne Entfaltung unserer Kräfte und Fähigkeiten, diese hinwiederum undenkbar ohne Arbeit und Kampf, ohne Erfüllung von Aufgaben und ohne das Streben nach Zielen, was alles zu überwindende Hindernisse voraussetzt, die für den lebenden, d. h. strebenden Menschen dasselbe sind, was für den Schwimmer der Widerstand des Wassers und für den Vogel der Widerstand der Luft; wird doch jedes solche Medium eben durch den Widerstand, den es leistet, zugleich tragende Stütze und Mittel der Fortbewegung: ohne Reibung keine Möglichkeit für die Locomotive, vorwärts zu kommen! Daraus folgt nun aber, dass es dem Menschen an zu bekämpfenden Hindernissen niemals fehlen darf, und dass das Unglück eine Bedingung des ihm erreichbaren Glückes ist, wie auch die Unvernunft Bedingung für die Entfaltung der Vernunft, denn diese besteht eben in der bewussten Zurückweisung des Unvernünftigen. Aus dieser Natur des irdischen Menschen folgt, dass Utopien, so nützlich sie sich auch als Trostmittel, als begeisternde Ideale, als Musterconstructionen erweisen mögen, doch niemals Wirklichkeit werden können. Das Idyll ist eine angenehme Erholung, aber es kann niemals die alles umfassende, dauernde Form des Gesellschaftslebens sein; würde es das einmal, so würden die Menschen entweder vor Langeweile sterben oder in einen Stumpfsinn versinken, der die Wiederkehr aller beseitigten socialen Uebel zur Folge haben müsste. Es ist daher wohl möglich, dass unsere wirtschaftliche Entwickelung nach ein paar hundert Jahren — nur nicht auf dem Wege über eine vorübergehende Proletarierherrschaft! — beim Collectivismus anlangt, aber wenn diese vierte Form der Gesellschaftsverfassung die jetzt noch herrschende dritte, die capitalistische, abgelöst haben wird, so wird dabei keineswegs ein Himmel auf Erden herauskommen, wie ihn Hertzka und Bellamy schildern, sondern auch diese neue Form wird ihre eigenthümlichen Uebel erzeugen, deren Bekämpfung dann wieder die Aufgabe der zukünftigen Geschlechter sein wird.

Aber es wäre die denkbar größte Thorheit, wenn man aus dieser Betrachtung folgern wollte, dass es unnütz sei, die Uebel zu bekämpfen, da sie ja doch in immer neuen Gestalten wiederkehren, und dass man also den Dingen ihren Lauf lassen müsse, so lange man nicht durch äußere Umstände gezwungen wird, sich ihm zu widersetzen. Dadurch würde ja gerade der Zweck der Uebel vereitelt, der darin besteht, dass wir in ihrer Bekämpfung alle Kräfte unseres Wesens entfalten und so einen Inhalt für unsere Seele gewinnen. Demnach bildet die Bekämpfung des capitalistischen Systems die eigentliche Aufgabe des heutigen Geschlechts und vielleicht noch einiger nachfolgender Generationen: vernünftig sein, das heißt heute, die Unvernunft des Capitalismus bekämpfen. Wenn aber dieser Kampf nicht ein leeres und wirkungsloses Geschwätz ins Blaue hinein sein soll, so darf er nicht lediglich in Worten bestehen und müssen dabei ganz bestimmte Ziele ins Auge gefasst werden. Mit dem großen Ziele nun, das ich ins Auge gefasst hatte, der friedlichen Eroberung des europäischen Ostens und des asiatischen Westens durch deutsche Colonisation, ist es vorläufig nichts, da es die Allgewaltigen anders beschlossen haben.

Der Kampf gegen die Unvernunft des Capitalismus wird also nicht die edle Gestalt eines großartigen und verheißungsvollen Unternehmens tragen, bei dem mehr Naturhindernisse als Menschen zu bekämpfen sind, sondern er wird sich in einen mühseligen und ruhmlosen Kleinkrieg — leider mehr gegen Menschen als gegen Naturgewalten — auflösen, wobei sich die Kämpfenden überdies durch das Bewusstsein bedrückt fühlen werden, dass gründliche Abhilfe der Uebel auf diesem Wege nicht zu erzielen ist. Aber Pflicht bleibt auch unter den widerwärtigsten Umständen Pflicht, und es mag daher eine kurze Uebersicht dessen folgen, was sich unter diesen Umständen allenfalls thun lässt.

Zunächst haben wir unausgesetzt die Unvernunft, Unsittlichkeit und Gefährlichkeit des herrschenden Systems öffentlich zu denuncieren und dadurch die Gedankenlosen, Trägen und Stumpfsinnigen aufzurütteln; die Schönfärber und Lobpreiser des herrschenden Systems sind als Feinde des Volks und der Menschheit zu behandeln. Auf diese Weise sind so viel einzelne wie möglich zum Bewusstsein ihrer Pflichten zu bringen. Diese Pflichten sind zunächst rein persönlicher Natur. Eines der Grundübel des heutigen Zustandes besteht darin, dass er die Dienste der Dienenden in scheinbar freiwillig übernommene Leistungen verwandelt und dadurch den Herrschenden die juristische Verantwortung für das Schicksal der Dienenden abnimmt, was jene dazu verleitet, sich einzubilden sie seien auch moralisch nicht dafür verantwortlich. Dazu kommt, dass die Arbeitenden von den Genießenden streng abgesperrt sind, so dass diese nicht sehen, hören und riechen, wie jene leben und arbeiten. Theils kommen unsere Gebrauchsgüter und Genussmittel von weit her, theils sind die Arbeitenden in Fabriken und unterirdische Gruben eingesperrt, zu denen kein Unberufener Zutritt hat, theils hausen sie in Dorfhütten oder in großstädtischen Hinterhäusern, Kellern und Dachkammern, in die sich kein Mann von Stand verirrt. Nur durch die schmutzigen Gestalten, die im Arbeitskittel ab und zu über die Straße huschen, wird der Vornehme an die Herstellungsweise der Dinge, die seine Behaglichkeit ausmachen, erinnert, und an manchen Orten ist man schon so weit, dass sich jene Gestalten auf seinen Straßen und Promenaden gar nicht sehen lassen dürfen, wenn sie

dort nicht unbedingt nothwendig sind. So genießen wir denn die behagliche Wärme unseres Zimmers, ohne der Bergleute zu gedenken, die in martervoller Arbeit um einen Hungerlohn die Kohlen gegraben und zutage gefördert haben und von denen nicht wenige bei lebendigem Leibe verbrannt sind, wir zünden uns unsere Cigarre mit Streichhölzern an, bei deren Herstellung sich die Arbeiter den Knochenfraß geholt haben; wir freuen uns an den reizenden Sächelchen in dem eleganten, mit Spiegeln ausgestatteten Galanterieladen, ohne daran zu denken, wie viel Schweiß, Blut und Thränen an diesen Sächelchen kleben, und wie viel Menschen sich bei der Spiegelfabrication Vergiftungen zuziehen; und die im Salon des Oceandampfers lachenden, schwatzenden, singenden, tanzenden, trinkenden, üppige Mahlzeiten verzehrenden Weltenbummler haben keine Ahnung von der Hölle, die unter ihren Füßen glüht, und in der die Heizer und Trimmer arbeiten, von denen nicht wenige jederzeit bereit sein würden, durch einen Sprung ins Meer ihrer Qual ein Ende zu machen, wenn man sie heraus- und herausließe. Gerade um es den Passagieren so bequem wie möglich zu machen, hat man die Hölle drunten so eng und so furchtbar gemacht. Das alles ist in früheren Zeiten ganz anders gewesen; die Arbeitenden waren theils wirklich frei, theils persönliche Knechte eines Herrn, der sich für sie verantwortlich fühlte, und gearbeitet wurde in Werkstätten, in die jeder blicken konnte, die auch der vornehme Kunde betrat, oder die wenigstens vom Herrn der Arbeitenden besucht wurde. Der antike Pater familias wusste es, dass es seine persönliche Anordnung war, von der das Schicksal jedes einzelnen seiner Sclaven abhieng. Er hatte das Maß und die Art jeder Arbeit zu bestimmen, und er sah, wie gearbeitet wurde. War er ein Leuteschinder, so wusste er es, dass er einer war; er wusste es, dass ihn seine Sclaven verfluchten, und dass ihn die Achtungswertesten unter seinen Standesgenossen verachteten. Und er wusste außerdem, dass ihn niemand und nichts zwang, ein Leuteschinder zu sein, dass es in seiner Gewalt stand, seinen Leuten ihr Los angenehm oder wenigstens erträglich zu machen. Seine Trinkgelage hielt der vornehme Römer zuhause ab. Er wusste von jedem einzelnen seiner Sclaven, wie viel Stunden am Tage er schon Dienst gehabt hatte, und wenn er ein menschlicher Herr war, so zwang er solche, die schon des Morgens gedient hatten, nicht dazu, noch in die späte Nacht hinein zu dienen, sondern sorgte für Ablösung; überhaupt waren die Dienste so vertheilt, dass einer, der bei Tische aufzuwarten hatte, nichts anderes zu thun brauchte, und der Herr lag doch mit seinen Gästen nicht von vormittags bis in den nächsten Morgen hinein bei Tische. Heut nehmen nicht allein Hunderttausende ihre regelmäßigen Mahlzeiten in Restaurationen und Gasthäusern ein, sondern auch die Gastereien und Trinkgelage, die Vereinigungen zu Spiel und Tanz sind dahinein verlegt, und es kommt vor, dass ein jugendlicher Kellnerbursche, der morgens um sieben Uhr sein Tagewerk mit Aufräumen und Putzen begonnen, dann die Frühstücks-, die Mittags-, die Kaffee-, die Abendgäste bedient hat, noch bis zum anderen Morgen um vier Uhr von einer Skatgesellschaft, oder gar bis um sieben Uhr von Ballgästen festgehalten wird. Keiner der sich in Gasthäusern und Restaurationen Erholenden, Erquickenden und Vergnügenden kümmert sich darum, ob und wann die Leute essen und schlafen, die ihn dort bedienen.

Diesem Zustande gegenüber gilt es, dem Grundsatze Geltung zu verschaffen, dass in unserer arbeitstheiligen Gesellschaft jeder, der Güter verbraucht und Dienste in Anspruch nimmt, für das Schicksal aller derer verantwortlich ist, aus deren Diensten und Leistungen sich seine Bedürfnisbefriedigung und Behaglichkeit zusammensetzt. So schwierig es nun auch sein mag, diese Verantwortlichkeit in Thaten umzusetzen, und so wenig der einzelne darin leisten kann, bleibt es dennoch Pflicht, dieses Schwierige und Wenige zu thun. Wer dazu entschlossen ist, der wird z. B. beim kleinen Handwerker arbeiten lassen, anstatt im Magazin fertige Waren zu kaufen, wird ihm von seiner Forderung nichts abhandeln und wird ihn prompt und bar bezahlen. Er wird namentlich nicht im Kaufhause des billigen Mannes kaufen, dessen niedrige Preise nur aus rücksichtsloser Arbeiterausbeutung zu erklären sind.*) Er wird von übermüdeten Kellnern und Hausknechten keine Dienste mehr fordern und wird nicht durch Nachtschwärmen solche Uebermüdung verschulden. Er wird Leuteschinder so gut der Polizei, dem Staatsanwalt und der Oeffentlichkeit denuncieren, wie es die Thierschutzvereinsmitglieder mit der Thierquälerei halten. Er wird alle Reclame ungelesen in den Papierkorb werfen, alle seine Bekannten drängen, das Gleiche zu thun, und so das Seinige dazu beitragen, die überflüssigen Reclamegewerbe zu ruinieren. Er wird ebenso durch Nichtkaufen von Ninkerlitzchen auf den Ruin der Ninkerlitzchenindustrie ausgehen und wird das Geld, das er dadurch erspart, dazu verwenden, die wenigen, aber gediegenen Sachen, die er kauft oder anfertigen läßt, nach ihrem vollen Werte zu bezahlen, anstatt den niedrigen Preis zu zahlen, den die Concurrenz und die Noth des Künstlers oder Handwerkers zu zahlen gestatten. Er wird als Fabrikant oder sonstiger Brotherr in der Löhnung seiner Arbeiter, in der Kürzung der Arbeitszeit und in der Fürsorge für seine Arbeiter so weit gehen, als es sein Vermögen und die Verhältnisse nur irgend erlauben. Durch alles dieses zusammen und außerdem noch durch die Pflege eines guten Geschmacks wird er dazu beitragen, dass ein Theil der Productivkräfte, die jetzt in ungesunden und schlecht lohnenden Gewerben mit der Herstellung von überflüssigem Luxusplunder beschäftigt sind, in die Baugewerbe, die Gärtnerei und andere dergleichen Gewerbe übergeleitet werden, die wirkliche Bedürfnisse der großen Masse befriedigen, und dass diese Masse das Geld habe, die ihr in reichlicherem Maße dargebotenen Güter zu bezahlen. Er wird, sei es durch Beitritt zu Vereinen, oder durch Gründung und Förderung von Genossenschaften, sei es durch Wort und Schrift in isolierter Thätigkeit, alle Bestrebungen unterstützen, die darauf abzielen, unabhängigen kleinen Besitz zu schaffen, den bestehenden zu erhalten, eine gesündere Einkommenvertheilung, die ihrerseits eine gesündere Production ermöglicht, herbeizuführen, die Lage der Arbeiter zu verbessern. Was das vorletzte anlangt, so gehört unter anderem dazu, dass die Quellen der Speculationsgewinne möglichst verstopft werden, dass dem Bauschwindel gesteuert wird, dass durch Maßregeln, wie sie Frankfurt a. M. getroffen hat, die Erträge der Steigerung des Bodenwertes in die Kassen des Gemeinwesens geleitet werden, statt in die Taschen der Grundstückspeculanten, dass die Communen durch Ausführung communaler Unternehmungen in eigener Regie möglichst viel Unternehmergewinn ausschalten, sammt allem, was in neuerer Zeit zur Reform des Credit-, Hypotheken- und Subhastationswesens vorgeschlagen und zum Theil auch schon ausgeführt worden ist. Das vorletzte steht mit dem letzten, der Besserung der Lage des vierten Standes, in engster Wechselwirkung, indem einerseits eine gesündere Einkommenvertheilung, die ja die Erhöhung des Arbeitslohnes einschließt, eben eines der wirksamsten Mittel ist, die Lage der Lohnarbeiter zu verbessern, anderseits diese Verbesserung wieder einen heilsamen Einfluss auf die Production und die Einkommenvertheilung ausübt. So z. B. wird dort, wo man dem Arbeiter ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht, der Consum von Branntwein und eine den unreellen Krämer, den Pfandleiher, den Wucherer, den Lotteriecolleteur bereichernde Borg- und Spielwirtschaft abnehmen, dagegen der Consum von guten und gesunden Nahrungsmitteln, von guten Wohnungen, Kleidern und Büchern, von Musikinstrumenten und anderen Mitteln einer edlen und vernünftigen Erholung zunehmen, demnach mit dem Consum auch die Production aus schlechten in gute Bahnen geleitet, und ein Theil des Nationaleinkommens würdigeren und nützlicheren Personen zugewendet werden. Als ein Mittel zur Besserung der Lage des Arbeiterstandes hat der durch seinen Kampf gegen den Alkohol rühmlich bekannte Dr. W. Bode in Hildesheim Consumentenvereine vorgeschlagen, die ihre Mitglieder verpflichten sollen, aus keinem Geschäft, keiner Fabrik, keiner Werkstatt zu kaufen, dem oder der Arbeiterausbeutung nachgewiesen werden kann, und bei allen Einrichtungen, die sie benützen, wie bei der Eisenbahn, bei allen Arbeitsprocessen, die in der Oeffentlichkeit vor sich gehen und von dem Publicum beobachtet werden können, wie beim Häuserbau, inhumane Behandlung der Arbeiter zu rügen und Mängeln der Fürsorge abzuhelfen, z. B. durch Errichtung von Schutzhütten, in denen die Bauarbeiter die Mittagpausen zubringen oder vor Unwettern Zuflucht finden können. Ein sehr empfehlenswerter Gedanke! Vor allem aber muss immer und immer wieder gründlicher Arbeiterschutz gefordert werden, umso lauter und dringender, je mehr im Deutschen Reiche, in Ungarn, in Italien, wohl auch in anderen Staaten die Minister zu Commis eines rücksichtslosen Unternehmerthums hinabsinken. Endlich ist die Coalitionsfreiheit der Arbeiter mit allen Kräften zu vertheidigen, und deren Feinden immer und immer wieder vorzuhalten, dass die Scheinfreiheit, die sie den Arbeitern zugestehen, ein unwürdiger und unhaltbarer Schwindel ist: wollen sie durchaus die Arbeiter zu Sclaven machen, so müssen sie gezwungen werden, die Consequenzen des von ihnen herbeigeführten thatsächlichen Rechtszustandes zu ziehen, d. h. ihr eigenes absolutes Herrenrecht und die Rechtlosigkeit der Arbeiter durch die Gesetzgebung aussprechen zu lassen, die Arbeiter als Eigenthum auf dem Halse zu behalten, auch wenn sie sie nicht mehr brauchen, die allgemeine Wehrpflicht aufzuheben, weil Sclaven keine Staatsbürger sind — dass diesen das active und passive Staats- und Gemeindewahlrecht genommen wird, versteht sich von selbst — und die Volksschulen aufzuheben, weil die darin empfangene Bildung zur Ertragung der Sclaverei ungeeignet macht.

Im Deutschen Reiche sind es die Führer der Socialdemokratie selbst, die durch grobe Fehler die innere Politik zu Ungunsten der Lohnarbeiter rückläufig gemacht haben. Bis in den Anfang des Jahres 1895 hinein stand es um die Aussichten der Socialreform nicht schlecht; ein großer Theil der Gebildeten war dafür gewonnen, das Unternehmerthum war ziemlich eingeschüchtert, und so sehr auch die um Stumm dem Kaiser zusetzten, ohne einen äußeren Anlass würde er schwerlich in der Socialpolitik einen neuen Curs eingeschlagen haben. Da waren Liebknecht und Genossen so unbedacht und so rücksichtslos die glorreichen Kriegserinnerungen von 1870, die wirklich und mit Recht dem ganzen deutschen Volke heilig sind, als „Mord-

*) Obwohl die Kaufhäuser an sich eine weit vernünftigere Form der Gütervertheilung sind als der Kleinkram und das Vorbild für zukünftige socialistische Einrichtungen darstellen, vielleicht wirklich solche anbahnen.

patriotismus" zu verhöhnen und zu beschimpfen. Damit waren die Wohlwollenden zurückgestoßen, die Schwankenden der Verpflichtung weiterer Prüfung der Ansprüche der Arbeiter überhoben, damit war dem Kaiser der Anlass und Anstoß zur Aenderung des Curses gegeben; war doch sein Zorn ebenso berechtigt, wie der Ausdruck Rotte für die Leute, die einer ganzen, von enthusiastischer Stimmung ergriffenen Nation ins Gesicht schlugen. Dieses Verbrechen — so muss man es nennen — der Socialistenführer berechtigt uns nun aber nicht, eine Politik zu empfehlen oder auch nur zu unterstützen, bei der es sich keineswegs bloß um die Arbeiter, sondern überhaupt um falsche Steuerung des Staatsschiffes handelt. Das Ministerium Caprivi-Marschall konnte man mit gutem Gewissen unterstützen, denn es bestand aus ehrlichen Männern, die sich ihrer Würde bewusst waren, und der Pflicht, über den Parteien, auch über der Partei der mächtigsten Unternehmer zu stehen; dagegen ist es unmöglich, Leuten, wie Posadowsky Heeresfolge zu leisten. So heißt es denn jetzt gegen den Strom des Regierungseinflusses schwimmen, und dadurch wird die an sich mühselige Arbeit weder aussichtsvoller, noch leichter.

Indes, vielleicht ist es doch gerade der geduldigen Einzelarbeit im kleinen beschieden, eine, wenn auch im Durchschnitt wahrscheinlich nicht viel bessere, so doch wenigstens andere Zukunft herbeizuführen. Friedrich Ratzel hat, nicht mit Beziehung auf die socialen und Wirthschaftsfragen, sondern in Beziehung auf meine westöstliche Kannegießerei, gelegentlich einmal geäußert, er glaube, dass die Zeit der großen Katastrophen vorüber sei, und dass die noch zu erwartenden politischen Umgestaltungen auf jenem Wege langsamer, schrittweiser, dem Beobachter der augenblicklichen Lage unbemerkbarer Umbildungen zustande kommen werde, die Lyell für die Bildung der Oberfläche unserer Erde angenommen hat. Nur will mir's scheinen, als ob der moderne Polizei- und Militärstaat zu steif geworden wäre für solche Umbildungsprocesse, und es würde mich daher unendlich freuen, wenn neue Unruhen im türkischen Reiche endlich einmal die orientalische Frage in Fluss brächten und die Mächte, vor allem Oesterreich und das Deutsche Reich, zur Einmischung zwängen, womit doch wohl ein Zug nach dem uns zunächst gelegenen Osten eingeleitet wäre; denn dass die Deutschen auch dann noch solche Narren sein sollten, nach dem dicht bevölkerten fernen China zu ziehen, anstatt in die dünn bevölkerten Länder, die ihnen vor der Nase liegen, einzurücken, werde ich nicht glauben, so lange ich es nicht erlebe.

Neisse. Karl Jentsch.

Ludwig Bamberger.

Wenn man das Porträt eines Schriftstellers nach seinen Werken zu zeichnen unternimmt, dann kann dem gewissenhaften Kritiker meist nicht mehr zustoßen, als dass ein gelehrter Zunftbruder seiner Auffassung widerspricht. Das kann man umso leichter ertragen, als Widerspruch oft die angenehmste Art der Anerkennung ist.

Peinlich wirds aber, wenn der sorgfältig analysierte Schriftsteller selbst in die Schranken tritt und seine misshandelte, missverstandene Individualität mit der ihm allein zugebote stehenden Sachkenntnis vertheidigt. — Wer Ludwig Bambergers gesammelte Schriften bespricht,*) muss sich dieser Gefahr aussetzen, denn Ludwig Bamberger hat nicht zu den Menschen gehört, deren Werke und Leben zusammenhanglos nebeneinander hergehen.

Wollte jemand in den vorliegenden Bänden nach mühsam ausgeklügelten neuen Theorien oder nach sorgfältig zusammengescharten Thatsachen suchen, Ludwig Bamberger würde ihn wohl nur mit einem ironischen Lächeln lohnen.

Er hat das Leben in seiner bunten Vielgestalt zu sehr geliebt, als dass er es der bändereichen Untersuchung zersplitterter Einzelthatsachen hätte widmen mögen, er hat es zu gut gekannt, als dass er über der Fügung theoretischer Lehrgebäude aufs Mitleben hätte verzichten mögen. Er hat vieles gelesen und mehr noch gelernt, um zu wissen, kaum um zu systematisieren.

Während die Ereignisse, waren sie politischer oder literarischer Natur, an ihm vorbeirollten, griff er zur Feder, theils um das Urtheil über sie in die ihm richtig scheinenden Bahnen zu lenken, vor allem aber, um das Bild festzuhalten, das sich in seinem Geiste einprägte. Er hat selbst in der Währungs- und Bankfrage versucht, als gebildeter Mensch für gebildete Menschen zu schreiben, nicht nur als Fachmann für Fachmänner, und ist in dieser Kunst, die vielleicht in Deutschland nicht ganz so hoch steht wie in den Nachbarländern, zweifellos Meister gewesen. Wohl tragen die Männer dieses Schlages, die vieles in sich aufnehmend im wesentlichen der Welt nur sich selbst wiedergeben, nicht Steine zum Zukunftsbau der Gesammterkenntnis. Sie stehen nicht in Reih und Glied der Handwerker und gelten manchem Zünftler als Störenfriede und, wie es in der Zunftsprache heißt, als „Bönhasen". Aber aus den Steinen, die der künftigen Verwendung harrend, ungenützt herumliegen, meißeln sie zierliche Ornamente und sorgen dafür, dass über zweckmäßigen Grundrissen zum Wohle der Zukunft der gute Geschmack in der Gegenwart nicht ganz verloren gehe. Thatsachen und Theorien sind ihnen nur die Materie, Stoff, in den sie ihre Persönlichkeit eindrücken. Ludwig Bamberger ist Gelegenheitsschriftsteller im besten Sinne des Wortes. Lesen und Lernen geben ihm Stoff zum Plaudern, nicht zum Beweisen. Darum fließt ihm alles leicht und geschmeidig hin, nicht in jener abgedroschenen fieberhaften Form, die selbst bei den großen Künstlern der Wissenschaft aus dem Ringen zwischen Stoff und Gedanke entsteht.

Bamberger hatte nach Vollendung seiner Universitätsstudien an der pfalzischen Erhebung des Jahres 1849 theilgenommen. Ihr Misslingen trieb ihn ins Ausland, wo er bis zum Jahre 1867 in leitenden Stellungen des Geschäftslebens stand. In Paris, Brüssel und London lernte er das Culturleben Westeuropas kennen, da er, im Gegensatz zu anderen Verbannten, nicht nur mit den Schichten der Zurückgesetzten, Unzufriedenen, in ohnmächtigem Hasse allgemeinen Umsturz Ersehnenden lebte, sondern auch zu den Kreisen der Herrschenden und der friedlichen Bildung in Beziehungen trat. Seine liberalen Anschauungen, wie auch seine nationale Gesinnung hat er nie abgelegt. Wie tief er auch ins französische und ins englische Geistesleben eindrang, er hat nie die eigentlich deutschen Gehirnwindungen verloren und nie darnach getrachtet, die Rolle des »distinguished foreigner« durch geistige Naturalisation aufzugeben. Er hat sicher recht daran gethan, denn nach erfolgter cultureller Eingemeindung muss gar mancher an Stelle des »distinguished foreigner« mit dem weniger freundlichen Titel des »damned foreigner« vorlieb nehmen.

Als die Neugestaltung nach 1866 ihm die Heimkehr ermöglichte, nützte Bamberger schleunig die Gelegenheit und wurde 1868 von seiner Vaterstadt Mainz ins Zollparlament gesandt. Dort und später im Reichstag, wo er seit 1874—1893 Bingen-Alzey vertrat, hat er in wirtschaftlichen Fragen eine führende Stellung eingenommen und sich vor allem um die deutsche Bank- und Münzverfassung große Verdienste erworben.

Manches, was er im Ausland schätzen und lieben gelernt hatte, fand Bamberger in der Heimat nicht in vollem Maße.

Trotzdem Berlin eine Fülle geist- und kenntnisreicher Menschen birgt, hat es nicht die liebenswürdige anregende Form der Geselligkeit aufzuweisen, die z. B. Paris auszeichnet. Ein Staat, der auf dem Princip der automatischen Unterordnung beruht, ist jener besten Geselligkeit nicht fähig, die sich nur bei Gleichordnung entwickelt. „Why are you Germans always so pompous?" fragte mich einmal eine deutschfreundliche Dame, als ich bei dem lebensfrohen Volke Irlands weilte. Wie könnte das auch anders sein? Eine Gesellschaft, deren beneidete Typen der geschnürte Lieutenant, der unterbezahlte Beamte, der Student mit verschmissener Backe sind, deren verschiedene Grade der Höflichkeitsbezeugung nur durch Winkelmesser zu untersuchen sind, kann wirklich nur „pompous" sein. Der für die Trinkgelder der Dienerschaft bestimmte Teller, der an den Samstagempfängen des Fürsten Bismarck im Vorzimmer stand*), war kaum die schlimmste sociale Enttäuschung, die Bamberger in der Heimat erlebte.

Gesellschaftliche Sitten und Unsitten gelten den meisten als Kleinigkeiten; aber wer, wie Bamberger, einen lebendigen Sinn für die Form hatte und das krause Beiwerk socialer Gepflogenheiten nicht als überflüssig empfand, dem war Stoff zum Nachdenken gegeben.

Ein leiser, wehmüthiger Skepticismus blitzt an manchen Stellen aus Bambergers Schriften durch. Die Skeptiker von diesem Schlage haben einen stark ausgeprägten Realismus. Sie denken scharf, zerlegen jede einzelne Sache in ihre Bestandtheile und rechnen einem ganz genau heraus, dass das schief gehen muss. Sie haben etwas Widerstandssinn und gar kein Talent, sich gleich ihren Mitmenschen an einem Maul voller Phrasen zu berauschen. Wenn aber die Mitbürger das erfolgreich gethan haben und in heldenmüthigem Entschluss nach Schilda aufbrechen, dann marschiert Niemand anderer an der Spitze, als unser braver Skeptiker. Vielleicht empfindet er die Sünde des Zweifels und sucht durch besonderen Eifer für seine Ungläubigkeit Buße zu thun, vielleicht glaubt er, dass der Entschluss dadurch, dass viele Narren ihn gefasst haben, an Weisheit gewinne. Oder geht der Skepticismus so weit, dass er der Berechtigung seiner Zweifel misstraut? Auf jeden Fall, er zieht mit. Ludwig Bamberger nahm an der Revolution von 1849 theil, ohne eigentlich an ihren Erfolg zu glauben. Er trat im Exil für Preußen und Bismarck ein, obwohl er für beide keine Sympathien empfand. Er hasste die deutsche Kleinstädterei mit ihrer spießbürgerlich-landesväterlichen Tyrannei, er hasste auch den preußischen Staat mit seinem Junkerthum und seiner geschäftigen Bureaukratie. Preußisch-nationale Gefühle blieben Bamberger naturgemäß fremd, denn eine preußische Nation, die sich mit der preußischen Monarchie deckt, gibts nicht. Was Preußen eint, ist der Staat. Preußen ist

*) Gesammelte Schriften von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbaum & Hart.
Bd. I. Studien und Meditationen, 1894.
Bd. II. Charakteristiken.
Bd. III. Politische Schriften, 1848–1868.
Bd. IV. Politische Schriften 1868–1878.
Bd. V. Politische Schriften, 1878–1892.

*) I. 94.

eigentlich ein Verwaltungssystem, das dem liberalen Süddeutschen naturgemäß antipathisch sein musste. Aber nur Preußen konnte die deutsche Einheit vollenden, und im Gegensatz zu seinen früheren Freunden, die nach der demokratisch-föderalistischen Seite neigten, ist Bamberger von 1859 an für Preußen eingetreten. Er ahnte in Bismarck den Schöpfer der deutschen Einheit und täuschte sich nicht über dessen antiliberale Gesinnung hinweg. Es war Bamberger vergönnt, dem eisernen Kanzler in den Tagen der Reichsgründung persönlich näher zu treten. Damals und in den wenigen folgenden Jahren schien es, als sei der Zweifel, den man Bismarcks verfassungspolitischen Anschauungen entgegenbrachte, unbegründet gewesen. Bismarck schien die Liberalen, die Liberalen schienen Bismarck gewonnen zu haben. Es war, als wäre der irdene Topf stärker als der eiserne. Das war zu schön, um lange zu währen. Das Socialistengesetz kam, und der Schutzzoll, und eines Tages war der irdene Topf zerbrochen. Je mehr die Liberalen gezwungen waren, gegen Bismarck Stellung zu nehmen, desto klarer wurde, was Bamberger auch in der frohen Stunde des Triumphes nicht vergessen hatte: Der Reichstag war dem Kanzler gegenüber machtlos. Er konnte einiges verhindern, er konnte nichts durchsetzen. Die meisten, die diese Thatsache erkannten, fanden sich damit ab, dass sie für gut erklärten, was sie nicht ändern konnten. Bamberger hatte nicht die Gabe, Dinge wegzudeuteln, die ihm nicht gefielen. Er hat zwischen Noth und Tugend stets zu unterscheiden gewusst, ein Talent, das gar nicht so häufig ist, als man meinen sollte, da es seinen Besitzern selten Freude bereitet. Er rechtfertigte in der „Secession" den Abfall der 28 Nationalliberalen, die 1880 unter Forkenbach nach links rückten. Das bisschen Zweifel, das ihm auch in der besten Zeit nicht verlassen hatte, war nun gerechtfertigt. Man hatte wieder gegen diesen Gegner anzukämpfen, den man an Macht überlegen wusste. Wie gut für Bamberger, dass er sich früher nichts vorgelogen hatte! Die, die das gethan hatten, mussten jetzt so viel dazulügen, dass die Glücklichen von ihnen das heute selbst glauben, während die minder Begünstigten jeden Glauben an sich verloren haben.

Ein scharfer Kampf gegen die Socialdemokratie kam hinzu. In ihm erblickte Bamberger vor allem nur die Neigung, den alten Polizeistaat wieder aufleben zu lassen. Er sah, dass Bismarck geneigt war, das sociale Element der Bewegung herauszunehmen, um durch bureaukratische Wohlfahrtsmaßregeln das demokratische Element todtzuschlagen. Wenn das gelang, dann konnte man die Arbeiterschaft benützen, die freiheitlichen Forderungen des Bürgerthums zu missachten oder zu bekämpfen. Ein weitsichtiger Demokrat hätte dem gegenüber eine Verbindung zwischen Bürgerthum und Arbeiterclasse auf Grundlage des gemeinsamen demokratischen Programms zu erstreben versucht.*) Nur so wäre ein Erfolg möglich gewesen: Bismarck scherte sich nicht um die Liberalen, er fürchtete die Arbeiter. Solche Vereinigung war indes damals unendlich schwer. Die Socialdemokratie, voller doctrinärer Schrullen, gebärdete sich im Gefühle ihrer himmelstürmenden Jugend, als könne sie die Welt in ein paar Jahren mit ihren Anschauungen umgestalten. Die Liberalen andererseits, nicht weniger doctrinär, bekämpften die socialdemokratischen Hypothesen, als wären es Gesetzentwürfe, deren Annahme im Bundesrath wahrscheinlich wäre.

Die staatliche Socialreform, für die die Arbeiter aus principiellen Gründen waren, wurden als Abweichungen von dem altbewährten Individualismus bekämpft, obzwar in Deutschland ein wirklicher Individualismus nie geherrscht hatte. Wir hatten Freihandel getrieben und laisser-faire geredet. Aber dabei war der preußische Beamtenstaat nie abgeschafft worden und hatte bald Junker-, bald Bürgerpolitik getrieben. Ob es weise war, eine Staatsabschaffung gerade in dem Moment zu verlangen, als eine Arbeiterpolitik unternommen wurde, als eine junge sociale Bewegung anhob, die zwischen dem Staat, wie er war, und dem Staat, wie er hätte sein sollen, nicht genau unterschied?

Für Bamberger war alles, was unter dem Namen Staatssocialismus zusammengefasst werden konnte, nur ein Aufleben der alten mechanischen Weltanschauung. Das demokratische Element, das in der Socialdemokratie unzweifelhaft steckte, hatte für ihn wenig Anziehendes. Er liebte diese Art der Demokratie nicht eigentlich. Er hielt sie für unaufhaltsam und für unvermeidbar, aber auch hier vermochte er nicht das Seiende als Seinsollendes zu betrachten. Wohl betonte er Karl Hillebrand gegenüber die quantitative Weltanschauung, die Anschauung, nach der das Glück der Massen, nicht das Glück des einzelnen heute den Inhalt der Politik ausmache: aber er stellte nur fest und lobte nicht. Er war in erster Linie ein reifer, abgeklärter Culturmensch und nicht imstande, den animalischen Hass der Unterdrückten selbst zu empfinden. Er wurde den Göttern des Individualismus nicht untreu; nur war es ihm manchmal, als bräche die Götterdämmerung über sie herein. Im Gegensatz zu anderen deutschen Oppositionspolitikern war er in parlamentarischen Fragen einem Compromiss nicht abhold, ohne allerdings ein Nachgeben ohne volle Gegenleistung als staatsmännischen Erfolg zu betrachten. Zu dem Gegensatz Individualismus oder Socialismus war ihm jeder Vergleich unmöglich, ja er meinte, seit Bismarck sich vom Liberalismus loslöste und eine mehr oder minder berechnete Socialpolitik aufnahm, dass ein socialistisches Zukunftsexperiment in Deutschland nicht unwahrscheinlich wäre.

Solch trübe Voraussicht kleidet sich Bamberger indes nicht in das hohle Pathos des üblichen Kassandrageheuls. Der Skeptiker ironisiert seine Befürchtungen. Er hat als Skeptiker ein Recht dazu. Denn der Zweifel an Menschenweisheit oder Menscheneinsicht gründet sich vor allem auf den festen Glauben, dass die Welt großen, ewigen Gesetzen gehorcht. Weil Menschenwollen oder Menschenkönnen diesen Kräften gegenüber so unendlich klein ist, darf man lächeln, wenn sie in prahlerischem Tone eine Umgestaltung der Welt ankündigen. Die Weltordnung hat so viele systematische Umänderungen erfolgreich überstanden, dass sie auch durch die künftigen Verschönerungsversuche nicht zerbrechen, sondern sich nach den ihr innewohnenden Gesetzen weiter entwickeln wird. Es ist nicht schön, noch angenehm, solch erfolglose Weltverschlechterungsversuche mitanzusehen, aber wenn man den Blick über Heute und Morgen hinaus auf das Spiel der ewigen Regeln lenkt, dann zieht Beruhigung ins Herz ein. Man betrachtet das stürmende Meer nicht länger mit dem Auge des Schiffers, der einen Nachen in den Hafen führen soll. Man sieht die Wogen steigen und sinken, man hört sie tosen und brausen, ohne Zweck und Ziel. Man sitzt am Strande nieder und sinnt dem Gesetze nach, das Ebbe und Fluth bestimmt. Man sucht nicht länger das Leben in andere Bahnen zu lenken, man tritt heraus aus ihm und schaut ihm zu. Die Berufspolitiker nennen das Quietismus. Der Skeptiker indes, der seine Pflicht so oft gethan hat, darf sich von Zeit zu Zeit neuen Muth schöpfen, im Angesicht der großen ewigen Ordnung, die Menschenaberwitz vergebens zu stören trachtet.

Solche Gedanken kommen einem in Hülle und Fülle, wenn man Bambergers gesammelte Schriften durchliest. Ob wir wohl in allem seine Anschauungen richtig wiedergaben? Der Leser möge die Probe darauf machen. Wo Form die Hauptsache ist, wo Persönlichkeit den Hauptgenuss bildet, kann der Berichterstatter nicht Auszüge geben. Er kann auf Schätze aufmerksam machen — und das soll hier im Hinblick auf Bambergers gesammelte Schriften geschehen sein — mehr nicht. Man kann von anderen lernen, man muss selbst genießen.

Frankfurt a. M. M. J. Bonn.

Bemerkungen zur Frauenfrage.

Im Anschlusse an einige Theorien von Laura Marholm.

Als ich das neueste Buch der Laura Marholm*) aus der Hand legte, kam mir die Frage in den Sinn, was wohl sein Schicksal gewesen wäre, wenn es etwa vor dreißig Jahren das Licht der Welt erblickt hätte. Freilich, so wie es uns jetzt vorliegt, hätte es vor dreißig Jahren nicht geschrieben werden können, immerhin wäre aber der Grundgedanke und ein großer Theil von Argumenten, die ihn stützen, damals wie heute möglich gewesen: was gefehlt hätte, wäre im wesentlichen nur der polemische Theil. Das Buch hätte niemand vor den Kopf gestoßen, weil es nach einer Richtung ausholt, wo damals niemand seinen Kopf hatte. Es hätte auch niemanden gestreichelt, der nicht schon von eigenen und fremden Händen reichlich gestreichelt wurde. Mit ihm hätte man eine — unleugbar recht stattliche — Eule nach Athen getragen, vielleicht eine andere Spielart, aber sicher keinen dort seltenen Vogel. Es wäre der „Psychologie der Frau" kaum anders gegangen, als einem ihm nahe verwandten Buche von Bogumil Golz**), das vor mehr als dreißig Jahren, nicht ohne Geist und Witz, ein Gemisch von guter Beobachtung und fixen Ideen, von gesundem Menschenverstand und paradoxem Wortgeklingel, mit einem Stich ins Sinnlich-Uebersinnliche, dasselbe Thema behandelte: Schule hätte es nicht gemacht. Aber eben weil man durch Vertretung der Dogmen der orthodoxen Religion keine Secte bildet.

Die „Psychologie der Frau" ist nur als Reaction auf eine Bewegung zu verstehen, die wieder ihrerseits Reactionserscheinung war und ist: auf die Frauenbewegung im engeren Sinne, auf das, was man heute die bürgerliche Frauenbewegung nennt. Als Reaction hierauf treibt sie den Cultus des Mannes und des Kindes, verweist das Weib auf ihre Geschlechtsnatur im Gegensatze zu ihrer Menschennatur.

Auch Laura Marholm wendet sich an die Frau der sogenannten oberen Classen, an die Frau „mit Anlagecapital". Ich bin weit entfernt, ihr das als Staatsverbrechen auszulegen, so wenig ich es der bürgerlichen Frauenbewegung — will sagen: der politische, juristische Gleichstellung der Frau und Zulassung zu den höheren Berufen fordernden Bewegung — verarge, Forderungen zu betonen, die in erster Linie für die besitzenden Classen von Wert sind. Eine Frage wird darum nicht unwichtig, weil es wichtigere Fragen gibt. Ungerechtigkeit, Unfreiheit und Zwang sind nicht weniger bitter zu ertragen, weil es noch größere Ungerechtigkeit,

*) In der „Nation" von 5., 12. und 19. März 1898 betonte Bamberger die Möglichkeit einer solchen Annäherung für die Gegenwart.

*) Zur Psychologie der Frau. Berlin. C. Duncker 1897.

**) Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. 2. Auflage, Berlin 1863. Otto Janke.

weil es Knechtung und Vergewaltigung gibt. Es ist in manchen Kreisen Mode geworden, das, was wir als Emancipationsbestrebung der Frau bezeichnen, mit spöttischem Achselzucken abzuthun, indem man auf die proletarische Frauenbewegung hinweist. Freilich löst es nicht die sociale Frage, wenn heute die Universitäten sich den Frauen öffnen, wenn Mann und Weib sich civilrechtlich und politisch gleich stehen, aber auch die Einführung des Achtstundentages, die Verstaatlichung der Bergwerke u. a. lösen sie nicht. Sind darum diese Fragen unwichtig, ist es Verschwendung, seine Kräfte an ihre Lösung zu setzen? Ich glaube nicht. Und statt die bürgerliche Frauenbewegung ob ihrer Wichtigthuerei, Geschäftigkeit und des Apparates von großen Worten, mit dem sie hantiert, mit Spott zu überschütten, thäte mancher besser, sich an die Brust zu schlagen und sich der allgemeinen menschlichen Schwäche bewusst zu werden, die einmal des Firlefanzes und der Aeußerlichkeit nicht entbehren könne. Legen wir den strengen Maßstab, den wir für die bürgerlichen Frauenrechtträume haben, an die einzelnen Manifestationen der proletarischen Bewegung, so entgehen auch die nicht der Lächerlichkeit, aber es beweist eine ungeheure Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit, wenn man für den Uebereifer, die großen Worte, die feierliche Umständlichkeit einer Volksversammlung nichts übrig hat, als ein Lächeln. Wer eine Sache nicht wichtig nimmt, der thut nichts für die Sache, und ein Wichtignehmen ohne eine gewisse Wichtigthuerei ist in allen Classen sehr selten. Gewiss gibt es einen Standpunkt, der alles unwichtig erscheinen lässt, ob er aber höher ist, als der, von dem aus nichts unbedeutend ist und auch die Ueberschätzung der von uns vertretenen Sache als eine Form der Arbeitstheilung, sowie der Kräfteersparnis nützlich und nothwendig scheint, ist noch sehr die Frage. Auch die „Damenfrage“, wie man sie spöttisch genannt hat, heischt eine Lösung.

Laura Marholm grenzt nun allerdings ihr Thema nicht ab, spricht von dem Weibe schlechthin, nicht von dem dieser oder jener Classe. Sobald sie sich aber in das proletarische Lager oder auch nur auf wirtschaftliches Gebiet hinüberwagt, gibt sie sich so viele Blößen, dass es zu leicht ist, ihre Ansichten zu bekämpfen. Nur soweit sie sich um die bürgerliche Frau kümmert, für die der Ruf nach Brot nicht alle anderen Fragen überschreit, kann man sie und ihre Theorien ernst nehmen, und da ich sie ernst nehme und für der Mühe wert halte, ernst genommen zu werden, betrachte ich nur die Frau der „höheren“ Classen als Gegenstand ihrer Studie. Wer von uns hätte auch die Stirne, eine Psychologie der Proletarierin zu schreiben?

* * *

Sich ausleben wollen, sich entfalten und bethätigen im Einklang mit seinem Wesen, dieser Hang ist jedem Geschöpfe eingeboren, aber über die Schwelle des Bewusstseins trat er wohl kaum in einer Epoche so herrisch, so trotzig wie in diesem Jahrhundertende, wohl nie war die Angst so groß, hungrig aufstehen zu müssen von der Tafel des Lebens. Wie er im Grunde der großen proletarischen Bewegung der Jetztzeit ruht, so ist dieser Hang auch eine der treibenden Kräfte der Frauenbewegung und er macht sich geltend durch den Ruf nach Freiheit, Freiheit vom wirthschaftlichen, rechtlichen, politischen und auch conventionellen Zwang. Wir leben in einer Zeit, in der sich manche mündig fühlen, deren Vormünder noch gerne recht lange ihres Amtes gewaltet hätten. Auch die Frau des Bürgerthums in den Staaten, die an der Spitze der Entwickelung stehen, fühlt sich mündig und verlangt die Freiheit, ihr Leben nach eigenem Gutdünken, nicht nach der sanctionierten Schablone zu gestalten — seis auch nur, um auf eigene Façon unselig zu werden — verlangt die Entmündigungsmöglichkeit für ihre Anlagen und Gaben, verlangt Arbeit für Kopf und Hand, ihr Bruchtheil von der großen ungeheuren Arbeit unserer Zeit.

Auch Laura Marholm fordert für die Frau — wie sie meint, im Namen der Frau — Freiheit, aber nicht ein Heraussiecken der Grenzpfähle, die das Entfaltungsgebiet der Frau bezeichnen — vielmehr Respectierung der Jahrtausende alten Grenzen: sie fordert die Freiheit, innerhalb dieses Geheges zu bleiben und es sich dort bequem und mollig zu machen, Schutz und Wonne zu genießen, ungestört durch den Lufthauch der neuen Zeit.

Sie sagt zur Frau: Lebe dich aus als Geschlechtswesen, sei Weib und Mutter, alles andere ist eitel. Was sonst in dir drängt und lebenshungrig ist, ist nichts als eine Verkappung für den Urtrieb deines Seins, der Liebe geben und Liebe haben will. Du hastest viel nach Frieden und Glück — such' sie nicht in der Ferne, ihr Quell liegt in dir, nicht in deinem Verstand und nicht in deinem Willen, es liegt in dem, was dich der Natur verknüpft, was dich zur Trägerin des Lebens macht: in deiner Weibnatur. Sie weist auf den Mann und das Kind, auf die Geschlechts- und die Mutterliebe, für sie ist jedes Heraustreten des Weibes aus dieser Sphäre individuell und social nutzlos, ihr Thun außerhalb derselben ein klägliches Stückwerk und Pfuscherarbeit. Sie fordert nicht, dass das Weib seinen Erkenntnisdrang, sein Streben nach Thätigkeit, das Gefühl seiner Persönlichkeit und das Bewusstsein seiner Rechte zum Opfer bringe, mit nichten: Erkenntnis, Streben, Gefühl und Bewusstsein sind ihr nichts als „versagte Dränge“ des weiblichen Geschlechtstriebes. Die Frau will nur im intellectuellen Geben ihre Thatsache bethätigen, weil sie ihr Ich nicht los werden kann an den Mann, ihre Kräfte nicht verausgaben kann, indem sie seinen Bedürfnissen und denen ihrer Kinder — der Kinder als der „Werke des Mannes“ — genügt.

Es ist dies eines der Leitmotive des Buches, und ich kann nicht umhin, von der Wahrheit dieses letzten Satzes überzeugt zu sein: Der sein ganzes Geld für Gemüse ausgibt, hat keines mehr, um Compot zu kaufen. Hätte die Frau ihren inneren Ueberschuss für ihr Geschlechtsleben verbraucht, so würde sie diesen Ueberschuss nicht zu verwerten suchen. Ob sich dieser Ueberschuss nun daraus ergibt, dass die Frau überhaupt vom Geschlechtsleben ausgeschlossen ist — die Frage der „alten Jungfer“ — oder ob er bei einem Bruchtheil vorhanden ist, weil ihre Kräfte ein Plus aufweisen gegenüber dem im Weib und Mutterberuf Verbrauchten ist theoretisch gleichgiltig: mit dem Ueberschuss entstand die Frauenbewegung oder wäre entstanden, wenn sie die wirtschaftliche Verhältnissen nicht schon geschaffen hätten. Wer sie beseitigen will, muss, von allen anderen Aenderungen abgesehen, dies Plus beseitigen. Es ist ein „versagter Drang“, hören wir von Frau Laura Marholm, leiten wir es also zurück in sein natürliches Bett, in den Teich, aus dem dann der Storch die Kinder bringt.

Das ist nun alles recht schön und gut, ist sehr pikant gesagt, mit mehr oder weniger appetitlichen Bildern aus der Physiologie und Pathologie, aber ich fürchte, es steht in Widerspruch mit dem, was wir als Gesetz der Entwickelung in Natur und Menschenleben sehen.

Einigen wir uns zuerst über einen Punkt: Alles, was wir an Energie in einem Lebwesen finden, ist Selbsterhaltungs- oder Fortpflanzungstrieb. Im Thiere — wenigstens in dem nicht im Contact mit dem Menschen lebenden Thiere — geht die vorhandene Kraft in der primitiven, materiellen Selbsterhaltung und Fortpflanzung ohne Rast auf. Erst im Menschen, der sich mit dem Werkzeuge waffnet, der das intelligenteste Thier, seinen Mitmenschen, zum Werkzeug macht, ergibt sich ein Ueberschuss der für die physische Selbsterhaltung disponiblen Kräfte. Dieser Ueberschuss erzeugt auf der einen Seite die Muße, die mit der Möglichkeit der Befriedigung neue Bedürfnisse schafft, den Begriff der Selbsterhaltung aus dem rein physischen Bereich heraushebt und die Befriedigung des Selbsterhaltungstriebes an eine größere Zahl von Bedingungen knüpft, auf der anderen Seite potenziert er die dem Geschlechtstrieb zur Verfügung stehende Kraft und bringt auch hier einen Ueberschuss über das im Interesse der Art Nothwendige hervor, einen Ueberschuss, der immer größer wird, je mehr die individuellen Fährlichkeiten, die Chancen des Unterganges abnehmen. Aus der so freigewordenen Energie hat sich dann langsam, durch eine Jahrtausende währende Evolution, all unser physisches Leben, soweit es über die Orientierung in der äußeren Welt hinausgeht, entwickelt: alle Aspirationen des Intellectes und des Gemüthes, das metaphysische und religiöse Bedürfnis, alle complicierten Triebe und ihre Narcotica, die verschiedenen Krankheiten der verschiedenen Perioden und die große Menschheitskrankheit, nach dem Wie und Warum des Lebens zu fragen, alles das Unnennbare, was, an die Schwelle des Bewusstseins gerufen, nicht Rede und Antwort steht und doch da ist, alles hat in ihr seine Basis. Was sich aus dem Erhaltungstriebe des Individuums, was aus dem der Art entwickelt hat, können wir nicht entscheiden. Maudsley führt das gesammte sociale Leben und unsere ganze Sittlichkeit auf den Geschlechtstrieb zurück. Was ist aber damit bewiesen, dass man auf die fundamentale Geschlechtlichkeit eine psychische Erscheinung, z. B. die Bedürfnisse der Frau nach intellectuellem Ausleben, zurückführt?

Mit dieser Constatierung sind wir um keinen Schritt breit weiter. Hier von „versagten Trieben“ zu sprechen, halte ich — von der Unappetitlichkeit des Bildes ganz abgesehen — für ungenau. Bei dem Bedürfnis nach Thätigkeit des vom Geschlechtsleben ausgeschlossenen oder sich ausschließenden Weibes kann höchstens von einer vicariierenden (stellvertretenden) Erscheinung die Rede sein, die aber weiter nichts beweist, als die Anpassungsfähigkeit des Organismus, die Autocorrectur in dem Haushalte der Natur. Laura Marholm folgert aber aus dem Genusse des physischen Lebens der Frau etwas ganz anderes. Wenigstens scheint mir, dass es sich um eine Folgerung handelt, wenn sie von der sexuellen Befriedigung der Frau den totalen Wegfall ihrer anderen Aspirationen, aller derer, die nicht die Geschlechtssphäre umkreisen, erwartet.

Immerhin, möge sie nun unabhängig von dem Gedanken des Ursprunges unseres Seelenlebens oder sich auf ihn stützend zu ihrem Ideal des rechtlos in der Geschlechtsfunction aufgehenden Weibes gekommen sein, steht es frei, dieses Ideal im Hinblick auf den Entwickelungsgang zu erwarten. So betrachtet, ist es aber ein Ideal, das hinter uns, nicht vor uns liegt. Und in dem Zeitraum, der uns von ihm trennt, ist ein tüchtiges Stück Culturarbeit gethan worden.

Mit dieser Cultur, die in und außer uns ist, haben wir als mit einer Thatsache zu rechnen. Wir können mit sehnsüchtigem Blick auf die Natur sehen und auf den Frieden, den wir in sie hinein interpretieren, wir können die Instinctsicherheit des Thieres beneiden, niemand kann uns hindern, mit viel Begeisterung die

Rückkehr zur Natur als die Erlösung der Menschheit zu predigen: aber aus der Cultur können wir nicht heraus und zur Natur — zu der Natur, die wir begrifflich als Gegensatz zur Cultur construiert haben — können wir nicht zurück. Gewiss kann eine Thierart in Anpassung an äußere Bedingungen gewisse Organe zurückbilden: ein Herabsteigen auf der Entwickelungslinie, das die Lebenskraft der Art ihrem Urquell näher brächte, gibt es nicht. Involution des ganzen Organismus ist eine Entwicklungserscheinung, wenn sie sich mit gegebenen äußeren Bedingungen — z. B. Schmarotzerthum — vollzieht; aus Princip kann man sich aber nicht zurückbilden.

Und das verlangt L. M. von der Frau oder möchte doch, dass der Mann es der Frau suggeriere. Das Weib war einst nur Geschlechtswesen*) — ohne Zweifel gieng es in seiner Geschlechtsfunction mehr auf als der Mann, dem dafür ein größerer Theil der individuellen Erhaltungsarbeit zufiel. Dieser Zustand soll wiederkehren, denn was anderes bedeutet das Verweisen der Frau auf ihre Weibnatur und die Klagen über das „Abgegrabensein“ des Mannes vom Boden, über den Großbetrieb oder die Großindustrie? Die Frau in die Kinderstube, der Mann aufs Feld — ein Recept zur Menschheitsverjüngung à la Mephisto.

Wenn das Weib heute nicht aufgeht in seinem Geschlechtscharakter, nicht nur Geliebte und Mutter ist, sondern auch außerhalb dieser Eigenschaften — nicht losgelöst von ihnen, aber auch nicht auf ihnen sich aufbauend — fühlend, denkend und handelnd das Gesellschaftsleben mitlebt, so ist das ein Ergebnis ihrer Evolution. Das Heil der Menschheit davon zu erwarten, dass das psychische Leben der Frau wieder auf seinen sexuellen Keim reduciert werde, heißt es von einem regressiven Entwickelungsprocess, von einem die ganze Hälfte der Menschheit treffenden Atavismus erwarten, für den entweder die äußeren oder die inneren die Art treffenden Bedingungen gegeben sein müssten, die entweder Anpassungs- oder Entartungserscheinungen wären. Als Entartungserscheinung finden wir es in der gebornen Prostituierten**), die oft ein intensiveres mütterliches Gefühl hat***), wie alle Entartungserscheinungen führt es aber hier bald zur Sterilität. Wie sollte es sich aber als Anpassungserscheinung in unserer heutigen Wirtschaftsordnung entwickeln? Sind wir doch schon so weit, in der ungeheuren Kindersterblichkeit unserer großen Industriecentren ein Correctiv für die allzugroße — wohlverstanden, für unsere heutige Wirtschaftsordnung allzugroße — Fruchtbarkeit zu sehen! Darauf ist die Marholm'sche, streng folgerichtige Antwort: Fort mit dem Industrialismus, zurück zum Ackerbau. Dann wird der Mann als Erhalter seinen Ueberschuss los und sein Gehirn wird wieder zum Orientierungsapparat im Dienst der individuellen und Arterhaltung, der Boden heischt volle, ganze, harmonische Organismen, die nicht ein Organ auf Kosten anderer potenzieren. Auch die Frau wird ihren Ueberschuss los: sie kann Kinder gebären, jemehr desto besser, Kinder mit Muskeln und Nerven wie Stahl, Rangen wie junge Höhlenbären, die vor animalischer Lebensfreude und überschäumender Kraft kaum zu bändigen sind. Als Männer werden die nicht Decadents noch überstudiert sein, werden nicht zum Selbstmord greifen, wenn ihnen die Ernte verhagelt, als Weiber nicht hysterisch, nicht intellectuell, nicht emancipiert: der Menschheit sind all ihre Motten ausgeklopft aber sie ist glücklich genau an demselben Punkte angelangt, wo sie vor ein paar tausend Jahren schon war.

Genua. Oda Olberg.

(Schluss folgt.)

Drei gute Stuben.

Felix Poppenberg hat in der „Romanwelt“ vor einiger Zeit die „Ueberwindung der guten Stube“ mit dem guten Humor des Mitkämpfers einer siegreichen Sache geschildert; und in der That ist jene Ueberwindung so völlig gelungen, dass manchem Leser und mancher Leserin „die gute Stube“ der guten alten Zeit nur noch ein mythischer Begriff sein wird. Zwar — das war sie eigentlich immer. Einst verband sich mit der Vorstellung der „guten Stube“ ein gewisser dumpfiger Geruch, wie zu wenig gelüftete Heiligthümer ihn an sich tragen: und dies altmodische Parfum erhöhte nur noch die Idee der traditionellen Unverletzlichkeit und Heiligkeit jenes Raumes. Er gewann etwas von der mystischen Bedeutung, die der Herd bei patriarchalischen Völkern besitzt; nur war er leider lang nicht so zweckmäßig eingerichtet, wie der alte Herdraum. Den verachten wir; die Küche und Zubehör gehören nur noch den Dienstboten — einst waren sie der Thron der Hausfrau. Noch jetzt schmücken die Holländer und andere Völker vom Typus der malerischen Reinlichkeit (denn die gibt es so gut wie die malerische Unreinlichkeit der Südländer!) ihre Küche zur Schmuckstube auf: glänzendes Geräth, symmetrisch aufgebaute Tische und Stühle, allerlei kleiner Zierat breitet über den Gebrauchwert der Küche den Schleier wohlgefälliger Muße. In unseren Großstädten aber trifft man den Schmuck in der Küche nur noch in dürftigen Spuren; denn die Hausfrau hat der Köchin den Platz geräumt.

Fast so schwer wie eine elegante Küche vom alten Stil findet man heute eine „gute Stube“ vom alten Zuschnitt. Die ältesten Damen machen dem Zeitgeschmack Concessionen — oder lassen sich von ihren Enkelinnen überlisten, die heimlich, langsam aber sicher, den heiligen Raum modernisieren. Aber selbst treue Abbilder aus älterer Zeit sind nicht so leicht aufzuspüren. Die Anekdotenbilder der Düsseldorfer lassen die Handlung gern in der „guten Stube“ vor sich gehen — im Grund spielt sich für sie das ganze Leben des Volkes dort oder in der Kirche ab; aber sie stilisieren sie. In den Romanen wird der Prunkraum, als etwas Selbstverständliches, kaum beschrieben, um so mehr, als jener Zeit der Sinn für Detailbeschreibung nur erst vereinzelt aufgegangen war. Drei bezeichnende Beispiele seien hier als Illustrationen zu Poppenbergs culturhistorischer Schilderung mitgetheilt. Mit Vorbedacht hab' ich kleinere Schriftsteller ausgesucht; den größeren haftet der Blick an größeren Aufgaben.

Eine Schriftstellerin wie die einst berühmte Gräfin Hahn-Hahn war wie dazu gemacht, in ihren kühnsten Träumen eine „gute Stube“ zu erfinden und auszumalen, fast mit der tapeziermäßigen Lust des Franzosen Théophile Gautier. Die geistreiche Aristokratin war in vielen Dingen eine Prophezeiung auf die „Décadence“ von heute: unbefriedigt, unruhig, im Ausmalen der feinsten Lebensregungen schwelgend und gleichzeitig voll Sehnsucht nach einer Stimmung, die den ganzen Menschen ausfüllt: voll Verachtung vor den Conventionen, und doch mit unbedingtem Respect vor dem Adel und seinen Formen eine starke Geringschätzung der „groben“ Masse verbindend. Es war natürlich, dass sie ein allzu „artistisches“ Leben im Schoß der Kirche, ja als Klosterfrau beschloss, wie Strindberg in ein Kloster gegangen ist und Huysmans oder Garborg sehnsüchtig vor der Klosterpforte stehen. Aber ihr künstlerischer Geschmack war noch ganz im Stil ihrer eigenen Zeit. Die Prunkstube muss eine Theaterdecoration sein, ein unwirklicher Raum, in dem man nicht mit Stiefeln auftreten kann, dessen Stühle man nur mit scheuer Ehrfurcht in Besitz nimmt. So malt sie in dem Roman „Sibylle“ (1846) eine ideale „gute Stube“ eines künstlerisch liebenden Paares:

„Die Fensterflügel waren geöffnet und die Vorhänge weit zurückgeschoben, um die Luft einströmen zu lassen. Das Zimmer war weder groß noch hoch, wie sich das in einem solchen Hause nicht anders erwarten ließ — aber wie geschmückt! Rosenfarbener Seidenstoff mit weißem Musselin überzogen bekleidete die Wände und Decke, umgab als Vorhang das Bett, den Toilettentisch, das Fenster und die Thür, welche zu meiner Rechten in ein Nebenzimmer führte. Ein anderer Seidenstoff, weiß mit Rosengewinden, bedeckte Sofa und Stühle. Der Fußteppich war ebenfalls weiß und mit Rosen bedeckt. Zu beiden Seiten des Fensters auf Marmorconsolen brannten Lampen, und an der Hinterwand des Zimmers, dem Fenster gerade gegenüber, stand das Bett.“

Ein klein wenig jünger ist die Prachtstube eines noch moderneren Liebespaares. Max Stirner, der jetzt wieder viel gepriesene Herold des unbeschränktesten Individualismus, und sein Kreis werden in einem satirischen Zeitroman „Moderne Titanen“ (1853) von Rob. Giseke geschildert. Giseke ist nicht, wie die Gräfin Hahn-Hahn, in aristokratischen Kreisen aufgewachsen; und seiner Schilderung schmeckt man die Mühe an, die er hat, sich in ein reiches Milieu zu versetzen. Wenn er sich putzt, wird der Geschmacklose am ärgsten gegen den Geschmack verstoßen; wie fade Leute nie dümmer sind, als wenn sie geistreich sein wollen. Unsere Dienstboten wissen sich für alle Tage ganz wohl anzuziehen; aber wie „aufgedonnert“ erscheint die herrschaftliche Köchin auf dem Ballfest! Etwas davon wird man folgender Schilderung anmerken, die den theatralischen Charakter der vorigen mit dem Versuch der „Bequemlichkeit“ verbindet und doppelt missglückt:

„Cesar hatte in seiner Wohnung für seinen Gast ein Boudoir nebst Cabinet eingerichtet: die Ausstattung machte seinem Geschmacke alle Ehre. Von den vier Ecken des Zimmers war die eine von dem Kamin mit ausgeziertem Simse und davorstehendem Schirme eingenommen, die andere von einem schwellenden Sofa der bequemsten Form — davor ein Tisch, mit verschieden geformten Sesseln umgeben, die dritte von einem kostbaren Mahagoniflügel; vor die vierte war quer ein allerliebster Schreibtisch gesetzt, überrankt von einer Epheulaube, zwischen deren saftig grünen Blättern rothe Monatsröschen freundlich hindurchblickten. Zwischen den beiden Fenstern stand ein beweglicher Toilettenspiegel; vor ihm eine einladende Chaise. Vor den schlanken Bogenfenstern hiengen mattrothe Vorhänge, die einen verklärenden Schimmer in die Stube warfen Die Tapeten waren weißlich, mit Blumen und Leisten von Gold Die kirschbraunen Möbelüberzüge und über diesen tiefschwarz. Kupferstiche hoben sich prachtvoll dagegen ab. Durch das ganze

---

*) Vacher de Lapouge schreibt darüber: „Wenn die Frau gewissenhaft ihre Function als Weibchen (femelle) erfüllt, würde sie vom Beginne der Pubertät bis zur Menopausis fast beständig ein Kind tragen oder nähren. So muss es vor der Civilisation gewesen sein und so ist es noch heute bei den meisten wilden Völkern ... zwischen dem 15 und 45. Jahre lagen für die primitive Frau 12 bis 15 meist glückliche Schwangerschaften, denen die Periode des Nährens folgte. — (Les selections sociales, Paris 1895, S. 181).

**) Ueber die atavistischen Charaktere der Prostituierten vergl. Sergi, Le degenerazione umane (Mailand 1889, S. 130 u. ff.), Lombroso, La donna delinquente etc. (Turin, Rom, S. 365 u. ff.) Rossi, Duecento criminali e prostitute Turin 1897) u. a.

***) Lombroso bestreitet diese von Parent und Duchatelet hervorgehobene Erscheinung.

Arrangement wusste der Graf jenen wohlthuenden Eindruck hervorzubringen, der dort herrscht, wo Bequemlichkeit mit Pracht und Geschmack sich vereinigen.

Delphine hatte noch nie so anmuthige Räume ihre Wohnung genannt."

Manches ist da schon modern: die „bequemste Form" des Sofas, die verschieden geformten Sessel, die matte Beleuchtung. Aber die Laube über dem Schreibtisch! Aber das weiß und goldene Schäfer-Decor! Aber die kirschbraunen Möbelüberzüge und schwarzen Kupferstiche! Man soll noch überall das Gefühl des „Extrazimmers" haben: eine unpraktische Idealisierung der Wände und eine geschmacklose Häufung der Farben soll uns zurufen: hier ist heiliger Boden!

Das Theatralische ist aber doch immer schon im Rückgang. Eine dritte Schilderung zeigt überhaupt nur noch den Charakter der „geweihten Stube". Die ehrwürdige Frau von Gustedt (geb. 1811) wuchs noch in Goethes Umkreis auf; in Bezug auf häusliche Einrichtung ist das freilich für unseren Geschmack keine sichere Bürgschaft, aber es hält doch die Pose, die Unwahrheit fern, die über jenen guten Stuben schwebte wie nur zu oft über der „Familienpoesie" jener Tage. In ihrem Alter zeichnete sie sich selbst in der Erzählung „Gräfin Thara" (1882 bis 1889); ihre Enkelin, Lily von Gizycki, jetzt Lily Braun, die bekannte Verfechterin der Socialdemokratie, hat das Bild veröffentlicht: „Von der Mitte der Decke hing mondartig eine Lampe mit mattem Glas herab, auf dem Tische vor dem Sitzplatz stand eine kleinere von antiker Form, über der ein ganz leichter, lichter Schleier von rosa Seide hieng, ganz unähnlich den Staatslampen, die man so oft, den Gästen zur Qual, nackt, grell in directer Augenlinie auf den Tisch stellt zur Anerkennung des Verbrauchs an Lichtmaterial. Die philisterhafte und egoistische Auffassung von Geselligkeit documentiert sich in dieser Methode, im späten, vielschüsseligen Abendessen, prahlend, Verpflichtungen abmachend, ungesund und höchst unbequem. Ganz anders erschien der ruhige, mit allem wirklich wohlthuenden Behagen versehene Salon der Gräfin Thara. Der Teppich lag wie Moos auf dem Fußboden, dunkelgrün, ruhig, klein gemustert. Die Tischdecken waren grün, ohne alle grelle Verzierung, und fielen rund bis auf den Teppich. Die weich und tief gepolsterten Lehnstühle hatten einen Stoff grün in grün gemustert, der alles Holz verdeckte. Eine Ecke war durch einen rahmenlosen, tief herunterreichenden Spiegel aus einem Stück abgeschnitten und verdoppelte in wohlthuender Weise das vornehme Gemach. Zwischen zwei Fenstern an einer breiten Wand stand ein bequemes Sopha, nicht, wie man es oft sieht, den Fenstern gegenüber, wo dann der bevorzugte Gast das volle Tageslicht in den Augen hat. Der Ofen hatte eine matte Farbe und war durch einen Schirm halb verdeckt. Ueber einem grauen Marmorkamine hieng ein Christusbild, den Herrn darstellend, wie er sagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Die Kinder, die ihm zunächst waren, stellten Porträts der Kinder der Gräfin dar: Anna, Frieda und Arthur. Vor dem Kamin standen zwei Lehnstühle und kleine Bücherbretter, die augenscheinlich die tägliche Geistes- und Herzensnahrung der Bewohnerin enthielten."

Auch hier matte Beleuchtung, auch hier das „bequeme Sofa" betont, und hier schon polemisch der Gegensatz gegen den leeren Prunk der gewöhnlichen guten Stube. Aber das viele Grün, die Verdeckung des Holzes bei den Stühlen, die Verdoppelung des Gemachs würden nicht nach unserem Geschmack sein: wir finden immer noch zu viel Absicht in dem allen. Wir wollen weniger feierliche Farben: ein Stuhl soll sich als Nutzmöbel geben; ein Zimmer soll nicht größer scheinen wollen, als es ist. Dennoch wer wird den Fortschritt verkennen? Der „Surrogatluxus", wie Poppenberg sich ausdrückt, ist überwunden; und vor allem: die Persönlichkeit wagt sich bewusst gegen den Zeitgeschmack aufzulehnen.

Die drei Zimmer zeigen uns eine Entwickelung. Heller, greller als in der guten Stube „mit der rothen Plüschgarnitur und gehäkelten Deckchen, mit der perlenbestickten Klingelschnur an der Thür" kommt in dem Salon der Aristokratin die Ausbildung des Geschmacks zum Ausdruck. Der Romanheld aus guter Familie hat noch mehr Mittel als der einfache Spießbürger, um seinen Geschmack und Ungeschmack zu documentieren. Er hat es nicht versäumt. Die schlichte Wohnstube des heutigen Bürgers beschämt den Theaterfrack der Sybille, den Compromissstil des Titanen von 1850, und auch noch die mühsame Eleganz der Gräfin Thara. Wir haben gelernt, uns die Röcke nach unserem Körper zu schneiden. Und nicht ohne stilles Behagen blicken wir auf die Zeit zurück, die sich ihren Sonntagsrock aus der Theatergarderobe entlieh!

Berlin. R. Emmerv.

Polymeter. *)

In dieser Sammlung kleiner Gedichte freiesten Versmaßes — man könnte sie lyrische Aphorismen nennen — ist eine eigenthümliche Wendung und Anwendung des naturalistischen Kunstgefühles sichtbar. Der Naturalismus ruht auf der pantheistischen Vorstellung, dass jedes Theilchen der Welt gleichmäßig sinnvoll, bedeutend und darstellungswürdig ist. Die historische Zufälligkeit unserer Wertscalen, die ein Object als niedrig, unwesentlich, ästhetisch indifferent darstellen, um auf dessen Kosten ein anderes als seltene Verkörperung idealer Werte zu feiern — diese Zufälligkeit durchbricht der Naturalismus und gibt jedem Punkte des Seins überhaupt dasselbe Recht, für uns ästhetisch fühlbar und darstellbar zu werden. Es ist deshalb vielleicht, beiläufig bemerkt, nicht ohne tieferen Zusammenhang, dass der Naturalismus soviel Sympathien im socialistischen Lager gefunden hat, in dem man die entsprechende Gleichberechtigung aller Elemente in ethisch-eudämonistischer Hinsicht fordert. Jenes Gefühl nun einer ununterbrochenen Bedeutsamkeit der Dinge hat hier ihre lyrische Seite ergriffen. Denn während der Naturalismus bisher die innere und die äußere Welt nach ihren Thatsächlichkeiten zum Ausdruck zu bringen strebte, wird hier die subjective Reaction auf sie, die unmittelbare Abspiegelung der Anschauungen und Schicksale im Gefühl zum Zwecke — aber eben nach jenem Princip der Gleichberechtigung des Größten und des Kleinsten. Das partiellste und flüchtigste Stimmungsminimum, das sich etwa an den „Geruch von gelöschtem Chausseestaub" knüpft, die leiseste Gefühlsnuance, die jenseits aller „Hauptsache" kaum greifbar schwebt, gewinnt ihr lyrisches Ausklingen mit derselben Selbstverständlichkeit und demselben Recht auf einen Platz in der lyrischen Kunst, wie all die großen und tiefen Erschütterungen, die die Lyrik sonst in Bewegung setzten: denn wenn sie auch an das Zarte, Kleine, Momentane, leicht Unterschätzte anknüpfte, so setzte sie dies doch immer mit den centralen Gefühlsvorgängen in Beziehung und gewann ihm durch dieses Zusammenfließen mit eigentlich darüber hinausgehenden Gefühlsströmen Kraft und Anspruch. In den Ernst'schen Gedichten aber ist dies das Eigenthümliche, dass die einzelnen Gefühlsschwebungen nicht erst durch hinabgreifende Beziehungen zu den großen Entscheidungen der Innerlichkeit ihre lyrische Bedeutsamkeit erhalten, sondern sie von vornherein so unmittelbar in sich selbst tragen, wie es dem schildernden, nicht subjectiv-gefühlsmäßigen Realismus eigen ist. Nicht wie bei dem epischen, dramatischen, malerischen Realismus erklingt hier als Grundton das Erstaunen über den Reichthum in der äußeren Armseligkeit, über die Unendlichkeit in den endlichsten Grenzen; denn bei diesen steht der Schilderer doch dem Object gegenüber, den Inhalt des Anschauens gestaltet er zu einem Gegenbilde in der Kunstform; in dieser Lyrik fällt solche Zweiheit zwischen Anschauung und Reproduction fort, ihr Wesen bildet vielmehr das einreihige Weiterklingen der Welteindrücke in das Gefühl und bis zu dessen Austönen im Worte. Da nun aber die ganze Mannigfaltigkeit innerer und äußerer Ereignisse das Anrecht auf diesen Weg hat, so werden jene Klänge äußerst verschiedene Tonarten haben. Ich führe ein paar Proben an:

Du sitzt zwischen Freunden,
Um den runden Tisch mit der Lampe,
Und man spricht ruhig von allerhand Sachen.

Plötzlich merkst du, wie nur die andern sprechen
Und wie ihre Gesichter sich verzerren,
Und das ist alles ekelhaft und gemein.

Es quillt dir im Herzen, fast bis zum Mund.

Du stehst auf, äußerlich gleichgiltig,
Voll Angst, dass dich jemand fragt,
Und dass dann dein ganzer Hass herausströmt,
Ohne dass du ihn halten kannst.

Seele, wir stehen am Fenster,
Sehn über die spitzen Dächer.

Ich denke wir haben Flügel
Und fliegen über ihnen.

Fliegen über sie weg.

An einen heimlichen See.

Die Sonne im Wasser blitzt.
Kleine Fischchen ziehen.
Die Tannen spiegeln sich
Und lautlos steht die Welt.

Lautlos steht die Welt
In der zitternden Luft.

Und aus dem sehr schönen Cyklus „Seelenliebe" den Abschluss:

Der dünne Springbrunnen in der Sonne vor uns plätscherte.
Der blaue Schatten vom Fliederbusch rückte langsam vor.
Du zeichnetest mit dem Sonnenschirm in den Kies: Herzen, eine Acht.
Plötzlich wusst ich: wir waren uns fremd.

Sehr vielfach macht Ernst von einzelnen Worten ohne syntaktischen Zusammenhang, oder von Zusammenstellungen ganz außerhalb der Satzform Gebrauch. So viel ästhetische und Stilbedenken man gegen diese Atomisierung der Sprachelemente haben mag, so sehe ich doch nicht, wie der consequente Naturalismus des lyrischen Ausdrucks dieses Mittels entrathen will. Unser Satzbau mit Subject, Prädicat und Copula hat sich zu Zwecken herausgebildet, mit denen die Ausdrucksabsichten einer lyrischen und modern-naturalistischen

*) Polymeter. Von Paul Ernst. Sassenbach, Berlin und Paris.

Psychologie sehr oft nichts mehr zu thun haben. Bei der Entstehung der Sprachformen lagen die Dinge, um deren Ausdruck es sich jetzt handelt, noch weltweit außerhalb des Bewusstseins, und so bildet die herkömmliche Gestalt des Satzes oft einen unerträglichen Zwang, sie presst die inneren Vorgänge in Proportionen, Rangierungen und Rhythmen, die deren eigenes Leben durchaus nicht mehr adäquat abspiegeln. Die seelische Wirklichkeit bindet sich keineswegs durchgehends an die Forderung, die ihr das rationalistische Vorurtheil aufdrängen will, sich in den üblichen Satzformen ausdrücken zu lassen. Vielmehr, je differenzierter und von der primären Verfassung entfernter sie wird, desto weniger wird man von jeder ihrer Nuancen ein erkennbares Bild in dem bisherigen logischen Satzbau entwerfen können. So mag man zunächst versuchen, diese Form zu zerbrechen und zu den Elementen zurückzukehren, um durch ihren isolierten Inhalt und Klang die Vorstellung jener individuellen Gedanken- oder Gefühlsfärbung hervorzurufen, der durch die Bindung an andere Elemente zum Zwecke des Satzes Gewalt angethan wird. Ich verhehle mir, wie gesagt, die Gefahren dieser Atomisierung der Sprache nicht, sobald nicht das gewissenhafteste Stilgefühl und der feinste Instinct für die Grenze zwischen Verständlichem und Unverständlichem sie regulieren. Aber ich muss zugeben, dass sie das — wenn auch oft untaugliche — Mittel zu einem Zweck ist, den die Discrepanz zwischen der vorschreitenden Differenzierung der psychischen Inhalte und der relativen Constanz der sprachlichen Ausdrucksformen dringlich machen oder wenigstens legitimieren kann.

Jene Vielfältigkeit und Unverbundenheit der inneren Klänge lassen es nun aber allerdings in diesen Gedichten zu keinem einheitlichen Stil kommen, den der beschreibende Naturalismus offenbar eher erlangen kann als der lyrische, weil jener doch immer ein vermittelter, das Object erst in das Subject aufnehmender ist, während dieser die ganze bunte Thatsächlichkeit des Gefühlslebens unmittelbar ausströmen lässt. So werden wir in dem Durchlesen des Buches zwischen symbolistischen und crass realistischen, sentimentalen und satirischen, rhythmischen und Rubato-Stilen ruhelos hin- und herbewegt.

Dennoch, ein so schwerer Kunstfehler dieser Mangel an Einheitlichkeit ist und so sehr er das Buch als objective Leistung herabsetzt, so wird man doch bei genauerem Hinhören eine personale Einheitlichkeit des Ganzen nicht ohne Theilnahme wahrnehmen. Diese Einheit liegt nicht in einem direct aufweisbaren Zusammenhange der Gedichte; aber indem man Stimmung und Gedanken eines jeden gleichsam über den Umfang dieser einzelnen Aeußerung hinaus verlängert, kommt man an einen Punkt, in dem alle diese Linien sich begegnen. Dieser Punkt liegt, wie gesagt, ganz außerhalb des angebbaren Inhaltes des einzelnen. Man könnte dies als den subjectiven Stil einer künstlerischen Leistung bezeichnen.

Was bedeutet es denn eigentlich, dass man einer solchen überhaupt Stil zuschreibt? Doch wohl dies, dass die Gefühle von Stimmung, Rhythmus, Lebendigkeit, die von ihren einzelnen Elementen erzeugt werden, sich zu einer Einheit zusammenfügen — einer Einheit, die nicht Gleichartigkeit, sondern eine nicht weiter beschreibliche organische Zusammengehörigkeit ist: so dass das Werk oder der Kreis von Werken seine vielfachen Bedeutsamkeiten, wie die Glieder eines Lebewesens, zu einer ihn und sich gegenseitig gleichsam durchdringenden Seeleneinheit zusammenschließt. Wenn sich so das Geheimnis des Organismus, Sinn und Zweck des Mannigfaltigsten zu dem einheitlichen Zweck des Lebens ineinander zu verweben — so dass der Begriff des Lebensgeistes nur der falsche und voreilige Lösungsversuch eines legitimen, heute noch in seiner Wunderbarkeit bestehenden Problemes war — wenn dieses Geheimnis sich an einem Objecte wiederholt, so sprechen wir ihm Stil zu. Da aber wir, die Beschauenden, diese ästhetische Vereinheitlichung vollziehen müssen, zu der die Dinge uns nur Raum und mehr oder weniger zwingende Anregung geben, so scheint es, als könnte der Punkt, in dem die Bedeutungsstrahlen des Objectes sich schneiden, in größerer oder geringerer Entfernung von ihm selbst liegen da es nun einmal nicht anders ist, als dass wir qualitativ-gefühlsmäßige Unterschiede mit Gleichnissen der Räumlichkeit ausdrücken. So unvermeidlich quillt uns oft aus dem Complex der Objecte Anweisung und Zwang, sie einheitlich vorzustellen, dass wir ihnen Stileinheit nicht weniger unmittelbar zugestehen, als wir die Farbe und die anderen Sinnesqualitäten, die doch auch nur in der menschlichen Empfindung liegen, auf sie übertragen. Manchmal aber — und zwar offenbar dann, wenn die aus den Dingen quellenden Töne und Rhythmen weit auseinanderstreben — liegt der Punkt ihrer Begegnung, falls man ihn überhaupt noch finden und deshalb dem Ganzen Stil zusprechen kann, gleichsam in weiter Distanz von jedem einzelnen: wie etwa der Generalnenner zweier Zahlen, die kein gemeinsames Element haben, von jeder derselben weit absteht. In diesem Fall scheint es uns oft, als ob die alles zusammenhaltende Einheit überhaupt nicht mehr in den Objecten selbst, sondern nur in der Seele des Künstlers läge. Die Bedeutsamkeiten und Reize der Werke greifen nicht mehr ineinander ein, sondern nur in der subjectiven, psychologisch nachgefühlten Innerlichkeit ihres Schöpfers hängen sie noch zusammen, finden sie ihre wurzelhafte, aber wie außerhalb ihrer eigenen Beschaffenheiten liegende Gemeinsamkeit. Das ist die Stileinheit des Ernst'schen Buches: wir begreifen, wie *eine* Seele so heterogene Kunstgefühle aus sich entwickeln kann, indem die logischen Widersprüche, die Anlage oder Schicksale in ihr zusammengehäuft haben, noch keine psychologischen sind. So können wir, vielleicht nur eine Seite dieser Mannigfaltigkeit objectiv schätzend, doch auch ihre anderen würdigen: wie wir einen Menschen lieben können, zuerst trotz seiner Fehler, schließlich aber, wenn uns die unlösbare Zusammengehörigkeit seiner Wesensseiten aufgegangen ist, sogar wegen ihrer.

Berlin. **Georg Simmel.**

Vom Meister des Amsterdamer Cabinets.

> Lasset uns Maien und Kränze bereiten,
> Sehet, ach sehet die fröhlichen Zeiten!
> Sehet ihr Brüder und merket hierbei,
> Welche Veränderung solches nur sei.
>
> (Aus „Des Knaben Wunderhorn."

Irgendwo flattert ein Volkslied auf und fliegt durch die Lande. Ein Handwerksbursch singt es, der des Weges kommt, ein Knappe, der im Burghof des Herrn Rüstzeug blank putzt, ein Mädchen, das im Abendschein die Wasserkrüge zum Brunnen trägt. Sie wissen nicht, woher sie es haben, aber es tritt ihnen auf die Lippen, wenn sie ein dunkles Gefühl bewegt. In den Worten finden sie seinen Sinn, in der Melodie die Befreiung. Wie eben erst entstanden, nur für sie gedichtet, scheint es ihnen und sie vergessen den, der es zum erstenmal gesungen. Sein Name bleibt unbekannt, er klingt nicht aus dem Liede. Und doch ist er unsterblich. Der Ausdruck, den er damals seinem Erlebnis gegeben, dauert für immer, und wenn Menschen an fremden Orten, in fernen Zeiten mit seinen Worten ihr Geheimnis offenbaren, dann grüßt sie seine Seele. Er ist der Künder, wo sie stumm bleiben müssten, der Deuter, wenn sie sich selbst nicht verstehen, er bringt ihnen, wonach sie schmerzlich und unbewusst ringen, das Bild ihres Seins. Darum ist er der Künstler, der ewige Erneuerer des Lebens, wenn auch jede Erinnerung an seine Persönlichkeit schwindet und sein Name untergeht.

So gibt es einen namenlosen Stecher, den man den Meister des Amsterdamer Cabinets nennt. Wenige Jahre sind es her, dass man auf ihn aufmerksam geworden, und heute scheint er der Größten einer. Die Wissenschaft müht sich, das Leben dieses räthselhaft Unbekannten zu erforschen, während seine Kunst dem Empfinden der Gegenwart auf vielen Wegen zuschwebt. Ueber seine Person müssen wir noch unsicheren Hypothesen glauben, in seiner Welt aber fühlen wir uns vertraut, wie bei unseren heimlichsten Wünschen. Als hätten sich plötzlich unsichtbare Thore geöffnet, und ein Zaubergarten, voll lichter Schönheit und süßer Heiterkeit, stiege auf, stehen wir vor den Blättern des Meisters und können den Reichthum nicht fassen. Denn einsam ragt er aus seiner Zeit, wie ein König aus armer Umgebung. Mit Stefan Lochner war, da man das Jahr 1452 schrieb, in Köln, der Stadt der viel hundert Kirchen und Kapellen, die mittelalterliche Kunst zu Grabe getragen worden. Mit silberfeinen Geigentönen zitterte die gewaltige Symphonie aus, und die schweren Glocken, die einst in die Hymnen der Mystiker geklungen, läuteten ihr das Sterbelied. Die goldenen Himmel schlossen sich, und zum erstenmal seit sie über den blauen Küsten von Hellas niedergetaucht, sollte die Sonne über der frühlingsjungen Erde emporsteigen. Eine große Epoche der deutschen Kunst hatte ihr Ende gefunden, die neue war noch nicht heraufgekommen, man stand an der Scheide zweier Zeitalter. Damals hat unser Meister am Mittelrhein gelebt. Aber keine Kunde verbürgt eine bestimmte Stadt, keine Nachricht den Einfluss eines Lehrers. Selbst Künstler einer Uebergangsperiode, zeigt er kein Zeichen des Ueberganges: während das Alte rasch zerfällt, erblüht wie eine Wunderblume seine Kunst. Unberührt von der Vergangenheit, vom Frühroth der Zukunft beschienen, fließen seine Lehrjahre, bis er sich selbst findet, plötzlich zu ungeahnter Höhe wächst, lächelnde Grazie verschwenderisch ausstreut, um dann für Jahrhunderte zu verschwinden.

Ein wundersamer Reiz liegt in der Annahme, dass der ältere Hans Memling und der junge Meister aus derselben Mainzer Werkstätte hervorgegangen sind, Memling, in dem das große Motiv des Mittelalters, wie von Flöten gespielt, weiter tönte, der in mönchischer Abgeschiedenheit vom Frieden abendstiller Klosterhöfe, vom bleichen Zauber heiliger Legenden träumte, und der Meister, ein keckes, daseinsfrohes Weltkind, das die Erde und das Leben mit heißer Liebe umfieng, dem Mädchenaugen hell wie die Sonne leuchteten. Finden sich auch bei ihm religiöse Darstellungen, so muss man sie daher an den Anfang seines Werkes setzen, in die Zeit des Beginnens, da er bei überlieferten Stoffen seine persönliche Art suchte, an feststehenden Formen seine eigene Sprache. Sie boten ihm Gelegenheit, die Technik seiner Kunst zu lernen, Landschaft und Architektur zu zeichnen, den Faltenwurf der Gewänder und den Linienfluss der Bandrollen zu studieren. Die Empfindung für den seelischen Gehalt

des Vorgangs fehlte ihm. Er hatte nicht mehr die fromme Innigkeit der Schule von Köln und noch nicht den tiefen, lutherischen Geist der nahenden Reformationszeit, in dem Dürer seine Apostel schuf und der die bisher nur naiv fühlenden Heiligen zu faustischen Denkern wandelte. In buntem Wechsel folgen Propheten und Heilandsjünger, Scenen aus dem alten und neuen Testament. Bald aber blitzt ein intimer Zug auf. Die Köpfe bekommen den scharfen Ausdruck des Porträts, die alten Legenden einen sittenbildlichen Charakter. In Johannes dem Täufer mag irgend ein Nachbar sich wieder erkannt haben, und wie Maria und Josef die heilige Elisabeth heimsuchen, müssen damals Familien zu einander gegangen sein. Einen seltsamen Contrast bilden diese schlichten Menschen zu den Palästen, welche sie bewohnen, und die Mauern mit breiten Zinnen, welche gegen die Straße abgrenzen, mochten eher zu einem adeligen Schlosse als zu einfachen Handwerksleuten geführt haben. Derselbe Hinweis auf die Zukunft ist es, der den Meister im Hintergrunde der „Anbetung der Könige“ Heerscharen mit schimmernden Lanzen und fliegenden Fahnen andeuten läßt und in seiner Vorliebe für die vornehmen Heiligen offenbar wird. Schüchtern noch, seiner frei werdenden Kunst nicht ganz sicher, sticht er den heiligen Martin, den treuen Reitersmann, der die Hälfte seines Mantels dem nackten Bettler reicht. Dann aber schafft er Georg, den edlen Ritter, in strahlender Rüstung und goldglitzerndem Helm, den jungen Helden, der den Drachen tödtet. Verschämt und hold, in jungfräulichem Schmuck, steht die erlöste Prinzessin und hält die Halfter des schnaubenden Rosses. Heiter wölbt sich der Himmel, auf hohem Fels prangt die stolze Burg, Kähne gleiten über den See und durch die Lüfte werfen sich die Vögel. Wie Freudenruf und Frühlingsjubel tönt es aus dem Blatte, denn der Meister hatte das Leben gefunden, das lockende, reiche, glänzende, wonnige Leben. Wonach er in dumpfem Drang gestrebt, das lag jetzt wie die Unendlichkeit vor ihm, schön wie am ersten Schöpfungstage. Was sündig und schlecht gewesen, wurde begehrenswert und rein, die lang verfehmte Erde zum wiedergefundenen Paradies, und wie ein Symbol darauf muthet Maria Magdalena an, die selig gesprochene Sünderin, die von jauchzenden Engeln emporgetragen wird:

„Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.“

Die Welt war entdeckt, und der Meister hatte seine Bestimmung erkannt. Aber wie ein ruheloses Meer flutete es um ihn. Immer wieder kamen neue Gesichte, neue Erscheinungen und alles wollte gefasst, alles gestaltet sein. Mit klugem Vorsatz gieng er daran, sich zuerst die harte Wirklichkeit zu unterwerfen, Typen zu schaffen, denen strenge Wahrheit Charakter gibt. Was die gewohnte Umgebung brachte und was sich durch den Alltag bewegte, hielt er fest auf seinen Blättern. Dudelsackpfeifer, die in den Schenken zum Tanze spielten, Landstreicher, die auf sonnigen Straßen zogen, Bauern, die zum Markte giengen oder vom Trunke erhitzt mit einander rangen, Mönche, die in der Zelle bei schweren Folianten saßen, und Nonnen, die den Rosenkranz beteten. Doch unwiderstehlich zog es ihn vom niederen Leben zu Glanz und Festlichkeit. Die kosende Zierlichkeit, die ihn beim losen Spiel nackter Kinder gereizt, sie fand er auch in dem höfischen Treiben der Ritterschaft, die ihre Zeit zwischen fröhlichem Waidwerk und zartem Frauendienst theilte. Er liebte diese vornehme Gesellschaft, wie ein Städter den blumigen Anger liebt, der sich an der hohen Stadtmauer hinzieht, wie ein Märchenreich, in dem die eigenen Träume verkörpert leben. Mit zärtlicher Sorgfalt gieng er ihren Wegen nach und zeichnete alles, was sie umgab, mit gleichem Fleiße und gleicher Vollendung auf, die Natur und die Thiere, die Gewänder und Waffen, er wurde ihr treuester Schilderer. Es lag so viel Schwung in den Bewegungen, so viel Kühnheit auf den Gesichtern, wenn die geharnischten Kämpfer im Turnier auseinander prallten, es war das Zeichen zu lustig lautem Beginnen, wenn das Horn zum Jagen rief. Losstürmten die bellenden Rüden, erschreckt huschte das gehetzte Wild über Hecke und Dickicht und hinterher, auf fliegendem Ross, die frohen Waidgesellen. Und die stillere Jagd, an der die Frauen theilnahmen, wo man den Falken steigen ließ. Da wurde gelacht und geplaudert, Scherzworte flogen auf und heimliche Blicke warben. Das war des Meisters eigenstes Gebiet, hier enthüllte sich seine Poetenseele, sein Minnesängerthum. Unnennbare Grazie und holdeste Verträumtheit umzittert die Scenen, und leise steigt die Erinnerung an die Bilder der alten kölnischen Schule auf. Nur diese kindlich schönen Visionen der erdentrückten Träumer haben ähnlichen Duft. Aber die weltflüchtige Stimmung durchweht hier der Purpurhauch des Lebens. Den fernen, blauen Himmel hat der Meister auf die grünende Erde gesetzt, Maria und die Heiligen zu verlangenden Menschenkindern gemacht, und die Schönheit, die jenen die Gottesverehrung verliehen, danken diese dem Glauben an ihre heiße Jugend. Wie weißer, leichtfüßiger Reigen schlingt es sich durch die Blätter. Auf sonniger Au, in modischen Trachten, mit Schnabelschuhen, den Goldreif im Haar, haben sich Knaben um eine rosige Jungfrau geschart, um zu spielen. Die Traute weiß sich der Burschen gar nicht zu erwehren, die näher und näher rücken, um ihre Karten zu sehen. Es geht ihr wie dem armen Knaben, der zwischen zwei Mädchen sitzt, die mit Liebesliedern um seine Gunst werben und während er sein Haupt an die Schulter der einen legt, schalkhaft lächelnd der anderen die Hand drückt. Dieser herzlich schelmische Humor aber schwindet, wenn das Paar sich endlich gefunden. Wortlos sitzen sie dann nebeneinander, halten sich umschlungen und sind glücklich. Blühende Nelken wiegen sich auf dem Geländer. Und wie ein Räthsel hebt es sich aus der maienhellen Herrlichkeit. In die liebe, deutsche Thalfriedlichkeit rauscht etwas von der ewigen Sonne des Südens. In ihrer geistigen Anmuth und schwärmerischen Klarheit erinnern die Jünglingsköpfe an jene, die ungefähr zur selben Zeit der Hehrste aller Künstler weit unten in Italien schuf. Man muss — eines der seltsamsten Probleme der Kunstgeschichte — beim Meister des Amsterdamer Cabinets an Lionardo denken.

Die peinliche Beobachtung der Wirklichkeit und das graziöse Erzählen vom funkelnden Glanz des Lebens füllten nicht des Meisters ganze Thätigkeit. Er trug eine Welt in sich, in der Gedanken wohnten, die den Zusammenhang der Dinge wussten und ihren inneren Wert. Hatte er das Königsscepter zum Preise lichter Schönheit geschwungen, konnte er doch auch silberne Schellen erklingen lassen, die wie kichernder Spott lachten und dort gerade tönten, wo er anfangs in reinem Glück gefeiert. Die dunklen Flecken auf manchem adeligen Schild, die kleinen Lächerlichkeiten der Liebe waren ihm nicht entgangen, und auch dafür hatte er ein Lied. Einem ahnenstolzen Edelknaben gab er missduftenden Knoblauch, einem niedlichen Ritterfräulein dicken Rettig in das Wappenschild und ertheilte kraft unumschränkter Künstlermajestät seinen bürgerlichen Genossen, selbst den ehrlosen Gauklern, ein Adelszeichen mit den Emblemen ihrer mühevollen Arbeit. Nicht immer galt für ein Menschenpaar das glühende Hohelied. Wie mit Geißelhieben hingeworfen wirken diese Blätter, auf denen sich ein blutjunges Ding einem Greis, ein schlanker Bursche einer Matrone verkauft. Die Schärfe ward blitzender, die Ironie prickelnder, die ganze Auffassung tiefer, wollte er von der Macht des Weibes sprechen, und etwas von nervöser, fast dämonischer Phantastik fließt in die Stiche, die an die modernsten Zeichner, an Jean Veber, gemahnen. Ein versprechender Blick zwingt den klugen, weisen Salomo vor einem Götzenbilde zu knien, und auf Aristoteles reitet lächelnd eine reizende Hetäre. Auf allen Vieren kriecht der gewaltigste Philosoph der Menschheit, ein Band hat ihm Phyllis durch den Mund gezogen und mit einer Peitsche treibt sie ihn vorwärts. — Der Meister stand auf dem Höhepunkt seines Schaffens. Was er geliebt, hatte er spielend überwunden, wo er gezürnt, hatte er lachend verstehen gelernt. Schrankenlos war jetzt sein Reich, vom Himmel zur Erde schlug sein launiger Witz die leichten Brücken, überall sollte sie herrschen, seine jugendherrliche Königin, die Phantasie. Da tauchen fremde Bilder auf, wie schleichende Schatten. Durch den Wald sieht er ein nacktes Weib auf einer Hirschkuh jagen, aus Dämmerschleiern sich die Gestalt eines wilden Mannes auf einem Einhorn weben. Auf nächtlicher Haide stellen sich drei mächtigen Herrschern drei Todtengerippe entgegen, auf deren Schädeln gleißende Kronen bleichen. Sie mahnen die stolzen Reiter: sie waren auch einmal, was diese heute sind. Durch sommerliches Blühen schreitet ein Jüngling, Rosen im Haar, zum Feste. Aber still und ernst tritt der Tod hinzu und legt ihm die kalte Hand auf die Schulter.

War es der Meister selbst, dem er so rasch genaht?

Sein Todesjahr ist unbekannt. Wie er erschienen, verschwand er auch, ein verfrühter Sommervogel, der von Maienseligkeit gesungen, als noch der Reif auf den Blüten lag. Und immer kommt mir die ungewisse Empfindung und läst sich nicht verscheuchen, dass er jung, allzu jung gestorben ist.

Breslau. **Hugo Haberfeld.**

Antwort.

O die Briefe, die man in unserem Geschäfte bekommt: Warnungen, Schmähungen, Huldigungen! Aber man wird gelobt und es freut einen nicht, man wird beschimpft und es thut einem nichts. Die Leute sind doch alle zu weit weg von dem, was man selber will und muss. Selten ist es, dass man zu danken oder sich zu vertheidigen oder beides, dass man zu antworten hat. In diesem guten Falle bin ich heute. Eine Zuschrift erlaubt mir, mich doch einmal auszusprechen über mich selbst.

Es ist mir geschrieben worden: „Manchmal kommt mir vor, Sie vergeuden das Bessere für das Schlechtere; manchmal, Sie rühren soviel Sachen an, dass Sie sich zum Schluss selbst nicht auskennen und wieder unwahr und ungerecht werden müssen, um nur nicht den Kopf zu verlieren. Vielleicht muss immer einer, der produciert und folglich im Grund nur auf eine langsame pflanzenähnliche widerspruchslose Entwicklung, nämlich seine eigene, zu achten hat, immer ungeduldig werden, wenn er einem anderen zuschaut, der mit vielen fremden Entwicklungen jongliert, wie Sie einer sind. Es ärgert mich das ganze Jahr über ein bissl, dass Sie so gern und oft über den Tendenzen das Resultat vergessen. Sie protegieren fortwährend Tendenzen: es kommt aber doch auf die Einzelnen an. Freilich aber wieder nicht so, dass die Indivi-

dualität eine Entschuldigung für alle schlechten Resultate sein sollte (denn das ist Ihr zweites Steckenpferd), sondern auf das, was der einzelne ist und hervorbringt, oder auf productive Individualität kommt es an, nicht auf Möglichkeiten, die zu nichts führen, und nicht auf isolierte Tendenzen, hinter denen kein Wesen steckt. Sie werden lachen, denn Sie wissen das so gut wie ich. Aber was Sie aufschreiben, ist fast immer Gewicht in die entgegengesetzte Wagschale."

Darauf habe ich zu antworten:

Wir haben beide recht, mein liebes Kind. Sie haben recht, weil Sie ein Jüngling sind, und ich habe recht, denn ich bin ein Mann geworden. Das ist unsere ganze Differenz. Sie wähnen jetzt noch, allein auf der Welt zu sein, nur um Ihretwillen, und wollen für sich selbst leben, nur um Ihres Lebens willen, nur zur Darstellung Ihres Wesens, diese muss Ihnen ja das Theuerste sein. Aber der Mann hat gehorchen gelernt: er entsagt sich, er weiß, dass er nicht allein ist; er hat eine andere Leidenschaft: er will helfen, will wirken. Er fühlt, dass die Welt nicht da ist, um sein Mittel zu sein, sondern er für sie, um ihr Diener zu werden. Jetzt lachen Sie freilich noch, das zu hören, aber warten Sie nur, wie Sie es lernen werden: denn das Leben gibt nicht nach. Dann werden Sie, gern oder gewaltsam, dort ankommen, wo ich seit fünf Jahren bin: einzusehen, dass wir nichts sind, wissentlich oder nicht, als Gehilfen an den Werken des Schicksals, arme Agenten seiner ewigen Macht. Damals habe ich angefangen, von mir ab auf die Menschen hin zu sehen, um mein Vaterland zu fragen und die Stimme unserer Noth zu hören, die ruft, wohin wir sollen. Wer bin ich, was kann ich, wo darf ich nützen? Dies zu finden macht das ganze Leben des Menschen aus: wohin er gehört, wie er wirken kann und was seine Rolle ist. Die sich wehren und widersetzen wollen, weil ihnen das Eigene wichtiger ist als das Ganze, sind die Tragischen, sie müssen gebrochen werden. Wer aber seine Kraft gemessen hat und erkennt, wohin er mit ihr treten soll, ist gefeit, es kann ihm nichts mehr geschehen: weil er nothwendig geworden ist. Nothwendig werden, seinen Platz finden, seine Rolle wissen, dies ist alles.

Aber wo ist unser Platz in Oesterreich? Was ist unsere Rolle? Welches Werk sollen wir schaffen helfen? Das kann jeder nur aus sich erfahren. Es ist nicht für den Verstand zu beweisen, sein Gefühl muss es ihm sagen. Sehe jeder nur mit Ernst und Treue unser Vaterland an und höre sich! Ist es wahr, dass wir am Ende sind und uns nichts mehr vergönnt werden kann als die Schönheit von Sterbenden zu haben? Ja das glauben viele und die müssen sich abwenden von den Thätigen; lassen wir sie noch einmal herüber grüßen und mit einer edlen Geste zum Tode gehen! Aber ich glaube das nicht. Ich will nicht. Ich glaube, dass wir leben werden. Ich glaube, dass wir an einem Anfang sind. Ich glaube, dass wir ein neues Oesterreich bereiten sollen. Schon fühle ich es in unseren Menschen wie an Bäumen im Frühling sich regen, ich höre eine ungeheure Sehnsucht pochen, Männer sehe ich vor mir, bereit, alles dafür zu wagen, und gewiss, dass es nicht umsonst sein wird. Ich bin gewiss, dass wir berufen sind, unserem alten Volkswesen eine neue Form zu geben: unsere österreichische Cultur zu schaffen. Das müssen Sie mir gelten lassen, sonst leugnen Sie mir mein Leben ab.

Eine österreichische Cultur! Damit ist mein ganzes Thun bestimmt. Sie ist mein Gesetz. Von ihr leite ich alles ab. Nun werden Sie gleich einsehen, warum ich „fortwährend Tendenzen protegiere", warum ich manchmal „schlechte Resultate" mit ihrer „Individualität" zu „entschuldigen" bereit bin und warum ich manches Werk hinnehmen muss, von dem ich schon auch weiß, dass es anders sein könnte und besser sein sollte.

Mein Gesetz ist, dass Jeder von uns helfen soll, unsere österreichische Cultur bereiten. Ziehen Sie seine Folgen! Das erste ist, dass wir, wie mit einer Mauer, die abhalten müssen, welche uns, durch Zweifel oder Furcht, an unserer Arbeit irre machen können; ich hasse die „gescheiten Leute", die verneinen. Wer nicht an unser Werk, nicht an unser Leben glaubt, darf nicht in unsere Nähe gelassen werden. Ich wehre ab, was mir unösterreichisch scheint oder keine Kraft und keinen Muth zum Leben hat. Das zweite ist: unsere Arbeiter bei Lust und Laune zu erhalten. Ich rufe ihnen zu, ich singe ihnen vor. Das sind die „Tendenzen", die ich „protegiere!" Sie dürfen nicht müde werden, dazu muss ich meine Militärmusik machen. Das dritte ist: vor allem muss einmal die Arbeit gethan, das Werk gebaut, die Functionen einer neuen Cultur müssen eingeübt werden, um des Thuns, um des Bauens, um des Uebens willen, damit nur überhaupt doch endlich einmal gethan, gebaut, geübt wird, so gut oder so schlecht es eben geht. Das „Alles oder Nichts" des Ibsen ist falsch für uns; für uns ist das Schlechte immer noch besser als nichts: schaffen, irgend etwas schaffen, das Geringste schaffen, müssen wir erst wieder lernen. Wir sind arme Leute, wir haben nicht viele Kräfte, wir dürfen nicht wählerisch sein: vor allem muss einmal begonnen werden, da muss uns jeder recht sein. Wenn mir einer einen Sessel bringt, einen naiv wienerischen Sessel, den er gemacht hat, wie gut man es bei uns halt kann, aber dabei treuherzig unseren österreichischen Geschmack ausdrückend, so weiß ich auch, dass es englische Sessel gibt, die schöner sind, aber dieser Wiener ist mir lieber: denn zuerst muss einmal bei uns wieder geschaffen werden, meinetwegen sogar schlecht, nur so können wir lernen, es später besser zu machen. Lassen Sie es mich in meinem alten Bilde vom Theater sagen: Unser Stück einer neuen österreichischen Cultur muss vor allem einmal aufgeführt werden, da theilt man die Rollen an die Nächsten aus, später wird es schon auch noch gut gespielt werden, hoffentlich.

Später, wenn unser Stück nur erst einmal geht und Sie selber mit dabei sein werden, dann werden Sie über manches anders denken und auch, lieber Freund, gerechter über mich, den armen Inspicienten, der seine Plage mit den ersten Proben gehabt hat.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Es hat sich allmählich in Oesterreich die vom landesüblichen Pessimismus angekränkelte Anschauung eingebürgert, dass unsere Ministerpräsidenten talentlose Leute seien. Dem ist aber nicht so. Zum Regieren gerade haben sie allerdings kein Talent. Es kann ja auch nicht jeder Mensch zu allem Talent haben. Aber Talente haben unsere Ministerpräsidenten, das ist gewiss. Fürst Windischgrätz war ein vorzüglicher Stimmenimitator, Graf Badeni war ein amüsanter Anekdotenerzähler und Graf Thun — nun, das weiß man Gott sei dank schon — Graf Thun ist ein virtuoser Coriandoliwerfer.

*

Fürst Windischgrätz und Graf Badeni waren schüchtern genug, ihre eigentlichen Talente zu verbergen. Man hat nie davon gehört, dass etwa Fürst Windischgrätz bei der „Waldschnepfe" als Stimmenimitator oder Graf Badeni im Café Abeles als Anekdotenerzähler aufgetreten wäre. Die Folge davon war, dass das weitere Publicum, welches diese Talente nie zu bewundern Gelegenheit hatte, die betreffenden Ministerpräsidenten für talentlose Leute hielt. Mit diesem alten Zopf hat Graf Thun energisch aufgeräumt. Im Interesse des Ansehens des österreichischen Ministerpräsidiums hat er sich entschlossen, sein Talent der Welt zu zeigen. Wer noch an der überkommenen Anschauung festhält, dass der österreichische Ministerpräsident ein talentloser Mensch sein muss, kann sich jeden Abend im Prater vom Gegentheil überzeugen. Die von ihm mit den Coriandoli beworfenen Damen sind schon heute, wo Graf Thun kaum vier Monate im Amte und „Venedig in Wien" kaum zwei Monate im Betrieb ist, einmüthig der Meinung, dass Graf Thun der beste Coriandoliwerfer unter allen Staatsmännern und der bedeutendste Staatsmann unter allen Coriandoliwerfern ist. Graf Thun hat es besser als seine Vorgänger verstanden, seinen Ehrgeiz zu befriedigen.

*

Fürst Windischgrätz und Graf Badeni begiengen die Verkehrtheit, öffentlich zu regieren und ihr eigentliches Talent im Privatleben zu verbergen. Graf Thun dagegen übt das Regieren nur im Geheimen, das Coriandoli-Werfen dagegen öffentlich aus.

*

Um nun von der öffentlichen zur privaten Thätigkeit des Grafen Thun überzugehen, so muss vorab bemerkt werden, dass über seine weiteren politischen Pläne der Oeffentlichkeit absolut nichts bekannt geworden ist, sowie auch seine bereits gescheiterten politischen Pläne der Oeffentlichkeit vorenthalten geblieben sind. Nur die indiscreten Wiener Correspondenten der czechischen Blätter verrathen ab und zu ein Wörtlein darüber. Nach ihren Mittheilungen soll es im Ministerium zwei Parteien geben, die eine, welche für die Aufrechterhaltung, die andere, welche für die Aufhebung der Verfassung ist. Der letztgenannten Partei gehört auch der Landwirtschaftsminister Baron Kast an. Natürlich, weil es eine Rosseur wäre.

*

Wenn Prinzen ihr Examen ablegen sollen, haben die Lehrer ihre liebe Noth, die Prüfungsfragen so leicht zu formulieren, dass ihre hochgeborenen Candidaten nicht in Verlegenheit kommen. Aehnlich sind jetzt alle codificatorischen Genies der Monarchie damit beschäftigt, eine solche neue Verfassung auszuklügeln, die selbst dem Grafen Thun das Regieren nicht zu schwer machen würde. Die diesbezüglichen Anstrengungen sind leider bisher ohne Erfolg geblieben. Die Codificatoren trauen sich mit ihren Verfassungsprojecten nicht hervor, weil sie fürchten, dass auch bei der denkbar leichtesten Verfassung der Graf Thun noch immer durchfallen könnte. Und das wäre doch eine furchtbare Blamage. Da ist es vielleicht schon ehrenvoller, wenn er unter der alten Verfassung — durchfällt.

*

Die eigentliche Schwierigkeit der Situation — so schrieb unlängst der jungczechische Abgeordnete Dr. Stransky — liegt in Budapest. Graf Thun nämlich wäre ganz gerne bereit, den ungarischen Ausgleich, auf Grund der Stransky'schen Interpretation, mit dem § 14 zu machen. Doch der Baron Banffy will diese Interpretation nicht annehmen. Wenn die Dinge so stehen, so ist doch der Ausweg aus dieser vertrackten Lage klar, und es wundert mich, dass noch niemand darauf gekommen ist: Man ernenne einfach den Dr. Stransky zum ungarischen Ministerpräsidenten, und der § 14-Ausgleich ist beiderseits perfect.

*

Wie wir hören, steht ein neuer Cyclus von unverbindlichen Besprechungen bevor. Graf Thun will, wie das alle großen Staatsmänner in kritischen Momenten zu thun pflegen, von den widerhaarigen Abgeordneten an die Wähler appellieren. Aber nicht, wie andere Staatsmänner, durch Ausschreibung von Neuwahlen. Sondern: Graf Thun beabsichtigt jetzt in unverbindliche Besprechungen mit den Wählern selbst einzutreten. Er wird jeden Tag zehn Wähler empfangen und mit ihnen über die Lage conferieren. Sobald er auf diese Weise mit sämmtlichen Wählern der im Reichsrathe

vertretenen Königreiche und Länder gesprochen haben wird, gedenkt er, seine weiteren Entschlüsse zu fassen. Nur nichts überhasten!

•

Der Handelsminister Dr. Baernreither ist ein origineller Kopf. Solange er bloß als Abgeordneter fungierte, war er streng Regierungsmann. Seitdem er selbst Minister spielt, ist er in die Opposition gegangen. So oft er jetzt nur den Mund in der Oeffentlichkeit aufthut, fordert er „die Regierung“ auf, das Geeignete zu veranlassen u. s. w. So auch jetzt bei der Eröffnung des neugeschaffenen Industrieraths. Da fordert er die Regierung auf, sich in Sachen des ungarischen Ausgleichs „nicht länger passiv zu verhalten“. Der Minister aber, der bisher nur durch seine Passivität in Ausgleichssachen geglänzt hat, ist eben der Herr Dr. Baernreither. Offenbar tadelt er sich selbst, damit ihn die anderen nicht tadeln, in der richtigen Erwägung, dass ein Wort aus seinem Mund viel weniger gilt als ein Wort von anderen. Ein origineller Kopf das!

•

Was die Hebung des Exports betrifft, verspricht sich Dr Baernreither sehr viel von dem Plan, dass mit jedem Kriegsschiff ein industrieller Fachmann zu commerciellen Studienzwecken mitfahren soll. Dadurch wird bis zu einem gewissen Grad der überseeische Absatz österreichischer Industrieproducte sicherlich gehoben werden Denn es ist zweifellos, dass dann z. B. um so viel Gießhübler mehr abgesetzt werden wird, als eben gerade dieser industrielle Fachmann auf seiner langen Studienreise an Bord des Kriegsschiffes verbraucht.

•

Herr Dr. Baernreither sprach auch von „einem neuen wohlwollenden Geist in der Verwaltung“. Sollte er damit die jährlichen 40 Millionen neuer Consumsteuern gemeint haben, die im Ausgleich unser harren? Oder etwa gar einen neuen 30 Millionen-Nachtragscredit?

•

Der Herr Baron Leitenberger hat in seiner unvermeidlichen Rede im Industrierath das große Wort ausgesprochen, dass „der Name Baernreither einen großen Merkstein in der Geschichte unseres Handelsamts bilden wird,“ „weil von nun an eine ganz andere Strömung in der Verwaltung herrschen wird als bisher“. Das hat der Baron Leitenberger noch so ziemlich von jedem neuen Handelsminister vorausgesagt. Leider ist seine Voraussagung noch nie eingetroffen. Wenn einmal wirklich endlich ein tüchtiger energischer Handelsminister käme, das erste, was er zu thun hätte, wäre, dass er sich die Vorausbelobigung vom Herrn Baron Leitenberger verbitten müsste, auf dass er mit seinen Vorgängern nicht verwechselt werde.

•

Der Industrierath hat zwar noch nichts für die Industrie, wohl aber schon etwas für einige Industrielle geleistet. Jedes der zahlreichen Mitglieder des Industrierathes erhält nämlich aus der Staatscasse den Betrag der Eisenbahnreise 1. Classe von seiner Fabrik nach Wien und acht Gulden Diäten ausbezahlt. Für einen Herrn, wie Baron Leitenberger, macht das eine Staatssubvention von ungefähr 75 Gulden aus. Die Eröffnungssitzung des Industrierathes kostet etwa 4000 Gulden Der Austausch der Höflichkeiten zwischen Herrn Dr. Baernreither und Baron Leitenberger ist damit gewiß nicht zu hoch bezahlt.

•

Man war lange im Zweifel darüber, welcher unter allen österreichischen Staatsanwälten der tüchtigste ist. Jetzt weiß man's: der Staatsanwalt von Bozen. Ihm ist gelungen, was vor ihm noch keiner zustande gebracht. Den Leitartikel „Galizische Regierungskünste“, der unbehelligt in Nr. 197 der „Zeit“ in Wien erscheinen und von dort aus in zahlreichen böhmischen, mährischen, selbst galizischen Provinzblättern nachgedruckt werden durfte, hat er in der „Bozener Zeitung“ confisciert. Und das gleich wegen fünf Stellen. Der Bozener Staatsanwalt kann nach dieser Monstre-Leistung ruhig schlafen. Er hat den — polnischen Staat gerettet. Leider vorerst nur im Land Tirol. Dem verdienstvollen Manne wäre eine Beförderung zu wünschen, und zwar nach Galizien. Dort gehört er hin.

Kr

Volkswirtschaftliches.

Seit der ersten officiösen Ankündigung der Actien-Gesetzreform hat man wenig mehr von der Angelegenheit gehört. Nur ein vom Finanzministerium ausgearbeitetes Memorandum darüber ist bekannt geworden und auch dieses hat über die angestrebte Reform nicht viel Neues gebracht. Ein Punkt muss aber besprochen werden, solange es noch Zeit ist. Als Grundlage der Reform ist die Aufhebung des Concessionszwanges gedacht, an dessen Stelle eben strenge Rechtsvorschriften treten sollen. Das ist der gesunde Kern der Reform. Statt der aufsichtsbehördlichen Willkür das Recht und Gesetz. Aber die auf der einen Seite hinausgeworfene Willkür darf nicht bei der anderen Thüre wieder hereingeschmuggelt werden. Statt der aufgehobenen Concession der Actiengesellschaft darf nicht die Concessionspflicht des Gewerbes treten, respective eine Ausdehnung erfahren. Die Concessionspflichtigkeit des Gewerbes soll nur dort verlangt werden, wo aus sicherheits- oder sanitätspolizeilichen oder ähnlichen Gründen eine behördliche Prüfung nöthig ist. Die Prüfung muss aber nach genauen Normen genau umschriebene Punkte, in erster Linie materielle Gesichtspunkte, betreffen; die Concessionierung darf nicht je nach der einschreitenden Person gewährt oder verweigert werden. Sonst ist der Willkür wieder Thür und Thor geöffnet. Das Memorandum kündigt aber an, dass das Banquiergewerbe concessionspflichtig gemacht werden soll. Es ist klar, dass dabei keinerlei materielle Momente in Frage kommen werden, sondern nur die ansuchenden Personen. Nach welchen Gesichtspunkten soll die Concessionierung für Banken ertheilt werden? Wenn strenge Gründungsvorschriften und strenge Geschäftsgebarungsnormen gesetzlich festgelegt sind, dann soll Banken gründen können, wer da will; es ist ohnedies kein Ueberfluss daran in Oesterreich. Die Behörde wird nicht erkennen können, ob der Gründer anständig und solid ist oder nicht; sie ist auch gar nicht dazu berufen. Was für Banken gilt, trifft ebenso für die Privatbanquiers und Börsencomptoirs zu. Will man etwa einen Befähigungsnachweis verlangen? Etwa, ob der Betreffende gut zu „schneiden“ versteht, oder gute „Tips“ zu geben vermag? Das einzige, was bei der Concessionierung von Börsencomptoirs noch Sinn hätte, wäre, dass man Gewohnheitsausgleicher und Schwindler von dem Gewerbe ausschließen sollte. An Börsenplätzen wäre das Sache der Vorstände der Börsen, von welchen endlich strenge Zulassungsbedingungen und Ausschließungsnormen aufgestellt werden sollten. Mit der Actienreform muss vernünftigerweise die Börsenreform Hand in Hand gehen. Und in der Provinz könnte eventuell die politische Behörde Personen, welche an einer Börse oder dem Publicum gegenüber ihre Verpflichtungen nicht erfüllt haben, oder sich eines Vertrauensmissbrauches schuldig gemacht haben, die Erlaubnis zur Ausübung des Banquiergewerbes entziehen oder verweigern. Aber eben nur aus solchen Gründen. Ein allgemeines Concessionsverweigerungsrecht ohne Angabe von Gründen wäre kein Fortschritt, sondern eine Verschlechterung, gegen die protestiert werden muss.

r. i.

Bücher.

Der Werdegang des deutschen Volkes. Historische Richtlinien für gebildete Leser von Otto Kaemmel. Zwei Theile. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1896 und 1898.

Der in Fachkreisen durch Forschungen auf dem Gebiete der älteren deutschen Geschichte und dem großen Publicum als Bearbeiter von fünf Bänden der neuen Auflage von Spamers Illustrirter Weltgeschichte bekannte Verfasser bietet in diesen zwei schmucken Bändchen eine originelle und sehr schätzenswerte Leistung. Der „Werdegang“ kann Gymnasiasten und Studenten als Leitfaden zum Repetieren empfohlen werden, weil er die Hauptereignisse erzählt und ihren Zusammenhang klar hervortreten läst, und er ist doch kein dürrer Leitfaden und noch weniger eine trockene Chronologie, sondern eine Sammlung lebensvoller Bilder. Und er enthält alle Elemente einer Culturgeschichte, ist aber dennoch keine, da er alle diese Elemente seinem politischen Zweck unterordnet. Der Zweck ist, wie schon der Titel ankündigt, ein patriotischer, und zwar wird der Patriotismus des Verfassers durch seine Verehrung Bismarcks charakterisiert. Aber die Entschiedenheit seines protestantisch-preußischen Deutschthums beeinträchtigt seine Objectivität nur in wenigen Einzelheiten von untergeordneter Bedeutung und hindert ihn nicht, allen Nationalitäten und geistigen Strömungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auch ist er kein fanatischer Kleindeutscher, sondern schließt einerseits die Deutschen Oesterreichs in den Begriff des deutschen Volkes ein und erkennt anderseits an, dass es sich in der nächsten Zukunft um die „Sicherung des deutschen Antheils an der Weltherrschaft der weißen Rasse“ handelt. Ob nun gerade der jetzt eingeschlagene Seeweg der richtige Weg zu diesem Ziele ist, das wird ja der Erfolg lehren. Dass Darstellung und Sprache mustergiltig sind, braucht man solchen Lesern, die Spamers Weltgeschichte kennen, nicht besonders zu sagen.

—t—

Prof. Dr. Carl Reinecke: Die Beethoven'schen Clavier-Sonaten. Separatabdruck des XII.—XV. Briefes. (Die fünf letzten großen Sonaten.) Leipzig. Gebrüder Reinecke.

Mit dieser Schrift ist Reineckes Werk über Beethovens Clavier-Sonaten zum Abschluss gelangt. Es ist immer eine missliche Sache, Lehren und Rathschläge für den praktischen Spieler schriftlich zu geben, denn schon durch diese Form erhält so mancher Wink, der im Leben lediglich den Charakter eines rein individuellen, nur al hoc bestimmten Behelfes hat, eine zu objective, zu sehr gesetzmäßige Form. Ich bin daher im allgemeinen kein Freund einer in Buchform gegebenen Spielanleitung, weil sie einerseits zu starr und objectiv ist und deshalb anderseits manches unterdrücken muss, was bei mündlicher Unterweisung gestattet wäre. So würde ich es nie wagen, schriftlich und in Noten eine erleichternde Aenderung einer Phrase Beethovens vorzuschlagen (p. 87), weil ich den Schüler gar nicht auf den Gedanken kommen lassen möchte, dass es so etwas wie eine erlaubte Erleichterung für den praktischen Spieler geben kann; aber ich gebe zu, dass die Kunst deshalb nicht zugrunde gehen wird, wenn ein Lehrer einmal einen bestimmten Schüler, von dem er ohnehin weiß, dass er innerhalb seiner vier Wände bleibt, einen derartigen Rath gibt. Man muss übrigens sagen, dass Reinecke den denkbar liebenswürdigsten und bescheidensten Ton anschlägt, um auch solchen Regeln den subjectiven Charakter zu lassen und die Härte des Gesetzes zu nehmen. Dass historische und rein formelle Erklärungen des Baues der Sonaten erwünscht und in Reineckes Auffassung auch sehr willkommen sind, wird jeder wissen, der ihn als mustergiltigen Interpreten classischer Tonwerke gehört hat.

R. W.

Emil Marriot: Auferstehung. Roman. Berlin, 1898. Freund und Jeckel.

Ein seichter Gesellschaftsroman, ein Buch, wie man es auf Commando schreibt: gefühllos, an jenen berechneten Effecten reich, die doch den Kenner so sehr kühl lassen, von einer unwahrscheinlichen und pathetischen Handlung und einem Stil, dessen Nüchternheit und Bildlosigkeit jedem Criminalroman aus berüchtigten Journalen Ehre machen würde. Ein Buch im ganzen, von dem man nicht weiter sprechen dürfte, wenn nicht der Autor das Unglück gehabt hätte, von einigen schlecht unterrichteten Leuten ernst genommen zu werden, ja auf ein gewisses Piedestal gehoben zu werden, so dass es erforderlich ist, den ihm zugehörigen Platz zu präcisieren. Nichts ist peinlicher und zieht üblere Folgen nach sich, als über seine Verhältnisse zu leben, über den Fonds von Können hinaus schaffen zu wollen, mit ungerechtfertigten Prätensionen kurzsichtige Augen zu täuschen. Aller Credit muss dabei zum Teufel gehen. Aber so macht es Emil Marriot, eine Dame. Sie glaubt Verbrecherpsychologie zu geben, wo sie nur Verbrecherromantik gibt, sie schreibt einen schwülstigen und im niedrigsten Sinne „spannenden“ Roman („Seine Gottheit“), in

dem ein Criminalfall menschliche Züge erhalten soll, in dem die Liebesleidenschaft nicht geschildert ist, sondern in einer aufgeregten Weise beschrieben wird, sie macht das alles sensationell und mit der platten Geschicklichkeit des Handwerkers, sie führt ihren Helden zu einem elenden Ende und so erfreut ist sie durch diesen Wirbel von Geschehnissen, dass sie sich nicht genug thun kann und diesen „Helden“ wieder aus dem Gefängnis auferstehen lässt. Und sie schreibt ein neues Buch „Auferstehung“, dessen Handlung an Geschmacklosigkeit und Verzerrtheit, an Unnatur und Effectlüsternheit in gleicher Weise abstoßend und betrübend wirkt.

J. Wa—n.

Lieder von Walther von der Vogelweide. Ins Neudeutsche übersetzt von Wolrad Eigenbrodt. Halle, Max Niemeyer. 1898. 96 Seiten.

Wahre Poesie bleibt ewig jung. So wird man auch immer den großen Minnesänger des deutschen Mittelalters lesen. Vorliegende Auswahl seiner besten Lieder ist darauf berechnet, dem des Mittelhochdeutschen Unkundigen einigermaßen den Zauber des Originals zu ersetzen. Sie schmiegt sich möglichst genau der ursprünglichen Form an und verräth dadurch eine erstaunliche Gewandtheit in Beherrschung der Sprache. Es ist gewiss leichter neue Verse zu machen als so zu übersetzen. Daher sei das schön ausgestattete kleine Büchlein allen warm empfohlen, welche das Original nicht lesen können und doch Herrn Walther kennen lernen wollen. Wir leben in einer Zeit, die mehr als je Sinn und Verständnis hat für das Mittelalter. Daher sind Erneuerungen wie die vorliegende oder die Uebersetzung Wolframs durch Hertz so verdienstlich. Möchten doch bald andere ähnliche Versuche folgen!

Dr. Grävell.

Elisée Reclus: L'évolution, la révolution et l'ideal anarchique. Paris, P. V. Stock, éditeur. 8, 9, 10, 11 Galerie du Théatre Français. Palais Royal. 29? Seiten.

Es ist nichts leichter, als einen Idealisten „Ideolog“ schimpfen. Aber mag die materialistische Geschichtsauffassung einen noch so großen Theil der Wahrheit enthalten: die ganze Wahrheit ist sie auf keinen Fall. Und darum ist der Idealismus von Elisée Reclus nicht nur eine ästhetisch wohlthuende Erscheinung, sondern er wirkt in gewissem Sinne auch culturfördernd. Bekanntlich huldigte Bakunin ebensogut wie Marx der materialistischen Geschichtsauffassung, nur wesentlich consequenter; der anarchistische Priestersohn Elisée Reclus aber schleudert ganzen Generationen materialistischer Socialisten das heldenkühne Paradoxon entgegen: „C'est la sève qui fait l'arbre et qui lui donne ses feuilles et ses fleurs; c'est le sang qui fait l'homme; ce sont les idées qui font la société.“ Von einer solchen Anschauung ausgehend, kann man sich leicht über nationalökonomische Schwierigkeiten hinwegsetzen, man kann die Nationalökonomie überhaupt als „prétendue science“ beiseite werfen. Dementsprechend ist denn auch, was Elisée Reclus über den wirtschaftlichen Befreiungskampf der arbeitenden Classen zu sagen weiß, fast ebenso mager und unzureichend, als was das Erfurter Programm drüber sagt. Aber der Idealismus des großen Geographen hat doch auch seine fruchtbaren Seiten. Wie erquickend wirken zum Beispiel angesichts des energielähmenden Fatalismus, auf den man so oft in Marxistenkreisen stößt, Sätze, wie der folgende: „Si d'une part nous voyons l'homme isolé soumis à l'influence de la société tout entière avec sa morale traditionelle, ses religions, ses politiques, d'autre part nous assistons au spectacle de l'individu libre qui, si limité qu'il soit dans l'espace et dans la durée des âges, réussit néanmoins à laisser son empreinte personnelle sur le monde qui l'entoure, à le modifier d'une façon définitive par la découverte d'une loi, par l'accomplissement d'une oeuvre, par l'application d'un procédé, quelquefois même par une belle parole que l'univers n'oubliera point“. Diese maßvolle aber entschiedene Bejahung der Schöpferkraft des einzelnen ist doppelt wertvoll im Munde eines überzeugten Communisten. Und wenn Elisée Reclus ein in den Straßen von Brüssel erlauschtes Arbeiterlied citiert:

„Nègre de l'usine,
Forçat de la mine,
Ilote des champs,
Lève toi, peuple puissant:
Ouvrier, prends la machine!
Prends la terre, paysan!“

und nun daraus den Schluss zieht: die sociale Revolution sei als Idee in den Köpfen vorhanden, folglich müsse sie über ein Kleines auch That und Leben werden — so liegt in solcher unerschütterlichen Prophetenzuversicht etwas Kindliches und Heroisches zugleich. Und noch etwas ist an dieser Schrift seltsam und denkwürdig. Nämlich es gibt in Europa vielerlei Missstände, welche unsere Bourgeois für selbstverständlich ansehen. Unsere Marxisten erklären besagte Missstände vermittelst der unabänderlichen ökonomischen Entwickelungsgesetze; und was sie einmal erklärt haben, das finden sie sozusagen auch selbstverständlich. Elisée Reclus aber ist kein bloßer Europäer, sondern ein Bürger des Erdballs. Er hat draußen ganze Menschen, gesunde Völker gesehen. Darum befremdet und empört ihn daheim in Europa so vieles, was die im Lande gebliebenen Europäer stumpf lässt. Wo jene die Achseln zucken, da erhebt er Fragen voll heiligen Feuers: „N'est-il pas vrai que des millions d'hommes en Europe, portant le harnais militaire, doivent pendant des années cesser de penser à haute voix, prendre le pas et le pli de la servitude, subordonner toutes leurs volontés à celle de leurs chefs, apprendre à fusiller père et mère si quelque despote imbécille l'exige? ..... La société ne vit-elle pas en un tel désarroi, que, malgré la bonne volonté et le dévouement de beaucoup d'hommes généreux, le pauvre qui souffre de la faim risque de mourir de la rue, et que l'étranger peut se trouver seul, complètement seul, sans un ami, dans une grande cité ou pourtant les hommes, de prétendus „frères“ grouillent par myriades?“ Diese tiefschmerzliche Scham des Kosmopoliten über die chaotische Barbarei seiner Heimat Europa gehört zum Schönsten an dem Buch.

D. Ladislaus Gumplowicz.

Revue der Revuen.

Die „Neue Zeit“ bringt in ihrem letzten Heft einen Artikel von Ed. Bernstein über die Frage: Was Eleanor Marx in den Tod trieb. Bekanntlich hat sich Marx' jüngste Tochter — Tussy, wie sie im Freundeskreis genannt wurde — vor Kurzem das Leben genommen. Damals erzählten die „Germania“ und andere socialistenfeindliche Blätter, der mit Eleanor in wilder Ehe verbundene, bekannte Dr. Aveling, habe sich zur Rückkehr zu seiner ersten Frau und seinen Kindern entschlossen und Eleanor Marx zugemuthet, mit ihm in das Haus jener zu ziehen und dritte Person in einer „Ehe zu Dreien“ zu spielen; da sie das nicht gewollt, habe Eleanor Marx — „Fräulein Marx“ — es vorgezogen, ihrem „verfehlten Leben“ durch Selbstmord ein Ende zu machen. Dem gegenüber stellt Bernstein fest, dass die Frau des Dr. Aveling schon seit mehr als drei Jahren todt ist und aus dieser ersten Ehe überhaupt keine Kinder existieren. Die wahre Ursache bemüht sich Bernstein aufzudecken, indem er eine Anzahl Briefe der Verstorbenen, gerichtet an ihren Jugendfreund Frederic Demuth, veröffentlicht und glossiert. Die ganze Verantwortung fällt nach dieser Darstellung — trotzdem die Briefe selbst nicht eine einzige ausgesprochene Anklage enthalten, sondern durch ihre große, fast kindliche Milde und das Bedürfnis, allen und alles zu verzeihen, fast rührend wirken — auf Dr. Aveling. Aveling habe seine Frau unglücklich gemacht. Durch sein genuss- und verschwendungssüchtiges Leben habe er sie in eine Reihe unheilvoller Situationen gebracht, aus der ihr zum Schluss kein anderer Ausweg blieb, als der Tod. Aveling gehöre, nach Eleanor eigenen Worten, zu jenen Leuten, „denen genau so ein gewisser moralischer Sinn fehlt, wie andere taub sind oder schlecht sehen können oder in anderer Weise nicht gesund sind. Und ich fange an zu begreifen — fährt sie fort — dass man ebensowenig berechtigt ist, die eine Krankheit zu tadeln wie die andere“. Diese moralische Krankheit spielt in der ganzen, hier aufgerollten Leidensgeschichte Eleanors eine große und etwas geheimnisvolle Rolle. Bernstein sagt andeutungsweise, Eleanor habe ein ähnliches Leben zu tragen gehabt, wie Ibsen es seine Frau Alving leben lässt. Aveling stand — wovon im Aufsatz mehrfach die Rede ist — in Beziehungen zu einem Schauspieler, die ihn zum Schluss erpresserischen Angriffen auslieferten; seine Geliebte hat er in jeder Beziehung rücksichtslos und nur als ein Object der Ausbeutung behandelt. Bernstein fordert zum Schluss die gerichtliche Behandlung Avelings, der, nebenbei, schon vor vier Jahren aus der socialistischen Arbeiterpartei Englands ausgeschlossen worden ist.

„Das Leben“, die österreichische Vierteljahrsschrift, hat das dritte Heft des zweiten Jahrganges ausgegeben. Darin schreibt Fr. v. Weichs eine längere Studie über die hohen Brotpreise, deren Ursachen und die Möglichkeit, Abhilfe zu schaffen. „Unser Brot ist zu theuer, zu theuer mit Rücksicht auf die in seinem Preise enthaltenen hohen, sowie auf die heute schon möglichen niedrigen Herstellungskosten; zu theuer im Vergleiche zu den übrigen, der Befriedigung dringender Bedürfnisse dienender Güter, also zu theuer für das Durchschnittseinkommen der Bevölkerung, ferner zu theuer im Hinblicke auf seinen Nährwert und endlich zu theuer im Verhältnisse zu den jeweiligen Getreidepreisen. Dieses Missverhältnis lässt sich nur beseitigen, wenn einerseits der Getreidehandel — heute eines der ergiebigsten und größten Felder wüster Speculation — eine Regelung im Interesse der nationalen Landwirtschaft erfährt und anderseits die Brotbereitung von öffentlich rechtlichen Gemeinschaften übernommen wird.“ — Ueber die Weltsprache-Idee (das Volapük) schreibt Professor Vidmar; über das Actienwesen und seine Bedeutung für die Gegenwart Graf Kuefstein.

„Cosmopolis“ (Juli). Einen begeisterten Nachruf für Gladstone schreibt Parlamentsmitglied Justin Mc Carthy. Nachdem er seine positiven Leistungen aufgezählt, sagt der Verfasser, Gladstone habe deshalb nicht immer die verdiente Würdigung gefunden, weil er von so ganz anderen Grundanschauungen ausgegangen sei, als die meisten Staatsmänner. Er hielt nichts vom „Prestige“, der angeblichen Verpflichtung eines Staates, für eine eventuell auch ungerechte Sache einzustehen nur um sich nichts zu vergeben. Er war vor allem ein Christ in bestem Sinne des Wortes und sah keinen Ruhm in blutigen Eroberungen und im Unterdrücken der Schwachen. Sein Ziel und Ehrgeiz war, dass England nie einen ungerechten Kampf beginnen oder führen, dass es jederzeit gerecht, vornehm und christlich handeln solle. Die glänzendste Bethätigung dieser Gesinnung nennt der Verfasser die Einsetzung des Alabama-Schiedsgerichtes und Englands Vorgehen gegenüber der Transvaal-Republik. In beiden Thaten sei mehr wahrer Muth, mehr Heldenthum gelegen, als in irgend einem Kampf mit brutaler Waffengewalt. — Charles Dilke schreibt über die Haltung der Großmächte in der cretensischen Frage. Eine unwiederbringliche, günstige Gelegenheit sei durch falsche Taktik dort versäumt worden. Hätte man damals, als durch die Vorgänge in Armenien ganz Europa gegen die Türkei aufgebracht war, die Annexion Cretas durch Griechenland unterstützt, so wäre eine mehrjährige Anarchie auf der Insel und der ganze griechisch türkische Krieg vermieden worden. Die Furcht vor einem europäischen Kriege, an den niemand ernstlich glaubte, sei einfach ein Vorwand zur Unthätigkeit für die Mächte gewesen. Es wurde unbillig gegen Griechenland, das sich sehr entgegenkommend zeigte, vorgegangen, und England und Frankreich haben sich dadurch ihrer Rolle als Schirmherren im Orient auf alle Zeiten begeben. Wenn heute Ordnung geschaffen wird, so ist dies nur dem Einfluss der russischen Regierung zu danken, und der Kaiser von Russland ist heute im Mittelländischen Meer an Stelle der Westmächte getreten. — Im französischen Theil der erste Abschnitt eines Artikels: „Etudes de vie moderne,“ von E. Bricon. Er behandelt darin den Bildhauer Falguière und den Maler Carolus Duran, die er die beiden modernsten Künstler unserer Zeit nennt. Jede Zeit hat ihre eigene Physiognomie; die Formen bleiben immer die gleichen, und zwischen den Kindern desselben Landes, auch der verschiedensten Epochen, besteht eine bestimmte Familienähnlichkeit. Veränderungen erleidet nur der Ausdruck, die Bewegung, die ein Ausfluss

des innersten Wesens ist. Die Anschauungen einer Zeit prägen sich unwillkürlich in den Gesten aus, und diese bilden zusammen die Physiognomie einer Epoche und sind für sie jeweilig die „moderne Linie“. So hatte das Mittelalter den heroischen Schritt, eine gewisse schlichte Würde, die unter Ludwig XIV. oder dem großen Napoleon zu stattlicher Feierlichkeit wurde, während unter Ludwig XV. die Grazie das Hervorstechende war. Minder stattlich als die majestätische Größe und nicht so süßlich wie die Grazie des Rococo, knapper, präciser, elastischer, zwischen beiden stehend, ist die **Eleganz** das Charakteristische unserer Zeit und sie ist es, die jene beiden Künstler am ersten und vollendetsten zur Darstellung brachten.

„Forum“ bringt in einem der letzten Hefte einen ausführlichen Artikel von Clarence Cary über die **transsibirische Eisenbahn**, die längste Linie der Welt. Doppelt so lang wie die Pacific-Bahn durchmisst sie von Petersburg bis Wladiwostock, ihrem Endpunkt an der chinesischen Nordostgrenze, 6.600 Meilen. Wohl könnte sie durch ein Durchkreuzen der Mandschurei wesentlich verkürzt werden, doch würde das zahlreiche kostspielige Tunnelbauten erfordern, während es auf der bisher projectierten Linie keinen einzigen Berg zu durchstechen gibt. Dagegen wird die Bahn durch den Baikalsee, einen tiefen, 500 Meilen langen und 40 Meilen breiten Binnensee unterbrochen, den die Züge mittelst Dampffähren übersetzen werden. Die erste dieser Fähren nähert sich gegenwärtig ihrer Vollendung; sie wird in England nach einem amerikanischen Modell gefertigt, das sich in den nordwestlichen Binnengewässern Amerikas, wo ähnliche Stürme und Eisgänge herrschen, wie im Baikalsee, trefflich bewährt hat. Ueberhaupt haben sich die Russen beim Bau der transsibirischen Eisenbahn, die mit ähnlichen Verhältnissen zu rechnen hat, wie die canadische Pacific-Bahn, durchwegs an das amerikanische Beispiel gehalten. Prinz **Khilkoff**, der russische Eisenbahnminister, der sich schon beim Bau der transcaspischen Bahn glänzend bethätigte, hat, nach Mr. Carys Behauptung, specielle Studien in einer Maschinenfabrik zu Philadelphia gemacht und ist sogar als Locomotivführer auf einer amerikanischen Linie thätig gewesen. Mr. Cary rechnet aus, dass man nach Vollendung der transsibirischen Eisenbahn die Erde mit dem größten Comfort in 60 Tagen umkreisen wird, und zwar via New-York, San Francisco, Yokohama, Wladiwostock, Petersburg, Hamburg, New-York.

„**Liebe als Factor der Entwickelung**“ heißt ein Artikel im **„Monist“**, der gewissermaßen als eine **Widerlegung der Huxley'schen Behauptung** anzusehen ist, dass Liebe und Selbstlosigkeit im Widerspruch zu den kosmischen Gesetzen stehen. Der Verfasser des Artikels, Dr. Hutchinson, meint im Gegentheil, die Liebe sei ebenso ein ursprüngliches Element des Fortschrittes und der Entwickelung, wie sonst eine Naturkraft; er hält die Liebe und das Mitleid sogar für den mächtigsten Trieb abgesehen vom Hunger und für ebenso unzertrennlich vom menschlichen und thierischen Dasein. Die erste Form der Bethätigung ist natürlich der Geschlechtstrieb, und der mit seinen Folgen hat unmittelbar die höhere, reinere Form der Liebe, die Elternliebe, im Gefolge. Nächst der Anhänglichkeit an die eigene Brut entwickelt sich überdies durch die Vermehrung der Gattung auch ein gewisser Altruismus, eine Art erweitertes Familiengefühl, das sich von den nächsten Angehörigen auf die Wesen gleicher Art bei den Thieren, gleichen Stammes bei den Menschen erstreckt. Je stärker diese Nächstenliebe, dieser Gemeinsinn ist, desto rascher gelangt die betreffende Gruppe auf eine höhere Stufe der Civilisation. Wo z. B. der Wert des Individuums und sein Wohl und Wehe hoch angeschlagen werden, da entwickelt sich die Heilkunde, die, wie sich in der Culturgeschichte deutlich nachweisen lässt, allüberall der Ausgangspunkt für die Naturwissenschaften war. Fehlt dagegen der Antrieb der Nächstenliebe und hat das Leben des Individuums wenig Bedeutung, so verharren die Stämme auf der primitiven Stufe der Wilden und bleiben kraftlos und uncultiviert, trotz der relativen Intelligenz und Tüchtigkeit des einzelnen Individuums. Dr. Hutchinson schließt an diese allgemeinen Axiome die Ansicht, das englische Volk sei deshalb so mächtig geworden und von so großer colonisatorischer Kraft, weil es von einem so starken Gefühl der Nächstenliebe und der Barmherzigkeit für die Schwachen und Besiegten erfüllt sei. Er hält seine Ueberzeugung, dass die Liebe zum Fortschritt und zur Entwickelung unentbehrlich sei, für ebenso unanfechtbar, wie die Theorie vom Kampf ums Dasein.

Stunden in der Dämmerung.

Von **Bernhard Lichtenstein**.

> Car nous ne valons que ce que valent nos inquiétudes et nos mélancholies.
>
> M. Maeterlinck.

So hinzuschlendern Tag für Tag wie heute, selig unbekümmert ... So hinzuschlendern!

Fasching ist heut, letzter Fasching. Meine Seele tanzt seligen Faschingstanz.

Ich habe einen Freund. Er ist schlank und hat strahlende Augen. Mein Freund liebt das Leben. Wenn ich ihn manchmal treffe, irgend ein seltenes Buch in seinen feinen Händen, dann leuchten seine Augen. „Es ist das Leben,“ sagt er, wenn ich ihn frage warum. Und am Abend, wenn wir in heimlichen Gassen ein Mädchen sehen, das voll Jugend ist, dann macht es sein Glück. „Siehst du denn nichts?“ sagt er. „Es ist das Leben!“

Mein Freund hat sich in die blühende Stille eines Dorfes zurückgezogen, um einen Roman zu schreiben.

Aber es geht ihm nicht gut. Er erlebt nichts.

Mich haben die Worte meines Freundes unheimlich berührt. Wie aus einem starren Schlaf haben sie meine Augen geöffnet. Seither ist mir alles seltsam lebendig, und alles erlebe ich. Das zarte schleiernde Licht der Morgenstunden und den hohen Mittag. Jede Minute erlebe ich und jede Secunde. Vor meiner Thür ist das Leben, und zu meinen Fenstern grüßt es herein. Und ich erlebe das Leid der Straße und das Glück in der Stille, und meine Träume erlebe ich und die wohlige Mühe vor dem Schlaf. Ich bin geblendet wie Aladdin und meine Seele ist wie eine junge Dryade, die ihren Wald zum ersten Male sieht.

Alles hat meines Freundes Klage gethan.

Er, der das Leben liebt, hat mich das Leben gelehrt.

* * *

O nein. Hier finde ich meinen Frühling nicht. Hier in der Stadt.

Am Morgen gehe ich die Gärten entlang und freue mich der Blattknospen, die über Nacht größer geworden sind. Dann kommt die Sonne und färbt sie grün, hellgrün. Und zeigt mir, wie sie eigentlich klein sind und winzig, und ich sage mir, dass meiner Sehnsucht noch viele Wochen vorbehalten sind.

Und am Abend, wenn kühle Luft in den Straßen liegt, kühl und unbewegt, dann scheint es mir, ich werde ewig warten müssen, dann glaube ich, dass meine Seele eine ewig ungestillte Sehnsucht nach dem Frühling erfüllt.

Und eine unendliche Wehmuth kommt über mich, wenn ich sehe, wie die Menschen dem Frühling entgegengehen mit Blumen in den Händen und mit den Geberden der Bittenden, und auch ich komme mir wie ein hilflos Bittender vor.

Aber am Morgen, am Morgen stehe ich trunken wieder auf!

* * *

Ich habe die große Stadt verlassen, die öde war und leer und bin hierher gekommen. Lichte Tage habe ich da. Ganz still gehe ich die sonnigen Straßen und bin wie ein Kind ganz still und seltsam zufrieden. Nur manchmal ist es anders. Wenn ich an die Tage denke, die ich einmal lebte in Kummer und Elend oder an die Jahre, die kommen könnten mit der gleichen brütenden Schwermuth. Dann bin ich ängstig, und ich zittere, wie man über einen Schatz zittert, den der Traum aus Elfenhänden schenkt.

Denn niemals war ich also glücklich und innig froh wie in dieser Stadt, die auf dem Berg liegt, und zu der der Frühling Tag für Tag aus der Ebene hoch und höher hinaufsteigt.

Wie wenn man am Morgen den lichten Tag unter die Fenster treten sieht, so ist es mir.

* * *

Ein blaues Nackenband. Ein blaues Nackenband. Ganz einfach Wenn ich es vor mir liegen habe, so jubelt meine Seele wie eine junge Lerche, und heute liegt es vor mir.

Ach, es ist eine lange Geschichte. Für Secunden brauchte es viele Worte und viele Seiten für Minuten. Und Tage und Wochen ließe ich unerwähnt und auch lange Jahre, die ich alle vergessen habe, wenn ich an sie denke oder das blaue Band durch meine Finger gleitet.

Lebt doch mancher siebzig Jahre und war doch nur eine Secunde, eine Minute im Leben oder auch nicht. Er hat es bloß gesehen mit flehenden Augen, wie man den Frühling hinter vergitterten Fenstern sieht. So war ich damals im Leben. Jetzt stehe ich abseits. Vielleicht.

Blaues Nackenband, blaues ...

Meine Seele jubelt. ...

Eine Landkutsche hält vor dem Haus auf dem stillen Kirchplatz. Spätsommernachmittag. Tiefblauer Himmel. Die rothen Ziegeldächer glühen. Der Straßensand glänzt, sprüht wie zerstäubende Wasserperlen.

Sie entsteigt dem Wagen ganz leicht in schwebender Sicherheit. Schwarzgekleidet ist sie. Einen breiten Hut trägt sie, der ihr Gesicht verbirgt. Wie eine unbekannte Märchenprinzessin. Sie zieht in ihr Reich ein.

Die große Kutsche rollt fort um die Ecke. Auf dem Kirchplatz ist es still. Wie im Schlaf stehen die Häuser im flimmernden Sonnenlicht.

Wie reichten wir uns die Hände? Wie? Sah ich damals zuerst ihre Augen? damals ihren Mund?

Nichts, nichts weiß ich.

Liebte ich sie? — Nein. Ich sah nicht auf sie, ich sah auf den Boden. Ich liebte sie auch nicht.

Noch nicht — — Aber heute? Jetzt?

Blaues Nackenband, blaues ...

Am andern Morgen hatte sie verweinte Augen, war ernst. In dem schwarzen Kleid sah sie vornehm und unnahbar aus. Den ganzen Tag grübelte ich nach: Warum Thränen? Und dann fragte ich: um wen?

Und weil sie ihren Schmerz wie ein kostbares Geheimnis verbarg und gleichgiltig über gleichgiltige Dinge sprach, und weil sie weder mit lauter Freude sich betäuben wollte noch eigensinnig ihrer Trauer nachhing, bewunderte ich sie. Denn ich sah, sie lebte wie Künstler leben, denen das Leben ein Heiligthum ist für seltene Stunden oder wie eine Naive, die Stunde für Stunde genießt, wie man Früchte pflückt von brechenden Aesten.

Aber da liebte ich sie schon.

* * *

Ihre Briefe habe ich wieder gelesen, ihre lieben Briefe. Kummer haftet ihnen an; denn sie hat eine schwere Jugend gehabt. Aber manche sind in einer hellen Stunde geboren. Wie eine Heilige ist sie dann, die für mich betet; und die Andacht ihrer gefalteten Hände schwebt über ihren Worten, wie ein Mövenpaar über Meeresstille.

„Ich weiß, du brauchst ein wenig Sonnenschein,“ schreibt sie, „auch wenn du an mich denkst. Denn so leicht sind deine Gedanken auch in deiner Liebe zu mir und streifen kaum die Erde ...“ Und manchmal ist sie wie eine Mutter so besorgt und innig zart, und sie schreibt mir: „Du bist mir lieb und wert geworden, wie mir keines im Leben bis jetzt war. Aber ich kann nicht froh werden. Denn es schmerzt mich, dass ich nicht immer bei dir sein kann, und du thust mir so furchtbar leid, wenn ich dich so allein weiß und niemand bei dir ist, deinen Wünschen zu dienen ...“

Alle diese Worte fallen mir ein, wenn ich am Abend um die Stadt gehe und hinunterblicke, wo der Frühling ist. Wie ein grünes Meer weitet sich die Ebene aus, und wenn der Wind erwacht, ist sie wohllautend wie eine tönende Leier. Und wie ein Lied ganz aus Liebesseufzern klingt es zu mir herauf, das ihre Worte von meinen Lippen nimmt. Und ich gehe stundenlang in der Dämmerung ohne Halt, ohne Ziel, und wenn ich heimkehre, finde ich ihre Briefe auf dem Tisch ausgebreitet, wie ich sie am Morgen zurückließ.

* * *

An einem Herbsttag war es im Wald, an einem trostlosen Herbsttag. Vor unsern Tritten raschelte das welke Laub wie große seltsam geschuppte Schlangen den Abhang hinunter. Und wir giengen immer höher hinauf, immer höher. Und schwiegen. — Und wir suchten das Licht. Denn eine Angst fror mich, als wäre die Sonne hinter diesen mattglänzenden Wolken verschwunden, plötzlich und auf immer.

Weil sie müde war, setzten wir uns auf eine Bank, und da sagte sie mir: „Man sieht die Sonne nicht. Ganz finster ist es.“ Und dann nach einer Weile fragte sie, wo die Stadt sei, die der Wald ganz verdeckte.

Es war schon hoch im Tag und dunkel zwischen den Baumstämmen. Und in der Luft lag ein feuchtes Düften nach Moder und welken Blüthen, wie in einer Stube, in der verwitterte Kränze hängen, und sie fragte noch einmal nach der Stadt und wo sie liege.

„Da, wohin die Blätter rieseln,“ sagte ich. Und ich erschrack gleich über meine Stimme. Denn sie schien ganz losgelöst von den Worten und wie der tönend gewordene Schmerz um den Sommer, der verblich, und um vieles andere.

Sie sah mir erschreckt in die Augen und dann sagte sie: „Ja, jetzt sehe ich: der Herbst steigt hinab mit welkem Laub und Nebel und Moder. Nicht wahr?“ — Ich weiß, sie wartete auf eine Antwort. Aber ich schwieg.

Auf dem Heimweg sagte ich ihr: „Es gibt stumme Dichter. Ich lebe stumm. Ein jedes Wort ist mir ein Geheimnis und ein jedes Erlebnis. Und ich ahne überall tiefere Zusammenhänge. Wie man vor Kinderthränen weinen kann, weil aller Schmerz und die müde Sehnsucht der Menschen darin vorgebildet ist. Vieldeutig ist mir alles und geheimnisvoll. Aber ich bin stumm vor Reichthum. Denn ich fühle, dass es nicht Worte gibt, das auszudrücken, was zu leicht ist, die Last der Worte zu tragen. Und darum ist es mir oft, als sei meine Seele wie ein steinerner Garten mit Blumen ohne Duft und ohne Wachsthum.“

Das sagte ich ihr und noch vieles andere. Denn eigentlich wollte ich mir erklären, warum ich eine solche Scheu vor dem Leben hatte und gerne einsam und abseits gieng, und warum meine Lippen noch nie die ihren berührt hatten, wie es sonst Menschengewohnheit ist.

Sie hielt einen Strauß an ihren Busen gepresst, und ihre Hände zitterten. Als ich ihr die Hand zum Abschied reichte, nahm sie eine Blume und gab sie mir. Und die Blume neigte sich in ihrer Hand zu mir herüber.

Da war sie mir ein Abbild dieser Seele, in der alle Gedanken sich zu mir neigten.

Das war das Ende. Ich habe sie nicht mehr gesehen, und oft denke ich nicht mehr an sie, Jahre nicht. Aber wenn ich mich jener Stunde entsinne, ist mir das Leben kalt und trostlos wie ein weißwolkiger Herbsttag im Zwielicht.

* * *

Man erleidet Erkenntnis in solchen Tagen. Man erlebt sie nicht. Man hat sich selbst gleichsam verloren. Man findet sich gleichsam wie eine Pflanze, der eine unbekannte Macht Form und Farbe gibt und Blätter und Blüten und endlich den Tod. Wie weicher Thon ist man in den Händen des Bildners.

Und weil jede neue Erkenntnis von einem seelischen Schmerz begleitet ist, hat man das Gefühl eines unendlich gesteigerten Wahrnehmungsvermögens. Und man leidet unter der Fülle. Man ist müde, unendlich müde.

Das ist mein Zustand jetzt, und in trockenen Worten suche ich ihn zu umschreiben. Aber es wird nicht besser darum.

* * *

Und nun stand der Fremde schon stundenlang vor mir und wollte nicht weichen. Und es lag wie ein kalter Hohn in seinen Augen, wenn er sah, wie ich die meinen niederschlug vor der einsam aufragenden Größe seiner Gestalt, einsam aufragend in das Dunkel der Nacht.

Ein Lächeln glitt über seine Züge langsam bis zu den Lippen hinab und erhellte sein Antlitz. Aber die Stirne blieb kalt und unbewegt und ein eisiger Glanz lag auf ihr wie auf einem Bergsee in dunklen Gewitternächten. Und es schien als umfließe dieser Glanz seine ganze Gestalt, und das Dunkel um ihn wurde tiefer, grabdunkel.

„Rede,“ sagte er zu mir, „rede. Ich kenne dich.“ Aber ich schwieg.

„Rede,“ sagte er, „es erleichtert. Siehst du nicht, wie es tropft von den Zweigen? Hörst du nicht, wie es rieselt unter dir? Alles, alles redet und du schweigst?“

Es klang mild wie von Vaterlippen, als er sprach. Aber ich schwieg, denn mir war, als ob die Qual vieler, vieler Jahre sich eingelagert hätte in dieses Dunkel, und er selbst schien mir wie mein menschenmüder Gram, der Gestalt angenommen hatte und nie von meiner Seite wich und seinen Schatten warf über das Licht meiner Tage.

„Rede,“ sagte der Fremde, „alles spricht von seinem Erlebnis. Der Baum und die Rebe und die Frucht, wenn die reifen Säfte in ihr singen. Und der Wald und das Meer.“

Und ich sah, wie ein Leuchten in seinen Augen stand, als er vom Leben sprach und wie es tausendfach seine Stimme erhebe.

Da, da hielt ich es nicht länger: „Herr, Herr,“ sagte ich, „ich, ich erlebe nichts. — Bin ich ein Fremdling, bin ich eine irrende Seele? Ich schwebe unstät aus einem ins andere und bin ohne Heimat.

Herr, wie ein Irrlicht bin ich über den Waldsümpfen.“

Und ich weinte. Aber nein, meine zusammengeknickte Gestalt hob sich hoch, als wollte ich meine Schwäche verbergen ihm, der mich kannte.

So saßen wir lange. Und die Flamme leuchtete um ihn und in die Nacht hinein. Und wieder lag Hohn auf seinen Zügen.

„Was bin ich?“ sagte ich, „und warum frage ich darnach? Und was treibt mich so ruhelos, dass ich bald den Tag suche und bald die Nacht? Und warum geht meine Sehnsucht ewig nach Ruhe, und warum bin ich wie ein Wanderer nach der großen Stille? Da, da —“ Ich streckte meine Hand aus, nein, mir war, als hielte ich sie schon lange ausgestreckt, und meine Finger glitten durch eine laue geheimnisvoll bewegte Fluth, die keine Wellen trieb, und ich saß in einem Boot, das glitt langsam, ganz langsam fort, und an Bootsende stand der Fremde und es schien, als ob sich das Boot vor seinen Blicken bewege. Und ein Wind, den ich nicht spürte, hob seinen Mantel hoch wie schwarze Flügel eines Riesenvogels, und das Leuchten stand über ihm und erhellte die Fahrt.

Das ist mein Traum gewesen in dieser Nacht. Als ich erwachte, war meine Kehle trocken, und es schien, als könnte das Sprechen mir schwer werden. Und meine Augen waren verschleiert wie von vielen vergossenen Thränen.

Am Abend kam ein Regen, löschte die Farben und hüllte alles in wehende Schleier, und es war, als hätte sich eine wunderbare Verbindung zwischen Erde und Himmel gefunden. Denn rauschend kam der Regen von oben herab und rauschend trank ihn die Erde auf.

Dann wurde es hell. Aber die Unruhe kam über mich. Wieder stand der Fremde vor mir und war ernst und feierlich wie Cypressendunkel in den Sommernächten.

Und ich fühle, ich werde die Stadt verlassen müssen. Denn die Erinnerung an diesen Traum beunruhigt mich und breitet einen dunklen Flor über meine Stunden.

* * *

„Ich wohne,“ schreibe ich meinem Freunde, „wie du in einem Dorf und doch anders. Denn mein Dorf liegt am Meer. Weißt du, das ist mir hier ein neues Erlebnis. So still kommt es mir vor, so urewig und einfach. — Zu allen Tagesstunden bin ich am Strande, manchmal Muscheln sammelnd, wie es meiner frühen Jugend gefiel.

Wie ein breiter, großer Fluss kommt es mir vor, wenn ich die Wellen den Strand überfließen sehe um die Mittagsstunden oder wie eine ferne geheimnisvolle Welt am Abend, wenn Nebel darüber liegt.

Mein Dorf schläft dann, aber am Morgen ist es früh auf, und wenn ich als Langschläfer erwache, schweben seine Segelboote schon über dem Wasser ganz fern wie seltsame weißgeflügelte Wesen ...“

Nach seinem Roman habe ich meinen Freund nicht gefragt. Es kam mir nicht in den Sinn, so breit behaglich und in zärtlichen Worten habe ich ihm von meinen Sommertagen erzählt.

* * *

Warum sitze ich heute am Strand so lang, so lange?

Auf ein Felsstück hingelagert, starre ich über die ewig bewegte blaue Fläche weg, bis mich die Augen schmerzen. Dann senken sich die Lider wie von selbst, wie von Schlaf berührt, und in meine Einsamkeit bricht die Fülle wunderbarer Melodie, leicht, kaum anhauchend, weich wie helle Farben im Zwielicht, hart wie der Schrei der Möve. Oder ist wirklich eine Möve vorbeigestrichen?

Dämmerung, graugetönte Dämmerung. Kein Sonnenstreif mehr. Wie die letzten Töne einer Orgel, die unmerklich in die Stille übergehen, dass man stundenlang lauschen kann: eine melodische Stille ... Licht ohne Dämmerung ... Dämmerung ohne Licht ...

Ein Stern, zwei, drei ... viele, viele Sterne.

Wie lange sitze ich da? ...

Mein Dorf schläft. Auch die Boote. Alles ist still, urewig, einfach. Ein Wundergarten ist diese Nacht.

* * *

Ich habe die Seiten wieder gelesen, die ich bis heute geschrieben. Wie auf alten Gobelins, die in gedämpften Tönen von verrauschtem Jubel reden und verblasstem Glanz, liegt ein leiser Wiederhall des Lebens in ihnen.

So, so sind wir alle. Wie Ehrfürchtige durch die Säle verlassener Paläste gehen, in denen Verschollenes wohnt, so gehen wir durch das Leben. Ein Vergangenes ist es uns, so wie wir es gewahr werden, und in heiliger Scheu gehen wir daran vorbei.

* * *

Warum sprachst Du nicht ein Wort zu mir damals, als ich Abschied nahm?

Nun liegen ungesprochene Worte zwischen uns. Vielleicht kann ich darum nicht den Weg zu Dir zurückfinden.

O, Du weißt nicht, wie ungesprochene Worte sind. Wie böses Träumen sind sie oder wie einsame Stunden an umwölkten Tagen, lange Jahre vergisst man sie nicht.

Denn das Wort muss tödten, was in uns lebt und Herr werden will über uns. Aufblühen muss alles im Wort und dann welken und den Tod finden, damit ein Anderes kommt. Wie Blumen aufblühen müssen und abfallen und welken vor dem neuen Frühling. Und wie welkes Laub unter unsern Tritten, also müssen die Worte sein, wenn man an sie denkt.

Aber zwischen uns gibt es nur ungesprochene Worte, und die regieren uns. Wie die Winde das Meer regieren oder der Sonnenschein das Spiel der Kinder.

Und wir sind Sclaven dieser ungesprochenen Worte. Oder bin ich nur ein Unfreier heut an diesem dämmerigen Abend?

* * *

Nein, ich werde nie leben. Nie. — Wie ein Kind bin ich, das im Dunkeln ist, immer schreit es nach Licht, so schreie ich nach dem Leben. Oder wie ein Ascet, der die himmlische Gnade in seine Zelle erfleht. Nur dass ich die Gnade des Lebens erflehen möchte auf Augen, Mund und meine durstige Lippe.

Stundenlanges Wandern am Strand. Grauer Tag, graue unendliche See. Wie gerne ich jetzt stundenlang weitergehen möchte in diesem Zwielicht. Immer den Strand entlang über den weichen Sand, immer in Gedanken und immer die Sehnsucht nach dem Leben in mir.

Nein, ich werde nie leben. Nie.

* * *

Vielleicht werde ich diesen Schmerz um sie verlieren. Aber so lange er in mir lebt, wache ich über ihn wie über ein Lebendiges und mit der gleichen Ehrfurcht.

Tage, Wochen bleibt er aus, wie ein königlicher Herr, der seine Provinzen besucht, dann kommt er und nimmt wieder Besitz von mir. Aber heute ist er weit weg, vielleicht da, wo die letzten Streifwolken sind über den letzten Wellen oder noch weiter.

Und ich wollte, es käme jetzt wer und erzählte mir von drüben, wo die Leuchtfeuer sind und die großen Städte. Weil ich jetzt alles vergessen habe, was vor mir liegt und hinter mir. Ganz, ganz wundersam wäre alles, was er erzählte, ganz märchenhaft und ganz neu. Wie wenn die Märchensehnsucht über die Kinder kommt. Und ganz still könnte ich indess weiter sehen in die Ferne über die letzten Wellen weg und weiter.

* * *

Warum soll ich Dir nicht schreiben, mein Freund, wenn Du auch schweigst? — Du schreibst einen Roman oder hast einen schreiben wollen, ich weiß es nicht mehr. Aber ich, ich schriebe einen. Viele lichte Seiten gäbe es darin und viele dunkle, wie es der Tag bringt und eine große Sehnsucht vor allem. — Denn ich erlebe viel, mein Freund, aber ich lebe wenig. — Ich weiß, Du wirst vieles nicht begreifen. Und auch ich tröste mich.

Denn manchmal glaube ich, dass diese große Sehnsucht allein das Leben ist, und dass die Dinge außer uns nur Spiegel und Schein sind unseres Innern, und dass wir große Herrscher sind ..."

Das habe ich meinem Freunde geschrieben und noch andere kühne Worte. Und ich freue mich. Denn ich glaube, dass die Seele allein in solchen Augenblicken vollkommen ist, wenn sie sich Herrscherin fühlt über die bewegte Pracht unseres Daseins. So vollkommen wie hoch geschichtete Garben im Sommerfrühlicht oder die Kränze, wenn sie die Schläfen der Mädchen schmücken.

Wie wenn ein König in wieder eroberte Reiche einzieht, so fühle ich mich heut.

* * *

Ich weiß, ich werde Dich vergessen. Vielleicht in diesen Tagen hier, die so reich sind an Sonne oder ein anderesmal nach Jahren. Und auch Du wirst mich vergessen. — Aber der Schmerz oder die Liebe oder beides, weil sie nur Eines waren, wird weiter in uns leben uns unbekannt. Nur heimlich werden sie Worte und Thaten in uns umprägen nach ihrem Willen.

Und dann werden Tage kommen, an denen wir das Walten geheimer Kräfte in uns fühlen werden, und wie von heiliger Hand Geweihte werden wir sein. Aber unsere Liebe wird weiter in uns fortleben wie Ahnenvermächtnis im Blut der Enkel oder wie versunkene Städte im Gedächtnis der Völker leben.

* * *

Wie lang dieser Sommer ist, unendlich lange.

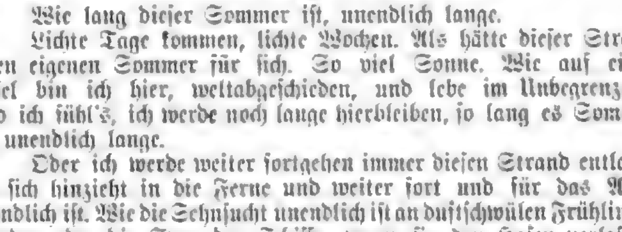
Lichte Tage kommen, lichte Wochen. Als hätte dieser Strand einen eigenen Sommer für sich. So viel Sonne. Wie auf einer Insel bin ich hier, weltabgeschieden, und lebe im Unbegrenzten. Und ich fühl's, ich werde noch lange hierbleiben, so lang es Sommer ist, unendlich lange.

Oder ich werde weiter fortgehen immer diesen Strand entlang, der sich hinzieht in die Ferne und weiter fort und für das Auge unendlich ist. Wie die Sehnsucht unendlich ist an duftschwülen Frühlingsabenden oder die Spur der Schiffe, wenn sie den Hafen verlassen.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Der Gesammtauflage der dieswöchentlichen Nummer liegt ein Prospect der Verlagsfirma Karl Konegen in Wien bei, auf welchen wir unsere Leser aufmerksam machen.



Seiden-Damaste 75 kr. bis fl. 14.65 per Meter und Seiden-Brocate — ab meinen eigenen Fabriken

sowie **schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste &c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins &c.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

762

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVI. Band. Wien, den 30. Juli 1898. Nummer 200.

Die seelischen Gründe für Alfred Dreyfus' Unschuld.

Von Björnstjerne Björnson.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von E. Stine.

Die seelischen Gründe für Alfred Dreyfus' Unschuld soll ich angeben, so wie ich sie sehe: wohlan denn, doch in aller Kürze.

Der erste und für mich entscheidende ist, dass er als junger, ehrgeiziger Jude die Militärlaufbahn wählte, obschon ihm ein vortheilhafterer Lebensweg offen stand. Rastlos arbeitete er sich weiter und gelangte als einziger Jude in den Generalstab. Sein Vorgesetzter, Oberst Sandherr, mochte die Juden nicht, mehrere seiner Standesgenossen gleichfalls. Die Familie Dreyfus' wollte daher auch, er solle wieder austreten, allein der junge Ehrgeizige setzte seinen Stolz darein, zu bleiben.

Auf welche Mittel immer eine solch stolze, bis zum äußersten pflichtgetreue Kraft verfallen mag, um die Kameraden auf Pferdekopflänge zu überholen, so müssen diese Mittel innerhalb der Linie: Fleiß, Ordnung, Gewissenhaftigkeit liegen. Oder auch innerhalb der parallel laufenden: sich zu informieren, sich unentbehrlich, vielleicht gefürchtet zu machen.

Was hätte Verrätherei ihm nützen sollen? Sie hätte ihn aus seiner Bahn geworfen, und indem sie seine Interessen zersplittert, seine Zeit vergeudet, Verworrenheit in seine Arbeit gebracht, hätte sie seiner Energie das Rückgrat gebrochen. Ein junger, ehrgeiziger Jude, der im Wettlaufe zahlreichere Hindernisse zu überwinden hat, als seine Kameraden, und der daher auch unter einem strengeren Gebote steht, sich ganz für dies einzig Eine zu sammeln, wird sich sicherlich am allerwenigsten versucht fühlen, nach etwas so Fremdem und Wahnwitzigem zu greifen. Heutzutage bringt Verrath keinen vorwärts. Heutzutage kann Verrätherei einzig und allein das Ergebnis von Geldgier sein. Dreyfus' glückliches Familienleben und seine vorzüglichen Zeugnisse als Militär lassen Rachegefühlen keinen Raum, und weder sein Leben, noch seine Transactionen deuten darauf hin, dass er sich in Geldverlegenheiten befand. Alles Gegentheilige hat sich als Unwahrheit erwiesen. Er war ordentlich und sparsam. Er selbst besaß eine halbe Million Francs, und seine Gattin brachte ihm ebensoviel zu. Wo bleiben also hier die Vorbedingungen eines Verrathes?

Ferner: sind es diese mit Fleiß, Ehrgeiz, Wissensdurst verbundenen Willenstriebe, sind sie es, die in wilde Fehlwege zerflackern? Nicht die Festen, sondern die Schlaffen, nicht die Beherrschten, sondern die abenteuerlich Schwankenden, die phantastisch Speculierenden sind es, die es heutzutage hinauszieht, dem gewagt Unmöglichen entgegen, um in einen solchen Abgrund zu stürzen. Wir brauchen bloß die Briefe Alfred Dreyfus' zu lesen, um zu sehen, welch starkwüchsiger, strenggeschulter Natur wir hier gegenüberstehen. Nicht ein Abschwenken — weder im Inhalt, noch in den Schriftzügen — von dem klar gesunden Gefühl. Ueberall mannhafte Selbstzucht. Ja, mitten im furchtbaren Schmerze nicht eine Grimasse der Menschenverachtung, des Hohnes. Und doch wären gerade diese vonnöthen, um einem Verräther seinen Gleichmuth zu geben oder seine cynische Willfährigkeit zu erklären. Unerschütterlicher Glaube an den Sieg der Wahrheit, leuchtende Liebe zu den Seinen, eine fast unfassliche Treue für das Vaterland, das ihm soviel Böses zugefügt. Wäre etwas davon Verstellung gewesen, so hätte es sich offenbaren müssen. Ein oder das andere Wort hätte sich eingeschlichen, eine kalte Bemerkung, ein übertriebener Ausdruck, ein vereinzelter Seufzer der Selbstaufgabe. Nichts von alledem! Stets gleich stark und klar!

Den Hauptbeweis aber liefert er während der Degradation, die dies theatertolle Volk für sich in Scene setzte. Kein Seelenkundiger, der darüber gelesen, hält es für möglich, dass ein Schuldiger dies aushalten könne. Ringsum das Militärcarré, ein Publicum von Tobenden. Kaum war der erste erschütternde Auftritt vorbei, die Officiersdistinctionen ihm von Uniform und Käppi gerissen, der Säbel entzweigebrochen, Gürtel, Schärpe und Tressen ihm genommen, als die Wüthenden ein Gebrüll erhoben. Er musste rings um das Viereck gehen, und wohin er kam, starrten böse, wilde Augen, schrie, pfiff und spie man ihn an. Je weiter, je ärger! Sie vermochten nicht, ruhig stehen zu bleiben, sie wollten zu ihm hin, ihn schlagen, ihn zerreißen. Nur mit größter Schwierigkeit gelang es, sie zurückzuhalten. Während alledem schritt Alfred Dreyfus mit erhobenem Haupte, aufrecht, stolz dahin. Aus voller Lungenkraft rief er ihnen zu: „Ich bin unschuldig! Es lebe Frankreich! — Ich bin unschuldig! Es lebe Frankreich!" Sie versuchten, seine Worte zu überbrüllen: es gelang nicht. Man ließ die Trommeln schlagen, und dennoch hörten die Nächsten: „Ich bin unschuldig! Es lebe Frankreich!" Als er zu dem Platz der Presse kam, schrie er: „Ihr habt Zugang zu den Ohren des Volkes, Ihr sollt es verkünden, dass ich unschuldig bin! Unschuldig! Unschuldig!" Ich glaube, nicht oft wurde kühnerer Muth bewiesen. Ein Schuldiger hätte dies nicht *eine* Minute ertragen. Alfred Dreyfus ertrug es *zehn* Minuten. Er trotzte ihren hasserfüllten Augen, ihren Schimpfworten, ihren Drohungen und Beleidigungen; ihre Versuche, über ihn herzufallen, ihm das Leben zu nehmen, bändigten ihn nicht, brachten ihn nicht zum Schweigen. Ein Schuldiger wäre hiebei zusammengebrochen. Die Augen hätten ihm versagt, die Stimme, die Kniee hätten ihn im Stiche gelassen. Die menschliche Gesellschaft hat ein Etwas herangezogen, was Gewissen heißt. Bei dem einzelnen kann es verhärtet oder stumpf sein; aber Aug in Aug mit Tausenden, unter Umständen wie diesen, hätte ihm die Masse mit der fürchterlichsten Gewalt das ihrige aufgezwungen.

Ein Mann, der diese Probe bestanden, ist so stark in seiner Unschuld, dass er den großen Märtyrern gleichzustellen ist.

Noch eine infame Komödie mehr war es, als man erfand, Dreyfus habe nachher — gestanden. Nein, einige Stunden später schrieb er einen Brief an seinen Rechtsanwalt, in welchem er in starken, klaren Worten wiederholte, was er ihm vor der Degradation geschrieben: er sei unschuldig, unschuldig, und es möge gethan werden, was zu thun sei, um den Schuldigen zu entdecken. Dem Kriegsminister schrieb er: „Die einzige Gnade, die ich mir erbitte, ist, dass Sie mit der Untersuchung fortfahren." Er sagt selbst — und einem Manne, der so viel mit hoher Standhaftigkeit ertragen, *kann man glauben* —: „Nicht die mindeste Unvorsichtigkeit habe ich begangen."

Nun etwas vom Bordereau. Man sagt, der Process Zola habe kein Resultat gebracht. Ich, der ich das stenographische Referat des ersten Processes gelesen, kann versichern, dass er deren mehrere gebracht. Darunter dieses, dass die Schriftdeuter, welche vor dem ersten Kriegsgerichte (drei von fünf) aussagten, das Borderau sei von Dreyfus geschrieben, beiseite geschoben wurden; ferner dass diejenigen, die vor dem zweiten Kriegsgerichte erklärten, das Bordereau habe nicht Esterhazys natürliche Handschrift, ebenfalls beiseite geschoben wurden. Einige der ersten europäischen Gelehrten dieses Faches haben erklärt, alles deute daraufhin, dass die Schrift Esterhazys natürliche Handschrift sei. Man lege das Bordereau im Original auf, und es wird bewiesen werden. Man kann das Bordereau mit Briefen von Dreyfus auf der rechten und Briefen von Esterhazy auf der linken Seite in photographischer Wiedergabe bei P. V. Stock, éditeur, Galerie du Théâtre Français, Paris, kaufen. Man thue wie ich: man kaufe es und lasse es auf dem Tische liegen, sehe es von Zeit zu Zeit an, und es wird Folgendes geschehen: Dreyfus' Handschrift, die beim ersten Durchblick mehrfache Aehnlichkeit mit dem Bordereau zu haben schien, wird sich allmählich ganz und gar davon ablösen, während die Esterhazys zuletzt eine unlösliche Einheit damit bilden wird.

Sowie der berühmte Gelehrte, Professor Paul Meyer, der sein Leben mit Schriftstudien verbracht, bezeugt hat: Das Bordereau kann auf der ganzen Welt von niemand anderem als von Esterhazy geschrieben sein. Aus psychischen und physischen Gründen können zwei verschiedene Handschriften nicht so vollkommen einander gleichen.

Die clericale Presse (so auch in Deutschland die Bismarck'sche) hat viel Wesens daraus gemacht, dass so viele Schriftgelehrte behaupteten: Um die Aehnlichkeit darzuthun, sei es nothwendig, das Original des Bordereau vor sich zu haben. Soweit es sich um die Aehnlichkeit in den minderen, intimeren Details handelt, zugegeben! Doch zur Bestimmung der Aehnlichkeit, die in der Linienführung, in der gewöhnlichen Form der Buchstaben, in ihrer Art, sich aneinanderzureihen, endlich in Wesen und Stellung der Zeichen, den Entfernungen zwischen den Buchstaben und zwischen den Worten liegt — noch mehr aber, wo es den Gesammteindruck, den Schriftcharakter im großen gilt — da ist eine Photographie des Originals ganz ausreichend. Wir brauchen kein Gutachten eines Schriftverständigen, um dies einzusehen.

Man beachte nur gewisse Einzelheiten! Wenn wir anderen einen Brief anfangen, so rücken wir mit der Feder ein wenig zur Seite, ebenso wenn wir einen neuen Absatz beginnen. Was thut Esterhazy in allen seinen Briefen? Er fängt am äußersten Rande an und

wiederholt dies bei jedem neuen Absatz. Man kann ein Lineal an der linken Seite des Briefes anlegen, und bei dem Lineal beginnen alle seine Zeilen. Dies ist eine Eigenthümlichkeit, die kaum einer unter tausenden hat. Esterhazy hat sie, und das Bordereau hat sie auch. Professor Havet machte darauf aufmerksam, dass es im Bordereau Wendungen gibt, wie sie nur jemand hat, der in der französischen Sprache nicht ganz zuhause ist; sie klingen übersetzt. Er nennt drei solche Wendungen. Nun gebraucht allerdings jeder von uns ab und zu eine minder correcte Wendung; dies räumen wir willig ein. Aber dass drei solcher Wendungen in einem so kurzen Schriftstücke vorkommen und dass es von derselben Sorte Wendungen in Esterhazys Briefen wimmelt — während Alfred Dreyfus das eleganteste Französisch schreibt — das ist denn doch ein Umstand, der ins Gewicht fällt. Bei gewissen Zeichen wiederum ist Dreyfus fahrlässig, Esterhazy dagegen die Correctheit selbst. Allerdings mit einer bestimmten Ausnahme, die sich beständig wiederholt. Die Franzosen setzen nie den Accent über die Präposition »à«, wenn sie einen Satz beginnt und groß geschrieben wird. Esterhazy thut es jedesmal. Desgleichen das Bordereau. Das große »A« am Schluss des Bordereau und das große »A« zu Beginn des Briefes ganz zur Linken haben beide diesen Accent, beide genau auf derselben Seite rechts davon, und endlich ist das »A« selbst genau dasselbe. Eine Eigenthümlichkeit der Schreibweise Esterhazys ist es auch, dass er in der Eile oft bis zu drei Punkten über ein »i« setzt. Dies wiederholt sich im Bordereau. Kennzeichnend für seine Handschrift ist ferner, dass er, wo zwei »s« beisammenstehen, das eine lang macht. Franzosen thun dies nie. Das Bordereau aber thut wie Esterhazy. Als der charakteristischeste Buchstabe im Bordereau und in Esterhazys Briefen erscheint mir das »p«. Die französische Sprache geht sozusagen auf »p«; es erhält daher leicht eine ausgeprägte Form. Esterhazys »p« hat etwas Träges, Nachlässiges, Unbehilfliches. Darin ist es so verschieden von Dreyfus' bestimmtem, klarem »p« mit dem ersten langen, die Linie hoch überragenden Striche. Dazu die »m«. Nicht bloß die kleinen, auch das große »M« im Bordereau und in Esterhazys Briefen ist absolut nicht zu unterscheiden. Ganze Worte können übertragen werden, so das »le« mit großem und kleinem »j«. Insbesondere das letztere ist eigenartig. Man kann selbst das Wort nachschreiben und das des Bordereau mit dem der Briefe zusammensetzen, um sich zu überzeugen, wie unmöglich es ist, sie zu unterscheiden. Ebenso das Wort »moins«.

Halten wir uns indessen vor allem an die Hauptsache: den Abdruck unserer selbst, welchen wir unwillkürlich in unsere Schrift legen. Ein berühmter französischer Physiologe, Herausgeber einer physiologischen Zeitschrift, hielt vor dem Gericht einen Vortrag darüber. Zu dem Bilde, das wir einer von des andern Schrift empfangen, erkennen wir einander wieder. Dies Bild können wir auch von einer fremden Schrift empfangen, wenn wir sie oft vor Augen haben. Und thut man, wie ich gethan, lässt man das Borderau und Esterhazys Briefe Tag um Tag am Auge vorüberwandern, so zeichnen sie zuletzt ganz dasselbe blasse phantastische Wesen, nervös und zugleich gleichmüthig — und selbst die Schriftzüge decken einander in den geringsten Einzelheiten.

Verzweifelt über diese Aehnlichkeit, verfielen die Schriftkundigen vor dem Kriegsgerichte über Esterhazy darauf, Dreyfus habe Esterhazys Schrift copiert. Aber mit einer einzigen Frage tödtete Advocat Labori diese Behauptung: warum hatte dann Dreyfus zu seiner Vertheidigung nicht angeführt, dass die Handschrift der Esterhazys gleiche?

Und wir können weiter fragen: warum war niemand bei dem Kriegsgerichte über Esterhazy zugegen, der dieselbe Frage thun konnte?

In meiner kurzen Darstellung kann die Art und Weise der Führung des ersten und zweiten Kriegsgerichts und der Processe Zola nicht zur Sprache kommen. Die tiefer wirkenden Kräfte jedoch will ich veranschaulichen.

Vorerst mit einer Aufklärung. Die Rolle des Judenhassers Drumont in dieser ganzen Sache war eine so hervorragende, dass sie sogar die des Menschentigers Rochefort übertraf. Als Drumont die „Libre Parole" gründete, wusste alle Welt, dass er das Geld hiezu bekam! Von wem? Von Odelin, dem Manne, der das Vermögen der Jesuiten in Frankreich verwaltet.

Nun noch eine Geschichte, die sich von selbst darbietet. Vor einer Reihe Jahren wohnte eine reiche, nicht mehr junge Dame in Ville d'Avray bei Paris. Sie war eine ehrbare Frauensperson von ausgezeichneter Erziehung, allein durch den Gebrauch narkotischer Mittel wurde ihr Geist derart zerstört, dass sie auf der Straße den Männern nachlief. Eines Tages erhielt ihr Vater den Besuch eines jungen Officiers, welcher ihn bat, um seine Tochter Sorge zu tragen; sie war ihm auf der Straße gefolgt, doch hatte er eingesehen, dass sie geisteskrank sei. Der Vater dankte dem jungen Manne für sein ritterliches Betragen. Kurz darauf wurde die unglückliche Dame ermordet, und unter den Zeugen bei der darauffolgenden gerichtlichen Untersuchung war auch der junge Officier. Er sollte berichten, welchen Eindruck ihr Zustand auf ihn gemacht. Auch der Gerichtspräsident rühmte sein ritterliches Benehmen. Dieser in die Gerichtsprotokolle aufgenommene, vom Vater und dem Gerichte bezeugte Vorfall figuriert nun in der Anklageschrift gegen Alfred Dreyfus. Hier ist er folgendermaßen erzählt: Capitän Dreyfus war ein Schürzenjäger, welcher mit einer älteren Dame, die, wie bekannt war, ihre Liebhaber bezahlte, in Beziehungen stand. Sie wurde nachher ermordet, und in die darauffolgende scandalöse gerichtliche Untersuchung war auch Dreyfus' Name hineingezogen.

Drastischer kann wohl nicht bewiesen werden, wie der Hass, hier Judenhass, die Phantasie vergiftet und den Gerechtigkeitssinn irreleitet. Wie von der natürlichsten Sache der Welt geht die Anklage davon aus, dass ein Jude zu allem fähig sei; nicht einmal eine Untersuchung wendet man daran. Ein Jude, und wenn er selbst Millionen hat, nimmt gerne von einem älteren Frauenzimmer, das Lust auf ihn verspürt, eine Bezahlung. Er mag ein hochgebildeter Mann mit wissenschaftlichen Interessen sein, das hindert ihn nicht; denn es gibt ja nichts so Unwürdiges, das ein Jude nicht begehen kann: warum also nicht auch Vaterlandsverrath? Bloß um diesen glaublich zu machen, wird ja jene Geschichte erzählt.

Sowie der Hass die Phantasie des Anklägers besudelt hat und dadurch seinen Wahrheitstrieb, so hat er es dem Gerichte, so hat er es dem Volke gethan. Denn eine moralische Pest mit allen Ansteckungszeichen ist er, dieser Hass, und nach Frankreich wurde diese Pest eingeführt. Hier, in der Bitterkeit der Unterlegenen, in der tiefverwundeten Nationaleitelkeit, in der anarchischen Missgunst, der demokratischen Unzufriedenheit, dem Hasse gegen das Fremde, waren die Bedingungen für deren Wachsthum günstig.

Lasst uns von dem Absperrungssystem Gebrauch machen, wie gegen jede andere Seuchengefahr!

Eine Frage an den Verwaltungsgerichtshof.

In dem 1786 erschienenen zweiten Bande des Werkes „Vollständiger Auszug aller für das Königreich Böheim unter glorreichester Regierung Joseph des Zweyten ergangenen Gesetzen", herausgegeben vom Advocaten Johann Wenzel Roth, lesen wir auf Seite 287 (Nr. 641) folgende Verordnung vom 21. Juli 1785:

„Der Name eines jeden Städtchens und Dorfes soll auf den ersten Häusern oder auf den Thören, durch welche man in dieselbe ankömmet, auf einem weißen, viereckigen Fleck mit schwarzer Farbe in böhmisch- und teutscher Sprache und auf gleiche Art in den ansehnlichen Städten die Namen der Gässen auf den Eckhäusern aufgezeichnet werden."

Dass dieser Sammlung des J. W. Roth eine quasi officiöse Bedeutung zukommt, erhellt aus einer „Vorerinnerung" zum ersten Bande: „Daher sind gegenwärtig alle in publicis et politicis, in judiciali et quasi judiciali, in criminali, in publico-ecclesiasticis, in militari, in contributionali, commerciali und diaetali ergangene, nicht minder alle den Adel, die Kreisämter, die sämmtliche Gerichtsstellen und Wirthschaftsämter, die Wechsel- und Mercantilgeschäfte, die Arzney und andere Wissenschaften, dann die Berggerichte und Bergwerke betreffende Generalien, welche in dem Königreich Böheim unter glorreichester Regierung Joseph des II. kundgemacht worden, in chronologischer Ordnung gesammelt." Weiter heißt es da: „es sind zwar diese sämmtliche Gesetze ausgezogen, aber keineswegs auf eine sehr kurze Art, oder mit zu wenig Worten: denn es ist nur derselben gewöhnlicher und zum Wesentlichen des Gesetzes nichts beitragender Eingang und Schluss, sonst aber nicht das mindeste nöthige Wörtchen weggelassen, sondern auf das Genaueste der ganze Inhalt und die eigenen Wörter des publicirten Originalgesetzes, auch alle dessen Abtheilungen, Paragraphen und Absätze beibehalten, mithin immer das ganze gleichlautende vollständige Gesetz und kein magerer Auszug des Esprit des Lois angesetzet worden." Endlich heißt es dort noch: „damit diese Gesetzensammlung gemeinnütziger seye, daher sind alle jene Gesetze, welche vom allerhöchsten Orte in Druck gelegter durch alle k. k. Erbländer ergangen, unter dem Dato des gedruckten Patentes, dann alle erflossene allerhöchste Befehle, Verordnungen, Normalien, Hofrescripte und Hofdecisa unter dem Dato des herabgelangten Hofdecretes, die aber von den böhmischen Landesstellen, als von dem k. Landesgubernio und dem k. Apellationsgericht geschehene Anordnungen und erlassene Circularien oder Missiven unter dem Dato der Verordnung ausgezeichnet. . . ."

Dieselbe Verordnung findet sich weiters noch abgedruckt oder citiert in folgenden Werken:

1. Josef Kropatschek, Handbuch aller unter der Regierung des Kaisers Joseph des II. für die k. k. Erbländer ergangenen Verordnungen und Gesetze (1787) Band VIII, S. 231.

2. Josef Kropatschek, Commentar des Buches der Kreisämter (1799), zweiter Theil, S. 395, § 3. „Von Beschaffenheit der Gassen."

3. Johann Roth, Vollständiger Auszug aller im Königreiche Böheim am Ende des achtzehnten Jahrhunderts bestehenden

Gesetze, siebenter Theil (1801), S. 448, unter dem Schlagworte: Städtische Verfassung.

Vielleicht darf hier noch die betreffende Stelle des sub 2. citierten Buches von Kropatschek angeführt werden: derselbe erwähnt drei inhaltlich gleichlautende Verordnungen vom 4. Februar 1782 (für Oesterreich), vom 7. Juli 1783 (für Mähren) und vom 21. Juli 1785 (für Böhmen), nach welchen „bey jeder Stadt, jedem Markte und Dorfe der Name in deutscher und sonst da Orten üblicher Sprache auf einer Säule und schwarzer Tafel mit weißer Farbe und in größeren und kleineren Städten der Name der Gasse zu Anfang und Ende derselben auf der Mauer schwarz aufgezeichnet seyn muss."

Es handelt sich also nach den vorstehenden, durchaus verlässlichen, ja geradezu als officielle Quellen citierten Werken um eine gehörig erlassene und gehörig publicierte Gubernialverordnung. Dass dieselbe in Prag auch gehörig durchgeführt worden ist, darüber wäre es möglich, tausende von Zeugen zu führen, die sich mit Leichtigkeit erinnern werden an die weißen mit schwarzer Farbe bemalten Flecke an den Eckhäusern, die in deutscher und czechischer Sprache den Straßennamen trugen. Ja, noch vor wenigen Wochen konnte man solche nicht genügend übertünchte und deutlich sichtbare Wahrzeichen der deutschen Vergangenheit Prags am Waldstein-Palais auf der Kleinseite und an einem Hause in nächster Nähe des Karlsplatzes lesen.

Von einer Außerkraftsetzung dieser Verordnung ist nichts bekannt geworden.

Lebten wir noch in einem constitutionellen Staate, so gäben die vorstehenden Ausführungen wohl Anlass zu folgender Interpellation des Abgeordneten X und Genossen an den Herrn Justizminister:

1. Ist dem Herrn Justizminister diese Verordnung bekannt?

2. Wenn ja, warum wurde selbe seinerzeit bei der famosen Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes in Sachen der Prager deutschen Straßentafeln nicht berücksichtigt?

In dem Zustande des Krypto-Absolutismus, in dem wir uns befinden, bleibt nichts anderes übrig, als diese verschwiegene Interpellation in Form einer Frage an den k. k. Verwaltungsgerichtshof zu richten. Vielleicht fühlt sich doch ein oder das andere Mitglied desselben getroffen. Das wäre sowieso der einzige Erfolg, auf den wir Deutsche in gegenwärtiger Zeit rechnen dürfen.

Prag. **Prof. Dr. Ottokar Weber.**

Das Jubiläumsjahr als Wirtschaftsjahr.

Oesterreichs Völker jubilieren, in der Capitale reiht sich Fest an Fest, es ist als ob wir uns einen Rausch des Vergessens antrinken wollten. Was haben wir denn zu vergessen? Ein kritisches Jahr, von dem wir sagen müssen: „Ach Herr, die Noth ist groß!" Nicht nur die politische, weit mehr noch die wirtschaftliche. Ein politisch steriles, böses Jahr und -- ein Unglück kommt selten allein – ein noch böseres Wirtschaftsjahr liegt hinter uns. Wir stehen am Ende einer Periode des Niederganges der Consumfähigkeit unserer Bevölkerung, wie sie seit vielen Jahren nicht gesehen wurde. Und das alles hat eine einzige Fehlernte mit sich gebracht, allerdings eine solche, die nicht nur unsere Monarchie, sondern die Getreideproductionsgebiete fast der ganzen Welt betroffen hatte. Wie schlimm muss es aber mit den Weltvorräthen an Brotfrucht bestellt gewesen sein, wenn e i n Missjahr genügte, um die Notherscheinungen des letzten Halbjahrs zutage zu fördern.

Die Börse hält den Athem an und blickt wie fasciniert auf das große Fragezeichen: wie wird wohl die diesjährige Ernte ausfallen? Nur die Saatenstandsberichte sind für das Auf und Ab der Effectencourse maßgebend geworden, welche Erscheinung ganz neu ist, da die Börse sonst vorwiegend von anderen, zumeist außer- und innerpolitischen Factoren ihre Anregungen empfängt. Das politische Barometer ist von der Wetterprognose völlig in den Hintergrund gedrängt worden.

Augenscheinlich liegt eine Gefahr darin, dass dieser einzige Factor für die alles beherrschende und belebende Börse allein maßgebend werden konnte, und dass das diesmalige Ernteergebnis für unsere nächste Zukunft von so entscheidender Bedeutung ist. Eine kurze Betrachtung der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage unserer Monarchie wird uns über die Bedeutung gerade dieser Ernte aufklären.

Der Saatenstand im Vorjahre war ein so günstiger gewesen, dass er mit Recht Hoffnungen für einen guten Ernteertrag erweckte; es wurden Terminabschlüsse zu gedrückten Preisen gemacht, wie solche seit Jahren um diese Zeit üblich gewesen. Da kamen Meldungen über Wasserschäden und Wetterunbilden, erst vereinzelt, dann von allen Seiten, schließlich in einer Ausdehnung, die katastrophal genannt werden musste. Hiobsposten aus aller Herren Länder folgten einander, welche von mangelhaften Qualitäten und geringeren Quantitäten der Ernte berichteten. Noch konnte sich zufolge der Reserve der ungläubigen Großconsumenten ein normales Preisniveau erhalten; allein bald hatte die feinfühligere Speculation die Situation erkannt, und sprunghaft flogen die Getreidepreise in die Höhe. Die Optimisten, welche sich auf die großen Weltvorräthe stützen zu können glaubten, auf die Unbeschränktheit des Weltverkehres, kamen in arge Verlegenheiten, und mit Staunen sah man überall einen Normalpreis für Getreide aller Art, welcher den der Periode 1896/97 um 40 bis 75 Procent überstieg; so stieg der Metercentner

Weizen	von	8	fl.	50	kr.	auf	14	fl.	96 kr.
Roggen	„	6	„	82	„	„	10	„	35 „
Gerste	„	8	„	82	„	„	10	„	60 „
Mais	„	4	„	—	„	„	6	„	17 „
Hafer	„	6	„	30	„	„	7	„	62 „
Weizenmehl weiß Type 0	„	14	„	40	„	„	24	„	40 „
„ schwarz „ 8	„	7	„	55	„	„	13	„	15 „
Roggenmehl II	„	9	„	30	„	„	14	„	20 „

und in gleichem Verhältnisse folgten die anderen Nummern und Sorten. Mit einem Worte: die nothwendigsten Lebensmittel waren ins Unheimliche gestiegen, und die Folgen hievon begannen nur zu bald sich fühlbar zu machen.

Der Landwirt hatte nicht viel mehr als für seinen und seiner Haus- und Arbeitsgenossen Eigenbedarf eingeheimst, war somit nicht in der Lage, von seinen Bodenproducten etwas zu verkaufen; im Gegentheil: immer schwärzer wurde das Brot, immer geringer seine Qualität, selbst Mais-, Hafer- und Kleienbrot waren unerschwinglich geworden! Zum Glück waren die Kartoffel besser gerathen, und diese bildeten nebst Reis, wo die Mittel dies erlaubten, fast die einzige Nahrung der Landbevölkerung, welche sonst noch mehr hätte hungern müssen.

Die Bauern griffen in ihrer Noth und in einem Anfalle von Fatalismus -- „unser Herrgott wird uns schon helfen" -- sogar zum Saatgut, das sie sonst als eisernen Vorrath ihres Ertrages aus Grund und Boden behandelten, und standen vor dem neuen Anbau mit leeren Händen. Da hieß es denn, mehr als je zu Vorschüssen seine Zuflucht nehmen. Vorschüsse zu billigen Bedingungen bieten sich nur den Rüben bauenden Landwirten: die anderen mussten sich an die Wucherer wenden, um über die lange bange Zeit des Mangels bis zur neuen Ernte hinweg zu kommen.

Auch die Arbeiterbevölkerung erübrigte infolge der Theuerung von Brot und Mehl aus ihren niegends erhöhten Löhnen keine, oder nur sehr geringe Geldmittel, um ihre sonstigen Lebensbedürfnisse zu decken. Der Standard aller sank unter das gewohnte Niveau und man begann sich aufs äußerste einzuschränken. So gerieth der Consum anderer Bedarfsartikel, besonders der von der Industrie erzeugten, ganz ins Stocken, die gesammte Volkswirtschaft wurde in Mitleidenschaft gezogen.

Numeri loquuntur! Lassen wir einige Ziffern sprechen.

Der aus den Mühlen Ungarns gedeckte Mehlconsum — die Mühlen der diesseitigen Reichshälfte, für welche übrigens das Gleiche gelten dürfte, treten in der Erzeugung dieses wichtigsten aller Consumartikel gegen die ungarischen ganz zurück — speciell der Consum der im Inlande die Hauptrolle spielenden dunkeln Sorten, ist gegen die normale Ziffer von 25 bis 30 Millionen Metercentner einer ernsten und umfassenden Schätzung gemäß um mindestens 40 Procent zurückgegangen, welcher Minderconsum auch bei den zur Brot- und sonstigen Gebäckbereitung dienenden Hilfsproducten constatiert wurde. So ist unter anderem der Inlandconsum an Pressefe um 30 Procent gesunken. Natürlich musste demzufolge der Brotpreis steigen, und zwar beträgt die Preiserhöhung circa 32 Procent, d. h. das Gewicht eines Normallaibes sank von 190 auf 145 Dekagramm. Die Anomalie, dass momentan weiße Mehlsorten fehlen, während von dunkeln Sorten größere Lager vorhanden sein sollen, ist darauf zurückzuführen, dass diese unverhältnismäßig theurer waren, als die weißen, und dass der Inlandsconsum gestockt hat, während das Ausland die weißen Sorten flott aufkaufte.

Unter den Genussmitteln ragt Zucker durch seinen besonderen Nährwert hervor. Da finden wir, dass vom 1. November 1896 bis 30. Juni 1897 2,184.154 Metercenter versteuert wurden, vom 1. November 1897 bis 30. Juni 1898 1,851.121 Metercentner und somit in der in Betracht kommenden Periode um 323.033 Metercentner Zucker weniger versteuert wurden, also weniger zum Consum gelangten.

Der Bierconsum -- Bier wird mit gleichem Rechte zu den Genuss- wie zu den Nahrungsmitteln gezählt — hat übereinstimmenden Schätzungen zufolge -- solche liegen uns von mehreren Wiener Brauereien vor – trotz aller jubiläumsfestlichen Veranstaltungen um 10 bis 13 Procent abgenommen, was für die Wiener Erzeugung allein ein Quantum von nahezu einer Viertelmillion Hektoliter beträgt. Das Bürgerliche Brauhaus in Pilsen -- die erste Erzeugungsstätte der Welt, was die Qualität betrifft -- hat in dieser Periode circa 100.000 Hektoliter weniger zum Ausstoß gebracht, wovon der größte Theil auf den Inlandsconsum entfällt.

Landesproducte, wie Hülsenfrüchte, Leguar u. s. w., welche bis zu 20 Procent im Preise stiegen, wurden in Quantitäten bis zu 50 Procent weniger consumiert.

Der Fleischconsum sank, trotzdem eine Verbilligung der Fleischpreise eingetreten war, im ersten Halbjahre 1898 um 10.220 Stück Mastvieh, d. i. ungefähr um 10 Procent des Gesammtauftriebes, wogegen sich der Bedarf an Pferdefleisch in der Hauptstadt bedenklich hob. Die geringeren Ziffern beim Detailverkauf der Zimmerfeuerungskohle lassen sich nur zum Theile auf die mindere Consumfähigkeit zurückführen, weil wir einen schneefreien Winter hatten.

In der Textilbranche kracht es an allen Ecken und Enden; täglich fallen kleine und mittlere Firmen, aber auch große Fabrikanten, die man für felsenfest hielt, kommen zum Sturz und erschüttern das Vertrauen. Die Erscheinung ist nur eine zu natürliche. Die großen Fabriken hatten sich entsprechend dem erfahrungsgemäß stets wachsenden Consum für die neue Saison vorbereitet, und nun blieb fast alles unverkauft liegen. Ein ganzes Jahreserzeugnis! Da genügen freilich selten die Mittel zum Warten und Weiterarbeiten. Hiezu kommt, dass die über den gestörten Consum erschreckten Producenten im ersten Momente die wahren Ursachen hiefür übersehen und nun glauben, die Concurrenz habe ihnen den Absatz entrissen: sie beginnen jetzt mit ihrer Ware zu schleudern und schaffen auf solche Art nur eine neue Quelle von Verlusten und die Ursache ihres Unterganges.

Mit einem Worte: es ist als ob das mit dem diesjährigen Erntebeginn endende Wirtschaftsjahr ausgeschaltet werden sollte aus der Reihe der Consumperioden.

Die neue Ernte ist vor der Thüre: alle Anzeichen sprechen dafür, dass sie eine gesegnete werden soll. Mögen sich die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllen, möge sie Erfolge bringen, welche die schweren Wunden, die ihre Vorgängerin uns geschlagen, lindern helfen, damit die wirtschaftliche Krise im Jubiläumsjahr nicht zu einer Katastrophe ausarte.

Eduard Glaser.

Der Municipalsocialismus in England.

In einer am 9. November 1897 zu Glasgow gehaltenen Rede entwickelte Joseph Chamberlain, unter den englischen Staatsmännern der beste Kenner des municipalen Lebens, in beredter Weise sein Ideal der modernen Städteverwaltung. „Die Stadtverwaltungen — sagte er — sind den Directoren einer großen Actiengesellschaft vergleichbar. Die Actionäre sind alle Steuerzahler der betreffenden Stadt, und die Dividenden bestehen in den Verbesserungen und Reformen, die zum Behagen und Gedeihen der Einwohnerschaft beitragen.“ Dieses Ideal nun gehört zu den jüngsten unserer Zeit, und es ist noch nicht lange her, dass man es zu verwirklichen begonnen hat. Zu Anfang unseres Jahrhunderts hatten die alten Municipalitäten ihre mittelalterlichen Pflichten und Privilegien verloren und waren unnütze, functionslose und corrupte Körperschaften geworden, nicht einmal zur Staffage brauchbar, die überall nur den schlechtesten Einfluss ausübten. Sie wurden durch den „Municipal Corporation Act“ vom Jahre 1835, welcher die modernen Städteverwaltungen ins Leben rief, hinweggefegt. Aber auch die neuen Körperschaften kamen nicht auf einmal zum Bewusstsein ihrer ganzen Verantwortlichkeit: nur wenige begannen allmählich ihrer Pflicht der Stadtbeleuchtung und -Reinigung, des Sicherheitsdienstes, sowie der Wasserversorgung nachzukommen, während die anderen fortfuhren, ein rein decoratives Dasein zu führen. Unter dem übermächtigen Einfluss der Theorie des „laissez faire“ waren die großen Aufgaben der Municipalverwaltung, die Versorgung mit Wasser und Gas, privaten und in der Praxis thatsächlich uncontrolierten Gesellschaften überlassen, und selbst noch im Jahre 1870 wurde den Stadtverwaltungen durch Parlamentsbeschluss verboten, den Betrieb der in ihrem eigenen Gebiet von ihnen selbst gebauten Tramwaylinien selbst zu leiten.

Das Anwachsen der Städte durch die Entwicklung der Industrie und die Einwanderung vom Lande hatte ein Erstarken des städtischen Lebens zur Folge, während die Fortschritte der Wissenschaft und der Erfindungen im Verein mit dem Vordringen des demokratischen Geistes die Mittel zur Verfügung stellten, die neuen Bedürfnisse zu befriedigen und den eben erst zum Bewusstsein gekommenen öffentlichen Pflichten Genüge zu leisten. Die municipale Reformthätigkeit hat aber weder eine erkennbare Entwickelungslinie befolgt, noch kann sie ohneweiters durch theoretische Construction in diese oder jene Theile zerlegt werden. In Glasgow wurde zuerst die Wasserversorgung verstadtlicht, in Birmingham das Beleuchtungswesen, in London die Tramway. Im allgemeinen wurde mit dem der Anfang gemacht, was infolge des öffentlichen Bedürfnisses und der guten Gelegenheit zusammen einem Angriffe den geringsten Widerstand entgegenzusetzen schien. Sidney Webb schätzt den Capitalaufwand aller Gemeindeverwaltungen Englands auf 400 Millionen Pfund Sterling, welche Ziffern allein schon die große Entwickelung communaler Thätigkeit während des letzten halben Jahrhunderts deutlich erkennen lassen.

Das erste Object der städtischen Verwaltungsthätigkeit war immer die Sorge um die Volksgesundheit, und die Elementaraufgaben der Straßenreinigung und Canalisierung haben zu vielen Neuerungen geführt. Die Forderungen der Hygiene und die dem großstädtischen Leben eigenthümlichen Schwierigkeiten hatten ein immer größeres Anwachsen der administrativen Aufgaben zur Folge. Die Regulierung des Cloakenwesens ist eines der schwersten Probleme, das die Stadtväter beschäftigt — die Vernichtung alles Unreinlichen oder besser gesagt, die Verwandlung des Unreinen und Schädlichen in das Reinliche und Nützliche. Während London sich damit begnügt, alle Fäcalien unschädlich zu machen und sie einfach in das Meer zu schwemmen, leiten sie andere Städte auf ihre Rieselfelder, von denen sie ein hübsches Einkommen beziehen. Die trockenen Küchenabfälle werden in großen Oefen (den sogenannten Destructors) verbrannt und die daselbst erzeugte Wärme wird häufig für Elektricitätswerke verwendet. Die Verwertung der Excremente führt auch manchmal zur Gründung von eigenen städtischen Industrien. Manchester hat z. B. jährlich 337.000 Tonnen Haus- und Straßenfäcalien und beschäftigt bei der Verwertung derselben 2000 Arbeiter mit der Erzeugung von Dünger, Oel, Seife und Talg; es erwarb Land, betreibt eine Farm und erzeugt für seinen eigenen Gebrauch in seinen Werkstätten Werkzeuge, Karren, Lastwaggons, Maschinen; die durch Verkauf erzielte Einnahme beträgt mehr als 42.000 Pfund Sterling. Das Glasgower Straßenreinigungsdepartement besitzt einige Rieselfarmen und hat viel bisher nutzloses Land in Besitz genommen, verfügt über seine eigenen Transportbahnen und Steinbrüche (für die Straßenpflasterung) und erzeugt endlich auch Dünger. Bradford erzeugt Mörtel aus den Abfällen; andere Städte wieder Cement und Pflastersteine. Im Interesse der Volkshygiene besitzt beinahe jede Stadt ihre öffentlichen Bäder und in London sind allein 500.000 Pfund Sterling zu diesem Zweck verausgabt worden. Vielerorts wurden städtische Waschhäuser für die armen Leute eingerichtet, die in dichtbesetzten Häusern wohnen, und in Glasgow kann das Waschen durch städtische Angestellte besorgt werden.

Unlösbar verbunden mit der Sorge um die Erhaltung der Gesundheit der Einwohner ist auch die Assanierung ungesunder Districte, was unter Formen geschieht, die vom Parlamente durch ein allgemeines Gesetz vorgeschrieben sind. Birmingham hat 1876 zu diesem Zweck mitten in der City eine ungesunde Area um den bedeutenden Preis von 1,500.000 Pfund Sterling aufgekauft und die einstigen „slums“ (Winkelgässchen) in das schönste Viertel der Stadt verwandelt — wobei der Wert des ganzen Complexes auf 2,250.000 Pfund Sterling gestiegen ist. Das Terrain wurde auf 75 Jahre in Einzelpacht gegeben; nach Ablauf dieser Frist wird die Stadt Eigenthümerin der Häuser. In gleicher Weise kaufte Glasgow 1866 ein Gebiet von 88 Acres, das von 51.000 Menschen unter höchst gesundheitswidrigen Bedingungen bewohnt wurde, und ließ sich die Behebung der Uebelstände mehr als 2,000.000 Pfund Sterling kosten. Das sind die zwei hervorragendsten Beispiele, aber jede einzelne Stadt, sei sie nun groß oder klein, findet ein Mittel, um ihrem Reformbedürfnis in Bezug auf die „slums“ Genüge thun zu können. Wenn ein Gebiet nicht ausgedehnt genug ist, um die Säuberung im Großen beginnen zu können, so zwingt die Stadtverwaltung den Eigenthümer eines ungesunden Hauses, es für menschliche Wohnungen geeignet zu machen. Sie kann auch die Bildung von neuen „slums“ hindern durch Normierung der Weite der Straßen, der Höhe der Häuser, der Menge von Licht und Luft, des freien Raumes in den Häusern und durch Verhütung einer zu großen Einwohnerzahl. Die „slums“ bilden besonders in alten Stadttheilen die Mehrzahl der Wohnstätten und man muss sie nothwendigerweise, wenn sie niedergerissen sind, durch bessere Häuser ersetzen. Die alte Politik bestand darin, gesäuberte Gegenden zu verkaufen, um in anderen neues Winkelwerk zu errichten, aber die Resultate dieser „5%igen Philanthropie“ genügten nirgends dem öffentlichen Gewissen.

Mit Ausnahme von ein paar Fällen ist die städtische Wohnungsfürsorge eine Frucht der letzten Jahre, aber jetzt ist die öffentliche Meinung dagegen, dass die Stadtverwaltung nur die Verantwortung tragen soll für die Wohnungen der arbeitenden Classen, da sie ja doch die Sorge um die Gesundheit aller Bürger trage. In dieser Bewegung gieng Glasgow als Pionnier voran. Indem es zuerst sein Augenmerk auf die fluctuierende Bevölkerung richtete, baute es 1878 Wohnhäuser, wo der Miether für 3½ d für die Nacht ein Bett, Benützung des Bades und der Küchengeräthe haben konnte; die Lebensmittel konnte er im städtischen Laden kaufen, der an das Gebäude anstieß. Wohnräume für Arbeiter mit einem Fassungsraum von 7000 Personen wurden auch mit einem Kostenaufwande von 130.000 Pfund Sterling gebaut und werden nach den Bedürfnissen der verschiedenen Arbeiterkategorien eingerichtet. Waschräume und Spielräume für Kinder sind beigefügt. Allein die Krone der Glasgower städtischen Wohnungspolitik ist das „Municipal Family Home.“, das 1896 eröffnet wurde und für Witwer, Witwen und Kinder bestimmt ist. Wenn die Eltern in der Arbeit sind, werden ihre Kinder durch Wärterinnen gepflegt, und sie können bei ihrer Rückkehr nach Wahl entweder den gemeinsamen Speisesaal und Erholungsraum oder ihre eigenen Räume benützen. Miethe und Kosten für

den Unterhalt der Kinder sind sehr mäßig, denn obwohl das „Home“ kein Wohlthätigkeitsinstitut ist, ist es doch nicht auf Profit berechnet. Der Londoner Grafschaftsrath betreibt ein Musterlogierhaus und bietet, wie es der Metropole, die er verwaltet, würdig ist, die größten Beispiele dieser Art für ganz England. Bis heute hat er 389.000 Pfund Sterling für den Ankauf von ungesunden Gründen, für die Regulierung von Stadttheilen und Errichtung von Wohnungen für 6600 Menschen mit dazugehörigen Läden &c. ausgegeben. Liverpool, Manchester und Birmingham haben auch Großes geleistet, und gegen 20 andere Städte sind ebenfalls mit der Sorge für gesündere Behausung ihrer Arbeiterbevölkerung beschäftigt.

Die Verstadtlichung der sogenannten „natürlichen Monopole“ ist das wichtigste Kennzeichen des modernen municipalen Fortschrittes und zu gleicher Zeit das bestbekannte Feld, in dem die Entwickelung platzgreifen kann. Jedermann wird zugeben, dass die Befriedigung der Bedürfnisse, die für jeden von uns von Natur aus bestehen und gerade wegen dieser Eigenschaft von den allgemeinen Gesetzen der Concurrenz ausgenommen sein müssen, nicht ohne öffentliche Gefahr Privaten überlassen werden darf. Die Wasserversorgung ist das bemerkenswerteste von allen diesen Problemen, sowohl was die gewaltige Anlage des ganzen Unternehmens, als auch was die Größe des nothwendigen Capitals betrifft. Mit Ausnahme von einigen wenigen Städten — wie z. B. Plymouth und Oxford, deren Wasserversorgung auf 1585, respective 1610 zurückgeht — mussten alle Städte durch die private Wasserversorgung passieren, die regelmäßig mit Unannehmlichkeiten, Ankauf der Wasserwerke durch die Stadt und großer Ausdehnung derselben endete. Mehr als 200 Städte haben jetzt ihre eigenen Wasserwerke und mehr als 50,000.000 Pfund Sterling sind in diesen Unternehmungen angelegt. Glasgow bekommt sein Wasser von dem 34 Meilen entfernten Loch Katrine; die Lasten für die Wasserversorgung sind seit 30 Jahren um die Hälfte gesunken, während der Verbrauch um 139% stieg: die Gesammtkosten betrugen circa 3,000.000 Pfund Sterling. Liverpool hat es sich 2,100.000 Pfund Sterling kosten lassen, um ein walisisches Thal in einen See zu verwandeln, aus dem es jetzt durch einen 77 Meilen langen Canal seine Einwohner mit reinem Wasser zur Genüge versorgen kann. Manchester gab für diesen Zweck 6,000.000 Pfund Sterling aus, inclusive 2,500.000 Pfund Sterling für einen Ergänzungszweig von der 95 Meilen weiten Seelandschaft. Birmingham gibt 6,600.000 Pfund Sterling aus, um das Wasser von Wales herzuleiten. Während der eine Theil der Arbeit im Submissionswege vergeben wird, werden die Dämme durch die städtischen Arbeiter gemacht, für die ein Dorf mit einer Schule, einer Volksbibliothek, einem Lesezimmer und einem öffentlichen Amtsgebäude gebaut wurde. Und thatsächlich werden die großen Wasserdistricte des Landes in nicht zu ferner Zeit ganz im Besitze der Städte sein. In diesem edlen Wettkampf der Städte bleibt allein London zurück, und auch dort ist das Auskaufen der Wasser-Monopolisten und die Errichtung einer Leitung von Wales herüber nur mehr eine Frage der nächsten Zeit. Wiederholter Wassermangel hat die Nothwendigkeit der Verstadtlichung klar bewiesen, und das einzige Hindernis ist nur das Bestreben der von den Conservativen unterstützten Monopolisten, 12,000.000 Pfund Sterling mehr zu bekommen, als der Grafschaftsrath für angemessen erachtet.

In der Gasversorgung wurden von den Localbehörden 25,600.000 Pfund Sterling investiert, aber das Capital der privaten Gesellschaften beträgt 45,200.000 Pfund Sterling — die Zahl der auf beide Gruppen entfallenden Consumenten ist beiläufig gleich groß. London, Liverpool, Dublin, viele andere große und die meisten kleineren Städte sind noch immer abhängig von privaten Monopolisten. Elektrische Beleuchtungsanlagen erforderten beiläufig noch mehr als 3,000.000 Pfund Sterling städtisches Capital; übrigens gedeiht das städtische Gas ganz gut neben der städtischen Elektricität, so in Manchester, Bradford &c. Gas und Elektricität werden für's Beleuchten sowohl, als auch für motorische Zwecke verwendet, und der Verkauf von Coaks, Theer, Salmiak &c. bildet ebenfalls eine Quelle des städtischen Einkommens.

Infolge des Actes von 1870 können Trambahnen von Localbehörden gebaut werden, aber diese konnten sie nur dann selbst betreiben, wenn eine private Gesellschaft bereit war, sie zu pachten. Nach 21 Jahren kann die Localbehörde die Tramway selbst übernehmen, gegen Bezahlung des momentanen Wertes ohne Rücksichtnahme auf besondere zukünftige oder ehemalige Profite — was zwar die Gesellschaften bestritten, die Gerichtshöfe als richtig anerkannt haben. Neun Städte betreiben ihre eigenen Trambahnen selbst, und 22 haben sie an Privatgesellschaften verpachtet. 1895 betrugen die Städteschulden für Tramways 2,300.000 Pfund Sterling. Ein glänzendes Beispiel von erfolgreicher Verstadtlichung haben wir erst neulich in Glasgow gesehen, wo nach Reducierung des Fahrgeldes um 40 Procent, nach Erhöhung der Löhne und Verminderung der Arbeitsstunden, nach Einstellung von besseren Wagen und Einführung eines besseren Dienstes und im Kampfe gegen die concurrierende alte Tramway-Gesellschaft, der Profit 12 Procent betrug, während die größte Dividende der privaten Gesellschaften sich auf sechs bis acht Procent belief.

Der „Light Railways Act“ von 1896 gibt den Grafschaftsräthen in Bezug auf das Transportwesen große Machtvollkommenheiten, aber es ist noch zu früh, um über seine Wirkungen urtheilen zu können. Auch die Flussüberfuhr ist von einigen Städten verstadtlicht — London hat freie Fähre, Birkenhead läßt Fähren über den Mersey fahren, Glasgow unterhält einen Flussdampferdienst und mehrere Fähren.

Für den Handelsverkehr haben die meisten Städte seit unvordenklichen Zeiten offene und geschlossene Märkte, die eine reiche Einkommenquelle darstellen. Seestädte haben Häfen und Docks (wie Greenock), Werften, Quais &c.; oder sie üben eine Controle über die „Trusts“ aus, die das ganze Hafengeschäft besorgen. Der Mersey-Docks- und Hafentrust mit seiner Capitalschuld von 17,000.000 Pfund Sterling und seinen von den Liverpooler und Birkenheader Corporationen, den Kaufleuten und Schiffseigenthümern, gewählten Repräsentanten ist typisch. Dass der Handel von London sich nach Antwerpen und Hamburg zurückgezogen hat, wird von einer Autorität wie Sir Albert Rollit dem ruinösen Treiben der privaten Londoner Dockgesellschaften zugeschrieben. Eines der lobenswertesten Beispiele des städtischen Unternehmungsgeistes und localen Patriotismus ist die Financierung des Manchester Schiffahrtcanales durch die Stadt Manchester mit circa 5,000.000 Pfund Sterling: erwähnenswert ist dies auch darum, weil eine öffentliche Körperschaft mit dieser Summe einem ursprünglich privaten Unternehmen unter die Arme griff.

Die anderen hauptsächlichen municipalen Institutionen können nur kurz erwähnt werden. An der Peripherie von London findet man eine ganze Reihe von Spitälern, besonders für infectiöse Krankheiten; selbst die kleinste Stadt hat heute ihr Spital nach dem Cottagesystem; in London werden sie verwaltet von den Armenbehörden oder der Privatwohlthätigkeit. Technische Schulen, öffentliche Bibliotheken, Museen, Kunstgalerien, botanische Gärten werden in den größten, sowohl als auch in den kleinsten Städten gegründet, während Edinburgh sogar ein astronomisches Observatorium und eine Veterinärschule unterhält. Die Gesundheit der Bewohner wird gefördert durch die großen Parks und Spielplätze, und die Beistellung von Musikcapellen in den öffentlichen Anlagen ist ein interessanter Zug der neuen Entwicklung. Für die Volksunterhaltung ist mit Ausnahme von Volksspielen und Concerthallen nicht viel gethan. Glasgow allerdings hat jetzt soeben einen „Volkspalast“ in seinem Armenviertel aufgethan, in welchem Wintergärten, Kunstgallerie, Museum, Lesezimmer und Concerthalle vereinigt sind. Zum Schluss ist noch zu erwähnen die Fürsorge für Friedhöfe und Crematorien.

Wir haben hier versucht, dem Leser einen Begriff von der Schwierigkeit und Verschiedenheit der städtischen Verwaltungsaufgaben beizubringen. Es ist nicht so leicht, die Ziele dieser Entwicklung abzuschätzen. Die städtischen Pfandhäuser finden viele Vertheidiger, die Versorgung mit Kohlen und Milch durch die Localbehörden und die Erbauung von städtischen Theatern werden auch welche finden. Aber es ist sehr wahrscheinlich, dass auf lange Zeit hinaus die municipale Idee sich der Vollendung desjenigen zuwenden wird, was die eine oder andere Stadt schon angefangen hat: bleibt nur in der einen Wohnungsfrage ja noch so viel zu thun. London hat eine ganze Reihe von Specialproblemen, z. B. seine Docks und seinen Flussdienst. Die Centralisation des städtischen Reformwerkes durch Verschmelzung aller bestehenden Gewalten ist ein anderes Problem der nächsten Zukunft, und ein Problem, dessen Lösung immer leichter wird, da ja notorisch viele der älteren Functionen nur ganz automatisch fortgeführt werden; so z. B. die Armenverwaltung und die Schulaufsicht werden endlich auch auf die Municipalbehörden übergehen, und eine willkommene Erleichterung wird es vielen sein, die Bürde der vielen Wahlen nicht mehr tragen zu müssen. Unsere großen Städte nähern sich immer mehr dem Beispiel Glasgows, wo es eigentlich keine weitere Entwicklung mehr gibt als höchstens die Abschaffung der privaten Unternehmer für städtische Arbeiten. In London begann das Schulamt die Unternehmer zu drängen, genau bestimmte Lohnscalen anzuerkennen und der Grafschaftsrath folgte, indem er einen großen Theil seiner Bau- und Maschinenarbeiten auf eigene Rechnung unternahm. In neun Jahren haben seine Arbeiter für 800.000 Pfund Sterling Arbeit geleistet, mit einer nur kleinen Abweichung vom Voranschlag, und die Arbeit war, bei aller Verschiedenheit der Betriebsart, immer gleich vortrefflich. Die Möglichkeiten der Erweiterungen sind mannigfaltige: die Schneiderwerkstätten für die Bekleidung der Armen zur Erleichterung der Armenlasten sind ein leuchtendes Beispiel.

Oft hat es darüber seichten Streit gegeben, ob das weite Gebiet der öffentlichen Arbeiten, das wir soeben beschrieben haben, Socialismus ist oder nicht. Bei den letzten Wahlen in den Londoner Grafschaftsrath wurde die Beschuldigung des Socialismus der Partei zugeschleudert, die die Verstadtlichung von Gas, Wasser und Trambahnen befürwortete, und viele dumme Bemerkungen wurden über die Grafschaftsräthe gemacht, als ob sie „Directoren einer Actiengesellschaft wären, einer Art London, Limited“, bis selbst viele Progressisten ängstlich wurden. Und doch hatten alle großen Municipalitäten des Landes seit 50 Jahren dasselbe gemacht, ohne in den Verdacht des Socialismus

zu kommen. Die Wahrheit ist, dass, soweit der Socialismus die Uebertragung der Monopole vom Einzelnen an die Gesammtheit durchgeführt haben will und die Ersetzung der Arbeit für das private Interesse durch die Arbeit für das öffentliche Wohl anstrebt, die besprochene Ausdehnung der municipalen Thätigkeit Socialismus ist. Oder besser gesagt: die moderne municipale Thätigkeit ist, bewusst oder unbewusst, durch das collectivistische Princip des allgemeinen Besten beeinflusst. Und dass sie sich durch so viele Jahre, ohne dass ihre treibenden Kräfte irgenwie verdächtigt wurden, fortentwickelt hat, ist der beste Beweis, dass das collectivistische Princip übereinstimmt mit dem Gang der Entwickelung.

London. Henry W. Macrosty, B. A.

Bemerkungen zur Frauenfrage.

(Schluss.)

Die ganze Marholm'sche Argumentation beruht nach meiner Ansicht auf einem Verkennen des Entwickelungsganges, der nie vom Zusammengesetzten zum Einfachen schreitet. Wo es der Frau zu eng wird in ihren heutigen Verhältnissen, wo sie neben ihrem Weib- und Muttergefühl das Zeug zu anderen Interessen in sich fühlt, darf man nicht hoffen, dass sie — selbst im Hinblick auf das Gedeihen ihrer Nachkommenschaft — dies Gefühl der Enge los werden, diese Interessen in sich tödten könne. Beides sind ja nicht von ihrem Willen abhängige Erscheinungen, so wenig die Jagdlust des Jagdhundes von seinem Willen abhängt; er kann unmöglich, so lange er Sinne, Muskeln, Sehnen und den Bau eines Jagdhundes hat, Schoßhundpassionen haben. Gewiss kann man ihm die Flechsen ausschneiden, dann sitzt er still. Das empfiehlt Laura Marholm auch für die Frau: man verheirate die Mädchen von 15 Jahren und dann frisch darauf los mit der „productiven Arbeit“, mit dem Ausleben der Weibnatur, so wird man sie still werden sehen „immer mehr mit jeder Geburt, immer mehr mit jedem Kinde“. Das Mittel ist probat: sehen wir die Frauen an, die 12 oder 15 Kinder geboren, gesäugt, groß gezogen haben, die diese Kinder in Krankheit gepflegt und — auch unter normalen Verhältnissen — einige von ihnen begraben haben, dann werden wir sehen, wie still ein menschliches Geschöpf werden kann. Solche Frauen sind ausgemergelt an Leib und Seele, sei auch ihr Urfonds an Kraft noch so groß gewesen, und umso mehr, je intensiver ihre Muttergefühle waren.

Ich will hier nicht die Frage aufwerfen, was schließlich aus den Kindern werden soll, — wir erfahren gar nicht, ob diese Rückführung „der versetzten Dränge“ erst nach der Lösung der Agrarfrage eintreten soll. Es ist nicht meine Absicht, eine Kritik des Buches zu schreiben: Das billige Vergnügen, die Stellen aufzusuchen, wo der Faden logisch abgerissen und durch zierliche stilistische Fädchen verknüpft wird, überlasse ich anderen. Es liegt mir auch ferne, an den Einzelheiten, am Barockstil des Ausdruckes, der übrigens an vielen Stellen äußerst glücklich, zugleich kraftvoll und warm ist, herumzumäkeln. Ich trete auch nicht speciell als Anwalt der Frau gegen eine Frau auf, will das Weib nicht dagegen vertheidigen, dass es „nie, nirgends und in nichts einen Ausgangspunkt schaffen oder bezeichnen kann“, freue mich vielmehr, dass der Mann dies Kunststück dem lieben Gott abgesehen hat, nicht einmal über den der Frau gemachten Vorwurf, „kurze Gesichtspunkte“ zu haben, kann ich mitreden, da ich mir von einem kurzen Punkt keine recht klare Vorstellung machen kann. Ich möchte, unbestochen durch den Glanz der Darstellung, aber auch ohne mich durch seine Schwächen an dem Wert des Buches irre machen zu lassen, den Standpunkt deutlich bestimmen, von dem die Marholm'sche Argumentation ausgeht.

Und dieser Standpunkt wird unter anderem in deutliches Licht gesetzt durch den Vorschlag, die Mädchen im Alter von 15 bis 17 Jahren zu verheiraten. Lassen wir die gesellschaftlichen Voraussetzungen und Folgen einer so frühzeitigen Eheschließung beiseite und beschäftigen uns nur mit ihrer physiologischen Bedeutung! Es genügt nicht, dass das aufblühende, junge Geschöpf für viele Männer einen besonderen Reiz habe, um es zur Mutterschaft tüchtig zu machen. „Das plötzliche Sichentfalten aller expansiven Fähigkeiten des ganzen Weibgefühls, in dem doch noch kein reflectierender (!) Gedanke ist“, „das laute ungestüme Herzklopfen beim Nahen oder Gruße eines Mannes, das noch lauter wird, weil es fürchtet, man könne es hören“, die feuchten Hände, das plötzliche Erröthen und Erbleichen sind lauter Dinge, die sich im Arsenal eines Novellisten sehr gut ausnehmen, deren physiologische Basis aber nichtsdestoweniger in einer vorübergehenden functionellen Schwäche des Organismus liegt.*) Es ist eine bekannte Thatsache, dass das Weib sich in der Zeit der Pubertätsentwickelung in einem Zustand der Inferiorität befindet, in Bezug auf den Stoffwechsel hinter dem vor der Pubertät erreichten wesentlich zurückbleibt, größere Neigung zu Störungen des Gefühl- und Nervensystems zeigt, wie es überhaupt in dieser Epoche seine größte Vulnerabilität erreicht.**) In dieser Zeit erschließt sich dem jungen Mädchen eine Reihe neuer Sensationen — ebenso wie dem jungen Manne, ohne dass bei jenem entsprechende Hemmungscentren entwickelt wären: Daher die Widerstandslosigkeit gegen Stimmungen, die größere Impulsivität und die für die Pubertätsentwickelung charakteristische Hyperästhesie. „Das Individuum empfängt aus einer unbekannten Sphäre Impulse, die Nachdenken und Urtheil noch nicht zu beherrschen imstande sind“ (Marro). Die ererbten, durch lange Evolution von der Menschheit erworbenen Fähigkeiten des Intellects zur Direction und Controle sind in dieser Periode nutzlos, da die Leitung zwischen ihnen und den neuen Sensationen noch nicht hergestellt ist. Psychologisch betrachtet, stellt also die Zeit der Pubertätsentwickelung einen vorübergehenden Rückschritt zu einer hinter uns liegenden Phase dar. Ist während dieser das Weib am vollkommensten Weib — „so ganz wie damals hat sich das Weib nie wieder beisammen“ — dann hat allerdings die Entwickelung die Tendenz, die Geschlechtscharaktere zu verwischen. Nach welchen Kriterien aber bestimmen wir die wesentlichen Weibcharaktere? Gewöhnlich muss dazu die „Natur“ herhalten. Aber die der Cultur entgegengesetzte Natur führt nur ein begriffliches Dasein: es ist noch dazu ein ganz negativer Begriff — will man ihm positive Bedeutung geben, so schließt er die Culturfähigkeit, also auch die Cultur, ein. Oder ist weiblich das, was einem — auch erst zu definierenden — Männlichen entgegensteht? Ich fürchte, da kommen wir ins Absurde, sobald wir uns über die anatomisch-physiologischen Merkmale, die primären und secundären Geschlechtscharaktere hinauswagen — dass diese sich vom 17. Jahre an im Weib zurückbilden, dürfte wohl kein Mensch mit halbwegs normalen Sinnen behaupten. Ist es nicht rationeller, vom Object auszugehen und das als weiblich zu bezeichnen, was wir am Weibe — an dem Weibe, das wir heute vor Augen haben — finden und uns, da wir keinen Punkt finden, wo wir den absoluten Begriff der Weibnatur verankern können, mit einem relativen zu begnügen? Wir können da zwar das Weibliche nicht vom Menschlichen lospräparieren und nicht einen Antagonismus zwischen beidem construieren, aber zu den — natürlich relativen Begriffen der Anomalie und Degeneration kommen wir ohne weitere Seiltänzerkunststücke.

Das heutige normale Weib bildet sich über den in den Jahren der Pubertätsentwickelung erreichten psychischen Standpunkt hinaus — von einer Zurückbildung kann im Hinblick auf das durchschnittliche Lebensalter des Menschen nicht die Rede sein. Wenn das intellectuelle Leben dem Triebleben heute mehr als früher die Stange hält, so ist das eine Errungenschaft der Entwickelung: dadurch ist das Weib weder weiblicher, noch unweiblicher, sondern anders geworden. Gewiss kann das Verhältnis zwischen Intellectualität und Impulsivität Anomalien aufweisen, sowohl durch Vorherrschen der Intellectualität, wie der Impulsivität. Eine Frau mit der Marholm'schen „Weibnatur“, dem „ungebrochenen Instinct“ etc. wäre eine solche Anomalie und zwar eine atavistische.

Wir kommen also, indem wir einem der in der „Psychologie der Frau“ betonten Gedanken nachgehen, auf einen schon einmal erreichten Punkt zurück: das Weibideal liegt hinter, nicht vor uns. Die Marholm'sche Theorie ist reactionär, nicht weil sie Industrialismus und Frauenemancipation bekämpft, sondern weil sie eine überwundene Entwickelungsphase in die Jetztzeit verpflanzen will.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, auch nur zu skizzieren, wie weit und in welcher Richtung die Frau bei den Völkern Nord- und Mitteleuropas und Nordamerikas sich von dem Entwickelungsgrade dieser Phase entfernt hat, auch muss ich davon absehen, diesen Entwickelungsgang der weiblichen Psyche im Zusammenhang mit allgemeinen biologischen Entwickelungsgesetzen zu betrachten. Wer mir darum entgegenhält, das Abweichen von dem früheren Typus sei nicht eine Evolutions-, sondern eine Degenerationserscheinung, dem antworte ich Folgendes: Eine Degenerationserscheinung, die einen nicht unwesentlichen Bruchtheil der Frauen, namentlich der oberen Gesellschaftsclassen beträfe, müsste auch nach wenigen Decennien ihres Bestehens ihre Folgen auf die physische und psychische Beschaffenheit des Nachwuchses geltend machen und, soweit sie die Geschlechtssphäre des Weibes angeht, namentlich im Zunehmen der Sterilität ihren Ausdruck finden. Ein Zurückgehen der Gesundheit des Nachwuchses hätte sich wohl kaum unbemerkt vollziehen können. Soweit wir aber Kinderlosigkeit in den oberen Schichten antreffen, ist sie reichlich durch die ökonomischen Verhältnisse, die wachsende Häufigkeit mancher Geschlechtskrankheiten*) und — wenn auch in geringerem Maße — auch der immer häufigeren Anwendung des radicalen Verfahrens in der Gynäkologie**) erklärt — der Annahme eines Rückganges der Lebenstüchtigkeit der Kinder fehlt meines Wissens jeder Anhalt. Auch genügt ein Blick auf die südeuropäischen Länder, in denen die Frau der Bourgeoisie zum großen Theil den

*) Marro, Pubertà nell' uomo e nella donna (Turin 1897 S. 67 u. ff.)

**) Nach den Erfahrungen eines englischen an einer Versicherungs-Gesellschaft thätigen Arztes ist die Sterblichkeit der Frau stets geringer als die des Mannes, ausgenommen in den Jahren der Pubertätsentwickelung, wo sie die Höhe von 1·68% gegen 1·18 beim Manne erreicht (Marro a. a. O. S. 61).

*) Ein deutscher Arzt, der seinen Namen von gutem wissenschaftlichen Klange hinter einem Pseudonym versteckt, nennt in einem Flugblatte die Frage der Bekämpfung der infectiösen Geschlechtskrankheiten „Die wichtigste Frauenfrage“. Er kommt, gestützt auf eine Schätzung Hegers („Der Geschlechtstrieb“, Stuttgart 1894, S. 50 und ff.), zu dem Schlusse, dass heute in Deutschland 50% Ehen durch gonorrhoische Infection unfruchtbar sind.

**) Vacher de Lapouge (a. a. O., S. 164) gibt an, dass jährlich in Frankreich nahezu 10.000 Frauen durch die Ovariotomie zur Unfruchtbarkeit verurtheilt werden. Ein großer Theil dieser Operationen hat selbstverständlich die schon durch verschiedene krankhafte Processe zur Mutterschaft untaugliche Frau zum Object.

früheren Typus trägt und wo es auch um die Nachkommenschaft nicht besser bestellt ist.

Auf welchem Wege wir auch dahingekommen sind, wo wir heute stehen: in seiner heutigen Lage ist das Weib nicht glücklich, lässt sein Ich verkrüppeln, sein eigenstes Gefühlsleben verderben — dies Argument kehrt bei Laura Marholm immer wieder: es ist nicht glücklich und macht nicht glücklich, und darum sind seine Kinder so kümmerlich und welk. „Gebt das Weib dem Glück zurück, so regeneriert ihr die Menschheit.“ Das ist ein Hauptgedanke des Buches, und die schönsten, ich möchte sagen „innigsten“ Stellen der Arbeit geben diesem Glücksbedürfnis des Weibes Ausdruck, dem sein Recht werden muss, damit nicht eine Erbschaft der Unzufriedenheit, der Müdigkeit und des Ekels die Kinder zum Leben und Frohsinn untüchtig machen. Was ist aber des Weibes Glück? Für das Marholm'sche Weib ist es der Mann und die Kinder, und für zahllose der heute lebenden Frauen ist es das auch. Nun gibt es aber hunderttausende von Frauen, in denen auch als Gattin und Mutter viele Theile ihres Wesens brachliegen: nach Marholm sind es die mit den größeren geschlechtlichen Ansprüchen — das Wort „geschlechtlich“ im weitesten Sinne genommen — auch sie meint von der Frau, dass „ihr ewig Weh und Ach“ aus einem Punkte zu curieren sei: fehlt einem Weib etwas, so ist es der Mann, und diese Diagnose stellt sie so flott, wie ein Theil unserer Aerzte die der Hysterie. Und doch hat sie selbst in einer früheren Arbeit Belege für das Gegentheil zusammengestellt, indem sie einige bedeutende Frauen unserer Zeit daraufhin prüfte, ob sie ihre Zufriedenheit mit sich erreichten, ob sie glücklich waren, und überall ein Deficit herausrechnet, gleichviel ob in ihr Leben „die Sonne des Mannes“ schien oder nicht. Sie lässt außer acht, dass für diese bedeutenden Frauen — wie für die bedeutenden Männer — die Glückschancen, d. h. die Chancen zum vollen Glück von vornherein kleiner waren als für die große Mehrheit. Je complicierter ein Lebewesen ist, je größer also die Zahl der Bedingungen, an die seine volle Entwickelung geknüpft ist, umso größer ist die Wahrscheinlichkeit seines ganzen oder theilweise Zugrundegehens. Und beim modernen Menschen kommt noch eine ungeheure seelische Vulnerabilität hinzu, ferner, dass der hochstehende, selbständige, gerade und stolze Mensch an das sociale Milieu sehr schlecht angepasst ist. In jeder ausgesprochenen, innerlich reichen Individualität ist zu viel hungrig, als dass alles satt werden könnte, sie muss über viele Theile ihres Ich wegschreiten, um die anderen bethätigen zu können, und das mag viel Bitternis und Leid kosten, aber man frage sie doch einmal, ob sie mit denen tauschen möchte, deren Neigungen, Interessen, Seelenbedürfnisse sich so gut mit einander vertragen, wie die Kohlköpfe auf einem Gemüsebeet.

Was ein Mensch im Leben an Glück gehabt, kann ihm keiner nachrechnen. Das Glück von Frau Hinz und Frau Kunz und das von Sonja Kovalevska sind nicht commensurable Größen. Auf die Frage nach dem Glück des Weibes gibt es keine bestimmte Antwort, so wenig als auf die nach des Menschen Glück überhaupt. Es liegt im Ausleben seiner Persönlichkeit, je complicierter diese ist, je schwerer ist das Ausleben möglich: aber nicht jede Form des Auslebens ist gleich. Wenn wir statt von Glück von der Intensität des bewussten Lebens sprechen, ließe sich vielleicht eher ein Maß finden für den Antheil, der auf zwei verschiedene Personen kommt. Immerhin wüsste ich nicht, woher man etwas wie Beweise nehmen könnte für die Annahme, dass die Frau heute glücklicher ist, als in anderen Perioden.

Aber wenn es wirklich so wäre, könnten uns denn die Marholmschen Vorschläge helfen?

Damit das Glück des Weibes in der Erfüllung seiner Geschlechtsfunction liege, müsste diese die Summe seiner persönlichen Bedürfnisse einschließen, was sie schon heute bei der Mehrzahl der Frauen der Bourgeoisie nicht mehr thut. Es genügt also nicht, Bedingungen zu schaffen, die der Frau die sexuelle Befriedigung gewähren — man müsste erst Frauen schaffen, denen diese Befriedigung genügte. Es gälte also zunächst ein Stück Cultur wieder aufzutrennen. Und mit dieser Forderung stehen wir mitten in der Phantasterei. Denn diese Cultur ist nicht willkürlich geschaffen worden. Es ist ja nicht eines Tages der Menschheit eingefallen, es einmal ein bisschen mit der Cultur zu versuchen, sondern diese war eine nothwendige Anpassungserscheinung an äußere Bedingungen, eine Anpassungserscheinung des socialen Organismus, dessen Lebensbedingungen durch seine eigene Variation mehr als durch den Wandel der Umgebung sich änderten. So erscheint uns die Civilisation „nicht als ein Ziel, dessen Anziehungskraft die Völker vorwärts treibt, nicht als ein in der Ferne erblicktes und ersehntes Gut, von denen sie mit allen Mitteln den größtmöglichen Antheil zu erringen suchen, sondern als die Wirkung einer Ursache, als die notwendige Resultante eines gegebenen Zustandes … sie entwickelt sich, weil sie nicht anders kann.“ *) Und diese Civilisation ist nicht nur äußerlich, sie ist auch in uns. Die Erkenntnis, dass eine Erscheinungsform dieser Entwickelung — die psychologische Veränderung der Frau — das Interesse künftiger Generation schädigt — wofür ein Beweis fehlt — ändert da gar nichts, da die treibenden Ursachen der Civilisation nicht in unserem Willen liegen.

*) Durkheim, De la division du travail social (Paris 1893, S. 296).

Gewiss kann der sie erkennende Mensch einen Theil von ihnen ausschalten. Eine gegebene Bevölkerung z. B. kann sich auf einer gegebenen Bodenfläche nur bei diesem und keinem niedrigeren Grade von Cultur behaupten — mit einer Verminderung der Bevölkerungsdichtigkeit steht ihr der Rückschritt zu einer niedrigeren Stufe ohne Gefährdung ihrer Existenz frei, aber eine Gesellschaft, die der praktischen Verwirklichung einer derartigen Direction der Entwickelung gewachsen wäre, brauchte erst recht nicht ihr Heilmittel im Rückschritt zu suchen.

Die Entwickelung im Sinne einer immer weiter gehenden Differenzierung wird nothwendig fortschreiten, ob die Summe des Glückes damit wachse oder nicht. Dass die Menschen über die Zäune der Naturgesetze springen, brauchen wir nicht zu befürchten. Die Natur lässt sich nicht spotten. Den ängstlichen Seelen, die von der Emanzipation der Frau erwarten, ihre Verwirklichung werde zu einer Art Götterdämmerung der bisherigen Beziehungen von Mann und Weib und zu einer gleichmäßigen Vertheilung der Geschlechtscharaktere und Functionen führen, sei zum Trost gesagt, dass bis heute die Frauenbewegung eine Reformierung der Physiologie nicht auf ihr Programm geschrieben hat. Laura Marholm allerdings scheint den Frauenrechtlerinnen in dieser Beziehung nicht über den Weg zu trauen. Mit der Art, wie sie sich mit ihnen auseinandersetzt, beschäftige ich mich nicht, weil es zu schwer ist, keine Satire darüber zu schreiben. Mit wirtschaftlichen Fragen ist Laura Marholm nicht gerade auf gutem Fuße, und Billigkeit in der Polemik ist so wenig ihre Sache, dass sich das Motto, das Bogumil Goltz für seine „Naturgeschichte“ wählte, auch auf ihrer Arbeit ganz gut gemacht hätte: nec sine ira, nec sine studio. — Dass die Emanzipierung der Frau das „beste Weibmaterial“ von der Fortpflanzung ausschließe, ist eine oft gehörte, darum aber nicht weniger grundlose Befürchtung. Eine Frau, die von der Ehe mit dem geliebten Manne absieht, weil sie intellectuell und ökonomisch auf eigenen Füßen stehen kann, beweist eben dadurch, dass sie nicht das beste Material im Sinne der Art ist — verzichtet sie auf die Verbindung mit einem ungeliebten Manne, so geschieht es zum Heil der nichtkommenden Generation.

* * *

Es ist ein modernes Buch, diese Psychologie der Frau. Seine aphoristische Form — es ist in Aphorismen geschrieben, wenn auch nicht gedruckt — ist modern, der prickelnde, an Champagner mahnende Stil, die trotzige Rebellion gegen das Conventionelle, die heimliche Freude an dem Entsetzen, das es erregt, indem es von Dingen redet, von denen „man nicht spricht“ — diese Rebellion und Freude, die etwas vom Straßenjungen haben, der sich ins Fäustchen lacht: „nun thue ich's gerade“ — das alles ist modern par excellence. Aber es ist etwas Fanatisches darin, das nicht modern ist, ein starres, orthodoxes: Eins ist noth, was zu der geschmeidigen Form in Widerspruch steht. In diesem Verweisen des Weibes auf seine Geschlechtlichkeit, in dem Verherrlichen des Untergehens im Functionellen, im Triebleben, in dem verächtlichen Mitleid, mit dem das Denken und Schaffen des Weibes abgethan wird, als sei es nichts als eine eitle, leere Träumerei, liegt etwas wie eine unendliche Müdigkeit vom wirklichen Leben. Es ist ein tapferes Buch, das Laura Marholm geschrieben hat, aber es ist ein tapferer Rückzug, ein Versuch, sich durchzuhauen aus den mannigfaltigen, schwankenden, stets wachsenden Anforderungen, die unsere Zeit an die Frau stellt, zur umfriedeten Zufluchtsstätte einer absoluten Forderung. Ueber einem sinnlich-übersinnlichen Cultus seiner geschlechtlichen Aufgabe soll das Weib seine anderen Aufgaben vergessen: „die productive Arbeit des Weibes ist überhaupt gar nichts, wobei mit Willen, Absicht, Anstrengung, Vorsätzen, Ausbildung viel zu erreichen wäre — die productive Arbeit ist seine innere Natur, sein angeborenes Wesen, seine warme Seele, sein gutes Herz, sein gesundes Blut, seine ungebrochene Kraft, seine Unermüdetheit, Unmittelbarkeit, Spannkraft und Frische.“ Das klingt so lebensfroh, ist aber die Negation des bewussten Lebens, von dem Laura Marholm die Frau zu befreien sucht, als von einem Alpdruck: Schirre deinen Willen ab, es nützt doch nichts. Was sie productive Arbeit nennt, das leisten auch Pflanze und Thier, was man gemeinhin darunter versteht, ist ein Vorrecht des Menschen und als solches die Basis aller Cultur, und auch das, was uns die Cultur ertragen lässt. Zur Arbeit kommt der Mensch voll Freudigkeit und Thatkraft, mit dem unbewussten Drang, eine Schuld gegen die Gesellschaft abzutragen, und zu ihr kehrt er zurück nach den großen Verlusten, den Hammerschlägen des Schicksals, und nimmt von ihr die milde, gelinde Kraft, die ihn aufrichtet und vorwärts sehen lässt. Sie ist ein Vorrecht des Menschen, sei er Mann oder Weib.

Genua. **Oda Olberg.**

Madame Condorcet.

Als Hyppolite Taine in den Siebzigerjahren sein monumentales Werk: „Ueber die Entstehung des modernen Frankreich" veröffentlichte, da schien es, als hätte die Legende der „großen" französischen Revolution den Todesstoß erlitten. Mit kühler Ueberlegung und unerschrockenem Muthe zerriss der Gelehrte gewaltsam den romantischen Schleier, der dieses weltbewegende Ereignis umhüllte, und siehe da! die große Epoche mit ihrer Poesie, mit ihren Helden und Himmelsstürmern, mit ihren enthusiastischen Demonstrationen und mächtigen Volksbewegungen: dies alles zerstob plötzlich wie ein Traum, wie eine unheimliche Schar von Gespenstern, die im Schoße der dunkeln Nacht ihr Unwesen trieben und die der Anbruch des Tages verscheuchte. Eisig wehte es aus den Blättern dieses Buches dem Leser entgegen, der kalte Hauch eines Friedhofs.

Allein die Wunden, die der rücksichtslose französische Forscher der revolutionären Legende geschlagen, vernarbten rasch, und jetzt nach einer ganzen Reihe von Jahren darf man wohl behaupten, dass der Sturmlauf Taines an dem unverwüstlichen Enthusiasmus abprallte, mit dem noch bis zum heutigen Tage die Volksmassen in Frankreich an dem Andenken der großen Revolution hängen.

Ein Beweis dafür die immense Fluth von Memoiren, Correspondenzensammlungen, historischen Monographien, ja sogar Romanen und Dramen, die seit einem Jahrzehnt sich über Frankreich ergießt und nur dem einen Ziele zustrebt: die Helden und Acteure der großen revolutionären Tragödie mit einer neuen Gloriole zu umgeben, und vor dem kritischen Richterspruch der Geschichte zu schützen.

Im Lichte dieser neuesten Forschung haben wir bisher die Frauen Staël, Roland, Helvetius und viele andere gesehen.

Nun aber ist eine Heldin in den Vordergrund gerückt, die sie alle verdunkelt, deren Lebenslauf unser Interesse in weitaus höherem Maße fesselt, als es bei jenen der Fall war. Wir meinen Frau Condorcet.*)

Michelet nennt sie den „Typus der Metaphysik". Sie war ganz Licht; alles schien sich in strahlenden, glänzenden Aether zu verwandeln unter ihrem hellen, durchdringenden Blick. Keiner der vielen Sterne des revolutionären Firmaments leuchtete so rein und so klar und so warm, wie dieser.

Die Jugend der Madame Condorcet ließ in ihr keineswegs die künftige Fahnenträgerin der Revolution ahnen. Jung kam sie ins Kloster. Sie war aber dessenungeachtet nicht im geringsten zu bedauern; man hüte sich in diesem Fall, dem Worte seine ursprüngliche Bedeutung beizumessen. Die adeligen geistlichen Frauenorden des achtzehnten Jahrhunderts waren nichts weniger als zur Askese geneigt. Wer sich der Hoffnung hingab, mitten unter den Klostermauern für seine müde Seele in himmlischer Andacht Labung zu finden und dem weltlichen Freudentaumel entronnen zu sein, der fand sich arg enttäuscht. Es waren dies im Gegentheil die Sammelpunkte geräuschvollster weltlicher Vergnügungen. Man tanzte im Kloster zu Ottmarsheim im Elsass. Unweit von Saarlouis, in Loutre, speisten die geistlichen Damen in Gesellschaft von Officieren und waren nichts weniger als spröde.**) Ebenso wurde im Kloster Neuville viel getanzt. Die frommen Schwestern amüsierten sich zum Tollwerden. Von diesem tollen Vergnügungsrausch abgehetzt, fiel unsere Heldin aufs Krankenlager und schwebte eine zeitlang zwischen Leben und Tod. In den schwerfälligen Tagen der Reconvalescenz befasste sich die junge geistliche Dame mit Voltaire und Rosseau. Besonders die Werke dieses Letzteren fesselten ihr Interesse gewaltig. Die frische Fluth ursprünglicher, grandioser Leidenschaft, die den Werken Rosseaus entquillt, riss die edelsten Frauenherzen des achtzehnten Jahrhunderts hin und machte keineswegs vor den Klosterpforten Halt. Jene frische Fluth drang gar oft durch die dicken Mauern dieser heiligen Stätten, und manche fromme Schwester stürzte sich kopfüber in die Wellen der hochaufschäumenden revolutionären Romantik, die sich allenthalben in Frankreich breitzumachen begann.

Im 21. Lebensjahre feierte unsere Heldin ihre Vermählung mit dem Marquis Condorcet. Die Heirat Condorcets erregte anfangs Staunen in der vornehmen Welt. Der Bräutigam zählte 43 Jahre. Dieser große Altersunterschied fiel auf. Man machte sich über den genialen Mathematiker lustig, der mit dem Alter des Menschen so schlecht zu rechnen verstand. Man neigte zur Ueberzeugung, dass er sich diesmal arg verrechnet habe. Zu diesem crassen Altersunterschiede gesellte sich eine scheinbare Discordanz der Charaktere. Condorcet war eine kühle Natur, von düsterem Aussehen und fast wildem Gebahren: schüchtern, sprach er sehr wenig und schwieg in Gesellschaft, er hörte stets zu, um alles Bemerkenswerte in seine große Seele aufzunehmen, die nach einer immer höheren Synthese strebte. Sein Herz eröffnete sich niemals, selbst den intimsten Freunden gegenüber. Der alte D'Alembert nannte ihn einen „schneebedeckten Vulcan". Und sie? Madame Condorcet war eine der glänzendsten und zugleich interessantesten Erscheinungen der revolutionären Epoche. Ihre hohe Gestalt mit den großen schwarzen, flammenden Augen und dem feingeschnittenen Munde, an dessen Oberfläche stets das Lächeln wohlwollender Ironie spielte, hatte etwas geradezu Fascinierendes. Und ihre blendende Schönheit stand noch weit hinter der Gabe zurück, der sie die unbeschränkte Herrschaft über die vornehmsten Geister jener Zeit verdankte. Wir meinen die Gabe der Unterhaltung. Ihren sprudelnden Witz durchzuckten nicht selten Geistesblitze, die mit einem Schlage ganze Gebiete menschlichen Wissens und Fragen beleuchteten, deren Lösung mühseliger Forschung vorbehalten schien. Sie liebte in hohem Maße glänzende Versammlungen. Ihr expansives Naturell und ihre Unterhaltungsgabe nährten in ihr dies unschuldige Verlangen. Kein Wunder daher, dass die Geistesnotabeln zweier Welttheile den Salon der Condorcets sich zum Stelldichein wählten. Nie nahm eine Königin ehrenvollere Huldigungen entgegen. Gekrönte Häupter kamen, um diejenige zu begrüßen, die um den Ruhm der geistreichsten Frau von Paris mit Madame Staël wetteiferte. Wie verstand sie doch so geschickt und so stark die zarten Saiten anzuschlagen, die in den Seelen ihrer Zeitgenossen vibrierten! Wie wusste sie die Herzen ihrer Freunde in jene hohen Regionen emporzuheben, die ihr edler Geist durchstreifte, voll grandioser Träume über die Zukunft und den Fortschritt der Menschheit, an dem sie mit enthusiastischem Glauben hieng.

Deshalb drängten sie sich an diese merkwürdige Frau in unzählbarer Menge heran, alle jene Männer von Frankreich und auswärts, von deren Ruhme die Welt zu jener Zeit wiederhallte. Adam Smith war in dieser Menge einer der Ersten; der wackere Herold des industriellen Aufschwungs seines englischen Vaterlandes zollte warme Bewunderung derjenigen, die nach seinem Tode den Franzosen in so beredter Sprache seine „Theorie der ethischen Gefühle" darlegen sollte. An der Seite des in stiller Wehmuth versunkenen Beccaria, des muthigen Bahnbrechers auf dem Gebiete des Strafrechts, finden wir hier den überlauten Thomas Payne mit dem leicht überströmenden Herzen, den kühnen Helden des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, der nun nach Frankreich neue Nahrung für seinen ungestümen Thatendrang und seine fortschrittlichen Staatstheorien zu suchen kam. Und dort wieder der hinreißende, für Frankreich schwärmende Lord Stanhope; und der mystische preußische Baron Clootz, der in den späteren Wirren der ersten Commune eine so große Rolle spielen sollte; und Dumont, der Freund und Berather Mirabeaus; und Jefferson und wie sie da alle hießen: eine glänzende Elite der Geister von Amerika und Europa, die alle kamen, im Salon Condorcet die Stichhältigkeit der neuen Ideen zu discutieren.

Frau Condorcet aber thronte in dieser glänzenden Versammlung. Ihre edle Beredsamkeit ergoss sich allabendlich über die Gemüther der illustren Gäste, sie blies aller Hoffnungen zu einem mächtigen Feuer, woran die auferstehende Freiheit ihre Waffen schmiedete. Vor allem suchte sie ihre Freunde für die Republik zu begeistern; von dieser Regierungsform versprach sie sich Glück und Freude der Völker. Naiver Enthusiasmus revolutionärer Jugendjahre! Die Zeitgenossen nannten ihren Salon geradezu „foyer de la république", den Herd der Republik. Sie, welcher der Hof in seiner ahnungslosen Bornirtheit schon während der heißesten revolutionären Sturmperiode die Stelle einer Gouvernante des königlichen Kronprinzen antrug, sie gehörte zu den ersten, die dem Königthum das Grab schaufelten. Rastlos war sie um die Verbreitung der republikanischen Idee bemüht.

Und da erfüllten sich ihre Träume. Eines schwülen Abends des Monates August 1792 wurde unter Kanonendonner und Sturmglockengeheul die Republik geboren. Frau Condorcet erbebte vor tiefster Freude. Obwohl ihr Mann keineswegs das Zeug eines Tribunen, eines Stürmers, eines politischen Führers hatte, drängte sie ihn aus Ehrgeiz ins politische Schlachtengetümmel, damit er seine Nerven stähle und zum großen Führer sich emporschwinge. Condorcet gehorchte. Kopfüber stürzte er sich in den Kampf der Parteien. Bald gehörte er zu den Häuptern der Gironde; seine Popularität wuchs immens; fünf Departements wählten ihn in den Convent. Die Referate, die er in dieser Versammlung, namentlich in Sachen des öffentlichen Unterrichtes, erstattete, erregten die Bewunderung der Zeitgenossen und bleiben sein unsterbliches Verdienst.

Aber das Unglück schritt zu jener Zeit schnell; die Ereignisse überstürzten sich in rasender Eile. Es kam der 31. Mai 1793 und mit ihm der Sturz der Gironde. Condorcet gehörte zu den Proscribirten, seine Güter wurden confisciert und er selbst geächtet. Er fand eine Zufluchtsstätte in einem bescheidenen Studentenheim nahe dem Luxembourg, wo er zehn Monate verbrachte, ohne je die Straße zu betreten, in die er sich nicht hinauswagte, um nicht dem sicheren Tode entgegenzugehen.

Diese unfreiwillige Mußezeit benützte der Philosoph zu literarischen Arbeiten verschiedenster Natur. Er war mittlerweile bedeutend gealtert. Die furchtbaren Ereignisse, vor allem aber die Sorge um sein Weib und sein einziges Kind machten ihn zum Greis. Allein sein Weib war nicht verloren. Mit dem winzigen Gelde, das ihr zurückblieb, kaufte sie sich einen Wäscheladen, und den Rest verschaffte ihr die Porträtmalerei. In ihrem kleinen Laden

*) Antoine Guillois: Madame Condorcet, son salon et ses amis. Paris 1897, chez Calman Lévy.

**) H. Taine, L'ancien régime.

porträtierte sie gar oft die Großen und Mächtigen des Tages, und dadurch entkam sie nicht selten dem Tode. Auch drang sie mehrmals in das Innere der Gefängnisse, um diejenigen zu porträtieren, die tags darauf das Schaffot zu besteigen hatten und nun dieses einzige Andenken ihren Hinterbliebenen zurückließen. Und abends, wenn die Sonne sich zum Untergange neigte, da schlich die arme Heldin in das düstere Exil ihres Mannes, bebend vor Angst um sein theueres Haupt, müde von den Anstrengungen und Demüthigungen des Tages. Musste sie sich doch am 14. Jänner 1794 öffentlich und formell im Angesichte der Municipalität von Auteuil von ihrem Gemal scheiden lassen, um unbehelligt fortleben und den bescheidenen Lebensunterhalt für den Proscribierten und ihr einziges Kind gewinnen zu können! Und wie einsam gestalteten sich ihre Tage! Die große Schar von Freunden war verschwunden: die einen ließen ihr Haupt auf dem Schaffot, die anderen rüsteten sich in den Kerkerzellen zum Tod, indem sie, wie der edle, schwärmerische Conventler Ginguené, Platons Buch „über die Unsterblichkeit“ studierten. Wie verstanden sie es, majestätisch und grandios in den Tod zu gehen, diese Stürmer und Dränger einer verschollenen Zeit!

Condorcet selbst schien den Tod in jeder Stunde des Tages zu erwarten. Er schrieb ein Testament für seine einzige Tochter, worin er sie bat, des väterlichen Märtyrers nicht zu vergessen. Ebenso arbeitete er an einer Denkschrift, die, an die Zeitgenossen gerichtet, bestimmt war, sein politisches Gebaren zu rechtfertigen. Allein seine Gemalin bat ihn flehentlich, davon abzustehen: die Zeitgenossen, meinte sie, würden ihm gegenüber in Ungerechtigkeit verharren, er möge von ihrem falschen Verdict an den Urtheilsspruch der Geschichte appellieren und der Unsterblichkeit seinen Geist zuwenden. Condorcet gehorchte der Führerin seines Lebens und so entwarf er während seines zehnmonatlichen Pariser Exils in hastigen Zügen jene „Grundzüge der Fortschritte des menschlichen Geistes“, die sein ewiger Ruhm bleiben werden.

Bald aber ward ihm der Boden zu heiß, seine Zufluchtsstätte wurde von einer Hausdurchsuchung bedroht, er musste sie verlassen. Und nun begann für ihn jene traurige Odyssee, die man sattsam kennt und die in ihren tragischen Peripetieen geradezu erschütternd wirkt. In einer einfachen Bauernkleidung, mit dem geliebten Horaz in der Hand, irrte er einige Tage in den Wäldern umher, bis ihn die Bauern ob seiner seltsamen Haltung auffiengen und in Haft setzten. Am nächsten Tage fand man ihn todt auf dem Boden ausgestreckt — den letzten großen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts.

Frau Condorcet wusste Monate hindurch nicht vom Tode ihres Gatten, sie glaubte ihn in die Schweiz geflüchtet. Wie eine Löwin kämpfte sie fortan weiter um ihr eigenes und um das Leben ihrer Tochter gegen die wilden Auswüchse der Terreur. Inzwischen kam der 9. Thermidor. Die Schreckensherrschaft fiel, die Salons öffneten sich wieder, die Flüchtlinge kehrten in großen Scharen heim, die Gefängnisse leerten sich allmählich. Viele, die einander todtgeglaubt, drückten sich jetzt die Hände, und gar mancher sehnte sich nach denjenigen, die in dem Blutstrome der Terreur weggeschwemmt wurden. Josef Chénier klagte vergebens in einer ergreifenden Improvisation: „Warum öffnete sich keine so tiefe Höhle, um vor den Henkern die Beredsamkeit Vergniauds und den Genius Condorcets zu verbergen?“

Nein, die Todten kehrten nicht wieder, ihr Mund war verstummt für ewige Zeiten. Allein ihrem Blute entstiegen die Rächer: ihr Geist hielt von neuem feierlichen Einzug in die Mauern des Convents, die besiegte Gironde, freilich in stark gelichteten Reihen, schwang sich wieder zur Beherrscherin dieser sturmgepeitschten Versammlung empor. Eine natürliche Folge davon war, dass die Ideen Condorcets mit Begeisterung wieder aufgenommen wurden und dass sein Name, nunmehr von der blutigen Märtyrerkrone umgeben, in neuverjüngtem Glanze erstrahlte. Die Witwe des Philosophen verstand diesen Wink der Geschichte und veranstaltete die erste Gesammtausgabe der Werke ihres Mannes. Der Convent beschloss, 3000 Exemplare „der Grundzüge der Fortschritte“ anzukaufen und dieses Werk unter den Volksmassen in der ganzen Republik zu vertheilen.

Und jetzt erst, da Frau Condorcet so vieles für das Andenken des unglücklichen Philosophen gethan, ergriff auch sie die Gelegenheit, als Verfasserin vor die Welt zu treten. Im Jahre 1796 erschienen ihre „Briefe über die Sympathie“. Die Zeitgenossen berauschten sich förmlich an diesen Blättern durchdringender Wehmuth, an diesen Bekenntnissen, durchtränkt von den Ideen einer durch unsägliche Leiden geläuterten Ethik. Haben doch diese ergreifenden „Briefe“ selbst einer Staël, der erbittertsten Gegnerin von Madame Condorcet, Worte der Bewunderung entrissen!

Aber bald war die Zeit vorüber, in der solch zart vibrierende Seelenergüsse Anklang fanden; schon hörte man in der Ferne die schmetternden Fanfaren der Napoleonischen Gloire ertönen, die jede andere Regung, all die zarteren Saitenschwingungen der menschlichen Psyche erstickten, niederbrausten. Mit Riesenschritten kam der corsische Dictator herangestürmt: wie ein gewaltiger Ocean durchzog er ganz Europa, alles neigte sich vor seinem Hauch, gar mancher starke Baum menschlicher Tradition, gar manche Blume menschlicher Hoffnung wurde gebrochen. Diejenigen von den Fahnenträgern der französischen Revolution, die noch am Leben zurückgeblieben waren, zogen sich zurück in den von neuem eröffneten Salon der Witwe Condorcet, der sich nun allmählich wieder zum Sammelpunkte aller fortschrittlichen Elemente, zum „foyer de la république“ heranbildete. Wieder kamen sie, die geistreichsten Philosophen und Politiker der revolutionären Epoche, zu Frau Condorcet, die Stichhältigkeit und den inneren Wert der revolutionären Theorien zu discutieren; und wieder thronte unsere Heldin in dieser glänzenden Elite der Geister. Allein, wie ganz anders war die Stimmung, die hier jetzt vorherrschte! Hinter diesen „Ideologen“, wie man jetzt die überzeugungstreuen Republikaner höhnisch benannte, lag nunmehr ein Ocean von Blut; und viele, die den Stolz dieses Salons ausmachten, ließen nicht mehr ihre gewichtige Stimme in die Wagschale fallen: nur mehr ihre blutigen Schatten nahmen an den Discussionen Antheil. Madame Condorcet schürte jedoch den Enthusiasmus ihrer Freunde von neuem, sie konnte nicht an der Republik verzagen, nach ihrer Auffassung hieß es den Kampf gegen die Napoleonische Dictatur mit Energie aufzunehmen, um die Republik zu retten. Ihr Salon war auch der Hort der rücksichtslosesten Opposition gegen das Regime Bonaparte.

Dieser begriff es sehr schnell, dass er in der Person der Witwe Condorcet es mit einer unversöhnlichen Gegnerin zu thun habe. Darüber unwillig, ließ Napoleon einmal in ihrer Gesellschaft die Worte fallen: „Ich sehe es sehr ungern, wenn die Frauen in die Politik sich hineinmengen.“ — „Sie haben wohl recht, General“, replicierte Madame Condorcet, „allein, in einem Lande, wo man sie köpft, ist es natürlich, dass die Frauen wissen wollen, warum dies geschieht.“

Den geschichtlichen Entwickelungsgang vermochte diese geniale Frau dennoch nicht aufzuhalten. Derselbe vollzog sich mit unerbittlicher Gewalt nach rechts, er war noch weit von ihrem Ideale der demokratischen Republik entfernt. Und so sah sie mit tiefer Wehmuth an sich das Kaiserreich vorüberziehen, die Restauration der verhassten Bourbonen begründen. Sie starb am 8. September 1822. Vor dem Tode verlangte sie, unter den Armen und ohne religiöse Ceremonie begraben zu werden. Acht oder zehn Verwandte begleiteten ihren Sarg in den Père-Lachaise. Fast unbemerkt wurde sie zu Grabe getragen, man könnte sagen, die schönste, sicherlich aber die geistreichste und edelste Frau der französischen Revolution.

Dr. Hermann Liebermann.

Ueber Technik und Aesthetik des Romans.

Von Jakob Wassermann.

I.

Die Prosa unserer Tage ist einer so allgemeinen und betrübenden Verlotterung anheimgefallen, dass insbesondere die belletristische Stilistik einem zerfetzten und schmutzigen Schlafrock vergleichbar ist, mit dem man sich unter keinen Umständen mehr in die Oeffentlichkeit der Straße wagen kann. Und nicht nur dies. Der Bereich der ästhetischen Anarchie und Verwirrung umfasst auch gleicherweise alles Handwerkliche und Technische (als welches ich die praktische Gesetzmäßigkeit des Handwerks bezeichne), ja sogar Stoffliche, so dass es mir scheint, als müsse auf diesem Wege alle künstlerische Cultur einer sicheren Vernichtung gewärtig sein. Denn die Prosa eines Volkes ist der lebendige und befruchtende Strom, der das geistige Leben erblühen lässt, und ihr Verfall ist gleichbedeutend mit dem offenen Eingeständnis cultureller Zerrüttung.

Sucht man die Ursachen der so angedeuteten Corruption zu ergründen, so stößt man zunächst ohne viel Nachdenkens auf deren zwei: das Ueberhandnehmen des journalistischen Geistes und der von ihm ausgehenden nivellierenden Elemente, sowie das täglich zunehmende Eindringen des kunstlosen Dilettantismus in die Literatur und deren jeweilige Moden. Das sind Schäden, die mühelos als solche zu begründen sind und auch oftmals von ernsten Köpfen erörtert wurden. Darüber sind demnach nicht viel Worte zu vergeuden, umsoweniger als der Dilettantismus, d. i. die um der Eitelkeit oder des bloßen Broterwerbs willen betriebene Beschäftigung mit der Kunst für das ästhetische Gefühl nicht in Frage kommen kann. Ein weit gefährlicherer, weil schwieriger zu erkennender Feind der zeitgenössischen Prosa ist, so überraschend es auch klingen mag, das zeitgenössische Drama, und ein anderer, wenig genug angeschuldigter sind die von unfähigen Köpfen verfertigten Uebersetzungen der fremdsprachlichen Schriftsteller.

Die Schaubühne hat in diesem Augenblick eine Schar von bedeutenden und kunstfertigen Männern in ihren Bann gezogen. Gleich einer großen Courtisane lässt sie die einen unerhört schmachten, beglückt die andern und enttäuscht sie wieder, schenkt jenem eine lange, doch matte Gunst, diesem eine kurze, flammende. Ueberall ist ein heißes Mühen, auch nur einen Ring von ihrer reichen Hand zu erhaschen, und wem sie nicht aus freier Wahl gibt, der erstiehlt

sich wohl bisweilen ein Zeichen ihrer Huld. Reinheit und Ehrlichkeit sind in ihren Salons seltene Dinge geworden: in ihren Vorzimmern wird conspiriert und intriguiert und von ihrem Kammerdiener und ihrem Lieferanten bis zu ihrem Secretär und Leibarzt hinauf sind die bestechlichen Leute anzutreffen. Dem armen verliebten Neuling wird es schwer gemacht und er ist oft darauf angewiesen, mit dem Koch Bruderschaft zu trinken oder mit dem Stubenmädchen ein Liebesverhältnis anzuknüpfen, nur um von der begehrten Dame einen Blick zu erhaschen.

Aber um aus all dieser Bildlichkeit zu fallen, die nach keiner Richtung hin übertrieben ist: nicht dieser Wetteifer allein ist es, der in der leichteren und rascheren Form des materiellen Verdienstes, in dem glänzenden und geräuschvollen Ruhm der Erfolgreichen seine Wurzeln hat, nicht er allein ist es, auf dessen schädliche Einflüsse hier angespielt wird, sondern noch viel mehr auf das, was er verursacht. Nämlich wie ein oftbegangener Weg allmählich immer klarer und abgenutzter wird und denen, die seiner Richtung folgen, täglich weniger Schwierigkeiten bietet, so erstarrt auch die nunmehrige Form des Dramas zu einem leicht benützbaren Schema. Natürlich, jeder will diesen bequemen Weg gehen, der so viel verspricht, und die Unberufenen mehren sich in solcher Zahl, dass der einsame Sucher im Wald sich immer weiter vom Lärm dieser Rennbahn entfernt und alsbald den Contact mit seiner Zeit verliert. Dies ist die Gefahr: das leicht benützbare Schema, in das, wie in eine Kuchenform, jeder Stümper seinen mittelmäßigen Teig zu gießen vermag. Ich kenne Leute, die es wahrlich nicht nöthig hätten, Theaterstücke zu schreiben, denn sie sind nicht einmal imstande, das alltäglichste Erlebnis in einer nur halbwegs kunstgemäßen Prosa niederzuschreiben. Aber für die Bühne besitzen sie ihr Kuchenblech, das ihnen durch die naturalistischen Köche des letzten Decenniums aufs handlichste hergerichtet worden ist. Und so sehen wir allenthalben, wie das Talent durch die Geschicklichkeit verdrängt, wie beide miteinander verwechselt, gegen einander ausgespielt werden, ja, wie die Geschicklichkeit zum Surrogat des Talents geworden ist. Während ein schlechter Romanschreiber sofort und ohne weiteres erkenntlich, während ein Novellendichter sofort und ohne weiteres von einem Novellenfabrikanten unterschieden werden kann, üben die auf der Linie von schlechten Romanen stehenden Theaterstücke noch eine weite und laute Wirkung aus. Schon allein deshalb, weil hier drei Künste zusammenwirken: der Schauspieler kann die Gefühlslügen des Autors, der Regisseur seinen Mangel an poetischer Stimmung bemänteln. So aber wird das allgemeine Niveau der Kunst herabgedrückt. Das Drama verdirbt die Gesetze, das innere Gefüge, die innere Technik des Romans, wie später noch erörtert werden wird, und in demselben Maß wird durch ausländische Einflüsse, durch Uebersetzungen also, dem äußeren Kleid, der Prosa, der Erzählungstechnik, ein schwerer Schaden zugefügt — eine Gefahr, die nicht unterschätzt werden darf.

Es ist klar, dass hiebei nur Autoren in Betracht kommen, die auf das deutsche Schriftthum einen Einfluss gewonnen haben, also wirkliche Dichter, denn die Schädlichkeit der anderen zu beweisen, wäre belächelnswert und überflüssig. Es handelt sich auch zunächst nur um die großen russischen und französischen Schriftsteller, deren Werke eine unermessliche Verbreitung bei uns gewonnen haben. Und nun stelle man sich vor, dass Dostojewskis und Turgenjews Bücher von einer Horde impotenter Arbeitssclaven verdeutscht worden sind: stelle man sich vor, dass es Bücher Zolas gibt, die durch ihre Uebertragungen ins Deutsche (und nur dadurch) zu einer wahren Schändlichkeit wurden, zu einer nichtswürdigen Speculation auf lüsterne Kunden: dass es deutsche Ausgaben von Maupassant gibt, die jeder Beschreibung spotten, und man wird zu ermessen fähig sein, wie diese Dichter alles und alles verlieren mussten, was an ihnen durch ihre Nationalität, ihre Race, ihre persönliche Art charakteristisch, angenehm, bedeutend erscheinen musste. Alle russischen Uebersetzer, die mir bekannt sind, arbeiten mit clichierten Phrasen, die anfangs befremden, an die man sich gewöhnt und die man sogar bei jungen deutschen Schriftstellern zu seinem Erstaunen wiederfinden kann. Gebildete Russen haben mir versichert, dass es abscheulich und beschämend für sie sei, einen ihrer großen Schriftsteller im Deutschen zu lesen. Es ist ja klar. Man stelle sich Gottfried Keller ins Russische übersetzt vor: übersetzt durch einen jungen Mann, der nichts begreift von dem Erdgeruch, den diese Bücher ausathmen, von der kraftvoll verhaltenen Poesie, von dem hohen und herben Humor, der in dieser Prosa steckt: der nichts begreift als dies, dass er so und soviel Rubel für den Druckbogen erhalten wird, und nun betrachte man diesen Gottfried Keller! Betrachte auch diesen Fontane! Betrachte diesen Wilhelm Raabe! Noch elender ist es mit den französischen Büchern bestellt. Ich habe mir einmal den Spaß gemacht, in einer Verdeutschung von Maupassants „Fort comme la mort“ die rein grammatikalischen Verstöße zu controlieren und bin zu einem erschreckenden Resultat gelangt. Ich habe einmal eine in der That würdige Uebersetzung, nämlich die von Claude Tilliers „Onkel Benjamin“ durch Ludwig Pfau, mit einer landläufigen desselben Werkes verglichen und war empört und verletzt. So also hausen die Maulwürfe im Erdreich unserer Sprache, und niemand wird sich unserer Erkenntnis verschließen, dass er durch die Lectüre jener Werke keinerlei Genuss davontragen kann. Der Stoff allein ist nichts.

II.

Nicht nur aus diesen Gründen steht die moderne Prosakunst auf einer tiefen Stufe. Die jüngeren Schriftsteller, obwohl sie mit der alten Erzählungstechnik gebrochen haben, vermochten noch nicht, eine ihnen adäquate Form zu finden, welche sie mit innerem Leben zu erfüllen fähig wären. Die Erzählungskunst der alten Schriftsteller ist verloren gegangen, und ich betone das Wort „modern“ nicht als Programm, sondern als Antithese und der Titel dieses Essays ist nicht constatierend, sondern fragend, gleichsam ein Hinweis und Versuch, aus dem vorhandenen Material Gesetze abzuleiten, wie es ja die Aufgabe des Aesthetikers ist. Aber dies vorhandene Material ist arm und dünn. So groß die Masse der neuen Bücher ist, die den Markt überschwemmen, so gering sind Werke von charakteristischer oder gar gesetzgebender Bedeutung. Man betrachte zunächst den Stil all dieser sogenannten modernen Romane. Niemals ist es ein erzählender, descriptiv gestaltender, sondern es ist darin ein Suchen nach neuen Worten, neuen Attributivstellungen, ungewöhnlichen Phrasen und eine falsche Nachahmungssucht des natürlichen Dialogs bemerkbar. Die Kraft der Beschreibung erschöpft sich in losen Bildern von lyrischer, also unepischer Herkunft, die Kraft der Stimmung, die bisweilen vorhanden ist, wurzelt wiederum in lyrischen Fähigkeiten und wird niemals in Handlung umgesetzt. „Stimmung“ ist ein Begriff geworden, mit dem alles bedeckt wird, Mangel an Kunst, an Gestaltungskraft, an Natürlichkeit, an Wahrheit. Wenn Dostojewski im ersten Capitel des „Raskolnikow“ seinen Helden beschreibt, wie er über einen großen Platz schlendert in der heißen Mittagssonne und wie sein Hut einem Pfannekuchen gleicht, so ist dies ein packendes Bild der inneren Stimmung und äußeren Aermlichkeit des Studenten, für das ein moderner Novellist einen langen Gefühlserguss gewählt hätte. Bei großen Schriftstellern wird man ferner niemals jene sogenannten „schönen Naturschilderungen“ antreffen, die losgelöst da stehen, um ihrer selbst willen entstanden, über die das Auge des Lesers hingleitet, ohne ein Bild zu gewinnen. Turgenjew zeichnet eine Landschaft durch die Stimmung der Handlung, bei Dostojewski liegt sie ganz in der Stimmung der Menschen und ihrer Dialoge. Man erinnere sich der Stelle, wo Raskolnikow, nachdem sich Swidrigailow getödtet, träumt; wie durch die unfest geschlossenen Fenster die eisige Winterluft zieht und seinen Traum beeinflusst. Wie lebt da die Winternacht! Oder man denke an jene unvergessliche Stelle in der kleinen Turgenjew'schen Novelle „Die Sänger“, wo der ferne Ruf eines Hirten oder Bauers mehrmals gleichförmig und langgezogen durch die stille Nacht dringt, und wie kunstvoll auf diese Art das Bild der weiten Ebene erweckt wird. Man lese die classische Mondnacht-Liebesscene zwischen den beiden Liebespaaren im „Martin Salander“, wie eindringlich und klar erwächst da, ganz auf indirecte Weise, das Bild der Landschaft. Oder wie genial sehen wir am Beginne von „Romeo und Julia auf dem Dorf“ die ganze Stimmung der Landschaft nur durch die Beschreibung, wie die Bauern pflügen! Die Beispiele ließen sich bei gutem Willen verhundertfachen. Die modernen Franzosen sind darin weit geringere Künstler. Zola beschreibt immer Landschaften, wie er auch Charaktere beschreibt, aber seine Beschreibungen ersetzen oft durch ihre Wucht, ihren Reichthum, was an plastischer Einfachheit mangelt.

Dies eine ist das Wesentliche: die Handlung eines Romans ist das Unwichtigste für die äußere Wirkung, die er übt. Romane, die rein stofflich, d. h. durch die äußerlichen Geschehnisse und ihre Verknüpfung gewirkt haben, waren stets bald vergessen. Eine Technik des Romans in diesem Sinne schreiben, wäre sinnlos und wertlos, ganz im Gegensatz zum Drama. Und dies ist das eigentlich Corrumpierende des theatralisch-dramatischen Geistes unserer Zeit: die scheinbare Wichtigkeit der Tendenz, des Geschehnisses, der Situation. Und wer genau beobachtet, wird mir wohl zugeben, dass damit die wahre Ursache aufgedeckt ist, weshalb die eigentliche Kunst der Erzählung und des Erzählens in Verfall gerathen ist.

Das positive Ergebnis ist nunmehr leicht zusammenzufassen.

Alle Kunstwirkung entsteht durch sinnliche Bewegung, Handlung: Bewegung der Linie, der Fläche, Bewegung der Körper. Das Wesen der Lyrik besteht in einer subjectiven, meist rhythmischen Harmonisierung einer seelischen Handlung, das des Dramas in der objectiven Belebung und Entwicklung von Charakteren. Der Roman entsteht mit den Mitteln der Lyrik in objectiver Form und mit denen des Dramas in subjectiver, d. h. unmittelbar und direct durch den Erzählerton festgehalten. Die Kunst der Erzählung nun allein ist es, welche die Farbe gibt, den Charakter, das dichterische Leben. Alles, was geschieht, muss durch das Medium der Bewegung gehen, um plastisch zu wirken. Es genügt nicht, dass man schreibe: eine köstliche Ruhe war über dem Thal ausgebreitet. Bewegung und infolge dessen Bildlichkeit entsteht erst dann, wenn ich etwa sage: kein Halm regte sich, kein Käfer summte &c., also die Ruhe durch nichtvorhandene Bewegung schildere. Das ist klar, denn es ist banal. Es gibt Autoren — und große Autoren — welche sich nicht

genug thun können in der Beschreibung eines Zimmers und seiner Ausstattung. Wie überflüssig und unzweckmäßig! Nehmen wir z. B. an, ein Raum habe etwas in besonderem Grad Charakteristisches, vielleicht ein groteskes Tapetenmuster: will ich nun dies dem Leser eindringlich mittheilen, so werde ich es mittels der seelischen Emotion einer Person thun oder so, dass diese Person in einer Dialogstelle darüber erstaunt. Alle großen Schriftsteller haben das gewusst, und wo sie es nicht gethan haben, fanden sie auf dem unmittelbaren Wege ein packendes oder ein poetisches Bild. Ein prächtiger Beleg ist die Stelle in Murgers „Vie de Bohême“ (das ich sonst nicht als Muster aufstelle), wo Collins Mund beschrieben wird, als ob ihn eine ungeschickte Kinderhand gezeichnet und dabei am Arm gestoßen worden wäre. Oder in Jacobsens „Schuss im Nebel“, wo von den Händen eines jungen Mädchens gesagt wird, dass sie im Schoße des schwarzen Sammetkleides lägen wie zwei nackte Haremsweiber — ein etwas schwüles und hysterisches Bild allerdings, aber ein Bild.

Der Ton der Erzählung entsteht durch die Entfernung des Autors von seinem Gegenstande. Je inniger und lebendiger er diesen Gegenstand dann trotz der inneren Entfernung sieht, denn darum handelt es sich nur, desto mehr ist er eben Dichter. Und je mehr sein Werk, seine Gestalten, seine Beobachtungen, seine Bilder, seine Vergleiche aus einer einheitlichen Grundstimmung fließen, die auch das Gewöhnliche zu einem künstlerischen Moment verzaubert, ein desto größerer Dichter ist er eben. Ist nun seine äußerliche Handlung der Ausdruck und ihre Lösung das Resultat einer Weltanschauung, deren Horizont uns alle und unser aller Sehnsucht umfasst, so wäre ja der große Epiker gekommen, dem die Zukunft gehören muss.

Theater.

Was ist denn eigentlich „Theater“?

Das Stück eines Dichters fällt durch und es heißt dann, dass es eben leider doch nicht „Theater“ ist. Oder wir sehen einen rohen Menschen mit schlechten Sachen von gemeiner Art die Bühne beherrschen und zur Entschuldigung heißt es, dass er eben weiß, was „Theater“ ist. Was ist nun also eigentlich dieses „Theater“? Da will niemand antworten. Jeder spürt, dass es Dinge gibt, die nicht „theatralisch“ sind, und andere, die es sind, aber mehr scheint man nicht zu wissen. Es wird behauptet: Man kann das nicht sagen, man muss es fühlen. So drehen wir uns immer in demselben Kreise. Auf die Frage, wie das sein muss, was auf dem Theater wirken soll, heißt es, dass es theatralisch sein muss, und auf die Frage, was denn theatralisch ist, heißt es: was auf dem Theater wirkt. So kommen wir nicht aus dem Zirkel.

Geben wir es auf, das Theater mit dem Verstande ausdenken zu wollen, und betrachten wir lieber einmal, wie es in der Geschichte vor uns gewesen ist. Vielleicht kommen wir ihm auf diese historisch nachfragende Art eher bei. Sehen wir zu, wie wir das Theater vom vorigen Jahrhundert überliefert bekommen haben.

Das achtzehnte Jahrhundert hat in Deutschland drei Formen des Theaters hinterlassen: das Theater der Höfe, das Theater der Schauspieler und das Theater der Nation.

Die Fürsten liebten es, sich durch Spiele von dramatischer Art unterhalten zu lassen. Der Curfürst von Sachsen schrieb an den König von Dänemark, ihm seine englischen Schauspieler zu schicken, damit sie „wenn wir Taffel halten und fünsten mit ihren Geygen und zugehörigen Instrumenten auffwarten und musicieren, Uns auch mit ihrer Springkunst und andern, was sie in Zirligkeit gelernett, Lust und Ergetzlichkeit machen.“ Das ist immer der Sinn der höfischen Schauspiele geblieben. Sie konnten in Tanz oder Musik oder Versen, Aufzügen und Vermummungen bestehen, aber immer sollten sie nur, wie man es damals nannte: divertieren. Es kam nun auf das Wesen des Fürsten an. Manchem genügte es, wenn auf eine rohe Weise durch Lärm und Pracht seinen Sinnen gehuldigt wurde. Andere waren nach edleren Belustigungen verlangend und wollten sich auf eine geistigere Art ergötzen, doch blieb es immer ein Spiel zur Erholung von Sorgen und Geschäften, um „Lust und Ergetzlichkeit zu machen“, und hatte das Seinige gethan, wenn es gefiel; es war ein höfisches Vergnügen. Das schönste Beispiel dieser Form ist das Weimarische Theater unter Goethe, von 1791 bis 1817. An diesem Hofe war die deutsche Cultur zum Höchsten gekommen, so wurde der Fürst hier auf die vornehmste Art „divertiert“: durch feierliche Geberden, den ruhigsten Anstand, Haltungen von Pracht und Anmuth, den Schmuck der Rede, die Musik der Worte und die Fülle der Gedanken.

Die zweite Form ist das Theater der Schauspieler. Zur selben Zeit zogen durch Deutschland Truppen von Vagabunden, die die große Leidenschaft der Schauspielkunst hatten. Diese kommt eben in dieser Zeit erst auf. Vorher hat es den Schauspieler als Künstler gar nicht gegeben. Er war entweder (wie bei den Jesuiten und an den Höfen) ein Dilettant: oder er war (wie noch der junge Schröder) ein Seiltänzer und Gaukler. Jetzt sehen wir auf einmal, unheilbar besessen, Jünglinge aus guten Familien entlaufen, den Fluch der Eltern leiden, keine Noth fürchten: so stark ist ihre Leidenschaft, Menschen mimisch darzustellen. Dies scheint ihnen das höchste Glück zu sein: sich zu verwandeln, täglich ein anderer zu scheinen, das Wesen vieler Menschen anzunehmen, alle Tugenden und Laster durch ihren Körper auszudrücken, das ganze Leben nachahmend darzustellen. So ziehen sie herum, hungern, werden verachtet und beneidet und sind es froh. Eckhof, Schröder, Iffland haben als solche Vaganten begonnen.

Die dritte ist das Theater der Nation. Dieses existiert noch nirgends, aber es beherrscht die Gedanken und Wünsche der besten Männer. Sie möchten, dass von der Schaubühne, wie von einer Kanzel herab, für alle ausgesprochen werde, was jeder bei sich fühlt, dass hier das Große und Ewige, das uns durch das kleine tägliche Leben getrübt wird, dem Volke gezeigt werde und dass so der Einzelne aufhöre ein Einzelner zu sein und mit seiner Nation fühlen lerne. Dies ist die Würde des alten griechischen Theaters gewesen. Dort hatte das Drama das Amt, den Einzelnen zu erinnern an das, was er im Lärm des Tages leicht vergisst: an die Macht der Götter, an das, was das Wesen des Menschen, und an das, was unser Leben ist; und was der Chor aussprach, klang dem Griechen, als ob es aus ihm selbst laut geworden wäre, und er glaubte sich selbst zu hören, nur vernehmlicher und mit einer wunderbaren Macht. So ist das katholische Theater in Spanien gewesen, so das Theater der englischen Renaissance, so das französische in der großen Zeit. Das ist in den Menschen unvergesslich liegen geblieben, danach können sie die Sehnsucht nicht verwinden. Diese wird am Ende des Jahrhunderts laut und man hofft auf ein Theater, das den Willen der Nation, ihre Furcht und ihren Muth, ihre Liebe und ihren Hass, ihr Gefühl des Lebens und der Welt, ihren ganzen Glauben verkünden soll, so dass jeder von der Bühne seine eigenen Geheimnisse vernehme und an sich bestärkt werde. Man hofft auf ein Theater der Nation, das nicht „divertieren“, nicht dem Pöbel schmeicheln noch den wenigen huldigen, sondern das laut sprechende Gewissen des Volkes sein soll, zeigend, was unser Schicksal ist, aber so, dass wir es begreifen, ja loben lernen, dass wir ihm zustimmen und dass wir mit Muth und Lust ins Leben zurückkehren, jeder an sein Los.

Das sind die drei Formen des Theaters, die uns das achtzehnte Jahrhundert hinterlassen hat: das neunzehnte nimmt sie auf, bildet sie aus, formt sie um, lässt sie streiten, will sie versöhnen und da sich jede zu behaupten weiß, wird es gezwungen, nach einer neuen zu trachten, die fähig ist, alle drei zu enthalten: nach einem Theater, das zugleich, wie das alte Hoftheater, ein Ort der geistigen, sinnlichen und gemüthlichen Ergötzung und, wie das Theater der Wandernden, ein Platz der Schauspielkunst und dazu, wie in jenem Traum der Besten, der große Spiegel der Nation sei. Dies macht den Inhalt unserer Theatergeschichte in diesem Jahrhundert aus.

Goethe hatte aus dem alten „Hoftheater“, dem Spiel für den Fürsten, das „literarische“ Theater, ein Spiel für die Kenner, gemacht. Sein Grundsatz ist gewesen, alle Erscheinungen auf der Bühne in „poetische“ zu verwandeln. Dazu hat er seine Schauspieler wie sein Publicum nach „wohlbedachten Maximen“ erziehen wollen. Daher seine „Bemühung, von welcher man bei dem Weimarischen Theater nicht abließ, die sehr vernachlässigte, ja von unsern vaterländischen Bühnen fast verbannte rhythmische Declamation wieder in Aufnahme zu bringen“. Daher seine Sorge um solche Stücke, „durch welche der Zuschauer erinnert wird, dass das ganze theatralische Wesen nur ein Spiel sei, über das er, wenn es ihm ästhetisch, ja moralisch nützen soll, erhoben stehen muss, ohne deshalb weniger Genuss daran zu finden“. Daher seine „Regeln für die Schauspieler“: „zunächst bedenke der Schauspieler, dass er nicht allein die Natur nachahmen, sondern sie auch idealisch vorstellen solle und er also in seiner Darstellung das Wahre mit dem Schönen zu vereinigen habe“ — „der Schauspieler muss stets bedenken, dass er um des Publicums willen da ist. Sie sollen daher auch nicht aus missverstandener Natürlichkeit spielen, als wenn kein Dritter dabei wäre: sie sollen nie im Profil spielen, noch den Zuschauern den Rücken zuwenden“ — „da man auf der Bühne nicht nur alles wahr, sondern auch schön dargestellt haben will, da das Auge des Zuschauers auch durch anmuthige Gruppierungen und Attitüden gereizt sein will, so soll der Schauspieler auch außer der Bühne trachten, selbe zu erhalten: er soll sich immer einen Platz von Zuschauern vor sich denken“. Damit war der Dichter zum Herrn über den Schauspieler gemacht: aus seiner eigenen Kraft zu wirken und seine eigene Kunst zu suchen war dem Schauspieler nicht mehr erlaubt. Ja der Dichter war damit zum Herrn über das ganze Drama gesetzt, das nicht mehr seine eigenen Wirkungen suchen durfte, sondern immer nur dem „poetischen Gefühle“ dienen sollte. Als Dilettant hatte Goethe einst in Tiefurt und Ettersburg und Belvedere das Theater kennen gelernt, mit der souveränen Verachtung, die der Dilettant für das Theatralische am Theaterwesen hat. Aus dem Dilettanten war er zum Dichter geworden, dem es zu verzeihen ist, dass er, nach Laubes Wort, „allerlei poetische Phantasien für darstellbar erachtete, ohne Rücksicht auf herkömmliche, theatralische Form, ohne Rücksicht auf ein mannigfaltiges Publicum“. Wir können hinzusetzen: ohne Rücksicht auf die dramatische Wirkung! Wie er denn

(es war vom Alarkos des Schlegel die Rede und Schiller hatte gewarnt) unbekümmert versicherte: „Am Gelingen oder Nichtgelingen nach außen liegt gar nichts … Was wir dabei gewinnen, scheint mir hauptsächlich das zu sein, dass wir diese äußerst obligaten Silbenmaße sprechen lassen und sprechen hören“.

Durch den Grafen Brühl, einen in der Verehrung der Weimarischen Gedanken erwachsenen Schöngeist, kamen die Goethischen Maximen an das Berliner Hoftheater, wo sie, was Laube „die kalte Manier“ genannt hat, ausbilden halfen. Sie wurde später in Leipzig unter Emil Devrient copiert und ist an vielen kleinen Bühnen des Nordens erst in der Gegenwart durch den Naturalismus aufgeschreckt worden. Auf eine andere Art noch haben die Romantiker ihr literarisches Theater gesucht: war dort das poetische Gefühl zum Herrn geworden, so wurde es hier die Laune des Poeten: dem barocken Einfall, dem momentanen Witz, jeder Schrulle wollten sie es dienstbar machen. Ihren Neigungen hat sich Tieck in Dresden (praktisch noch mehr als theoretisch: vergleiche „Ludwig Tieck als Dramaturg“ von Heinrich Bischoff) und Immermann in seiner Düsseldorfer Direction ergeben. Immermann ist vor allem, wie er selbst an den Grafen v. Redern geschrieben hat, bemüht gewesen, „dramatische Gedichte als Gedichte auf der Scene zu verwirklichen“ und für die eigentliche Ursache der „Verwilderung unserer Bühne“ hat er es gehalten, dass „unsere Schauspieler … sich aus geistvoll reproducierenden Organen für den Gedanken des Dichters zu selbständig producierenden Genies gemacht haben … Der Schauspieler stellt sich über das Gedicht und glaubt erst etwas aus demselben machen zu müssen, statt dass gerade umgekehrt das Gedicht aus ihm etwas machen soll. Er hat seine Stellung als reproductiver Künstler aufgegeben und ist naturgemäß dadurch in das Gebiet willkürlicher und grillenhafter Production gerathen. Das mimische Element hat die Ueberhand über das recitierende gewonnen, statt, dass es umgekehrt sein sollte“. Und an einer anderen Stelle, mit einem Satz den großen Traum der ganzen Romantik aussagend: „Nicht den Dichter zu den verbrauchten Convenienzen der Bretter hinabzuziehen, sondern jene zu den Gedanken der Dichter emporzuheben, das schiene mir die Art und Weise, wie man nach und nach ein reales Theater im wahren und großen Sinne schaffen könnte“. Allen diesen Versuchen, das Theater literarisch zu machen, hat das deutsche Publicum mit einer gewissen gebildeten Hochachtung, doch ohne Gefühl zugesehen und auch die heutigen Bemühungen um ein „Theater der Kunst“ oder ein „Theater der Fünfhundert“ oder, wie man es wohl einmal im Scherze genannt hat, ein „Flohtheater“ (Bemühungen von Literaten, die gar nicht wissen, dass sie dabei nur die Tradition des alten „Hoftheaters“ verfolgen) sind von den dramatischen Instincten des Volkes abgewiesen worden. Man ließ es bei einem kalten Respecte für sie bewenden.

Die andere Form, das Theater der Schauspieler, hat die Tendenz, den Schauspieler vom Dichter, ja nach und nach auch vom Drama zu emancipieren; im geheimen zeigt es Lust, zurück zur alten Stegreifkomödie zu gehen. Sein Gesetz ist: die Schauspielkunst soll sich producieren. Der Dichter ist nur für den Schauspieler da, um diesem gleichsam die Seile zu spannen und die Reifen zu halten. Dieser Begriff ist eigentlich jedem Schauspieler angeboren: er will seine Künste zeigen: nicht auf den Dichter, nicht auf das Stück, nicht auf die Rolle, sondern auf das Spielen, um des Spielens willen, um die Herrlichkeit des Spielens zu empfinden, kommt es ihm an. Stück und Rolle sind ihm nur Material, wie dem Bildhauer der Marmor; in diesem will er sich selbst ausdrücken, nicht den Dichter, und seine eigene Kunst wirken lassen, nicht die Dichtkunst. Das größte Beispiel dafür ist Ludwig Devrient gewesen. In ihm war die Schauspielkunst souverän geworden und hatte jedes Gebot des Dichters abgeworfen. Allein aus sich selber, aus dem Vulkanischen seiner ungeheuren Natur, hat er geschaffen; die Rolle ist dabei für ihn nicht mehr gewesen, als etwa für den Dichter eine Anekdote, eine Notiz in einer Chronik ist. Ihm sind viele nachgefolgt, von den Literaten ungebürlich geschmäht und verrufen. Im höchsten dramatischen Sinne verdienen sie Tadel, aber nicht mehr als die Dichter, die das Theater usurpieren wollen. Der Schauspieler hat dasselbe Recht die Bühne zu beherrschen wie der Dichter, der souveräne Schauspieler ist so nothwendig gewesen als der souveräne Dichter, um durch ihren Streit die neue Form des Dramatischen vorzubereiten, in der beide, der Dichter wie der Schauspieler, dienen werden.

Der Gedanke, ein Theater der Nation zu schaffen, war zuerst in Hamburg aufgekommen. Hier hatten schon die „Patrioten“, eine Gesellschaft wohlmeinender Bürger, die zum gemeinen Nutzen, von Richey und Brockes geleitet, wirken wollten, nach einem edleren Begriff der Schaubühne getrachtet. Nun wurde von 1767 bis 1769 der Versuch eines „Nationaltheaters“ gemacht. Er gelang nicht, wirkte aber doch fort und sein Geist hat, als nach Ackermanns Tode Schröder die Direction nahm, diese zu bestimmen nicht aufgehört. Schröder war ein Schauspieler, der jedoch durch seinen Freund Johann Joachim Bode in die Literatur gezogen wurde; aber mochte er so ein „Kenner“ werden, es blieb ihm doch die Schauspielkunst theuer. Er ist der erste gewesen, der gefühlt hat, dass auf dem Theater weder der Schauspieler dem Dichter noch der Dichter dem Schauspieler zu dienen hat, sondern dass über beide ein Höheres herrschen muss: eben die dramatische Wirkung. „Auf den unwissendsten Zuschauer zu wirken wie auf den gelehrtesten“, hat er als die Absicht des Schauspiels ausgesprochen. Deutlicher noch ist diese Tendenz zum rein Dramatischen bald darauf am Wiener Burgtheater unter Schreyvogel geworden. Seine Bedeutung hat Eduard Devrient darin gesehen, dass er, „das Wesen der Dramatik richtig erkennend, die Förderung der Schauspielkunst als seinen vornehmsten Zweck betrachtete, die Literatur nur als Mittel zu diesem Zwecke; wohl wissend, dass im Erfolge dann die Schauspielkunst wieder der Förderung der Literatur diene. Er zeichnete sich hierin vor allen Literaten-Directoren aus, dass ihm nicht darum zu thun war, eine Reihe merkwürdiger Experimente mit Aufführung von Gedichten, die man noch nicht gewagt, zu machen, ihm war die Harmonie der Spielweise, das Wachsthum und die Entfaltung der schauspielerischen Talente und damit das Gedeihen des Theaters auf die Dauer seine wichtigste Aufgabe. Mit großem Takte leitete er dafür die Zusammensetzung des Kunstpersonals und die Beschäftigung der einzelnen Talente; er bot ihnen solche dichterische Stoffe und in so geschickter Einrichtung, dass sie sich derselben zu bemächtigen und daran zu wachsen imstande waren“. So ist er ein Nachgänger Schröders und der Vorbote Laubes gewesen.

Mit Laube tritt in die Geschichte des deutschen Theaters ein neues Princip ein. Er nimmt alle drei Formen an, die er vorfindet, schließt keine aus, lässt einer jeden ihr Recht werden und so ist er, während sie vor ihm bald von Literaten, bald von Schauspielern beherrscht war, der erste Dramaturg der deutschen Bühne und so bringt er den Begriff der modernen Regie auf. Diesen auszuführen, ihn gegen jede einzelne jener drei Formen vertheidigend, um durch ihn sie alle drei zu bewähren, das ist seitdem der Inhalt aller Entwickelungen im modernen deutschen Theater.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Graf Thun ist der Staatsmann mit Hindernissen.

*

Dass Graf Thun ein Staatsmann ist, steht und stand schon a priori fest. Der Name sagt es. Ein Sprössling der erlauchten Familie Derer von Thun und Hohenstein ist, was er sein will, im Staate Oesterreich wenigstens. Hätte sich Graf Thun der militärischen Carrière zugewendet, so wäre er sicherlich ein großer Heerführer geworden. Da er seine wertvolle Persönlichkeit der politischen Laufbahn geschenkt hat, so musste er ein großer Staatsmann werden.

*

Der geborene Staatsmann hat nur leider, wie die officiöse Presse immer deutlicher erkennt, seitdem er als Ministerpräsident sein angeborenes Talent praktisch bethätigt, gewisse Hindernisse auf seinem Weg gefunden, die er nach und nach wegräumen muss, ehe sein staatsmännisches Familiengenie so recht in die Erscheinung treten kann.

*

Als Graf Thun in einer theatralischen Nachtscene dem Baron Gautsch die Zügel der Regierung abnahm, war das Parlament geschlossen, und Baron Gautsch suchte durch unverbindliche Besprechungen mit den Parlamentariern die Quadratur des Cirkels der böhmischen Sprachenverordnungen zu finden. Das geschlossene Parlament war das erste Hindernis der Bethätigung des Thun'schen Staatsmanngenies. Graf Thun beseitigte zunächst dieses Hindernis, indem er das Parlament eröffnete.

*

Im Parlament stieß er aber auf weitere Hindernisse. Dort muss man, um zu wirken, der öffentlichen Rede mächtig sein. Dieses Talent, welches sonst oft ganz niedrig geborenen Politikern gegeben ist, war aber dem Grafen Thun versagt, offenbar weil die Natur vorausgesetzt hatte, dass seine hohe Geburt allein ihm über alle kleinen Schwierigkeiten des politischen Lebens hinweghelfen werde. Und in der That, es geschah auch so. Ein communer Ministerpräsident wäre schon über diese scheußliche Parlamentssession zugrunde gegangen, weil alle Welt gesagt hätte, dass ein Ministerpräsident, der nicht die öffentliche Rede beherrscht, ein persönliches Hindernis für die ersprießliche Arbeit des Parlaments ist. Beim Grafen Thun sagte man umgekehrt: das Parlament ist ein Hindernis für die Bethätigung seines axiomatisch feststehenden staatsmännischen Genies, und das Parlament wurde nach Hause geschickt.

*

Graf Thun verlegte sich nun auf außerparlamentarische unverbindliche Besprechungen mit den Parteiführern. Aber auch da stieß er auf Hindernisse. Besprechungen mögen noch so unverbindlich sein: aber sprechen muss man dabei. Als nun die deutschen Oppositionsführer Dr. Groß, Dr. Pergelt und Dr. v. Hochenburger nach vielen Faxen endlich zu den unverbindlichen Besprechungen beim Grafen Thun erschienen waren, als sie ihm ihren Standpunkt in einer zweistündigen Auseinandersetzung entwickelt hatten, in diesem Moment, wo es galt, ihnen zu antworten, sie zu überreden und zu beruhigen, in diesem großen Moment verwandelte sich der österreichische Ministerpräsident in einen Fisch. Er sprach nämlich gar nichts, und man weiß noch heute nicht, ob er die Worte seiner Besucher auch nur verstanden hat. Wenn man schon in außerparlamentarischen Besprechungen das Ziel sah, musste ein Ministerpräsident, dem auch die Gabe der privaten Rede, die fast Gemeingut der Menschen ist, völlig versagt war, als ein persönliches Hindernis des Regierens erscheinen.

Nicht so beim Grafen Thun. Hier sagte man umgekehrt: auch die außerparlamentarischen Besprechungen sind ein Hindernis für die Bethätigung seines axiomatisch feststehenden staatsmännischen Genies. Also auch keine außerparlamentarischen Verhandlungen mit Parlamentariern mehr, und das kaum erst vom Grafen Thun eröffnete Parlament wurde abermals hermetisch geschlossen, um auch dieses Hindernis aus dem Weg zu schaffen.

*

Als es sich nun darum handelte, dieses gewaltige Ergebnis der viermonatlichen Thätigkeit des Grafen Thun der aufhorchenden Mitwelt durch eine Zeitungsnotiz zu verkünden, stellte es sich heraus, dass Graf Thun auch nicht schreiben kann. Es wäre unter solchen Umständen nahegelegen, das ganze Zeitungswesen abzuschaffen, um auch dieses Hindernis der Bethätigung des angeborenen staatsmännischen Genies des Grafen Thun aus der Welt zu bringen. Allein im Ministerrath fand sich in der Person des Dr. Kaizl ein Mann, der die plebejische Eigenschaft bekundete, eine Zeitungsnotiz stilisieren zu können. Das Zeitungswesen wurde also vorläufig geschont, und Dr. Kaizl schrieb die Notiz für die „Wiener Abendpost". Er schrieb darin, dass die Regierung mit der Schließung der Reichsrathssession „eine erhöhte Freiheit der Action" gewonnen habe, und seinen czechischen Freundesblättern soufflierte er, dass „die Bahn frei" geworden sei. Das stimmt ganz mit meiner Anschauung überein. Ein Hindernis für die staatsmännische Bethätigung des Grafen Thun ist weniger.

*

Doch ich fürchte, es ist das letzte Hindernis nicht. Schon taucht ja ein neues Hindernis am Horizont auf, die Verfassung, und Dr. Kaizl verlangt bereits durch die czechischen Blätter, dass auch sie aufgehoben werde. Aber selbst damit wird's kaum gethan sein. Wenn auch der Graf Thun nicht mehr öffentlich reden, nicht mehr privat sprechen und auch nicht mehr schreiben zu können braucht, so muss er doch — sei es mit oder ohne Verfassung — regieren, Oesterreich regieren können, mit seinen verschiedenen Nationalitäten und Parteien. Gar bald werden sich auch diese als Hindernisse seiner staatsmännischen Begabung erweisen. Ja, wenn das Durcheinander von Parteien, die Buntschedigkeit der Nationalitäten, wenn — sagen wir es rund heraus — wenn Oesterreich nicht wäre, erst dann wären eigentlich alle Hindernisse des Grafen Thun gefallen. In der Nacht sind alle Kühe schwarz, und wenns einmal kein Parlament, keine Parlamentarier, keine Parteien und keine Nationalitäten in Oesterreich gibt, erst dann wird die volle Freiheit der Action und der Bahn dem staatsmännischen Genie des Grafen Thun gegeben sein. Inzwischen ist und bleibt er der geborene Staatsmann mit den ewigen Hindernissen.

*

Wie unverbesserlich doch die Menschen sind! Sie glauben noch immer, dass, wenn ein österreichischer Minister etwas thut, er sich dabei auch irgend etwas denkt. In diesem Köhlerglauben haben die verschiedenen Parteiblätter hinter der Schließung des Reichsraths irgend welche besondere Absichten des Grafen Thun vermuthet. Graf Thun kam auf diese Art wirklich schon beinahe in den Geruch eines denkenden Menschen. In diesem gefährlichen Augenblick musste das officiöse „Fremdenblatt" mit aller Energie eingreifen. In zwei Leitartikeln setzt es auseinander, dass der Graf Thun sich auch bei dieser Maßregel, wie bei der von der „Abendpost" verkündeten „Actionsfreiheit", absolut nichts gedacht hat. Diese Auffassung der Denkthätigkeit des Grafen Thun habe ich schon längst in den Spalten der „Zeit" vertreten, und es freut mich, sie jetzt auch im „Fremdenblatt" wiederzufinden.

*

Man hat sich darüber gewundert, dass sich der Handelsminister Dr. Baernreither so ruhig von seinem Collegen, dem Finanzminister Dr. Kaizl in den czechischen Blättern und jetzt sogar in der „Wiener Abendpost" theils direct, theils indirect anrempeln lässt. Ich finde die Sache ganz natürlich. Dr. Baernreither bildet doch die Brücke zwischen der Opposition, der seine Partei der verfassungstreuen Großgrundbesitzer angehört, und dem Ministerium, dem er selbst angehört. Eine Brücke ist aber dazu da, dass sie mit den Füßen getreten wird. Dr. Baernreither erfüllt duldend seinen Beruf im Ministerium Thun.

*

Dem Herrn Dr. Baernreither ist übrigens im „Fremdenblatt" eine gewisse Genugthuung zutheil geworden. Dort werden nämlich die kostbaren staatsrechtlichen Ideen des Herrn Dr. Kaizl und seiner Partei als „abenteuerliche politische Umwege" und als „exclusive nationale Parteiaspirationen" bezeichnet, „die nicht dem Gedankenkreise des Oesterreicherthums entspringen". So ein Compliment ist den politischen Idealen eines activen Ministers in einem Regierungsblatt schon lange nicht gemacht worden.

*

Die einzige socialpolitische Leistung des neugegründeten Arbeitsstatistischen Beiraths dürfte sein, dass er einige Arbeiter, die als Mitglieder in den Beirath berufen werden, mit Diäten von 8 fl. versorgen wird. Auf diese Art wird die sociale Lage der arbeitenden Classen, wenigstens in der Person der in den Beirath berufenen Arbeiter, gehoben werden. Wie weit sich diese socialpolitische Wirkung des Beiraths erstrecken wird, hängt nur von der Zahl der zu ernennenden Arbeiter-Beiräthe ab. Sobald es dem Dr. Baernreither gelingt, alle Arbeiter zu Diätenbeziehern zu machen, kann die sociale Frage als gelöst betrachtet werden.

*

Nachdem Graf Thun durch die Schließung des Reichsrathes eine erhöhte Freiheit der Action erlangt hat, gedenkt er den Schauplatz seiner öffentlichen Thätigkeit von „Venedig in Wien" nach Nussdorf zu verlegen.

*

Es ist nicht sicher, ob die Regierung den nun schon lange genug angekündigten Staatsstreich ausführen wird. Sehr wahrscheinlich aber ist es, dass, wenn sie ihn ausführt, es ein Schwabenstreich sein wird.

*

Schluss a contrario: Der Hofrath v. Stummer ist, nachdem sein Sprachengesetzentwurf das Missfallen aller Parteien gefunden hat, zum Sectionschef befördert worden. Wenn sein Gesetzentwurf — Gott behüte! — den Beifall aller Parteien geerntet hätte, wäre der arme Mann wahrscheinlich pensioniert worden.

*

Der Fortschritt seit fünfzig Jahren: Das Jahr 1848 brachte den Völkern Oesterreichs, das Jahr 1898 bringt der Regierung eine erhöhte Freiheit.

Volkswirtschaftliches.

Der Finanzminister hat mit Erlass vom 20. Juni die Steuerbehörden angewiesen, die von den Actiengesellschaften vorgelegten Steuerbemessungsoperate von amtswegen richtigzustellen und demgemäß auch die etwa zu Ungunsten der Parteien zu viel vorgeschriebenen Steuerbeträge selbst ohne Einschreiten der Partei in Abschreibung zu bringen. Das ist nur zu billigen. Die Steuermoral muss eine gegenseitige sein. Aber was für die Actiengesellschaften recht ist, muss auch für Privatleute billig sein. Auch ihnen gegenüber sollte der Staat auf die bisher geübte Fundverheimlichung verzichten. Die Rentensteuer von ausländischen Papieren wird z. B. nur von Privaten fatiert, denn alle erwerbsteuerpflichtigen Unternehmungen, bei denen die ihnen zufließenden Zinsen und Renten einen Theil des der Erwerbsteuer unterliegenden Ertrags bilden, sind zur Vermeidung von Doppelbesteuerung von der Rentensteuer befreit. Wenn nun jemand irrthümlich ein rentensteuerfreies Papier zur Rentensteuer fatiert, so sollte der Fehler von amtswegen richtiggestellt werden. Dies geschieht aber nicht, oder wenigstens nicht immer, z B: Es war zu Beginn des Jahres zweifelhaft, ob die Zinsen von Actien und Prioritäten der Ungarischen Fünfkirchen-Barcser Bahn rentensteuerpflichtig sind oder nicht. Wer correct fatierte, meldete die Rentensteuer für diese Titres an. Inzwischen ist durch den Erlass des Finanzministeriums vom 4. Mai 1898, enthaltend einige principielle Weisungen (welcher, wie bereits einmal erwähnt, in der Staatsdruckerei nicht erhältlich ist), dargethan worden, dass diese Titres rentensteuerfrei sind, da das Unternehmen in Ungarn seit 1878 steuerpflichtig ist. Bei den Steuerämtern einzelner Bezirke Wiens wird dies auch zugegeben. Nichtsdestoweniger wird auch in den eben bezeichneten Bezirken die Steuer dafür vorgeschrieben. Es ergibt sich daher für das Publicum folgende Situation. Wer im Jänner ehrlich fatiert hat und zur Kenntnis des genannten Erlasses gelangt ist, muss sich den Steuerrückersatz im langwierigen Recurswege erkämpfen. Wer von dem nur verhältnismäßig wenigen Personen an der Börse zugänglichen Erlass keine Kenntnis hat, zahlt die Steuer. Der Unredliche hat die Prämie. Ein solcher Vorgang kann unmöglich die Steuermoral heben.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Athenée-Comique, „Le Droguiste" von Alfred Lange, „L' Honorable" von Fournier und Soulier, „Collègues" von Paul Fournier.

*

Ein Fremder ist jetzt in unserer Stadt. Ich habe das Vergnügen, ihn zu kennen und von seinen Eindrücken und Erlebnissen manches zu erfahren. Neulich wollte er die Stimmung Wiens — er ist ein Stimmungsmensch — in einem einzigen, vollen, gründlichen Zug genießen, wie einen aromatischen Trank, und besuchte das Annenfest auf dem Kahlenberg. Er fuhr in dreierlei Bahnen und kam endlich in Straßen, die nicht aufgerissen sind. Wien müsse hier zu Ende sein, glaubte er, als er das sah; oder zumindest, dass der Bürgermeister Hals über Kopf gestürzt ist. Man beruhigte ihn. Den Abhang des Kahlenberges fand er sehr stimmungsvoll. Als er so die langsame Steigung hinanfuhr, zur Rechten einen dunkel sich hinziehenden Hügelkamm, in der Mulde die stillen Weingärten und den hellen Fußweg sah, da leuchteten seine Augen. Und er wusste die Stadtverwaltung nicht genug dafür zu loben, dass sie den Wienern diese Landschaft nicht entzieht. Dann brach, als er noch mitten auf der Reise war, die Nacht herein, eine graue, dämmernde Höhennacht, die nicht durch schlechte communale Gaslaternen verdüstert wurde. Auch das fand er sehr anerkennenswert. Endlich landete man. An der Rückseite des feierlich erleuchteten Gasthauses staute sich eine aufgeregte Menge und starrte in die Tiefe eines Treppenganges. Wachleute waren zur Stelle und hatten dafür zu sorgen, dass niemand hinuntergerieth; denn unten war das Fest. Erst als er sagte, dass er der Fremde ist, ließ man ihn passieren. Aber wie bald musste er den Dienern des Gesetzes Recht geben! Unten war der Menschenknäuel, der sich über Tische und Stühle wälzte, bereits complet. Mit Mühe musste er sich einen Platz erobern, der nicht da war. Zum Schluss fand er sich mit dem Rücken eines schwarzgekleideten, blondhaarigen Mädchens unauflöslich verkettet, das augenscheinlich der Mittelpunkt eines bewundernden Kreises war. Man zerrte und stieß die Arme so lang, bis er den Zwicker verlor. Nun konnte er nicht mehr entscheiden, ob dieser Rücken, an den seine Nase gepresst wurde — der Fremde ist von kurzer, schwerfälliger Gestalt — den Schönheitspreis auch wirklich verdient. Das hatte er nämlich schon heraus, dass es sich um die berühmte Schönheitsconcurrenz handelt. Von diesem Wettkampf war er überrascht. Er hatte sich die Sache vermuthlich griechisch vorgestellt, feierlich griechisch wie eine Scene von Pierre Louys. Aber er sah nur kleine, befangene, über und über bekleidete Wienerinnen, die abwechselnd auf Tische und Stühle kletterten und, vom Hurrah ihrer Freundesrunde unterstützt, um die rothen Stimmzettel der Herren bettelten. Wenn zwei „Annen" einander gegenüberstanden, lächelten sie vor Feindschaft. Und nicht alle schienen ihm den nöthigen Ernst zu haben. Eine z. B. sah er, die sich gleichfalls unter dem Volk erhöhte, doch als eine Schaar unbeschäftigter Bewunderer zusammenlief, sich von einem Officier in der Menge lächelnd umstimmen ließ und wieder herunterstieg. Nur einige hielten im Wahlkampf stand, der übrigens sehr rege wurde. Es hatte ja kaum ein Gast so wenig Bier getrunken, um nicht ästhetisch gestimmt zu sein. Dann kam die Preisvertheilung, und dem Fremden wurde es gestattet, hinter einer dichten Mauer von Neugierigen sich aufzustellen, um durch eingehende Erkundigungen zu erfahren, dass nichts zu sehen sei. Bloß die

Helme zweier Polizeicommissäre sah er am Tische des Preisrichter auftauchen. Doch wurde das Wahlresultat von der Behörde in keiner Weise beeinflusst, weshalb allerdings die Prämien auch keine weitere gesetzliche oder k. k. Bedeutung haben. Nach der Vertheilung zerstreute sich endlich die Menge, und der Fremde machte sich, halb seufzend halb lächelnd vor Vergnügen, auf den Heimweg. Er fuhr den nächtlichen Berg hinunter, und als er den graugelben Nebel im Thal erblickte, der von einer Perlenkette von Lichtern umschlungen ist, glaubte er in eine ihm nicht mehr ganz fremde Stadt zu blicken.

Am.

Bücher.

„Bozen und Umgebung" von Heinrich Noë. (Aus dessen Nachlasse herausgegeben vom Heinrich Noë-Denkmalcomité, im Verlage des deutschen und österreichischen Alpenvereines, Section Bozen.)

Die Schriften Noës darf man nicht auf eine Stufe mit den landläufigen Reisehandbüchern stellen: sie gehören in die Literatur. Noë ist kein Lohndiener gewesen, der die auswendig gelernten Sprüche von den Sehenswürdigkeiten einer Gegend hersagte, sondern er war ein Poet und Naturbetrachter von ausgezeichneten Gaben, dazu ein Geist von stark ausgeprägter Eigenart — einer von denen, die abseits gehen. Man sollte eigentlich meinen, dass es nicht mehr nöthig sein dürfte, das zu sagen, aber es ist nöthig. Noë ist in seiner ganzen Bedeutung noch nicht in dem Maße anerkannt, wie er es sein würde, wenn man innerhalb der deutschen Sprachgrenzen bei allen Gebildeten das sichere Gefühl für literarische Werte hätte, das etwa in Frankreich zu den nothwendigen Auszeichnungen eines Menschen von Cultur gehört. Ein paar Stellen in diesem Nachlassbuche lassen es merken, dass er diese falsche Wertung seines Schaffens mit Unmuth empfunden hat; aber nun wird die Sache ja in Ordnung sein, wenn sich auf dem Grieser Friedhof sein Denkmal erhebt und der gefühlvolle Deutsche wird vom Grabe des Alpenwanderers mit Genugthuung Worte dankbarer Anerkennung (womöglich in Versen vom Strohgeschmacke Martin Greifs) lesen und sich denken: Sogar die besseren Bädeker kriegen bei uns Denkmäler; Gott, was sind wir pietätvoll! — Auch aus den Aufsätzen dieses nachgelassenen Buches, wenn sie gleich im ganzen wie im einzelnen manchmal wie Skizzen anmuthen, spricht eine Art der Naturbetrachtung, des Naturgenusses zum Leser, die so nur als Ausfluss einer Weltanschauung, einer Lebensphilosophie entstehen konnte. Noë war vom Schlage des großen Amerikaners Thoreau, wenn er auch nicht an dessen Tiefe, Weite und künstlerische Kraft heranreicht. Er sah ohne Sentimentalität in die Natur, aber sie lebte ihm entgegen und gab ihm mehr als tausend gefühlvollen lyrischen Schwelgeboldеn, die im Grunde den verliebten Jünglingen ähneln, für die die Bäume des Waldes nur dazu da sind, die Initialen der verzagbegten Laura oder Amalie aufzunehmen. Er sah die Natur mit den Augen eines Künstlers an, erfasste sie mit dem Geiste eines Naturforschers und nahm sie in eine Seele auf, die echoreich widerklang; wie die Seele eines Dichters. Es wäre herrlich, wenn Bücher wie die seinen recht viel von denen gelesen würden, die sich zur Reise in die sommerliche Natur rüsten. Die Bädekerei, dieses Herumriechen an Sehenswürdigkeiten, dieses Controlieren der Natur, ob sie auch zum Handbuche stimmt, würde doch den feineren Geistern mehr und mehr als widerwärtiger Unfug erscheinen.

O. J. B.

Karl Gjellerup: „Das Briefcouvert". Band IX. Collection Fischer.

Wie jeder Gedanke doch seltsam abhängig von der Form seines Ausdrucks ist, kann man gerade an diesem bizarren Stoff, der durch die glatte Art des Vortrags sehr herabgedrückt ist, ganz gut sehen. Die Idee der Novelle, wenn man von einer solchen sprechen kann, zeigt übrigens auch, dass gerade die ganz geklügelten, wunderlichen Verwickelungen, die so gern in den Feuilletons als „interessante" Sachen auftreten, bei mittelmäßigen Schriftstellern aber ganz journalistisch werden: dichterisch ist wenig dabei zu holen. Uebrigens begleiten sehr hübsche Randzeichnungen in graciöser Weise den Text.

O. St.

Revue der Revuen.

„Die Gegenwart" hat eine Rundfrage über die deutsch-englischen Beziehungen ausgeschickt. In einer der letzten Nummern kam Professor Friedrich Ratzel zum Wort, dessen Ausführungen trotz ihrer Gedrängtheit wohl zum Interessantesten und Bemerkenswertesten gehören, was über diesen Gegenstand gesagt werden kann. Einen harten wirtschaftlichen und politischen Antagonismus sieht Ratzel eben einem lebhaften Sympathiegefühl der beiden stammverwandten Nationen zur Geltung kommen. Deutschland mit seinen germanischem Sinn für politische Wirklichkeiten wird ohne es zu wollen, manche Störung in der ungemein sinnreichen politischen Weberei verursachen, durch die England die Welt mit einem Netz von Machtlinien überzieht, die es an den günstigst gelegenen Punkten anzuheften wusste. Deutschland und England müssen einander oft unbequemer sein, als ihnen andere Staaten sind, wie etwa Frankreich. Doch dieser, obgleich welthistorische, Gegensatz bedeutet nicht Opposition auf allen Linien. Unklug und überflüssig wäre es, sich in einen dauernden Gegensatz zu einem Land hineinzureden, zwischen dem und Deutschland die Nordsee liegt, während dieses von drei großen und fünf kleinen Nachbarn umlagert wird. Dazu kommt das lebhafte Verwandtschaftsverhältnis auf geistigem und wissenschaftlichem Gebiet, das sich vorwiegend auf deutscher Seite in zahlreichen Perioden der Anglomanie geäußert hat. Deutschland steht nach Ratzels Meinung momentan in den Nachwirkungen einer Ueberschätzung Darwins und Spencers; und man vergleiche, wie trüb daneben das Licht unseres großen Entdeckers Robert Mayer in die deutsche Welt hineinleuchtete! Und diese Verehrung erstreckt sich wunderbarerweise auch auf Geister zweiten und dritten Ranges, Leute wie Tyndall und Huxley, an denen die Energie der Aeußerung und die Klarheit der Darstellung besticht, sie erstreckt sich selbst auf „billige" Geister, die nur emsig sind, wie Lubbock. Sie werden bei uns von Gelehrten, die große Namen tragen, übersetzt und eingeleitet. Und welche Verbreitung haben englische Zeitschriften und Zeitungen bei uns! Wenn sie in ihrer Heimat längst den Credit verloren haben, den sie einst besaßen, werden ihre Aussprüche bei uns noch auf die Goldwage gelegt u. s. w. Dem steht auf englischer Seite freilich, trotz der beiderseitigen zahlreichen Freundschaftsbeziehungen, eine viel geringere, eine unverdient geringe Schätzung und Kenntnis deutscher Geistescultur gegenüber.

„Kunst und Kunsthandwerk" liegt, seit unserer letzten Besprechung, in zwei neuen Heften vor. Das Zeichnerpaar Lefler und Urban hat dazu zwei Kalenderblätter für Juni und Juli beigesteuert, in denen sich wiederum ein stark conventioneller und oberflächlicher Grundzug mit englischen Mustern (Burne-Jones, schlecht copiert) und übrigens auch einigen hübschen Details verbindet. — Von Textbeiträgen ist ein Aufsatz über die Bedeutung des japanischen Farbenholzschnittes für unsere Zeit, von W. v. Seidlitz, dem Verfasser der vor kurzem bei Kühlmann in Dresden erschienenen verdienstvollen Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes, bemerkenswert. Illustriert ist der Aufsatz durch Abbildungen japanischer Holzschnitte aus der der Erfindung des Farbenbuntdruckes (1740) vorhergehenden Zeit und solcher aus der Epoche des letzteren. Bei diesen wird in der Abbildung — zumal im Texte stets auf die Buntheit Gewicht gelegt wird — das Fehlen der Farben schmerzlich vermisst. Als den bedeutendsten Nutzen des Studiums der Japaner in der Malerei bezeichnet Seidlitz (was übrigens heute nichts Neues mehr ist) die Anregung zur Erwerbung eines monumentalen Stils zur Ueberwindung des trockenen Naturalismus. Sehr plausibel und wohlthuend berührt es, dass er als einzigartigen Meister des malerischen Stils in der europäischen Malerei Rembrandt reclamiert. — Einem Aufsatz von Julius Leisching über die gewesene Buchausstellung im Brünner Gewerbemuseum ist eine aus dem Olmützer Capitelarchiv stammende Miniatur von Attavante (erste Seite einer Pergamenthandschrift des Werkes „De re aedificatoria" von Leone Battista Alberti) in einem ausgezeichneten Lichtdruck von J. Löwy beigegeben.

In der „Fortnightly Review" vom Juli findet sich ein bemerkenswerter Aufsatz von Sir Henry Irving über das „Verhältnis des Staates zum Theater". Von dem hübschen Gedanken ausgehend, dass jede Institution im Leben als Mikrokosmus das Leben selbst oder wenigstens ein starker Reflex vom Leben ist, theilt Henry Irving dem Theater von vornherein eine wichtigere Rolle zu, als man es in England sonst thut. Deshalb verlangt er auch, dass der Staat für das Theater Sorge trage, und weist darauf hin, dass die bildenden Künste sich durch Errichtung von Akademien und Stiftung von Preisen schon lange der staatlichen Fürsorge erfreuen. Irving fasst aber als erstes nicht die moralische Wirkung der Schaubühne ins Auge, sondern die Bedeutung des Theaters als Ausbildungsstätte der Phantasie und des menschlichen Empfindungslebens. Dann aber betrachtet er die Bühne auch als „indirectes Lehrmittel": The theatre must always be an indirect mechanism of teaching. Irving weist dann auf die früher, besonders in Shakespeares Zeit, in England üblich gewesene Einrichtung der königlichen Schauspielertruppen hin, die dann immer mehr in Verfall gerieth. Jetzt gibt die Gesetze des Theaters und des Dramas lediglich der Herr des Theaters — das ist das Publicum. Dem soll nach Henry Irving durch eine Beeinflussung des Theaters durch den Staat abgeholfen werden. Praktische Vorschläge, was seiner Ansicht nach zu thun wäre, gibt er aber nicht.

Im selben Hefte schreibt Prof. Max Müller über „Coincidences". Er zeigt an einem Heine'schen Gedicht (dem bekannten Lied aus dem Lyrischen Intermezzo „Ein Jüngling liebt ein Mädchen, das hat einen andern erwählt . . ."), dass es bis auf die allerletzten Zeilen fast wörtlich aus dem Sanskrit übernommen ist. Und doch hat Heine nie Sanskrit studiert. Das Räthsel löst sich dadurch, dass der junge Heine in Bonn bei Aug. Schlegel Studien betrieb, der als guter Sanskritkenner ihm wohl einmal das sonst ziemlich unbekannte Lied aus den „Hundred on Moraly Philosophy" des Dichters Dr. Martriharn übersetzt haben mag.

Eine Bilanz.

Von Per Hallström.

Autorisierte Uebertragung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

Hans schleuderte den Pinsel, schwer von Zinnober, wie er war, mitten auf die Leinwand, an der er arbeitete, gieng darauf, ohne sich umzusehen, wohin er geflogen und was für Schaden er angerichtet, auf die Thür zu und wechselte Schuhe und Rock, um auszugehen, gleichviel wohin, nur gehen.

Inzwischen kämpften die Gedanken hörbar in seinem Hirn, und obgleich er ihnen entfliehen und den ganzen Plunder los sein wollte, konnte er doch nicht umhin, ihnen zu lauschen, er fieng bald den einen, bald den anderen auf, riss sie aus ihrem Wirbel und sah ihnen gerade ins Gesicht, indes er die Lippen bewegte und murmelte, wie ein Verrückter.

Dummheiten, dachte er, Dummheiten alles miteinander, ein elendes Leben führe ich da. Wie bin ich nur gerade jetzt darauf gekommen? Schien mir deshalb das Bild mit einemmale schlecht? Gewiss nicht, morgen kann es wieder gut scheinen, so etwas kommt und geht. In zehn Jahren ist es schlecht, in zwanzig ist es gut, so wechselt es unter unendlichem Geschwätz. Für unsere Kunstenthusiasten ist es wohl hinreichend schön, taugt dazu, um Phrasen davor zu drechseln, um eine Summe Geld dafür zu geben; ja, ich weiß, denen wird es großartig und ergreifend vorkommen. War es, weil das Licht plötzlich so widrig kalt und hässlich wurde? Das wurde es erst dadurch, dass ich mich veränderte. Nein, es liegt tiefer, es ist das, das mir immer nahe war, wenn ich Frieden hatte vor thörichten Discussionen, die mich zu glücklichem Fanatismus und Blindheit aufpeitschten, oder vor dem Ehrgeiz, der mich in

Handwerksfreude mich selbst vergessen ließ. Die Kunst selbst ist es, die so elend dumm ist.

Hier sitze ich und male, ich großer, starker Kerl — warum? Darum, weil ich nichts anderes gelernt, mich an nichts anderes gewöhnt habe, darum, weil alles andere mich quälen würde und dies mich oft unterhält, darum, weil man es nach meinem letzten Erfolge von mir erwartet. Es gibt ja Menschen, für die Bilder ein Bedürfnis sind, sie starren in sie hinein wie in Spiegel und entdecken, dass sie selbst Gefühl und Gedankeninhalt haben, und es erfüllt sie mit Stolz und Entzücken, das zu entdecken, und sie beeilen sich, zu zeigen, dass es sich so verhält. Es ist gleichsam ein Trost für jene ärmliche Manifestation ihrer Persönlichkeit, die sie in Wirklichkeit bieten.

Ich sitze also und male meine große Idee von der großen Kunst in höchsteigener Person, auf dass sie an eines reichen Mannes Wand gehängt und nach dem Mittagessen in satter Gedankenleere begafft und discutiert werde, bevor noch die Weinstimmung zur Banalität hinabgesunken.

Hier im Atelier wird diese Arbeit verrichtet, und zu beiden Seiten desselben sind die Dachwohnungen. Dort, ganz drüben, wohnt ein alter Arbeiter, der es kaum mehr vermag, seine schweren Stiefel nachzuschleppen, wenn er die Treppen hinaufklimmt; jeden Tag schwebt wie ein Peitschenhieb die Furcht über ihm, man könnte sehen, wie alt er ist, und ihn ins Versorgungshaus schicken. Ein langes Leben hat er gearbeitet, ungefähr so ehrlich, wie andere auch, nun hat er dem entgegenzusehen. Hier daneben wohnt sie, das magere Gespenst, das schön gewesen ist und noch den Teint der Jugend hat, eine rothe und kreideweiße Maske, sie und ihre Töchter. Eine ist schon in den Schmutz versunken, hat zur Erinnerung ein Kind zurückgelassen, kommt zuweilen nach Hause und führt fröhliche oder stürmische Auftritte herbei, je nachdem die Stimmung dort ist. Das andere Mädchen geht denselben Weg, ist schon dabei. Mit dem Kinde wird es in höchstens zehn Jahren ebenso. Und die Alte ist heimlich stolz darauf, im Anfang; später schämt sie sich manchmal und lässt die Ohren hängen, aber nur wenn es zu handgreiflichen Unanehmlichkeiten kommt: über Illusionen und Principien ist sie schon ganz hinaus. Die anderen Familien gravitieren zu dem einen oder andern dieser beiden Typen, oder können dazu kommen, wenn ein Zufall eingreift.

Was bedeutet mein Bild für all diese und ihr Leben, was ist es für sie? Was werden sie sagen, wenn der Dienstmann es hinabträgt und ich ängstlich dastehe, als gelte es das Leben, und vor den Mauervorsprüngen in der Stiege warne. Ein Bild, sagen sie, mit diesem Worte ist alles für sie erledigt, es ist ein Bild, es wird irgendwo hängen, man pflegt es so zu haben — alles ist nur ein Wort.

Aber der Pfarrer ist nicht nur ein Wort für sie, das bedeutet etwas. Wenn ein Hausvater betrunken heimkommt und die Familie schlägt, dann schickt jemand nach dem Pfarrer und zuweilen kommt er und sagt etwas und zuweilen hilft es und der Betrunkene schämt sich. Indessen sitze ich und male an meinem Bilde, nach einer Melodie in meinem Inneren stimme ich die Linien zusammen: einer von tausend Zuschauern erräth sie und ist entzückt und sieht ein neues Bild und spielt eine neue Melodie und geht nach Hause und vergisst das Ganze. Ich könnte den Pfarrer beneiden mit all seinem leeren Schwarz und Weiß, denn er hat doch etwas mit der Wirklichkeit zu thun — wer weiß übrigens, vielleicht sind ebenso viele leere Worte in meiner Religion, in der Kunst, die wir so hoch erhoben haben. Lasst uns sehen, lasst uns näher zusehen!

Er war unterdessen über den Dachboden gelangt; wo das Dunkel schon in die Ecken kroch, die Treppen hinab und ins Freie.

Da war dünner Schnee, der sich unter den Füßen abplattete, mattes, weißes Licht und Kälte. Seine Gedanken wurden fester von der Bewegung in der frischen Luft, aber ebenso gewaltsam unruhig: bloß minder enge war es um sie.

Sehen wir zu, dachte er, die Kunst, worauf geht sie aus, das ihre hohen Mienen rechtfertigt? Nichts, nicht Glück, denn sie macht niemanden froh und am wenigsten den Urheber: nicht Wahrheit, das haben wir versucht, aber das wurde langweilig. Sie ist ihr eigener Zweck, genau so wie die Mathematik und verhält sich ebenso zu dieser, wie die Bewegung des Kätzchens, wenn es mit seinem Schwanze spielt, sich zu dem idealen Zirkel verhält.

Kunst um der Kunst willen, die Franzosen haben die Parole erfunden, diese Nation von Specialisten, die auch die höhere Kochkunst um ihrer selbst willen ausbildeten — so ist der Egoismus der gröbsten und der feinsten Sinne Hand in Hand gegangen. Sie haben es so weit gebracht, dass sie Schildkrötenbrühe für Kalbsköpfe und katholische Hymnen für Pariser Gehirne bereiten können, aber sie haben mehr Gewissen in ihrer Kochkunst, denn da fordern sie doch immer etwas Salz. Was die Kunst frisch erhalten sollte, das haben sie erstickt: das ist das Aergste, was sie thaten, den Zorn haben sie getödtet.

Die große Persönlichkeit mit ihren tausend Interessen für alles Menschliche, mit ihrer Empfänglichkeit für alles, das sich in der Zeit rührt, und ihrer Kraft, aus all dem Widerstreitenden eine Art Harmonie zu schaffen, ein Gewissen der Zeit, das sich durch Schönheit freispricht, wo ist sie jetzt? Das Gewissen ist stärker, die Kraft schwächer geworden, so rettet sie sich, indem sie das Gewissen liegen lässt und auf seinem Grabe tanzt — zuweilen lädt sie den trägen Humor mit seinem Grinsen als Zuschauer. Um eine Art Gewissen zu haben und das Recht zu erwerben, Anathema zu rufen, macht sie aus intellectuellen Einfällen und Gesichtslaunen Glaubenssätze, jedes zweite Jahr neue. Da sitzen wir Künstler alle, die des Wortes und die der Hand, eine Gilde von Specialisten mit lächerlichen Prätentionen: das kleine Gewissen, das ästethische, haben wir zum Fanatismus getrieben, das große von Recht und Unrecht lassen wir als Privatsache liegen. Als ob das allein nicht genug wäre und die Kunst besser aufrecht hielte! Eine Anzahl aufgeklärter und warmblütiger Dilettanten brächte es weiter, als wir.

Zu allen Zeiten ist die Lösung der Fragen, was Recht, was Unrecht, das Wichtigste im Leben gewesen, das wissen wir alle, nur aus Feigheit wenden wir uns davon ab und verbergen den Kopf in dem anderen. Das ehrliche und klare Spiel der Sinne im Ernst sollte die Kunst sein, nun ist sie nur ein krampfhafter Versuch, abseits vom Eigentlichen Siege zu erkämpfen, Harmonie auf einem begrenzten Felde zu finden, indes der ganze, wilde Unterstrom, vor dessen Rauschen wir unsere Ohren verschließen, unter und vorbei an unseren Werken wirbelt. Oder wir suchen keine Harmonie, sondern nehmen etwas von dem Strome mit hinein, lassen es so gewaltsam aufschreien, als es vermag, aber wagen keinen ernsthaften Versuch der Lösung des Streites, auch nur in uns selbst.

Gewiss war es früher leichter, man sah das Problem nicht, oder man glaubte, andere hätten es gelöst, oder es würde in einer anderen Welt gelöst werden. Nur in den naivsten Zeiten gab es eine glückliche Kunst. Die Antike starb, als man entdeckte, dass der Ideamensch nicht in einer Classe war mit ihrer auf Sclaven gegründeten Herrlichkeit. In der kirchlichen Kunst kam die Freude wieder. Wer konnte nicht ein bisschen Kummer tragen, am liebsten bei anderen, wenn alle die Möglichkeit hatten, aus dem Tode zu einem wohlgeordneten Haushalt zu erwachen? Man sehe nur ein altitalienisches Madonnenbild an! In ihren besten Kleidern sitzt sie unter einem Baume mit glänzenden Früchten und sieht in ungetrübter Freude auf ihr Kind, weise oder lächelnde Engel stehen ringsumher, und die heilige Familie mit ein wenig ehrenpusslichen Glückwunschmienen; alles ist sonnige Namenstagfreude.

Das hielt nicht an. Der Gedanke wurde kräftiger und fasste die Tiefe des einmal gestellten Problems. Man entdeckte, dass das Individuum allein, für sich selbst, ohne Hilfe in dem Gewühl stand, und dass in ihm die Lösung geschehen musste. Die verwundete Persönlichkeit ist es, die sich selbst heilen muss, es gilt, zur Ruhe mit seinem Gewissen und seiner Natur zu kommen, Männer sind vonnöthen — was verschlägt es, ob nachher Kunst daraus wird?

Das ist es, was die Zeit verlangt, alle rufen nach Licht, alles will sich hinausdrängen, neue Classen — o, dass es doch auch nur neue Sinne wären! Einige geben sich Illusionen hin und schaffen sich dadurch Ruhe, dass sie die Entscheidung des Ganzen in die Zukunft verlegen, in der man selbst nicht mehr da ist. Aber jetzt ist die Parole für jeden, insoweit es sich um ihn selbst handelt. Optimismus, gegründet auf Resignation und Gerede von unendlich kleinen, continuierlichen Veränderungen, hat keinen Wert für den Charakter, die Ethik begnügt sich mit einfacherer Rechnung, als der Differenzialen. Und nun Kunst um der Kunst willen, was ist das? Null gleich Null.

Hans war die ganze Zeit gegangen, ohne zu wissen wohin, über Brücken, unter denen die Bewegung des Stromes im sachte klingenden Eis gleich Athemzügen die feuchtkalte Luft mit sich zog, Gassen entlang, die sich hie und da öffneten und starrende Weiten von Himmel, Wasser und Schnee erblicken ließen. Er machte Halt, deshalb, weil Leute vor ihm stehen blieben, bemerkte, dass er sich auf einem Quai befand und dass da etwas war, das alle ansahen.

Es war ein Bugsierschiff, dass in Winterruhe mit geschlossenen Luken und Thüren dalag; auf dem Achterdeck standen einige Männer, Stadtträger und andere, auch ein Polizist, zwischen ihnen waren nasse Stricke und ein großer Gegenstand unter ein paar Pferdedecken, von denen das Wasser herablief. In der Luft eine Unruhe von Vermuthungen, Geflüster und neugierigen Ausrufen, die in der Mitte abbrachen. Es war ein Ertrunkener, offenbar ein Selbstmörder, denn um diese Zeit des Vorfrühlings hatte niemand etwas auf dem Meere zu thun. Die Bursche hantierten mit einer Bahre, deren schwarzer klumpiger Deckel aufstand; als sie damit zurechtgekommen waren, hoben sie den Todten auf, und Hans stand und sah das an, als wäre es ein Bild, er beobachtete die Uebereinstimmung zwischen den schweren Linien der gebeugten Gestalt und dem grauen, unendlich tristen Ton der Landschaft. Die Arme des Todten waren über der Brust gekreuzt — man hatte sie wohl nachher so gelegt — der Filz schloss dicht an die Conturen des Körpers an: wo er aufhörte, staken die Füße in blauen Zeugschuhen hervor. Bei ihrem Anblick gab es Hans einen Ruck, das war nicht länger etwas, das man nur ansah, ein Bild, das war die bittere Wirklichkeit. Diese dünnen Schuhe, mit denen war ein verzweifelter

Mann in der Kälte gegangen, tausend vergebliche Schritte nach Hilfe gegangen, hatte vor Thüren gezögert, sich schwer die Treppen hinabgeschleppt und war im Dunkel hinaus aufs Eis gewandert.

Um den Deckel der Bahre zu schließen, strich einer der Burschen mit einer rauh-mütterlichen Geste die Decke über seinen Kopf, es war schneidend schmerzlich anzusehen, rücksichtslos ironisch, wie es bloß die Wirklichkeit ist — dann war alles in Ordnung und der Hause theilte sich, um die Träger durchzulassen.

Hans gieng weiter, aber er sah beständig die Füße vor sich: beinahe trocken hatten die Schuhe ausgesehen, und in seinen Gedanken kam er unaufhörlich darauf zurück und rieth hin und her über den Mann und sein Ende.

Das war Einer, der das Leben ernst genommen, dachte er, er hätte wohl auch leben können, wenn er sich nicht darum bekümmert hätte, wie, wenn er nicht in sein Leben hineingestarrt und dessen Bilanz gezogen hätte. Wenn alle den Muth hätten, zu sehen, könnte er viele Kameraden haben. Ein bisschen bessere Schuhe und dergleichen, ein bisschen bessere Lebensbedingungen, das ist vielleicht alles, was sie mehr haben, als er, aber Mangel an so etwas bringt niemanden dazu, das starke Grauen vor dem Tode zu überwinden.

Nur wenn alle Hoffnung vorüber ist, thut man das, wenn man sein Leben ansieht und nicht fasst, wozu es gut ist, wenn es bloß wie ein verwirrter, qualvoller Traum erscheint, den man los werden will. Wie mancher hat es mehr als einmal so gesehen, aber seinen Blick in Feigheit weggewendet, es vergessen und ebenso weitergelebt. Der Mann dort, als das Eis unter ihm klang und brach, als die kalte Tiefe ihn mit ihrer Frage ergriff, da hatte er eine Antwort zu geben, seine That drückte aus, was er vom Leben und sich selbst hielt, er konnte die Lippen fest aufeinander schließen und schweigen. Aber, wenn es uns einmal ergreift, das kalte Dunkel, welche Antwort haben wir zu geben? Wir denken an thörichtes Zeug und nehmen Champagner, um die Kräfte aufzufrischen, und schleichen uns von der Frage und der Antwort weg.

Früher haben wir die Kunst als Antwort gegeben, mittelmäßige Kunst über Fragmente und ein elendes Leben aus lauter Fragmenten, die wir nicht einmal zu sammeln versuchten. Entweder haben wir alles gelassen, wie es war, und in kleinlich-schlauem Skepticismus geschwiegen; oder wir haben eingestimmt in das Geschwätz über Entwickelung, die das Ziel so weit weg aufstellt, dass es einem völlig gleichgiltig wird und von jedem nur jene Einheit verlangt, die erforderlich ist, um addiert zu werden. Unsere große Einheit, die alles in uns einschließen sollte, was gegen unsere Sinne und unser Gefühl wirbelt und braust, die haben wir kaum versucht aufzubauen.

Er hatte den Boden unter sich ansteigen gefühlt, plötzlich war die Gasse zu Ende, und unter seinen Füßen war Sand. Er bemerkte, dass er in einem frisch angelegten Park an einer Außenkante gieng, einem Bergabhang, an den man Erde und schmächtige, parodistisch gespensterhafte Bäume gebracht hatte. Es war schon dunkel, in einem Kreise rings umher schlug das Gaslicht in die Luft empor, und die Wolken hiengen finster, grau herab, sie schienen ganz tief unter der schwarzen Wölbung des Himmels zu stehen. Auf der Anhöhe in der Mitte waren Bänke, Hans setzte sich auf eine derselben und sah sich um.

In einem Ringe umher lagen Häuser, sie wendeten fast alle ihre Rückseiten mit Reihen von Fenstern her; in den meisten war Licht angezündet, doch keine Gardinen vorgezogen, da keine Nachbarn hineinsehen konnten. Der rothe Lampenschimmer drang aus den Scheiben heraus, die Mauermassen, halb im Dunkel aufgelöst, das sie umgab, verloren gleichsam ihre Festigkeit. Es waren wie hundertäugige Wesen aus Feuer und Dunkel, die in die Finsternis hinaus starrten, es war das Leben einer Arbeiterstadt, eine keuchende Unruhe zwischen zwei Schatten, die seinem Blicke entgegentastete.

Was rührt sich dort drinnen, dachte er, was gibt es da für Müdigkeit, Missgunst, Hoffnungslosigkeit und Ueberdruss, was habe ich, der ich hier sitze, gethan, um diesen Feueraugen standzuhalten? Was habe ich geleistet, um meinem eigenen Blick im Spiegel mit Ruhe zu begegnen? So wie er da saß, formte sich vor seiner Phantasie ein flüchtig umrissenes Bild, und Fragen und Gedanken, die ihm vor langer Zeit beschäftigt und die er beiseite geschoben hatte, wurden Laute wie er so vor sich hin in die Dunkelheit blickte.

* * *

(Schluss folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Torfindustrie.

Den Culturwert eines Landes bemisst man bekanntlich nach der größeren oder geringeren Möglichkeit, den Boden für industrielle oder landwirtschaftliche Zwecke auszunützen. Jedes Ar, der Sterilität abgerungen, bedeutet einen Mehrwert an Arbeit, an Erfolg, an materiellen Gütern. Es bedarf nur dieses Hinweises, um festzustellen, dass nunmehr durch eine von Oesterreichern, den Herren K. A. Zschörner und Rudolf Ritter Egger von Möllwald, begründete neue Industrie, die Torfindustrie, an mehr als 200.000 Hektar heimatlichen Moorbodens eine ungewöhnlich bedeutungsvolle und außerordentlich entwickelungsfähige Culturarbeit verrichtet werden wird. Der Pavillon „Torfindustrie" in der Jubiläumsausstellung zeigt heute schon ein frappierendes Bild von den außerordentlichen Erfolgen der jungen Torfindustrie.

Der Laie, der die Schwelle des schmucken Ausstellungshauses überschreitet, sieht sich in einem Wunderbau versetzt, der ihm verblüffende Siege moderner Chemie und ingeniösen Erfindungsgeistes veranschaulicht. Der Torf, ein bisher geringgeschätztes, kaum zu mehr als Torfstreu und schlecht riechendem Brennzeug verwendbares Naturproduct, zeigt sich in seinem Expositionsheim von einer Vielseitigkeit, die geradezu Staunen erweckt. Die Herren Zschörner und Ritter von Egger producieren aus dem unscheinbaren Torf eine Fülle von Spinngeweben, die sie, ein Vortheil von außerordentlichem Werte, ohne Beimengung irgend eines fremden Körpers aus der reinen Torffaser erzeugen. Eine Abtheilung des Pavillons demonstriert diesen Umwandlungsprocess der Torffaser in eine Reihe der meist begehrten Gebrauchsartikel sehr anschaulich. Die gesammte Ausstattung des Pavillons selbst aber zeigt, welchen mächtigen Industriezweigen der Torf dienstbar gemacht worden ist. Der Teppich, die Vorhänge, die Wandbekleidung, Laufteppiche, Vorleger, all dies ist aus Torf hergestellt und mit nicht geringem Interesse erfährt man, dass diese Erzeugnisse obendrein auch noch den Vortheil der Feuersicherheit haben, da die Torffaser nie brennt, sondern bloß glimmt und weiters auch wegen absoluten Mangels an Nährstoff keine Insecten beherbergen kann. Pferdedecken und Kotzen erzeugt man nun auch schon aus Torf und sie sind vermöge ihrer großen Zähigkeit und Haltbarkeit zur Aufsaugung von Feuchtigkeit und Dünsten und als schlechte Wärmeleiter nicht bloß von hohem Gebrauchswerte; ihre außerordentliche Billigkeit eröffnet ihnen auch die Aussicht auf eine enorme Verbreitung. Nicht zuletzt wird der Unbegüterte aus diesem Triumph der modernen Industrie, der Torfdecke, seinen Vortheil ziehen, denn er wird auch ihm die Möglichkeit bieten, um ein Geringes eine dauerhafte schützende Hülle zu erwerben. Der Arzt und Hygieniker findet in dem Pavillon ein anderes Erzeugnis, das gleichfalls berufen erscheint, außerordentliche Wichtigkeit zu erlangen. Es ist die chemisch gereinigte Torfwatta, die alle bisher in Verwendung stehenden Medicinalwatten an Aufnahmsfähigkeit übertrifft und gleichwohl um die Hälfte wohlfeiler ist.

Aber auch noch auf einen anderen mächtigen Industriezweig hat der Torf schon jetzt seinen Siegeszug ausgedehnt Auch die Papierindustrie erfährt durch den Torf eine vollständige, geradezu epochale Umwälzung. Auch dieses Wunder hat sich vollzogen, der schmutzig-braune Torf gibt heute die verschiedensten Sorten von Papier, bis zu fast völlig weißem, und Packpapier und Pappendeckel gehören zu den verwendbarsten stärksten Producten der Torfindustrie. Die Herren Rector August Prokop und Professor Dr. Hugo Ritter v. Perger von der technischen Hochschule, sowie die Herren Hofrath Dr. Wilhelm Exner und Professor Georg Lauböck vom technologischen Gewerbemuseum haben den Torfpapieren glänzende Atteste ausgestellt. Dass unter solchen Umständen der Pavillon „Torfindustrie" das intensivste Interesse der Besucher erweckt, ist einleuchtend. Unter den Gästen, die sich eingehend informieren ließen, befanden sich unter anderen Erzherzog Ernst und Fürst Adolf Josef zu Schwarzenberg, welcher für seine berühmten Musterökonomien bedeutende Einkäufe machte.

In den Ställen der Jubiläumsausstellung wird auch die Torfstreu praktisch erprobt, mit der die Landwirte glänzende ökonomische und hygienische Vortheile erzielen.

Braut-Seide 65 kr.

bis fl. 14.65 per Meter — ab meinen eigenen Fabriken —

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend. 763

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVI. Band. Wien, den 6. August 1898. Nummer 201.

Bismarck.

Die Nachrufe, welche auswärtige, insbesondere aber österreichische und ungarische Blätter dem Fürsten Bismarck widmeten, waren fast durchwegs von einer Wärme, um nicht zu sagen Ueberschwänglichkeit, des Tones, wie Aehnliches in den meisten reichsdeutschen Blättern nicht zu finden war. Es bleibt eben immer wahr, dass, je ferner man einem großen Manne steht, umsomehr man nur seine guten Eigenschaften sieht. Kein Oelgemälde erscheint vollkommen, wenn man es zu nahe betrachtet. Darum hätten die Zeitungen sich auch nicht wundern sollen, dass man im Orte Friedrichsruh und Umgegend so wenig Theilnahme bei der fast die ganze Welt erschütternden Kunde bezeugt hat. Dort kennt man eben den Menschen Bismarck zu gut. Dort hat man zu sehr unter seinen großen Fehlern und Schwächen gelitten. Darum zählte der Herzog von Lauenburg unter den Bewohnern des Kreises Herzogthum Lauenburg, in dem seine Residenz lag, nicht allzuviele Anhänger. Da ich selbst diesem Kreise längere Zeit als Verwaltungsbeamter angehört habe — als Vorsitzender der Einkommensteuer-Einschätzungscommission hatte ich sogar den Fürsten zur Steuer zu veranlagen — so könnte ich vieles Unbekannte über den Menschen Bismarck berichten. Aber da das zumeist Unerquickliches ist, so sei am offenen Grabe davon lieber geschwiegen. So wichtig solche Dinge zur Psychologie Bismarcks sind, so wenig haben sie mit seiner geschichtlichen Bedeutung zu thun. Und um die handelt es sich jetzt in erster Linie.

Das weltgeschichtlich Große an Bismarck ist, dass er, dessen Willenskraft und dessen Begabung auf gleicher Höhe standen, sein ganzes Wollen und Können in den Dienst einer Idee, der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung, gestellt und diese Idee zum Siege gebracht hat. Wenn je für einen Menschen der Satz gegolten hat: „der Zweck heiligt die Mittel", so sicher für Bismarck. Niemals dupiert, immer dupierend, war er grundsatzlos im höchsten Sinne des Wortes. Bald Legitimist, bald Revolutionär, heute conservativ, morgen liberal, übermorgen mit dem Socialismus kokettierend, einst Freihändler, dann Schutzzöllner, einmal sich auf das allgemeine Wahlrecht stützend, um den Fürstenparticularismus zu brechen, ein andermal die Bundesfürsten gegen den unbequemen demokratischen Reichstag ausspielend, bald „treuer Diener der Hohenzollern", bald Frondeur, gibt es fast nichts, was er nicht gewesen wäre. Das heißt, im Grunde war er immer nur eins: ein Staatsmann, der Deutschland erst zum ausschlaggebenden Staat der Welt machen und es dann in dieser Stellung erhalten wollte. Alles musste sich diesem einen Zwecke unterordnen. Seine „Realpolitik", diese anscheinend sich im Zickzack bewegende Politik von Fall zu Fall, steuerte doch mit der Sicherheit der Magnetnadel nach dem einen Ziele hin.

Bismarck ist der größte Diplomat nicht allein dieses Jahrhunderts, sondern vielleicht der aller Zeiten gewesen. Er mag sich in Kleinigkeiten geirrt und verrechnet haben. Einen wirklichen Fehler weist seine gesammte auswärtige Politik nicht auf. In den Vierziger- und Fünfzigerjahren sammelte er als preußischer Landtagsabgeordneter auf parlamentarischem, als Bundestagsgesandter und Botschafter auf diplomatischem Gebiet die Erfahrungen, die ihn erkennen ließen, was Deutschland noth that. Anfang der Sechziger Jahre schuf er sich als Ministerpräsident das Werkzeug, mit dem er das herstellen konnte, was noth that. In schärfstem Conflict mit der Volksvertretung, als der „bestgehasste" Mann Preußens, setzte er das neue preußische Heer als dies unvergleichliche Werkzeug durch. Und dann bediente er sich dieses Werkzeugs, wie nie ein Meister eines genialer gehandhabt hat. Auch andere Staatsmänner haben glückliche Kriege geführt. Aber dass einer immer dann, aber auch immer nur dann, wenn es ihm erwünscht war, Krieg gehabt hat, dürfte ohne Beispiel sein. Es war 1864 wie 1866 wie 1870: gerade in diesem Augenblicke brauchte Bismarck den Krieg. Und doch erschien er nie in der Rolle des provocierenden Angreifers. Und doch hatte er gerade darum in jedem Falle das schwerwiegende Imponderabile der öffentlichen Meinung für sich. Dass er zu diesem Zwecke, z. B. 1870, die Emser Depesche „redigieren" musste — je nun, sentimentale Erwägungen haben ihn nie aufgehalten. Von dem Standpunkte einer engen Moral aus, mag man ihm daraus einen Strick drehen. Aber Spießbürger machen keine Geschichte.

Wenn die eine Seite seines diplomatischen Genies die war, dass er immer nur das wollte, was er konnte, und dass er immer im geeigneten Augenblicke seinen Willen zur That werden ließ, so war eine andere Seite seines Genies die, dass er nie über sein Ziel hinausgieng. Er war in dieser Beziehung selbst einem Napoleon überlegen. Der Erfolg berauschte ihn nicht. Ja, er mied Augenblickserfolge, von denen er eine Minderung künftiger größerer Erfolge erwartete. Auf dem politischen Schachbrett ließ er den ihm rettungslos ausgelieferten Bauern stehen, wenn er diese Schädigung seines Gegners nicht für nöthig hielt, um später den König matt zu setzen. Die Militärpartei forderte 1866 die Besetzung Wiens durch die preußischen Truppen, König Wilhelm I. wünschte die Annexion Sachsens und Nordböhmens. Bismarck ließ diese Figuren seinem einstweiligen Gegner, weil er wusste, dass er sie nur so einst seinem eigenen Spiel als Hilfskräfte einverleiben könne. Den Feind schonen, weil man weiß, dass man ihn zehn Jahre später als Freund brauchen wird, nicht viele Staatsmänner haben das fertig gebracht.

Bei der Gelegenheit möchte ich gleich einer Legende zu Leibe rücken, der man namentlich in einem bestimmten Theil der österreichischen Presse häufig begegnet. Man findet da Bismarck in der ausschweifendsten Weise als Vorkämpfer des Deutschthums gefeiert. Man erweckt den Anschein, als habe Bismarck sich als der Vertreter der germanischen Rasse gefühlt, als sei er eingetreten für das Deutschthum, „soweit die deutsche Zunge klingt", und als sei er sozusagen der geborene Ehrenpräsident des Alldeutschen Verbandes. Und doch war Bismarck vielmehr Real-, d. h. Staatspolitiker, als Nationalpolitiker. Nicht den Deutschen, sondern den deutschen Reichsangehörigen, nicht dem Deutschthum, sondern Deutschland galt sein Leben und Streben. Natürlich hat sein Werk, die Einigung Deutschlands, stärkend und belebend gewirkt für die Angehörigen des deutschen Stammes, wo immer sie wohnen mögen. Aber das war eine zufällige Nebenwirkung, nicht etwa das Ziel seiner Thätigkeit. Nie hat Bismarck auch nur einen Finger gerührt zu Gunsten der nichtreichsangehörigen Deutschen. Kühl wies er jedes Ersuchen um Einmischung zurück, als die Russen die baltischen Deutschen mit barbarischen Maßregeln ihrer Nationalität zu berauben begannen. Gleichgiltig sah er dem zu, wie Millionen von Deutschen in Amerika im Yankeethum aufgiengen. Die Magyaren waren, wie er Moritz Jokai gegenüber offen ausgesprochen hat, seiner Zustimmung sicher, als sie alle ungarländischen Nationalitäten, die Schwaben und Sachsen eingeschlossen, mit Gewalt in der hunnischen Cultur aufgehen zu lassen unternahmen. Nur für Oesterreich wünschte er ein Ueberwiegen des deutschen Elementes. Aber nicht etwa aus Vorliebe für die österreichischen Deutschen, sondern nur, weil er sie für den intelligentesten und politisch fähigsten Volksbestandtheil Cisleithaniens hielt — was ihn übrigens nicht hinderte, sie gelegentlich mit einigen Kaltwasserstrahlen zu bedenken. Nichts war ihm unsympathischer als das Streben einzelner Deutschösterreicher nach einer Vereinigung mit Deutschland. „Mit Waffengewalt" sich nöthigenfalls dagegen zu vertheidigen, erklärte er geradezu für eine Pflicht Deutschlands. Denn er befürchtete von einer Vereinigung des überwiegend katholischen Deutschösterreich mit Deutschland eine Schwächung des Deutschen Reiches. Die Aufnahme der Deutschösterreicher in den Reichsverband würde den Schwerpunkt zu Ungunsten Preußens verschieben. Die Einigung Deutschlands aber unter der Führung des protestantischen Hohenzollernhauses, das war die Staatsidee, die ihn beherrschte. Die sogenannte nationale Idee napoleonischer Prägung ist ihm stets nur wie eine, politisch freilich unter Umständen gut zu benützende, Phrase erschienen.

Wenn die auswärtige Politik Bismarcks für einen Reichsdeutschen lauter Licht ist, so erscheinen ihm die Schatten seiner inneren Politik umso dunkler. Nicht als hätte er nicht auch auf diesem Gebiet Großes geleistet. Namentlich soweit es sich um reine Politik handelte. Mit viel reactionärem Plunder hat er da aufräumen geholfen. So sehr die liberale Gesetzgebung Ende der Sechziger- und Anfang der Siebzigerjahre sich als Hebel des Capitalismus herausgestellt hat, so war sie doch nöthig, um mit den Resten des Feudalismus reinen Tisch zu machen. Sie wirkte mehr zerstörend als aufbauend. Aber es gab eben auch noch manches, was zunächst zerstört werden musste. Wenn wir eine leidliche Verfassung und ein leidliches Pressgesetz, wenn wir das kostbarste Gut eines Volkes, das allgemeine, gleiche, directe und geheime Wahlrecht, haben, so verdanken wir es Bismarck. Freilich gab er es nicht etwa aus demokratischen Neigungen heraus, sondern nur, um das von der Nothwendigkeit der Einigung durchdrungene Volk gegen die particularistischen Velleitäten der Fürsten auszuspielen. Freilich hat

K. K. ZEITUNGS…

er oft genug seitdem sich gegen sein eigenes Kind gewendet. Denn dies Kind war ihm über den Kopf gewachsen. Aber die Unzufriedenheit des Vaters mit dem Kinde soll uns nicht den Dank für den Erzeuger verkümmern, selbst wenn wir das Gefühl haben, dass er den Zeugungsact unterlassen hätte, falls er sich über die Folgen klar gewesen wäre.

Das Gebiet dagegen, wo vom ersten bis zum letzten Zuge eine Opposition gegen Bismarck angebracht war, ist das der Socialpolitik. Schon bei Beginn der deutschen Arbeiterbewegung, anfangs der Sechzigerjahre, schien Bismarck nicht übel Lust zu haben, sie als Sturmbock gegen die Fortschrittspartei zu gebrauchen, wie er denn mit Lassalle freundliche Beziehungen anknüpfte und voll Verständnis für seine Bedeutung war. Auch hat manche seiner späteren gesetzgeberischen Maßnahmen, die er unter dem Einflusse der Staatssocialisten Geheimrath Hermann Wagener und Professor Adolf Wagner traf, praktisch viel dazu beigetragen, den socialistischen Gedanken in Deutschland zu fördern. Aber gerade das, was man gemeinhin Bismarcks Socialpolitik zu nennen pflegt, ist so ziemlich das Gegentheil davon. Von der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 an datiert jene sogenannte Socialpolitik. Deutschlands Arbeiterschaft seufzte damals unter dem unverdienten Druck des Socialistengesetzes. Da wurde plötzlich von höchster Stelle auf unmittelbare Veranlassung des Reichskanzlers verkündet, dass man die Socialdemokratie „nicht bloß im Wege der Repression, sondern durch positive Reformen zu Gunsten der arbeitenden Classen“ bekämpfen wolle. Neben die Peitsche wurde das Zuckerbrot gestellt. Aber es war wirklich nur panis. Almosen, was man den Arbeitern darbieten wollte. Die Unfallversicherung, die Krankenversicherung, die Invalididäts- und Altersversicherung stellten die Ausführung der kaiserlichen Botschaft dar. Es sind an sich großartige Gesetze, ein wirklicher Segen für die Arbeiter. Aber, wenn man sie genau betrachtet, sind sie doch nichts anderes als eine verbesserte Form der Armenpflege. Höchst vervollkommnete Armenpflege, gewiss, aber immerhin Armenfürsorge, Fürsorge für die verunglückten, kranken, arbeitsunfähigen Arbeiter. Mehr sollten sie nach Bismarcks Willen auch nicht sein. Darum war er gar nicht damit einverstanden, dass die Arbeiter directe Beiträge zur Altersversicherung leisteten. Er zog es vor, sie ausschließlich zu Staatspensionären zu machen. Nur eine Wohlthat sollten sie erhalten, aber nicht das Gefühl haben, das ihnen die eigene Beitragsleistung verlieh, nämlich dass sie einen Anspruch an das Gemeinwesen kraft eigenen Rechtes hätten.

Das ist der entscheidende Punkt, der meines Erachtens beweist, dass Bismarck kein Recht hat auf die Bezeichnung als Socialpolitiker. Im Lande ist seine Stellung zu der Arbeiterfrage immer die geblieben, die er als ostelbischer Junker einst auf seinen Gütern seinen Landarbeitern gegenüber eingenommen hatte. Nie ist er über einen aufgeklärten Patriarchalismus hinausgekommen. Nie hat er die Gleichberechtigung von Arbeitgebern und Arbeitern anerkannt. Dass die Interessen der Arbeitgeber die wichtigeren seien, hat er ausdrücklich ausgesprochen. „Millionäre zu züchten“, war der eingestandene Zweck seiner Wirtschaftspolitik. Wenn von den Millionen, die er den Unternehmern zuführte, ein kleiner Bruchtheil durch die Gesetzgebung den Arbeitern zufloss, so geschah das zur Beruhigung der Arbeiter und somit im letzten Grunde nicht den Arbeitern, sondern den Arbeitgebern zuliebe. Ihm war die Industrie nicht der Arbeiter wegen da, sondern die Arbeiter der Industrie wegen. Jedes Eintreten für den gesunden Arbeiter, jede Anerkennung von Rechten der Arbeiter, jede Stärkung des Arbeiterstandes lehnte er ab. Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, Maximalarbeitstag, Arbeiterausschüsse, staatliche Anerkennung der Arbeiterorganisationen, Durchführung der Coalitionsfreiheit wies er deshalb aufs schroffste zurück. Die gesetzliche Einschränkung der Arbeitszeit erschien ihm wie ein Eingriff in die Freiheit des gesunden und kräftigen Arbeiters, möglichst viel zu verdienen. Die Sonntagsruhe lehnte er mit der Begründung ab, dass man in sieben Tagen mehr verdienen könne, als in sechs. Den Strike sah er nicht als einen legalen Kampf zweier gleichberechtigter Factoren, sondern als eine Auflehnung des Arbeiters gegen das Hausrecht des ihm Brot gebenden Unternehmers an.

Bei solcher Auffassung der Dinge war der schärfste Conflict mit der modernen Arbeiterbewegung unausbleiblich. Die deutschen Arbeiter ließen sich die Versicherungsgesetzgebung als Abschlagszahlung gefallen, verzichteten aber darum auf keine ihrer weitergehenden Forderungen. Sie wollten nicht Almosen, sondern Rechte. Bismarck verkannte den geistigen Kern dieser Bewegung. Der Fehler vom Culturkampf wurde wiederholt. Wie dort der katholischen Kirche gegenüber, so wurde hier den Arbeitern gegenüber die Polizei als das Allheilmittel angesehen. Dem Geist gieng man mit dem Schwert zu Leibe. Und das Ergebnis war das gleiche: man führte Lufthiebe, bei denen bloß das Schwert stumpf wurde. Von Wahl zu Wahl nahm die Zahl der socialdemokratischen Stimmen zu. Und der sonst so geniale Staatsmann wusste kein anderes Mittel dagegen, als Verschärfung des Socialistengesetzes! Wieder einmal sollte der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben werden.

An der socialen Frage ist die innere Politik Bismarcks gescheitert. Als er seine Entlassung erhielt, hatte man nicht das Gefühl, dass er auch nur einen einzigen fruchtbaren Gedanken zur Ausgleichung der socialen Gegensätze vorräthig hatte. Darum wurde sein Sturz von den meisten und gerade den einsichtsvollsten Deutschen nicht als ein Unglück, sondern als eine Erleichterung empfunden. Man fühlte eben, dass er der wichtigsten Frage der Zeit rathlos gegenüberstand. Und alle seine späteren Aeußerungen haben bewiesen, dass dieser Eindruck richtig war. So zündend hundert Worte des Altreichskanzlers nach 1890 auch gewirkt haben, so hat er doch nicht einen zukunftsreichen Gedanken auf socialem Gebiet geäußert. Sein ceterum censeo blieb: Ecrasez l'infame! Mit Feuer und Schwert sollte die Socialdemokratie ausgerottet werden. In den „Hamburger Nachrichten“ forderte er geradezu die Regierung auf, die Socialdemokraten zur Revolution zu drängen. Nur von einem kräftigen Aderlass versprach er sich eine Rettung aus den socialen Nöthen. Das Blut- und Eisenrecept, das ihm in der äußeren Politik so trefflich angeschlagen hatte, schien ihm auch im Innern das einzige Heilmittel.

Auch das Genie hat eben seine Grenzen. Bismarcks Lebenswerk, die Einigung Deutschlands, ist so riesengroß, dass alle seine Unterlassungssünden im Vergleich dazu federleicht wiegen. Kein Deutscher, der nicht von Parteihass verblendet ist, wird ihm den Zoll seiner Dankbarkeit versagen. Und auch der Socialpolitiker wird ihm dafür danken, dass er, der uns aus der Kleinstaaterei rettete, durch das einige Deutsche Reich die Grundlage geschaffen hat, auf der sich eine gesunde Socialpolitik für die Zukunft aufbauen kann.

Berlin. H. v. Gerlach.

Der Dreyfus-Scandal unter radicaler Herrschaft.

Als das langlebige Ministerium Méline am 14. Juni l. J. durch die Interpellation Millerand über die allgemeine Politik zu Falle gebracht war, da gieng ein gewaltiger, laut hörbarer Stoßseufzer durch die gesammte fortschrittlich-republikanische französische Welt, und namentlich ließen die modernen „Geusen“, die gleich den niederländischen Freiheitskämpfern den ihnen von der Gegenpartei verliehenen Spottnamen zu ihrem Ehrentitel erkoren haben, die „Dreyfusards“, ein erleichtertes „Uff!“ erschallen. Die Gemäßigten hatten sich also endlich, nach zweiundeinvierteljähriger schmachvoller Wirtschaft unmöglich gemacht, sie hatten ihr bisher mehr oder weniger bemänteltes Bündnis mit der clericalen, monarchistischen und cäsaristischen Rechten in offener Kammersitzung eingestehen müssen, und das hatte ihnen das politische Genick gebrochen, das schon seit dem Herbst 1897, d. h. seit dem Wiederauftauchen der Bewegung zu Gunsten von Dreyfus, etwas wackelig geworden war. Nach dem Herkommen waren nunmehr die Radicalen, die andere große republikanische Partei, zur Herrschaft berufen, denn ihre Stimmen hatten dem gemäßigten Cabinet den Garaus gemacht. Nachdem die wenigen schüchternen, von dem ganz und gar verclericalisierten Elysée ausgegangenen Versuche, in der Person des stets regierungsbedürftigen Ribot das gemäßigte Regime von neuem zu errichten, kläglich ins Wasser gefallen waren, machte man sich in beiden Parteilagern — in dem der Dreyfusler, wie in dem der Dreyfus-Feinde — auf den Beginn der radicalen Herrschaft gefasst: es handelte sich nunmehr nur noch um die Wahl der Personen, die allerdings in Frankreich bei einem Ministerwechsel die große Hauptsache zu sein pflegt. In diesem Falle wurde die Wahl umsomehr erschwert, als die einzelnen in Frage kommenden Führer schon früher über ihre etwaige Stellungnahme zum Dreyfus-Handel sondiert worden waren, oder freiwillig diesbezügliche Aeußerungen gethan hatten. Infolge dessen arbeiteten die beiden Parteien von vornherein für bestimmte Männer: die Partei des Generalstabes für Peytral und Sarrien, die Dreyfusards für Bourgeois und namentlich für Brisson. Schon schien in einem gegebenen Augenblicke eine Combination Peytral gesichert, zum großen Verdrusse der Freunde der Gerechtigkeit, als derselben ganz unerwarteterweise in der Person des ehemaligen Ministerpräsidenten Charles Dupuy — nicht etwa ein offener Gegner, bewahre! — wohl aber ein heimtückischer Verderber erstand. Dupuy ist ein Auvergnat. Die Auvergnaten stehen in ganz Frankreich mit Fug und Recht im Rufe der angeborenen Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit, und dieser Abstammung macht der ebenso ehrgeizige wie gesinnungslose ehemalige Premier alle Ehre. Er sah in der Krise nur eine gute Gelegenheit, sich selbst in den Sattel zu helfen, geradeso wie er die Ermordung Carnots durch seine sträfliche Achtlosigkeit möglich gemacht und zu der Abdankung Casimir Periers durch seine unablässigen gegen das Elysée gerichteten Intriguen sehr wesentlich beigetragen hatte, immer in der Hoffnung, sich dadurch selbst auf den Präsidentenstuhl zu hissen. Um das Terrain für sich zu ebnen, hatte er sich muthwillig in einen Streit mit dem Socialistenführer und Vorkämpfer in der Dreyfus-Sache, Jean Jaurès, eingelassen, nach altem Recept seine vor mehreren Zeugen gesprochenen Worte abgestritten und Jaurès als Lügner hingestellt. Die Folge davon war, dass ihm alle Cäsaristen und der ganze reactionäre Zeitungsmob tobend zujubelten, und dass sogar Rochefort, der ihn

früher mit Vorliebe „L'assassin de Nuger"*) oder, wenn der alte Pamphletist einmal ganz besonders guter Laune war, auch „l'hippopotame" (wegen Dupuys unförmlicher Dickbäuchigkeit) genannt hatte, nunmehr nur noch von dem sehr ehrenwerthen und glaubwürdigen „Monsieur Charles Dupuy" sprach. Dupuy sagte also seinen Eintritt in die Peytral'sche, wie bald nachher auch in die Sarrien'sche Combination nur zu, um ihn just im entscheidenden Augenblicke wieder zurückzuziehen und daher die Bildung des Cabinets von neuem in Frage zu stellen. Er hoffte, wie gesagt, dadurch zu bewirken, dass ihn der Präsident der Republik selbst mit der Neubildung des Ministeriums betrauen werde. In dieser Erwartung täuschte sich aber der alte Fuchs, denn nach vielen Bemühungen gelang es endlich Brisson, ein sogenanntes radicales Cabinet mit kleinem gemäßigtem Einschlage zustande zu bringen, freilich nur durch ein großes, dem Generalstabe gebrachtes Opfer, das in der Ernennung Godefroy Cavaignacs zum Kriegsminister bestand. Und damit war das Schicksal der Bewegung zu Gunsten von Dreyfus für eine weitere längere Weile besiegelt. Hatten die Radaublätter vorher nicht genug Tinte und Druckerschwärze gehabt, um Brisson anzuschwärzen, so schlug ihr Ton nun mit einemmale, nämlich nach der Aufnahme Cavaignacs ins Cabinet, um, und aus dem „Dreyfusard Brisson" wurde wieder einmal „l'honorable Monsieur Brisson". Die Gerechtigkeit nöthigt mich, zu bemerken, dass die meisten Freunde des unschuldig Verurtheilten anfangs minder scharfsichtig waren, als ihre Gegner, den vorsichtigen und sehr bedächtig urtheilenden „Siècle" vielleicht ausgenommen. Kaum war von den immer größer werdenden Aussichten Brissons auf das Ministerpräsidium die Rede, als die guten, naiven Leute in den Ruf ausbrachen: „Ah, endlich! Nun sind wir geborgen, nun kommt es, das große, das wahrhaft republikanische Ministerium, das Ministerium des Kehrbesens, das mit all den säbelrasselnden Generälen, mit den keifenden und hetzenden Pfaffen und mit den eingeschworenen Landesverräthern gründlich aufräumen wird. Passt auf, jetzt kommt das radicale, das „große" Ministerium! Das „große" Ministerium kam: aber was nicht kam und in den seither verflossenen vier Wochen noch immer nicht gekommen ist, das war und ist die Gerechtigkeit, die der angeblich so „dreyfuslerische" neue Conseilspräsident ebenso angeblich in der Tasche hatte.

Wie einen Handschuh hatte sich der alte, in politischen Kämpfen ergraute Brisson gewendet: der Mann, der bis dahin für die fleischgewordene Gerechtigkeit galt, den man jeglicher Charakterschwäche, jedweder Feigheit oder gar Unehrenhaftigkeit für unfähig hielt, beugte sich wie ein Rohr vor dem eisernen Willen des Generalstabes, vor der ehernen Stirn einer handvoll Soldschreiber, die alle gebieterisch die Aufrechterhaltung des status quo ante betreffs Dreyfus' forderten. Vom psychologischen Standpunkte aus betrachtet, ist dieses Ministerdebut von hohem Interesse. Brisson hatte es als Kammerpräsident, als gewiegter und erfahrener Politiker, der überall Zutritt hatte, dem kein Beweggrund seiner Amtsvorgänger ein Geheimnis geblieben war, mitangesehen, wie Méline den richtigen Zeitpunkt verpasst hatte, um eine Revision des Dreyfus-Handels einzuleiten. Dieser Zeitpunkt fällt genau mit dem ersten Auftreten Scheurer-Kestners zusammen. Hätte damals die Regierung den Kammern gesagt, dem Lande durch die amtliche und halbamtliche Presse zu verstehen gegeben, dass die Angelegenheit noch nicht spruchreif sei, aber wichtig genug erscheine, um einer eingehenden und unparteiischen Prüfung unterzogen zu werden, dann wäre für die Sache der Gerechtigkeit unendlich viel gewonnen worden. Man hätte eine unnöthige Aufregung der Gemüther durch die Hetzpresse verhindert oder mindestens doch stark vermindert, man hätte den ehrgeizigen und gewissenlosen Generälen von vornherein einen Dämpfer aufgesetzt und sie unter die „Suprematie der Civilgewalt" gebeugt, um unterdessen in aller Stille das Material zu untersuchen, sich der nothwendigen amtlichen, besonders der juristischen Personen zu versichern, ungeeignete Organe durch geeignetere zu ersetzen u. s. w., bis man eines Tages vor einem fait accompli oder doch etwas ganz Aehnlichem gestanden hätte, bis man mit unwiderleglichen Beweisen in der Hand der Landesvertretung und dem Lande selbst hätte sagen, zeigen können, dass Dreyfus unschuldig und ungerechterweise verurtheilt sei, dass eine Processdurchsicht unvermeidlich und durch Frankreichs „guten Ruf beim Auslande" dringend geboten sei.

Mélines kleiner Verstand hatte das alles aber nicht begriffen. In seiner jammervollen Kurzsichtigkeit hatte sich dieser Politikaster eingebildet, die öffentliche Meinung werde sich durch Scheurer-Kestner und eine handvoll „Intellectueller" nicht weiter aufregen lassen, und was diese Intellectuellen selbst angehe, so würden sie das hoffnungslose und recht kostspielige Manövrieren zu Gunsten eines armseligen ehemaligen Hauptmannes wohl bald satt bekommen. Wie alle Renegaten setzte auch Méline, der ehemalige Communard, das bei ihm vorhandene Maß von Gesinnungs- und Gewissenlosigkeit bei den anderen voraus, und zu diesem Glauben war er in der That umsomehr berechtigt, als auch zahlreiche andere ehemalige „Revolutionäre", wie Alphonse Humbert, der Herausgeber des generalstäblichen „Eclair", und der Marquis de Rochefort-Luçay, der ehemalige Deportirte von Nouméa und nachmalige Chefredacteur des „Intransigeant", ganz und gar zum Opportunismus, zum Opportunismus im allerschlechtesten Sinne des Wortes, abgeschwenkt waren.

Méline also täuschte sich völlig über die politische Lage und vor allem über die moralische Grundlage der Dreyfus-Bewegung. Er sah und sieht in der Politik nur einen mächtigen Hebel, um seine eigene Stellung in Staat und Gesellschaft zu erhöhen, und war unfähig, bei anderen eine idealere Auffassung vorauszusetzen. Der günstige Moment war daher unbenutzt vorübergegangen. Das alles war Brisson genau bekannt. Hätte ihn dazumal, sagen wir im December 1897, jemand gefragt, was er von Mélines und Billots Leitung der Angelegenheit denke, so ist tausend gegen eins zu wetten, dass er die Politik seines Gegners verworfen und gerade auf die hier gerügten Fehler hingewiesen hätte. Uebrigens hat er sich später thatsächlich, und zwar noch während der letzten Wahlbewegung, mehreren Zeugen gegenüber dahin ausgesprochen, dass er Dreyfus für unschuldig und sogar für ungerechterweise verurtheilt halte.

Es soll als ein für den radicalen Politiker mildernder Umstand anerkannt werden, dass sein Stand, als er die Leitung des Staates übernahm, ungleich schwieriger war, als der seines Vorgängers Méline. Während fast acht Wochen hatte die ganze gewaltige Hetz- und Verleumderpresse gearbeitet und das Land bis in die äußersten Winkel hinein aufgewühlt, so dass sich eine compacte, wenn auch aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzte Partei gegen Dreyfus, gegen die Processdurchsicht, gegen jede freiheitliche Bewegung, gegen alle Anwendung der bestehenden Gesetze, gegen die Oberhoheit der Civilgewalt über das Militär herausgebildet hatte, die nicht mehr sehen noch hören wollte, sondern, blind und taub gegen alle Vernunftgründe, mit rasender Schnelle auf die Militärdictatur zusteuerte. Aber trotz alledem musste Brisson sich sagen, dass durch den kläglichen Sturz der rechtsrepublikanischen Kammerpartei auch für die Processrevisionsbewegung ein neuer Abschnitt geschaffen war, der wenigstens annähernd so günstige Bedingungen für einen allgemeinen Kehraus mit sich brachte, wie das erste Auftreten Scheurer-Kestners im vorigen Herbst. Wäre Brisson wirklich das, wofür man ihn bisher irrthümlicher Weise gehalten hatte, nämlich ein Ehrenmann, ein unbeugsamer Charakter, der lieber auf die Macht, ja auf alle politische Zukunft verzichtet, als den kleinsten Rechtsbruch begehen lässt, dann hätte er sich beim Antritte seiner nunmehrigen Ministerstellung hörbar geräuspert und den Leuten ungefähr etwa Folgendes erklärt: Ihr habt gesehen, dass das für unsterblich gehaltene Cabinet Méline beim ersten ernsthaften Anstoße wie ein Kartenhaus zusammengebrochen ist. Wenn ihr aber glaubt, dass dieser geringfügige äußere Anlass genügt hätte, falls das vorige Ministerium auf sicherer, breiter Grundlage geruht, sich in voller Uebereinstimmung mit dem Volke und mit den wahrhaft republikanischen Traditionen befunden hätte, dann irrt ihr. Was das Cabinet Méline zu Falle gebracht hat, das ist seine Zweideutigkeit. Es hat gewusst, wie die Dinge stehen, aber es hat nicht zu handeln gewagt, es ist an seiner Feigheit, an seiner Unmoralität zugrunde gegangen. Wir aber sind aus anderem Holze geschnitzt: wir wollen Klarheit, Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit, wir wollen vor allem Gerechtigkeit und Gleichheit vor dem Gesetze. Dementsprechend werden wir handeln, unnachsichtlich gegen alle Gesetzesübertreter, im Vertrauen auf alle wahrhaften und ehrlichen Demokraten in Kammer, Senat und Volk. Hätte Brisson so oder auch ähnlich gesprochen, hätte er seine Rede mit dem üblichen, für französische Ohren unerlässlichen patriotischen Beiwerk verbrämt, das zu nichts verpflichtet und zu allem berechtigt, von dem man nie wissen kann, wie es gemeint ist und was es im Auge hat, dann hätte er sich wahrscheinlich eine große Mehrheit zunächst in der Kammer, noch mehr im Senat und vermuthlich bald darauf auch im Volke gesichert. Ganz ausgeschlossen ist es freilich auch nicht, dass die jetzige Kammer, dieses greuliche, zwieschlächtige Ungeheuer, das ein ausgewachsenes Dutzend Bonapartes oder Boulangers in Duodezformat in seinem Busen birgt, die Pläne und Absichten des Ministers durchschaut und diesen im ersten Anlaufe aus dem Sattel gehoben hätte. Dann aber wäre Brisson wenigstens ehrlich gestorben, wie er mit offenem Visier gekämpft hätte. Die Situation wäre um ein Erkleckliches klarer, Freund und Feind hätten sich bei der Abstimmung genau gezählt, man wüsste, woran man für die Zukunft wäre. Leider ist diese offene Aussprache zwischen Ministerium und Volk nicht erfolgt. Brisson hat es vorgezogen, Ministerpräsident zu bleiben, Aussichten auf das Elysée zu behalten und den ihm offen stehenden Ehrenplatz im Buche der Geschichte auszuschlagen. Noch ein psychologisches Moment kommt hinzu, das nicht übersehen werden darf. Brisson, der weißbärtige, erfahrene Mann, der alte Vorkämpfer des Republicanismus und der Demokratie, hat vom ersten Augenblicke an eine

*) Nuger, ein bei den 1893er Studentenkrawallen aus Versehen von einem Schutzmanne erschlagener Handlungslehrling, wurde seither dem damals an der Spitze der Regierung stehenden Dupuy von Rochefort an die Rockschöße gehängt. Es bedarf der ganzen „Logik" eines Rochefort, um den ehemaligen Ministerpräsidenten wegen dieses bedauerlichen Verfalles zum „Mörder" zu stempeln.

heillose Furcht, ja, so sonderbar es klingen mag, eine physische Furcht vor seinem nur wider Willen in die ministerielle Barke aufgenommenen Kriegsminister Cavaignac gehabt. Er hat sich gegenüber der Revolverpresse nicht getraut, die Bewerbung Cavaignacs auszuschlagen, den verderblichen, ehrgeizigen Streber zurückzuweisen, dessen enge Verbindungen mit dem Generalstabe er genau kannte. Und als Cavaignac erst einmal Mitglied des neuen Cabinets war, da spielte er gleich den Herrn, den wahren und eigentlichen Chef, dessen Gefangener der nominelle Ministerpräsident Henri Brisson war und seither geblieben ist. Freilich, eine kleine, eine rein äußerliche Concession musste dem Radicalismus, dem Republicanismus gebracht werden, und wäre es auch nur gewesen, um den Leuten weiszumachen, dass das neue Cabinet eine andere, bessere Politik zu befolgen gewillt sei, als das verflossene. Deshalb schwang sich der jetzige Chef der Executive zu der seither berühmt gewordenen Erklärung von der „Suprematie der bürgerlichen Gewalt über die militärische“ auf, eine Erklärung, die mit großer Mehrheit gutgeheißen ward. Doch diese Concession war — das darf man nicht vergessen — lediglich für die „Galerie“ berechnet, für den guten, leichtgläubigen „Bruder Populo“, der in dem Glauben erhalten werden sollte, mit Brissons Besitzergreifung von der Macht sei mit einem Schlage alles anders im Staate Frankreich geworden; da, wo vorher Unsicherheit, Zweideutigkeit, Schwäche, ja Corruption und Pflichtvergessenheit aller Art geherrscht hatten, würden von nun an eitel Gerechtigkeit und Sittenstrenge thronen, auf die Pflichttreue und namentlich auf den Patriotismus der neuen Regierer könne man sich zuversichtlich verlassen, und — last not least — das Dreyfusgespenst werde nunmehr auf ewige Zeiten gebannt werden. Das sagte man zwar nicht ausdrücklich, aber man ließ es doch durchblicken, unterdrückte dagegen sorgfältig jede Andeutung, die auf eine andere Handhabung der Rechtspflege hätte schließen lassen können. Ja, die Rücksicht, die man den gegenwärtig allmächtigen „Patriotards“ schuldete, verbannte sogar jede noch so schüchterne Anspielung auf die Gerechtigkeit überhaupt, die doch sonst in ministeriellen Programmreden ein Hauptparadepferd zu sein pflegt. Das Volk, der dumme, ewig dupirte französische „Gogo“, gieng auf den Leim und bildete sich allen Ernstes ein, nun habe er die lang ersehnte „nationale“ Regierung, nun werde das goldene Zeitalter anbrechen. Wer sich dagegen von jetzt ab nicht mehr täuschen ließ, das waren die zielbewussten Vertheidiger des unschuldig verurtheilten Dreyfus, die Verfechter von Recht und Gerechtigkeit im allgemeinen. Innerhalb weniger Tage, besonders rasch und gründlich nach der durch Cavaignac beantworteten Interpellation Castelin über die „Umtriebe des Dreyfus-Syndicats“ am 7. Juli, fielen sämmtliche radicale, socialistische und selbst nur gemäßigt fortschrittliche Zeitungen von ihrem bisherigen Idol Brisson ab, den sie in der Folge zum Theil aufs heftigste bekämpften und verspotteten. Dafür aber erntete der neue Premier den rauschenden Beifall des gesammten Abhubes der französischen Presse, eine Schmach, die er bisher mit stoischer Ergebung hat über sich ergehen lassen. Vor wenigen Tagen erst, als selbst ihm die Lobhudelei der clerical-monarchistisch-cäsaristisch-patriotischen Verschwörerbande zu arg wurde, schüttete er sein bekümmertes Herz in den Busen des „Rappel“, eines radicalen Parteiblattes, aus und gestand ohne viele Umschweife ein, dass er beim besten Willen nichts thun könne, er sei ohnmächtig auf seinem hohen Ministersessel.

Je unbeliebter und verdächtiger Brisson vor seinem Regierungsantritt bei den „Patrioten“ gewesen war, desto größerer Achtung und Liebe erfreute sich der hoffnungsvolle Cavaignac bei jenen Leuten. Diese erklärten denn auch mehrfach in Kammer und Presse ganz unumwunden, sie erblickten in ihm den wahren Chef der Regierung, in Brisson nur das gefügige, wenn auch im Grunde des Herzens widerstrebende Werkzeug in Cavaignacs Hand. Von dieser Popularität des Kriegsministers fielen nach und nach auch ein paar Tröpflein auf des armen alten Brisson Stirn, zumal da er nicht das Geringste that, um ihrer unwürdig zu erscheinen. Die moralische Schwäche Brissons, die Hartnäckigkeit und der maßlose Ehrgeiz Cavaignacs und die gewaltige Popularität, deren sich dieser politische Abenteurer infolge seines Auftretens gegen die Dreyfus-Freunde seit dem Januar laufenden Jahres erfreut, haben es also verschuldet, dass der eigentliche Cabinetschef in völlige Abhängigkeit von seinem Kriegsminister geraten ist und nun, nachdem er den ersten Schritt gethan hat, nicht mehr zurück, nicht mehr auf den Weg von Pflicht und Gerechtigkeit gelangen kann. Daraus erhellt, dass Brisson und die anderen wahrhaft radicalen Mitglieder des Cabinets absolut machtlos dastehen und wider Willen der steigenden Hochflut des Cäsarismus mit verschränkten Armen entgegenschauen müssen.

Nun muss man sich aber fragen: Wie ist es gekommen, dass gerade der aus alter, berühmter republikanischer Familie stammende Cavaignac ein so erbitterter Gegner von Recht und Gerechtigkeit geworden ist, dass er sich zum Soldknecht des imperialistischen und clericalen Abhubes der französischen Nation erniedrigt hat. Man bedenke, um das zu verstehen, dass in den Adern Cavaignacs ein weniger republikanisches, als vielmehr „imperatorisches“ Blut fließt. Freilich nicht imperatorisch von Geburt, von Abstammung, wohl aber imperatorisch aus angeborener Neigung und auch aus Familientradition. Der Großvater „Cavaignacs III.“ war ein Mitglied des Convents und als solches einer der Mörder Ludwigs XVI. Wäre dieser Mann unter dem französischen Königthum oder gar unter dem ersten Kaiserthum zu einer gewissen Stellung und Macht gelangt, dann wäre aus ihm vermuthlich ein treu ergebener Staatsmann oder Feldherr geworden, aber in diesem Falle, wie in dem wirklich eingetretenen, wäre er von seinem Ehrgeiz, von seiner Ruhmsucht, von seinen Strebergelüsten ganz und gar beherrscht gewesen. Cavaignac I. war ein geborener Befehler, ein Mann, der unter allen Umständen eine Rolle spielen wollte, und diese Charakterveranlagung hat er auf seine Nachkommen vererbt. Sein Sohn, der berüchtigte Massenschlächter des Jahres 1848, hatte den richtigen, für Leute seines Schlages einzig passenden, zumal in Frankreich passenden Beruf ergriffen, den „Familienberuf“: er war Soldat geworden. Auch er zeigte den Familiencharakter in deutlichster Weise. Befehlen, herrschen, wenn nöthig selbst unter dem Deckmantel republikanischer „Treue“ und demokratischer „Gesetzlichkeit“ herrschen, aber — herrschen, befehlen, andere unter seinen Willen beugen unter allen Umständen! Auf den jetzigen Cavaignac sind begreiflicherweise die Eigenschaften von Vater und Großvater übergegangen, ebenso wie auf ihn das „Prestige“ der Ahnen übergegangen ist, obwohl der Sohn des Generals der zweiten Republik insofern aus der Rolle gefallen ist, als er nicht Berufssoldat geworden ist. Aber die alte Neigung der Cavaignacs, zu herrschen, zu commandieren, Widerstände zu brechen, gewaltthätig aufzutreten, ist auch ihm eigen, und vielleicht ist es nur seinem Mangel an Disciplin zuzuschreiben, dass er die Carrière im bunten Rocke verschmäht hat. Wäre das Kaiserthum im Jahre 1870 nicht gestürzt worden, wäre Cavaignac III. unter dieser Staatsform zum Manne gereift, so wäre er sicherlich in der Opposition geblieben, hätte zu den „Republikanern“, zu den scheinbaren, aber doch „irreductiblen“ Republikanern gezählt. Nicht etwa aus wahrem Republikanismus, aus Freiheitsdrang, aus Gerechtigkeitsliebe, infolge einer tiefinneren Anschauung, die ihm die Republik als die ideale Staatsform gezeigt hätte, sondern lediglich, das darf man gerade nach den letzten Vorkommnissen kühnlich behaupten, weil ein anderer die erste Stelle eingenommen hätte, nach der er selbst gestrebt hätte, wie er jetzt nach dem Elysée strebt. Nicht Feindschaft gegen die Sache, gegen das Princip, sondern Hass und Neid wider die Person hätten den eitlen Streber — bewusst oder unbewusst — in das Lager der Opposition gedrängt. Diese Versicherung erscheint vielleicht ebenso billig, wie schwer zu beweisen. Wenn anders es aber möglich ist, von gegebenen, unbestrittenen Thatsachen auf etwaige hypothetische zu schließen, so wird dieser Beweis durch Cavaignacs jetzige Stellungnahme zum Dreyfus-Handel erbracht. Wäre Cavaignac wirklich der waschechte, gesinnungstüchtige, unzweifelhafte Republikaner, für den ihn die ihm ergebene Presse gern ausgeben möchte, um dadurch den ängstlichen Gemüthern ein Schlummerpulver zu verabreichen, dann hätte er in der gegenwärtigen höchst kritischen Zeit entschlossen für die wahre und schwer bedrohte Republik, für die republikanischen Grundsätze des Rechts, der Gleichheit vor dem Gesetze und der Freiheit Partei ergriffen. Aber damit hätte er sich, menschlicher Berechnung nach, für immer oder doch für absehbare Zeit den Weg zu Aemtern, Würden, Stellungen, Ehren und Auszeichnungen versperrt: er wäre zum gemeinen „Dreyfusard“ herabgesunken und müsste sich tagtäglich gegen eine wilde Meute vertheidigen. Das war nicht unseres „Republikaners“ Sache! Ohne einen Augenblick zu zögern, schlug er sich auf die Seite derjenigen, die im Besitze der Macht sind, die seit Jahren, seit Jahrzehnten nach einem Häuptling, nach dem Häuptling suchen, der sie zum Siege führen, ihnen zu endgiltiger Herrschaft verhelfen soll. Einmal in diesem zweideutigen, aber aussichtsreichen Lager angekommen, galt es für ihn nur noch, die anderen Streber zu „überstrebern“. Das ist ihm in verschwindend kurzer Zeit in bemerkenswert vollkommener Weise gelungen. Denn sein Verstand, ohne das Maß der Mittelmäßigkeit irgendwie zu überschreiten, ist dem der französischen Durchschnittsofficiere doch um ein Erkleckliches überlegen und übertrifft den der Generalstabsofficiere sicherlich um ein Bedeutendes — was allerdings auch noch nicht viel sagen will. Sein relativ überlegener Verstand sicherte also Herrn Cavaignac einen gewissen Einfluss auf den Generalstab, dem er aber weit weniger durch diese Ueberlegenheit, als vielmehr durch seine cäsaristische „Gesinnungstüchtigkeit“, durch seine Scrupellosigkeit zu imponieren wusste. Andererseits reichte aber dieser Verstand bei weitem nicht hin, um in der Dreyfus-Affaire richtig von unrichtig, echt von gefälscht zu unterscheiden. Cavaignac III. ist vielmehr, geradeso wie sein Vater und Großvater, mit jener geistigen „Prévention“ gesegnet, die ihren Besitzer alles begierig aufgreifen lässt, das mit einer von vornherein gefassten Meinung übereinstimmt, ihm dagegen dasjenige als verwerflich und unglaubwürdig erscheinen lässt, was mit einer von vornherein gefassten Meinung übereinstimmt, ihm dagegen dasjenige als verwerflich und unglaubwürdig erscheinen lässt, was gegen diese Ansicht verstößt. Das Charakteristicum eines

solchen „Geistes“ ist die Abwesenheit jeder Kritik, ja, geradezu der bei ihm vorwaltende Hass gegen alle Kritik. Hierfür nur ein Beispiel. Cavaignac verlas in der Kammersitzung vom 7. Juli dieses Jahres drei Schriftstücke auf der Tribüne, die sich nach seiner Meinung auf Dreyfus bezogen und die Schuld dieses Unglücklichen angeblich unumstößlich feststellen sollten. Man kennt diese durch die Tagespresse wiedergegebenen Schriftstücke zur Genüge. Die ersten beiden, worunter das berühmte Document „Ce canaille de D. . . . .“, haben erwiesenermaßen nicht das Mindeste mit dem ehemaligen Artilleriehauptmanne zu thun, aber Cavaignac ist zu voreingenommen, um sie der geringsten Prüfung zu unterziehen. Ja, er hat es der Kammer gegenüber nicht einmal für nöthig erachtet, sich wegen des Widerspruches zu erklären, in den er sich betreffs jenes „Canaillenschriftstückes“ mit dem Oberstlieutenant Henry vom Generalstabe gesetzt hat. Dieser Mann hat im ersten Zola-Processe zu Protokoll erklärt, das Document „Ce canaille de D. . . . .“ habe mit Dreyfus absolut nichts zu thun. Das amtliche Stenogramm des Processes ist da, um die Richtigkeit dieser meiner Ausführung zu beweisen. — Das dritte von dem Zukunfts-Boulanger verlesene Schriftstück stellt eine ungeheuerliche Fälschung dar. Was dem Neoboulangisten-Häuptling Cavaignac an Witz abgieng, das suchte er gewissenhaft durch Unverschämtheit zu ersetzen, indem er in jener Kammersitzung mit kaum irgendwie verhüllten Worten versicherte, jenes in einem wahren Negerstil abgefasste, gefälschte Schriftstück stamme von dem ehemaligen deutschen Militärattaché v. Schwartzkoppen, beziehentlich von dem italienischen Major Panizzardi. Diese Namen zu nennen, hütete sich der Minister zwar wohlweislich, aber kein Mensch, der seine Worte gehört oder gelesen hat, kann auch nur einen Augenblick lang im Zweifel darüber geblieben sein, dass es sich um diese beiden ehemals amtlichen Vertreter zweier Großmächte handelte. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, dass es trotz alledem immer noch Zeitungen und zahlreiche „politisch gebildete“ Privatpersonen in Deutschland und anderwärts gibt, die da meinen, die Dreyfus-Sache sei eine rein interne französische Angelegenheit, um die sich das Ausland nicht zu kümmern habe. Wie letzthin ein süddeutsches Blatt mit gutem Recht hervorhob, haben zwar Cavaignac, Billot, Méline, Brisson, Mercier und tutti quanti nicht den Muth gehabt, ihre Ueberzeugung — oder angebliche Ueberzeugung — dahin offen auszusprechen, dass Dreyfus für Deutschland und Italien verrathen habe, aber sie haben sie so oft, so unverblümt, so unzweideutig durchblicken lassen, dass jede anderweitige Auslegung absolut unzulässig ist. Wen sollten sie auch sonst gemeint haben? Doch nicht etwa China oder den Congostaat! — Cavaignac also glaubt wirklich an die Echtheit jenes im reinsten Schülerfranzösisch abgefassten angeblichen Militärattaché-Schriftstückes, durch das — post festum, wohlverstanden! — die Schuld des Dreyfus erwiesen worden sein sollte. Doch damit nicht genug. Der biedere Kriegsminister verkündete bekanntlich, er habe noch ein viertes „Document“ im Sack, das aber so heikler und gefährlicher Natur sei, dass er es selbst nicht auszugsweise verlesen, selbst nicht andeutungsweise erkennen lassen könne. Selbstverständlich stammt auch dieses Machwerk aus dem großen Generalstabe, der viel mehr eine Spionieranstalt auf Gegenseitigkeit, als eine Einrichtung zum Schutze des Vaterlandes zu sein scheint. Dorthin soll es durch gewisse besonders scharf geschliffene „Geheimagenten“ gebracht worden sein; man kann sich denken, was das für Leute gewesen sein müssen, und wo sie ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten! — Nun denn, durch gute Privatinformationen, die mit den öffentlichen Aussagen des Generals de Pellieux im Zolaprocesse und mit den aus dem Generalstabe stammenden Indiscretionen der Esterhazy-Presse vollkommen übereinstimmen, weiß ich — und wissen zahlreiche andere Leute in Paris — dass jenes „archigeheime, gefährliche und für Dreyfus hochgradig compromittierende“ Schriftstück, das in den geheimsten Geheimarchiven des Kriegsministeriums lagert, nichts anderes darstellt, als einen Brief, einen eigenhändigen Brief — Kaiser Wilhelms II. an Dreyfus! — Was dieser „authentische“ Brief enthält, ist bis jetzt noch immer nicht ans Tageslicht gekommen; es gibt verschiedene Lesearten darüber. Aber der Inhalt ließe sich im wesentlichen dahin resumieren, dass der deutsche Kaiser seinem „allergetreuesten Spione“ seinen kaiserlichen Gruß und Dank für die geleisteten guten Dienste entbietet, ihn auffordert, auch weiterhin hübsch fleißig zu sein, wofür ihm ein Posten in der preußischen Garde jederzeit offen stehe, wenn er des Verrätherhandwerks einmal überdrüssig werden und das Bedürfnis nach Erholung und Ruhe verspüren sollte. Zum Schlusse, sagt man, fände sich dann noch ein freundlicher Gruß von „meiner Frau“!!! Ein solches oder ganz ähnliches Schriftstück existiert. Es wird ängstlich bewahrt, mit Argusaugen, gleich einem kostbaren Kleinod, gehütet, als berge es das Zukunftsglück des Vaterlandes in sich. Die ganze Generalität, der gesammte Generalstab, zahllose andere Officiere glauben daran, glauben an seine absolute Echtheit oder thun doch vor der Oeffentlichkeit so, als glaubten sie daran. Herr Cavaignac glaubt ebenfalls daran, und als er der Kammer von diesem „geheimen und hochdiplomatischen“ Document andeutungsweise vormunkelte, da überlief die versammelten Volksvertreter ein kalter Schauer, als habe man ihnen das Gorgonenhaupt gezeigt. Und flugs, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, ohne das bekannte Wort „la nuit porte conseil“ zur Anwendung zu bringen, ordnete man die öffentliche Anschlagung des ministeriellen Speechs und der ministeriellen diplomatischen Ungeheuerlichkeiten an, damit das ganze Land, damit ganz Europa und Amerika ja recht genau erfahre, bis zu welcher Kinderei sich ein französisches Ministerium versteigen könne! Wie mag — wie mag man in Berlin, in Wien, in Rom und in London gelacht haben, als man den Wortlaut der Cavaignac'schen Rede und die dazugehörigen Commentare der „gutgesinnten“ französischen Presse las!

Nach dieser kleinen Illustration der Verstandesschärfe und des guten Glaubens unseres dritten Caivagnac muss ich noch ein Wort über die näheren Beziehungen sagen, die der jetzige Kriegsminister zur Armee und namentlich zu dem generalstäblichen Intriguantennest unterhält, ein Wort, das gleichzeitig eine wenigstens theilweise Entlastung des Mannes bilden soll. Caivagnac ist der leibliche Vetter des dem Leser aus meinen früheren Darstellungen wohl noch bekannten Herrn Mercier, der sich aus eigener Machtvollkommenheit den Namen „du Paty de Clam“ beigelegt hat. Dieser Mann, zur Zeit des Dreyfus-Processes officier de police judiciaire beim Pariser Platzcommando, gegenwärtig dem dritten Bureau des großen Generalstabes attachiert, ist der eigentliche „Erfinder“ des sogenannten Dreyfus-Verraths. Der Jesuiten-General Le Mouton Boisdeffre hatte gesagt: Im Generalstab ist eine „undichte Stelle“; es riecht nach Verrath. Sucht mir den Schuldigen. Es wird wohl ein Jude sein! Der damalige Chef des Nachrichtendienstes im Generalstabe, Oberst Sandherr antisemitischen Andenkens, der nachher an der Gehirnerweichung starb, gab den Befehl weiter: Es wird im Generalstabe Verrath geübt. Es kann nur ein Jude sein. Bringt mir den Kerl! Der Geheimpolizist des Generalstabes du Paty de Clam, fuhr fort: Es gibt nur einen Juden im Generalstabe, und das ist Dreyfus. Also ist Dreyfus der Verräther. Ueberliefert ihn mir! Und du Paty bekam den Unglücklichen überantwortet, mit dem er in bekannter Weise verfuhr. Zu spät bemerkte dieser abenteuerliche Mensch, welches Verbrechen er begangen hatte. Er hatte nicht den Muth, zu sagen: Ich habe mich geirrt, mich von meine Vorurtheilen hinreißen, verblenden lassen: der Mann auf der Teufelsinsel ist unschuldig. Holt ihn schleunigst zurück und verfahrt gnädig mit mir, der ich das an ihm begangene himmelschreiende Unrecht zum weitaus größten Theile auf dem Gewissen habe! Nein, seit er zu der Einsicht seines verbrecherischen Thuns gelangt ist, gieng und geht all sein Dichten und Trachten darauf hin, sich reinzuwaschen, die Schuld des Gemordeten wenigstens nachträglich als wahrscheinlich, als sicher hinzustellen. Da er gleichzeitig oder bald darauf erfuhr, dass Esterhazy der wahre, der einzige Verräther sei, der noch nach des Unschuldigen Ueberführung nach der Teufelsinsel zu verrathen fortfahre, da zögerte er keinen Augenblick, sich mit diesem schmutzigen Subjecte zu verbünden, völlig gemeinsame Sache mit ihm zu machen, um sich selbst und mit sich den Verräther zu decken, zu retten. Er lieferte Esterhazy die wichtigsten Documente für den Landesverrath, wofür Esterhazy monatlich zweitausend Franken vom Oberst v. Schwarzkoppen bekam, und er fabricierte allerhand dunkle „Actenstücke“, die dazu bestimmt waren, Picquart, den gefährlichsten Ankläger und Zeugen wider Esterhazy, zu vernichten. Das alles ist jetzt erwiesen, und endlich hat es auch der Stand der von dem Untersuchungsrichter Bertulus gegen Esterhazy und die „Madame“ Marguerite Pays gerichteten Untersuchung erlaubt, den Kreis der Anklage zu erweitern, d. h. auch du Paty de Clam dem Staatsanwalt als Fälscher und Verräther zu denuncieren. Sein Vetter ist der französische Kriegsminister Cavaignac. Als sich Cavaignac über den Stand und namentlich über den Untergrund der Dreyfus-Esterhazy-Angelegenheit informierte, lief er naturgemäß zu seinem Vetter du Paty, der einen großen Einfluss auf ihn ausübt. Von du Paty also stammen die „Documente“, die der Kriegsminister verlas oder auch ahnen ließ. Dies, wie gesagt, zur theilweisen Entschuldigung des ungeheuerlichen Gebarens des jetzigen Kriegsministers.

Ich resumiere kurz: Brisson wird von Caivagnac gefangen gehalten. Will der Conseilspräsident nicht einen scandalösen, vielleicht die Schleusen der Militärrevolution öffnenden Bruch mit seinem Untergebenen, dann muss er sich diesem Untergebenen fügen, den Mund halten und das Unrecht geschehen lassen. Cavaignac seinerseits wird durch du Paty de Clam gehalten und von seinem Ehrgeiz, der Nachfolger Brissons auf dem Ministerpräsidentensessel, der Erbe Felix Faures auf dem elysäischen Stuhle zu werden, zu immer neuen Ungesetzlichkeiten und Gewaltthaten angestachelt. Du Paty de Clam, alias Mercier, wird von seinem bösen Gewissen, von seinem Selbsterhaltungstriebe gehalten, gezwungen, seinen ministeriellen Vetter um keinen Preis loszulassen. Er hat nur zu wählen zwischen vollständiger Bekennung seiner Verbrechen und Fortführung, Aufrechterhaltung der Fiction, Dreyfus sei der Schuldige. Und selbst wenn er wollen würde, er könnte es nicht mehr. Seine Hintermänner sind wiederum die anderen Generalstabsofficiere, die wie ein Mann zu der Fahne des Jesuiten-Generals Le Mouton

de Boisdeffre halten, denn wenn sie in dem gegenwärtigen Kampfe nachgäben, wenn sie auch nur du Paty „opferten“, so würden sie sich selbst bloßstellen, sich ruinieren, den offenen Ausbruch des seit bald vier Jahren latenten militärischen Panamas herbeiführen. Dies ist die furchtbar verhängnisvolle Verkettung von Umständen, die zur Aufrechterhaltung der Lüge, des Verrathes, der constanten Intrigue führt. Aus ihr sehe ich schlechterdings kein Entrinnen. Und deshalb wird Dreyfus bis zum vielleicht nahen Ende seiner Erdentage auf der Teufelsinsel verbleiben, deshalb wird aber auch Frankreich immer tiefer in den grundlosen Pfuhl der Corruption sinken, immer festere Bande kirchlicher und militärischer Reaction um den Leib des Volkes schlingen, um vielleicht schließlich einmal vom Schicksal Spaniens ereilt zu werden.

Paris. Poller.

Arbeitsstatistik.

Es sind jetzt gerade dreißig Jahre, seit in Oesterreich die erste Anregung zu arbeitsstatistischen Erhebungen gegeben wurde. Sie gieng von der Bregenzer Handelskammer aus, in der ein Mann sitzen mochte, welcher von der um dieselbe Zeit mit großem Erfolg einsetzenden Entwickelung jenseits des Oceans Kunde hatte. In den Neu-Englandsstaaten, wo nach Beendigung des Bürgerkrieges die amerikanische Großindustrie zuerst emporschoss, hatten sich auch die ersten Arbeitsstreitigkeiten eingestellt, die im Staate Massachussetts, vorläufig wenigstens, einen beide Theile befriedigenden Abschluss fanden, als die Gesetzgebung dieses Einzelstaates ein arbeitsstatistisches Bureau ins Leben rief, durch welches die wesentlichsten Differenzpunkte zwischen Capital und Arbeit der eingehendsten statistischen Prüfung unterzogen wurden. Die aus dieser Prüfung resultierende Erkenntnis erleichterte die Schlichtung des großen Streites, der damals zwischen den Unternehmern und Arbeitern der Baumwollindustrie, insbesondere über die Länge der Arbeitszeit, entbrannt war. Die ersten arbeitsstatistischen Erhebungen zeigten nämlich zur Evidenz, dass die Abkürzung der Arbeitszeit von 11 bis 12 Stunden auf 10 Stunden keine Verringerung der Production zur Folge hatte. Hiemit war die von einsichtigen Theoretikern schon längst verfochtene Behauptung erwiesen, wonach die Reduction der die Grenzen der Leistungsfähigkeit überschreitenden Arbeitszeit die Arbeitscapacität der „Hände“ entsprechend steigert. Controversen über Lohnfragen und Arbeitsmethoden vermochte das junge Bostoner arbeitsstatistische Bureau nicht minder befriedigend für beide Theile zum Austrag zu bringen, und so ließen denn nicht nur die Bostoner Fabriksherren von ihrem ursprünglichen Widerstand gegen die oft freilich recht indiscrete Fragerin Statistik, sondern das Beispiel Massachussetts fand bald Nachahmung, und heute befassen sich in 34 Staaten der großen Republik eigene Aemter mit der gewissenhaften Ermittelung und Veröffentlichung arbeitsstatistischer Daten. Uebergipfelt werden diese einzelstaatlichen Einrichtungen von dem im Jahre 1884 durch den Präsidenten Cleveland ins Leben gerufenen bundesstaatlichen Department of Labor, dessen vortreffliche Publicationen schon wiederholt an dieser Stelle besprochen wurden. Die amerikanische Publicistik verleiht den wichtigsten und wissenswertesten Ergebnissen des weitverzweigten arbeitsstatistischen Dienstes Notorietät, und die legislativen Körperschaften der Union lassen sich theils durch die Daten der Arbeitsstatistik in ihren Maßnahmen stark beeinflussen, theils veranlassen sie die Vornahme neuartiger Erhebungen. Um nur ein Beispiel anzuführen, sei hier auf die dem Washingtoner Arbeitsamte vom Congress aufgetragene umfassende Erhebung der Productionskosten in den wichtigsten Zweigen der Großindustrie hingewiesen, die von Experten jenes Amtes diesseits und jenseits des Oceans zu Beginn dieses Jahrzehnts vorgenommen wurden. Durch diese Erhebungen wurde die schamlose Benachtheiligung der amerikanischen Arbeiter durch die angeblich social wirkenden Schutzzölle des Mac Kinley-Tarifes aus dem Jahre 1890 bloßgelegt. Trotz der erheblich höheren Geldlöhne des amerikanischen Arbeiters, trotz der größeren Billigkeit seiner Nahrungsmittel war, wie jene Untersuchung klarstellte, der Reallohn des amerikanischen Arbeiters ein geringerer als der des englischen und französischen, manches deutschen, ja sogar des österreichischen Arbeiters in vereinzelten Branchen, weil die Kosten aller vom Zolltarif beeinflussten Waren ungemein in die Höhe getrieben worden waren. Der die schlimmsten Auswüchse des Mac Kinley-Tarifes beseitigende Wilson-Tarif ist in vielen seiner Positionen durch die erwähnte Publication bestimmt worden, aus welcher die englische und deutsche socialwissenschaftliche Literatur der letzten Jahre wie aus einer schier unerschöpflichen Fundgrube geschöpft hat. Dieses Beispiel der wechselseitigen Befruchtung der legislativen und administrativen, der wissenschaftlichen und geschäftlichen Thätigkeit fand Nachahmung in der Schweiz, in England und im Deutschen Reiche mit größerem und geringerem Ernst und dementsprechendem Erfolg. Die vorige Woche brachte auch Oesterreich eine arbeitsstatistische Einrichtung. Doch ehe wir das Horoskop stellen, seien hier in Kürze die Schicksale der einschlägigen Bestrebungen seit jener zu Beginn erwähnten Bregenzer Anregung erzählt.

Das Handelsministerium gab dem Wunsche der Bregenzer Handelskammer Folge und trug sämmtlichen Kammern Erhebungen über die Lage des Arbeiterstandes auf. Die kläglichen Resultate dieses ersten Versuches — die meisten Handelskammern entschlugen sich gänzlich der Berichterstattungspflicht, die übrigen genügten ihr nur formell, indem sie allerhand oberflächliches und uncontrolierbares Material einsandten — hätten unser Handelsamt davor warnen sollen, diesen Vertretungen einseitiger Classeninteressen auch noch weiterhin die Berichterstattung über die Productions- und Arbeitsverhältnisse der österreichischen Industrie ausschließlich zu überlassen. Die berüchtigten Quinquennalberichte der Handelskammern, die reinen Zerrbilder statistischer Thätigkeit, verwendete man, unbeirrt durch die von mancher Seite, so auch von mir erhobenen vehementen Angriffe, zur Grundlage der vom statistischen Departement des Handelsministeriums herausgegebenen „Oesterreichischen Industriestatistik“, einer jener zahlreichen, völlig unbrauchbaren Veröffentlichungen, die nur dazu geeignet sind, die Statistik in allseitigen Misscredit zu bringen. Waren schon, wie ich im Jahre 1885 gezeigt habe, die Daten über die mechanischen Productionsfactoren: Motoren und Werkzeugmaschinen, durchwegs gefälscht — ganze Etablissements fielen unter den Tisch, und in den einzelnen Arbeitsstätten waren Hunderte von Pferdekräften und Arbeitsmaschinen aus steuerpolitischen Gründen verheimlicht worden — viel schlimmer stand es um die Ziffern dieses unlauteren Quellenwerkes, welche die materielle und sociale Lage des Arbeiterstandes zu illustrieren vorgaben. In letzterer Hinsicht haben seit fünfzehn Jahren die Berichte der Gewerbeinspectoren, trotz ihrer sorgfältigen Sichtung durch den ersten Central-Gewerbeinspector, manche Besserung gebracht. Die besten Inspectorenberichte vermögen jedoch bloß ein unzureichendes, musivisches Bild von der Lage der arbeitenden Classen zu geben, welche nur durch eine umfassende und systematisch thätige Arbeitsstatistik ergründet werden kann. Dem völligen Mangel an einer solchen ist es unter anderem auch zuzuschreiben, dass unsere wichtigsten socialpolitischen Gesetze: das Kranken- und Unfallversicherungsgesetz in so vielen Punkten, wie dies bei einem Sprung ins Dunkle zumeist nicht anders sein kann, verfehlt gerathen sind. Das Bedürfnis nach einer Reform dieser Gesetze und die weiteren socialreformerischen Pläne des Cabinets Taaffe-Steinbach forderten gebieterisch die Schaffung einer Institution, welche endlich auf socialem Gebiete dem Urzwecke der Statistik: savoir pour prévoir c'est pouvoir, wahrhaft dienen sollte. Eine die Schaffung eines statistischen Arbeitsamtes betreffende Vorlage wurde sorgfältig vorbereitet, im Abgeordnetenhause eingebracht und schließlich dort im Ausschusse begraben. Als der eifrigste Todtengräber jenes wirklich tüchtigen Gesetzentwurfes wurde mir damals von competenter Seite der Abgeordnete und Ministercandidat Dr. Baernreither bezeichnet. Wie Alexander der Große seinem Vater jeden neuen Sieg neidete und sich der Angst hingab, es werde ihm nichts mehr zu besiegen übrig bleiben, so hat offenbar auch der von sich selbst seit mehr als einem Jahrzehnt zum Handelsminister prädestinierte Abgeordnete Dr. Baernreither befürchtet, ihm könnten die wichtigsten legislatorischen Maßnahmen vorweggenommen werden, weshalb er in den Ausschüssen mit dem ganzen Aufwand jener falschen, alles besser wissenden Gelehrsamkeit, sowie mit allen Mitteln der Couloirkünste eine socialpolitische Vorlage nach der anderen und so auch die über die Arbeitsstatistik beseitigte.

Mittlerweile hatte in den Handelskammern selbst sich das Verlangen nach socialstatistischer Erkenntnis geregt. Die Reichenberger Kammer hat zu Beginn dieses Jahrzehnts einen, wenn auch verfehlten, so doch immerhin beachtenswerten und auch in der Literatur beachteten lohnstatistischen Versuch unternommen, der vom Handelsministerium in völlig unkritischer Weise sämmtlichen Kammern als nachahmenswertes Vorbild empfohlen wurde. Gegen dieses ministeriell befürwortete Paradigma hat dann im Jahre 1895 die Brünner Handelskammer in den von ihrem statistischen Referenten Dr. Stephan Bauer vorgenommenen, trefflichen arbeits- und lohnstatistischen Untersuchungen über die Arbeiter der Brünner Maschinenindustrie*) die gewichtigsten methodologischen Einwände erhoben und auf dem von ihr betretenen Wege der unmittelbaren Beobachtung eine Fülle wertvoller socialstatistischer Daten ermittelt und mit einem bei Kammerpublicationen bis dahin noch nicht an den Tag gelegten rückhaltlosen Freimuth veröffentlicht. Die Erhebungen dagegen, welche das statistische Departement des Handelsministeriums über verschiedene socialpolitische Gegenstände, wie Strikes, Genossenschaften, Arbeitsvermittlung u. a. in den letzten Jahren veröffentlichte, sind recht minderwertig ausgefallen, weil dieser Behörde die Unmittelbarkeit der Beobachtung und die Zwangsgewalt fehlte.

Die Unmittelbarkeit der Beobachtung, welcher die Schriften der descriptiven Nationalökonomen, sowie die zahlreichen Veröffentlichungen der arbeitsstatistischen Aemter anderer Länder ihr hohes Maß von Anschaulichkeit und Glaubwürdigkeit bei Darstellung der Arbeiterverhältnisse verdanken, fand noch den ihr gebürenden

*) Vergl. den Artikel „Brünner Arbeiterstatistik“ von Dr. Ferdinand Schmid, in Nr. 90 der „Zeit“.

Platz in der am 1. Juni d. J. im Abgeordnetenhause vom Handelsminister Dr. Baernreither eingebrachten Vorlage, welche in vieler Beziehung schon einen Rückschritt im Vergleiche zu der vom Abgeordneten Dr. Baernreither glücklich beseitigten Regierungsvorlage der früheren Legislaturperiode bedeutete. Um die persönlichen Erhebungen durch die Organe des arbeitsstatistischen Amtes, auf welche der Motivenbericht der letzten Vorlage den größten Wert legte, zu ermöglichen, wurde dort den arbeitsstatistischen Beamten ein unter Strafsanction gestelltes Recht der Einsichtnahme in Lohnlisten, Arbeitsverzeichnisse, Arbeitsordnungen u. dgl., sowie des jederzeitigen freien Zutritts in die Arbeits- oder Arbeiterwohnräume gewährleistet. Die Auskunftsertheilung wurde sowohl den Privaten, als auch den im Requisitionswege in Anspruch genommenen Aemtern als Pflicht auferlegt und die Möglichkeit der Controle jeder Auskunft durch den Augenschein sichergestellt. Von alledem findet sich in dem mit kaiserlicher Entschließung vom 21. Juli 1898 genehmigten Statut des arbeitsstatistischen Amtes kein Wort. „Das arbeitsstatistische Amt hat", wie es im Statut heißt, „hinsichtlich der Besorgung von Erhebungen und Zwischenverfügungen nach außen hin als ein selbstständiges, nur hinsichtlich der Oberleitung dem Handelsministerium unterstehendes Amt zu fungieren." Diese wohl dem amerikanischen Department of Labor, das dem Präsidenten der Union unmittelbar untersteht, nachgebildete Selbständigkeit offenbart sich auf den ersten Blick als selbständige Hilflosigkeit. Nicht einmal in staatlichen Betrieben, welche dem Wirkungskreise eines anderen Ministeriums als des Handelsministeriums angehören, z. B. im Eisenbahn-, Bergwerks-, Salinen- und Tabakfabriksbetriebe, kommt dem „selbständigen" neuen Amte ohneweiteres die Vornahme von Erhebungen zu, dieselbe bleibt vielmehr dem betreffenden Ministerium vorbehalten, „soferne es nicht", was bei der ressortmäßigen Eifersucht zwischen den Ministerien in weite Ferne gerückt scheint, „in einzelnen Fällen die Uebertragung derselben an das arbeitsstatistische Amt für zweckmäßiger erachtet". Wer sich noch des beharrlichen Widerstandes erinnert, den die österreichischen k. k. Tabakfabriken der k. k. Gewerbeinspection leisteten, kann sich ungefähr die Bereitwilligkeit vorstellen, mit welcher die genannten staatlichen Betriebe dem arbeitsstatistischen Amte zur Verfügung stehen werden. Während aber im amtlichen Verkehre mit den competenten Centralstellen immerhin noch eine gewisse „Diensthöflichkeit" vorausgesetzt werden kann, lässt sich für den Verkehr des arbeitsstatistischen Amtes mit Privaten gar nichts erwarten. Das Statut schweigt darüber vollkommen, wie denn der jeder statistischen Inquisition schon aus Bequemlichkeit abgeneigte Private zum Reden gebracht werden, auf welche Weise die der Arbeitsstatistik unerlässliche Autopsie sichergestellt werden kann. Die Unmittelbarkeit der Beobachtung, diese erste und wichtigste Vorbedingung einer vertrauenswürdigen Socialstatistik, scheint somit für die Regel gänzlich ausgeschaltet. Selbst die Organe mittelbarer Beobachtung, die subalternen staatlichen und autonomen Behörden, die Handelskammern, Gewerbegenossenschaften, Gewerbegerichte und sonstigen Corporationen, stehen dem neugeschaffenen Amte nicht unweigerlich zu Diensten, sie können nur um ihre Mitwirkung „angegangen" werden und sind hierzu „nach Maßgabe der sie betreffenden besonderen gesetzlichen Bestimmungen auch verpflichtet", doch sind derartige Bestimmungen in dem weiten Gebiete unserer Verwaltungsgesetzgebung dermalen nicht ausfindig zu machen.

Zur Unterstützung der hier geschilderten executiven Pleni-Impotenz des arbeitsstatistischen Amtes soll ihm ein ständiger Arbeitsbeirath an die Seite gestellt werden, der nebst den Virilisten der verschiedenen Centralstellen aus 24 vom Handelsministerium ernannten Mitgliedern bestehen soll, von welch letzteren eine gleiche Anzahl Unternehmer, Arbeiter und solche Personen sein sollen, deren sachmännische Mitwirkung bei den Arbeiten des Berichtes wünschenswert ist. Das in Oesterreich seit jeher, in verstärktem Maße während der letzten fünfzig Jahre, gehandhabte Princip der negativen Auslese dürfte sowohl bei der Wahl der arbeitsstatistischen Beamten, als auch bei den Ernennungen für den Bericht wieder einmal die umfassendste Anwendung finden, und wir werden dann in unserem arbeitsstatistischen Amte ein ebenso abschreckendes Unicum bekommen, wie wir ein solches von unserem ganzen Regierungssystem schon allzu lange besitzen.

Constitutionelle Bedenken haben angeblich den Handelsminister Dr. Baernreither dazu veranlasst, bei Abfassung seines Statuts über die Einführung der Arbeitsstatistik so weit hinter seiner eigenen Vorlage, die kaum zwei Monate alt ist, zurückzubleiben. Dieser offenbaren Hypokrisie wäre, abgesehen von der unbedenklichen Anwendung des § 14 gerade durch diese Regierung, entgegenzuhalten, dass in den Zeiten des noch vollkommen normal functionierenden Parlamentarismus zwei Ministerien, das Ackerbau- und das Eisenbahnministerium, und zwar staatsrechtlich so ziemlich unangefochten, mittels kaiserlicher Entschließungen ins Leben gerufen wurden.

Dr. Baernreither hätte somit ganz gut, ohne sein constitutionelles Gewissen zu belasten, dem gleichfalls durch kaiserliche Entschließung creierten arbeitsstatistischen Amte einen realen und nicht bloß einen scheinbaren Wirkungskreis schaffen sollen. Er hat es vorgezogen, zu Gunsten seines sonst so stumpfen constitutionellen Gewissens sein socialpolitisches Gewissen mit der schweren Schuld zu beladen, ein Scheinwerk mehr in unserem öffentlichen Leben errichtet und den Unwissenden socialpolitischen Sand in die Augen gestreut zu haben. Diese Schuld wiegt bei den Kenntnissen des Dr. Barnreither doppelt schwer, weil sie wider sein besseres Wissen begangen wurde. Sie wird nicht geschmälert, sondern eher noch gesteigert, falls sich Dr. Baernreither bei der Nullificierung jedweder ernstlichen Competenz dieser neuen Institution des Umstandes bewusst war, dass die erste Amtshandlung seines Collegen, des Ministerpräsidenten Grafen Franz Thun, in seiner Eigenschaft als Statthalter von Böhmen, darin bestanden hat, einen k. k. Gewerbeinspector, welcher in einer der Fabriken des Schlossherrn von Tetschen etwas zu beanständen die unvorsichtige Gewissenhaftigkeit hatte, aus „seinem Königreiche" prompt hinauszuwerfen.

J. Singer.

Das lenkbare Luftschiff.

Wer sich für Aviatik interessiert, wird unzähligemale die Klage hören, dass seit hundert Jahren kein nennenswerter Fortschritt auf dem Gebiete der Luftschiffahrt und der Flugtechnik zu verzeichnen sei. Dem oberflächlichen Beobachter erscheint dieser Ausspruch auch berechtigt, denn thatsächlich war bis heute, die in bescheidenen Grenzen lenkbaren Ballons ausgenommen, noch niemand imstande, ein großes Luftfahrzeug durch längere Zeit frei und nach eigenem Willen in einer vorher bestimmten Richtung im Luftocean zu lenken.

Einerseits nach dem Gesetze der Schwere an den Boden gebunden, wird anderseits der Ballon der Kraft und Willkür des Windes gegenüber machtlos und ist nur bei sehr großem Volumen befähigt, schwere Lasten hoch zu nehmen.

Alle in dieser Richtung vorgenommenen Experimente, den Ballon lenkbar zu machen, haben bis jetzt geringe Resultate zutage befördert. Mehr Aussicht auf endgiltigen Erfolg auf dem Gebiete der „Luftschwimmkunst", wie Zachariä sehr treffend die praktische Luftschiffahrt nennt, ergaben Versuche auf verwandten Gebieten, deren beachtenswerte Resultate zu der Hoffnung auf endliche Lösung der Flugfrage berechtigen. Diesen Standpunkt an der Hand von Thatsachen zu rechtfertigen und eine kurze Uebersicht des in den letzten Jahren Erreichten zu geben, mögen diese Zeilen dienen.*)

Beginnen wir mit den sogenannten „dynamischen Luftschiffen". Das sind jene Luftschiffe, welche ihre Hebekraft stets motorischen Einflüssen verdanken, „plus lourd que l'air", zum Unterschiede von den Ballons, deren Steigkraft dem Traggase, dem „plus léger que l'air", wie die Franzosen es nennen, zugeschrieben werden muss. Zu den dynamischen Luftschiffen gehören in erster Linie alle Drachen-, Schrauben- und Flügelflieger, also solche, welche sich mit Hilfe einer Drachenfläche oder mittelst Schraubenbenützung oder endlich allein durch Flügel in die Lüfte erheben und darin fortbewegen, ohne einen Stützpunkt auf der Erde zu besitzen. Die an Enttäuschungen reiche Geschichte der Luftschiffahrt berichtet getreulich von allen Arten dieser Flieger. Die Namen ihrer Projectanten und Erfinder sind zahllos wie der Sand am Meere, und dabei tauchen diese meist abenteuerlichen Projecte nur auf, um alsbald wieder im Dunkel zu verschwinden. So wie in der Natur nur wenige der im Frühling geborenen Blüten der Frucht entgegenreifen, so gelangen auch nur wenige der voll idealer Hoffnungen und kühner Erwartungen entstandenen Pläne zur Ausführung.

Eine Unmasse von Laien hatte sich seit jeher diesem phantastischesten aller Gebiete, welchem ein eigener Zauber innewohnt, zugewendet, und vielleicht war eben die Hingebung dieser Unberufenen und die daraus resultierende Aussichtslosigkeit des Gelingens schuld daran, dass Männer der Wissenschaft sich mit wenigen Ausnahmen ferne hielten.

Seit einigen Jahrzehnten aber ist auch hierin ein unleugbarer Fortschritt zu verzeichnen, indem sich Männer wie Langley, Maxim, Renard, Lilienthal, v. Loeßl, Wellner, Boltzmann u. a. für die Sache der Luftschiffahrt interessieren. Vor den Siebzigerjahren war es keinem Experimentator geglückt, Flugapparate von mehr als 20 Gramm Gewicht mit mechanischen Mitteln durch die Luft zu treiben, und alle diesbezüglichen Versuche beschränkten sich auf unbedeutende Spielereien. Erst zu Anfang der Siebzigerjahre construierten die Franzosen Penaud (ein Schüler des durch seine Momentphotographien und hochinteressanten physiologischen Studien auf dem Gebiete des Vogelfluges bekannten Professors Marey), Hureau de Villeneuve und Jobert ihre ersten mechanischen Vögel, welche sich aber alle ebenfalls in sehr bescheidenen Größenverhältnissen bewegten und nicht mehr als einige Zehntel Kilogramm wogen.

1879 verfertigte Pichancourt ein ähnliches Modell von fast $^3/_4$ Kilogramm Gewicht, und Tatin construierte ein vertical auf-

*) Weitere Aufsätze werden behandeln „Drachenaufstiege", „Der persönliche Kunstflug", „Der Ballon im Dienste der Meteorologie".

steigendes Aeroplan, das durch zwei mit comprimierter Luft angetriebene Schrauben bewegt wurde und etwas über ein Kilogramm wog.

Nachfolger dieser Franzosen finden wir von nun an in Deutschland, England und Oesterreich (Kreß), mit ähnlichen Flugmodellen.

In Italien cultivierte 1877 Forlanini die reinen Schraubenflieger. Das von ihm mit Hilfe von zwei Schrauben und einer verticalen Fläche mit Dampf betriebene Modell wog 3·5 Kilogramm, hob sich 13 Meter hoch und schwebte 20 Secunden lang in der Luft.

In Amerika arbeitete Phillips an jalousienartigen Drachenfliegern, in Australien Hargrave an Flügelfliegern, beide mit relativ günstigem Erfolge. Die Maschine des letzteren flog im Jahre 1889 mit einer Gesammtbelastung von 1·6 Kilogramm mit 46 Flügelschlägen 156 Meter in horizontaler Richtung durch die Luft. Dieser kleine Apparat wurde durch Dampf in Bewegung gesetzt. Ein anderes fliegendes Modell von Hargrave wog 1·85 Kilogramm.

Ich erwähne hier die im Großen seit 1892 in Baldwin-Park ausgeführten Experimente Hiram S. Maxims, des durch seine Schnellfeuerkanonen bekannten Engländers, nur flüchtig, weil sie eigentlich bis jetzt nicht als gelungen bezeichnet werden können, obwohl man sehr viel von ihnen gelernt hat. Er verwendete zu seinen Versuchen sogenannte Etagendrachenflieger. Das letzte Modell besaß eine Gesammtoberfläche von nicht weniger als 372 Quadratmetern. Der ganze Apparat wog sammt Bemannung gegen 4000 Kilogramm und wurde von einer Compound-Maschine von 363 Pferdestärke, die zwei mächtige Schrauben in Bewegung setzte, vorwärts getrieben. Dieser Apparat erhob sich beim Ingangsetzen seiner Maschine thatsächlich in die Luft, zertrümmerte aber die Halteschiene und zerschellte dann. Immerhin lieferte er den Beweis, dass bei entsprechender Vorsorge zur Stabilitätserhaltung auch ein mehrere tausend Kilogramm schweres Vehikel sich in die Luft erheben und darin fortbewegen könnte.

Das gelungenste von allen bis jetzt ausgeführten Flug-Experimenten ist aber entschieden Langley's „Aerodrom", welches im Jahre 1896 in Amerika am Potomacflusse die erste Fahrt zurückgelegt hat.

Das Aerodrom weist im Gegensatze zu allen vorangegangenen sicher functionierenden, leichteren Fliegern das respectable Gewicht von 13·5 Kilogramm auf und durcheilte in einem Zeitraume von 105 Secunden eine Länge von 1600 Meter gegen den Wind.

Der Versuchsapparat war 4·5 Meter lang, etwas weniger breit und besaß zwei Schrauben, welche mit 1000 Umdrehungen per Minute rotierten. Der einpferdige Motor war mit Gasolin geheizt. Die Abfahrt dieses Modelles geschah von einem eigens für diesen Zweck erbauten, thurmartigen Gerüste aus, von wo es zuerst in horizontaler Richtung dahin schwebte, um gegen Ende des Fluges in spiralförmigen Windungen 30 Meter hoch anzusteigen. Im Hinblicke auf diese angeführten Thatsachen kann man mit Recht von einem nennenswerten Fortschritte im Baue von Flugmodellen sprechen.

Von den, wie schon erwähnt, 0·2 Kilogramm schweren, mit Kautschukschnüren betriebenen Spielzeugen ausgehend (1871), ist man heute schon bis zu sechzigfach schwereren, mittelst Dampf betriebenen Modellen gekommen, deren zurückgelegte Weglänge und Zeitdauer sich verzehnfachten.

Gedenken wir noch jener rapiden Vervollkommnung der Technik, welche unserem Jahrhundert den Stempel aufdrückt, so läßt sich auch daraus für die Flugtechnik ein günstiger Schluss ziehen. Alljährlich gelingt es, kräftigere und dabei leichtere Motoren zu erzeugen, Baumateriale ohne größere Gewichtszunahme fester zu gestalten, die Gesetze der Stabilität und des Luftwiderstandes werden immer eingehenderer Forschung unterzogen. In nicht mehr ferner Zeit werden alle Vorbedingungen geschaffen sein, um den Triumph der Flugtechnik zu vollenden.

Noch hält die Finanzwelt sich ferne und abwartend, ehe sie fördernd eingreift, denn noch erscheinen die reellen Erfolge gering im Vergleiche zu den großen Summen, welche die Versuche verschlingen. Es ist zu hoffen, dass auch hierin ein gedeihlicher Umschwung eintritt, denn ohne Opfer — kein greifbarer Erfolg. Die Technik verlangt vor allem Experimente.

Wohl erscheint es gewagt, zu einer Zeit, wo der Kampf um Brot die Welt mehr denn je bewegt, um einer Schraube, eines Fluges willen, Tausende im wahren Sinne des Wortes den Lüften zu opfern, aber auch dieses Capital wird Zinsen tragen, mehr vielleicht als die jetzt sichersten Papiere. Ueber Land und Wasser hat der Mensch den Sieg errungen, sollte er seit Ikarus umsonst geträumt haben, den Weg nach der Sonne zu nehmen?

Korneuburg. **Hauptmann Hermann Hoernes.**

Aus Bechers letzten Tagen.

Mit ungedruckten Aufzeichnungen seiner Braut.

Mitgetheilt von **Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart.**

Bald wird ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen sein, dass der unglückliche Dr. Alfred Julius Becher in den Graben geschossen wurde. Es war am 23. November 1848. Wie Becher dazu gekommen war, den „Radicalen", dieses schärfste Revolutionsblatt herauszugeben, warum unter den vielen Journalisten, welche der Revolution gedient hatten, Becher und der jugendliche Jellinek von Windischgrätz dem Tode bestimmt wurden, wird wohl ewig dunkel bleiben.

Die Freunde Bechers nannten ihn den somnambulen Politiker, Freiherr v. Helfert, der über den „Radicalen" unerbittlich den Stab bricht, meint: Gewiegter Politiker war Becher von Haus aus nicht. Unmittelbar praktisch haben Bechers Artikel gewiss nicht gewirkt, einen Straßenauflauf, geschweige denn eine Volkserhebung niemals verschuldet, dazu waren sie zu nebulos.

Becher soll zwar nach den sehr unverläßlichen Nachrichten, die wir über sein Vorleben besitzen, in der Jugend infolge demagogischer Umtriebe in Untersuchung gerathen sein. Thatsache ist es aber, dass er während eines siebenjährigen Aufenthaltes in Wien sich fast ausschließlich der Musik gewidmet hatte. In einem amtlichen Zeugnis von 14. März 1848 — zu welchem Zwecke dieses ausgestellt wurde, ist dem Besitzer unbekannt — bestätigt der Dichter Zedlitz als herzoglich Nassau'scher Geschäftsträger, „dass ich Herrn Doctor Alfred Becher aus Manchester in England, Sohn des Christian Becher, seit vielen Jahren kenne und weiß, dass derselbe sich seit sieben Jahren hier in Wien durch literarische und musikalische Beschäftigungen auf anständige Weise erhalten hat. . . ."

An den kleinen politischen Regungen des Vormärzes hat Becher nie in erster Reihe theilgenommen, vielmehr that er sich als tüchtiger Streiter für ernste Musik, als harter Kämpfer gegen die in Wien herrschende Verwelschung hervor und war wegen seiner Unerbittlichkeit als Kritiker ebenso gefürchtet, als wegen seiner Unbestechlichkeit von Freund und Feind geachtet.

Trotz seines Leichtsinns in allen Geldsachen können wir nicht zugeben, dass momentane Noth, die bei einem Mann von der Begabung Bechers nur vorübergehend sein konnte, ihn auf das Gebiet der politischen Journalistik getrieben habe, da doch die Gründung des „Radicalen" mit nicht unbedeutenden Geldopfern vor sich gieng, es ihm also an Hilfe nicht fehlte.

Von dem liebenswürdigen Leichtsinn Bechers hat uns Lenau ein anmuthiges Bild entworfen:

„Becher ist mein Liebling. Morgens kommt er zu mir herein. Wie geht's Niembsch? Was dichtest du? Hast du eine Cigarre für mich? Ich sehe ihn vor mir mit seinen langen blonden Haaren, die unten gelockt sind, mit seinem Sackrock, seinen Hosen ohne Strupfen, aus denen die Stiefelröhren herausragen. Er ist Kritiker der Musikzeitung und der Frankl'schen Sonntagsblätter, ertheilt Unterricht, macht auch englische Uebersetzungen. Er lebt aber nur von einem Tag zum andern. Wenn er abends eingeladen ist, dann speist er den ganzen Tag nicht, in der Gesellschaft isst er aber ungeheuer. Er kann oft fünf Gulden von einem borgen oder sagen: Bruder gib mir einen großen Thaler. Ich habe kein Geld. Das gibt ihm aber jeder gern. So ein Mensch ist ein Schatz. Seine Augen leuchten wie zwei Geisteslampen. Wenn er einen so mit freundschaftlicher Rührung anschaut, da wird einem ganz warm. Er hat die Mittel viel zu verdienen, es kann ihm nicht fehlen: er weiß, wenn er nur arbeiten will, hat er Geld. Er darf nur eine Recension schreiben, darf nur Lectionen geben, und das eben macht ihn sorglos: diese Sorglosigkeit ist fast Liederlichkeit. Das seh' ich wohl ein, aber man muss nicht immer ganz correcte Menschen wollen, das findet man selten, der eine hat die Eigenschaft, die ich bewundern möchte, beim andern find' ich auch wieder eine andere. Man verdirbt sich sonst viele Freunde, wenn man alles beisammen will. Das ist der Fluch der kleinen Städte. Man kennt da zu genau das Wesen und Treiben von Menschen und vermehrt dadurch die Forderungen an ihn. Wenn ich eine Forelle esse, wähle ich mir auch nur das Mittelstück heraus, lasse Kopf und Schwanz liegen."

Hier ein Zeugnis für Lenaus Schilderung, ein Zettelchen, das sich im Nachlasse Ludwig August Frankls vorfand:

Lieber Frankl,
Mein Beutel ist krankl;
„Von Geld bin ich gänzlich entblößt,
Verstehst?"
D'rum spenden Sie aus milder Hand
Ein Tröpflein auf den dürren Sand,
Und schicken Sie mir durch den Ueberbringer
Ein Papier mit der Zahl der Finger
Von einer oder von beiden Händen,
Wodurch Sie mich ungemein verbänden.
Je nach der Zahl der Gulden
Gedenket Ihrer in Hulden
Und athmet wieder frei
Ihr Becher Bey!

29. April 1842.

Becher Bey, so hieß er in der Gesellschaft der bürgerlichen Soupierer, wo er das Amt eines Versöhners und Friedensstifters bekleidete und seine heiteren Urtheile fällte.

Ein Ernsteres spricht jedoch aus diesen heiteren Tönen, Becher war ein Mann von einer in jenen Tagen in Wien seltenen vielseitigen Bildung. Er war ein fermer Jurist, ein tüchtiger theoretisch und praktisch geschulter Musiker, ein vortrefflicher Shakespearekenner — als York die Seele des vormärzlichen Shakespeareclubs — ein philosophisch geschulter Kopf, ein gewandter Schriftsteller, ein Ehrenmann. Und was konnte er damit erreichen, umsomehr da er als Ausländer immer nur geduldet war? Dass ihm Artikel und Lectionen kärglich genug bezahlt wurden, auf die er bei seiner Gewissenhaftigkeit in Geistessachen reichlich Zeit verwendete, und seine Existenz vom Tage abhieng. Das konnte nicht ohne Spuren in der Seele des älter werdenden Mannes bleiben.

Ein tieferer Kummer muss es ihm aber gewesen sein, dass er als Componist vergebens nach Anerkennung rang. Wir besitzen im „Wiener Boten" Nr. 15 vom Jahre 1847 eine eingehende und liebevolle Würdigung Bechers als Componisten von Eduard Hanslick, die darin gipfelt, dass Becher alles erreicht habe, was durch gründliches Wissen, Bildung, Geschmack und Geist zu erlangen wäre — dass ihm aber etwas gar wichtiges abgehe: der strömende Quell der Erfindung, die musikalische Schöpfungskraft.

Bösartig, wie übrigens zumeist in seinen Epigrammen, nahm ihn Grillparzer her:

Dein Quartett klang, als ob Einer,
Der da hackt in dumpfen Schlägen,
Mit drei Weibern, welche sägen,
Eine Klafter Holz verkleiner'.

Ein Musiker ohne Gefühl fürs Schöne
Treibt jetzt, kein Wunder, radicale Politik;
War doch sein früh'res Geschäft ein Aufruhr der Töne
Und höchst bedrohliche Katzenmusik.

Doch auch Lenau dachte nicht viel besser über seines Lieblings Musik. Er kam einmal abends, nachdem er drei Quartette von Becher angehört hatte, zu einer befreundeten Familie und rannte, als er dort eine sehr hässliche Dame zum Besuch traf, sofort wieder zur Thüre hinaus. Später, nachdem er sich überzeugt hatte, dass die Dame fortgegangen war, kam er zurück, und als man ihn lachend zur Rede stellte, rief er: „Dissonanz auf Dissonanz, es war nicht zum Aushalten! Eine Musik, bei der ich mich am liebsten aus dem Fenster gestürzt hätte, und dann dieses Gesicht. Satz, lauter Satz und keine Melodie!"

So fühlte sich der Mann unterdrückt und verkannt. Freisinnig, wie doch die Schriftsteller des Vormärzes überwiegend, stellte er seine Begabung in der Revolutionszeit wohl selbstverständlich in die Dienste der politischen Presse; seine Stimmung, die Eigenart seines Stiles musste ihn der schärferen und schärfsten Tonart zuführen. Denn um seinen politischen Stil zu verstehen, muss man die exaltierte Schreibweise seiner musikalischen Artikel kennen. Vergleicht er doch Jenny Lind mit Goethe, Raphael und Shakespeare. Er war begeistert oder er verdammte. Das hatte er jahrelang auf dem ungefährlichen Gebiete der Musikkritik gethan, das übertrug er ins politische Leben. Die Anfänge des „Radicalen" waren übrigens vielversprechend, Friedrich Hebbel und der jüngere Freiherr v. Stift, Violand und J. N. Berger, welche die Sache mehr von der idealen Seite, wie Becher, auffassten, zählten zu den Mitarbeitern; später rissen die Fluten Becher unwiderstehlich mit, immer mehr gewann Tausenau, der gewaltigste Straßenagitator der Bewegung, das Uebergewicht, und Becher blieb somnambul sorglos in Wien, als Tausenau, das Ende voraussehend, sich längst geflüchtet hatte.

Er fiel als Opfer. Wahrscheinlich wäre er, der in den Augen der Machthaber Schuldlosere, begnadigt worden, wie Fröbel nach der Hinrichtung Blums, wenn man Tausenaus habhaftig geworden wäre. Ludwig August Frankl berichtet in einem Feuilleton über den vormärzlichen Shakespeare-Club in Wien, dass Becher die „Comödie der Irrungen" erklärte — „den nur wenige Jahre später ein leidenschaftlich gefühlter, schöner, wenn auch unpolitischer Irrthum im Stadtgraben zu Wien durch Pulver und Blei enden machte." War sie nicht auch eine „Comödie der Irrungen", die politische Thätigkeit Bechers vom 16. Juni bis zum 31. October, mit dem tragischen Ende, da er wohl für einen andern hingerichtet wurde?

In sein tragisches Geschick war auch seine Freundin und Braut, die verwitwete Karoline Freiin von Perin, geborene Baronin Pasqualati, verknüpft. Auf kein Haupt ist soviel Schmach und Schimpf gehäuft werden, als auf jenes der unglückseligen Frau, die, wenn sie geirrt, durch schwere Leiden dafür gebüßt, Familie, Freunde, Ehre und Vermögen, wie sie selbst schreibt, verloren hat, alles um ihrer Liebe zu Becher willen. Nur diese hat sie in die Revolution hineingezogen und ließ sie als Präsidentin des Ersten Wiener demokratischen Frauenvereines wirken, dessen Thätigkeit Ludwig August Frankl im März 1883 in einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse" geschildert hat.

Alles, was wir von ihr wissen, deutet darauf hin, dass sie pathologisch veranlagt war. Ein späterer Forscher wird ihr gewiss noch das Recht auf die ihr gebührende mildmenschliche Beurtheilung schaffen. Schon als Kind galt sie als exaltiert und absonderlich, heranwachsend litt sie an Nervenkrämpfen und Schlaflosigkeit. Sie ließ sich von Holger magnetisieren und als dieser nach Triest verreiste, befahl er ihr, täglich um drei Uhr nachmittags einzuschlafen. An einem folgenden Tage sank sie trotz allen Wehrens vom Sessel. Als ihr Vater die Experimente Holgers untersagte, verfiel sie in eine Gehirnentzündung, deren Nachwehen sie durch Jahre fühlte. Lange Zeit stand sie unter dem Einflusse des Predigers Veith und seines Marienkultus. Mit ihrem späteren Gatten, dem Baron Perin, betrieb sie in einem von diesem gegründeten Cäcilienverein Gesangsstudien unter Leitung Rubinis und Cicimaras. Sie vermählte sich, 22jährig, mit Perin im Jahre 1830. In ihrem Hause verkehrte, was in der Musik Namen hatte. Baron Perin starb im Jahre 1841 plötzlich an einem Herzschlag in Padua. Der Ehe waren vier Kinder entsprossen, von denen drei am Leben blieben. Nach einigen zurückgezogen verlebten Jahren fing sie wieder an, Musik zu treiben. Becher kam, um ihrer Tochter Marie Musikunterricht zu ertheilen, auf Empfehlung des Claviervirtuosen Fischhof ins Haus — mit ihm ihr Verhängnis. Diese beiden sensitiven Naturen fanden sich in jener überwältigenden Leidenschaft, wie sie oft der zweiten Jugend eigen ist. Die Frau stand bedingungslos unter dem Einflusse des Mannes, für den sie alles gethan, oder wenn man sich auf den Standpunkt der Verantwortung stellen will, verbrochen hat. Wie immer man urtheile, kein Mensch wird ohne Rührung die Geschichte ihrer Gefangenschaft lesen, die wir im Folgenden wiedergeben wollen. Sie ist eine erschütternde Beichte einer unglücklichen Frauenseele und die Erzählung von entsetzlichen Thatsachen während der Belagerung Wiens, die noch nicht veröffentlicht sind.

Frau von Perin hat diese Erinnerungen im Jahre 1849 niedergeschrieben und im Jahre 1890 kurz vor ihrem Tode, der sie von einem qualvollen Leiden befreite, Ludwig August Frankl übergeben. Abgesehen von Hinweglassungen einiger Wiederholungen soll die Niederschrift ungeändert folgen, weil wir in ihrer Fassung einen weiteren Beweis unserer Darlegung des Seelenlebens der Freundin Bechers erblicken:

Der einunddreißigste October 1848.

Meine Pässe nach Ungarn, Deutschland lagen auf dem Tische — das beängstigte Herz fühlte sich erleichtert — gehoben — heiter lachte mir die Zukunft entgegen — denn ich wollte ja den Geliebten den blutigen Ereignissen entführen, die ich ach! nur zu klar aus den Nebelbildern hervortreten sah, welche mich umgaben. Noch in halber Ungewissheit, ob mirs auch gelingen würde, meinen Alfred zu entführen, dessen Hartnäckigkeit ich in dieser Beziehung kannte, List und Betrug im Schilde führend, an dem es dem liebenden Weibern nie gebricht, war ich soeben beschäftigt, meine Koffer zu packen, nicht ahnend, dass die schweren Gewitterwolken, welche schon lange drohend über unseren Häuptern schwebten, sich endlich ihrer Bürde entladen würden — flog die erste Kanonenkugel in den Hofraum des von mir bewohnten Hauses, welches sich im Centrum der Stadt befand. Zitternd, bleich vor Schrecken ob dies unerwarteten Grußes, entfiel das letzte Stück meinen Händen — ich umfasste mein lieblich Kind (ein Knabe von acht Jahren), welches wie gewöhnlich emsig bemüht war, mich in meinen Geschäften zu unterstützen und floh sammt meiner Dienerschaft in den Keller unseres Hauses, wo ich den größten Theil der Hausbewohner schon versammelt fand.

Verzweiflung und Todesangst im Herzen um das Schicksal des Geliebten, wollte ich trotz Kugelregen fort ihn zu suchen — allein Mutterliebe hemmte meine Schritte, ich blieb bei meinem Kinde. Es währte nicht lange, so stürzte mein theurer Alfred, von einem anderen Freunde begleitet, athemlos die Treppe herunter, warf seine deutsche Schärpe von sich, drückte mich an sein Herz, frug in aller Hast im Fall der Noth um das von mir ermittelte Versteck und eilte, meiner Bitten und Thränen nicht achtend, unaufhaltsam dem Kampfplatze zu! — Betäubt von Angst und Unruhe um Kind und Geliebten litt es mich nicht mehr länger im engen Raume — ich begab mich daher mit meinem Kleinen und Herrn N. hinaus, wo wir uns theils auf der Stiege, theils unter dem gewölbten Thore unseres Hauses aufhielten . . .

Zwei Stunden hatte schon das Bombardement gedauert, es war Abend geworden — schon brannte es an verschiedenen Punkten der Stadt, besonders heftig in der Hofburg, das Firmament glich einem Feuermeere, man hörte nur wirres Toben — auf einmal ward es stille — Siegesgeschrei — die Schüsse verhallten, die Thore waren erstürmt, die Soldaten drangen ein, weiße Fahnen wehten an den meisten Häusern, die deutsche Fahne heruntergerissen — o! Schmach, dass ich das erleben musste. Die schwarzgelbe Fahne prangte in ihrer ganzen schmählichen Pracht am hohen Thurme der ehrwürdigen Kathedrale, die bei Gott aus Scham über so großen Verrath rothglühend wie eine Rachegöttin in ihrer majestätischen

Größe unverwüstlich dastand! Nur gemach ihr Sieger! — Der Stürme so manche zogen unbeschadet an ihr vorüber. Doch sie wird und muss stehen, bis abermals die Kuppel sich geröthet, bis die Morgensonne der Freiheit ihre erwärmenden Strahlen ausgebreitet über alle Völker. Mit ihr wird eine neue Aera beginnen, versöhnend wird sie alle unter ihr schirmend Dach aufnehmen und nur eine Religion wird herrschen — eine Religion der Liebe, Freiheit und Gerechtigkeit und die Annalen der Geschichte werden den gefallenen Helden die Märtyrerkrone nicht versagen! Unwillkürlich schweift das gedrückte Gemüth immer ab.

* * *

Zitternd eilte ich fort in Begleitung meines Kindes und eines Freundes — wusste ich ja nicht, ob mein Alfred lebte! Ich wagte mich in die dichten Scharen der Soldaten, war so glücklich, einen zu finden, der uns gegen Belohnung begleitete. Nicht weit von unserem Versteck verabschiedeten wir ihn, und einige Minuten später kam uns schon mein theurer Alfred mit einem andern Freunde unverletzt entgegen, tieferschüttert ob der traurigen Ereignisse und umsonst das von mir bezeichnete Versteck suchend. Doch wer war in diesem Augenblick seliger als ich — waren doch meine zwei liebsten Kleinodien aus dem Sturme gerettet! Schnell beeilte ich mich meine Flüchtlinge anzuführen, doch aus Angst und Verwirrung hätte ich unsern Zufluchtsort bald selbst nicht finden können, bis endlich ein glücklicher Zufall ihn mich erkennen ließ. Das Haus steht in der Schultergasse, wo die „Drei Mohren-Apotheke" sich befindet. Es hat so ein kleines Thor, dass man es kaum bemerkt — daher zum Versteck sehr passend. Glücklicherweise wusste ich, dass rechts beim Eingange ein großes altes Oelgemälde eingemauert, doch war es so finster, dass man kein Bild unterscheiden konnte; ich tappte also herum an der Wand und endlich fand ich es auch. Eine kleine unerleuchtete Wandeltreppe ward bald entdeckt, sie führte in den dritten Stock zum Schneidermeister Lester. Wir krochen mehr als wir gingen die finsteren Stufen hinan — die Situation war so komisch, dass wir trotz der trüben Stimmung, die sich unser bemächtigt hatte, lachen mussten. Endlich am Ziele unserer Wünsche pochten wir zum großen Schreck des Hausherrn an seiner Thüre, und er hatte statt einer Person vier zu beherbergen. Die Behausung war sehr beengt, Zimmer und Cabinet, letzteres für uns, war alles. Da stand ein Bett, ein kleines Canapée, kurz für eine Person genügend, doch um vier todtmüde Seelen aufzunehmen, etwas unpraktisch. Allein Frauen wissen überall Hilfe und so hatte auch ich, die Gefälligkeit unseres Hauswirtes ansprechend, bald Rath geschafft. Vor allem war ich schnell bedacht, unsere Flüchtlinge zu metamorphosieren. Zu diesem Zwecke ließ ich daher einen Barbier holen, und bald war es um meines Alfred schönste Zierde, seinen herrlichen Bart und seine schönen blonden Locken geschehen! Ach wie weinte, wie sorgfältig bewahrte ich jedes Haar — ahnungslos — handelte ich damals schon im prophetischen Geiste. Er selbst verlachte mich und wusste durch seinen Reichthum an Geist und Herz meinen Schmerz zu beschwichtigen. Auch das andere Opfer ward auf den Altar des Vaterlandes gelegt, wir schickten uns an, einige Erfrischungen zu nehmen, und nach beendeter Mahlzeit hofften wir auf unseren jedem kläglich zugemessenen Plätzchen einige Ruhe zu genießen. Ein paar Stunden ruhte ich wohl, doch stets ward ich durch das kleinste Geräusch aufgeschreckt, wähnend, wir wären entdeckt, und kaum graute der Morgen, so zog ich mich an und machte meine Anordnungen für den Tag. Meine armen Flüchtlinge hatten gut geschlafen und guten Muthes nahmen wir unser Frühstück ein.

Mein einziges Augenmerk war jetzt dahin gerichtet, mir einen Pass zu verschaffen und so schnell als möglich abzureisen. In dieser Angelegenheit schrieb ich an Feldmarschall-Lieutenant Szorich, einen Jugendfreund von mir, um eine Audienz, erhielt sie und wurde von ihm en grand Seigneur empfangen. Ich kann nicht umhin zu gestehen, wie widerlich diese Autorität auf mich wirkte, wie jämmerlich er mir erschien. Dieser Mann, der einst in früheren Jahren mein Duzbruder gewesen, dessen geistige und moralische Kräfte ich hinlänglich kannte, da ich als intime Freundin seiner ersten Frau sein ganzes Liebesverhältnis mit durchgemacht, ... der früher in beiweitem untergeordneteren Verhältnissen gelebt hatte als ich, ja, dem ich tausend Gefälligkeiten und Liebes erwiesen hatte, dem war nun die unglückliche Frau fremd geworden. Ich hatte ein gut Gewissen — sonst stand ich nicht vor ihm. Konnte er mir nicht einen Rettungswink geben? O pfui der Schmach! ... Die Unterredung war kurz, er bedeutete mir huldvollst, dass er in der Sache nichts thun könne, und wies mich an General Cordon. Froh aus dieser dumpfen Atmosphäre zu kommen, bestieg ich meinen Wagen und fuhr hin. Dort traf ich eine Anzahl der Schreckensmänner unserer jetzigen Zeit, die aber alle sehr freundlich und artig waren, man meldete mich, und der Adjutant des Herrn Generals kam heraus und bedauerte, dass seine Excellenz keine Zeit hätten, mich zu empfangen, dass aber meine Abreise keinen Anstand hätte, und ich möchte mich auf die Stadthauptmannschaft um die Ausfolgung eines Passes bemühen. Sogleich begab ich mich hin — selbe befand sich auf dem Josefsplatze, doch war ein solcher Andrang von Menschen da, dass ich nach zweistündigem vergeblichem Warten halb todtgetreten und gestoßen unverrichteter Dinge nach Hause fuhr.

Zurückgekehrt, sehnsüchtigst erwartet von meinem Alfred, erzählte ich ihm das Resultat meiner Bemühungen. Er war natürlich ebenso indigniert, als ich, wir trösteten uns und schmiedeten Pläne für die Zukunft. Vor der Hand sollte ich allein fort — an der Grenze wollten wir uns treffen, dann nach Ungarn oder Deutschland wandern, dort den „Radicalen" im Exil herausgeben und uns verehelichen — ach, alles ist zu Wasser geworden, die vielen schönen Blumen mit unbarmherziger Hand geknickt, und die junge Saat bringt jetzt nur Todtenblumen mir — denn nichts ist mir geblieben, als ein Grabeshügel, zu wenig und zu viel für meine Gemüthswelt, für ein ganzes halbes Leben.

Doch ich will mich kurz fassen. Mittlerweile kam ein gewisser Brauner, Bruder unseres Gastwirtes. Diesen beauftragten wir mit der Besorgung des Passes, der so gestellt werden sollte, als reiste ich in Begleitung meines Hofmeisters und Bedienten, die angenommenen Rollen meiner Flüchtlinge. So verlebten wir einige bange Tage. Stets in der Sorge, entdeckt zu werden, gieng ich nur sehr wenig und immer verkleidet aus, um im Nachhausegehen nicht entdeckt zu werden. Einige Freunde hatten uns besucht, wir hörten von vielen Verhaftungen und wurden immer bänger.

So brach der Morgen meines unglückseligen Namenstages, der 4. November, an.

(Fortsetzung folgt).

Bismarck und die deutsche Dichtung.

Wir hatten einen Helden, wir haben ihn nicht mehr: in diese Worte lässt sich zusammenfassen, was das poetische Gefühl der Gegenwart an Bismarck verloren hat. Er hat für unsere Dichtung viel bedeutet, vielleicht doppelt darum, weil er ihr scheinbar so fern stand. Denn es ist fast ein Bedürfnis für die dichterisch Anschauenden, dass der Held, dem sie in herber Ehrfurcht zugethan sind, nicht allzu sichtbar, allzu nahe, allzu gnädig unter ihnen wandle. Sie wünschen eine gewisse Ferne, die den Geruch des Alltages mildert, sie wollen den, der alle überragt, nicht umringt sehen vom Schweiß der Menge. Und mögen sich Hunderttausende, mögen sich Millionen an ihn herangedrängt haben, er stand doch immer einsam. Mag er dem Unmuth, dem Grimm, dem Stolz, dem Triumph in ehern dröhnenden Worten Luft gemacht haben, er blieb doch immer verschlossen. Auf den Grund seiner Seele hat niemand geschaut, niemand in die geheimsten Wünsche und Absichten seines Geistes. Von Schauern und Räthseln blieb er stets für uns alle umwittert. Und doch gab er uns allen dieses wundersam tiefe und starke Vertrauen. „Was kann uns geschehen, so lange Er lebt!" So sprachen wir oft wohl im Traume zu uns, und wie Kindern ward uns ruhig. Wir verlangten gar nicht, dass er uns nahe sein sollte, uns ganz besonders! Gieng doch etwas wie Allgegenwart von ihm aus: so durfte es uns genügen, zu wissen, dass er da war. Wahrlich, die Dichtung hatte nicht nöthig, von ihm begönnert zu werden; sie besaß so unerhört viel schon an dem Bewusstsein seiner Existenz.

Wird man unser poetisches Zeitalter einmal das Zeitalter Bismarcks nennen, gleichwie man eine gewisse Periode des achtzehnten Jahrhunderts das Zeitalter Friedrichs des Großen genannt hat? Ich glaube es nicht, obwohl jenes zum mindesten ebenso berechtigt wäre wie dieses. Aber das Verhältnis des Volkes zu den politischen Größen der Zeit hat sich im Laufe eines Jahrhunderts doch allzusehr verändert. Der Abstand hat sich für unser Fühlen verringert, seitdem die Masse kräftiger individualisiert erscheint. Der einzelne, und sei er auch der größte, kann heute nicht mehr dasjenige bedeuten, was er vor hundert Jahren noch zu bedeuten vermochte. Und das alte patriarchalische Verhältnis ist auch geschwunden, der gedankenlose Gehorsam, die begeisterte Unterwürfigkeit. Starr steht überall die Welt mit einander in Fehde. Ungeheuere Kräfte ringen mit einander. Und bis in die untersten Kreise hinab dringt immer heller das Bewusstsein: dass es nicht Menschen sind, die wider einander stehen, dass ganz andere Kräfte, Dämonen, sich in den Menschen verkörpern. Recht abstract nennt man sie „Ideen" und „Principien" und spricht von den Gährungen des „Zeitgeistes".

So hat auch Bismarck nicht unsere Zeit in dem Maße bewegen können, wie es den Großen versunkener Zeitalter wohl noch möglich war. Und Bismarck selbst war sich der relativen Passivität seiner Rolle stets aufs tiefste bewusst. „Unda fert nec agitur" war sein Wahlspruch: er wusste, dass die Woge ihn trug, und dass er der Woge nicht gebieten konnte. So wusste er sich bald als der Vollstrecker des Willens seines allergnädigsten Herrn und Kaisers, bald als den gehorsamen Diener volksthümlicher Bewegungen hinzustellen. Und gewiss war es nicht bloß Diplomatie, was ihn so sprechen ließ. Gerade hier in der so stolzen Bescheidenheit verrieth sich ein Etwas von der frommsten Ueberzeugung seines Herzens. Er dachte gewiss groß von der Macht der Großen des Menschengeschlechts. Aber er wusste auch tiefer und wuchtiger als irgend ein anderer, dass

Digitized by Google

selbst der Größte ein Nichts ist, ein winziges Atom gegenüber der ungeheuren Macht des Weltwillens, wenn sie wie ein Sturmwind über den Erdball bläst. Um so wurzelfester aber lag in ihm die Ueberzeugung, ein erwähltes Werkzeug dieses Weltwillens zu sein. Etwas vom Weltwillen in sich zu tragen, als unaufhaltsam treibende, unwiderstehlich wirkende Macht. Und in diesem Sinne und in keinem anderen kann man sagen, dass er unserer Zeit das Siegel aufgedrückt hat — weil das Siegel der Zeit gerade in ihm seine bestimmteste Form erlangte.

Mag man darum immerhin in der Politik von einem Zeitalter Bismarcks reden. Man hat es dort mit den groben Thatsachen zu thun, die als solche Geltung beanspruchen, und die den Vollstrecker der Kraft oft als deren Urheber erscheinen lassen. Aber in der Welt des Geistes, wo man das Gefüge durchschaut oder zu durchschauen strebt, das hinter den Thatsachen thätig ist, wäre eine Bezeichnung dieser Art nicht angebracht. Sie würde das Gefühl, das den Dichter bei dem Namen „Bismarck“ beseelt, gerade an seinem empfindlichsten Punkte treffen. Denn er liebt vor allem den legendären Schein, der Bismarck schon zu seinen Lebzeiten umwebte, die mythische Kraft, die von ihm auszugehen scheint. Er fasst ihn als ein gewaltiges Symbol, als etwas Uebermenschliches, eben als das, was ich vorhin den Vollstrecker des Weltwillens nannte. Gerade das aber ist für die poetische Anschauung das Erhebende und Berückende, dass es solch einen Vollstrecker wirklich gab, dass er, in menschliche Hülle gebannt, unter uns weilte, dass in ihm das Schicksal selber — Fleisch geworden war.

In dem Maße ist ein Mensch wie Bismarck Object der dichterischen Anschauung, dass er Dichtung und Dichter in einem zu sein scheint. Denn das unbegreiflich großartige Schicksal, das er schaffen half, scheint wie ein Dichtwerk aus seinem Kopfe gesprungen zu sein. So müssen wir es verstehen, was Nietzsche einmal sagte, der, als man ihm fragte — es war vor zehn oder zwölf Jahren! —: ob es denn gar keine Dichter in Deutschland mehr gäbe, rasch und fröhlich gefasst erwiderte: „Oh doch, Bismarck!“ Und so wäre denn die Frage sehr wohl aufzuwerfen, ob nicht zu jener obersten Vision, mit der sein Seher Zarathustra uns beschert hat, zu der des „Uebermenschen“, die menschliche Erscheinung Bismarcks vornehmlich die Sehnsucht ermuthigte und beflügelte.

Vielleicht werden wir erst jetzt, wo wir ihn nicht mehr haben, uns langsam darüber klar werden, wie wir alle sozusagen stündlich von seinem Bilde fasciniert waren, wie wir ihn unbewusst und heimlich mit uns herumtrugen, fast wie ein schützendes und stärkendes Amulet. Die Dichter, die es als ihre eigenste Aufgabe fühlen, die Höhenentwickelung der Menschheit zu bewachen und vorwegzunehmen, und die darum unter der Feigheit und Kleinlichkeit der Zeitläufte empfindlicher leiden, als irgend ein anderer, weil jegliche trübe Erfahrung als ein Stoß gefühlt wird, der wider ihren Menschheitsglauben geführt wird, wie unendlich dankbar müssen sie dem Schicksal sein, das sie der miterlebenden Anschauung eines solchen Granitmenschen, wie dieses Bismarck, gewürdigt hat. Gewiss, sie sahen, wo auch er ein Mensch war, und den Schmerz darüber haben sie oft genug lebhaft geäußert. Aber das, was in ihm über das Alltagsmaß der Menschheit hinausragte, ist darum auch von niemandem mit solcher Glut und Dankbarkeit empfangen worden wie von ihnen. Dass in einer Zeit, wo so vieles zerstiebt, mürbe wird und verfault, wo manche mit eitler bitterer Ironie und mit perverser Wollust ihren eigenen Verfall witzig beobachten und einen Glorienschein weben für die Décadence, dass da einer ist, der wie Atlas den Erdball auf seinen Schultern trägt, seufzend zwar und grollend manchmal, doch auch wieder humorvoll-gelassen, und dass er von unserer Rasse ist, die wuchtigste Verdichtung und Pulskraft unserer Art — das gibt eine so stolze und trostreiche Gewissheit, dass allein schon daran zu denken bereits Dichten ist.

Und die letzten Jahre sahen wir ihn als Patriarchen, als prophetischen Priester eines neuen Delphi, zu dem die deutsche Welt wallfahrtete, und dem die Spitzen und Würdenträger der Gesammtmenschheit ihre Huldigung darbrachten. Das Bild „Bismarck in Friedrichsruh“, wie große Aehnlichkeit hat es doch mit dem Bilde des alten Goethe in Weimar. Beide liehen dem deutschen Lande einen hellen Glanz, dessen Wohlthat die Mitlebenden genießen durften (ob sie sich gleich dessen nur selten bewusst wurden). Und sie sind fast gleich alt geworden. Bloß um neun Monate hat Bismarck die Lebensdauer Goethes überflügelt. So gehören sie zusammen, mehr als Goethe zu irgend einem Dichter, mehr als Bismarck zu irgend einem Politiker. In ihren Anschauungen und oft auch in ihren Zielen, noch mehr fast in ihrem Verhalten gleichen sie sich oft erstaunlich. Vieles, was der alte Goethe gedichtet oder gesprochen hat (in den „Wanderjahren“, zum Kanzler von Müller oder zu Eckermann) klingt uns an, als käme es aus dem Munde Bismarcks. Es ist jenes Kraftgefühl des Individuums, dass sich bei beiden so wunderbar vermählt mit dem Instinctgefühl für die Macht und die Bedürfnisse der Massen, der von Grund aus selbstherrliche, ja revolutionäre Geist, der sich mit tiefer, demüthiger Ueberzeugung vor dem Heiligthume der Traditionen und des zufälligen Geburtsrechtes beugt. So darf man wohl sagen: sie bilden eine moralische Einheit, und, ohne dass einer von ihnen seinen Standort zu verlassen braucht, können sie sich über Zeiten und Menschen hinweg die Hände reichen. Gewiss, gewiss, sie sind sehr verschieden! Aber nicht lange wirds dauern, so wird das Volk wissen, wie eng sie zu einander gehören ... Und auch das ist eine Erscheinung, die gerade die Dichter unseres Volkes wundersam berühren wird. ...

— — Als ich die Nachricht vom Tode Bismarcks heute empfangen hatte, da war mir zumuthe, als stände die Weltuhr still, und als müsse die Erde einen Moment lang aufhören, sich zu drehen. Ganz im Sinnen verloren, stand ich in meines Vaters schönem Garten. Da kam mein vierjähriges Töchterlein auf mich zugesprungen und begrüßte mich stürmisch. Ich nahm das Kind bei der Hand und gieng schweigend mit ihm in den Wald. Dort fieng ich an, ihm von Bismarck zu erzählen, und ich freute mich des lauschenden Gesichtchens. Doch das Kind wollte zeigen, dass es mich verstand, und unversehens fragte es mich:

„Der hat wohl alle lieb gehabt?“

Betroffen hielt ich inne und starrte das Kind an. Die Frage, in ihrer Unbewusstheit, klang mir fast grausam, gleich als ob sie in einer prächtigen Landschaft eine kahl gebliebene Stelle intensiv beleuchtete. Ich beugte mich zu meinen Kinde hernieder und strich ihm übers Haar. Sanft flüsterte ich ihm zu:

„Er hat uns groß gemacht!“

Und wir giengen hin und pflückten uns einen prangenden Feldblumenstrauß.

Goslar a. H. Franz Servaes.

Das Nackte in der Kunst und Constantin Meunier.

Das Nackte in der Kunst unbefangen und selbstverständlich darzustellen, gelang doch nur den Griechen. Das Nackte stand bei ihnen mitten im Leben. Die Sprache des menschlichen Körpers war dem Griechen anders vertraut, als uns: aber der Leib des Griechen war auch anders ausdrucksvoll, denn er wusste, dass er angeschaut und verstanden werde. An den Kämpfern des äginetischen Frieses sehen wir, dass dem Griechen die Beredsamkeit des Körpers sogar früher einleuchtete, als die des Kopfes: aber auch in den spätern Werken steigert der griechische Künstler den Ausdruck seiner Köpfe nie zu so intensiver Kraft, wie die heutige Kunst. Der seelische Ausdruck hatte sich eben über den ganzen Menschen zu vertheilen; jede Linie des Körpers hatte mitzusprechen, und dadurch kam die stille und doch so lebensvolle Harmonie in diese Gestalten.

Einer Kunst späterer Zeit, in welcher die Menschen nicht nackt kämpften, ruhten, mit einander verkehrten, konnte diese Auffassung des menschlichen Leibes nicht mehr gelingen. Jene wunderlichen Barbaren, von denen Herodot gehört zu haben berichtet, „die es für eine Schmach halten, sich nackt zu zeigen“, beherrschten die Welt. Der menschliche Körper, beständig verhüllt, wurde stumm. Zu wem sollte er sprechen? Es sah und verstand ihn ja keiner mehr!

Die italienische Renaissance brachte zwar den menschlichen Leib wieder zu Ehren: war doch die Zeit angebrochen, von der ein alter Bußprediger sagte: „Die Menschen haben die einzige Tugend, die der Sündenfall sie lehrte, die Scham — in unserer Zeit verloren.“ Die Renaissancekünstler schwelgten in der Darstellung der Schönheit des menschlichen Leibes; aber die Nacktheit, die sie darstellten, ist von der der Griechen verschieden, wie das Sonntagskleid von dem Kleide, das der Gefährte des Lebens ist. Es ist eine Luxusnacktheit. All diese schönen Leiber rufen uns zu: „Wir haben euch einen Festtag bereitet und unsere Schönheit enthüllt.“ Ein jeder ist sich seiner Nacktheit bewusst.

Je mehr wir nach Norden gehen, um so verschämter und gebundener steht der nackte Mensch im Kunstwerke da. Dürer versuchte es, dem menschlichen Körper theoretisch beizukommen; er wollte ihn construieren, wie eine mathematische Figur, und der große Meister, der seine Köpfe so wunderbar beseelte, hat den nackten Körper als Ausdrucksmittel nie beherrscht.

Dieses Fremde, diese Ausnahmsstellung, die der Darstellung des Nackten anhaftet, wir können sie bis auf den heutigen Tag verfolgen. Entweder belauschen wir die nackte Gestalt, oder es wird die von griechischer Tradition gesättigte Phantasie des Künstlers in das moderne, seiner Nacktheit ungewohnte Modell hineingelegt, und das gibt dann immer nur ein Leben aus zweiter Hand: „Die Anschauung des Nackten ist im modernen Leben der Oeffentlichkeit entzogen“, sagt C. Neumann im „Kampf um die moderne Kunst“, „wie könnte also eine lebendige Kunst trachten, das Nackte als ein wesentliches Ziel der Darstellung zu erwerben?“

Eine Kunst nur, die nicht auf die Quellen an Schönheit und Ausdruck, die im menschlichen Körper verborgen liegen, verzichten will — und wie könnte das die Sculptur vor allen! — solch eine Kunst muss den menschlichen Körper dort aufsuchen, wo er noch mitzureden hat, und das ist bei der Arbeit. Das nun

that Constantin Meunier. Hier steht der nackte Körper noch mitten im Leben: hier ist er verantwortlich und daher beredt. Die Arbeit zwingt den ganzen Willen, die Seele des Menschen in die Glieder, in die Sehnen und Muskeln, macht sie nicht nur stark, sie macht sie klug, verschlagen, stets zur Abwehr und zum Angriff bereit. Meunier zeigt uns den Menschen bei schwerer Arbeit, oder von schwerer Arbeit ruhend. Meist Gestalten mit nacktem Oberkörper: wo Kleider den Körper verhüllen, sind es dünne, wie feuchte Stoffe, die ganz von den Formen des Körpers beherrscht werden. Hier, wo die Verantwortlichkeit des Lebens wieder auf dem Körper ruht, haben die Kleider ihre Selbständigkeit verloren, sie haben nur zu dienen. Die breiten, von schweren Lasten gebogenen Rücken, die hageren Arme, mit ihren harten Muskelbergen, die langen, knorrigen Finger, sie haben alle ihre verständliche, pathetische Sprache; sie sind Träger und Geschöpfe einer Lebensgeschichte und daher so beredt. Die Freude an der Kraft, am festen Zugreifen, der Schmerz im Kampf mit der Materie, die Müdigkeit des unerbittlich verbrauchten Lebens, all das steht deutlich in den Linien dieser Leiber: das Epos des modernen Heldenthumes. Meunier, der Maler, wurde in den Kohlenbezirken zum Bildhauer. Das ist wohl verständlich. Hier vernahm er zum erstenmale die lebendige Sprache des menschlichen Körpers, hier fand er Formen, die von Menschenschicksalen erzählten: jede Anlage zur Sculptur muſste mächtig hervorbrechen, denn hier wurde sie sich ihres wirksamsten Ausdrucksmittels bewuſst. Dieses gefunden zu haben, gehört aber zu den großen Thaten der Kunstgeschichte, wie sie nur den ganz großen Künstlern gelingen. Dorthin, wo das Nackte sich zurückgezogen hat, dort wo der Körper noch verantwortlich ist — dorthin hat ihm die Sculptur zu folgen, will sie lebendige Kunst schaffen.

München. **E. Graf Keyserling.**

Kinder des Positivismus.

Uns jungen Leute, geboren in den letzten fünfundzwanzig Jahren, uns ist eine eigenthümliche wirre und schwere Jugend zutheil geworden. Lehrer — fanden wir keine, unsere Eltern sahen uns halb miſstrauisch, halb staunend zu und verstanden uns wenig. Ueberall griffen wir ins Leere. Keine Brücke zur Vergangenheit. Die Verachtung der überlebten Dinge war uns angeboren, wir warfen sie weg, ohne irgend einen inneren Kampf. Die Traditionen zerbrochen, die Namen verblichen, die Wege ungewiss, noch ungewisser die Ziele, die Moral zerfließend, auf allen Dingen fremde flackernde Schatten — in diese graue Wildnis sind wir hineingeboren. Was war da geschehen? Welches Ereignis, welche Wende? Heute ist uns das vollkommen klar: wir sind *die erste Generation* nach dem *Sturz des Begriffs*. Das war unser Schicksal, unser Leiden, unsere Jugend, das ist unsere Deutung, damit sind wir erklärt...

Die Söhne machen, was die Väter träumen, aber die Väter erkennen es nicht wieder. Wir sind die lachenden Erben eines langen, heißen, gedankenvollen Ringens, wir sind die Erben des Empirismus, wir ernten die reifste Frucht der naturwissenschaftlichen Methode, der historischen Methode, der ökonomischen Methode, wir besitzen, was die Väter erwarben — aber die Väter erkennen es nicht wieder. Diesen erscheinen wir hart, kalt und arm, ohne Hoffnungen, ohne Versprechen — wir sind ihre große Enttäuschung...

Wir selber aber sind voll glücklicher, unerhörter Hoffnung. Wir lächeln über das Miſsverständnis der Alten. Zu ihnen reden können wir ja nicht. Das haben wir gänzlich verlernt. Wir bemühen uns auch gar nicht. Wir haben sie aber vom Herzen lieb und fühlen Ehrfurcht vor ihrer Vergangenheit. Aber sie glauben uns das nicht!

Was ist das Moderne? Ich weiß es nicht. Aber das Wesen des Unmodernen glaube ich mit einem einzigen Wort erschöpfen zu können: der *Liberalismus*. Der Liberalismus im weitesten Sinne, in seiner geistigsten und umfänglichsten Bedeutung genommen, in allen seinen Gestalten, Ableitungen, Spiegelungen, der ist sterben gegangen. Als wir zur Welt kamen, hauchte er gerade den letzten Seufzer aus. Wir sind die ersten Kinder, das erste Geschlecht von Europäern, die nicht mehr mit dem Liberalismus gelebt haben. Müssen wir also nicht anders sein, fundamental? Ja, darum sind wir so ganz andere. Darum sind wir nicht etwa eine jüngere Generation, sondern eine *neue*, keine Fortsetzung, sondern ein Anfang, darum sind wir euch so unheimlich fremd, euch früheren, wir, die Kinder des Positivismus...

Als sich der junge Bonaparte zum erstenmal um den Oberbefehl einer Armee bewarb, wurde ihm eingewendet, er sei viel zu jung. „Auf dem Schlachtfeld altert man schnell, und ich komme von dorther" replicierte er. — Auch im Positivismus wird man schnell reif und wir kommen von dort her. Wir sind unjung, aber alt? — Nein! Wir haben nur eine andere Jugend, ein anderes Pathos: dieses neue Pathos will ich versuchen zu erklären.

Die Stunde unserer Geburt ist eine verhängnisvolle.

Drei Abschnitte der Weltgeschichte seit dem Ausgang des Alterthums sind durch drei Mächte bezeichnet: Das Zeitalter der *Religion*, da war das *Wort* mächtig. Man glaubte damals, das Wort sei ein wirkliches Ding, und stritt um Worte, und verbrannte Menschen um Worte. — Das Zeitalter der *Aufklärung*, wo der *Begriff* entwickelt wurde. Da verfiel man in den Glauben, der Begriff sei ein wirkliches Ding, etwas Selbständiges. Ein Wahn, eine Tollheit! Und doch eine nothwendige, fruchtbare. So lange das ungeheuere, erhabene Netz des Begriffes geschmiedet wurde, so lange es galt, „die Welt dem Begriff zu unterjochen", so lange war die Ueberzeugung nützlich, daſs eine solche gigantische Arbeit ihren sicheren Lohn habe. Man meinte naiv, mit den Begriffen die Dinge selbst erobert zu haben, als wäre der Begriff ein Zauberstab. Und wäre dieses Mittel nicht überschätzt worden, wären die Hoffnungen nicht übertrieben gewesen, woher wären die nöthigen Feuerbrände zu dieser Anstrengung gekommen? So war diese übertriebene Schätzung der Begriffsarbeit wohlthätig und erforderlich. Ein Beispiel soll das im einzelnen beweisen: Die *sociale* Jurisprudenz kann der *ideologischen* nicht vorausgehen, sondern nur folgen. Es sind zwei verschiedene, aber gleichberechtigte Missionen, die nacheinander erfüllt werden müssen. Wie überall in der Welt, geht es auch hier nicht ohne Undank ab. Die begriffsentwickelnde Periode der Wissenschaft und des Lebens wird mit Verachtung abgelohnt, obwohl sie das ungeheuere Verdienst der Orientierung, Abmessung und Klärung hat, obwohl sie die Voraussetzung der nachfolgenden ist und ihr die *Instrumente* liefert. In diesem Zeitabschnitt glaubte man geradezu an die *Productivität* des Begriffes, wie man ehemals an die Productivität des Wortes geglaubt hatte. *Das ist eben das Wesen und die tragische Schuld des Liberalismus.* Er verliebte sich in die Begriffe, welche doch nur Gefäße sind, wenn auch kostbare, nothwendige. Das übersah der Liberalismus, das machte ihn lächerlich und verhaſst, daran gieng er zugrunde. Es ist kein Zufall, sondern ein tiefsinniges Verhängnis, wenn *politisch* der Sturz des Liberalismus vom wirtschaftlichen Krach eingeleitet und indiciert wird. Denn die maßlose Vervielfältigung von fictiven Werten, von Wertzeichen, hinter denen kein realer Wert steht, ist das nicht innerlich verwandt mit der zuletzt maßlosen Ueberproduction von Begriffen, denen kein positiver Sachwert zugrunde liegt? Der sogenannte „Bankerott der Wissenschaft" ist auch nichts anderes, als die Folge der Ausgabe von geistigen Scheinwerten, die von keinem echten Gold gedeckt sind. Und während zuerst ein Ekel am Wissen und Verachtung der Wissenschaft entstanden scheint, ist es eigentlich nur die Empörung über den leeren, hohlen Begriff, hinter dem nichts steht, dem Begriff um seiner selbst willen. Aber die wahre Wissenschaft triumphiert. Nun endlich kommt das Zeitalter herauf, wo die *Dinge* zu ihrem Rechte kommen, die Worte und Begriffe als *Mittel* gewürdigt und gepflegt, aber nicht mehr überschätzt werden: das Zeitalter des *Positivismus*. Dabei muſs es offenbar bleiben, es ist das letzte, das *reifste*.

In dieses Zeitalter also sind wir als die ersten hineingeboren, nämlich gerade in die vollständige Vernichtung des Liberalismus. Der leitende Gedanke unseres Lebens spiegelt das in vollendeter Klarheit wieder. Unsere Götter sind die Dinge. Die einzelnen Dinge. Wir haben den eisernen Willen, uns nie wieder enttäuschen zu lassen. Wehe dem Enttäuschten! Verachtung dem Enttäuschten! Wir wollen die Dinge behutsamer erfassen mit feinen, unendlich feinen Sinnen, sie belauern, überraschen, mit ihren zartesten Farben und Schatten, die Stunde, den Augenblick möchten wir haschen, auf leisen Sohlen, wie den Schmetterling. Die Stimmung... Kein Schlagwort, sondern ein Glauben, der neue, miſstrauische, aber sehnsüchtige Glauben. Darum sind wir als Künstler und als Gelehrte auf die Sinne zurückgekommen. Der Leib sei das edelste Organ der Erkenntnis. Wir möchten als Künstler und als Gelehrte um keinen Preis zu viel sehen, uns nicht belügen. Diese tief ehrfürchtige Bescheidenheit ist der Realismus. So schleichen wir listig und leise an die Natur heran.

Unsere Lebensführung ist wieder voll Bescheidung auf den Augenblick. Wissen wir denn, was wir morgen sein und wollen werden? Wissen wir denn, wohin uns diese verwickelten Wege führen werden? Darum verschweigen wir unsere Schwärmerei, lieber noch trocken als sentimental. Unser Pathos ist niemals süß. Aber wer sagt, daſs wir kein Pathos haben? Nur ist es freilich niemals von einer Kategorie des Begriffes inspiriert! Wir kennen keine heiligen „Gebiete", aber warum? Weil uns alles heilig ist, weil jedes Ding und jede Stunde vom Glanz der Erhabenheit geadelt werden kann. Die Menschen des liberalen Empfindens haben ihre ganz bestimmten Kategorien, wo sie vom tiefen, sittlichen Ernst befallen werden, wie von einem Krampf. Diese Feierlichkeit für bestimmte Tage und Stunden mögen wir nicht. Sie erscheint uns philiströs und sie reizt uns unwiderstehlich zum Lachen. Wir aber scheinen gerade deswegen, weil unser Herz weiter ist, weil uns alles gleich ernst und heilig ist, bisweilen ohne Schwung. Das süße Pathos, das liberale, hassen wir tief, es klingt unseren Ohren pfäffisch.

Dies sollte einmal zu unserer Rechtfertigung und Erklärung gesagt werden. Wahrscheinlich ist dieser Versuch gerade vor den

jungen Leuten missglungen, die sich gar nicht als Positivisten bekennen werden. Darum könnte es aber doch richtig sein.

Ja, aber was erwartet ihr denn? was ist euere Hoffnung? so höre ich die Stimme der Mitleidigen fragen. Nun, wir haben auch da unseren geheimen Glauben: eines Tages wird die Natur uns dankbar sein. Wir haben uns an ihren Busen geschmeichelt, ihren leisesten Seufzer gehört: die große Erleuchtung, die tiefste Erkenntnis, die Conception, die Conception muss kommen! Durch die Dinge, über die Dinge, weit, weit hinaus über die Dinge, das ist unsere Hoffnung. Bis dahin wollen wir aber durch kein zu lautes Wort das schöne Werden stören. Nicht vorgreifen ... Der Tag aber wird und muss kommen, wo wir reif sind: dann wollen wir in die Träume gehen!

Robert Schen.

Die Woche.

Politische Notizen.

Jetzt ist endlich unser Graf Thun selbst dem gewaltigen Bismarck überlegen. Denn, wie schon das Sprichwort sagt: Ein lebender Thun ist besser als ein todter Löwe.

*

Bei der Lectüre der zahlreichen Bismarck-Nekrologe dieser Woche habe ich nachgedacht, warum eigentlich unsere großen österreichischen Staatsmänner keine so außerordentlichen Thaten vollbringen wie Bismarck. Jede unhöfliche Erklärung dieser bedauerlichen Thatsache lag mir natürlich von Anfang an ferne. Unhöflich wäre es zum Beispiel, die Begabung unserer Staatsmänner zu bezweifeln; unhöflich wäre es, ihnen Mangel an Pflichtgefühl vorzuwerfen. Ich aber suchte nach einer höflichen Erklärung, und, ich glaube, es ist nicht schwer, sie zu finden. Was war schließlich der persönliche Erfolg aller Arbeit Bismarcks? Nach dem dänischen Feldzug erhielt der einfache Herr v. Bismarck den Grafentitel, nach der österreichischen Campagne bekam er das Gut Varzin, nach dem französischen Krieg erlangte er den Fürstentitel und die Besitzung Friedrichsruh, an seinem siebzigsten Geburtstag fiel ihm das Schloss Schönhausen zu. Welchen Lohn könnten in ähnlichem Falle wir unseren Staatsmännern geben? Grafen oder Fürsten sind sie ohnedies schon von Geburt. Güter und Schlösser haben sie gleichfalls in Menge ererbt. Sie haben es Gottseidank nicht nöthig, in Weltgeschichte zu arbeiten, um sich derartige Auszeichnungen zu verdienen. Wenn einer unserer Staatsmänner eine große That vollbrächte, wir wären in der größten Verlegenheit, weil wir nicht wüssten, womit ihn zu belohnen. Es zeugt also nur von dem angeborenen Edelmuth und Taktgefühl unserer staatsmännernden Cavaliere, dass sie uns nie in diese Verlegenheit bringen.

*

Der alte Kaiser Wilhelm regierte bekanntlich stehend. Unsere Minister, die jetzt permanent auf Reisen sind, regieren fahrend und noch dazu per Dampf. Moderner kann man denn doch schon nicht.

*

Wenn das Geheimnis die Bürgschaft des Erfolges ist, so kann dem Grafen Thun bei seinen Plänen der Erfolg nicht ausbleiben. Denn dadurch, dass seine Pläne ihm selbst noch nicht bekannt sind, ist auch deren absolute Geheimhaltung, soweit es auf ihn ankommt, in einem bisher noch von keinem Staatsmann erreichten Maß sichergestellt.

*

Graf Thun denkt nicht, und Baron Banffy lenkt.

*

Es gibt eine gewisse geschäftliche Moral, derzufolge ein derouter Kaufmann Concurs macht, um sich zu rangieren. Aehnlich gebietet die politische Moral der Ungarn dem Grafen Thun, einen Staatsstreich zu begehen, um „constitutionell“ zu regieren.

*

Den Staatsstreich machen übrigens die Ungarn dem Grafen Thun gar zu schwer. Sie verlangen nämlich, dass er die bestehende Wahlordnung des Abgeordnetenhauses aufheben und durch eine neue, föderalistische, ersetzen soll, wobei man an die Wiedereinführung der Abgeordnetenwahl durch die Landtage unter Beibehaltung der fünften Curie denkt. Was käme dabei heraus? Ein neues Abgeordnetenhaus, und es könnte, wenn z. B. die deutschen Landtage Abstinenz oder die deutschen Abgeordneten auch im neuen Hause Obstruction treiben, passieren, dass Graf Thun mit diesem neuen Abgeordnetenhaus ebenso wenig oder auch noch weniger würde regieren können als mit dem alten — was doch geradezu eine unsterbliche Blamage wäre. Da hätte ich einen besseren Vorschlag, den ich hiemit unentgeltlich den Staatsmännern Cis- und Transleithaniens zur Verfügung stelle: Wenn nun schon einmal, zur Beruhigung der ungarischen constitutionellen Moral, ein Staatsstreich gemacht werden muss, dann hebe man die Wahlordnung des Abgeordnetenhauses einfach auf, ohne eine neue an ihre Stelle zu setzen; statt des Zweikammersystems führe man das Einkammersystem ein; der Reichsrath besteht dann nur mehr aus dem Herrenhaus, das vielleicht durch Anfügung einer fünften Curie zeitgemäß ausgestaltet werden könnte; der Ausgleich, das Budget, das Rekrutencontingent und die 50 Millionen neuer Steuern werden vom Herrenhaus in der üblichen Viertelstunde bewilligt, ein Abgeordnetenhaus existiert in der octroyierten Verfassung nicht mehr, mit dem Beschluss des Herrenhauses sind also alle Vorlagen parlamentarisch erledigt. Auf diese Art ist der vielgesuchte „neue Parlamentarismus“ hergestellt, mit dem selbst ein Graf Thun regieren kann. Die Ungarn kriegen ihren Tribut „mit Zustimmung des Reichsraths“. Alles geht constitutionell wie geschmiert, und Graf Thun kann Arm in Arm mit dem Baron Banffy bereits das nächste Jahrhundert in die Schranken fordern.

*

Der Finanzminister Dr. Kaizl hat unlängst in der „Wiener Abendpost“ erklärt, dass er die Absicht habe, „dem alten Schlendrian einmal ernstlich an den Leib zu rücken“. Ja du lieber Gott! Wer ist der alte Schlendrian und wer ist Dr. Kaizl! Der alte Schlendrian, das sind unsere guten alten Hofräthe, die es vor dem Dr. Kaizl waren und auch nach ihm noch sein werden. Die sehen still lächelnd zu, wie die ministerielle Eintagsfliege den Kampf gegen das hofräthliche Megatherium eröffnet.

*

Nachdem der Handelsminister Dr. Baernreither sich schon vor Wochen durch den Industrierath und den arbeitsstatistischen Beirath seine Unsterblichkeit gesichert hat, hat nun auch der Ackerbauminister Baron Kast seinen Landwirtschaftsrath eröffnet. Jetzt müsste sich noch Dr. Kaizl einen finanziellen Beirath zur Begutachtung neuer Steuern und neuer Deficite, Graf Thun einen politischen Beirath zur Begutachtung neuer Staatsstreiche und Dr. v. Ruber einen nationalen Beirath zur Begutachtung neuer Sprachenverordnungen einrichten, und gegen den Vorwurf der Rathlosigkeit wenigstens wäre das Ministerium in den wichtigsten Ressorts geschützt.

*

Als Statthalter von Böhmen hat Graf Thun bekanntlich eine große patriotische That vollbracht, indem er einer Prager Theaterdame einen schwarz-gelben Kranz in's Haus schickte. Dieser will er nunmehr als Ministerpräsident eine noch größere patriotische That folgen lassen. Wie wir erfahren, beabsichtigt nämlich Graf Thun von nun an in „Venedig“ die dort promenirenden „Venetianerinnen“ nicht mehr, wie bisher, mit rothen und weißen, sondern ausschließlich nur noch mit schwarzen und gelben Coriandolis zu bewerfen.

Kr

Volkswirtschaftliches.

Nach dem Gesetz vom 29. Juni 1868, betreffend die Organisation der Handels- und Gewerbekammern, haben diese Körperschaften alljährlich bis Ende April dem Handelsminister einen „summarischen Bericht“ einzusenden, in welchem sie ihre „Wahrnehmungen über die Geschäftsverhältnisse im allgemeinen, über den Zustand der Gewerbe, des Handels und Verkehres ihres Bezirkes im abgelaufenen Jahre darzustellen“ haben. Sie können diesem Berichte auch Wünsche und Anträge beifügen. Wir wollen annehmen, dass alle Handelskammern dieser gesetzlichen Verpflichtung auch nachkommen. Aber es ist wenig damit gedient, wenn diese Berichte ungelesen oder wenigstens unberücksichtigt im Ministerialarchiv modern, sie können nur dadurch Wert erhalten, dass sie zur Kenntnis der Oeffentlichkeit gelangen. Die beruflich mit dem Studium der wirtschaftlichen Verhältnisse beschäftigten Personen und das Publicum sollen erfahren, wie die Erwerbsverhältnisse in den einzelnen Kammerbezirken liegen, welcher Geist in der Kaufmannschaft und in deren Vertretern herrscht, welche Forderungen die Industriellen an die Verwaltung und die Regierung stellen, welchen Umständen sie für Prosperität oder Niedergang ihres Erwerbszweiges schuld geben. Nur dadurch können die nützlich gedachten Kammerberichte ihren Zweck erfüllen, nicht aber dadurch, dass irgend ein Referent im Handelsministerium von ihnen Kenntnis nimmt, wenn er gerade will. Es publicieren aber von den neunundzwanzig cisleithanischen Handelskammern die allerwenigsten ihre Berichte, und auch diese unverhältnismäßig spät; bis jetzt hat heuer nur eine — die Brünner Handelskammer — ihren Bericht veröffentlicht. Die späte Veröffentlichung beeinträchtigt natürlich auch ihren Wert. Es wäre wünschenswert, dass diese Anregung genüge, um alle Kammern zur Publicierung eingehender Berichte zu veranlassen; wenn einer oder der anderen Kammer die Mittel zur Bestreitung der kaum bedeutenden Druckkosten fehlen sollten, so wäre es Sache des Handelsministeriums, die Veröffentlichung auf eigene Kosten zu veranlassen.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Berlin. Theater des Westens, „Pergolesi“, lyrische Oper von Tasca; Belle-Alliancetheater, „Er muss aufs Land“, Lustspiel von Friedrich.

Bücher.

Theodor Ehrenstein: Die Lage der Malzindustrie in Oesterreich-Ungarn. (Eine wirtschaftliche Studie im Interesse unserer Malzindustrie, unserer Landwirtschaft und unseres Gersteexportes.) Wien 1898, Verlag M. Breitenstein, IX. Währingerstraße 5.

Graf Goluchowski hat einen Alarmruf ausgestoßen und die Industriellen auf die Selbsthilfe angewiesen, wobei er sie von regierungswegen wirksamst zu unterstützen versprach und — Fortsetzung folgt: Dr. Baernreither hat den Industrie- und Landwirtschaftsbeirath geschaffen. Bei den Industriellen aber heißt's nicht: „Du musst es dreimal sagen!“, die greifen rasch zu. Warteten sie doch mit Bangen schon so viele Jahre auf ein erlösendes Wort von Oben. Nun wird sich's zeigen, ob und wie weit es der Regierung Ernst ist, mitzuhelfen an der Erhaltung und Kräftigung unserer Industrien. Die Excellenzen mögen unter anderm die vorliegende Broschüre, welche die Misère der Malzindustrie Oesterreichs, unserer einstmaligen „Specialität“, in so klarer und von schwerwiegenden Daten reichlich belegter Weise schildert, durchlesen. Hier finden sie Ziffern, die eine laute Sprache reden. So knapp das Schriftchen, so reich sein Inhalt. Klipp und klar sagt der mit den Verhältnissen ungemein vertraute, und wie es scheint, nur aus der Praxis schöpfende Verfasser, wo es fehlt, und wie zu helfen ist. Dazu bedarf es gar keiner neuen großen Ideen; nur in richtiger Weise die ausländische Concurrenz nachahmen und ihr auf ihren eigenen Schutzwegen, welche manchmal, wie die in der Broschure geschilderte Umgehung der Handelsvertragsbestimmungen, Schleichwege genannt werden müssen — ein Paroli bieten. Wenig wird verlangt und viel würde dadurch erreicht. Das Memento ist rechtzeitig erschienen; nicht bloß deshalb, weil wir unmittelbar vor einer neuen Campagne stehen und diese noch auszunützen wäre, sondern weil wir eine der wenigen uns noch gebliebenen Exportindustrien erhalten und neu beleben könnten.

E. G.

Marie-Elisa. Roman von Emmy von Egidy. Dresden und Leipzig, Piersons Verlag.

An dieser Stelle sprach ich neulich über Frau Marriots Buch „Auferstehung“. Wollte man den vorliegenden Roman, durch Mangel an Raum oder Zeit gezwungen, in derselben Kürze charakterisieren, so wäre das einfach genug; man brauchte nur von allem das Gegentheil zu sagen. Dort Seichtigkeit, hier Tiefe; dort Gefühllosigkeit, hier eine ganz beispiellose Inbrunst der Empfindung; dort Nüchternheit, hier Poesie in feinster Läuterung; dort Schwulst und Pathos, hier Einfachheit und ruhige Schönheit; dort platte Geschicklichkeit und Unnatur, hier die zitternde Hand, der ringende Arm des Künstlers, der in seinem Stoff zu versinken glaubt und trotzdem die freie Sicherheit bewahrt, mit der man auf einem Erlebnis ruhend gestaltet. Nicht umsonst sei diese Gegenüberstellung gebracht; die Vergleichspunkte liegen tiefer und sind symptomatisch. Das Marriot'sche Buch stellt eine durchaus veraltete Gattung der Literatur dar: jene Romane aus Frauenhänden, die nichts sind als ein Nachempfinden der von Männern verfassten Werke, und die in den Büchern der zahllosen englischen Autorinnen dieses Genres ihr passendes Vorbild fanden. Unfähigkeit zu wahrer Gestaltung, eine gewisse Romantik des äußeren Geschehens und eine große Dumpfheit der Weltanschauung bilden die sichtbarsten Merkmale dieser Art Frauenliteratur. In „Marie-Elisa“ dagegen tritt uns eine moderne Frau mit einer nahezu gewaltsamen Deutlichkeit entgegen. Losgelöst von allen Literaturconventionen, wirkt es in erster Linie nicht als Kunstwerk, sondern als eine Proclamation neuen Lebens. Ohne den geringsten Willen zu einer Tendenz ist es doch die schärfste Präcision der sogenannten Frauenfrage, die ich kenne. Der Grundgedanke, eigentlich banal, wie eben alle Wahrheiten, welche durch das Leben sanctioniert wurden, banal sind, ist kein anderer als: Gatte, suche die Seele deines Weibes und nimm sie in dich auf, damit ihr beide ein einziges Wesen werdet. Nichts anderes geht in diesem seltenen Buch vor, als dies Suchen des Mannes nach seinem Weib, nichts wird geschildert als das Weibwerden der jungen Marie-Elisa und ihr angstvolles Zusehen, auf welchen Irrwegen der Geliebte geht, wie er ihr innerlich nicht nahe kommen kann, wie er an ihrem Herzen gleichsam vorbeigeht, wie er dann sich in einsame Arbeit vergräbt, ohne sie daran theilnehmen zu lassen, wie er an sich selbst herumdeutelt, bis sie ihm verzweifelt zuruft — und das ist wie die Peripetie in einem Drama —: deine Fehler hast du gefunden, aber dein Weib hast du nicht gefunden. Dies ist das Buch einer Frau, vielleicht das bezeichnendste, das in der neuen Literatur vorhanden ist. Keine Zeile könnte von einem Mann herrühren. Es ist von einer sittlichen Größe, die reinigend wirkt gleich der frischen Morgenluft am See, und eben diese Größe im Sittlichen, unabhängig vom Kunstwert, und die ungewöhnliche Consequenz, womit hier ideale Forderungen wie eine Kriegscontribution eingezogen und erfüllt werden, machen dies Buch so frauenhaft, abgesehen von dem sanften und seltsam vibrierenden Stil. Fein gesehen sind die Nebenfiguren und voll Duft und Klarheit die Landschaft. Alles in allem: ein neues Buch.

J. Wa—n.

Revue der Revuen.

In der „Deutschen Rundschau“ (August) beleuchtet Friedrich Paulsen, unter dem Titel „Das jüngste Ketzergericht über die moderne Philosophie“, das 1894 bis 1897 erschienene Werk des Prager Professors O. Willmann: „Geschichte des Idealismus“. Man lernt in diesem Werk eine sehr — originelle (bei näherem Zusehen: curiose) Auffassung und Beurtheilung der Geschichte der Philosophie kennen. Eine Auffassung vom Standpunkte eines brutal festgehaltenen Parteibekenntnisses, und zwar des katholisch-thomistischen. Im ersten Theil stellt Willmann die Entstehung des echten Idealismus in der aristotelisch-platonischen Philosophie dar, im zweiten seine Entwickelung und Vollendung durch das christliche Alterthum und das Mittelalter; im dritten handelt er von der Entartung der Philosophie seit der Reformation und versucht im weiteren zu zeigen, dass erst durch die Erneuerung des Thomismus auf katholischer Seite, wie sie seit etwa einem halben Jahrhundert sich vollzogen hat, eine feste Grundlage für die Philosophie wieder gewonnen sei. Das ärgste Verbrechen, das er in der neueren Philosophie zu geißeln findet, ist der Autonomismus, das Vertrauen eines Denkers in sein eigenes Denken. Am schlimmsten kommt dabei Spinoza weg — wobei sich Herr Professor Willmann aber mit einemmale um allen Credit bringt, indem er durch eine lächerliche Glosse über Spinozas Persönlichkeit verräth, wie sehr in seinen Ansichten der Hass einer „Gesinnung“ mitspricht. — A. v. Boguslawski beschließt im gleichen Heft die in zeitgenössischen Briefen gegebene Schilderung des Lebens in der preußischen Hofgesellschaft (1822 bis 1826). Albertine v. Bohuslawska, die in den früheren Briefen schon interessant gewordene Hofdame der Princess Wilhelm, berichtet weiterhin an ihre Mutter. Man hört die Aufregung heraus, die sich beim Tode des Kaisers Alexander I. und der Aufdeckung des Decabristenaufstandes erhob; und die noch viel größere Sensation, die durch die Resignation Constantins und die Thronbesteigung des Großfürsten Nikolaus in Berlin hervorgerufen wurde. Mit dem Großfürsten kam ja auch die deutsche Prinzessin Charlotte auf den Thron. Von dieser schreibt die intelligente Mutter der Hofdame Albertine gelegentlich: „Aber sollte unser Charlottchen wohl schon reif genug sein zur Kaiserin? Schade, dass sie nicht recht wahrhaft liberale Gesinnungen hat“ u. s. w.

In **„The Nineteenth Century“** veröffentlicht Herbert Paul anlässlich einer vollständigen Ausgabe Byron'scher Briefe eine lange Studie über „The art of letter-writing“, die Kunst des Briefschreibens. Byrons Briefe werden allgemein für die besten in englischer Sprache gehalten. Aus ihren Eigenschaften sollen nun die allgemeinen Bedingungen für vorzügliche Briefe abgeleitet werden. Vor allem sollen Briefe frei von den Fehlern der Länge, der bewussten Absicht, schön schreiben zu wollen, sein: sie müssen nichts sein als Briefe. Als weitere fast unumstößliche Bedingung wird literarisches Wissen angeführt. Im Verlaufe der Studie werden dann auch die Briefe anderer berühmter Engländer analysiert. Popes Liebesbriefe erscheinen besonders gute Proben jener englischen Prosa, die Victor Hugo zu dem Ausspruch veranlasste, es gebe in der Weltliteratur nichts so Erfreuliches, wie gute englische Prosa. In der Kunst klarer und im Raum beschränkter Erzählung sind Macaulays Briefe hervorragend. Als letztes Resultat bleibt dann als Regel für das Briefschrieben, dass der Schreiber eine starke Persönlichkeit sein muss. So kann man als Anleitung nur angeben, diese und jene Fehler seien zu vermeiden. Die Vorzüge des Briefes ergeben sich aus der Anlage des Verfassers. (Interessant ist es neben dieser Veröffentlichung über die Briefe jener literarisch hervorragenden Engländer einen Theil der Correspondenz Beethovens kennen zu lernen, der jetzt durch die Blätter geht. Ein Copist, mit dem Beethoven wohl sehr grob gewesen sein mag, schrieb ihm einen köstlichen Brief, in dem besonders der Satz „was ferner das sonstige misshellige Betragen gegen mich betrifft, so kann ich belächelnd selbes nur als eine angenommene Gemüthsaufwallung ansehen. In der Töne Ideenwelt herrschen so viele Dissonanzen, sollten sie es nicht auch in der wirklichen?“ bezeichnend ist. Gleichsam als Antwort schrieb Beethoven an den Rand dieses Blattes ein paar in ihrer Grobheit göttliche Sätze. Zwei Persönlichkeiten offenbaren sich in diesen Briefen gerade durch deren Ungezwungenheit. Der englische Verfasser der Studie über die Kunst des Briefschreibens würde allerdings diesen Briefen viele Vorwürfe machen). — Das nämliche Heft bringt einen guten statistischen Aufsatz über den Kohlenbedarf in der ganzen Welt. Die größte Consumtion weist Amerika auf, etwa 196 Millionen Tonnen jährlich, pro Mann 2·4 Tonnen, dann folgen England 150·7, Deutschland 79·5, Frankreich 37, Belgien 17, Oesterreich 15·9 u. s. w.

In **„Gentleman's Magazine“** (Juli) wird gegen Shakespeare der Vorwurf erhoben, er, der sonst alle Seiten der menschlichen Natur und alle Effecte dargestellt, habe doch einen völlig außeracht gelassen: Die Mutterliebe und die Mutterschaft. In der Fülle weiblicher Gestalten in seinen Dramen finden sich wohl musterhafte Töchter, wie Cordelia, Gattinnen, wie Imogen und Desdemona, ideale Geliebte, wie Julia und Miranda, und Beispiele edelster Freundschaft, wie Celia und Rosalinde, aber nach einer hingebenden guten Mutter sucht man umsonst. Dagegen wird Julias Mutter als kalt und hartherzig, und Hamlets Mutter als der Fluch seines Lebens geschildert oder es sind indifferente Erscheinungen, nirgends aber ist die Mutterschaft verherrlicht, und die Verfasserin des Artikels — Mary Bredford-Whiting — schließt daraus, dass Shakespeare selbst vermuthlich keine mütterliche Zärtlichkeit erfahren und weder an seiner Mutter, noch an seiner Frau Beispiele dieser „höchsten Form selbstverleugnender Liebe“ gesehen habe.

Eine Bilanz.

Von Per Hallström.

Autorisierte Uebertragung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

(Schluss.)

Ein Mann stirbt, und als das Jammern und Weinen im Zimmer verstummt und es ganz leer geworden ist, da merkt er, dass er noch sieht, obgleich seine Augen geschlossen und gebrochen sind, dass jemand seine Hand auf seinem Herzen hält und dass daher die Empfindung kommt. Es ist eine große, dunkle Gestalt, mit brennenden tiefen Augen, und der Todte begreift, dass sie es sind, die ihm Bewusstsein geben, und dass sein Verstand fortfahren wird zu wirken, wie ehedem, wenn er nur einen Impuls erhält, und Antwort zu geben in jenen Geleisen, an die er ihn gewöhnt hat. Der Fremde bewegt die Lippen, und der Mann findet, dass er auch hört.

Was hast du mit deiner Seele gethan, sagt die Erscheinung — wie Töne aus einer tiefen, aber beinahe geschlossenen Glocke kommen die Worte.

Der Todte merkt nun auch, dass seine Gedanken unter diesem Blicke Laut annehmen, und er hört sie erwidern:

Seele? Du weißt wohl, dass ich keine habe, das musst du doch wissen, dass das bloß ein Märchen ist. Ich war ein Feuer, das brannte, ein System geheimnisvoller Kräfte, die in der grauen und weißen Hirnrinde scharfsinnige und richtige Begriffe bildeten und auf der Netzhaut des Auges Zeichnungen der Welt außerhalb meiner selbst. Das Feuer erlosch, die Kräfte schrumpften zusammen, wie Funken in Flugasche, und waren nicht länger da — alles ist nun Stoff für was immer, Brennmaterial für das Feuer anderer, das der Leuchtwürmer im Kirchhofgras oder vielleicht neuer Menschen. Im übrigen lebe ich in den Kindern, denen ich das Leben gegeben, in ihren verborgensten, unerklärlichsten Gedanken bin ich da.

Der Fremde zuckt nicht mit den Wimpern, sein Blick hat dieselbe flammende, unruhige Tiefe wie zuvor.

Ist das alles? fragt er.

Und neue Gedanken wachsen bei dem Todten empor und nehmen Laut an.

Nein, du hast Recht, das ist nicht alles. Ich wirkte, ich war ein recht bedeutender Mann. Zu vielen sprach ich, es findet sich vielleicht noch einer oder der andere, der sich eines Wortes entsinnt. Ich schrieb auch Bücher, kluge und schöne Bücher, Poesie, Kunst, in denen ich alles zusammenwob, was ich an Schmerz und Freude, Schönem und Hässlichem erfahren und geträumt, so wohl abgewogen, dass das Ganze schön war und dass der Leser sitzen blieb und darüber hinblickte und dachte: Das Leben ist wirklich

groß, und es ist angenehm, es so zu fühlen. Diese Bücher werden vielleicht fünfzig Jahre gelesen, dann schreiben Professoren darüber, und vielleicht lesen Leute das, was sie schreiben.

Aber der Fremde wendet noch immer seinen Blick nicht fort.

Was hast du mit deiner Seele gethan? fragt er wieder, ich meine nicht die Ideen, die du aufgeschnappt oder ausgeheckt hast, oder mit denen du gespielt hast.

Und der Todte fühlt neue Gedanken hervorquellen und Laut annehmen.

Du hast Recht, sagte er — wenn mich ich auch ein- für allemale gegen das Wort verwahren muss, das du stets im Munde führst — es gab auch noch anderes. Ich fühlte auch, ich ließ nicht nur den Verstand herrschen. Zuweilen handelte ich sogar, that Gutes, obgleich ich nicht überzeugt bin, dass es auch Gutes war. Mitleid ist ein Reflextrieb, und es erscheint mir als ungewiss, ob es dazu hilft, die Entwickelung vorwärts zu bringen, oder nicht, es ist blind, und was es gilt, ist zu sehen. Der Egoismus ist mit der Kraft verwoben, die das Leben weiter führt, die vielleicht die Lebenskraft selbst ist, der Trieb, Kommenden Leben zu geben, das Mitleid ist der Gegensatz des Egoismus — ich habe oft über dies nachgegrübelt.

Der Fremde drückt die Hand härter gegen seine Brust, und der Mann glaubt zu vernehmen, dass sein Herz noch schlägt. Und der Fremde spricht. Da, sagt er, da, in dem, das unter meinen Fingern bebt, hast du nicht da gefühlt, in den Stunden deines größten Schmerzes und deiner größten Freude, in den Stunden, da mitangesehene Ungerechtigkeit das Herz zusammenpresste, oder da dir alles theuer war und du sehen wolltest, wie deine Liebe in Strahlen ausbrach und alles überglänzte, hast du da nicht gefühlt, dass da, viel tiefer als das Spiel deiner kleinen Gedanken je gedrungen, dass da, in Recht und Unrecht dein Wesen war? Hast du nicht gefühlt und gewusst, dass du da bist, wenngleich die Welt um dich zusammenstürzt und gleich Schatten vergeht, dass du es bist, der deine Welt schafft, dass sie nur eine Tracht, eine Hülle jener Kraft bedeutet, die in dir ist, dass sie ohne die Form, die du ihr in deinem Empfinden gibst, keine Gestalt hat? Und mehr! Tiefinnerst in diesem, das, wie du fühlst, das All ist, lebt ein unbezwinglicher Drang, das Verwirrte und Schmerzliche aufzulösen, als Sieger in deinem eigenen Wesen zur Ruhe zu gelangen.

Der Todte denkt wieder, und seine Gedanken erhalten Laut.

Ich habe manchmal etwas Aehnliches empfunden, sagt er, aber das war Egoismus und Selbstbetrug. Was du da sagst, hast du nicht erfunden, das von der Relativität der äußeren Welt, das habe ich gelesen, aber der Geist, der das zuerst dachte und formulierte, hat resigniert, in Form von Blumen und Rasen auf einem Grab. Resignation ist das, was uns zukommt, nicht das Individuum, aber die Generation ist groß. Die Generation in der Entwickelung realisiert etwas, wir so gut wie nichts.

Und willst du nicht leben und sehen, was die Generation realisiert?

Das kann ich nicht, und, aufrichtig gesprochen, ist es mir ziemlich gleichgiltig. Ich griff nach dem Worte „Entwickelung“, weil es das einzige war, das mir zu Gebote stand, und weil es so munter gerufen wurde, aber wirklich geglaubt daran habe ich ebensowenig, wie die andern, obgleich es ja Spuren gibt — meine Gedanken haben immer davor Halt gemacht. Soll ich die pure Wahrheit sprechen, so habe ich vor dem Resultat der Entwickelung, vor der Zeit, da alles klar und fertig ist, zurückgeschreckt, wie vor einem unendlichen, langweiligen Sonntag.

Der Fremde lacht nicht, wie er es erwartet, er senkt nicht einmal den Blick, seine Worte kommen dumpf und stark.

Was du Egoismus nennst, das war deines Wesens Tiefstes. Dich selbst gilt es, dein Räthsel musstest du zu lösen versuchen, du bist vor dir selbst geflohen, hinaus in leere Worte über andere. Für dich bist bloß du ganz wirklich, und das, was aus dem Wesen anderer dem deinen in den tiefsten Tiefen begegnet. Dort Harmonie zu gewinnen, das war deine Aufgabe. Was hast du mit deiner Seele gethan? In Lauheit hast du dich andern genähert, den Egoismus hast du zu Lauheit gezähmt, über die Generation und das Leben der Generation hast du geschwätzt — was hast du aus deinem gemacht? Sieh!

Und er schlägt sein dunkles Gewand zurück und streckt seine Hand aus.

Es ist eine Flamme darin, die wie ein St. Elmsfeuer auf einem Maste tanzt, ganz bleich, aber nicht erlöschend, in Bewegung zitternd.

Das ist deine Seele. Was soll ich damit thun?

Der Todte sieht seine Seele und erbebt im Wiedererkennen. Wer bist du selbst? fragt er.

Du hättest mich den Tod genannt und nichts anderes damit gemeint, als den Klang des Wortes. Sieh!

Und er lässt sein Gewand sinken, er ist zart und dunkel. In der Brust, an der Stelle, wo das Herz zu sein pflegt, hat er ein Büschel unzähliger Flammen, die zusammenschmelzen und sich theilen. Der Todte blickt auf die, die er in der Hand hat, und erzittert in Unruhe. Aber der Tod spricht:

Was soll ich mit deiner Seele thun? Sie weiß nichts. Hinaus ins Gewühl mit ihr, möge sie sich ein neues Kleid weben! Möge sie aufs Neue leiden, aufs Neue leben! In Brausen und Dunkelheit, in Wechsel und Sturm möge sie sich vorwärts tasten! Du kannst mich auch das Leben nennen!

Ein letztesmal nimmt der Gedanke des Todten Laut an.

Aber die Antwort des Räthsels, sagt er. Bist du ein Böses oder ein Gutes?

Und während der Fremdling langsam den Druck seiner Hand aufhören lässt, erwidert er:

Das musst du selbst herausfinden. Von dir will ich es wissen.

Und indes das Bild des Todten verblasst, sieht er seine Seele zu den anderen im Herzen des Mannes fliegen, eins mit ihnen werden und sich halb wieder lostrennen, in neuer Kraft erglühend.

* * *

Hans stand auf und fuhr in dem dumpfen Ton der Phantasie fort: diese Antwort finde ich niemals. Nun bin ich müde und kalt und muss nach Hause gehen. Morgen bin ich wieder mein früheres Selbst, da ist das für mich nicht mehr da — vielleicht arbeite ich auch dann wieder ganz gut.

Er gieng rasch und dachte kaum, nur so nach und nach fühlte er, wie er warm wurde. Als er hinauf auf den Dachboden kam, leuchtete das Gas nur in einem Kreis rings um die Treppenöffnung, weiter weg war es dunkel. Neben seiner Thüre bewegte sich etwas Schwärzeres, als das andere, und er glaubte Schluchzen zu hören.

Er strich ein Zündhölzchen an und leuchtete. Mit dem Kopfe auf der Thürmatte lag ein Bursche und schlief, und dicht am Thürpfosten, zwischen dem Mauerpfeiler eingeklemmt, stand das Mädchen vom Nachbarzimmer und rang die Hände. Sie sah erschreckt zu ihm auf, ihre Augen standen ihm ängstlich und schwarz gegenüber, bloß mit dem kleinen, leuchtenden Spiegelbild der Flamme darin, sonst nichts als schwere Schatten.

Was gibt es? fragte er.

Sie wies auf den Liegenden und begann dann wieder die Hände zu ringen. Ich sehe, sagte Hans, er ist wohl betrunken. Aber warum stehst du selbst hier? Sie zitterte vor Kälte. Das Zündholz gieng aus, und aus der Dunkelheit kam die Antwort in einem seltsam dumpfen, seelenlosen Tonfall: Wir durften nicht drinnen bleiben. Sie hat uns hinausgeworfen. Er hat jetzt keinen Unterstand, und heute ist sie so zornig — sie sprach von der Mutter. — Ich traue mich nicht anzuklopfen, und allein liegen kann er auch nicht hier.

Hans strich ein frisches Zündholz an, kletterte über die Füße des Betrunkenen und steckte den Schlüssel ins Schloss. Gewiss kann er das, sagte er. Du sollst eine Decke haben, um ihn einzuwickeln, und du selbst kannst mit mir hereinkommen. In einer Weile ist bei dir drinnen wieder alles gut, dann kannst du dort anklopfen.

Im Atelier zog die trübe Abendluft mit schmutzigem Gaslicht und Schatten durch das Fenster herein; mitten davor stand die Staffelei mit dem Bilde, wie eine phantastisch wachsende Gestalt. Hans zündete die Lampe an, zeigte dem Mädchen, was sie nehmen sollte, und hörte sie wieder hereinkommen. Ihre Schritte waren leicht und rasch, es machte ihm den Eindruck, als ob ihre Unruhe vorbei wäre und sie sich jetzt einen ganz angenehmen Abend erwartete. Er sah sie an. Sie hatte wohl ein wenig getrunken, sie auch, ihre Wangen waren fieberroth. Sie war schön, mit ihren dunklen Augen, die noch größer aussahen durch die feuchten Ringe darum, und dem braunen Haar, das sich ein wenig gelöst in der Aufregung von eben erst. Sie versuchte, sich mit ungezwungener Miene an einen Stuhl zu lehnen, aber die Hände suchten einander linkisch.

Setze dich, sagte er und wandte sich dann zu seinem Bilde, auf das der Lampenschimmer gerade fiel, er empfand eine heimliche Freude, es wieder zu sehen und es gut zu finden; es war wie neu für ihn.

Gegen einen Hintergrund von Himmel und Bäumen in einfachen, subtil zusammengestimmten Linien zeichnete sich eine sitzende, weibliche Gestalt ab, die Hände im Schoße, die Augen träumend von allem um sie und ihrem eigenen Wesen und ihrer eigenen Schönheit. Es war Kunst in der Harmonie von Farbe und Licht und Proportionen, die sein Wille geschaffen; die Falten des Gewandes fielen weich von ihren Knien, und da, zu ihren Füßen, war Raum für die Huldigung aller, ihre Anbetung wurde von der Luft zu ihr emporgetragen, obgleich sie auf dem Bilde nicht sichtbar wurde. Aber mitten auf der Brust leuchtete, roth wie Blut, der Fleck, den sein geschlenderter Pinsel zurückgelassen, und schrie gegen die Ruhe und das Glück ringsumher.

Hans nahm unwillkürlich ein Messer und begann, den Fleck abzukratzen. Er sollte nicht sein Werk verderben, das ihm jetzt in dem gelben Lichte ganz geglückt schien.

Nach einer Weile fühlte er, dass ein Blick auf ihn geheftet war, entsann sich, dass er nicht allein sei, und wandte den Kopf. Da saß das Mädchen, die Hände ineinander verschlungen, die Augen

kummervoll und schwer. Sie blickte auf die feinen Möbel, auf die gestickte Draperie der Thüre und den Teppich unter ihren schiefgetretenen Schuhen, sie schien sich zu schämen, dass sie hier sitze, und dem Weinen nahe zu sein über die Hoffnung, die sie eben gehegt.

Siehst du, was ich da male? begann er, um etwas zu sagen.

Sie richtete den Blick schräg unter halbgesenkten Augenlidern hin. Sie ist sehr fein und schön. Wer ist das? Ich habe sie nie hergehen sehen.

Ah, das ist überhaupt niemand, nur Eine, die ich mir gedacht habe. Sie sah wieder hin mit deutlichem Misstrauen und einem listigen, schwachen Lächeln, das gleich wieder in Neid erstarrte. Ja, ja, sagte sie, mich geht es ja auf jeden Fall nichts an.

Hans sah sie an und errieth ihre Gedanken, es erfasste ihn ein plötzliches Interesse, zu verstehen, was für ein Wesen sich hinter dieser Maske verbarg mit dem armen, leeren Lachen und den hungrigen Augen.

Hör einmal, sagte er, er, der da draußen liegt, wie ein Thier, ist das jemand, aus dem du dir etwas machst? Willst du, dass er hereinkommt?

Sie riss die Hände auseinander und erröthete dunkel. Gewiss nicht, antwortete sie rasch, glauben Sie das nicht von mir. 's ist nur einer, der manchmal kommt und plaudert und lustig ist, aus dem hab ich mir nie etwas gemacht. Es war leicht zu sehen, dass sie log, aber auch dass sie sich schämte.

Wie heißest du?

Sie erstrahlte wieder hoffnungsfreudig, die Worte klangen so freundlich, versprachen ein bisschen mehr Vertraulichkeit. Henriette, erwiderte sie, und es blitzte in ihren Augen, eigentlich Henrietta, aber das klingt so komisch. Einige nennen mich auch Jetta, fügte sie mit gespieltem Zorn hinzu, aber die kann ich nie leiden.

Seine Worte kamen durchaus nicht in den Ton, den sie erwartete.

Und bist du zufrieden mit deinem Tag, Henriette?

Sie warf den Kopf in plötzlicher Verbitterung vorüber. Was kümmert das Sie? rief sie. Haben Sie mir etwas bezahlt? Wie kommen Sie dazu, da zu predigen, was?

Aber als sie seinen Widerwillen merkte, begriff sie sofort, dass sie sich gewöhnlich benommen, und versuchte, ihre Miene zu ändern, nur wusste sie nicht, was sie daraus machen sollte. Der Mund zitterte, die Augen wurden feucht. Plötzlich wurde der Gesichtausdruck echt, ihre wirklichen Gedanken durchbrachen die Scheuheit, und sie sprach rasch und gewaltsam.

Kann ich denn nicht so sein, wie ich bin? Wem schade ich denn, außer mir selbst, wenn es überhaupt ein Schade ist? Wäre ich besser, wenn ich mürrisch und hässlich und schäbig gienge, wie die andern? Ich bin schön, sagen viele, und schön will ich sein und vergnügt, wenn ich kann, warum soll ich das nicht? Manche haben mich gern, und ich habe sie auch wieder gern, und sie freuen sich, mich zu treffen — wenn es nicht gerade am helllichten Tage auf der Straße ist — und ich freue mich auch. Ich wünsche niemandem was Böses, und sehr neidisch bin ich auch nicht — haben sie immer feine Kleider, so hab' ich manchmal ebenso schöne, obgleich es jetzt gerade nicht reicht, denn ich kann nichts Neues kaufen; sind sie immer vergnügt, so hab' ich es auch manchmal lustig; und elend können sie auch werden — wenn es mir am Aergsten geht, denke ich daran. Wenn ich nur ein bisschen öfter fahren könnte, wäre ich glücklicher, als alle miteinander.

Hans beobachtete mit wachsendem Interesse das Spiel in ihrem Antlitz, das Zittern der Augenbrauen, das dunkle Leben der Blicke, den Ausdruck der Lippen, die sich zwischen Hohn und gutmüthigem Leichtsinn bewegten und zuweilen wie zu einem Schreie öffneten, obgleich die Stimme nie dazu anstieg. Er wollte noch andere Stimmungen sehen. Und woran dachtest du, als du draußen in der Dunkelheit standest, bevor ich kam? fragte er.

Sie zuckte zusammen und stammelte entsetzt. Da, da! Ich glaubte, alles sei vorbei. Das ist mir nie vorher geschehen. Ich war so vergnügt und dachte an nichts, da setzte sie uns vor die Thüre. Ich glaubte, ich müsste dort erfrieren, und es war so dunkel und unheimlich, besonders wenn unten jemand gieng. Ich wusste nicht, was kommen würde, es klang so todt und dumpf.

Er blickte auf ihre Hände, die gleichsam wie zum Schutze ineinander krochen, auch ihre Augen, die sich weiteten, hie und da richtete er einen raschen, prüfenden Blick auf sein Bild, wandte sich in Müdigkeit davon ab und betrachtete sie noch eifriger. Als sie geendet, erhob er sich.

Ihre Miene wurde weinerlich, nicht der mindeste Trotz darin, nur Furcht. Sie schien zu fürchten, dass er sie fortweisen würde, und fand nicht ein Wort zu ihrer Vertheidigung. Aber er beruhigte sie sofort.

Nimm es nicht so tief, Henriette, sagte er zerstreut; ich wollte dir natürlich gar keinen Vorwurf machen.

Er holte Wein und Gläser, schenkte ein, und beobachtete mit einer Art bitterer Befriedigung ihr entzücktes Staunen.

Nun stoßen wir miteinander an, wir beide, Henriette!

Und sie stießen an. All ihre Angst war mit einem Nu wie weggeblasen, nur ein bisschen Verlegenheit war übrig, und Ungewissheit, was aus dem Ganzen eigentlich werden sollte.

Er legte seinen Rock ab und zog die Arbeitsblouse an, er fühlte den Wein wie eine Wärmewoge durch sein Inneres fließen. Nach all den stillen, aber gewaltsamen Gedanken empfand er es als eine Erleichterung, mit jemandem zu sprechen und die Worte hervorströmen zu fühlen.

Ich freue mich, dich zu sehen, sagte er, ich bin draußen in der Dunkelheit gegangen. Lass' uns ein wenig fröhlich sein! Ich habe dich ein bisschen lieb, ich auch, trotz allem, denn ich verstehe dich, und das ist so ziemlich alles, wozu ich tauge. Man geht umher und glaubt, dass man zu etwas anderem taugen wird, man kämpft mit sich selbst und allem, aber das Resultat ist nicht viel mehr, als verlorene Zeit. Du bist schön, und das begreife ich, du bist unglücklich, und das begreife ich auch. Sie dort — er nickte dem Bilde zu — passt nicht für uns. Du bist doch schöner.

Die Augen des Mädchens strahlten vor Befriedigung, aber bargen noch ein wenig Unruhe; seine Worte waren so wunderlich, aber sie merkte, dass es doch für ein Weilchen vergnügt sein würde, und so genau nahm sie es nicht. Vor der Thüre hörte man ein Geräusch, der Betrunkene drehte sich um.

Hans sah wieder auf sein Bild, lachte und ließ sich davor nieder.

Henriette, sagte er, während wir hier sitzen und plaudern, möchte ich dich abzeichnen. Das Gesicht auf dem Bilde dort ist nicht recht, ich will anstatt dessen deines haben. Jetzt lässt du mich es auf Papier zeichnen, nur damit ich es besser kennen lerne, nur ein Weilchen, bevor du gehst, ein andermal kommst du herein und sitzest zu dem Bilde.

Das Mädchen war gerne dabei, sie lachte, so dass die Zähne spitzig leuchteten; nur der Blick wollte nicht ganz froh werden, denn es gieng ein Eindruck des seinen auf ihn über, der ernsthaft und unbegreiflich war.

Und nach ihrem Gesichte, mit dem unruhigen Blick der Augen, halb flehend und wimmernd, halb frech, in seltsamem Gegensatz zu der lächelnden Ruhe des Mundes, zeichnete Hans die Studie für seine neue Darstellung der Kunst.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Seiden-Baftrobe fl. 8.65

bis fl. 42.75 per Stoff zu completer Robe — Tussors und Shantungs

sowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

767

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVI. Band. Wien, den 13. August 1898. Nummer 202.

Recidiv.

Als Graf Badeni am 28. November v. J. einer kleinen Straßenrevolution jählings zum Opfer fiel, musste man, soferne man noch einen Funken Vernunft in der österreichischen Politik vermuthen sollte, meinen, dass mit ihm auch sein politisches Programm abgethan sei. Die neun Monate aber, die inzwischen vergangen sind, haben die merkwürdige Erscheinung zutage gebracht, dass das Programm Badeni noch lebt, nachdem das Ministerium Badeni längst verschwunden ist.

Der erste und Grundfehler, den das Ministerium Badeni begieng, war der impertinent schlechte Ausgleich, den es mit Ungarn schloss. In dem bösen Bewusstsein, dass dieser Ausgleich auf ehrlichem Weg im Parlament nicht durchgebracht werden könnte, suchte das Ministerium zunächst die Stimmen der Jungczechen für ihn zu erkaufen. Es gab ihnen als Kaufpreis die ungesetzlichen Sprachenverordnungen hin. Das war der zweite Fehler. Denn die Sprachenverordnungen, weit entfernt davon, die parlamentarische Erledigung des Ausgleichs sicherzustellen, brachten vielmehr alle parlamentarische Arbeit zum Stillstand, indem sie die nichtclericalen Deutschen zur Obstruction trieben. Schon diese Erfahrung hätte halbwegs orientierte Staatslenker belehren müssen, dass sie auf dem falschen Wege waren und umkehren sollten. Doch Graf Badeni wollte nicht umkehren, er wollte auf jede Gefahr hin weiterfahren. Zwei Wege lagen nun vor ihm: der große offene Staatsstreich durch Octroyierung einer neuen Wahlordnung für das Abgeordnetenhaus oder der kleine verdeckte Staatsstreich durch Erzwingung einer neuen, polizeilich verstärkten Geschäftsordnung für das Abgeordnetenhaus. Mit der ihnen eigenen Unverschämtheit forderten die jungczechischen Blätter im vorigen Sommer schon den großen Staatsstreich, und die ehrenwerthen „Narodni Listy“ haben es in einer gesprächigen Stunde nach dem Fall des Grafen Badeni verrathen, dass dieser seinen jungczechischen Complicen den großen Staatsstreich für den August 1897 versprochen hatte. Des Weges schon einigermaßen unsicher, führte er ihn aber nicht aus, sondern zog den kleinen Staatsstreich vor, der denn auch im November mit der lex Falkenhayn ins Werk gesetzt wurde. Die nächsten Folgen waren die parlamentarische Revolte und der Straßenaufruhr in Wien. Von Blindheit musste geschlagen sein, wer nun noch nicht merkte, dass der Staatswagen auf einen halsbrecherischen Abweg gerathen war. Die Staatslenker schienen das auch zu begreifen. Denn der tolle Fuhrmann, Graf Badeni, wurde weggejagt. Seitdem hat sich aber ein geistiger Rückbildungsprocess vollzogen. Wir stehen heute im August 1898, wie im August 1897, wieder ungefähr vor denselben staatsrechtlichen Problemen, welche mit dem Sturz Badeni's als schmerzlich überwunden gelten mussten. Die Lehren der Aera Badeni sind wie weggewischt. So etwa arbeitet ein paralytisches Gehirn, das noch ab und zu von der Angst vor einer eminenten Gefahr zu einem lichten Moment aufgepeitscht wird, um dann neuerdings in Stumpfsinn zu versinken, sobald der äußere Antrieb nachgelassen hat.

Das Zwischenministerium Gautsch, welches unmittelbar Badeni nachfolgte, verrieth noch einige lichte Momente. Der Staatswagen wurde sofort gebremst und hinter die Station Falkenhayn, an der der Wagen ins Stürzen gerathen war, zurückgeschleppt. Aber dort durfte er nicht lange stehen bleiben. Er musste noch sachte an den Ausgangspunkt zurückgeführt werden, wollte man eine fahrbare Straße finden. Der schlechte Ausgleich — die ungesetzlichen Sprachenverordnungen — die gewaltthätige lex Falkenhayn: das waren die drei Stationen der Badenischen Irrfahrt gewesen. Man musste zurückfahren, von einer Station zur anderen. Baron Gautsch offenbarte denn auch die Absicht, die Sprachenverordnungen aufzuheben, und knüpfte zu diesem Zweck ernst gemeinte Verhandlungen mit den Parteiführern an. Noch mehr! Der Finanzminister des Cabinets Gautsch, Herr Dr. v. Böhm, gab den Wunsch kund, das Bilinski'sche Ausgleichsmachwerk in einer neuen Transaction mit der ungarischen Regierung einer Durchsicht zu unterziehen und einer gründlichen Verbesserung zuzuführen. Wäre beides consequent durchgesetzt worden, so hätten wir wohl heute schon irgend ein, wenn auch nur halbwegs befriedigendes Sprachengesetz und irgend einen, wenn auch nur halbwegs gerechten Ausgleich, und der Staatswagen könnte auf fahrbaren neuen Wegen dem großen Ziel der politischen und socialen Reformen zurollen. Aber, Consequenz! Dein Name ist sicher nicht Oesterreich! Was das Ministerium Gautsch begonnen, das hat es auch unvollendet gelassen. Wenige Wochen nach dem Badeni'schen Eclat schon begann die Erleuchtung zu schwinden. Plötzlich gieng das Ministerium Gautsch — man weiß noch heute nicht, warum — und das Ministerium Thun kam — man weiß noch heute nicht, wozu. In den Köpfen der Staatslenker begann es wieder zu nächtigen, die Recidive ist da, und schwerlich wird man bei den Staatslenkern eine Spur mehr finden von den eindringlichen Lehren, die ihnen die Katastrophe Badeni gebracht hat.

Noch aus den zwei kurzen Redeconcepten, die Graf Thun im Abgeordnetenhause verlas, klang etwas heraus, wie eine dämmerhafte Erinnerung an die Erkenntnis, dass man hinter die Station Sprachenverordnungen wenigstens zurückkommen müsse, um einen neuen Weg zu finden. Aber auch dieses schwache Residuum hat sich inzwischen verflüchtigt. Die Verhandlungen, die Graf Thun mit den deutschen Parteiführern versuchte, scheiterten an seiner jammervollen geistigen Unzulänglichkeit. Doch selbst wenn der Sprachenfrieden schon geglückt und die Obstruction eingestellt wäre, stünde das Ministerium noch vor der größeren Schwierigkeit, vor dem Ausgleich. Der Bilinski'sche Ausgleich würde von einem arbeitsfähigen Abgeordnetenhaus mit überwältigender Majorität schlankweg abgelehnt werden. So lange kein besserer Ausgleich da ist, dient die Obstruction noch der Regierung als Wand, hinter der sie ihre eigentliche Schmach, den landespreisgebenden Ausgleich, versteckt. An eine Verbesserung des Ausgleichs hat aber — ungleich seinem Vorgänger Dr. v. Böhm — der neue Finanzminister Dr. Kaizl nie auch nur gedacht, offenbar, weil es ihm dafür ebenso wie Herrn v. Bilinski an der schöpferischen Kraft gebricht. So steht der Staatswagen heute noch auf demselben Fleck wie vor einem Jahr, hinter den Stationen des Bilinski'schen Ausgleichs und der (wenn auch auf Gautsch umgetauften) Sprachenverordnungen, an der Kreuzung, von der nur zwei Wege auslaufen: zum großen Staatsstreich à la Belcredi und Hohenwart oder zum kleinen Staatsstreich à la Falkenhayn-Badeni. Und da man den kleinen Staatsstreich kaum wird wiederholen wollen, weil man sich, trotz umnachteten Gedächtnisses, denn doch noch erinnert, dass sich das Ministerium Badeni dort das Genick gebrochen hat, bleibt nur der große Staatsstreich übrig, zu dem die Regierung aus den Jubiläums-Festlichkeiten die nöthige Kraft zu sammeln hofft.

Noch vier Monate muss der Wagen stillhalten, ehe die weite tolle Fahrt, die Fahrt in den großen Abgrund, angehen darf. Wir haben den Kutscher gewechselt, aber nicht den Weg. Umgekehrt wäre wohl vernünftiger, aber unvernünftig ist österreichischer. Nachdem Metternich im Jahre 1848 unter Schimpf und Schande vertrieben worden war, wurde im Jahre 1849 sein System wieder in Ehren eingesetzt, bis der 1859er und dann noch einmal der 1866er Krieg die trägen Gehirne der österreichischen Staatslenker aufrüttelten. Die Ministerherrlichkeit des Grafen Badeni ist im Novembersturm 1897 untergegangen. Aber seine Politik lebt fort. Von den politischen Brosamen, die er auf seinem Tisch zurückgelassen, vegetieren die Armen im Geiste, die seine politischen Nachfolger geworden sind.

K.

Die dynastische Frage in Spanien.

Gar ängstlich steht sich's auf der Menschheit Höh'n
Grillparzer, Sappho.

Es sind jetzt ungefähr 200 Jahre verflossen, seit Spanien, und zwar in noch weit höherem Maße als heute, nicht nur die Blicke der ganzen Welt auf sich lenkte, sondern auch nach dem Erlöschen des Habsburgischen Königshauses im sogenannten Erbfolgekrieg die Schwerter der Völker in Bewegung setzte. Die Bourbonen behielten damals bekanntlich die Oberhand, und das hat nicht zum Vortheil Spaniens ausgeschlagen. Mit wenigen Ausnahmen haben sie alle zu dem Niedergang des Landes durch ihre Unfähigkeit, ihren Schwachsinn und ihre Sittenlosigkeit beigetragen, unter ihnen giengen die meisten Colonien wieder verloren und entstand zum Ueberfluss noch jene unglückliche dynastische Frage, die so viele Ströme Blutes gekostet hat und noch heute nachwirkt, ja, gerade in letzter Zeit wieder actuell zu werden und einen neuen Bürgerkrieg heraufzubeschwören droht.

Es war Ferdinand VII. unseligen Angedenkens, der sich, bis dahin kinderlos, von seiner vierten Gemahlin, Maria Christina von

Digitized by Google

Neapel, dazu bestimmen ließ, das spanische Gesetz, das die Frauen vom Throne ausschloss, aufzuheben und die alte castilianische Erbfolgeordnung wieder in Kraft zu setzen, trotz der lebhaften Proteste des Infanten Don Carlos, seines Bruders, der sich nach der im Jahre 1830 erfolgten Geburt Isabellas dadurch vom Throne ausgeschlossen sah. Von diesem Augenblick ab gibt es zu den vielen sonstigen Fragen hierzulande auch eine dynastische! Der Einspruch der zurückgesetzten männlichen Linie wurde von der clerical-absolutistischen oder, wie sie damals hieß, „apostolischen" Partei zu dem ihrigen gemacht, und daraus entspannen sich dann, da das Königshaus sich naturgemäß auf die Gegenpartei stützte, jene blutigen inneren Kämpfe, die das beklagenswerte Land völlig ruinierten. Gleich nach dem Tode Ferdinands (1833) brach der Aufstand aus. Auf der einen Seite stand die von den Mönchen und der Geistlichkeit angeführte Landbevölkerung, auf der anderen die sogenannten liberalen Elemente mit ihren Verfassungsprogrammen, constitutionellen Freiheiten und parlamentarischen Einrichtungen. Jahrelang schwankte das Kriegsglück hin und her; Frankreich, England, Portugal sandten der manchmal schwer bedrohten Regentschaft Hilfstruppen, bis schließlich die starke Faust Esparteros der Sache ein Ende machte. Ich brauche hier nicht alle Vorgänge der etwas scandalösen Regentschaft Maria Christinas zu schildern; erwähnt sei nur, dass für einen Augenblick damals der Gedanke auftrat, dem dynastischen Streit durch eine Verbindung Isabellas mit ihrem Vetter, dem Sohne „Carls V.", ein Ende zu machen. Allein der Einfluss und die hausväterliche Staatskunst Louis Philipps setzten ihre Vermählung mit dem Infanten Franz de Assisi durch, in der bestimmten Erwartung, dass diese Ehe kinderlos bleiben würde, wodurch dann der Thron an die Enkel des Bürgerkönigs, die Kinder des Herzogs von Montpensier, übergegangen wäre. Darin hatte er sich nun aber getäuscht. Isabella blieb nichts weniger als kinderlos, wohl aber machte die Septemberrevolution von 1866 ihrem Königthum ein Ende, da sie sich nicht dazu entschließen konnte, „allein", d. h. ohne ihren Buhlen nach Madrid zurückzukommen.

Der nun folgenden Regentschaft Serranos und der Regierung Amadeos, der in der Absicht, sich rasch populär zu machen, über das Ziel hinausschoss, konnten die Spanier keinen Geschmack abgewinnen. Noch unter Amadeos Herrschaft brachen die Carlisten, jetzt unter dem Herzog von Madrid, wie sich „Carl VII." einstweilen nannte, von Neuem los, um den Liberalen, „der Vorhut des Petroleums und der gesellschaftlichen Auflösung im Namen von Gott, Vaterland und König" den Krieg zu erklären. Bei Betonung dieser politischen Seite der Frage darf allerdings ein wichtiger Punkt nicht übersehen werden, nämlich die Angelegenheit der Fueros der baskischen Provinzen, zu deren Vertheidigern sich der Carlismus aufwarf. Mehr als seine politischen Grundsätze hat dieser Umstand dazu beigetragen, ihm Parteigänger zuzuführen.

Amadeo dankte 1873 ab, und die Spanier waren nun wieder unter sich. Es wurde jetzt die Republik proclamiert, die aber überaus schnell abwirtschaftete, denn eine freie Staatsform kann nur auf dem Boden sittlicher Reinheit und hochsinniger Vaterlandsliebe gedeihen, und namentlich ist eine Republik auf die Dauer undenkbar ohne die Voraussetzung republikanischer Bürgertugend. Daran mangelte es aber leider durchaus, und so konnte denn bereits im Jänner 1875 Alfons XII. seinen Einzug in Madrid halten, wo er sich durch gewisse demokratische Allüren rasch beliebt zu machen verstand. Vielleicht würde es ihm gelungen sein, der Dynastie — mit den Carlisten war man im Laufe des Jahres fertig geworden — eine dauernde feste Grundlage zu geben, wenn nicht ein vorzeitiger Tod, die Folge eines etwas allzu flotten Lebens, ihn 1885 dahingerafft hätte. So übernahm denn seine zweite Gattin Maria Christine, die österreichische Erzherzogin, im Namen des nachgeborenen, schwächlichen Sohnes vorläufig die Regentschaft.

Ich glaube, dieser Rückblick genügt, um darzuthun, dass die Bande, die das Volk mit der Dynastie verbinden, unmöglich sehr feste sein können, und man braucht denn auch thatsächlich nur einem politischen Gespräch — und das ist doch noch immer eines der Lieblingsthemata jedes Spaniers — zu lauschen, um sofort herauszufühlen, dass das Leid, welches die Bourbonenherrschaft dem Lande zugefügt hat, unvergesslich ist, und dass die Monarchie die Masse der Bevölkerung nicht hinter sich hat. Weshalb ist sie denn nicht längst beseitigt worden? werden gewiss viele fragen. Die Antwort lautet: einmal deshalb, weil sich die Republikaner eben auch als unfähig erwiesen haben, ein geordnetes Regiment aufrecht zu erhalten, und zweitens, weil die Carlisten wegen der unerhörten Bluthaten, die sie verübt, ebenfalls im schlechtesten Rufe stehen, wie denn ja auch Don Carlos persönlich infolge seines hier allerwärts bekannten Lebenswandels keine Sympathien besitzt. Diese Umstände hat sich die Regentin in bisher nicht ungeschickter Weise zunutze gemacht, um die Wage auf der einen Seite mit der Uneinigkeit und Unfähigkeit der Republikaner, auf der anderen mit der Unbeliebtheit der Carlisten zu belasten und so ein künstliches Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, während sie im übrigen dem Grundsatze „le roi règne et ne gouverne pas" huldigte und aufs sorgfältigste dahin strebte, dieses Ideal eines constitutionellen Königthums zu erfüllen, um ihrem Sohne den Weg zum Throne offen zu halten.

Für ruhige, normale Zeiten wäre diese Politik ja nun auch die einzige richtige vom Standpunkte der dynastischen Interessen gewesen, aber das Schicksal hat es nun einmal gewollt, dass die von altersher begangenen Colonialsünden den glatten Verlauf der Regentschaft durch die mächtigen Aufstände auf Cuba und den Philippinen stören sollten. Und in solchen Fällen genügt eben diese kühle Reservestellung des constitutionellen Herrschers nicht. „Alles zu retten, muss alles gewagt werden: ein verzweifeltes Uebel will eine verwegene Arznei", meint Fiesco, und das gilt ohne Zweifel auch hier. Es kam darauf an, energische, weitausschauende Entschlüsse zu fassen, und dieser Aufgabe war Donna Christina nicht gewachsen: sie musste es erleben, dass Salmeron ihr im Parlament die Worte des Propheten zurief: „Wehe dem Land, des König ein Kind ist!" — Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, dass ihre ausländische Herkunft ihr in gewisser Weise die Hände band. Im allgemeinen kann sich der Fremde hier in Spanien ja nicht beklagen: seine höhere Bildung, seine Kenntnisse und Fähigkeiten werden meistens bedingungslos anerkannt, und wenn ein Spanier im Laden etwas Gutes kaufen will, so verlangt er „genero estranjero". Aber was für den Fremden als Privatmann gilt, kann man nicht ohneweiteres auf die Stellung der Krone übertragen. Hier gewinnt das Wort „estranjero" plötzlich mehr den Sinn „Fremdherrschaft", die sich ja nirgends einer besonderen Beliebtheit erfreut. Und die Königin Christine ist für die große Masse der Spanier doch stets die „Fremde" geblieben, ja, sie wird sogar im Palast selbst so genannt. Sie hat sich ihrer ganzen Natur nach nicht mit dem Volke und seinem Charakter identificieren können. Sie ist keineswegs für populäre Huldigungen unempfindlich, aber sie hascht nicht darnach und fordert sie nicht heraus. Als im Herbst 1892 die allerdings durch eine blendende äußere Erscheinung ausgestattete Königin von Portugal hier war, bezauberte sie die Madrider durch eine geradezu berückende Liebenswürdigkeit, die es sich nicht nur ruhig gefallen ließ, dass Männer aus dem Volke auf der Straße stehen blieben und ihr allerhand schmeichelhafte Worte über ihr vortheilhaftes Aeußere zuriefen, sondern die durch ihr süßestes Lächeln noch obendrein dankbar dafür zu sein schien. Donna Christina versteht dergleichen nicht oder, besser wohl, will dergleichen Spaß nicht verstehen, was ihr von vielen daher als Hochmuth und Stolz ausgelegt wird, als ein der modernen Zeit nicht mehr entsprechendes Hängen an Etikettenfragen. Das erste, was damals die Königin Amalie hier that, war, sich in ein spanisches Costüm zu werfen, ins Stiergefecht zu gehen, den Toreros einige kostbare Brillantringe zuzuwerfen und wie ein richtiger Aficionado die kühnen Pas eines Mazzantinis zu bewundern. Das alles gefiel dem Volk: in wenigen Tagen war sie so beliebt, als ob sie in Madrid geboren sei. Die Infantin Isabel macht es ebenso und erfreut sich daher der größten Popularität. Ja, so unglaublich es auch klingen mag, selbst die Königin Großmutter Isabel hat im Volk noch immer persönliche Anhänger, weil sie sich stets als „madrileña neta" zu geben verstand und sich vielleicht auch als solche fühlte. Donna Christina hat umgekehrt nie eine Plaza de Toros besucht. Als Gegner des Stierkampfwesens begreife ich das vollständig, ehre diese Gesinnung und stelle den Muth, womit sie ihrer Ueberzeugung von der Schädlichkeit dieser Sitte durch systematisches Fernbleiben Ausdruck verleiht, sogar sehr hoch. Aber ob es vom politischen und socialen Standpunkt richtig ist, bezweifle ich sehr. Sie hofft vielleicht durch ihr Beispiel veredelnd einzuwirken, darin würde sie sich vollkommen täuschen. Sie sucht das nun dadurch auszugleichen, dass sie alle vornehmeren geistigen Bestrebungen durch Anwesenheit des Hofes unterstützt, wie die Concerte des philharmonischen Orchesters, die Vorstellungen der italienischen Oper und des Teatro Español; aber sie kommt dadurch dem eigentlichen Volksempfinden nicht näher; beide stehen sich kühl, „fremd" gegenüber. Es kann ihr in einem gewissen Sinne nichts Uebles nachgesagt werden, wie es bei ihren Vorgängerinnen der Fall war, und das will in der hiesigen Atmosphäre immerhin schon etwas heißen, aber die Masse empfindet bei ihrem Anblick kein wärmeres Gefühl. Niemandem fällt es ein, Hurrah oder Viva zu schreien, oder auch nur anstandshalber den Hut abzunehmen, und wenn die Livrée des Kutschers nicht ihre Anwesenheit verriethe, würde überhaupt niemand davon Notiz nehmen. Ihr Geburts- und Namenstag ist ein rein höfisches Fest. Sie besitzt mit einem Wort keine Sympathien, und dazu kommt noch, dass viele, vielleicht mit Unrecht, glauben, dass sie mit den Millionen der Civilliste etwas allzu haushälterisch umgeht, ganz im Gegensatz zu der früheren Königin Isabel und zu der Infantin Isabel, die bis auf den letzten Heller alles wieder ausgaben und ausgeben und vielleicht noch etwas mehr. Den kleinen König bekommt man nur bei wenigen feierlichen Gelegenheiten zu Gesicht: im öffentlichen Leben spielt er noch gar keine Rolle, wie er denn ja auch den jetzigen tragischen Vorgängen ahnungslos gegenübersteht. Und in dieser Entfremdung, die zwischen Thron und Volk besteht, liegt eben ein großer Theil der Gefahr, dass die dynastische Frage demnächst wieder acut und von Neuem aufgerollt werde

Madrid. Angel Tejera.

Zur Theorie des Agrarsocialismus.

Der Socialismus im modernen Westeuropa ist bisher wesentlich Industriesocialismus gewesen. Seine politischen, literarischen und wissenschaftlichen Aeußerungen tragen dieses Gepräge. Denn die geistig regsamste Schichte der arbeitenden Bevölkerung, diejenige, die sich am leichtesten von überlieferten Vorurtheilen losmachte und zugleich durch physische Nähe wie durch sociale und intellectuelle Nachbarschaft der Aufmerksamkeit bürgerlich-radicaler Volksmänner zuerst sich aufdrängte, war von Anfang an die industrielle Lohnarbeiterclasse der Großstädte, insbesondere die gelernten, mehr oder minder hochqualificierten Handwerks- und Fabrikarbeiter. Aus der Wechselwirkung dieser beiden Elemente, aus dem Ideenaustausch zwischen der geistig und social am höchsten stehenden Schichte der städtischen Arbeiterschaft und den radicalsten, eben deshalb auch in der Regel am stärksten declassierten Socialpolitikern des Bürgerthums entstand der moderne Socialismus.*)

Aus dieser Genesis erklärt sich, neben unbestreitbaren Vorzügen, auch die Durchtränkung der socialistischen Theorie mit den specifischen Beschränktheiten jener Arbeiterschichte. Zunächst die schroffe, höhnische, schadenfrohe Haltung (speciell der Marxisten) gegenüber den selbständigen Handwerkern, ja die relative Bevorzugung des sonst so heftig bekämpften großcapitalistischen Fabrikanten gegenüber dem kleinen Handwerksmeister; dann aber die factische Identificierung von Industrie und Arbeit, von Industriearbeitern und Arbeitern überhaupt. Jede richtige Abschätzung der Distanz zwischen der Urproduction und der bloß secundären Verarbeitung eines Theiles der Urproducte, jede richtige Vorstellung über die Abhängigkeit der Industrie von der Landwirtschaft war verloren gegangen. Die Landwirtschaft galt einfach als ein Industriezweig unter mehreren anderen, beiläufig vom Range der Stecknadelfabrikation. Und war man schon einseitig genug, das Gesetz von der Concentration des Capitals und der Vernichtung der Kleinbetriebe für die Industrie als allgemein giltig anzunehmen, und voreilig genug, dieses Gesetz obendrein durch den stillschweigenden Zusatz zu verballhornen, die siegreichen Großbetriebe müssten nothwendig ausbeuterische Unternehmergeschäfte sein: so übertrug man dieses Gefüge halbwahrer Lehren durch einfachen Analogieschluss auf die Landwirtschaft, wo sie zu ganzem Unsinn wurden, construierte sich das Hirngespinst einer ökonomischen Ueberlegenheit der Rittergutswirtschaft über die Bauernwirtschaft und sah der Vergewaltigung arbeitsamer Bauern durch gemeinschädliche Latifundienprotzen mit naiver Schadenfreude zu. Den Gipfelpunkt dieser heillosen Verwirrung bezeichnet die Agrardebatte auf dem Breslauer Parteitag. Die wohlgemeinten und zum Theil auch ganz brauchbaren Vorschläge eines Bebel und David wurden, weil bauernfreundlich, mit giftigem Hohn überschüttet von jenen, die in ihrer hypermarxistischen Verranntheit keinen Unterschied zu sehen vermochten zwischen dem Arbeitseigenthum des Kleinbauers und dem Raubeigenthum des Latifundienbesitzers.

Seit jenen traurigen Tagen hat sich noch keine haltbare Theorie des Agrarsocialismus zu allgemeiner Geltung durchgerungen. Und doch ist die richtige Erfassung des Agrarproblems eine Lebensfrage für die socialistische Bewegung. Nur indem sie zu den Industriearbeitern auch die Landarbeiter und Kleinbauern dazugewinnt, kann sie die entschiedene Mehrheit der Gesammtbevölkerung erobern, und nur indem sie es durch eine gründliche Revision der bisher geltenden Doctrin den Industriearbeitern ermöglicht, die vielfach nur scheinbar antisocialistischen Tendenzen der Landbevölkerung ohne Voreingenommenheit zu würdigen, kann sie diese beiden Classen zu einer ehrlichen und treuen Bundesgenossenschaft zusammenschmieden.

Das Buch, das ich heute besprechen will**), kommt diesen beiden Postulaten in hohem Maße entgegen. Es geht sogar noch weit darüber hinaus; es stellt den Agrarsocialismus nicht neben, sondern über den Industriesocialismus, wie einen Herrn auf den Nacken des Sclaven. Sollte die Doctrin dieses Buches jemals zum Kanon erhoben werden, dann müsste es in seiner genialen Einseitigkeit ebenso gefährlich wirken, wie der industriesocialistische Kanon der Marxisten. Aber unsere Zeit ist fruchtbarer Gährungen voll; sie wird auch diesen Sauerteig verdauen und viel Nutzen davon haben.

Schon in seinem 1896 erschienenen Werke „Die Siedlungsgenossenschaft“***) hatte Oppenheimer die niedrigen Löhne der städtischen Arbeiter auf das Vorhandensein einer industriellen Reservearmee zurückgeführt, bezüglich dieser Reservearmee aber gefunden, „dass sie nicht, wie Marx fälschlich annahm, aus der Industriebevölkerung selbst stammte, sondern eine massenhafte Abwanderung vom Lande her in die gewerblichen Centren strömte, welche sie massenhaft aufnehmen, ohne sie doch alle aufnehmen zu können.“ Das Hauptcontingent zu dieser Abwanderung stellt aber „die Taglöhnerbevölkerung der Großgutsbezirke“. Schon in dem genannten Werk hatte Oppenheimer ferner eine Anschauung dargelegt, die er in dem vorliegenden Buch von neuem aufnimmt: dass nämlich ein für den Markt verfügbarer Ueberschuss von Industrieproducten nur dort produciert werden kann, wo die Möglichkeit besteht, dafür einen Ueberschuss an den lebenswichtigen landwirtschaftlichen Urproducten einzutauschen. Somit ist die Größe des Absatzmarktes für die Industrie bestimmt durch die Kaufkraft der Landwirtschaft; jede Verminderung der Zahl oder der Kaufkraft der landwirtschaftlichen Bevölkerung eines Landes verengert den inländischen Markt für Industrieproducte. Wird aber die Zahl der in der Industrie beschäftigten Hände nicht etwa dementsprechend vermindert, sondern infolge des massenhaften Einströmens ländlicher Arbeiter in die Industriecentren noch vermehrt, so klafft ein Abgrund zwischen der fieberhaft gesteigerten industriellen Production und der auf ein Minimum gesunkenen Kaufkraft der verarmten und an Zahl zusammengeschmolzenen Landbevölkerung; die Industriearbeiter aber können diesen Abgrund erstens deshalb nicht ausfüllen, weil sie die lebensnothwendigsten Tauschwaren, wie Getreide, Fleisch, Milch, nicht selbst producieren, zweitens aber darum, weil, wie gesagt, das Ueberangebot von Arbeitskräften in der Industrie auch ihre Löhne niedrig hält.

Allerdings wandert von jenen Landproletariermassen, denen unter der politisch reactionären, wirtschaftlich sinnlosen Herrschaft des Latifundienbesitzes das Leben in der Heimat unerträglich geworden ist, nur ein Theil in die Städte ein; andere Zehntausende wandern alljährlich übers Meer, wo die meisten von ihnen sich in neuerschlossenen Ackerbaugebieten als freie Bauern ansiedeln. Insoferne diese neuen Bauernschaften zu kaufkräftigen Kunden der Industrie des Stammlandes werden, können sie die Kluft zwischen (relativer) industrieller Ueberproduction und landwirtschaftlicher Unterconsumtion allerdings theilweise ausfüllen; aber diese Abhilfe ist nur eine momentane. Denn bald entstehen in den colonialen Ackerbaugebieten selbst, beziehungsweise in ihrer Nachbarschaft neue Industriecentren, die schon der geringeren Transportkosten wegen einen Vorsprung vor jenen des Mutterlandes haben. So bleibt die Industrie des letzteren nicht bloß auf den Export angewiesen, sondern auch auf ein unaufhörliches Finden und Verlieren immer entfernterer, immer precärerer Exportmärkte — bis man endlich, von steter Krisengefahr gehetzt, auf das verzweifelte Auskunftmittel verfällt, Scharen von geistlichen Geschmacksverderbern und Präderieaposteln zu Polynesiern und brasilischen Urwaldsindianern zu senden, damit sie sich ihrer unschuldigen Nacktheit schämen lernen und, aller vernünftigen Tropenhygiene zum Trotz, ihre Glieder in Leinen- und Kattunwaren europäischer Erzeugung vermummen, während europäische Arbeiterkinder barfuß im Schnee waten.

Nach alledem muss der wichtigste Schritt zur Herstellung gesunder socialer Zustände im Stammlande darin bestehen, dass die Abwanderung von den Großgutsbezirken in die Städte und Industriecentren zum Stillstand gebracht, ja zum großen Theil rückgängig gemacht wird. Warum verlassen nun die Landarbeiter in Massen die Großgutsbezirke? Weil ihre materielle Existenz daselbst eine dürftige, ihre Arbeit eine interesselose und eben deshalb unproductive, ihr Dasein ein abwechslungs- und lustloses, ihre sociale Stellung eine rechtlose ist. Durch welche Mittel kann es nun gelingen, den Landarbeiter wieder an die heimatliche Scholle zu fesseln, so dass er nicht mehr zum Concurrenten des Industriearbeiters, sondern zum kaufkräftigen Abnehmer von dessen Producten würde? Keineswegs durch ein Auswanderungsverbot, noch durch Wiedereinführung der Hörigkeit auf administrativen oder auch legislativen Schleichwegen; solche verbrecherische Pfuscherei vermag das Uebel nur bis zur Trostlosigkeit zu verschlimmern. Aber auch nicht durch einen ausspintisierten Collectivismus oder Communismus oder sonst eine theoriegraue Principienreiterei: sondern eben durch jene Mittel, die sich aus einer unbefangenen Betrachtung des Landvolkes, seiner Arbeitweise und seiner Neigungen von selbst ergeben.

Diesbezüglich ist Oppenheimer in der „Siedlungsgenossenschaft“ zu folgenden Resultaten gelangt: Erstens, dass die Productivität der landwirtschaftlichen Arbeit steigt und fällt mit dem Eigeninteresse des Arbeiters an dem von ihm bestellten Acker und dessen Ertrag. Zweitens konnte sich in der Landwirtschaft die Trennung des Arbeiters von seinem Productionsmittel, dem Boden, nur vollziehen auf Grund des (römisch-rechtlichen) Eigenthums an Grund und Boden, das dem „Eigenthümer“ erlaubte, andere von der Benützung eines Grundstückes auszuschließen, das er selbst brach liegen ließ, oder aber für die Benützung eines solchen Grundstückes Tribut zu fordern. Folglich muss das Grundeigenthum ersetzt werden durch das (altdeutsche) Nutzungsrecht an Grund und Boden: das heißt, der selbstwirtschaftende Inhaber einer Parcelle mag immerhin den vollen Ertrag seiner Meliorationen einheimsen, er mag die Parcelle immerhin vererben oder verkaufen, aber nur solange, als er, respective sein Erbe oder Rechtsnachfolger, das Grundstück selbst bewohnt und bebaut — andernfalls fällt es als erledigt an die Gemeinschaft zurück, die es wieder zu den ursprünglichen Bedingungen an einen selbstwirtschaftenden Bauer vergibt. Drittens

*) Das soll natürlich nur ein beiläufiges Schema sein. Ich weiß sehr gut, dass es Specialfälle gibt, die nicht in dieses Schema passen. So vor allen der Fall Robert Owen.

**) Großgrundeigenthum und sociale Frage. Von Dr. Franz Oppenheimer. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin W. 504 Seiten.

***) Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot.

aber vermögen solche genossenschaftliche Einrichtungen, die das Eigeninteresse an Ackerland und Vieh nicht aufheben (gemeinsame Wälder und Weiden, gemeinsamer Ankauf von Dünger, Futter, Geräthen und Maschinen, eventuell auch von Zuchtthieren, gemeinsame Molkerei, Consumverein, Vorschusscasse, Absatzgenossenschaft), den Ertrag der Landwirtschaft, sowie die sociale Stellung, die Bildung und Gesittung der landwirtschaftlichen Bevölkerung mächtig zu heben. Logischerweise müssten diese Prämissen zu dem Schema einer Bauerngemeinde führen, welche die einzige Eigenthümerin ihres gesammten Territoriums ist und Wald und Weide auch gemeinsam nutzt, das Ackerland dagegen parcellenweise an die einzelnen Familienhäupter in Erbpacht vergeben hat; daneben stünde es den einzelnen Bauern frei, sich auch an den übrigen, oben aufgezählten genossenschaftlichen Einrichtungen zu betheiligen. Die Organisation der von Oppenheimer projectierten „Siedlungsgenossenschaft" weicht von diesem Schema insofern ab, als nur die periphere Zone des zu erwerbenden Gutes parcelliert werden, das centrale „Restgut" dagegen unter Leitung eines hochbesoldeten, mit ausgedehnter Machtfülle bekleideten Verwalters einheitlich bewirtschaftet werden soll. Dass ein solches „Restgut" in den Anfängen der zu gründenden Colonie vorhanden sein dürfte, leuchtet ein: dass aber Oppenheimer dieses Restgut, anstatt es so rasch als möglich an neue Einwanderer aufzutheilen, zu einer bleibenden Einrichtung erheben will, scheint mir eine recht unnöthige Complication. Sie erklärt sich wohl daraus, dass Oppenheimer, als ostelbischer Preuße, mit der landesüblichen Rittergutswirtschaft nicht radical genug zu brechen wagt, so klar er ihre Schäden auch einsieht.

Von einer solchen Rückgabe des usurpierten Bodens an seine Bebauer (mag sie nun durch privaten Kauf oder durch staatliche Expropriation erfolgen) erwartet nun Oppenheimer nicht etwa eine bloß theilweise Besserung der socialen Missstände, sondern schlechthin die Lösung der socialen Frage. Denn für ihn ist das römischrechtliche Grundeigenthum, speciell das Grundeigenthum nicht etwa ein Uebel unter mehreren, sondern geradezu „der einzige Störenfried", ohne welchen die auf Kauf und Verkauf gegründete „bürgerliche" Gesellschaft die Adam Smith'sche Construction der „Harmonie der Interessen" verwirklichen, das heißt also sich als socialistische Gesellschaft erweisen müsste. An dem capitalistischen Unternehmergeschäft als solchem findet der Autor kein Arg, solange nur, dank der jedermann offenstehenden Möglichkeit, als freier Bauer brachliegenden Boden zu besetzen, die Nachfrage nach gemieteten Arbeitskräften dauernd das Angebot übersteigt. Denn unter solchen Umständen sei der Unternehmer genöthigt, den anzulockenden Arbeitskräften mindestens dasselbe Einkommen zu bewilligen, das sie als freie Ansiedler auf eigene Faust gewinnen könnten; das aber sei der volle Ertragswert ihrer Arbeitskraft. Somit müsse in der latifundienlosen Wirtschaft auch das Unternehmergeschäft factisch eine latente Productivgenossenschaft sein, während umgekehrt unter den heutigen Verhältnissen auch die Productivgenossenschaften meist nur verkappte Unternehmergeschäfte seien und auf die Dauer auch nichts anderes sein könnten, solange von der Nutzung des Bodens ausgeschlossenes, also ausbeutungsfähiges Menschenmaterial auf dem Arbeitsmarkte vorhanden sei.

Demgemäß werde, sobald das Nutzungsrecht an ländlichem Grund und Boden allgemein durchgeführt sei, die Ausbeutung nicht nur aus der Landwirtschaft, sondern ebenso auch aus der Industrie verschwinden. Infolge des Offenstehens ländlichen Bodens müsse auch die städtische Grundrente auf Null sinken. Endlich werde auch der Capitalzins schwinden: er werde ersetzt werden durch zinslosen Credit, den die Genossenschaft ihren Mitgliedern, die Gemeinde ihren Bürgern gewährt.

Für seine These nun: dass das Großgrundeigenthum „der einzige Störenfried der entwickelten Tauschwirtschaft" sei, hat Oppenheimer in der „Siedlungsgenossenschaft" eine Fülle inductiven Beweismateriales beigebracht; in dem vorliegenden Werke ergänzt er diesen inductiven Beweis durch zwei weitere: einen deductiven und einen historischen. Den deductiven Beweis erbringt er durch die (halb auf Thünen, halb auf Adam Smith fußende) Construction eines „isolierten Staates", der sich ohne den störenden Einfluss des Großgrundeigenthums in „reiner Tauschwirtschaft" von der Nomadenstufe zu Ackerbau und Industrie auf immer höherer Stufe der Arbeitstheilung und Productivität und des Verkehres entwickelt. Die zu Colonisationszwecken offenstehende Grundfläche an der Peripherie dieses Staates ist als „unendliche" Ebene gedacht, und jedermann steht es frei, soviel Land zu besetzen, als er mit seiner Familie zu cultivieren vermag — aber auch nicht mehr. Die logische Forderung aus diesen beiden Voraussetzungen ist, dass es niemals zu einer Stauung der Bevölkerung in den Industriecentren kommen kann. Dagegen lässt Oppenheimer das industrielle Unternehmerthum, d. h. das individuelle Eigenthum an collectiv zu benutzenden industriellen Productionsmitteln, sehr inconsequenter Weise, auch in seiner „reinen Wirtschaft" lustig darauf los florieren, nur dass er, wie schon erörtert, das offenstehende Colonialland als Sicherheitsventil gegen industrielle Ausbeutung wirken lässt.

Der historische Beweis füllt den größten Theil des Buches. Er besteht in dem „Abriss einer systematischen Wirtschaftsgeschichte Deutschlands". Trotzdem der Verfasser, wie er ausdrücklich erklärt, sich keiner eigenen historischen Quellenforschungen rühmen kann, so hat er doch durch Sichtung, Deutung und Verwertung wenig gewürdigter culturhistorischer Forschungsergebnisse so neuartige Combinationen zutage gefördert, ein so schöpferisches Können bewiesen, dass man seine Leistung ruhig als eine geniale bezeichnen kann.

London. **Dr. Ladislaus Gumplowicz.**

(Schluss folgt.)

Die indische Frauenbewegung und die Pundita Ramabai.

Bei der Bewertung der Gesittung oder der Civilisation eines Volksstammes wird die Stellung, die die Frau in seiner Mitte einnimmt, als wichtiger Maßstab mit herangezogen. Es ist nun eine bemerkenswerte Erscheinung, dass wir Volksstämmen begegnen, die zwar in ihrer Literatur die Frauen mit einem hochpoetischen Scheine umgeben, sie preisen und ehren, doch in der Wirklichkeit ihnen nicht nur ihnen zukommende Rechte fast völlig vorenthalten, sondern ihnen auch Missachtung in mancher Beziehung zeigen.

Dieser Zwiespalt zwischen dem Empfinden und der Wirklichkeit tritt namentlich bei den Indern hervor. In ihren Dichtungen wird das Weib gepriesen, hoch in Ehren gehalten und poetisch verklärt, während es in ihren Sitten und Gebräuchen zu einem der kläglichsten, beklagenswertesten und der Missachtung preisgegebenen Geschöpfe herabgesunken ist. Und es findet sich diese Erscheinung sogar bei den Parsen, die Professor Max Müller als wohlhabend, intelligent und sittlich bezeichnet, in einem solchen Maße, dass man trotz aller Vorzüge, ja Tugenden, die ihnen nachgerühmt werden, Bedenken tragen muss, sie den gesitteten Volksstämmen ohneweiteres zuzuzählen. Es ist die mit unseren Anschauungen nicht zu vereinbarende, niedrige und rechtlose Stellung der Frau bei den Parsen umso unbegreiflicher, als ihre Gebräuche mannigfache Beweise eines bei ihnen stark entwickelten Gefühlslebens geben, und als auch in ihren heiligen Büchern sich viele Stellen finden, die nur zu Gunsten ihrer weiblichen Angehörigen gedeutet werden können.

Die Zoroastrische Lehre sichert den Frauen dieselben Rechte wie den Männern. Und die Fortschritte der modernen Parsen — der Abkömmlinge der alten — in der Civilisation wird auf jene Gleichberechtigung der Frauen zurückgeführt. Darnach müsste die Parsin eine ideale Stellung in ihrem Kreise einnehmen, wenn das mit Bezug auf sie in den heiligen Büchern Niedergeschriebene der Stellung entspräche, die ihr in Wirklichkeit von den Parsen zugewiesen wird. Allein in Wirklichkeit machen sich genug dunkle Schatten geltend, die die Gesittung der vornehmen und intelligenten Parsen in einem trüben Lichte erscheinen lassen. Denn nicht nur, dass die Schulbildung, die den parsischen jungen Mädchen zutheil wird, eine äußerst mangelhafte, und zwar in dem Grade ist, dass ihnen sogar die heiligen Bücher vorenthalten werden, sondern auch die üblichen Kinderheiraten und das den Witwen beschiedene traurige, oft fast unmenschliche Los stehen im crassen Widerspruch mit unseren Anschauungen über Gesittung und den Vorschriften der heiligen Bücher der Parsen.

Von der Ehefrau wird unbedingter Gehorsam ihrem Gatten gegenüber verlangt; Ungehorsam gilt als große, nach dem Tode zu strafende Sünde. Sie hat sich in jeder Beziehung ihm unterzuordnen; sie soll stetig eins in Gedanken mit ihm sein. Eine gute Frau muss klug und wohl erzogen, bescheiden und höflich, gehorsam und keusch sein. Während der Apostel Paulus sagt, dass „wer seine eigene Tochter verheiratet, recht thut, wer sie aber nicht verheiratet, noch besser thut", und der Witwe es freistellt, sich wieder zu verheiraten, wird im Sinne der Religion der Parsen die Heirat besonders empfohlen, weil das eheliche Leben größere Aussicht auf Glück biete, als ein nicht eheliches. Ein unverheirateter Mensch wird mit einem Acker verglichen, der sorglos von seinem Besitzer unbestellt bleibt. Das heiratsfähige Alter beginnt mit dem fünfzehnten Lebensjahre; die Eltern haben ihre Zustimmung zur Heirat zu geben.

Die hohe Wertschätzung der Ehe bei den Parsen erklärt zu einem Theile die bei ihnen übliche Verheiratung der unmündigen Mädchen. Die Verlobung findet vor dem neunten Lebensjahre des Kindes, oft schon im zweiten und dritten statt. Die Verlobte wird dann dem Ehemanne zugeführt. Wenn dieser stirbt, so wird angenommen, dass die kindliche Witwe wegen irgend eines in einem vorausgegangenen Dasein verübten Verbrechens bestraft werden sollte. Es fällt auf sie die Missachtung der ganzen Religionsgemeinschaft. Sie muss ein grobes Kleid anlegen und darf nur einmal im Tage essen; sie ist von allen Familienfesten ausgeschlossen; sie darf das Haus nicht verlassen und mit ihren Freundinnen nicht verkehren. Ohne literarische Schulbildung aller Hoffnung beraubt, freudenlos und gesellig rechtlos — wie sie ist — gestaltet sich ihr Leben zu einer Verdammnis; sie wird sich selbst und der Umgebung zur Last. Wohl ist die Witwe dem Staatsgesetze nach berechtigt, sich im

einundzwanzigsten Lebensjahre wieder zu verheiraten, indessen verbietet ihnen dies ihre Religion. Entschließt eine Witwe sich trotzdem dazu, so findet sie zwar an ihrem Gatten eine Stütze, allein es trifft dann diesen die Missachtung seiner Glaubensgenossen, und er ist deren Verfolgungen ausgesetzt. Wird auch eine Witwe, die Söhne hat, nicht in dem Maße gering geschätzt, wie eine kinderlose, so wird sie doch ebenfalls als Sünderin angesehen. Ist sie dagegen Mutter von Töchtern, so hat sie alle die Witwenschaft treffenden Verfolgungen zu erdulden und wird nicht selten ganz besonders missachtet.

Die englische Regierung glaubte durch die im Jahre 1856 von ihr erlassene Verordnung, wonach es den Witwen gestattet ist, sich wieder zu verheiraten, den unheilvollen Gebräuchen der Parsen entgegenzutreten und sie zu beseitigen. Diese Maßnahme stieß aber bei den Parsen auf so entschiedenen Widerspruch, dass die, die sie benützen, von ihren Glaubensgenossen in Acht und Bann gethan werden und den größten Verfolgungen ausgesetzt sind.

Es gehörte also ein außerordentlicher Muth dazu, den Kampf für eine den jungen Mädchen zu ertheilende ausreichende Schulbildung, gegen die Kinderheiraten und gegen die verabscheuungswürdige Behandlung der Witwen zu eröffnen. Eine junge Parsin, die den bitteren Kelch, den eine Witwe zu leeren hat, gekostet hatte, **Ramabai**, unternahm jenen Kampf zum Besten ihrer Mitschwestern und steht heute, hochangesehen und von all denen bewundert, die ihr ruhmreiches, herrliches Werk, ihr Schaffen und Wirken kennen gelernt haben, an der Spitze der parsischen Frauenbewegung.

Ramabai ist die Tochter eines Marathi-Priesters, Ananta, der infolge seines Unterfangens, seiner Ehefrau Unterricht zu ertheilen, von seinen Angehörigen angefeindet wurde. Aus Liebe zum Frieden gab er jenen Unterricht auf. Als seine Frau vierzig Jahre später starb, lernte er auf seinen Pilgerfahrten an dem Ufer eines heiligen Flusses einen gelehrten Brahminen kennen, dessen liebliche kleine Tochter Lakstomibai er heiratete und unterrichtete. Wegen der Ertheilung des Unterrichts wurde er wiederum angegriffen, und um sich seinen Widersachern zu entledigen, beschloss er, sich von der Welt zurückzuziehen. Er bezog ein Haus in dem Walde von Gangamul in Hindostan, wo Ramabai am 23. April 1858 geboren wurde, und wo sie in der Abgeschiedenheit ihre erste Jugend verlebte; denn es betraten nur Pilger das väterliche Haus, die von der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit Anantas angezogen wurden. Die Mutter ertheilte ihr Unterricht in der Sanskritsprache, und als die Eltern später Pilgerfahrten nach geheiligten Stätten machten, auf denen sie sie begleitete, lernte sie den Inhalt der heiligen Bücher kennen. In ihrem sechzehnten Lebensjahre verlor sie ihre Eltern. Mittellos wanderte sie nun mit ihrem jüngeren Bruder durch Indien, in den größeren Städten längere Zeit verweilend, indem der Bruder dort Unterricht gab, während sie als Köchin in der hohen Kaste angehörenden Familien Beschäftigung fand, die einzige ihr als Frau aus der hohen Kaste gestattete Beschäftigung. In dieser Stellung gewann sie einen tiefen und lehrreichen Blick in das parsische Frauenleben, und sie entschloss sich nun, sich ganz der Besserung des Loses ihrer Mitschwestern zu widmen.

In Calcutta unterzog Ramabai sich vor den Professoren — den Pundits — der Universität einem Examen im Sanskrit, und es wurde ihr, was bisher noch nie einer Frau zutheil geworden war, der Titel einer Sarasvati — der Minerva des Hindu — zuerkannt. Sie begann jetzt die Agitation zu Gunsten ihrer Mitschwestern. In Schrift und Wort war sie während der nächsten zwei Jahre dafür aufs eifrigste thätig. Als ihr Ziel bezeichnete sie der englischen Regierung die Ausbildung der eingeborenen Indierinnen zu Aerztinnen und Lehrerinnen, zu dessen Erreichung die Regierung ihr Unterstützung gewährte. Nach dem Tode ihres Bruders verheiratete sie sich mit einem nicht ihrer Kaste angehörenden bengalesischen Rechtsanwalt nach eigener freier Wahl, da ihr verstorbener Vater ihr gestattet hatte, als Kind unvermählt zu bleiben und zwar im Hinblick auf die harten Leiden, die eine ältere, als Kind vermählte Schwester zu erdulden hatte. Wie Ramabais Vater excommuniciert wurde, so erlitt sie jetzt heftige Angriffe seitens ihrer Religionsgenossen. Schon nach einer zweijährigen äußerst glücklichen Ehe wurde ihr der Gatte durch den Tod entrissen. Sie stand mit ihrem acht Monate alten Söhnchen jetzt ohne Stütze da, jedoch ihr Muth war nicht gebrochen. Nachdem sie sich die nöthigen Mittel zur Reise gesichert hatte, begab sie sich im Jahre 1883 nach England. Ein für sie bedeutungsvoller Wendepunkt in ihrem religiösen Ideengange trat damit ein.

Ramabai hatte sich schon während der letzten Jahre von dem Glauben ihrer Väter mehr und mehr abgewendet und dadurch den Hass ihres Volksstammes zugezogen. Sie hatte sich aber auch nicht der einem geläuterteren Theismus als dem der zoroastrischen Lehre ergebenen, im Jahre 1830 von Raja, Ram Mohan Roy begründeten neuen Secte der **Brahmo-Somaj** — Brahma = Gott, Somaj = Gesellschaft — angeschlossen, obwohl sie sich von deren Bekenntnis sehr angezogen fühlte. Das fundamentale geistige Ideal der Brahmo-Somaj bildet der Glaube an das Dasein eines wirklichen Gottes. „Sie alle,“ äußerte sich der Vertreter dieser Secte B. B. Nargarkar auf dem Religionscongresse in Chicago, „glauben in einer gewissen Richtung an Gott, aber unser Glauben ist eine strenge Wirklichkeit; er beruht nicht auf einer logischen Idee; er entstammt nicht einem intellectuellen Werdegang. Unser Ziel muss sein, Gott zu fühlen, ihn in unserer täglichen geistigen Gemeinschaft mit ihm zu verwirklichen. Wir müssen sozusagen seine Berührung **fühlen**, als ob wir ihm die Hände reichten. Sie, in den westlichen Ländern, pflegen zu sehr dies Ideal zu vergessen. Die unaufhörlichen Ansprüche an Ihre Zeit und Energie, Ihre beständige Unruhe und Hast in Ihrer geschäftlichen Thätigkeit und die unnatürlichen Verhältnisse in Ihrer Civilisation tragen dazu bei, die persönliche Gegenwart Gottes zu vergessen, Sie sind zu sehr geneigt, sich mit dem **bloßen Glauben** zu begnügen, wenn's hoch kommt, mit einem eingebildeten Glauben an Gott. Der Orientale steht nicht auf einem solchen Glauben, der nie den Inbegriff eines lebengebenden Glaubens bilden kann. Das Herz eines Hindu liegt in seinem **Schauen**. Er ist nur dann befriedigt, wenn er Gott geschaut hat. Der schönste Traum seines geistigen Lebens ist der, Gott zu schauen: zu sehen und zu fühlen überall und zu jeder Zeit die Gegenwart eines höchsten Wesens. Das zweite geistige Ideal der Brahmo-Somaj ist die Einheit der Wahrheit. Wir glauben, dass die Wahrheit zeitlich, aber nicht örtlich entstanden ist. Keine Nation, kein Volksstamm, keine Gemeinschaft besitzt irgend welch ausschließliches Recht auf Gottes Wahrheit. Es ist ein Irrthum, die Wahrheit als eine christliche, hinduische oder mohammedanische zu bezeichnen. — Das dritte geistige Ideal der Brahmo-Somaj ist die Uebereinstimmung der Propheten. Wir glauben, dass alle Propheten der Welt, die geistigen Lehrer wie Vyas und Buddha, Moses und Mohammed, Jesus und Zoroaster ein zusammenhängendes Ganze bilden . . . Die allgemeinen Wahrheiten, die von diesen verschiedenen Propheten gelehrt werden, sind sich in ihrem Wesen fast immer gleich . . . Wir glauben, dass die Religion der Brahmo-Somaj eine Offenbarung unseres Zeitalters ist; sie ist eine Botschaft der Einheit und Harmonie . . . Wir sind gerne bereit, die Wahrheiten der christlichen Religion als ebenso wahr, wie die Wahrheiten anderer Religionen entgegenzunehmen, aber nur aus dem Leben und den Lehren Christi selbst, nicht durch die Vermittelung irgend einer Kirche oder der sogenannten Botschaft Christi . . .“

Die Brahmo-Somaj vereinten mit der Umgestaltung der Hindu-Religionen die Bekämpfung und Beseitigung der Sitten und Gebräuche der Hindu, wie des Kastenwesens, der Kinderheiraten, der Witwen-Missachtung. Ihrem Auftreten ist die erste Heirat zwischen nicht derselben Kaste angehörenden Personen zuzuschreiben, die im Jahre 1851 vollzogen wurde. Sie treten auch gegen die Verbrennung der Witwen mit größter Entschiedenheit auf. Die sociale Reform führte indessen zu einer Spaltung unter den Brahmo-Somaj. Während die einen die gesellschaftliche und häusliche Reform als eine wesentliche Aufgabe der Gesellschaft erachteten, verneinten die anderen, dass auf die theologische Reform das ausschließliche Gewicht gelegt werden müsse. Die ersteren zweigten sich nun von den letzteren ab, indem sie ihr System als das der **neuen Offenbarung** bezeichneten.

Zum besseren Verständnis der Wandlung, die sich in dem Bekenntnisse Ramabais vollzog, musste auf die vorstehende Bewegung auf dem religiösen Gebiete der Hindu hingewiesen werden, der Ramabai durch Keshub Chunder Sen, einen Hauptvertreter der Neuen Offenbarung, näher geführt wurde. Von ihm erhielt sie eine Auswahl der heiligen Bücher aller Nationen, darunter auch die Bibel. Die Bergpredigt ergriff sie aufs höchste und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf das **Christenthum**, für das sie sich bald nach ihrer Ankunft in England in dem Maße begeisterte, dass sie sich entschloss, die Taufe zu empfangen, ohne indessen einer bestimmten kirchlichen Gemeinschaft beizutreten. Das von ihr bei der Taufe abgelegte Glaubensbekenntnis ist bezeichnend für den Standpunkt, den sie in religiösen Dingen einnimmt: „Gute Baptisten, Methodisten, Episcopisten und Presbyterianer erklären mir jeder nach seiner Auffassung die Bibel. Es erscheint mir deshalb besser, meiner eigenen Auffassung nachzugehen und das Beste herauszufinden. Und da finde ich Christus, den Erlöser der Welt; ihm gehört mein Herz. Ich communiciere mit allen christlichen Leuten, die mir die Betheiligung gestatten. Der Glaube der Apostel ist mein einziger und genügender Glaube. Die langen Glaubensbekenntnisse und deren Erklärungen haben keinen Zweck, wenn ich dem Gebote des Erlösers nicht folge. Ich glaube, dass alle, die an ihn glauben, das Recht haben, Gottes Kinder zu sein; . . . dass es nur eine Kirche gibt, und dass alle, die Christus als ihren Erlöser anerkennen, Glieder dieser Kirche sind.“

In England widmete sie sich dem Studium des Sanskrit unter der besonderen Aegide des Professors Max Müller und wurde zum Professor — Pundita — des Sanskrit im Cheltenham College ernannt. Sie blieb in dieser Stellung bis zum Jahre 1886 und zog dann nach Philadelphia, um in den Vereinigten Staaten sich ganz der Verwirklichung ihrer, auf die Errichtung einer für Kinderwitwen bestimmten Schule abzielenden Pläne zu widmen. Sie machte sich zunächst mit den Kindergärten bekannt und gab ihr „The High Castle Hindu Woman“ betiteltes Buch heraus, das in tausenden von Exemplaren schnelle Verbreitung fand und aus dessen Erlös sie eine Reihe illustrierter Schulbücher in der Marathi-Sprache veröffentlichte. Nachdem sie vor einer sehr zahlreich besuchten Versammlung zu Boston ihre

Pläne und Ziele entwickelt hatte, die eine äußerst wohlwollende Zustimmung fanden, wurde zum Zwecke der Errichtung der Schule die Ramabai-Association in Boston, der sich ein Verwaltungsrath einflussreicher Hindu in Indien zur Seite stellte, begründet und Anfang 1888 gesetzlich incorporiert. Diese Gesellschaft ist dazu bestimmt, die zur Errichtung der Schule und deren Unterhalt für die nächsten zehn Jahre erforderlichen Mittel aufzubringen und zu sichern. Ramabai unternahm nun eine Rundreise nach den hauptsächlichsten Städten Nordamerikas, um durch Vorträge ihrem Plane Freunde und Spender zu gewinnen, was ihr in jeder Beziehung gelang. Es wurden nicht nur die erforderlichen 25.000 Dollars aufgebracht, sondern auch die auf 5000 Dollars veranschlagten Jahressubsidien durch die der Association und ihren Vereinen beitretenden Mitglieder gesichert. Auf dieser Rundreise verschaffte sie sich auch Einblick in alle Wohlthätigkeits-, philanthropische und Erziehungsanstalten. Dann kehrte sie nach Bombay zurück, wo sie Anfang 1889 eintraf und wo sie schon einen Monat später, am 11. März, die Shârada Sadan — die Schule — mit zwei Schülerinnen, einer Kinderwitwe und einer zahlenden Elevin eröffnete. Ein Jahr später war die Zahl der Schülerinnen schon auf 27, worunter 12 Kinderwitwen gestiegen; sie hob sich auf 40 bis 50. Daneben wird ein sehr gut besuchter Kindergarten unterhalten.

Das segensreiche Werk der Pundita Ramabai ist heute auf das Glücklichste durchgeführt und gesichert. Die Shârada Sadana steht als angesehene, einflussreiche, hochgeachtete Anstalt da, die unter der unermüdlichen Sorgfalt ihrer Begründerin sich eines weitverbreiteten Rufes in Indien erfreut. Von nah und fern wird ihr Schutz und ihre Hilfe von bedrängten Witwen angerufen, und mit aufopfernder Hingebung bemüht sie sich ihnen beizustehen, wo und wann immer sie es nur kann. Als sie jüngst erfuhr, dass in den im nördlichen Indien gelegenen, dem Gotte Krishna geweihten Ortschaften sich eine große Anzahl armer, von den Priestern angelockter Witwen befänden, machte sie sich in Begleitung eines Freundes auf den Weg dorthin, um wenn möglich einige jener Unglücklichen zu erretten. Sie legten die Kleidung religiöser Bettler an, um sich Zutritt zu den Tempeln zu verschaffen. Was sie dort während eines zweiwöchentlichen Aufenthaltes sah und erlebte, spottet jeder Beschreibung. Hunderte von jungen und alten Witwen wurden dort von den Priestern zurückgehalten, von diesen erst ausgebeutet und dann moralisch zugrunde gerichtet. Die älteren Witwen dienten den Priestern als Concubinen und Dienerinnen, bis jene sie, ihrer überdrüssig, entlassen und durch neue Opfer ersetzen. Den jüngeren wird die Lehre eingeflößt, dass der Gott Krishna Wohlgefallen an dem sündigen Leben finde, das im Jenseits zur Glückseligkeit führe. Die Armen, die der Versuchung nicht widerstehen, werden, nachdem sie gefallen, gar bald auf die Straße gesetzt, wo sie halb nackt, hungernd, krank und elend, von den Menschen verlassen, dahinsiechen. Und die Witwen, die sich der Verführung widersetzen, werden verstoßen und sich selbst überlassen; viele von ihnen gehen zugrunde, andere machen ihrem Leben freiwillig ein Ende.

Eine ansehnliche Anzahl der Shârada Sadana-Zöglinge üben bereits den Beruf als Lehrerinnen aus, während andere sich glücklich verheirateten, sich zu Krankenwärterinnen in den Hospitälern ausbildeten oder sich Werken der Nächstenliebe widmeten. Es besteht die Absicht, die Zöglinge auch für den ärztlichen Beruf vorzubereiten, da ein außerordentlich großer Mangel an Aerztinnen für die Frauen der hohen Kaste herrscht, die den Hindusitten zufolge sich der Hilfe von Aerzten nur unter Beobachtung strenger, die Hilfeleistung sehr erschwerender Vorschriften bedienen dürfen. So schreitet das segensreiche Werk der muthigen Pundita Ramabai in erfreulichster Weise zur Erlösung ihrer Mitschwestern aus dem Drangsale fanatischer Sitten und Gebräuche der Hindu fort und fort, trotz aller Gegnerschaft der Orthodoxen.

Friedenau bei Berlin. Franz Pactow.

Aus Bechers letzten Tagen.

Ungedruckte Aufzeichnungen seiner Braut.

Mitgetheilt von Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart.

(Fortsetzung.)

Meine Verhaftung.

Eigen war es, dass mein so aufmerksamer Freund mir nicht gratulierte, doch ich verstand sein Schweigen. — Ach, mir war dieser Tag so ängstlich wie nie, so zwar, dass ich meinen lieben Alfred dergestalt quälte, dass er fast ungeduldig wurde und sagte: „Du bist heute aber auch wieder einmal gar zu ängstlich.“ Ich aber hörte nicht darauf und trieb ihn immer fort, damit, wenn wir verrathen würden, man nur mich allein fände. Denn dass man mich auch einfangen wollte, ahnte ich freilich nicht.

So erwartete ich in Todesangst den Nachmittag; denn auf jeden Fall wollten wir gleich nach Tisch aus der Stadt. Unsere Wirtin war in den Igel um das Essen gegangen, der eine meiner Flüchtlinge hatte Champagner gebracht, man erzählte sich manches Heitere ... doch nichts war imstande, mich zu zerstreuen. Unterdessen kam das Mittagsmahl; die Frau erzählte, dass sie meine Magd gesehen, dass selbe ihr alle möglichen Zeichen machte, doch da sie glaubte, sie möchte sie nur ausholen, so vermied sie es, mit ihr zu sprechen. Und dies war ihr Unglück, denn sie wollte ihr sagen, dass bereits bei mir alles bewacht, dass heute früh zwanzig Mann Grenadiere gekommen, mich zu suchen, dass alles, was in meine Wohnung kam, arretiert wurde. Hätte ich's nur geahnt, würde ich natürlich gleich die Flucht ergriffen haben, und wir waren alle gerettet, auch würde ich nach Tisch nicht um meinen unglücklichen Koffer gesendet haben, wodurch verrathen wurde, wo ich wohnte. Jedermann sei gewarnt vor dummen Dienstleuten — wir waren Opfer der Dummheit und zu großer Ehrlichkeit. Ich konnte nichts mehr essen, denn ich meinte immer, dass Gefahr drohte, und als die Mahlzeit beendet, trieb ich Alfred immerwährend fort. Endlich gieng er mir zuliebe, und es ward beschlossen, dass die Frau gleich um meinen unglückseligen Koffer gehen sollte, und wenn der Pass, dem nur mehr eine Unterschrift fehlte, auch nicht käme, ohne denselben zu gehen, wenigstens in die Vorstadt. Ich athmete freier, als alles fort war, zur Abreise war alles bereit — ich packte noch die Kleinigkeiten zusammen — als mit einemmale an der Klingel gerissen wurde; ich stürze hinaus, mache auf, und vor mir steht mein süßer Alfred mit einem Paquete in der Hand. O, nie werde ich diesen Augenblick vergessen! Er nahm mich schweigend an sein Herz, gab mir zum Geschenke eine Haube und falsche Locken, um mich unkenntlich zu machen. Diese Haube hat mich auf allen meinen Unglückswegen begleitet ... O! wer mir damals gesagt hätte, dass ich das letztemal an diesem treuen Herzen ruhen würde. Ihr, die ihr einst das lest, versagt eine Thräne des Mitleids nicht, ob des unendlichen Wehes, das zwei schuldlose Herzen gemordet — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich nehme die weggelegte Feder wieder zur Hand — ich bin nun ruhiger und gefasster und will zum Schlusse dieser unglücklichen Katastrophe eilen ... Unbewusst all dieser Vorfälle wird unsere Botin gleich angehalten, als sie meine Sachen begehrte, man behandelte sie, trotzdem dass sie guter Hoffnung, sehr unsanft, schleppte sie auf die Stadthauptmannschaft, und dort musste sie unseren Aufenthalt angeben. Mittlerweile war es dunkel — der eine meiner Begleiter stand vor mir in eleganter Livrée, wir waren reisefertig und begriffen nicht, was geschehen war. Meinen süßen Alfred hatte ich schon lange fortgeschickt — Toni war ganz traurig, als er sich von ihm trennte, ich musste ihn trösten, eine düstere Ahnung zog durch des Kindes Seele. Ich war nur froh, dass er in Sicherheit gewesen, denn in einer Stunde sollten wir uns ja im rothen Hahn wiederfinden. Die Frau des einen war gekommen, ihren Mann noch zu sehen; da aber noch immer keine Erlösung kam, so schickte ich die beiden auch noch fort mit der Bitte, sie möchten einen Wagen holen — denn nun wollte ich um jeden Preis fort. Kaum konnten sie auf der Straße sein, so läutete es, ich eile zur Hausthüre, abermals eine Täuschung, es kam ein Fiaker, der sein Geld verlangte, weil er die Frau geführt. Ich fragte ihn, warum sie nicht käme; er sagte bloß, sie hat mit einem Herrn zu sprechen, sie kommt gleich. Auch dieser Mensch schwieg, noch hätten wir uns retten können, doch es sollte nicht sein. Schon wollte ich mit meinem Kleinen hinunter, den anderen entgegen, als Toni bemerkte: „Ach, warte lieber, sie kommen gleich.“ Ich blieb — fünf Minuten, darauf trat ich ans Fenster, sehe einen Wagen kommen, nehme mein armes Kind schnell an die Hand, stürze in höchster Aufregung hinaus in die Küche, und statt der erwarteten Rettungsengel stürzt ein bleiches Weib, die Frau dieses einen, herein und ruft: „Alles ist verloren, sie sind schon auf der Stiege.“

Gelähmt an allen Gliedern stand ich da — mein ganzes Unglück nicht ahnend, war im nächsten Augenblick ein Dankgebet meinem Herzen entstiegen, denn der, für den ich tausend Leben statt eines gegeben hätte, war ja in Sicherheit. Was konnte man mir thun, die sich in Bezug auf Thaten an nichts betheiligt, sondern höchstens intellectueller Weise etwa gewirkt. Ich fasste mich schnell, bereitete mein süßes Kind vor, das auch hier sich merkwürdig gefasst benahm, muthig zu sein, und erwartete nun das Unvermeidliche. Als die Schergen (denn mir erschienen sie so) kamen, fragte ich, wie Christus einst: Wen suchet ihr? und wollte eben ihnen erklären, dass der, den sie suchen, sicher nicht hier wäre, als man mir zu meinem Entsetzen mit barschen Worten meine Arretierung ankündigte. Der Moment war fürchterlich, als man unsern braven Hauswirt fortführte, als ich mein todtenbleiches Kind an meiner Seite sah, von dem man mich trennen wollte, nirgends Rettung, noch Trost fand, auch keine Hoffnung, dass diese Unmenschen mit meinem Mutterherzen Erbarmen haben würden. Besonders hart war der Commissär, der mich einführte, ein wohlgenährter Fünfziger. Ich beschwor ihn, er möge, wenn er selbst Familienvater, meine Lage bedenken, doch der Barbar antwortete: „Ich selbst habe sieben Kinder, doch das geht nicht, noch vor einigen Tagen habe ich ihren Anbeter mit dem blanken Schwerte gesehen.“ Also darum ward ich so unbarmherzig behandelt? Als ich sah, dass nichts half, bestand ich darauf, er möge zum General, ihm meine Bitte vortragen, auch

wollte ich den Verhaftbefehl, den er nicht in Händen hatte, sehen. Er weigerte sich, doch zuletzt musste er doch nachgeben, er gieng mit seinen Gehilfen und ließ zu meiner Bewachung vier Mann zurück. Ohne mich einer Hoffnung hinzugeben, wollte ich nur die kurze Zeit benützen, um mein süßes Kind zu trösten und zur Ruhe zu bringen. Es gelang mir, unter tausend Thränen entschlief es in meinen Armen. Ich weinte still, erhob meine Seele zu Gott, der, wie man hofft und glaubt, die Unschuldigen nicht verlässt, trug mein Kind zu Bett und dankte dem Herrn, dass ihm der herzzerreißende Anblick erspart. So vergiengen mehrere qualvolle Stunden, auch ich hatte mich hingestreckt, da ich sehr leidend war — mein Körper war sehr schwach — ganz erschöpft!

Toni schlief, doch sehr unruhig, denn er war sehr aufgeregt, und auch diese Angst folterte mich, mein armes Kind vielleicht krank unter fremden Leuten zurücklassen zu müssen. In dumpfes Hinbrüten verfallen, wurde ich durch einen durchdringend scharfen, schrillenden Ton aufgeschreckt, die Thüren flogen auf, ich verließ mein Lager und wurde mit dem Gruße empfangen: „Folgen Sie, ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!“ Gleich einer Verbrecherin, ohne meinem Kind Lebewohl sagen zu können, packte man mich an beiden Armen, zog mich halb leblos über die Treppe, durch mehrere Straßen, bis endlich schwere Riegel klirrten, die Thore öffneten sich, ziemlich unsanft stieß man mich in die Wachstube des Polizeihauses, meine Begleiter verschwanden, und ich stand allein wie durch einen Zauberschlag an diesem Schreckensort, und einen Augenblick später, und ich ward auch schon ins Gefängnis abgeführt.

Was ich während der drei ewig langen Wochen des Arrestes erlebt, geduldet und gelitten, das soll der nächste Gegenstand meiner von mir erlebten Begebnisse sein. Jetzt zu sehr an meine Vergangenheit erinnert, bin ich unfähig, mich zu sammeln, die aufgeregten Empfindungen zu beschwichtigen.

Wohl denen, die nie so tiefen Schmerz erlebt, die nie so unglücklich geliebt und gezittert für ein Theueres.

Ihr, die ihr jenes beseligende und vernichtende Gefühl nie in allen seinen Phasen empfunden, wo jeder Athemzug, jeder Pulsschlag des glühenden Herzens gleich einem Orkane unser tiefsinnigliches Gemüthsleben in ewigem Wonnerausch unaufhörlich betäubt und erhält, wo die ganze Existenz sich in einen einzigen Liebesgedanken auflöst, nie und nimmer könnt ihr den Schmerz und das tiefe Weh ermessen, das mich ergriff, als ich allein, losgerissen von allen Banden des Herzens und Geistes, entbehrend jeder gewohnten Bequemlichkeit, mein hartes Strohlager in Thränen badete, den Kopf an die Wand rannte, meine Kerkerthüren sprengen wollte und schwach und machtlos zurückfiel — bei Gott, der Tod war minder bitter, als dies Leiden, doch der Kelch des Leidens sollte erst bis auf die Hefe geleert werden.

Aufgezeichnet 22. März 1849.

Meine Gefangenschaft.

Geschrieben den 4. April 1849.

Mitternacht hatte geschlagen — die schweren Thore des Polizeihauses hörte ich rasselnd zufallen, meine Häscher verließen mich — und ich stand allein in einer Soldatenwachstube. Sie lagen auf ihrem harten Lager, nur Einer saß an einem kleinen Tisch, der mich frug um Namen, Alter und Stand: was ich damals geantwortet, weiß ich noch nicht, doch der Mensch glotzte mich mit großen stieren Augen an, ich aber wendete ihm den Rücken.

Im selben Augenblick gieng eine Thüre auf, und ein anderes Individuum trat mir entgegen und schleppte mich halb bewusstlos mit sich fort. Wie ich auf einmal wieder in einer anderen Soldatenstube mich befand, ward da alles von mir gefordert; wie sie mir alles abnahmen und wie ich endlich in meinem Arreste stand, wo ich von abscheulichen Weibern untersucht wurde, ist mir jetzt, wie damals, ein Räthsel. Nur dann, als diese Weiber an meinen Körper Hand anlegen wollten, um mich jedes Kleidungsstückes zu berauben zur Ueberzeugung, dass ich nichts Verdächtiges bei mir hätte, stieß ich sie mit solcher Gewalt zurück, dass sie sich nicht mehr in meine Nähe wagten. Sie giengen, schlossen die Thüre ab, und ich blieb allein.

Stumm — betäubt, wie ein Träumender, zog ich mich an und hatte mich kaum auf mein hartes Strohlager hingeworfen, als abermals zu meinem Todesschrecken eine Thür aufgesperrt wurde, und herein trat Corporal Zach, mein Gefangenwärter, mit einer jungen Dirne, dem Abbild der Gemein- und Verworfenheit! Welch Entsetzen erfasste mich, als man mir diese zu meiner Dienerin und Schlafgefährtin beigesellte.

Nie werde ich den Ausdruck dieses Gesichtes vergessen, sie schielte immer von der Seite auf mich, und zuletzt glaubte ich schon, sie sei eine gedungene Mörderin. Ich fing an, mich dergestalt zu fürchten, dass ich ein heftiges Zittern am ganzen Leibe bekam und ohnmächtig wurde. Als ich wieder zum Bewusstsein kam, sah ich das Mädchen und den Corporal an meinem Bette, bemüht, mich zu laben. Großer Gott! welche Empfindungen durchkreuzten meine Brust, als ich krank, schwach, dem Wahnsinne nahe, diese Krankenwärterin erblickte. Ich bemühte mich vergebens, meine Gedanken zu sammeln, immer verwirrten sich dieselben wieder, auch glaube ich sicher, dass, wenn ich nicht die Idee festgehalten hätte und mich mit aller Macht daran geklammert, dass mein theurer Alfred gerettet war, ich sicher wahnsinnig geworden wäre.

Schnell wurde mir ein anderes Bett bereitet, man brachte eine schlechte Matratze und ein Kissen und trug mich dann ganz angezogen auf das neu bereitete Bett, wo ich gleich einer Todten regungslos fast ohne Bewusstsein lag. Dieselben Kleider, welche ich damals trug, zog ich durch die ganze Dauer meiner 23tägigen Gefangenschaft nicht mehr aus. Indessen ward es stille geworden, meine Wächterin in stillen Schlaf verfallen und ich meiner Verzweiflung preisgegeben. Alle Augenblicke durch die vor meiner Thüre stehenden Wachposten und Kettengeklirre aufgeschreckt, konnte ich's auf dem Bette nicht länger mehr aushalten. Ich fror so schrecklich, dass meine Glieder schon fast ganz erstarrt waren, und ich entschloss mich daher, zu meiner Dienerin mich aufs Bett zu setzen (man kann sich denken, in welchem Zustande ich gewesen sein musste, um diese Zuflucht zu suchen), meine Hände steckte ich, um mich zu wärmen, in ihren Busen, und so hörte auch nach und nach der Krampf auf, und ich ruhte. Doch ruhen kann man das wohl nicht nennen, ich hatte aufgehört, zu denken, zu empfinden. Der Morgen graute kaum, so war schon das ganze Haus in Aufregung, und auch ich kam nach und nach zu mir und fieng an zu hoffen, dass vielleicht der junge Tag eine Erlösung bringen würde.

Ich stand auf, konnte mich aber kaum aufrecht halten, sah mich zum erstenmale in meiner ungewohnten Behausung um — es war dies ein langes Zimmer, die Fenster fast ganz oben an der Decke und vergittert, weiße Wände; ein Tisch, zwei harte Stühle, vier Betten, wovon zwei leer, und ein paar weiche Bretter an der Wand waren die ganze Einrichtung. Ein Lavoir, ein Krug und auf mein Verlangen ein Glas wurden für die nöthigen Fälle gebracht.

Um 6 Uhr kam ein Polizeimann — Leute, welche man Lauier nennt, wovon für jede Abtheilung zwei bestimmt sind zur Bedienung der Gefangenen. Ein solch Gezücht brachte dreimal im Tag frisches Wasser, kurz übernahm alle Aufträge; hatte man einen besonderen Wunsch, so musste es dem Corporal gesagt werden, und da hatte man Hoffnung in drei oder vier Tagen auf Erfüllung.

So oft, als sich draußen im Gange etwas regte, glaubte und hoffte ich auf meine Befreiung. Ach wie klopfte mein Herz, als gegen sieben Uhr mein Arrest aufgesperrt wurde und man mich zum Commissär holte. In der süßen Hoffnung, nun frei zu werden, eilte ich die Stiegen hinunter. Man führte mich in ein kleines Zimmer, da saß ein finsterer Mann, der mir einige Fragen vorlegte, die ich ihm natürlich nicht beantwortete, da ich vorgab, dass mein Gedächtnis ganz verloren. Ich betheuerte meine Unschuld, und er versprach mir vielleicht bis nachmittags meine Freilassung. Belebt von dieser Hoffnung, verließ ich den Commissär, und gefasster und ruhiger ließ ich mich wieder einsperren.

Das Mädchen hatte indessen zusammengeräumt, und Leopold, der Zimmerwärter, kam und frug, was ich zu frühstücken wünschte; ohne zu denken, begehrte ich Kaffee. Ich kostete und gab dann gleich den Rest dem Mädchen, besonders da ich sah, dass sie nichts bekam. Ich frug sie warum. Da erzählte sie mir, dass sie in 24 Stunden nur einmal zu essen bekäme, und zwar um 11 Uhr. Ihre Kost bestand in einer Wassersuppe, Gemüse, meistens Hülsenfrüchte, ganz schlecht zubereitet, und einem Laib Commissbrot, das selten ausgebacken war. Zweimal in der Woche Fleisch und einmal Knödel. Wahrlich, es ist jammervoll, das anzusehen — denn in die Länge wäre das für einen Hund zu schlecht. Ich beschloss auch gleich, das Mädchen auf meine Kosten zu erhalten. — Ueberhaupt sind diese Schubleute schrecklich behandelt, eingesperrt, wie in einem Stall, liegen sie auf Pritschen dicht nebeneinander. Im Winter ist der Uebelstand noch größer, da diese Gefangenen nie Licht bekommen, bei den schrecklich langen Abenden sind die Unglücklichen den unangenehmsten Vorfällen preiszugeben, z. B. während ich da war, ereignete es sich öfters, dass mehrere Individuen das Hinfallende bekamen, da fiel natürlich eins auf das andere ohne Hilfe; nie mehr werde ich das Gebrüll vergessen von dem Kranken, wo er von seinem Zustande kam und von den anderen aus Angst ... Solche Vorfälle dauerten oft eine halbe Stunde, bis nun Hilfe geleistet wurde. Ueberhaupt wäre eine Reorganisierung der Strafhäuser höchst nothwendig und wünschenswert, so die Sonderung der Sträflinge, denn von dieser Verderbtheit und Frechheit, die unter diesen Weibern und Dirnen herrscht, kann man sich keinen Begriff machen.

Schon war die elfte Stunde gekommen, bei dem mindesten Lärm vor der Thür, was sich wohl jeden Augenblick ereignete, hoffte ich vergebens auf meine Erlösung, der Zimmerwärter brachte dem Mädchen das Essen, der Corporal Zach kam mich fragen, was ich speisen wolle. Mir war aller Appetit vergangen, ich nahm nur Suppe und gab alles dem Mädchen. So vergiengen mir schreckliche Stunden in banger Sorge, endlich war ich ganz ermüdet von dem vielen vergeblichen Harren, und die sichere Ueberzeugung, dass mein Alfred gerettet, machte mich etwas ruhiger. Mein Gott, wie gerne litt ich für den, der mein ganzes Lebensglück in sich trug.

Ich will mich kurz fassen über die so schmerzlich getäuschten Hoffnungen. Durch neun Tage vergebens jeden Tags gewärtig, ließ ich mich mehrmals zur Commission melden, zweimals wurde ich zum Auditor gerufen, wo ich ihn immer meiner Unschuld versicherte. Allein er erwiderte mir, dass ich nun einmal eine politische Verbrecherin, dass, wenn ich sonst nichts gethan als die Petition wegen des Landsturmes unterschrieben, ich schon Strafe verdiente, machte mir Vorwürfe mit den Alltagsphrasen, die immer den Weibern zugemuthet werden von jenen, die nicht für die Emancipation derselben, verwies mich zur Geduld. Mit was er mich am meisten zu kränken wähnte, als ich das zweitemal bei ihm war, verfehlte seine Wirkung ganz, ja ich wäre ihm gerne um den Hals gefallen, so selig machten mich die Worte: „Alles, alles verlässt Sie, sogar ihr Freund, und die „Geißel" bedeutet heute, Sie könnten die Wlasta in der Josefstadt spielen." Wer war in dem Augenblicke glücklicher als ich, wusste ich doch, dass mein süßer Alfred, es waren sieben Tage verflossen, nun bestimmt gerettet. Er wurde ganz irre an mir, begriff mich nicht, ich dankte ihm herzlich für die gute Nachricht. Es entspann sich nun ein Gespräch zwischen uns, ich sah wohl, dass er anfing, warm zu werden, und als ich darauf hinwies, dass ich doch so viel für die Armen gethan in früherer Zeit, antwortete er: „O, hätten Sie nur solche Handlungen verübt, so wäre Ihnen der Segen des Himmels geworden!" Ich konnte mich eines boshaften Lächelns nicht erwehren, schnell erwiderte er ebenso ironisch und triumphierend: „Ja, wenn das Schicksal anders entschieden, wären unsere Rollen sehr verschieden, ich der Unterdrückte und Gedemütigte. Sie hätten diesen Fasching die Hausfrau im — Rittersaale gespielt." Diese Rede machte mein Herzblut erstarren, ich wusste, was ich zu erwarten, und nur der Gedanke, für Alfreds Rettung zu leiden, erhielt mich. Nach einigen Worten verabschiedete er mich, ich gieng, und als ich in den Gang trete, wen sehe ich — einen Freund und Leidensgefährten, Julius Fröbel; ein Schrei entfuhr meinen Lippen, ich erfasste seine Hand, er war selbst so ergriffen, als er mich sah — und ebenso schnell waren wir wieder auseinandergerissen von der Wache, so dass kein Wort über seine Zunge kam.

Erschüttert bis ins Mark, langte ich in meinem Arrest an, Thränen bittersten Schmerzes über meine Verlassenheit entquollen meinen Augen. Ich will mit Stillschweigen die Grausamkeit meiner Familie übergehen, besonders meines Vaters, der, als noch unsere Partei siegreich war, Becher als einen lieben Schwiegersohn begrüßte und mir mein letztes Vermögen herausgab, um den „Radicalen" zu gründen, daher ich mir auch nie den Vorwurf machen kann, gegen seinen Willen gehandelt zu haben. Ich habe vergeben. Möge sein Gewissen ihn einst auch gnädig lossprechen, möge er nie zur Erkenntnis gelangen, dass eigentlich mein ganzes künftiges Lebensglück in seinen Händen gelegen, und dass ich durch ihn so grenzenlos elend geworden. Denn konnten meine Richter milde sein gegen ein Wesen, das sogar die heiligsten Rechte der Natur verwirkt zu haben schien? Jetzt noch durchbebt mich ein Schauer, während ich dies niederschreibe, und nur mein Selbstbewusstsein, das mich jedes Vorwurfes ledig spricht, erhebt mich über das tief ergreifende Gefühl, dass Verhältnisse und Unglück mich Aermste um die beglückendsten und reellsten Genüsse eines vereinigten innigen Familienlebens schmählich betrogen — doch ich selbst bin schuldlos, denn der Fluch, welcher auf solchen unnatürlichen Zerstückelungen beruht, hat bei mir bis jetzt sich von Kind auf Kind erstreckt.

(Fortsetzung folgt.)

Münchener Glaspalast.

Der ganze Unterschied zwischen Secession und Glaspalast, was das Wesentliche anlangt, ist jetzt der: die Secession hat freie Hand, sie kann sich auf eine knappe Auswahl solcher Werke beschränken, die den führenden Künstlern als der gegenwärtigen Vervollkommnung der Malweise entsprechend oder doch nahezu entsprechend erscheinen. Sie ist dabei auch nicht durch irgendwelche politische Grenzpfähle eingeengt. Im Glaspalaste dagegen müssen sociale, communale und sonstige Rücksichten genommen werden, und so erscheint das „Secessionsfähige" vertheilt unter eine große Masse von Ware, die lediglich aus anderen als künstlerischen oder technischen Gründen hier von rechtswegen feil gehalten werden darf. Es kann möglicherweise, z. B. durch eine sehr gute Beschickung der „Luitpoldgruppe", durch eine collective Theilnahme der Karlsruher, Worpsweder &c., der Fall eintreten, dass diese Auslese aus der Gesammtmasse des Glaspalastes die Secession quantitativ und qualitativ übertrifft, ja es ist denkbar, dass dieser Fall schon eingetreten ist, ohne dass man es bemerkt hat, weil die in Betracht kommenden Werke nicht wie bei der Secession säuberlich vereinigt waren, sondern, zerstreut unter mehrere tausend gleichgiltige Nummern, ihrer compacten Wirkung verlustig giengen. Heuer freilich muss der Secession in Dingen der Malerei und Plastik der Vorrang bedingungslos eingeräumt werden, indessen der Glaspalast durch seine acht Säle mit angewandter Kunst, durch seine zum Theil vortrefflich gewählte graphische Abtheilung und durch die in Wien bereits wohlbekannte Collection des muthigen Karlsruher Künstlerbundes*) das Manco durchaus ersetzt und dem, welcher die gegenwärtig im Vordergrunde des Interesses stehende stilistische Entwickelung verfolgen will, vielleicht noch für lehrreicher gelten kann als die Secession.**)

Im Glaspalaste wird uns das hohe Glück zutheil, vor Max Klingers „Christus im Olymp" zu treten. Den Secessionisten fehlt freilich das Verständnis für dieses Glück. Auch wir legen selbstverständlich keinen Wert auf die Idee, auf das Psychische und all das Literarische, welches ein geistreicher Mann in diesem Werk lesen mag. Was wäre an der „Idee"? Man verfiele in alle entnervenden Laster der Romantik eines Cornelius, wenn man in dieser literarisch-geistreichen Pointe den Wert sehen wollte. Uns gilt nur die Gestaltung, d. i. die durch selbständige, formell erschöpfende Malweise und Skulptur unabänderlich giltig wiedergegebene künstlerische Vorstellung. Unabänderlich giltig, giltig auch wenn niemand mehr weiß, was „Christus", was „Olymp" war, oder wenn unter diese Namen ganz andere Vorstellungen fallen, als die, welche der Künstler für seine Person darunter festhielt, giltig durch die sinnlich-schöne, heitere Erscheinung und erlösende Lebendigkeit. Wir nehmen das Kreuz nicht als Symbol, wir nehmen Christus nicht als Träger einer Weltanschauung, wir nehmen Psyche nicht als — „Psyche", sondern alles als Gestalt. Aus der Gesammtheit der Gestalten und Farben ergibt sich uns eine ganz bestimmte Reihe sinnlicher Eindrücke, welche ihrerseits, ganz ohne Zuthun des Verstandes, Empfindungen in uns wachrufen. Diese secundären Begleiterscheinungen in unserem Empfindungsleben wollen wir zur Bezeichnung des Bildes in einen knappen Titel zusammenfassen, und nur das wollen wir mit dem Titel „Christus im Olymp" sagen, dass uns heute sich annähernd in „Christus" einerseits und „Olymp" anderseits die beiden Pole der von dem Bilde wachgerufenen Empfindungscomplexe erschöpfen. Zweifelsohne war auch bei der Schöpfung des Werkes in der Seele des Künstlers ein ähnlicher Process vorhanden. Ueberall ist um eine Form gerungen, mit wechselndem Glücke freilich. Ausgegangen ist Klinger von einem formalen Gegensatze in Licht, Ton, Farbe, Linie und Körper, der ihm erst nur gefühlsmäßig innewohnte, der sich dann bei der Arbeit um einen sich associierenden Parallelgedanken lagerte, der deshalb in dem Künstler aufstieg, weil er zur äußersten Durchbildung des Gewollten antrieb. Christus und Olymp wurden in ihm zu Lichtquellen: „Licht gegen Licht" ist die wahre „Idee" des Bildes. Das ist schon in der zweifachen Technik dargethan, in dem Pleinair des Christus und in dem stumpferen, dem Tempera ähnlichen Tone der Olympischen.

Es würde eine besondere Monographie erfordern, diese wirklichen, malerischen Werte darzulegen und zu würdigen. Drum nur einige knappe Sätze darüber! Wahrhaft groß ist die Rhythmik der Farben, jedoch fehlen, außer in der Predella, noch die vollen, schweren Töne, welche uns an den Werken der großen decorativen Meister der Renaissance berauschen, die Glut des Purpurs, die hinreißende Flamme des Scharlachs, das unendlich tiefe, satte Blau. In der Darstellung des Nackten kündigt sich etwas Neues an: Entfernung von der Antike, Erhebung aber auch aus der nüchternen Realistik, wobei freilich die neue „Synthese" weniger im Malerischen als im Plastischen gefunden ist. Die beiden weiblichen Sculpturen zur Rechten und Linken der Predella sind reife Schönheit. Die schmalen Seitenflügel sollten ornamentaler behandelt sein, das Thema des Mitteltheiles nicht specialisieren, sondern noch mehr verallgemeinern. Sie deuten hinaus und nicht hinein. Vielleicht rechtfertigt sich diese Richtung aber innerhalb der Architektur, in welche der Meister sein Bild hineingedacht hat. Diese fehlt aber hier, wie denn überhaupt jedes Urtheil verfrüht und tastend ist, solange wir das Werk nicht an seiner richtigen Stelle sehen.

Ludwig von Hofmann hat in seinem „Bade" alles übertroffen, was wir bisher von ihm kannten, und das war nichts Geringes! Künstlerisch und technisch ist das Bild gleich edel, ausgeglichen, reif und von jener „Allgemeinheit im Besondern", die das Wesen des Höchsten ist. Kühl erquickend und süß erlabend: das ist seine Wirkung. Auf den Größten seiner Zeit hat Hofmann nach seiner Weise weiter gebaut, Böcklins Kolorit leuchtet in neuen, verjüngten Reizen; und wer erkennt nicht in der Vertheilung der nackten Körper in den malerischen Raum die Schule des Hans von Marées? Der Jüngling und die Jungfrau im Vordergrunde erinnern unmittelbar in ihrer zugleich karyatidenhaften Beziehung zu dem wundervoll geschnitzten und getönten Holzrahmen an eines der besterhaltenen Werke des Marées in Schleißheim. Ein Meister folgt hier treu einem andern und nützt das Ueberlieferte zur Gestaltung dessen, was nur er geben kann!

Die Landschafter sind unter den Deutschen diejenigen, welche mit Stolz auf die größte Zahl eigenartiger Talente hinweisen können. Hier in München fesselt uns natürlich zuerst die Dachauer Schule, die seit einem Jahre die Kunstfreunde überall

*) Siehe den Bericht „Wiener Aquarell-Ausstellung" in Nr. 174 der „Zeit".

**) Die im Folgenden erwähnten Werke befinden sich zumeist im Glaspalaste; ich benütze jedoch die Gelegenheit einige hervorragende Stücke aus der Secession, welche seit meinem ersten Bericht (in Nr. 194 der „Zeit") hinzugekommen sind, anzuführen.

so lebhaft beschäftigt. Ihr Gründer und Führer Ludwig Dill scheint der Jüngste von ihnen allen zu sein, so frisch und schaffensfroh tritt er auf. Wer sollte es glauben, dass dieser 50jährige Künstler bereits als Marinemaler eine bedeutsame Entwickelung abgeschlossen hatte, ehe er nach Dachau gieng, um dort ein großer Künstler, ein wahrer Poet der Naturanschauung zu werden! Immer wieder bringt er eine neue Seite seiner intimen köstlichen Kunst. Darin thut es ihm nicht einmal Hoelzel gleich, der ihn in der Feinheit und dem Reichthum der Farbwerte und in der stillen, edlen „Musik" des Gesammteindruckes doch zuweilen erreicht hat. Unter den Jüngern dieser Dachauer ragen Langhammer („Nausika") und Flad hervor. Ein Nichtskönner befindet sich überhaupt nicht darunter. — Keller-Reutlingen, in Bruck, hat mit den Dachauern manchen köstlichen Zug gemein, vorzüglich in der reichen Tönung der Dämmerung, in der Art, wie er jene geheimnisvollen zartverschwimmenden Farben zu geben weiß, welche für grobe Augen im Halblichte nicht mehr zu entdecken sind. Und doch ist er ein ganz anderer, als Dill oder Hoelzel. Er weiß nichts von ihrer müden Melancholie und ihren weichen, blassen Träumen, er ist kerniger, frischer, stärker, seine Accorde steigern sich nicht selten bis zur Wucht. Welch' ein großes Werk, seine „Abenddämmerung"! Und gleichwohl geht er stilistisch mit den Dachauern zusammen. Auch seine Landschaften sind von der schmückenden, geschlossenen, feierlichen Pracht, trotz aller Discretion, die so lange bei den technisch fortgeschrittensten Arbeiten der modernsten deutschen Landschafter vermisst wurde. Wie man denn von ihm und den Dachauern sagen kann: selbst wenn sie einen Misthaufen malen, kann man das Bild als Zierde in einen Palast hängen.

Benno Becker sucht diesem Ziele, das, kurz gesagt, in der Erreichung einer feierlich-schmückenden Wirkung durch modernste Technik besteht, auf andere Weise nahe zu kommen. Er breitet einen Schleier über das Dargestellte, einen grünlichblauen Duft aus südlichen Nächten („Florentiner Villa"). Wieder anders Karl Haider, der die hart hervortretenden, kalten, vollen Farben der oberbayerischen Vorberge liebt und zu festlichen Accorden stimmt. Wenn ich ihn mit einem Dichter vergleichen soll, so möchte ich Eichendorff sagen. Auch er ist ein Landschafter des Stiles, d. h. von reifer Kunsterfahrung und vor vielen gleichstrebenden dadurch ausgezeichnet, dass er seinen Bildern auch ein angemessenes Format gibt. Denn im allgemeinen sind die Arbeiten modernster Technik nur deshalb so weit ab von einer geschlossen-decorativen Wirkung, weil sie in zu großen Formaten sich verlieren. Das gilt z. B. auch von Fritz Baer, dem wuchtigen, teperamentvollen Maler geballter Wolken und wogender Wälder, dem Schilderer der Schneegebirge, Rabending, von Carl Hartmann, dessen ährenlesende Kinder wie eine bunte Guirlande über das goldene Stoppelfeld einherziehen vom abendlich umdüsterten Dörflein.

Auch die angewandte Kunst hat im Münchener Glaspalaste Aufnahme gefunden, und zwar in acht größeren Räumen, wodurch schon äußerlich zu erkennen gegeben ist, welche enormen Fortschritte diese wiederentdeckte Kunstübung in Deutschland, vorzugsweise in München, gemacht hat. Von diesen acht Räumen sind allerdings vier, die beiden größten, einer Mustersammlung von Erzeugnissen nach älteren Stilen vorbehalten worden. Das war überflüssig, denn wir haben dafür ja das Nationalmuseum mit seinen ungeheueren Schätzen. Der „Fuggerhof" von Thiersch, der Saal in deutscher Renaissance von Hocheder, das Biedermeier-Cabinet (Helbig und Haiger) sind eigentlich nur Erholungsräume mit prunkvoller Decoration — nur von dem durch Emanuel Seidel eingerichteten römischen Wohnraume mit Muschelgrotte ließe sich sagen, dass er zu einer unserem modernen Empfinden entsprechenden Verwendung und Neudeutung aller Formen anleitet. Deshalb hat Seidel hier auch die Gläser von Tiffany, Dalpayrat, Grès, Picard und anderen aufgenommen. Die den Modernen verbleibenden vier Säle sind eingerichtet von Bertsch (Saal des Bayerischen Kunstgewerbevereines), Fischer und Dülfer (Zimmer der „Vereinigten Werkstätten") und H. E. v. Berlepsch. Wir beginnen mit dem zuletzt genannten, denn er enthält die weitaus reifsten und schönsten Erzeugnisse deutschen Ursprunges, ausschließlich Werke eines einzigen Künstlers: von Berlepsch selbst. Ich muss es mir versagen, an dieser Stelle auf die Einzelheiten einzugehen, da dies ohne Abbildungen keinen Begriff von der Sache gäbe.*) Zweifellos wird man in nächster Zeit auch in Wien Gelegenheit haben, diese schönsten Möbel des neudeutschen Stiles zu bewundern. Es ist vor allem die constructive Reife und Selbständigkeit, welche überrascht, dann aber auch die maßvolle, vornehme Verwendung der Decors. Hier zeigt sich ebensoviel positives Können als Phantasie und Verstand. Da ist ein Ausziehtisch mit Stühlen in einfachster Gestaltung und doch mit einer so kraftvollen Profilierung, mit so viel anmuthigen Lösungen, dass eine vollkommen ästhetische Wirkung daraus hervorgeht. Die Bücherschränke, Credenzen, die zweisitzige Bank mit Kannenbrett, die Lehnstühle mit rother Polsterung und dunkel oxydierten Nägeln, die Plafonds und ornamentalen Flachschnitzereien, die Kupfergefäße, Gardinièren, Eierkocher, das Wandbrünnchen und die Bucheinbände: sie bekunden eine ausgereifte, von reicher Erfindungsgabe gespeiste Gestaltungskraft, die sich durchaus emancipiert hat vom Alten und Fremden. Die Möbel sind ausgeführt von Buyten & Söhne in Düsseldorf. Diese verdienstvolle Firma hat auch die künstlich vertiefte Maserung (ein Aetzungsverfahren) erfunden, die Berlepsch in seinen einfachen Decors so wundervoll verwendet. Nur die berühmten Stickereien von Hermann Obrist, die Zinngefäße von Karl Groß und die Teppiche von Peter Behrens können neben Berlepsch' Arbeiten einstweilen als vollgiltige Zeugen deutscher angewandter Kunst rechnen, denn schon Eckmanns elektrische Beleuchtungskörper sind stilistisch noch durchaus unfertig, wie denn dieser vortreffliche Künstler auf dem Gebiete der Metalltechnik lange nicht so glücklich ist, wie auf dem der Textilkunst und der Tapete.

*) Die Münchener „Decorative Kunst" brachte vor Kurzem einzelne Abbildungen. Das Nähere siehe in der „Revue der Revuen" unseres vorliegenden Heftes. D. R.

Dagegen haben wir die hier zum erstenmale gezeigten Werke der Münchener „Vereinigten Werkstätten" lediglich als Versuche zu betrachten. Wenn man Vergleiche anstellt mit den ebenfalls hier vorgeführten Möbeln von T. Selmersheim und Plumet, Sauvage, mit den Teppichen von Lemmen, den Zinn- und Erzarbeiten von Charpentier und den von Ashbee entworfenen Stücken der „Guild and school of handicraft", so merkt man zu deutlich, dass es mit dem Talente allein nicht gethan ist. Ich möchte so unhöflich sein und sagen: es fehlt unseren Münchenern an Erziehung. Sie sind zu vorlaut, zu sehr „Individualisten": sie thun sich mehr zu gut in ihren Werken, als dem Genießenden, dem Besteller. Darin liegt gewiss auch ein Lob. Man kann ihnen nur vom Herzen wünschen, sie möchten recht bald durch Aufträge der vornehmsten Art dazu gebracht werden, ihren Erzeugnissen jene Absichtlichkeit, jenes „Bewusst-Moderne" zu benehmen. Die Bedeutendsten unter ihnen, wie Riemerschmid, Pankok, Wenig, sind gegenwärtig bestrebt, einfache Möbel von selbständiger Construction zu schaffen. Sie stellen demgemäß ihre Möbel hin mit einer ihr Programm allzu deutlich verkündenden Nüchternheit. Riemerschmid treibt diese Askese am weitesten. Er versagt sich jeden Schmuck, jede feine, zierliche Lösung. Pankok beschränkt sich auf die harmlosesten Blümchen. Das geht entschieden zu weit, so anerkennenswert die Absicht an sich auch sei. Dem gleichen Zuge folgt Schmuz-Baudiss in seiner jüngsten Serie von Töpfen, nur dass er klug genug ist, seine Erfindung nicht ganz zu unterbinden und auch im Einfachsten noch Kunst zu geben. An uns aber liegt es, nicht verdrießlich zu werden, und, sei es auch durch herben Tadel, diese vortrefflichen und echten Künstler zu fördern mit aller Kraft. Sie sind an einen schweren, großen Anfang gestellt. Es wäre frevelhaft, von ihnen schon ein Ende zu verlangen.

München. Georg Fuchs.

Von unserem Fontane.

Ich muss noch schreiben: von „unserm" Fontane, wenn ich den österreichischen Lesern dieser Blätter von dem Dichter erzählen will, den ich über alles liebe. Unser, der Preußen, der Märker Fontane ists noch. Aber das wird auch eines Tages anders werden. Wenn ihr ihn erst lieben lernen werdet. Es geht Einem mit ihm wie mit manchen Frauen: nicht ein Aeußeres blendet, eine rasch berauschende Schöne. Langsam, in stetem Verkehr nistet man sich in ihre reichen und großen Seelen ein. Aber dann ist des Wunderns kein Ende. Um Fontane lesen zu können, muss man ihn erst lieben lernen. Aber wenn man in seiner besondern Art erst heimisch geworden ist, dann wird man jede Zeile von ihm lesen, dann wird man sie als einen unverrückbaren Stein im harmonischen Bau begreifen lernen.

In dieser Zeitschrift ist schon einmal von Theodor Fontanes Meisterwerk, von der lieben, süßen „Effi Briest", erzählt worden. Aber das war die Stimme eines Predigers in der Wüste. Immer, wenn ich nach Wien komme und meinen Freunden von dem Berliner Poeten erzähle, so sagen sie nur: Ja, ja . . dieser Fontane . . gewiss . . aber uns ist dieser Mensch doch zu fremd. — Fontane bescheidet sich selbst: „Der berühmte Satz „Kunst sei für alle" ist grundfalsch: Kunst ist umgekehrt für sehr wenige und mitunter ist es mir, als ob es immer weniger würden. Nur das Beefsteak, dem sich leicht folgen lässt, ist in einer steten Machtsteigerung begriffen."

Fontane gehört zu den Künstlern für die Wenigen: man muss ihn mit liebender Sorgfalt genießen, sonst verlässt er Einen, wie jene feinen und stillen Frauen, die so viel zu sagen wissen, wenn ihre Stunde gekommen ist . . . Nein, Fontane ist kein Dichter für die Vielzuvielen.

Als ich die Erlaubnis erhielt, den Lesern der „Zeit" von dem neuen Buche Fontanes zu berichten, war ich ein bisschen entmuthigt. Ach, ich fürchte, diese Leser sind mit den Huysmans oder Bourget oder Barrès vertrauter, als mit meinem märkischen Dichter. Und wie soll ich ihnen dieses neue Buch anzeigen? Es ist 679 Seiten stark und heißt „Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches."*) Es ist die Fortsetzung seines autobio-

*) Berlin, F. Fontane & Comp.

graphischen Romans „Meine Kinderjahre“. Dieses dickleibige Buch läſst sich natürlich nicht „besprechen“, denn das verbietet der vielköpfige Inhalt. Darin ist die Rede von Theodor Storm, Friedrich Wilhelm IV., den Berliner Madams, Adolf Menzel, alten Apothekenbesitzern, Schulmeistern, Paul Heyse, Gardeofficieren und ungezählten anderen Menschenkindern. Also will ich lieber hie und da etwas aus dem Buche aufpicken.

Der Neunundsiebzigjährige läſst da sein Leben der Zwanzigerjahre Revue passieren. Aber dieser Greis ist ewig jung und ewig modern — so sitzt er da mit seinem sonnigen Humor und betrachtet ein Leben wie der Psalmist: es ist köstlich gewesen, denn es ist voll Mühe und Arbeit gewesen. Und das höchste Glück der Erdenkinder ist ihm zutheil geworden: Die Persönlichkeit. Als Dichter und als Mensch.

In der Betrachtung der Menschen und der Dinge — in starker Liebe und in starkem Haſs, denn er hat beides noch so gründlich — da steht er dort, wo die ganz großen Künstler immer stehen. Auf der Warte, von der aus sie die Tragik und die Komik der Dinge in so prachtvoller Harmonie sehen. . . .

In diesem Buche spiegelt sich des wunderbaren Greises große und freie Persönlichkeit unvermindert wieder. Es ist so eine Art Beichte. Aber in der ist nichts zurecht gebogen und zurecht gelogen: Menschliches und Allzumenschliches wird hier mit schalkhafter Anmuth berichtet. Und solche Bücher gehören doch zu den schönsten, die man sich wünschen kann.

Es ist ein liebenswürdiges Buch, ganz der Eigenart unseres Poeten, der Liebenswürdigkeit, entsprechend. Wer „Irrungen, Wirrungen“, „Stine“ und „Effi Briest“ kennt, weiß, was ich damit meine. Es soll sich das genannte Wort auf seine Ethik beziehen. Die köstliche Reife und die milde, gütige Art, mit der er die Irrungen menschlicher Herzen betrachtet, gibt auch dem neuen Buche die Fontane'sche Signatur. Und in diesem Sinne darf ich den Poeten wohl einen Goethischen Menschen nennen.

Fontane ist Märker. Daher das Strenge, Ausharrende seines Wesens und die liebevolle Beschäftigung mit dem Kleinen und Kleinsten. Denn die Natur unseres Landes ist nicht reich, und bescheiden müssen wir hinter das prangende Oesterreich zurücktreten. Aber die Fontanes stammen aus Frankreich. Daher die feine Grazie seiner Form, die Ironie seiner Betrachtung und der entzückende Plauderton seiner Bücher. Ja sogar ein stark lebemännisches Element und die heitere Freude am Genuſs.

Von Jugend auf war er Naturalist. „Das Wort Spielhagens ‚finden, nicht erfinden‘ enthält eine nicht genug zu beherzigende Wahrheit; in der Erzählungskunst bedeutet es beinah alles.“ So hat er seine Stoffe gefunden und im Spiegel seiner starken Persönlichkeit betrachtet. Es ist immer erfreulich zu bemerken, daſs der Naturalismus keine Erfindung der Berliner Herren vom Jahre 1889 ist . . .

Er ist ein Freund des Anekdotischen, weil man in ihm das Charakteristische der Persönlichkeiten am vorzüglichsten studieren kann. „Historischen Anekdoten habe ich nie widerstehen können, bin auch jetzt noch der Meinung, daſs sie das Buch aller Historie sind. Was thue ich mit den Betrachtungen? Die kommen von selbst, wenn die kleinen und großen Geschichten, die heldischen und die mesquinen, zu mir gesprochen haben.“ Und an anderer Stelle: „Eine Menschenseele wird durch nichts besser geschildert, als durch solche kleinen Züge. Schon das Sprichwort sagt: An einem Strohhalm sieht man am deutlichsten, woher der Wind weht.“ Danach verfährt der Balladendichter, danach der Romancier Fontane. Alle seine Bücher sind voll von Anekdotischem, das ihnen den feinsten Reiz verleiht. Und alle enthalten sie Selbstbekenntnisse. Auch hier bleibt Ibsens Wort bestehen: „Dichten heißt eigentlich über sich selbst jüngste Gerichte halten.“

Das neue Buch enthält Theorie und Praxis seines Schaffens. Es enthält Beiträge zur Geschichte, Literatur- und Culturgeschichte. Aber am meisten zur Geschichte des Menschen und der Menschen. Ha, welch erlesene Wonnen für den Psychologen! Ob der Mann Theodor Storm heißt oder Apotheker Rose; das Porträt interessiert in gleichem Maße. Der Stoff ist nichts, die Form ist alles! Nicht die historische Bedeutung der Personen entscheidet in den Kunstwerken: ihren Wert macht einzig und allein die künstlerische Behandlung ihrer speciellen Menschlichkeit aus.

Aus diesem weisen und klugen Buche freien Menschenthums kann man viele fruchtbare Gedanken ziehen. Es kann es mit jedem philosophischen Werke aufnehmen. Vielleicht übertrifft es noch manche davon . . . Denn die Philosophen kennen nur allzugut den Menschen, seltener die Menschen . . . Dies ist ein Buch, das ich in seiner Weltkunde neben Montaigne oder den Chamfort stellen möchte. — Darf ich ein paar Stellen hieher setzen?

„Im ganzen genommen existiert bei den Menschen eine so hochgradige Unfähigkeit, den Seelen anderer auf den Grund zu sehen, daſs sich dies Hochgradige nur aus einer gewissen Unlust, ‚sich auf irgendwie ernste Untersuchungen einzulassen‘, erklären läſst. Die meisten nehmen, so lange sichs einigermaßen mit ihrem Vortheile verträgt, alles so, wies bequem zugänglich oben aufliegt.“

Und dann von unser aller Herzensfreunde, dem Bourgeois:

„Der Bourgeois, wie ich ihn auffasse, wurzelt nicht ausschließlich im Geldsack; viele Leute, darunter Geheimräthe, Professoren und Geistliche, Leute, die gar keinen Geldsack haben, oder einen sehr kleinen, haben trotzdem eine Geldsackgesinnung. Alle geben sie vor, Ideale zu haben: in einem fort quasseln sie vom „Schönen, Guten, Wahren“ und knixen doch nur vor dem goldenen Kalb . . . Diese Scheinbourgeois, diese Bourgeois ohne Arnheim, sind die weitaus schrecklicheren, weil ihr Leben als eine einzig große Lüge verläuft. Daſs der liebe Gott sie schuf, um sich selber eine Freude zu machen, steht ihnen zunächst fest; alle sind durchaus „zweifelsohne“, jeder erscheint sich als ein Ausbund von Güte, während in Wahrheit ihr Thun nur durch ihren Vortheil bestimmt wird . . . Sie selber legen sich alles aufs Edle hin zurecht und beweisen sich und andern in einem fort ihre gänzliche Selbstsuchtslosigkeit. Und jedesmal, wenn sie diesen Beweis führen, haben sie etwas Strahlendes.“

Und von der „guten, alten Zeit“:

„Es ist denn auch ein barer Unsinn, immer von der ‚guten, alten Zeit‘ oder wohl gar von ihrer ‚Tugend‘ zu sprechen; umgekehrt, alles ist um vieles besser geworden und in der schärferen Trennung von gut und bös, in dem entschiedeneren Abschwenken (namentlich auch auf moralischem Gebiete) nach rechts und links hin, erkenne ich den eigentlichen Culturfortschritt, den wir seitdem gemacht haben.“ Dies schreibt ein Mann an der Schwelle der Achtziger!

Ein anderes Wort:

„Es ist ein Unsinn, jungen Leuten mit dem ‚Besten‘ zu kommen. Man hat sich in das Beste hineinzuwachsen, und das dauert oft recht lange. Schadet auch nichts. Vor allem ist ganz unnatürlich, mit Goethe zu beginnen. Ich bin glücklich, mit Freiligrath begonnen zu haben.“

Und dann zwei Sätzchen, die uns Leute in Neu-Byzanz an der Spree angeht:

„In Wahrheit liegt es so, daſs die preußische Welt seit König Friedrich Wilhelm I. beständig wachsende Fortschritte nicht im ‚Männerstolz vor Königsthronen‘, sondern umgekehrt im Byzantinismus gemacht hat, und daſs die eigentlichen Charaktere und die eigentlich muthigen Männer in Tagen lebten, wo's keine patentierte Freiheit gab und der Krückstock noch wacker umgieng.“ Und: „In meinen alten Tagen indeſs bin ich immer demokratischer geworden.“

Dies sind Worte des strammen preußischen Royalisten Fontane, dessen Ziethen- und Derfflinger-Gedichte in allen preußischen Schulbüchern stehen. Bedarf es noch significanterer Zeichen, wohin in diesen jammervollen Zeitläuften selbst die Sturmfesten bei uns getrieben werden?

Aber ich möchte diese kleine Auslese doch mit heitreren Zeilen schließen. Und ich schlage das Capitel auf, wo er von seiner Lebensgefährtin erzählt, die noch heute an seiner Seite wandelt: „Es kommt nicht darauf an, daſs irgend etwas, oder wohl gar alles, auf einer Musterhöhe wandelt, es kommt auf das ‚Zu einander passen‘ an, und wenn man sich auf diesen Punkt hin nicht verrechnet, so wird man glücklich. Auch das ist richtig, daſs das gegenseitige sich helfen eine große Rolle spielt.“ Und dann vom Unlogischen bei den Frauen: „Es schuf dies Unlogische, das bei phantasiereichen Frauen nichts als ein Ueberspringen von Mittelgliedern ist und in gewissem Sinne nicht eine niedrigere, sondern umgekehrt eine höhere Form der Unterhaltung darstellt, es schuf, sag ich, dies Unlogische beständig Ueberraschungen und Erheiterungen.“

Vielleicht hab ich bei manchen Lesern mit diesen Kosthäppchen die Lust erweckt, nun das Fontane'sche Buch selbst in die Hand zu nehmen. Ich fühle mich schuldig, keine literarische Kritik geschrieben zu haben. Aber ich mag mich mit den Worten des Meisters trösten: „Ueberall bin ich darauf ausgewesen, mehr das Menschliche als das Literarische zu betonen. Dabei die vielen kleinen Anekdoten und Geschichten, die sich aller Orten eingestreut finden. Ich mag darin an mehr als einer Stelle zu weit gegangen sein; aber auch wenn dies der Fall sein sollte, scheint mir ein solches Zuviel immer noch ein Vorzug gegen die bloße Kunstbetrachtung. Wer diese haben will, leistet sich das am besten selbst, wenn er an die ja jedem zugänglichen Werke mit eigenem Auge und Urtheil herantritt. Also, so sagte ich, ich habe das Menschliche betont, was andeuten soll, ich bin an Schwächen, Sonderbarkeiten und selbst Ridicülismen nicht vorbeigegangen. All dergleichen gehört nun einmal mit dazu!“

Es lag mir daran, an dieser Stelle gerade den Meister selbst zu Worte kommen zu lassen. Ich brauchte mich wirklich nicht zu seinem Dolmetsch, sondern nur zu seinem Herold zu machen.

In der Einleitung bedeutet uns Fontane, daſs wir keine Fortsetzung zu erwarten haben. Das ist grausam, und die Freunde seines Buches werden dagegen mit einer gewissen Entrüstung Einspruch erheben. Wer, wie Fontane selbst, ein Freund von Chroniken, Briefen und Autobiographien ist, hat kein Recht, uns das zu versagen. Es ist grausam, uns in der Mitte eines erquickenden Buches den Band fortzunehmen und zu sagen: So, nun könnt ihr nach Hause gehen! Oder sollen sich über Ihre Papiere, theurer Meister, eines Tages die Philologen hermachen? Entsetzlicher Gedanke!

Berlin. **Paul Linsemann.**

Neues zur Musiktheorie und Musikgeschichte.

Seit Helmholtz der Theorie der Musik eine physiologische Grundlage zu geben versuchte und ihre Ausgabe der philosophischen Aesthetik und belletristischen Behandlung entriss, haben die Versuche nicht aufgehört, das große Lehrgebäude des großen Denkers auszubauen und den Anforderungen der neuesten Forschungen entsprechend umzugestalten. Zwar fand diese Richtung, wie sie zunächst Ernst Mach mit so großem Erfolge einschlug, anfangs einen kleinen Leserkreis. Die Musiker insbesondere zogen es vor, dem großen Publicum zuliebe „breite Bettelsuppen" zu kochen, und überließen die harte Arbeit den Physikern, Physiologen und Psychologen. Aber die Anzeichen mehren sich, dass deren Bemühungen allmählich doch in weitere Kreise dringen. Ein solcher Versuch liegt uns auch in der Gründung einer neuen Zeitschrift vor, die Karl Stumpf, der berühmte Verfasser der Tonpsychologie, kürzlich unternommen hat.*) „Die Beiträge zur Akustik und Musikwissenschaft", deren erstes Heft bereits erschienen ist, enthalten zunächst nur eine längere Abhandlung Stumpfs über Consonanz und Dissonanz. Die „Beiträge" werden aber auch Arbeiten anderer enthalten, und sie würden, wenn sich daraus ein Organ für streng wissenschaftliche Behandlung einschlägiger Fragen entwickelte, damit den wesentlichen Theil ihrer Aufgabe erfüllen. In Anbetracht der Oberflächlichkeit und Geringschätzung, mit der musikwissenschaftliche Fragen in Musikschulen wie an Universitäten noch immer behandelt werden, wäre die Erreichung dieses Zieles in hohem Grade zu wünschen. Wenn wir auch jetzt noch in die Klage Stumpfs einstimmen müssen, dass es vorläufig nicht viele sind, von denen hier fruchtbare Bethätigung zu erwarten ist, so wollen wir doch die Entstehung eines Centralorganes freudig begrüßen, das die Gleichgesinnten sammelt und ihnen Gelegenheit zu gemeinschaftlicher Arbeit gibt.

Wenden wir uns zunächst zum Hauptpunkte des vorliegenden Heftes, so finden wir hier eine historisch-kritische Auseinandersetzung über den Consonanzbegriff, wie sie vollständiger und gründlicher bisher wohl kaum gegeben worden ist.**) Leibniz und Euler hatten bekanntlich den Satz aufgestellt, dass die Musik eine Uebung der Seele sei, die sich bei der Auffassung derselben des Umstandes gar nicht bewusst wird, dass sie eigentlich nichts anderes thut als zählen. Es ist also eine unbewusste mathematische Leistung der Seele. Auf Grund dieser Lehre wird die Consonanz als ein Intervall oder ein Accord bezeichnet, dessen Töne Schwingungszahlen besitzen, deren Verhältnis zu einander durch ganze Zahlen ausgedrückt wird. (Die Schwingungszahlen der Töne einer Octave verhalten sich wie 1:2.) Die Anzahl der Schwingungen nehmen wir zwar nicht direct wahr, aber wir werden uns der einfachen Verhältnisse doch bewusst. Auf die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Lehre von unbewussten Wahrnehmungen und unbewussten Erkenntnissen will ich hier nicht eingehen, ich erwähne nur, dass ich mit Stumpf nicht einsehe: „warum das unbewusste Zählen so unterhaltend sein soll. Denn das bewusste pflegt man im allgemeinen nicht zu den höchsten Kunstgenüssen zu rechnen." Es ist daher auch schon behauptet worden (von G. Engel und Th. Lipps), dass es sich bei der Consonanz keineswegs darum handle, dass wir einfache Zahlenverhältnisse unbewusst e r k e n n e n, sondern dass in unserem Ohr zwei gleichzeitige Tonwellen periodisch zusammenfallen, dass z. B. bei der Octave auf einen Stoß des tieferen Tones zwei des höheren Tones kommen, und dass wir diese regelmäßige, periodische Coincidenz unbewusst e m p f i n d e n. Um alle Variationen dieses Gedankens zu erschöpfen, sei hier noch erwähnt, dass der verstorbene Physiologe Wilhelm Preyer die alte Theorie Eulers ganz umgekehrt und behauptet hat, dass das Zählen eine unbewusste Musik sei, oder genauer, dass der Zahlbegriff aus der Tonempfindung entstehe. Er hatte dabei das Unglück, sich auf die Naturvölker zu berufen, und gab damit dem Kritiker das Mittel an die Hand, sofort zu sehen, dass er ebenso Unrecht hatte wie Euler.

Indes, jene Theorien sind doch wenigstens der Thatsache nahe gekommen, dass die Qualität der Tonempfindung zu untersuchen sei, wie denn auch Helmholtz bekanntlich in periodischen Stärkeveränderungen, im sogenannten Intermittieren der Tonempfindung, die charakteristische Eigenschaft der Dissonanz zu erkennen glaubte. Stumpf macht hier darauf aufmerksam, dass diese Definition nur für gleichzeitig erklingende Töne passe, und dass sich daher Helmholtz für melodische Folgen eine andere Definition zurechtgelegt hatte, obgleich ihm die dadurch entstehende Doppelheit seiner Lehre selbst ebensowenig auffiel, wie seinen zahlreichen Gegnern und Nachahmern. Nach dieser letzteren Definition beruhte die Consonanz auf der Aehnlichkeit zweier Töne, die durch gemeinschaftliche Theiltöne gegeben war. Dass aus dieser Theorie eine ganze Reihe von Schwierigkeiten und Streitfragen entstanden ist, wird jedem bekannt sein, der die Wirkung der Helmholtz'schen Theorie in den letzten dreißig Jahren an den Musikern verfolgt hat.

Diese selbst hatten sich seit langem mit einer viel einfacheren Lehre begnügt: die Consonanz klingt angenehm, die Dissonanz unangenehm, letztere bringt daher ein Auflösungsbedürfnis mit sich, während die erstere die Befriedigung in sich selbst trägt. Jeder Musiker weiß, dass die erstere Behauptung, genau besehen, nicht richtig ist, man müsste denn die ganze musikalische Schöpfung von Bach bis Richard Wagner als unangenehm bezeichnen. So kann also das Gefühlsmoment der Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit des Klanges schon deshalb nicht als Erklärungsgrund verwendet werden, weil es in der obgenannten Form einfach nicht vorhanden ist.

Kann der Unterschied consonanter und dissonanter Töne weder in unbewussten Functionen, noch in Gefühlen, noch in Obertönen und Schwebungen liegen, so bleibt nur ein Merkmal übrig, das in den beiden Tönen selbst liegt, und das ist, wie Stumpf hervorhebt: die V e r s c h m e l z u n g g l e i c h z e i t i g e r T ö n e. Der Zusammenklang zweier Töne nähert sich bald mehr, bald weniger dem Eindruck e i n e s Tones. Auch dann, wenn wir die Töne als zwei erkennen und auseinanderhalten, bilden sie doch ein Ganzes in der Empfindung, und dieses Ganze erscheint uns bald mehr, bald weniger einheitlich. So klingt die Octave dem wirklichen Unisono ähnlich, auch wenn wir beide Töne deutlich unterscheiden können. Dieselbe Eigenschaft kehrt in stufenweise abgeschwächter Form bei Quinten, Quarten, Terzen und Sexten wieder.

Was die Erklärung dieser Erscheinung betrifft, so versucht man natürlich auch hier, alle Factoren der Reihe nach in Betracht zu ziehen. Zunächst das Sinnesorgan selbst, wo Mitschwingungen der den Untertönen eines Tones entsprechenden Fasern der Basilarmembran eine Rolle spielen könnten. Dann käme das Centralorgan aller Empfindungen, das Gehirn, in Betracht, bei dem G. E. Müller von der neueren Neurontentheorie Aufklärung erhofft, während Stumpf annimmt, dass bei gleichzeitigem Erklingen zweier Töne zwei Processe im Gehirn stattfinden, die in einer engeren Verknüpfung mit einander stehen, wenn einfachere Schwingungsverhältnisse vorliegen. Aber vollständig befriedigend bleibt doch keine dieser Theorien, denn alle „Zurückführung des Psychischen auf das Physische" vermag uns trotzdem nie den „Eindruck für das Bewusstsein, in welchem die Empfindungen doch allein als solche existieren, genauer und verständlicher zu beschreiben. In diesem Sinne kann man Bewusstseinserscheinungen nur aus sich selbst verstehen." Sollte man sie nicht vielleicht auch nur als solche erklären? Die Entscheidung über alle diese Fragen muss den Arbeiten in den Fachblättern, vor allem in der neuen Zeitschrift selbst vorbehalten, bleiben. Aber wo immer Musiktheorie ernster und gründlicher betrieben wird, — vor allem in Conservatorien — wird man gut thun, sich mit der neuen psychologischen Methode bekannt zu machen, die für so viele Musiker noch immer eine terra incognita ist.

* * *

Ein Werk wesentlich anderer Art hat kürzlich das Gebiet der Musikgeschichte mit einem wertvollen Beitrag bereichert und verdient an dieser Stelle, der Beachtung der Musikkenner empfohlen zu werden. Es stellt sich als Uebersicht über die Entwickelung der deutschen Musik im neunzehnten Jahrhundert*) dar. Der Verfasser Dr. Max Graf zeichnet sich als Schriftsteller durch zwei vortheilhafte Eigenschaften aus. Er behandelt die Musik nicht lediglich als eine Kunst für sich, sondern sucht sie im Zusammenhang mit allen anderen Errungenschaften der Kunst und Literatur, sowie als Culturerscheinung überhaupt zu begreifen. Daraus entsteht der zweite Vorzug, dass er über die ältesten und meistbesprochenen Partien der neueren Musikgeschichte immer wieder etwas Neues zu sagen weiß. Es ist bezeichnend für diese, meiner Ansicht nach einzig richtige Behandlung der Musikgeschichte, dass Graf gleich den Anfang des Jahrhunderts, die Epoche Beethoven, mit einer Charakteristik Napoleons, Byrons und Goethes einleitet. In diesem Sinne fasst er auch die musikalischen Kunstformen als Producte ihrer Zeit auf und sucht ihre Entstehung aus den Bedürfnissen jeder Periode zu erklären, die auch auf anderen Gebieten deutliche Spuren zurückließen. „Haydn, Mozart, Beethoven haben die musikalischen Formen der neuen Zeit geschaffen. Seltsamerweise wollte die Aesthetik unserer Tage die classischen Formen als einen Canon der musikalischen Gestalten hinstellen. Als ein ewiges Gesetz, eine beständige Formel des musikalischen Schaffens. Sie vergaß dabei, dass die Formen nichts für sich Existierendes, sondern die nothwendige und unmittelbare Materialisierung geistiger Kräfte, tongewordene Organismen großer Menschen sind ... Jede Zeit, jeder Gedanke schafft sich eine neue Form, wie jedes Thier, jedes Blatt seine neue Architektonik in sich trägt. Und der Fortschritt im musikalischen Leben geschieht wie der im organischen in der Entwickelung zu immer neuen Formen." Denselben freien, vorurtheilslosen Blick, den der Verfasser an dieser Stelle verräth, bekundet er auch bei der Beurtheilung der großen Meister des Jahrhunderts, denen gegenüber er überall durchaus den Standpunkt des Historikers wahrt,

*) Beiträge zur Akustik und Musikwissenschaft von Karl Stumpf. 1. Heft: Consonanz und Dissonanz. Leipzig, Ambrosius Barth 1898.

**) Eine Vorstudie hiezu finden wir bereits in: Abhandlungen der k. baier. Akad. d. Wissenschaft, I. Cl. XXI. Bd. I. Abth. 1897, und in: Die Pseudo-Aristotelischen Probleme über Musik in Abh. d. k. preuß. Akad. d. Wissenschaft vom Jahre 1896. Berlin 1897.

*) „Deutsche Musik im neunzehnten Jahrhundert" von Dr. Max Graf. Berlin 1898. Verlag Siegfried Cronbach.

der das Kunstwerk versteht, genießt und charakterisiert, ohne an tendenziöse Erhebung oder Zurücksetzung zu denken. In dieser Beziehung unterscheidet sich Grafs Werk vortheilhaft von so mancher zeitgenössischen Schrift, die unter dem prätentiösen Schein der Historie doch nichts gibt als ein kleinlich witzelndes, den localen Configurationen des Moments dienstbares Parteibild. Ob man Grafs Geschmack in jedem Punkt bis ins Einzelne theilt, ist eine andere Frage, wer würde nicht einem oder dem anderen Componisten selbst gegen die allgemeine Meinung im stillen doch einen größeren oder geringeren Vorzug einräumen als er? Mir speciell scheint er z. B. die Bedeutung der specifisch Wienerischen Componisten in der Richtung des alten Lanner doch zu überschätzen. Aber wir lesen auch den abweichenden Standpunkt nicht mit Unwillen, wenn wir den Eindruck haben, dass er aufrichtig empfunden und rein sachlich ohne Nebenabsicht vorgetragen ist.

Soll ich Grafs Glaubensbekenntnis durch einige Urtheile charakterisieren, die er über große Componisten gesprochen hat, so fällt mir die Wahl eigentlich schwer, aber man wird ihn, glaube ich, am besten verstehen, wenn man hört, was er über diejenigen Meister sagt, deren Wirksamkeit uns in den letzten Jahren am nächsten gestanden ist. Alles das zu wiederholen, was er Gutes und Schönes über Wagner sagt, würde zu weit führen, aber Lifzts kurze Charakteristik darf ich den Lesern nicht vorenthalten. „Seine productive Kraft erscheint weniger als Urphänomen, als dämonische Gabe, als ursprüngliche Kunst, sondern als eine Gabe der feinsten Cultur. Liszt sprach Musik, etwa wie er französisch sprach: geläufig, elegant, geistreich, mit gutem Accent, als Ausdruck einer vornehmen Cultur des Geistes, nicht als Muttersprache. Daher hat die tonschöpferische Begabung Liszts den Carakter des Problematischen, Mittelbaren, Künstlichen. Immerhin bleibt eine Gestalt wie Liszt ein merkwürdiges und blendendes Phänomen.“ Neben Liszt stehen noch zwei große Gestalten, „gleichsam als zwei große Karyatiden am Ausgangsportale der Epoche der Instrumentalkunst: Johannes Brahms und Anton Bruckner. Wie Liszt, sind sie eigentlich keine freischöpferischen Geister, sondern Erben einer großen instrumentalen Cultur. Brahms jener des 16., 17., 18. Jahrhunderts, Bruckner der Reiche Beethovens und Wagners.“ Als die Kunst Wagners ihren Siegeszug durch Europa hielt, da war kein begabter Musiker in Deutschland, „der nicht innerlich auf Wagner hörte und sich durch ihn bereichert gefühlt hätte... Auch Brahms musste jener großen Musik wie einem überwältigenden Reize zugehorcht haben, um sich mit Schroffheit von ihr abzuwenden. Und aus der Gewaltsamkeit, mit welcher er sich immer trotziger in den Kreis der alten Meister einspann, kann man berechnen, wie gewaltig der Eindruck der Wagner'schen Welt war. Nochmals: er hatte manches, manche Schwächen, manche Wunden zu verbergen; sonst hätte er die neue Kunstwelt in sich aufnehmen, umformen, umgestalten müssen, statt sich trotzig, als ob er etwas zu verlieren fürchtete, sich von ihr abzuwenden.“ Als er dies that, da war „für diesen innerlich weichen und verwundbaren Organismus, ganz abgesehen von der Gefahr, in die abgeschmackte Gesellschaft derer zu kommen, welche Brahms als Gegenpapst benützten, um Wagner zu stürzen — die höchste Gefahr da: ein einsamer Mensch zu werden, verbittert, schroff, schrullenhaft, ein alter Junggeselle der Musik.“ Dass er dieser Gefahr nur theilweise verfiel, davor bewahrte ihn die heitere Atmosphäre des Wiener Lebens.

Man sieht, über Brahms ist noch so manches zu sagen, was in den zahlreichen „Erinnerungen“ seiner Freunde, die ihn möglichst harmlos und normal darstellen, nicht gesagt ist. Seine richtige Biographie wird erst geschrieben werden, wenn der ästhetische Wert seiner Kunst an dem Einfluss der Zeit gemessen ist. In dieser Beziehung, scheint mir, ist Graf auf der richtigen Fährte, wenn er bei Brahms von den tiefen Melancholien und vielen heimlichen Krisen spricht, die auf einen Zwiespalt zwischen den künstlerischen Fähigkeiten und den großen Absichten schließen lassen.

Nicht weniger interessant ist Bruckner behandelt. „Zwei Vorstellungen beherrschten ihn und tragen seine Werke. Die eine vom lieben Gott. Von diesem sprach er gerne. Er war ein tiefreligiöses Bauerngemüth und hatte eine große persönliche Beziehung zum lieben Gott. Wie die alten Mystiker stand er mit ihm in geheimen, tiefen und lebendigen Beziehungen... Die andere Vorstellung war die vom deutschen Michel. War der liebe Gott seine innere, so herrliche Welt, so war ihm der deutsche Michel die äußere Welt voller Glanz, äußerer Pracht und alles niederschmetternder Kraft. Den feierte er in seinen Symphonien,“ mit Ausnahme seiner letzten, der „gotischen“ Symphonie, von der er direct sagte, sie sei „dem lieben Gott gewidmet“.

Soll ich noch alle die prächtigen Worte wiederholen, die Graf über den großen, eigenartigen Symphoniker, wie über alle unsere großen Meister zu sagen weiß? Der Leser kann mir die Arbeit ersparen, indem er das Buch selbst zur Hand nimmt: er braucht nur wenig darin zu blättern, um gleich zu wissen, wie er daran ist, und er wird immer gerne darnach zurückgreifen, um die alten, ihm lieb gewordenen Gestalten in neuem, strahlendem Lichte erglänzen zu sehen.

Richard Wallaschek.

Die Woche.

Politische Notizen.

Durch den in den letzten Tagen eingetretenen radicalen Wettersturz hat sich Graf Thun genöthigt gesehen, seine genugsam bekannte öffentliche Thätigkeit im Wurstelprater bis auf weiteres einzustellen. Infolge dessen sind bereits Demissionsgerüchte aufgetaucht. Auf Grund zuverlässiger Informationen sind wir in der Lage, diesen Gerüchten entgegenzutreten. Graf Thun ist durchaus nicht gewillt, das Coriandoli-Spiel so rasch verloren zu geben. Wie in seiner privaten politischen, so ist auch in seiner öffentlichen Prater-Thätigkeit seine hervorstechendste Eigenschaft: die Geduld. Ein österreichischer Ministerpräsident ist denn doch noch nicht so ganz von den Launen des Wetters abhängig. Wenn auch Regen und Kälte eine Zeitlang seine amüsantesten Absichten obstruieren, so hat er noch ein wohlgedecktes Ministerpalais, in welchem er den äußeren Stürmen trotzen kann. Mehr als für irgend einen österreichischen Staatsmann gilt für den größten österreichischen Pratermann, den Grafen Thun, das alte Wort: Wir können warten. Das schlechte Wetter wird nicht so lange dauern, als die parlamentarische Obstruction, und wenn es dem Grafen Thun auch nicht gelingen mag, wieder geordnete Verhältnisse in das Parlament zu bringen: die Vorbedingung seiner eigentlichen und einzig erfolgreichen öffentlichen Thätigkeit, das schöne Wetter, kann ihm auf die Dauer nicht ausbleiben. Soll der heilige Petrus, soll Graf Goluchowski, soll Baron Banffy demissionieren: Graf Thun bleibt.

•

Zwischen dem Grafen Thun und dem Baron Banffy ist ein edler Wettstreit ausgebrochen. Zugegebenermaßen handelt es sich darum, die Monarchie zu retten, indem man den Ausgleich ohne das österreichische Parlament abschließt. Zu diesem Zweck muss wieder einmal Einer von beiden die von ihm beschworene Verfassung brechen, entweder Graf Thun die österreichische oder Baron Banffy die ungarische. Graf Thun will nun in seinem angeborenen Edelmuth dem Baron Banffy nicht die Gelegenheit rauben, sich durch die Rettung des Vaterlandes die Unsterblichkeit zu verdienen, und Baron Banffy, nicht minder edel, meint, diese Rolle dem Grafen Thun vorbehalten zu sollen. Trotz zahlreicher beiderseitiger Ministerconferenzen ist es bisher nicht gelungen, diesen edlen Wettstreit zu schlichten. Es bleibt nur ein Mittel noch übrig, um diese schwere Staatskrise zu lösen, und das ist das Los: Die beiden Herren nehmen einen Kreuzer, der eine setzt auf den Adler, der andere auf die Schrift, der gemeinsame Finanzminister Herr v. Kallay wirft den Kreuzer in die Höh', der gemeinsame Minister des Aeußern Graf Goluchowski fängt ihn auf und liest ihn ab. Die ganze Procedur dauert keine Minute, und wir wissen dann ganz genau, welche von beiden Verfassungen der Teufel holen und welchen von beiden Ministerpräsidenten — die Weltgeschichte als den Retter des Vaterlandes unsterblich machen wird: den Grafen Thun oder den Baron Banffy.

•

Von der „äußeren Machtstellung der Monarchie“ ist merkwürdigerweise bei uns immer nur im Innern die Rede. Außerhalb Oesterreich-Ungarns spricht seit zwanzig Jahren schon kein ernster Mensch mehr davon.

•

Von den parlamentarischen Einrichtungen Oesterreichs ist nur noch ein Rest übrig geblieben: die parlamentarischen Diners, die Herr Ludwig Lobmeyr, trotz des § 14, den Herren Baron Chlumecky und Professor Fournier gibt. Möge der gute Koch des Herrn Lobmeyr dafür sorgen, dass die parlamentarischen Diners bei den Betheiligten keine Obstruction nach sich ziehen. Sonst könnten wir eines Tages auch dieser letzten parlamentarischen Institution beraubt werden.

•

Vom Freiherrn v. Chlumecky hat man — Gottseidank! — schon lange nichts in der Politik gehört, bis jetzt auf dieses parlamentarische Diner. Es scheint demnach, dass er in der Politik nur noch — essen kann.

•

Warum der Herr Dr. Baernreither sich in letzter Zeit immer auf einer „industriellen Inspection“ mindestens eine Tagreise weit von Wien aufhält? Damit, wenn er heut oder morgen von seinen liebenswürdigen Ministercollegen zur Demission gezwungen wird, er doch noch einen Tag, den Tag der Rückreise nach Wien, für seine Ministerherrlichkeit retten kann.

•

Graf Thun — heißt es — soll wieder in unverbindliche Verhandlungen oder unverhinderliche Verhandlungen mit den Parteiführern eintreten, weil er die Absicht habe, im September wieder das Parlament zu eröffnen. Wozu? Alle Welt ist ja doch schon von seiner parlamentarischen Unfähigkeit überzeugt, und er gibt sich wahrlich überflüssige Mühe, wenn er glaubt, diese erst noch beweisen zu müssen.

•

Andere Leute reisen nach Ischl, um sich zu erholen. Die Minister dagegen sind einer Erholung nie so bedürftig, als wenn sie von ihren Ischler Reisen zurückkommen.

•

Es ist wirklich sehr brav von unseren Ministern, dass sie sich in diesem Sommer keinen Urlaub gönnen. Zur Belohnung dafür sollte man ihnen im Herbst erlauben — zu gehen.

•

Duobus litigantibus tertius gaudet. Zuerst wackelte der Graf Goluchowski. Seitdem aber Graf Thun und Baron Banffy darüber in Streit gerathen sind, wem von ihnen beiden beim Demissionieren der Vorrang gebüre, freut sich Graf Goluchowski, der nun zwischen ihnen den unparteiischen Dritten spielen kann.

Volkswirtschaftliches.

Durch ein unverbindliches Zeitungscommuniqué wurden die Actionäre der österreichischen Waffenfabriks-Gesellschaft von „berufener Seite“ davon in Kenntnis gesetzt, dass seit mehreren Jahren falsche Bilanzen aufgestellt wurden. Das Communiqué macht dafür den von der gegenwärtigen Verwaltung ernannten und jetzt „aus Gesundheitsrücksichten“ entlassenen Generaldirector Hochhauser verantwortlich. Die Aufstellung falscher Bilanzen ist entweder Betrug oder grobe Fahrlässigkeit. Es ereignet sich seit Jahresfrist zum drittenmal, dass ein Courssturz der Actien österreichischer Industrieunternehmungen vom Bekanntwerden der Aufstellung gefälschter Bilanzen begleitet wird. Die Verwaltung der österreichischen Waffenfabrik hat sich anfangs vergangenen Jahres neu constituiert. Vom Präsidenten der Gesellschaft, dem Fürsten Camillo Starhemberg, wird niemand erwarten, dass er die Bilanzen des Unternehmens prüft. Aber der Vicepräsident, Herr Theodor Ritter von Taussig, (Director der Oesterreichischen Boden-Credit-Anstalt, Präsident der österreichischen Staatseisenbahngesellschaft und anderer Unternehmungen) kann nicht auf die Vergünstigung Anspruch erheben, die Schuld für die falschen Bilanzen auf den „ganz unumschränkten“ Generaldirector abzuwälzen. Herr von Taussig ist für seinen Generaldirector verantwortlich. Umsomehr als er vor zwei Jahren noch als bloßer Actionär der Verwaltung in ostentativer Weise sein Vertrauen ausgesprochen hat, sich seither in die Verwaltung gedrängt und eine seinerzeit vielbesprochene Capitalsvermehrung durchgeführt hat. Eine neue Verwaltung, welche die Verantwortung für eine Capitalsvermehrung auf sich nimmt, hat sich über die Situation des Unternehmens vorher genau zu orientieren. Herr von Taussig wird auch zugeben, dass er die Fähigkeiten dazu besitzt. Für alle Schäden, welche aus dem uncorrecten Gebaren des Generaldirectors entstanden sind, mag dieser der Verwaltung verantwortlich sein. Die Verwaltung aber, welche ihrer statutenmäßigen Verpflichtung zur Leitung und Ueberwachung der Geschäftsgebarung nicht nachgekommen ist, ist den Actionären verantwortlich und ersatzpflichtig. Es geht daher auch nicht an und ist eine Ueberhebung, wenn die „berufene Seite“ die Erwartung äußert, dass es gelingen werde „ohne jedes unnöthige Aufsehen“ die Sanierung durchzuführen. Die Verwaltung hat den Actionären über die Situation und das Verschulden der in Frage kommenden Personen Aufschluss zu geben und darf nicht mit Enthüllungen drohen, um selbst Schonung zu erlangen. Diese Aufklärung hätte schon längst erfolgen müssen und nicht erst, nachdem durch Wochen vage Gerüchte im Umlauf waren. Es ist klar, dass, als vor einem Monat ungünstige Gerüchte sich verbreiteten, die Situation des Unternehmens der Verwaltung bereits bekannt war. Inzwischen hatte die Verwaltung Zeit, sich ihres Actienbesitzes zu entledigen. In ihrer Eigenschaft als Verwaltungsräthe wollen die Herren die Verantwortung, so oft Verluste eintreten, von sich abwälzen. Vor den Verlusten, welche sie als Actionäre mit den anderen Actionären zu theilen hätten, wissen sie sich rechtzeitig zu salvieren; wenn es die Aufnahmsfähigkeit des Marktes zulässt, gibt es sogar noch Gewinn für sie.

•

Eine an sich ziemlich unwichtige Sache, der Verlosungsconflict bezüglich der fünfprocentigen Prag-Duxer-Prioritäten, hat uns im Laufe der letzten Jahre wiederholt zur Besprechung genöthigt. Der Sachverhalt, der vielen unserer Leser noch erinnerlich sein dürfte, ist in kurzem folgender: Die Prag-Duxer Bahngesellschaft hat vor etlichen Jahren den Besitzern ihrer fünfprocentigen Prioritäten die Conversion der Titres in vierpercentige angeboten. Nach der seit jeher in Oesterreich geltenden Rechtspraxis musste diese Conversion eine freiwillige sein, das heißt es konnten nur jenen Besitzern die Titres convertiert werden, welche in die Conversion willigten, weil sich die Gesellschaft das Recht der vorzeitigen Rückzahlung im Text der Obligationen nicht ausdrücklich vorbehalten hatte. Das Rechtsverhältnis zwischen der Gesellschaft und den nicht in die Conversion willigenden Besitzern durfte durch die Conversion in keiner Weise verändert werden. In den ersten Jahren nach der Conversion geschah auch nichts dergleichen. Da änderte plötzlich der Verwaltungsrath den Verlosungsmodus, indem er aus der Verlosungsurne die Nummern der convertierten Stücke entfernte, wodurch die Auslosung der noch circulierenden fünfprocentigen Obligationen natürlich wesentlich beschleunigt wird. Es ist klar, dass dies das materielle Interesse der Besitzer der Titres schädigt, und dass die Gesellschaft mit dieser einseitig, ohne Wissen der Interessenten, vorgenommenen Aenderung des Verlosungsmodus eine Rechtsverletzung begangen hat. Das war die Incorrectheit der Verwaltung. Die Unzulänglichkeit des seinerzeit zum Schutze der Obligationäre vom Gerichte bestellten Prioritätencurators zeigte sich darin, dass er die Veränderung nicht bemerkte, das Verlosungsprotokoll ohne Protest unterschrieb und erst etwa zwei Jahre später, als Besitzer von Prioritäten auf die Veränderung aufmerksam wurden, die nöthigen Schritte zur Wahrung der ihm anvertrauten Rechte einleitete. Da im Polizeistaate Oesterreich nichts ohne behördliche Intervention geschehen kann, so kann auch kein Prioritätenbesitzer für sich allein sein Recht mit Aussicht auf Erfolg suchen, sondern die Besitzer brauchen einen vom Gerichte bestellten Curator und der darf wieder nichts unternehmen, ohne dass ein löbliches Gericht ihm die Erlaubnis dazu ertheilt. Unser theoretisch zum Schutze der gemeinsamen Interessen der Prioritätenbesitzer geschaffenes Curatorengesetz hat in der Praxis wiederholt zum Gegentheil seines Zweckes geführt. Aber was für Schwierigkeiten die Gerichte dem Curator, respective den Titresbesitzern in diesem Falle seit Jahr und Tag entgegenstellen, ist unerhört. Erst hat das Prager Handelsgericht dem Curator die Erlaubnis zur Einberufung einer Prioritätenbesitzerversammlung verweigert. Das Prager Oberlandesgericht hat diesen Bescheid aufgehoben. Die Versammlung fand statt und beschloss mit überwältigender Majorität die Processführung gegen die Gesellschaft. Aber auch dieser Beschluss unterliegt der gerichtlichen Bestätigung, und in zwei Instanzen haben nun das Prager Handels- und das Oberlandesgericht die Bewilligung zur Processführung verweigert. Die Begründung der letzteren Instanz ist einzig in ihrer Art. In der Obligationärversammlung waren von mehr als 2·2 Millionen Mark circulierenden Obligationen 627.300 Mark vertreten, von welchen 564.300 Mark für die Processführung stimmten. Das Gericht nimmt nun an, dass diejenigen Obligationenbesitzer, welche nicht bei der Versammlung anwesend waren, mit dem Vorgehen der Verwaltung einverstanden seien, und versteigt sich zu dem monströsen Satze, es könne „der Minorität nicht das Recht zugestanden werden, gegen den klar und deutlich manifestierten Willen der überwiegenden Majorität und auf deren Kosten sich in Processe einzulassen, deren Erfolg zum mindesten zweifelhaft ist.“ Man muss nun wissen, wie groß die Indolenz österreichischer Effectenbesitzer ist, wie viele der Titres im Auslande, wie viele bei Gericht deponiert sein dürften und gar nicht in die Lage kommen, die Versammlung zu besuchen, um die Vertretung von etwa 30 Procent in dieser Versammlung, die nur eine vorbereitende war und deren Beschluss von vorneherein unzweifelhaft feststand, recht stattlich zu finden. Und gegenüber dieser Versammlung, die mit 90 Percent Majorität einen Beschluss fasst, erklärt das Gericht, dass die Besitzer der Titres „mit überwältigender Majorität klar und deutlich“ die Processführung abgelehnt hätten. Unglaublich aber wahr! — Man stelle sich eine Parlamentssitzung vor, in der 30 Procent der Abgeordneten mit 90 Procent Majorität einen Beschluss fassen würden, und nun würde der Präsident erklären, dass 70 Percent der Abgeordneten durch ihre Abwesenheit klar und deutlich ihren Willen manifestiert hätten, den Antrag abzulehnen. Das nennt man in Oesterreich Rechtsprechung! Die Sache kommt natürlich jetzt vor den Obersten Gerichtshof, und da man, wenn man noch halbwegs an die Vernunft unserer Richter glauben will, nicht zweifeln kann, dass die oberste Instanz diesen Beschluss cassieren wird, so wird die Folge der Entscheidungen der unteren Instanzen nur die sein, dass statt eines Processes gegen die Verwaltung deren zwei, der zweite gegen die Gerichte, geführt werden, die Kosten und der Zeitverlust sich verdoppeln. Dies alles, weil im Polizeistaat Oesterreich auch die Gerichte sich nicht als zur Rechtsprechung, sondern zur polizeilichen Bevormundung berufen fühlen. Das Vorgehen der unteren Instanzen ist umsomehr zu verurtheilen, als die Sache eine für die Finanzkreise principiell sehr wichtige ist, in welcher eine gerichtliche Entscheidung überaus erwünscht wäre. Das wollen aber die Gerichte offenbar vermeiden, und das Mittel, welches sie anwenden, ist probat und könnte verallgemeinert werden. Wenn man allen Streittheilen die Processführung gerichtlich untersagen könnte, dann gäbe es auch keine Processe und für die Richter kein ermüdendes Kopfzerbrechen mehr. 1/2

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Berlin. Belle-Alliancetheater, „Herr und Frau Hippokrates“ von Heinemann; Residenztheater, „Der Retter“ von J. Bettelheim.

•

Das sind jetzt die letzten Wochen der todten Saison in Wien. Ein recht herbstlicher Regendunst verschleiert schon hie und da einen Abend, und wir sitzen auf der Terrasse unseres Kaffeehauses und frieren behaglich. Wie weit ist's denn noch bis zu den Septembernebeln? Ein neues Jahr steht vor der Thür — das Jahr der Großstadt, das mit dem Herbste beginnt — die Gardinen werden aufgezogen. Wie weit ist's noch, und wir treten abends, voll innerer Wärme, die drei (oder vier) Stockwerke hinauf zu unseren Zimmern und reiben uns die Hände, indes die Lampe sich knisternd erhellt. Neue Arbeit, neuer Müßiggang —! Unser Freund, der Dichter, sitzt heute schweigend an unserem runden Tisch und hüllt sich in einen wunderbaren englischen Regenmantel. Man denkt an Weltreisen, an Abenteuer, an Restaurants erster Classe, wenn man diesen Mantel und diesen Freund ansieht. Wir reden von dem und jenem, von Reisen und Abenteuern und Jahreszeiten. Einer legt die Zeitung weg und sagt: Die Theater werden wieder geöffnet, Wien erwacht. Unser Freund lächelt: — Und Ihr werdet wieder Euere Horizonte verlieren, Ihr Literaten! Die Theater werden geöffnet. Wir thun, als ob das alles wäre. Das sind jetzt die letzten Wochen der todten Jahreszeit. Spürt Ihr, wie da eine Welt aufsteigt, eine Welt versinkt? Spürt Ihr die Reiseerlebnisse, mit denen die Luft der Straßen erfüllt ist, in diesen Wochen vor der Saison? Die Theater werden geöffnet. Ihr setzt Euch träg auf die Ofenbank Euerer Local-Aesthetiken, Jahr für Jahr... Am.

Bücher.

Dr. Nicolaus Buschmann. Die Arbeitslosigkeit und die Berufsorganisationen. Berlin, Puttkamer und Mühlbrecht, 1897.

Der Verfasser gibt eine brauchbare Uebersicht des Standes der Arbeitslosigkeit und der Versuche, die bisher gemacht worden sind, dem Uebel durch gewerkvereinliche Arbeitslosenunterstützung, durch communale Versicherung gegen Arbeitslosigkeit und durch Arbeitsnachweis zu begegnen. Er plaidiert für Versicherung durch Arbeiter-Berufsvereine, die der Staat organisieren und subventionieren soll. —t—

F. A. Aulard: Etudes et Leçons sur la Revolution française. Paris F. Alcan, 1898.

Der bekannte Geschichtsforscher lässt hier den zweiten Band seiner monographischen Studien über die französische Revolution erscheinen. Das Buch enthält acht Aufsätze, von denen am meisten die zwei ersten interessieren, in denen er die Gestalt Dantons behandelt. Aulard hat sich zur Aufgabe gemacht, die böswillige Legende, welche lange Jahre das Andenken des größten Denkers der Revolution befleckte, zu zerstören und den Namen Dantons im Lichte der objectiven geschichtlichen Wahrheit zu rehabilitieren. Diesem Bemühen hat er einen ganzjährigen Curs an der Faculté des lettres der Pariser Universität gewidmet. Nicht minder aber zerstört er im ersten Aufsatz dieses Bandes die Ansicht Comtes und seiner Schule, welche Danton über alle Maßen überhebt. Nach Ansicht Comtes war Danton der einzige große Staatsmann der Revolution, der einzige positiv-organisierende Geist, ein Geistessohn des positiven Philosophen Diderot, inmitten der negativen, von destructiven Geistern Voltaire und Rousseau inspirierten Epoche. Diese Ansicht hält aber Aulard für willkürlich, den Thatsachen nicht entsprechend und von der bekannten Systomo

manie verschuldet. Comte wollte um jeden Preis in der Revolution nur eine Epoche der Negation und Destruction sehen, weil er dessen für sein System der geschichtlichen Entwickelung bedurfte. Er sieht da zwei Hauptschulen, die skeptische Schule Voltaires, welche die Freiheit proclamiert, und die anarchische Schule Rousseaus, welche die Gleichheit lehrt und in Robespierre sich verkörpert. Die einzige Strömung, die zum organischen, positiven Ausbau der neuen Gesellschaft zielt, geht seiner Meinung nach von Diderot, aus und in Danton verehrt er den Staatsmann dieser Schule, geradeso wie in Condorcet ihren Philosophen. Comte schreibt Danton alles zu, was die revolutionäre Regierung nach seiner Ansicht Gutes vollbracht hätte, aber Aulard bringt frappante Beweise dafür, dass der große Schöpfer der Philosophie positive von der Rolle Dantons die verworrenste Vorstellung hat, z. B. ihm eine dictatorische Rolle zuschreibt für eine Zeit, wo Danton schon eine gefallene Größe war, und das alles dem System zuliebe! Gegenüber der Ueberhebung von seiten Comtes hält Aulard Danton für ein staatsmännisches Genie ersten Ranges, dem nur die Geduld und Ausdauer fehlte. — In der zweiten Studie versucht er Danton von der Verantwortlichkeit für die Massacres im September 1792 freizusprechen. Die Politik Dantons, der in jener Zeit Kriegsminister war, hätte nach der Meinung Aulards kein Ziel als sie zu verhüten und sie zu begrenzen, als schon das Blut zu fließen begann. Uebrigens erklärt er und rechtfertigt dieses Blutvergießen unter den Gefangenen in Pariser Kerkern als eine unerbittliche Nothwendigkeit im Angesicht der schrecklichen Nationalgefahr.

—r—

Björn Björnson: Johanna. Drama in drei Acten. Verlag Albert Langen, München.

Es gibt Bücher, die auf uns wirken, nicht durch künstlerische Kraft und Größe, nicht durch Wucht des Gestaltungsvermögens ihres Autors, sondern lediglich durch das reine, warme, gütige Gemüth dessen, der sie schuf. Und das geht so weit, dass wir das Buch und seinen Inhalt eher vergessen, als den Widerhall, den es in uns fand, als die Fülle freundlicher Gesichte und anmuthiger Beziehungen, die wir von ihm zu unserem Leben gehen ließen, als das Bild selbst, das unsere Phantasie uns von dem Dichter schuf. „Du wirst noch viele Menschen erfreuen und beglücken; es gibt nichts Besseres.“ Das sind die Worte, die Beethoven zu dem jungen Liszt sagte, und darin liegt etwas Ergreifendes, wenn man bedenkt, wie theuer eben dieser Beethoven selbst eine Mission bezahlen musste, die er in unvergleichlicher Weise erfüllt hat. Und in der That, sind nicht jene die wahren Dichter, die uns erfreuen und beglücken? gibt es eine bessere und erhebendere Definition des Begriffes „Kunst“? Denn dies eine ist sicher: wir haben aus der Kunst eine Arena gemacht, in der sich viel blutdürstiges und grausames Raubzeug tummelt, und jene stillen Beglücker, jene lächelnden Apostel der Freude — wie wenige sind es! — stehen abseits, gleichsam mit Schleiern verhüllt, die nur die Zeit ihnen entreißt. „Johanna“ von Björn Björnson, dem Sohn des berühmten Norwegers, ist so ein Buch, wie ich es meine. Es ist ein Drama, das vielleicht auf der Bühne nicht die sichere Wirkung ausüben dürfte, wie auf den einsamen Leser, der, wie oben gesagt, eine Empfindung hat, als würde er nach langer Zeit von einem lieben Freunde besucht. Natürlich, wenn ein Mann so voll ist von Menschenliebe und von dem Vergnügen an den Erscheinungen, dann können seine Gestalten sich solchem Bann von Sympathie nicht entziehen. Dieser Onkel Sydow, dieser Sigurd Ström, diese Astrid Pihl, — was für entzückende Menschen! Wie freuen wir uns, ihre Bekanntschaft zu machen, und wie wenig interessiert es uns eigentlich, was der Verfasser in seinem Drama mit ihnen anfängt. Ja selbst Otar Bergheim, dessen fromme Moralität sehr wirksam den Mantel seiner Eifersucht und Sinnlichkeit bildet, selbst er ist sympathisch in seiner Schlichtheit. Für Johanna aber, die junge Heldin, fürchte ich geradezu das grelle Licht des Theaters. Ich denke mir, dass alles, was an ihr einfach und rührend ist, sentimental werden wird und alle Natürlichkeit des wirklichen Lebens zerfließen könnte, gleichwie der feine poetische Duft, der sie umgibt, ins Roh-Theatralische umschlagen wird. Aber warum sich um solche Fragen kümmern? Ist es nicht genug, wenn ein Mann kommt, der uns in einem Werk sich selbst und das Beste seines Wesens gibt, statt eines Literaten, der uns mit Kunstfertigkeiten nur ein mattes Vergnügen zu bereiten vermag?

J. Wa—n.

Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau“ bringt im Augustheft den Schluss der „Wüstenwanderungen am Sinai“, einer Schilderung aus der Feder des bekannten Jenaer Physiologen Max Verworn. Von Kurüm führt ein Weg durch die Wüste die aus acht Personen bestehende Karawane nach dem Râs Mohammed, der Südspitze der Sinaihalbinsel. Die enormen Temperaturdifferenzen zwischen Tag und Nacht sind es, die, nach Verworns Beobachtungen, bei Wüstenreisen besonders empfindlich berühren. Die Temperatur der ersten Nacht, die die Reisenden in der Felsschlucht eines Wüstenthales verbringen, erreicht 4° C. unter 0; am nächsten Vormittag zeigt das Thermometer im Schatten der dichten Sajalbäume bereits 35° C. Das Râs Mohammed bildet eine Landzunge, die eine kleine Bucht fast gänzlich vom Meere abschließt. Hier findet Verworn den Tummelplatz einer ungemein reichen Thierwelt. In unzähliger Menge zerstreut sieht er kleine, weiße Schneckenschalen am Strande umherliegen; sie scheinen todt zu sein. Aber mit einemmale kommt Leben unter sie, und geschickt rennen sie fort, mit einer Geschwindigkeit, die bei den langsamen, trägen Mollusken geradezu komisch erscheint. Das Räthsel findet eine interessante Lösung. Die todten Schneckenschalen sind sämmtlich von einer bestimmten Krebsart bewohnt, die sich so an ihr Haus angepasst hat, dass ihre linke vordere Schere genau wie ein Schneckendeckel die Oeffnung verschließt, während die anderen Extremitäten und der weiche Hinterleib klein und verkrümmt geblieben sind. Am nächsten Morgen gilt ein Besuch der Reisenden den lebenden Korallenriffen, die sich dicht unter der krystallklaren Wasseroberfläche, in abgetönten und überall durch einen leichten bläulichen Schleier gemilderten Farben, hinziehen. Nach einem Abstecher zur Bucht von Scherm treten die Reisenden den Rückweg an. Verworn fügt seiner Schilderung am Schlusse eine sehr interessante Auseinandersetzung über die Bedeutung des Studiums einzelliger Organismen, Rhizopoden (deren Studium der wissenschaftliche Zweck seiner Reise ans Meer war) für die moderne Physiologie an. Für das Phänomen der Bewegung der lebendigen Substanz vor allem, das bisher fälschlich als Wirkung psychischer Vorgänge erklärt wurde, ergibt sich daraus eine rein naturwissenschaftliche, mechanische Auffassung.

Die Münchener **„Decorative Kunst“** widmet ihr Augustheft vornehmlich den „Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk“, die seit dem Vorjahre, unter der Leitung des Malers Krüger und gefördert von Künstlern wie Obrist, Riemerschmid, Pankok, Berlepsch u. a., in München bestehen. In einer Anzahl sorgfältiger Abbildungen werden interessante Proben ihrer Werke gezeigt. Den bedeutendsten Raum nimmt darin Hermann Obrist mit seinen Entwürfen für Stickereien ein, der in der That auch unter allen die bestechendste und vielleicht reifste Eigenart verräth. Schon nach diesen Abbildungen kann man verstehen, was in einem, übrigens sehr klaren Aufsatz desselben Heftes über diesen Künstler gesagt wird: Der Haupteindruck seiner Werke ist Harmonie, und ein deutlicher Zug des Organischen, Logischen, Nichtwillkürlichen charakterisiert sein Schaffen. Obrist hat sein eigentliches Fach, die Bildhauerei, in den letzten Jahren etwas in den Hintergrund treten lassen, um die Stickerei von einer ganz neuen Seite zu erschließen, ja, man kann sagen, für die moderne Kunst zu entdecken.

Das Juliheft des **„Mercure de France“** bringt an erster Stelle einen Aufsatz von Pierre Quillard über Georges Clémenceau. Der als Politiker berühmt Gewordene wird hier auch als Philosoph und künstlerisch beanlagter Schriftsteller beleuchtet. Als solcher hat er sich eröffnet in „Le Grand Pan“ und „Les Plus Forts“; jüngst ist er auch mit einer Reiseschilderung „Au Pied du Sinaï“ hervorgetreten, der er vermuthlich eine Sammlung hellenischer Reiseeindrücke folgen lassen wird. Dem Roman „Les Plus Forts“ wird nachgesagt, dass er von der zeitgenössischen Kritik aus Feindseligkeit und Unverständnis todtgeschwiegen wurde. Durch seine tolerante ökonomische und vor allem Colonialpolitik hat sich Clemenceau, so erzählt der Verfasser weiter, die Gunst der öffentlichen Meinung verscherzt. In „Mêlée sociale“ und „Grand Pan“ und auch noch in „Les Plus Forts“ spricht sich diese, in gewisser Hinsicht revolutionäre Geistesrichtung aus. — Ueber Claude Monet schreibt, anlässlich zweier Ausstellungen von Monet'schen Werken, André Fontainas. Er charakterisiert den bekannten großen Freilicht- und Freiluftmaler als einen der bedeutendsten und echtesten lyrischen Landschafter. — Ein Aufsatz von Georges Lainé über die sociale Psychologie Spaniens. — Pierre Louys, dessen neuer Roman „La femme et le Pantin“ übrigens gleichzeitig mit diesem Heft ausgegeben wurde, eröffnet hier eine Serie „antiker Dichtungen“. — Das Augustheft enthält einen originellen Aufsatz: Der Tanz und die Kunst. Der Verfasser, Marcel Réja, geht davon aus, dass die Geberdensprache als natürliche Reaction des Menschen auf das Milieu, auf das äußere Leben, viel höher als das Wort, ja überhaupt an oberster Stelle steht. Er führt die, zumal seit Darwins Buch über den Ausdruck von Gemüthsbewegungen, geläufige Thatsache an, dass ebenso wie jede Empfindung eine bestimmte Geste auch jede Geste die dazugehörige Empfindung zu wecken imstande ist. Geberde und Emotion sind organisch verbunden. Der Tanz also, als ein Spiel von — allerdings idealisierten — Geberden, ist vor allem dazu berufen, eine künstlerische Essenz des Lebens, Kunst, darzustellen.

„Century“ (Juli). In einem ausführlichen Artikel spendet Poultney Bigelow der Regierung des gegenwärtigen deutschen Kaisers, anlässlich des eben vollendeten ersten Decenniums, überschwengliches Lob. Kaiser Wilhelm II. habe — offenbar das größte Compliment im Munde des Autors — einen „Yankee-Kopf“. Sollte was immer passieren, so würde er sich zu helfen wissen und sich nöthigenfalls als Officier, Schiffscapitän oder — Zeitungsredacteur sein Brot verdienen und eine Stellung machen. Seine Kenntnisse sind ausgedehnter und allgemeiner, als man denkt, und sein Gedächtnis ganz phänomenal. Wer ihm einmal begegnet, den kennt er für immer, und da er unablässig seine Provinzen bereist, sind ihm nahezu alle leitenden Beamten seines Landes persönlich bekannt. Auch über die Verhältnisse ist er orientierter, als es je einer seiner Vorgänger war. Als Hauptcharakteristikon hebt Mr. Bigelow die große Gradheit und Aufrichtigkeit des Kaisers hervor. Immer habe Wilhelm II. den Muth seiner Meinung gehabt, und sich nie zur Verstellung herabgewürdigt.

Ein Mörder.

Von Wilhelm Schäfer.

Ich war damals nicht recht gesund und wäre wohl besser gar nicht nach Grafenberg gegangen. Aber einmal wohnte mein Onkel da; und dann lags ja nicht an dem Ort, dass er gerade das Geheimnis beherbergte, zu dem ich die Lösung ohne Wissen herumtrug. Seit dem Mord hatten sechs Jahre ihr Unkraut wachsen lassen. Und ich hätte vielleicht gar nichts davon erfahren. Aber wie die Wolken sind: sie sehen aus wie lauter Schatten, und auf einmal brennt doch die Sonne durch.

Wir hatten an dem Tage zur Fahnenburg gewollt und waren mitten in den Wald gerathen. Ich sprach von dem schönen Thomaschen Heimatbild, das in der Münchener Pinakothek in dem kleinen Zimmer hängt, ganz oben fast an der Decke, wohin nur die neugierigen Kinder sehen — als der kleine dicke Herr seinen Stock vor sich in den Laubboden spießte und mich wichtig anstarrte.

„Wir sind im Aaperwald.“

Es war merkwürdig. Gleich wie er das sagte, wusste ich sicher, dass nun etwas Eigenthümliches kommen würde. Erzähl's nur gleich! sagte ich und setzte mich gemächlich auf einen Baum-

stumpf. Er ließ mich nicht, zeigte ein paarmal mit zappelnden Händen nach vorne in die Brombeerschlucht hinter dem gelben Tümpel, wollte sprechen und gurgelte nur, ruhte nicht eher, bis wir draußen auf der hellen Straße waren, wo der Sand in die Furchen lief, und weithin die weißen Mauern der Fahnenburg durch einen Strich blaugrüner Fichten schimmerten. Es soll ein schönes Bild von van Dyck dort sein. Ich habs bis heute nicht gesehen. Eine Viertelstunde vor dem Schloss lag das Püddelwirtshaus am Weg. Unter den schweren Kastanien blieben wir sitzen und sprachen von dem Mord im Aaperwald.

An der Geschichte selbst war nichts Besonderes: Man hatte in der Brombeerschlucht hinter dem Tümpel einen Mann ohne Kopf und Kleider aufgehoben und wusste bis heute trotz Polizei und Gericht nicht, wer er war. Auch der Kopf war nicht gefunden worden.

Es gehörte schon die ländliche Unberührtheit meines Onkels dazu, nach sechs Jahren die That noch so zu empfinden. Einmal verschlug ihm die Stimme. Und doch war ich erregter als er.

Görbing! – Wie man auf einen Knopf drückt, die Thür geht auf und der Dienstbote steht da: so war der Name in mir aufgeschlagen. Vor sechs Jahren waren wir Tag für Tag zusammen gewesen. Der gedrungene Mensch mit den dicken Sehnensträngen rechts und links am Halse und den harten Grau-Augen in dem gelben Gesicht, dessen Muskeln wie von einem mächtigen Willen in sich zusammengezogen waren.

Eines Morgens, gegen vier im Café — die Gasflammen über uns hatten gesummt wie gefangene Fliegen, und der einzige Kellner war schnarchend mit dem Kopf auf den Marmortisch gesunken zwischen zerlesene Zeitungen und verschütteten Kaffee — hatte er mir den Mordplan beschrieben. Wie das die einzige Art wäre, jede Spur zu verwischen: Kopf und Kleider verbrennen und ins Wasser werfen. Das andere könne dann finden, wer welle. Nackt kenne kein Bruder den andern. Erst wenn man wüsste, wer ermordet wäre, könnte man unter den muthmaßlichen Feinden den richtigen aussuchen.

Jetzt war mirs gleich sicher, dass er der Mörder war. Und wenn ich mir hundertmal sagte, er konnte von dem Plan vorher gehört, oder der andere ihn von ihm selbst oder demselben Urheber haben: ich fühlte den Menschen und die That so als eins, dass es mir war, als hätte ich erst jetzt zu einem feinen Werkzeug den Zweck gefunden.

„Sich so was vorzustellen!" stöhnte mein Onkel und schüttelte sich hinter seinem Bierglas. „Einer schneidet seinem Nebenmenschen den Kopf glatt vom Körper weg."

Ich sah das auf einmal körperlich vor mir: Sein gelbes Gesicht. Einen Augenblick riss es der Schrecken auseinander. Die Augen starr, weiß. Der Mund halbauf. Der Unterkiefer schlaff hängend. Dann schlossen sich die merkwürdig heruntergezogenen Lippen. Das verächtliche Lächeln spielte wieder in den Winkeln. Ich hatte es hundertmal gesehen, wenn er mit langsam sicherem Schnitt die Spitze seiner Cigarre abhob.

Ich muss ihn suchen! sagte ich mitten in meine Gedanken hinein, dass der Onkel mich verwundert anstarrte und mir die Hände zitterten. — Mich friert. Lass uns heimgehen!

Nach sechs Tagen hatte ich genaue Nachricht über ihn. Er handelte in einer rheinischen Kleinstadt mit Uhren. Ich wusste, dass er nach seiner Gymnasialzeit als Uhrmacher die Welt durchzogen hatte. Aber dass er von dem Studium wieder zum Handwerk gegangen war, wunderte mich. Ich stellte es mit der That und einer Vorliebe für das eigenthümliche, dem Denken verwandte Handwerk zusammen. Erst war er drei Jahre auf Reisen gewesen. Wieder als Uhrmacher. In der alten und neuen Welt. Man glaubte, dass er draußen sein Glück gemacht hatte. Er war mit einer Mulattin zurückgekommen, einer stillen, großen Frau. Mit ihr bewohnte er sein Haus am Markt, von dem seine Mitbürger nicht wussten, ob es eingerichtet war wie eine japanische Fürstenwohnung oder das Landhaus eines venetianischen Patriciers.

Noch drei Tage trug ichs umher. Ging täglich in die Schlucht. Sah die Brombeerranken in den gelben Tümpel hängen, tief bis in ihren Schatten, den Himmel darunter mit seinen weißen Wolken, in die sich die dünnen Birkenäste einpressten, wie in Watte. Und wurde schließlich wie krank. Es war kein Wachen und auch kein Traum. Vor den Augen verschwamm mir alles; aber jedes Geräusch fiel zehnmal hart ins Ohr.

Am vierten Morgen saß ich in der Bahn. Und am Nachmittag stand ich vor dem alten Burgflügel, der nun Bahnhof geworden war. Menschen giengen an mir vorüber mit Körben und Taschen. Alle den schmalen Weg hinunter zwischen den weißen Weinbergmauern in den Ort. Wie ich sie vor mir sah und den fremden Kirchhof über ihnen, hätte ich über mich lächeln können. Wenn er nun gar nichts damit zu thun hatte, oder wenn hier ein ganz anderer Görbing wohnte! Und selbst, wenn ers war: was wollte ich bei ihm? Es ihm ins Gesicht sagen? Er würde hohnlachen. Wie damals, als der betrunkene Studentenbengel Genugthuung von ihm forderte und er ihm auseinandersetzte, dass er über das satisfactionsfähige Alter hinaus wäre. Oder wenn ers zugab — ich erschrak — dann musste ich vielleicht zur Behörde gehen und einem beförderungssüchtigen Polizisten den langgesuchten Verbrecher anzeigen. Vielleicht dem da, der jetzt schwerbeinig als letzter vom Bahnhof kam, sich breit an mir vorbeischob und einen langen Streifen von Schnapsdunst hinter sich ließ.

Es war seltsam: so sehr ich mich absichtlich in diese Gedanken verrannte und verirrte, ich gieng unterdessen Schritt für Schritt in den Ort hinein und wusste sicher, dass ich zu ihm kommen würde. Ein lauer Wind wehte mit mir von den heißen Schieferbergen und mischte sich mit dem kalten Hauch, der vom Rhein her unablässig nebelnd zur Höhe drang.

Ich fragte niemand nach ihm. Unten am Markt, schräg an das Portal der Kirche angelehnt, stand sein Haus. Ein einfacher Barockgiebel der Straße zugekehrt. Als ich den Namen las, blieb ich zuerst stehen. Dann gieng ich langsam auf das Schild und das Schaufenster zu. Barometer und Uhren, Messingwagen und Nickelketten, Brillen und Ringe: alles, was so ein Landuhrmacher auslegt. Nur einfachere Sachen als sonst und in ein absichtliches Kunterbunt gemischt. Ich wollte gleich hinein. Gieng aber an der Thür vorbei bis zum Bäckerladen, wollte da eintreten und mir etwas kaufen, besann mich aber noch und kam zurück. Der Flur war dunkel. Aus Verlegenheit klopfte ich an die Ladenthür. Es blieb still. Nur die vielen Uhren, die wie eifersüchtige Herzen um die Wette tickten und lärmend wurden, als ich eintrat. Ein scharfes Klingeln noch nebenan. Dann Schritte. Er stand vor mir. Sein Gesicht war im Schatten. Ich konnte nichts daran erkennen. Sah auch sonst keine Bewegung. Aber ich spürte das Licht breit auf meinem Gesicht, ich fühlte, wie alles offen vor ihm lag, was ich wusste und wollte. Eine halbe Minute hatte ich die Empfindung, als würde ich ausgetrunken.

„Da bist du also doch!" sagte er endlich in seiner abgerissenen Sprechart. „Ich hatte schon nicht mehr auf dich gewartet. Mach die Thür zu und komm herein."

Dann saßen wir in dem großen, schönen Arbeitszimmer mit der feinen Silbertapete, mitten zwischen den schwatzenden Uhrwerken. Er in seinem weißen Handwerkskittel. Die Augen auf mir, wie auf einem Kind, um das man Sorge hat.

„Du hast dich sehr erregt?"

Genau wie ein Pastor ein Gespräch mit seinem Confirmanden einleitet. Einen Augenblick wollte ich mich dagegen auflehnen. Aber vor seinem harten Lächeln hielt nichts stand.

„Du kommst aus Grafenberg. Ich weiß, du hast mich wiedererkannt, an der That. Und möchtest jetzt alles hören. Entschuldige, dass ich dirs hier unten erzähle. Aber droben ist eine Frau — meine."

Er legte sich einen Augenblick in den Stuhl zurück und schloss die Augen. Draußen standen hohe Lindenbäume. Sie machten das einfallende Licht hart und todt. Wie es von der Seite über sein Gesicht fiel, wuchsen die Schatten zu scharfen Zacken. Ich musste an die bemalten Holzbüsten denken, an diese schmerzhaften Starrköpfe, wie sie aus der Renaissance in unseren Museen stehen. Als er die Augen wieder aufmachte, hatte ich die Empfindung, dass er mich durch die geschlossenen Lider angesehen hatte, so fest lag sein Blick auf mir.

„Ich will doch erst die Uhrenbude zuklappen."

Wie er aufstand und hinausgieng: es war noch derselbe Mensch, in jeder Bewegung und Geberde seiner sicher. Ich hatte mich oft daran gefreut. Jetzt wurde es mir unheimlich. Als ich ihn draußen die Läden zuklappen und verriegeln hörte, schlug mich ein kalter Schrecken. Gleich war die Thür zu, und ich mit ihm allein. Keiner hatte mich kommen sehen und keiner sah mich gehen. Was lag ihm daran? Er that, was ihm richtig schien. Ehe ich ausdenken konnte, war er zurück. Er schloss die Thür zum Laden hinter sich und blieb einen Augenblick vor mir stehen:

„Ich dachte schon, du hättest Angst bekommen. Aber du weißt, dass ich nicht thöricht bin. Oder hast du schon andere hinter dir? Dann wärst du nicht gekommen. Setz dich! Im Stehen spreche ich schlecht."

Diesmal saß er dem Fenster zugekehrt. Ich sah jeden seiner harten Züge. Nichts darin, was eine Erregung ausdrückte. Auch das graue Auge behielt den beherrschten Blick.

„Ich habe mit der Möglichkeit gerechnet, dass du kommen würdest. Dass ich dir von der Idee gesprochen hatte, ist der einzige Fehler in meiner Rechnung. Du wirst dich vielleicht wundern, dass ich mich so bedingungslos in deine Hand gebe. Ich weiß, wenn es hier einsetzt, ist die Rechnung verloren. — Zudem — du bist ein fähiger Mensch. Und der andere — du hast ihn nicht gekannt. Er reiste damals durch Japan. Er war einer von denen, die ich nicht hasse: aber sie ekeln mich an. Sie mögen nöthig sein — zur Gährung. Sie riechen schlecht. Als ich ihn kennen lernte, war er fünfundzwanzig Jahre alt und gab sich als Hamlet. Den Faust hatte er schon aus. Er war nicht hässlich. Nur zu aufgedunsen für sein Alter. Vom Trinken. Ich fand ihn im Café. Morgens gegen fünf. Er saß hinter einem Knickebein und weinte.

Seine Eltern waren todt. Auch sonstige Verwandte hatte er nicht mehr; aber ein ziemliches Vermögen, war also eine gute Bekanntschaft für mich. Leider reiste er zuviel. Als er von Japan zurückkam, gleich nachdem du das Studium aufgabst, war er ins Heilige gerathen. Er redete von der narkotischen Macht des Glaubens und anderen Dingen, an die zu glauben er im Grunde gar nicht fähig war. Nach sechs Wochen wollte er ins Kloster und sein Vermögen der Kirche vermachen. Es waren noch viermalhunderttausend Mark.

Ich weiß nicht, ob du von der Verzweiflung weißt, die mich damals hatte. Wenn ich alles berechnete und noch Glück in Anschlag brachte, sah ich zwanzig Jahre der härtesten Arbeit vor mir, ehe ich das Leben haben konnte, das ich haben musste, wenn mir die Erde überhaupt etwas sein sollte. Aber ich wusste, dass in den zwanzig Jahren die Kräfte vertrocknen würden, die ich zu diesem Leben brauchte. Und da sah ich die Mittel in den Händen dieser Ruine, die sie zu einem mir nichtswürdigen Zweck vergeuden wollte. Ich glaube, jeder hätte in meiner Lage das gedacht, was ich ausführte. Vier Tage hab ich daran überlegt. Ich habe versucht, ihn zu anderen Entschlüssen zu überreden, und mir das Bewusstsein seiner absoluten Untauglichkeit verschafft. Im übrigen war mir das Moralische Nebensache. Aber das Praktische! Die That selbst. Dass sie geräth und Früchte bringt.

Ich erinnerte mich, dass ich dir von meiner Tödtungsart gesprochen hatte. Ich glaube, es gibt keinen Menschen, der sich nicht schon einmal seine besondere ausgedacht hat. Dass du von meiner wusstest, war der einzige Punkt, über den ich nicht kam. Ich versuchte mir etwas anderes auszudenken. Mir fiel nichts ein. Ich glaube auch wohl, dass ich mich in die Art verliebt hatte.

Er war ein erbärmlicher Mensch. Ich redete ihm ein, dass er sein Geld in kleinen Scheinen bei sich führen und ohne irgend eine Anmeldung sich damit bei einem Prior vorstellen müsste; das werde einen ganz besonders feierlichen Eindruck machen. Es war lächerlich anzusehen, wie wir an einem Samstag morgen zusammen nach Düsseldorf fuhren und er sein wertvolles Paket von Zeit zu Zeit betastete. Ich hatte ihm ein kleines Kloster bei Grafenberg vorgeschlagen, das ich von früher kannte. Am Nachmittag gingen wir hinaus durch den Aaperwald. Aus dem bin ich allein noch in der Nacht nach der anderen Seite bis zur Bahnstation Mühlheim gegangen. Von da am Morgen mit dem ersten Zug über Holland in die Welt."

Bis hierhin hatte er zu meinem Grauen gesprochen wie von einer Sache, die ihm fremd war. Nun hob er den kleinen Werktisch mit gestrafften Armen vor sich hoch und ließ ihn hart zur Erde fallen.

„Jetzt willst du wissen, wie ich ihn umgebracht habe." Er athmete hastig und starrte mich einen Augenblick an. „Dadurch, dass du davon wusstest, bist du in den Jahren mein einziger Freund geworden. Ein solcher Freund, dass ich heute mit dir sprechen und dich dann nie mehr sehen will."

Dann nach einer langen Pause: „Ich glaube, ich hab mich darnach gesehnt, es dir zu sagen."

All seine Ruhe war verschwunden. Sein Gesicht stand vor mir, wie ich es gesehen hatte. Verzerrt. Mit weißen Augen und schlaffem Unterkiefer.

„Siehst du, ich bin damals zweihunderttausend Mark reich geworden. Denn mehr hatte er trotz seiner Versicherung nicht bei sich. Aber ich habs mehr verdient, als wenn ich mich durch zwanzig Arbeitsjahre geplagt hätte. Zu den Worten, auch zu den grausamsten, reichts bei uns allen. Aber die That. Warmes Blut dampft. Wir werden ohnmächtig, wenn wir nicht Metzger sind. Zwei Stunden hab ich neben ihm in der Schlucht gesessen hinter dem Brombeergesträuch. In jeder Minute zehnmal gemordet und gezittert. Ich hab ihn von der Kirche und seiner Schenkung sprechen lassen, um mich zu erregen. Ich hab ihn und mich gereizt auf jede Art. Immer dicht neben einander auf dem trockenen Rasen. Ich hab ihn um das Geld angebettelt. Ich hab ihm gesagt, dass ich ihn tödten würde. Alles. Er hat geschrien und weggewollt. Und erst da, wie ers selbst nicht mehr war, wie aus seinen Augen der Blick kam, den wir alle nicht mehr haben, der Blick, der aus dem Thierischen kommt, bin ich über ihn hergefallen und hab geröchelt, schlimmer als er, und einmal gebrüllt, und hab ihn erwürgt."

Und dann — hast du schon einmal einer todten Katze ein Bein abgeschnitten, glatt abgeschnitten durch das Fleisch und die Knochen, oder den Schwanz, oder den Kopf?"

Er stand vor mir, zuckend wie ein Irrsinniger — fiel hart in den Stuhl zurück, stierte in die Wand, wischte mit der Hand über die nasse Stirn und schüttelte sich leise.

Es war nicht allein aus seinen Worten gekommen, auch nicht aus dem, was ich dazu dachte, auch nicht aus seinen Geberden. Die furchtbare Erregung war unmittelbar in mich geflossen. Ich fühlte jeden Nerv hämmern. Einigemal kam das über mich, was ich von großen Strapazen kannte, dass mir der Kopf gleichsam die Körperlichkeit verlor, sich dehnte und von mir abhob, und die Füße langsam versanken, wie auf einem steilen Brett. Nachher saßen wir schweigend, wohl eine Viertelstunde. Ich weiß nicht, ob ich was gedacht habe. Es war wie ein großes schweres Dämmern, wo der Geist aus seinen Grenzen will und doch an sich gebunden bleibt. Ich glaube, es war um uns beide. Denn als ich aufsah, war sein graues Auge trüb und glasig, wie gestorben.

Bei dem Anblick quoll das hoch, was durch seine Erregung in mir mächtig geworden war: eine bittere Verachtung. Ich fühlte, wie meine Mundwinkel sich krampfhaft verzogen, gegen meinen Willen. Ich wollte ihm sagen —.

Da kam das Seltsame: Wie wenn er mein Gefühl erlebt hätte. Er ruckte hoch. Wie sein Auge wieder auf mir lag, war es sicher und fest, fast höhnisch.

„Was du machst, ist mir gleich. Ob sie mich holen oder nicht. Ich kann leben und kanns lassen. — Doch ich will dir sagen. Was ich mir vorher von Sehnsucht und Lebenslust vorgeredet hatte, hat mir geholfen, die That zu thun — nicht zu tragen. Ich wär mir selbst verächtlich geworden, wenn nachher nichts anderes in mir gewirkt hätte. Aber — und jetzt fühl ich zum erstenmal nicht, ob du mich verstehst — dass ich nachher leben konnte, so leben konnte, wie ichs gethan hab, das hat mir gesagt, dass ich die That thun durfte. Das sind nur Worte zu dem, was ich selbst nicht begreife.

Dann wandte er — fast wie verschämt — sein Auge von mir ab. Ein Hauch von Träumerei und Rührung machte sein Gesicht so weich, wie ich es nie gesehen hatte. Und er flüsterte:

„Ich bin dankbar so. Ich bin besser geworden."

Etwas Uebermächtiges hat sich da auf meine Gedanken gelegt. Und auf meine Worte. Ich hab ihm meine Hand gegeben. Stumm. Und bin gegangen. Noch am Abend zu meinen Eltern gefahren. Sie haben mich drei lange Wochen gepflegt, wie einen Kranken. Ich weiß nicht, ob ichs war. Dann war mein Urlaub um. Die täglich gleiche Arbeit brachte mich wieder in Ordnung.

Er hat noch zehn Jahre Uhren verkauft und ist seinen Mitbürgern gewesen, wie ein weiser Fürst. Dann ist er ertrunken, als er beim Eingang einen Knaben aus dem Rhein rettete. Ich habe mir dieses Ende oft als Versöhnung denken wollen. Es ist mir im Grunde immer gleichgiltig geblieben. Er lebte in seiner That. Er war ihr vielleicht nicht ganz gewachsen, weil er nicht roh genug war. Aber er war sich selbst gewachsen.

Richtigstellung: Im vorwöchentlichen Artikel „Arbeitsstatistik" lese man auf Seite 87, Spalte 1, Zeile 9 „Arbeiterverzeichnisse" statt „Arbeitsverzeichnisse" und in derselben Spalte auf Zeile 7 und 12 des ersten Alinea „Beirathes" und „Beirath" statt „Berichtes" und „Bericht"; schließlich in der 14. Zeile desselben Alinea „an" statt „von".

Stimmen aus dem Publicum.

Foulard-Seide 65 kr. — bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten Dessins und Farben — sowie **schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins 2c.)

Zu Roben und Blousen ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

706

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVI. Band. Wien, den 20. August 1898. Nummer 203.

Die innere Dienstsprache.

Von Statthaltereiconcipist Dr. Alfred Lill von Lilienbach (Parenzo).

Die Hauptresultate, zu denen Bezirkshauptmann R. v. Onciul in seinem in den Nummern 187 bis 189 dieses Blattes veröffentlichten Aufsatze über die Sprachenfrage in Oesterreich gelangt, sind folgende:

1. Unbeschränkte territoriale Geltung aller landesüblichen Sprachen als „Geschäftssprachen" bei den Landesbehörden, sowie der im Bezirke vorherrschend üblichen Sprachen bei den Bezirksbehörden und Gemeindeämtern.

2. Aufgeben der deutschen Sprache als Sprache des inneren Dienstes bei den Landes- und Unterbehörden unter Beibehaltung derselben lediglich bei den Centralstellen. Daneben Annahme des Princips der allgemeinen Landesüblichkeit der deutschen Sprache, auch in jenen Kronländern, wo ihr kein genügendes Procentverhältnis ihrer Bekenner die Stellung der Geschäftssprache bei den Bezirksbehörden verschafft.

Ohne mich mit der ersten These weiter zu beschäftigen, möchte ich hier auf die Gefährlichkeit des zweiten in den Ausführungen R. v. Onciuls ausgesprochenen Princips, nämlich der Abschaffung der deutschen Sprache als Sprache des inneren Dienstes bei den Unterbehörden, aufmerksam machen.

Ein derartiger Hinauswurf des Deutschen aus dem inneren Dienste, in welchem es heute noch in allen Provinzen, die seit jeher gesondert behandelten Provinzen Galizien und Dalmatien ausgenommen, seine Geltung hat, um es durch das Hinterpförtchen der Landesüblichkeit als ein scheinbar den Deutschen gewährtes Vorrecht, in Wirklichkeit aber aus Gründen der Staatsnothwendigkeit in verkürztem Maße wieder einzuführen, dürfte schon wegen seines gehässigen Beigeschmackes kaum von einer deutschen, aber auch von keiner anderen nationalen Partei gebilligt werden.

Doch sehen wir nichtsdestoweniger näher zu.

Bisher verkehrte die italienische Bezirkshauptmannschaft mit der polnischen, die slovenische mit der czechischen in der Sprache des inneren Dienstes, d. i. deutsch. Das soll nun aufhören: da in Tirol und dem Küstenlande das Polnische, in Krain das Czechische nicht landesüblich ist, so dürfen derartige „Mitämter" beileibe nicht direct miteinander verkehren, sondern sie müssen sich nach Punkt 8, 3. Absatz des Onciul'schen Projectes in der eigenen „Geschäftssprache" an die vorgesetzte Landesstelle wenden. Diese übersetzt die Requisition in die gemeinsame landesübliche Sprache, d. i. ins Deutsche und gibt sie so an die zweite Landesstelle weiter, von wo der Act dann schließlich nach vorgenommener Uebersetzung in die Geschäftssprache der angegangenen Behörde an diese gelangt. Und nun stelle man sich vor, der Act betreffe eine dringende Stellungs- oder Schubangelegenheit und man hat einen beiläufigen Begriff von der staatsrettenden Wirkung des Onciul'schen Vorschlages.

Nicht viel besser fährt der Amtsverkehr zwischen verschiedensprachigen Bezirksbehörden desselben Kronlandes. Nach Punkt 10 haben nämlich die Aemter erster Instanz innerhalb desselben Kronlandes — lediglich aus Courtoisie-Rücksichten — in der gegenseitigen Geschäftssprache zu verkehren. Zu diesem Behufe wird jedes Amt mit so vielen die betreffende Sprache beherrschenden Beamten versehen, als es Landessprachen gibt (geht aus Punkt 10 hervor). Jedes istrianische Bezirksgericht muss daher versehen sein mit einem italienisch, einem croatisch und einem slovenisch sprechenden Beamten. Während die Gerichte bis nun innerhalb des Landes in der eigenen Geschäftssprache, mit anderen Gerichten und Behörden aber in der deutschen Dienstsprache verkehrten, der Beamte daher nur diese letztere und eine der Landessprachen zu kennen brauchte, würde nach R. v. Onciul jedes Istrianer Bezirksgericht genöthigt sein, in den drei Landessprachen und außerdem, da es auch deutsche Eingaben annehmen muss, auch noch in der deutschen Sprache zu verkehren.

Dass der jetzt geübte Gebrauch der eigenen Geschäftssprache der Amtshöflichkeit widersprechen soll, will mir nicht recht einleuchten, da die gleiche Uebung ja auch im Verkehr mit dem Auslande, z. B. Ungarn oder Italien, beobachtet wird, wo doch aus naheliegenden Gründen eine erhöhte Wahrung der Höflichkeitsformen geboten ist.

Auch für den Beamten kann es nicht von Vortheil sein, sich bei der ersten Instanz lediglich der Landessprachen zu bedienen, da ihm dadurch, wenn er kein Deutscher ist, und in einem nichtdeutschen Lande dient, der Zutritt zu den Centralstellen, wo das Deutsche fast ausschließlich herrscht, erschwert wird, weshalb er privatim sich doch die Kenntnis des Deutschen wird aneignen müssen.

Aber, höre ich den Autor dieses Vorschlages einwenden, es handelt sich gar nicht um ein paar Sprachen mehr, die der Beamte lernen muss, sondern um das Princip der Gleichberechtigung aller Sprachen, welches durch das Staatsgrundgesetz gewährleistet ist, und demgegenüber das Interesse des Beamten zurückzutreten hat; zwar nicht die Zweckmäßigkeit, aber die Gerechtigkeit verbiete das Festhalten an der deutschen Dienstsprache. Dieser Einwand ist noch leichter zu entkräften, als der erste. Es ist doch auf den ersten Blick klar, dass der Bestand einer Sprache des inneren Dienstes in keiner Weise mit dem Artikel XIX Staatsgrundgesetz collidiert, da der so häufig citierte Artikel nur ein Recht auf die sprachlichen Beziehungen zwischen den Staatsbehörden und den Parteien gibt, während die Sprache des inneren Dienstes nur im Verkehr der Behörden untereinander Anwendung findet und daher der Einflusssphäre des Publicums gerade so entrückt ist, wie die Dienstsprache der Centralstellen im Verkehr mit den unterstehenden Organen und die Sprache der Armee.

Eine allgemeine innere Dienstsprache ist nach dem Gesagten in Oesterreich nicht nur praktisch nothwendig, sondern auch rechtlich unanfechtbar; dass diese nach Herkommen und einer Reihe von Präsidialerlässen aller Dikasterien die deutsche geblieben ist, beruht auf der eigenthümlichen völkergeographischen Zusammensetzung Oesterreichs und nicht auf Germanisationsbestrebungen absolutistischer Herrscher. Diese einfache Feststellung bietet gewiss noch keine Lösung der österreichischen Sprachenfrage, aber es muss immer und immer wieder der heute eingetretenen Verwirrung gegenüber betont werden, dass jede Lösung mit der deutschen inneren Dienstsprache rechnen muss, ohne welche eine Administration in Oesterreich gar nicht möglich ist. Wenn in Oesterreich ungesunde sprachliche Verhältnisse bestehen, so hängt dies gewiss nicht mit der deutschen Dienstsprache zusammen. Das Uebel, an dem sie kranken, liegt unserer Ansicht nach ganz anderswo, nämlich in der dem Bedürfnisse nach Erlernung der Landessprachen nicht entsprechenden, weil Deutschland nachgeahmten, lediglich humanistische Ziele verfolgenden Mittelschule, in dem daraus entspringenden Widerwillen des Erwachsenen, sich noch mit der Erlernung fremder Sprachen zu befassen und in dem aus der gleichen Ursache hervorgehenden Mangel eines die Landessprachen beherrschenden Beamtenkörpers. Durch den Mangel an Sprachenkenntnis gewinnt schließlich der gegen alles Fremde wüthende Hass der Menge stets neue Nahrung, der in jeder Lebensäußerung eines fremden Volkes eine Beleidigung des eigenen sieht. Die beste und durchdachteste Sprachenverordnung kann keine Versöhnung der Gegensätze mit sich bringen, Reibungen nicht verhindern; allein eine die Kenntnis der Landessprachen vermittelnde Volks- und Mittelschulgesetzgebung könnte Oesterreich den sprachlichen Frieden bringen, dessen es so sehr bedarf.

Möge die Zeit kommen, wo man in Oesterreich auf die Sprachenverordnungen der heutigen Tage wie auf die Zwangsjacke einer überwundenen Periode zurücksehen wird!

Die Reformbewegung in China.

Nach Beendigung des letzten chinesisch-japanischen Krieges konnte es fast scheinen, als ob China trotz seiner vollständigen Niederlage und des offenbaren Niederbruchs der Pekinger Regierung, dank der Intervention der drei Großmächte, wieder in den alten lethargischen Zustand zurückversinken sollte, in den es durch die tausendjährige Misswirtschaft der Centralregierung und seiner Beamtenhierarchie gerathen war. Bei der ungeheuren Ausdehnung des Reiches hatten die kriegerischen Vorgänge im Norden die vom Kriegsschauplatz entfernt gelegenen Provinzen so wenig berührt, dass in vielen die Bevölkerung, sowohl über die Kriegsereignisse selbst, wie über die Folgen derselben, in fast vollständiger Unwissenheit erhalten blieb, was umso leichter geschehen konnte, als bei der geringen patriotischen Veranlagung des Volkes im allgemeinen die nicht gerade locale Interessen berührenden Ereignisse in weiter Ferne mit großer Gleichgiltigkeit betrachtet zu werden pflegen. Der Einspruch der intervenierenden Mächte, infolge dessen die im Frieden von Shimonoseki zugestandene Abtretung der Halbinsel Liautong wieder rückgängig gemacht worden, hat ohne Zweifel auch

Digitized by Google

nicht wenig dazu beigetragen, die Regierung in Peking in dem Glauben zu bestärken, dass sie ungestört im gewohnten alten Geleise fortfahren könne, die Geschicke des Reiches zu leiten. An die in verschiedenen Theilen des Reiches fast chronisch auftretenden Unruhen hatte man sich dort auch im Laufe der Jahre derart gewöhnt, dass man von ihnen kaum eine dauernde Störung der Regierungsmaschine befürchten zu müssen glaubte, und selbst die weitaus ernsteste Erhebung, die der mohamedanischen Bevölkerung in Kangsu, die nach dem Kriege ausbrach und längere Zeit anhielt, schien der Regierung zu wirklicher Besorgnis wenig Anlass zu geben.

So schienen denn die Dinge im altgewohnten Geleise ihren ruhigen Fortgang nehmen zu wollen, als plötzlich wie aus heiterem Himmel ein Ereignis eintrat, das, an sich ohne große Bedeutung, — da ähnliche Vorfälle seit langem schon sich fast alljährlich wiederholt hatten — mit einem Schlage eine Umwälzung in der äußern und innern politischen Lage Chinas hervorbringen sollte, wie sie bisher in der Geschichte des vieltausendjährigen Reiches unerhört gewesen ist.

Pöbelexcesse gegen und Angriffe der niedern Volksmassen auf die im Innern befindlichen katholischen und protestantischen Missionsstationen, die Zerstörung letzterer und die Niedermetzelung von Missionären und chinesischen Convertiten haben seit Jahren so unendlich oft stattgefunden, dass sie nur in seltenen Fällen, wie bei dem Tientsin-Massacre in den Siebzigerjahren, zu ernstlichen Reclamationen geführt haben, für welche die chinesische Regierung Genugthuung leisten musste. Man würde aber sehr fehl gehen, wenn man diese Excesse gegen die Missionen und ihre Insassen auf religiöse Beweggründe zurückführen wollte. Die breite chinesische Volksmasse ist selbst, nach unseren Begriffen wenigstens, zu wenig wirklich religiös gesinnt, ja man könnte sie fast so liberal denkend und coulant gegen Andersgläubige nennen, dass die Frage der Religion selbst bei diesen Vorfällen kaum mitspielt. Fast ausschließlich sind sie herbeigeführt worden durch den Fremdenhass, der durch Hetzer, hinter welchen sich sehr oft die Ortsbehörden selbst verstecken, künstlich geschürt wurde, bis der unwissende, dem Raub und der Plünderung nur zu geneigte Pöbel dahin gebracht worden ist, sich auf fremden Eindringlinge und deren eingeborene Freunde zu stürzen, um sie zu berauben und zu vertreiben.

Denselben Ursachen, wie bei früheren Gelegenheiten, haben auch die Angriffe auf die katholischen Missionsstationen in Shantung im Herbste 1897 zugrunde gelegen, und bei diesen konnte sogar, was sonst nicht immer leicht genug der Fall gewesen sein mag, die directe oder indirecte Betheiligung der Provinzbehörden klar nachgewiesen werden. Man hatte sich bei den meisten früheren Anlässen dieser Art, wenn es überhaupt dazu kam, darauf beschränkt, die betreffenden Ortschaften durch eine Geldbuße, durch den zwangsweisen Wiederaufbau der zerstörten Kirchen und Gebäude und die persönliche Züchtigung der sogenannten Hauptrådelsführer des Pöbels zu strafen, wobei selbstverständlich die eigentlichen Thäter und Anstifter nicht nur meistens selbst straflos ausgiengen.

Um so unerwarteter war der Ausgang, den die Pöbelexcesse gegen die deutschen Missionsanstalten in Shantung nehmen sollten. Dass die darauf folgenden Ereignisse schon lange vorher ernstlicher Erwägung unterlegen haben, ist ja nachgewiesen worden; aber ebenso sicher ist es auch, dass die deutsche Regierung sich dieses äußeren Anlasses nur zu gern bediente, um ihre Absichten zur Ausführung zu bringen. Die Besitzergreifung der Kiautschau-Bucht durch deutsche Kriegsschiffe traf die Welt, und die Regierung in Peking wohl nicht am wenigsten, wie ein Blitz aus heiterem Himmel; was weder England noch Frankreich bei gleicher Veranlassung je unternommen, das war von Deutschland in ebenso schneller wie energischer Weise durchgeführt worden: die Beschlagnahme chinesischen Gebiets und zwar in der der Hauptstadt nächstgelegenen Provinz.

Diese Besitzergreifung bildet den Ausgangspunkt der neuen Aera, die sowohl in der äußern wie innern politischen Lage des großen Reiches angebrochen ist, und die eine gänzliche Umwälzung aus den bisher tausendjährigen stagnierenden Verhältnissen in neue Bahnen zur Folge haben wird.

Das wirkungsvolle und glücklich durchgeführte Vorgehen Deutschlands konnte nicht verfehlen, andere betheiligte Mächte zu gleichen Versuchen anzuspornen. Der Wegnahme Kiautschaus folgte die Abtretung Port-Arthurs an Russland, des Hafens von Weihaiwei an England und die eines noch nicht festbestimmten Gebietes bei Kwangchow im Süden an Frankreich.

Hatte schon der schmähliche Niederbruch der Regierung während des japanischen Krieges den Beweis ihrer gänzlichen Unfähigkeit geliefert, so bedurfte es nur noch dieses Andranges der fremden Mächte, um in einzelnen intelligenten Eingeborenen-Kreisen den Hass und die Verachtung gegen das verhasste Mandschu-Regiment, welches seit 1644 mit der jetzt noch herrschenden Tsin-Dynastie sich der Regierung bemächtigt hat, aufs neue anzustacheln und zum Ausbruch gelangen zu lassen. Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, dass alle großen Aufstände in China sich, wenn auch erst nach Jahren, aus den Niederlagen entwickelt haben, die die Mandschu-Dynastie aus ihren Kriegen mit außerchinesischen Mächten erlitten hat. So war die furchtbare Taiping-Revolution der Sechziger Jahre eine Folge der ersten englisch-chinesischen Kriege, und wie diese damals von den beiden Kwang-Provinzen aus, die von Alters her gegen die Mandschu-Herrschaft sich am meisten aufgelehnt haben, zuerst ihren Ausgang nahm, so sind diese Provinzen auch heute wieder der Schauplatz, auf welchem die Bewegung zuerst in ernstlicher Weise zum Ausbruch gekommen ist. Von Kwangtung und Kwangsi aus überfluteten die Taiping-Rebellen alle an das Stromgebiet des Yangtsekiang grenzenden Provinzen, und hätte die Führung derselben nicht in den Händen eines wahnwitzigen Fanatikers geruht, der sich für den jüngeren Bruder Christi ausgab, so wäre schon damals die jetzige Kaiserdynastie vom Throne gestoßen worden, wenn nicht die Westmächte sie schließlich durch ihre Hilfe gerettet hätten.

Der gegenwärtige Aufstand dagegen hat mit religiösen Dingen gar nichts zu thun — er ist lediglich antidynastisch, und welche Folgen er nach sich ziehen wird, ist heute noch gar nicht abzusehen. Die Regierung Chinas ist, im vollen Sinne des Worts, stets eine auf Blendwerk und Täuschung begründete gewesen; so lange sie, mit Hülfe der einen Provinz, die kleineren Aufstände in irgend einer andern unterdrücken konnte, ist es ihr möglich gewesen, ihr Ansehen wenigstens einigermaßen aufrecht zu erhalten; wenn sie aber, wie jetzt, Niederlage auf Niederlage erlitten hat und ihre Schwäche durch Gebietsabtretungen documentiert, so muss sie auch des geringen Ansehens verlustig gehen, das sie sich bisher nothdürftig zu erhalten imstande gewesen ist.

Mehr als irgend ein anderes Land ist China der Sitz von allerhand Geheimbünden, die namentlich im Süden eine starke Macht darstellen, und die als Gesellschaften, Gilden und Vereinigungen auftreten. Die mächtigste dieser geheimen Gesellschaften ist die Tien-ti-lawui, die „Gesellschaft des Himmels und der Erde", die besonders stark in Südchina vertreten ist. Seit Jahrhunderten, seit der Zeit, da die Mandschu als Eroberer in Peking einrückten, liegt diese Gesellschaft im Kampf gegen die Fremdherrschaft, gegen die sogenannten „Landstreicher der trockenen Wüste", und ihr vornehmster Zweck ist die Wiedereinsetzung der vertriebenen Ming-Dynastie. Dazu kommt, dass die Mandarinen, wenn sie sich auch scheinbar im Hintergrund halten, aus Motiven der Habsucht und des Eigennutzes die Aufstandsbewegungen fördern und den Kampf gegen die herrschende Dynastie unterstützen. Von den Aufrührern wird die Absetzung der letztern offen gefordert, namentlich deshalb, weil sie den Fremden zu viel Concessionen gemacht hat, und da die Mandarinen sich durch den wachsenden Einfluss der Fremden in ihren Einnahmen, die sie bisher durch Zölle und Steuern aus der Tasche des Volks bezogen haben, bedroht fühlen, so liegt es in ihrem Interesse, den gegen diese gerichteten Bestrebungen nicht in den Weg zu treten.

Anderseits muss aber auch zugegeben werden, dass die Leiter und Führer der weitaus ernstlichsten Bewegung im Süden doch andern Schlages zu sein scheinen, als der Führer der Taiping-Rebellion. Es sind dies zugleich die Häupter der seit einigen Jahren begründeten neuchinesischen oder Reformpartei, unter denen sich manche befinden, die bestrebt gewesen sind, sich der europäischen Cultur immer mehr anzuschließen. Der hervorragendste unter ihnen ist unzweifelhaft ein sich Doctor nennender Chinese Sun Yat Wen, der, ein noch junger Mann von ungefähr 30 Jahren, in Hongkong Gelegenheit hatte, sich einen gewissen Grad europäischer Bildung anzueignen, sich dort in Hospitälern medicinische Kenntnisse erwarb und deshalb von seinen Landsleuten als Arzt angesehen wird. Es ist das dieselbe Persönlichkeit, die von einigen wohlhabenden Mitgliedern der Partei zwecks Förderung ihrer Ziele nach England gesandt wurde, im vorigen Jahre in London auf die chinesische Gesandtschaft gelockt und dort festgehalten wurde, um zur Aburtheilung nach China gesandt zu werden. Es gelang ihm, sich durch einen aus dem Fenster geworfenen Brief mit einem englischen Freund in Verbindung zu setzen, der seine Regierung um Hilfe angieng, die sofort auf der ungesäumten Auslieferung und Haftentlassung bestand und die chinesische Gesandtschaft zwang, von ihrem völkerrechtswidrigen und ungesetzmäßigen Verfahren abzustehen. Sun Wen begab sich darauf nach Japan und kehrte bei Ausbruch des Aufstandes nach China zurück. Seinen Angaben nach sind die Absichten dieser Reform- oder neuchinesischen Partei keineswegs den Fremden feindlich gesinnt, wenn es ihr gelingt, ihre Pläne zur Beseitigung der herrschenden Mandschu-Dynastie zu verwirklichen. Er behauptet im Gegentheil, dass zwischen der chinesischen Regierung und dem Volk ein gewaltiger Unterschied bestehe. China mit seinen 400 Millionen Einwohnern werde nicht von Chinesen, sondern von einer verhältnismäßig kleinen Anzahl tartarischer Eroberer regiert. So lange diese die Macht in Händen hätten, sei an eine Entwickelung der Hilfsquellen Chinas gar nicht zu denken, und die Missbräuche, die die innere Entwickelung verhindern und den Handel mit dem Auslande ersticken, könnten nicht beseitigt werden, denn die Zugeständnisse und Versprechungen der jetzigen Regierung seien gänzlich wertlos — und diese, nicht die Bevölkerung, sei in Wirklichkeit von Fremdenhass erfüllt. Die Regierung hasse jeden Fremden, weil sie durch die von diesen verbreitete Aufklärung ihren Stützpunkt im

Lande zu verlieren fürchte. Alle Ausschreitungen gegen Europäer würden thatsächlich von der Beamtenclasse angezettelt und seien direct oder indirect ein Werk der Regierung. Dagegen strebe die chinesische Reformpartei die Erschließung Chinas und die Entwickelung seiner Hilfsquellen zum Wohl des ganzen Volkes, sowie aller fremden Nationen an; sie könne aber nichts ausrichten, solange die Tartarenherrschaft andauere. Sun-Wen behauptet weiter, die Regierung hoffe den Aufstand mit moskowitischer Hilfe zu erdrücken, und dies erkläre auch ihre Nachgiebigkeit und Willfährigkeit Russland gegenüber, es sei daher im Interesse aller europäischen Nationen, mit Ausnahme Russlands, die Bewegung zu unterstützen und die Dynastie und die corrumpirte Beamtenschaft zu stürzen. Die Reformpartei wünsche und fördere die Einführung freier Institutionen, unter denen die Landwirthschaft, der Bergbau, Industrie und Handel gedeihen würden.

Wenn, wie gar nicht so unwahrscheinlich, dies die wirklichen Ansichten Sun-Wens und seiner Partei sind, so wäre denselben vom Herzen ein praktischer Erfolg zu wünschen. Alles, was er sagt, stimmt auch in überraschender Weise mit den seit Jahren geäußerten Ansichten des Schreibers dieser Abhandlung über die Pekinger Regierung überein. Bereits ist, neuesten Berichten zufolge, in Kwangsi, wo der Aufstand bis jetzt siegreich gewesen, eine neue Dynastie unter dem Namen „Großer Fortschritt" proclamiert worden.

Ob und wie weit es den Führern gelingen wird, ihr Ziel zu erreichen, muss dahin gestellt bleiben; jedenfalls wird, da derartige Dinge sich in China nicht sehr schnell zu entwickeln pflegen, noch lange Zeit vergehen, bis die eine oder die andere Seite endgiltig unterdrückt worden ist. Eine Einmischung von Fremdmächten würde auch, solange ihre Interessen nicht tangiert werden, ebenso wenig berechtigt, wie wünschenswert und auch unter Umständen schwer durchführbar sein. Die einzige Macht, die wohl dazu geneigt sein dürfte, Russland, weil sie unter allen Verhältnissen Nutzen daraus zu ziehen wissen dürfte, würde bei einem offenen und activen Vorgehen zweifellos englischem Widerstand begegnen, und es ist nicht anzunehmen, dass Russland sich schon jetzt der Gefahr eines gewaltsamen Zusammenstoßes in Ostasien aussetzen wird. Wir haben nicht die geringste Ursache, uns für die Erhaltung der Mandschu-Herrschaft und ihrer langjährigen Misswirtschaft zu erwärmen oder gar thätig dafür einzugreifen, verlieren können die fremden Nationen kaum etwas, wenn derselben ein Endziel gesetzt wird — sie aber, wie das chinesische Volk können nur gewinnen, wenn an Stelle der jetzigen schwachen und corrupten Verwaltung eine neue, lebensfähigere und den Fortschritten der Neuzeit geneigtere die Zügel der Regierung des himmlischen Reiches übernimmt.

Hamburg. **Ernst Oppert.**

Zur Frage des Quotenschlüssels.

Von **Dr. Gustav Seidler**, ordentl. Professor an der Wiener Universität.

Die Finanzwirtschaft jedes Staates ist ihrer specifischen Natur nach eine Aufwandwirtschaft, bei welcher nicht, wie in einem Privathaushalt, die Einnahmen das primäre und bestimmende Moment sind, nach dem sich die Ausgaben zu richten haben, bei welcher vielmehr mit Rücksicht auf die Nothwendigkeit und Productivität der staatlichen Ausgaben diese es sind, nach welchen die Einnahmen bestimmt werden müssen. Die außerordentliche Bedeutung und Tragweite dieses anscheinend rein theoretischen Satzes gerade für die Frage der Quotenstellung leuchtet von selbst ein. Es ergibt sich nämlich aus diesem Satze, dass es eine petitio principii ärgster Art ist, wenn man zur Ermittelung des Quotenverhältnisses die Gesammteinnahmen der beiden Staaten in ihrer gegenwärtigen Höhe miteinander in Vergleich setzt, wie dies vielfach geschehen ist. Offenbar hat gerade die ungleiche Quotenaustheilung Oesterreich gezwungen, seine Einnahmen auf die gegenwärtige Höhe zu bringen, und es anderseits Ungarn ermöglicht, mit relativ geringeren Einnahmen sein Auslangen zu finden, beziehungsweise seine Einnahmen für anderweitige Zwecke, als die Deckung des gemeinsamen Aufwandes, zu verwenden. Und ohne Zweifel hätte Oesterreich bei einer ihm günstigeren Quote entweder seine Einnahmen nicht so hoch hinaufgeschraubt oder dieselben für andere dringliche Culturaufgaben, die es derzeit zurückzustellen bemüssigt war, disponibel gehabt.

Der staatliche Aufwand ist die gemeinwirtschaftliche Verwendung eines Theiles des Volkseinkommens, das Staatseinkommen daher der zur Deckung dieses Aufwandes bestimmte aliquote Theil des Volkseinkommens. Wenn man von der Annahme ausgeht, dass das Verhältnis des Staatsaufwandes zum Volkseinkommen in den Culturstaaten der Gegenwart ungefähr das gleiche ist, so kann man folgerichtig aus dem Verhältnisse des Aufwandes zweier Staaten einen Schluss ziehen auf das Verhältnis des Volkseinkommens in denselben. Und man wird sich in der Regel zu einer solchen Schlussfolgerung um so leichter verstehen, als die Berechnung des Volkseinkommens, so einfach dieselbe in thesi erscheint, in praxi schwierig und nur mit großer Umsicht durchführbar ist. Will man sich nun zur Ermittelung des Quotenverhältnisses, welches offenbar und nach allgemeiner Ueberzeugung dem Verhältnisse des Volkseinkommens der beiden Staaten zu entsprechen hat, dieses Hilfsmittels bedienen, so geht es, wie dargethan wurde, nicht an, den Gesammtaufwand der beiden Staaten miteinander in Vergleich zu setzen, da in diesem die erst durch die Proportion zu ermittelnden Quotenbeiträge mit enthalten sind, sondern es muss der Aufwand der beiden Staaten in ihren eigenen Angelegenheiten berechnet werden, und erst das Verhältnis dieses Aufwandes der beiden Staaten zu einander gestattet die oben erwähnte Schlussfolgerung.

Bringt man zu diesem Ende von dem gegenwärtigen Gesammtaufwande der beiden Staaten den gemeinsamen Aufwand in Abzug, so gelangt man zu sehr bemerkenswerten Ergebnissen. Nach den Staatsrechnungen des Jahres 1896 belief sich der Nettoaufwand Oesterreichs in seinen eigenen Angelegenheiten auf 269, der Ungarns auf 218 Millionen, was einem Verhältnisse von 55·2 : 44·8 entspricht.

Greift man die Summen einzelner Aufwandzweige heraus, die sich wegen ihres gleichartigen Charakters besonders zur Vergleichung eignen, wie etwa die Aufwandsummen für Justiz und Landesvertheidigung, so verschiebt sich hinsichtlich der ersteren mit ihrem Aufwand von 22 Millionen in Oesterreich, beziehungsweise 15 Millionen in Ungarn das Verhältnis auf 59:41, hinsichtlich der letzteren mit dem Aufwande von 21·6 Millionen in Oesterreich, beziehungsweise 16·1 Millionen in Ungarn das Verhältnis auf 57:43 etwas zu Gunsten Ungarns. Anderseits wird das Verhältnis wieder dadurch zu Ungunsten Ungarns beeinflusst, dass man zu dem staatlichen Aufwand der inneren Verwaltung in Ungarn denjenigen Theil des Aufwandes der Comitatsverwaltung hinzurechnen muss, welcher für Ausgaben verwendet wird, die in Oesterreich zu den Agenden der Staatsverwaltung gehören.

Wer diese Zifferngruppen unbefangen betrachtet und mit den Quotenbeiträgen der beiden Staaten in Parallele setzt, wird gewiss nicht wenig erstaunt sein. Während der Aufwand der beiden Staaten in ihren eigenen Angelegenheiten sich wie 55·2 : 44·8 verhält, steht der Aufwand in den gemeinsamen Angelegenheiten im Verhältnis von 68·6 : 31·4.

Wenn in diesem ungleichen Verhältnisse nicht eine horrende Benachtheiligung Oesterreichs gelegen sein soll, so ist nur ein Doppeltes möglich. Entweder ist die höhere Quote Oesterreichs eine Compensation für Vortheile, welche Oesterreich aus der Gemeinschaft des Zollgebietes erwachsen, oder Ungarn nimmt für den staatlichen Aufwand in seinen eigenen Angelegenheiten einen entsprechend höheren aliquoten Theil seines Nationaleinkommens in Anspruch, als dies in Oesterreich der Fall ist.

Die erstgenannte Alternative können wir wohl ohneweiteres übergehen. Es ist nach den Ergebnissen der Enquête über den autonomen Zolltarif außer Frage, dass die Gemeinschaft des Zollgebietes in volkswirtschaftlicher Beziehung für Ungarn zum mindesten gleich wertvoll ist, wie für Oesterreich. Und ebenso darf es wohl als feststehend angenommen werden, dass Ungarn aus den gemeinschaftlichen Finanzzöllen einen nicht unerheblichen Vortheil für sich hat. Bleibt demnach nur die zweite Alternative. Wenn es auch von vorneherein als höchst unwahrscheinlich bezeichnet werden muss, dass Ungarn einen umso viel höheren Procentsatz seines Nationaleinkommens für seine staatlichen Aufgaben eigener Verwaltung in Anspruch nimmt, als Oesterreich, so ist die Möglichkeit doch nicht ausgeschlossen, und wir können wohl ohneweiters der Annahme Raum geben, dass man von ungarischer Seite darin den Erklärungsgrund des aufgedeckten Missverhältnisses wird finden wollen. Gewissheit kann hier nur durch eine objective, statistische Erforschung der in Frage kommenden Verhältnisse beider Staaten gewonnen werden, die von einem unparteiischen Organe, zu dem beide Theile der Monarchie in gleicher Weise das erforderliche Vertrauen besitzen, vorgenommen werden müsste. Obgleich die Lösung dieses Problems, die Feststellung des Volkseinkommens in beiden Staaten, wie bereits bemerkt wurde, in praxi eine schwierige ist, so dürfen die beiden Regierungen sich von der Schwierigkeit der Aufgabe nicht abschrecken lassen. Der Preis, der auf dem Spiele steht, ist ein hoher. In Oesterreich ist es mit seltener Einmüthigkeit die Ueberzeugung aller politischen Parteien, ja man darf ohne Uebertreibung sagen, des ganzen Volkes, dass die gegenwärtige Quotenaustheilung eine im hohen Maße ungerechte ist, dass die in Anwendung gebrachte Methode der Quotenberechnung eine ganz unhaltbare und willkürliche war, und dass die Feststellung der Quote nicht durch ein Compromiss zweier gleichberechtigter Contrahenten, sondern durch das Dictat des Stärkeren erfolgte, dem wir uns nothgedrungen fügen mussten. Die hiedurch hervorgerufene Verbitterung kann auch der ungarischen Regierung nicht gleichgiltig sein.

Spricht nun das aufgezeigte Missverhältnis zwischen dem Aufwande der beiden Staaten in ihren eigenen und in den gemeinsamen Angelegenheiten für die Vermuthung, dass Oesterreich bei dem gegenwärtigen Quotenverhältnisse thatsächlich verkürzt erscheine, so muss es geradezu als eine Ehrenpflicht Ungarns bezeichnet werden, in eine gesetzliche, unparteiische und verlässliche Feststellung

des Volkseinkommens in beiden Staaten durch ein hiezu tauglich erkanntes Organ zu willigen. Was immer das Ergebnis dieser Feststellung sein wird, dasselbe wird ohne Anfechtung beiderseits acceptiert werden, denn beide Staaten können in ihrem Verhältnisse zu einander kein anderes Bestreben haben, als dass dasselbe von Einsicht und Gerechtigkeit beherrscht sei.

Auf die Methode der Feststellung des Volkseinkommens, sowie auf die Beschaffenheit des mit derselben zu betrauenden Organes soll hier nicht weiter eingegangen werden, da es sich zunächst um das Princip handelt. Es erübrigt daher, nur noch einige wenige Bemerkungen über die bisher beliebte Art und Weise der Quotenberechnung zu machen.

Diese bestand bekanntlich darin, nach Eliminierung der ungleichartigen die Erträgnisse der gleichen Einkommensquellen beider Staaten in Proportion zu setzen. Abgesehen von der Willkür in der Bestimmung der gleichartigen, beziehungsweise ungleichartigen Einkommensquellen ist der Vorgang an sich principiell durchaus verfehlt. Die Erträgnisse einer bestimmten Einkommensquelle sind ohne Zweifel ein charakteristisches Moment für die Beurtheilung der Eigenart einer Volkswirtschaft in der Richtung der in der betreffenden Einkommensquelle wirksamen Kräfte, allein es ist ebenso verkehrt, dieselben zum Maßstabe der Leistungsfähigkeit in toto zu machen, wie wenn man zur Vergleichung der wirtschaftlichen Kräfte zweier Privatpersonen nicht ihr gesammtes Einkommen, sondern einzelne Kategorien desselben in Rechnung ziehen wollte. Selbst wenn unser jüngstes Personal-Einkommensteuergesetz auch in Ungarn Gesetzeskraft hätte, und die Verwaltung in beiden Staaten eine durchaus gleichartige wäre, würden die Erträgnisse derselben keinen sicheren Schluss auf die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit beider Länder zulassen, weil dieselben auch von der Größe und von der Vertheilung des Volkseinkommens abhängig sind. Offenbar würde bei einer volkswirtschaftlich günstigen, gleichmäßigen Vertheilung des Volkseinkommens das finanzielle Ergebnis ein schlechteres sein, als bei einer volkswirtschaftlich ungünstigen Vertheilung unter einem relativ kleinen Kreis reicher Leute bei sonstiger Massenarmut.

Die einzige verlässliche Basis der Quotenfeststellung kann daher nur in dem Verhältnisse des gesammten Nationaleinkommens der beiden Staaten zu einander erblickt werden. Und es wird eine Beruhigung der Gemüther in dieser Frage nicht eher eintreten, als bis durch eine sachliche und unparteiische Berechnung der genannten Grundlagen die Ueberzeugung allgemein geworden ist, dass die Quotenfeststellung keine Machtfrage, sondern eine Frage der Erkenntnis und der Gerechtigkeit ist.

Zur Theorie des Agrarsocialismus.

(Schluss.)

Die wirtschaftliche Urgeschichte der Germanen construiert Oppenheimer in engem Anschluss an die Forschungen des Oesterreichers Julius Lippert. Hauptsache ist für Oppenheimer der Nachweis — der ihm in der That vollständig gelungen ist — dass das Großgrundeigenthum auf rein wirtschaftlichem Wege niemals hätte entstehen können. Denn gesetzt den Fall, ein Nomadenstamm hätte sich im Momente der Sesshaftwerdung einer rein demokratischen Verfassung erfreut, hätte also aus lauter Freien bestanden: dann hätte eben kein Freier auf fremdem Ackerboden Frohndienste geleistet. Folglich wäre das Ackerland entweder communistisch, von allen für alle bewirtschaftet worden, oder aber, sobald der wirtschaftliche Fortschritt zur Parcellierung sich vollzog, hätte keiner mehr Ackerland besetzen können, als er selbst mit Weib und Kind zu bebauen vermochte. Ein größerer Besitz wäre einfach wertlos gewesen, solange es noch für alle, auch den Nachwuchs, herrenloses, respective unparcelliertes Land in Fülle zu besetzen gab. In Wirklichkeit aber führten die Fürsten eine Anzahl rechtloser Sclaven (meist Kriegsgefangene) mit sich, deren Verwendung als Hirten ihnen weit größere Herden zu halten erlaubte, als die Herden der Gemeinfreien. Auch diesen unfreien Hirten musste zu ihrer Ernährung Ackerland zugewiesen werden: da sie aber keine Rechtssubjecte waren, so fiel das von ihnen bebaute Land als Eigenthum ihrem Herrn zu. Somit war die Vorbedingung zur Entstehung des Großgrundeigenthums das Vorhandensein einer rechtlosen, des Genusses ihres vollen Arbeitsertrages beraubten Classe von Sclaven oder Hörigen.

Wie später der Fürst seine hörigen Gefolgsleute auf Kosten der Gemeinfreien bevorzugte und so allmählich die Gemeinfreien, deren selbständige Existenz den Machtgelüsten des Fürsten im Wege stand, durch Drangsalierung und Vergewaltigung jeder Art auf die Stufe der Hörigen herabgedrückt wurden, das möge man in dem Buche selbst nachlesen. Hier interessiert uns vor allem der Nachweis einer Periode, wo das Großgrundeigenthum als wirtschaftlicher Factor aufgehört hatte zu existieren. Dieser segensreiche Umschwung vollzog sich gegen Ende des zehnten Jahrhunderts. Während der nominellen Regierung der letzten Karolinger hatten sich Hunderte ehemaliger kaiserlicher Beamter als ebensoviele factisch selbständige Territorialfürsten etabliert, deren Macht von der Zahl ihrer Unterthanen abhieng. Nun aber war infolge der beständigen äußeren und inneren Kriege die Bevölkerungszahl grauenhaft zusammengeschmolzen. „Der Bauer war selten geworden; seltene Dinge haben hohen Wert." Es begann ein „Wettlauf um den Bauer", der eine immer freiere Stellung des Bauers und eine stetige Verringerung seiner Steuerlasten zur Folge hatte. Schließlich sank der Zins, den der formell unfreie („grundholde"), aber factisch freie Bauer an den Landesherrn zu entrichten hatte, auf einen wirtschaftlich nahezu belanglosen Satz herab; und dieser niedrige Satz wurde obendrein rechtlich als Maximum fixirt. Fortan fiel jeder Zuwachs der Productivität seiner Arbeit dem Bauern zu.

Hier nun hat Oppenheimer Gelegenheit, die Probe aufs Exempel zu machen und historisch zu untersuchen, ob wirklich die Ausbeutung in der Industrie mit dem Vorhandensein von Latifundien in der Landwirtschaft steht und fällt. Und in der That gelingt ihm (unter Berufung auf Historiker wie Gierke, Lamprecht, Schmoller, Inama-Sternegg, von Below, Eberstadt u. a.) der Nachweis, dass das Wirtschaftsleben in den freien Städten, wie sie eben um jene Zeit entstanden und aufblühten, im Wesentlichen ein ausbeutungsfreies war und während vierhundert Jahre, d. h. während der ganzen latifundienfreien Periode, auch blieb. Aus dem Umstande nun, dass es auch in jener glücklichen Zeit (1000 bis 1400) in den Städten „Meister" und „Gesellen" gab, folgert Oppenheimer eine Rechtfertigung des Unternehmerthums. Der Trugschluss liegt auf der Hand. Der Zunftmeister jener Zeit war eben kein Unternehmer, dem sich ausgelernte Handwerker als Lohnarbeiter verdangen, weil sie vom Besitz der Productionsmittel abgesperrt blieben. Die wenigen von ihm abhängigen Arbeitskräfte waren wesentlich Schüler. Auch der Geselle war nach Oppenheimers eigenen Worten „nur ein etwas höher geförderter Lehrling."*) Sobald aber der Geselle ausgelernt hatte, heiratete er und ließ sich selbst als Meister nieder. So lange die Kaufkraft der bäuerlichen Bevölkerung stetig wuchs, nahm auch der Markt für die Productenüberschüsse der städtischen Handwerker stetig zu, und der jüngste Meister konnte ruhig mit seinen älteren Collegen den friedlichen Wettkampf um den Absatz aufnehmen. Der Meistersohn der frühen Zunftzeit war somit in der gleichen Lage, wie heute der Sohn des Transvaal-Boeren: auch dessen früher Verheiratung steht kein wirtschaftliches Hindernis im Wege, weil er keine Ansprüche an den väterlichen Landbesitz zu machen braucht, sondern herrenloses Land roden kann. Nehmen wir nun phantastischerweise an, in einer Zunftstadt des dreizehnten Jahrhunderts wäre ein Dampfmotor erfunden worden, leistungsfähig genug, um fünfzig Webstühle zu bedienen; was wäre die Folge gewesen? Kein einzelner Meister hätte die Maschine angeschafft: es kann sich auch nicht wohl lehnen, die Triebkraft für fünfzig Arbeiter zu bezahlen, wenn man ihrer nur fünf zur Verfügung hat.**) Wohl aber hätte die Zunft den Motor angeschafft, um ihn von ihren Mitgliedern gemeinsam benützen zu lassen, so etwa, wie heute die „Birseck'sche Productions- und Consumgenossenschaft" ihren bäuerlichen Mitgliedern eine Dampfdreschmaschine zur Verfügung stellt, oder wie dänische Bauern auf Gemeindekosten, irische Pächter auf Genossenschaftskosten gemeinsame Molkereien errichten. Allgemein gesprochen: die ausbeutungsfreie Wirtschaft kann kein Unternehmerthum dulden; individuell benützbare Productionsmittel überlässt sie den Einzelproducenten, solche aber, die ihrer Natur nach auf collectiven Gebrauch hindrängen, kann sie nicht anders nutzen als productivgenossenschaftlich. Damit stimmt aufs schönste, was Oppenheimer selbst (unter Berufung auf Gierke) von der Zunft in ihrer Blütezeit aussagt: „Als Wirtschaftsgenossenschaft vereinigt sie die Functionen der Rohstoff-, Werk-, Productiv-, Magazin- und Creditgenossenschaft mit denen der Versicherung." Wenn ich nach alledem auch den Versuch einer Reinwaschung des Unternehmerthums für verfehlt halten muss, so ändert das doch nichts an dem unschätzbaren Wert des Nachweises, dass die Geschichte Deutschlands vier Jahrhunderte wesentlich ausbeutungsfreier Wirtschaft gekannt hat, und dass die Grundlage dieser ausbeutungsfreien Wirtschaft zu suchen war in dem Vorhandensein eines freien, kaufkräftigen Bauernstandes und in dem Fehlen von Latifundien.

Wie das Offenstehen noch ungerodeter Wälder im Stammland, besonders aber von Colonialland im eroberten wendischen Osten Jahrhunderte lang dazu beitrug, jenen glücklichen Zustand zu erhalten; wie andererseits gerade die wendischen Lande in der rechtlosen Stellung der unterjochten Wenden einen Krankheitskeim bargen, der schließlich auch die deutschen Ansiedler inficierte; wie die Sperrung des Ackerlandes im Osten, veranlasst durch das Rentabelwerden einer massenhaften Wollproduction für den flandrischen und niederländischen Markt, ihrerseits das Signal gab zum Wiederaufleben der alten Grundherrschaft im Stammlande und zur capitalistischen Entartung der Städte: diese fesselnde Lectüre überlasse ich dem Privatfleiß meiner Leser. Nur noch die praktischen Schlussfolgerungen des Autors will ich kurz besprechen. Er fordert Ab

*) Hierin möchte ich auch (im Gegensatze zu O.) die Erklärung der Thatsache suchen, dass die Zünfte von Anfang an die Maximalzahl der Gesellen normierten, die ein Meister annehmen durfte. Wo immer die Schüler ein Gegenstand liebevollen Interesses sind (und hier handelte es sich ja in erster Linie um Meistersöhne), da ist man bestrebt, die Zahl der einem Lehrer zugetheilten Schüler thunlichst zu beschränken, und sehr mit Recht.

**) Das Beispiel passt natürlich nicht ganz auf jene Städte, wo die Weber in Abhängigkeit von der patrizischen Gilde der Gewandschneider gerathen waren.

lösung des Großgrundeigenthums zu Gunsten der Landarbeiter; damit dürfte er nicht bloß für Preußen Recht haben. Dabei fällt ihm aber auf, dass etwas Aehnliches in Deutschland bereits geschieht, nämlich (abgesehen von privater „Güterschlächterei“, sowie von dem Wirken der mecklenburgischen Domänenverwaltung) der Ankauf und die Parcellierung von Rittergütern durch die beiden staatlichen Ansiedlungscommissionen in Posen und Westpreußen; und doch scheinen die Erfolge bis jetzt noch recht bescheidene zu sein. Oppenheimer ist geneigt, diese Thatsache darauf zurückzuführen, dass die Commissionen eben keine genossenschaftlichen Großbetriebe einrichten, sondern atomisierte Kleinbauernstellen. Aber abgesehen von mancherlei Schnitzern der Commissionen, über welche unser Autor in der „Siedlungsgenossenschaft“ ganz ähnlich urtheilt wie Karl Jentsch, gibt er selbst an, dass die Commissionen in zarter Rücksichtnahme auf die adeligen Verkäufer „viel zu hoch bezahlt haben und den Rentengutskäufern viel zu theuer verkaufen mussten.“ Dazu kommt, dass der Ankauf nur über Antrag des Gutsbesitzers erfolgen kann; die Commissionen befinden sich somit in der Lage des Schuljungen, dem der schlaue Caramelverkäufer wurmstichige Feigen als „garantiert besser“ aufschwatzt. Die Frage scheint demnach nicht so zu liegen: Siedlungsgenossenschaft oder Bauerngemeinde? sondern vielmehr so: Socialistische Expropriation zu Gunsten der Landarbeiter oder theurer Kauf zu Gunsten der adeligen Portemonnaies? Andererseits mag es sehr wohl möglich sein (zumal angesichts der der bedrängten Finanzen so vieler Gutsbesitzer), dass auch auf dem Wege der privaten genossenschaftlichen Selbsthilfe in nächster Zeit mehr geleistet wird, als zur Stunde die Meisten ahnen. Vielleicht behält Julius Lünstedt *) Recht mit seiner Prophezeiung: die Erwerbung des Gutes Silginnen durch die Raiffeisen'schen Creditvereine bedeute den Beginn einer neuen Aera.

Man gestatte mir zum Schluss noch, eine „unpatriotische“ Folgerung auszusprechen, die unser Autor zu ziehen unterlässt. So lange die Rückgabe des heimischen Ackerbodens an seine Bebauer nicht vollzogen ist, und zwar nicht bloß in Preußen, so lange ist die planmäßige Organisation der Auswanderung nach colonialen Ackerbaugebieten eine der wichtigsten Aufgaben aller Volksfreunde, besonders aber der Socialisten. Dabei ist es für das Wohl der Auswanderer durchaus nicht nöthig, dass die fragliche Colonie politisch zum Mutterland gehöre. Jede künstliche Hemmung der Auswanderung dagegen müssen wir geradezu als ein Verbrechen am Volkswohl verdammen und mit allen Mitteln bekämpfen.

London. **Dr. Ladislaus Gumplowicz.**

Zwei Capitel moderner Naturwissenschaft.

Aus einem demnächst bei Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig, erscheinenden Werk: „Das Liebesleben in der Natur“.

Von **Wilhelm Bölsche** (Friedrichshagen).

I.

Ein Ding mit den Augen des modernen Naturforschers anschauen, das heißt: es in einen Raum setzen, in dem die räumliche Million, die Meilenmillion, herrscht. Und es heißt: es über eine Vergangenheit setzen, die mit der zeitlichen Million, der Jahresmillion, zählt.

Die blaue Krystallglocke mit den goldenen Sternennägeln, die sich so freundlich über dem antiken Menschen wölbte wie die Scheibe eines Gewächshauses, unter dem der treue Himmelsgärtner feines und grobes Menschenobst zog, ist zersplittert. Zersplittert in ein Heer einzeln glimmender Weltenstäubchen. Zwischen den Stäubchen dehnt sich der freie Raum, eisig kalt, luftlos. Und die Stäubchen erscheinen nur als Stäubchen, weil der Raum zwischen ihnen und uns unter die Gewalt der Meilenmillion gelangt.

Jenseits der Meilen stehen gigantische Sonnen, von denen das Licht in riesigen Strömen fließt — fließt und fließt, bis in die weitesten Weiten des Alls hinein. Es fließt unglaublich rasch, dieses Licht: mit einer Geschwindigkeit von über vierzigtausend Meilen in der Secunde perlt sein Wellenschlag in den Raum hinaus. Und doch braucht es vom nächsten dieser Fixsterne schon vier ganze Jahre, um in unser Menschenauge auf dem Sonnenplaneten Erde zu gelangen. Am Südhimmel, wo das Sternbild des Centauren flammt, strahlt dieser Stern, der herrlichste und hellste aller Doppelsterne. Jene vier Lichtjahre sind entsprechend der Meilenzahl pro Secunde mehrere Billionen Meilen seines wahren Abstandes von uns. Und er gilt von allen Myriaden Fixsternen des Firmaments für den nächsten! Von andern gelangt das Licht erst nach Jahrhunderten zu uns. Sie können heute, da wir sie sehen, längst ganz anders ausschauen als damals, da der Lichtstrahl, der uns jetzt endlich erreicht hat, von ihnen ausgieng. Und wenn umgekehrt der schwache Glanz unserer Erde dort noch erspäht werden sollte, so erscheint die Erde, wie sie vor Jahrzehnten, vor Jahrhunderten war: ohne Eisenbahnen, ohne Eiffelthurm, ohne Suezcanal, mit der Insel Krakatau an der Sundastraße vor der furchtbaren Vulkanexplosion, die sie 1883 in die Luft sprengte. Vielleicht gehen die Entfernungen anderer Sterne bis in die Tausende solcher Lichtjahre, Jahre, deren jedes dreihundertfünfundsechzig Tage zu vierundzwanzig Stunden hat, die Stunde zu sechzig Minuten, die Minute zu sechzig Secunden — und jede dieser Secunden gleich vierzigtausend Meilen Entfernung gerechnet .... Bis vor kurzem gab man den sogenannten Nebelflecken, wilden Gasmassen, die oft wie regelrechte Embryonen erst werdender Weltsysteme ausschauen, solche Abstände. Heute ist man etwas in Scrupel, vielleicht sind uns gerade diese formlosen Himmelsnebel zum Theil näher, als wir ahnten. Aber einerlei: die Meilenziffern schon für einzelne noch halbwegs messbare Fixsterne sind so enorm, dass der kühnste kosmische Phantast Frieden finden mag.

Das ist der Raum, in den dich der Naturforscher wirft wirft, weil du und wir alle ein Gewürm dieser dicken Kugel Erde sind, die seit undenklichen Tagen in den Raum hineingeworfen ist und, getroffen von den tausend und tausend Lichtwellen all der näheren und ferneren Silberwelten da draußen, ihre lange elliptische Wurfbahn um die Sonne abfliegt nach genau demselben Gesetz, das auf ihr selbst eine Kanonenkugel fliegen läßt.

Nicht minder ungeheuerlich die Zeit. Als die Menschen noch als braves Gewächshausobst eines mystischen Gärtnerzwecks unter der sicheren blauen Krystallglocke saßen, war auch das Zählen in die Vergangenheit hinein noch ein schlichtes Vergnügen. Ein paar tausend Jahre zurück. Dann hörten auch die strengsten Aristokraten-Stammbäume auf. Das Gewimmel der Völker schwand, und aus dem uferlosen Blau stieg ein blumenbunter Garten. Adam und Eva küssten sich — heilige Stille eines Weltenmorgens — bloß das lautlose Schleichen der Schlange, mit der all das unsägliche Elend der Folgezeit über die thaufeuchte Paradieswiese kroch. Noch eine kürzeste Spanne zurück — und Gott warf die Erde in den Raum, die Sonne an das bebende Firmament, mit jenem grandiosen Schöpferschwung, den Michel Angelo, als er das Bild an der Decke der sixtinischen Capelle schuf, vielleicht allein von allen Gläubigen und Ungläubigen der christlich-dogmatischen Aera ganz an sich selbst empfunden und künstlerisch wiedergegeben hat.

Nicht die Kunst und individuelle Vorstellungskraft jenes unsterblichen Deckenbildes hat die Forschung heute überwunden. Aber die ideelle Decke, die in der ganzen Tradition als einer angeblich wahren Geschichtstradition lag, hat sie eingestoßen mit eiserner Hand. Hinter den paar tausend Jahren der Menschheit und gar den paar Tagen jenes fabelhaften Schöpfungswurfs hat sie ein Thor gerissen abermals in eine wahrhafte Unendlichkeit. Diesmal Zeit-Millionen, nicht solche des Raums. Zeit-Millionen strenger geschichtlicher Entwickelung.

Nimm dir einmal als Maß an, der alte Cheops von Egypten, dessen Namen die große Pyramide, ein Werk unbedingt schon hoch entwickelter Cultur, trägt, habe um Dreitausend vor Christus gelebt, rund beinahe fünftausend Jahre vor heute. Aus der Zeit des Cheops melden Inschriften von Tempeln aus sagenhafter Vorzeit, die, im Wüstensande verschüttet, damals wieder aufgefunden worden seien. Die große Sphinx war in Cheops' Tagen schon so alt, dass sie ausgebessert werden musste. In welche Zeit verliert sich hier schon die menschliche Cultur, — Cultur in einer Form, die Werke schuf, vor denen du heute noch in Bewunderung, mit einem gewissen Schauer des Nichtnachmachenkönnens, stehst .....

Nun kennen wir, dank sehr moderner Forschung, eine weit einfachere, ältere Urcultur, die jenseits aller Benützung der Metalle stand, die sich mit Steinwerkzeugen behalf und mit diesen Steinwerkzeugen gigantische Thiere erlegte, die zu Beginn schriftlicher Ueberlieferung schon vollständig ausgestorben waren. Diese Urcultur, in Mitteleuropa in unanzweifelbaren Resten nachgewiesen, verliert sich rückwärts in eine Epoche hinein, die der moderne Geologe als Eiszeit bezeichnet. Nach einer astronomischen Rechnung, die manches für sich hat, wird der Höhepunkt dieser Eiszeit (oder besser Eiszeiten, denn es handelt sich um einen Vorgang mit Intervallen und Wiederholungen) bis über das Jahr Hunderttausend vor Christus zurückgeschoben. Dennoch sind die Schädel der Menschen vom letzten Rande oder vielleicht sogar bis zum Anfang dieser noch in sich wieder ungeheuer langen Eisperiode keine besonders affenähnlichen Schädel. Durch gute theoretische Begründung ist aber anderweitig nachgewiesen, dass der Mensch ursprünglich aus affenähnlichen Thierformen hervorgegangen sein muss. Vom Ende der Tertiärzeit, also der geologischen Epoche, die der Eiszeit vorausgeht und ganz zweifellos hinter jene Ziffer Hunderttausend weit, weit zurückgeht, kennen wir jetzt aus Java einen Affen, der schon regelrechte Menschenbeine hatte und offenbar gewohnheitsgemäß aufrecht gieng wie ein Mensch. Damals mag also die eigentliche „Menschwerdung“ stattgefunden haben. Du begreifst, wie weit das schon führt — und doch gilt der Mensch von allen wichtigeren Thierformen der Erde für das unbedingt jüngste Product.

In der ersten Hälfte jener Tertiärzeit ragten in Deutschland noch hohe Palmbäume. Wälder von Magnolien und immergrünen Eichen zogen sich bis in heute absolut unwirtliche Gegenden der

*) Siehe dessen Schrift: Wie muss das deutsche Volk die gesammelten 600,000.000 Mark der Alters-, Invaliditäts- und Unfall-Versicherungsgenossenschaftsfonds zum Besten des Vaterlandes anlegen? Ein Vorschlag friedlicher Socialreform. Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt

polaren Eiswüste hinein. Und doch sagt dir schon der Name Tertiärzeit (soviel wie die dritte große Zeitepoche der Erdgeschichte), dass es sich um eine späte, relativ junge Epoche handelt. Unermessliche Zeiten trennen sie von jener Juraperiode, in der das heutige Juragebirge als horizontale Schlammschicht in der Meerestiefe sich ablagerte — Schlamm, der später erhärtete und durch die bauenden Kräfte der Erdrinde hoch über die Wasser hinaus zum Gebirge aufgestaut wurde. Im Jurameer schwamm der Ichthyosaurus, den schon die Tertiärzeit nicht mehr kennt. Und das geht nun immer weiter so zurück — in das Urgrau der Erdendinge zurück. Bis in die Wälder der Steinkohlenzeit, jene geheimnisvollen Farrenwälder, deren versteinerten Rest wir heute als praktische Geologen im Ofen verbrennen. Bis zum ersten Auftauchen organischer Wesen überhaupt. Das reicht sicher hinab bis in die Millionen. Und doch war auch das wieder nur eine Stufe, eine hohe zweifellos auf endloser Leiter. War die Erde vielleicht vorher glühend — musste sie sich erst zusammenballen aus losem Weltenstoff — gab es einen Urstand der Dinge, da alle Planeten noch mit der Sonne eins waren — und, noch entlegener, da die Sonne sich erst aus dem kosmischen Hochofen eines Gesammtsystems löste? ..... Der freieste Gedanke vermag das nicht mehr recht durchzudenken. Aber auch die freieste Jahresziffer erlahmt ebenso gewiss. In grauer Folge der Millionen wälzt es sich zurück, zurück in die unabsehbare Zeit, wie dort im gegenwärtigen All in den unabsehbaren Raum.

„Denn siehe: ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen." Der neue Himmel und die neue Erde, von denen einst die Vision des Propheten sprach, ist unseren Tagen wirklich verliehen worden. Ein neuer Raum, eine neue Zeit. In solcher Umgebung erhalten alle alten Begriffe von selbst ein neues Gesicht. Auf das winzigste Ding fällt ein Abglanz dieses in Wahrheit neuen Kosmos; man sucht unwillkürlich seinen jetzt erst kosmischen Sinn. Dieser Granitblock ist vielleicht mit dabei gewesen in feuerbrodelnden Urtagen der Erdentwickelung. Dieses Bröckchen Schiefer entstand, als der Ichthyosaurus im Korallengrund räuberte. Dieses unscheinbare Stück Meteoreisen stammt aus den Tiefen des Raums, hat vielleicht Siriusweiten durchmessen, ist vielleicht ein Trümmertheil einer Welt, die lange vor aller Erdencultur geblüht hat, ihre Menschen und ihre Sehnsucht trug — und in irgend einer Stunde verklungener Grauen in winzige Splitter zerborsten ist. Die aber dabei so weit von uns absteht, dass ihr Licht vielleicht heute noch unser Auge trifft — Licht, das vor Urtagen von ihr ausgieng, als sie noch war .....

Wie viel mehr müssen vor solcher Sachlage die größten, tiefsten Dinge der Menschheit in neuen Fluss kommen. Das Auge sucht sie in den Millionen der Zeit, den Millionen des Raumes.

II.

Unsterblichkeit!

So weit die philosophische Erkenntnis des einfachen Sachverhalts von Tod und Zeugung in der Denkgeschichte zurückreicht, so weit gehen auch zwei Fassungen des Unsterblichkeitsgedankens zurück. Zwei Fassungen, die zwar ideell einander nicht ausschließen, aber doch an den beiden denkbar verschiedensten Ecken einsetzen.

Die eine Fassung klammert sich an den Begriff des Individuums. Das Individuum ist ihr das Höchste. Jedes Individuum ist ihr eine Welt für sich, die sich emporentwickelt. Aus Dunklem herauf, auf Dunkles zu. Aber immer vorwärts. Ein solcher Gedankengang muss den äußersten Versuch machen, die eine jener Grundthatsachen der menschlichen Existenz vollkommen umzudeuten. Sie läßt den Tod nicht als Abschluss zu. Er darf nur eine eigenthümliche Entwickelungsstufe in der Weltenwallfahrt des Individuums sein. Eine Entwickelungsstufe, bei der es nur einfach aus dem Gesichtskreise der noch nicht so hoch Entwickelten, also der Lebenden, verschwindet, ohne deshalb unterzugehen. Die sichtbare Lebenszeit, mit ihren fünfzig bis hundert Jahren oder noch weniger, ist in diesem Sinne nur eine flüchtige Constellation, — der wahre Stern des Individuums aber leuchtet über die Jahrtausende. Er hat seine verborgene Sonne, um die er kreist, — fester kreist als ein Planet um die sichtbare Sonne unseres Systems. Der Planet kann abstürzen, aufflammen: das unsterbliche Individuum nie. Mit einer ungeheuren Energie hat sich diese Fassung der Dinge durch das Denken der Menschheit gekämpft. Getragen von dem ganzen Trotz der Individuen, die sich auflehnten dagegen, dass die Welt, dieses bunte Kaleidoskop da draußen, ewig sein sollte, das Ich aber, das ein König über diesen fluchtartig sausenden Dingen zu stehen schien, eines Tages wie ein wertloses Blatt vom Baume dieser Welt fallen soll. Getragen von dem tiefinnerlichen Gefühl einer Unlogik des Geschehens, die man sich nicht aufzwingen lassen wollte. In den wunderbarsten idealen Denkformen ist dieser Gedanke aufgestiegen, wie in den banalsten. Von Plato, für den die irdische Realität des Individuums nur ein rasch verrinnender, bleicher Traum war in einer viel höheren Idealexistenz jenseits von Zeit und Raum, bis auf den großen Fechner, der zu den mechanischen Wellen, die von jedem Individuum je einmal ausgestrahlt sind und als Nachwirkung auch nach seinem Tode noch unendlich weiterrollen in der Mechanik der Welt, eine parallel erweiterte Psyche über den Tod hinaus ahnte. Aber auch bis auf das arme Bild herunter von einem Schulhaus, wo nach dem Semesterschluss der Lehrer Censuren austheilt, und die Schüler Strafe für das bekommen, was ihnen nicht genügend beigebracht worden ist.

Mit unvergleichlich sicherem Tritt aber stellt sich neben den Glauben an die Unsterblichkeit des Individuums die Erkenntnis des zweiten Unsterblichkeitsweges, der zwar von sich aus das Individuum nicht retten kann, aber wenigstens die Menschheit. Es ist der Weg über die Zeugung, über die Liebe.

Im Princip ist auch diese Fassung eine uralte Weisheit. Sie ist so naheliegend, dass sie es sein muss.

Die paar Jahrtausende menschlichen Denkens sind vor solchen schlicht logischen Schlüssen im Sinne des biblischen Spruchs wirklich nur eine Nachtwache. Ein Vater, der sterbend sein junges Kind segnet: und der ganze Gedankengang ist im Umriss klar. Der Vater stirbt, — was man sich dann je nach der angedeuteten anderen Fassung für sich wieder erklären mag. Aber das Kind lebt, und in ihm geht die Linie weiter. Millionen solcher Linien, sich kreuzend, verspinnend, neue Linien erzeugend: die Menschheit. Das Kind wird Enkel bringen, die Enkel Urenkel. Alles auf dieser Erde, unter dieser Sonne, die dem ältesten Ahnen, von dem noch Kunde da ist, schon Boden, Wärme, Licht gaben. Auf ewiger Erde, — unter ewiger Sonne: — der ewige Mensch, fußend auf dem Mysterium der Liebe, das ihn unsterblich macht.

Aber wenn auch diese Anschauung an sich alt ist, so ist jedenfalls das eine von ihr sicher, dass sie, je näher wir der Gegenwart kommen, immer jünger, immer lebenskräftiger geworden ist. Allerdings mit einer gewissen Correctur.

Eine Frage musste auch hier dazwischen treten.

Ewige Menschheit .....!

Ewige Erde, ewige Sonne!

Gibt es in unserer modernen Auffassung überhaupt noch etwas schlechthin „ewig" zu Denkendes?

Die alte Zeit sah ein paar hundert Jahre Menschheit rückwärts. Ihr Blick drang innerhalb des großen Menschheitlebens noch nicht einmal über die Cultur hinaus. Der Naturforscher von heute aber legt deine Hand auf dieses Stück braunen, von der Welle zerspaltenen Felsens dort. Dieser Fels stammt aus einer Zeit, da es noch keine Menschen gab ..... Und die ganze Erde? Ist nicht auch die Erde uns bloß ein relativer Begriff? Ein Lichtstäubchen, das aus der Tiefe der Zeiten aufwirbelt, blitzt, abdunkelt, „lebt" und verweht? Ist nicht die „ewige Sonne" ein Traum, ausgeträumt, seitdem wir wissen, dass alle Fixsterne Sonnen sind und dass über solche Fixsterne der rothe Herbst bricht wie über einen irdischen Eichenhain, dass Katastrophen sie treffen, die sie auflodern lassen, wie eine junge Eiche im Blitzstrahl verflammt, dass der eisige Raum ihre Herzglut saugt bis zum starren Wintertod? .....

In Wahrheit schiebt sich hier für uns heute noch ein ganz neues Bild, eine ganz neue Auffassung der Weltendinge vor, die auch diese Idee einer Unsterblichkeit, einer Ewigkeit, einer logischen Erneuerung unterwerfen, ehe du sie im alten Sinne weiter gebrauchen darfst.

Was dem schlichten Denken der älteren Tage ebenso fehlte wie durchwegs dem raffinierten, das war ein Begriff, den wir heute in Fleisch und Blut haben: der Begriff der Entwickelung.

Er fällt im innersten Kern nicht heraus aus dem, was das Wort „ewig" umschließt. Aber über das concrete Bild unter diesem hallenden Worte gießt er den Zauber unendlichen Wechsels, unendlichen Reichthums aus. In einen gleichmäßig weißen Nebel wirft er ein Lichtband, aus dem auf einmal eine blühende, athmende Landschaft sich erhebt, in der alles in lebendiger Bewegung ist: die Bäume brechen in Knospen auf, die Berge dehnen, recken, zerspalten sich, das Meer schwillt empor und rauscht. Und im tiefen Blau über den veränderten Horizonten blühen neue Sterne, als sei auch im kalten All ein wunderbarer Frühling erwacht.

Aus Bechers letzten Tagen.

Ungedruckte Aufzeichnungen seiner Braut.

Mitgetheilt von Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart.

(Fortsetzung.)

Schon war der 11. November gekommen, und von keiner Seite war mir nur ein Lebenszeichen geworden; würde ich nicht zufälligerweise Geld bei mir gehabt haben, hätte ich gleich den schlechtesten Schubleuten leben müssen. O, das schmerzte tief, wenn man so fühlte wie ich und stets das Opfer der Seinigen gewesen. Endlich am 11. wurde mir erlaubt, meine Dienstleute zu sehen, und dadurch kam ich wieder in Verbindung mit der Außenwelt. Gott, welch Gefühl, als ich sie unter solch veränderten Verhältnissen wieder sah: meine erste Frage war nach meinem Alfred, und sie versicherten, dass er in Sicherheit. Wer war jetzt glücklicher als ich: natürlich hoffte ich, dass er abgereist. Die nächste Sorge galt meinem süßen Kinde, ob es glücklich in Penzing angelangt, alles war

gesund, wahrlich, ich dankte Gott aus tiefster Seele, dass ich allein unglücklich war.

Meiner guten Tochter Marie, ein nettes Mädchen von siebzehn Jahren, allein verdanke ich, dass ich nicht wahnsinnig oder todt aus diesem Orte des Schreckens kam. Ueberdies kann ich nicht umhin, zu bemerken, dass die Behandlung der politischen Gefangenen eine höchst ehrenvolle — und mein Auditor Ivanovich sagte meinem Corporal: „Ich fordere, dass man politische Gefangene mit der größten Schonung behandle, denn sie sind nur politische Verbrecher!"

Am 12. November kam auch sie, wie erbebte ich, als ich sie so wiedersah. Sie fragte, und des Erzählens war kein Ende, und noch immer bekam ich die Nachricht, dass mein theuerer Alfred in Sicherheit war. Sie versprach mir, alle Schritte für mich zu thun, und nach einer halben Stunde trennte ich mich unter Thränen von ihr und ward von der Wache zurückgebracht.

An diesem Tage wurde die Einsamkeit meines Aufenthaltes durch eine Erscheinung gestört. Mit einemmale flogen die Thüren auf, ein bildhübsches Mädchen trat ein mit den Worten: Eine neue Lebensgefährtin, gnädige Frau! und schreckte mich aus meinen Träumen. Ihre Aeußerlichkeit war eine höchst reizende, doch erkannte man gleich, wes Geistes Kind sie sei. „Ach du mein Gott," rief sie aus, „wenn Politik etwas zu essen wäre, so hätte ich sie längst verschmäht, aber so..." Solche Missgriffe ließ sich das Gericht nur zu oft zu Schulden kommen. Willeta, wie so viele andere, die man verdächtigte, war unschuldig an der Politik wie ein Kind. Bald war sie zu Hause, scherzte, lachte und weinte, wie es ihr eben einfiel, und zerstreute dadurch, dass sie vieles erzählte, unter anderem auch, dass unser armer Blum erschossen ward. Wie sehr diese Nachricht mich erschütterte, kann ich nicht beschreiben, und dennoch hatte ich keine Ahnung von dem welthistorischen Drama, das meiner wartete. Herzlich froh, eine Gefährtin bekommen zu haben, da ich, aus „besonderen Rücksichten" allein mit einer gemeinen Dirne eingesperrt, meinen schrecklichen Empfindungen und Gedanken überlassen ohne alle Ansprache war — ließ ich mich von ihr unterhalten.

* * *

Die Fenster des Arrestes giengen in den Garten des Hauses, die Langweile und Neugier lockten uns hinunterzusehen. Unsere Nachbarn befanden sich eben unten; und da sie so heiterer Dinge waren, entdeckten sie uns bald. Meine schöne Gefährtin verleugnete auch hier ihre Natur nicht, ward bald entdeckt, lachte und scherzte mit ihnen ... Unter den Gefangenen entdeckte ich bald zu meinem großen Schreck einen lieben, von mir sehr geachteten Freund, Doctor Jellinek, und sonderbar genug war es, dass, so oft ich ihn sah, mich eine unnennbare Angst ergriff. Sein Schicksal interessierte mich aufs höchste. Damals ahnte ich, ohne es zu wissen, wie innig es mit dem meines geliebten Alfred verbunden war. Dieser Zeitvertreib war ein sehr kurzer, da nach einer schnell verflossenen Viertelstunde die armen Gefangenen den Garten wieder verlassen mussten. Nach oft gehörtem Kettengerassel verirrte sich ein Zimmerwärter auch zu uns, um sich nach unseren Bedürfnissen zu erkundigen. Stets auf frohe Botschaft hoffend, wurde er mit Fragen bestürmt, und obwohl er uns weidlich vorlog, doch immer wieder befragt. Am unzugänglichsten von allen war Corporal Zach.

Von 8 bis ½9 legte man sich zur Ruhe. Kaum hatte man angefangen, sich in Schlummer einzuwiegen, so kam um 10 Uhr mit ungeheuerem Gepolter die letzte Visitation der Arreste durch einen Diener. Man kann sich denken, wie peinigend diese Besuche für zarte Frauen waren — fremde Männer im Zimmer, wenn man schon im Bette lag! Ich zog mich daher während meiner dreiwöchentlichen Gefangenschaft nie aus, sondern streckte mich so aufs Bett. Genießen konnte ich während dieser Zeit nichts, als etwas Kaffee, Suppe oder rothen Wein, um mich zu stärken. Meine Gefährtin war zwar bei gutem Appetit, hatte aber kein Geld, dem aber sogleich abgeholfen wurde durch den Antrag des Feldwebels, der ihr in jeder Beziehung seine Dienste anbot. Bei ihr hieß es wohl: veni, vidi, vici, denn alles war bemüht, sich ihr gefällig zu bezeigen! Auch wir Gefangenen hatten uns in unserem Arrestleben einige Zerstreuungen verschafft; und als wir sie eingeweiht hatten, war sie ganz guter Dinge. Schnell entspann sich zwischen ihr und den Nachbarn eine unsichtbare Hetze. Um sich zu verständigen, fieng man damit an, an die Wand in abgesetzten Schlägen zu klopfen; es war das Zeichen zum Angriff, denn nun wurde mit diesem Manöver fortgefahren, das Alter geklopft von der einen, dann von der anderen Seite; nach jedem Schlussatz wurde ein kleines Pochen wiederholt, und es fieng ein neuer Satz an, wo man dann in abgesetzten Schlägen andeutete, wie lange man schon eingesperrt und wann man Hoffnung habe, herauszukommen. War es nun entschieden, dass man in einigen Tagen Gottes freien Himmel sehen werde, fuhr man in gerader Linie pochend gegen die Thüre, im entgegengesetzten Falle aber gegen das Innere des Zimmers. Zum Schlusse dieser Unterredung machte man lauter kleine vielfache Schläge, gerade so, als punktierte man etwas, wischte dann mit der flachen Hand einen runden Kreis an der Wand, und in die Mitte pätschelte man so, als liebkoste man jemand im Gesichte mit der Hand; dies alles bedeutete Küsse. Und da war des Küssens kein Ende, namentlich trieb Fräulein Willeta den Scherz bis aufs äußerste, wobei sie so laut lachte, dass man es sehr gut hören konnte. Dieser Zauber wirkt in allen Momenten des Lebens auf die Jugend, und so blieben sie ihr nichts schuldig. Solche Scenen wiederholten sich morgens, mittags und abends täglich, ich aber für meinen Theil erließ mir die Küsse; doch ermangelten Jellinek und ich nicht einander täglich zu begrüßen.

So standen die Verhältnisse bis zum 12. November. Immer erwartete ich meine Freilassung; nur die Hoffnung, dass Becher bereits entflohen und in Sicherheit, erhielt meinen Muth aufrecht. Verhör hatte ich eigentlich keines; denn was sollten sie mit mir beginnen, da nicht ein Fall vorlag, mich gerichtlich zu behandeln (nach dem Ausspruche des Auditors selbst). Ich ward also als Geisel betrachtet und daher gefangen, wo zum Vorwand meine demokratische Präsidentschaft diente, um desto sicherer meines armen Freundes habhaft zu werden, was noch ihre vernünftigste Combination in diesem Falle war. Meine Feinde versäumten nicht, ihre Thätigkeit zu entwickeln, um diesen schmählichen Eingriff in die persönlichen Rechte dadurch zu vertheidigen, dass sie über mich die absurdesten und verleumderischen Lügen verbreiteten — Thaten, einer Jungfrau von Orleans würdig, nicht aber eines schlichten, einfachen, liebenden Weibes. Die öffentlichen Blätter bewarfen mich mit Koth, worunter die „Geißel" und „Hans-Jörgel" die Hauptrolle spielten. Diese Koryphäen der Rache und Bosheit verunglimpften mich mit unbarmherziger Hand, die Humanitätsregeln höhnend, alles, was nicht auf gleicher Niedrigkeit der Gesinnung stand, wie sie. Die Geschichte, diese unerbittliche Richterin, wird ihnen einst mit wohlverdienter Münze zahlen.

Bevor ich den Faden der Erzählung wieder ergreife, muss ich noch eines Umstandes erwähnen, der den Haupteinfluss auf mein jammervolles Geschick übte und jenen zur Entschuldigung dienen mag, von denen es Pflicht und Menschlichkeit gefordert hätte, sich meiner anzunehmen. Meine Würde als Präsidentin des demokratischen Frauenvereines hatte mir in unserem Kreise den Hass eines ränke- und rachsüchtigen Weibes zugezogen, indem ich stets gegen die Ungereimtheit und Unausführbarkeit ihrer Ansichten, welche auf gar keinem festen Grunde gebaut waren, anstrebte; zum Beweis diene nur, dass sie von mir nebst vielen andern abgeschmackten Begehren an den Reichsrath verlangte, ich möchte eine Adresse einreichen, wodurch die Hausherren genöthigt würden, ihren diesfälligen halbjährigen Zinsungen zu entsagen. Als ich ihr begreiflich machen wollte, dass dies ein Eingriff ins Eigenthumsrecht sei, also antidemokratisch, wurde sie so wüthend, dass sie mir die Worte zurief: „Ihr Verein ist eine Chimäre, ihr alle zieht euch die Schlafhauben bis über den Kopf und legt euch zur Ruhe, wenn der Arme hungert ... Das ist die Folge, dass man eine Baronin zur Präsidentin macht, die durch und durch schwarzgelb ist ... eh acht Tage vergehn, hab ichs allein durchgesetzt, denn meine Mittel sind groß..." Nach diesem Vorfall erklärte ich, dass mit diesen entgegengesetzten Meinungen eines von uns aus dem Vereine treten müsse, und dass ich auch meinen Austritt hiemit ankündige. Dieses Weib hieß Bouward und war eines Kirchendieners Tochter. Mein Austritt ward verworfen, oder der Verein drohte sich aufzulösen, daher ich unter der Bedingung ihres Austrittes blieb. Damals schwur sie mir Rache, und die Folge hat gelehrt, dass sie treulich Wort gehalten. Zu diesem Zwecke hatte sie die von mir zurückgeforderten Vereinskarten hinterlistiger Weise vorenthalten, womit sie dann, da ich in der bewegten Zeit die Sache für zu unwichtig hielt, weiter darauf zu dringen, all jene unsinnigen und ein Weib lächerlich machenden Thaten verrichtete, in meinem Namen, da sie sich für meine Schwester ausgab. Es war dieselbe Person, welche damals (19. October) in Begleitung von 500 zusammengetrommelten Straßenweibern eine Petition um den Landsturm einreichte, welche sie mir entwendet, und die ich verfasste, um sie privatim dem Dr. Violand zur Berücksichtigung anzuempfehlen. Man kann sich meine Indignation und mein Erstaunen denken, als Violand mir bereits den Empfang derselben bestätigte. Dass die Schlechtigkeit eines Weibes so weit gehen konnte, davon hatte ich keine Ahnung. Daher sei nur kurz erwähnt, dass dieselbe in den letzten Octobertagen ihr ganzes Wirken und Treiben in meinem Namen verübte, und dass ich die letzten vierzehn Tage, in welchen ich den Verein bereits aufgelöst hatte, still und zurückgezogen mit meinem geliebten Kinde Toni im Hause einer Freundin zubrachte, wo die Freunde giengen und kamen, den Verlauf der Begebenheiten erzählten, und wo wir dann, meistens viele miteinander, zum rothen Igel speisen giengen. Meinen theueren Alfred begleitete ich wohl öfter in die Redaction des „Radicalen" oder in den Reichstag, wo ich ihm half, Berichte aufzunehmen und zu schreiben. Auch während der Kanonade befand ich mich nicht, wie man behauptet, auf den Wällen der Bastei bei den Kanonen beschäftigt oder die Fahne schwenkend, sondern in meinem Hause, die Koffer packend. Ich flüchtete mit dem Kind und den Dienstboten in den Keller und später unter das Portal des Hauses, wo mein Kleiner unbegreiflicherweise gar nicht ängstlich mit den hereingeflogenen

Kugeln spielte und mir die unvergesslichen Worte zurief: „Mama! Das sind harte Knödel, die der Kaiser uns zu verdauen schickt!“

Somit sind alle jene Beschuldigungen, die man gegen mich vorbrachte, unwahr; denn so wie ich meine demokratischen Grundsätze, von denen ich durchdrungen bin, nie verleugnen werde, so sind mir all die Eingriffe ins materielle Leben, wozu Kraft und Constitution den Mann allein berechtigen zu handeln, eines Weibes unwürdig. Nur die Emancipation des geistigen Lebens ist, was wir mit Recht ansprechen können; denn so wie der Mann durch Kraft und wissenschaftliche Bildung über dem Weibe stehen soll, so ersetzt meistens das richtige Gefühl, womit ein echt weiblich Frauengemüth erquickend und belebend zu wirken versteht und mit Energie und Begeisterung dem hochgesinnten Mann den Weg zu großen Thaten bahnt, und wo der feinste Diplomat mit seiner Ruhe und Pfiffigkeit nicht durchdringt. (?)

* * *

Doch nun zum schwersten Moment meiner Gefangenschaft. Der Morgen des 15. November war herangekommen. Meine Gefährten und ich hofften mit Anbruch des Tages auf Befreiung. Ach! welch' schrecklich Ereignis wartete heute noch meiner. Müde an Geist und Körper legte ich mich nach vergeblichem Harren gegen 4 Uhr nachmittags auf mein Bett, während Frl. Willeta ihren gewöhnlichen Recognoscierungsplatz auf dem Rand eines Bettes einnahm, welches unter dem Fenster stand, sich nur mühsam darauf erhaltend, um in den Arrestgarten zu sehen, da die Stunde kam, wo unsere Nachbarn hinuntergiengen. Es stand nicht lange an, als sie mir sagte, dass heute andere da wären, von denen einer ihr immer Zeichen mache, die sie aber nicht verstehe. Schnell wie der Blitz sprang ich herbei, und was seh' ich — o, du großer Gott! Noch erstarrt mein Blick wie damals. Er, das Leben meines Lebens, mein über alles geliebter Alfred stand vor mir mit trüben Blicken. . . . Was weiter geschah, weiß ich nicht, denn besinnungslos fiel ich vom Fenster herunter, und als ich zu mir kam, war alles wie sonst. Einen Augenblick glaubte ich geträumt zu haben; bald war das Entsetzliche zur Gewissheit. Mein Alfred war wirklich in die Hände seiner Schergen gekommen, verrathen, wie ich später erfuhr, von der Frau unseres Geschäftsführers Baute, welche, um ihren Mann aus der nur momentanen Gefangenschaft zu befreien, niedrig und leichtsinnig genug war, das Leben dieses Märtyrers der Freiheit preiszugeben.

Was ich damals gelitten, dafür gibt es keine Sprache und ich übergehe die namenlosen Qualen, die mich folterten. Der Wunsch, frei zu werden, um ihn zu retten, beseelte mich, ich wandte alles an, um mit dem Auditor zu sprechen. Endlich gelang es mir. Kniefällig bat ich ihn, meinen Alfred zu schonen, indem ich mich bemühte, seine Unschuld zu beweisen, und ihn bat, wenn es eines Opfers bedürfe, mich statt seiner zu erküren. Umsonst suchte ich da Mitleid zu erregen, wo kein Herz fürs Unglück anderer schlug. Mein Jammer war ihnen ein Lustgebild, und ein gnädig Lächeln war der einzige Hoffnungsstrahl, den sie mir gönnten. Zitternd und bebend, wie eine Verbrecherin behandelt, wurde ich von zwei Wachen wieder in meinen düsteren Aufenthaltsort zurückgeführt. . . . . .

Kaum konnte ich die vierte Stunde erwarten. Ich begehrte in den Garten zu gehen, hoffend, ihm ein Zeichen zu geben, wodurch er mich erkennen könnte. Die Liebe macht erfinderisch! Sie gab mir so viel Kraft, dass ich sang. Doch meine Töne verhallten, denn sein Fenster gieng nicht in den Garten. Traurig schrieb ich meinen Namen in die Thüre, damit er ihn sehen sollte, und sammelte Pappelblätter sehr großer Gattung, deren Rückseite weiß, um im Nothfall darauf zu schreiben, und kehrte dann in meinen Arrest zurück. Die vierte Stunde nahte und siehe, da kam auch mein Alfred mit seinen drei Unglücksgefährten, doch keineswegs gedrückt, sondern heiter und guter Dinge, was mich ebenso erstaunte als ermuthigte. Er, der theure Freund, sprach so laut als möglich mit seinen Kameraden, so dass ich alles hören konnte, und rief: Guten Morgen, mein Paradiesvogel! Denn so pflegte er mich zu nennen. Doch auch ich war nicht unthätig gewesen, denn in Ermanglung eines Bleistiftes hatte ich mit einer Stecknadel die Pappelblätter beschrieben, sie an ein paar große Haarnadeln mittelst eines Fadens angebunden und mit denselben spielend sie, als wären sie mir vom Wind entrissen, fliegen lassen. Bald hatte er sie erhascht, sie waren mit meinen Grüßen beschwert und der Bitte, sich krank zu melden zu lassen. Leider erfüllte er meine Bitte nicht, die ihn gerettet hätte. . . .

Meine Verzweiflung stieg unaufhörlich, und nur der Heiterkeit meiner guten, wenn auch sehr leichtsinnigen Gefährtin war es vergönnt, mich zu beruhigen. Schlaflos wälzte ich mich auf meinem Lager, und jedes Geräusch, das ich hörte, erschreckte mich zu Tod, und als der Morgen graute und schon wieder Gepolter und Kettengerassel zu hören war, wachte ich auf. An diesem Tage durfte ich meine Tochter sehen. Sie brachte immer den Trost, dass Becher nicht gefangen sei. Doch heute, da ich ihr sagte, dass ich ihn gesehen und sie es nicht mehr leugnen konnte, erzählte sie mir, dass sie mit einem Freunde des Adjutanten vom Fürsten Windischgrätz gesprochen, der ihr sagte, dass Becher nur des Landes verwiesen werde. Ueberhaupt war meine süße Tochter durch ihr kindlich zartes Betragen, durch die liebevolle Fürsorge, welche sie für mich an den Tag legte, meine einzige Stütze, mein einziger Trost. Niemand von den Meinigen kümmerte sich um mein hart Geschick, doch sie, ungeachtet ihrer Jugend, scheute keine Mühe; sie drang bis in den Palast der Schreckensherrschaft, wo sie selbst den Fürsten um Rettung für ihre Mutter anflehte. Ihr allein verdanke ich es, dass nicht Tod oder Wahnsinn mich ergriff. Ihre frohe Botschaft belebte mich mit neuem Muth, ich bat sie, mir Chocolade zu senden, um Papier zum schreiben zu bekommen und, nachdem ich mich noch eine Weile an ihrem lieblichen Anblick erquickt, trennten wir uns. Armes Kind, was musstest du empfinden, als man deine Mutter in Bajonettenbegleitung abführte. Mein Gott, soll das alles so ungerächt vorübergehen!?

Die Stunde des Abendmahles war da. Wie gewöhnlich kam Corporal Zach, um aufzuschreiben, was wir des anderen Tages zu essen wünschten. Zu dem Behufe brachte er Papier und Bleistift, und wollte ich schreiben, so musste ich nothwendigerweise suchen, letzteren ihm zu entwenden. Meine Gefährtin scherzte und neckte ihn; er vergaß, dass er im Eifer des Gesprächs seinen Schreibapparat auf den Tisch gelegt hatte, und wie er sich umdrehte, war auch sein Bleistift in meiner Tasche; unbekümmert um die Beiden setzte ich mich in eine Ecke, und als er aufschreiben wollte und die längste Zeit vergebens nach seinem Stift suchte, bewiesen wir ihm, dass er ihn nicht mitgebracht, und er verließ uns, um einen anderen zu holen. Froh, dass die List gelungen, fing ich gleich zu schreiben an bis zur Stunde, wo das Licht ausgelöscht werden musste. Physisch und moralisch erschöpft, streckte ich mich auf mein Lager und entschlief unter Thränen.

(Schluss folgt.)

Kunstwerte.

Von **Gerhard Munthe** (Christiania).

Das Folgende wurde unter allerlei Unterbrechungen geschrieben und ist daher weit davon entfernt, ein zusammenhängendes Ganzes zu sein. Es erhebt auch nicht den Anspruch, als etwas Vollständiges und Wissenschaftliches betrachtet zu werden, oder ein anderes Interesse zu haben, als das, die persönliche Auffassung eines Künstlers von Erscheinungen zu sein, die sein Fach betreffen. *)

Es gibt einen Kunstausdruck, der „monumental“ heißt; und wenn wir von monumentaler Kunst sprechen, so meinen wir damit nicht gerade die Kunst, die in haltbarem Material ausgeführt ist, oder die gerade darauf ausgeht, dem Zahn der Zeit zu trotzen; sondern dieser Ausdruck wird auch bildlich von jener Kunst gebraucht, die durch ihren Inhalt, durch äußere oder innere Eigenschaften die Gabe hat, sich „zu halten“, weiter zu leben, weil die Menschheit einen bleibenden Wert in ihr findet.

Dies ist die wirkliche Kunst.

Aber seine eigene Zeit klar zu sehen, ist eine seltene Gabe, und gegenüber der Kunst der Gegenwart ist es sehr gewagt, von monumental in diesem Sinne zu sprechen, da unsere eigenen Voraussetzungen uns im Wege stehen. Die Kunstgeschichte kann uns das lehren, trotzdem auch sie ja kein unbefangenes Urtheil ist; sie besteht aus Abweichungen, die die Zeit aber corrigiert. Weil die Kunst selbst sowohl als unser Judicium der Gegenwart so viel schuldet, sind sie beide geneigt, die Anschauungsweise der eigenen Zeit zu überschätzen. Nun kann es ja ebenso nützlich wie interessant sein, sich eine persönliche Auffassung klarzumachen, aber ich möchte nur auf die Gefahr, dieser einen objectiven Wert beizumessen, hinweisen. Ganz besonders, wenn wir von der Lebenstüchtigkeit der Kunst sprechen, wird unser Verständnis immer hinter dem der Geschichte zurückstehen.

Es hat Zeiten gegeben, in denen das Monumentale die äußere Losung der Kunst war (Zeiten, wo auch die Haltbarkeit ihre Formen und Farben dictierte). Wieder andere Zeiten, da die Kunst gleichsam mehr für den Tag lebte und vollbewusst gleichgiltiger gegen ihre Zukunft war; aber nie hat es einen Künstler gegeben, der nicht für

*) Anm. d. Red. Aus einem Briefe des Verfassers, der ein berühmter norwegischer Maler ist, theilen wir zur Charakteristik Folgendes mit:

„Das ist sehr dankenswert, dass Sie meinen Artikel in der „Zeit“ bringen. Da werden meine Extravaganzen (Sie können glauben, dass man sowohl das, was ich thue, als was ich schreibe, sehr extravagant findet) von vielen und von den besten gelesen werden. — Um von mir selbst zu reden, so bin ich ja als Maler reiner Naturalist, aber als decorativer Künstler halte ich mich so weit als möglich von der Welt der Wirklichkeit entfernt, und Sie müssen wissen, dass viele das höchst sonderbar finden — besonders in unserer Zeit, wo (ich kann wohl sagen) alle decorativen Künstler in der englisch-florentinischen Richtung befangen sind, die sich an die Illusion klammert und niemals der Wirklichkeit den Rücken kehren will; während ich meine Vorbilder ganz anderwärts suche und bloß durch ornamentalen Geistreichthum wirken will. Und da sehe ich, dass vielen mein „Archaismus“ noch immer schwer auf die Brust fällt; denn das ist das Wort, nach dem die Leute jetzt greifen, so wie es vor einigen Jahren Impressionismus und Symbolismus war. Dass ich lange und eingehend speciell die altnorwegische Ornamentik und Kunst studiert habe, um mich ihrer zu bedienen, ist wahr und, wie ich glaube, berechtigt.“

seine Arbeit den Trieb der Selbsterhaltung gefühlt hat, und der dem Theuersten davon nicht ein langes Leben wünscht. Es gibt keinen Wert, der enger mit der Kunst verknüpft ist, als ihr dauernder Gehalt; und der ist kein Künstler, der nicht darauf hinarbeitet. Es gibt wohl Eingebungen und auch Resultate, die ein Künstler gewissermaßen zum Geschenk erhalten kann, aber wenn davon gesprochen wird, dass Begabungen schlummernd nach Italien kommen, wenn man das unbewusste Verfahren als etwas dem Genie Eigenes hervorhebt, so habe i ch dies nie finden können, sondern im Gegentheil von aller guten Kunst stets den bewusstesten Eindruck empfangen. Und ich nehme hievon das Naive nicht aus. Es liegt nichts Unnatürliches darin, dass Bewusstheit und Naivetät Hand in Hand gehen. Denn allerdings kann die Bewusstheit bei vielen die Kindlichkeit knechten oder tödten, aber bei anderen stirbt sie niemals. Sie wandert das ganze Leben mit ihnen und kommt auf den ersten Wink.

Meine Auffassung geht in diesem Punkte noch weiter. Kommt jemand und will einem Künstler rathen und sagt: „Experimentiere nie und jage nie nach Originalität,“ so sage ich: „Hast du die Gabe, so jage nur. Bist du ein wohlerzogener, gedrillter Mensch, so wird es ein sauerer Ritt für dich sein: denn du musst durch das lange Haideland der Convenienz, bevor du dahin gelangst, wo deine Heimat ist.“ Die Gedankenlosen sind es, die von allen Strapazen abrathen, aber Leute mit Inhalt machen diesen Ritt Tag und Nacht.

Ich will hier nicht davon sprechen, dass so viel gethan wird, mit dem man so wenig meint, und das darum „heute besteht und morgen in den Ofen geht“; aber auch von dem, das ernst gemeint ist, hat zu allen Zeiten nur ein verschwindender Theil die Kraft gehabt, sich zu halten. Bekannt ist es ja, dass alle von den Umwälzungen und den großen Männern sprechen, aber keiner von all denen, die voraus giengen, die die Steine trugen und die Brücke bauten; und wir wissen auch, dass sehr viele (und ich meine, die allermeisten) sich mit überflüssigen Dingen befasst haben, mit Dingen, die mit der Kunst gar nichts zu schaffen haben. Selbst im goldenen Zeitalter der Kunst sammelte sich oft Arbeit und Erwartung um leere Schachte.

Nun gibt es viele, die sagen: Wozu diese Forderungen an die Kunst? Ist es nicht genug, jedenfalls viel, wenn sie uns eine zeitlang erfreut und dann verschwindet? Es mag sein, dass es viele ganz kleidsam finden würden, wenn die Kunst sich damit zufrieden gäbe, dem Behagen zu dienen, und von ihren vornehmen Grillen ließe. Aber was nützt es uns, die kleinen Forderungen zu proclamieren? Sehen wir die Kunst in ihrer Continuität an, so stehen wieder die großen Forderungen da. Dann kommt wieder das mit dem „bleibenden Wert“ (Spreu und Weizen).

Es sind Betrachtungen dieser Art, die in mir das Interesse wachriefen, mir selbst klar darüber zu werden, was diesen Unterschied in der Lebenstüchtigkeit der Kunst ausmacht, und welche Eigenschaften ihr dauernden Wert verleihen.

So für den Alltag pflegt gegenüber der Kunst die persönliche Auffassung das Wort zu führen. Bezeichnungen, wie „schön“ und „häßlich, „gut“ und „schlecht“, kann man am häufigsten hören. In der Conversation ist persönliche Ansicht besser am Platz als Reflexion und Wissen, und mit Recht glaubt man, sich auf diese Weise hinreichend und dazu noch unterhaltend geäußert zu haben. Ich setze den Fall, dass zwei Menschen vor einem Bilde in der Ausstellung stehen, und der eine sagt: es ist häßlich, der andere: es ist schön, so mag dies zur gegenseitigen Unterhaltung und Belehrung dienen (besonders, wenn sie ihre Gründe angeben); denn diese verschiedene Auffassung (der Geschmack) ist ein Resultat der Voraussetzungen jedes einzelnen, aus Schule, Umgang, Ausbildung, Reisen &c. und seinem Naturell. Wenn sie nun mehrere dieser Voraussetzungen, oder gar alle, kennen, so kann diese dem Anscheine nach gleichgiltige Divergenz ihre Bekanntschaft vertiefen. Dass künstlerisches Naturell und Kenntnisse sich nicht auch in Einsicht auf diesem Gebiet der Beurtheilung offenbaren sollten, wäre unwahrscheinlich; aber wer Kunst qualitativ beurtheilt, spricht im Grunde nicht von dieser, sondern bloß von sich selbst und seinen Voraussetzungen.

Dann möchte ich eine Forderung erwähnen, die unsere Zeit charakterisiert: die Forderung der äußeren Gleichheit, dass es „ähnlich ist.“ Von Gleichheit kann man ja nur in e i n e m Kunstzweig sprechen, dem, der die Natur vorstellen soll. Die Griechen waren die ersten, die mit dem Naturalismus kamen, und da man in der Kunst eines nur gewinnt, wenn man auf ein anderes Verzicht leistet, so erhielten sie ihn nicht als ein Plus zu der Höhe, die die Kunst vor ihnen hatte. Vielleicht war es eine neue Anschauung der Dinge, in erster Linie der Religion, die die Macht der Mystik vertrieb und anstatt dessen mit dem Wirklichen schlankweg kam. Vielleicht formte die Kunst die Religion. Aber trotz des Realismus, den zuerst die Griechen, dann die Römer in die Kunst legten, lebte die künstlerische Anschauung bei ihnen und später in all ihren Formen durch den Wechsel der Zeiten unbekümmert fort und ohne Angst vor diesen trockenen Forderungen der Gleichheit, denen die Kunst in unserer Zeit ausgesetzt ist. Es besteht kein Zweifel, dass der Photographie-Apparat all diese Malplacierungen von Natürlichkeit und das „Aehnlichsehen“ als eine Art Prüfstein eingeführt hat. Wenn die Leute meinen, ein Porträt müsse nach der Aehnlichkeit beurtheilt werden, so sehen wir das als eine „billige Forderung“ an, und ich beneide jene nicht, die es sich in den Kopf gesetzt haben, diese Auffassung zu erschüttern, die doch dadurch entstanden ist, dass wir fremde Werte in die Kunst mischen. Illusion, Intimität, Charakteristik als wirkliche Kunstwerte anzustreben, ist nichts weniger als neu; aber selbst eine so gute Regel, wie die, sich dicht an die Natur zu halten, kann auch Unwahrheit und Gefahr mit sich bringen, wenn sie die Kunst zur Forderung äußerer Gleichheit führt.

Um die „monumentale“ Kunst zu charakterisieren, muss man jene Eigenschaften hervorheben, die ihr gemeinsam sind, welcher Zeit und Art sie auch angehöre. Ihre Tugenden aufzuzählen nützt nichts, da dies immer mehr oder weniger subjective Kritik sein wird, denn über die Auffassung lässt sich streiten; aber es gibt Eigenschaften in der Kunst, die sich controlieren lassen und so in verlässlicher Weise zeigen, dass sie zur objectiven Beurtheilung herangezogen werden können. Auch diese sind von sehr verschiedenem Werte für die Beweisführung, und ich will mich hier im Wesentlichen an die meiner Meinung nach interessanteste halten — nämlich das N a t i o n a l e.

Ich habe die persönliche Auffassung, dass die ganze Kunstgeschichte und alle Logik auf das Nationale als ein absolutes und beweisbar gemeinsames Merkmal der monumentalen Kunst hinweist.

Unsere Zeit spricht von dem Nationalen in der Kunst, aber definiert es nach meiner Meinung beinahe immer falsch.

Verfolgen wir die Geschichte der Kunst zurück (und durch die großen Ausgrabungen sehen wir deutlicher und weiter als früher), und beginnen wir dann mit der alten Zeit, in der wir noch keine Persönlichkeiten kennen, da erzählen uns Tempel und Erdfunde von Volksarten, die auf Volksarten folgen. Sie heben sich, culminieren, sinken, und alle halten sie ihre Kunst als die Blüte empor, die sie der Nachwelt reichen (oft die einzige), und ebenso wie die Geschichte durch die Kunst die Verwandtschaftsverhältnisse und Beeinflussungen der Nationen erforscht, ihre Zeitfolge und den Grad ihrer Cultur, so fällt auch die Eigenthümlichkeit in ihrer Kunst (die Stärke, die jedes Volk hat, etwas Besonderes für sich zu sein) mit der Vortrefflichkeit der Kunst zusammen und der Lebenstüchtigkeit, die ihr eigen war. Wir sehen hier um so viel klarer, weil die Menschen zumeist die Kunst als Abfluss für ihre wichtigsten Gedanken gebrauchten, und weil das Material selbst sie lehrte, sich an die Hauptsache zu halten und sich in concisen Formen auszusprechen.

Eine Nation baut sich aus den gemeinsamen Bedingungen eines Volkes auf, aus der natürlichen Beschaffenheit eines Landes in Bezug auf Verfassung und religiöse Begriffe; und was wir Nationalität nennen, ist ein Sondergepräge, das solche Vorbedingungen schaffen, so dass das eine Volk sich vom andern in Gedankengang und Ideenwelt scheidet. Es geschah nicht bloß im Alterthum, dass Nationen sich auslöschten und neue erstanden. Das geschieht noch heute, und jetzt wie damals und in allen dazwischenliegenden Zeiten ist es so, dass die eigenthümlichste und stärkste Kunst als ein Ausdruck der besonderen Anschauungsweise der Nation im Gegensatz zu dem Gedankengang anderer Nationen erwachsen ist. Wir verbinden auf künstlerischem Gebiet gewisse Begriffe mit assyrisch, ägyptisch, griechisch, italienisch, französisch u. s. w., Begriffe, die für alle Zeiten gelten. Und das thun wir, weil kein Volk die Forderung erheben kann, eine Nation genannt zu werden, wenn es nicht einen speciellen intellectuellen Willen und eine Sondermeinung auf geistigem Gebiet gezeigt hat. Dies sind die Regalien der Nation, die Zeichen ihrer Würde.

Viele haben gewiss gelesen und gehört, dass „die Welt das Vaterland der Kunst ist“, womit man gleichsam ihre ungebundene Freiheit ausdrücken will. Der Künstler zieht ja über das Ganze dahin, er schwärmt für dies und lässt sich von jenem beeinflussen. Es kommt vor, dass er im Auslande bleibt, und kehrt er heim, so geschieht es wohl, um den Horizont der Leute zu erweitern und sie durch seine Kunst zu erfreuen, von all dem Schönen zu sprechen, das es dort draußen gibt. Vielleicht kennen viele diese Betrachtungsweise. Es hört sich so beschränkt an, wenn man mit dem Nationalen kommt gegenüber dem Weltbürgerthum, das nicht allein theoretisch, sondern auch praktisch vollen Curs hat. Denn es gibt eine Menge fätierte Kunst, die ein bisschen von hier und ein bisschen von dort ist, aber am liebsten aus den letzten Eindrücken des Künstlers. Auf Ausstellungen sehen wir oft in der Abtheilung eines Landes Bilder, die ebenso gut oder besser in die eines anderen Landes passen würden; und es gibt einen technischen Jargon und ein Volapük der Kunst, gleichsam um zu documentieren, dass der Künstler ein wirklicher Culturmensch ist, der mit der Entwickelung Schritt hält und reelle Ausbeute aus seinen Studien gehabt hat.

Wie ich glaube, ist ein ähnliches Raisonnement zu allen Zeiten angewendet worden. Rembrandt trat zum Beispiel in einer Zeit hervor, in der die Niederländer meinten, dass alle Kunst italienisch sein müsse. Natürlich weil das Große und Schöne zu jener Zeit in Italien war. Und darum arbeiteten auch die niederländischen Maler so hart daran, Italiener zu werden — und so vergebens, dass sie selbst mit all ihren Arbeiten von der Geschichte zu den

Digitized by Google

Todten geworfen wurden. Aber zu Lebzeiten wurden sie geschätzt, weil sie unpersönlich waren und nach der großen Cultur schmeckten.

Wenn jetzt die holländische Kunst in so hohem Ansehen steht, so sind es die echten Holländer, die das bewirkt haben. All der Einfluss, der zu verschiedenen Zeiten hinzukam, blieb unwesentlich; und obgleich wir ihn ganz gut kennen, spricht niemand davon außer Fachmännern, und dann bloß als Beispiel für die Abirrungen von dem großen Weg der holländischen Kunst, die über die ganze Welt leuchtet, weil sie das Eigenste der Holländer war.

Und denken wir sonst an die große Kunst, so denken wir an das Italien jener Zeit, als seine innigsten Gefühle durch Männer, wie Botticelli, Rafael, Lionardo und all die anderen sich offenbarten, die am besten in italienischer Zunge redeten. Nürnbergs Blüte besteht vor uns darin, wie die Deutschen den Ausdruck für ihr Naturell als Germanen gegenüber der romanischen Cultur fanden. So in allen Ländern, die künstlerisches Leben ihr eigen nannten, bis hinab zu einem solchen Beispiel, wie das kleine Delpht, das eine Zierde seines Landes ist und keineswegs geringer als Sèvres und Meißen, weil sein Material der simple Thon und seine Ornamentik ohne Prätensionen ist. Denn in der Kunst sieht man auf das innerste Gemüth. Nicht darauf, dass man anderen, traditionsreicheren Ländern folgt, sondern dass man seine eigenen Gedanken hat. Sind diese echt und eigenthümlich, so gibt es nichts Vornehmeres; gehören sie andern, so sind sie überflüssig und nicht erwähnenswert.

Zu allen Zeiten hat die Kunst auf dem Vorhergegangenen weitergebaut und aus dem Gegenwärtigen Nahrung gezogen, und wir können getrost sagen, dass niemand etwas absolut Selbständiges schafft. Ebenso hat sich die Menschheit um die großen elementaren Anschauungsweisen zusammengeschlossen, die wir Stilarten nennen. Aber die Nationen haben diese entweder unter ihre Ideenwelt gebeugt, oder sie sind für sie nicht Kunst geworden. Als unsere heimischen Bauern das Rococo nahmen und daraus ihre Rosenmalerei formten, wurde dies Kunst, weil sie ihren eigenen decorativen Willen gebrauchten und ihre besondere Absicht erreichten.

Es ist eine Art Civilisation, sich in das Importierte zu schicken und Geschmack daran zu finden, selbst wenn es weder auf unsere Lebensverhältnisse, noch auf unsere Begriffe Rücksicht nimmt, aber wir büßen den Sinn für die Bedeutung der Kunst ein, indem wir dahin gelangen.

Auch ist es nichts Verdienstvolles oder Seltenes, fremde Cultur mit großer Begeisterung zu umfassen. Man braucht sich bloß mit diesen Dingen zu beschäftigen, um von all dem Großen und Schönen hingerissen zu werden, das einem entgegentritt. Aber daraus zu schließen, dass die Kunst ihrem Wesen nach international ist, wäre ein verkehrter Schluss; denn des Künstlers nationale Auffassung übt Anziehung und hat Wert für uns, wo wir Kunst sehen, mag diese einem fremden Lande oder unserem eigenen angehören. Ich weiß nicht, wie es anderen ergangen ist, aber ich persönlich habe in diesem Punkte viel Verwirrung angetroffen. Ich erinnere mich an jemanden, der sehr entzückt von japanischer Kunst war und daraus den Schluss zog, „dass es mit dem Nationalen in der Kunst nichts auf sich hatte, wenn diese nur schön war“. Fürs erste wird ja hier „schön“ zu einem absoluten Begriff gemacht, und dann nennt man im Gegensatz zu nationaler Kunst die japanische, die wohl gerade die nationalste Kraft sein dürfte, die der Kunst in letzterer Zeit zugeströmt ist.

Sich mit der japanischen Kunst zum Beispiel geistig verwandt zu fühlen, ist gewiss möglich, sie um ihrer Tüchtigkeit willen hoch zu schätzen, nur natürlich. Ebenso kann es nur klug genannt werden, von ihr zu lernen (und das hat eigentlich die ganze Welt gethan), aber die Versuche, das Fremde ohne Weiteres hinüberverpflanzen zu wollen, sind es, die immer ungünstig ausfallen.

Wir können Platanen, Palmen, Wälder in fremden Ländern lieben, aber wir lieben sie eben, weil die Bäume das Gemüth der Landschaft in sich tragen, und der Charakter der Länder lässt sich nicht so leicht verrücken.

Es ist meiner Ansicht nach ein großer Fehler, dass der Begriff des Nationalen in der Kunst so oft in äußere Dinge gelegt wird. Ich erinnere mich genau, wie, als im Anfang der Achtzigerjahre hier daheim auf ein norwegischeres Colorit hingearbeitet wurde (eine Bestrebung, die auch ringsum in Europa gleich richtig verstanden wurde), wie da die ganze Bewegung hier französisch genannt wurde, im im Gegensatz zum Norwegerthum der Düsseldorfer, das zu jener Zeit mehr in die Augen fallend war, weil es sich als patriotisch markierte. Es ist hier wie auch anderorts aus der Ueberlieferung des Landes alles nur Erdenkliche hergestellt worden, alte Greifen und Drachen grassierten förmlich, und viele glauben, damit gewiss an der Tradition weiterzubauen. Ich bin der Auffassung, dass dieser ganze Apparat mehr als überflüssig ist; denn allerdings muss das Nationale sich auf der Tradition aufbauen, aber die Tradition ist etwas anderes und etwas viel Entwicklungstüchtigeres, als diese Dinge, die sich gerade zum Bauen nicht eignen, weil sie constant sind. Anders verhält es sich mit den Lehren, die man aus dem Ueberlieferten ziehen kann; denn hinter den äußeren Dingen steht, was die Nation an künstlerischem Willen und Anschauungsweise hatte. Darauf kann man zu allen Zeiten weiter bauen und das ist lebendige Tradition.

Wir können der nationalen Attribute wie der ausländischen Moden überdrüssig werden, aber niemals werden wir der lebenden Tradition eines Volkes müde, und das Streben jedes gebildeten Menschen ist in aller Kunst dahin gerichtet. Wir lesen kein russisches Buch, ohne dass wir das Russische darin besonders genießen. Dass Turgenjew ein guter Russe war, interessiert uns, nicht dass er so viel im Ausland wohnte und selbstredend der Civilisation manches verdankte. Wir hatten vor nicht allzu langer Zeit eine Walter Crane-Ausstellung in Christiania. Es war leicht zu sehen, wo er als Engländer echt, wo er als Florentiner überflüssig war.

Es liegt eine Begrenzung darin, national in der Kunst zu sein, dieselbe wie für den Menschen, einer Nation anzugehören. Es gab eine größere Begrenzung in den mittelalterlichen „Schulen“, die sich wie Ritterschaften um gewisse Ideen und Gesetze in der Kunst zusammenschlossen. Aber wenn wir all der Kraft und Innigkeit gedenken, die sich durch diese „Schulen“ entfaltet hat, gerade weil sie gemeinsamen Zielen zusteuerten, so verstehen wir ihren Sinn, und wir brauchen das Princip nur weiter zu verfolgen, so stoßen wir auf die Persönlichkeit, die wir doch alle in der Kunst am höchsten stellen und zuerst verlangen. Denn die Persönlichkeit, vom Genie herab zu all denen, die Künstler „in etwas“ geworden sind, schließt sich um eine Idee zusammen, sie hat ein Ziel, einen Gedankengang. Sie ist die größte Begrenzung; aber sie freut sich ihrer Begrenzung, denn in ihr liegt ihre Stärke.

Nationalität und Persönlichkeit können daher nicht gegen einander aufgestellt werden, wie einzelne meinen, sondern sie sind gerade durch ihre Gleichheit in der Begrenzung verwandt. Sie sind auch in der Geschichte der Kunst miteinander gegangen und haben Gutes und Böses getheilt. Wenn eine Invasion des Fremden den Sinn für das Nationale vertrieben hat, dann ist es der persönlichen Begabung hart genug geworden; aber die großen und guten Zeiten der Kunst erzählen uns stets vom Durchbruch der Eigenthümlichkeit der Nation.

Zwei Frauenbücher.

Ueber die Alpen kommt ein Buch. Kein neues Buch, denn es ist kürzlich in fünfter Auflage erschienen, aber doch neu für uns: als es Neera schrieb, war ihr Name hier noch unbekannt. Was den deutschen Leser an „Teresa“*) vor allem frappiert, das ist die Gleichheit des Stoffes mit einem deutschen Buch, das im vergangenen Jahr so viel Aufsehen erregt hat. Ich meine Gabriele Reuters: „Aus guter Familie“. Hier wie dort das Mädchen, das in die einförmige Oede, den engen Kreis der Familie und ihrer Traditionen gebannt ist und an ihnen zugrunde geht; hier wie dort der ganze Weg vom Eingang in die Jugend bis an ihre Grenzen, vom Sonnenaufgang bis dorthin, wo die graue Dämmerung einfällt, in der den Frauen die zweite Hälfte des Lebens vergeht.

Auch in den äußeren Schicksalen eine gewisse Verwandtschaft. Wie Agathe muss Teresa auf die Heirat verzichten, weil das geringe Vermögen dem Bruder zustatten kommen soll. Fraglos werden die Interessen der Töchter denen des einzigen Sohnes geopfert, der das wie selbstverständlich hinnimmt, keine Spur von Verantwortung oder Verpflichtung daraus ableitet, sondern ohne alle Rücksicht das wählt, was ihm sein persönliches Glück zu verbürgen scheint. Wie den Regierungsrath Heidling leitet auch den Steuereinnehmer Caccia, Teresas Vater, einzig die Sorge um das äußere Ansehen, die unantastbare Ehrbarkeit seines Hauses. Diesem Moloch opfert er unerschüttert das blühende Leben seines Kindes, sein Recht auf Glück. Keinen Augenblick wird er irre an der Richtigkeit seines Princips, das ihm als ein unveränderliches, frageloses gilt. Auch hier die kränkliche, demüthige, vom Leben zermürbte Mutter, in der Zärtlichkeit und Mitleid für die Tochter mit der dumpfen Ueberzeugung ringen, dass dies trübe Verzichten und Unterliegen nun einmal das unentrinnbare Schicksal des Weibes ist. Wie Gabriele Reuter, fasst auch die Neera die Frage von jeder, und nicht zum mindesten von der physiologischen Seite. Auch bei ihr sehen wir die nervenzerstörende, zur Ausartung führende Wirkung der erzwungenen Enthaltsamkeit und die Rache der unterdrückten Natur. Aehnliche Erfahrungen und Beobachtungen haben zu ähnlichen Ergebnissen geführt, und ihre Uebereinstimmung bürgt dafür, wie wahr sie sind. Und doch — wie verschieden sind bei aller Aehnlichkeit diese beiden Frauenbücher gleichen Inhaltes! Nichts könnte charakteristischer sein, als die Unterschiede, welche sich aus einer Vergleichung der beiden ergeben.

Zwei Weibtemperamente stehen da einander gegenüber: aber außer dem Individuellen ist es auch das für ihr Volk Typische, das sich in den beiden Verfasserinnen und ihren Heldinnen ausdrückt.

Agathe, das preußische Bureaukratenkind, ist lüstern bei schwächlicher Sinnlichkeit und einer gewissen prüden Verschrecktheit.

*) Neera: „Teresa.“ Romanzo con Disegni di G. Buffa, L. Conconi, J. Montesi. Milano. Casa Editrice Galli. 1897. Vor kurzem in deutscher Uebersetzung erschienen, in Reclam's Universalbibliothek.

In Teresa melden sich früh die gesunden Instincte der Romanin, aber sie ist reiner als die deutsche Leidensgenossin. Fromme Schauer fassen Teresa, wie bei der Geburt der jüngsten Schwester die Ahnung vom Mysterium der Zeugung in ihr erwacht. Agathe läuft angewidert vom Hause fort; sie glaubt den Eltern nie wieder ins Gesicht sehen zu können und scheut sich vor der Berührung ihrer Mutter. Und eine gewisse puritanische Feindseligkeit meldet sich immer wieder, so oft es sich irgendwie in ihrer Umgebung um die Beziehungen der Geschlechter handelt. Selbst nahezu am Schluss, wo sie innerlich völlig frei zu sein wähnt, genügt die Berührung damit, um all ihre Pläne umzustürzen. Sie bleibt aller Auflehnung zum Trotz zeitlebens die Gefangene der gesellschaftlichen Anschauungen ihrer Kreise.

In Teresa, die weit weniger compliciert und cultiviert ist, wie überhaupt die ganze Erzählung auf einer etwas niedrigeren gesellschaftlichen Stufe sich abspielt, kommt ohne cerebrale Erwägung schließlich die Natur zum Durchbruch. Der Weg, den sie innerlich zurücklegt, ist nicht minder weit, aber sie durchmisst ihn unbewusst und gelangt an seinem Ende ins Freie. Sie geht zu dem kranken Geliebten ihrer Jugend, der sie ruft. Der Freundin, die ihr mit der übeln Nachrede droht und sie fragt, was sie den Leuten antworten solle, entgegnet sie: „Sage ihnen, dass ich diesen einzigen Augenblick der Freiheit mit meinem ganzen Leben bezahlt habe. Das ist doch wohl theuer genug! Nicht wahr?“

Agathe wird schließlich unterworfen. Gezähmt kehrt sie zurück aus der mehrjährigen Haft in den Nervenheilanstalten, wohin die Hysterie sie getrieben: „Sie hat sich eine Sammlung von Häkelmustern angelegt und freut sich, wenn sie ein neues hinzufügen kann. Die Zukunft macht ihr keine Sorge mehr. Sie begreift auch nicht, dass so vieles sie früher aufregen konnte, jetzt lässt alles, was nicht ihre Gesundheit betrifft, sie ganz gleichgiltig.“

Nimmt man die beiden Frauenbücher als Tendenzschriften, so ist „Aus guter Familie“ vielleicht wirksamer. Es ruft seine Anklagen laut und grollend hinaus und legt mit trotziger Ehrlichkeit die Schäden der Gesellschaft bloß, an denen Agathe Heidling verblutet. Borniert, pretiös, unausstehlich, pedantisch und engherzig, umnebelt von grauen Theorien, die sie blind machen für alle Bedürfnisse der Seele und taub gegen alle Forderungen der Natur, genarrt von Schemen — so stehen jene „gutgesinnten“ Bourgeois vor uns, und ingrimmig sehen wir sie ein reicher angelegtes Leben vernichten. Aber sonderbarerweise wird uns ihr Opfer darum doch nicht lieb. Ganz nüchtern und objectiv erkennen wir ja, dass es der Agathe wirklich recht schlecht ergeht, aber ihr Schicksal bewegt uns nicht — sie kommt uns nicht näher.

Vielleicht ist ihre eigene Halbheit daran schuld, jenes Gemisch von unfruchtbarem Enthusiasmus, kraftloser Empörung und verdrossener Unterwerfung, vielleicht das unsympathische Milieu oder auch bloß die reizlose Technik. Es ist keine Spur von Lyrik in dem Buch, wie in seiner Heldin: dafür jene norddeutsche, aus den Familienblättern so wohlbekannte Sentimentalität und Romantik. Freilich manchmal in leicht parodistischer Färbung, welche die Vermuthung erweckt, die Verfasserin benütze diese Mittel in voller Erkenntnis ihrer Abgeschmacktheit, nur um die geistige Atmosphäre ihrer Umgebung suggestiv zu kennzeichnen, was ihr ja auch sehr gut gelungen ist.

Im Buch der Neera klingt Poesie aus jeder Seite. Wie innig und rührend ist diese Teresa, in ihrer Herzenseinfalt und Unbewusstheit, wie intensiv und einheitlich in der Empfindung, die ihr ganzes Leben beherrscht. Auch in ihr ist jene Verbindung von hoher Züchtigkeit und blutwarmer Erotik, jene reine, aber heftige Leidenschaft, die wir bei allen Heldinnen der Neera wiederfinden, die sie so menschlich und sympathisch macht und die offenbar der Abglanz ihrer eigenen Natur ist. Mit ruhiger Selbstverständlichkeit nimmt es Teresa hin, dass die Liebe, von dem Moment, wo sie Besitz von ihr ergreift, zum Zweck und Inhalt ihres Daseins wird; sie sieht alle Dinge und alle inneren Erlebnisse nur mehr durch dieses Medium, und alle äußeren Geschehnisse ändern nichts daran. So weise und unmerklich werden wir zu Zeugen der Entwickelung und der entscheidenden Eindrücke ihres Lebens gemacht, dass sie uns wie etwas Erlebtes erscheinen. Mit ebenso unmerklichen, aber sicheren Mitteln ist der Contact mit der äußeren Natur und ihren wechselnden Stimmungen hergestellt, so dass man die scharfe Tramontana, den gährenden Frühling, die Trübe des einförmigen Regens, die durchdringenden Schauer des Frostes zu spüren meint. Mit anmuthigem Humor skizziert, sehr regsam und lebendig erstehen die Nebenfiguren, die den Schauplatz des kleinen Städtchens beleben, vor uns; wahre Cabinetsstücke sind darunter; wenige, feine, charakteristische Züge entrollen oft das Bild einer ganzen Existenz. Und über dem Ganzen liegt jene milde, resignierte Trauer, die aus den seelentiefen, sinnenden Augen der Neera blickt und von ihr und ihren Werken nicht zu trennen ist.

Wohlthuend gedämpft und maßvoll im Ton, ist die Neera doch zweifellos nicht minder ehrlich als Gabriele Reuter: von jener selbstverständlichen, hochmüthigen Ehrlichkeit einer aristokratischen Natur, die sich unverhohlen gibt, weil sie nach keinem Urtheil fragt. Nirgends ein tendenziöses Hervorkehren oder Betonen in jener schlichten Darlegung subjectiver Empfindungen und Erfahrungen; überall die vornehme Absichtslosigkeit des Künstlers, der sich ohne Rücksicht auf die Wirkung, und nur sich selber zu Dank, etwas, was ihn erregt und ergreift, von der Seele schreibt. So ist „Teresa“ zweifellos das künstlerisch bedeutendere von den beiden.

Merkwürdig ist es jedenfalls, dass sich zwei Frauen, so verschieden an Veranlagung und Gemüthsart, an äußeren Schicksalen, Milieu und Traditionen, räumlich weit getrennt und nichts ahnend von einander, fast zu gleicher Zeit desselben Vorwurfs bemächtigt haben. Beide rütteln sie an dem altehrwürdigen Gebäude der Familie, und sie, die bisher als unerschütterliche Feste galt, die ihre Bewohner vor allen Gefahren schützt und birgt, sie scheint plötzlich ein dumpfes, ödes Gefängnis. Schwere Fußketten tragen seine Insassen, und die schönen Kräfte des Körpers und der Seele werden nutzlos verbraucht im Kampf mit der Enge und Begrenzung und der Unerbittlichkeit der Kerkermeister.

Wer daran zweifelt, dass jene beiden Frauenbücher einer herrschenden Empfindung Form gegeben, der braucht sie nur im Kleide des Leihbibliotheksbandes zur Hand zu nehmen. Wie es da an den Rändern wimmelt von bekräftigenden Strichen und Anmerkungen!

Wie ein Aufschrei aus gequälter Seele sind jene naiven Zeichen der Bestätigung, dass da eine tiefempfundene Wahrheit zum Ausdruck gekommen ist, dass eine das erlösende Wort gefunden hat für das, was Zahllose dumpf mit sich getragen in stillem oder lautem Groll. Ohne Trost, mit trübem Druck hat die geharnischte Gabriele Reuter uns entlassen. Neera, die Müde, Maßvolle, stößt entschlossen die Thüre auf. Wohl schneit und stürmt es an dem Tag, wo Teresa sich aus dem kleinen Heimatsort nach Mailand aufmacht, aber es geht doch in die Freiheit, in's Leben.

Marie v. Berthof.

Höritz.

Im Frühling dieses Jahres machte ich mit einem Freunde eine kleine Fußtour durch Oberösterreich und zum Schlusse nach Höritz, um dort das Böhmerwald-Passionsspiel zu sehen. Wir giengen mit einem Gefühle, als sollten wir etwas Neues entdecken, obwohl dieser deutschböhmische Marktflecken mit seinem Festspielhaus zumindest doch vom Hörensagen schon seit Jahren bekannt ist. Aber so geht es auf Reisen, auch auf kleinen: wer zum erstenmale mit eigenen Augen sich irgendwo umsehen soll, denkt kaum daran, dass andere sich vor ihm schon hier umgethan haben. Wie jedes Erlebnis kommt auch jede Landschaft mit jedem neuen Auge zum erstenmale auf die Welt. Und nun gar auf Fußwegen, und im Frühling! Wir waren überall, wohin wir kamen, die einzigen Bummler, und auf den verwunderten Gesichtern der Einheimischen war stets zu lesen, dass wir die ersten Gäste sind in diesem Jahr des Herrn, die Entdecker von 1898. Daraus summiere man freundlichst unsere Stimmung, die gleichsam von einem Gefühl der Freiheit und Souveränetät getragen war. Als wir unter die ersten schwarzen Nadelbäume traten, richtete mein Freund sich stolz auf und sagte: Wir sind Pionniere in fremden Ländern, wir sind Höritz-Forscher. Vor Freude fieng er zu spotten an.

Nunmehr ist im Böhmerwald, wie überall dort, wo „man“ nicht wohnt, die Saison im vollen Schwange. Höritz mit seinen Spielen ist nun officielle Sehenswürdigkeit, Bädekerstation mit Sternchen. In den Zeitungen liest man wieder davon, und von einem der letzten Sonntage wurde sogar rühmend berichtet, dass fünfzehnhundert Menschen, auch der Statthalter Böhmens, der Vorstellung beigewohnt und sich sehr beifällig gezeigt haben. Fünfzehnhundert und auch noch der Statthalter — das ist ein respectabel besuchtes Großstadttheater in der Saison. Das ist eine Vollversammlung von sensationslüsternen Menschen, die aus den sommerlich verödeten Städten geflohen sind nach neuen Schauspielhäusern und Sehenswürdigkeiten! Als ich das las und bei dieser Gelegenheit zugleich den ganzen, großen, auf Fernwirkung berechneten Apparat bemerkte, von dem dieses Oertchen belebt ist, dachte ich an unsere Reise, an unser Höritz, wie wir beiden Frühlingsbummler und Fußwanderer es uns entdeckt haben. An den dunklen Flecken im Thal, auf dessen Dächer wir — an einem milden Samstagabend, bei Glockenläuten — von der steilen Landstraße verwundert herabsahen.

Der Weg von Haslach, den wir nahmen, führt die ersten zwei Stunden durch das Thal der großen Mühl, das richtiger ein Thälchen ist, an einem Flüsschen, zwischen sanften Hügelchen. Wie ein Garten, der die bunte Abwechslung der großen Natur nachahmt, wie zum Spiele für den Wanderer liegt diese idyllische Landschaft da. Helle Birken und silberne Weiden säumen den stillen Fluss, an dessen Windungen sich der Fußpfad hinschlängelt. In Aigen beginnt der Gebirgsweg. Aber auch der ist nur eine steilere Landstraße: vom erste Gipfel an führt sie durch dünne, von Menschenhand ausgerodete Gehölze und durch Wiesen, die von Krumm- und Zwergholz besäet sind wie mit einer dicken Hecke. Breit und

schnurgerade, wie alle Wege hier gebaut sind, läuft die Straße hin, dass man auf Kilometer hinaus in das Land sehen kann. So nähern wir uns dem Thal der Moldau. In jeder Senkung glauben wir sie zu finden. Zum Schluss überrascht sie uns, in einem Dorf versteckt, ein großer, schwarzer, schweigsamer Strom voll seltsamer Biegungen und Windungen in der mächtigen, breitgestreckten, baumlosen Ebene. Der Boden ist also bereits böhmisch. Kurz vorher ist uns auch der Grenzstein aufgefallen. Zwischen zwei Aeckern steht er am Rain, ein hoher Granitsockel, in den zwei Marmorreliefs, die Kronen Oesterreichs und Böhmens, eingelassen sind. Dieser Stein am Straßenrand ist hier eine sehr bedeutungsvolle Grenze. Ein Schritt darüber hinaus, vom Acker des einen Bauers zu dem des anderen, und wir sind in einem fremden Land, fremd und eigenartig durch seine stürmische Geschichte und einen Theil seiner Einwohnerschaft.

Davon ist freilich, wenn man zu Fuße wandert, nicht so bald etwas zu merken. Die czechischen Dörfer fangen erst hinter Krumau an. Im weiten Umkreis hier ist der Dialect noch deutsch, mehr oder weniger bajuvarisch. Aber wie Reisende gern thun, suchen und haschen wir förmlich nach Eigenarten und Symptomen. Und das grelle Roth, das in der Kleidung hier schon manchmal sichtbar wird, das eine oder andere slavische Gesicht, der undeutsche Name eines Handwerkers verbinden sich uns im Nu schon zu einem Bild des Nationalcharakters. Selbst die Landschaft trägt da und dort Züge davon. Riesige alte Ulmen stehen vereinzelt im Feld und umschatten geheimnisvolle alte Capellen. Etwas vom Geheimnisvollen der dunklen Vergangenheit glaubt man in diesen mächtigen, schwarzen Blätterkronen geborgen; etwas vom düster romantischen Böhmen, wie es etwa Grillparzer gesehen hat, der Dichter der „Libussa“, der wohl der beste Versteher dieses Landes war. Aber die Thäler glätten und lichten sich wieder, und nicht anders als im Hügellande Oberösterreichs wandern wir weiter über sanfte, biegsame Abhänge und kommen in die Fabrik- und Bauerncolonie Schwarzbach. Wir sitzen hier im ersten böhmischen Wirtshaus und finden deutschnationale Zeitungen und einen freundlichen, böhmelnden Wirt, der sich im Gespräch seines germanischen Volksbewusstseins rühmt. Der alte Mann verleugnet seine Abkunft: denn er ist ein Wirt mit deutschen Gästen. Es gibt also Fälle von nationaler Assimilation. Um diese heitere Erfahrung reicher, machen wir uns wieder auf den Weg. Und nach einer weiteren Stunde sind wir am Ziel.

Höritz ist eine kleine Gemeinde von ungefähr tausend Seelen. Eine Art weihevolle Dürftigkeit und Bescheidenheit scheint auf dem Orte zu liegen. Zumindest ist das die Stimmung des Wanderers beim ersten Anblick. Tief drinnen in der Einöde sieht er ein Dorf — wie ein kleiner, stiller See zwischen hohen Schroffen, wie eine beleuchtete Hütte in schwarzer Nacht. Das Symbol der Krippe stieg vor mir auf, und als die Glocken zu läuten begannen, war ich fast geneigt, auch an Engelstimmen zu glauben, die aus dem Thale tönen. So giengen wir und waren von Bildern erfüllt. Da schloss sich uns ein Wanderer an, der durch seine fremdartige Erscheinung unseren Wunderglauben nur erhöhte. Das bärtige Gesicht, das Arbeitergewand, der Hut, alles an ihm war völlig geschwärzt, dass er aussah wie der Leibhaftige; der Stock, den er in der Hand trug, glänzte grauschwarz, als ob er aus blankem Eisen wäre. Der Mann kam aus der Arbeit im benachbarten Graphitwerk und gieng zum Feierabend nach Hause; auch hatte er Tags darauf in der Vorstellung mitzuthun. Es war der Darsteller des Apostels Bartholomäus. Eigenthümlich war es zu sehen, wie die müde Gestalt mit weit ausholendem Wandererschritt dahingieng, in einer feierlichen Müdigkeit, ein dumpfes Lächeln der Ergebenheit auf dem hässlichen Gesicht. So mögen einst auch die wirklichen Apostel zur Stunde der Tageswende, schwarz von der Arbeit, in den Markt zurückgekehrt sein, sich auf den Sabbath vorzubereiten. In der Abendmahlscene fanden wir unseren Bartholomäus auch wirklich auf der Bühne. Er hatte nur vier Worte zu sprechen, nämlich als ihm der Heiland die Füße trocknete: Herr, ich danke dir. Er wäre uns aber mit diesen vier Worten auch als Unbekannter aufgefallen. Er spielte nicht, er bedankte sich wirklich, mit seinem dumpfen, zufriedenen Lächeln im Gesicht. Man kann nicht schlichter und dabei eindringlicher sein. Mir gab er das Verständnis für diese ganze Passionsspielstimmung und vor allem für den Grundcharakter des Menschenschlages, aus dem dieses Spiel hervorgesprossen ist.

Eine merkwürdig stille und innige Frömmigkeit ist der Hauptzug dieses Charakters. Der Ort, der eigentlich nur aus einer schluchtartig sich senkenden Straße besteht, mündet gleichsam in die Kirche, die breit und beherrschend dasteht. Die Promenade in den Feierstunden bewegt sich dahin, und am Sonntagmorgen herrscht zwischen der Kirche und den Hausthoren, unter denen die Leute festlich geputzt stehen und einander betrachten, ein lebhaftes Kommen und Gehen. Und wenn um zehn Uhr abends die Straße wie ausgestorben daliegt, wandert ein seltsamer Nachtwächter von Haus zu Haus und recitiert in einem Singsang ein Lob Jesu und Mariae. Es ist eine patriarchalische Frömmigkeit; man kennt etwas vom Urchristenthum, wenn man ein solches Dorf gesehen hat. Viel reiner und naiver hat sich hier der christliche Charakter erhalten als in den deutschen Alpenländern, etwa in Oberösterreich und Bayern, wo die Religiosität entweder den bekannten herausfordernden Zug trägt oder von einer merkwürdig heidnisch-satanistischen Unterströmung — man vergleiche die Haberfeldtreiben und viele alte Spottlieder der Alpenländer — getrübt ist. Nichts von alldem hier. Die deutschböhmische Landbevölkerung scheint mit einem Tropfen slavischer Schwermuth geimpft zu sein; sie besteht aus friedlichen, stillen, häuslichen Menschen. Und auch darin unterscheidet sich ihre Christlichkeit von der der Alpen: sie verträgt sich mit einem gewissen Grad von Aufklärung. Der „gescheite“ Bauer oder Wirt oder gar der eitle Lehrer in Oberösterreich, speciell in der heutigen nationalen Bewegung, ist der Religion innerlich ganz abgekehrt. In Böhmen verbindet sich beides, Religion und eine gewisse Bildung, zu einer lehrhaften, moralisierenden Schulfrömmigkeit, die freilich unangenehm dumpf und ängstlich ist. Aus dieser Eigenart muss man sich die ganze Höritzer Passionsspielpflege, die nicht bloß wie das mittelalterliche Passionskirchenspiel einen rein lithurgischen, sondern vor allem einen, sozusagen, moralischen Anschauungsunterricht geben will, entwickelt denken. Ein armer Leinweber, der gewiss ein sehr gottergebener Mann war, aber auch aufgeklärt genug, um dichten zu wollen, hat sie begründet. Und der Schullehrer thut bezeichnender Weise heute an hervorragender Stelle mit. Früher hat er sogar den Heiland selber gespielt, jetzt trägt er in der phantastischen Tracht eines Chorführers und mit einer richtigen Lehrersteifheit die naiv rationalistischen Reimzeilen vor, die ein Geistlicher zu den bunten Bühnenbildern geschrieben hat. Und alle anderen Darsteller, Handwerker des Ortes, und die Frauen und die Sänger und Sängerinnen der religiösen Lieder stehen sichtbar unter dem drückenden Einfluss dieser Leitung. Wie in einer Religions- und Sittenschule bewegen sie sich. Ihre Kindlichkeit ist groß, sie spielen als einfache Menschen aus Pflichtgefühl; ich vermuthe, sie würden es gar als unwürdig ansehen, sich von schauspielerischem Temperament oder Schauspielerfreude überwältigen zu lassen. Wenigstens merkt man von diesem beiden so gut wie gar nichts. Dadurch dürften sie sich am deutlichsten von ihren Oberammergauer Collegen, den spielfreudigen und pfiffigen Bayern, unterscheiden.

Selbstverständlich ist aber auch hier zur ursprünglichen Einfachheit und Naivetät ein zweites Element getreten: der Unternehmer. Der Deutsche Böhmerwaldbund hat für die Vorstellungen einen Riesenbau errichten lassen, der außerhalb des Ortes an einer mächtigen Berglehne liegt und ein natürliches Amphitheater darstellt. Es ist der richtige Festspieltempel mit flatternden Fahnen, und ein großartig feierlicher und stolzer Bergpfad führt zu ihm aus dem Thal empor. Diesem äußeren Rahmen entspricht auch ein ganzer großer Apparat von artistischen Hilfsmitteln, Costümen, Beleuchtungseffecten und technischen Anstalten. Ich will nicht verschweigen, dass mit dieser ganzen Anlage dem Kern des Passionsspiels, das ja in dieser Gegend eine historische und aus sich selber Interesse erweckende Einrichtung ist, wahrscheinlich mehr geschadet als genützt wurde. Es hätte sich eigentlich besser empfohlen, den Eindruck des Theaters so sehr als möglich fernzuhalten, da ja mit diesem in uns so und so viele Vorurtheile gegen den hölzernen, primitiven Stil einer Passionsdarstellung laut werden. Und es wäre auch besser, die Spielzeit dieser Vorstellungen nicht in so anspruchsvoller Weise auf sechs Stunden auszudehnen. Aber ich will das alles nicht zu streng nehmen. Schließlich ist es dem Empfindlichen nicht benommen, sich schon nach einer Stunde zu entfernen. Und trotz des Rahmens bleibt man sich dessen bewusst, nicht im Theater zu sein, und empfindet auch nicht darnach. Man ist auf Reisen und hat die Merkwürdigkeit und den Charakter einer Landschaft, eines Ortes vor sich. Man urtheilt nicht, man betrachtet und genießt die Stimmung, wie angesichts irgend einer anderen Merkwürdigkeit des Landes.

Uns zumal gieng es so. Neugierig und leichten Muthes, wie wir gekommen waren, wanderten wir zu Fuße weiter, zum Plöckensteiner See, zur Herrlichkeit des Urwalds, und hatten den Frühling um uns.

Alfred Gold.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Der Waffenfabrik-Scandal absorbiert weiter das Interesse der Finanzwelt. Von Seiten der geschädigten Actionäre werden verschiedene Actionen geplant und es ist zu wünschen, dass dieselben mehr Erfolg haben mögen, als ähnliche bei früheren Gelegenheiten, welche meist im Sande verlaufen sind. Handhabe für eine Verantwortlichmachung der Verwaltung ist gewiss vorhanden. Zwar hat die Verwaltung unerhörterweise noch immer keinerlei officielle Mittheilung an die Actionäre ergehen lassen, und man weiß daher über die Vorfälle bei der Gesellschaft noch immer nichts Authentisches. Aber das von „berufener Seite“ gemachte Zugeständnis der falschen Bilanzen genügt zweifellos, um die civilgerichtliche Ersatzpflicht zu begründen und die Frage ist nur, wie weit sich dieselbe erstreckt. Vorläufig scheint die Verwaltung keine Empfindung für ihre Verantwortlichkeit zu haben, aber das ist man von ähnlichen Fällen her gewöhnt. Die officiösen Blätter des Herrn v. Taussig möchten die

Sache gerne so darstellen, als ob er nichtsahnend vor 1½ Jahren in die Verwaltung eingetreten wäre und erst jetzt mit Entsetzen die Bescherung entdeckt hätte. Selbst angenommen, dass dies richtig wäre, würde dies höchstens den Vorwurf des Dolus bei der Sache entkräften, nicht aber den der groben Fahrlässigkeit, welche für die Ersatzverpflichtung hinreicht. Und dann hatte Herr v. Taussig seit vielen Jahren seinen Vertreter in der Verwaltung: ein Procurist der Bodencredit-Anstalt, Herr E. v. Foregger ist Verwaltungsrath, ein anderer, Herr F. Albani, ist Revisor der Waffenfabrik. Er hatte also schon vor seinem Eintritte Gelegenheit, sich über die Situation zu informieren und auf die Geschäftsgebarung Einfluss zu nehmen. Die Waffenfabrik hatte eine bedeutende schwebende Schuld an die Bodencredit-Anstalt; damit diese getilgt werde, ist offenbar auf seine Veranlassung die Capitalsvermehrung beschlossen worden; er war es, der damals lebhaft für einen möglichst hohen Emissionscours der Actien in der Generalversammlung plaidierte und der Verwaltung jenes schon erwähnte ostentative Vertrauensvotum ertheilte, dann selbst in die Verwaltung eintrat und die Actienemission durchführte. Hatte er all das gethan ohne zu prüfen, ob die Lage des Unternehmens seine animierenden Worte und Thaten rechtfertige, dann hat er mit sträflichem Leichtsinn gehandelt. Einem Fürsten Starhemberg kann man diesen verzeihen, nicht aber Herrn v. Taussig. Man kann nicht gleichzeitig die Vortheile des Wundermannes und des dummen Kerls für sich in Anspruch nehmen. Darum richtet sich mit vollem Recht die allgemeine Entrüstung gegen ihn. Und es wird nur von der Energie und der Tüchtigkeit der geschädigten Actionäre und ihrer Vertreter abhängen, ob die moralische Verantwortung und Ersatzpflicht des Herrn v. Taussig und der ganzen Verwaltung auch ihren materiellen Ausdruck finden wird.

*

Inzwischen hat der Vorfall jedenfalls ein Gutes gehabt. Der Götzendienst, den die Wiener Börse seit Jahrzehnten Herrn v. Taussig weiht, hat wenigstens vorläufig aufgehört. Dieser Götzendienst war es eigentlich, welcher ihm die ungeheuere Macht verlieh, die er seit vielen Jahren am österreichischen Finanzmarkt besitzt und die er zum Schaden seiner Gläubiger und des ganzen Landes ausgenützt hat. Das hat die Börse wiederholt zu spüren bekommen, am ärgsten, als der Verstaatlichungsrummel zusammenkrachte, bei welchem die Börse und das ganze österreichische Capital das Misslingen der an dem österreichischen Staat versuchten Prellerei mit ungeheueren Verlusten bezahlte. Diesmal ist nicht eine Prellerei an einem dritten misslungen, sondern es sind die gläubigen Actionäre direct geprellt worden. Und dafür hat selbst der gemeine Börsenverstand eine Empfindung. Denn so dumm ist keiner, dass er glauben würde, dass die großen Verkäufe der letzten Wochen vor dem Counrssturz von den „Uneingeweihten" hergerührt hätten, während die „Eingeweihten" ihre Stücke ruhig behalten und ihren Theil des Schadens auf sich genommen hätten. Dass ein einzelner Mensch, wie Herr v. Taussig, durch Jahre den Finanzmarkt beherrschen kann, ist eine specifisch österreichische Erscheinung. Ueberall ist die Masse der Börse urtheilsunfähig und überall ist es daher energischen, fähigen und insbesondere in der Wahl ihrer Mittel rücksichts- und scrupellosen Menschen möglich, eine führende Rolle am Finanzmarkte einzunehmen. Aber an anderen Plätzen streiten Dutzende und Hunderte um solchen Einfluss und dem einzelnen ist es deshalb nie möglich, eine so übermüthige Macht in sich zu vereinen und sie zu allgemeinen Schaden auszunützen. Die Unterproduction an geistigen Potenzen ist auch hier auf finanziellem und industriellem Gebiete, sowie auf dem politischen und anderen Gebieten die Hauptquelle der Uebel, unter denen wir leiden.

*

Als wir vergangene Woche bei Besprechung des Prag-Duxer-Verlosungsconflicts schrieben, dass, wenn man noch halbwegs an die Vernunft unserer Richter glauben will, man nicht zweifeln könne, dass der Oberste Gerichtshof die Entscheidungen der unteren Instanzen aufheben werde, da hatte der Oberste Gerichtshof diese Entscheidungen bereits — bestätigt. Dadurch ist es den geschädigten Prioritätenbesitzern unmöglich gemacht, gegen die von der Verwaltung der Gesellschaft begangene Rechtsverletzung den Klageweg zu betreten. Es sei nochmals ausdrücklich hervorgehoben: die Gerichte haben nicht entschieden oder auch nur geprüft, dass die Verwaltung keine Rechtsverletzung begangen hat sie haben nur die Erlaubnis zur Prozessführung verweigert. Gründe dafür gibt der oberste Gerichtshof nicht an, er sagt bloß: „es kann durchaus nicht behauptet werden, dass die beabsichtigten Klagen im Interesse der Gesammtheit dieser Besitzer gelegen sind." Warum dies entgegen der von 90 Procent der in der Prioritätenversammlung manifestierten Ansicht „nicht bebehauptet werden kann", sagt der Oberste Gerichtshof nicht. Was die Gerichte da gethan, nennt man mit einem klaren Worte: Rechtsverweigerung. Und das ist selbst im Rechts- — pardon — Polizeistaate Oesterreich ein ungewöhnlicher Vorfall.

*

Nach Rückkunft von einer kurzen Ferienreise mit dem Nachlesen der während unserer Abwesenheit erschienenen Zeitungen beschäftigt, haben wir im „Deutschen Volksblatt" einige Artikel gefunden, welche wir unseren Lesern nicht vorenthalten können. Sie haben uns die angenehme Erkenntnis verschafft, dass die Corruption der christlichsocialen Partei und ihres Partei-Organs während des Sommers weitere Fortschritte gemacht hat. Die Artikel beziehen sich auf die elektrische Tramway, respective auf das damit in Zusammenhang stehende städtische Elektricitätswerk. Das „Deutsche Volksblatt" gibt nun in einem Artikel vom 9. August folgende Definition des „städtischen" Charakters der vom elektrischen Comité beschlossenen Elektricitätswerke:

„Was die Form, die für die Gemeinde bei der Errichtung dieser Werke in Frage kommt, anbelangt, so ist dieselbe zweierlei. Entweder ertheilt die Stadt an eine Gesellschaft die Concession für den Betrieb eines oder mehrerer Elektricitätswerke auf eine gewisse Reihe von Jahren, wobei die Stadt an den Bruttoeinnahmen und am Reingewinne betheiligt wird und sich das Uebernahmsrecht zu gewissen Zeiten wahrt oder die Ausführung und Einrichtung der Werke erfolgt auf Kosten der Stadt, wie gleichzeitig die Verpachtung derselben zur Betriebführung an die auszuführende Gesellschaft — ebenfalls wieder auf eine gewisse Reihe von Jahren. Der erstere Modus bietet der Stadt den Vortheil, dass sie in keiner Weise ein pecuniäres Risiko trägt, sondern nur pecuniäre Vortheile haben kann und dass ihr nach Ablauf einer gewissen Reihe von Jahren das Recht zusteht, zu einem ihr passenden Zeitpunkt das Unternehmen günstig zu erwerben. Die zweite Form charakterisiert das Unternehmen von vornherein als ein städtisches, und da jedenfalls eine Stadt Geld unter günstigeren Bedingungen und zu einem billigeren Zinsfuß erhalten kann, als ein industrielles Unternehmen, so ist dieser Modus sehr oft beliebt, u. s. w."

Bisher waren wir der Ansicht, dass städtische Elektricitätswerke solche seien, welche die Stadt selbst baut, zur Noth von einem Unternehmer für ihre Rechnung bauen läßt, und selbst betreibt oder zur Noth von einem anderen pachtweise betreiben läßt. Das „Deutsche Volksblatt" belehrt uns eines anderen. Das christlichsociale Parteiblatt kennt, respective erwähnt die Möglichkeit, dass die Stadt ein Elektricitätswerk selbst baue und betreibe, überhaupt nicht; es sieht den städtischen Charakter in der Verpachtung gewahrt und auch dann noch vorhanden, wenn die Stadt die Concession an eine Privatgesellschaft ertheilt und sich nur ein Gewinnbetheilungs- und Einlösungsrecht vorbehält. Ja, es gibt zweifelsohne der letzteren Form den Vorzug. Die Veranlassung dieser neuartigen Definition geht aus dem Schlusspassus dieses und eines späteren Artikels vom 15. August hervor, in welchem lebhaft dafür eingetreten wird, dass dieses „städtische" Elektricitätswerk nicht von der Firma Siemens & Halske erbaut und betrieben werde, sondern von einer anderen Firma. Das klärt alles auf. Wir haben unseren Lesern wiederholt über den Bruderzwist im christlichsocialen Lager berichtet, welcher durch den Concurrenzkampf um die Tramway, zwische der Partei Siemens, Dr. Lueger, „Deutsche Zeitung" auf der einen Seite, Schuckert, Dr. Mayreder, „Deutsches Volksblatt" auf der anderen, entbrannt ist. Dieser Kampf hat offenbar während des Sommers zu einem Friedensschluss geführt. Die Firma Siemens baut und betreibt die „städtische" elektrische Tramway und die Firma Schuckert baut und betreibt das „städtische" Elektricitätswerk, welches den Strom für die „städtische" Tramway liefern wird. Dass die von der Firma Siemens zu bauende und von der ad hoc zu gründenden Betriebsgesellschaft zu betreibende Tramway eine städtische ist, dies dem „dummen Kerl von Wien" begreiflich zu machen, war die Aufgabe der „Deutschen Zeitung"; dem „Deutschen Volksblatt" war die Aufgabe vorbehalten, klarzumachen, dass die von der Firma Schuckert zu bauende und zu betreibende Elektricitäts-Centrale eine städtische sei. Wir zweifeln auch nicht, dass die Leser des „Deutschen Volksblatt" sowie der „Deutschen Zeitung" die Aufklärungen ihrer Parteiblätter gläubig hinnehmen werden.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Berlin. Neues Theater, „Habsburg" von Alfred Freiherrn v. Berger; Theater des Westens. „Der Blinde" von Maximilian Braun (Gastspiel Matkowsky).

*

Im Raimundtheater wurde wieder einmal eine neue Wiener Posse alten Schlages unter Heiterkeit begraben. Der Wechsel der Saison hatte also keine tiefere Bedeutung. Wenn es wie in der übrigen Welt der Erscheinungen auch in diesem Theater eine Entwickelung gibt, so scheint sie eigenartige Wege zu führen: man muthet den Verfassern und Darstellern immer weniger, dem Publicum immer mehr zu. „Wespen" hieß die letzte Zumuthung, Oeribauer heißt der Verfasser. Wie so ein heiterer Possen-Durchfall in einem Wiener Vorstadttheater aussieht, weiß man ja. Im ersten Act wird auf der Bühne etwa ein alleinstehendes Mädchen von zudringlichen Männern, wie Wespen, verfolgt und schnalzt sie ab; ein Fräulein im zweiten Rang kichert schüchtern, sonst bleibt alles still, Vorhang fällt. Im zweiten Act verwickeln sich Unmöglichkeiten und Thorheiten. Zum Beispiel. Häuslicher Ulk: ein Mann trägt einen Damenhut und setzt sich in einen Küchentopf. Man lacht bereits, eine dicke Bürgerin im ersten Rang erfüllt zeitweise das Haus mit ihrer Heiterkeit. Und nun nimmt mit jeder Scene die Dummheit auf der Bühne und die Lachlust unter den Fräuleins und dicken Bürgerinnen zu. Am Schluss hält sich der Autor für ein n Humoristen, einige Leute glauben, sich unterhalten zu haben. Drei Tage später nicht mehr.

A. G.

Bücher.

Mittheilungen des k. k. Finanzministeriums. IV. Jahrgang, 1. und 2. Heft. K. k. Hof- und Staatsdruckerei 1898.

Diese nun im vierten Jahrgange erscheinenden Publicationen gewinnen erfreulicherweise von Jahr zu Jahr an Interesse und Reichhaltigkeit, besonders seit der wertlose Nachdruck von Parlamentsreden nicht mehr ungehörig viel Platz einnimmt. Sowohl die historischen Monographien, als auch die arbeitsstatistischen Nachweise zeichnen sich durch Beherrschung des Stoffes und durch gute Darstellung aus Aus den vorliegenden Heften sei speciell hervorgehoben eine Geschichte des Zahlenlottos in Oesterreich, welche hoffentlich zum Grabgesang desselben wird, und eine Geschichte der Wiener Münzer-Bruderlade von ihrer Gründung im Jahre 1774 bis heute. Dadurch, dass die Originalrechnungen aus den ältesten Zeiten der Bruderlade erhalten geblieben sind, konnte ein sehr verlässliches und genaues Bild des Werdens und Wachsens dieser Institution gegeben werden, welche, mit einem Münzamtscassenbeitrag von 500 fl. gegründet, heute über einen Vermögensstand von 180.000 fl. verfügt. Besonders erwähnenswert sind auch die statistischen Mittheilungen über das österreichische Tabakmonopol im Jahre 1896, welche in eingehender Weise die Fabrication, die Arbeiterverhältnisse, die Wohlfahrtseinrichtungen, die finanziellen Ergebnisse dieser staatlichen Unternehmung schildern. Dass die Theorie der

Arbeiterverhältnisse und Wohlfahrtseinrichtungen in „amtlicher“ Beleuchtung von der Praxis, wie sie in der Wiener Arbeiterinnenenquête vom Jahre 1896 zutage getreten ist, einigermaßen abweicht, wird niemand wundern. Dem Autor sei aber das Studium der Protokolle dieser Enquête dringend empfohlen.

W. F.

Archiv für Religionswissenschaft in Verbindung mit (es folgen in acht Zeilen Gelehrtennamen) und anderen Fachgelehrten herausgegeben von Dr. phil. Ths. Achelis. I. B. 1. H. Freiburg i. B. J. C. Mohr 1898.

Dieses Archiv pflegt eine Religionswissenschaft mit Ausschluss der Theologie, nur auf Grund der Materialien, die die Volks- und Völkerkunde in Verbindung mit der Sprachwissenschaft zutage fördern. Es kommt einem in der wissenschaftlichen Welt bestehenden Bedürfnisse entgegen, indem es die gleichstrebenden Forscher Europas und Amerikas, die bisher in Zeitschriften für Völkerkunde ihre Arbeiten veröffentlichten, zum regeren Austausch ihrer Forschungsergebnisse in einem speciellen Fachblatte einlädt. Die Ziele und Zwecke des Arbeitgebietes bespricht mit eingehender Liebe Dr. Achelis in seiner „Einführung“ (S. 1–8). Es wäre noch dazu zu bemerken, dass dieses „Archiv“ die erste deutsche Zeitschrift für Religionswissenschaft ist, die sich getrost mit den gleichen englischen und französischen messen darf. Unter dem Titel: „Was ist Religionswissenschaft?“ bespricht E. Hardy die Methode dieser Disciplin, und zwar rühmenswerth sachlich und scharfsinnig. Hardy ist als Herausgeber der Sammlung von Darstellungen des nichtchristlichen Glaubens der Völker, die er mit zwei Bänden über die Religion des alten Indiens bereicherte, vortrefflich bekannt geworden und jüngsthin auch in weiteren Kreisen als einer jener Theologieprofessoren, die lieber auf ihre Stelle verzichteten, ehe sie sich den Geboten des Dunkelmännercollegiums der katholischen Universität zu Freiburg in der Schweiz fügten. An zweiter Stelle folgt eine folkloristische Studie W. H. Roschers über den gegenwärtigen Stand der Forschung auf dem Gebiete der griechischen Mythologie und die Bedeutung des Pan (S. 43–90). Manch classischer Philologe alter Observanz wird entsetzt sein über die Wahrnehmung, dass es einer wagt, hehre Gestalten der griechischen Götterwelt mit Parallelen aus dem Glauben armseliger Bosnjaken, ja sogar afrikanischer Neger und amerikanischer Indianer zu erklären, als ob die Griechen jemals „Wilde“ gewesen. — Kleinere Aufsätze steuerten bei: Seler: Ueber die Herkunft einiger Gestalten der Quiche- und Cachiquel-Mythen; A. Vierkandt: Ueber Philologie und Völkerpsychologie und Fr. Branky: Ein Cabinettstück poetischer Kleinarbeit über die Rauten, das er ein kleines Capitel zur Sittenkunde des deutschen Volkes nennt. Zum Schlusse bespricht W Foy Hillebrandts Vedische Opfer und Zauber.

F. S. Krauß.

Franz Kullak: Der Vortrag in der Musik am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig. F. E. C. Leuckart (Constantin Sander). 1898.

Die Schrift behandelt das in der Musik so viel bestrittene Thema, wie weit die Auffassung des Spielers oder Dirigenten gehen darf, wie weit sie sich streng an die Vorschriften des Componisten halten, wie weit sie darüber hinausgehen soll. Ohne mich in diesem Zusammenhange in eine Entscheidung der Frage einzulassen, möchte ich nur einige in dem Buche enthaltene Thatsachen erwähnen, welche die Schwierigkeit des Gegenstandes beleuchten: Schindlers Mittheilungen über Metronomisierungen Beethoven'scher Werke und dessen Antheil an denselben hat schon Nottebohm ein Minimum von Glaubwürdigkeit zugestanden. Kullak scheint dieses Maß noch herabzusetzen. Beethoven selbst hat zu verschiedenen Zeiten dasselbe Werk verschieden metronomisiert. Mendelssohn hielt auf strenge Taktobservanz und verbot jedes nicht vorgeschriebene Ritardando; er protestierte gegen das Abhetzen und Abjagen seiner Stücke, bemerkte aber anderseits, dass die Tempi von den heutigen (d. i. 1846) Dirigenten viel zu langsam genommen werden. Richard Wagners Vorschriften über die Freischütz-Ouverture stehen nach Kullak in deutlichem Widerspruch zu den unzweideutigen Vorschriften des Original-Manuscriptes, von dem ein Theil citiert wird. Hummel bemerkt in seiner Clavierschule: Das Allegro fordert Glanz, Kraft, Bestimmtheit im Vortrag. Die darin vorkommenden sangbaren Stellen können zwar mit etwas Hingebung vorgetragen werden... allein zu auffallend darf von dem herrschenden Zeitmaß nicht abgewichen werden, weil sonst die Einheit des Ganzen leidet. Czerny klagt, dass man das wichtige Tempohalten fast ganz verlernt, da das Tempo rubato jetzt oft fast bis zur Caricatur angewendet wird. Carl Maria v. Weber ist der Ansicht, das Tempo solle nicht tyrannisch hemmend sein. Es gibt kein langsames Tempo, das nicht Stellen mit rascherer Bewegung erforderte, und kein Presto, das nicht ebenso den ruhigen Vortrag mancher Stelle verlangt. Beides soll aber nie das Gefühl des Rückenden erzeugen. Der bedeutendste Vertreter der Taktfreiheit scheint Chopin gewesen zu sein. Liszt sagt von dessen Spiel, es hätte ein regellos unterbrochenes Zeitmaß gehabt, flackernd wie die Flamme unter dem bewegenden Luftzuge. — Alle in dem Werke vertretenen Grundsätze und Lehren sind mit zahlreichen hochinteressanten Beispielen erläutert, die das Werk zu einem für Dirigenten und praktische Musiker gleich lehrreichen Führer gestalten, der Meistern und Schülern sehr willkommen sein wird.

R. W.

Curt Martens: Roman aus der Décadence. Berlin. F. Fontane & Co. 1898.

Dieser Roman ist nicht durch Persönlichkeit und Kunsthöhe des Autors interessant und bedeutend, sondern durch das Zeitbild, das er sehr ernst, merkwürdig stark, gleichmäßig beleuchtet auslöst. Was über den eigentlichen Inhalt hinaus sich an Betrachtungen und Gedanken ergibt, zu denen das Buch anregt, macht seine Bedeutung aus. Es wirkt als ein subjectiver Roman, nicht durch Stimmungen und Gefühle, sondern klar, kalt, fast nüchtern descriptiv und energisch. Der Verfasser ist nicht mehr unbekannt. Voriges Jahr sind Novellen von ihm erschienen, gleich ausgezeichnet durch die Glätte, Routine und Eleganz in der Behandlung interessanter, psychologischer Details. Doch mochte man nicht gewiss urtheilen, ob ein vorzüglicher Feuilletonist, oder ein bedeutender Epiker sich ankündige. Auch heute ist dies nicht entschieden, denn die Kunst der Anordnung, die dichterische Technik, die Sprache, selbst in ihren subtilsten Geheimnissen, ist erlernbar und die Beherrschung aller Ausdrucksmittel eine Bedingung für einen Dichter, nicht dessen ausschließliches Kennzeichen. Das äußere und innere Leben eines Décadent mit allen geschickt gehäuften Merkmalen dieser seiner Eigenschaft — Décadent zu sein, ist fast ein Stand geworden — wird aus dessen eigenem Mund vernommen. Der Autor steht darüber oder erweckt geschickt diesen Anschein. Nur im positiven Ideengang, im ausblickenden Schluss, in dem Rettungsgedanken, der ohne neu zu sein, doch erfreulich zeigt, wie überall die jungen Menschen zu dem gleichen Plan eines bewusst revolutionären Lebens kommen, blickt Wille und Meinung des Verfassers so energisch durch, dass man auch auf das Frühere, als auf Darstellung eigenen Lebens und eigener Entwickelung blicken möchte. Die Frage nach der Subjectivität ist wichtig für die Entscheidung der künstlerischen Bedeutung des Verfassers. Man wird die Lösung anderer, sichtlich objectiver Aufgaben abwarten müssen, um ein bestimmtes Urtheil zu finden. Zum Beispiel die Darstellung eines Frauenschicksals, eines literatenfremden Milieu u. dgl. Zum mindesten aber hat er jetzt schon eine ganz wundervoll durchgebildete Technik und eine seltene Herrschaft über alle Ausdrucksmittel. Es fehlt nur das Elementare, Mitreißende, die Gewalt der Stimmung und Empfindung. Bourget ist ja ein verwandter Geist. Aehnlichen Eindruck erwecken die Bücher dieses Deutschen, der eine ganz seltene Eleganz und Präcision, Schärfe und Feinheit besitzt, nur ein letztes Etwas fehlt zur Größe. Und das macht eben Autoren selbst von solchem Rang und solcher Kunstfertigkeit wie ihn — ein wenig fragwürdig.

Thomas Mann: Der kleine Herr Friedemann. Band VI. Collection Fischer.

Kleine Geschichten, die in einem recht guten Stil vorgebracht sind, lauter stilisierte Sachen; nun sind aber Sprache und Themen dieser Art so allgemein geworden, dass sie bei einem neuen Autor gar keine Talentprobe, noch Erfolg bedeuten, wenn er sie auch so reinlich und nett herausbringt, wie diese hier es sind. Die Grenzen des Stils sieht man übrigens gerade bei solchen guten Mittelmäßigkeiten. Das Heroische, das über dem gemeinen Leben steht, lässt sich nur in einer besonderen und eigenthümlichen Weise sagen, macht sich aber ein ausgeprägter Stilist — man ist das ebenso sehr aus Natur und Begabung, wie andere ewig Naturalisten sind — an Begebenheiten des Alltags, so wird er sie in einer Weise umbilden, bloß durch seine getragene, seltsame Art, zu sehen, aufzufassen und zu sprechen, zu schreiben, dass sie ihre natürliche Miene verlieren, ungewöhnlich, schrullig, „interessant“, barock werden; es ist, als ob ein Mensch aus dem vorigen Jahrhundert das unsere beschreiben wollte. Und das ist ein sehr allgemeiner Mangel, den auch die bedeutendsten Stilisten nicht völlig überwunden haben.

„Allerhöchst Plaisir!“ Ein Barock-Intérieur von **Birger Mörner.** Deutsch von Francis Maro. Band VIII. Collection Fischer.

Hier einmal der Stil auf sein eigentliches Gebiet angewandt. Ein kleines, belangloses Geschichtlein, überaus anmuthig erzählt. — Schwedisches Porzellan, wie Meißner!...

O. St.

Revue der Revuen.

„Die Umschau“ brachte in ihrem letzten Juliheft einen instructiv geschriebenen Aufsatz von Dr. Rußner über den Betrieb von Straßenbahnen mit Accumulatoren. Dieser Betrieb ist bekanntlich seit kurzem auch in Wien eingeführt, und zwar ist es das „gemischte System“ (Oberleitung abwechselnd mit Accumulatoren), das wir hier haben. In diesem Falle wird die Accumulatorenbatterie in der Weise mit Elektricität geladen, dass man auf gewissen Strecken die Contactrolle für die Stromabnahme an die Oberleitung anlegt. Die Oberleitung hat auf diesen Strecken also zwei Functionen: sie ist Motor und elektrische Speisequelle. Anders vollzieht sich das Laden beim „reinen Accumulatorensystem“: ehe die Fahrt beginnt, wird die Batterie am Anfangspunkt der Strecke mit elektrischer Energie geladen, die durch einen einfachen Leitungsanschluss von der elektrischen Maschine in der Kraftstation direct entnommen wird. Der Verfasser gibt eine Uebersicht über die Vortheile des Accumulatorenbetriebes gegenüber der unbequemen und nicht vollständig verlässlichen Oberleitung; zählt aber auch die Schwierigkeiten auf, mit denen das Accumulatorensystem im Laufe seiner Geschichte verbunden war. Noch vor zwei Jahren war das Gewicht der in Verwendung gebrachten Accumulatoren so groß, dass die Belastung eines voll besetzten Wagens um etwa 50 Procent erhöht wurde; die Ladung geschah sehr umständlich und dauerte so lange, dass die Apparate der Wagen bei jeder Abfahrt ausgewechselt werden mussten, um über Nacht gefüllt zu werden; auch war die Construction der Elektrodenplatten nicht dauerhaft genug. Versuche mit den Accumulatoren eines amerikanischen Erfinders, die — zum Zwecke der Gewichtsverringerung — statt mit Blei- mit Kupfer- und Zinkplatten arbeiteten, haben sich nicht bewährt. Aber mit Hilfe der dabei gemachten Erfahrungen wurde endlich eine günstige Umgestaltung des bisherigen Bleiaccumulators erzielt. Die Hauptverbesserung besteht in Folgendem: Die Platten werden nunmehr mit fast doppelt so großer Oberfläche als früher hergestellt („Großoberflächenplatte“), und diese Oberfläche wird auf elektrolytischem Wege mit einer ganz fest haftenden Schicht von Bleisuperoxyd überzogen. Die Gewichtserhöhung der Wagen beträgt jetzt nur 15 bis 20 Procent. — Im zweiten Augustheft druckt dieses Blatt einen interessanten Aufsatz von Dr. Nils Ekholm über Andrées Polarfahrt im Luftballon nach. Ekholm nahm an den Vorbereitungen dieser Expedition als wissenschaftlicher Leiter der Ausrüstung theil und zerschlug sich mit Andrée, als dieser die ausgemachten Bedingungen bezüglich der Prüfung des Ballons auf Dauerhaftigkeit und Tragkraft — der Ballon sollte so gasdicht sein, dass er während 30 Tage sich in der Luft schwebend erhalten kann — aus Ungeduld nicht einhielt.

„Cosmopolis“ bringt im August den zweiten Theil des schon seinerzeit von uns besprochenen Aufsatzes von Max Müller über seine indischen Freunde. Daneben steht ein sehr schöner Essay von Vernon Lee: Die alte und die junge Generation. Darin wird das alte Väter- und Söhneproblem von einer ganz merkwürdig psychologisch kritischen und eigentlich auch neuartigen Weise gefasst. — Im französischen Theil berichtet Eduard Rod über Reiseeindrücke in Sicilien, über Fischer und Landleute, über Giovanni Verga vor allem und seine „Modelle“. Die (von uns schon früher besprochene) Monographie von Etienne Bricon über Carolus Duran und den Bildhauer Falguière wird beendet. Schließlich werden Tagebuchblätter von J. A. D. Ingres mitgetheilt, dem französischen, classicistischen Maler. Diese Blätter sind im Museum der Stadt Montauban — dem Geburtsort Ingres', das Museum ist zur Hälfte bloß diesem Maler gewidmet — aufbewahrt und enthalten zum größten Theil Aufzeichnungen über antike Literatur, aus der Ingres Stoff und Stimmung zur Arbeit geholt hat, aber auch über italienische Malerei, neuere Musik und Literatur u. s. w. Das letzte (9.) Heft trägt die Ueberschrift: „Recueil. Sujets modernes“. Aus diesem theilt der Herausgeber, Henry Lapauze, Bruchstücke mit. Interessant ist, dass in diesen Blättern mehrere hundert Projecte zu Bildern, anknüpfend an Eindrücke von Literatur und Musik, entworfen sind. — Im deutschen Drittel schreibt Hermann Helferich sehr bemerkenswert über Burne-Jones. Er charakterisiert ihn, indem er ihn und sein Leben beschreibt: „Der reizende Student! Der Oxforder Student, der sich in Büchern und Sagen nicht genugthun konnte, in der Vergangenheit schwelgte und ein zarter und gelehrter Liebhaber war. Diese Augen voll Zartheit, voll Milde. Etwas von einem Jünger voller Hoffnungen, von einem Studenten ist in den ausgeführten, in den unpersönlichen Werken von Burne-Jones geblieben und gibt ihnen etwas Holdes, Liebenswürdiges auch für den strengeren Beurtheiler.“ — H. Vambéry schreibt über Englands gefährdete Machtstellung in Asien: Seit Jahrhunderten seien die Russen bemüht, einen Ausgang in das südliche Meer zu finden. Zuerst hatte man es auf den Bosporus abgesehen; aber das musste man zumindest verschieben, denn da stand Gesammteuropa gegenüber. Da warf Russland seinen Blick auf Bagdad und den persischen Meerbusen. Hier aber gelang es England noch, Schwierigkeiten zu machen. Endlich fand Russland in der chinesischen Regierung das richtige Object, und Port Arthur sowohl als Ta-lien-wan sind jene Punkte, die, durch den Anschluss an die sibirische Bahn mit dem Eisenbahnnetz des russischen Mutterlandes verbunden, mit den nöthigen Arsenalen, Docks und Befestigungen versehen, wohl bald zum asiatischen Kronstadt der südlichen Meere sich herauswachsen wird. Daraus wird sich nun freilich noch keine Gefährdung Englands in volkswirtschaftlicher, sondern nur in politischer und strategischer Hinsicht ergeben. Doch glaubt der Verfasser, dass England, das sich allerdings enorme Fehler in der äußeren Politik zuschulden kommen ließ, noch Mittel, Macht und Zeit genug hat, die gefährlichen Anschläge seines Feindes zu vereiteln.

„Geographical Journal.“ Ein Artikel von Harry Johnston über den großen civilisatorischen Einfluss der Franzosen in Tunis. Sie waren die ersten Europäer, die namentlich in das Hochland von Matmater eindrangen; obwohl dort Berberstämme hausen, die früher jeden Reisenden überfallen und beraubt hätten, ist nun durch die Gegenwart von ein paar Soldaten und eine mustergiltige Organisation die Gegend so sicher, als wäre man in Frankreich selbst. In jedem größeren Orte gibt es „Touristenhäuser“ zur Aufnahme von Fremden, wo die Passanten unentgeltlich Aufnahme finden. Die Straßen sind in so gutem Zustande, dass man fast überall mit dem Bicycle vorwärtskommen kann. In sonderbarem Gegensatz zu dieser Civilisation steht der Umstand, dass sich in Tunis noch zahlreiche Troglodyten finden; allerdings ist es eine sehr ausgebildete Form von Höhlen, die sie bewohnen. Sie beginnen damit, an einer ebenen Stelle einen 20 bis 30 Fuß tiefen Schacht zu graben, der meist viereckig ist und verticale Wände hat, wie ein Ziehbrunnen. Zu diesem Brunnen, dessen Grund auch durch Leitern oder Stufen von oben aus erreichbar ist, legen sie einen schrägen Tunnel an, der so hoch gewölbt ist, dass selbst die Kameele hindurch ziehen können. Rings um diesen Hofraum werden nun weitere Höhlen als Wohnungen für Menschen und Thiere angelegt. Diese unterirdischen Wohnungen erfreuen sich der angenehmsten gleichmäßigen Temperatur. Allerdings erfordert die Anlage dieser praktischen Wohnungen ein ganz specielles Terrain. Die dortige Erde, die den Wänden der Höhle Marmorhärte verleiht, ist ein Gemisch von Thonerde und Gips.

Osmanbegović.

Von Robert Michel.

„Der Osmanbegović ist ein Gauner, den können wir nicht zum Gefreiten machen.“

„Ja, Herr Hauptmann, der Osmanbegović ist ein Gauner,“ bekräftigte Oberlieutenant Dolansky.

Aber der Feldwebel meldete: „Herr Hauptmann, der Osmanbegović ist der beste Schütze der Compagnie und marschiert auch am besten, und bis jetzt war er ganz straflos.“

„Ach, hören Sie mir auf; das Schießen und Marschieren ist nicht alles. Ich sage, dass der Osmanbegović ein Gauner ist, Schluss!“

Es freute Dolansky, dass Osmanbegović nicht befördert wurde. Vormittags beim Exercieren hatte ihm Dolansky mit dem Säbel gedroht und Osmanbegović hatte ihm ganz ruhig gesagt: „Herr Oberlieutenant, schlagen Sie mich nicht!“ Und alle Soldaten hatten es gehört. Hätte er sich lieber beim Commando beschwert: aber gerade diese Ruhe brachte Dolansky um die Fassung. Er schlug ihn nicht, er wurde roth im Gesicht und begann zu schimpfen, er schrie jedes Wort so laut, als er nur konnte, um seinen Aerger herauszuschreien. Hätte Osmanbegović nur eine Miene verzogen, so hätte ihn Dolansky gewiss mit dem Säbel niedergehauen. Aber Osmanbegović rührte sich nicht und alle Soldaten hatten es gesehen.

Der wird nie Gefreiter, dafür werde ich schon sorgen, dachte sich Dolansky.

In den nächsten Tagen wollte dem Oberlieutenant Dolansky das Exercieren nicht so gut gehen, wie sonst. Ihm war, als thäten ihm die Soldaten einen Gefallen damit, dass sie seine Commando ausführten. Besonders Osmanbegović machte alles mit einem Eifer, der eigentlich nur Trotz und Widersetzlichkeit war. Dolansky wurde es recht unbehaglich, denn Osmanbegović hatte gewiss mit seinem stummen Gehaben mehr Gewalt über die Soldaten als er selbst mit seinen leeren Commandoworten.

Früher, als noch Dolansky bei einem Regiment in der Provinz Lieutenant war, da gieng es anders. Er kannte die Muttersprache der Soldaten und sie hatten ihn sehr gern. Beim Exercieren half ein Klapps mit dem Säbel sicherer und rascher als alle Ausstellungen, und wenn der Klapps manchmal zu stark war, so machte Dolansky einen Scherz und alle Soldaten lachten und schließlich auch der Geschlagene: dann war alles wieder gut. Aber bei den Bosnjaken war es anders, und da war nur dieser Osmanbegović schuld: er lachte nicht einmal, wenn Dolansky einen Witz machte.

Es war nicht genug, dass Osmanbegović nicht Gefreiter werden sollte, Dolansky musste ihn noch irgendwie demüthigen — er wollte ihn seine Macht erst fühlen lassen. Und das war ja sehr einfach: Osmanbegović sollte sein Officiersdiener werden, der Osmanbegović sein Diener, sein Sclave. Den Koth sollte er von den Schuhen und von der Säbelscheide abschaben, den Dolansky von den Exercierplätzen brachte, und die Zimmerschwelle sollte er vom Exercierkoth reinigen und noch viel niedrigere Arbeiten wollte Dolansky erfinden, und jeden Tag, jeden Augenblick müsste Osmanbegović seine Knechtung fühlen.

Der Hauptmann war anfangs damit nicht einverstanden: „Der Osmanbegović kann von der ganzen Compagnie am besten schießen und marschieren und ist auch der größte und schönste Mann von allen; den brauche ich auf die Ehrenposten und für die Burghauptwache.“

„Herr Hauptmann, der Osmanbegović ist ein Gauner und könnte noch die ganze Compagnie verderben; ich werde ihn aber kurz halten.“

Der Hauptmann ließ sich bewegen, es wurde die Bitte an das Commando verfasst und im nächsten Tagesbefehl stand schon die Zuweisung des Infanteristen Jusuf Osmanbegović als Officiersdiener für die Person des Oberlieutenants Dolansky.

Osmanbegović war blatternarbig, aber trotzdem war er der schönste Mann der Compagnie. Bei der Belagerung von Sarajevo im Jahre 1878 hatte ihn seine Mutter in einen Keller gebracht, wo noch einige Kinder versteckt waren. Unter den Kindern brachen Blattern aus und alle, die sie bekamen, starben — nur der kleine Osmanbegović nicht.

Seine Blatternarben waren aber nicht hässlich. Sie gaben dem Gesicht bei seiner gesunden Röthe den Schein von Wildheit, und der Contrast seiner ruhigen Kinderaugen mit dem wilden Gesicht machten ihn schön.

In den nächsten Tagen war Dolansky sehr beschäftigt: er hatte vierzig von den neu eingerückten Recruten zum Abrichten bekommen. Die Sprache wurde ihm geläufiger, er konnte schon rasch einen Scherz sagen, die Soldaten lachten wieder, er half wieder mit dem Säbel nach, wo Worte zu langsam wirkten, und seine Recruten wurden die besten im Regiment.

Während der Recrutenabrichtung hatte Dolansky fast ganz auf Osmanbegović vergessen. Er kam wenig in die Wohnung, weil ihm die Recruten den Tag über zu thun gaben, und am Abend gieng er gewöhnlich noch in die Stadt. Osmanbegović hielt seine Wohnung in tadellosester Ordnung und, wenn Dolansky nach Hause kam, erwartete er ihn bei der Thür.

In den kalten Wintertagen hielt sich Osmanbegović immer nur in der Wohnung auf, und aus seinem Gesichte schwand die gesunde Röthe und mit ihr der Schein der Wildheit, aber die großen Kinderaugen blieben in dem veränderten Gesichte ruhig wie zuvor. Und in Dolansky keimte wieder die Sucht, die Demüthigung zu rächen, die ihm Osmanbegović vor den andern Soldaten angethan hatte. Das sahen ja die andern nicht, dass Osmanbegović den Koth von seinen Schuhen schabte und dass ihn Dolansky in die denkbar tiefste Stellung sich gegenüber gebracht hatte. Uebrigens empfand es Dolansky selbst nicht: es schien ihm vielmehr, seit Osmanbegović ihn bediente, als sei er nicht mehr der Herr in seiner Wohnung, sondern ein Gast oder ein Geduldeter.

Mittags war Dolansky in der Compagnieküche bei der Menagevertheilung, dann gieng er in das große Mannschaftszimmer. Am Fenster bei einem kleinen Tischchen saß der Zugsführer und aß aus weißen Tellern, und die übrigen Soldaten saßen auf den langen Bänken längs der großen Arbeitstische oder auf ihren kleinen

Holzkoffern; jeder hatte eine große zinnerne Essschale voll Suppe vor sich. Die Türken behielten beim Essen den Fez auf dem Kopfe, die Katholiken und die Griechisch-orientalischen hatten die Feze abgenommen. Osmanbegović saß auch mit aufgesetztem Fez unter ihnen und es war das erstemal, seitdem er Officiersdiener war, dass ihn Dolansky unter den anderen Soldaten sah. Es waren auch noch einige von den Alten darunter, vor denen Osmanbegović ihm gesagt hatte: „Herr Oberlieutenant, schlagen Sie mich nicht."

Dolansky wusste, dass dem Türken sein Prophet und sein Gott gebietet, den Fez nicht abzunehmen, aber eben deshalb fragte er mit befehlender Stimme: „Warum sitzen denn einige im Fez?" Die Soldaten schauten ihn verwundert an, und der Zugsführer erhob sich und wollte etwas melden. Dolansky wurde verlegen und wie im Scherze stieß er mit dem Rohrstaberl, das er in der Hand trug, dem Osmanbegović den Fez vom Kopf. Osmanbegović nahm ihn vom Boden und setzte ihn wieder auf, ohne ein Wort zu sagen. Wie er sich gebückt hatte, war das Blut in seinen Kopf gekommen, und sein Gesicht war roth.

Ein türkischer Recrut, der gerne Unterofficier geworden wäre, hatte langsam seinen Fez abgenommen. Aber Osmanbegović bemerkte es sofort; er stand auf, und mit einer gebietenden Handbewegung sagte er in ruhigem Tone zu ihm: „Hadžimahović, setz deinen Fez auf!"

Dolansky brach in ein gezwungenes Gelächter aus und lachte so laut er nur konnte; wie er aber die Thür vom Mannschaftszimmer hinter sich zugeschlagen hatte, hörte er auf zu lachen. Als er in seine Wohnung kam, schlug er mit allem herum und die verschüttete rothe Tinte floss über den Schreibtisch.

Im Vorzimmer hatte jemand die Thür geöffnet und geschlossen; es war Osmanbegović. Dolansky schnallte seinen Säbel um, drückte mit der linken Hand den Säbelkorb gegen seinen Körper, dann gieng er hinaus, und schon zwischen der Thür schrie er zu Osmanbegović: „Warum hast Du die rothe Tinte verschüttet. Du ..." und schlug ihn mit der Faust ins Gesicht.

Dolansky kam am Nachmittag nicht mehr in die Wohnung und blieb auch abends noch lange in der Stadt; er kehrte erst nach Mitternacht zurück.

Ganz langsam, das Geräusch in der hohlen Hand auffangend, drehte er den Schlüssel im Schlosse und öffnete leise die Thür. Osmanbegović erwartete ihn nicht mehr; bei dem schwachen Schimmer, der durch das Fenster kam, sah er, dass Osmanbegović im Bette lag, zugedeckt bis über den Kopf. Dolansky gieng in sein Zimmer, schloss vorsichtig die Thür und legte sich ins Bett: er hatte nicht einmal zum Ausziehen die Lampe angezündet.

Der Schlaf wollte ihm nicht kommen. Er hätte gerne darüber nachgedacht, was er morgen dem Hauptmann sagen würde, damit er einen andern Officiersdiener bekäme, aber er fand keinen Augenblick Ruhe zum Denken. Immer erfasste ihn eine ungewisse Angst und er musste sich aufsetzen und den Ofen anschauen, ob es wirklich der Ofen sei, und in jede Zimmerecke musste er lange schauen. Dann legte er sich wieder zurück, aber der Schlaf kam nicht. Er war froh, wenn durch die Gasse ein Wagen fuhr: wenn sich einer von weitem näherte, unterschied Dolansky, ob es ein Einspänner oder Fiaker war, ob die Räder Gummi- oder nur Stahlreifen hatten. Das war das Einzige, was er denken konnte.

Später kam lange kein Wagen und plötzlich knackte die Thürklinke und der Thürflügel gieng langsam von selbst auf. Dolansky wollte aufspringen und die Thür wieder schließen, aber er konnte sich nicht rühren; er lag mit dem Gesicht und den Augen nach oben gewendet, nur mit den Augenwinkeln sah er die dunkle Oeffnung in der Thür. Lange lag er so, bis er endlich wieder Gewalt über seinen Körper bekam.

Langsam schob er die Decke beiseite und kroch heraus und kauerte sich neben dem Nachtkästchen nieder. Und im Dunkel der Thüröffnung erschien eine weiße Gestalt und bewegte sich gegen sein Bett. Der Fußboden krachte und die Gestalt blieb ruhig stehen. Mit einemmal sah Dolansky alles so genau, schärfer als bei Tag, und er erkannte Osmanbegović, der in der rechten Hand ein Bajonett hielt, beide Arme hatte er wagrecht ausgestreckt. Und Dolansky zitterte in der Angst, dass ihn nicht Osmanbegović neben dem Nachtkästchen sähe. Osmanbegović that wieder einen Schritt vor und blieb stehen, und ehe er den letzten Schritt zum Bette machte, sprang Dolansky blitzartig auf und fasste ihn bei den Handgelenken.

Osmanbegović war stark und Dolansky war stark. Aber Dolansky hatte die Kraft der Todesangst und drückte Osmanbegović mit ausgebreiteten Armen an die Mauer. Er wollte um Hilfe rufen, jedoch die Angst schnürte ihm die Kehle. Osmanbegović machte einen Versuch, sich loszuwinden, und warf dabei die Muttergottes mit der Glasglocke herunter, die auf dem Nachtkästchen stand. Dolansky bewältigte ihn und drückte ihn wieder an die Mauer. Die Scherben der Glasglocke drangen in ihre Sohlen und ihr Blut rann auf dem Boden, mischte sich, wurde kalt und gerann.

Dolansky stemmte mit der ganzen Schwere seines Körpers gegen Osmanbegović.

Sie mochten lange so gestanden sein. Osmanbegović' Brust hob und senkte sich gleichmäßig, bei jedem Athemholen wurde Dolansky weggedrückt, und bei jedem Ausathmen presste er sich mit erneuerter Kraft an ihn. Aber die Kraft begann ihm zu schwinden, und Schweiß trat aus seinem ganzen Körper und wurde auf seinem Rücken eisig kalt und auf der Brust heiß von Osmanbegović' Brust.

Nicht fünf Athemzüge länger hätte er ihn so halten können. Mit einer letzten Anstrengung schob er ihn an der Wand bis zum Bett und mit einem Ruck warf er ihn auf das Bett: das Bajonett fiel dabei aus der Hand auf die Erde.

Osmanbegović lag mit dem Kreuz über die Bettkante und Dolansky mit dem ganzen Gewicht seines Körpers lag auf seiner Brust. Seine Hände hatten kaum mehr die Kraft, sich von den Gelenken Osmanbegović' loszulösen.

Das Athmen Osmanbegović' übergieng in ein röchelndes Schnarchen; Dolansky wollte aufspringen und das Bajonett vom Boden nehmen: er hob langsam den Kopf — das erste Morgenlicht kam durch die Fenster — Osmanbegović hatte die Augen geschlossen, die Blatternarben waren ganz weiß und tief. Dolansky ließ eine Hand vom Bett gegen den Boden gleiten nach dem Bajonett; er erreichte es nicht und musste den Körper heben, um sich darnach zu bücken. Osmanbegović blieb aber so liegen mit geschlossenen Augen, gleichmäßig weiterröchelnd. Dolansky nahm nicht das Bajonett, sondern gieng rückwärts leise gegen die Thür, die Augen immer auf Osmanbegović gerichtet. So gelangte er bis ins Vorzimmer, wagte es aber nicht, die Thür zu schließen. Tastend fand er das leere Bett des Dieners und sank kraftlos auf den harten Strohsack. Wie er hingesunken war, blieb er liegen und seine Augen stierten nach der offenen Thür.

Das Röcheln im Zimmer wurde immer tiefer und langsamer, bis es in einem langen heisern Ton endigte.

Dolansky sanken die Augenlider, der Schlaf begann ihn zu überwältigen.

Aus der Ferne klang ganz leise das Signal der Tagwache; das war vom ersten Kasernenhof, dann stärker das vom zweiten Hof, und wie der Hornist zum drittenmal unter den Fenstern der Wohnung blies, hörte ihn Dolansky nicht mehr; er schlief.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Henneberg-Seide

nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen

schwarz, weiß und farbig von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste &c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins &c.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVI. Band. Wien, den 27. August 1898. Nummer 204.

Der Unwiderstehliche.

Als Graf Thun zur Regierung kam, waren zwei Ministerien vor ihm bereits über die Sprachenverordnungen und den Ausgleich zu Fall gekommen, das Ministerium Badeni, welches diese beiden Meisterwerke staatsmännischer Unfähigkeit geschaffen, und das Ministerium Gautsch, welches sie nicht rechtzeitig beseitigt hatte. Eine schwierige Bergtour, auf welcher unmittelbar vorher zwei Touristen hintereinander abgestürzt sind, wird ohne besondere bessere Vorkehrungen nach ihnen nur ein Narr antreten oder ein Wundergläubiger. Jeder gewöhnliche Politiker, der nach Badeni und Gautsch zur Regierung gekommen wäre, hätte sich, durch das doppelte Beispiel gewarnt, zunächst von den Sprachenverordnungen und vom Ausgleich befreit, hätte an deren Stelle ein neues discutables Sprachengesetz, einen neuen acceptabeln Ausgleich vorbereitet, eine Majorität für beide gewonnen, eine erträgliche Opposition gesichert und dann den schweren Gang unternommen. Nicht so Graf Thun. Wie der Zauberkünstler seinem Publicum, so stellte sich Graf Thun als Ministerpräsident der Welt vor: mit aufgeschürzten Rockärmeln, mit ausgespreizten Fingern, mit leerem Cylinder, ostentativ, damit nur jedermann sehe, dass er kein Handwerkszeug verborgen halte, um bloße Scheinwunder zu vollbringen. Graf Thun verzichtete auf ein Programm für die Sprachenfrage, er verzichtete auf ein Programm für die Ausgleichsfrage, er verschmähte eine besondere Verständigung mit der Majorität, er verschmähte eine Verständigung mit der Minorität — denn er wollte ein Wunder vollbringen, weil er auf die Wunderkraft seines Namens vertraute. Dass seit zwanzig Jahren kein voller Cavalier mehr die Geschicke Oesterreichs gelenkt hatte, das war, nach der Ueberzeugung des gesammten österreichischen Hochadels, der wahre Grund der ganzen Misère, in die der Staat gerathen, des Misscredits, in den die österreichische Regierung verfallen war. Nicht eine System-, nur eine Personalveränderung war vonnöthen. Einen Parvenu Badeni mochte man mit faulen Eiern bewerfen, einen Actenschreiber Gautsch mit faulen Ausflüchten hinhalten: einem Grafen von Thun und Hohenstein aber würde niemand zu widerstehen wagen. Mit der Sorglosigkeit, in der er ohne jede Sicherung das Regierungskunststück unternahm, hat Graf Thun den specifischen Standesaberglauben des österreichischen Hochadels auf die Probe gestellt. Wenn wirklich die berühmten achtzig Familien kraft ihrer Geburt zur Regierung der Völker Oesterreichs berufen sind, dann musste Graf Thun siegen, wie er wollte.

Fünf Monate nun schon lässt Graf Thun die Ueberlegenheit seiner Geburt auf Oesterreich wirken, und die Misère des Staates ist nur noch ärger, der Misscredit der österreichischen Regierungen nur noch tiefer geworden. In der Pose des gebietenden Herrn eröffnete Graf Thun im März den Reichsrath, und statt ihm irgend ein wohlüberdachtes Regierungsprogramm zu entwickeln, begnügte er sich, an alle Parteien, so da guten Sinnes sind, die Aufforderung zu erlassen, ihm die Lösung der verschiedenen schwebenden Staatsprobleme zu apportieren, indem er sie huldvoll versicherte, dass er sie gerne aus ihrer Hand annehmen und benützen werde. Aber — merkwürdig! die Hunde blieben taub und stumm. Nach wenigen Wochen — seine zweite und letzte öffentliche Sprechleistung — wiederholte er diese Aufforderung, speciell in Ansehung der Sprachenfrage, die Parteien mögen sich vorerst einmal in einem Sprachenausschuss über die Lösung einigen und sie ihm dann mittheilen, damit er das Weitere veranlasse. Doch — merkwürdig, ganz merkwürdig! — auch dieser Appell verhallte unerhört. Da kam dann die denkwürdige Schönerer-Scene. Der Abgeordnete Schönerer belästigte das Haus mit der Verlesung von 2183 Ortsnamen. Man wusste sich nicht zu helfen. Da erhob sich rasch entschlossen Graf Thun zum Wort. Mit seiner ganzen angeborenen Autorität wollte er den chicanösen Ruhestörer zu Boden schlagen. Aber — merkwürdig, höchst merkwürdig! — der Abgeordnete Schönerer las ruhig weiter, und der Graf Thun musste schweigen. Die Abgeordneten genossen die seltene Ehre, von einem Grafen Thun regiert zu werden, sie verstanden aber nicht, sich dieser Ehre würdig zu erweisen.

Graf Thun vertagte den Reichsrath, enttäuscht, aber noch nicht bekehrt. Das hohe Haus war offenbar verhext. Außerhalb dieses Hauses musste die von Gott gesetzte Ueberordnung der Thune über die gemeinen Sterblichen nur um so zuverlässiger in die Erscheinung treten. Graf Thun lud die Vertreter der Oppositionsparteien zu außerparlamentarischen Besprechungen ein. Aber siehe da! Derselbe Ruf, dem sie unter Gautsch freudig und ausdauernd gefolgt waren, fand sie unter Thun zögernd und misstrauisch. Graf Thun ließ sich so weit herab, als Handwerkzeug gewissermaßen, von einem seiner bureaukratischen Kammerdiener eine nicht witzlose Verfassungsurkunde für den künftigen böhmischen Staat unter dem Titel von „Grundzügen zur Regelung der Sprachenfrage" entwerfen und sie den deutschen Abgeordneten mittheilen zu lassen, aber ja nicht zur Verbesserung — was auch nur ein Kammerdiener im Auftrag eines Grafen Thun zusammengeselbert hat, daran haben die Völker Oesterreichs kein Jota zu ändern — sondern nur, dass sie den Entwurf entweder schlankweg annehmen oder ablehnen. Und — unglaublich! die Knoten kamen und — lehnten den Entwurf schlankweg ab. Indignirt wandte sich Graf Thun von dieser ungebildeten Reichshälfte ab und kehrte seine Thätigkeit dem ritterlichen Nachbarvolke der Magyaren zu, das, wie man sich in Aristokratenkreisen erzählt, einen Cavalier noch zu regardieren weiß.

Die Ungarn sollten dem Grafen Thun gegen die deutsche Obstruction zu Hilfe kommen, sie sollten ihm eine einjährige Prolongation des Ausgleichsprovisoriums auf Grund des status quo mit Hilfe des § 14 gewähren, damit er Zeit gewinne, die cisleithanischen Struwelpeter zu Paaren zu treiben. Graf Thun ersuchte höflich, und er zweifelte nicht an der Gewährung. Doch, man erlebt noch ganz sonderbare Dinge: dasselbe Provisorium, das sie dem Baron Gautsch noch bewilligt hatten, wagten die Ungarn einem Grafen Thun zu verweigern. Nicht als ob die Ungarn einen hohen Cavalier nicht zu behandeln wüssten. Im Gegentheil! Die Magyaren werden eine ritterliche Nation genannt, weil sie eine geschäftskundige Nation sind, die weiß, dass man Cavaliere nur nobel zu behandeln braucht, um ihnen dafür die Haut vom Kopf ziehen zu dürfen. Einem geldbedürftigen Cavalier, auch wenn er zwölfmal unter Curatel stünde, gibt man immer Geld, mehr als er braucht, so ferne er nur ein Wechselchen mit genügend hoher Verzinsung ausstellt. So erklärten sich denn auch die Ungarn ohneweiters bereit, dem Grafen Thun aus seiner momentanen Parlamentsverlegenheit herauszuhelfen, aber nur gegen gute Zinsen. Sie wollten ihm nicht ein, nein gleich fünf Jahre Respiro auf seinen einfachen § 14-Wechsel hin geben, aber nur, wenn er ihnen dafür die Wucherzinsen des Badeni-Bilinski'schen Ausgleichsoperats verschriebe. Anderenfalls beriefen sie sich strenge auf das Gesetz, nach welchem österreichische Ministerpräsidenten den Staat nur mit Zustimmung der Curatelsbehörde, Reichsrath genannt, verpflichten dürfen. Empört über diesen niedrigen Geschäftskniff der Magyaren, entschloss sich Graf Thun noch zu einem letzten Versuch mit den Oesterreichern. Von einem seiner officiösen Glanzwichser ließ er einen fast demagogischen Aufruf an die Völker Oesterreichs stilisieren, auf dass sie sich um ihn scharen und ihn unterstützen, jetzt, da er in den heiligen Kampf ziehe, um Oesterreichs Interessen gegen magyarische Begehrlichkeit zu vertheidigen. Die Völker Oesterreichs lasen den Aufruf, thaten aber nichts dergleichen. Graf Thun gieng zu den Verhandlungen nach Budapest, bloß begleitet von seinen zwei livrierten Ressortministern, aber völlig im Stich gelassen von den Völkern Oesterreichs.

Er steht noch immer vor uns, wie der Zauberkünstler auf dem Podium, mit aufgeschürzten Aermeln, ausgespreizten Fingern und den leeren Cylinder ostentativ in der Hand. Er hat vieles versucht, aber nichts ist ihm gelungen, und das Publicum, das anfangs erwartungsvoll seinen Bewegungen folgte, hat sich unter unehrerbietigem Gelächter verlaufen. Der blaublütige Zauber zieht nicht mehr. K.

Die neueste Wahlkomödie in Galizien.

Ich habe in dieser Zeitschrift wiederholt galizische Wahlen beschrieben, so die Landtagswahlen vom Jahre 1895 und eine Ergänzungswahl zum Reichsrathe 1896. Die allgemeinen Reichsrathswahlen vom Jahre 1897 brauchte ich an dieser Stelle nicht zu beschreiben: ihr Ruhm wurde, auch ohne mich, durch die Macht der Thatsachen, in die weiteste Welt ausposaunt und hat dem Namen Badeni ein unverwischbares Schandmal aufgedrückt.

Badeni stürzte und mit ihm, hieß es, solle sein System stürzen, solle eine neue Aera in der Geschichte der galizischen Administration anbrechen. Als ob das möglich wäre! Das System Badeni war für Gesammt-Oesterreich nur eine Invasion, welche glücklich zurückgeschlagen wurde; in Galizien aber war es eine tief eingewurzelte einheimische Pflanze, ein letzter, brutaler Ausdruck des hier herrschenden Schlachzizenthums. Dieser Ausdruck konnte außerhalb Galiziens als zu crass, zu brutal empfunden werden, es konnte rathsam erscheinen,

auch in Galizien neue Saiten aufzuziehen, aber die Geige blieb die alte.

Dem Badeni folgten einige seiner Creaturen in dem Sturze nach, so vor allem der Statthalter Fürst Sanguszko, ein im Grunde ehrlicher, aber in Sachen der Politik und der Administration ganz und gar ahnungsloser Mensch, ein Aushängeschild, ein gemalter Statthalter, welcher Badenis Alleinherrschaft in Galizien decken sollte und bei dieser Gelegenheit seinen ehrlichen Namen mit ewiger Schande und dem Fluche der Volksmassen beladen hat. An seine Stelle trat Graf **Pininski**.

Die parlamentarische Thätigkeit des Grafen Pininski ist bekannt; er galt ganz richtig als eine der besten Capacitäten des an Capacitäten nicht eben überreichen Polenclubs. Weniger bekannt dürfte sein, dass Graf Pininski bei der Badenischen Reichsrathswahl in der fünften Curie über den ruthenischen radicalen Candidaten Szmiger einen traurigen Sieg davontrug, dass seine Wahl angefochten und bisher nicht als giltig anerkannt wurde, dass in dem Wahlproteste, welcher von seinen Skalater Wählern eingereicht wurde, von einem förmlichen Stimmendiebstahl, begangen durch die Wahlcommission bei der Abstimmung und bei dem Scrutinium, die Rede war. Diese saubere Procedur wurde bei den Reichsrathswahlen 1897 in Ostgalizien an mehreren Orten versucht: es war die Badenische Interpretation der geheimen Abstimmung. Wenn schriftlich und nur vermittelst der von der Bezirkshauptmannschaft abgestempelten Stimmzettel abgestimmt wird, so genügt es vollkommen, eine den Winken von oben gefügige Wahlcommission beisammen zu haben; Zettel mit amtlichem Siegel hat die Bezirkshauptmannschaft in beliebiger Zahl zur Verfügung, der Name des Regierungscandidaten kann darauf ganz gut geschrieben werden und beim Scrutinium gibt es nichts für galizische Wahlmacher Leichteres, als eine beliebige Anzahl der auf den Oppositionscandidaten lautenden Stimmen vom Tische verschwinden zu lassen und ebensoviel nie abgegebene, aber von langer Hand vorbereitete Zettel mit dem Namen des Regierungscandidaten dem allgemeinen Zettelhaufen einzuverleiben. Ueber solche Proceduren wurden 1897 aus Brzezany, Brody, Drohobycz, Przemysl, Skalat u. s. w. Klagen laut. In zwei Fällen ließen es die Betheiligten nicht bei Wahlprotesten bewenden, sondern brachten die Sache vor das Forum des Criminalgerichtes. Beide Fälle waren ganz analog. Im **Drohobyczer** Bezirke hatte die Wahlcommission dem Oppositionscandidaten Dr. Olesnicki 29 Stimmen „gegeben“: nun erklärten aber circa 80 Wähler, dass sie auf Dr. Olesnicki lautende Stimmzettel in die Hände eines Wahlcommissionsmitgliedes abgegeben haben. Die Untersuchung wurde eingeleitet, die in der Klage namentlich angeführten Wähler verhört und beeidet, die abgegebenen Stimmzettel ihnen vorgelegt und dabei nebenbei constatirt, dass nicht 29, sondern mehr als 40 Stimmzettel auch jetzt noch auf Dr. Olesnicki lauten; auf den übrigen war sein Name durchstrichen und von einer unbekannten Hand der Name des Regierungscandidaten Ochrymowicz eingetragen. Das alles hat die Untersuchung constatiert und — damit Punktum. Die Sache hatte bis jetzt keine weiteren Folgen. Die Untersuchung wurde nicht zu Ende geführt, aber auch nicht unterdrückt, man hat die Sache einfach auf die lange Bank geschoben.

Ebenso gieng es auch mit der Straf-Untersuchung, welche in Tarnopol wegen des in **Skalat** bei der Wahl des Grafen **Pininski** begangenen Stimmendiebstahls eingeleitet und bis jetzt weder zu Ende geführt, noch offen fallen gelassen wurde. Der Gerechtigkeit wurde zwar nicht offenbar ins Gesicht geschlagen, sie wurde aber gleichsam in eine Hungerkammer gesperrt, wo sie langsam und schmerzlos dahinsiechen und der Vergessenheit anheimfallen soll. In Galizien — und vielleicht auch anderswo — nennt man das: der Sache einen Schieber geben.

Wir sehen also, der neue Statthalter ist gewissermaßen ein Kind des Badeni'schen Systems und die ihn mit demselben verbindende Nabelschnur ist noch nicht entzwei geschnitten. Das hat die neueste Ergänzungswahl in den Reichsrath in dem ehemaligen Wahlkreise des Grafen Pininski schlagend bewiesen.

Als Graf Pininski Statthalter geworden war und sein Mandat niederlegte, wurde die neue Wahl ausgeschrieben. Von den Bauerncomités jener Bezirke und auch von der Centralleitung der ruthenischen radicalen Partei wurde ich aufgefordert, meine Candidatur in diesem Wahlkreise aufzustellen. Ich that es sehr ungern. Ich wusste ja aus Erfahrung, daß meine Person den polnischen Machthabern vielleicht die missliebigste ist von allen Ruthenen und dass sie keine Niederträchtigkeit scheuen werden, um meine Wahl mit Gewalt und List zu hintertreiben. Ich wusste aber auch, dass gegen mich ebenfalls unter den Ruthenen alles aufstehen werde, was clerical, reactionär und bauernfeindlich ist, also nicht nur die sogenannte Regierungspartei Barwinski-Wachnianin, sondern auch die sogenannte oppositionelle, aus ehemaligen Ukrainophilen und Russophilen „consolidierte“ Partei Romanczuk-Didycky, besonders aber die beiden Parteien angehörende ruthenische Geistlichkeit. Schließlich aber mussten meine Bedenken weichen; die Wähler erklärten, sie wissen recht wohl, dass es einen Kampf gelte, einen Kampf mit eigenen und fremden Feinden, und vor solchem Kampfe durfte ich mich nicht zurückziehen. Bald hieß es auch, die Regierung werde es diesmal zu keinen Amtsgewaltsmissbräuchen kommen lassen, vom neuen Statthalter sei an die Bezirkshauptmannschaften eine Weisung ergangen, sich streng loyal und objectiv zu verhalten und die Wahlfreiheit in keinem Punkte zu beeinträchtigen.

Und wirklich, in der sechswöchentlichen Wahlcampagne erlebten wir zum erstenmal in Ostgalizien das Schauspiel, dass wir uns in einem europäischen, constitutionell regierten Staate zu befinden glaubten. Keine einzige aufgelöste oder verbotene Volksversammlung, keine einzige Intervention von Gendarmen, keine Arretierung irgend eines Agitators, obwohl die Agitation recht lebhaft war und es von Seite meiner ruthenischen Gegner an Provocationen und Denunciationen nicht fehlte. Die Urwahlen wurden im allgemeinen ohne Missbräuche, ohne gewohnte galizische Künste, sogar ohne Gendarmerieassistenz durchgeführt. In einem Dorfe, welches sich bei den vorigen Wahlen einer ausgiebigen Militär- und Gendarmerieassistenz zu erfreuen hatte, sprach jetzt der Regierungscommissär mit liebenswürdigem Galgenhumor: „Na, seht, Leute, es ist doch besser, so ruhig und gemüthlich die Sache abzumachen, als mit Militär und Gendarmen!“ — Als ob das vorigemal die bajonettenbepflanzte Assistenz von den Leuten verlangt oder provociert worden wäre! Die Loyalität der Regierungsorgane gieng so weit, dass noch am Wahltage vor Beginn des Wahlactes einigen Wählern, welche vom Gemeindeschreiber schon ausgefüllte und auf den Regierungscandidaten Dr. Gladyszowski lautende Stimmzettel bekommen hatten, der Tarnopoler Bezirkshauptmann bei mündlicher Reclamation anstandslos frische, unbeschriebene Stimmzettel einhändigte.

Meine Parteigenossen waren des Sieges fast gewiss; mein durch die galizische **Praxis** eingebläuter **Pessimismus** wollte aber nicht weichen. Ich wusste, dass in der Lemberger Statthalterei die Anschauung feststand: „Franko darf unter keiner Bedingung gewählt werden“, und in einem mir äußerst feindlichen Artikel der ruthenischen Zeitschrift „Dilo“ wurden die angeblich vom Grafen Pininski an den Dr. Gladyszowski gerichteten Worte publiciert: „Sie müssen candidieren! Sie müssen gewählt werden!“ Meine Parteigenossen trösteten sich aber mit der bisherigen Loyalität der Regierungsorgane und mit der angeblichen Aeußerung des Dr. Gladyszowski, er könne nur ein gesetzmäßig, ohne Missbräuche erworbenes Mandat annehmen.

Erst der Wahlact selbst zeigte uns den Wert dieser galizischen Gesetzmäßigkeit. Obwohl, wie wir weiter sehen werden, in allen drei Wahlbezirken meine Parteigenossen eine Mehrheit bildeten und zur Wahl wohlvorbereitet giengen, gelang es ihnen in keinem einzigen Wahlbezirke, auch nur einen einzigen von ihren Candidaten in die Wahlcommission durchzubringen. Wie es bei dieser Wahl der Commissionen ergieng, weiß ich nicht genau; Ausführliches darüber wird gewiss in den eingebrachten Protesten zu lesen sein. Immerhin war es ein untrügliches Zeichen, dass die Regierung auf diesen letzten Coup alles gesetzt habe; die aus lauter Gegnern zusammengesetzte Wahlcommission bedeutete ja die volle Möglichkeit des Stimmzettelschwindels. Unser europäischer Traum schwand mit einem Schlage; wir fühlten uns wieder in Ostgalizien!

Nun kam die Abstimmung. Sie wurde zuerst in Zbaraż vollendet und zeigte eine erdrückende Majorität für mich: 103 Stimmen Franko, 56 Dr. Gladyszowski. Dieses Resultat wurde in Tarnopol schon um 11 Uhr bekannt. Nun begann ein langes Telegraphieren zwischen Tarnopol und Skalat, und trotzdem die Abstimmung in Tarnopol schon um 12 Uhr vollendet wurde, dauerte es noch anderthalb Stunden, bis das Endresultat der Wahl publiciert wurde. Es ergab: in Tarnopol 92 Stimmen für Dr. Franko, 131 für Dr. Gladyszowski; in Skalat 61 Stimmen für Dr. Franko, 79 für Dr. Gladyszowski. Das Endresultat: 256 Stimmen für Dr. Franko, 266 für Dr. Gladyszowski, letzterer also mit einer absoluten Majorität von 5 Stimmen gewählt.

Nun ist es aber eine Thatsache, dass am Vorabend und in der Frühe des Wahltages in Tarnopol 140 Wähler bei mir erschienen und auf ihren Stimmzetteln meinen Namen eintragen ließen. Nach der Wahl erschienen 118 von ihnen auf einem freien Platze bei Tarnopol und erklärten sich zu einem feierlichen Eide bereit, zur Bekräftigung dessen, dass sie die Stimmzettel, sowie sie in meinem Beisein ausgefüllt worden waren, der amtierenden Wahlcommission eingehändigt haben. Da es gerade Markttag war und nicht alle Wähler an jenem Platze erscheinen konnten, waren wegen der übrigen 22 Wähler noch Zweifel möglich, zumal die Agitation für den Regierungscandidaten noch im Wahllocale eifrig betrieben wurde und Stimmzettel leicht ausgewechselt werden konnten. Die versammelten Wähler bestätigten auch einstimmig, dass das Commissionsmitglied, welches von den Wählern die zusammengefalteten Stimmzettel entgegennahm, alle Stimmzettel öffnete, den Namen des dort aufgeschriebenen Candidaten las und erst dann den Zettel in die Urne warf. Ebenso constatierte der am Wahltage in Skalat anwesende Landtagsabgeordnete Nowakowski, dass 74 Wähler bereit seien, eidlich zu bekräftigen, dass sie ihre Stimmen nicht für Dr. Gladyszowski, sondern für mich abgegeben haben und dass folglich mir dort 13 Stimmen gestohlen wurden.

Auf welche Weise dieser Stimmendiebstahl bewerkstelligt wurde, hat einige Tage nach der Wahl ein Mitglied der Tarnopoler Wahlcommission erzählt. Dieses Mitglied, ein Bauer, hat bekannt und erklärt es auch eidlich bestätigen zu können, dass in Tarnopol nicht 92, sondern 168 Stimmen für mich abgegeben, dass die Wahlcommission nahezu 100 Stimmzettel mit dem Namen des Dr. Gladyszowski in Bereitschaft hatte, dass bei der Abstimmung das betreffende Commissionsmitglied die von den Wählern ihm eingehändigten Stimmzettel öffnete, las, die auf meinen Namen lautenden unbemerkt bei Seite schob, statt dessen aber die auf Dr. Gladyszowski lautenden in die Urne hineinwarf. K. k. Beamte, Bauern und ruthenische Geistliche waren Mitglieder dieser Wahlcommission.

Meine Parteigenossen haben Proteste gegen diese Wahl erhoben und wollen die Sache auch beim Strafgerichte anhängig machen. Ich hoffe wenig Nutzen davon — exemplis doctus. Ich publiciere diese Thatsachen und bin bereit, ihre Wahrheit gerichtlich zu erhärten. Wird man es darauf ankommen lassen? Sollte man polnischen und ruthenischen clericalen und reactionären Zeitungen Glauben schenken, so waren Gott weiß welche politische, sociale und nationale Interessen bei dieser Wahl gegen meine Wenigkeit zu vertheidigen. Mag sein! Mussten sie aber durch gemeinen Schwindel vertheidigt werden? Hätten die betreffenden Organe die Erbitterung der Bauern über diese unwürdige Komödie nach der Wahl gesehen, so hätten sie vielleicht gemerkt, dass hier mit leichter Hand Wind gesäet wurde. Und wenn es dazu kommt, Sturm zu ernten, so werden dieselben Organe gewiss nicht verlegen sein, wo sie die Schuldigen suchen müssen. Die Schuldigen werden gewiss die nichtsnutzigen Radicalen, Socialisten und Nationalisten sein.

Lemberg. **Dr. Iwan Franko.**

Die altconservative Wirtschaftstheorie.

Von **Dr. Rudolf Meyer** (Dessau).

Ein Schriftsteller kann durch geschicktes Gruppieren richtiger Einzelheiten eine grundfalsche Totalansicht herstellen. Manchem Leser meiner Artikel über die altconservative Theorie in der Arbeiterfrage in Nummer 185 bis 188 der „Zeit“ mag das darin Mitgetheilte so unglaublich vorkommen, dass er mich für einen Tendenzschriftsteller hält. Ich will den Beweis der Wahrheit für meine Darstellung liefern. Im Jahre 1855 stand die conservative Partei auf der Höhe ihrer Macht. Sie gründete eine populäre Organisation, die alle Provinzen umfasste, den „Preußischen Volksverein“, und formulierte ein Programm, dessen Verfasser nach Wageners Aussage während der Reichstagsdebatten von 1867 bis 1869 Baron von Herteseld war, der Erblasser des Botschafters Grafen Eulenburg. Vor mir liegt dieser „Entwurf zu dem Programm der Deutschen“, als Manuscript gedruckt bei F. Heinicke in Berlin 1855. Er ist als Instruction für Redacteure noch auf mich übergegangen. Dort heißt es Seite 27 und 28: „In Beziehung auf das *Gewerbsleben* muss das Streben der conservativen Politik dahingehen, die *corporativen* Bande der Gewerbsgenossen, deren Herstellung durch die Gesetze von 1845 und 1849 angebahnt worden, mehr und mehr zu kräftigen. Ihre Aufgabe ist es, dahin zu wirken, dass nicht fernerhin, wie dies bei zügelloser Gewerbefreiheit geschehen, *die Production unter Gefährdung der Producenten* zu krankhafter Höhe gesteigert werde: dass vielmehr, soweit die veränderten Verkehrs- &c. Verhältnisse dies irgend gestatten, der tüchtige Handwerker, Gewerbsmann und *Fabrikant* Garantien für die Sicherheit seiner Existenz und seines Erwerbes erlange, dass diese mindestens nicht durch zügellose und frivole Concurrenz in Frage gestellt werden, dass der Nachweis der Befähigung verlangt und der bewegliche Besitz des Gewerbes in *corporativen* Gestaltungen möglichst *immobilisiert*, auch der Unterschied des Capitals durch Sicherung des Credits möglichst ausgeglichen werde. Es wird demnach zu untersuchen sein, wie und inwiefern *die Herstellung von corporativen Genossenschaften auf dem Gebiet des Handwerks, wie auf dem der eigentlichen Fabrikthätigkeit, die Feudalisierung der Stellung des Fabriksherrn zu seinen Arbeitern, sowie die Gestattung der Bankfreiheit*, natürlich unter Controle des Staates und womöglich unter Garantie großer gewerblicher Körper, das wirtschaftliche Leben zu *sichern* und zu kräftigen imstande sind.“

Dieses anerkannte, damals zwölf Jahre alte conservative Wirtschaftsprogramm der Feudalisierung der Industrie hat Wagener in der von mir skizzierten Weise 1867 bis 1869 im Reichstage im Detail durchzusetzen versucht. Es unterlag hier. Nun versuchte die Partei, die Gelehrten für dasselbe Programm zu gewinnen, und regte den Gedanken an oder acceptierte ihn doch willig, die mit dem volkswirtschaftlichen Congress unzufriedenen Kathedersocialisten womöglich zu gewinnen und nun, auf „*die Wissenschaft*“ gestützt, im Reichstage den Kampf mit den Capitalliberalen um die Herrschaft in der Industrie zu erneuern. Die Aufgabe, welche Wagener bis 1869 meisterhaft, wenn auch mit Misserfolg, gelöst, fiel ohne mein Candidieren und zu meiner Bestürzung mir zu, da ich ihr weniger gewachsen war, als mein Vorgänger. Er kränkelte und konnte im October 1872 nicht nach Eisenach zum Congress reisen. Die Partei sollte dort durch von Blanckenburg und von Wedell-Malchow vertreten sein, und ich sollte ihnen daselbst so mit Material beispringen, wie ich das schon früher öfter unsern Rednern im Parlament gethan hatte. Allein als die wahrscheinliche Zusammensetzung des Congresses bekannt wurde, beschloss Blanckenburg, nicht hinzureisen, und von Wedell, der da war, sprach nicht; er sagte mir: „es nützt doch nichts!“ Da sagte ich: „so muss ich pour l'honneur du drapeau sprechen, obschon es meine erste Rede in einer Gelehrtenversammlung sein wird und ich nicht auf eine Rede vorbereitet bin.“

Herr Schmoller gab in der Eröffnungsrede als Programm der kathedersocialistischen Professoren an: Gewerbefreiheit, Lohnarbeit, Fabriksgesetzgebung, vollste Freiheit für den Arbeiter, bei Feststellung des Arbeitsvertrags mitzureden — was er später als Coalitionsfreiheit definierte — und Fabriksinspectorat. Wenn die Arbeiter diese Freiheiten hätten, würden sie Gewerkvereine, „die wahren Innungen der Zukunft“, gründen, die gesetzlich anerkannt werden müssten, statt socialdemokratischer Strikevereine.

Dies Programm ist eine treue Abstraction des damals in England bestehenden Zustandes und war vor den Kathedersocialisten bereits von jenem Flügel der demokratischen Fortschrittspartei aufgestellt und in den Verhandlungen vor 1867 bis 1869 vertreten worden, welcher sich überhaupt mit der socialen Frage beschäftigte, hauptsächlich von den Herren Hirsch und Duncker. Deshalb schrieb mir Rodbertus auch (siehe „Briefe“ vom October 1872), er gräme sich über die „blamierte Wissenschaft“ und den „verhirschten“ Congress. „Die Elite der nationalökonomischen Wissenschaft und Praxis versammelt, um den großen Grundsätzen des großen Max Hirsch ihre Anerkennung zu zollen ... Der Staat soll vorläufig nur bei den dunkeln und illegitimen Bälgen, die sich Gewerkvereine nennen, Pathe stehen.“ Die älteren Herren, Roscher, Hildebrand und einige junge Privatdocenten und Professoren, welche nachher sich tüchtig bewährt haben, hielten sich klug zurück, und Adolf Wagener forderte sogar eine Staatsbauthätigkeit für die Arbeiter. Einen Protest gegen diese vom Congress acceptierte Hirsch-Duncker'sche Theorie habe ich allein erhoben. Nach den „Verhandlungen der Eisenacher Versammlung zur Besprechung der socialen Frage am 6. und 7. October, gedruckt 1873 bei Duncker und Humblot“ Seite 36 sagte ich, „dass wir die gesammte Arbeit unter die Herrschaft des Gesetzes gestellt zu sehen wünschen, also auch die der majorennen Männer und Frauen. Auch für die ländlichen Arbeiter wünschten wir den Normalarbeitstag ... Man musste, nachdem man das Geldcapital (von allen Schranken) befreit hatte, auch die Arbeiter befreien.

„Wenn man die Wuchergesetze aufhebt und Gewerbefreiheit, Freizügigkeit und das Actiengesetz giebt, so halte ich auch die Coalitionsfreiheit für etwas ganz Nothwendiges ... Die Gewerkvereine à la Hirsch sollen freiheitlich organisiert werden, ohne Staatsintervention, das habe sich in England nicht bewährt, denn in England blüht der sociale Krieg ...

„Wir sind hier, um zu suchen, wie man dem gewerblichen Kriege überhaupt ein Ende macht, und das kann nur geschehen, wenn der Staat die Sache in die Hand nimmt ... Ich fürchte, diese Gewerkvereine werden zur Lösung der socialen Frage nichts beitragen, sie nur hinschleppen und acuter machen. Ich warne Sie davor, denselben zu viel Wert beizulegen ... Man muss von staatswegen vorgehen. Man muss die Gewerkvereine mit gewissen Rechten ausstatten, und ich glaube, dass der Staat *über das ganze wirtschaftliche Gebiet* Gewerkvereine, *aus Arbeitgebern und Arbeitern zusammengesetzt*, ausbreiten kann. Sie müssen aber auch, um der zu reorganisierenden Gemeinde organisch einverleibt zu werden, ganz bestimmte Pflichten erhalten, zum Beispiel bezüglich der Armenpflege, für die in erster Linie die Gewerkschaft, in zweiter die Gemeinde einzutreten hat. Wenn Sie damit zugleich Schiedsgerichte und Arbeitsämter organisieren, dann wird es sich machen, dann können Sie ihnen gewisse Befugnisse geben, Rechte und Pflichten in den praktischen Fragen der Gemeinde. Wird der Staat einmal die Sache ernstlich in die Hand nehmen, dann wirds gemacht werden, demokratisch niemals.“ Der Bericht verzeichnet hier: „Lärm, Schluss! Schluss!“ Früher schon „Gelächter und Lärm“, dann später „Unruhe“ — „Gelächter, Unruhe“ — „Gelächter und Unruhe, Unterbreitung“ — „zur Sache“ — „zur Sache, Gewerkvereine, Schluss“ — „Gelächter, Ruf: Schluss!“, und als ich nach nur zehn Minuten einer dermaßen unterbrochenen und verkürzten Redezeit schließen musste, heißt es weiter: „Große Unruhe, Schluss! Schluss!“

So unduldsam und ungezogen behandelte die Majorität dieser Gelehrtenversammlung einen von seinen Führern im Stich gelassenen Journalisten, der sich bemühte, soweit es seine rednerische Ungeschultheit zuließe, seiner Parteiansicht Ausdruck zu verleihen. Denn die damalige Parteidoctrin hatte ich treu wiedergegeben, sonst hätte mich Herr von Wedell-Malchow, der dabei saß, desavouieren müssen. Und doch war es eine originelle, aus deutscher Geschichte entnommene und auf die veränderten Productionsverhältnisse angewandte Theorie, welche ich Laie vertrat, gegen die Professoren,

welche nichts besaßen, als eine Copie englischer Anschauungen, die erst Max Hirsch daselbst entdeckt und importiert, und welche der blutjunge Dr. Lujo Brentano dann daselbst in einem Buch „wissenschaftlich“ bearbeitet hatte. Als dann nach dem Congress die Socialdemokraten Berlins die auf dem Congress in hervorragender Weise Aufgetretenen einluden, ihre Ansichten in einer Volksversammlung zu motivieren, und ich allein von jenen erschienen war, haben sie mich über eine Stunde ruhig und achtungsvoll angehört. Dort, bei den Gelehrten, Intoleranz, hier, bei den Arbeitern, Toleranz und Höflichkeit.

In den Reichstagsverhandlungen hatte Wagener, der sich mit Vorliebe einen „praktischen Staatsmann“ nannte, die Doctrin nicht entwickelt, sondern nur Stück für Stück auf die vorliegende Einzelnfrage angewandt. In einer Gelehrtenversammlung musste ich sie ganz skizzieren, denn sie zu entwickeln erlaubte mir die Gesellschaft nicht. Und doch genügt die Skizze, um zu zeigen, was wir wollten: In der Arbeiterschutzgesetzgebung giengen wir weiter als es die Kathedersocialisten je gethan haben: Allgemeiner Normalarbeitstag auch auf dem Lande.

Die Coalitionsfreiheit als Correlat zu der „Capitalfreiheit“. Auf dem Gebiet der Organisation anstatt der freiwilligen Gewerkvereine die „Feudalisierung“, wie Baron Hertefeld sagte, oder die „Incorporierung“, wie er es nennt, der gesammten Production in Stadt und Land — zudem, was dort nicht hingehörte, des Handels. Als Doctrin hält die Partei dies auch jetzt noch fest. In der „Kreuzzeitung“ vom 11. März 1898 heißt es über die Reichstagssitzung vom 9. März: „Bei der Berathung der Anträge des Centrums und der Freisinnigen über die Organisation der Berufsvereine sprach sich Freiherr v. Heyl ganz im Sinne der Conservativen gegen die Anträge, wie sie vorliegen, aber für gemeinschaftliche Organisation von Arbeitgebern und Arbeitern aus“. Indessen hat die Partei seit 1872 keinen ernsthaften Versuch gemacht, um die Doctrin zu verwirklichen, sich überhaupt wenig mit solchen Fragen beschäftigt. Es existieren keine Männer in derselben, welche sich, wie V. A. Huber, Wagener und ich, diese Sache fast zur Lebensaufgabe gemacht haben. Graf Egbert Belcredi und ich haben dann von 1879 ab ernsthaft an dieser Feudalisierung der gesammten Volkswirtschaft gearbeitet, wie das jeder aus der Lectüre seiner Briefe in meinem Buche „Hundert Jahre conservativer Politik und Literatur“ lernen kann, sind dabei aber leider nicht weiter als bis zur Handwerkerzwangszunft gekommen. Der Plan einer solchen Organisation muss wohl vom Baron v. Vogelsang nach Oesterreich importiert worden sein, denn auf dessen Veranlassung wurde ich im Jahre 1877 aus Italien nach Wien berufen, er hat mir auch bis gegen Ende meines Aufenthaltes daselbst die Wege geebnet und geholfen, auch die Arbeit nach meinem Abschied von Europa noch eine Weile fortgesetzt, wie seine Enthüllung über die Lage der Fabrikarbeiter, die er veranlasste, beweist. Woran er gescheitert ist, weiß ich nicht.

Die Handwerkerzwangszunft ist leider unhaltbar, wenn im übrigen Wirtschaftsleben „Freiheit“, oder wie Wagener sagte, Anarchie weiter herrscht. Hätte ich geahnt, man werde in Oesterreich hiebei stehen bleiben, so würde ich gewiss dem Grafen Belcredi gerathen haben, die Hand davon zu lassen, denn ich fürchte, wir haben manchem armen Teufel von Handwerker durch die Zwangsorganisation den Kampf ums Dasein erschwert. Ueberaus komisch kommt es mir immer vor, wenn in Deutschland infolge des Drängens der Conservativen wieder ein Schritt in der Handwerksorganisation vorwärts geschieht und davon keine Rede ist, dass nun auch Herr von Stumm und seine Arbeiter und der Waarenhausinhaber, Schwitzgesellen und Schwitzmeister „incorporiert“ werden müssen. Diese strebsamen conservativen Herren sind moderne Sisyphuse, die an dem Stein wälzen, worauf Rodbertus die höhnische Inschrift anbrachte: „Lösung der socialen Frage auf dem Boden des freien Geldlohncontracts.“

Ob es heute noch möglich sein wird, die Industrie in Corporationsfesseln zu schlagen, entzieht sich meiner Beurtheilung. Lorenz v. Stein warnte Ende der Siebzigerjahre sogar vor dem Versuch, die Handwerker zu incorporieren, weil sie es sich nicht gefallen lassen würden. Aber er hatte sich geirrt, und Belcredi und ich waren vollkommen überzeugt, dass es mit der damals noch durchaus nicht bedeutenden österreichischen Industrie auch gelingen werde. Für die zwei ländlichen Corporationen sind sogar schon theilweise bis ins kleinste gehende Entwürfe vorhanden … Heute, da auf dem Lande Landlosigkeit und Verschuldung um sich gegriffen haben und die von den Kathedersocialisten so geschätzten Gewerkvereine hüben Herrn Bebel, drüben Herrn Adler folgen, würden sie es sich wahrscheinlich nicht mehr gefallen lassen, und die andere Seite, der Herr v. Stumm und die anderen Unternehmer, wollen es heute so wenig, wie es Herr v. Stumm 1867 bis 1869 wollte. So wird die von 1867 bis 1873 gesetzlich und wissenschaftlich geförderte wirtschaftliche Anarchie sich wohl weiter entwickeln. In welcher Richtung, das weiß ich nicht. Etwa in der Richtung Stumm?

Dieser Freiherr, den ich wegen seiner Offenheit und seines consequenten Verhaltens — er hat sich in diesen letzten 30 Jahren gar nicht geändert, wie ich auch nicht, ist mir also sympathisch unter der Masse der sich Mausernden — als Mensch schätze, kommt mir vor wie Polykrates, er und alle seine Standesgenossen, die Fabrikanten: „Die vormals deinesgleichen waren, die zwingt jetzt deines Geldes Macht.“ Die Culturrevolution des XIX. Jahrhunderts hat uns einen neuen Adel gebracht, den Bank- und Fabrikadel, welcher Menschenclasse die Frucht dieser Cultur fast allein in den Schoß fällt. Er ist aus der Masse emporgestiegen und hat sie dabei tiefer hinabgedrückt, als sie vordem stand. Thatsächlich ist er der Arbeitsherr, und wie jedes bestehende und zur Coutume gewordene Verhältnis will auch dieses nun zum „Statute-Recht“ werden, wie die Amerikaner sagen. Der Fabrikadel will die Arbeit nicht feudalisieren, d. h. er will nicht in ein Verhältnis von Recht und Pflicht mit den Arbeitern treten, welches doppelte Verhältnis den Feudalismus charakterisiert, sondern er will sie beherrschen! In dem ländlichen Gesindeverhältnis sieht er ein noch existierendes Vorbild. Auf dem Lande gibt es noch keine Coalitionsfreiheit, und die Gesindeordnung macht den Gutsbesitzer zum wirklichen Arbeitsherrn. Das möchten die industriellen Arbeitgeber auch werden. Das Herrenverhältnis, welches die Rittergutsbesitzer beibehalten und die Fabriksbesitzer gern erhalten wollen, scheint mir der eigentliche Kitt des sonst so unnatürlichen neuen Kartells zu sein.

Wenn man mit offenen Augen nachdenkend durch die Welt geht, macht man wahre Entdeckungen. Es wimmelt da von Verhältnissen und Anschauungen, die sich als etwas Selbstverständliches geben und doch total unmotiviert sind. So sagte Vater v. Plötz auf dem Pester Agrartage im Jahre 1896, die Landwirtschaft sei nicht unbillig. Sie wolle nur dieselben Preise für ihr Getreide dauernd haben, als sie durchschnittlich in den letzten 40 Jahren gewesen seien. So sagen die Fabrikanten, die Fabrik sei ihr Haus, und darin wollen sie die Herren sein und bleiben.

Die liberale Theorie setzt voraus, es finde eine freie Verhandlung über den Arbeitsvertrag zwischen dem Fabrikanten und dem Arbeiter statt. Daraus wurde aber in Wirklichkeit, dass der Fabrikant die Fabriksordnung anschlägt, und wer sich der nicht fügen will, hier nicht arbeiten kann. Nun wollten die kathedersocialistischen Reformer von 1872 bewirken, dass Coalitionsrecht und Gewerkvereine eine geschlossene Arbeiterschaft dem Fabrikanten gegenüber stellen sollten, welche mit ihm um die Fabriksordnung streiten. Dieser Aberglaube existiert heute noch, denn ohne Coalitionsfreiheit, sagte der ehrliche Zentsch, kommt man zur Sclaverei, aber ich sage, bei Gewerbefreiheit kommt man zu dieser auch trotz Coalitionsrecht.

Aber ist es denn historisch-rechtlich wahr, ist der Ausspruch denn begründet, daß der Fabrikant Herr in der Fabrik sei? Er ist nichts weiter als ein großer Meister; anstatt weniger Gesellen beschäftigt er viele Arbeiter. Durfte der Meister eine Werkstattordnung machen? Durfte er „frei“ mit den einzelnen oder verbundenen Gesellen die Arbeitsbedingungen feststellen? Nein! Das that die Zunft unter Controle und Mitwirkung der Stadtregierung. Uebrigens hat die Zunftverfassung doch auch bereits mit Handwerken zu thun gehabt, in welchen ein Meister eine größere Anzahl von Arbeitern beschäftigt, welche „ihren eigenen Rauch“ hatten, sich also von den heutigen Fabriksarbeitern insofern nicht unterschieden. Und als Colbert die Vorläufer der Fabriken, die Manufacturen schuf, ernannte er den Manufacturisten keineswegs zum „Herrn“ in der Manufacturanstalt, sondern gab sehr detaillierte Arbeitsordnungen und ließ deren Befolgung durch einen besonders hiefür angestellten Beamten controlieren, den ersten Fabriksinspector, welchen es in der Welt gegeben hat. Die Gewerbefreiheit und das Herrenthum der souveränen Fabrikanten in der Fabrik ist in Frankreich auch ein Product der großen Revolution, ebenso wie der Proletarier, und von da aus hat sich dieser revolutionäre Wildling auf dem Continent ausgebreitet.*)

Man wird hier auf Schritt und Tritt einem in sich geschlossenen, logischen conservativen Wirtschaftssystem begegnen. Aber man sieht auch, dass das selbstverständliche Hausrecht des Herrn v. Stumm ebenso unbegründet ist, als der selbstverständliche Getreidepreis des Herrn v. Plötz.

(Schluss folgt.)

Drachenaufstiege.

Schon im Jahre 1752 stellte Franklin seine bekannten Drachenversuche an, und vor etwa sechzig Jahren bildete sich in Philadelphia eine Gesellschaft, der „Franklin Kite Club“ genannt, dessen Mitglieder den Drachenflug auf mehr oder minder wissenschaftliche Weise betrieben. Ernster wurden diese Versuche aber erst im letzten halben Decennium in Angriff genommen. Speciell sind es die Experimente des Amerikaners W. A. Eddy, welche unser lebhaftes Interesse erregen. Es gelang Eddy nicht nur, außerordentlich große

*) Der oberste Fabriksinspector hieß Bellinzani, der eine Anzahl reisender Unterinspectoren hatte. Sie mussten auch die Lohnzahlungen überwachen. Colbert führte die Kinder in die Manufactur, aber sie mussten über 12 Jahre alt sein. Fabrikgesetze und Fabriksinspectorat sind keine englischen, sondern französische Erfindungen.

Höhen zu erreichen, sondern auch selbst registrierende, meteorologische Apparate hoch zu führen und oben stundenlang zu erhalten.

Der Engländer Baden-Powell endlich brachte es sogar dahin, mittels Drachen Menschen mehrere hundert Meter hoch zu heben; ebenso stieg Lieutenant Wiese mittels Drachen in die Luft.

Es konnte nicht fehlen, dass die auf dem Blue-Hill angestellten Versuche in Fachkreisen und darüber hinaus die größte Aufmerksamkeit erweckten, umsomehr, als die in kurzer Zeit hierbei gewonnenen Resultate weit über das hinausgiengen, was man von diesen Experimenten zunächst erwarten zu können glaubte. Die Beschäftigung auf diesem Gebiete der Aeronautik hat infolge dessen einen neuen und mächtigen Impuls erhalten, ganz besonders in der Heimat dieser Versuche, den Vereinigten Staaten von Nordamerika. So sind kürzlich eine Anzahl Gelehrter, an deren Spitze der Director des Harvard Observatoriums, Professor Pickering, und der frühere Präsident des Vereines amerikanischer Civilingenieure, O. Chanute, stehen, in Boston zu einer Vereinigung zusammengetreten, welche die Vervollkommnung der Drachentechnik zu ihrer Aufgabe gemacht und zur Förderung dieses Zweckes Preise für die besten Lösungen verschiedener specieller Fragen ausgesetzt hat. Die Wichtigkeit und Eigenart dieser Versuche veranlasst uns zu näheren Mittheilungen über dieselben.*)

Es ist eine bekannte Thatsache, dass der Wind mit der Höhe im allgemeinen zunimmt. Dies führte Douglas Archibald im Jahre 1884 dazu, zwei seidene Drachen zu bauen, die an derselben Leine übereinander derart befestigt waren, dass der obere hinter dem darunter befindlichen festgemacht wurde. Er erreichte hierbei eine Höhe von 670 Meter und nahm ein Anemometer hoch. Hierbei zeigte sich jedoch der Nachtheil, dass der untere Drache in seinen Bewegungen durch die Stöße des oberen stark beeinträchtigt wurde. Dies veranlasste Eddy, im Sommer 1890 in Bergen Point Versuche mit sechseckigen, geschwänzten Drachen anzustellen, von denen aber jeder mit einer besonderen Leine versehen war, welche dann ihrerseits wieder in progressiven Abständen an der Hauptleine befestigt waren. Bei einer ganz geringen Windgeschwindigkeit von nur fünf Meter per Secunde erreichte Eddy schon eine Höhe von 1200 Meter. Im weiteren Verlaufe seiner Experimente kam er dazu, sogenannte Malay'sche Drachen, das heißt solche ohne Schwanz und mit etwas gewölbter Unterfläche zu verwenden. Diese „Eddy Malay Tailless Kite“, wie er selbst sie nennt, sind leichter und können sich nicht mit den Schwänzen bei schwachen Winden ineinander verwickeln. Sie steigen auch steiler in die Höhe und müssen nicht, wenn der Wind an Stärke zunimmt, (etwa von 4 bis zu 18 Meter) zur Erde geholt werden. Außerdem können sie bei sehr geringen Windstärken oder selbst bei Windstille, wenn nur die haltende Person sich bewegt, läuft, reitet oder fährt, verwendet werden. Sie bestehen nur aus zwei leichten, gekreuzten Stäben und sind mit japanischem Papier und chinesischer Seide überdacht. Wer die Weltausstellung in Chicago besuchte, hatte täglich Gelegenheit, viele solcher Drachen über dem Malay'schen Dorfe in der Luft stehen zu sehen. Eddy prüfte die Brauchbarkeit dieser Drachen vom 27. Juli bis 6. August 1891 in größerem Umfange auf dem bekannten meteorologischen Observatorium, das auf dem 195 Meter über dem benachbarten atlantischen Ocean gelegenen „Blue Hill Maß“ bei Boston errichtet ist. Am 1. August glückte es ihm, ein System von sieben Drachen 1080 Meter hoch steigen zu lassen. Einige Tage später wurde ein für diese Zwecke umgeändertes Richard'sches Thermograph mitgenommen. Das Instrument blieb volle vier Stunden in der Höhe von 425 Meter.

Ueber die hiebei gemachten meteorologischen Beobachtungen berichtet der Meteorologe Helm Clayton ausführlich. Bei diesem Experimente ist auch das Vorkommen großer Luftwirbel unterhalb Cumulus-Wolken nachgewiesen worden.

Am 6. August versuchte man bei schwachen, westlichen Winden Drachen in die Höhe zu bringen und hatte es auch durch Hin- und Herziehen der Leine erreicht, einen Drachen von 1½ Meter Durchmesser in einer geringen Erhebung vom Erdboden zu erhalten. Als nun um 2 Uhr 20 Minuten eine ziemlich große Cumulus-Wolke sich dem Zenith näherte, begann der Drache plötzlich in fast senkrechter Richtung zu steigen, so lange, bis die Leine gänzlich abgelaufen war; er folgte dann der Wolke eine kurze Strecke über den Zenith hinaus, um hierauf schnell auf die Erde hinab zu stürzen. Die Höhe, welche der Drache erreicht hatte, betrug mindestens 350 Meter über dem Erdboden.

Die interessanten und sehr instructiven Ergebnisse dieser Drachenversuche veranlassten Herrn A. L. Rotch, den bekannten Meteorologen und Besitzer des „Blue Hill-Observatoriums“, dieselben weiter fortzusetzen. Unter seiner Leitung haben nun nach einem Berichte der Boston „Commonwealth“ vom 9. Mai 1896 Helm Clayton, Fergusson und Sweetland zahlreiche und mühsame Untersuchungen angestellt, die sich zunächst auf die Art der zu verwendenden Drachen bezogen. Hierbei sind nach drei Seiten hin erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Diese beziehen sich auf die Anwendung neuer Drachensysteme, eines Stahldrahtkabels und einer Dampfwinde. Neben dem Eddy-Malay Tailess Kite kam noch der Hargrave'sche Zellen- oder Kastendrache und der Lamson'sche oder Kieldrache in Verwendung. Der erstere besteht aus vier Flächen und kann am besten mit einem oben und unten geöffneten Kasten verglichen werden. Dieser Drache, auf dessen Construction der Australier Hargrave gelegentlich seiner Versuche, den persönlichen Kunstflug betreffend, verfiel, wurde von Clayton noch erheblich vereinfacht und an ihm eine Vorrichtung angebracht, durch welche bei zunehmendem Winde die Oberfläche des Drachen erheblich verkleinert werden konnte. So wurde er stabiler und eignet sich vorzüglich dort, wo häufige Wirbelwinde auftreten. Er kommt daher wegen dieser seiner größeren Stabilität von nun an als Gipfeldrache in Verwendung.

Der Kieldrache ist ein verbesserter Malay'scher Drache mit einem an der Vorderseite in der Längsachse angebrachten Kiel; der Lamson'sche Drache besitzt Rippen und eine gekrümmte Oberfläche. Die Zahl der Drachen und die Wahl ihres Systemes muss jederzeit von der zu erreichenden Höhe und der Art des Windes abhängig gemacht werden, erfordert daher schon bedeutende Fachkenntnis. Das Gewicht des Drachen betrug etwa 700 Gramm für den Quadratmeter hebende Oberfläche. Von den genannten Experimentatoren wurden zahlreiche Versuche über die Vorzüge der einzelnen Drachentypen angestellt. Sie bezogen sich auf deren Größe, Stabilität, Steighöhe und Tragfähigkeit. Um nur eines ihrer Resultate herauszugreifen, sei erwähnt, dass bei einer Windstärke von 10 Meter per Secunde per Quadratmeter Drachenfläche ein Zug von durchschnittlich 5 Kilogramm ausgeübt wird. Bis zum Jahre 1896 verwendete man als Drachenleinen solche aus Hanf. Diese besaßen aber viele Nachtheile, sie rissen bei größeren Windstößen ab, waren theuer und boten durch ihre verhältnismäßige Dicke dem Winde eine sehr große Angriffsfläche. Dies führte zur Verwendung von Claviersaitendraht. Dieser ist doppelt so fest und außerdem um die Hälfte billiger, als die Hanfleine von demselben Gewichte. Dadurch, dass der Durchmesser der Saite nur etwa ¼ so groß ist, als derjenige der Hanfleine, wurde die dem Winddruck ausgesetzte Oberfläche bedeutend reduciert.

Ein solcher Stahldraht besitzt einen Durchmesser von 7/8 Millimeter und etwa 130 Kilogramm absolute Festigkeit — eine horrende Ziffer — dabei wiegt der Kilometer nur 4½ Kilogramm. Gegen eine gleich tragfähige 3000 Meter lange Hanfleine ist bei diesem Stahldraht um 11½ Quadratmeter weniger Fläche dem auf sie einwirkenden Winde ausgesetzt. Der praktische Erfolg bei Anwendung dieses Stahldrahtes zeigt sich dadurch, dass bei der gleichen Anzahl von Drachen nunmehr doppelt so große Höhen erreicht wurden. Hier sei noch des elektrischen Phänomens Erwähnung gethan, welches sich anlässlich dieser Versuche zeigte. Sobald die als Leine dienende Claviersaite auf circa 1000 Meter aufgelassen war, bemerkte man elektrische Funken, die von ihr ausgiengen und unliebsame Schläge erzeugten, weshalb man die Drahtleine mit der Erde in leitende Verbindung setzen musste. Diese Funken waren bei Schneestürmen besonders stark, zeigten sich aber auch bei klarem und bei bedecktem Himmel. Von großer, praktischer Bedeutung war endlich die Verwendung einer Dampfwinde an Stelle der bisher gebrauchten von zwei Mann bedienten Handwinde. Das Auflassen und Einholen der Drachen ist infolge der sich in der langen Leinenleitung progressiv fortsetzenden Stöße mit Schwierigkeiten verbunden und erfordert große Vorsicht. Es darf nur ganz allmälich geschehen, um den Erschütterungen Zeit zu lassen, sich auszugleichen. Mit Hilfe der Dampfwinde wurde diese Manipulation gleichmäßiger, wesentlich erleichtert und das Material geschont. Hiezu trug auch ein an der Winde angebrachter Apparat bei, der ohneweiters die Länge des abgelaufenen Kabels und die Höhe des Drachens unter Berücksichtigung der Seildurchhängung abzulesen gestattete.

Ausgerüstet mit allen diesen trefflichen Apparaten, erzielten die Amerikaner bis jetzt noch nie dagewesene Resultate. So gelang es ihnen bei dem am 15. October 1897 unternommenen Versuche, den Meteorographen, welcher zugleich die Temperatur, den Luftdruck und die Feuchtigkeit automatisch registrierte, 3370 Meter hoch über den Erdboden zu bringen. Der Gipfeldrache stieg noch 40 Meter höher in die Luft. Bei diesem Versuche wurden nur vier Drachen verwendet. Am Ende des Kabels befand sich ein Lamson'scher und ein verbesserter Hargrave Drache von 6·6, beziehungsweise 3·35 Quadratmeter Oberfläche, während die beiden anderen kleineren Drachen Hargrave'scher Construction von je 2·13 Quadratmeter Fläche in Entfernungen von 2000 bis 2500 Meter am Haltedraht befestigt waren. Die gesammte hebende Oberfläche belief sich demnach auf mehr als 14 Quadratmeter. Die Gesammtlänge des abgelaufenen Kabels betrug 3600 Meter, und den Maximalzug zeigte der Dynamograph mit 68 Kilogramm an. Die treffliche Construction des von Herrn Fergusson gebauten Baro-Thermo-Hydrographen gestaltet den Drachen zu einem wertvollen Inventarstück meteorologischer Observatorien.

Vor den Fesselballons hat der Drache den bedeutenden Vorzug, vom Winde unabhängiger und weniger kostspielig zu sein, auch erreicht er bedeutendere Höhen als der Fesselballon.

*) Vergl. „Das lenkbare Luftschiff“ in Nr. 201 der „Zeit“.

Schon hat das Weather Bureau in Washington, die erste staatliche meteorologische Anstalt, den Drachen in ihren Dienst gestellt, und Prof. Marvin wurde beauftragt, weitere Versuche anzustellen.

Mit Freude und Genugthuung mag es Mr. Rotch und seine Mitarbeiter am Blue Hill-Observatorium erfüllen, dass die im Jahre 1896 in Paris tagende Conferenz von Directoren meteorologischer Institute den Entschluss fasste, die Anstellung von Drachenversuchen, wie solche auf dem Blue Hill-Observatorium gemacht worden sind, auch anderwärts als sehr wünschenswert zu empfehlen.

Der rührige Straßburger Luftschiffahrtsverein unter der bewährten Führung Dr. Hergesell's und Hauptmann Moedebeck's ist meines Wissens der erste, der diesem Aufrufe gefolgt ist und die mühsamen, aber auch Erfolg verheißenden Drachenexperimente auf dem Continente in Angriff genommen hat.

Korneuburg. **Hauptmann Hermann Hoernes.**

Aus Bechers letzten Tagen.

Ungedruckte Aufzeichnungen seiner Braut.

Mitgetheilt von Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart.

(Schluss.)

Hier muss ich eines Vorfalles gedenken, der, obgleich ich keineswegs abergläubisch bin, seiner Sonderbarkeit wegen nicht unerwähnt bleiben dürfte. Heftiges Kettengerassel schreckte mich auf, schnell rief ich meine Gefährtin und frug sie, was denn das Kettengerassel zu bedeuten haben möge, denn ich glaubte, man führe meinen Alfred fort. Sie lachte und versicherte mich, dass ich an Einbildung leide, dass sie nichts gehört. Aergerlich über ihren Stumpfsinn kehrte ich ihr den Rücken und lauschte auf jeden Tritt; doch die Stille ward nicht mehr unterbrochen. Keineswegs beruhigt, blieb ich noch auf meinem Lager sitzen in wahrer Todesangst. Mit einemmale ward es hell im Zimmer, und ich hörte so deutlich, als ich mir meines Lebens bewusst bin, eine Stimme aus der hellen Ecke des Zimmers, die hohl und düster rief: Zum Tode verurtheilt! Mit einem fürchterlichen Schrei fuhr ich zusammen und weckte dadurch das Mädchen, das ruhig an meiner Seite schlief und nicht begriff, was sich denn schon wieder zugetragen. Vergebens suchte sie mich zu beruhigen; ich tobte, raste, schrie und weinte unaufhörlich, dass am Ende meine ganze Umgebung sich zu fürchten anfieng. Man rief den Zimmercorporal zu Hilfe, denn man meinte, ich sei verrückt geworden. Er kam, und nachdem er mir sein Ehrenwort verpfändet, dass Alfred lebe und ich ihn morgen im Garten sehen könne, wirkte dies balsamisch auf mein zur höchsten Potenz gesteigertes Nervensystem. Als er fort war, begann ich schnell zu schreiben, so oft es unbemerkt geschehen konnte, und dadurch gelang es mir, anderthalb Tage ziemlich ruhig ein abermalig Wiedersehen im Fenster meines Arrestes zu erwarten.

Der 17. November Nachmittag fand mich auf unserem Observationsplatz, um den Geliebten ja nicht zu übersehen. Die maßlosesten Qualen bestürmten mein gemartertes Herz, welches seinen Alfred erwartete. Mit zitternder Hand hatte ich den Brief so klein als möglich zusammengefaltet, indem ich ein Geldstück hineingewickelt, worüber ich von meinem Nähzeug recht viel Wolle gespult, um es leicht an einem Faden herunterlassen zu können, ohne dass es bemerkt würde. Die vierte Stunde schlug, die Thüren des Gartens giengen auf ... Ach du armes Herz, gib dich zur Ruh, denn du siehst ihn doch nicht wieder, so ruf ich mir jetzt zu, wenn seine edle Gestalt lebendig vor meinen Augen steht! ... Alfred trat mit seinen drei Gefährten in denselben ein. In diesem Moment hätte ich, die arme unglückselige Gefangene, als sein seelenvoller Blick dem meinen begegnet, die ganze Welt umarmen können, und auf dem Eisengitter hatte ich blutige Spuren von meiner Stirne zurückgelassen. Er begrüßte mit lauter Stimme seinen Paradiesvogel, so wie ich meinen Hererich (so pflegte ich ihn zu nennen). Alfred warf mit seinen Freunden Schneeballen (auf Uebereinkunft), denn tiefer Schnee war dieser Tage gefallen, und so konnte er sich meines Briefes, den ich ihm von Ferne zeigte, bemächtigen. Als er ihn hatte, gaben wir uns die gewöhnlichen Liebeszeichen, und stumm waren wir in seligem Anschauen versunken. Fürchterliches Gepolter an meine Thür verscheuchte mich von meinem Platze, als auch schon der Zimmerwärter vor mir stand und bedeutete: man habe bemerkt, dass ich den Gefangenen Zeichen mache, dass man das Fenster nicht mehr öffnen dürfe, sonst müsste er es sperren. Bestimmt antwortete ich ihm, dass dies nicht sein könne und dürfe, da ich meines Unwohlseins wegen öfters Luft brauche; jedoch versprach ich ihm, es für heute nicht mehr zu öffnen. Nach Beendigung des Zwiegesprächs war auch der Garten leer.

Es war dunkel geworden. Die alte Unruhe und Angst bemächtigte sich meiner, denn die Warnungsstimme der Nacht war noch nicht verhallt. Als das Licht gebracht wurde, bat ich den Diener, der einer von jenen war, denen das Schergengeschäft noch nicht alles Herz geraubt, mir alle Tage auszukundschaften, was mein Geliebter in der Küche bestellt, denn dann wusste ich auch, dass er noch lebe.

Eines vergaß ich anzuführen. Eines Tages wurde ich geholt, um mein mitgebrachtes Geld, das mir vom Auditor im Beisein von Zeugen übergeben wurde, dem Corporal vorzuzählen, wo es mir gelang, drei Gulden aus meinem eigenen Sacke zu stehlen, wodurch ich denn imstande war, treue, mir geleistete Dienste zu belohnen.

Zeitlich brachte man uns das Frühstück: Zweimal die Woche kam der Arzt Kranichstätten, der bei Gott nicht an krankhafter Sentimentalität leidet; denn ungeachtet er meinen Vater und Gatten sehr wohl gekannt, hatte er nicht ein trostreiches Wort für mich, sondern mit einem sarkastischen Lächeln bemerkte er: ich würde mich schon gewöhnen, ich litte nur am Polizeihausfieber. Ein verachtender Blick war die Antwort. — Auch der löbliche Gemeinderath (seligen Andenkens) sandte jede Woche ein Männlein aus seiner Mitte, das, von sogenannten Menschlichkeitsgefühlen durchdrungen, sich erkundigte über die Beschwerden der Gefangenen, sich weidlich vorlamentieren ließ, ohne dass es ihm das Herz schwer machte, und beim Fortgehen ebenso leicht darauf vergaß.

So verstrichen mir die Tage in tödlicher Langeweile und Angst, welche nur einmal dadurch unterbrochen wurden, dass ich in die Kanzlei gerufen ward, um mich da mit meinem Stubenmädchen zu besprechen über die verschiedenen häuslichen Aufträge, die ich zu besorgen hätte. Auch dieses brachte mir die Nachricht, Becher habe nichts zu fürchten; verschiedene Leute verwenden sich für mich, man meine, ich würde bald frei sein ... aber all diesen Gerüchten schenkte ich keinen Glauben und bat nur, man möchte mir bald meine Tochter senden.

Der 19. November sollte mir wieder des Geliebten Nähe bringen, und schon war wieder ein kleines Päckchen für ihn bereit, als der Zimmerwärter kam und mich bat, ja nicht ans Fenster zu treten, indem er sonst gestraft würde, dass er es nicht abgesperrt. Ich dachte mir aber: es wird ihm soviel nicht geschehen und nahm mir vor, um jeden Preis meinem Alfred das Brieschen zukommen zu lassen, da es mir nun klar wurde, dass er trotz meiner Bitten sich nicht hatte krank melden lassen.

O, wäre er damals weniger eigensinnig gewesen, und hätte er nicht soviel auf die Rechtlichkeit der Menschen gebaut, von denen er glaubte, sie könnten das Todesurtheil über einen Unschuldigen nicht aussprechen, da er sich keiner Schuld bewusst war, derentwegen er nach dem Gesetze verurtheilt werden könnte — so wäre er gerettet gewesen — denn in zwei Tagen später ward das Standrecht aufgehoben. Doch es sollte ja nicht sein!

Um mich kurz zu fassen, übergehe ich alle meine Empfindungen und unangenehmen Zwischenfälle. Wohl sah ich Alfred diesen Tag vor meinem Fenster, doch nimmer konnte ich seine treue Stimme hören, und als ich den Brief hinunterwerfen wollte, kam eine Wache mit einem Papier und gab es ihm. Er las es. Aus seinen Zügen erkannte ich nur, dass er abgerufen ward zum Standgericht. Die Wache entfernte sich. Er drehte sich rasch um, legte die zwei Zeigefinger auf den Mund, die rechte Hand aufs Herz, neigte sich und entschwand meinen Blicken. Es war das letzte Lebewohl.

* * *

Damals wähnte ich es nicht und war nur bemüht, meinen tiefen Schmerz zu beschwichtigen, und ließ mir vom Auditor die Begünstigung erbitten, mit ihm zu sprechen. Es wurde mir gewährt. Er empfieng mich mit besonderer Freundlichkeit, sagte mir, dass meine Verhältnisse sich täglich freundlicher gestalteten, und dass er hoffe, da gar nichts gegen mich vorliege, worüber man mich gerichtlich belangen könne, mich bald meinen Kindern wiedergegeben zu sehen. Ich erwiderte ihm, dass mir dies alles völlig gleichgiltig, was in Bezug auf mich; dass ich nur gekommen, ihn zu bitten, sich Bechers anzunehmen und mir zu erlauben, an Fürst Windischgrätz selbst zu schreiben, um ihn mit der wahren Sachlage bekannt zu machen. Es wurde mir gewährt, und nach vielem Hin- und Herreden, wo er mir Lügen erzählte, die die Welt mir andichtete, verließ ich ihn. Ich verlangte sogleich die nöthigen Schreibmaterialien, die ich trotz der Erlaubnis nur mit größter Mühe erlangen konnte, und verfasste eine Schrift an den Fürsten, von der ich weiter nichts hörte, als dass sie eine ungeheure Sensation im Kriegsgericht erregte, doch wie der Fürst sie erhielt und aufnahm, darüber schweigt die Geschichte. Des Inhaltes der Schrift (ein Zeichen meiner ungeheuren Geistesaufregung) kann ich mich nicht mehr entsinnen, als dass ich bemüht war, dem Fürsten meine Unschuld zu beweisen.

Von einem zu dem anderen Tag hoffte ich auf ein Resultat. Doch vergebens. Ich war einem zum Tode Ausgesetzten gleich: jedes Geräusch erschreckte mich, da ich immer glaubte, man führe Alfred zum Tode. Wie eine Geisteskranke bewachte man mich strenger denn je. Trotz aller Bitten konnte ich keine Unterredung mit dem Auditor mehr erreichen. Dies fiel mir umso mehr auf, als man mir die baldige Befreiung angekündigt hatte. Warum also die verschärfte Haft? Dies musste einen Grund haben. Nur zu gut errieth ich ihn. Ich vergaß zu erwähnen, dass ich Dr. Jellinek noch vom Fenster gesehen und einmal zufällig an meiner Thür begegnet, wo wir uns wehmüthig die Hände reichten und er ausrief: Nun haben sie auch den Becher gefangen! Jellinek klopfte mir nachträglich, ich wusste, dass auch er ein Verhör zu bestehen; doch leider konnte ich darüber nichts Bestimmtes erfahren.

Auf einmal klopft es zu ungewohnter Stunde an der Wand; ich sprang hinzu und erwiderte ganz erschrocken sein Klopfen. Doch statt der gewöhnlichen Zeichen beschrieb er einen runden Kreislauf auf der Mauer und darin ein Kreuz. Du großer Gott! Wie war mir zu Muthe! Ich hatte ihn verstanden. Er kündigt mir sein Todesurtheil an! Ohne dass sich jemand darüber ausgesprochen, wusste ich doch, dass mein theurer Alfred nun *unwiderbringlich* verloren war. Ohnmächtig fiel ich auf mein Lager, und da er von mir kein Zeichen erhalten, klopfte er, als ich wieder zu mir kam, zu wiederholtenmalen, wodurch er mich entsetzlich marterte. Ich brachte alles in Aufruhr; denn ich war in einem Zustand, der die äußerste Besorgnis für meinen Geist erregte. Man schickte sogleich nach dem Hauptmann, meinen Kindern, meinem Hausarzt Dr. Helm, da ich von dem anderen nichts wissen wollte, zuletzt kam noch der Feldwebel. Der gute Mensch wandte alles an und schwor mir bei seiner militärischen Ehre, dass Becher sich noch hier und sich ganz wohl befände, dass eben heute Aigner, Commandant der akademischen Legion, freigeworden, dass auch Becher auf keinen Fall etwas zu befürchten habe. Er hatte auch schon abends vorher viel mit ihm über Musik gesprochen. Ich wand mich unter den fürchterlichsten Krämpfen auf meinem Bett, scheinbar theilnahmslos; doch mit einemmale erfasste ich mit convulsivischer Gewalt seine Hand und beschwor ihn, mir die Wahrheit zu sagen. Bald darauf verlor ich wieder die Besinnung. Doch der gute Mensch blieb noch immer an meiner Seite, versprach mir, dass ich noch morgen meine Kinder sehen sollte: ich wurde ruhiger und schwieg. Da man fürchtete, dass ich mir ein Leid anthun könnte, hatte man mir zwei Mädchen zur Bedienung gegeben, die mich mit ihrer unpassenden Sorgfalt ungeheuer belästigten.

Das war alles am 21. November vorgefallen, an welchem, wie ichs bestimmt gewusst — Alfred verurtheilt wurde.

Früh kam meine Tochter mit meinem süßen Knaben. Die armen, armen Kinder! Wie waren sie ergriffen!

Lasst mich schnell über die Greuelscenen hinwegeilen, die ich alle erlebte. Meine Tochter erzählte mir, sie sei beim Fürsten gewesen, der sie gnädig empfieng und ihr meine schnelle Freilassung versprach, sobald es möglich. Zugleich überreichte sie ihm eine Bittschrift, worin der Arzt erklärte, dass meinem Verstande wirklich die größte Gefahr drohe, und dass es daher höchst wünschenswert, wenn ich die gehörige Pflege erhalten könnte. An diesem ganzen Tag war ich nur momentan bei Sinnen. Man erzählte mir, dass ich stundenlang wimmernd auf dem Boden lag, keiner Thräne mächtig, fieng ich an, irre zu reden, dass ich nichts mehr von mir wusste. Nur wenn jemand kam, horchte ich, ob man von ihm spreche oder von ihm Nachricht bringe. Um mich her war alles in Verzweiflung; denn die Mädchen fürchteten sich und wussten sich nicht zu helfen. Ich war immer schlechter und schrie unausgesetzt: „Jetzt kommt man auch, um mich zu erschießen, allein ich will ohne ihn und die Kinder nicht sterben."

So kam die entsetzlichste Nacht vom 22. bis 23. November. Zitternd saß ich auf der Schwelle meiner Thür, immer den Wachen lauschend, die ihn bringen sollten. Gegen drei Uhr hörte ich plötzlich ein Geräusch, wie Aechzen, und ein beständig Klopfen an der Wand. Ich sprang schnell ans Fenster, um zu sehen, ob beim Corporal Zach noch Licht. Doch in dem Moment schrie man von allen Seiten: „Zu Hilfe! Sie erhängt sich!" Wachen eilten herbei. Sie trugen mich auf mein Bett, man goß Wasser auf mich, da ich zum Verscheiden war, und labte mich in der Verwirrung statt mit Wasser mit Weingeist. Meine Krankenwärter waren natürlich lauter Polizeidiener. Was noch weiter geschah, weiß ich nicht, nur dass sehr viele Menschen um mein Bett versammelt waren — und als der Morgen graute, war es stille geworden in mir, es war die Stunde (wie aus seinem letzten Schreiben an mich hervorgeht) wo er an mich schrieb. Mein Herz schien sich zu erweitern, sein Geist umschwebte mich und ich entschlief. Um dreiviertelacht erwachte ich mit dem Bewusstsein, dass es vollendet — — —

Drei Tage nach seinem Tode ward ich, halb wahnsinnig, vom Arzt, Commissär und allen Hausgenossen, die ich, wie ich mich erinnere, auch bat, zu belohnen, begleitet, in einem guten Wagen in mein Haus gebracht. Wie ich die drei Tage bis zum 27. November (meine Befreiung) verlebt, weiß ich nicht. Thränenlos und stumm soll ich den ganzen Tag versunken gewesen sein und viel wirres Zeug gesprochen haben, und tiefbegründet ist in mir die Ueberzeugung, dass, wenn es eine Gerechtigkeit gibt, sie die Sünder ereilen wird. Zu Hause angelangt, legte man mich ans Herz meines süßen Kindes, das meine erstarrten Gefühle durch seine Thränen erwärmte und zum Bewusstsein brachte.

Man legte mich zu Bette und drei Monate musste ich's hüten, eigentlich nicht krank, doch versunken in dumpfes Hinbrüten, und von einer Schwäche befallen, die meine Glieder ganz unbrauchbar machte.

Noch waren meine Feinde nicht befriedigt, und zu ihrem Schmerz ward ich nicht dem Blutgericht überliefert. Statt Theilnahme bewarf man mich mit Koth, hatte kein Mitleid, dass man mir den Geliebten, den Bräutigam erschossen, so viele Freunde ins Elend gestürzt, dass ich mein ganzes Vermögen verloren, meine nächste Familie mich verlassen. Ein Weib, ich will's nicht nennen, ruhte nicht eher, als bis sie soweit es gebracht, dass die Behörde mir meinen einzigen Trost, meine letzte Stütze, meine lieben Kinder entzog, in der Voraussetzung, ich dürfte sie in zu radicalen Grundsätzen erziehen, und da ich mich in der historischen Tragödie unseres tiefen Falles compromitiert, entzog man mir die Vormundschaft.

Es war dies der letzte Schlag. Ich konnte es nimmer ertragen. Eines schönen Morgens (17. April 1849), als ich nach unsäglicher Mühe meinen Pass erlangt, schnürte ich mein Bündel und enteilte, ohne Abschied von jemand, selbst von meinen Kindern, genommen zu haben, einer Verbrecherin gleich, der theuren Heimat, in der ich soviel schöne und trübe Erinnerungen und ein Grab, wo alle meine Hoffnungen ruhten, zurückließ.

Dies der Schluss dieser unglücklichen Katastrophe, die ich nur überlebte, da Alfreds letzter Wunsch in ernster Todesstunde, mir die Pflicht auferlegte „*für meine Kinder zu leben.*" *So hat die Liebe mir die Kraft* gegeben, auch nach seinem Tode fortzuleben mit ihm in innigstem Verkehr! In meinem Geiste, in meinem Herzen lebt er fort, er gibt mir die Kraft zu dulden und zu tragen, und mein ganzes Streben wird immer sein, des großen Glückes würdig zu bleiben, das mich zur Braut des Märtyrers der Freiheit, Dr. Julius Alfred Becher, erkoren.

Beendet in München am 29. October 1849.

Von japanischer Malerei.

I.

Der niedrige standard of life des japanischen Volkes macht das europäische Haus in Japan unmöglich. Ueberdies ist das japanische Wohnungsgebäude bedingt durch das häufige Auftreten heftiger Erdbeben. Mit dem Hause aber ist die japanische Kunst gegeben. Das Haus ist die Mutter der japanischen Kunst, der Malerei.

Das japanische Haus ist ein niedriges Gebäude von ein bis zwei Stockwerken aus leichtem Rahmwerk ohne Fundament und mit schwerem Dach, das von hölzernen, auf unbehauenen Steinen ruhenden Pfosten gestützt wird. Die Hauptträger desselben sind starke, sorgfältig aneinander gefügte Balken. Das Dach liegt stumpfwinkelig auf, greift in der Regel weit über, ist bei Wohnhäusern einfach und flach, bei Tempeln und alten Burgen gegen den Rand meist wie bei chinesischen Pagoden nach oben geschweift, in den Dörfern noch meist mit Stroh, in den Städten mit Schindeln oder Ziegeln bedeckt. Das Hauptbaumaterial liefern verschiedene Kiefern und Tannen, für bessere Häuser die Kryptomerien. Parallel zu der in Abständen von etwa zwei Metern errichteten Reihe von Pfosten, auf denen das Dach ruht, läuft innen eine zweite Reihe. Der Abstand zwischen beiden ist für die Veranda bestimmt.

Das japanische Zimmer erhält seinen Charakter von den Tatami (Binsenmatten), mit denen die gedielten Böden bedeckt sind. Man unterscheidet Zimmer von 4, 6, 8, 10, 12 rc. Matten, deren jede ein Rechteck von 1 Meter Länge und $\frac{1}{2}$ Meter Breite darstellt. Sie sind mit Strohgeflecht oder grobem Zeug gepolstert und an den Rändern mit Zeugstreifen eingefasst. Die Zimmerhöhe beträgt durchschnittlich $2\frac{1}{2}$ bis 3 Meter. Die einzelnen Zimmer sind von einander durch verschieb- und entfernbare Wände getrennt. Es sind dies Rahmen oder Schieber von der Größe der Tatami, beiderseits mit starkem Tapetenpapier, in reichen Häusern auch mit Goldpapier überzogen; sie laufen zwischen cannelierten Balken. Der zwei bis vier Fuß breite Abstand zwischen dem oberen Querbalken, welcher eine solche Schiebewand begrenzt, und der Decke ist entweder geschlossen und blau, rosafarben oder weiß übertüncht oder mit einem künstlerisch durchbrochenen, feinen Holzwerk versehen. Biyobu's schöne, zusammenlegbare spanische Wände gewähren eine weitere Abtheilung der Zimmer. Unsere Fenster werden durch die Shōji vertreten. Auch dies sind Schieber, welche jedoch durch fein gehobelte Holzstäbe der Länge und Breite nach in ein Netz von Rechtecken verwandelt werden. Ueber diese wird von außen stark durchscheinendes Papier geklebt. Die besten Zimmer befinden sich immer auf der Rückseite des Hauses, wo man von der Veranda hinunter in den kleinen Garten tritt. Die vielen Wasserkünste, die kleinen Weiher mit Goldfischen, Karpfen, Schildkröten, die Wasserbecken mit Salamandern, die kleinen Brückchen und Stege über dem Wasser, Felsgruppen mit Zwergbäumen und Sträuchern, die wunderlich gezogenen Kiefern, Steinlaternen, kleine Fächerpalmen und Blumen, Japans Blumen: Diese kleinen, bizarren, zierlichen Gärtchen sprechen von einem feinen Raffinement einer alten Gartenkunst. Von seiner Veranda schaut der Japaner, auf den Knien und Fersen ruhend, in seinen Niwa, seinen Blumengarten. Drinnen im Zimmer hat er keine Möbel. Er braucht nur sein bronzenes Feuerbecken, das Hibachi, sein Rauchtischchen, das Tabakomon, und ein schemelhohes Lacktischchen. Gewöhnlich nur in einem, dem feinsten Zimmer, das eine gemauerte Wand hat, ist der japanische Schmuck zu finden. Diese feste Wand ist eine Art Recess. Die eine Wandhälfte bildet einen Erker, den kleine Schränke mit Schiebe-

thüren und schwarzlackierte Kasten zur Aufnahme des Bettzeuges füllen. Von der anderen Hälfte (Tokonoma genannt) ist der Boden des Zimmers um 6 bis 10 Centimeter Höhe und auf 60 bis 80 Centimeter Breite erhöht und trägt meist zwei Vasen mit blühenden Zweigen. Zwischen beiden Vasen pflegte früher das Schwertrepositorium zu stehen. Die dahinter befindliche Wand ist mit einem Kakemono (Hängebild) geziert; das ist gewöhnlich ein Tuschbild oder ein auf einem langen Rechteck aus weißer Tapete oder Seide gemalter Spruch eines chinesischen Weisen.

Die Tuschzeichnung ist die populärste Art der japanischen Malerei, die sich gleich der chinesischen aus der Kalligraphie entwickelt hat. Die Zeichen der beiden Schriftarten, des Hirakana und des Katakana, werden mit Tusch gemalt. Der Pinsel ist dem Japaner vertraut; er erkennt sichere und elegante Pinselführung und bringt seinen Tusch- und Aquarellmalern großes Verständnis entgegen. Nur ein europäisches Oelgemälde liebt er nicht. Und es wird einem leicht, diese Antipathie zu begreifen. In diesen leichten, fast schwebenden und sehr zarten Zimmern würde das Oelbild mit seinem Rahmen wirken wie ein Affe mit ziegelrothem Hintern im Kelche einer sanften Lotosblume. Das Oelbild weckt im Japaner kein Empfinden, weil er vor staunenden Fragen nach der ungewohnten Technik gar nicht zur simpeln Bildillusion kommt und dem Bilde auch keine „ästhetischen Hilfen“ entgegenbringt, die der Maler braucht, wie der Priester die Frömmigkeit seiner Gemeinde. Das Oelgemälde ist dem Japaner auch zu sesshaft. Man bringt es so leicht nicht wieder weg, wenn es einmal in seinem Rahmen würdevoll Platz genommen hat. Das Oelbild passt zu langen Gewohnheiten, zu einem Geschmack, der nicht Launen kennt und Wechsel der Stimmung, zu einem Geschmack, der die Neigung hat, sich tyrannisieren zu lassen. Es will herrschen — lange und wo möglich absolut. Aber der Japaner liebt es, heute sein Zimmer anders zu arrangieren als gestern, er will ein Bild, das von seiner Laune erzählt. Und er hat eine schnell wechselnde, bewegliche Natur. So will er ein Bild, das in zwei Minuten von der Wand genommen, zusammengerollt und in den feuersicheren Verschluss gebracht werden kann, dass Platz werde für ein anderes, das seiner Laune besser entspricht oder einen besuchenden Freund ehrt, ein heiteres oder aufgeregtes, ein nachdenkliches oder ein buntes. Er will sich seine Stimmung nicht vom Bilde commandieren lassen, aber er hat es gerne, dass eine neue Stimmung ein neues Bild mit sich bringt.

Das alles macht den Japaner conservativ-national gerade in Dingen der Malerei. Mancher junge Japaner, der von Paris die neue Botschaft der Oelmalerei nach Hause bringt, erfährt hier das große Malerleid blinden Augen zu predigen. Oft dauert es nicht lange, und er wird Japaner bis zum Chinesenthum; er erniedrigt dann Europa und ruft wie Kouroda: Die europäische Malerei kommt aus der Finsternis, sie ist nur eine brünstige Sehnsucht nach Licht und Farbe, die japanische erfüllt das Evangelium der sonnigen Heiterkeit — in einfachen Farben und einfachen Linien. Seien wir Korin, aber nicht Rembrandt!

Edle und unedle Renegaten stärken so das natürlich begründete Verharren in nationalen Traditionen, die noch immer heute unter den japanischen Malern herrschen, bei den geistlosen Copisten und bei den selbständigen Künstler-Individualitäten.

II.

Ein lieber japanischer Freund und die Mittheilungen des Buches von A. Fischer über Japan verschafften meinem japanischen Kunstbummel ein köstliches Ende. Sie führten mich zu Suzuki Shonen in Kioto.

Man kann in seiner Heimat wunderliche Geschichten hören über die souveräne Art dieses Künstlers. Sie werden gar nicht müde zu erzählen, wie er niemandem unterthan ist, keiner Clique und nicht dem Publicum, wie er kein anderes Commando kennt, als das seiner künstlerischen Triebe, wie stolz er ist und wie strenge mit sich; dass er in der National-Ausstellung endlich anerkannt, und mit dem ersten Preis belohnt wurde, und wie er heute zu Hause und in der Fremde verehrt wird.

Nicht weit von dem freudenreichen Gion-Bezirke, in einer breiten, hellen Straße zwischen bunten Verkaufsläden ragen über eine glatte, hellgraugestrichene Mauer zwei bescheidene Sagopalmen. Hier ist das Künstlerheim Suzuki Shonens. Ueber den gepflasterten Hof gelangt man zu dem Atelier der Schüler. Die Shöji sind ausgehängt, ganz dicht beim Eingang hockt ein junger Bursch, über eine lange, gespannte Seide gebückt. Er malt eine Landschaft: „aus dem Gedächtnis“, wurde ich später belehrt. Der junge Bursch hebt seinen Kopf von der Seide: er zeigt ein feines, mädchenhaftes Gesicht, das einen fast feierlichen Ernst hat. Er geht über eine Treppe, dem Meister den Besuch zu melden. In dem Atelier sind noch andere Schüler, alle kauern auf dem Boden. Einer müht sich eben, den Flügel eines Raben nach einer Vorlage zu arrangiren, ein junges, unhübsches Mädchen mit einem dunkeln, finsteren Gesicht pausiert eine schon ganz abgenützte Thiervorlage, andere lassen von ihrer Arbeit und schauen den europäischen Eindringling an.

Suzuki Shonen lässt bitten.

Ein freundliches Gärtchen mit einem Ziehbrunnen grüßt von unten in das schmale Zimmer. Man ist gleich heimisch darin und möchte sich länger umsehen; denn die Wände sind ganz bedeckt mit Bildern des Meisters, mit vollendeten und kaum begonnenen. Da kommt auch schon Suzuki Shonen selbst. Er spricht Worte voll großer, gastfreundlicher Höflichkeit. Seine Bewegungen sind lebendig, fast unruhig, seine schwarzen Augen schauen frisch und neugierig, aber trotzdem scheint dieser kräftige Japanerkopf mit dem leicht ergrauten Haar einer contemplativen Natur zu gehören. Er bittet mich, seine Bilder zu sehen, und recht genau. „Man muss schon gründlich beten, wenn man weit pilgert.“ Ich lasse mich vor einzelnen Bildern nieder, was er lächelnd bemerkt: „Ja, die Bilder wollen von unten gesehen werden, wir hocken vor ihnen. Der Augenpunkt ist sehr niedrig, das macht das Ganze bedeutsamer, kräftiger. Von hier oben gesehen, schaut auch der Garten da fast unnatürlich aus, es wächst ja doch kein Baum und keine Blume in die Erde hinein. Wenn man etwas von oben sieht, scheint es fast in die Erde zu fallen. Das müsste auf einem Bilde noch mehr so scheinen.“ Wenn ich mich vor einem Bilde länger aufhalte, sagt er gerne, was es meine und was er damit sagen wolle, Historienbilder, Thierbilder, Landschaften in Tusch und Farben. Und ich habe im Genuss schon Heimweh nach dieser sonderbaren, feinen, stilisierten Welt, in der ein guter Künstler seine Seele ausspricht, eine starke, selbstbewusste Seele, die sich mit eigenem Gesetze gebunden und mit sicheren, discreten Mitteln andere in seine Welt verführt. Mir fallen die Hintergründe seiner Landschaften auf, mit denen er eine feine Farbenperspective erzielt, verschleierte Berge in einem zarten, grauen, manchmal violett grauen Ton, von dem sich der in braunen und gelben Tinten angelegte Vordergrund eindringlich wirksam abhebt. Meine Bemerkung scheint ihn angenehm zu berühren. „Manche nennen das den Suzukistil, aber das Wort ist hoffentlich umfänglicher. Das ist nur etwa wie der Knopf in der Stirne, an dem jeder den Buddha erkennt. Aber der Knopf macht nicht den Buddha.“ Aber auch Suzuki Shonen geht schwierigeren Luftproblemen aus dem Wege, auch er malt nicht den Himmel. In seinen Landschaften lässt ihn ein künstlerischer Instinct ein neutrales Licht wählen, dass man gar nicht nach dem Himmel fragt und sich der feingestimmten Farben und der zarten Seele freut, dieser feinen, graciösen Lyrik seiner Bilder. . . .

Wir nehmen dann in seinem eigentlichen Atelier an einem schmalen, länglichen Tischchen Platz, das gerade hoch genug für den Hockenden ist. Er bereitet, natürlich rauchend — Japaner rauchen immer — Thee, diesen sanften japanischen Thee ohne Alkohol und ohne Zucker. Er hält mir, sehr geschäftig in der Theebereitung, einen kleinen Vortrag über die Entwickelung der japanischen Landschaftsmalerei. Suzuki Shonen geht selbst gerne zu den chinesischen Anfängen zurück, aus chinesischen Motiven holt er sich häufig Anregungen.

„Die Landschaft als Staffage des Menschen? Nein, das ist ja keine Landschaft mehr, kein Bild der Jahreszeit, wenn der Mensch darinnen mehr sein soll, als ein Stück der anderen Natur; da kommt das Gefühl der Landschaft nicht zu Wort, und darauf kommt es doch an. Wenn man der Seele des Herbstes zu malerischer Erscheinung verhelfen will, kann der Mensch doch nicht mehr sein, als höchstens die Staffage der Landschaft: er darf keine größere Rolle spielen, als etwa ein sonderbarer Zweig, der aus dem Baume wächst, eine Heuschrecke auf kahlem Felde, oder bestenfalls als ein Vogel zwischen hochstengeligen Blumen. Ein Mädchen auf dem Reisfelde ist nur ein eigenthümliches Stück Reisfeld, so ist auch vor dem Frühling, dem Herbste der Mensch für sich sehr wenig, ein bischen Bewegung, eine Farbe, nicht mehr; er darf keine eigene Seele haben, er ist vielleicht ein frohes Stück Frühling, eine melancholische Geste des Herbstes. Das ist schon alles, was er soll. Da darf man nicht nach einer fein ausgearbeiteten Figur suchen, das ist gar nicht die Absicht! Auch sonst ist uns das Thun, der Zustand, die augenblickliche Bewegung mehr als das Individuum!“ „Der nackte Körper? Dem gegenüber sind wir indifferent. Ob es davon rührt, dass wir die Leute der niedersten Classe bei ihrer harten Arbeit unbekleidet sehen oder in den gemeinsamen öffentlichen Badehäusern, kann ich nicht sagen. Ich weiß es nicht, ich weiß bloß die Thatsache unserer Gleichgiltigkeit. Auch sind unsere Maler meist zu arm, um Modelle bezahlen zu können, aber jetzt wird an der Akademie nach Modellen studiert. Vielleicht sagt ihnen auch das etwas: Ich würde keinen nackten Menschen malen, mir scheinen unsere Farben nicht geeignet dazu, und ich werde nie in Oel malen. Ich habe auch nie an einer Lackmalerei gearbeitet, ich male nur meine Aquarelle.“

Ein merkwürdiges Bild zeigt er mir noch: „Es ist infolge einer langen Krankheit entstanden. Ich dachte mir, du symbolisierst den Tod.“ Das Bild zeigt den Oberkörper einer Frau mit einem großen, verhaltenen Schmerz im Gesichte. Die Augenbrauen sind ein wenig nach oben geringelt. Um den Leib schlingt sich ein loses, blaues Tuch. Das ist das ganze Bild. Aber das Tuch um den Leib hat ein fahles Blau, so aufregend und eindringlich wie Todesahnung und Todesfurcht. Je länger man das Bild anschaut, umso

beredter wird der Schmerz, er wird zur Angst, das Frauengesicht scheint seine Starre zu verlieren, sich aufzulösen in ein verzweifeltes, hilfloses Entsetzen, man fühlt mit — die jähe, irre Klage vor dem Tode.

Wieder Landschaften. Da ist ein Herbstbild. Rechts im Vordergrunde ragt eine Ahorngruppe mit gelben bis gelbrothen Blättern aus braunem Uferboden und neigt sich ein wenig über eine diagonal fließende lichte Fläche, einen Wasserlauf. Ein Kahn, in dem zwei Menschlein sitzen, will in schneller Bewegung hinüber, wo das andere Ufer in braunen Feldern ansteigt zu einem Häuschen, das in ein Ahorngebüsch hineingebaut ist. Diese Ahornpartie und das kleine Bambuswäldchen daneben treten aus einer weißlichen Nebelwolke hervor, die zu dem grauen Suzuki-Felsen hinüberführt. Ein niedrigerer Hügel, in eine weiße Wolke gehüllt, aus der nur ein schwaches, dämmerndes Grau hervordringt, führt Bild und Stimmung ins Weite.

In diesem verwischten, zerzausten Bambuswäldchen seufzt mit inniger, wehmüthiger Klage der Herbst; eine sanfte, gedämpfte, melancholische Trauer spricht aus dem Bilde, eine Trauer, die noch ein letztes Glück hat, eine letzte Freude: die tiefe, farbige Pracht des Ahorns in den fließenden Uebergängen von fahlem Gelbgrün bis zum süßen, üppigen Roth. Diese bunten Farben treten aus der weißlichen Nebelwolke mählich hervor zu einer greifbaren Wirklichkeit. Wie eine Farbe sich hinüberschmeichelt zur nächsten, diese Geburt der Farben aus der Wolke, die zarte Abtönung und Harmonie dieses Bildes legen mir bewundernde Worte auf die Lippen. „Sie scheinen sich schon sehr eingelebt zu haben,“ sagt da der Meister, „Sie bemerken ja gar nicht mehr den plötzlichen Wasserfall da aus dem Pass zum rückwärtigen Hügel. Und daran will uns ja der Europäer immer erkennen, an dem Plötzlichen, Ueberraschenden.“ „Nun, die Europäer haben doch auch manchmal recht. Die Lust an Plötzlichkeiten, Ueberraschungen ist ja ein Wesenszug der Landschaft und der Menschen Japans.“ „Ich bin ja den Europäern gar nicht feind, gewiss nicht. Auch fürchte ich nicht den Einfluss Europas. Sie fürchten ja auch nicht den Japans? Und als Beweis, dass Sie sich wirklich nicht fürchten, müssen Sie dieses Herbstbild mit sich in Ihre Heimat nehmen. Kennt man dort Japan?“

Noch einmal kam ich zu Suzuki Shonen. Er wollte mir zeigen, wie er male. Hockend, wie ich seinen Schüler über seiner Seide gefunden hatte, malte er vor mir drei kleine Bildchen auf japanischem Papier. Mit senkrechtem, schnellem Pinsel malte er den Kopf eines Vogels, aus dem er einen Baumstamm in die Tiefe führte, dann malte er den Körper des Vogels zu Ende. Mit wenigen Strichen war das graciöse Bildchen vollendet. Dann eine Vase mit gelben Kiku (Chrysanthemen), davor einen hockenden alten Mann, der in Bewunderung aufschaut. Und eine Tuschlandschaft. Ich fragte ihn, ob er viel nach der Natur skizziere. „Ich skizziere nie und male kein Bild zweimal. Ich weiß nicht, was mir die Skizze soll. Sie ist ein Zwitterding, ein Malen, das kein Malen ist. Wie ein Erwachsener, der sich im Beten übt, kommt mir das Skizzieren bei einem Meister vor. Ich skizziere auch nie meine Bilder. Auf meinen vielen Wanderungen behält mein Malergedächtnis, was malerisch wertvoll ist. Das ist in mir, und wenn es mich ruft, dann male ich. Sonst nicht. Das und meine Tapferkeit ist meine Art.“

Suzuki Shonen, der jetzt 48 Jahre alt ist, stammt aus einer Malerfamilie. Er ist ein edler Erbe einer großen, strengen Cultur. Die tiefe Lyrik seiner Landschaften hat die köstliche Frische des Volksliedtones. Die Energie seiner Empfindung hat ihn hinausgetrieben über seine Lehrer, seine eigene, persönliche Welt in discreten Farbenharmonien zu gestalten.

Adolf Haeutler.

Die treibende Kraft.

Von **Sigurd Ibsen** (Christiania).

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von E. Stine.

Ich war zu Bett gegangen mit schmerzenden Gliedern, Schwere im Kopfe und brennender Hitze, die mit Kälteschauern wechselte. Da lag ich nun und wälzte mich, Stunde um Stunde, in jenem halbbewussten Zustand des Fiebers, welcher, weder Schlaf noch Wachen, gekennzeichnet ist von hartnäckigen Vorstellungen, die sich unserem gelähmten Willen aufzwingen, indess die ziemlich unberührte Urtheilskraft uns ein dunkles Gefühl dessen bewahrt, dass wir ja zu Bette liegen und nur von ungereimten Dingen faseln. Ich erinnere mich, dass mir in jener Nacht eine ebenso weitläufige wie unmotivierte Multiplicationsaufgabe, die ich nicht zu bewältigen imstande war, keine Ruhe ließ und entsetzliche Plage verursachte. Später wich diese fixe Idee, doch nur, um anderen, nicht minder sinnlosen Einfällen Platz zu machen, und endlich, ich weiß nicht wie, sammelte sich meine ganze Gehirnthätigkeit in einem Bilde, das vor meinem inneren Auge aufstieg: dem Anblick eines Wagens, welcher rasch vorbeirollte, verschwand und zurückkam und wieder verschwand und wieder zurückkam, beständig im Kreise auf demselben Wege. Dieses Bild verließ mich nicht, sondern folgte mir durch das halbwache Stadium der Phantasien bis in den unruhigen Schlaf hinein; in welchen ich zu jenem Zeitpunkte hinüberglitt.

Der Traum hat sozusagen eine künstlerische Fähigkeit, indem er unsere Vorstellungen in eine eigenthümliche Wirklichkeit kleidet, die selbst die stärkste Anstrengung nicht heraufzubeschwören vermag, und so sah ich nun mit ganz anderer Deutlichkeit als vorhin den Wagen und unterschied die einzelnen Details. Es war ein offener Landauer, in welchem ein älterer Herr mit klugem Gesicht saß: oben auf dem Bocke blähte sich ein livrierter Kutscher, der ein Paar blanker, wohlgepflegter Rosse lenkte, und voran lief in großen Sätzen und mit lautem Gebell ein weiß und braun gefleckter Jagdhund. Ich achtete auf all diese Dinge, auf ihre Form und Farbe, auf jeden Laut, den sie von sich gaben: das Peitschengeknall, den Hufschlag der Pferde, das Rollen der Räder; ich fasste alles mit größter Genauigkeit ins Auge, obwohl die Entfernung eine ziemlich große war, indem der Wagen sich unten auf einer Ebene bewegte und ich selbst hoch darüberstand, ihn aus der Vogelperspective betrachtend. Der Ueberblick, den ich hiedurch gewann, machte, dass ich den Wagen nicht mehr aus dem Gesichte verlor, sondern ihn in seiner Fahrt längs der weißlichgrauen, zwischen grünen Bäumen und Feldern sich schlängelnden Straße verfolgen konnte. Und wie weit er fuhr, der Abstand zwischen ihm und mir blieb derselbe; er entfernte sich nicht, kam aber auch nicht näher.

Während ich so stand und ihn mit dem unbestimmten Gefühl ansah, es sei hier irgend etwas nicht in Ordnung, ohne mir jedoch Rechenschaft geben zu können, worin es eigentlich liege, vernahm ich eine Stimme an meiner Seite, welche fragte:

„Was ist es doch, das den Wagen da unten treibt? Kannst du mir sagen, was den Wagen in Bewegung setzt?“

Ich wollte antworten, fand aber keine Worte. Was den Wagen in Bewegung setze? Die Frage verwirrte mich. Es kam mir so ungeheuer einfach vor, mir däuchte, ich müsse Bescheid wissen, ich war überzeugt davon, allein augenblicklich versagten Gedanke und Zunge mir gänzlich. Was den Wagen in Bewegung setze? Wie kindisch, so zu fragen: was ihn trieb, war ja ... jedes Büblein wusste das ... es war natürlich ... ja, was war es doch? Ich wusste bestimmt, dass ich die Antwort fix und fertig liegen habe, da drinnen im Kopfe lag sie, im Magazin meines Hirnkastens. Sie sollte und musste heraus. Ich strengte mich bis aufs äußerste an — umsonst. Was den Wagen in Bewegung setze? Mir ward, als hinge Leben und Glück an der Lösung dieses lächerlich leichten Problems, das ich nicht zu klären wusste. Ich war schier verzweifelt. Es war ein qualvoller Zustand.

Während ich so auf den Wagen starrte, wie um möglicherweise von dorther eine Eingebung, ein erlösendes Wort zu holen, ward ich eines Umstands gewahr, der mich mit Staunen und Schrecken erfüllte. Die Räder, auf denen er rollte, waren keine gewöhnlichen Räder, sondern hatten eine Art menschlichen Aussehens; es waren seltsam verzerrte Gestalten mit gekrümmten Rücken und derart vornübergebeugt, dass Kopf und Füße einander berührten und der Körper eine vollständige Rundung bildete. Und indes sie sich in unaufhaltsamen Purzelbäumen drehten, brachten sie dumpfe, halberstickte Laute hervor, die sich zu Worten formten, deren Sinn ich verstand.

„Wir treiben den Wagen“, ächzten sie, „wir, die Zubodengehaltenen. Wir sind's, die ihn vorwärtstreiben im Schweiße unseres Angesichts und mit schmerzenden Rücken. Der Straßenstaub hat unsere Kehlen ausgedorrt und unsere Augen geblendet, und spitze Steinchen reißen Wunden in unser Fleisch. Keiner will sich zu uns bekennen, herabgewürdigt, wie wir sind, und bespritzt vom Koth des Weges. Keiner beachtet uns, keiner sagt uns Dank. Und dennoch sind wir es, die den Wagen treiben.“

Und die Worte verloren sich in undeutlichem Gemurmel; aber nun begannen die Rosse, die blanken, wohlgepflegten, zu wiehern, und es war, als riefen sie:

„Stille, ihr Verbrauchten, ihr Hungerleider dort unten! Ihr seid elende Werkzeuge und sonst nichts. Wir aber, wir sind freigeborene Söhne der Natur, die sich nähren von den Früchten des Feldes und Stärke ziehen aus der mütterlichen Erde. Seht unsere stolze Haltung, unsere kräftigen Muskeln, unseren elastischen Gang! Und sagt dann, wer es ist, der den Wagen gehen macht. Ihr könnt euch bloß rundum drehen, in ewigem Kreise, und nie würdet ihr vom Flecke kommen, wenn nicht wir euch zögen, wir, die wir das Ganze ziehen.“

Und selbstbewusst hoben die Rosse ihre Köpfe; der livrierte Kutscher jedoch, der sich auf dem Bocke breit machte, lächelte.

„Nun, werdet mir nur nicht gar zu ungeberdig aus lauter Eitelkeit. Gewiss, ihr seid ja nützliche Geschöpfe, und das würdigt man auch, denn ihr habt Hafer vollauf und einen schönen Stall. Aber damit sollt ihr euch auch zufriedengeben, denn was darüber geht, ist nur von Uebel. Es sähe schlimm mit dem Wagen aus, wenn ihr euch tummeln dürftet, wie euch gelüstete, und nicht die Zügel da wären, um zurückzuhalten, und die Peitsche, um anzutreiben. Vergesst nicht, dass ich es bin, der hier herrscht, und so soll es sein und kann auch in aller Zukunft nicht anders werden.“

Und er knallte mit der Peitsche, um seiner Rede mehr Nachdruck zu geben, aber der, der im Wagen saß, der ältere Herr mit dem klugen Antlitz, lächelte mitleidig.

„Die Menschen bleiben doch immer und ewig dieselben," sprach er vor sich hin. „Gib ihnen einen gestickten Kragen, eine Silberschnur auf den Aermel oder eines jener Dinge in die Hand, die in dieser Welt Macht und Ansehen bedeuten, und sogleich wird dieser Krimskrams ein erstaunliches Gefühl ihrer eigenen enormen Bedeutung in ihnen erwecken. Sowie dieser aufgeblasene Kauz da oben auf dem Kutschbock! Sitzt er nicht da und gehabt sich, als sei er es, auf den es ankomme, er und seine Peitsche. Er vergisst, dass die Peitsche nur ein Werkzeug ist und er selbst nur ein Werkzeug in eines Anderen Diensten. Er vergisst, dass der Wagen dahin geht, wohin er geht, weil ich es haben will. Und warum will ich es haben? Weil er dahin gehen muss, weil ich eine Absicht dabei habe, einen vernünftigen Zweck. Der vernünftige Gedanke, der zielbewusste Wille, der Geist ist's, der dahintersteht und das Ganze regiert. Alle Dinge regiert der Geist, die kleinsten, wie die größten, und zuguterletzt ist er es auch, der den Wagen in Bewegung setzt."

Und er schwieg und schien in Grübeln zu versinken. Allein der Kutscher mochte etwas von dem Selbstgespräch des Herrn gehört haben, denn er brummte in den Bart:

„Gott weiß, wie der Geist das Fahrzeug in Gang bringen würde, wenn nicht die Peitsche hülfe."

Und die Rosse wieherten:

„Gott weiß, was die Peitsche hülfe, wenn nicht die Pferde willig wären, zu ziehen."

Und die Räder knirschten:

„Gott weiß, was die Pferde zu ziehen hätten, wenn die Räder sich losrissen und das Ganze von oberst zu unterst kehrten."

Und in ihren geschwärzten Gesichtern leuchtete der wilde Hass aus blutunterlaufenen Augen.

Aber dem Wagen voran sprang in großen Sätzen der weiß und braun gefleckte Jagdhund und bellte laut, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

„Seht mich an! Achtet der Anderen nicht! Seht mich an! Ich bin stets voran! Mir folgt der Wagen. Ich bringe ihn zum Gehen! Ich allein! Kein anderer! Fragt nur die Kameraden!"

Und kaum war das Wort gesprochen, als sie schon da waren, die Kameraden, wie beim bloßen Rufe aus der Erde gestampft. Ein unfassbares Gewimmel von Hunden: große und kleine, schwarze und weiße, graue und gelbe, braune und rothe, gewöhnliche Köter und vornehme Racethiere, brutale Bullenbeißer und schmunzelnde Dachse, gutmüthige Pudel und verschlagene Spitze, wichtige Mopse und vertrauenswürdige Neufoundländer. Und aus dieser wimmelnden, schwärmenden Masse schollen begeisterte Rufe und bewundernde Ausbrüche:

„Seht ihn an! Keiner läuft so schnell wie er. Stets ist er voran. Das beweist, dass er ein Führer ist."

„Hört ihn an! Keiner bellt so laut wie er. Seine Stimme ist die stärkste. Daran erkennt man den Häuptling."

Und der Lärm nahm zu, und der Schwarm ward dichter, und immer unheimlicher erschienen sie mir, diese Wesen, die Hunde waren und doch keine Hunde, monströse Bastarde von Thier und Mensch, vierbeinige Geschöpfe mit den Mienen und Geberden Zweibeiniger. Und der Jagdhund selbst hatte sich verwandelt, hatte ein anderes Aussehen erhalten, ein Gesicht, das ich kannte... oh wie gut ich es kannte... wo war ich ihm doch begegnet...?

Mittlerweile hatte der Wagen eine Wegscheide erreicht, wo er von der Chaussée ab und rechts einbog. Der Jagdhund jedoch, welcher in dem Eifer, seine Künste zu zeigen, dies nicht bemerkt, setzte seinen Weg der Nase nach in der vorigen Richtung fort. Plötzlich schien er Unrath zu wittern, sah sich um und entdeckte, was vorgegangen war. Allein er ließ sich nicht verblüffen. Mit einigen mächtigen Sprüngen nahm er ein paar Zäune und befand sich flugs wieder vor dem Wagen, auf dem neuen Wege. Das Ganze war in fliegender Eile geschehen. Und den Kopf ein wenig schräg haltend und etwas nach rückwärts schielend, um sich gegen eine etwaige weitere Ueberrumpelung zu sichern, brüstete er sich noch mehr als zuvor und bellte lauter denn je:

„Mich seht an; mich seht an! Mir folgt der Wagen! Ich bringe ihn zum Gehen! Kein anderer! Nur ich, nur ich!"

Und von den Kameraden klang es in jubelnder Eintracht:

„Er setzt den Wagen in Gang, er setzt den Wagen in Gang! Kein anderer vermag dies! Bloß er, bloß er!"

Und eine grobe Stimme erhob sich und brüllte:

„Hurrah dem Häuptling, der stets voran ist!"

Und die anderen fielen ein, und das Geheul, das sie erhoben, war so entsetzlich durchdringend, dass ich emporschrak und erwachte. Draußen auf der Gasse, gerade unter meinem Fenster, waren einige Köter aneinandergerathen und machten einen schauderhaften Spectakel.

Ich dachte nicht mehr an diesen Traum, bis ich ein paar Tage später zufälligerweise einem Manne begegnete, den ich nach Namen und Aussehen kannte, wie er ja übrigens von aller Welt gekannt war. Er war nämlich das, was man einen Führer nennt, ein Wegweiser für die öffentliche Meinung, eine leitende Persönlichkeit in der Gesellschaft, der er angehörte. Im selben Augenblick, da ich ihn erblickte, schlug eine Erinnerung in mich ein. Die Jagdhundphysiognomie! Hier war das Gesicht, dessen rechtmäßigen Eigenthümer ausfindig zu machen ich vergebens im Traum versucht hatte. Und unwillkürlich sammelte sich alles, was ich über den Mann wusste, zu einer einzigen Augenblicksphotographie. Mit einemmal stand seine ganze Laufbahn in neuer Beleuchtung vor mir. Gewisse saumselige Situationen, gewisse unerwartete Energieausbrüche, gewisse jähe Wendungen, die mir räthselhaft gewesen, fanden nun ihre Erklärung. Recht besehen, war seine Taktik die des Jagdhundes gewesen; dem gleichen Vorgehen schuldete er seinen Ruf und seine Carrière. Und von ihm wanderten meine Gedanken in natürlicher Ideenverbindung zu den anderen Führern hinüber. Und wie sie nach und nach Revue passierten, gieng es mir auf, dass mehrere dieser leitenden Persönlichkeiten eigentlich auch nichts anderes gewesen, als Jagdhunde. Und ich begann klarer zu sehen, ich machte eine Entdeckung. Ich kam dahinter, dass das Geheimnis der Führerschaft viel häufiger, als man glauben sollte, bloß in dem einen Kniff besteht, dass der Führer beständig dafür sorgt, sich dem Publicum vor dem Wagen laufend zu zeigen, während er insgeheim ihn im Auge behält — besonders bei Wegscheiden.

Und wo ist sie also denn, die treibende Kraft? Ja, darüber sind wir ebenso klug, wie zuvor. Was wir sagen können, ist nur, dass der Wagen von keinem und von allen getrieben wird, dass er seinen Weg geht, weil es so sein muss, und unbekümmert, ob ein Jagdhund ihm voranläuft oder nicht.

Aus Alexander Baumanns Freundes-Mappe.

Mitgetheilt von Dr. F. Schöchtner.

Der Name Alexander Baumann wird jetzt nur mehr genannt, wenn von dem unverwüstlichen Alpenspiel: „Das Versprechen hinter'm Herd"*) die Rede ist, sonst ist er verklungen, vergessen; und doch war dieser Dichter im zweiten Viertel unseres Jahrhunderts die bestbekannte Persönlichkeit Wiens, der Mittelpunkt des geselligen Lebens, an dem alle führenden Geister Oesterreichs theilnahmen, die Zierde der vornehmen Gesellschaft. In erster Linie verdankte er die Beliebtheit seinem „liebenswürdigen, fast unwiderstehlichen Auftreten", wie Löwe es nennt, „in welchem witzige Harmlosigkeit mit einem feinen Takte verbunden war, der ihn nie die Grenze überschreiten ließ, in welcher sich die damalige elegante Welt der Residenz bewegte", in zweiter und nicht letzter Linie seiner Kunst. Er war einer der ersten, welcher den Liederschatz der Aelpler hob, ihn mund- und salongerecht machte, der die heiteren, treuherzigen, wie wehmüthigen Sangesweisen der Kärntner und Steirer der Nachwelt erhielt, der das bis dahin kaum gekannte Instrument der Sennhütte, die Zither, in allen Kreisen einbürgerte, und die Meisterschaft im Spiele mit unnachahmlicher Vortragskunst vereinte. Dabei sank er nie zur Rolle eines Possenreißers herab, er war nicht nur beliebt, er blieb immer geachtet, und Fürsten schämten sich nicht, ihn Freund zu nennen.

Ein solches freundschaftliches Verhältnis bestand zwischen unserem Dichter und einem deutschen Fürsten, der sich die Zither zur treuen Begleiterin auserkoren, mit ihr in die Berge stieg, sich in Almhütten mit den „Originalspielern" in heiteren Wettkampf einließ oder ungekannt in kleinen Badeorten die Gesellschaft durch seine Vorträge erfreute. Dieser Fürst war Maximilian Josef, Herzog in Bayern, der Vater unserer Kaiserin. Baumann hatte den Herzog in Ischl kennen gelernt und vorgeschlagen, die Compositionen des Fürsten in Wien veröffentlichen zu lassen; darauf bezieht sich folgender Brief (München, den 26. Februar 1853):

„Verehrter Herr! Soeben erhielt ich mit innigstem Dankgefühle Ihr freundliches Schreiben, und ich beeile mich, die bewusste musikalische Sammlung für die Zither zu übersenden. Zugleich füge ich noch zwei Stücke aus derselben, für Clavier gesetzt, bei. Dem Herrn Haslinger bitte ich mich zu empfehlen und ihm zu sagen, dass, wenn ihm diese Producte genügten, ich für die Folge bereit sei, ihm noch mehreres für Pianoforte zu schicken, als Quadrillen, Polkas 2c. Empfangen Sie als biederer Oesterreicher meinen innigsten Glückwunsch für die glückliche Erhaltung**) Ihres jungen Kaisers. Dieser gräsliche Vorfall erregte auch bei uns die tiefste Entrüstung.

Indem ich Ihnen für Ihr gütiges Entgegenkommen herzlich danke, zeichne ich mich Ihr stets aufrichtig dienstbarer Maximilian."

Musikverleger Haslinger machte anfänglich Schwierigkeiten, erklärte sich aber endlich zu einer heftweisen Ausgabe der Tonstücke bereit; Herzog Maximilian schrieb hierüber an Baumann (19. März):

„Vor allem meinen herzlichen Dank für Ihre Bemühungen. Diese Art von Herren sind überall die nämlichen. Sie wollen nur sicheren Gewinn und scheuen das kleinste Wagnis. Daher heißt es nachgeben. Haben Sie die Güte, ihm zu sagen, er möge die Sammlung, seinem Wunsche gemäß, theilweise herausgeben. Auf diese Art dürfte das erste Heft bald erscheinen."

---

*) Die Neuinscenierung dieses Stückes im Deutschen Volkstheater gibt näheren Anlass zur Veröffentlichung der folgenden Reminiscenzen aus dem literarischen Vormärz. D. Red.

**) Attentat J. Libenyis. — Im August desselben Jahres erfolgte die Verlobung der Tochter des Herzogs, Elisabeth, mit unserem Kaiser.

Das erste Heft erschien nun wirklich, zur Zufriedenheit des fürstlichen Componisten, der sich Baumann gegenüber äußerte (Kissingen, 14. Juni):

„... Haben Sie doch die Gefälligkeit, Herrn Haslinger meine vollste Anerkennung inbetreff der Ausstattung auszusprechen. Er hatte ganz recht, das Ganze in Heften erscheinen zu lassen. Sollte er gesonnen sein, die beiden Clavierstücke noch im Laufe des Sommers herauszugeben, so lasse ich ihn bitten, mir selbe bald zu schicken. Morgen kehre ich von hier auf kurze Zeit nach München zurück, um mich alsdann nach Baden-Baden zu begeben. Dort findet die Zither bei der Damenwelt, namentlich bei den Russinnen, großen Beifall."

Eroberte sich Baumann auch mit der Zither alle Herzen, als dramatischer Autor blieb er von dem Leiden seines Standes nicht verschont: im Juni 1841 hatte er sich bei einer Lustspiel-Concurrenz in Berlin betheiligt. Seydelmann machte ihm zwar Hoffnung, indem er am 27. Juni schrieb: „‚Anmaßend und bescheiden'. Der Titel ist gut, sehr gut, und dass ein so angenehmes Talent, wie das Ihrige, sich um den Preis bewerben will, macht große Freude. Glück! Glück zur Kraft!" — Doch die Jury entschied anders, das Stück blieb unaufgeführt. Ein gleiches Schicksal hatte sein Schwank: „Er darf nicht fort". Holbein richtet an ihn die aufrichtigen Worte (22. December 1848):

„Vergeben Sie mir, wenn ich die Aufführung Ihres Schwankes: „Er darf nicht fort" etwas gefährlich finde. Das immerwährende Zurückhalten des Vormundes kann leicht auch den Eindruck des Aufhaltens der Handlung hervorbringen; allein der Autor des „Versprechens hinter'm Herd" darf etwas wagen. Vielleicht hilft uns auch der Fasching durch, nur darf der Schwank mir nicht eine andere neue Darstellung hindern und müsste zu Ihrer und meiner Sicherheit vor dem „Versprechen" gegeben werden."

Auch Künstlerlaunen musste unser Dichter ertragen, das Zurücksenden von Rollen kam schon damals im Burgtheater vor, so schrieb, als es sich um die Besetzung des Lustspieles: „Unnöthige Intriguen" handelte, Therese Peche, der Liebling A. W. v. Schlegels, aber nicht des Publicums, die heuchlerischen Worte (9. März 1850):

„Sie waren so freundlich, mir die Rolle der Theodora in Ihrem Stücke zuzutheilen und ich danke Ihnen für das mir gegebene Vertrauen; da aber jeder Dichter auch die geringsten seiner Geisteskinder auf das Beste gelöst (?) wissen will, ich mich aber zu dieser Rolle nicht geeignet fühle, so ersuche ich Sie, dieselbe durch eine meiner würdigeren Colleginnen besetzen zu wollen."

Ein Gleiches erfolgte beim Schwanke: „Liebschaft in Briefen" von Seite des berühmten Bogumil Dawison (31. Jänner 1852):

„Wie Sie ganz richtig vorausgesehen, werde ich die Rolle des Officiers nicht spielen. Gebe ich auch zu, dass derselbe wichtig in die Handlung eingreift, so ist er mir doch zu unbedeutend. Uebrigens ist das allerliebste Bildchen, wie man zu sagen pflegt, nicht umzubringen, am allerwenigsten durch den Officier. Es hat mich in seiner Einfachheit tief ergriffen, und den Erfolg halte ich auf jedem Theater, unter allen Umständen, für gesichert. Erlauben Sie mir noch die Hoffnung auszudrücken, Sie werden mir ein andermal eine bedeutendere Aufgabe stellen und mir dadurch die erwünschte Gelegenheit verschaffen, Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Sie und Ihr Talent schätze und verehre."

Als dritte im Bunde sei die sonst so liebenswürdige Louise Neumann erwähnt. Baumann hatte das Arrangement einer Theatervorstellung im Palais Schwarzenberg übernommen und eine gemütliche Anfangspiece gewählt, womit aber die „Causeuse" des Burgtheaters nicht einverstanden war:

„Ich dächte, das Stück ist etwas zu ernst und unendlich schwer zu spielen, Spass gefällt unserem Nobel-Publicum besser und nach meiner unmaßgeblichen Meinung würden ernsthafte Scenen in einem so kleinen Raume beinahe lächerlich. Sind Sie nicht für den „Landwehrmann und die Bäuerin"? Ich denke, der Unterschied zwischen einem Soldaten und einem feinen Berliner sei groß genug, um zu Ihrem „Versprechen" einen Contrast zu bieten."

Wie weit der Freundeskreis Baumanns reichte, wie vielerlei Gesellschaftsclassen derselbe umfasste, zeigt ein Schreiben des berühmten Chemikers Justus Liebig, der mit ihm im Hause des Physikers und späteren Ministers v. Baumgartner zusammengekommen, und dem wir folgende nationalökonomisch interessante Stelle entnehmen:

„.... Die österreichische Industrie hat hier*) einen großen Sieg davongetragen, und unter anderem ist jedermann erstaunt über die Trefflichkeit der rothen Ungarweine bei einem so ausnehmend billigen Preis. Diese Weine werden eine große Verbreitung bei uns finden, wenn die Zollverhältnisse deren Einfuhr gestatten. Ich habe Veranlassung genommen, dem Handelsminister nach vorausgegangener chemischer Prüfung sechs Proben zuzuschicken, damit sich derselbe selbst von der Vorzüglichkeit dieser Weine überzeuge. Unsere Weinproducenten behaupten, dass sie die Cultur der rothen Weine einstellen müssten, wenn diese ungarischen Eingang finden."

Der Hauptantheil Baumanns am geselligen Leben bestand in der Gründung von Vereinen, um hiedurch Mittelpunkte zu schaffen, in denen das ganze schäumende, lustige Wesen unserer Kaiserstadt zur vollsten Geltung kommen konnte. So vereinte die „Baumannshöhle", so genannt, weil der Dichter die Liebenswürdigkeit hatte, seine Wohnung im Passauerhof den „Soupiriten" zur Verfügung zu stellen, fast alle, deren Namen in der Geschichte Wiens noch heute einen guten Klang haben: Dichter, Schriftsteller, Maler, Musiker, freisinnige Denker und Beamte, die, frei von Servilismus und Lobhudelei, nur der „lachenden, olympischen Grobheit" huldigten. Als aber nach und nach das Alter an die Mitglieder herantrat, blieb einer nach dem andern aus, keiner aber, ohne bewegten Abschied genommen zu haben und wehmüthig der heiteren Stunden zu gedenken. Einer der ersten war Lenau, der am 12. November 1835 zum Abschied schrieb:

*) Industrie-Ausstellung in München, August 1854.

„Ich bin ohne Haus und Herd, ein Heimatloser. Mein Wanderstab, ein unfruchtbares dürres Holz schlägt nirgends Wurzeln, doch das Andenken an Sie und die lieben Freunde wurzelt tief in meinem Herzen."

Dann folgte Grillparzer mit den lakonischen Worten: „Arm, alt, halb taub und blind, passe ich nicht mehr unter frohe Menschen". Bauernfeld nahm Abschied mit der Begründung: „Man muss jetzt von innen herausleben, die meisten Menschen leben nur von außen hinein"; der cynische Castelli, der sich „vormaliger S ... greis, jetzt höflicher nobler Kerl" nennt, verzichtet auf die geistigen Genüsse und schwärmt im Alter nur „für gemeine Fasanen und elenden Champagner"; die Freunde aus der Ferne nehmen regen Antheil und bitten um Vereinsberichte, die sie heiter beantworten, so Anastasius Grün:

„... Ihre anziehende Schilderung von dem Kreise unserer Freunde kann ich Ihnen von hier aus leider nicht durch Aehnliches erwidern und Ihnen höchstens im Vorbeigehen flüchtig mittheilen, dass die Familie R... kaum erst aufgehört hat, von den Höhen des Forts Szemitsch, den einziehenden Bacchus, der aber heuer in dem Costüme des Essighändlers auftrat, durch eine ohrenzermalmende Kanonade, oder eigentlich Böllerade zu begrüßen, dass die schöne Baronin B. in der Person eines jungen Grafen W. einen Tröster und Julie an einem Dr. W. einen Bewerber gefunden. Eine Büste Schadens*) wäre mir lieber als das Original, aber im Costüme Democrits, im Triumph und Verklärungsglanze über einen eben zündenden Witzfunken; des Vögleins Vogl**) Sang von autorisierten und nicht autorisiert pfeifenden Collegen schallt recht erbaulich durch die Waldeinsamkeit des Theaterzeitungsgestrüppes. Unserem nach Rom pilgernden Frankl habe ich einen Brief an Reinhart den Maler mitgegeben, er wird an ihm einen jugendlich empfänglichen, kräftigen Greis, den Vortrinker in den Künstlerkneipen finden. Wenn es Sie schließlich noch interessieren sollte, wie ich lebe, so erfahren Sie, dass es mir so gut geht, als es einem in solcher Einsamkeit und so schönem herbstlichen Sonnenschein gehen kann, den man (nämlich den Sonnenschein) mit Knitteln (oder Böllersalven) zu bewerfen gottlob nun aufgehört hat. Solche Briefe schreibt man aus Thurn am Hart in Krain, Königreich Illyrien, Neustädter Kreis, und etwa noch aus der Wüste Sahara; nur mögen beide Orte den Vorzug haben, dass sie bisher von der physischen und — moralischen Pest anderer gesegneten Gegenden verschont blieben. Und somit herzliches Lebewohl! Grüßen Sie mir vielmals unsere gemeinschaftlichen Freunde und vorzüglich einen, der sich den Namen Alexander Verlässlich***) anmaßt."

Waren die Freunde auch zerstoben, Baumann sammelte ihr Andenken in Stammbuchblättern, und wir wollen zum Schlusse eines der originellsten Blätter aus der Feder Karl Gutzkows erwähnen:

„Güte des Herzens ist aller Vollkommenheiten Band!
Autographengedanken und Albumsideen gleichen ausgesetzten Kindern, die nach Jahren ihrem Vater wiederbegegnen können, ohne dass er sie erkennt. Ich erkläre hiemit ausdrücklich, dass obige Worte Kindesrechte auf mich haben."

Die Woche.

Politische Notizen.

Durch die schon bei anderer Gelegenheit erprobte Liebenswürdigkeit des Portiers im Ministerrathspräsidium (I., Herrengasse 7) sind wir in die angenehme Lage versetzt, hier das Concept eines Artikels veröffentlichen zu können, der bestimmt war, am Schlusse der Budapester Ministerconferenzen an der Spitze der „Zeitungsschau" der „Wiener Abendpost" zu erscheinen. Der mit patriotischem Schwung (zu 20 Kreuzer C. M. = 21 Kreuzer ö. W.) geschriebene Artikel lautet wie folgt:

„Die oppositionelle Presse will entdeckt haben, dass das Cabinet Thun aus den Budapester Verhandlungen als der Besiegte hervorgegangen ist. Der gerade Verstand, den Gott nur jenen Menschen gibt, denen er ein Amt (z. B im Pressbureau) verliehen hat, dürfte bei Betrachtung des Verlaufes wie der Ergebnisse der Budapester Conferenzen zu einem einigermaßen anderen Schluss gelangen. Nichts wäre für das Cabinet Thun bequemer gewesen, als einfach die Interessen der diesseitigen Reichshälfte zu formulieren und sich die mühsame und undankbare Aneignung der Ideen des Barons Banffy zu ersparen. Zur besonderen patriotischen Befriedigung gereicht es uns deswegen, constatieren zu können, dass sich unsere österreichischen Minister auch in dieser außerordentlich schwierigen Lage, eingedenk der alten österreichischen Tradition, als die Klügeren bewiesen haben. Während Baron Banffy und seine Leute, von der Angst um ihre Popularität der Fähigkeit vernünftigen Nachdenkens völlig beraubt, mit geradezu unmenschlicher Bockbeinigkeit auf ihren beschränkt-transleithanischen Forderungen beharrten, haben Graf

*) Architekt Schaden war in den Vereinen seiner schlechten Witze wegen gefürchtet.
**) Der Tenorist Vogl hielt sich für den alleinberechtigten Sänger von Schubertliedern und polemisierte in Bäuerles Theaterzeitung gegen seine Concurrenten.
***) Eine Anspielung auf Baumanns sprichwörtlich gewordene Zerstreutheit und Unpünktlichkeit.

Thun, und die seiner völlig würdigen Ressortminister Dr. Kaizl und Dr. Baernreither, nicht belastet von irgend welchen Rücksichten auf populäre Schlagworte, nicht beirrt von einseitig cisleithanischen Vorurtheilen, ihre glücklich gewonnene erhöhte Freiheit der Action benützt, um den Erwägungen der Nächstenliebe und Nachbarfreundschaft nachzugeben. Nur ihr taktvolles Entgegenkommen, ihre wahrhaft patriotische Opferwilligkeit und ihre tiefe Einsicht in den Wert von Ministerportefeuilles haben verhindert, dass dieser alte Culturstaat, der schon seit dreißig Jahren einem zerbrochenen Topf gleicht, nicht bei dieser ernsten Probe definitiv aus dem Deak'schen Leim gegangen ist. Alle diejenigen, welche sich in diesen trüben Zeiten noch eine Empfindung bewahrt haben, für die gemeinsamen Interessen des großen Reichsganzen und für die Machtstellung der Monarchie gegenüber dem Fürsten von Montenegro, werden sich den drei in Budapest neuerstandenen Paladinen des k. u. k. österreichisch-ungarischen Reichsgedankens für ihre heroische Energielosigkeit zu tiefem Dank verpflichtet fühlen."

•

Die boshaften Oppositionspolitiker stellen immer die Sache so dar, als ob die österreichischen Minister jederzeit die Gebenden, die ungarischen die Nehmenden seien. Das mag für die Vergangenheit vielleicht wahr sein. Bei den letzten Budapester Ministerconferenzen waren zweifellos die ungarischen Minister die Gebenden und die österreichischen die Nehmenden. Denn, wie die übereinstimmenden Meldungen der Blätter aller Reichshälften besagen, sind alle die zahlreichen Dejeuners und Diners, deren Zwischenpausen mit den Ausgleichsberathungen ausgefüllt wurden, durchwegs von den ungarischen den österreichischen Ministern gegeben worden.

•

Wer sich nur halbwegs auf Psychologie versteht, dem werden selbst die spärlichen Berichte der Blätter genügen, um zu erkennen, dass bei den Budapester Ministerconferenzen die Oesterreicher im Vortheil waren. Denn während Baron Banffy nach jeder Conferenz, wie zur Strafe, sich selbst in seinem Ministerpalais internierte, unternahmen die österreichischen Minister, um sich selbst gleich zu belohnen, nach jeder Conferenz Ausflüge in die Umgebung von Budapest — der beste Beweis, dass sie mit ihren Erfolgen zufrieden waren.

•

Wie wir hören, hat Baron Banffy, um den Grafen Thun gefügiger zu machen, ihm für den Fall des glücklichen Abschlusses der Ausgleichsconferenzen die Veranstaltung eines Coriandoli-Abends in Oes-Budavar versprochen, bei dem Graf Thun, ohne die ihm in Wien so lästige Aufsicht seines Prater-Mentors, Herrn v. Jendrzejowicz, so lange und so viele Coriandolis wird werfen und werfen lassen dürfen, als ihm nur immer gelüsten mag. Man hofft infolgedessen zuversichtlich auf das Zustandekommen des Ausgleichs.

•

Unlängst debütierte das officiöse „Fremdenblatt" mit der Tartaren-Nachricht, dass die gegenwärtigen österreichischen Minister nicht die Absicht haben, ihren Verfassungsmeineid zu brechen. Diese dick aufgetragene Lüge verfehlte nicht, die lebhafteste Entrüstung in allen Regierungsbureaux zu erregen, in welchen man die unverbrüchliche Gesetzesuntreue der gegenwärtigen Minister kennt. Das „Fremdenblatt" wurde genöthigt, seine ohnedies von niemandem geglaubte Meldung am nächsten Tage zu widerrufen, und der schuldtragende Redacteur verurtheilt, die im Jahre 1891 in Buchform erschienenen Orient-Reiseerinnerungen des Grafen Thun zu lesen.

•

Noch vor wenigen Wochen hat das officiöse „Fremdenblatt" den Badeni-Bilinski'schen Ausgleich als „Staatsnothwendigkeit" gepriesen. Jetzt ist er ihm bereits zum leoninischen Vertrag geworden. Auch in der Naturgeschichte des Zeitungsviehs ist das Chamäleon ein Reptil.

•

Die „Narodni Listy" haben unlängst gedroht, dass, wenn die Sprachenverordnungen aufgehoben werden würden, die Jungczechen in die äußerste Opposition gehen und in vollstem Maße alle schwachen Punkte der Monarchie ausnützen werden, die, wie das Jungczechenblatt hinzufügte, ihnen wohl bekannt seien. Man hat vielfach herumgerathen, worauf sich eigentlich diese unheimliche Drohung beziehe. Nach gewissen Prager-December Ereignissen kann ich nichts anderes annehmen, als dass die „Narodni Listy" mit den schwachen Punkten der Monarchie sämmtliche innerhalb der schwarzgelben Pfähle gelegenen Fensterscheiben der anderen Nationalitäten meinen, die dann ausnahmslos dem jungczechischen Zorn zum Opfer fielen. Darnach darf man wohl erwarten, dass sich im Einlauf des nächsten Reichsrathes auch eine Petition der Glasergenossenschaften um Aufhebung der Sprachenverordnungen befinden wird.

•

Der jungczechische Abgeordnete Slama verlangt, dass ein Gesetz den Czechen nicht blos die volle Gleichberechtigung, sondern auch „die volle Gleichwertigkeit einräume". Wenn der Abgeordnete Slama schon meint, dass man mit einem Gesetz alles kann, so sollte er doch auch gleich ein Gesetz fordern, welches ihm den gleichen Verstand wie Spinoza „einräumt". Dann würde er vermuthlich auch über die Grenzen der gesetzgebenden Gewalt gescheidter denken.

•

Baron Banffy gedenkt, eine besondere ungarische Erinnerungsmedaille zu stiften, welche als Signum impotentiae jenen österreichischen Ministern verliehen werden soll, welche er in den Ausgleichsverhandlungen überlebt hat. Vorgemerkt auf diese Medaille sind bereits die Mitglieder der vier Ministerien Windischgrätz, Kielmansegg, Badeni und Gautsch, insgesammt 32 Mann und 32 Knopflöcher. Baron Banffy wartet, aus Courtoisie gegen seine derzeitigen cisleithanischen Collegen, mit der Ausführung seines Planes noch so lange, bis er auch die Mitglieder des Ministeriums Thun in die Liste der zu Betheilenden einbeziehen kann.

•

Dr. Kaizl hat sich durch sein Verhalten bei den Ausgleichsverhandlungen in Budapest außerordentlich beliebt gemacht. Die Ungarn sind der Ansicht, dass er beinahe ein ebenso tüchtiger Finanzminister ist wie sein zweitletzter Vorgänger, Herr v. Bilinski.

•

Bezüglich der Gehaltsregulierung sollten sich alle Beamten die vorbildliche Eigenschaft des Grafen Thun angewöhnen: die Geduld. Graf Thun ist doch schließlich auch Beamter, sogar der höchste Beamte, und er weiß sich bezüglich der Gehaltsregulierung in Geduld zu fassen. Oder Graf Kielmansegg, der Statthalter von Niederösterreich, der muss nicht nur selbst sich gedulden, seine Gläubiger müssen es mit ihm auch. Die unteren Beamten sollten sich bestreben, auch auf diesem Gebiet das Beispiel ihrer Vorgesetzten nachzuahmen.

•

Vor vierzehn Tagen wackelte der Graf Goluchowski, vor acht Tagen wackelte der Baron Banffy. Jetzt wäre eigentlich die Zeit für den Grafen Thun zu wackeln — schon der Parität wegen.

Volkswirtschaftliches.

Die Verwaltung der Waffenfabriks-Gesellschaft hat sich noch immer nicht dazu entschlossen, eine officielle Verlautbarung über die Situation des Unternehmens zu veröffentlichen. Indes gelangt das officielle Communiqué zu unserer Kenntnis, welches die Verwaltung am Samstag den 6. d. M. den steierischen Localblättern über die Demissionssitzung zusandte. Dasselbe ist den Wiener Blättern nicht zugegangen und ist auch unseres Wissens in keinem Wiener Blatte abgedruckt worden. Es lautet:

„Der Generaldirector der österreichischen Waffenfabriks-Gesellschaft, Dr. Hochhauser hat mit Rücksicht auf seine erschütterte Gesundheit um die Enthebung von seiner Stelle angesucht, und hat der Verwaltungsrath in seiner heute stattgehabten Sitzung diese Demission mit dem Ausdrucke des lebhaftesten Bedauerns angenommen. Se. Durchlaucht der Herr Präsident Fürst Camillo Starhemberg brachte den Inhalt des Schreibens zur Kenntnis, mittels welchem Herr Dr. Hochhauser mit Rücksicht auf sein vorgerücktes Alter und seine angegriffene Gesundheit seine Demission als Generaldirector gab, und stellte an Herrn Dr. Hochhauser die Frage, ob er bei seinem Entschlusse verbleibe. Nachdem dieser in längerer Auseinandersetzung die Gründe wiederholte, welche ihn hiezu bestimmen, und bei seinem Entschlusse zu bleiben erklärte, ergriff Herr Vicepräsident Ritter v. Taussig das Wort, hob die langjährige, ersprießliche Thätigkeit des Herrn Dr. Hochhauser hervor und gab seinem Bedauern Ausdruck, dass derzeit keine Verwaltungsrathsstelle frei sei, um Herrn Dr. Hochhauser in den Verwaltungsrath zu wählen, für welche Rücksicht letzterer seinen Dank aussprach."

Also am Samstag bedauerte Herr v. Taussig noch, die langjährige, ersprießliche Thätigkeit des Herrn Hochhauser nicht mit einer Verwaltungsrathsstelle belohnen zu können. Drei Tage später macht er dem „N. W. T." die Mittheilung von „berufener Seite", welcher zufolge der Generaldirector zum Rücktritt gezwungen worden war, weil er Geschäfte mit enormen Verlusten abgeschlossen, ohne ernste Calculation gearbeitet, ein kostspieliges Protectionssystem getrieben und zur Vertuschung der Verluste die Bilanzen gefälscht hatte. Dies die zweite Version, welche er in die Welt gesetzt hat. Inzwischen sah sich Herr v. Taussig in seiner Erwartung, dass die schweren Beschuldigungen, welche er gegen seinen Generaldirector erhoben, die öffentliche Entrüstung von ihm ab und auf diesen lenken werde, getäuscht, im Gegentheil, alle Welt ist empört über die sonderbare Art, in welcher Herr v. Taussig den übernommenen statutarischen Verpflichtungen nachgekommen ist. Nun kommt Herr v. Taussig wieder in unverbindlicher Form mit einer dritten Schilderung des Sachverhaltes. Der Vertreter einer Actionärgruppe, Dr. Weishut, hat nämlich über seine Unterredungen mit Herrn v. Taussig seinen Mandanten berichtet. Es ist nicht zu zweifeln, dass dieser Bericht die Aeußerungen des Herrn v. Taussig sinngetreu wiedergibt. Zu Dr. Weishut sagte dieser aber, dass man zwar schon längere Zeit über die Organisation des Dienstes und unklare Buchungen geklagt habe, dass aber die volle Wahrheit erst nach der Demission des Dr. Hochhauser an's Licht gekommen sei, indem dann erst die Oberbeamten des Unternehmens über die falschen Buchungen ꝛc. berichtet hätten. Also das gerade Gegentheil der Mittheilungen von „berufener Seite". Dort demissionierte Dr. Hochhauser, nachdem Fabriksdirector Demmer die falschen Bilanzen und die Verlustgeschäfte entdeckt hatte, jetzt soll der Glaube erweckt werden, dass diese Entdeckung erst nach der Demission gemacht worden ist. Es ist jedoch psychologisch unwahrscheinlich, dass Dr. Hochhauser, der so vieles auf dem Gewissen hatte, freiwillig zurückgetreten sei, weil er damit rechnen musste, dass nach seinem Rücktritt alles ans Licht kommen würde, es ist weiters unmöglich, dass man von Samstag auf Montag die Bescherung entdeckt habe, und es wäre endlich der unerhörteste Leichtsinn gewesen, sofort auf die bloße Angabe der Beamten hin, das Paniccommuniqué in die Welt zu setzen. Mit der vorläufig letzten Darstellung des Sachverhaltes bezweckte Herr v. Taussig offenbar nur dem Vorwurf zu begegnen, dass die Verwaltung ihre Kenntnis des Sachverhaltes monatelang bei sich getragen und ausgenützt habe. Diese dritte Darstellung ist aber ebenso unwahrscheinlich wie die erste, und es möchte uns schier bedünken, dass auch in diesem Fall die Wahrheit, soweit sie überhaupt bisher zutage gekommen ist, in der Mitte, d. h in dem von berufener Seite im „N. W. T." veröffentlichten Communiqué liegt.

•

Die Nachricht, dass der Staatsanwalt Vorerhebungen in der Waffenfabriks-Affaire eingeleitet, hat, obwohl dies eigentlich selbstverständlich ist, doch allgemein überrascht. Man ist so wenig daran gewöhnt, eine österreichische Regierung etwas unternehmen zu sehen, was zu unangenehmen Consequenzen für einen der mit ihr so innig verbundenen Finanzfürsten führen könnte, dass man vielfach glaubt, dass es sich bei den Vorerhebungen des Staatsanwaltes nur um eine Scheinaction handle, die den Zweck hat, die öffentliche Entrüstung zu beruhigen, welche in Blättern aller Parteirichtungen mit seltener Einmüthigkeit zum Ausdruck

gekommen ist. Durch sein mit Virtuosität ausgeführtes System, pensionierte Staatsbeamte aller Verwaltungsressorts mit Pfründen in den von ihm geleiteten Unternehmungen zu beschenken, hat sich Herr v. Taussig für alle Fälle gute Freunde und Fürsprecher in den bureaukratischen Kreisen gesichert, und dieser Umstand ist nur noch geeignet, die Aussichten der staatsanwaltlichen Vorerhebungen zu verringern. Im Interesse der Sanierung unseres Actienwesens würde eine ernste Führung der gerichtlichen Untersuchung, die den Beweis erbringen würde, dass die bestehenden Gesetze auch gehandhabt werden, mindestens den gleichen Wert haben, als die schönsten Actienreformen und Regulativs, welche bloß auf dem Papier bleiben.

•

Mit unseren Ausführungen über die „städtischen" Elektricitätswerke des „Deutschen Volksblattes" haben wir dieses Blatt, welches doch sonst gegen den Vorwurf der Corruption ziemlich unempfindlich ist, hart verletzt. Zum Beweis, die Flut von Lügen und Beschimpfungen, mit denen uns dieses Blatt überschüttet. Darauf werden wir natürlich nicht antworten. Die Meisterschaft des „Deutschen Volksblattes" auf diesem Gebiete bleibt unbestritten. Sachlich konnte uns das Blatt nichts entgegnen, denn wir haben ja nur den Auszug eines Artikels des „Deutschen Volksblattes" wörtlich abgedruckt und commentiert Das Blatt versucht deshalb, auf seine „rühmliche Vergangenheit" hinzuweisen und erwähnt die zahlreichen Artikel, mit welchen es im Frühjahr für den Bau wirklich städtischer Elektricitätswerke eingetreten ist. Damals war eben die Situation für die österreichischen Schuckertwerke, in deren Bureaux auch jene Artikel verfasst wurden, eine andere, als heute. Heute glauben diese, mit Recht oder Unrecht, dass ihnen der Bau sicher sei und nun wollen sie aus demselben den möglichst größten Gewinn ziehen. Deshalb ist jetzt für ihre und des „Deutschen Volksblattes" Bedürfnisse, der „städtische" Charakter genügend gewahrt, wenn die Commune einen Gewinnantheil und ein Einlösungsrecht erhält. Ja, das „Deutsche Volksblatt" gesteht in seinem letzten Schimpfartikel sogar zu, dass es ihm völlig gleichgiltig ist, ob das zu bauende Elektricitätswerk ein städtisches sei oder nicht. Wir nehmen von diesem Geständnis Notiz und wünschten nur, dass das Blatt dann auch seinen Artikeln nicht mehr den Titel „Städtische Elektricitätswerke" gebe. Das Blatt schreibt weiter, dass es auf den städtischen Charakter des Werkes verzichte, weil die Zeit für die Errichtung eines solchen vielleicht nicht mehr ausreiche. Warum aber der Bau eines städtischen Elektricitätswerkes auch nur einen Tag mehr erfordern sollte, als der eines privaten Werkes, ist für jedermann unerfindlich, der sich nicht durch langjährige, ausschließliche Lectüre des „Deutschen Volksblattes" an dessen mitunter so eigenartige Logik bereits vollständig acclimatisiert hat.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre de le République „La fille aux écus" von Louis Péricaud. Berlin. Friedr. Wilhst. Theater, „Rob und Bob"; Berliner Theater, „Seine alte Freundin", „Ramadon".

•

Im Deutschen Volstheater ist der kühne Versuch, ein Lustspiel Goldonis — „La Locandiera" — auf unsere Bühne zu bringen, nicht völlig gelungen. Es fehlt uns zu diesem Unternehmen noch sehr viel. Wir haben heute in Deutschland ein Theater für das Shakespearische, für das modern analytische und, auf dem Umweg über den traditionellen Stil, auch noch für das rethorische Drama. Aber zum satirisch-rationalistischen Stück des vorigen Jahrhunderts in Frankreich (Schule Molière, Goldoni), dem vierten Genre neben den oben genannten drei, finden wir heute kaum schauspielerische Beziehungen. Wir nehmen den Text eines solchen Stückes in die Hand und suchen vergebens nach festeren Anhaltspunkten zur Uebertragung auf die Bühne. Der Schauspieler sucht hier vergeblich nach Nuancen. Der Regisseur findet eine nach unseren Begriffen unbestimmte und requisitenarme Scene. Keiner von beiden weiß viel anzufangen; beide haben eine Empfindung von Leere und eine gewisse Unsicherheit. Sie suchen deshalb nach äußerlichen Directiven und müssten vermuthlich auch daran verzweifeln, wenn sie nicht das Eine hätten: die Originaldarstellung. Goldoni nämlich und Molière werden in ihrer Heimat noch immer wirksam gespielt, auch für uns Ausländer wirksam. Da liegt also irgend ein Geheimnis verborgen, und hinter dieses zu kommen bemüht sich jede Neuscenierung Molières wie Goldonis in deutscher Sprache. Am besten ist das bisher in den Molière-Darstellungen des Münchener Residenztheaters geglückt, die augenscheinlich im Stil der französischen Tradition gehalten sind. Dadurch ist auch ganz klar geworden, dass für den Schauspieler hier wirklich alles, die ganze Nuancierung, im Nationalcharakter liegt: in einem bestimmten Lächeln, einem bestimmten Sprechen, bestimmten Bewegungen u. s. w. Dadurch erst erhält die für unseren Geschmack etwas trockene und allzu verstandesmäßige Grazie dieser romanischen Satiren die Würze persönlicher Eigenart und Laune. In der „Locandiera" des Deutschen Volkstheaters aber (nebenbei einer geistlosen Uebersetzung) wurde das zum größeren Theil vermisst. Unsicherheit der Schauspieler und eine gewisse Leere wurden vom Zuschauer deutlich empfunden. Gerade dieses Stück haben wir in Wien von der Duse gesehen, mit dem charmanten Ripafratto von Andò. In der Darstellung des Volkstheaters gab es, damit verglichen, todte Stellen, papierene Dialoge, aber auch Undeutlichkeiten und Widersprüche. Herr Giampietro als Ripafratto parodierte ganz falsch, und Fräulein Retty war beim besten Willen und bei aller Anmuth nur eine süßliche Verdünnung der Signorina Mirandolina, einer Odilon-Rolle. Am deutlichsten und störendsten machte sich aber die Stilfremdheit dieser Darstellung in den kleinen Chargen bemerkbar, die ganz hilflos wie von Dilettanten geleiert wurden.

A. G.

Für die Sonntag-Feuilletonisten aller Blätter ist in dieser Woche einiges geschehen. Der Reiseschriftsteller Eugen Wolff hat Deutschlands Würde verhöhnt und Chinas Gerechtigkeit gefoppt. Man kennt die Berichte darüber. Er hat dreizehn unschuldig verhaftete Chinesen aus der Folterkammer des Mandarinen befreit. Aber er hat sich dabei in öffentlicher „Sitzung" als einen Extra-Abgesandten Deutschlands vorgestellt und die angebliche Legitimation aus dem Stiefelschaft hervorgeholt; und zu seiner Rechten thronte indessen sein Hund, unter dem höchst unrechtmäßigen Namen eines Herrn von. Welch verwickelter psychologischer Fall! Was ein richtiger Sonntag-Feuilletonist ist, muss vor Aufregung ordentlich zittern, indem er sich in die Seele des Herrn Wolff und seines Hundes, des Herrn von Schuster, versenkt. Ungewöhnliche Perspectiven eröffnen sich da. Nietzsche — selbstverständlich muss vor allem Nietzsche citiert werden; das Geringste, was man verlangen kann. Für unser „modernes" Zeitalter des „Uebermenschen" — so etwa wird der Feuilletonist sich auszudrücken haben — gibt es ja kaum eine charakteristischere Erscheinung, als den Mann von leichtem Herzen, der in Schaftstiefeln, an der Seite einer mächtigen Dogge den Erdball umkreist und einer souveränen Laune gehorchend sich einmal auch dazu versteht, völkerrechtlichen Ulk zu treiben, mit Einrichtungen der Diplomatie zu jonglieren (jonglieren macht sich gut!) und den altehrwürdigen Geist der Geographie und Geschichte (macht sich ausgezeichnet!) wie ein Schulknabe am Barte zu zupfen ...

*

Aber wem Gott einen Feuilletonstoff gibt, dem gibt er gleich zwei, damit der pikante Contrast nicht fehle. Also ist auch in Ischl dieser Tage ein augenscheinlich souverän gestimmtes Individuum, ein Pianist namens Siveking, mit der Behörde unter abenteuerlichen Umständen aneinander gerathen. Freilich nicht so abenteuerlich wie jener Extra-Abgesandte Deutschlands in Schaftstiefeln in China. Herr Siveking hat bloß dem Zügenglöcklein, was ihm strafrechtlich nicht verboten ist, seine Reverenz versagt. Aber er hat dann auch mit großartiger Haltung und Ueberlegenheit den Lauf der Gerechtigkeit in Oesterreich über sich ergehen lassen. Herr Siveking scheint das zu sein, was man in demselben Oesterreich einen feschen Kerl nennt. Dem Feuilletonisten empfehle ich, bei diesem psychologischen Fall vom Uebermenschen zum gemüthlicheren Typus Stirners niederzusteigen und vom „Einzigen" zu sprechen und seinem Recht. Man kann nämlich Behörden direct frozzeln, und man kann sich auch damit begnügen, ihre Angriffe, wie eben der holländische Pianist, mit Stolz und Humor abzuwehren. So z. B. hat Herr Siveking ein andermal — er ist bereits eine stehende Rubrik im Localtheil unserer Blätter geworden — die Vorladung eines Wiener Bezirksgerichtes mit den liebenswürdigen Worten erwidert, dass er der Einladung nicht Folge leisten könne, aber immerhin gespannt sei, was man von ihm eigentlich wolle. Echt Stirnerisch! Das ICH gegen die Behörde. Ein bemerkenswerter Fall, Feuilletonisten!

•

Ich für meine Person aber hätte über Herrn Siveking nichts anderes zu sagen, als dass ich ihn sehr verdienstlich finde. Er ist ein Aufmischer. Vielleicht verdanken wir es ihm noch einmal, falls er vorbildlich wirkt, dass bezirksgerichtliche Verständigungen in Wien sich nicht wie Drohbriefe präsentieren und auch sonst manches anders wird zwischen Wien und Ischl.

Am.

Bücher.

Heinrich von Sybel: Geschichte der Revolutionszeit. Wohlfeile Ausgabe. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. II. 8°.

Die Franzosen leisten besonders in den letzten Jahrzehnten unglaublich viel auf dem Gebiete der historischen Revolutionsforschung, die sie vor allen anderen Geschichtsfragen interessiert; und dennoch besitzen wir bis auf den heutigen Tag keine erschöpfende Geschichte des großen Revolutionszeitalters, die den Forderungen streng-objectiver Forschung und den Ansprüchen der socialen Wissenschaften genügen könnte. Gewiss haben besonders die Geschichtsforscher, die mit der „Société de l'histoire de la Révolution" Fühlung haben, vieles zur Erforschung dieser Epoche beigetragen, ihre Leistungen bleiben aber im großen und ganzen bloß „Beiträge". Eine Illustration dazu bietet die großangelegte französische Weltgeschichte, die von Lavisse und Rambaud herausgegeben wird; der Band, der sich auf die Revolutionsgeschichte bezieht, ist von mehr als zehn Gelehrten verfasst, enthält viele neue Einzelheiten, neue Gesichtspunkte, so z. B. die vom Professor Aulard geschriebenen Capitel, allein ein in sich geschlossenes Ganzes bildet dieser Band nicht. Die meisterhafte, in vielem blendende Leistung Taines hat nicht wenig dazu beigetragen, durch die Hervorkehrung der psychologischen, ja pathologischen Erscheinungen die verkehrtesten Ansichten über die Revolution zu verbreiten. Die schönste Leistung der neuesten französischen Revolutionsliteratur bleibt das mit großem Talent und einsichtsvoller Ruhe geschriebene Werk von Sorel „L'Europe et la Révolution". Dieses beschränkt sich aber hauptsächlich auf die auswärtige Politik. — Daher ist es kein Wunder, dass Sybels Werk in vielem bis auf den heutigen Tag seine Bedeutung erhalten hat. Es war dem deutschen historischen Forschungsgenie vorbehalten gewesen, die bahnbrechende Leistung Tocquevilles (L'ancien regime et la Révolution. I. Aufl. Paris 1850) mit einer streng wissenschaftlichen Arbeit zu krönen. Sybel, der im Jahre 1853 mit der Veröffentlichung seiner Revolutionsgeschichte begann, verstand es mit unermüdlichem Fleiß und sachlicher Ruhe den Knäuel der verwickeltesten Revolutionsmomente zu entwirren; auch war es ihm vergönnt gewesen, als erster zu den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin, London, Wien und Paris Zutritt zu bekommen. Zwar liegt der Schwerpunkt seiner grundlegenden Leistung auf dem Gebiete der politisch-diplomatischen Beziehungen, immerhin behält er auch hinsichtlich der inneren Revolutionsbegebenheiten in vielem recht. Sein Werk kann noch jetzt zur besten Anleitung in das Studium der Revolutionsgeschichte dienen, wenn auch darin viele bibliographische Details und sonstige Einzelfragen und Hauptgesichtspunkte durch die neueste Forschung weit überholt wurden. Jedenfalls war es ein guter

Gedanke, eine billige Ausgabe dieses theueren umfangreichen Werkes zu veranstalten. Es wäre freilich am Platze, eine Nachtragslieferung von einer kundigen Hand verfassen zu lassen, um die Besitzer von Sybels Werk mit den ergänzenden Hauptmomenten der neuesten Revolutionsliteratur bekannt zu machen. Dann könnte erst recht diese „wohlfeile“ Ausgabe einer Volksausgabe im besten Sinne dieses Wortes werden.

Prof. Boris Minzès.

Das Modell. Eine Studie in drei Theilen von Passorolle. Wien, Verlag von Karl Konegen.

Von diesem Buch hätte ich in keinem Fall Notiz genommen, wenn nicht seine Handlung Anlass dazu gäbe, einmal über das anscheinend so beliebte Genre des Malerromans und der Künstlergeschichte zu sprechen. Die 257 Seiten des Bandes sind eine dilettantisch hingeworfene, stilistisch ungemein nachlässige, gänzlich uninteressante Serie von Geschwätzen, die ein falsches Gesicht von Salonfähigkeit haben. Man kennt ja die Glut, womit sich gewisse Schriftsteller auf gewisse Themen stürzen, um durch eine gleichsam kindische Leidenschaft über das Unkünstlerische ihres Thuns zu täuschen. Wäre wirklich gestaltet, was hier so redselig zu Katastrophen aufgethürmt wird, die 257 Seiten wären zu zwei Druckbogen zusammen geschmolzen und es ist doch bekanntlich unmöglich, für zwei Druckbogen einen Verleger zu finden. Daher „Das Modell“ Studie in drei Theilen. Der „berühmte Künstler“ .... (nennen darf man diese Leute nicht, sonst ist aller schöne Schein zerronnen), also der berühmte Künstler .... siecht dahin, weil eine Weltdame, deren Körper ihm das letzte Ideal der Schönheit däucht, nicht Modell stehen mag zu einem Bilde, in das er sein ganzes Innere gießen will. Solche Maler gießen nämlich immer ihr ganzes Innere in ein Bild. Sie, die Weltdame, widersteht, hetzt den berühmten Künstler .... durch alle Stadien der Verzweiflung. Er, ... nämlich, kann nicht mehr arbeiten, (immer! Die Maler in deutschen Romanen können immer nicht mehr arbeiten) und erst dann kommt die Begeisterung wieder, als sie sich bereit erklärt, sein Modell zu werden, der Gesellschaft trotzend, weil sie ihn liebt. Kurz, was ist darüber zu sagen, diese unwürdige Verquickung von Liebe und Malerei wird zu einem Ende geführt, das dem Anfang an psychologischer Stümperei nichts nachgibt. Man weiß ja, dass Zola im l'Oeuvre, diesem unerreichten Künstlerroman, einen ähnlichen Conflict zwischen Claude und seinem Weib anklingen läßt, aber der Versuch eines Vergleichs ist schon eine Beleidigung für Zola und den Leser. Der berühmte Künstler namens .... ist einer jener Literaturmaler mit frischgewaschenen Manchetten, die von Malerei so wenig verstehen und fühlen, wie ihre Schöpfer vom Schreiben. In der Welt von „Passorolle“ (die eine Dame sein wird) mag es ja solche Maler geben namens ....; die wirklichen Maler reden nicht so gescheit und werden nicht tief unglücklich und arbeitsunfähig, wenn ihnen das nächstbeste hübsche Frauenzimmer nicht Modell stehen will. Der Unterzeichnete ist gerne bereit, jedem einen Thaler zu zahlen, der ihm einen solchen Maler nennt. Nur darf er nicht .... heißen, weil man dann nicht weiß, woran man ist.

J. Wa—n.

Revue der Revuen.

„**Deutsche Revue**“ vom August enthält einen Aufsatz von M. v. Brandt über die Frage einer angelsächsisch- (keltisch?) germanischen Allianz. Er knüpft an eine Rede des britischen Colonialministers Chamberlain über Englands Isolierung und die Nothwendigkeit einer Annäherung an Nordamerika an, kritisiert diesen Plan mit einigem Spott und wendet sich schroff gegen die allzu optimistischen Bündnishoffnungen einiger Engländer. So hat A. S. White in der „North American Review“ ein englisch-amerikanisches Bündnis für absehbare Zeit in Aussicht gestellt und Sir Richard Temple in einem früheren Hefte der „Deutschen Revue“ — siehe darüber „Die Zeit“, Nr. 197 — die Frage, ob England isoliert sei, geradezu verneinend beantwortet. Brandt sieht in dieser Frage anders. — Eine nicht uninteressante historische Reminiscenz, betreffend die Insultierung des französischen Botschafters Bernadotte 1798 in Wien, wird, mit Benützung von Originalquellen, vom Generalmajor Auspitz beigebracht. Am 13. April des genannten Jahres hat der ehrgeizige und selbstbewusste Bernadotte, hauptsächlich aus Unmuth, dass es ihm nicht gelingen wollte, ein gegen Frankreich gerichtetes, patriotisches Fest der Wiener Jugend zu vereiteln, an seinem Wohnhause in der Wallnerstraße eine dreifarbige Fahne mit der Aufschrift: „Liberté, Egalité, Fraternité“ aufstecken lassen. Die Folge war ein heftiger, den Gesandten bedrohender Menschentumult, in dem unter anderem die immerhin bemerkenswerten Worte gehört wurden: „Wir . . den Franzosen auf ihre Freiheit; wir sind mit unserer Regierung, unserem Kaiser zufrieden.“ Nur mit Mühe gelang es dem ausrückenden Militär, die durch das weiterhin erfolgende herausfordernde persönliche Auftreten Bernadotte's gänzlich aus der Fassung gebrachte Volksmenge zu zerstreuen. Bernadotte recriminierte tags darauf bei Thugut und richtete einen trotzigen Brief an Kaiser Franz. Es wurde daraufhin eine das Benehmen des Volkes im Namen des Kaisers verurtheilende Proclamation an Wien erlassen. Bernadotte aber war damit nicht genug gethan; er nahm seine Pässe und reiste ab.

„**Die Gegenwart**“ bringt in ihrem letzten Heft das Ergebnis einer Rundfrage unter dem Titel: „Bismarck im Urtheil seiner Zeitgenossen“. Emile Ollivier, der napoleonische Ministerpräsident von 1870, der die Verantwortung für den Krieg „mit leichtem Herzen“ übernehmen zu wollen erklärte, schreibt sehr offenherzig: „... wie soll man ihn nicht für klein halten, als er 1870 die Falle der Hohenzoller'schen Candidatur legte, welcher Streich von unserem Ministerium pariert wurde, worauf er durch eine unerträgliche Unverschämtheit einen seit dem italienischen Feldzuge friedliebenden Monarchen, ohne dessen Einverständnis (complaisance) er bei Sadowa das Glück nicht versucht hätte, zum Kriege zwang u. s. w.“ Strindberg schreibt: „Für uns andere Nationen ist die Größe Fürst Bismarcks zweifelhaft ... Allein auch vom deutschen Gesichtspunkte aus bleibt seine Größe uns räthselhaft. Bismarcks Lebenswerk heißt: Einheit Deutschlands. Wo ist diese Einheit, fragt man, da doch das uralte Deutsch-Römische Kaiserthum noch selbständig existiert und seine Krone in Wien von dem legitimen Hause Habsburg getragen wird? Dessen Existenz ist ein lebendiger Protest gegen die Existenz von Bismarcks Lebenswerk.“ (Die Redaction der „Gegenwart“ macht darauf aufmerksam, dass dieses Urtheil aus der Krise stammt, die Strindberg selbst als sein Pariser „Inferno“ bezeichnet). Hingegen Wildenbruch (Dichter ohne „Inferno“-Krisen): „Leitete Fürst Bismarck auch schon längst nicht mehr das Reich, und gelang es dem Kaiser, auch ohne ihn den Frieden aufrecht zu erhalten, so bildete er doch den großen Ruhmestitel u. s. w.“

„**Humanité nouvelle**“. „Jüdisches Heidenthum“ heißt ein Aufsatz. Darin wird der Nachweis zu führen gesucht, dass die Juden während der ganzen biblischen Zeit niemals wirkliche Monotheisten waren, und der Jehova des alten Testamentes bloß eine der Gottheiten des semitischen „Pantheons“ darstellte. Im Zusammenhang damit wird gegen die übliche Chronologie der jüdischen Geschichte der Umstand ins Treffen geführt, dass bis zum Jahre 623 v. Chr. (der Zeit des Josias) kein Prophet und kein Buch den Pentateuch und das mosaische Gesetz erwähnt. — Ein früheres Heft brachte einen Aufsatz über „Die Architektur von morgen“. Es ist der Bericht über einen der Discussionsabende, wie sie eine Anzahl junger bildender Künstler diesen Winter in Brüssel abgehalten haben, um sich selbst und einander die Ziele und Wege ihrer Kunstbethätigung erläuternd klar zu machen. Der Sprecher dieses Abends, Victor Horta, sagt u. a., die Menschheit, die heute weit complicierter sei als früher, bedürfe auch zahlreicherer und verschiedenartigerer Ausdrucksmittel. Früher haben die Materiale, die man direct aus der Natur gewann, genügt — heute muss die Kunst die Industrie zuhilfe rufen. Die Architektur ist in erster Linie die Wissenschaft von der entsprechenden Verwertung der Materiale, die geringere Tragfähigkeit des Steines bedingte seinerzeit dicke Säulen und Pfeiler; und weil wir nun daran gewöhnt sind, scheint uns heute eine dünne, eiserne Säule hässlich und widersinnig. Aber mit dem Glauben an ihre Tragfähigkeit wird auch unsere ästhetische Anschauung sich unmerklich verwandeln. So bringen neue Materiale neue Formen, und der umgestaltende Einfluss der neuen Note — des Eisens — wird in der Architektur nicht ausbleiben. Auf die Frage, ob dies zu einem neuen Stil führen werde, entgegnete der Sprecher, ein Stil sei nicht wie eine Mode, etwas Willkürliches, das ein einzelner schaffen könne, sondern der Ausdruck des intellectuellen und socialen Charakters einer Epoche. Der ägyptische, griechische oder gothische Stil floss aus einer religiösen Weltanschauung, und es bedürfte eines ebenso starken geistigen und seelischen neuen Elementes, damit ein neuer Stil entstehe.

Spirka.

Erzählung von S. Jelpatjewski.*)

Uebersetzt von Eugenie Kliorin.

I.

Es gab eine Legende über unser Sagorsk. Die alte Hostienbäckerin aus der Domkirche pflegte mir dieselbe zu erzählen.

Vor langer, langer Zeit, als da noch überaus wenig Russen wohnten und ringsum Wälder und Sümpfe sich hinzogen, siedelte sich auf unserem Berge ein Heiliger an, baute sich einen Thurm auf, verließ denselben niemals und betete nur beständig. Aber damals existierte schon die Landstraße: die Leute aus den Niederungen fuhren immer an uns vorbei. Zog ein Wanderer vorbei, so sprach er eine Weile mit dem Thürmer, bat um seinen Segen für den weiten Weg und ließ ihm einiges von seinen Vorräthen zurück: da und dort lebten Menschen in den Wäldern, und als sie vom Thürmer hörten, begannen sie, ihm Nahrungsmittel zu bringen. Im Teufelsmoor aber hausten Räuber, hatten sich dort eine Art Städtchen erbaut. Das Moor war nicht wie jetzt, vom Berge aus zog es sich dazumal dreißig Werst weit hin, und weder Mensch noch Thier konnte dorthin gelangen, nur die Räuber wussten einen Pfad.

Bei Nacht zogen sie auf der Heerstraße auf Raub aus, lauerten den Kaufleuten, den Reisenden auf, nahmen ihre Habseligkeiten weg, wer aber dieselben nicht freiwillig hergeben wollte, dem wurde der Hals abgeschnitten. Am frühen Morgen pflegte die Bande mit Beute und Gefangenen in ihr Räubernest zurückzukehren, der Thürmer aber stand in seinem Thurm und pries Gott. Ihm thaten die Räuber nichts.

— Was, pflegte der Hauptmann zu sagen, betest du, Alter?

Ich bete, gute Menschen, erwiderte er, ich bete. Für euere unglücklichen Seelen bete ich, für das von euch vergossene Menschenblut will ich Vergebung erflehen.

Zuweilen aber begann der Hauptmann sich lustig zu machen.

— Schön sind auf der Welt, ehrwürdiger Greis, die starken Enten, die weißen Schwäne, und das ist dem Falken gerade recht, das ist ihm, dem Frechen, lieb.

Zornig pflegte dann der Gottgefällige zu werden, rügende Worte begann er zu reden, mit dem grimmigen Teufel, dem Weltgericht, der Hölle zu drohen.

Der Hauptmann jedoch lachte nur.

— Warte, Großpapa, pflegte er zu sagen — erlaube uns, wackeren Recken, noch ein wenig in der weiten Welt herumzuschweifen, mit Weibern und Mägdlein zu tändeln ... Wenn das Reckenherz sich sattgefreut, sich beruhigt haben wird, dann werden wir zu dir

*) Anm. d. Red. Als Culturschilderung verdient diese Erzählung ein interessantes Seitenstück zu Tschechow's berühmter Novelle „Die Bauern“ (erschienen in der „Zeit“, Nummer 169—173) genannt zu werden.

kommen. Und so geschah es. Ueber kurz oder lang waren sie gekommen. Sei es, dass ihnen etwas missglückte, sei es, dass sie einem Kindlein den Garaus gemacht, und dass die Mutter vom Berge kopfüber sich stürzte, jedenfalls zogen sie am Thürmer traurig und düster vorbei. Und da begann der Thürmer sie abzukanzeln. Vom Ross stieg da der Hauptmann, zur Erde sprangen die Banditen und fielen dem Thürmer zu Füßen. Dazumal entstand das Kloster. Sie bauten sich neben dem Thürmer Zellen, führten ein Gotteshaus auf, hüllten sich in Kutten und legten sich Ketten an. Um das Kloster herum begannen Menschen sich anzusiedeln, umzäunten sich mit einem Wall, und späterhin ließen sich da auch Fürsten nieder.

So erzählte mir die alte Hostienbäckerin der Domkirche.

Ein reiches Kloster erwuchs an dem Ort, wo der Thürmer zu Gott betete, weit über den Wall hinaus breiteten sich die menschlichen Wohnsitze aus, die Fürsten herrschten eine Zeitlang und zogen dann fort, nach den Fürsten führten strenge Wojewoden*) ununterbrochen das Regiment, harte Ordnungsrichter, und auch ein Heer stand in der Stadt — ich entsinne mich noch, wie wir Buben dasselbe „Garnisonswänste" nannten — der Ort aber galt noch immer für unheimlich und räuberisch, man konnte die Bösewichter nicht ausrotten, und mehr als einmal gellte vom Fuße des Berges her das schreckliche „Zu Hilfe" uns in die Ohren, wenn wir haufenweise ins Moor nach Beeren giengen.

Eine Werst weit vom Kloster senkte sich ein steiler, von Wegen durchschnittener Abhang, der im Herbst, wenn Regengüsse den Lehmgrund aufweichten, so schwer zu erklimmen war, und vom Berge aus zog sich durch einen dichten, finstern Wald, ohne menschliche Wohnungen, zwanzig Werst weit die Fahrstraße hin. Und nirgends konnten die Reisenden eine Zuflucht finden, auf der einen Seite stand wie eine Mauer der dichte Wald, auf der anderen lief viele, viele Werst das Teufelsmoor hin, in dem sich dereinst das Räubernest befand.

Das erste Dorf an der Fahrstraße hieß Tatinzy, ein grausiges Dorf, im finstern Walde gelegen, welches der Straße den Rücken, dem Walde die Fenster zukehrte, und das von altersher in schlechtem Ruf stand.

Aus diesem Tatinzy, diesem unheimlichen, räuberischen Ort, stammte Spirka.

II.

Ich war damals klein. Ein Kaufmann zog vorbei, wahrscheinlich aus weiter Ferne, es ließ sich nicht ermitteln, wer er war und woher er kam, nahm sich nicht inacht auf dem Räuberberge, nächtlicher Weile, und fand inmitten des Bergwegs den Tod. Am frühen Morgen, als beim Thürmer zur Frühmesse geläutet wurde, stieß die Post auf den noch athmenden Kaufmann, der im Blute schwamm und sogleich den Geist aufgab. Man nahm Kondratt fest, einen Bauer aus Tatinzy: dieser Vorfall ereignete sich noch zur Zeit der alten Gerichtsverfassung. Kondratts Fausthandschuh hatte man neben dem Kaufmann gefunden, und sein blutiges Beil lag nicht weit davon im Walde, auch auf seinen Filzstiefeln waren Blutflecke, und in jener Nacht war er nicht zu Hause gewesen: und nachdem man ihn im Gefängnis so lange als nöthig gehalten und so gut es gieng ausgeforscht hatte, ließ man ihn frei, indem man ihn „unter Verdacht" behielt.

Einige Zeit lebte Kondratt zu Hause, in Tatinzy, dann siedelte er in die Stadt über und nahm auch seinen Sohn Spirka mit. Kondratt war Witwer, er kaufte bei einem Bürger ein Häuschen am Rande der Stadt, wo die Vorstadt begann, richtete eine Herberge ein, baute noch ein Stockwerk auf, eröffnete unten eine Bude, wo er Theer, Peitschen, Salz, Hafer verkaufte, oben aber eine Schenke, an der er eine kleine Tanne befestigte, damit es jeder wissen sollte.

Undeutlich erinnere ich mich des Kondratt. Er war von gedrungener, gebückter Gestalt, hatte einen großen, tief in den Schultern sitzenden Kopf, einen schwarzen, struppigen Bart und saß im Sommer wie im Winter in Filzstiefeln und in einem Halbpelz — er hatte sich im Gefängnis erkältet — auf dem Erdaufwurf vor dem Thor seiner Herberge. Wir Buben fürchteten ihn und vermieden es, an seiner Bude vorbeizugehen. Ich entsinne mich, dass seine Augenbrauen mir besondere Angst einjagten, sie waren schwarz, buschig, hingen tief über die Augen herab und bewegten sich beständig. Oft saß Kondratt auf dem Erdaufwurf mit gesenktem Kopf und schien zu schlummern, seine Brauen jedoch bewegten sich. Und als später Bart- und Haupthaar ergrauten, blieben die Brauen ebenso schwarz und buschig und bewegten sich immer.

Damals begann auch meine Bekanntschaft mit Spirka. Er war etwas älter als ich, wir trafen uns auf der Straße und prügelten uns oftmals, wenn die Buben der Vorstadt auf uns, Zöglinge der Kreisschule, losrückten. Er war nicht stark, aber gewandt und behende und spielte immer Streiche, weshalb wir ihn auch nicht leiden konnten. Bald hielt er in der Faust ein eisernes Gewicht, bald versetzte er einen Schlag in die Seite oder unter die Rippen, während es doch ausgemacht war, auf die Kinnbacken zu schlagen: begann er aber zu kämpfen, so suchte er einen an den Beinen zu fassen, was gleichfalls nicht Sitte war. Und zum Adlerspiel wurde er auch nicht mehr zugelassen, nachdem man bei ihm eine Münze gefunden hatte, die auf beiden Seiten Adler trug. Bald hörte er übrigens auf, sich auf der Straße zu zeigen, Kondratt bannte ihn an den Ladentisch. Zuweilen konnte es Spirka nicht aushalten: wenn er hörte, dass draußen gekämpft wurde, so sprang er hinaus: danach pflegte ihn Kondratt halbtodt zu schlagen und wieder erschien Spirka Monate lang auf der Straße nicht.

Kondratt wurde immer reicher: er kaufte beim Nachbar ein Grundstück, erweiterte die Herberge, baute große Speicher auf und umgab seine Besitzung mit einem hohen Zaun, beschlug ihn mit Nägeln, streute Glasscherben aus und hielt grimmige Kettenhunde. Die Geschäfte giengen sehr gut. Um jene Zeit zogen Fuhren unaufhörlich durch unsere Stadt, Kondratts Herberge war stets vollgepfropft, auch in der Schenke gab es viel zu thun, und die Bude blieb ebenfalls nicht leer.

Als Spirka erwachsen war, verheiratete ihn Kondratt, er holte ihm eine Frau aus seinem Heimatsdorf, aus Tatinzy.

Wassilissa wurde eine treffliche Hausfrau. In kurzer Zeit erlernte sie das Rechnen und that es dem Spirka sogar im Notieren nach. Auch zu Kondratts Geschäft taugte sie sehr gut, unermüdlich war sie, kochte das Essen, fegte, scheuerte, wurde im Hof und in der Bude fertig, setzte sich den ganzen Tag nicht nieder, wurde todtmüde, wenn aber der Abend anbrach, lief sie in die Vorstadt hinaus, sang Lieder und hatte sogar Lust zum Tanzen. Und stets war sie lustig, gesund, sah bildschön aus, hatte rothe Backen, wie gemalte Brauen und große braune Augen.

Das Geschäft gieng jetzt noch besser. Kondratt fing an, geschlachtetes Vieh, Geflügel und alles einzukaufen, was die Fuhren in die Stadt brachten. Im Hofe und in der Schenke wurden Kondratt und Wassilissa allein fertig, und Spirka wurde auf den Berg geschickt, Getreide einzukaufen.

III.

Auf denselben Berg.... Nach wie vor wird beim Thürmer zur Frühmesse geläutet. Kaum dämmert der kalte Wintermorgen, aber im jungen Holz auf dem Berge, wo der Abhang beginnt, warten schon, hüpfend und mit den Händen klatschend, Händler in Filzstiefeln und Fausthandschuhen. Am Fuße des Berges taucht aus dem kalten Nebel eine Reihe von breiten Bauernschlitten auf mit Getreide, Hafer, Graupen. Kaum sind die Bauern oben und lassen ihre Pferde ausruhen, als auch schon die ganze Schar auf sie losstürzt. Die Pferde werden am Zügel ergriffen und es beginnt ein Feilschen, und der Bauer vermag schon nicht loszukommen und in die Stadt zu gelangen, wo er beliebige Preise fordern könnte. Man beschimpft ihn aufs Gemeinste, stößt, reißt ihn, und der Bauer wird davon wie toll und verkauft um den Preis, den man ihm auf dem Berge bietet. Und Spirka thut es allen zuvor. Seine Stimme ist hell, niemand vermag ihn zu überschreien, und die Bauern fasst er geradezu an der Gurgel.

— Was fällt dir ein, du Narr? Man bietet dir einen Preis, und du willst die Schnauze abwenden! In der Stadt wirst du auf den Knien um zwei Rubel bitten, ich aber gebe dir, Götze, zwei Rubel und zehn Kopeken. Was soll ich noch mit dir reden, Dummkopf du? Nu, nu, befiehlt Spirka, kehre um!

Der Bauer kehrt um und fährt gehorsam nach Spirkas weitem Hof. Gelähmt und umnebelt schaut dort der Bauer zu, wie Spirka sein Getreide ausschüttet, und wundert sich einmal übers andere — er hat ja zu Hause so genau gemessen, bei Spirka aber fehlen zwei Maß. Will man nachwägen, so stimmt es auch nicht.

Natürlich lief es immer nicht so glatt ab. Einmal begann ein händelsüchtiger Bauer aus vollem Halse zu schreien, zu raufen, und als der Lärm den Quartalaufseher herbeilockte, zeigte er ihm, wo die Wagschale mit Blei belastet war und wie groß Spirkas Maß war.

Berühmt war unser damaliger Quartalaufseher, streng gegen die Kaufleute, aber sonst ein guter Kerl. Er schlug Spirka zwei Zähne aus, nahm ihm eine Banknote ab, machte aber keine Anzeige.

Spirka verfuhr auch auf andere Art. Er schob die Abrechnung auf, führte den Bauer in seine Schenke und reichte ihm unentgeltlich ein Gläschen zur Erwärmung: sein Schnaps aber war verschieden, je nach dem Menschen — er hatte auch solchen, dass nach einem Gläschen der Mensch ganz dämlich wurde und er nun leichtes Spiel mit demselben hatte. Die Rechnung wurde dann schnell gemacht, Spirka bezahlte nicht mit Geld, sondern mit Waren und hatte niemals dabei Schaden.

Bald hörte Spirka auf, zum Berge zu wandern, er schickte einen Commis hin, selbst aber schüttete er Getreide zusammen, rannte in der Stadt hin und her und schweifte im ganzen Bezirk umher. Er hatte alle Hände voll zu thun, eröffnete eine Abdeckerei, einen Laden auf dem Marktplatz, und auch im Bezirke hatte er viele Geschäfte. Ueber Spirka begann man schon in der Stadt zu reden, besonders nachdem er sein Mehl in Samara losgeworden war. Eine Hungersnoth herrschte dort zu jener Zeit. Spirka kaufte in den Dörfern

*) Heerführer.

alte, von Mäusen zernagte Getreideabfälle auf, zermahlte Stroh, vermengte das alles mit Mehl und sandte nach dem Gouvernement Samara eine große Partie davon, vierte Sorte nannte er sie. Zu annehmbarem Preise verkaufte er alles und erhielt sogar von der Administration eine Danksagung.

Ein andresmal — das war später — brachte er ein solches Kunststück fertig, dass die geriebensten Kerle von Sagorsk nur ach schreien und die Hände zusammenschlagen konnten. In der Niederung herrschte die Pest und obgleich es weit war, so wurde doch auch bei uns mit der größten Strenge verfahren. Es wurde in Erfahrung gebracht, dass von unten her ein Wagenzug mit gefrorenem Zander nahe, und dass derselbe an den verpesteten Ortschaften vorübergezogen war. Damals herrschten arge Fröste, mehr denn tausend Werst hatten die Fuhren von jenen Ortschaften aus zurückgelegt, am Zander fand man keinerlei verdächtige Merkmale: dessen ungeachtet wurde derselbe aus Sicherheitsrücksichten — wie die Behörden sagten — in einen Graben außerhalb der Stadt geworfen, mit Petroleum begossen und angezündet. Viele Zander hatten die Bewohner damals unentgeltlich genossen, und während des Diners beim Kreishauptmann — er feierte gerade seinen Geburtstag — lachte man lange, als der Kreisrentmeister, ein bekannter Spassmacher, einen gekochten Zander auf einen Teller legte und sich an den Hausherrn wandte:

— Was ist das, Anempodist Ssaweljitsch, riecht das Zanderchen etwa nach Petroleum?

Während die Bewohner den Zander aus dem Graben schleppten und daraus Pasteten backten, combinierte Spirka. Und hatte bald etwas auscombiniert. Er schickte seine Handlanger nach allen Herbergen der Fahrstraße (die Kunde vom Zander hatte sich inzwischen im ganzen Kreise verbreitet — die Fuhren, welche nach Moskau ziehen sollten, blieben in den Einfahrten stecken, weil man sich nicht entschließen konnte, weiter zu ziehen), wo sie das Gerücht verbreiten sollten, dass es befohlen sei, alles zu verbrennen, dass man aber den Transport einschmuggeln könne — der Weg wurde bezeichnet — und Spirka werde aufkaufen. Nun geschah etwas Merkwürdiges: Ganze Nächte zogen über den eingefrorenen Sumpf, auf Umwegen, Schlitten und fuhren leise, als ob sie gestohlenes Gut brächten, aus der Vorstadt in Spirkas Hof hinein. Spirka zahlte, so viel er wollte, und die Fuhrleute dankten ihm noch, weil die Butterwoche herannahte und die Ware gefährlich war: der Zander, das Geflügel, die geschlachteten Schweine konnten feucht werden, sobald nur Thauwetter eintrat.

Als diese Geschichte den Kaufleuten zu Ohren kam, liefen sie zum Kreishauptmann, die Sache war aber schon abgethan: nicht nur die Speicher, sondern der ganze sehr große Hof Spirkas war mit den Waren überhäuft, und in der Stadt hatte man weder Fisch, noch Fleisch, noch Geflügel. Vieles verkaufte dann Spirka dortselbst, vieles sandte er nach Moskau und wurde dadurch berühmt. Der Kreishauptmann aber ärgerte sich nur in der ersten Zeit, später begann er darüber zu lachen und nannte die Kaufleute Maulaffen und Einfaltspinsel.

IV.

Deutlich entsinne ich mich noch des Spirka von damals. In weißen Wjatkaer Filzstiefeln, in einem kurzen, grauen Fuchspelz, der unter dem Bauch von einem Gurt fest umspannt war, in der unvermeidlichen Mütze aus Dachsfell, rennt Spirka auf dem Marktplatz hin und her — seinen rothen spärlichen Bart hält er mit der Spitze nach oben, sein Blick ist unruhig, seine Nasenflügel bewegen sich, er schaut nach allen Seiten und scheint zu schnüffeln. Schon von weitem lächelt er einem zu, wobei seine vom Quartalaufseher beschädigten Zähne sichtbar werden, bleibt einen Augenblick stehen, drückt einem die Hand und sagt seine beliebte Redensart: „Wie gegangen, wen gehangen?“ — kaum hat man ihm geantwortet, so murmelt Spirka schon sein unausbleibliches „Wünsch Ihnen jetzt“ und schießt davon.

Und immer hat er keine Zeit. Bald läuft er in seine Abdeckerei, bald begibt er sich in seinen Laden auf dem Marktplatz, bald sitzt er bei seinem „Sachwalter“ — ein ehemaliger Polizeisecretär ordnete alle zahlreichen juridischen Angelegenheiten Spirkas — und später muss er ins Tschernopusow'sche Wirtshaus eilen, das eine Art Börse war, wo zu festgesetzter Zeit alle unsere Kaufleute sich zu versammeln pflegten.

Auch dort benimmt sich Spirka nicht wie alle Menschen. Die anderen sitzen, wie es sich gehört, trinken Thee aus Untertassen, reden ernsthaft, gemächlich von Geschäften, — Stille herrscht im Wirtshaus; nur die Deckel der Theekannen klappern, wenn man heißes Wasser zugießen muss. Spirka aber stürmt herein und beginnt mit knarrender, heiserer Stimme zu schreien, — dort auf dem Berge wurde er heiser, dort gewöhnte er sich auch das Schreien an. Und er kann auch nicht ruhig sitzen bleiben. Setzt sich an einem Tischchen nieder, fragt: „Wie gegangen, wen gehangen“, spricht zwei, drei Worte, wechselt dann seinen Platz, dreht sich dann noch eine halbe Stunde herum, sagt darauf zu jemandem: „Wünsch Ihnen jetzt . . .“ und fort ist Spirka, früher als alle ist er davongerannt.

Dafür hieß er auch Spirka. Spirka und Spirka, hinter dem Rücken nannte ihn niemand anders, obgleich er zu jener Zeit schon Macht besaß und Besitzer vieler Tausende war: aber Leontius Nikiforowitsch, der angesehenste Kaufmann unserer Stadt, welcher Tuchhandel trieb, nannte ihn auch ins Gesicht so.

— Was wirbelst du, Spirka, herum? pflegte Leontius Nikiforowitsch zu sagen: drehst dich wie ein Brummkreisel. — Unsere Kaufleute waren gesetzte Herren, trugen lange Bärte, sprachen mit leiser Stimme, hatten ihre Geschäfte von Vätern und Großvätern geerbt, waren alle miteinander verwandt und mieden Spirka, nahmen ihn in ihre Gesellschaft nicht auf: „Schinder“ pflegten sie Spirka verächtlich zu nennen.

Spirka war auch selten zu Hause. Morgens schüttete er Getreide zusammen und blieb dann den ganzen Tag weg: ein- oder zweimal kam er nur eilig gelaufen, um etwas zu essen oder zu trinken. Zuweilen verreiste er auf eine ganze Woche, trieb sich im Kreise herum.

— Habe keinen freien Augenblick . . . klagte mir Spirka häufig.

So verbrachte er die Tage in fieberhafter Hast. Nur an Samstagen athmete er frei auf. Zur Winterszeit fanden bei uns an Samstagen Kämpfe statt; die Bewohner der Vorstadt und die der innern Stadt rückten in geschlossenen Reihen auf einander los. Von den Kinderjahren her behielt Spirka eine leidenschaftliche Vorliebe dafür. Er versuchte es, sich zu beherrschen, konnte es aber nicht zustande bringen. Nur um zuzuschauen fuhr er hinaus, gelobte es hoch und heilig und hielt es nur so lange aus, bis er Blut sah. Erblickte Spirka Blut, so wurde ihm gewöhnlich dunkel vor den Augen, er warf dann seinen Halbpelz ab, drang im Hemd in die Reihen ein und begann nach rechts und links zu hauen, nur sein rothes Bärtchen sah man und dass er die Zähne fletschte wie ein Wolf. Gelang es Spirka, jemand ordentlich mürbe zu schlagen, so war er zufrieden, und wenn auch seine müden Arme wie Peitschen herabhiengen, seine Schnauze blutete, so verließ doch Spirka gutgelaunt den Kampfplatz. Die nächsten paar Tage hatte Spirka im ganzen Körper Schmerzen, darum fluchte er und legte wieder ein Gelübde ab, kam aber der Samstag, so konnte Spirkas Herz nicht standhalten.

(Fortsetzung folgt)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Seiden-Damaste 75 kr.

bis fl. 14.65 per Meter und Seiden-Brocate — ab meinen eigenen Fabriken

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Qual und 2000 versch. Farben, Dessins 2c.)

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend. 782

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVI. Band. Wien, den 3. September 1898. Nummer 205.

§ 14-Disagio.

Wenn irgend etwas aus den mehrwöchentlichen Ausgleichsconferenzen der Ministerien beider Reichshälften mit Sicherheit bekannt geworden ist, so ist es dies, dass die ungarische Regierung es war, welche die österreichische, sehr gegen deren Willen und nur nach langem Kampf, gezwungen hat, den österreichischen Reichsrath wieder einzuberufen, nicht nur um von ihm die Quotendeputation wählen, sondern auch, und hauptsächlich zu dem Zweck, um von ihm, wenn möglich, den Ausgleich selbst in der mit dem Ministerium Badeni-Bilinski abgekarteten Form beschließen zu lassen. Einige aus dem liberalen Ante-Diluvium zurückgebliebene Ungarn-Enthusiasten haben diese Nachricht aufgegriffen, um wieder einmal die Ungarn als die Hüter und Retter des Constitutionalismus beider Reichshälften zu preisen. Unseres Erachtens sind die Beweggründe der ungarischen Politik ganz andere, durchaus nicht ideale, sondern sehr greifbare praktische. Dafür liegen negative und positive Beweisgründe vor.

Den Grundgedanken des Deak'schen Ausgleichswerkes, dass die volle Verfassungsmäßigkeit nicht nur in Ungarn, sondern auch in Oesterreich die conditio sine qua non des Dualismus ist, hat die gegenwärtige ungarische Regierung schon im vorigen Jahre preisgegeben, indem sie entgegen dem Deak'schen Gesetz, welches jeden, sei es definitiven oder provisorischen Ausgleich mit Oesterreich auf außerparlamentarischem Weg verbietet, der österreichischen Regiegierung, als diese nach dem Sturz Badenis im December 1897 in den größten Obstructionsnöthen war, hilfreich beisprang, mit dem Zugeständnis, ein einjähriges Ausgleichsprovisorium auf Grund des § 14 zu genehmigen.

Die ungarische Regierung hatte allerdings zuversichtlich darauf gerechnet, dass es der österreichischen Regierung innerhalb dieses einen Provisoriumjahres gelingen werde, der Obstruction Herr zu werden. Nur unter dieser Voraussetzung hatte sie sich bereit finden lassen, der ungarischen Opposition zu versprechen, dass sie der österreichischen Regierung — „einmal ist keinmal" — kein zweites Provisorium bewilligen und mit ihr überhaupt keinerlei weitere Ausgleichsvereinbarung auf Grund des § 14 schließen werde. Der ungarische Herrgott glaubte mit den stärkeren Bataillonen in Oesterreich zu marschieren. Er hat sich aber getäuscht. Die österreichische Regierung hat sich, trotz einjähriger Provisoriums-Galgenfrist, als unfähig erwiesen, der Obstruction Herr zu werden. Und damit kam auch die ungarische Regierung in die Nöthen. Das Verbot, keine Ausgleichsvereinbarung mehr auf Grund des § 14 zu schließen, wussten die ungarischen Kronjuristen noch zu umgehen, indem sie das Ding einfach nicht mehr Ausgleich und nicht Vertrag, sondern beiderseits selbständige Verfügung nannten. Aber aus der anderen Verpflichtung, keinen provisorischen, sondern nur mehr einen definitiven, d. i. mehrjährigen Ausgleich zu schließen, erwuchsen, mit Rücksicht auf die inzwischen erkannte auch innerpolitische Schwäche der österreichischen Regierung, für die ungarische Regierung weit ernstere Schwierigkeiten, die auch das Winkelschreibergenie der ungarischen Kronjuristen nicht zu überwinden vermag.

Der § 14 der österreichischen Verfassung gehört nämlich zu jenen unangenehmen Dingen, von denen man sagt: das dickere Ende kommt nach. Die kaiserlichen Nothverordnungen, welche auf Grund des § 14 erlassen werden, haben nur provisorische Gesetzeskraft. Sie müssen dem Parlament zur nachträglichen Genehmigung vorgelegt werden, und sie treten sofort außer Kraft, sobald ihnen der Reichsrath seine Genehmigung versagt. Ein Ausgleich also, der von der österreichischen Regierung auf Grund des § 14 abgemacht wird, kann vom österreichischen Reichsrath jeden Moment einseitig aufgehoben werden. Im December 1897, als das einjährige Ausgleichsprovisorium auf Grund des § 14 geschlossen wurde, konnte diese Gefahr übersehen werden, vor allem, weil jene Vereinbarung so kurzfristig war, dass sie dem österreichischen Parlament kaum die Zeit freiließ zu einem Gewaltstreich: dann aber — was noch wichtiger ist — weil sie lediglich den Status quo verlängerte, der, im Vergleich zum Badeni-Bilinski'schen Entwurf, in Oesterreich ohnedies schon als das kleinere Uebel still geduldet wird: endlich auch, weil die ungarische Regierung damals die österreichische Regierung für stärker hielt, als das Parlament und deswegen von diesem nichts fürchtete, so lange sie jener sicher zu sein glaubte. Alle diese Umstände treffen heute nicht mehr zu. Der neue Ausgleich muss als definitiver, ob nun bis 1903 oder bis 1908, auf eine Frist abgeschlossen werden, die lang genug ist, um dem österreichischen Parlament, falls es einmal in Ordnung kommt, die praktische Möglichkeit zur Annullierung zu geben. Ferner konnte dieser neue Ausgleich nicht mehr den Status quo fortsetzen, er musste vielmehr, wenn das Ministerium Banffy sich nicht selbst aufgeben wollte, die Badeni-Bilinski'schen Zugeständnisse enthalten und damit dem österreichischen Parlamente auch den Anreiz zur Annullierung geben. Endlich hat der erfolglose Kampf des Ministeriums Thun gegen die Obstruction und die damit verbundene rapide Abnahme der Regierungsautorität die ungarische Regierung gelehrt, das österreichische Parlament zu fürchten. Die Erwägung überdies, dass erfahrungsmäßig die denkfaulen Leute in Oesterreich die Härten schlechter Gesetze in der Regel weniger in der parlamentarischen Discussion voraussehen, dafür um so lebhafter nachträglich in der Praxis empfinden; die verdächtige Beobachtung schließlich, dass schon das Ministerium Gautsch mit dem verführerischen Gedanken gespielt hatte, sich durch eine Verbesserung des Badeni'schen Ausgleichsoperats die Wege zur Lösung der inneren Wirren zu ebnen: all das musste in den Augen der ungarischen Regierung die Gefahr des § 14 für den definitiven Ausgleich vergrößern, die Gefahr, dass über kurz oder lang das österreichische Parlament, sei es nun gegen den Widerstand der österreichischen Regierung, vielleicht aber auch gerade unter ihrer Führung, einen auf Grund des § 14 geschlossenen Ausgleich einseitig aufheben und damit Ungarn nicht nur seiner Badeni-Beute berauben, sondern auch für weitere Verhandlungen in die schwächere Position drängen würde.

Auch den Ungarn ist ein Spatz in der Hand lieber als die Taube auf dem Dach, oder, concret gesprochen, ein parlamentarischer Ausgleich, selbst wenn ihnen dabei etwas abgehandelt wird, ist ihnen mehr wert, als der glatte Badenische Ausgleich auf Grund des § 14. Der § 14, den sie noch im vergangenen Winter für voll nahmen, hat jetzt auf dem ungarischen Ausgleichsmarkt ein starkes Disagio erlitten. Das ist der Grund, warum die Ungarn, nachdem sie seit Jahr und Tag den österreichischen Parlamentarismus verrathen und verkauft haben, nun auf einmal so krampfhaft die Einberufung des österreichischen Reichsrathes begehren. Diesen psychologischen Moment hätte die österreichische Regierung benützen müssen, um von den Ungarn zur parlamentarischen Vorlage eine wesentliche Verbesserung des Badenischen Ausgleichs zu erlangen, die ungefähr der Agiodifferenz zwischen dem Wert einer einseitig widerruflichen Nothverordnung nach § 14 und eines beiderseits bindenden parlamentarischen Vertrages gleichkommen müsste. Dazu ist aber heute jede andere Regierung eher befähigt als die des Grafen Thun, sowohl weil sie sich als parlamentarisch leistungsunfähig im vollsten Maß erwiesen hat, als auch, weil sie in sinnloser Leichtfertigkeit schon im April d. J. den Badenischen Entwurf unbesehen angenommen hat. Nur eine neue österreichische Regierung, die nun den Badenischen Ausgleich ihrerseits noch nicht acceptiert und es auch mit dem Parlament noch nicht verschüttet hätte, wäre imstande, die uns zugewendete Ausgleichsconjunctur ordentlich auszunützen. Sowie die Dinge heute stehen, ist das Ministerium Thun ein persönliches Hindernis geworden für die Erzielung eines wesentlich besseren Ausgleichs. Das allgemeine österreichische Interesse fordert es, dass dieses Ministerium baldigst verschwinde.

K.

Das Friedensmanifest des Czaren.

Von Bertha v. Suttner.

Ueberwältigende Freude musste das erste Gefühl sein, das die Anhänger der Friedensbewegung ergriff, als die ungeahnte Nachricht kam, dass unter den Machthabern der Erde Einer der Mächtigsten die Verwirklichung ihrer Wünsche in Angriff zu nehmen gedenke. Doch ist es nicht meine Absicht, das Echo der Begeisterung und der Dankbarkeit, das die Worte Nikolaus II. wecken werden — gegenwärtig und noch in ferner Zukunft — hier mit meiner schwachen Stimme zu verstärken; es wird nützlicher sein, wenn ich an dieser Stelle, vom Standpunkt der Friedensbewegung, in der ich ja einige Sachkenntnis besitze, die Aussichten erörtere, welche die neugeschaffene Lage für die Ausführung des kaiserlichen Planes bietet, und auf Grund der in der Bewegung erlangten Erfahrungen anzudeuten versuche, was bisher zur Lösung der Abrüstungsfrage schon geleistet worden und an welchem Punkt sie gegenwärtig angelangt ist.

Im Jahre 1894 schrieb ich in unserem Organ, der Monatschrift „Die Waffen nieder", Band III, S. 458, Rubrik „Zeitschau":

„An den Thronwechsel in Russland, an die ersten Kundgebungen des jungen Alleinherrschers sind die Friedensfreunde berechtigt, schöne Hoffnungen zu knüpfen. Viel spricht dafür, dass hier ein „neuer Mensch“ zur Macht gelangt ist, dem auch die neuen Ideale vorschweben. Als Erbe trat er den Friedensruhm seines Vaters an, einen Ruhm, der schon glänzte, obwohl er nur einer negativen That gezollt ward; Nikolaus II. wird vielleicht die positive That vollbringen.“

Dieses „vielleicht“ hat sich erfüllt. Der Vorschlag, der gegenwärtig die Welt aufgerüttelt hat, bleibt eine That von weittragender Wirkung, selbst wenn sich dessen unmittelbarer Zweck im ersten Anlauf nicht erreichen ließe. Denn man gebe sich nicht allzu optimistischer Zuversicht hin, der Militarismus wird nicht ohneweiters das Feld räumen, zumal ja hunderte und tausende von mächtigen Interessen ihn als Selbstzweck betrachten. Er wird einen zähen und erbitterten Kampf gegen die Durchführung der großen Sache führen, offen und heimlich, unter Aufstachelung aller Leidenschaften und Vorurtheile, mit den edelsten Worten sich drapierend. Die chauvinistische und nationalfeindliche Presse wird in kleinlicher Weise an dem russischen Antrage herummäkeln, vielleicht auch den „Patriotismus“ gegen ihn anrufen. In jedem Falle aber ist bis zur Verwirklichung noch ein weiter Weg, der mit Schlingen und Fallen dicht besäet ist.

Und in der That, schon vernimmt man in den Blättern, neben den enthusiastischen Zustimmungen, die der Erhabenheit der Idee gezollt werden, die gewohnten Argumente gegen Abrüstung und Schiedsgericht, die gewohnten Vertheidigungen des Kriegszustandes und der para bellum-Maxime, mit denen, seit ihren Anfängen, die Friedensfreunde bekämpft wurden. Natürlich jetzt nicht mit der Verachtung und dem Hohne, die man einfachen Privatmenschen widerfahren ließ, aber doch mit jenem Anfluge praktischer „realpolitischer“ Ueberlegenheit, mit der man alle „idealistischen Träume“ abfertigen zu können glaubt. Der ganze Klärungsprocess der Meinungen, der ganze Widerstreit zwischen Routine und neuen Bahnen, alle die Zweifel und Einwände, welche im Laufe der letzten zehn Jahre die Friedensbewegung mit der Außenwelt und im eigenen Lager durchfochten hat, werden sich jetzt — in hundertfach verstärktem Maße und in einem knappen Zeitraum — vor und während der Verhandlungen der vom Czaren einberufenen Conferenz wiederholen. Es wird ja jetzt schon über die Modalitäten der Abrüstung und des Schiedsgerichtsverfahrens discutiert, über die etwa nöthigen Gebietsabtretungen oder Status quo-Sicherungen, obwohl von alledem in dem Manifeste gar nicht die Rede ist. Gesicherter Friede und Einhalt der Rüstungen, verbunden mit einer unumwundenen Verdammung der zum Ruin führenden Kriegsvorbereitungen: das ist das einzige, was in dem Schriftstück enthalten ist. Der Wille spricht daraus, dem jetzigen unhaltbaren und inhumanen Zustand ein Ende zu machen, und die Aufforderung an alle jene, die gleichen Willens sind, dass sie sich zur Schaffung eines Zustandes verbinden, in welchem das Kataklysma vermieden wird, dessen Vorbereitung die Völker erdrückt und „dessen Schrecken im voraus jedes menschliche Empfinden schaudern machen“.

Den technischen und praktischen Fragen der Ausführung eines solchen Friedensbundes: Rüstungsstillstand, Abrüstung, Weltheer, Schiedsgericht, Völkertribunal, Föderation ꝛc. ꝛc. — alledem steht die öffentliche Meinung rathlos gegenüber, und daher all dies klagende und warnende Anführen der angeblich unüberwindlichen Hindernisse. In den Kreisen der Friedensbewegung sind diese Probleme alle schon längst durchgedacht und durchgesprochen worden, sowohl in den Protokollen der Congresse und der interparlamentarischen Conferenzen, wie in den Fachblättern, in den Schriften der Gelehrten, Juristen und Politiker unter den Friedensfreunden. In den Verhandlungen des internationalen völkerrechtlichen Instituts liegen die Erörterungen, Pläne und wissenschaftlichen Begründungen der Umgestaltung vor, die ein das jetzige unsichere Gewaltsystem verdrängendes System zwischenstaatlicher Justiz bedingen würde. Dabei nehmen die entworfenen Pläne auch auf das Naturgesetz Rücksicht, wonach keinerlei Umwandlung plötzlich eintreten darf (sonst stellt sie Umsturz und Katastrophe vor), und es sind auf allen diesen Gebieten die Wege zu allmählicher Wandlung gewiesen. Eine segensreiche Folge des durch das Manifest des Czaren aufgerüttelten Interesses an der Friedensfrage wird es jedenfalls sein, dass man jetzt in viel weiteren Kreisen als bisher das Studium der einschlägigen Literatur betreiben wird. Es wäre gar nicht möglich, sich gewissenhaft an den Berathungen einer officiellen Friedensconferenz zu betheiligen oder auch nur darüber zu discutieren, ohne sich mit den geschichtlichen, philosophischen, politisch-ökonomischen und juridischen Anschauungen bekannt zu machen, bis zu welchen die literarische Vorarbeit zur Herbeiführung des internationalen Rechtszustandes bereits gediehen ist.

Hier fehlt es natürlich an Raum, von der schon beträchtlichen Literatur auch nur die wichtigsten Werke mit Namen anzuführen, aber an jene Schrift muss doch erinnert werden, welche der belgische Senator Chevalier Descamp auf Beschluss der interparlamentarischen Conferenz zu Brüssel 1895 sämmtlichen Mächten unterbreitet hat.*) Denn, wenn dieselbe vor drei Jahren auch, wie es scheint, von den Regierungen unter den Tisch geworfen worden ist, so ist jetzt der Moment gekommen, sie wieder hervorzuholen, weil ihre Kenntnis sicher jeden Theilnehmer an der einberufenen Conferenz über die vorliegenden Aufgaben orientieren würde. Eine Versammlung von Machthabern wird natürlich noch viel weiter gehen können, als eine mandatslose Conferenz von Parlamentariern, aber was diese an praktischer Vorarbeit geleistet, kann jedenfalls als Ausgangspunkt dienen.

„Die Mitglieder der Interparlamentarischen Union“, sagt Descamp auf Seite 23, „stellen sich vor allen Dingen auf ein rein positives Gebiet: sie erheben keinen Anspruch darauf, die Menschheit durch die Proclamation des ewigen Friedens zu regenerieren. Sie wollen nichts weiter sein, als Männer der Praxis und des Fortschritts im harmonischen Sinne des Wortes. Als solche tragen sie der Lage und den Thatsachen Rechnung, die zu ändern nicht in ihrer Hand liegt. Sie wissen aus dem zeitgenössischen Milieu die Probleme herauszufinden, an welche sie nicht rühren dürfen, ohne vergebliche und gefährliche Arbeit zu treiben, die, ohne Frieden zu stiften, Zwietracht erregen könnte. Sie wissen auch aus Erfahrung, dass es zur Erreichung eines guten Resultats oft nöthig ist, das Gesetz der Convergenz der Kräfte auf einen bestimmten und besonders zugänglichen Punkt hin in Anwendung zu bringen. Wenn aber die Mitglieder der Conferenz darauf halten, sich auf einem durchwegs praktischen Boden zu bewegen, setzen sie anderseits unerschütterliches Vertrauen in den Fortschritt, hauptsächlich in die Entwickelung jenes großen Solidaritätsgesetzes, das dazu berufen ist, seine Wirkung in den inneren und äußeren Beziehungen der Staaten zu bekunden, und das, wenn wir es wollen werden, aus dem zwanzigsten Jahrhundert eine Epoche weitgehendster nationaler und internationaler Friedfertigung machen wird.“

Oder mit anderen Worten — den Worten des Manifestes — „diese Conferenz wäre mit Gottes Beistand von glücklicher Vorbedeutung für das kommende Jahrhundert. Sie würde in einem mächtigen Brennpunkte die Bemühungen aller Staaten vereinigen, welche aufrichtig darnach streben, der großen Idee des allgemeinen Friedens zum Siege über die Elemente der Zerstörung und der Zwietracht zu verhelfen.“

Bei uns zulande, wo man gewohnt ist, das bis an die Zähne bewaffnete russische Reich als die Hauptkriegsgefahr anzusehen und als Argument gegen die Friedensbestrebung auszuspielen, weiß man nur wenig, wie gerade dort, neben, vielleicht auch wegen der ungeheueren Kriegsrüstungen, der Gedanke der internationalen Rechtsordnung schon weit vorgeschritten ist, dank den gediegenen Arbeiten der Professoren Besobrasow, Kapustin und F. von Martens an der Petersburger und Prof. Graf Kamarowski an der Moskauer Universität. Das Werk Kamarowskis »Le tribunal International« gilt als grundlegend für diesen Gegenstand. J. Novicow in Odessa, der berühmte Sociologe, Verfasser einer Reihe von hervorragenden in der »Bibliothèque contemporaine de philosophie« erschienenen Werke und Vicepräsident des »Institut international de Sociologie«, ist gleichfalls eine Autorität auf dem Gebiete der Kriegsbekämpfung. Die wichtigsten russischen Revuen (»Westnik Ewropi«, »Westnik innostranni litteraturi« ꝛc.) bringen regelmäßig Aufsätze über die Friedensbewegung, und auch die Tagespresse vertritt fast ausschließlich die Interessen der Friedfertigung. Es ist anzunehmen, dass der Czar genau von dem Stand der Bewegung, von der wissenschaftlichen Begründung ihrer Ziele unterrichtet ist, oder doch dass der Geist, der aus den Büchern der obengenannten Gelehrten weht, zu ihm gedrungen ist. Wie sagte doch Björnson, als er vor 10.000 Menschen über die Abschaffung des Krieges sprach: „So hoch müssen die Wogen unserer Bewegung gehen, dass sie bis in die Fenster der ersten Stockwerke hineinspritzen!“

In Frankreich sind es besonders die Juristen, die der angeregten Frage eingehende Studien widmen, und aus den zahlreichen bemerkenswerten Werken sei hervorgehoben: »Des moyens pratiques pour parvenir à la suppression de la Paix armée par Raoul de le Grasserie juge au Tribunal de Rennes«.**) Die Pariser Akademie hat ein Werk mit dem ersten Preise gekrönt, das den Titel führt: »L'Arbitrage international« und dessen Verfasser Michel Revon gegenwärtig Professor des Völkerrechts an der Universität zu Tokio ist. Dieses Werk wird unter den Auspicien zweier japanischer Minister ins Japanische übersetzt

Dass der Czar die Idee des Weltfriedens schon seit längerer Zeit zu schätzen weiß, das weiß ich zufällig aus einer Aeußerung, welche mir direct aus seinem Munde vermittelt worden. Als im vorigen Herbst das russische Kaiserpaar in Darmstadt weilte, fragte ich beim Hofmarschallamte an, ob der Kaiser geneigt wäre, ein großes Gemälde, das ein französischer Mäcen zur Verherrlichung der Friedensbestrebungen hatte anfertigen lassen, für seine Privat

*) „Die Organisation eines internationalen Schiedsgerichtes. Eine Denkschrift an die Mächte, überreicht von Ritter v. Descamp. Mit einem Anhang: Project über die Errichtung eines permanenten internationalen Schiedsgerichtshofes, in der durch die interparlamentarische Conferenz zu Brüssel (Session 1895) angenommenen Form. Autorisierte Uebersetzung von A. H. Fried.“ München, August Schupp. 104 S. Pr. 60 Pf.

**) Paris, Felix Alcan.

gallerie als Huldigungsgabe anzunehmen. Ich erhielt darauf vom Generaladjutanten, General Richter, folgende Antwort:

„Se. Majestät der Kaiser, aufrichtig gerührt durch die von der Frau Baronin Suttner vermittelte Bitte, ihm ein großes allegorisches Gemälde verehren zu dürfen, findet sich aber aus folgenden Gründen bewogen, sie mit dem herzlichsten Dank für die liebenswürdige Absicht abzulehnen. Die Tiefe des Gedankens, welcher ohne Zweifel kunstvoll ausgesprochen ist, macht es gewissermaßen zur Pflicht, den Zugang zum Gemälde einem größeren Publicum zu erleichtern; **Paris** wäre der geeignetste Punkt dazu, da die Angehörigen aller Nationen sich dort zusammenfinden; die humanitäre **große Idee** des Weltfriedens würde dadurch wirksamer propagiert. Paris hat umsomehr das Recht, das Gemälde in irgend einer Ausstellung zu besitzen, da der Kunstmäcen, dem die **herrliche Idee** zu verdanken ist, sowie der Künstler, der sie bildlich dargestellt hat, beide der französischen Nation angehören."

Erinnert man sich nicht auch noch der Worte, die Nikolaus II. in dem Manifeste anlässlich seines Regierungsantrittes schrieb:

„Mein Vater war die Verkörperung des Friedens und er hat niemals sein Wort gebrochen."

In diesem Satze vibriert doch auch schon etwas, was außerhalb der officiellen Phraseologie liegt. Wahrhaftigkeit und Friedfertigkeit schienen also dem jungen Kaiser als die höchsten Ideale, da er gerade diese hervorhob. Je nun — wenn diese beiden zur Losung der Mächtigen und zur Grundlage des politischen Lebens würden, so wäre das ja die Verwirklichung unseres ganzen Systems.

Denn nicht um Einführung gewisser Formen: Reduction der Armeen, Garantie des status quo oder Landkartenveränderung oder Allianzengleichgewicht unter Beibehaltung der jetzigen Rivalität und Falschheit im Staatenverkehr kann es sich handeln, wenn der Plan des Czaren erfüllt werden soll, sondern um die Einführung eines ganz neuen Geistes, des Geistes der Versöhnlichkeit, der Offenheit und der Gemeinsamkeit sittlicher Ideale in die Politik — das ist es, was den Friedenskämpfern aller Classen vorschwebt, also sicher auch dem neuen Friedensverkünder auf dem Throne.

Ein Mensch allein, auch wenn er Selbstherrscher des größten Reiches ist, kann den Stand der Cultur nicht mit einem Ruck auf eine höhere Stufe heben. Er braucht die Mithilfe einiger Großer und unzähliger Kleiner. Große werden wohl dem jungen Kaiser die Hand bieten, namentlich unser Monarch, der die denkwürdigen Worte gesprochen (11. November 1891 zu den Delegationen): „Das Friedensbedürfnis bekundet sich allgemein. Möge es mir noch vergönnt sein, meinem Volke die frohe Kunde zu geben, dass die Sorgen und die Lasten des bedrohten Friedens ihr Ende erreicht haben."

Es bedarf dazu aber auch der Mitwirkung des Zeitgeistes. Darum ist es jetzt gebieterische Pflicht eines Jeden, der die Erreichung des beglückenden Zieles wünscht, dafür einzutreten, Farbe zu bekennen, sich offen und thätig der Bewegung anzuschließen.

Schloss **Harmannsdorf.**

Der Vatican und der Carlismus.

Von einem römischen Clericalen.

Keine Heimsuchung hätte peinlicher und schmerzvoller für den Vatican sein können, als der spanisch-amerikanische Krieg, besonders aber dessen Ausgang, der den Vereinigten Staaten einen eclatanten Sieg, den Spaniern aber eine schwere Niederlage gebracht hat. Bereits vom Anfange des Krieges her befand sich der Heilige Stuhl in einer überaus heiklen Lage. In der Umgebung Leo XIII. waren die Sympathien für Spanien sehr lebhafte. Der Cardinal Rampolla, die leitende Persönlichkeit der päpstlichen Diplomatie, hat ja, wie man weiß, durch sechs Jahre die Stelle eines Nuntius in Madrid bekleidet und zum spanischen Hof stets die freundschaftlichsten Beziehungen unterhalten. In gleicher Weise war auch der Cardinal Mocenni, der Präfect der vaticanischen Gebäude und einer der einflussreichsten Cardinäle, da außer ihm nur noch der Cardinal Rampolla den Vatican bewohnt, Nuntius in Madrid, und auch ihn kennt man als einen großen Freund Spaniens. Diese beiden Cardinäle sprechen auch infolge ihres Aufenthaltes in Madrid spanisch ebenso geläufig als italienisch und sind auch in ständiger Verbindung mit dem hohen spanischen Clerus. Kein spanischer Bischof oder Cardinal verfehlt je bei einem Aufenthalt in Rom bei ihnen vorzusprechen. Dazu kommt noch, dass der spanische Gesandte beim Vatican, der Marquis Merry del Val, übrigens auch in Wien von seinem Aufenthalt her bekannt, unter den Mitgliedern des diplomatischen Corps am meisten persona grata ist, sowohl bei Leo XIII., als auch beim Cardinal Rampolla, mit dem er auf dem intimsten Fuße steht. All das beweist wohl zur Genüge, welch beträchtlichen Rückhalt Spanien im Vatican besitzt. Aber durch ein Zusammentreffen eigenartiger Umstände ist es gekommen, dass die Vereinigten Staaten in den höheren Sphären des römischen Clerus unter dem Pontificate Leo XIII. so populär sind, wie kaum je zuvor. So hat man nicht mit Unrecht Leo XIII. als den Papst des Americanismus bezeichnen können. Man weiß ja, dass die republikanischen und socialdemokratischen Neigungen dieses Papstes zum großen Theil durch den Einfluss der Prälaten der amerikanischen Kirche, insbesondere durch den Cardinal Gibbons und durch Msg. Ireland, den Erzbischof von St. Paul (Minnesota), bestimmt worden sind. Die durch den letzteren ausgeübte Wirkung auf die päpstliche Politik ist ausschlaggebend geblieben. Vergeblich haben der Jesuitenorden und die Deutschen in den Vereinigten Staaten versucht, dem Americanismus des Msg. Ireland entgegenzuarbeiten; ihre Versuche sind, von vereinzelten, kleinen Erfolgen abgesehen, bisher stets gescheitert. Zuletzt stellte sich der Vatican ganz auf die Seite des Msg. Ireland, und zu Beginn dieses Jahres begab sich der päpstliche Gesandte in Washington, Msg. Martinelli, nach St. Paul (Minnesota), wo er neun Wochen hindurch Gast des Msg. Ireland war, um durch diesen Besuch in officieller Weise die Gunst zu bezeugen, deren sich letzterer im Vatican erfreue.

Beim ersten Kriegslärm wollte der Vatican vermittelnd eingreifen, und zwar durch die Intervention des Msg. Ireland, der ein guter Freund des Präsidenten Mac-Kinley ist, zu dessen Wahl er dadurch, dass er ihm die Stimmen der katholischen Amerikaner zuführte, sehr beigetragen hat. Aber die Regierung in Washington schlug diese Vermittlung aus zwei Gründen aus: einmal, weil sie den Krieg einfach wollte, dann aber auch, weil sie die Stimmung der Protestanten in den Vereinigten Staaten zu berücksichtigen hatte. Sehr feindselig der gegenwärtigen politischen Haltung Leo XIII., hätten diese die Zuflucht zu einem Schiedsgerichte des Papstes der Regierung niemals verziehen. Als der Krieg ausgebrochen war, erklärte der Vatican im „Osservatore Romano", seinem officiellen Organ, nach dem Vorbilde der übrigen europäischen Höfe seine vollste Neutralität, eine Erklärung, die übrigens von der Regierung in Washington kategorisch gefordert worden war, welche vom Vatican überdies verlangte, dass er nicht einmal die Absingung eines Tedeum für einen Sieg der Spanier in einer der Kirchen Roms zulassen solle. Der Heilige Stuhl beobachtete nun sehr gewissenhaft diese Haltung officieller Neutralität, die ihm, wie man sieht, mehr oder weniger aufgezwungen war.

Trotz dieser Neutralität und der vielen Sympathien, die man in Rom für die Vereinigten Staaten hat, ist die ungeheure Niederlage, von der Spanien getroffen wurde, nichtsdestoweniger für Leo XIII. und für den ganzen Vatican einer der schwersten Schläge und eine überaus schmerzhafte Wunde. Denn für den Heiligen Stuhl bedeutet Spanien, selbst das Spanien des Herrn Sagasta, die katholische Nation par excellence, die einzige Nation, welche die Religionsfreiheit nicht ausdrücklich decretiert und ihre kirchliche Tradition unversehrt erhalten hat, und welche die Andersgläubigen, besonders die Protestanten, nur duldet.

Da für den Vatican der Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten mehr oder weniger bloß den Kampf zwischen dem Katholicismus und dem Protestantismus bedeuten konnte, wird man begreifen, dass der Sieg des letzteren nicht dazu angethan ist, um im Vatican angenehm empfunden zu werden. Aber es gibt noch einen anderen Grund, der für den Vatican noch beklagenswerter ist als die Niederlage selbst: das sind die Consequenzen, die dieselbe für die Zukunft der gegenwärtigen Dynastie in Spanien haben kann. Keine Dynastie in Europa hat von Leo XIII. soviel Bezeugungen des Wohlwollens und der Sympathie empfangen als gerade die spanische. Seit seinem Regierungsantritt hat sich Leo XIII. stets als Gegner des Carlismus und als Protector der legitimen Dynastie gezeigt. Eine seiner ersten Thaten bei Beginn seines Pontificates war es, an die spanischen Bischöfe eine Encyklica zu richten, in welcher er sie sowohl als auch den ihnen unterstehenden Clerus zur Anhänglichkeit an das bestehende Regime aufforderte. Leo XIII. hat, um die regierende Dynastie bei den spanischen Katholiken durchzusetzen, dieselbe beharrliche und unbeugsame Zähigkeit entwickelt, wie seinerzeit in Frankreich, als es hieß, die Katholiken der Republik gefügig zu machen. Seit zwanzig Jahren hat der Carlismus in Spanien keinen heftigeren Gegner gefunden als den päpstlichen Nuntius in Madrid. Der Vertreter des Papstes am spanischen Hofe hat alles darangesetzt, um die carlistische Partei zu vernichten, und wenn sie heute noch lebt, so ist das sicherlich nicht die Schuld des Papstes. Noch hat man einen gewissen Vorfall nicht vergessen, der sich im Jahre 1886 ereignet hat. Damals protestierte das officielle Organ des Don Carlos, der „Siglo futuro", überaus lebhaft gegen eine — wie er es nannte — Einmischung des Nuntius in die inneren Angelegenheiten Spaniens. Der Vatican antwortete sogleich durch ein Rundschreiben des damaligen Staatssecretärs Cardinals Jacobini, des ehemaligen Nuntius in Wien. In diesem Rundschreiben, an den Nuntius Msg. Rampolla gerichtet, bestätigte der Cardinal Jacobini den Vertretern des Papstes im Ausland das Recht, den Katholiken Directiven zu ertheilen, und erkannte ihnen im Bereiche der gesammten katholischen Hierarchie eine Art von außergewöhnlicher Jurisdiction zu. Dieses Rundschreiben wurde seinerzeit vielfach erörtert, und eine Reihe von Theologen bekämpfte die Schlussfolgerungen: aber es bezeugt in allen Fällen die Erbitterung, mit welcher der Papst die carlistische Propaganda niederzuhalten suchte

Als Alphons XII. starb, hatte seine Dynastie eine der gefährlichsten Krisen zu überstehen. In diesen schwierigen Zeiten setzte Leo XIII. alles daran, um die Regentschaft zu halten und zu befestigen. Er wies den spanischen Clerus an, seine Hingabe und seinen Eifer zu verdoppeln, um die Katholiken im Gehorsam zur gegenwärtigen Regierung zu erhalten. Der Kampf gegen den Carlismus wurde mehr als je zuvor eine Parole des Heiligen Stuhles. Als der gegenwärtige König zur Welt kam, nahm der Papst bei ihm die Pathenstelle an, und so ist Alphons XIII. der einzige Prinz aus königlichem Hause, der sich dieses Vorzugs erfreut. Zwischen dem Ableben Alphons XII. und der Geburt Alphons XIII. liegen vier Monate. Da man das Geschlecht des Kindes damals nicht wissen konnte, machten sich mehrere Persönlichkeiten im Vatican zu Fürsprechern einer Aussöhnung und Fusion der beiden Linien der Bourbonen, indem sie für eine Heirat zwischen Don Jayme, dem Sohne des Don Carlos, mit der Tochter der Königin-Regentin Marie Christine waren, im Falle diese einer Tochter genesen würde. Als aber ein Knabe zur Welt kam, verloren die Anhänger einer Fusion nicht den Muth und sondierten das Terrain, um zu erfahren, ob Don Carlos in eine Heirat seines Don Jayme mit einer der Schwestern des jungen Königs willigen würde. Diese Heirat sollte Don Jayme zum Erben Alphons' machen und die Versöhnung der beiden feindlichen Häuser besiegeln. Don Carlos aber wies diese Vorschläge mit Geringschätzung zurück, was ihm die Verstimmung und den Aerger Leo XIII. eintrug. Die Sympathien des Papstes für die alphonsistische Dynastie wuchsen immer mehr, und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um sie ihr zu zeigen. Seit mehreren Jahren steht Leo XIII. in brieflichem Verkehr mit der Königin-Regentin und ihrem Sohne, seinem königlichen Pathenkind, welchem er öfters Geschenke macht. Es gibt kaum einen zweiten Hof in Europa, dem Leo XIII. so viel Wohlwollen und Freundschaft bezeugt als gerade dem spanischen. Es ist eine psychologische Wahrheit, die sich immer von neuem bestätigt, dass man sich vielmehr zu jemandem hingezogen fühlt durch die Dienste, die man ihm erweist, als durch diejenigen, welche man von ihm empfängt. Leo XIII. Liebe zur alphonsistischen Dynastie ist denn auch so groß, wie die Dienste, die er ihr erwiesen. Er betrachtet die Erhaltung dieser Dynastie als sein höchsteigenes Werk und würde niemals erlauben, daran zu rühren. Deshalb sind in dem Moment, wo die gegenwärtige Krise ausbrach, und besonders seitdem man wieder von einer carlistischen Bewegung im Norden Spaniens spricht, vom Vatican neue Instructionen ausgegangen, um den Clerus und die Katholiken in Spanien an ihre Pflicht zu mahnen, sich enger als je um den Thron Alphons XIII. zu scharen. Diese außerordentliche Sympathie des Papstes für die alphonsistische Dynastie ist, wie gesagt, fast ausschließlich das Werk Leo XIII. Seine Umgebung unterstützt natürlich auch die'e Politik, weil der Papst sie ihr auferlegt: aber sie duldet sie nur, ohne sie zu billigen.

Im Gegensatz zu dem, was man aus der Haltung des Heiligen Stuhles schließen könnte, steht die Thatsache, dass der Carlismus, obwohl er von Leo XIII. bekämpft wird, im Vatican und in Rom sich dennoch eine zahlreiche Anhängerschaft erhalten hat. Don Carlos besitzt hier in der Person des Grafen San Martino eine Art von officiellem Vertreter, der im Vatican ein- und ausgeht. Die vornehmste Familie der clericalen Aristokratie, die Familie Massimo (die Prinzessin von Massimo, Tochter der Herzogin von Berry, war eine leibliche Schwester des verstorbenen Grafen von Chambord) ist offen carlistisch. Eben diese Massimo waren es, bei denen Donna Elvira lebte, jene Tochter des Don] Carlos, welche bekanntlich vor zwei Jahren mit dem Maler Folchi durchgieng, einem Manne, der verheiratet und Vater von zwei Kindern ist, und erst im vorigen Jahre hat der älteste Sohn des Fürsten Massimo eine andere Tochter des Don Carlos geheiratet. So besitzt der Carlismus in den Massimos seine natürlichsten und einflussreichsten Vertreter. Aber das ist noch nicht alles: eine der bekanntesten Persönlichkeiten in Rom, ein Führer des Clericalismus in der ewigen Stadt, der Comthur Pietro Pacelli, das Factotum und der Vertraute des Cardinals Rampolla, besorgt auf das Angelegentlichste die Geschäfte des Don Carlos, mit dem ihn zudem auch eine persönliche Freundschaft verbindet. Man weiß also zur Genüge, dass der Prätendent eine Reihe von Intelligenzen zur Verfügung hat und dass seine Sache lange nicht so verloren ist, als es für Viele den Anschein hat.

Die Rolle eines Propheten zu spielen ist ja immer gefährlich. Doch wenn die alphonsistische Dynastie fallen sollte, ist es wahrscheinlicher, dass sie den Schlägen der Republikaner, als denen der Carlisten unterliegen würde. Was Leo XIII. anlangt, so würde er viel lieber eine Republik in Spanien kommen sehen als eine Wiederkehr der carlistischen Herrschaft. Aber in seiner Umgebung und im Heiligen Collegium gibt es Personen, die von ganz entgegengesetzten Empfindungen erfüllt sind, und so könnte ein Wechsel auf dem päpstlichen Throne eine vollkommen geänderte Politik hinsichtlich Spaniens herbeiführen. Pius IX. war ein eifriger Freund des Carlismus, und leicht könnte Leo XIII. einen Nachfolger bekommen, der die Tradition Pius IX. wieder aufnimmt. Im übrigen meine ich, man sollte den Einfluss nicht überschätzen, den die Stellungnahme des Papstes auf die Erfolge der carlistischen Partei nehmen könnte; dieser Einfluss ist lange nicht so groß, als man glauben könnte. Dies ist so richtig, dass sich der Carlismus trotz der Gegnerschaft Leo XIII. seine Stellung in Spanien unversehrt erhalten hat. Die Anhänger, die ihm der Vatican zu entziehen vermag, reducieren sich auf eine ganz geringe Zahl, die kaum in Betracht kommt. Anderseits aber ist es auch wahr, dass der Carlismus, wenn er sich auch unversehrt erhalten, seinen Besitz doch keineswegs vermehrt hat. Seine Agitation ist fast ausschließlich auf die nördlichen Provinzen Spaniens beschränkt, so dass ein Sieg der carlistischen Sache jedenfalls sehr wenig sicher, vielmehr äußerst fragwürdig erscheint. Leo XIII. würde eine Republik dem carlistischen Regime vorziehen, aber nicht alle Katholiken, in Rom und in der übrigen Welt, denken ebenso.

Die altconservative Wirtschaftstheorie.

Von Dr. Rudolf Meyer (Teisan).

(Schluss.)

Aus dem Festsetzen der Arbeitsbedingungen durch den Fabrikanten ist der Zwist entstanden. Als Hilfsmittel dagegen empfahl man vor 30 Jahren Coalition und Trades Union. Strikes, Kriege seien dabei zwar unvermeidlich, doch trösteten sich die Kathedersocialisten 1872, je größer die Gewerkvereine würden, desto friedfertiger würden sie auch, je größer ihre Cassen, desto mehr würden sie einen Strike scheuen, der die Cassen leeren müsste. Die „Vereinigten Maschinenbauer" seien die reichste, mächtigste und friedfertigste Trades Union. Das war so weise, als wenn jemand vor 150 Jahren gesagt hätte, Friedrich II. wird nie Krieg mit Oesterreich anfangen, weil er dann den ihm vom Vater hinterlassenen Kriegsschatz angreifen müsste. Es hat 25 Jahre bedurft, bis dieselben friedliebenden und reichsten „Vereinigten Maschinenbauer" durch einen siebenmonatlichen Strike und ihre totale Niederlage diese kathedersocialistische Illusion zerstörten. Womit tröstet uns deren „Wissenschaft" nun? Mir ist von solchem Trost noch nichts bekannt. Vielmehr scheint es wahrscheinlich, dass die Ueberzeugung der Arbeiter von der endgiltigen Wirkungslosigkeit der Selbsthilfe mittels der Gewerkvereine sie auch in England auf den politischen Boden drängen wird.

Auch halte ich es für reine Kannegießerei, darüber Vermuthungen anzustellen, wie sich die Regierungen zu dem Hauptzwist des nächsten Jahrhunderts, dem um den Arbeitscontract, stellen werden. Das kann kein Mensch wissen, so viel man auch von der Macht der „Evolution" redet. Zuviel hängt doch davon ab, was im entscheidenden Moment ein mächtiger Mensch thut. Hätte Fürst Bismarck 1867 bis 1869 nicht v. Gerlachs Prophezeiung und Drohung wahrgemacht und die conservativen Wirtschaftsprincipien, für die er 18 Jahre hindurch selbst hervorragend gekämpft hatte, den Liberalen preisgegeben, so hätten wir heute Industriezunft, Bauern- und Häuslercorporation. Dass Bismarck uns diese conservative Organisationsthätigkeit unmöglich machte, ist — neben seiner Schul- und Kirchenpolitik — der Grund gewesen, weshalb die conservative „Fronde" entstand und weshalb auch ich das Unglück hatte, mir seinen Zorn zu zuziehen, der meine nicht aussichtslose Carrière vernichtet hat.

Doch ist noch, nachdem er das gethan, ein Versuch gemacht worden, allzugroßes Malheur zu verhüten. Nach Besuch des Kathedersocialistencongresses im Jahre 1874 hat Wagener dem Fürsten einen Gesetzentwurf zum allgemeinen Maximalarbeitstag, auch auf dem Lande, eingereicht. Konnten wir das englische Lohnsystem und das eherne Lohngesetz principiell nicht mehr beseitigen, so ließ sich doch die angebliche „Freiheit des Arbeitscontracts" durch Begrenzung der Arbeitszeit beschränken. Aber ein bis dahin unbekannter Mann, Herr Tiedemann, dem als Landrath des Kreises Methmann die Arbeiter unbequem geworden sein mochten, stellte auf dem Congress die Theorie auf, der Staat müsse den Arbeitern seinen Arm fühlbar machen. Fürst Bismarck hat nur bis 1850 etwa selbst Landwirthschaft in Pommern und der Mark getrieben und die dortigen deutsch sprechenden meist slavischen Landarbeiter von Jugend auf gekannt, die man damals noch mit Geschenken und gelegentlicher Strenge leitete. Unglücklicherweise beurtheilte er die deutsche Arbeiterschaft nach diesem ihm genau bekannten Muster. Durch das neue Cassenwesen und das Socialistengesetz — Brot und Faust — hat er beide socialdemokratische sich feindliche Parteien geeinigt und verursacht, dass die socialdemokratischen Stimmen bei der Reichstagswahl von $^1/_{13}$ auf $^1/_4$ gestiegen sind.

Wer sagt uns, dass ähnliche Missgriffe nicht wieder stattfinden werden? Ich habe seit 30 Jahren viele Socialdemokraten in Deutschland, der Schweiz, Oesterreich, Frankreich, England und Amerika gesehen und gehört, und fast alle ihre Führer von Schweitzer bis auf Engels persönlich genau gekannt und lese oft mit Grauen in conservativen Zeitungen Urtheile von Parteigenossen, die nie mit einem Socialdemokraten sprachen, nie ein Studium aus der socialen Frage machten und doch die Macht haben, als Abgeordnete ihren dilettantischen Anschauungen Einfluss auf Gesetz-

gebung und Verwaltung zu verschaffen. Diese Menschen können nach meiner durch schwere Arbeit und sehr erhebliche materielle Opfer erworbenen Sachkenntnis noch mehr Unheil anrichten, als es Fürst Bismarck auf Tiedemanns Anregung hin that.

Andererseits ist es zwar unwahrscheinlich, aber doch nicht absolut unmöglich, dass z. B. in Oesterreich der von Graf Egbert Belcredi, Baron Vogelsang, Graf Blome und zeitweise Leo Thun mit meiner Mitwirkung begonnene und bis zum Normalarbeitstag vollendete Versuch, den „freien Arbeitscontract" zu begrenzen, wieder aufgenommen wird. In Oesterreich sind die sogenannten „Socialpolitiker" mit dieser conservativen Theorie bekannt und, wie ich glaube, trotz ihrer liberalen Abkunft, ihr kaum abgeneigt. Auch sind die böhmischen Feudalen, welche vor circa 15 Jahren jene Reformbewegung unter Taaffe und Heinrich Clam Martinic unterdrückten, heute durch ihren Eintritt in die Gefolgschaft der Jungczechen nicht mehr im Stande, etwas Gutes zu hindern, wenn es sonst Aussicht zur Verwirklichung hat. — Kurz, die zukünftige Gestaltung des Arbeitscontracts ist eben so unberechenbar, wie es die Entschlüsse derer sind, von denen seine Gestaltung abhängt.

Wenn die Regierungen sich auf die Seite der Unternehmer in Stadt und Land stellen und diese Position behaupten können, so werden wir Arbeitsherren bekommen, deren einzelne über tausende von Arbeitern gebieten und eine ganz andere Macht besitzen werden, als die Reichsfreiherren des Mittelalters. Oder sollen wir, was viele prophezeit haben, so mein geistreicher Freund Bruno Bauer, den demokratisch-militärischen Cäsarismus bekommen? Ich sage mit dem Fatalismus des Türken „Allah allein weiß es!" Meine Lehrer und mich geht es auch gar nichts an, denn wir wollten es überhaupt zu dieser traurigen Alternative nicht kommen lassen.

Eine andere Folge der Gewerbefreiheit scheint mir noch gefährlicher als jener Zwist um den Arbeitscontract. Mit Religion wird in conservativen Programmen und Zeitungen mit Absicht nicht mehr zu viel Luxus getrieben. In der Partei gibt es wenige, die durch körperliche Arbeit ihr Brot verdienen, sie besteht in ihrem Kern aus „Herren" auf dem Lande, und die sind den Temperamentssünden mehr ausgesetzt als andere Menschenclassen. Ich fühle mich durchaus nicht berufen, mit einer besonderen conservativen Religiosität zu prahlen. Aber einen in der Religion wurzelnden Grundsatz hat die Partei stets optima fide hochgehalten: „Die Ehefrau gehört ins Haus und den Kindern." Es ist auch im Osten auf den Gütern fast durchweg die Lohn- und Feldarbeit der Arbeiterfrauen abgeschafft, außer wenn in der Heu- und Getreideernte schlechtes Wetter droht. In Oesterreich und auch in deutschen Zuckerrübengegenden arbeiten Ehefrauen viel mehr um Lohn auf dem Felde. Ich habe drum auch ganz unserem alten Programm gemäß im Jahre 1897 auf dem Arbeiterschutzcongress in Zürich eine Resolution gegen die Lohnarbeit der Ehefrauen in Stadt und Land eingebracht, bin aber dabei erstaunlicherweise von den Katholiken bekämpft worden, besonders dem Schweizer Decourtins und dem Belgier de Viart. Ich glaube, die Baronesse Marie v. Vogelsang allein hat sich dort von jener Partei ebenso gestellt wie ich.

Junge mittellose Mädchen dienen oder arbeiten um Lohn in Fabriken oder auf Landgütern. Wissen sie, dass sie diesen Lohnerwerb aufgeben müssen, sobald sie heiraten, so werden sie nur dann heiraten, wenn sie einen Mann finden, der eine Familie ernähren kann. So ist es früher in Deutschland gewesen, diesen Zustand wollten wir conservieren, das ist unsere Bevölkerungspolitik, und so ist es jetzt nicht mehr. Jetzt heiratet das junge Mädchen, sobald es und ihr Bräutigam zusammen eine Familie ernähren können, denn die Frau arbeitet nach der Hochzeit in der Fabrik oder gegen Taglohn auf dem Lande ruhig weiter. Daraus entsteht eine viel größere Volksvermehrung als früher, die schon bedrohlich ist. Der Geburtenüberschuss hat im letzten Jahre in Deutschland 815.000 Personen betragen. Die Landwirtschaft stößt jetzt, da man die amerikanisch-australischen Feldmaschinen einführt, Landarbeiterinnen ab. Ueberschuss der Geburten und Abgestoßene müssen in der Industrie Unterkommen suchen — oder auswandern.

Dadurch kann sich die Industrie freilich rasch entwickeln, aber der Markt für ihre Waren entwickelt sich dadurch nicht. Das neue Kartell, welches den Agrariern höhere Agrarschutzzölle verschaffen soll, droht der Industrie alte Märkte in solchen Ländern zu verschließen, welche in Deutschland ihren Getreide- und Viehmarkt sich verengern sehen. Wenn dies geschieht, wohin dann mit dem überflüssigen Menschenmaterial, welches zum Theil ein Product der Gewerbefreiheit ist?

Ist dies aber auch wahr? Als Beweis habe ich nur eigene Beobachtungen; aber die Statistik scheint sie zu bestätigen: In den 25 Jahren vor der Einführung der Gewerbefreiheit von 1845 bis 1870 hat sich die Bevölkerung im Deutschen Reich um $^3/_4$ Procent jährlich vermehrt, in den 25 Jahren nach Einführung der Gewerbefreiheit um 1 Procent und 1897 sogar schon um $1^1/_2$ Procent!

Durch diese starke Volksvermehrung wird das Lebensmitteldeficit größer und damit auch die Abhängigkeit von Ländern, welche Lebensmittel liefern. Anstatt diesen rücksichtsvoll zu begegnen, reizen die deutschen Agrarier sie fort und fort. Sie sind mit den bisherigen Agrarzöllen nicht zufrieden und wünschen den Zoll für 100 Kilogramm Weizen auf 5, ja sogar auf 8 Mark zu erhöhen. Wenn dann ein Zollkrieg ausbrechen sollte, etwa mit den Vereinigten Staaten, so werden die Agrarier von ihm Gewinn haben, da ihre Producte dann theuerer werden, aber die Industriellen, welche früher nach den Staaten absetzten, werden diesen Absatz verlieren, den Betrieb einschränken und Arbeiter entlassen müssen. Womit sollen diese nun die vertheuerten Lebensmitteln bezahlen? Die Fabrikanten haben durchwegs andere Interessen als die Agrarier. Die Lebensmittel der Arbeiter sind für die Fabrikanten Rohmaterial; können sie verständigerweise ein Kartell mit Leuten abschließen, welche ihr Rohmaterial vertheuern wollen? Die Agrarier wünschen den Abschluss des nationalen vom Weltmarkt, die Fabrikanten besitzen und beherrschen so wie so den nationalen Markt und brauchen für ihren Ueberschuss den Weltmarkt.

Qui trompe-t-on? In der großen Kampfesperiode von 1867 bis 1869 hat der Herr Stumm und der Liberalismus über den Führer der Fraction v. Blanckenburg und den Conservatismus gesiegt, die „Freiheit der Arbeit" etabliert und ist dadurch Millionär und ein Freiherr geworden. Heute hat sich dieser Industriefreiherr mit dem modernen Latifundien-Freiherrn v. Manteuffel verbündet zur Aufhebung des Coalitionsrechts und der Freizügigkeit, welche Wagener und Blanckenburg einführen halfen, und gegen die Handelsverträge. Ist Stumm alt geworden? Wird er getäuscht? Kann er einen Zollkrieg ertragen? Muss das neue Kartell nicht brechen, sowie es dieser Belastungsprobe unterworfen wird? Aber immerhin beweist dessen, wenn auch vielleicht nur kurzlebige Existenz, welche ungeheuere principielle Schwenkung die Conservativen auf wirtschaftlichem Gebiet in diesen 30 Jahren vollzogen, denn Stumm hat sich nicht geändert, aber aus Wagener-Blanckenburg ist Manteuffel-Mirbach geworden, die Junker verwandelten sich allmählich in capitalistische Unternehmer oder sie giengen zu Grunde, „das hochwohlgeborene Gut wich dem Großgut" (siehe „Hundert Jahre" Seite 167). Ob die heutigen Führer der Conservativen wohl wissen, dass die Schlotbaronie, dem Ursprunge und, wie sich noch zeigen wird, der Wirkung nach, eine durch und durch revolutionäre Institution ist? Mir scheint, im neuen Kartell täuscht einer den andern — oder kennt keiner den andern!

Ein Zollkrieg ist nicht das einzige, welches die Exportindustrie bedroht. Es braucht z. B. nur ein Seekrieg zwischen zwei Mächten, an den Küsten Europas auszubrechen. Deutsche Fabrikswaren könnten nun nicht ausgeführt werden. Führt ebenfalls zu Fabriksschließungen und Hungersnoth. Wie auch die Agrarier für nationale Politik schwärmen mögen, die übergroße Volksvermehrung verlegt den Schwerpunkt der Wirtschaftspolitik immer tiefer vom Lande weg in die Exportindustrie, die jährlich mehr zur Bedingung der Existenz für Deutschland wird. Im Auslande müssen wir jährlich mehr Nahrungsmittel kaufen und an das Ausland müssen wir jährlich mehr Waren verkaufen, um jene bezahlen zu können. Die liberale Wirtschaftspolitik hat uns in 30 Jahren doppelt abhängig vom Auslande gemacht.

Ich nehme für die Führer meiner Partei und mich in Anspruch, dass wir uns jener Folgen der Gewerbefreiheit bewusst waren, die auf dem Boden des freien Arbeitscontractes und der Volksvermehrung liegen, und dass wir Maßregeln planten, dergleichen Folgen zu verhüten. Leider finde ich, dass den heutigen Conservativen diese Tradition verloren gieng, und sie im Begriffe stehen, sich mit den Capitalliberalen, jenen mächtigen Menschen, denen wir seit 1867 unterlegen sind, zu einer Zeit zu verbünden, da doch die Unhaltbarkeit des liberalen Wirtschaftssystems bereits klar zutage tritt. Manche Conservative befürchteten den Umsturz*) desselben durch die Socialdemokratie. Die zwanzigjährige Abwesenheit von Deutschland hindert mich, mir über Grund oder Grundlosigkeit jener Furcht ein Urtheil anzumaßen, dagegen habe ich schon seit 19 Jahren die ernste Besorgnis, dass die auf Gewerbefreiheit aufgebaute Gesellschaft in sich selbst zusammenbrechen wird, sowie sie einmal auf die Resourcen des eigenen Landes angewiesen werden sollte. Sie setzt eine ungehemmte Weltwirtschaft voraus.

Wenn ein Staat dauernd mehr Einwohner erzeugt, als seine Landwirtschaft ernähren kann, so wandert ein Theil aus, ein anderer wird industriell. Um den Absatz der Industriewaren, die Production und den Import von Lebensmitteln und die Auswanderungsmöglichkeit zu sichern, gründet er Colonien, und dazu bedarf er einer starken Kriegsflotte. Das ist so von den Zeiten der Phönicier und Griechen an gewesen und ist heute noch gerade so. Die Gewerbefreiheit erzeugte Uebervölkerung, diese erzeugte die Colonialpolitik und die Colonialpolitik gebraucht eine mächtige Kriegsflotte.

---

*) Durch das ganze zweite Drittel des Jahrhunderts haben die bewussten Conservativen jene Liberalen und Anglomanen, welche unsere deutsche ständische Wirtschaftsordnung, die wir erweitern, in die wir Fabrikanten und Fabrikarbeiter aufnehmen wollten, beseitigten und durch das englische Arbeitssystem ersetzten, für „Umstürzler" gehalten und als solche bekämpft. Aber diese siegten und stürzten die alte Ordnung wirklich um. Und im Augenblick, wo die Gesetzgebung das Resultat dieses gelungenen Umsturzes legalisierte, traten die Arbeitermassen ihnen entgegen und wollten diese neue auf Umsturz gegründete Wirtschaftsordnung ihrerseits umstürzen. Dem Kampf der neuen gegen die alten Umstürzler werden die wenigen noch lebenden Altconservativen gewiss mit ebensowenig Ueberraschung zusehen wie ich

Ich begreife nicht, weshalb *dieser wirkliche Grund* für die Flottenvorlage nicht ordentlich hervorgehoben wurde. Dann hätten die Liberalen, welche uns die Gewerbefreiheit aufzwangen, doch nicht die Flottenvermehrung bekämpfen dürfen, welche sie in unbegreiflichem Stumpfsinn für eine Art von Militärspielerei gehalten haben!

Wenn wir mit unserer „Feudalisierung der Industrie“ vor 30 Jahren durchgedrungen wären, so hätten die lieben Landsleute jetzt diese Kopfschmerzen nicht. Nun aber heißt es, „*diesen gemeincapitalistischen Aufschwung*“ ganz auskosten, wie sich Professor v. Philippovich prachtvoll ausdrückte, als er Rathgens Vortrag über die europäische Politik in Ostasien einleitete. Wir Vertreter und theilweise auch Schöpfer der altconservativen Wirtschaftspolitik haben unsere Niederlage sogar persönlich in unserem Schicksal büßen müssen, aber jetzt kommen die Tage, die den Siegern von 1867 nicht gefallen, und an denen sie klagen werden: „O weh! wir haben zu sehr gesiegt!“

Man hat mir oft vorgeworfen, ich übertreibe. Aber der Klügste und, was noch wichtiger ist, der Glücklichste der Gegner Wageners aus 1867—1869, Herr Miquel, hat in einer Programmrede zu Bielefeld sich für die Mittelstandspolitik erklärt, die bei Gewerbefreiheit undurchführbar und nichts anderes ist, als die alte Wagener'sche Politik: der Staat solle vorzüglich pflegen diejenigen Classen und sich auf sie stützen, bei denen Capital und Arbeit vereint sind. Das ist doch eine große Genugthuung für uns, und ich wünsche neidlos dem früheren furchtbaren Gegner, dass ihn sein sprichwörtliches Glück bei Durchführung dieser conservativen Politik nicht im Stich lasse und er das ausführen möge, bei dessen Verfechtung wir ihm und seinen damaligen politischen Freunden unterlegen sind. Neugierig bin ich, wie seine Mittelstandspolitik in praxi aussehen wird, ob anders als die unserige oder ebenso. Bis jetzt ist sie noch ein undefiniertes politisches Schlagwort, beweist mir aber die Richtigkeit der Prophezeiung von Julius Stahl: „Die (Wirtschafts-) Wissenschaft muss (und wird) umkehren!“

Der persönliche Kunstflug.

Die Geschichte der Luftschiffahrt weist seit dem grauen Alterthume vielfache Versuche der Menschen auf, sich den Luftocean mit Hilfe des Flugs dienstbar zu machen. Obwohl die Nachrichten hierüber nicht reichlich fließen, so lässt doch manche Andeutung darauf schließen, dass mehr als ein Experiment in dieser Hinsicht gemacht worden ist. Diesen Ausspruch documentieren nicht allein die aus allen Welttheilen und von allen Völkern überlieferten Sagen über fliegende Menschen, sondern auch eine Reihe meist unglücklich verlaufener Bestrebungen, welche geschichtlich erwiesen sind. Der Raum ist hier zu beschränkt, um durch Namen und Zahlen diese Behauptung ausführlicher zu erhärten. Deshalb sollen hier nur die in dieser Richtung in den *letzten* Jahren erzielten Erfahrungen besprochen werden.

In erster Linie ist hierbei eines Mannes zu gedenken, der einen großen Theil seines Lebens, und zuletzt dieses selbst, der Flugfrage opferte und es auch schließlich dazu gebracht hatte, über 300 Meter weit sich in der Luft fortzubewegen. Es ist dies der deutsche Maschinenfabrikant Otto Lilienthal, dem alle Flugtechniker die größte Bewunderung und Dankbarkeit zu zollen Ursache haben. Lilienthal hat seine Vorgänger in der Ausführung des Schwebefluges bedeutend überholt, er war der erste, der denselben systematisch betrieb und tausende von Flugversuchen mit erstaunlicher Kühnheit und Sicherheit ausführte.

Das Princip, das er verfolgte, ist die Ausführung des sogenannten Drachenfluges, wobei er von einer Anhöhe aus mit Hilfe eigens zu diesem Zwecke construierter Segelflächen den Flugsprung begann.

Zu Anfang erbaute Lilienthal kleinere Apparate und fügte den einfachen Segelflächen ein schwanzartiges, horizontales und ein darauf senkrecht stehendes verticales Steuer hinzu, um hiedurch eine bessere Einstellung gegen den Wind zu erreichen. Im Laufe der Jahre construierte er dann eine große Anzahl von verbesserten und stets selbst erprobten Apparaten. Sein im Jahre 1891 hergestelltes Modell bestand aus einem flügelartigen Weidenholzgestell, das mit wachstuchgetränktem Shirting überzogen war. Die Flügelfläche war im Verhältnisse 1:12 parabolisch gewölbt, hatte die Gestalt ausgebreiteter Vogelflügel und maß von Spitze zu Spitze 7 Meter Länge, 2½ Meter der Breite nach und hatte 14 Quadratmeter Areal.

In diese ziemlich primitive, 20 Kilogramm schwere Vorrichtung hängte er sich mit seinen beiden Unterarmen in entsprechende Polsterungen des Gestelles ein, erfasste zwei Handgriffe, nahm einen Anlauf gegen den Wind und schwebte kurze Zeit darauf in der Luft über die Köpfe der nie fehlenden Zuschauer hinweg. Von fünf Auffahrtsplätzen, welche aus 15 bis 30 Meter hohen Hügeln bestanden, unternahm Lilienthal im Laufe von zehn Jahren seine immer vollkommener sich gestaltenden Versuche. Die Lenkung bewirkte er durch einfache Verlegung des Schwerpunktes nach vorne oder rückwärts. Durch Verlegung desselben nach links wurde sofort das infolge des stärkeren Luftdruckes gehobene linke Flügelpaar gesenkt oder umgekehrt das rechte durch Verlegung des Schwerpunktes nach rechts. Mehr als einmal wurde bei den Versuchen die Ablenkung von der geraden Flugrichtung soweit getrieben, dass Lilienthal zeitweilig auf seinen Ausgangsplatz zuflog. Sehr unangenehm machten sich bei diesen Versuchen jedoch stärker auftretende Windstöße fühlbar, weil dabei die Gefahr vorlag, dass diese Stöße, wenn auch nur einen Augenblick, den Apparat von oben treffen könnten, wodurch er unfehlbar in die Tiefe gestürzt und zerschellt worden wäre. Sollte bei mäßigem Winde gelandet werden, so musste der Apparat durch das Zurücklegen des Körpers vorne gehoben und mussten die Beine, wie beim Sprunge, unmittelbar darauf schnell vorgeworfen werden. Bei etwas stärkerem Winde senkte sich der Apparat ganz sanft zur Erde. Zu Beginn seiner Experimente, also in der Periode der Lernzeit, waren unangenehme Fälle, Verstauchungen und Verrenkungen nicht selten, stets aber waren dieselben, wie Lilienthal selbst humoristisch erzählte, rasch wieder geheilt, und er begann aufs Neue mit ungebrochenem Muthe.

Eine stattliche Reihe von Momentphotographien, alle Phasen dieses Schwebefluges darstellend, haben sowohl Lilienthal selbst, als ihm befreundete Herren zum Gegenstand.

Oft erhob sich Lilienthal, dank glücklich ausgeführter Luftsprünge, viel höher, als der Höhe der Abfahrtsstelle entsprach, er machte kleine Bögen nach rechts und links oder stand zeitweilig in der Luft ganz still. Die Dauer dieser Luftsegelpartien betrug 10 bis 14 Secunden, der Fall 1:10, manchmal sogar noch mehr.

In weiterer Folge baute Lilienthal einen Apparat, der zwei Tragflächen von je 9 Quadratmeter besaß, welche übereinander angeordnet waren, nur 5½ Meter Spannweite besaßen und von welchen die obere Fläche die untere etwas überragte.

Auch mit diesem Vehikel, das leichter gegen den Wind zu dirigieren war, wurden zahlreiche Luftfahrten veranstaltet. Eben gieng Lilienthal daran, die Flügel beweglich zu gestalten und mit Hilfe eines kleinen Motors, der mit allem Zubehör nur 40 Kilogramm wog und während 4 Minuten 2½ Pferdestärken leistete, den Ruderflug der Vögel zu imitieren, als den kühnen, zielbewussten Mann zur Trauer aller Flugtechniker das Schicksal am 9. August 1896 ereilte.

Er stürzte aus 15 Meter Höhe mit seinem Apparat kopfüber zur Erde und brach das Rückgrat. Ob ein plötzlicher, starker Windstoß oder ein Gebrechen an den Flügeln, oder eine andere Ursache das Unglück veranlasste, ist bis heute nicht aufgeklärt.

Lilienthal hat schon zu seinen Lebzeiten viele Nachahmer und Abnehmer seiner Apparate gefunden. Nach seinem Tode forschte man den Ursachen seines Unglücks nach, und obgleich man nie ganz ins Reine darüber kommen wird, so ist es doch wahrscheinlich, dass ein Stabilitätsgebrechen die Ursache der Katastrophe gewesen ist.

Es ist daher die Stabilität zur Förderung der Sicherheit das *erste* Problem, welches unter zeitweisem Ausschluss aller anderen Probleme gelöst werden muss. Das hauptsächlichste Streben sollte dahin gerichtet sein, eine *automatische* Stabilität durch entsprechende Construction der Maschine selbst zu erreichen. Diesem Gedankengange folgend, bauten die Amerikaner O. Chanute und Harring ihre Maschinen zur Vornahme der Gleitflugversuche. Sie giengen von dem sogenannten Leiterdrachen (Ladder kite)*) aus, der bei jeder Windstärke große Stabilität gezeigt hatte. Er besteht aus drei übereinander gestellten Hargrave-Zellen. Jede Fläche ist, um zwei Flügel darzustellen, in zwei Theile geschnitten. Die Wurzel jedes Flügels ist an den Hauptrahmen derart mit Angeln befestigt, dass er in beschränktem Maße in horizontaler Richtung nach vor- und rückwärts schwingen kann. Der Hauptrahmen selbst befindet sich in seinen vier Ecken in Charnieren, so dass er zwischen einem Rechteck und spitzen Rhomboid alle Formen annehmen kann. Die daran befestigten Flügel machen die Bewegung automatisch mit und bieten dem Winde eine Reihe von hinter- und übereinander gestellter und sich selbst wieder automatisch einstellbarer Flächen. Es reguliert somit der Wind selbst gewissermaßen die Stellung der Flügel und nicht der in denselben eingehängte Mensch.

Nach diesem Principe bauten die beiden Amerikaner eine Anzahl von Apparaten, welche, abwechselnd von ihnen selbst und von zwei Assistenten gelenkt, in den öden unfruchtbaren Sanddünen 48 Kilometer von Chicago (Illinois) entfernt erprobt wurden.

Eine ihrer interessantesten Maschinen war die „multiple winged“, welche aus zwölf übereinandergelagerten Flügeln mit einer Gesammtfläche von 16·45 Quadratmeter bestand. Nach und nach eliminierte man die Zahl der Flügel, concentrierte nur vier Paar bewegliche Flügel von 11·57 Quadratmeter Fläche in der Front und setzte darüber eine feste, concave Drachenfläche von 1·77 Quadratmeter. Hinten befindet sich noch ein Paar Flügel (2·74 Quadratmeter) so angebracht, dass der rückwärtige Theil beweglich ist. Der Rahmen besteht aus geradgemaserter Pech-

*) Vergl. „Drachenaufstiege“ in Nr. 201 der „Zeit“.

tanne, die Flügeln sind mit japanischer Seide überzogen und mit Pyroxilin-(Schießbaumwolle-)Firnis überstrichen, welche die Eigenschaft hat, alle damit behandelten Fabricate einschrumpfen zu lassen. Der ganze Apparat wiegt einschließlich des Sitzes von Netzwerk und zweier Bügel, die den Zweck haben, die Flügel mit den Füßen rückwärts und vorwärts zu bewegen, 15·25 Kilogramm. Auch hier hieng der Ausübende mit den Achselgruben über dem Hauptrahmen.

Mit dieser Maschine, sowie mit der noch besseren „double surfaced“ mit dem Regulierungsappat von Herring wurden in den Jahren 1897 und 1898 viele hunderte von Gleitversuchen gemacht, die trotz des oft bis 14 Meter starken Windes jederzeit ganz gut ausfielen. Die Handhabung der Apparate ist sehr leicht zu erlernen, so zwar, dass jeder gewandte junge Mann denselben in einer Woche gebrauchen und gleichmäßig sichere Gleitflüge und Landungen ausführen kann. Diese Gleitflüge hatten gewöhnlich eine Länge von 100 Meter, mit einem Fallwinkel von 9½ Graden. Der Sport war so beliebt, dass man den Apparat sofort wieder auf den Hügel, von dem aus man abflog, hinauftrug, sobald einer herabgekommen war.

*

Die weitere Entwickelung dieses Sportes dürfte sich folgendermaßen gestalten:

Nach und nach wird man von immer größeren Höhen immer weitere Luftsprünge, wie man diesen Flug nennen kann, unternehmen. Die Länge eines solchen Sprunges hängt nämlich nur von der Absprunghöhe, sowie von der Stärke des Luftstromes und von der Geschicklichkeit des Insassen ab.

Gelingt es, diesen Apparaten eine entsprechende Stabilität zu geben, so können von hohen Bergen, ja selbst vom Luftballon aus Sprünge von einigen Kilometern Weite anstandslos bewirkt werden. Es wird dies ein neuer, interessanter und beliebter Sport werden.

Diese Versuche, insoweit sie (ich sehe da von dem sportlichen, der Unterhaltung dienenden Zweck ab) die Construction und Verbesserung derartiger Apparate betreffen, sind sehr zeitraubend und äußerst mühevoll. Erst dann, wenn endlich alle Constructionsfehler ausgemerzt sein werden, wird man daran gehen können, Motor- und Forttreibapparate anzuwenden.

Eben als der bedauerliche Tod Lilienthals viele Luftsegler geneigt machte, dessen Methode in Misscredit zu bringen und sowohl gleitende Versuche als auch concave Flächen in der Uebereinanderstellung zu verwerfen, haben Chanute und Harring gezeigt, dass diese Apparate bedeutender Verbesserungen fähig sind. Ein neuer Gedanke gab der ursprünglichen Erfindung frische Impulse.

Nach diesen Ausführungen erübrigt es mir nur mehr auf die Frage einzugehen, ob es den Menschen je gelingen wird, ohne Zuhilfenahme einer Maschine wirklich zu fliegen. Dies glaube ich nach meinen Studienergebnissen mit einem bedingungslosen „Nein“ beantworten zu müssen. Ich befinde mich damit in voller Uebereinstimmung mit vielen anderen Aviatikern, wie z. B. Jarolimek, Popper, von Loessl und Mentz. Allerdings gibt es auch Vertreter der gegentheiligen Ansicht, so z. B. Freiherr von Wechmar und viele andere, welche behaupten, der Mensch könne mit Hilfe seiner Arm- und Fußmuskeln allein künstliche Flügel in Bewegung setzen.

Eine ziemlich einfache Vergleichsrechnung zeigt, dass die Flügel in einer Größe von 10 bis 15 Quadratmeter hergestellt und mit einer Geschwindigkeit von ca. 12 Meter per Secunde bewegt werden müssten. Die hierzu nöthige Arbeit könnte selbst von einzelnen besonders starken Individuen auch nur ½ bis 1 Secunde lang nicht aufgebracht werden. Die hierbei zu leistende Arbeit betrüge etwa 200 Secunden Kilogrammmeter. Dies aber wäre selbst die menschliche Muskelkraft des stärksten Athleten nicht imstande. Der Mensch ist eben von der Natur genetisch nicht zum Fliegen vorbereitet.

Es folgt daraus in klarster Weise, dass ein persönlicher Kunstflug, wie ihn der Vogel und die Fledermaus ausüben, dem Menschen mit Hilfe eines einfachen, durch keine besonderen Kräfte bewegten Flugapparates, nicht auszuführen möglich ist, weil kein Mensch imstande ist, auch nur Flügel von 10 Kilogramm Gewicht, und diese wären schon ein Meisterwerk der Technik — mit der nöthigen Kraft, Schnelligkeit und Ausdauer zu bewegen.

Vom theoretischen Standpunkte aus ist für uns Menschen nur die Ausführung des Gleitfluges denkbar. Dieser wird durch Abspringen von hochgelegenen Punkten aus begonnen und hiebei ein gewisses Maß lebendiger Kraft angesammelt, welche Arbeit dann, unter Ausnützung günstiger äußerer Umstände (wie stoßweise entgegenwehender Wind) der Schwerkraft und derjenigen minimalen Flugarbeit, die der Mensch mit Hilfe seiner Muskel leisten kann, verwerthet wird. Dieser Flugsprung präsentirt sich als eine Nachahmung des Fluges der Flugbeutler, Flughörnchen, Heuschrecken u. dgl. Thiere. Ein wirklicher Fortschritt in der bezeichneten Frage wäre nur durch Zuhilfenahme eines leichten Motors zu erwarten.

Auch auf diesem Gebiete wird fleißig gearbeitet: die Versuche von Stentzel, Moore etc. bieten für die Flugtechniker manches Interesse. In ein entscheidendes Stadium sind diese Experimente aber dermalen noch nicht getreten. In dieser Frage gibt es kein Hasten und kein Ueberstürzen; nur gründliches Forschen, consequentes Experimentieren und energisches Handeln können zum Ziele führen.

Korneuburg. Hauptmann Hermann Hoernes.

Wir und unsere Zeit.

Nach fünfhundert Jahren durch die Brillen eines Vortragenden betrachtet.

Von Werner v. Heidenstam (Stockholm).

Meine Freunde! Verweilen wir heute bei dem neunzehnten Jahrhundert, jenem stiefmütterlich behandelten Säculum, das nur selten von unseren Chronisten berührt wird. Gleich dem siebzehnten Jahrhundert ist es in vieler Hinsicht ein Durchgangsraum, in dem wir uns nicht mit demselben Interesse aufhalten, wie in den Märchenhallen des sechzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

Ich möchte das neunzehnte Jahrhundert mit dem Namen „die schwarze Sphinx“ bezeichnen. Es brütet etwas wie ein Räthsel über dieser ganzen Zeit. Sprechen wir vom neunzehnten Jahrhundert, so meinen wir Napoleon den Großen vor uns zu sehen auf seinem weißen Rosse, umgeben von Bärenmützen und goldenen Adlern. Doch dieses Bild bedeutet eigentlich eher den leuchtenden Schlussact der Revolution. Von da ab begegnet dem ersten raschen Ueberblicke nur Gruppe auf Gruppe schwarzgekleideter streitender Parteimänner. Wie wenig ahnten diese doch, dass nicht die Politik, sondern eine Entdeckung auf dem Gebiete der Chemie die langersehnte Umgestaltung des äußeren Lebens vollbringen sollte! Und wie wenig ahnte es der Mann der großen Entdeckung selbst, dass weder Wohlstand noch äußere Umgestaltung imstande sein würden, uns auch nur einen Fußbreit Glückes zu erobern! Saß nicht oft ein Herrscher über alle Herrlichkeit der Erde in Seelenpein, indes zu seinen Füßen der Bettler tanzte und sang? Alle Freude, alles Leid liegt im Auge der Seele, und wer uns glücklich machen will, braucht nicht um unser tägliches Brot, nicht um unseren Rock zu sorgen, sondern um das Auge unserer Seele. Doch es war ja nicht Glück, nach dem wir verlangten. Wir begehrten mehr. Und schon die ruhelosen Kinder des neunzehnten Jahrhunderts begehrten es.

Wohlan denn, wie dachten, wie fühlten diese Menschen? Ihre Zeitungen, die zudem nur in geringer Anzahl hinter die Glastafeln der Sammler gerettet wurden, geben wohl eine ganz vortreffliche Chronik, lagen jedoch so ganz und gar in Parteihänden, dass sie eine äußerst getrübte Quelle bilden. Was die Bücher anbelangt, so treffen wir schon zu Beginn des Jahrhunderts auf eine Menge Selbstbekenntnisse, welche menschliche Documente genannt wurden, durch den Umstand jedoch, dass sie in gewisse stereotype, dazumal mit dem Namen „Kunst“ bezeichnete Formen gezwängt wurden, nicht annähernd jenen Wert für den Forscher besitzen, wie der Brief- und Memoirenschatz der nächstvorhergehenden Periode. Noch am Abend des neunzehnten Jahrhunderts befasste sich das religiöse und visionäre Schaffen, welches man damals „Dichtung und Kunst“ benannte, mit barocken unbegreiflichen Streitfragen über die „Darstellungsweise“ und zersplitterte dadurch in eine solche Menge von Scherben, dass es nun beinahe unmöglich, sie zu einem Bildwerke zu fügen. Lasset uns immerhin den Versuch machen, einige Bilder der damaligen Menschen zu construieren.

Man besaß damals bloß die ersten Kenntnisse von der Elektricität und verstand es noch nicht, die Sonnenwärme zu binden. Man war noch in vieler Hinsicht den Naturmächten preisgegeben und fühlte noch manches von der abergläubischen Ehrfurcht des Wilden gegenüber all dem in der Natur, was gewaltthätig und dunkel erschien. Durch diese ganze Zeitperiode widerhallte Rousseaus naive, rhetorische Naturanbetung. Unfasslich erscheint es uns, dass diese Menschen den Sensualismus anbeten und verherrlichen und sich selbst der Natur gegenüber als Siechlinge und Krüppel hinstellen konnten. Eine bestimmte philosophische Definition dessen zu geben, was sie unter „Natur“ meinten, ist nunmehr ein Ding der Unmöglichkeit. Soeben nannten sie die Massen der Pyramiden und des Colosseums barbarisch — und in der nächsten Stunde begeisterten sie sich für eine Gebirgsmasse. Im großen und ganzen scheint es, dass sie sich unter „Natur“ eben das dachten, dessen Bezwingung allerzeiten Mittel und Ziel der Civilisation gewesen. Eben durch seine Unbestimmtheit artete der Begriff „Natur“ schließlich zu einem hohlen, klangvollen Worte aus, welches man, wo Grundlagen fehlten, aufs Gerathewohl hinwarf.

Die Religionen waren schematische chronistische Darstellungen, deren innere geistige Einheitlichkeit man damals erst zu ahnen begann. Durch übertriebene Betonung eben der religiösen Chronik wurden sie mehr und mehr zum Wurfball in den Händen der scharf kritisierenden Forschung. Statt den thatsächlichen geistigen Gehalt zum Gegenstand der Fragen zu machen, stritt man über die Richtigkeiten oder Unrichtigkeiten der religiösen Berichte über diese und jene Begebenheiten. Mit einem Worte, man betrachtete die Religionen als Epen. Bezüglich des geistigen Inhalts herrschte Einigkeit, er war der blinkende Leitstern des Menschengeschlechts damals wie jetzt.

Alles das erscheint uns ganz merkwürdig; doch gehen wir weiter!

Wie gesagt, diese Menschen wussten nicht, dass die Chemie, dass die Entdeckung des weißen Nährpulvers ihre durchgreifendste Revolution — ihr Antibestium werden sollte. Man wusste die Nahrung noch nicht aus Kohle, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff herzustellen. Statt dessen hatte man gefangene Thiere, die man bei den Eutern zog oder erschlug und über Feuer briet, wenn man hungrig war, und allerorten war die Landschaft durchkreuzt von den berühmten „Feldern“, welche jetzt unsere schönsten Grasmatten bilden. Wir, die wir im Laufe von vierundzwanzig Stunden nichts anderes genießen als ein Glas destillierten Wassers und fünf Löffel des weißen Nährpulvers und damit aller Gedanken an die Erhaltung unseres Körpers entledigt sind, wir würden uns, plötzlich zu einer der Mahlzeitsorgien jener Zeit zurückversetzt, übel befinden. Blutiges Leichenfleisch, schleimig gekochte Pflanzen, Fettes, Süßes und Saures, all das wurde den bedauernswerten Gästen den Gaumen hinabgezwungen.

Mitunter brannten ihre Gesichter glühroth und sie versetzten sich durch reichlichen Genuss eines sinnreich bereiteten Trankes — des vinum der alten Römer — in einen extatischen Zustand. Selbst Genies wie Darwin und Schopenhauer nahmen an derartigen Ausschweifungen theil. Nur der Papst allein verzehrte seine Mahlzeiten zwischen seinen vier Wänden. Auch der Gebrauch, Thiere zu jagen, lebte noch fort, und man konnte einen Kaiser, der über Armeen gebot, zeitweilig hinter einem Zaunstumpf stehen sehen, um einen Hasen zu besiegen. Immerhin war die Lust am Tödten bereits im Abnehmen begriffen und wurde mehr und mehr von der Lust des Spielens — am Treffen — ersetzt. Noch weit in unsere Tage hinein hat man ja bei Kranken mitunter derartige Neigungen bemerkt, ohne dass die Elektricität Hilfe zu bringen vermochte. — Der bloße Begriff Nahrungsmittel wurde in hohen Ehren gehalten aus dem Grunde, weil ja die Nahrung schwer zu beschaffen war. Man sagte oft, man arbeite ums Brot, und merkte kaum, dass man um die complicierteſten Wünsche arbeitete. Der Mensch hat niemals ums Brot gearbeitet. Er war von jeher ein träumender Idealist. Schon im neunzehnten Jahrhunderte träumte er den Wahrheitstraum, dass jeder Mensch ein geborener König sei, und man weiß nicht, soll man weinen oder lachen, wenn man beispielsweise von den achtunddreißig Millionen geborener Privatkönige in Frankreich liest, die ihre souveränen Rechte in Einklang zu bringen hatten mit den unzähligen kleinen Verpflichtungen und Anforderungen, welche die damalige Gesellschaft ihren Mitgliedern aufzuerlegen gezwungen war. In der ganzen Weltgeschichte finde ich nichts so Tragisches und zu gleicher Zeit Hochkomisches, wie die Phantasiemenschen jener Zeit mit ihren tausenderlei Pflichten gegenüber der Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts. Doch Friede den Todten!

Das Menschengeschlecht theilte sich dazumal noch in eine Menge kriegführender Völker, und es ist uns bekannt, dass erst im zwanzigsten Jahrhundert der letzte große Krieg ausgefochten wurde. Allein, die Wollust, das Leben aufs Spiel zu setzen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, besteht noch heute. Es ist dies der kürzeste Weg für eine Ehrbegierde, die keine anderen Mittel in ihrer Gewalt sieht. Es kann sogar mehr sein. Es kann jene heilige Flamme sein, jene Opferlust, die so viele Märtyrer und Helden beseelte; und ich gestehe, dass ich den kleinen Jungen Arcole beneide, der auf einer der Barrikaden an der Seine den Heldentod starb. Es ist leer und flach geworden in der Welt, seitdem die Ungerechtigkeit sich verringert hat und keine Gewalt uns mehr verfolgt. Ach, könnte ich einer der Menschen des neunzehnten Jahrhunderts werden! Zurück sehne ich mich nach den vergangenen Zeiten, nach Ungerechtigkeit und Hindernissen, nach Scheiterhaufen und Krieg, nach opferwilliger Begeisterung!

Ja denn, ich werfe meine Maske ab. Ihr sollt mich verstehen. Nicht um die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts zu brandmarken, habe ich diese Schilderungen entrollt, nein, um sie aus dem Dunkel zu heben, das ihr Andenken begraben hat, um zu beweisen, dass hier sowohl wie bei Römern und Vorderasiaten die Außenseite trügt.

Ich blicke am Morgen des neunzehnten Jahrhunderts in eine Welt voll holder Unschuld und träumender Naturschwärmerei. Ich sehe freundliche Mädchengesichter mit einer Locke an jeder Schläfe zwischen gestärkten Fenstergardinen hindurchspähen; von der Guitarre des schüchternen Magisters tönen Liebeslieder keusch und sanft, indes Großväterchen im Garten seine Rosenstöcke ansetzt. Doch immer höher und düsterer thürmt sich die Wetterwolke, und die Farben vergilben. Die Blüten schließen sich. Alles erwartet das Ungewitter — die große, alles verheerende Revolution, die mit den wilden Naturmächten den Bund geschlossen. Doch sie bleibt aus! Sie stellt sich erst in einem späteren Zeitabschnitt ein. Eine Revolution aber, die nicht zum Ausbruch kommt, verwandelt sich bald in ein stillstehendes, verpestendes Wasser. Begießen wir die Blumen damit, so öffnen sie sich nicht, sondern fallen ab. Es erquickt nicht: es vermag bloß zu tödten. So sehe ich das Abendbild des neunzehnten Jahrhunderts. Krank, verzweifelt rauften die Menschen sich das Haar und rangen die Hände und riefen nach Helden. Gerade zu jener Zeit hätte ich leben mögen, mir zu Häupten das Wetterleuchten der ergrimmten, schönen Götter. Das war eine Zeit für die Menschen; dies platte Glück, diese in billigem Kupfer ausgemünzte Schönheit, zu der wir nun gelangt sind, passt für zahme Gänse. Ich habe Briefe gefunden von den damaligen Menschen, Briefe, mit Thränen und Blut geschrieben. Könnten die Gräber reden, ihr vernähmet ein Jammern und Wimmern, das euere Augen fließen machen würde.

Sie waren Kinder des Bürgersäculums, das bekennen sie selbst: aber denkt sie euch deshalb nicht in rauchigen Bierstuben versammelt. Lasst es euch nicht beirren, dass ihre Wohnungen zuletzt den Wohnstätten venezianischer Kaufleute glichen, dass sie an ihren Belustigungsorten die Pracht der Cäsaren und Khalifen häuften, dass viele unter ihnen in ihrem Kaufmannswahnsinn die Prophezeiung aussprachen: Die Welt würde in tausend Jahren eine Art Amerika sein, ein von Schacherern bevölkerter Schauplatz. Hinter ihren schwarzen Röcken und steifen Hemdbrüsten schrie das Herz nach Rettung, nach dem ersehnten Sommermorgen, da Großväterchens geschlossene Blumen nochmals ihre Augen aufschlagen würden. Vielleicht betrügt mich das geschriebene Wort. Vielleicht waren es bloß verhältnismäßig wenige, die so fühlten. Doch wären es auch nur fünfzig oder hundert, unter diesen hundert hätte ich stehen mögen, um wirken und wünschen zu können, um mich zur Erde zu neigen — mit jeder Stunde näher, lächelnd ob meines eigenen Unvermögens. Sie stiegen hinab zur Hölle, um unter Lästerungen Fackeln und Holz zum Brande zu holen. Sie giengen zum Kreuze auf Golgatha und in die Rüstkammern der Geschichte und bis hin zum Tempel auf Indiens Gebirge, ihren Durst zu stillen am sprudelnden Lebensquell. Einige von ihnen kamen zurück mit dem Wasser in den Händen, und während die Sonne des Jahrhunderts zur Rüste gieng, gossen sie sehnsuchtsvoll das Wasser über die Tulpen des Märchens, über die Sonnenrose der Lichtanbetung und über alle Blumen Großväterchens. Sie kamen mit zerrissenen Kleidern und ergrautem Haare — bald aber überwuchs das Vergessen die weiten Wege, die sie zu wandeln gezwungen gewesen.

Rétif de la Bretonne.

Goethe lehrt in den Sprüchen: „Jeder Mensch hat etwas in seiner Natur, das, wenn er es öffentlich ausspräche, Missfallen erregen würde.“ Man kann diesem Satz eine gewisse Interpretation geben: diese, dass es vielleicht das Aussprechen des individuellsten Besitzes ist, der nicht nur nicht modificiert wurde durch das gesellschaftliche Milieu, sondern der sich auch in ständiger Opposition zu dem Ueblichen, Traditionellen behauptet — irgend etwas ganz Unsociales, Antisociales, ein Stück Natur eben — das, geäußert, der Cultur missfällt, weil es sie jeweils bedroht. Wir suchen dieses Stück Natur, dieses Ganz-Eigene. Wir suchen es im Künstler. Dieser hat es aber in die Form gebannt, und die Form vermittelt. Die Form hat etwas Conservatives, denn sie ist überliefert. Wir suchen weiter nach diesem Stück Natur. Wir lesen Briefe, Memoiren, nicht so sehr, dass sie uns über das Zeitgeschichtliche berichten, als dass sich uns aus ihnen eben dieses sonst Verborgene sichtbar mache, welches „öffentlich ausgesprochen, Missfallen erregen müsste“. Wer hat nicht bei den honett denkenden Autoren dieses Missfallen gefunden, das ihnen Gentz erregt hat, Gentz in seinen Tagebüchern und Briefen! Ist es bei Kierkegaard anders gewesen? Ist es bei Nietzsche im Grunde anders? Man nimmt es ihnen übel, dass sie den öffentlichen Muth zu sich selber haben. Die Zunft der philosophischen Geldmakler weist das Gold jener zurück, weil es nicht die übliche Prägung ihres eigenen Kupfers hat.

Es gibt eine Literatur, zu welcher alle die greifen, welche nach einem Menschen neugierig sind, eine von Einigen gesuchte Literatur in Zeiten der Massenwirkungen und Massenherrschaften. Briefe sind es oft; nicht gerade Künstlerbriefe, hinter denen man ja nur zumeist das Amalgam ihrer Kunst sucht: nein, Briefe wie etwa die des Villers, der im Grunde nichts war als — ein Mensch; Tagebücher — wie die des Kierkegaard oder des Amiel — der eine Theolog, der andere Professor — was war dem einen die Theologie, dem anderen die Professur! — sie waren Menschen; Memoiren sind es wie die des — manche Leser mögen den Kopf wenden — wie die des Casanova, des Glücksritters, Frauenfreundes und Verbrechers Casanova. Doch gehören zu dieser Literatur der chercheurs d'âme nicht nur Briefe, Tagebücher, Memoiren; es gehören hierher auch Bücher, die sich manchmal Romane nennen, es aber nicht sind, die sich oft aber auch keinen Untertitel geben. Stendhal ist einer, der solche Bücher schrieb, Nietzsche zum Theil. Und vor Stendhal lebte einer, von dem M. Assézat, der ausgezeichnete Kenner und Herausgeber der Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts, sagt, dass er es ist, qui inaugura chez nous une époque littéraire tout nouvelle. Als Rétif de la Bretonne seinen „Paysan perverti“ veröffentlichte, standen die galanten Crebillonaden in Blüte, aber schon mehr ihre Copien, deren platte und fade

Erotik schon so mager und dünn geworden war, wie das Französisch, in dem sie geschrieben waren. Prévost war todt, Diderot schrieb an der Encyklopädie — im Roman herrschten die Damen Ricoboni, Genlis und schlimmere. Da erschienen die Bücher Rétifs. Mit ihnen ist wieder der Mensch des Kunstwerks Centrum geworden, nicht mehr diese Wirkung und jener Effect einer bloß frivol erzählten Galanterie.

Der erste Eroberer des neuen Kunstinhaltes war eine gewaltsame Natur, eine Elementarkraft; sie kam von unten herauf, aus dem Bauernproletariat, ohne die schwächende Kenntnis von feiner Form und Sitte, aber auch ohne Geschmack, ohne Maß und Beherrschung. Kunst war es nicht, was dieser Mensch in seinen Werken zutage brachte, aber es war Leben, sein Leben. Dass ein Mann von sich sprach, sagte, was seine Augen gesehen, seine Ohren gehört, sein Herz gelitten hat, — das war l' inauguration d' une époque littéraire tout nouvelle. Was der Eroberer Rétif nicht vermochte: seinem eroberten Gebiete sichere Grenzen und feste Formen zu geben, aus seinem Stück Natur Form, Kunst zu gestalten, das thaten andere nach ihm, die in ihm ihren großen Ahnen ehren müssen.

Schiller schreibt am 2. Januar 1798 an Goethe: „Haben Sie vielleicht das seltsame Buch von Rétif: „Coeur humain devoilé" je gesehen oder davon gehört? Ich hab es nun gelesen, und ungeachtet alles Widerwärtigen, Platten und Revoltanten mich sehr daran ergötzt. Denn eine so heftig sinnliche Natur ist mir nicht vorgekommen, und die Mannigfaltigkeit der Gestalten, besonders weiblicher, durch die man geführt wird, das Leben und die Gegenwart der Beschreibung, das Charakteristische der Sitten und die Darstellung des französischen Lebens in einer gewissen Volksclasse muss interessieren. Mir, der so wenig Gelegenheit hat, von außen zu schöpfen und die Menschen im Leben zu studieren, hat ein solches Buch einen unschätzbaren Wert." Es lag wohl an Schiller, dass wir in seiner Kunst so wenig den Gewinn seiner Lectüre des Rétif wahrnehmen. Aber sein Urtheil über ihn wird davon ja nicht betroffen, und das Urtheil ist gut. Sinnlichkeit, was den Menschen angeht, eine erstaunliche Fähigkeit Menschenbildnisse zu zeichnen, was den Autor betrifft — das sind in der That die beiden Dinge, welche Rétif vornehmlich eignen.

Die Daten seines Lebens sind arm an äußeren Ereignissen, trotzdem es in seiner zweiten Hälfte in die Zeit der Revolution fiel. Der Verkehr mit den Schriftstellern seiner Zeit war gering. Nur wenige Namen sind hier zu nennen: Mercier, der das berühmte „Tableau de Paris" geschrieben hat, der prächtige Grimod de la Rainière, der berüchtigte Nougaret, mit dem sich Rétif wegen dessen pornographischer Schriften überwarf, Linguet der Bastillenmann, flüchtig Beaumarchais und Mirabeau. Grimm, der feinste Kritiker der Zeit, spricht in seiner Privatzeitung anfangs mit Erstaunen, später mit Hochachtung von Rétif. Humboldt muss ihn in Paris für Schiller und Goethe kennen lernen und berichtet über ihn nach Weimar an Goethe. Er beschreibt ihn als einen recht großen kräftigen Mann mit einem auffallenden Gesicht: hohe Stirne, dichte Brauen, große lebhafte Augen, eine aus breiter Wurzel entspringende Adlernase schattet über einen Mund von sehr feinen Linien; Rétif nennt ihn selbst appetissante. Er spricht mit hoher Stimme, viel und lebhaft.

Edme Nicolas Rétif oder Restif (de la Bretonne nach seiner Eltern Bauernhof) ist 1734 in der Provinz als Bauernsohn zur Welt gekommen. Als er elf Jahre alt ist, lässt sein Vater einen Onkel Advocat kommen, der entscheiden soll, was aus dem Jungen werden soll. Ein Bauer? Nein. Ein Priester, wie sein Bruder? Noch weniger; „er liebt die Frauen, das ist zwar keine Sünde, aber etwas, das immer eine werden kann." Edme lernt ein bischen Latein und Griechisch; die Alten und seine Verliebtheit thun es ihm an: er verfasst fünfzehnjährig ein Gedicht in zwölf Gesängen, deren jeder eine seiner zwölf Geliebten feiert. Rétif hat in den ersten drei Bänden des „Monsieur Nicolas" seine Jugend mit einer Zartheit geschildert, die zusammen mit ihrer kühnen Wahrheit einzig in der Literatur ist. — Er geht nach Paris und wird da Lehrling in einer Buchdruckerei. Er bestellt die Liebesbriefe seiner Kameraden und verfasst solche für sie. Er hungert viel. Er sieht sich plötzlich verheiratet und weiß nicht, wie er dazu gekommen ist. Mit dreißig Jahren nennt er sich stolz Autor. Beim dritten Buche trägt es ihm Geld ein: er erwirbt sich sogar ein nicht kleines Vermögen, das er in der Assignatenwirtschaft und durch die Buchhändler völlig verliert. Von nun ab ist sein Leben des äußeren Unglücks voll. Von seinem Weibe, das ein Drache war, lässt er sich scheiden, von seinem Schwiegersohn — der übrigens auch schon von Rétifs Tochter geschieden ist — hat er bis an sein Ende für sein Leben zu fürchten. Rétif schreibt, schreibt unermüdlich und druckt seine Werke selbst: oft schreibt er sie gar nicht mehr, sondern componiert gleich in den Satz! Unglücklich ist er, dass er seine Bücher nicht mehr illustrieren kann (Binet stach die Kupfer nach Rétifs genauen Angaben), doch auch das Drucken nimmt bald ein Ende, denn niemand kauft, niemand liest seine Bücher, trotz aller der merkwürdigen Maueranschläge, mit welchen er sie anzeigt und — anpreist. In der Comtesse Fanny de Beauharnais, der Tante der Kaiserin Josefine, findet er eine Freundin, die ihn nicht verhungern lässt und der wohl auch Rétif half bei ihrer kleinen Komödie, die in den Variétés ausgezischt wurde. Lebrun machte auf sie das Epigramm:

„Eglé, belle et poète, a deux petits travers:
Elle fait son visage et ne fait pas ses vers."

Rétif stirbt 1806 in den Armen seiner beiden Töchter, denen er nicht viel mehr zu hinterlassen hat als Ballen von bedrucktem und beschriebenem Papier. Die Zahl seiner Werke ist einundsechzig. Davon umfassen „Les Contemporaines" zweiundvierzig, die „Nuits de Paris" sechzehn Bände u. s. w. Im ganzen zählt sein Werk zweihundertundzwölf (212) Tomes. — Ueber sein Altersleben hat er ein merkwürdiges Tagebuch geführt. Bei seinen nächtlichen Spaziergängen an den Quais der Insel Saint-Louis nahm er die Gewohnheit an, lateinische Worte in die Steine des Parapets zu graben, Denk- und Erinnerungsworte an für ihn wichtige Ereignisse. Als er eines Tages sein steinernes Gedenkbuch zum Theile zerstört findet, setzt er es fort wie andere Menschen: auf Papier.

Dies sind die wenigen manchmal bizarr geformten Merksteine seines Lebensweges, den er mit seinen Bänden hätte pflastern können.

Was aber füllte dieses lange Leben aus? Die Frauen. Was füllte seine Bände? Die Frauen. Nie wohl hat ein Autor so direct sein Leben und Erleben ausgeschrieben wie Rétif. Erfinden lag ihm ganz fern; in seinen Geschichten lässt er höchstens etwas von der wirklichen Wahrheit weg, um sie wahrscheinlicher zu machen, denn la vérité n'est pas vraisemblable. Erfindungen macht Rétif nicht in seinen Romanen, die macht er in den acht Bänden seines allgemeinen Reformwerkes. Ein Buch reformiert die Prostitution: Spassvögel sagten ihm, Josef II. organisiere in Wien die Prostitution nach seinen, Rétifs, Plänen. Eitel und naiv, selbstbewusst, wie er war, glaubte er das auch. Der „Mimographe" reformiert die Schauspielerei — es stehen vorzügliche Sachen darin; „Educographe" bringt die Erziehung in ein ganz neues System, „Gynographe" löst die Geschlechtsfrage der honetten Frauen, wie der schon erwähnte „Pornographe" die der nichthonetten. Im „Andrographe" — von dem er nur ein Exemplar druckte — entwirft er seine communistische Utopie. Der „Glossographe" ist eine neue französische Grammatik, die das Unglück hatte, einen Anhänger zu finden: Rétif. Er schreibt in manchen Büchern das Französische nach seiner Manier. Diese „Idées singuliers" enthalten die Phantasie dieses Menschen, seine Romane enthalten sogar so weit sein Erleben, dass er seine Privatcorrespondenz, erhaltene und abgesandte Briefe in ihnen reproduciert, im „Monsieur Nicolas" nennt er auch ruhig die vollen Namen seiner Personen, wie sie sie in ihrem bürgerlichen Leben getragen haben, denn hier sei er obligé de dire la verité, et m'imolant moi-même, pour être utile à mon siècle et à la postérité (sein Lieblingsgedanke), je n'ai fait que des tableaux fidèles. Cet ouvrage, achévé, sera unique. Ici, je dois et je ne dois rien dire que la vérité, fût-elle impertinente! Diese „impertinente Wahrheit", diesen Muth zu sich selber — man findet ihn nur bei den Größten. Dies ist das lautere Gold in Rétifs Werk. Darüber mag man schon das unechte Metall falscher Eloquenz übersehen, das es auch enthält, oder das leere Gestein der Plattheiten des Autodidakten; diese sind die Folge eines selbsterworbenen, verworrenen Proletarierhalbwissens — die Eloquenz der Einfluss einer Zeit, die sich im Erziehen nicht genugthun konnte, in der jedes fünfte Buch, das erschien, von der „Education" handelte — die Erziehung und der Hunger wurden ja durch die Revolution unserer Bourgeoisväter obligatorisch.

Rétif de la Bretonne war ein erotisches Genie. Alles, was er im Leben unternahm, kann man auf das Weib zurückführen. Man könnte an Don Juan denken, wie ihn uns Mozart eingeprägt hat. Don Juans Lust ist das Verführen, das Genießen ist ihm fast nur ein mattes Nachspiel der größeren Lust vorher. Er lässt Opfer hinter sich, die ihm fluchen und ihn begehren. Seine Abschiedsworte an die Verführte sind Spott und Aerger. Don Juans Erotik hat fast etwas von einem System: wie wenn er im Verkehr mit Frauen etwas vergessen, betäuben wollte, das ihn zu innerst quält. Rétif sieht auf der Straße eine Frau: ihr Fuß, ihr Gang ist das erste, woran sein Auge haftet. Danach bestimmt er sie, ob sie ihm tauge. Taugt sie ihm, ist er entflammt. Er spricht sie an und keine kann ihm widerstehen. Er vergisst alles in der plötzlichen Liebeswuth. Er giebt sich so sehr ganz, dass er unwiderstehlich wird. Und c'est à mes yeux et à mes lèvres que je devais le premier goût inspiré. Alle unterliegen ihm. Wo seine Persönlichkeit nicht rasch genug wirkt, tritt seine Kunst des Verführens ein: er reizt die Neugier, indem er von seinem Liebesabenteuer von gestern und vorgestern erzählt, er nimmt seine Bücher zu Hilfe, ein Mittel, dessen er ehrlich genug ist sich zu schämen. Und wenn er die Verführte, die eigentlich keine ist, verlässt, so hat sie an ihm etwas wie eine schöne merkwürdige Erinnerung, meist auch — wenn man hierin dem naiven Rétif glauben darf — ein Kind, für das sie dem Vater dankt. Er erzählt, wie es ihm in späteren Jahren oft begegnete, dass er sich, ohne es zu wissen, in die eigene Tochter

verliebt, der er dann — sowie er es erfährt — ein zärtlicher Vater ist, die er verheiratet oder ans Theater bringt; oft findet er sie aber auch schon mit allem zum Leben Nöthigen mehr als genügend versehen unter den Galerien des Palais royal.

„Les Femmes furent toujours pour moi le feu, l'air et l'eau." Man könnte auch an Casanova denken, diesen prächtigen „Chevalier de Saintgal". Doch der war ein Libertin, der sich die impotente Traurigkeit seines Alters damit lustiger macht, dass er mit etwas blöder und oft ermüdender Behaglichkeit seine Liebesabenteuer aufschreibt, lüstern das Detail ausmalt und darauf sehr viel Phantasie verwendet. Casanova der Spieler, Trinker, gab sich für einen Edelmann, hatte meistens Geld, mit dem er nicht sparte — alles das Dinge, die als Verführungsmittel nur sehr untergeordneten Ranges sind, deren sich der echte Erotiker nur in Ausnahmefällen bedient. Rétif trank nicht und spielte nicht, sein Geld war unbedeutend, meist war er so arm, dass ihm manche gute von ihm als générateur beglückte Frau einige Louisdor schenkte. Wenn er ein Detail erzählt, so thut er es in einer Art Amtssprache oder in ein paar lateinischen Worten. Alles Lascive, wie alles Perverse ist ihm verhasst. Gegen seines Zeitgenossen Marquis de Sade „Justine" schreibt er eine erbitterte „Anti-Justine". — Rétif leidet in Stunden der Sammlung unter seinem Tyrannen Eros, nicht als ob er anklagte oder entschuldigte, er leidet als ein immer Getäuschter. Zweimal hat er die Absicht, Priester zu werden, aber es müsste eine Frau dabei sein, mit der er wie Bruder und Schwester leben wolle. Es ist dies, wie mich dünkt, die feinere Entfaltung seiner Sinnlichkeit, der schon Genüge geschieht durch das freundschaftliche Beisammensein mit einer erwählten Frau. J'ai couru toute ma vie, sinon après l'amour, du moins après l'amitié d'une femme qui me plût, et mon malheur a été de m'être presque toujours trompé dans ce choix. Den Fünfundvierzigjährigen packt eine starke Leidenschaft zu einem intriguanten Mädchen, und wie ein Jüngling leidet er alle Qualen der Eifersucht, wie ein Schüler läuft er hinter dem Wagen seiner Geliebten her, um zu sehen, wohin sie fährt. Er ist älter als fünfzig und schreibt noch Liebesbriefe und singt unter den Fenstern der kleinen Arbeitermädchen, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Er könnte im Irrenhaus enden, hätte er nicht so gute Eltern gehabt. Und hätte er nicht den schweren Ernst dessen gehabt, der leidet. Das rettet ihn.

Er blickt auf sein Leben zurück und legt es Stück für Stück vor uns hin, sein anatomisiertes Herz: er schreibt den „Monsieur Nicolas", das Werk, das alle seine andern überflüssig macht. — Rousseau besitzt in den „Confessions" die Pose der Aufrichtigkeit und er versteht sie artistisch zu nützen. Das kann Rétif nicht: dazu ist er zu naiv, zu barbarisch: sein ganzes Werk legt Zeugnis davon ab, wie unvermögend er im ganzen als Künstler ist, so schön ihm auch manches Einzelne gelingt. Aber er hat den Muth, das zu sagen, was, öffentlich gesagt, missfällt. Den letzten Band des „Monsieur Nicolas" bildet das „Calendrier". Jeder Tag ist einer Frau gewidmet, die er geliebt hat, jeder Sonntag zweien, jeder Festtag dreien — und doch hat das Jahr zu wenig Tage! Von jeder erzählt er kurz und fein, was sie ihm war und warum er sie ehrt; denn nur die, welche er ehrt, finden Platz in seinem Kalender. Und eine ist hier mit großen Typen gedruckt: Jeannette Rosseau, ein Mädchen aus seiner Heimat: sie war fünfzehn, er vierzehn alt. Rétif war mit zwölf Jahren Vater, Jeannette war für ihn immer Mädchen geblieben. Und mit sechzig Jahren noch denkt er an Jeannette und sucht sie, und findet sie nicht ... Hat er nicht in den vielen Frauen diese eine gesucht, die eine, die nie sein war, in der er alle Vollendung erblickte und die er nun suchte und nur zerstückelt in den vielen fand? Ist das vielleicht das Stigma des Erotikers, dass er ein Ideal träumt, das er sucht und dessen Ganzes er nie in einer findet? Sollte in dieser zum oftgehörten Witz gewordenen Phrase nicht die simple Wahrheit stecken, dass der gewöhnliche Mischling wohl leicht das Weib findet, das ihm *sein* Weib durchs Leben ist, dass aber der Erlesene, der Racenreine so lange suchen muss, um nie oder so selten zu finden? Vielleicht thue ich mit diesen Fragen, was Rétif selbst nie gethan hat: ihn zu entschuldigen versuchen. Es ist wohl die monogame und christliche Uebung, die uns diesen Streich spielt. Denn: „Die Moral hat alle Uebel in die Liebe gebracht" — sagt Rétif.

*

Von einem bei uns so unbekannten Manne, wie es Rétif ist, ein Weniges laut zu sagen, bedeutet wohl auch — abgesehen von der persönlichen Lust am Schatz-zeigen — dass man auf ihn aufmerksam machen will. Doch wie einer so vielleicht erregten Aufmerksamkeit genügen? Das Werk Rétifs ist eine Kostbarkeit der Bibliophilen geworden: der Buchhändler Fontaine in Paris bot 1875 ein vollständiges Exemplar der Schriften für 20.000 Francs (zwanzigtausend!) aus und verkaufte es auch. Doch unter den Bibliophilen gibt es auch solche, die ihren Verstand nicht à fleur de peau haben, wie die Franzosen sagen. Und solche haben auch manches von Rétif neu herausgegeben. So erschien bei J. Liseux der „Monsieur Nicolas" in 14 Bänden (1883); Assézat hat Novellen aus den „Contemporaines" veröffentlicht, O. Uzanne „Le Pied de Fanchette" (1880), P. Cottin hat in der „Bibliothèque Elzevirienne" das „Journal intime" Rétifs: „Mes Inscripcions" zum erstenmal herausgegeben (1889), und von dem gelehrten Bibliophilen Jacob gibt es eine umfangreiche „Bibliographie et Iconographie des Oeuvres de Rétif", die 1875 bei Fontaine erschienen ist.

Zürich. Franz Blei.

Ein Stück Altösterreich.

Der alte Goedeke war doch ein absonderlicher Herr. Einen Grundriss deutscher Dichtung zu schreiben! Das will sagen: Jahr aus Jahr ein, vierzig Jahre und mehr, in der Goettinger Bibliothek sitzen und mit der Akribie des Bibliographen all das verzeichnen, was einmal in Deutschland, irgendwie zum Gebiete der Poesie gehörig, durch die Druckerschwärze vervielfältigt wurde (sofern es diese schon gab), vermehrt um all das, was beflissene und gelehrte Männer im Laufe der Jahrzehnte hierüber untersuchend und darstellend zu berichten hatten. Ist das nicht ein Geschäft, dem Spielen der Kinder vergleichbar, die mit ihren Schippen das Meer einzudämmen sich vermessen und es stündlich mit Betrübnis erleben, wie eine einzige frische Welle ihre ganzen schönen Schanzen über den Haufen und sie selbst wieder an den Anfang ihrer Bestrebungen zurück wirft?

Aber das wollte er ja gar nicht, der alte Goedeke. Fürs erste war in seinen Tagen die deutsche Literaturforschung noch nicht das wüste, von zahllosen Fahrzeugen aller Art durchkreuzte Meer, wie sie uns heute erscheint. Vielmehr ein behaglich strömender, reinlicher Fluss, nicht allzufern von der Quelle, mit klarem Grunde und lebhaften Ufern. Und nicht eindämmen wollte der unermüdliche alte Baggerer den Fluss, sondern nur immer klarer, schiffbarer und belebter machen. Für all den Unrath, den er mit an die Oberfläche brachte, war er weder blind noch geruchlos. Mit oft sehr derben Verwünschungen warf er ihn beiseite.

Erst seinen Nachfolgern, die nun sein Lebenswerk in zweiter Auflage erweitern und verbreitern, blieb das Geschäft der Meereindämmung aufgespart. Man hat der Literaturgeschichtschreibung vor zehn Jahren, oft sehr verständnislos, immer wieder den Vorwurf gemacht, dass sie über Gebür Paralipomena ans Licht fördere und sich ihre Leser immer wieder mit Regesten und Collectaneen plage. Heute hat man's noch weiter gebracht: nicht mehr die Besorgnis, ein Ueberbleibsel der Literaturkönige dem Tageslicht zu entziehen, sondern die Furcht, ein Aufsatz oder gar ein Buch des Collegen X. könnte den Fachgenossen entgehen, drückt sich in der Art aus, wie heute Literaturgeschichte gemacht wird. Man ist nur noch bibliographisch: nicht genug, dass vorzüglich gearbeitete Jahresberichte jedes Büchlein und jedes Aufsätzchen kritisch und bibliographisch aufs treueste festhalten, es gibt keine fachliche Zeitschrift mehr, die nicht durch Verzeichnisse vom Büchermarkte, durch Auszüge aus anderen Zeitschriften ihre Leser auch nach dieser Richtung hin zu orientieren strebte. Man hat nicht beobachtet, dass diese Erleichterung in der Evidenzhaltung des Materiales besonders befruchtend oder verbessernd auf die Leistungen eingewirkt hätte. Vielleicht bleibt das einer späteren Zeit vorbehalten. Jetzt aber sind alle Bestrebungen dahin gerichtet, den Gedanken des alten Goedeke aufzugreifen, fortzuführen, zu erweitern, nutzbar zu machen.

So kann man es jenen Männern, die sich zur Verwaltung des Erbtheiles nach dem alten Pfadfinder zusammenthaten, im Grunde nicht verargen, wenn sie ihre Zwecke einigermaßen höher nehmen. Wohlbewehrt mit ihrer unfehlbaren Methode rücken sie grimmen Blickes an; nicht das Geringste darf ihnen entgehen: was je sich dem Druck anvertraute, muss herein in den „neuen Goedeke"; gut und schlecht gilt nicht mehr, auch hier eine Umwertung der Werte. Freilich mit der Vollständigkeit hapert's ein wenig, die Bibliotheken und Archive in den Provinzen sind noch lange nicht so weit, ein auch nur annähernd verlässliches Verzeichnis der Literaturdenkmale zu ermöglichen, und was die mitverzeichnete Tagesliteratur betrifft, das Buch des Collegen X. und den Aufsatz des Dr. Y., so erscheint morgen das Werk des Dr. Z. und es ist nicht mehr wahr, was heute geschrieben wurde. Aber wozu hätte man denn die Methode, dürfte man nicht zuweilen ein bisschen unmethodisch sein?

Unter dem vielen Vergessenen, das durch den Spürsinn dieser Männer neu ans Tageslicht gefördert wurde, befindet sich nun auch ein Stück „*Alt-Oesterreich*".*) Dieser von Goedeke selbst arg vernachlässigte Theil kommt ganz neu zu Ehren. Ein eigener Paragraph, der aus vielen, ach sehr vielen Druckbogen besteht und nach den einzelnen Provinzen in acht Unterabtheilungen zerfällt, ist der österreichischen Production von der zweiten Hälfte des vorigen bis ins erste Drittel unseres Jahrhunderts gewidmet. Greifen wir jene Provinz heraus, deren Antheil am deutschen Geistesleben vermehrtes Interesse hat, beschäftigen wir uns mit *Böhmen*. Für die früheren

*) Grundriss der Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl *Goedeke*. Zweite, ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von F. *Goetze*. 18. Heft. Leipzig, Dresden, Berlin, L. Ehlermann 1898

Jahrhunderte haben mehrfache und ungeschickte Versuche diesen Antheil festzustellen unternommen: was hier vorliegt, wäre der Rahmen, in den eine berufene Hand das Geistesleben eines Jahrhunderts einzuzeichnen hätte. Weit genug wäre dieser Rahmen: ja es ist erstaunlich, was der Bearbeiter dieses Abschnittes alles zur deutschen Dichtung rechnet. Ganze Seiten füllt er mit juristischen Arbeiten, mit theologischen, nicht selten lateinisch geschriebenen Tractaten, mit pädagogischen Sammlungen und Schulbüchern, mit balneologischen Führern. Er findet Platz für ein „neues Lehrbuch der Industrie“, eine „kurzgefasste Naturgeschichte“, eine „Aufmunterung zum Bergbau“, selbst für ein Werk über den „Safranbau in Niederösterreich“ und für ein anderes, das sich mit der Frage beschäftigt, warum die Bankozettel eingezogen würden, so dass man nicht begreift, warum an einer Stelle „zahlreiche medizinische Schriften beiseite bleiben“. Den Bearbeiter wird man also für die Dürftigkeit des Ergebnisses nicht verantwortlich machen dürfen. Und welches ist dieses Ergebnis, vorausgesetzt, dass der Bearbeiter seine schwere Aufgabe wenigstens annähernd zu lösen imstande war?

Vor allem dieses: es ist eine Zeit vollständiger Versumpfung, ein Milieu, umschlossen wie von der steilsten chinesischen Mauer. Professoren mit den von ihnen gestellten und publicierten Schülerarbeiten, Geistliche mit polemischen Schriften, Predigten und einzelnen Erbauungsliedern stehen an der Spitze dieses Literaturgetriebes. Die Lyrik (wenn man so sagen darf) ist durchweg panegyrisch. Selbst mit lyrischen Anthologien will es nicht recht gehen; sie treten spät auf und bringen es, von ein paar Jahren Theateralmanach abgesehen, nicht wesentlich über die poetischen Neujahrsgaben des Briefträgers und Theaterbilleteurs. Es sind immerwährend dieselben Anregungen, die die Dichter in die Saiten greifen lassen: die beseligende Kunde von der Wiedergenesung unseres allgeliebten Landesvaters: die frohe Ankunft Sr. Majestät Alexander I.; das vierundvierzigste Wiegenfest des Hoch- und Wohlgeborenen Herrn Friedrich Grafen v. Clam-Gallas: Lieder zur Feier der Anwesenheit oder Abreise Ihrer kaiserl. königl. Majestäten, oder auch des Herrn Bischofs Hurdalek: das Hinscheiden des Karl Fürsten v. Fürstenberg: die erfreuliche Vermählungsfeier Sr. Durchlaucht des regierenden Herrn Herrn Ferdinand Fürsten v. Lobkowitz mit der durchlauchtigsten Prinzessin Marie v. Liechtenstein: der Abgang des Herrn Professor A. G. Meißner; die Genesung des Herrn Karl Liebich, k. ständischen Herrn Theaterunternehmer und Director, als er nach einer gefährlichen Krankheit zum erstenmal wieder auftrat: Madame Bethmann in der Rolle der Phädra. Man sieht, durchweg Stoffe, die den redlichen Reimer von jeher (in Böhmen besonders schon seit dem 16. Jahrhundert) fesseln und seiner Leier liebliche und übliche Töne entlocken. Diese Sängerzunft schließt nicht unrühmlich jener edle Swoboda ab, der die soeben fabricierte poetische Vergangenheit seines Volkes weiteren Kreisen augengerecht machte und die Königinhofer Handschrift, an der er wacker mitgearbeitet hatte, ins Deutsche übersetzte oder rückübersetzte. Nicht unrühmlich: er war immerhin einer der besten Musikanten aus der Gilde, mochte er auch als Mensch noch ein bisschen tiefer stehen. Und dieser Lyrik ist das ebenbürtig, was von Drama und Roman verzeichnet ist: spärliche Nachwirkungen des bürgerlichen Trauerspieles, schwache Reflexe des englischen Familienromanes, der französischen moralischen Erzählung, später, als gleichfalls von Frankreich die Mode gekommen war, des überseeischen Abenteuerromanes nach Chateaubriand. Ein Mann, wie J. J. Polt, der durch sechzig Jahre das erwachsene, wie das heranwachsende Lesepublicum mit wertloser Unterhaltungslectüre versorgte, müsste eigentlich als literarischer Mittelpunkt gelten. Staub und Moder also, wohin man blickt. Aber ein frischer Luftzug von außen blies doch hinein in die so sorglich gepflegte Dumpfheit und Stumpfheit. Und der Luftzug kam von einer Seite, die auch sonst wohl den Zwecken der Ventilation bessere Dienste geleistet hat, als man sich für gewöhnlich gern eingesteht. Die Zeitungsschreiber wussten wieder einmal ganz wohl, wo der Zimmermann das Luftloch gelassen hatte. Verhältnismäßig früh traten in Böhmen Nachahmungen der moralischen und kritischen Wochenschriften Deutschlands auf. Schon 1771 gab es „Prager gelehrte Nachrichten“, die sich in aller Ehrlichkeit die Bildung ihrer Leser angelegen sein ließen, gab es eine „Neue Literatur“, die unendlich gravitätisch nach Sonnenfelsischem Recepte die Theaterkritik betrieb. Kurzlebig zwar waren diese Erstlinge, aber reich ihre Nachkommenschaft. Es wuchsen die Zeitschriften aus dem Boden, alle nur von kurzer Dauer und zunächst mehr kritisch-theoretisch. Diese beschäftigte sich mit dem Theater, jene mit Bücherkritik, eine andere mit Kindererziehung: eine vierte wendet sich im Tone von derben, volksthümlichen Anekdoten gegen Stutzer und Koketten, eine andere beginnt die Pflege der Vorzeit in Form von Lebensbeschreibungen angesehener Männer, eine sechste will schon der Unterhaltung und dem Vergnügen dienen und behilft sich mit Uebersetzungen. Bald, Mitte der Achtzigerjahre, gibt es ordentliche Romanzeitungen, die stark mit Uebersetzungen nach Voltaire arbeiten, es gibt Zeitschriften für Kinder, für den gemeinen Mann u. a. Als der kluge Sachse August Gottlieb Meißner, Professor an der Prager Universität, anfangs der Neunzigerjahre seinen „Apollo“ gründete, der ganz offen dem Unterhaltungsbedürfnis entgegenkam, die schöne Literatur pflegte und den Belehrungstrieb stark zurücktreten ließ, konnte er sich schon auf heimische Vorbilder berufen. Dieser „Apollo“ wurde aber von Bedeutung für deutsches Geistesleben in Böhmen; hatte er auch just nicht die neun Musen im Gefolge, so brachte er doch manches über die Grenze, was anderswo die Geister erregte, ja selbst einzelne deutsche Schriftsteller, und wären es auch nur Kretschmann, Langbein, Schmidt-Werneuchen und Rupert Becker, ließen ihre Stimmen an der Moldau vernehmen.

Die Anregung wirkte nach; balde fehlte es auch der Industrie und Speculation, selbst der weiblichen Haushaltung und Oekonomie nicht mehr an freilich recht kurzlebigen Versuchen einer eigenen Fachjournalistik, und der unternehmende Gymnasiallehrer Meinert, ein eifriger Mitarbeiter an Meißners „Apollo“, konnte mit Beginn des Jahrhunderts den Versuch wagen, seine Wochenschrift „Der böhmische Wandersmann“ auch czechisch erscheinen zu lassen. Etwas wie heimisches Folklore, wie die harmlosen Versuche einer nationalczechischen Renaissance schien denselben Verfasser in seiner vaterländischen Vierteljahrsschrift „Libussa“ vorzuschweben, die es denn auch auf zwei Bände brachte und selbst auf Männer wie Brentano ihre Einwirkung nahm. Seit 1809 folgte der „Hesperus“, eine Zeitschrift, die immerhin einige Jahre florierte und ansehnlichere Mitarbeiter aufzuweisen hatte, als dies heute einem in der Provinz erscheinenden Monatsblatt so leicht möglich wäre. Die Namen Clemens Brentano (der auch später an „Kronos“ mitarbeitete), H. v. Collin, Seume fallen in die Augen; so konnte auch der gleichzeitig erscheinende „Volksfreund“ Kotzebue, Clauren und Lafontaine; also beliebte deutsche Erzähler, unter seinen Mitarbeitern nennen. Aber schon schien für manchen zu viel Ausländisches über die chinesische Mauer zu dringen. So lässt es sich erklären, dass 1812 in der Zeitschrift „Bohemia für gebildete Böhmen“, die es zu einer ganzen Nummer brachte, ein Blankböhme einen wüthenden Ausfall gegen Schiller und seine Unsittlichkeit macht. Doch auch dieser edle Patriot sieht sich gezwungen, gewisse eben üppig in die Halme schießende Bestrebungen seiner Landsleute mit einem kalten Wasserstrahl zu dämpfen: „Liebt, pflegt und hegt wie ehevor als eine literäre Spielerei die Sprache unseres Urvaters Czech, leset, schreibet und dichtet in ihr; nur fordert die Alleinherrschaft dieser vor Ungebrauch ihrer Kräfte erschlappten Prätendentin nicht von Unbefangenen, die auf Kosten des guten Geschmackes und ihrer staatsämtlichen Laufbahn diese eure Spielerei nicht mitmachen wollen“. Mittlerweile ist dem Manne ja geholfen worden.

Unaufhaltsam gieng es nun weiter in Böhmen mit den Versuchen, durch Zeitschriften die Mitwirkung an der großen deutschen Culturarbeit darzuthun. Um 1848 (das außer dem Bereiche des Bearbeiters liegt) erreichen diese Bestrebungen in der Zeitschrift „Ost und West“ ihren Höhepunkt. Dann sank das Zeitungswesen rapid bis zu dem heutigen Tiefstand der deutschen Journalistik in Böhmen.

Eins, glaube ich, lässt sich aus dem Gesagten erkennen: selbst in dieser Zeit der Versumpfung fehlte es nicht an Keimen, die eifrige Männer auszusäen bemüht waren. Was fehlte, war nur der befruchtende Sturm, der sie aufnahm und weiter führte in den Schoß der freudig empfangenden Erde. Und der fehlte nicht zum letztenmal in Oesterreich.

Prag-Smichow. **Dr. Rudolf Fürst.**

Gegen Tolstoi.

Herr Halpérine-Kaminsky hat mir seine französische Ausgabe der neuen Schrift von Tolstoi*) zugeschickt und mich um meine Meinung über sie gebeten: zu sagen, ob ich ihrem Begriffe von der Kunst zustimmen kann und was ich von ihren Definitionen halte. Nun, ich glaube nicht mehr, dass es einen Sinn hat, über die Kunst nachzudenken. In der Kunst gilt nur die That, der Schaffende behält Recht, das Werk ist unleugbar. Mit dem Fragen, mit dem Suchen, mit dem Wünschen geschieht nichts. In einem neuen Reim, im Lächeln der Tänzerin ist mehr Weisheit enthalten, als die Philosophen jemals begreifen werden. So groß ist die Kunst und ach, wie arm ist doch unser kleiner Verstand!

Tolstoi definiert die Kunst als die Kraft eines Menschen, auf die anderen Menschen so zu wirken, dass sie seine Gefühle anzunehmen von ihm gezwungen werden. Also erstens: der Künstler muss etwas fühlen; zweitens: er muss die anderen dasselbe fühlen lassen. Daran — Tolstoi nennt es die Contagion — erkennt man die Kunst. Die kann nun aber eine gute oder eine schlechte Kunst sein, je nach den Gefühlen, die sie uns gibt. Welche Gefühle sind gut? Die, welche dem Menschen helfen, sich dem Ideal seiner Zeit zu nähern. Welche Gefühle sind schlecht? Die, welche den Menschen vom Ideal seiner Zeit entfernen. Jede Zeit gibt dem Leben der Menschen einen neuen Sinn. Wie die Menschen ihr Leben jedes Mal begreifen, das nennen wir Religion. Die Religion ist es also, die den Wert der Gefühle bestimmt. Chaque religion est l'exposé

*) Comte Léon Tolstoï, Qu'est-ce que l'Art? Traduit par E. Halpérine-Kaminsky. Paris, Paul Ollendorff.

de la conception la plus haute de la vie fait par les plus grands esprits d'une époque et d'une société, conception que la foule finit par adopter. Par suite, seules les religions ont servi et servent encore de base d'appreciation des sentiments humains. Si les sentiments rapprochent les hommes de l'ideal préconisé par leur religion et si les sentiments sont en harmonie avec lui, ils sont bons: s'ils sont en désaccord avec lui, ils sont mauvais. Und so ist es die Religion, die den Wert der Kunst bestimmt. Theilt die Kunst Gefühle mit, welche der Religion der Zeit dienen, so ist sie eine gute, sonst eine schlechte. Chaque période historique et chaque société possède une conception religieuse de la vie, la plus haute de l'époque, qui montre l'idéal du plus grand bonheur auquel tend cette société. Cette conception religieuse est nettement exprimée par certains hommes d'avant — garde et elle est ressentie plus ou moins consciemment par tous. C'est conformément à cette conscience que les sentiments exprimés par l'art ont toujours été jugés. Et cet art a toujours été encouragé, tandis que celui qui transmettait des sentiments fondés sur la conception religieuse du passé, devenue surannée, a toujours été condamné et meprisé. Um zu einer wahren Kunst unserer Zeit zu kommen, müssen wir also nach ihrer Religion suchen. Was ist die Religion unserer Zeit? Haben wir eine religiöse Idee? Ja, diese ist das allgemeine zeitliche und ewige Glück aller Menschen: la conscience religieuse de notre epoque est celle du bonheur matériel et moral, particulier ou commun, temporaire ou éternel, réalisé par la fraternité et l'union de tous les hommes. Eine Religion, deren Gefühle im Widerspruch mit den Gefühlen aller alten Religionen sind und die deshalb eine ganz neue Kunst verlangt. Diese neue Kunst, die wahre Kunst der Zukunft, wird mit allen alten brechen müssen, weil sie einer anderen Idee dienen soll: der Verbrüderung aller Menschen.

So Tolstoi. Ich werde mit ihm nicht streiten, weil man in der Kunst nichts beweisen kann. Da ist alles Glaube und Gefühl. Ich will nur meine Meinung gegen seine stellen. Ich halte das nämlich alles für falsch. Ich halte seinen Begriff der Kunst für falsch, ich halte es für falsch, die Kunst mit der Religion zu verbinden, und ich halte seine Religion für falsch.

Ich halte es für falsch, die Contagion zum Wesen der Kunst zu rechnen. Das gilt nur für eine Art der Kunst: die dramatische. Zu dieser gehört es in der That zu wirken. Durch das Schauspiel will mich der dramatische Dichter zwingen, sein Gefühl anzunehmen: zu seinem Wesen gehört es, dass ich ihm am Ende zustimmen soll. Aber schon dem lyrischen Dichter ist das ganz gleich. Wenn einer durch den Wald geht und über die Sonne selig ist, schreit er plötzlich auf oder springt vor Freude; in diesem Moment ist er zum Dichter oder zum Tänzer, zum Künstler geworden. Aber was will er damit, dass er schreit? Will er, dass ich mitschreien, mitspringen soll? Er denkt gar nicht an mich. Er fragt gar nicht, ob ich da bin. Er braucht mich gar nicht. Er geht dahin, ist selig und schreit. Warum? Weil er schreien muss, weil er zu voll ist, weil es ihn drängt, sich zu entleeren. Er schreit, um zu schreien, er springt um zu springen, denn dann wird ihm leichter sein. Das will er. Von mir will er gar nichts, an mich denkt er gar nicht. In solchen seligen Momenten ist der Mensch ganz allein auf der Welt. Er trieft von Gefühlen, schmerzlichen oder frohen: da beutelt er sich ab, wie ein nasser Hund: das ist die Kunst. Künstler sind Leute, die mehr empfinden, als sie aushalten können: es sprengt sie, so werfen sie es heraus. Was dann damit geschieht, kümmert sie nicht. Es muss nur heraus.

Das ist das erste. Der Künstler will nicht wirken. Der Maler will malen, der Sänger will singen, der Tänzer will tanzen, weil der Maler malen muss, weil der Sänger singen muss, weil der Tänzer tanzen muss: weil es zu ihrem Wesen gehört zu malen, zu singen, zu tanzen, um des Malens, um des Singens, um des Tanzens willen, und weil sie erst leben, wenn sie malen, singen und tanzen. Wenn das Bild gemalt und das Lied gesungen und der Tanz getanzt ist, dann ist es aus: die Kunst hat keinen anderen Zweck als sich selbst. Sie ist für sich allein da, um da zu sein, weil die Welt leer wäre ohne sie und weil das Leben hell wird durch sie. Ob sie nützt, ob sie schadet, fragt sie nicht: von Gut und Böse weiß sie nichts; sie kennt nur sich selbst, sie kann nicht dienen.

Zweitens: Religion nennen wir, was sich die Menschen einer Zeit vornehmen. Sie ist also eine Sache der Vernunft und des Willens. Was kann sie über die Kunst vermögen, die um die Vernunft nicht fragt und keinem Willen gehorcht? Religion ist eine Abmachung der Menschen, soll ihr Thun bestimmen und will Gesetze geben, aber die Kunst stürmt aus einer unbekannten Region über uns her, ist von fremdem Wesen und bleibt unbegreiflich. Wie sollen sich die jemals begegnen?

Drittens: ich halte auch die Religion für falsch, die Tolstoi verkündet. Nein, wir wollen keine Christen sein, wir sind stolzer geworden. Unsere neue Religion ist nicht die Liebe, sondern es soll die Kraft sein: wir glauben nicht, dass die Menschheit zur Ruhe geht, sondern wir sind dem Streite treu und begehren Menschen, die stark sind, so stark, dass sie milde werden dürfen, so drohend, dass sie lächeln dürfen, so ernst, dass sie spielen dürfen, solche Gewaltige wünschen wir mit Leidenschaft herbei. Wir glauben nicht, dass das Glück bei Menschen wohnen kann; wo sie sind, steht der Hass unter ihnen und ihr Leben ist voll Zorn. Aber deshalb verzagen wir nicht, wir wünschen uns nicht, anders zu werden, sondern wir wollen so sein, wie die Menschen immer gewesen sind, ja wir wollen auf unsere Menschlichkeit trotzen; nur bitten wir, dass uns die Macht zukomme, mit Ruhe unser menschliches Wesen zu ertragen, mit solcher Ruhe des unerschütterlichen Gemüthes, dass wir unseren eigenen Traurigkeiten als einem Schauspiel zusehen lernen. Dies ist unser religiöser Gedanke: die Menschen zu Artisten zu züchten, zu gewaltigen Artisten ihres eigenen Lebens.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Minister, die viel bellen, beißen nicht.

*

Dieser alte, schon sprichwörtlich gewordene Erfahrungssatz hat noch selten auf ein Ministerium so gut gepasst, wie auf das Ministerium Wauwau, genannt Thun.

*

Kaum, dass es in sein Amt eingesetzt war, schlug es auch schon an. Der erste Laut, den es von sich gab, war eine wilde Drohung, die Drohung mit den Obstructionsbrechmitteln, die ein Geheimnis der Regierung waren. Es gab damals vielleicht noch einige nervöse Leute, die sich unter der Erinnerung an Badenis Gewaltthaten durch die entsetzlichen Töne des Ministeriums Thun erschrecken ließen. Aber auch deren Furcht schwand, als sie im Reichsrath das neue Ministerium von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekamen. Im Reichsrath wurde dieses in der parlamentlosen Zeit so laute Ministerium fein mäuschenstill. Die Obstruction setzte rüstig ein. Der ministerielle Wauwau aber ließ nicht einmal die Zähne sehen, geschweige denn, dass er jemandem an die Waden gesprungen wäre. Die schaurige Sage von den Obstructionsbrechmitteln löste sich allgemach in allgemeine Heiterkeit auf, und als schließlich der Reichsrath vertagt wurde, waren alle Obstructionisten einig, dass es sich schwerlich unter irgend einem anderen Ministerium so angenehm obstruieren ließe, als unter dem Ministerium Wauwau.

*

Es kam die parlamentlose Zeit. Graf Thun lud die deutschen Parteienführer zu Besprechungen ein. Gleichzeitig erregte er in den czechischen und polnischen Blättern einen fürchterlichen Staatsstreich-Spectakel. Wohl fuhren noch einige Leute aus alter Gewohnheit vor Schrecken zusammen. Aber die deutschen Parteiführer giengen sorglos ihres Weges, und der Wauwau that ihnen auch diesmal nichts.

*

Sobald sie aber aus seiner Gesichtsweite verschwunden waren, erhob er wieder einen jammervollen Lärm. Die Regierung verkündete mit unheimlichen Geberden die Schließung des Reichsrathes, und in der geduldigen „Abendpost“ erschien ein greulich heulendes Communiqué über die „erhöhte Actionsfreiheit“. Dann setzte sich die Regierung zu tief geheimnisvollen Conventikeln mit dem Ministerium Banffy zusammen, zuerst in Wien, dann in Ischl, dann in Budapest, dann wieder in Wien. Es war schauerlich anzusehen, wie umständlich da etwas vorbereitet wurde, und man musste nun ernstlich meinen, jetzt geht endlich die große Hatz los. Aber die Ministerconferenzen endeten, und es gieng nichts los.

*

Das ganze Ergebnis der großen k. und k. österreichisch-ungarischen Ministerverschwörung ist, dass der soeben geschlossene Reichsrath demnächst wieder eröffnet werden soll. Doch das Ministerium Wauwau müsste seine Natur verleugnen, wenn es nicht auch das Eingeständnis dieser beschämend zahmen Thatsache mit furchtbaren Lauten begleiten würde. Das neueste Communiqué der „Wiener Abendpost“ schließt mit den knurrigen Worten: „Für alle Fälle sind die Regierungen gerüstet. Wauwau!“ Wenn wir nicht ab und zu das Wauwau hören würden, wüssten wir nicht mehr, ob wir noch ein Ministerium haben. Es ist das einzige Lebenszeichen, das diese Regierung noch von sich gibt. Doch erschrecken kann sie niemanden mehr. Denn heutzutage weiß schon jedermann: Minister, die viel bellen beißen nicht.

*

Für alle Fälle sind also die Minister gerüstet — zum Abfahren hoffentlich.

*

Man hat sich darüber gewundert, dass in dem Communiqué der „Wiener Abendpost“ der parlamentarische Ausgleich eine „vertragsartige“ und nicht eine vertragsmäßige Regulierung genannt wird, und einige Staatsgelehrte haben daraus schon weitgehende staatsrechtliche Consequenzen ableiten wollen. Ich nehme den Casus nur linguistisch und ziehe aus der Verwechslung von vertragsartig mit vertragsmäßig lediglich den Schluss, dass der Autor dieser wie auch anderer abendpostlicher Stilübungen Herr Dr. Kaizl ist, dem es bei seinen czechischen Landsleuten nur nützen kann, wenn er sich nicht auf einer allzu intimen Kenntnis der Feinheiten der deutschen Sprache ertappen läßt.

*

Wie wir hören, gedenkt Graf Thun in der kommenden Reichsrathssession den Abgeordneten Wolf zu fordern, und zwar auf Coriandoli, selbstverständlich unter den schärfsten Bedingungen, drei Schritte Distanz, einen Schritt Avance. Die beiden Gegner bewerfen sich mit Coriandoli. Wem es zuerst gelingt, dem anderen mit den Coriandoli den Mund zu stopfen, der hat gesiegt. Graf Thun hat alle Aussichten auf den Sieg, da

er, wenn schon leider sonst nicht, doch mindestens auf dem Gebiete des Coriandoliwerfens dem Abgeordneten Wolf entschieden über ist.

•

Was Herrn v. Jendrzejowicz betrifft, ist es ganz gut, dass gerade ein Schlachzize Minister ohne Portefeuille ist. Denn der Schlachzize ist ohnedies auch im Privatleben gewohnt, kein Portefeuille bei sich zu haben, sobald es zum zahlen kommt.

•

Entgegen umlaufenden Gerüchten sind wir in der Lage zu versichern, dass der Vertreter des „verfassungstreuen" Großgrundbesitzes, Dr. Baernreither, im Ministerium Thun — vorausgesetzt natürlich, dass man ihn lässt — zu verbleiben gedenkt, auch wenn die Verfassung gebrochen wird. Herr Dr. Baernreither bleibt der Verfassung noch über ihr Grab hinaus treu.

Volkswirtschaftliches.

Vor wenigen Monaten hat die Wiener Börsenkammer bekanntlich neue verschärfte Vorschriften für die Zulassung von Effecten zum Börsenhandel erlassen. Einer alt-österreichischen Gepflogenheit folgend, scheint die Börsenkammer zu glauben, dass es zur Sanierung unserer Börsenzustände genüge, wenn diese Vorschriften auf dem Papiere stehen. Es wird z. B. verlangt, dass der Prospect für die Emission von Actien und Obligationen den Rechnungsabschluss des letzten Jahres enthalte. Unter Rechnungsabschluss kann man vernünftigerweise nichts anderes als das vollständige Bilanz- und Gewinn- und Verlustconto verstehen. Im Laufe des Sommers sind nun Obligationen zweier ungarischer Unternehmungen emittiert worden, seitens der Unionbank die Rentenscheine der ungarischen Agrar- und Rentenbank, seitens der Creditanstalt die Obligationen der Actiengesellschaft Ganz & Comp. Bei beiden Emissionen enthielt der Prospect aber nur einen ganz ungenügenden Auszug aus dem Rechnungsabschluss, in dem einen Falle die Angabe des Actiencapitals, des Brutto- und Nettogewinnes, in dem anderen das Capital, die Reserven und den Reingewinn. Dass diese Angaben zur Beurtheilung der Situation eines Unternehmens keineswegs hinreichen, dass dazu zum mindesten die Anführung sämmtlicher Activ- und Passivposten nöthig ist, liegt auf der Hand. Es mag sich im vorliegenden Falle um ziemlich solide Emissionen handeln, aber von dem einmal aufgestellten Minimum der Anforderungen des Prospectes darf principiell nicht abgegangen werden, denn nur dann kann der Prospect für die Urtheilsschöpfung seitens der Börsenkammer, des Publicums und der Presse von Wert sein. Die Börsenkammer scheint aber trotz der unleugbaren günstigen Erfahrungen in Deutschland noch immer den Wert der Prospecte nicht verstanden zu haben, denn sonst müsste sie dafür sorgen, dass dem ersten Erfordernis der Prospecte: der möglichst großen Publicität entsprochen werde. Der Prospect der Obligationen Ganz & Comp. erschien aber nur im „Börsen-Verordnungsblatte" und später in der „Wiener Zeitung", in dieser erst, als die Obligationen seitens der Creditanstalt bereits ausverkauft waren. Das „Börsen-Verordnungsblatt" ist dem Publicum aber völlig unbekannt und in der „Wiener Zeitung" konnte es den Prospect erst lesen, als es entweder die Obligationen ohne genügende Orientierung schon gekauft oder wegen ungenügender Kenntnis auf den Kauf verzichtet hatte. Was ein solcher Prospect, der post festum erscheint, außer seinem Inseratswert für die „Wiener Zeitung" überhaupt für Wert haben soll, ist das Geheimnis der Wiener Börsenkammer. Es ist traurig, wie oft man über die selbstverständlichsten Dinge bei uns schreiben muss. Es ist aber überhaupt nothwendig, dass die Prospecte eine größere Publicität erhalten, denn, ganz abgesehen von dem Bedürfnis der Kritik des Prospectinhalts, soll eine Emission nicht das Privatgeheimnis einzelner, sondern möglichst allgemein zugänglich sein. Sobald für das Papier öffentliche Einrichtungen wie die Börsennotiz in Anspruch genommen werden, erhält das Papier auch einen öffentlichen Charakter. Es ist nun gar kein Wunder, dass unsere Banken wenn möglich die Publicität der Presse, angesichts der unverhältnismäßig hohen Preise, welche diese für Bankinserate verlangt, bei Emissionen zu umgehen sucht. Aber diesen corrupten Zuständen, für welche die Actiengesellschaften selbst ein großer Theil des Verschuldens trifft, sollen sie auf andere Weise beizukommen trachten und nicht durch Verzichtleistung auf die im öffentlichen Interesse nothwendige Verlautbarung der Prospecte in der Tagespresse.

•

Die Action des Staatsanwalts in der Waffenfabriksangelegenheit gibt der Verwaltung des Unternehmens die willkommene Ausrede, um allen Ersatzansprüchen der geschädigten Actionäre mit dem Hinweis auf die im Zuge befindliche gerichtliche Untersuchung ein entschiedenes Nein entgegenzusetzen. Zwar wäre die Antwort des Herrn von Taussig auch ohne diesen Zwischenfall kaum eine andere gewesen, denn schon vorher hat er ungeberdigen Actionären mit seiner Demission drohen lassen, und was ein braver Actionär sein will, schrickt vor nichts so sehr zurück, als vor einer solchen schwerlich ernst gemeinten Drohung. Und der Actionär mag ja auch recht haben. Denn jetzt, da die Gesellschaft auf dem Punkte des Sanierungsbedürfnisses steht, geht das Interesse des Herrn von Taussig mit dem der Actionäre Hand in Hand, und er wird den alten Glauben an sein besonderes Sanierungstalent aufzufrischen suchen. Die Sache ist vielleicht nicht einmal gar so schwer. Wenn man mehrere Jahre keine oder geringe Dividende zahlt, Arbeiter und Beamte entlässt, Löhne und Gehalte reduciert, vom Staate mit dem Hinweis auf die missliche Lage des Unternehmens einen höheren Preis für die Gewehre fordert, dann braucht die Conjunctur nur ein bisschen mitzuhelfen, damit das Unternehmen in wenigen Jahren wieder in der alten Blüte auferstehe. Und gar an dem Tage, an welchem Oesterreich das langersehnte kleinstkalibrige Gewehr einführen wird, da wird das Sanierungsgenie des Herrn von Taussig in hellerem Lichte erstrahlen, als je zuvor.

Bücher.

F. Bettex. Natur und Gesetz. Leipzig, Velhagen und Klasing. 1897.

Mit großer Befriedigung habe ich das geistvolle Buch des tiefsinnigen, gedankenreichen Verfassers bis zu Ende gelesen und empfehle es jedem, der sich in dem Gewirr subjectiver Ansichten und Schulmeinungen nach etwas Objectivem umsieht. Besonders den „Feministen" empfehle ich seine Lectüre. Sie werden in dem Abschnitte „Mann und Weib" (S. 273 bis 394), der auch separat erschienen ist, eine herbe, aber gerechte Abfertigung ihrer widernatürlichen Uebertreibungen finden. Hin und wieder gäbe es Irrthümer des Verfassers zu berichtigen, Einseitigkeiten zu verbessern. Aber im ganzen ist das Buch nach Inhalt und Form ein Meisterstück. Bei einer neuen Auflage würde es sich empfehlen, einen ausführlichen Index am Schlusse zu geben, in dem man alle einzelnen so geschickt zusammengetragenen, aber im Texte zerstreuten Angaben über die Erde und ihre Organismen u. s. w. finden könnte. Auch würde gewiss vielen Lesern ein Dienst geschehen, wenn sich der Verfasser bald entschließen könnte, eine Fortsetzung des Werkes zu schreiben, in welchem er die Lücken, die er noch in seinem Systeme gelassen hat, ausfüllte, namentlich so strittige Punkte, die er erörterte, wie z. B. über die Unsterblichkeit der Thiere.

Dr. Grävell.

Paul Mongré: Sant Ilario, Gedanken aus der Landschaft Zarathustras. Leipzig. Naumanns Verlag.

Es gibt Werke, die man eigentlich nur erträgt, wenn sie allerersten Ranges sind — dazu gehören Aphorismensammlungen. Bei anderen Werken, die einen bestimmten Gegenstand in gefestigterer Form vorbringen, genügt das sachliche Interesse am Gegenstande, um sich gern mit ihnen in eine geistige Unterhaltung einzulassen. Im Falle der Aphorismensammlung aber ist es, als setze sich jemand ganz dicht neben uns und plaudere uns mit allem möglichen todt, was ihm heute, gestern und vorgestern eingefallen ist, als leere er vor uns sämmtliche Taschen, und auch ja nicht etwa irgend einen kleinen Gedanken dabei zurückzubehalten. Das verleiht solchen Büchern leichter, als ihre Verfasser wohl meinen, etwas Zudringliches. Ja, wenn sie jenen allerersten Rang besäßen, der es fast selbstverständlich erscheinen lässt, dass man sie nur in Weihestunden genießt und jedes ihrer Worte im Herzen bewegt, dass man sie nur aus der Hand legt, um sie immer wieder vorzunehmen, sobald man sich aus dem Alltag hinausretten will! Dazu muss aus ihren Blättern entweder die schöpferische Originalität eines Meisters sprechen oder einer gewaltigen Persönlichkeit, oder aber es muss sich um eine Sammlung von zerstreuten Aeußerungen eines Solchen handeln, der uns längst durch seine Lebenswerke überaus theuer und interessant geworden ist und von dem deshalb jeder Ausspruch für uns besonderen Wert gewonnen hat. Auf alle drei Weisen zum Beispiel wird heute Nietzsche gelesen, von denen, die sich von ihm als ihrem Meister leiten lassen, von denen, die, vielleicht ganz ohne ihm beizustimmen, die merkwürdige Gewalt seiner geistigen Persönlichkeit darin kosten wollen, von denen endlich, die Nietzsche solange kennen, lieben oder bewundern, dass sie auch noch seine am wenigsten bedeutungsvollen Worte dankbar als Nachtrag und Ergänzung in sich aufnehmen. Von Nietzsches zahlreichen Aphorismen ist nun Paul Mongrés „Sant Ilario" ein zweiter Aufguss. Es ist ein sehr gescheidtes Buch, aber aus diesem Grunde macht es doch viel mehr den Eindruck der Plauderhaftigkeit als des Geistes. Inhaltlich wie formell sind seine Gedanken in der That in der Landschaft Zarathustras gewachsen, Früchte von Bäumen, die Nietzsche gepflanzt hat. Hätte der Verfasser seine Früchte ruhig süß und reif an der Sonne werden lassen, um sie dann selbst zu verspeisen, wäre er für sich selbst auf und nieder gegangen in seinem blühenden Garten, um sich Kraft und Glück und Gedeihen aus ihm zu holen — das wäre im Grunde viel schöner gewesen, als alle diese Gedanken zusammenzulesen und, wie gedörrtes Obst an einer langen Schnur, aneinanderzureihen für andere. Denn die anderen haben ja, was er ihnen bieten kann, in Nietzsches Werken aus erster Hand; welchen Zweck hat es, dies mit variierten Wendungen doch im wesentlichen zu wiederholen? Vielerlei begabten Menschen kommen von Zeit zu Zeit vielerlei Gedanken über vielerlei Dinge, aber schlimm wäre es, wenn es Mode werden sollte, daraus Aphorismensammlungen zu machen.

Lou Andreas-Salomé.

Carl Mönckeberg: Riesenspielzeug. Drama und Verse. Leipzig. Alfred Janssen. 1897.

Durch Ungeschick des Autors oder Verlegers lernen wir Carl Mönckeberg zugleich von der dramatischen und von der lyrischen Seite kennen: behält man die zopfige Eintheilung der Literatur in epische, lyrische, dramatische und didaktische bei, so kann man sogar sagen, dass bis auf die Epik alle Dichtungsarten in dem Büchlein vertreten sind; denn unter den Versen nehmen die satirischen, also lehrhaften, nicht die letzte Stelle ein. Ueber die Komödie „Riesenspielzeug" möchte ich hier schweigen. Die Theaterkritik wird sich ja wohl nie mit diesem Werke zu befassen haben, dem selbst die Kunst erster Darsteller nicht den blassesten Schein von Leben zu verleihen imstande wäre. Den Leser aber möchte ich davor warnen, das Werk zu lesen und dann mit ungünstigem Vorurtheil an die Gedichte zu gehen. Er überschlage getrost die 60 Seiten „Riesenspielzeug" und freue sich an den Versen Carl Mönckebergs, an dem erfrischenden Hauche schöpferischer Kraft, frischer Männlichkeit, den diese etwas rhetorische Lyrik athmet. Das Wort „Gedankenlyrik" bedeutet keinen Tadel bei einem Dichter, dem sich die Gedanken unmittelbar zur Empfindung verdichten. Ist es Mönckeberg auch versagt, die weichen Stimmungen, die halben Gefühle, die kaum über die Schwelle des Bewusstseins treten, so wiederzugeben, dass sie in der Seele des Lehrers mit der Deutlichkeit unmittelbarer Sinnesempfindung erstehen, so weiß er dafür durch den Schwung seiner Rednergabe, durch die Einfachheit seiner Bilder und Gleichnisse mitzureißen, zu überzeugen. Am stärksten wirkt Mönckeberg in seinen satirischen Gedichten. „Dichter und Mäcen", „Maler und Publicum" sind gute Stücke moderner Satire. Kaum ist es einem gelungen, den Gegensatz zwischen

Künstler und Philister schärfer, unerbittlicher darzustellen. „Freund Chamäleon" macht sich über die Wandlungen deutscher Kunstanschauung in den letzten Jahren lustig. „Freund Chamäleon" macht freilich bloß äußerlich alle Phasen durch, die unsere Dichtung durchgemacht hat, er ist Socialist, Nietzscheaner, Renaissancemensch, Symbolist, Märchenpoet, gesunder Kraftmensch: „Gesundheit, muskelstark und stramm, steht heute auf dem Kunstprogramm". Mag man mit dem Dichter übereinstimmen oder nicht, das muss ihm zugestanden werden, dass er auch gekonnt, was er gewollt hat. Und das ist am Ende das einzige Maß, das an den Künstler angelegt werden sollte.

R. W—f.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau" bringt aus der Feder E. Hübners, des Verfassers der vor kurzem in derselben Zeitschrift erschienenen „Reisebilder aus Spanien", eine dankenswerte Uebersicht: Spanien im Lichte der Weltliteratur. Reisewerke und wissenschaftliche Werke über dieses Land werden hier angeführt und besprochen. — Ein hervorragender Beitrag, ein Essay über Zarathustra (Zoroaster), rührt von Hermann Oldenburg her. — Georg Gerland schreibt über moderne Erdbebenforschung, Seismologie. Die ursprüngliche Betrachtungsweise der Erdbebenforscher war eine rein geologische. Erst durch die hoch gesteigerte Entwickelung der Technik, durch welche eine instrumentelle Beobachtung der Erdbeben zustande kam, wurde die moderne wissenschaftliche Erkenntnis des seismischen Verhaltens der Erde ermöglicht. Während man früher makroskopisch nur die direct fühlbaren Erdbeben beobachtete, beobachtet man heute, wesentlich mikroskopisch, Schwankungen der Erdrinde, welche noch nicht ein Tausendstel eines Millimeters betragen, die also für alle menschlichen Sinne vollkommen unmerkbar sind; in beliebiger Vergrößerung lesen wir dieselben von unseren, die Erdbeben photographisch registrierenden Seismometern ab. Die Erdbeben werden heute von allen Forschern als eine Erscheinung der Gesammterde aufgefasst. Nur darin theilen sich die Meinungen: Die einen benützen die großen Veränderungen in der Erdrinde, wie sich dieselben in den letzten Erdepochen vollzogen haben und vielleicht noch vollziehen, zur Erklärung, welche freilich die Erdbeben in vulkanischen Gegenden nicht einschließt (tektonische Erklärung); andere nehmen die wechselvollen Zustände des Erdinnern unter der festen und gluthflüssigen Umhüllung desselben als Sitz und Grund der Erdbeben an (plutonische Erklärung, gewinnt jetzt an Boden). Es empfiehlt sich, nach der Meinung des Verfassers und dem Beispiel der größten Geologen, wie Hoernes, Sueß u. s. w., eine Verbindung beider Principien.

Aus dem Augustheft des **„Ver sacrum"** lernt man einen Künstler näher kennen, an dem sich bisher bloß wenige erfreuen konnten: den Maler Hans Schwaiger, der als Einsiedler in der Slovakei lebt. In Ausstellungen und Zeitschriften waren hie und da Zeichnungen und Aquarelle von seiner Hand zu sehen; aber erst mit Hilfe der hier gebotenen großen Anzahl verhältnismäßig gut reproducierter Werke gewinnt man einen tieferen Einblick in dieses außerordentliche Talent. Landschaftliche Studien aus der böhmischen Heimat, eigenartige Vignetten und Zierleisten (z. B. slovakisches Kinderspielzeug als Decorationsform verwendet), phantastische größere Motive aus Sage und Geschichte, dem Mittelalter vor allem, Märchenhaftes, das an Schwind erinnert (darunter die großangelegten Illustrationen zu Chaucers „Canterbury-Tales") — damit ist die ungefähre Begrenzung der Schöpfereigenart Schwaigers gegeben. Wem aber bei diesen Bildern die Augen noch nicht aufgehen, dem hilft der ausgezeichnete Ludwig Hevesi in einem Aufsatz nach; bei dieser ungemein wirkungsvollen Schilderung und Erklärung gibt es kein Widerstehen mehr.

„Revue des Revues" bringt in ihrem vorletzten Heft das Ergebnis einer von ihr angestellten Enquête über den „specifisch französischen Geist". Fast alle Antworten bezeichnen als das Hauptmerkmal des französischen Geistes Klarheit, Maß und Ordnung. Sarcey meint, das Gefällige und Unterhaltende sei ein weiteres Kennzeichen; das Langweilige sei von vorneherein unfranzösisch; Coppée beklagt, dass der französische Geist sich seit Jahrzehnten gewaltig germanisiere und so seine größten Vorzüge einbüße; Jules Claretie nennt ihn gar einen „Born des Lichtes", — während die Jüngeren durchaus keinen Vorzug in diesem ausschließlich nationalen Geist erblicken. Mauclair meint, das Charakteristische des modernen Geistes sei sein cosmopolitischer Charakter; Rodenbach hält derartige Unterscheidungen für müßig und wertlos, wolle man sie aber machen, dann müsste man auch innerhalb Frankreichs die gewaltigen Unterschiede zwischen Nord und Süd und den einzelnen Provinzen gelten lassen, der Schweizer, Vlämen u. s. w., die doch auch von französischer Kultur sind, gar nicht zu gedenken. — Weiterhin ein interessanter Artikel über das Zeitungswesen in Japan, aus dem man erfährt, dass die erste japanische Zeitung im Jahre 1861 mit großen Mühen und Gefahren und kleinen Mitteln entstand, zu der sich innerhalb zehn Jahren, während welcher die Autokratie des Shogunates gebrochen wurde und die neue Aera anbrach, acht weitere Blätter gesellten. Sie wurden mühselig auf xylographischem Wege hergestellt, erschienen unregelmäßig, und ihr Herausgeber war oft Reporter, Leiter, Drucker, Administrator, ja sogar — Austräger in einer Person. Anfänglich nur Uebersetzungen aus englischen Blättern enthaltend und Ausdruck der Gesinnungen der Regierung, wurden sie zu Ende der Sechzigerjahre zu politischen Kampforganen, was freilich für kurze Zeit ihre völlige Aufhebung zur Folge hatte. Mit der Entwickelung der constitutionellen Regierung, wozu voriges Jahr sogar die völlige Aufhebung der Censur kam, wuchs natürlich auch das Zeitungswesen. Heute besitzt Japan 130 Tages- und Wochenblätter, die zumeist in Tokio erscheinen. Sie haben die Spalteneintheilung der europäischen Blätter und auch ein Feuilleton, sowie belletristische Beilagen, die ein Absatzgebiet für eine rasch wachsende Novellenliteratur bilden. Der Anklang, den sie beim Publicum finden, drückt sich allerdings nicht in der Bezahlung der Journalisten aus; 50 bis 80 Francs sind der durchschnittliche Monatsgehalt, während ein Roman von 300 Seiten etwa mit 75 Francs bezahlt wird.

„Revue du Palais" (August). In einem Artikel über Bodley's neues Werk „La France" schreibt J. Reinach interessant über die Wirkung der französischen Revolution. Der Einfluss ihrer Grundgedanken auf das öffentliche Leben sei bisher weit eher ein fictiver als ein wirklicher gewesen. Betrachtet man die Geschichte Frankreichs während des letzten Jahrhunderts, so bietet sie das Bild eines beständigen Kampfes dieser Principien mit denen des früheren Regimes, das die Phantasten von 1792 mit Ludwig XVI. zu tödten und zu begraben glaubten. Dieser Lazarus sei jedoch aus seinem Grabe auferstanden und habe ein sehr zähes Leben. — In ähnlichem Geiste schreibt in demselben Heft Henry Berangère, in seiner Studie: „Michelet et la France". Er sagt Aus der Seele des Volkes hervorgegangen, hat die Revolution allüberall die Seele des Volkes erweckt oder wieder erweckt. Sie hatte die ganze Menschheit geadelt. Haben wir uns jenen Glauben bewahrt? Er ist zum Schlagwort für die Wahlcandidaten, zum parlamentarischen Aushängschild geworden; zu einem leeren Aberglauben. Lebendig ist er nur mehr in einer kleinen Schar von Auserlesenen. Im ganzen macht sich sogar eine gewisse kritische Ironie, eine wachsende Abneigung dagegen fühlbar, deren Ursachen leicht erkennbar sind. Taine, Renan und Marx — alle drei geistige Abkömmlinge Hegels — haben sehr mächtig auf unsere Generation gewirkt, und alle drei waren sie Bilderstürmer der Revolution. Ihre Jünger — Bourget, Vogüé, Brunetière, Anatole France — haben ihre Lehre eifrig aufgegriffen und gleich ihnen die Legende von der Revolution zerstört, ihre Ideale verurtheilt. Karl Marx hat die französische Revolution als einen advocatischen Truc, eine Heuchelei, eine Bourgeois-Comödie betrachtet.

In der **„Contemporary Review"** (Juli) schrieb John Foreman, ein Engländer, der viele Jahre auf den Philippinen gelebt hat, über die Zukunft dieser Inseln. Er hält eine unabhängige Selbstregierung für ausgeschlossen. Abgesehen davon, dass sie machtlos gegenüber fremden Angriffen wäre, würde auch im Innern bald ein completes Chaos entstehen. Die Bewohner sind weder für eine politische, noch für eine administrative Organisation reif, und Eifersucht und gegenseitiges Misstrauen würde die Suprematie der einen Insel über alle andern in kürzester Zeit unmöglich machen. Die Insurrection, die August 1896 losbrach, habe denn auch keinen republikanischen Charakter gehabt, sondern nur darauf hingezielt, die Herrschaft der Pfaffen zu brechen und ihnen die gewaltsam annectierten Ländereien zu entreißen, das Gerichtswesen so weit zu reformieren, dass keine willkürlichen Arretierungen und keine Verurtheilung ohne Verhandlung mehr möglich sein sollten und endlich die Robot abzuschaffen. Der Führer des Aufstandes, General Aguinaldo, ein ungewöhnlich intelligenter junger Mann, gibt sich keineswegs der Täuschung hin, dass er die Philippinen in eine unabhängige Republik verwandeln könne, sondern ist darauf gefasst, das Protectorat einer Großmacht anzunehmen. Nur meint Mr. Foreman, England wäre dazu viel geeigneter als die Vereinigten Staaten, in deren Gewohnheiten so ein Regieren in die Ferne gar nicht gelegen sei. Nachdem er eingehend sein System (ein einheimisches Parlament, aber englische, respective amerikanische Minister und Präsidenten) entwickelt und namentlich davor warnt, einem Eingeborenen die Verwaltung der Finanzen zu vertrauen, sagt der Verfasser, die Inseln wären ein prächtiger Fang, und es verlohnte sich Krieg, anzufangen und ein paar Millionen Pfund an ihre Eroberung zu wenden. Von großer, geradezu tropischer Fruchtbarkeit, sei bis jetzt kaum ein Viertel des entsprechenden Bodens in Bewirtschaftung. Zahlreiche Eisenbahnen, die an sich einträglich wären und den Wert des Bodens wesentlich erhöhen würden, könnten auf den Inseln angelegt werden, die heute nur eine einzige 120 Meilen lange Linie besitzen. Zehn Freihäfen könnten dem Weltverkehr eröffnet werden und zweifellos würde dann viel auswärtiges Capital den Philippinen zufließen.

Im **„Journal of the Royal Colonial Institute"** schreibt W. F. Wennon über Süd-China und die Schätze an Mineralien, die dort unverwertet in der Erde liegen, und von denen kaum jemand eine Ahnung hat. Von Hong-Kong aufwärts, den ganzen Westfluss (Sikiang) entlang, befinden sich riesige Lager von Gold, Silber, Kupfer, Antimon, Blei, Eisen und Kohlen. Während zahllose Chinesen auswandern, sich für elenden Taglohn verdingen, dürftig von Ackerbau leben, liegen Reichthümer ungenützt zu ihren Füßen. Der Verfasser erzählt, dass er chinesische Bauern mühsam ihr Brennholz schleppen sah auf einem Weg, der zwischen Kohlenlagern hindurch führte. Würde man die Wasserstraße des Westflusses eine größere Strecke weit schiffbar machen, was ganz leicht zu bewerkstelligen wäre, und die Minen — sei es nun in Verbindung mit einheimischen Concessionären oder mittels eigener Concessionen — exploitieren, so könnte man reichen Nutzen daraus ziehen, Millionen verhungerter Chinesen ausgiebigen Erwerb schaffen, ein reger Handelsverkehr würde den nun verödeten Fluss beleben, und Hong-Kong würde zu einer reichen, blühenden Handelsstadt werden.

Spirka.

Erzählung von S. Jelvatjewski.

Uebersetzt von Eugenie Kliorin.

(Fortsetzung.)

V.

Alle Geschäfte leitete Spirka selbst, ohne den Vater zu fragen. Kurze Zeit nach der Hochzeit machte er Kondratts Regiment ein Ende, nahm ihm alle Schlüssel weg und entzog ihm die Führung sämmtlicher Geschäfte.

Das geschah Wassilissas wegen. Kondratt verfolgte seine Schwiegertochter, wenn Spirka verreiste. Wassilissa redete ihm ins Gewissen, versuchte es, ihn zur Reue zu bringen, wurde einst zornig und prügelte ihn mit dem Rollholz durch, ein anderesmal aber ergriff sie ein Messer und sprach: „Ich werde dich erstechen, du alter Hund" — und schließlich verklagte sie ihn bei Spirka. Was

zwischen letzterem und Kondratt vorgefallen war, wusste niemand, der Alte aber wurde vom Schlage gerührt. Man schwatzte in der Vorstadt, Kondratt habe seinen Sohn schlagen wollen, aber Spirka wäre stärker und habe den Vater bald bewältigt.

Obgleich der Alte vom Schlagfluss sich erholt und noch acht Jahre gelebt hatte, so war doch der frühere Kondratt dahin. Er schien kleiner geworden zu sein, zeigte sich selten auf der Straße, kümmerte sich um nichts, wurde apathisch und sprach mit den Seinen fast gar nicht — er saß oder lag im kleinen Hinterzimmer, sann über etwas nach und bewegte die Brauen.

Während meiner Abwesenheit ist er gestorben, kurze Zeit nach jener Pest. Später erzählte man mir, wie einsam und verlassen Kondratt vor seinem Tode war. In der Vorstadt gieng das Gerede, dass Spirka in den letzten Tagen vom Alten zu erfahren suchte, wo er sein Geld versteckt habe und den Vater vor dessen Ableben sogar ein wenig gezaust hatte: Kondratt aber blieb standhaft, that, als ob er stumm wäre, und brüllte nur; erst als er die letzte Oelung erhielt, sagte er vollkommen deutlich dem Priester:

In diesen Kleidern ... in diesen Kleidern ... begrabt mich ...

Zwei Tage nach dem Hinscheiden des Vaters suchte Spirka in allen Speichern und Vorrathskammern nach dessen Geld. Er durchstöberte den ganzen Laden, hob die Bohlen auf, stieg in den Keller hinab, es kam aber nichts dabei heraus. Man fand etwa tausend alte Geldmünzen in den Fugen des Daches, fast ebensoviel in einem alten Fausthandschuh hinter dem Ofen, und das war alles. Spirka hatte aber in seiner Kinderzeit gesehen, wie der Vater in der Handkammer sein Geld zählte — viel Geld war dort. Erst kurz vor dem Leichenbegängnisse fiel es der Wassilissa ein, dass Kondratt während der Oelung stets wiederholte: „In diesen Kleidern“, „In diesen Kleidern“, und darum schnitt sie die großen, lederbezogenen Filzstiefel auf, welche der Verblichene trug. Dort eben, zwischen Sohle und Leder, fand man das Geld; wie es hieß, war es eine große Summe.

Spirka bestattete den Vater mit großen Ehren — auf allen Glockenthürmen wurde geläutet, in der Kirche sangen zwei Chöre, fünf Priester verrichteten die Seelenmesse — er kaufte im Kloster eine Grabstätte und brachte eine Schenkung dar, zur ewigen Gedächtnisfeier für den Verstorbenen.

Nach Kondratts Tode zeigte Spirka seine ganze Gewandtheit, und als ich nach einem Jahre bereits als Arzt nach Sagorsk kam, erkannte ich Spirkas Wohnsitz nicht wieder. Das Haus war umgebaut und erweitert worden, den unten befindlichen Laden hatte er geschlossen und ein einfaches Wirtshaus eingerichtet, und auf dem oberen, grün angestrichenen Stockwerk hieng ein nagelneues Schild mit der goldenen Inschrift: „Angenehme Zusammenkunft“. Dort befand sich ein Spielwerk — eine Neuerung in unserer Stadt, die Spirka eingeführt — am Buffet saß die geputzte, mit Brochen und Armbändern geschmückte Wassilissa, welche stärker und hübscher geworden war und die Gäste mit holdem Lächeln begrüßte.

Ueberall machte sich Spirkas Einfluss bemerkbar, alles befand sich in großer Erregung, die Kellner rannten wie besessen herum, der Saal war immer überfüllt, und ganze Abende hindurch summte das Spielwerk heiser, gleichsam mit Spirkas Stimme, Potpourris aus russischen Liedern.

Die Handelsleute aus dem ganzen Kreise giengen insgesammt zu Spirka über, und die traurigen, großen Zimmer des Tschernopusov'schen Wirtshauses blieben nun leer, da auch die städtischen Kaufleute sich gezwungen sahen, dem Beispiele ihrer ländlichen Collegen zu folgen, mit denen sie in Geschäftsverkehr standen.

Und dahinten im Nebengebäude wurden möblierte Zimmer für Ankömmlinge eingerichtet. Dort kehrten sowohl jene Handelsleute, als auch Gutsbesitzer ein, deren es damals in unserem Kreise recht viele gab: dorthin begaben sich nach wohlanständigem, feierlichem Theetrinken auch die Kaufleute, um ein paar Gläschen hinter die Binde zu gießen, was sie im Saale nicht thun wollten, und wenn sie in Hitze geriethen, so wurde auch Stukolka*) gespielt. Besonders geräuschvoll gieng es während unseres kleinen Jahrmarktes bei Spirka zu, wenn viele Gutsbesitzer und Kaufleute aus anderen Städten kamen — dann waren alle möblierten Zimmer überfüllt, dann summte das Spielwerk unaufhörlich, und in der Nacht gieng es beim Kartenspiele hoch her.

Alle kleinen Geschäfte gab Spirka auf, die Abdeckerei und den Laden auf dem Marktplatz hatte er geschlossen und beschäftigte sich nur mit der Einfuhr, dem Gasthaus und dem Getreideeinkauf. Auch Spirka selbst hatte sich verändert. Er kleidete sich jetzt fein, trug einen Rock, lange Hosen und war solider und würdevoller geworden. In seiner Wohnung hatte er jetzt Wiener Stühle, Blumentöpfe, er nahm eine Köchin und befreite Wassilissa von grober Arbeit. Er hatte sogar aufgehört, an den Kämpfen sich zu betheiligen, und sann einen neuen Zeitvertreib aus. In Gesellschaft solcher Liebhaber, wie er selbst, hielt er hinter den Ziegelscheunen, an einem vor der Polizei sicheren Ort, Hundehetzen ab, und an Sonntagen, nach dem Gottesdienste, führte er seinen alten grimmigen Bluthund dorthin. Man erzählte nur, dass Spirka zu zittern begann und kreidebleich wurde, wenn die rasend gewordenen Hunde, einen Knäuel bildend, auf der Erde hin- und herrollten, und einmal musste man ihn sogar an den Händen zurückhalten, da er dazwischen stürzen wollte, als sein Bluthund nachzugeben begann.

*) Russisches Hazardspiel

VI.

Ich wohnte etwa dreißig Werst weit von der Stadt, besuchte sie aber recht oft und stieg jedesmal in Spirkas Gasthaus ab. Ueber dasselbe verbreiteten sich in der Stadt allerhand Gerüchte. Man erzählte, dass dort lustige Liedersängerinnen engagiert worden waren, man sprach von dem hohen und verdächtigen Spiel und raunte sich zu, dass auch Wassilissa sich nicht weigerte, guten Gästen in ihren Cabinetten Gesellschaft zu leisten. Einiges fiel auch mir auf, und namentlich wunderte es mich, dass Wassilissa immer seltener am Buffet zu sehen war.

Bald erfuhr ich alles. Die Kaufleute und Gutsbesitzer hatten Wassilissa verwöhnt, und sie begann nun zu trinken. Spirka versuchte es, sie zur Vernunft zu bringen, prügelte sie unbarmherzig — eine Woche pflegte darauf Wassilissa zu Bett zu liegen, und nachdem sie sich von den Schlägen und dem Saufen erholt, fieng sie von vorne an. Er versuchte es auch, sie in der Handkammer einzuschließen, und stellte als Wächterin seine Tante auf, eine schreckliche Hexe, konnte aber nichts damit erreichen — Wassilissa entschlüpfte, verschaffte sich eine halbe Flasche Wein und spielte böse Streiche, machte dem Spirka Unannehmlichkeiten im Saal, in Gegenwart der Gäste. Lange gieng es so, Wassilissa hörte ganz auf, am Buffet zu erscheinen. Da kam Spirka auf eine Idee. Er erließ im Hause den Befehl, man möge der Wassilissa Lariwonowna alles geben, was sie verlangen wird, nur soll man sie zu den Gästen nicht hineinlassen.

Und nun begann Wassilissa ohne Maß zu trinken. Spirka hatte richtig berechnet.

Einst, am frühen Morgen — zu jener Zeit fand eine Versammlung der Landstände statt, und ich weilte einige Tage in der Stadt — stürzte Spirka aufgeregt und erschrocken zu mir herein und schleppte mich in eines der möblierten Zimmer, wo in der Nacht ein Ankömmling sich erschossen hatte. Ich konnte nicht mehr helfen, ich fand den Selbstmörder bereits als kalte Leiche und wollte schon weggehen, da bat mich Spirka, seine Wassilissa zu untersuchen. Wir giengen durch lange Corridors, und unterwegs klagte mir Spirka sein Leid.

— Was für niederträchtige Menschen gibt es doch! sagte er erbost. Ist es denn dem Taugenichts, nicht einerlei, wo er sich erschießen soll, wenn er schon Gott vergessen hat und an sich selbst nicht denkt, wozu verwickelt er mich in diese Geschichte? ... Jetzt werd' ich Scherereien mit der Polizei haben! Es wollte scheinen, er sei ein ordentlicher Mensch, fuhr Spirka fort zu klagen, er kam gestern an, miethete ein Zimmer, bezahlte das Geld voraus, bestellte eine Flasche Bier ... Aber jetzt hat der Niederträchtige solch ein Stückchen zum besten gegeben! Nun führe einer das Geschäft unter solchen Verhältnissen, sagte Spirka aufgebracht und setzte fort, mit den Armen fechtend: ich werde alles in Stich lassen, alles verkaufen, zum Teufel auch ... Nichts als Scherereien dabei.

Da hab' ich noch Wassilissa ... Hat mich so geplagt, antwortete er mit demselben Grimm auf meine Frage nach seiner Frau. Wenn es möglich ist, so behandeln Sie sie natürlich, aber wo ... Sie kann jeden Augenblick sterben und dann muss ich wieder mit der Polizei zu thun haben ...

Ich erkannte Wassilissa nicht: aufgetrieben, mit großen Füßen, mit einem wie eine Blase angeschwollenen Gesicht, lag sie schwerfällig auf einem Berg von Pfühlen in einem dumpfen, niedrigen Zimmer des Hintergebäudes. Sie verbreitete einen Schnapsgeruch.

Es stand schlimm mit ihr. Das große Herz arbeitete schwach, die Leber war aufgetrieben, die Nieren waren augenscheinlich auch angegriffen, und der ganze Organismus schien förmlich von Schnaps durchtränkt zu sein, nach dem auch der Schweiß roch.

Was versteckst du dich hinter der Thüre wie ein Wolf? sagte Wassilissa zu Spirka, der hinter meinem Rücken stand. Oder bin ich jetzt nicht schön genug? Du Niederträchtiger, hast mit Dirnen Bekanntschaft gemacht und möchtest deine Wassilissa sobald als möglich begraben ...

Ja, schön bist du! ... antwortete verächtlich Spirka. Schau' doch in den Spiegel ... Hast dich vollgesoffen, vollgesoffen! Und hast dich nicht inacht genommen, Närrin ...

Nicht inacht genommen, nicht inacht genommen ... Wassilissa erhob sich ein wenig und setzte sich auf die Kissen; sie blickte boshaft durch die Spalten ihrer geschwollenen Augen, und schwer athmend sprach sie mit gebrochener, heiserer Stimme:

Bei dir kann man sich schön inacht nehmen ... Wart', wart' ... sagte sie zu Spirka, der weggehen wollte. Ich werd' dem Herrn Doctor alles erzählen. Was meinen Sie, Euer Wohlgeboren, was dieses Raubthier mir angethan hat? Thu' mit den Gästen freundlich, sagte er. Wenn aber dieses betrunkene Gesindel kommt,

will es gleich Küsse haben ... sie sagte ein cynisches Wort. War ich denn früher so? Eine ehrbare Ehefrau war ich ... Mir pflegte davon übel zu werden, er aber, der Hund, der Spirka, der Mann — sagte: „Was wirst du dabei verlieren ... Empfindliches Frauenzimmer du ... vergiss dich nur nicht ... Und trinke, sagte er, wenn man dich darum bittet, der Bauch braucht doch nicht verzinnt zu werden ...“ Judas! röchelte sie voll Hass.

Spirka machte ein gleichgiltiges Gesicht, gähnte ab und zu und sagte sorglos:

— Schwatze, schwatze! ... Sie ist nicht bei Verstand, erklärte er mir ...

Ich nicht bei Verstand? röchelte wieder Wassilissa. Willst du, ich soll dem Herrn Doctor alles erzählen? ... Euer Wohlgeboren, sagte sie, sich an mich wendend, er müsste doch längst im Zuchthaus sitzen ... Was rollst du mit den Augen? Erinnerst du dich noch, wie der junge Bolschakow sich erschossen hat, wer hat seine Brieftasche ...

Spirka stürzte sich auf Wassilissa und ergriff sie schon an der Gurgel, aber da fasste ich ihn halb instinctmäßig am Schopf und schleuderte ihn in die Zimmerecke. Diese Scene blieb in meinem Gedächtnis haften. Er stand bleich und zitternd an der Wand, seine tückischen Augen erweiterten sich vor Entsetzen, seine Zähne klapperten und seine ganze Gestalt mit den gefletschten Zähnen erinnerte an einen Wolf, den Hunde angegriffen.

Wassilissa fiel zurück, rollte von den Kissen herab und lag ohne Puls. Ich glaubte, sie sei gestorben, aber nach einiger Zeit kam sie wieder zu sich. Spirka war nicht mehr im Zimmer, und sie murmelte schluchzend, wie Säufer zu weinen pflegen.

Er wird mich schon erschlagen ... Wird mich erschlagen ... Und nahm dann das alte Thema wieder auf.

Ich bin hässlich geworden, du Niederträchtiger ... Schleppe Wassilissa recht bald auf den Friedhof ...

Am nächsten Tage ist Wassilissa verschieden. Spirka bestattete sie noch feierlicher als Kondratt, lud noch mehr Priester ein und gab ein solches Mahl zum besten, dass alle dabei betrunken wurden. Drei Klöster erhielten Schenkungen zur ewigen Gedächtnisfeier der Verstorbenen, und fast in allen Kirchen bestellte er Messen.

VII.

Spirka war nun allein zurückgeblieben. Kinder hatte er nicht. Wassilissa hatte ihm fünf geboren, aber alle starben und sozusagen zufällig — der letzte Knabe ertrank im Waschfass — in Spirkas Hause, wo eine unruhige Geschäftigkeit herrschte, hatte niemand Zeit, auf die Kinder acht zu geben.

Nach Wassilissas Tod fing Spirka an, ganze Monate lang aus der Stadt wegzubleiben. Er schweifte im Kreise herum, besichtigte unbebautes Land, kaufte Wälder an und erwarb das alte Gut unserer alten Gutsherren, der Ratschinins. Die Lindenallee verkaufte er zu einer Kirchenwand vor dem Allerheiligsten, den Wald aber fällten die Bauern für die Glocke, die Spirka der Kirche von Tatinzy geschenkt hat. Zu Spottpreisen erhandelte er große, dunkle Wälder, die, wie man meinte, niemand nützen konnten. Lange Zeit pflegte er sich auch in der Gouvernementsstadt, in Moskau und Petersburg aufzuhalten, schnüffelte dort herum und schien etwas auszukundschaften zu wollen.

— Spirka wird sich das Genick brechen, sprachen unsere Kaufleute angesichts der Spirka'schen Operationen, als sie aber erfuhren, dass er einen Theil des Teufelsmoores erworben hat, da begannen sie ihn auszulachen:

— Spirka will mit Moorbeeren handeln!

Spirka lachte, fuhr aber fort, herumzuschweifen und zu schnüffeln.

Er schien es auf unsere alte Glasow'sche Fabrik abgesehen zu haben. Einst war „die Glasow'sche Manufactur“ berühmt, seit ich aber denken konnte, stand sie leer und verlassen da mit ihren hohen Schornsteinen, den langen Reihen rother Fabriksgebäude, aus deren zerbrochenen Fenstern Dohlen herausflatterten, mit dem geräumigen, dicht mit Gras bewachsenen Hof, wo wir als Buben Knöchel und Ball spielten. Die alleinige Erbin, die Tochter des ruinierten Millionärs Glasow, war eine junge Witwe, kam hin und wieder nach Sagorsk und stieg bei Spirka ab, dem sie aufgetragen hatte, die Fabrik zu überwachen. Ich wandelte gern auf dem alten, grasbewachsenen Fabrikshof herum, inmitten der stillen traurigen Gebäude und der schweigsamen, hohen Schornsteine, und während eines solchen Spazierganges traf ich einst Spirka, der aufmerksam die Wände der Gebäude betrachtete und durch die zerbrochenen Scheiben hineinguckte.

Sind Sie auch gekommen, um zu lustwandeln? fragte Spirka, mich liebenswürdig begrüßend — die alten Stätten zu besuchen? Er schwieg eine Weile und stieß einen Seufzer aus. Wie viel Geld das verschlang ..., sagte er, mit den Augen auf die lange Reihe der Fabriksgebäude deutend. Ich will wenigstens eines derselben als Waarenniederlage pachten, erzählte er in gleichmüthigem Ton, und nachdem er liebenswürdig „Wünsch' Ihnen jetzt“ hinzufügt, begab er sich zum Ausgang.

Spirka benahm sich immer sonderbarer, und noch mehr wurde er von den Kaufleuten verspottet — sein Geschäft vertraute er den Handlungsgehilfen an, selbst aber beschäftigte er sich mit Messen und Ankauf von Wäldern, und als man erfuhr, dass Spirka sein schwunghaftes Gasthaus verkauft und den Getreidehandel eingestellt habe, da meinten die Kaufleute, Spirka sei ganz von Sinnen und wiederholten noch überzeugter:

— Spirka wird sich schon das Genick brechen!

Aber Spirkas Kopf saß fest auf seinen Schultern, und unsere Kaufleute hörten auf zu lachen, als das Gerücht sich verbreitete, man werde an unserer Stadt vorbei, durch Spirkas finstere Wälder und Sümpfe, einen Schienenweg bauen, und als man erfuhr, Spirka habe in Petersburg die Lieferung von Schwellen für den ganzen Weg übernommen.

Und als die Eisenbahn fertig war, da vergieng ihnen das Lachen erst recht. Ich war dabei, als der Todeskampf unserer Stadt begann. Die Handelsleute vom Lande, welche früher aus Sagorsk ihren Waarenvorrath holten, fuhren jetzt nach Moskau und nach der Gouvernementsstadt, unsere Messe verlor jeglichen Sinn und starb langsam hin; die Herbergen wurden geschlossen und man sah nicht mehr die endlosen Wagenzüge, welche früher unsere Stadt zu passieren pflegten; derjenige, der Spirkas Gasthaus um hohen Preis erstanden hatte, war nun ruiniert und verrammelte die „Angenehme Zusammenkunft“. Wie Schaben angesichts eines Schadenfeuers zerstreuten sich die Einwohner nach allen Seiten hin; und unsere Kaufleute saßen in ihren leeren Localen und schauten zu, wie der Mittelpunkt des Lebens immer weiter fortrückte, wie ihre Kunden an ihnen vorbeihasteten und die Waarenzüge dahinglitten, ihnen Getreide, gefrorenen Zander, geschlachtete Schweine, Geflügel entführend und noch eine neue Waare — Spirkas Bretter, Spirkas Holz ...

Auf lange Zeit musste ich unsere Gegend verlassen. Vor meiner Abreise traf ich Spirka nicht; er schweifte durch seine Wälder, trieb sich auf der Bahnstrecke herum, hatte mit den Ingenieuren zu thun. Ich wusste nur, dass die Schwellen ihm viel Geld eingetragen hatten, und dass er nach der Gouvernementsstadt übersiedeln wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Braut-Seide 65 kr.

bis fl. 14.65 per Meter — ab meinen eigenen Fabriken

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste &c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins &c.)

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

763

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVI. Band. Wien, den 10. September 1898. Nummer 206.

Bankerott.

Das unparlamentarische Regierungssystem, als dessen, seiner eigenen Ansicht nach, bedeutendster Repräsentant Graf Thun das Amt des Ministerpräsidenten übernahm, beruht auf der von den Regierungen selbst erfundenen Anschauung, dass die Regierung alles, das Volk nichts sei. Nach dieser Idee ist die Regierung allwissend, allweise und unfehlbar. Wenn man nur sie allein walten läfst, ists im Staat am besten bestellt. Die Volksvertretung ist nur eine ihr von der „Revolution“ aufgezwungene Last, die sie am guten Regieren hindert. Sache des großen Staatsmannes der unparlamentarischen Schule ist es, diese Last soviel wie möglich zu verringern, dem Parlament soviel wie möglich den Einfluss auf die Staatsgeschäfte zu verkürzen, um den mit dem Amt gegebenen Ueberverstand der Regierung zur vollen Entfaltung zu bringen. Was immer in einem mit einem Parlament geschlagenen Staat der Regierung misslingt, hat das Parlament verschuldet; das Gute dagegen, was bei der gemeinsamen Thätigkeit herauskommt, ist ausschließlich Verdienst der Regierung. Seit zwanzig Jahren haben wir diese Heillehre in allen Tonarten, bei allen großen und kleinen Anlässen wiederholen gehört. Aber, solange Parlament und Regierung — wie gut oder wie schlecht — miteinander zusammen arbeiteten, fehlte die Möglichkeit, sie zu erproben. Das änderte sich in dem Augenblick, als infolge des Sprachenverordnungseigensinns der Regierung das Zusammenarbeiten des Parlaments mit der Regierung ein Ende nahm und „auf Grund des § 14“ die autoritäre Regierung ihre langentbehrte parlamentlose Selbstherrlichkeit wiedergewann. Die Autoritären sahen eine neue Weltära heranbrechen. Befreit von der parlamentarischen Bleikugel, würde jetzt erst die von Gottesgnaden mit schrankenlosen Talenten begabte Regierung ihre volle Glorie zeigen und durch die Herrlichkeit ihrer selbständigen Leistungen den Parlamentarismus gründlich discreditieren, um alsbald den Völkern selbst den Geschmack an ihrer sogenannten Ver-, oder, wie die autoritären Witzbolde geistreichelten, Zertretung zu verleiden. Schon als unter Gautsch das Regime der „Fachcapacitäten“ sich constituierte, sahen die Autoritären den Himmel offen. Die Misserfolge des Ministeriums Gautsch verdüsterten ihn freilich, doch nur kurze Zeit, um der vollen Erleuchtung zu weichen, als an Stelle der erarbeiteten Bureaukratentalente das angeborene Aristokratengenie des Grafen Thun zur Regierung kam.

Confisciert.

Confisciert.

K.

Der Keulenschlag mit dem Rasiermesser.

(Die Wendung in der Dreyfus-Sache.)

Seit Beginn der Revisionsbewegung des Dreyfus-Processes taucht periodisch ein Wort, ein Schlagwort natürlich, immer von neuem auf. Es ist dies das nunmehr bereits „historisch“ gewordene Wort des ehemaligen Kriegsministers Generals Billot von dem „Keulenschlage“, mit dem er alle diejenigen zu zerschmettern drohte, die bei ihm eine Wiederaufnahme des Gerichtsverfahrens gegen den Insassen der Teufelsinsel ernsthaft beantragen würden. Das Wort — es datiert aus dem vorigen November, hat also noch nicht einmal ein einjähriges Existenzjubiläum gefeiert — soll authentisch sein; wenigstens wurde es damals dem Minister von irgend einem Reporter der „dominikanischen“ Presse in den Mund gelegt, ohne das schüchternste Dementi hervorzurufen. Es war zunächst auf Scheurer-Kestner, den Initiator der Revisionsbewegung und Collegen Billots im Senat, gemünzt, der, wie man sich erinnert, mehrere lange und eingehende Unterredungen mit dem Krigsminister hatte, von diesem aber mit der dem französischen Officier eigenen „franchise“ und „honnêteté“ wochenlang hinters Licht und an der Nase herum geführt wurde. Dann, im späteren Verlaufe der Bewegung, wurden, durch gütige Vermittelung der antisemitisch patriotisch-clericalen Revolver- und Erpresserpresse, der Reihe nach

Digitized by Google

auch Mathieu Dreyfus, Trarieux, Ranc, Zola, Reinach und zahllose andere mit dem Billot'schen Keulenschlage bedroht. Jedesmal, wenn die „Dreyfusards" eine neue Enthüllung ankündigten, einen neuen Schurkenstreich französischer Generalstäbler, Regierungsmarionetten oder Pressknechte an den Pranger stellten, zogen die „Dominikaner" Billots große Keule aus der jesuitischen Rumpelkammer hervor und drohten damit ganz fürchterlich.

Nun denn, Billot hat niemand zerschmettert, weder den alten, vertrauensseligen, ehrlichen Scheurer-Kestner, noch den auf dem geschriebenen Recht fußenden Trarieux, noch den impulsiven, die Selbsthilfe anrufenden Zola, noch all die anderen! Der Keulenschlag ist bis auf den heutigen Tag — bis vor acht Tagen, wollte ich sagen — im Stadium der Drohung geblieben, und die Kriegsministeriellen haben es in ihrer bekannten Gutmüthigkeit und Nächstenliebe nicht über sich vermocht, ihn zur Wirklichkeit zu machen. Erst dem „schneidigen" Civilkriegsminister *Godefroy Cavaignac* ist es vorbehalten geblieben, aus dieser übergroßen Reserve heraus und in die thatkräftige Action einzutreten und aus der Papiermaché-Keule Billots eine wirkliche und hochgefährliche Waffe zu machen. Dabei ist dem guten Cavaignac freilich ein kleines Missgeschick widerfahren. Als er sein Amt antrat, war er voll stolzer Hoffnungen, gebläht von dem Gedanken, der „staatsgefährlichen" Rehabilitationsbewegung mit *einem* Schlage — wenn möglich, mit einem Keulenschlage — ein Ende zu bereiten und das Vaterland mit aller Gewalt zu „retten". Wie alle von einem starken Selbstvertrauen erfüllten Naturen, glaubte auch Cavaignac, die Sache so mir nichts dir nichts im Handumdrehen abthun und die Beruhigung der Gemüther „decretieren" zu können. Sein durch Sachkenntnis durchaus nicht getrübtes Urtheil über die Dreyfus-Bewegung lässt sich ungefähr so resumieren: Dreyfus hat verrathen, *denn* zwei Kriegsgerichte, zu je sieben Stück Officieren, haben ihn in erster und zweiter Instanz einstimmig verurtheilt. (Das französische Kriegsgericht, das *nicht* einstimmig urtheilt, tagt nur am 31. April, von 12 Uhr bis Mittag.) Die Juden und sonstigen Freunde des „Verräthers" haben Geld, viel Geld, ungeheuer viel Geld gesammelt und ein „Verrathsyndicat" gebildet, dessen Zweck ist, Dreyfus zu befreien, Esterhazy an Dreyfus' Stelle zu setzen und Frankreichs Heer durch systematische Discreditierung des Officierscorps zu desorganisieren. Dem muss unter allen Umständen ein schleuniges Ende bereitet werden, und wenn der alte Billot das während sieben oder acht Monaten nicht zuwege gebracht hat, so kommt das eben nur daher, dass er ein Esel, ein Schwachmaticus, ein Mann der sträflichen Rücksichtnahme war, der es mit keiner Partei ganz verderben wollte. — Bis hierher bietet der Cavaguaic'sche Katechismus, wie man sieht, keine neuen Dogmen. Die in ihm enthaltenen „Glaubenslehren" decken sich völlig mit den von den jesuitischen Dominikanern und dominikanischen Jesuiten aufgestellten, die Dreyfus-Affaire betreffenden Sätzen. Nur ein Punkt, der letzte in dem schönen Credo Cavaignacs, war neu: „Ich glaube," so lautete er, „an Godefroy Cavaignac, den alleinigen Helfer, Retter, Beschützer, der uns alle bewahren wird vor dem Untergang im Judenthume, der die Natter des Dreyfusismus zertreten wird, zur höheren Ehre des Generalstabes und des Vaterlandes." Und kaum dass der neue Kriegsminister mit diesem nicht minder neuen Glaubenssatz aufgetreten war, da geschah auch schon — ein Wunder. Das Wunder war: Alle die alten Anhänger der alten Anti-Dreyfus-Religion schwenkten wie *ein* Mann um, jubelten dem Reformator Cavaignac zu und erkoren ihn zu ihrem Führer. Kein Religionsgezänk, wie es sonst bei Gründung neuer Religionen üblich, kein Schisma, keine gegenseitigen Verfolgungen zeigten sich: rührende Eintracht herrschte, kräftigte das Selbstvertrauen des „Retters", der in den Augen der Menge rasch zur Würde eines Messias avancierte, und belebte die Hoffnung der alten antisemitischen Garde und des generalstäblichen Bonzenthums.

Soweit gieng alles außerordentlich glatt und schön vonstatten. Dann aber, als es galt, die hochfliegenden Staatsrettungspläne in die Wirklichkeit zu übersetzen, widerfuhr dem neuen Messias das bereits berührte Missgeschick. Da Cavaignac eilig war und das Vaterland von dem Dreyfus-Alp befreien wollte, ehe die Uhr zwölf schlug, so nahm er sich nicht die zeitraubende Mühe, erst in die Acten zu schauen und dann zu orakeln. Er machte, wie alles, was er anfasst, auch diese Geschichte äußerst genial, indem er umgekehrt zuerst auf der Kammertribüne orakelte und dann seine Nase in die Acten versenkte. Doch auch jetzt noch, trotz dieser kleinen Abweichung von der alten Regel, trotz des Sprichwortes: „Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß' Leid gebracht" lief alles glatt ab.

Wie er da auf der Kammertribüne stand, an jenem denkwürdigen 7. Juli, und mit unerhörter Kühnheit, mit einer echt staatsmännischen, ja wahrhaft bismarckischen Kühnheit die geheimsten Geheimnisse des Kriegsarchivs enthüllte, auf die Gefahr hin, beim Nachhausegehen einer reitenden Estafette zu begegnen, die die deutsche Kriegserklärung in der Luft schwenkte — wie er da stand und in wohlgesetzter Rede, doch mit etwas näselnder Stimme, die tiefsten Tiefen der judäo-germanischen Umtriebe aufdeckte — da zog ein stolzes, berauschendes Gefühl durch seine Brust. Man muss ein gallischer Hahn sein, um sich so blähen zu können, und man muss den gallischen Hahn Jahre lang in seinem Nest studiert und tagtäglich beobachtet haben, um zu verstehen, wieso er sich ob jeder Kleinigkeit, ob seines eigenen heiseren Krähens so blähen kann.

Wie gesagt, zunächst glückte der Spass ganz über Erwarten. Und das will sicherlich viel sagen, denn Herr Cavaignac, der „europäische" Kriegsminister, erwartete außerordentlich viel von sich und seinem Speech. Es fand sich ein Deputierter — der kleine Rheimser Jude *Levy Mirman* war's — der die hehre Weihe des Augenblicks richtig erfasste und die öffentliche Anschlagung der ministerlichen Weisheit beantragte. Die Kammer gieng mit wildfreudigem Geheul auf diesen Plan ein und votierte — mit einer Stimme dagegen (Socialist Eug. Fournières) und ein paar Enthaltungen — die öffentliche Anheftung (Kostenpunkt: 30.000 Franken). — Das war der schönste Tag in Cavaignacs durch ein Magenleiden arg verbittertem Leben!

Seit mehr als einem Monat saugte der kühne Kriegsminister an „der Erinnerung Tatzen". Doch gleichwie auch der faulste Bär einmal aus dem gemüthlichen Winterschlafe erwacht und sich dann der unwirtlichen Realität der Dinge anpassen muss, so ward auch der selbstvertrauende, vaterlandsrettende „französische Bülow" eines frühen Tages recht unsanft aus seinem Schlummer geweckt. Das mehrerwähnte „kleine Missgeschick" kam und riss den „Retter" aus dem siebenten Himmel. Es kam in Gestalt eines Generalstabshauptmannes, der ein Blättlein beschriebenen Papiers in der Hand hielt und ein gar saures Gesicht dazu schnitt. — Dem Leser, der den Ereignissen der letzten Tage nicht immer ganz genau gefolgt ist, wird es vielleicht sonderbar erscheinen, dass der Hauptmann überhaupt „kommen" und sogar ein Papier in der Hand halten konnte. Offen gestanden, anderen Leuten ist das auch eigenthümlich erschienen, bis sich dann die Agentur Havas der armen Ignoranten des In- und Auslandes erbarmend annahm und sie über der Dinge Grund aufklärte.

Der Kriegsminister in seiner unergründlichen Weisheit hatte nämlich bald nach seinem Einzuge in die Straße des heiligen Dominicus eine Enquête, und noch dazu eine allergeheimste Privatenquête angeordnet, deren Zweck war, das „Räthsel" der Dreyfus-Affaire zu lösen. Ein Hauptmann vom „persönlichen Stabe des Kriegsministers" sollte sämmtliche Actenstücke des 1894er (Dreyfus-) und des 1898er (Esterhazy-)Processes sichten und prüfen, mit der Laterne beleuchten und durch die Lupe besehen, andere „persönliche Stabsofficiere" sollten ihm dabei hilfreich zur Hand gehen, und der General Roget, Cabinetschef des Kriegsgewaltigen, sollte über dem Ganzen schweben. Allabendlich musste, so lautete der strenge Befehl, dem Minister über den Gang und jeweiligen Stand der Enquête ausführlicher Bericht erstattet werden, ja, der ungeheuerlich „gewissenhafte" Mensch behielt sich vor, jedes ihm etwa zweifelhaft oder unklar erscheinende Schriftstück höchsteigennäslich zu beschnüffeln. Diese Dinge wurden sorgfältigst geheimgehalten, und — wieder eine Ungeheuerlichkeit — sie blieben auch *wirklich* geheim und selbst von der gesammten Dominikanerpresse ungekannt, vielleicht sogar ungeahnt. Seit Chlodwigs Zeiten soll dies das erstemal gewesen sein, dass eine französische Geheimuntersuchung und alle ihre Ergebnisse den Zeitungen verborgen geblieben seien.

Herr Cavaignac hatte also zuerst die Schuld des Hauptmannes Dreyfus auf der Kammertribüne verkündet und *nachher* einen Mann hingesetzt, der ihm diese Schuld persönlich beweisen sollte, auf dass sein Gewissen — und welches Gewissen! — Ruhe finde. Herr Cavaignac hatte die gegen Dreyfus und Zola stehenden Zeugen, ohne gerade unnütze Namen zu nennen, auf der Kammertribüne gebürend herausgestrichen und *nachher* einen Stabshauptmann beauftragt, diese Zeugen näher zu untersuchen. Herr Cavaignac hatte unterschiedliche Schriftstücke auf der Kammertribüne verlesen, einen leiblichen Eid geschworen, dass sie nicht nur echt, „archiv-echt", sondern auch beweiskräftig seien und den Verrath des Dreyfus über allen Zweifel sicherstellten, und *nachher* einem militärischen Untersuchungsrichter den Befehl gegeben, diese „Documente" zu beaugenscheinigen und auf ihre Echtheit und Beweiskraft zu prüfen. — Das Verfahren ist ebenso alt und bewährt wie französisch! Als es dann in seinem ganzen Umfange und in seiner vollen juristisch-logischen Tiefe bekannt geworden war, da brach auf der ganzen Linie der Patrioten brausender Beifall aus ob der „Gründlichkeit", „Gerechtigkeit", „Vernünftigkeit", „Weisheit" und „Ehrenhaftigkeit" des Kriegsministers. Was? fragte man sich hocherstaunt, da ist ein Mann, und noch dazu ein Minister, ja ein Kriegsminister, der, wenn auch erst nachträglich, die Richtigkeit seiner Behauptungen zu beweisen trachtet? Welch gerechter, uneigennütziger Mann, ein wahrer Heros der Ehrenhaftigkeit, die personificierte Justitia in männlicher Ausgabe!

Wenn aber die Generalstabsblätter von Enthusiasmus und Lob überflossen: dem Gelobten, war es doch etwas unheimlich zumuthe. Er freut sich nicht mit, er lächelte säuerlich, er erschrak vor seiner eigenen Geheimenquête und ihren Ergebnissen — er blähte sich nicht mehr! Aber die alte revolutionäre „Ehrenhaftigkeit" und

„Gesinnungstüchtigkeit“ der Caivagnacs rührte sich in ihm. Er dachte nicht an's Vertuschen, an's Todtschweigen, an's Niederlügen, an Dinge, die um so schwieriger durchzuführen waren, als nun schon so viele Leute um den Spass wussten. Und dann, blieb er, Cavaignac III., nicht am Ende ganz in seiner Rolle, in seiner selbstgewählten, gemachten Rolle des Staatsretters, wenn er die ganz zufällig entdeckte Spur verfolgte und, wie die leibhaftige Themis, mit verbundenen Augen geradeaus schritt, unbekümmert um das Geschrei von rechts und von links? Was war ihm Dreyfus? Was Esterhazy? Was das „Syndicat“ und das „Contresyndicat“? Berühmt wollte er ja werden, vor allem berühmt und gefeiert als der Löwe des Tages, der der Dreyfus-Bewegung den Garaus gemacht hatte, so oder so! Freilich der Wind hatte sich gedreht und das Schiff, an dessen Steuer er sich gesetzt hatte, war der neuen Windrichtung gefolgt. Leicht konnte es sein, dass Wind und Strömung sich stärker zeigten, als der kühne Steuermann, der die Gewalt der Elemente unterschätzt hatte. Also war es vielleicht das Beste, so man aus der Noth eine Tugend machte und sich den Anschein gab, als habe man von vornherein den „neuen Curs“ verfolgen wollen: besser jetzt gleich und gutwillig, als später gezwungenermaßen!

Nach diesem Recepte hat Herr Cavaignac gehandelt, als er — zum maßlosen Erstaunen, ja zum Entsetzen der gesammten „Cavaigne“ — den Banditenmajor („Räuberhauptmann“ wäre eine unberechtigte Rangerniedrigung!) Henry verhaften ließ. — Ohne ein ziemlich längliches Hin und Her, ohne ernste Scrupel ist es dabei freilich auch nicht abgegangen. Seit dem 14. August — nach anderen Quellen schon seit dem 14. Juli — soll Cavaignac im Besitze der vollen Wahrheit hinsichtlich des „treuen Heinrich“ gewesen sein, ohne es über sein dreyfusfeindliches Gewissen vermocht zu haben, diese Säule der patriotischen Gesinnungstüchtigkeit zu stürzen. Doch endlich müssen sich die oben kurz analysierten Regungen der edlen Cavaignac'schen Seele stärker erwiesen haben als die Gefühle der Anhänglichkeit an die „Cavaigne“, denn der Erfolg beweist es. Zum erstenmale vielleicht in seinem Leben wurde er dem schönen französischen Grundsatze untreu: „Je suis leur chef, il faut bien que je les suive!“ und mit einem entsetzten: „Henry, mir graut vor Dir!“ stieß er den Unterregisseur des Dreyfus-Dramas von sich.

Man hat aber nicht umsonst eine gute Erziehung im elterlich Cavaignac'schen Hause und auf der polytechnischen Schule genossen. Man weiß, dass man nicht alle Welt über einen Kamm barbieren und einen kriegsministeriell-generalstäblichen Gentleman nicht wie einen gemeinen Dreyfus behandeln kann. Wurde dieser vom Vetter Dupaty dereinst nach dem Militärgefängnis der Rue du Cherche-Midi verbracht, so gebot es der einfachste Anstand, jenen nach der Festung des Mont Valérien zu schicken, wie jeden anderen einer kleinen Dienstübertretung beschuldigten Officier. Doch das ist eine reine Aeußerlichkeit, an der nur niedrig und „unmilitärisch“ denkende Naturen, die kein „Gefühl für Distanzen“ kennen, etwas auszusetzen finden. Die Hauptsache war und blieb, dass der biedere Henry, seines Zeichens Oberstlieutenant und seit dem November 1896 Chef des Nachrichtendienstes im „Großen“, hinter Schloss und Riegel kam. Soviel für heute, was den handelnden Theil, den Kriegsminister Godefroy Cavaignac, angeht. Hinsichtlich des leidenden Theiles kann ich mich kürzer fassen, umsomehr, als derselbe bereits von der Bildfläche „verschwunden worden“ ist.

Der dominikanische Gottfried hatte also mit der dicken Billot'schen Keule zum entscheidenden Schlage ausgeholt, sich dabei aber leider in der Adresse geirrt, so dass das schwere Ding der eigenen Sippe (Dupaty aus Clam) und der eigenen Gefolgschaft (Drumont, Rochefort, dem Bannerträger des „nationalen Heeres“, u. s. w.) auf den Schädel gefallen war. Bis dahin war die „Keule“ symbolisch gewesen, und ich habe im Bilde gesprochen, wenn ich sie erwähnte. Jetzt trat sie in die Wirklichkeit ein, nahm eine feste, greifbare Gestalt an, und zwar die eine Rasiermessers, und schlug sichtbar blutende Wunden: aus der Komödie ward die Tragödie.

Wie eine jede Bevölkerungsclasse ihre eigene Kleidung hat: der Soldat, um „oben“ anzufangen, die strahlende Uniform, der Bürgersmann den „correcten“ Gehrock, der Arbeiter die weiße oder blaue Blouse — so hat auch jeder Stand seine ihm eigenthümliche Art des Selbstmordes, von der der einzelne nicht gut abweichen kann, ohne ein gewisses Odium auf sich zu laden. Dem Soldaten ist hierfür der Revolver gegeben, dessen sich auch „anständige“ Civilisten bedienen dürfen, die Cocotte nimmt Laudanum, der minder Begüterte, der den Apotheker nicht bezahlen kann, stürzt sich mit Vorliebe ins Wasser und der „aller Mittel Entblößte“ hängt sich an einem Baumast der öffentlichen Anlagen auf, zündet dagegen das „vorschriftsmäßige“ Kohlenbecken an, wenn „er“ eine „sie“, nämlich eine arme Näherin, ist. Ein cyankalisiertes verzweifeltes Liebespärchen aus den unteren Ständen gehört zu den größten Seltenheiten und einen aufgehängten Millionär hat man in den öffentlichen Anlagen wohl noch nie polizeilich abgeschnitten. Macht man sich die Selbstmordsstandesunterschiede klar, dann wird man es gewiss mit dem Schreiber dieser Zeilen höchst „shocking“ finden, dass ein Officier, und wäre es auch nur ein aus dem Unterofficierstande hervorgegangener französischer, sich mittels einer vulgären Rasiermesserklinge ins bessere Jenseits hinüberbefördern könnte, allwo es hoffentlich keine Dreyfusler gibt. Wer die dem uniformierten Lebewesen naturgemäß innewohnende Würde kennt, muss unbedingt zugeben, dass die „nationale Armee“ in ihrem Glanze durch Methoden wie diejenige Henry's — ich meine natürlich die „End“-Methoden, nicht etwa die höchst achtbaren und patriotischen Schriftencorrectionsmethoden! — nur beeinträchtigt werden kann. Zur Entschuldigung dieses nicht „gentlemanliken“ Selbstmordes mag freilich angeführt werden, dass sich gerade kein Revolver in der Nähe befand, während anderseits die Zeit drängte. Ehren-Henry musste unter allen Umständen das Zeitliche segnen, ehe sein Mund sich zu unliebsamen Plaudereien verstieg. Man kann sich wohl denken, wie verschiedenen hochachtbaren Herren, so z. B. dem Vetter Dupaty (aus Clam) zumuthe gewesen sein mag, als sie von Henrys Verhaftung und Geständnissen hörten. Zumal diese Geständnisse, von denen man nie recht wissen kann, wie weit sie gehen, dürften den Gedanken an das „rettende“ Rasiermesser nahegelegt und dieses selbst geschliffen haben.

Man glaube nur nicht etwa, meine Ansicht, Henry sei „geselbstmordet worden“, entspringe dem Plane, den vortrefflichen französischen Generalstab anzuschwärzen. Man wolle vielmehr die anfängliche Haltung Henry's des Fälschers mit seinem urplötzlich über ihn gekommenen Lebensüberdrusse vergleichen. Vor den Kriegsminister gestellt und wegen des „archi-geheimen“ Documentes befragt, gestand der Biedermann — nach kurzem „Anstandszögern“ — ohne viele Umschweife, der Erfinder und Confectionär des Dinges zu sein, wobei er auch nicht unterließ, auf das Patriotische seines Thuns hinzuweisen. Das Vaterland hatte er gerettet, den Generalstab, das ganze Heer vor dem Untergange bewahrt und die deutsche Invasion vermeiden helfen; wie konnte solches Beginnen strafbar sein? Und zudem, war Cavaignac nicht einer der „Unseren“? War er es nicht gewesen, der zweimal, zuerst als oppositioneller Deputierter, dann als Regierungsmann, die Schuld von Dreyfus verkündet, die Unschuld Esterhazys proclamiert und die „Methode“ des Generalstabs gutgeheißen hatte? Warum also sollte man ihm gegenüber ein Blatt vor den Mund nehmen? Warum sollte man mit ihm nicht sprechen, wie man so oft mit dem Vetter Dupaty und mit den anderen Köchen gesprochen hatte, die den Dreyfus-Spectakel seinerzeit angerührt hatten? Allons-y! dachte der wackere Henry daher, und wenn er das kriegerisch klingende Wort auch nicht laut aussprach wie im Zola-Processe vor jenen elenden „Pékins“ (Civilisten), so handelte er doch darnach. Wie vom Schlage gerührt war er aber, als seine so freimüthigen und echt soldatisch offenherzigen Geständnisse mit dem Verhaftbefehle beantwortet wurden. Was? War es möglich? War dieser Cavaignac von Sinnen? Wollte er den Generalstab, das Officierscorps, das ganze Heer, das gesammte Vaterland an den Abgrund des Verderbens bringen? Warum trachtete er darnach, eine mühselige, jahrelange Fälschungsarbeit durch ein unüberlegtes Wort in einem kurzen Augenblick zu vernichten? Solche und ähnliche Gedanken mochten den verlorenen Mann durchstürmt haben, der als erster inne wurde, dass selbst der anscheinend schneidigste und „gesinnungstüchtigste“ Civilkriegsminister doch gewisse Schattenseiten aufweist, die ihn vor einem Soldaten unvortheilhaft auszeichnen. Der ganze Ernst der Lage war aber dem guten Henry auch nach seiner Verhaftung noch nicht zum Bewusstsein gekommen. Eine vorläufige Verhaftung bedeutet noch immer keine Verurtheilung, ja nicht einmal eine Processierung, und jedes Gefängnis hat außer dem großen Haupteingange auch ein kleines Hinterpförtchen, durch das die „non-lieu“, die „Niedergeschlagenen“, höchst fidel hinausschlüpfen. Auf acht Tage, auf einen Monat, höchstens auf zwei oder drei hat sich Ehren-Henry wohl gefasst gemacht, aber auf den schließlichen Krach keineswegs. Am Abend der Verhaftung und am nächsten Vormittag war er heiter und guter Dinge und in der dazwischen liegenden Nacht schlief er den Schlaf des Gerechten.

Als man in der nächsten Umgebung des Ministers von dem guten Muthe des Häftlings hörte, wurde man sehr besorgt. Man ahnte unschwer, dass Henry, kräftig gestützt auf zahlreiche Hintermänner, vor Gericht den großen Mund führen und eine gar trotzige Sprache reden werde. Und das wäre des Guten etwas zuviel gewesen. Man hatte schon genug und übergenug an Esterhazy's maßloser Frechheit und brauchte keinen weiteren „Vordermann“, der den dahinter Stehenden Angst einflößen konnte. Ob es nun mit oder ohne Vorwissen, mit oder ohne Billigung des Kriegsministers geschah, lässt sich zur Stunde kaum feststellen, sicher aber ist, dass die Hintermännerbande aus ihrer Mitte einen generalstäblichen Schergen nach dem Mont Valérien entsandte, der dem vertrauensseligen Häftling den Staar stechen, ihm die „seidene Schnur“ überbringen sollte.

Eine volle Stunde währte es, bis der patriotische Fälscher die Nothwendigkeit, seinem Leben ein Ende zu machen, begriff. Abgebrüht wie ein auf der Galeere ergrauter Zuchthäusler, hatte Henry bis zum letzten Athemzuge kein Gefühl für das Ungeheuerliche seiner Thaten, seiner Fälschungen, seiner Meineide, seiner Ver-

leumdungen. Und noch viel geringer war seine Neigung, von der Lebensbühne abzutreten, sich seine „patriotische That“ mit der scharfen Klinge des Rasiermessers bezahlen zu lassen. Doch auch der Emissär des Kriegsministers war zähe und ließ nicht los. Lieber den verdorrten, nunmehr unnützen Ast absägen und den noch theilweise intacten Stamm erhalten, als das schleichende Gift der Enthüllung langsam weiterfressen und das Lebensmark des generalstäblichen Gesammtorganismus verzehren lassen! Deshalb suchte man Henry mit aller Gewalt von der Nothwendigkeit seines nahen Endes zu „überzeugen“. Schließlich gelang das schwierige Werk: nachdem der Mann seine seidene Schnur oder, ohne türkisches Bild gesprochen, sein Rasiermesser in der Zelle gelassen und den Stimmungsumschwung des noch kurz zuvor so rührend naiven und vertrauensvollen Oberstlieutenants constatiert hatte, überließ er diesen seinen trüben Gedanken und gieng, dem Minister und vor allem dem angstbeklommenen Chor der „Seinigen“ das nahe bevorstehende „rettende“ Ereignis zu melden. Eine Stunde später fand der wachhabende Officier auf dem Mont Valérien den Oberstlieutenant Henry in seinem Blute schwimmen — natürlich zu seinem „maßlosen Erstaunen und Entsetzen“.

Den Generalstab scheint das von Henry mehr oder minder freiwillig gebrachte Opfer nicht gerettet zu haben. Cavaignac, der einstige treue Hüter der Ehre der Armee und des Ansehens des „Großen“, jetzt der Unglücksrabe, der unvorsichtig den gleißenden Firnis abgekratzt und die innere Fäulnis aufgedeckt hatte, — Cavaignac ist dem Generalstabschef Le Mouton de Boisdeffre nachgefolgt und hat sich ins Privatleben zurückgezogen. Brisson, der in Zukunft den Beinamen „der Tapfere“ führen wird, hat wieder Muth bekommen, denn der Alp der „Cavaigne“ ist von seiner Brust genommen, er darf wieder „Demokrat“, Hüter von Recht und Gesetz sein, welcher Lieblingsbeschäftigung in seinen Mußestunden er bei Uebernahme der Regierungszügel auf Cavaignacs Befehl hatte entsagen müssen. Und was nun werden wird? Die nunmehr „freien“ Minister arbeiten krampfhaft auf die Revision hin, denn so getheilter Ansicht sie bis heute hierüber waren, so einig fühlen sie sich nun auf einmal. Die Blätter schwenken fast auf der ganzen Linie um und gehen mit Sack und Pack ins Lager der Dreyfusler über, ein paar gesinnungstüchtige „Irreductibles“, wie „Intransigeant“, „Libre Parole“, „Petit Journal“, „Jour“, „Croix“ und „Patrie“, höchstens ausgenommen. Maurer und Zimmerleute werden in aller Eile angeworben und tropisch ausgerüstet, um zunächst die große französische Mauer zu demolieren, hinter der Dreyfus eingesperrt ist, kurzum, es ist schon eine tüchtige Bresche in die „patriotische“ Verschanzung gelegt. Noch einen kräftigen Ruck, und das Schwindelgebäude liegt am Boden.

Paris, 5. September. **Poller.**

Eine Geschichte der deutschen Währungsreform.

Oesterreich ist seit 1892 mit der Regulierung seiner Valuta beschäftigt. Wenn auch die Aufgaben, welche Oesterreich aus diesem Anlasse zu lösen hatte, meist wesentlich anderer Natur waren, als diejenigen, welche sich die deutsche Reichsregierung zu Beginn der Siebzigerjahre stellte, so ist doch auch vom österreichischen Standpunkte aus das Erscheinen eines Werkes*) freudig zu begrüßen, welches in abschließender Weise die Reform des deutschen Geldwesens nach der Gründung des Reiches darstellt. Karl Helfferich, sein Verfasser, ist durch wissenschaftliche Abhandlungen und währungspolitische Streitschriften als ein Anhänger der Goldwährung bekannt. Diesen Standpunkt wahrt er auch in dem vorliegenden Buche. Doch trägt dasselbe in keiner Weise den Charakter einer Streitschrift; es ist vielmehr durchaus ein Werk ruhiger und sachlicher wissenschaftlicher Forschung. Nur an einer Stelle ließ sich Helfferich durch sein Temperament leider zu etwas sehr heftigen Ausdrücken gegenüber seinen Gegnern hinreißen. Helfferich gliedert den gewaltigen Stoff in zwei Bände, deren erster in zusammenhängender Darstellung die Geschichte der deutschen Geldreform erzählt, während der zweite unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte der deutschen Geldreform“ neben subtilen Einzeluntersuchungen eine Fülle bisher großentheils unbekannten Materials enthält, das dem Leser ermöglicht, sich ein eigenes Urtheil über die erörterten Fragen zu bilden.

Es ist ein großer Vorzug des Helfferich'schen Werkes, dass es aus durchaus zuverlässigen Quellen schöpft. So haben das Reichsschatzamt und die Reichsbank das wertvollste Material für die Beurtheilung der Goldbeschaffung und der Silberverkäufe sowie über die Entwickelung der Gesetzentwürfe geliefert, und ferner liehen Rudolf von Delbrück, zur Zeit der Münzreform Präsident des Reichskanzleramtes, und Ludwig Bamberger, dessen sachkundigen Rathschlägen die Reichsregierung bei der Reform meist folgte, dem Werke ihre Unterstützung. Bewunderungswürdig ist die Art und Weise, in welcher Helfferich dieses umfangreiche Material verarbeitet und in künstlerisch vollendeter Gewandung dem Leser darbietet. Gleich weit entfernt von übermäßiger Kürze und ermüdender Weitschweifigkeit zieht der Fluss seiner Erzählung in behaglicher Breite dahin, dem Leser geistigen Gewinn und hohen Genuss zugleich gewährend.

Die Aufgabe, welcher sich die Reichsregierung gegenüber gestellt sah, zerfiel in drei Theile. Einmal galt es, ein einheitliches Münzsystem zu schaffen; ferner sollte an die Stelle der in fast ganz Deutschland herrschenden Silberwährung die Goldwährung treten; und schließlich musste der Papiergeld- und Banknotenumlauf reformiert werden.

Die Gründe für die Schaffung eines einheitlichen Münzsystems sind allgemein bekannt. Die politische Zersplitterung Deutschlands hatte zu einer Vielheit von Münzsystemen geführt, von welchen allerdings zwei, die Thaler- und die süddeutsche Guldenwährung große Geltungsbezirke hatten. Neben den Münzen der geltenden Systeme hatten sich ältere Münzsorten theilweise in der Circulation erhalten und außerdem liefen zahlreiche Münzen fremden Gepräges um. Der Mangel eines ausreichenden Goldumlaufs hatte in Verbindung mit der staatlichen Zersplitterung eine übermäßige Ausdehnung des ungedeckten Papierumlaufs bewirkt, welcher nicht nur als ein Uebelstand, sondern auch als ein Schandfleck empfunden wurde. Ueber die Gründe, welche Deutschland zur Annahme der Goldwährung bewogen, herrschte bislang nicht durchaus dieselbe Klarheit. Ein wesentlicher Grund war nach Helfferich der übergroße Umfang des ungedeckten Papierumlaufs. So lange Deutschland auf einer niederen Stufe wirtschaftlicher Entwickelung gestanden war, hatte es mit einem Silberumlauf in der Hauptsache auskommen können. Zahlungen geschahen in geringen Beträgen, welche ohne Unbequemlichkeit in Silbergeld zu leisten waren. In demselben Maße aber, in welchem die wirtschaftliche Entwickelung fortschritt und größere Beträge zu übertragen waren, musste das Silbergeld unbequem werden. Diesen Umstand benützten viele der deutschen Staaten, sowie die zahlreichen Notenbanken, um eine Fülle ungedeckter Noten auszugeben. Das Uebermaß des Papierumlaufs schien also in dem Bedürfnis des Verkehrs nach Zahlungsmitteln, welche auf größere Beträge lauteten, begründet. Es ließ sich daher nur beseitigen, wenn gleichzeitig die Forderungen des Verkehres in anderer Weise befriedigt wurden; und das schien nur möglich durch Schaffung eines ausreichenden Goldumlaufs. Trotzdem war der Mangel an Solidität bei dem Papierumlauf kein zwingender Grund für die Annahme der Goldwährung. Denn er war in Wirklichkeit lediglich eine Folge der staatlichen Zersplitterung und des Fehlens eines einheitlichen Papiergeld- und Bankgesetzes, nicht der Silberwährung. Auch bei der Silberwährung lässt sich durch entsprechende Vorschriften ein durchaus solider Notenumlauf herstellen. Psychologisch ist es aber begreiflich, dass das Uebermaß und der schlechte Zustand des Papierumlaufs den Wunsch nicht nach stärkerer Deckung, sondern nach Ersetzung des Papiergeldes durch solides und schönes Gold hervorrief. Im Zusammenhange mit diesem Motiv steht das Verlangen, nicht nur das ungedeckte Papiergeld, sondern auch der Silberumlauf selbst solle durch das bequemere Gold ersetzt werden. Ein überzeugender Grund für die Einführung der Goldwährung ist das aber auch nicht.

Ein zwingender Grund hingegen für die Einführung der Goldwährung lag in dem Umstande, dass seit dem Beginn der Fünfzigerjahre fast alle wichtigen mit Deutschland Handel treibenden Länder, soweit sie überhaupt eine metallische Währung besaßen, gesetzlich oder doch thatsächlich Goldwährung hatten, und dass sich die letzteren gegen Ende der Sechzigerjahre anschickten, die factische Goldwährung zu einer gesetzlichen auszubauen. Auf diese Entwickelung der internationalen Währungsverhältnisse legt Helfferich mit Recht das größte Gewicht. England war schon im vorigen Jahrhundert zur Goldwährung gekommen; die Vereinigten Staaten von Nordamerika hatten, um einen Goldumlauf zu erlangen, 1834 die gesetzliche Relation mit Erfolg abgeändert. Als dann aus Kalifornien und Australien unermessliche Mengen Goldes nach Europa kamen, nahmen Frankreich und die übrigen Länder des späteren lateinischen Münzbundes dieselben bereitwilligst auf und traten damit auf die Seite der Goldländer hinüber. Infolge dessen war Deutschland währungspolitisch fast völlig isoliert. Dazu kam, dass die Länder des lateinischen Münzbundes die gesetzliche Durchführung der Goldwährung planten. Hätten sie diese Absicht ausgeführt, ehe Deutschland den Uebergang bewerkstelligt hatte, so hätte die Isolierung für Deutschland noch fühlbarer werden müssen, da aller Wahrscheinlichkeit nach die Schwankungen der Relation größer geworden wären; und ferner wäre Deutschland der Anschluss an die im Weltverkehr geltende Währung bedeutend erschwert worden. Es musste sich daher beeilen, wenn es diesen Anschluss noch bequem erreichen wollte.

Der zweite Theil des Helfferich'schen Werkes behandelt die Reformgesetzgebung. Wir erfahren, dass die Reichsregierung keineswegs von Anfang an über das zu erstrebende Ziel im klaren war, dass die Schaffung eines einheitlichen Münzsystems auch nach der politischen Einigung Deutschlands nicht ohne Reibungen vor sich gieng, und dass nicht der schlechteste Theil der Arbeit von dem

*) Karl Helfferich: „Die Reform des deutschen Geldwesens nach der Gründung des Reiches“, 2 Bände, Duncker & Humblot, Leipzig 1898.

Reichstage unter Führung Bambergers geleistet wurde. Auf den Inhalt der einzelnen Gesetze und der Debatten, in welchen ihr Wortlaut festgestellt wurde, hier näher einzugehen, dürfte sich nicht verlohnen. Es sei nur daran erinnert, dass die Münz- und Währungsverfassung durch das Gesetz, betreffend die Ausprägung von Reichsgoldmünzen vom 4. December 1871, und das Münzgesetz vom 9. Juli 1873, das Papiergeld- und Banknotenwesen durch das Gesetz, betreffend die Ausgabe von Reichscassenscheinen vom 30. April 1874, und das Bankgesetz, welches die Reichsbank schuf, vom 14. März 1875, geregelt wurden.

Im dritten Theile erzählt uns Helfferich die Durchführung der Reform. Hierbei kam es darauf an, ohne Störungen in allgemein-wirtschaftlicher Beziehung den Silberumlauf durch einen Goldumlauf zu ersetzen. Diese Aufgabe hat die Regierung nicht in durchaus befriedigender Weise gelöst und wird daher von Helfferich mit Fug und Recht scharf getadelt. Sie beging den großen Fehler, das Gold, welches ihr aus den französischen Contributionszahlungen zufloss, sofort auszuprägen, ohne zugleich eine entsprechende Menge Silber- oder Papiergeld zu beseitigen. Statt die Goldbeschaffung und die Silbereinziehung gleichzeitig vorzunehmen, ließ sie sich durch die französische Kriegsentschädigung verführen, die beiden Operationen zu trennen. Die Folge war, dass in den ersten Jahren nach dem Kriege eine bedeutende Vermehrung der Umlaufsmittel stattfand, welche die Handels- und Speculationskrisis mit herbeiführen half, und dass später der Verkauf des Silbers, nachdem fast alle Nachbarstaaten ihre Münzen für Silber gesperrt hatten, bedeutend erschwert war.

Gerade über die Goldbeschaffung und die Silberverkäufe standen Helfferich die besten Quellen zur Verfügung, durch deren Ausnützung er nachweist, dass die deutsche Regierung noch kein Silber verkauft hatte, als Frankreich die Silberprägung contingentierte, dass also nicht die deutschen Silberverkäufe die Länder des lateinischen Münzbundes zur Einstellung der Silberprägungen gezwungen haben können. Diese Länder thaten das vollkommen freiwillig, weil sie keine Lust hatten, ihren Goldumlauf durch das eindringende Silber verdrängt zu sehen. Da sie einmal thatsächlich Goldwährung hatten, so hielten sie an ihr fest.

Auch eine zweite Behauptung verweist Helfferich auf Grund seiner Documente in das Reich der Fabel, die Behauptung, dass Deutschland durch seine Silberverkäufe den rapiden Sturz des Silberpreises nach 1873 hauptsächlich veranlasst habe. Durch eine ganz genaue Vergleichung der Bewegungen des Silberpreises und des Zeitpunktes und Umfanges der einzelnen Verkäufe weist er nach, dass seitens Deutschlands mit äußerster Vorsicht — übrigens im eigenen Interesse — jeder Druck auf den Silberpreis vermieden wurde, während die englische Regierung mit der Begebung von council bills weit weniger vorsichtig verfuhr. 1879 wurden die Silberverkäufe eingestellt. Das war wiederum ein Fehler. Der Verkehr, welcher sich an die Goldwährung schnell gewöhnt hatte, schob alle entbehrlichen Thaler an die Reichsbank ab, welche sie in Gold einlöste. Daraus entstanden für die Reichsbank große Schwierigkeiten. Ihr Goldvorrath verringerte sich im Jahre 1880 und in den folgenden Jahren in Besorgnis erregender Weise, während ihr Thalerbestand bedenklich wuchs.

Glücklicherweise dauerten diese Prüfungsjahre nicht lange. Seit der Mitte der Achtzigerjahre entwickelte sich die deutsche Goldwährung in glänzender Weise. Der Thalerrest ist heute vollkommen ungefährlich, da sich der Goldbesitz Deutschlands in außerordentlichem Maße vergrößert hat; Helfferich schätzt ihn auf etwa 3 Milliarden Mark. Auch zeigen die auswärtigen Wechselcurse, dass der Wert der deutschen Währung mit dem Werte des Goldes unlöslich verknüpft ist.

Diese letzten Theile des Helfferich'schen Werkes sind überaus wichtig, denn sie zeigen, in welchem Maße sich die Goldwährung in Deutschland eingelebt hat; wie sehr der deutsche Handelsstand mit der durch die Gesetze vom Jahre 1871 und 1873 geschaffenen Währungsverfassung zufrieden ist. In solcher Weise konnte sich die deutsche Währung nur entwickeln, wenn Handel und Gewerbe blühten; und diese wieder hätten nicht blühen können, wären ihnen durch die Goldwährung Fesseln angelegt worden.

Straßburg i. E. **Dr. Ph. Kalkmann.**

Sprachpsychologie und Sprachstudium.

Heute, wo alle Irrthümer des Hegel'schen Systems hinweggefegt sind, vermögen wir seine Wahrheiten erst in ihrer ganzen Tiefe zu begreifen. In der modernen Psychologie hat das Gesetz der psychischen Contraste der Idee von der dialectischen Bewegung des Geistes aufs neue Leben verliehen, nachdem sie scheinbar für immer in des erfolgreichsten Hegelianers Karl Marx Lehre von der dialectischen Bewegung der ökonomischen Bedürfnisse und der Formen ihrer Befriedigung erschöpft war; und wer Augen hat, zu sehen, kann täglich auch in den feineren Kräuselungen des Lebens der Gesammtheit die demonstratio ad oculos jenes genialen Gedankens beobachten. Zwei anscheinend so lebensstrotzige Principien, der Nationalismus und der Internationalitätsgedanke, eilen ihrer Verschmelzung entgegen, die sie in der höheren Einheit einer geläuterten kosmopolitischen Anschauung vollziehen werden.

Zwar pflegt unsere Generation über das Wort „kosmopolitisch" überlegen die Nase zu rümpfen. Stärker als je wird in der officiellen Politik das nationale Princip betont und der chauvinistische Dünkel gezüchtet und prämiiert. Aber das ist ja nur die Oberfläche: in den Tiefen ist die Entwickelung längst weitergeeilt, und nichts hält sie in ihrem Siegeszuge auf: das ganze moderne Geistesleben ist kaum mehr anders denkbar als kosmopolitisch, und es wird später als köstliche Ironie der Geschichte zu verzeichnen sein, dass der organisierte Chauvinismus fin de siècle, die alldeutsche Bewegung, in kürzester Zeit zu einer pangermanischen sich auswachsen musste. Der geläuterte Kosmopolitismus wird allerdings nie daran denken, andere Völker ebenso lieben zu wollen, wie das eigene; aber er behauptet, dass echtes Volksbewusstsein nur dort möglich sei, wo man die fremden Nationen zu verstehen, ihre Eigenart zu würdigen versucht, dass es dort aber nicht nur möglich sei, sondern von selber heranwachsen müsse.

Nun ist zweifellos das Medium, welches uns jenes Verständnis allein im rechten Maße erschließen kann, die Sprache. Und nirgends hat sich vielleicht die Lächerlichkeit der reinen Internationalitätsidee eclatanter gezeigt, als in der Art und Weise, wie sie dieses Medium in ihre Dienste zu stellen versuchte. Eines schönen Tages nämlich hatte sie das Weltsprachenproject ausgearbeitet. Wahrlich: von Eichhorns geistreichem, aber halbmystischem Versuch eines auf Buchstabensymbolik gegründeten Idioms bis zu dem naiven Volapük hinunter hat selten eine Utopie in Verkennung und Ignorierung aller realen Bedürfnisse und Bedingungen so Unglaubliches geleistet, wie diese. Der Rausch ist heute endgiltig vorüber: man wird in Zukunft nicht sobald wieder vergessen, dass die Entwickelung der Sprache einer von den großen Anpassungsprocessen der Natur ist, aus denen das möglichst Vollkommene hervorgeht. Damit muss aber auch die Erkenntnis sich durchringen, dass wir in die Tiefen der fremden Volksseele nur am Leitbande des ursprünglichen Idioms vorzudringen vermögen, weil nur hier Wort und Gedanke sich zu untrennbarer, vollendeter Einheit aneinanderschmiegen.

Freilich — unser Können ist begrenzt. Die Vertiefung gestattet nur ein Wenig, dem Vielen gesellt sich regelmäßig das Oberflächliche zu, und so wird die Zahl der Sprachen, die wir erlernen, eine nur kleine sein dürfen. Vor allem sind es die beiden großen Culturvölker, das französische und das englische, mit denen uns tausende von herüber- und hinüberlaufenden Fäden unbeschadet aller ausgeprägten Gegensätze verbinden, sei es auf wirtschaftlichem oder geistigem Gebiete, deren Sprachen daher in erster Linie für uns in Frage kommen. Als Idiom des größten und an Geistesarbeit reichsten von den jungen slavischen Völkern fordert das Russische täglich stärkere Beachtung, und mehr seines unendlichen Wohllautes, als seiner gegenwärtigen Wichtigkeit halber, mehr als das Denkmal einer unvergleichlichen Vergangenheit, findet auch heute noch das Italienische vielfach Bewunderung und Pflege. Wer aber auch nur eine dieser Sprachen mit Ernst sich aneignen will, dem wird sich — nach dem Gesetze, dem alle menschliche Körper- und Geistesarbeit gehorcht, und das uns ein Maximum der Leistung mit einem Minimum an Kraftaufwand anstreben lässt — die Berücksichtigung einer intensiven und einer extensiven Forderung als unbeweislich entgegenstellen. Die Vernachlässigung der ersteren unterbindet von vorneherein die Möglichkeit, das letzte Ziel — Verständnis des fremden Geisteslebens — zu erreichen: die Nichtbeachtung der letzteren verleidet durch lästigen Zeit- und damit auch Kraftverbrauch dem Lernenden seine Thätigkeit und führt zum Ermüden des Interesses.

Denkende Pädagogen hat auch die methodologische Frage der Sprachenpraxis immer wieder beschäftigt. Nur leiden alle Versuche, sie zu beantworten, so ziemlich an dem gleichen Fehler: der Verallgemeinerung von Einzelerfahrungen. Die Empirie in allen Ehren: aber unser geistiges Ich ist viel eher ein stark differenzierter Großbetrieb, als ein Nebeneinander von Kleinbetrieben, und die Production einer einzelnen Werkstätte darin weist die gewählte Arbeitsform nur als einen unter zahlreichen ihre Ergebnisse bedingenden Factoren auf. In der Wertung der Sprachmethoden pflegen diese anderen Factoren mit Vorliebe übergangen zu werden: die Individualität des Schülers, die Art der subjectiven Ausübung der Methode u. s. w. Bedenkt man dazu, dass im Meinungskampfe mit wachsender Dauer desselben die Parteien immer unversöhnlicher, immer dogmatischer werden, dass vor allem die junge Generation den gemeinsamen Ausgangspunkt ganz aus den Augen verliert und nur noch das Trennende betont, so wird es begreiflich, dass allmählich die mancherlei Ansichten über den besten Sprachunterricht sich zu zwei diametral gegenüberstehenden Lehrmeinungen verdichteten, die unter dem Namen der künstlichen (auch grammatischen) und der natürlichen Methode (auch Conversationsmethode) zur Kenntnis und selbst zur Discussion in weiten Kreisen auch der nicht unmittelbar interessierten Gebildeten gelangten.

Auf diese Weise waren die sprachmethodologischen Anschauungen bereits zu Schlagworten prostituiert — ein Schicksal, das die Ideen nun einmal mit den Melodien gemeinsam tragen müssen, denen die Vergassenhauerung auch nur selten erspart bleibt — zu einer Zeit, wo die officiellen Unterrichtsanstalten, die höheren Schulen,*) ihnen noch in stolzer Reserviertheit gegenüberstanden. Das Dogma der formalen Bildung, dem auch die Sprache, ob todt oder lebend, nur ein Werkzeug zur logischen Zucht des Geistes war, hatte als praktische Consequenz natürlich die Anwendung der grammatischen Methode. Erst als dieses Dogma durch das Austreten und rasche Wachsen der Reformbewegung**), durch die Aufdeckung der unglaublichen Verknöcherung, der das Gymnasium verfallen war, in seinen Grundfesten erschüttert wurde, als der logische Charakter der Sprachen unbarmherzig als spitzfindige Fiction tüftelnder Grammatiker an den Pranger gestellt ward, als die Erkenntnis sich Bahn brach, welch ungleich höheren Wert für die formale Geistesbildung die Realien, vornehmlich die Mathematik, besitzen: da erst war Raum geschaffen für die Auffassung der Sprache als des hervorragendsten Trägers geistigen Lebens, sei es der Antike oder der Moderne, und damit erst hörte die Erlernung des Idioms auf, Selbstzweck zu sein, und wurde Mittel. Damit büßte aber auch die logisch-grammatische Methode ein gut Theil ihrer Autorität ein; wenn man nur eine möglichst vollkommene Beherrschung der Sprache in möglichst kurzer Zeit anstrebte, so drängte sich scheinbar die natürliche Methode von selbst auf. Die Lehrbücher begannen diesem Anschauungswandel Rechnung zu tragen, und ihr Vorgehen wirkte naturgemäß wieder beschleunigend auf jenen Process zurück.

Und so war man schließlich zur ungeheuersten Verwirrung gelangt. Alte Pädagogen hielten zäh an der „bewährten" Methode fest oder suchten doch den neuen Lehrbüchern im Unterrichte ein genügendes Gegengewicht zu bieten; junge Heißsporne zogen die äußersten Consequenzen der neuen Methode, erlebten damit Misserfolge, verzweifelten an ihr und sind doch durch die Lehrbücher an sie gebunden; was zwischen diesen beiden Extremen liegt, schloss zumeist ein Compromiss und machte sich eine Mischung aus beiden Methoden, unter individueller Bevorzugung jener oder dieser, zurecht. Nehmen wir dazu den in den öffentlichen Schulen gewöhnlichen Fall, dass die Schüler oft den Lehrer wechseln und Angehörigen bald der einen, bald der anderen Richtung in die Hände gerathen, so liegt das Unheil klar am Tage. Einmal muss ein gründlicher Misserfolg der Ausgang sein, und dann wird die Lust am Erlernen einer Sprache überhaupt dadurch verleidet; die Stunden des Sprachunterrichtes gelten schließlich als die lästigsten im ganzen Stundenplane — Wirkungen, die sich erfahrungsgemäß noch weit über die Schulzeit hinaus erstrecken. Im Interesse der an die Sprachenkenntnis geknüpften höheren Ziele, die ich früher darlegte, ist das tief bedauerlich; es ist es ebenso in Anbetracht der nicht bloß sprachlichen, sondern allgemeinen methodologischen Verwüstung, die dadurch in den jungen Köpfen angerichtet wird. Es ist gerade so, als wenn man in der Physik bald nach der inductiven, bald nach der deductiven Methode, bald nach einem Mischmasch beider unterrichten wollte. Darum ist es hohe Zeit, dass die Pädagogik sich entscheidet. Dass man dazu nicht kommt, solange jede Richtung ihre „Erfolge" ausposaunt, hat die Erfahrung zur Genüge gelehrt. Hier heißt es, sich dem Urtheile der natürlichen höheren Instanz beugen, und das ist die Sprachpsychologie.

Dagegen wird man sich auf beiden Seiten freilich verwahren. Denn obwohl niemand heutzutage mehr einer Wissenschaft das Recht bestreitet, auf technischen Gebieten praktisch zu werden; obwohl darin zwar nicht der letzte Zweck der Wissenschaft, aber doch ihre sociale Bedeutung und oft das hervorragendste Mittel neuer Befruchtung, weiteren Fortschrittes liegt: so möchte man doch die Ausübung dieses Rechtes zumeist gern an die Erreichung eines bestimmten Mündigkeitsalters gebunden wissen. Man verweist auf den Spuk der Astrologen und Alchymisten, auf den vielfachen Unfug der Graphologen; man erinnert an das Unheil, das seit alters die Realisierung pathologischer Theorien über die Menschen gebracht habe. Nun stellt dieser letzte Fall, wo das Leben selber das Versuchsobject ist, ein Extrem dar; der Alchymie aber verdanken wir, trotz aller ihrer Verirrungen, die hervorragende Leistung der Begründung des Experimentes. Wer will sich vermessen, die Mündigkeitsschwelle festzusetzen? Auf nebelhaften Hypothesen herumzuexperimentieren, das kann man noch immer rechtzeitig verhindern; die gewonnenen thatsächlichen Ergebnisse aber praktisch zu verwerten, sollte keiner Disciplin verboten sein, wenn man ihr nicht einen mächtigen Antrieb zu erneutem Fortschritt nehmen will.

Der Pädagogik freilich wird man ihr skeptisches Verhalten theoretischen Instanzen gegenüber nicht zu sehr verübeln dürfen. Sie spürt heute noch an sich die Nachwehen der Herbart'schen Speculation, die jahrzehntelang sie beherrscht und zu jedem Fortschritt unfähig gemacht hat. Aber verdankt sie ihre endliche Befreiung aus diesen Fesseln nicht gerade der modernen Psychologie, die mit der Wucht der Thatsachen Herbarts geistreiche Vorstellungsmechanik zerschmetterte? Wenn etwa ein Herder oder Humboldt gefordert hätte, seine Sprachphilosophie zur Basis der Sprachpraxis zu machen, so wäre nur eine lächelnde Ablehnung am Platze gewesen: sind doch nicht bloß ihre Constructionen, sondern auch die geistvollen Ideen eines Grimm und anderer bahnbrechender Forscher zumeist vor einer strengeren Kritik besser bekannter Thatsachen hinfällig geworden. Aber ich gebe das zu: die Sprachpädagogen haben ein Recht darauf, vor allem die Normen des Gesetzbuches kennen zu lernen, ehe sie ihren Fall vor diesen Richterstuhl bringen. Und da die moderne Psychologie überhaupt erst seit sehr kurzer Zeit in sehr umgrenzten Kreisen Theilnahme und Verständnis findet — mit den paar Modeschlagworten Suggestion und Association, Krafft-Ebing und Flechsig ist ihr Inhalt kaum berührt, geschweige denn erschöpft, da vollends die angewandte oder Völkerpsychologie noch völlig in den Käfigen fachwissenschaftlicher Archive und Jahresberichte eingesperrt gehalten wird, so darf ich wohl bei jenen Pädagogen sowenig wie bei den Lesern der „Zeit" überhaupt eine Bekanntschaft mit diesem unserem „Codex" voraussetzen. Da eine solche aber nicht nur unumgänglich ist, sondern sicherlich zu den „interessantesten Bekanntschaften" gehört, die man im Reiche der Wissenschaft machen kann, so sei es mir zunächst gestattet, nur kurz die Hauptergebnisse der modernen Sprachpsychologie zusammenzufassen.

Die Sprachpsychologie — die zusammen mit der Psychologie der Mythe und der Sitte den Inhalt der Völkerpsychologie ausmacht — stellt sich von vornherein auf den Boden der Entwickelungsidee. Sie folgt damit nur dem Beispiele aller Disciplinen, deren Forschungsgegenstand irgendwelche organische Gestaltungen oder Energieäußerungen sind, und documentiert ihren Willen, eine Wissenschaft zu sein. Sie erwirbt sich das Anrecht, die Ergebnisse aller auf gleicher Grundlage sich erhebenden Untersuchungen zu benützen, sie erlegt sich aber die Pflicht auf, unerbittlich die Dienste einer phantasierenden, schablonisierenden und teleologisierenden Sprachphilosophie ein für allemal zurückzuweisen. Auf diesem methodologischen Fundament ruhend, konnte sie dann trotz ihrer Jugend geradezu hervorragende Beiträge zur Erweiterung unseres realen Erkenntnisinhaltes liefern.

Die Sprache, so lehrt die Sprachpsychologie, ist das vollkommenste System von Ausdrucksbewegungen, das existiert: und zwar haben wir es mit Ausdrucksbewegungen der lauterzeugenden Muskelgruppen des Kehlkopfes, Rachens, Gaumens, der Zunge, Wangen und Lippen zu thun. Sie hingen ursprünglich mit den mimischen Ausdrucksbewegungen, den Geberden, untrennbar zusammen: Die Thatsache, dass bei wilden Völkern und beim Kinde die Lautsprache unablässig von der Geberdensprache begleitet und ergänzt wird, liefert uns dafür einen phylogenetischen und ontogenetischen Nachweis. Diese primitive Sprache ist weder bloße Reflex-, noch Willkürbewegung, sondern Triebbewegung, in der jene beiden Bewegungsformen noch undifferenziert zusammenliegen. Im Laufe der Entwickelung freilich gestaltet sie sich mehr und mehr zu einem reinen Willkürаct, und nur einige Interjectionen nehmen einen reflexartigen Charakter an. Wiederum bietet uns die Sprache des Kindes einen ontogenetischen Beleg, indem sie fast vollständig eine solche primitive Triebbewegung darstellt. Erst verhältnismäßig spät sondern sich Laut- und Geberdensprache, indem die Geberde nur noch eine begleitende und die Intensität des Gesprochenen beeinflussende Function behält, ihre ergänzende Bedeutung aber einbüßt — ein Process, der namentlich durch das Aufkommen und die allseitige Ausbildung der Schriftsprache außerordentlich beschleunigt wird. Wenn auch die Geberde nie ganz verschwindet, so kann man von einer Geberdensprache auf den höheren Culturstufen doch nicht mehr reden.

Die Lauteinheit der primitiven Sprache ist nun nicht das Wort, auch nicht die Wortwurzel, sondern — der Satz. Vielleicht liegt in dieser Erkenntnis der größte Fortschritt, den die psychologische Betrachtung des Sprachproblems gegenüber der älteren philologischen und philosophischen gebracht hat. Auch in der allgemeinen Psychologie ist ja, ontogenetisch wie phylogenetisch, der Vorstellungscomplex das Primäre, die Trennung in Einzelvorstellungen ein Entwickelungsprocess, und die reinen Empfindungen gar sind das Ergebnis vergleichender Analyse und Abstraction. Ganz ähnlich ist in der Sprache das Ursprüngliche der Satz; das Wort geht erst aus einer langen Differenzierung hervor, und die Wortwurzel stellt ein philologisches Kunstproduct dar. Das entspricht auch allein dem Begriffe der Evolution, die ja stets einen Differenzierungsprocess, die Zerlegung einer Einheit in neue Einheiten, darstellt. Noch heute zeigen die Delawarensprache und gewisse ural-altaische Idiome jenen ursprünglichen Charakter: sie drücken Sätze in einem einheitlichen Lautcomplex aus. Wer da meint, die Worte seien früher dagewesen als der Satz, wird damit auf den prädarwinistischen Standpunkt gedrängt, die Sprache sei eine Erfindung des Verstandes, etwas „Logisches" — ein Gedanke, den Paulsen in seinen Consequenzen so köstlich wie kein anderer ausgemalt hat. Denn eine concrete Vorstellung bedeutet von den Einzelworten nur das Substantiv; schon

*) Ich beziehe dies vornehmlich auf Deutschland, Oesterreich und die nordischen Länder.

**) Die späteren Geschlechtern unendlich wertvolles Material zur Beurtheilung des Geistes unserer Zeit liefern wird. Am radicalsten entfaltete sie sich in Norwegen, am zahmsten natürlich in Oesterreich. In Deutschland schuf das persönliche Eintreten des Kaisers ganz sonderbare und wenig günstige Entwicklungsbedingungen.

das Verb ist eine Abstraction, denn es ist der Ausdruck des Zuständlichen, und der primitive Mensch sieht nur das Gegenständliche in dieser oder jener Form; den Vorgang, der die Formen verbindet, abstrahiert erst der Fortgeschrittenere. Wir kennen afrikanische Sprachen, die sehr weit differenziert sind — aber in lauter Substantiven. Die Partikeln vollends sind ein ganz junges Product aus der Zeit, wo die Sprache beginnt, sich logisch zu gliedern. Den ursprünglichen Vorgang mögen wir uns etwa so denken: ein Vorstellungscomplex löst einen Gefühlscomplex und damit einen Complex mimisch-lautlicher Ausdrucksbewegungen aus: die Bedingungen des Zusammenlebens machen denselben zur primitiven triebartigen Mittheilung den andern Individuen der gleichen Art gegenüber — die Mittheilung als sociales Urelement findet sich ja schon in sehr niedrigen Typen des Thierreichs! — und die Lautcomplexe werden durch die Zuchtwahl erhalten und vervollkommnet. Mit der im Daseinskampfe vor sich gehenden Differenzierung der Triebe ist eine Sonderung auch der Ausdrucksbewegungen verbunden: die Vorstellungscomplexe zerlegen sich, und mit ihnen die Lautcomplexe: so werden im Satze zunächst die Redetheile — natürlich nicht unsere logisch-grammatischen Begriffe, sondern die ihnen ungefähr entsprechenden kleineren Lautcomplexe — dann die Worte differenziert. Bei diesem Vorgange steht jedes Ergebnis unter den Gesetzen der Association und activen oder passiven Apperception, denen wir an dieser Stelle näher zu treten uns versagen müssen.

Leipzig. Ernst Gystrow.

(Schluss folgt.)

Die Welt Leo Tolstoi's.

Zur Feier seines siebzigsten Geburtstages.

Von **Fjodor Ssologub** (Petersburg).

Aus dem Manuscript übersetzt von Clara Brauner.

Ich glaube, keiner der großen Dichter hat eine so starke Empfindung des Lebens gegeben, wie Leo Tolstoi. Das hängt nicht nur davon ab, dass er in einem hohen Grade die vollkommene Kunst der sprachlichen Erfindung beherrscht; für diesen merkwürdigen Eindruck der Lebendigkeit und Wahrheit ist die äußerliche Meisterschaft, wie hoch sie auch stehe, offenbar ungenügend. Es ist noch eine gewisse lebendige Ueberzeugungskraft nothwendig, die Leo Tolstoi besitzt — jene Kraft, die sein Dichten nicht mehr zur Nachahmung und Wiederholung unserer Welt macht, sondern zur Schöpfung einer anderen realen und lebendigen Welt, nach dem Bild und Ebenbild seines Schöpfers. Tolstoi beobachtet nicht von irgend einem einzigen Punkt aus — er sieht auf seine Welt gleichsam aus ihrer tiefsten Tiefe heraus und stellt uns Leser ganz in das Centrum des Geschehenden, so dass wir schon aufhören, die dargestellten Personen objectiv zu betrachten, sondern mit ihren Augen zu schauen scheinen. Und man hat beim Lesen dieses merkwürdigen Schriftstellers stets die Empfindung, dass er die ganze Wahrheit der Welt und ihr ganzes Leben in sich enthält.

Aber diese Welt ist nicht dieselbe, die wir kennen. Zuerst verbirgt vor uns die Meisterschaft Tolstois diese Differenz zwischen seiner Welt und der unsrigen. Man braucht aber nur gründlicher hinzusehen, um zu entdecken, man sei zum Opfer eines gewissen Zaubers geworden. Wie das System unseres großen Geometers Lobatschewsky in sich streng logisch ist, aber in gewissen Theilen den uns geläufigen Raumvorstellungen Euklids nicht entspricht — ähnlich verhält sich die Welt Tolstois zu unserer Welt, sie ist gleichsam ein anderer Planet, der die Erde begleitet und wie mit Absicht ihr Leben wiederholt. Das ist eine stürmische und lebendige Welt, die ganz aus den Quellen des Lebens und aus der Lebenswahrheit schöpft. Leben und Tod, Wahrheit und Lüge, das ist der Tag und die Nacht, das Licht und die Finsternis dieser Welt.

Wie ist sie denn entstanden?

Sie hat nichts aus der Region der reinen Phantasie; alle ihre Elemente stammen aus unserer irdischen Welt. Wenn man Leo Tolstoi liest, scheint es immer, er habe alles, was er erzählt, gesehen oder erlebt, er habe es nur einmal gesehen, aber für immer in sich aufgenommen. Darum athmet ein jedes seiner Worte die Kraft und Frische der ersten ursprünglichen Empfängnis aus. „Man muss das Leben einmal in seiner ganzen ungekünstelten Schönheit genossen haben.“ (Die Kosaken.) Und er hat es einmal genossen — er hat den ganzen Kreis der der Menschenseele zugänglichen Gefühle durchschritten, aber er zweifelte an allem, was sonst den Menschen im Kreise dieses Lebens und dieser Gefühle zweifelsfrei schien. Als schonungslos wahrheitsliebender Mensch begann er gierig die Wahrheit zu suchen, indem er seine Seele streng prüfte und auf Grund seiner Beobachtungen das, was ihn die Wissenschaft und die Philosophie lehren konnten, untersuchte. Und nun ersteht eine Welt, ganz wahr und einfach, ohne Nimbus, ohne Heiligthum, ohne Schönheit, ohne jede Größe — ohne große Menschen, ohne große Thaten, selbst ohne große Leiden — ohne alle Verführungskünste, durch die sich die Menschen verführen ließen — und in dieser entthronten und alltäglichen Welt liegt für ihn die einzige Rechtfertigung des Lebens.

Im Lichte des strengen Verstandes, denkt Leo Tolstoi, ist das Leben sinnlos und unmöglich. So, d. h. auf den ersten Blick sinnlos, ist es auch in den Werken Tolstois geschildert. Die Menschen thun dort das, was sie nicht wollen oder was sie nicht thun sollen; ihr Streben geht entweder zum Unerreichbaren oder zum Nichtigen, und in diesem sinnlosen Streben prallen sie aneinander, hassen, verachten, beleidigen, rächen sich, richten einander zugrunde und kommen um, und nichts Wahres ist in ihrem Leben, und ihr Leben selbst ist Lüge und ein Gespenst. Wenn es auch scheint, dass es in diesem Leben ein Erhabenes und Heiliges gibt, ist auch das Betrug: jedes edle Streben lässt sich auf etwas Niedriges zurückführen, jede Reinheit ist die Hülle von Schmutzigem, alle schönen Gefühle sind streng durchanalysiert und in eine Reihe verächtlicher Gelüste und Motive zerlegt. Selbst die menschliche Individualität, die Differenziertheit und Beständigkeit unseres Ich erscheint nach der grausamen Analyse als ein Trugbild.

Schonungslos werden die letzten Schleier gelüftet, und der Dichter sagt mit verachtendem Mitleid: hier ist das, vor dem ihr euch in den Staub warfet, das was euch verführt hat. Es gibt schöne Worte, es gibt aber nichts in der Welt, das würdig wäre, ihnen zu entsprechen. Das ganze Leben ist fleischlich, irdisch, gemein. Die Menschen essen und trinken, arbeiten und amüsieren sich, verdienen Vermögen und verlieren es, gebären Kinder und sterben. Hier sind sie in all ihrem Thun, in all ihrer Würde und all ihrer Trivialität — und das alles ist Lug und Trug. Und diese ganze Mannigfaltigkeit des Lebens, des nichtigen und untergehenden Lebens, wird ohne Zorn und ohne Bosheit, oft mit Mitleid, stets etwas verächtlich geschildert. Der Dichter ist schonungslos — und niemand ist vor ihm durch die Umgarnung des Wortes und der That geschützt, alle stehen vor ihm wie beim jüngsten Gericht und haben ihre geheimsten Gedanken entblößt. Auf jeden Menschen ist ein wahrhaft schreckliches Licht gerichtet, durchdringend gleich den Röntgenstrahlen — das ist freilich nicht jenes helle, warme Sonnenlicht, in dem z. B. Shakespeare die Welt gesehen hat.

Die unversöhnlichen Gegensätze des Lebens sind durch nichts verdeckt. Wozu auch? Wenn das Leben sinnlos und unmöglich ist, wird ja der Tod kommen und alle Unmöglichkeiten lösen. Der Tod ist schrecklich, aber manchmal ist es besser nicht zu leben und eine Wohlthat zu sterben, befreit zu werden und zu befreien. (Der Tod Iwan Iljitschs.) „Man kann nur so lange leben, als man vom Leben berauscht ist, sowie man nüchtern wird, muss man sehen, dass das alles Betrug ist.“ (Beichte.) Man kann nicht leben, ohne den Sinn des Lebens begriffen zu haben, und worin liegt dieser?

Die Lösung der Sinnlosigkeit und Nichtigkeit des Lebens ist nur in seinem Verhältnis zum Ewigen gegeben. Nur im Gedanken an das Unendliche wird das Leben annehmbar und gerechtfertigt. „Nicht das Bewusstsein des Lebens ist ein Trugbild, sondern alles Räumliche und Zeitliche ist trügerisch.“ (Vom Leben.) Nur das einzelne, persönliche Leben ist ein Gespenst und eine Lüge. Alles Persönliche erscheint Tolstoi gespenstisch. Jede Individualität zerfällt daher in seiner Darstellung in Serien kleiner Stimmungen und Empfindungen, und man findet bei ihm nicht mehr den beständigen, wie aus Marmor gemeißelten Menschen, wie ihn die früheren Künstler dargestellt hatten.

Die ungewöhnlich farbenreiche Gestaltungskraft Tolstois ist gleich der Lebendigkeit und der Kraft der Natur ganz aus dieser Negation des einzelnen menschlichen Daseins entsprungen. In der That, was existiert für den von Tolstoi geschaffenen Menschen? Es existieren Dinge der äußeren Welt — Eindrücke, die von ihnen zu uns gelangen, und die Spuren dieser Eindrücke im Gedächtnis — Gedanken, die sich wie mechanisch entwickeln, und sich ebenso unvermeidlich entwickelnde Stimmungen — und hinter diesem Nicht zubezweifelnden und Lebendigen ziehen sich noch lange, klettenartige, aber vage Reihen trügerischer und boshafter Versuche, in diesem raschfließenden Wechsel der Erscheinungen das Heil der einzelnen Persönlichkeit zu festigen, — diese Versuche, die destomehr misslingen, je mehr sich der Mensch den Quellen des wahren Seins nähert, je reiner und einfacher er ist. Jeder Mensch erscheint bei Tolstoi gleich einem Centrum des Allweltlebens, wie ein Theil des Mittelpunktes des Weltempfindens, wie einer der Brennpunkte, wo das Leben die Strahlen seines einzigen Bewusstseins concentriert, um in sich sich selbst zu erkennen. Einem jeden von ihnen scheint es nur, dass er sein besonderes Leben und seinen Willen besitzt — und darum scheint es schrecklich, zu sterben — in der Wirklichkeit aber gibt es nur einen Willen und nur ein einziges Leben, das in allem einzig ist... „einen Tod gibt es aber nicht“. (Vom Leben.)

Die Predigt der Gleichheit und Brüderlichkeit ist vielleicht noch nie so überzeugend gewesen, wie in dem von Tolstoi Geschaffenen. Ununterbrochen, durch alle seine Gestalten zeigt er, dass die Menschen wahrhaftig gleich sind, dass sie alle gleich nichtig sind und dass sie trotzdem am einzigen, ewigen und unsterblichen Leben betheiligt sind und eine Seele haben. Dieses einzige Leben der einzigen Seele beschäftigte Tolstoi immer: das in mannigfache Spiegelbilder zersplitterte, doch stets einzige Leben. Und dieses Leben gewann Tolstoi lieb mit der ganzen Kraft seines mächtigen Wesens

— so wie andere ein Weib oder den Wein oder den Ruhm oder die Macht oder das Geld oder die Träume lieben — und darum ergreifen seine Werke durch die große Kraft des Lebens. Und um des Lebens willen liebte er nun auch das, was lebt — den Menschen und das Thier (Der Leinwandmesser) und die Pflanze (Drei Sterbende). Die Menschen in seiner Welt gleichen Quellen, die mit verschiedener Kraft, aber aus demselben Boden strömen. Entweder sprudelt die Lebenskraft wild in ihnen oder sie fließt friedlich dahin oder sie versiegt. Nur durch diese Lebenskraft unterscheiden sich hauptsächlich seine handelnden Personen von einander — dadurch, aus welchen Tiefen und mit welcher Kraft diese Quellen fließen. Wenn man sich Rechenschaft gibt, womit diese oder jene Gestalt Tolstois uns so bezaubert, findet man, dass es keine Charakterzüge, keine besondere Art des Verhältnisses Menschen und Dingen gegenüber sind, die den Zauber hervorbringen, sondern einzig und allein nur die genial geschilderte Fülle des Lebens, jene Keimkraft, die aus dem Samen den Organismus entwickelt.

Es werden nicht so sehr die Menschen mit ihrem Leben und ihren Charakteren geschildert, als das Leben, wie es in den Lebenden vor sich geht. Eine jede Persönlichkeit wird bei Tolstoi durch die Zusammenschmelzung einer Menge einzelner Züge geschaffen, deren Zahl unendlich und unerschöpflich zu scheinen beginnt, und dadurch wird der geschilderte Mensch lebendig, einzig, niemandem sonst ähnlich. Und alle diese Züge sind mit einer verblüffenden Meisterschaft aufgetragen, so dass schon ein kleiner Theil davon genügt hätte, eine in sich geschlossene, farbenreiche Gestalt hervorzubringen. Doch fast nie zeichnet Tolstoi in seinen Porträts jene letzten, äußersten, rohen Umrisse, welche die dargestellte Person in einen Typus verwandeln würden. Das ist der Grund dafür, dass trotz der großen Popularität Tolstois und seiner allgemein anerkannten schöpferischen Genialität die Namen seiner handelnden Personen nicht zu Gattungsnamen werden: sie sind dazu zu lebendig und es ist in ihnen keine künstliche Umgrenzung. In dieser Beziehung erscheint Tolstoi als das vollständige Gegentheil unseres Gogol, der die Menschen auf die lebloseste Art darstellte, bei dem aber dafür jede Person ein Typus ist. In der Darstellung von Gefühlen ist Tolstoi Puschkin gerade entgegengesetzt. Letzterer kannte nur klare und bestimmte Gefühle, von denen jedes in seinen Kreis eingeschlossen ist. Tolstoi kennt weder ganze Menschen, noch ganze Gefühle — er zersplittert alles in die kleinsten Bestandtheile.

Es ist nebenbei interessant, zu bemerken, dass Tolstoi von allen seinen schreibenden Zeitgenossen am meisten mit dem verstorbenen Fjet befreundet war, dem Darsteller der feinsten seelischen Regungen: von den vorhergehenden Dichtern weist Tolstoi den ersten Platz nicht Puschkin, sondern Tjutschew an, dem tiefen und begeisterten Betrachter der lebenden Natur. Es gibt noch einen interessanten Zug in seinem Können: niemand in Russland hat besser als Tolstoi Träume wiedergegeben ...

Die Fülle des Lebens muss man nicht mit dem Verstand erkennen, der darin kraftlos ist, sondern durch das Leben selbst. Der Sinn des Lebens liegt in seinem Verhältnis zum Unendlichen. Es entsteht die Frage, wie man leben soll, eine Frage, die Tolstoi viel beschäftigte. Er sagt: „Ich muss nach dem Gesetze des wahrhaften Lebens leben, nach „Gottes“ Gesetz, und dann erkenne ich durch das Leben selbst seinen Sinn.“ Um das Leben durch das Leben zu erkennen, muss man es offenbar voll leben (daher das Predigen der physischen Arbeit) und sich dem Leben und der in ihm enthaltenen Wahrheit anvertrauen, indem man sich von den lockenden Trugbildern seines persönlichen Lebens lossagt (daher das Predigen des Nichtwiderstrebens dem Uebel). Die Erkenntnis des Lebens wird durch vieles in den künstlichen Verhältnissen unserer Sitten (daher der Hass gegen das Stadtleben, gegen die bedingten Formen des Bürgerthums und des Staates, das Predigen der Keuschheit, der Enthaltsamkeit) und unserer Thätigkeit verhindert (daher das Predigen des Nichtsthuns). Die beste Erkenntnis des lebendigen und vollen Lebens kann man unter Menschen gewinnen, die nicht mit Hilfe des Verstandes, sondern ursprünglich leben und der Natur nahe sind, unter einfachen, arbeitenden Menschen. Daher das Predigen des Einfachwerdens.

Auf diese Weise entspringen die „lehrenden“ Arbeiten Tolstois unmittelbar aus seiner Lebensanschauung, derselben Anschauung, die alle seine künstlerischen Werke durchdringt und ihnen, mit der genialen Meisterschaft vereint, einen so tiefen und bedeutenden Wert verleiht.

Tolstoi glaubt, man müsse den Sinn des Lebens bei einfachen Menschen lernen. Er sagt: „Ich habe gesehen, dass ihnen nicht nur das Leben, sondern auch der Tod verständlich ist, sie sehen im Tod nichts Schreckliches, nichts Widerliches und Sonderbares.“ „Wenn sie jenen Sinn begreifen, durch den die Furcht vor Entbehrungen, vor Leiden und vor dem Tode vernichtet wird, dann ist es der wahre Sinn des Lebens.“ Am besten ist dieses Verständnis des wahren Lebenssinnes in Platon Karatajew (Krieg und Frieden) dargestellt: vielleicht ist das die schönste Schöpfung Tolstois. „Karatajew hatte gar keine Anhänglichkeit, keine Freundschaft, keine Liebe, aber er liebte und lebte liebevoll mit allem, mit dem ihn das Leben zusammenführte, und besonders mit dem Menschen, nicht mit irgend einem bestimmten Menschen, sondern mit jenen Menschen, die er vor Augen hatte.“ Das ist das Verhältnis zu den Menschen, wie es aus der Ansicht, das einzelne Leben sei illusorisch, auf natürliche Weise entspringt ...

Vielleicht werden die Menschen einmal so sein, aber jetzt sind sie noch nicht so und leben dasselbe trügerische Leben, welches mit so wunderbarer Vollkommenheit von Tolstoi dargestellt wird.

Doch die schöpferische Lebenskraft, die in Tolstoi so überrascht, ist ihm nicht vergebens verliehen worden. Um den Leser mit diesem Empfinden des lebendigen Lebens „anzustecken“ (wie Tolstoi sich im Artikel „Was ist die Kunst?“ ausdrückt), genügte es nicht, das Leben nur zu beobachten. Alles Beobachtete hatte in Tolstoi eine furchtbare, schonungslose Prüfung zu bestehen, welche die der Welt geläufigen Zusammenstellungen und Verhältnisse zertrümmerte, — und aus diesem Chaos entstand eine neue Welt, die uns in den künstlerischen Werken Tolstois gegeben wurde und am besten in seinen eigenen Artikeln erklärt ist. Man kann nicht umhin, an diese merkwürdige Welt zu glauben — so siegreich ist der Ueberschuss der schöpferischen Kraft — trotzdem ihr Schöpfer sich sichtlich innerlich und äußerlich beschränkt. Strenge genommen stellt Tolstoi nur sein Ich in seinen verschiedenartigsten Verzweigungen dar. Er hat auch mit einem engen Kreis halb autobiographischer Erzählungen angefangen und hat seine wunderbare Welt immer erweitert, als ob er immerwährend entwachse. Er kennt und anerkennt nur das, was er unmittelbar empfangen hat. An vieles glaubt er einfach nicht: er glaubt nicht an die Medicin, glaubt manchmal nicht an den körperlichen Schmerz eines andern. „Unser Eindruck beim Anblick von leidenden Kindern oder Thieren ist mehr unser eigenes Leiden als das ihrige.“ (Vom Leben.) Beim Erzählen, wie man einen Soldaten mit Ruthen bestrafte (Krieg und Frieden), nennt er sein Schreien „verzweifelt, jedoch geheuchelt“. Die kommenden und die vergangenen Geschlechter interessieren ihn nicht. Wenn das Predigen der Keuschheit das Ende des Menschengeschlechtes herbeiführen soll, wird ihm das als ein Ereignis erscheinen, das zu bedauern sonderbar wäre. Im modernen Leben kennt er vieles nicht, — und da er es nicht unmittelbar kennt, bildet er sich auch gar keine Meinung darüber nach Erzählungen anderer: er kennt nicht das Leben des städtischen Mittelstandes und kennt nicht das städtische Proletariat.

Leo Tolstoi scheint in einen gewissen Kreis gebannt zu sein, — doch wie ungeheuer groß ist dieser Kreis, und wie voller Reize ist das Leben, das sich darin abspielt!

Aus dem italienischen Cinquecento.

Cintio dei Fabrizii und Giovanni Brevio.

Die Geschichte der Literatur ist reich an Persönlichkeiten, welche erst für die Nachwelt Bedeutung gewannen, entweder weil sie, am Beginn oder am Ausgang einer geistigen Strömung stehend, von ihren Zeitgenossen noch nicht, oder nicht mehr gewürdigt wurden, oder weil ihre Werke, nicht hervorragend genug, um ihren künstlerischen Ruhm zu begründen und Gemeingut der Gebildeten aller Zeiten zu werden, doch so viel Aufschlüsse über die Schreibweise, die Sprache und die Sitten ihrer Periode geben, dass sie für den heutigen Forscher von hohem Wert sind. Zwei solche Vergessene, die zwar von ganz ungleichen Standpunkten ausgehen, aber denselben Zweck verfolgten, sind Cintio dei Fabrizii, über den wir nur wenig mehr wissen als dass er ein Bürger von Venedig und Doctor der Medicin gewesen, und Giovanni Brevio, auch ein Venetianer von Geburt, der dem geistlichen Stande angehörte, wie Cintio um die Mitte des XVI. Jahrhunderts lebte und mit Vorliebe in Rom verweilte. So verschieden auch die äußeren Verhältnisse, der Lebenswandel und die Werke dieser beiden waren, so hatten sie doch eine für ihre Zeit seltene pessimistische Weltanschauung und den Wunsch miteinander gemein, die Schäden, die argen Sitten der Gesellschaft aufzudecken und ihre Schwächen zu geißeln.

Cintios „Libro della Origine delli Volgari Proverbi“ (Buch vom Ursprung der volksthümlichen Sprichwörter) gehört zu den größten Seltenheiten der erzählenden Literatur Italiens und enthält 45 Erzählungen in „terze rime“ zur Erklärung ebensovieler italienischer Sprichwörter. Die mit der Druckbewilligung des Rathes der Zehn versehene erste und einzige Auflage wurde wegen des alle Grenzen übersteigenden Cynismus der Erzählungen, wohl auch wegen der erbitterten Ausfälle gegen die Geistlichkeit, auf Befehl Clemens VII., dem es der Verfasser wie zum Hohn gewidmet hatte, durch Henkershand verbrannt. Nur wenige, ungefähr 12 Exemplare dieses merkwürdigen Buches sind der Vernichtung entgangen und zählen nun zu jenen Curiositäten, welche nur auf dem Tisch des Auctionators zu erscheinen brauchen, um sofort fast mit Gold aufgewogen zu werden, leider meist von reichen englischen oder französischen Büchersammlern, die sie wie einen Schatz in ihren Bücherschränken bergen und niemand Einblick in dieselben gewähren. Glücklicherweise besitzen die Bibliothek in Paris, das britische

Museum und die herzogliche Bibliothek in Wolfenbüttel je eines dieser seltenen Exemplare.*)

Cintio verwahrt sich in der Vorrede ausdrücklich gegen den von den „Frati Joccolanti“ gegen ihn erhobenen Vorwurf, er habe die Kirche schmähen wollen; er meint, es sei nicht seine Schuld, wenn Mönche und Nonnen nur zu oft ihrem Stande Unehre machten, und er habe das Buch dem Papste gewidmet, um dessen Aufmerksamkeit auf die Zuchtlosigkeit der Klöster zu lenken. Wie der Papst die in begeisterten Worten abgefasste Widmung aufgenommen und erwidert hat, wissen wir, ebenso, dass Cintio das Schicksal seines Buches theilte und eines gewaltsamen Todes starb, wenn es auch nie sichergestellt wurde, ob er als ein Opfer der Staatsinquisition oder durch die Hände gedungener Mörder fiel. In seiner weitschweifigen Vorrede theilt Cintio weiter die Dichter in zwei Classen, in solche, die ganz neue, unerhörte Dinge erzählen, und in solche, die schon Bekanntes auf eine neue angenehme Art vortragen, zu welch letzteren er sich selbst zählt: er gesteht auch, dass er seine Leser nicht nur unterhalten, sondern ihnen vor allem die Augen öffnen wolle über „die Wölfe, die im Schafspelze einhergehen“ – unter welchen er jedenfalls die Geistlichen meint — und über die Nichtigkeit irdischer Glücksgüter.

Ohne Zweifel war Corrazzanos „Opus de proverbiorum origine“ Cintios Vorbild und hat er die poetische Form, die Eintheilung in „cantiche“ (Gesänge), nur gewählt, um der Mode seiner Zeit zu huldigen. Die Erzählung selbst dient ihm meist nur zum Vehikel seiner Tendenz und steht in äußerst losem Zusammenhang mit dem Sprichwort, auf das sie sich bezieht und welches er oft in gezwungenster Weise und erst in den letzten Versen aus derselben ableitet; es ist ihm nur darum zu thun, ein möglichst crasses Bild menschlicher Verruchtheit zu entwerfen und unter dem Schutze der Satire weltliche und geistliche Obrigkeit zu geißeln.

So witzig und treffend aber Cintios Satiren auch sind, so dienen sie doch nicht dem edlen Zweck, die Menschheit durch Aufdeckung des Lasters und Hinweisung auf einen möglichen reineren und würdigeren Lebenswandel zu bessern, sondern sie sind vielmehr Wuthausbrüche eines bizarren, durch widrige Schicksale bis zum Wahnsinn erbitterten Gemüthes, das sich für erlittene Enttäuschungen durch cynische Schmähungen und Verleugnung alles Guten in der Menschennatur rächt, dadurch aber zugleich sich selbst das Urtheil spricht. Die in Venedig herrschende Corruption, Geldgier und Wohldienerei sind das oft variierte Thema seiner Klagen; mit besonderem Hass aber verfolgt er die Geistlichkeit und das weibliche Geschlecht, das er „il sesso perverso e infame“ nennt.

Der Einfluss Boccaccios auf Cintio ist unverkennbar, aber er erstreckt sich nur auf die Erfindung, oder vielmehr Nachbildung seiner Fabeln; der liebenswürdige Geist, die erfrischende Heiterkeit Boccaccios sind ihm eben so fremd, wie der edle Zorn Dantes über die Verirrungen und Parteiwuth, die seine Vaterstadt verwüsteten. Cintio klagt nicht über die Verderbtheit Venedigs, weil er in ihr den Keim des Untergangs mit prophetischem Auge erblickt, vielmehr weil die üppige Stadt ihm die Freuden und Ehren versagt, nach welchen er trotz aller scheinbaren Verachtung derselben lüstern ist.

Für die nicht ganz geringe Mühe, sich durch den Wust von Schmutz, Phantasterei und Cynismus durchzuarbeiten, in welchem die einzelnen Perlen des „Libro dei Proverbi“ verborgen sind, wird man da, wo Cintios ursprüngliches bedeutendes Talent sich Bahn bricht und seine Galle meistert, entschädigt durch die Naturwahrheit seiner Schilderungen des täglichen Lebens, die Frische des eingeschalteten Dialogs und die, wenn auch grotesken, so doch meist geistreichen, originellen und wirklich humoristischen Vergleiche, die sehr an Rabelais und Fischart erinnern, mit welch letzterem er auch die große Belesenheit, namentlich in den Alten, und das behagliche Zurschautragen derselben gemein hat. Eine große Schwierigkeit bereitet die Sprache Cintios, die weder venezianisch, noch toscanisch, ein Gemisch von beiden und überdies mit lombardischen Wörtern versetzt ist. Den Inhalt der Erzählungen im Auszug wiederzugeben, hätte wenig Interesse, da sie meist nur Variationen über das Thema des weiblichen Leichtsinns, der Verführungskunst der Mönche und der geschlechtlichen Ausschweifungen sind, aber erwähnenswert scheint uns, dass sie auch Anklänge an indogermanische Volksmärchen enthalten.

In dem Proverbio: „Invidia non morite mai“ (Neid stirbt nie) erzählt Cintio, wie Jupiter, um sich von der Berechtigung der menschlichen Klagen zu überzeugen, mit Mercur zur Erde hinabsteigt, in das Haus der Invidia, einer Wirtin, geräth und freundlich aufgenommen wird. Beim Abschied erlaubt Jupiter der Invidia sich eine Gnade auszubitten; diese fleht um Schutz für ihren Apfelbaum, der oft von Dieben heimgesucht wird. Jupiter gewährt die Bitte, indem er dem Baum die Kraft verleiht, jeden, der ihn besteigt, so lange festzuhalten, als es der Eigenthümerin gefällt. Als nun der Tod kommt, um die Invidia abzuholen, bittet sie ihn, ihr noch einen Apfel von dem Baume zu holen, und der Tod muss nun oben sitzen bleiben, bis Jupiter der Invidia Unsterblichkeit verspricht.

*) Eine Abschrift des letzteren liegt diesem Aufsatz zugrunde.

Ganz dasselbe Märchen, aber ohne das allegorische Beiwerk, wird in Deutschland und Siebenbürgen von Christus und Petrus erzählt, die bei einem Schmied einkehren; nur ist es da der Teufel, der auf den Baum muss; auch andere Stellen beweisen, dass Cintio mit dem Schatz der italienischen, den unseren so nah verwandten Volksmärchen, die Basile ein Jahrhundert später gesammelt hat, vertraut war und sie nur seinen Zwecken entsprechend umwandelte, wie er sich überhaupt nie scheute, seinen Lesern Altes in der Beize seines Witzes neu zu servieren.

Cintios pessimistische Weltanschauung entspringt aus seinem verbitterten, rachsüchtigen Gemüth; er sucht in der Verderbtheit der Menschennatur die Ursache aller Leiden, die ihn selbst getroffen haben, und verschließt sein Herz dem Mitleid, und allen weicheren Empfindungen.

Der edlere Brevio hingegen beklagt des Menschen Los als ein trauriges, obwohl er selbst vom Glück begünstigt war, als Prälat eine angesehene Stellung einnahm und als Schriftsteller von den Autoritäten seiner Zeit: Berni, Bembo, Guidiccioni und sogar von dem berüchtigten Pamphletisten Aretin*) sehr geschätzt wurde. Letzterer erwähnt besonders Brevios „Trattato della creanza de' Prelati“, ein Werk, das leider verloren gegangen ist, mit großer Anerkennung.

Außer den 1545 in Rom erschienenen „Rime e Prose volgari“ sind noch mehrere interessante Briefe Brevios erhalten. Diese Sammlung enthält außer einer Anzahl Gedichte sechs Novellen, welche sich durch Reinheit der Sprache und gewandten Stil auszeichnen, aber mitunter höchst anstößige Stoffe behandeln, ferner eine nachgedruckte Uebersetzung der von Isokrates an den König Nikodes gerichteten Abhandlung über die Aufgabe und die Pflichten der Herrscher, dann einen „Discurso della vita tranquilla“ und einen anderen „della miseria umana“, dem sich, gleichsam zur Illustration desselben, vier kleine Novellen, die man heute wohl Anekdoten nennen würde, anschließen.

Das Buch hat nur eine Auflage erlebt und ist daher auch zu einer Seltenheit geworden; die Mehrzahl der Novellen wurde jedoch von Sansorino in die verschiedenen Ausgaben seiner „Cento novelle“ aufgenommen und sogar 1819 von Giovita Scabini zu Mailand neu herausgegeben.

Eine derselben, das Erdenwallen und die Heirat des Höllenfürsten Belfagor behandelnd, bildete lange Zeit den Anlass zu einer Controverse über ihre Urheberschaft, die von einigen dem Macchiavelli zugeschrieben wurde.

Guiseppe Monico hat im Jahre 1823 die vier dem Tractat über das menschliche Elend beigefügten Novellen in einer sehr geringen Anzahl von Exemplaren neu herausgegeben, aber sie dürften damals eben so allgemein übersehen worden sein, als zur Zeit ihres ersten Erscheinens. Und doch sind gerade diese in ihrer Originalität und als einzige ihrer Art für den Literaturhistoriker viel interessanter als die sechs obscönen, von den Zeitgenossen Brevios hochgeschätzten längeren Novellen, die dem Geschmack der leichtlebigen, an schlüpfrige Bücher gewöhnten Italiener des 16. Jahrhunderts allerdings mehr entsprachen.

Zeigt sich Brevio in den letzteren als eleganter, geistreicher Erzähler, so lernen wir ihn aus seinem „trattato della miseria umana“ als ernsten Philosophen kennen, der mit Sophokles ausruft: „Der Lose höchstes ist, nicht geboren sein.“ Er beginnt seine Abhandlung mit der Bemerkung, dass der Mensch viel unglücklicher sei als das Thier, das sich von Geburt an in seinen Eigenschaften entsprechenden Verhältnissen befindet, während das Kind, nackt und hilflos geboren, sich weder zu bergen, noch seine Nahrung zu suchen vermag und nur zu weinen versteht — eine traurige Vorbedeutung des Elends und der vielfachen Leiden, die es erwarten. Er weist ferner darauf hin, wie viele Menschen verkrüppelt, blind, stumm oder blödsinnig geboren werden, und wie oft die Natur dort, wo sie die herrlichsten und reichsten Geistesgaben verliehen habe, doch grausam die Mittel versage, diese Begabung zur Entfaltung zu bringen; dann zählt er die Gefahren auf, mit welchen die Elemente, zahllose, oft unheilbare Krankheiten und Kriege den Menschen bedrohen, und beschließt die Aufzählung all dieser Quellen menschlichen Elends mit einem Hinweise auf jene Qualen, welche der Mensch sich und anderen durch seine Leidenschaften bereitet, wie er durch Ehrgeiz, Habsucht, zügellose Begierde und Eifersucht zu Gewaltthaten aller Art hingerissen wird.

Am merkwürdigsten ist aber Brevios den Glaubenssätzen der katholischen Kirche und den Anschauungen seiner Zeit widersprechende Verleugnung des freien Willens und der Selbstbestimmung, die deutlich aus dem Schluss seines Tractats hervorgeht, in dem er alle jene Unglücklichen beklagt, deren Naturanlagen sie dazu treiben, in bestialischem Zorn und cannibalischen Gelüsten gegen sich selbst und ihr eigenes Blut zu wüthen.

Zur Bekräftigung seiner Behauptungen erzählt er im Lapidarstil vier, wie er sagt, wahre Begebenheiten, in welchen einerseits

*) Vgl. über Aretin den Aufsatz „Aretin und sein Haus“ von Alessandro Luzio in Nr. 121 der „Zeit“.

der Zufall, anderseits die entfesselten Leidenschaften die Katastrophe herbeiführen.

Wir können es uns nicht versagen, die kürzeste dieser sogenannten Novellen hier mitzutheilen.

Novelle III.

Vor wenig Jahren lebte zu Florenz ein Mann, der ein Mädchen von beiläufig vier Jahren und einen Knaben von einem Jahre hatte. Diesen nahmen er und seine Frau, wie Eltern zu thun pflegen, häufig in Gegenwart des kleinen Mädchens auf den Arm, sie spielten und schäkerten mit ihm, und bisweilen sagten sie, indem sie das Mündchen des Kindes umfassten und seiner Schwester zeigten, lachend zu ihr: „Ein solches Mündchen hast Du doch nicht!“, wobei sie das Knäbchen herzlich küssten. Da nun Vater und Mutter dieses Spiel vor der Kleinen mehrmals wiederholten, erwachte in dieser der eifersüchtige Argwohn, sie werde von ihren Eltern weniger geliebt als ihr Brüderchen, weil sie nicht ein solches Mündchen habe wie er.

Als sie nun eines Tages mit dem Bruder allein im Hause war, ergriff sie ein Messer und schnitt dem Kinde die Lippen weg, worauf dieses sogleich starb.

Der Vater, der dann nach Hause kam, das Kind todt fand und von der Kleinen, die nicht zu leugnen vermochte, den Vorgang erfuhr, tödtete sie unverweilt mit eigener Hand. Wie nun auch die Mutter dazu kam, bedrohte sie ihr Gatte nicht nur und warf ihr vor, dass ihr Mangel an Sorgfalt und Vorsicht an dem Unglück schuld sei, sondern stieß ihr, sie ergreifend, das Messer in den Hals und schnitt ihr unbarmherzig die Gurgel ab, worauf er, von Schmerz und Wuth überwältigt, augenblicklich die Klinge in das eigene Herz bohrte und sich selbst erstach.

Mit weniger Worten ist wohl nie die Nichtigkeit menschlicher Verhältnisse, die geheimnisvolle Tücke des Unfalls und die dämonische Gewalt der Leidenschaft — die lawinengroß anschwellend sich entladet, um das Lebensglück einer ganzen Familie zu stören — geschildert worden.

Brevio hat in Italien keine Nachahmer gefunden; aber dreihundert Jahre später hat der ernste, deutsche Dichter Friedrich Hebbel in seiner Novelle „Die Kuh“, wahrscheinlich auch auf Grund einer wahren Begebenheit, etwas ganz Aehnliches geschaffen. In eben so knapper Form wie Brevio schildert Hebbel den Ausbruch der zu Mord und Selbstvernichtung führenden Leidenschaft eines ungebildeten Menschen, dessen Wünsche und Gedanken durch Jahre auf ein Ziel gerichtet waren, das, nachdem er es erreicht glaubt, durch den kindlichen Unverstand seines Söhnchens wieder in weite Ferne gerückt wird, mit solcher Naturwahrheit und tragischer Gewalt, dass der Leser schaudernd den Blick nach innen kehrt, fragend, ob auch in seiner Brust der Keim solch entsetzlicher, verheerender Leidenschaft schlummere.

Es ist nicht anzunehmen, dass Hebbel, obwohl er einige Jahre in Italien zubrachte, Brevios Novellen gekannt und nachgeahmt hat; die große Seltenheit der fast nur im Besitz der bedeutendsten Bibliotheken befindlichen Exemplare von Brevios Werken, die Vergessenheit, in die er gerade in Italien gerathen ist, sprechen dagegen, auch würde Hebbel wohl derselben in seinen kritischen Arbeiten gedacht haben, wenn er sie gekannt und ihnen eine so bedeutende Anregung verdankt hätte.

So seltsam es auf den ersten Blick erscheint, dass der katholische Monsignore und Prälat Brevio und der sich zur Schopenhauer'schen Philosophie bekennende Hebbel sich auf einem und demselben Gebiet begegnen, so erklärt sich dies doch aus den schon früher erwähnten, seiner Zeit vorausgeeilten Anschauungen des italienischen Novellisten, wenn wir nicht annehmen wollen, dass hier ein seltsamer Fall von Telepathie vorliegt.

A. F. Wolf.

Die Berliner Kunstausstellung.

Ich habe nicht den Ehrgeiz, aus unserer Ausstellung das Wohin unserer Kunst errathen zu wollen, und ich habe nicht die Bescheidenheit, eine katalogische Uebersicht zu geben. Ich will einfach von ein paar Dingen erzählen, die mir auch für den Nichtberliner Interesse zu haben scheinen. Wer über die Betheiligung der einzelnen Länder, Städte und Künstler unterrichtet sein will, der mag sich um den Katalog bemühen. Er wird besser unterrichtet sein, als wenn er durch die Ausstellung gienge, die mit einem fabelhaften Raffinement so arrangiert ist, dass sie dem Beschauer erst nach dem dreißigsten Besuch eine Uebersicht gestattet. Die Jury wollte sich offenbar nicht dem Vorwurf der Protzerei aussetzen und hat alles Gute sorgfältig versteckt.

* * *

Ein Name, der verdient, weithin zu klingen, ist der des Berliners Reinhold Lepsius. Er ist der feinste Errather der Frauenseele unter den modernen Porträtisten. Man sollte ihn vielleicht zuerst als Meister der Darstellung rühmen, von seiner sicheren Zeichnung reden und seinem vornehmen Colorit, ihn denen entgegenstellen, die immer in der Studie stecken bleiben, wenn sie vom Charakter und in der Skizze, wenn sie von der farbigen Erscheinung ausgehen. Aber er selbst stellt all diese Qualitäten in den Dienst der Idee, lässt sie zurücktreten, dass sie der Unbefangene fast vergisst.

Man sieht drei Bildnisse von ihm, drei Frauen, ganz verschieden im innersten Wesen. Und für jede hat er ein anderes, immer bezeichnendes Colorit, ja selbst eine andere Malweise gefunden. Instinctiv. Wie der Geiger seinem Spiel die entscheidende Empfindung durch das Unbewusste gibt, das unmittelbar aus seiner Seele hineinfließt. Die Melodie stimmt sein ganzes Ich auf einen besonderen Ton, der in dem Augenblick des Eindruckes jeder seiner Aeußerungen den bestimmenden Stempel aufdrückt.

Eine „Dame in Grau“. Sie sitzt ganz aufrecht, den Kopf erhoben, das Auge geradeaus gerichtet. Der feste Mund und der feste Blick erzählen von einem geschlossenen Charakter, einem sicheren Geist: der Verstand, der Wille herrschen, das Temperament, das Gefühl dienen. So müssen die Frauen aussehen, die dem Manne ebenbürtig sein können. Ein silbergraues Plüschkleid gibt den dominierenden Ton, der sich auch im Hintergrund fortsetzt, einen kühlen und doch nicht herben Ton. Eine „Dame in Weiß“. Es ist ein junges, blondes Mädchen, das in freier Haltung dasitzt; der seitwärts gerichtete Kopf ruht auf der Hand, das klare, helle Auge sieht suchend, sieht kampfesfroh ins Weite, ins Leben. So sehen die Frauen aus, die dem Manne ebenbürtig sein wollen. Das junge Mädchen von heute ist nie treffender geschildert worden. Es ist die neue Generation, die jeden Sport übt und in englischer Steilschrift schreibt, die sich allein auf die Landstraße und auf die Eisenbahn wagt. Das ganze Bild ist in klarem Weiß gehalten. Eine „Dame in Roth“. Dieses zarte Mädchen mit dem dunklen Köpfchen, das wie eine zu schwere Blüte auf dem schwanken Stiel fast müde auf dem überschlanken Halse ruht, ist aus weicherem Holz. Sie gehört zu denen, die in sehnsüchtig schwärmenden Träumen ihres Schicksals harren und es, freudvoll oder leidvoll, still ertragen. Die braunen Augen schauen nicht hinaus in die Wirklichkeit, sondern hinaus in blaue Fernen. Der herrschende Ton des Bildes ist ein sehnsüchtiges, mattes Roth.

Dass die Bilder nicht laut sind, geht wohl aus dieser Umschreibung hervor; ich möchte noch hinzufügen, dass sie nicht groß sind. Um auf den landläufigen Ausstellungsbesucher zu wirken, hätten sie sehr liebevoll zur Geltung gebracht werden müssen. Dem Kunstsucher sind sie liebliche Oasen in der Wüste.

Es ist jetzt viel die Rede von nationaler Kunst. Die Debatten bleiben gewöhnlich in allgemeinen Redensarten stecken. Man mag mit einem Boldini, Sargent oder Guthrie im Kopf vor einen Lepsius treten, und man wird begreifen, dass nur ein Deutscher die Frau so ansieht, so ansehen kann, so als Individuum, als selbstgiltige Persönlichkeit.

* * *

Aber da hat sich ungesucht der große Gesichtspunkt ergeben, den auch der subjectivste deutsche Schriftsteller nicht gern entbehrt. Es ist wohl kein Zufall, aber ich merke es erst jetzt, dass alles, was ich nennen wollte, als Gemeinsames den nationalen Zug hat.

Neben einer Sonderausstellung des belgischen Bildhauers Van der Stappen steht eine des Berliners Max Kruse. Van der Stappen, den Sie ja kennen, ist ohne Zweifel der Geschicktere, er arbeitet mühelos; aber dieses Können ist Eigenthum der Schule, sehr vieles von dem, was er gemacht hat, hätte auch ein anderer Belgier machen können, oft ist sogar nur der empfundene Ton Meuniers äußerlich nachgemacht. In Deutschland gibt es eine solche Schule nicht, wenigstens Kruse gehört zu keiner. Er steht immer wieder allein der neuen Aufgabe gegenüber, eigen und deshalb deutsch in der Empfindung, eigen und deshalb deutsch in der Arbeit.

Da ist eine Gruppe „Liebesfrühling“. Auf einem Felsen sitzt ein junges Mädchen, zart, fast noch Kind. Vor sie tritt werbend ein Jüngling, kraftvoll, fast schon Mann. Er fasst mit seinen beiden Händen ihre Linke, sein Auge spricht ein festes Gelübde fürs Leben, ihr Auge antwortet mit vertrauender Hingebung. Beide Gestalten sind nackt, und doch liegt eine wundervolle Keuschheit, ein heiliger Ernst über der Gruppe. Eine männlich starke Weltanschauung, eine reine Phantasie gehörten dazu, diesen Stoff in dieser Form zu gestalten. Es liegt nicht nur etwas specifisch Deutsches, sondern sogar etwas specifisch Norddeutsches in dem Werke. Ebenso wie in der Erfindung, auch in der Arbeit, die eine gewisse Herbheit hat. Vielleicht wird das alles noch dadurch gesteigert, dass Holz als Material gedient hat.

Die Verwendung des Holzes in dieser Gruppe und in den Büsten ist ein Neues. Die Münchener, an ihrer Spitze der vortreffliche Meister Georg Busch, die dasselbe Material gewählt haben, sind zumeist für Kirchendecoration thätig und können deshalb nicht recht als Vorgänger gelten. Ich halte die Idee, zu dem Material der alten deutschen Sculptur zurückzukehren, für ausgezeichnet; es ist für den Innenraum dauerhaft genug, ist warm im Ton und fügt sich unserem modernen Zimmer vortrefflich ein, und schließlich: es ist billig und erlaubt Leuten, die sonst nicht daran denken können, ein plastisches Kunstwerk zu erwerben. Für die Tönung werden sich noch glücklichere Möglichkeiten finden lassen.

Neben der Gruppe hat Kruse eine Anzahl von Männerporträts ausgestellt, die als die richtigen Seitenstücke zu den Damenbildnissen von Lepsius gelten dürfen. Da ist Gerhart Hauptmann, stark stilisiert, zur Größe des hochgestimmten Poeten erhoben: Die Büste wächst aus einer einfachen viereckigen Basis heraus, der Kopf

mit dem schmerzensreichen Munde und den weltfremden Augen ist ein wenig vorgebeugt. Daneben steht Max Liebermann, ganz realistisch behandelt, als nervöser Impressionsmensch gedacht: der feine, rassige Kopf von starkem, aber edlem orientalischen Typus ist einfach am Halse abgeschnitten. Diese und andere Köpfe machen uns begierig, das neueste Werk des Künstlers zu sehen: er hat eben in Weimar eine Büste des Zarathustradichters Friedrich Nietzsche vollendet.

* * *

Der preußische Staat hatte für die diesjährige Ausstellung eine große Summe zur Förderung der Kleinplastik ausgesetzt. So unglücklich die gleichzeitig ausgeschriebene Concurrenz um eine Hochzeitsmedaille, deren Theilnehmer den Vignettenschatz sämmtlicher deutscher Familienblätter geplündert haben, so glücklich ist diese ausgelaufen.

Hier ergibt sich ja die Beurtheilung vom nationalen Standpunkte von selbst, handelt es sich doch darum, die französische Concurrenz, die heute den deutschen Markt mit ihren oft unglaublich minderwertigen Erzeugnissen überschwemmt, aus dem Felde zu schlagen und, wenn möglich, der deutschen Kleinplastik den Weltmarkt zu erobern. Die französische Production schafft zweierlei Arten: eine phrasenhaft classicistische und eine elegant moderne, beide etwas süßlich und conventionell, aber zum großen Theil künstlerisch und technisch sehr geschickt. Beide geben uns innerlich nichts und ermüden schnell. Man nahm sie nur, weil, was wir entgegenzustellen hatten, meist nichts als eine unbeholfene Nachahmung eben dieser Arbeiten oder von verzweifelter Langweiligkeit war.

Nun haben die Münchener, ich erinnere nur an Herman Hahn und Hugo Kaufmann, schon gezeigt, wie anders eine Kleinbronze eines deutschen Künstlers aussieht, wieviel mehr Kraft und Gehalt darin steckt. Heuer steht als vollendetes Meisterwerk der Gattung, das neben den besten antiken und Quattrocentobronzen stehen könnte, Franz Stucks „kämpfende Amazone" vor uns, über die Ihnen schon von München aus berichtet ist. In gleicher Richtung, aber doch für sich, streben eine Anzahl junger Berliner. Es ist auch eine Art von Classicismus, den sie pflegen, aber er ist von dem der Franzosen entfernt, wie — ich will durch den Vergleich die jungen Künstler nicht überschätzen, sondern nur zwei Gesinnungen prägnant bezeichnen — Goethe von Racine. Das heißt: die eigene Naturempfindung dringt warm und belebend durch die Form. Daher auch die große Mannigfaltigkeit: eine strenge Diana, die den Köcher umgürtet, von Felderhof, eine weich anmuthige Tänzerin von Fr. Klimsch, eine etwas schwere, aber sehr ausdrucksvolle Träumerin von Starck, ein herber Falkenjäger von Nikolaus Friedrich. Da die drei ersten, die besten, vom Staate angekauft sind, so ist auch in dieser Hinsicht der Erfolg der Concurrenz erfreulich.

Die Kleinplastik ist deshalb für unser ganzes Kunstleben von so eminenter Wichtigkeit, weil nur sie überhaupt der Plastik einen Platz in dem Bürgerhause, dessen Eroberung allein unserer Kunst eine Zukunft verbürgt, erobern kann. Nur das plastische Kunstwerk im Hause kann mit seiner intimen Wirkung die Geschmacksverrohung verhindern, die sich als nothwendige Folge der handwerksmäßigen und öden Denkmalsmacherei überall bemerkbar macht. Auch für den Künstler mag solche Arbeit sich als Retterin vor der Handwerkerei bewähren.

Vielleicht wird die Porträtstatuette sich schneller einführen und der Kleinbronze in eigentlichem Sinne den Weg bahnen. Ist doch bei unseren lieben Zeitgenossen meist das erste und oft das einzige, was sie für die Kunst thun, dass sie sich oder ihre Lieben conterfeien lassen. Fast immer malen, denn vor der Monumentalität einer Büste schrickt, wenigstens thut man so, die Bescheidenheit des Privatmannes zurück. Die Porträtstatuette, hier vertreten durch zwei Figuren von Wandschneider: Krupp und Siemens, und eine von Max Levi: Rudolf Rittner, wird darin eine Aenderung bringen, sie wird für die meisten erst die Möglichkeit eines plastischen Porträts bedeuten.

* * *

Dass die Worpsweder zu denen gehören, die nicht in die Vergangenheit und nicht aufs Ausland blicken, und die deshalb für die Entwickelung einer modernen deutschen Kunst am meisten in Betracht kommen, ist bekannt. Ein Bild des jungen Heinrich Vogeler verdient diesmal besondere Beachtung, weil er sich mit seiner niederdeutschen Landschaft und einem niederdeutschen Bauernmädchen an einen Stoff herangewagt hat, für den wir nur antikisierende oder anglisierende Behandlung gewohnt sind.

„Frühling." Auf der grünen Wiese am Weiher blühen schon bunte Blumen; an den Büschen und den jungen Birken wagen die Knospen sich mit den grünen Köpfchen heraus. Die Himmelsfarbe hat noch nicht ihre Kraft: auf einem matten Blaugrün stehen große weiße Wolken. Zwischen den Bäumchen auf der Wiese ein junges, blondes Mädchen in einem Kleid von der Farbe dieses Himmels. Sie lauscht dem Liede des bunten Vögleins, das sich auf dem dünnen Aestchen wiegt: — es singt in ihrem Herzen Frühlingsahnen und Frühlingssehnen wach.

In der Figur stört manches, aber das Ganze ist so malerisch-poetisch, dass es gefangen nimmt. Und es bedeutet, dass es neben den Wegen eines Böcklin, eines Thoma, eines Stuck und eines Klinger noch einen Weg zu einer deutschen Phantasiekunst gibt.

* *

Ich wollte willkürlich ein paar einzelne Dinge herausgreifen, die bezeichnend für die Berliner Ausstellung sind, und nun ist doch eine Art von Programm daraus geworden. Aber das thut nichts: ich wenigstens glaube, es kann nicht oft genug gesagt werden, dass der deutschen Kunst Heil nur von denen widerfahren kann, die nicht von fremden Einflüssen sich regieren lassen. Die freien Künstler müssen führen, und es braucht neuer Führer, denn viele von denen, die bis jetzt der jungen Kunst die Fahne vorantrugen, sind vollständig entfremdet und ziehen sich freiwillig auf das Altentheil eines leeren Virtuosenthums zurück.

Berlin. Fritz Stahl.

Die Woche.

Politische Notizen.

Confisciert.

Das polnische Organ des Grafen Goluchowski, der „Przeglond", schreibt: „Die czechische Obstruction stößt Niemandem Schrecken ein". Das ist sehr discret ausgedrückt. Da ich die Rücksichten eines Goluchowski'schen Officiösen nicht zu nehmen brauche, darf ich mir die Indiscretion erlauben zu sagen, wer besagter niemand ist. Dieser Niemand ist nämlich niemand anders als der Graf Thun. Denn ihm stößt in der That, wie allbekannt, die jungczechische Obstruction einen Riesenschrecken ein.

*

Graf Thun unterlässt es, vor dem Zusammentritt des Parlaments irgendwelche effective Vorkehrungen zu treffen, um die parlamentarische Opposition zu versöhnen. Er verlässt sich ganz auf den von ihm zu verlesenden Appell an die Abgeordneten. Das ist echt Thunisch. In der alten Zeit, bei deren Ideen die Thuns ja auch sonst stehen geblieben sind, gab es noch keine Heilkunde, und wenn ein Mensch oder ein Thier einer Krankheit oder einem Laster verfallen war, begnügte man sich, in Ermangelung kunstgerechter Medicamente, damit, ihm den Teufel durch Beschwörungsformeln auszutreiben. So denkt sich auch Graf Thun das Parlament als „verhext", und wenn es zusammentritt, wird er es ritu maximo in aller Form beschwören.

Confisciert.

*

Den Thun'schen Eventualausgleich mit § 14 nennt das officiöse „Prager Abendblatt" einen „Lichtpunkt", weil infolge dessen der Production wieder ein „sicherer Calcül", eine „planmäßige wirtschaftliche Thätigkeit" möglich sei. Schade, dass der alte Damokles das „Prager Abendblatt" nicht lesen konnte. Dann hätte er sich unter dem an einem Pferdehaar über ihm schwebenden Schwerte nicht so unsicher gefühlt und hätte bis an sein Lebensende im Hause seines reichen Gönners Dionys bleiben und schwelgen können.

*

Der von Thun und Banffy vereinbarte Eventualausgleich für den § 14 ist für beide Reichshälften so unglaublich gut, dass die beiden Regierungen es gar nicht wagen, ihn so jäh zu veröffentlichen, weil sie fürchten, dass dann die Völker Oesterreichs infolge des Uebermaßes von Freude allesammt der Schlag treffen könnte, und dann wäre die ganze Thun-Banffy'sche Ausgleichsarbeit für die Katz.

*

Ich glaube es gerne den Officiösen beider Reichshälften, dass es in den Ausgleichsverhandlungen „keinen Sieger und keinen Besiegten" gibt. Wohl aber einen Dupierenden und einen Dupierten. Der Name des ersteren ist jedem trans-, der des letzteren jedem cisleithanischen Officiosus geläufig.

*

Der Graf Thun ist doch ein alter Oesterreicher durch und durch. Wie wenigstens Herr v. Jedrzejowicz versichert, geht nämlich Graf Thun nur deswegen so gern nach „Venedig in Wien", weil er sich dann denken kann, dass die alte „Königin des Meeres" noch immer zu Oesterreich gehört.

*

Mit Recht hat Prinz Liechtenstein in seiner Schluckenauer Rede behauptet, dass die Christlichsocialen von jeher eine Annäherung an die Deutschnationalen angestrebt haben. In der That wird jeder Augenzeuge bestätigen können, dass in der berühmten parlamentarischen Lueger-Schimpfnacht vom 4. November die christlichsocialen Abgeordneten Bielohlawek, Gregorig, Geßmann u. s. w. durch die Umstehenden nur mit Mühe von einer handgreiflichen Annäherung an die deutschnationalen Abgeordneten Schönerer, Wolf u. s. w. abgehalten werden konnten.

Der Dr. Baernreither als echter Gelehrter liebt die Verfassung wie ein gutes Buch. Deswegen lässt er sie auch ganz gerne vom Grafen Thun binden.

*

Wenn das Ministerium Thun nicht schon bestände, müsste man es erfinden. Denn man könnte jederzeit darauf ein Patent nehmen. Vor Nachahmung wird jedenfalls gewarnt.

Volkswirtschaftliches.

Die Wiener Börse kann sich seit dem Krach zu Ende des Jahres 1895 nicht mehr erholen. Anfangs hoffte man, dass die Folgen desselben bald überwunden sein würden, da nur eine Speculationskrise eingetreten, im übrigen aber die Volkswirtschaft gesund und in vollem Aufschwung begriffen sei. Aber es zeigte sich bald, dass der Aufschwung eine Sage und nur für die Bedürfnisse der Haussespeculation von der Presse in die Welt gesetzt war, dass im Gegentheil unsere Industrie mehr und mehr von dem mit gewaltigen Anstrengungen vorwärtsschreitenden Auslande am Weltmarkt zurückgedrängt wurde. Seither hat diese Rückentwickelung sich noch verstärkt. Die trostlose, politische Lage, die Unsicherheit des Verhältnisses zu Ungarn, die vorjährige Missernte hat die Productivität unserer Industrie und gleichzeitig auch die Unternehmungslust noch mehr herabgedrückt. Neue Unternehmungen werden fast nicht geschaffen, und die Erwerbs- und damit die Sparfähigkeit der Bevölkerung nimmt ab. Infolgedessen sind auch die Zustände an der Börse heute kaum besser als wenige Monate nach dem Krach. Die Effectenanlagen des Publicums werden von einem Coupontermin zum anderen geringer. Und das Spielerpublicum hält sich von der Börse immer noch ziemlich fern. So oft man auch versucht hat, durch Inscenierung einer Hausse das Publicum heranzulocken, stets brach dieselbe nach kurzer Zeit zusammen. Was sollte nicht alles die neue Ernte bringen! Sie ist da und trotz ihres guten Ausfalles verhindern die hohen Inlandspreise den Export, und die Eisenbahneinnahmen sind kaum besser, als während der vorjährigen Missernte. Natürlich können die Course der auf die Erwartung großer Transporte hochgehaltenen Bahnactien nicht aufrechtgehalten werden. Die Actien der Banken, deren Dividenden von Jahr zu Jahr reduciert werden, und denen neue größere Geschäfte fehlen, behaupten auch nur mühsam ihr Coursniveau. Speculation und Capital erleiden immer wieder Verluste an ihren Effecten. Zum Ueberfluss kam in der letzten Zeit das Debâcle in Waffenfabriks-Actien hinzu, welche die Besitzer mehrere Millionen kostet, und welche das Publicum neuerlich von Investitionen in Actien abgeschreckt hat. Die wenigen, noch creditfähigen Speculanten nützen die Situation durch Contremineabgaben aus, denen die Börse keinen Widerstand entgegenzusetzen vermag, und so ist die Börse in ihrer Trostlosigkeit ein getreues Spiegelbild unserer politischen und wirtschaftlichen Zustände.

*

Es ist wohl kein Zweifel, dass Vorfälle wie die bei der Waffenfabriksgesellschaft, wenn überhaupt, nur dadurch verhindert werden können, dass die civil- und eventuell strafrechtliche Haftpflicht des Vorstandes so präcis festgesetzt werde, dass er nicht hoffen kann, mit dolus oder culpa durch die Maschen des Gesetzes durchzuschlüpfen. Es war aber ebensowenig zu bezweifeln, dass die österreichische Regierung aus diesen Vorfällen nicht die genannten Consequenzen ziehen werde, sondern die, dass die staatliche Aufsicht eine Erweiterung erfahren müsse. Wenn das nicht eingetreten wäre, so hätte man glauben können, dass die geplante Actienreform wirklich etwas wert sein würde. Diese Täuschung musste vermieden werden, und die Regierung hat sich mit Recht beeilt, die Völker Oesterreichs durch die Mittheilung zu beruhigen, dass die staatliche Aufsicht bei den Actiengesellschaften, deren Nutzlosigkeit bis zum Ueberdruss erwiesen ist, auch künftig aufrechterhalten und angesichts der jüngsten Vorgänge eine weitere Ausdehnung erfahren werde. Künftig wird der landesfürstliche Commissär bei der Waffenfabrik die einzelnen Gewehre und Gewehrtheile selbst schätzen und zählen, und dann wird die Bilanzfälschung, selbst wenn der Vorstand mit dem Generaldirector gemeinsam eine solche vornehmen wollten, gewiss verhindert werden. Oder nicht?

*

„Das ist Einer, unser Doctor Lueger, und wie ihn alle Leut' gern haben! Jetzt machen sogar die Siemens & Halske ihm zu Liebe der Wienerstadt ein Geschenk,“ sagte der dumme Kerl von Wien, als er las, dass diese Firma zur Feier des Regierungsjubiläums die Installation von 80 Bogenlampen zur Beleuchtung der Hauptstraßen der inneren Stadt gratis leiste. Die Klugen sagten: „Die können leicht Geschenke machen, dafür kriegen sie den Tramwayvertrag.“ Und die Klugen habe nrecht. Besonders Geschenke, die nichts kosten, kann man leicht machen. Denn um die 80 Bogenlampen, welche gratis aufgestellt werden, zu beleuchten, wird das Tochterinstitut, die „Allgemeine Electricitäts-Gesellschaft“, den Strom liefern, und den wird die Stadt Wien, wie billig, bezahlen, und so wird sich die Jubiläumsspende ganz gut verzinsen. Ja, Wohlthun trägt Zinsen!

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre Cluny, „Sacré Théodore!“ von Barré. Berlin. Königl. Schauspielhaus, „Galeotto“ von Echegaray; Lessingtheater, „Eheliche Liebe“ von Faber; Neues Theater, „Ottilie“ von Triesch; Schillertheater, „Der politische Kannegießer“; Deutsches Theater, „Johanna“ von Björn Björnsen.

*

„Gefallene Engel“ von Margarethe Langkammer hat in einer Neuaufführung eine schmerzliche Enttäuschung gebracht. Dieses Stück aus dem modernen Volksleben sieht heute schon ziemlich fragwürdig aus. Durch Pikanterien und äußerliche Werte, die mit der Bühne, streng genommen, nichts zu thun haben — als bewusste Reaction vor allem gegen die Enge der Theaterschablone — hat es seinerzeit für sich eingenommen. Dieser Tendenzerfolg ist aber mittlerweile verflüchtigt. Was heute dem unbefangenen künstlerischen Beurtheiler am deutlichsten wird, ist die dramatische Unzulänglichkeit des Stückes, ja mehr als das: die dramatische Nichtigkeit. Es ist überhaupt kein Stück, es ist nur die schillernde Fiction eines Dramas. Episoden verbinden sich mit Episoden, und es ergibt sich keine Spannungsrichtung daraus. Menschen gerathen aneinander, mit Worten und einzelnen sehr wahrhaft anmuthenden kleinen Charakterzügen, aber keiner fesselt uns oder gibt uns die Illusion eines Schicksals. Wie ein Körper ohne Schwerpunkt, wie ein agierendes Wesen ohne Seele kommt mir dieses Stück vor. Es schwärmt an uns vorbei, man sieht ihm eindruckslos nach. Es lässt uns gleichgiltig und verschlossen. Am Ende des ersten Actes sehen wir alles Kommende, und es berührt uns nicht. Was liegt daran, ob dieser kleine Beamte das Geheimnis seiner Tochter erfährt oder nicht? Ob diese Tochter ihren legitimen Mann bekommt oder nicht? Was liegt an diesem ganzen Reichthum von „Natürlichkeit“? Die Kunst des Dramas, dem Beschauer zu suggerieren, dass etwas daran liegt, fehlt hier. Der kleine Beamte geht ohne unser Mitleid zugrunde, und die Tochter gar mit ihrem illegitimen Bräutigam quält uns durch endlose Scenen, in denen keine Spannung und keine Steigerung liegt. Und wir haben zum Schluss das Gefühl: Was wurde mit diesem ganzen großen Aufwand naturalistischer Hilfsmittel herbeigeführt? Nichts als leere theatralische Auftritte, die die Mühe nicht lohnen. Auch keine lyrische Beziehung finden wir zu diesem Stück. Keine Stimmung, kein befreiendes Wort, kein Schimmer persönlicher Auffassung erwärmt uns. Eine scharfe und grausame, eine echt weiblich befangener Art zu beobachten und zu beurtheilen spricht aus dem Ganzen. Frau Langkammer ist freilich trotzdem eine dichterische Größe. Sie hat sich ja unterdessen zum Persönlichkeitsdrama entwickelt. In dem feinen Einacter „Die Liebe“ — merkwürdigerweise stehe ich mit diesem Urtheil allein — hat sie eine wirkliche Dichtung gepflückt. Aber gerade deshalb bin ich der Legende ihres ersten und berühmtesten Stückes näher getreten. Im Carltheater hat man mir das durch eine ziemlich rohe und alles eher als abgetönte Darstellung erleichtert. Herr Jules und die eine oder andere der Damen verdienen ausgenommen zu werden. Herr Korff aber ist ein ganz manierierter Komödiant geworden; er hatte einen Gecken zu spielen und spielte geckenhaft. Die Regie war unausgeglichen: im ersten Act gab sie ein Zimmer mit einem höchst realistischen Plafond, im zweiten Act — Wohnung eines Buchhalters — einen lächerlichen Operettenpalast. So scheint man in diesem Theater das „gemischte Repertoire“ aufzufassen.

*

Das Jantsch-Theater soll nicht nach „Fanny, die schiache Nuss“ beurtheilt werden. Es muss auch solche Premièren geben, sagt die alte Vorstadttheater-Praxis. Herr Jantsch ist nicht ganz so classisch, als es schien. Von seinen „classischen“ Versuchen aber wird nächstens noch die Rede sein. A. G.

*

Ueber den Hofrath und Professor der Philosophie Robert Zimmermann, der in dieser Woche gestorben ist, hat ein Festredner seinerzeit das richtige Wort gesagt. Er nannte ihn einen Lebenskünstler. Wer mit Zimmermann je zusammenkam, hat es erfahren, dass in seinem ganzen Thun an erster und oberster Stelle eines stand: die Ausbildung der Persönlichkeit, die Selbsterziehung nach dem Maßstab einer inneren Aesthetik. Das gab ihm etwas ganz Eigenes und machte ihn so interessant und in gewissem Sinn überragend, als ob er eine wirklich selbständige Individualität gewesen wäre. Man musste diese ästhetische Erhöhung seiner Natur, dieses Persönlichkeit-Werden eines Menschen mit Hilfe einer starken inneren Cultur völlig verstehen, um die Erscheinung Zimmermanns zu würdigen. Er hatte ein romantisches Lebensideal, mitten in seinem nüchternen Berufe. Und das ist sicher: seine officielle Stellung, wenn er sie auch in seiner Haltung manchmal auszudrücken schien, war in seiner Natur ganz unwesentlich; fast unglaubhaft war sie mir oft, wenn ich mit ihm beisammen saß und ihn immer mit einem fast naiven Interesse auf alle Anregungen und Bemerkungen der anderen im Gespräch eingehen sah. Er war ein Professor, der sich weniger von Büchern als von Menschen und vom Leben zu nähren schien. Wärme nahm er auf, Wärme gab er wieder; seine Person blieb immer irgendwie mit im Spiele. Er war kein aufrüttelnder Denker, auch gar nicht das Temperament dazu — aber anderseits keiner von jenen beweglichen Bücherzählern, auf die der Feuerbach'sche Ausspruch geht: Es ist das Charakteristicum des Philosophen, kein Professor der Philosophie zu sein. Er war in seinen Fachstudien allerdings völlig der Geschichte ergeben und begnügte sich damit, aus der historischen Betrachtung der Philosophie so viel Wärme und Witz zu gewinnen, als möglich ist. Und er hat sogar den Anschein erweckt, dass er ein anderes als formales Interesse, einen sachlichen, „wissenschaftlichen“ Kern der Philosophie gar nicht vor Augen habe. Aber wie sehr war er dazu berechtigt! Denn es gab etwas für ihn, das höher stand, dem die Wissenschaft — soweit Philosophie überhaupt Wissenschaft ist — nur dienen konnte: die Harmonie seiner Person. Das haben wenige an ihm ganz erkannt, viele aber dunkel und feindselig gefühlt. Ja feindselig. Ich erinnere mich in diesem Momente noch einer Geschichte, die einer seiner ehemaligen Collegen in der Wiener Facultät und besten Feinde, so ein recht problematischer „Wissenschaftler“ der Philosophie, einmal mit furchtbarer Ironie zum Besten gab: Am Schlusse derselben neigt Zimmermann schwermüthig das graue Haupt und glaubt an seine Philosophie nicht mehr ganz. Das hat der Herr College nicht begriffen. Mir aber ist gerade an jenem Abend Zimmermann doppelt interessant

geworden. Er war einer der letzten formalen Erziehungs- und Bildungsmenschen in den heranwehenden Stürmen der sachlichen Wissenschaft von heute. Mit dem und jenem, mit Politik nicht weniger als bildender Kunst, mit allem, das an ihm vorübergieng, hat er sich beschäftigt, er ist an allem gewachsen und hat dem Gleichmaß seiner Kräfte alles untergeordnet. Er hat ein Goethe'sches Leben gelebt. **Alfred Gold.**

Bücher.

Das österreichische Strafverfahren, Rechte und Pflichten der Behörden und Staatsbürger. Leichtfasslich dargestellt von Dr. Gustav Harpner, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand). 152 S.

Das vorliegende Taschenbüchlein gehört zur populär-wissenschaftlichen Literatur im besten Sinn. In gemeinverständlicher, durchaus praktischer Weise wird in knappen, klaren Worten auseinandergesetzt, was jedermann im Strafverfahren zu thun und was er sich gefallen zu lassen hat. Eine ähnliche Publication in Deutschland (vom Berliner Rechtsanwalt Dr. Fritz Friedmann) hat die Anregung zur Herausgabe dieses österreichischen Schriftchens gegeben. Es ist gedruckte University Extension. Das österreichische Strafverfahren wird darin aus einer juristischen Geheimlehre zu einem Bestandtheil der allgemeinen Bildung gemacht. Nicht nur der Mann aus dem Volke, sondern auch jeder Gebildete, der nicht gerade Jurist ist, wird durch Benützung dieses Büchleins sein Verständnis für öffentliche Vorgänge, die ja so oft ihr sensationelles Nachspiel im Gerichtssaal finden, wesentlich erhöhen können. —r.

Adolf Scholkmann: Grundlinien einer Philosophie des Christenthums. Anthropologische Thesen. Berlin, Ernst Siegfried Müller und Sohn, 1896.

In diesem Versuch einer philosophischen Begründung des christlicher Glaubens verdient namentlich die Entwickelung des Begriffes der Sünde die höchste Beachtung. Vernunft und Naturtrieb widersprechen einander nicht, denn der Trieb ist ja nur das Werkzeug, das sich der Geist zu seiner eigenen Bethätigung nach seinem eigenen Lebensgesetz geschaffen hat. Der Mensch ist von Natur weder selbstsüchtig noch geht er nach Thierart in der Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse auf. Auch die Naturvölker sind von geistigem Interesse erfüllt und manche von ihnen leben dem Sittengesetz vollkommener nach als der durchschnittliche Culturmensch. „Die Gefahr eines Ueberhandnehmens sinnlicher Bedürfnisse wird erst dadurch erzeugt, dass eine ungesunde Entwickelung der allgemeinen Lebensverhältnisse ein gleichmäßiges Hervortreten aller Lebensbedürfnisse stört, vielleicht unmöglich macht. Ein unter widernatürlichem Zwange stehendes, in seiner natürlichen Spannkraft erlahmtes geistiges Streben sucht nach bereitliegenden Mitteln, die Leere des Daseins zu füllen, und zieht den Sinnengenuss zu einem Zerrbilde dessen groß, was er von Natur ist. So ist es nicht die Natur, sondern die Unnatur, welche der Mensch auf dem Gebiete des Sinnenlebens zu fürchten hat.“ (S 71—72.) Damit ist der eine der beiden Wege angezeigt, auf denen ein „von Natur durch das Gesetz der Freiheit und Liebe bestimmtes Wesen“ in die Versuchung gerathen kann, sich mit seinem eigenen Lebensgesetz in Widerspruch zu verwickeln, unfrei und lieblos zu werden. Der andere Weg wird von S. 270 ab beschrieben. „Die dem Menschen durch die Natur der Weltverhältnisse auferlegte Entbehrung, welche die Möglichkeit der Freiheit bedingt, schließt damit zugleich die Möglichkeit und Gefahr einer Entscheidung wider die Wesensforderung ein .... Folglich haben wir den Ursprung der Sünde auf dem Gebiete zu suchen, auf welchem die Entbehrungen liegen, die den Menschen in Gefahr bringen, ihre Beseitigung durch ein Unrecht zu suchen, auf dem Gebiete der Sinnlichkeit, wo zugleich das verhängnisvolle Gesetz herrscht, dass sich der eigene Mangel in der Regel unmittelbar durch einen Eingriff in fremde Rechte beseitigen läßt.“ Da liegt denn die Folgerung nahe, dass das Erbrecht die eigentliche Erbsünde sei. Wir bitten aber aus dieser Probe nicht etwa schließen zu wollen, dass das Buch socialistische Tendenzen verfolge oder auch nur sociologischen Inhalts sei; es ist vielmehr ein Gewebe streng wissenschaftlicher und subtilster psychologischer und metaphysischer Untersuchungen. —r

Gustav Pollak: Das todte Kätzchen. Roman. Leipzig. G. H. Meyers Verlag. 1897.

Im Titel dieses Buches gelangt eine gar dürftige Symbolik zum Ausdruck, die in keinem Punkte Klarheit gewinnt. Aber auch sonst! Es ist, als ob der Autor sich vorgenommen hätte, eine bestimmte Quantität von heterogensten Geschehnissen, wie Duell, Mord, Entführung, Unterschlagung, Noth, Wahnsinn, in Causalzusammenhang zu bringen und ihre Wirkung auf einen Menschen experimental zu schildern Fortwährend wird man überrascht in diesem Buch, durch Dinge überrascht, die kein Mensch vermuthet hat und zuletzt ist das so komisch, dass man diese kindliche Freude an „Handlung“ auch in ihren tragischsten Consequenzen belächelt. Alles ist dem Verfasser über den Kopf gewachsen, und seine Figuren laufen so schnell mit ihrem Schicksal davon, dass er wie ein rathlos Fuchtelnder dabei steht, uns Dinge zeigend, die schon längst vorbei sind. Er sagt uns nichts, Herr Gustav Pollak, nein. Sein Stil hat etwas Kraftmeierisches und Sprunghaftes wie sein Held, in dem wir unwillkürlich und unbeabsichtigt den Autor sehen, meist ein tiefer Mangel der Darstellung. Und dann: diese ewigen Schriftsteller in den Büchern! Wir haben sie schon satt. Sind sie denn wirklich so interessant, diese Herren Schriftsteller, mit ihrem bischen Nervosität und koketter Unnatur? Ernsthaft geschildert wirken diese Leute, wie die Bildnisse von berühmten Personen auf Zündholzschachteln. Es sei denn, ein wirklicher Künstler stehe dahinter, der alles in größere Formen gießt. **J. Wa—n.**

Heinrich Hansjakob: Im Paradies. Tagebuchblätter. Mit einer Ansicht von Hofstetten. Heidelberg, Georg Weiß, 1897.

Der alte Hansjakob, Pfarrer zu St. Martin in Freiburg, ist wohl keiner der bekanntesten, aber sicher einer der bedeutendsten modernen Schriftsteller und nicht zum geringsten deshalb, weil er den Muth hat, „unmodern zu“ ein. Sein Paradies ist, „da wo mich die Menschen nicht plagen und nicht ärgern, wo keine Hunde bellen, keine Kinder schreien, keine Wagen rasseln und keine Peitschen knallen und wo eine schöne Natur: Berg, Wald und Wasser, mich umgibt — da ist mein Paradies.“ Ein solches Paradies existiert für ihn in seiner Heimat bei Hofstetten im tannenrauschenden Schwarzwalde, wo noch Naturmenschen sind und jeder ein Original ist. Diese Originale, welche im abgeschiedenen Bergwinkel dort noch vorkommen, hat er in seinen früheren Schriften den blasierten Städtern nach der Natur hingezeichnet und sich damit ein ähnliches Verdienst um die Volkskunde erworben, wie sein Gesinnungsgenosse Rosegger. Auch im vorliegenden Buche singt er aufs Neue das Lob der Uncultur und beklagt in trauriger Resignation das Schicksal des biederen, frommen Landvolkes, das, durch die angeblichen Regungen der Civilisation angekränkelt, allmählich dahinsiechen wird. Man kann ihm in seinem Pessimismus leider nicht Unrecht geben. Die Stadtcultur lastet wie ein Bleigewicht auf uns und wenn wir auch hin und wieder in die Sommerfrische gehen, so bleibt uns das erfrischende Leben des genügsamen Volkes doch etwas Fremdes. Unsere Gedanken weilen stets in der Großstadt mit ihren Genüssen und Aufregungen. Zum Bauer aber freiwillig zu werden, fällt keinem ein. Vielleicht kommt das erst im nächsten Jahrhundert, wenn die Ueberfättigung an der Stadtcultur ihren Höhegrad erreicht hat. Wer aber einen Blick in das verlorene Paradies werfen will, der lese das herrliche Buch von Hansjakob! Er wird darin ein anderes „Paradies“ finden, als das von Paul Heyse geschilderte. Aber sein Paradies ist das wahre; denn dort ist Natur Poesie, Religion. — Schließen aber will ich meinen Hinweis mit einer Stelle aus dem Buche, welche die Schreibart und Gedankenwelt des Verfassers gut wiedergibt: „In der altdeutschen Sage ist der Baum, welcher alles erhält, die Weltesche. Geheiligte Jungfrauen, Nornen genannt, begießen sie mit Wasser aus der heiligen Quelle Urd Diese Weltesche ist unser Volksthum, und die zwei Nornen, welche es begießen müssen, damit seine Wurzeln nicht verdorren, heißen Poesie und Religion. Beide werden in unseren Tagen an ihrer Arbeit gestört vom Zeitgeist und von der Cultur. Diese schütten ihr Giftwasser an die Wurzeln des Volksthums, und mehr und mehr will es darum absterben. Ist aber das Landvolk jenen beiden Genien entfremdet, sind beide verjagt, dann stürzt die Weltesche und wird unter ihren Trümmern alles begraben in der menschliche Gesellschaft“ Ein schönes Wort! Die alte Eberesche ist schon seit langem im Wanken, und es ist hohe Zeit, dass Geisteshelden auftreten, die sie stützen. Solche Helden waren Schopenhauer, Richard Wagner, Carlyle, Baltzer u. a., die sich der barbarischen modernen Cultur entgegenstemmten und auf das verlorene Paradies der Uncultur hinweisen. Ein solcher Prophet ist auch unser Hansjakob. Möchte an ihm nicht das alte Sprichwort in Erfüllung gehen, dass der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt.

Harald Gravell.

„Enluminures“ par Max Elskamp; Paul Lacomblez, éditeur, Bruxelles, 1898.

Das Wort: enluminures bezeichnet die schönen, mit üppigen Schnörkeln verzierten oder gar in vielfarbigen Heiligenbildchen gefassten Anfangsbuchstaben geistlicher Texte in den alten Missalen und „Stundenbüchern“, die in unseren Tagen der gleichgiltigen Buchdruckertype einen mit Rührung erfüllen können und deren Betrachtung das Bild der stillen mittelalterlichen Klause wachzurufen vermag, in der, vom äußeren Leben abgewandt, ein Mönch in frommem Entzücken über weiße Pergamentfolianten sich neigt. Dieser Titel, sowie die ungemein geschmackvolle, stilgerechte Ausstattung passen recht gut zu dem merkwürdigen Bande, der wohl durchwegs originell ist und in der zeitgenössischen Lyrik sein Gegenstück kaum finden dürfte. Elskamp ist Vläme, und seine Lyrik in stärkerem Maße als irgend eines seiner französisch dichtenden Landsleute von dem mystischen Zauber durchtränkt, der den Grundcharakter des nordwestlicher Flandern ausmacht. Diese Bodenständigkeit geht so weit, dass sie in der seltsamsten Weise sogar die Sprache des Dichters sich zu Gebote zwingt. Obzwar jede archaistische Form oder Wendung in Metrum und Syntax vermieden ist, klingt doch durch jeden Vers der eigenthümliche, halb biderbe, halb andächtig verschwiegene Ernst des Volkes auf, das sich seit Memlings Zeiten so wenig verändert hat, und durch dessen Seele heute noch, wechselnd mit dem fröhlichem Lärm der Kermessen, das ununterbrochene Glockengeläute der kleinen alterthümlichen Städte hallt, zwischen deren Mauern sein Leben dahinfließt.

Or c'est ma vie rêver ainsi,
devant un peu trop d'espérance,
mains aux genoux, comme l'on pense
à la mode de mon pays.
et coeur en foi, croyant de l'âme
que c'est déjà mon bien promis,
rien qu'à vous voir, hommes et femmes,
et toutes les choses d'ici.

A. H.

Revue der Revuen.

„Die Nation“ vom 3. September bringt einen Artikel des Professors August Wünsche über eine neue Theorie der Urgeschichte des Ackerbaues und der Viehzucht. Professor Mucke hat sie in seinem jüngst erschienenen sociologischen Werk aufgestellt. Darnach entstehen Ackerbau und Viehzucht unabhängig voneinander. Die menschliche Urzeit kennt einestheils sesshafte Horden, die sich über die fruchtbare Niederung ausbreiten und hier die Erfinder des Ackerbaues werden, und wandernde Horden, die das Höhenland besetzt halten, aber wegen Unfruchtbarkeit dieses Bodens zum Wandern genöthigt sind. Die letzteren sind die gewerblichen Horden und die Viehzüchter. Jene sind die Urbewohner der fruchtbaren Niederungen, des Ar- und Moorlandes und haben langsreihige Wohnungen, u. zw. bestehend aus schiffsförmigen Langhäusern; diese dagegen, auf dem Höhenlande, haben Rundlager. Jene nennt Mucke Arier, diese Gemeten. Es

entspinnt sich nun im darauffolgenden Stadium überall auf der Erde ein Kampf beider Gruppen miteinander und ihre theilweise gegenseitige Verdrängung.

Die Münchener **„Kunst für Alle“** bringt in ihrer Nummer vom 15. September einiges über die so überaus interessante Entwickelung der Kunstphotographie. Die größte Beachtung schenkt der Verfasser, F. Matthies-Masuren, dem Wiener Camera-Club. Lange bevor man in den übrigen Vereinen daran dachte, — so führt er aus — dass es noch etwas besseres geben könne, als die Bilder unserer ersten Kunstphotographen, als die Wiedergabe einer Landschaft, auf der der vorderste Grashalm nicht weniger scharf und deutlich als die entferntesten Berge erschienen, hatten sich die Wiener von solcher Arbeit, die nur die Güte des Apparats, Objectivs und der Platte pries, frei gemacht. In der Ausbildung der Technik gipfeln ihre neuesten Errungenschaften in der verschiedenartigen Anwendung des Gummidruck-Copier Verfahrens. Die Combinationsgummidrucke einzelner Mitglieder der Wiener Gesellschaft erregten auch auf der in Berlin wiederholten Ausstellung des Camera-Clubs Aufsehen, ja sie waren der Glanzpunkt der Ausstellung. Würde der naive Beschauer diese Bilder sehen, ohne ihren Werdegang zu kennen, so würde er sie unbedingt für die willkürlichen Erzeugnisse eines Künstlers halten. Diese Behauptung wird durch mehrere im Heft beigegebene Proben von Heinrich Kühn in überraschender Weise illustriert.

„Revue des Deux-Mondes.“ In der Nummer vom 15. August schreibt Pierre Leroy-Beaulieu über die transsibirische Eisenbahn und ihre Wirkungen. Er glaubt diese Linie werde vor allem den Handelsverkehr zwischen China und Russland, der heute nicht mehr als 75 Millionen ausmacht, beträchtlich steigern. Ein Brief wird statt in 4 bis 5 Wochen in 15 bis 18 Tagen von Europa nach China und Japan gelangen. Der längste Schienenstrang der Erde wird demnach nicht nur den Wert des Landes, das er durchmisst, erhöhen, sondern auch die beiden äußersten Enden der alten Welt innig verbinden. Es wird Europas Einfluss in Asien bedeutend erhöhen, und es zeigt sich schon heute, wo nur ein ganz kleiner Theil der Linie vollendet ist, dass die orientalischen Interessen Europas sich aus dem mittelländischen Meer nach Ost-Asien verzogen haben. Die Vorgänge des letzten Jahres im stillen Ocean seien nur die ersten Folgen der transsibirischen Bahn und die Vorläufer künftiger Ereignisse.

Im letzten Heft der **„Revue blanche“** (1. September) veröffentlicht Jules Bois einen der eigenartigsten Berichte über den im Juli zu London abgehaltenen Abolitionistencongress. Der Verfasser beschäftigt sich dabei hauptsächlich mit der gesellschaftlichen und — wenn man so sagen darf — der ästhetischen Seite der Prostitution in England, die seit 1866, dank den Bemühungen Josefine Butlers, der gesetzlichen Reglementierung entbehrt. Er wohnte den Sitzungen bei und gibt seine persönlichen Eindrücke von Menschen und Reden, vor allem der greisen Frau Butler, die noch immer an der Spitze der Bewegung steht. Und er besuchte auch mit großer Gewissenhaftigkeit alle Locale, in denen er lebendigere Studien der ihn interessierenden Frage machen zu können hoffte. Er constatiert mehrmals das Unfranzösische, Unästhetische der englischen Prostitution; Marguerite Gautier und selbst Liane de Pougy wären in London unmöglich. — Dasselbe Heft bringt mehrere ungedruckte Briefe verschiedener Persönlichkeiten. Einen von Barbey d' Aurevilly an einen Freund, G. S. Trébutien, in Caen. Unter vielem anderen berichtet er darin: „Ich bin in Passy der Nachbar Balzacs und will ihm, um höflich zu sein, mein Buch schicken. Eine Dame hat ihm jüngst Briefe von mir gezeigt (denn, mein Freund, nicht Bücher sind es, was ich am besten schreiben kann, sondern Briefe von drei Zeilen), und er hatte die Freundlichkeit, sie nach seinem Geschmack zu finden. Ich will mich ihm nun durch eine längere Arbeit empfehlen.“ Louis Blanc schreibt am 3. October 1870 in Paris einen Brief an Gambetta, worin er einen Freund und Collegen Ferdinand Gambon zu einer patriotischen That empfiehlt. Paris ist in größter Bedrängnis, Gambons Plan ist, Garibaldi zu holen. Blanc führt diesen Plan näher aus. Es ist nothwendig, dass die Provinz in stürmische Bewegung gesetzt wird, sonst ist Paris verloren. Die Preußen werden Paris nicht angreifen, sie wollen es bloß aushungern. In ihrem Rücken muss sich Frankreich erheben, um die feindliche Armee „zwischen zwei Feuer zu setzen“. Das zu bewerkstelligen sei Garibaldi der Geeignete; nicht als Italiener wird er kommen, sondern als „Soldat des revolutionären Kosmopolitismus“. — — In einem früheren Heft wird die Geschichte der Revision eines militärgerichtlichen Urtheils in Frankreich im Jahre 1778 erzählt und mit Documenten belegt. 1773 wurde der Brigadechef Bellegarde auf Grund der Verleumdung von Seiten eines Collegen cassiert und zu zwanzig Jahren Gefängnis verurtheilt. Die unermüdlichen Bemühungen seiner Frau hatten den Erfolg, dass fünf Jahre später — also erst unter Ludwig XVI. — der Fall zur neuerlichen Verhandlung gebracht und Bellegarde rehabilitiert wurde.

„North American Review“ bringt einen für seinen Verfasser äußerst charakteristischen Artikel über Bismarck aus der Feder Castelars. Er sagt, die moderne Welt verdanke ihre Gestaltung vier großen Apostaten: Peel, der der protectionistischen Idee abtrünnig wurde, Gladstone, der das conservative, Thiers, der das monarchische und Bismarck, der das feudale Princip aufgab. Aus diesen vier Apostasien sei das fortschrittliche Europa entstanden. Bismarck war, nach Castelar, vor allem ein großer Egoist; sein stärkstes Gefühl sei die Liebe zur väterlichen Scholle gewesen, die erweitert zu seiner gewaltigen Vaterlandsliebe wurde, die all seinen Handlungen zugrunde lag. Das sei das einzige Einheitliche an ihm gewesen; im übrigen mache sich eine merkwürdige Zwiespältigkeit bei ihm geltend. Ein altgläubiger Christ nach Tradition und Empfindung, habe er doch wie der jüngste Positivist gehandelt, in allen Fragen der Gesetzgebung und der Regierung. Obwohl von tugendhaftem Lebenswandel in seinem Privatleben, habe er doch keine moralischen Bedenken in der Politik gekannt und sei scrupellos in der Wahl seiner Mittel gewesen, sofern sie ihm nur wirksam schienen. Betrachtet man die romanischen Staatsmänner, wie Cavour, Garibaldi, Mazzini, dann scheinen sie wahrhaft classisch in ihrer Geschlossenheit und Harmonie; alles ist logisch, klar und consequent an ihnen, wie an allem Lateinischen überhaupt, während alles Germanische sich als unklar, verworren und von einer an Incohaerenz streifenden Sprunghaftigkeit darstellt.

„Emporium“. Im letzten Heft steht ein interessanter, reich illustrierter Aufsatz über den berühmten Pariser Medailleur L. O. Roty, der der Kunst des Münzenschneidens eine neue Richtung gegeben, ihr zu einer völligen Wiedergeburt verholfen hat. Auf ein eingehendes Studium aller bildenden Künste gestützt und von modernem Geist erfüllt, setzte Roty an Stelle der dürftigen, herkömmlichen Bildersprache, einen geistreichen, synthetischen Symbolismus, den er umso reicher ausgestalten konnte, als er die früher arg vernachlässigte Rückseite von Münzen mit in die Darstellung einbezog, und sie gewissermaßen zur Erläuterung der Allegorie auf der Vorderseite machte. Wohl vertraut mit den technischen und mechanischen Hilfsmitteln seiner Kunst, wie mit den Geheimnissen des Legierens, ließ er für den Guss seiner Medaillen eine Bronzemasse von dem grünlichen Goldton der japanischen Bronzen herstellen, oder eine schwärzlich-braune Composition, die an das Metall der schönsten Renaissancearbeiten erinnert. Frei von archaisierenden Bestrebungen, sind Rotys meisterhaft gezeichnete Figuren voll Leben und Bewegung. Von auserlesener Eleganz der Linien zeigen seine Frauen- und Kindergestalten als Familienzug eine gewisse jungfräuliche Keuschheit und anmuthige Würde. Die Sammlung der Roty'schen Medaillen bildet eine Art von Chronik, denn es gab während des letzten Decenniums wohl kaum ein öffentliches Ereignis in Frankreich, das nicht durch eine Denkmünze von seiner Hand verewigt wurde.

Spirka.

Erzählung von S. Jelpatjewsli.

Uebersetzt von Eugenie Kliorin.

(Fortsetzung.)

VIII.

Erst nach circa zehn Jahren traf ich mit Spirka wieder zusammen.

Ich reiste damals nach unserer Gouvernementsstadt, wohin ich versetzt wurde. Auf einer der letzten Stationen stieg in meinen Wagen eine prachtvoll gekleidete, hochgewachsene, schöne Dame, deren Haar an den Schläfen bereits grau zu werden begann; begleitet wurde sie von einem nach englischer Manier gekleideten jungen Mädchen in einem niedrigen Herrenstrohhut, einer hellen Blouse und einem grünen Rock; von zwei kleinen, sechs- bis siebenjährigen Mädchen, die einander sehr ähnlich waren und lange blonde Locken hatten, von einem Knaben in einer Realschulmütze und von einer hochgewachsenen hageren Gouvernante, welche mit den Mädchen sofort französisch zu sprechen anfieng. Das Gesicht der Dame mit dem an den Schläfen ergrauten Haar kam mir bekannt vor, und ich sann nach, wo ich dieses charakteristische, ein wenig männliche Antlitz gesehen haben konnte, mit diesen streng blickenden grauen Augen, dem dunkeln Flaum auf der Oberlippe, dem breiten, starken Kinn und der ganzen stattlichen Gestalt. Offenbar habe ich sie sehr aufmerksam gemustert, denn mein Nachbar, in dem ich einen alten Sagorskischen Bekannten erkannte, fragte mich:

Erkennen Sie sie denn nicht? Das ist Spirkas Frau...

Und da er sah, dass ich noch immer nichts begriff, fügte er hinzu:

Glasows Tochter, die Witwe ... Sie erinnern sich ihrer wohl, sie kam ja zuweilen nach Sagorsk. Diese da, in der Blouse, ist ihre Tochter vom ersten Mann, und jene drei sind Spirkas Kinder.

Er erzählte nun vom Hinwelken der Stadt Sagorsk, welches während meines Dortseins schon begonnen hatte: wie die Stadt allmählich menschenleer und die Kaufleute ruiniert wurden, wie das Leben im Kreise in ein ganz anderes Geleise kam. Jetzt gieng das Gespräch auf Spirka über.

Die wichtigste Neuigkeit habe ich Ihnen noch nicht mitgetheilt — sagte er. — Die Glasow'sche Fabrik arbeitet wieder, Spirka hat sie in Thätigkeit gesetzt. Er kaufte die Wechsel auf, und das Teufelsmoor hauptsächlich hat ihm dazu verholfen — dort wurden Torflager gefunden. Nun und dann heiratete er. Spirka ist jetzt eine bedeutende Persönlichkeit...

Er fuhr fort zu erzählen, wie Spirka nach der Gouvernementsstadt übersiedelte und was für eine bedeutende Persönlichkeit er dort geworden, wie glänzend die Geschäfte seiner Fabrik gehen und dass zum Mittelpunkt des Lebens von Sagorsk nach und nach die Vorstadt, die Fabrik geworden ist; ich aber rief mir alle Geschichten ins Gedächtnis, die von Glasows Tochter erzählt wurden: wie energisch sie handelte, um ihren Mann los zu werden, einen Trinker und Prasser, den sie ins Irrenhaus sperrte, und wie sie dann nach seinem Tode sich abplagte, lange Zeit in Moskau und Petersburg weilend, um die Fabrik vor der Versteigerung zu retten. Ich betrachtete aufmerksam Spirkas neue Frau, die schön gekleideten Kinder und das junge Mädchen, welches mit der Gouvernante französische Phrasen wechselte und eben solche kalte graue Augen, einen ebenso harten, herrischen Gesichtsausdruck besaß, wie ihre Mutter — und konnte mir Spirka unmöglich an der Seite dieser anglisierten Kaufmannstochter vorstellen, als Gatten dieser feinen Dame, als Vater dieser französisch plappernden, geputzten, lockigen Mädchen.

Auf dem Bahnsteig, vor den Fenstern unseres Wagens, stand, ein hochgewachsener stämmiger Herr mit einer weißen Cravatte,

einem funkelnden Cylinderhut und einem grauen Sommerpaletot. Ich erkannte ihn anfangs nicht, und erst als der solide Herr seinen Hut lüftete und lächelte — fielen mir Spirkas beschädigte Zähne in die Augen. Spirka hatte mich ebenfalls erkannt, und nachdem er seine Familie begrüßt, schritt er auf mich zu. Die Vergangenheit stieg mit einemmale so lebhaft vor mir auf, dass ich unwillkürlich „Wie gegangen, wen gehangen“ zu hören erwartete. Aber der solide Herr schüttelte mit seiner zähen Hand die meinige und sagte liebenswürdig:

Wie viel Sommer, wie viel Winter! Haben Sie mich erkannt? Freu' mich, freu' mich …

Er stellte mich seiner Frau und Stieftochter sofort vor, und ich muszte versprechen, ihn zu besuchen.

In einer Kalesche mit zwei herrlichen Trabern fuhr Spirka mit seiner Familie davon.

Das im Hintergrunde des Hofes befindliche große, einstöckige steinerne Wohnhaus Spirkas war von der Straße durch ein eisernes Gitter und einen schönen Blumengarten getrennt und hatte Spiegelfenster, eine massive steinerne Treppe und eine mit Schnitzwerk verzierte eichene Hausthür; dieses Spirka gehörige Haus sah wie eines von jenen abgesondert liegenden soliden Häusern aus, in denen nur solide Creditleute wohnen. Weiterhin sah man den mit Asphalt gepflasterten Hof, eine Reihe von nagelneuen Wirtschaftsgebäuden, einen weiten gepflegten Garten mit großen alten Bäumen; alles zeugte von einer behaglichen Kaufmannsexistenz.

Ich liebe es, die Einrichtung einer fremden Wohnung zu betrachten. Ein zurückgeschobener Sessel — wie eine unvollendet gebliebene Phrase eines eben unterbrochenen Gespräches — ein auf dem Tische liegendes aufgeschlagenes Buch, eine vergessene weibliche Arbeit, irgend eine Bagatelle, eine alterthümliche, originelle Chiffonniere mit alterthümlichen originellen Sachen, ein Porträt an der Wand, ein Bildchen, ein Kupferstich, ein altes Album, das sind Theile des Menschen, Stückchen seines Lebens, Ueberbleibsel der Vergangenheit …

Im Gehirn entstehen unklare Vorstellungen, man beginnt darüber nachzusinnen, wer auf diesen Stühlen gesessen, wovon hier gesprochen wurde, was den Leuten lieb und theuer ist und woher sie gekommen …

Etwas Ungemüthliches, Unwohnliches — als ob er erst gestern eingerichtet worden wäre — hatte dieser große Saal an sich, wohin der Bediente mich geleitet, diese ermüdend langen und ermüdend einförmigen Reihen von Stühlen, dieser allzu glänzende Parkettboden mit dem farbigen Muster, dieser allzu neue und allzu funkelnde Kronleuchter aus Bronze, der von der mit Stuccaturarbeit geschmückten Decke herabhieng, diese grünen Palmen in eleganten Körben, diese schlechten Bilder in guten Rahmen … Und das alles schien zu sehr geputzt und zu sehr poliert, gleichsam absichtlich mit Lack bedeckt worden zu sein, damit nicht irgendwo eine Erinnerung haften bleibt; und alles schien absichtlich aus dem Zimmer entfernt worden zu sein, was von der Vergangenheit, vom Geschmack, von Anhänglichkeit an etwas, vom Leben zeugen könnte. Es war eine Art möblierter Salon in einem nobeln Hotel, das soeben für den Collectivgeschmack der Reisenden eingerichtet worden ist und ebenso wenig von individuellem Geschmack zeugt, wie die Stühle in Hotelzimmern an diejenigen erinnern, die darauf gesessen …

Spirka erzählte mir von unserem Sagorsk das, was ich schon zur Hälfte wusste.

Eine todte Stadt und todte Menschen … Nur meine Fabrik hält sie noch aufrecht, meine Arbeiter sind für sie eine Nahrungsquelle … Erinnern Sie sich des Leontius Nikiforowitsch? Er ist jetzt eine Null … Ganz heruntergekommen … Wahrscheinlich erinnern Sie sich auch seines Sohnes, des Nikischka … — in Spirkas Augen leuchtete eine hämische Freude auf — er dient jetzt bei mir, in der Färberei, habe ihn nur aus Mitleid aufgenommen …

Ich hörte zerstreut zu und schaute ihn an und wollte den früheren Spirka hervorsuchen. Vor mir saß ein solider Herr in einem tadellosen grauen Sommeranzug, mit gesetzten Manieren, mit einem vollen, ein wenig aufgedunsenen Gesicht, mit einem nach der Mode zugestutzten Bart und sprach langsam, gedehnt in einem für mich neuen Accent. Nur die Nasenflügel bewegten sich wie ehemals, und von Zeit zu Zeit wurde sein Blick unruhig und die Augen begannen boshaft zu funkeln.

Endlich kam der Knabe von seinem Spaziergang im Garten zurück. Wie ich auch vermuthet hatte, handelte es sich um keine ernstliche Erkrankung, aber Spirka ließ mich nicht fort und lud mich zum Mittagmahl ein.

Beim Mahl gieng es förmlich und wohlanständig zu. Ein Lakai in Frack, weißer Halsbinde und weißen Handschuhen reichte die Speisen herum. Spirka, noch majestätischer und in zugeknöpftem Rock, setzte das im Schreibzimmer begonnene Gespräch fort. Er äußerte sich sehr beifällig über die russisch-französische Allianz — zu jener Zeit war dieses Thema noch neu.

— Jetzt steckt der Deutsche in der Klemme. Früher konnte Bismarck mit unseren Rubel speculieren, jetzt aber, da hat er … er zeigte eine Feige.

Und auch über die innere Politik sprach er. Aeußerte sich beifällig über das Dorf.

Wenigstens irgend eine Behörde haben sie jetzt … Immerhin sind jetzt den Bauern Zügel angelegt worden, früher war es doch nicht mehr zum Aushalten. Besonders in den Waldgeschäften …

Er sprach über Handel, Tarife, Zölle und billigte alles.

Es ist schon Zeit, aufzuhören, mit unserem russischen Gelde die Ausländer zu füttern. Wollen wir lieber selbst davon essen.

Spirkas Frau lauschte schweigend und mit gleichgiltigem, gelangweiltem Gesicht diesen offenbar längst von ihr gehörten Reden und nur als Spirka Bismarck die Feige zeigte, runzelte sie ärgerlich die Stirn und sagte schroff:

— Spiridon Kondrattjitsch …

Ihre Tochter, in derselben hellen Blouse und dem grünen Rock, wechselte mit der Gouvernante französische Phrasen und mir schien, dass sie extra für mich ein paarmal Nizza erwähnte und verächtlich die Achseln zuckte, wenn der gierig essende Spirka zu grunzen begann; die lockigen Mädchen saßen still wie Puppen.

IX.

Ich bekam Lust, Spirka in der Rolle eines „socialen Factors“ zu sehen. In der Versammlung des Stadtrathes, in die ich gerieth, wurde die Frage über die Einführung einer Sanitätscommission und über die Anstellung eines Sanitätsarztes erörtert. Der Secretär las träge den Bericht des Polizeiamtes vor, die Rathsmitglieder hörten gleichfalls träge zu. Als man zur Stelle des Berichtes kam, wo die Einführung einer Sanitätsinspection über die Nachtquartiere und Arbeiterwohnungen besprochen wurde, stand Spirka auf und begann voll Haltung, im Tone eines gewohnten Redners, zu sprechen. Anfangs verstand ich nichts.

Diejenigen, welche zum Beispiel, und die beispielweise … um es gerade herauszusagen … Aber Spirka kam bald ins Reden hinein und sprach mit Ueberzeugung.

— Auch mit ihnen muss man Mitleid haben … Zum Beispiel, da miethet ein Soldat eine Wohnung und nimmt für die Nacht Leute auf … Nun kommt der Arzt, misst mit der Elle aus und sagt, dass zu wenig Luft da sei, — die Wohnung zu! Nehmen wir noch die Unternehmer… — Er wandte sich zur hinteren Bank, wo Leute in langschößigen Röcken und mit kreisförmig beschnittenem Haar saßen. — Vielleicht besteht das Artel aus zehn Mann, sagen wir aus Maurern und Steinhauern … Auch da wird der Sanitätsarzt mit der Elle die Luft messen … Was soll denn das heißen? fuhr er lebhaft fort, auf solche Weise kann er zu mir oder zu dir, Jerofsei Nikitytsch, kommen — er stieß seinen Nachbarn an — und verlangen, man soll den Arbeitern Beefsteaks vorsetzen …

In der Versammlung begann man zu lachen, von der hinteren Bank ertönten beifällige Ausrufe, Spirka aber sprach streng und vorwurfsvoll, sich an die Rathsmitglieder wendend.

— Der Sanitätsarzt wird in den Mühlgruben schnüffeln, und wir sollen ihm dafür zwei tausend zahlen … Wir lebten ohne Aerzte und waren Gott sei Dank gesünder …

In der Versammlung entstand ein Lärm. Der ehrwürdige, graubärtige Vorsitzende benützte einen Moment der Stille und wandte sich entschuldigend an Spirka.

Ich hatte doch die Ehre dem Rathe zu melden, Spiridon Kondrattjitsch. Vom Gouverneur ist ja ein Schreiben eingelaufen, hinsichtlich der Epidemie u. s. w. Seine Excellenz findet es an der Zeit und empfiehlt dringend … Was können wir dabei, der Rath hat's ja nicht selbst …

Spirka machte eine unwirsche Handbewegung und knurrte laut:

— Nu, schwatzen Sie nur … Ich werd' mich nicht einmischen.

Er wurde übrigens in diesem Moment unterbrochen. Auf der entgegengesetzten Bank, wo die Intelligenten saßen — wie man sie im Rathe nannte — erhob sich ein Mitglied, der städtische Friedensrichter.

— Ich bin mit Spiridon Kondrattjewitsch einverstanden: die obligatorischen Bestimmungen werden ihren Zweck nicht erreichen, hier muss einfach ein städtisches Nachtquartier errichtet werden. Aber Sie waren doch dagegen — er wandte sich an Spirka — als ich im vorigen Jahr das Project vorbrachte.

Spirka begann so zornig zu schreien, dass ich zusammenfuhr.

— Und werde immer dagegen sein … Ich überlasse es Ihnen, dieses Lumpenpack aufzulesen. Das Gesindel wird aus allen Dörfern zu Ihnen kommen. Was ist denn das für ein Mensch fuhr er fort, als von der entgegengesetzten Seite einige Ausrufe ertönten — der sich in Nachtquartieren herumtreibt! Das ist ja ein Auswurf, der sich selbst verloren hat, ein Trunkenbold, ein Dieb…. Nun schön — sagte er ironisch — bauen Sie ihm geräumige Gebäude — willkommen, Halunke Iwanytsch, wie haben Sie geruht, wünschen Sie nicht vielleicht Thee mit Semmeln?

Nein, das ist keine Art … — begann er wieder solid und ernst zu reden. — Die Stadt hat ja Schulden auf dem Halse, man muss ökonomischer sein und diese Dummheiten sich aus dem Sinn

schlagen ... Und dann hat die Stadt Geschäfte mehr als genug ... Eine Parallelclasse muss in der Realschule eingerichtet werden, so viel Jahre berathen wir schon über eine Gewerbeschule. Und ferner der Garten ... Wenigstens gehört zehntausend dazu, um irgend etwas zustande zu bringen. Anderorts findet man Blumengärten, Musik, aber bei uns, zum Beispiel, haben die Familien keinen Vergnügungsort ...

Die Sitzung zog sich abermals träge hin, und Spirka wurde erst dann wieder lebhafter, als der von demselben Friedensrichter gemachte Antrag über die Vermehrung der städtischen Elementarschulen erörtert wurde.

— Genug hat man schon gebaut ... — schrie Spirka. Der Knabe, muss dem Vater und der Mutter helfen, anstatt in der Schule herumzulungern. Genug Halunken, die des Lesens und Schreibens kundig sind, sitzen in den Zuchthäusern und bilden Diebsbanden. Auch von der Universität sind dort welche ...

Die Freibibliothek wurde nicht genehmigt, aber die Kleinbürger stimmten zu Gunsten der Schulen, und ungeachtet der Proteste Spirkas wurde deren Vermehrung beschlossen.

Zuletzt wurde der Bericht der Wohnungssteuercommission verlesen über das Stimmrecht der Miether.

— Ich versteh' es ... — begann Spirka wieder mit seiner knarrenden, heiseren Stimme zu schreien. Ich versteh' es sehr gut, doch das sind alte Faxen, fort damit! Ich, zum Beispiel, habe ein Haus, Grundvermögen, und wie viel allerhand Steuern muss ich zahlen!... Oder ich habe ein Geschäft, eine Nahrungsquelle für die Leute ... Er aber kommt wer weiß woher, zahlt zehn Rubel und will sich im Magistrat breit machen ... Nein, dafür bedank' ich mich.

Abermals erhob sich in der Versammlung unbeschreiblicher Lärm und unter Rufen: „nicht debattieren," „ausschließen" schloss das Stadthaupt die Session.

Obgleich ich Spirka gut kannte, so wunderte ich mich doch unwillkürlich über seine ungezwungene Haltung im Magistrat: er schrie, unterbrach die Sprechenden, schaltete nicht immer tadellose Bemerkungen ein und benahm sich überhaupt wie in seiner Herberge. Ich hatte nun jenen Spirka gefunden, der zu schreien und an die Gurgel zu springen pflegte, und als er mit grün gewordenen Augen, zitterndem Bart und gefletschten Zähnen den Friedensrichter wüthend anschaute, da fiel mir unwillkürlich jenes Wolfsgesicht mit den klappernden Zähnen ein, das ich einst an Wassilissas Bett sah ...

Und auch die aufgeregte, schreiende Versammlung machte mich staunen. Lebhaft entsann ich mich noch des Stadtrathes vor 15 bis 20 Jahren, den ich zu besuchen pflegte. Anständig und friedlich verliefen damals die Sitzungen. Das Stadthaupt schlummerte während derselben, der allwissende, allbeschließende Secretär verlas ruhig und sicher die Berichte und wandte sich zum Schluss an die Rathsmitglieder:

— Also angenommen!

Und der Rath hielt Rath. Die ehrwürdigen Graubärte schnauften, bewegten die auf dem Bauch zusammengelegten Finger, seufzten und schämten sich zu reden, wenn es jedoch nöthig war, legten sie schwarze Kugeln hin. Das Amt eines Rathsmitgliedes galt für ehrenvoll, gab das Recht im Magistrat zu sitzen und verpflichtete nicht zum Besuch der Sessionen: der nach Uebereinkunft gewählte Ehrenbürger sprach seufzend: man muss nützlich sein ... Und zu jener Zeit gab es weder Spirkas Bank, noch die der Intelligenten, sondern alle bildeten einen Haufen.

Ich stieg mit dem Friedensrichter die Treppe des Rathhauses hinab: Spirka, der sich unten ankleidete, sagte zu jemand:

— Wir kennen schon diese Leser ...*) Vor allen Dingen werden sie aufhören die Kirche zu besuchen und später die Eltern zu ehren ...

Das Ende der Phrase hörte ich nicht mehr.

Mein Begleiter erklärte mir Spirkas System. Schon während der ersten Wahlen führte er eine gänzlich neue Manier der Wahlagitation ein. Zusammen mit zwei, drei alten Mitgliedern errichtete er eine Art Wahlbureaus in drei Wirtshäusern, welche am häufigsten von den städtischen Wählern besucht wurden. Den Wirten wurde der Befehl gegeben, den Wählern auf Spirkas Rechnung Getränke zu verabreichen, und seine Untergebenen verbrachten ganze Tage in separierten Zimmern und bewirteten das Publicum. „Acht Hunderter sind draufgegangen" ... klagte später Spirka selbst.

Je gründlicher ich das Stadtleben kennen lernte, desto mehr überzeugte ich mich davon, welch bedeutende Persönlichkeit Spirka geworden ist. Er war Curator der Realschule, welche sein Sohn besuchte, Kirchenältester der Kathedralkirche und betheiligte sich an den Sitzungen der städtischen Bankverwaltung, wo er gleichfalls nach eigenem Gutdünken schaltete. Häufig sah ich Spirka im Circus, er veranstaltete nicht mehr Hundehetzen, dafür aber wurde er ein großer Verehrer des Circus und fehlte besonders an denjenigen Tagen niemals, wenn im Theaterzettel ein Athletenkampf angekündigt wurde, oder wenn Thierbändiger kamen, die in die Löwen- und Tigerkäfige traten. Und in den Pausen war Spirka immer von einem Menschenhaufen umringt und seine schreiende, heisere Stimme konnte man von weitem hören.

Aber sonderbar! Trotz des imposanten Aeußern, des monumentalen Hauses, trotz der Millionen und der soliden Stellung in der Stadt behielt Spirka diesen Namen bei, und in der Stadt wurde er hinter dem Rücken von niemandem anders genannt: und ungeachtet dessen, dass er durch sein Ehebündnis mit Glasows Tochter die ältesten Kaufmannsfamilien in unserem Gouvernement zu Verwandten bekam, mieden ihn doch die alten Kaufleute, nannten ihn „Schinder" und sprachen mit einem Anflug von Verachtung: „Spirkas Haus", „Spirkas Kunststück", „Spirkas Hokuspokus".

— Er fliegt hoch hinaus, wo wird er wohl niederfallen!... hörte ich oft sagen.

Augenscheinlich glaubten sie, wie die Kaufleute von Sagorsk, Spirka werde das Genick brechen, und irrten gleichfalls. Spirka wurde immer mächtiger und ich sah es mit an, wie seine Macht vor einigen Jahren ihren Höhepunkt erreichte, als Iwan Alexandrowitsch Katschinin, Gutsbesitzer in unserem Gouvernement und Sohn eines Adelsmarschalls, Theilhaber und Director der „Glasow'schen Manufactur" wurde.

(Schluss folgt.)

*) Religiöse Secte.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

„Observer." Es war zweifellos eine zeitgemäße Idee, ein Bureau in Wien zu gründen, in welchem alle hervorragenden Journale der Welt (in deutscher, englischer, französischer und ungarischer Sprache) unter besonderer Berücksichtigung der österreichischen Tagesliteratur gelesen werden, um den Abonnenten jene Zeitungsausschnitte zuzusenden, welche sie persönlich (oder sachlich) interessieren. Die riesige Arbeit, welche dem Einzelnen dadurch erwächst, aus allen wichtigen Blättern die ihn interessierenden Zeitungsnotizen zu suchen, entfällt nunmehr, da das Bureau „Observer", welches behördlich concessioniert ist und in Wien, IX. Türkenstraße Nr. 17, seinen Sitz hat, diese Sammelarbeit besorgt und seinen Abonnenten jene Zeitungsausschnitte regelmäßig zusendet. Der „Observer" zählt trotz seines kurzen Bestandes Minister, Abgeordnete, Diplomaten, alle hervorragenden Bankinstitute, Industrielle, Künstler, Handelskammer u. s. w. zu seinen Abonnenten.

Foulard-Seide 65 kr. — bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten Dessins und Farben

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste &c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins &c.)

Zu Roben und Blousen ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend. 766

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Nach der Confiscation zweite Auflage.

Die Zeit.

XVI. Band. Wien, den 17. September 1898. Nummer 207.

Katastrophen-Politik.

Confisciert.

Nach all dem, was vorangegangen ist, konnte nichts im Munde dieser Regierung überraschender wirken, als die sonst so selbstverständliche Aufforderung zur Einstellung oder Milderung der gegenseitigen Feindseligkeiten im Innern. In der That hat es auch einer außerordentlichen Katastrophe bedurft, um diese Regierung zu solcher Einkehr zu bewegen. Wer aber nur erst durch die brutalen Kolbenstöße blinder Schicksale auf den richtigen Weg gewiesen wird, der mag alles andere eher sein, ein Regierungskünstler ist er sicher nicht. Gewiss, irren ist menschlich, und auch dem großen Staatsmann kann ein Irrthum widerfahren. Aber das ist sicher kein Staatsmann, der sich von einem einmal begangenen Fehler zu einem noch größeren und größten treiben läßt, bis eine exorbitante Katastrophe ihm Ernüchterung bringt. Der echte Staatsmann ist der ewig nüchterne Rechner, der Schritt für Schritt die Activ- und Passivseite seiner Unternehmungen veranschlagt. Er steht über seinen Irrthümern und gibt sie auch von selbst auf, sobald das Irrationelle seines Thuns sich zeigt, längstens sobald der Wert der aufzuwendenden Mittel den des angestrebten Zwecks zu übersteigen beginnt.

Wenn Oesterreich in diesen anderthalb Jahren, in welchen es zwei Dutzend Minister verbraucht hat, auch nur einen besonnenen Staatsmann an der Spitze gehabt hätte, hätte die friedliche Wendung, die jetzt so unvermittelt von Regierungsfreunden befürwortet wird, ohne eines außerordentlichen Menetekels zu bedürfen, aus einfachen vernünftigen Erwägungen schon längst herbeigeführt werden müssen. Man ziehe einmal das Facit der ganzen anderthalbjährigen Regierungsaction, und man wird staunen über die Unvernunft, zu der es emporgewachsen ist. Graf Badeni erließ die Sprachenverordnungen, um dadurch die sechzig jungczechischen Stimmen für den von ihm abgeschlossenen, notorisch schlechten ungarischen Ausgleich zu gewinnen. Um die Sprachenverordnungen entsteht ein hitziger Streit. Und was ist das Ende? Statt das Grundübel, den Badeni'schen Ausgleich, zu verbessern, erneuert und bestätigt ihn Graf Thun, um — um dadurch mit Hilfe der scrupelfreien ungarischen Regierung und des § 14 die Sprachenverordnungen aufrecht erhalten zu können. Das ist denn doch das Schulbeispiel eines circulus vitiosus. Wollte man es riskieren, den Ausgleich, im Fall unüberwindlicher parlamentarischer Widerstände, ohne Parlament zu machen, dann hätte man doch wahrlich nicht durch die Sprachenverordnungen die jungczechischen Parlamentsstimmen zu erkaufen gebraucht, von denen die Regierung ja selbst im schlimmsten Fall auch nichts Aergeres zu befürchten hatte, als eine Obstruction.

Confisciert.

Confisciert.

Man braucht nur solchermaßen Ausgangs- und Endpunkt dieser Regierungsaction miteinander zu vergleichen, um das Irrationelle des Vorgangs einzusehen. Bei einiger Besonnenheit hätte die Regierung es schon längst begreifen und die falsche Bahn verlassen müssen. Wer so kurzsichtig ist, dass er die Mauer erst bemerkt, wenn er mit dem Kopf darauf gestoßen wird, der läuft Gefahr, bei der nächsten Wendung abermals in irgend eine andere Mauer hineinzulaufen. Das ist denn auch ungefähr die Art österreichischer Regierungen in den letzten Jahrzehnten gewesen. Immer musste erst eine Katastrophe kommen, ehe die Regierung sich eines Besseren besann. Kaum aber war die Katastrophe überstanden, verfiel man wieder in die alten Fehler. Die ganze neuere Geschichte der inneren Politik Oesterreichs besteht aus verfehlten reactionären Experimenten, unterbrochen durch zeitweilig bessernde Katastrophen. Fürst Metternich tyrannisierte so lange darauf los, bis die Revolution seiner Thätigkeit ein Ziel setzte. Die Regierung gab in aller Eile dem Volke die geforderten Freiheiten. Aber kaum war die Revolution zu Ende, so wurden 1849 auch die Freiheiten zurückgenommen, und die Reaction trat neuerdings ihre Herrschaft an, bis der unglückliche italienische Feldzug 1859 ihrem Treiben Einhalt gebot. Die schönen Hoffnungen, die man an das Octoberdiplom knüpfte, wurden schon 1861 wesentlich eingeschränkt und 1865 mit der Verfassungssistierung vollständig vernichtet, bis endlich 1866 die Katastrophe von Königgrätz hereinbrach. Wenige Jahre nach der 1867er Verfassung versuchte das Ministerium Hohenwart 1871 einen Rückfall, der aber rechtzeitig aufgehalten wurde. Erst dem Grafen Taaffe 1879 gelang er. Mit großem Geschick wurden dann die Völker auseinanderregiert, bis 1889 der erschütternde Todesfall des Kronprinzen die Regierung zur Besinnung ruft. Sie knüpft die deutsch-czechischen Ausgleichsverhandlungen an, doch die versöhnliche Stimmung reicht nicht so lange, als der böhmische Ausgleich zu seiner Durchführung braucht, und alsbald wird mit dem Auseinanderregieren wieder von vorne angefangen. Diesmal ist es aber sehr gründlich betrieben worden, wie die Trostlosigkeit der gegenwärtigen Verhältnisse beweist. Wenn erst und nur eine traurige Katastrophe die Wendung zum Besseren bringen soll, so könnte selbst daraus noch nicht viel Trost für die Zukunft erwachsen. Denn dann ist zu befürchten, dass die alten Unbesonnenheiten über kurz oder lang zurückkehren werden. Ein echter Staatsmann muss auch ohne Katastrophen den richtigen Weg zu finden wissen. K.

Die militärischen Gesichtspunkte der vom Czaren angeregten Action.

Nur weil die Schriftleitung das Thema so stellte, nehme ich diese Ueberschrift. Für mich gibt es zunächst noch keine specifisch militärischen Gesichtspunkte. Das ist der große Fehler, der — unabsichtlich, aber auch böswillig — von den Culturbremsern (man könnte auch sagen: von den Feinden der Religion und des Christenthums) gemacht wird, dass sie die großartige Czarenbotschaft heute schon militärisch-technisch beleuchten oder gar anfassen wollen. Der Appell des Czaren ist nicht an die Kriegsministerien der Culturstaaten, er ist — der noch üblichen Form halber — an die Regierungen, in Wirklichkeit aber direct und ganz unmittelbar an jeden einzelnen Zeitgenossen, an die Völker als solche, an die Culturwelt als Ganzes gerichtet. So haben wir die Kundgebung aufzufassen; so muss auch die Antwort erfolgen. Nicht die Kriegsministerien haben das erste Wort; wir, jeder einzelne unter uns, hat das erste und hat auch das letzte Wort in der Sache. Wir sind gefragt.

Sie, sehr geehrter Leser, sind gefragt und auch Ihre Frau ist gefragt: Ihre Hausgenossin ist gefragt, auch wenn Sie sie noch als „Dienstmädchen" bezeichnen oder gar behandeln, und der Setzer dieser Niederschrift ist gefragt. Gefragt sind „auch" die Fürsten, sind „auch" die Minister, sind „auch" die Zeitungsgewaltigen, aber sie entscheiden nicht. Wir entscheiden; der Volkswille, wie er sich aus der Summe aller selbständigen und unabhängigen Einzelwillen ergibt, entscheidet. Einzig und nur auf unser Wollen kommt es an: ob wir, der einzelne Engländer, der einzelne Schweizer, der einzelne Oesterreicher noch länger unter „Krieg in naher oder ferner Sicht" leben, oder ob wir eintreten wollen in die kriegslose Zeit. Der heutige Nur-Waffenstillstand, den man heuchlerisch „Friede" nennt, ist kein Zustand, würdig einer in der Erkenntnis wachsenden, zur Vernünftigkeit heranreifenden Culturwelt. Was bisher genügte, genügt deshalb noch nicht auf die Dauer. Nicht viele Worte wollen wir in dieser Beziehung an die Vergangenheit verschwenden; nur dieses: Es war so; es hat (meiner Vorstellung vom Wesen der Weltordnung nach) auch so sein müssen; folglich war es (auch wieder meiner Vorstellung nach) gut so. Jetzt aber hat der Czar uns gefragt, ob wir der Meinung sind, dass alles das, was bisher „gut so" war, in alle Ewigkeit hin so bleiben soll; ob die Menschen von 1905 nach Christi Geburt dieselbe Auffassung von „gut so" haben müssen, wie die Menschen von 1905 vor Christi Geburt.

Der Czar weiß, dass die Allmacht nicht hernieder steigt und uns Weisungen über die Zukunftsgestaltung unseres Erdenlebens gibt; deshalb unterbreitet er uns Vorschläge, wie, nach seiner Erkenntnis vom Wesen des Allmachtgesetzes, es an der Zeit ist, dass wir unser Leben einrichten. Der Czar weiß, dass sein kaiserlicher Vetter, der König von Preußen, so groß auch die Hoffnungen sind, die viele an seine Palästinareise knüpfen, doch schwerlich neue Gesetztafeln auf dem Berge Sinai in Empfang nehmen wird: deshalb schlägt er vor, dass wir uns selbst die Gesetze geben, nach denen wir fortan miteinander leben wollen. Der Czar weiß und spricht es mit klaren und schönen Worten aus: „Im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre hat der Wunsch nach einer allgemeinen Beruhigung in dem Empfinden der civilisierten Nationen besonders festen Fuß gefasst"; deshalb fordert er uns auf, diesen Wunsch in Thaten umzusetzen. All dieses geht den uniformierten Menschen und dessen Verwaltungsorgane nicht mehr an, als jeden anderen Menschen. Der Czar stellt ja die Befähigung der Nationen zum Kriegführen nicht in Abrede, noch sinnt er darauf, wie er die Völker entkräften oder in ihrer Gesundung aufhalten könnte. Der Czar ist nur der Ansicht, dass die zur Vernunft gelangenden Völker ihre Kraft und ihre Intelligenz, ihre Religiosität und ihre Gesundheit, ihr Wissen und ihre Pflichttreue besser in den unmittelbaren Dienst der Volkswohlfahrt, als zur Verfügung eines Schlachtengottes altjüdischer Herkunft stellen.

Für den Vorschlag des Czaren sind Soldatenthum und Abrüstung, Friedensconferenz und Schiedsgericht nur Begleiterscheinungen; sind nur die aus dem gewordenen Frieden heraus zu folgernden Selbstverständlichkeiten, an die man im Moment zwar schon denken kann, durch deren übereilte Besprechung und Ergründung man aber die Gemüther und Köpfe unnöthig verwirrt und den denkträgen und blutleeren Gesellen nur Verschanzungen hinstellt, hinter denen sie ihre schadhaften und gebrechlichen Gründe auffahren.

Wenn man in einer Stadt heute den Entschluss fasst, den gesammten bisherigen Pferde-Straßenbahnverkehr in elektrischen umzuwandeln, so werden zwar auch eine ganze Anzahl Menschen sofort an all die tausend, vielleicht mehr als tausend, damit zusammenhängenden Folgerungen: Pferdeverbleib, Erwerb für die Pferdezüchter, Futterlieferanten, Schmiede, Bauleute (Ställe), Wolldeckenlieferanten, Sattler u. s. w. denken; ein eifriger Thierschützer erhebt sogar vielleicht Einspruch, weil er Tausende von Spatzen in ihrer Ernährung bedroht sieht — wer aber von den bestimmenden Männern ließe sich in seiner Entschließung, wer von den Einwohnern ließe sich in seiner Freude an dem Neuen durch solche Erwägungen beirren? Ist nur erst die Bereitwilligkeit da, ist der Entschluss gefasst, den Vervollkommnungsschritt zu thun, dann erledigen sich die Nebenfragen von selbst. So auch ergibt sich die Abrüstung, wenn nur erst der Friedensgedanke platzgegriffen hat, ganz von selbst.

Der Champagnerrausch, den sich die Franzosen 1896 in Petersburg holten, war allerdings etwas dauerhaft. Neben allen anderen Beseitigungsmitteln der letzten Zeit und der letzten Tage wird auch das Pulverchen seine Wirkung nicht verfehlen, das ihnen der Czar soeben ganz unvermerkt beibrachte: „Im Namen des Friedens haben große Staaten mächtige Bündnisse miteinander abgeschlossen"; heißt: entweder wurde, gleich dem Dreibund, auch das russisch-französische Bündnis „im Namen des Friedens" abgeschlossen, oder, was das Wahrscheinlichere, es existiert überhaupt nicht. Wenn daraufhin und infolge einer überhaupt fühlbar werdenden gesunden Ernüchterung der Gesammtzustand Frankreichs sich erst soweit gewandelt haben wird, dass der einzelne (bessere) Franzose fähig ist, die Botschaft im richtigen Sinne auf sich wirken zu lassen: wenn man erst an der Seine à bas la guerre rufen wird *); wenn das amtliche Frankreich, gedrängt von seiner Regierung, — dem Volkswillen — erst öffentlich erklärt haben wird: „das Volk Frankreichs ist der Friede", dann reifen Abrüstungs- und Schiedsgerichtsfragen mit so erstaunlicher Schnelle, dass alle Betrachtungen darüber durch die selbstverständlichen Geschehnisse überholt werden. Wenn der Compagniechef erst gelegentlich der Recrutenvereidigung in Verlegenheit geräth, wie er die jungen Soldaten für den ersten Kriegsruf begeistern soll, weil er selbst davon überzeugt ist, dass wir bereits in der kriegslosen Zeit leben; wenn erst dem kriegseligsten Husarencommandeur die „blutgewetzten Klingen" in der Kehle stecken bleiben, weil er merkt, dass die kleinen Lieutenants verschmitzt lächeln: „is ja nicht mehr"; wenn erst der Ehrlichkeitsdrang im obersten Kriegsherrn beim feierlichen Parade-Essen den Gedanken „Im Ernstfalle auch vor dem Feinde" unterdrückt, weil er sich sagt: Dieser Ernstfall kommt nicht — dann ist es Zeit, an die Abrüstung zu denken. Dann braucht sich aber weder Zeitung, noch Zeitschrift, weder Volksvertreter, noch Privatpolitiker sehr darum zu kümmern oder zu sorgen. Das machen dann die großartigen Organisationstalente, die in allen europäischen Heeren heutzutage leben, und machen es mit derselben Promptheit und Gewissenhaftigkeit, mit der bis zur Stunde die Vorbereitungen zu dem angesagten, von Zeit zu Zeit bestimmt versprochenen, nun aber endgiltig abbestellten Weltbrand getroffen wurden. Das weiß nicht nur der Soldat, der, wie es mir vergönnt war, während voller fünfundzwanzig Jahre zu Kriegs- und Friedenszeiten inmitten dieses unübertrefflich-großartigen Getriebes eines modernen (des preußisch-deutschen) Heerwesens stand, und — im damaligen Kriegsglauben — ebenso begeistert auf den Krieg hin wirkte, wie ich jetzt — in der Gewissheit der angebrochenen kriegslosen Zeit — deren Vorbereitung als meine Lebensaufgabe betrachte: das weiß man, sollte man wenigstens allenthalben, auch „im Volke", wissen und sollte sich um das technische, mitorganisierende Wie nicht sorgen.**)

„Ueber die militärischen Gesichtspunkte der vom Czaren angeregten Action verweigern die uns bekannten militärischen Schriftsteller jede Auskunft," schreibt der Herausgeber einer Zeitschrift. Das will ich glauben. Wer kann Auskunft geben, wo auch nicht das allergeringste beschlossen, vorbereitet oder besprochen, kaum darüber nachgedacht wurde. Selber darüber nachdenken werden die Herren nicht gewollt haben: hat auch sein Bedenkliches, weil das wirkliche „Wie" doch erst im entscheidenden Moment bestimmt wird, dann aber ganz und gar und in allen Einzelheiten davon abhängt, in welchem Grade der Friedensgedanke sich der Völker und der amtlichen Organe im jeweiligen Zeitpunkte bemächtigt hat. Um mit dieser Vorstellung bei sich fertig zu werden, ist nothwendig, sich zu vergegenwärtigen: die kriegslose Zeit kann und wird nicht der Ausfluss eines einseitigen Wunsches, selbst nicht die Vollstreckung eines mächtigen Willens sein: die kriegslose Zeit, auf deren Schwelle wir stehen, dürfen wir uns nur als das Ergebnis einer rückhaltlosen und auch in gewissen Einzelheiten abgeklärten Uebereinstimmung unter den maßgebenden Culturvölkern denken.

Dabei steht aber das eine heute schon fest: Schwierigkeiten bezüglich des Abrüstungverfahrens gibt es nicht. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg: wo ein Volkswille ist, da gibt es sogar viele Wege: wo aber gar der Wille der Mächtigen sich mit dem Willen des Volkes verbündet, da thun sich ungezählte Wege auf. Wer die Summe von Intelligenz und Pflichttreue, von Organisationstalent und emsigem Fleiß kennt, mit der in allen Armeen der Culturwelt das Heerwesen geleitet wird, der sorgt nicht um die Einzelheiten des Abrüstungsprogramms. Ob man zuerst die Truppen aller Nationen soundsoviel Kilometer, und allmählich immer weiter, von der Grenze abrücken lässt: ob man zunächst je eine Haupt-Grenzfestung, und nach und nach mehrere, zur offenen Stadt erklärt; ob man die Procentzahl der unter der Fahne Stehenden feststellt und allmählich verringert: ob man Vereinbarungen bezüglich der Heeresausgaben trifft: ob man plötzlich eine Recrutierung ganz überschlägt: ob man den Ausfall der großen Manöver für ein Jahr verabredet: ob man die bestehende Organisation vorläufig beibehält und nur die Stärken verringert: ob man erst ein, dann ein nächstes Armeecorps eingehen lässt: ob man die kleineren Staaten zunächst gänzlich abrüsten lässt und neutral erklärt: ob man gewisse Meeresengen, Canäle und dergleichen für jeden Kriegsverkehr sperrt; ob man die Abrüstung gleichzeitig auf alle Erdtheile ausdehnt oder allerlei Vorbehalte macht; ob und wie bald man daran denkt, den bisherigen Berufssoldaten, den Officieren, namentlich den jüngeren eine anderweite Lebensbethätigung anzuweisen (Lehrer; Innencolonisation); ob man

*) Wir hatten diesen Artikel schon in Händen, als, wenige Tage darnach, die Bevölkerung in Frankreich die auf dem Manöverfelde eintreffenden fremden Militärbevollmächtigten mit dem Rufe: „Es lebe die Abrüstung" begrüßte. Die Redaction.

**) Nicht allen unserer Leser wird bekannt sein, dass Oberstlieutenant a. D. Moritz von Egidy (zuletzt in einem sächsischen Husarenregiment) zu den tüchtigsten Männern seines Berufes gehörte. Von Egidy hat die Feldzüge 1866 und 1870/71 unter Auszeichnung mitgemacht, hat während seiner Dienstzeit in verschiedenen wichtigen Stellungen Verwendung gefunden und hängt noch heute mit einer ganz eigenen Pietät an seinem einstigen Beruf. Zwei seiner Söhne sind Marineofficiere. Oberstlieutenant von Egidy, selbst ernst-religiös, wurde 1890 infolge seiner der Kirche den Krieg erklärenden „Ernsten Gedanken" (nach einem halben Jahre wurde das siebente Zehntausend verausgabt) verabschiedet.
Die Redaction.

die Pflanzstätten des Heerwesens auch für anderweit mögliche Verwendung einrichtet — tausend und noch mehr Gedanken drängen sich dem auf, der sich mit diesen Fragen beschäftigt. Es hieße, der Entwickelung, es hieße, seinem eigenen Denken vorgreifen, wollte man auch auf nur eine der sich herandrängenden Fragen heute schon antworten, oder wollte man versuchen, die Fragen nach ihrer Wichtigkeit oder nach einer Zeitfolge, wie sie zur Entscheidung gelangen werden, zu rangieren. Das findet sich alles, wie sich der Umzug aus einer bisherigen Wohnung und der Verbleib überflüssig gewordenen Hausraths findet, sobald das neue Haus fertig und die neue Einrichtung vorhanden ist. Vorher thürmen sich uns auch bei Erledigung der kleinsten Alltagsvorkommnisse berghohe Schwierigkeiten auf: kommt Zeit, kommt Rath. Alle Geschehnisse werden von denselben Gesetzen geregelt, wie auch wir Menschen gegenüber den größten Wandlungen unter denselben Eindrücken und Einwirkungen stehen und nach denselben Regungen handeln, wie im täglichen Kleinigkeitsleben. Selbst ein irgendwie bestimmtes Anfangs- oder Ausgangssignal für die eigentliche Abrüstung könnte man nur auf die sichere Gefahr hin phrophezeien, dass es so gerade nicht kommt.

Das darf uns aber nicht abhalten, uns fortan mit der Thatsache zu befassen, dass es überhaupt wird, und dass wir, das thatberufene Geschlecht der Gegenwart, vor die Aufgabe gestellt sind, diese heranbrechende krieglose Zeit, das neue Weltalter, anzubahnen. Innerlich: indem wir, jeder einzelne, unsere eigenen Anschauungen, unser eigenes Denken und Wesen in Uebereinstimmung bringen mit den Voraussetzungen und Erfordernissen einer kriegslosen, einer gewaltlosen Zeit. Das ist das Abrüsten, um das es sich heute schon und zwar sehr ernstlich, für Sie, sehr geehrter Leser, handelt. Bei sich, in sich, für sich abrüsten. Abrüsten gegenüber Ihren Mitmenschen in Haus und Hof, im Amt und Verkehrskreis, im öffentlichen und im Privatleben. Abrüsten in diesem Sinne ist gleichbedeutend mit: sich vervollkommnen im Gerechtigkeitsempfinden. Aeußerlich: indem wir alle die Einrichtungen (Gesetze) aus unserem öffentlichen und Gesammtleben beseitigen, die dem einzelnen sein persönliches Abrüsten erschweren. Beseitigung aller Hemmnisse einer froh sich vorwärts und aufwärts bewegenden Entwickelung; Beseitigung alles dessen, woran der gesittete und gerechter empfindende Mensch Anstoß nimmt. Abrüstung in dieser Beziehung ist gleichbedeutend mit tiefstgreifender Wandlung auf allen Gebieten des Volkslebens. Erst wenn diese persönliche und die innerhalb der Völker vorzunehmende Abrüstung im Gange ist, allenfalls gleichzeitig mit ihr, kann und wird die eigentliche Wehr-Abrüstung erfolgen. Dann aber haben wir, jeder mit sich selber und alle mit dem sonstigen öffentlichen Leben, so viel zu thun, dass wir die Anordnungen und Ausführungen dieses soldatischen Abrüstens gern denen überlassen, deren Amt es ist. Wir wissen die Sache in guten und sicheren Händen.

Die Kriegsherren und Fürsten, die Staatsmänner und Staatsoberhäupter aller Culturvölker bezeichnen seit langem die Verwirklichung des Friedensgedankens als ihr höchstes Ziel. Wir wollen ihnen bei Erreichung desselben behilflich sein: wollen abrüsten. Jetzt, in diesem Augenblick, können Sie damit anfangen, sehr geehrter Leser.

Berlin. M. von Egidy.

Der Kohlenstrike in Süd-Wales.

Um die Ereignisse zu verstehen, welche sich während der letzten fünf Monate in Süd-Wales zugetragen haben, ist es nöthig, auf das Jahr 1875 zurückzugehen. Die Kohlengrubenbesitzer kündigten in diesem Jahre eine Lohnreduction von zehn Procent an, zu deren Verhütung die Arbeiter strikten: jedoch nach fünfmonatlichem Ausstande waren sie genöthigt, sich zu unterwerfen und eine 12½-procentige Lohnreduction anzunehmen. Seit dieser Zeit wurden die Löhne durch eine gleitende Scala reguliert, welche zu verschiedenenmalen durch Uebereinkunft geändert wurde, und zwar das letztemal im Jahre 1892. Unter dieser Scala waren die Löhne nach der Grundlage derjenigen bemessen, welche im December 1879 bezahlt wurden, und es sollten die Löhne um 8¾ Procent erhöht werden, so oft der Preis der Kohle franco Schiff in Cardiff um einen Shilling steigt. Der Grundpreis war acht Shilling per Tonne, welcher Grundpreis, nebenbei gesagt, keinesfalls die Förderung lohnen würde. Ein Ausschuss, der aus einer gleichen Anzahl von Arbeitgebern und Arbeitern zusammengesetzt war, wurde damit betraut, die Ausführung dieser Uebereinkunft zu bewerkstelligen, und die Hälfte seiner Auslagen wurde durch eine Zwangsauflage auf die Löhne bei den Cassen der Kohlenwerke eingehoben. Zwei Rechnungsführer, je von einer Seite angestellt, bemaßen den durchschnittlichen Nettoverkaufspreis der Kohle alle zwei Monate, und ihre Berechnung regelte automatisch während der folgenden Periode die Lohnhöhe. Die Unternehmer bildeten unter der tüchtigen Leitung des Sir W. T. Lewis eine Kohlengrubenbesitzervereinigung, welche vor dem jüngsten Strike 80 Procent der Ausbeute in den Kohlenfeldern von Süd-Wales und Monmouth controlierte und sehr bedeutende Reservefonds angesammelt hatte, um Arbeitsstreitigkeiten zu begegnen. Die Bergarbeiter anderseits hatten sich nur musikalischen und religiösen Uebungen hingegeben und thaten sich mehr in liebreichem Betragen zu einander als durch weise Voraussicht in die Zukunft hervor. Sie bildeten keinen Gewerkverein und blieben außerdem an ihr Etablissement durch eine Bergarbeiterhilfscasse gegen Unfall gefesselt, welche von dem Lohnermittelungscomité geleitet war und theils durch Zeichnungen der Grubenbesitzer, theils durch Beiträge der Arbeiter unterstützt wurde. Jeder Arbeiter musste, um in den vereinigten Kohlenwerken, was dem Wesen nach Süd-Wales bedeutet, Beschäftigung zu finden, wöchentlich seine dreieinhalb Pence an die Casse bezahlen und sich verpflichten, auf die Vortheile des Unternehmerhaftpflichtgesetzes zu verzichten. Die Gewerkschaft war todt, und über ihrem Grabe erhob sich die gleitende Scala. Die ökonomischen Gesetze nahmen demzufolge ihren unerbittlichen Lauf. Es gab kein Minimum bei der Scala, und der Arbeitslohn wurde nicht einma lvom Angebot und von der Nachfrage der Arbeitskraft abhängig gemacht, sondern vom Angetot und von der Nachfrage einer völlig verschiedenen Ware, welche an einem anderen Markt verkauft wurde und Schwankungen unterworfen war, auf welche die Arbeiter nicht den geringsten Einfluss hatten. Scrupellose Minenbesitzer, welche erkannt hatten, dass die Löhne, der wichtigste Bestandtheil bei ihren Productionskosten, den Kohlenpreisen in ihrem Rückgange folgen mussten, begannen einander beim Verkaufe zu unterbieten. Mr. T. A. Thomas, Parlamentsmitglied und selbst ein großer Kohlengrubenbesitzer, schrieb zur Zeit des Strikebeginnes: „Das Princip der gleitenden Scala zur Bestimmung von Löhnen kann freilich nicht auf streng theoretische Weise vertheidigt werden und ich kann Ihre Einwendung nicht bestreiten, dass die Scalen einen nachtheiligen Einfluss auf den Verdienst der Kohlenarbeiter in Süd-Wales haben. Ihr größter Fehler besteht darin, dass, wenn die Preise niedrig sind und der Kohlenmarkt schwach und zum Preisfall geneigt, dies niedrige Preise und Löhne dauernd zu machen die Tendenz hat, weil die Verkäufer in Versuchung geführt werden, sich zu niedrigen Arbeitslöhnen große Vorräthe anzuschaffen, da sie ganz genau wissen, dass unter der Herrschaft der Scala die Productionskosten und die Löhne sich, solange die Contracte dauern, nicht zu ihrem Nachtheil ändern können, weil durch die gegenseitige Garantie einer regelmäßigen Arbeit und die Vermehrung der Production die Kosten verringert und die Profite vergrößert werden auf Kosten der Arbeiter." Die Unternehmer ließen diese Beschuldigung praktisch dadurch auf sich sitzen, dass sie ihre zukünftigen Contracte als Gründe gegen jede Lohnerhöhung ins Treffen führten. Die Bergarbeiter in anderen Kohlendistricten Englands hatten einem ähnlichen Zustande entgegenzusehen und lösten die Schwierigkeiten, indem sie sich von ihren gleitenden Scalen lossagten und eine starke Grubenarbeitervereinigung „Miners Federation" bildeten, wodurch sie die Löhne seit 1888 um 30 Procent über dem früheren Grundbetrag hielten.

In Süd-Wales besitzen die Grubenbesitzer ein Monopol auf die beste Anthracitkohle, welche eine Nothwendigkeit des Verkehrslebens bildet, und dennoch giengen die Löhne unaufhörlich den Weg nach abwärts und in den Jahren 1895 bis 1897 befanden sie sich um 10 bis 12½ Procent unter dem Standard des Jahres 1879. Die Grubenarbeitervereinigung verausgabte viel Geld, um ihre Walisischen Brüder in Gewerkvereinen zu organisieren. Aber solche schläfrige Methoden waren nicht nach dem Geschmacke der phantasiereichen keltischen Grubenarbeiter. Sie adoptirten mit Enthusiasmus einen Plan, der vom Parlamentsmitglied D. A. Thomas ausgearbeitet war, demzufolge ein Comité bestimmen sollte, welche Kohlenmenge für eine bestimmte Periode erforderlich sei, und den betreffenden Betrag unter den verschiedenen Gruben vertheilen sollte, wodurch die Förderung geregelt und Unterbietungen als Folge von Ueberproduction verhindert würden. Dieser Plan wurde von den Grubenbesitzern ziemlich eifrig unterstützt, wurde jedoch schließlich im Herbst 1897 verworfen. Die Arbeiter beantworteten dies durch die vertragsmäßige sechsmonatliche Kündigung der gleitenden Scala per 1. April. Die Zeit verfloss, ohne dass bis einen Monat vor Erlöschen der Frist irgend etwas geschehen wäre, als die Unternehmer vier Wochen vor Beendigung der Frist ihrerseits alle Lohncontracte für den nämlichen Tag kündigten. Als das Parlamentsmitglied Burt, ein Gewerkvereinler alten Stiles und ein starrer Individualist, der unerschütterlich an die gleitenden Scalen glaubt, hervorhob, dass die Beendigung der Scalaverträge nicht nothwendigerweise zu einem Bruch der guten Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern führe, kam gerade die Verständigung der Unternehmer, welche als ein Kriegssignal aufgefasst werden musste, dem auch der folgende Strike zuzuschreiben war. Unglücklicherweise präjudicierten die Arbeiter ihrer Sache gleich zu Beginn dadurch, dass sie auf Arbeitseinstellung bestanden und zwar gegen eine von ihren Vertretern abgeschlossene Vereinbarung, wonach die Verhandlungen noch eine Woche fortgesetzt werden sollten.

Bald strikten mehr als 120.000 von 135.000 Erwachsenen und Knaben, die dort beschäftigt sind. Niemals begann ein Krieg zwischen Capital und Arbeit unter ungünstigeren Auspicien. Hier

gab es keinen Gewerkverein, keinen Führer, keinen Feldzugsplan. Von den Arbeitervertretern in dem alten Lohncomité war mehr als die Hälfte dem Fortbestande der gleitenden Scala geneigt. Unter diesen befand sich auch das Parlamentsmitglied Abrahams, wohl bekannt unter seinem Dichternamen „Mabon", da er nicht nur demokratischer Führer, sondern auch Walisischer Barde ist, der seine Pflicht nicht besser zu erfüllen dachte, als indem er, bewusst oder unbewusst, mit den Unternehmern sich bestrebte, die Gewerkschaften niederzuhalten. Hier gab es keine Spur von Organisation, bloß zwecklose Unterhandlungen, nutzlose Zusammenkünfte und Aufzüge. Der erste Schritt bestand darin, dass fünf neue Delegierte zu dem Reste des alten Comités hinzugegeben wurden, und dass diesen die uneingeschränkte Vollmacht, die Arbeitsstreitigkeiten zu schlichten, versagt wurde. Die beiden Streittheile traten in einen heftigen Disput über die Höhe der gegenwärtigen Löhne ein. Die Arbeiter bezifferten den Durchschnittslohn auf 52 bis 105 Pfund Sterling pro Jahr, wogegen die Unternehmer Ziffern vorwiesen, welche den doppelten oder dreifachen Betrag zur Darstellung brachten. Aber durch die Rechnung der Werkbesitzer wurde ein böser Strich durch den Umstand gemacht, dass sie im Jahre 1886 dem Handelsamte statistische Daten geliefert hatten, welche bewiesen, dass die Durchschnittslöhne pro Woche 22 Schilling, 7 Pence betrugen, und dass die Löhne im Jahre 1897 bloß um 3½ Procent höher als im Jahre 1886 waren. Allmählich hatten sich die Forderungen der beiden Parteien krystallisiert. Die Arbeiter forderten für drei Monate eine sofortige Lohnerhöhung von 10 Procent, was eine 22½procentige Erhöhung über den Standard bedeutete, während welcher drei Monate ein Plan von beiden Seiten zur Regelung der Löhne entworfen werden sollte. Der fernere Plan der Arbeiter bestand in einer gleitenden Scala mit einem bestimmten Lohnminimum auf Grund eines Preises von 10 Shilling per Tonne und einer 10procentigen Lohnerhöhung für jeden Shilling Kostenpreiserhöhung über jenen Betrag. Die Arbeitgeber schlugen eine abgestufte gleitende Scala vor, welche mit Löhnen einsetzte, die 2½ Procent unter dem Standard des Jahres 1879 — als der Kohlenpreis 8 Shilling pro Tonne betrug — und ohne irgend ein Maximum oder Minimum der Scala weiter laufen sollte. Der monatliche Feiertag, der als Mabonstag bezeichnet wurde, sollte abgeschafft und die Agitation dadurch unterdrückt werden, dass jeder Arbeitsuchende ein Entlassungszeugnis vorweisen sollte: „Kein Arbeiter wird in diesem Kohlendistrict beschäftigt werden, ohne sein Zeugnis vom letzten Beschäftigungsorte vorweisen zu können."

Die Unternehmer ließen deutlich ihre Absicht erkennen, die Arbeiter rücksichtslos unter ihren Willen zu beugen. Sie ignorierten das von den Arbeitern gewählte Comité, placatierten ihre Arbeitsbedingungen an den Grubeneingängen und weigerten sich, mit den Arbeiterdelegierten zu verhandeln, weil diese nicht uneingeschränkte Vollmacht zur Beilegung der Streitigkeiten besaßen. Einzelne der nicht associierten Gruben stellten eine Lohnerhöhung von 20 Procent in Aussicht, andere jedoch vereinigten sich mit der Association und erhöhten dadurch den Einfluss derselben auf 85 Procent der gesammten Förderung. Anthracitkohle stieg ins Ungeheuerliche und die Wirkungen auf den Verkehr waren die ernstesten. Die großen Eisen- und Weißblechwerke Süd-Wales' wurden geschlossen und der Schiffsverkehr litt schwer. Die privaten Ersparnisse der Arbeiter waren bald erschöpft. Doch wenn sie auch unfähig waren, sich zu organisieren — auf das heldenmüthige Hungern verstanden sie sich umso besser. Das Schlimmste daran war, dass hilflose Frauen und Kinder am meisten darunter zu leiden hatten. Die beschäftigten Grubenarbeiter steuerten die ganze Zunahme ihrer Löhne bei. Die „Miners Federation" leistete 1000 Pfund Sterling und später noch 500 Pfund Sterling pro Woche. Andere Gewerkschaften wurden mit Erfolg um Unterstützung angegangen. Grubenarbeiter-Musikkapellen durchzogen das Land, spielten und sammelten für den Strikefonds. Die Hilfeleistung der Armenbehörden wurde auf das Aeußerste angespannt, aber dies alles war nur ein Tropfen in den Ocean von Leiden und Entbehrungen. Das Handelsamt wurde um Intervention angegangen, doch verweigerte es eine solche aus Gründen der Opportunität. Schließlich wurde der todte Punkt überwunden durch eine Anregung des Mr. Ritchie, des Präsidenten des Handelsamtes, die darin bestand, dass die Arbeiter, wie im Kohlenstrike des Jahres 1893, ein größeres Comité bestellen sollten, mit welchem die Delegierten der Unternehmer zu berathen hätten, und welches uneingeschränkte Vollmacht zur Beilegung der Streitigkeiten haben sollte. Eine Zusammenkunft wurde in der ersten Hälfte Juni veranstaltet.

Die Arbeiter ließen sich zu manchen Abänderungen ihrer Bedingungen herbei, um die Empfindlichkeit der Unternehmer zu schonen, und forderten, dass nach einer sofortigen Lohnerhöhung von 10 Procent die zukünftigen Löhne durch ein vereinigtes Comité beider Theile, an dessen Spitze ein unabhängiger Oberschiedsrichter zu stehen hätte, geordnet werden sollten. Aber die Unternehmer waren dieser Idee eines unabhängigen Obmannes ebenso abgeneigt wie der der Minimallöhne und wollten nur auf Basis der Wiederherstellung der alten gleitenden Scala mit einer sofortigen Lohnerhöhung von 3 Procent zustimmen. Das alte Gespenst der auswärtigen Concurrenz wurde wieder an die Wand gemalt, obgleich die Ausbeute der Kohlengruben Süd-Wales' gestiegen war von 16½ Millionen Tonnen im Jahre 1876 auf 33,860.000 Tonnen im Jahre 1896 und auf 34½ Millionen Tonnen im Jahre 1897. Die Enttäuschung über das Fehlschlagen der Unterhandlungen führte naturgemäß zu leichten Ruhestörungen und Truppen wurden sofort in die vom Ausstand betroffenen Districte gesendet, um die Kohlenarbeiter im Zaume zu halten. Dieses Aufgebot der Militärmacht war vollständig überflüssig und erweckte große Erbitterung. Ein dramatischer Zug wurde der Situation dadurch hinzugefügt, dass die Admiralitätsbehörden auf die gewöhnlichen Flottenmanöver mit dem Hinweise auf den Kohlenmangel verzichteten, und die öffentliche Meinung, beunruhigt durch die damalige außerpolitische Situation, machte die armen Kohlenarbeiter zu Prügelknaben ihres Unmuthes.

Die Regierungsmaßregel war unnöthig, aber sie verschärfte das Nationalinteresse an Arbeitsstreitigkeiten und führte zu der bedeutungsvollen Anregung im Unterhause, dass die Regierung ihre eigenen Kohlengruben zur Deckung ihres Bedarfes betreiben solle. Ende Juni beschloss das Parlament eine Resolution an die Regierung, etwas zu thun, um diesem unerträglichen Zustande der Dinge ein Ende zu machen. Es wurde ausgerechnet, dass die Arbeiter zehn Millionen Pfund Sterling an Löhnen verloren hätten und die Unternehmer nicht bloß ihre Profite eingebüßt, sondern auch ihren Strikefonds von 30.000 Pfund Sterling verloren hätten. Das Handelsamt ernannte, der Anrufung der Kohlenarbeiter entsprechend, Sir Edward Fry, einen ehemaligen Richter des Appellgerichtshofes, zum Vermittler. Das Publicum athmete von neuem auf, aber die Hoffnungen wurden rasch enttäuscht. Die Unternehmer wiesen mit Nachdruck die Intervention einer dritten Seite zurück. Niemals zuvor ward eine mächtige Regierung so von einer Körperschaft privater Capitalisten vor den Kopf gestoßen! Hierauf unternahmen die Arbeiter einen anderen Versuch zu einer friedlichen Beilegung, indem sie eine gleitende Scala vorschlugen mit einem Minimum, welches ein Einigungsamt mit einem unabhängigen Obmanne an der Spitze bestimmen sollte. Abermals wiederholten die Unternehmer ihr non possumus. Mittlerweile bewilligten die Unternehmer in den von der „Miners Federation" beherrschten Kohlendistricten Englands den Grundsatz des Lohnminimums mit einer sofortigen Aufbesserung um 2½ Procent, wodurch die Löhne um 32½ Procent über den Standard des Jahres 1879 erhöht wurden. Aber die Ausdauer war in Wales an ihre Grenzen angelangt und die Armenverwaltung war zahlungsunfähig geworden. Der Hunger schlug die Schlacht der Unternehmer. Einige Wochen noch dauerte der harte Kampf, aber das Ende war in Sicht. Die bösen Wirkungen des Mangels an Organisation und der unfähigen und uneinigen Führerschaft sprachen sehr gegen die Arbeiter. Sir Edward Fry schrieb: „Das Arbeitercomité hatte keine Politik und keinen Führer." In der That schienen sie jetzt keine genauere Kenntnis davon, worauf sie bestehen sollten, zu besitzen, als im vorigen October. Am 27. August fand eine Schlusszusammenkunft zwischen den Unternehmern und den Arbeitern statt und einen ganzen Tag befürworteten die Abgesandten der Arbeiter ihre Ideale, doch vergebens. Die Unternehmer beharrten bei der gleitenden Scala ohne Lohnminimum, welche Bestimmungen bis 1903 gelten sollten, und bei der Abschaffung des monatlichen Feiertages. Die einzige Concession bestand in einer fünfprocentigen Lohnerhöhung, welche die alte Scala jedenfalls gewährt hätte, und das Recht der sechsmonatlichen Kündigung der Scala, wenn die Löhne 12½ Procent unter den Standard des Jahres 1879 fallen sollten. Dieser letztere Punkt besagt, dass, wenn die Löhne auf den Hungerpunkt gesunken wären, es den Leuten freistehen soll, sechs Monate zu hungern und dann einen Strike zu beginnen. Aber die Arbeiter sahen schon längst, dass ihre Position hoffnungslos war, und die Capitulationsbedingungen wurden am 1. September, genau fünf Monate nach Beginn des Ausstandes, unterzeichnet.

Die Lehren dieses unglückseligen Strikes bedürfen einer näheren Erläuterung. Die erste besteht in der unabweislichen Nothwendigkeit der Gewerkvereine, als eines Vertheidigungsmittels für die Arbeiterschaft. Ihrer eigenen strafbaren Nachlässigkeit in der Vergangenheit, ihrer Unfähigkeit, eine Lohnpolitik zu entwerfen, ihrer Unfähigkeit, Führer ausfindig zu machen, haben die Grubenarbeiter Süd-Wales' ihre Niederlage zuzuschreiben. In zweiter Linie haben die Kohlengrubenbesitzer ihre äußerste Geringschätzung gegenüber der Regierung, dem Handel und Gewerbe des Landes und der Wohlfahrt ihrer Arbeiter und zugleich auch ihre Unfähigkeit einbekannt, ein Monopolgewerbe auf einer höheren Stufe als Sclavenhalter zu betreiben. Das Wichtigste ist, dass die äußerste Noth dem Publicum die Nothwendigkeit vor's Auge gerückt hat, ein Mittel gegen Strikes zu ersinnen. Das Fiasco der ganzen versöhnenden Gesetzgebung, vom „freiwilligen Schiedsgericht" bis zu den Niederlagen des Handelsamtes in den großen Kämpfen zwischen Lord Penrhyn und seinen Steinbrucharbeitern und im großen Maschinenbauerausstand, hatte die Politiker veranlasst, ihr Augenmerk auf das Zwangssystem von Neu-Seeland zu richten, wo Streitigkeiten aus dem Arbeitsverhältnis gerichtsordnungsmäßig

entschieden werden. Die Zerstörung nationalen Capitals durch die lange andauernden Ausstände, die Verluste aller Eisenindustrien, die nicht mehr gutzumachende Schädigung, die so viele Kinder in Süd-Wales durch fünfmonatliche Entbehrung erlitten haben, das autokratische Gebaren einer mächtigen Capitalistenvereinigung, der flüchtige Gedanke an ein nationales Unglück, das durch die Verhinderung der Flottenmanöver hervorgerufen wurde — all das ist plötzlich der öffentlichen Meinung zum Bewusstsein gekommen. Der Gedanke an einen Minimallohn, der nicht nach den parasitischen Bedürfnissen der Capitalistenclasse, sondern nach den vernunftgemäßen Bedürfnissen des Arbeiters bemessen wird, hat eine große Förderung erfahren. Endlich wurden die Nothwendigkeit der Organisation und die Vortheile des legislativen Einschreitens bei strikenden Arbeitern endgiltig bewiesen. Alle diese Folgen und Gedanken heben diesen verheerenden Krieg zwischen Arbeit und Capital aus der Reihe der specifisch englischen Ereignisse hervor und machen ihn zu einem lehrreichen Schulbeispiel für die Regierungen und arbeitenden Classen aller industriellen Nationen.

London. **Henry W. Macrosty**, B. A.

Eine Geschichte der deutschen Frauenbewegung.*)

Der gelehrte Verfasser des Buches hat, wie er selbst erwähnt, bereits vor mehr als 25 Jahren über die Frauenbewegung, als eine nothwendige Folge der neuen Zeit und der neuen Verhältnisse, sich öffentlich geäußert und natürlich das zweifelnde Lächeln auf den Lippen aller Philister und Denksaulen darauf als Antwort bekommen. Was er uns heute in dieser Schrift bringt, ist eine Art Beweis für die Richtigkeit seiner voraussehenden Behauptung von damals. Schon stehen wir nicht mehr vor leeren Vermuthungen, vor dem „ob“ und „vielleicht“ einer noch völlig ungewissen Zukunft. Schon ist für die kurze Zeit von kaum mehr als einem Vierteljahrhundert genug Positives geleistet worden.

Professor Cohn beginnt mit den Anfängen der deutschen Frauenbewegung. Vornächst waren es nur vereinzelte Personen, die ihre Meinungen zu äußern wagten. Da der Anhang fehlte, so verhallten diese Stimmen ins Leere. Die ersten Resultate fallen mit der Arbeiterbewegung, aus welcher heraus sie sich entwickeln, zusammen. Herr Präsident Lette, Vorsitzender des preußischen „Centralvereines für das Wohl arbeitender Classen“, legte seinerzeit in einer Denkschrift alle jene nöthigen und möglich gewordenen Erneuerungen auf dem Gebiete des Frauenerwerbs nieder, welche mittellosen weiblichen Wesen zur Selbsterhaltung verhelfen sollten. Aus diesem Vereine nun lösten sich allmählich neue Verbindungen ab, welche aus dem unbegrenzten Felde der die Frage im allgemeinen fördernden Aufgaben sich immer engere und speciellere Ziele stellten. Infolgedessen konnten sie ihre ganze Kraft für die vorgesteckte Aufgabe verwenden. Aus einer Bewegung *für* Frauen wurde bald eine *durch* Frauen. Die mittel- und erwerblose Frau des Mittelstandes suchte sich jene Studienwege zugänglich zu machen, welche die nothwendige Voraussetzung zu späterem, öffentlichem Erwerb waren. Der 1888 gebildete Verein „Frauenbildungs-Reform“ leitete seine Thätigkeit mit einer den Unterrichtsministerien von Preußen, Bayern und Württemberg vorgelegten Petition ein, behufs Zulassung weiblicher Wesen zum Maturitätsexamen an Gymnasien und Realschulen, sowie zum Studium an den Universitäten. Ihr folgte 1889 eine zweite Petition, welche an die Unterrichtsministerien der übrigen deutschen Staaten gerichtet wurde. Eine dritte Petition wurde 1890 an den Reichstag übersendet, über welche daselbst 1891 verhandelt wurde. In den engen Rahmen einer Besprechung lassen sich natürlich die in Fülle im Buche citierten, interessanten, theils negativen, theils positiven Resultate der eingereichten Petitionen, so wie die Masse der angereihten bevölkerungsstatistischen Thatsachen nicht wiedergeben. Das muss jeder selbst lesen. Und gewiss wird das Buch alle Leser durch die Reichhaltigkeit des Gebotenen, strenge Objectivität und die zum Theile sehr neuen Gedanken für sich einnehmen. So ist z. B. der Hinweis auf die Befürchtungen der Männer, die in den durch die Frauenbewegung unausweichlichen socialen Verschiebungen mit Beängstigung an die Auflösung ihres Heimes — dieses letzten Refugiums ihrer im öffentlichen Leben stets bedrängten und unterdrückten Individualität — zu denken gezwungen werden, sehr vorsichtig. Im übrigen stellt sich der Verfasser auf den Standpunkt, dass erhöhte Frauenbildung die vortheilhaftesten Consequenzen auch für die Oekonomie des Haushaltes ergeben müsse. Daraus erwüchse wieder — entre parenthèse gesagt — den Männern ein Vortheil. Und somit wird dieser Punkt bei ihnen jedenfalls nicht auf Widerspruch stoßen. — Professor Cohn behandelt auch mit vielem Feuer die Frage einer durch Freistiftungen errichteten, vom Staate unterstützten Frauenhochschule, wo jene weiblichen Wesen, welche sich einst selbst ihr Brot erwerben müssen, die ihnen zur Bekleidung öffentlicher Stellen nöthige Vorbildung empfangen könnten.

Dankenswert wäre es gewesen, wenn der Verfasser zur besseren Orientierung aller gedankenlosen Leser (diese bilden ja leider immer den Hauptprocentsatz) das evolutionistische Moment der ganzen Frauenfrage — insoferne sie Erwerbsfrage — in richtige Beleuchtung gestellt hätte. Diese Grundidee zieht sich allerdings durch das ganze Buch, aber „mettre la pédale“, wie die Franzosen sagen, würde jedenfalls nicht geschadet haben. Auch wäre es von vielem Interesse gewesen, die specielle Art der deutschen Frauenbewegung aus den Eigenthümlichkeiten der deutschen Frauenpsyche zu erklären. Wir müssen im Gegensatze zu den Bestrebungen der Russin: eine Individualität zu sein; der Engländerin: möglichst ein Mann zu werden, das deutsche Weib betrachten, welches die Mäßigkeit des Furchtsamen hat, der sich doch nicht recht in den Strudel des Lebens traut, sondern immer hübsch am Ufer bleibt und daher auch nur sehr langsam vorwärts kommt.

Das deutsche Weib erkämpft nicht, ertrotzt auch nicht — es *erbittet*. Können aber Rechte *erbeten* werden? Sind es dann *Rechte*?

Doch das sind andere Perspectiven. Professor Cohn interessiert die Bewegung als socialpolitisches Problem, und als solches wird sie von ihm mit erschöpfender Gewissenhaftigkeit behandelt. Besonders allen Gegnern der Frauenbewegung muss das Buch als eine genaue und übersichtliche Orientierung der Frauenleistung interessant sein; umso mehr, als es sich insbesondere der Betrachtung des *Mittelstandes* zuwendet, woraus sich jene unzufriedenen weiblichen Elemente recrutieren, welche, infolge bestehender socialer Uebelstände zur Selbsterhaltung gezwungen, dieselbe in einer ihren Lebensgewohnheiten entsprechenden Weise vorzunehmen wünschen. Denn die Frauenfrage — insoweit sie Erwerbsfrage — ist ja im vierten Stande bereits gelöst. Dort stehen der Frau die Berufsarten des Mannes offen. Dass ihre Arbeit schlechter als die männliche honoriert wird, ist eine andere Sache. Dies hat lediglich seinen Grund in der Missachtung des Weibes und somit auch seiner Leistung. Auch wissen wir nicht, ob nicht die Frauenbewegung des Mittelstandes, vom Standpunkte des Verdienstes betrachtet, ähnliche traurige Resultate ergibt und noch ergeben wird.

Indessen verdient *diese* Frauenfrage — die Gleichheitsfrage in den Berufen — gar nicht mehr die hitzige Discussion. Sind die Leistungen auf diesem Gebiete denn wirklich bedeutungsvolle Neuerungen? Wozu der Lärm in beiden Lagern! Ein paar Frauen, die sonst Strümpfe strickten und kochten, ahmen jetzt den Mann nach: sie werden Rechtsanwalt, Arzt, Journalist oder sonst etwas. Das kann nur jene verwundern, die in Ueberschätzung der Schwierigkeiten der bisher ausschließlichen Mannesleistung voll Ueberzeugung an den dazu nöthigen Uebermenschen (soll heißen Mann) glaubten. Nun zeigt es sich, dass das inferiore Geschlecht wenigstens mit dem Durchschnittsmaß der Mannesarbeit Schritt halten kann. — Dies musste so kommen. Nicht die Mode der Zeit oder Laune brachte es dahin. Kein „Nein“ oder „Ja“ kann dabei hindernd oder fördernd sein. Das Ganze ergibt sich als eine nothwendige Consequenz der Cultur mit ihrer fortschreitenden industriellen Entwickelung.

Vor den Anfängen aller Industrie, im Hausfleiß (wo sich also Production und Consumtion deckten) theilten sich Mann und Frau in der Herstellung aller der Familie nöthigen Erzeugnisse. Was Mannesbeschäftigung war, erforderte größere physische Kräfte. Nun ist es immer die Tendenz des Menschen gewesen, durch List und Geist seinen physischen Unzulänglichkeiten nachzukommen. Es wurden also Werkzeuge geschaffen. Mit diesen mag es dann zu den ersten Anfängen der Industrie gekommen sein. Jener, der die besten Werkzeuge zustande brachte, konnte am schnellsten und besten die ihm nöthigen Gebrauchsgegenstände erzeugen, ja, dadurch entstand ein Ueberbedarf, eine Mehrerzeugung, die zum Tausche führte — das war der Anfang der *Hausindustrie*. Die erst viel später sich bildende Industrie, mit ihrer stets fortschreitenden Arbeitstheilung, war es dann, welche die Mannesleistung erst *außerhalb* des Heimes beginnen ließ. Ein Aehnliches vollzieht sich jetzt beim Weibe. Allmählich wurden alle sonst von Frauen im Hause gearbeiteten Artikel fabriksmäßig *billiger* hergestellt. Die weitere häusliche Herstellung würde also — weil theurer — unökonomisch sein. Sie muss daher unterbleiben. Nun wird aber weibliche Arbeitskraft frei. Sie sucht Bethätigung auf ihr neuen Gebieten. Das ist eine nothwendige Consequenz des culturellen Fortschrittes.

Aendert dies aber etwa die Stellung des Weibes zum Manne? Nein! Im Principe bleibt alles wie es war. Das Weib sucht sich zu versorgen; heutzutage auf neuen, ihm vielleicht genehmeren, gleichzeitig lucrativeren Gebieten.

Eine Frauenfrage als neues Problem, als die Frage der Entwickelung eines neuen Typus „Weib“, ist damit gar nicht berührt.

Leipzig. Elsa Asenijeff.

*) „Die deutsche Frauenbewegung“. Eine Betrachtung über deren Entwickelung und Ziele von Gustav Cohn, o. Professor der Universität Göttingen. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel.

Sprachpsychologie und Sprachstudium.

(Schluss.)

Jene primitiven Beziehungen zwischen Laut und Vorstellung gehen freilich in der Fortentwickelung der Sprache zugrunde, indem der Laut aus einer Ausdrucksbewegung zu einem *Symbol* für die Vorstellung sich gestaltet, das mit dieser nicht einmal allzu innig verknüpft ist. Wäre auch für uns noch der Satz, das Wort das naturnothwendige und nicht das bloß *gewohnheitsmäßige* Correlat der Vorstellung, so wäre ein fließendes Beherrschen fremder Idiome mindestens unwahrscheinlich, und die Erfahrung, dass wir — bei Ausschluss absichtlicher Verhütungsmaßregeln — die eigene Sprache fast noch schneller vergessen, als eine neue uns lückenlos aneignen, bliebe unerklärlich.

Danach stellt uns die entwickelte Sprache eine Reihe von sogenannten *Berührungsassociationen* dar, das heißt ein Continuum von Lauten, die mit der zu bezeichnenden Vorstellung nicht durch eine innere Verwandtschaft, sondern durch das äußere Moment der Gewöhnung, der Uebung verknüpft sind. Man hat sich aber dieses Continuum nicht als eine Summierung einzelner Associationen, sondern als zerlegbar in Associationsketten zu denken. Es wird also der Satz: „Mein Haus ist grau“ nicht so gebildet, dass nacheinander die Vorstellung des Hauses, dann der Eigenthumsbegriff, endlich die Farbe in Worte umgesetzt und nun erst nach der Gewohnheit geordnet und verbunden werden, sondern der ganze Vorstellungscomplex löst behufs seiner sprachlichen Wiedergabe den vollständigen Satz gleichsam als einheitlichen Lautcomplex aus. Dabei möge man dem Attribute „einheitlich“ keine absolut strenge Bedeutung beilegen; es besagt nur, dass bei normal functionierendem Sprachvermögen in der Muttersprache nie ein Hin- und Herspringen von der Einzelvorstellung — oder dem Einzelbegriff — zum Einzelwort stattfindet. Wenn es auch scheint, als sei jedes Element dieses Complexes leicht zu eliminieren und zu substituieren, so kommt doch eine solche Substitution höchstens in der wissenschaftlichen Debatte und in der Kunstprosa vor, also da, wo Begriffe sprachlich wiedergegeben werden, während die Volkssprache des Umgangs, die es fast ausschließlich mit der Umsetzung von Vorstellungen in Worte zu thun hat, durchweg auf der Bildung ganzer Complexe beruht und von jenen künstlichen Aussonderungs- und Ersatzvorgängen nichts weiß. Trotz der ungeheuren Entwickelung also, die unsere Cultursprachen von den primitiven Formen lautlicher Ausdrucksbewegungen trennt, bewegt sich doch auch heute noch das alltägliche Sprechen in der Bildung von Lautcomplexen, die freilich gegenüber jener ursprünglichen absoluten und constanten nur noch eine relative und augenblickliche Einheit darstellen.

Es wird nun nichts weiter als natürlich erscheinen, auf diese Gesetze der Muttersprache die Principien zu gründen, die bei der Aneignung eines fremden Idioms maßgebend sein sollen: und man wird der so gewonnenen Methode die Berechtigung, sich „natürliche Methode“ zu nennen, nicht absprechen wollen. Diese Methode beginnt also — nach unserer entwickelten Anschauung — damit, für die geläufigen Vorstellungscomplexe neue, eben die fremdsprachlichen Lautcomplexe einzuüben. Da aber die Zahl der möglichen Vorstellungscomplexe eine unendlich große ist, so würde man zu einem absolut vollständigen Beherrschen der neuen Sprache nie gelangen können, wenn nicht dafür gesorgt würde, dass der Lernende sich die Fähigkeit erwirbt, beliebige Lautcomplexe selbst zu bilden. Die Substitution tritt also hier als pädagogisches Mittel auf, um freilich bei einem gewissen Grade der Uebung ebenso wieder zu verschwinden, wie sie in der Muttersprache für gewöhnlich gar nicht existiert. Diese Substitution vollzieht sich am natürlichsten durch das Kennenlernen neuer Lautcomplexe, die mit den schon eingeübten nur theilweise übereinstimmen, theilweise neue Elemente aufweisen: also durch Lesen in der fremden Sprache, das vom Einüben dieser neuen Combinationen begleitet wird. Aus diesen beiden Factoren: freies Sprechen und Lesen, setzt sich die natürliche Methode zusammen, wenn sie consequent, ohne Compromisse auftritt. Das stimmt, als theoretisches Ergebnis unserer Entwickelung, in der That mit den Beobachtungen der Praxis überein, wenngleich jene vorausgesetzte Consequenz nur selten zu finden ist. Unbestritten erzielt diese Methode in einem Minimum von Zeit ein Maximum von Leistungen, denn ein guter Lehrer vermag mit ihrer Hilfe seinen Schülern eine größere Sicherheit und Vollendung im Beherrschen des fremden Idioms zu geben, als sogar der vielberühmte „Aufenthalt an Ort und Stelle“ imstande ist, bei dem die Fertigkeit nur allzuoft versagt, sowie sie sich auf neuen Gebieten, etwa der politischen oder wissenschaftlichen Debatte erproben soll, und der ferner den Nachtheil hat, den Schüler meist ohne jede kleinste Uebung im schriftlichen Gebrauche der Sprache zu lassen — naturgemäß, da das Lesen des methodischen Unterrichts durch das bloße Hören ersetzt wird.

Wenn somit die natürliche Methode eine genaue Reproduction der phylogenetischen Sprachenentwickelung darstellt, war im Gegensatze zu ihr die grammatische Methode auf jener irrthümlichen rationalistischen Anschauung erwachsen, die in der Sprache eine Erfindung des logischen Denkens sah. Sie zerlegt demgemäß jedes Idiom erbarmungslos in seine Elemente nach dem Gesichtspunkte der grammatischen Beziehung — einem Gesichtspunkte also, der erst in den sehr späten Stadien der Entwickelung einer Kunstprosa in Betracht kam und im Alltagsleben dem einzelnen überhaupt nicht bewusst zu werden pflegt. In analoger Weise etwa wie das Linnésche System in der Botanik die Pflanzen des verschiedensten Charakters nach Maßgabe einer ganz äußerlichen Gruppe von Merkmalen zusammenfasste, ordnete der Grammatiker die Lauteinheiten, die Worte, nach ihrem grammatischen Werte und erbaute so ein pädagogisches System, welches in seinen Etappen — Declination, Conjugation, Syntax, Stilistik — wohl jedem in so unheimlich deutlicher Erinnerung steht, dass ich mir eine Schilderung desselben füglich ersparen darf. Die lateinische Sprache war die Materie, an der diese Methode der logischen Tüftelei bis in die entlegensten Details ausgebildet wurde; das Französische wurde in den gleichen Schnürleib gezwängt, und wo die humanistische Orthodoxie — mit der an pharisäischer Unduldsamkeit kaum eine andere sich messen kann — die Erlernung der englischen Sprache nicht hindern konnte, wusste sie doch das Recht der Meistbegünstigung für die grammatische Methode zu reservieren, gegen die alle germanischen und slavischen Sprachen mit ihrer Biegsamkeit und Beweglichkeit von Natur aus sich auflehnen müssen.

Den pädagogischen Gegensatz beider Methoden kann man in dem kurzen Satze zusammenfassen, der auch die berühmte Frage des „Denkens im fremden Idiom“ (ein unsagbar schiefer Ausdruck!) miterledigt: in der natürlichen Methode prägen wir uns neue Laute für die alten Vorstellungen, in der grammatischen hingegen neue Laute für die alten Laute ein. Jene schaltet beim Sprechen und ebenso beim Lesen die Mutterlaute völlig aus; diese lässt uns von der Vorstellung zum Mutterlaut und von da erst zum fremden Laut fortschreiten, wenn auch die Zwischenstufe bei hinreichender — meist freilich erst sehr großer — Uebung auf eine verschwindende Zeitdauer beschränkt werden kann. Nun muss aber der Grammatiker auch noch während des Sprechens ein ganzes System von Regeln gegenwärtig haben, um die von ihm erlernten Lauteinheiten zu ordnen und zu verbinden, während dem andern gerade die Lautcomplexe geläufig sind. Es ist bekannt, welch' unsägliche Mühe diese Construction der Sätze kostet, ehe sie nur einigermaßen geläufig wird, und dass das vielbewiesene logische Sprachgefühl sich erst am Ende des dornigen Weges einzufinden pflegt — einfach deshalb, weil dieses kostbare Product philologischer Phantasie nur durch das Gefühl der festen Einprägung des Regelsystems vorgetäuscht wird. Die Beschwerung des Gedächtnisses also, mit der früher die Grammatiker gegen die natürliche Methode zu operieren pflegten, ist ein Vorwurf, der genau besehen auf seine Urheber in verstärktem Maße zurückfällt: denn der Erlernung der Lautcomplexe steht die Erlernung der den Complex bildenden Einheiten sammt den zu ihrer Zusammenfügung erforderlichen Regeln gegenüber — wonach man die Entscheidung allen denen überlassen darf, die nicht selbst in die starren Fesseln humanistischer Doctrinen eingezwängt sind.

In eine „nationalökonomische“ Formel gebracht, würde demnach unser bisheriges Ergebnis dahin lauten: *dass, gleiche Intensität der Arbeit vorausgesetzt, die natürliche Methode in kürzerer Arbeitszeit höhere Werte erzeugt als die grammatische.* Allein wir müssen jetzt gestehen, uns einer Unterlassungssünde schuldig gemacht zu haben. Wir bemaßen nämlich die Wertgröße nur nach ihrem intensiven Factor, ohne den extensiven zu berücksichtigen; wir fragten nur nach der momentanen Wertqualität, nicht aber auch nach der Wertdauer. Das ist eine Vernachlässigung, die uns bei den Wertmessungen des wirtschaftlichen, wie des geistigen Lebens nur allzuoft begegnet. Ihr verdankt im materiellen Consum die „Schundware“ ihre große Rolle; unter ihrem Zeichen haben ganze Perioden der Politik, der Heilkunde, der Literatur gestanden: wer kennt nicht die blendenden Augenblickserfolge der Realpolitik, der sogenannten „kühnen“ Chirurgie, des Feuilletonismus sammt der trostlosen Ernüchterung, die ihnen gefolgt ist?

Auch in unserem Falle wird uns diese Ernüchterung nicht erspart bleiben, so wie auch die Heißsporne der natürlichen Methode in der Lehrpraxis sie durchkosten mussten. Die Arbeitszeit, deren die natürliche Methode zur Erzeugung ihres Werkes bedarf, ist sicherlich kurz; allein die Mußezeit, die zur Vernichtung desselben Werkes genügt, ist leider — noch viel kürzer. Man unterbreche jene unausgesetzte Ueberwachung und Bewegung der Sprachfertigkeit, die man Uebung nennt — und die Ergebnisse des Unterrichts schmelzen rapide zusammen. Man könnte die Unterlassungssünde — die Nichtberücksichtigung des extensiven Factors — mit der grausamen Ironie entschuldigen, dass der von der natürlichen Methode erzeugte Wert eben jenes Factors so gut wie völlig ermangele. Ein Prüfstein für die Befähigung der Sprachpsychologie aber zu ihrem Richteramte mag es sein, ob eine jeder Voreingenommenheit bare, unbesorgt um's Resultat ihren eigenen Weg gehende psychologische Betrachtung uns zu demselben Ergebnis führt, das in der pädagogischen Praxis die hochgeschraubten Erwartungen so schnell und so weit herabstimmte. Zu diesem Zwecke werden wir der kurzen

Resümierung einiger Grundthatsachen der allgemeinen Psychologie nicht entrathen können.

Aus der *associativen* Thätigkeit, welche die Vorstellungen nach hier nicht näher zu erörternden Gesetzen verbindet, geht in der phylogenetischen Entwickelungsgeschichte des Bewusstseins durch noch ganz unaufgeklärte, sicherlich aber in den Anforderungen des Daseinskampfes begründete Ausbildung hemmender Einflüsse eine neue Function hervor, die wir *Apperception* nennen, und die sich darin äußert, dass einzelne Vorstellungen oder Vorstellungscomplexe, unter dem gleichzeitigen Zurücktreten der übrigen, besonders klar vor unserem geistigen Auge stehen. Das findet schon dann statt, wenn wir uns willenlos dem Spiel der Vorstellungen überlassen: aus dieser *passiven Apperception* aber entwickelt sich weiterhin die *active*, die uns befähigt, kraft unseres Willens bestimmte Vorstellungen längere Zeit hindurch gleichsam in den Fixationspunkt des Bewusstseins zu stellen, und bestimmte weitere ihnen folgen zu lassen, also aus dem durch die Associationen geschaffenen Vorrath möglicher Vorstellungen nach Bedürfnis auszuwählen. Aus diesem wahlmäßigen Aneinanderreihen gehen neuartige Verknüpfungen der Vorstellungen hervor, die sich den ursprünglichen, in der Häufigkeit des Zusammentreffens oder in den Gesetzen der Sinneswahrnehmung begründeten *associativen* als durch die gesammte Bewusstseinslage bestimmte *apperceptive Verbindungen* gegenüberstellen, und durch die die Vorbedingung alles logischen Denkens, die Begriffsbildung, eingeleitet wird. Demnach erweist sich die active Apperception — ich vermeide absichtlich das der Umgangssprache anhörige, darum aber auch weniger eindeutige Wort Aufmerksamkeit — als die Grundlage alles intellectuellen Lebens: wenn dessen Verstandesseite unmittelbar und ohne Rest aus ihr hervorgeht, so wird doch auch die Phantasiethätigkeit neben dem freien Spiel der Associationen ihrer keinesfalls entrathen können, falls sie irgendwie allgemeinere und dauernde Bedeutung erlangen, mit anderen Worten schöpferisch, selbstgestaltend werden und nicht in einem willenlosen Hinträumen ihr Dasein fristen soll.

Demnach wird auch jener eigenartige Bewusstseinsact, der als „*Erinnerung*“ aus all den vorerwähnten geistigen Functionen resultiert, je nach dem Ueberwiegen der passiven oder activen Apperception, der associativen aller apperceptiven Verbindungen eine veränderte Gestalt annehmen, deren beide Extreme man als *mechanisches* und als *logisches Gedächtnis* bezeichnet hat, ohne aber damit einen kategorischen Gegensatz schaffen zu wollen, da ja in der Wirklichkeit unendlich viele Zwischenstufen vorkommen, deren jede eine Verflechtung beider Formen darstellt. Der mechanische Erinnerungsact spielt sich mit großer Schnelligkeit ab, wogegen dem logischen ein mehr oder weniger langes Nachdenken vorauszugehen pflegt; gleichzeitig ist aber jener von allerlei Zufällen abhängig und versagt bei nicht unausgesetzter Uebung nur allzu bald, während der logische außerordentlich lange, sogar ohne merkliche Schwächung functioniert. Ganz natürlich: die Association, die dort eine Vorstellung erneuert, folgt zumeist Gesetzen, die uns völlig unbekannt oder doch unbewusst sind, während wir die apperceptiven Verbindungen, die hier als Voraussetzung dienen, willensbewusst geschaffen haben. Bei sehr langer Uebung kann der logische Erinnerungsact dem mechanischen an Schnelligkeit wenigstens sehr nahekommen; umgekehrt hat es nie an dem Bestreben gefehlt, den mechanischen künstlich in einen logischen umzuwandeln, um ihm eine längere Functionsfähigkeit zu sichern — die Zahl der mnemotechnischen Systeme vom Alterthum bis in unsere Tage herab ist ja Legion.

Es bedarf keiner breiteren Darlegung mehr darüber, welche dieser beiden Gedächtnisformen von den zwei Methoden der Sprachpraxis mehr oder weniger in Anspruch genommen wird. Die Einprägung des Idioms bei der natürlichen Methode ist vorwiegend eine mechanische; die logischen Functionen sind zwar bei der Substitution in der Lectüre unentbehrlich, aber mehr als die Stellung einer Uebergangsstufe, die möglichst schnell überwunden werden muss, wird ihnen nicht eingeräumt. Hingegen steht für den Grammatiker der logische Gesichtspunkt von vorneherein als der Pol fest, um den der Unterricht sich bewegt: und der Wortschatz, der natürlich mechanisch erlernt werden muss, ist nur das Substrat, an dem die logischen Begriffe und die auf ihnen ruhende Organisationsthätigkeit unermüdlich eingeübt werden, und dessen Umfang deshalb meistens recht beschränkt gehalten zu sein pflegt. Nun mögen mechanisch gemerkte Einzelheiten oft von staunenswerter Haftbarkeit im Gedächtnis sein: ein mechanisch eingeübtes Idiom aber stellt eine so ungeheuere Belastung des Geistes dar, dass dieser jede Gelegenheit wahrnimmt, um Theile davon abzuwerfen oder gar sich des Ganzen zu entledigen. Weit anders, wenn der riesige Stoff in die dem entwickelten geistigen Ich eigene Denkform, in die logische eingeordnet würde. Das Ausladen freilich geht nicht so rasch von statten; das Vertheilen und Etikettieren dauert bedeutend länger, aber das so behandelte Gut ist dafür umso sicherer geborgen und geschützt. Damit führt uns dann auch die Psychologie zu dem Ergebnisse, dass der Erfolg der natürlichen Methode zwar ein rascher und großer, aber auch ein ebenso schnell vergänglicher ist.

Aber in dieser für die natürliche Methode scheinbar so verhängnisvollen Betrachtung birgt sich gerade der Schlüssel, der uns die Lösung des Dilemmas ermöglichen wird. Es wurde oben bereits hervorgehoben, dass zwischen associativer und apperceptiver Geistesthätigkeit, zwischen mechanischem und logischem Gedächtnis so wenig ein absoluter Gegensatz herrscht, wie zwischen Tag und Nacht, die auch nur verschiedene Intensitäten der gleichen Beleuchtung darstellen. Die moderne Psychologie hat ja den vom Alterthum bis auf Kant eingewurzelten Irrthum, als ob die Logik die unserem Denken a priori eigenthümliche, eindeutige Form wäre, nunmehr endgiltig beseitigt. *Das logische Denken ist das in unendlichem Fluss begriffene Product der geistigen Entwickelung*; und selbst dort, wo es uns in seiner abgeklärtesten Form begegnet, oder vielleicht am meisten dort, in der wissenschaftliche Methodologie, zeigt sich uns die schnelle Wandelbarkeit der Auffassung vom logischen Denken — man erinnere sich nur des Kampfes zwischen der inductiven und deductiven Methode. Die philologische Verranntheit, die sich gegen solche Einsicht sträubt, führt sich am besten selber ad absurdum: denn, wenn es gelang, die Sprache, diesen treuesten Ausdruck der Bedürfnisse und Eindrücke, als eine Projection logischen Denkens darzustellen, gewissermaßen nachträglich in die Form der Logik zu bringen, so gehört nicht viel Scharfsinn dazu, einzusehen, für wen dieses Argument in die Wagschale fällt. Die natürliche Sprachmethode anderseits hatte wohl ein Recht, sich so und ihre Gegnerin die künstliche zu nennen; aber sie that einen Fehlschluss, wenn sie deshalb nun alle Bedeutung für sich allein in Anspruch nahm. Und wenn die allgemeine und specielle Psychologie uns lehren, dass die logisch-apperceptive Erwerbung von Geisteseigenthum längere Zeit beansprucht, aber auch längere Zeit uns das Erworbene sichert, als die bloß mechanisch-associative, so wird es die Pflicht der Pädagogik sein, dieser theoretischen Einsicht zu praktischer Nutzanwendung und damit jeder der sich befehdenden Richtungen erst zu ihrem ganzen und wahren Werte zu verhelfen.

So haben wir die endgiltige Antwort erhalten: *Vereinigung beider Methoden.* Und damit nicht mancher sich dabei eine widerwillige Aneinanderkleisterung vorstelle, sei es mir verstattet, nur in wenigen Worten noch darzulegen, wie die natürliche und grammatische Methode organisch zu einem idealen Ganzen verschmolzen werden können. Ihr Urtheil im Process hat die Psychologie gesprochen; was sie hinzufügt, möge nur als ein freundlich-ernster Rath gelten, der künftigen Missverständnissen vorzubeugen bestimmt ist.

Unbedingt wird der Pädagoge für die erste Einübung des Idioms jenes Ergebnis unserer völkerpsychologischen Erörterung zu verwerten haben, das die Gestaltung der künstlichen Spracherlernung zu einem verkürzten Abbilde des großen phylogenetischen Vorganges der natürlichen Sprachentwickelung fordert. Denn so allein kann der bleibende Wert der natürlichen Methode erhalten und ausgenützt werden: das Maximum der Leistung in einem Minimum von Arbeitszeit. Aus dieser Periode des Unterrichts scheidet die logische Methode von vornherein unbedingt aus. Warum? Weil es sich hier vorerst darum handelt, das allgemeinste Substrat, einen größeren Wort- und Sätzeschatz, zu gewinnen. Das ist aber nur durch die Aneignung von Lautcomplexen möglich, die unseren natürlichen, alltäglichen Vorstellungscomplexen entsprechen. Der Grammatiker aber setzt, indem er diese Lautcomplexe zu Einzellauten zersetzt, mit der Nothwendigkeit der Einübung recht verwickelter psychologischer Arbeit, eben des Neuzusammenfügens der Elemente, ein. Das ist der ungeheure Zeitverlust, um den die grammatische Methode nicht herumkommt. Zunächst darf das geistige Leistungsvermögen überhaupt zu nichts Neuem genöthigt werden: zunächst hat es nur die altgewohnte Function der mechanischen Einprägung zu verrichten. Zudem entsprechen von allen Wortarten nur die Hauptworte realen Vorstellungen; bei der grammatischen Methode kann also, wie schon früher erörtert, für die überwältigende Mehrzahl der Worte nicht ein neuer Laut für die alte Vorstellung — weil eine solche eben nicht existiert — sondern nur ein neuer Laut für die alten Laute eingeübt werden, wodurch auch für jeden Moment sprachlicher Bethätigung ein nur langsam sich vermindernder Zeitverlust bedingt wird.

Wenn also, rein zeitlich betrachtet, der natürlichen Methode auch fernerhin der Vortritt gebührt, so gilt es doch den Punkt aufzusuchen, an dem die grammatische neben sie zu treten und die von ihr erzeugte Leistung logisch und damit „wetterfest“ zu gestalten hat. An der richtigen Ergreifung und überhaupt Erkenntnis dieses Momentes wird der Erfolg der hier geforderten gemeinsamen Arbeit hängen; und man wird es als Grundsatz aussprechen dürfen, dass nicht früher die grammatische Methode in ihre Rechte treten darf, als wir sicher sind, dass sie nicht etwa dem schon Erworbenen mehr Schaden wie Nutzen stifte. Daraus folgt unmittelbar, dass erst eine gewandte, fließende Uebung im Sprechen, eine frische Beweglichkeit im fremden Idiom erreicht sein muss. Es läge ja so nahe, schon bei der früher geschilderten ersten Herbeiziehung der Lectüre und der damit einsetzenden eliminierenden und substituierenden Thätigkeit die grammatischen Begriffe einzuführen. Aber damit würde die

segensreiche Wirkung der natürlichen Methode gerade im Punkte ihrer höchsten Bedeutsamkeit gehemmt. Es ist von entscheidender Wichtigkeit, dass die hier sich nothwendig von selber entfaltende Logik der psychischen Function sich ihrer noch nicht bewusst werde: dass die appercептiven Verbindungen nicht in dieser ihrer Eigenthümlichkeit erkannt werden, sondern der passiven Apperception ein wenngleich nur scheinbares, so doch eben scheinbar möglichst weites Bethätigungsfeld gegeben sei. Erst wenn die befruchtende Rückwirkung der in der Lectüre unbewusst sich vollziehenden Thätigkeit auf die Fähigkeit im Sprechen deutlich und hinreichend stark zum Ausdruck kommt, ja erst wenn sie jenen Ruhepunkt erreicht, auf dem sie nun längere Zeit hindurch zu verweilen pflegt — gleichsam ein vorläufiges Maximum — erst dann ist die rechte Stunde zum Beginn der grammatischen Imprägnation des natürlich erworbenen Stoffes, zur Erhebung des unbewusst Vollzogenen ins Bewusstsein, der Association in die active Apperception, des Gewohnheitsmäßigen und Eingeübten ins logisch Ueberlegte gekommen.

Und von dieser Stunde ab darf man das Sprachstudium getrost seinen Weg uncontroliert gehen lassen. Wenn nur die eine Vorsicht gewahrt wird: unausgesetzt das Lesen und Sprechen fortzuüben, das mechanisch Erlernte als solches zu erhalten, so wird im übrigen der Weg des grammatischen Unterrichtes mit den mannigfachsten Modificationen zum Ziele führen. Dafür, dass man sich auf eine logische *Analyse* beschränke, und nicht etwa, jene natürlich erworbenen Schätze beiseite stellend, zur Einübung der logischen *Synthese* schreite, dafür ist durch das Trägheitsmoment des Geistes gesorgt, der sich hüten wird, fertige jederzeit disponible Complexe auf umständlichem Wege neuzubilden. *In dem Nebeneinanderherschreiten der mechanischen Reproduction und der logischen Analyse vollzieht sich die organische Verschmelzung beider: die dereinst erlernten Complexe ruhen dann als bewusst logisch gegliederte im Unterbewusstsein, aber sie werden mechanisch appercipiert.* Erst wenn die Uebung in dieser fließenden Reproduction einige Zeit sistiert wird, entfaltet nun die Logik ihre lückenausfüllende oder gar synthetische Kraft. Sie ist gleichsam der Handlanger, der die der Maschine entfallenen Lasten heraufholt und wieder an ihrer alten Stelle befestigt. Die natürliche Methode gestaltet sich somit zur beherrschenden; die neue Aufgabe der grammatischen aber soll es sein, die sich zersetzenden Werte der anderen unaufhörlich zu reproducieren, so dass jene den Schatz schafft, diese seine Integrität gewährleistet. Wie zwei Räder greifen beide ineinander, jede ihre eigene Aufgabe erfüllend, jede auf die andere zur Erreichung des idealen Zweckes angewiesen.

Leipzig. Ernst Gystrow.

Jelpatjewski als Narodnik.

Die Geschichte der letzten drei Jahrzehnte in Russland ist die Geschichte des siegreichen Fortschreitens des Capitalismus, worunter man nicht bloß die Entwickelung der Großindustrie zu verstehen hat, sondern das ganze System capitalistischer Beziehungen, welche in allen Sphären des russischen Lebens zur Geltung kommen.

Das Ableben der alten socialen Formen des leibeigenen Russland und die Ersetzung derselben durch neue, der Uebergang von der Naturalwirtschaft zur modernen capitalistischen Wirtschaftsordnung spiegelte sich in der russischen Literatur vollständig wieder. Eine dominierende Stellung nahmen in derselben bis vor kurzem die „Narodniki“ (d. h. Volksthümler) ein, welche die veralteten Formen des Volkslebens: den gemeinschaftlichen Grundbesitz, die Hausindustrie und die Artelle idealisierten. Diese nur von der culturellen Zurückgebliebenheit Russlands zeugenden Institute erschienen in den Augen der „Narodniki“ als Belege für die Eigenart seines Entwickelungsganges und als Bürgschaft dafür, dass das russische Volk neue Wege zur Lösung der socialen Fragen der Gegenwart bahnen werde. Der gemeinschaftliche Grundbesitz, die Hausindustrie und die Artelle waren nach russischem Ausspruch „die drei Walfische, auf denen die Weltanschauung der ‚Narodniki‘ ruhte.“ Nach der Ansicht der letzteren sollte der gemeinschaftliche Grundbesitz das russische Volk vor dem Mangel an Land und vor dem Krebsschaden der europäischen Civilisation, dem Proletariat, bewahren. Sie sahen nur das, was sie wünschten, und keineswegs das, was factisch bestand, und die Publicisten unter den „Narodniki“ schwiegen unbewusst die Thatsache todt, dass in Russland eine nach Millionen zählende Armee ländlicher Proletarier existierte, schon seit der Zeit der Bauernemancipation. Dieselbe entstand aus den Gutshörigen, die kein Land bekamen, und den Besitzern der sogenannten „Bettelparcellen“, und wuchs in den letzten Jahrzehnten in erschreckendem Maße an durch die Millionen ruinierter Bauern, welche ihr Arbeitsvieh, ihre Werkzeuge verloren, ihre Parcellen verkauft oder verpfändet hatten unter dem Einfluss der ihre Kräfte übersteigenden Last der Steuern, Hungersnöthe und anderer Calamitäten. Der gemeinschaftliche Grundbesitz legte der Entstehung des Proletariats kein Hemmnis in den Weg und vermochte es auch nicht zu thun, ebenso wenig vermochte er unter den thatsächlichen Verhältnissen, die denen in der Einbildung der „Narodniki“ existierenden unähnlich waren, als Grundlage zur Lösung der „socialen“ Fragen zu dienen, da er eigentlich nur eine Maßnahme des Fiscus ist zur unbehinderten Einziehung der Steuern von den Bauerngemeinden, in denen die gegenseitige Bürgschaft üblich ist. Die Gemeinde konnte auch das Eindringen des Capitalismus ins ländliche Leben nicht verhindern, die Entstehung der besitzlichen Ungleichheit unter den Bauern, welche auf dem Boden der Exploitationsthätigkeit der ländlichen reichen Wucherer, die aus demselben Bauernstande hervorgegangen, emporwuchs; noch weniger konnte die Gemeinde der factischen Leibeigenschaft entgegentreten, die in den Beziehungen zu dem Landadel fortbestand.

Als ebenso unwirksame Panacee der „Narodniki“ gegen die Uebel des Capitalismus erwies sich auch die Hausindustrie, von ihnen „Volksindustrie“ genannt. Die Hausindustrie ist in Russland ungeheuer verbreitet: in derselben sind 5 bis 7 Millionen Arbeiter beschäftigt. Anfangs war dieselbe ein Nebengewerbe der Ackerbauer, allmählich aber gieng sie in die Hände von professionellen Gewerbsleuten über, wobei dieselben dem Einfluss des Handels- und Industriecapitals, der Macht der Aufkäufer, der Handelshäuser und Fabrikanten verfielen, denen sie ihre Erzeugnisse verkauften oder auf deren directe Bestellung sie arbeiteten. Dieser Process des Ueberganges von der isolierten Production der Hausarbeiter, die ihre Producte auf den nächsten Märkten persönlich losschlugen, zur Hausindustrie für die Großhändler und Fabrikanten ist jetzt schon so weit vorgeschritten, dass die gepriesene „Selbständigkeit“ des Hausarbeiters nicht mehr als ein Phantom ist, das die reiche Phantasie der russischen „Narodniki“ erzeugte. Thatsächlich befinden sich schon Dreiviertel aller Hausindustriellen unter dem Joche des Capitals, und die Hausindustrie kann ebensowenig wie die Gemeinde als „Uebergangsstufe“ zum Paradies der „Narodniki“ dienen, ohne den Capitalismus zu streifen. Ebenso unzuverlässig ist der dritte „Pfeiler“ der russischen Selbstständigkeit — das Artel.

Das Artel, eine natürliche Form des Zusammenlebens und der Cooperation der Wanderarbeiter in der Fremde, welche Bande der Bekanntschaft und Verwandtschaft vereinigen, ist in der That eine nützliche, wenn auch nicht urwüchsig russische Einrichtung. In den letzten zwanzig Jahren jedoch hat auch das russische Artel den naturalwirtschaftlichen unschuldigen Charakter eingebüßt und ist zu einem Werkzeug capitalistischer Ausbeuterei geworden. An Stelle der erwählten Artelältesten, welche im Namen des Artels Arbeitsverträge schlossen und dasselbe leiteten, obgleich sie den übrigen Artelmitgliedern gleichstanden — ist der Unternehmer, der Capitalist, getreten, der das Unternehmen auf eigene Rechnung und Gefahr führt, den Gewinn allein einheimst, den Artelarbeitern dagegen den gewöhnlichen Lohn auszahlt. Oft sogar benützen die Unternehmer aus dem Bauernstande den Artelgeist der Arbeiter dazu, um dieselben über alle Maßen auszubeuten — sie dingen im Winter und Frühling, zur Zeit der größten Geldnoth, Bauern aus demselben Dorf und zwingen die in Schulden steckenden Artelarbeiter, um einen Bettellohn zu arbeiten. Das ganze „Artelprincip“ ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Russland bis auf gemeinschaftliche Wohnung und Beköstigung zusammengeschrumpft, was wir auch im Auslande sehen, bei den italienischen Arbeitern z. B., wenn sie in der Fremde arbeiten: in der Schweiz, in Oesterreich u. s. w. In den russischen Artellen also „das Fundament zu sehen, auf dem der Tempel der Zukunft erstehen wird,“ können nur die „Narodniki“ mit ihrer beschränkten utopistischen Auffassung der Dinge.

Die russische Literatur weist unter den Namen hervorragender Belletristen viele „Narodniki“ auf. Es genügt, Slatowratski, Karonin und den genialen Sittenmaler des russischen Volkslebens, G. Uspjenski zu nennen. Einen andern genialen Sittenmaler — Schtschedrin — getrauen sich die „Narodniki“ nicht zu den ihrigen zu zählen, da sein sociales Ideal einen ausgesprochen „westeuropäischen“ Anstrich hat.

Der tragische Widerspruch in der Lage dieser russischen Belletristen wurzelt darin, dass sie zwar den Capitalismus ein Uebel für Russland nannten und alle ihre Hoffnungen auf die „Stützpfeiler“ des Volkslebens setzten — die Gemeinde, die Hausindustrie und das Artelprincip — trotzdem aber als objective, wahrhaft meisterhafte Beobachter und Kenner des ländlichen Lebens in ihren Werken ein reiches Material bieten zum Beweis für den schnellen Verfall der ihnen so lieben und theuern „Stützpfeiler“ des alten leibeigenen Russland und für die Entwickelung neuer Beziehungen der Geldwirtschaft und der „Wirksamkeit“ des Wucherer-, Handels- und Industriecapitals. Gljeb Uspjensky, als der empfänglichste und wahrhaft geniale Sittenmaler des russischen Dorfes, hat in seinen belletristischen Werken aus dem Volksleben ein überaus künstlerisches Bild entworfen von dem Zuge des Capitalismus oder des „Coupons“ nach seiner Terminologie.

Aber während Uspjenski als Publicist diesen Triumphzug mit dem frommen Entsetzen eines orthodoxen „Narodnik“ betrachtet und nur die Schattenseiten des Capitalismus sieht: die Zerstörung der Gemeinde, der harmonischen Beziehungen der Bauernschaft, die Entstehung der Ungleichheit im Besitz, das Auftauchen des Prole-

tariats u. s. w., schildert derselbe Uspjenski als Dichter auf ergreifende Weise das vorcapitalistische Landleben: die unmenschlichen Lebensbedingungen der Bauern, ihr scheues Wesen, ihre Unwissenheit, Rohheit und ihre kleinlichen Interessen.

Ferner zerstört Uspjenski, der Sittenmaler, schonungslos die Utopie der „Narodniki“ von der Harmonie des Gemeindelebens, indem er den Process der „Schichtbildung“ im Dorf aufdeckt, der Bildung eines Häufleins reicher Wucherer und des Ruins weiter Massen der ländlichen Bevölkerung; indem er die Gegensätze in den Bauerngemeinden beleuchtet und die rohen Formen des Kampfes ums Dasein in diesen stehenden Gewässern zeigt.

Besser als irgend ein anderer Belletrist unter den „Narodniki“ schilderte Uspjenski die Uebergangszeit im Leben der russischen Gesellschaft, den Verfall der alten Formen des leibeigenen Russlands und die Ablösung derselben durch die modernen capitalistischen, schilderte er das Eindringen und die Entwickelung des Capitalismus in Stadt und Land. In der Lebenswahrheit, Tiefe, Feinheit der Beobachtung, in der Meisterschaft der Wiedergabe findet er nicht seinesgleichen unter den schriftstellerisch thätigen Verehrern der urwüchsig russischen socialen Formen. Zum tiefsten Bedauern aller Gebildeten Russlands ist in Uspjenskis Thätigkeit schon seit einigen Jahren ein Stillstand eingetreten; der Dichter ist schwer erkrankt, er befindet sich gegenwärtig in einer Anstalt für psychisch Leidende. Seine edle, krankhaft erregbare Natur hat auf die Dauer den Contact mit der rauhen, traurigen Wirklichkeit des russischen Lebens nicht ertragen können. Er erlag dem Schmerz, als er den fortschreitenden Ruin des von ihm leidenschaftlich geliebten Bauernvolkes sah, er ward müde, „mit dem Blut seines Herzens und dem Saft seiner Nerven“ zu schreiben.

Jetzt muss das russische lesende Publicum mit den Epigonen der „Narodniki“ vorlieb nehmen, zu denen auch S. Jelpatjewski gehört, dessen Novelle „Spirka“ gegenwärtig in der „Zeit“ erscheint. „Spirka“ steht dichterisch den an demselben Orte früher erschienenen „Bauern“ von Tschechow nach, dem die Tendenzen der „Narodniki“ und deren eigenartiges Idealisieren des ländlichen Lebens fremd sind, aber die Novelle von Jelpatjewski bietet ein typisches Muster der Belletristik der „Narodniki“ unserer Zeit. „Spirka“ ist ein Sittengemälde, in dem der Autor den Process der Entwickelung der capitalistischen Verhältnisse des russischen Lebens anschaulich darstellt. Die verschiedenen Stadien dieses Processes werden an dem typischen Geschick des Helden der Novelle gezeigt, dessen Vater mit geraubtem Gelde als Wucherer und Schenkwirt zu „wirken“ beginnt. Späterhin setzt der Sohn die Plünderung der Bauern fort in der Rolle eines Aufkäufers von Getreide, Fischen, Fellen u. s. w. Vor uns befindet sich ein typischer Kaufmann, ein Schinder, wie deren das emancipierte Russland viele zeitigte, ein Held der „Aufhäufung“ von Mitteln auf dem gewöhnlichen Wege des Betruges, der Uebervortheilung der Käufer und Verkäufer beim Wägen und Rechnen, was auf den primitiven Stufen der Geldwirtschaft und der kapitalistischen Beziehungen prakticiert wird. Das Bauerngewand vertauschte Spirka bald mit dem „Stadtrock“, aus dem Schenkwirt verwandelte er sich in einen Restaurationsbesitzer und führte nun den Getreidehandel in großem Maßstabe fort. Nach dem Tode seiner Frau tritt der Capitalist Spirka in ein neues Stadium der Entwickelung, die Periode der ersten „Aufhäufung“ ist nun vorüber, der Wucherer und Aufkäufer wird ein Großhändler und Unternehmer, sein Handelscapital beginnt allmählich die Functionen des Industriecapitals auszuüben. Die gefräßige „Wucherraupe“ verwandelt sich in eine capitalistische „Großhändlerpuppe“, welche sich wiederum zu einem „Fabrikantenschmetterling“ entfaltet.

Spirka erfährt zeitig, dass via Sagorsk*) eine Eisenbahn gebaut werden soll. In Erwartung der Preiserhöhung kaufte er alle Ländereien und Wälder längs der projectierten Bahnlinie um einen Spottpreis auf. Nach Erbauung der Eisenbahn rollten durch die uralische Einöde Wogen eines neuen Lebens: wie durch einen Zauber stürzten alle „Stützpfeiler“ der patriarchalischen Beziehungen ein. Die Periode des Verfalls aller alten Formen und die allgemeine Verwirrung war dem Spirka sehr erwünscht, da er das Fischen im Trüben meisterhaft verstand. Er war nun Herr der Situation. Der Preis der von ihm angekauften Grundstücke stieg immer mehr. In den spottbillig erstandenen Wäldern ertönten nun Axtschläge, und die Eisenbahn nahm nun eine neue Ware, „Spirkas Bauholz“, mit.

Nach zehn Jahren sehen wir unseren Helden schon als „Stütze“ der vaterländischen Industrie. Nachdem Spirka eine „Adelige“ geheiratet, die Tochter des ruinierten Millionärs Glasow, setzte er die seiner Frau gehörige und lange schon verödete Fabrik in Betrieb. Auch das Teufelsmoor blieb nicht müßig liegen, das ehemalige Räubernest verwandelte sich in eine Torfgrube, und der aus derselben gewonnene Torf diente zur Heizung der Spirka'schen Fabriken. Spirka ist mittlerweile Familienvater geworden, trägt einen Cylinder und eine weiße Halsbinde, wohnt in einem prächtigen Hause. In der Familie, in der häuslichen Einrichtung tritt der Hang zum Aristokratischen deutlich zutage. Spirka beherrscht jetzt alle städtischen Angelegenheiten, er ist der reichste und geachtetste Vertreter der „altrussischen Kaufmannschaft“, spricht über innere Politik und äußert sich beifällig über die russisch-französische Allianz.

Im letzten Jahrzehnt richtete die „altrussische Kaufmannschaft“ ihr Augenmerk nicht allein auf den Profit oder fieng vielmehr an, denselben anders aufzufassen. Die russischen Bourgeois beginnen nunmehr, sich als Herren der Situation zu betrachten, und streben darnach, einen immer mächtigeren Einfluss auf den Verlauf des socialen Lebens zu gewinnen. Auch in dieser Hinsicht erscheint unser Spirka als der typische Vertreter seiner Classe: er ist die Hauptperson im Stadtrath, ist Inspector der Realschule, Kirchenältester in der Kathedrale, sitzt im Beirath der Stadtbank und schaltet und waltet überall nach Belieben. Er gilt auch als Mäcen, obwohl seine Sympathien sich vorläufig nur auf Circusdamen, Athletenkämpfe und Thierbändiger erstrecken.

Die höchste gegenwärtige Entwickelungsstufe erreichte der russische Bourgeois Spirka, nachdem er in verwandtschaftliche und geschäftliche Beziehungen getreten zu dem Geschäftsmann des zeitgenössischen Russland, zu Ratschinin. „Seit der Zeit gieng's los…“ sagt der Autor. Der unwissende capitalistische Geldsack setzte seine Thätigkeit im Verein mit dem gebildeten Pfiffikus fort. So wurde aus dem Wucherer Spirka erst ein „Pfeiler“ der russischen Industrie, dann eine „Stütze“ des Vaterlandes. Der Congress der „altrussischen Kaufmannschaft“ zu Nischni-Nowgorod war eine officielle Anerkennung der Macht und des ungeheueren Einflusses dieser „neuen Stützen“ des Vaterlandes, war eine Apotheose des Spirka, d. h. des russischen Capitalismus.

Jelpatjewski, der orthodoxe „Narodnik“, der Verehrer der urwüchsig russischen socialen Formen, spart keine Farben, um diesen Spirka als Räubersprössling zu schildern, der bei Todtschlag, Plünderung und Betrug großgezogen wurde, als rohen unwissenden Menschen mit thierischen Instincten. Jelpatjewski, der wahrheitsgetreue Sittenmaler, constatiert aber zugleich auch das, was die „Narodniki“ durchaus nicht zugeben wollen, nämlich das siegreiche Fortschreiten des Capitalismus in Russland, — obgleich er nur auf die Schattenseiten dieses Processes hinweist. Die Novelle von Jelpatjewski kann als lebendige Illustration zur Geschichte des Capitalismus in Russland dienen, sie zeigt uns die concreten Formen seiner Entwickelung. Sie ist eine Entwickelungsgeschichte des russischen Capitalismus in der Beleuchtung eines Schriftstellers aus dem Lager der „Narodniki“.

P. Rassow.

Edvard Munch und Jan Toorop.

Alljährlich, um die Mitte des März, wird in Paris der „Salon des Indépendants“ eröffnet. In einem der colossalen, jetzt leerstehenden Ausstellungsgebäude am Marsfeld ist ihm eine schier endlose Flucht von Sälen eingeräumt, und der spottlustige Pariser wagt gerne die Reise dort hinaus, sie lohnt sich. Der „Salon des Indépendants“ hat keine Jury, vertheilt keine Medaillen, es genügt, die recht bescheidene Mitgliedtaxe pünktlich zu entrichten, um dort seine Bilder ausstellen zu dürfen. In „guten“ Jahren weist der Katalog 1200 und mehr Nummern auf, und wenn man mit gesunden Nerven begabt ist, kann man kilometerweit an den bunten Wänden vorübergehen, auf deren Flächen Rahmen an Rahmen sich drängt. Um die Eröffnungszeit sieht man entsetzte Gestalten durch die Säle eilen, sie blicken jedermann starr ins Gesicht, als wollten sie sagen: Bitte, prägen Sie sich gefälligst meine Züge ein, ich könnte ein Zeugnis meiner Anwesenheit brauchen. Es sind die Kritiker der Tagesblätter, die hier ihrer Pflicht obliegen, und von denen man am folgenden Tage einen summarischen Bericht über den Salon zu lesen bekommt.

Die wüsteste Unbegabung feiert hier ihre Orgien, was man im Malerrothwälsch „Kitsch“ nennt, sticht hier schon wohlthuend in die Augen, hier und dort aber, vor einem oder dem anderen Bilde, bleibt man stehen und schlägt im Katalog nach.

Denn manch einer, der heute die Ehren des Luxembourg kennt, hat in diesem Salon der Resignierenden — so könnte man ihn füglich nennen — seine ersten und wohl auch folgenden Bilder ausgehängt, bis ihm seine Entwickelung oder fremdes Verständnis oder ein glücklicher Stern den Weg zu den officiellen Salons ebnete. Man trifft hier Bilder, die den Namenszug Toulouse-Lautrecs, dieses Goya des modernen Paris, tragen, Rötel von d'Espagnat, die mit ihrer Kraft und Linienführung stellenweise an Rembrandt gemahnen, Künstler wie Seurat, Séon, die es zu hoher Virtuosität gebracht haben in einer Technik, die man „draußen“ nicht anerkennen mag. Wen nicht gerade die Spottsucht in diese Säle verschlagen hat, dem kann sich das Herz zusammenkrampfen beim Anblick dieser Kunsterzeugnisse, aus denen fast durchwegs ein ehrliches Wollen, Fleiß und Mühe, auch große, stellenweise allerdings unbegreifliche Naivetät und nicht selten ein ernstes Können sprechen.

In diesem Salon hatte 1897 der Norweger Edvard Munch eine Anzahl seiner letzten Bilder ausgestellt. Munchs Name ist in Deutschland im Laufe der verflossenen Jahre in Vergessenheit gerathen. Zur Zeit seines Berliner Aufenthaltes war er in aller

*) Der Name der Stadt ist erdichtet, wahrscheinlich aber hat der Autor darunter Tscheljabinsk gemeint, welches jenseits des Uralgebirges liegt.

Digitized by Google

Munde. Meier-Gräfe, Przybyszewski, Pastor u. a. priesen ihn als den Herold einer neuen Kunst. Sie haben damit beiden, Munch und seiner Kunst, einen schlimmen Dienst erwiesen. Sie fassten ihren Enthusiasmus mit beiden Fäusten und stießen mit ihm das Publicum vor den Kopf. Munch hat das seither auf manche Weise büßen müssen, und es ist fraglich, ob es ihm beschieden sein wird, zu sehen, wie die kritische Anerkennung seiner Werke den Weg zu der Höhe dieser ersten Begeisterung zurückfindet.

Und doch hat Munch seit jener Berliner Zeit einen großen Theil seiner Bestrebungen verwirklicht, vieles, das er bloß andeutete, voll ergriffen und ausgeführt, sein Ideal hat tief in ihm Wurzeln fassen können, und manches, nach dem er in heißem Ringen langte, besitzt er heute. Seine Art war damals fiebernd und bizarr, gefiel sich im Extremen, in Hyperbeln, und gleicher Weise waren ihre Beurtheiler. Nun bewegt sie sich in markigen, von großer Ueberzeugung und verinnerlichter Ruhe gezogenen Grenzen, aber wo ist nun die Anerkennung geblieben? Man hat über Munchs Bilder gelacht, sie in einen Topf mit der großen Menge der im gleichen Salon ausgestellten geworfen, oder die Achseln gezuckt und sich höchstens über die abnorm hohen Preise gewundert, mit denen der Künstler seine unverkäuflichen Bilder bewertete. Nur einer von den Gewaltigen, die über Wohl und Wehe rechten, einer der Gefürchtetsten dazu, verstieg sich zu der orakelhaften Sentenz: dieser verzweifelte Norweger (en norvégien exaspéré) würde wahrscheinlich einst zu den Großen seiner Kunst erhoben werden, heute ziemte es sich aber, auf seine Gemälde zu schreiben: finis picturae!

Das hat man schließlich auch von Manet gesagt und sich dabei nur in einem Punkte getäuscht. Man liebt eben die Quintessenzen nicht, sie betäuben, verwirren; die wilden Jahre vom Anfang dieses Jahrzehnts, in denen man sich nur noch mit Explosionen Gehör schaffen konnte, sind gründlich vorüber. Man will das Gift gern in der Pille haben, und Munch verschmäht die Pille. Nackt und rücksichtslos, mit einer eindringlichen Kraft, die manchem brutal, unkünstlerisch, oder gar plattem Unvermögen entsprungen erscheinen mag, sagt er gerade heraus, was er will, in einem Satz, ohne Zuthaten und Schnörkel, ohne Adjective, mit einer solch suggestiven Knappheit, dass man längst Empfundenes, eigene Freude und Qual förmlich zum erstenmal von Angesicht zu blicken glaubt. Seine Bilder tragen die Bezeichnungen von Gefühlen. Eines heißt Trauer, eines Entsetzen, eines heißt: das Weib. Und einfach und dabei millionenfach compliciert, wie diese Empfindungen, sind diese Werke. Sie sagen alles in einer Contour, in der Linie, wie der Schädel auf dem Grat sitzt, wie die Schläfe in die Backe übergeht, wie ein Finger sich erhebt, oder ein Fuß vorwärtsschreitet. Alles Anekdotenhafte, jeder Umschweif über die Schilderung des Ergebnisses der Leidenschaften, des Mediums zwischen des Künstlers und des Beschauers Empfinden, all das ist verpönt. Alle Details sind verwischt, oft sieht man ein Gesicht, in dem keine Augen erscheinen, oft eines, dem die Nase fehlt. Sonderbare Gestalten, halb Mensch, halb Wahn, mit Farben bemalt, die man an Cadavern sieht oder die es überhaupt nicht gibt — an die man sich erinnert, ohne sie je gesehen zu haben — Menschenumrisse, nebeneinander oder mit nothwendiger Willkür in den Raum verstreut, wo jede Beziehung der einzelnen zu einander, aller zum Ganzen zu fehlen scheint, Bilder, die wie Skizzen aussehen und doch fertig sind und vollkommen, kein Strich zu wenig, keiner zu viel. Leicht sind sie zu beschreiben. Eines, dessen schon im Vorstehenden Erwähnung geschah, heißt: Entsetzen. Man sieht einen Kopf: er kann eines Mannes, eines Kindes oder eines Fötus sein, eine birnenförmige Contour, stark gezogen und mit grünlich-gelber Farbe ausgefüllt. Zwei hochliegende Augen, wie sie Kinder malen würden, eigentlich nur etwas oval gerathene Kreise, und der Mund tief niedergezogen, wie ein Dreieck offen, in der verschmälerten Unterpartie. Ein paar weißliche Striche unterhalb des Kopfes deuten die Hände an, deren Finger sich krampfhaft gegen den Mund erheben möchten, unter ihnen ein breiter, wellenförmiger Streif, knapp zum nahen Rand des Gemäldes. Im Hintergrund das Meer im Abendschein: ein einziger rother Ton, das grellste Roth, das man sich denken kann, von einem schmalen, gelben Pinselstrich erhöht. Die Gestalt kommt einem aus dem Bilde entgegen, aber man weiß, sie hat das Meer dort hinten gesehen, und mit ihr erbebt unsere Seele von dem Schrei, der durch die Natur gellt.

Das Bild vom Weibe ist durch verticale Anordnung in vier Felder getheilt. Vom tiefsten Dunkel ausgehend lichten sie sich bis zur unerträglichsten Helle. Im rechten, dunkelsten steht der Mann. Es ist eine Jünglingsgestalt, sie steht etwas gekrümmt, wie an eine Mauer gedrückt, und blickt stumpf zu Boden: von den drei Frauengestalten, die die anderen Pläne des Bildes einnehmen, ist diese durch einen dicken, tiefschwarzen Streifen getrennt, aus dem etwas wie ein Blutquell zu brechen scheint. Die nächste der drei Gestalten ist die Heilige, ein Weib mit blassem Gesicht, in den outrierten Formen der byzantinischen Mosaiken: ihr Leib, ohne Arme, fließt wie ein Schatten nieder. Neben ihr steht ein crass colorierter, fast obscön wirkender Act, mit gespreizten Beinen, den Kopf etwas zurückgeneigt, die Arme hinter dem Kopfe zusammengeschlagen. Die letzte Figur ist eine Lichtgestalt, so weiß, so blendend, dass sie fast bläulich erscheint. Sie schreitet schlank und mit flatterndem Haar dem Strande zu, der sich zu ihren Füßen schmiegt. Ihr Gesicht ist kaum zu erkennen vor dem Glanze, den es ausstrahlt; sie geht und will in Sonnenlicht zerfließen.

Man sieht, wie positiv Munch seine Gemälde stellt. Ihre Umrisse sind einfach und nothwendig, wie die Gefühle selbst, die sie verbildlichen und wachrufen wollen. Von der Farbenwirkung kann hier natürlich nur andeutungsweise die Rede sein. Munch malt seine Gefühle, und diese müssen ihm Modell stehen. Wie in den „regelrecht" gemalten Bildern das Licht die Plasticität, das Hervortreten oder Zurückweichen der einzelnen Gestalten bewirken muss, hebt bei Munch die Intensität des Gefühls die Partien hervor, oder seine Ohnmacht rückt sie entsprechend zurück. Sollen Empfindungen solch elementarer Art, wie das Entsetzen, ausgedrückt werden, so bedient sich Munch einer im Verhältnis gesteigerten Coloristik, sind sie milde und verschwimmend, dienen ihm die sanftesten Töne. Durch die Contrastwirkung von verschiedenen, gleichwertig behandelten Farben erzielt er den stärksten Ausdruck eines seelischen Zwiespaltes, wenn er hingegen, wie in dem Bilde von der Trauer, die Gesichter, Hände und Kleider der Menschen auf dasselbe stete Grau abtönt, das den Grundcharakter des Zimmers, in dem sie sich um den Todten bewegen, ausmacht, so ist damit die Ohnmacht, die Resignation, der nackte Sinn des Wortes Trauer in seiner primitiv eindringlichsten Form wiedergegeben.

An diesem Beispiel mag es klar werden, wie stark sich das Vermögen des symbolischen Ausdruckes bei Munch seit seinem in Berlin vielbesprochenen „Kuss" entfaltet hat. Dort war das Verschmelzen zweier Seelen dadurch angedeutet, dass die beiden Gesichter, die sich im Kusse fanden, eine einzige Umrisslinie erhielten, während die Fläche innerhalb derselben glatt mit einer charakteristischen Farbe bestrichen war. Ein bei all seiner Ungewöhnlichkeit etwas trivialer Behelf, angesichts der jüngsten Werke von Munch. In dem „Kuss" hatte der Künstler die äußerste Grenze erreicht, bis zu welcher die Mittel der gegebenen Ausdrucksform reduciert und vereinfacht werden konnten. Die Kenner, die hierin die höchste Vervollkommnung, das Genie erblickten, jubelten ihm zu. In seinem Fortschreiten bis zu seinen letzten Werken aber hat Munch diese Grenze lange überschritten und ist zu den Anfangsformen gelangt, gewissermaßen zu den Urlauten seiner Kunst, aus denen man die Keime der Sprache noch nicht herauszuhören vermag, die aber dem Horchenden ertönen wie ein Befehl. Diese Kunst ist nicht dem Verstande entsprungen, ebensowenig aber einem pur künstlerischen Instinct, sie spricht infolgedessen weder zu diesem, noch zu jenem. Sie hat ihre Quelle in den ganz verborgenen Gebieten des Menschenseins, und hiedurch wird das Misstrauen, dem sie begegnet, und das Schicksal, das sie erfahren muss, vollauf verständlich. Gemälde wie Munchs sind nothwendige Parallelerscheinungen einer Literaturrichtung, welche — auf anderem Wege zum gleichen Ziel gelangend — die Aesthetik Stéphane Mallarmés und die Lyrik von Maeterlinck gezeitigt hat. Wie diese, müssen sie gleichsam mit geschlossenen Augen genossen und empfunden werden, d. h. jegliche Reflexion muss verstummen, damit sich der Sinn ausschließlich auf die unmittelbaren Schwingungen concentrieren könne, welche sie in der empfänglichen Psyche hervorrufen. Sie wirken fast wie Musik: die Zahlengleichheit der Schwingungen muss zwischen dem Gefühl des Künstlers und des Betrachtenden eine mathematische Gleichung bewirken, sollen sie erfasst und gefühlt werden. Doch gar wenige sind musikalisch; wie vielen dünkt dasselbe Geräusch nichts weiter als roher Lärm, oder gar marktschreierisches Tamtam, das einige wenige im Herzen zu rühren vermag.

Aehnlich wie Edvard Munch ergeht es einem anderen zeitgenössischen Maler, dem Malayen Jan Toorop. Auch über seine Werke wird das leichtfertige Urtheil gefällt, sie seien Erzeugnisse eines reclamesüchtigen Sudlers, der sein Unvermögen in einen billigen Mysticismus hüllt, „spleenige Bizarrerien", die höchstens zum Gelächter reizen, eines näheren Eingehens auf ihre Art aber unwert sind. Ob die Aburtheiler Munchs und Toorops wohl nicht stutzig geworden sind vor dem „Kranken Mädchen" des ersteren, das jüngst in Kopenhagen ausgestellt war, vor den Porträts von Frau Toorop und der Gräfin von Limburg, die man 1897 im Münchener Glaspalast neben Toorops gewohnten Sonderbarkeiten sehen konnte? Diese Bilder wiesen all die „soliden Qualitäten" gediegener Künstler auf, die Anspruch auf eine ernsthafte Betrachtung erheben dürfen, und wenn Munch einmal sein begonnenes Porträt Mallarmés ausstellen wird, dürfte man über seine eminente Fähigkeit der Charakteristik, welche dem Bilde dieses subtilen Dichters Leben und Seele einzuhauchen scheint, nicht im Zweifel bleiben.

Wenn daher Munch wie Toorop so ungewohnte Wege einschlagen, geschieht das nicht etwa, weil ihnen der Pfad, auf dem die vielen gehen, verschlossen ist, vielmehr weil sie ein ganz bestimmtes Ziel vor Augen haben und der geradesten Linie folgen, die zu ihm führt.

Toorop geht in seiner Malerei einen Schnitt weiter als Munch. Er belauscht die Schwingungen, die ein Gefühl in der

Seele hervorruft, und notiert sie, conterfeit sie in Linien, suggeriert dem Beschauer durch die pure Geste der Leidenschaft diese selbst. Wie sich ein Schmerz, eine Freude in gewissen Bewegungen des Kopfes, ein Verlangen oder ein Fahrenlassen in einer gewissen Bewegung der Hand ausdrückt, wie manche Gedanken unwillkürliche Geberden unseres Körpers hervorrufen, Wünsche und Sehnsucht unsere Seele und unseren Leib in scharf bestimmte Lagen zwingen, das illustriert Toorop durch fließende Linien, welche diese Schmerzen und Lüste, Gedanken und Gefühle im Umriss wiedergeben oder doch durch ähnliche Gesten in uns wachrufen sollen.

Das figurale Beiwerk ist in diesen Gemälden selbstverständlich von weitaus geringerer Wichtigkeit, als in denen des Norwegers, vielleicht auch aus diesem Grunde sorgfältiger, aber auch monotoner ausgeführt. Das männliche und das weibliche Princip werden durch feine, unsinnliche Gestalten von Mann und Weib in stereotyper Weise verkörpert: die nämlichen Gestalten kehren auf sämmtlichen Gemälden wieder. Zumeist sind die Köpfe und die Hände in übergroßen Proportionen gezeichnet, weil diese Körpertheile: der Kopf durch seine Neigung, die Hand durch die auslaufende Linie des Armes bestens geeignet sind, des Künstlers Absichten zu verbildlichen. Große, gemeinsame Empfindungen, welche die Massen oder gar in den Welt- und Lebensbildern die Gattungsbegriffe selbst bewegen, werden durch parallele Umrisslinien gleicher Gestalten angedeutet, in einer gemeinschaftlichen Geberde, in der gleichen Neigung dieser Linien zu einem festruhenden Punkt, einer stabilen Contour. Seiner Eigenart folgend, bevorzugt Toorop die Schilderung fließender Empfindungen; die Motive des Hoffens, der Sehnsucht, des Verlangens, die Symbole der Entwickelung, des Strebens, des Aufschwunges der Seele kehren wieder in seinen Bildern, die, auf dieselbe sehr zarte und fast verschwindende Farbe getönt, beinahe monochrom wirken, wie Federzeichnungen, um durch kein Nebenwerk die Aufmerksamkeit von dem Grundgedanken abzulenken, aus dem sie entstanden sind. Die Linie ist der fast ausschließliche Behelf, dessen Toorop sich bedient. Unter seinem Griffel fließt sie hervor in wechselvollster Mannigfaltigkeit, jeder feinsten Nuance des inneren Bildes gehorsam, sicher und nothwendig, in unablässigem Anschmiegen an den geheimsten Pulsschlag, die zarteste Regung. Sie stellt Verbindungen zwischen heterogensten Polen des Empfindungslebens her, zeigt in deutlichen und ungetrennten Uebergängen die subtilsten Verästelungen eines Instincts, die Berührungspunkte oder Flächen zweier nebeneinander laufenden Begriffe, bringt die intimsten, leisesten Nuancen wie unter einem Mikroskop deutlich hervor und vermag durch die Gesammtheit der sich kreuzenden und verschlingenden, sich lösenden und findenden Elemente ein bis ins Geringste durchgeführtes Bild der compliciertesten Beziehungen zu geben. Um einen plausiblen Ausgangspunkt für diese bedeutungsvollen Striche zu finden, knüpft Toorop sie an seine Gestalten, zeichnet vielmehr seine Gestalten an die Linien, die er benöthigt, und lässt diese in der Form von Haarwellen über seine Bilder fließen. Durch diese unmittelbare Association der ein Transcendentales ausdrückenden Linie mit dem thatsächlichen Sitze der Emotionen, Phantasien, Instincte, dem menschlichen Haupt, wird die gesammte Ausdrucksweise Toorops im Grunde dem Beschauer nähergerückt.

Noch schärfer vermag er seinen Ideen durch ein anderes Mittel, die Verwendung des einfachen Linienwinkels, gerecht zu werden. „Der Gang der still Verlangenden“ betitelt sich eines seiner eigenartigsten Aquarelle. Im Hintergrund sieht man eine waldartige Anlage, parallelgestellte, gerade und dünne Baumstämme, in regelmäßigen Absätzen nebeneinander stehend, ihre Aeste auf gleicher Höhe vertical emporsendend, im ganzen der Ausdruck des Festen, Stehenden, der ewigen und unbeweglichen Dauer. Ganz vorne, an dem unteren Rande des Bildes eine Reihe von vier — fünf Köpfen, ebenfalls in gleichen Abständen hintereinander, mit gleichförmigen, starren Profilen, leicht vorwärts geneigt, so dass ihre parallelen Contouren mit jenen Bäumen im Hintergrund denselben, etwa dreißiggrädigen Winkel bilden; die Vorwärtsbewegung dieser Gestalten erhellt an den wallenden Kopftüchern, welche — an denselben stabilen Linien gemessen — einen etwa fünfundzwanziggrädigen Winkel beschreiben. Es ist wohl nicht möglich, einen solch abstracten Begriff, die Vorstellung von so Stetem und Tiefem durch eine einfachere, dabei packendere Ausdrucksform hervorzurufen.

Das Wirken von Künstlern wie Munch und Toorop muss in erster Reihe als Symptom aufgefasst werden. Als solches muss man es gelten lassen. Weniger als irgend einer anderen, lässt die Entwickelung der bildenden Kunst allzuschroffe Neuerungen, sprunghafte Wandlungen zu. Wohl aber kann diese nothwendige Entwickelung beschleunigt werden; zu allen Zeiten hat es Künstler gegeben, in denen das Kunstempfinden in vorgeschrittenerer Weise zur Entwickelung gelangt war, als bei ihren Zeitgenossen. Von der Kraft ihrer künstlerischen und menschlichen Individualität war es abhängig, ob sie ihr überzeugtes Empfinden consequent und mit voller Energie durchführten, ob sie es schließlich durchzusetzen vermochten. Die beiden Künstler, deren Art zu beleuchten ich in diesen Zeilen bestrebt war, sind Pionniere ihrer Kunst. Sie wagten sich in die unseres heutigen Ermessens letzten Gebiete voraus, ihre Intuition hat sie hingeführt. Wohl sieht man nun in der Ferne ihr Licht leuchten, aber dieses vermag nur die Stelle zu erhellen, auf der sie stehen, nicht aber den Weg, über welchen sie zu ihr gelangt sind. Er bleibt dunkel, daher das Misstrauen gegen das einsame Licht. — Wenn man aber seinen Skepticismus, der sich von dem Grund der Natur eines jeden Menschen gegen das Geheimnisvolle, nicht genügend Geklärte aufrichtet, niederkämpfen mag, wird man inne werden, dass der große Drang, der jetzt so viele beseelt, für die tiefsten Dinge die einfachste Formel zu finden, beide, Munch und Toorop, zu dem Punkte geleitet hat, auf dem sie heute stehen.

München. **Arthur Holitscher.**

Die Kaiserin.

Als wir in die Schule kamen, war an der Wand das Bild einer Frau, an der blieben unsere jungen Augen hängen. Sie war so schön, wie wir noch nichts gesehen hatten. Man sagte uns, dass es unsere Kaiserin wäre, und da waren wir ganz stolz und wenn wir nun das „Gott erhalte“ singen mussten, sangen wir es gern, denn wir dachten dabei an sie und freuten uns. Seitdem ist viel vergangen. Aber dieser Liebe haben wir treu sein dürfen.

Wenn man Bilder von ihr, etwa das bekannte von Schrotzberg oder auch bloß die Photographien betrachtet, so ist man von ihrer Schönheit fast betroffen. Kein Schatten des Lebens liegt auf dem reinen Gesicht, eine leise Melancholie lindert die Strenge der edelsten Züge. Es gibt sehr schöne Menschen, die doch die Erinnerung an Schlechtes, eine Spur hässlicher Gedanken im Antlitz haben, aber hier glauben wir ein Wesen zu erblicken, das niemals durch Menschliches getrübt worden ist. Auch sieht man diesem kindlich milden Antlitz unsere Zeit nicht an, es könnte aus jedem Jahrhundert sein. An solche zeitlose Mienen erinnern wir uns aus der Renaissance. Die Mona Lisa ist so, keiner Nation und keinem Alter zugehörend, sondern eine Gestalt, die immer unter den Menschen erscheinen und niemals ihre Art annehmen kann. An sie möchten wir zuerst denken, aber sie ist doch anders: sie hat etwas Triumphierendes über das Leben, sie ist stärker, sie gebietet. Ihren Stolz hat das Antlitz der Kaiserin nie und seltsam ist: auf keinem Bilde lächelt sie. Der stille Mund bemüht sich wohl gütig zu sein, aber er will nicht froh werden und die Augen blicken weg. Sie hat etwas in ihrem Gesicht von jenen Kindern, um die einem bange ist, weil sie nicht lange leben werden: man sagt von ihnen, dass sie zu gut für diese Welt sind, und ängstigt sich. Dieses Scheue, fast Flehentliche in ihrem Ausdruck hat Piloty rührend dargestellt, auf einem Bilde aus dem Jahre 1853, als sie Braut war. Da sitzt sie, in Possenhofen zu Pferde, eben vom Haus wegreitend, mit einem langen schwarzen Kleide und einem großen schwarzen Hut, auf das Zierlichste, ja fast kokett anzusehen, aber um die Lippen ist eine solche, beinahe bittende Angst, dass man das Thier anhalten möchte, um sie lieber nicht fortzulassen An Büsten junger Griechen aus der späten Zeit können wir denselben Zug von tiefer Furcht vor dem Schicksal sehen.

Eine abwehrende Geberde gegen das Leben hat sie immer bewahrt. Wie eine Fremde ist sie vorbeigegangen und hat von den Menschen nichts wissen wollen. Ihr Lärm und der Tumult der Leidenschaften ist ihr verhasst gewesen, die gemeinen Freuden hat sie gemieden, den Prunk der Großen verschmäht. Am liebsten ist sie in der Einsamkeit gewesen, von den Leuten weg, mit der Ewigkeit des Meeres oder der Berge allein. Das Leben muss sie wie eine Verschleierung und Verfinsterung des Guten empfunden haben. Es zu vergessen, um dafür auf die eigene Seele lauschen, die inneren Stimmen vernehmen zu dürfen, hat sie sich gesehnt. Immer trachtete sie, in eine edlere Region zu entkommen. Darum hat sie Heine so geliebt, der auch am Leben krank gewesen ist, und wollte sich mit reinen Werken einer von der Erde abgewendeten Kunst gleichsam wie mit tief betäubenden Träumen umgeben. Man weiß, dass sie ungemeine Menschen von seltener Art an sich zog, die ihr helfen sollten, sich aus den Worten der Dichter eine hellere Existenz zu weben. Von diesen andächtig mit ihr zum Schönen strebenden Freunden ist der unvergessliche Alexander von Warsberg der beste gewesen. Man würde sie heute „Aestheten“ nennen, da der Sinn ihrer großen Sehnsucht in der That derselbe war, den jetzt das Spiel der dem Leben entfliehenden, nach Ekstasen begehrenden Artisten in London und Paris hat.

Bei solchen Freunden ist sie ruhiger geworden, von ihnen hat sie gelernt, unser Los mit griechischen Blicken anzusehen. Zum Wesen der Hellenen hat sie eine unendliche, fast religiöse Zuneigung gehabt. Wenn man sagen soll, wie ihr Andenken unter nachdenklichen und sehnsüchtigen Menschen dastehen wird, so möchte man sie die letzte Griechin nennen. Wie ihr Antlitz an die stille Furcht antiker Statuen erinnert hat, so kommen, wenn wir über ihr seltsames Geschick nachsinnen, griechische Gestalten in ihrer tragischen Unschuld herbei: die fürstliche Nausikaa oder die unselige Sappho. Aber am liebsten werden wir sie mit dem frommen Bilde der Iphigenie vergleichen mögen, die, vom Schicksale ihres Hauses betroffen, doch an der Gerechtigkeit der Götter nicht verzagend, ins

Leid ergeben und der eigenen Schönheit froh, die dem Menschen nicht genommen werden kann, die ewigen Mächte lobt.

Vor allen anderen ist ihr immer die Stadt des Alkinoos theuer gewesen. Dort hat sie sich getröstet. Gern wird sie da vom Achilleion zur alten Kirche gegangen sein, um im Garten zu sitzen und durch die Cypressen auf das blaue Meer, nach den rothen Bergen Albaniens zu schauen. Da hat sie wohl auch der großen Geschichte gedacht, die in dieser Kirche still begraben ist: denn hier liegt die letzte Kaiserin von Byzanz. Im Buche ihres Freundes Warsberg hat sie gewiss einmal über diese und ihre Tochter Helena nachgelesen, die aus Serbien, nach der Zerstörung ihres Hauses, in das kephalonische Reich geflohen war. Sie hatte ein Kind mit, Melissa. Diese heiratete den Grafen Tocco, den letzten Regenten dieses Stammes über die Inseln. Aber schon nach einem Jahre hatte die Mutter auch noch den Schmerz, ihre Tochter sterben zu sehen. Nun trat sie auf Leukadien in ein Kloster und nahm den Namen der heiligen Hypomene an. „Hypomene," fährt Warsberg zu erzählen fort, „war die Mutter der Geduld. Sie brauchte viel, um alle diese Prüfungen gottergeben zu ertragen. Vielleicht wollte sie wirklich, indem sie sich mit diesem neuen Namen rufen ließ, sich eine fortwährende Mahnung dazu in das Ohr legen. So starb sie am 7. November 1474, eine geduldige Nonne in diesem Kloster auf St. Maura. Hätte sie sich aber nur etwas länger noch im Leben zu gedulden verstanden, so würde sie auch noch die Flucht ihres Schwiegersohnes, des Grafen Tocco, vor den Türken, die Verwüstung und Einnahme St. Mauras und der anderen odysseischen Inseln erlebt haben. Es gibt lange Epochen in der Weltgeschichte, wo das Leben nur Dornenkronen hat und die Sonne fortwährend blutig auf- und untergeht. Wehe dann besonders den alten Geschlechtern. Nichts glückt dann mehr ihren Erben und diese büßen zusammengedrängt in die grausamsten Schicksale weniger Stunden, oft nur einer Spanne Zeit, die lange Vergangenheit ihrer glücklicheren Vorfahren ab. Denn das Naturgesetz, welches überall die Wasser ins Gleichgewicht stellt, geht durch die ganze Welt und bewegt auch die moralischen Dinge, so dass sich fortwährend und in allem ein sicherer Ausgleich vollzieht und man nie ganz schuldlos ist, wenn man Ahnen hat."

Hermann Bahr.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Von jenen Leuten, welche gern den „Advocatus Diaboli" spielen, besonders wenn es sich um irgend eine Finanzgröße handelt, wird angesichts der Vorwürfe, welche gegen die Verwaltung der Oesterreichischen Waffenfabrik gerichtet werden, immer erklärt, dass die Schätzung von Vorräthen ungemein schwierig sei, man sich diesbezüglich auf die Beamten verlassen müsse, und dass Bilanzfälschungen, falls dieselben von den Beamten ausgehen, nicht zu verhüten seien. Es ist unschwer, solche Argumentationen zu widerlegen welche gewöhnlich von Klagen über die Leute, „die nie in einer Industrie thätig waren und darüber auch kein Urtheil haben können", begleitet sind. Zunächst bietet sich der Hinweis auf das Gesetz, welches den Vorstand für die Bilanzen verantwortlich macht, und dem jeder Verwaltungsrath, da ja niemand gezwungen wird, einen solchen Posten anzunehmen, rechtlich und moralisch unterworfen ist. Sodann lässt sich erwidern, dass, wenn es wirklich so ungeheuer schwierig wäre, richtige Bilanzen aufzustellen, Bilanzfälschungen doch ungleich häufiger vorkommen müssten als sie sich thatsächlich ereignen. Schließlich kann man darauf entgegnen, dass Verwaltungsrathsstellen meist recht gut dotiert sind und dass man von deren Nutznießern wohl auch eine höhere Fähigkeit und Mühewaltung zu verlangen berechtigt ist. Freilich ist es Erfahrungssache, dass, je höher ein Amt dotiert ist, desto geringer das Verantwortungsgefühl zu sein pflegt. Aber von solchen allgemeinen Erwägungen abgesehen, ist es in diesem speciellen Falle nicht schwer, zu zeigen, dass auch dem mindergebildeten Verwaltungsrathe die Bilanzen der Waffenfabrik nicht ganz geheuer erscheinen mussten, wenn er sich nur überhaupt die Mühe gab, sie einer kleiner Betrachtung zu unterziehen. Er hatte dazu gar nicht nöthig, die einzelnen Gewehrbestandtheile zu schätzen und zu zählen. In der letzten Nummer eines hiesigen Finanzblattes ist ein Artikel erschienen, welcher eine Aufstellung der Bestellungen, Ablieferungen, Vorräthe und erzielten Gewinne während der letzten acht Jahre enthält und welcher zu sehr interessanten Schlussfolgerungen führt. In den ersten Jahren dieses Decenniums hat die Gesellschaft bekanntlich enorme Gewehrbestellungen auszuführen gehabt. Es wurden in jenen Jahren 1889 bis 1892 alljährlich zwischen 250.000 und 336.000 Gewehre, und 500.000 bis 600.000 Stück Gewehrbestandtheile abgeliefert. Der Nutzen aus diesen Ablieferungen per Stück lässt sich aus dem bilanzmäßig ausgewiesenen Reingewinn berechnen, er sinkt von $2\frac{1}{2}$ fl. im ersten Jahre per Gewehr und $\frac{8}{10}$ fl. per Bestandtheil im Durchschnitt auf 2 fl., respective $\frac{6}{10}$ fl. im Jahre 1891/92. Der bilanzmäßige Wert der Vorräthe gieng in jener Zeit von 3·3 Millionen auf 1·8 Millionen herab; während der großen Arbeitsepoche waren natürlich die Vorräthe sehr bedeutend gewesen, um sich, als das Ende dieser Epoche heranrückte, entsprechend zu reducieren. Dies war mit dem Ablauf des Geschäftsjahres 1891/92 der Fall. Das Jahr 1892/93 brachte nur mehr Lieferungen von 89.000 Gewehren und 356.000 Bestandtheilen. Die großen Neubewaffnungen waren beendet. Und merkwürdigerweise steigt in diesem Jahre auf einmal der Durchschnittsgewinn pro Gewehr und Bestandtheil auf 3 fl., respective $\frac{9}{10}$ fl., demnach gegenüber den letzten Jahren um volle 50 Procent, trotz der geringeren Production, also der verhältnismäßig höheren Regie. Und gleichzeitig steigen die Vorräthe um eine volle Million, von 1·8 auf 2·8 Millionen, trotz der bedeutend verschlechterten Conjunctur. Offenbar war dies das erste Jahr der Bilanzfälschungen. Musste sich nun nicht der Vorstand fragen, wieso der Gewinn pro Stück plötzlich um 50 Procent gestiegen war, die Vorräthe um eine Million zugenommen hatten? Dazu brauchte er weder zu zählen noch zu schätzen. Die Conjunctur für das Gewehrgeschäft blieb in den folgenden Jahren gleich schlecht, die bilanzmäßigen Gewinne sanken wieder auf die Höhe des Jahres 1891/92 und darunter. Die Vorräthe wurden mäßig reduciert. Dann wurde die Fahrraderzeugung aufgenommen, und im Laufe von zwei Jahren, von 1894/95 auf 1896/97 stiegen die Vorräthe von 2·3 auf 5·5 Millionen Gulden, also um 3·2 Millionen; im ersten Jahr um 1·6 Millionen und dann wieder um denselben Betrag. Das Gewehrgeschäft, das unverändert beschränkt blieb, konnte eine solche Vermehrung nicht bewirken. Offenbar das Fahrradgeschäft. Nun gibt es auch noch andere Fahrradfabriken auf der Welt, in Deutschland eine ganze Anzahl, welche der Waffenfabrik gewiss nicht viel nachstehen. Wenn der Vorstand deren Bilanzen angesehen hätte, so hätte er gefunden, dass die größten dieser Fabriken, wie Dürkopp für 0·8, Seidel & Neumann 1·2, Adler-Werke 1·8, Stoewer 0·6, Pfälzische Nähmaschinen 0·4, Haid & Neu 0·5 Millionen Mark an Vorräthen, vielfach Nähmaschinen und anderes inbegriffen, in der Bilanz auswiesen. Und dann hätte er sich wohl fragen müssen, wie es denn komme, dass die Waffenfabrik für 3·2 Millionen Gulden Fahrräder vorräthig halte, also dreimal soviel als das größte deutsche Werk, dessen Reingewinn um ein Vielfaches höher war, als der der Waffenfabrik. Es scheint uns, dass diese Thatsachen genügen, um auch dem gläubigsten Gemüthe begreiflich zu machen, dass hier schwerlich bona fide, gewiss aber nicht mit Beobachtung der pflichtgemäßen Obsorge vorgegangen sein kann.

*

Am 20. September d. J. soll der Canal durch das Eiserne Thor eröffnet, das heißt, dem Verkehre übergeben werden. Leute, die nicht an Gedächtnisschwund leiden, werden fragen, was das bedeuten solle, denn sie werden sich erinnern, dass es jetzt gerade zwei Jahre her ist, dass dieser Canal in feierlicher, prunkvoller Weise eröffnet worden ist. Wenn diese Leute dann erfahren werden, dass man den Canal auch nach seiner zweiten Eröffnung nur mit größter Mühe wird passieren können, weil das zur Remorquierung nöthige Seilschiff erst in einem Jahre fertig gestellt sein wird, so werden sie sich fragen, wie oft dieser Canal eigentlich fertig gestellt wird. Wenn sie aber dann noch hören, dass noch ein zweites Seilschiff zur anstandslosen Verkehrsbewältigung nöthig sein dürfte, das noch gar nicht in Arbeit ist, dass man in Ingenieurkreisen vielfach glaubt, dass der Canal auch dann nicht ordentlich functionieren, sondern dass neben anderen Reconstructionen die Einlegung einer Schleuse erforderlich sein wird, was wieder eine hübsche Zeit in Anspruch nimmt, dann werden sie sich einen Begriff machen von dem unerhörten Schwindel, den die ungarische Regierung unterstützt von ihren Pressöldnern, mit der feierlichen Eröffnung dieses „Meisterwerks der Technik" getrieben hat.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Variétés, „L'Amour blanc" von Josz und Crone; Théatre des Nations, „Les Gardes forestiers" von Dumas. Berlin. Deutsches Theater, „Cyrano de Bergerac" von Rostand; Neues Theater, „Hofgunst" von Throtha.

*

Die Aufführungen von Shakespeare und Schiller im Jantsch-Theater beweisen, dass unsere ganze bisherige Darstellung classischer Stücke entschieden einer Reform bedarf und fähig ist. Allen denkenden Regisseuren sind da noch weite Grenzen gesteckt, und jedem, der mit dem alten hoftheatralischen Schlendrian der „stehenden" — das heißt in langen Jahrzehnten blind und taub gewordenen — Classiker-Aufführungen aufräumen will, gibt der Provinzdirector Jantsch in seinen interessanten Versuchen Anregung. Er zeigt, wieviel der Inscenierungseifer mit altbekannten Stücken, mittelmäßigen Darstellern und einer armseligen Bühne zu leisten vermag! In der Aufführung der „Räuber" bot er neulich ebenso wie früher in „Julius Caesar" — vielleicht sogar diesmal noch mehr — ein technisches Kunststück. Schiller verträgt sich aber auch viel besser als Shakespeare mit einer überwiegend unpersönlichen, sozusagen maschinellen Darstellung. Das wurde am Räuber-Abend klar. Das rein technische Interesse, das dieser Dichter bietet, traf sich mit dem rein technischen Interesse der Aufführung. Auf dem Ganzen lag ein übersichtlicher, äußerlich ordnender Geist, und in jedem Schauspieler war etwas wie ein Reflex davon zu merken. Vier Partien waren geradezu tadellos: Der alte Moor (Herr Sprinz), Amalie (Fräulein Elbrig), Franz (Herr Haller) und Hermann (Herr Albert).

A. G.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Noch vor zehn Jahren hiengen in dem Kopfe jedes deutschen Mannes so viel fertige Phrasen aus den Werken unserer Dichter, dass er mühelos ein lyrisches Poem machen konnte. Heute ist die Lectüre durch den Theaterbesuch ersetzt, statt der lyrischen Phrasen vernimmt man drastische Redensarten, und bald wird jeder deutsche Mann zwar nicht ein Drama, aber doch einen realistischen Dialog schreiben können. Alle Schauspieler, die ein bisschen einen hellen Kopf haben, können es sicher schon. Ein paar, unter ihnen unser Jarno, haben sich schon herausgewagt, andere werden folgen. Sie haben den Vortheil, die auch schon conventionell gewordenen Figuren und Situationen des „modernen" Dramas genau zu kennen. Und überdies haben sie ja die Kniffe des älteren nicht vergessen. Ich bin überzeugt, dass in unseren Büchern in der nächsten Zeit das moderne Komödiantendrama einen großen Raum einnehmen wird. — Björn Björnsons „Johanna", im Deutschen Theater gespielt, vertritt diesen Typus nur deshalb nicht ganz rein, weil der Verfasser in einer vornehmen literarischen

Atmosphäre aufgewachsen ist, die wenigstens sein Wollen beeinflusst hat, und deren Einfluss auch in Einzelheiten der Ausführung hervortritt. Er wollte die Befreiung des jungen Weibes, die ihrer Kunst und sich leben will, aus den Banden philisterhafter Enge schildern. Und er hat für das Recht der Persönlichkeit hübsche Worte gefunden. Aber wo er Gestalten und Situationen schaffen sollte, haben poetische und dramatische Kraft versagt, und er hat sich mit Reminiscenzen helfen müssen. Das hochstrebende Weib, die kleinbürgerliche Mutter, der ungeschlachte Bräutigam stammen aus dem modernen, der gute Onkel, der geckenhafte Impresario aus dem alten Typenschatz. Die langen Dialoge und Auseinandersetzungen stammen aus der modernen, das unmögliche Aus- und Eingehen der Personen, die daraus folgenden Ueberraschungen aus der alten Technik. Nun sollte man meinen, es müsste, wenn kein künstlerisch wertvolles Drama, wenigstens ein wirksames Theaterstück entstanden sein. Aber das ist durchaus nicht der Fall. Weder die, die äußere Handlung, noch die, die innere wollen, kamen auf ihre Rechnung. Es wurde immer nur hin und her geredet, und selbst als der leidenschaftliche wilde Otar seine Braut im dämmerigen Zimmer mit einem fremden Manne überrascht, kommt es nur zu einem Dialog. Alle, die auf das nur sogenannt Dramatische verzichtet hätten, blieben uninteressiert, weil sie diese Johanna nicht recht ernst nahmen. Woran das lag? Vielleicht daran, dass man eben das Künstlerische, worauf her alles gestellt ist, nicht aufzeigen kann. Man bekam nicht die Vorstellung einer künstlerischen Persönlichkeit, die in die Freiheit muss. Björnson ist nicht der erste, der seinem Werke dadurch schadet, dass er den Helden zum Künstler macht. Wird man nicht überzeugt, so lassen uns die Conflicte kalt. Der Mensch Johanna ist nur durch einen Schwur am Todtenbette des Vaters gebunden, der allein in schlechten Romanen vorkommt und auch da von der zahmsten Familienblatterzählerin nicht mehr als zwingend betrachtet wird. Wenn Johanna das Haus verlässt, so sind wir gar nicht erschüttert, sondern finden das höchst selbstverständlich, wir erwarten es schon den ganzen Abend. Vielleicht könnte die Bühnenwirkung dadurch gerettet werden, dass eine große Künstlerin die Johanna spielt. Fräulein S a r r o w, eine neue Kraft des Theaters, ist nur eine gute Schauspielerin; sie gab sicher nicht mehr, als die Absicht des Dichters. F. St.

Bücher.

K o r a j a c B i l i m: D i e P f a h l b a u e r n. Silhouetten aus slavonischen Ursitzen. Frei verdeutscht von F r i e d r i c h S. K r a u ß. Wien 1898. C. Daberkow. 84 S. 8°.

Die junge bulgarische Literatur besaß einen einzigen Satiriker: A l e k a K o n s t a n t i n o v, den unglücklicherweise eine für einen Minister bestimmte Kugel eines Meuchelmörders zu Tode traf. Einen ihm ebenbürtigen Erzähler haben die Serben oder Croaten an dem katholischen Pfarrer zu Semlin, B i l i m K o r a j a c, aufzuweisen, nur ist Korajac nicht so sehr Satiriker als Humorist. Sein Humor besteht hauptsächlich in der zuweilen fast nüchternen Wiedergabe einfacher Situationen des slavonischen Volkslebens. Er gibt Geschehenes und vielfach Erlebtes mit der Treue eines Volksforschers wieder. In seinen Pfahlbauern erkennen wir in den Grundzügen den internationalen Typus des bäuerlichen Sumpers oder des durch Wieland zu Ehren gelangten Abderiten. D i e Komik wirkt unwiderstehlich, weil sie allgemein menschliche Eigenheiten hervorhebt. Korajac ist ein echter Schriftsteller, den auch der deutsche Leser gerne anerkennen wird. S. S.

D r. W i l h e l m C a h n: P a r i s e r G e d e n k b l ä t t e r. Tagebuch-Aufzeichnungen aus der Zeit des großen Krieges, der Belagerung und der Commune. 2 Bände, Berlin, Fontane.

Zu einer Zeit, wo die ganze Welt den Kopf über französische Zustände schüttelt und sich vergeblich bemüht, aus dem Gewirr von unglaublichen und anderwärts unmöglichen Vorkommnissen in Paris einen Vers zu machen — — oder sagen wir, sich ein „Culturbild“ zusammenzustellen, erscheint in diesem Buche eine Schilderung selbsterlebter Ereignisse aus der Lichtstadt, die eine ähnlich dunkle, aber keineswegs dunklere Periode französischer Sittengeschichte in überaus anregender Weise vor Augen führt. Der glückliche Humor des Verfassers, der manchmal aber doch ein grimmiger wird, macht das Buch zu einer leichten und amüsanten Lectüre, trotz des ernsten Gegenstandes und trotz des Zeugnisses von seltener Wichtigkeit, das der Verfasser für die Geschichte des deutsch-französischen Krieges und der Commune abzulegen in der Lage ist. Dr. Cahn war während der ganzen Dauer des Krieges und bis kurz vor der Niederwerfung der Commune als einziger deutscher Diplomat in Paris anwesend, da er infolge besonderer Ermächtigung der betroffenen Regierungen der Schweizer Gesandtschaft zur Erledigung der von ihr wahrzunehmenden Geschäfte zum Schutze der Bayern und Badenser attachiert war. Seine persönliche Bekanntschaft mit leitenden Persönlichkeiten, sein langjähriger vorhergegangener Aufenthalt auf dem Schauplatze dieser „Erlebnisse“ gibt seinen Beobachtungen über die Veränderung, die durch den Krieg, das Ende des Kaiserreiches, die Verdrängung der nationalen Regierung durch die Commune hervorgerufen wurden, einen ganz besonderen Anspruch auf Beachtung. Das Buch ist durchaus actuell, denn wer z. B. die heutigen Verhältnisse der Pariser Politik und Presse kennt, den werden die von Dr. Cahn geschilderten Zustände bei aller Verschiedenheit doch so frisch und lebenswahr anmuthen, dass wertvolle Prognostica für die Lebensdauer so mancher heutigen „befestigten“ Institution daraus abgeleitet werden dürfen. Für Fernerstehende wird manches Detail, die Kleinmalerei z. B., die der in culinarischen Dingen offensichtlich wohlgeschulte Herr Verfasser den Verpflegungsschwierigkeiten der Belagerungszeit widmet, reichen Stoff zum Amüsement bieten; des Lobes jeder Hausfrau ist er zum voraus gewiss. Die Sammlung von Belagsurkunden, welche manche merkwürdige Producte der Hungerzeit, aber auch politische Documente, die inzwischen selten und entlegen geworden sind, enthält, wird ernstere Leser anziehen. Vielleicht ist es nicht uninteressant, dass in Dr. Cahns Notizen, zu der Zeit, wo noch keinerlei Streit darüber von außen in das von der Welt abgeschnittene Paris dringen konnte, also ohne Voreingenommenheit und nur auf Grund eigenster in Paris gehörter Mittheilungen am Tage des Ereignisses selbst constatiert ist, dass die Beschießung von St. Cloud, die man später durchaus den Preußen aufbürden wollte, von Paris aus und ohne jeden Zweck erfolgt ist. E. E.

B e r g i s c h e S a g e n. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von O t t o S c h e l l. Mit fünf Lichtdruckbildern. Elberfeld 1897 Baedeker'sche Buchhandlung.

Ein ungemein fleißig gearbeitetes Buch voll Belehrung und Erquickung. Welche Fundgrube für Volksgeschichte und Volksüberlieferung die Sage bildet, braucht heute auch dem Laien nicht mehr gesagt zu werden. O t t o S c h e l l hat jenen Theil des Niederrheins, den man in alter Zeit „Herzogthum Berg“ nannte, durch eine überaus stattliche Zahl von Sagen der verschiedensten Art, unter welchen die „Spielmannssagen“ besonders hervorragen, abconterfeit. Im Anschluss an die Fluss- und Bachläufe, welche dieses Ländchen Berg durchqueren, zerfällt das Buch in mehrere Theile. Es bringt Sagen von der Ruhr, dem Deilbach, dem Angerbach, der Düssel, der Itter, der Wupper, der Dhün, dem Strunderbach, der Sülz, der Agger und Wiehl, dem Brölthal, der Sieg, vom Rhein und Siebengebirge, allgemeine bergische Sagen und einen stattlichen Nachtrag; dazu vortreffliche Anmerkungen und einen erschöpfenden Quellennachweis. Viele der Sagen aber hat er nicht gelehrten Sammlungen entnommen, von denen wohl die älteste, aus dem 12. und 13. Jahrhunderte, die des Cäsarius von Heisterbach ist, sondern selbst aufgezeichnet, aus dem Munde des Volkes hat er sie in sein Buch aufgenommen. So ist denn dieses Buch ein Beitrag geworden zur Wissenschaft der „Folklore“, der Volkskunde, welche in unseren Tagen frisch und jung erblüht. Schells Buch ist ein interessanter Versuch, zu zeigen, wie der Mensch als Gesellschaftswesen zu erforschen sei. Das eben ist die Aufgabe der Volkskunde. Die einfachsten Versuche der Festhaltung des Gedankens, die Bethätigung des Menschen auf der niedrigsten Culturstufe sind ihr Forschungsgebiet. Und die Sage giebt uns ein Spiegelbild davon, wie der Mensch Dinge und Geschehnisse auf dieser Stufe auffasst. Wer Schells Buch mit Aufmerksamkeit liest, wird darüber treulich belehrt.

Dr. Max Grünfeld.

R a i n e r M a r i a R i l k e: A m L e b e n h i n. Novellen und Skizzen Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1898.

Es gab gar keinen treffenderen Titel für diese kleine Sammlung. Sie ist, wie wenn jemand durch ein Land voll der wunderlichsten Einrichtungen, der wunderlichsten Menschen spaziert, um dann die träumerische, weltabgewandte Stimmung, die ihn selbst erfüllt, in das Geschaute zu gießen und es so mit sich verwandt zu machen. Es sind Stimmungsbilder eines Spaziergängers, eines Beobachters, der mehr träumt als grübelt, eines Künstlers, der mehr nachfühlt, als er gestaltet. Vor allem tritt ein ganz prächtiger Mensch mit seinem ganzen, reinen Gemüth aus diesen Blättern vor das Auge des Lesers. Künstlerisch fehlt ja noch viel: die Anschauungskraft, die sich über den Stoff schwingt, das feinere Ohr für den Attributivwert, stilistische Assimilation an das Tempo der Vorgänge; auch bemerkt man eine deutliche, ja willige Anlehnung an den humoristischen Ton Raabes, der indes bei Rilke altmodisch klingt und manchmal gewollt erscheint. Aber Rilke verspricht uns viel. Schon in seinen Gedichtsammlungen war dieser feine, wunderbar visionäre Geist erkennbar, und die Hand eines wirklichen Dichters schuf dort, man könnte sagen mit einer flehentlichen Zaghaftigkeit (in seelischer Beziehung nämlich) Bilder von großer, obwohl durchaus von sentimentaler Schönheit. Wenn Rilke zu jener Grausamkeit gelangte, vermöge deren ein Künstler erst frei gestalten kann, weil nicht empfindsame Mitleidsgelüste die Klarheit seines Gesichtes verwischen, die Festigkeit seiner Hand beirren, könnten wir Treffliches von ihm erwarten. Rilke steckt tief im Christenthum und in jener Aesthetik des Erbarmens, die wir mit allen Kräften fortwerfen müssen, um fessellos in das neue Jahrhundert treten zu können. J. Wa—n.

S v e n d L e o p o l d: P r i n z e s s i n C h a r l o t t e. Berlin, S. Fischer, Verlag 1898.

In allen ein wenig scabrösen Hofgeschichten liegt ein Reiz für das Publicum. Es ist, als führte man ein Rococopuppenspiel auf, die gewöhnlichen Leidenschaften sprechen ein wenig affectiert in einer längst vergangenen Sprache und mit überaus gezierten Attituden. Man hat die Annehmlichkeit eines wollüstigen Schauders und wieder eines spöttischen Lächelns über die wunderliche Rückständigkeit dieser Leute und ihrer Geschichten. Bei Hof ist man immer und überall ungefähr um ein Jahrhundert zurück, es ist, als ob alle Uhren zurückgerückt wären, nun hat man das malitiöse Vergnügen des Vergleichs. Hier die derbe, naturalistische Zeit — die Zeit, in der man lebt ist immer naturalistisch, die großen Leidenschaften äußern sich so selbstverständlich, dass man ihr unheimliches Weien fast vergisst — dort geht alles in altfranzösischem Schritt: Barockschlösser, der müde Geruch alter Gobelins, Schäferscenen, Bravourarien mit Harfenaccompagnement und das arme menschliche Herz, das in allerlei dumme Manieren eingeschnürt ist, das Alltägliche bekommt einen ganz ungebürlichen Zauber, die Liebe hat etwas Ueberreifes, Süßliches, die Menschen etwas Groteskes, als erlebten sie alles nicht à la Maupassant oder Strindberg, sondern à la Crebillon, bestenfalls à la Rousseau oder Jean Paul. So liest sich auch dieser Prinzessinnen-Ehebruchsroman aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts: eine kleine mecklenburgische Prinzessin Sans-Gêne, die, nach Dänemark verheiratet, sich langweilt und endlich ihren Herrn Gemahl mit einem französischen Kapellmeister betrügt; die Geschichte brauchte gar nicht so früh zurückdatiert sein, hätte sie sich heute zugetragen und dürfte jemand einen heutigen Stoff in diesen Kreisen behandeln, er könnte alles verwenden, die Uhren sind noch immer zurückgestellt und die Menschen leben wahrscheinlich noch immer à la Crebillon dort in den Königspalästen. Das ist nun sehr spannend, sehr lyrisch, sehr zärtlich, mit vielen graziösen Bildern im Stile von Greuze und doch wie arm, öd, geringfügig! Es ist eine ganz respectable, aber nicht beneidenswerte Kunst

des Autors, sich in allerhöchst diese Langweile so innig zu versenken, und viel Psychologie und Plastik, aber weiß Gott, viel Puderduft und Schnörkel. — Dann hab' ich meine Fenster aufgemacht, unten jauchzen und brüllen Recruten, die auf drei Jahre genommen sind und sich einen guten Tag machen. Die werden heute à la Zola leben. Und in ein paar Monaten werden sie in einen Dienst gespannt, der ebenso rückständig ist, wie diese ganze Hysterie und Hofromantik. Aber sie wissen das gar nicht und kümmern sich auch nicht weiter darum. Sie sind grausam fröhlich. Eine reine, kühle Frühjahrsluft weht herein, kalt, klar. Was ist uns die Prinzessin Charlotte von Dänemark! Bisweilen ist es ein Vergnügen, die Uhr ein wenig zurückzustellen, in Romanen. Wenn's im Leben geschieht, ist es weniger amüsant, darum soll man sich dieser Lectüre auch nicht hingeben.

O. St.

Revue der Revuen.

„Alt-Wien" bringt in einem seiner letzten Hefte ein paar Erinnerungen an Grillparzer in seiner Stellung als Beamter. Es wird dem Dichter nachgesagt, dass er die Registratur des Finanzarchivs, die er hätte in Ordnung halten sollen, arg vernachlässigte und nur selten über ein Actenfascikel Auskunft zu geben wusste oder geneigt war. Einmal hatte er im Amte den Besuch eines Freundes und es war wieder die Nachfrage nach einem Schriftbündel. Der Diener bekam die gewohnte Antwort: „Ich hab's nicht; weiß nicht, wo es ist," aber kaum hatte er den Rücken gekehrt, da öffnete Grillparzer eine Schublade zu seinen Füßen und zeigte seinem Freunde den Fascikel mit der ergrimmten Erklärung: „Da liegt er; aber jetzt soll er ihn just nicht haben!" Nach dem Erfolg der „Ahnfrau" trug sich Grillparzer mit dem Gedanken, die ihm arg verleidete Beamtenlaufbahn überhaupt aufzugeben und als freier und unabhängiger Schriftsteller zu leben. Er trug die Sache seinem wohlwollenden Vorgesetzten, dem Grafen Stadion, vor. Aber der Graf fuhr ihn hart an: „Was, ein unabhängiger Schriftsteller wollen Sie werden? was Ihnen nicht einfällt! Ein unabhängiger Schriftsteller! Ein unabhängiger Literat; das kommt mir gerade so vor, wie ein Hund ohne Halsband." Diese Aeußerung seines Gönners deprimierte den Poeten wieder derart, dass er den Gedanken fallen ließ.

„Deutsche Kunst und Decoration" (Darmstadt) enthielt im Augustheft einen Aufsatz über schwedische Webereien, die Erzeugnisse einer Art nationaler Haus-Kunstindustrie, die in den Bestrebungen eines 1874 zu Stockholm gegründeten Vereines „Handarbetets-Vänner" besondere Pflege findet. Die Verfasserin des Aufsatzes, Molly Rohtlieb, steht mitten in diesen Bestrebungen. Abbildungen mehrerer Gewebezeichnungen sind beigegeben, die in ihrer starken Stileigenthümlichkeit an das Beste erinnern, was moderne decorative Künstler, wie etwa Gerhard Munthe, erstreben. In einem Aufsatz über deutsche Plastik vertritt Georg Fuchs die Ansicht: Die Grundbedingungen einer stilistischen Neubelebung deutscher Bildhauerei sind Polychromie und heimisches Material! Das fremde Material — so führt er aus — der carrarische Marmor, ist doch wohl mitschuldig an der Charakterlosigkeit, durch welche sich unsere Plastik im ganzen auszeichnet. Man besinne sich wieder auf die heimatliche Ueberlieferung. Die alten Meister bei uns schufen Großes in der polychromen Holzsculptur, in der Behandlung der Edelmetalle und Edelsteine, im Erzguss und endlich in decorativen Gestaltungen aus heimatlichem Materiale (Kalk- und Sandstein) zu architektonischen Zwecken. Er kommt im weiteren auf einzelne jüngere deutsche Plastiker zu sprechen, vor allem Hermann Hahn, der auch durch zahlreiche Abbildungen seiner Werke und einen zweiten textlichen Beitrag, von Georg Habich, ausgezeichnet wird. Die Kunst dieses jungen Müncheners wurde jüngst auch in einem Berliner Bericht der „Zeit" berührt; nur hat ein bedauerlicher Druckfehler aus Hahn damals Halm gemacht. — Das weniger interessante Septemberheft, ein „sächsisches Heft", bringt einen Aufsatz über Klinger'sche Handzeichnungen im Leipziger Kupferstichcabinet, mit Abbildungen, einen Beitrag über Dresdener Architektur u. s. w.

„Revue des Revues" (September). A. Binet, Professor der Psychologie an der Sorbonne, bespricht den Wert der classischen Studien als allgemeine Grundlage für die männliche Jugend. Ohne ihre Bedeutung an und für sich zu schmälern, meint der Verfasser doch, dieselben seien nur bei einer gewissen, literarischen Veranlagung förderlich, während sie positiv veranlagten Köpfen eher eine falsche Richtung geben. Derartige Schüler sollte man lieber auf die exacten Wissenschaften — die „modernen", wie er es bezeichnet — verweisen und von den humanistischen fern halten. Dazu ist es nun freilich erforderlich, die Geistesart seiner Schüler zu erkennen, und das sei auch die erste Pflicht eines Lehrers und nicht gar so schwierig, da die Schüler in drei große Kategorien zerfallen: die literarischen, die wissenschaftlichen und die künstlerischen Köpfe, letztere in sehr geringer Zahl. Zur Erkenntnis, welcher Kategorie ein Schüler angehört, empfiehlt Binet als untrüglich folgende, von ihm erprobte, experimentelle Methode: Man stelle der Classe die Aufgabe, irgend einen concreten Gegenstand zu beschreiben, und zwar etwas ganz Gewöhnliches: eine Cigarette oder ein Geldstück. Aus der Stilisierung dieser Beschreibung — wofür Binet in seinem Artikel einige wirklich bezeichnende Beispiele anführt — lasse sich der Charakter der Geistesbeschaffenheit bei den einzelnen Schülern genau bestimmen, und darauf gestützt, sollten die Lehrer trachten, bestimmend auf die Berufswahl ihrer Schüler einzuwirken. — Eigenthümlich überrascht weiterhin ein unzweifelhaft vor dem Abrüstungsvorschlag des Czaren verfasster Artikel von J. Novikow, worin er vorschlägt, es sollte ein europäisches Schiedsgericht eingesetzt werden, das zunächst eine unblutige Rückgabe von Elsass-Lothringen zu erwirken, dann aber auch über alle anderen schwebenden völkerrechtlichen Streitfragen zu entscheiden hätte. Dadurch würden die Nationen nicht nur von den fürchterlichen Lasten des bewaffneten Friedens befreit, sondern die falschen Begriffe von militärischer und nationaler Ehre würden damit aus der Welt geschafft werden. Der Revanchegedanke, der in Frankreich die Köpfe so sehr beschäftigt, sei ein ganz absurder, da ja immer ein Volk unterliege und nach diesem Princip eine endlose Kette von Rachekriegen entstehen müsste, was auf die corsische Vendetta hinausliefe. Der Maßstab für die Größe und Bedeutung einer Nation sei nicht ihr Kriegsruhm, sondern ihre Leistungsfähigkeit auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiet, und die werde durch neue Kriege gewiss nicht gesteigert. Nicht die Hegemonie im Kriege, sondern die intellectuelle Führerschaft zu behaupten, sei ein eines modernen Culturstaates würdiges Streben.

„Revue politique et parlementaire." Im vorletzten Heft schreibt ein Anonymus über den „Seelenzustand des Elsass". Unfähig, das Gefühl für Frankreich zu ersticken, versuche Deutschland dem Geist der heranwachsenden Generation eine neue Richtung zu geben und so allmählich einen Umschwung herbeizuführen. Außerdem sei die politische Tendenz wenig zur Erhaltung des Nationalgefühls angethan. Die Demokraten und Progressisten im Elsass schließen sich einfach den gleichen Parteien in Deutschland an, ohne viel darnach zu fragen, ob sie Deutsche oder Franzosen sind. Um das sehr erschlaffende Gefühl der Auflehnung rege zu erhalten, empfiehlt der Verfasser die Unterstützung einer propagandistischen französischen Partei im Elsass, die vor allem dem germanisierenden Einfluss der Universitäten entgegenzuarbeiten hätte. Ueberdies sollten in Frankreich unentgeltliche Feriencurse und Stipendien für elsässische Studenten geschaffen werden, die die dortige Jugend bestimmen würde, ihre Studien an den französischen Hochschulen durchzuführen oder zu vollenden: „Sie würden dann zugleich mit den Lehren unserer Meister das Beste unseres Denkens mit heimnehmen, und ihr Geist wie ihr Herz würden französisch bleiben."

„National Review" (August) enthält einen Artikel von Arnold White über Russland und die internen russischen Verhältnisse, die er als Vertreter des Baron Hirsch eingehend zu studieren Gelegenheit fand. Angesichts der kürzlich erfolgten Friedensvorschläge des Czaren muss es doppelt interessieren, seine Ansicht zu hören: dass nämlich „keine europäische Großmacht ein vitaleres Interesse an der Erhaltung des Friedens innerhalb der nächsten Decennien hat, als Russland selber. Russlands Zukunft mag eine freundliche und blühende sein, solange es Frieden hält und seine Conflicte mit anderen Nationen auf das diplomatische Gebiet beschränkt. Aber sollte dies unbeholfene Riesenreich den Zufällen eines Krieges ausgesetzt sein, dann würde die Unwissenheit seiner abergläubischen Bevölkerung, die Verderbtheit und die Trunksucht seiner Beamtenschaft, das Fehlen eines gebildeten Mittelstandes und eines führenden Geistes in der Person des Czaren, die Feindseligkeit der Juden und sein eigener indolenter Mangel an Voraussicht weit eher zu einer demüthigen und vielleicht kläglichen Niederlage führen, als zur Gründung einer Herrschaft über die gesammte civilisierte Welt."

„Geographical Journal" berichtet von einem Telephon ohne Leitung, das ein Reisender, Dr. Bach, bei den Catuquinaru-Indianern am Amazonenstrom in Anwendung gefunden hat. Dasselbe führt den Namen „Cambaryfu" und fehlt in keiner indianischen Behausung. Es besteht aus einem ausgehöhlten Stück Palmenholz, das mit Sand, Kautschuk und Abfällen von Fellen und Holz angefüllt ist. Es steckt in einer Grube voll Sand, Fell, Harz und Kautschuk. Will man sich mit den nächsten Behausungen, die alle in einer geraden, von Nord nach Süd führenden Linie, etwa eine englische Meile voneinander entfernt, errichtet sind, in Verbindung setzen, so schlägt man mit einem Knüppel, der gleichfalls mit Kautschuk und Thierfellen umwunden ist, an den Apparat. Natürlich gibt es ein ganzes System von Signalen, mittels deren die Verbindung hergestellt wird, worauf ein ganz regelrechtes Zwiegespräch erfolgt. Die Verbindung ist so wirksam, dass ein leiser Schlag genügt, um die Bewohner der Nachbarhütte aufzurufen. Wenn auch ziemlich primitiv, da er sich immer nur auf die nächste Nachbarschaft erstreckt, ist dieser Fernsprecher doch dem Telephon nahe verwandt und war längst bei den Wilden in Verwendung, ehe man in den Culturländern eine Ahnung von einer derartigen Einrichtung hatte.

„Far East", die in Japan erscheinende englische Monatschrift, bringt einen sehr interessanten Artikel über das religiöse Theater in Japan. Wie überall sind auch dort die Anfänge des Theaters auf die geistlichen Spiele zurückzuführen, aber während dies Stadium in allen anderen Ländern bald überwunden wurde, fand in Japan einfach eine Theilung statt, und die religiösen Aufführungen erhielten sich parallel mit den weltlichen bis auf den heutigen Tag. Während die weltliche Bühne in Japan merkwürdig realistisch und drastisch in der Darstellung des Lebens ist, hat sich die geistliche unverändert in der Weltanschauung der alten Zeiten erhalten. Ihre Darstellungen, die den Namen „Nô" führen, sind ein geheiligter, nationaler und religiöser Gebrauch. Ihre Darsteller sind die Abkömmlinge ganzer Dynastien von Schauspielern, deren Vorrecht, im „Nô" mitzuwirken, sich vom Vater auf den Sohn vererbt, und die eine Art von Kaste bilden. Vor Beginn der Vorstellung müssen die Mitwirkenden sich allerhand religiösen Bet- und Bußübungen hingeben und sich durch Fasten und Läuterung auf die hohe Mission vorbereiten, Gottheiten zu verkörpern; den Ursprung des „Nô" führt man auf ein Manuscript zurück, das der Kaiser Gafaga eines Tages in einer Bibliothek entdeckte, und das 16 Balladen enthielt. Er übergab es seinem Hofmusikus Emmani, der daraus eine Art von Singspielen mit vielen eingelegten Tänzen machte. Ursprünglich von Tänzerinnen ausgeführt, wurden auch diese heiligen Tänze allmählich den Darstellern des „Nô" zugewiesen; heute bilden sie deren ausschließliches Praerogativ und zugleich den Mittelpunkt der Festspiele. Der berühmteste Festspieldichter und Begründer einer Schauspielerdynastie ist Kwanzé Kinokado, dessen Vorname daher stammt, dass ihm die Göttin Kwanzeon im Traume erschien. Dies veranlasste ihn, derartige „Nô" zu verfassen, die nur zu wohlthätigen oder kirchlichen Zwecken gegeben werden dürfen und im Jahre 1460 zur ersten Aufführung kamen. Trotz ihres würdevollen, religiösen Charakters sind die Festspiele heute noch der Anlass zur größten allgemeinen Lustbarkeit, die einzige Gelegenheit, wo die Männer

und Frauen aller Kreise, der Hof, die höchst exclusiven Aristokraten und Würdenträger, wie das Volk sich in einem Raume zusammenfinden. Die „Nös“, die an den Straßenecken durch Plakate verkündet werden, bilden eine Art nationaler Feier, an der sich alle Stände gleichmäßig betheiligen.

Spirka.

Erzählung von S. Jelpatjewski.

Uebersetzt von Eugenie Kliorin.

(Schluss.)

X.

Ich fahre fort, Spirka zu studieren; ich möchte auf den Grund seiner Seele schauen.

Und immer muss ich an den Typus der früheren Kaufleute denken, der alten Kaufleute von Sagorsk. Ruhig waren sie ... Setzten das Capital ihrer Eltern ganz vorsichtig im Handel um, schlugen Kopeken zu Kopeken, Rubel zu Rubel. Morgens wurde das Geschäft geöffnet; die Commis liefen geschäftig hin und her, ließen die Elle nicht aus der Hand, machten den Käuferinnen blauen Dunst vor, der Kaufmann aber saß im Fuchspelz am Schreibpult, gähnte und schaute auf die einsame Straße. Kam ein Freund, so giengen sie beide zu Tschernopusow, um sich am Thee zu laben: darüber begann es zu dämmern und zu Hause erwarteten ihn schon heiße Kohlsuppe mit Fischkopf, fette Buttergrütze und berghohe Pfühle. Der Kaufmann betete zu Gott, sagte: „Da ist auch schon der Tag vorbei, — Dank sei dem himmlischen Vater“ und versank in den Kissen. An Samstagen gieng er in die Badstube, an Sonntagen zur Messe, und nach der Messe aß er eine Fischpastete. Und zufrieden war er damit! Einmal im Jahre fuhr er nach Rjäsan zum Jahrmarkt, frischte sich dort auf, kehrte auf dem Rückwege zur Herzensreinigung ins Kloster des Sergius Radaneshiki ein und begab sich darauf nach Sagorsk zurück — Frau und Kindern Geschenke auszutheilen, Freunden Neuigkeiten und „Begebenheiten“ zu erzählen. Und darnach verließ er das ganze Jahr hindurch kein einzigesmal die Stadt.

An das Vaterland dachte er wenig, obgleich er ein dumpfes Bewusstsein von dessen Existenz und ein dumpfes Gefühl der Liebe für dasselbe hatte — er stellte sich dasselbe wie eine Art warme Ofenbank vor, auf der es sich so behaglich liegt, wenn draußen der Frost an die Wände klopft und das Schneegestöber auf den Straßen wüthet. Für sein eigentliches Vaterland aber hielt er sein Sagorsk, das er sehr liebte und das ihm der beste Ort auf dem Erdenrund dünkte. Es kam vor, dass er viele Millionen erwarb und seinen Wohnort dennoch nicht verließ, wenn es sich aber zufällig fügte, dass er irgendwo anders sterben musste, so befahl er, man möge ihn nach Sagorsk bringen und neben Vater und Mutter bestatten.

Und er war auch schüchtern, furchtsam ... Nach alter, aus der Zeit der Leibeigenschaft stammender Gewohnheit hatte er vor jedem Herrn Angst, vor dem Quartalaufseher, der ihn jeden Augenblick mit der Faust tractieren konnte, und auch vor dem Gesetz und dachte stets an das alte russische Sprichwort: Vor dem Bettelstab und dem Gefängnis darf sich niemand sicher wähnen. Und auch ein anderes altes Sprichwort vergaß er nicht: Hemmst du deinen Redefluss, so bist du sicher vor Verdruss.

— Das ist nicht unsere Sache ... antwortete er, wenn jemand aus dem Gouvernement kam und die politischen Gouvernementsneuigkeiten zu erzählen begann. Wir mischen uns nicht drein. Schwatze nur, schwatze, man wird dir schon deine Reden auf dem Rücken verzeichnen!

Auch damals gab es nicht nur redliche Kaufleute, sondern auch gewissenlose Spitzbuben. Aber auch die Spitzbuben waren romantisch angehaucht, wie jene Räuber, von denen ich in meiner Kindheit so viel erzählen hörte, — die Reichen plünderten, die Armen beschenkten sie. Es hatte auch viel zu sagen, dass der Kaufmann immer Menschen um sich sah. Ein- und das anderemal gab er eine halbe Arschin zu wenig, zum drittenmal aber war das Arschinmaß richtig. Mit einer Witwe hatte er zuweilen Mitleid, Waisenthränen konnten ihn rühren. Ueberdies lag ja alles auf der Hand, er kannte alle und auch ihn konnte jedermann beobachten, es war also nicht recht bequem, die Leute ganz offen zu schinden.

Die Hauptsache war aber, dass er an das letzte Stündlein dachte ... Bekam der Kaufmann Kreuzschmerzen, Athemnoth oder Congestionen, so begann er nachdenklich zu werden. Er dachte an das dunkle Grab, an das jüngste Gericht, an die Vergeltung im Jenseits, des Nachts suchten ihn Träume heim.

Seinen ganzen Lebenslauf rief er sich ins Gedächtnis zurück, wieviel Witwen er an den Bettelstab gebracht, wieviel Kinder er zu Waisen gemacht und wie er den Müttern ihre Töchter abkaufte, und die Folge davon war, dass er sein Gut, woran menschliche Thränen hafteten, zu gottgefälligen Werken bestimmte, den armen Leuten, den obdachlosen Waisen, den heimatlosen Greisen baute er ein Armenhaus, auch der Mädchen, die keine Mitgift hatten, vergaß er nicht: hinterließ ein Capital, dessen Zinsen zu Aussteuern verwendet werden sollten ...

Spirka hatte schon längst jede Furcht verloren. Er hatte schon längst eingesehen, was in der heutigen Zeit ein Herr wert sei, und reichte ihm nicht minder lässig und achtlos seine zwei Finger. Die Quartalaufseher standen vor ihm in strammer Haltung und halfen seiner Gemahlin beim Einsteigen; vor dem Gesetz war ihm auch nicht bange, da er sich überzeugt hatte, dass das Gesetz besser sei, als er, Spirka, vermuthet habe, und dann kam ihm auch der Gedanke, dass schlechte Gesetze in Petersburg abgeschafft werden konnten. Ein Gewissen hatte Spirka niemals besessen und war stets der Meinung, dass dergleichen „dummes Zeug“ sei. Mit der Verminderung der Furcht im allgemeinen verminderte sich auch die Furcht vor der Todesstunde, und nachdem Spirka mit allerhand Leuten zu thun gehabt hatte, begann er seltener und ganz anders darüber zu denken. Wenn ihm dennoch dann und wann Todesgedanken kamen, so war Spirka der Ansicht, dass alle seine Thaten rein seien. Spirka hatte nichts Romantisches in seinem Wesen und raisonierte, dass er sich nicht zu verantworten brauchen werde. Alle Vorschriften habe er ja getreulich erfüllt und sogar mehr gethan. In der Kapelle des Thürmers hatte er eine Ikonostasis errichtet, seinem Heimatsdorf eine Kirchenglocke geschenkt, die Kuppeln der Kathedralkirche auf eigene Rechnung vergoldet, der Gouverneurin fünftausend zu einem Asyl gegeben, und er glaubte, letzteres werde — abgesehen von dem Orden, den er dafür erhalten — auch „jenseits“ in die Wagschale fallen. Wenn Spirka sich überhaupt Sorgen machte, so war es nur seiner Vergangenheit wegen, — dort war nicht alles, wie es sein sollte — aber das vergangene Unrecht war schon längst durch Gebete gesühnt worden und übrigens schon verjährt.

Das aber, was Spirka that, beunruhigte ihn nicht im geringsten. Alles war so edel und rein ... Dort auf der Fabrik waren ja Directoren und Beamte, in Buden Handlungsgehilfen: es ist ihnen eingeschärft worden, alles solle in Ordnung sein, und sie müssen dafür aufkommen. Und mit den anderen Geschäften ist's ja noch besser bestellt. In jenen großen, farbigen Papierbogen steht ja nichts über Menschen geschrieben, es heißt bloß, Spirka könne einen Coupon abschneiden und an einem gewissen Ort so und so viel dafür bekommen. Hier ist ja vollends alles rein, und niemand kann ihm etwas anhaben.

Spirka hat sich sehr verändert, und seine Vergangenheit ist nicht wiederzuerkennen in dem soliden und angesehenen Commerzienrath und Cavalier, in dem auf sich selbst vertrauenden und entschlossenen Petersburger Sachverständigen. Nur in einer Beziehung hat er sich nicht geändert, — dieselbe Räuberseele hat er beibehalten, dieselben Räubergedanken, dieselbe seelenmörderische Manier. In Herbstnächten lauert er nicht mehr im finsteren Walde mit dem Beile in der Hand, springt nicht mehr auf dem Berge des Thürmers den Bauern an die Gurgel, er weiß nun, was das Vaterland ist, und treibt auf der Landstraße des Vaterlandes sein Wesen. Dieses Vaterland stellt er sich vor wie seine von einem hohen, nägelbeschlagenen Zaun umgebene Herberge von Sagorsk, die bewacht und verschlossen wurde und deren Schlüssel in Spirkas Tasche lag ... Und es dünkt Spirka, als ob die Reisenden langsam über den lehmigen Berg führen und seiner Herberge nicht entgehen könnten.

Und wenn man Miene macht, Spirkas Zaun niederzureißen oder seinem Hof auszuweichen, so beginnt er aus vollem Halse zu schreien. Spirka ist frecher geworden, schreit noch lauter — „das Vaterland ist gefährdet!“

Spirka hat das Vaterland gekostet und wird seine Zähne nicht mehr davon lassen ... Und auch nach Macht gelüstet's ihn ...

Ihn befriedigt nicht mehr die in strammer Haltung stehende Gestalt des Quartalaufsehers, und es genügt ihm nicht mehr, die Handelsdeputierten und Directoren der Exportniederlagen in der Stadt ein- und abzusetzen ...

XI.

Die Einzigen, vor denen Spirka sich fürchtete oder richtiger, die ihn beunruhigten und ihm unverständlich blieben, ohne dass er seine Gefühle formulieren konnte — das waren die „Intelligenten“.

In Sagorsk kam er mit solchen nicht in Berührung. Mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigte sich Spirka damals nicht, Zeitungen las er nicht. In Sagorsk war ein alter Mann, der Secretär des Friedensrichterplenums, welcher seit dreißig Jahren in dem Gouvernementsanzeiger die Antiquitäten von Sagorsk beschrieb, er war ein ruhiger Greis und hatte nichts Entsetzliches an sich. Dann und wann schilderte irgend ein Lump — wie man in Sagorsk zu sagen pflegte — im Residenzblatt irgend einen „Vorfall“ wenn Kaufmannssöhne das Hofthor irgend eines Fräuleins von Sagorsk mit Theer bestrichen, wenn im Tschernopusow'schen Wirtshaus eine Rauferei stattfand. Und das war sogar lustig. Die Zeitungsnummer wurde ganz zerfetzt, indem sie von Hand zu Hand gieng, und im Tschernopusow'schen Gasthaus neckte man den „Gedruckten“ etwa zwei Wochen lang.

Im Stadtrath lernte Spirka zum erstenmale die Intelligenten kennen und verstehen, oder richtiger nichtverstehen ... Wenn die Kleinbürger vom Stadtrath das Pflastern und die Beleuchtung

abgelegener Straßen, die Eröffnung neuer Stadtschulen, unentgeltliche medicinische Hilfe und Kleincredit in der Stadtbank verlangten, so war ihm das verständlich. Das alles hatten sie ja nöthig, und ihrerseits war es ebenso natürlich, sich darum zu bemühen, wie es vonseiten Spirkas natürlich war, dagegen zu sein, weil er in den abgelegenen Straßen nichts zu suchen hatte, weil sein Sohn die Elementarschule nicht besuchte, weil er im unentgeltlichen städtischen Ambulatorium nicht medicinierte und weil er selbst Großcredit in der Stadtbank nöthig hatte. Aber als die Intelligenten anfiengen in Gestalt des obengenannten Friedensrichters, der auf derselben Straße wie Spirka wohnte, dessen Sohn dieselbe Schule wie Spirkas Sohn besuchte und der ebenfalls im Ambulatorium nicht medicinierte in Vertretung der Kleinbürger zu handeln und vom Stadtrath noch manches andere zu begehren, was die Kleinbürger gar nicht angieng und auf den Friedensrichter sich erst recht nicht bezog – z. B. Nachtquartiere, Arbeiterwohnungen u. dgl. — da verstand Spirka nichts, wurde confus und aufgebracht.

Nicht, dass die Intelligenten im Stadtrath stets gegen ihn waren, ärgerte ihn, sondern dass sie über fremde Angelegenheiten sprachen und dachten und sich in solche Sachen einmischten, in die sie nach der natürlichen Logik der Dinge gar keinen Grund hatten sich einzumischen. Und diese ihm unverständlichen Beweggründe, diese immerwährende Ungewissheit und Unsicherheit darüber, was jene sagen und thun werden, das war das einzige, was Spirka die Ruhe raubte, der doch in allen übrigen Beziehungen sich als alleinigen Herrn betrachten konnte, war das Einzige, was sein Herz mit dem ziemlich unbestimmten Gefühl der Unruhe und der Angst und dem ganz bestimmten Gefühl des tiefen und grimmigen Hasses erfüllte.

Einst hatte Spirka einen Traum. Er stand auf dem Berg, und weder Stadt noch Kloster waren darauf, sondern nur ein Thurm, und im Thurm stand der Thürmer und machte Spirka Vorwürfe über seine Handlungen und sagte: man werde ihn jenseits zur Rede stellen. Spirka wollte dem Thürmer antworten und hatte passende Worte gefunden, als er aber das Haupt erhob, sah er, dass im Thurm der Friedensrichter stehe.

Ueber alle Maßen erschrak darüber Spirka, er wurde wach, zündete ein Licht an, lief zum Heiligenschrein und erst hier athmete er freier auf, der Friedensrichter hatte ja ein ganz anderes Gesicht, als der Thürmer. Und dann fiel es Spirka ein, dass der Friedensrichter selten die Kirche besuchte, und er beruhigte sich vollends. Spirka war sehr religiös und pflegte zu sagen:

— Diesen da (die von der Kirche abgefallen sind) müsste man den Hals brechen, und auch das wäre zu wenig. Das ist meine Meinung.

Aber dann und wann dachte Spirka doch an seinen Traum.

Als Spirka nach Petersburg zu fahren anfieng, begannen die Intelligenten, ihm noch mehr in die Augen zu stechen. Die Zeitungen und Zeitschriften waren voll von Artikeln über Bauern und Arbeiter, schmähten Spirka und deckten seine geheimen Pläne auf, und Spirka knirschte nur mit den Zähnen. In den Versammlungen und Plenarsitzungen stieß Spirka immer auf diese verflixten Intelligenten, die sich ihm ewig in den Weg stellten.

Fährt er mit seiner Frau ins Theater — so sieht er, wie dort jemand weint, jemand bedrückt, jemand zum Vertheidiger sich aufwirft ... Spirka besucht die Gemäldeausstellung, um ein nacktes Weib zu betrachten, welches auf der Börse sehr gelobt wurde. „Es ist, als müsste sie mit den Beinen zu zappeln anfangen," sagten ihm seine Freunde. Spirka betrachtet das Bild mit Wohlgefallen, besieht es von allen Seiten. Ein schönes, üppiges Weib, wie es sein muss ... Nebenbei ist ein Hund abgebildet, auch er ist schön und stattlich, und es ist, als würde er sogleich losspringen, er hat Aehnlichkeit mit Spirkas Bluthund. Und an dem Wald kann man sich nicht satt sehen ... Spirkas geübtes Auge stellt bald fest, wie viel Bau- und Brennholz, wie viel Reisig sich hier befindet.

Und daneben steht ein zerlumpter Betteljunge, mit einem Sack über der Schulter, und schaut durch die Thüre einer Schule, wo andere Kinder lernen ... Dort im Walde schmiegen sich verwaiste Kleine aneinander, vermuthlich sind sie hungrig ... Und weiter sitzt ein Greis in Fetzen, mit gesenktem Kopf, Weiber stehen da mit Thränen in den Augen, und Spirkas Vergnügen ist verdorben, wieder wird Spirka wüthend.

Nirgends kann Spirka die „Intelligenten" los werden und immer grimmiger wird sein Hass, immer mehr schwillt Spirkas Zorn.

Ratschinin, sein Compagnon, sucht schon lange Spirka zu überreden, eine eigene Partei von Intelligenten zu bilden. Er rechnet Spirka nach den Comptoirbüchern vor, wie theuer der Fabrik die Ratschinin'schen Leitartikel und die „Privatmittheilungen" über Tarife und Zölle zu stehen kommen und beweist Spirka, dass es ihm eigentlich vortheilhafter sei, eine eigene Zeitung zu haben, weil das Geld jetzt häufig umsonst vergeudet werde, — heute wird zu Spirkas Gunsten geschrieben und morgen enthüllt man schon seine geheimen Pläne und nennt Spirka obendrein einen Spitzbuben. Spirka hört zu, willigt aber noch immer nicht ein — er glaubt nicht recht an die Macht der Zeitungen und dann kennt er andere, unfehlbarere Mittel — die Hauptsache ist aber, dass er seines Hasses gegen Zeitungen und Zeitungsschreiber nicht Herr werden kann.

Uebrigens hörte ich neulich, dass Ratschinin einem Literaten den Vorschlag machte, Redacteur zu werden, so dass aus der Sache noch etwas werden kann.

XII.

Zum letztenmal sah ich Spirka und Ratschinin auf der Ausstellung von Nischni-Nowgorod.

Ratschinin war bezaubernd. In tadellosem Frack — ein eleganter Gentleman — suchte er durch eine glänzende und lange Rede mit Pathos und beißender Ironie gegen seine Gegner zu beweisen, die Ehre, Würde und das Wohlergehen Russlands bestehen darin, dass Spirkas schlechte Waaren dreimal theurer verkauft werden sollten, als die guten ausländischen ... Iwan Alexandrowitsch versicherte die Versammlung mit rührender Zärtlichkeit, Spirka sei noch klein, lerne erst das Gehen, habe viel Scherereі und aus diesem Grunde keine Zeit, an die technische Vervollkommnung seines Betriebes zu denken. Iwan Alexandrowitsch gab ein feierliches Versprechen, dass Spirka heranwachsen werde, der Bauer und die Landwirtschaft sollen noch ein Weilchen bluten — und dann werde Spirka das Ausland in den Sack stecken und dann werde Spirka, d. h. Russland, berühmt und mächtig werden.

Und Spirka, prächtig anzuschauen in seinem glänzenden Cylinderhut und weißer Halsbinde, stand majestätisch da, lauschte den Worten seines eigenen Redners und nickte beifällig mit dem Kopf ... Die Zeitungen brachten rührende und triumphierende Artikel über die Fortschritte der Spirka'schen Industrie.

Spirka schwieg, aber während des feierlichen Diners hielt er eine Rede.

Diejenigen, welche zum Beispiel, und die beispielsweise ... um es gerade herauszusagen ... Und Spirka sprach vom Vaterland, von „Extrimenten", von der „graziösen" Entwickelung der russischen Industrie und am Schluss der Rede gab er ein Kunststück zum besten — erhob seinen Becher und trank auf das Wohl der Arbeiter und des russischen Volkes ...

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Henneberg-Seide nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen — schwarz, weiß und farbig von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.).

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend. 764

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Nach der Confiscation zweite Auflage.

Die Zeit.

XVI. Band. Wien, den 24. September 1898. Nummer 208.

Obstructionstaktik.

Obstruieren heißt, der Regierung einen Termin vereiteln, an den sie aus irgend welchen Gründen bei Fertigstellung irgend einer wichtigen Regierungsvorlage gebunden ist. Dieser Zweck wird normalerweise dadurch erreicht, dass man die betreffende Verhandlung durch wirklich oder scheinbar gründliche Debatten und Verbesserungsanträge in die Länge zieht, bis der vorgesetzte Termin für die Regierung unerreichbar geworden ist. Technische Voraussetzung dafür ist, dass die betreffende Regierungsvorlage umfangreich genug sei, um — besonders, wo, wie bei uns, die Clotur besteht — eine ausreichend lange Verhandlung daran knüpfen zu können.

In den drei Obstructionscampagnen, die wir seit dem Frühjahr 1897 mitgemacht haben, ist diese normale Form der Obstruction nicht in die Erscheinung getreten. In der ersten Obstructionscampagne (Frühjahr 1897) nicht, weil überhaupt keine dringende Regierungsvorlage da war; in der zweiten Campagne (Herbst 1897) abermals nicht, weil die damalige dringende Regierungsvorlage, das Ausgleichsprovisorium, ein einparagraphiges Gesetz, zu kurz war, um normal obstruiert zu werden. Statt, wie es die Obstruction eigentlich verlangt, die Verhandlungszeit auszufüllen, musste die Opposition in ihrer Noth sich damit helfen, dass sie durch Dringlichkeitsanträge, Abstimmungen, Geschäftsordnungsdebatten u. a. die Verhandlung verhinderte. Heiß war der Kampf, und groß war die Gefahr des Misslingens, aus der die Opposition thatsächlich nur durch die übelangebrachte Gewaltthätigkeit des Ministeriums und des Präsidiums errettet wurde.

Der Schreck von dieser zweiten Obstructionscampagne lag der Opposition noch in den Gliedern, als im Frühjahr 1898 unter dem Ministerium Thun die dritte Obstructionscampagne eröffnet wurde. Als ob wieder nur ein einparagraphiges Gesetzchen als unzureichendes Object für die Obstruction sich darbieten würde, thürmten die oppositionellen Abgeordneten in nervöser Angst Dringlichkeitsanträge auf Dringlichkeitsanträge, während dem Hause zu jener Zeit der ungarische Ausgleich vorlag, beziehungsweise bevorstand, ein Convolut von 22 Gesetzentwürfen, welches, selbst in einem Lande der Clotur, ein classisch gutes Object für eine normale Obstruction abgeben musste. Die ängstliche Taktik der Opposition verhinderte allerdings, dass die Regierungsvorlage überhaupt zur Verhandlung kam, sie verhinderte aber auch sich selbst, das Parlament als die einzige Tribüne des freien Wortes zu ihren politisch-agitatorischen Zwecken auszunützen, wie es sich besonders gelegentlich der Grazer Vorgänge zeigte.

Auf diese panische Obstructionstaktik, die er selbst mitangesehen, hat nun Graf Thun seinen Plan für die bevorstehende vierte Obstructionscampagne aufgebaut, in die er nicht aus eigenem Antrieb, sondern nur auf Baron Bánffys Verlangen eintritt. Graf Thun rechnet darauf, dass wiederum gleich in den ersten Sitzungen durch siebzig Dringlichkeitsanträge das Parlament verstopft werden würde, dass diese Thatsache bis längstens Mitte October notorisch werden und er dann, gemäß seiner Verabredung, vom Baron Bánffy die Zustimmung zur außerparlamentarischen Erledigung des Ausgleichs erlangen werde. Damit könnte sich Graf Thun arg verrechnet haben, wenn sich die Opposition diesmal von ihrer früheren, theils durch die Umstände, theils durch den nachwirkenden Schrecken erklärlichen abnormalen der normalen Obstructionstaktik zuwenden würde, für welche ihr das Ausgleichsoperat als das denkbar complicierteste Gesetzwerk, besonders mit Rücksicht auf die Nähe des Ablauftermines, einen ausreichenden Spielraum bieten würde. Vorbedingung dafür wäre, dass diesmal nicht wieder gleich von Anfang an die Dringlichkeitsanträge bis zur Unverdaulichkeit aufgehäuft würden. Nach Absolvierung der unvermeidlichen politischen Rückstände, als des Ausnahmszustands, der wegen sonst drohender Verjährung sofort zu erneuernden Ministeranklagen u. s. w., wäre der Ausgleich in Verhandlung zu nehmen. Die Dringlichkeitsanträge müssten in Reserve gehalten werden, um von Fall zu Fall, sei es, wenn der actuelle agitatorische Gegenstand, sei es das Bedürfnis nach einer Erholung von den ermüdenden Ausgleichsdebatten, es erfordern würde, in diese einzeln — immer nur einer an einem Tag — eingeschoben zu werden.

In ihren Anfängen sieht eine solche normale Obstruction einer gründlichen sachlichen Verhandlung so ähnlich, wie ein Ei dem anderen; besser gesagt, wie ein faules Ei einem gesunden, solange die beiden nicht aufgebrochen sind. Die gründliche sachliche Berathung wird, erst wenn sie bis übers Maß hinausgezogen wird, zur Obstruction, sowie die Suppe erst dann anbrennt, wenn sie zu lange über dem Feuer gestanden hat. Die Quantität der Berathung schlägt auf einem gewissen Punkt — mit Hegel zu sprechen — in die Qualität um. Dieser gewisse Punkt ist der Termin der nothwendigen parlamentarischen Fertigstellung. Erst wenn dieser mit apodiktischer Sicherheit vereitelt ist, kann man ex post die abgeführte Verhandlung als Obstruction bezeichnen. Die gutgemeinte sachliche Berathung bemüht sich, diesen Termin, schließlich selbst mit Hintansetzung der Gründlichkeit, einzuhalten. Die Obstruction dagegen wird umso gründlicher, je näher der Termin heranrückt, weil sie den Termin vereiteln will. Bis kurz vor dem Fertigstellungstermin sind die beiden nicht voneinander zu unterscheiden. Es gibt kein Kriterium, um sie auseinander zu kennen. Der einzige Prüfstein ist der Zeitablauf, und der kommt für den betroffenen Staatsmann zu spät. Graf Thun wäre Mitte und auch Ende October noch nicht in der Lage, mit der bei einem so folgenschweren Unternehmen nothwendigen Notorietät die Arbeitsunfähigkeit des Parlaments zu beweisen. Dieser sein erster Specialtermin, an dem vielleicht die Existenz seines Ministeriums hängt, wäre binnen wenigen Wochen, der dann an seine Stelle tretende Termin der parlamentarischen Fertigstellung des Ausgleichs könnte in gleicher Weise bis zum Schluss des Jahres vereitelt werden.

Auf diese unscheinbare Art haben unter dem Coalitionsministerium die Jungczechen viele Monate lang die Steuerreform gründlich obstruiert, bis das Ministerium ins Gedränge kam und in einer vierzehntägigen Entscheidungsschlacht der Eclat erfolgte. Auch die gegenwärtige deutsche Opposition, die durch frühere Erfolge in ihrem Selbstvertrauen gestärkt ist, würde wahrscheinlich ohne Bedenken diesmal zur normalen panikfreien Obstructionstaktik aufsteigen, wenn nicht allerhand querköpfige Vorschläge, wie der einer (gesetzlich unzulässigen, praktisch einer Minorität unmöglichen) a limine-Ablehnung oder gar der Ausschaltung des Ausgleichs aus der Obstruction, sie in Verwirrung gebracht hätten. Wenn sie aus Unsicherheit wieder zur panischen Obstructionstaktik zurückkehren sollte, bei der der taktischen Vorsicht alle politische Action geopfert wird, so wäre das wohl ein Beweis mehr für die Zurückgebliebenheit unseres Parlamentarismus. Kinder, die allein in der Wohnung gelassen sind, verrammeln ängstlich die Thüre, wenn draußen jemand klopft. Erwachsene Leute öffnen, um den Ankömmling, wenn er ihnen nicht gefällt, mit einigen nachdrücklichen Worten und Handgriffen hinauszubefördern.

K.

Der Ausnahmszustand in Galizien.

Vom Reichsrathsabgeordneten **Ignaz Daszynski.**

Vor ungefähr einem Vierteljahre habe ich in der „Zeit“ die politischen und socialen Grundelemente der galizischen Judenhetzen besprochen. Ich will absichtlich die Leser der „Zeit“ daran erinnern; die Wendung, die die politischen Geschehnisse in Galizien seither genommen haben, ist eine so unerwartete und — ich füge gleich bei — eine so ungeheure, dass man eigentlich fragen sollte, wie es möglich war, dass derartiges im vollsten Lichte der österreichischen Oeffentlichkeit zustande gebracht werden konnte.

Eigentlich war diese „Oeffentlichkeit“ über den galizischen Ausnahmszustand eine, im Grunde genommen, sehr bescheidene. Dieselben Blätter, welche spaltenlange Depeschen über jede Ausschreitung gegen die Juden im Juni d. J. brachten, *schweigen* in den letzten drei Monaten, also in der eigentlichen Aera des Ausnahmszustandes beharrlich fast alle seine oft barbarischen Auswüchse todt. Man sollte meinen, nun nehme die beleidigte Gerechtigkeit Rache an den

Digitized by Google

frevelhaften Bauern, welche geplündert und gebrannt haben, nun werde das Gesetz angewendet, strenge, aber correct....

Ja, Hunderte von Bauern büßen schon ihre Verblendung hart ab, andere werden noch zu so und so viel Jahren Kerker verdonnert werden: aber wozu ist denn eigentlich der *Ausnahmszustand* in 33 Bezirken Galiziens eingeführt, wozu diese Beraubung der politischen Rechte an drei Millionen von Polen verübt worden?

Die Antwort auf diese nur zu natürliche Frage könnte nur die sein, dass die Regierung den Ausnahmszustand eben dazu brauchte, um die politischen Urheber und Leiter der so weit ausgedehnten Judenkrawalle zurückzudrängen und leichter im Zaume zu halten. Der Cavour'sche Esel, welcher zu seiner erfolgreichen Regierungsthätigkeit einen Ausnahmszustand brauchte, würde auch so gethan haben. Aber Herr Graf *Pininski*, der jetzige Statthalter von Galizien, spinnt die Fäden seiner Ausnahmspolitik feiner. Wir müssen ihn also an der Arbeit sehen. *Vor allem weiß man noch immer bis zur Stunde nicht, wer denn, um Himmelswillen, Hunderttausende von friedlichen Bauern zu den furchtbaren Excessen verleitete.* Und doch hatte die galizische Regierungspresse überall „fremde Agitatoren", „verdächtige Individuen" und wie das sonst im Polizeipressjargon heißen mag, während der Excesse gesehen. Und der neue Statthalter war auch dieser Meinung gewesen. Wenigstens konnte es nach seinen Reden und Thaten so scheinen. Jedes Kind in Galizien weiß, dass die Hetzpfaffen und die antisemitische Presse seit langer Zeit gegen die Juden geschürt hatten, aber noch niemals sind die Chancen der Antisemiten und Clericalen so gut gestanden, wie unter *diesem* Ausnahmszustand. Ja, die antisemitische Presse wurde im strengsten Sinne des Wortes zur Regierungspresse. „Gazeta Narodowa", „Przeglond", „Czas", „Ruch katolicki" bejubeln den Grafen Pininski als ihren Propheten. Alle diese *antisemitischen* Blätter beten täglich darum, dass der Ausnahmszustand ewig ihnen erhalten bleibe. In den Augen der gewöhnlichen Sterblichen wurde der Ausnahmszustand gegen die antisemitischen Fanatiker eingeführt, und nun segnen ihn die, welche vom Judenhass leben. Ja, ich behaupte, wenn man heute die „bedrohten" Juden fragte, ob sie den Ausnahmszustand weiter wünschen, sie würden verneinend antworten.

Man weiß in Galizien nämlich, dass der neue Statthalter nur *eine* politische Ueberzeugung hat, welcher er wirklich treu bleibt: Er ist ein *clericaler Antisemit*. Das spüren auch die clerical-antisemitischen Blätter im Lande. Hier ein Beispiel von vielen. In Krakau erscheint das ordinärste antisemitische Blatt von ganz Oesterreich unter dem Namen „*Glos Narodu*". Geschäftssinn, gepaart mit einer schon krankhaften Perfidie, Terrorismus eines Revolverblattes, gemischt mit seltenem, fast komischem Byzantinismus, und ein rasender, wahnsinniger Judenhass geben sich ein Stelldichein in den Spalten dieses Blattes. Die Krakauer Polizei wusste sich mit dem „enfant terrible" des Antisemitismus nicht mehr zu helfen, und nach der dreimaligen Confiscation (schon unter dem Ausnahmszustande!) wurde dem Redacteur die Sistierung des Blattes angedroht. Der bedrohte Scandalmacher fährt zum Grafen Pininski, wird in Audienz empfangen, und von nun an schreibt er „muthiger", denn je.

Es ist überhaupt einfach lächerlich, anzunehmen, dass der Ausnahmszustand wegen der Judenexcesse über Galizien verhängt worden ist. Dann würden sich die galizischen Machthaber ins eigene Fleisch tief schneiden müssen, und so „gerecht" sind diese Leute denn doch nicht. Aber die polnische Schlachta *brauchte* den Ausnahmszustand um jeden Preis, je früher, desto besser, und so sehen wir den Grafen Pininski an seiner Arbeit seit Juni.

Er ist kein Bureaukrat. Im Gegentheil, als Universitätsprofessor und langjähriger Abgeordneter war er bemüht, alle Formen eines „Europäers" anzunehmen. Nach dem *Kasimir Badeni*, welcher mit berüchtigten Wucherern in Lemberg Arm in Arm spazieren gieng oder die Gemeinderathsdelegierten wie Knechte anschnauzte, bildet Graf Pininski einen fast wohlthuenden Gegensatz in Lemberg. Er ist so klein und zierlich, er bedauert und bejammert so beredt die unglücklichen Verhältnisse in Galizien und beklagt sich so bitter darüber, dass er den Galgen und das Standrecht einführen musste, dass man auf den ersten Blick ein gewisses Mitleid mit dem armen Ausnahms-Statthalter empfinden möchte.

Confisciert.

Er hat nämlich eine ganz andere Stellung im Lande, als seine Vorgänger. Graf Potocki war ein Magnat, welcher mit der kaiserlichen Familie persönlich befreundet war, sein Nachfolger Zaleski eine schimmlige Bureaukratenfigur, und Graf Badeni, ein Emporkömmling und Nur-Beamter. Der neue *Statthalter* aber *kommt von des Polenclubs Gnaden her und ist ein Vertrauensmann des Polenclubs*. Er soll als Werkzeug der herrschenden Clique, diese vollauf befriedigen, „das Land" muss sich eins fühlen mit der Regierung, und es soll der vielleicht letzte Versuch gemacht werden, um die in den letzten Reichsrathswahlen verlorenen Positionen für den Polenclub zu retten.

Als Graf Pininski seinen Posten antrat, drückte der conservative Krakauer „Czas" die charakteristische Hoffnung aus, der juristisch gebildete neue Statthalter werde die Gesetze *gegen* die gesammte galizische Opposition derart anwenden, dass man auch ohne besondere Repressalien auskommen könnte. Nun ist aber dem Polenclub das Glück in den Schoß gefallen: die Bauern revoltierten, und die Spitze der Revolte richtete sich gegen die Juden. Der lang ersehnte Ausnahmszustand konnte endlich in Westgalizien eingeführt werden. Jetzt war es keine allzu große Mühe, gegen die Opposition grausam vorzugehen, jetzt konnten die Ordnungswütheriche nach Herzenslust dreinschlagen. In allen zuständigen Gerichten wurden die excedierenden Bauern abgeurtheilt, aber der eigentliche Nutzen des Ausnahmszustandes liegt wo anders. Mit kalter Ueberlegung wurden hier die polizeilichen Maßregeln getroffen: Die Partei, welche, die einzige im Lande, scharf und energisch *gegen* die Judenkrawalle protestierte, sollte nun vernichtet werden. Die „verjudete" Socialdemokratie sollte zerrieben werden, damit die gesammte galizische Opposition freie Hände in dem später folgenden Schacher bekomme. Das laut rufende *Gewissen* des bedrängten Volkes sollte erstickt werden: dann erst glaubte der Polenclub an die Möglichkeit, die buntschimmernden Volksparteien zu einer Scheinopposition herabzudrücken, wie das schon einmal mit den „demokratischen" Strebern gelungen war.

Mit einem Federstrich wurden in Krakau beide *Parteiblätter* der Socialdemokratie eingestellt. In Krakau, Tarnow, Neu-Sandez, Podgorze und Przemysl wurden 29 *Arbeitervereine* geschlossen, darunter nur *ein* politischer, sonst waren das nur Gewerkschaften und Bildungsvereine. Etwa hundert Haussuchungen haben bloß spärliche Resultate ergeben, aber trotzdem wurden in den genannten Städten, wo *keine* Judenexcesse vorgekommen sind, 27 Arbeiter confiniert oder ausgewiesen. Den polnischen socialdemokratischen Blättern in *Teschen* und *Lemberg* wurde in dem Gebiete des Ausnahmszustandes der *Postdebit entzogen*.

Unterdessen wurde auch in *Ostgalizien* die Presse und die Versammlungen unter einen *factischen* Ausnahmszustand gestellt. Jedes Wort über die polizeilichen Maßregeln in Westgalizien wurde in Lemberg unterdrückt, jede Arbeiterversammlung, auch die harmloseste, verboten. Diese Versammlungsverbote grenzen fast an das Unglaubliche. Ein jüdisches Zionistenblatt hatte einen feigen und empörenden Aufsatz gebracht, worin der Henker als der einzig geeignete „Lehrer" des polnischen Volkes gepriesen wurde. Die gesammte öffentliche Meinung schrie laut auf: die antisemitischen Blätter schlugen natürlich reichliches Capital daraus, indem sie auf *alle* Juden, als auf verbissene Feinde der Polen hinwiesen. Nun wollten die *jüdischen* Socialdemokraten ein Meeting in Lemberg einberufen, um im Namen der jüdischen Arbeiterschaft gegen diese Henkersfreunde zu protestieren. Die Versammlung wurde *verboten*, aber die Hetze in der antisemitischen Presse nahm ihren freien Lauf. Die Lemberger Socialdemokraten wollten eine Versammlung veranstalten mit der Tagesordnung: „Die österreichische Verfassung". Diese Versammlung wurde *verboten*.

Anstatt, wie man erwarten durfte, nach den Urhebern der letzten Krawalle zu forschen, wendete sich die Krakauer Polizei in die ruhigsten Dörfer des Krakauer und Podgorzer Bezirkes, wo die *socialdemokratischen Wähler* wohnten. Nicht weniger als *achtzehn* Dörfer, in denen keine einzige Ausschreitung vorgekommen ist, wurden durchstöbert: Haussuchung kam auf Haussuchung, und als Beute wurden von den Polizisten alte nichtconfiscierte Nummern der socialdemokratischen Blätter heimgebracht. Die bäuerlichen Handwerker, welche in der nahen Stadt arbeiteten, die Landwirte, welche ihre Grundstücke auf dem Gebiete einer anderen Gemeinde haben, wurden confiniert und an ihre Wohnstätte gefesselt, um infolgedessen zu Bettlern zu werden. Und diese Leute waren so unschuldig, dass unter hunderten der Verfolgten *kein einziger vor Gericht gestellt werden konnte*. Der Staatsanwalt, welcher gewiss die schärfste Aufmerksamkeit den Socialdemokraten schenkte, konnte in keinem einzigen Falle eingreifen. Am helllichten Tage wurde also eine ganze, nach Tausenden zählende Partei als „vogelfrei" erklärt, obwohl sie nicht das Geringste gegen die Gesetze verbrochen hatte. Der einzige Process, welcher gegen die Socialdemokraten, und das schon nach sechs Wochen seit der Einführung des Ausnahmszustandes, geführt worden ist, war der wegen der Ueberschreitung des Colportageparagraphen! Die „Verbrecher" wurden auch zu vier, respective sechs Tagen Arrest verurtheilt.

Und welche unnöthige *Grausamkeit* entwickelte die Polizei bei verschiedenen Anlässen. Man sollte kaum glauben, dass so etwas möglich ist in Oesterreich. Doch führen wir einige *Thatsachen* vor: In *Przemysl* wohnt der ruthenische Radicale Herr *Witnk*, ein

blutjunger Krankencassenbeamter, welcher mit seiner alten schwachen Mutter unter den kümmerlichsten Verhältnissen sein Leben fristet. Seine Mutter war lebensgefährlich erkrankt und litt unter einer verzehrenden Schlaflosigkeit: sie musste Morphium nehmen, um einschlafen zu können. Wityk wird in Przemysl confiniert und nun dringen um zwei Uhr in der Nacht der Polizeiagent und die Soldaten in seine Wohnung ein, rütteln alles in dem Stübchen auf, um zu sehen, ob Wityk wirklich in Przemysl als ihr Gefangener geblieben ist! Alle verzweifelten Proteste des Sohnes helfen nichts. — In Krakau werden die Leute auf den Straßen abgefangen, um unter dem nächsten Hausthore einer Leibesdurchsuchung unterworfen zu werden. Die Polizeiagenten dringen in der Nacht in die Wohnungen ein. Alle Confinierten müssen wie Diebe regelmäßig in den Polizeibureaux erscheinen, obwohl dieselbe Polizei jeden ihrer Schritte ohnedies selbst bewacht. Das ist ihnen immerhin noch lieber, als dass sie zulassen, dass die Polizisten ihre Wohnungen durchwühlen. Arbeiter mit zahlreicher, gänzlich unversorgter Familie, werden ausgewiesen und erbarmungslos ins Elend gestürzt, nur weil sie Socialdemokraten sind. Haufenweise wurden die socialdemokratischen Bauern (welche, wohlgemerkt, nie an den Unruhen theilgenommen haben, auch nie vor Gericht gestellt worden sind) verhaftet, um dann freigelassen werden zu müssen. In Liszki bei Krakau wurde der Gemeinderath Wonsik verhaftet und acht Tage in Haft behalten, weil es möglich war, dass Wonsik zum Gemeindevorsteher gewählt werde. Als die Wahlen vorbei waren, wurde er freigelassen. Der Bezirkscommissär sagte ihm ganz offen: „Ob Sie was verbrochen haben, oder nicht, wir haben das Recht, Sie in Haft zu behalten."

Und so lautet überhaupt die Begründung eines jeden Schrittes der Polizei. Von „strafrechtlicher Pflege", welche das Ausnahmsgesetz als Ziel setzt, ist überhaupt keine Rede. Die Polizei thut, was sie will, weil sie eben der Meinung ist, dass sie dazu auf Grund des Ausnahmszustandes das Recht habe. Das Briefgeheimnis wird ohne jede Scrupel an den Personen verletzt, welche in gar keiner strafgerichtlichen Untersuchung stehen und welche man auch gar nicht vor Gericht zu stellen beabsichtigt. Die Briefe an den Obmann der Krakauer städtischen Krankencasse werden tagelang bei der Polizei angehalten. Die kranken Mitglieder, welche von der Sommerfrische an die Casse um ihr Geld schreiben, müssen eben warten. In Przemysl hatte der Buchdrucker-Kranken-Unterstützungsverein dasselbe Local, wie die socialdemokratischen Gewerkschaften gehabt. Der Verein wurde natürlich auch sistiert. Als der Vereinsvorstand den Bezirkshauptmann Lanikiewicz um die Erlaubnis ersuchte, die Krankengelder den erkrankten Mitgliedern auszuzahlen, erwiderte dieser Musterbeamte: „Ja — warum habt Ihr dasselbe Local gemiethet mit den Vereinen, die früher oder später aufgelöst werden mussten?"

Während die Polizei fünf versammelte Socialdemokraten als eine unerlaubte „Volks"-Versammlung verfolgt, haben die Jesuitenschüler, die clericalen „Arbeiter", freie Hand. Sie colpotieren ihre Blätter, halten Vereinsversammlungen ab, freilich ohne den geringsten Erfolg. Auf diese Weise paukt man dem polnischen Volke die Gesetzmäßigkeit ein.

Und nun fragen wir: Wozu das alles?

Confisciert.

Wie hat er denn seine Bewegungsfreiheit in diesem Vierteljahre benützt? Was für Pläne hat er denn in Aussicht genommen, um derentwillen er jede, auch die leiseste Kritik mit Hilfe der Staatsanwälte und der Polizei verstummen ließ?

Wir spähen vergebens nach irgend einer That, ja nach irgend welchem Gedanken, welche von ihm herrührten und bewiesen, dass er etwas anderes ist, als Badeni, etwas Besseres als ein Polizeimensch.

Er hat einen Erlass veröffentlicht, welcher das galizische Gesetz gegen Trunksucht in seiner Praxis verschärfen soll. Der Erlass wird schon durch die verrotteten Verhältnisse in der galizischen Provinz wirkungslos gemacht werden. Das kann mit der größten Sicherheit im voraus gesagt werden.

Auch gegen die Hühnercholera ist der Statthalter mit männlicher Energie aufgetreten, was wir auch noch gerne auf das Conto seiner positiven politischen Thätigkeit rechnen wollen.

Sonst aber nichts, gar nichts. An den am nächsten liegenden dringendsten Reformen wird nicht einmal in seiner Presse gerührt. Nur Polizei und nochmals Polizei gegen die an keinen Excessen schuldigen organisierten Arbeiter, das ist Seiner Excellenz erstes und letztes Wort. Die Optimisten — ich gestehe, dass ich leider auch einige Wochen lang zu ihnen gehörte — meinten, der neue Statthalter werde wenigstens die ärgsten Auswüchse der Badeni-Wirtschaft beschneiden: er werde wenigstens die ärgste Willkür der sattsam bekannten Bezirkshauptleute eindämmen lassen. In dem halben Jahre seiner Regierung hat man aber nicht die geringste Spur von solchen Absichten entdecken können. Nur ein einziger Bezirkshauptmann, welcher aber zu den verrufensten gehörte, hat freiwillig abgedankt. Es ist das ein sicherer Herr Gubatta, der seine bisherige Stellung mit derjenigen eines Administrators beim Grafen Potocki (verbunden mit 6000 fl. Gehalt) vertauschte. Sonst fehlt uns kein theueres Haupt.

Wenn die Gerüchte wahr sein sollten, dass Graf Pininski bei seiner Ernennung auch die allgemeine Ordre bekommen habe, Galizien endlich zu „pacificieren", so ist er an seine politische Mission in der denkbar plumpsten Weise herangetreten. Die Furie des kleinlichen, verbissenen Hasses, welchen die fanatischen Clericalen entfesseln, die fieberhafte und manchmal verzweifelte Stimmung in den weniger bewussten Kreisen der Arbeiterschaft, das Wüthen der Polizeiagenten, die Missstimmung in den Kreisen der „Intelligenz" und schließlich die empfindlichen materiellen Schäden, welche der Ausnahmszustand mit sich bringt, das alles macht die Lage des Landes verzweifelter, als sie jemals war.

Die wichtigste, ja die einzige Großindustrie Galiziens, die Petroleumindustrie seufzt schon unter der Last der politischen Ausnahmsmaßregeln in Westgalizien. Die ergiebigsten Terrains warten vergebens auf Käufer. Das fremde Capital — und dieses ist die einzige Investitionsquelle — will nicht Gefahr laufen, sich von irgend einem Bezirkshauptmann wehrlos chicanieren zu lassen. Dass die Verkehrsverhältnisse, z. B. die Frequenz der Durchreisenden aus dem Königreich Polen, unter dem Ausnahmszustande außerordentlich gelitten haben, davon gibt schon der entschiedene Protest des sonst so lammfrommen Krakauer Gemeinderathes Zeugnis.

Alles ist wie gelähmt in Galizien; selbst die triumphierenden Stanczyken haben ihre Wuth schon ausgeschnaubt, und vom bloßen Denuncieren kann man auch nicht selig werden auf dieser Welt. Nur die äußersten, die schwärzesten Clericalen sind frohen Muthes und es ist gewiss charakteristisch, dass das Jesuitenorgan „Ruch katolicki" eine Woche nach der Verhängung des Ausnahmszustandes mit einem Vorschlag gekommen ist: den Unterricht in den Volksschulen von sechs auf drei Jahre herunterzusetzen!

In einem Lande der Analphabeten!

Confisciert.

Das falsche und das echte Junctim.

Vom Reichsrathsabgeordneten Dr. Otto Lecher.

Das Junctim ist seiner Geburt nach ein bescheidenes Adverbium. Durch die Kunst der Staatenlenker unserer Monarchie wurde es zum Range eines Hauptwortes erhoben. Als solches hat es auf das Spiel um den österreichisch-ungarischen Ausgleich großen Einfluss gewonnen, ähnlich wie der „Contra" — auch ein Satztheil von ziemlich unbedeutender grammatikalischer Provenienz — längst zum Hauptwort und zum Stichwort für die wichtigsten Ereignisse im Tarokleben vorgerückt ist.

Unter dem Junctim ist nach dem Zeugnisse des Ministeriums Badeni und seiner Propheten eine für Ungarn verbindliche Verbindung zwischen der Quotenfrage und dem übrigen wirtschaftlichen Ausgleich zu verstehen. Die großen Vortheile, welche die österreichische Regierung dem Ministerium Banffy auf dem Gebiete der Bank, der indirecten Besteuerung und des Zoll- und Handelsbündnisses eingeräumt hatte, sollten durch eine Erhöhung der Quote compensiert werden. Solange diese nicht in convenierender Höhe zugestanden wäre, wollte Badeni in Bezug auf den wirtschaft-

lichen Ausgleich noch nicht das letzte Wort gesprochen haben. Alle seine Zugeständnisse waren daher eigentlich nur provisorischer und bedingter Art. Wie weit die ungarische Regierung das Junctim anerkannt hat, ist zur Stunde noch unbekannt. Dass sie dasselbe, wie man zu sagen pflegt, im Principe zugestanden hat, ist wohl als sicher anzunehmen. Graf Badeni hat seine Ausgleichsvorlagen im Reichsrathe überhaupt nicht eingebracht, und zwar eben aus dem Grunde, weil er sich solange nicht binden wollte, bis nicht in der Quotenfrage ein entscheidendes Zugeständnis gemacht worden wäre.

Das Junctim hat seinen Vater — wenigstens den österreichischen — überlebt. Baron Gautsch fand es bei seinem Regierungsantritte in der allerdings etwas sehr zerrütteten Hinterlassenschaft seines Vorgängers fast als einziges, immerhin nicht ganz wertloses Inventarstück vor. Man stand wenige Tage vor dem 31. December 1897, also vor dem Ablaufe des Ausgleiches. Obwohl es ganz ausgeschlossen war, dass Ungarn noch im Laufe des Jahres 1898 eine selbständige Bank und ein eigenes Zollgebiet errichten könne, wurde dennoch die Giltigkeit des ungarischen Provisoriumsgesetzes davon abhängig gemacht, dass die Ausgleichsvorlagen dem österreichischen Parlamente unter allen Umständen bis Anfangs Mai zur Behandlung übergeben werden. Von der Bedingung des Zustandekommens einer Quotenvereinbarung vor Einbringung der Ausgleichsvorlagen im österreichischen Reichsrathe war nicht mehr die Rede. Und so geschah es auch durch das Ministerium Thun. Man ließ das berühmte Junctim stillschweigend fallen.

Es kam der Hochsommer, die schöne Zeit der erhöhten Actionsfreiheit, es kamen die Augustconferenzen von Ischl und Budapest und es kam zu einer glänzenden Rehabilitierung des armen Junctims. Wenigstens deutet die dem österreichischen Ministerium sehr wider Willen aufgedrungene Wiedereinberufung des Reichsrathes darauf, dass Baron Banffy seine Incompetenz zur Lösung der Quotenfrage und die Nothwendigkeit ihrer Verhandlung durch die beiderseitigen Quotendeputationen geltend gemacht hat. Aus dieser sehr geschickten Parade des ungarischen Ministerpräsidenten ist wohl zu schließen, dass der Ausfall der österreichischen Regierung in erster Linie der Quote und damit dem Junctim gegolten habe. Dies entspricht auch der traditionellen österreichischen Oberflächlichkeit in der Auffassung des Ausgleiches. Man hält bei uns die Quotenfrage für nahezu identisch mit dem Ausgleich und übersieht, dass diese Frage, so wichtig sie immerhin ist, im Rahmen des gesammten Ausgleichswerkes doch nur einen verhältnismäßig kleinen Partikel darstellt. Zu den Leuten, welche die unselige Geschichte des ungarischen Einflusses auf die Handelspolitik der Monarchie, welche die Geschichte der ungarischen Verkehrspolitik, welche die gar nicht abzusehende Wichtigkeit der Bank- und Währungsfrage noch immer nicht kennen und begreifen, gehören leider gerade die österreichischen Ministerpräsidenten. Sie glauben, das punctum saliens des Ausgleiches sei die Quote und an den paar Procenten auf oder ab messe sich Erfolg und Geschicklichkeit der Staatskunst dies- und jenseits der Leitha.

So ist es zu erklären, dass man immer wieder auf das Junctim zurückkommt und zähe an dem Gedanken festhält, ein kleiner Sieg in dem Quotengefechte wiege alle die schweren Niederlagen auf, die Oesterreich in zahlreichen Hauptschlachten während des ungarischen Ausgleichsfeldzuges erlitten habe. Und doch zeugt selbst dieser, in seinem Ziele gewiss bescheidene Plan von einer durchaus verfehlten Strategie. Schon der Umstand, dass seine Autorschaft die beiden renommierten Schlachtenverlierer, Badeni und Bilinski, für sich in Anspruch nehmen können, hätte zur äußersten Vorsicht mahnen sollen. Böhm-Bawerk, der Finanzminister des Zwischenministeriums Gautsch, hat bekanntlich auf das Junctim gar kein Gewicht gelegt. Er strebte überhaupt die Cassierung des Badenischen Ausgleiches an. Dadurch, dass nun auch die Regierung des Grafen Thun ihren Feldzugsplan auf das Junctim zugeschnitten hat, begibt sie sich von Haus aus in eine unhaltbare Stellung. Abgeordneter Professor Pfersche hat in der „Zeit“ vom 5. März 1898 an der Hand des Gesetzes und der Präcedenzfälle mit der ihm eigenthümlichen unwiderstehlichen Logik dargethan, dass ein formaler Zusammenhang zwischen den Vereinbarungen über die Quote einerseits und über den wirtschaftlichen Ausgleich andererseits überhaupt nicht herzustellen ist. Der wirtschaftliche Ausgleich wird von den Regierungen vereinbart, die Quote von den beiden Parlamenten im Wege ihrer Deputationen. Für Baron Bánffy war daher nichts leichter als sich gegenüber der Forderung des Grafen Thun nach dem Junctim auf die „feste Burg“ der §§ 19 bis 22 des ungarischen Gesetzartikels XII vom Jahre 1867 zu berufen. Ja, wenn selbst gar kein wirtschaftlicher Ausgleich zustande käme, müssten doch die gemeinsamen Auslagen bestritten und quotenmäßig aufgetheilt werden.

Aber nicht allein formell, sondern auch sachlich beruht die Methode des Junctims auf einer innerlichen Unwahrheit. Zwei geschichtlich, ökonomisch und rechtlich so innig miteinander verbundene Staaten, wie Oesterreich und Ungarn, müssen sich bei wirtschaftlichen Vereinbarungen bemühen, Verträge zu schließen, welche den Interessen **beider** Reichshälften gerecht werden. Ein Ausgleich, bei welchem sich in wesentlichen Punkten die eine oder die andere Seite für benachtheiligt hält, ist ein schlechter Ausgleich. Leoninische Verträge haben heutzutage kurzen Bestand. Versprechungen können widerrufen, können gebrochen, brauchen nicht erneuert zu werden. Nur das sachliche gegen- und wechselseitige Interesse schmiedet die Staaten aneinander. Nur jener Vertrag ist ein guter, welcher der reinste Ausdruck dieses gemeinsamen Interesses ist. Bei dem österreichisch-ungarischen Ausgleiche darf es keinen Sieger und keinen Besiegten geben. Das bleibt eine gute Wahrheit, ob sie auch von den Machthabern nicht verstanden und von deren bezahlten Lobrednern immer und immer wieder missbraucht wird. Wenn aber keine der beiden Seiten in den wirtschaftlichen Vereinbarungen einen unbilligen Vortheil erlangt hat, dann ist es auch nicht nöthig, eine derselben durch die Ertheilung irgendwelcher Zuwage bei der Quote zu entschädigen. Die Quote soll festgesetzt werden nach jenen sachlichen Grundsätzen, über welche sich die Deputationen geeinigt haben. Sie soll vereinbart werden von den Deputationen, den Vertretungen der beiden Parlamente. Die Dummheiten, welche die österreichische Regierung bei Abschluss des wirtschaftlichen Ausgleichs begangen hat, bilden durchaus keine Veranlassung für die ungarische Deputation, die Quote auch nur um ein Promille zu bessern. So gutmüthig sind die Magyaren nicht. Was sie haben, haben sie. Man darf sich das Kirschenessen mit ihnen nicht als ein gemüthliches Piknik vorstellen. Zwischen der Bank und der Quote, zwischen der Veterinärpolitik und der Quote, zwischen den Handelsverträgen und der Quote, zwischen dem Mahlverkehr und der Quote besteht kein sachlicher Zusammenhang. Einen solchen zu setzen, ist ein künstliches Beginnen voll innerlichen Widerspruchs. Das Junctim der Grafen Badeni und Thun ist also weder formell noch sachlich haltbar. Es widerstreitet den klaren Bestimmungen des Ausgleichsgesetzes, es widerstreitet der Natur der Dinge. Ungesetzlich und unnatürlich, ein rechter Bruder der Sprachenverordnungen, des Ausnahmszustandes und der § 14-„Gesetze“, muss es die Niederlage Oesterreichs im ungarischen Ausgleichsfeldzug mit Königgrätzartiger Sicherheit herbeiführen.

Dies ist das falsche Junctim. Es gibt aber auch ein echtes. Das heißt, es besteht in der That zwischen einzelnen Bestimmungen des wirtschaftlichen Ausgleiches und der Quote ein gesetzlicher und sachlicher Zusammenhang. Die Quote ist das Ausmaß, mit welchem beide Staaten an der Bestreitung jenes Restes der gemeinsamen Auslagen theilnehmen, welche nicht durch das Reinerträgnis des als gemeinsame Einnahme erklärten Zollgefälles gedeckt werden. Man sieht: je größer das Zollerträgnis ist, desto kleiner fallen die beiden Quoten aus. Man sieht aber auch, dass sich die Frage, wieviel beide Staaten für die gemeinsamen Auslagen bezahlen, durch den Hinweis auf die Quote nicht erschöpfend beantwortet, sondern dass man sich auch darüber klar werden muss, wie viel Oesterreich und wie viel Ungarn zu den Zolleinnahmen beiträgt. Die Ziffern, um die es sich hier handelt, sind nicht unbedeutend, da die Zolleinnahmen sich zwischen 50 und 60 Millionen Gulden Gold per Jahr bewegen und ungefähr den dritten Theil des gemeinsamen Ausgabenbudgets ausmachen. Es ist daher zunächst von Interesse zu erfahren, was zahlt Oesterreich, was zahlt Ungarn an Zöllen? Charakteristischerweise schweigt hierüber unsere officielle Statistik, wie wir ja bekanntlich auch den österreichischen Warenverkehr mit Ungarn noch nicht statistisch erfasst haben. Ueber zwei der wichtigsten Fragen ist man also gezwungen, Schätzungen anzustellen. Im Jahre 1895 giengen bei den österreichischen Zollämtern 44 Millionen, bei den ungarischen 9 Millionen Gulden Gold an Zöllen ein. Es ist jedoch nicht ausgemacht, dass alle bei den österreichischen Zollämtern verzollten Waren auch in Oesterreich consumiert werden und umgekehrt; dass also die österreichischen, beziehungsweise ungarischen Zolleinnahmen auch wirklich den Antheil beider Staaten am Zollgefälle darstellen. Wenn somit auch vielleicht eine Correctur der obigen beiden Ziffern nothwendig ist, dürfte diese doch nicht allzu weitgehend sein, denn das Rückgrat der österreichisch-ungarischen Zolleinnahmen sind und bleiben die Finanzzölle, insbesondere auf Kaffee, Thee und andere Genuss- und Nahrungsmittel. Berechnet man nun auf Grund der ungarischen Verkehrsstatistik durch Abzug des reinen ungarischen Importes, wieviel von den betreffenden Waren in Oesterreich verzehrt wird, dann gelangt man zu dem Resultate, dass von diesen Finanzzöllen Oesterreich weitaus mehr zahlt als Ungarn. Für Kaffee z. B. betrug im Jahre 1895 die Zolleinnahme 17 Millionen Gulden Bankvaluta. Hievon importierte Ungarn bloß 67.221 Metercentner, während auf den österreichischen Consum 312.580 Metercentner entfielen. Die Ungarn zahlten somit zu dieser Post kaum drei Millionen, während mehr als 14 Millionen Gulden auf Oesterreich kamen. Die Jahre 1897 und 1898 brachten eine ungeahnte Steigerung der Zolleinnahmen für Getreide und Mehl. Diese gleichfalls in die Millionen gehende Hungersteuer wurde ausschließlich von Oesterreich bestritten. Wiewohl wir also keine officielle Statistik über den wirklichen Antheil beider Reichshälften an den Zolleinnahmen besitzen, muss auf Grund des Vergleiches der ungarischen Verkehrs- mit der gemeinsamen Zollstatistik geschlossen

werden, dass der virtuelle Beitrag Ungarns zu den gemeinsamen Zolleinnahmen viel, viel geringer als selbst das Quotenverhältnis ist.

Der Ausgleich Badeni-Thun bringt den Grundsatz zur sieghaften Durchführung, dass die Verzehrungssteuern ausnahmslos jenem Staate zufließen sollen, in welchem die steuerpflichtigen Artikel verzehrt werden, und dass die Ausfuhrprämien von jenem Staate getragen werden sollen, der die Ware ausführt. Beide Grundsätze scheinen gerecht und einwandfrei. Bedenkt man allerdings, dass die in erster Linie in Frage kommende Zuckerausfuhr infolge der geographischen Lage der Monarchie meist österreichischen Ursprunges ist, dass die durch diesen Export aber geschaffene Erleichterung des Inlandsmarktes infolge der Gemeinsamkeit des Zollgebietes und des Kartells auch Ungarn zugute kommt, so ist es klar, dass nur die Austheilung der Exportprämie auf Grund der Zuckersteuereinnahmen jedes Staates richtig wäre. Doch dies eigentlich nur nebenbei. Worauf es bei der Beleuchtung des echten Junctims ankommt, das betrifft den sachlichen und gesetzlichen Zusammenhang, der zwischen Zöllen und Verzehrungssteuern besteht. Ohne entsprechenden Zollschutz könnten die Verzehrungssteuern überhaupt nicht eingehoben werden. Zoll und Verzehrungssteuer ergänzen sich und spielen beide in den gegenwärtigen Ausgleichsvorlagen parallele Rollen. Dass der Zoll nichts anderes ist, als eine Verzehrungssteuer, steht in der deutschen Finanzwissenschaft fest. So sagt Stein über den Zoll: „Indem derselbe zunächst principiell alle Objecte der Consumtionssteuer mit derselben Erhebung umfasst, müssen in ihm alle Steuereinheiten der bisherigen Consumtionssteuern wieder je für ihren Gegenstand in Quantität und Qualität zur Erscheinung gelangen, und der Zolltarif ist daher ein Zusammenfassen der Besteuerung aller Gegenstände des Consums, von dem wir bisher gesprochen. In diesem Sinne ist der Zoll eine Ergänzung der Verzehrungs- und Genusssteuer (Kaffee, Thee, Gewürze).“ Wagner spricht von den Zöllen als Verbrauchssteuern; Cohn von der Verzollung als einer Besteuerung von Verbrauchsgegenständen; Roscher nennt die Finanzzölle direct fiscalische Steuerzölle und die Grenzzölle Steuern auf Producte. Auch Herr Dr. Pilz, k. k. Ministerialsecretär im österreichischen Finanzministerium sagt in seinem sehr lesenswerten Artikel über Zollrecht in Mischler-Ulbrichs österreichischem Staatswörterbuch über die Einfuhrzölle: „Dieselben erscheinen ihrem Wesen nach als Erhebungsform der indirecten Steuern.“ Wenn also der Zoll und insbesondere der Finanzzoll nichts anderes ist als eine Erhebungsform der indirecten Steuern, dann müssen wohl jene staatsfinanziellen Grundsätze, welche man für die Vertheilung der Verzehrungssteuern zwischen Oesterreich und Ungarn als gerecht anerkannt hat, auch für die Zölle gelten. Wenn die Steuern auf Zucker, Bier, Brantwein und Petroleum zwischen Cis- und Transleithanien nach dem wirklichen Consume vertheilt werden, dann ist billigerweise nicht einzusehen, warum die Steuern auf Kaffee, Thee, Gewürze, Wein, Getreide, Mehl u. s. w. nicht jenem Staate zugute kommen sollen, dessen Bürger sie in der Form von Zöllen bezahlen. Die Budapester Handels- und Gewerbekammer hat in ihrem soeben veröffentlichten Jahresberichte für 1895 bis 1896 auch die Neuaustheilung der Verzehrungssteuern erörtert und heißt dieselbe auf Seite 14 klipp und klar: „ideelle Binnenzollschranken“. Besser kann man das Kind nicht mehr beim Namen nennen.

Die Durchführbarkeit einer Verrechnung der Zolleinnahmen nach den Consumländern bietet keine ernste Schwierigkeit, sobald wir einmal eine verlässliche Statistik des Warenverkehres zwischen Oesterreich und Ungarn besitzen, eine Statistik, die man ja auch aus anderen Gründen schaffen will und muss. Wäre aber diese neue Abrechnung der Zölle nicht durchführbar, dann darf Oesterreich auch nimmermehr die neue Abrechnung der Verzehrungssteuern zugestehen. Was dem Zucker recht ist, sei dem Kaffee billig!

Die Verwendung des Zollgefälles als gemeinsame Einnahme hat große Nachtheile im Gefolge, die in Kürze erwähnt seien. Die Zolleingänge sind eine in ihrer Höhe wechselnde Post. Dieser Wechsel ist ein sehr namhafter, denn er hängt von den großen Schwankungen der Welthandels-Conjunctur ab. Es ergeben sich — z. B. in jüngster Zeit aus dem Titel des Getreidezolles — plötzliche Einnahmen, die gerade einem Budget zufließen, welches, wie das österreichisch-ungarische Kriegsbudget, fast gar keiner ernsten parlamentarischen Controle unterliegt. Die stets wachsende Tendenz des Kriegsbudgets, zu steigen, erzeugt das Bestreben nach möglichstem Fiscalismus sowohl bei der Schaffung als der Anwendung der Zollgesetze. Schon aus diesen Gründen sollte man der Erörterung der Frage über eine andere Verwendung oder Verrechnung der Zolleinnahmen näher treten.

In der gegenwärtigen Verwendung der Zolleinnahmen liegt aber vor allem auch eine ganz bedeutende finanzielle Begünstigung Ungarns. Diese Begünstigung muss mit der Durchführung der geplanten Neuaustheilung der Verzehrungssteuern wegfallen, denn eine österreichische Regierung kann unmöglich den Standpunkt vertreten, dass nur jene Consumabgaben nach dem Consumlande vertheilt werden sollen, bei denen dieser Vertheilungsmodus für Ungarn vortheilhaft ist; dass jene Abgaben aber, wo die Rechnung zu Gunsten Oesterreichs ausfallen würde, als gemeinsame Einnahmen beibehalten werden. Es besteht ein inniger Zusammenhang zwischen Zoll, Verzehrungssteuer und Quote. Hier liegt das echte Junctim, gleich begründet durch das Gesetz, wie durch das Wesen der Dinge. Das echte Junctim, den Zusammenhang zwischen Zoll, Verzehrungssteuer und Quote zur Geltung zu bringen, dies wäre die patriotische Aufgabe der Vertreter unserer Reichshälfte; nicht aber immer wieder die bereits wiederholt als ungangbar erwiesenen Holzwege des Grafen Badeni zu wandeln. Vestigia terrent.

Die moderne Technik in ihren Aufgaben und Lösungen.

Gleichzeitig und im Zusammenhange mit den Mitteln der neueren Technik sind auch ihre Aufgaben gewachsen, und ebenso lässt sich annehmen, dass umgekehrt die neuen Probleme, die man, mehr und mehr vertrauend auf die Allmacht der Technik innerhalb ihres Wirkungskreises, dem Ingenieur zu lösen zumuthet, thatsächlich den Umfang seiner Kräfte erweitern und ihn unausgesetzt zur Erfindung neuer Mittel und Methoden anspornen.

Es war wohl, um vorerst einige Beispiele im Zusammenhange anzuführen, der große Brand von Chicago im Jahre 1871, der den ersten Anlass zu der seitdem wunderbar ausgebildeten Fertigkeit gab, vollständige Gebäude zu heben und zu verrücken. Anfangs waren es kleine, leichte, fast nur aus Holz construierte Häuser, die man bei der nothwendig werdenden Straßenverbreiterung auf diese Weise bei Seite schob, um sie nicht abbrechen zu müssen. Dann machte man die Wahrnehmung, dass Chicago, um zu einer gesunden Stadt zu werden, vier bis fünf Fuß höher stehen müsse, und noch während des Wiederaufbaues wurde die neuerworbene Fertigkeit benutzt, um ganze Straßenzüge Haus für Haus um mehr als einen Meter zu heben. Seitdem sind nun mehr als 25 Jahre verflossen und die Kunst, große Massen zu verschieben, ist seitdem auf eine Höhe gestiegen, die ihre Erfinder selbst wohl am wenigsten geahnt haben. Man transportiert jetzt drei- und vierstöckige Gebäude und zwar nicht nur um einige Meter, sondern um ganze Straßenlängen. Man hält es in vielen Fällen nicht einmal mehr für nöthig, die zu verschiebenden Häuser räumen zu lassen, und hat 1895 bei Jamaica Plain Station eine dreistöckige Fabrik, ohne nur den Gang der Maschinen zu unterbrechen, um 105 Meter verschoben, nachdem vorher zum bequemeren Transport das ganze Bauwerk in drei Theile zerschnitten war. Erst spät ist diese Technik auch nach Europa gekommen. In Deutschland wurden im laufenden Jahre die ersten erfolgreichen Versuche gemacht, größere Bauwerke und zwar einige zweistöckige Bahnhofsgebäude der bayerischen Staatsbahn mit denselben einfachen Mitteln, deren sich die Amerikaner bedienen — Rolle, Flaschenzug und Schraubenwinde — zu heben und zu verschieben. In der Anwendung exacterer Hebungsmethoden war allerdings die deutsche Technik der amerikanischen schon vor langer Zeit überlegen. Das mächtige Kreuzbergmonument bei Berlin, das durch die Firma Hoppe behufs Höherstellung und Untermauerung durch hydraulische Pressen um acht Meter gehoben und um 24 Grad gedreht wurde, die colossalen eisernen Dachgewölbe der größten Berliner Gasbehälter, welche bei einem Durchmesser von 60 Metern unmittelbar auf den Fundamenten zusammengesetzt und während der Bauzeit allmählich um 25 bis 30 Meter gehoben werden — diese und ähnliche Arbeiten legen Zeugnis dafür ab, dass es nicht am Können liegt, wenn bei uns dergleichen Arbeiten selten zur Ausführung kommen. Aber auch die amerikanische Technik ist neuerdings bereits wieder zu größeren und in der That überraschenden Arbeiten auf diesem Gebiete fortgeschritten. So wurde in Chicago vor zwei Jahren die Immanuel Baptist-Kirche an der Ecke der dreiundzwanzigsten Straße und der Michigan-Avenue um sechs Fuß gehoben und um 50 Fuß bei Seite gerückt — zu Gunsten des dahinter liegenden Metropol Hotels, dessen Besitzer sich diesen Kirchentransport 300.000 Mark kosten ließ, um seinem Hause mehr Licht zu verschaffen. Man braucht noch nicht an einen Steincoloss von der Größe der Stephanskirche oder des Kölner Doms zu denken, um diese Leistung ungeheuerlich und bewunderungswürdig zu finden. Es handelt sich immerhin um einen gewaltigen Steinbau mit mächtigen Fundamenten und Pfeilern und einem Thurm von 68 Meter Höhe, den sich in Europa die kühnste Phantasie wohl nicht getraut hätte, von der Stelle zu rücken. Der ausführende Ingenieur dieses Meisterstücks der Transporttechnik, H. Sheeler in Chicago, der die Kirche mittelst 1600 Schrauben hob und dann auf stählernen Schienen wegfahren ließ, hat damit jedenfalls die moderne Technik um eine Nuance bereichert. Man begreift, dass nach solchen Leistungen das Verschieben schwerer Massen geradewegs zum Sport werden konnte und dass man dies Verfahren jetzt in vielen Fällen vorzieht, wo früher ein Abbruch und Neubau selbstverständlich gewesen wäre. Zwei Beispiele dieser Art aus der jüngsten Zeit mögen diesen Gegenstand zum Abschluss bringen. In einem Industrieorte, Namens Mansahaet, haben die amerikanischen Techniker einen großen Fabrikschornstein von 100 Tonnen Gewicht und 26 Meter Höhe um mehr als ¼ Kilometer, und zwar über ein

nicht gerade günstiges Terrain transportiert. Dieser moderne Obelisk wurde durch Ausgraben der Fundamente bloßgelegt, auf einen hölzernen Balkenrost gesetzt, mit den Ecken desselben gut versteift und dann über eine Holzbahn mit eingeseifter Oberfläche durch Ketten fortgezogen. — An der großen Brücke des Eisenbahnüberganges über den Missouri bei Bismarck waren die Fundamente eines Brückenpfeilers bedrohlich unterwaschen und eine Ausbesserung wurde unaufschieblich. Andererseits wünschte man weder den hohen Steinpfeiler ab-, noch den Betrieb zu unterbrechen. Zunächst wurde die Brückenbahn vor und hinter dem Pfeiler interimistisch gestützt. Dann brachte man es fertig, den vom Fundamente losgemeißelten Pfeiler innerhalb des Stromes einige Meter seitlich zu schieben und auf einen Balkonrost zu setzen. Alsdann war es ein Leichtes, die Ausbesserung des beschädigten Fundamentes auf der ganzen Oberfläche vorzunehmen und den Brückenpfeiler wieder aufzusetzen.

Einmal bei der Technik des Brückenbaues angelangt, muss ich ihr einen längeren Abschnitt widmen, denn auf keinem Gebiete hat die Kunst des Ingenieurwesens soviele neue Triumphe aufzuweisen, wie auf diesem. Zu den größten Meisterstücken aller Zeiten gehören jedenfalls die Brückenbauten des Firth of Forth und des Thalüberganges bei Müngsten, deren Joche von erstaunlicher Weite und Höhe ohne stützende Rüstung frei in den Raum hinaus gebaut werden mussten. Bei den Doppeljochen der schottischen Brücke hält ein Arm dem anderen das Gleichgewicht, so dass die gigantischen Pfeiler während der Bauzeit gleich griechischen Kreuzen nach rechts und links ein halbes ununterstütztes Joch entsandten, von denen je eines den stützenden Thurm vor dem Umreißen durch das andere bewahrte. Die geschwungenen Halbbogen der Müngstener Riesenbrücke dagegen mussten einseitig in schwindelnder Thurmhöhe über das Wupperthal hinweggebaut werden, und nur durch Stahlseile von enormer Tragfähigkeit, die tief in den Felswänden verankert wurden, konnte man die 200 Fuß hohen Endpfeiler vor dem Kippen und Zusammenbrechen bewahren.

Auch von den Amerikanern ist auf diesem Gebiet Rühmliches zu erzählen. Brückenträger von 150 Meter Länge sind selbst bei starren Flussübergängen erst ein Erzeugnis sehr neuer Zeiten und im ganzen noch eine Seltenheit. Bei einer 15 Meter breiten Eisenbahnbrücke am Ausflusse des Oberen Sees bei Duluth ist ein solches Brückenjoch als bewegliches Mittelglied, um seinen mittleren Stützpunkt sich drehend, angeordnet, und mit Hilfe einer elektrischen Maschinerie ist man imstande, diese Riesenmasse von 40.000 Centner Gewicht binnen zwei Minuten parallel zur Stromachse zu stellen und der Schiffahrt zwei freie Oeffnungen von 70 Meter zu bieten. Selbst ins Innere halbcivilisierter Länder dringt die Technik des Brückenbaues immer häufiger mit Werken, die vor kurzer Zeit noch in den Heimatländern der modernen Technik kaum unternommen wurden. Französische Ingenieure schlagen jetzt im Zuge der Eisenbahn von Hanoi zur chinesischen Grenze eine eiserne Brücke über den Rothen Fluss, die nicht nur zu den längsten, sondern auch zu den bemerkenswertesten der Erde zu zählen sein wird. Der schlammige Grund des Flusses bedingt die Fundamentierung der achtzehn Brückenpfeiler in einer Tiefe von 30 Meter unter dem Wasserspiegel, was die Tiefe aller früheren Gründungsarbeiten übertrifft. Die natürlich von pneumatischen Senkkästen aus zu vollführenden Arbeiten müssen unter einem Luftdruck von drei Atmosphären stattfinden und werden dazu dienen, die technischen Erfahrungen wieder bedeutend zu erweitern. Hier ist übrigens Gelegenheit, einer neuen Gründungsmethode zu gedenken, die ebenfalls zum Zwecke des Brückenbaues neuerdings in Württemberg mit ausgezeichnetem Erfolg zur Anwendung gebracht wurde. In Ehingen stieß man bei den Grundarbeiten für eine steinerne Bogenbrücke auf lockeren, wasserführenden Kies, der einen vollständig trügerischen, die schwierigsten Vorarbeiten bedingenden Baugrund darstellt. Man trieb nun in den Kies mehrere Stahlröhren von 4 Centimeter Durchmesser hinein und presste durch diese Rohre unter starkem Druck eine dünnflüssige Cementmischung in den Baugrund hinein. Durch langsames Hochziehen der Röhren wurde allmählich die gesammte Kiesschicht mit Cement durchtränkt und erstarrte zu einem festen Betonblock, auf den man die Pfeiler unmittelbar wie auf Felsboden aufsetzen konnte. Wenn sich das Verfahren auch bei anderen schwierigen Bodenarten bewähren sollte, so würde es einem ganz unabsehbaren Fortschritt der Gründungstechnik gleichkommen.

Auch die Fortschritte der Brückenconstruction mag zum Schluss wieder eine Reihe kürzerer Mittheilungen im allgemeinen erläutern. In Paris wurde es nöthig, über den breiten Einschnitt der Nordbahn eine eiserne Straßenbrücke hinwegzuführen, die aus einem Fachwerkesträger von 40 Meter Länge und 400 bis 500 Tonnen Gewicht bestand. Die Eisenbahn ließ weder eine Betriebsunterbrechung, noch den Bau provisorischer Stützen zwischen den Geleisen zu. Man musste sich also ohne einen anderen Stützpunkt als die beiden Endwiderlager behelfen. Das ganze Joch wurde neben dem Einschnitt zusammengenietet, auf Rollen gelegt und langsam über den offenen Spalt hinübergeschoben. Um das Ueberkippen zu verhüten, vernietete man mit dem vorderen Trägerende einen 27 Meter langen provisorischen Eisenschuh, der durch das Brückengewicht balanciert wurde, bis die Construction an beiden Enden fest auflag. In New-York wurde im Zuge der 155. Straße eine der alten hölzernen Brücken des Harlemflusses durch eine stählerne ersetzt. Dabei wurde ein hölzernes Joch von etwa 30 Meter Länge disponibel, welches an anderer Stelle provisorisch verwendet werden sollte. Die Art und Weise, wie man sich beim Transport dieser mächtigen und sperrigen Last der einfachsten Naturkräfte bediente, ist im höchsten Grade interessant. Zwei große Krähne mit darauf gestellten, rund 20 Fuß hohen Balkengerüsten wurden zur Ebbezeit unter dem von seinem Drehpfeiler losgelösten Brückenjoch verankert. Dann wartete man ab, bis die eintretende Flut die Pontons mitsammt der Brücke emporhob, und schleppte nun die ganze Geschichte zum neuen Aufstellungsplatz, dessen Pfeiler acht Fuß niedriger als die bisherigen waren. So viel ließen sich die Pontons während der Ebbe nicht senken. Man legte also nunmehr unter die Enden der Brücke Balkenrüstungen, wartete ab, bis sich beim Fallen des Harlem das Joch auf die Pfeiler setzte, erniedrigte nun schnell die Pontongerüste, ließ das Joch durch die Fluth noch einmal abheben und benützte die Zeit bis zur nächsten Ebbe, um den Brückenlagern ihre definitive Höhe zu geben.

Das sind übrigens noch nicht die größten Kunststücke, die hinsichtlich der Geschwindconstruction technischer Ausführungen zum Besten gegeben worden sind. Bei Loundbrook im Staate New-York ist im vorigen Jahre eine elektrische Straßenbahn, und zwar auf eine Länge von vier Kilometer, buchstäblich in 24 Stunden gebaut und in Betrieb gesetzt worden. Gleichviel aus welchen Gründen, jedenfalls war es nothwendig, den Bau von Sonnabend nachts bis Montag früh fertig zu stellen, und eine meisterhafte Vorbereitung und Organisation brachte diese Aufgabe thatsächlich zur Durchführung. Am späten Abend des betreffenden Tages trafen aus Philadelphia und Baltimore zwei Extrazüge ein, die nicht nur 550 Arbeiter, sondern auch Zugpferde, Werkzeuge, Maschinen und das ganze Baumaterial mit sich führten. Nachts 12 Uhr wurden die 30 Gasfackeln aufgestellt, welche die Arbeitsstrecke beleuchten sollten. Um 1 Uhr begann die eigentliche Arbeit. 300 Mann rissen die Chaussee auf und verlegten die Bettung für die Geleise, 250 stellten die Leitungsmaste auf, versahen sie mit den Speiseleitungen und verlegten das Kabel von dem vorhandenen Elektricitätswerk bis zur Strecke. Am Sonntag morgens begann man um 10 Uhr mit der Schienenverlegung. Die einzelnen Geleisestücke waren vorher fertig verbunden, wurden durch 50 Gespanne angefahren und in rascher Folge mit den Schwellen und untereinander verschraubt. Gleichzeitig war eine Monteurabtheilung mit der Aufstellung einer Straßenbrücke von 22 Meter Länge beschäftigt. Am Sonntag abends um 11 Uhr rollte der erste Wagen über die fertiggestellte Linie. An solchen Leistungen könnten sich noch unsere Pioniertruppen trotz ihrer vielbewunderten Schnelligkeit und Geschicklichkeit ein Muster nehmen.

Eine mit der fortschreitenden Bestrebung, die Naturkräfte besser auszunützen, sich häufiger einstellende Arbeit ist die Aufführung großer Absperrungsdämme in engen Thälern oder an Thalausgängen zur Anhäufung bedeutender Wassermengen. Auch in der Construction dieser neuerdings meist aus behauenen Steinen aufgemauerten und deshalb sehr kostspieligen Thalsperren haben amerikanische Ingenieure seit kurzer Zeit einer Vereinfachung
die Zukunft muss erst lehren, ob gleichzeitig eine Verbesserung
herbeizuführen gesucht. Für eine solche Thalsperre bei Ogden (Utah) wurde die Ausführung der zugehörigen Staumauer öffentlich ausgeschrieben, und unter den einlaufenden Entwürfen ist derjenige zur Ausführung gekommen, der von dem Bau eines steinernen Wehres vollständig absah und die Herstellung der Sperrmauer aus Stahlblechen und Cement empfahl. Der Staudamm wird nach diesem Entwurfe in einer Länge von 120 Meter und einer Höhe von 18 Meter zunächst im Gerippe aus einem Fachwerk aufrecht stehender, stark verstrebter Eisenpfeiler gebildet, und zwischen je zwei Pfeilern spannen sich flach nach außen gewölbte Stahlbleche, die vom Wasserdruck in ihrer Wölbung erhalten und demnach nur auf Zug beansprucht werden. Wohl weniger zur Erhöhung der Festigkeit als zum Schutze gegen den Rost ist ihre Oberfläche auf beiden Seiten stark mit Cement bekleidet. An Wohlfeilheit wird diese Stauanlage jedenfalls allen früheren überlegen sein: es ist nur zu bedauern, dass über ihre Widerstandsfähigkeit gegen den Druck des aufgespeicherten Wassers und gegen die atmosphärischen Einwirkungen wahrscheinlich erst eine längere Zeitdauer klaren Aufschluss wird geben können. Den Amerikanern allerdings ist diese an Wohlfeilheit natürlich unvergleichliche Baumethode auch ohne die Gewähr längerer Erfahrung einleuchtend genug gewesen, um sie sofort nachzuahmen.

Bei Ash Fork (Arizona) wird gegenwärtig eine Thalsperre ausgeführt, deren 56 Meter langer, aber mehr als 20 Meter hoher Staudamm ebenfalls aus Eisen construiert wird. Die ziemlich dicht nebeneinanderstehenden Pfeiler oder Stützen sollen in diesem Falle eine keilförmige Abdeckung durch Eisen- oder Stahlplatten erhalten.

Auf eine gewissermaßen cyklopische Art der Bauausführung ist die amerikanische Technik in einem anderen Falle, und zwar bei der Ausführung einer großen Thalsperre in Californien, zurück

gegangen. In 70 Kilometer Entfernung von San Francisco sollte zur Aufspeicherung einer ungewöhnlich großen Wassermenge ein Thal mit schroff ansteigenden Wänden an seinem Ausgange gesperrt werden, und man entschied sich in diesem Falle für ein Verfahren, bei welchem der Natur ein erklecklicher Theil der aufzuwendenden Arbeit übertragen wurde. Durch zweimonatliche Bohrungen wurde an beiden Thalflanken eine Sprengstoffmasse von 4500 Kilogramm untergebracht, die rechnungsmäßig bei der Entzündung eine Gesteinsmasse von 150.000 Tons lockern und in Gestalt eines breiten Walles über die Schlucht hinabstürzen musste. In der That wurde durch diesen künstlichen Felssturz die Thalenge programmmäßig verriegelt, und es erübrigte dann nur noch, die wild auseinander gehäuften Trümmer durch Cement zu dichten und durch künstlich geschaffene Ueberlaufwehr der überschüssigen Wassermenge einen Abzugsweg zu bahnen.

Eine ebenfalls ins Gebiet des Hydraulischen schlagende und von der Findigkeit der Technik zeugende Arbeit brachte kürzlich in New-York die Ausführung eines künstlichen Wasserbehälters mit sich, der nicht nur zur Aufspeicherung von 3000—4000 Cubikmeter Wasser aus der berühmten Hochquellenleitung New-Yorks, sondern gleichzeitig als Standrohr oder Hochdruckbehälter dienen sollte. Der Behälter hatte die Form eines kolossalen aufrechtstehenden Cylinders von 12 Meter Durchmesser und 32 Meter Höhe. Die Ausführung einer festen Rüstung, welche zum Tragen der erforderlichen Nietmaschinen und für die Hebung der großen bis zu 30 Centner wiegenden Bleche sehr schwer und kostspielig hätte ausfallen müssen, wurde gescheut und statt dessen bei dem großen innerhalb des Bassins zur Verfügung stehenden Raum eine Arbeitsmethode mit Hilfe schwimmender Pontons gewählt.

Eine Uebersicht der technischen Meisterstücke unserer Zeit würde unvollständig sein, wenn wir nicht der häufig vorkommenden Zerlegung und Verlängerung großer Dampfer gedächten. Im Jahre 1890 wurde es nöthig, den Dampfer Rome der englischen Pen Insular Linie um 20 Fuß zu verlängern, was auf der englischen Werft in Greenock zur Ausführung gebracht wurde. Die Verlängerung sollte nicht, wie es sonst üblich ist, durch ein Einsatzstück in der Mitte, sondern durch einen neuen Bug geschehen, um mehr Platz im Schiffsraum zu gewinnen, und daneben war die Bedingung gestellt, dass das Schiff möglichst kurze Zeit an der Fortsetzung seiner Fahrten gehindert werde. Die Werftingenieure glaubten sich für die Haltbarkeit der Flickerei nur verbürgen zu können, wenn gleichzeitig ein hundert Fuß langes Stück des alten Dampfers entfernt, mit anderen Worten das ganze vordere Drittel erneuert würde. Die Rhederei gieng darauf ein, und während die Rome ihre Fahrten ungestört fortsetzte, wurde auf der Werft in Cairo ein neues Vorderschiff von 122 Fuß Länge gebaut, durch ein wasserdichtes Schott hinten verschlossen und ins Schwimmdock gebracht. Sobald der Dampfer zurückkehrte, zog man ihn in dasselbe Dock, legte ihn trocken und schnitt ein entsprechendes Stück des Buges ab, worauf die Auswechslung des alten und neuen Buges sich ohne Störung vollzog. Die Zusammenfügung der beiden Hälften, nachdem das Dock wieder leer gepumpt war, nahm 16 Tage in Anspruch, und dann waren nur noch einige Arbeiten zum Ausbau des Innern erforderlich, um das Schiff wieder betriebsfähig zu machen. Von den transatlantischen Dampfern des Bremer Lloyd sind mit der Zunahme des Verkehrs mehrere einer Verlängerung unterzogen worden, indem vor dem Maschinenraum nach der Zerlegung des betreffenden Schiffes Stücke von 50 bis 60 Fuß Länge eingesetzt wurden.

Ein besonders interessanter Fall aber, der in dasselbe Gebiet schlägt, ist aus dem Jahre 1890 beim Bau des amerikanischen, 3600 Tons großen Dampfers Mackinaw zu berichten. Derselbe wurde in Buffalo gebaut und war für Oceanfahrten bestimmt; man wusste aber vorher, dass er die Schleusen des Parallelcanals zu den Niagarafällen nicht würde passieren können. Man stellte also den Dampfer gleich von vornherein in zwei Hälften her, deren offene Seiten durch dreizöllige Eichenplatten abgedichtet wurden, und von denen das Heckstück die Kessel und die Maschine enthielt. Die hintere Hälfte des Schiffes konnte infolgedessen unter eigenem Dampf die Reise durch den Wellanecanal, den Ontariosee und zum St. Lorenz machen, während die Bughälfte durch zwei Bugsierdampfer nachgeschleift wurde. Nach einer elftägigen Reise, während derer einige vierzig Schleusen passiert werden mussten, gelangte das Schiff nach Montreal, wo beide Hälften im Dock zusammengefügt wurden und von wo der Mackinaw die Reise stromabwärts zum atlantischen Meere antrat.

Wir haben so viele thatsächliche und merkwürdige Ereignisse der modernen Ingenieurkünste angeführt, dass es zum Schluss auch erlaubt sein wird, ganz kurz einiger Projecte zu gedenken, von denen wenigstens das eine wohl ziemlich sicher zur Ausführung kommen wird, und die nach dem heutigen Stande der Technik wenigstens keine Unmöglichkeiten und kaum erhebliche Schwierigkeiten einschließen. Das eine dieser Projecte ist die Verbindung von Fünen mit Jütland durch eine feste Brücke über den kleinen Belt, um die winterliche Verbindung der dänischen Inseln mit dem Festlande wenigstens an diesem Punkte vom Eisgang unabhängig zu machen. Obgleich bei einer freien Durchfahrtsöffnung von 40 Meter Höhe für die Schiffsfahrt, bei einer Wassertiefe von 20 bis 30 Meter und einer Gründungstiefe von etwa 9 Meter die Pfeiler der Brücke etwa 75 Meter Höhe erreichen werden und zwischen ihnen Joche von 200 bis 300 Meter Spannweite in Aussicht genommen sind, würden die Kosten der Brücke doch beiweitem nicht diejenigen des schottischen Forth-Ueberganges erreichen. Die dänische Regierung und der Landtag beschäftigen sich jetzt eingehender mit diesem Plan. — Weiter hinaus steht jedenfalls die Ausführung eines in Frankreich neuerdings entstandenen Entwurfes, der den engeren Anschluss Frankreichs an sein nordafrikanisches Machtgebiet bezweckt. Es handelt sich um einen unterseeischen Tunnel zwischen der spanischen Bai von Vaqueros und Tanger, der bei einer Tiefenerstreckung von 400 Meter mit seinen Rampen eine Länge von 41 Kilometer erreichen soll, und den man nach einem neuen Berlier'schen Bohrverfahren für 100 Millionen Mark und in der kurzen Zeit von acht Jahren glaubt ausführen zu können. Die Verwirklichung dieser Idee wird sich allerdings vermuthlich, wie die des schon so lange projectierten Eisenbahntunnels zwischen Frankreich und England, noch auf eine lange Weile hinziehen, oder wie so manches andere schöne Project im Laufe der Zeiten ganz in Nebel zerinnen.

Halensee-Berlin. **Wilhelm Berdrow.**

Das Denkmal für Jakob Böhme.

Am 26. September wird in Görlitz das Denkmal für Jakob Böhme enthüllt werden. Ein schönes Ziel, für das sich in pietätvoller Erinnerung viele Herzen erwärmt, viele Hände geregt haben, ist nun erreicht. Hoffnung und Wunsch sehen ihre Erfüllung ganz nahe vor sich, und ein berechtigtes Hochgefühl des Stolzes und der Befriedigung durchdringt die Gemüther, die lange und mühsam gekämpft und gerungen haben auch bei geringer Aussicht, bis endlich dem Sehnen und Mühen der schönste und reichste Erfolg zufällt.

Görlitz, die altehrwürdige Hauptstadt der Ober-Lausitz, ist eine schöne Stadt, durch natürliche Lage begünstigt, von Menschenhand bereichert, mit manchem schönen Kunstwerk aus älterer und aus jüngerer Zeit geschmückt. Das Denkmal für Jakob Böhme, das sich nun in ihrer Mitte erheben soll, wird einen höchst erfreulichen Zuwachs ihres Schmuckes bilden. Professor Johannes Pfuhl, der aus Schlesien stammende Meister, der in Görlitz selber wie in anderen Städten seiner heimatlichen Provinz schon bisher durch zahlreiche Werke seiner sicher und kraftvoll gestaltenden Hand ehrenvoll vertreten ist, ist an die ihm übertragene Aufgabe eines Böhme-Denkmals mit seiner uneigennützigen Begeisterung und mit gründlicher Versenkung in die Eigenthümlichkeit des zu feiernden Mannes herangetreten und hat seiner inneren Anschauung in entsprechender und ergreifender Form einen allgemein verständlichen Ausdruck zu geben vermocht. Wir haben das Colossalmodell des herrlichen Werkes in des Künstlers Werkstatt betrachten dürfen, bevor es zum Gusse versandt wurde, und haben uns herzlich daran erfreut. Es ist ein wohlthuender Gedanke, dass fortan durch die Jahrhunderte der Blick von ungezählten Tausenden auf diesem Werke mit Erhebung ruhen und darin das Zeugnis erkennen wird zugleich von der Ehrung eines bedeutenden Mannes durch das heutige Geschlecht und von dem künstlerischen Vermögen, das es in den Dienst solcher Ehrung zu stellen vermocht hat.

Das Denkmal Böhmes zeigt den Mann in Arbeitstracht auf seinem Schusterschemel mit allen Attributen seines Handwerks. Die Tracht ist die des Zeitalters, in dem Böhme wirkte: sein Schurzfell, Schuhe und Hammer unter dem Schemel, das rückwärts lehnende Schusterbrett, das den Böhme'schen Spruch trägt: „Liebe und Demuth unser Schwert", alles dies gibt getreu die alltägliche Wirklichkeit wieder. Um so bewunderungswürdiger ist es, wie in Böhmes Gestalt der Schwung hoher Begeisterung zum Ausdruck gebracht ist, die ihm eben eine seiner hohen Anschauungen eingegeben zu haben scheint. Man sieht an dieser sitzenden Gestalt mit dem leicht gehobenen Haupte: es kommt über ihn wie eine Erleuchtung; nach Seherart empfängt er seine Gedanken wie eine Eingebung, er selber tief ergriffen und durchdrungen von dem Lichte, das von oben in ihn einstrahlt. Die Rechte mit dem Griffel presst er an die Brust, die Linke hält die Bibel, die seinen Geist für die himmlische Wahrheit empfänglich gemacht hat, auf den Schenkel gestützt; der Blick geht in die Ferne, als vernähme er von dort her ergreifende Botschaft. So etwa darf man sich den noch jugendlichen Denker vorstellen in der Zeit, wo er seine „Morgenröthe im Aufgang" empfieng und niederschrieb. Sinnreich ist das Postament des in Erz gegossenen Bildes nach Art eines Brunnens gestaltet, wie sich ähnliche in Schlesien häufig finden. Um den granitnen Kern des Sockels zieht sich ein reiches Ornament aus Erz im Geschmack der Renaissance: auf der Mitte jeder der vier Seiten eine silberne Lilie im Kranze goldener Strahlen, einem von Böhme gern gebrauchten Symbole entsprechend, und aus den Lilien springen Strahlen lebendigen Wassers in eine achteckige Granitschale, die den Sockel rings umgibt.

Das ist das Denkmal Jakob Böhmes in der Stadt, in der er dereinst Lust und Leid des Lebens getragen hat. Ist es bloß ein Denkmal mehr neben den vielen anderen, die wir in diesen denkmalsfreudigen Zeiten sich erheben sehen? Diejenigen, die die Errichtung dieses Denkmals betrieben haben, waren zunächst die Zunftgenossen des als Denker dereinst vielgenannten und einflussreichen Mannes; sie sahen in dem Ruhme dieses geistesgewaltigen Mannes aus ihrer Schar eine Ehre für ihr Gewerbe und ihre Gemeinschaft. Unterstützt haben das preiswürdige Unternehmen die städtischen Behörden von Görlitz, der Stadt, deren Name durch die Erinnerung an den Handwerksmann, der in ihren Mauern seinen tiefsinnigen Gedanken nachgegangen ist, weithin in der Welt von einem besonderen Glanze umgeben ist. Aber wie nun die Mittel zur Ausführung des geplanten Denkmales durch das Zusammenwirken gelehrter und gewerblicher Kreise in ganz Deutschland aufgebracht worden sind, so darf man sagen: dieses Denkmal des Görlitzer Theosophen ist doch zugleich eine allgemeine Angelegenheit der deutschen Nation gewesen: und das vollendete Werk, wie es sich vor den Blicken aller kommenden Geschlechter erheben wird, ist ein Zeugnis für deutsches Wesen und deutschen Geist, ein Beweis, dass das stolze Bewusstsein der nationalen Geistesart unter den Deutschen unverlöschlich weiterlebt und weiterwirkt.

Seltsam! Die Fäden, die von dem Streben und Ringen des begeisterten Handwerksmannes aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts in den wissenschaftlichen Betrieb der unmittelbaren Gegenwart herüberreichen, sind dünn und schwach genug. Die Probleme, die ihn dereinst in tiefster Seele beunruhigt und seine gesammelte Kraft in Anspruch genommen haben, beschäftigen die Heutigen nicht mehr, und der seherartige Schwung des Geistes, mit dem er sich der göttlichen Geheimnisse zu bemächtigen bestrebt hat, begegnet heute bei den Meisten vornehmer Ablehnung oder einem überlegenen Achselzucken. Und doch kann nur von der ausgesprochenen Frivolität gesagt werden, dass sie an dem Denkmal für Jakob Böhme keine Freude habe und der Pietät, die es ihm errichtet, mit Geringschätzung begegne. Was alle, auch diejenigen, die von Böhmes Geistesrichtung am weitesten entfernt sind und sich zu ihr in den schärfsten Gegensatz stellen, schließlich doch mit dem Mann innerlich befreundet, das ist das unverminderte gemeinsame Erbe deutscher Gesinnung und Denkungsart, an dem alle theilhaben, auch die Modernsten, und das durch alle dem Auslande entlehnten oder abgelernten Manieren immer wieder siegreich durchbricht. Jakob Böhme kann, eben weil er nicht der Zunft der Gelehrten angehört, sondern als schlichter Handwerker sich dem tiefsten Zuge seiner Anlage hingegeben hat, nur umsomehr als ein Typus deutschen Geistes gelten, der ohne sein Wissen in ihm thätig war, und in diesem Sinne ist das ihm errichtete Denkmal als ein Beweis anzusehen, dass die deutsche Nation in Treue gegen ihre Vergangenheit sich in ihrer geistigen Eigenthümlichkeit durch allen Wechsel der Zeiten zu behaupten gewillt ist.

Jakob Böhme ist nach seiner ganzen höchst charaktervollen Art ein deutscher Denker. So steht er im Zusammenhang mit allem Edelsten und Größten, was deutscher Geist im Gebiete des philosophischen Gedankens, wie der religiösen Andacht hervorgebracht hat bis auf den heutigen Tag. Hinter ihm liegt die gewaltige Gedankenbewegung aus dem vierzehnten Jahrhundert, die die edleren Gemüther in Deutschland aufs mächtigste ergriffen hat, und die man am besten mit dem großen Namen des Meisters Eckhart bezeichnet. Es sind die Gedanken der deutschen Mystik, die bei Böhme eine neue und einflussreiche Ausprägung gefunden haben. Was diesen Gedanken zugrunde liegt, das ist der alte deutsche Trieb, das religiöse Leben in seiner tiefsten Wurzel zu erfassen, sich bei keiner äußerlichen Formel, keinem herkömmlichen Thun, keiner vorschriftsmäßigen Uebung zu beruhigen, sondern das göttliche Geheimnis in das eigenste persönliche Leben hineinzuziehen, seine letzten Tiefen zu durchdenken, in andächtiger Versenkung die Innerlichkeit zu einem göttlichen Leben zu verklären. Es ist derselbe Geist, der in den großen Reformatoren, zumal in Martin Luther, mächtig gewesen ist und hier das Vermögen zu einer neuen Kirchenbildung verliehen hat, die die äußere Gestalt und das geistige Leben der gesammten Culturwelt im tiefsten Grunde umzugestalten bestimmt war. Aber, wenn auch der erneuerten Kirche noch durch die geschichtlichen Bedingungen ihre Schranken gesetzt waren, und wenn das Princip der Reformation fern davon blieb, von vorn herein sich zu einem reinen und vollen Ausdruck zu bringen, so entzündete sich eben an solchem Mangel das rastlose Streben der tiefer Veranlagten, über die erstarrenden Formen des Kirchenthums, über dürres Verstandeswesen und reine Lehre hinaus zu den ewigen Quellen vorzudringen, aus denen die tiefste Erneuerung des persönlichen Lebens zu einem Wandeln im Lichte des göttlichen Geistes geschöpft wird. Unter den Führern dieser Bewegung muss man Böhme suchen und so ihn hochhalten. So schließt er sich mit selbständiger und überragender Bedeutung an die Reihe der Denk, Sebastian Franck, Weigel an und vertritt der herrschenden Richtung in der Kirche gegenüber ein Element des Fortschrittes, der Vergeistigung des Glaubensinhaltes, der Befreiung von der Formel. Im Zeitalter der Verfolgungssucht verlangt er Duldung für die abweichende Meinung, Freiheit der Forschung und Freiheit der Gewissen; dem Hirnchristenthum stellt er ein Herzenschristenthum gegenüber, dem Nachsprechen der Formel die thätige Bewährung des Glaubens in einem göttlichen Leben. Die Anregung, die er mit seiner Persönlichkeit und mit seinen Schriften gab, hat von engeren Kreisen ausgehend in die Weite gewirkt. Denker und Fromme haben unter seiner Einwirkung gestanden, manche Großen der Erde und eine unscheinbare Gemeinschaft von Gottinnigen haben sich um ihn gesammelt; auch dunkle und unbesonnene Schwärmerei hat sich auf ihn berufen. Weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, nach den Niederlanden, England, Frankreich hat sich seine Wirkung erstreckt; sie ist bis auf den heutigen Tag nicht erloschen. Mit seinem grübelnden Tiefsinn verbindet sich so viel einfache Innigkeit, so viel schlichte Ursprünglichkeit, dass man sich selbst mit manchem Abstrusen, ja Abgeschmackten bei ihm aussöhnt. Es ist schon deshalb ein Gewinn, dass das Andenken des Mannes in ehernem Standbilde festgehalten wird.

Aber eben dieser Mann ist doch zugleich viel mehr gewesen, als bloß ein Frommer und ein Verkündiger religiöser Wahrheit: Jakob Böhme nimmt einen vollberechtigten Platz ein auch unter den Denkern, und der Name des deutschen Philosophen, den ihm bewundernde Verehrung zu seinen Lebzeiten beilegte, darf von der Nachwelt in vollem Sinne bestätigt werden. Es ist ein rührendes und herzerhebendes Bild, der unscheinbare Handwerksmann, der in stillem und bescheidenem Lebenswandel ungelehrt und dürftig die höchsten Fragen in seinem Herzen und seinem Geiste bewegt und mit selbständiger und ursprünglicher Geisteskraft Gedankengänge ausspinnt, die für alle folgenden Zeiten wertvoll bleiben. Böhmes Art ist auch darin ganz und gar deutsch. Man muss sich nicht täuschen lassen durch den flüchtigen Moment der Zeit. Uebersieht man die deutsche Literatur und die deutschen Hochschulen am Ende dieses Jahrhunderts, so könnte man glauben, deutsche Geistesart in der Wissenschaft unterscheide sich gar nicht wesentlich, oder höchstens durch die Mängel der Form und durch die Ungeschicklichkeit der Darstellung, von Engländern und Franzosen. Und doch wäre das ein Irrthum. Das unverlierbare Erbtheil des deutschen Geistes schlummert wohl, aber es ist nicht erloschen. Der Deutsche steht von Natur und Eigenthümlichkeit den letzten und tiefsten Problemen des Daseins und Werdens sozusagen von Angesicht zu Angesicht gegenüber: darauf beruht zum Theil seine Stellung unter den Nationen. In Böhme finden wir diesen Grundzug deutschen Wesens auf die sprechendste Weise vertreten, und es ist kein Wunder, dass seine Arbeiten wie sein Name wieder neues Leben gewannen, als im Anfange dieses Jahrhunderts deutsche Philosophie ihren höchsten und kühnsten Flug versuchte, der doch nicht, wie die kluge Meinung heute geht, bloß und schlechthin ein Ikarusflug mit kläglichem Absturz gewesen ist.

Jakob Böhme, der Görlitzer Schuster, hat im tiefsten Ernste und mit der ganzen Leidenschaft einer heißentbrannten Seele Gott und der Welt ins Herz sehen wollen und das große Räthsel des Daseins zu lösen unternommen. Er hat es gethan mit den Mitteln seiner Zeit, noch weiter beengt durch die unzulängliche wissenschaftliche Bildung, die im zutheil geworden war. Wenn dennoch in seinem Streben und in seiner Leistung sich auch solches findet, was von unvergänglichem Werte ist, so ist das auf des wunderbaren Mannes hohe Genialität zu schieben, in der er seine Zeit und ihre Voraussetzungen überragte. Will man ihn richtig würdigen, so darf man freilich nicht an seiner meistgenannten Erstlingsschrift, der „Morgenröthe im Aufgang", haften bleiben. Da hat er freilich zuerst unternommen, „aus rechtem Grunde in Erkenntnis des Geistes im Wallen Gottes" darzulegen, „wie alles gewesen und im Anfang worden ist; wie die Natur und die Elemente creatürlich entstanden sind; ferner von den beiden Qualitäten, dem Bösen und dem Guten, woher jedes Ding seinen Ursprung hat, wie es jetzt steht und wirkt und wie es am Ende dieser Zeit werden wird; sodann wie Gottes und der Hölle Reich beschaffen ist und wie die Menschen auf jedes creatürlich wirken." Aber er ist in einem Jahrzehnt strengen Nachdenkens und Forschens weiter gekommen, als er 1612 in seinem ersten Anlauf gelangt war. Die wallende und wogende Unklarheit, die seiner ursprünglichen Conception anhaftet, ist mindestens größerer Klarheit gewichen; wie seiner Gedanken, so ist er auch seiner Ausdrucksweise im höheren Grade Herr geworden, und die dunkle, ringende Ahnung hat sich wenigstens theilweise zu einer fassbaren Theorie gestaltet, die ohne Zweifel fruchtbare Elemente enthält, und wie sie bei Schelling und Franz von Baader weitergewirkt hat, auch für die Zukunft noch Anregung und Wegweisung zu geben vermag.

Allerdings strenge wissenschaftliche Methode wird man bei Böhme auch noch in den späteren Aeußerungen seines Geistes vergebens suchen: es ist alles unmittelbare Anschauung, ein oft ins Absurde sich verlierender grübelnder Tiefsinn, der sich nicht selber zu zügeln vermag und im einzelnen in Willkür oder barocke Wunderlichkeit ausartet. Darüber darf man aber den echten Kern nicht verkennen, der einen bleibenden Gewinn darstellt. Ihm selber erscheint es wie eine himmlische Erleuchtung, was er über den tiefsten Zusammen-

hang aller Dinge erkannt und erfahren hat: nicht sein natürlicher Wille ist es, was ihn treibt, sondern des Geistes Trieb, und mancherlei Anfälle des Teufels hat er dabei erfahren müssen. Was in der langen Reihe der Jahrhunderte von den hochweisen und geistreichen Menschen ist erkannt worden, darüber lässt er die Gelehrten handeln: er hat es nicht studiert, noch gelernt: sein Vornehmen ist, nach dem Geist und Sinne zu schreiben, nicht äußere Thatsachen mitzutheilen. Und da soll sich keiner an der Einfalt des Autors ärgern, wie es der Welt Brauch ist, nur auf das Hohe zu sehen und die Einfalt gering zu achten.

Was seinen Blick am mächtigsten gefesselt hält, das ist die Gegensätzlichkeit in allen Dingen. Ueberall findet er eine liebliche, himmlische Natur und daneben eine grimmige, höllische, und doch müssen beide aus einem einheitlichen Principe stammen. Darnach bestimmt sich ihm der Begriff Gottes, in dem alles ist und der selber alles ist. Mit unersättlicher Wissbegier hat er sich in die Erforschung des letzten Grundes aller Dinge gestürzt: er will wissen, wie Gott sich selber erzeugt. Ein schlechthin unergründliches Geheimnis gibt es für den Menschen nicht: davon ist er fest überzeugt, wenn er auch zugibt, dass unser Wissen Stückwerk ist. Denn der Mensch ist seinem tiefsten Wesen nach Geist, ebenso wie Gott Geist ist. Darum braucht der Mensch nur sich zu betrachten, sich zu suchen und zu finden, um den Schlüssel aller Weisheit zu haben. Die Natur selber und alle Bilder und Vorstellungen, die uns die Sinne und der Verstand liefern, sind ein Weg zur Gotteserkenntnis: alles ist voll Geistes und eine Offenbarung der verborgenen Wesenheit Gottes. Und so deutet er die Natur aus: sie ist eine Metapher, die nur recht verstanden werden muss, damit sie von Gottes Wesen zeuge. Es gehört zur Schranke, in die das Zeitalter sein Denken bannte, dass er seine Vorstellungen von den Grundelementen der Natur den trüben Vorstellungen der Philosophen seiner Zeit, insbesondere des Paracelsus, entnahm, und dass er anderseits an eine philosophische Betrachtung der menschlichen Geschichte kaum in anderer Form als in Speculationen über die biblische Geschichte denken konnte. Dennoch bricht bei ihm, wo er sich seiner eigenen Naturauffassung und seinem kindlich offenen Naturgefühl überlässt, oft mit entzückender Lieblichkeit die echte Gesundheit seiner Anlage und eine sprachliche Gewalt des Ausdrucks durch, in der der ungelehrte Mann alle seine Zeitgenossen weit hinter sich zurücklässt, und auch den Erscheinungen des Menschenlebens gegenüber verlässt ihn nicht die kluge Einsicht und naive Tüchtigkeit, die zu seinen verstiegenen Speculationen das erfreuliche Gegengewicht abgibt.

In das Einzelne seiner dunklen Constructionen einzugehen, ist hier nicht der Ort: dazu bedürfte es eines weiter ausgreifenden Zusammenhanges. Sicher ist, dass Jakob Böhmes Gestalt in der Geschichte des deutschen Geistes Spuren hinterlassen hat, die sich nicht verwischen lassen. Er ist über diese Erde gegangen, wie ein Märtyrer seiner inneren Welt, unscheinbar und dürftig, dem inneren Berufe gehorsam bis zur Verleugnung aller Rücksichten auf äußeres Wohlergehen. Er hat unter harter Verfolgung durch pfäffische Beschränktheit leiden und lange Jahre auf die Verkündigung seiner Lehre verzichten müssen, bis der Trieb seiner Seele unwiderstehlich alle äußeren Bedenken zurückdrängte. Er hat daneben Verehrung und anhängliche Liebe bei vielen gleichgestimmten Gemüthern genossen und ist von manchem hochgestellten und manchem gelehrten Manne theuer und wert gehalten worden. Im fünfzigsten Lebensjahre ist er sanft und in seinem Glauben selig mit den Worten entschlummert: „Nun fahr' ich hin ins Paradies". Noch über das Grab hinaus übte sich an seinem Andenken der unversöhnliche Hass der Gegner. Das Kreuz auf seinem Grabe wurde von dem fanatisierten Pöbel beschimpft und umgestürzt. Wenn dem frommen Denker jetzt in seiner Stadt ein Denkmal errichtet wird, so wird man einigermaßen an das Geschick des älteren Zeitgenossen Böhmes, des Italieners Giordano Bruno erinnert, der ebenso den italienischen Geist vertritt wie Böhme den deutschen, und dem an eben der Stelle, wo er 1600 den Scheiterhaufen bestieg, von der dankbaren Nachwelt ein Standbild gesetzt worden ist. Brunos Denkmal ist ein sprechender Protest gegen Glaubenszwang und Priesterherrschaft. Jakob Böhmes Denkmal wird unter den Deutschen als wirksames Zeugnis von deutscher Art und deutschem Streben dastehen, eine Anregung, hochzuhalten, was von je des deutschen Geistes Ruhm gewesen ist: Geistesfreiheit, tiefe Religiosität und philosophisches Ringen um die Erforschung der letzten Fragen.

Friedenau-Berlin. **Professor Adolf Lasson.**

Bei Diefenbach.

Durch nichts ließe sich der allgemeine Wandel des Geisteslebens der Jahrhunderte besser illustrieren, als durch eine Geschichte des Fanatismus, wenn man eben jede religiöse oder ethische Revolution mit diesem Begriff in Verbindung bringen will. Eigentlich waren es ja nicht die Religionsstifter, die eine Religion gründeten, sondern die Zeit selbst that es, die sich dafür empfänglich zeigte, die tiefen Erkrankungen des bürgerlichen und staatlichen Lebens, die Corruption der Sitten und nicht zuletzt das Auftauchen neuer, unverbrauchter Völker oder neuer Wünsche und Triebkräfte in noch lebenskräftigen Völkern. In unserer Zeit jedoch, in diesem alternden Europa, wo man lächeln muss bei dem Gedanken an „unverbrauchte" Völker, haben solch fanatische Strömungen jede Richtung ins Historische verloren; eine religiöse Bewegung kann kaum mehr darauf rechnen, ernst genommen zu werden, und wir erleben es oft genug, dass sich Persönlichkeiten von bedeutender Intelligenz erheben, um irgend eine Art der Umkehr zu predigen, wie etwa Tolstoi — aber wir sind auch Zeugen dieser seltsamen Art des Erfolges, den sie erleben: ein Streit der Meinungen wird daraus, ein leerer Kampf um Principien, und im besten Fall eine isolierte Secte, wie wir es etwa bei den Mormonen sehen. Was in früherer Zeit eine Umwälzung des Gefühlslebens verursacht hätte, bewirkt nunmehr nur noch einen vorbeiziehenden Sturm im geistigen Leben; der Prediger, der Künstler, der Philosoph isolieren sich nicht nur gewaltsam, sondern specialisieren sich auch, und nichts ist bemerkenswerter für die Art unserer Cultur als der Umstand, wie die Fähigkeit zu handeln alsbald in die Fähigkeit zu wirken sich gewandelt hat, mit anderen Worten, wie, bei den genialen Naturen, an Stelle der Thaten die Werke getreten sind. Bismarck dürfte vielleicht den letzten Markstein einer verschwundenen Epoche von Heroen bilden.

Natürlich hat es zu jeder Zeit Männer gegeben, die, entmuthigt, verstimmt durch das wirre Treiben einer entnervenden Cultur, der sie all ihre eigenen Misserfolge auf den Rücken bürdeten, „Abkehr" predigten, d. h. Rückkehr zur Natur, wie sie es nannten. Man darf wohl behaupten, dass darin wieder eine andere Art von Schwäche oder Sentimentalität lag, denn die Natur, wie sie von ihnen aufgefasst wurde, war ja nichts weiter als ein Arzt, der sie von Krankheiten heilen, oder die „geliebte Mutter", die sie „trösten" sollte, an deren „Brust" man sich werfen musste. Diese letztere im Grund doch leere und verschwommene Naturanbetung, in welcher die Natur, wie im religiösen Cultus Gott, für kindlich-sinnliche Begriffe personificiert erscheint, ist im Schwinden begriffen; dagegen spielt die Natur als Arzt noch in manchen Köpfen eine Rolle, die in dem einen, hier zu behandelnden Fall zum wahren Fanatismus geworden ist, einem Fanatismus, der alles um sich her zum Widerspruch aufstachelt und allenthalben dem offensten Hohn begegnet. Solche Männer gerathen dann dahin, ihre eigenen Theorien mit krankhaftem Eigensinn aufzubauschen und aus ihnen eine Angelegenheit der gesammten Schöpfung zu machen, wo es doch schließlich nur eine solche ihres Herzens war.

Zu diesen kleinen Reformatoren, die, mit nicht gerade überragender Intelligenz begabt, ihre Sache mit der ganzen Glut und Willenskraft der großen Heilbringer und Umstürzler verfolgen, gehört Karl Wilhelm Diefenbach. Und welches ist nun diese Sache? Im Grunde nichts weiter, als eine Magen- und Gesundheitsfrage. Statt sich in enge, einschnürende Gewänder zu kleiden, welche den Körper hässlich machen, die Bewegungen unfrei werden lassen, die Ausdünstungen hemmen, trägt er, tragen seine Kinder und seine Anhänger nichts als lange, faltenlose, weiße Wollkleider. Statt Fleisch und gekochtes Gemüse als Nahrung zu nehmen, begnügen sie sich mit Obst und stillen ihren Durst mit Wasser. Diefenbach predigt die „Abkehr vom Feuer", welches einen höchst schädlichen Einfluss auf das organische Leben ausübe. Er trägt keine Kopfbedeckung, sondern er setzt sich ohne Hut dem Sonnenbrand und dem Regen aus.

Das ist alles. Und deshalb soviel des Lärms und der Entrüstung, des Erstaunens und Spottens? Seltsam genug, aber dieser Mann ist vom ersten Augenblick an verfolgt worden gleich einem gefährlichen Verbrecher. Man hat ihm auflauern lassen, hat ihn des Landes verwiesen, hat ihm die Kinder entrissen, hat alles, was er that, sagte und schrieb, mit Schmutz beworfen. Für ihn war kein Recht und keine öffentliche Stimme, und weil er ein Abseitsgeher war, musste er auch nothwendigerweise ein Schurke sein. All diese Schicksale haben den Mann athemlos gemacht, haben verursacht, dass er sich und seine Anschauungen weit überschätzt und das umso hartnäckiger vertheidigt, was so grimmig verfolgt wird. Er erscheint sich als Märtyrer einer kranken Zeit, wo er im Grund doch nur der Märtyrer seiner selbst ist, er findet diesen oder jenen glühenden Anhänger, denn kein Weg eines Einsamen liegt so fern, als dass ihn ein Anderer nicht erreichen könnte, der mit Willen dem Taumel des öffentlichen Lebens entflieht. Fanatismus entsteht durch Widerstand, und dieser Widerstand macht blind gegen die Bedeutung und den Wert des Gegenstandes, für den man sich entflammt hat. Was so eifrig verfolgt wird, muss doch nothwendig etwas Großes sein, denkt der Fanatiker, und dieser Glaube, diese inbrünstige Wollust des Leidens ist schließlich alles, was ihn hält und geeignet macht für einen Kampf, der in vielen Fällen ebenso aussichtslos wie heftig ist.

Diefenbach ist Maler. Ich kenne seine Bilder nicht genug, um darüber zu urtheilen. Was ich sah, scheint mir an künstlerischer, oder rein malerischer Art nicht bedeutend. Dagegen hat er die Kinderfriese: per aspera ad astra geschaffen, ein Buch mit einer Folge silhouettenartiger Zeichnungen, in dem sich Eigenartiges und höchst Entzückendes findet, Linien von einer Grazie und Schönheit, dass man davon träumen kann. Doch das Peinliche ist, dass Diefen-

bach seine sanitär-asketischen Theorien auch auf die Kunst überträgt, oder wenigstens sie nach seiner Meinung in seinen Bilder veranschaulicht. Abgesehen von dieser Illustrationsmöglichkeit, kann man sich doch kaum beißendere Feinde denken als Kunst und Askese. Die Maler zucken die Achseln, wenn man ihnen von Diefenbach spricht; vielleicht wegen seiner aus dem Rahmen der Kunst fallenden Zwecke. Man kann ein Verdammer aller durch Feuer hergestellten Kost sein und doch einen braunen Braten auf einem weißen Teller eindringlich auf die Leinwand bringen. Kunstwerk und Persönlichkeit brauchen sich nur seelisch zu durchdringen, und wer dem Obst und dem Wasser neue Inspirationen verdankt, braucht deswegen noch nicht der Bringer einer neuen vegetarischen „Weltanschauung“ zu sein.

Aber die Verfolgungen sind es, die diesen Mann überhitzt haben. Er verlangt sein Recht als Bürger, und man gebe es ihm. Sein Recht als Künstler kann ihm nur die Nachwelt geben. Man muss ihn schützen, wenn rohe Klatschsucht sein Haus verunreinigt, aber niemand kann gezwungen werden, die Ausstellung seiner Bilder zu besuchen. Da ist ein Mann, der nichts will, als in Frieden seine eigene schmale Straße ziehen; lasse man ihm den Frieden. Es erscheinen Artikel in den Zeitungen mit hämischen Glossen bei Gelegenheit einer Gerichtsverhandlung: Gläubiger, die auf Zahlung dringen. Nun, ich denke, dazu muss man doch weder ein Narr noch ein Genie sein, um von seinen Gläubigern verklagt zu werden. Das ist doch so menschlich, wie nur möglich.

In Ober-St. Veit, auf der Höhe, liegt der Himmelhof. Dort wohnt Diefenbach mit seinen Kindern und den wenigen Männern und Frauen, die ihn aufs glühendste verehren. Sie werden wohl wissen, warum. Denn was sie empfangen, muss doch auch gegeben sein. Diefenbach selbst ist ein großer, hagerer Mann, dessen Gesicht ein wenig an dasjenige von Tolstoi erinnert. Er hat ruhige, schmale, edle Hände, wohl das Schönste, was man an Männerhänden sehen kann; sein braunes Haar ist von überflutender Dichtigkeit, wie der Bart, der lang herabwallt. Seine Augen, etwas glanzlos, lodern wie in verhaltener Angst. Seine Sprache ist die Sprache eines Beleidigten, eines Menschen, der nicht weiß, wohin er greifen soll, um sich zunächst zu wehren, eines Menschen, der Angriffe fürchtet, noch bevor sie geschehen. Er grollt und klagt, ist verbittert und gequält, doch stets will er ruhig sein und Würde und Natürlichkeit bewahren. Im ganzen Hause aber herrscht die feinste Ruhe, nämlich jene, von der man weiß, dass sie kein Intervall ist, so dass es in der Ruhe noch gleichsam nachklingt von vergangener Ruhe. Tief drunten, weit drüben liegt Wien, von dem, wie von einem dampfenden Thier, braune Nebel emporsteigen.

Jakob Wassermann.

Etwas nordische Mystik.

Es ist eine eigene Sache — und das werden viele Leser empfunden haben — um die nordischen Begabungen. Gelegenheit, sie kennen zu lernen, kann jeder haben, der sich irgend dazu anlässt, denn die deutsche Sprache wird ja seit einigen Jahren mit nordischen literarischen Erzeugnissen jeglicher Güte reichlich versehen. Es ist also der günstige Umstand vorhanden, dass nicht bloß die sogenannten großen Dichter, sondern auch die kleinen und kleinsten nordischen Lichterchen allgemein zugänglich sind und man sich über das geistige Niveau des Nordens daher ganz ungesucht und unwillkürlich ein allgemeines Urtheil bilden muss. Dies Urtheil wird nun ganz natürlich von dem Culturgrade eines jeden Landes abhängen. Hier wird das geistige Niveau des Nordens dupieren, dort wird es imponieren, anderswo wird es belächelt werden. Von den Kindern einer so alten, raffinierten Cultur, wie die österreichische, denke ich mir, werden viele Geisteserzeugnisse des Nordens ungefähr mit derselben Sensation genossen, wie sie eine Renthierzunge verspeisen würden.

Ich habe auch einmal eine Renthierzunge in Christiania gekostet. Sie war an und für sich keine üble Zunge; aber sie war in Margarine gebraten. Denn in den glücklichen nordischen Bauernländern exportiert man die gute Butter eifrig nach Großbritannien in englische Mägen, und auf das Brot seiner eigenen Kinder streicht man genugsam zerlassenes Schweinefett und Margarine.

Im übertragenen Sinne macht man's auch nicht viel anders. Auf mich machen viele nordische Geisteserzeugnisse den Eindruck von in englischer Margarine gebackenen Renthierzungen.

Was ist das Renthier für ein Thier? Es ersetzt das Pferd und spielt die Rolle des Pferdes, aber es ist kein Pferd. Das Pferd ist das perfectibelste, nervöseste, seelenvollste Thier der Schöpfung, dem Menschen am nächsten, das cultur- und veredlungsfähigste Geschöpf unter den Thieren, das der weiten, fruchtbaren, cultivierten Ebenen bedarf, um zu gedeihen — der Ebenen, wo die Cultur zu allen Zeiten immer am frühesten Fuß fasste, ihre verzweigtesten und unausrottbarsten Wurzeln schlug und der menschliche Geist sich zeitig vertiefte und subtilisierte.

Das Renthier ist schon ein ganz anderes Vehikel. Es ist zäh und anspruchslos, mit einer Ernährung zufrieden, an der das Pferd zugrunde geht, es nomadisiert sogar nach dieser kümmerlichen Nahrung, es könnte gar keine andere vertragen. So haben wir im Norden manchen führenden Geist und großen Dichter sich stolz an den kümmerlichen Nährwerten sättigen sehen, die sich aus den Erzeugnissen eines Spencer, Stuart Mill, Benjamin Kidd, Henry George &c. absondern lassen — die Beispiele wird ja mein verehrter Leser aus dem Schatz seiner Belesenheit leicht hinzufügen.

Aber neben der dadurch hervorgerufenen lehrhaften und aufklärenden Seite der nordischen Dichtung — der fortschrittlichen, wie sie sich benennt — gibt es noch eine andere, die tieferer Natur zu sein scheint und in der letzten Zeit wieder in den Vordergrund getreten ist. Das ist das nordische Brüten über den mystischen Dingen. Auch diese Seite der nordischen Dichtung ist von „Per Gynt“ und „Brand“ ab nach Deutschland importiert worden. Im vorigen Jahre hat sich der Materialist und Atheist Strindberg feierlich bekehrt, und wir hören in seinem „Inferno“ und dessen kürzlich erschienener Fortsetzung „Legenden“ (die diesen Namen sehr mit Unrecht tragen, da sie keine sind) unliebliche Töne aus dem Fegefeuer.

Ein angenehmer Schauder gleitet dem gelangweilten, sensationsbedürftigen Europäer über den Rücken. Er ist lüstern und misstrauisch. Aber es gibt ja die bekannten, mit der Druckerschwärze eng zusammenhängenden Mittel, um seine Lüsternheit zu stacheln und sein Misstrauen einzuschläfern.

Auch ich bekenne, ich nahm die beiden Bücher mit Spannung in die Hand. Ich war neugierig, wie der Strindberg ausschauen würde, der zehn Jahre als Löwe gebrüllt und dann fünf Jahre ein anscheinendes Gelübde des Schweigens auf literarischem Gebiet gehalten hatte. Ich nahm die beiden Bücher in die Hand, wie man auf dem Markt einen Einkauf macht: ist das wirklich Naturbutter, oder ist das Kunstbutter? Ist es aus dem lebendigen Organismus erzeugt, oder aus alten Fetten, und allerlei Abfall zusammengeschmolzen? Um hiermit nach keiner Seite eine Beleidigung auszusprechen, füge ich das Geständnis bei, dass ich überhaupt kein modernes Geistesproduct in die Hand nehme, ohne an meine geistige Zunge und mein ethisch-ästhetisches Gewissen diese ernstliche Frage zu richten. Wir suchen ja doch unseren Körper vor Margarine, Saccharin und andern unverdaulichen und unappetitlichen nährwertlosen Stoffen, wenn es uns irgend unsere Mittel erlauben, zu bewahren — es gehört doch auch einigermaßen zur Hygiene der Seele und Phantasie, ihre Ernährung nicht minderwertigen und unverdaulichen Surrogaten zu überlassen.

Ich fieng an mit „Inferno“ und erkannte die bekannte Klaue des Löwen in Satzbau, Stil, Wendungen und anderen Zubehören: das muss ein jeder literarischer Löwe so gut haben, wie ein jeder Bankdirector seinen eigenen individualisierten Schnörkel an seinem Namenszug haben muss. Ich las beruhigt und erfreut weiter und vernahm alsbald das Gebrüll des Löwen aus dem Dickicht seiner Leidenschaften und Gedanken — jenes Wuthgebrüll des Löwen Strindberg, das vor einigen Jahren das Gemecker und Gekläff des bisher bekannten Naturalismus so imposant naturalistisch überbrüllte.

Seitdem hat sich vieles verändert. Unsere hoffnungsvollsten Naturalisten und Naturalistinnen (die Namen wird sich der kundige Leser ergänzen) sind Märchendichter und -Dichterinnen geworden und haben es mit sanftschmerzlicher Romantik auf der Bühne viel weiter gebracht. Wir haben wieder eine Dichtung, die sich gern christlich geben möchte, wenn sie nur recht wüsste, wie das anzustellen ist, eine Kunst, die versucht, Christusgestalten zu machen, wenn es ihr nur nicht so lax dabei im Busen wäre, und ich erkannte alsbald, dass die Tendenzen der Zeit auch den Löwen Strindberg in seinem Dickicht nicht unbeleckt gelassen und dass sich sein atheistisch-materialistisches Hungerzorngebrüll nun in ein christliches Bußschmerzgebrüll verwandelt hatte.

Aber es schien noch immer ein Löwe zu sein, der brüllte.

Der Umschlag wunderte mich eigentlich nicht.

Die meisten unserer gegenwärtigen riesigen Dichter haben als kleine Sectiker angefangen. Man denke nur an Hauptmann, der mir selbst vor neun Jahren erzählte, er sei in seiner ersten Phase ein so eifriger Pietist gewesen, dass er seine ganze Verwandtschaft zu bekehren und also aus der Hölle zu erlösen sich bemühte; an Garborgs Pietisterei, an Björnsons Orthodoxie und Grundtvigianismus, an Uhdes geistliche Gemälde mit ihren Conventikelchristusköpfen; an Strindbergs eigene Schilderung seiner von Muckergeist und Muckerumgang beherrschten Jugend und an sein Schwanken, ob er Pastor oder Schauspieler werden solle. Es hat mancher so in seinem jugendlich-unschuldigen Herzen zwischen diesen beiden Extremen geschwankt und dann das juste-milieu darin gefunden — Theaterdichter zu werden.

Mais on revient toujours à ses premières amours!

Nur dass ein naturalistischer Löwe den Schritt ganz anders gründlich macht, als ein anderer Naturalist. Haben die anderen sich damit begnügt, nur ganz im allgemeinen evangelisch zu schimmern, so steht es einem Löwen an, radical wie seine Natur ist, auch radical kehrt zu machen und nach bestem Können und Vermögen katholisch-christlich zu brüllen.

„Inferno“ schließt mit den aufklärenden und tief orientierten Worten:

„Sar Péladan, bisher mir unbekannt, kommt wie ein Sturmwind, eine Offenbarung von Nietzsches „Uebermensch“, und mit

ihm hält der Katholicismus seinen triumphierenden, feierlichen Einzug in mein Leben."

Und weiter:

„Nach einer Anzahl Gespräche über die Mutterkirche hat mein Freund einen Brief an das belgische Kloster abgefertigt, wo er die Taufe empfangen (war er denn ein Jude?) und um eine Zuflucht für den Verfasser dieses Buches nachgesucht.

Ich warte nun auf die Antwort vom belgischen Kloster.

Wenn dieses Buch gedruckt ist, habe ich die Antwort empfangen. Und dann? Später? Ein neuer Scherz der Götter, die lachen, wenn wir heiße Thränen weinen?"

Es scheint wirklich, dass die Götter sich mit dem heiße Thränen weinenden Strindberg einen Scherz erlaubten. Ein Jahr später, als er sein zweites Buch „Legenden" geschrieben, ist er noch keineswegs weiter. Der rettende Hafen in der Mutterkirche ist nicht gefunden, denn eines Tages hatte er in „La Presse", gerade als er wieder in Notre-Dame in Thränen geschmolzen war, gelesen, dass der Abt des Klosters, an das er sich wenden sollte, wegen Sittlichkeitsverbrechen abgesetzt worden.

Ergo: kann Strindberg nicht katholisch werden.

Dagegen war er swedenborgisch geworden, nachdem er den großen schwedischen Sectiker Swedenborg in seiner „Inferno"- und „Legenden"-Zeit mit andächtiger Bewunderung studiert.

Und er schließt „Legenden" mit den, für die Aussichten seines Katholicismus ziemlich hoffnungslosen Worten:

„1867 hörte auch daheim bei uns alles religiöse Raisonnement unter den Gebildeten auf und Gott verschwand aus der Literatur. Wenn er nun wiederkommt, sind wir nicht sicher, ob er derselbe ist wie früher, *falls er wie alles andere wächst und sich entwickelt.*"

Ach ja — es geht doch nichts über den menschlichen Verstand!

Aus den beiden Büchern „Inferno" und „Legenden" erfahren wir also, dass Strindberg Mystiker geworden und unter dem Einfluss der „Mächte" steht. Seine Mystik äußert sich im Glauben an Erscheinungen wie: dass die Stiefmütterchen im Gartenbeet ihn mit menschlichen Gesichtern auf eine neckende Art betrachten, und dass er bei Sonnenuntergang Napoleon und seine Marschälle auf der Kuppel des Invalidendoms erblickt. Oder er fährt eines Tages nach Höganäs bei Helsingborg hinaus, um die dortigen Kohlengruben zu besehen, und als er aus dem Wagen gestiegen, wächst die Dorfstraße in die Unendlichkeit, wird häuserleer, menschenleer, alles verschwindet, er geht und geht, ohne die Gruben erreichen zu können, er will dem verhexten Orte entfliehen, aber Pferd und Wagen sind verschwunden und nicht zu finden. Doch das sind nur kleine Widerwärtigkeiten. Die Mächte versetzen ihn in die Excrementhölle (worüber ihn nachträglich ein Capitel in Swedenborg aufklärt), so dass er im Hôtel Orfila (etymol.: örfil heißt auf schwedisch Ohrfeige) gar keine andere Aussicht aus seinem Fenster, als auf eine unendliche Reihe übereinandergethürmter Stockwerke von Bedürfnisanstalten hat. Sogar zum Mittagessen umgeben sie ihn mit Müllkästen und frequentierten Bedürfnisanstalten. Und der Löwe brüllt, aber er unterwirft sich und lässt die Pönitenz, die die Mächte verhängen, über sich ergehen. Mir fällt dabei eine kleine Scene aus Strindbergs erstem längerem Aufenthalt in Berlin ein, wo ein hochgeschätzter Berliner Kritiker, der später ein hochgeschätzter Wiener Theaterdirector geworden, ihn in einem kleinen Restaurant in Berlin C. begrüßte, wobei der Tisch, den der hochgeschätzte Mann zum Abendessen gewählt, gerade am Ausgang zu einer solchen Einrichtung sich befand, deren scharfe Düfte Strindbergs verletzliches Selbstgefühl heftig irritierten. Ein anderesmal fühlt er deutlich, dass die Mächte ihm sein Glas Absinth am Nachmittag missgönnen, und fügt sich demüthig in das, was sie zu seinem Wohl bestimmen.

Aber nicht nur strafen thun die geheimnisvollen Mächte — sie belohnen auch. Wenn er sich ihren Winken gehorsam erwiesen hat, dann kann er mit Freude constatieren, dass sie das Herz der Menschen lenken, so dass Artikel, die er französischen Zeitschriften, sogar dem „Figaro", einsendet, sofort gedruckt werden.

Noch eins haben die Mächte mit ihm im Sinn. Sie wirken auf geheimnisvolle Weise dahin, dass er jährlich und zwar immer zu einer bestimmten, auch mit anderen Ereignissen in mysteriöser Weise in Zusammenhang stehenden Zeit nach der kleinen Universitätsstadt Lund in Schweden geht und da u. a. die Uhrwerke in den Köpfen junger Studenten und Docenten nach den neuesten Methoden der occulten Wissenschaften zurechtrückt. Dann sitzt er als alter Löwe unter diesen jungen Löwchen mit respectvoll eingezogenem Schwänzchen und erzieht sie in der Furcht der Mächte. Alpdrücken, Schlaflosigkeit, Verfolgungsvorstellungen sind die Begleiterscheinungen dieser Erziehung. Als ich im vorigen Jahre in Schweden war, habe ich selbst einen dieser Leuchten lundensischer Wissenschaft aus Strindbergs Umgangskreis gesprochen und der gar nicht mehr allzu junge Gelehrte hat mir recht leid gethan.

Aber nicht nur schlechten Schlaf, schlechte Verdauung, Wahnvorstellungen und nächtliche Krämpfe bewirken die Mächte, sie scheinen auch eine bedeutende Macht über die geistigen Capacitäten der Menschen auszuüben. Seitdem Strindberg sich ganz ihrer Leitung übergeben, ist es mit ihm als Dichter recht zurückgegangen. Schon „Inferno" lässt seine alte Kraft und Phantasie — den wilden Ansturm, der etwas wie Renthierlauf unter dem rothweißen Geflacker des Nordlichts an sich hatte — sehr vermissen. In „Legenden" aber ist es einem oft nicht anders, als hörte man einen alten Finnen sonderbare und für alle anderen Menschen sinnlose Zaubersprüche raunen und sähe ihn mit herausfordernd ernsten Geberden einen lächerlichen Hokuspokus ausüben. Eine tödtende Oede liegt über dem Buch wie über den weiten leeren Steppen von Finnmarken. Und taucht wirklich einmal die alte mächtige Vorstellungskraft noch auf, wie in dem Anlauf zu dem Phantasiestück: „Jakob ringt", so verflüchtigt sich gleich alles im Ringen zwischen Mensch und Engel des Herrn zu einem Strom keifender Vorwürfe und kleinlichen Protestierens des ersteren. Und nachdem die himmlische Lichtgestalt überall, wo ihr Glanz hinfiel, Leben erblühen ließ aus trockenem Laub und verwelkten Blumen und den Modern des Herbstes im Luxembourg-Garten, verschwindet sie vor ihm (eine echt Strindberg'sche Phantasie) in einem erstickenden Geruch von Kohlenoxyd.

Die „Mächte" haben diesen finsteren Wilden mit dem dunklen Impuls, der uns solange dupierte, gezähmt; wahrscheinlich wie der Bär gezähmt wird, indem man ihn auf heißen Eisenplatten tanzen lässt: und sie lassen ihn nun eben tanzen. Die „Mächte" lassen in unserer Zeit viele tanzen; aber es ist nicht gerade im Bärentanz, worin sich Culturmächte offenbaren. Sie kommen mir auch weder so geheimnisvoll, noch so unmateriell vor, wie Strindberg und ihre anderen Dichter sie erscheinen lassen möchten.

Imposant, wie ein Löwe aus der Wüste mit dem markerschütternden Gebrüll der gereizten Bestie hervortritt — so wirkte Strindbergs Dichtung in den ersten zehn Jahren seines Auftretens. Haben wir uns nun an diese Klänge gewöhnt, und hat unser Ohr sich geschärft für ihre Echtheit oder Unechtheit — oder sind diese Töne überhaupt andere geworden? Jetzt sagen wir nur noch ganz gemüthlich: Gut gebrüllt, alter Löwe! Adieu, braver Löwe aus dem Sommernachtstraum! Grüß mir die „Mächte".

Schliersee. **Laura Marholm.**

Pamela.

(Zum ersten Mal aufgeführt im Deutschen Volkstheater am 18. September 1898.)

Ich begreife nicht, warum die Leute bei uns Sardou nicht achten. Wir wenigstens, wir vom Theater, sollten doch nicht vergessen, was er vierzig Jahre lang gewesen ist. Jede Form der Tradition hat er versucht, jede ist in seinen Händen neu geworden. Er hat die alte Posse zum Satirischen gewendet, indem er ihre Intriguen mit Caricaturen der Zeit umgab: man denke an „Nos Intimes", an die „Vieux Garçons", an die „Famille Benoiton". Er hat die ermattete Komödie politisch gesalzt: „Rabagas" und „Daniel Rochat". Er hat endlich, das romantische Drama der Dreißigerjahre, vom ersten Dumas und Victor Hugo, für die Begierden unserer Nerven zurichtend, eine neue Form des historischen Stückes geschaffen: das antiquarische Stück; man erinnere sich an „Patrie", „Théodora", die „Tosca", „Cléopatre", „Thermidor", die „Sans Gêne" und „Gismonda". Diese „dramatischen Panoramen", wie sie J. J. Weiß genannt hat, gelten bei unseren Recensenten nicht viel. Es scheint, man sieht nicht, dass sie doch das Zeichen unserer Zeit haben. Für die Romantiker ist jedes Jahrhundert die Gestalt einer Idee gewesen, das eine des Schreckens, ein anderes der Grazie, und das historische Stück sollte uns nun durch seine Mittel diese Idee, diesen Geist fühlen lassen. Seitdem haben wir gelernt, die Vergangenheiten mit anderen Blicken anzuschauen. Indem wir ihren kleinen Ereignissen nachforschend näher gekommen sind, vermuthen wir fast, dass das Leben des einzelnen in allen Zeiten dasselbe gewesen ist, immer von denselben Mächten beherrscht, und dass in den schrecklichen Zeiten wie in den graziösen die Existenz der Kleinen, ihr Gefühl von Lust und Leid sich nicht verändert. Man hat mit Recht gesagt, dass bei aller Akribie den Historieen des Sardou doch das Wesen ihrer Zeit fehlt: die „Gismonda" könnte wirklich auch in Alexandrien oder Venedig spielen und es ließe sich auch unter Justinian und Belisar eine „Sans Gêne" erfinden. Aber vielleicht ist es das gerade, was er will: ausdrücken, dass der Mensch in allen Zeiten derselbe bleibt, dass unser Los unabänderlich ist und dass wir uns also bescheiden sollen.

Die Franzosen verkennen nicht, was sie an Sardou haben. Sie sprechen von seiner dramatischen Kraft mit den großen Worten, die ihr gebüren, und ermüden nicht, seinen Geist, seine ingéniosité de la construction dramatique, den rapiden Schritt seiner Dramen, die Kunst des arrangement scenique und alle Wunder seiner subtils artifices zu loben. Sie wissen, dass er der größte Regisseur des Jahrhunderts ist, und sie empfinden, dass durch ihn die dramatische Kunst anders und neu geworden ist. J. J. Weiß hat geschrieben: „Il a appelé des arts divers, l'architecture, la peinture, la sculpture, l'archéologie, l'iconographie et le drame à unir leurs ressources et à confondre leurs domaines. C'est là, sans doute, une entreprise qui avait déjà été tentée et exécutée plus d'une fois, en

tout ou en partie, depuis le moment où est né, il y a soixante ans, le drame historique; jamais avec la même puissance de système. Que l'art dramatique ainsi conçu et ainsi appliqué soit un art inférieur ou supérieur, un art d'extrême culture ou de décadence, c'est ce que nous n'examinerons pas. En tout cas c'est un art nouveau ou, à tout le moins, renouvelé. M. Sardou apporte, sinon une conception nouvelle du drame adapté à la reproduction de l'histoire, du moins une mise en oeuvre nouvelle de l'histoire par le drame.“ Und man lese nach, was Lemaître über die „Patrie“ geschrieben hat, die er selbst dem „Horace“ des Corneille zu vergleichen nicht zaudert. Aber es wundert mich, dass selbst die Franzosen über den Künstler des dramatischen Metiers den großen oder doch interessanten Menschen, der aus seinen Werken schaut, zu vergessen scheinen. Die Chargen seiner Possen (in den „Guten Freunden“, in den „Alten Junggesellen“), die Caricaturen seiner Komödien („Rabagas“) lassen eine ruhige Verachtung der Menschen vernehmen, die manchmal zur stillen Geduld mit dem Leben wird, zum philosophischen Gefühl, nichts tragisch oder ernst zu nehmen, sondern sich zu spielen. („Divorçons“, „Marquise“.) Auf seinen Dramen liegt eine ungeheure Resignation, der die ganze Welt nur noch ein bloßes Schaustück ist. Aber dann bricht in dieser Gelassenheit des Zuschauenden oft eine Wuth aus, dass wir erschrecken, eine wahre Gier, im Blutigen zu schwelgen. („Fédora“, „Théodora“, „Tosca“, „Gismonda“.) So seltsam ist Weisheit, Verstand und Trauer in ihm mit Hass und Brunst vermischt, fast so seltsam, wie in jedem von uns allen. Wenn später eine reine Zeit unsere verwilderte Gesinnung zeigen will, wird sie sich ihn zum Beispiel nehmen.

Woher kommt es nun, dass dieser Herr der Bühne und ein Mann von solcher Seltsamkeit und Kraft des Wesens, ein so reicher Mann, uns doch niemals mit einem guten Gefühl aus seinen Werken entlässt? Sie haben doch immer zuletzt einen trüben Geschmack. Wir möchten ihn bewundern, wir sind bereit, aber wir werden eine Warnung nicht los, die nicht nachgeben will. Wir gehen fort und beklagen uns, dass wir von seiner ganzen Kunst nichts haben. Ich meine, das ist darum, weil er mehr Geist als Talent hat. Das Talent, das Schaffende, ist das Sichere im Menschen, es lässt keine Zweifel noch Launen zu, ihm müssen wir uns ergeben. Aber der Geist ist ungewiss, kann alles beweisen, kann alles widerlegen, und wir fürchten uns vor ihm. Zur reinen Wirkung eines Künstlers muss das Talent, das Schaffende in ihm den Geist bezwingen, so dass dieser nicht mehr fragen darf, sondern der besseren Macht gehorcht. Aber ihm sagt, mitten im Schaffen, der stärkere Geist ein, dass es ja auch anders sein kann. Dies spüren wir, darum können wir ihm nicht glauben. Er steht nirgends fest, es fehlt ihm an den Gewichten der Seele. Literarisch nennen wir das: er hat keinen Stil. Menschlich sagen wir: er hat keinen Charakter. Dies ist ja alles dasselbe.

So ist es auch in Pamela. Da wird ein ungeheures Erbarmen in einem fort durch eine ungeheure Ironie gestört, eine Tragödie artet zur Farce aus. Jetzt erblicken wir das Schicksal, aber gleich sind wir ihm mit frechem Lachen entrissen. Wir können nicht traurig sein und nicht froh werden. Im Leben haben wir so vermischte und unreine Empfindungen oft, aber vom Theater verlangen wir ja gerade das, dass es deutlicher und reiner sein soll als das Leben, dazu ist es da.

Die Odilon hat die Pamela in den heiteren Scenen mit der feinsten Laune, in den ernsten mit einer rührenden Hingebung gespielt. Auch ist aufgefallen, dass sie auf einmal sprechen gelernt hat: wie Perlen fallen die Silben jetzt von ihrem Munde. Der Regisseur ist dem Autor nichts schuldig geblieben, es ist jedes Bild ein kleines Wunder an Geschmack und Präcision. **Hermann Bahr.**

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Inmitten all der niedergehenden Industriezweige in Oesterreich gibt es einzelne Großindustrien, welche blühen, vor allem die Montanindustrie, in erster Linie die Eisenindustrie. Die letzte Bilanz der Prager Eisenindustriegesellschaft gibt wieder Zeugnis dafür, dass dieses Unternehmen nicht mehr weiß, was mit den aufgespeicherten Gewinnsten thun. Das wäre an sich kein Unglück. Aber wenn anderwärts das Blühen einer Industrie in Harmonie mit dem allgemeinen Aufschwung steht, eine Unternehmung der anderen Beschäftigung verleiht und so eine wechselseitige Befruchtung eintritt, so ist bei uns das Prosperieren einzelner Industrien fast immer mit dem Niedergang anderer oder der Allgemeinheit erkauft. Man weiß, was die Prosperität der Prager Eisenindustrie hervorruft, von der zweifellos anerkennenswerten hohen technischen Einrichtung abgesehen. Der Schutzzoll und das Cartell, welches die Kleineisenindustrie, die Maschinenindustrie, kurz alle von der Roheisengewinnung abhängigen Industriezweige ruiniert oder in der Entwickelung hemmt, dann die Ausbeutung der Arbeiter, wozu noch die jahrelangen durch kunstvolle Bilanzen erzeugten Steuerhinterziehungen kommen. Wie bei der Prager Eisen-, ist es bei zahlreichen anderen Industrien der Fall: Ausbeutung des wehrlosen Consums, des Steuerträgers, der Arbeiter, Nichtausübung von Rechten seitens der Staatsverwaltung, sinnwidrige Zoll- und Industriepolitik, das ruiniert in Oesterreich zahllose Unternehmungen, um einzelne zu mästen.

Die Kohlenpreise in Wien sind kürzlich erhöht worden, und es stehen weitere Erhöhungen für den Herbst bevor. Das „Neue Wiener Tagblatt“ weint Krokodilsthränen darüber und ist voll Entrüstung über die Kohlenhändler, welche, da die Kohlengruben mit den Preisen in die Höhe gehen, gleichsfalls Preisaufschläge vornehmen. Wir wüssten dem „Neuen Wiener Tagblatt“ geeignetere Personen für seinen Zorn. Wie wäre es, wenn es die Regierung daran erinnern würde, dass es in ihrer Hand steht, eine Ermäßigung der Kohlenpreise herbeizuführen, indem sie die Nordbahn zur Herabsetzung der Kohlentarife veranlasst. Wenn die Dividende dieser Bahn 100 Gulden übersteigt, so hat die Regierung das Recht, die Tarifreduction zu verlangen. Die Dividende betrug im Vorjahre 143 fl. und die Einnahmen zeigen heuer ein Plus von 1½ Millionen. Nichtsdestoweniger lässt es die Regierung zu, dass die Nordbahn weiter auf Kosten des Consums Unsummen verdiene. Bei der Nordbahn hört eben die Socialpolitik aller österreichischen Regierungen auf. Da die Erträgnisse der Nordbahn seit vorigem Jahre die Grundlage für die Berechnung der Einlösungsrente im Falle der Verstaatlichung im Jahre 1904 bilden, so kostet diese Pflichtverletzung der Regierung die Steuerträger eventuell ungezählte Millionen. Bei jeder neuen Bahn behält sich die Regierung das Recht der Tarifreduction vor, bei irgend einer Vicinalbahn wird sie von dem Rechte auch Gebrauch machen. Bei der Nordbahn, bewahre!

*

Herr von Wittek war es, welcher die concessionsmäßige Einlösung der Nordwestbahn vornehmen wollte, Herr von Kaizl war es, der als Führer der parlamentarischen Opposition gegen das berüchtigte Uebereinkommen auf die Verpflichtung zur Legung des zweiten Geleises hinwies. Es sind nun bald 1½ Jahre verflossen, seit der bekannte Erlass wegen Legung des zweiten Geleises an die Nordwestbahn herabgelangt ist. Herr von Wittek und Herr von Kaizl sind Minister und seither ist man endlich so weit gekommen, dass eine Vorverhandlung wegen des Baues des Geleises auf der Wiener Localstrecke anberaumt wird, und dabei beeilt man sich mitzutheilen, dass das noch lange nicht den Bau selbst auch nur dieser kurzen Strecke bedeute.

Confisciert.

*

Die Finanzscandale sind heuer auf der Tagesordnung. Der neueste sind die verpfändeten und verschwundenen Vorräthe der Aussiger Zuckerfabrik. Die österreichischen und deutschen Tagesblätter sind voll von Erörterungen über die Sache, aber nichtsdestoweniger ist dieselbe bisher völlig unklar. Die Commerz- und Discontobank in Hamburg und die Nordwestdampfschiffahrts-Gesellschaft schieben sich gegenseitig die Schuld zu und wahrscheinlich wird erst eine Gerichtsverhandlung Klarheit über die Sachlage verschaffen. Im heutigen Stadium drängt sich nur eine Reihe von Fragen auf: Wie konnte die Hamburger Bank einem einzigen Clienten so große Beträge, 4½ Millionen Mark, creditieren? Und wie so große Vorräthe einer einzigen Gesellschaft, noch dazu einer wenig florierenden, zur Pfandbewahrung anvertrauen? Wie konnte die Nordwestdampfschiffahrts-Gesellschaft die bei ihr eingelagerten Waren dem Schuldner ausliefern, respective deren entlassener leitender Director, auf den sich die Verwaltung jetzt ausredet? Was ist mit den Vorräthen geschehen, und wie ist es möglich, dass gegen den Besitzer der Aussiger Zuckerfabrik Fieber noch keine gerichtliche Untersuchung eingeleitet ist? Ist es glaublich, dass jemand in solventen Verhältnissen sich die von ihm in Pfand gegebenen Waren wieder aneignet? Und wenn nicht, wieso kann Herr Fieber noch immer als zahlungsfähig auftreten? Endlich, wie kann ein Fabrikant in wenigen Jahren solche Summen verbrauchen, offenbar verlieren, ohne dass er, als Spieler bekannt, seinen Credit einbüßen muss? Das sind lauter offene Fragen, welche bald ihre Beantwortung finden müssen. Dann wird sich auch wieder Stoff zu interessanten Discussionen über die Verantwortlichkeit der Verwaltungsräthe finden.

*

Je näher die Generalversammlung der Waffenfabrik heranrückt, desto anspruchsvoller werden nicht etwa die geschädigten Actionäre, sondern wird die pflichtvergessene Verwaltung, damit sie die Gnade habe, im Amte zu verweilen. Anfangs verlangte sie nur, dass die Actionäre keine Schritte gegen sie unternehmen, jetzt fordert sie bereits ein eclatantes Vertrauensvotum, zum Schluss wird sie wohl noch ein Ehrengeschenk und Erhöhung der Tantièmen begehren. Von der Action der Actionärvertreter, wie des Staatsanwaltes ist es merkwürdig stille geworden. Zwei der Verwaltungsräthe, Baron Imhof und Hofrath Hahn, haben erklärt, überhaupt keine Wiederwahl anzunehmen. Es scheint ihnen sehr schwül auf ihren Posten geworden zu sein, zumal diese auch activ an den Machinationen mitgewirkt haben sollen. Hofrath Hahn war jedesfalls zur Zeit, als die Bilanzfälschungen begannen, der einflussreichste Verwaltungsrath der Gesellschaft. Es wäre an der Zeit, dass dieser Herr sich endlich daran erinnere, dass er noch in einer Reihe anderer Verwaltungen sitzt, und dass er die Zurücklegung dieser Mandate längst der Oeffentlichkeit als Preis für die ihm verbleibenden, widerrechtlich erworbenen Millionen schuldet. Dass ihm seine Verwaltungsrathscollegen in den verschiedenen Gesellschaften das noch immer nicht begreiflich gemacht haben, wird schließlich dazu führen, dass man sie als mit ihm gleichwertig ansehen und behandeln wird müssen.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Comédie française „Louis XI.“ von Delavigne; Variétés, „Lovelace“ von Barbier und Choudens, Musik von Hirschmann. Berlin. Lessingtheater, „Großmama“ von Dreyer; Thaliatheater, „Unser lustiges Berlin“ von Sondermann und Bischoff; Königliches Schauspielhaus, „Jörg Trugenhoffen“ von Rudolf Stratz, „Der Präsident“ von Kläger; Theater des Westens, „Eugen Onegin“ von Tschaikowsky; Berliner Theater, „Zaza“ von Simon.

Im Burgtheater hat ein von Burckhard hinterlassenes Schauspiel, „Ewige Liebe“ von Hermann Faber, recht gefallen. Es macht keine Ansprüche, ist eine anständige Arbeit und wenn es da und dort durch eine falsche Sentimentalität verdrießt, so gleicht es das durch manchen hübschen Zug und den frischen Ton seiner Episoden wieder aus. Die Heldin, eine Art von auf den deutschen Schwank reducierter Magda, wird von der Witt mit einer hinreißenden Laune gespielt. Herr Reimers, schlicht und herzlich wie ein junger Baumeister, und das rührende Fräulein Medelsky stehen ihr bei. In den Episoden wirken Herr Römpler und Herr Zeska sehr. Schade, dass Herr Thimig den Hanswurst nicht lassen kann. H. B.

•

Die Jungen verbünden sich im öffentlichen Leben gegen die Alten, aber es ist kein objectiver Wert, der damit erzielt wird. Die Sünden dieser werden von jenen erkannt und scheinbar vermieden, aber es ist doch nur das alte Sisyphusspiel, das da von neuem auf scheinbar neue Weise begonnen wird... Diese vollständig nihilistische Geschichtsphilosophie stellt den großen Hintergrund dar in Ibsens Comödie „Der Bund der Jugend“. Es gibt für diese Philosophie einen einzigen festen Wert im allgemeinen Fluss historisch menschlicher Erscheinungen — das, bei dem jeder Zweifel zum Schluss anlangt —: es ist das Glück des Einzelnen, das Glück, also auch die individuelle Sittlichkeit, die Persönlichkeit. Da ist ein Rechtsanwalt und Vereinsmensch, der fortwährend sociale und politische Horizonte vorgaukelt, um vor sich und den anderen seine höchst persönlichen Zwecke zu verbergen. Er geht zugrunde an dieser lügenreichen Verkleidung, an der Phrase. Und da ist auf der anderen Seite ein schlichter braver Egoist, ein phraseloser, illusionsloser und bescheiden verliebter Hüttenarzt ohne „Horizonte“ — der behält Recht. Die verbündete Jugend, wie das verbündete Alter sind Blasen, die aufsteigen und in trübes Wasser zerrinnen. Aber der Einzelne, mit seiner inneren Wahrheit, der nichts will als sein ruhiges, rechtschaffenes, reines Glück, ist eine unzerstörbare, ewige Kraft. Die Frauen sind solche Einzelne von unzerstörbarer, ewiger Kraft. Die Frauen stehen auf Seite des Hüttenarztes und behalten Recht. Die Familie behält Recht. Das ist der Schluss der Ibsen'schen Comödie, der meiner Ansicht nach über die nihilistische und individualistische Gesinnung des Dichters keinen Zweifel lässt. Die gewöhnliche Auffassung sieht in diesem Stück etwas anderes: eine satirische Tendenz gegen eine einzige Person, gegen den Helden Dr. Steinhoff, den jungliberalen Rechtsanwalt und Candidaten. Georg Brandes hat seinerzeit diese Deutung gegeben. Ich glaube, die Satire ist hier viel weiter gezogen, als man sieht oder sehen will. Ibsen rechnet mit der Masse überhaupt ab und ihren Führern und allen socialen Horizonten. Man wird diese Tendenz vielleicht hochmüthig, grausam, anarchistisch finden. Aber man kann nicht leugnen, dass sie echt Ibsenisch ist. Conservative, Liberale und Radicale wirft er in einen Topf. Nicht als Politiker, sondern als Dichter — von einem höheren Standpunkt aus, also freilich in sehr windschiefer Position — versucht er das politische Getriebe zu kritisieren. Darin liegt die Größe, aber auch die merkwürdige Unausgeglichenheit seiner Gesellschaftsdramen, deren Reihe eben von diesem „Bund der Jugend“ eröffnet wird. Im Alter von vierzig Jahren, fern vom Gezänke der Heimat, in einem inneren Uebergangsstadium, hat Ibsen ihn geschrieben. Nicht lange mehr dauert es, und er versicht im „Volksfeind“ noch viel deutlicher seine Tendenz: die politische Resignation. Die trockene Privatmoral behält Recht, die Frauen behalten Recht, die Familie behält Recht! Hier wie dort. Nicht die schlechte Politik wird verhöhnt, sondern die Politik überhaupt, das große öffentliche Gesellschaftsleben, dessen Wesen von tausend Uebeln durchwurzelt ist. Wie sagt Daniel Heire im „Bund der Jugend“, Daniel Heire, der Ibsen'sche Philosoph, der Blageur? „Mir persönlich ist's außerordentlich gleichgiltig, ob sie den liberalen Hansen oder den conservativen Jensen in den Reichstag schicken.“ Man kann im Sinn des Dichters hinzufügen: oder den radicalen Steinhoff. Der Rechtsanwalt Steinhoff ist ja nicht ärger und nicht besser als die vielen Freunde und Feinde um ihn — die dummen Großgrundbesitzer, die verlotterten Bürger, die affectierten Revolutionäre — er ist nur thätiger, darum kommt alles bei ihm heftiger zum Ausbruch. In den beiden ersten Acten ist er, weiß Gott, gar nichts so Besonderes: er ist der Reichsrathscandidat mit seinen vielfachen Beziehungen und Rücksichten. Erst wo der Dichter aus dramaturgischen Gründen die Steigerung und Verwicklung braucht, macht er seinen Helden zum vollendeten Abenteurer, ja scheinbar zur Caricatur. Da sitzen dann die Leute im Parket und freuen sich: Wie lächerlich dieser Lügner. Aber der Dichter steht hinter ihnen und schmunzel und denkt etwas anderes...

„Nun durchbraust mich nicht länger Liebeslust,
Und mir ist, als fühlt' ich in meiner Brust
Sich etwas schon versteinern.“
— — — — — — — — — —
„Doch freilich das konnten sie nicht verstehen,
Die unten am Staube kleben.“

In jedem Dichter lebt etwas vom Grund aus Antisociales. Keiner hat das stärker empfunden und ausgedrückt als Ibsen, der heute so populäre (beinahe Volksdichter) Ibsen. — — — Das Carltheater brachte neulich eine gute und namentlich in der Inscenierung sehr anerkennenswerte Darstellung dieses Stückes. Herr Schildkraut als Daniel Heire war hervorragend.

•

Im Raimundtheater hat auch die zweite Neuheit dieses Jahres durchzufallen verdient: „Altwien“, ein Stück aus Wiens Vergangenheit — wie die Herren Bohrmann-Riegen und Schier stolz auf den Zettel schrieben Altwien! Das besteht in diesem „Stück“ natürlich bloß aus ein paar scenischen Bildern, Costümen, dem lieben Augustin und einem Kronprinzen Josef als weiblicher Hosenrolle. („Meinen Namen sollt Ihr nie erfahren, ich bin der...“ heißt es auch hier; das ist also jener Kronprinz, der dann im Fürsttheater Kaiser wurde.) Mit diesen Stimmungsspielereien war ein Abend nicht zu füllen. Die Langeweile siegte.

A. G.

•

In der Josefstadt hat man bei einem neuen Schwank von Hennequin, „Freuden der Häuslichkeit“, sehr gelacht. Er ist recht dumm, hat eigentlich weder Handlung noch Witz und hilft sich mit den ältesten Schablonen aus, dem heimlichen Sünder, der Schwiegermutter, die bezähmt wird, den zankenden Verliebten, und so weiter, aber er wird von Maran und der Pohl-Meiser mit einer so herrlichen Verve gespielt, dass man sich gar nicht besinnen und nicht widerstehen kann. Das sind in ihrer Art zwei schlechtweg classische Künstler, die sich neben die größten Namen der komischen Kunst wagen dürfen. Herr Pfann hat noch immer Talent und noch immer keinen Regisseur, der es ein bischen ziehen würde. In kleinen Rollen debutierten ein Fräulein Sellen, eine etwas schwere, nicht elegante Berlinerin von Routine, und ein Fräulein Ida Sachs, eine Schülerin von Arnau, noch recht unbeholfen und linkisch, aber mit frischen und angenehmen Tönen. H. B.

Bücher.

Dr. Josef Müller: System der Philosophie. Enthaltend: Erkenntnistheorie, Logik und Metaphysik, Psychologie, Moral- und Religionsphilosophie. Mainz, Lorenz Kirchheim, 1898.

Es will schon etwas heißen, wenn in unserem fin de siècle, dessen ursprünglicher Sinn sich so ziemlich in sein Gegentheil verkehrt hat, ein katholischer Verfasser in einem bei Kirchheim herausgekommenen Buche schreibt: „Die Religion muss auf vollster Höhe der Zeitentwickelung, der Cultur, der Wissenschaft stehen. Rückständige Momente müssen ausscheiden, neue befruchtende Fermente aus dem Bereich der großen Geistesentwickelung eingegliedert werden, sonst geht der Contact mit dem Zeitgeist, die Möglichkeit eines Einwirkens auf die fortgeschrittene Generation verloren und eine unheilvolle Kluft entsteht zwischen den religiösen und den rein natürlichen Tendenzen.“ Man kann das Buch katholischen Studenten umsomehr empfehlen, als es die guten Eigenschaften eines Compendiums: Vollständigkeit bei mäßigem Umfange und Leichtverständlichkeit, noch mit anderen vereinigt, die man von Compendien gar nicht zu fordern pflegt: mit Gemüthswärme und ansprechender Darstellung. Der Verfasser ist eben ein Verehrer Jean Pauls, den er in mehreren Schriften dem heutigen Geschlecht wieder nahe zu bringen gesucht hat. Dass das Buch als Compendium nicht gründlich und tief genug sein kann, um den Forscher zu befriedigen, versteht sich von selbst. —r

Friedrich Nietzsche: Gedichte und Sprüche. Leipzig, Naumann, 1898.

Ich muss an Nietzsches Betrachtung über den Nutzen und Nachtheil der Historie denken, wenn ich beobachte, wie man philosophisch pietätvoll bemüht ist, den gesammten literarischen Nachlass des Dichterphilosophen dem Publicum zugänglich zu machen. Frau Elisabeth Förster hat der „Historie“ bereits mehr als den kleinen Finger gegeben. Freilich hat sie es nicht räthlich gefunden, in der vorliegenden Sammlung auch die allerersten poetischen Versuche ihres Bruders aus seinem zehnten und eilften Lebensjahr zu veröffentlichen, da sie nur „komisch“ wirkten Nicht komisch wirken demnach die Gedichte aus der „dritten dichterischen Periode“ des Frühreifen, aus seinem vierzehnten Jahre; z. B. die Strophe:

Schirm dich Gott, mein Heimatsthal!
Muss ich dich auch jetzt verlassen.
Denk ich, wo ich fahr mein Straßen,
An dich wohl viel tausendmal.
Lebe wohl! Lebe wohl!
Lebe wohl, du stilles Thal.

Es ist nicht alles so backfischmäßig wie diese Strophe. Unter den bisher ungedruckten Gedichten aus späterer Zeit ist manches Schöne, wenn sich auch oft genug die Vorliebe des Feuerwerkers für Sprachkunststücke offenbart und der unglückselige Mangel an Naivetät, der das eigentliche Verhängnis seines Riesengeistes war, sich in der Lyrik am empfindlichsten bemerkbar macht. Ich kann nicht in das Bedauern der Frau Förster einstimmen darüber, dass ihr Bruder so vieles aus früherer Zeit verbrannt hat. Richard Dehmel hat in seiner Vorrede zur zweiten Auflage der „Erlösungen“ bestimmt, dass die von ihm jetzt verworfenen Gedichte aus der ersten Auflage nie wieder in seine Schriften aufgenommen werden dürfen, und Gottfried Keller lässt seinen „sterbenden Dichter“ verfügen:

Werft jenen Wust verblichner Schrift ins Feuer,
Der Staub der Werkstatt mag zu Grunde gehn!
Im Reich der Kunst, wo Raum und Licht so theuer,
Soll nicht der Schutt dem Werk im Wege stehn.

Das ist im Geiste eines Nietzsche gedacht. Die Herausgabe seiner sämmtlichen Arbeiten rythmischer Form in einem Sonderbande ist nicht aus seinem Geiste. Freilich hat er selbst wiederholt den Plan gehegt, einen Band-Lyrik zusammenzustellen, und gewiss, es wäre nichts Schlechtes geworden. Was soll es aber heißen, dass man Dichtungen, die wir lange aus seinen großen Werken kennen, noch einmal, weggerissen aus ihrer heimatlichen Landschaft, veröffentlicht, nur damit wir doch alles „Rhythmische" bei einander haben! Während die Herausgeberin in der lesenswerten Vorrede selbst darauf hinweist, wie sehr bei Nietzsche das unmittelbare Nebeneinander von Poesie und Prosa seinen Stil gebildet hat, und wie sehr er den Poeten in sich mit Misstrauen und mit fast Heine'schem Cynismus beobachtete... Und dennoch: Wenn ich so in dem hübsch ausgestatteten Büchlein herumblättere und in einem Liebesgedichte des Neunzehnjährigen die Worte finde:

Wolkensammler, o Herzenskündiger,
Mache uns mündiger!

— wie verstummt vor der Reinheit und Kraft dieses Gebets meine literarische Nörgelweisheit! Und blicke ich auf die letzten Seiten der Sammlung, wo die reichen Dichtungen aus den spätesten Jahren stehen, Wunder neben Wunder: Der Gesang „Aus hohen Bergen", „Das trunkene Lied", und jene Dionysos-Dithyramben, die Zarathustra sich selber zusang, dass er seine letzte Einsamkeit ertrüge — — — „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, da du auf stehest, ist ein heiliges Land!"

Gustav Kühl.

Ludwig Hans Fischer: Die Technik der Oelmalerei. Wien, Karl Gerolds Sohn, 1898.

Ludwig Hans Fischer ist ein allen Wiener Ausstellungsbesuchern bekannter mittelmäßiger Landschafts-, vor allem Orientmaler. Trotzdem ist dieses Büchlein, in dem er sein Wissen und seine Erfahrungen über die Technik der Oelmalerei — wie früher schon über die Aquarellmalerei — niederlegt, sehr beachtenswert. Erstens haben wir gerade über diesen Gegenstand sonst sehr wenig Brauchbares und weiteren Kreisen Zugängliches. Zweitens zeichnet sich das Fischer'sche Compendium auch positiv, nämlich durch eine klare und liebevolle Darstellung des anscheinend so trockenen Stoffes aus. Wer sich für Malerei interessiert, wird mit Freude und Dankbarkeit die Gelegenheit begrüßen, sich hier auf kurzem Wege über die alte Enkaustik, Frescotechnik und die Temperamalerei von einst und heute — auf diese Vorstufen der verhältnismäßig jungen Oelmalerei greift der Verfasser in der Eintheilung zurück — ferner über Primamalerei und Malerei mit Untermalung, über Lasieren und Firnissen die Elementarkenntnisse zu erwerben. Nicht einwandfrei ist die Disposition des Buches, die es verschuldet, dass Unwichtiges neben Wichtigem, Kleinliches neben Bedeutendem ohne eigentliche Abstufung zu stehen kommt und die hier erwähnten Hauptcapitel von einem Wust bloß äußerlich technischen Kleinkrams herabgedrückt werden. Freilich, auch über Feldstühle und Maler-Sonnenschirme ist es nützlich zu berichten, aber nicht so, dass dadurch die größeren Gesichtspunkte der Malerei, die sich ja auch aus der Betrachtung der Technik von selber ergeben, immer wieder entzogen werden. Anderseits ist es sehr anerkennenswert, dass der Verfasser die großen Gesichtspunkte nicht ausdrücklich betont — wenn man sie betont, werden gewöhnlich Schlagworte daraus — sondern im allgemeinen sich taktvoll auf das Handwerkliche beschränkt. Wer also hier, wie in tausend anderen Büchern über Malerei, ästhetische Ergüsse erwartet, wird enttäuscht. Ueber moderne und andere Schulen wird hier nicht mit Worten gestritten. Die Grundforderung der „modernen" Malerei wird ja vom technischen Beurtheiler von vornherein stillschweigend anerkannt: Die Kunst des Malens fußt auf nichts anderem als der selbständigen Art des einzelnen, Farben in der Natur zu sehen und sie mit allen diese Gesichtseindrücken begleitenden Empfindungen wiederzugeben. Malen ist vor allem: sehen, und nicht: componieren, erfinden. Man brauchte bloß die Oeffentlichkeit dazu zu erziehen, sich auch für die rein technische Seite der Bilder zu interessieren, und es gäbe kein Schwanken mehr zwischen Akademiekunst und freier Licht- und Luftkunst. Diese Mission können Bücher wie das vorliegende auf die beste, nämlich indirecte Weise fördern helfen; darum ist es, einzelner Fehler und Missverständnisse unbeschadet, doppelt verdienstlich. A. G.

G. v. Beaulieu: „Sein Bruder". Collection Fischer. Band V.

Das abgestandene Wasser der Hippokrene, das man in den „Gartenlauben" seinerzeit mit Syrup vermischte, nur ein wenig mit Absinth modern-schmeckender gemacht. O. St.

Revue der Revuen.

Das Septemberheft der „Neuen deutschen Rundschau" veröffentlicht Briefe des verstorbenen deutschen Generalconsuls in Sansibar Dr. Gerhard Rohlfs, die er im Jahre 1880 aus Abessinien an seine Frau gerichtet hat. Rohlfs ist ein durch seine wissenschaftlichen Werke bekannt gewordener kühner Entdecker, der acht Forschungsexpeditionen ins Innere Afrikas unternommen hat. — Ellen Key schreibt in ihrer geistreichen Weise Aphorismen über „Bildung". — In einem längeren Aufsatze, „Das Staatsinteresse an der landwirtschaftlichen Production", kommt Rudolf Meyer zu interessanten Schlussfolgerungen. Der Staat hat ein Interesse an der Rohproduction, und dass sie so weit gehe, um die Lebensmittel des Volkes zu bestreiten. Deutschland hat dies besonders aus Rücksichten auf den Krieg. Bisher liegt aber kein Grund vor, von staatswegen zu helfen, oder gar mehr zu helfen als jetzt, weil die Rohproduction in den Ländern ohne Staatshilfe, Holland und England nicht zurückgeht und in Deutschland sich sogar hebt. Von diesem Standpunkte aus lässt sich eine Erhöhung landwirtschaftlicher Schutzzölle gewiss nicht rechtfertigen. Das Lebensmitteldeficit kann auch nicht auf dem Wege der Productionssteigerung beseitigt werden, denn man ist in einigen Gegenden, z. B. Ostpreußen, schon an der Grenze der Productionssteigerung angekommen.

„Cosmopolis" (September). Professor Max Müller beschließt im englischen Theil seinen Artikel über Indien und die Inder. Er bespricht diesmal den sinnlosen Gebrauch der Kinderehen und deren misslichste Folge: die kindlichen Witwen. Im Jahre 1881 gab es in Indien 670.000 Witwen unter 19 Jahren. Um diesem Misstand entgegen zu arbeiten, erwirkte Behrami Malabâri die Festsetzung des 12. Jahres bei Mädchen, des 16. bei Knaben als gesetzmäßige Altersgrenze zur Verheiratung, und ist noch immer unablässig bemüht, eine weitere Hinausschiebung dieser Altersgrenze zu erwirken. Auch die gelehrte Inderin Râmabâi (von der kürzlich in einem besonderen Artikel der „Zeit" berichtet wurde) hat nicht wenig für die Aufhebung der Kinderehen und die Verbesserung des Loses der kindlichen Witwen gewirkt. Zusammenfassend meint Professor Müller, wenn auch Europa vom alten Indien praktisch nicht viel lernen könne, da der Sinn seines Volkes stets aufs Transcendentale und so wenig aufs Positive gerichtet war, so sei seine geistige Cultur und namentlich seine Philosophie gewiss nicht minder beachtenswert als die von Hellas und Rom, und dabei noch viel zu wenig bekannt. Es ist dies umso merkwürdiger, als die indische Philosophie, deren Grundlehren in den „Sûtras" klar und knapp niedergelegt sind, ebenso zugänglich ist, wie die des Plato, des Spinoza oder des Kant. Obwohl mehrere Systeme bestehen, ist das herrschende doch nur die „Vedânta", ein auf den Lehren der Veden aufgebautes, pantheistisches System. Der Gottesbegriff der Inder ist zweifellos höher und reiner als der der Griechen oder der Juden, und auf metaphysischem Gebiet sind sie allen alten und neuen Völkern überlegen. Dabei wirkt ihre Philosophie thatsächlich richtunggebend und bestimmend auf das Leben ihrer Anhänger, während bei den europäischen Philosophen ihre Weltanschauung etwas ganz Theoretisches, Außerhalbliegendes sei und bleibe. Professor Müller beschuldigt die europäischen Theosophen — vor allem Mme. Blavatsky — viel zur Verbreitung falscher und ungünstiger Vorstellungen von der so erhabenen indischen Philosophie beigetragen zu haben. — Sehr anziehend schreibt im französischen Theil Gaston Paris über den französischen Ritterroman und seine Anfänge im zwölften Jahrhundert. Aus der Epopöe hervorgegangen und in manchem mit ihr verwandt, unterscheiden sie sich doch wesentlich von ihr dadurch, dass in ihnen die Liebe zum Mittelpunkt der Handlung und zur treibenden Kraft wird. Während in den für ein männliches Publicum berechneten Epopöen ausschließlich die kriegerischen Jugenden verherrlicht und die Frauen sehr nebensächlich behandelt werden, treten diese im Ritterroman in den Vordergrund; alle Thaten der Helden haben auf sie Bezug, und man merkt es den Romanen an, dass sie mit Rücksicht auf einen weiblichen Leserkreis verfasst wurden. Es ist dies eine Folge der wesentlichen Veränderung der gesellschaftlichen und rechtlichen Stellung der Frauen, die sich in jener Epoche, wo die feudale Gesetzgebung aufgehoben wurde, vollzog. Sie räumte den Frauen das Erbrecht und eine ebenbürtige sociale Stellung ein, die bald darauf — in der Zeit der Liebeshöfe — zu einer gebietenden werden sollte. Wertvoll als culturhistorische Documente, die übrigens die Moralität der damaligen Gesellschaft im besten Licht erscheinen lassen, sind diese französischen Ritterromane auch noch bedeutend als die Stammväter der gesammten modernen Literatur, indem darin zum erstenmal der Versuch gewagt wurde, Geschehnisse in Prosa, in der gewöhnlichen Umgangssprache zu erzählen, was zuerst befremdete, dann aber, auch im Ausland, zunächst zu Uebersetzungen und Nachahmungen, und allmählich zu ergiebigem, eigenem und freiem Schaffen führte.

Wahre Geschichten für kleine Kinder.

Von Richard Dehmel.

1. Tippel und Tappel.

Also — siehst du — auf dem Dachsfell vor Großvaters Schlafstube saß der kleine Peter, und hatte seine Schuhchen ausgezogen und besah sich seine dicken, drallen, rosablanken Beinchen mit den blau und roth gestreiften Strümpfen dran. Es waren aber eigentlich gar keine Beinchen; sondern wenn er sich auf den Rücken legte und hob sie in die Luft, dann waren es zwei große, richtige Soldaten, und der eine hieß Tippel, der andere Tappel.

Tippel hatte eine rothe Nasenspitze, und Tappel eine blaue: denn sie waren eben erst von draußen gekommen, und draußen war es furchtbar kalt.

Nun commandierte der kleine Peter: rrührt euch; marrrsch — ganz wie der Onkel Leutnant auf dem Exercierplatz. Und da schwenkte erst Tippel die rothe und dann Tappel die blaue Nasenspitze hin und her, und hatten wunderschöne blau und roth gestreifte Jacken an, und Peter commandierte immer fort: rrechts schwenkt, llinks schwenkt — rechts schwenkt, marsch!

Das gieng nu eine ganze Weile so; bis Tippel und Tappel wüthend wurden. Denn sie waren eigentlich müde und wollten dem kleinen Peter nicht mehr recht gehorchen. Also fiengen sie an zu zappeln und zu strampeln.

„Halt!" schrie da plötzlich der kleine Peter, ganz wie der Onkel Leutnant auf dem Exercierplatz. Denn er war nun auch gleich wüthend geworden und wollte Großvaters große Flinte aus der Schlafstube holen und die beiden bösen Soldaten todtschießen.

Aber da krigten die solchen Schreck, dass sie bauz wieder auf das Dachsfell fielen, und da waren es wieder zwei kleine, kleine Beinchen mit blau und roth gestreiften Strümpfen dran.

2. Der Sonnenstrahl.

Ganz hoch oben über den Wolken wohnte einmal ein Sonnenstrahl, so'n richtiger Spinnefix, dem war die Zeit zu lang, und deshalb gieng er immer mit den Wolken spielen. Ich sage dir, ganz prachtvoll kann man damit spielen! Morgens spielte er Ball mit ihnen, oder Greifen, und abends Schaukelpferd: und manchmal ließ er seine langen gelben Beine bis auf den Mond herunterbaumeln, oder er schoss Kabolz, quer über die blaue Himmelsrutschbahn. Und wenn er einmal hinpurzelte, dann that es gar nicht weh; denn weißt du, Wolken sind noch viel, viel weicher als dein Bettchen.

Eines Tages aber purzelte er nicht auf eine Wolke, sondern zwischen zweien mittendurch, und fiel auf die Erde, in den Pankower Schlosspark: da lag er unter einer großen Kastanie, nachmittags um sechse, ganz blass und schmal, im grünen Gras. Doch weil es ringsherum so still war, bekam er wieder Muth und fieng ein lustiges Liedel an zu summen, das seine Mutter Sonne ihm eingelernt hatte:

Ich bin so blank wie Butter,
ich hab eine goldne Mutter,
ich laufe schneller als alle Pferde,
und manchmal fall ich auf die Erde:
kribbel, krabbel, kringel,
was wird nu aus dem Schlingel?!

Auf einmal kam der Bäckermeister Paul Lommatsch anspaziert, der dir vorhin die schöne gelbe Prezel geschenkt hat, und sah den blanken Sonnenstrahl so durch den grünen Schatten krabbeln, und blieb stehen. Na! dachte der Sonnenstrahl — was will denn Der von mir? und machte sich ganz klein vor Angst. Der dicke Herr Lommatsch aber sah ihn doch und brummelte vergnügt: „Ei, was für'n schöner gelber Sonnenstrahl! Da wolln wir mal ne Prezel draus backen; und wenn so'n rechter lieber Goldbub in meinen Laden kommt, dann kriegt er die.“ Und grips-graps hob er den Sonnenstrahl auf und steckte ihn in die Tasche.

Nun brauchst du aber nicht zu weinen, Heinz, dass du ihn eben aufgegessen hast. Denn siehst du: als uns der Herr Lommatsch vorhin die Prezel vom Ladentisch langte, da hat er mir im Stillen zugeplinkt: das schad't dem gelben Spinnefix nix. Denn weißt du: wenn du jetzt recht lieb hinaufkuckst in den blauen Himmel, dann wird der Sonnenstrahl wieder lebendig und kommt aus deinen blanken Augen herausgekrabbelt und springt mit Einem Blutz da auf die weiße Wolke und fliegt zurück zu seiner goldnen Mutter.

3. Die Pfauenfeder.

Jetzt will ich euch aber eine ganz, ganz wahre Geschichte singen; die fängt auf einem Heuwagen an, und hört im obersten Himmel auf.

Der Heuwagen nämlich kam von der Wiese, und obendrauf da saß der kleine Richard, mitten zwischen dem frischen Heu, das süßer roch als Thee und Honigkuchen, und hatte eine grüne Sammtmütze auf, mit einer herrlichen Pfauenfeder dran. Die hatte seine liebe Mutter ihm selber angenäht: und darum, und weil sie doch so herrlich grün und blau und goldbunt aussah, war seine Mütze ihm schrecklich lieb.

Auf einmal, als er in dem süßen Heu schon beinah einschlafen wollte, kam hui ein Wind übers Feld, nahm ihm die Mütze mir nichts dir nichts aus den Locken und warf sie auf die Erde.

Der kleine Richard, der immer schon ein großer Wildfang war, bekam erst einen mächtigen Schreck, dann sprang er schnurstracks seiner lieben Mütze nach, bautz von dem hohen Wagen herunter.

Eine Weilelang sah er nichts als schwarze Nacht und hörte immerfort den Himmel brausen. Die Erde fühlte er überhaupt nicht mehr, bloß einen furchtbaren Ruck im Kopf, der gar nicht aufhören wollte, als ob ein hohles Fass mit ihm durch einen dunkeln Keller rollte, und seine Beine lagen ganz weit weg von ihm.

Endlich wurde es wieder etwas heller: viel tausend silberne Sterne tanzten durch die schwarze Nacht. Und zwischen den Sternen sah er seine Pfauenfeder fliegen, und sah sie immer größer und größer werden, und immer grüner, blauer und goldbunter funkeln, wie eine große goldbunte Schaukel. Und plötzlich saß auf dieser großen Schaukel seine liebe Mutter, und hatte hellblaue Engelsflügel an und seine grüne Sammtmütze auf, und flocht sich ihre langen schönen Haare und schwebte immer höher vor ihm her.

Da fieng der wilde Richard an zu weinen, weil seine liebe Mutter ihn gar nicht ansehen wollte: und so sehr weh war ihm ums Herz, dass er die kleinen Arme hochheben musste, und immer höher, bis über die silbernen Sterne hoch — und da auf einmal wurde der ganze Himmel hell, denn seine liebe Mutter hatte ihn angesehen, so tief ins Herz, dass er die Augen zumachen musste.

Und wie er sie ganz strahlend wieder aufmachte, da hatte Mutter ihn auf dem Schooß und streichelte seine heißen Locken, und sagte weinend: du böser, böser Junge du!

Im Grase aber, neben ihr, lag seine liebe Sammtmütze mit der Pfauenfeder, und als er ganz verwundert danach langte, da sah die liebe Mutter gleich wieder ebenso selig aus, wie oben über den Sternen, und küsste ihn. Und seht ihr, da merkte der kleine Richard, dass er vom Heuwagen runtergefallen und dann im obersten Himmel war, und dass der auf der Erde liegt.

4. Der Allerseelenspiegel.

Es fieng schon an dunkel zu werden, und Liselotte saß noch immer ganz allein in dem großen Hause, in dem es so schaurig nach Essig roch und weißen Blumen. Denn vorgestern Nacht war der Großvater gestorben, und jetzt waren alle hinaus nach dem Friedhof, um ihn begraben zu helfen: darum saß sie allein.

Sie fürchtete sich aber gar nicht. Denn sie war schon fast sieben Jahre alt, und Großvater hatte immer gesagt: wer sich fürchtet, der kommt nicht in'n Himmel.

Bloß hungern that sie ein bisschen. Aber von Tante Agathens Topfkuchen, der in der dunkeln Stube stand, mochte sie lieber nichts nehmen heute: weil alles so sehr nach Essig roch. Also sah sie zum Fenster hinaus.

Sie traute sich aber nicht aufzumachen: weil sonst auch der schöne Blumengeruch mit weggieng. Darum legte sie nur das Kinn auf das Fensterbrett, und sah hinunter über den Fluss, und drüben den schwarzen Bergwald hinauf, wo oben der runde Mond schon glänzte, ganz still wie ein Spiegel.

Wenn der nun auf einmal herunterrollte! den hohen Berg und ins Wasser. Denn Großvater hatte immer gesagt, es sei gar kein Spiegel: es sei eine schwere, steinerne Kugel, viel schwerer als ein Centner.

Die würde dann alles todtschlagen also, die Bäume und Schiffe und Häuser, und Großvaters Lehnstuhl, in dem sie saß. Und Liselotte machte die Augen zu: weil sie sich doch nicht fürchten wollte.

Denn er konnte ja gar nicht herunterrollen. Er war ja festgebunden an den Himmel, vom lieben Gott mit unsichtbaren Ketten.

Wenn er nun aber doch herunterrollte? — Da faltete sie die Hände zusammen, und machte die Augen noch fester zu, und betete heimlich ein Lied, das Großvater ihr gedichtet hatte:

Ich heiße Liselotte,
ich will zum lieben Gotte.
Ach, Mondchen, leuchte mir empor
und öffne mir das Himmelsthor,
ich bin so sehr alleine!

Ich will dir auch was schenken:
lila Bulabenken.
Die wachsen hinter Wunderthal
alle hundert Jahre mal:
such', dann sind sie deine!

Und als sie das gebetet hatte, kam ihr der Mond auf einmal so wunderlich vor, dass sie die Augen gar nicht mehr aufmachen mochte, wie im Traum. Ganz hell und offen stand der goldene Kreis da oben, dass man nur einfach hineinzugehen brauchte, dann war man im Himmel.

Bloß großen Hunger musste er auch wohl haben: noch größeren als sie selber. Denn solchen großen dunkeln Mund, wie Er in seinem blanken Gesicht jetzt machte, hatte sie nie im Leben gesehen.

Aber von Tante Agathens Topfkuchen konnte sie ihm doch wirklich nichts bringen: da waren ja nicht einmal Mandeln drin. Also nahm sie ihr neues Handkörbchen mit, das silberne, und gieng durch den Garten die Gasse hinunter, wo der Conditor Friedrich Zerwes wohnte, und kaufte zwei Stückchen frische Nusstorte: davon wollte sie ihm eins abgeben.

Als sie nun immer weiter wanderte, über die Brücke den Berg hinauf, kam sie auch an dem Friedhof vorbei, in dem der Großvater begraben lag: dicht neben Mutterchen, hatte Vater gesagt. Und als sie durch das dunkle Gitterthor sah, da brannten lauter Lichter auf all den Gräbern, und weiße Blumen blühten dazwischen, denn es war Allerseelentag.

Da wollte sie schnell noch erst nachsehen, ob Großvaters Seele wirklich noch lebte: denn neulich hatte er ihr erzählt, dass man die Seele nicht mitbegraben könne. Aber da suchten schon so viel fremde Leute nach Seelen, dass sie sich zwischen den tausend Lichtern verirrte; und als sie endlich müde beiseite gieng, da war auch der Mond oben weggegangen, und keiner kümmerte sich um sie.

So stand sie traurig mit ihrem Körbchen im Dunkeln, da wo die Gräber der Armenkinder sind, und wollte fast schon zu weinen anfangen, so sehr alleine war ihr zumuthe.

Auf einmal regte sich etwas hinter ihr, und als sie erschrak und sich umdrehte, kam zwischen den Gräbern ein kleines Mädchen auf sie zu, mit einem geflickten Röckchen an und einer lila Schürze darüber, das hatte solche goldigen Augen, dass Liselotte im Stillen dachte: noch schöner als mein silbernes Körbchen.

Das arme Mädchen aber sprach leise: ich habe nichts weiter für mein Schwesterchen — und dabei holte es unter der Schürze einen kleinen kreisrunden Spiegel hervor und stellte ihn auf ein kahles Grab.

Da wollte doch Liselotte sie trösten, und streichelte freundlich den kleinen Hügel und kniete wie sie vor dem Spiegelchen nieder. Als sie nun aber hineinblickte so, siehe da waren die tausend Lichter des ganzen Friedhofes darin zu sehen, und alle die weißen Blumen

dazwischen, dass ihr das Körbchen fast hinfiel vor Staunen, und war Ein Glanz und Eine Herrlichkeit.

Das arme Mädchen aber lächelte nur und nickte der Liselotte still zu; und ganz glückselig zeigten sich beide, wie reich nun das Grab des Schwesterchens war, viel reicher als irgend ein anderes.

Und manchmal kamen auch fremde Leute vorbei: die merkten, wie sehr sie zusammen sich freuten, und wollten nun sehen, warum und wieso, und bückten sich neugierig über das Hügelchen.

Aber mit ihren dicken Köpfen, sobald sie dem Spiegel zu nahe kamen, sahen sie nichts als ihr eignes Gesicht, als ob sie selbst da im Grabe säßen, bis an den Hals. Da krigten sie Furcht vor dem armen Mädchen, und alle liefen rasch wieder weg.

Bloß Liselotte, die niemals sich fürchtete, blieb wie im Himmel neben ihr sitzen, und strich ihr das Röckchen glatt und sagte: Wie wird sich nun aber dein Schwesterchen freuen, dass alle Seelen vom ganzen Friedhof in ihrem Spiegel zusammen sind! Mein Großvater ist auch darunter; und Mutterchen.

Dann machte sie heimlich ihr silbernes Körbchen auf, und wollte die Nusstorte mit ihr theilen, und dabei fragte sie: wie heißt du denn?

Da lächelte wieder das arme Mädchen, und blickte noch goldiger vor sich hin, und sagte leise, als ob sie träumte:

Ich heiße Liselore.
Ich komm vom Himmelsthore.
Ich sah mein Schwesterchen hier stehn,
es wollte in den Mond hingehn,
es stand so sehr alleine.

Es wollt dem Mond was schenken:
lila Bulabenken.
Komm, Schwesterchen, nach Wunderthal
in den Allerseelensaal:
sieh, nun sind sie deine!

Und während sie das sagte, war sie aufgestanden, und hatte ihr lila Schürzchen abgebunden, und schwenkte es hoch im Kreise mit beiden Händen über sich; und plötzlich war sie gar kein kleines Mädchen mehr, sondern eine große lila Blume, die neigte sich tief zu Liselotte hernieder und nahm sie mit den Blättern zu sich hoch und setzte sie sanft in ihren Blütenschooß.

Und als nun Liselotte nach dem Spiegelchen sah, da wurde es größer und immer größer, viel größer als der Mond vorhin, und stand weit offen wie ein goldener Saal, und drinnen bewegten sich leuchtende Säulen, die waren durchsichtig wie Lichter im Wasser, viel tausend tausend und immer mehr, als ob sie miteinander tanzten, und plötzlich schrie sie laut auf vor Schreck und musste weinen vor Seligkeit, denn ganz weit hinten kam auch ihr Mutterchen her und leuchtete heller als alle die andern.

Und als sie die Augen noch weiter aufmachte, stand Vater im Mondschein neben Großvaters Lehnstuhl, und Tante Agathe wischte die Thränchen vom Fensterbrett, und alle lobten die kleine Liselotte, wie schön allein sie zuhause geblieben war, und dass sie sich gar nicht gefürchtet hatte.

5. Zettelepeuche.

ER hieß Hellmuth Doll, und Sie Helminthe Dollste. Er war Kaiser von Olympistan, und Sie die Königin der paradisischen Inseln. Er beherrschte die höchsten Berge der Erde, und sie den herrlichsten Garten der ganzen Welt.

Sie hatten aber nicht immer so geheißen. Sondern als er zur Herrschaft kam, hieß er einfach bloß Hellmuth, und saß höchst einsam auf seinem Thronberg, und kaute an seinem Reichsapfel oder rührte mit dem Scepter die Sterne um.

Und Sie hieß eigentlich bloß Helminthe, und von den Menschen wollte sie auch nicht viel wissen, sondern hatte bloß einen kleinen Vogel, der flog mitunter hinaus in die Welt und brachte ihr Liebesbriefe heim, so oft sie sich langweilte: darum taufte sie ihn „das Zettelepeuche".

Damals hatten sie beide noch nichts voneinander gehört, denn Kaiser Hellmuth schrieb keine Liebesbriefe, weil er sich selber zu mächtig liebte. Und mehr als einmal sang ihr das Zettelepeuche: Isi osisi, such's Paradisi! Aber die Königin konnte nicht begreifen, was dies Gesinge bedeuten sollte, weil sie die paradisischen Inseln doch alle ganz allein schon besaß.

Doch eines Nachts, als sie sich wieder mal schrecklich langweilte, da fiel eine Sternschnuppe mitten auf ihre mittelste Insel, und wieder sang ihr das Zettelepeuche: such's Paradisi, isi osisi!

Da schoss ihr das königliche Blut in den Kopf, sodass sie mit ihrem Zauberstabe das arme Vögelchen hauen wollte: aber im selben Augenblick schoss nun ein ganzer Schwarm Sterne vom Himmel, grade in ihren Garten hinein, sodass sie beklommen aufs Meer hinaussah und mächtige Sehnsucht ins Weite krigte.

Also band sie am andern Morgen die Inseln vom Grunde des Meeres los und schwamm mit ihnen den Weg in die Welt, immer dem Zettelepeuchele nach, bis sie so endlich auch an das Ufer kam, wo Kaiser Hellmuth auf seinem Thronberg saß und mit dem Scepter die Sterne umrührte.

Na warte! dachte die Königin, schickte das Zettelepeuche hinüber zu ihm, und ließ ihm sagen, er möchte das bleiben lassen, ihr ganzer Garten sei schon in Unordnung!

Der Kaiser war grade bei guter Laune. Drum fieng er sich einfach das Vögelchen ein, ließ es von seinem Reichsapfel naschen und gab ihm die Krone als Vogelbauer. Dann stand er lachend ein bisschen auf, nahm seinen Thronberg in beide Hände und schmiss ihn pladautz auf den Garten drüben.

Die Königin Helminthe stand erst ganz starr und machte Augen wie Donnerwolken. Dann aber ließ sie sich nicht verblüffen, hob einfach ihren Zauberstab hoch und ließ all ihre Bäume und Blumen quer durch den Berg hinauf in den Himmel wachsen.

Das gieng nun dem Kaiser doch über die Hutschnur, und wüthend nahm er die Krone vom Kopf und wollte dem Zettelepeuche den Hals umdrehen. Sie aber köpfte fix einen blühenden Dornbaum, schmiss ihm den Busch schwapp unter die Nase, und schrie ihm hinüber: du bist wohl doll, ja?

Als das dem Kaiser Hellmuth passierte, musste er dreimal fürchterlich niesen. Dann aber roch ihm der blühende Busch so herrlich, dass er laut lachend zurückschrie: jawollja! ja! Du aber scheinst mir die Dollste zu sein!

Und damit pflanzte er sich die Krone rasch wieder auf sein einsames Haupt, steckte den Dornbusch ins oberste Knopfloch und sprang übers Wasser hinüber zu ihr.

Da standen sie nun ganz dicht vor einander, Helminthe Dollste und Hellmuth Doll, und sahen sich höhnisch in die Augen. Auf einmal aber erbebten sie beide, denn aus der Krone kam hell ein Singen: Isi osisi, such's Paradisi!

Und sieh, da sah sie in seinen Augen den ganzen Garten sammt Thronberg schwimmen, und kam sich einsamer vor als je, und endlich begriff sie das Zettelepeuche.

Und Er — er musste es auch wohl begreifen: denn plötzlich hielten sie sich umschlungen, als wollten sie beide zusammenwachsen, und gaben sich ihren ersten Kuss.

Und über ihnen, mitsammt der Krone, schwebte das Zettelepeuche gen Himmel, und zwitscherte immer heller und doller, und sie beschlossen zusammen zu bleiben bis an ihr seliges Ende.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Seiden-Damaste 75 kr.

bis fl. 14.65 per Meter und Seiden-Brocate — ab meinen eigenen Fabriken

sowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins 2c.).

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend. 762

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

Wiener Wochenschrift

für

Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Herausgeber:

Professor Dr. J. Singer,

Hermann Bahr und Dr. Heinrich Kanner.

Band XVII und XVIII

October 1898 — März 1899.

Wien, IX/3. Günthergasse Nr. 1.

Druck von Johann N. Vernay, Wien, IX. Mariannengasse Nr. 17.

Autoren-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.

A—r Heinrich **232** 149
Adler Felix **217** 137
Árpád **219** 161, **220** 177, **222** 209, **231** 129, **232** 146
Bahr Hermann **209** 12, **211** 42, **212** 59, **213** 73, **215** 105, **216** 121, **217** 136, **219** 170, **220** 185, **221** 193, **221** 203, **223** 1, **223** 11, **224** 27, **225** 41, **227** 74, **228** 90, **230** 121, **232** 154, **233** 170, **234** 184
Barbey d'Aurevilly J. **225** 46, **226** 62, **227** 78, **228** 94, **229** 111, **230** 126
Baumann Oskar, Dr. **224** 23
Blumenthal Oskar **229** 105
Blumentritt F., Professor . . **233** 162
Boms **227** 66
Bracco Roberto **234** 191
Brouta Julio, Dr. **228** 81
Bruck-Auffenberg Natalie **218** 152, **224** 26
Bukovics Emerich, von **229** 104
Burckhard Max **211** 43, **212** 58, **213** 74, **217** 138, **218** 153, **220** 186, **225** 43, **228** 89, **231** 140, **234** 186
Charpentier A., Dr. **215** 98
Cippico Antonio . . . **213** 72, **232** 152
Clericaler, Ein römischer . . . **211** 33
Colajanni Napoleone, Dr. . . . **210** 17
Crüger Hans, Dr. **228** 83
Dreger Moriz, Dr. . . . **216** 121, **220** 184
Ebermann Leo **229** 104
Ehrenstein Theodor **227** 69
Eucken Rudolf **209** 6
Falke Gustav **209** 15, **210** 31, **211** 47, **212** 62, **213** 78
Federn Karl, **216** 126, **217** 143, **218** 158, **219** 174, **220** 191, **221** 207, **222** 222
Federn Walther **210** 22, **213** 67, **231** 135
Fischel Alfred, Dr. **218** 145
Frankl-Hochwart Bruno, Dr. von **216** 119, **217** 133
Fuchs Georg **212** 57
Ganghofer Ludwig . **216** 122, **230** 119
Ganz Hugo, Dr. **219** 163, **223** 1, **226** 49
Geijerstam Gustav, af **225** 40
Gerlach H., von **209** 4, **225** 35, **229** 97, **231** 133
Gettke Ernst **229** 104
Göhre Paul **223** 10
Gold Alfred **210** 27, **215** 105
Gombrich Karl, Dr. **213** 66
Grieg Eduard **219** 167
Großmann Stefan **224** 21
Grube Max **229** 106
Hamsun Knut **232** 150
Harpner Gustav, Dr. **226** 50
Hartleben Otto Erich **229** 106
Harzen-Müller A. N. **220** 182
Heine Bernhard **228** 85
Hellmann J., Lehrer **211** 34
Hirst Francis W. **230** 113
Hoernes Hermann, Hauptmann **210** 23, **215** 101
Holz Arno **231** 138
Jaensch Theodor, Dr. **223** 6
Jellinek Georg, Prof. Dr. . . . **219** 165
Jentsch Karl **211** 38, **215** 99, **216** 116, **222** 211, **227** 68, **232** 147
Jörgensen Johannes **214** 96
Jostenoode Harald Grävell, von . **212** 52
Kadelburg Gustav **230** 120
Kanner Heinrich, Dr. (Chiffre „K.") **209** 1, **210** 17, **210** 19, **211** 33, **211** 37, **212** 49, **215** 97, **216** 113, **517** 129, **218** 145, **219** 161, **224** 17, **225** 33, **227** 65, **228** 81, **230** 114, **232** 145, **233** 161, **234** 177
Karlweis C. **229** 104
Key Ellen **217** 134, **223** 8, **227** 70, **233** 167
Kienzl Wilhelm, Dr. **209** 8
Klages Ludwig **228** 87
Kraus Siegmund . . . **221** 196, **230** 114
Lagerlöf Selma **233** 174
Langmann Philipp **229** 105
Lecher Otto, Dr. . . . **214** 85, **234** 179
Leitgeb Otto, von **215** 111
Léon Victor **229** 105
Levetzow Karl, Freiherr von **226** 56, **233** 169
Levin Jul. **226** 55
Lindau Paul **230** 120
Linsemann Paul **214** 92
Loew Emil, Dr. **219** 164, **223** 4
Loos Adolf **229** 103
Macrosty Henry W., B. A. . . . **216** 113
Masaryk Th. G., Prof. Dr. . . . **213** 65
Maschinenfabrikant, Ein **220** 181, **225** 38
Meyer Richard M. **222** 215
Minzes B., Prof. **210** 25, **223** 3, **225** 36
Mongré Paul **213** 69
Muther Richard **214** 90
Neera **215** 102
Oberwinder Heinrich **226** 52
Ofner Julius, Dr. . . . **214** 81, **233** 165
Otten Else **210** 24
Palästinafahrer, Von einem alten **214** 87
Palisa J., Dr. **216** 118, **230** 117
Pastor Willy **221** 200, **222** 213, **226** 53, **232** 153
Pollex **209** 1, **214** 81, **217** 130, **220** 179, **221** 193, **225** 33, **229** 98, **231** 131
Ratzel Friedrich **221** 198
Regnier, Henri de **209** 9
Reitler Anton, Dr. **216** 115
Rosegger Peter **234** 184
Salten Felix **231** 143, **232** 158
Schäffer Emil **222** 214
Scherzer Karl von, Dr. **234** 181
Schmidhammer Wilhelm **225** 37
Schmitt Eugen Heinrich, Dr. . . **218** 147
Schnitzler Arthur **229** 105
Schotthoefer F. **230** 116
Schüller Ludwig, Dr. **233** 166
Schuhmann Josef, Professor . . **212** 51
Seidel Heinrich, Dr. **229** 101
Servaes Franz **212** 54, **221** 202
Specht Richard **218** 151
Stahl Fritz **227** 74, **231** 139
Stein Ludwig, Prof. Dr. **231** 135
Steinacker Edmund **233** 164
Stern Alfred **212** 53
Stöhr Ernst **229** 107
Strindberg August **225** 38
Studenten, Von einem **212** 49
Tolstoi Leo **217** 131, **218** 140
Trebitsch Siegfried **219** 169
Ubell Hermann **211** 41
Verga Giovanni . . . **223** 15, **224** 30
Verworn Max **219** 166
Villard Henry C. **234** 177
Wallaschek Richard **215** 107, **220** 185, **222** 218, **224** 24, **225** 42, **229** 107, **234** 185
Wassermann Jakob **227** 73
Wildenbruch Ernst von **229** 106
Windholz J. L. **230** 118
Wolzogen Ernst von **209** 9, **222** 217, **226** 59
Zifferer Donat **210** 20
Zuckerkandl B. **226** 58, **230** 120

Inhalts-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.

Artikel.

Abrüstungsträume und finnländische Wirklichkeit, Russische . . . **223** 3
Absolutistische und die parlamentarische Prämie, Die **233** 161
Afrikanische Galgenskizzen **224** 23, **228** 85
Ajaccio, Nach **221** 198
Altersversicherung für unsere Dienstboten **232** 149
Amerikanische Weltpolitik **234** 177
Anarchistische Verbrechen und die Verantwortlichkeit Italiens, Das . . **210** 17
Antidualistische Taktik **219** 161
Antwort **233** 169
Arbeiters, Das Recht des „freien" **215** 99, **216** 116
Architektur **232** 154
Aufruhr der Weiber — Weibliche Schönheit **227** 73
Ausgleich, Der deutsch-mährische . **218** 145
Autoren, Das Erscheinen der **229** 103, **230** 119
Ballon im Dienste der Meteorologie, Der **210** 23, **215** 101
Bánffy Desider, Baron **219** 161
Beaurepaire **225** 33
Beiram **219** 166
Bevölkerungswachsthum und Boden . **211** 38
Bismarck, der Künstler **221** 302
Bismarcks Selbstbildnis **225** 35
Boden, Bevölkerungswachsthum und **211** 38
Bücher, Neue **217** 136
Bulgarischer „Flirt" Politik, Aus der Sackgasse **227** 66
Burgtheater **218** 153, **234** 186
Burgtheater, Schilleraufführungen im **217** 138
„Cäsaropapismus" und Kunstentwickelung in Russland **210** 25
Carlismus, Der **228** 81
Chrysostomus vor den Budapester Geschwornen, Der heilige **218** 147
Confiscationen der „Zeit", Die **210** 19, **211** 37
Constantinopler Eindrücke **212** 52
Concerte **234** 185
Couperus über den Weltfrieden, Louis **210** 24
Cyrano von Bergerac **211** 43

Das liebe Ich 209 14
Denkfreiheit, Katholische 232 147
Der Thor und der Tod 216 122
Dienstboten, Altersversicherung für unsere 232 149
Donna Diana 220 185
Don Quixote 217 137
Drama, Das Wort im 217 136
Dreyfus-Affaire: Zur Revision des Dreyfus-Processes 214 81
Dupuy, Der Held 217 130
Einacter von Arthur Schnitzler, Drei 231 140
Emerson als Kritiker 232 150
Eisenbahnverbot, Postdebit und 224 17
Eisenzölle in Oesterreich-Ungarn, Die 220 181, 225 37
Elektrochemie, Angewandte 229 101
England, Die fortschrittlichen Factoren im heutigen 216 113
England, Die gegenwärtige Stellung der politischen Parteien in 230 113
Erbe, Das 220 186
Erinnerungen aus Rubens 222 214
Fechners, Die Weltanschauung 221 200, 222 213
Fechner als Mensch 226 53
Finnland und die Abrüstungsidee des Czaren, Der Militarismus in 225 36
Finnländische Wirklichkeit, Russische Abrüstungsträume und 223 3
Fontane, Der letzte 214 94
Fontane, Erinnerungen an 209 9
Forckenbeck, Max 212 53
Fortschrittlichen Factoren im heutigen England, Die 216 113
Frankreich, Präsidentenwechsel in 231 131
Französische „Gesetz wider die Verdächtigen“, Das neue 229 98
Frau der Zukunft. Die 224 27
Frohschammer in seinen Beziehungen zum Lehrerstande und zur freien Schule, Jacob 234 181
Fuhrmann Henschel 225 43
Gabriele d'Annunzio, Ein Besuch bei 213 72
Galizische Sparcasse 231 135
Gefährliches Spiel 232 155
Genossenschaften in Deutschland, Die 228 83
Geschäftsordnung, Die 218 155
Händels Oratorien 224 24
Hardens Glück und Ende, Maximilian 231 133
Heimweh 210 27
Herabgekommen 216 113
Herostrat 228 89
Hirtenlieder 223 11
Hörmann, Theodor von 229 107
Hungersnoth oder keine Hungersnoth in Russland im Jahre 1898? 217 131, 218 149
Jahrhundert, Das ungereimte 222 217
Ibsens Individualismus 233 167
Idealist, Ein 215 102
Jellinek, Hermann 219 165
Jellinek und Amalie Hempel, Hermann 216 119, 217 133
Im weißen Rößl 212 59
Industrie und Transportwesen 223 4
Industrie und Verwaltung 219 164
Italienische Secession, Die 232 152
Italiens, Das anarchistische Verbrechen und die Verantwortlichkeit 210 17
Jugend, Das Recht auf 221 196
Jungczechischer Angriff auf die Pressfreiheit, Ein 226 50
Kanzler, Der zweite deutsche 229 97
Katholische Denkfreiheit 232 147
Kometen des Jahres 1899, Die wiederkehrenden 230 117
Komische Oper 229 107
Krise des Systems in Ungarn, Die 223 1
Künstlerhaus 213 73
Künstlermappen 220 184
Kunst und Stickerei, Moderne 218 152
Kunstausstellung, Eine Darmstädter 212 57
Landwirtschaft in Preußen, Militarismus und 227 68
Lebens, Die innere Bewegung des modernen 209 6
Lebenszweck und Lebensauffassung 231 135
Lehrerstande und zur freien Schule, Jacob Frohschammer in seinen Beziehungen zum 234 181
Leyer und Schurz 222 218
Linie, Die 226 58
London, Theaterabende in 219 169
Lumpen, Die 219 170
Lyrik, Impressionistische 212 54
Maeterlinck auf der Bühne, Maurice 231 139
Magyarische Nationalpolitik, Systemwechsel in Ungarn und die 233 164
Mahler—Richter 215 107
Malerei 233 170
Mars und Erde, Zwischen 216 118
Marxismus, Die Krise innerhalb des 213 65
Meteorologie, Der Ballon im Dienste der 210 23, 215 101
Meyer, Konrad Ferdinand 218 151
Meyer, Rudolf 226 52
Militarismus in Finnland und die Abrüstungsidee des Czaren, Der 225 36
Militarismus und Landwirtschaft in Preußen 227 68
Modensecession 224 26
Moderne Kunst in Berlin 232 153
Moderne Kunst und Stickerei 218 152
Modernen Lebens, Die innere Bewegung des 209 6
Mozart 219 167
Museum, Oesterreichisches 215 105
Musée Social in Paris, Das 230 116
Muth 217 134
National-freisinnig 212 49
Neunkirchner Landtagswahl vor dem Reichsgericht, Die 214 81
Obstruction, Ungarische und österreichische 230 113
Oesterreichische System in Ungarn, Das 217 129
Oesterreichs Volksschule und deren Lehrer 211 34
Olbrich, Meister 211 42
Opferwilligkeit und der nothwendigen Selbstsucht, Von der 211 39
Opposition, Die siegreiche ungarische 232 146
Palästinafahrt des deutschen Kaisers, Beiträge zum Verständnis der 214 87
Palästina und der Vatican, Reise Wilhelm II. nach 211 33
Palolo Der 223 6
§ 14-Parlament, Das 221 193
Pfarrgemeinden in Wien, Die 233 165
Philippinen-Frage, Die 233 162
Picquart 220 179, 221 193
Postdebit und Eisenbahnverbot 224 17
Postsparcasse-Einlagen, Prämien für 216 115
Präsidentenwechsel in Frankreich, Zum 231 131
Premièren 228 90
Pressfreiheit, Ein jungczechischer Angriff auf die 226 50
Preußen die Wahlen macht, Wie die Regierung in 209 8
Preußische Nationalpolitik 222 211
Proudhon 224 21
Provinz, Die Entdeckung der 234 184
Puvis de Chavannes 214 90
Quartett und Orchester 225 42
Quoten-Taktik 211 33
Recht des „freien“ Arbeiters, Das 215 99, 216 116
Recht auf Jugend, Das 221 196
Regierungen, Normale 212 49
Regierungs-Faullenzer, Der 215 97
Reichsgericht, Die Neunkirchner Landtagswahl vor dem 214 81
Reiherfedern, Die drei 227 74
Replik, Eine 231 138
Rhythmus, Der neue 226 56
Richter—Mahler 215 107
Roman eines Gottes, Der 223 10
Rops, Felicien 226 54
Rubens, Erinnerungen aus 222 214
Rückgratlos 210 17
Rückzug, Der strategische 209 1
Russische Abrüstungsträume und finnländische Wirklichkeit 223 3
Russland, „Cäsaropapismus“ und Kunstentwickelung in 210 25
Russland im Jahre 1898, Hungersnoth oder keine Hungersnoth in 217 131 218 149
Schabelitz, Jacob 230 118
Schilleraufführungen im Burgtheater 217 138
Schnitzler, Arthur 211 41
Schnitzler, Drei Einacter von Arthur 231 140
Schonische Landschaft 225 38
Schulreform, Christlichsociale 230 114
Secession, Die 215 105, 216 121, 220 185, 221 203, 225 41, 227 71, 234 184
Secessionist, Der erste 230 121
Secession, Die italienische 232 152
Selbstbewusstsein des Künstlers, Vom 228 87
Selbstsucht, Von der Opferwilligkeit und der nothwendigen 211 39
Snob, König 209 1
Socialist, Ein wissenschaftlicher 212 51
Spanisch-amerikanischen Krieges, Die weltgeschichtliche Bedeutung des 215 98
Spitzen 230 120
Starhemberg, Ruber & Cie. 214 85
Stickerei, Moderne Kunst und 218 152
Stirner 213 69
Strafverhandlungen, Misstände bei Wiener 213 66
Strindberg, August 225 40
Széll, Das Ministerium (Koloman Széll, Baron Géza Fejervàry, Ladislaus Lukács) 231 129
Széll, Zur Formel 234 179
Taktik, Antidualistische 219 161
Taktik, Die neue alte 225 33
Teufel an der Wand, Der 228 81
Theaterabende in London 219 169
Thunheiten, Allerlei 227 65
Tisza-Clique, Die 220 177
Tramwayvertrag, Der Wiener 213 67
Transportwesen, Industrie und 223 4
Twardowski, der slavische Faust 220 182
Ungarische Fronde, Die 222 209
Ungarn, Das österreichische System in 217 129
Ungarn, Der Kampf um 226 49
Ungarn, Die politische Krise in 219 163
Ungarn, Krise des Systems in 223 1
Ungarn und die magyarische Nationalpolitik, Der Systemwechsel in 233 164
Unter einer Decke 234 177
Vauvenargues 227 70
Verkannte, Eine 222 215
Vermögensconfiscation, Eine 233 166
Verwaltung, Industrie und 219 164
Verwaltungsrath, Der 210 22
Vielgeprüfte, Der 213 74
Vielgeschäftige, Der 223 1
Volksschule und deren Lehrer, Oesterreichs 211 34
Volkswirtschaft und Presse in Oesterreich 227 69
Wagner-Biographie, Eine Richard 209 8
Wagners Bärenhäuter, Siegfried 226 59
Wagners Kunstakademie, Otto 216 121
Wahlen, Wie die Regierung in Preußen die Wahlen macht 209 8
Wallenstein 212 58
Weibliche Schönheit — Aufruhr der Weiber 227 73
Weltanschauung Fechners, Die 221 200, 222 213
Wiener Gasfrage ein communales Unglück, Die 210 20
Wiener Tramwayvertrag, Der 213 67
Wilhelm II. nach Palästina und der Vatican, Die Reise 211 33
Winterausstellung, Ein Epilog zur 229 103
Zungen, Tödtende 223 8

Die Woche.

a) Politisches: 210—215 28, 44, 60, 75, 93, 107; 217—221 139, 155, 171, 187, 204; 223 12; 225 44; 227—230 75, 91, 108, 122; 232—234 155, 171, 188;

b) Volkswirtschaftliches: 209—234 12, 45, 60, 76, 94, 108, 123, 139, 155, 172, 187, 205, 219, 13, 27, 45, 60, 76, 92, 109, 123, 141, 156, 172, 188;

c) Kunst und Leben: 209—234 13, 45, 61, 76, 95, 108, 124, 140, 156, 172, 188, 205, 220, 13, 28, 45, 60, 76, 92, 109, 124, 141, 156, 172, 188.

Bücher.

Abels Ludwig: Aus der Schule der Liebe 226 61
Adler Emanuel, Dr.: Ueber die Lage des Handwerks in Oesterreich 213 77
Auerbach Bertrand: Les Races et les nationalités en Autriche-Hongrie 212 62
Bachofen J. J.: Das Mutterrecht 220 189
Bamberger Ludwig: Bismarck Posthumus 228 93
Bernfeld S., Dr.: Juden und Judenthum im neunzehnten Jahrhundert 222 221
Berthold Arthur, Dr.: Spemanns deutsches Reichsbuch 232 157
Bie Oscar: Das Clavier und seine Meister 223 14
Bilderbogen für Schule und Haus, herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst 221 206

Digitized by Google

Bilharz Alfons, Dr.: Metaphysik als Lehre vom Vorbewußtsein . **210** 30
Bismarck in der Caricatur. Gesammelt und mit erläuterndem Text versehen von K. Walther . . **234** 190
Borel Henri: Weisheit und Schönheit aus China **215** 110
Boßhard J.: Im Nebel . . . **210** 30
Brandes Georg: Polen . . . **234** 190
Commentar zum Gesetz vom 25. October 1896, R.-G.-Bl. Nr. 210, betreffend die directen Personalsteuern. Von Eduard Bugno und Dr. Emil Widmer **221** 206
Die Arbeitseinstellungen und Aussperrungen im Gewerbebetriebe in Oesterreich 1897 . . . . . **233** 173
Die Frauenfrage. Eine Discussion zwischen Victor Yarros und Sarah E. Holmes. Aus dem Englischen von Georg Schumm **231** 142
Donath Adolph: Tage und Nächte **211** 46
Dückershoff Ernst: Wie der englische Arbeiter lebt **215** 110
Elster Ludwig, Dr.: Wörterbuch der Volkswirtschaft **217** 141
Engel Alexander: Die Liebe kommt **217** 142
Falckenberg Richard, Dr.: Geschichte der neueren Philosophie . . . **219** 173
Frapan Ilse: Die Betrogenen . . **213** 77
Goethes Briefe an Frau Charlotte von Stein. Eingeleitet, erläutert und herausgegeben von Hermann Camillo Kellner . . . **216** 125
Hartmann, Ludo Moritz: Geschichte Italiens im Mittelalter . . . **215** 110
Heckel Karl: Briefe Richard Wagners an Emil Heckel **231** 142
Hedenstjerna A., von: Kaleidoskop **212** 62
Hemann F.: Das Erwachen der jüdischen Nation **223** 14
Hermann Georg: Die Zukunftsfrohen **209** 13
Heyn Otto, Dr.: Kritik des Bimetallismus **222** 220
Hillebrand Karl: Zeiten, Völker und Menschen **232** 157
Hirschberg F., Dr.: Die sociale Lage der arbeitenden Classen in Berlin **214** 95
Holitscher Arthur: An die Schönheit **232** 158
Jacobsen J. P.: Gesammelte Werke **210** 30
Jammes Francis: De l'Angelus de l'Aube à l'Angelus du Soir . . **220** 190
Jordan Wilhelm: In Talar und Harnisch **234** 190
Kaemmerer G. H.: Reichsbank und Geldumlauf **222** 220
Kampfmeyer Paul: Mehr Macht! **225** 46
Keßler Harry, Graf: Notizen über Mexiko **210** 30
Kiedel Hermann: Die Steuerpolitik der Besitzlosen **211** 46
Kohn Gustav: System der Nationalökonomie, III. Band **230** 125
Kraemer Hans: Das XIX. Jahrhundert **233** 173
Krapotkine P.: Paroles d'un Revolté. — Conquête du pain . . **209** 13
Lohmann W., Dr.: Das Arbeitslohngesetz **217** 141
Lichtenbergs Briefe an Dieterich, G. C. Herausgegeben von Eduard Grisebach **217** 141
Limprecht Karl: Der Ursprung der Gothik und der altgermanische Kunstcharakter **233** 173
Lotmar Philipp, Prof.: Die Freiheit der Berufswahl **224** 29
Mackay John Henry: Gesammelte Dichtungen **230** 136
Mayer Eduard v.: Die Bücher Kains vom ewigen Leben **231** 142
Megede J. R. zur: Von zarter Hand **220** 189
Meißner Franz Hermann: Arnold Böcklin **221** 206
Meyer Eduard Hugo: Deutsche Volkskunde **225** 46
Morgenstern Christian: Ich und die Welt **219** 173
Musikalischer Weihnachtskatalog . . **217** 142
Nansen Peter: Judiths Ehe . . **224** 29
Niedermann Alfred: Dione Peutinger, die Aerztin von Ingolstadt **229** 110
Oesterreichs Zusammenbruch und Wiederaufbau **232** 157
Oettingen, Wolfgang v.: Unter der Sonne Homers **222** 221
Paulsen Friedrich: Immanuel Kant **218** 156
Prydz Alvide: Gunvor auf Haerö **219** 173
Reinhold Karl Theodor: Die bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft **226** 61
Rülf J., Dr.: Wissenschaft des Einheitsgedankens **209** 13
Sacken, Adolf Freiherr v.: Die Botschaft des Zars **229** 110
Salus Hugo: Neue Gedichte . . **218** 157
Scheerbart Paul: Na Prost! . . **224** 29
Schell Hermann, Dr.: Der Katholicismus als Princip des Fortschrittes **227** 78
Schmoller Gustav: Umrisse und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte besonders des preußischen Staates im 17. und 18. Jahrhundert **229** 110
Schumanns Verlag, A., Leipzig: Handbuch der deutschen Actiengesellschaften. Ausgabe 1897/1898 . . **216** 125
Sechzig Upanischads des Veda. Aus dem Sanskrit übersetzt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Dr. Paul Deußen . **224** 29
Spicker Gideon, Dr.: Der Kampf zweier Weltanschauungen . . . **209** 13
Stehr Hermann: Auf Leben und Tod **226** 61
Sully James: Handbuch der Psychologie für Lehrer **220** 189
Suttner, Marie von: Wie es Licht geworden **209** 13
Vrba Rudolf: Die Palacky-Feier und ihre Widersacher **227** 77
Vujič Michael, Dr.: Načela narodne ekonomije **223** 14
Wallner Susi: Die alte Stiege . **214** 95
Weichs-Glon, Friedrich Freiherr zu, Dr.: Die Brotfrage und ihre Lösung **227** 77
Wellisch S.: Das Alter der Welt **217** 141
Wickhoff Franz, Professor: Ueber die historische Einheitlichkeit der gesammten Kunstentwickelung . . **222** 220
Zürcher Discussionen. Herausgegeben von Oskar Panizza . . **218** 157

Revue der Revuen.

209—234 14, 30, 46, 62, 78, 95, 110, 126, 142, 157, 173, 190, 206, 221, 14, 29, 46, 62, 78, 94, 110, 126, 142, 158, 174, 190.

Belletristisches.

Sein letztes Abenteuer **209** 15, **210** 31, **211** 47, **212** 62, **213** 78
Al fresco **214** 96
In memoriam. **215** 111
Verbrecher **216** 126, **217** 143, **218** 158, **219** 174, **220** 191, **221** 207, **222** 222
Der Esel des heiligen Josef **223** 15, **224** 30
Der rothe Vorhang **225** 46, **226** 62, **227** 78, **228** 94, **229** 111, **230** 126
Der Hinterbliebene . **231** 143, **232** 158
Die Grabschrift **233** 174
Der verlorene Handschuh . . . **234** 191

Die Zeit.

XVII. Band. Wien, den 1. October 1898. Nummer 209.

K. K. ZEITUN…

Der strategische Rückzug.

Schon die ersten Tage der neuen Reichsrathssession haben gezeigt, dass die Regierung, die sich erst jüngst in der „Wiener Abendpost“ gerühmt hat, dass sie „für alle Fälle gerüstet“ sei, nach alt-österreichischer Tradition genau nur für alle jene möglichen Fälle gerüstet war, welche nicht eingetreten sind, nicht aber für jenen einzigen, aber gerade deswegen auch einzig wichtigen Fall, der wirklich geworden ist: für die sachliche Berathung des Ausgleichs, welche bestimmt ist, im geeigneten Moment in die Obstruction überzugehen.

Im geeigneten Moment! Das ist das Wort, welches die richtige von der falschen Auffassung der Obstruction trennt. Nur in den Operetten ist das Kriegführen nichts weiter als ein ununterbrochenes Bum-Bum. In den Augen der Kundigen ist es der Inbegriff einer theoretisch grenzenlosen Zahl von strategischen und taktischen Operationen, die nicht den Rauch und nicht den Knall und nicht die blutige Färbung miteinander gemein haben, sondern lediglich nur den feindseligen Zweck, dem sie alle zu dienen haben, jede nach ihrer Art und zu ihrer Zeit. Aehnliches gilt auch vom parlamentarischen Kampf. Auch hier bringt wohl das Bum-Bum die letzte Entscheidung, d. i. unbildlich ausgedrückt, wenn eine Majorität den Kampf gegen die Regierung führt (was allerdings bisher in Oesterreich noch nicht vorgekommen ist, wohl aber in anderen, entwickelteren Ländern), die regierungsfeindliche Abstimmung; wenn eine Minorität ihn führt, die Obstruction. Aber es wäre immerhin doch falsch, deswegen zu meinen, dass die parlamentarische Kriegführung in der Hand der Majorität permanente Abstimmung, in der einer Minorität permanente Obstruction sei. Die Obstruction, genauer gesprochen, ist mit dem Kampf im Engpaß zu vergleichen. Aber diese eigenthümliche und so überaus erfolgreiche heroische Kampfart einer Minorität gegen eine Majorität kann erst aufgenommen werden, wenn der Feind vor dem Engpaß angelangt ist. Ein Heer, welches das Land gegen den an Streitkräften überlegenen Feind vertheidigt, wird den Schein eines Rückzugs nicht scheuen dürfen, wenn es auf diesem scheinbaren Rückzug den Engpaß erreicht, an dem allein es mit seinen schwachen Kräften dem Gegner Stand zu halten hoffen darf. Der Engpaß, an dem die Minorität der von der Majorität unterstützten Regierung unter den verhältnismäßig für sie günstigsten Bedingungen, den Entscheidungskampf anzubieten vermag, ist der Termin, an dem die Ausgleichsvorlagen fertiggestellt werden müssen, oder ein vielleicht inzwischen an seine Stelle tretender anderer Termin. Dieser Engpaß existiert, wir können ihn heute schon ganz gut voraussehen, mit dem Fernrohr sozusagen. Aber wir sind noch nicht dabei. Wir müssen erst dorthin marschieren, die Minorität mit dem guten Beispiel voran und die Regierung mitsammt der Majorität ihr nach. Und die Minorität darf sich in diesem Plan durch die Erwägung nicht stören lassen, dass dieser strategische Marsch als Rückzug erscheinen mag in den Augen des oberflächlichen Beobachters, der die Terrainverhältnisse nicht versteht und den Engpass nicht kennt, in den der Gegner hineinzulocken ist.

Dieser strategische Schein-Rückzug nun ist die sachliche Berathung des Ausgleichs, in welche das Abgeordnetenhaus in diesen Tagen eingetreten ist. Sie ist zum Schein für die Minorität ein Rückzug — die schweren Bedenken, auf die der Plan bei den oppositionellen Parteien gestoßen ist, zum Theil noch heute stößt, beweisen, wie verwirrend und beängstigend dieser Schein wirkt; aber sie ist doch, vom finalen Gesichtspunkte des Engpaßkampfes aus betrachtet, nur ein Vormarsch, ein Vormarsch zum Engpaß hin, auf dem, nach der Wahl der Opposition, die Entscheidung fallen soll. Der Regierung hat die Opposition es zu verdanken, wenn dieser Schein-Rückmarsch ihr heute so stark abgekürzt ist, dass sie ihr Ziel bei guter Condition zu erreichen hoffen darf. Das von der Geschäftsordnung gebotene, so überaus einfache Manöver, das die Regierung jetzt ausgeführt hat, um ihren Ausgleichsvorlagen die Priorität in der Tagesordnung der fünfzehnten Reichsrathssession zu sichern, nämlich die sofortige Ueberreichung der Vorlagen am ersten Tag der Session, dieses selbe Manöver hätte die Regierung, wenn sie umsichtiger gewesen wäre, schon in der vierzehnten Session ausführen können, die am 21. März 1898 eröffnet worden ist. Wenn sie auch damals die Vorlagen, statt mit ihnen am 20. April erst nachzuhinken, gleich am ersten Tag der Session eingereicht hätte, würde sie, mit Berufung auf den § 16 der Geschäftsordnung (§ 5 des Geschäftsordnungsgesetzes), schon damals die Priorität für sie erreicht haben, und ihre Berathung wäre, da man die Session über den Sommer hätte ununterbrochen fortführen können, trotz aller siebzig Dringlichkeitsanträge, heute schon, lange vor ihrer Fälligkeit, sehr weit vorgeschritten, wenn nicht gar beendigt, ohne dass die Regierung Gefahr gelaufen wäre, in den Engpass des knappen Terrains zu gerathen. Seitdem sind sechs Monate unbenützt verstrichen, die für die Regierung einen unwiederbringlichen Verlust, für die Opposition einen unschätzbaren Gewinn bedeuten, der ihr mühelos in den Schoß fällt, ihr aber auch die Verpflichtung auferlegt, durch ihre eigene Klugheit in den noch ausstehenden drei Monaten zu beweisen, dass sie des Glücksfalls einer solchen Regierung auch würdig ist.

Auf einem strategischen Rückzug nun ist es das erste Gebot der Vorsicht, sich vom Gegner nicht zu einem vorzeitigen Entscheidungskampf reizen zu lassen, der, ehe der Engpass erreicht ist, auf einem Terrain geführt werden müsste, das dem Gegner die Entwickelung seiner überlegenen Streitkräfte ermöglicht, oder concreter, unter Umständen, die der Regierung die Schließung des Hauses und die Anwendung, beziehungsweise den Missbrauch des § 14 gestatten würden. Dass es an solchen Reizungen nicht fehlen wird, lässt sich schon nach den ersten Sitzungen dieser Session schließen. Sie müssen, soweit es die Waffenehre, d. i. die principielle Wahrung des Rechtsstandpunktes, erfordert, abgewehrt, aber sie dürfen nicht zum Anlass eines entscheidenden Kampfes genommen werden. Ein zweites Gebot des strategischen Rückzugs lautet: das Pulver trocken halten. Es liegt nichts näher, als dass die Mannschaft, die den Schießprügel und die Munition in der Hand hat, losknallt, und dass der Abgeordnete, der in einem mindestens zwanziggliedrigen Club sitzt, seine schätzbaren Ideen über die Herabsetzung des Viehsalzpreises oder die Aufhebung der Mauthen, in Dringlichkeitsanträgen verewigt. Solche ewige Klagen verwunden aber die zeitliche Regierung so wenig, wie Schüsse, die in den blauen Himmel abgefeuert werden, und deswegen ist es besser, sich die Dringlichkeits-Munition auf actuelle politische Beschwerden aufzusparen, wie sie der Tag bringt. Jeder Schritt muss vom Gegner sozusagen „mit Blut“ erkauft werden. Ein drittes Gebot des strategischen Rückzugs fordert: Große Marschleistungen, damit das Ziel sicher erreicht werde. Ins Parlamentarisch-Obstructionistische übersetzt, heißt das: in der Ausgleichsberathung viel und gut reden. Die glückliche Befolgung dieses letzteren Gebots gibt, sowie die Dinge in der Ausgleichsfrage allbekanntermaßen stehen, der Minorität die (allerdings unberechenbare) Chance, einzelne Mitglieder oder auch Parteien der Majorität sachlich auf ihre Seite zu bekommen und so möglicherweise aus der Minorität zu einer dem vorliegenden Ausgleich feindlichen Majorität zu werden, die dann keine formelle Obstruction mehr braucht, sondern im geeigneten Moment das andere parlamentarische Bum-Bum abprotzen kann: die regierungsfeindliche Abstimmung.

K.

König Snob.

Seit Beginn der Dreyfus-Bewegung habe ich sehr oft die, namentlich von Ausländern gestellte, Frage gehört: „Und der Präsident der Republik, Herr Faure, nimmt er denn keinerlei Stellung zu dem Streite? Ist er für oder gegen die Revision? Spricht er sich nicht in diesem oder jenem Sinne aus? Ja, warum hört man denn in dieser Beziehung gar nichts von ihm, der doch sonst die Fingerzeige so sehr liebt?“ Und diese Frage wird jetzt ganz besonders interessant, da Herr Faure es geflissentlich vermieden hat, dem Ministerrath zu präsidieren, der in diesen Tagen endlich die Revision beschloss. Manche Leute, zumal die „gut Unterrichteten“, meinen wohl noch, die demokratische Verfassung verbiete dem französischen Staatsoberhaupte eine deutlich erkennbare Parteinahme. Gelegentlich findet man auch ein paar Enthusiasten, naive Leutchen, die Herrn Faure nur aus der Ferne und durch die rosenrothe Brille amt

licher und halbamtlicher Agenturen betrachtet haben und daher mit überzeugter Miene ein Langes und Breites von seiner Unparteilichkeit, Tactfülle und „echt demokratisch-republikanischen“ Gewissenhaftigkeit zu erzählen wissen. Diese und ähnliche — übrigens lediglich in der Einbildung jener Bewunderer existierenden — präsidentiellen Eigenschaften sollen es dem Insassen des Elysée-palastes — dem „Gefangenen des Elysée“, wie er, nach Analogie des „Gefangenen des Vatican“, von harmlosen Schwärmern genannt wird — angeblich zur Unmöglichkeit machen, gerade heraus „schwarz“ oder „weiß“ zu sagen, seine Ansicht, selbst im engsten Kreise, selbst im Ministerrathe, kund zu thun und den Gang der Ereignisse in diesem oder jenem Sinne zu beeinflussen.

Es genügt jedoch, einzelne Amtsvorgänger Faures zu betrachten, um zu erkennen, dass ein kräftiges, mindestens entschiedenes Auftreten des höchsten republikanischen Würdenträgers nicht allein nicht verfassungswidrig, sondern sogar von den fast durchweg monarchisch fühlenden Franzosen recht wohl gelitten ist. Mac-Mahon z. B. war zwar wortkarg und mehr in sich gekehrt, was seinem soldatisch beschränkten Geiste und seinem persönlichen Stumpfsinne entsprach, aber er wusste hier und da doch recht deutlich seinen Willen zu bekunden, einen Willen noch dazu, der auf die Wiederaufrichtung der Monarchie, also auf die Vernichtung der von ihm öffentlich anerkannten republikanischen Verfassung gerichtet war. Wusste er beim Anblick einer Ueberschwemmung in der Gegend von Toulouse auch nichts anderes hervorzustottern, als die seither „historisch“ gewordenen Worte: „Que d'eau! Que d'eau!“, so genierte er sich anderseits doch keineswegs, seinen Ministern zu sagen: „Der und der Abgeordnete hat für die republikanische Staatsform gestimmt, der wird mir nicht Minister!“

Auch Felix Faure hat mehrfach politische Fingerzeige gegeben, hat sich öffentlich mit gemäßigt-republikanischen Ministerien identificiert, das Einlenken ins demokratisch-radicale Fahrwasser recht unverhüllt bekämpft und Erwartungen ausgesprochen, die, in Anbetracht der hohen Stellung des Redners, nur als Wünsche gedeutet werden konnten und auch wurden — womit der erste Einwand abgethan ist.

Nun will ich gleich einem weiteren Einwande begegnen, den die „Wohlwollenden“ und die Naiven vermuthlich machen werden. Vielleicht kannte Herr Faure, so werden sie denken, den Untergrund der verwickelten Dreyfus-Sache nicht, vielleicht hatte man ihm vorgeredet, der Insasse der Teufelsinsel sei in der That der abscheuliche Verräther, als den ihn die Antisemiten seit bald vier Jahren verschreien, vielleicht wurde auch Faure, geradeso wie der Idiot Cavaignac, erst durch Ehren-Henrys Geständnisse und Selbstmord über die generalstäblichen Intriguen belehrt, denen Dreyfus, Zola, Picquart, Monod, Grimaux, Reinach und Andre zum Opfer gefallen sind. Wer diese Entgegnungen ernsthaft vorbringt — und sie sind in der That vorgebracht worden — der stellt, vielleicht ohne es zu wollen, den Präsidenten als einen ebensolchen Idioten hin, als den Cavaignac sich durch seine Kammerenthüllungen vom 7. Juli selbst hingestellt hat. Doch abgesehen davon, steht auch dieser Erklärung eine thatsächliche Unmöglichkeit entgegen. Man darf nämlich nicht vergessen, dass *Faure gerade zur Zeit des Dreyfus-Processes Marineminister* war, in welcher Eigenschaft er an den Berathungen des Cabinets Dupuy theilnahm und von allen Schritten erfuhr, die sein damaliger College vom Kriege, der Dreyfus-Henker *Mercier*, im Auftrage der Drumont, Rochefort und Consorten unternahm, um die von den Antisemiten und Neo-Boulangisten ausgeheckte Intrigue in die That umzusetzen.

Weshalb also verhielt sich Faure derartig reserviert gegenüber dem Falle Dreyfus? Wenn ihm, wie ich in Vorstehendem gezeigt zu haben glaube, weder Verfassung, noch persönliche Zurückhaltung und übermäßige Scheu, Andersdenkende zu verletzen, hinderlich im Wege standen, was war es dann, das ihm den Mund schloss und den Arm lähmte? Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich, gestützt auf zahlreiche Beobachtungen des Charakters des derzeitigen französischen Staatsoberhauptes, sage: Es war die *Charakterlosigkeit*, die *Furcht* Faures, sich und seine elysäische Stellung zu compromittieren, die ihn bewogen, den „Unparteiischen“, richtiger, den Indifferenten zu spielen, der alle Verantwortung den Ministern überläßt, heute zur Vergewaltigung des Rechtes, morgen zur Einleitung der Revision des 1895er Processes seinen Segen ertheilt, um übermorgen, bei einem etwaigen nochmaligen Umschwunge der öffentlichen Meinung, resigniert auszurufen: Nicht wie ich will, sondern wie ihr wollt, meine Herren Demagogen!

Auf den eben absichtlich so eingehend dargelegten Thatsachen fußend, will ich nun das Wesen und den Charakter des hohen Herrn etwas näher betrachten, für den ich keinen passenderen Namen zu finden vermochte, als „*König Snob*“.

Als Candidaten für den präsidentiellen Stuhl traten bekanntlich nach Casimir Periers plötzlicher Abdankung zwei Männer auf, die einander persönlich diametral gegenüberstanden und auch gänzlich verschiedene Systeme vertraten: der ränkesüchtige, gemäßigt-republicanische Charles Dupuy, eine der Säulen des mit dem Knüppel in der Hand herrschenden Opportunismus, und Henri Brisson, das Haupt des fortschrittlichen Radicalismus, gegenwärtig Conseilspräsident unter Felix I. Die Opportunisten, zahlreicher als die Radicalen und Socialisten zusammengenommen, aber minder einig als diese, hätten wahrscheinlich, so sie alle ihre Stimmen auf Dupuy vereint hätten, diesen auf den Präsidentenstuhl erhoben. Einerseits aber stellte sich bald eine Spaltung in ihren Reihen ein, indem die „Ultragemäßigten“ unter ihnen den reactionär-republicanischen Advocaten Waldeck-Rousseau bevorzugten, während das Gros zwischen Dupuy und Brisson schwankte; anderseits drohten die noch immer den Ausschlag gebenden Monarchisten, ihre Stimmen dem Radicalen Brisson zuzuwenden, um die gemäßigte und daher größeren Bestand verheißende Republik zu erschüttern und die rothe Herrschaft der Unordnung heraufzubeschwören, von der aus sie dann leichter in die Monarchie hinübergleiten zu können hofften. Schließlich drohten noch die socialistischen und ultraradicalen Führer mit einem Volksaufstande in den Pariser Vorstädten, falls Dupuy, der verhasste Intriguant, Heuchler und Knüppelheld, gewählt werden sollte. Dasselbe Drohungsmanöver war ihnen schon bei der Wahl Carnots geglückt, als sie die Candidatur Jules Ferrys bekämpften, und daher erinnerten sich die Opportunisten des damals von ihnen gefundenen Auskunftsmittels einer sogenannten „indifferenten“ Candidatur. Der als rechtschaffen und pflichttreu bekannte Sadi Carnot war auf den Schild erhoben und dadurch die von rechts und von links drohende Gefahr beschworen worden. Das Gleiche that man auch am 17. Jänner 1895. Man einigte sich — vermuthlich ganz zufällig, jedenfalls erst in letzter Stunde — auf den Namen des damaligen Marineministers Felix Faure, der für jeden wahren Franzosen, ohne Unterschied der Parteistellung, umso annehmbarer erschien, als er persönlich äußerst „decorativ“ war, sich elegant kleidete, in Sportkreisen verkehrte, mit der reactionären Aristokratie des schmollenden „Faubourg“ kokettierte, den internationalen Lebemännern, die sich stets in Paris zusammenfinden, den Hof machte und außerdem noch nicht durch Panama und ähnliche Schwindel- und Jobberaffairen befleckt schien. Die Socialisten und Linksradicalen stimmten zwar auch im dritten Wahlgange für Brisson, der so etwas wie 250 Stimmen erhielt, aber die Masse der Opportunisten, verstärkt durch die Monarchisten aller Schattirungen, verhalf dem decorativen Strohmanne Faure zum Siege, der daher mehr als irgendeiner seiner Vorgänger seit Mac-Mahon eine Creatur der monarchistischen Reaction ist und sich auch als solche fühlt und geriert.

Felix Faure ist also, ohne sich eigentlich um die Würde beworden zu haben, über Nacht Präsident der Republik geworden, noch unverhoffter, als Katharina I. Zariza aller Reußen geworden war. Peter der Große wusste wenigstens, als er sie aus dem Feldlager der Soldaten in sein Gemach führte, wen er vor sich hatte; die Deputirten und Senatoren dagegen wussten nicht, wer Herr Felix Faure eigentlich war! Natürlich war der so plötzlich bis zur Zenithhöhe gestiegene Faure außerordentlich überrascht, und auch die Seinen fielen aus den Wolken, als gegen Abend der mit Artilleriepferden bespannte Landauer vor dem Marineministerium hielt und ihnen den ob seiner neuen Würde halb närrischen „Glücks-Felix“ als Präsidenten zurückbrachte.

Man würde Herrn Faure schweres Unrecht thun, wollte man ihn mit den Hyänen der dritten Republik, beispielsweise mit den Dupuy, Rouvier, Wilson, Turrel, Mercier und Cavaignac vergleichen, um unter den Lebenden nur einige der schlimmsten herauszugreifen. Felix I., wie er mit treffendem Witz von hiesigen „nicht-elysäischen“ Organen genannt worden ist, hat durchaus keine blutrünstige Veranlagung, und auch die gemeine, die rücksichtslos egoistische Intrigue ist ihm fremd. Was ihn dagegen kennzeichnet, das ist die maßlose, allerdings auch bei den meisten anderen Galliern zu findende Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, die unbezähmbare Sucht, eine Rolle zu spielen, sich à tout prix in den Vordergrund zu drängen, von sich reden zu machen, zu glänzen, bewundert, ja selbst nur angestaunt zu werden und vor allem, zu scheinen, was er nicht ist und nicht sein kann. Nicht der Besitz der wahren Macht lockt ihn, wohl aber der gleißende Schein dieser Macht: nicht Befehlen, andere unten seinen Herrenwillen Beugen ist ihm eine Lust, ein Lebensbedürfnis, wohl aber der auf andere hervorgebrachte Eindruck, er sei des Befehlens fähig und würdig, und nur die pure Menschenfreundlichkeit halte ihn von der Ausübung dieses napoleonischen Berufes ab; nicht der kraftvolle, Geschichte machende Staaten- und Völkerlenker ist das Ideal, nach dem er strebt, wohl aber möchte er die Welt glauben machen, er sei ein herzensguter, patriarchalischer Mann und auf die Wohlfahrt seiner „Unterthanen“ in zweiter Linie stets bedacht — in erster nämlich auf seine eigene.

Diese Rücksicht auf sein eigenes Wohlergehen ist es denn auch, wie gesagt, gewesen, die dem Präsidenten die kluge Zurückhaltung in Sachen Dreyfus auferlegt hat. In seinem Palaste verkehrt seit geraumer Zeit unter der Meute reclamebedürftiger, nach Informationen, besonders nach elysäischem Klatsch, hungernder „Sans-conscience“ auch die ekelhafte, kindisch eitle Antisemitin *Gräfin Martel-Mirabeau*, eine entartete Nachkommin des großen Mirabeau. Sie hat eine Menge seichtester Schwarten gegen das Judenthum geschrieben und mit dem Pseudonym „Gyp“ gezeichnet, unter welchem Namen sie als Drumonts Busenfreundin auch Mit-

arbeiterin der „Libre Parole“ ist, und eigenhändige Caricaturen jüdischer Physiognomien dazu verbrochen, die aber die Unterschrift „Le petit Bob“ tragen. Diese anrüchige Person, über deren Vergangenheit allerhand mehr oder minder glaubliche Gerüchte gehen, ist von den Antisemiten ins Elysée entsandt worden, um dort alles zu beschnüffeln und den „Extract“ nach der Redaction der „Libre Parole“ zu bringen, wo er zu einem gefährlichen Erpressungswerkzeuge wider das Staatsoberhaupt verarbeitet wird. Wäre Faure ein Mann, der auf Reinlichkeit in seiner nächsten Umgebung hält, so hätte er diese weibliche Ausgabe der dem Pariser Boulevardier wohlbekannten Lumpen- und Cigarrenstummelsammler längst an die Luft gesetzt und sich so des Spions im eigenen Hause entledigt. Felix I. liebt zwar die weißen Gamaschen und die „patente“ Wäsche, doch weit höher steht ihm noch eine aus aristokratischen Elementen zusammengesetzte Umgebung. Weil das antisemitische Verleumderweib aus altadeliger Familie stammt, duldet er es an seinem „Hofe“, zieht er es sogar an denselben und schätzt er sich glücklich, sich bei „Hoffesten“ vor aller Augen mit ihm unterhalten zu dürfen: es ist die Emporkömmlings-, die „Rasta-Natur“, wie man sie in Frankreich nennt, die sich in ihm regt, die ihn, den weiland Gerberjungen von Amboise, bei der Unterhaltung mit einer waschechten leibhaftigen Gräfin vor heimlichem Entzücken erschauern macht. Gyp-Bob-Martel-Mirabeau hat das natürlich sofort herausbekommen, denn sie ist eine schlaue Person, und hat den Präsidenten vornehmlich betreffs seiner Dreyfusgesinnungen ausgeholt, um das Gehörte und Errathene dann gleich ihrem Intimus Drumont zu hinterbringen. Wer den von Grund aus perfiden, verrätherischen Charakter vieler Franzosen kennt, wird sich über diesen gräflichen Vertrauensmissbrauch keineswegs wundern. So ist es denn gekommen, dass sich in den letzten Monaten zu den oben angeführten starken, aber mehr indirecten Beweisen für Faures Eingeweihtheit in die Dreyfus-Affaire noch weitere sehr directe hinzugefunden haben, die von der elysäischen Spionin Martel-Mirabeau in Drumonts Erpresserblatte niedergelegt worden sind. Dort konnte man zu wiederholtenmalen recht durchsichtige Andeutungen lesen, die keinen Zweifel darüber ließen, dass Faure von der Unschuld des Teufelsinselbewohners längst überzeugt, ja, im innersten Herzensgrunde sogar „muthig genug“ ist, einer Processrevision beizustimmen. Jede derartige, „Gyp“ unterzeichnete Meldung der „Libre Parole“ war dann von einer derben Drohung gegen den Präsidenten begleitet, die meistentheils ein bald folgendes schüchternes Dementi der amtlichen „Agence Havas“ zur Folge hatte. Für jeden, der sehen und hören kann, bedeutet das: Nun ja, der Präsident ist allerdings ein heimlicher Dreyfusler, aber verspricht hiemit feierlichst und förmlichst, nicht aus seiner „constitutionellen Rolle“ zu fallen, sondern seinem antisemitischen Herrn und Gebieter Eduard Drumont auch fernerhin das Opfer seiner Ueberzeugung zu bringen! — Bei nächster Gelegenheit gieng die Martel-Mirabeau wieder ins Elysée, rieb sich am Präsidenten — oder vielmehr er an ihr — und schwatzte dann von neuem aus, was ihr der König Snob anvertraut hatte.

Nun mag es auf den ersten Blick sonderbar erscheinen, dass sich Faure so ohneweiters von der generalstäblich-antisemitischen Rotte einschüchtern und lenken ließ. So ganz ohneweiters geschah das freilich nicht, wohl aber unter Zuhilfenahme des französischen Nationalfolterwerkzeuges, der Daumenschraube Erpressung. Der hohe, feine und stets nach der neuesten Londoner Mode gekleidete Herr, der seit dem 17. Jänner 1895 im Elyséepalaste thront, hat nämlich ziemlich viel unsaubere Wäsche im Hause. Allerdings, das soll zu des alten Modegecken Ehre gesagt sein, überwiegend nicht persönlicher, sondern „familiärer“ Natur. Und deshalb will ich dem Präsidenten der Republik keinen directen Vorwurf aus den gleich zu erwähnenden Unsauberkeiten machen, eingedenk des modern-humanen Grundsatzes, dass niemand für die Sünden seiner Mitmenschen — und wären es auch die nächsten Verwandten — haftbar gemacht werden darf. Diesen höchst löblichen Grundsatz, den die Franzosen gelegentlich ihrer großen Revolution erfunden zu haben vorgeben, lassen die französischen Antisemiten und Cäsaristen nunmehr ganz und gar aus den Augen, wenn sie Herrn Faure durch die ewige Vorhaltung seiner allerdings höchst compromittierenden Verwandtschaft in die Enge zu treiben und für ihre Privatzwecke auszunützen trachten.

Schon ein paar Monate nach seiner „Thronbesteigung“ musste der ehemalige Gerberlehrling und nachmalige Lederhändler zu seinem Entsetzen seine geheimsten Familienangelegenheiten in der „Libre Parole“ und anderen oppositionellen Organen breittreten sehen, was ihm, dem auf seinen niederen Ursprung ohnehin keineswegs stolzen Emporkömmling höchst fatal war. Es war einmal, so etwa packte der Panama-Enthüller Jules Delahaye in dem genannten Blatte aus*), ein armer Gerberjunge, der im Begriffe stand, einen Lederhandel auf eigene Rechnung zu gründen. Es fehlte ihm dazu nur noch eine Kleinigkeit, nämlich Capital. Da er ein resoluter, vorurtheilsfreier Jüngling war, dem es nicht an der Wiege vorgesungen worden war, dass er dereinst an der Spitze des französischen Staates stehen werde, so suchte er sich auf dem schon damals „nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege“ der öffentlichen Annonce eine bessere Hälfte, das heißt in diesem Falle: Geld. Er fand sie — und es — in der Person einer „jeune fille avec taro“, nämlich des Notartöchterleins **Bellnot** aus der Touraine. Die junge Dame hatte ihren Vater, den Notar Bellnot, frühzeitig verloren, erst durch das Zuchthaus, dann durch den Tod im selbstgewählten spanischen Exil, und daher war es ihr bislang nicht geglückt, einen passenden Lebensgefährten zu finden. Der junge Felix, dem man in loyalster Weise reinen Wein über die Bellnot'schen Familienverhältnisse eingeschenkt hatte, stieß sich an den schwiegerväterlichen Sünden — zahlreichen Wechselfälschungen, Veruntreuungen, Vertrauensmissbräuchen, Unterschlagungen und derlei Kleinigkeiten — ebenso wenig, wie an den etlichen Jährchen schwiegerväterlichen Zuchthauses, und zwar umso weniger, als der alte Sünder, wie erwähnt, unterdessen gestorben war. Bis hierher kann man über das Verhalten Faures ein oder selbst beide Augen zudrücken: jedermann hat das Recht, sich zu verheiraten, wie und mit wem es ihm beliebt. Was man dagegen dem mittlerweile reich, sehr reich gewordenen, zum Abgeordneten gewählten, zum Minister gemachten und schließlich zur höchsten Würde im Staate emporgeklommenen Faure mit Fug und Recht zum Vorwurf gemacht hat, das ist sein schmutziger Geiz. Der alte Gauner Bellnot hatte zahlreiche Leute, meist Minderbegüterte, durch seine Schwindeleien arg geschädigt, und namentlich wurde eine alte Frau genannt, die er ganz und gar an den Bettelstab gebracht hatte. Da Frau Bellnot nichts besaß, so konnte sie die Opfer der Habgier ihres Mannes nicht entschädigen, denn unglücklicherweise war das ganze Vermögen des Zuchthäuslers, soweit dieser es nicht nach Spanien exportiert hatte, in den Besitz der Tochter, also der nunmehrigen Madame Faure, übergegangen. Faure hätte also gleich nach seiner Heirat die Mitgift seiner Gattin angreifen müssen, um jene Beraubten zu befriedigen — er selbst besaß nichts — und dass er das nicht that, soll ihm verziehen werden, weil er ja nur des Geldes halber geheiratet hatte und einen Lederhandel eröffnen wollte. Später aber stellte sich ein schweres und, wie es scheint, unheilbares Gedächtnisleiden bei dem Kaufmanne ein, das ihn alles das vergessen ließ, was er am Tage zuvor auswendig gewusst hatte. So z. B. hatte der bald nach seiner Heirat nach Havre übergesiedelte Mann total vergessen, dass er noch kurz zuvor ein armer Gerberlehrling gewesen war: derartig vergessen, dass er glaubte, ohne den hocharistokratischen Sportclub nicht bestehen zu können. Kein Wunder daher, dass er auch seines Schwiegervaters Gläubiger vergessen hatte, die ihm erst im Jahre 1895 durch die „Libre Parole“ etwas unsanft ins Gedächtnis zurückgerufen wurden. Nun aber, so sollte man eigentlich annehmen, hätte der gute Faure gethan, was der vulgäre Anstand seit langem gebot: die Opfer des Papa Bellnot durch eine Schenkung abgefunden.

Doch nein. Ein Präsident der Republik, ein Nachfolger des Roi-Soleil weiß, was er seiner Stellung schuldig ist: er vergisst daher, was er den Gläubigern seines Schwiegervaters schuldig ist, und zieht es vor, einen Pact, einen förmlichen Staatsvertrag mit den antisemitischen Anwälten der Geschädigten zu schließen, um sich die zum Regieren — zum Repräsentieren wollte ich sagen — so nöthige Ruhe zu verschaffen. Den ehrenwerten Herren Drumont, Delahaye und Consorten waren natürlich, das hatte der klug rechnende Kaufmann Faure gleich weggehabt, die durch Bellnot geprellten armen Schlucker so gleichgiltig wie nur irgend jemand. Wenn sie die Volkstribunen gespielt und moralische Entrüstung geheuchelt hatten, so war das nur geschehen, um den nunmehrigen Präsidenten der Republik für ihre eigenen Zwecke ausbeuten zu können; ob der Veteran X. oder die Witwe Y. zu ihrem Gelde kamen, war den Biedermännern höchst egal. Faure versprach also, den Antisemiten die Wege nach Kräften zu ebnen, ihnen jedenfalls direct kein Hindernis entgegenzustellen und sich namentlich betreffs der eben abgethanen — in erster Instanz abgethanen — Dreyfus-Affaire gänzlich passiv zu verhalten, wenn sie je wieder auf die Tagesordnung gesetzt werden sollte. Dafür geruhten die Antisemiten gnädigst, den Mantel christlicher Liebe über Faures gesammte Verwandtschaft zu breiten und auch den Gamaschenträger selbst bis auf weiteres nicht allzu heftig anzugreifen. Die oben erwähnten Entrefilets der Martel-Mirabeau stellten natürlich nur wohlgemeinte Warnungen, aber keine eigentlichen Angriffe dar. Der Pact Faures mit der „Libre Parole“ war unter allen Umständen eines „Herrschers“ würdiger, als feiges Nachgeben und Zahlen: ein Herrscher schließt wohl Verträge ab, aber er lässt sich nicht zwingen.

Die Leute von der „Libre Parole“ sind aber vorsichtige Herren, die, um den Frieden zu bewahren, zum Kriege rüsten. Sie stiegen denn auch, durch die erste Ausbeute angelockt, noch tiefer in die schier unerschöpfliche Rüstkammer der Faureschen Familiengeheimnisse hinein und hinab, denn diesmal handelte es sich nicht um die Ascendenz, sondern um die Descendenz. Was sie fanden und was andere ziemlich gleichzeitig erfuhren, war womöglich noch erbaulicher. König Snob hat aus seiner Ehe zwei Töchter, von denen die jüngere, Lucie, zur Zeit noch immer unvermählt ist, während die ältere seit einigen Jahren die Gattin eines Herrn **Berge** ist

*) Anmerkung: Da diese Geschichte seither durch die gesammte französische Presse gegangen ist und sich als vollkommen richtig erwiesen hat, so glaube ich, mit ihrer Wiedergabe keinen Act der Gehässigkeit zu begehen. B.

Herrn Berges Vater ist längst todt, aber seine Mutter lebt noch und betrieb bis zu Anfang des Jahres 1895 ein lucratives Geschäft irgendwo in der Provinz, ein Geschäft nach der Art desjenigen, das Zola im „Germinal" „La maison" nennt und recht eingehend als besonders gewinnbringend schildert. „La maison Berge" war, das sei für diejenigen bemerkt, die jenen Zola'schen Roman nicht kennen, ein „Haus der Duldung", und da Herr Faure ein ausnehmend duldsamer Herr ist, so duldete er auch das Hineinheiraten seiner Tochter in dieses „tolerante Haus". Noch zur Zeit seiner Marineministerherrlichkeit fand Faure nichts Uebelriechendes an dem aus dem Provinzbordelle fließenden Gelde, und erst als er wie durch Zauberschlag zum Landesvater — für sieben Jahre — gemacht worden war, fand er es an der Zeit, einen Familienrath einzuberufen und den Verkauf des lucrativen Hauses durchzusetzen. Der biedere Papa Felix hatte also wieder einmal hochnobel gehandelt, was ihm insofern allerdings ziemlich leicht gemacht ward, als sein mit der neuen Würde verbundenes Jahreseinkommen von siebenmalhunderttausend Franken (weitere siebenmalhunderttausend für Repräsentation nicht mitgerechnet) einigermaßen genügend war, den durch den Verkauf des Lupanars verursachten Ausfall auszugleichen. Einigermaßen sonderbar macht sich das Bild aber doch, das die gegenwärtige französische „Herrscherfamilie" den Augen Europas darbietet: Oben ein zu Zuchthaus verurtheilter, durchgebrannter Wechselfälscher und Betrüger, unten ein „Haus" und in der Mitte — ein Paar weißer Gamaschen, in denen der Präsident der französischen Republik steckt, das Monocle im Auge, das verbindliche, stereotype Lächeln auf den Lippen: die verkörperte Eleganz und „Tadellosigkeit".

Im Panama hat Faure wohl keine Rolle gespielt, und dieser seltene „Vorzug" hat nicht wenig zu seiner Wahl beigetragen: er schien „un homme intègre" nach Carnots Muster zu sein. Für jenes Fernbleiben von den panamistischen Sümpfen hat sich der Havreser Lederhändler aber — und damit kommen wir auf seine persönlichen Unsauberkeiten — reichlich während seiner Ministerherrlichkeit (Sommer, Herbst und Winter 1894) entschädigt. Er hat an Merciers Seite den damals bevorstehenden Madagaskarfeldzug organisieren — desorganisieren, wollte ich sagen! — geholfen, und nachdem er sich wegen der „Suprematie" der von ihm vertretenen Marine über die durch Mercier repräsentierte Landarmee gebürend herumgezankt hatte, machte er großartige „Geschäfte" in Liebesgaben einerseits, in militärischen Bauunternehmungen andererseits. Erstere waren zwar für die auf Madagaskar fechtenden Truppen bestimmt und letztere sollten die ungeheueren technischen Schwierigkeiten überwinden helfen, die sich der Invasionsarmee nachher entgegenstellten. Aber das hinderte den wackeren Marineminister durchaus nicht, sein Amt als eine einträgliche Pfründe anzusehen, in der man alle Federn spielen lassen muss, um die von mildthätiger Hand und vom Staate ausgeworfenen Gelder zu einem erklecklichen Theile in höchsteigene Canäle zu leiten. Der Erfolg dieser „patriotischen" Bestrebungen ist denn auch nicht ausgeblieben: siebentausend französische Soldaten, die eingeborenen Hilfstruppen nicht gerechnet, starben auf Madagaskar oder auf der Heimreise infolge schlechter Verpflegung, Mangel an Verbandzeug, Medicin und auskömmlicher Nahrung, nachdem sie sich — ohne einen Schuss auf den meist unsichtbaren Feind abgegeben zu haben — die tödtliche Krankheit durch einen von der Marineverwaltung verschuldeten Mangel an Ausschiffungsvorkehrungen, gangbaren Wegen, wasserdichten Zelten u. dgl. m. zugezogen hatten. Das alles hat der Snob auf dem Gewissen, den man, ohne allzusehr nach seinen deplorablen Antecedentien zu fragen, inzwischen auf den elysäischen „Thron" gesetzt hat.

Wird nun der Dreyfus-Scandal von Grund aus aufgerührt, dann führen die erbitterten Antisemiten ihren längst angekündigten Racheplan aus. Drumont hat nicht nur die polizeiliche, gestempelte und „dûment" ausgefertigte Karte in Händen, durch die seinerzeit die Schwiegermutter von Faures ältester Tochter, jene Frau Berge, als Prostituierte niederster „Rangordnung" unter Polizeiaufsicht gestellt wurde, sondern er besitzt auch ein voluminöses Actenmaterial über Faures amtliche und „nebenamtliche" Thätigkeit kurz vor Beginn des Madagaskar-Feldzuges. Diese schönen Dinge, nebst dem unvermeidlichen „elysäischen" Schwiegervater, dem Zuchthäusler Belluot, werden vermuthlich aufmarschieren, wenn Faure die Revision des Dreyfus-Processes nicht noch rechtzeitig hintertreiben oder erfolglos gestalten kann, zum unendlichen Gaudium aller „treuen Freunde" des monocletragenden „Guêtrier" (wegen seiner weißen Gamaschen von den hiesigen Spottvögeln so genannt), einen gewissen sehr hohen und sehr mächtigen Herrn im fernen Norden nicht ausgenommen!

Damit noch nicht genug, fürchtet Faure mit gutem Recht auch die Rache Merciers, seines ehemaligen Spießgesellen vom Ministerium Dupuy, seines Spießgesellen im Dreyfus-Handel sowohl, wie auch in der Madagaskar-Angelegenheit. Dieser Beuger des Rechts, dieser Inaugurator der geheimen Mittheilungen an das Kriegsgericht hinter dem Rücken der Vertheidigung, den man jetzt endlich als den schlimmsten Banditen erkannt hat, der im Dreyfushandel „mitgemacht" hat (ich hatte die Ehre, dies schon in meinem ersten Artikel in der „Zeit", im November 1897, zu sagen), von dessen nothwendiger Verhaftung man in den letzten drei Wochen ganz ernsthaft sprach, dieser Mensch wird natürlich den Mund nicht länger halten, wenn es ihm selbst an den Kragen gehen sollte. Er wird es machen wie all die anderen Ehrenmänner und „ehrlichen Soldaten" es gemacht haben, die das Schicksal bisher ereilt hat, wie Henry, Esterhazy und Dupaty de Clam: „il mangera le morceau" d. h. er wird seine Complicen denuncieren und einen thunlichst großen Theil der Verantwortung auf sie abzuladen suchen. Unter diesen nimmt dann natürlich König Snob die erste Stelle ein, und deshalb drückt Mercier schon jetzt im stillen auf das Staatsoberhaupt, damit es beizeiten das dräuende Unheil verhindere. Wird ihm das gelingen? Werden Faure, Mercier, Generalstab, Antisemiten, Patrioten und andere Cäsaristen einen solchen Druck auf den Cassationshof ausüben können, dass die eingeleitete Revision scheitert? Bei den in Frankreich herrschenden Zuständen, bei der Unzuverlässigkeit selbst der höchststehenden Personen lässt sich diese Frage schlechterdings nicht beantworten: alles ist möglich! Gesagt muss nur noch werden, dass die Revision bis jetzt auf ziemlich schwachen juristischen Füßen steht, und dass sie daher gar leicht im Sande verlaufen kann, wenn es dem Cassationshofe selbst nicht noch gelingt, tauglicheres Material zusammenzutragen. Das vielerwähnte, vom Gesetze verlangte „fait nouveau", ohne dessen Nachweisung eine Processdurchsicht nicht angängig ist, fehlt noch immer, denn Henrys Geständnisse beziehen sich nur auf Dinge, die nach der Verurtheilung Dreyfus' platzgegriffen haben; Esterhazys Londoner Offenbarungen kommen aber bei der Unfindbarkeit und notorischen Verlogenheit dieses Auswurfsmenschen überhaupt nicht in Betracht. Da bliebe also nur die im Zola-Processe gemachte Feststellung (Aussagen der Rechtsanwälte Salle und Demange) übrig, dass dem Kriegsgerichte geheime Actenstücke hinter dem Rücken des Angeklagten und seines Vertheidigers unterbreitet worden sind. Revociert Salle diese Aussage — und er ist ein unsicherer Cantonist — dann ist wieder alles in Frage gestellt. Die vorläufig einzige Hoffnung, die man hegen darf, beruht auf dem Glauben an die Ehrenhaftigkeit, Unbestechlichkeit und an den Muth — die Herren spielen um ihren Kopf! — der Mitglieder des Cassationshofes. Schlägt der jetzt gemachte letzte Versuch, den unschuldig Verurtheilten zu retten, wiederum fehl, dann ist dem Unbekannten, Unberechenbaren erst recht Thür und Thor geöffnet; dann wird man wahrscheinlich aus dem Forum in die Straße hinabsteigen und mit dröhnenden Argumenten für und wider das verletzte Recht kämpfen: die Tausende strikender, der bittersten Noth anheimgegebener Straßenarbeiter und Bauhandwerker werden vermuthlich den Kern des Heeres bilden, das sich der „Armée Condés" entgegenstellen wird.

Paris, 27. September 1898. **Poller.**

Wie die Regierung in Preußen die Wahlen macht.

Die Pause zwischen den deutschen Reichstagswahlen vom 16. Juni und den preußischen Landtagswahlen, die Ende October stattfinden sollen, ist vielleicht der richtige Augenblick, um zu erörtern, welchen Einfluss in Preußen die Regierung auf die Wahlen ausübt. Officiöse und officielle Wahlmache gibt es ja wohl in fast allen Ländern. Aber die Mittel sind verschieden. Zwischen der galizischen oder serbischen Wahlmache auf der einen Seite und der Schweizer oder englischen auf der anderen gibt es manche Abstufung.

Die preußische Regierung hat von vornherein den ihr grundsätzlich wohlgesinnten Parteien, den Conservativen, einen beträchtlichen Vorsprung durch die Art der Wahlkreiseintheilung gesichert. Und zwar durch zwei Mittel: einmal durch die verschiedene Größe der Wahlkreise und dann durch die Wahlkreisgeometrie. In den Großstädten und Industriebezirken mit ihrer naturgemäß mehr liberalen oder socialistischen Bevölkerung entfallen oft auf die fünf- bis zehnfache Zahl von Wählern nur soviel Abgeordnete, wie auf einen dünnbevölkerten Latifundienbezirk. Berlin müsste seiner Einwohnerzahl nach 64 Landtagsabgeordnete wählen, während ihm thatsächlich nur 9 zustehen. Dies Missverhältnis verschiebt sich von Jahr zu Jahr bei dem andauernden Anschwellen der Großstädte und Industrieorte, dem ein Stillstand, wenn nicht gar eine Abnahme, auf dem Lande gegenübersteht, noch weiter zu Gunsten der Conservativen. Und die Regierung denkt natürlich nicht daran, dieser ihr sehr willkommenen Verschiebung entgegenzuarbeiten. Ein Gesetz, das sie dazu zwingen könnte, wie es zum Beispiel in Frankreich und Belgien besteht, gibt es leider nicht. Die sogenannte Wahlkreisgeometrie verschärft das Uebergewicht der Conservativen. Grundsätzlich sollten die Wahlkreise wirkliche Kreise, d. h. räumlich geschlossene Gebiete sein und sich möglichst den Verwaltungsbezirken anpassen. Thatsächlich hat jedoch die Regierung wahre Därme von Wahlkreisen construiert und manchmal Stücke aus vier, fünf landräthlichen Kreisen zu einem Wahlkreis vereinigt. Der Zweck war, aus sonst sicheren conservativen Kreisen die unsicheren Industrieorte auszuscheiden, um sie zu indu-

striellen Wahlkreisen hinzuzulegen, die man nun doch einmal als rettungslos verloren an die Socialdemokratie oder den Liberalismus ansah.

Die weise Wahlkreiseintheilung ist die *dauernde* Grundlage der Regierungswahlmache. Es kommen noch dazu die Maßregeln bei den *einzelnen* Wahlen.

Zunächst wird ein *Decernent* für die Wahlen im Ministerium des Innern ernannt. Das ist seit einer Reihe von Jahren der Geheimrath v. *Philipsborn*. Herr v. Philipsborn ist mit jenem Tröpfchen semitischen Blutes ausgestattet, das ihn über seine meist etwas pedantisch-bureaukratischen Collegen hinaushebt und für solche Art politischer Geschäfte sehr geeignet macht. Nachdem das Staatsministerium im allgemeinen festgestellt hat, welche Parteien grundsätzlich zu unterstützen, welche grundsätzlich zu bekämpfen sind, fällt ihm alles Weitere zu. Er hat die nöthigen Verhandlungen mit den Provinzialbehörden, den Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten und namentlich mit den Landräthen zu führen. Handelt es sich um ein paar Candidaten, die der Regierung anscheinend gleich genehm sein können, so fragt der Landrath an, welche Stellung er einnehmen soll. Es wird ihm dann entweder der Bescheid zutheil, dass die Regierung neutral bleibe, oder dass sie aus bestimmten Gründen sich für den einen entscheide, oder sie beauftragt ihn, einen der beiden regierungsfreundlichen Candidaten zum Rücktritt zu bewegen, damit nicht infolge der Zersplitterung die Opposition triumphiere. Für die Stichwahlen gibt er die Losung aus, natürlich immer in Uebereinstimmung mit den allgemeinen Instructionen des Ministeriums. Kurz, er ist die eigentliche Seele der officiösen Wahlbewegung.

Seine Hauptwerkzeuge aber sind die *Landräthe*. Die alles überschattende Stellung, die der Landrath im Organismus des preußischen Staates einnimmt, kann sich ein Nichtpreuße kaum vorstellen. Er ist ein kleiner König in seinem Kreise, gesellschaftlich und politisch unbestritten der erste. Die Regierung legt auf seinen politischen Einfluss mindestens ebensoviel Gewicht wie auf seine Verwaltungsthätigkeit. Ein Landrath, der den jeweiligen Regierungscandidaten nicht etwa bekämpft, o nein, sondern nur durch Stimmenenthaltung schädigt, fliegt rettungslos, wie manches Beispiel lehrt. Es ist seine Pflicht, seinen gesammten amtlichen und außeramtlichen Einfluss zur Durchbringung des Regierungscandidaten einzusetzen, ohne dabei nach *außen* von seiner amtlichen Eigenschaft Gebrauch zu machen, denn das gilt nach der Praxis des heutigen anticonservativen Reichstages als unstatthafte Wahlbeeinflussung und führt zur Ungiltigkeit der Wahl. Der Landrath kann oder soll also den conservativen oder nationalliberalen Wahlaufruf — nur diese beiden Parteien kommen nämlich als Regierungsparteien in Betracht — unterschreiben, aber beileibe nicht als Landrath, sondern als Privatmann. Als „Privatmann“ fährt er mit seinem Gespann, für das ihm der Staat Pferdegelder zahlt, mit dem Candidaten im Kreise herum. Als „Privatmann“ präsidiert und spricht er in den Versammlungen. Als „Privatmann“ schreibt er an sämmtliche Gemeindevorsteher und theilt ihnen mit, welchen Candidaten ein Patriot allein wählen könne. Als Landrath läßt er zwar die Bauern eines Ortes oder die Amtsvorsteher seines Kreises zusammenkommen, um mit ihnen irgend eine amtliche Sache zu besprechen. Kaum ist aber diese meist sehr kurze Erörterung zu Ende, so heißt es: „Nun, da wir doch einmal alle zusammen sind, wollen wir auch noch ein wenig zusammen plaudern. Ich bin *nicht* mehr *Landrath*, Sie sind nicht mehr Amtsvorsteher, sondern ich bin *Wähler* und Sie sind Wähler. Nun, wie steht's in Ihrem Bezirk?“ Und nun werden die Wahlaussichten besprochen, der Regierungscandidat in das rechte Licht gesetzt, die Gegner desgleichen, und die biederen Bauern wie die streberhaften Amtsvorsteher entfernen sich gleichmäßig erleuchtet aus dieser „privaten“ Besprechung. „Wenn wir die Bahn kriegen wollen, wenn wir eine Haltestelle haben wollen, wenn die Chaussee gebaut werden soll, wenn wir für unseren Kirchenbau einen Zuschuss kriegen sollen, wenn der Kreis die Unterhaltungskosten der Brücke übernehmen soll, wenn u. s. w. u. s. w., so muss der Herr X. die meisten Stimmen bei uns bekommen.“ Das alles hat der Herr Landrath natürlich nicht gesagt. Er wird sich wohl hüten. Aber sie haben es doch herausgefühlt. Auch die Bauern sind bei gewissen Dingen ganz feinfühlig. Und dann wissen sie ja auch aus Erfahrung, dass der und der Ort die Garnison verloren oder die Eisenbahn nicht bekommen hat, weil er andauernd liberal gewählt hat. Also: durch Schaden wird man klug, das Hemd ist einem näher als der Rock, folglich wird der Candidat des Herrn Landrath gewählt, auch wenn er den Leuten noch so wenig gefällt. Denn die Haltestelle beim Dorf ist ihnen wichtiger als die schönste Rede im Reichstag.

Noch mancherlei andere Mittel hat der Landrath zur Beeinflussung in der Hand. Die *Gastwirte*, die ihre Locale für die Versammlungen oppositioneller Candidaten hergeben, wissen wohl, was ihnen alles droht: Militärboykott, Verkürzung der Polizeistunde, Verweigerung der Tanzerlaubnis, Entziehung von Vereinsfestlichkeiten, Verweigerung der Schankconcession an den Sohn, polizeiliche Beanständung der Räumlichkeiten, übermäßig scharfe Controle durch die Gendarmen und dergleichen. Alledem gehen sie aus dem Wege, wenn sie nur die Candidaten von Landraths Gnaden reden lassen. Und da denkt denn eben auch mancher Wirt mehr an sein leibliches Wohl, als an seine politische Ueberzeugung.

Die wichtigste Waffe in der Hand des Landraths bleibt aber doch die *Presse*. Jeder Kreis hat ein *Kreisblatt*. Das ist in vereinzelten Fällen eine directe amtliche Veröffentlichung, in den meisten ein privates Unternehmen. Der Eigenthümer der Localzeitung, die als Kreisblatt gilt, bekommt die amtlichen Nachrichten, die ihm ein angenehmes Einkommen sichern, nur dann, wenn er sich mit Haut und Haar dem Landrath zur Verfügung stellt. Jeden Artikel, der ihm vom Landrath zugeht, muss er aufnehmen, nichts, nicht einmal ein Inserat, darf er bringen, das nicht „oben“ genehmigt ist. Man kann sich denken, wie in Wahlzeiten für den Regierungscandidaten die Reclametrommel gerührt, wie der Gegner schlecht gemacht, wie ihm jedes erdenkliche Hindernis, insbesondere durch Nichtaufnahme seiner Versammlungsanzeigen, bereitet wird. Und dabei sind diese Kreisblätter für Millionen der einzige journalistische Lesestoff, der in ihre Hände kommt! Es giebt zahllose Kreise, wo außer dem Kreisblatt keine andere Zeitung erscheint. Jeder Gemeindevorsteher, jeder Beamte, jeder Gastwirt muss es halten. Für Tausende von diesen ist es die ausschließliche geistige Nahrung.

Nicht in demselben Umfang, aber noch häufig genug wird auch von anderen Beamtencategorien Wahlbeeinflussung im Sinne der Regierung getrieben. Die *Oberförster* geben mit Hilfe ihrer Förster den meist erbärmlich gestellten und darum ganz abhängigen Forstarbeitern bestimmte Weisungen und lassen womöglich die Abstimmung selbst überwachen. Auf die Riesenheere der *Post- und Eisenbahnbeamten*, die Arbeiter in den kaiserlichen *Werften* und *Werkstätten* wird von „oben“ her in „staatserhaltendem“ Sinne eingewirkt. Die *Lehrer* werden von den Kreisschulinspectoren oder gar von den Schulräthen bei der Regierung je nachdem nach dem Zuckerbrot- oder Peitschenrecept für die Regierungscandidaten „überzeugt“. Da die Lehrer nun aber meist gar nicht regierungsfromme Conservative, sondern sehr widerhaarige entschiedene Liberale sind, so wirkt diese „Ueberzeugung“ meist nur bei den öffentlichen Landtagswahlen, versagt dagegen vollständig bei den geheimen Reichstagswahlen. Da hatte der Regierungspräsident Steinmann in Gumbinnen, der classische Wahlmacher Preußens, einen feinen Ausweg gefunden. Er stellte den Lehrern Alterszulagen, Versetzung in bessere Stellungen und Aehnliches nur dann in Aussicht, wenn sie — nicht etwa selbst conservativ stimmten! Was kam es auf eine Stimme an, deren Ursprung man nicht einmal controlieren konnte? Nein, nur dann sollten sie alle möglichen Vergünstigungen erhalten, wenn in ihrem Dorf ein bestimmter hoher *Procentsatz* conservativer Stimmen abgegeben würde! Nun hatten die Conservativen auf einmal eine ganze Menge „freiwilliger“ Wahlagenten, „Kortesche“ würde man in Ungarn sagen. Denn dass sehr viele Lehrer, um ihre erbärmliche Stellung zu verbessern, unter dem kaudinischen Joch hindurchkrochen, ist Thatsache. Wer es nicht that, der konnte sein Leben lang auf der schlechtesten Stelle ohne Zulagen versauern. Herr Steinmann hatte nämlich ein riesiges Personalgedächtnis. Er setzte oft die anderen Regierungsmitglieder dadurch in Staunen, dass er die politische Bethätigung jedes Lehrers in seinem ausgedehnten Bezirk (halb Ostpreußen!) kannte.

Eine Waffe, deren sich die Regierung von Jahr zu Jahr mehr zu bedienen beginnt, sind die *Kriegervereine*. Ursprünglich waren die Kriegervereine nur gedacht als Vereinigungen ehemaliger Soldaten zur Pflege kameradschaftlichen Geistes. Allmählich kam man dahinter, wie wundervoll man daraus Instrumente für die Regierungspolitik schmieden könne. Es ist gang und gäbe geworden, die „Kameraden“ aufzufordern, aus „Patriotismus“ für die Regierungscandidaten zu stimmen. Oft werden zu dem Zwecke besondere Versammlungen der Kriegervereine am Vorabend der Wahl einberufen. Bei der letzten Reichstagswahl benützte man das zehnjährige Regierungsjubiläum des Kaisers am 15. Juni zu zahllosen Kriegervereinsfesten, bei denen meist Landräthe, Amtsvorsteher oder Officiere außer Dienst für die Candidaten der Rechten „scharf zu machen“ versuchten. Wer socialdemokratisch, welfisch oder polnisch stimmt, fliegt hinaus. Wer freisinnig wählt, macht sich verdächtig, zieht dem Vereine vielleicht den Boykott der Officiere zu. Kurz, es wird die reinste Wahlpolitik getrieben. Und doch gelten die Kriegervereine als unpolitische Vereine mit allen entsprechenden Vergünstigungen! Da sie in ganz Deutschland fast drei Millionen Mitglieder haben, so kann man sich berechnen, auf einen wie gewaltigen Procentsatz von Wählern die Regierung einen directen Einfluss ausüben kann. Denn der Ausschluss aus dem Vereine, den die Regierung als Drohung immer zur Hand hat, hat für den Betroffenen in seinem bürgerlichen Leben vielfach so unangenehme Folgen, dass er sich lieber fügt.

Kommen besonders wichtige Fragen — als solche gelten fast nur Militärforderungen — bei den Wahlen zur Entscheidung, so wendet die Regierung auch besondere Mittel an. Sie läßt es sich dann wirklich etwas kosten. So bei den Reichstagsauflösungen 1887 und 1893. Das Land wurde mit Millionen von *officiösen Flugblättern* überschwemmt. Wenn ein Regierungscandidat um

tausend bat, bekam er zehntausend zugeschickt. Unzählige Landkarten wurden vertheilt, auf denen die Stärkeverhältnisse der verschiedenen Staaten angegeben waren, wobei es allerdings vorkam, dass die französischen Truppen in Kriegs-, die deutschen in Friedensstärke eingezeichnet waren. Verschiedene militärische und civile Kräfte waren einige Monate hindurch ausschließlich in den Dienst dieser aufklärenden — oder irreführenden, wie man will — Thätigkeit gestellt. Das Riesengeld, das eine solche Propaganda kostete, brachte noch 1887 ohne Mühe der Welfenfonds auf, der, gesetzlich „zur Abwehr von feindlichen Unternehmungen des Königs Georg von Hannover und seiner Anhänger“ bestimmt, thatsächlich zum „Reptilienfonds“, d. h. zum Nährvater für alle officiösen Pressunternehmungen geworden war. Seit der Auszahlung des Welfenfonds an die berechtigten Empfänger macht die Beschaffung der Geldmittel trotz dem bedeutenden geheimen Dispositionsfonds weit mehr Mühe. In besonderen Fällen wie 1893 behilft man sich durch eine Sammlung bei den großen Banken und Geldmännern, denen es ja nicht unlieb ist, sich durch einige Hunderttausende die Regierung zu verpflichten. Man appelliert natürlich nur an ihren „Patriotismus“!

Füge ich schließlich noch hiezu, dass auch oder vielmehr namentlich zu Wahlzeiten die Handhabung des Vereins- und Versammlungsrechtes, des Pressgesetzes, die Sonntagsruhebestimmungen, des Paragraphen über den groben Unfug, die Vorschriften über Verhaftung und Beschlagnahme u. s. w. nach dem Grundsatz erfolgt, dass, wenn zwei — Opposition und Regierungspartei — dasselbe thun, es nicht dasselbe ist, so habe ich so ziemlich das erschöpft, was die Regierung zur Beeinflussung der Wahlen zu thun pflegt. Es verbürgt ihr nicht den Erfolg, wie es etwa das ungarische oder bulgarische System thut, aber es erleichtert ihn ihr.

Berlin. H. v. Gerlach.

Die innere Bewegung des modernen Lebens.

Von Rudolf Eucken (Jena).

Der ganzen Ausdehnung der Neuzeit ist eigenthümlich eine innere Unruhe, ein rastloses Weiterstreben nicht nur nach außen hin, sondern auch gegen sich selbst, ein Grübeln und Zweifeln über das eigene Wesen, ein Sehnen und Verlangen nach Klarheit im eigenen Wollen. Auf dem Boden der Neuzeit wird nicht nur hart in Begriffen gekämpft, sondern es vollziehen sich thatsächlich die eingreifendsten Umwandlungen: die Renaissance musste der Aufklärung, die Aufklärung dem Neuhumanismus weichen, dieser aber sieht sich bedrängt und erschüttert durch das Moderne im engeren Sinne; immer musste die Menschheit den Punkt wieder verlassen, an dem sie sich schon sicher fühlte; immer von neuem wurde das Moderne selbst zum Problem und zur Aufgabe, zum Feldgeschrei dem einen, zum Anstoß und Vorwurf dem anderen.

Solche Unsicherheit und Unruhe verräth, dass das moderne Leben von Haus aus keineswegs einfacher Art ist, dass es vielmehr verschiedene Ziele in sich schließt, ja, dass es mit einem durchgehenden Gegensatz, einem unerträglichen Widerspruch behaftet ist. Ein solcher Widerspruch würde nicht zu überwinden sein ohne eine völlige Aenderung der ersten Lage, ohne die heroische Herausbildung eines neuen Lebens und Schaffens; damit wäre unser ganzes Dasein in eine große Aufgabe verwandelt. — So aber steht die Sache in der That; in Wahrheit enthält das moderne Leben nicht eine, sondern zwei und zwar entgegengesetzte Bewegungen; wir brauchen nur zwei für sich anerkannte Thatsachen in eine engere Beziehung zu setzen, als gewöhnlich geschieht, und sie auf ihre Verträglichkeit zu prüfen, um im modernen Leben einen harten Widerspruch und eine ungeheuere Spannung zu entdecken.

Das moderne Leben hat seine Eigenthümlichkeit gefunden an der Forderung eines Ausgehens vom Menschen, es bewegt sich in der Richtung vom Subject zum Object, vom Menschen zur Welt. Das bedeutet den schroffsten Gegensatz zu der vom Griechenthum aufgebrachten und im Mittelalter festgelegten älteren Art. Dieser war der Mensch ein Stück einer gegebenen und geschlossenen Weltordnung, die ihn sicher umfieng und ihren Gehalt seinem Leben zuströmen ließ. So hieng an dem Zusammenhang mit der Welt alle Wahrheit seines Thuns. Wie aber hier das All als ein Organismus den Menschen gliedmäßig in sich fasste, so beherrschte auch den menschlichen Kreis die Organisation, zuerst als Staat, dann als Kirche; die Ablösung davon bedeutete eine Preisgebung aller Vernunft. Die leitende Idee für das Leben und Handeln ward damit die Ordnung, sie setzte aller Freiheit ihr Maß und ihre Schranke.

Die Neuzeit beginnt mit dem Augenblicke, wo das durch jahrtausendlange Arbeit gestärkte und vertiefte Subject jene Einfügung und Bindung als einen unerträglichen Zwang empfindet und zugleich in dem bisherigen Bilde der Welt einen bloßen Widerschein seiner eigenen Thätigkeit erkennt. Mit dem Durchdringen dieser Ueberzeugung beginnt eine völlige Umwandlung unserer Wirklichkeit. Alles scheinbar Feste geräth in Fluss, das Subject wird zum Mittelpunkt, dem sich alles erweisen und dessen Thätigkeit eine Welt erst aufbauen muss; zugleich werden es jetzt die Individuen, welche die Gesellschaft tragen und ihr Leben und Kraft einflößen. Die Ordnung tritt jetzt zurück vor der Freiheit, die Activität des Menschen und zugleich sein Selbstbewusstsein wächst unermesslich; wie er nichts anderes ist, als was er selbst aus sich macht, so scheint er allem anderen seine Art aufzuprägen; wie sollte er sich da nicht als Herr und Gebieter der Dinge fühlen?

Solche Steigerung des Menschen ist der hervorstechendste Zug des modernen Lebens, nicht aber ist sie das Ganze dieses Lebens. Merkwürdig genug wirkt ihr auf seinem eigenen Boden eine nicht minder starke Bewegung zur Herabsetzung und Unterordnung des Menschen entgegen. Es ist der Durst nach Realität, das Verlangen nach Theilnahme am eigenen Leben und innersten Kern der Dinge in ihrer Unendlichkeit, was jene Bewegung gegen den Menschen erzeugt und entwickelt. Einem wacheren Bewusstsein ist kein Zweifel darüber, dass die ältere Lebensführung den Menschen in seine blossmenschlichen Vorstellungen und Empfindungen einspann, und dass ihn dort auch die weiteste scheinbare Ausdehnung seines Lebens thatsächlich in der Enge seines eigenen Kreises gebannt hielt, dass als die schwerste aller Hemmungen zwischen ihm und den Dingen seine kleine blossmenschliche Art stand. Jetzt dagegen erwacht die Sehnsucht nach einem echteren Leben aus der Weite und Wahrheit der Dinge, nun muss der Mensch als den härtesten aller Kämpfe den gegen sich selbst aufnehmen, nun gilt es sich selbst zu überwinden, jene dumpfe Enge zu durchbrechen, den Anthropomorphismus mit Stumpf und Stiel auszurotten. Nicht vom Menschen her ist die Welt, sondern aus der Welt der Mensch zu verstehen: so fordert es Bacon, so vollendet es Spinoza mit der ehernen Energie und schlichten Einfalt seiner Gestaltung des Lebens aus der Ewigkeit und Unendlichkeit des Alls. Daraus entspringen völlig andere Strebungen und Stimmungen, als sie die Bewegung zur Freiheit zeitigte. Hier muss der Mensch allen Affect einstellen und auch das Streben nach selbstischem Glück ablegen; aber für solche Selbstentsagung darf er schöpfen aus der unverfälschten Natur der Dinge, fester steht jetzt vor ihm die Welt, kräftiger wirkt die Erfahrung und gibt allem menschlichen Thun Maß und Halt. Nun weicht der trübe Nebel, der bis dahin unser Leben umhüllte; die Stimmung aber empfängt aus dem Bewusstsein eines Besitzes ewiger Wahrheit eine große Ruhe und eine stille Seligkeit.

So begegnen sich im modernen Leben die Ideale der Freiheit und der Wahrheit, sie sind nicht so leicht vereinbar, wie die Gedankenlosigkeit wähnt, vielmehr enthalten sie, so wie sie unmittelbar vorliegen, entgegengesetzte Wertungen und treiben das Handeln schroff auseinander in entgegengesetzte Bahnen. Dort will das Subject das Object bemeistern, hier das Object das Subject an sich ziehen, dort wird der Mensch erhoben und erweitert, hier herabgesetzt und eingeengt; dort wird sein Affect leidenschaftlich erregt, hier möglichst herabgestimmt; dort wird aller Inhalt durch uns und unsere Organisation vermittelt, hier wird die menschliche Art mit aller Kraft eliminiert; dort weist alle Bewegung zum Menschen zurück, hier treibt sie über ihn hinaus zur Unendlichkeit. Wohin wir blicken, überall Gegensatz, Zerwerfung, Kampf auf Leben oder Tod.

Das ist ein Antagonismus nicht der Individuen und auch nicht der Parteien, sondern der geistigen Arbeit selbst; ein solcher Antagonismus läst sich weder ruhig hinnehmen, noch friedlich schlichten, er verlangt eine Ueberwindung und er kann sie nur finden durch eine vordringende That, durch die Herstellung eines neuen Lebensstandes, in dem menschliche und kosmische Art, Subject und Object die Feindschaft aufgeben und sich zur Gemeinschaft der Arbeit verbinden. Die Lösung läst sich nur in der Richtung suchen, dass im menschlichen Kreise selbst eine Welt aufgedeckt, im Menschen selbst etwas Uebermenschliches ergriffen wird, dass zugleich aber die Welt, die uns zunächst als eine fremde Gewalt zu erdrücken schien, eine Seele gewinnt und sich als eine Stätte geistiger Kräfte erweist. Dann können sich Fäden von einem zum andern schlingen, dann möchte aus dem Widerspruch selbst ein unvergleichlich gehaltvolleres und wesenhafteres Leben hervorgehen, als es frühere Zeiten kannten.

Aber eine derartige Lösung hängt nicht an allgemeinen Wendungen, nicht an Formeln und Worten, es bedarf hier einer präcisen Antwort, es bedarf der Erschließung einer neuen Wirklichkeit durch Leistung und That, es bedarf einer Erhöhung unseres Wesens und Lebens. Darnach ringt in Wahrheit, durch jenen tiefen Widerspruch im eigenen Streben gereizt und getrieben, unaufhörlich die Neuzeit, aber erst allmählich scheint sie, durch Erfahrungen und Enttäuschungen hindurch, sich jenem Ziele nähern zu können, immer wieder wird sie auf den Anfang zurückgeworfen, immer neu stellt sich uns das Problem vor Augen. Vielleicht waltet in dieser Bewegung ein gewisser Rhythmus, eine Wiederkehr ausgeprägter Typen; jedenfalls ist nun die innere Unruhe und Unsicherheit des modernen Lebens erklärt.

Mit der Anerkennung jenes Hauptproblems ergibt sich zugleich eine Gliederung und Abstufung der Neuzeit. Nur da erreicht sie die Höhe des Schaffens, wo eine Ueberwindung des Gegensatzes versucht wird; wo immer aber sich die beiden Seiten isolieren und gegeneinander wenden, da ist bei aller Erregung der Individuen eine geistige Ebbe unverkennbar. Bei jener Isolierung entsteht

bald eine Tendenz zum absoluten Subjectivismus, zur Ablösung des Subjects von aller Bindung der Gegenstände, bald die entgegengesetzte zu einem absoluten Objectivismus, einer Beherrschung und Absorbierung des ganzen Menschen durch die ihn umgebende Welt. Beide pflegen sich mit besonderem Nachdruck modern zu nennen, in Wahrheit sind sie nur die Grundelemente des modernen Lebens, nicht seine Höhe, nicht seine productive Kraft. Die verschiedenen Wendungen und Stufen aber, welche das Streben nach Ueberwindung des Widerspruches eingeschlagen hat, erzeugen die Hauptabschnitte der Neuzeit; sehen wir nun, wie sich von hier aus ihre Bewegung ausnimmt.

Das große Problem ist zuerst von der Renaissance aufgenommen und beantwortet. Ihre gewaltige Steigerung des Subjects ist in aller Bewusstsein; dass sie auch eine kräftigere Gegenständlichkeit der Dinge, ein klareres Bild der Wirklichkeit, ein objectiveres Weltbewusstsein gebracht hat, sollte darüber nicht vergessen werden. „Im Mittelalter“, so sagt in seiner unnachahmlichen Weise Jakob Burckhardt, „lagen die beiden Seiten des Bewusstseins — nach der Welt hin und nach dem Innern des Menschen selbst — wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn: durch ihn hindurchgesehen erschienen Welt und Geschichte wundersam gefärbt, der Mensch aber erkannte sich nur als Race, Volk, Partei, Corporation, Familie oder sonst in irgend einer Form des Allgemeinen. In Italien zuerst verweht dieser Schleier in die Lüfte; es erwacht eine objective Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämmtlichen Dinge dieser Welt überhaupt, daneben aber erhebt sich mit voller Macht das Subjective, der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches.“ In Wahrheit bildet das Auflösen der mittelalterlichen Verschlingung von Subject und Object eine Hauptleistung der Renaissance, die Scheidung ist ein unentbehrliches Mittel, jedwedes auf den Punkt seiner Stärke zu bringen und zu seiner Eigenthümlichkeit durchzubilden: nur in einer Ablösung vom Menschen kann die Welt ihren Reichthum entfalten und ihre Festigkeit zeigen, und erst im Ringen mit der gegenständlichen Welt gewinnt das menschliche Leben die geistige Innerlichkeit geweckter Art, die sich von der traumhaften Gefühlsinnigkeit des Mittelalters so weit entfernt.

Aber die Renaissance wäre nicht eine Zeit großen Schaffens geworden, hätte sie nicht auch die zwischen dem Subject und der Welt eröffnete Kluft irgend zu überwinden verstanden; sie thut das durch die Entwickelung eines Reiches lebendiger Schönheit. Hier drängt alles, was von innen aufstrebt, zu sinnfälliger Anschauung, und erst durch die Darstellung gewinnt das seelische Gebilde eine volle Wirklichkeit; umgekehrt aber empfängt die Außenwelt aus der künstlerischen Behandlung eine durchgängige Beseelung, mit solcher kann sie zum Menschen sprechen und ihm ihre Tiefe erschließen: so strebt das eine zum andern, und das Ineinanderweben beider erzeugt Werke, die uns dauernd erheben und entzücken. Aber die Größe dieser Werke ist keineswegs eine Gewähr für die Richtigkeit der principiellen Lösung. Mensch und Welt stehen sich hier noch zu nahe, sie werden von Haus aus wesensverwandter gedacht, als es der späteren Ueberzeugung und Arbeit möglich schien: die unmittelbare Beseelung der Natur verhindert eine exacte Erforschung und gibt trübem Aberglauben weiten Spielraum; der Mensch aber gelangt bei jener Richtung auf die künstlerische und technische Leistung nicht zur Selbständigkeit und unangreifbaren Festigkeit seines Innenlebens. Der Gesammtstand blieb bei aller Fülle von Leben und Schönheit ein verworrener, eine weitere Scheidung und Klärung wurde mehr und mehr zum dringenden Bedürfnis der Zeit.

Es war die Aufklärung, welche diese Aufgabe ergriff und den Gegensatz von Subject und Object zu einer bis dahin ungekannten Schärfe steigerte. Die Natur soll eine volle Autonomie gewinnen; zu diesem Zweck muss sie alle seelische Eigenschaft ablegen und ein System bloßer Massen und Bewegungen werden. Zugleich aber wird das Subject in sich selbst concentriert, der Mensch entdeckt eine ihm innewohnende Vernunft, einen Stammbesitz ewiger Wahrheiten; mit solchem Halte fühlt er sich stark genug, ein „natürliches“ Recht, eine „natürliche“ Moral, eine „natürliche“ Religion unabhängig von aller Ueberlieferung und Umgebung zu entwickeln. Aber wenn er sich zunächst ganz von der Welt auf sich selbst zurückzieht, er behält stets die Welt im Auge, er verzichtet nicht auf ein Verhältnis zu ihr, vielmehr ist er eifrigst darauf bedacht, in Ueberwindung der Kluft sie zu verstehen und sie zu beherrschen. Dafür aber scheint die Hauptsache, in der Seele selbst zu scheiden zwischen Bewegungen thätiger und leidender, kosmischer und bloßmenschlicher Art. Als reinste Gestalt jener erscheint das begriffliche Denken mit seiner kritischen Energie und seiner durchdringenden Klarheit; auf die bloßmenschliche Seite dagegen kommen die Affecte und Gefühle, sie müssen weichen, wo Mensch und All sich finden sollen. Das Denken leitet hier gleichmäßig das Erkennen wie das Handeln. Wenn es, ohne irgend nach draußen zu schielen, rein seine eigene Art und seine eigenen Gesetze entwickelt, so scheint es zugleich den Gehalt der großen Welt auszudrücken: ohne sich irgend zu berühren, werden Denken und Sein durch einen strengen Parallelismus zusammengehalten. Zugleich aber macht das Denken den Menschen stark genug, die umliegende Welt gemäß den Forderungen der Vernunft zu gestalten; eine emsige praktische Thätigkeit verringert mehr und mehr die Kluft zwischen uns und den Dingen.

Was das moderne Leben dem freudigen Glauben und der rührigen Arbeit der Aufklärung verdankt, das lässt sich nur vergessen, weil die Folgezeit den besten Ertrag dieses Wirkens in sich aufgenommen hat und ihn unbefangen genießt. Aber zugleich sind wir einig über die Unhaltbarkeit der specifischen These der Aufklärung. Jener Parallelismus zwischen Denken und Sein, der das Denken auf sich selbst stellte und es zugleich einer draußen befindlichen Welt entsprechen ließ, erlag der überlegenen Kritik eines Kant; das Ganze der Lebensführung aber wurde als unzulänglich befunden, weil es nirgends ein unmittelbares Verhältnis des Menschen weder zu sich selbst noch zu den Dingen bot; indem ein verstandesmäßiges Denken alles vermitteln sollte, gerieth das Leben unvermeidlich ins Kühle, Künstliche, Abstracte; je mehr die Popularisierung der Ideen diese Folge empfinden ließ, desto mächtiger erhob sich dagegen die Unmittelbarkeit des Gefühls; es kam die Zeit des Sturmes und Dranges, und als Sieger behauptete schließlich das Feld die classische Epoche mit ihrem Neuhumanismus.

Im Neuhumanismus weicht das Streben nach klarer Scheidung dem nach fruchtbarer Einigung und zugleich die Reflexion einem ursprünglichen Leben. Das Verlangen nach großen Zusammenhängen gewinnt eine unwiderstehliche Macht; Natur und Geist — wie es jetzt heißt — streben wieder zu einander und bilden eine Gemeinschaft des Lebens: hier soll der Geist durch die Natur eine Läuterung und Weite, die Natur aber durch die Berührung mit ihm eine Durchsichtigkeit und Beseelung empfangen. Eine Verwandtschaft mit der Renaissance verräth sich deutlich genug, Leben und Schönheit sind auch hier die Genien des Schaffens, aber zugleich sind bedeutsame Fortbildungen unverkennbar. Nicht nur werden Natur und Geist reiner gegen einander abgegrenzt, jedes von ihnen schließt sich mehr zu einem Ganzen zusammen, und es entwickelt sich ein festes Verhältnis vom Ganzen zum Ganzen: ein und dasselbe Leben, nämlich ein künstlerisches Bilden und Formen, ein Schaffen und Gestalten, verkettet beide Reiche, aber in der Natur bleibt es unbewusst und unfrei, erst der Geist erhebt es auf die Stufe der Bewusstheit und Freiheit. Aber wegen jenes Zusammenhanges im Wesen ist die Erhebung zur Freiheit, wie sie das künstlerische Schaffen mit seiner Phantasie vollzieht, zugleich ein Erschließen des tiefsten Kernes der Dinge, die ideale Wirklichkeit bildet zugleich die lauterste Wahrheit des Seins. So scheinen Freiheit und Wahrheit in Ein Leben verbunden, der Mensch hat das All gefunden und ist zugleich bei sich selbst gewachsen.

Von dem reichen Schaffen, das aus solcher Ueberzeugung, aus solcher Bethätigung entsprang, nährt sich auch das Leben der Gegenwart; aber auch hier ist die dankbare Verehrung unsterblicher Werke nicht zugleich eine Anerkennung des begründenden Princips. Von diesem hat uns die thatsächliche Bewegung des Lebens schon weit entfernt, weiter vielleicht als von der Hauptrichtung der Aufklärung. Die Gegensätze haben sich härter und schroffer erwiesen, als jene Synthese sie fasst, die Natur hat jenes künstlerische Gewand abgestreift und erscheint wieder in voller Seelenlosigkeit, beim Menschen selbst aber zeigen sich schwere Verwickelungen zunächst im gesellschaftlichen Leben, dann auch im eigenen Innern; in den daraus erwachsenden Sorgen, Unruhen, Leidenschaften verschwindet die sonnige Heiterkeit der classischen Zeit in eine weite Ferne, schroffer als je spaltet sich unser Leben, und unser Grundverhältnis zur Welt verfällt peinlicher Unklarheit.

Bei solcher Lage brechen die einzelnen Grundelemente des modernen Lebens wieder selbständig hervor und verlangen, jedes für sich, den ganzen Menschen. Zunächst erhob sich riesengroß durch Forschung und technische Arbeit die reale Welt, sie möchte den Menschen gänzlich einem seelenlosen Triebwerk einfügen und ihm alle selbständige Innerlichkeit aussaugen. Aber nicht lange konnte dieser Zug unwidersprochen bleiben, bald besann sich das Subject auf sein unveräußerliches Erstgeburtsrecht, und der Subjectivismus musste um so elementarer hervorbrechen, je mehr zuvor der Mensch durch die seelenlosen Mächte unterdrückt und eingeschüchtert war. Der schroffste Gegensatz beider Strömungen, der erbitterte Kampf zwischen zuständlichem und gegenständlichem Leben, das Schwanken zwischen seelenloser Leistung und freischwebender Stimmung ist die charakteristische Signatur der Gegenwart. Aber auch heute kann kein Zweifel darüber walten, dass die schaffende Kraft und das letzte Recht des Modernen nicht auf dieser oder jener Seite, sondern dass es über den Gegensätzen liegt, kein Zweifel, dass uns wieder eine große Aufgabe gestellt ist, die Aufgabe einer Synthese, welche die vorhandenen Verwickelungen und Gegensätze vollauf anerkennt, aber über sie hinaus zu einer Tiefe vordringt, wo der Lebensprocess aus innerer Festigkeit die Kluft überspannt und in sich selbst einen Weltcharakter gewinnt. Welcher Weg uns selbst dafür einzuschlagen scheint, das haben wir namentlich in dem „Kampf um einem geistigen Lebensinhalt“ (Leipzig 1896) skizziert,

um es in Zukunft weiter auszuführen und kräftiger zu verfechten; wir glauben aber, dass heute — bewusst oder unbewusst — viel mehr Kräfte für jenes Ziel arbeiten, als die Oberfläche des Tages erkennen läst.

Eine Richard Wagner-Biographie.

Noch immer erweitert sich die Wagner-Literatur, welche bereits bei des Meisters Tode zu einem Umfange angeschwollen war, wie sie wohl kaum je die schriftstellerische Behandlung irgend einer historischen oder künstlerischen Persönlichkeit erreicht hat.

Unter dem vielen mehr oder minder Wertvollen dieser stattlichen monographischen Bibliothek nimmt das vorliegende Werk des bekannten Rigaer Schriftstellers*) einen ganz besonders hervorragenden Rang ein. Die im Jahre 1877 unter dem Titel „Richard Wagners Leben und Wirken" in Cassel erschienene erste zweibändige Ausgabe dieses Werkes kann füglich als eine Arbeit für sich betrachtet werden, die mit der im Erscheinen begriffenen „dritten Ausgabe", deren ungefähr dritten Theil die hier zu besprechenden zwei Bände bilden, fast nichts gemein hat als den Stoff und den Autor. Dieser aber tritt uns hier im Gegensatze zu damals in voller männlicher Reife entgegen, als ein Schriftsteller, der seine große Aufgabe mit ruhigem Ernste erfasst, ohne dabei das in ihm für den Gegenstand seiner Lebensarbeit glühende Feuer vermissen zu lassen. Zweifellos wird aber diese ruhigere Art der Darstellung viel überzeugender wirken, besonders auf die nur noch sporadisch vorhandenen Sonderlinge, die sich noch nicht zur Erkenntnis des Wagner'schen Genius aufschwingen konnten oder wollten.

Ich schließe mich übrigens durchaus nicht jenen an, welche vom Biographen die sattsam bekannte professorale Nüchternheit und kritische Objectivität verlangen, wie sie nur aus der Feder eines dem gewählten Gegenstande gleichgiltig gegenüberstehenden Individuums fließen kann. Ein Biograph tritt zu seinem Helden in ein so nahes persönliches Verhältnis, wie etwa zu einem Freunde, den er, je mehr er ihn kennen lernt, desto inniger liebt. Schon die Wahl der zu behandelnden Persönlichkeit setzt außerordentliche Sympathie voraus. Oder sollte einem Biographen jener ehrenwerte Professor zum Muster dienen, der einen selbst den meisten Literaten kaum mehr als dem Namen nach bekannten Dichterling aus dem vorigen Jahrhundert grausam der verdienten Vergessenheit entzog, um über ihn ein dickleibiges Buch zu schreiben, in dem er mit größtem Eifer nachwies, dass die Arbeiten des Unglückseligen aber auch gar nichts wert seien? Allerdings darf der Biograph, wenn er es mit seiner Aufgabe ernst nimmt und sich und die Leser nicht täuschen will, das Bild der von ihm behandelten Persönlichkeit auch nicht zum Besseren fälschen. Deshalb ist seine Aufgabe eine so schwierige, weil sie weniger als irgend eine andere der unausgesetzten Selbstbeobachtung und -Kritik entrathen kann. Glasenapp hat die seinige mit größtem Ernste und vielfach sogar in bewunderungswürdiger Weise gelöst. Er hat nicht nur ein ganz außerordentlich reichhaltiges Material zusammengetragen, gesichtet und klar geordnet, sondern auch eine scharfe kritische Sonde an die Arbeiten seiner den gleichen Stoff behandelnden Collegen gelegt, deren Irrthümer er mit zwingender Logik corrigiert und deren voreilige oder auf unzuverlässige Gewährsmänner sich stützende Conclusionen er schlagend widerlegt. So zieht er mit heiligem Eifer gegen das — seither übrigens aus dem Buchhandel zurückgezogene — Präger'sche Buch über Wagner, das nachweislich die gröbsten Fälschungen enthielt, zu Felde; so untersucht er gründlich die in dem Buche „Wagners geistige Entwickelung" von Dr. Hugo Dinger aufgespeicherten Forschungsresultate und zieht alle nur irgend zur Verfügung stehenden, jeden Zweifel ausschließenden Quellen für seine äußerst gewissenhafte Darstellung heran, wie Wagners Schriften, dessen Briefe an seine Freunde, Zeitungsblätter, deren Beschaffung oft mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein mag, Papiere aus Staats- und Hoftheater-Archiven, Autographen des Meisters aus Antiquariaten und unzählige schriftliche (gedruckte und ungedruckte) und mündliche Ueberlieferungen von Zeitgenossen, deren Authenticität er gegeneinander sorgfältig abwägt. Wir haben also bei der Lectüre der bisher erschienenen zwei Bände des Glasenapp'schen Werkes das Gefühl größter Verlässlichkeit des Gebotenen im Gegensatze zu so vielem mit unverantwortlichem Leichtsinne oder auch mit gewinnsüchtiger Sensationslust in Form von Zeitungsartikeln und Büchern in die Welt Gesetzten, das nur danach angethan ist, das Bild des großen Mannes zu entstellen.

Was den vorliegenden Bänden großen Reiz und Wert verleiht, ist die eingehende Darstellung des cultur- oder auch familiengeschichtlichen Milieu, welche die im Mittelpunkte befindliche Figur des Meisters von allen Seiten in das richtige Licht rückt. Der Autor hat es darin vortrefflich verstanden, ein lebendiges Zeitbild zu entwerfen. Eine der interessantesten Partien ist ohne Zweifel die ausführliche Schilderung des Dresdener Aufstandes im Jahre 1849, welche sich über drei Capitel des zweiten Bandes verbreitet und zum erstenmale eine der dunkelsten Perioden in Wagners ereignisreichem Leben beleuchtet, die Gehässigkeit gegen den vielen so unbequemen Mann, der stets, und zwar meist mit völliger Hintansetzung seines persönlichen Vortheiles, gegen das Faule in Kunst und Leben ankämpfte und der in der Volksbewegung der Jahre 1848 und 1849 nichts Geringeres als das Morgenroth einer neuen Weltordnung sah, die vor allem seinen künstlerischen Reformideen zum Siege verhelfen sollte. Die Gehässigkeit gegen diesen herrlichen Idealisten gieng so weit, dass sich ein ganzes Lügengewebe voll der niedrigsten Anschuldigungen um ihn bildete, welches zu entwirren erst unserer Zeit halbwegs gelingen sollte. So hieß es z. B., dass er das alte Dresdener Opernhaus, ja sogar das Prinzenpalais in Brand gesteckt habe! Glasenapp bietet gerade in diesen Capiteln, die den Revolutionär Wagner behandeln, eine verblüffende Fülle von Beweismaterial gegen den eben erwähnten Verleumdungsklatsch, durch welches allerdings Wagners mächtiger Gegner, Graf Beust, in einem geradezu jämmerlichen Lichte erscheint. Umso rührender hebt sich vom dunkeln Hintergrunde die Schilderung jener aufopfernden Freunde ab, die Wagners Geistes- und Seelengröße fühlten und sich ihm bedingungslos zu eigen gaben, so August Röckels (eines geborenen Grazers), Theodor Uhligs, Wilhelm Fischers, Ferdinand Heines und vor allem Franz Liszts.

Im ersten Bande fesselt besonders die Schilderung der Knabenzeit, in welcher der liebevolle Biograph eine solche Fülle reizvoller Züge des jugendlichen Wagner zusammengetragen hat, dass diese einen wichtigen Beitrag zur Erkenntnis der so oft bestrittenen Naivetät und echten Gemüthsnatur des Meisters zu bilden vermögen, sowie die Charakteristik der Verwandten des Künstlers.

Die Monographien über Wagners Stiefvater Geyer, der zweifellos den künstlerischen Funken im kleinen Richard entzündet hat, und über den Onkel Adolf Wagner, welcher nach einem im „Neuen Nekrolog der Deutschen" (einem älteren Sammelwerke) enthaltenen Nachrufe „mit den Besten seiner Zeit und seines Volkes in Verbindung, stets gegen das Gemeine, Schlechte und Oberflächliche in Leben und Literatur kräftig gekämpft hat", sind Glasenapp im hohen Grade gelungen. Insbesondere Adolf Wagner erhält hier ein Denkmal, das geeignet ist, diesen bedeutenden Menschen völliger Vergessenheit zu entziehen, der unverkennbar einen großen und nachhaltigen Einfluss auf die Entwickelung unseres Meisters gehabt hat.

Im zweiten Bande interessiert zumal den Musiker eine sehr eingehende Schilderung der sechsjährigen Dirigententhätigkeit Wagners am Dresdener Hoftheater und das sonderbare Verhältnis des auch hier nach höchsten Zielen ausblickenden Künstlers zu dem verknöcherten und beschränkten Intendanten von Lüttichau, der sich allen Bestrebungen des feurigen Geistes lähmend entgegenstellte, ferner das unqualificierbare Verhalten der Localkritik, welche den Künstler geradezu verhöhnte.

Hochinteressant ist auch die Schilderung der Aufführung der neunten Symphonie Beethovens durch Capellmeister Wagner; sie bezeichnet einen Markstein in der Geschichte dieses Werkes.

Es würde zu weit führen, wenn ich nur einigermaßen das Fesselnde in den beiden Bänden aufzählen wollte, ich muss es schon den Lesern überlassen, sich aus eigener Anschauung von dem Gehalte und Reichthume des Glasenapp'schen Werkes zu überzeugen. Jeder findet gewiss dabei seine Rechnung, denn außer der eingehenden Behandlung des künstlerischen und schriftstellerischen Schaffens des großen Meisters und seiner Cultur-, Kunst- und Lebensansichten findet sich in dem Werke manche Probe vorzüglicher Charakteristik der literarischen, künstlerischen und politischen Zeitgenossen Wagners, die seinen mehr oder minder vertrauten Umgang genossen haben. Ich erwähne nur: Bakunin, Berlioz, Brendel, Bülow, Ed. Devrient, Wilhelmine Schröder-Devrient, G. Freytag, Fröbel, Gade, Geibel, Gutzkow, Hanslick, M. Hauptmann, Herwegh, Hiller, Kietz, Kittl, Laube, Liszt, Marschner, Mendelssohn, Meyerbeer, Rich. Pohl, Reißiger, Rietschel, Rollett, Schumann, M. von Schwind, Semper, Spohr, Spontini, Tichatschek, Vieuxtemps.

Der erste Band erstreckt sich bis zur Ernennung Wagners zum Dresdener Kapellmeister 1843, der zweite von da bis zum Jahre 1853, zu welcher Zeit der Meister bereits vier Jahre in der Schweizer Verbannung zugebracht hatte.*) Damals waren bereits „Rienzi", „Holländer", „Tannhäuser", „Lohengrin", sowie der größere Theil der theoretischen Schriften (u. a. „Oper und Drama") und die vollständige Dichtung vom „Ring des Nibelungen" vollendet; der Schöpfer dieser unvergänglichen Werke aber lebte, von Existenzsorgen gemartert, als Verbannter fern von seiner geliebten deutschen Heimat!

Man darf auf die weiteren Bände des groß angelegten biographischen Werkes, welches die Weltfirma Breitkopf und Härtel in Leipzig sehr vornehm ausstattet, mit Recht gespannt sein und nur wünschen, dass diese nicht allzu lange auf sich warten lassen. Jeder Deutsche sollte das Werk ebenso in seiner Büchersammlung haben, wie die gesammelten Schriften und Dichtungen Richard Wagners!

Graz. Dr. Wilhelm Kienzl.

*) Das Leben Richard Wagners in sechs Büchern dargestellt von Carl Fr. Glasenapp; dritte gänzlich neubearbeitete Ausgabe von „Richard Wagners Leben und Wirken". Erster und zweiter Band. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1896, 18 G.

*) Sehr willkommene Beigaben sind eine genealogische Tafel, eine Familienchronik und zwei vorzügliche Reproductionen guter Porträts von Wagners Mutter und dessen Stiefvater Geyer im ersten Bande, ferner ein Porträt des Meisters aus der Dresdener Zeit im zweiten Bande.

Für Mallarmé.*)

Alle jene, die diesen hohen Geist, diesen vollkommenen Menschen geliebt haben, erfüllt heute unaussprechliche Trauer. Ein herrliches und theueres Dasein bricht ab. Stéphane Mallarmé ist todt.

Das Leben hat ihn knapp gehalten. Und doch beanspruchte er nichts von dem, was man gewöhnlich begehrt. Er wollte nichts als: da sein, existieren, und existieren, um zu denken. An allem übrigen war ihm nicht viel gelegen, denn keiner stand höher als er über allen menschlichen Niederungen. Er trachtete nie nach dem, worauf das eifrige Streben der gewöhnlichen Sterblichen sich richtet — aus einer gewissen angeborenen Gleichgiltigkeit gegen alles, was nicht reinen geistigen Zielen diente. Er entlehnte nur sich selber das Material zu seinen idealen Gebäuden. Darin fand er sein Genügen. Er besaß nichts anderes als sich selber. Er hatte kein besonderes Bedürfnis im Leben. In ihm lernten wir einen Weisen und einen Helden kennen. Er war hoch verehrt von allen jenen, die noch daran glauben, dass in der Einsamkeit und der Beschaulichkeit die menschliche Würde ruht. Er war für uns die Verkörperung des Dichters, und in dieser Gestalt wird er sich in unserem Gedächtnis erhalten.

Erinnert euch daran, wie seine große Güte sich zu allen herabließ. Niemand wusste anmuthiger und verbindlicher als er Freundschaft anzunehmen, die man ihm entgegenbrachte, und die er sich mit Treue und Gewissenhaftigkeit zu eigen machte. Die Achtung vor seinen Werken und seinem Wesen verschaffte ihm, vor nun fünfzehn Jahren, die Huldigung der damaligen Jugend. Sein Einfluss war bedeutend, vielseitig und fruchtbar, weil man von ihm nichts anderes lernte, als was ein jeder sich selber schulde. Man bewunderte in ihm einen Mann, der so sehr allem Kleinlichen abgekehrt war, sich ganz und gar einem so neuen, kühnen und schwierigen künstlerischen Bestreben hingab, dass es, wie ich glaube, in keiner anderen Literatur seinesgleichen hat. Auch in der unserigen stand Stéphane Mallarmé außerhalb, für sich allein. Er hatte einen magischen Kreis um sich gezogen, innerhalb dessen er die Riten seiner geheimnisvollen Beschwörung ausübte. Selbst die, welche dem Reize seiner Schriften mehr oder minder widerstanden, wurden vom Zauber seiner Rede gefesselt. Ich rufe alle seine Hörer zu Zeugen an, die Freunde seiner Jugend, wie die, welche erst später in die köstliche Intimität seiner Einfälle drangen. Der Eindruck, den Stéphane Mallarmé bei seinen ständigen oder gelegentlichen Zuhörern hinterließ, war einzig. Jene Stimme, die nun auf immer verstummt ist, sprach hinreißende Dinge und ewige Worte.

Das Packende und Anziehende der Mallarmé'schen Gespräche lag aber nicht bloß in der Gefälligkeit, die er ihnen durch die köstliche Gewandtheit und die erlesene Kunst des Plauderns zu verleihen wusste. Gewiss, er war tief und eingehend, überraschend und subtil, logisch und paradox! Aber außer jenem ersten, äußerlichen Vergnügen empfand man eine tiefere, geheimnisvollere Erregung. Nichts vermochte Stéphane Mallarmé vom inneren Monolog seiner Gedanken abzulenken: auf unerwarteten Umwegen, auf verschlungenen Irrpfaden kehrte er dazu zurück; er landete immer wieder bei sich selber und er setzte sich, wenn man so sagen darf, laut fort. Hörte man ihm dann zu, so war's, als sähe man ihn an der Arbeit, begleitete ihn für einen Augenblick auf seiner Suche nach der Wahrheit. Er wollte den Sinn aller Dinge und ihre allgemeine Bedeutung finden, er wollte der Dichter der Erkenntnis sein.

An dieser Erforschung ließ sein Wort uns theilnehmen, und ihre Ergebnisse zeigte es uns. Ein Werk, auf das der Meister häufig hinwies, war bestimmt, sie festzuhalten. Besteht jenes Werk, an dessen unausgesetzter, wenn auch geheimer Vorbereitung wir Jahr um Jahr theilnahmen? Oder wird der Tod mit dem Schlage seines unheilvollen Flügels die unzähligen Notizen, die kostbaren, unvollendeten Blätter zerstreuen und vernichten?

Wir werden es erfahren! Aber was auch kommen mag, wir haben doch etwas, unsere Furcht zu lindern. Wir haben in Mallarmés Gedichten und Essays gleichsam herrliche Anzeichen, Anfänge. Wir finden darin, wo nicht das Maß, so doch das Siegel dieses umfassenden Geistes. Das sind unleugbar die Bruchstücke einer der merkwürdigsten geistigen Structuren, die es je gegeben. Wir erkennen ihre bedeutsamsten Linien, ihre wesentlichen Stützpfeiler, das Fundament, wenn auch nicht die Bekrönung und die letzten Zierathe. Es fehlt der endgiltige Ausbau. Aber schon die kostbaren Grundzüge zeigen die Art, in der ein Genie hier zuwerke gieng.

Das genügt, um Stéphane Mallarmé auf den ihm gebürenden geistigen Platz zu stellen: auf den höchsten und reinsten Gipfel der menschlichen Phantasie und Erkenntnis.

So lasst uns denn andachtsvoll jenen Tempel besuchen, der, wenn auch in Trümmern liegend, jedem Andächtigen sein Geheimnis enthüllt. Um die geborstenen Pfeiler schlingen sich schöne und köstliche Blumen. Unter dem Thürbogen steht hoch aufgerichtet „Herodias" in ihrem Gewand von gleißenden Edelsteinen. Der „Faun" flötet dort seine Metaphern. „Die Sängerin der Stille" reicht der „Erscheinung" die Hand. Niemand kommt dort vorbei, ohne ein Bild, eine Strophe mit fortzunehmen, die künftighin sein Gedächtnis schmückt, seine Erinnerung durchduftet. In dieser Weise trägt Stéphane Mallarmé bei zu dem poetischen Dichterkranz Frankreichs. Er hat den nationalen Schatz um einige der weihevollsten und zartesten Meisterwerke vermehrt. Aus seinen Versen fließt es, wie ein krystallener, erlesener Saft, ein Trank, der mächtig ist und von zauberhafter Wirkung …

So habe ich im Geiste Stéphane Mallarmé wiedergesehen während der traurigen Nacht, die der Nachricht von seinem Tode folgte und der düsteren Feier voranging.

Wir sahen das Häuschen zu Valvins wieder, das noch so viele Sommer hindurch einen Dichter hätte beherbergen sollen, der es zum Lieblingsaufenthalt seiner Einsamkeit und seiner Träume gemacht hat. Dann kam die Stunde des schmerzlichen Abschieds rings um das offene Grab, und die Sonne lag auf einer marmornen Platte, die einen unsterblichen Namen tragen wird.

Paris. Henri de Régnier.

*) Wir freuen uns, das Andenken des vor kurzem verschiedenen Dichters durch einen Nachruf feiern zu können, den ihm ein Dichter gewidmet hat. Dass für das deutsche Publicum mit diesen Zeilen noch keine erschöpfende Charakteristik Mallarmés gegeben ist, verkennen wir nicht. Doch dürfen wir annehmen, dass gerade den Lesern unseres Blattes Mallarmé kein ganz Unbekannter mehr ist. „Die Zeit" war es ja, die zuerst in deutscher Sprache eine Auswahl von Skizzen dieses Dichters veröffentlichte. (Nr. 193.) D. Red.

Erinnerungen an Fontane.

Von Ernst v. Wolzogen (München).

Am Abend des 20. September, kurz nach 9 Uhr, verschied in seiner Wohnung in der Potsdamerstraße zu Berlin, in dem Johanniterhause Nr. 132, drei Treppen hoch Theodor Fontane. Ein freundlicher Scherz war sein letztes Wort. „Ihr wollt mich wohl verhungern lassen?" schalt er gutmüthig seine Tochter aus, die ihm in Abwesenheit der Mutter das Haus führte und ihn an diesem Abend allzulange auf das Nachtessen warten ließ. Als der Tisch endlich gedeckt war und die Tochter durch das Mädchen den Herrn rufen hieß, da ward er auf seinem Bette todt gefunden. Ein Herzschlag hatte ganz unvorbereitet, schmerzlos, ohne vorausgegangene Krankheit seinem Leben ein Ende gemacht. Dem lieben alten Herrn, der so gut zu lächeln verstand wie keiner unserer stolz aufrechten Großen, war auch der Tod mit einem gütigen Lächeln, auf den Zehen schleichend von hinten nahe getreten, um ihm mit einem neckischen: „Wer ist das?" die Augen zuzudrücken. Er konnte die Frage nicht mehr beantworten. Er fühlte die kühle Hand und lächelte und legte sich hin und schlief hinüber. Wie ein freundliches Enkelkind zum müden Großvater, so kam der Tod zu ihm — ein Tod so schön, wie dieser Mann und sein Leben und sein Schaffen ihn verdient hatten.

Eine der letzten Brücken, die unser Geschlecht mit dem um die Wende des vorigen und den Anfang dieses Jahrhunderts verbindet, ist nun gebrochen, in Trümmern in den raschen Strom der Zeit gestürzt. Denn das war das Merkwürdigste, das Einzigartige an Theodor Fontane, dass er in voller Jugendfrische des Geistes unter uns wandelte, voll Theilnahme und Verständnis alle, auch die verwunderlichsten neuen Erscheinungen unserer Zeit begleitete und dennoch in seinem Wesen den Typus einer Zeit darstellte, die eigentlich sogar noch vor seiner Geburt liegt. Das kam daher, dass er mit einer seltenen, merkwürdigen Treue in sich die geistige Eigenart seines Vaters und Großvaters wiederholte. Wer das köstliche Buch „Meine Kinderjahre" (Berlin 1894, Fontane u. Comp.) aufmerksam liest und Theodor Fontane gut gekannt hat, der wird erstaunt gewesen sein, wie der alte Pierre Barthélemy, der Cabinetssecretär der Königin Luise und Zeichenlehrer der ältesten königlichen Prinzen, sowie vornehmlich der Apotheker Louis in dem Sohne und Enkel Zug für Zug wieder aufleben, nur mit Auslassung einiger weniger Eigenheiten, die dem Erben hätten gefährlich werden können. Die Fontanes waren Refugiés aus der Gascogne, und noch der Vater Louis Fontane war ein ganzer Gascogner vom Stamme der Tartarin, ein Mann von liebenswürdigstem Leichtsinn, naiv-egoistisch und dabei herzenswarm, stets aufgelegt zu drolligem Unfug und harmloser Prahlerei und Gaukelei, dabei niemals übelnehmerisch, wenn man sich über seine Schwächen lustig machte, und seine Fehler gern eingestehend. Ein großes Kind bis an sein Lebensende — wie es auch der Sohn bis an sein Lebensende gewesen ist. Sagte er doch selbst von sich:

„Trotz manchem schlimmen Unterfangen,
Ein großes Kind bin ich durchs Leben gegangen.
Ich las das Tollste, die Hauptgeschicht' —
Nur immer im Polizeibericht.
Und dieses Tollste — von ihm zu lesen,
Ist eigentlich auch schon zu viel gewesen."

Und ein anderes seiner Gedichte giebt uns vollends einen Schlüssel zu seinem Wesen und zu seinem Leben in die Hand. Es ist das bekannte „Was mir fehlte", dessen Anfang lautet:

„Wenn andere Fortunens Schiff gekapert,
Mit meinen Versuchen hat's immer gehapert,
Auf halbem Weg, auf der Enterbrücke
Glitt immer ich aus. War's Schicksalstücke?
War's irgend ein groß' Unterlassen?

Ein falsches die Sache am Schopfe Fassen?
War's Schwachsein in den vier Elementen,
In Wissen, Ordnung, Fleiß, Talenten?
Oder war's — ach, suche nicht zu weit —
Was mir fehlte, war: *Sinn für Feierlichkeit.*"

Theodor Fontane war fast rein französischen Geblütes, denn auch die Familie seiner Mutter entstammte der französischen Colonie und von beiden Seiten war wenig deutsches Blut durch Heirat zugeflossen. Und dieser Cadet der Gascogner sah sich hineinversetzt in die kleine ängstliche Welt der wohlgeborenen und hochwohlgeborenen Herrschaften, der geheimen und wirklichen Geheimräthe, der Krautjunker und Landpastoren, der unterthänigst ersterbenden Subalternen, hochmögenden Bureaukraten, der wuthschnaubenden Corporale und großmächtigen Polizisten. Es war sein Blut, das ihm nicht erlaubte, diese Leute feierlich zu nehmen. Es war sein Blut, das ihn davor bewahrte, ein deutscher Philister zu werden, trotzdem er in deutschen Kleinstädten aufwuchs. Es war sein Blut, das ihm in solcher Gesellschaft die humoristische Weltanschauung einimpfen musste.

Sie sind unvergesslich, diese großen, klaren, milden Augen — jene weitgeöffneten Augen, die wir geneigt sind für eine stilistische Fiction der glatten Maler und sauberen Zeichner der Zeit von etwa 1790 bis 1840 zu halten. Aber Theodor Fontanes Augen zeigten diesen Stil, und sein ganzes Wesen, innerlich und äußerlich, war diesem Stil entsprechend. Es war etwas in ihm von dem Freiheitsdrang der Revolutionsmänner, es war etwas in ihm von der pedantischen strengen Ordnungsliebe und strammen Loyalität der Biedermeierzeit, und sehr viel war endlich in ihm von jener zufriedenen behaglichen Beschaulichkeit des Bürgerthums der stillen Jahre von 1815 bis 1830, in welcher die Romantik gedeihen konnte und gerade die feinsten Geister in zufriedener Muße Zeit fanden, sich liebevoll mit allem Kleinen in Natur und Leben zu beschäftigen. Freigeist, Romantiker und Detailkünstler — das alles zusammen ist Fontane auch als Dichter gewesen . . . vor allem aber *Humorist.* Nicht in dem dummen oberflächlichen Sinne, dass er eine Specialität daraus gemacht hätte, schnurrenhaft zu erzählen und zum Ergötzen der Leser seinen Gestalten Lächerlichkeiten anzuhängen, nein — Humorist von Temperament. Er liebte die Menschen, weil er über sie lachen konnte, und ihre lächerlichen Eitelkeiten, ihre Dummheiten und feierlichen Affectationen flößten ihm mehr Theilnahme ein und reizten ihn mehr zur künstlerischen Darstellung als ihre großen Kämpfe und leidenschaftlichen Thaten, weil er jenen Dingen menschlich näher kommen konnte, weil er sie mit seiner Liebe durchdringen, mit seinem gütigen Lächeln verklären konnte.

Dieses gütige Lächeln wird mir ebenso unvergesslich sein, wie seine großen Augen. Mit seinen Augen durchschaute er die Menschen ganz und gar, und mit diesem gütigen Lächeln verzieh er ihnen alles — selbst die Niederträchtigkeit, wenn sie nur einen Zug von Originalität oder Größe, oder irgend etwas hatte, dem mit dem Humor beizukommen war. Charakteristisch für diese, wirklich jenseits von Gut und Böse stehende Anschauungsweise ist eine Stelle aus einem Briefe, den er mir als Antwort auf die Widmung meines Romans „Ecce ego„ schrieb. Der Held dieses Romanes ist ein ostelbischer Krautjunker, rücksichtsloser Egoist, Erzlügner und erfolgreicher Streber. Die allgemeine Meinung über diese Figur gieng dahin, dass ich in diesem Junker Aribert mit allzu bitterer Satire einen bösartigen gemeingefährlichen Schurken gezeichnet habe, über dessen komische Streiche man nicht mehr lachen könne, weil die moralische Entrüstung einem immer wieder das Vergnügen störe. Der alte Fontane aber schrieb über diesen Aribert: „Ich finde Ihr Buch vorzüglich. *Meine* Adeligen gibt es auch, aber von denen, wie Sie sie hier schildern, gibt es noch mehr. Wenn man beide Gruppen zusammenfasst und die Politiker und Synodalen mitzurechnet, so hat man so ziemlich die ostelbische Junkerschaft beisammen. Und nun noch etwas sehr Wichtiges, von dem ich selber nicht recht weiß, ob es ein Lob oder ein Tadel ist: die Gestalt Ariberts ist Ihnen außerordentlich, auch nach der *sympathischen* Seite hin geglückt, und so kommt es, dass man die nöthige sittliche Entrüstung gegen ihn nicht recht aufbringen kann."

Geradeso hatte ich es übrigens auch gemeint. Und dieses über der hundsgemeinen sittlichen Entrüstung Stehen ist wie für jeden echten Humoristen, so auch für Theodor Fontane charakteristisch. Diese Eigenart der moralischen Anschauung, dieses überall noch lächeln Können, diese warme Liebe für das Kleine und Schwache, für die liebe Narrheit und die große Dummheit, das war es, was den dichterischen Werken des greisen Erzählers den feinen Reiz jugendfrischen Empfindens, mit reifer Weltweisheit gepaart, verlieh. Und diese selben Eigenschaften waren es auch, die ihn allein von all den Alten, in ihrem Ansehen Gefestigten in dem bilderstürmerischen Anprall der Naturalisten der Achtzigerjahre für die Jungen Partei ergreifen ließen. Er hatte ja schon vor diesem Sturm ganz sachte, man könnte fast sagen in bescheidener Heimlichkeit, der ewig posierenden Atelierkunst, die bis dahin herrschte, die Wurzeln abgegraben. Mit welchem unbehaglichen Gefühl mögen seinerzeit die Collegen in Lockenkopf und Sammtjacke Fontanes Roman „Irrungen, Wirrungen" gelesen haben! Ein Lieutenant und eine Gärtnerstochter in sträflichem Verhältnis, Verlobung des Lieutenants nach Brauch und Sitte und Schmerz und Trost des kleinen Mädchens — weiter nichts. Das Wenige ohne Spannung und Verwickelung, ganz schlicht vorgetragen mit einer Fülle realistischer Kleinmalerei, echt berlinisch, wenn auch ohne absichtliches Hervorzerren des Garstigen und Ekeligen und vor allen Dingen — ganz ohne Moral! Ja, *darin* liegts, darin ist er uns allen, die wir im gleichen Sinne zu schaffen des guten Willens waren, von Anfang an über gewesen und über geblieben. Die Dinge wie die Menschen an sich machten ihm Freude. Er schrieb, wie er sah, verklärte alles mit seiner Freude und seiner Liebe und gieng aller Tendenzmacherei, aller leidenschaftlichen Parteinahme fürsorglich aus dem Wege. Darum kann man seine Werke immer ganz und gar nur genießen, ohne bitteren Nachgeschmack, darum bereichern seine Bücher den Leser destomehr, je moralloser (um nicht zu sagen unmoralischer) sie sind, weil sie ihn stärken in der Liebe, in der Kraft zur Freude, ohne durch Schönfärberei, d. h. durch künstlerische Lüge, das Schlimme und Betrübliche von der Wahrheit abzuziehen.

Wann war es je einem hohen Siebziger gegeben, ein Werk von so mild erhabenem Humor zu dichten wie Fontanes „Effi Briest"! Die Seele eines 17jährigem Mädchens, das sich an einen Vierziger verheiraten lässt, liegt so klar vor ihm, wie man es höchstens bei jung gebliebenen, klugen und warmherzigen Frauen manchmal findet, und vom Geheimrath bis zum Kutscher weiß er alle seine Personen mit gleicher Sicherheit in ihrem heimlichsten Thun und Denken zu belauschen und mit gleicher Lebensfülle vor den Leser hinzustellen. Eine Ehebruchsgeschichte von höchster Einfachheit, ohne spannende Verwickelungen, ohne aufregende Ueberraschungen, ja sogar ohne dramatische sonderlich bewegte Scenen. Mit wunderbarer Zartheit schildert der Dichter just in der Periode, wo der Ehebruch zur Thatsache wird, kein einziges Zusammentreffen der Liebenden, sondern nur lauter scheinbar gleichgiltige Geschehnisse und Gespräche, die aber dennoch das hellste Licht auf den Seelenzustand der armen Sünderin werfen. So z. B. wenn sie, von einem Stelldichein heimkehrend, von dem aber der Leser nichts weiß, ihre Amme fragt, wie es ihr denn eigentlich damals zu Muthe gewesen sei, als ihr das Unglück passirte, ob sie nicht vor Scham und vor Angst vor dem Strafgerichte Gottes vergangen sei. Und wie es nun ein solcher Trost ist für die verschüchterte arme Seele, als ihr das Mädchen gesteht, sie habe nur vor ihrem Vater, dem Schmid, eine furchtbare Angst gehabt, als er mit einer glühenden Eisenstange auf sie losgegangen sei. Aber in all diesem gütigen Verstehen und Verzeihen ist keine Spur von Frivolität, von moralischer Schlaffheit. Fontane ist ganz und gar ein Mann der Ordnung — Gesetz und Sitte müssen sein: wohl fühlt man durch, dass manchmal seine Sympathie bei den Sündern ist, aber er lässt diese Sünder auch ihre Strafe erleiden, wie es recht und billig ist, tief innerlich. Und darum ist gerade die moralische Wirkung seiner Bücher trotz der Abwesenheit jeglicher Moralpredigt eine so tiefe und neben dem künstlerischen Genuss auch immer ein sittlicher Gewinn daraus zu ziehen.

Es ist ein Naturgesetz, dass angeborene Eigenschaften im Kampfe erstarken. So erstarkte auch Fontanes angeborener gascognischer Leichtsinn im Kampfe mit der norddeutschen Correctheit und Scheu vor der Natürlichkeit, in welche ihn der Zufall der Geburt hineinstellte, und in diesem Kampfe wuchs sich dieser Leichtsinn aus zu jenem großen Humor, der bei ihm Weltanschauung und Religion wird. Ihm gieng nicht nur frühzeitig die Komik jener norddeutschen Steifheit auf, sondern er lebte sich auch hinein in die Bewunderung jenes ehrenwerten Mannesstolzes, jener Treue und Zuverlässigkeit, jener Straffheit der Haltung in schwierigen Lebenslagen und jener Beharrlichkeit in der Verfolgung eines Zieles, welche die besten Eigenschaften des niederdeutschen Volksstammes darstellen. Darum ward er der Sänger des specifischen Preußenthums, und darum traf er in seinen Balladen von den märkischen Raubrittern, von den Fridericianischen und den neueren Helden der preußischen Geschichte den echt volksthümlichen Ton so gut, dass diese schlichten Heldensänge mit Recht durch die Schule zum Gemeingut des Volkes geworden sind. Durch die Nachdichtung schottischer und englischer Romanzen, wie altmärkischer Chronikreimereien, die seine romantische Periode ausfüllten, bereitete er sich vor für die glänzende Erfüllung seines Berufes als patriotischer Sänger. Aber auch in seinen preußischsten Balladen ist nichts von hohlem Phrasenwerk, von blöder Verhimmelung zu finden. Sein Auge bleibt stets offen für die Komik der Beschränktheit, die so oft neben wahrer, sittlicher Größe und derber Tüchtigkeit einhergeht, und liebender Spott gesellt sich bei ihm gern zu seiner ehrlichen Bewunderung. Und wie er der Entdecker der schönen Seele des Preußenthums war, so offenbart er auch der weiteren Welt zuerst die stillen Reize der märkischen Landschaft. Während die künstlerischen Darsteller des Wienerthums z. B. fast alle aus der Nationalität hervorgegangen sind, waren die meisten unter den Gestaltern des specifischen Berlinerthums eingewanderte Fremdlinge, Franzosen oder polnische Juden. Das liegt wohl daran, dass der ostelbische,

stark slavisch gemischte Germanenstamm künstlerisch überhaupt wenig productiv ist, wiewohl ihm ein klarer Blick für die Wirklichkeit und ein gesunder Humor, der bis zur derben Selbstverspottung geht, keineswegs mangelt. Aber merkwürdig bleibt es doch, dass just ein Vollblutfranzose, wie Theodor Fontane doch beinahe einer war, den Märkern die Poesie ihrer Sandbüchse aufdecken und die schönsten Lieder zum Preise ihrer Helden singen musste!

Haben sie es ihm gedankt? Nun „die Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ und die Preußenlieder haben sie ihm gewiß hoch angerechnet, und die kleine Gemeinde, die Fontane im Laufe seines langen Lebens um sich versammelt hat, blickte in dankbarer Verehrung zu ihm auf und empfing jede neue Gabe mit inniger Freude. Aber diese Gemeinde blieb immer nur klein. Nur wenige seiner Bücher erlebten mehr als zwei oder drei Auflagen, und nie hat das Preußenvolk aus seinem nationalen Dichter ein groß Wesen gemacht. Das erklärt sich daraus, dass dort oben in Deutschland das Volk mehr als irgendwo anders auf den Wink der officiellen Welt wartet, bevor es seine Gefuhle laut zu äußern wagt, und für diese officielle Welt war natürlich Theodor Fontane ebensowenig vorhanden wie irgend ein anderer Nur-Dichter. Die Barbarei und Beschränktheit allen Fragen der Kunst gegenüber ist ja dort immer zuhause gewesen, und besonders in der ostelbischen Ritterschaft hat es von jeher für Ehrensache gegolten, sich mit dem stets bedenklichen Künstlerthum nicht einzulassen. Altpreußische Mäcene hat es meines Wissens überhaupt nie gegeben, und es wäre geradezu ein Wunder gewesen, wenn Fontane dergleichen gefunden hätte, trotzdem er es war, der die versteckte Poesie und die liebenswürdigsten Eigenschaften dieser altpreußischen Ritterschaft der Mitwelt offenbart hat. Sie haben eben Grundsätze, diese Herren, z. B. den, dass der Mensch erst beim Baron anfange, und den weiteren, dass man sich mit Leuten, die drucken lassen, niemals compromittieren dürfe, weil sie immer unsichere Cantonisten und imstande seien, liberale Anschauungen von Dingen, die das Volk doch niemals verstehen könne, unter der Crapüle zu verbreiten. Werden doch die eigenen Standesgenossen, die sich des Schreibens unterfangen, am allerunbarmherzigsten verfehmt und verfolgt. Nur diejenigen genießen die Gnade dieser Herrenleute vom König bis zum kleinsten Klitschenjunker, die die breite officielle Phrase zu schwingen und die Komödie der feierlichen Welt talentvoll mitzuspielen verstehen. Es kann uns also nicht Wunder nehmen, dass der märkische Adel und der preußische Staat als solcher seinen beschei denen, aber immer so fatal lächelnden Leibdichter gänzlich unbeachtet ließen. Er ward nicht einmal Hofrath — und wenn nicht Erich Schmidt und Paul Schlenther sich sehr energisch ins Zeug gelegt hätten, würde dem greisen Dichter auch wohl kaum der Ehrendoctor der Berliner Universität zu Theil geworden sein. Wie sollte auch das preußische Gelehrtenthum aus sich heraus auf solche Streiche verfallen?! Der alte Herr war in seinen letzten Jahren besonders spottlustig geworden den neuen Persönlichkeiten und den neuen Cursen der officiellen Welt gegenüber, und die Kränkung, die in der Gleichgiltigkeit jener Welt ihm gegenüber lag, hatte er wohl empfunden; aber auch über solche Kränkungen half ihm sein herrlicher Humor hinweg. Als — ich glaube, es war zu seinem 75. Geburtstag — eine kleine freiwillige Deputation der literarischen Welt Berlins, bestehend aus Dr. Schlenther, Dr. Brahm, Dr. Elias und dem Compagnon seines Sohnes, dem Verlagsbuchhändler Cohn, sich bei ihm zur Beglückwünschung einstellte, sagte er, indem er die Herren einlud, mit ihm zu speisen: „Ich sehe, der märkische Adel ist unter Ihnen nicht vertreten — kommen Sie also, Cohn, reichen Sie mir den Arm.“

Gewiss hat der liebe alte Herr diesen und noch manchen anderen öffentlichen Uebelstand schmerzlich empfunden, aber darum ist er doch nie rabiat darüber geworden, ja nicht einmal ein Nörgler wie der echte Norddeutsche von Geblüt. Böse, ja sogar ungerecht konnte er nur werden gegen die Leute, die auch in der Kunst die feierliche Pose, die große Phrase an die Stelle der schlichten Wahrheit setzten. Als Theaterkritiker der „Vossischen Zeitung“ ist er mit dem armen Wildenbruch manchmal wirklich grausam umgesprungen. Er konnte es wohl nicht für möglich halten, dass einem echten Künstler doch vielleicht auch die tönende Phrase Ueberzeugungssache sein könne. Als Theaterkritiker war Fontane vielleicht gar nicht am Platze, denn das ganze Wesen des Theaters baut sich zu sehr auf Pose und Convention auf, als dass ein schlichter Wahrheitsmann, wie er, jemals eine reine Freude daran hätte empfinden können. Aus diesem Grunde ist er wohl auch als Dichter dem Dramatischen immer fern geblieben.

Damit will ich Abschied nehmen von dem theueren Todten. Ich bin der festen Ueberzeugung, dass er in der deutschen Literaturgeschichte und dem liebenden Gedächtnis sein gestimmter deutscher Leser länger leben wird als die meisten der klangreicheren Poeten und glänzenderen Schilderer der Gegenwart, denn die reine Menschlichkeit und die schlichte Wahrheit leben schließlich doch am längsten, und auch die Kunst kehrt aus allen Irrungen und Wirrungen doch schließlich immer einmal wieder zu ihnen zurück. An seinem Grabe werden auch die Alten unter den Zunftgenossen trauern, denn ein Parteimann war Theodor Fontane doch niemals; aber die ehrlichste Trauer, dünkt mich, sollten wir Jüngeren empfinden, die wir auch mit in den vordersten Reihen gekämpft haben, als der große Krieg um die neuen Welt- und Kunstanschauungen begann. Denn er ist mit uns gegangen. Schon einmal durfte ich bei einer feierlichen Gelegenheit dem der Feierlichkeit so Abgeneigten den Dank der Jungen darbringen: das war, als das literarische Berlin am 30. December 1889 seinen siebzigsten Geburtstag feierte. Ich hatte mich für diese Gelegenheit mit einigen Versen gerüstet, aber den Festordnern ward bange, als ich den Wunsch aussprach, nach dem akademisch fürsichtigen Karl Frenzel, dem Cultusminister v. Goßler und anderen großen und würdigen Herren auch mein Sprüchlein sagen zu dürfen. Da man mich doch nicht gänzlich vor den Kopf stoßen wollte, so setzte man meinen Toast nach dem Käse an, und als bereits nach dem letzten Geflügel ein bedeutender Redner sich nicht mehr verständlich zu machen vermochte, rieth man mir wohlmeinend, von der sicheren Blamage abzustehen. Ich traute aber dennoch meinem Organ und meiner guten Sache. Und dessen freue ich mich heute noch, denn sie hörten mir alle artig zu, und das verehrte Geburtstagskind hatte seine herzliche Freude an meinen Versen; mögen sie darum zum Schlusse hier in verkürzter Form eine Stelle finden:

Der alte Grenadier.

Von einem greisen Grenadier,
Der, zählt er gleich über die Sechzig schier,
Noch bei jeder Bataille dabei gewesen,
Hab ich in deinen Gedichten gelesen,
Der sich nicht um die müden Glieder scherte,
Freundwill'ge Mahnung von sich wehrte
Und blitzenden Auges den Spruch gethan:
„Die Jungen müssen ein Beispiel ha'n!
Propere Arbeit im Kriege zu schaffen,
Lehr' ich die Grünen, lehr' ich die Schlaffen!“
Und im Potsdamerschritt, mit Helden-Pomade,
Marschiert er hinein in die Kanonade,
Räumte sein auf zwischen Reitern und Rossen
Und hat keine Kugel ins Blaue verschossen.
Das packte das ganze Re'ment bei der Ehre,
Fest saßen im Anschlag mit eins die Gewehre.
Und als man hörte zum Sturmschritt tuten,
War der Alte voraus mitsammt den Rekruten!
Ob du es wohl selber hineingelegt,
Was gleich mir beim Lesen den Sinn bewegt?
Dass du selber der graue Kriegesheld,
Der nimmer das Schwert in die Ecke stellt,
Der lorbeergeschmückte, jungfrische Kämpe,
Der den Rost nicht ehrt an der ruhmreichen Plempe?

Du hast nicht olympisch das Haupt geschüttelt,
Als die Grünen am Thor des Parnass gerüttelt
Du hast dich zu ihnen hinab begeben
Und noch einmal hinein in das brausende Leben,
Weil du schauen wolltest mit eigenen Augen,
Was all der Spektakel wohl möchte taugen.
Dann hast du geprüft und wohl überlegt,
Wie der ältere Freund, der weisere pflegt.
Dann hast du gedichtet. Und eh' man's gedacht
Hast du es einfach besser gemacht!

Das liebe Ich.

(Volksstück mit Gesang in drei Acten und einem Vorspiel von C. Karlweis Musik von Franz Roth. Zum ersten Mal aufgeführt im Deutschen Volkstheater am 21. September 1898.)

Wunderschön ist Karlweis aufgegangen, mehr haltend, als er versprochen hatte, nicht ablassend. Er ist zuerst durch ein Stück am Burgtheater bekannt geworden, den „Bruder Hans“, die anständige Arbeit eines Epigonen von Geschmack und Takt. In Romanen aus unserem Leben, die freilich mehr anzudeuten versuchten, als sie ausdrücken konnten, den „Wiener Kindern“ und dem „Sohn seiner Zeit“, hat er sich dann der neuen Weise genähert. Dazwischen sah man ihn seltsam um das alte Wiener Stück bemüht und man begriff nicht recht, wie er denn in einem Genre, mit dem es nun doch einmal aus war, sich so vergeuden mochte. Als aber der „Kleine Mann“ kam, sah man ein, dass er eine Form gesucht hatte, den Leuten auf unverfängliche Art seine Meinung zu sagen. Dem „Kleinen Mann“ folgten die „Goldenen Herzen“ und das „Grobe Hemd“: alle drei deckten Sünden unserer Stadt in guter Laune auf. Ich habe ihn damals „unseren Wiener Aristophanes“ genannt: ich meinte damit: einen Aristophanes, wie wir ihn brauchen können. Von jenem griechischen würden wir ja nichts haben, wer hört denn bei uns einen Fanatiker, einen zornigen Eiferer an? Wir lassen uns für unser Geld nicht züchtigen, aber gern lassen wir uns „frozzeln“. Die Kunst der drei Stücke ist es gewesen, unser altes Wiener „Frozzeln“, mit dem wir uns durchs Leben helfen, zu dramatisieren. Damit hat er die einzige Form gefunden, die es bei uns gibt, ein Moralist zu sein. Man erwartete

nun, dass er bei ihr bleiben würde; in dieser sicheren Manier hätte er jedes Jahr sein Stück liefern können. Aber es hat ihn nicht gelassen. Immer hat er doch bei sich gespürt, dass wir zu wenige sind, als dass sich einer von uns beruhigen, bescheiden dürfte, und dass wir es uns schuldig sind, alles, alles herzugeben. Er hätte es so bequem gehabt, aber er hat hinauf wollen, unablässig in seiner stillen Weise trachtend. Dies ist ein Beispiel seltener Gesinnung, das unsere jungen Leute beherzigen sollten. So ist er ein reiner und freier Mensch geworden. Jetzt sieht er das Thun und Taugen der Welt nicht mehr mit sittlich zornigen Blicken an, jetzt spottet er nicht mehr, jetzt hat er das milde Auge des Betrachtenden, dem das Leben zum Schauspiel geworden ist. Das ist es, was nach meinem Gefühl sein neues Stück, „Das liebe Ich“, weit über alles hebt, was er jemals geschaffen hat.

Das Stück steht auf der Gestalt des Florian Heindl. Diesen erkennen wir sogleich, er ist nicht irgend ein Fabrikant, sondern er ist der Wiener Fabrikant; sagen wir: er ist der besitzende Wiener. Das Bürgerthum unserer Stadt hat doch eigentlich nur zwei Typen: wir sehen den Wiener entweder sentimental, untüchtig zum Leben, ja in einer geheimnisvollen Furcht, mit ihm nicht fertig zu werden, gleich verschüchtert und gekränkt, wie jenen armen Spielmann oder die traurig freundlichen Figuren bei Ferdinand von Saar; oder wir sehen ihn, wenn er doch ins Leben gestoßen und zum Thun getrieben wird, hart, abweisend und roh, ja gewaltsam gegen jedes Gefühl, als ob er sich selbst nicht trauen möchte und sich immer erst wieder zwingen müsste, ein handelnder Mensch zu sein. Mildes Beharren bei sich, festes und doch gütiges Thun, die ruhige, manchmal ein bisschen traurige, aber unantastbare Gewissheit der starken Menschen fehlt uns. Der Wiener, der kein armer Spielmann ist, sondern thätig im Leben steht, hat immer etwas von einem falschen Prätendenten: er wird gleich zu laut, er schaut scheu herum, er fürchtet sich zu verrathen, weil er fühlt, dass er nicht zum Thun geboren ist, er wäre doch lieber zuhause geblieben. Auf eine urbane und artige Weise Charakter zu haben und höflich fest zu sein, will ihm nicht gelingen. Von Natur ein Träumer, artet er im Leben zum Despoten aus. Wer kein armer Spielmann sein darf, wird bei uns zum Heindl. Diese Gestalt des Wiener Haustyrannen, der sich in seine Pflicht verschließt und von den „Gefühlen“ nichts wissen will, hat Karlweis in einem prachtvollen Exemplar mit unheimlicher Gewalt hingestellt; nach der ersten Scene ist uns, als hätten wir mit dem Mann seit Jahren gelebt. Es gehört nun zu den feinsten Zügen, die wir noch in einem modernen Stück gesehen haben, ihn durch einen Traum zu bekehren. Daran erkennen wir unsere Wiener Tyrannen, dass sie böse Träume haben; sie schlafen bei ihrer Tyrannei schlecht, der verhaltene Spielmann regt sich. In der Nacht, wenn der Mensch wahr wird, legen sie die harte Maske ab und athmen auf, wie wir zu sein. Das sind keine bösen Menschen, die so träumen: wir können sie nicht mehr hassen, sie thun uns so leid. Sie sind ja wie wir, sie haben auch weinen gelernt, sie verstellen sich nur bei Tag. Wären wir an ihrer Stelle besser? Wer darf Ja sagen? Neben dem Heindl steht der gute Dominik und wie der gute Dominik an seine Stelle kommt, ist er auch nicht anders, als der Heindl war. Vielleicht sind alle Menschen gleich und es sind nur die Stellen verschieden, keiner ist ganz gut und keiner ist ganz bös, der Gute kann bös und der Böse gut werden, selbst sind wir nichts, das Schicksal thut uns alles an. Was können wir da machen? Uns ergeben, unserem Schicksal folgen und uns trösten, dass wir ja nicht verantwortlich sind, weil es doch nur ein Spiel ist, das von unbekannten Mächten mit uns getrieben wird. Die müssen wohl manchmal auch recht sonderbare Geister sein, denken wir und spüren doch, dass es zuletzt zu Guten ist und das ewige Spiel seinen tiefen Ernst hat. Amor fati haben die Alten diesen Glauben genannt. Ihn drückt unser Dichter aus, indem er um den Heindl und sein Los eine Welt von Feen schweben lässt.

Eine unbeschreibliche Güte ruht auf dem Stück, eine reife Milde des Verstehens und des Verzeihens, und wir werden mit einem Gefühle stiller Geduld, in einer wahrhaften Frömmigkeit entlassen. Solche Töne haben wir Karlweis nie zugetraut. Welch ein reiner und freier Mensch ist aus dem kleinen Spötter geworden! Jetzt dürfen wir alles von ihm verlangen. Auf seinem neuen Wege hoffen wir ihn zum Höchsten schreiten zu sehen.

Den Heindl hat Girardi mit seiner unnachahmlichen Kunst gespielt, die jetzt ganz reif ist. Er „macht“ gar nichts, er regt sich kaum, aber ein Blick, ein Ton genügen, uns seine Seele vernehmen zu lassen. Ein Kritiker hat von seiner „stillen, ernsten, sozusagen unsichtbaren Charakterisierung“ gesprochen. Dieses Wort, „unsichtbar“, schildert sehr gut, wie wir gleich, ohne es noch recht zu wissen, schon in seiner Gewalt sind. Jagt er uns in der ersten Scene des zweiten Actes das höchste Entsetzen ein, so weiß er uns gleich darauf im Tiefsten zu rühren. Wie spricht er das: „Meine ehemaligen Freund'!“ und „Ich hab' alles verloren — jetzt hab' i gar nix“! Da haben wir empfunden, dass er der größte tragische Schauspieler ist, den unsere Stadt besitzt.

Neben Girardi sind Fräulein Glöckner und Herr Kramer, die eine heikle Scene mit der feinsten Anmuth spielen, Herr Greißnegger, Herr Wallner und Herr Weiß zu nennen. Den Holzer gibt Herr Martinelli in seiner einfachen und braven Weise, in einer Episode ist Herr Deutsch durch seinen urwüchsig drastischen Ton aufgefallen. Fräulein Schröder, als Humanitas, erinnert durch die stolze Ruhe ihrer edlen und gebietenden Erscheinung ein wenig an das Fräulein Bleibtreu; Fräulein Großmüller, die Wiener Fee, ist eine bewegliche und muntere Person mit einer hellen und heiteren Stimme.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Es liegt eine gewisse Komik darin, dass sich alle Betheiligten an dem Aussiger Zuckerraffinerie-Scandal herumstreiten, ein jeder sich möglichst reinzuwaschen und die Schuld auf den anderen zu wälzen sucht, nur der Hauptschuldige, der Fabrikant Fieber, welcher die von ihm in Pfand gegebenen Waren sich wieder angeeignet und weiter verkauft hat, kein Wort zu seiner Rechtfertigung spricht, es sich wohl ergehen lässt und dass weiters alle Interessierten keine dringendere Sorge kennen, als die wirtschaftliche Existenz dieses Ehrenmannes zu sichern. Die kaufmännische Opportunitätsmoral treibt oft seltsame Blüten. Zu der Frage, wer für die Veruntreuung des Warenlagers nächst dem Hauptschuldigen verantwortlich zu machen ist, ob die Commerz- und Discontobank oder die Nordwest-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, ist zwar viel neues Material veröffentlicht worden, aber da schließlich Behauptung gegen Behauptung steht, ist ein endgiltiges Urtheil noch nicht möglich. Soviel steht fest, dass beide Gesellschaften leichtfertig vorgegangen sind. Was aber die Verwaltung der Dampfschiffahrts-Gesellschaft zu ihrer Exculpierung vorbringt, ist so unerhört, dass es zurückgewiesen werden muss, ohne die bevorstehende Gerichtsverhandlung abzuwarten, weil es geeignet ist, jeden Verlass auf Treue im kaufmännischen Verkehr zu zerstören. Die Verwaltung wendet ein, dass alle Briefe, auch die ordnungsmäßig mit zwei Unterschriften versehenen, nicht für die Firma, sondern „für die Generaldirection“ gezeichnet waren. Es steht aber nirgends im Gesetz und Statut, dass ein solcher Zusatz unzulässig wäre, wohl aber sind solche allgemein üblich. Von allen Anstalten werden rechtsverbindliche Erklärungen abgegeben, „für die Direction“, „für das Secretariat“, „für die Escompteabtheilung“ &c. Und besonders bei einer Gesellschaft, deren Verwaltungsrath statutenmäßig alle zwei Monate einmal zusammentritt, ist es selbstverständlich, dass die Generaldirection die Vertretung nach außen hat. Wenn die Verwaltung sich weiter ausredet, dass sie von diesen Geschäften nichts gewusst habe, dass der Generaldirector die pflichtgemäße Anzeige nicht erstattet habe, so wäre der Generaldirector für den Schaden haftbar zu machen, aber gegen den dritten gutgläubigen Contrahenten kann das in keiner Weise eingewendet werden. Wohl aber zeigt es, dass sich die Verwaltung um die Geschäfte nicht gekümmert hat, ihre Verpflichtung zur Leitung und Ueberwachung der Geschäftsführung nicht erfüllt hat. Für diese Verletzung ihrer statutenmäßigen Verpflichtung, welche die Gesellschaft möglicherweise zum Concurs führen wird, wäre die Verwaltung ihren Actionären zweifellos verantwortlich. Aber ebensowenig wie in den zahlreichen analogen Fällen des letzten Jahres, wird die Verwaltung in diesem Falle zum Schadenersatz herangezogen werden. Großactionäre der Gesellschaft sind die Länderbank und der Wiener Bankverein. Erstere ist in der Verwaltung nicht vertreten, in welcher neben letzterem auch die Bodencreditanstalt durch das Herrenhausmitglied Dr. Alois Millanich vertreten ist, welcher seine Pflichten in dieser Gesellschaft ebenso ernst genommen hat, wie in der Waffenfabriks-Gesellschaft. Pflicht der Verwaltung der Länderbank und des Wiener Bankverein wäre es, gegen die Verwaltung der Nordwest-Dampfschiffahrts-Gesellschaft Regressansprüche zu stellen. Aber selbstverständlich wird die Direction des Bankvereines nichts gegen ihre Directionscollegen in der Nordwest-Dampfschiffahrt unternehmen. Auch die Verwaltung der Länderbank nicht, in Erinnerung an die Vorkommnisse in der eigenen Bank. Und so werden die Actionäre dieser beiden Banken dafür aufkommen müssen, dass die Verwaltung der Dampfschiffahrts-Gesellschaft ihre Verpflichtungen mit der Einheimsung der Tantieme und Präsenzmarken für erschöpft erachtet haben.

•

Die „Neue Freie Presse“ hat vergangenen Mittwoch in einer bei diesem Blatte ungewohnt scharfen Weise gegen die Sanierungsbestrebungen der ungarischen Acetylengas-Gesellschaft Stellung genommen. Mit Unrecht, denn eine Gesellschaft, welche Verluste erlitten hat, kann schließlich nichts anderes thun, als entweder liquidieren, oder einen Theil des Capitals abschreiben und neues Capital beschaffen. Das letztere versucht die Acetylengas-Gesellschaft, und da ist kein Grund zur Aufregung. Die Kritik war angebracht, als die Gesellschaft vor Jahresfrist die Actienemission vornahm und das Publicum auf Grund eines völlig ungenügenden Prospectes zur Zeichnung der Actien mit 10 Procent Agio aufforderte. Damals war es an der Zeit, das Publicum vor dem Ankauf der Actien zu warnen, wie wir es gethan haben. Aber damals hat die „Neue Freie Presse“, gleich allen anderen Wiener Tagesblättern, nur die Inserate gebracht und die Reclametrommel für die Gesellschaft in ausgiebigster Weise gerührt, für die Kritik fand sie keinen Anlass. Und wenn sie heute fragt, wo denn das Geld hingekommen, so wird die Gesellschaft mit gutem Grund antworten können, dass die Presse über den Verbleib eines ansehnlichen Theiles am besten Auskunft geben kann.

•

In einer anderen Notiz vom selben Tage hat die „Neue Freie Presse“, welche doch sonst Angriffe ernstester Art „vornehm“ ignoriert, sich mit ungewöhnlicher Heftigkeit gegen einzelne Blätter gewendet, welche Nachrichten, die das Blatt tags vorher veröffentlicht hatte, keinen Glauben schenkten. Aus dem Ton der Entgegnung sprach das schlechte Gewissen. Dienstag morgens brachte das Blatt die Nachricht von einem Wassereinbruch bei der allgemeinen ungarischen Kohlenbergbau-Gesellschaft. Im Abendblatt darauf die bestimmte Meldung eines

Fusionsplanes dieser Gesellschaft mit der Salgo-tarjaner Kohlengewerkschaft. Die letztere Nachricht war am nächsten Morgen schon nicht mehr aufrechtzuhalten und heute glaubt sie kein Mensch mehr. Der Wassereinbruch war ohne Datum berichtet worden und kann ebensogut schon sechs Wochen alt sein. Dass er an dem Tage ins Blatt kam, an welchem einzelne Speculanten einen flauen Anfangscours brauchten, um ihre Ware am selben Tag auf die zweite falsche Nachricht hin mit Nutzen verkaufen zu können, legt zum mindesten die Vermuthung sehr nahe, dass sich das Blatt zu speculativen Zwecken hat missbrauchen lassen. Die „Neue Freie Presse" thäte besser, das Publicum auf die schwindelhafte Verwaltung der Allgemeinen Kohlenbergbau-Gesellschaft und auf die Machinationen, welche der Wiener Bankverein und seine Consorten mit dem Actiencours treiben, aufmerksam zu machen, damit sie nicht wieder erst dann ihrer Entrüstung Ausdruck geben muss, wenn die Misswirtschaft zu Abschreibungen an Capital und zur Ausgabe von Prioritätsactien, wie bei der Acetylengas-Gesellschaft, führt.

•

Der Börsentheil des „Deutschen Volksblattes" beschränkt sich bekanntlich im allgemeinen auf einen unfreiwillig heiteren Börsenbericht und die Bekanntgabe der von den Börsefirmen zu ihrer Vertretung an der Börse bestellten Personen, einer ganz internen Börsenangelegenheit, welche für das Publicum ohne jedes Interesse ist. Ueber andere finanzielle Vorgänge darf das Blatt nicht schreiben, da es sonst entweder mit seinen antisemitischen Tendenzen oder mit seinen Pauschalien in Conflict geriethe. Nur dann und wann kommt doch noch anderes. So schreibt das Blatt vergangene Woche eine Notiz über das zweite Geleise der Nordwestbahn, in welcher es heißt: „Bei den nachfolgenden Verhandlungen mit der Verwaltung der Nordwestbahn wurde constatiert, dass die Legung des zweiten Geleises auf der ganzen Strecke kein Verkehrsbedürfnis bilde, vielmehr eine ziemlich unnütze Auslage bedeuten würde, zu deren Deckung auch der Staat infolge seines Garantieverhältnisses in empfindlichem Maße herangezogen werden müsste. Als Ergebnis der Verhandlungen wird nunmehr bekannt, dass die Nordwestbahn auf der Theilstrecke von Wien bis Stockerau ein zweites Bahngeleise erhalten soll." Und weiter: „Es ist indes nicht ausgeschlossen, dass etwa noch eine weitere Theilstrecke in Böhmen ein zweites Geleise erhalten wird." Unsere Leser wissen, dass das zweite Geleise im eminenten allgemeinen Verkehrs- und Staatsinteresse ist, und dass der Staat keinen Kreuzer zum Bau beizusteuern hat. Aber was sagt man zu dem anticorruptionistischen, antisemitischen, börsenfeindlichen Blatte, welches den Standpunkt der Nordwestbahn in einer Weise zu seinem eigenen gemacht hat, wie kein einziges der liberalen Börsenblätter?

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Folies Dramatiques, „Les quatre filles Aymon" von Liorat und Fonteny, Musik von M. V. Lacôme. Berlin, Belle-Alliance-Theater, „Napoleon" von Grabbe; Luisentheater, „Jockos Streiche"; Theater des Westens, „Der Strike der Schmiede" von Leer.

•

Es ist bei Regenwetter ziemlich romantisch, in das Jantschtheater zu wandern. Der Prater empfängt einen wie eine finstere Sumpflandschaft. „Venedig in Wien" liegt todt und schwarz da, alle Herrlichkeiten der Volksallee sind verschlossen, und mitten in einem Meer von Straßenkoth und lichterspiegelnden Pfützen steht und strahlt das Theater einsam in seiner Weiße, ein großer Kamin für Winterabende. Hier kann man sich jederzeit an classischer Kunst erwärmen. Die Frage ist nun: wird man auch wollen? Das Niveau der hier gebotenen Aufführungen ist nicht immer dasselbe. Seit den gelungenen „Räubern" habe ich zwei so unangenehme Stücke wie den „Hüttenbesitzer" und den „Sohn der Wildnis" überdies in sehr ungleichmäßiger Darstellung gesehen. Im letzteren fiel bloß Fräulein Jantsch als Parthenia durch verständiges Sprechen und echte, nur noch zu wenig abgetönte Herzlichkeit auf. Würde es sich nicht empfehlen, statt der schlechten alten Burgtheater-Fadaisen aus der Halm- und Ohnet-Zeit ein paar lebendigere Sachen, den „Todtschläger" von Zola, „Vor Sonnenaufgang" von Hauptmann, zu bringen? Herr Jantsch versuche es, und es wird sich zeigen, dass die realistische Gegenwartsdarstellung dem „Volke" viel näher steht, als die Theatercassiere gemeiniglich glauben. Vor acht Jahren hat man über bürgerliche Familientragödien gelacht. Heute lacht man, auch auf der Gallerie des Praterthеaters, über Ingomars Poesie: Zwei Seelen und ein Gedanke. Und den Luxus, gegen den Strom zu schwimmen, wird sich Herr Jantsch doch kaum leisten wollen.

A. G.

Bücher.

Dr. Gideon Spicker: Der Kampf zweier Weltanschauungen. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. (E. Hauff) 1898.

Nicht zurück zu Kant, sondern zurück zur Menschennatur, ist die Losung des Verfassers. Kant wird sehr scharf kritisiert, seine reine Vernunft als ein Unding nachgewiesen. Das erste, womit die Philosophie, und durch sie alle Wissenschaft anfängt, sei der Glaube, das Vertrauen in die Zuverlässigkeit aller unserer seelischen Functionen, und eine von der Sinnlichkeit gesonderte Verstandesthätigkeit gebe es nicht. Ueberhaupt sei der heutige Verfall der Philosophie durch das Auseinanderreißen des Zusammengehörigen verschuldet. „In früheren Zeiten stand die Kirche unmittelbar in oder neben dem Gottesacker; der enge Zusammenhang zwischen Tod und ewigem Leben sollte dadurch in sinniger Weise symbolisiert werden. Heute sind sie aus praktischen und gesundheitlichen Rücksichten möglichst weit voneinander entfernt; dafür aber stehen die Kirchen auch leer und der Friedhof ist nur noch ein hoffnungsloses Todtenfeld. Aehnlich verhält es sich mit der Empirie und Speculation. Das Menschenwesen müsse wieder in seiner Totalität erfasst werden, im geschichtlichen Zusammenhange seiner Entwickelung und in der Gesammtheit der Individuen und Völker, in denen es sich entfaltet. Auf diesem Wege werde man sich dem Ideal nähern, das von den Griechen und dem Christenthum aufgestellt worden sei, dessen bisherige dogmatische Fassung aber nicht mehr genüge. Man habe heute nur noch die Wahl zwischen Barbarei, orthodoxem Christenthum und Philosophie; es sei aber nicht denkbar, dass die Menschheit noch einmal auf eine der beiden schon überwundenen Stufen zurückkehre. Von der Orthodoxie würde Christus, wenn er heut käme, aufs neue gekreuzigt werden, denn er würde das Ceremonienwesen wie den Buchstabendienst verdammen; und thatsächlich werde Christus, d. h. der Geist der Neuzeit, der Geist der Wissenschaft und Philosophie, von der Orthodoxie zum Tode verurtheilt. Ihre Macht erkläre sich aber daraus, dass die Philosophie bei Kant atheistisch sei, der Atheismus aber die Gemüther nicht befriedige. Dieser Gedankengang ist ja nicht gerade neu, aber wird von Spicker so hübsch und vielfach so originell ausgeführt, dass man sein Buch mit Vergnügen liest.

—r—

Dr. J. Rülf: Wissenschaft des Einheitsgedankens. System einer neuen Metaphysik. Vierter Theil: Wissenschaft der Geisteseinheit (Pneumato-Monismus). Leipzig, Hermann Haacke, 1898.

Der Verfasser nennt sich nicht Positivist, erwähnt auch, wenigstens im vorliegenden Bande, den Positivismus gar nicht, aber man kann ihn als Positivisten bezeichnen; außerdem als Optimisten und strengsten Monisten. Die Welt ist, wie sie ist, von Ewigkeit, und sie bedarf keiner weiteren Erklärung; sie ist das Product oder die Erscheinung der immer wirkenden Allkraft, deren einfachste Verwirklichungen die Atome sind. „Im Atom liegt die Möglichkeit, im All die Gesetzlichkeit für alles Sein und Werden." (S. 253.) Die Welt ist gut und schön. Denn das Gute ist der zweckmäßige Inhalt, das Schöne die zweckmäßige Form, die Welt ist aber zweckmäßig in allen ihren Theilen. Pessimist wird man nur, wenn man sich selbstsüchtig auf sein empirisches Ich zurückzieht. Die strenge Alleinslehre bildet den Kern dieser Metaphysik. Der erste Theil behandelt den Weltgedanken, der zweite die Gedankenwelt, der dritte die Einheit der Kraft, der vorliegende vierte die Geisteseinheit oder Gott. „War alles Kraft, dann war auch alles Geist." (S. XIII). Das Buch ist reich an interessanten Einzelheiten; so wird (auch schon im vorhergehenden Bande) sehr hübsch gezeigt, wie der Mensch „das Werk seiner eigenen beiden Hände" ist.

—r—

P. Krapotkine: Paroles d'un Revolté. P. Krapotkine: Conquête du pain. P. V. Stock, Paris.

Krapotkin gilt gemeinhin als Communist, während man Stirner gewöhnlich als Typus des Individualisten hinstellt. Ich halte diese Schlagwörterei für ebenso banal als leichtfertig. Bei Stirner kann man vom „Freien Vereine" der gleichartig Interessierten lesen, und in Krapotkins „Conquête du pain" werden diese Registratursintelligenzen lesen können: „Oeffnen Sie irgend ein Werk eines Oekonomisten. Er beginnt mit der Production, der Analyse der Arbeitsmittel, der Capitalsaccumulation u. a. Von Smith bis Marx haben alle diese Methode gehabt. Im zweiten oder dritten Bande sprachen sie dann von der Consumtion, d. h. von der Befriedigung der individuellen Bedürfnisse. Wir jedoch studieren zuerst die Bedürfnisse des Einzelnen und die Mittel sie zu befriedigen, bevor wir daran gehen, über die Production ꝛc. zu discutieren." Auch sonst hat der Krapotkin'sche Communismus die ärgsten Gefahren dieses Programmes überwunden. Man riecht keinen Disciplincommunismus, er ist antiautoritär. Die Gefahren der Majoritätsherrschaft glaubt er durch Minoritätssecessionen ausgleichen zu können. Jedenfalls erwärmt die Ernsthaftigkeit, in den „Paroles" auch die Heftigkeit dieser Schriften, besonders wenn man daneben die neurasthenischen Anarchismen der Pariser Schriftsteller liest.

St. Gr.

Georg Hermann: Die Zukunftsfrohen. Berlin, 1898. Fontane & Co.

Das Buch besteht aus einer Sammlung von Novellen und ist ein neuer Beweis dafür, wie sehr diese Art von literarischer Kleinkunst in den Vordergrund tritt. Der größte Theil der auf dem Markt erscheinenden Bücher besteht aus solchen Sammlungen, die meist aus dem Tag für den Tag geschrieben werden und auch bei hoher Kunstentfaltung nur ein ephemeres Interesse beanspruchen können, sobald nicht der Athem einer Persönlichkeit, wie derjenigen Maupassants, zu spüren ist. Auf ihn natürlich und nicht etwa auf die großen deutschen Novellisten oder auf die glühendnationale Art in Turgenjews Jägermemoiren weisen all diese Bücher zurück. Georg Hermann hat Kraft, zu gestalten. Wenn man nichts liest, als „Thränen" in diesem Band, so bekommt man einen hohen Begriff von seiner Weise zu fühlen und indirect das Gefühlte zu übermitteln. Diese kleine Geschichte ist gleichsam ein ergreifender Aussichtspunkt in das unendlich knappe und beengte Dasein gedrückter Großstadtsclaven. Eine in ihren Hoffnungen getäuschte Frau spielt Clavier vor ihren Freunden und Freundinnen. Man kann sich nichts Knapperes und Ergreifenderes denken, als die Art, wie nun jedem sein Schicksal, seine Vergangenheit, seine Enttäuschungen vor die Seele treten und wie dann alles am Saum einer monotonen Melodie wieder in den gleichgiltigen Werktag zurückläuft. Daneben stehen wieder Bagatellen wie „Freiheit", „Corolli", die viel zu geschickt gemacht sind, um uns in Betreff des Autors zukunftsfroh zu lassen.

J. Wa—n.

Marie von Suttner: Wie es Licht geworden. Roman. Dresden und Leipzig, Pierson.

Die Jugendgeschichte einer Baronesse wird geschildert, die sich allmählich von ihrem Milieu loslöst und mit den modernen Ideen der Humanität und des Socialismus erfüllt. Das Schönste am Buch ist das Pathos, die Rede, man wird von dieser Jungfräulichkeit ergriffen, von

dieser wunderschönen Offenherzigkeit, starken Geradheit, beinahe Nacktheit. Und zum Schluss steht wirklich der Charakter der fünfundzwanzigjährigen Heldin, deren Leben uns gezeigt wird, klar und plastisch da. Gemacht ist das Buch sehr ungleich, sozusagen unbekümmert, aus vollem Herzen, manchmal gar nicht künstlerisch, mit Hypertrophie an edler Gesinnung, aber dann kommen wieder Gestalten, Dialoge, Stimmungen, die ein echtes Talent bekunden. Seitenlange Abhandlungen über sociale Themen, von einer gewissen treuherzigen Primitivität, muss man der offenbar jungen Verfasserin, die sich zu viel auf einmal vom Herzen reden wollte, nachsehen, es klingt wie die Rede eines, der da alles zum erstenmal entdeckt und über die neue Erkenntnis jubelt. Schade ist es, dass dieser Fehler, der aus einem feurigen Gemüth entspringt, die wirklichen künstlerischen Vorzüge des Buches verdunkelt. Das, was wir bei einem Schriftsteller vor allem suchen, besitzt Marie von Suttner gewiss: Persönlichkeit.

R. S.

Revue der Revuen.

Im Septemberheft der „**Deutschen Revue**“ berichtet Prof. Dr. Yngvar Nielsen (Christiania) über zwei unterdessen theilweise auch durch die Tagesblätter bekannt gewordene Polarexpeditionen: erstens die Expedition Sverdrups, der am 24. Juni die Nansensche „Fram“ bestieg, um sich zunächst der Erforschung des Nordabschlusses von Grönland und der noch nördlicheren Länder zuzuwenden und den Robeson-Canal, nöthigenfalls mit Hilfe von Sprengungen, zu passieren; und eine zweite Expedition, die Ende Juli von Christiania nach London abgesegelt ist und im December von Hobart sich nach dem großen Südpolarlande begeben soll: an ihrer Spitze steht der Norweger Borchgrevink, der Theilnehmer an der Antarctic-Expedition 1894—1895 war. Ein englischer Verlagsbuchhändler hat ihm 20.000 Pfund Sterling zur Verfügung gestellt. Man wird möglicherweise schon im Februar 1899 die ersten ausführlichen Nachrichten von der Expedition in Europa haben. Die Theilnehmer sind darauf vorbereitet, zwei Jahre ohne jede Verbindung mit der übrigen Welt zu bleiben; wahrscheinlich werden sie jedoch im Südsommer 1900/01 zurückkommen. Das Schiff, „Southern Cross“, ist vom Erbauer der „Fram“, Colin Archer, errichtet, übertrifft aber diese sowohl an Bequemlichkeit wie an Eleganz. — Professor Scipio Sighele nimmt die schon etwa vor acht Monaten erschienenen Memoiren Oreste Baratieris, des Besiegten von Adua, zum Anlass einer allgemeinen Erörterung über die drei großen Zweige des romanischen Volksstammes, Frankreich, Italien und Spanien, die mit verschiedenen Mitteln und in verschiedenem Umfange ein gleiches, hartes Uebergangsstadium durchmachen müssen. Dabei zeigt es sich, dass alle drei, sehr mit Unrecht, die Schuld der Gesammtheit auf wenige abzuwälzen gesucht haben. Eines dieser Opfer ist Baratieri.

„**Die Umschau**“ bringt in ihrem letzten Heft einen sehr instruierenden Aufsatz über das Saccharin. Dr. Schickler vertheidigt dieses chemische Product, das neuerdings infolge der Verhandlungen im deutschen Reichstag in den Vordergrund des Interesses gerückt ist, gegen den Vorwurf schädlicher Wirkungen. Noch verbieten eine große Anzahl Länder, wie Russland, Frankreich, Belgien, Italien, Norwegen, Spanien und in jüngster Zeit Oesterreich die Einfuhr dieses Süßstoffes. Aber die Mehrzahl der Aerzte hat sich für die Unschädlichkeit desselben ausgesprochen. Noch mehr. Die Prüfungen haben nicht zu unterschätzende Eigenschaften des Saccharin ergeben, nämlich die, nicht wie andere Süßstoffe zu vergähren, sondern schon in kleinen Mengen gährungshemmend und fäulniswidrig zu wirken, wodurch es zur Herstellung von Getränken, Conserven ꝛc. besonders geeignet ist und von manchen derartigen Industriezweigen gar nicht mehr entbehrt werden kann. Anderseits wird mit Recht darauf aufmerksam gemacht, dass Saccharin kein Nahrungsmittel ist und infolgedessen, statt Zucker dargereicht, eine Verkürzung des Nährwertes der Speisen bewirke. Dem kann aber durch einen Zusatz anderer Kohlehydrate, die sich sogar besser bewähren als Zucker, abgeholfen werden.

„**Pan**“ hat das erste Heft seines vierten Jahrganges herausgegeben. Einen großen Theil desselben nimmt die Erklärung des französischen Neu-Impressionismus in Wort und Bild ein. Der Maler Paul Signac, der über dasselbe Thema Ausführliches in der „Revue blanche“ veröffentlicht hat — vergl. darüber Nr. 191 der „Zeit“, Revue der Revuen — gibt hier noch einmal eine Erläuterung der neu-impressionistischen, von Delacroix und Turner beeinflussten, aber über dieselben hinausgehenden Technik. Ihr wichtigstes Kennzeichen ist die touche divisée, das Nebeneinandersetzen unvermischter Farbenklümpchen, die bestimmt sind, im Auge des Beschauers eine optische Verbindung einzugehen. Als interessante Proben dieser Technik sind Bilder von Signac, Seurat, Petit-Jean, Cross und Luc (glänzende Reproductionen, fünffarbige Originallithographien) beigegeben. Petit-Jean und Seurat sind überdies durch hervorragende Zeichenstudien vertreten. Ein anderer großer Theil des Heftes gilt Böcklin. Entwürfe und Zeichenblätter von seiner Hand — darunter die Entwürfe zum Thema „Cholera“ — sind in den Text verstreut. In diesem finden sich Tagebuchaufzeichnungen von Rud. Schick über Böcklin (aus den Jahren 1866, 1868 und 1869), ferner ein Aufsatz von Alfred Lichtwark über die Böcklin-Ausstellungen in Berlin und Hamburg. Mit Dichtungen sind da: Johannes Schlaf, E. R. Weiß (der bekannte Zeichner), Wilhelm Schäfer. Richard Dehmel kam mit einer Serie „Eingänge zu einem Roman in Romanzen ‚Zwei Menschen‘.“ Und er fügt am Schluss noch ein anderes wunderschönes Gedicht an, das er „Psalm an den Geist“ nennt und unserem Wiener Lyriker Karl von Levetzow widmet.

„**Revue des Deux-Mondes**“ (September) bringt einen Artikel über die Politik Deutschlands und die eigentlichen Beweggründe der bevorstehenden Pilgerfahrt Wilhelm II. nach Jerusalem. Deutschland besitze wohl eine große militärische und wirtschaftliche Macht, aber noch bedürfe es der moralischen Stützen, um auf der Welt, wie es möchte, ein Princip zu repräsentieren. Darum strebt es nun nach dem Protectorat über das gesammte Christenthum, um im Orient nebst der wirtschaftlichen eine religiöse Vasallenschar zu haben, die, indem sie deutsche Ware kauft, den germanischen Gedanken propagiert. Die Fahrt des Kaisers nach dem gelobten Land ist der erste, wohl überlegte Schritt zur Erlangung dieser Oberhoheit. Deutschland will an die Stelle treten, die der heilige Ludwig, Franz I., Richelieu, Ludwig XIV. und Napoleon für Frankreich erobert und befestigt haben. Der Verfasser erblickt darin eine förmliche Verschwörung gegen die Machtstellung Frankreichs im Orient und glaubt, dass Deutschland hierbei von England, Oesterreich, Italien und sogar Belgien unterstützt werde. Auch die ungeschickte Politik der französischen Regierung arbeite dem deutschen Kaiser in die Hände. Dennoch hofft der Verfasser, der Papst, der ja in diesen Fragen immerhin ausschlaggebend sei, werde es nicht zulassen, dass die Jahrhunderte alte Macht den Händen Frankreichs entwunden werde; dagegen sei es an der Zeit, dass dasselbe sich seiner Pflichten als Schirmherr wieder bewusst werde und sie im vollen Maß erfülle. — Fr. Masson schreibt über das Leben der Kaiserin Josephine in den Tuilerien und gibt unter anderem eine statistische Zusammenstellung ihrer Privatausgaben zwischen 1804 bis 1809, die sich insgesammt auf 1,573.653 Francs beliefen, wovon der Hofschneider Leroy die Hälfte empfieng und wobei die Extrasummen, die ihr der Kaiser für die großen Toiletten bei feierlichen, officiellen Anlässen auswarf, nicht mitgerechnet sind. Josephine besaß — was als Maßstab für ihren Toilettenluxus gelten kann — sechzig indische Shawls, zu 3000 bis 4000 Francs im Durchschnitt, während einige der auserlesensten mit 8000 bis 10.000 Francs bezahlt wurden; sie waren weltbekannt wegen ihrer Schönheit.

„**Revue des Revues**“ (15. September). Eine Reihe ungedruckter Briefe von Sainte-Beuve aus den Jahren 1837 bis 1838 und 1848 bis 1849, wo er als Lehrer an auswärtigen Universitäten thätig war. 1837 folgte er einem Rufe nach Lausanne, wo er während des Wintersemesters über Port-Royale las. Er, der stets etwas unentschlossen war und bisher nur als Privatgelehrter lässig gearbeitet hatte, unterwarf sich willig dem moralischen Zwang eines solchen Lehrcurses, der ihn endlich dazu brachte, sein ungeheueres Material zu sichten und zu ordnen und so den Grund zur Veröffentlichung seines großen Werkes zu legen, die im Laufe der beiden nächsten Jahrzehnte erfolgte. Auch gieng er, gerade weil er um jene Zeit heftig unter der eigenen Glaubenslosigkeit litt, gerne nach dem streng calvinistischen Lausanne, dessen nüchterner, puritanischer Geist so sehr gegen seine Pariser Atmosphäre abstach. Aber sein Curs nahm ihn ganz in Anspruch, quälte und belästigte ihn sehr, und trotz der glänzenden Aufnahme, die er in der gelehrten Welt von Lausanne fand, zählte er die Stunden bis zu seiner Rückkehr nach Paris. Noch weniger erquicklich gestaltete sich im Jahre 1848 ein Aufenthalt in Lüttich, wo Sainte-Beuve schon 1831 zum Professor der Literatur ernannt worden war, aber erst siebzehn Jahre später einen Lehrstuhl bestieg. Wie aus einigen den Briefen beigegebenen Auszügen hervorgeht, wurde die Berufung des Franzosen von der belgischen Presse aufs ungünstigste aufgenommen, und man verfolgte ihn so leidenschaftlich, dass er nach Ablauf eines Jahres auf seine Professur verzichtete. — Weiterhin berichtet Paola Lombroso über eine Cooperativgesellschaft zu Schulzwecken, die, vor drei Jahren von einem Dr. Monti zu Legnano ins Leben gerufen, sich in verschiedenen italienischer Städten seither aufs beste bewährt. Dr. Monti gründete zunächst unter den Schulkindern eine Art Gesellschaft, durch die es möglich wurde, den Kindern die nöthigen Requisiten um die Hälfte des bisherigen Preises zu überlassen, arme Kinder ganz unentgeltlich zu versorgen, und überdies einen Reservefond zu schaffen, der zur Bekleidung mittelloser Schüler verwendet wurde. Im zweiten Jahr ergab sich bereits ein Ueberschuss von tausend Francs; dafür wurde ein Feld zu landwirtschaftlichen Versuchen angeschafft, um die Kinder der Bauern mit den modernen Errungenschaften der Agricultur bekannt zu machen. Ebenso verminderte Dr. Monti die Regie der Schulen, indem er die Schüler der höheren Classen als Hilfslehrer für die niedrigeren ausbildete. Der Artikel berichtet überdies von einer ähnlichen Schul-Cooperative, die schon 1884 in einem fernen westlichen District der Vereinigten Staaten von Miss Huntington gegründet wurde und die glänzendsten Resultate aufzuweisen hat.

„**Wild World Magazine**“ enthält in seinem vorletzten Heft eine wahre Robinsonade, deren Held, Louis de Rougemont, kürzlich, nach nahezu fünfunddreißigjähriger Abwesenheit, nach Europa zurückgekehrt ist. 1844 zu Paris geboren, gieng Rougemont mit 19 Jahren zunächst nach Batavia, von wo er sich, nebst seinem Freunde Jensen einer malayischen Expedition von Perlenfischern anschloss, die sich nach Neu-Guinea einschiffte. Sie waren sehr erfolgreich und hatten in einem Jahr einen Perlenschatz im Werte von 50.000 Pfund gesammelt. Eines Tages zog Jensen mit den Malayen wieder im Boot auf die Fischerei aus, während Rougemont mit seinem Hund allein an Bord des Schoners blieb; da erhob sich ein heftiger Sturm und trieb das Schiff auf die hohe See hinaus. Etwa vierzehn Tage trieb es so vor dem Wind, dann landete es an einer Küste, wo die Wilden Rougemont so heftig angriffen, dass er wieder das freie Meer zu gewinnen trachtete. Wieder trieb nun das Schiff mehrere Tage führerlos und strandete endlich am vierten Tage auf einem Korallenriff. Mittels eines Floßes, das er sich zimmerte, erreichte Rougemont die nächste Sandbank, die hundert Yards lang und zehn Yards breit, und bei hohem Wasserstand nur acht Fuß über dem Spiegel war. Dort lebte er die nächsten zwei und ein halb Jahre in Gesellschaft seines Hundes. Von dem Wrack schleppte er allerhand herüber, um sich halbwegs häuslich einzurichten. Zahlreiche Vögel, die die Insel besuchten, versahen ihn mit Eiern; auch erlegte er manche mit Pfeil und Bogen. Das Feuer, das er einmal angemacht, ließ er nie wieder ausgehen. Die Sämereien, die er in der Cajüte des gestrandeten Schiffes fand, benützte er zum Anbau, indem er den Boden mit dem Blut der erlegten Vögel düngte. Bald erhielt er Korn, dessen Stroh er zum Decken seiner Hütte verwendete. Er construierte auch ein Schiff, aber als er es flott machen wollte, zeigte es sich, dass er es auf der falschen Seite der Insel gebaut hatte und in einer Lagune steckte, aus der man nicht ins freie Meer gelangen konnte. Sein Hund leistete ihm die ganze Zeit Gesellschaft. Innerhalb der $2^1/_2$ Jahre zeigten sich wohl fünf Schiffe am Horizont, doch gelang es Rougemont nicht, sich bemerkbar zu machen. Wiederholt versuchte er, die Vögel, die auf der Insel landeten, als Briefboten zu

benützen, und merkwürdigerweise zeigte es sich, als er zwanzig Jahre später in civilisierte Gegenden zurückkehrte, dass einer dieser Pelikane auch wirklich an der Westküste Australiens aufgefangen worden war. Zwei Jahre war er auf der Insel, als er eines Tages seinen Hund laut bellen hörte. Er eilte an den Strand und sah ein Floß heranstreiben, auf dem vier Schwarze — ein Mann, eine Frau und zwei Knaben — waren. Sie blieben bei ihm auf der Insel, lernten etwas Englisch und halfen Rougemont das von ihm erbaute Schiff auf die andere Seite der Insel schleppen, worauf er sich mit ihnen einschiffte, und am zehnten Tag das australische Festland erreichte, und zwar in der Nähe der Cambridge-Bay an der nordwestlichen Küste. Rougemonts Erlebnisse sind vollkommen authentisch, und er wird demnächst vor der „British Association" in Bristol, und in der „Royal Geographical Society" darüber Bericht erstatten.

Sein letztes Abenteuer.

Novellette von Gustav Falke.

1.

Das Dampfschiff langte in Cuxhaven an.

Selling nahm seinen Handkoffer, das einzige Gepäck, das er mit sich führte, und folgte den beiden Damen.

Seit einer halben Stunde war er entschlossen, zu sehen, was wirklich „dran wäre". Die Damen waren erst in der letzten Stunde aus dem Salon an Deck gekommen, als sich das Wetter etwas aufgeklärt hatte. Wie dumm von ihm, dass er nicht einmal hinuntergegangen war. Da hatte er fast drei Stunden im Regen gesessen, allein. Es waren nur wenige Passagiere an Bord. Es war das letzte Dampfboot, das in dieser Saison nach den Nordseebädern fuhr, die eigentliche Badezeit war vorüber. Hinter sich das alte Leben, mit dem er völlig abgerechnet hatte, vor sich die Sylter Einsamkeit, die Freiheit, die Erfüllung seiner langen Sehnsucht, war ihm vorläufig zu Muth wie einem, der schneeweiß aus dem Beichtstuhl herauskommt, ledig aller Schuld, rein wie ein neugebornes Kind. Und das trübe, von Rauch und Regen verschleierte Bild der großen Stadt erhöhte diese Illusion, als es mählich seinem Blick entschwand, das Symbol des Lebens, dem er nun entronnen war. Babylon lag hinter ihm. Nun wollte er in die Wüste und sich reinigen. Es war ein ganz eigenes Gefühl, das er sich nicht stören lassen wollte. Er hielt sich ganz für sich, wechselte nur gelegentlich ein paar Worte mit einem Matrosen.

Aber dann kamen diese beiden Damen aus dem Salon.

Mutter und Tochter?

Es war möglich. Die ältere sehr corpulente Dame war sicher gegen fünfzig, die jüngere anfangs zwanzig.

Aber jetzt schlug ein „Sie" an sein Ohr. Also vielleicht Gesellschafterin.

Gott sei Dank! Der Gedanke, dieses entzückende, schlanke Geschöpf könnte einmal ebenso corpulent werden wie die ältere!

Als sich die junge Dame ihm zufällig zuwandte, war er völlig darüber beruhigt – keine Aehnlichkeit zwischen den beiden. Nicht die geringste! Und diese dunklen Augen, die so ruhig, ohne Neugier, beobachteten und doch durch ein plötzliches Aufblitzen verriethen, dass ihnen irgend etwas an ihm aufgefallen sei. Und diese schlanke, graziöse Gestalt, deren Anmuth von dem silbergrauen Regenmantel wohl bedeckt, aber nicht verhüllt wurde. Und diese weiche, klangvolle Altstimme: „Kommen Sie hieher, Frau Schulze, hier zieht's nicht."

Junge Damen mit solchen Augen und solchen Stimmen lassen keinen Gedanken an Alter und Corpulenz aufkommen, sie sind die ewige Jugend selbst.

Frau Schulze! Jede andere Stimme hätte ihn mit diesem banalen Namen aus allen Himmeln gerissen, sie aber hätte Frau Puttfarken oder Frau Semmelbrot sagen können, es wäre Musik geblieben.

Aber „anbinden" wollte er doch nicht mit den Damen. Er hatte ja nun endlich genug vom Weibe.

Aber einmal zog er doch den Hut.

„Werden die Damen nicht nass hier oben?"

Dümmeres hätte er nicht sagen können. Aber sie blieben beide ganz ernsthaft bei der einfältigen Frage und bejahten höflich die Wahrscheinlichkeit, hier oben nass zu werden, denn es regnete noch immer, ein feiner Rieselregen. Aber das mache ihnen nichts aus, es sei so erfrischend.

„Die Damen wollen nach Sylt?"

„Nein, nach Cuxhaven."

Selling sagte nicht, dass er nach Sylt wollte. Er war enttäuscht, schmerzlich enttäuscht. Ganz plötzlich. Er hatte noch mit keinem Gedanken daran gedacht, wie schön es wäre, eine so hübsche junge Dame auf Sylt zu wissen. Aber jetzt plötzlich überkam es ihn: wie schade, dass sie nicht dorthin will.

Und die letzte halbe Stunde reifte in ihm den Entschluss, auch in Cuxhaven an Land zu gehen. Sylt lief ihm ja nicht weg. Er war ja frei. Wäre es nicht lächerlich, sich darauf zu versteifen, gerade heute in Sylt anzukommen? Das war es ja gerade, was er wollte, nach seiner Laune leben, nach seinen Eingebungen. Was wäre denn anders leben, wenn nicht das. Nachher Sylt und Einsamkeit! Zu den Dünen hörte das Weib so wie so für ihn auf. Strich darüber! Meer, Heide, Natur! Nur die große, erhabene Natur!

Sollte er jetzt, da es ihm ein freundlicher Zufall bot, dieses kleine Abenteuer von sich weisen?

An Land verabschiedeten sich die beiden Damen voneinander. Frau Schulze winkte einem Gepäckträger, die junge Dame mit dem silbergrauen Regenmantel aber stieg in einen Hotelwagen. „Nordsee-Hotel" stand auf dem Mützenschild des Hausdieners.

Selling stieg ohne Besinnen nach.

Sie sah in etwas verwundert an.

„Wir haben das gleiche Hotel, gnädiges Fräulein," sagte er.

„O nein," sagte sie.

Er sah sehr verblüfft aus, er fühlte es.

„So, ich glaubte."

„Geschwister Jancke," sagte sie zu dem Hoteldiener.

„Und der Herr wollen ins Hotel?" fragte dieser.

„Ja," sagte Selling.

Was sollte er machen? Wieder aussteigen, oder auch zu Geschwister Jancke fahren? Wer waren Geschwister Jancke? Ein paar alte Tanten des Fräuleins? Er wollte sie fragen, aber er unterließ es. Das hätte doch zu neugierig ausgesehen, zu aufdringlich.

Der Wagen holperte und rasselte über das schlechte Pflaster der engen Dorfstraße und gebot, die Unterhaltung auf das Nothwendigste zu beschränken.

„Ist es weit bis zum Hôtel?" schrie Selling den Hausdiener an.

Aber der Wagen hielt in demselben Augenblicke, und der Diener öffnete lächelnd den Wagenschlag.

Auch das noch! Es war kaum der Mühe wert gewesen, einzusteigen.

Er konnte vor Aerger und Enttäuschung nichts weiter hervorbringen als:

„Empfehle mich, gnädiges Fräulein!"

Sie nickte stumm zurück. Der Hausdiener sprang wieder auf den Wagentritt, und weg war sie, um die nächste Ecke.

Aber der Wirt, der vor der Thür seines Hotels nach etwaigen Gästen ausgesehen hatte, brachte ihn redselig über diese unangenehmen Minuten hinüber.

Da saß er nun im Nordsee-Hotel.

Was jetzt?

2.

„Mein Gott, welch ein langweiliges Nest," sagte Selling laut.

Ein Ladeninhaber, der vor seiner Thür stand, sah ihm gekränkt nach.

Selling schlenderte am Deich entlang nach dem Seepavillon. Er ärgerte sich über die Menge Hotels, über den Sonnenschein, der seines alten, schon ins Grünliche schimmernden Regenrockes zu spotten schien, über die vielen Marine-Artilleristen und über seine Dummheit, eines Frauenzimmers wegen seine Reise unterbrochen zu haben.

„Wie lange gedenken Sie, hier zu bleiben?" hatte ihn am Morgen der Wirt gefragt.

„Zwei, drei Tage, unbestimmte Zeit, bis zum nächsten Dampfer nach Sylt."

„Sylt? Das war gestern der letzte in der Saison."

Verdammt ja, das hatte er vergessen. Alles wegen dieses Frauenzimmers.

Was jetzt? Landweg über Tondern? Segelbot miethen? Das wäre so was!

Aber er war zu ärgerlich, um jetzt lange darüber nachzudenken. Er würde schon nach Sylt kommen. Erst einmal das nächste: sie sehen. Am Ende — er hätte es schon verdient, so eine kleine Entschädigung für diesen Aufenthalt.

Er wäre ein Narr, wenn er jetzt nicht diese Bekanntschaft „cultivieren" wollte.

Er gieng auf den Deich hin, um Fort Grimmerhörn herum, bei der Badeanstalt vorbei und hatte jetzt links hinter dem Deich die Kaserne und die Häuser von Döse liegen.

Hier irgendwo musste es sein.

„Geschwister Jancke. Pension für Badegäste."

Richtig, das wars!

„Qui si sana" stand mit großen schwarzen Buchstaben auf weißem Felde quer über die ganze Seitenfront, die dem Deich zulag.

„Qui si sana!"

Er lachte. Dieser hochtrabende Name an dem einfachen Hause, das mit seiner schlichten, gelben Holzveranda und dem kleinen, kahlen, neuangelegten Garten wie das Geburtshaus der Langeweile aussah.

Da also wohnt sie.

„Qui si sana!"

Hm! Wäre ja möglich!

Er sah die Fenster ab, suchte das Innere der Veranda mit den Blicken zu ergründen. Keine Spur von einer jungen Dame. Alles still, leer, todt.

Er wusste ja nicht mal ihren Namen, sonst hätte er sich wirklich ein Herz gefasst und hätte ihr seinen Besuch gemacht.

„Erlauben gnädiges Fräulein, dass ich mich erkundige, wie die Reise bekommen ist?"

Oder so irgend was. Das konnte er alles ganz gut machen.

Aber er konnte doch nicht nach der Dame fragen, die gestern angekommen wäre, die Dame mit dem grauen Regenmantel und den schwarzen Augen.

Er ging weiter, bis zur Kugelbake, dem thurmartigen, spitzen Holzbau, der ihn schon von weitem angelockt hatte. Auf der äußersten Spitze eines ins Meer hinauslaufenden Steindeiches erhob sich der lustige, nach allen Seiten hin offene Holzbau, pyramidenförmig, ein Wahrzeichen für den Schiffer.

Selling setzte sich auf den Steinboden, ließ die Beine über den Rand der aus dem Wasser aufsteigenden Grundmauer baumeln und träumte aufs Meer hinaus.

Drüben, weit hinten, im leichten Dunst lag die kleine Insel Neuwerk. Die breite Spitze des Leuchtthurms und ein paar hohe Baumwimpel grüßten ziemlich klar herüber. Es sah aus, als schwebten sie in der Luft, so verband sich der sie unten umhüllende feine Nebel mit dem Wasser zu einem täuschenden Flimmerbild.

„Da drüben muss es gut sein," dachte Selling. „Ein paar Tage. Das machst du noch, vielleicht geht sie mit."

Geht sie nicht mit, ist sie weiter der Mühe nicht wert, und diese einsamen Inselaugen lügen.

Welch ein Bild! Er schrieb in sein Notizbuch: „Einsame Inselaugen."

Es war beginnende Ebbe. Immer breiter wurde der gelbe Streifen feuchten Wattensandes. Lautlos flogen unzählige Möven zwischen Land und Wasser hin und her. Die weißen Flügel blitzten in die Sonne.

„Weich wie eine Möve," sagte Selling laut. „Und sturmfroh! Was will sie sonst im Herbst hier an der See. Und allein!"

Das war freilich noch die Frage. Vielleicht war doch irgend eine langweilige Tante da in der Pension. Eine Schulze geb. Müller, eine deutsche Frau mit einem Roman von der Heimburg oder „himmlischen" Eschstruth. Aus der Leihbibliothek natürlich. Im übrigen wandelndes Kochbuch, Thaliatheater-Abonnentin und Mitglied eines wohlthätigen Vereines. Vielleicht auch gar nicht mal Tante, sondern Mutter!

Elsa Schulze! Nein, sie kann nicht Elsa Schulze heißen! Er würde sofort wieder abreisen.

3.

Sie hieß wirklich nicht Elsa Schulze. Rebekka Rosenberg aus Altona. So hatte sie sich ihm vorgestellt. Es war auf dem Deich, nach Duhnen zu, hinter Fort Kugelbake, und es war in einer strammen Nordwestbrise, als er sie angesprochen hatte. Er konnte nicht mal die Mütze ziehen, des Sturmbandes wegen, das er unters Kinn gezogen hatte. Ihr Regenmantel klatschte und rauschte im Wind um ihre schlanke Gestalt, und ihre linke Hand, die schönste kleine Hand, lag auf ihrem Kopf, um die kleine graue Strandmütze festzuhalten. So wehte es.

Aber Rebekka Rosenberg, den Namen hatte er doch deutlich verstanden, trotz des Rumorens in der Luft und des eigenartigen Zaubers, der von diesen einsamen Inselaugen ausgieng.

Diese Augen hätten jeden Namen geadelt. Sie hätte auch Sarah Veilchenfeld heißen können.

Der Himmel war ganz grau, die See war ganz grau und Rebekka Rosenberg stand grau vom Kopf bis zum Fuß in dieser Nordseelandschaft.

Wie köstlich war das, wie ganz wunderschön. Und trotz des grauen Himmels und der grauen See und des stürmenden Nordwestes gingen sie auf dem hohen Deich weiter, nach Duhnen zu.

„Warum heißen Sie nicht Rebekka West?" schrie er gegen den Wind an.

Komischer Einfall. Warum sollte sie Rebekka West heißen?

Ihre Stimme bestand ganz gut den Kampf mit dem Sturm, weich, aber vollen, tiefen Klanges.

„Sie haben so was Ibsensches," sagte er.

Sie lachte.

„Das haben Sie so schnell herausgefunden?"

„Es ist vielleicht nur der Name, der mich darauf bringt. Sie kennen doch Ibsen? Rosmersholm? Was halten Sie von Rebekka West?"

„Sie kommen so plötzlich mit dieser Frage."

„Ich meine, ihr langes Zusammenleben mit Rosmer hat sie doch zuletzt zur Liebe geführt."

Sie antwortete zögernd, nachsinnend, als legte sie sich den Fall erst wieder zurecht.

„Ob sie ihn wirklich liebte? Vielleicht ist es nur — ach wissen Sie, Sie verlangen ein wenig viel von mir."

„Wie hätten Sie an ihrer Stelle gehandelt?" fragte er.

„Sie stellen aber Fragen. Das weiß ich nicht. Das lässt sich theoretisch nicht so entscheiden. In der Praxis —"

Sie lachte über diesen Ausdruck.

„Aber die Persönlichkeiten sind ja gegeben. Ein Mann wie Rosmer also."

„Das weiß ich nicht. Sie fragen mich zu viel."

Selling verstummte. Aber nach kurzer Pause fragte er hastig, wie aus tiefem Nachsinnen sich gewaltsam herausreißend:

„Glauben Sie nicht, dass nur die Liebe das Weib groß macht?"

„Nur?"

„Ja, glauben Sie nicht?"

„Meinen Sie mich oder meinen Sie mir?" lachte sie. „Das kommt denn doch sehr auf die Person an."

War sie so oberflächlich, oder wollte sie diesem Gespräch absichtlich aus dem Wege gehen?

„Sie müssen doch zugeben, dass die Liebe das Höchste ist, das dem Weibe Gemäßeste, die Quintessenz —"

Ihr Lachen ließ ihn wieder verstummen.

„Sie sind ein wunderlicher Mensch. Ich habe genug zu thun, mit dem Wind fertig zu werden, und Sie verlangen tiefsinnige Erörterungen über die Liebe als Quintessenz. Schonen Sie meine Lunge."

„Verzeihen Sie!"

Er lachte gutmüthig. Sie hatte Recht. Er war ein rücksichtsloser Schwätzer.

Rebekka verlangte nach einer kurzen Rast im Duhner Strandhotel. Das Gehen gegen den Wind hatte sie ermüdet.

Sie hatten inzwischen das Dorf erreicht, gingen aber nicht die Dorfstraße, sondern blieben am Strand, in den der Deich hier flach auslief. Ein breiter, heller Muschelstrand, auf den sich die schaumgekrönten Wellen wie eine gierige Meute stürzten. Von da führte ein schmaler Steig durch den Dünenhafen zum Hotel.

Rebekka ging vor Selling.

„Die Liebe eines Weibes," sagte er.

„Aber nein," unterbrach sie ihn. „Wollen wir nicht jetzt die Liebe ruhen lassen? Sagen Sie mir lieber, was werden wir essen, was werden wir trinken. Ich habe einen Riesenhunger."

(Fortsetzung folgt.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Ausverkauf in Seide
zu Blousen u. Roben — ab Fabrik! —

in jedem beliebigen Längemaß an Private porto- und zollfrei ins Haus.

Die Restbestände von letzter Saison: per Meter

ca. 300 Stück Doppel-Foulard-Seide nur marineblau- und schwarzgrundig — 65 kr.
„ 200 Stück schwarze Damast-Seide — fl. 1.15
„ 200 Stück schwarze Armûre Royale u. Mreveilleux Duchesse — fl. 1.25
„ 700 Stück verschiedene Posten in 1-, 2- u. 3-farb. Seiden-Damasten, Ball- u. Gesellschaftsseiden etc.

Muster umgehend. 765

Zürich. G. Hennebergs Seiden-Fabriken.

Die Zeit.

XVII. Band. | Wien, den 8. October 1898. | Nummer 210.

Rückgratlos.

Wenn es die Hauptaufgabe eines leitenden Staatsmannes ist, bei Besetzung der Ressortministerposten jeweils den richtigen Mann an die richtige Stelle zu bringen, dann hat Graf Thun in den wenigen Tagen der neuen Parlamentssession seinen Beruf zur obersten Führung der Staatsgeschäfte wieder einmal in glänzender und weithin sichtbarer Weise bekundet. Das neueste Lebenszeichen des angeborenen Thun'schen Staatsmann-Genies ist die Ernennung des Barons Dipauli zum Handelsminister. Baron Dipauli Handelsminister überhaupt, Handelsminister in diesem Cabinet, Handelsminister speciell für die Abschließung des ungarischen Ausgleichs — das ist einer jener unfreiwilligen Witze, vor deren überwältigender Komik die Kunst der Ironie mit ihren schwachen Mitteln die Segel streichen muss. Wer wollte es wagen, diesen Witz zu übertreffen! Man muss sich damit begnügen, ihn zu verstehen und anderen verständlich zu machen.

Dass Baron Dipauli — bis auf die von ihm 1892 mit Feuereifer, aber ohne Erfolg, bekämpfte Weinzollclausel des italienischen Handelsvertrags — vom Handelsressort so ziemlich nichts versteht, ist eine zu bekannte Thatsache, als dass es der Mühe wert wäre, bei ihr länger zu verweilen. Am 2. October wird der Erlass der Regierung an die Behörden bezüglich der Förderung von industriellen Unternehmungen veröffentlicht. Noch am 3. October führt der Finanzminister Dr. Kaizl in seiner Parlamentsrede gerade diesen Erlass als Beweis für den neuen Geist der Industriefreundlichkeit an, der seit dem Regime Thun in die alte verzopfte österreichische Regierung gefahren sein soll, und Dr. Kaizl fügt hinzu: „Wir haben die Absicht, noch mit weiteren Vorkehrungen vorzugehen.“ Und die nächste „Vorkehrung“ ist die noch am 6. desselben Monats erfolgte Ernennung eines der verzopftesten Agrarier Mitteleuropas — zum Ackerbauminister? — nein, da wäre er vielleicht eher an seiner Stelle gewesen, sondern — zum Minister für Handel und Gewerbe. In derselben Rede vertheidigt Herr Dr. Kaizl das Findelkind des Bilinski'schen Ausgleichs. Die Arbeit ist im allgemeinen schwer genug. Nur an einem Punkt athmet Dr. Kaizl erleichtert auf, dort, wo er auf die einen Theil des Ausgleichswerkes bildende Fortsetzung der Valutaregulierung zu sprechen kommt. Diese Vorlagen, ruft er befriedigt aus, werden sicher „allgemeine Zustimmung und allgemeine Anerkennung hervorrufen, bis auf einen winzigen Bruchtheil von Angehörigen einer anderen Währungsconfession“, die der Goldmensch Kaizl schadenfroh der im stenographischen Protokoll vermerkten „Heiterkeit“ des Hauses preisgibt. Und abermals wenige Tage darauf wird der Hauptvertreter dieser Währungsconfession im Abgeordnetenhause, der verstockte Silbermensch Dipauli, Dr. Kaizls nächster Ministercollege.

Am 4. Mai 1894 hat Baron Dipauli bei der Verhandlung über die Einlösung der 200 Millionen Staatsnoten im Abgeordnetenhaus eine sehr bewegliche Rede gehalten, in welcher er mit vibrierender Stimme sagte: „Wir können bei allem loyalen Entgegenkommen uns nicht verhehlen, dass es eine Grenze gibt für die Opferwilligkeit dieser Reichshälfte, über welche hinaus volkswirtschaftlich die Einigung nicht mehr möglich ist.“ Und als eine Ueberschreitung dieser Grenze denuncierte der gewissenhafte Volksvertreter Dipauli schon im vorhinein die damals noch in den ersten Anfängen schwebenden Unterhandlungen wegen der Privilegiumserneuerung der Bank, auf welche, wie er aus dem tiefbekümmerten Herzen eines Alt-Oesterreichers klagte, schon damals „der Einfluss der ungarischen Regierung ein überwiegender“ sei. Inzwischen ist das neue Bankstatut fertig geworden, und auch minder pompöse österreichische Patrioten als Baron Dipauli, sind erschrocken über die darin geplante neuerliche Erweiterung des ungarischen Einflusses auf die Bank. Aber ein Ministerportefeuille winkt, und der getreue Eckart des Alt-Oesterreicherthums kriecht rasch unter und wird der Welt nun zeigen, dass es für einen richtigen katholischen Politiker keine Grenze der Opferwilligkeit an die ungarische Reichshälfte gibt, wenn nur einmal „privatwirtschaftlich“ die Einigung auf Grundlage einer behaglichen Ministerexistenz gelungen ist.

In der schon erwähnten Rede vom 3. d. M. verhöhnt Dr. Kaizl alle Gegnerschaft gegen den Bilinski'schen Ausgleich im allgemeinen als „centralistischen Allmachtsdünkel“. An wen mochte wohl Dr. Kaizl bei diesen Worten gedacht haben? Wenn überhaupt an irgend einen einzelnen Politiker, dann sicher an den Baron Dipauli. Am 24. März 1898, vor sechs Monaten erst, hielt Baron Dipauli im Abgeordnetenhaus eine Rede, die gerade wegen ihres — mit Dr. Kaizl zu sprechen — „centralistischen Allmachtsdünkels“ dies- wie jenseits der Leitha den stärksten Eindruck, geradezu Sensation gemacht hat. In dieser Rede kennzeichnete Baron Dipauli den alten ungarischen Ausgleich als einen Zustand, „der von uns allen nicht mehr gewünscht wird“, und fuhr dann fort: „Wir würden ja vielleicht auch zu gewissen Opfern noch leichter bereit sein, wenn wir wüssten, dass dieser Ausgleich wirklich eine Gesammtmonarchie schaffen könnte.... Sie wissen ja alle, meine Herren, wie in Ungarn der Gedanke der Gesammtmonarchie abhanden gekommen und leider auch bei uns schon sehr verblasst ist“, infolge von „Arrogationen“, deren Baron Dipauli die Ungarn, statt der sonst üblichen „Arroganz“, beschuldigt. Baron Dipauli hat damals sicher noch nicht geahnt, dass das blinde Ungefähr der Thun'schen Staatskunst ihn sechs Monate später zum engsten Genossen gerade jenes Mannes, des Dr. Kaizl, machen würde, der die „Arrogationen“ Ungarns so nachdrücklich und ungeniert unterstützt, wie kein österreichischer Minister oder Politiker vor ihm es noch je gewagt hat.

Wenn Baron Dipauli mit all seinen Reden ein ernst zu nehmender Politiker aus Ueberzeugung wäre, müsste er, der bisher eigentlich nur an der Seite des Herrn Dr. Lueger gegen den ungarischen Ausgleich vom Standpunkt der alten österreichischen Gesammtstaatsidee angekämpft hat, jetzt, da er die Macht in die Hand bekommen hat, alle seine Kraft aufwenden, um diesen Ausgleich zunichte zu machen. Wird er es thun? Schwerlich! Schon in seiner Rede vom 15. Juli 1892 hat Baron Dipauli, wie in Vorahnung seiner künftigen Ausgleichs-Ministerschaft, gesagt: „Nach dem alten Sprichwort: ‚Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen‘, haben wir allen Grund, die Ungarn für sehr große Herren zu halten.“ Das ist wohl der einzige auf den Ausgleich bezügliche Ausspruch des Abgeordneten Dipauli, an den sich auch der Minister Dipauli erinnern wird, und da die Ungarn inzwischen, dank den Herren Badeni, Bilinski, Thun und Kaizl, noch größere Herren geworden sind, wird der Baron Dipauli sich, so theuer als ihm sein schwer errungenes Ministerportefeuille ist, so sicher auch hüten, mit ihnen Kirschen zu essen. In derselben Rede vom 15. Juli 1892 trat Baron Dipauli „entschieden der Auffassung entgegen, dass die willenlose und überzeugungslose Hingabe und Unterwürfigkeit unter jede Regierungsvorlage Patriotismus sei.“ „So weit“ — rief er damals pathetisch ins Haus — „so weit darf es doch nicht kommen, dass der Mangel an einem politischen Rückgrat geradezu eine parlamentarische Vollkommenheit werde!“ Es ist aber doch schon so weit gekommen. Der gräflich Thun'sche Finanzminister Dr. Kaizl war das erste vollkommene Exemplar eines rückgratlosen Parlamentariers. Baron Dipauli als gräflich Thun'scher Handelsminister wird das zweite, in seiner Art noch vollkommenere Exemplar sein. Insoferne passen sie zu einander, die beiden Dioskuren des ungarischen Ausgleichs. Es ist eine glückliche Wahl, aber nur par ironie.

K.

Das anarchistische Verbrechen und die Verantwortlichkeit Italiens.

Vom italienischen Kammerdeputierten Dr. Napoleone Colajanni.

Durch eine unglückliche Fügung sind innerhalb kurzer Zeit drei angesehene Personen als vielbeklagte Opfer von den Händen dreier italienischer Anarchisten gefallen: mit den Namen Carnot, Canovas del Castillo, Kaiserin Elisabeth sind, um sie der Verfluchung zu weihen, die Namen Caserio, Angiolitto, Lucheni und — Italien verknüpft: und unter Flüchen nennt man daher Italien ein unerschöpfliches Brutnest anarchistischer Verbrecher.

Aber ist es wirklich wahr, dass in dem schönen Lande des melodischen „si“, wo die Orangen blühen, auch die Theorien und die Bekenner des Anarchismus wachsen und üppig gedeihen, und insbesondere die verbrecherischen Anhänger der Propaganda der That?

Wir wollen sehen.

Digitized by Google

Es hieße bekannte Dinge zu ungelegener Zeit erzählen, wollte ich Ursprung und Entwickelung der anarchistischen Idee darlegen. Man weiß, dass in Deutschland — von Max Stirner bis zu Nietzsche und Most —; in England — von Spencer bis zu Auberon Herbert —; in Russland — von Bakunin bis zu Kropotkin — der Anarchismus, in seinen verschiedenen Formen und Abstufungen, Vorläufer, Systematiker und Agitatoren von Namen hatte, die wir in Italien nicht finden. In Frankreich gibt es dann von Proudhon bis zu Elisée Réclus, Jean Grave, Sebastian Faure, Bernard Lazare, C. Malato bis zu den „Decadenten" der gebildeten Bourgeoisie — die sogar aristokratische Blätter hat, wie den „Mercure de France" — eine in üppiger Blüte stehende anarchistische Literatur, was doch den französischen Kritikern Vorsicht anempfehlen sollte, die den Balken im eigenen Auge nicht sehen, aber mit dem Finger auf den Splitter im Auge Italiens hinweisen. In Italien hatte die anarchistische Theorie nur wenige und einflusslose Vertreter. Anarchistische Ideen will man in den Schriften des Carlo Pisacane finden, der in Wirklichkeit so wenig Anarchist war, dass er sein Leben in dem Zug von Sapri (1857) ließ, einem Zug, der unternommen wurde zur Eroberung der Unabhängigkeit des Volkes und der politischen Freiheit. Enrico Malatesta und Gori haben anarchistische Broschüren verfasst, aber sie sind keine Theoretiker, bloß eifrige, unermüdliche Propagandisten. Der Hegelische Anarchismus eines Sarno blieb unbekannt und hinterließ keine Spuren. Ausgezeichnete Fähigkeiten für Wissenschaft und Theorie des Anarchismus hätte von den Lebenden Saverio Merlino gehabt; aber seine letzten Schriften zeigen ihn endgiltig dem Anarchismus entfremdet, wenigstens in seiner allgemein bekannten charakteristischen Form.*)

Wenn uns also schon die Theoretiker fehlen, besitzen wir wenigstens Männer der That und eifrige Bekenner in größerer Anzahl?

Der lange Aufenthalt Bakunins in Italien ließ hier frühzeitig eine anarchistische Propaganda entstehen und frühzeitig die Trennung vom internationalen Socialismus sich deutlich bemerkbar machen. Welch verschiedene Resultate aber eine und dieselbe Theorie, nach der Verschiedenheit der Charaktere, die auf sie einwirkten, haben kann, mag daraus erkannt werden, dass unter den ersten Anhängern des großen russischen Agitators sich zwei Männer von außerordentlicher Sanftmuth und strenger Rechtlichkeit in Leben und Streben befanden, Giuseppe Farelli und Saverio Friscia, die auch einige Zeit dem italienischen Parlamente angehörten.

Wie groß war und ist die Zahl der Anarchisten in Italien? Wie stark sind die Vereinigungen, die sich zum Anarchismus bekennen? In einem Lande, in welchem die Anarchisten einer unaufhörlichen, mitleidslosen Verfolgung ausgesetzt sind; in welchem die Polizei und die reactionären Schriftsteller eine phänomenale Unwissenheit in den modernen socialen Theorien zeigen, eine Unwissenheit, die Socialismus und Anarchismus zusammenwirft und mit dem gemeinsamen Namen von Anarchisten, Socialisten, Republikanern und gemeine Verbrechern bezeichnet — so geschehen auf den Inseln, auf die Crispi 1894 die zum Zwangsdomicil Verurtheilten verbannte — in einem Lande endlich, in welchem die geringe Cultur und die sehr spärliche politische Bildung eine klare Kenntnis der Theorien, die angenommen werden, und eine deutliche Scheidung der Parteien, in welchen sich diese Theorien verwirklichen, nicht zulassen, ist es sehr schwer, die Kräfte der Anarchie Revue passieren zu lassen. Viele, die sich aus Unwissenheit oder Eitelkeit Anarchisten nennen, denken und handeln nicht im Einklang mit der anarchistischen Doctrin; viele andere wieder, die die Polizei aus Bequemlichkeitsrücksichten als Anarchisten bezeichnet, um sie leichter strafen und der allgemeinen Abneigung aussetzen zu können, stehen in Wirklichkeit dem Anarchismus ganz fern und sind nicht selten seine überzeugten Gegner.

Gleich irrig wäre es, die Kräfte der italienischen Anarchisten nach der Zahl ihrer Gruppen und nach den Aufzügen zu beurtheilen, in welchen sie bei manchen Anlässen, wie etwa beim Leichenbegängnis Cavallottis, ihre Fahnen wehen ließen. Die Zahl der Anarchisten nach der Zahl ihrer Gruppen beurtheilen, heißt die außerordentlich geringe wirkliche Dauerhaftigkeit politischer Vereinigungen in Italien — seien es nun anarchistische oder socialistische, monarchistische oder republikanische — verkennen. Die sogenannten Organisationen der Republikaner und Socialisten sind bei uns häufig bloßer Schein, bloße Phantasie.**) Von dem ernsthaften Charakter der monarchistischen Vereine lässt sich dasselbe sagen: In Neapel, der größten und monarchischesten Stadt des Königreichs, brachte es der angesehenste constitutionelle Verein, dessen Gründer und erster Vorsitzender Bonghi war, und der nun von Prinelli, dem früheren Minister, geleitet wird, bei den letzten Festlichkeiten auf nicht einmal fünfzig Theilnehmer.

Der italienische Anarchismus, der sich von der socialistischen Partei officiell auf dem Congress von Genua (1892) trennte, lässt sich auch nicht nach seinen Blättern schätzen. Man kann ohne Uebertreibung sagen, dass jede italienische Stadt von nur mittlerer Größe ihr anarchistisches Organ gehabt hat, aber man kann nicht sagen, dass diese Blättchen wirklich existiert haben. Denn Existenz kann man doch das Erscheinen einiger weniger Nummern nicht nennen, auf das sofort der Tod erfolgte, sei es ein gewaltsamer von der Hand des Staatsanwaltes, sei es der Tod wegen constitutioneller Anämie, der allen sicher war, ließ man sie eben nur eines natürlichen Todes sterben. Der Anarchismus ist endlich in Italien unaufhörlich von einer Gegend in die andere gewandert, ohne auch nur in einer wirklich Fuß zu fassen: in letzter Zeit schien er alle seine Kräfte in Ancona concentriert zu haben, wo die Schamlosigkeit und Bestialität der Agenten der italienischen Regierung, die sie in ungesetzlicher Weise, aber straflos an Malatesta und seinem Blatte „L'Agitazione" übten, den Anarchisten die lebhaften Sympathien selbst ihrer entschiedensten Gegner verschaffen mussten.

Der italienische Anarchismus ist so schwach, dass in vierundfünfzig Prozessen vor den Militärgerichten von Mailand, aus Anlass der Tumulte vom Mai, unter ungefähr tausend Angeklagten sich kaum zwanzig fanden, die von der Polizei oder von den Gendarmen als Anarchisten, hingegen eine außerordentlich große Zahl, die als Socialisten bezeichnet wurden. Und, ich wiederhole, die italienische Polizei verwechselt gerne die Begriffe und bezeichnet gerne als Anarchisten sowohl gemeine Verbrecher, als feurige und vorgeschrittene Socialisten. Man darf wohl sagen, dass die Zahl der Anarchisten in Italien viel geringer ist, als die Zahl der Anarchisten, die man in Paris, London und anderen großen Städten Englands als vorhanden annehmen kann. In London und in Paris können die Anarchisten für sich allein Meetings abhalten, und in Glasgow versammelten sie sich, 1500 Mann stark, um gegen die Greuel von Montjuich zu protestieren, die genügen, jede Regierung zu entehren und die Giftpflanze des Anarchismus auszusäen. In Italien aber brachten sie bei einer in einer großen Stadt abgehaltenen Versammlung kaum so viel Leute auf, um die gegnerischen Redner zu unterbrechen. Der Aufruhr in der Lunigiana (1894) — dem ein angesehener und sympathischer Mann, der Advocat Molinari, zum Opfer fiel, gegen dessen ungerechte und ungeheuerliche Verurtheilung sich die besten Juristen und alle Männer von Herz erhoben — war ebenso wenig anarchistisch, wie etwa die Bauern und Schwefelgrubenarbeiter der „fasci" Siciliens Marxisten. Diese Aufrührer der Lunigiana waren einfach Unzufriedene, die die mitleidsvolle Aufmerksamkeit des königlichen Commissärs Generals Heusch in Anspruch nehmen, und nichts anderes!

Von den Anarchisten zum anarchistischen Verbrechen! Keine Untersuchungen über das Wesen dieser Form des Verbrechens; keine Beispiele, um zum Schlusse zu gelangen, dass sie eine Form des Selbstmordes darstellt — ich behaupte nur, dass wir es hier mit einem eigentlichen politischen Verbrechen zu thun haben, wenn es echt ist und nicht bloß ein gemeines Verbrechen verhüllen soll. Mag sein, dass da, wo bereits eine Disposition zum Verbrechen vorhanden, das specielle Verbrechen die Physiognomie annimmt, die es von der herrschenden geistigen Seuche erhält. In keinem Falle aber darf man die politische Natur des anarchistischen Verbrechens leugnen. Das Vorleben dieser Verbrecher, ihre seelische Beschaffenheit, das Motiv — die Ruhe mit der sie dem Tode die Stirne bieten — was man heute Cynismus nennt, früher aber und bei anderen Anlässen als Heroismus bezeichnete — lassen keinen Zweifel zu.

Der politische Charakter des anarchistischen Verbrechens lässt das Recht des Staates ungeschmälert, es so zu strafen, wie es für die Vertheidigung der Gesellschaft am wirksamsten erscheint. Ist ja das anarchistische Delict viel gefährlicher, als alle früheren Formen des politischen Verbrechens, weil es sich nicht bloß gegen die doch sehr beschränkte Zahl der Häupter der Staaten und Regierungen oder gegen eine Soldatenabtheilung richtet — wie jenes Attentat, durch das 1867 eine päpstliche Kaserne in die Luft gesprengt und für das dann Monti und Toquetti in Rom enthauptet wurden — sondern das ganze innere Gefüge der Gesellschaft bedroht, ohne dass die Verbrecher gegen die Mitglieder dieser Gesellschaft persönlichen Hass oder Rachegefühle zu hegen vorgeben. Deshalb mag es einen unpersönlichen Charakter tragen. Aber wächst die Gefahr mit der größeren Zahl der Bedrohten, so wächst auch die Solidarität dieser letzteren und damit die Reaction der Gesellschaft gegen die Verbrecher: eine Reaction, die beim alten politischen Verbrechen ganz fehlt, ja mehr als das, ersetzt erscheint durch warme Theilnahme, die mit der Aureole des Heldenthums oder des Märtyrerthums den Königsmörder umgab oder den Mörder eines verhassten Ministers.

Das politische Verbrechen stand in Italien in großen Ehren: hieng es ja innig zusammen mit der Vorbereitung der nationalen Einheit und Unabhängigkeit. Und nicht mit Unrecht ist gesagt worden, dass eine lange Reihe historischer Ursachen das politische Verbrechen in Italien so allgemein, endemisch würde ich sagen, gemacht haben. Die Misswirtschaft, die durch Jahrhunderte das

*) Von der degenerierten Form des Anarchismus und der letzten unsittlichen Incarnation des Nietzsche'schen Uebermenschenthums, die in Italien den Namen „Egoarchie" angenommen hat, verlohnt es sich nicht zu sprechen.

**) Vergleiche meinen Artikel „L'ingratitudine dei monarchici" in der „Rivista popolare" vom 30. August d. J.

Haus Savoyen und das Haus Bourbon, Papst und Oesterreich in Italien führten, erklärt, ja rechtfertigt dieses historische Phänomen. Die politischen Bedingungen geändert — und das politische Verbrechen nimmt ab, bis es endlich in der Ermordung der unglücklichen Elisabeth von Oesterreich in der ganzen Nation und in allen ihren Schichten ein tiefes und aufrichtiges Gefühl des Abscheues zu erzeugen imstande ist, während es vor fünfzig Jahren mit Befriedigung oder Gleichgiltigkeit aufgenommen worden wäre.

Das anarchistische Verbrechen in Italien hat weder an Häufigkeit, noch an Popularität das alte politische Delict ersetzt, und nur mit Staunen kann man bemerken, dass die Franzosen aus Rancune und nationaler Antipathie die lateinische Schwester als die fruchtbare Mutter der anarchistischen Verbrecher bezeichnen.*) Wenn Italien mit Schmerzen an Caserio, Angiolitto, Lega, Acciarito und auch Lucheni (obwohl des letzteren Abkunft väterlicherseits unbekannt) denkt — Frankreich hat eine größere Zahl anarchistischer Verbrecher erzeugt, von denen ich nur die Ravachol, Vaillant, Henry, deren traurige Berühmtheit am größten, hervorheben will. In Frankreich, in Spanien hat es viel mehr anarchistische Verbrechen gegeben als in Italien, ohne dass sie in Deutschland, Oesterreich, England und in den Vereinigten Staaten gänzlich gefehlt hätten, in welch letzteren das Attentat von Chicago viele andere aufwiegt. In Italien sind an reinen, unverfälscht anarchistischen Attentaten nur das Bombenattentat von Florenz (1878) und die Mordversuche an dem Abgeordneten Prampolini und an Celso Ceretti zu verzeichnen. Das Attentat des Lega auf Crispi ist nicht ernsthaft zu nehmen, und das Attentat des Acciarito (auf König Humbert) von nur zweifelhafter anarchistischer Provenienz.

Was darum die Aufmerksamkeit der civilisierten Welt auf die italienischen Anarchisten lenkte, war bloß der Umstand, dass ihre Verbrechen an höchstgestellten Persönlichkeiten verübt wurden, an Personen, die die Verehrung ganzer Völker und die Beachtung seitens der ganzen officiellen Welt umgab. Und wenn dieser Umstand auch der Abneigung, die sich gegen alles, was Italiener heißt, in vielen Theilen Oesterreichs erhoben und in Triest, Fiume, Laibach u. s. w. zu Menschenverfolgungen geführt hat, die eines civilisierten Volkes unwürdig sind, einen Schein von Berechtigung zu verleihen vermag, im Grunde genommen trifft Italien für seine Anarchisten kein größerer Tadel, als Frankreich, oder Deutschland, oder Spanien, oder England für die ihrigen. In Wirklichkeit unterscheiden sich übrigens die Italienerverfolgungen, die jetzt in einzelnen Theilen des österreichischen Kaiserstaates vorfielen, in gar nichts von den Italienerverfolgungen in Marseille, Aigues Mortes, Zürich und manchen Städten Deutschlands und der Vereinigten Staaten. Die Ermordung der Kaiserin war bloß ein Vorwand zur Entladung des Hasses gegen die Italiener, gegen die nationalen Gegner bei den Slaven, gegen die Lohndrücker bei den Deutschen. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, dass auch in Oesterreich, wie überall, den politischen und wirtschaftlichen Motiven eine moralische Grundlage die Abneigung bot, die die Italiener wegen ihrer schweren Schuld erweckten.

Es wäre recht überflüssig, sich heute und an dieser Stelle mit der Genesis des anarchistischen Phänomens zu beschäftigen, das in ruhigeren Zeiten so gründlich untersucht worden ist; ich will hier nur auf drei Schriftsteller von verschiedener Richtung und Nationalität hinweisen, welche in den Hauptlinien merkwürdig übereinstimmen. Desjardins schreibt die Entwickelung des Anarchismus der Gesellschaft zu, mit ihrer Politik, ihren Errungenschaften, ihrer Literatur, ihrer Verherrlichung der Gewalt. Gabriel Tarde leitet sie ab von unserer gegenwärtigen moralischen Anarchie. Bedeutungsvoller ist das Urtheil Cäsar Lombrosos, der den Anarchisten eine interessante Monographie widmete. Er findet die Entscheidungsursachen des Anarchismus in dem Elend, der parlamentarischen Corruption, den socialen Ungerechtigkeiten, der mangelhaften Bildung u. s. w. Dem Urtheil des berühmten Psychiaters kommt besondere Bedeutung zu, weil er bekanntlich den socialen Factoren einen minder wichtigen Einfluss zuschreibt als den sogenannten anthropologischen.

Diese Seite des Phänomens macht es auch erklärlich, dass der Anarchismus durch ein systematisch gewaltsames Vorgehen nicht beseitigt werden kann. Das Ende Ravachols entmuthigte nicht Vaillant und Henry; das Ende Caserios entwaffnete weder Angiolitto, noch Lucheni. Im Gegentheil, dieser letztere zeigt sich sehr unzufrieden darüber, dass er nach den Gesetzen des Cantons Genf verurtheilt werden wird, die die Todesstrafe nicht zulassen. Deshalb lehnt auch Lombroso, sonst ein unbedingter Anhänger der Todesstrafe, sie für die Anarchisten ab. Sie nährt die Eitelkeit dieser neuen Herostrate, die ja auch einen bemerkenswerten Factor in ihren Verbrechen bildet. Die socialen Gründe für den Anarchismus sind aber auch gleichzeitig Gründe für das Verbrechen überhaupt; und wenn es, wie oberflächliche oder parteiische Beobachter behaupten, in Italien ein numerisches Uebergewicht von Anarchisten gibt, eines steht fest: das Uebenwiegen gerade der schwersten Form des Verbrechens: des Mordes.

Vielleicht, dass das letzte scheußliche Verbrechen der Anarchisten wenigstens die Wirkung hat, die Lombroso vorhersagte, die Regierungen zu wecken und zur Wirklichkeit zurückzurufen. Und wenn auch nicht die Regierungen, zur Realität der Thatsachen sind jetzt zurückgeführt einige Schriftsteller, die den oberen, herrschenden Classen angehören und im Laufe der Zeit auf Gedanken und Ausführung dieser Classen Einfluss nehmen müssen. So erklärte unmittelbar nach der Nachricht, die Kaiserin Elisabeth sei von einem Anarchisten ermordet worden, ein neapolitanisches Blatt „Il Mattino", welches getreu die Meinung der conservativen Partei wiedergibt, es sei angesichts der Abneigung, auf die die Italiener im Auslande stoßen, eine unbedingte und dringende Nothwendigkeit, „alle Kräfte zusammenzunehmen, um aus dem Zustande crasser Ignoranz und moralischen Elendes, in dem wir uns befinden, herauszukommen." Dasselbe Blatt erklärte später, von Chauvinisten des Vaterlandsverrathes beschuldigt, muthig: „Die Wahrheit ist die: ein gut Fünftheil unseres Volkes lebt im Zustande von Wilden, haust in Hütten, mit denen ein Papua nicht zufrieden wäre, nimmt mit der unmöglichsten Nahrung vorlieb, hat von der Welt Begriffe und Vorstellungen, wie sie die Kaffern haben, und läuft die Welt ab, Knechtschaft zu suchen und zu finden."

In diesen wirtschaftlich-socialen Verhältnissen, in dem Mangel eines erzieherischen Einflusses der Regierung, in der von dieser zügellos ausgeübten politischen Verfolgung, in der Verwandlung ganzer Arbeitergruppen in Soldaten und in der illoyalen Concurrenz, die sie diese Soldaten den Arbeitern im Falle eines Strikes machen lässt, wodurch sie jeden ökonomischen Aufschwung hemmt und jeden Keim einer Solidarität der Arbeiter zerstört, in der hohen Geburtenziffer Italiens endlich liegen die vorzüglichsten Ursachen, weshalb die Auswanderung, die in Deutschland und England, bei den beiden Wandervölkern par excellence abgenommen hat, sich in Italien noch immer so hoch erhält. Die Italiener, die in so großer Zahl die Welt ablaufen, dass sie die Chinesen Europas geworden sind, kommen, das Glück — der Capitalisten zu machen. Man beschäftigt sie hier und beutet sie aus. Sie ziehen sich den Hass und die Verachtung der Massen zu, die die Italiener wegen ihrer moralischen und ökonomischen Inferiorität verfolgen, die dem einheimischen Arbeiter so gefährlich wird.

Das ist die Wahrheit, die nicht von den paar kriegslustigen und militärfreundlichen Blättern verdunkelt und beseitigt werden kann, die sich durch eine unsinnige Vertheidigung der Uebelstände Italiens im Ausland und im Inland Popularität erwerben möchten und sich dabei auf lügenhafte oder unvollständige Statistiken oder gewundene Argumentationen stützen, die nur französischen Chauvinisten schlimmster Art würdig wären. Diese Journale, die die Wahrheit leugnen, und der Eigenliebe der von den verworfenen Regierungen in Unwissenheit erhaltenen Massen schmeicheln, laden schwere Verantwortung auf sich, weil sie die Aufmerksamkeit des Publicums von der gründlichen Erfassung der Wirklichkeit und von den Mitteln zur Heilung ablenken. Unehrenhaft und verderblich ist der Einfluss dieser Patriotenpresse überall, besonders aber in Italien, wo die sogenannten Staatsmänner sich immer nur ihrer Verantwortung vor der Dynastie bewusst waren, hingegen sich sehr wenig um den Staat und noch weniger um die Gesellschaft kümmerten.

Mit bitterem Schmerze muss ich diese unwürdige Haltung der Apostel des absurdesten nationalen Vorurtheiles feststellen. Das Beharren in diesem Vorurtheil bedeutet für Italien in individueller Hinsicht den Primat im Verbrechen, in collectiver Hinsicht aber eine zukünftige, entsetzensvolle Jacquerie.

*) Mit wahrem Schmerze muss ich constatieren, dass selbst ein Jean Jaurès schreiben konnte („Petite République"), dass Italien seit einigen Jahren die anarchistischen Meuchelmörder geliefert hat.

Die Confiscationen der „Zeit".

In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 29. September 1898 wurde von dem Abgeordneten Dr. Kronawetter und Genossen die folgende Interpellation überreicht, welche diejenigen Leser der „Zeit", welche die letzthin confiscierten zwei Leitartikel nicht gelesen haben, besonders interessieren dürfte. Die Interpellation lautet:

„Interpellation des Abgeordneten Dr. Kronawetter und Genossen an den k. k. Justizminister.

In der Nummer 206 der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" vom 10. September 1898 erschien der nachfolgende Artikel:

„Bankerott.

Das unparlamentarische Regierungssystem, als dessen, seiner eigenen Ansicht nach, bedeutendster Repräsentant Graf Thun das Amt des Ministerpräsidenten übernahm, beruht auf der von den Regierungen selbst erfundenen Anschauung, dass die Regierung alles, das Volk nichts sei. Nach dieser Idee ist die Regierung allwissend, allweise und unfehlbar. Wenn man nur sie allein walten lässt, ist es im Staate am besten bestellt. Die Volksvertretung ist nur eine ihr von der „Revolution" aufgezwungene Last, die sie am

guten Regieren hindert. Sache des großen Staatsmannes der unparlamentarischen Schule ist es, diese Last so viel wie möglich zu verringern, dem Parlament so viel wie möglich den Einfluss auf die Staatsgeschäfte zu verkürzen, um den mit dem Amt gegebenen Ueberverstand der Regierung zur vollen Entfaltung zu bringen. Was immer in einem mit einem Parlament geschlagenen Staat der Regierung misslingt, hat das Parlament verschuldet; das Gute dagegen, was bei der gemeinsamen Thätigkeit herauskommt, ist ausschließlich Verdienst der Regierung. Seit zwanzig Jahren haben wir diese Heillehre in allen Tonarten, bei allen großen und kleinen Anlässen wiederholen gehört. Aber solange Parlament und Regierung — wie gut oder wie schlecht — mit einander zusammen arbeiteten, fehlte die Möglichkeit, sie zu erproben. Das änderte sich in dem Augenblicke, als infolge des Sprachenverordnungseigensinns der Regierung das Zusammenarbeiten des Parlaments mit der Regierung ein Ende nahm und „auf Grund des § 14" die autoritäre Regierung ihre langentbehrte parlamentarische Selbstherrlichkeit wiedergewann. Die Autoritären sahen eine neue Weltära heranbrechen. Befreit von der parlamentarischen Bleikugel, würde jetzt erst die von Gottesgnaden mit schrankenlosen Talenten begabte Regierung ihre volle Glorie zeigen und durch die Herrlichkeit ihrer selbständigen Leistungen den Parlamentarismus gründlich discreditieren, um alsbald den Völkern selbst den Geschmack an ihrer sogenannten Ver-, oder, wie die autoritären Witzbolde geistreichelten, Zertretung zu verleiden. Schon als unter Gautsch das Regime der „Fachcapacitäten" sich constituierte, sahen die Autoritären den Himmel offen. Die Misserfolge des Ministeriums Gautsch verdüsterten ihn freilich, doch nur kurze Zeit, um der vollen Erleuchtung zu weichen, als an Stelle der erarbeiteten Bureaukratentalente das angeborene Aristokratengenie des Grafen Thun zur Regierung kam.

Neun Monate nun schon sehen wir den vom Parlament befreiten Absolutismus an der Arbeit, drei Monate den bureaukratischen, sechs Monate den aristokratischen. Aber die versprochenen Großthaten sind gänzlich ausgeblieben. Im Gegentheil! Man kann heute ruhig behaupten, dass seit dem Inslebentreten der Decemberverfassung, trotz all der zahlreichen politischen und nationalen Störungen, denen sie fortdauernd, gerade von Seite der Autoritären und ihrer clericalen und slavischen Alliierten begegnete, keine so sterile, für Oesterrichs Interessen so nachtheilige, für sein Ansehen so schimpfliche Zeit dagewesen ist, als gerade diese. Wie gerne haben sich doch immer die Autoritären belustigt über die parlamentarische Gesetzfabrik, die nur legislatorische Ausschusswaare erzeuge und die besten Absichten der Regierungen verfälsche und zerstöre! Und jetzt, wo die Regierung keine Verfälschung oder Störung von dieser Seite zu befürchten hat? Jetzt werden überhaupt keine Gesetze gemacht! Wenn wir nicht Gott sei Dank von dem dreißigjährigen Gesetzevorrath der parlamentarischen Zeiten zehren könnten, liefen wir bald gesetzlos herum. Die große bureaukratische Regierungsmühle klappert noch, aber sie mahlt nicht. Der ganze Inhalt der gesetzgeberischen Schöpfungen der neunmonatlichen absolutistischen Periode lässt sich in der Hauptsache in einem Worte zusammenfassen: Geld! Glücklicherweise ist die alte Schildkröte Staat zähe genug, um sich auch ohne legislative Nahrungszufuhr und Lufterneuerung geraume Zeit am Leben erhalten zu können. Sonst hätten wir die Segnungen des verödenden Absolutismus viel empfindlicher schon zu spüren bekommen.

Die trostlose Impotenz des autoritären Regierungssystems, wenn es einmal durch Sperrung des Parlaments ernstlich auf die Probe gestellt wird, ist durch nichts so hell ans Licht gestellt worden, als durch die Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn. Graf Thun begann sie mit dem festen Entschluss, gerade bei diesem hervorragendsten Anlass das parlamentlose Regime im höchsten Glanz erstrahlen zu lassen. Damit nur ja auch der leiseste Verdacht eines mithelfenden Einflusses des Parlaments von seinen Ausgleichsverhandlungen ferngehalten werde, schloss der vorsichtige Mann, ehe er in diese Verhandlungen eintrat, mit Applomb das Parlament und ließ, damit ja niemand seine demonstrative Absicht übersehe, durch seinen Federknecht Dr. Kaizl in der „Wiener Abendpost" seine allerhöchste Freude über die dadurch gewonnene „erhöhte Actionsfreiheit" verlautbaren. Erst dann, nachdem er die letzten parlamentarischen Fesseln von den Händen gestreift, leitete er die Ausgleichsverhandlungen ein, um der Welt zu zeigen, was sein starker Arm vermag. Und jetzt, nachdem die Verhandlungen mit Ach und Noth beendigt sind, wissen wir es auch ganz genau, nämlich: Nichts! Minus einer unbekannten Größe, die sich erst vollständig berechnen lassen wird, wenn auch die neue Quote bestimmt sein wird. Graf Thun ist auf der ganzen Linie unterlegen, und dem Baron Banffy ist es diesmal sogar — was er selbst sich kaum geträumt haben mag — gelungen, der österreichischen Regierung auch noch das „Junctim" — den compensatorischen Anspruch auf eine ergiebige Erhöhung der Quote — abzustreiten, obzwar Baron Banffy durch die Ministerrathsprotokolle aus Badenis Zeiten noch an dieses Zugeständnis gebunden ist, das er damals allerdings nur mit Rücksicht auf das noch intacte österreichische Parlament gegeben hatte. Der große Graf v. Thun und Hohenstein, Besitzer von allen möglichen Gütern, nur nicht der geistigen, ist aus den Ausgleichsverhandlungen sehr, sehr klein zurückgekommen. Wer es früher noch nicht geglaubt, der weiß es heute doch, dass dieser Sippe nicht das Talent angeboren ist, sondern nur die Anmaßung.

Unter den Ausgleichserfahrungen des Grafen Thun ist die einst so stolze Theorie von der autoritären Regierungsvollkommenheit kläglich zusammengebrochen. Sein officiöses Reptil, das „Fremdenblatt", das unmittelbar nach der „erhöhten Actionsfreiheit" kurz angebunden dem Parlament den Abschied gab, heult und winselt jetzt, dass „die unseligen parlamentarischen Verhältnisse", die seine früheren und jetzigen Brotgeber verschuldet, die Regierung bei der Verhandlung der „starken Stütze" und der nothwendigen „Sicherheit" beraubt haben. Und selbst das Parteiblatt des Grafen Thun, das clerical-feudale Krokodil „Vaterland", vergießt Thränen über den „auch nur zwei Arme, zwei Augen und einen Kopf besitzenden" Grafen Thun, der ohne das Parlament „dem räuberischen Gesindel" von jenseits der Leitha nicht habe „imponieren" können. Das hätten wir dem hochgenasten Herrn, der wirklich nichts als seine körperlichen Gliedmaßen zu den Verhandlungen gebracht zu haben scheint, voraussagen können. Und wenn er's von Anfang an geglaubt hätte, so hätte er sich seine ganzen Verhandlungen wie das Regieren überhaupt, und damit Oesterreich Zeit-, Macht- und Ansehenverlust ersparen können. Der Bankerott des vielgepriesenen autoritären Regierungssystems ist nun auch formell angemeldet. Das ist der einzige Gewinn, den Oesterreich aus dieser neunmonatlichen absolutistischen Probezeit ziehen kann. Das Parlament hat die Pflicht ihn auch ganz gehörig auszunützen."

Die betreffende Nummer verfiel der Beschlagnahme. Als Grund derselben wurde von der k. k. Staatsanwaltschaft Wien die Stelle „Neun Monate nun schon" bis „auch ganz gehörig auszunützen" angegeben.

(Der zweite Theil der Interpellation folgt in der nächsten Nummer.)

Die Wiener Gasfrage ein communales Unglück.

Wenn die heute im Mittelpunkte aller Wiener Gemeindeangelegenheiten stehende Gasfrage ein communales Unglück geworden ist, schreibt sich dies dem Umstande zu, dass diese wirtschaftliche Frage von eminentester Bedeutung von jener Opposition des Gemeinderathes, welche heute Majorität geworden ist, nicht als wirtschaftliche, sondern als politische Frage behandelt wurde. Schon in den Achtzigerjahren, zur Zeit des Bürgermeisters Dr. Prix, verlangte jene Opposition die im Felder'schen Vertrage vorgesehene Kündigung. Als nun die damalige Majorität, im Zweifel darüber, ob es der Gasgesellschaft auch nach Kündigung und Ablauf des Gasvertrages gestattet sei, an Private Gas abzugeben, es unterließ, vor Entscheidung dieses Präjudicialprocesses zur Kündigung zu schreiten, hat die damalige Opposition dies zum Schlagworte gemacht, um die Majorität als von den Engländern gekauft und die Bevölkerung der Stadt Wien als den Engländern verkauft in den politischen Versammlungen hinzustellen. Thatsächlich haben die Gerichte in diesem Process verschieden judiciert und erst in letzter Instanz ist die Entscheidung zu Gunsten der Stadt Wien ausgefallen. Die Nichtkündigung des Gasvertrages blieb aber nach wie vor ein politisches Schlagwort und alle Bestrebungen der Bürgermeister Prix und Grübl, die von Felder vorgesehene Einlösung der Gaswerke im Jahre 1899 im Interesse der Stadt Wien zu Ende zu führen, haben die Opposition nicht bestimmt, von ihren Verdächtigungen abzulassen. Es bleibt ein unvergängliches Verdienst des Dr. Grübl, die englische Gasgesellschaft zu einer beide Theile bindenden Schätzung lange vor Ablauf des Vertrages bestimmt zu haben. Das Schätzungselaborat, das anfangs 1895 fertiggestellt wurde, hat statt der erwarteten Ziffer von 26 bis 30 Millionen nur rund 16 Millionen Gulden als Wert der Gaswerke ergeben. Diese Schätzung hat derart verblüffend gewirkt, dass fanatische Anhänger der Erbauung eigener Gaswerke, z. B. Dr. v. Billing, bei der Möglichkeit, die gesammten Gaswerke um 16 Millionen Gulden zu erstehen, die Idee der Erbauung vollständig fallen ließen. Selbst der heutige Bürgermeister, als damaliger Führer der Opposition, erklärte gegenüber dem Bürgermeister Dr. Grübl, dass er eine Schätzungsziffer von 26 Millionen Gulden erwartet habe und für den Ankauf zum Preise von 16 Millionen Gulden sich erklären würde. Die Verhandlungen, welche Dr. Grübl zur Feststellung aller Uebernahmsbedingungen vor Ablauf des Termines einleiten wollte, konnten jedoch nicht stattfinden, weil die Gasgesellschaft erst eine bindende Erklärung der Gemeinde verlangte, dass sie von dem Optionsrechte auch thatsächlich Gebrauch machen werde. Bei der unsicheren Majorität des Frühjahres 1895 konnte jedoch der Bürgermeister eine solche Erklärung nur dann abgeben, wenn er auch der Stimmen der Opposition hiefür sicher gewesen wäre. Dr. Lueger gab das Versprechen, im Bürgerclub für die erforderliche Autorisation des Bürgermeisters bemüht zu sein, musste jedoch nach zwei Tagen die Unmöglichkeit, den Bürgerclub hierzu zu bestimmen, bekannt geben.

So standen die Verhältnisse, als der Gemeinderath im Jahre 1895 aufgelöst wurde. Der interimistische Verwalter der Gemeindeange-

legenheiten Dr. v. Friebeis, welcher die Erhebungen sowohl über den Bau eigener Werke, als auch über die Ablösung der englischen Gaswerke fortsetzte, erklärte bekanntlich vor Uebergabe der Geschäfte an den neugewählten Gemeinderath, dass ein gewissenhafter Verwalter der Gemeindeinteressen unmöglich den Bau neuer Gaswerke anrathen könne; es sei nur fraglich, ob sich eine Vertragsverlängerung mit den Engländern unter der Bedingung des späteren unentgeltlichen Heimfalles empfehle, oder ob man von dem Optionsrechte: die Gaswerke um 16½ Millionen Gulden anzukaufen, Gebrauch machen solle.

Mit vollständig freien Händen und in der günstigen Lage, jedwede Entscheidung treffen zu können, übernahm die heutige Majorität die Lösung der Gasfrage. Erst wenige Tage vor Ablauf des Präclusivtermines, bis zu welchem sich die Gemeinde zu erklären hatte, gelangte die Gasfrage zur Beschlussfassung vor den Gemeinderath. Vorher hatten allerdings schon 82 Mitglieder des Gemeinderathes den Antrag eingebracht, den Bau neuer Gaswerke in Angriff zu nehmen. Die Minorität vertrat die unbedingte Ausübung der Option. Die Zeit zur Erlangung günstigerer Optionsbedingungen war leichtfertig vergeudet worden. Nun ließ sich nicht mehr an die Herabminderung des Kaufpreises denken. Umso nachdrücklicher verwies die Minorität auf die Gefahr, neue Gaswerke zu bauen, und die Schwierigkeit, sie rechtzeitig fertigzustellen. Hatten doch die einberufenen Experten die gewichtigsten Bedenken gegen die Ausführbarkeit des Hermann'schen Projectes ausgesprochen; hatte doch der Magistrat gegen die Erbauung der Gaswerke sein Votum abgegeben, und hatte schließlich auch das Stadtbauamt als technisches Organ jede Verantwortung für die Ausführung des Hermann'schen Projectes eben mit Rücksicht auf das Urtheil der Sachverständigen abgelehnt und vom Bau abgerathen. Unter solchen Umständen war nach der Ansicht der Minorität das am 31. October 1896 erlöschende Recht der Option unbedingt auszuüben. Das Anerbieten der Gasgesellschaft, der Gemeinde nach etwa 10 bis 12 Jahren ein unentgeltliches Heimfallsrecht einzuräumen, sie inzwischen am Reingewinn participieren, sowie eine sofortige Reduction des Gaspreises eintreten zu lassen, wurde überhaupt nicht besprochen, da jeder die sichere Verdächtigung scheute, im Solde der Engländer zu stehen. Selbst die ganz sachlichen Ausführungen der Minorität zu Gunsten einer Ausübung des Optionsrechtes und gegen die Erbauung neuer Gaswerke entfesselten einen Sturm von Verdächtigungen, die jedem einzelnen Minoritätsredner ins Gesicht geschleudert wurden. Man hatte die Phrase von dem wertlosen Gerümpel der Engländer zu sehr in die Massen gebracht, um sich jetzt desavouieren zu können. Auch war das geschäftliche Interesse der gewerbetreibenden Parteigrößen der Majorität an den Lieferungen für die neuen Gaswerke zu stark geworden, um eine Umkehr zu ermöglichen. Dr. Lueger rief: „Es gibt keine weiteren Verhandlungen mit den Engländern; so wie ich die Juden zerschmettert habe, werde ich auch die Engländer zerschmettern, am 31. October 1899 müssen sie hinaus!"

Im Mai des Jahres 1897 stellte die englische Gasgesellschaft ein neuerliches Anbot an die Gemeinde, wonach die gesammten Gaswerke in allen 19 Bezirken, inclusive des gesammten Rohrnetzes, der Laternen, Verbindungen und Gasmesser um den Betrag von 16½ Millionen Gulden am 1. Juli 1898 in den Besitz der Gemeinde übergehen sollten. Auch dieses Anbot wurde rundweg mit der Motivierung abgelehnt, dass mit den Engländern jede Verhandlung aufgehört habe. Dieses letzte Anbot der Gasgesellschaft bedeutet thatsächlich eine Ermäßigung um circa 5½ Millionen Gulden gegenüber dem Optionspreis, weil die Gasgesellschaft nicht nur die in die Schätzung nicht einbezogenen Gasmesser, welche einen Wert von 2 Millionen Gulden repräsentieren, dreingeben, sondern auch auf den Gewinn von 1½ Jahren verzichten wollten, welcher auf circa 3½ Millionen Gulden veranschlagt werden kann.

Die Opposition hatte bei ihrem Votum für den Ankauf der Werke insbesondere darauf hingewiesen, dass durch den Verkauf der Werke die Frage, ob durch die Einverleibung Wiens mit den Vororten die Gasverträge der Vororte aufgehoben seien oder nicht, entfalle, und das Schlagwort: „Hinaus mit den Engländern" nur dann sicher verwirklicht werde, wenn man die Gaswerke kaufe. Nur so werde jeder Enttäuschung, welche der Process bringen könnte, vorgebeugt. Dr. Lueger stellte aber diesen so wichtigen Process als überhaupt in seinem Ausgange unzweifelhaft dar, solange es noch Richter in Oesterreich gibt. Das Gutachten des Stadtanwaltes Dr. Schmidt, welches diesen Process als für die Gemeinde ungewinnbar erklärte, wurde den Acten nicht nur nicht beigegeben, sondern, als eine Mittheilung daraus verlangt wurde, erklärte Dr. Lueger: „Ich gebe nicht Waffen gegen mich". Trotzdem es noch unzweifelhaft Richter in Oesterreich gibt, sind zwei gleiche richterliche Urtheile in dieser Frage gegen die Gemeinde Wien erflossen, und nunmehr hat Dr. Lueger im Widerspruch zu allen seinen Erklärungen am 27. August 1898 die Engländer zu Verhandlungen vorerst nur wegen Uebergabe der Gasmesser eingeladen und im Verlaufe dieser Verhandlungen ein Uebereinkommen mit ihnen geschlossen, welches ihnen die Beleuchtung von acht Vorortebezirken auf weitere zwölf Jahre überlässt und hierbei Gebietstheile zur Beleuchtung übergibt, für welche die Engländer gar kein Beleuchtungsrecht nach dem Jahre 1899 mehr besitzen! Der finanzielle Erfolg dieses Uebereinkommens ist für die Engländer ebenso vortheilhaft, als er die Schädigung nachweist, welche die Gemeinde durch die Ablehnung der Offerte vom 24. Mai 1897 erfährt. Statt 16½ Millionen Gulden erhalten die Engländer:

für die Gasmesser	fl. 1,333.000
für die Ueberlassung der Beleuchtung in Simmering und Schwechat an die Stadt	„ 150.000
der Wert des neuen Beleuchtungsvertrages für die acht Vortebezirke bei Annahme eines Gasconsums von nur 18*) Millionen Cubikmeter Gas ist bei einem jährlichen Gewinn von fl. 360.000 capitalisiert zu 4% per 1. November 1899	„ 5,316.000
als Ablösung im Jahre 1911 für Rohre, Candelaber, Laternen und Gasmesser in den acht Vorortebezirken ca.	„ 2,500.000
den Nutzen an der Gasversorgung des gesammten Gemeindegebietes für die Zeit vom 1. Juli 1898 bis Ende des Jahres 1899	„ 3,500.000
der Grundwert der Gaswerke wurde im Schätzungsoperate zwar nur mit 2·6 Millionen Gulden taxiert, weil die Plätze nur nach ihrem Werte als Kohlenlagerplätze bestimmt wurden, sie werden aber von anerkannten Autoritäten bewertet mit	„ 6,300.000
zusammen rund . .	fl. 19,000.000

Aber außer diesem Plus von 2½ Millionen Gulden über die verlangten 16½ Millionen Gulden verbleiben der Gesellschaft überdies zu ihrer freien Verwertung nicht nur die gesammten Gebäude und Werkseinrichtungen, nicht nur die Candelaber in den elf Bezirken, sondern auch die Gasrohre in den elf Bezirken, und diese beiden letzteren Posten repräsentieren über die Kosten der Entfernung einen Wert von rund 1,000.000 fl. Gegenüber der vielfach verbreiteten Anschauung, dass der Erlös der Gasrohre nicht die Entfernungskosten decken würde, bemerke ich, dass laut Berechnungen des Stadtbauamtes der Mehrwert des gesammten Rohrnetzes über die Ausgrabungskosten mehr als 600.000 fl. beträgt.

Das ist das Resultat des jetzt abgeschlossenen Vertrages gegenüber dem seinerzeitigen Verkaufsanbote für die Gasgesellschaft! Die Gemeinde Wien hat inzwischen ihre eigenen Gaswerke gebaut und diese werden, wie die letzten Rechnungen seitens der Gascommission angeben, nach Voraussicht der heutigen Majorität, eine Kostensumme von 32,300.000 fl. für die Beleuchtung der elf Bezirke erfordern, wobei abzuwarten ist, ob diese Ziffer nicht um weitere 3,000.000 fl. überschritten werden wird. Dazu als capitalisierter Wert der Ablösung der Gasrohre, Candelaber und Gasmesser in den acht Vortebezirken im Jahre 1911 von 2½ Millionen Gulden macht 1·7 Millionen, zusammen 34,000.000 fl.! Durch Annahme des damaligen Kaufanbotes hätte die Gemeinde Wien die gesammte Beleuchtungsanlage für 16½ Millionen Gulden erworben. Als capitalisierter Wert des Gewinnentganges für zwölf Jahre Beleuchtung der Vororte ergibt sich, wie vorher erwähnt, 5·3 Millionen Gulden, als Gewinnentgang für 1½ Jahren Beleuchtung der inneren Bezirke 3·5 Millionen Gulden. Rechnet man diese beiden Posten von den 16½ Millionen Gulden ab, so wären die Gestehungskosten dessen, was die Gemeinde heute für 35 Millionen zu bauen präliminiert, auf 7·7 Millionen reduciert, und dabei hätte man mit bestimmten fixen Ziffern gerechnet und wäre man noch immer nicht vor dem gefährlichen Experimente gestanden, die Stadt mit ihrer colossalen Ausdehnung von einem einzigen Punkte zu beleuchten, welcher im gefährlichsten Inundationsgebiete steht. Man hätte die Gefahren vermieden, welche Gasröhren von der ungewöhnlichen Dimension, wie sie heute von der Stadt gelegt wurden, an und für sich bedeuten. Man hätte ein erprobtes Gasnetz übernommen, von welchem die Sachverständigen das einstimmige Urtheil dahin abgaben, dass es auf der Höhe der technischen Wissenschaft stehe und glänzend functioniere. Der Einwand, dass die Gasrohre, wie sie in theatralischer Weise im Gemeinderathssaale vorgezeigt wurden, schlecht und unverlässlich seien, ist ja schon aus dem Grunde unhaltbar, weil es bekannt ist, dass der Gasschwund in den dermaligen Wiener Gasleitungsröhren der minimalste ist, der bisher bei Stadtbeleuchtungen beobachtet wurde; und jene Herren, welche das Schlagwort von den schlechten Gasröhren ausgaben, durften sich in Kenntnis dieses Umstandes nicht verpflichten, Gasrohre in 13 Jahren zu übernehmen, welche sie schon heute für schlecht halten. Und nicht einmal der Vortheil wird durch den Bau der neuen Gaswerke erreicht, dass die englischen Gaswerke, welche in Döbling, Fünfhaus und Belvedere, also inmitten von bevölkerten und eleganten Stadtgebieten liegen, entfernt werden, und doch ist der Schaden, welchen die umliegenden Grundeigenthümer durch die unangenehme Nachbarschaft, das Verkehrsleben durch die Unmöglichkeit, nothwendige Straßenzüge durchzuführen, erleiden, in Ziffern nicht berechenbar, so wenig wie die Schädigung jedes einzelnen Bewohners durch die mehrfache Aufreißung der Straßen zur Legung des neuen Rohrnetzes und seinerzeit zur Entfernung der Gasrohre der Engländer.

Das politische Schlagwort hat also die Stadt Wien effectiv um beinahe 30 Millionen Gulden Capital geschädigt. Aber über-

*) Es ist eine notorische Thatsache, dass der Gasconsum der Vororte ebenso im stetigen Steigen, als jener der alten neun Bezirke im Fallen ist.

dies erleiden die Einkünfte der Stadt Wien eine Einbuße von fast zwei Millionen Gulden jährlich während der nächsten 12 Jahre und von 1¼ Millionen Gulden nach den 12 Jahren. Denn nach den gelegentlich der Gasdebatte gemachten Vorlagen und fachmännischen Calculationen muss bei der Anlage von Gaswerken außer der 4%igen Verzinsung des Capitales 6⅔% jährlich für die innere Amortisation berechnet werden. Der also seinerzeit bei einem Anlagecapitale von 22½ Millionen Gulden mit zwei Millionen Gulden berechnete Gewinn reduciert sich um die 10½% des um 12 Millionen Gulden höheren Anlagecapitales, also um 1,260.000 fl. und um den Nutzenentgang von 560.000 fl. an der Beleuchtung der Vororte. Es bleiben somit im Falle des Ausreichens der präliminierten Summe nur jährlich 180.000 fl. Nutzen übrig, während bei Uebernahme der englischen Gaswerke der jährliche Nutzen mindestens zwei Millionen Gulden betragen hätte. Also nicht allein um 30 Millionen Gulden mehr Verschuldung, sondern auch ein jährlicher Entgang von 1,820.000 fl.! Und selbst dieser kleine Nutzen verschwindet, wenn eine weitere vorhergesehene Ueberschreitung des Baupräliminare eintritt, und Dr. Lueger konnte ihn nur dadurch retten, dass er den beschämenden Cartellvertrag mit der Gasgesellschaft abschloss. Im Punkte 3 des Uebereinkommens verpflichtet sich die Gasgesellschaft, eine Aenderung des Vertragspreises nur mit Zustimmung der Gemeinde Wien vorzunehmen, und es ist ganz klar, dass mit dieser Bestimmung nur eine Verbilligung des Gaspreises verhindert werden soll, denn hätte es sich, wie die christlich-sociale Presse behauptet, darum gehandelt, eine Erhöhung zu verhüten, so wäre dies ausdrücklich in den Vertrag aufgenommen worden.

Was sollte durch den Bau der städtischen Gaswerke erreicht werden? Man wollte Rache nehmen an den Engländern. Man gibt ihnen 6,000.000 fl. mehr, als sie verlangten! Man wollte die Beleuchtung der ganzen Stadt Wien zu einer Quelle der Einnahme für die Stadt Wien machen. Die Einnahme ist verschwunden, man hat eine neue Arbeits-, Gefahren- und Schuldenlast mit einem fragwürdig geringen Nutzen auf sich genommen! Man wollte Herr über die Beleuchtung der Stadt sein, und man theilt die Herrschaft mit den verhassten Engländern! Man wollte eine Verbilligung der Gaspreise erzielen, und man sichert sich den theueren Gaspreis auf Kosten jener sonst so gehätschelten Kleinbürger der Vorortebezirke, welche auch weiterhin jährlich um 250.000 fl. das Gas theuerer als nöthig bezahlen müssen.

Das alles, weil der blinde Hass die Stimme der Vernunft erstickt hat!

Wird Wien sich diese theuere Lehre zu Herzen nehmen?

Donat Zifferer.

Der Verwaltungsrath.

Zur Reform unseres Actienwesens.

„Der Verwaltungsrath ist der Vorstand der Gesellschaft". So heißt es in den Statuten der überwiegenden Mehrzahl der österreichischen Actiengesellschaften. Das Handelsrecht bestimmt die Rechte und Pflichten des Vorstandes folgendermaßen:

Art. 227. Jede Actiengesellschaft muss einen Vorstand haben. Sie wird durch denselben gerichtlich und außergerichtlich vertreten. ... Art. 229. Der Vorstand hat in der durch den Gesellschaftsvertrag bestimmten Form seine Willenserklärungen kundzugeben und für die Gesellschaft zu zeichnen. ... Art. 230. Die Gesellschaft wird durch die von dem Vorstande in ihrem Namen geschlossenen Rechtsgeschäfte berechtigt und verpflichtet. ... Art. 231. Der Vorstand ist der Gesellschaft gegenüber verpflichtet, die Beschränkungen einzuhalten, welche in dem Gesellschaftsvertrage oder durch Beschlüsse der Generalversammlung für den Umfang seiner Befugnis, die Gesellschaft zu vertreten, festgesetzt sind. ... Art. 232. Eide namens der Gesellschaft werden durch den Vorstand geleistet. ... Art. 239. Der Vorstand ist verpflichtet, Sorge zu tragen, dass die erforderlichen Bücher der Gesellschaft geführt werden. Er muss den Actionären ... eine Bilanz des verflossenen Geschäftsjahres vorlegen. ... Art. 241. Mitglieder des Vorstandes, welche außer den Grenzen ihres Auftrages oder ... den Vorschriften dieses Titels oder des Gesellschaftsvertrages entgegen handeln, haften persönlich und solidarisch für den dadurch entstandenen Schaden ... u. a. m.

Aus den citierten Gesetzesstellen geht hervor, dass der Vorstand dasjenige Organ der Gesellschaft sein soll, welches seine volle Thätigkeit den Interessen des Unternehmens widmet, die Geschäftsführung leitet und überwacht und über alle Vorgänge in der Gesellschaft stets unterrichtet ist: denn er soll ja Eide im Namen der Gesellschaft leisten, sie in jeder Beziehung vertreten, für sie Rechte erwerben und Verpflichtungen eingehen und für die Einhaltung der gesetzlichen und statutarischen Bestimmungen Sorge tragen. Er ist ungefähr das, was der geschäftsführende Gesellschafter in der offenen Gesellschaft ist.

Wie steht es damit in der Praxis?

Bei der Emailfabrik „Austria" hatte der Verwaltungsrath keine Ahnung von der Höhe der bei der Gründung übernommenen Vorräthe; bei der Blechfabrik „Union" von der Höhe der umlaufenden Wechsel, obwohl er sie selbst unterfertigt hatte. Bei der Oesterreichischen Waffenfabriksgesellschaft konnten angeblich ohne sein Wissen Jahre hindurch die Bilanzen gefälscht, Verlustgeschäfte abgeschlossen und eine Paschawirtschaft geführt werden, und bei der Nordwestdampfschiffahrts-Gesellschaft entgieng es dem Verwaltungsrath sogar, dass Zucker im Betrage von mehreren Millionen Gulden seitens der Gesellschaft in Verwahrung genommen wurde und aus den zur Aufbewahrung bestimmten Magazinen verschwand. Aehnlich gieng es bei den Salzburger Elektricitätswerken zu, bei der Maschinenbau-Actiengesellschaft Brand & Lhuillier u. a.

Noch erstaunlicher als diese Vorfälle selbst war die Auffassung, welcher sie im Publicum und den Fachkreisen begegneten. Trotz der klaren Bestimmungen des Gesetzes herrscht allgemein die Ueberzeugung, dass der Verwaltungsrath von solchen Vorkommnissen auch nichts wissen könne, zumal wenn die ihm untergeordneten Organe der Gesellschaft sie vor ihm verheimlichen wollen. Unbetheiligte Verwaltungsräthe gestanden, dass auch sie jederzeit ähnlichen Ueberraschungen in ihren Gesellschaften ausgesetzt seien. Infolgedessen stößt man auch fast überall auf Widerspruch, wenn man den Verwaltungsrath für die entstandenen Verluste auch nur moralisch verantwortlich zu machen versucht; und das selbst in solchen Fällen, wo das Gesetz ausdrücklich die Verantwortlichkeit statuiert.

Man begreift diese Anschauung, wenn man an unsere Verwaltungsräthe denkt. Zumeist sind es hochgeborene Aristokraten, die zu ihren anderen Privilegien auch das des bezahlten Vorsitzes in zahlreichen Gesellschaften sich angeeignet haben, abgewirtschaftete Politiker, pensionierte Beamte, denen man ein Austragsstüberl einräumen will, Personen, welche irgend einem hohen Herrn die Beziehungen zu Balletdamen vermittelt oder andere Dienste geleistet haben, kurz alles findet man, aber wenig Fachmänner, hervorragende Kaufleute und Fabrikanten. Diese wenigen sitzen meist in vielen Gesellschaften zugleich, so dass es ihnen unmöglich ist, auch nur einer ihre Thätigkeit wirksam zuzuwenden. Damit wird auch gar nicht gerechnet, denn die Verwaltungsräthe treten statutarisch, wenn es gut geht, alle vierzehn Tage, oft nur alle Monate, alle zwei Monaten zusammen, so dass sie thatsächlich meist nicht in der Lage sind, von der Geschäftsführung auch nur annähernd Kenntnis, geschweige denn darauf Einfluss zu nehmen. Gewöhnlich ist ein allmächtiger Director da und der Verwaltungsrath ist das Werkzeug in seiner Hand.

Das ist allgemein bekannt, aber weniger klar scheint es der Oeffentlichkeit zu sein, dass solche Zustände in directem Widerspruch mit dem Buchstaben und dem Geiste des Handelsgesetzbuches, das wir eingangs citiert haben, stehen. Der Verwaltungsrath, welcher statutarisch der Vorstand ist, ist dies in der Praxis nicht, fast alle Gesellschaften haben eine Direction, und dieser obliegt die unmittelbare Geschäftsführung, welche gesetzlich dem Vorstand zukommt.

Das ist das Grundübel, an dem unser Actienwesen laboriert. Der wichtigste Factor in der Actiengesellschaft, die geschäftsführende Direction, besteht ohne und gegen das Gesetz. Ihre Rechte und Pflichten sind in keinem Punkte geregelt, so weit nicht allgemeine Bestimmungen, wie die über die Handlungsgehilfen, Procuristen &c. herangezogen werden können. Der Vorstand dagegen erfüllt in Wirklichkeit nicht eine der Obliegenheiten, welche das Gesetz ihm zuweist.

In Deutschland ist das anders. Dort ist im Sinne des Gesetzes in jedem Statut die unmittelbar geschäftsführende Direction als Vorstand bezeichnet. Und das, was bei uns Verwaltungsrath ist, ist dort ein verantwortlicher Aufsichtsrath. Auch bei uns gibt es noch einzelne alte Gesellschaften, wie die Creditanstalt, den Bankverein, die Unionbank, deren Statuten dem Gesetze entsprechen. So wenig kennt man die Metamorphose, welche die Organisation unserer Gesellschaften auf dem Wege von den gesetzlichen Vorschriften zu den thatsächlichen Zuständen durchgemacht haben, dass unsere Lehrbücher für Handelsschulen noch heute jenen Zustand als in Oesterreich bestehend bezeichnen, wie er in Deutschland besteht, wie er gesetzlich angeordnet ist, aber bei uns längst nur mehr in Ausnahmsfällen existiert. Auch wissenschaftliche Werke, wie Schönberg's „Handbuch der politischen Oekonomie", übersehen diesen Umstand gänzlich.

Dass die Praxis im Laufe der Zeit vom Gesetze so sehr abgewichen ist, daran sind unsere mangelhaften Gesetzesbestimmungen über die Verantwortung des Verwaltungsrathes schuld, ferner die laxe Moral der Bevölkerung und Presse, die milde Gesetzesauslegung seitens der Gerichte und die Unmöglichkeit, nach dem schwerfälligen alten Processverfahren eine Schadenersatzklage mit Aussicht auf Erfolg durchzuführen. Es gibt nichts Nutzloseres, als den Verwaltungsrath in seiner heutigen Gestalt, von einzelnen Ausnahmen, die nicht in der Sache, sondern in den Personen liegen, abgesehen. Er leitet nicht, denn das thut die Direction, er überwacht auch nicht, denn er ist unfähig dazu und glaubt sich unverantwortlich; thut er's doch, so geschieht es aus Aengstlichkeit, und dann hemmt er die Geschäftsführung, ohne thatsächliche Mängel aufdecken zu können. Er führt die Geschäfte der Gesellschaft nicht und ist auch über die Geschäftsführung nicht informiert. Und doch soll er Eide ablegen.

Aber es gibt auch nichts Begehrenswerteres als einen Verwaltungsrathsposten. Statutarisch mit einem hohen Antheil am Erträgnis bedacht, ohne praktische Verantwortung, ohne Arbeitslast,

stellen die Verwaltungsrathsposten Pfründen vor, welche auf unser gesammtes öffentliches Leben den bekannten corrumpierenden Einfluss ausüben. Man macht sich keiner Uebertreibung schuldig, wenn man sagt, dass von hundert Verwaltungsräthen kaum einem die Stelle im Interesse der Gesellschaft verliehen wird. Aus Wohlwollen oder Mitleid gibt man ihm eine Pfründe, oder ein allmächtiger Director belohnt einflussreiche Persönlichkeiten, die er sich für seine Zwecke, nicht für die der Gesellschaft verpflichtet. Ja selbst in jenen Fällen, wo Bankmänner, Kaufleute, Großindustrielle sich in den Verwaltungsrath wählen lassen, der Gesellschaft vielleicht sogar Geschäfte zuführen, thun sie es meist, um sich der Prosperität des Unternehmens, mit dem sie in Geschäftsverbindung treten, zu versichern, oft auch nur, um ihre erhöhte Kenntnis von der Lage des Unternehmens speculativ auszunützen.

Das muss anders werden. In das neue Actiengesetz müssen Bestimmungen aufgenommen werden, durch welche die unmittelbar geschäftsführende Direction zum Vorstand und der Verwaltungsrath zum Aufsichtsrath umgewandelt wird. Beide Theile, der Vorstand wie der Aufsichtsrath, müssen, der eine für die Geschäftsführung, der andere für die Ueberwachung durch präcise Bestimmungen verantwortlich werden. Dann wird der Verwaltungsrathsposten aufhören eine Sinecure zu sein, es werden sich nicht mehr Balletonkel und pensionierte Beamte zu diesen Posten drängen, so wenig als dies in Deutschland der Fall ist. Die Zahl der Aufsichtsräthe wird vermindert, deren Qualität aber verbessert sein. Man wird vielleicht nicht mehr Gefahr laufen, dass man für Schäden, die durch betrügerische oder leichtsinnige Gebahrung entstanden sind, niemanden haftbar machen kann, weil die Verantwortlichkeit der Directoren überhaupt nicht geregelt, die der Verwaltungsräthe durch die Verwirrung der Begriffe abhanden gekommen ist.

Diese neuen Bestimmungen müssen sowohl für die noch zu gründenden als für die bestehenden Unternehmungen, denen eine Uebergangszeit zu gewähren ist, gelten.

Der Fragebogen zur Reform des Actienrechts enthält merkwürdigerweise über diese wichtigsten Reformpunkte nichts; nichts über die civilrechtliche Verantwortlichkeit der Verwaltung, obwohl von dem neuen Actiengesetz vor allem Bestimmungen darüber erwartet wurden; nichts über eine Remedur gegen die gesetzwidrige Missbildung in der Organisation unserer Actiengesellschaften, welche öffentlich bisher niemals erörtert worden ist und daher der Aufmerksamkeit der Regierungsorgane wohl entgangen sein mag. Die Fachcorporationen aber müssen ihr Augenmerk auf diese Punkte richten und Vorschläge zu ihrer gesetzlichen Regelung erstatten. Dies anzuregen war der Zweck dieser Zeilen. **Walther Federn.**

Der Ballon im Dienste der Meteorologie.

Die Meteorologie — noch eine sehr junge Wissenschaft — befasst sich mit der Vorherbestimmung der Witterungserscheinungen. Die Aenderung dieser Erscheinungen aber wird durch Veränderung der einzelnen meteorologischen Elemente, wie der Temperatur, der Feuchtigkeit, des Druckes, der Elektricität in der Atmosphäre &c. bedingt. Es muss daher dem Meteorologen zur Erfüllung seiner Aufgabe von hoher Wichtigkeit sein, den Gang und die Tendenz dieser Aenderungen rechtzeitig zu erfahren und womöglich vorausahnend zu bestimmen.

Um zur Kenntnis der Vorgänge in der Veränderung der Atmosphäre zu gelangen, begnügte man sich bis vor kurzem, Beobachtungen bezüglich der betreffenden, Einfluss ausübenden, primären Erscheinungen auf der Erde selbst anzustellen. Hiebei handelte es sich zumeist darum, den Gang der Temperatur, des Druckes, sowie der Feuchtigkeit der Luft und den Wechsel des Windes durch chronometrische Registrierungen auf der Erdoberfläche zu bestimmen. Nun leben wir aber auf dem Grunde eines ungeheuren Luftmeeres und nehmen infolgedessen nur die Ausläufer oder die Anfänge der meteorologischen Einflüsse wahr. Diese selbst vollziehen sich im allgemeinen in viel höheren Regionen. Man errichtete daher auf hohen Bergen meteorologische Observatorien, wie auf dem Sonnblick, Mont-Blanc, Eiffelthurm &c.

Da die Gipfel der hohen Berge weit in die Luftmasse hineinragen, geben die dortselbst angestellten Versuche verlässlichere Daten, weil sie weniger von der umgebenden Erde beeinflusst sind. Dennoch macht sich auch bei diesen Bergstationen die Nähe der festen Erde störend fühlbar. Die Messungen zeigen nicht die wahren Werte der Temperatur, Feuchtigkeit und Windgeschwindigkeit der Atmosphäre, sondern sind sehr stark durch die Bodenbedeckung und locale Erscheinungen beeinflusst. Auch kann man von diesen Hochobservatorien nicht den Gang der Aenderung der meteorologischen Elemente — die Transformationen, denen die Lufttheilchen auf ihrem Wege durch die Luft unterworfen sind — verfolgen.

Dazu eignen sich einzig und allein vom Luftballon aus unternommene Beobachtungen.

Anfangs benützte man dazu Fesselballons, in neuester Zeit Drachenballons nach dem System Parseval-Siegsfeld. Der in den Jahren 1892—1894 in Berlin in Verwendung gestandene gefesselte Kugelballon „Meteor“ hatte, sowie alle übrigen Kugelballons, den großen Nachtheil der geringen Stabilität, während dieser Fehler durch den Drachenballon Parseval-Siegsfeld, wie er von Moedebeck-Hergesell in Straßburg zu Beobachtungen verwendet wird und den Wienern von der Jubiläums-Ausstellung bekannt ist, bedeutend verbessert erscheint. Doch glaube ich, und ich verweise dabei auf meinen im Hefte Nr. 204 dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz, dass auch diese Ballons als meteorologische Hochstationen recht bald von den Drachenstationen verdrängt werden dürften.

Die freien Ballons kapseln sich gleichsam in die Luftschichten, in denen sie schweben, ein und nehmen die Geschwindigkeit derselben an. Sie schweben auch während der größten Stürme vollkommen ruhig in der Luft. (Der Ballon ist nur dann sehr heftigen perpendikulären Schwankungen ausgesetzt, wenn er unterhalb großer Cumuluswolken in Wirbelstürme geräth, was aber ungemein selten der Fall ist.) Somit eignet sich der Ballon vorzüglich zum Höhenobservatorium. Ein Steigen und Fallen des beobachtenden Ballons ist durch Ballastauswurf leicht zu bewerkstelligen, und diese freien, wenn auch in Bezug auf die Richtung unlenkbaren Ballons werden selbst dann noch für meteorologische und physikalische Zwecke von Wert sein, wenn das lenkbare Luftschiff längst erfunden ist.

Von erhöhtem Nutzen sind diese Ballonbeobachtungen, wenn sie zu gleicher Zeit von verschiedenen Orten aus unternommen werden.

Schon im August des Jahres 1894 hat das internationale meteorologische Comité in Upsala auf Antrag Dr. Assmanns aus Berlin betont, dass es der Untersuchung der Atmosphäre mittelst systematischer Ballonfahrten den größten Wert beilegt.*) Hiermit war der Ballon officiell als Hilfsmittel moderner, meteorologischer Forschung erklärt. Es war dies eine Folge der zu Anfang der Neunzigerjahre in Deutschland systematisch durchgeführten Ballonaufstiege.

Im September 1896 fand in Paris die alle fünf Jahre wiederkehrende Conferenz der Directoren der verschiedenen meteorologischen Beobachtungssysteme statt. Diese Versammlung verfolgt den Zweck, durch internationale Vereinbarung eine gewisse Einheit und Gleichmäßigkeit in die meteorologischen Beobachtungen der ganzen Erdoberfläche zu bringen. Auf Anregung der französischen Luftschiffer beschäftigte man sich auch unter anderem mit der Frage der internationalen Ballonfahrten, wobei sich unter dem Präsidium Mascarts die Franzosen Mr. de Fonvielle, Teisserenc de Bort, Hermitte und Besançon, die Deutschen Bezold, Erk und Hergesell, sowie der Amerikaner Rotch betheiligten.

Das Resultat dieser Besprechung war in erster Linie die Anerkennung der Nothwendigkeit simultaner Ballonfahrten von verschiedenen Stellen der Erdoberfläche aus. Die Conferenz war aber noch nicht in der Lage, bestimmte Beobachtungsmethoden mit besonderen Instrumenten zu empfehlen, sondern ließ den einzelnen Forschern in dieser Hinsicht völlige Freiheit, wünschte jedoch, dass bei den gleichzeitigen Auffahrten auch möglichst identische Instrumente verwendet werden. Sie betonte, dass von besonderer Wichtigkeit die thunlichst schleunige Veröffentlichung der rohen Beobachtungen sei. Die Ausführung dieser Beschlüsse war keine leichte Aufgabe. Es gelang aber der Thatkraft der aus dieser internationalen meteorologischen Conferenz hervorgegangenen Specialcommission, vieler Schwierigkeiten Herr zu werden.

In diesem Jahre endlich tagte die internationale aëronautische Commission zu Straßburg. Anwesend waren die Herren: Dr. Hergesell (Vorsitzender) und Moedebeck (Straßburg), Assmann und Berson (Berlin), Besançon, Cailletet, Fonvielle (Paris), Erk (München), Kowanko, Rykatchew (St. Petersburg), Rotch (Boston). Außerdem waren 20 andere hervorragende Fachmänner dem Rufe der Commission gefolgt und nahmen an den Berathungen theil. Der Schriftführer Wilfrid de Fonvielle, wies in seiner Antrittsrede darauf hin, dass die Commission durch die vier stattgehabten, internationalen Aufstiege allein schon im moralischen Sinne einen glücklichen Erfolg erzielt habe, indem die von der modernen Physik erforschten Gebiete der Atmosphäre durch diese Auffahrten in ungeahnter Weise erweitert wurden. Sowie die Bojen des Meeres dem Ansturm der Wogen siegreich trotzen, widerstehen diese neuen Bojen des Luftmeeres dem Anprall der Stürme. Das habe in jüngster Zeit der Straßburger Ballon bewiesen, welcher anlässlich eines gewaltigen Orkanes im atlantischen Meere triumphierend die enorme Last niederdrückender Schneemassen ertrug.

Die vorzüglichsten Ergebnisse der Conferenz bestanden theils in der Anweisung über den Gebrauch und die Einrichtung der Registrierballons, theils in der Einigung bezüglich der Grundprincipien in der so wichtigen Instrumentenfrage. Man hielt es jedoch für verfrüht, sich für irgendwelche bestimmte Instrumente zu entscheiden: Unter Aufrechthaltung der auf Grund allseitiger allgemeiner Erfahrungen aufgestellten Principien, soll jeder Einzelne mit möglichst vielseitigem Instrumentarium weiter arbeiten. Die nächste

---

*) Die erste Anregung hierzu gieng von dem berühmten Pariser Luftschiffer Gaston Tissandier aus.

internationale Conferenz findet im Jahre 1900 während der Weltausstellung in Paris statt.

Ich will nun kurz die thatsächlichen, zum Zwecke der Erforschung der Atmosphäre ausgeführten Ballonaufstiege und deren Instrumentarien besprechen:

Hier sind vom historischen Standpunkte aus in erster Linie die Aufstiege der Franzosen und Engländer zu nennen. Besonders sind da die Auffahrten des berühmten englischen Gelehrten und kühnen Luftschiffers Glaisher, sowie des Franzosen Tissandier, welche viel Beachtung fanden. Die neuesten Untersuchungen aller dieser Aufstiege haben jedoch zu der Erkenntnis geführt, dass die wissenschaftliche Ausbeute derselben eine sehr bescheidene genannt werden muss.

Wie schon früher erwähnt, handelt es sich bei den wissenschaftlichen Ballonfahrten darum, die einzelnen meteorologischen Grundelemente, wie die Temperatur, den Luftdruck, die Feuchtigkeit und Elektricitätsmenge &c. auf ihrem Wege durch die Luft genau kennen zu lernen.

Die Werte dieser Größen müssen uns in jedem Zeittheilchen mit möglichster Schärfe bekannt werden. Hiezu bedarf es aber einer Reihe äußerst subtiler Instrumente, die, wie bei den „Ballons sondés", überdies selbst registrierend sein müssen. Solche Instrumente gab es früher noch nicht, sie mussten erst geschaffen werden und sind zum Theile noch zu erfinden. So sehen wir auch hier, wie sehr neue Ideen wieder neuer Mittel zu ihrer Durchführung bedürfen. Um nicht zu weitläufig zu werden, will ich hier nur kurz Mittel und Wege anführen, die man benützt, um gute Temperaturbeobachtungen zu erhalten. Diese sind einerseits nothwendig, um die wahre Ballonhöhe (die auch bei sorgfältiger Instrumentenbeobachtung auf kaum mehr als 30 Meter genau bestimmt werden kann, wie der Münchener Gelehrte Prof. Sohnke nachwies) zu ermitteln, anderseits um dieses meteorologische Element selbst genau kennen zu lernen.

Beim gewöhnlichen Thermometer ist infolge des Nachsinkens die Bestimmung der Wärmestände sehr schwer. Eine Temperaturdifferenz von 1° wird, wie äußerst sorgfältige Beobachtungen lehrten, etwa binnen einer Minute bis auf 0·2° ausgeglichen. Lange Zeit meinte man mit der freien Aufhängung des gewöhnlichen Thermometers genug gethan zu haben, um Werte von wissenschaftlicher Bedeutung zu gewinnen. Nach und nach kam man jedoch zu der Ueberzeugung, dass die Angaben derselben den vielfach wechselnden übrigen Bedingungen nicht entsprechen. Alle Temperaturbeobachtungen vom Ballon aus haben zwei mächtige Feinde: die Wärmeausstrahlung der Sonne und die nahezu vollkommene Luftruhe, in welcher der Ballon und mit ihm alle Instrumente sich befinden. Dies hatte man früher nicht beachtet. Und das hatte die beinahe völlige Wertlosigkeit der wissenschaftlichen Ballonfahrten zur Folge.

Um dies an einem Beispiele zu illustrieren, sei erwähnt, dass der Director Rotch des meteorologischen Observatoriums auf den „Blue Hills" bei Boston in Nordamerika im Jahre 1891 im „American Meteorological Journal" einen diesbezüglichen Bericht über die Angaben des Termographen von Richard Frères in Paris und des Schleuderthermometers veröffentlichte, welches er bei zwei Ballonfahrten erprobte. Der Thermograph war am Ringe des Ballons aufgehängt und wurde so viel als möglich gegen die Sonne geschützt, das Schleuderthermometer aber wurde möglichst weit außerhalb des Korbes mittelst einer Schnur schnell geschwungen. Hiebei ergaben die beiden, stets zu gleicher Zeit abgelesenen Instrumente nachstehende, total verschiedene Daten:

Thermograph:	16·2°,	17·3°,	16·5°,	17·4°,	15·4°,	16·0°,	15·5°,
Schleuderthermometer:	11·0°,	10·0°,	9·5°,	9·6°,	10·0°,	10·1°,	8·8°.

Bedenkt man, dass die verwendeten Instrumente ausgesucht vorzügliche waren und die Ablesungen genau die gleichen Werte ergeben sollten, und dass die Meteorologen sonst Aufzeichnungen, welche nur um Zehntelgrade von einander abweichen, als unbrauchbar ausscheiden, so wird man daraus ersehen, wie völlig wertlos die Ablesungen an Thermographen im Ballon sind.

Auch das Schleuderthermometer, welches von den Amerikanern und Franzosen als Normalthermometer bei ihren Ballonfahrten verwendet wurde, ergibt um 1° bis 3° zu hohe Temperaturen, wie man später nachwies. Die Ursache davon ist folgende:

Der unlenkbare Ballon fliegt in der Luft eingekapselt dahin, besitzt daher genau dieselbe Geschwindigkeit wie der Luftstrom, in welchem er schwebt, und befindet sich im Verhältnis zu der ihn umgebenden Luft in völliger Ruhe. Nun nimmt der Ballon zufolge der Sonnenausstrahlung bedeutende Wärme *) auf (es wurden im Innern des Ballons selbst Temperaturen bis zu 53° beobachtet), aber nicht nur der Ballon, sondern auch der Korb, die Instrumente und der Beobachter selbst nehmen eine abnorm hohe Eigentemperatur an, die nun die den Ballon umgebende Luft erwärmt. Infolgedessen ist diese Luft bedeutend wärmer als diejenige Luftmasse, in welcher der Ballon schwebt und welche beobachtet werden soll.

*) Diese Wärmezufuhr ist jedoch wieder dem Aeronauten sehr erwünscht, sie dehnt das Gas aus — macht es daher tragfähiger. Man schlug daher vor, den Ballon schwarz zu färben, damit er möglichst viel Strahlen absorbiere.

Um nun diese schädliche Wärmeausstrahlung thunlichst zu eliminieren, erscheint einerseits künstliche Bewegung der die bestrahlten Körper umgebenden Luft, also ausgiebige Ventilation durchaus nothwendig, anderseits hat man die Instrumente außerhalb der directen Wirkungssphäre des Ballons anzubringen.

Diese Erkenntnis führte zur dauernden Aspiration der Instrumente im Freiballon durch ein automatisch wirkendes Blasewerk. In weiterer Folge wurden auch die Instrumente an ein 2½ Meter langes Gestänge außerhalb der Gondel angebracht, was wieder die Nothwendigkeit einer Fernrohrablesung mit sich brachte. Um die Construction dieser Aspirationsthermometer machten sich in erster Linie der Berliner Meteorologe Assmann und der Mechaniker Fuess u. a. verdient.

Bei „Ballons sondés" (das sind solche Ballons, welche man mit Instrumenten versehen, ohne Bemannung, hoch lässt) hat man statt der directen Ablesung solche auf photographischem Wege oder mit Hilfe mechanischer Uebertragvorrichtung bewirkte angewendet. Je complicierter aber ein Apparat ist, desto näher rückt die Gefahr des Versagens. Es darf daher den einzelnen Beobachtungen im Ballon kein sehr hoher Wert beigelegt werden. Erst die Vergleichung mehrerer Beobachtungen wird zu sicheren Schlüssen berechtigen. Oft wird es das Richtige sein, mehrere in nicht weit auseinander liegenden Zeitpunkten bei ähnlichen Barometerständen gemachte Thermometerablesungen zu einem Mittel zu vereinigen, desgleichen die Barometerstände &c., um dadurch die annähernde Durchschnittstemperatur (oder Druck, Feuchtigkeitsgehalt &c.) einer Luftschichte von ziemlicher Dicke und mittlerer Höhe zu erhalten.

Wie man sieht, wirken bei diesen Ballonbeobachtungen außerordentliche viele Umstände zusammen, welche alle berücksichtigt werden müssen und deren Kenntnis und richtige Beurtheilung von hohem Wert sind. In dieser Hinsicht verdienen die Assmann'schen Beschreibungen und Zusammenstellungen der Resultate der Ballonbeobachtungen geradezu mustergiltig genannt zu werden.

Ernstbrunn. **Hauptmann Hermann Hoernes.**

(Ein Schlussartikel folgt.)

Louis Couperus über den Weltfrieden.

Mit einem Briefe des Dichters.

Seltsam deckt sich der Inhalt des Couperus'schen Romans „Weltfrieden" mit dem Friedensmanifest des russischen Czaren.

Das Erscheinen des mit allgemeiner Spannung erwarteten „Weltfrieden", einer Fortsetzung gleichsam des utopistischen Romans „Majestät", der in allen Kreisen so berechtigtes Aufsehen erregte, fiel seinerzeit zusammen mit dem siebenten zu Scheveningen abgehaltenen Friedenscongress.

Couperus scheint damals befürchtet zu haben, dass oberflächliche Beurtheiler annehmen könnten, dieses merkwürdige Zusammentreffen sei mehr als ein bloßer Zufall, und da er es um jeden Preis vermeiden wollte, dass sein Werk demgemäß als Tendenzroman angesehen und beurtheilt würde, schickte er ihm folgendes Vorwort voraus, das aber in der vor kurzem erschienenen deutschen Uebersetzung des Buches*) fehlt:

„Ich bin beinahe fest davon überzeugt, dass die Freunde des Friedens, die, angesichts dieses Zusammentreffens, meinen Roman zur Hand nehmen, lebhaft enttäuscht sein werden. Sie werden nicht mit dem Zufall rechnen und vielleicht vermuthen, dass „Weltfrieden" — da es gerade zur Zeit des niederländischen Friedenscongresses erscheint — nichts anderes sein könnte, als eine ihrer Idee dargebrachte Huldigung.

Und weil ich selbst für diese Idee eine große Sympathie empfinde, möchte ich hier zum Ausdruck bringen, dass ich, als ich „Weltfrieden" schrieb, nichts anderes wollte, als ein Kunstwerk, ein reines Kunstwerk schaffen.

Meine Sympathie für die Idee des allgemeinen Friedens trieb mich nicht dazu.

In jedem Kunstwerk muss künstlerisches Gleichgewicht herrschen. Und dieses künstlerische Gleichgewicht fordert, dass ich die Idee nicht nur in ihrer idealen unbefleckten Reine zum Ausdruck brachte, sondern dass ich auch zeigte, was die Menschen aus ihr machen oder machen könnten, dass ich auf die Folge hinwies, die das alles haben kann . . . . ."

Weltfrieden ist kein Tendenzroman; und wer Couperus, diesen feinsinnigen, fast hypersensitiven Schriftsteller kennt, der tausenderlei Nuancen sieht, die nur in seiner reichen Phantasie entstanden, der Klänge, Töne und geheimnisvolle Laute hört, die nie ein anderer Sterblicher vernommen, der wird verstehen, dass Couperus nicht der Mann ist, um in künstlerischer Form Tendenz zu fördern. Dafür steht seine Kunst ihm viel zu hoch, und bei allem, was er schafft, hat er stets nur ein Ziel vor Augen: den künstlerischen Gedanken eine künstlerische Form zu geben. Gleich vielen seiner Leser mag auch er ein gewisses Gefühl des Unbefriedigtseins empfunden haben, als er das Schlusscapitel seines Romans „Majestät" vollendete; er hat Lipariens Volk, Lipariens Fürsten in einem kritischen Moment ver-

*) Von Dr. Paul Raché. Dresden, Heinrich Minden.

lassen. Kaiser Ottomar ist ermordet; nach ihm besteigt sein Sohn Ottomar den durch diesen Parteimord untergrabenen, wankend gewordenen Thron. Ottomar, der große Zweifler, der große Philanthrop, der seine ganze Liebe wie einen Blumenregen über sein Volk ausschütten will, der seinem Vater einst erklärte, „dass wir nicht uns selbst gehören, sondern anderen", er muss bei diesem selben Volke, das er so von Herzen liebte, stets nur auf Widerspruch und auf Empörung stoßen. Das Heer wird verstärkt, und inmitten aller philanthropischen Regungen des jungen Fürsten, trotz seiner allumfassenden idealen Liebe muss man zu starken Mitteln greifen, um das Kaiserreich zu schützen. Kurz vor seiner Thronbesteigung hat Ottomar die jugendliche Prinzessin Valerie heimgeführt; das Brautgeschenk, das dieses junge Paar von seinem Volk empfängt, sind sociale Wirren; Verwünschungen und Vermaledeiungen sein Hochzeitssegen.

Das ist alles, was wir in „Majestät" erfahren; der Roman endet mit einem Briefe der jungen Kaiserin Valerie an die Kaiserin-Witwe Elisabeth, die Mutter Ottomars, einem Brief voll traurig-hoffnungsvoller Wünsche für die Zukunft Ottomars und seines Volkes.

Aber nun trieb's den Dichter mit mächtiger Gewalt, Ottomar und den Lipariern noch wenige Schritte zu folgen auf dem abschüssigen Weg des Volksdramas und der Fürstentragödie; die Anziehungskraft, die auch für ihn von dem jugendlichen Kaiser ausgieng, die leidenschaftliche Sympathie, die der Dichter für die Gestalten seiner Phantasie empfindet, trieb ihn dazu, ein zweites Werk zu schaffen. Couperus konnte seine Welt in „Majestät" nicht gleich vergessen und verlassen, und nach der Tragödie wankender Fürstengröße gab er uns nun in „Weltfrieden" das Drama von dem Fürstenglücke.

Der jugendliche Ottomar ist nun Lipariens Herrscher; das Volk hängt mit fast abergläubischer Schwärmerei an ihm; es will nicht *seinen* Sturz, es will den Sturz all derer, die ihm mit Rath und That zur Seite stehen. Und diesem Volk will Ottomar ein großes fürstliches Geschenk vermachen, ein Geschenk göttlichen Ursprungs: den Frieden, den Frieden auf Erden, den Weltfrieden, und wie Couperus in seinem Vorwort sagt, wird das „der ganzen Welt die größte Wohlthat und allen Menschen Frieden bringen, wird es der Himmel auf Erden sein."

Sein Roman, im Anschluss an „Majestät", ist die Evolution dieser Idee, verkörpert ihren Höhepunkt und ihren Fall, den großen Sturz, der Throne wanken lässt. Diese Idee, die in Ottomar gereift und mit ihm eins geworden ist, so dass er nur für sie noch lebt, das Geschenk, das er geplant, und die Desillusion, die solchem Idealismus folgt und gleichsam folgen muss, das ist die Basis dieses neuen Werkes. Ottomar ist nicht nur Kaiser von Liparien, er ist ein Fürst der Völker, ist seinem Volk ein Christus, denn er will ihm etwas schenken, das nur die Gnade eines Gottes schenken kann; Ottomar bleibt ein Christus, denn er wird gekreuzigt um seiner Idee willen.

Ottomar eröffnet den Friedenscongress in Lipara, der Stadt des Südens; es wird geflaggt und gejubelt, eine Stimmung glücklichster Ekstase herrscht in Liparien, und es gibt Menschen, die auf einen Augenblick an die Verwirklichung der Idee glauben. Doch auch nur *einen* Augenblick. Da der Congress dem ungeduldigen Volk nicht gleich schon alles gebracht, was es erhoffte und ersehnte, herrscht Unzufriedenheit von neuem, und stärker als zuvor. Revolution bricht aus und so wird die Idee des Weltfriedens von dem Blut des Volkes fortgeschwemmt. So wird in Ottomars idealem Leben sein größtes herrlichstes Ideal vom Schicksal unter den eisernen Rädern seines Triumphwagens zermalmt.

„Weltfrieden" ist eine rein dichterische Schöpfung, nur aus ästhetischen und künstlerischen Motiven entstanden, und hat mit tendenziösen Schriften nichts gemein. Und doch tritt, infolge des kaiserlichen Friedensmanifestes, diese Frage, dieser Zweifel nun zum zweitenmale an den Dichter heran. Ich bat Louis Couperus selbst, mir über die Entstehung seines „Weltfrieden" ein Bekenntnis abzulegen, mir seine Vorbilder zu nennen, mir zu sagen, wer oder was ihn zur Schöpfung dieses großen utopistischen Romans begeisterte. Und er theilte mir darüber folgende interessante Details mit:

„Weltfrieden" war eine natürliche Folge von „Majestät". Nachdem ich Ottomar von Liparien, fast wider seinen eigenen Willen, durch alle seine Zweifel hindurch glücklich zum Throne geführt hatte, dachte ich mir, wie er als Kaiser sein würde. Und da erschien es mir nur rein logisch, dass er, nachdem er so muthig sich selber überwunden hatte, ein großes Ideal, das größte eines Fürsten, vor Augen haben würde. Dass dieses Ideal stets ein Ideal blieb, war Schuld der Verhältnisse, und doch erräth der Leser aus den letzten sehr muthlosen Worten Ottomars: „Ich werde die außergewöhnliche Gesandtschaft Oesterreichs empfangen, um des Friedensvertrages willen" eine unbewusste Hoffnung auf die Zukunft: den Anfang des Weltfriedens, den allerersten schwachen Schein der langsam dämmernden Morgenröthe. Indessen hat Ottomar selbst in diesem letzten Augenblick jede Hoffnung aufgegeben.

Vorbilder hatte ich nicht. Möglich, dass ein Bild des Czarewitsch — des jetzigen Kaisers Nikolaus — mit seinem melancholischen Blick die Gestalt Ottomars in mir erstehen ließ, aber nie hat mir der junge Czar zum Vorbild Ottomars gedient, aus dem einfachen Grunde, weil ich unmöglich, selbst wenn ich das gewollt hätte, einen Blick thun konnte in die Seele des Czaren — des damaligen Czarewitsch, der niemals von sich reden machte. Dass die Realität der letzten Tage mit der Phantasie meines Romanes so merkwürdig zusammentrifft, ist reiner Zufall, aber ein Zufall, der mich sehr erfreut, und vielleicht die günstigste Kritik, die jemals über den „Weltfrieden" erschienen."

Berlin. Else Otten.

„Cäsaropapismus" und Kunstentwickelung in Russland.

Auf einem Gebiete der geistigen Thätigkeit hat sich Russland während der letzten Jahrzehnte eine besonders hervorragende Stellung erworben: Die Romane und Novellen von Turgenjew, Tolstoi, Dostojewski verschafften den Verfassern einen Weltruf. Die Probleme des socialen Lebens, die echt modernen Kämpfe der Individualität mit den geisteseinengenden Schranken des Traditionellen, Herkömmlichen, die echt realistische Darstellungsweise verlieh diesen Werken eine besondere Anziehungskraft. Gewiss wurde vieles in ihnen nicht oder missverstanden, denn wie soll man sie verstehen, wenn man so wenig Russlands innerpolitische Verhältnisse kennt; gewiss hat auch zum großen Theil das Fremde, Exotische anziehend gewirkt. Doch wird wohl in diesem Falle der internationale Zug der jüngsten Gegenwart auch auf dem geistigen Gebiete den Hauptreiz ausgeübt haben. Die Tendenzen des gesellschaftlichen Lebens, die den modernen culturverwandten Staaten eigen sind, im Rahmen nationaler Eigenthümlichkeit künstlerisch dargestellt kennen zu lernen, bleibt bis heutzutage der Hauptrieb besonders des modernen deutschen Lesepublicums. Was Wunder, dass das riesengroße Czarenreich, welches sich auf der Grenzscheide von Ost und West befindet, in seinem bunten Völkergemische die Abstufungen verschiedener Culturschichten bergend, immer mehr seine westlichen Nachbarn zu interessieren beginnt. Um aber den Grundzug der Entwickelung der russischen Künste und der Literatur zu verstehen, muss man sie in ihrem historischen wechselseitigen Zusammenhang kennen lernen. Denn erst dann wird uns das historische Milieu und der Hauptcharakter der geistigen Evolution Russlands begreiflich.

Die Vertreter der Literatur und der Künste hatten einen schweren Kampf zu bestehen. Mit der Aufklärungsepoche Katharinas II. beginnen die ersten Regungen des gesellschaftlichen Gedankens, und ein Nowikow und Radiszew hatten für ihre geistigen Producte schwer zu büßen, da sie die ersten bedeutenderen Versuche machten, die russische Wirklichkeit realistisch-kritisch zu schildern. Die intime Freundin von Voltaire und Diderot, die gekrönte Schriftstellerin erschrak beim Anblicke des literarischen Realismus.

Mit Nowikow und Radiszew beginnt die grausige Kette von Schriftsteller-Märtyrern. Puschkin und Lermontow, die talentvollsten Dichter Russlands, Opfer der zerrütteten gesellschaftlichen Verhältnisse, gehen in voller Blütezeit zugrunde; der geistreiche Schöpfer des russischen Naturalismus, Gogol, verfällt gerade zu einer Zeit dem Wahnsinn, wo er am stärksten sein Talent hätte entfalten können; der in Sibirien gepeitschte, mit zehnjähriger Zwangsarbeit gemaßregelte Dostojewski verfällt dem sich selbst und andere peinigenden Mysticismus. In Mysticismus und eigenartige Gottesgelehrtheit mündete die literarische Thätigkeit des, nach Turgenjews Urtheil, größten russischen Romanschriftstellers, Leo Tolstoi. Da stürzt im Wahnsinn ein talentierter junger Schriftsteller sich selber in den Tod, Garschin, da endet sein trauriges Leben ein bedeutender Literat, Uspenskij, den fortwährende socialpolitische Enttäuschungen zum selbstmörderischen Trinker machten. In den besten Jahren ihrer Thätigkeit werden die einflussreichsten Kritiker dahingerafft, ein Bielinski, Pisarew, Dobroljubow, und glückte es Czernyszewski, in vorgerücktem Alter zu sterben, so starb er doch als Märtyrer, als langjähriger Verbannter in den wüsten, sogar nach russischen Polizeibegriffen „entfernten" Einöden Sibiriens. Doch genug der traurigen Beispiele!

Das Merkwürdige in dieser Märtyrergeschichte, die der russischen Literatur ein so schaurig eigenartiges Gepräge aufdrückt, ist der Umstand, dass die reactionärste Epoche des russischen Culturlebens im neunzehnten Jahrhundert, die Zeit Nikolaus I., die in Russland von so traurigem Angedenken ist, die Zeit des größten Aufblühens der russischen Literatur war.

Das Ringen des literarischen Genius mit den alles knechtenden Tendenzen des autokratischen Systems, welches auf administrativem Polizeiwege den Geist und die Form der Literatur an bestimmte Principien festzunageln suchte, zeigte sich selbstredend am schroffsten auf dem Gebiete des lebendigen Wortes. Die russischen Dichter, Romanschriftsteller und Kritiker, der anhängenden Fesseln sich stets bewusst, verstanden es seit jeher, sich den herrschenden Verhältnissen anzupassen, und zum allergrößten Theil war es nicht ihre

Digitized by Google

Schuld, wenn sie das Damoklesschwert hart zu treffen pflegte. Denn wie sie sich auch winden und anpassen mochten, der leiseste Ruck der inneren Politik nach rechts — und für reactionären Drang gab es in Russland nie eine Grenze — forderte vor allem literarische Opfer.

Konnte die Regierung auf die Entwickelung der schönen Literatur nur indirect, durch *negative* Polizeimittel einwirken, so hat es mit den meisten anderen Zweigen der geistig-künstlerischen Thätigkeit ein ganz anderes Bewandtnis. In keinem einzigen bedeutenderen europäischen Staate hatte der Staatsgedanke eine so eminente, so bahnbrechende Rolle gespielt, wie in Russland. Fast auf allen Gebieten des gesellschaftlich-politischen Lebens erblicken wir den Staatsfactor als initiativreichen Hauptmotor. Der Staat greift überall bahnbrechend ein, da es in Russland keine festgeschlossenen, politisch mächtigen Stände, da es keine selbstbewussten, nach autonomer Selbständigkeit ringenden Stadtgemeinden gab. Was den äußeren Fortschritt betrifft, so greift der Staat überall organisatorisch ein, bedient sich der Kirche als eines Mittels zum Ziele, versteht sie aber in politischen Zaume zu halten. Der theokratische Gedanke wurde, wenn auch in einer ziemlich abgelebt-verwelkten Gestalt, aus Byzanz nach Russland importiert, und so sehen wir hier eine eigenartige Form von Cäsaropapismus entstehen.

Die ganze Entwickelung der schönen Künste musste sich selbstverständlich unter dem gewaltigen Einfluss dieses geistlich-weltlichen Machtfactors gestalten, der überallhin seine Krallen ausstreckte. In der Entwickelung der Architektur, der Plastik, der Malerei und der Musik zeigen sich die specifischen russisch-byzantinischen Merkmale: hier im Gegensatz zu Westeuropa, befand sich die Kunst beinahe acht Jahrhunderte unter der Censurruthe der eigenartigen Staatsgewalt, bis sie sich allmählich läsieren und individualisieren konnte.

Während sich in Westeuropa die Künste aus den Bedürfnissen des religiös-kirchlichen Dranges unter dem Schutze der mit dem künstlerischen Zeitgeiste Hand in Hand gehenden Kirchenherrschaft mächtig entwickelten, finden wir in Russland, welches zu Byzanz in die Kunstschule gieng, eine mächtige Tendenz zum Conservatismus in der Kunst. Am selbständigsten zeigte sich die Architektur, die doch mit dem Leben, mit dem nationalen Boden am stärksten verwachsen ist. Wir sehen, wie das nationale Holzbausystem dem byzantinischen Stil eine originelle Färbung verleiht, was besonders in den Moskauer Bauarten des XVI. Jahrhunderts zum Ausdruck kam ... Doch bald griff die cäsaropapistische Staatsgewalt ein, erblickte in dieser Abschweifung zum Original-Nationalen eine böswillige Verletzung des Göttlich-Herkömmlichen, eine gotteslästernde Auflehnung gegen das Conservativ-Heilige, und einmal zu diesem Standpunkte gelangt, hatte sie Mittel genug, dem architektonischen Frevel ein Ende zu machen. Und als eine neue Zeit heranbrach und Westeuropas Kunsteinflüsse sich Geltung verschafften, entstand in Russland ein buntes Gemisch von verschiedenen Bauarten, bis endlich der Geist des XIX. Jahrhunderts darin eine Wandlung zum Selbständigen herbeiführte, dank welcher sich die russische Baukunst bis zu einem gewissen Grade auf eigene Füße stellen konnte.

Der russischen Plastik gieng es noch schlimmer: sie hatte gar keinen historischen Untergrund, sie ist ein westeuropäisches Product ohne irgendwelchen nationaleigenthümlichen Anstrich.

Unter dem Einflusse derselben kirchlich-staatlichen Vorurtheile musste die Malerei ihre culturhistorische Existenz fristen. Denn die bereits in Byzanz verstümmelten altchristlichen Kunstformen sind in ihrer neuen Heimat — in Russland — zum strengen Dogma erhoben. Dem Schwunge der künstlerischen Phantasie wurden von staatswegen Schranken auferlegt, und während sich in Westeuropa die Malerei im Dienste der Kirche so mächtig entwickelte, wurden die „Heiligenmaler" in Russland in eine Zunft eingepferchт und unter die strenge Curatel der geistlichen Oberherrschaft gestellt. Es beschloss z. B. eine im XVI. Jahrhundert stattgefundene Kirchenversammlung: „man solle nicht nach eigener Erfindung Gott malen, da unser Herr Christus nicht als Gott, sondern als Mensch dargestellt ist". Der Künstler müsse also einfacher Copist sein! Und als die Malerei, wenn auch sehr spät, ein weiteres Thätigkeitsgebiet zu umfassen begann, da herrschte die Nachahmung, Westeuropas Beispiel leitete die künstlerischen Geschmacksrichtungen, bis sich endlich auch die russische Malerei erst im XIX. Jahrhundert allmählich zu emancipieren begann, um schließlich in den Sechzigerjahren ein vollkommen selbständiges Gepräge anzunehmen. Im Jahre 1863 strikten dreizehn begabte Akademiker wegen des, von der in Kunstsachen unerbittlich conservativen Akademie vorgelegten Prüfungsthemas „Gott Odin in der Walhalla". Sie traten freiwillig aus, um, aller Convention abgekehrt, die Natur und die russische Wirklichkeit zum Gegenstand ihres Schaffens zu wählen. Das Alltägliche, die socialen Kämpfe, das Traurige der russischen Wirklichkeit, das wollten sie gemalt haben, und so entstand die neue Richtung, ein lehrreiches Pendant zur Belletristik. Die Kunst hat das Leben wiedergefunden. Wie bereits früher in Moskau aus Privatmitteln die um die neue russische Kunst sehr verdiente „Schule für Malerei Bildhauerei und Architektur" geschaffen wurde, an deren Spitze Perow stand, so gründeten diese jungen Künstler die „Sanct Petersburger Kunstgenossenschaft". Eine noch größere Rolle zu spielen war die „Private Genossenschaft wandernder Kunstausstellungen" berufen. Hier betheiligte sich eine große Anzahl bedeutender Künstler, wie Repin, Perow, Makowski. Aber auch hier erblicken wir die eisernen Krallen der Censur, die wir dann im Verbote der Gemälde Wereschtschagins in Russland wiedererkennen.

In der Musik kam derselbe Zwiespalt zwischen Volksthum und traditioneller cäsaropapistischer Gewalt zum Ausdruck. Was sich in Westeuropa organisch entwickelte, wurde in Russland künstlich niedergedrückt. Die Principien, der Geist der Volkslieder wurde fern vom kirchlichen Gesange gehalten. Der Mangel an musikalischen Traditionen erleichterte im XVIII. Jahrhundert den fremden Musikrichtungen, vor allem der italienischen, den siegreichen Einzug in Russland.

Einen schweren Stand hatten die russischen Componisten, wie Glinka und Dargomyezski; erstens um ihre Individualität von den traditionellen Fesseln zu befreien und dann das Publicum auf ihre Höhe zu ziehen. Der letztere versammelte um sich einen begeisterten Kreis von Musikjüngern: zwei Officiere — Cuij und Musogorskij — den akademisch gebildeten Balakirew, den Marineofficier Rimsky-Korsakow und den Professor der Chemie Borodin. Den Zeitgeist des vorgeschrittenen Russenthums in der Musik stellen sie vor: er ist ernst, ringt nach Lebenswahrheit und will vor allem, was Form und Idee betrifft, echt russisch sein.

So gestaltete sich die historische Entwickelung der Künste und der schönen Literatur in Russland als Kampf gegen das Eingreifen der cäsaropapistischen Regierungsgewalt. Denn Kirche und Thron unterstützten sich stets in Russland. Von Kämpfen zwischen diesen zwei Machtfactoren weiß die russische Geschichte nichts zu erzählen. Es fanden zwar gewisse Anläufe statt, der kirchlichen Suprematie zur Oberherrschaft zu verhelfen, doch konnten sie keine Wurzeln fassen, und die Initiatoren wurden leicht von den Czaren kalt gestellt. Die Regierungsgewalt vermochte in vieler Beziehung den äußeren Fortschritt zu fördern: Akademien und Werkstätten zu gründen, Gelehrte und Handwerker zu berufen, sie verstand aber nicht, was Volksgeist ist. Was z. B. die großen mittelalterlichen Kirchenherrscher oder italienischen Despoten der Renaissance auszeichnet, das Verständnis für den Kunstgeist der Zeit, war stets eine terra incognita für die russischen Machthaber, daher wirkten sie so hemmend auf jede Entwickelung der nationalen Kunstindividualität.

Sinn für Kunst und Musik hat das Volk bis jetzt nicht gewonnen. An Sängergesellschaften, Kunst- und Musikvereinen ist Russland im Vergleiche zu Westeuropa höchst arm. An Kunstdenkmälern ebenso, von den riesigen Kirchenbauten in ganz- oder halbbyzantinischem Stil abgesehen, die dem gebildeten Westeuropäer durch ihre exotische Eigenart, bizarre Ornamentik und den reichen orientalischen Goldschmuck „originell" erscheinen mögen. Die Literaturclassiker allein haben Bedeutung erlangt. Sie haben die Schriftsprache, auf die Turgenjew so stolz war, sie haben der russischen Literatur einen Weltruf geschaffen.

Noch heute ist die Regierung mit allen Kräften bemüht, in Schulen und Universitäten die religiösen Dogmen als purificierendes Gegengift der studierenden Jugend einzutrichtern, denn sogar auf den Universitäten ist religiöser Unterricht *obligatorisch*. In diesen Volksaufklärungstendenzen stützt sich die Regierung auf die moralische Hilfe der Kirche, deren Aufgabe es ist, „dem Volke Ehrfurcht vor dem Gesetze und der Obrigkeit einzuprägen", wie sich der moderne Classiker des absolutistischen Conservatismus, der Oberprocuror der heiligen Synode, Pobedonoszew, ausdrückte. Treffend sagt einer der besten russischen Geschichtsforscher: „In Russland hatte der Staat nie mit dem Clericalismus auf dem Unterrichtsgebiete zu kämpfen. Der Staat fand es sogar tadelnswert, dass der Einfluss der Kirche auf Russlands Volkserziehung zu unbedeutend sei. *Zur großen Verwunderung der Ausländer wurden vor kurzem Anläufe gemacht, mit Staatsmitteln das Schulwesen zu clericalisieren.* Da wir aber die Misserfolge dieser Richtung in der Vergangenheit zu gut kennen, so wäre es wohl unmöglich, ihr Erfolge für die Zukunft zu prophezeien. Die russische Gesellschaft und das russische Volk haben zu viel durchgemacht, als dass man die Früchte der Erfahrung vernichten könnte. Es ist ganz richtig, dass der allgemein verbreiteten Meinung zum Trotz das russische Culturleben zu *wenig* von den Glaubensprinzipien erfüllt war. Aber dies ließe sich jetzt nicht ändern, was wohl früher am Platze gewesen wäre." — In der That, diese Tendenz des Staates, die in neuester Zeit seit Alexanders III. Regierung die Oberhand gewann, vermochte in weitesten Kreisen der officiellen Heuchelei Vorschub zu leisten, denn alles, was regierungsfreundlich erscheinen will, muss die bigotte Maske anlegen, eine in der russischen gebildeten Welt umso auffallendere Erscheinung, als diese in Glaubenssachen sprichwörtlich indifferent ist. So sehen wir, wie die religiösen Gefühle der Kunst nie Schwung und Leben einzuhauchen vermochten. Kunst und Literatur entwickeln sich nicht dank, sondern *trotz* des kirchlich-weltlichen Staatssystems.

Nun will es scheinen, dass unter des jetzigen Czaren Regierungssystem ein gänzlicher Umschwung im Anzuge sei. Der allgemeine

Schulzwang, und zwar nicht unter der Oberleitung des in pädagogischer Beziehung ganz zurückgebliebenen Clerus, sondern der liberalen Selbstverwaltungsorgane (Zemstwo), gegen welche die russische clericale Reaction mit Katkow, Pobedonoszew, Leontjew an der Spitze, während der Regierung des am meisten cäsaropapistischen Alexander III., den vernichtenden Kreuzzug mit großem Erfolge predigten. Die Zemstwos sind aber der bewährteste Steuererhebungs- und Vertheilungsfactor, und man wagte es nicht, sie gänzlich aus der Welt zu schaffen. Der jähe Tod des Czaren traf die „Reformatoren" ins Herz, gerade zu einer Zeit, wo sie dem modernen cäsaropapistischen Gebäude durch die Aufhebung der Schwurgerichte und die endgiltige Clericalisierung der Schule die Krone aufsetzen wollten, zu einer Zeit, wo es bereits dem ganzen gebildeten Russland klar zu werden begann, wie sehr die Reaction abgewirtschaftet hat. Wollte Alexander III. vorwärts kommen, hätte er zurück müssen. Sein Sohn hat freie Bahn. Er hat dieselbe hohe Aufgabe zu erfüllen, wie seinerzeit sein edler Großvater Alexander II., der Erbe des classisch-traurigen nikolaitischen Systems: die Wunden, welche die Reaction geschlagen, zu heilen. Die Versöhnungsepoche hat Nikolaus II. bis jetzt mit eclatantem Erfolg eröffnet. Versöhnung mit Bulgarien, Versöhnung mit Oesterreich, Deutschland und der Türkei, Versöhnung mit den Polen und der bevorstehende Umschwung in der gesammten Volksbildung würden eine neue Aera in Russland inaugurieren: die Versöhnung mit dem Geiste der russischen Geschichte und dem Geiste kategorischer Forderungen der Neuzeit.

Prof. B. M–s.

Heimweh.

(Schauspiel in drei Acten von Felix Dörmann. Zum ersten Male aufgeführt im Carltheater am 1. October.)

Herr Felix Dörmann ist ein Dramatiker mit ausschließlich derb-humoristischer Begabung. Er declamiert sich aber, weil ihm das nicht genügt, in eine Welt weinerlicher, schwächlicher, bis zur Unausstehlichkeit sentimentaler Helden hinein. Er thut das mit innerer Blindheit und äußerlichem Pathos. In den auf der Bühne, wenigstens in unserer Stadt, erfolgreichen „Ledigen Leuten" hat er das zwei Acte lang durch sehr gelungene heitere Episoden maskiert. In seinem letzten Stück wollte er sich ernst und echt geben und missglückte. Er war augenscheinlich das Opfer einer Täuschung, in der er sich gesagt haben mag: Der Theatererfolg ist da, also bin ich ein Dichter. (Es bestärkten ihn übrigens darin viele falsche Propheten.) Ich bin ein Dichter, also werde ich mit meinem Herzen zu schreiben haben. Und er schrieb nun mit dem Herzen. Da stellte es sich aber heraus, dass sein Herz gar nicht das Herz eines Dichters und ihn im Dramenschreiben nur zu behindern imstande ist.

Da liegt es nun in seinem letzten Stück, dieses Herz. Es ist aus Wachs und grellroth gefärbt, plump und aufdringlich liegt es auf der Scene. Und unbewegliche Oeldruckmenschen umschließen es im Kreis und weinen gläserne Thränen. So sieht die Poesie des Dörmann'schen „Heimweh" aus. Heimweh nach der verlorenen Dichtkunst gäbe einen sinnigeren Titel. Damit wäre wenigstens die Kraftlosigkeit und Unklarheit der Intention dieses Stückes klar gemacht. Es gibt nämlich noch Menschen, denen man das klar machen muss.

Der Kampf zwischen dem Drange nach Lebensstürmen und dem Familienglück, der einen Mann erfüllen kann, ist das Motiv, das der Verfasser des „Heimweh" für seine Zwecke auszunützen sucht. Es ist keine neue dramatische Erfindung. Der gewissenhafte Historiker wird mit Genugthuung an den alten Artusroman „Iwein" anknüpfen. In diesem gibt es bereits einen Helden, der Frau und Haus verläßt, um nicht zu „verligen", seine höheren Kräfte einschlafen zu lassen. Eben denselben Conflict bringt Dörmann in der Gestalt des socialdemokratischen Parteiführers Willy Kramm in sein Stück. Willy Kramm hat das Haus einer befreundeten Familie, in dem er aufgewachsen ist und von einem jungen Mädchen geliebt wird, verlassen. Er hat sich ganz in den Dienst der socialdemokratischen Agitation gestellt. Als er sich eines Tages mit seinen Genossen zerschlägt und seelisch erkrankt (?), kehrt er zu seinen Freunden zurück, wird hier gepflegt und noch immer geliebt. Das geschieht in den beiden ersten Acten. Im dritten entdeckt er seinen Thatendrang wieder, das Haus wird ihm zu eng, und er verläßt die liebende Freundin. Im dritten Act also steckt der Conflict. Wie weit aber ist dieser Conflict glaubhaft oder auch nur möglich? Liegt in dieser Construction überhaupt etwas Reales? Bei jenem mittelalterlichen Ritter, der Laudine verläßt, um nach Löwen jagen zu gehen, ist alles klar. Dort hat ein Dichter aus wahren Verhältnissen wahre Folgerungen gezogen. Der Abenteurer muss die Kemenate verlassen, wenn er sich nicht verleugnen soll. Bei dem von Dörmann modellierten Volksredner liegt die Sache weniger klar. Im allgemeinen ist es ja Politikern, auch socialdemokratischen, nicht verwehrt, sich mit Freunden und Frauen, auch mit liebenden Frauen, zu verbinden. Das war gewiss dem Verfasser bekannt. Aber er glaubte, über diese Alltagserfahrung hinausgehen zu dürfen, indem er seinem Socialdemokraten individuelle Züge zu geben und ihn in eigenartige Verhältnisse zu stellen suchte.

Er sucht ihn dem Zuschauer als Menschen nahezurücken. Er rückt ihn zu diesem Zwecke sich selbst nahe und bläst ihm persönliche Sympathien und seelische Bedürfnisse ein. Und alles das, um einen interessanten Helden aus ihm zu machen, für den es Conflicte und Erlebnisse auch dort gibt, wo andere Menschen, socialdemokratische nicht ausgenommen, nichts davon merken würden. Willy Kramm tritt schon mit dem Schein einer Persönlichkeit auf die Bühne. Er hat die Partei verlassen und kehrt nach Hause zurück, weil er dort vergeblich nach „Menschen" gesucht hat, weil er „von innen heraus friert" — denn er braucht Menschen. Er erkrankt an diesem Bedürfnis — das ist das seelische Leiden, das ich früher mit einem Fragezeichen versehen habe — aber nur für einige Tage und genest dann. Der Schein der Persönlichkeit weicht aber damit nicht von ihm. Es dauert nicht lange, da ödet ihn wieder das Leben in der Familie und im Berufe an (es ist freilich nur ein Lederwarengeschäft, in dem er sich bethätigt), er friert, ach, wiederum „von innen heraus", es verlangt ihn nunmehr nach Freiheit und Größe. Und das zwingt ihn denn, außer ihm weiß niemand warum, endgiltig auf das Heim zu verzichten und Anna als Unglückliche zurückzulassen. Die Eigenart einer menschlichen Natur soll hier ein eigenartiges Schicksal erklären. Nun ist es aber wohl schon aus dieser Nacherzählung klar geworden, wie durchsichtig der Persönlichkeitsnimbus dieses Helden gewoben ist. Mehr als ich hier angab, weiß auch der Verfasser über ihn nicht zu sagen. Er ist als socialdemokratischer Führer lächerlich, dieser thränenvolle, heimwehdurchzuckte Willy Kramm, und er ist so wenig ein interessanter oder auch nur glaubhafter Mensch, dass sich ein Schauspiel um ihn gar nicht bilden kann. Sein ganzes Heldenthum besteht darin, dass er die geschwollene Dörmann'sche Lyrik im Munde führt. Das blutroth gefärbte, wächserne Herz theilt er mit dem Verfasser. Er ist erfunden, um einen Conflict zu verkörpern, und ganz unzulänglich erfunden, denn der Conflict ist zum Schluss erst recht nicht überzeugend.

Ebenso unwahr natürlich die Verhältnisse, in denen sich diese Figur spiegelt. Der socialistische Agitator wird im Hause des Wiener Fabrikanten als der große berühmte Mann empfangen. Er hat nichts Befremdendes für die Wiener Bürgerfamilie, sie nicht für ihn. Herr Dörmann zeigt eine sehr weitherzige Auffassung der Dinge. Fabrikanten und Socialdemokraten sind eben auch Menschen, denkt er sich. Mit diesem liberalen Grundsatz läßt sich leicht dichten. Nur kommen dann solche Stücke heraus. Aber man mag speciell diesen Zug, freilich nur, wenn man ihn nicht auf der Bühne gesehen hat, als Aeußerlichkeit betrachten; er gehe hin. Unbestreitbar wichtig ist jedoch das Verhältnis Willys zu Anna. Darauf ist ja das ganze Stück aufgebaut. Vom Standpunkt der Handlung ist sogar das Mädchen die Mittelpunktfigur, an ihr vollzieht sich das traurige Schicksal. Und wie zeichnet nun der Verfasser ihr Verhältnis zu Willy? Als das ganz conventionelle, fade Liebesverhältnis zweier gleichgiltiger Menschen. An ihr ist nicht ein einziger bestimmender Zug hervorgehoben: weder ein Zug der Tochter des bürgerlichen Hauses, noch der geistig verstehenden Freundin, noch der eigensüchtigen Geliebten. Dadurch wirkt sie in den Situationen dieses Stückes geradezu unglaubhaft. Willy kehrt als ein tausendfach anderer zu ihr zurück, und in ihr wird nicht ein einziges Moment wahrnehmbar, das sie aus dem Grau in Grau ihrer „Liebe" hervortreten läßt. Schon dass er als Socialdemokrat zurückkehrt, dürfte in Wirklichkeit nicht spurlos an ihr vorübergehen. Irgend etwas müsste davon ausgelöst werden, in einer Seele wenigstens, die kein todter Mechanismus ist. Es gehört schon eine gewisse psychologische Stumpfheit dazu, das nicht zu fühlen. Eine moderne Dichterin hat erst vor kurzem etwas Wirkliches, Fühlbares darüber erzählt: Gabriele Reuter in den Episoden zwischen ihrer unglücklichen Agathe und dem socialistischen Cousin. Aber von dieser Vertiefung ist Dörmann soweit entfernt, dass man nicht einmal einen Vergleich anstellen kann. Er läßt ja auch das Verhältnis des Helden seinerseits zum Mädchen ganz im Nebeligen. Willy nimmt nicht eine Secunde lang eine irgendwie bemerkenswerte Stellung zu Annas Existenz überhaupt ein. Und wenn er sie am Schluss verläßt, hat man sehr stark den Verdacht, dass er das nicht so sehr aus „Heimweh in die Welt" thut, als aus Gleichgiltigkeit gegen ein Mädchen, das er nicht liebt. Und somit läge überhaupt gar nicht einmal der Anfang eines Stückes vor, und von einem Conflict wäre auch nicht die Spur einer Ahnung. Das ist dasjenige, was im Theater am unangenehmsten fühlbar wurde und für das ungünstige Schicksal vielleicht den eigentlichen Ausschlag gab.

„Heimweh" hat auf dem Theater versagt. Die Herren Klein und Korff und Fräulein Schubert waren trotz ihrer Talente und Bemühungen nicht imstande, es zu halten. Noch viel ferner als dem Theater steht es der Kunst. Seine Technik ist, von den Fehlern abgesehen, brutal. Und seine Methode, Menschen durch schreiende, directe Gefühlsausdrücke charakterisieren zu wollen, ist kaum genießbar. Aber dem liegt ein noch höherer Defect, ein ästhetischer, zugrunde. Wie der Künstler die Welt sieht und wie er

sein Bild wiedergibt, darauf kommt schließlich alles an. Dörmann sieht die Welt, Mädchen sowohl wie Fabrikanten und Socialdemokraten, lächerlich unwahr und gibt verzerrte Bilder. Und nicht die Phantasie leitet ihn dabei, sondern jene so falsche, unehrliche Sentimentalität, die das Auge verschleiert und das Herz verklebt. Unsere moderne Aesthetik hat keinen ärgeren Feind, als diese Sentimentalität. Und sie hat darum nie so sehr die Pflicht abzuwehren, als ihr gegenüber. Herr Dörmann würde sich ein Verdienst um die moderne Literatur erwerben, wenn er keine ernsten Stücke mehr aufführen ließe.

Alfred Gold.

Die Woche.

Politische Notizen.

Für den stillen Beobachter ist die staatsmännische Erscheinung des Grafen Thun beinahe ebenso interessant, wenn er in der Wintersaison im Parlament Reden hält, als wenn er im Sommer in „Venedig“ Coriandoli wirft. Der Unterschied zwischen beiden Thätigkeiten ist nur der, dass Graf Thun vermöge seiner angeborenen „Verve“ die Coriandoli „auswendig“ wirft, während er die Reden vermöge seiner standesgemäßen Gedächtnisschwäche nur mit Hilfe eines mühselig bemonocleten Manuscriptes „inwendig“ ablesen muss.

*

Das Coriandoliwerfen haben dem Grafen Thun die Herren Abgeordneten Daszynski und Dr. Groß gleich in ihren ersten Reden gar übel vermerkt. Meiner Ansicht nach, sehr mit Unrecht. Denn mag man auch in der vom Grafen Thun Sommers über neben dem Coriandoliwerfen betriebenen Erlassung von Nothverordnungen eine Gesetzesverletzung sehen: beim Coriandoliwerfen hat er gewiss seine gesetzliche Competenz nicht überschritten. Wie bekannt, ist Graf Thun als Minister des Innern gleichzeitig oberster Chef der Sittenpolizei, und als solchem unterstehen ihm die meisten „Damen“, die an den Sommerabenden „Venedig“ besuchen. Unter diesen „Damen“ hat sich also Graf Thun ganz innerhalb seines gesetzlichen Wirkungskreises bewegt.

*

Weit mehr als das Coriandoliwerfen verüble ich meinerseits dem Grafen Thun das Reden. Beim Coriandoliwerfen kommt es nämlich hauptsächlich darauf an, dass man den Mund geschlossen hält, damit man keine gegnerischen Coriandoli hineinbekommt. Das versteht der Graf Thun ganz gut. Beim Reden aber muss man den Mund aufmachen, und Graf Thun gehört nun einmal, wie so viele seiner Standesgenossen, zu jenen Leuten, von denen man, wenn sie den Mund aufmachen, gleich mit dem alten Lateiner sagt: »si tacuisses...“

*

In seiner ersten Rede konnte Graf Thun gar nicht oft genug von der „Arbeit“ sprechen, von der Arbeit, zu der die Majorität bereit sei, von der Arbeit, welche von der Minorität nicht gestört werden solle, von der Arbeit, die über das Wohl und Wehe des Staates entscheide, von der „ernsten Arbeit auf allen Gebieten“, welche die Regierung gemeinsam mit der „geehrten Majorität“ wünsche; in der kurzen Rede kommt das Wort „Arbeit“ (von Synonymen ganz abgesehen) nicht weniger als vierzehnmal vor. Wie sich jedoch alsbald in den ersten Tagen der Session herausstellte, ist die vielgerühmte „Arbeit“, welche die Regierung mit der Majorität im Parlament betreibt, richtig benannt — Schacher. Die kleine Begriffsverwechslung konnte allerdings nur dem Grafen Thun passieren, der ja, auf der Höhe seiner Geburt und seiner Millionen, nie Gelegenheit gehabt hat, zu erfahren, was eigentlich Arbeit heißt.

*

Die Ausgleichsrede des Finanzministers Dr. Kaizl habe ich im Stenographischen Protokoll nachgelesen. Sie ist voll des Lobes für den vorzüglichen Ausgleich, den uns die Großmuth der Ungarn gnädigst bewilligt hat. Nur eines habe ich in der Rede nicht verstanden, nämlich Dr. Kaizls Ausspruch, „dass eine geminderte Quotenleistung Oesterreichs ein unabweisliches Corollar der Ausgleichsvereinbarungen bildet“. Denn, wenn der Ausgleich wirklich so gut ist, wie Dr. Kaizl ihn schildert, dann würde es sich eigentlich gebüren, dass wir dafür eine erhöhte Quote zahlen. Für die bessere Ware ist alle Welt gewohnt, einen höheren Preis zu bezahlen. Aber dass wir, im Ausgleich, für die bessere Ware den Ungarn einen minderen Preis bezahlen sollen, das ist auch einer jener „Reste des ehemaligen centralistischen Allmachtsdünkels“, den Dr. Kaizl noch zu zerstören Gelegenheit hat, bis erst einmal die Quotenberathungen im Gang sind.

*

Sehr große Mühe hat sich Dr. Kaizl gegeben, sein berühmtes Communiqué: „für alle Fälle gerüstet“ durch allerhand unschuldige Auslegungen zu vertheidigen. Er hätte das viel kürzer und schlagender machen können, wenn er wahrheitsgemäß eingestanden hätte, dass er das Communiqué in aller Eile unmittelbar vor der Fahrt zu einer Jagd geschrieben und Graf Thun sein Concept gleichfalls in aller Eile unmittelbar vor einer Fahrt zum Coriandoliwerfen gelesen hat. Die offensive Jagd- und Coriandolistimmung der beiden Herren ist eben auch in ihr „Abendpost“-Communiqué übergegangen. Das ist alles.

*

Belehrend ist ein Vergleich des Dr. Kaizl mit seinem Clubcollegen Dr. Herold, Dr. Kaizl nämlich begnügt sich, wie er in seiner Rede dargethan hat, mit der Realisierung von fünf Procent seiner Principien, während Dr. Herold, wie allbekannt, seinen Schuldnern gegenüber an dem Zinsfuß von zwölf Procent festhält. Es wäre sicher menschenfreundlicher, wenn die jungczechischen Führer in privaten Geldangelegenheiten weniger und in öffentlichen Principiensachen mehr Procent verlangen würden.

*

Dr. Kaizl thut sich was Besonderes darauf zu gut, dass ihn die Stenographischen Protokolle seiner demokratischen Vergangenheit nicht aus der Contenance bringen. Als Jurist sollte Dr. Kaizl aus dem Strafrecht wissen, dass verstockte Sünder härter bestraft werden als reuige. Dieselbe „Contenance“, deren Dr. Kaizl sich vor dem Parlament berühmte, trägt im analogen Fall jedem armen Teufel, der unter die Klauen des Strafrichters geräth, mindestens einen Fasttag im Monat ein.

*

Viele Leute wundern sich darüber, dass Dr. Kaizl, der doch früher ein ganz gebildeter Mensch war, sich jetzt (wie beispielsweise vom Abgeordneten Dr. Lecher in der Bankfrage) auf so grober Unwissenheit ertappen läst. Das macht die Gesellschaft. Ein Cabinet, in dem neben dem Grafen Thun ein wissensreicher Finanzminister säße, wäre doch nicht homogen, und sicherlich geschieht es nur im Interesse der Homogenität des Cabinets, wenn Dr. Kaizl jetzt seine Bildung „zurückstellt“.

*

Herr Dr. Baernreither hat das Ministerium Thun, inclusive Ausgleich, Ausnahmszustand und § 14, solange mitgemacht, als die ministerielle Würde durch parlamentarische Kämpfe ungestört blieb. In dem Moment, wo die parlamentarische Schlacht begann, gieng er. Was er jetzt anfangen wird, weiß ich nicht. Nur das Eine scheint mir gewiss, dass er sich der militärischen Carriere nicht zuwenden wird — es sei denn, dass der ewige Weltfriede jetzt wirklich zustande kommt.

Kr

Volkswirtschaftliches.

Finanzminister Dr. Kaizl hat den schlechten Ausgleich schlecht vertreten. Dr. Kaizl kann auf mildernde Umstände plaidieren. Mit seiner eigenen Ueberzeugung, mit seiner eigenen Intelligenz kann er den Ausgleich nicht vertheidigen, er muss sich die Argumente ausleihen, mit welchen vor ihm andere. Herr v. Bilinski und seine Officiösen, die Vorlagen vertreten haben. Jede Unrichtigkeit und jede Entstellung, jede Phrase und jeden Gemeinplatz, deren sich jene bedient, hat auch er gebraucht. Und waren die Argumente immer schlecht, so haben sie seither noch den Charakter der Neuheit eingebüßt. Alles, was Dr. Kaizl vorbrachte, ist längst an vielen Orten und auch an dieser Stelle widerlegt worden. Dies gilt ebenso für seine allgemeinen Ausführungen über das Macht- und Rechtsverhältnis Oesterreichs zu Ungarn, wie für die speciellen über die Bankorganisation, die Betheiligung am Reingewinn der Bank, die Erhöhung und Vertheilung der indirecten Steuern, den Petroleumzoll u. s. w. Wir können es uns ersparen, die Gegenargumente, welche längst Gemeingut aller geworden sind, die sich mit dem Ausgleich beschäftigt haben, noch einmal zu wiederholen. Zumal Dr. Lecher in seiner schlagfertigen Rede mit kräftigeren Entgegnungen geantwortet hat, als sie irgend jemand vorbringen könnte, nämlich mit Citaten aus den Reden des Abgeordneten Dr. Kaizl. Der Finanzminister Dr Kaizl ist durch den Abgeordneten Dr. Kaizl gerichtet.

*

Zum Generaldirector der österreichischen Nordwestbahn ist der Sectionschef im Eisenbahnministerium Dr. Zehetner ernannt worden. Nach dem Rücktritt des Generaldirectors Eger hatte sich Herr v. Taussig den Ministerialrath Kühnelt aus dem Eisenbahnministerium geholt. Nach dessen Tod holt er sich einen Sectionschef. Es gibt Leute, welche glauben, dass es unbedenklicher sei, wenn Herr v. Taussig einen Staatsbeamten zu seinem Generaldirector macht, als wenn er ihm einen Verwaltungsposten zukommen läst. Dem ist nicht so. Wer Herrn v. Taussig im Staatsdienste gefällig ist, wird dafür von ihm belohnt, sei es mit einer Verwaltungsrathspfründe, sei es mit einer Stelle, deren Dotierung den Staatsbeamtengehalt um das Doppelte oder Dreifache übersteigt. Man fragt, weshalb die Verstaatlichung der Nordwestbahn nicht möglich ist, warum das zweite Geleise nicht gelegt wird? Hier ist die Antwort.

*

Der Geschäftsbericht der Waffenfabrik ist erschienen. Man erinnert sich noch der aufregenden Vorfälle im Monate August. In dem bekannten von „berufener Seite“ erfolgten Communiqué wurde dem ausgeschiedenen Generaldirector vorgeworfen, ohne ernste Calculation umfangreiche Gewehrlieferungen übernommen zu haben, welche enorme Verluste verursachten, durch Protectionswesen die Herstellungskosten ungerechtfertigt gesteigert zu haben, durch Höherbewertung der Vorräthe das Betriebsconto eines neuen Jahres immer mit alten Sünden belastet, ein Vertuschungssystem geübt, maßlose Agentenprovisionen gewährt, kostspielige Patentverträge abgeschlossen und andere ungerechtfertigte Auslagen gemacht zu haben. Es wurde dem Generaldirector mit Enthüllungen gedroht, welche weder ihm noch seinen Freunden willkommen sein dürften. Und der Geschäftsbericht? Nach dem Sturm das leise Säuseln. Meinungsverschiedenheit wegen der Bewertung der Vorräthe, das ist nach dem Geschäftsbericht die Ursache der mit Gesundheitsrücksichten motivierten Demission des Generaldirectors. Sonst nichts. Was erklärt diesen Widerspruch? In der Zwischenzeit hat nach dem Courssturz, den das Communiqué verursachte, die allgemeine Entrüstung gerichtliche Vorerhebungen veranlasst. Und diese wären, wenn die Verwaltung den Generaldirector belastet hätte, wohl kaum bei diesem stehen geblieben, sondern hätten sich auch auf die Thätigkeit der Verwaltung erstrecken müssen. Das musste vermieden werden. Daher das veränderte Bild. Es ist ja gar nichts geschehen. Es sind lauter Ehrenmänner, die Verwaltung wie der Generaldirector. Nur eine Meinungsverschiedenheit hat sich zwischen diesen beiden Factoren ergeben. Und es bleibt nichts von ihr zurück, als der Verlust von $1^3/_4$ Millionen für die Actionäre. Und dafür der Dank und das Vertrauen, den diese ihrer Verwaltung am nächsten Dienstag votieren werden! Es besteht ein unlösbarer Widerspruch zwischen dem Communiqué und dem Bericht. Enthält der Bericht die Wahrheit, so ist das Communiqué nicht zu erklären, wenn man nicht die Absicht annehmen will, eine Panik hervorzurufen. Enthält das Communiqué die Wahrheit, so stellt sich der Bericht als eine wissentlich unwahre Darstellung und

Verschleierung des Standes der Verhältnisse der Gesellschaft dar, welche nach dem deutschen Actienrecht mit Gefängnis bis zu einem Jahre und zugleich mit Geldstrafe bis zu 20.000 Mark an dem Vorstand und Aufsichtsrath geahndet wird. Es lässt sich übrigens dem Bericht die Verschleierungstendenz unmittelbar entnehmen. Es heißt dort unter anderem, dass die Erzeugnisse der Fahrradabtheilung von unbestritten vorzüglicher Qualität seien. Aus unwidersprochen gebliebenen Mittheilungen aus Arbeiterkreisen, welche in der „Arbeiter-Zeitung" vom 28. August zu lesen waren, wissen wir, wie mangelhaft die Erzeugnisse waren, wissen wir, dass im Jahre 1896 sechstausend Rahmen unbrauchbar gewesen und repariert werden mussten, dass im Jahre 1897 Tausende von Kurbellagern fabriciert und dann als viel zu schwach weggeworfen werden mussten, und solche Vorfälle haben sich noch mehrfach wiederholt. Soviel über die Unwahrheiten, welche der Bericht enthält. Nun zu anderem. Nach Gesetz und Statut muss alljährlich eine Bilanz aufgestellt werden, welche den Reingewinn des betreffenden Geschäftsjahres ersichtlich macht. Die Actionäre erhalten aber bloß eine Aufstellung, welche ihnen den Gesammtverlust aus der Gebarung vieler Jahre mittheilt, nicht aber, wie viel das Reinerträgnis oder der Verlust des abgelaufenen Jahres, für sich allein betrachtet, ergibt. Fast lohnt es sich nicht der Mühe, angesichts solcher Verstöße darauf hinzuweisen, dass die Bilanz und das Gewinn- und Verlustconto Posten enthalten, welche einer Erläuterung zu ihrem Verständnisse dringend bedürfen. Im Gewinn- und Verlustconto ist als Erlös der fabricierten Waren eine Summe von 8·7 Millionen, als Erzeugungspreis 9·3 Millionen ausgesetzt; es wird nicht angegeben, wie sich dieser Fabricationsverlust auf das Waffen-, das Fahrradgeschäft und die anderen Geschäftszweige vertheilt. Außerdem werden 683.000 fl. Unkosten ausgewiesen. Was sind das für Unkosten, die eine so enorme Summe verschlingen? Die Vorräthe werden wohl specificiert, aber es wird nicht mitgetheilt, wie hoch die einzelnen Vorrätheposten im Vorjahre waren, so dass man die vorgenommenen Abschreibungen nicht controlieren kann u. s. w. Trotz alledem zweifeln wir nicht, dass sich die Verwaltung auch weiterhin des nur durch ein Communiqué getrübten Vertrauens der Actionäre erfreuen wird.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Odéon, „Epreuve" von Legendre, „Colinette" von Lonôtre und Martin; Nouveau Théatre, „Rembrandt" von Joß und Dumur. Berlin. Lessingtheater, „Pamela" von Sardou; Deutsches Theater, „Das Vermächtnis" von Schnitzler; Schillertheater, „Bartel Turaser" von Langmann; Königliches Schauspielhaus, „Auf der Sonnenseite" von Blumenthal und Kadelburg.

•

In der „Welt, in der man sich langweilt" gibt die Witt jetzt die kleine Susanne. Ich gestehe, das schöne Mädchen lieber in wahrhaften und lebendigen Rollen als mit den Puppen der alten Komödie spielen zu sehen. Aber die Anmuth ihres reinen Wesens ist so groß, dass man nicht widerstehen kann; die ganze Bühne wird hell, wenn sie kommt. Herrn Zeska fehlt zum Bellac der unerschütterliche Ernst des Herrn Robert. Als Herzogin ist Frau Wilbrandt amüsant, aber auf eine norddeutsche und kleinstädtische Art, die gar nicht in den Ton des Stückes einstimmt. Dazu der sächselnde Herr Thimig, der im Frack wie ein Commis ausschaut, die piepsende Frau Reinhold, die grunzende Frau Lewinsky und eine unglaublich schlecht angezogene, hilflos agierende Frau Körner — so mag man sich in Kottbus die vornehme Welt vorstellen. H. B.

•

Mit der Wiederaufführung von Boieldieus „Weiße Dame" hatte das Hofoperntheater einen glücklichen Abend. Zwar hat die Zeit auch an dem Antlitz dieser Dame ihre Spuren zurückgelassen, wir merken dies an manchen einförmigen harmonischen Wendungen und an der dünnen, oft ärmlichen Instrumentation, aber wir hören ihre graziösen Melodien noch immer gerne und erfreuen uns auch heute noch an der mit großem Geschick aufgebauten, in feinen Wellenlinien leicht hinziehenden Handlung. Was wir der letzten Aufführung vor allem gewünscht hätten, das war: ein kleineres Haus, das uns den theueren Zügen des lieblichen Werkes näher gebracht hätte. Das hätte auch der Leistung des Herrn Naval als George Brown zum Vortheil gereicht. Die feinen Wendungen seiner Gesangskunst wären dann besser zum Ausdruck gekommen, die kräftigen, mehr soldatischen Züge seiner Rolle wären im kleinen Raume weniger vermisst worden. Im übrigen spielte er den glücklichen Lieutenant vortrefflich und fand an den Herren Spielmann und Grengg, den Damen Michalek, Sedelmayer und Kaulich ebenbürtige Partner. Mit Fräulein Sedelmayer kam zwar unverkennbar ein Stück der großen Oper mit erdrückender dramatischer Gewalt in die kleine, muntere Gesellschaft, aber wir wüssten gegenwärtig niemanden, der diese Rolle entsprechender zur Geltung bringen könnte. So fand denn das ganze Ensemble, das von Director Mahler mit großer Sorgfalt einstudiert war, ungetheilten Beifall, und dürfte das Werk den Besuchern der Oper bei ferneren Wiederholungen noch manchen genussreichen Abend bereiten. R. W.

•

Fräulein Barsescu schuldet dem Raimund-Theater noch immer einige contractliche Verpflichtungen. Infolgedessen gab man neulich eine Vorstellung der Sardou'schen „Odette". Unerwarteterweise wurde das einer der glücklichsten Abende dieses Theaters. Das Stück mit seiner bekannten, breiten, thörichten Rührseligkeit wirkt heute noch ungemein behaglich. Es ist da alles mit so glänzender Leichtigkeit vorgetragen und gesteigert, dass sich von der Bühne herab ein gewisses gesellschaftliches Vergnügen, das richtige alte Theatervergnügen, über den anderen Theil des Hauses ergießt. Dieser Dialog leuchtet noch immer in allen, veralteten oder nicht veralteten, Liebenswürdigkeiten der französischen Sprache. Das konnte selbst die genügend schechte Uebersetzung nicht unkenntlich machen. Die Literatur wird lächelnd vergessen. Man amüsiert sich. Die Darstellung trug viel dazu bei. Herr Burg stand mit seiner intelligenten und sicheren Charakterisierungskunst an erster Stelle. Das ist einer der wenigst beschäftigten und bemerkenswertesten Schauspieler Wiens. Fräulein Petri war eine sehr liebenswürdige Bérangere. Angesprochen haben auch die neuen Herren Wirt und Jensen. Die Titelrolle allerdings spielte Fräulein Barsescu, der vertragschuldende Gast. Fräulein Barsescu ist eine schlechte Tragödin, aber doch so weit Tragödin, um auch eine schlechte Conversationsschauspielerin zu sein. Den ersten Act hat sie ganz ruiniert; in den anderen war die Rolle zu stark, um nicht stellenweise durchzudringen. A. G.

•

Man schreibt uns aus Berlin: Das Lessing-Theater, das jetzt unter der Direction von Otto Neumann-Hofer steht, hat der Eröffnungsvorstellung, dem Shakespeare'schen „Heinrich V.", jetzt seine erste Novität folgen lassen. Sie werden mir erlauben, dass ich die schlechte Sitte, einen neuen Director vor der Saison zu beurtheilen, nicht mitmache. Ein neues Programm liegt nicht vor, und der Curs wird wohl der alte bleiben. Eines war jedenfalls sehr sympathisch bei dieser Aufführung: man merkte, dass hier ordentlich gearbeitet wird. Gegenüber der Schlamperei, die an vielen Berliner Bühnen herrscht, ist das sehr zu schätzen und zu betonen. Hoffentlich bleibt es dabei. Die Regieführung des Herrn Steinert verdiente alles Lob; eigentlich sollte es ja selbstverständlich sein, dass ein Regisseur die Formen der guten Gesellschaft beherrscht und, wo sie ein Stück verlangt, ihnen Rechnung trägt, aber es ist leider nicht. Das neue Stück ist ein Schauspiel in drei Aufzügen von G. v. Ompteda und heißt „Eheliche Liebe". Da Sie es demnächst auch sehen werden, kann ich mich kurz fassen. Ein Mann hat, um sich vor dem geschäftlichen Untergang zu retten, ein reiches Mädchen geheiratet. Sie ist, trotz eines körperlichen Gebrechens, überzeugt, dass er aus Liebe um sie geworben hat. Seine Lüge drückt ihn schwer, da er sie nach der Ehe wirklich lieben lernt. Sie wird niemals die Wahrheit erfahren; der Heiratsvermittler taucht zwar auf, um sich Geld zu erpressen oder sich durch den Verrath zu rächen, aber er geht, von der Lieblichkeit der jungen Frau bezwungen, fort. Der Mann aber kann die Lüge nicht tragen, er gesteht seiner Frau die Wahrheit; er verliert sie, um sie von neuem und für immer zu gewinnen. Diese hübsche und rührsame Familiengeschichte, deren Stoff weder modern, noch dramatisch ist, hat Ompteda sehr geschickt zu einem Stück verarbeitet, das beinahe wie ein modernes Drama aussieht. So geschickt, dass man im ersten und zweiten Act wirklich eine Art theatralischer Spannung empfindet. Da hört mit dem Weggang des überwundenen Heiratsagenten die äußere Handlung auf. Nun soll die psychologische, die innere, beginnen; aber da versagt die Kraft ganz, und was folgt, ist ein hastiger, unmotivierter, Stimmung raubender Schluss. Trotz alles Zerrens füllt das Stück nicht einmal den Abend. Die beste Figur ist die des Agenten von Suberseaux, eines heruntergekommenen Officiers mit einem Rest von Gentlemanempfindung. Er ist ein wirklicher lebendiger Mensch. Adolf Klein spielte ihn glänzend. Die anderen Herrschaften sind nicht gerade unmöglich, aber ziemlich farblos und so trotz der natürlichen Sprache, die Ompteda gut nuanciert, nicht recht überzeugend. Frau Marie Meyer lieh einer alten Dame, Herr Baum und Frl. Sauer liehen dem Ehepaare etwas von ihrem Eigenen, so dass man wenigstens glaubte, so lange man sie sah.

•

Man schreibt uns aus Berlin: Das Deutsche Theater hat uns Rostands „Cyrano de Bergerac" gebracht, die „heroische Komödie", die die Pariser durch zwei Saisons halbtoll gemacht hat. Sie hat auch hier einen Erfolg gehabt, wenn er auch vielleicht hinter den Erwartungen zurückbleibt. Und dieser Erfolg bedeutet umsomehr als das Berliner Publicum unter allen Deutschen vielleicht das schlechteste für dieses Stück ist. Für die sinnliche Grazie der Spiels fehlt dem Berliner das Organ, das Hin und Her der fein gedrechselten Pointen, der Klang der künstlich verschlungenen Reime bereiten ihm kein Vergnügen. Fulda hatte gut diese glänzenden Vorzüge des Originals in seine Uebertragung herüberretten; zwei Dutzend Menschen vielleicht wissen ihm dafür Dank. Bei uns fragt man immer nach der Bedeutung, sobald ein Stück ernst gemeint ist; die Fabel ohne Moral hat keine Freunde. Soll es aber lustig sein, dann müssen etwas plumpe oder gepfefferte Spässe den Hörer aus seinem Phlegma kitzeln Für ein Publicum, das eine angeborene Freude am Bühnenspiel hat, ist Cyrano ein entzückender Leckerbissen. Muss der Kritiker den hohen literarischen Maßstab anlegen, so bleibt freilich von dem ganzen glänzenden Stück Kunstarbeit nicht viel übrig. Der Stoff, die Geschichte des Mannes, dessen Liebeswerben durch seine lange Nase vereitelt wird, und der dem hübschen, dummen Nebenbuhler seinen Geist leiht, um die Geliebte zu bestricken, ist tragisch und komisch, aber das Stück ist nur sentimental und witzig. Rostand hat sich begnügt, ein paar bunte und bewegte Scenen herauszuholen, die durch das Costüm und die Sprache der Zeit Louis quartorze einen pikanten Reiz erhalten. Man hat einen Spaß wie vor einem der kleinen intimen und raffinierten Bildchen von Meissonier, der auch nie das Tiefste einer Zeit schildern will, sondern nur, wie die Leute giengen und standen. Uns, wenigstens uns Norddeutschen, steht Menzels eindringende Art näher. Aber wir können uns doch an einem Meissonier

herzlichst freuen: Fragen wir doch nicht immer gar so ängstlich, ob der Wert nun auch für die Ewigkeit bestehen bleibt! Kainz spielte den Cyrando vortrefflich. Er blieb ihm hier ein wenig Wärme und da ein wenig Uebermuth schuldig, aber die ganze Leistung macht ihm doch wohl kein deutscher Schauspieler nach. Ganz besonderes Lob verdient Lessings Inscenierung, sie gab saubere und treue Zeitbilder. Das Operettenhafte, das manchmal hervortrat, liegt im Stück. F. St.

Bücher.

Dr. Alfons Bilharz: Metaphysik als Lehre vom Vorbewussten. Zweite Hälfte, enthaltend vom synthetischen Theil die Beziehungen der Metaphysik zu den mathematisch-physikalischen Wissenschaften. Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1897.

S. 219 schreibt der Verfasser, nachdem er Kants Lehre von den synthetischen Urtheilen a priori kritisiert hat: „An diesem seinen tiefliegenden Irrthum ist die philosophische Entwickelung wie festgenagelt; nur einem Kant überlegenen Standpunkt wird es gelingen, ihn aufzudecken. Wenn es schon keine geringe Leistung ist, Kants eigenen Standpunkt zu erreichen, so ist es leicht zu verstehen, dass für diejenigen, bei denen Kants Voraussetzungen nicht ganz zutreffen*), die Kritik der reinen Vernunft beim Lesen immer dunkler und dunkler wird, wie dies Schiller in einem Brief an Körner geradezu eingestanden hat." Und S. 253: „An diesem Punkte hängt die Erkenntnis noch fest, weil die Entscheidung Kants nicht allgemein verständlich gemacht werden kann." Die Zahl derer, denen Bilharz über Kant hinweghilft, wird, fürchten wir, nicht allzu groß sein; denn er bedient sich bei seinen Beweisen der Formeln der höheren Mathematik, und deren Kenntnis ist, wenigstens bei uns im Deutschen Reich, nicht sehr verbreitet; in Oesterreich soll es in dieser Beziehung besser stehen. Ob die mathematischen Verhältnisse den Verhältnissen von Dingen und geistigen Vorgängen, die sie darstellen und klar machen sollen, durchwegs entsprechen, das ist dann noch eine Frage für sich. In der Tendenz: der Ueberwindung des Rationalismus durch einen gesunden Realidealismus, bin ich mit Bilharz einverstanden. Merkwürdig, dass er E. v. Hartmann nicht erwähnt, der mir diese Aufgabe der Philosophie nicht übel gelöst zu haben scheint. — t —

Harry Graf Keßler: Notizen über Mexiko. F. Fontane & Co. in Berlin.

Dieses Buch ist trotz seines überbescheidenen Titels so reich an Geist, Stimmung und Bildkraft, dass es sich verlohnt, ausführlicher darüber zu handeln. Mit ihm tritt ein nicht bloß durch Geburt vornehmer Mensch in die Literatur, einer von den erlesenen Genießern, deren geistiges Genussleben zu verfolgen selbst wieder Genuss ist. Ich behalte mir vor, diese in Deutschland sehr seltene Erscheinung später eingehend zu betrachten, und begnüge mich fürs erste damit, das Buch allen denen aufs Angelegentlichste zu empfehlen, die, gleich seinem Verfasser, allen Aeußerungen ästhetischer Cultur mit mehr als beiläufigem Interesse nachgehen. Auch in seiner äußeren Ausstattung ist das Buch musterhaft.

O. J. Bierbaum.

J. P. Jacobsen: Gesammelte Werke. Aus dem Dänischen übersetzt von Marie Herzfeld. Lieferungsausgabe. Verlegt bei Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig.

In wenigen Werken hat Jacobsen den romantischen Stimmungsgehalt unserer Tage ausgedrückt. In schmalen Raum ist eine übermächtige Fülle von Schönheit, Duft, Farbe gedrängt. Seine concentrierende Wortkraft ist unvergleichlich, und so fand er die Worte für unsere Seelenart. Den Typus der Zeit hat er gemalt mehr als gebildet, in einer unvergleichlichen Leuchtkraft. Dass Kraftlosigkeit, Müdigkeit, Verzicht, Ruhelosigkeit, der ganze Reichthum von innerer Verwesung und Zerfall, aus dem sich nichts Neues mehr zu bilden scheint, der Herrlichkeiten höchste sein können, hat er uns sehen lassen. Mit seiner geistigen, ganz geistigen Kraft, die alles Sinnliche sublimiert, alles Leben in einen Taumel von Stimmungen löst und darüber einen unsäglichen Schimmer und Reiz schüttet, hat er uns gefangen genommen. So konnte uns die Gegenwart und der Studiosus und Dichter Lyhne wie eine historische Gestalt erscheinen, ganz umflossen vom Reiz des Wunderbaren, so vermochte er in der „Marie Grubbe" den ersten neuen historischen Roman zu schreiben, der uns ganz an die Seele greift, weil er einem seltsamen Weib, dieser Marie, das ganze sehnsüchtige Wesen zueignet, das wir am Weibe lieben, fürchten, erkennen. Dass in den Seelen eine unveränderliche Welt errichtet ist, die in allen Zeiten gleich bleibt, und dass nur die Aeußerungen dieser Menschen ein anderes Costüm tragen, macht die moderne Kraft des neuen historischen Romans aus. — Die Idee einer Gesammtausgabe ist ebenso nützlich, als wertvoll. Man kann von Jacobsen nicht genug bekommen, und so oft man ihn lesen mag, glaubt man sich neu und mit Neuem beschenkt. Das ist das Außerordentliche und Räthselhafte an großen Kunstwerken, dass sie die Unerschöpflichkeit der Natur haben bei ihrer Enge und scheinbaren Einfachheit. Marie Herzfeld hat die Uebersetzung unternommen. Es ist eine That, wie ihre Uebersetzung Garborgs, bleibend. Es gibt wohl keinen ihr Ebenbürtigen in dieser Kunst. Vogeler aus Worpswede gibt prachtvoll einfache Leisten, so dass die Ausgabe wirklich ein Ereignis ist, keine armselige Wiederholung, die immerfort vom Vergangenen zehrt, sondern nach vielen Seiten hin Aeste ausschlägt, die fruchtbar werden.

O. St.

J. Boßhard: Im Nebel. Erzählungen aus den Schweizer Bergen.

Was die Kraft eines Volksstammes vermag, sieht man an allen rein nationalen Künstlern starker Nationen. An den Norwegern, Holländern, Schweizern. In allen Künsten. Ihre Form ist so kräftig, dass sie selbst schwächere Künstler stützen kann, die Form kann den Gedanken helfen, sie beflügeln, ja oft — sie ersetzen. Allerdings gibt es dann gewisse Typen von Künstlern und Werken, die sich bis zur Ermüdung wiederholen, aber jeder hat doch wenigstens den einen Vorzug einer unverlierbaren Heimatkraft. Die Starken erheben sich damit zur individuellen Größe, die Schwachen werden dadurch wenigstens vor dem Conventionellen geschützt. Dies letzte trifft bei diesen Erzählungen zu. Typus: Keller, bei geringem Humor des Autors, bei größerer Empfindungslaune (nicht etwa Empfindungskraft). Ein mittelmäßiger Kopf (was schon die armselige moralische, philosophische Idee des „rothen Fadens" dieser Novellen beweist), aber voll Gesundheit, Muth und Energie. Ein Schweizer! So unverkennbar, dass aus jedem Satz das mächtige, wunderliche Land aufsteigt, wie aus den Versen der Niederländer ihre räthselhafte Heimat. Indes ist die Schweiz ein wesentliches Humoristenland. Bei Keller ist diese Komik absichtlich, hier unabsichtlich herausgekommen. Aus Keller lernt man die Schweizer kennen, aus diesen Novellen — einen Schweizer. Darum sind sie aber noch immer in Einzelnem ersichtlich, voll Gesundheit und einfacher Schönheiten, ob wir das nun mehr dem Land als dem Dichter zu danken haben, ist wohl gleichgiltig. Der Schweizer „Durchschnitt" steht noch immer weit über dem deutschen „Talent." O. St.

*) Das soll wohl heißen, ob die Voraussetzung zutrifft, dass sie über die gleiche Kraft der Abstraction wie Kant gebieten.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau" bringt im Octoberheft einen hervorragenden Essay über die Pflanzen in der bildenden Kunst von dem jüngst verschiedenen Breslauer Botaniker Ferdinand Cohn. Er schickt die Beobachtung voraus, dass die Völker, welche durch eine besondere Begabung für die naturalistische Wiedergabe von Pflanzen sich auszeichneten, eine weit geringere Befähigung in der Darstellung der menschlichen Gestalt zeigten, und umgekehrt. Der erste Fall trifft bei den Japanern, der zweite bei den Griechen zu. Die botanische Ausbeute in der griechischen Kunst beschränkt sich fast ganz auf das Ornament, das hier zu klassischer Vollendung ausgebildet wird. Auch von den Römern sind die Pflanzen immer nur nebensächlich aufgefasst worden. Das steigert sich noch in der byzantinischen und romanischen Kunst; von dem Würfelcapitäl der Säulen verschwindet sogar der Akanthus; die Blumen- und Laubverzierungen der Architektur werden durch geometrische Figuren, der landschaftliche Hintergrund der Gemälde durch Goldgrund, der Rasen durch getäfelten Marmorfußboden ersetzt. Erst im fünfzehnten Jahrhundert erringt sich die Pflanzenwelt die ihr gebührende Stellung in der bildenden Kunst, durch die Brüder Jan und Hubert van Eyck. Sie geht in die italienische Renaissance über, erreicht aber ihren Höhepunkt bei den deutschen Malern jener Zeit, vor allem bei Dürer. Die Albertina in Wien besitzt seine Studien einzelner Pflanzen in Aquarellfarben, die das beweisen. Er fördert zugleich in außerordentlicher Weise die Pflanzendarstellung zu wissenschaftlichen Zwecken. Professor Cohn schließt mit einer Betrachtung der Gegenwart, die gleich groß ist in der naturalistischen, wie in der stilistisch decorativen Behandlung der Blumen. Speciell der letzteren gesteht er, dank der modernen Einflüsse Englands und Nordamerikas, große Fruchtbarkeit zu. Und er spricht die sehr beachtenswerthe Anregung aus, in Kunstschulen auch Botanik in den Lehrplan aufzunehmen, um auf diesem Gebiete nicht immer in den abgenützten Geleisen der alten Ornamentik sich fortzubewegen. Damit ist eine Entwickelung vorgezeichnet, die schon lange in Pariser freien Kunstschulen durchgegriffen hat. Man denke etwa an die Curse und Bücher Grassets. — Erich Schmidt theilt Briefe Gottfried Kellers an seinen Freund und den späteren Herausgeber seines Nachlasses, Jakob Bächthold, mit. Bächtold wollte ursprünglich eine Biographie Kellers zu dessen Lebzeiten schreiben, Keller fleht ihn an, davon abzustehen. In demselben Briefe fährt er fort — offenbar weil gerade von Biographen die Rede ist —: „Des armen Emil Kuh Tod wurde mir gemeldet. Auch hat derselbe ein verlogenes Feuilleton veranlasst, worin steht, Kuh habe mich entdeckt (ein Stiefel), ich habe ihn aufgesucht und dergleichen, was alles nicht wahr ist." — Paul Heyse stellt ein platt allegorisches „Märchen vom Herzblut" bei. — An erster Stelle steht „Der Vorzugsschüler", eine kurze Erzählung von Marie Ebner-Eschenbach, ein vollendetes, hinreißendes Kunstwerk.

„Correspondant" enthält anlässlich der Thronbesteigung der jungen Königin von Holland einen kurzen Ueberblick über die Geschichte dieses Landes seit dem Jahre 1830, in dem durch die Gründung des belgischen Königreiches das letzte fremde Element aus den Niederlanden ausgeschieden wurde; in Kürze gedenkt der Verfasser, Lanzac-Laborie, der zehnjährigen, unpopulären Regierung des willkürlichen Königs Wilhelm I., der sich 1840, nach seiner Vermählung mit der belgischen und katholischen Gräfin d'Oultremont genöthigt sieht, seinem Sohne die Krone abzutreten. Wilhelm II. hat einen großen, freien Blick und die liberalsten Ideen, aber er stirbt vor ihrer Verwirklichung. Sein Nachfolger, Wilhelm III, ist im Herzen Autokrat, erfüllt jedoch gewissenhaft seine Rolle eines constitutionellen Königs. Die Königin-Regentin Emma führt seit seinem Tode 1890 die Regierung mit Takt und Geschick Dennoch findet ihre Tochter bei ihrem Antritt ziemlich complicierte Verhältnisse vor, die namentlich in den religiösen Gegensätzen zwischen Protestanten und Katholiken ihren Ursprung haben. Auch an politischen, parlamentarischen und persönlichen Conflicten zwischen den Parteiführern, sowie an socialistischen Agitationen fehlt es in Holland nicht. Entscheidend für die Stellung der jungen Monarchin und die Schicksale ihres Landes wird erst ihre Heirat sein, wobei, nach Ansicht des Verfassers, Kaiser Wilhem II. seinen Einfluss nachdrücklich geltend machen dürfte.

„North American Review" bringt einen emphatischen Artikel von Dr. Pereira Mendes über das künftige zionistische Reich in Jerusalem. Das jüdische Reich hat weder coloniale Bestrebungen, noch Eroberungsgelüste und hält sich zufrieden innerhalb seiner natürlichen Grenzen zwischen dem Libanon und der Wüste, dem Euphrat und dem rothen Meer. Selbst völlig neutral, ist es ganz besonders geeignet zum Schiedsrichter in allen Streitfragen, die zwischen den europäischen Mächten entstehen. — In einem Aufsatz, der „Die Abdication des Mannes" heißt, versucht Miss Bisland nachzuweisen, dass die Männer

nur sich selbst die gegenwärtigen Emancipationsgelüste der Frauen zuzuschreiben hätten. Der sclavische Sinn, das Bedürfnis sich zu unterwerfen liegt so sehr in der weiblichen Natur, die Herrschaft des Mannes war eine so festgegründete, durch Jahrtausende consolidierte, dass noch vor hundert Jahren eine Mary Wollstonecraft, die diese Oberhoheit anzutasten wagte, von ihren Zeitgenossen als „eine Hyäne in Unterröcken" bezeichnet wurde. Wie hätten deshalb die Frauen vermocht, die Männer zu entthronen, hätten nicht diese selbst sich ihrer Rechte begeben, und zwar vorwiegend aus Bequemlichkeit, um sich dadurch der Erhaltungssorge für die Frauen ihrer Familie zu entledigen.

Im **„Century"** (September) warnt Carl Schurz Amerika dringend davor, spanische Colonien zu annectieren. Vor allem würden die Vereinigten Staaten sich um alles Ansehen bringen, wenn sie, die als Befreier ausgezogen, sich nun plötzlich als Eroberer entpuppen würden; dann müssten sie, wenn ihnen die Regierung über halbbarbarische Völker zufiele, ihren demokratischen Principien einer Regierung „für das Volk" und „durch das Volk" untreu werden; aber nebst diesen moralischen Bedenken drängen sich auch zahlreiche andere auf. Ein Colonialbesitz im indischen Ocean könnte Amerika leicht in Conflict mit anderen, europäischen Mächten bringen und weitere Kriege nach sich ziehen. Demgemäß bedingt seine Erhaltung eine stehende, bedeutende Land- und Seemacht, und die Vereinigten Staaten hätten, gleich den Ländern der alten Welt, die Lasten eines großen Militärbudgets zu tragen. In ihrem Parlament würden fremde Elemente Sitz und Stimme gewinnen und zweifellos auch auf interne Entschließungen und Verfügungen Einfluss nehmen. Dadurch würden die Grundsätze, die Einheitlichkeit, die Verläßlichkeit der amerikanischen Republik in Gefahr und dem Ausland gegenüber in Misscredit gerathen.

Sein letztes Abenteuer.

Novellette von **Gustav Falke**.

(Fortsetzung.)

4.

(Tagebuchblätter.)

Die erste Gelegenheit, sie anzureden verpasst. Ich besann mich einen Augenblick — weg war sie.

Sie stand auf der „Alten Liebe", auf diesem alten Bollwerk, und sah auf den Strom. Es war ein schöner, milder Tag. Ich sah sie zum erstenmal ohne Regenmantel. Blaues Jäckchen mit weißer Weste, blauer Rock, ganz schlicht. Kokettes blaues Strandmützchen mit weißem Püschel. Zierlich, wie von Glas.

Statt sie anzustaunen, wie man ein Reh belauscht, das man zufällig auf der Waldwiese gewahrt, oder wie einen seltsamen Vogel, den man nicht verscheuchen will — na ja, weg war sie, die Treppe hinunter. Ich anders herum, wollte sie abfangen. Aber es glückte nicht.

*

Ganz wunderbare Augen. Orientalische Mandelaugen. Der schnelle Blick unter den langen schwarzen Wimpern hervor, halb scheu, halb — ja was? Es ist eben nicht zu beschreiben.

Etwas Gretchen in ein Theil Judith und ein Theil Salome. Ein Reh mit der Seele eines Königstigers.

Ob sie Jüdin ist?

Ich glaube nicht, dass diese Entdeckung mich umwerfen würde. Auch der Antisemitismus hat seine Grenzen.

*

Zwei Tage habe ich sie nicht gesehen. Was thu ich hier in dem langweiligsten aller Bäder ohne sie.

Ich kenne sie jetzt sehr gut, habe ein vollkommenes Bild von ihr. So ist sie, so denkt sie. Wehe ihr, wenn sie mich Lügen straft! Ich brauche das, ich muss das haben, diese Emotion. Es tödtet mir das andere. Das Weib durch das Weib. Gegengift.

*

Dieses Herumlungern in der Herbstluft thut mir übrigens recht gut. Ein paarmal wieder diese Hallucinationen, diese wüsten Träume, dieser eigenartige Druck auf dem Kopf. Seit acht Tagen wieder klar. Machen auch die Bäder.

Und Salome!

*

Heureka! Rebekka Rosenberg aus Altona! Kann also doch etwas Gutes aus Altona kommen? Diese Entdeckung hat mich auch nicht umgeworfen. War ja auch darauf vorbereitet. Rebekka gefällt mir auch ganz gut. Aber Rosenberg?

Der Familienname ist ja bei Mädchen freilich gleichgiltig; sie legen ihn doch bei erster Gelegenheit mal ab.

Also Rebekka!

Nimm dich inacht, Rosmer!

Dieser Spaziergang auf dem Deich. Als ob wir uns schon seit acht Tagen kannten. Gleich in der ersten Viertelstunde, ohne Zwang, ohne Ziererei.

Aber doch wieder reserviert, Kreidestrich, Warnungssignale.

Ein albernes Geschwätz über Liebe. Das Alberne auf meiner Seite. Sie lachte mich aus.

*

Das Gretchenhafte ist übrigens nur in ihrer Gestalt, dieser keuschen, lilienhaften Anmuth der schlanken Linien.

Ihre Hände hätte ich gleich bei der ersten Begegnung küssen mögen. Sie trug keine Handschuhe, keine Ringe. Nur einen dünnen Goldreif um das Gelenk. Eine Jüdin ohne Schmuck.

Elfenbeinfarbe ist annähernd gesagt. Ein ganz leiser Hauch mehr ins Bräunliche. Vielleicht schon Wirkung der Seeluft. Ein ganz matter Schimmer von Roth auf den schmalen, unendlich zart und weich gerundeten Wangen. Eine schmale, mittelhohe Stirne, kleine, feine, gerade Nase, schmale Nasenflügel, Mund klein. Schmale, blasse Lippen, wie zwei scheue sehnsüchtige Bitten um Küsse.

Und diese Augen: einsame Inselaugen. Aber eine Insel voller seltsamer Wunder und Ueberraschungen. Mit heimlichen Grotten und versteckten Irrgängen. Ein stiller, tiefer, schwarzer See, über den das schwermüthige Laub dunkler Eichen regungslos hängt. Und manchmal taucht ein kleiner, schmaler Schlangenkopf aus dem See, mit einem blutrothen Rubinenkrönchen. Secundenlang nur. Wie ein blasser Blitz leuchtet's über das dunkle Wasser. Weg ists!

Phantast!

Rebekka Rosenberg aus Altona, wegen Blutarmut auf vier Wochen Curhaven. Dies zur Abkühlung!

*

Sie liest Maupassant und correspondiert mit einem Vetter in Czernowitz. Dr. Leon Adler in Czernowitz.

Diese Entdeckung reizte mich auf, obgleich es mir doch gleichgiltig sein kann, mit wem sie correspondiert. Ich will sie doch nicht! Gott der Gerechte! Die ganze Verwandtschaft. Moses Rosenberg und Samuel Rosenberg und Jettchen Rosenberg und Emil Tulpenstengel und Siegfried Löwenthal! Aber ich will sie einen Herbst lang für mich allein haben. Einen Winter. Einen ganzen Winter mit ihr allein auf Neuwerk.

*

Sie recitierte eine Stelle aus „Faust", die aber in der „Iphigenie" vorkommt. Na! Das nennt man Unglück.

„Na ja, meinetwegen," sagte sie. Es machte ihr durchaus nichts aus. Mir auch nicht.

5.

Selling lag am Strand und wartete auf Rebekka. Es war eine köstliche Stille und Einsamkeit hier. Halb aufgerichtet, sah er nichts als das Meer. Er hatte die Sonne im Rücken. Links aus leichtem Dunst erhob sich Neuwerk. Rechts sah er die Spitze der Kugelbake ein wenig über den Deich herüber ragen.

Ein leichter Wind bewegte die schlanken scharfen Halme des Strandhafers um ihn und kräuselte das stehende Wasser in den flachen Prielen und kleinen Rillen der Watten.

Es war Ebbezeit. Weit hinten schimmerte das Meer. Zwei kleine Lastschiffe lagen da draußen, und ein Zug von Wagen fuhr zwischen dem seinen Blicken entzogenen Dorf Duhnen und diesen Schiffen hin und her. Es sah in der Entfernung aus, als kröchen große Raupen oder Käfer über den gelben Wattensand. Hin und her krochen die Fuhren. Er sah deutlich die Besen, die ihren Weg absteckten.

Dunkle Wolken zogen langsam am Himmel hin und zogen von Zeit zu Zeit einen schwarzen Schatten über die weißen Segel der zahlreichen Fischerflottille, die weit draußen kreuzte, hüllten die leuchtenden Watten in Dämmerung und löschten das Geflimmer des weißen Muschelstrandes vor ihm und der bewegten silberigen Strandgräser um ihn für Augenblicke aus.

Es war eine halbe Stunde über die Zeit. Warum kam sie nicht? Eine Stunde schon lag er hier und dachte nur an sie. Mit allerlei wunderlichen, verliebten Gedanken.

Das kam von dem Platze, wo er lag. Vor ein paar Tagen stand hier noch das niedrige Leinenzelt, etwas versteckt in dem Dünenwellicht, ein Unterschlupf für die Duhner Badegäste, die hier frei vom Strand aus badeten, Männlein und Fräulein nicht weiter getrennt, als es eben die Schicklichkeit gerade erforderte. Jetzt war das Zelt weg, es wurde nicht mehr benützt.

Aber sie hatten hier neulich ein paar Dorfkinder baden sehen. Auch Selling hatte hier schon einmal ein Bad genommen, an einem rauhen Spätnachmittag. Ein herzliches, einsames Bad.

Warum kam sie nicht? Er fühlte eine drängende, beklemmende Sehnsucht nach ihr.

Als sie hier neulich zusammen Watten liefen! Weit hinaus, wo der Seehund sie gutmüthig dumm anglotzte und erst von seinem Steinwurf mit einem eigenthümlichen fauchenden Laut ins Wasser plumpte.

Sie hatte ihn gescholten, wie sie ihn schon seiner Hundeneckerei wegen gescholten hatte. Er hatte trotzdem nachher nochmal nach einer Möve geworfen, die durch den Schlick stelzte. Er konnte es nicht lassen.

Es war ein schöner sonniger Tag gewesen. Die Watten ganz warm von der Sonne. Und ihre kleinen schmalen Füße patschten so vergnügt über den feuchten Sand, hinterließen kaum Spuren.

Aber wenn die Wellen hier rollen, graugrün, schäumend, unter grauem Regenhimmel, und die Möven mit herrlichem Flug in graziösen Curven auf die Wellenkämme niederschießen, als wollten sie ihre weißen Schwingen in dem weißen Schaum baden — ob sie sich dann auch wohl mit ihm hinaus wagte?

Seine Arme halten sie, eng verschlungen trotzen sie dem Anprall der Wogen.

Ueber die Wogen hebt er sie, eine spielende Nereide in den meerkühlen Armen eines triefenden Tritonen.

Alle süßen Meereswunder leuchten auf in ihren Nixenaugen.

Oder in der Mondscheinnacht, wenn die See regungslos träumt. Ihr Elfenbeinleib, durchsichtig fast, leuchtend wie der Mond selbst. Und ihre kleinen Hände schöpfen von dem flüssigen Silber; wie Diamanten sprüht es auf ihn nieder, und sie lacht, das Lachen eines Meerweibes, wie wenn Wellen über Kieseln plätschern.

Ein kläffender Hund raste vom Deich herab, durch das Dünenvorland, in weitem Bogen um ihn herum. Selling fuhr auf.

Auf dem Deich gieng ein Mann, der den Hund zurückrief, mit Rufen und Pfeifen.

Selling sah nach der Uhr.

Sie kommt nicht. Was hält sie ab?

Er gieng, nachzusehen.

In der Pension erfuhr er, dass sie mit dem ersten Zug nach Altona gefahren sei.

Man glaubte, ein Brief hätte sie abgerufen.

Er war bestürzt, beruhigte sich aber, als er hörte, ihr Koffer sei noch da, sie würde jedenfalls zurückkommen. Aber sie kam den anderen Tag nicht und kam den dritten Tag nicht. Statt dessen kam ein Brief, der sie noch für drei bis vier Tage entschuldigte.

Was hatte das zu bedeuten? Was hatte sie in Altona zu thun?

Was gieng ihn das an!

Aber doch, es gieng ihn schon was an.

Wenn sie seinetwegen abgereist wäre?

Flucht vor ihm? Wenn sie ihn los sein wollte?

Die tollsten Einbildungen quälten ihn.

Vielleicht war der Vetter aus Czernowitz da. Oder eine alte Tante war krank und sie musste noch wochenlang Pflegerin spielen.

Sollte das der Ausgang sein? Jetzt, wo er vierzehn Tage ihretwegen hier geblieben war?

Zum Glück setzte Sturm ein. Heftige Regenböen giengen nieder. Das hielt ein paar Tage so an. Ganz ein Wetter wie er es jetzt brauchte. Bei Sonnenschein wäre er hier jetzt umgekommen.

6.

(Tagebuchblätter.)

Sie ist weg! Sie will zwar wiederkommen, aber inzwischen ist sie doch weg. Volle acht Tage ohne sie! Ich glaubte nicht, dass mich das so alterieren würde.

Macht das, weil sie der letzte Strohhalm ist, an den ich mich anklammere?

Wenn sie jetzt ausbleibt und diese ganze Geschichte bleibt wieder Stückwerk — ich mag nicht daran denken.

Ich weiß, ich fühle, sie ist zu allem fähig, ist ganz vorurtheilslos. Ich bin überzeugt, sie gienge mit nach Sylt, mit nach Spitzbergen, in die Wüste.

*

Wenn sie dabei gewesen wäre heute! Herrliche stürmische Fahrt gegen Abend. Das kleine Boot flog über die schäumenden Wellenberge, dass es eine Lust war. Ob sie Angst gehabt hätte?

Ringsum die wilde, jauchzende Nordsee, wie im Siegesjubel, ihrer Beute sicher. Aber mein alter Bootsmann ließ sich nicht bange machen.

„Dat möt erst noch leger kamen, Herr. Awer'n stramme Bris is dat."

Bis zum Feuerschiff waren wir hinaus. Herrgott! Da draußen auf dem engen Raum, im Dienst der Pflicht, auf den tanzenden Wellen. Ohne weitere Verbindung mit dem Lande als durch das Proviantboot. Wohl auch den ganzen Winter da, wochenlang im Eise, ohne Ablösung. Ein Tag wie der andere: Wind und Wellen, Wind und Wellen! Oder Eis und Schneesturm!

Dies Haus und dieses Eiland nenn' ich mein,
Und du sollst Herrin dieser Wildnis sein,
Gemächer werden dort bereit dir stehn,
Die nach des Ostens gold'nen Thoren seh'n,
Vom Windeshauch umkost, der wellengleich
Hinfluthet überm Meereswellenreich.
Ich habe Bücher, Noten hingeschafft —

(Shelley.)

*

Sie ist wieder da, that fast verwundert, mich noch hier zu sehen. That sie wirklich nur so? Ueber den Grund ihrer Abwesenheit war nichts herauszubekommen:

„Ich hatte zu thun."

Uebrigens: sie ist schöner geworden in diesen acht Tagen! Ich bin durchaus verliebt, d. h. meine Art Liebe.

*

Vierzehn Tage will sie noch bleiben. Ob ich inzwischen auf Neuwerk gewesen wäre? Sie möchte gerne mal hinüber. Wir haben es verabredet.

*

Watten gelaufen. Sie war unvorsichtig und sank plötzlich bis an das Knie in einer weichen, schlammigen Stelle ein. Man muss die Watten kennen.

Sie war ganz blass vor Schreck geworden. Ich half ihr, sich reinigen. Es war wenig Wasser in der Nähe. Ich tauchte mein Taschentuch in ein flaches Gerinsel, kniete vor ihr und wusch sie.

Sie schämte sich, und ich küsste plötzlich in siedender Aufwallung ihren feuchten Fuß, der auf meinem Knie stand. Sie schwankte und wäre beinahe gefallen.

*

Dein feuchtes Füßchen stand auf meinen Knien,
Das sorgsam ich mit nassen Tüchern wusch.
Weit draußen wars, im Watt. Der Abend schien.
Kein Laut ringsum, als nur ein Flügelhusch
Der Möve. Ob sie im Vorüberflieh'n
Sah deine Scham? So glüht ein Rosenbusch
Im Frühlingshauch. Da ward mir Muth verlieh'n,
Dass deinen Fuß mit heißem Kuss ich wusch.

Ich war so albern, ihr die unverzeihlich miserablen Verse von gestern zu zeigen. Sie lachte einmal laut auf, ward roth, zerriss das Papier und warf die Fetzen in den Wind.

„So der mag es behalten, als einziger dritter."

Ich lachte, wurde aber doch roth, fühlte mich gestraft, gedemüthigt und empfand nebenbei etwas wie verletzte Eitelkeit, obgleich ich recht gut wusste, dass diese Verse polizeiwidrig schlecht waren. Aber trotz aller widerstreitenden Gefühle behielt ich noch soviel Freiheit (Frechheit!), mich über den „einzigen Dritten" zu moquieren.

Sie rümpfte die Nase.

(Fortsetzung folgt.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Seiden-Damaste 75 kr. bis fl. 14.65 per Meter und Seiden-Brocate — ab meinen eigenen Fabriken sowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins 2c.).

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

762

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant)

Die Zeit.

XVII. Band. Wien, den 15. October 1898. Nummer 211.

Quoten-Taktik.

Die ganze Ausgleichspolitik der ungarischen Regierung läßt sich auf die einfache Formel zurückführen, uns möglichst viele und wertvolle wirtschaftliche Zugeständnisse abzunehmen, um uns dafür möglichst wenig oder gar nichts zu geben. So einfach die Formel, so compliciert ihre Ausführung. Auch Hans im Glücke hätte bei all seiner märchenhaften Dummheit seinen Goldklumpen nicht sofort für zwei wertlosen Steine hergegeben. Es bedurfte selbst im Märchen einer ganzen Reihe von aufeinanderfolgenden schlechten Tauschgeschäften, bis der dumme Hans des Wertes seines ursprünglichen Goldklumpens so gut wie ganz beraubt war. Und nicht minder bei den österreichisch-ungarischen Ausgleichsverhandlungen.

Der Goldklumpen unserer traurigen Fabel ist in den zweiundzwanzig Ausgleichsgesetzen niedergelegt. Um diese der österreichischen Regierung herauszulocken, bediente sich die ungarische Regierung schon unter dem glorreichen Ministerium Badeni der Quote. Das erste Tausch- oder, besser gesagt, Täuschgeschäft, das die ungarische Regierung der österreichischen unter Badeni-Bilinski aufschwatzte. bestand darin, dass sie principiell die Quote, welche, im Vergleich zu den im Ausgleich in Betracht kommenden enormen wirtschaftlichen Werten, eine verhältnismäßig nebensächliche Bedeutung hat, als das Compensationsobject für alle die zahllosen von ihr geforderten und erlangten Ausgleichszugeständnisse feststellte — das Junctim. Wenn wirklich damals, wie jetzt behauptet wird, Graf Badeni und Herr v. Bilinski auf eine Erhöhung der ungarischen Quote von 30 auf 42 Procent rechnen zu können glaubten, dann erscheint allerdings ihr Pact im milderen Licht bäuerischer Leichtgläubigkeit. Aber selbst diesen Pact hat das Ministerium Banffy unter dem Ministerium Thun-Kaizl-Baernreither gelöst. Sobald das Ausgleichsoperat die Vorsanction erhalten hatte, entdeckte Baron Banffy, in einem Anfall von constitutioneller Correctheit, plötzlich, dass die Quotenvereinbarung eigentlich nicht Sache der Regierungen, sondern zunächst der Quotendeputationen sei, und das Joch des Junctim war abgestreift. Der zweite Handel war geglückt. Aber noch lag es, wenn die Ungarn nicht, auch ohne formell vertragsmäßiges Junctim, eine ausgiebige Erhöhung der Quote zugeben wollten, in der Macht des österreichischen Parlaments, deswegen die Zustimmung zum Ausgleich zu versagen und so den Goldklumpen wieder zurückzuerobern, um ihn neuerdings verhandeln zu können.

Dieser Gefahr suchte die ungarische Regierung durch den berüchtigten Geheimvertrag vorzubeugen. Die grundlegende Idee — soweit der Uneingeweihte zu muthmaßen in der Lage ist — war nun, den Ausgleich unter Dach zu bringen, ehe die Quote bestimmt war. Der Operationsplan der ungarischen Regierung war darauf gegründet, dass das österreichische Parlament in der neuen Session den Ausgleich und die Quote genau so behandeln werde, wie in der vorigen Session, dass, genauer gesprochen, die Verhandlung des Ausgleichs im Abgeordnetenhaus durch die wilde Obstruction verhindert werden, dass die Vereinbarung über die Quote an den gewohnten statistischen Spielereien der beiden Referenten Hofrath Dr. Beer und Dr. Falk scheitern würde. In diesem Fall wäre dann der Ausgleich zunächst, so wie er dem Ministerium Badeni-Bilinski abgeluchst worden war, nur ohne das Junctim, auf Grund des § 14 zum Gesetz gemacht, und die Quote wäre, so wie letztes Jahr, auch dieses Jahr wieder für das nächste und eventuell auch noch für einige weitere § 14-Jahre, vom Kaiser in der alten 30procentigen Höhe festgesetzt worden. Die Ungarn hätten dann unseren Goldklumpen gehabt und wir die Steine.

Diesen Plan, soweit er den Ausgleich betrifft, hat nun die Opposition im Abgeordnetenhaus vorerst zerstört, indem sie die parlamentarische Ausgleichsberathung zugelassen, beziehungsweise erzwungen hat. Der zweite, auf die Quote bezügliche Theil des Planes scheint aber gelingen zu wollen. Statt einen taktischen Coup auszuführen, hat sich die österreichische Quotendeputation wieder in ihre abstrusen statistischen Untersuchungen über die exacte Messung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit beider Reichshälften vertieft. Mit derselben gelehrten Gründlichkeit, mit der er unter Badeni die ihm von Badeni eingeflüsterte 42procentige Quote „ausgerechnet" hat, hat diesmal der österreichische Quotenreferent die ihm von Dr. Kaizl soufflierte 38procentige Quote „bewiesen". Und der ungarische Quotenreferent Dr. Falk wird mit der gleich gelehrten Gründlichkeit, mit der er früher die „Gerechtigkeit" der 30procentigen Quote, zuletzt die der 31·997procentigen Quote außer Zweifel gestellt, jetzt wieder irgend eine alleinseligmachende niedrige Quote aus seinen statistischen Tabellen herausdestillieren. Und dann hat die ungarische Regierung das Spiel gewonnen. Die Deputations-Gelehrten können sich nicht einigen, die Regierungen treten in Action, die Quote wird auf absolutistischem Weg in der alten Höhe prolongiert, wir verlieren dabei, selbst im Vergleich zu Dr. Falks Vorschlag, gleich für das nächste Jahr wieder einige Millionen. Inzwischen wird — so hoffen die Regierungen — die Majorität des Abgeordnetenhauses genügend corrumpiert sein, um den Ausgleich ohne wesentliche Abänderungen anzunehmen, und wir haben für neun Jahre das Nachsehen.

Pflicht der öffentlichen Meinung wäre es, dieses Manöver zu verhindern, ehe es zu spät ist. Das muss zunächst in der österreichischen Quotendeputation geschehen. Die Quotenverhandlungen sind nicht der Ort für statistische Fachsimpeleien, hier handelt es sich einfach um die Lösung des praktischen Problems, welches lautet: Was für eine möglichst hohe Quote können wir von den Ungarn gutwillig herauspressen? Ist augenblicklich nicht mehr zu erreichen, als die Falk'schen 32 Procent, dann greife man in Gottes Namen zu. Sie bedeuten immerhin, gegenüber der andernfalls voraussichtlichen absolutistischen Verfügung, fürs nächste Jahr gleich einen Gewinn von 2 Procent oder 2 bis 3 Millionen Gulden, und es bleibt uns noch ein wichtiges Pressionsmittel in der Hand.

Die 32procentige Quote wird hierlands von keinem ehrlichen Menschen als jene angemessene Quotenerhöhung angesehen werden können, welche die österreichische Regierung noch immer als die Voraussetzung der im Ausgleich vereinbarten neuen Verrechnungsmethode der Verzehrungssteuern zu bezeichnen sich verpflichtet fühlt. Wenn die ungarische Deputation im äußersten Fall nicht mehr als 32 Procent zugesteht, so können wir, falls diese Quotenvereinbarung rechtzeitig von den Deputationen abgeschlossen wird, ehe der Ausgleich im österreichischen Abgeordnetenhaus votiert ist, die Regierung beim Wort nehmen, wenn sie es auch selbst nie ernst gemeint haben mag, und die neue Verzehrungssteuern-Verrechnung ablehnen, welche uns einen Nachtheil von mehreren Millionen jährlich bereiten würde. Wir haben dann wenigstens einen Theil unseres Goldklumpens wieder zurückgewonnen. Ebenso wie es gegenwärtig im Interesse der ungarischen Regierung liegt, dass der Ausgleich nicht parlamentarisch behandelt werde, ebenso hat sie ein Interesse, dass die Deputationen sich über die Quote nicht einigen. Und deswegen muss in unserem Interesse, ebenso wie die parlamentarische Verhandlung des Ausgleichs zugelassen worden ist, jetzt auch eine Einigung der Deputationen über die Quote erzielt werden, und sowie es für die ungarische Regierung von Wichtigkeit ist, dass der Ausgleich, insbesonders die Verzehrungssteuern-Verrechnung vor der Entscheidung über die Quote perfect wird, ebenso ist für uns die umgekehrte Reihenfolge von Wert. Nirgends steht geschrieben, dass die Quotenverhandlungen mit der gelehrten Schlafmütze auf dem Kopfe gepflogen werden müssen. Sie können auch mit dem Revolver in der Hand geführt werden, aber nur solange man ihn hat. K.

Die Reise Wilhelms II. nach Palästina und der Vatican.

Von einem römischen Clericalen.*)

Nur wenige Tage trennen uns noch von Kaiser Wilhelms II. Reise nach Palästina, welche ohne Zweifel bestimmt ist, einen hervorragenden Platz unter den denkwürdigen Ereignissen der Gegenwart einzunehmen. Dieser Reise ist eine sehr wichtige Kundgebung von Seite des Vaticans vorangegangen — ich meine den Brief Leos XIII. an den Cardinal Langénieux, Erzbischof von Reims, in welchem der Papst erklärt, dass er das Privilegium des Protectorats,

*) Dieser Artikel wurde von unserem, den Lesern der „Zeit" wohlbekannten clericalen Correspondenten in Rom noch vor der Allocution des Papstes an die französischen Pilger geschrieben, die nur eine Fortsetzung der durch den päpstlichen Brief an den Cardinal Langénieux eingeleiteten Action ist, über welche der vorliegende Artikel einige gerade in diesem Augenblick besonders actuelle Aufklärungen gibt. Anm. d. Red.

Digitized by Google

das Frankreich über die Katholiken im Orient ausübt, aufrecht erhalten und respectiert wissen will. Es ist nicht schwer, die Genesis dieses Briefes wieder herzustellen.

Die europäische Presse hat der nächsten Reise des deutschen Kaisers zwei Beweggründe unterschoben, die einander zu widersprechen scheinen. Für die einen ist der Besuch Wilhelms II. an den heiligen Stätten vor allem anderen eine offenkundige Bethätigung des deutschen Lutherthums, welches im Begriff sei, von Palästina Besitz zu ergreifen. Für die andern sollte im Gegentheil die Reise Wilhelms II., weit entfernt, eine antikatholische Manifestation zu sein, vielmehr bedeuten, dass der deutsche Kaiser vor allem anderen Frankreich von dem Protectorat über die katholischen und christlichen Missionen zu verdrängen suche: Wilhelm II. gehe nur nach Palästina, um da das Erbe Ludwigs XIV. anzutreten und den Titel eines Beschützers und Förderers der katholischen Missionen anzunehmen. Diese doppelte Interpretation erklärt uns, warum man gleichzeitig in Paris und in Rom Furcht bekam. In Paris besonders, wo man sehr argwöhnisch ist, wenn es sich um Deutschland handelt, war man überzeugt, dass die Reise Wilhelms II. das Ende des französischen Protectorats zur Folge haben könnte. In Rom anderseits hat man gefürchtet, dass der Besuch Wilhelms II. eine Verringerung des katholischen Prestiges bedeuten könnte, während der Protestantismus festeren Boden gewänne. Eine doppelte und gemeinsame Furcht hat also den Vatican und die Republik vereinigt, und als der französische Gesandte zu Leo XIII. kam, um ihn um das erlösende Wort zu bitten, das die Franzosen über die Reise Wilhelms II. beruhigen sollte, stand der Papst nicht an, es ihm zu gewähren; weil er überzeugt war, dass das Interesse der Kirche in diesem Falle solidarisch mit dem Frankreichs war. Der päpstliche Brief an den Cardinal Langénieux, der so viel Lärm in der französischen und deutschen Presse gemacht hat, ist die Frucht der Besorgnisse, die sowohl in Rom als auch in Paris durch die Reise Wilhelms II. nach Palästina entstanden sind.

Worin liegt aber die Bedeutung dieses Briefes? Nach meiner Ansicht hat man Unrecht, sie zu übertreiben. Dieser Brief hat nur den Zweck, die Empfindlichkeit des französischen Chauvinismus zu beruhigen, aber die Genugthuung, die er Frankreich gewährt, ist eine rein platonische. Er dürfte gar keine praktischen Consequenzen hervorbringen, wenn auch die französische Presse bemüht ist, ihn in den Himmel zu heben.

Das ist wahr, dass, als der preußische Gesandte in den Vatican gieng, um Erklärungen über dieses Document im Staatssecretariat zu verlangen, er vom Cardinal Rampolla eine Auslegung des päpstlichen Briefes erhielt, die ganz verschieden von der der französischen Presse war. Der Sinn der Erklärungen des Cardinals Rampolla war der, dass der Vatican seinerseits entschlossen sei, die traditionellen Rechte Frankreichs zu respectieren, aber keineswegs die Bewegungsfreiheit der anderen europäischen Regierungen irgendwie zu begrenzen oder zu hemmen; es stehe jeder europäischen Regierung frei, das Protectorat über ihre Nationalen für sich selbst zu reclamieren. Man muss gestehen, dass der Cardinal Rampolla nicht anders antworten konnte. Wie könnte sich's der Vatican herausnehmen, der deutschen Regierung z. B. zu verwehren, dass sie das Protectorat über die unter ihrer Gerichtsbarkeit stehenden Deutschen in Palästina in ihre eigenen Hände nehme? Die Berliner „Germania" hat die Tragweite des päpstlichen Briefes sehr zutreffend definiert, indem sie erklärte, dass das Protectorat Frankreichs nur für Jene Geltung haben könnte, welche unter keinem anderen Protectorat ständen. Der Vatican wird ohne jeden Zweifel im Orient und in der Türkei dieselbe Haltung einnehmen, wie früher schon in China. Man weiß, mit welcher Gunst und Sympathie die Expedition des Prinzen Heinrich von Leo XIII. begrüßt wurde, obgleich sie einen Eingriff in das französische Protectorat bedeutete. Schon vor dieser Expedition waren, wie ich es in der „Zeit" im letzten Winter (Nr. 183 vom 2. April 1898) erzählt habe, die deutsch-katholischen Missionen in China durch ihren Vorgesetzten Monsignore Anzer dem Protectorat Frankreichs entzogen worden, und der Vatican hat durchaus nicht protestiert, er hat auch den deutschen Missionären volle Freiheit gelassen, sich unter das Protectorat ihrer Regierung zu stellen. Man kann sicher sein, dass trotz des Briefes des Papstes an den Cardinal Langénieux dasselbe in der Türkei der Fall sein wird.

Es ist darum nicht weniger wahr, dass in der kirchlichen Welt viele den Brief des Papstes an den Cardinal Langénieux, welcher ohne Zweifel dem Papste durch den Cardinal Rampolla abgerungen worden ist, lebhaft beklagt haben. Die große Mehrheit ist hier der Meinung, dass diese neue Manifestation von Franzosenliebe zum mindesten inopportun war, und dass der Vatican einen anderen Zeitpunkt hätte wählen können, um sich, wie es den Anschein hat, so vollkommen mit der französischen Republik solidarisch zu erklären. In der Propaganda fide, deren Vorstand der sehr deutsch-freundliche Cardinal Ledochowski ist, war man geradezu erbittert und entrüstet. Es ist nicht ohne Interesse zu bemerken, dass Cardinal Rampolla die Abwesenheit Ledochowskis von Rom benützt hat, um diesen Brief dem Papste zu entlocken. Hätte sich Cardinal Ledochowski in Rom befunden, so wäre es ihm sicherlich gelungen, Leo XIII. von einem Schritt abzuhalten, den der Präfect der Propaganda als einen verhängnisvollen politischen Fehler ansieht.

Im Vatican, d. h. im Staatssecretariat, ist man auch ziemlich beunruhigt über die religiös-politischen Consequenzen, welche die Reise Wilhelms II. haben kann. Denn der Cardinal Rampolla ist überzeugt, dass die Reise vor allem eine lärmende Manifestation des deutschen und europäischen Protestantismus ist, und dass das katholische Prestige im Orient davon einen beträchtlichen Schaden erleiden wird. Aber dieser Gesichtspunkt, der ein wenig eng und einseitig ist, wird keineswegs von allen kirchlichen Würdenträgern getheilt. Es gibt vielmehr auch solche, welche die Reise Wilhelms II. nicht als eine confessionelle, sondern vor allem als eine politische Demonstration ansehen. Wilhelm II. will nach dieser Anschauung, die Politik Deutschlands im Orient befestigen und, indem er im vollen Glanze eines mächtigen Fürsten erscheint, der orientalischen Bevölkerung seine Macht vor Augen führen. Es ist eine Expedition in der Art Bonapartes nach Egypten, aber durchaus nur mit moralischen und friedlichen Mitteln. Wilhelm II. wird sich ohne Zweifel in Jerusalem um die protestantischen Interessen bekümmern, aber er ist sicher klug und vorsichtig genug, um daselbst die katholischen Interessen zu schonen. Das gegenwärtige Deutsche Reich ist nicht mehr das evangelische. Die Katholiken repräsentieren bereits fast ein Drittel der Bevölkerung und in 30 bis 40 Jahren werden sie ohne Zweifel die Hälfte ausmachen. Kann sich unter diesen Umständen die Dynastie der Hohenzollern vollständig mit dem Protestantismus identificieren? Würde sie damit nicht gegen ihre eigenen Interessen handeln? Die Reise Wilhelms II. nach Palästina kann — wie gesagt, nach dieser anderen Anschauung — im Gegentheil der Wendepunkt einer sehr ernsten Action und sehr bedeutungsvollen Entwickelung der katholischen deutschen Missionen im Heiligen Lande sein. Und darin mag der Kaiser Recht haben, denn gegenwärtig sind die Missionen einer der mächtigsten Hebel der nationalen Colonisation und Ausbreitung. Diese hier dargelegte Ansicht wird von einer großen Zahl von Prälaten und Cardinälen getheilt und das ist der Grund, weshalb viele hier den jüngsten Brief des Papstes an den Cardinal Langénieux bedauert haben, der den Charakter einer antideutschen Manifestation trug.

Während der deutsche Protestantismus im Heiligen Lande solide Wurzel gefasst hat, besitzen die katholischen Deutschen daselbst nur unzulängliche Niederlassungen. Es ist davon die Rede, dass gelegentlich der Reise Wilhelms II. den „Vätern von Steyl" die katholisch-deutschen Häuser von Tiberias und Jerusalem anvertraut werden sollen. Das würde eine sehr weise Maßregel sein und der deutsche Einfluss würde hiedurch in hohem Grade wachsen, denn die „Väter von Steyl" sind ausgezeichnete, sehr energische und sehr praktische Missionäre. Sie sind ein Zweig, der sich von der Congregation der Lazaristen losgelöst hat. Während des Culturkampfes hatten sie in Steyl in Holland Zuflucht genommen, wo sie noch eine bedeutende Niederlassung besitzen. Seitdem hat sich ihre Zahl vervielfacht und die kaiserliche Regierung gewährt ihnen jetzt ihren Schutz und ihre Gunst. Ihr Oberer, Monsignore Anzer, ist sowohl beim Papst als beim Kaiser gern gesehen. Ihnen gehören auch die deutsch-katholischen Missionen in China, welche sich dem französischen Protectorat entzogen haben. Wenn die „Väter von Steyl" dazu kommen, in Palästina Fuß zu fassen, so wird Deutschland an ihnen treue Diener und Frankreich gefährliche Concurrenten haben.

Rom.

Oesterreichs Volksschule und deren Lehrer.

Unterzieht man die österreichischen Schulverhältnisse einer unbefangenen Kritik, so tritt es deutlich zutage, dass die liberale Partei mit ihrem bedeutendsten Werke, dem Volksschulgesetze vom 14. Mai 1867, eigentlich nur eine jener Halbheiten geschaffen, die für diese Partei immer so bezeichnend waren: nicht freisinnig genug für eine wirkliche Fortschrittspartei, nicht hinreichend reactionär für den unersättlichen Clerus. Schon der erste Paragraph zeigt die Principienlosigkeit, welche dieser „Perle" innewohnt. Der Einfluss, den der Clerus bis dahin auf die Schule besaß, wurde ihm durch die Entziehung der Schulaufsicht genommen, anderseits öffnete ihm derselbe Paragraph dadurch, dass man es nicht wagte, sich für die vollständige Trennung von Schule und Kirche auszusprechen, das Pförtchen, durch welches er wieder einschlich, um dem Gesetze nicht nur den interconfessionellen Charakter zu rauben, sondern dasselbe gänzlich mit reactionären Tendenzen zu durchtränken. Wie in Oesterreich alles Widerspruchsvolle und Unsinnige zur Wirklichkeit wird, so geschah es auch auf dem Gebiete der Schule. Wir haben heute ein interconfessionelles Schulgesetz mit ausgesprochen katholischem Charakter.

Bemühte sich die liberale Partei nie, dieses Gesetz vollständig zur Durchführung zu bringen, so scheute sie sich nicht, dasselbe unter der Coalition seligen Angedenkens ganz zu verleugnen. Ihren jähen Sturz verdankt sie, wenigstens in Wien, nicht zum geringsten Theile dem Umstande, dass sie durch Einführung confes-

sioneller Gebete, Vermehrung der religiösen Uebungen, durch den Zwang zur Theilnahme an der Frohnleichnamsprocession, Einführung von Christusbildern ꝛc. ꝛc. die Schule gänzlich dem Clerus auslieferte. Aber auch dadurch zeigte sie ihre Inconsequenz, dass sie als centralistische Partei die Durchführung dieses Gesetzes zum großen Theile den Ländern überließ und es auf diese Weise im vorhinein in den Alpenländern z. B. den Clericalen ermöglichte, die reformbedürftige Schule nach ihren Plänen einzurichten. Nur so konnte es geschehen, dass sich Tirol durch 30 Jahre weigerte, ein entsprechendes Landesgesetz zu schaffen, von Galizien gar nicht zu reden, welches sich im vorhinein verwahrte, der Wohlthat allgemeiner Bildung theilhaftig zu werden.

Die Folgen solcher Handlungsweise sind, dass wir uns auf dem Gebiete der Schule nur mit den Balkanstaaten messen können. Während in Amerika auf 210, in Deutschland auf 800 Einwohner eine Schule entfällt, kommt in Oesterreich eine solche auf 1350 Einwohner. Nur Russland, Rumänien, Serbien und Bulgarien bleiben im Verhältnis der Zahl ihrer Schulen zur Zahl der Bewohner hinter uns zurück. Dazu kommt noch der Umstand, dass durch die zu große Entfernung der Schulen von einander — auf 16·13 Quadratkilometer entfällt eine Schule — der Schulbesuch ungeheuer erschwert wird. Bei einem ein- bis zweistündigen Wege werden die Kinder nicht nur durch Kälte, Schnee und Regen, sondern auch durch den Mangel genügender Kleidung und Nahrung vom Schulbesuche abgehalten.

Durch den langen Weg sind die Schüler gezwungen, die Mittagspause in der Schule zu verbringen, und ein Stückchen Brot bildet dann ihr frugales Mittagsmahl. Wie aber soll ein schwaches Kind mit knurrendem Magen aufmerksam dem Unterrichte folgen? Durch die Unmöglichkeit, während der strengen Jahreszeit die Schule regelmäßig besuchen zu können, bleiben von auswärts eingeschulte Kinder im Lernen zurück, und der Lehrer ist gezwungen, sich mit diesen, sobald ihnen ein regelmäßiger Schulbesuch ermöglicht ist, intensiver zu beschäftigen. Dadurch aber wird den Vorgeschrittenen der Unterricht langweilig, und nur einem tüchtigen Pädagogen wird es möglich sein, gute Disciplin zu erhalten. Den Culturzustand Oesterreichs kennzeichnet am besten die Thatsache, dass daselbst über 50 Procent der Schulen einclassig sind. Was das zu bedeuten hat, kann nur ein Fachmann entsprechend würdigen. In diesen Schulen sitzen drei verschiedene Abtheilungen, die alle zu gleicher Zeit unterrichtet werden müssen. Während der Lehrer mit einer Abtheilung z. B. mündlich rechnet, werden die anderen zwei Abtheilungen still (durch Schreiben) beschäftigt. Unter solchen Umständen entfällt bei unseren überfüllten Classen auf ein Kind eine halbe Minute directer Unterricht in einer Stunde. Die einclassigen Schulen sind die Todtengräber der Lehrer, denn das Unterrichten an denselben ist so aufreibend, dass viele frühzeitig ins Grab sinken. Jeder bemüht sich, wie dies ja erklärlich, an eine besser organisierte Schule zu kommen, und die Folge ist ein häufiger Lehrerwechsel, welcher dem Unterrichte nichts weniger als zuträglich ist.

Wie man sich in Oesterreich bemüht, solchen Zuständen ein Ende zu bereiten, erhellt daraus, dass trotz der gesetzlichen Vorschrift, nach welcher in einer Classe höchstens 80, an einclassigen Schulen 100 Schüler sein dürfen, Classen existieren, in welchen 180 bis 196 Schüler auf einmal unterrichtet werden müssen. Während in Dänemark höchstens 35 Schüler in einer Classe unterrichtet werden dürfen, kommen in Niederösterreich durchschnittlich 79, in Oberösterreich 88, in Steiermark 90 und in Galizien 120 Kinder auf eine solche. Ganz so sieht es natürlich in den anderen Kronländern aus, und wenn sich irgendwo, z. B. in Dalmatien, die Durchschnittszahl niedriger stellt, so ist der Grund der, dass bei diesen Zahlen nur die Kinder in Betracht kommen, die thatsächlich die Schule besuchen. Bei uns wusste man bisher wohl Steuer- und Militärgesetze zur Durchführung zu bringen, aber für ein Gesetz, welches die Bildung des Volkes bezweckt, hat man weder das nöthige Interesse, noch den guten Willen. Nur dieser Umstand macht es erklärlich, dass in Oesterreich circa 1,000.000 Kinder ohne jeden Unterricht bleiben. Dass das Land der Badeni und Consorten dabei an der Spitze steht, ist einleuchtend; es weist deren allein 600.000 auf, die nach einem Berichte des galizischen Landesschulrathes wegen Mangels an Lehrkräften keinen Unterricht genossen. 2000 Classen stehen daselbst aus diesem Grunde leer, trotzdem 1000 ungeprüfte Lehrer (ohne jedes Zeugnis) in Verwendung stehen. 3000 galizische Gemeinden haben überhaupt keine Schule. Ist es unter solchen Verhältnissen anders möglich, als dass in einzelnen Ländern $^{3}/_{4}$ der Bevölkerung weder lesen, noch schreiben können?

So weist Galizien 68%, Bukowina 79%, Dalmatien 82% Analphabeten auf. Und da wollte jemand bezweifeln, dass Oesterreich ein civilisierter Staat ist? Während Schweden 0·6%, Dänemark 0·8% des Lesens und Schreibens unkundige Bewohner verzeichnet, betragen Oesterreichs Analphabeten im Durchschnitte 29% der Erwachsenen. Nicht erfreulicher als um die äußeren Verhältnisse ist es um das innere Wesen unserer Volksschulen bestellt. In Oesterreich dürfen die Kinder weder zur Wahrheit, noch zur Vernunft erzogen werden, sondern zu voreingenommenen, nichts denkenden Menschen. Der Cultus drückt dem Schulwesen den Stempel auf, da sich der Minister für Cultus und Unterricht um einen vernünftigen Unterricht schon lange nicht mehr zu kümmern scheint. Unumschränkter Bureaukratismus verleidet dem Lehrer die Freude am Berufe und drückt seine Thätigkeit zur mechanischen Arbeit herab. Ohne Rücksichtnahme auf thatsächliche Bedürfnisse muss nach der Schablone unterrichtet werden, trotz des gesetzlich gewährleisteten Rechtes auf Freiheit der Methode, die man heute nur mehr vom Hörensagen kennt. Das Urtheil der Lehrerschaft, die gewiss die Mängel der Schule am besten kennen muss, wird ignoriert, auch dort, wo die Behörden durch das Gesetz gezwungen sind, deren Meinung zu hören. Erst im Mai konnte man das erhebende Schauspiel erleben, dass die gesammte Wiener Lehrerschaft ein vom Bezirksschulinspector Stejskal verfasstes Lesebuch nahezu einstimmig (von 4000 Lehrpersonen waren nur 200 dafür) verwarf, dass aber trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, dieses Lesebuch in dreizehn Wiener Gemeindebezirken den Kindern aufgedrängt wurde. Dieses Lesebuch zeigt deutlich, welchen Geist man in der Schule wünscht. Gemüthsbildende Lesestücke verschwinden immer mehr, um solchen religiösen Inhaltes Platz zu machen. Man scheut sich nicht mehr, offen für die katholische Religion Propaganda zu machen und andere Confessionen als minderwertig, geradezu verächtlich erscheinen zu lassen. So findet sich, um nur ein Beispiel vorzuführen, in Kummers Lesebuch II in dem Lesestücke „Herzog Ingos Mahl“ folgende Stelle: „Da Ihr noch Heiden seid, könnt Ihr nicht mit denjenigen an einem Tische sitzen, welche in dem heiligen Quell gereinigt (getauft) sind“. Die Schule wird, ganz im Gegensatze zu ihrem Zwecke, für diese Welt tüchtige Menschen zu bilden, in den Dienst der Kirche gestellt und genöthigt, die Menschen auf das Jenseits vorzubereiten. Hört man aber einen Gegner der Schule, oder liest ein clericales Blatt, so vermeint man, unsere Schulen seien Brutanstalten von Wüstlingen, Umstürzlern und Anarchisten. Wenn die Kinder in der Schule etwas lernen, was für das reifere Alter gehört, so geschieht es in der Religionsstunde. Zum Beweise einige Citate aus dem großen Katechismus: Auf Seite 24: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, und zwischen deinem Samen und ihrem Samen“. Seite 101 und 102: „Jeder wird versucht, indem er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird: denn wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde“. Seite 173: „. . . und es werden zwei in einem Fleische sein“. Seite 180: „Die Unzüchtigen und Ehebrecher wird Gott züchtigen“. Seite 175: „Ich will vervielfältigen die Schmerzen deiner Schwangerschaften, in Schmerzen sollst du Kinder gebären“. Das ist nur eine kleine Blütenlese, denn wollte man alles anführen, was geeignet ist, unsittlich auf die Kinder einzuwirken, würde es an Raum mangeln. Fände sich nur ein solcher Satz in irgend einem Lehrbuche, im Unterrichtsministerium würde man den Autor, der es wagte, um die Approbation des betreffenden Buches anzusuchen, für verrückt halten. Die allmächtige Kirche aber darf den Kleinen alles bieten, weil es in der Religion zur ewigen Seligkeit führt. Wenn die Kinder in unseren Schulen nicht religiös genug erzogen werden, so ist es nur die Schuld der Geistlichen, die in der großen Mehrheit viel zu wenig pädagogisch gebildet sind, um den Kindern den Religionsunterricht interessant und angenehm zu machen. Mangel an Disciplin und mechanisches Auswendiglernenlassen sind die Hauptsünden der meisten Katecheten.

Dass ein kleiner Bruchtheil der Kinder verroht, auch daran ist nicht die verlästerte Neuschule, daran sind einzig und allein die socialen Verhältnisse und jene schuld, welche das Elend der Massen auf dem Gewissen haben. Wo die Eltern gezwungen sind, außerhalb des Hauses ihrem Erwerbe nachzugehen, sind die Kinder sich selbst überlassen, streichen dann unbeaufsichtigt in den Gassen umher und gerathen in schlechte Gesellschaft. Von einem Staate, der die Pflicht hätte, Kinderbewahranstalten, Kinderhorte, Schulküchen ꝛc. zu errichten, merkt man nichts. Millionen liegen in den Cassen der Capitalisten und der Klöster, wo bleiben aber die Tugendprediger und frommen Brüder, die um das Seelenheil anderer so besorgt sind, wo es gilt, Humanitätsanstalten zu errichten? Will man Tugend predigen, so muss man es den Menschen zuerst möglich machen, tugendhaft zu werden. Die Kinder der Reichen können auf der Gasse nicht verkommen; was aber kümmern den Staat Proletarierkinder? Zum Steuerzahlen braucht man keine Bildung! Millionen Steuern presst der Staat aus den Schichten der Armen, und seine Gegenleistung besteht darin, dass er für ein Proletarierkind durch die acht Jahre, während welcher es die Schule besucht, die lächerliche Summe von 93 Kreuzern ausgibt. Ganz anders ist für die Söhne der Reichen gesorgt; ein Hochschüler kommt den Staat auf mindestens 1421 fl., ein Hörer der Hochschule für Bodencultur auf 3000 fl. zu stehen. Während er zu den Erfordernissen der Hochschulen 99·2% und zu denen der Mittelschulen 74·3% beiträgt, zahlt er von je 100 fl., die für Volksschulen erforderlich sind, 90 Kreuzer. An der Volksschule haben eben die Besitzenden kein Interesse, da sie ja in der Lage sind, ihre Söhne von Hauslehrern

und Erziehern mit bedeutendem Kostenaufwande hinausdrillen zu lassen. Durch die großen Kosten, die der Besuch höherer Schulen heute mit sich bringt, ist die Bildung ein Privilegium der Reichen geworden, und tausende Talente müssen verkümmern, weil der Unbemittelte nicht die Mittel aufbringen kann, die Kinder studieren zu lassen. Und doch sollte man meinen, der Staat hätte das größte Interesse daran, die Verwaltung den fähigsten Söhnen der Nation anzuvertrauen. In Oesterreich hat man sich eben noch nicht zu der Ansicht aufgeschwungen, dass das Volk der Staat ist, und meint, dieser bestehe nur aus den wenigen, mit Gütern begabten Menschen. Welcher Tendenz unsere weisen Staatslenker gegenüber allgemeiner Bildung huldigen, ersieht man daraus, dass die Staatsstipendien für Lehramtszöglinge, also für jene, welche sich der Bildung des Volkes widmen wollen, von 200.000 fl. auf 80.000 fl. herabgesetzt wurden. Dadurch, dass der Staat die Schullasten auf die Gemeinden überwälzt hat, diese aber oft beim besten Willen nicht in der Lage sind, die Kosten eines Schulbaues zu tragen, werden Zustände gezeitigt, die geradezu eine Schande des Jahrhunderts sind. Nicht selten werden einzelne Classen in Privathäusern und Schanklocalen untergebracht, wie sich das erst vor ganz kurzer Zeit z. B. in Ybbsitz ereignete, wo in einem Tanzlocale unterrichtet und in einer Scheune geturnt wurde. In Oesterreich scheint man nur darnach zu streben, für einen Großstaat, nie aber darnach, für einen Culturstaat angesehen zu werden.

Ueberall, wo man den Wert ausgiebiger Bildung erkannt hat, sorgt man dafür, dieselbe den Massen leicht zugänglich zu machen. Während in der kleinen Schweiz, in Paris, in den Vereinigten Staaten u. s. w. die Lernmittel allen Kindern unentgeltlich verabfolgt werden, werden in Wien 50.000 fl. von der für Armenlernmittel eingesetzten Summe gestrichen, die Armen aber, welche um Verabfolgung derselben ansuchen, auf alle mögliche Weise chicaniert. So wurden einem Kinde die Lernmittel verweigert, weil es unehelich war, anderen weil der Vater politischer Gegner des derzeitigen Gemeinderegimes ist. Die Folgen solcher Knickerei stellten sich bald ein. Die Kinder blieben monatelang ohne die nöthigen Lernmittel, und der Unterricht kam zu Schaden. Dass unter der Verwaltung solcher Bildungsfeinde mit ihrem socialpolitischen Unverstande weder an die Verköstigung, noch an Bekleidung armer Schüler oder gar an die Errichtung von Kinderbewahranstalten oder Kinderhorten gedacht wird, ist selbstredend. Dort, wo man die Schule ignoriert und vernachlässigt, kümmert man sich in der Regel auch nicht um die Lehrer. Die materiellen Verhältnisse der Lehrerschaft zu regeln, wurde den Landtagen überlassen, und damit waren die Jugendbildner den politischen Parteien ausgeliefert. Als es galt, den Wechsel einzulösen, den man dem Lehrer durch den § 55 des Reichsvolksschulgesetzes ausgestellt, die materiellen Verhältnisse so zu gestalten, dass er eine Familie standesgemäß erhalten und sich dem Lehramte ohne hindernden Nebenverdienst widmen könne, da zeigte sich eine rührende Uebereinstimmung aller politischen Parteien. Die Clericalen im heiligen Lande Tirol, wie die Liberalen in Mähren, die radicalen Czechen in Böhmen, wie die Deutschnationalen in Steiermark, die Christlichsocialen, die sonst alles retten in Niederösterreich, wie die Italiener im Küstenlande, alle, alle stimmten darin überein, dem Lehrer das zu verweigern, worauf er seit dreißig Jahren rechtmäßigen, gesetzlich verbürgten Anspruch hat. Wer aber ein Feind der Lehrer ist, der ist auch ein Feind der Schule, denn alles, was an ersteren verbrochen wird, rächt sich an den Kindern, weil nur derjenige mit Ruhe und Freude seinem schweren Amte obliegen und den Kindern unverdrossen und liebevoll entgegenkommen kann, der der Noth und der Sorgen überhoben ist. Wie aber sorgen die Länder für die, denen sie ihr größtes Gut, die Jugend, anvertrauen! Mehr als die Hälfte der Lehrer Oesterreichs beziehen weniger als 600 fl. Gehalt, wobei freie Wohnung und sonstige Bezüge bereits eingerechnet sind. Ein Viertel aller Lehrpersonen, über 19.000, erhält weniger als 400 fl., und mehr als 1500 Lehrer (Lehrerinnen) nicht einmal 200 fl. Gehalt. Im heiligen Lande Tirol lässt man 54 Procent der Lehrer mit weniger als 200 fl. hungern. Wenn in einzelnen Ländern scheinbare Gehaltsregulierungen vorgenommen werden, so hat die Lehrerschaft alle Ursache, sich davor zu fürchten, denn gewöhnlich wird einem Theile das gegeben, was dem anderen genommen wird. Bei der letzten Gehaltsregulierung zahlte die Lehrerschaft des Badener Bezirkes nicht weniger als 10.000 fl. darauf. Aehnlich verhielt es sich in Böhmen. Weil man nichts Vernünftigeres ausfindig machen konnte, bemaß man das Einkommen des Lehrers nach der Einwohnerzahl seines Anstellungsortes, denn es gieng doch nicht gut an, die mittlere Jahrestemperatur als Maßstab zu nehmen. Selbstverständlich musste wieder ein großer Theil daraufzahlen. Unter solchen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, wenn Lehrer Hungers sterben, denn jeder denkende Mensch muss einsehen, dass es einem erwachsenen Menschen unmöglich ist, sich für 200 fl. jährlich entsprechend ernähren und kleiden zu können. Solche Fälle ereigneten sich thatsächlich in Gronkow bei Neumarkt, wo Fräulein Korczynska mit einem Monatsgehalte von 16 fl. verhungerte, und in Bubiszani bei Pomerzani, wo Lehrer Ludwig Czomber bei einem Monatsgehalte von 17 fl. Hungers starb. Man kann ruhig sagen: 99 Procent aller Lehrer sind trotz des § 55 auf hindernden Nebenverdienst angewiesen, weil sie von ihrem Einkommen als Lehrer nicht leben können.

In ganz Oesterreich existiert kein Ort, wo ein Lehrer mehr als 400 fl. Anfangsgehalt hätte, und in der Reichshaupt- und Residenzstadt, wo das goldene Wienerherz jetzt christliche Orgien feiert, ist es mit der Ausbeutung der Lehrer nicht besser bestellt als in Galizien. Als pädagogischer Taglöhner, von dem Unglücke seiner Collegen lebend, beginnt hier der Lehrer seine Laufbahn. Solange eine Lehrkraft krank ist, ist der junge Mann versorgt, muss aber jeden Tag fürchten, brotlos zu werden. 42 fl. verdiente auf diese Weise vor zwei Jahren ein Lehrer im Laufe von zehn Monaten. Eine längere sorgenlose Zeit beginnt für den jungen Pädagogen erst dann, wenn er zum provisorischen Unterlehrer oder Substituten avanciert, wo ihm ein Einkommen von 400 fl. gesichert wäre, würden in Wien nicht Christlichsociale, sondern Christen regieren, denn diese 400 fl. bekommt der Betreffende nicht. Die Gemeindeprotzen gehen im Sommer in Bäder und Sommerfrischen und meinen, da sie während dieser Zeit einen provisorischen Unterlehrer gar nicht brauchen, möge er desgleichen thun. Sie scheinen aber zu vergessen, dass diese Lehrer auch Geld brauchen, sonst könnte man maßgebenden Ortes nicht so schmutzig sein, diesen armen Teufeln während der Ferien den Gehalt zu verweigern. 280 junge Lehrer wurden mit 15. Juli aufs Pflaster gesetzt, und es hätte zur Vervollständigung dieses brutalen Actes nichts gefehlt, als dass die Polizei diese 280 Lehrer wegen Subsistenzlosigkeit abgeschoben hätte. Wie in Wien ein Lehrer mit 330 fl. standesgemäß leben, sich anständig kleiden und außerdem fortbilden soll, dürfte selbst dem ärgsten Lehrerfeinde ein Räthsel sein. Hier hätte Herr Dr. Lueger, als Vorsitzender der Wiener Bezirksschulrathes, ein Feld zum „retten“, und übereifrigen Inspectoren die Gelegenheit zu nehmen, provisorische Unterlehrer ihrer abgeschossenen Röcke wegen am Dienstantritte zu hindern. Leider versteht sich Dr. Lueger besser darauf, gegnerische Lehrer mit der Hungerpeitsche zu behandeln als Socialpolitik zu betreiben. Wer nicht ins christliche Horn stößt, wird bei Besetzungen schonungslos übergangen, und provisorische Lehrkräfte mit acht bis zehn Dienstjahren gehören nicht mehr zu den Seltenheiten. Zählt man dazu die vielen Dienstjahre, die solche Leute als definitive Lehrkräfte zubringen müssen (der Unterlehrerschematismus weist Unterlehrer mit acht bis zwölf definitiven Dienstjahren aus), so ist die Hälfte der Lebenszeit längst überschritten, wenn in Wien ein Lehrer ein Einkommen von 1100 fl. erreicht. Damit ist aber seine Carrière abgeschlossen, denn Schulleiter werden nur politische Streber, Schoßkinder und Charaktere von der Qualität der Tomola, Stift u. s. w. Um kein Haar besser sind die Avancementsverhältnisse am Lande, denn in Mähren z. B. gab es noch vor ganz kurzer Zeit Unterlehrer mit zehn bis zwanzig Dienstjahren. Diese schlechten Vorrückungsverhältnisse haben in erster Linie in der ganz ungesetzlichen Systemisierung der Lehrstellen ihren Grund. Im Gesetze heißt es: ein Drittel der Lehrstellen kann mit Unterlehrern besetzt werden. Da aber an zweiclassigen Schulen ein Ober- und ein Unterlehrer angestellt werden, so sind das 50 Procent. Ganz so ist das Verhältnis an vier- und fünfclassigen Schulen, wo zwei Unterlehrer in Verwendung sind. In Würbenthal (Schlesien) existiert eine vierclassige Schule mit einem Oberlehrer und drei Lehrern. Beiden Unterlehrern wurde vom Ministerium der Titel Lehrer verliehen, weil man sich wahrscheinlich schämte, jemanden lebenslänglich zum Unterlehrer zu verurtheilen, der seine Pflicht musterhaft erfüllt. Mit dem Gehalte, da hinkt es freilich, und von dem Titel werden die zwei Unterlehrer, die durch Familienverhältnisse an den Ort gebunden sind, nicht satt. Ein ganz eigenartiges System hat sich in dieser Beziehung Wien zurecht gelegt. An einer neuerrichteten Schule werden acht bis zehn provisorische Unterlehrer verwendet. Dieser Zustand dauert drei Jahre, und unglaublicherweise versucht man sogar, sich dabei auf das Gesetz zu stützen, welches vorschreibt, dass dort eine Schule zu errichten ist, wo der dreijährige Durchschnitt die nöthige Schülerzahl aufweist. Sollte sich nun in Wien bei Errichtung einer Schule diese Nothwendigkeit noch nicht ergeben? Wenn nicht, warum baut man sie? Im anderen Falle aber ist es eine Schmutzerei, die Gemeindegelder auf Subventionen frommer Vereine und Kirchenbauten hinauszuwerfen, die Lehrer aber durch drei Jahre um ihr Avencement zu bringen. Der Wiener Bezirksschulrath ist vollkommen im Unrechte, wenn man glaubt, das Gesetz nach christlichsocialer Art auslegen zu können.

Wie um die materiellen Verhältnisse, so ist es auch um die sonstigen Rechtsverhältnisse der Lehrer bestellt. In unserem gesegneten Vaterlande scheint man nicht zu wissen, dass nur Charaktere Charaktere erziehen können, denn hier dürfte man dem Anscheine nach Gesinnungslumpen vorziehen, die sich der gerade herrschenden Partei anzupassen vermögen, oder Leute, die überhaupt keine Meinung haben. Wäre es sonst erklärlich, dass Lehrer, die im Amte gewissenhaft ihre Pflicht erfüllen, unausgesetzt verfolgt werden, weil sie sich erlaubten, an den miserablen Verhältnissen Kritik zu üben?

Solange unsere Staatsgrundgesetze bestehen, sind die Lehrer Staatsbürger wie alle anderen, und als solche berechtigt, von den im Gesetze gewährleisteten Rechten Gebrauch zu machen. Doch nicht genug, dass man unliebsame Lehrer in Disciplinaruntersuchung zieht, bis vor ganz kurzer Zeit noch mussten sie sogar das Material zur Anklage liefern, weil man es nicht der Mühe wert fand, ihnen, wie es das Gesetz vorschreibt, den Thatbestand vorzuhalten. Eine entsprechende Anklageschrift wird heute noch nicht ausgefolgt, trotzdem der Lehrer nach dem Gesetze das Recht hat, sich schriftlich zu vertheidigen. *Wie* er gegen eine Behauptung, zu der meistens der Nachweis fehlt, polemisieren oder die Gründe für seine Handlungsweise bekannt geben soll, nachdem ihm die Anklage *einmal vorgelesen* wurde, darüber haben sich weder der Bezirksschulrath, noch der niederösterreichische Landesschulrath, die erst kürzlich eine diesbezügliche Beschwerde abwiesen, näher ausgedrückt. Selbst einen Vertheidiger zu nehmen, der jedem Verbrecher ex offo beigegeben wird, ist dem Lehrer untersagt. Dem Ganzen setzt aber die Thatsache die Krone auf, dass der Bezirksschulrath Ankläger und Richter in einer Person ist. In welcher Weise da das Gesetz gehandhabt wird, kann man sich denken. Verfolgt man die Disciplinaruntersuchungen der letzten zwei Jahre, so muss man sich verwundert fragen, ob wir denn in einem Rechtsstaate leben? Vor wenigen Wochen wurde ein Oberlehrer in Mähren in Disciplinaruntersuchung gezogen, weil er Freitag Fleisch gegessen. Vier Lehrer wurden in Disciplinaruntersuchung gezogen, weil sie gegen den Vergani'schen Schulantrag gesprochen. Zwei Lehrern wurde auf Lebenszeit das Quinquennium entzogen,*) weil sie einen Wahlaufruf unterschrieben. Andere Verbrechen bestehen darin, dass Lehrer für freisinnige Schulblätter schreiben, Chormeister in einem Arbeitergesangvereine sind u. s. w. Wer erinnert sich nicht noch an die brutale Entlassung der fünf provisorischen Unterlehrer in Wien (ohne jede Untersuchung), von denen sich einige am öffentlichen Leben gar nicht betheiligten und nur das Opfer gemeiner Denunciation wurden? Aber noch ganz andere Früchte zeitigen die Kautschukparagraphen unseres Schulgesetzes. In Krumau (Böhmen) verbot der Bezirkshauptmann den Lehrern der Umgebung, an Ferialtagen ihren Dienstort zu verlassen und die Stadt zu betreten. Wenn auch der Erlass zurückgezogen werden musste, so zeigt er doch deutlich, was man sich Lehrern gegenüber erlaubt. In Kärnten erschoss sich ein Unterlehrer, um den Verfolgungen des Landesschulinspectors zu entgehen; ein Lehrer drohte, den Landesschulinspector zu erschießen, und erhenkte sich, weil er zu drei Monaten Arrest verurtheilt wurde. Viele Lehrer werden, wie schon früher angedeutet wurde, nicht erst in Disciplinaruntersuchung gezogen, sondern einfach vom Avancement ausgeschlossen, wozu der *Mangel einer entsprechenden Dienstes*pragmatik und *die geheime Qualification*, dieses Unicum vormärzlicher Zeit, die nöthige Handhabe bieten. Solche Zustände müssen das Rechtsbewusstsein jedes anständigen Menschen erschüttern.

Dass Oesterreich bezüglich des Schulwesens so elende Verhältnisse gezeitigt, hat darin seinen Grund, dass man hier die Schule zum politischen Spielballe machte. Diese aber hat die einzige Aufgabe, dem Staate gebildete Menschen und tüchtige Bürger heranzubilden. Wie das erreicht werden kann, das zu beurtheilen sind in erster Linie jene berufen, welche diese schwere Aufgabe übernommen haben. Das dann der Schule zu geben, was von den Pädagogen als nothwendig erkannt wird, darin sollten die politischen Parteien wetteifern. Die Schule selbst, und in ihr die Lehrer, müssen, sollen sie ihrer Aufgabe gerecht werden, frei und unabhängig sein. Der Wert ausgiebiger Bildung wird heute von jedem Menschen erkannt, selbst von jenen, die bestrebt sind, den Fortschritt zu hemmen, die Nothwendigkeit der Bildung reclamieren aber die Besitzenden nur für sich, weil es viel leichter ist, einen Ungebildeten auszunützen; jene aber, die ein *Interesse* an einer allgemeinen Bildung haben, sind politisch nahezu rechtlos. Haben sich erst jene Classen, für die im Kampfe ums Dasein Bildung Brot bedeutet, ihr gleiches Recht mit den Besitzenden erkämpft, sind die Dunkelmänner und Stanczyken einmal zu Boden geworfen, dann erst wird Oesterreichs Augiasstall einer gründlichen Reinigung unterzogen werden können.

Zum Schlusse noch ein Wort über die neueste Verfügung des *Wiener Bezirksschulrathes* bezüglich der *Trennung der jüdischen und christlichen Kinder*. Wie die Herren den Oberbehörden gegenüber die Gesetzmäßigkeit dieser Maßregel erklären wollen, darüber dürfte sich wohl selbst der Unterzeichner des Erlasses, der ja in einem Lehrercurse die Schulgesetze erklärt und auslegt, einiges Kopfzerbrechen machen. Geradezu lächerlich aber ist es, wenn die Herren noch den Versuch machen, die Pädagogik als Ursache dieses Erlasses hinstellen zu wollen. Entweder nehmen die Herren von der derzeitigen Gemeinderathsmajorität jede beleidigende Zumuthung ruhig hin, oder sie verstehen von der ganzen Sache so wenig, dass sie im Vereine mit dem naiven Herren Schlechter das für richtig halten, was ihnen Herr Tomola von seiner einstigen Pädagogik erzählt. Die Trennung der Kinder nach Confessionen ist weder so praktisch, wie man sagt, noch pädagogisch; denn dadurch werden die Kinder schon frühzeitig auf den Unterschied der verschiedenen Confessionen aufmerksam gemacht und zu Hass, Verachtung und Ueberhebung angeleitet, es werden Gegensätze geschaffen, von denen in der Schule keine Rede sein darf. Hier sind alle gleichwertig, ob reich oder arm, jüdisch oder christlich, katholisch oder andersgläubig. Die Sache hat einen ganz anderen Hintergrund. Die Clericalen halten die Zeit für günstig, ihrem Ziele einen Schritt näher zu kommen. Mit den jüdischen Kindern hat man begonnen, die protestantischen werden nachfolgen. Hat man aber die Classen erst streng nach den Confessionen getrennt, dann wird man sogleich die Nothwendigkeit der geistlichen Schulaufsicht den Mitmenschen begreiflich machen.

Geradezu unsinnig ist es, wenn man bei der Begründung des Erlasses den Stundenplan zu Hilfe ruft, denn beim Unterrichte ist nicht dieser, sondern Stoff und Methode des Unterrichtes die Hauptsache. Es können sociale und andere Verhältnisse den Unterricht wesentlich beeinflussen, nie aber der Umstand, dass irgend eine Turnstunde um 10 oder um 11 Uhr angesetzt werden muss. Bei wem das Um und Auf des Unterrichtes nur im Stundenplane liegt, möge das Unterrichten zum Nutzen der Schule ganz stehen lassen und sich als christlicher Stadtrath nützlich machen.

Lehrer J. Hellmann.

Die Confiscationen der „Zeit“.

(Schluss der Interpellation Kronawetter.)

In der nächsten Nummer desselben Blattes, Nr. 207 vom 17. September 1898 erschien der folgende Artikel:

„Katastrophenpolitik.

Dieselbe Regierung, deren amtliche Vertreter noch vor wenigen Wochen diplomatische Höflichkeiten mit dem „General“ Komarow ausgetauscht haben, als dieser nach Prag kam, um den Slaven den Kampf auf Leben und Tod gegen die Deutschen zu predigen; dieselbe Regierung, welche noch vor wenigen Tagen säbelrasselnd der deutschen Opposition die Drohung hingeworfen hat, dass sie „auf alle Fälle gerüstet“ sei, gerüstet, um den Krieg gegen den dritten Theil der eigenen Staatsbürger wie gegen „Reichsfeinde“ bis ins Unabsehbare weiterzuführen: dieselbe Regierung, die sich zu diesem Ende nicht einmal gescheut hat, die ihr von einem Officiosus des auswärtigen Amtes treuherzig zugemuthete Achtung vor den Gesetzen, der Verfassung und den auf diese abgelegten eigenen Eiden förmlich zu dementieren; dieselbe Regierung, die eben erst das Gerücht, dass sie vor oder bei Zusammentritt des Parlaments auch nur den kleinen Finger rühren wolle, um die streitenden Parteien einander und sich selbst näher zu bringen, mit Entschiedenheit abgewiesen hat: dieselbe Regierung, die, statt die Anmaßungen Ungarns im Namen und unter Mithilfe Oesterreichs zu bekämpfen, es vorgezogen hat, mit dem Vertragsgegner, der ungarischen Regierung, ein Schutz- und Trutzbündnis gegen das österreichische Parlament und die Interessen des eigenen Landes abzuschließen: Diese bellicoseste aller Regierungen, die wir in diesem vielgeprüften Staat erlitten haben, läßst jetzt plötzlich durch ihre journalistischen Herolde, die über Nacht zu Friedensaposteln geworden sind, den Völkern Oesterreichs Versöhnung, Eintracht und Liebe zum gemeinsamen Vaterland predigen.*)

Nach all dem, was vorangegangen ist, konnte nichts im Munde dieser Regierung überraschender wirken, als die sonst so selbstverständliche Aufforderung zur Einstellung oder Milderung der gegenseitigen Feindseligkeiten im Innern. In der That hat es auch einer außerordentlichen Katastrophe bedurft, um diese Regierung zu solcher Einkehr zu bewegen. Wer aber nur erst durch die brutalen Kolbenstöße blinder Schicksale auf den richtigen Weg gewiesen wird, der mag alles andere eher sein, ein Regierungskünstler ist er sicher nicht. Gewiss, irren ist menschlich, und auch dem großen Staatsmanne kann ein Irrthum widerfahren. Aber, das ist sicher kein Staatsmann, der sich von einem einmal begangenen Fehler zu einem noch größeren und größten treiben läßst, bis eine exorbitante Katastrophe ihm Ernüchterung bringt. Der echte Staatsmann ist der ewig nüchterne Rechner, der Schritt für Schritt die Activ- und Passivseite seiner Unternehmungen veranschlagt. Er steht über seinen Irrthümern und gibt sie auch von selbst auf, sobald das Irrationelle seines Thuns sich zeigt, längstens sobald der Wert der aufzuwendenden Mittel den des angestrebten Zwecks zu übersteigen beginnt.

Wenn Oesterreich in diesen anderthalb Jahren, in welchen es zwei Dutzend Minister verbraucht hat, auch nur einen besonnenen Staatsmann an der Spitze gehabt hätte, hätte die friedliche Wendung, die jetzt so unvermittelt von Regierungsfreunden befürwortet wird, ohne eines außerordentlichen Menetekels zu bedürfen, aus einfachen vernünftigen Erwägungen schon längst herbeigeführt werden müssen. Man ziehe einmal das Facit der ganzen anderthalbjährigen Regierungsaction und man wird staunen über die Unvernunft, zu der

*) Eine Strafe, die kein Gesetz aufweist. Trotzdem erklärte sich das Reichsgericht für incompetent.

*) Das geschah in den ersten Tagen nach dem Tode der Kaiserin. Seitdem haben sie allerdings den alten Ton wiedergefunden. Anm. d. Red.

es emporgewachsen ist. Graf Badeni erließ die Sprachenverordnungen, um dadurch die 60 jungczechischen Stimmen für den von ihm abgeschlossenen, notorisch schlechten ungarischen Ausgleich zu gewinnen. Um die Sprachenverordnungen entsteht ein hitziger Streit. Und was ist das Ende? Statt das Grundübel, den Badeni'schen Ausgleich zu verbessern, erneuert und bestätigt ihn Graf Thun, um — um dadurch mit Hilfe der scrupelfreien ungarischen Regierung und des § 14 die Sprachenverordnungen aufrecht erhalten zu können. Das ist denn doch das Schulbeispiel eines circulus vitiosus. Wollte man es riskieren, den Ausgleich, im Falle unüberwindlicher parlamentarischer Widerstände, ohne Parlament zu machen, dann hätte man doch wahrlich nicht durch die Sprachenverordnungen die jungczechischen Parlamentsstimmen zu erkaufen gebraucht, von denen die Regierung ja selbst im schlimmsten Falle auch nichts Aergeres zu befürchten hatte, als eine Obstruction. Wenn die Regierung wirklich, wie sie bisher behauptet hat, den Ausgleich ohne Parlament machen und trotzdem den Jungczechen den parlamentarischen Kaufpreis dafür belassen will, dann hätte sie den Weltrecord unvernünftiger Politik erreicht. Das wäre gerade so, wie wenn einer, der, weil er den Localzug versäumt hat, den Fiaker benützen muss, außer der Fiakertaxe auch noch die Eisenbahnkarte bezahlen wollte, die er gar nicht zu verwenden in der Lage ist; Was sich Graf Badeni dachte, ein parlamentarischer Ausgleich mit Parlamentscorruption, das war nicht schön, aber konnte, wenn es gelang, noch einen Sinn haben. Worauf, nachdem dieses Project misslungen, Graf Thun lossteuert: der unparlamentarische Ausgleich mit Parlamentscorruption, das hat gar keinen Sinn mehr. Mit dem schlechten Ausgleich hat's begonnen. Wenn die Regierung das Geschäft so zu Ende führt, wie es die Eingeweihten bisher angekündigt haben, dann behält sie zum Schluss außer dem schlechten Ausgleich noch die illegalen Sprachenverordnungen auf dem Gewissen und den Verfassungsbruch dazu.

Man braucht nur solchermaßen Ausgangs- und Endpunkt dieser Regierungsaction miteinander zu vergleichen, um das Irrationelle des Vorganges einzusehen. Bei einiger Besonnenheit hätte die Regierung es schon längst begreifen und die falsche Bahn verlassen müssen. Wer so kurzsichtig ist, dass er die Mauer erst bemerkt, wenn er mit dem Kopfe darauf gestoßen wird, der läuft Gefahr, bei der nächsten Wendung abermals in irgend eine andere Mauer hineinzulaufen. Das ist denn auch ungefähr die Art österreichischer Regierungen in den letzten Jahrzehnten gewesen. Immer musste erst eine Katastrophe kommen, ehe die Regierung sich eines Besseren besann. Kaum aber war die Katastrophe überstanden, verfiel man wieder in die alten Fehler. Die ganze neuere Geschichte der inneren Politik Oesterreichs besteht aus verfehlten reactionären Experimenten, unterbrochen durch zeitweilig bessernde Katastrophen. Fürst Metternich tyrannisierte so lange darauf los, bis die Revolution seiner Thätigkeit ein Ziel setzte. Die Regierung gab in aller Eile dem Volke die geforderten Freiheiten. Aber kaum war die Revolution zu Ende, so wurden 1849 auch die Freiheiten zurückgenommen und die Reaction trat neuerdings ihre Herrschaft an, bis der unglückliche italienische Feldzug 1859 ihrem Treiben Einhalt gebot. Die schönen Hoffnungen, die man an das Octoberdiplom knüpfte, wurden schon 1861 wesentlich eingeschränkt und 1865 mit der Verfassungssistierung vollständig vernichtet, bis endlich 1866 die Katastrophe von Königgrätz hereinbrach. Wenige Jahre nach der 1867er Verfassung versuchte das Ministerium Hohenwart 1871 einen Rückfall, der aber rechtzeitig aufgehalten wurde. Erst dem Grafen Taaffe 1879 gelang er. Mit großem Geschick wurden dann die Völker auseinanderregiert, bis 1889 der erschütternde Todesfall des Kronprinzen die Regierung zur Besinnung ruft. Sie knüpft die deutsch-czechischen Ausgleichsverhandlungen an, doch die versöhnliche Stimmung reicht nicht so lange, als der böhmische Ausgleich zu seiner Durchführung braucht, und alsbald wird mit dem Auseinanderregieren wieder von vorne angefangen.

Diesmal ist es aber sehr gründlich betrieben worden, wie die Trostlosigkeit der gegenwärtigen Verhältnisse beweist. Wenn erst und nur eine traurige Katastrophe die Wendung zum Bessern bringen soll, so könnte selbst daraus noch nicht viel Trost für die Zukunft erwachsen. Denn dann ist zu befürchten, dass die alten Unbesonnenheiten über kurz oder lang zurückkehren werden. Ein echter Staatsmann muss auch ohne Katastrophen den richtigen Weg zu finden wissen."

Auch diese Nummer wurde beschlagnahmt. Als Grund gab die k. k. Staatsanwaltschaft Wien die Stelle von „Dieselbe Regierung" bis „Vaterland predigen" und die Stelle „Wenn die Regierung wirklich" bis „Verfassungsbruch dazu?"

Wenn man diese Stellen nicht aus dem Zusammenhang herausreißt, sondern, wie dies oben geschehen, im ganzen Zusammenhange des Artikels betrachtet, wird man nicht leugnen können, dass sie eine durchaus wahrheitsgemäße, in den maßvollsten Ausdrücken gehaltene Darstellung der gegenwärtigen politischen Lage geben.

Die beiden Confiscationen sind, selbst nach der genugsam bekannten österreichischen Confiscationspraxis, schlechthin unverständlich, wenn man nicht annimmt — wozu man angesichts solcher horrender Censurstückchen allerdings genöthigt ist — dass die k. k. Staatsanwaltschaft sich nicht die Mühe gegeben hat, die Artikel im Zusammenhange zu lesen und aufzufassen.

Die Unterzeichneten stellen deswegen die Anfrage:

„Ist der Herr Justizminister geneigt, die k. k. Staatsanwaltschaft Wien dahin zu instruieren, dass sie die ganzen Artikel lesen und verstehen muss, ehe sie einzelne Stellen daraus confisciert?"

Bevölkerungswachsthum und Boden.

Wie die Leser der „Zeit" bemerkt haben werden, besteht zwischen Oppenheimer, dessen Theorie Dr. Gumplowicz in Nr. 202 und 203 erörtert hat, und mir die innigste Uebereinstimmung in den Grundansichten. Beide halten wir die Trennung immer größerer Arbeitermassen vom wichtigsten Arbeitsinstrument, vom Boden, für die eigentliche Ursache aller heutigen socialen Uebel, beide machen wir daher den Großgrundbesitz, der diese Trennung schon vor dem Beginn eigentlicher Uebervölkerung bewirkt, für jene Uebel verantwortlich, beide finden wir die Forcierung des Exports, zu der sich die absolut oder relativ übervölkerten Culturstaaten gezwungen sehen, und namentlich die unter dem Vorwande der Seelenrettung vorgenommene Behosung der Naturvölker unvernünftig, lächerlich und gefährlich. Was mich von Oppenheimer unterscheidet, ist der Umstand, dass ich mit Gumplowicz die Einseitigkeit seiner Theorie erkenne. Sie ist eine jener wissenschaftlich erlaubten Isolierungen einer von vielen zusammenwirkenden Ursachen, die praktisch nothwendig sind (wie denn z. B. der Mechaniker die Größe der Leistung jeder Kraft zunächst für sich berechnen, von der sie vermindernden Reibung und anderen Widerständen absehen muss), die man aber in der Praxis niemals zur ausschließlichen Norm machen darf. Wie leicht die von Oppenheimer gewählte Isolierung in die Irre führen kann, will ich an einer seiner Behauptungen zeigen, die er in seinem ersten Buch (Siedlungsgenossenschaften) aufgestellt und im zweiten (Großgrundeigenthum und sociale Frage, S. 62) wörtlich wiederholt hat:

„Der Satz, dass die Bodenfläche eines Landes eine gegebene Größe ist, ist ein lediglich geometrischer Gemeinplatz. Wirtschaftlich besagt er äußerst wenig. Man kann im Gegentheil sagen, dass innerhalb gewisser, sehr weiter Grenzen die Bodenfläche eines Landes anwächst proportional seiner Bevölkerung. Damit soll gesagt sein: entsprechend dem Wachsthum eines Volkes wächst auch die Zahl der selbständigen Landwirte, welche sein Boden ernähren kann. Je mehr nämlich ein Volk an Zahl zunimmt, umso größer wird die Arbeitstheilung, umso vollkommener die Werkzeuge, mit denen der Landwirt produciert, umso freier von Nebenberufen seine Zeit für seinen Hauptberuf und darum wächst der Rohertrag seines Ackerstückes. Und gleichzeitig wird die Nachfrage nach landwirtschaftlichen Producten und das Angebot von Gewerbeerzeugnissen immer größer: und darum wächst in gleichem Maße, von zwei Seiten her, die Kaufkraft der Producte der Landwirtschaft, also ihr Reinertrag. Diese Fortschritte der Technik und diese Wertsteigerung der Erzeugnisse intensivieren nun den Ackerbau. Und das Merkmal der Intensität ist, dass mehr menschliche Arbeitskräfte auf der Bodeneinheit thätig sind. Insofern kann man also aussprechen, dass der Boden proportional der Bevölkerungszunahme wächst."

Hier ist zunächst ein kleiner Rechenfehler zu corrigieren. Von einer Seite her wird bei der vorausgesetzten Entwickelung der Reinertrag des Landwirts zweifellos wachsen: die Verbilligung der Industrieerzeugnisse durch den technischen Fortschritt wird bewirken, dass dasselbe Quantum Korn, Milch oder Fleisch eine immer größere Menge von Kleidern, Geräthen, Werkzeugen und Luxusartikeln kauft. Und in dieser Weise wächst der Reinertrag des Bauern heute schon augenfichtlich: Kleinbauern, deren ganze Wohnungseinrichtung vor 50 Jahren in einer die Wand entlang laufenden Bank, einem plumpen Tisch, einigen Schemeln, einem Schüsselbrett und einer Truhe bestand, haben heute eine Nussbaumgarnitur sammt Pianino und Gardinen an den Fenstern, von der Wäsche und Garderobe gar nicht zu reden. Aber von der zweiten Seite her darf der Reinertrag des Bauers nicht wachsen, wenn Oppenheimers Gebäude nicht schon durch diesen einen kleinen Constructionsfehler zu Falle gebracht werden soll: die vermehrte Nachfrage nach Brot darf den Reinertrag nicht steigern, vielmehr muss mit der steigenden Nachfrage die steigende Production gleichen Schritt halten, so dass die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, falls sie nicht gleich den Industrieerzeugnissen immer wohlfeiler werden, wenigstens trotz der stetig steigenden Nachfrage denselben Preis behalten. Geschieht das nicht, bewegen sich die Preise für Nahrungsmittel und Rohstoffe, denen der Gewerbeerzeugnisse entgegengesetzt, aufwärts, dann bekommen wir die schlimmste aller socialen Nöthe: eine allgemeine dauernde Hungersnoth der gewerblichen Bevölkerung.

Diese Correctur vorausgesetzt, besagt Oppenheimers Satz zweierlei: 1. Dass bei wachsender Bevölkerung die Körner- und Viehproduction in noch stärkerem Maßstabe als die Bevölkerung wachse und dass daher die Volksernährung nicht schwieriger sondern leichter werde. Dasselbe behaupten bekanntlich die entschiedensten Gegner Oppenheimers, die unter der Führung von Großgrundbesitzern und im Dienste des Großgrundbesitzes agitierenden Agrarier, und sie gründen auf diese Behauptung die Forderung von Sperrzöllen für

Vieh und Getreide. Dass die Behauptung „innerhalb gewisser Grenzen" richtig ist, beweist die enorme Steigerung der Getreideproduction in den landwirtschaftlich fortgeschrittenen Staaten Europas, namentlich auch in Ungarn, wie unter anderem Stefan von Tisza in seiner Schrift „Ungarische Agrarpolitik", bezeugt. 2. Jene Behauptung besagt aber auch, dass mit wachsender Bevölkerung der Boden in immer kleinere Parcellen getheilt werden müsse. Mit der bloßen Productenvermehrung wäre dem Volke nicht gedient, wenn nicht zugleich das Grundübel, die Trennung immer größerer Massen vom Boden, aufgehoben würde, weil dann nicht allein das ärgste Leiden, die Existenzunsicherheit, immer größere Kreise ergreifen würde, sondern auch die geringeren, an sich freilich keineswegs kleinen Uebel, wie ungesunde Wohnung und Ausschluss vom Naturgenuss, bestehen bleiben würden, und die schwindende Kaufkraft der gewerblichen Arbeiter den steigenden Ueberfluss der landwirtschaftlichen Production nicht aufzunehmen vermöchte. Alle diese Uebel müssen, wie gesagt, bei stetiger Volkszunahme ohne fortschreitende Verkleinerung der Wirtschaftsbetriebe bestehen bleiben, ja immer ärger werden, weil ja aus bekannten Gründen die gleiche landwirtschaftlich benützte Fläche desto weniger Arbeiter beschäftigt, je größer der Betrieb ist, zu dem sie gehört, weil auf dem Großgut die Bebauer des Bodens nicht seine Besitzer sind, und weil überdies die ländlichen Lohnarbeiter, wenn sie nur irgend können, einem natürlichen Zuge folgend, in die Stadt oder übers Meer fliehen.

Nun ist aber — hier treten die Reibungen und Gegenwirkungen hervor, die Oppenheimers Theorie theilweise aufheben — die Productionsvermehrung unlöslich mit dem Großgut verbunden. Zunächst muss hervorgehoben werden, dass Oppenheimers Satz, wie er selbst einräumt, nur innerhalb gewisser, wenn auch sehr weiter Grenzen gilt. Er wird also keine solche Absurdität behaupten wollen, wie etwa die wäre, dass das Königreich Sachsen die Nahrungsmittel für die ganze heutige Bevölkerung des Deutschen Reiches erzeugen könne und dass es zugleich diesen 52 Millionen einen genügenden Arbeits- und Spielraum darbiete. Beim gegenwärtigen Stande der Productivität sind nach Conrad (Schönbergs Handbuch der politischen Oekonomie I, S. 256) in Deutschland durchschnittlich zwei Hektar zur Erzeugung der Brotfrüchte für eine Bauernfamilie nothwendig, auf schlechtem Boden und wo viel Handelsgewächse gebaut werden oder die Viehzucht vorherrscht, vier bis fünf Hektar. Bleiben wir bei zwei Hektaren! Von den 54 Millionen Hektaren des Bodens des deutschen Reiches werden ungefähr 36,000.000 landwirtschaftlich benützt, und wesentlich mehr lassen sich nicht gewinnen; unsern Wald können wir uns nicht verkleinern lassen und die, übrigens nicht ganz unbenützt daliegenden, 2,000.000 Hektar Moorboden sind nicht der Rede wert. Es könnten also allerhöchstens 18 Millionen Familien versorgt werden, und diese Zahl wird nach wenigen Jahren erreicht sein. Nun soll ja freilich der Theorie nach nur die Hälfte der Bevölkerung aus Landwirten, die andere aus Gewerbetreibenden bestehen (die weniger zahlreichen Berufsstände, wie die der Beamten, lassen wir der einfacheren Rechnung wegen außer Ansatz), so dass also bei einer Bevölkerung von 18 Millionen Familien oder 70 bis 80 Millionen Köpfen die 9 Millionen ländlichen Familien mit je vier Hektaren ausgestattet werden könnten. Aber diese Verdoppelung wäre auch nothwendig, weil ja jede Bauernfamilie die Nahrungsmittel nicht bloß für sich, sondern auch noch für eine gewerbetreibende Familie zu erzeugen hätte. Zwar pflegt ein Kleinbauer, der zwei Hektare hat, eine Kuh zu halten, unter Umständen zwei, Milch und Butter, jährlich ein Kalb, meist noch ein Schwein, und vielleicht einige Sack Kartoffeln oder einen Sack Erbsen oder einige Rüben zu verkaufen; aber alles, was er verkauft, macht zusammengenommen beiweitem noch nicht das zur guten Ernährung einer Familie erforderliche Lebensmittelquantum aus. Mag sein, dass, wie die vegetarischen Wurzel- und Obstfanatiker behaupten, beim Spatenbau schon eine weit geringere Fläche zur Ernährung einer Familie hinreicht. Aber wir Deutschen sind einmal der überwiegenden Mehrzahl nach keine Wurzelesser, und außerdem mögen wir nicht auf die Culturstufe der Wurzelesser zurücksteigen; die Gesammtcultur eines Volkes steht nämlich mit seiner Agricultur in innigster Wechselwirkung.

Dann aber die Hauptsache! Der heutige Kleinbauer, der dem Boden einen hohen Rohertrag abgewinnt, erzielt diesen Erfolg nicht isoliert, sondern als Glied einer Volkswirtschaft, die auch große Bauernwirtschaften, Rittergüter und Domänen umfasst.

Es ist sehr fraglich, ob, wenn diese größeren landwirtschaftlichen Betriebe fehlten, die kleinen dasselbe leisten würden, wie heute, oder vielmehr, es ist gar keine Frage, dass das nicht der Fall sein würde.

Der hohe Ertrag, den heute der Boden gewährt, ist der Fruchtwechselwirtschaft, der Ackerbauchemie, der Thierphysiologie, der Culturtechnik, der Drainage zu danken. Auf einem Areal von nur zwei Hektaren kann aber eine vollkommene Fruchtwechselwirtschaft nicht durchgeführt werden; es ist zu klein dazu. Außerdem gehört Vieh nicht allein der Fleisch- und Milchproducte, des Leders und der Wolle wegen zur Volkswirtschaft im allgemeinen, sondern ist des Düngers wegen und als Arbeitsvieh auch zur Ackerbestellung nothwendig. In Betrieben von zwei Hektaren kann aber die für die Volkswirtschaft im ganzen nothwendige Menge von Vieh nicht gezogen werden. Von Pferden ist da keine Rede, von Zugochsen auch nicht. Und bei noch weniger weicht die Kuh der Ziege. Und woher soll der Kleinbauer seine Kuh nehmen, wenn es keine Stiere gibt? Die können aber nur auf mittleren und großen Gütern gehalten werden.

Endlich aber würden Fruchtwechselwirtschaft, Ackerbauchemie und die übrigen Errungenschaften der landwirtschaftlichen Technik ohne das Großgut gar nicht existieren, und alle Theoretiker der Agriculturwissenschaft bis auf Thaer und Liebig herab würden ohne Magnaten, Junker und Domänen ganz unfruchtbare Prediger in der Wüste geblieben sein. Wer hat denn die rationelle Landwirtschaft geschaffen und im Laufe der Jahrhunderte auf ihre heutige Höhe gebracht? Die altrömischen Latifundienbesitzer, Karl der Große und die Besitzer der Großgüter der karolingischen Zeit, die Klöster des Mittelalters, deren Wirtschaften ebenfalls Großwirtschaften waren, die englischen Landedelleute und Großpächter vom vorigen Jahrhundert an, und etwas später, ihnen nacheifernd und sie zuletzt überholend, deutsche Domänenpächter und Rittergutsbesitzer — adelige wie bürgerliche. Zu den Deutschen rechne ich natürlich auch die österreichischen; die ungarischen sind, wie wir von Tisza erfahren, um das Jahr 1880 nachgefolgt. Die Gelehrten in allen Ehren! Aber was hätten sie vermocht ohne die Schubart von Kleefeld, die Thünen, die Schultz-Lupitz und tausende von Gleichstrebenden! Und wieviel von dem, was die Gelehrten wissenschaftlich begründet haben, ist nicht lange vor ihnen von großen Landwirten schon empirisch gefunden und geübt worden, wie die Fruchtwechselwirtschaft von den alten Römern! Es bedarf keiner langen Auseinandersetzung, dass kostspielige Versuche, Verwendung großer Flächen zu Versuchen, bei denen oft die Ernte von mehr als zwei Hektaren riskiert wird, das Erproben neuer Düngmittel, die Anschaffung kostbarer Zuchtthiere, schon aus Gründen der Raumökonomie und dann der erforderlichen großen Geldmittel wegen nur auf großen Gütern möglich sind. Auch hat nur der größere Gutsbesitzer die für solche Reformthätigkeit nöthige Muße und Bildung. Unter den Kleinbauern gibt es noch heute welche, die sagen: „was die Herren aus der Stadt (die Landwirtschaftslehrer) predigen, das ist alles Unsinn", und die demgemäß hartnäckig bei der Praxis ihrer Großväter bleiben.

Also mit einem Wort: die heutige Productivität auch der kleinen Landwirtschaften wird dem Großgut verdankt. Deshalb kann ich dieses nicht mit Oppenheimer als den einzigen Störer der volkswirtschaftlichen Harmonie bezeichnen und kann in den Ruf einiger Socialpolitiker: fort mit dem Großgut! nicht einstimmen. Ich halte eine Mischung von großen, mittleren und kleinen Gütern für das volkswirtschaftlich Gesündeste und halte die innere Colonisation nur dort für rathsam oder nothwendig, wo das Großgut in ungesunder Weise überwiegt. Was vom Bevölkerungszuwachs in solchen Gegenden nicht unterzubringen ist, das muss auswandern. So sehr ich auch die politische und sociale oder vielmehr antisociale Haltung der heutigen Großgrundbesitzer verurtheile, würde ich ihnen doch niemals ihre Verdienste um die Landwirtschaft und ihre volkswirtschaftliche Nothwendigkeit abstreiten. Und noch zwei andere Dinge bitte ich nicht zu vergessen: dass auch beim Gesellschaftsbau die Schönheit nicht in der Einförmigkeit, sondern in der Mannigfaltigkeit besteht, und dass der Liberalismus eine aristokratische Pflanze ist. Kleine Leute sind manchmal revolutionär, aber weil sie des weiten Gesichtskreises entbehren und von kleinlichen Sorgen niedergedrückt werden, niemals liberal.

Oppenheimer wird nun freilich einwenden, dass seine Siedlungsgenossenschaften etwas ganz anderes seien, als Gemeinden bornierter Kleinbauern. Darüber wollen wir reden, wenn sie — da sein werden.

Neisse. Karl Jentsch.

Von der Opferwilligkeit und der nothwendigen Selbstsucht.

Von Maurice Maeterlinck (Gent).

Aus dem Manuscript eines demnächst in Paris, London und New-York erscheinenden Werkes „La sagesse et la destinée".

Es gibt Opfer und Opfer. Ich spreche hier nicht vom Opfer der Starken, die — wie Antigone — zu entsagen wissen, wenn das Schicksal, in der augenscheinlichen Gestalt des Glückes ihrer Brüder, ihnen gebietet, ihr Glück und Leben fahren zu lassen. Ich spreche hier vom Opfer der Schwachen, von dem Opfer, das sich mit kindlicher Befriedigung in seiner Nutzlosigkeit spiegelt, von dem Opfer, das sich damit zufrieden gibt, uns wie eine blinde Amme in den abgemagerten Armen des freiwilligen Verzichtens und Leidens zu wiegen. Man höre, was in dieser Hinsicht einer der hervorragendsten Denker dieser Zeit, John Ruskin, sagt: „Gottes Willen ist, dass die Menschen durch das Glück und Leben ihrer Brüder, nicht durch deren Unglück und Tod leben. Es kann vorkommen, dass ein Kind für seine Eltern sterben muss, aber die

Absicht des Himmels ist, dass es für sie lebe. Nicht durch seine Aufopferung, sondern durch seine Kraft, seine Freude und die Macht seines Lebens trägt es zur Erhöhung ihrer Lebenskraft bei wie ein Pfeil in der Hand eines Riesen. Ebenso verhält es sich mit allen anderen wahrhaften Beziehungen. Die Menschen unterstützen einander durch ihre Freuden und nicht durch ihre Trübsale. Sie sind nicht dazu geschaffen, sich einer für den andern umzubringen, sondern einander zu bestärken. Und wer weiß, ob unter den vielen sehr schönen Dingen, die ein irriger Gebrauch sehr schlecht gemacht hat, nicht ein gewisser unbewusster verzärtelter Aufopferungstrieb unter die verhängnisvollsten zu rechnen ist. Man hat manchen Seelen so gut beigebracht, dass Leiden Tugend ist, dass sie Pein und Herzensangst aufnehmen, als ob es ihr unvermeidliches Erbtheil wäre, und gar nicht begreifen, dass ihre Erniedrigung darum nicht minder zu beklagen ist, weil sie ihren Feinden verhängnisvoller ist, als ihnen selbst."

Man sagt uns: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" Aber wenn man sich selber auf eine engherzige und furchtsame Weise liebt, wird man seinen Nächsten auf dieselbe Weise lieben. Man lerne doch weitherzig, gesund, weise und vollkommen sich selbst lieben; das ist etwas weniger leicht, als man glaubt. Die Selbstsucht einer starken und hellsichtigen Seele ist von viel wohlthätigerer Wirkung, als alle Hingebung einer blinden und schwachen Seele. Ehe man für die andern da ist, hat man für sich selber da zu sein; und ehe man sich weggibt, muss man sich sein Selbst sichern. Sei versichert, dass die Erwerbung eines Bruchtheils deines Selbstbewusstseins im tiefsten Grunde tausendmal mehr wert ist, als die Hingabe deiner gesammten Unbewusstheit. Fast alle großen Dinge dieser Welt geschahen durch Wesen, die durchaus nicht daran dachten, sich zu opfern. Platon lässt nicht von seinem Denken ab, um mit den Weinenden Athens zu weinen; Newton lässt nicht seine Speculationen im Stiche, um nach Gelegenheit zu Mitleid oder Traurigkeit zu suchen! Und Marc Aurel vor allem — denn es handelt sich hier um das häufigste und gefährlichste moralische Opfer — lässt die Klarheit seiner Seele nicht verlöschen, um die untergeordnete Seele Faustinas glücklich zu machen. Was aber im Dasein Platons, Newtons oder Marc Aurels recht ist, das ist im Dasein jeder Seele billig. Denn jede Seele hat in ihrer Sphäre die gleichen Pflichten gegen sich, wie die Seele der Größten. Man muss sich ein für allemal sagen, dass es die erste Pflicht jeder Seele ist, möglichst vollkommen, glücklich, unabhängig und groß zu sein. Es handelt sich hier nicht um Selbstsucht oder Hochmuth. Man wird nur dann nachhaltig edelmüthig und wahrhaft demüthig, wenn man ein geklärtes, friedfertiges und vertrautes Selbstgefühl hat. Man kann diesem Zwecke selbst die Leidenschaft des Opferbringens opfern, denn das Opfer kann nicht ein Mittel zur Veredelung, sondern nur ein Zeichen der Veredelung sein.

Wenn nöthig, müssen wir unseren unglücklichen Brüdern unseren Besitz, unsere Zeit, unser Leben preisgeben können; es ist dies die ausnahmsweise Gabe einzelner Ausnahmestunden, aber der Weise ist nicht gehalten, sein Glück und alles, was sein Dasein umgibt, zu vernachlässigen, um sich einzig und allein darauf zu bereiten, mit mehr oder weniger Heroismus ein paar Ausnahmestunden durchzumachen. Denn man muss sich vor allem *der* Pflichten befleißigen, die alle Tage wiederkehren, und *der* brüderlichen Handlungen, die sich nicht erschöpfen. Unter diesem Gesichtspunkte ist das einzige, was wir im breiten Flusse des Lebens unablässig den glücklichen oder unglücklichen Seelen mittheilen können, die mit uns dahintreiben: die Kraft, das Vertrauen und die beruhigte Unabhängigkeit unserer Seele. Darum ist auch das geringste Menschenkind verpflichtet, seine Seele zu nähren und zu vergrößern, als ob es wüsste, dass sie eines Tages berufen werden sollte, einen Gott zu trösten oder zu erquicken. Wenn es gilt, eine Seele vorzubereiten, muss man sie immer auf eine göttliche Aufgabe vorbereiten. Nur in diesem Bereiche und unter dieser Bedingung geschieht die wahre Hingabe des Menschen und vollzieht sich das Opfer der Opfer. Und wenn für Sokrates oder Marc Aurel die Stunde schlägt, für ihn, der tausend Leben lebte, tausendmal sein Leben durchmessen hat, glaubt man da nicht, dass alles, was er gibt, tausendmal *das* aufwiegt, was einer geben kann, der nicht einen Schritt gethan hat zur Erhöhung seines Selbstbewusstseins? Und glaubt man, wenn ein Gott ist, dass er Opfer nur mit unserem körperlichen Blute misst, und dass das Blut der Seele — ihre Tugend, ihr Selbstgefühl, ihr ganzes moralisches Leben und ihre ganze Kraft, die sie im Laufe von Jahren angehäuft hat — nichts wert ist?

Nicht durch Aufopferung wird die Seele größer, sondern im Größerwerden verliert sie die Aufopferung aus den Augen, wie der Wanderer, wenn er höher steigt, die Blumen des Thales aus den Blicken verliert. Aufopferung ist ein schönes Zeichen von innerem Mitleiden; aber man sollte nie das Mitleiden um seiner selber willen pflegen. Den Seelen, wenn sie erwachen, ist das Opfer noch alles; aber das schwindet immer mehr, wenn eine Seele ein Leben gefunden hat, wo Mitleid, Hingebung und Selbstverleugnung nicht mehr unerlässliche Bedingung, sondern unsichtbare Blüten sind. In Wahrheit empfinden zu viele Wesen das Bedürfnis der — selbst unnöthigen — Zerstörung eines Glückes, einer Liebe, eines Glaubens, einer Hoffnung, die ihnen zugehört, um sich in der Helle der Brandopferflammen leuchten zu sehen. Man könnte sagen, dass sie eine Lampe tragen, deren Gebrauch sie nicht kennen; wenn die Nacht sinkt und sie nach Licht lechzen, schütten sie den Inhalt auf ein fremdes Feuer.

Hüten wir uns zu handeln wie der Leuchtthurmwärter im Märchen, der den Armen der benachbarten Hütten das Oel der großen Leuchten austheilte, die den Ocean erhellen sollten. Jede Seele ist in ihrem Dunstkreise die Wächterin eines — mehr oder minder nöthigen — Leuchtthurms. Die geringste Mutter, die sich ganz und gar von ihren engsten Mutterpflichten betrüben, verzehren, vernichten lässt, gibt ihr Oel den anderen; und ihre Kinder werden ihr Leben lang darunter leiden, dass die Seele ihrer Mutter nicht so hell war, wie sie sein konnte. Die Kraft, die in unserem Herzen leuchtet, soll vor allem für sich selber leuchten. Nur um diesen Preis wird sie auch den anderen leuchten; und so klein auch die Lampe sein mag, gebe keiner von dem Oele, das sie nährt, er gebe von dem Lichte, das sie krönt!

Es ist gewiss, dass der Altruismus jederzeit das Gravitationscentrum der edlen Seelen bleiben wird; aber die schwachen Seelen *verlieren* sich in den anderen, während die starken sich dort wiederfinden. Das ist der große Unterschied. Es gibt etwas Höheres, als seinen Nächsten zu lieben, wie sich selbst, das ist: sich selbst in ihm zu lieben! Es gibt eine Güte, die gewissen Seelen vorausgeht; es gibt eine, die gewissen anderen nachfolgt. Es gibt eine Güte, die erschöpft, und eine andere, die ernährt. Vergessen wir nicht, dass im Verkehr der Seelen durchaus nicht *die*, welche immer zu geben meinen, die großmüthigen sind. Eine starke Seele *nimmt* ohne Unterlass, auch von den ärmsten, eine schwache Seele *gibt* immer, auch den reichsten; aber sie hat eine Art zu geben, die nichts als Begierde ist, die nur den Muth verloren hat; und wenn ein Gott käme und mit uns abrechnete, würden wir vielleicht sehen, dass man im Nehmen gibt und im Geben nimmt. Es kommt oft vor, dass eine mittelmäßige Seele erst von *dem* Tage an zu wachsen anfängt, wo sie eine Seele getroffen hat, die sie erschöpft.

Warum sich nicht eingestehen, dass es *nicht* die Pflicht der Pflichten ist, mit allen Weinenden zu weinen, mit allen Leidenden zu leiden und sein Herz dem Vorübergehenden hinzuhalten, damit sie es morden oder liebkosen! Thränen, Leiden und Wunden sind uns nur soweit heilsam, als sie unser Leben nicht entmuthigen. Vergessen wir nie — was auch unsere Mission auf Erden, der Endzweck unseres Strebens, unserer Hoffnungen, das Ergebnis unserer Schmerzen und Freuden sein mag: wir sind vor allem die blinden Hüter des Lebens. Dies ist das einzig und allein Gewisse, dies ist der einzige feste Pol der menschlichen Moral. Man hat uns das Leben gegeben, wir wissen nicht warum, aber *das* scheint klar: *nicht*, um es zu schwächen oder zu verlieren.

Wir stellen sogar eine ganz besondere Form des Lebens auf diesem Planeten dar, nämlich das denkende und empfindende Leben, und darum ist alles, was geeignet ist, die Leidenschaft des Denkens, die Gluth der Gefühle herabzumindern, wahrscheinlich *unmoralisch*. Versuchen wir doch, die Leidenschaft zu bethätigen, zu verschönern und zu erweitern; vermehren wir vor allem unser Vertrauen in die *Größe*, die *Macht* und das *Schicksal* der Menschen! Das heißt, ich könnte ganz genau so gut sagen: seine Kleinheit, seine Schwäche und sein Elend. Denn es ist ebenso begeisternd, in großartigem Elend, wie in großartigem Glück zu sein. Es liegt, alles in allem genommen, wenig daran, ob der Mensch oder das Weltall uns bewunderswert erscheint, wenn uns überhaupt etwas bewunderswert erscheint und wir das Bewusstsein des Unendlichen erhöhen können. Man glaube nicht, dass es unnütz sei, so ohne eigentliche Theilnahme zu lieben. Dank einzelnen, die derart tief und tiefer lieben werden, wird der Mensch einst wissen, was zu thun ist. Die wahre Moral muss aus selbstbewusster und unendlicher Liebe hervorgehen. Die große Menschenliebe, das ist die Veredelung. Aber ich kann keinen anderen veredeln, wenn ich nicht mich selbst zuerst veredelt habe; ich kann nicht andere bewundern, wenn ich nichts Bewundernswertes an mir selber gefunden habe. Wenn ich eine edle That gethan habe, so ist der beste Lohn, den mir diese That gewährt, die — mehr und mehr natürliche, mehr und mehr unbezwingliche — Gewissheit, dass andere es ebenso machen können. Jeder Gedanke, der mein Herz erweitert, mehrt in mir die Liebe und Hochachtung für den Menschen. In dem Maße, wie ich steige, steigt auch ihr. Doch wenn ich mir, um euch zu lieben, die Schwingen stutze, weil eure Liebe noch keine Flügel hat, wird es in der Tiefe des Thales zweimal mehr Thränen und unnütze Klagen geben, aber die Liebe wird nicht um einen Schritt dem Berge näher kommen. Lieben wir immer vom höchsten Punkt aus, den wir erreichen können. Lieben wir nie aus Mitleid, wenn man aus Liebe lieben kann; vergeben wir nicht aus Güte, wenn man aus Gerechtigkeit vergeben kann; lernen wir nie trösten, wenn man achten lernen kann. Man muss sich ohne Ermatten befleißigen, die Güte der Liebe zu verbessern, die man den Menschen geben kann. Ein Becher dieser Liebe, auf den Gipfeln geschlürft, wiegt hundert auf, die man aus den stehenden Cisternen der gewöhnlichen Nächstenliebe

schöpft. Und wenn ein Mensch, den du nicht mehr aus Mitleid liebst (oder einfach, weil er weint) bis zuletzt nicht wissen soll, dass du ihn in diesem Augenblicke liebst, weil du ihn zugleich mit dir veredelt hast, was liegt daran im ganzen? Muss man in diesem Leben nicht stets handeln, als wenn der Gott, nach dem das höchste Verlangen unseres Herzens steht, uns unablässig betrachtete?

Arthur Schnitzler.

Erst seit kurzer Zeit bin ich mir darüber klar geworden, was es wohl sei, das den Dichtungen des bedeutendsten österreichischen Dramatikers der Gegenwart einen so tiefen gemeinsamen individuellen Reiz verleiht. Es kann nichts anderes sein, als die Einheitlichkeit ihrer Lebensstimmung, ihre stereotype Haltung gegen das Leben, die Einheitlichkeit und Gemeinsamkeit der Atmosphäre, worin die Seelen ihrer Menschen athmen. Alle diese Dramen, Erzählungen und Dialoge tragen das unverwischbare Gepräge der Persönlichkeit ihres Dichters in einem so hohen Grade, wie wenig andere Werke der dichtenden Zeitgenossen. In absehbarer Zeit wird man ihm wahrscheinlich daraus den Vorwurf der Einseitigkeit formulieren, nach einer unter uns Deutschen ziemlich beliebten Sitte, gerade das von einem fertigen Autor mit Vehemenz zu fordern, was er der Grundstimmung seines Wesens nach nicht gewähren kann, ohne an seiner innersten Natur einen tiefen Verrath zu verüben.

Uns über die Elemente der gemeinsamen Grundstimmung dieser Dichtungen flüchtig zu orientieren, genügt schon eine rasche Musterung ihrer Sujets. Das „Märchen“ ist das Drama vom Mann, der über die Vergangenheit seiner Geliebten nicht hinwegkommen kann. Die „Denksteine“ im „Anatol“ variieren dasselbe Thema, desgleichen die Geschichte vom „Elixir“, deren Held nach einem Mädchen ohne Vergangenheiten, ja ohne Zukunft sucht und schließlich mit großer Consequenz dahin gelangt, die Geliebte zu ermorden, um sich ihrer völlig zu versichern. „Anatol“, dieses melancholische Buch der Enttäuschungen, ist ganz angefüllt mit solchen trüben Erfahrungen des Verstandesculturmenschen. Anatol selbst nennt sich einmal einen „Hypochonder der Liebe“ und bekennt: „Mir ist manchmal, als werde die Sage vom bösen Blick an mir wahr... Nur ist der meine nach innen gewandt und meine besten Empfindungen siechen vor ihm hin...“ Die Figur der Novelle „Sterben“ welkt im kalten Schatten der eigenen tödlichen Zukunft. Die eigentliche Tragödie der „Liebelei“ spielt sich in ihrem letzten Act ab: die Christin' stirbt nicht am Tod ihres Fritz, sondern am plötzlichen Wissen um die Vergangenheit. Am unheimlichsten wirkt die Mittheilung dieser Stimmung im „Freiwild“; da geht ein Mensch drei Acte lang herum und redet und redet, während rings in allen Winkeln seine eigene Vergangenheit, eine lauernde, gefräßige Spinne, ihre unentrinnbaren tödtlichen Netze spinnt und langsam um ihn zusammenzieht... Auch in den schönen neuen Erzählungen, die Schnitzler jüngst unter dem Titel der schönsten von ihnen, „Die Frau des Weisen“, in einem Band vereinigt herausgegeben hat und die mir den Anlass zu dieser kleinen Betrachtung geben, hat die Erinnerung an eine todte Vergangenheit eine unheimliche und unnatürliche Macht über den lebenden Menschen. In der „Frau des Weisen“ entfremdet sie dem Liebenden die Geliebte, in einer anderen Geschichte, „Die Todten schweigen“, erweist sie sich noch stärker als der Selbsterhaltungstrieb, und in den „Todten Blumen“ hält der gespenstische Gruß einer Todten ihren Geliebten vom Leben fern... „Todte Dinge spielen das Leben“... In diesen Satz, der in der letzten erwähnten Novelle steht, hat der Dichter die ganze große elegische Grundstimmung seines Werkes zusammengedrängt.

Todte Dinge spielen das Leben... Wie von ungeheueren Wolken fällt ein tiefer Schatten vergangener oder künftiger Schicksale über die Existenzen dieser Menschen... Sie leben alle in einer schwülen Witterung und beklemmenden Luft; auf der Schwelle des Momentes sich niederzulassen und dem gegenwärtigen Leben gefasst und heiter ins Antlitz zu schauen, ist ihnen versagt ... Es ist eine specifisch jüdisch-christliche Stimmung, die sie erfüllt, und ihr Gegenspiel sind die Menschen aller guten Heiden von Homer bis zu Goethe, Böcklin, Keller, Stefan George. Neben jene echt heidnische Apostrophe Faustens an den Augenblick: „Verweile doch, du bist so schön!“ halte man die Worte, in denen Max eine gute Charakeristik seines Freundes Anatol, dieses typischen Menschen Schnitzlers, niedergelegt hat:

„Deine Gegenwart schleppt immer eine ganze schwere Last von unverarbeiteter Vergangenheit mit sich... Was ist nun die natürliche Folge? Dass auch um die gesündesten und blühendsten Stunden deines Jetzt ein Duft dieses Moders fließt und die Atmosphäre deiner Gegenwart unrettbar vergiftet ist ...“

Und beherrscht nicht diese Stimmung, wenn wir sie weiter und allgemeiner fassen, alle strebenden Menschen dieser Zeit? Auf uns allen ruht der Fluch der allzu vielen Erinnerungen, die Erbschaft vieler Culturen.

„Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
Kann ich nicht abthun von meinen Lidern ...“

Gerne möchten wir uns befreien und auf der Suche nach neuen Morgenröthen lieber die ungeheuere Fahrt ins Ungewisse wagen, statt für immer an den Ketten der Vergangenheit zu liegen — aber sind wir wirklich schon das Geschlecht der Eroberer? Jede der unzähligen nothwendigen Trennungen fügt uns neue Wunden zu, Zweifel und Ermüdung fallen uns an, wenn rings um uns alles krankt, die verlässlichsten Instincte zu versagen beginnen und die Anarchie der Gefühle ausgebrochen ist; schwindelnd greifen wir um uns, nach neuen Stäben für die neuen Wege ... Und bange Stunden kommen, wo wir matt und muthlos heimkehren und im Zwielicht die theueren Erbstücke aus den alten Laden holen, um sie mit Sehnsucht und tiefer Rührung zu betrachten ...

Es ist die Melancholie der Uebergangsmenschen dieser Zeit, und eine ihrer Formen hat Schnitzler in seinen Büchern mit großer lyrischer Macht ausgeprägt.

*

Die neue Sammlung enthält außer den bereits erwähnten noch zwei Novellen, „Ein Abschied“ und „Der Ehrentag“. Auch ihr Thema, wie der übrigen, ist: Liebe und Tod. Brüderlich vereint, wie auf spätrömischen Sarkophagen, halten Thanatos und Eros ihre Fackeln über dieses Buch, deren ungewisser Schein schattenhaft über seine Seiten flattert.

Im „Abschied“, einer nervösen Studie, niedergeschrieben von einem leidenschaftlichen Virtuosen der psychologischen Analyse in der Weise Bourgets oder d'Annunzios, bewundere ich sehr den innensichtigen Blick und die ruhige Hand eines Arztes, die das zarte Geäder jener sehr flüchtigen und dumpfen Gedanken- und Gefühlsreihen bloßlegt, die sich kaum über die Schwelle des Bewusstseins erheben. Ich citiere eine dieser ungemeinen Einsichten, um zu zeigen, wie tief die Pflüge dieses Dichters graben. (Die Situation ist die: Ein junger Mensch ist in fürchterlicher Ungewissheit über den Zustand seiner kranken Geliebten, zu der ihm der Zutritt verwehrt ist.) „— dass sie schwer krank war, konnte er glauben, aber gefährlich, nein ... So jung, so schön und so geliebt ... Und plötzlich schoss ihm wieder das Wort: „Kopftyphus“ durch den Sinn ... Er wusste nicht recht, was das eigentlich war. Er erinnerte sich, es zuweilen im Verzeichnis der Verstorbenen als Todesursache gelesen zu haben. — Er stellte sich jetzt ihren Namen gedruckt vor, dazu ihr Alter, und dazu: „gestorben am 10. August an Kopftyphus“ ... Das war unmöglich, vollkommen unmöglich ... jetzt, da er sich's vorgestellt hatte, war es schon ganz unmöglich; ... Das wäre zu seltsam, dass er das in ein paar Tagen wirklich gedruckt lesen sollte ... Er glaubte geradezu das Schicksal überlistet zu haben.“ — (Nun folgt ein kleines Intermezzo in der Handlung der Geschichte, dann heißt es weiter:) „... Und plötzlich musste er sich vorstellen, wie sie das erstemal nach ihrer Genesung zu ihm kommen würde ... Es war ein so deutliches Bild, dass er ganz erstaunt war. Er wusste sogar, dass an diesem Tage ein feiner, grauer Regen herunterrieseln würde. Und sie hat einen Mantel um, der ihr schon im Vorzimmer von der Schulter fällt, und stürzt in seine Arme und kann nur weinen und weinen. Da hast du mich wieder ... flüstert sie endlich ... Plötzlich schrak Albert zusammen ... Er wusste, dass das nie, niemals sein würde ... Jetzt hatte das Schicksal ihn überlistet! ... Nie wieder würde sie zu ihm kommen — vor fünf Tagen war sie das letztemal bei ihm gewesen und er hatte sie auf immer gehen lassen, und er hatte es nicht gewusst ...“

Ich glaube, an der Aussprache solcher Geheimnisse darf man die Größe eines Dichters messen ...

„Der Ehrentag“ ist eine etwas grelle Erfindung im Geschmacke Maupassants, als Geschichte gut eingetheilt und wirksam erzählt, nur den Schluss möchte man stärker herausgetrieben sehen; echt österreichisch in der Stimmung, die den Helden, einen Enkel des „armen Spielmanns“, umfließt, ist sie zugleich sehr wienerisch in ihrer Voraussetzung eines übertriebenen neugierigen Interesses an allen theatralischen Dingen; eine Voraussetzung, ohne die die Geschichte unmöglich würde.

Alle diese Novellen sind — bei tadellosen literarischen Manieren — doch auch im vulgären Sinne spannend, wir folgen den sich entrollenden Handlungen auch mit einem starken stofflichen Interesse: lyrische Wirkungen kommen immer erst in zweiter Linie in Betracht. Daran wird, wie mir scheinen will, der Dramatiker Schnitzler sichtbar, desgleichen an der Reinheit, in der das jeweilige Motiv herausgestellt ist, und an der Unerbittlichkeit, die alles Beiwerk, womit es epische Fülle zu umgeben pflegt, weggeschält hat, um eine mathematische Genauigkeit und Schlankheit der Linie hervorzubringen. Zweimal ist die Form des Tagebuchs angewandt, die unleugbar für die „unbeschäftigten“ Reflexionsmenschen Schnitzlers, als welche die Muße und die Neigung haben, erlebend neben ihrem Leben herzugehen, eine starke innere Wahrscheinlichkeit besitzt. Ueber die ausgezeichnete formale Leistung dieses Dichters, die auch hier wieder aufs schönste zutage tritt, hat schon Alfred Kerr vor zwei Jahren das letzte Wort gesprochen, als

er von ihm schrieb: „Er stammt aus Griechenland, nicht aus Friedrichshagen“.... Es ist auch in diesen Dichtungen wieder manches, vorauf in der sparsamen und weichen Zeichnung der zarten Profile weiblicher Köpfe, das an die goldenen Contouren der duldenden und plaudernden Mädchen bei Sophokles oder Theokrit denken lässt ...

*

... Was bindet diesen Dichter an Wien? Ich möchte nicht die Sentimentalität des Nichtwieners nach dem Wienerischen als die charakteristische Linie seines Wesens aufgreifen, wie Hermann Bahr und andere nach ihm: obwohl auch dieser Zug für Schnitzler bezeichnend genug ist. Wichtiger scheint mir schon, wie ich eben andeutete, dass doch eigentlich die Lebensstimmung, die seine Werke ausathmen, und die ich vorhin zu umschreiben versuchte, in einem gewissen Sinne congruent ist mit einer typischen österreichischen Stimmung, die als ein Erbe aus den Tagen des Vormärz auch aus unserem Blut noch nicht gewichen ist; doch fehlt es nicht an guten Zeichen, dass wir jetzt eben im Begriffe sind, sie endgiltig zu uberwinden. Ich meine jene tiefe Bangigkeit vor dem Leben, die unseren Grillparzer und die ganze Cultur, die ihn umgab, niedergehalten hat, das Bedrückte und Aengstliche, Verschüchterte und Kleine jener Zeit, für die das Bildnis des armen Spielmanns ein rührendes und unvergesslíches Symbol ist....

Aber das Wiener Gemüth, wo Helles und Dunkles räthselhaft ineinander rinnen, zeigt bekanntlich ein Doppelantlitz; eine sehr seltsame Fusion des bajuvarischen mit slavomagyarischen Elementen hat sich hier seit Jahrhunderten vollzogen, so dass dicht neben dem unzerstörbaren, lebenbejahenden Frohsinn des einen — der in dem „Es kann dir nix g'scheh'n“ des pantheistischen Steinklopferhans seine lapidare Formel gefunden hat — auch die gedehnte Schwermuth etwa der Volkslieder der anderen vernehmlich wird. Als ihr reinstes und liebenswürdigstes Sinnbild hat ja diese Mischung den Wiener Walzer hervorgebracht. Wird unser Dichter auch jenen hellen Partien der Wiener Seele gerecht? In einer ähnlichen Weise wie Grillparzer durch die Erschaffung der Hero. Auch in seinen Dichtungen blinken die blonden Scheitel einiger anmuthumlagerten Mädchenköpfe, in denen er seine reinste und tiefste Empfindung dieser Seite des Wiener Wesens essenzhaft abgezogen und versammelt hat.

... Merkwürdiges Gesetz des Gegensatzes, wonach, halkyonisch über den trüben Tiefen schwebend, gerade in dieser dunkeln und melancholischen Seele das Glück und alle wundervolle Leichtigkeit und Farbigkeit des Wienerthums sich am hellsten abspiegeln muss! Aufgeschlagen wie ein Buch, ruht auch hier ein Stück der Seele und der übermächtigen Schönheit einer großen, zauberhaft verwirrenden Stadt.

Graz. **Hermann Ubell.**

Meister Olbrich.

Wenn man jetzt zeitlich in der Früh an die Wien kommt, kann man dort, wo es, hinter der Akademie, aus der Stadt zum Theater geht, jeden Tag eine Menge Leute sich um einen neuen Bau drängen sehen. Es sind Arbeiter, Handwerker und Weiber, die zu ihrer Arbeit sollen, aber hier stehen bleiben, verwundert schauen und sich nicht abwenden können. Sie staunen, sie fragen, sie besprechen das Ding. Es kommt ihnen sonderbar vor, so etwas haben sie noch nicht gesehen; es befremdet sie, sie sind recht betroffen. Ernst und nachdenklich gehen sie dann, kehren sich wieder um, sehen noch einmal zurück, wollen sich nicht trennen und zögern, an ihr Geschäft zu enteilen. Und das hört jetzt dort den ganzen Tag nicht auf.

Der Bau ist das neue Haus der Secession, von dem jungen Architekten Olbrich. Es soll am 4. November der Stadt übergeben werden; am selben Tage wird die erste Ausstellung darin beginnen. Ich glaube, es wird dann ein großes Geheul sein, die dummen Leute werden toben. Ich will also lieber jetzt schon das Nöthige sagen. Jetzt kann das noch ruhig und unleidenschaftlich geschehen, später wird gerauft werden.

Treten wir ein. Wir kommen zuerst in einen Raum, der uns feierlich stimmt. Man könnte von Propyläen sprechen. So ist er gedacht: als ein Vorhof, in dem sich der Eintretende vom Täglichen reinigen, zum Ewigen stimmen soll, die Sorgen oder Launen der gemeinen Welt ablege und sich zur Andacht bereite, als eine stille Clausur der Seele sozusagen.

Dann gelangen wir in das Gebäude. Hier ist alles nur vom Zweck allein beherrscht. Es wird hier nicht versucht, auf eine leichtfertige Art zu gefallen, zu prahlen oder zu blenden. Das will kein Tempel und kein Palast sein, sondern ein Raum, der fähig sein soll, Werke der Kunst zu ihren größten Wirkungen kommen zu lassen. Der Künstler hat sich nicht gefragt: wie ist das zu machen, damit es am besten aussieht: sondern: wie ist das zu machen, damit es seinem Zwecke, den Anforderungen der neuen Aufgaben, unseren Bedürfnissen am besten dient? Die Sache allein hat hier alles bestimmt: wie es die Sache will, war hier das einzige Gesetz. Es ist geschaffen worden, wie ein gutes Rad geschaffen wird: mit derselben Präcision, die nur an den Zweck denkt, vom Hübschen nichts wissen will, sondern die wahre Schönheit im reinsten Ausdruck des Bedürfnisses sucht. Dem Bedürfnisse: den Anforderungen der Beleuchtung, der Sicherheit gegen Unwetter oder Schnee, der Ruhe des einzelnen Werkes, ist hier mit einer unübertrefflichen Weisheit entsprochen und es ist nicht vergessen worden, dass unsere Kunst unaufhaltsam anders wird, es ist vorbedacht worden, dass immer mehr, wie die Künstler es ausdrücken: die „Flächenkunst“ von der „Raumkunst“ verdrängt wird, es ist vorgesehen worden, wenn es nothwendig wird, sofort das Werk, wie durch einen Zauber, auf einen Schlag verändern und jeder neuen Forderung wieder anpassen zu können. Dies alles ist mit der größten Hingebung an den Zweck geschehen. Nichts kann hier weg oder dazu, nichts auch nur einen Moment anders gedacht werden, hier ist alles nothwendig und selbstverständlich. Nehmen wir die Absichten der Secession der Reihe nach her, ziehen wir die Forderungen, die sie ergeben, und setzen sie als bestimmte Größen an, so kommt, wie bei einer Rechnung, ein nothwendiges Resultat heraus: dieses hat der Künstler ausgedrückt. Man kann da nicht sagen: es gefällt mir oder es gefällt mir nicht; es handelt sich da nicht mehr um Angenehm oder Unangenehm, es handelt sich da um Wahr oder Falsch. Das Wahre erkannt und seinen Ausdruck, den einzigen und unersetzlichen Ausdruck, den es haben kann, geschaffen zu haben, das ist die That unseres jungen Architekten.

Endlich kommen wir in einen Raum derselben ernsten und feierlichen Architektur, die jener Vorhof hat. Will jener vorbereiten, so soll dieser nachstimmen. Bevor wir wieder ins Leben gehen, mögen wir noch in den Gefühlen der Kunst nachdenklich verweilen, sie betrachten, uns beruhigen. Ihren Nachklang wollen wir hier bei uns aufbewahren. Dann können wir entlassen werden.

Sehen wir uns nun das Haus von außen an. Was soll die Façade? Wir verlangen von ihr, wahr zu sein: sie soll uns das Wesen des Inneren auf eine kurze und fassliche Art, wie durch ein Motto, erkennen lassen. Sie ist gut, wenn wir von ihr sofort vernehmen, was hinter ihr ist. Sie ist schlecht, wenn sie lügt oder verheimlicht. Es genügt aber nicht, dass sie wahr ist. Wir wünschen dann auch noch, dass sie decorativ sei: sie soll das Einzelne dieses Hauses nun ins Ganze des Platzes oder der Straße fügen. Jedes Werk der Künstler soll ja so sein, wie ein jedes Leben der Menschen ist. Unser Leben hat zwei Bedeutungen: eine für uns selbst, als die Entwickelung unserer Potenzen zum Höchsten, und eine andere im großen Spiel des Schicksals, als eine bloße Rolle in seinem Ensemble. Wie wir die beiden Bedeutungen versöhnen, ist unser Problem. So darf auch das Werk des Künstlers nicht vergessen, indem es seinem eigenen Zwecke auf die größte Weise dient, doch auch im Ganzen der anderen decorativ zu sein. Also zwei Fragen. Ist das Haus der Secession wahr? Und: ist es decorativ? Jene bejahen wir sofort: man sieht ihm auf den ersten Blick sein inneres Wesen an. Dies kann gar nichts anderes als ein Aufenthalt von Kunstwerken sein; wir erblicken sogleich die drei Theile: unter dem Lorbeer den Vorhof zur Reinigung der Gemüther, dann den Raum für die Werke, endlich die Architektur zur Besinnung und Andacht, die Kapelle. Das kommt uns nun freilich ganz fremd und seltsam vor, so verdorben sind wir. Bei uns schaut ja ein Haus zum Wohnen wie ein Palast zum Prangen aus, ein der Arbeit gewidmetes wie ein für Feste bestimmtes. Die Häuser verheimlichen ihr Wesen: wir haben ganz verlernt, was eine Façade ist. Wir haben uns angewöhnt, sie als ein bloßes Spiel mit Säulen, Gebälk und Ornamenten hinzunehmen. So werden wir uns erst besinnen müssen, um die Wahrheit dieses Hauses zu erkennen. Aber ist es auch decorativ? Dies wird von manchen verneint. Sie beklagen sich, es sei monoton; sie vermissen die Farbe und es heißt, man könne von keiner Stelle zu einem ruhigen Gefühl des Ganzen kommen. Wir wissen nämlich das Decorative gar nicht mehr vom G'schnas zu trennen; alles soll unruhig, bunt, capriciös sein. Für die edle Wirkung großer Flächen haben wir keinen Sinn, gar keinen Gedanken mehr. Das Bauen ist eine leere Spielerei mit hübschen Formen geworden, die keinen Sinn hat, es ist zum Feuilletonistischen entartet, wir haben uns angewöhnt, dass es Witze machen und Pointen haben soll. Alle Würde, der gebietende Ernst ihres Wesens, die Hoheit ist dieser Kunst, der strengsten von allen, entwendet worden. Und dann wird auch vergessen, dass unser Haus in einer Landschaft stehen soll, die erst werden wird: die Wien wird gedeckt, drüben wird dann ein großer Platz sein, dem Andenken der Kaiserin gewidmet; die Straße links vom Hause verschwindet, ein Garten ist rings, mit schweren dunklen Bäumen. Kommt man dann von der Karlskirche her, tritt auf den Platz und sieht das Haus, wenn seine Krone in der Sonne glänzt, dann wird es mit dem Weiß und Gold im Grünen wie eine leuchtende Insel sein, eine selige Insel im Tumult der Stadt, zur Zuflucht aus der täglichen Noth in die ewige Kunst.

Olbrich ist in unserer Akademie gewesen. Ein Schüler Hasenauers, hat er schon im zweiten Jahr den kaiserlichen „Ehrenpreis“ und den „Specialschulpreis“ bekommen, im dritten wurde er mit einem Stipendium nach Italien geschickt. Aus Sicilien hat ihn dann unser Otto Wagner zur Mitarbeit an der Stadtbahn geholt, über Tunis kam er im Mai 1891 zurück. Er wurde ein prächtiger

Gehilfe, aber nach und nach fieng das Eigene sich in ihm zu regen an; noch immer sind die großen Gedanken Wagners in ihm lebendig, aber er drückt sie jetzt auf seine persönliche Art aus: freier, muthiger und reiner. Er ist der Mann, nicht nachzugeben, gelassen zum Aeußersten zu gehen, für seine Gesinnung alles zu wagen. Schon sind die Kenner aufmerksam geworden. Er hat einen ersten Preis in der Concurrenz um das Kaiser Franz Josefs-Spital in Ostrau, einen zweiten Preis in der Concurrenz um das Museum in Troppau, einen ersten Preis für das Gewerbemuseum in Reichenberg, einen dritten Preis für den Pavillon der Stadt Wien, einen ersten Preis für den Landtag in Laibach gewonnen. Er baut jetzt den Club der radfahrenden Staats- und Hofbeamten und eine Villa des Herrn Max Friedmann in der Hinterbrühl. Wir wünschen ihm, dass er sich treu bleiben, seinen festen Sinn bewahren und den Versuchungen, an denen es nicht fehlen wird, widerstehen möge. Dann kann er unserem Volk der große Erzieher zur alten Wahrheit in der edlen Baukunst werden. Das erwarten wir von ihm. Hermann Bahr.

Cyrano von Bergerac.

Romantische Komödie in fünf Aufzügen von Edmond Rostand. Deutsch von Ludwig Fulda. Aufgeführt am k. k. Hofburgtheater am 11. October 1898.

Die Erde dreht sich im Kreise, und sie kommt doch nie auf dieselbe Stelle im Universum zurück. Und ebenso ist es mit der ganzen Entwickelung und insbesondere mit der Entwickelung der Ideen und daher auch mit ihrer Verwirklichung im Gebiete der Kunst. Man hätte meinen können, mit Rostands „Cyrano von Bergerac", der am 28. December 1897 mit einem Erfolge, wie er selten Dramen beschieden ist, im Theatre de la Porte Saint-Martin zur Aufführung gelangte, seien wir wieder einmal wo angelangt, wo wir schon einmal waren; aber es ist wohl eine kreisende Bewegung gewesen, wir sind aber doch nicht am alten Fleck.

Manche haben eine Zeit lang geglaubt, durch das moderne naturalistische Drama sei der Romantik auf der Bühne für immer der Garaus gemacht worden. Aber der romantische Sinn war nicht erstorben und er wird vielleicht erst mit dem letzten Menschen zu Grabe gehen. Er war nicht erstorben in den Dichtern und nicht im Publicum. Und wenn die Dichter eine Zeit lang ihren romantischen Hang nicht bethätigten, weil sie kein Verständnis für ihn zu hoffen wagten, so wurde dies anders, als die Zeichen sich mehrten, dass die längere Entbehrung bei vielen den Wunsch, wieder einmal in den Kelch der blauen Blume zu blicken, nur erhöht hatte. Aber zunächst traten die Dichter mit einer gewissen schüchternen Vorsicht dem verfehmten Grunde nahe, in dessen heiligen Schatten sie blühte.

Im November 1893 brachte in Berlin Hauptmann seine Dichtung „Hannele Matterns Himmelfahrt" zur Aufführung; trostlos ist die Schilderung des Lebens, nur in das Gewand des Traumes gehüllt betritt die Romantik die Bühne. Aber sie wurde nicht schroff zurückgewiesen, sondern freudig begrüßt. Da zogen die Dichter wieder fröhlich die Rappen heraus, der eine zum Ritt in die graue Vorzeit der Heimat, der andere zur Reise in die phantastische Welt des Orients und der dritte zum Flug in das Land des lieben deutschen Märchens. Aber keiner trabte mehr so ins Blaue hinein, wie die alten „Romantiker", sondern jeder hatte sich eine feinsinnige oder tiefsinnige Idee mit auf die Reise genommen, damit er nicht nur Romantik nach Hause bringe, sondern auch noch etwas anderes.

Leichter war den Dichtern die Sache in Frankreich, wo der Naturalismus nicht so tiefe Wurzeln gefasst hatte, wie in Deutschland. Schon im Mai 1891 hat das Mysterium „Grisélidis" von Silvestre und Morand in der Comédie française Publicum und Kritik entzückt. Freilich, ein französisches „Mysterium", eine französische „Romantik". Eine „Grisélidis", die dem Gatten die Treue brechen würde, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie davon abhielte; oder sagen wir vielleicht: ein unglücklicher Zufall, denn als solchen mag man es wohl in Paris empfinden, wenn eine Frau, die doch schon innerlich bereit ist, einen anderen als den Gatten liebend zu umarmen, im letzten Moment der vergnügten, Antheil nehmenden und mitgenießenden Erwartung des Publicums ein Schnippchen schlägt. Nicht lange nach Hauptmanns „Hannele" machte in Frankreich ein anderer Dichter, Edmond Rostand, einen romantischen Vorstoß mit siegreichem Erfolg: am 21. Mai 1894 wurden in der Comédie française „Les Romanesques", Comédie en trois actes, aufgeführt und bejubelt. Das Wiener Publicum hat dieses Stück im Burgtheater gesehen, während „Grisélidis" theils infolge censureller Bedenken, theils infolge anderer Schwierigkeiten nur bis ins Archiv des Burgtheaters gelangte.

Aber wie vorsichtig hatte sich Rostand an die Sache gemacht! Er war sozusagen „zweischneidig eingegangen", er ließ ein romantisch veranlagtes Liebespaar auftreten und brachte alles romantische Beiwerk, Costüme, Musik, Mondschein ꝛc. auf die Bühne, indem er sich lustig machte über die „Romantischen". Die Leute aber giengen nicht nur in zuversichtlicher Ueberlegenheit lachend beim Spotte mit, sie fielen, ohne dass sie es merkten, auch in die Romantik selber hinein, denn alles, was Rostand sein Liebespärchen sagen ließ, war reizend und allerliebst, und man hatte die Kleinen, indem man über sie gelacht hatte, so lieb gewonnen, dass man ihnen und dem Dichter völlig treu blieb, als zum Schlusse die Romantik siegte und der Spott verstummt und vergessen war. „Des costumes clairs, des rimes légères, L'amour, dans un parc, jouant du flûteau" — so fasste der Dichter zum Schluss den Inhalt seines Stückes zusammen — und das Publicum ertheilte seine volle Approbation. Da wurde Rostand kühner, und er ließ den Spott weg und kam mit der Romantik allein. Mit der Romantik? Ja, natürlich mit der französischen.

Aber auch Rostand hat sein neues Stück nicht auf der Romantik schlechtweg aufgebaut, sondern er hat sich zwei Ideen für dasselbe zurechtgelegt, oder sagen wir ein Problem und eine Idee, ein ästhetisches Problem und eine nationale Idee.

Wie heute manche Maler sich möglichst schwierige technische Probleme hinsichtlich der Lichteffecte stellen und sie zu lösen suchen, hat Rostand sich als Ziel eine verzwickte dramatische Aufgabe gesetzt: eine an sich komische, nach landläufiger Ansicht lächerliche Sache zum Ausgangspunkte einer tragischen Entwickelung zu nehmen, und zwar so, dass der mit einer lächerlichen Missbildung Behaftete Gegenstand nicht nur unseres Mitgefühles, sondern geradezu unserer Bewunderung werden soll.

Cyrano ist ein Dichter, Cavalier par excellence; aber er hat eine ungeheuere Nase und so findet er es völlig begreiflich, dass die schöne Roxane nicht ihn, den Helden, den Mann von Geist, sondern eine zierliche Puppe, die sie gesehen hat, liebt, den Cadetten und Regimentscollegen Cyranos, Christian von Neuville. Aber Cyrano ist nicht nur ein Held, ein Dichter, er ist auch die Personification edelster selbstlosester Ritterlichkeit. Da Roxane nur einen Mann, der schöngeistig zu sprechen und zu schreiben vermag, lieben kann, leiht er dem Nebenbuhler seinen Geist, er spricht, er schreibt für ihn und vereint so die Liebenden, und Brief um Brief für den im Lager weilenden Christian schreibend, hält er Roxanens Liebe wach, ja steigert sie so, dass diese schließlich dem Geliebten in das Kriegsgetümmel nachreist. Einmal muss aber so eine Sache doch aufkommen. Und jetzt ist es auch daran, dass es geschieht. Christian erräth die Liebe Cyranos; Christian erfährt aber auch von Roxane, dass sie ihn nur um seines „Esprits" willen liebt, dass sie ihn lieben würde, auch wenn er seine ganze Schönheit verlöre und hässlich würde. Und so liebt sie eigentlich ahnungslos jetzt schon Cyrano. Christian, nicht minder edel als Cyrano, will alles aufklären und die Gattin, die ihm nur angetraut wurde, ohne dass sie bisher die Seine hätte werden können, dem Freunde selbst zuführen. Da wird Christian sehr zur Unzeit für den armen Cyrano erschossen. Mit der Christian zugeflüsterten Lüge: „Ich sagt' ihr alles und sie liebt nur Dich" versüßt Cyrano diesem den Tod und „auf ewig muss ers nun in sich verschließen". Erst nach fünfzehn Jahren, da er schon selbst mit dem Tode ringt, erfährt Roxane alles, und wenn sie ihm nun, getreu ihrer Leidenschaft für Poeten, zuruft: „ich liebe Sie", so ist es zu spät. Der arme Cyrano ist das Opfer seiner großen Nase geworden, sie hat ihm, dem Helden, das Selbstvertrauen, dass er die Liebe eines Weibes werbend zu gewinnen vermöchte, geraubt. Und doch hat er die Quelle seines Unglücks zärtlich geliebt und gegen jeden Spott grimmig vertheidigt, und sterbend noch hebt er den Degen gegen den Tod, da er sich einbildet, „der stumpfnäsige Wicht" schiele nach seiner Nase.

Rostands neue „heroische Komödie" ist eine Nasentragödie. Die Bedeutung der Gestaltung der Nase eines Menschen für die Gestaltung seines Schicksals ist längst in der schönen und gelehrten Literatur gewürdigt worden. Schon Horaz drückt seine Meinung über den Wert einer wohlgeformten Nase für den Menschen in seiner Epistel ad Pisones über die Dichtkunst ziemlich drastisch aus, indem er für seine Missachtung der Pfuscherarbeit keinen stärkeren Vergleich findet, als dass er sagt, er möchte genau so wenig ein schlechter Bildhauer sein, der am Detail hängen bleibt, ohne das Ganze erfassen zu können, als er etwa mit einer missgestalteten Nase leben möchte (quam pravo vivere naso). Der Bologneser Professor Gaspar Taliacotius aber hat in seine Cheirurgia nova, die 1597 in Venedig und 1598 in Frankfurt erschien, ein eigenes Capitel aufgenommen „De narium dignitate". „Inest praeterea naso," sagt er, „nescio quid augustum et regium; an quia forma corporis et animae decoris index sit; an quia peculiaris quaedam imperandi dexteritas et prudentia in eo eniteat." „In der Nase," heißt dies, „liegt gewissermaßen etwas Erhabenes und Königliches; sei es, weil die Körperbildung auch das Wahrzeichen des Schmuckes der Seele ist, sei es, weil eine eigenthümliche Herrschereignung und Klugheit aus ihr hervorleuchtet." Und nachdem er mit köstlicher Gelehrsamkeit auseinandergesetzt, dass schon im Alterthum Leute bloß wegen ihrer Nase der Aussicht auf den Thron, auf Macht und Würden verlustig wurden, fährt er fort: „Nasus ergo tantae est estimationis ut ex ejus decore ornatuque summa sacerdotia, amplissima imperia et regnia latissima pendere videantur." „So hoch also wird die Nase geschätzt, dass von ihrer Zier und ihrem Schmuck die höchste Priester- und Herrscherwürde abzuhängen scheint."

Der eigentliche Nasenschriftsteller aber ist Lawrence Sterne. In einer Reihe der witzigsten Capitel des köstlichen Romanes „Tristram Shandy“ entwickelt der alte Shandy seine Theorie über die Bedeutung der Nase für die Lebensschicksale des Menschen, und Sterne erzählt dann eine Geschichte aus „dem großen und gelehrten ‚Hasen Slawkenbergius‘“, dem er ein großes Werk „De nasis“, ein wahrhaftiges „corpus nasorum“ zuschreibt, das in seinem zweiten Theile zehn Dekaden mit je zehn Erzählungen von langen Nasen, also ein „Nasendecamerone“, enthalten soll. Der Engländer Ferriar ist in seinen 1798 erschienenen „Illustrations of Sterne“ all den seltsamen Büchern nachgegangen, aus denen Sterne geschöpft hat; da ich sein Buch in unseren Bibliotheken nirgends zu erhalten vermochte, weiß ich aber nicht, welche Erfolge er hinsichtlich des Hasen Slawkenbergius erzielte. Ich glaube wohl keine. Eines jedoch weiß ich, dass die Nasentragödie von Cyrano herrlich in den „Hasen Slawkenbergius“ passen würde: auf der Bühne aber ist mit zu langen Nasen keine tragische Wirkung zu erzielen. Das hat schon Tewele erfahren, als er seinerzeit als Don Carlos debutierte. Man muss es ihn selbst erzählen hören, wie lustig das war.

Das ästhetische Problem, das sich Rostand in seinem Cyrano gestellt, scheint mir also zum mindesten nicht gelöst. Aber das Drama „Cyrano“ enthält nicht nur ein Problem, es enthält auch eine Idee. Diese ist die Verherrlichung der französischen Ritterlichkeit, wohlgemerkt der „französischen“. Und wer den Franzosen damit kommt, der hat auch schon bei ihnen gesiegt. Dort ist man entzückt, wenn ein nationaler Held hundert gedungene Schergen in die Flucht schlägt, dort jubelt alles, wenn ein angeblich vom Monde Gefallener, der sich in Afrika wähnt, daraus, dass ein Herr „eine Dame erwartet“, erkennt, er sei „in Paris“. Dort schlägt der vierte Act mit seiner Apotheose der „Gascogner-Cadetten“ ein in das chauvinistische Nationalgefühl, und man fragt nicht darnach, dass das Drama völlig in die Operette gerathen ist.

Aber sollen wir uns für dieses bramarbasierende, duellwüthige Heldenthum begeistern — und gerade jetzt, wo uns noch in lebhafter Erinnerung ist, wie moderne Vertreter dieser Ritterlichkeit Frauen zu Boden gestoßen und in die Flammen zurückgeschleudert haben, um nur sich aus einem Brande ins Freie zu retten? Gerade jetzt, wo wir noch immer unter dem Banne einer der seltsamsten Angelegenheiten stehen, die mindestens ein eigenthümliches Licht auf gewisse Verhältnisse wirft, welche die berufenen Erben der alten Ritterlichkeit nahe berühren?

„Cyrano von Bergerac“ ist das Werk eines Dichters, es ist reich an geistvollen Gedanken und feinen Zügen, es ist in einer schönen Sprache geschrieben und in wohlklingende, zierliche Reime gebracht, die Fulda mit gewohnter Meisterschaft verdeutscht hat — aber es ist kein Stück für uns. Wir stehen dem Ritterthume Cyranos kühl bis ins Herz gegenüber; uns interessiert aber auch die schöne Roxane nicht sonderlich, denn bei uns ist man der Ansicht, dass eine Dame, die nur auf Schöngeisterei und Schönrederei Gewicht legt, selbst keinen Geist besitzt; uns ist der Gegensatz zwischen Nord- und Südfranzosen fremd, und dass wir in unserem Inneren theilnamslos, ja fast verständnislos bleiben, wenn er uns auf der Bühne vorgeführt wird, hat sich schon bei Pailleron's „Cabotins“ gezeigt.

Und so erklärt es sich, dass der Eindruck, den Cyrano in Paris und der, den er in Berlin und Wien gemacht hat, ein so verschiedener war. Hat auch die Darstellung bei uns nur wenig dazu gethan, die erwähnten Mängel, denn für unseren Geschmack sind es solche, wenigstens abzuschwächen oder zu verhüllen, so liegt doch nicht in ihr die eigentliche Ursache, dass Rostand es hier mit seinem „Cyrano“ nur zu einem Achtungserfolge gebracht hat. Die liegt zunächst in Cyrano — und in uns. Der Inscenierung und Darstellung ist die Tageskritik bereits gerecht geworden. „Wär' ich von außen schöner anzuschaun, Am Sprechen hätt' es nicht bei mir gefehlt,“ sagt Cyrano. Mit der Bethätigung dieses Satzes hat Coquelin in Paris gesiegt. Wie man mit einfachem, natürlichem Vortrag die sicherste Wirkung erzielt, kann der Darsteller des Cyrano in Wien an dem warmen Beifalle ersehen haben, den er mit den Strophen „Das sind die Gascogner Cadetten“ erzielte.

Max Burckhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Die umlaufenden Krisengerüchte kann ich absolut nicht begreifen. Wenn die geistige Kraft oder das politische Geschick eines Ministers im Laufe seiner Regierungszeit abnimmt, gilt mit Recht seine Stellung als erschüttert. Graf Thun war aber so vorsichtig, vom Anfang an weder geistige Kraft noch politisches Geschick in seinem Amt zu zeigen. Diese konnten deswegen auch nie abnehmen. Gerade seine letzten Reden und Thaten haben wieder bewiesen, dass sein Mangel an Geist und Geschick vollständig intact geblieben ist. Graf Thun hat es verstanden, sich, trotz nunmehr schon sechseinhalbmonatlicher Berührung mit den Staatsgeschäften, auf der vollen Höhe seiner Unfähigkeit zu erhalten. Und es liegt kein Grund vor anzunehmen, dass er jemals von dieser Höhe herabgleiten könnte. Seine Stellung kann daher als unerschüttert gelten, heute so gut wie jemals zuvor.

*

Eines der vorsündflutlichen Ideale der feudal-clericalen Partei, der auch der Ministerpräsident Graf Thun angehört, ist bekanntlich die Wiedererrichtung des von einem Ministerium geleiteten Einheitsstaats, wie er vor der „Sündflut“, d. i. bis 1867 bestanden hat. Wenn man schon sonst nicht viel Gutes von seiner Amtsführung sagen kann: das eine Lob muss man doch dem Grafen Thun überlassen, dass er durch seine Amtsführung diesem Ideal, soweit das heutzutage noch möglich, näher gekommen ist, als irgend ein österreichischer Ministerpräsident vor ihm. Die Zeiten, wo, wie vor 1867, die ganze Monarchie einheitlich von einem Wiener Ministerium regiert wurde, sind unwiederbringlich verloren. Soll die Monarchie, dem clerical-feudalen Ideal entsprechend, wieder vereinheitlicht werden, so kann dies heutzutage nur in der Art geschehen, dass die ganze Monarchie einheitlich von einem Budapester Ministerium geleitet wird. Das hat der staatsmännische Geist des Grafen Thun offenbar begriffen, und darnach hat er gehandelt. In der That wird heute die ganze Monarchie vom ungarischen Ministerpräsidenten Baron Banffy regiert, so wie einst vor 1867 von den österreichischen Ministerpräsidenten Belcredi, Schmerling u. s. w., und unser achtköpfiges cisleithanisches Marionetten-Ministerium ist der überflüssigste Luxus von der Welt. Die einzige Function, die es noch erfüllt, den Willen und Befehl des ungarischen Ministerpräsidenten in Oesterreich auszuführen, könnte von einem einzigen österreichischen Hofkanzler beim ungarischen Ministerium besorgt werden, dessen Stellung der des ungarischen Hofkanzlers beim österreichischen Ministerium aus der Zeit vor 1867 nachzubilden wäre. Wir würden uns dann eine Menge von Ministergehalten und -Pensionen ersparen, und in der Hauptsache geschähe doch ganz dasselbe, wie jetzt unter dem falschen Schein eines selbständigen österreichischen Ministeriums. Das staatsrechtliche Parteiideal des Grafen Thun aber wäre so vollständig verwirklicht, als dies nach 1867 überhaupt noch möglich ist.

*

In letzter Zeit, speciell gelegentlich der Ernennung des Barons Dipauli zum Handelsminister, hat sich ein Uebelstand gezeigt, der die Actionsfreiheit des Grafen Thun in der Auswahl neuer Minister merklich zu behindern droht: nämlich die fachliche Ignoranz der betreffenden Minister oder Ministercandidaten. Um dieser abzuhelfen, gedenkt Graf Thun im Ministerrathspräsidium eigene Abendcurse für Minister und solche, die es werden sollen, einzurichten, in denen ihnen durch absolvierte Juristen, Handelsschüler, Bodenculturzöglinge u. s. w. die Grundelemente ihrer künftigen Ressorts nach dem bewährten Einpaukersystem eingetrichtert werden sollen. In den Kreisen der Abgeordneten der Majorität macht sich ein lebhaftes Interesse für diese Curse geltend.

*

In sämmtlichen Strafanstalten Oesterreichs werden Unterschriften für eine Dankadresse an Dr. Kaizl gesammelt, in welcher alle eingesperrten Cridatare dem Dr. Kaizl ihre Anerkennung für den Muth aussprechen wollen, mit welchem er endlich von hoher Stelle herab das Glaubensbekenntnis aller Bankerotteure verkündet hat, dass es genug ist, wenn man von dem, was man versprochen hat, nur fünf Procent bezahlt.

*

Herr Dr. Kaizl ist eigentlich um zwei Menschenalter zu spät gekommen. Er hätte anno 1811 österreichischer Finanzminister sein sollen, wo der österreichische Staat Bankerott machte. Da wäre er in seinem Element gewesen. Schade, Schade!

*

Als Dr. Kaizl, nach Absolvierung seiner Studien, nach Prag zurückkam, fragte er einen alten Universitätsfreund, ob er sich an der deutschen oder an der czechischen Universität in Prag habilitieren solle. Der spätere Vorkämpfer des czechischen Volkes wusste also damals noch nicht, ob er sich als Deutscher oder als Czeche ausgeben solle. Da die czechische Carrière aussichtsreicher erschien, entschied sich Dr. Kaizl für die czechische Universität und Nationalität. Man sieht: Was ein — Minister werden will, krümmt sich bei Zeiten.

*

Baron Dipauli hat als neuer Handelsminister Treue der von ihm bis dahin bekämpften Verfassung und Untreue seinen bis dahin vertretenen Ueberzeugungen geschworen. Ob er den ersten Theil des Eides halten wird, ist bei den Staatsstreichgelüsten seines Portefeuillegebers Thun noch recht fraglich. Dass er aber den zweiten Theil seines Eides — Untreue seinen Ueberzeugungen — halten wird, dafür bürgt sein — Charakter.

*

Entkleidungsscenen gutgebauter Soubretten auf dem Theater sind polizeilich verboten. Entkleidungsscenen von Charakterkrüppeln, die auf der politischen Bühne ihre Ueberzeugungen ablegen, um sich in der vollen Nacktheit ihres Streberthums zu zeigen, sind nicht nur erlaubt, sondern werden geradezu begünstigt. Umgekehrt wär's nicht nur moralischer, sondern — bei Gott — auch amüsanter.

*

In seinem Erlass über die Unparteilichkeit der Richter zeigt sich der Justizminister Dr. v. Ruber sehr besorgt um die Unabhängigkeit der Richter nicht nur „gegen oben“, sondern auch — wie es in dem Erlass wörtlich heißt — „gegen unten“. Der Ruber'sche Idealrichter hat also eine gewisse Aehnlichkeit mit der schlafenden Griechin, jenem schlafenden Mädchen in den Jahrmarktsbuden, das frei mitten in der Luft schwebt, also auch weder von oben, noch „von unten abhängt“. Die Aehnlichkeit dürfte noch weiter gehen. Denn, wie bekannt, ist die schlafende Griechin ein Mumpitz, da sie thatsächlich, wenn auch nicht sichtbar, an einem dünnen Draht an der Decke befestigt ist, also „von oben abhängt“, und so erlaube ich mir, auch den Ruber'schen Idealrichter für einen Mumpitz zu halten und die bescheidene Vermuthung daran zu knüpfen, dass auch er — von oben abhängt.

*

Böse Zungen lieben es zu behaupten, dass der Ackerbauminister Baron Kast und der polnische Minister Herr v. Jedrzejowicz un

gebildete Menschen sind. Dieser üblen Nachrede muss ich zur Steuer der Wahrheit entgegentreten. Sowohl Barönchen Kast als auch der Herr v. Jedrzejowicz besitzen genau die Bildung, die ein gräflich Thun'scher Minister braucht: Sie können nämlich ihre Namen auf § 14-Verordnungen unterschreiben. Und das ist speciell im Falle des Herrn v. Jedrzejowicz keine so leichte Sache, wie jeder weiß, der schon einmal, wie Verfasser dieser Zeilen, in die peinliche Lage gekommen ist, den Namen des Herrn v. Jedrzejowicz frei aus dem Gedächtnis ohne orthographischen Fehler niederzuschreiben.

*

Die Majorität für den Ausgleich ist gesichert. In der That würde man auch das alte Oesterreich nicht wieder erkennen, wenn nicht mindestens die größere Hälfte seiner Abgeordneten käuflich wäre.

Volkswirtschaftliches.

Die Generalversammlung der österreichischen Waffenfabriks-Gesellschaft verlief wie vor ihr die der Länderbank, wie jede österreichische Generalversammlung verläuft, in welcher der Verwaltungsrath den Actionären für die durch sein Verschulden verursachten Verluste Rechenschaft ablegen soll. Das Resultat ist: Scandal und Vertrauensvotum. Herr v. Taussig war in dieser General-Versammlung bemüht, sich und sein Vorgehen zu rechtfertigen, die schweren Beschuldigungen, die in der Versammlung und außerhalb gegen ihn erhoben wurden, zu entkräften. Aber seine Darlegungen waren nicht überzeugend. Gerade das, was er für sich anführt, spricht gegen ihn. Er hat erklärt, dass er sich schon vor vielen Jahren mit dem damaligen Generaldirector Werndl zerschlagen hat, weil er seine Dividendenpolitik missbilligte, durch welche alles bis auf den letzten Kreuzer vertheilt, keine Reserven angelegt und keine Abschreibungen vorgenommen wurden, obwohl kein Betriebscapital, sondern Creditoren in der Höhe mehrerer Millionen vorhanden waren. Er fand auch die Darlegungen des Herrn Hochhauser stets viel zu optimistisch und traute ihnen nicht. Aber in jener Generalversammlung des Jahres 1896, in welcher die Capitalsvermehrung beschlossen wurde, hat er diese seine Bedenken nicht geäußert, Herr v. Taussig führt einen Scheinkampf, wenn er bestreitet, jemals der Verwaltung sein Vertrauen votiert zu haben. Sein Eintreten für die Anträge der Verwaltung mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit und seiner Argumente bedeutete mindestens so viel wie ein ausdrückliches Vertrauensvotum und wurde auch allgemein so aufgefasst. Was konnte er anderes bezwecken, als eben die Meinung verbreiten, dass er mit dem Thun und Lassen der Verwaltung, in deren Mitte er seit langem seine Vertrauensmänner hatte, vollständig einverstanden war? Herr v. Taussig hat Briefe des Herrn Hochhauser verlesen, welche der vielgenannten Generalversammlung vorangiengen und welche beweisen sollten, dass nicht er die Capitalsvermehrung veranlasst habe, und dass das Schuldverhältnis zur Bodencreditanstalt zu diesem Beschlusse in keiner Beziehung stand. Aber gerade diese Briefe zeigen das Gegentheil. Es sind übertrieben optimistische Briefe, — und so hat sie Herr v. Taussig zugestandenermaßen selbst aufgefasst — welche der Schuldner dem Gläubiger schreibt, um ihn zu beruhigen. Es heißt darin, dass man auf die Capitalsvermehrung verzichten könne, wenn die Bodencreditanstalt die Beruhigung gibt, dass sie ein paar Jahre Zeit lässt zur successiven Abtragung der Schuld. Ist das nicht deutlich? Herr v. Taussig hat nicht geantwortet auf unsere Ausführungen über das gleichzeitige Anwachsen der Vorräthe und des Gewinnes per Stück im Geschäftsjahr 1892/93 trotz des auf den vierten Theil reducierten Betriebes, und über das rapide Anwachsen der Vorräthe in den Jahren 1894/95 bis 1896/97, welche Umstände doch sein ohnedies vorhandenes Misstrauen aufs äußerste steigern mussten. Er ist die Erklärung schuldig geblieben, wieso es kam, dass er erst am 6. August die Wahrheit über die Bilanzierung und die Verlustgeschäfte erfahren haben will, während schon sechs Wochen vorher anhaltend große Verkäufe in den Actien von offenbar unterrichteter Seite vorgenommen wurden. Herr v. Taussig hat die Widersprüche zwischen dem bekannten Communiqué vom 9. August und seinen anderen Verlautbarungen, seinem Geschäftsbericht und seinen Ausführungen in der Generalversammlung nicht aufgeklärt. Seine Behauptung, das Communiqué war nöthig, um die versteinerte Wirtschaft zu brechen, kann doch von niemandem ernst genommen werden, besonders da es zu einer Zeit erfolgte, als Herr Hochhauser schon entfernt worden war. Wenn die Verhältnisse wirklich nicht schlimmer sind, als sie jetzt dargestellt werden, wenn wirklich nur Meinungsverschiedenheiten über kaufmännisch correcte Bilanzierung bestanden und nur die Tasche, aus welcher mit zu langer Hand Gehalte, Provisionen &c. gewährt wurden, zugeknöpft werden musste, dann war das Communiqué und die dadurch erzeugte Panik und alles was darauf folgte, zum mindesten gesagt, höchst überflüssig. Es mag ja wahr sein, dass Herr v. Taussig keinerlei Untersuchung zu scheuen habe; man mag ihm selbst glauben, dass nicht er die Zwischenzeit von mindestens sechs Wochen, unserer Ansicht nach viel länger seit der Erkenntnis der Situation bis zur Veröffentlichung des Communiqués durch Abgaben ausgenützt habe, sondern dass er dies durch sein Stillschweigen in großmüthiger Weise anderen zugute kommen ließ — auf den Rücken der Actionäre natürlich — aber einen Sinn muss doch sein ganzes Vorgehen vom Anfang an gehabt haben! Und wenn man die für ihn günstigste Erklärung sucht, so hat es sich um Folgendes gehandelt: Herr v. Taussig, der das Gebaren der Gesellschaft stets mit Misstrauen beobachtet hat, fieng an, Sorge zu hegen, dass die Forderung der Bodencreditanstalt bei Fortdauer einer solchen Gebarung jetzt oder später gefährdet sei. Er vertraute aber auf das neu eingerichtete Fahrradgeschäft, auf das immer wieder gehende Gewehrgeschäft, erwartete vielleicht schon früher, als dies anscheinend geschehen wird, eine Neubewaffnung der österreichischen Armee und dachte, dass bei Aenderung des Verwaltungssystems durch seinen Eintritt alle Schäden, deren genaue Ausdehnung er nicht kannte und zu jener Zeit nicht kennen wollte, im Laufe einiger Jahre saniert werden könnten. Vorher aber wollte er für alle Fälle die Forderung der Bodencreditanstalt reduciert wissen, und dazu bedurfte es seines ostentativen Eintretens für die Verwaltung. Es war die Zeit nach dem 1895er Krach, in welcher kaum eine andere Capitalsvermehrung gelungen ist! Dann kam es anders, als Herr v. Taussig erwartete. Die Conjunctur hielt nicht, was er erhofft, die Widerstände im Schoße der Verwaltung waren stärker, als er erwartete, und die Sanierung ließ sich nicht so ganz in der Stille bewerkstelligen, wie er gedacht, und in einem unüberlegten Zornesausbruch hat er jenes Communiqué veröffentlicht, dessen Inhalt, wenn man nicht ein viel größeres Verschulden des Herrn v. Taussig annehmen will, in der Erregung übertrieben erscheint. Aber durch sein Vorgehen sind fremde Interessen in der empfindlichsten Weise geschädigt worden. Dass er seine Bedenken verschwieg, hat zwei Jahre Fortsetzung der Misswirtschaft, Vertheilung von zwei Jahres- und einer Abschlagsdividende im Betrage von 930.000 fl. gekostet, wozu noch die Tantièmen in der Höhe von 46.000 fl. kommen. Sein Auftreten für die Capitalsvermehrung hat dem Unternehmen zahlreiche neue Actionäre zugeführt und sowohl die Zeichner der neuen Actien als auch die Erwerber von alten oder neuen Actien um mehrere Millionen am Courswert geschädigt. Zuletzt hat sein Communiqué die Gesellschaft selbst, ihren Ruf, ihre Verbindungen in der empfindlichsten Weise geschädigt. Das ist die Schuld des Herrn v. Taussig, selbst wenn man jede mala fides, jede Ausnützung zu eigenem Vortheil ausschließen will. Und dafür hat Herr v. Taussig die Verantwortung zu tragen. Dass er dies nicht gethan, dass er nicht in seinem und in der Verwaltung Namen erklärt hat, dass diese, wozu sie nach dem Handelsrecht ohne Zweifel verpflichtet sind, die erhaltenen Tantièmen und die unrechtmäßig unter seiner Verwaltung ausbezahlten Dividenden von 570.000 fl. zurückerstattet, das ist es, was ihm die unbarmherzige Kritik aller jener eingetragen hat, die ohne irgend ein persönliches Interesse die Vorfälle erwogen und beurtheilt haben. Und diese Verurtheilung bleibt aufrecht, auch wenn er jetzt das Unternehmen durch seine geschäftliche Fähigkeit wieder in die Höhe bringt.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Palais-Royal, „Place aux femmes“ von Valabrègue und Hennequin.

*

Im Deutschen Volkstheater ist „Mutter Erde“ von Max Halbe mit allen Zeichen eines Erfolges gegeben worden. Ich werde nie die unbeschreibliche Wirkung der „Jugend“ auf meine Generation vergessen. Sie war eine Explosion von Kraft und Schönheit. Ein Dichter, schrieen wir damals auf, nun haben wir endlich einen Dichter, unseren Dichter! Diesem, meine ich, sind wir es aber schuldig, nicht gleich ungeduldig zu werden, wenn er seitdem unsere Hoffnungen warten lässt, sondern doch zu vertrauen. Er scheint jetzt in einer Krise zu sein; da ist es am besten, wenn die Freunde schweigen. Wenn er es gefunden haben wird, dann werden wir erst verstehen können, was er denn jetzt eigentlich sucht; dann können wir erst auch den Vorzeichen gerecht werden. Gedulden wir uns. Von den Darstellern sind die Odilon, Herr Kutschera und Herr Kramer zu nennen. Mit der Odilon ist ein wahres Wunder geschehen: sie kann auf einmal sprechen und ihre Stimme ist weich, innig und warm geworden; solche Töne der reinsten Empfindung hätte man ihr niemals zugetraut. Schlicht und männlich steht Herr Kutschera neben ihr. Herr Kramer gibt eine köstliche Charge. Er hat etwas, was sehr selten ist; man möchte sagen: eine liebenswürdige Schärfe.

*

Jane Hading, die jetzt im Carltheater gastiert, erinnert zuerst, in der Silhouette, ein bisschen an die Sarah Bernhardt. Wenn sie spricht, rapid und nervös, glaubt man die Réjane zu hören. Wenn sie sich schmerzlich windet, glaubt man die Duse und manchmal, wenn sie die Augen aufreißt, die Yvette zu sehen. Schließlich hat man das Gefühl, dass sie eine sehr gute Schauspielerin von der besten französischen Schule ist, mit einem leichten exotischen Beigeschmack und von einer bethörenden Schönheit, aber selbst keine Natur. Catulle Mendès hat sie einmal die schönste Frau genannt, die jemals auf einem Theater gewesen ist: jamais n'a vécu une plus belle comédienne, un plus rayonnant resplendissement, derrière les quinquets, d'une forme d'amour et de joie. Aber auch er gesteht ein, dass sie nicht mehr als eine excellente comédienne ist. Das Geheimnisvolle der großen Künstlerinnen, was die Varini oder unsere Sandrock hat, fehlt ihr. „Elle est, dis-je, l'incomparable beauté-théâtre! C'est sa gloire. Elle s'y borne ... Elle ne sait pas se dépasser elle-même; elle reste délicieuse, seulement ..... Mais, quant à l'intérêt personnel des comédiens, il faut qu'ils aient quelque chose d'excessif, de personnel, d'idéal en leur art et c'est ce surplus, ce dépassement de la perfection facile, c'est pour tout dire, les trouvailles de l'inexpérience qui, jusqu'à ce jour, firent défaut à Mlle. Jane Hading, irreprochable.“ H. B.

*

Drei Theater, nicht weniger, haben es diesmal versucht, den Humor der Woche zu vermehren. Dabei ist es zweien übel ergangen. In der Josefstadt wurde „Das neue Regiment“, ein Vaudeville aus dem Französischen, ohne Erfolg gegeben; im Raimund-Theater eine alte Posse „Der Mann im Monde“ von Jacobsohn und Costa. So was von Amüsement hält nicht der zehnte aus. Der Humor war nur zu retten, indem man beidemale in der Mitte weggieng. Schon das Foyer, als ich wieder hinauskam, war ein Vergnügungsort, und gar erst die Straße. Im Raimund-Theater stellte sich zugleich ein Fräulein Theren als Schauspielerin des Riese-Faches vor. Es zeigte sich eine kleine, nüchtern-berlinische Soubrette von humorlosem Witz und jener Grazie, die man mit einigem Geschick aus Schauspielschulen bezieht. Fräulein Riese hat neues Licht und

neues Leben um sich verbreitet mit ihrer alles erobernden, umformenden Eigenart. Fräulein Theren wird sich bescheiden müssen, in den alten Mätzchen zu glänzen, denselben Mätzchen, die ihre Vorgängerin so tödtlich zu parodieren wusste. Das ist der Fortschritt dieses Theaters. — Eine glückliche Neuheit ist die „Schildkröte“ von Gandillot im Carl-Theater. Wer die anderen französischen Schwänke der letzten Zeit kennt, wird hier erstaunt sein über soviel verhältnismäßige Vernunft und Sauberkeit der Mache. Der letzte Act ist sehr unterhaltend. Dazu trägt vor allem wieder Herr Schildkraut bei, der in seiner unfehlbar sicheren Art eine Figur zeichnet, und fernerhin die Herren Tewele, Korff und Werner. Herr Tewele fällt nur zu oft absichtlich und unabsichtlich aus den Situationen. Fräulein Zell spielt eine Episode mit großer Verve.

A. G.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Die Fabel von Schnitzlers neuem Schauspiel „Das Vermächtnis“ ist schon zur Genüge nacherzählt worden. Man kann darüber streiten, ob sie sehr wahrscheinlich ist. Die Voraussetzung scheint es mir nicht zu sein: Die Hugo Losattis, die Söhne reicher Häuser, pflegen sich mit einer einfacheren und der Familie weniger lästigen Art der Versorgung für Geliebte und Kind zu begnügen. Aber der Streit ist schließlich unfruchtbar; möglich ist die Voraussetzung immer, und was folgt, ist durchaus logisch und menschlich. Schlimmer ist es, dass die Fabel mehr berechnet als erfunden ist. Hugo muss sterben, damit die legitime Familie seines Elternhauses und seine eigene illegitime zusammenkommen; das Kind muss sterben, damit der leitende Conflict zutage tritt. So construiert der Dramatiker, der etwas beweisen will; das ist ein Thesenstück. Und da verlangen wir wenigstens einen typischen Fall, nicht ein einzelnes Erlebnis. Die Fabel der „Liebelei“ hat sich dem Dichter seinerzeit aus Erlebtem aufgedrängt; die Fabel des „Vermächtnisses“ hat er gesucht. Am Schluss des „Freiwild“ bricht das Mädchen an der Leiche des Geliebten mit den Worten zusammen: „Was wird aus mir?“ Was wird aus ihnen? fragt Schnitzler. Und er construiert aus bestimmten Voraussetzungen einen „Fall Toni Weber-Losatti“. Er kann morgen aus anderen Voraussetzungen einen anderen construieren. Nun, er ist Poet genug, um auch hier viel Feines und Wahres zu geben; aber er wird dem wirklich Empfindenden nie verbergen können, dass das Werk sozusagen auf kaltem Wege entstanden ist. Es ist schon sehr viel, dass es an manchen Stellen, wie etwa bei dem ausgerechneten Sterben des Kindes, nicht zu dem in solchen Fällen immer drohenden bösen Lächeln kommt. Es hängt mit der Entstehungsart des Stückes zusammen, dass die Personen Durchschnittsmenschen sind. Mit Ausnahmemenschen, mit Charakteren kann man nichts beweisen. Die dichterisch stärkste Gestalt, der alte Losatti, stört schon die überzeugende Wirkung; man sagt sich: „wenn der nicht so närrisch wäre, käme alles anders.“ Auch die Toni Weber ist nicht eigentlich eine Persönlichkeit, weshalb auch die tiefe Antheilnahme an ihrem Geschick ausbleibt; wir stehen nicht so, wie es der Dichter will, auf ihrer Seite. Trotz allem fesselt das Stück äußerlich bis zuletzt. Es fesselt, trotzdem Schnitzler im ersten Act, in der stimmungsvollen Sterbescene Hugos eine so starke Wirkung vorwegnimmt, dass eine Steigerung unmöglich wird. Es fesselt, trotzdem es doch nur einem sehr naiven Beschauer Ueberraschungen bringt. Woran liegt das? Es ist eben doch ein Dichter, der uns diese Bilder zeigt, ein Dichter, der es bleibt, auch wo er verzichtet, es im höchsten Sinne zu sein. Er ergreift hier nicht, aber er rührt doch. Die Aufführung im Deutschen Theater war schlechtweg musterhaft. Sein Ensemble war wieder einmal ganz in seinem Element. Eine eigentliche Aufgabe hatte freilich nur Reicher als Losatti, ich meine, eine schöpferische Aufgabe. Wenn das Lachen, das dieser Phrasenmacher erweckte, nicht immer bitter genug klang, so war das nicht seine Schuld. Es fehlte die leidenschaftliche Parteinahme gegen ihn, wie sie sein Gegenbild Hjalmar Ekdal in der „Wildente“ erweckt.

F. St.

*

Professor Bauer hat vor mehreren Jahren die sensationelle Entdeckung gemacht, dass der moderne Baustil in der Verwendung von Eckkuppeln besteht. Nach diesem Recepte hat Professor König auch bereits mehrere „moderne“ Gebäude geschaffen. Gewiss war es von ihm nur Loyalität, wenn er etwa beim Philipp-Hof die Kuppel der kaiserlichen Reitschule so getreu als es angieng copierte. Nun wollte er das erprobte Muster noch einmal beim Palais Herberstein (Michaelerplatz) verwenden; es erschien ihm gewiss umso erprobter, als sich das Vorbild selbst inzwischen verdreifacht hatte. Er hatte es so gut, so loyal gemeint, sich nur auf die officiellsten Muster bezogen, wie von jedem sofort festgestellt werden konnte. Und doch erregte er Anstoß. Und nicht bei jenen gewissen Sterblichen, die es vielleicht barbarisch fanden, wenn man dicht neben den monumentalen Prachtbau den imitierten Abklatsch stellte. (Fürwahr, ein gräslicher Gedanke, wenn sich der mit der Löwenhaut bekleidete Esel gleich neben den echten Löwen stellt. Schauderhaft!) Sogar der Stadtrath von Schilda, wollte sagen von Wien, erschrak und — verbot die Kuppel. Aus Mitleid? Aus ästhetischen Bedenken? Der Spruch lautet kurz, in der Nähe der Burg dürfen überhaupt keine Kuppeln gebaut werden. „Eines schickt sich nicht für alle.“ — Wollte der Stadtrath vielleicht noch loyaler sein, als der loyale Imitator? Dann hätten wir das reizvolle Schauspiel erlebt, dass „Loyalität“ im Kampfe mit „Loyalität“ Vernünftiges schafft.

Dr. M. D—r.

Bücher.

Hermann Kiebel: „Die Steuerpolitik der Besitzlosen.“ Verlag von M. Breitenstein. Wien und Leipzig 1898.

Was tolle Phantasie an lustigem Unsinn ersinnen kann, finden wir in diesen neunundvierzig Seiten zusammengedrängt. Herr Kiebel hat nämlich die sociale Frage gelöst. Woher, so fragt er sich, kommt die sociale Ungleichheit im modernen Staate? Einfach von der Ungleichheit der Steuern! Wenn Herr Meier 500 fl. zahlt, so gibt ihm der Staat eben für 500 fl. Rechte, und Herr Müller, der nur fünf zahlen kann, muss sich mit dem hundertsten Theile begnügen. Darum führe man eben die „Gleichheitssteuer“ (den Fachsimpeln bisher unter dem Namen der „Kopfsteuer“ bekannt) als einzige und ausschließliche Einnahmsquelle des Staates ein, und alle Ungerechtigkeit ist beseitigt. Das ist doch einfach! Steuertechnisch löst sich die Frage folgendermaßen: Der Hausherr hat von den Miethparteien die „Gleichheitssteuer“ einzuheben; für den Fall der Rückständigkeit sind sie — zu delogieren. Erwägt man, dass in weiten Gebieten Europas und vor allem Oesterreichs noch halbe Naturalwirtschaft herrscht, dass mancher Häusler in Jahren nicht soviel Geld sieht, als er in einem Jahre für sich und seine sieben Kinder an „Gleichheitssteuer“ zahlen müsste (an 300 fl.), dass er also als redlicher Staatsbürger und Hausherr an dem Tage, wo Herr Kiebel Finanzminister wird, sich selbst mitsammt seinen armen Würmern unerbittlich delogieren muss — so muss man Herrn Kiebel den Rath geben, die zweite Auflage seines Schriftchens illustriert herauszugeben. Mein Vergnügen wird nur durch den Titel gestört. Zu einer so schönen und ernsten Ueberschrift ließe sich doch wohl auch ein ernster Text schreiben. Schade!

Fr. St.

Adolf Donath: Tage und Nächte. Gedichte. Mit einem Briefe von Georg Brandes. Berlin, Verlag von Schuster u. Loeffler, 1898.

Brandes hebt in seinem sehr freundlichen Brief an den Verfasser zwei Merkmale der Donath'schen Gedichte hervor: die starke Klangfreudigkeit, „eine jugendliche, bethörende Musik“, und daneben den Mangel an Plastik. Dieser Mangel in Verbindung mit dem nicht sehr bedeutenden Grundgefühl des Ganzen ist es wohl, der dem Donath'schen Buch den geringen Persönlichkeitswert verleiht. Man muss hervorheben, dass das reflectierende Element, das nur Gedankliche, in dieser Lyrik ganz vermieden scheint. Aber ist diese Tugend nicht aus einer Noth gewonnen? Nur die „Judenlieder“ enthalten den Ansatz zu einem ernsten und selbständigen Motiv. Sonst überwiegen die bekannten frisch-fröhlichen Béranger-Liliencron-Bierbaum-Stimmungen (besonders „Ein Liedchen“, „Trotz Gott und Welt“, „Wandern“, „Ein Künstlerlied“ &c.), während die visionären Gedichte („Weiße Rosen“, „Der Schmerz“) unter dem Eindruck Dehmel'scher Rhythmik stehen und die balladenhaften Stücke (Rabbi Ammon) noch unter Heine'scher Patronanz. Das Gedicht „Frau Venus“ erinnert im Tonfall stark an das gleichbenannte wertvollere Gedicht Anton Lindners. Man ist erstaunt, die Namen Liliencron und Dehmel nicht in dem Brandes'schen Brief zu finden. Sollte Brandes die großen deutschen Lyriker der Zeit nicht kennen — wie er in seinem Brief selbst andeutet — und ihre Errungenschaften einem Schüler als originales Verdienst anrechnen? ... Trotz dieser Einwände und mancher Geschmackwidrigkeit macht das einfach auftretende kleine Buch keinen ungefälligen Eindruck. Es spricht daraus eine sehr weiche, sehr anschmiegsame Natur in Tönen, in denen manchmal wirklich „etwas Einschmeichelndes und Graziöses steckt“. Solche Naturen haben oft im Leben und in ihren Kunstversuchen etwas allzu Ergebenes, Dienendes. Sie sind mehr den „Nächten“ als den „Tagen“ verwandt. Dieser Zug tritt auch in dem Buche Donaths hervor: und zwar als eine seltsame Unterwürfigkeit nicht bloß der jetzt herrschenden Richtung, sondern auch der Natur gegenüber, die manchmal in feierlichen und stillen Momenten glücklich nachgezeichnet scheint. Nach seiner ganzen Anlage ist Donath in solchen Naturgedichten, die ein ichloses Sich-Versenken verlangen, am glücklichsten. (Z. B. in dem Gedicht „Erlösung“.) Da gelingt ihm manchmal ein eigener Sprachtimbre, da ist zuweilen Ausdruck und Farbe.

P. W—r.

Revue der Revuen.

Im ersten und zweiten Octoberhefte der Stuttgarter „Neuen Zeit“ veröffentlicht Ed. Bernstein aus dem Nachlasse Friedrich Engels' ein Reisefragment, das seine Fußwanderung von Paris nach Bern vom Herbst 1848 in ungemein feinsinniger, fast künstlerischer Form schildert. Engels musste damals, da er als ehemaliger Redacteur der „Neuen Rheinischen Zeitung“ verfolgt wurde, Köln verlassen und gieng nach Paris, das er früher schon, das letztemal im Frühling 1848, gesehen hatte. Zwischen dem Paris von damals und von jetzt lag der fünfzehnte Mai und der fünfundzwanzigste Juni, lagen 15000 Leichen. Die Granaten Cavaignacs hatten die unüberwindliche Pariser Heiterkeit in die Luft gesprengt. Paris war todt. Engels macht sich deshalb nach der Schweiz auf. Er wandert nach Süden in das Thal der Loire, das er auf dem Weg von Chateauneuf nach Gien passiert. Er wird nicht müde, den Reiz herbstlicher Landschaftsbilder in diesem Theile Frankreichs zu verkünden. Wo Weinland ist, verweilt er doppelt so lang und gern. Er wendet sich nach Burgund, und als er das Thal der Yonne überquert, geräth er in Auxerre und St. Bris mitten in die Weinlese hinein, die er als Fest mit durchgehend „rother“ Decoration nicht ohne politischen Witz, aber auch mit sehr viel Gemüthlichkeit zu schildern weiß. Das Terassenland Burgunds und seinen Menschenschlag vergleicht er mit Oesterreich. Naiv, gutmüthig, zutraulich im höchsten Grade, mit viel Mutterwitz innerhalb des gewohnten Lebenskreises, voll naiv komischer Vorstellungen über alles, was darüber hinausgeht, possierlich ungeschickt in ungewohnten Verhältnissen, stets unverwüstlich heiter, so sind diese guten Leute, fast einer wie der andere. Aber er sieht den französischen Bauer auch mit kritischem, socialgeschichtlich prüfendem Blick an. Die paar Seiten, die er über diese Seite seiner Reiseeindrücke schreibt, gehen über das feuilletonistische Interesse hinaus.

„Revue blanche“ (15. September). Jules Bois gibt in einem kurzen Artikel eine Zusammenstellung aller hervorragender Vertreter der Friedensidee in unserem Jahrhundert. Schon 1815 wird in Amerika die erste Friedensgesellschaft gegründet. England folgt ein Jahr später, und 1821 tritt auch in Frankreich die „Société de la morale chrétienne“ ins Leben, die den Völkern die Eintracht predigt. In den Fünfziger- und Sechzigerjahren folgen einige andere, und seit 1848 fehlt es auch nicht an Friedenscongressen. Heute zählt Oesterreich 4, England 12, Frankreich

15, Deutschland 20, die Schweiz 30 und Amerika 45 Friedensgesellschaften, sowie unzählige derartige Organe. Ueberdies erinnert der Verfasser daran, dass sich Papst Leo XIII. vor zwei bis drei Jahren in einem Brief, die der „Daily Chronicle“ veröffentlichte, zu Gunsten der internationalen Schiedsgerichte aussprach. Als tapfere Vorkämpfer des Friedensgedankens nennt Bois die französischen Schriftsteller Potonié-Pierre und Frédéric Passy. Auch die Russen Bakunin, Tolstoi und Novikow haben — lang vor der Geburt des jetzigen Czars — die Friedensidee propagiert. Heute sind es vorwiegend die hervorragenden Frauen aller Länder, die sich ihrer annehmen. — Aus einem früheren Heft ist ein Aufsatz des Lyrikers Gustave Kahn über Arthur Rimbaud zu erwähnen. Rimbaud, ein verstorbener Dichter und Freund Verlaines, hat ein abenteuerliches Wander- und Zigeunerleben geführt — unter anderem wurde er auch aus Wien ausgewiesen — und ist gegenwärtig durch eine Monographie von Paterne Berrichon (im Verlag des „Mercure de France“) dem allgemeinen Interesse und Verständnis näherzuziehen versucht worden. Auch Kahn hält sich an dieses Buch. Er geht mit liebevoller Ausführlichkeit auf Rimbauds „Une Saison en Enfer“ und „Les Illuminations“ ein.

Sein letztes Abenteuer.

Novellette von Gustav Falke.

(Fortsetzung.)

7.

Der October neigte sich seinem Ende zu. Das Wetter wurde immer rauher, so recht nach Sellings Herzen. Noch waren sie nicht auf Neuwerk gewesen, es wurde Zeit, denn Rebekka sprach schon von ihrer baldigen Abreise; sie sprach merkwürdig oft davon. Wollte sie immer wieder hören, dass er bedauere, dass er dann auch abreisen würde, dass es ihm ohne sie zu langweilig, nicht „einsam“ genug wäre?

Selling hatte sie überreden wollen, mit nach Sylt zu kommen, aber sie hatte es ihm abgeschlagen; sie wäre zwar ihr eigener Herr, aber ihre Verwandten würden es doch ungern sehen, sie müsse sich wieder ihrer Familie widmen, hätte Pflichten an ihrer alten Tante zu erfüllen.

Aber Neuwerk wurde ihr nicht geschenkt, das Versprechen müsste sie halten.

„Wenn Sie es durchaus wollen,“ sagte sie.

„Reut es Sie denn? Warum? Fürchten Sie sich?“

Sie streifte ihn mit einem schnellen, sonderbaren Blick.

„Aber ich will ja. Wovor sollte ich mich fürchten?“

„Nun, die Einsamkeit, die — Gefahr ist übrigens durchaus nicht dabei.“

„Sie meinen bei der Ueberfahrt?“

„Oder wollen wir's zu Fuß wagen?“

Sie trug Bedenken. Jetzt, in der Herbstzeit, bei plötzlichen Fluten oder Nebel, bangte ihr doch.

Aber ihn reizte das gerade.

Sie warnte ihn.

Aber er lachte.

„Und warum?“ fragte er.

„Sind Sie des Lebens schon überdrüssig?“

„Was bietet das Leben?“

„Ach gehen Sie mir damit. Das sind Phrasen.“

„Durchaus nicht.“

„Neunzigmal unter hundert.“

„Aber die zehn? Zehn von hundert lebensmüde, lebensekel! Bedenken Sie!“

„Lebensfeige.“

„Wenn man sein Leben leben könnte!“

„Sie können's doch.“

„Seit kurzem, ja. Aber bisher —“

„So lassen Sie doch das Vergangene. Wollen Sie nachträglich noch — ich weiß nicht welche Todesart ihnen die genehmste ist.“

„Die Pistole.“

„Dummes Zeug! Wäre ich so unabhängig wie Sie!“

„Sie sind es doch.“

„Wenn man Familie hat?“

„Wissen Sie, ich muss es doch mal machen. Gerade die Gefahr reizt mich. Und dann ist es wirklich nicht so schlimm. Sie sollten doch mitkommen.“

„Und wenn die Flut uns überrascht.“

„Sie sind zu ängstlich.“

„Sie können mich nicht schützen.“

„Ich trage Sie.“

„Und wenn Ihnen das Wasser an die Kehle geht, werfen Sie mich ab.“

„Ich hebe Sie so lange hoch, bis das rettende Boot kommt.“

Er streckte beide Arme in die Höhe, als trüge er sie.

„Welches Boot?“ fragte sie.

„Das uns von Strand aus gewahr würde.“

„Wahrscheinlicher ist, dass wir zusammen ertrinken.“

„Mit Ihnen zusammen, das wäre noch nicht der schlechteste Tod.“

„Wie nett Sie sind.“

Die Folge dieses albernen Gesprächs war, dass Selling während der Abendtide zu Fuß nach Neuwerk gieng. Er wollte ihr doch zeigen, dass er sich nicht fürchtete.

Es war ein stiller, gleichmäßig grauer Himmel.

Selling stapfte kurz entschlossen ins Watt hinaus, die Stiefel in der Hand, die Strümpfe in der Tasche.

Dunkel lag das Ziel vor ihm. Unkundige hätten die Entfernung auf eine halbe Stunde schätzen können. Er wusste, dass er zwei Stunden und länger zu marschieren hatte. Aber es gieng sich leicht mit den bloßen Füßen auf dem glatten, kühlen Boden. Es war ein wohliges Gefühl, durch die kleinen Rinnen zu waten und die Füße in dem kalten Wasser zu baden.

Er hielt sich genau auf dem durch die Besen abgesteckten Weg. Anfangs blieb er oft stehen und sah sich um, wie weit er schon war, jagte einmal eine Schar Möven auf, die sich aufs Watt niedergelassen hatte, oder bückte sich nach Muscheln und Krebsen. Aber dann sah er ein, dass er sich beeilen müsse.

Und während er kräftig geradeaus marschierte, immer die in der Dämmerung gespenstisch aussehenden Besen zur Seite, dachte er an Rebekka, an die Tage, die er mit ihr auf Neuwerk verleben wollte, an die Trennung von ihr.

An die weitere Zukunft dachte er nicht, und nicht an die Vergangenheit. Es war ein ganz köstliches Gegenwartsgefühl, was ihn beherrschte.

„Dass ich dieses Weib erst jetzt kennen lernen muss,“ sagte er laut.

Und doch ist's gut so, setzte er in Gedanken hinzu; früher hätte ich sie unfehlbar geheiratet. Davon bin ich nun curiert.

Wenn sie nur hier wäre! So ganz in dieser Meereinsamkeit mit ihr! Und dann?

Sie hat recht, wovor sollte sie sich fürchten? Vor dir doch nicht?

Er stand still, einen Augenblick zu verschnaufen. Er bückte sich nach einer Muschel und schrieb mit der scharfen Schale ihren Namen in den Sand und ein „Jeg elsker dig!“

„So, das mag die Flut verwischen,“ sagte er laut.

Eine Möve strich mit klagendem Laut über ihn hin. Fast unheimlich klang dieser ängstliche Ruf der Creatur in dieser grenzenlosen Einsamkeit. Es griff ihm ans Herz.

Seine Stimmung schlug plötzlich um. Wenn nun die Flut dich überrascht, die Wellen dich begraben. Nichts als der klagende Schrei der Möven über deinem Grabe. Ausgelöscht aus dem Leben, spurlos, wie es nach ein paar Stunden ihr Name sein wird, den du dem Meeresboden anvertraut hast.

Die Schauer der Einsamkeit, die ihn sonst erquickten, legten sich jetzt erdrückend auf ihn. Ein Gefühl, wie er es nie gekannt. Eine Art Gespensterfurcht überkam ihn. Wie dunkel war es plötzlich geworden. Die Insel lag nur noch wie eine graue, schattenhafte Masse vor ihm. Rings um ihn die dichte Dämmerung, das Land hinter ihm verhüllend. Nur ein heller Streif vor ihm: der westliche Horizont über dem Meer. Ein ganz blasser lichtgrauer Streifen mit einer leisen Tönung von gelb.

Die ragenden Besen, die Möven, die in unruhigem Fluge aus der Dämmerung auftauchten, alles erschien ihm geisterhaft.

„Holla! Hoh!“ rief er ganz laut.

Der Ruf verhallte, hohl. Es klang ihm ganz seltsam, fremd. Antwortete jemand?

Er horchte.

Es war wohl nur Sinnestäuschung.

Ihn fröstelte leicht, trotzdem ein leichter Schweiß ihm auf der Stirne stand. Das scharfe Gehen auf dem feuchten Schlickboden strengte auf die Dauer doch an. Hin und wieder sanken die Füße doch ein wenig ein, und manchen Umweg galt es zu machen, wenn ein allzutiefes Priel sich ihm in den Weg schob.

„Donnerwetter, was ist dir denn? Holla! Ho! Hoh!“ rief er er nochmal, so laut er konnte.

Eine halbe Stunde etwa noch und er war am Ziel.

Er schüttelte sich, als wollte er diese dumme Gruselstimmung abschütteln. Er schritt schneller vorwärts. Und dann fing er an zu singen, ganz laut:

Kong Kristian stod ved höjen Mast
J Rög og Damp.
Hans Värge hamrede så fast,
At Gothens Hjelm og Hjerne brast.
Da sank hver fjendlig Spejl og Mast
J Rög og Damp.
Fly, skreg de, hver som flygte kann!
:,: Wo stader mod Danmarks Kristian :,:
I Kamp, i Kamp!

Laut klang es über die schweigenden, dunklen Watten hin.

8.

Im Wirtshaus traf er Gesellschaft. Sie waren verwundert, dass er es gewagt hatte, den Weg allein zu Fuß zu machen. Es war mittlerweile ganz dunkel geworden, es hätte ihn leicht draußen

überraschen können. Und der Nebel, der jetzt plötzlich überall war, alles einhüllte.

Es klopfte jemand aus Fenster, aber sie konnten nicht sehen, wer draußen war, so dicht war der Nebel.

Selling hatte sich nach kurzer Vorstellung zu den drei Herren an den Tisch gesetzt. Er wartete noch auf den bestellten Grog, als Miller ins Zimmer trat, sein Freund Miller, der Redacteur und Kritiker vom Mittagsblatt.

Der riss die Augen auf, prallte zurück und breitete beide Arme aus.

„Dottore! Sind Sie es oder Ihr Geist? Hoffentlich alle beide! Herr Wirt noch einen Grog!"

Und dann schalt er auf Sellings Waghalsigkeit. „Aber das sieht Ihnen ähnlich! Darf ich die Herren bekannt machen? Mein lieber, alter, herrlicher Doktor Selling, der geistvollste Mensch bis zum Nordpol."

„Reden Sie keinen Unsinn," schalt Selling, der sah, dass Miller schon ein wenig unter der Herrschaft des Grogs stand.

„Das ist kein Unsinn," eiferte Miller.

„Das sind Sie. Einfach genial, meine Herren. Jawohl, genial!"

Die anderen lachten, aber Miller ließ sich nicht irre machen.

„Herr Emil Steinbauer, Nero, Caracalla, Diocletian! Maler und Blutmensch! Herr Meseritz —"

„Mörke," verbesserte der Betreffende, und der dritte der Herren erhob sich und schnarrte: „Papperitz".

„Ach, die Herren nehmen es nicht übel, wenn wir uns zurückziehen," sagte Miller, „kommen Sie Steinbauer."

Herr Mörke griff nach der Zeitung. Herr Papperitz aber erhob sich militärisch, schlug die Hacken zusammen und machte eine steife Verbeugung.

„Gott sei Dank," sagte Miller, mit Selling und dem Maler in einer entfernten Ecke allein. „Wir Künstler wollen unter uns sein."

„Bitte mich auszunehmen," bemerkte Selling.

„Das sind Sie," eiferte Miller. „Gewiss sind Sie ein Künstler! Mensch, nun geben Sie mir erst mal ihre Hand. Sie alter lieber Kerl Sie."

„Den lieb ich nämlich," sagte er zum Maler, Sellings Hand haltend.

„Sie sind Maler?" fragte Selling, um sich Millers Freundschaftsausbrüchen zu entziehen.

„Genial!" rief Miller. „Der setzt noch mal die Welt in Erstaunen."

„Na," wehrte Steinbauer ab. „Was reden Sie wieder!"

„Hat er nicht den reinsten Verbrecherschädel?" fragte Miller.

Selling lachte. Aber es war in der That etwas daran. Caracallakopf. Aber Miller sprang schon wieder vom Thema ab, und Selling musste erzählen, wie er hierhergekommen war.

„Aha! Also ein Versteck d'amour! Dottore! Dottore!"

Er drohte mit dem Finger.

Selling glühte schon beim dritten Glase. Er wurde immer redseliger, offenherziger.

„Das ist das vorurtheilslose, große Weib!" rief er. „Meinen Sie nicht auch, meine Herren, dass man das nur noch unter den Jüdinnen findet, oder nur erst!"

Steinbauer machte eine zustimmende Geste:

„Die Jüdinnen," sagte er in einem Ton, als wären sie entschieden über jeden Zweifel erhaben.

Miller langte über den Tisch hinüber und drückte zärtlich Sellings Hand.

„Seht unsern Doctor an, pürscht in Israel."

„Lassen Sie's gut sein," sagte der Maler. „Was den Geist anbelangt —"

„Die Rahel, die Rahel!" fiel ihm Miller ins Wort. „Wer hat Goethe hoch gehalten?"

Selling und Steinbauer stimmten ihm bei.

„Goethe, dieser Riese!" fuhr Miller fort. „Wissen Sie meine Herren, wie die Bajadere eigentlich entstanden ist? Wenn das die guten Teutschen wüssten!"

„Wohlsein meine Herrn!" rief er sich umwendend, und grüßte mit dem Glas nach dem andern Tisch hinüber.

Herr Mörke und Herr Papperitz erhoben die Gläser und Herr Papperitz schnarrte: „Herr Docter!"

„Gräßlicher Kerl," sagte Miller halblaut, so dass Selling einen erschrockenen Blick hinüber warf. Aber man war da schon wieder bei der Politik. „Kreta," und „Schuldencommission", und „Kloppekriegen" klang es im Flüsterton herüber.

Selling hörte zu seiner Befriedigung, dass die beiden Herren am nächsten Morgen abreisen wollten, und Zimmer für ihn und Rebekka frei werden würden.

Miller redete eifrig zu, Selling solle gleich mit den Herren zurückfahren und Rebekka holen. Er wolle noch ein paar Tage zugeben. Das würde ja dann herrlich werden.

„Das heißt, wenn Sie nicht vorziehen, ohne uns."

Selling hätte das freilich vorgezogen, aber ein paar Tage konnte er sich die Gesellschaft schon gefallen lassen. Und vielleicht wäre es Rebekka auch um so lieber.

Herr Mörke und Herr Papperitz sagten Gute Nacht. Es war gegen 10 Uhr.

„Gott sei Dank!" rief Miller.

Sie wollten noch ein letztes Glas ohne diese „Philister" trinken.

Selling stand auf und gieng vor die Thür hinaus. Steinbauer folgte ihm. Sie standen in undurchdringlichem Nebel, sie konnten kaum die Hand vor Augen sehen.

Selling brummte vor sich hin, knurrte eine Melodiephrase. Er schwankte etwas und stütze sich mit der Hand gegen die Mauer.

„Was halten Sie von Gabriel Gram?" fragte er und spuckte dabei aus.

„Finden Sie nicht auch, dass er gar nicht anders kann?"

Dann wurde er gewahr, dass der andere gar nicht mehr da war.

Taumelnd wandte er sich nach der Seite, wo er die See wusste.

„Ahoi!" rief er in den Nebel hinaus. „Ahoi! ahoi!" Drei-viermal, immer lauter.

Als er wieder hineingieng, wäre er fast über die Schwelle gestolpert.

Steinbauer saß schon wieder hinterm Tisch.

„Was schreien Sie denn da draußen so, Doctor?" fragte Miller.

Selling kicherte.

„Die Meerfrau war draußen."

„Da kommt der Dichter zum Vorschein," rief Miller und schüttelte ihm die Schultern.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gesammtauflage unserer heutigen Nummer liegt ein Prospect des Verlages Georg D. W. Callwey in München bei.

Stimmen aus dem Publicum.

Ein kleiner Kreis von

Literaturfreunden, 864

welcher wöchentlich einmal lit. Werke von Bedeutung in freier Discussion bespricht, nimmt noch einige Mitglieder (Herren und Damen) auf. Anmeldungen unter „W. F. 1898" an die Expedition d. Blattes.

Henneberg-Seide

— nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen —

schwarz, weiße und farbig von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste &c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins &c.).

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend. 761

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVII. Band. Wien, den 22. October 1898. Nummer 212.

Normale Regierungen.

Die Opposition lässt die Regierung nicht regieren . . .

In jenen idyllischen Zeiten des österreichischen Parlaments, da es nur eine oppositionelle Rhetorik, aber noch keine oppositionelle Taktik gab, und die parlamentarische Kunst der leitenden Minister sich darauf beschränkte, die Stimmen der Majorität stückweise zu kaufen, in den guten Taaffe'schen Zeiten, hat man jenen Schmerzensruf nie gehört. Erst aus dem Munde des parlamentarischen Philoktet Badeni und seines Leidensgenossen, des Herrn von Bilinski ist er laut geworden. Die Regierung ist allweise und allfähig, und nur die Opposition ist schuld daran, wenn dieser besten aller möglichen Regierungen alles, was sie anpackt, mit grausamer Regelmäßigkeit schief geht. Mit der sonstigen Erbschaft hat das Ministerium Thun-Kaizl auch dieses Klage-Leitmotiv von seinen Vorgängern übernommen. Wir haben es gehört, solange die Opposition vermöge wilder Obstruction die Berathung des Ausgleichs verhinderte, wir hören es auch jetzt wieder, da die Opposition infolge geänderter Taktik die normale parlamentarische Behandlung des Ausgleichs ermöglicht hat. Die Opposition ist an allem schuld. Jetzt beräth sie Herrn Dr. Kaizl, nach seiner jüngsten Ausgleichsrede, bereits zulange über den Ausgleich, schon, jetzt, wo erst drei Wochen seit der Eröffnung der Reichsrathssession vergangen sind. Für die persönliche Portefeuillesicherheit des Herrn Dr. Kaizl allerdings mag die Berathung jetzt schon zu lange dauern. Ob sie für die gewissenhafte parlamentarische Erledigung zu lang ist, oder wann sie es werden wird, ist eine andere Frage, deren Beantwortung nicht von nothleidenden Ministerexistenzen dictiert, sondern nur aus der parlamentarischen Erfahrung vergleichsweise erschlossen werden kann.

Vor dem jetzt schwebenden sind drei ungarische Ausgleiche im Reichsrathe berathen worden. Von diesen wollen wir, um das argumentum ad hominem zu dirigieren, nur den dritten Ausgleich, den von 1887, zum Vergleich heranziehen, weil nur dieser, wie Herrn Dr. Kaizls Rede vom 3. October beweist, sein volles Lob gefunden hat. Wie lange hat damals das Abgeordnetenhaus, wie lange hat damals sein Ausgleichsausschuss zur Berathung des Ausgleichs gebraucht? Die ganze parlamentarische Behandlung des Ausgleichs erstreckte sich, wenn man die sechs Ferialmonate einrechnet, über ziemlich genau ein Jahr, wovon die Ausschussberathung allein über die Hälfte, genau gesprochen volle dreiundeinhalb Arbeitsmonate in Anspruch nahm. Dabei war, von der schwierigeren Qualität der an Neuerungen reicheren Vorlagen des gegenwärtigen Ausgleichs ganz abgesehen, schon äußerlich, der Quantität nach beurtheilt, der 1887er Ausgleich ein unverhältnismäßig leichterer, als der vorliegende. Denn jener zählte nur acht Vorlagen, während der gegenwärtige Ausgleich deren zweiundzwanzig umfasst. Die normale parlamentarische Berathung des von Dr. Kaizl so hochgepriesenen 1887er Ausgleichs währte effectiv sechs Monate, und da wird Herr Dr. Kaizl jetzt schon ungeduldig, da das fast dreimal so große Material des vorliegenden Ausgleichs seit drei Wochen erst im Parlamente in Behandlung steht.

Nein, nein! Nicht das Parlament und am allerwenigsten die Opposition ist schuld, wenn der Ausgleich nicht rechtzeitig parlamentarisch sollte verabschiedet werden können. Der 1887er Ausgleich ist rechtzeitig fertig, ja sogar noch sieben Monate vor seinem Ablauftermin mit der kaiserlichen Sanction promulgiert worden, trotzdem er ein Jahr lang im Parlament geprüft worden ist. Das Geheimnis dieses, an dem Maß der Badeni-Thun'schen Regierungskunst gemessen, fabelhaften Erfolges ist einfach dies, dass der 1887er Ausgleich dem Parlament reichlich früh genug vorgelegt worden ist, nämlich zwanzig Monate vor dem Ablauftermin des alten. Analog handelnd, hätte auch das Ministerium Badeni den gegenwärtigen Ausgleich im Mai 1896 im Parlament einreichen müssen. Wo stak zu jener Zeit das Badeni-Bilinski'sche Geisteskind? Unter der Zange! Es war noch nicht geboren. Erst ein Jahr später, im Mai 1897, wurden, wie Herr v. Bilinski selbst jüngst im Ausgleichsausschuss zugegeben hat, die 22 Vorlagen fertig, und auch da fehlte noch die durch das Junctim mit dem Ausgleich untrennbar verbundene Quote, und die fehlt heute noch, und das Junctim ist heute noch der Zankapfel der beiden Regierungen, wie es dies schon im Mai 1897 war, heute noch, wo wir October 1898 schreiben. In diesem, mangels der Quote unfertigen, Zustand ist der Ausgleich erst am 20. April 1898 zum ersten Mal von der Regierung Thun-Kaizl dem Parlament vorgelegt worden, verhältnismäßig ungefähr zwei Jahre, zwei wertvolle Jahre später als der normale, dabei viel weniger umfangreiche 1887er Ausgleich.

Und nachdem schon diese zwei Jahre durch die vereinte Badeni-Bilinski'sche Unfähigkeit vertrödelt worden waren, hat sich auch die Thun-Kaizl'sche Allfähigkeit mit dem Ausgleich nicht beeilt. Zunächst wurde er in der vorigen Session von Herrn Dr. Kaizl zu spät eingebracht, so dass er nicht auf die Tagesordnung kommen konnte. Herr Dr. Kaizl musste erst nach Schluss der Session an dieser Stelle über den § 16 der Geschäftsordnung belehrt werden, dass er dringende Vorlagen am Anfang und nicht mitten in einer Session vorzulegen hat. Mitte Juni wurde dann die Session geschlossen, weil die Herren Graf Thun und Dr. Kaizl mit dem Parlament nichts anzufangen wussten. Nun erwartete man allgemein, dass gleich für Juli die neue Session einberufen werden würde, in der Herr Dr. Kaizl durch sofortige Einbringung der Vorlagen dem Ausgleich, gemäß dem für Herrn Dr. Kaizl neu entdeckten § 16, die Priorität auf der Tagesordnung sichern sollte. Aber was geschah? Nicht einmal die Quote und das Junctim haben sie in dieser Zeit mit der ungarischen Regierung ins Reine gebracht. Graf Thun gieng in den Prater mit den öffentlichen Mädchen Coriandoli spielen, und Herr Dr. Kaizl erlustigte sich am Jagdvergnügen. So sind, nach den durch Badeni-Bilinski verlorenen zwei Jahren, noch weitere sechs Monate durch die Nachlässigkeit und Sorglosigkeit des Grafen Thun und des Herrn Dr. Kaizl verschlampt worden.

Statt, wie die Herren v. Bilinski und Dr. Kaizl im Ausschuss beliebten, auf die wilde Obstruction der letzten drei Sessionen als die Schuldtragende zu schimpfen, sollten sie der wilden Obstruction noch danken. Wenn die wilde Obstruction nicht gewesen wäre, wären die Herren v. Bilinski und Dr. Kaizl schon seit dem Frühjahr 1897 unablässig mit Interpellationen und Dringlichkeitsanträgen bestürmt worden, dass sie den Ausgleich endlich dem Parlament vorlegen. Nur der alles übertäubende Lärm der wilden Obstruction hat bewirkt, dass man sie diese lange Zeit hindurch nicht nach dem Ausgleich gefragt, und dass man ihre Zeitvergeudung bisher übersehen hat. Jetzt aber, wo die ruhige und sachliche Discussion ihren Platz gefunden hat, ist es Pflicht, die Herren gewesenen und gegenwärtigen Tadellosen für ihre beispiellose Ausgleichsverschleppung zur Rechenschaft zu ziehen. Wenn die gewesenen und gegenwärtigen Regierungspfuscher es nach solchen Antecedentien noch wagen, das Parlament zu hofmeistern, dann ist es ein Gebot der Selbstachtung für die Parlamentarier, den Ministern zu zeigen, dass sie nur Diener des Staates und die Legislativen Herren sind. Nicht die Frechheit, sondern nur, wie oben gezeigt, Thatsachen und Ziffern beweisen, wer normal arbeitet, die Regierung oder das Parlament, und diesen Beweis öffentlich und von weithin sichtbarer Stelle zu führen, sollten die Parlamentarier sich beeilen, weil es sonst auch in diesem Fall, wie so oft, geschehen könnte, dass die Frechheit siegt.

K.

National-freisinnig.

Eine neue Richtung in der Wiener Studentenschaft.

Von einem Studenten.

Die politischen Kreise Deutschösterreichs haben von jeher die Uebung befolgt, sich um die studierende Jugend wenig zu kümmern. Darans erklärt sich zum Theile die auffallende Erscheinung, dass sich bei uns die Ablösung der politischen Richtungen und der nationalen Kampfesweise nicht auf dem Wege stetiger Fortentwickelung vollzieht, sondern sprunghaft und plötzlich, in These und Antithese, in überraschenden Umschlägen und Umbiegungen. Ein Beispiel hiefür liefert die plötzliche Verschiebung von der liberalen zur deutschnational-antisemitischen Richtung, vorausgesetzt natürlich, dass man diesen Vorgang aufrichtiger behandelt, als dies heute geschieht. Heute nämlich, wo jedem die Gründe für den Verfall des Liberalismus klar vor Augen liegen, will auch jeder die Entwickelung voraus-

Digitized by Google

gesehen und vorausgesagt haben. In Wirklichkeit war aber das, was man jetzt als ganz selbstverständlich hinstellt, jene rapide Verschiebung in der Stimmung Deutschösterreichs — die von den Ereignissen dieses Jahres viel weniger verursacht, als nur ausgelöst worden ist — eine gewaltige Ueberraschung. Eine Ueberraschung namentlich für jeden, der, dem geistigen Leben der Aula fernestehend, die jahrelange, langsame Vorbereitungsarbeit der heute alles mit sich reißenden Ideen und Programme gänzlich unbeachtet gelassen hatte.

Und doch ist die Aula Recrutierungsgebiet und Uebungsplatz jenes Heeres gewesen, das die erbangesessenen Stellungen des Deutschliberalismus im Sturme erobert hat und jetzt den Anspruch erhebt, dieselben allein oder doch in führender Weise gegen die äußeren Feinde zu vertheidigen. Alles, was die jungen Aerzte, Advocaten, Lehrer, die heute den Stab der deutschvolklichen Parteien bilden, an Eignung für diese Rolle besitzen, stammt aus jener Zeit, da sich unter ihrer Mitarbeit — gleich einem Vorspiel zu den späteren politischen Ereignissen — im Mikrokosmos der Universität die Eroberung der deutschen Studentenschaft für die national-antisemitische Idee vollzog. Damals haben sie die Idee des unbedingten nationalen Egoismus, des von keinerlei Rücksichten auf Humanität und Staatsinteresse abgeschwächten Deutschthums aufgegriffen und auf akademischem Boden, wo keine realen Mächte sie zwangen, die praktische Probe auf das Exempel zu machen, in Fleisch und Blut aufgenommen. An der programmatischen Ausgestaltung ihres Leitgedankens, dessen gesunde Einseitigkeit die so nothwendige Einheitlichkeit für jede auf ihm beruhende Parteibildung verbürgte, haben die deutschnationalen Studenten mit Begeisterung und Ausdauer gearbeitet, indem sie ihn in allen politischen, wirtschaftlichen und allgemeingeistigen Fragen bis zu den letzten Folgerungen zu Ende dachten und die Ergebnisse in handliche Formeln brachten. Dafür ist eine — freilich wenig bekannte — Thatsache bezeichnend: der große geistige Antheil, der der Studentenschaft am Linzer Programm gebührt. Und neben dieser theoretischen Schulung rein geistiger Art erwarb dieselbe Generation auch in praktischer Hinsicht, in Bezug auf Taktik und Disciplin ganz vorzügliche Eignung. Im rücksichtslosen, von keinerlei schwächlichen Toleranz gemilderten Kampfe gegen alle anderen in der Studentenschaft vertretenen Richtungen bildete sich jene Taktik des Nichttransigierens aus, an der, wie wir noch sehen werden, auch die Epigonen unverbrüchlich festhalten, uneingedenk dessen, dass veränderte Verhältnisse eine Aenderung auch der Kampfesweise erheischen. Schließlich hatte eben diese rücksichtslose Kampfart, sollte sie erfolgreich sein, eine straffe Zucht unter den eigenen Parteigenossen zur Bedingung. Und so mussten sich die Anhänger der jungen Bewegung in der Unterordnung des einzelnen unter die Gesammtheit, der Person unter die Sache üben. Noch heute ist dies an der Schärfe zu spüren, mit der sie, inzwischen ins politische Leben eingetreten, überall und auch im eigenen Lager die Rücksichten auf das „persönliche" Moment bekämpfen, die allerdings in unserem „gemüthlichen" Oesterreich schon viel Schaden gestiftet haben.

All dies gilt von jenen ersten Jahrgängen, die seinerzeit auf der Universität die deutschnational-antisemitische Idee zuerst vertreten und verbreitet haben. Ein ganz anderes Urtheil ist aber über jene Partei zu fällen, die heute diese Anschauung auf der Aula repräsentiert.

Diese Behauptung wird im ersten Momente befremden. Man wird sagen, der leitende Gedanke ist doch geblieben; geblieben sind auch Disciplin und Taktik, allerdings folgerichtig in radicaler Richtung fortentwickelt. Ganz richtig; alles ist geblieben, nur die Verhältnisse haben sich gänzlich geändert. Die deutschnational-antisemitische Richtung ist im politischen Leben zu allgemeinerer Geltung, auf der Aula zu fast unumschränkter Macht gelangt. Damit hätte sich die Perspective ihrer Ziele verschieben müssen: als Führerin der deutschen Studentenschaft harrte ihrer eine schöne Aufgabe; auf die Zeit der Verneinung, der Aggressive hätte eine Zeit der realen Arbeit folgen können im Dienste jener Gemeinbürgschaft, die gerade in den jetzigen Zeiten nicht frühe genug in der heranwachsenden Jugend geweckt und gepflegt werden sollte. Freilich, dazu wäre ein Zusammenwirken mit anderen Richtungen, Duldsamkeit gegen andere Auffassungen des Deutschthums nothwendig gewesen. Und das vermag die deutschnational-antisemitische Richtung vermöge ihrer ganzen geistigen Beschaffenheit nicht zu geben; unter dem Zeichen der Unduldsamkeit ist sie geboren und gewachsen und unter diesem Zeichen wird sie untergehen. Mit den Ueberlieferungen aus ihrer aggressiven Zeit kann sie, wie es scheint, nicht brechen. Sie bleibt, was sie früher war, eine Bewegung des Kampfes, und zwar viel weniger gegen die äußeren Feinde des Deutschthums, als gegen die sogenannten inneren Feinde, Juden und Judenknechte. Sie beharrt auf ihrem utopischen Plane, allen Volksgenossen ihre Auffassung, ihr Programm als das alleinseligmachende, dem Deutschthum allein frommende aufzudrängen. Sie bedient sich dabei auch der alten Taktik, das Deutschthum aller Andersdenkenden zu verdächtigen und als minderwertig hinzustellen; nie Compromisse zu schließen, auch wenn dieselben der deutschen Sache nützen würden, bloß um allen nicht ihrem Parteistandpunkt Huldigenden die nationale Mitarbeit zu erschweren. So haben ihre Vertreter in den letzten Jahren jeder Action auf der Aula entweder ihren Parteistempel aufgeprägt oder, wo dies nicht gieng, durch Nichtbetheiligung den Erfolg verkümmert.

Man wird fragen, ob es bei der großen Summe an Intelligenz, welche in der deutschnational-antisemitischen Studentenschaft vorhanden ist, denn gar keine Einsichtigen gebe, welche erkennen, dass der Beruf ihrer Partei nicht mehr das Trennen, sondern das Einigen, nicht mehr der Kampf, sondern die Sammlung zu gemeinsamer Arbeit sein sollte — dass man endlich lernen müsse, zwischen Parteiinteresse und dem Heile des deutschen Volkes zu unterscheiden, nachdem man beides zu Agitationszwecken so lange einfach gleichgesetzt hat. Gewiss gibt es solche, aber sie kommen gegen die Mehrheit, die mit beharrlichem Doctrinarismus an den altgewohnten Gedankengängen und Schlagworten hängt, nicht auf. So oft wenigstens bei ruhigeren Elementen Geneigtheit zu einem Zusammenwirken mit anderen Parteien der deutschen Studentenschaft zu Tage trat, wurde sie sofort unter Berufung auf die Parteidisciplin und die Solidarität unterdrückt. Dass durch ein derartiges Vorgehen jeder freien Regung enge Schranken gezogen sind, leuchtet wohl ein. Unter solchen Umständen muss der einzelne — von dem allein doch eine Initiative ausgehen kann, z. B. zur zeitgemäßen Ausgestaltung des Programmes — der Majorität gegenüber immer Unrecht behalten.

Die deutschnational-antisemitische Bewegung ist eben eine Massenbewegung geworden und die Eigenart einer solchen liegt darin, dass sie einen Fortschritt nur in der einen Richtung hin kennt, in der die Masse einmal in Bewegung gesetzt ist. Diese Richtung ist im vorliegenden Falle die streng radicale; mögen ihre Anhänger an die alte Wahrheit denken, dass der richtigste Gedanke durch übertriebene Folgerichtigkeit ad absurdum geführt werden kann. Wie sehr die Herrschaft der Masse, die sich über den Sonderwillen des einzelnen einfach hinwegwälzt, eine Lähmung der persönlichen Initiative und damit ein Stagnieren der ganzen Bewegung bedeutet, dafür sind das Stillestehen auf dem zum Dogma erstarrten Programme und noch mehr vielleicht der Umstand bezeichnend, dass der studentische Antisemitismus ins Schlepptau politischer Parteien gerathen ist und seine Impulse von außerakademischen Factoren erhält. Und es ist wenig Hoffnung vorhanden, dass führende Persönlichkeiten erstehen, die der Bewegung neues Leben und selbständige Richtung verleihen; gelingt es doch nicht einmal einer der drei Gruppenindividualitäten im Leseverein „Germania" — Burschenschafter, Vereine, Finken — eine dauernde Führerschaft zu gewinnen. Erst jüngst ist infolge der ewigen Eifersüchteleien und einer auch formell ganz unhaltbaren Majorisierung der Verband der Burschenschaften aus dem Vereine ausgetreten.

So lässt sich von der deutschnational-antisemitischen Bewegung zusammenfassend sagen: sie hat große Verdienste um den Gedanken des radicalen Deutschthums erworben, dem heute fast alle deutschen Studenten huldigen. Sie hat für diesen Gedanken einen wackeren Kampf gekämpft. Dabei aber hat sie ihr Programm und die ganze Art und Weise ihrer Bethätigung so sehr auf den Kampf zugeschnitten, dass dieses Mittel zum Selbstzweck wurde, dass die Anpassung an neue Aufgaben, wie sie aus einer veränderten Sachlage sich ergeben, nicht mehr gelingen will. Jeder Kampf wirkt verrohend; die strenggehandhabte Parteizucht erstickt Persönlichkeit und geistige Freiheit: im Kriege geht alle Duldsamkeit und Billigkeit verloren, die zum Zerstören nicht, wohl aber zum Aufbauen einer deutschen Gemeinbürgschaft nöthig sind.

Diese Erkenntnis erzeugte in weiten studentischen Kreisen Missbehagen, ja Verbitterung. Es kam zu einer rückläufigen Bewegung und es entstand auf der Aula eine neue Partei. Diese Partei, die sich einen Mittelpunkt in der vor drei Jahren gegründeten deutsch-akademischen Lese- und Redehalle schuf, nannte sich im Gegensatz zu der herrschenden national-antisemitischen: national-freisinnig. Dieser Name hat infolge einer irrigen und unberechtigten Gleichsetzung der Begriffe Freisinn und Liberalismus bei Freund und Feind zu vielen Missverständnissen — oft wohl auch zu absichtlichen Missdeutungen — Anlass geboten.

Liberalismus ist eine Weltanschauung; enger gefasst, ein politisches und wirtschaftliches Programm, bestehend aus einer Reihe freiheitlicher Forderungen. Freisinn aber — wenigstens im Sinne der Gründer der Lesehalle — ist überhaupt nichts Sachliches, Inhaltliches, sondern etwas Formales: Freisinn ist eine Art zu denken und zu handeln, welche an sich auch mit Forderungen vereinbar ist, die im Programme des politischen Liberalismus nicht enthalten sind. Umgekehrt enthält z. B. das socialdemokratische Programm eine Menge scharf freiheitlicher Punkte und doch ist diese Partei in dem eben angedeuteten Sinne nichts weniger als freisinnig. Die Unduldsamkeit gegen jede andere Meinung, der alle persönliche Selbständigkeit erdrückende Doctrinarismus, die Ketzerrichterei gegen jedes Abweichen von den von Parteiwegen angenommenen Schlagworten und Gedankengängen, der geistige Hochmuth, mit der sie ihre Lösung der socialen Fragen als die alleinseligmachende hinstellt — all das lässt diese Partei sogar als Muster des Unfreisinnes erscheinen.

Diese Vorwürfe gelten nun aber, mutatis mutandis, auch von der national-antisemitischen Partei. Die Art, wie sie ihren Standpunkt namentlich gegen nichtantisemitische Volksgenossen vertritt, ist durch und durch unfreisinnig. Daran ändert der Umstand, dass sie anticlerical ist und eine Reihe freiheitlicher Forderungen erhebt, gar nichts. Und gegen diesen Mangel an Freisinn und nicht etwa gegen den sachlichen Inhalt ihrer Bestrebungen richtet sich jene rückläufige Bewegung in der deutschen Studentenschaft, welcher die deutsch-akademische Lesehalle ihr Entstehen verdankt. Den leitenden Gedanken des schrankenlosen Deutschthumes hat die neue Partei mit der augenblicklich herrschenden antisemitischen Richtung gemeinsam. Aber die Art, wie dieser Gedanke nun verwirklicht und im einzelnen Falle bethätigt werden soll, ist grundverschieden. Und um ihre Art zu kennzeichnen, hat die neue Bewegung bei ihrer Namensgebung dem Worte „national“, welches das Was ihrer Bestrebungen ausdrückt, das Wort „freisinnig“ beigefügt, um das Wie derselben zu erläutern.

Dies ist der Gegensatz, ganz abstract gefasst. Aber diese scheinbar sehr theoretische Fassung ist wohl am ehesten geeignet, ein zweites Missverständnis zu beseitigen, das bei allen mit den Verhältnissen nicht völlig Vertrauten ein Verständnis der neuen Richtung erschwert. Es ist nämlich natürlich, dass dieser rein geistige Gegensatz zunächst nur an einzelnen concreten Fällen zum Bewusstsein kommt. Wenn es nun eine Frage gibt, an der sich dieser Gegensatz besonders typisch zeigt und die praktisch von überwiegender Bedeutung ist, so kann die auf sie bezügliche Meinungsverschiedenheit leicht nicht als Ausdruck eines tieferliegenden allgemeinen Gegensatzes, sondern schlechthin als der Gegensatz selbst aufgefasst werden. Eine solche Frage ist im vorliegenden Falle — die Judenfrage.

Die Lesehalle selbst hat dieses Missverständnis vielleicht gefördert durch eine irreführende Bezeichnung, die indessen aus praktischen Gründen wohl kaum vermeidbar war. Die deutsche Sprache hat keinen ganz entsprechenden Gegenbegriff zu „Freisinn“, und so wurde der nationalfreisinnigen Richtung die nationalantisemitische gegenübergestellt. Was Wunder, wenn wieder Freund und Feind das Wort „freisinnig“ als verschämte Umschreibung für nichtantisemitisch oder gar „philosemitisch“ deuteten und damit seine Bedeutung zu erschöpfen meinten. Letzteres ist aber grundfalsch: Der Nicht-Antisemitismus ist nur eine Aeußerung des Freisinnes bei der neuen Partei, gerade wie bei den deutschnationalen Antisemiten der Antisemitismus nur eine Aeußerung des Unfreisinnes.

Der Nicht-Antisemitismus der national-freisinnigen Studenten gründet sich nicht auf irgend ein Axiom von unveräußerlichen Menschenrechten oder von Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit, wie sie der Liberalismus von 1848 verkündet hat, sondern ist Ergebnis nationaler Erwägung. Sie negieren die Judenfrage nicht, denn das wäre eine Vogelstraußpolitik. Aber sie verwahren sich entschieden gegen die Einseitigkeit und Oberflächlichkeit, die in der von den Antisemiten beliebten Lösung nach dem Gesichtspunkt der Race liegt: sie sträuben sich vor allem gegen das allem Freisinne hohnsprechende Axiom der Deutschnationalen, wonach selbst das Deutschthum eines arischen Deutschen nur dann vollgiltig sein soll, wenn er die Racentheorie anerkennt. Sie unterschätzen aber auch anderseits die physiologischen Momente nicht, welche die Unterlage für die Racentheorie abgeben, führen aber die Bedeutung derselben auf den oft verschwindend kleinen Antheil an jener geistigen Potenz zurück, als die man die complicierte Erscheinung des heutigen Judenthums am besten fasst. Dieselbe äußert sich in einer gewissen jüdischen Solidarität, die als historisches Product der Jahrhunderte vor 1848 begriffen sein will und confessionelle, völkische, wirtschaftliche Momente in mannigfacher Mischung mit örtlichen und persönlichen Elementen enthält. Mit der Emancipation entfiel die grundsätzliche Berechtigung dieser Solidarität; ihr praktisches Fortdauern wurde durch die unaufrichtige Durchführung der Emancipation erklärt und gerechtfertigt. Dass diese Solidarität, die bei vielen deutschen Juden heute eine fast ganz unbewusste sein mag, doch auch völkische Elemente in sich birgt, wird durch den heutigen Zionismus bewiesen, der nichts weiter ist, als ein Actuellwerden dieser potenziell vorhandenen Elemente. Und diese sind es, die — bei den deutschgesinnten Juden ohnehin kaum mehr vorhanden — mit Bewusstsein von ihnen abgestoßen werden müssen, soll ein volles und reines Aufgehen im deutschen Volksthume erfolgen. Die Möglichkeit eines solchen Aufgehens hat den „Hallensern“ ihre persönliche Erfahrung ebenso schlagend bewiesen, wie anderseits die Thatsache, dass dasselbe nicht im Handumdrehen erfolgt und dass mit dem Deutschgesinntsein wohl das Wesentliche, aber nicht alles geschehen ist. Und weil die nationalfreisinnige Studentenschaft die feste Ueberzeugung hegt, durch die Förderung einer solchen Assimilation der deutschen Sache wertvolle Kräfte zuzuführen und gleichzeitig einen berechtigten Anspruch der deutschgesinnten Juden zu erfüllen, können und werden sie in diesem Punkte nicht transigieren und sich die Zulassung zur nationalen Mitarbeit nicht um ein Nachgeben in dieser Frage erkaufen.

Die Zukunft wird lehren, ob die Thätigkeit der Halle nicht vielleicht die einzige von Erfolgen begleitete und durchführbare Arbeit ist, die heute in Oesterreich zur Lösung der Judenfrage geleistet wird. Jedenfalls wird es lange dauern, bis dieser neue Lösungsversuch allerseits unbefangene Würdigung erfahren wird. Eines aber zeigt er deutlich: nämlich wie sich die neue Partei den sachlichen Freiheitsforderungen gegenüber verhält, wenn dieselben in den Kreis nationaler Aufgaben hineinragen. Denn wenn sie auch sachlich ihre Bestrebungen auf diesen Kreis beschränkt und den Freisinn nur als formales Princip aufgestellt, als eine Form der Anschauung und Thätigkeit, die schließlich auch bei maßvollen und objectiven Vertretern von Weltanschauungen vorkommen kann, welche auf dem Grundsatz der Autorität beruhen, so ist es doch klar, dass nicht jeder Inhalt dieser freisinnigen Form gleich congenial ist, und dass es politische Programme, geistige Strömungen gibt, die sich einer freisinnigen Bethätigung vermöge ihrer Natur versagen. Wer also, wie die nationalfreisinnigen Studenten, in formaler Beziehung dem Freisinn huldigt, wird naturgemäß auch materiell nie solche Forderungen erheben, deren Erfüllung der Duldsamkeit und geistigen Freiheit Abbruch thun würde. Nur eine Schranke gibt es, vor der auch jede freiheitliche Forderung Halt machen muss, und das ist das nationale Interesse; innerhalb dieser Schranke aber soll und muss namentlich auf der Aula freisinnige Geistesart herrschen, mehr als dies heute der Fall ist. Dafür ist die Lesehalle seit ihrem Bestande bei allen studentischen Angelegenheiten, als da waren: Schaffung einer allgemeinen Studentenvertretung, Mensafrage, Hochschulreform, deutscher Studententag und all die Actionen, die sich an das Prager Farbenverbot anknüpften, unentwegt eingetreten. Aeußere Erfolge hat sie kaum errungen, denn stets wurde sie von der antisemitischen Mehrheit majorisiert, im besten Falle todtgeschwiegen. Doch wächst stetig die Zahl ihrer Mitglieder und der geistige Zusammenhang unter denselben und damit die Zuversicht auf das schließliche Durchdringen ihrer Idee. Diese Idee aber geht kurzgefasst dahin, dass nur durch freisinnige Duldung jeder ehrlichen nationalen Ueberzeugung und durch das Aufgeben jedes einseitigen Parteistandpunktes der Ausbau jener deutschen Gemeinbürgschaft möglich ist, welche das deutsche Volk Oesterreichs heute braucht, und welche möglichst festzuketten, vor allem Pflicht der heutigen Jugend ist.

Ein wissenschaftlicher Socialist.

Wohl jeder gebildete Ausländer, der nicht bloß der Museen, der alten Kirchen oder Profanbauten wegen nach Rom kommt, sondern auch für das moderne Italien Interesse hat, kennt den socialistischen Universitätsprofessor Antonio Labriola, wenigstens dem Namen nach, wenn er nicht den lebhaften Süditaliener selbst im Kaffeehaus Aragno kennen gelernt hat. Namentlich den deutschen Universitätsprofessoren, die bei allem Anspruch auf Originalität einer durch einen besonderen Namen umschriebenen Richtung angehören zu müssen glauben, ist der italienische College unfassbar, der sich beinahe nur im Hörsaal als Professor fühlt, sonst aber bloß darauf auszugehen scheint, ohne Beachtung von Berufsinteressen seine Ueberlegenheit in der Dialectik zu zeigen, der freilich auch imstande ist, mitten im Gespräch den gelehrtesten Doctor der Philosophie stehen zu lassen und sich einem einfachen Arbeiter zuzuwenden, der ihm über ein Tagesereignis Bericht erstattet.

Wir kennen den Professor nicht gut genug, um zu wissen, ob wir ihm zur Zeit, als ein Theil der Rechten die unglücklichen Vorfälle in Mailand ausbrütete, um einen planmäßigen Angriff auf die Freiheiten des Volkes einzuleiten, einen Gefallen erwiesen hätten, uns mit seiner Person zu beschäftigen. Jedenfalls ist sein im Frühling erschienenes, im Vorjahr ausgearbeitetes Büchlein*) nicht der Art, dass es untergeordnete Polizeiorgane zu lesen vermöchten, und den Socialisten gewöhnlichen Schlages kann es gewiss nicht gefallen. Den trotz seines Kaffeehauslebens sehr fleißigen Labriola hat es nämlich verdrossen, dass so viele in Fragen der Wissenschaft und der Philosophie dreinreden, die gar nicht darauf vorbereitet sind, und er leuchtet ihnen heim, als wenn er sein bewunderndes, leider nicht immer sachverständiges Publicum auf die Dauer entbehren könnte und wollte. Philosophische Gewöhnung und Temperament haben ihn, dessen schriftstellerische Production schon 1862 im Alter von 19 Jahren beginnt, zu Aeußerungen verleitet, die den trotz der von ihm gewählten Briefform ganz methodischen Gang seiner Untersuchungen angenehm unterbrechen.

Labriola gibt sich damit zufrieden, dass die Genossen streng und tyrannisch über die Haltung der Partei entscheiden, allein über die Wissenschaft werde auch in der „sogenannten künftigen Gesellschaft“ nicht abgestimmt werden. Als Gegner einer neuen Charlatanerie macht er darauf aufmerksam, dass der historische Materialismus bei allem Einfluss, den er schon jetzt übe und künftighin üben werde, als Lebens- und Weltanschauung nicht zum eisernen Bestande der Volksbildung werden könne. Mit Engels ist er dagegen, dass der Marxismus zu bald zu einer Popularphilosophie herabsinke. Den Declamatoren, die von Definitionen anstatt von der

*) Prof. Antonio Labriola: Discorrendo di socialismo e di filosofia, Roma, Ermanno Loescher & Cie. 1898. VIII u. 178 Seiten.

Erkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse ausgehen, sagt der ehemalige Herbartianer Labriola, dass die Ueberlieferung uns in den geschichtlichen Verlauf einreiht, dass wir uns nur durch die Arbeit der Jahrhunderte von den Thieren unterscheiden. Nach einem Hinweis auf die vielen begabten Menschen, die im Bourgeoisstaate beschäftigt sind, belächelt er die Propheten des Socialismus, die ganz genau wissen, dass es mit der Bourgeoisie demnächst zu Ende geht. Die Behauptung, die ganze Intelligenz sei bereits socialistisch gesinnt, sei eben unwahr.

Diese letztere Bemerkung möge uns vom Sociologen zum Philosophen Labriola überleiten. Im achten Briefe bemüht er sich etwas kurz um den Nachweis, dass sowohl der Optimismus als der Pessimismus in gewissen philosophischen Systemen mehr oder minder auf den religiösen Bedürfnissen der Philosophie beruhen. Auch die Weltweisen müssen sich die Bedingtheit ihrer „objectiven" Anschauungen vordemonstrieren lassen. Der vorgeschrittene Geist wende sich nunmehr, meint Labriola, zum Studium der Mittel, womit nicht etwa die gefabelte Glückseligkeit der Erdenbewohner, sondern die gesetzmäßige Entwickelung aller menschlichen Fähigkeiten erreicht werden soll. Das Leben müsse in sich den Grund seiner Existenz finden. Der historische Materialismus interessiert sich nicht mehr für die Lösung gewisser Probleme, sondern nur dafür, wie und warum sie eigentlich im Laufe der Jahrhunderte aufgetaucht sind und das menschliche Gemüth beschäftigt haben.

Nach einer poetisch gelungenen Schilderung der communistischen Gesellschaft der Zukunft wird von der ewigen Gerechtigkeit behauptet, diese „wohlthätige Dame" werde nicht einen einzigen Stein des capitalistischen Gebäudes von der Stelle rücken. Labriola verliert die Compliciertheit des Lebens viel weniger als andere Socialisten aus dem Auge, so dass man bei verschiedenen seiner Ausführungen ein gutes Stück Weg mit ihm gehen kann, auch wenn man einem anderen Ziele als er zustrebt. Die Materialisten der Geschichte fänden in der Rebellion der Unterdrückten, nicht in der Güte der Unterdrücker die Triebfeder der Zukunft. Der Pädagog Labriola wendet sich somit doch wieder an die Massen, nicht an die Bevorzugten, die zu ihm in die Schule gehen können.

Höchst interessant ist auch, was er im neunten Brief über das Christenthum vorbringt, dem die südlichen Völker bekanntlich ganz anders gegenüberstehen, als die nördlichen. Sein natürlicher Ausgangspunkt ist auch hier die so schwer festzustellende Geschichte der materiellen Bedingungen, welche die christliche Gesellschaft schufen, beibehielten, modificierten und auflösten. Denn erst als zweites kommen die Dogmen, die Symbole, Legenden, Liturgien u. s. w. Es wäre Naivität zu glauben, dass das Volk jemals etwas von den theologischen Streitigkeiten der Vergangenheit verstanden habe. Gestreift wird der Irrthum derjenigen, die übersehen, dass die Christen vorher anderen Religionen angehörten. Labriola ist mit den bezüglichen deutschen Arbeiten sehr gut vertraut und es thut ihm förmlich wohl, dass er die italienischen Genossen auf ein ihnen ziemlich unbekanntes Feld hinweisen kann. Gelegentlich verspottet er diejenigen, welche das „Capital" des Meisters für die Bibel des Socialismus ausgeben, obgleich die Bibel in ihrer Vereinigung von religiösen Büchern und theologischen Abhandlungen ein Werk der Jahrhunderte ist. Nach seiner Ansicht wird künftig jeder, der nicht ein Christ ist, irreligiös sein. Im übrigen will er den Nachkommen diese und ähnliche Sorgen überlassen, sie möchten sonst in paradiesischer Glückseligkeit zu Dummköpfen werden. Ganz offenherzig urtheilt er von den Socialisten der ganzen Welt, sie hätten einen gewissen eigenthümlichen Widerwillen gegen die Geschichtsstudien.

Außerdem findet er im modernen Socialismus viel Utopismus und sagt geradezu, heutigen Tages sei es nur den Schafsköpfen erlaubt, Utopisten zu sein. Für Engels und Marx zeigt Labriola eine große Bewunderung, und er geht so liebevoll auf die historische Stellung des letzteren ein, dass man doch wieder den Gedanken ablehnen muss, es sei ihm mit seinem Büchlein hauptsächlich darum zu thun gewesen, gewisse Schwätzer seiner Umgebung zu ärgern und sie wegen ihrer Oberflächlichkeit zu verspotten. Beherzigenswert ist sein Vorschlag, die zum Theil schon recht selten gewordenen Schriften der Gründer des wissenschaftlichen Socialismus möchten aufs neue herausgegeben und mit Erläuterungen und Anmerkungen, die für ausländische Lehrer besonders nothwendig seien, versehen werden.

Rom. Professor Josef Schnhmann.

Constantinopler Eindrücke.

Im alten Serail.

Wenn der Reisende in Constantinopel den alten Thurm von Galata bestiegen hat, um das unvergleichliche Panorama zu genießen, bleibt sein Blick vor allem an der Serailspitze haften, jener Landzunge, die sich zwischen dem Goldenen Horn, dem Bosporus und dem Marmarameer befindet. Dort schimmert ein Paradies zu ihm herüber, ein Märchenbild wie aus „Tausend und Eine Nacht": Kioske und düstere Mauern, Moscheen und Thürme, umgeben von den herrlichsten Cypressen. Das war der ehemalige Wohnsitz der Sultane.

Leider bleibt der Ort der Sehnsucht dem Fremden stets verschlossen. Nur auf besondere Erlaubnis des Großherrn wird eine Ausnahme von der Regel gemacht. Ich bin nun einer der wenigen Glücklichen, denen ein specieller Firman das sorgfältig gehütete Thor öffnete, und ich habe kurze Zeit dort an der historischen Stätte, wo sich so viele Tragödien abspielten, so viel wichtige Staatsactionen stattfanden, in geschichtlichen Erinnerungen schwelgen können.

Ein Adjutant des Sultans hatte den Auftrag erhalten, mir die Schlösser zu zeigen; ein Dampfschiff des Sultans fuhr mich über das Meer. Zuerst besichtigte ich den großen Palast Dolmabagtsche am Bosporus, der von europäischen Baumeistern ausgeführt und auch europäisch eingerichtet ist. Er bietet also wenig oder nichts Originelles. Eigenthümlich war nur die „Bildergallerie" des früheren Großherrn Abdul Aziz, die von seiner gänzlichen Unbildung und Geschmacklosigkeit ein beredtes Zeugnis ablegt. Es fanden sich da nämlich neben wertvollen Gemälden ganz elende Darstellungen in Farbendruck, deutsche Bilderbogen u. s. w. aus dem deutsch-französischen Kriege, bunt durcheinander. Wahrhaft großartig war nur die ungeheuere Halle, wo die Komödie des ersten türkischen Parlamentes stattgefunden hatte. Von diesem verlassenen Riesenschlosse gieng es per Schiff an dem ebenfalls neuen, vom abgesetzten geisteskranken Bruder des jetzigen Sultans bewohnten Tschirapanpalaste vorbei quer über den Bosporus nach Asien. Hier erhebt sich ein im orientalischen Stile erbautes Lustschloss, Beglerbeg genannt, wo die Kaiserin Eugenie wohnte, als sie der Eröffnung des Suezcanals beiwohnen wollte. Es ist im Verhältnis zu den ungeheueren Gebäudecomplexen des Dolmabagtsche und Tschirapan eine Villa. Aber Bauart und Einrichtung zeigen mehr orientalischen Charakter und haben daher etwas Anheimelndes. Die neuen Schlösser sind kalt und ungemüthlich. Es ist französischer Geschmack, der an Versailles erinnert. Der jetzige Sultan hat sich bekanntlich ein eigenes großartiges Heim außerhalb der Stadt, den sogenannten Yildis-Kiosk gebaut, dessen Anlagen ein ungeheures Terrain einnehmen und mit künstlichen Teichen, Wasserfällen, Menagerien, Fabriken u. s. w. besät sind. Ich habe diese Sultanresidenz aber leider nicht von innen gesehen und habe daher über den Geschmack, der darin herrscht, kein Urtheil.

Auch Beglerbeg ist unbewohnt. Bloß ein wundervoller Löwe langweilte sich in seinem Käfig im Garten. Er kam mir vor, wie das Sinnbild des türkischen Volkes; ein kräftiges, edel angelegtes Volk, das nicht zur Entfaltung seiner guten Eigenschaften kommen kann. Bei anderer Verwaltung könnten die Türken viel leisten: sie sind tapfer, treu und ehrlich. Aber wie die Verhältnisse liegen, ist nicht abzusehen, wie die Türkenherrschaft sich halten soll. Es hat mir einen wunderlichen Eindruck gemacht, als ich die goldgestickten Uniformen der stolzen Gardereiterofficiere einst in einer ganz gemeinen Kneipe in einer Vorstadt erblickte, weil sie zum Selamlik des Sultans mit ihrem Regimente befohlen waren. Es war eine orientalische Hitze. Da hielten die Soldaten in der schmutzigen Gegend, im Staube, und tränkten ihre Rosse an einem elenden Brunnen, die Standarte aber stand achtlos verlassen mitten auf der Straße. Das ist die Türkenherrschaft. Stolze Krieger in prächtigen Uniformen inmitten einer barbarischen, uncivilisierten Gegend.

Als ich an der Serailspitze landete, bekam ich noch mehr den Eindruck des Verfalles. Von weitem sieht das Serail höchst malerisch aus. Das Innere macht aber nicht denselben schönen Eindruck. Es ist wie eine orientalische Fata Morgana. Doch sah ich die historischen Stätten, wo der Divan tagte und der Sultan, ungesehen, hinter einem goldenen Gitter den Sitzungen beiwohnen konnte. Ich sah den Saal, wo die fremden Gesandten empfangen wurden. Verblichene Pracht in halbdunklen Räumen, echte Teppiche, alte Vergoldung! Ich sah die Stelle, wo die in Ungnade Gefallenen unter dem Beil ihr Leben ließen, die Stelle, wo die Brüder der zum Throne gekommenen Sultane erwürgt wurden, wo die Janitscharen sich versammelten, wenn sie eine ihrer vielen Rebellionen veranstalteten. Die ganze Stätte ist gedüngt mit Blut und Thränen. Die Hauptsehenswürdigkeit ist aber jedenfalls das Haus, wo sich der Reichsschatz befindet, wo unermesslicher Reichthum an Juwelen und Kostbarkeiten das Auge blendet. Ein großer Saal enthält die Nachbildungen sämmtlicher Sultane in Lebensgröße, angethan mit prächtigen Gewändern und mit Waffen, die reich mit Edelsteinen verziert sind.

Die Perle des Serails aber ist der Bagdad-Kiosk. Er befindet sich gerade über der Stelle, wo das Goldene Horn sich mit dem Bosporus vereinigt, und man hat von da eine entzückende Aussicht. Er führt seinen Namen mit vollem Recht. Denn hier ist man im wirklichen Orient. Seine zierliche Bauart trägt den unverfälschten morgenländischen Stempel. Ich werde mein ganzes Leben mit Entzücken an den Aufenthalt in diesem Weltwunder zurückdenken. Da lag ich auf dem gelbsammtenen Divan und ruhte

mich aus von den Anstrengungen des heißen Tages. Eine Schale Kaffee in edelsteinbesetztem alterthümlichen Untergestell wurde mir serviert. Die Wände des Kioskes sind von Glas, so dass die Aussicht nach allen Seiten frei ist; die Glasscheiben kann man aber auch hinwegschieben, um die frische Seeluft zu genießen. Da verfiel ich dann in eine sanfte Träumerei.

Ich gedachte der merkwürdigen Schicksale, die das alte Byzantion im Laufe der Zeiten gehabt hat. An der Stelle, wo sich heute das Serail befindet, war früher die Akropolis. Unter Kaiser Justinian war es die Hauptstadt der Welt. Aus Constantinopolis, der Constantinsstadt, wurde dann das türkische Stambul, das von den Slaven so heiß ersehnte Zarigrad.

Wer Constantinopel besitzt, ist der Herr zweier Welttheile, sagte Napoleon I. Kein Wunder, dass die Russen seit lange ihr Auge auf seinen Besitz geworfen haben. Sollten sie es jemals in Besitz nehmen können? Katharina II. pflegte zu sagen: „Wenn Ihr Constantinopel eingenommen habt, dann sagt mir die Nachricht nicht auf einmal: Die Freude würde mich tödten.“ Beim letzten Türkenkriege standen die russischen Truppen schon vor den Mauern. Aber die Engländer ließen aus Neid ihren Einmarsch nicht zu.

Auch das deutsche Interesse kann sich mit der Besetzung der Türkei durch die Russen nicht zufrieden geben. Deutsch-österreichische Interessen würden dabei zu sehr gefährdet. Auf der anderen Seite ist der gänzliche Verfall der Türkenherrschaft nur eine Frage der Zeit. Die Türken, welche, wenn gut beherrscht, vortreffliche Unterthanen abgeben, sind selbst zum Herrschen nicht geeignet. Sie lassen denn auch meist die Regierungsgeschäfte in den Händen von Armeniern und Griechen, die dazu ebenso wenig befähigt sind. Nur eine wirklich europäische Verwaltung kann dem Lande wieder aufhelfen. Es scheint, dass die deutsche Regierung mit Consequenz das Ziel verfolgt, deutschen Einfluss in der Türkei allenthalben anzubringen. Die Reise des Kaisers nach Jerusalem ist in dieser Hinsicht eine That der Politik. Denn es kann nicht fehlen, dass sie demselben die Sympathien der Orientalen gewinnt. Der Sultan selbst zeigt sich nicht seinen Unterthanen. Daher muss der deutsche Kaiser, wenn er mit entsprechender Pracht auftritt, den Orientalen als eine Art Nebenbuhler des Sultans erscheinen. Wer aber im Oriente entschlossen auftritt, hat meistens schon gewonnenes Spiel. Die Phantasie des Orientalen wird sich der Reise des Kaisers bemächtigen und einen unauslöschlichen Eindruck hervorrufen.

Die Deutschen gelten den Türken als ihre einzigen Freunde. Denn sie haben ihre Politik aus Klugheit unterstützt. Deutsche Beamte sind in der türkischen Verwaltung angestellt. Von da zu einer wirklichen Vorherrschaft ist der Schritt — bei kluger Benützung der Umstände — nicht so groß. So waren auch im sinkenden Römerreiche schließlich die Germanen die Herrschenden geworden, und Odoaker änderte eigentlich nichts, als er den Romulus Augustulus absetzte. Sollte in der Türkei nicht Aehnliches sich vorbereiten? Die Engländer ließen in Indien den Großmogul ruhig als Schattenkaiser bestehen, wie die Franzosen in Tunis den Bey dem Namen nach regieren lassen. Sollte man dem Sultan nicht auf dieselbe Weise den Titel lassen können, während in Wirklichkeit deutsche Beamten in seinem Namen regieren?

Man befriedige die eifersüchtigen Mächte und theile mit ihnen die Türkei, wie man vor hundert Jahren Polen getheilt hat! England könnte dann seinen Einfluss in Aegypten behalten, Italien könnte Tripolis bekommen, Frankreich Arabien. Russland erhielte den ganzen Landstrich in Kleinasien von Trapezunt bis nach Iskenderum, längs der Küste von Syrien bis Beyrut, von da über Damaskus nach der Mündung des Euphrat, also Armenien, Kurdistan, Mesopotamien und Nordsyrien. Russland muss vor allem einen Hafen am Mittelmeer haben, um am Weltverkehr direct theilnehmen zu können. Palästina müsste mit der Halbinsel Sinai ein neutrales Land werden, unter der Herrschaft des Papstes. Griechenland würde mit den von Griechen bewohnten Nachbargebieten bis nach Saloniki abgefunden. Oesterreich mit Bosnien und Nowibazar. Oesterreichische Beamte hätten in der europäischen Türkei in den drei ethnographischen Provinzen Albanien, Macedonien und Thracien das Regiment. Kleinasien dagegen käme unter reichsdeutschen Schutz und würde mit deutschen Auswanderern besiedelt. Als Stützpunkt ihrer Macht müssten die Deutschen eine Insel haben, wie z. B. Rhodos. Das wäre eine Lösung der orientalischen Frage, die alle Mächte befriedigen würde: Auch die Türken selbst könnten damit zufrieden sein. Sie behielten ihr nationales und religiöses Oberhaupt und bekämen dazu in den Kauf eine gerechte und thatkräftige Verwaltung.

— — Der Bimbaschi riss mich plötzlich aus der Ausspinnung meiner Zukunftspläne. Es war Zeit zum Aufbruch. Ein paar abgedankte Haremsdamen des verstorbenen Sultans schauten verstohlen hinter den Gardinen ihres Kioskes heraus nach uns, und der Adjutant bat mich lächelnd, lieber nicht nach ihnen hinzusehen. Das gilt nämlich in der Türkei als unpassend. Ich hätte auch noch gerne die alte Kirche besichtigt, wo die erbeuteten Waffentrophäen sich befinden. Aber der Herr Bimbaschi bedeutete — abermals mit vielsagendem Lächeln — das sei nicht möglich, weil augenblicklich das Inventar aufgenommen würde — offenbar um als Faustpfand zu dienen für die Schulden der Türkei der „Banque Ottomane“ gegenüber. So schied ich denn von der merkwürdigen Stätte, wo sich die Jahrhunderte und die Welttheile die Hände reichen. Der Muezzin aber rief von dem Minaret herab die Gläubigen zum Gebet. Allah allein weiß ja, was den Menschen frommt und was die Zukunft bringt.

Brüssel. **Harald Grävell van Jostenoode.**

Max von Forckenbeck.

Der Name Forckenbecks hat in der neueren preußischen und deutschen Geschichte einen guten Klang. Auch wer seinem Träger von rechts oder von links im heißen politischen Kampf mit scharfen Waffen entgegengetreten ist, hat ihm den Zoll hoher Achtung nicht versagt. Das Bild des langjährigen Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstags, des gefeierten Oberbürgermeisters von Breslau und von Berlin dürfte am Postament eines Denkmals der Schöpfung von 1870 nicht fehlen. Die schöne Aufgabe, diesem Manne ein biographisches Monument zu errichten, ist Martin Philippson zugefallen, dem sehr wertvolles handschriftliches Material, vor allem aus der Correspondenz Forckenbecks mit seiner Gemahlin, zuströmte. Dass er die gedruckte Literatur nicht vernachlässigt hat, braucht nicht gesagt zu werden. Mündliche Mittheilungen eingeweihter Zeitgenossen haben ihm gelegentlich gute Dienste geleistet. Es ist zu hoffen, dass die Polemik, die sich sofort nach dem Erscheinen seines Buches an manche Partien seiner Darstellung geknüpft hat, die vortheilhafte Folge haben wird, noch weitere neue Quellen zu erschließen und die Geschichte des politischen Parteiwesens Deutschlands noch schärfer zu beleuchten.*)

An der Hand des kundigen Biographen lernen wir zunächst die Jugend- und Lehrzeit des wackeren Sohnes der rothen Erde Westfalens kennen. Wir gewahren sein erstes noch unscheinbares Auftreten auf der politischen Bühne im Sturmjahr 1848, als er im constitutionell-demokratischen Club zu Glogau, wo er dem Stadtgericht angehörte, den Vorsitz führte. Wir folgen ihm auf das Feld seiner Thätigkeit als beschäftigter Rechtsanwalt in das kleine ostpreußische Mohrungen und begleiten ihn bei seiner Uebersiedelung nach Elbing, wo ihm lange Zeit niemand die Führerschaft der liberalen Partei streitig machte. Inzwischen war er als gereifter Mann 1858 beim Beginn der „neuen Aera“ in das preußische Abgeordnetenhaus eingetreten und hatte dort allmählich eine hervorragende Stellung gewonnen. Der Politiker, „dem die Partei immer Nebenzweck, die Sache Deutschlands und geordneter Freiheit immer Hauptzweck war“, erfreute sich eines wachsenden Ansehens. Der Redner, der durch „das Einfache, Wahre, vom Herzen Kommende“ die Hörer gewann, trat ebenbürtig in die glänzende Reihe zahlreicher Genossen ein. Mit seinem Adelstitel, den er ohne den leisesten Anhauch ständischer Ueberhebung geerbt hatte, wuchs er sich zu einem der besten Vertreter des freisinnigen deutschen Bürgerthums aus.

Von nun an verflicht sich Forckenbecks Lebensgeschichte aufs engste mit der inneren Geschichte des preußischen Staates. Es bedurfte nicht geringer Geschicklichkeit des Biographen, in den Capiteln seines Werkes „Begründung der deutschen Fortschrittspartei“, „Ende der neuen Aera“, „Ministerium Bismarck“, „Conflictszeit“, „Verfassungskrise“, der Versuchung zu widerstehen, über Gebür ins Weite abzuschweifen. Ueber Einzelheiten der Skizzierung des großen historischen Hintergrundes wird sich streiten lassen. So erscheinen z. B. gewisse Zweifel nicht unberechtigt, die der Biograph Hoverbecks, des damaligen Waffengefährten Forckenbecks (Parisius: Leopold Freiherr von Hoverbeck. Zweiter Theil. Erste Abtheilung. Berlin 1898, Seite 81, 87), gegen Bismarcks Erzählung in Betreff der denkwürdigen Unterhaltung mit dem König vom 23. September 1862 geltend gemacht hat. Aber die Hauptzüge sind von Philippson in seinem Bericht aller dieser vielbesprochenen Vorgänge mit sicherer Feder entworfen worden. So weit Forckenbecks persönliches Eingreifen in Frage kommt, ist u. a. die Verhandlung des Ministeriums Hohenlohe mit ihm sehr bemerkenswert, die vor Bismarcks Eintritt eine Lösung des Conflictes auf Grund der zweijährigen Dienstzeit bezweckte. Es war bisher nicht bekannt, dass Forckenbeck bei diesem Versuch der Aussöhnung eine Rolle gespielt hat. Auch Sybel, einer der Nächstbetheiligten, verschweigt an der entsprechenden Stelle seines Geschichtswerkes Forckenbecks Namen.

Noch wichtigere Ergänzungen des genannten Werkes bilden die neuen Aufschlüsse über die Thätigkeit des Kronprinzen bei der Herstellung der Verfassung des norddeutschen Bundes. Für den Kronprinzen war seit diesen Tagen Forckenbeck zum Vertrauensmann geworden, dem er in wahrhaft freundschaftlicher Gesinnung zugethan blieb. Aber auch Bismarck hatte, trotz mancher fortdauernden Reibungen, die hervorragenden Eigenschaften des früheren Gegners schätzen gelernt und pflog häufig Rath mit ihm. Man

---

*) Max von Forckenbeck. Ein Lebensbild von M. Philippson. (Männer der Zeit. Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Herausgegeben von Gustav Diercks. Dresden und Leipzig. Verlag von Karl Reißner 1898.

kennt aus Ludwig Bambergers „Studien und Meditationen“ (Seite 139) das Wort des eisernen Kanzlers: „Einmal versuche ich es mit jedem; täusche ich mich, so lege ich ihn beiseite.“ So erfahren wir denn aus Philippsons Buch, dass Bismarck schon 1869, um den Widerstand gegen seine Steuerpläne zu brechen, Forckenbeck, dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses, einen Ministerposten angeboten hat. Allein, da Forckenbeck die Gewährung constitutioneller Garantien vermisste, ließ er sich nicht gewinnen. „In ein liberales Ministerium — sagt sein Biograph — wäre er gern als Mitglied eingetreten, für des Kanzlers Absichten die Kastanien aus dem Feuer zu holen, um dann entweder seinen Principien und seiner ganzen Vergangenheit untreu oder bald wieder über Bord geworfen zu werden, dazu konnte ihn die Aussicht auf Würde, Titel und klingenden Lohn nicht verlocken.“

Es kam die große Zeit von 1870 und 1871. Welchen unmittelbaren Antheil Forckenbeck an der Verwirklichung des deutschen Einheitstraumes genommen hat, lehrt der 1892 in der „Deutschen Revue“ aus Eduard Laskers Nachlass veröffentlichte Briefwechsel. In England, Frankreich, Italien würde eine historische Urkundensammlung ersten Ranges wie diese im Sonderabdruck unzweifelhaft viele Auflagen erlebt haben. In Deutschland, wo man gedruckte Ware mit Vorliebe entleiht, aber nur ausnahmsweise kauft, müssen die einzelnen, dickleibigen Bände einer Zeitschrift zu Rathe gezogen werden, wenn man der officiellen Erzählung der Entstehung des Deutschen Reiches nicht alleiniges Vertrauen schenken will. Forckenbeck nahm das Ergebnis der langen Verhandlungen, die mit den süddeutschen Staaten abgeschlossenen Verträge und die Reichsverfassung durchaus nicht kritiklos hin. Er fand, dass die Reservatrechte „ein gefährliches Loch in der neuen Einheit“ bedeuteten, und dass „die neue Verfassung nur auf den Leib von Bismarck zugeschnitten sei“. Aber er war entschlossen, an dem Ausbau des mühsam errichteten Hauses nach Kräften mitzuwirken; er gewann es sogar über sich, unter Umständen in zeitlicher Beschränkung selbst seine Parteigrundsätze zum Opfer zu bringen. Seine Wahl zum Reichstagspräsidenten, als Nachfolger Simsons, stellte ihn auf einen Posten, den in stürmischen Tagen nicht leicht ein anderer so gut ausgefüllt haben würde. Er erschien hier, wie Philippson sich ausdrückt, „gleichsam als Vertreter des ganzen deutschen Volkes, als ein ganzer Mann von würdigstem Gleichmaß des Wesens, in dem sich die wackersten Vorzüge des deutschen Charakters verkörperten“. Indessen als „eine annähernd gleichberechtigte Macht dem Kaiser und dem Kanzler zur Seite“ stand er doch keineswegs da. Hätte er solche Macht besessen, so wäre wohl manches jener Compromisse von Nationalliberalen und Regierung anders ausgefallen, deren Verwerfung durch die Fortschrittspartei dem Biographen Forckenbecks nur als Ausfluss „eines oft bewährten Doctrinarismus“ gilt. Forckenbeck war der letzte, sich über die Grenzen der Machtgebiete in der inneren deutschen Politik zu täuschen. Er sah schon frühe das Nahen der Reaction voraus und rief warnend sein „Zurück auf die Schanzen zu mannhafter Vertheidigung des bisher Errungenen“. Als er am 20. Mai 1879 das Reichstagspräsidium niederlegte, war, wie eine große Zeitung sich ausdrückte, „die liberale Fahne vom Reichtagsgebäude heruntergenommen und die conservative aufgezogen worden“.

Forckenbeck selbst war das Jahr zuvor mit der Gutheißung des unheilvollen Socialistengesetzes durch das Caudinische Joch gegangen. Mit ihm war der linke Flügel seiner Partei dem Drucke des an Zahl stärkeren rechten Flügels gefolgt, dessen Führung in Bennigsens Händen lag. Man hat dem Verfasser das scharfe Urtheil verübelt, das er bei dieser Gelegenheit über den eben genannten, noch lebenden Politiker gefällt hat. Indessen, wer es unternehmen will, ihn zu widerlegen, hat mindestens die Pflicht, das Zeugnis seines Hauptgewährsmannes, das Tagebuch Hölders (in Auszügen abgedruckt bei Poschinger: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ — Band II, 1895), sorgfältig zu prüfen. Daran reiht sich die weitere Pflicht, bei dieser Prüfung das Belastende nicht zu übersehen oder für gleichgiltig zu erklären. — In den Capiteln: „Die Secession“ und „Die Fusion“, die der Betrachtung der letzten Phase der parlamentarischen Thätigkeit Forckenbecks gewidmet sind, überwiegt wieder die Fülle wichtigen handschriftlichen Materiales. Freilich bedarf es, wenn einseitige Urtheile vermieden werden sollen, mancher Ergänzungen und Correcturen. Solche sind z. B. der Schilderung der kurzlebigen Fusion von Fortschrittspartei und Secessionisten bereits zutheil geworden. Namentlich ist die Behauptung, Eugen Richter habe bei der Fusion für die Parteicasse der Fortschrittspartei auf die Mittel „der finanziell potenten Männer des reichen Bürgerstandes“ speculiert, sofort mit Entschiedenheit zurückgewiesen worden.

Was Forckenbeck betrifft, so kann man sich bei einem Blick auf das Ende seines politischen Lebens eines tragischen Gefühles nicht erwehren. „Er sah, um mit seinem Biographen zu sprechen, wie das deutsche Bürgerthum, für das er seit seinen Jünglingsjahren seine ganze Kraft eingesetzt, auf das er alle seine Hoffnungen für die Zukunft der Nation gestellt hatte, immer mehr in das conservative, ja reactionäre Lager übergieng, sich zu denjenigen Elementen gesellte, die es stets bekämpft, geschädigt, gedemüthigt hatten, während die breiten Volksmassen in den Städten nur noch in der Socialdemokratie ihr Heil suchten. Seine Zeit war vorüber, eine ersprießliche Wirksamkeit in der großen Politik unmöglich. Unwillen und das wachsende Gefühl der Müdigkeit und Abspannung bemächtigten sich des dem Greisenalter zuneigenden Mannes. Hatte ihn der ungestüme Lasker schon früher den Cunctator getauft, so wurde er jetzt thatsächlich langsam, mühselig im Entschlusse und in der That. Auch seine mächtige Gestalt beugte sich und wurde schwerfällig. Allein er bewahrte sich bis zu seinem Ende den klaren und scharfen Blick für die thatsächliche Lage der Dinge. Und deshalb beschloss er, den Rest seiner Kräfte ganz überwiegend der Verwaltung der Hauptstadt zu widmen, in der er noch Ersprießliches leisten zu können hoffte.“

Man weiß, in wie hohem Maße ihm dies gelang. Breslau, wo man ihn sehr ungern hatte scheiden sehen, war gleichsam seine Vorschule für Berlin gewesen. Ein unermüdlicher Arbeiter, fähig das Ganze zu überschauen und seine Kräfte zusammenzuhalten, mit offenem Auge für die verwickelten, neuen Aufgaben seines Amtes, von glühendem Eifer, die Rechte der communalen Selbstverwaltung zu wahren: so erscheint Forckenbeck als Oberbürgermeister der riesenhaft anwachsenden Reichshauptstadt auch in dem seinem Andenken gewidmeten Lebensbilde. Die edlen, rein menschlichen Züge, die ihm eigneten, treten hier endlich zum Schlusse noch einmal ebenso klar hervor, wie kleine, gewohnheitsmäßige Schwächen. Hoffen wir, dass noch eine Auswahl aus der reichhaltigen Correspondenz des Helden dieser Biographie ans Licht gefördert werde. Der Biograph könnte seine verdienstvolle Arbeit auf keine schönere Weise ergänzen.

Zürich. **Alfred Stern.**

Impressionistische Lyrik.

Die Erneuerung in der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts hat überall beim Impressionismus gelegen. Den momentanen Eindruck zu fixieren: keine Zeit hat in dem Grade diese Leidenschaft gehabt als die unsrige. Es kam wie ein neues Hellseherthum über die Menschheit. Im scheinbar Bedeutungslosesten wollte man das Bedeutende, im Flüchtigsten das Ewige saugen. Man sagte sich: Wenn die Ewigkeit nicht in der Secunde liegt, in der Aneinanderreihung von Stunden, Wochen und Jahren, werden wir sie nimmermehr finden! Und so entstand diese leidenschaftliche Sucht, das Unmittelbarste zu erraffen, Nerven, Augen und Ohren in ihrer Aufnahme- und Empfindungsfähigkeit ins Niedagewesene zu steigern. Die Photographie musste uns die momentanen Lichteindrücke aufschreiben, der Phonograph die vorübereilenden Hörlaute festhalten. Und alles muss mit wissenschaftlicher Genauigkeit geschehen. Selbst die unbewusst kommenden Empfindungen, wie sie im Spiel unserer Nerven, in der Bewegung unseres Blutes sich äußern, wollen wir wägen und messen lernen, und scharfsinnig erdachte Apparate sind angefertigt worden, um derlei Zwecken zu dienen. Bis in winzigste Bruchtheile von Secunden will man controlieren, was in uns und um uns vorgeht, um es dann später mit unendlicher Mühe, wie im Kosmographen etwa, zu etwas leidlich Ganzem wieder zusammenzusetzen. Und auch auf geistigem Gebiete trat der Impressionismus die Herrschaft an: In Nietzsche, dem genialsten aller Aphoristiker, haben wir einen impressionistischen Philosophen, der die zeitlose Abstraction und Construction verwarf und die Weisheit in der prismatischen Strahlenbrechung ihres ersten unmittelbarsten Aufleuchtens zu zeigen verstand.

Malerei, Dichtung, Musik gehorchten daher nur einem tiefen Zuge der Zeit, wenn sie den Impressionismus als „das Neue in der Kunst“ zum Siege führten. Gerade in der Kunst musste der Impressionismus mit besonderster Evidenz in die Erscheinung treten. Denn niemand empfindet wie der Künstler die schauervolle Wohlthat der Augenblicksmacht, wann einem zufälligen Eindruck, einer scheinbar willkürlichen Combination, mit jäher schreckhafter Durchleuchtung, der fruchtbare schöpferische Moment entsteigt. Diesen einzigen Moment festzuhalten, den Einschlag des „göttlichen Funkens“, ihn wie das biblische Senfkorn anschwellen zu lassen zu einem großen, früchtetragenden und schattenspendenden Baum, das ist ja im Grunde die ganze Arbeit der später einsetzenden langsamen und oft so mühevollen Production. So erfahren die Künstler an sich selbst, welche Bedeutung es hat, den Augenblick auszuschöpfen — und der Trieb erwacht in ihnen, recht viele solcher Augenblicke zu genießen und auch den „unbedeutenderen“ den Keim von Unsterblichkeit zu entreißen, den sie in sich tragen. Sie lernen es, mit ihrer Production dem Augenblick zu folgen, im Augenblick selber zu producieren, nicht bloß im Geist, sondern mit der That. Der Maler fesselt mit Linien und Farben, der Dichter mit Worten, der Musiker mit Tönen das flüchtige Gnadengeschenk der Zufallsminute. Und der Kenner tritt später hinzu und weiß gerade in diesen unvollkommen hingekritzelten Eindrucksskizzen das ganz besondere, zitternde, intensive und eigenmächtige Leben, das greifbar und stark und doch wie eine mystische Offenbarung hervorsprang, zu schätzen. Wie oft haben wir es erfahren und durchaus billigen müssen, dass solch ein

„hingehauchter" erster Entwurf über das spätere, mit Fleiß und Mühe ausgeführte Kunstwerk gestellt wurde! Und wie verständlich ist es daher, wenn in den Künstlern der Trieb erwachte, der Ausführung nicht bloß möglichst viel von der Frische des Entwurfes zu belassen, sondern ihr geradezu den Charakter des Entwurfes, von etwas noch Unfertigem, gleichsam im entstehen Begriffenem, zu geben. Denn das ist auch wieder eine besondere Neugier unserer Zeit: Sie will alles direct unter ihren Augen wachsen und werden sehen! Und das Wachsensehen bereitet ihr oft größere Wollust, als das ausgewachsene Gewächs, das sich wie ein Pfau der Betrachtung darbietet.

Am geringsten hat sich dieser impressionistische Zug unserer Zeit in der Lyrik zeigen können. Die Lyrik ist zwar ihrem Inhalte nach ganz und gar Impression, seelische oder visionäre, und sie ist das von allen Zeiten an gewesen. Aber sie trug auch von jeher gegen den Impressionismus in sich ein starkes Gegengewicht, das Gegengewicht der Form, der stilvoll-rhythmischen Durcharbeitung. Der Lyriker, der den Auszug einer vergänglichen Stimmung gestaltet, will ihr durch die Gabe der Dichtung einen für alle fühlbaren unvergänglichen Reiz und Wert verleihen. Er trachtet darum nach der „gebundenen Form", er will durch diese Gebundenheit das unauflöslich Dahinflatternde in eine bleibende Erscheinung bannen. Er will das Seltenste, Erlesenste, Momentanste, Subjectivste so in Worte gießen, dass es dem Gedächtnis der Menschheit nicht mehr entschwinden kann und dadurch Allgemeingiltigkeit erlangt. Eine einzige diamanthell geschliffene Zeile, die sich durch unwiderstehliche Schönheit und Kraft auf aller Lippen drängt, vermag oft mit Fug des Lyrikers höchster Stolz zu sein, und in wenigen Zeilen und Strophen hat sich von jeher erschöpfen müssen, was er über eine von ihm erlebte und gestaltete Stimmung zu sagen unternahm.

Dazu kommt noch ein Zweites, die Beziehung der Lyrik zur Musik. Der Lyriker hat mit dem Musiker eine Gleichheit des Zieles: die vage, schwebende, unendliche Gefühlsanregung. Die muss er jedoch mit ungleich gröberen Mitteln erreichen. Während der Musiker die ganze Welt der bedeutungslosen, rein durch sich selber wirkenden Töne für sich hat, die als rein sinnliche Werte sich unmittelbar in Gefühlswerte umsetzen lassen, ist der Lyriker an die sprachlich fixierten, mit festen Bedeutungen behafteten Laute gefesselt, die ihrer eigensten Natur nach dem Gefühl widerstreben, indem sie vorlaut auf den Verstand einreden.

Der Dichter muss sich deutlich machen und will doch verschleiern; er muss mit Holzinstrumenten klappern und möchte doch Geigen und Posaunen anstimmen; er muss die Erde plündern und möchte doch die Himmel vor uns aufreißen. Mit den bloßen, simplen Worten sind eben derart subtile Wirkungen kaum zu erreichen. Der Lyriker sucht daher die prosaisch fixierten Sprachelemente mit rein musikalischen Elementen zu verschmelzen, um mit dem gefühlsberückenden Beistand dieser Hilfskraft das vor ihm schwebende Ziel desto sicherer zu ergreifen. Im Rhythmus zunächst fand er solch ein Mittel von unmittelbarer bethörender Kraft, das über den Sinn der Worte hinweg seine eigene Sprache redete und, wie mit absichtlicher Uebergehung des Gehirns, impulsiv und mächtig auf Blut und Nerven drang. Indem man alsdann den Rhythmus zerlegen lernte und die Eigenart seiner verschiedenfältigen Bewegungen und Bedeutungen fand, entdeckte und construierte man die mannigfachsten Versfüße und Metra und erzielte durch kunstmäßige Combination derselben den Bau von Strophen, durch die man, je nach Bedürfnis, reichste Abwechslung und gleichmäßige Wiederkehr erzielte. Eine bunte Scala von Kunstmitteln, denen eine große musikalische Kraft innewohnte, war damit erworben, und alle arbeiteten über die sprachlichen Laute hinweg, ja gewissermaßen gegen diese, nach durchaus elementarischen Gesetzen lautlicher Verbindung. Der stärkste und folgenreichste Fortschritt aber wurde erst erzielt, als man, aus der Noth eine Tugend machend, nun auch die musikfeindlichen Worte selbst in den Dienst musikalischer, d. i. rein-klanglicher Wirkungen zu stellen lernte: durch Alliteration, Assonanz und namentlich durch den Reim. Den Reim darf man wohl als einen ungeheuren culturellen Triumph der Sprache über sich selber feiern. Sie erzwang aus sich die Musik, schuf blühendes Fleisch aus knöchernen Rippen. In Rhythmus, Versmaß, Strophenbau und Reim hat man daher gemeiniglich mit großem Recht die Grundpfeiler der Lyrik erblickt. Tragen sie doch gleichsam das ganze, künstlich ersonnene Gebäude. Ja, genau besehen, hatten sie die Lyrik überhaupt erst erschaffen.

So waren es also zwei dem Wesen der lyrischen Kunst eng eingeschmolzene Eigenthümlichkeiten, die sich dem Aufgehen im Impressionismus widersetzten: die Hinneigung zu monumental-epigrammatischer Formenprägung und das Aufgehen ins Musikalische. Eherne Kürze und Prägung mit melodischer Klangfülle zu verbinden, war der Lyrik Würde und Wert — und niemals, solange Poesie besteht, wird dieses Ziel ganz schwinden können. Haben doch auch in unseren Tagen zwei hervorragende Dichter, im einzelnen mit sehr verschiedenen Mitteln und Zwecken, diesem ewigen Ziele mit ihren besten Kräften gedient: Richard Dehmel und Stefan George. Trotzdem aber wird man sagen müssen, dass die Lyrik ein Recht hat, auch einmal abseits von diesem Ziele sich neue Wege zu suchen; dass sie, der besonderen Eigenthümlichkeit unserer Zeit gehorchend, auch einmal versuchen darf, eine reine impressionistische Kunst zu werden, wie im Inhalt, so auch in der Form.

Das Streben dahin war schon lange verborgen wirksam. Die Herrschaft der Strophe ist bereits erschüttert. Der Reim ist ein Kunstmittel geworden, das man verwenden kann und auch nicht verwenden kann, unbeschadet der Ehren eines Lyrikers. Am längsten hielt der feste Rhythmus stand. Aber auch an ihm versuchte man abzubröckeln, wollte ihn mit äußerster Freiheit und mit vollem Gutdünken, abspringend und durcheinandermengend, verwenden, wohl auch gelegentlich völlig außer Spiel setzen. Doch hatten alle diese Bestrebungen etwas Vereinzeltes. Noch fehlten Fahne und Schlachtruf, um die Scharen zu sammeln und in einen neuen fröhlichen Krieg zu führen. Da ist nun der alte Kämpe Arno Holz jetzt hervorgetreten und gibt der ganzen Lage eine principielle Wendung. Er will eine völlige Scheidung der beiden Wege herbeiführen, des alten (wie er meint) und des neuen. Er fordert laut und tönend zu einer Secession auf — man könnte wohl sagen: in montem profanum! Ich glaube nun allerdings, dass Holz die von ihm herbeigeführte Wendung überschätzt, dass insbesondere von einer jetzt beginnenden zweiten Phase der Weltlyrik nicht wohl die Rede sein kann. Trotzdem messe ich seinem Auftreten Wichtigkeit bei. Arno Holz ist kein Mann von imponierend großem Capital. Aber in der Ausnützung geistigen Capitals hat er schlechterdings nicht seinesgleichen. Seine Eigenthümlichkeit und höchste Tugend — gewiss, von anderer Seite betrachtet, auch sein Fehler — besteht darin, niemals mit einem halben Gedanken und einer halben Consequenz sich zufrieden zu geben, sondern unentwegt stets auf das Ganze zu dringen. Er hat etwas Absolutes in all seinem Wollen, in seinem Auftreten etwas Absolutistisches. Er ist der Urpreuße in der Literatur. Jeglichen Fortschritt sucht er durch Drill zu erreichen. Sehr witzig hat ihn Hermann Bahr einmal als Seminardirector betrachtet, der seinen Jungens mit der denkbar besten, klarsten Methode modernes Dichten beibringt. Und überall ist auch bei ihm selber das Dichten aus der Methode erwachsen. Erst wenn die Methode feststeht, strenggefügt und zweifelsohne, bekommt sein Dichten den fruchtbaren Anstoß. Er stellt dann gleichsam die Beispiele auf, die seine Theorie erläutern sollen, und nach denen die Schüler sich zu richten haben. Das Wunderbare ist jedoch, dass diese Beispiele trotzdem nicht trockene Schularbeit sind, sondern quellende Dichtung. Sie quellen gleichsam aus einem beruhigten ästhetischen Gewissen: „Alles klar und in Ordnung! Uff, jetzt kann losgedichtet werden!"

Arno Holz hat jetzt ein kleines, hübsch ausgestattetes Bändchen mit fünfzig reim- und rhythmenlosen, streng impressionistischen Gedichten (bei Johann Sassenbach, Berlin) herausgegeben, betitelt „Phantasus". Er hat außerdem in einer zehn Seiten langen Selbstanzeige in der „Zukunft" (Nr. 31, vom 30. April) mit aller wünschenswerten Ausführlichkeit und Genauigkeit seinen ästhetischen Standpunkt dargelegt. Man erkennt daraus die doppelte Frontstellung, sowohl gegen das Monumental-Ornamentale im sprachlichen Ausdruck, wie auch gegen das Musikalische als Selbstzweck im sprachlichen Rhythmus. Die Worte sollen alle in ihrer ersten schlichtesten Bedeutung gebraucht werden, statt „Meer" soll nicht mehr „Amphitrite" gesagt werden dürfen. Strophenbau, Reim und fester geschlossener Rhythmus werden als störend für dieses Ziel — weil sie fortwährend Zugeständnisse verlangen — verworfen. Ganz nackt und klar und primitiv soll, was in der Seele sich regt, im Gedichte ausgesprochen werden. Was bei anderen „Instinct" war, wird bei Holz „Ueberlegung", wird in die volle Lichthelle des Bewusstseins übergeleitet.

Dieses Bewusstmachen des Zieles ist ein Fortschritt — in der Praxis der Dichtung wird das Bewusstsein oftmals hinderlich. Seltsam, diese Gedichte gehen auf äußersten Impressionismus — dabei fehlt aber recht häufig das wesentlichste Merkmal der naiven Impression: das Unwillkürliche! Es ist Impressionismus aus Kunst, das Einfache wirkt nicht schlicht, sondern als Spitze des Raffinements. Und statt dass, wie thörichte Recensenten meinen, Formlosigkeit herrscht, sind vielmehr die Worte bis auf den Buchstaben abgewogen und in ihrer Composition von geradezu rococohafter Grazie. Der Impressionismus ist für Holz eine Feinschmeckerei — wer das nicht herausspürt, versteht diese Gedichte nicht zu lesen! Er erzählt etwa, wie er noch im Bett liegt und eben Kaffee getrunken hat....

Das Feuer im Ofen knattert schon
durchs Fenster,
Das ganze Stübchen füllend,
Schneelicht.

Ich lese.

Huysmans. Là Bas.

. . . . Alors,
en sa blanche splendeur,
l'âme du Moyen Age rayonna dans cette salle

Plötzlich,
irgendwo tiefer im Hause
ein Kanarienvogel.

Die schönsten Läufe!

Ich lasse das Buch sinken.

Die Augen schließen sich mir,
Ich liege wieder da, den Kopf in den Kissen — —

Hier ist die Stimmung der Situation auf impressionistischem Wege, das ist durch Zerlegung in ihre Symptome, aber gleichzeitig mit bewusstem künstlerischen Raffinement — indem die Symptome nicht bloß naiv addiert, sondern nach Zwecken gruppiert werden — herbeigeführt. Manches an diesem Gedicht ist sehr hübsch gelungen. Anderes zeigt einen eigenthümlichen Fehler in der Methode von Holz, welcher darauf zurückzuführen ist, dass eben alles zu bewusst entstanden ist. Holz, statt seine Empfindung mitzutheilen und auf den Leser zu übertragen, begnügt sich zuweilen damit, sie einfach zu constatieren. „Ich lese. Huysmans. Là Bas." Das ist kalt und knöchern, malt nicht, vibriert nicht. „Die schönsten Läufe!" Ja, ich glaube es gern, aber ich — höre sie nicht! Damit das geschehe, muss die Thatsache dieser „schönen Läufe" nicht bloß sachlich, gleichsam actenmäßig, vor mir constatiert werden, sondern der Lauteffect muss meinem geistigen Ohr suggeriert werden. Gelegentlich kann sich Holz durch solch nüchternes Constatieren den vorher bereits erreichten poetischen Eindruck völlig wieder verderben. So gibt ein Gedicht eine Anzahl von Rauchervisionen: „Grüne glimmende Seesterne — Augen, die glotzen — ein riesiger Rachen reißt sein Maul auf"... „Durch einen rothen Korallenwald segelt ein silberner Mondfisch." Und danach heißt es, höchst prosaisch: „Ich liege und rauche aus meiner Wasserpfeife." Diese Worte sind ein Commentar, nicht aber ein poetisches Bild, und so wird das Ganze eine Raucherphantasie, bei der der Rauch fehlt. Ueberhaupt ist es Holz nicht gegeben, weder Gehörlaute zwingend mitzutheilen, noch bei Gesichtseindrücken das Flatternde, Vage, Verfließende herauszubringen. Weil er stets auf höchste Prägnanz des charakteristischen Details ausgeht, ist er nur in solchen Stimmungen Meister, wo das feinbeobachtete Detail durch sich selber wirkt, so wenn er etwa von dem Teichspiegelbild eines über eine Brücke reitenden Lieutenants die Worte gebraucht: „pfropfenzieherartig ins Wasser gedreht". In der Regel ist nun aber bei Wirklichkeitseindrücken das Detail zwar in Menge vorhanden, pflegt indes bis zu einem gewissen Grade sich gegenseitig aufzuheben, und aus verschwommenen Vorstellungen und schwankenden Gebilden taucht vielleicht nur ein einzelner fester Körper mit Farbe und Linie für uns auf, während rings um ihn alles bebt. Und so tritt denn das Merkwürdige ein, dass mit all seinem raffinierten Impressionismus sich Holz der Wirklichkeit gegenüber ziemlich ohnmächtig fühlt, und dass er erst da seine ganze Kraft entfaltet, wo er — Phantast wird! Hier gibt die Buntscheckigkeit der Einfälle oft entzückende Farbenbilder, die durch pikante Contraste belebt und durch schnörkelhafte Arabesken ornamentiert werden. Gedichte wie die von der Insel Nurapu, oder vom Tulpenbaum und der Prinzessin, oder vom Götzen im Tempelhain mit den siebzig Bronzekühen, oder vom weißmarmornen Götterbild, das nach tausend Jahren zu neuem Leben erwacht, sie wirken nicht bloß formal, durch ihr Detail und ihre Composition, am bestechendsten, sondern sie offenbaren auch, weil der Dichter sich am freiesten gehen ließ, den stärksten rein-lyrischen Gehalt. In einem Falle beginnt ein Gedicht mit einer ziemlich geklügelten, fast gequälten und dabei nicht einmal correct beobachteten Wirklichkeitsschilderung: „Lachend in die Siegesallee schwenkt ein Mädchenpensionat" — und das ganze Gedicht bleibt nüchtern, bis plötzlich die Wirklichkeit über den Haufen gestoßen wird und ein frecher phantastischer Einfall einsetzt, der in dem zündenden dionysischen Ausruf gipfelt: „Mädchen, entgürtet euch und tanzt nackt zwischen Schwertern!"

So ist der Impressionismus für Arno Holz lediglich Theorie und Methode. Seinem eigensten künstlerischen Instincte nach ist er ein bizarrer Ornamentiker. Der Gegensatz dieser beiden Elemente, des Impressionistischen und des Decorativen, gibt seiner Dichtart den ebenso pikanten, wie durch und durch persönlichen Zug — das Unnachahmliche! Und es zeigt sich, dass der Impressionismus, obgleich er einzig aus der Wirklichkeitsbeobachtung erwachsen konnte, dennoch jegliche Art von Uebertragung zulässt und oft erst im Visionären und Phantastischen, oder im Rein-Psychischen, seine höchsten Treffer ausspielt. Ein Phänomen wie Mombert, das ich hier bloß streifen kann, ist dafür vielleicht der stärkste und imponierendste Beleg.

Um Holz herum bildet sich nun allmählich eine Gruppe jüngerer impressionistischer Lyriker. Was man früher „Freie Rhythmen" nannte, das genügt ihnen lange nicht mehr. Holz selbst hat dargelegt, dass sie „im Princip" etwas anderes wollen als Goethe, Heine, Walt Whitman in ihren einschlägigen Leistungen, die etwa in Julius Hart und Bruno Wille eine Fortsetzung und in Nietzsches „Dionysos-Dithyramben" ihren bisherigen Höhepunkt gefunden haben. Auch „Gedichte in Prosa" sollen es nicht sein, wie sie Turgenjeff beschert hat, und wie man sie abermals bei Nietzsche (im „Zarathustra") und bei vielen modernen Lyrikern antreffen kann. Jean Paul mit seinen Polymetern hat jedenfalls bloß vereinzelt gewirkt. Von Bedeutung war dagegen die chinesische Lyrik, wie sie Judith Walter in ihrem „Livre de jade" (Paris, Lemerre) gesammelt hat, insbesondere Li-Tai-Pe. Hier wirkten namentlich die große Simplicität des Vortrages, die Natürlichkeit der Beobachtung und Empfindung und die künstlerische Feinheit der Gesinnung. Pierre Louys' köstliches Buch „Chansons de Bilitis", obwohl nicht Natur aus erster Hand, hat gleichfalls Ansporn und Einfluss geübt.

In Deutschland hatte namentlich Liliencron den impressionistischen Weg in der Lyrik nachdrücklich betreten; sein „Betrunken" gilt auch der engsten Holz-Gemeinde für ein Muster der Gattung. Doch wird gerügt, dass er nicht streng genug zur Fahne halte. Sein unbändiges Dichterfüllen sprengt, um Principien unbekümmert, nach Muthwillen hin und her. Richard Dehmel, dem der Rhythmus im Blute sitzt, hat gleichwohl ein und das andere impressionistisch skizzirt; im allgemeinen liegen aber seine Wege weitab von den Bahnen eines Arno Holz. Johannes Schlaf gehört eher hierher. Sein „Frühling" ist partienweise nichts anderes als eine Sammlung feinster impressionistischer Stimmungslyrik und bildet durch die Weichheit des Tones eine angenehme Ergänzung zu Holzens scharfgeschnittenen Conturen. Doch ist Schlaf in letzter Zeit seinem alten Kreise etwas abgerückt und lebt still und einsam in der Provinz. Jedenfalls hat er keinen Fahneneid geleistet. In Oesterreich hat Karl von Levetzow, sich selbständig vorwärts tastend, verwandte Ziele und Formen gefunden (vgl. „Zeit" Nr. 170) und auch Peter Altenbergs „Skizzenreihen", obwohl sich als Prosa gebend, deuten in das Reich der neueren impressionistischen Lyrik hinüber.

Holzens nächste Gefolgsmannen sind zur Zeit Paul Victor (der leider kürzlich erkrankt ist) und Georg Stolzenberg, vielleicht noch einige andere. Beide haben Einwirkungen von Mombert erfahren, der überhaupt eine Art von unbewusstem, befreundetem Gegenpapst bildet. Paul Victor ist bloß gelegentlich hervorgetreten. Seine Dichtung ist von still-schwärmerischem, melancholisch-gedrücktem Charakter und, soweit ich urtheilen kann, noch vielfach tastend. Georg Stolzenberg, der soeben (bei Sassenbach) mit einem Bändchen, „Neues Leben", hervortritt, ist nicht reifer, wohl aber beherzter. Er strudelt, wie's scheint, seine Sachen so hin, hat mitunter köstliche Einfälle voll bunter Naivetät, verhaut sich aber auch gerne, dass der Wald nur so kracht. Er gehört deswegen von rechtswegen zur Gruppe, weil er seinem ganzen Naturell nach der geborene Impressionist ist, von impulsivem, rasch-verzücktem Wesen, und dabei so kreuzbrav! Von dem durchgebildeten Formeninstinct eines Arno Holz hat er keine Ahnung. Er steht darum der eigentlichen Kunst umso ferner, als er der Unmittelbarkeit näher ist. Gerade Wirklichkeitsstimmungen gelingen ihm am besten, etwa wie die Sonne den Schläfer wachküsst, oder wie in der Dämmerung das Grauen schleicht. Seine phantastischen Einfälle sind ungeklärt und confus. Stilistisch ist er von Arno Holz total abhängig. — Eine besondere Stellung nimmt er noch dadurch ein, dass er der Musikus der Gruppe ist. Er hat Lieder von Holz, Mombert, Victor, Dehmel componiert und im engeren Kreise damit Erfolg erzielt. Er vertritt den Standpunkt, dass die moderne Liedcomposition solcher rein-impressionistischer, vom Zwang der Strophe und des Rhythmus befreiter Texte bedarf, um ihrer völligen Freiheit inne zu werden. Jedenfalls ist es interessant, zu beobachten, wie von diesen beiden Künsten gleichzeitig mit Verve auf das nämliche Ziel losgearbeitet wird.

Etwas isoliert hat sich Paul Ernst, dessen „Polymeter" kürzlich an dieser Stelle durch Georg Simmel eine so eindringliche, gehaltvolle Betrachtung erfuhren. Er ist halb und halb ein Abtrünniger der Gruppe, wenn auch mehr durch gelöste menschliche Beziehungen als der Sache nach. Dass er starke Anregungen von Arno Holz erfuhr, hat Ernst nie geleugnet. Er ist ähnlich wie Schlaf eine mehr weiblich angelegte Natur, voll großer Empfänglichkeit und leicht zu befruchten. Dann aber mit außerordentlicher Emsigkeit dahinter her; von neuen Gesichtspunkten aus alles nochmals durchdenkend; strudelnd von Einfällen, deren er sich kaum erwehren kann. Er ist reicher und feiner an Vibration als Holz, der seinerseits der stärkere, bewusstere Techniker und der Mann der großen Initiative ist. So hat Ernst von Holzens Form Viel, das Meiste, übernommen — aber eine völlig andere Seele spricht sich darin aus. Bei Holz ist alles laut und deutlich, scharf, farbig und umrissen, bei Ernst ist die Stimme leise, fast flüsternd, die Linienführung verfließend, verzitternd. Er ist der stille, träumende, in sich versponnene Germane. Seinem ganzen Herzen nach ein Kleinstädter, voll sinniger, liebenswürdigen Andacht zum Unbedeutenden. Er zeigt uns die Mondscheinschatten der Zweige auf dem Schnee; die guten Augen der Eltern, sich selbst, wie er als Junge des Abends die Milch holt. Und die altmodische Lampe summt dazu auf dem Tisch, und Lavendeln und Kaktusse stehen am Fenster. Eine Atmosphäre, die an die Gemüthlichkeit alter Landpastoren erinnert. „Das heimliche Schlafkämmerchen der Seele" thut sich auf, und allerhand vage verborgene Gefühle kriechen aus. Bunte Spinn-

fäden verschlingen sich, Märchenerinnerungen gaukeln darauf umher. Ein Pfefferkuchenmann verliebt sich in eine unartige Prinzessin — sie heißt Cephise Fleurette — und bekommt dafür den Kopf abgebissen. Und auf der Burg Krachmandel sitzt der alte Riese Mengelmus in seinem Großvaterstuhl und weicht sich in einem warmen Fußbad die Hühneraugen auf. Ein leises Träumerlächeln — dann plötzlich ein Zug bitterer Ironie. Die moderne Weltstadtseele erwacht. Die Zerrissenheit unseres Daseins drängt sich vor. Ein seltsames Zittern läuft über den ganzen Leib. Eine Grimasse — ein Ausspucken. Die Welt will ein Tollhaus werden, Todtentanzphantasien schleichen bedrückend einher. Langsam steigt das Unglück aus dem Herzen auf. „Hinter dir sind Leichen!“

Dieser matte muthlose Zug tritt bei Ernst häufiger hervor, das Gefühl einer ungeheuersten bitter-skeptischen „Wurschtigkeit“. Wozu? Bei einem so reichbegabten, leichtbeweglichen Menschen sollte es dawider starke, ständige Gegenmittel geben. Die Resignation ist eine schlechte Schlussweisheit. Sie macht uns zu Greisen. Und das Leben fordert doch Männer! Von einem Menschen mit biegsamer Seele, wie Paul Ernst, darf man wohl erwarten, dass er diesen schleichenden lähmenden Unmuth überwindet.

Auch das ist im Wesen des Impressionismus: ewiger Wechsel. Heute Regen, morgen Sonnenschein! Heute Zweifel, morgen Zuversicht! Und so mit Grazie in infinitum!

Berlin. Franz Servaes.

Eine Darmstädter Kunstausstellung.

Als ich vor einiger Zeit in diesen Blättern*) sagte, dass es so scheine, als ob die Rolle des internationalen Virtuosenthumes in der bildenden Kunst ausgespielt sei, als ich mich soweit vergaß, von einer aufkeimenden Neigung zum Ehrlichen, Einfachen, Heimatlichen zu reden, als ich dafür auf den Münchener Ausstellungen einige kärgliche Beispiele aufsuchte, da ahnte ich noch nicht, dass mir so bald ein giltiger Beweis für meine Behauptung von den Künstlern meines eigenen, lieben, kleinen, wunderschönen Heimatländchens dargebracht würde. Diese hessischen Maler sind freilich keine Menschen für die Federfuchser in den großen Zeitungen und für die Schwatzhaftigkeit der großstädtischen „Gemeinden“, und doch haben sie in Darmstadt eine kleine, reizende Ausstellung aufgethan, die eine symptomatische Bedeutung hat. Hier ist ein halbes Dutzend junger Maler, die draußen, irgendwo in der großen Welt, in Paris oder in München, malen gelernt haben, welche die moderne Technik einigermaßen, theilweise auch gut beherrschen. Wären sie da draußen geblieben in den Glaskasten hoch oben in den Mietskasernen großer Städte oder auf den modischen Studierplätzen nach der Natur, wo Männlein und Weiblein alle denselben Baum und denselben armen Ochsen in derselben Technik, an demselben Tage, nach denselben Modetheorien, in demselben Format aufnehmen, so wäre nichts anderes aus ihnen geworden als eben — Maler, so wie sie in München in Horden auftauchen: modern und mittelmäßig und gleich untereinander wie die Zinnsoldaten.

Aber diese jungen Künstler hatten Glück, ein großes, innerliches Glück! Ein wahrhaftiger, großer Künstler, einer von denen, die es nach einem allgemein verbreiteten Aberglauben gar nicht mehr gibt, führte sie durch sein Beispiel und seine Lehre in die Heimat zurück. Dieser Künstler war Heinz Heim, der am 12. Juli 1895, noch nicht 35 Jahre alt, zu Darmstadt einer tückischen Krankheit erlag, gerade als er in zwei wunderbaren Gemälden „Sonntag im Odenwalde“, „Idylle“, seine Vollkraft zum erstenmale enthüllt hatte, als er sich anschickte, die bereits innerlich concipierten Werke auszuführen, die seinen Ruhm auch in die Welt hinausgetragen hätten, der Held einer Künstlertragödie voll tiefsten Schmerzes! — Seine Werke, Oelgemälde und die classischen, unvergleichlichen Blätter in Röthel, sind heute zerstreut in den Gemächern der Gallerien und der feinsten Kenner der Kunst. Es ist heute bereits dem Kunstfreunde sehr schwer, sich einen Ueberblick über das Schaffen dieses einzigartigen Mannes zu gewinnen. Ich habe versucht, in dem bei J. A. Stargardt in Berlin erschienenen „Werk des Heinz Heim“ dies wenigstens mit Hilfe von Reproductionen literarisch zu ermöglichen. Dort habe ich auch aus seinen Briefen und Aussprüchen Sätze festgehalten, die uns seine Ziele erhellen. Man möge mir erlauben, einige davon zu wiederholen, denn sie sind zum Wertvollsten zu rechnen, was neuerdings über das Wesen der Kunst und ihre lebendige Weiterentwicklung gesagt worden ist.

„Was mir vorschwebt, ist, der Größe der Natur gerecht zu werden, und zwar, wie mir scheint, ist mein Ziel: die stille Größe der Natur.“ — „Ich glaube, dass jede Kunst, die wahrhaft groß und frei sein will, unmittelbar auf die uns umgebende große und ewige Natur gehen muss.“ — „Dass übrigens die Natur nicht die Kunst sei, dafür ist gesorgt im Sinne der Erklärung Zolas von dem Begriffe Kunst: La nature vue à travers un tempérament.“ Und hierzu die ganz seltsame Erläuterung und Einschränkung: „— aber es gibt eine Schranke: die alles regulierende Natur, die sich sowohl im Urwald als im menschlichen Leben äußert.“ Er meinte damit — und es war dies ihm als einem geborenen Künstler so selbstverständlich, dass er es mit jener fast mystisch anmuthenden Allgemeinheit hinstellte — dass sich die Natur ohne jede Absichtlichkeit ganz von selbst typisch den Sinnen des Künstlers einprägt. Er konnte gar nicht begreifen, dass man überhaupt etwas anderes als Typen sehen könnte. Er hielt seine Werke für getreue Wiedergaben der natürlichen Erscheinungsformen, denn ihr Stil war ihm ganz unbewusst zugleich mit den stofflichen Eindrücken überliefert worden. Andere, die meisten, bestritten natürlich, dass seine Werke „porträtähnliche Natur“ seien, im Gegentheil, sie fanden sie „falsch“, ihnen war eben die Natur nie in dem Sinne „reguliert“, d. h. auf ihr Wesen vereinfacht entgegengetreten, wie ihm. Er wies immer auf Dürer und, noch begeisterter, auf Holbein hin. In der That: auch Holbein gab die heimatliche Erscheinungswelt ganz getreulich so, wie er sie sah, er wollte der allerehrlichste „Naturalist“ sein. Dass er es in der That nicht ist, dass seine Werke Stil, d. i. Vereinfachung, typische „Regulierung“ und Completierung sind, kam nicht daher, dass er absichtlich änderte, sondern dass er überhaupt so sah. Es gibt bekanntlich keine realistische und keine idealistische, sondern nur eine Kunst. Wer die Dinge gewöhnlich sieht, ist ein gewöhnlicher Mensch und, wenn er auch noch so geschickt die Technik beherrscht, kein Künstler. Ebensowenig ist der ein Künstler, welcher willkürlich ändert, verschönt, stilisiert. Künstler gibt es nur, einzig und allein nur in jenem selbstverständlichen Sinne Heims.

*) Vergl. „Die Zeit“ Nr. 193 und 202.

Mit der Logik des Instinctes zog sich Heim in die Heimat zurück: hier, wo uns alles Einzelne von Kindheit an vertraut ist, tritt uns das Wesentliche, das Große, das Typische der Dinge am schnellsten und wärmsten in die Sinne. Es ist alles längst bekannt — nun wird es erkannt. Wenn ich mit ihm durch unsere heimatlichen Berge im Odenwalde gieng, so gab er, der des Wortes in großartiger Weise mächtig war, bei allem, bei einem Baume, einem Krautfeld, einem Bauersmann oder einem Thiere mit unnachahmlicher Knappheit sofort das Wesen an. Ihm erschienen nur noch die typischen, ewigen Formen, alles Accidentielle lag „im wesenlosen Scheine“. Von Hans von Marées, dem Vater der sogenannten „neu-idealistischen Malerei“, dem Inspirator Böcklins, Thomas, Hildebrands erzählen seine Freunde, dass er ganz das Gleiche konnte und that, und dass er es, ganz wie Heim, mit Leidenschaft, mit einer instinctiven, sinnlichen Lust zu thun schien.

Und diese Uebereinstimmung zwischen Heim und Marées führt uns zum Begreifen der großen historischen Bedeutung, welche Heim in der Entwicklung der bildenden Kunst unserer Zeit trotz seines frühen Todes zuerkannt werden muss. Wenn es die kunsthistorische Bedeutung Goethes ist, dass er die Synthese von theoretisch durch die Antike erfasstem Kunstideale und heimatlichem, neuem Geiste erreichte („Faust“), d. h. dass er eine hohe Kunstform zum erstenmale mit neuerem Geiste erfüllte, so muss von Heim ein Aehnliches angenommen werden. Ein heimatlicher, ganz neu und ganz eigenartig erfasster Lebensinhalt tritt in seinen besten Werken in Formen ein, die unseren ästhetischen Bedürfnissen, die durch die Antike, Renaissance u. s. w. so hoch gespannt sind, dass unsere zeitgenössische Production nur ganz selten daran reicht, entsprechen. Seine „Quelle“, Brustbild eines frischen Bauernmädchens, wirkt genau wie ein guter Holbein, und ist doch technisch und der Empfindung nach etwas ganz anderes, etwas einzig und allein Modernes. Die Vorbedingung dieser „Synthese“ ist jedoch das „typische Sehen“, das Marées ganz richtig durch ein rein artistisches Studium des menschlichen Körpers zu erlangen empfahl, wobei ebenfalls das Zufällige, Accidentielle, das Typische mehr und mehr enthüllend, zurücksinken muss.

Heim suchte und erreichte dasselbe durch sein inniges Sich-Versenken in die Natur und die Menschen der Heimat. Die hessischen Künstler, welche ihm darin gefolgt sind, wie Wilhelm Bader, Richard Hölscher, Paul Rippert, Melchior Kern, August Wondra u. a., die jetzt ihre erste Ausstellung in Darmstadt aufthaten, zeigen nun alle, je nach der Reife mehr oder weniger, eine deutliche Tendenz zu jener „Stilistik aus Temperament“. Ihre Bilder sind fast alle ganz modern gemalt und in technischer Hinsicht gar nichts Besonderes. Allein sie fesseln durch den Klang des Heimatlichen, das sich ganz unwillkürlich wie ein Zauber darüber senkte. Eine fertige, geschlossene Individualität ist nur Wilhelm Bader: melancholische Dämmerungsstücke, die etwas wie ein wehmüthiges Volkslied durchbebt, zeichnen ihn am meisten aus. Im übrigen ist es nicht die individuelle Bedeutung dieser meist noch sehr jungen Maler, die uns veranlasst, so eingehend von ihnen zu reden, sondern vornehmlich die Thatsache, dass ihre Werke und Versuche einen bestimmten, eigenartigen Charakter, einen keimenden Stil zeigen. Dem internationalen Virtuosenthum fehlt das, weshalb auch seine unglaublichsten technischen Kunststücke und seine stofflich effectvollsten Darstellungen ruhmlos der Vergessenheit anheimfallen müssen. Dagegen kann ein einfaches Bildchen, wie Baders „Dämmerung“, „Windig Wetter“, seinen Reiz nicht verlieren, denn es ist etwas für sich, etwas natürlich Gewordenes mit eigener Melodie.

Die Ausstellung enthält außerdem einige decorative Versuche von Ph. O. Schäfer und Adolf Beyer, der sich übrigens auch

mit Glück an die Blütenpracht heimischer Wiesen und Gärten hält, ferner mehrere Werke von Ludwig v. Loefftz, Eugen Bracht, Ludwig v. Hofmann und Eduard Selzam, die sämmtlich ebenfalls in Hessen geboren sind. Ganz entzückend sind die kleinen Bronzen von Ludwig Habich: „Flötenspieler", „Weibliche Statuette", „Knieendes Mädchen als Buchhalter", „Nixe mit Muschel", „Spielender Hund" und seine Statuette in Kalkstein „Narkissos". Endlich einmal ein geborener Kleinplastiker! Eine fröhliche, kindliche Natur voll Laune, Spielerei, sinnlicher Formenfreude und kecker Pose! Wir haben in Deutschland nichts Besseres in der Kleinplastik, zumal das meiste, z. B. die kleinen Bronzen von Stuck, Hermann Hahn u. a. dem Temperament und der Formengabe nach eigentlich große Sculptur in zufällig klein gewählten Formaten sind. Dagegen ist Th. v. Gosen, von dem wir hier einiges sehen, Habich näher stehend, doch mehr Humorist.

Die Darmstädter Kunstausstellung gewinnt für die weitere Kunstwelt noch erhöhtes Interesse durch ihre reichbeschickte Abtheilung für modernes Kunstgewerbe, Kleinkunst und Zimmerausstattung, deren Zusammenstellung man dem Kunstverleger Alexander Koch zu verdanken hat. Sie zeichnet sich vor den Münchener und Berliner Ausstellungen dadurch aus, dass hier die Erzeugnisse des „kunstgewerblichen Jung-Deutschland" auch einmal in wirklichen bürgerlichen Stuben vorgeführt werden. Hier kann man z. B. die neuen Möbel Berlepschs erst ganz in Erfüllung ihres Zweckes studieren. Man bemerkt dabei, wie vortrefflich seine jüngsten Arbeiten sind! Von besonderem Interesse sind ferner die von Wilhelm Michael in München ausgeführten „Verwandlungsmöbel", nach einem von Alexander Koch angegebenen Systeme, das auch in der Mietswohnung ermöglichen soll, sich nach persönlichem Empfinden Einbauten, Plauderwinkel u. s. w. unmittelbar durch die Stellung der Möbel selbst zu schaffen. Es sind die verschiedensten Grundrisse möglich infolge einer wohlüberlegten Anlage der Schubladen, Thüren 2c. Die Einrichtung dient als Speise-, Empfangs- und kleines Gesellschaftszimmer. Eckmann, Riemerschmid, Schmuz-Baudiß, die Heiders und fast alle die bekannten Neuerer sind natürlich mit Collectionen vertreten. Endlich sehen wir zum erstenmale Gallé mit einer großen Serie seiner berühmten Vasen und Möbel mit wunderbaren Intarsien in etwa 900 verschiedenen feinen Holzarten. Als Meister und Poet des Glases ist Gallé schon oft in Deutschland aufgetreten, seine Möbel und Marquetterien kennt man dagegen im allgemeinen nur durch literarische Organe. Es ist nicht zweifelhaft, dass diese Möbel um der Intarsien willen da sind. Seine intarsierten Landschaften, Pflanzenornamente, Schmetterlinge, all die japanisierenden Herrlichkeiten wollte der Meister vorführen, da schuf er Möbel, in die er sie mit verfeinertem Geschmacke einfügen konnte. Schränke, Tische, Stühle, Notenpulte, Ständer, Spiegelschränke wirken entschieden barock, zeigen jedoch in den Decors eigenartige Pflanzenmotive. Sie sind in ihrem structiven Wesen alt, ohne Zukunft, dagegen in den Zieraten, in erster Linie in den wunderbaren Marquetterien, ein Quell der Anregung von fast unerschöpflichem Reichthum. Diese Mittel, wirklich structiv angewandt, im Wesen des Möbels selbstverständlich aufgehend, und Frankreich hat einen neuen Stil! Freilich: die landschaftlichen „Impressionen in Holz", die von Nebeln überschleierten Lothringer Ebenen, diese von weichen Lüften durchwogten Flussthäler, die trauernden Bäume und all diese entzückenden lyrischen Realismen werden fallen müssen bei denen, welche die von Gallé so großartig weiterentwickelte Kunst der Intarsie im Möbelbau organisch zur Anwendung bringen wollen: Ornamente müssen gefunden werden!

Die schöne, lehrreiche Ausstellung bringt die neue Kunst zum erstenmale in das culturelle Stamm- und Hauptgebiet Deutschlands, in den Main-Rheinwinkel mit seinen zahlreichen gewerbfleißigen Groß- und Kleinstädten, mit seinem ungeheueren Verkehre, mit seiner reichen und hochintelligenten Bevölkerung. Wenn auch die Münchener Hotelbesitzer vielleicht dagegen zetern mögen: die Kunst kann von der beginnenden Decentralisierung nur die größten Vortheile haben!

Darmstadt. Georg Fuchs.

Wallenstein.

Burgtheater, 12. und 14. October 1898.

Das Burgtheater hat am 12. und 14. October mit der Aufführung des „Wallenstein" zwei Gedenktage gefeiert: am 12. den hundertjährigen der ersten Aufführung von „Wallensteins Lager" in Weimar, am 14. den zehnjährigen der Eröffnung des neuen Burgtheaters. Auch bei dieser ist „Wallensteins Lager" gegeben worden; am 23. und 24. März 1889 sind dann die „Piccolomini" und „Wallensteins Tod" nachgefolgt. Sehr vieles hat sich in der Rollenbesetzung des Wallenstein seit dieser ersten Aufführung im neuen Hause geändert, sehr wenig aber seit seiner letzten.

Das Ehepaar Gabillon, der treffliche Arnsburg sind dem Burgtheater entrissen worden und den Freunden des Menschen und des Künstlers Baumeister, der gleich Gabillon im Wachtmeister eine Prachtfigur geschaffen hat, winkt erst jetzt, nachdem er anderthalb Jahre durch Krankheit der Bühne ferne gehalten war, die frohe Hoffnung, den schmerzlich Vermissten als Genesenen wieder begrüßen zu können.

Der „Max" war schon 1890 an Reimers gelangt: Reimers hat, seit er auch im Conversationsstück mit größeren Aufgaben betraut wurde, immer mehr gelernt, im Gebrauch seiner schönen Mittel sich künstlerische Mäßigung aufzuerlegen und nach dem Vorbilde seines Freundes und Lehrers Baumeister durch Einfachheit und Natürlichkeit Wirkung zu erstreben.

Die Gräfin Terzky hat an Fräulein Bleibtreu eine ausgezeichnete Interpretin gefunden: schon längst hat diese Künstlerin alle das Misstrauen vergessen lassen, das man ihr, die in Wien hauptsächlich nur als Dialectschauspielerin bekannt gewesen war, entgegenbrachte, als sie an große Aufgaben in der stilisierten Tragödie sich heranwagte. Durch sie erst ist im neuen Burgtheater das nothwendige Gleichgewicht zwischen der Maria Stuart und der Elisabeth, der Messalina und der Arria hergestellt worden, ein Gleichgewicht, das wohl nun in umgekehrter Richtung verschoben werden wird, wenn Adele Sandrock dem Burgtheater wirklich verloren geht. Wie ist Fräulein Bleibtreu in der Rolle der Helena zu wahrhaft classischer Abgeklärtheit emporgewachsen, seit sie in kluger Erkenntnis, dass es den Künstler nur ehrt, wenn er bereit ist, jede Gelegenheit zum Lernen sich nutzbar zu machen, unter Strakoschs Leitung in steter Entwickelung ihre Auffassung vertiefte und die Grenzen ihres Könnens erweiterte! Wie hat sie mit Rollen, die weit über ihre Jahre zu gehen schienen — ein seltener Fall, nicht nur im Burgtheater — so mit der Volumnia im „Coriolan" und der Lea in den „Makkabäern" ihre alten Freunde überrascht und immer neue gewonnen! Ihre Terzky ist heute eine Figur aus einem Guss und enthält alle jene Momente, deren die Darstellerin der Thekla bedarf, soll sie diese Rolle so gestalten können, wie sie vom Dichter gedacht ist. Denn das ist das Eigenthümliche beim Theater, dass jeder nur wirklich gut sein kann, wenn sein Partner es auch ist, so dass sich jeder an jedem Erfolge jedes Collegen erfreuen sollte, statt ihn mit Missgunst zu betrachten, wie es ja gelegentlich vorzukommen scheint.

Neu war die Thekla des Fräuleins Medelsky: Eine Rolle nur — aber welcher Gewinn für die Vorstellung! Der reiche Beifall und das reiche Lob, die ihr zutheil wurden, mögen ihr beweisen, dass sie ihre Aufgabe richtig erfasst hat, und dass sie ihr, gerade indem sie vermied, ihre Mittel zu forcieren, am besten gerecht wurde. Es ist erstaunlich, wie dieses junge Mädchen das Herbe und Verbitterte, das bei aller kindlichen Liebe zum Vater so scharfsichtige Misstrauen der Thekla gegen ihre ganze Umgebung zum Ausdruck zu bringen vermochte und doch dabei der sympathischen Gestaltung der Rolle nichts vergab. Das war die Thekla, die sagen durfte, auch ihr Name sei Friedland, der Vater solle in ihr die echte Tochter finden. Das war die Thekla, deren klarer Einsicht und richtigem Gefühle Max getrost die Entscheidung über das, was er zu thun habe, anheimstellen konnte. Und wie wunderbar zart und weich sprach sie doch wieder das Gebet des liebenden Mädchens: „Du Liebe, gib uns Kraft, du Göttliche" und dann die ganze Todtenklage und insbesondere die Worte: Ja, da ich dich, den Liebenden, gefunden, da war das Leben etwas." Man sage nicht: „das hat ihr der Strakosch beigebracht!" Die Medelsky hat ja auch nicht den Wallenstein und die Rolle der Thekla selber gedichtet. Woher der Schauspieler etwas hat, das ist gleichgiltig, es kommt nur darauf an, dass er es erfasst und zum Ausdruck bringen kann: Das macht den Künstler.

Nur in einer Richtung bedarf die Thekla der Medelsky, nicht so sehr eines Tadels für die Gegenwart, als einer leisen Warnung für die Zukunft. Dass sie die große Scene, in der sich die Katastrophe vorbereitet und der Bruch zwischen Wallenstein und Max erfolgt, mit stummem Spiele zu begleiten hat, ist selbstverständlich. Denn es stört sehr, wenn ein Schauspieler bei bewegten Ereignissen, so lange er selbst nichts zu reden hat, antheillos bleibt. Aber eines stört noch mehr: wenn nämlich der Schauspieler zu viel macht und dadurch die Aufmerksamkeit von jenen, auf die sie gerade voll gerichtet sein soll, auf sich lenkt. Er soll gerade nur soviel machen, dass man nicht aufmerksam wird, dass er nichts macht. Und da können scheinbare Kleinigkeiten leicht zu dauernder Gewohnheit führen. Das Oeffnen und Schließen der Augen und die stumme Bewegung des Mundes sind sehr wirksame Mittel die innere Erregung des Hörenden und Sehenden zum Ausdruck zu bringen: aber sie dürfen nicht zu oft und zu rasch aufeinanderfolgen.

Die Thekla der Medelsky bedeutet einen großen Gewinn für die Wallenstein-Aufführung des Burgtheaters. Von ihr abgesehen aber haben sich nur geringfügige Kleinigkeiten in der Vorstellung geändert, die durch den Tod Bayers, das Ausscheiden Kutscheras und die Erkrankung der Frau Bauer verursacht waren. Das andere ist geblieben, das Gute — und das Schlechte. Sonnenthals Wallenstein steht heute fest in der allgemeinen Meinung; auch die meisten jener, die anfangs von seinem Wallenstein nicht befriedigt waren, hat er bekehrt oder doch versöhnt. Gar sehr ins Schwanken gerathen ist aber der Octavio des Herrn Lewinsky. Warum versteht man trotz der angeblich schlechten Akustik des Hauses jedes Wort des Obersten Wrangel, den Herr Schreiner mit voller Klarheit in Charakterisierung und Rede

verkörpert? Und warum versieht man nur die Hälfte dessen, was Octavio spricht? Lewinsky hat es für angemessen erachtet, an seinem Jubiläumstage in einer Ansprache von der Bühne an das Publicum sein abfälliges Urtheil über seinen früheren Director zum Ausdruck zu bringen. So wird er es wohl auch angemessen finden müssen, wenn dieser frühere Director mit seiner Ansicht über Josef Lewinsky nicht hinter dem Berge hält. In Rollen wie der Schneider in „Hannele“, Miremont in den „Gönnerschaften“, Pasquinot in den „Romantischen“, der Kalif im „Sohn des Kalifen“ hat Lewinsky gerade in den letzten Jahren allgemeinen Beifall gefunden, obwohl er in derlei Aufgaben wenig Befriedigung fand, ja als ihm der Schneider in „Hannele“, mit dem er dann eine herrliche Märchenfigur geschaffen hat, zugetheilt wurde, die Rolle refusieren wollte. Mit Rollen vom Schlage des „Piccolomini“ wird er sich kaum mehr neuen Lorbeer erwerben. Die Leute finden ihn da einfach langweilig und das ist so ziemlich das Schlimmste was einem Schauspieler widerfahren kann.

Die Wallenstein-Vorstellung wurde durch den Prolog eingeleitet, den Schiller für die erste Weimarer Aufführung des Lagers geschrieben hat. Herr Reimers sprach ihn schön und einfach. Dass er ihn im „Schiller-Zimmer“ als Schiller sprechen musste, ist gewiss nicht seine Schuld. Er hat die richtige Empfindung gehabt, dass der Prolog für den Schauspieler geschrieben und von einem Schauspieler als solchem zu sprechen ist, denn als er auf das Schicksal der Schauspieler zu sprechen kam, stand er, von natürlichem Instincte geleitet, vom Schreibtisch auf und trat an die Rampe. Lässt man den Prolog vom dichtenden Dichter vorlesen, könnte uns ja ein Schauspieler auch den ganzen Wallenstein in der Maske des Dichters vorlesen, was gewiss Gelegenheit zu den verschiedensten Nuancen gäbe.

Max Burckhard.

Im weißen Rößl.

(Schwank in drei Acten von Oscar Blumenthal und Gustav Kadelburg. Zum ersten Mal aufgeführt im Deutschen Volkstheater am 15. October 1898.)

Unsere jungen Leute sind außer sich: das neue Stück von Blumenthal und Kadelburg hat jetzt auch bei uns riesig gefallen. O dieses „Weiße Rößl!“ Wie unsere jungen Leute sind, rechnen sie sich das gleich aus: in Berlin schon zweihundert Mal, gibt allein an die sechzigtausend Mark: in Wien kann man auch auf hundert Mal wetten, sind zwanzigtausend Gulden, und dann kommen noch die großen deutschen Städte und dann kommt erst die Provinz und zuletzt kommen noch die Schmieren. Im September, dem „schlechtesten“ Monat, ist es (siehe den „Deutschen Bühnenspielplan“ von Breitkopf und Härtel) an dreißig deutschen Bühnen, außer Berlin, neunundsiebzig Mal gegeben worden, macht auch noch mindestens neuntausend Mark, bloß für den September. Das können unsere jungen Leute nicht verzeihen und sie toben gegen das Publicum, das durch seinen elenden Geschmack, durch seine Lust am Gemeinen zum Mitschuldigen wird. Es war lustig, ihnen neulich im Theater zuzusehen, wie sie lauerten, sich von einer Scene zur anderen vertrösteten, immer noch an den Erfolg nicht glauben wollten, aber dann, als das Lachen und Klatschen nicht mehr verstummte, in der Garderobe mit Leidenschaft über diesen „Scandal“ declamierten. Ich bin so verwegen gewesen, einem zu bekennen, dass ich mich ausgezeichnet unterhalten hatte. Seitdem haben sie mich wohl in Verdacht, auch schon „corrupt“ zu sein (in ihrer Entrüstung haben sie immer lateinische Worte). Da mir das aber vielleicht doch noch ein wenig schmerzlich wäre, möchte ich ihnen, nachdem sie ja inzwischen etwas ruhiger geworden sein werden, jetzt sagen, warum ich den Erfolg des „Weißen Rößl“ ganz in der Ordnung finde und, statt mich zu ärgern, dem Publicum zustimme, dem dieser nicht sehr gescheite Schwank lieber als manches edle Werk der besten Intentionen ist.

Unsere jungen Leute müssen endlich einmal lernen, dass, wer dramatisch sprechen will, zuerst die Sprache des Theaters können soll. Die erste Frage, im Theater, ist nicht, was uns einer zu sagen hat, sondern die erste Frage wird immer sein, ob er es sagen kann. Dies allein, wenn einer etwas dramatisch sagen kann, die Beherrschung des dramatischen Ausdrucks ist schon ein Genuss für uns. Wer sie hat, dem hören wir gerne zu; wir brauchen mit dem, was er sagt, noch gar nicht einverstanden zu sein, es wirkt schon, dass er es sagen kann. Der Dichter verhält sich zum Dramatiker, wie sich etwa ein Gelehrter zum Redner verhält. Ein Gelehrter kann die größten Gedanken haben, er muss deswegen noch kein Redner sein. Ein Redner ist, wer die Gewalt hat, durch Worte die Hörer so zu beherrschen, dass sie ihm zustimmen. So ist ein Dramatiker, wer die Mittel des Theaters so commandiert, dass der Zuschauer das fühlt, was er ihn fühlen lassen will. Wir freuen uns an der Kunst des Redners, weil sie uns von uns selbst befreit, weil sie uns bezwingt, weil sie stärker ist. Das wollen wir beim Redner fühlen, dann werden wir froh. Man mag uns dann beweisen, dass alles falsch ist, was er gesagt hat, das thut uns nichts. Soll es falsch sein, er hat doch die Kraft gehabt, uns empfinden zu lassen, dass er der Stärkere ist: wir haben uns nicht erwehren können. Das ist das Gefühl, das wir verlangen, darum gehen wir zu den Rednern. Man mag das einen Masochismus nennen, ich bin kein Psycholog, ich kann es nicht erklären, ich weiß nur, dass es so ist: durch einen stärkeren Geist und Willen bezwungen zu werden, ist eine Lust des Menschen, dies wollen wir von den Rednern. Wenn der Gelehrte, der nicht reden kann, mit seinen Gedanken kommt, ärgern wir uns nur. Diese Gedanken mögen sehr groß sein, sie mögen sehr schön sein, das geht uns aber gar nichts an, dazu sind wir nicht da, wir sind da, um die Kraft des Redens zu empfinden. Diese hat der Gelehrte nicht, dann ist er kein Redner, dann lachen wir ihn aus. Dasselbe wollen wir im Theater: die Lust, einen Stärkeren zu spüren. Man mag uns beweisen, dass es ein Dichter ist: wenn er nicht die Kraft hat, die Mittel des Theaters so zu commandieren, dass wir von ihnen bezwungen werden, bleibt er uns das schuldig, was wir im Theater suchen: einem Willen, der mächtiger ist, gehorchen zu müssen.

Unsere jungen Leute sagen ja freilich, dass sie das Theater verachten. Ich glaube nicht, dass sie recht haben: in allen großen Zeiten ist es das Größte gewesen, immer hat im Theater die Cultur ihre letzten Worte ausgesprochen. Aber gut. Nur sollen sie es dann in Ruhe lassen. Ich mag sagen: ich will ein stiller Gelehrter sein, ich bin mir genug, ich brauche die anderen nicht, ich verlange mir gar nicht, gehört zu werden, ich will nicht wirken. Nur darf ich dann nicht reden wollen. Wenn ich reden will, muss ich zuerst ein Redner sein. Wenn ich es nicht bin und rede doch, darf ich mich nicht wundern, dass man zischt und lacht. Den Profit wird davon nur der nächste Redner haben, der es wirklich ist. Der kann dann sagen, was er will: man wird ihm alles verzeihen, so dankbar, dass er doch wenigstens einer ist, der etwas sagen kann. Jene Dichter, meine ich, die das Theater betreten, ohne seine Mittel zu commandieren, nützen nur den anderen, die es können: aus lauter Dankbarkeit lässt man sich von diesen dann alles gefallen. Die schlechten Experimente unserer jungen Leute sind wahrscheinlich am meisten an den großen Erfolgen der Blumenthal und Kadelburg schuld. Wenn ich ein Gelehrter von großen und guten Gedanken bin und mich der Erfolg der Redner mit kleinen und schlechten verdrießt, dann gibt es nur eins: ich muss so reden lernen, wie jene Redner der gemeinen Gedanken reden können, um mit derselben Kraft für meine edleren Gedanken zu reden. Wenn unsere jungen Leute nur erst einmal können, was Blumenthal und Kadelburg kann, dann wird es ihnen das Publicum schon verzeihen, dass sie „Dichter“ sind. Das sollten sie sich merken. Beherrschen sollten sie das Theater lernen, statt es verachten. Das ist die Lehre vom „Weißen Rößl“.

Unsere jungen Leute vergessen auch noch etwas. Blumenthal und Kadelburg wirken nicht nur durch ihre große Macht über die Mittel des Theaters. Ich muss etwas Schreckliches sagen: ich vermuthe leider, dass sie auch dem eigentlichen Sinn des Theaters näher kommen als unsere Dichter. Dieser ist es immer gewesen, etwas auszusprechen, das alle angeht (nämlich alle, die im Theater sitzen, die also zur Welt des Dichters gehören). An einem einzelnen Fall soll es eine gemeinsame Sache führen. Das Besondere oder Singuläre der anderen wollen wir im Theater nicht, von uns selbst soll hier gehandelt werden, wir wollen uns in den Spiegel schauen. Es fällt mir nicht ein, das von Blumenthal und Kadelburg zu behaupten. Aber doch noch eher als von den Experimenten unserer jungen Dichter. Wie viele sind denn unter diesen, die eine menschliche Sache führen und uns spüren lassen, dass hier von uns selbst gehandelt wird? Nein, sie wollen das ja gar nicht, sie wollen nur von sich reden, sie sind stolz, anders und besonders zu sein. In den Schwänken und Possen allein, auf die sie so böse sind, hören wir doch noch manchmal etwas, das uns alle angeht. Da ist im „Weißen Rößl“ der Contrast des Berliners zum Oesterreicher. Den erleben wir alle Tage. Warum nimmt ihn kein Dichter her, der da doch die tiefsten Geheimnisse aufzeigen könnte? Da ist der Städter auf dem Lande, das traurige Geschöpf einer unfertigen neuen Cultur in einer alten verarmten. Da ist die Figur des Kellners: wie oft der Beruf eine solche Gewalt über den Menschen bekommt, dass dieser sich selbst verliert, selber gar nichts mehr ist, sondern die Geberden und die Worte von seinem Beruf annehmen muss; wir wehren uns alle gegen unsere Rollen, die uns im Eigenen bedrohen. Dies wird hier freilich alles nur berührt, wie dankbar wären wir einem Dichter, der es ergreifen würde!

Unsere jungen Leute werden jetzt sagen, dass ich einen „Panegyrikus“ auf Blumenthal und Kadelburg gehalten habe. Nun also. Man glaubt gar nicht, was man mit der Zeit alles erlebt.

Das „Weiße Rößl“ gehört zu den besten Vorstellungen, die wir noch im Deutschen Volkstheater gesehen haben: Girardi in hinreißender Laune, Tyrolt mit seinen klugen Nuancen, das Fräulein Glöckner mit ihrer lieben Stimme, die wie Sonnenschein ist, Fräulein Retty und Herr Kramer, die ihren Scenen sogar einen leisen Schimmer von Stimmung geben, Herr Kutschera und Herr Retty, die lustigen Chargen des Fräuleins Wallentin und des Herrn Amon, des Herrn Weiß und des Herrn Deutsch,

alle sind vortrefflich. Fräulein Großmüller, die neulich als Wiener Fee so gefallen hat, war diesmal nicht gut. Das hübsche und heiter bewegliche Mädchen scheint eine Soubrette zu sein: zur Naiven fehlt ihr das innige Gefühl.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Mit Vorliebe wird von den oppositionellen Blättern der Gedanke variiert, dass Graf Thun kein Staatsmann sei, weil immer alles anders komme, als er es gedacht. Das ist der ungerechteste Vorwurf, den man dem Grafen Thun machen kann. Graf Thun hat selbst im Traume nie daran gedacht, etwas zu denken, und schon aus diesem durchschlagenden Grunde hat nie etwas anders, freilich auch nie etwas so kommen können, wie Graf Thun sich's gedacht. Die oppositionellen Blätter sollten denn doch in Zukunft etwas vorsichtiger sein, ehe sie gegen einen österreichischen Feudalherrn und geborenen Staatenregierer einen so schweren Vorwurf, wie den des Denkens, erheben, der, wenn er — was glücklicherweise nicht der Fall ist — begründet sein würde, geradezu geeignet wäre, den Grafen Thun in dem hohen Ansehen zu schädigen, das er sich bei allen Veretrern cavaliersmäßiger Gedankenlosigkeit bis nun noch immer zu erhalten gewusst hat.

*

Auf dem in außerparlamentarischen Zeiten so ungetrübt heiteren Horizont des Grafen Thun sind neuestens schwarze Punkte aufgetaucht, und zwar gleich deren zweiunddreißig an Zahl: die 32 Forderungen der Jungczechen. Doch halte ich sie nicht für gefährlich. Die Jungczechen sind mit der Zeit Handelsleute geworden, die mit sich handeln lassen. Graf Thun hat ja eines der vollkommensten Exemplare von einem jungczechischen Gesinnungsmenschen in seinem Cabinet, den Herrn Dr. Kaizl. Der hat in einer schwachen Stunde verrathen, wieviel sich ein jungczechischer Volksmann von seinen Principien abhandeln lässt: 95 Procent. Das macht, von den 32 Punkten des jungczechischen Wunschzettels berechnet, volle 30·4 (dreißig vier Zehntel) Punkte. Graf Thun braucht nur 5 Procent zu realisieren, das ist, mathematisch genau, 1·6 (ein Ganzes, sechs Zehntel) Punkte, und er hat, von dieser Seite wenigstens, keine Gefahr zu befürchten.

*

In der berühmten Frage des Junctim hat der Finanzminister Dr. Kaizl eine neue Terminologie geschaffen: er kennt kein Anfangsjunctim zwischen Ausgleichsvorlagen und Quote mehr, sondern nur noch ein Schlussjunctim, in dessen Interesse er die glatte Erledigung aller Ausgleichsvorlagen fordert. Dr. Kaizl hat in gewissem Sinne recht. In der That besteht ein gewisses Schlussjunctim. Dieses bedeutet aber, wenn ich die Sache gut verstehe, nur, dass jede nicht glatte Erledigung der Ausgleichsvorlagen den Schluss der Ministerherrlichkeit Derer von Thun und Kaizl herbeiführt.

*

Im Ausgleichsausschuss sagte der Handelsminister Baron Dipauli: „Die von anderer Seite als wünschenswert geäußerte Idee eines gemeinsamen Wirtschaftsgebiets lasse sich nicht verwirklichen." Wer, glaubt man, ist die „andere Seite", welche die Idee eines gemeinsamen Wirtschaftsgebiets geäußert hat, die der Minister Dipauli bekämpft? Kein Geringerer als der Abgeordnete Dipauli, siehe seine Rede vom 24. März 1898. Baron Dipauli hat sich also selbst bekämpft. Und da, nach Herder, „sich selbst besiegen ist der größte Sieg", kann man ruhig den Baron Dipauli unter die größten Polemisten einreihen.

*

Dass der Graf Thun kein so adelsstolzer Mann ist, als ihm böse Zungen nachsagen, hat er am besten bewiesen durch die Berufung des Ackerbauministers Baron Kast. Denn man braucht nur einmal die geistvolle Physiognomie des Barons Kast zu sehen, um — falls man ihn noch hat — den letzten Rest des Glaubens an jenen Grundsatz der Aristokratie zu verlieren, welcher sagt, dass der Mensch beim Baron anfängt. Beim Baron Kast gewiss nicht!

*

Im Gegensatz zum Baron Banffy, der den Ausgleichsconferenzen immer seinen Ackerbauminister Daranyi zugezogen hat, hat Graf Thun, so oft er mit der ungarischen Regierung über den Ausgleich verhandelt hat, immer den Baron Kast zu Haus gelassen. Nun, das habe ich mir mit dem berühmt grenzenlosen Patriotismus des Grafen Thun erklärt, der den Ungarn den Baron Kast nicht zeigen wollte, damit sie in ihrem Respect vor der diesseitigen Reichshälfte nicht noch mehr erschüttert werden. Warum aber Graf Thun den Baron Kast auch im Ausgleichsausschuss nicht reden lässt, wo doch wir Oesterreicher unter uns sind, das versteh' ich schon gar nicht. Vielleicht, weil Baron Kast Unsinn reden könnte? Das sind wir Oesterreicher von unseren Ackerbauministern ohnedies seit jeher gewöhnt. Dem Nachfolger der Grafen Falkenhayn und Ledebur geschieht wirklich ein schreiendes Unrecht, wenn man sich schämt, ihn im Parlament reden zu lassen — und den gewohnten Kritikern österreichischer Ministerreden, wie dem Schreiber dieses, auch!

*

Der jungczechische Abgeordnete Dr. Stransky hat die 1867er Verfassung mit dem Fusel verglichen. Dann ist aber die bekannte Abneigung des Dr. Stransky gegen diese Verfassung schlechthin unerklärlich.

*

Einer der schärfsten Vorwürfe, die Dr. Stransky in seiner fulminanten Rede den Führern der deutschen Opposition vorgehalten hat, ist der, dass sie bezüglich des ihnen unter Discretion mitgetheilten Sprachengesetzentwurfes des Grafen Thun ihr Ehrenwort gehalten haben. Einer solchen Handlungsweise wäre Dr. Stransky sicherlich nicht fähig.

*

In der Debatte über das Budget-Provisorium hat der Abgeordnete Stojalowski hauptsächlich über seine eigenen Schulden gesprochen. Der Abgeordnete Stojalowski ist eben ein junger Parlamentarier und weiß offenbar noch nicht, dass man in der Budgetdebatte anstandshalber immer nur über die Schulden des Staates und nicht über seine eigenen spricht.

*

Der Baron Dipauli soll sich die „Reichswehr" zum Leiborgan erkoren haben. Natürlich! Schon ein altes Sprichwort sagt: „Wie der Herr, so der Köter".

*

Die „Reichswehr" führt jetzt lebhafte Beschwerde über die von ihr im Verein mit einigen anderen commun-officiösen Blättern behauptete stille Obstruction im Ausgleichsausschuss. Wenn der Herausgeber der „Reichswehr", Herr Gustav David, ein so entschiedener Gegner der Verschleppungstaktik ist, dann weiß ich ihm ein näheres Object seines expeditiven Eifers. Schon seit mehreren Monaten ist nämlich in der „Concordia" das ehrengerichtliche Verfahren gegen Herrn David anhängig, dessen Beendigung bisher nur durch allerhand Verschleppungsmanöver verhindert worden ist. Da könnte Herr David einmal seinen expeditiven Eifer beweisen. Ich fürchte nur, dass bei solch expeditiver Behandlung des gegen ihn gerichteten Ehrenverfahrens niemand anderer als Herr David es wäre, der expediert wird.

*

Das Herrenhaus hat in die Commission zur Vorberathung des Gesetzentwurfs betreffend die fruchtbringende Anlegung der Barschaften der civilgerichtlichen Depositencassen unter Anderen gewählt: die Herren Krupp und v. Schöller, die Nährväter der „Reichswehr", und den Herrn Dr. Millanich, den Verwaltungsrath der Steyrer Waffenfabrik. Nach dieser Wahl zu schließen, darf man wohl annehmen, dass in Zukunft die gerichtlichen Depositengelder in „Reichswehr"-Antheilscheinen und Waffenfabriksactien „fruchtbringend" angelegt werden.

*

Bei der Lectüre des stenographischen Protokolls der Abgeordnetenhaussitzung vom 3. October stoße ich in der Rede des Abgeordneten Dr. Lecher auf die folgende, von der „Wiener Tagespresse" nicht veröffentlichte Stelle:

> „Und die Verwaltung dieses Finanzministers! .... Kennt er nicht die Geschichte der Steyrischen Waffenfabriks-Gesellschaft? Ist er vielleicht gegen den Präsidenten Fürsten Starhemberg oder gegen den allgewaltigen Vicepräsidenten Ritter v. Taussig eingeschritten? Ist das nicht Aufgabe des Finanzministers? Wozu hat denn die Regierung das Aufsichtsrecht über die Actiengesellschaften, wenn derartige Gaunereien geschehen dürfen?"

Bisher habe ich geglaubt, dass die durchlauchtigsten Börsencavaliere, welche sich an die Spitze von Actiengesellschaften stellen lassen, sich nur darauf verstehen, ihre Tantièmen ruhig einzustecken. Aus der obigen Stelle habe ich mit Interesse entnommen, dass die Börsencavaliere auch etwas anderes ruhig einstecken, das nicht wie die Tantième klingt, sondern — schallt.

Volkswirtschaftliches.

Dem Reichsrath liegt ein Gesetzentwurf vor, in welchem die Regierung um die Ermächtigung ansucht, dass seitens der bosnischen Landesverwaltung zum Zwecke des Baues von Bahnen ein Anlehen in der Höhe von 11 Millionen Gulden aufgenommen werde. Diese Ermächtigung ist bekanntlich bisher nicht ertheilt worden. Nichtsdestoweniger hat die bosnische Landesregierung — wie es scheint, ohne Vorwissen der österreichischen Finanzverwaltung — das Anlehen aufgenommen, und zwar im Widerspruch zur eigenen Vorlage, kein Anlehen in Gulden österreichischer, respective Kronenwährung, sondern in Gold. Es besteht die allgemeine Anschauung, dass wir für unsere Kronenwährung die Goldparität aufrechterhalten, daher auch stets die Coupons unsere Kronenanlehen zur Goldparität von 1 Krone = 85 Pfennig einlösen werden. Wird nun ein Anlehen mit ausdrücklichem Goldversprechen aufgenommen, so sinken die Kronenanlehen zu Anlehen zweiter Kategorie herab, da wir sie selbst nicht mehr als sichere Goldanlehen zu betrachten scheinen. Es entsteht eine Schädigung unseres auswärtigen Credits. Einer solchen hat sich das Reichsfinanzministerium, welchem bekanntlich die Wahrung unseres Großmachtscredits in erster Linie zukommt, schuldig gemacht. Die österreichische 4%ige Kronenanleihe steht 2% über Pari, die ungarischen nahe an Pari, die beiden 4%igen Goldrenten 2% über Pari. Die 4%ige bosnische Kronenanleihe ist mit 96·10% begeben worden, sie notiert 95%. Die bosnische Regierung emittiert nunmehr ein 4½%iges Goldanlehen zu Pari; sie zahlt, wie wir erfahren, für die Begebung dieses Anlehens, eine Provision in der Höhe von 2½%, sie begibt das Anlehen also thatsächlich zu 97½%. Provisionen in solcher Höhe kommen heute nur mehr bei Staaten mit desolaten Finanzen vor. Sowohl diese Provision als auch der im Vergleich mit dem österreichischen und ungarischen Anlehenstand so tiefe Begebungscours bedeuten neben der effectiven Belastung des bosnischen Budgets eine Schädigung des Anlehenscredits der Monarchie und ihrer Theile. Noch mehr: die bosnische Regierung hat dieses Anlehen direct mit einem auswärtigen Institut, und zwar mit der Leipziger Bank, einem Provinzinstitut zweiten Ranges, abgeschlossen, deren Credit seit einigen Jahren durch die bedenklich intime Verbindung mit der Kasseler Trebertrocknungsgesellschaft in vielen Kreisen gelitten hat. Und wie jeder Geschäftsmann, der seine Wechsel bei Escompteuren zweiter Ordnung begibt, an Credit einbüßt, so ergeht es auch den Staaten. Dies musste der Reichsfinanzminister umsomehr vermeiden, als bereits seine erste Anleihe durch den Wiener Bankverein von diesem bis heute nicht placiert werden konnte, wodurch der Credit Bosniens empfindlich gelitten hat. Welche Veranlassung hatte die bosnische Regierung, einen zweiten derartigen Missgriff zu thun und ein Anlehen zu so drückenden Bedingungen abzuschließen? Man sagt, der § 14. Die Ausgabe dieses Anlehens ohne Ermächtigung des österreichischen Reichsrathes ist zweifellos verfassungswidrig. Sie kann auch eine dauernde Belastung des österreichischen Budgets verursachen, falls die bosnischen Landeseinnahmen zur Deckung der Annuität nicht ausreichen sollten. Aber jene

Bedeutung, welche der § 14 für ein österreichisches Anlehen hätte, kommt ihm für ein bosnisches nicht zu. Und wenn die österreichischen Finanzgruppen ein österreichisches § 14-Anlehen unter keinen Umständen oder nur unter sehr drückenden Bedingungen übernommen hätten, bei einem bosnischen hätten sie kaum die gleichen Bedenken gehegt. weil eben auch die nachträgliche Verweigerung seitens des österreichischen Reichsrathes nur in dem Falle praktische Folgen haben könnte, als die bosnischen Finanzen zur Deckung nicht ausreichen würden. Man hat auch nicht vernommen, und das wäre gewiss nicht geheim geblieben, dass die bosnische Regierung mit österreichischen Finanzgruppen Verhandlungen wegen der Emission eines 4½%igen Anlehens gepflogen hätte. Und falls solche, was höchst unwahrscheinlich ist, resultatlos geblieben wären, so hätte die bosnische Regierung vorläufig einen Vorschuss aufnehmen können; sie hätte dann den doppelten Makel der Verfassungsverletzung und der Begebung zu drückenden, den Staatscredit schädigenden Bedingungen vermieden. Es ist unbegreiflich, aus welchen Ursachen diese übereilte Begebung erfolgt ist, mit welcher den Erstehern des Anlehens ungewöhnliche Vortheile an Cours und Provision zuerkannt worden sind. Diese Begünstigung, wie so viele andere, welche die bosnische Regierung im Laufe der Jahre ertheilte, die Abholzungsverträge, die Geschenke, welche sie der bosnischen Landesbank gemacht hat (siehe Nr. 193 der „Zeit") 2c. sind unerklärlich; sie bedeuten entweder beabsichtigte Zuwendungen aus Steuergeldern oder Vortheile, welche ein schlauer Contrahent einer über den Wert der Dinge nicht orientierten Regierung ablistet. Die österreichische Bevölkerung, aber auch die österreichische Regierung mögen aus diesem Vorfall lernen, wie eine absolute oder absolut sich geberdende Regierung mit den Staatsfinanzen wirtschaftet.

*

Die Regierung hat den Körperschaften, welchen sie den Fragebogen zur **Actienreform** zugesandt hat, zur Beantwortung eine Frist von bloß fünf Wochen gewährt. Diese Körperschaften sind dadurch genöthigt, den Personen, welche sie ihrerseits um Gutachten ersucht haben, einen Termin von acht Tagen zu setzen. Es ist selbstverständlich, dass in solcher Eile keine gründliche Arbeit geleistet werden kann. Diese Hast ist aber ganz überflüssig, da bis zur Berathung eines Actiengesetzes im Reichsrath, angesichts der Ueberfülle an dringendem parlamentarischen Arbeitsstoff, jedesfalls mehr als ein Jahr vergehen wird. Es könnte mit Leichtigkeit noch nachträglich eine Verlängerung der Fristen erfolgen.

*

Die **ungarische allgemeine Kohlenbergbau-Gesellschaft** ist seit ihrer Gründung unsolid verwaltet worden. Im Jahre 1891 mit 400.000 fl. Capital gegründet, ist sie ununterbrochen in Geldnöthen gewesen, trotzdem das Actiencapital wiederholt erhöht worden ist. Um sich über Wasser zu halten, hat sie gesucht, neue Gruben zu erwerben, um dadurch einen Vorwand zu weiterer übertriebener Capitalsvermehrung zu erhalten. So wurden im Jahre 1896 die Totiser Gruben erworben und zum Ankauf und zur Aufschließung 1·2 Millionen neuer Actien ausgegeben; aber diese Neuemission wurde fast gänzlich zum Ankauf verwendet, und Ende 1897 befand sich das Unternehmen, belastet mit 1·2 Millionen schwebender Schuld, neuerlich in größter Verlegenheit. In diesem Augenblick trat der Wiener Bankverein als Retter auf. Dies kam folgendermaßen: Vor etlichen Jahren hatte ein Consortium, bestehend aus der Trifailer Kohlengewerkschaft, deren Vice-Präsidenten Dr. Reif, Director Moriz Bauer, Hofrath Hahn, anscheinend auch Generaldirector Lanczy von der Pester ungarischen Commercialbank, die Kohlenwerke des Graner Domcapitels in Gran gepachtet und sodann Aufschlussarbeiten ausgeführt. Das Geschäft hielt nicht, was sich die Herren davon versprochen, die Qualität der Kohle war sehr schlecht. Der Wunsch der Herren, ihr Engagement wieder los zu werden, war nicht leicht realisierbar, besonders, da sie dabei hübsch verdienen wollten. Nach langwierigen Verhandlungen, nachdem auch die Bestrebungen, eine Actiengesellschaft ad hoc zu gründen, fehlgeschlagen hatten, verfiel man endlich auf die ungarische allgemeine Kohlenbergbau-Gesellschaft, deren Verwaltung, wenn man ihr nur wieder über ihre momentane Geldnoth hinweghalf, gerne bereit war, die Graner Werke zu übernehmen und auch weit zu überzahlen. Der Bankverein hat ihr anfangs dieses Jahres einen Bankcredit von zwei Millionen gewährt unter der Bedingung, dass sie die Graner Werke für weitere 2½ Millionen Gulden übernehme. Für die Arbeiten in den Graner Werken hatte das Consortium kaum die Hälfte dieses Betroges ausgelegt, und die ohnedies schlechte Situation der ungarischen Gesellschaft ist nach diesem Geschäft eine noch viel schlechtere geworden. Ein Haken aber war dabei; da das Unternehmen kein Geld zum Kaufen hatte, wurde der Kaufpreis nicht in Barem, sondern in neuen Actien des Unternehmens ausbezahlt und zu diesem Zwecke eine neuerliche Capitalserhöhung von 3·4 Millionen auf 6 Millionen Gulden durchgeführt. Das Consortium versuchte nun die Actien zu 115 Procent zu emittieren. Die Emission misslang vollständig und alle späteren Versuche, die Actien los zu werden, schlugen fehl, trotz aller Reclame, trotz der unwahren Gerüchte über den Abschluss des Kohlencartells u. s. w. Die Herren konnten ihre Actien nicht loswerden und es schien, als würden sie betrogene Betrüger. Die chronische Geldnoth der ungarischen Kohlengesellschaft hörte aber nicht auf, trotzdem erst drei Vierteljahre seit der Gewährung von 2 Millionen Bankcredit verflossen sind, brauchte man wieder mindestens 2 Millionen und fand sie nicht. Schon wurde der Plan ventiliert, Prioritätsactien auszugeben, die Stammactien mehrere Jahre dividendenlos zu lassen und so das Unternehmen zu sanieren, wodurch die alten Actien fast wertlos und jedesfalls auf lange Zeit hinaus unverkäuflich geblieben wären. Aber das Consortium suchte weiter nach jemandem, der statt des drohenden Verlustes schönen Gewinn bezahlen würde und man versuchte es mit der florierenden Salgo-Kohlenbergbaugesellschaft, deren Actien 620 Gulden für 100 Gulden notieren. Man versuchte eine Fusion der beiden Gesellschaften zu bewirken, erst im Verhältnis von 1 Salgoactie zu 6 allgemeinen Kohlenactien, dann im Verhältnis von 1 zu 7, aber obwohl die Pester Commercialbank, deren Verwaltung mit jener der Salgo theilweise identisch ist, einen Hochdruck auf die wenigen unabhängigen Verwaltungsräthe der letzteren ausübt, hat man diese noch nicht dazu gebracht, den Herren Bauer und Consorten die Actien auf Kosten der Actionäre der Salgo abzunehmen. Man verhandelt also weiter, und es ist möglich, dass schließlich auf dieser oder einer anderen Basis eine Einigung erzielt wird, weil man das Geschäft den Interessenten der Salgo-Kohlen dadurch plausibler zu machen sucht, indem man sagt, dass durch die Fusion die Salgo auch ohne Kartell Herr über den ungarischen Kohlenmarkt würde. Da rechnet man ohne die Concurrenz der auswärtigen besseren Kohlen. Und selbst wenn es so wäre, wäre dies noch immer kein Grund, den Herren Director Bauer, Hofrath Hahn und Consorten ihre Actien weitaus zu überzahlen, theilweise auf Kosten unbetheiligter Actionäre der Salgo, theilweise, wenn wirklich die Salgo ein Monopol erhielte und die Preise dictieren könnte, auf Kosten der Kohlenconsumenten. — rh.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. **Paris.** Théâtre Cluny; „La Coqueluche" von Mars; Gymnase, „Marraine" von Janvier, „En 1807" von Adoret und Ephraïm; Théâtre des Nations, „Championnet" von Henry. **Berlin.** Lessingtheater, „Der Eroberer" von Halbe; Schillertheater, „Hasemanns Töchter" von L'Arronge.

*

Im **Raimundtheater** sucht man passende Rollen für Fräulein **Barsescu**. Das muss sehr schwer sein. Man ist nun bereits auf Ibsen verfallen, der sonst wohl diesem Theater nicht gerade naheliegt. Man gab heute die „**Nordische Heerfahrt**", ein Stück, in welchem seinerzeit schon im Burgtheater die Wolter ihr Glück versucht hat. Was Fräulein Barsescu oder ihren Freunden an der Rolle der Hjördis gefiel, ist das großzügig Bewegte, das Getragene und „Dämonische". Das sind nämlich Eigenschaften, die sich auch Fräulein Barsescu — zuschreibt. Trotzdem war, was sie da in rohen Umrissen hinwarf, bloß für schwache Augen und stumpfe Ohren ein ungefähres Bild der Hjördis. Ihre Natur mag vielleicht die richtige Grundlage für diese Rolle bilden. Das lässt sich aber nur vermuthen. Denn ihre Natur kommt auf der Bühne keinen Moment zu Wort. In die fliegenden Fetzen einer halb sinnlos affectierten, halb unerhört schleuderhaften und unsicheren Sprechweise kleidet sie ihr Spiel und in den Dunstschleier einer fahrigen, confusen, alles zerstörenden Mimik. Sie gibt von keiner Scene mehr, als einen groben, kaum kenntlichen Schattenriss. Mit der Sprache eine wirkliche Empfindung verknüpfen scheint diese „Wolter-Schülerin", die Arme, nie gelernt zu haben; sonst müsste ihre ganze Verkünstelung zumindest einmal einem Hauch von Klarheit und Einfachheit weichen. Sie declamiert an den Sätzen vorbei, und ihre Töne verhallen hohl und leer, wie einsame Schritte in einer nächtlich leeren Gasse. Wie lange noch wird sich das gebildete Wien — es gibt merkwürdige Wege der Bildung — mit diesem Ideale belügen? Siegreich trotz dieser Schauspielerin zog das Wikinger-Drama vorbei. Es liegt nahe zu sagen, dass in diesem eigentlich noch vor-Ibsen'schen Stück romantische und selbst conventionelle Bestandtheile enthalten sind, und es trifft auch, vor allem für den letzten Act, zu. Aber wie baut sich gleichwohl das Schicksal der Menschen schon hier mit haarscharfer, bis ans Ende fesselnder Logik auf! Wie großartig ist nur das Motiv der Blutrache, um das rein technisch zu betrachten, als logisches Binde- und Steigerungsmittel ausgenützt bis ans Ende! Und diese Abgetöntheit der Personen, der Scenen, der Sprache! Das Raimundtheater hat heute einigen Menschen einen guten Abend bereitet. Die Darstellung war im großen Ganzen glücklich. Herr **Wirth** war als Sigurd sehr warm und einfach; den Schluss ließ er leider fallen. Herr **Raeder** gab den Oernulf ziemlich correct, nur mit allzu durchsichtiger Mache. Herr **Popp** als Gunnar war glaubhaft.

*

„**Der Blondin von Namur**", im **Theater an der Wien** ist eine nach der alten Haustradition dieses Theaters „schöne" — oder um es bezeichnender zu sagen: „scheene" — Operette. Es kommt alles darin vor, was den Wienern so und so viel Jahre lang in der Operette gefallen hat. Es kommt sogar zu viel vor, die Sache spielt nahezu vier Stunden. Kapellmeister Adolf **Müller**, der die Musik zu dem verhältnismäßig gelungenen Libretto der Herren **Horst** und **Stein** gemacht hat, muss sich ja auskennen. Von Entlehnungen hält er sich aber fern. Er nimmt bloß den überkommenen Stil auf. Und mit Hilfe desselben und mit seiner großen Erfahrung gelangen ihm diesmal ein paar hübsche, heitere, genügend neue und doch genügend bekannte Musiknummern. Geschmacklos ist ein Couplet. Die sonst ausgezeichnete Frau **Biedermann** kritisiert darin abfällig die Secession; das wirkt ungemein überzeugend. Herr **Blasel** ist sehr komisch wie immer. Frau **Palmay** ist mit furchtbar viel Feuer bei der Sache und gefällt. — Das **Carltheater** brachte eine neue, sehr erfolgreiche Aufführung der „**Geisha**". Wer es noch nicht gewusst hat, kann es jetzt erfahren: Es gibt etwas noch Schöneres als brave Wiener Kapellmeister-Mache. Und es gibt auch etwas noch Schöneres als eine feurige Wiener Soubrette, nämlich Miss Mary **Halton**. Miss Halton kann ein paar englische Lieder eigenartig vortragen, kann ein bisschen wenig deutsch und kann sehr gut tanzen. Und damit tritt sie auf und bezaubert. Denn sie ist Miss Mary Halton. Sie macht keine Anstrengungen,

zu gefallen. Das Entzückendste an ihr ist die Leichtigkeit und Unbekümmertheit. Sie gibt einfach sich, ohne künstliche Uebertreibungen. Das moderne große Variété, von dem Miss Halton herkommt, steht auf einer viel höheren Stufe der Kunst und Vornehmheit, als die gute alte Wiener Chantantbühne. Herr Schildkraut musste neben ihr einen faden Operetten Marquis spielen. Der sonst sehr tüchtige Herr Natzler wird im 2. Act geschmacklos. Er singt ein boshaftes Couplet, und was wird verhöhnt? die Secession. Das wirkt ungemein überzeugend. O du mein Wien!

A. G.

Bücher.

„Les Races et les nationalités en Autriche-Hongrie" par Bertrand Auerbach. Paris, Felix Alcan, 1898.

Der Verfasser beabsichtigt zunächst, seine Landsleute für die nationalen Kämpfe in Oesterreich-Ungarn zu interessieren. Ihre Entscheidung kann nicht ohne nachhaltige Wirkungen auf die europäische Gesammtlage und somit auch auf die Stellung Frankreichs bleiben. Es wäre unter diesen Umständen natürlich thöricht, dem Buche vorzuwerfen, dass es für einen Oesterreicher kaum irgend etwas Neues bringt. Billigerweise kann man nur prüfen, ob es wenigstens dem besonderen Zwecke, dem es dienen will, auch zu entsprechen imstande ist. Mein Eindruck geht dahin, dass es viel zu schwerfällig und trocken ist, um auf Franzosen eine nennenswerte Anziehungskraft auszuüben. Auerbach hat die bekannteren Schriften, namentlich in deutscher Sprache, über die ethnographischen und nationalen Verhältnisse des Donauvereines mit löblichem Fleiße ausgezogen und diese Auszüge dann unter weitgehendem Verzicht auf eigenes Urtheil zu der vorliegenden Darstellung combiniert. Dabei geht ihm für die wirtschaftlichen und socialen Seiten der Frage aber das Verständnis ab. Inwieweit sich die nationalen und socialen Interessen kreuzen, inwieweit sie sich decken, das sind Probleme, die er kaum bemerkt. Freilich haben die österreichischen Schriftsteller häufig genug denselben Fehler begangen. Aber auch diejenigen Autoren, denen man diesen Mangel nicht nachsagen kann, sind, wie z. B. Wittelshöfer, für Auerbach unbekannt geblieben, oder er hat mit ihren Arbeiten nichts Rechtes anzufangen gewusst, so z. B. mit der ausgezeichneten Studie von Hainisch. Auch Dumreicher ist ihm entgangen. Einen sympathischen Zug bildet die strenge Unparteilichkeit. Sie ist umso höher zu schätzen, je seltener sie auch den österreichischen Deutschen von Franzosen zutheil wird. Auerbach ist kein unbedingter Verehrer der Wenzelskrone, wie sein Landsmann Jean Bourlier (Les Tchèques et la Bohême contemporaine, Paris 1897) und bezweifelt es auch, dass deren Renaissance nach dem Muster der Stefanskrone vom französischen Standpunkte zu wünschen sei. Sollten die Czechen versuchen, mit den Deutschen in derselben Weise umzuspringen, wie es die Magyaren gegenüber den Deutschen, Slovaken und Rumänen gethan haben, so könnte eine reichsdeutsche Intervention heraufbeschworen werden. Ob vor den Consequenzen einer solchen Russland die Czechen zu schützen vermöchte, stellt Auerbach nicht fest. Die Vereinigung der Deutschen im Reiche mit denjenigen Oesterreichs und der österreichischen Italiener mit dem Königreiche Italien, das sind Möglichkeiten, die für Frankreich ernste Gefahren bedeuten. Auerbach würde es am liebsten sehen, wenn die österreichischen Nationalitäten zu einer Verständigung gelangten und den Gedanken des Föderalismus loyal durchführen wollten. Allen Nationalitäten, den Deutschen in Böhmen, den Italienern in Tirol, den Slovenen in der Steiermark, den Ruthenen in Galizien, sollte ebenso wie den Deutschen, Slovaken und Rumänen in Ungarn nationale Autonomie zuerkannt werden. Die Ungarn sollten sich durch die Lage in Cisleithanien von der Unmöglichkeit dauernder Centralisation und nationaler Unterdrückung überzeugen lassen. Es ist nöthig, und damit schließt Auerbach, „que l'Autriche et la Hongrie renoncent à des formules dont elles ont mesuré l'impuisance et la variété; qu'elles créent à ces sociétés indicises, à ces âmes dont elles ont chargé des patries où des peuples se développent et fraternisent sans sacrifice de leur originalité ni de leur conscience. La patrie commune tirera de ce concours, de cette variété d'énergies sa force et sa grandeur. Ainsi vérifiera la très antique maxime, on dirait presque la prophétée, de l'illustre patron de la Hongrie, le roi Saint Étienne: Unius linguauniusque moris regnum inbecile et fragile est." Man sieht, Auerbach kommt zu der Ansicht, die, wenigstens außerhalb Oesterreichs, von den meisten vernünftigen Leuten vertreten wird. Aber in der Politik ist ja das Irrationale Trumpf!

Prof. Dr. H. Herkner.

A. v. Hedenstjerna: Kaleidoskop, Bilder aus dem Alltagsleben. Verlag Otto Hendel, Bibliothek der Gesammtliteratur.

A. v. Hedenstjerna ist ein Typus. Jedes Land, jede große Stadt besitzt Hedenstjernas, d. h. Journalistendichter, Poeten für das Feuilleton. Ihre Producte — seien es Feuilletons, Novellen, Romane, Dramen — sind leicht, gescheit, oft geistreich und lustig, immer das große Publicum unterhaltend oder rührend geschrieben. Die Pariser Hedenstjernas unterscheiden sich kaum von den Berliner, Londoner oder Wiener Hedenstjernas. Man liest sie zuerst morgens im Café. Von Jahr zu Jahr erscheinen ihre Sachen in schön ausgestatteten Büchern gesammelt. Aber dem Alltagsrahmen der Zeitung entzogen, nehmen sich diese Alltagswerkchen kaum noch frisch und unterhaltend aus. Leihbibliotheken und Buchhändler sind anderer Meinung. Denn diese Bücher „gehen". Ihre Autoren sind angesehen, reich und einflussreich. Ich glaube nicht, dass sie sich nach den Lorbeeren des Künstlerthums sehnen, obwohl die Unwissenden sie ihnen freiwillig bieten. Die armen Künstler aber beneiden das Glück der „Hedenstjernas" und — verachten sie.

M. M.

Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau" vom October bringt aus der Feder des Professors Georg Adler einen historisch und philosophisch zusammenfassenden Aufsatz über den modernen Anarchismus, seine Theorie und Taktik. Nach ausführlicher Darlegung der grundlegenden Theorie Proudhons geht er auf die Fort- und Umbildung derselben durch Hess, Karl Grün, Stirner (der aber abseits von der eigentlichen Bewegung stand), Bakunin, Netschajew, Fürst Krapotkin und Johann Most ein. Der letztere bahnte einen „communistischen Anarchismus" an, indem er den Versuch machte, die anarchistische Theorie wieder mehr mit socialistischen Principien zu durchsetzen. Die „Taktik" der Anarchisten bezeichnet Prof. Adler, abgesehen von den sonstigen Einwänden, die sie verdienen, als unpraktisch. Denn die Anarchisten haben die auf ihre „Thaten" folgenden furchtbaren Repressalien von Seiten der Regierung wie auch der erschreckten Gesellschaft nicht genügend in Anschlag gebracht. Gegen eine solche Taktik hat übrigens selbst der Begründer der anarchistischen Theorie, Proudhon, Verwahrung eingelegt. Uebrigens erinnert Prof. Adler u. a. auch an jene österreichischen Anarchisten, die sich mit der Propaganda durch die That nicht begnügten, sondern sogar die für die anarchistische Agitation benöthigten Gelder auf dem Wege des Raubes herbeizuschaffen unternahmen.

„Revue du Palais" (October). Felix Martin untersucht die Ursachen des Niederganges der französischen Industrie und entwirft ein erschreckendes wirtschaftliches Zukunftsbild. Er misst Frankreichs Production und Export an den gleichen deutschen Verhältnissen und stellt fest, dass Deutschland, welches vor 25 Jahren weniger Kohlen producierte als Frankreich, dasselbe gegenwärtig um das Vierfache überboten hat und 450.000 Kohlenarbeiter erhält, während Frankreich nothdürftig 148.000 Leute in seinen Kohlengruben ernährt. Deutschlands Förderung an Eisenerzen ist in 25 Jahren von 1,400.000 auf 7,000.000 Tonnen gestiegen, während die französische 2,400.000 Tonnen nicht überschreitet. Frankreichs Zuckerausfuhr ist von 200 auf 60 Millionen herabgesunken und selbst die alten Textilindustrien sowie die chemischen Producte, die früher den europäischen Markt fast ausschließlich beherrschten, werden allmählich von der deutschen Industrie aus dem Felde geschlagen.

„Contemporary Review" (September). Mrs. Crawford schreibt über Belgiens landwirtschaftliche Verhältnisse und die nutzbringende Art, in der dort die Frauen zur Agricultur erzogen werden. Ueber das ganze Land verstreut sind hunderte von Schulen und technischen Cursen, die heute schon gleichsam als die natürliche und obligate Ergänzung des Schulunterrichtes angesehen werden. Diese Curse, die während der drei Sommermonate stattfinden, stehen allen Mädchen von über 15 Jahren offen, doch besteht jede Classe nur aus acht bis zehn Schülerinnen. Die Mädchen werden dort gründlich mit der Milchwirtschaft bekannt gemacht und müssen sich ebenso gründlich instruieren lassen über die Zucht der Schweine, des Geflügels und der Bienen. Sie erfahren aber auch, nach welchem Turnus die Felder zu düngen und mit den diversen Getreidearten zu bebauen, und in welcher Weise die Wirtschaftsrechnungen zu führen sind. Waschen, Bügeln, Kochen, Flicken, kurz alle häuslichen Arbeiten stehen gleichfalls auf dem Programm dieser Lehrcurse, die unter staatlicher Aufsicht stehen und von 60 bis 70 Klosterschwestern in musterhafter Ordnung und mit echt vlämischer Sauberkeit geleitet werden. Dieser Unterricht kann auf mehrere Jahre vertheilt oder aber auch fortlaufend innerhalb eines Jahres vollständig absolviert werden. Mrs. Crawford führt den großen Wohlstand in Belgien und den glänzenden Stand seiner Landwirtschaft, seiner Gemüse- und Blumenzucht auf die rege und intelligente Mitarbeiterschaft der Frauen zurück und fordert die andern Länder — speciell England — dazu auf, diesem Beispiel zu folgen.

Sein letztes Abenteuer.

Novellette von Gustav Falke.

(Fortsetzung.)

9.

Rebekka erklärte sich nach kurzem Besinnen bereit:

„Auf drei Tage."

„Oh."

„Nun wir wollen sehen," sagte sie.

Und als sie dann hinüberfuhren, meinte sie: „Ich bin doch neugierig auf Ihren Caracalla."

Und drüben nahm sie ihn nach der ersten Begrüßung bei Seite:

„Ohne die Ehre gehabt zu haben, Se. Majestät gekannt zu haben, aber so muss Caracalla ausgesehen haben. Uebrigens Ihr Freund Miller: ein Cäsarenkopf! Wie kommen Sie zu diesen beiden Römern?"

Er lachte.

„Sie sehen beide aus, als könnten sie die Welt erobern," sagte sie.

Das gefiel ihm nicht, das machte ihn plötzlich eifersüchtig.

Er war keine Eroberernatur. Das fehlte ihm eben. Die andern beiden waren Zugreifer. Was hatte der Steinbauer für Hände. Der konnte ein Loch in die Tischplatte schlagen.

Aber am Abend war alle Eifersucht verschwunden. Wie hatte er nur so niedrig von Miller denken können, und von ihr denken können. Und Caracalla war ein Stock. Er starrte sie nur finster an.

Es war ein stiller, klarer, sonniger Herbsttag gewesen. Sie hatten die ganze Insel abgestreift, sich harmlos wie Kinder unterhalten, mit gutem Appetit gegessen und getrunken. Nicht die kleinste Differenz. Selbst nicht in Fragen der Kunst und Literatur.

Nur als Selling wiederholt auf Gabriel Gram zurückgekommen war, fiengen sie zuletzt alle an zu lachen, und Caracalla erlaubte sich ein paarmal, ihn Herr Gram zu nennen, was Selling nicht übel nahm.

Es war ein durchaus schöner und friedlicher Tag gewesen, ohne Grund zur Eifersucht. Selling war in der glücklichsten Stimmung, beruhigt durch den Gedanken, dass Miller ja übermorgen schon abreisen würde. Und Nero Caracalla war harmlos. Ein gutmüthiger junger Bär. Auch mit allerlei Circuskünsten ausgerüstet. Er lief elegant auf den Händen, sprang wie ein Springbock und konnte einen Stuhl auf den Zähnen balancieren. Und dann lachte er wie ein Kind dazu.

Rebekka war ein Frühaufsteher, wie Selling. Miller kam erst als Dritter zum Frühstück. Caracalla aber war ein Langschläfer.

Sie waren schon seit einer Stunde am Strande, als er nachgetappt kam, mit dem schwerfälligen, wiegenden Gang eines Schiffers. Er hatte sein Skizzenbuch unterm Arm und wollte sie zeichnen. Ob sie sich nicht zu einer Gruppe lagern wollten?

Miller wollte nicht. Aber Rebekka war dafür und gab den Ausschlag.

Miller wurde ungeduldig. Steinbauer quälte sie über eine Stunde. Als das Bild fertig war, war nur Rebekka gut getroffen: eine frappante Aehnlichkeit, nur mit einem seltsamen, sphinxhaften Ausdruck, einem geheimnisvollen Zug sinnlicher Grausamkeit.

Miller hatte etwas Brutales, Schlächterhaftes bekommen. Selling aber war die reinste Caricatur geworden.

„Wie ein gelangweilter Kranich,“ spottete Miller, und Rebekka lachte laut auf über das unglückliche Gesicht, das Steinbauer ihm gegeben hatte.

Doch mit ihrem Bilde schien sie zufrieden zu sein.

„Aber das sind Sie doch gar nicht,“ behauptete Selling.

Steinbauer zuckte die Achseln und Rebekka meinte:

„Aber doch! Was fehlt denn?“

„Dieser Zug hier ist Ihnen fremd. Dieses Katzenhafte.“

„Aber mein Herr!“

Sie spielte die Entrüstete.

„Ich sage ja, es ist Ihnen fremd,“ eiferte er. „Da ist Blutdurst in diesem Blick, die ganze jahrhundertalte Grausamkeit des Weibes, der Sphinx, die den Mann zerfleischt.“

„Und warum sollte ich nicht auch mal grausam sein können? Bin ich doch auch ein Weib und habe mein Theil an dieser Erbschaft der Jahrhunderte.“

Sie sagte das scherzend und er lachte.

Steinbauer nahm sein Buch wieder an sich und versprach Rebekka, die Skizze für sie noch etwas zu überarbeiten.

„Aber mich müssen Sie ändern,“ verlangte Selling eigensinnig.

„Keinen Strich,“ protestierte Rebekka.

„Gerade diese köstliche, wie soll ich sagen, Parodie, wenn Sie wollen! Der Kranich, die Sphinx und der Bullenbeißer.“

Der „Bullenbeißer“ reizte Steinbauer zu lautem Gelächter.

Miller aber rief:

„Na, danke schön! Sie beehren mich hier ja mit einem netten Namen!“

10.

Selling war unzufrieden. Es war merkwürdig: es war, als glitte Rebekka ihm hier so sachte aus den Händen, als verlöre sie etwas von ihrem Wert für ihn. Das machte jedenfalls diese Theilung, er bekam hier nur ein Drittel. Sie war doch sonst nicht anders geworden, blieb sich immer gleich.

Ein Drittel Rebekka! Danke! Ganz oder gar nicht.

Miller, der mit allen Weibern umzugehen wusste, ob Kellnerin oder Königin, konnte das nur, weil er immer auf der Oberfläche blieb; er drang nicht in die Tiefe, in die eigentliche Psyche dieses Mädchens. Es war ihm auch gar nicht darum zu thun, er suchte immer nur Unterhaltung.

Steinbauer kam ja nicht in Betracht. Aber er störte doch, allein durch seine Gegenwart. Vielleicht dass er viel malen würde, wenn Miller erst weg wäre.

Aber einfach sagen: lassen Sie uns heute mal allein?

Und ob er von selbst so viel Takt besäße?

Am Nachmittag wollten sie den Leuchtthurm besteigen. Rebekka schützte Schwindel vor. Sie hätte unüberwindliche Scheu vor hohen Thürmen. So wollten sie alle verzichten, aber Rebekka bestand darauf, die Herren sollten hinaufsteigen. Schließlich blieb Steinbauer bei ihr. Er war schon sechsmal da oben gewesen, aber für Miller und Selling war es das erstemal.

„Wir kommen gleich zurück,“ tröstete Miller.

„O, lassen Sie sich Zeit,“ sagte Rebekka. „Wir warten schon.“

„Ahoi!“ rief Steinbauer von unten hinauf. Selling beugte sich über die Brüstung und schwenkte seine Mütze. Aber er konnte die Beiden da unten nicht sehen.

„Ahoi!“ rief er zurück.

„Ahoi - i—i!“ sang Steinbauer.

Es war nicht viel zu sehen da oben: Die kleine reizlose Insel, das Meer, die Watten, das Ufer drüben. Alles ganz hübsch, aber ohne Interesse für Selling. Er hätte nicht geglaubt, dass ein Seebild ihn so kalt lassen könnte. Oder lag es an seiner Stimmung?

Miller rief ein paarmal: herrlich! herrlich! Es klang aber auch nur wie pflichtschuldige Bewunderung.

„Sehen Sie sich übrigens vor, Lieber,“ sagte er unvermittelt. „Der trau ich nicht.“

„Wie so?“

Selling war verblüfft.

„Na, na,“ meinte Miller. „Aber famoses Weib, Rasse!“

Selling war verstimmt.

„Sie kennen sie nicht.“

„Ich meine nur: Sie müssen ja wissen.“

Selling wurde unsicher, misstrauisch.

„Sie nehmen die Weiber immer nur von der einen Seite,“ sagte er gereizt.

„Wie sie genommen sein wollen! Nicht wahr?“

„Doch mit Unterschied.“

„Liebster Doctor, alter Kerl, ich hätte Sie für klüger gehalten.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Na, lassen wir's also.“

Selling, der vorhin schon einmal die Hand aufs Treppengeländer gelegt hatte, scheute sich jetzt, hinunterzugehen.

Er sah mürrisch auf die See hinaus. Dass Miller ihm auch dazwischen kam. Diese Stallknechtsart, von den Frauen zu denken!

„Ahoi!“ klang es von unten. Und Händeklatschen. Steinbauers große Hände natürlich. Es schallte nur so.

„Mein Gott, was brüllt der Bengel,“ sagte Miller.

Selling zog das Sturmband unters Kinn, halb mechanisch. Der Wind war freilich nur sehr flau.

„Was halten Sie eigentlich von dem? Kann er was?“ fragte er.

„Talent, entschieden Talent! Genie! Etwas unklar noch. Napoleonische Ideen.“

Miller tippte auf die Stirn.

„Wie so?“

„Größenwahn. Möchte die Welt in Brand stecken. Einerlei womit. Bloß um von sich reden zu machen.“

Selling lachte ungläubig.

„Aber genialer Bengel. Wenn er nicht mal verrückt wird.“

Als sie wieder hinunterstiegen, kamen sie darüber zu, wie Steinbauer sich auf einem großen Feldstein als Akrobat producierte. Er stand auf den Händen, die muskulösen Arme gestrafft, die Beine kerzengerade in die Luft streckend. Zwischen den Armen grinste der geröthete Caracallakopf hervor, die Stirn leicht gerunzelt, und die großen weißen Zähne fest aufeinandergebissen.

Er schien zeigen zu wollen, wie lange er es aushalten könne, so dass Miller zuletzt unwillig und besorgt hinzutrat. Da erst sprang er lachend auf die Füße.

„An Ihnen ist ein Clown verloren gegangen,“ sagte Miller.

„Verloren gegangen?“ lachte der junge Maler. „Ich kann jeden Tag bei Busch auftreten. Was gilt die Wette?“

„Verrückt genug sind Sie,“ sagte Miller.

„Warum denn?“ meinte Rebekka, der man die aufrichtige Bewunderung dieser „Kunststücke“ und Kraftleistungen ansah. „Wenn man seinen Körper so in der Gewalt hat.“

Selling fand es höchst albern, knabenhaft, sich vor einer Dame auf den Kopf zu stellen, und er ärgerte sich über Rebekka, dass sie Gefallen daran fand.

„Was haben Sie für buschige Augenbrauen?“ sagte Rebekka, die neben Steinbauer gieng, als sie am Strand hin weiterschlenderten.

Alle sahen ihn darauf an, obgleich sie es schon früher bemerkt hatten.

„Und dieser Stierschädel,“ setzte Miller hinzu.

„Verbrecherschädel,“ sagte Steinbauer lachend.

11.

Kritzeleien vom Strand und aus der Koje.

Die Nordsee sendet mir einen wilden Gruß. Sie weist im Sturm ihre bleckenden Zähne und hohnlacht unserer menschlichen Armseligkeit. Ein tausendfach Gebären und Schwanken und Schwinden im Sonnenschein. Ueber der grünkrystallenen Fläche erblüht der Wellenschaum.

Abend! Sinkende Sonne und purpurnes Abendroth. Ich stehe und träume. In den spiegelnden Wellensand schreibe und zirkle ich den Wohllaut eines Mädchennamens und sehe, wie ihn gemach die weiße Welle verlöscht: ein Abbild unseres Seins, unseres Glückes, unseres Liebens und Lebens. Aber in ewiger Schöne liebt und braust die Natur.

▪

In kreisrunder Weite braungelbgrüne Wiesen von einzelnen sonnenlichteren Streifen. Und die ängstliche Flucht der Gräser unter der ewig ruhelosen Peitsche des Windes. Rechts ab die grüne, heute träge See mit der Unheimlichkeit der gesättigten Schlange.

▪

Wo ist das Weib, das die Nordsee verträgt? Es müsste Walkürenschönheit sein eigen nennen und lodernden Trotz. Es müsste wie das Meer sein, tief und unergründlich, eine Sphinx. Und es

müſste wie der Sturm sein, alles aufpeitschend. Und Rebekka? Halb Odaliske, halb Amazone. —

Es wird enden wie immer.

*

Ganz eigenes Gefühl, dieser einsame Gang durch die Watten. Ein mir sonst ganz fremdes Grauen. Die Insel war mir wie eine Ausgeburt des Todtenreiches. Und ich sang nur aus dem Furchtgefühl heraus.

*

Rebekka auf dem Leiterwagen wie ein ängstliches Kind. Ich neckte sie. Zug Israels durch das Rothe Meer. Die Wellen giengen übrigens über die Rücken der Pferde.

*

Sie ist doch nur das schöne Weib, die angenehme Gesellschafterin für eine Blockhauseinsamkeit.

Wie lange sie meine platonische Verehrung erträgt? Es ist doch eine große Menge versteckter Sinnlichkeit in ihr. Von orientalischer Trägheit. Sie läſst es an sich herankommen.

Ich werde mich hüten!

*

Miller mag sie im Grunde nicht, das merke ich, so chevaleresk er sie auch behandelt. Das ist mir gerade recht!

Daſs er sie schön findet, genügt mir. Die Ehre des Geschmacks ist gerettet.

Caracalla kritzelt beständig ihr Profil. Scheint übrigens mit Weibern nicht viel Umgang gehabt zu haben. Eine unbeholfene, umständliche Höflichkeit. Und dann seine Clownerie.

*

Sie hat noch nie eine selbständige, originelle Bemerkung über die Natur gemacht. Ueber Kunst und Literatur spricht sie verständig, und die Menschen scheint sie beurtheilen zu können. Aber der Natur gegenüber kommt sie nicht über ein sentimentales schön, oder hübsch, oder großartig hinaus.

12.

Selling hatte einen Brief zu schreiben gehabt. Das hatte ihn länger aufgehalten, so daſs den andern die Zeit lang geworden, und sie vorausgegangen waren.

Sollte er nachgehen?

Er gieng wieder in sein Zimmer hinauf und arbeitete weiter. Als er fertig war und den Brief an Gerdsen dem Wirt zur Ablieferung an den Postfuhrmann übergeben hatte, gieng er an den Strand und legte sich auf den Rücken.

Erst am Mittagstisch sah er die anderen wieder. Die hatten vieles zu erzählen; sie waren sehr aufgeräumt.

Sie hatten die „halbe Insel“ umkreist, wie Miller sagte, und wollten sich „königlich“ amüsiert haben.

Womit?

Selling fragte nur mit einem Blick von einem zum andern.

„Haha, nun ist er neugierig!“ rief Miller.

Es war nur ein flüchtiger, blitzschneller Blick, den Rebekka dem Maler zuwarf, aber Selling erhaschte ihn.

Eine heiße Glut stieg plötzlich in ihm auf, er fühlte, wie er roth wurde. Ein peinigender Verdacht war erwacht.

Miller oder Steinbauer?

„Prosit, alter Kerl!“ rief Miller und stieß sein Glas gegen das Sellings. „Sehen Sie mal unsere Königin an, sieht sie nicht herrlich aus heute, unsere braune Inselkönigin, schön wie Herodias.“

Miller hatte vertraulich seine Hand auf die Rebekkas gelegt, die sie ihm halb schmollend, halb geschmeichelt entzog.

Sie schlug mit der Serviette nach ihm und sagte:

„Sie taufen mich jede Stunde anders. Heute morgen war ich Ihre Odaliske, Ihr Hindumädchen, Prinzessin von Trapezunt und was sonst noch alles.“

„Zeigen Sie dem Doctor doch mal Ihr Buch,“ forderte Miller den Maler auf. „Hat der Bengel unsere entzückende Madonna wieder gezeichnet — dieser Steinbauer! Aphrodite, die Schaumgeborene!“

Selling sah betroffen auf das Bild, überrascht von der Genialität der Skizze, verblüfft von der Freiheit der Situation.

Das war sie! Das Gesicht von Porträtähnlichkeit, bis auf den kleinsten Zug. Nur etwas nixenhaft Lüsternes lag auf diesem Gesicht.

Die schlanke, anmuthige Gestalt stand auf einem Stein, nur von einem leichten durchsichtigen Gewand umhüllt, die Arme nackt, die Hände leicht gehoben, in Horcherstellung, als lauschte sie auf das Meer hinaus. Keine Aphrodite, aber ein verführerisches, feuchtes Meerweib.

Selling sagte ein paar Worte des Lobes. Aber in ihm wühlte es.

Und plötzlich kehrte sich alles gegen sie. Daſs sie sich so hatte zeichnen lassen. Schamlos! Dirnenhaft!

Eine kleinliche, philiströse Gesinnung kam in ihm zu Wort, die ihm sonst fremd war.

„Hat Sie nicht sehr gefroren in dieser Stellung?“ fragte er spöttisch.

„Na aber!“ rief Steinbauer vorwurfsvoll, lachte aber laut auf.

Rebekka aber gieng auf seinen Spott ein:

„Glauben Sie nicht? Und das Balancieren auf dem Stein hab' ich auch erst lernen müssen.“

Er ärgerte sich. War das Klugheit oder Frivolität? Er verlor alle Besonnenheit.

„Das Balancieren müssen Sie aber verstehen, meine ich.“

„Wie so?“

Sie sah ihn verwundert an.

Er wurde verlegen.

„Ich meine nur.“

„Sie sind sonderbar heute,“ sagte sie verletzt.

Und Miller stimmte ihr bei.

„Nun seien Sie mal vernünftig, Doctor! Wenn Sie schlechter Laune sind, lassen Sie uns nicht darunter leiden. Prosit Alter! Unsere Prinzessin von Trapezunt!“

Selling ergriff die Gelegenheit zum Einlenken. Er sah, daſs er zu weit gegangen war. Er lächelte und stieß mit ihr an.

„Nichts für ungut,“ sagte er. „Ich bin in etwas rabiater Verfassung. Allerlei Unannehmlichkeiten.“

„Wie so?“ fragte Steinbauer.

„Bitte, nicht indiscret,“ wies ihn Miller zurecht. „Wir kennen ja unsern alten herrlichen Doctor Phantasticus Süsselinsky.“

„Na, aber bitte!“ protestierte Selling lachend, froh, in ein anderes Fahrwasser gekommen zu sein.

Rebekka saß da, als wäre ihr das alles genant und peinlich. Aber ein flüchtiger, lauernder Blick streifte Selling. Steinbauer beobachtete sie mit seinem eigenartigen starren Blick, der seinen grauen Augen etwas Hartes, Grausames gab.

„Wissen Sie, wie ich Sie mal zeichnen möchte,“ sagte er. „Als Amazone auf einem gezähmten Panther.“

„Köstlich, köstlich!“ rief Miller. „Ariadne auf Naxos!“

„Ariadne!“ sagte Steinbauer verächtlich. „Nein, als Amazone, wissen Sie, ganz nackt — pardon — das Biest zwischen den Schenkeln. Die eine Hand in das Nackenfell, daſs das Vieh aufkreischt in wüthender Ohnmacht.“

Er war aufgesprungen, schüttelte die geballten Fäuste und ahmte das heisere Fauchen der gebändigten Katze nach.

„Da kommt der Blutmensch zum Vorscheine,“ sagte Miller.

(Schluſs folgt.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Foulard-Seide 65 kr.
— bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten Dessins und Farben —

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.).

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

765

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVII. Band. Wien, den 29. October 1898. Nummer 213.

Die Krise innerhalb des Marxismus.

Zum Stuttgarter Parteitag.

Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

Der letzte Parteitag der deutschen Socialdemokratie bildet noch immer den Gegenstand lebhafter Discussionen nicht nur in der Parteipresse, sondern auch in nichtsocialistischen Blättern; hier freut man sich ob des zutage getretenen Gegensatzes der wissenschaftlichen Ueberzeugungen, dort gibt man sich wiederum die Mühe, den Gegensatz wegzuschreiben — es wäre schwer zu entscheiden, welche Lectüre die unerquicklichere ist.

Den stärksten Anlass zu diesen Meinungsäußerungen hat die von Bebel verlesene Erklärung von Bernstein gegeben. Bernstein hat sein Veto gegen die Marx'sche Katastrophentheorie eingelegt. Marx — so lautet Bernsteins Einspruch — hat den Zusammenbruch der capitalistischen Gesellschaft mit Unrecht erwartet, dieser Zusammenbruch liegt weit entfernt. Marx hat sich hinsichtlich der Zeit des Zusammensturzes der modernen Gesellschaft in völligem Irrthum befunden. Die Zuspitzung der gesellschaftlichen Verhältnisse ist durchaus nicht so eingetreten, wie sie das Manifest und das Capital vorhergesagt hat, vielmehr nimmt die Zahl der Besitzenden stetig zu, die mittleren Schichten verschwinden nicht. Die Demokratisierung der Verwaltung und die Berücksichtigung der Arbeiterschaft verhindert den Ausbruch von Katastrophen. Die nächste Aufgabe der socialdemokratischen Parteien muss es sein, die arbeitenden Classen politisch zu organisieren und für alle Reformen zu kämpfen, die zu einer demokratischen Umgestaltung des Staatswesens führen. Die Taktik der Speculation auf Katastrophen hat sich überlebt. — Nach den Berichten hat sich Bebel als der erste gegen Bernsteins Anschauungen ausgesprochen. Aber auch Kautsky hat sich Bebel angeschlossen. Bernsteins Ansicht passe vielleicht für England, nicht aber für den Continent, wo derzeit der Militarismus, die Bureaukratie und der Großgrundbesitz die Herrschaft führen, die Demokratie zurückgehe und die Reaction stetige Fortschritte mache. Auf dem Continent sei der Sieg der Demokratie bedingt durch den Sieg des Proletariats. Die Möglichkeit staatlicher Katastrophen hält Kautsky auf dem Continent durchaus nicht für ausgeschlossen. Vor solchen Katastrophen stehen Oesterreich, Italien, Spanien, selbst Frankreich. Auch in Deutschland spreche man von einem Staatsstreich. Unter solchen Umständen könne die Partei den Bahnen Bernsteins nicht folgen. — Endlich hat sich auch Liebknecht gegen Bernstein ausgesprochen: Deutschland repräsentiere nicht einen Staat bürgerlicher Reformen und continuierlicher Entwickelung wie England, sondern sei ein Land des Zickzackcurses. Die Begehrlichkeit des Junkerthums und der Prätorianer des Capitalismus bewirke, dass Katastrophen nicht ausgeschlossen seien. „Wir suchen sie zu vermeiden, die Gegner thun alles, um sie vorzubereiten!" Die Stärke der Partei beruhe auf dem proletarischen Classenkampf, auf der Aufrechthaltung einer scharfen Abgrenzung zwischen der socialdemokratischen Partei und den bürgerlichen Parteien.

Alle diese Erklärungen wurden mit Beifall aufgenommen, wie denn auch die nachträglichen Artikel vieler socialistischen Blätter über den Sieg der Einheit auf dem Parteitage, über die geistige Höhe der Debatten u. dgl. von Anerkennung geradezu überströmen.

Sehr mit Unrecht. Ich lasse die Debatten über die acuteren, praktischen Fragen bei Seite und will mich nur mit der Anregung Bernsteins befassen; und da muss ich gestehen, dass die angeführten Erklärungen der Führer der socialdemokratischen Partei peinlich berühren. Gleich Bebels Erklärung, er stimme mit Bernstein nicht überein, unterlasse jedoch eine Stellungnahme, weil die Frage von Parteiprincipien nicht auf der Tagesordnung stehe, verräth den Schriftgelehrten; wenn der Gegenstand nicht auf der Tagesordnung war, warum hat Bebel selbst Bernsteins Erklärung verlesen und warum wurde über dieselbe „mit Beifall" debattiert?

Die Argumente der Gegner Bernsteins sind thatsächlich nur Verlegenheitsargumente. Auch Kautskys Ausführungen treffen Bernstein nicht: Kautsky muss doch wissen (weil Bernsteins sogleich zu erwähnender Artikel schon vor dem Parteitag in der „Neuen Zeit" erschienen war), dass Bernstein gerade die Statistik Deutschlands für seine These heranzieht; und was hat ein geplanter „Staatsstreich" mit der Katastrophentheorie zu thun? Und welcher Art sind die Katastrophen, vor denen — gesetzt den Fall — Italien, Oesterreich, Spanien u. s. w. stehen? Gewiss sind es nicht die Katastrophen, die Marx erwartet hat.

Noch schwächer ist Liebknecht, dessen Ausführungen in dem Satze gipfeln, die Partei müsste von den bürgerlichen Parteien scharf abgegrenzt bleiben. Mag sein, aber auf welcher Grundlage?

Die Richtigkeit meines Urtheiles bestätigen mir zwei Artikel über den Stuttgarter Parteitag; der eine erschien eben in der socialdemokratischen „Neuen Zeit" (Nr. 4, 12. October), der andere steht in der Wiener „Arbeiter-Zeitung" (16. October). Die „Neue Zeit" gibt ohneweiters zu, dass der Stuttgarter Parteitag nach der theoretischen Seite hin die Partei nicht auf der Höhe gezeigt habe; wo praktische Fragen zu entscheiden waren, sei es mit Klarheit und Sicherheit geschehen, „so wie aber die Theorie irgendwo in den Verhandlungen spielte, machte sich eine nicht minder auffallende Unklarheit und Unsicherheit geltend: es war, als ob die Partei hier ihren Compass verloren hätte." Die „Neue Zeit" beklagt die „theoretische Zerfahrenheit, die leider in der Partei eingerissen ist" und gelangt zu dem ganz richtigen Resultate, dass die Vernachlässigung der Theorie sich dereinst praktisch rächen werde: „vielmehr muss und wird der Augenblick kommen, wo alle praktischen Erfolge dadurch ins Ungewisse gestellt werden." Es ist selbstverständlich, dass wichtige und geradezu grundlegende Fragen auf einem Parteitage allein nicht behandelt werden können; allein es ist möglich, auf einem Parteitage über den Stand solcher Fragen sachlich zu referieren. Es unterliegt auch keinem Zweifel, dass, wie überall, auch auf socialem Gebiete, die Theorie von der Praxis zu scheiden sei; allein das besagt nicht, dass die Parteien die Theorie vernachlässigen dürfen, weil es eben keine Praxis ohne Theorie gibt und geben kann. Die Praxis jeder Partei wird sich nach der theoretischen Gesammtbildung ihrer Mitglieder richten und nur jene Praxis wird von dauerndem Erfolg gekrönt sein, die einer richtigen Theorie entspringt. Man braucht nur die Augen aufzumachen, um sich davon zu überzeugen, dass sehr häufig gerade die sogenannten praktischen Leute die unpraktischesten sind. Rechnet man diesen Praktikern nicht nur die Erfolge, sondern auch die Misserfolge als Praxis an, so wird man über das Verhältnis von Praxis und Theorie leichter ins Reine kommen. Ueber dieses Verhältnis spricht auch der erwähnte Artikel der „Arbeiter-Zeitung". Bernstein wird für seinen Wissensdrang volles Lob gespendet, aber zugleich wird ihm mit stilistischer Meisterschaft gesagt, dass seine Betrachtungen, gelinde gesagt, ziemlich unzeitgemäß seien. Auch die „Arbeiter-Zeitung" hilft sich mit den englischen Erfahrungen, die für die continentalen Verhältnisse nicht passten; unter anderm wird auch gesagt, die Statistik könne Bernsteins Ansichten nicht beweisen — als ob sich Marx für seine Ansichten nicht auch auf die Statistik gestützt hätte. Ganz eigenthümlich klingt aber folgender Satz: „Dass Bernstein von Natur ein Mann des Denkens, der Bedenken ist, macht ihn leicht übersehen, dass der Handelnde davon nur ein gewisses Maß ohne Schaden vertragen kann, und dass eine Partei die Wissenschaftlichkeit nicht so weit treiben darf, dass sie vor lauter Wissen nicht mehr wollen kann." Wenn Monsieur Bourget oder sonst ein Decadent denkmüde und willenskrank ist, begreife ich das vollkommen, aber wie ein solcher Ausspruch von socialdemokratischer Seite fallen kann, begreife ich nicht; denn wie die Dinge heute stehen, könnte man im Sinne der „Neuen Zeit" ganz gut die Frage umkehren, ob nicht auch das Nichtwissen am Wollen hinderlich sei?

In solchen Erscheinungen, wie der Stuttgarter Parteitag, sehe ich die Anzeichen einer schleichenden Krise innerhalb des Marxismus. Die Krise ist sehr stark, wenn die von Bernstein angeregten Fragen so behandelt werden, wie es eben auf dem letzten Parteitage geschehen ist, und wie viele Parteiorgane dieselbe jetzt behandeln. Wenigstens soviel darf man von der Presse der Partei, die Engels als Erbin der deutschen Philosophie proclamiert hat, erwarten, dass sie die in Frage stehenden Probleme möglichst sachlich und vollständig darlege. Ich will zeigen, dass thatsächlich die

von Bernstein angeregten Fragen für die socialdemokratische Partei von größter Wichtigkeit sind; gelingt mir diese Aufgabe, so ist damit zugleich ein weiterer Beleg erbracht für die Ansicht, die ich über die wissenschaftliche und philosophische Krise innerhalb des Marxismus in der „Zeit" (Nr. 177—79) unlängst ausgeführt habe.

*

Bernstein hat seine auf dem Stuttgarter Parteitag vorgetragene Ansicht schon früher eingehender in der „Neuen Zeit" ausgeführt.*) Bernstein stützt sich hier auf die Ergebnisse der deutschen Gewerbezählung von 1895 und gelangt zu dem Resultate, dass in Deutschland (Deutschland, nicht England, wie am Parteitage und sonst gesagt wird — übrigens genügte Marx England allein!) der Mittelstand nicht so schwinde, wie Marx es behauptet hat. Marx war nämlich überzeugt, dass die Capitalien sich so concentrieren, dass der Mittelstand im Gewerbe und Landbau schwinde und dass die Gesellschaft sich in zwei feindliche Lager spalte, in die Classe der wenigen Capitalisten und die unübersehbare Masse der Proletarier. Marx erwartete darum die Katastrophe des Zusammenbruches. Notabene haben Marx und Engels den Zusammenbruch schon in ihren Tagen erwartet. Vollmar hat gelegentlich die Marxistischen Prophezeiungen über den Zeitpunkt der Endkatastrophe zusammengestellt; unter anderen wurde das Jahr 1898 angegeben, bis zu welchem die Partei zur Macht gelangen sollte. Bernstein nun, gestützt auf die angeführten (und wohl auch auf unangeführte) Daten, gelangt zur Ueberzeugung, dass Marx' Theorie unrichtig sei. Darum glaubt er, dass eine in allen Punkten streng communistisch geregelte Gesellschaft in ziemlich weiter Ferne stehe, und fordert von der Partei die Aenderung der Taktik. Er verlangt eine tiefgreifende und durchdachte Demokratisierung der Gesellschaft — vor allem natürlich der eigenen Partei; eine genaue Controle der wirtschaftlichen Verhältnisse hält er von diesem Gesichtspunkt für wichtiger, als die factische Ueberführung von wirtschaftlichen Unternehmungen in öffentlichen Betrieb. „In einem guten Fabriksgesetz kann mehr Socialismus stecken, als in der Verstaatlichung einer ganzen Gruppe von Fabriken." Von diesem Standpunkte aus hat Bernstein schließlich den Satz ausgesprochen: „Ich gestehe es offen, ich habe für das, was man gemeinhin unter ‚Endziel des Socialismus' versteht, außerordentlich wenig Sinn und Interesse. Dieses Ziel, was immer es sei, ist mir gar nichts, die Bewegung alles."

Formell, methodologisch ist dieser Ausspruch gewiss unberechtigt, jede Reformpartei muss über das Endziel im Klaren sein, falls sie in der Gegenwart die richtigen Mittel wählen soll; materiell bedeutet der Satz im Zusammenhang mit den übrigen Aeußerungen wohl ein Aufgeben des Communismus.

Aber nicht nur das. Ist von der Statistik und Geschichte der Beweis erbracht, dass die von Marx verkündete Proletarisierung der Massen (Schwinden des Mittelstandes u. s. f.) nicht richtig ist, so fällt auch die Marx'sche Wert-, respective Mehrwerttheorie. Das Marx'sche Mehrwertgesetz ist nämlich der nationalökonomische Ausdruck für das sociale und historische Gesetz des Classenkampfes: der Classenkampf bedeutet für Marx, dass die centralisierende Capitalistenclasse die Masse proletarisiert. Das abstracte Mehrwertgesetz ist in concreto der politische Classenkampf des Capitalismus mit dem Proletariat, der zur Massenausbeutung des letzteren durch den ersten führt. Darum, folgere ich, ist der statistisch-historische Nachweis, dass der Mittelstand nicht schwindet, die Widerlegung des Marx'schen Gesetzes vom Classenkampf und dadurch auch die Widerlegung des Mehrwertgesetzes. Ich habe in meinen früheren Aufsätzen schon angeführt, wie sich Bernstein über das Verhältnis des I. zum III. Bande des „Capital" geäußert hat. Er nennt den I. Band „ein Meer von Allgemeinheiten ohne Ufer". Die Ergebnisse der deutschen Gewerbezählung haben Bernstein dieses Urtheil bestätigt. Für mich war es keine Frage, dass Bernstein folgerichtig auch das Marx'sche Mehrwertgesetz aufgeben werde; wenn ich nicht irre, ist dies schon in einem im Juni 1898 erschienenen Aufsatze geschehen.**) Hier bekennt sich Bernstein zu der Anschauung, dass im Wertbegriff ein moralisches Element, eine Gleichheits- und Gerechtigkeitsvorstellung einbeschlossen liege; damit, denke ich, ist der Marx'sche Wert- und Mehrwertbegriff aufgegeben. Zu diesem Resultate konnte Bernstein auch ohne die Ergebnisse der angeführten Statistik gelangen — ohne Zweifel; es scheint mir aber, dass er neben den nationalökonomischen Erwägungen gerade durch die concretere socialhistorische Analyse der gesellschaftlichen Organisation zum Aufgeben des Marx'schen Mehrwertgesetzes gedrängt wurde.***) Auf alle Fälle bleibt, glaube ich, mein Schluss stichhältig, dass nämlich das Nichtschwinden des wirtschaftlichen Mittelstandes zugleich eine Instanz gegen Marx' nationalökonomische Grundlehre ist.

*) „Neue Zeit" 1897/98. I: Der Kampf der Socialdemokratie und die Revolution der Gesellschaft. II: Die Zusammenbruchstheorie und die Colonialpolitik.

**) „Neue Zeit" 1897/98. II: Das realistische und das ideologische Moment im Socialismus.

***) Ich schließe das aus dem weiteren Inhalt des obenerwähnten Artikels und aus dem ganzen Zusammenhange seiner und der Marxistischen Ideenentwickelung, soweit sie sich [illegible] beobachten lässt; anderseits will ich angeben, dass sich Bernstein schon in seinem Schriftchen: „Gesellschaftliches und Privateigenthum", 1891 über den zu gewärtigenden Communismus sehr reserviert ausgesprochen.

Es kommt darum selbstverständlich darauf an, wie weit, erstens die Statistik das Nichtschwinden des Mittelstandes beweist und zweitens, was über die wirtschaftliche und sociale Lage der Industrie- und Landbauarbeiter ermittelt ist. Natürlich sind das quaestiones facti. Aber diese Thatsachen sprechen gegen Marx. Statistische Materialien darüber liegen aus den letzten Jahren ziemlich reichlich vor.

Selbstverständlich wird man zugeben müssen, dass diese Daten die Frage nicht für immer und absolut entscheiden; aber ihre Beweiskraft genügt, um Marx zu entkräften, der ja für seine Ansicht auch nur die Empirie anrufen konnte. Ich glaube auf Grund dieser Thatsachen behaupten zu dürfen, dass die Ausführungen Bernsteins eine ganz andere Behandlung forderten, als ihnen in Stuttgart zutheil geworden ist. Dies umso mehr, als die Frage von Bernstein in dem wissenschaftlichen Parteiorgan schon früher behandelt worden, so dass die Theoretiker und Führer der Partei genugsam vorbereitet sein konnten. Ueberdies wird der Gegenstand in der socialdemokratischen Partei nicht zum erstenmale angeregt. Vor zwei Jahren hat sich Schönlank gegen die herrschende Meinung, dass die Noth der Arbeitermassen sich stetig mehre, ausgesprochen; aber die Discussion ist im Sande verlaufen.*) Bernsteins Ausführungen jedoch haben einen ganz anderen statistischen und theoretischen Hintergrund und eine ganz andere nationalökonomische und socialpolitische Bedeutung, als dass sie unerörtert ad acta gelegt werden könnten. Schon vor dem Stuttgarter Parteitag haben sich in der socialdemokratischen Partei nicht unbedeutende Stimmen für und gegen Bernstein ausgesprochen, so dass eine eingehendere und gründlichere Sichtung der Frage auch aus diesem Grunde nicht ausbleiben konnte.**) Es ist dies umso nöthiger, als auch die von Vollmar in Fluss gebrachten agrarsocialen Fragen Bernsteins Position verstärken. Vollmar hat doch ebenso dargelegt, dass in der Landwirtschaft das Marx'sche Classenkampfgesetz nicht gelte; in den Jahren 1894 und 1895 wurde das Thema in der „Neuen Zeit" eingehend behandelt, aber die Erörterungen sind dann unterbrochen worden. Bernstein selbst hat sich auch in dieser specielleren Frage gegen Marx ausgesprochen.***)

Ich glaube genug Thatsachenmaterial angeführt zu haben, um das von der „Neuen Zeit" über den Stuttgarter Parteitag ausgesprochene Urtheil bekräftigen zu können. Es ist einleuchtend, dass es sich im Falle Bernstein um die theoretischen und praktischen Grundprincipien des Marxismus handelt. Darum sehe ich in dem Falle ein weiteres Symptom der chronischen Krise des Marxismus, die nach meinem Dafürhalten ohne ernste und rücksichtslose Auseinandersetzung nicht beseitigt werden kann. Das äußere Anwachsen der Partei wie bei den letzten Wahlen und gar die Siege von solchen Marxisten, wie z. B. Herr Heine einer ist, müsste nach meiner Ansicht die Sichtung der Principien und die ihr entsprechende theoretische Durchbildung der Arbeitermassen nur beschleunigen. Bernstein erweist der socialdemokratischen Partei die größten Dienste, indem er die Principienfrage formuliert: die Paulusse der Partei, Pharisäer und Schriftgelehrten, die in die Partei antimarxistische Tendenzen und Programmpunkte einschmuggeln, mögen sich mit ihrer Partei abfinden, in der Wissenschaft werden Schmugglergeschäfte nicht geduldet. Alles drängt die Theoretiker des Marxismus zu einer Revision der Marx'schen Lehren — diese Revision, kann aber nur ganz offen und ohne Vogelstraußpolitik durchgeführt werden. Es ist dann Sache der Partei, sich die theoretischen Fortschritte anzueignen — im eigenen Interesse. „Nach der theoretischen Seite hin," sagt der Artikel der „Neuen Zeit", „hat der Stuttgarter Parteitag gezeigt, dass die Partei nicht auf der Höhe steht, auf der sie stehen muss, wenn ihr Schiff nicht über kurz oder lang auf sehr praktische Felsen rennen soll."

Missstände bei Wiener Strafverhandlungen.

Wer ein- oder das anderemal einer Verhandlung vor einem unserer Civilsenate angewohnt hat, wird sicherlich voll Lobes sein über den Ernst, die Sachlichkeit und Gründlichkeit, die Fürsorglichkeit, möchte man fast sagen, mit der hier jede Rechtssache, sei sie bedeutend oder unbedeutend, interessant oder alltäglich, behandelt wird. Wer aber einmal im Landesgerichte drüben eine Strafverhandlung mit anhört, der wird fast immer ein Unbehagen empfinden über die unheimliche Hast, den Mangel an Gründlichkeit und den Mangel an Würde, mit welchen hier über Freiheit, Ehre und Leben — man braucht dabei nicht gerade an Todesurtheile zu denken — geurtheilt wird. Später dann zwar — nach einigenmalen — verliert man die Besorgnis, die man anfänglich für die Gerechtigkeit der hier gefällten Urtheile gehegt hat, zum

*) Controverse Schönlank-Kautsky, „Neue Zeit".

**) Bernsteins Resultate acceptiert Kampffmeyer, Polemisches zur Theorie und Praxis der socialen Frage, „Socialistische Monatshefte" April 1898; gegen Bernstein schrieb in derselben Nummer Ledebour: Wie die Socialdemokratie an den Opportunismus gewöhnt wird.

***) In der Besprechung des Buches von König (Die Lage der englischen Landwirtschaft unter dem Drucke der internationalen Concurrenz der Gegenwart und Mittel und Wege zur Besserung derselben, 1896), „Neue Zeit" 1896: Probleme des Socialismus: Die neuere Entwickelung der Agrarverhältnisse in England.

größten Theile; man sieht, dass Erfahrung und Routine der Richter in den meisten Fällen die mangelnde Gründlichkeit ersetzen, man sieht, dass die Richter — die meisten wenigstens — gerecht und wohlwollend sind, und die Urtheile, soweit dies die Strenge unseres Gesetzes erlaubt, milde. Aber der peinliche Eindruck der Hast, der Würdelosigkeit ist geblieben. Eine Gerechtigkeit, die Eile hat, ja eine Gerechtigkeit, die Recorde schafft! Denn nicht selten wetteifern die Senatsvorsitzenden, die Dolmetsche unserer höheren Justiz, untereinander, wer von ihnen mehr zuwege bringt an Gerechtigkeit — an einem Vormittage. Dann feiert der eine oder der andere den Triumph, in einer und einer halben Stunde „fertig geworden zu sein“ mit neun oder zehn Angeklagten, mit zusammen dreißig bis vierzig Anklagesacten, ein Triumph, der nur möglich ist, wenn man es mit all den Grundsätzen und gesetzlichen Vorschriften, die Gewähr bieten sollen für die Würde der Verhandlung, für eine gründliche Ermittelung des Sachverhaltes und hierdurch auch für die Gerechtigkeit des Urtheiles, nicht gar zu genau nimmt. Aber nicht etwa nur in Ausnahmsfällen, die man gehässig als Beispiele anführte, sondern, wie schon eingangs erwähnt, mit fast durchgängiger Regelmäßigkeit, findet man diese hastige, würdelose Art der Verhandlung, verbunden mit einer gewissen Außerachtlassung des Gesetzes und der Principien eines ordentlichen Verfahrens überhaupt.

In der Voruntersuchung können alle diese Missstände ihrer Natur nach viel weniger zutage treten, dafür aber ist die Hauptverhandlung von ihrem Beginne bis zu ihrem Ende voll von ihnen. Ihr Hauptsitz und Tummelplatz ist hier das Beweisverfahren, insbesondere der praktisch wichtigste Zweig desselben, die Zeugenvernehmung. Hier scheint es mir gut, ein wenig ins einzelne zu gehen.

Die Hauptgrundsätze, die unsere Strafprocessordnung für die Zeugenvernehmung aufstellt, sind folgende: Der Zeuge soll, sofern dies möglich ist, in der Hauptverhandlung vor dem erkennenden Gerichte persönlich vernommen werden. Der Zeuge soll regelmäßig beeidigt werden. Der Zeuge soll seine Wahrnehmungen möglichst selbständig vorbringen; Suggestivfragen sind nach Thunlichkeit zu vermeiden. Diesen Hauptgrundsätzen nun widerfährt in unserer Praxis das gleiche Schicksal; sie werden alle in gleicher Weise missachtet. Was zunächst den ersten oberwähnten Grundsatz betrifft, so gestattet unser Gesetz die Verlesung von Protokollen aus der Voruntersuchung an Stelle der persönlichen Einvernahme nur in bestimmten Ausnahmsfällen, bei Unmöglichkeit oder erheblicher Schwierigkeit des persönlichen Erscheinens. Es ist ja klar, um wieviel weniger die Protokollverlesung zur Feststellung des wahren Sachverhaltes geeignet ist, als die unmittelbare Abhörung, und welch beiweitem geringeren Eindruck eine Angabe macht, wenn sie vom Vorsitzenden oder Schriftführer — meist nur andeutungsweise und halb unverständlich — aus einem Protokolle verlesen wird, als bei lebendigem persönlichen Vorbringen. Dies alles hindert aber unsere Praxis durchaus nicht, die Ausnahme in die Regel zu verkehren und sich mit der Verlesung des Protokolles zu begnügen, wo es nur irgend angeht. Manche Richter scheinen so sehr von der Entbehrlichkeit aller persönlicher Vernehmung überzeugt zu sein, dass sie gerne auch von der Vernehmung der wichtigsten schon vorgeladenen Zeugen Umgang nehmen, wenn dadurch der so hoch geschätzte Vortheil einer wesentlichen Zeitersparnis erzielt werden kann, indem man z. B. eine um 12 Uhr angesetzte Verhandlung, trotzdem die vorgeladenen Zeugen noch nicht erschienen sind, um 10 Uhr an eine leer gewordene Stelle „einschiebt“. Wo aber die persönliche Einvernahme wirklich stattfindet, da erfolgt sie nicht selten in einer Art und Weise, dass sie ihrer Vorzüge vor der bloßen Protokollverlesung fast gänzlich verlustig geht. Obwohl nämlich unsere Strafprocessordnung verlangt, die Stellung von Suggestivfragen, das ist von Fragen, „durch welche dem Zeugen Thatumstände vorgehalten werden, welche erst durch seine Antwort festgestellt werden sollen“, möglichst zu vermeiden, vollzieht sich die Vernehmung in der Hauptverhandlung oft genug in der Art, dass der Vorsitzende die im Protokolle der Voruntersuchung beurkundeten Angaben des Zeugen diesem als Fragen formuliert vorliest und sich die Richtigkeit der Protokollierung durch das „ja, ja“ des Zeugen bestätigen lässt. Dass diese Art der Vernehmung für die Ermittelung der Wahrheit nicht sehr geeignet ist, ist zweifellos, aber man erspart dabei viel kostbare Zeit. Aus eben diesem Grunde der Zeitersparnis wird auch fast immer von der Beeidigung der Zeugen Abstand genommen. Bei dem hohen Gewichte, das unser Gesetz offenkundig im Geiste seines Schöpfers, Glasers selbst, auf die Beeidigung legt, halte ich es für zweifellos, dass nach der Absicht des Gesetzes der Verzicht die Ausnahme, die Beeidigung die Regel bilden sollte. In unserer Praxis aber hat sich dieses Verhältnis umgekehrt: Der Verzicht auf die Beeidigung ist zur fast ausnahmslosen Regel geworden. Nun könnte man meinen, da ja der Verzicht von dem freien Willen der Parteien abhänge, so wäre weiter kein Anlass, sich darüber aufzuhalten. Dem ist aber nicht so. Denn gerade der Vorsitzende, dessen Pflicht es wäre, den Willen des Gesetzes nach Beeidigung der Zeugen zum Ausdrucke zu bringen, ist es, von dem regelmäßig die Anregung zu dem bereits als selbstverständlich vorausgesetzten Verzichte ausgeht.

Ist auf diese Art das Beweisverfahren der Hauptsitz derartiger Missstände, so gibt es doch, wie schon erwähnt, auch außerhalb desselben genug ähnliche Unzukömmlichkeiten, die, ebenso wie die geschilderten der Ueberbürdung mit Arbeitslast, einer gewissen, bei dem ewigen Einerlei der Fälle leicht begreiflichen Interesselosigkeit und nicht zum geringsten Theile auch der berühmten österreichischen Gemüthlichkeit zur Last fallen. Statt vieler sei hier nur noch ein Beispiel angeführt. „Nachdem der Vorsitzende die Verhandlung für geschlossen erklärt hat,“ heißt es in unserer Strafprocessordnung, „zieht sich der Gerichtshof zur Urtheilsfällung in das Berathungszimmer zurück.“ Diese Bestimmung kann kaum zu vielen Erörterungen Anlass geben; es ist ja selbstverständlich, dass sich die Richter nach durchgeführter Verhandlung über die Schuld des Angeklagten, über Erschwerungs- und Milderungsgründe und insbesondere — auch dann, wenn alles übrige zweifellos feststeht — über das Ausmaß der Strafe besprechen müssen. Aber unsere Richter scheinen das doch nicht für unbedingt nöthig zu halten. Da das Verlassen des Verhandlungssaales, das Verweilen im Berathungszimmer durch eine einigermaßen schickliche Zeit und das Zurückkehren und Einnehmen der Plätze doch immer ein paar Minuten erfordern würde, so wird die nothwendige „Berathung“ in einfachen Fällen und bei besonderem Zeitmangel bisweilen im Verhandlungssaale abgemacht: Der Vorsitzende lispelt einige Worte nach rechts und einige nach links, die Votanten nicken mit dem Kopfe. Der Gerichtshof erhebt sich und das Urtheil wird verkündet. Dass dieser Vorgang der Würde der Gerichtsbarkeit durchaus nicht entspricht, dass er bei allen Zuhörern und insbesondere beim Angeklagten selbst das Gefühl erwecken muss, dass hier über dessen Schicksal gar zu leichtfertig beschlossen werde, darüber thut es nicht Noth viele Worte zu verlieren. Allein man muss von den Vorgängen im Berathungszimmer keine gerade übertriebene Vorstellung haben und muss doch zugeben, dass hier nicht mehr die Würde des Gerichtes allein, dass hier auch die Gerechtigkeit des Urtheiles, die Gerechtigkeit der zuerkannten Strafe auf dem Spiele steht.

Dr. Karl Gombrich.

Der Wiener Tramwayvertrag.

Um den nun abgeschlossenen Tramwayvertrag eingehend beurtheilen zu können, bedarf es der Untersuchung dessen, was Dr. Lueger zu erreichen versprach, was er erreichen konnte, was er erreicht zu haben vorgibt und was er thatsächlich erreicht hat. In seiner Antrittsrede als Bürgermeister hat Dr. Lueger erklärt, dass sein seit Jahren geführter Kampf dahin gehe, das ausbeuterische Monopol der Tramwaygesellschaft zu brechen, und dass ihm die Elektricität dabei zum Siege verhelfen werde. In zahlreichen späteren Reden hat er dieser Tendenz weit heftigeren Ausdruck gegeben. Er sprach davon, dass er die Tramway „zerschmettern“ wolle, dass er sich eher beide Hände abhauen ließe, ehe er die Tramway zu einem hohen Curse übernähme u. s. w. Das Ziel, das Dr. Lueger erreichen zu wollen vorgab, war nicht erreichbar. Die Verträge, welche seine Vorgänger abgeschlossen hatten, bildeten den Wall, von dem er sprach, und man konnte diese Verträge nur ablösen, die Tramway zu vernichten, war unmöglich. Aber man thäte Unrecht, Dr. Lueger solche, wenn auch recht geschmacklose Kämpferposituren zum Vorwurf zu machen. Auch die Drohung ist oft ein wirksames Kampfmittel. Dr. Lueger hat jedoch ebensowenig wie in der Gasfrage es in der Tramwayfrage verstanden, die durch die Einschüchterung des Gegners herbeigeführte günstige Constellation auszunützen.

Was konnte erreicht werden? Nach dem noch allgemein erinnerlichen Pfingststrike, nach dem Urtheil des Verwaltungsgerichts, betreffend die Fahrpläneregelung, hätte die Commune die Tramway zu günstigen Bedingungen erwerben können. Trotz aller Ableugnungen bleibt es wahr und kann auch bewiesen werden, dass zu jener Zeit die Verwaltung und die Großactionäre der Tramway der Commune angeboten hatten, ihr die Majorität der Actien und damit das ganze Unternehmen zum Curs von circa 450 fl. abzutreten. Hätte Dr. Lueger dieses Anbot im Jahre 1897 acceptiert, so wäre er schon vor zwei Jahren der wirkliche Herr dieses wichtigsten Verkehrsmittels geworden, der er heute zu sein vorgibt und nicht ist. Dann hätte er den Bau einem oder mehreren Unternehmern im Offertwege übertragen können, wie es zum Beispiel in Frankfurt a. M. und in anderen deutschen Städten geschehen ist; er hätte die Anlagen und deren Kosten bis in das kleinste Detail prüfen können, welches Recht er sich in dem vorliegenden Vertrag nicht vorbehalten hat; er hätte in eigener Regie, oder, so wie in Frankfurt, durch eine Betriebsgesellschaft den Betrieb führen lassen und auch diesen nach jeder Richtung und speciell nach dem Kostenpunkt hin controlieren können. Dann hätte er in der Hand gehabt, sowie es in Frankfurt geschehen ist, einen Betriebsvertrag abzuschließen, demzufolge nach Deckung aller Auslagen, nach Verzinsung des Ankaufspreises der Tramway, nach Verzinsung und Reservierung der Amortisationsquote für das investierte Capital, nach Dotierung eines Erneuerungs- und Reservefonds, der Betriebsnutzen derart getheilt werde, dass die Stadt 95 Procent, der Betriebs-

führer 5 Procent erhalte. Dann hätte die Stadtverwaltung jederzeit den Ausgleich treffen können, welcher zwischen ihrem Einnahme- und dem Verkehrsbedürfnisse, sowie den berechtigten Tarifwünschen des Publicums nothwendig ist.

An diese Lösung hat Dr. Lueger gar nicht gedacht. Der Gefangene seiner eigenen, von ihm selbst in die Massen geschleuderten Schlagworte, konnte er die einzig günstige Gelegenheit, die sich ihm zur Erwerbung der Tramway bot, nicht ausnützen. Der Abschluss des Gasanlehens mit der Deutschen Bank hatte ihm die freie Verfügung über die Tramwayfrage benommen. Und seither war es sein einziges Bestreben, den Schein eines Erfolges zu retten. Deshalb wird der Vertrag mit „Tramways seligen Erben", mit der Bau- und Betriebsgesellschaft, und nicht mit der Tramway selbst abgeschlossen, und deshalb die Bestimmung, dass die Gemeinde keinerlei Einfluss darauf nimmt, wie sich die Bau- und Betriebsgesellschaft mit der Wiener Tramway auseinandersetzt.

Wir werden später sehen, dass dieser Paragraph in seinen Consequenzen die Reingewinnbetheiligung der Commune illusorisch macht. Das war freilich von Dr. Lueger nicht beabsichtigt. Ihm war es dabei um anderes zu thun. Wenn eine Behörde irgend einen Vertrag mit einer Unternehmung abschließt, wenn sie eine Eisenbahn einlöst, dann ist es ihre Pflicht und ihr natürliches Bestreben, dafür zu sorgen, dass ihre Zahlungen und Leistungen bis auf den letzten Kreuzer in die Hände derer gelangen, welche das Anrecht darauf haben, dass keine Zwischenhände einen unberechtigten Profit daraus schlagen. Dr. Lueger handelt anders. Er sagt, er nehme keinen Einfluss darauf, wie sich Siemens mit der Tramway auseinandersetzt, das heißt, er sagt zu Siemens, dem Vertreter der Tramway, der nur als solcher in der Lage ist, den Vertrag mit der Commune abzuschließen: je weniger du von dem Profit den Tramwayactionären zukommen läßt, desto lieber ist es mir, denn umso leichter kann ich den Ueberwinder der Tramway spielen. Es hängt nur von der Anständigkeit der Firma Siemens und von dem Verhältnis ihres Actienbesitzes zu dem gesammten Actiencapital der Tramway ab, inwieweit sie den Intentionen des Dr. Lueger entsprechen wird. Nirgends äußert sich schlagender die Frivolität, der Mangel jeglichen Rechtssinns dieses Bürgermeisters als in diesem unscheinbaren Paragraphen.

Noch eines ist an dieser Stelle zu erwähnen. Wenn ein Vertrag zwischen den Vertretern eines Unternehmens und einer Behörde zustande kommt, so ist es Aufgabe der Behörde, dafür zu sorgen, dass alle Interessenten möglichst rasch über den Inhalt des Vertrages aufgeklärt werden. Was thut aber die heutige Communalverwaltung, diese Caricatur einer Behörde? Sie überläßt es den Verwaltern der Tramway, die Actionäre zu dem ihnen passenden Zeitpunkt über ihr Schicksal zu unterrichten, und die Folge ist, dass die Tramwayactien ein wildes Spielpapier werden und deren Curs zum Spielball in den Händen von Siemens & Halske wird. So handelt die börsenfeindliche Communalverwaltung!

Dr. Lueger sagt, er habe nun die Herrschaft über die Tramway; denn das Eigenthumsrecht an den Schienen sei ihm abgetreten. Aber diese Abtretung ist nur scheinbar, sie verleiht ihm keinerlei Rechte. Er bekommt dadurch so wenig die Herrschaft über die Tramway, als das Eigenthum an den Straßen, in welchen die Schienen liegen, ihm je diese Macht verschafft hat. Herr über die Tramway ist der, der sie betreibt. Auch das Monopol der Tramway ist nicht gebrochen. Das Péagerecht, welches der Vertrag jeder anderen Gesellschaft einräumt, ist keinen Kreuzer wert. Denn jede Straße, durch welche ein Tramwaywagen fahren kann, wird ihr zum Bau überwiesen. Hatte die Tramway bisher ein Monopol über 80 Kilometer, so wird sie nach Durchführung des Vertrages eines über 180 Kilometer haben.

Was bringt nun der Vertrag? Mehr als 120 Kilometer neue Linien und den elektrischen Betrieb auf dem ganzen Netz. Darin lief das Bedürfnis der Bevölkerung und das der Gesellschaft parallel; das Interesse der letzteren hat freilich in dem Punkte gesiegt, dass in der nächsten Zeit nur die besten und erträgnisreichsten Linien gebaut werden, während die minder guten auf die späteren Bauperioden entfallen. Das Tramwaynetz erhält durch diese Umwälzung einen so ungeheueren Mehrwert, dass es keine Kunst ist, auch größere Abgaben für die Commune durch Festsetzung einer Brutto-Abgabe in ungefährer Höhe der Berliner und Hamburger herauszuschlagen, zumal die Firma Siemens am Bau allein mehrere Millionen verdienen wird. Als Baukosten sind 23 Millionen Gulden präliminiert, 8 Millionen für das alte 80 Kilometer lange Netz, von dem jedoch schon über 10 Kilometer elektrisch betrieben werden, der Rest für das neue Netz. Die Einrichtung der 9·8 Kilometer langen Transversallinie hat 177.000 fl. gekostet, die Umwandlung der 100 Kilometer langen Hamburger Straßenbahn hat nach dem Bericht der zum Studium elektrischer Straßenbahnen entsendeten Delegierten der Stadt Wien, inclusive Umbau der Bahnhöfe und der Beschaffung der Motorwagen, 5·44 Millionen Mark = 3·2 Millionen Gulden erfordert. Wie man also für die noch umzubauenden 70 Kilometer des alten Netzes 8 Millionen benöthigen soll, ist ein — freilich lösbares — Räthsel.

Um einen Begriff davon zu geben, was die Tramway an Betriebskosten ersparen wird, diene die Thatsache, dass in Hamburg an reinen Tractionskosten per Wagenkilometer dem Jahresbericht pro 1897 zufolge 8·16 Pfennige = 4·9 kr. verausgabt werden, und in Wien beim Pferdebetrieb die Fouragekosten allein im Durchschnitte der letzten drei Jahre 5·8 kr. per Wagenkilometer betrugen, und dass die gesammten Betriebsauslagen ohne Amortisation per Wagenkilometer im Jahre 1895 in Wien circa 23·5 kr., in Hamburg 17 Pfennige erforderten.

Nach einer dem Vertrag beiliegenden Aufstellung nimmt die Firma Siemens & Halske an, dass der elektrische Betrieb auf den alten und neuen Netzen sich in einigen Jahren derart entwickeln wird, dass für diese Zeit eine Durchschnittseinnahme von 12 Millionen Gulden gegen 5·7 Millionen im Jahre 1897 erzielt werden wird. Diese Annahme rechnet damit, dass die neuen Linien nur die Hälfte der alten tragen werden, eine Annahme, die von der Wirklichkeit bei weitem übertroffen werden dürfte, denn die Linien durch die Hengasse bis zur Kärntnerstraße, von der Oper auf den Neuen Markt, von der Währingerstraße über die Lastenstraße bis zur Radetzkystraße, die neuen Strecken durch Margarethen, durch die vollständig ausgebaute Thaliastraße und andere werden an Ergiebigkeit dem Durchschnitt des alten Netzes gewiss nicht nachstehen. Aber nehmen wir trotzdem eine Einnahme von nur 12 Millionen auf das Netz von 180 Kilometer an, dann wird die Stadt als vertragsmäßige Bruttoabgabe 1·1 Millionen erhalten.

Die Betriebsausgaben werden in dem Magistratsberichte nach den Erfahrungen in Hamburg mit 50 Procent der Einnahmen angenommen. In Hamburg zahlt aber jeder Fahrgast im Durchschnitt 11·4 Pfennig = 6·8 kr., und dabei kommen auf jeden gefahrenen Wagenkilometer nur 2·8 Fahrgäste. In Wien zahlt heute jeder Passagier im Durchschnitt 8·91 kr., und schon jetzt ist die Frequenz eine solche, dass auf den Wagenkilometer 3·75 Personen kommen. Die im neuen Vertrage festgestellte Fahrpreisregulierung enthält als einzig Wesentliches die Reduction des directen Siebenkreuzertarifes auf 5 kr. Alles übrige bleibt sich ziemlich gleich, so auch der ausbeuterische Zehnkreuzertarif am Sonntag. Für einzelne Relationen wird der Fahrpreis sogar erhöht. Man wird auch künftig in Wien theuerer fahren, als in irgend einer großen Stadt Mitteleuropas, theuerer, wie erwähnt, als in Hamburg, theuerer als in Berlin, wo ein Einheitstarif von 10 Pfennig besteht, theuerer selbst als in Budapest, wo der Durchschnitt 7·6 kr. beträgt. Wien wird auch die einzige Stadt sein, in welcher die Einführung des elektrischen Betriebes nicht mit einer einschneidenden Tarifreduction verbunden wird. Die Reduction der Siebenkreuzerfahrten auf 5 kr. hätte die Einnahmen des Vorjahres um höchstens 224.000 fl. und den Durchschnitt auf 8·56 kr. herabgedrückt. 50 Procent Betriebskosten von einem Fahrpreis von 6·8 kr., wie in Hamburg, entsprechen bei einem Tarif von 8·56 kr., wie in Wien, kaum 40 Procent der Einnahmen. Zur genauen Kenntnis der künftigen Betriebskosten fehlen natürlich alle Elemente, zumal wir den Hauptfactor, den Strompreis, nicht kennen. Auch der Strom wird bis auf weiteres aus den hiesigen Siemens-Elektricitätsgesellschaften bezogen. Die Gemeinde errichtet vorläufig kein eigenes Elektricitätswerk; den sicheren Nutzen aus der Stromlieferung gibt sie aus den Händen. Da im Vertrag über den Strompreis nichts abgemacht ist, hat es die Firma Siemens in der Hand, die Betriebskosten zu Gunsten ihrer Stromlieferungsgesellschaft zu erhöhen. Auch der Betriebscoefficient der Siemens'schen Straßenbahnen in Budapest mit 46·3 Procent ergibt, auf den hiesigen Fahrpreis reduciert, gleichfalls circa 40 Procent, wobei nicht berücksichtigt ist, dass dort größtentheils die weit theuerere Stromunterleitung in Verwendung ist. Aber bleiben wir bei 40 Procent, und berechnen wir demnach die Betriebsausgaben mit 4·8 Millionen.

Ferner muss die Gesellschaft die Amortisation der Betriebsanlagen durchführen. Die Amortisationsquote, nach Hamburger Muster mit durchschnittlich 3·6 Procent angenommen, ergibt einen Jahresaufwand von 830.000 fl. Es stehen also den Betriebseinnahmen in der Höhe von 12 Millionen an Betriebsausgaben, Abgaben und Abschreibungen zusammen 6,730.000 fl. gegenüber, es verbleiben 5,270.000 fl. zur Bestreitung der Capitalsamortisation, Reservierung und Dividendenvertheilung, während heute bei einer Betriebseinnahme von 5·7 Millionen ein Ueberschuss von kaum 1·1 Millionen Gulden zur Verfügung der Actionäre für diese Zwecke verbleibt.

Heute zahlt die Tramway an Gemeindeabgaben 234.000 fl., an Staatssteuern und Gebüren 283.000 fl. In missbräuchlicher Anwendung des Kleinbahngesetzes, welches doch nur dazu bestimmt ist, die Gründung von verkehrsarmen Kleinbahnen zu erleichtern, wo derselben finanzielle Schwierigkeiten entgegenstehen, verpflichtete sich die Gemeinde, dahin zu wirken, dass alle Begünstigungen dieses Gesetzes der Gesellschaft zugestanden werden, das heißt, dass ihr für die Dauer von fünfzehn Jahren alle Steuern und Gebüren erlassen bleiben. Wenn die Gemeinde dies wirklich bei der Regierung durchsetzen sollte, so werden die Abgaben für das elektrische, auf mehr

als das Doppelte vergrößerte Netz im ganzen um kaum 600.000 fl. höher sein, als die gegenwärtigen, und die Commune wird den größten Theil ihrer Einnahmen nicht auf Kosten der Gesellschaft, sondern auf Kosten der Staatsfinanzen beziehen.

Aber wir haben ja auch eine Reingewinnbetheiligung. Wenn dieser eine solche Höhe erreicht, dass die Dividende auf das Actiencapital 7% übersteigt, so ist der Ueberschuss mit der Gemeinde gleich zu theilen. Ja, aber welches Actiencapitals? Im Vertrag steht kein Wort über die Höhe desselben! Und einen solchen Vertrag soll man überhaupt ernst besprechen! Ein solcher Vertrag wird im Stadtrath und Gemeinderath berathen und angenommen! Und da lacht man wohl von Leipzig bis Köln und von Hamburg bis München, aber wo Wiener Tramwayschienen liegen, bleibt man ernst!

Bei diesem Punkte bleibt jede vernünftige Berechnung stehen. Was die Firma Siemens der Gemeinde von ihrem Ueberschuss abführen will, steht ganz in ihrer Hand. Sie kann das Anlagecapital in solcher Höhe und Zusammensetzung fixieren, dass die Gemeinde etwas mehr als den fünften Theil dieses Ueberschusses als Reingewinnparticipation erhält, sie kann es auch derart einrichten, dass die Gemeinde nichts oder fast gar nichts bezieht. Es liegt in ihrem Belieben, das Actiencapital tiefer oder höher zu bemessen, je nachdem sie den alten Actionären nur den Pariwert ihrer Actien ablöst, oder ihnen auch ihr Actienagio von 170% ersetzt, je nachdem sie ihre Bauleistungen höher oder niedriger bewerten will. Sie kann ferner das Baucapital zum größeren oder geringeren Theil durch Obligationenausgabe decken, wodurch gleichfalls das Actiencapital eine Ermäßigung oder Erhöhung erfährt. Die Gemeinde steht, wenigstens soweit die vorliegenden Verträge in Betracht kommen, solchem Beginnen machtlos gegenüber, sie selbst hat sich des Rechtes begeben, auf die Abrechnung mit der alten Tramway Einfluss zu nehmen und das Actiencapital zu fixieren.

So schließt Dr. Lueger Verträge ab. Er lässt sich einen Antheil am Reingewinn einräumen, er sorgt aber nicht dafür, dass er auch etwas davon erhält. Und dieselbe Sorglosigkeit zieht sich durch den ganzen Vertrag. Auch künftige Fahrpreisermäßigungen sind mit der Actiendividende verknüpft und können durch Höherbemessung des Actiencapitals illusorisch werden. Bezüglich Baukosten, Strom- und sonstige Betriebsauslagen ist er ganz der Gesellschaft ausgeliefert, denn er hat sich keinerlei Ingerenz auf das Gebaren der Unternehmung vorbehalten. Ja, die Einhaltung des ganzen Vertrags liegt im Belieben der Firma Siemens & Halske, denn diese hat sich wohl verpflichtet, die Liquidation der Tramway, welche Voraussetzung des Vertrages ist, durchzuführen, aber Doctor Lueger hat es unterlassen, sich Garantien zu verschaffen für den Fall, als die Actionäre — und es bedarf dazu der Dreiviertelmajorität — in die Liquidation nicht willigen sollten. Der Vertrag ist nur einseitig bindend und die Garantie für seine Einhaltung liegt nur in den unglaublichen Vortheilen, welche er der Firma Siemens & Halske, respective der Tramway bietet.

Die Firma Siemens wird den Vertrag einhalten: ein Monopol für 27 Jahre, Millionenverdienst am Bau, an der Stromlieferung und am Betrieb, der einer unabsehbaren Steigerung fähig ist, glänzende Bedingungen sowohl für den Heimfall des Netzes im Jahre 1925, als auch für die Ablösung in den Jahren 1914 oder 1920, Sicherheit gegen jede Einschränkung des Ertrages seitens der Commune, das sind unter anderem die Hauptvortheile, welche dieser Vertrag dem Unternehmer bietet. Die Commune erhält eine Erhöhung ihrer Einnahmen, die minimal im Vergleiche zu dem ist, was sie erzielt hätte, wenn sie selbst den Bau und Betrieb in die Hand genommen hätte.

Und die Bevölkerung? Sie ist mit ihrem Verkehrsbedürfnis der Gesellschaft durch ein Vierteljahrhundert ausgeliefert, sie wird weiter einen unerhört hohen Fahrpreis zahlen, wichtige Strecken werden spät oder gar nicht gebaut. Für die Bediensteten ist im Vertrag so gut wie gar nicht vorgesorgt.

Das ist das Resultat des Kampfes, den Dr. Lueger mit Hilfe der Elektricität gegen die Tramway geführt hat. Dr. Lueger, welcher wirtschaftliche Schlagworte zur politischen Agitation so erfolgreich zu verwenden weiß, ist hilflos, wenn er sie in die That umsetzen soll. Er schlägt um sich, beleidigt alle Welt; in wirtschaftlichen Dingen versteht er nur zu kämpfen, aber nicht zu siegen.

Walther Federn.

Stirner.

Verkanntes retten und Vergessenes wieder ans Licht fördern, ist das Lieblings-Tagewerk oder Nachtwerk eigenwilliger Menschen, die sich abseits vom Schwarme und gegen ihre Mitwelt begeistern. Sie horchen immer nach dem Rieseln geheimer Quellen und dem leisen Wachsthum unterirdischer Goldadern, und ganz boshaft ist ihr Entzücken, wenn sie der gedankenlosen Zeitgenossenschaft ins Gesicht sagen können: Seht, welches Kleinod ihr unter die Füße getreten, welchen Marmortempel ihr im Sande verschüttet habt! Den gelehrten Schatzgräbern, die in tieferen Erdschichten und verklungenen Zeiten ihre Funde erspüren, fehlt es nicht an mildernder Einsicht, und sie entrüsten sich nicht über das Allzunatürliche, dass der Lauf der Jahrtausende auch Werthvolles löscht und Gleichgiltiges aufbewahrt, dass gewonnene Wahrheiten wieder verloren gehen und todtgeglaubte Irrthümer zählebig weiterwuchern. Wenn aber der leidenschaftliche und durch Wissenschaft nicht gedämpfte Mensch einer starken Liebe seinen Geliebten sucht und nicht findet, wenn die Vergessenheit, sonst ein Ergebnis geschichtlicher Zeiträume, schon nach Jahrzehnten fast alle Spuren getilgt und undurchdringliche Schleier aufgespannt hat, wenn ein Geistesgewaltiger, der noch eben unter uns wandelte, mitten in unserem taghellen Jahrhundert der Verschollenheit und Todtsagung verfallen kann — dann verstehen wir den Zorn über das vergessliche, flatterhafte Menschengeschlecht, und mystischer Schrecken ergreift uns, wie wenig doch dazu gehört, dass ein Werk, ein Gedanke, ein Mensch spurlos verschwinde.

Ganz so schlimm ist es Max Stirner nicht ergangen, wenigstens dem Werke nicht. „Der Einzige und sein Eigenthum", 1844 erschienen, erlebte sogar 1882 einen Neudruck — was kann ein ernsthaftes Buch mehr verlangen? Der Mensch allerdings war nahe daran, völlig zur Fabel zu werden, und wir begreifen, dass die liebevolle Hand des Dichters Mackay*), die den Schleier zu lüften unternahm, sich oft zur Faust gegen die schlaffe Gleichgiltigkeit ballt, mit der das neunzehnte Jahrhundert einen seiner Besten übersah. „Die Deutschen haben ihren kühnsten und consequentesten Denker so lange und gänzlich vergessen, dass sie jedes Anrecht auf das Geschenk seines Lebens verloren haben," erklärt Mackay in einer Anwandlung jener Deutschenverachtung, die doch wohl mehr sein muss, als eine coquette Pose verkannter Genies: es wäre einmal an der Zeit, die Stimmen gegen „Europas Flachland" zu zählen und zu wägen. Nicht, um der drängenden Mitwelt gegenüber eine Verpflichtung zu erfüllen, hat der Biograph Stirners das karge Material, das ihm zu sammeln gelang, schon jetzt in Buchform gebracht, sondern neben persönlichen Gründen leitete ihn die Ueberzeugung, dass ein gewisser Abschluss erreicht sei, und nur ein unerwarteter Zufall noch neue Quellen zu erschließen vermöchte. Und diese Ueberzeugung dürfen wir theilen: die Entstehungsgeschichte der Biographie lässt keinen Zweifel, dass hier mit Hingebung jede Spur verfolgt und das Mögliche gethan worden ist, um den verschollenen Mann ans Tageslicht zu ziehen. Seltsame Dinge waren dabei im Spiel, Zufälle, fast unheimlich zu nennen, halfen Spuren auffinden und verschütteten sie wieder: die Hauptpforte zur Enträthselung des Räthselhaftesten schien gefunden, aber der Schlüssel brach im Schlosse ab. Marie Dähnhardt, die längst Todtgeglaubte, war noch am Leben, das „Liebchen", dem Stirner sein Werk zugeeignet! Wir erfahren, dass Stirner mit ihr seine zweite Ehe schloss, unter Umständen, die sich wie ein köstliches Capitel aus Murger lesen, dass die Eheleute vom Vermögen der Frau lebten, um eines Tages als echte Bohémiens zu entdecken, dass es aufgezehrt war, dass sie Noth und Sorge kennen lernten (seine Stellung als Töchterschullehrer hatte Stirner vor dem Erscheinen seines Buches aufgegeben) und auf allerhand verzweifelte Erwerbspläne geriethen, um sich schließlich nach dreijähriger Ehe zu trennen. Wir hören, dass Marie Dähnhardt nach England geht, sich einer Auswanderergruppe nach Australien anschließt und dort im Elend — fromm wird, dass sie jetzt wieder in der Nähe von London lebt, als achtzigjährige bigotte Frau, „prepared for death" … Und nun sind wir auf Schlimmes gefasst, aber es lässt uns doch sprachlos, dass Mary Smith, wie sie sich noch immer nach ihres Gatten bürgerlichem Namen nennt, es einfach ablehnt, mit dem Biographen Stirners in Verbindung zu treten, ablehnt, „zur Zeugin für das Leben eines Mannes aufgerufen zu werden, den sie je weder geliebt noch geachtet habe", ablehnt, irgend einen weiteren Briefwechsel über diesen Gegenstand zu führen, nicht ohne auf Mackays schriftliche Anfragen mit einem wahren Todesurtheil über Stirners Charakter geantwortet zu haben! Starrer, unversöhnter Groll über ein halbes Jahrhundert hinweg! wie unmöglich müssen diese beiden Menschen vor einander geworden sein, dass ein ganzes Leben nicht ausreichte, die Erinnerung an etwas Unerhörtes zu löschen! Schrecklich, dass die Seele dieser Greisin der einzige Ort sein muss, wo Stirner noch unvergessen lebt. Aber was heißt hier Vergessen und Erinnerung? Die Thatsachen schwinden, das Bildliche und Greifbare des Lebens erblasst, und nichts als eine Grundempfindung, ein dumpfer physiologischer Hass bleibt zurück. Auch Marie Dähnhardt hat vergessen, sie hat dem Biographen Stirner nichts Neues sagen, die Bitterkeit ihrer Anklagen nicht begründen können oder wollen: soll man das Erinnerung nennen, dass ihr Blut noch heute kocht, wenn sie des einstigen Gatten gedenkt? Das letzte Residuum der Berührung zweier Menschenleben ist geblieben, eine kranke Stelle, die bei der Wiederberührung schmerzt: so tief hat ein Individuum sich in ein anderes hineingeätzt, dass der Abdruck kein feiner und getreuer sein kann. Wir fragen die Verwundete: „wer war er?", und sie stöhnt: „ich weiß nicht: ich weiß nur, dass er mich verwundet hat". Wer will hier von Schuld sprechen? lassen wir den Guten und Gerechten die Freude, festzustellen, dass Stirner ein kalter Egoist war, der sein

*) Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Von John Henry Mackay. X, [illegible] S. Max Stirners kleinere Schriften. Herausgegeben von John Henry Mackay. 155 S. Berlin 1898, Verlag von Schuster & Loeffler.

Weib ausbeutete und seelisch vergiftete, gönnen wir auch denen ihre wohlfeile Entrüstung, die in Mary Smith die verwilderte und wieder zahm gewordene Bourgeoise sehen und die Verbindung Stirners mit einer Unebenbürtigen am liebsten aus der Welt schaffen möchten. Freuen wir uns eher, dass die Genossin des „Einzigen“ auch ihrerseits ihr Eigenthum zu wahren wusste, mag es uns auch hart ankommen, dass der einzige Mund, der noch von Stirner zu reden vermöchte, sich selbst ewiges Schweigen auferlegt hat.

Wenig genug und doch genug, was trotz alledem über den Menschen Johann Caspar Schmidt zu Tage gekommen ist! Ein Leben vom allereinfachsten Typus wird sichtbar, fast nur das nothwendige Substrat und die unentbehrliche Einkleidung des Werkes, an sich selbst ohne Fülle und Glanz. Der Gedanke kann nicht umhin, sich mit einem Denker zu behaften, und mancher Denker ist für seinen Gedanken ein recht peinlicher Erdenrest: aber diesmal hat der Schöpfer seine Schöpfung wahrhaftig nicht compromittirt. Stirner neben seinem Werke nimmt sich so unbeträchtlich und zufällig aus, wie die schreibende Hand neben dem Geschriebenen oder der Meißel neben der Statue, sein Gehirn hat einen phlegmatischen und anspruchslosen Leib zur Herberge gewählt. Der Mensch wächst, lernt denken, schreibt ein Buch, vegetirt noch ein Jahrzehnt und stirbt, still und geduldig wie das Insect, das seinen Lebenszweck erfüllt, die Gattung fortgepflanzt hat und damit überflüssig geworden ist. Vorspiel, Hauptthema, Ausklang, diese drei sind zu unterscheiden, im übrigen fehlt es an allem: Contraste, Stufen, Wendepunkte, Golgatha oder Damaskus, alle die geräuschvollen und feuerwerkartigen Katastrophen einer Seelengeschichte mangeln diesem Leben, das ein Philosoph oder ein Philister geführt hat. Wer zum Volke gehört und Sensationen liebt, wird sich hier enttäuscht fühlen: der furchtbare Egoist Stirner als Mädchenschulmeister und Stammtischgast —! Wir hatten einen Vampyr erwartet, der schönen Frauen das Blut aussaugt, oder einen Napoleon, der mit Fürsten und Völkern Würfel spielt, mindestens aber einen Raskolnikow, einen consequenten Propagandisten der That! Vielleicht fällt uns bei dieser Gelegenheit ein, dass auch Nietzsche kein Cesare Borgia und diamantharter Menschheitszüchter war, sondern ein zartnerviger Pfarrerssohn mit concilianten Umgangsformen, um den sich sogar neuerdings die Atmosphäre der Heiligkeit verbreiten will: vielleicht erinnern wir uns auch, dass der patriotische Träumer Machiavelli ein Buch von brutaler Offenheit schrieb, das ein in praxi leidlich vorurtheilsfreier König mit einer moralinsauren Gegenschrift bekämpfte. Wunderbar! und doch nicht so sehr wunderbar: wer in aller Welt glaubt denn noch an nothwendige Uebereinstimmung zwischen Leben und Denken, Mensch und Werk! Oder, wenn diese Uebereinstimmung besteht, warum muss sie gerade von der plumpen Buchstäblichkeit sein, dass jeder Beliebige sie merkt?

In feiner und verborgener Weise zieht schließlich auch Stirners Leben die Consequenzen aus Stirners Lehre: unabhängig wie ein Stoiker und fatalistisch-gemächlich wie ein Türke lässt er sich vom Weltlaufe treiben und schließlich auf den Sand setzen, ohne sich sonderlich darum zu bekümmern, wie man ein fahrendes Boot steuert oder das festgefahrene wieder flott macht. Seine Beziehungen zu Mitmenschen sind so lose geknüpft, dass sie ohne Zuthun mit der Zeit von selber zerfallen; in den letzten Lebensjahren dürften von der Außenwelt her nur Gläubiger und Schuldenboten zu ihm gedrungen sein. Aber selbst in der fruchtbaren und frohmüthigen Zeit, die ihm sein Hauptwerk reifte, erscheint er als schweigsame und leicht zu übersehende Nebenperson im Kreise der „Freien“ bei Hippel, jener merkwürdigen Gesellschaft radicaler und weltverbessernder Köpfe, die uns Mackay in einem eigenen Capitel mit großer Anschaulichkeit vorführt. Der impressionistische Darsteller und getreue Chroniqueur eines Zeitalters wird immer gut thun, auf derlei Conventikelwesen einen aufmerksamen Blick zu lenken, und so wenig diese „Freien“ etwa als thätige Corporation zu bedeuten haben, so wenig dürfen sie fehlen, wo es ein lebendiges Bild des vormärzlichen Jahrzehnts zu zeichnen gilt. Zu guter Letzt war's ein deutscher Stammtisch, an dem getrunken, geraucht und debattiert wurde; aber auch die Stammtische gehören mit zur politischen Physiognomie einer Epoche, zumal da an diesem fast Alles saß, was vor 1848 die Feder führte. Manche Namen begegnen uns hier, die in der Geschichte des Revolutionsjahres wieder auftauchen; vergebens aber sucht man solche, die in der Geschichte der Literatur und des Gedankens heute noch zu nennen wären. Es muss unter diesen Volksbefreiern der Hippelschen Weinstube erschrecklich viel geredet und geschrieben worden sein: zum Glück räumte die Reaction mit der wachsenden Masse bedruckten Papiers auf. Stirners Buch ist das einzige Lebenszeichen eines „Freien“, das wirklich, nicht nur antiquarisch, bis auf unsere Tage kam: aber selbst in ihm ist ein kaum erträglicher Ballast zeitgemäßer Stammtisch-Dialectik und Wortklauberei verfrachtet. Die unermüdlichen Auseinandersetzungen mit Feuerbachs „wahrem Menschenthum“, die hundertmal wiederholten Angriffe auf die „freie menschliche Kritik“ der Brüder Bruno und Edgar Bauer — was interessirt uns das alles? Diese ganze humane und absolute Kritik, mit deren Bekämpfung Stirner etwa ein Drittel seines Werkes füllt, ist weder eine typische Aeußerung des Menschengeistes, noch die letzte Consequenz des Christenthums — sondern eine Zeitungsphilosophie, die 1843 begann, 1844 schon zu Ende war und inzwischen von den Brüdern Bauer zusammen mit einem Cigarrengeschäft betrieben wurde: mit solchen Gegnern tritt Stirner vor das Forum der Ewigkeit, mit diesem papiernen Liberalismus verödet er die herrliche Unbefangenheit seines Buches, das sonst an sprühendem Muthwillen und quellfrischer Natürlichkeit das Werk eines wahrhaften Prinzen Vogelfrei ist! — Zweifellos hat der Verfasser des „Einzigen“ die Freien bei Hippel sammt und sonders unendlich überragt, so wenig er auch sein Werk von ihren ephemeren Gesprächsgegenständen freizuhalten wusste. Aber auch unter ihnen, die ihm noch am nächsten standen, war er ein stiller und wenig beachteter Genosse, freundlich ohne mittheilsam zu sein, leidenschaftslos, bedürfnislos, energielos, ein phlegmatischer Raucher seiner Cigarren, gutartig und passiv in seinem „Egoismus“, den man sich wahrhaftig nicht mit Raubthierkrallen vorstellen darf. Johann Caspar Schmidt war kein Eigner und Gewaltiger, der mit sublimirtem geistigem Cannibalismus Menschen „verbraucht“: er ließ in Ruhe und wollte in Ruhe gelassen werden. Er hatte sich, wohl mehr instinctiv als grundsätzlich, für Ataraxie entschieden, für die unangefochtene halbschlafähnliche Seelenstille der spätgriechischen Philosophen, und ich zweifle, ob ihm selbst mit Marie Dähnhardt etwas wie ein *Erlebnis* widerfahren ist.

Ein überraschendes Bild, nicht wahr? Aber ich sagte schon, es liegt an uns, ob wir zwischen Leben und Denken dieses Mannes den scheinbaren Widerspruch oder die verborgene Uebereinstimmung sehen wollen. Einem tiefer Blickenden kann es nicht entgehen, dass Stirner zwar im kleinsten Maßstabe, aber mit vollkommen exemplarischer Folgerichtigkeit seine eigene Philosophie gelebt hat, die als Philosophie des Egoismus gilt und doch nur die *Philosophie des Indifferentismus* ist. Hierüber wären einige Worte zu sagen, wobei es nicht zu umgehen sein wird, uns an dieser Stelle von der Auffassung Mackays völlig zu trennen, dessen persönliche Verehrung Stirners (ohne die ein Unternehmen wie diese Biographie freilich nicht denkbar ist) sich sachlich als monströse Ueberschätzung äußert. Er wartet auf eine neue Epoche im Leben des Menschengeschlechts, eine Epoche der Freiheit, in deren Weltanschauung Stirner herrschen soll — ich fürchte, er kann lange warten! Es wird kein Zeitalter des Einzigen geben, so wenig wie ein Zeitalter des Uebermenschen: sollten wir nicht endlich darüber hinaus sein, von literarischen Erfindungen Weltgeschichte machen zu lassen? Daneben unterscheidet sich Stirners Ich von Nietzsches souveränem Individuum um eine Möglichkeit mehr, auf dem Wege zur Praxis zu entgleisen: der Uebermensch ist wohl nur Utopie, der Einzige aber, je nach Wahl, nie erreichbare Utopie oder längst erreichte Banalität. Ich ziehe die zweite Interpretation vor und meine, dass Stirner unsere Zukunft aus dem einfachen Grunde nicht beherrschen kann, weil er bereits unsere und jede Gegenwart beherrscht, weil man nicht gehen, stehen, athmen und schlafen kann, ohne Stirner'sches Ich zu sein.

Der normative Eindruck des „Einzigen“ ist gleich Null. Man wird mich nicht im Verdacht haben, als schätzte ich ein Buch danach, wie viel gebrauchsfertige Ethik es überliefert; aber irgend einen Willensreiz muss ein Werk doch ausstrahlen, wenn es unsere sittliche Weltanschauung gründen, wandeln oder umstürzen will. Das Schauspiel, wie Stirners Ich eine Fessel nach der anderen abstreift, muss in uns den Wunsch gleicher Selbstbefreiung entzünden; sonst taugt das Schauspiel nichts, oder taugen wir nichts. Nehmen wir an, wir taugten etwas; wir wären nicht vom Sclavengeist so tief angefault, dass wir stumpfsinnig ins hereinbrechende Licht der Freiheit stierten und den geöffneten Kerker nicht verlassen wollten. Nehmen wir sogar an, wir seien ein wenig entwickelt und hätten die niedersten Grade der Selbstbefreiung schon unter uns; die Entdeckung, dass der Landrath kein Stellvertreter Gottes und der Staat nicht die höchste Entfaltung der absoluten Idee sei, fände uns nicht unvorbereitet. Kurz, nehmen wir einen Menschen von leidlicher Civilisation an und fragen, was kann ihm Stirner sein? Eine prachtvolle Lectüre; nichts anderes. Stirner hat kein „Du sollst“: dagegen formulirt er ein „Du willst, kannst aber auch anders“ so vielfältig, dass man sich in der That jeden activen oder müßigen Augenblick damit erheitern kann. Ich strecke den rechten Arm aus: wenn ich wollte, könnte und würde ich den linken Arm ausstrecken. Ich schlage Niemanden todt; wenn ich wollte und nicht das Strafgesetz wäre, würde ich Manchen todtschlagen. Ich bitte, was wird damit bewiesen? Doch nur, dass ich ungelähmte Muskeln, unversehrte Intelligenz und die sonstigen Requisiten dessen beisammen habe, was man kurz und schlecht *Freiheit des Willens* nennt. Soll ich darum zu jedem Bewusstseinsvorgang eine indeterministische Begleitempfindung ablaufen lassen? Andere Philosophen fordern die deterministische: ich soll stets der Bedingtheit und meinem Belieben entzogenen Nothwendigkeit meiner Handlungen bewusst bleiben. Beide haben Recht, beide Unrecht: vor allem aber ist jene Begleitempfindung ein philosophischer Spass für Neulinge, nicht für Fortgeschrittene. Wenn man diese Art circulus

Digitized by Google

vitiosus (sein Thun als determinirt oder indeterminirt empfinden und zugleich damit motiviren) einigemale durchgeprobt hat, findet man, dass man seine Zeit nützlicher anwenden könne. Vielleicht aber hilft diese philosophische Selbstbeschnüffelung wirklich eine Ich-Souveränität, ein Hochgefühl der Seele erzeugen, das auch in schweren Prüfungen standhält; dann würde man den unwissenschaftlichen Ursprung des egoistischen Rausches verzeihen können. Aber für solche Fälle giebt Stirner nichts als sophistischen Selbstbetrug: der folternde Tyrann kann mir von meinem Eigenthum nichts entreißen, das Bein, das er mir abschneidet, ist nicht mehr „mein“ Bein, nur der Leichnam meines Beines, den ich willig fahren lassen kann. Ein schöner Trost; und hier gestatte ich mir die Frage, ob dem souveränen „*Ich will*“ aus dem „*Ich soll*“ oder „*Ich kann nicht*“ die tödtlichere Hemmung erwächst. Gegen die körperlosesten Schattenideale, die nie Freiheit und Gewissen eines erwachsenen Menschen ernstlich bedrückt haben, richtet Stirner den Stoß seiner individualistischen Empörung; die wirklichen Schranken lustvoller Ich-Bethätigung weiß seine hilflose Dialectik so wenig zu überspringen wie zu umgehen, und der Philosoph findet sich in der lächerlichen Situation des Herrn Phrasilaos, der einer gekreuzigten Sclavin klar macht, dass Schmerz ein Begriff ohne Realität sei. Humanität, Freiheit, Menschenthum, Sittlichkeit, diese Gespenster, die wohl Keinem von uns schlaflose Nächte bereitet, hat Stirner gebannt; kein kategorischer Imperativ fesselt *mein* Belieben mehr. Aber er fesselt auch das Belieben meines Gegners nicht mehr, der mich nach Laune niederschießen, boycottiren, einsperren mag. Dem russischen Sträfling wird es erfreulich sein zu hören, dass politische Freiheit, religiöse Freiheit, Pressfreiheit nur sublime Formen eines Terrorismus sind, die seine *Eigenheit* bedrohen, dass er, um der Tyrannei von Staat und Gesellschaft zu entgehen, gut thue, dem *Verein* beizutreten, und dass der Gefängnisdirector die Macht und folglich das Recht habe, ihn todtzuknuten. Wer sich auf derlei Gedankengängen von Stirner führen läßt, kann leicht auf einen schrecklichen Verdacht kommen, der von verschiedenen Seiten frühzeitig laut wurde: wenn dieser Individualist nicht ein Witzbold ist, sollte er nicht ein Fanatiker der *Reaction* sein? In diesem Falle wäre dem „Einzigen“ der Ruhm, das geistreichste Buch der Weltliteratur zu sein, nicht wohl abzusprechen, und nur noch Kants Kritik der reinen Vernunft ließe sich ihm als Beispiel jener glänzenden Taktik, die in Form des Angriffs vertheidigt, an die Seite stellen. Der Drache Staat redet dem Individuum, das ihm durch Coalition der Schwachen zu mächtig wird, gut zu: lege doch den schweren Panzer ab, mein Kind, der dich drückt und beengt! Du wirst fühlen, wie es dich erleichtert, nackt zu gehen...

Aber lassen wir diese heimtückischen Vermuthungen. Wir sehen, wie wenig Stirners Egoismus in ernsthaften Fällen besagen will; und für den Alltagsgebrauch ist er einfach ein psychologischer Ballast: jene Begleitempfindung souveränen Ich-Gefühls würde auf unsere Functionen anfangs wohl beschleunigend, dann aber gar nicht und schließlich noch verzögernd wirken. Stirner deckt den mehr oder minder bewussten Selbstbehauptungstrieb, Selbstförderungstrieb in unserem Verhalten auf und gibt damit eine vortreffliche *Atomistik* des socialen Lebens: so, auf dem nie versagenden Ich, baut es sich auf, wie der Körper aus den Molecülen, der Kreidefelsen aus den Infusorien. Aber wer wird die zahllosen *Transformationsstufen* verkennen, die vom bloßen Ich zu den socialen Formen und wieder, auf höherem Niveau, zum entwickelten Individuum, zur Persönlichkeit im Goethe'schen Sinne führen? Im Laufe der Zeit sammelt sich ein Bestand von Erfahrungen an, die man nicht wieder preisgeben wird; Collectivgebilde haben sich als zweckmäßig herausgestellt — wozu sie immer und immer wieder zersetzen, da sie doch immer und immer wieder erneuert werden müssen? Das Ich wird, zum Theil, eben nur in collectiver Form sichtbar, wie das Atom nur als Atomschwarm, als Naturkörper, in dem man auch das einzelne Atom nicht isoliren kann. So unbestreitbar nützlich es ist, sich einmal grundsätzlich über diese Elementarbestandtheile des Lebens klar geworden zu sein, so zwecklos ist es auch, sie immer wieder aus ihren Verbindungen abspalten zu wollen. Selbst im Stirner'schen „Verein“ würde sich das Individuum, solange es des Vereines bedarf, den augenblicklichen Existenzbedingungen des Vereines unterordnen müssen: hat es einen Sinn, diese Unterordnung beständig durch das Begleitgefühl, dass sie eine freiwillige und jederzeit widerrufliche sei, psychophysisch zu kreuzen, oder wird es nicht der seelischen Oekonomie zuliebe angemessener sein, auf die Dauer der Unterordnung den rebellirenden Eigenwillen zeitweilig auszuschalten? Wenn uns ein Freund bei jeder uns erwiesenen Gefälligkeit zu Gemüthe führte: „vergiss nicht, dass ich dich verbrauche, und dass dies nur ein Mittel ist, dich mir mundgerecht zu machen!“, würden wir nicht endlich ausrufen: „schön! aber behalte dies für dich!“ Und nun, wieweit sind wir noch von einer sogenannten Ethik, horribile dictu? Das souveräne Ich findet es aus irgendwelchen Gründen vortheilhaft, sich von „Idealen“ den Weg weisen zu lassen; diese Ideale wirken erfahrungsgemäß am sichersten, wenn man sie in einiger Entfernung vom Ich aufstellt und vergisst, dass es eigentlich Erzeugnisse und Projectionen des Ich selbst sind. Man bedarf, um über manche Lebensstrecken hinwegzukommen, einer Lebenslüge, einer Fiction: dann aber muss man der Kritik den Mund verbieten und eine Weile lang die Lüge als Wirklichkeit, die Fiction als Realität verehren. Alle diese Künste verfeinerter Lebensführung fehlen bei Stirner, die Selbstblendung, die Selbstpreisgebung, der fromme und unfromme Selbstbetrug, die Exteriorisirung des Ichs in Scheinobjecte, die Autosuggestion als Liebe, als Idealismus, als Anreiz zur Production — die eigentlich hohen und raffinierten Formen des Egoismus sind diesem Egoisten nicht aufgegangen. Er hat überhaupt *Inhalt* und Umfang des Egoismus weder erschöpft noch erweitert; dafür giebt er jene rein *formale* Begleitempfindung des „car tel est mon plaisir“, die, wie ich andeutete, zum psychischen Ballast wird und die jeder, ausnahmslos jeder Bethätigung des menschlichen Lebens, vom Symphonieschreiben bis zum Wechselfälschen, vom Martyrium bis zum Secttrinken angehängt werden kann. Der Straßenräuber, der „zugreift“, und der biedere Beamte, der demüthig um Gehaltserhöhung „petitioniert“, beide sind Egoisten, beide thun, was ihnen bequem ist — dass der eine sich gegen die Gewalt auflehnt, der andere sich ihr fügt, bedeutet keinen Unterschied der „Weltanschauung“, sondern des Kräftemaßes, der Nerven und Muskeln, des Könnens und nicht des Wollens. Hiernach dürfte es schwer sein, sich *nicht* als Stirner'sches Ich zu benehmen, und wir sind mitten im salzlosen Indifferentismus, der seine Sach' auf *Nichts* gestellt hat: Stirner schmückt zwar, mit Hegelischer Rhethorik, dieses Nichts als das schöpferische, das zeugende und verzehrende, aber es bleibt doch eben Nichts — das Nichts, aus dem Nichts werden kann. Von Stirner, dem *Entwerther* aller Werthe, wird keine *Umwerthung* der Werthe ausgehen.

Man hört Stirner vielfach als geistigen Vorfahren *Nietzsches* preisen oder verdammen; ich kann mir kaum einen ärgeren Fehlgriff in der Genealogie denken. Nietzsche ist das gerade Gegentheil eines Nihilisten oder Indifferentisten: sein Uebermensch, verglichen mit dem jederzeit von Jedermann mühelos realisierten Einzigen, ist das Gespenst aller Gespenster, und die Stirner'schen Anarchisten haben Recht, den Erfinder dieses neuen „Spukes“ zu den Moralisten, Romantikern und Religionsstiftern zu rechnen. Stirner ist, als „Ethiker“, unwiderlegbar, weil er inhaltleer ist und nicht Gefahr läuft, an Realitäten anzustoßen; Nietzsches Werte lassen sich wenigstens discutieren, sie weisen eine Richtung und deuten auf ein Ziel, sein Ideal ist kein truism, eben darum kann es falsch sein. Ein einzigesmal will sich Nietzsche zu den wirklichen Immoralisten gesellen: „Der Philosoph verachtet den wünschenden Menschen, auch den „wünschbaren“ Menschen — und überhaupt alle Wünschbarkeiten, alle *Ideale* des Menschen“: diese Stelle könnte Stirner inspiriert haben, sie ist radical und nichtssagend — mit ihr wäre Zarathustra ein- für allemal auf den Mund geschlagen. Dass aber, von dieser unüberlegten Schwankung abgesehen, Nietzsche selbst ein leidenschaftlich wünschender Idealist und weltenweit von der bequemen Ich-Wortspielerei Stirners entfernt ist, dass Zarathustra nur die „heile, gesunde Selbstsucht“ und nicht jede beliebige gutheißt, dafür mögen ein paar aufs Gerathewohl herausgesuchte Sätze beider Männer zeugen.

Stirner: Ein Mensch ist zu nichts „berufen“ und hat keine „Aufgabe“, keine „Bestimmung“. — Man lebt in *Sehnsucht* und hat Jahrtausende in ihr, hat in *Hoffnung* gelebt. Ganz anders lebt es sich im — *Genuss*!

Nietzsche: Hat man sein *warum?* des Lebens, so verträgt man sich fast mit jedem *wie?* — Der Mensch strebt *nicht* nach Glück: nur der Engländer thut das.

Stirner: Was bin ich dir nun? Etwa dieses *leibhaftige* Ich, wie ich gehe und stehe? Nichts weniger als das. Du siehst in mir nicht mich, den Leibhaftigen, sondern ein Unwirkliches, den Spuk.

Nietzsche: Den Menschen zu lieben um *Gotteswillen* — das war bis jetzt das vornehmste und entlegenste Gefühl, das unter Menschen erreicht worden ist. Dass die Liebe zum Menschen ohne irgend eine heiligende Hinterabsicht eine Dummheit und Thierheit mehr ist: — welcher Mensch es auch war, der dies zuerst empfunden und „erlebt“ hat, er bleibe uns in alle Zeiten heilig und verehrenswerth, als der Mensch, der am höchsten bisher geflogen und am schönsten sich verirrt hat!

Stirner: Ja, wenn ich das Gesetz mir auch selbst gäbe, es wäre doch nur mein Befehl, dem ich im nächsten Augenblick den Gehorsam verweigern kann.

Nietzsche: Willenslähmung! wo findet man nicht heute diesen Krüppel sitzen? Und oft noch wie geputzt! Wie verführerisch herausgeputzt!

Stirner: Ihr seid menschliche Naturen, d. h. Menschen. Aber eben, weil Ihr das bereits seid, braucht Ihr's nicht erst zu werden.

Nietzsche: Was groß ist am Menschen, das ist, dass er eine Brücke und kein Zweck ist: was geliebt werden kann am Menschen, das ist, dass er ein *Uebergang* und ein *Untergang* ist.

Genug! Einzelne Sätze würden ja nichts beweisen: aber die Grunddifferenz lässt sich nicht verbergen, dass Nietzsche als cäsa-

rischer Gewaltherr den Menschen nach seinem Bilde formen, seine Hand auf Jahrtausende drücken, auf dem Willen von Jahrtausenden schreiben will, während bei Stirner jede normative Spitze abbricht und das gleichgiltige laisser aller übrig bleibt. Nietzsche, nur ein Gegner der christlichen, modernen Moral und beileibe kein Immoralist, würde in dem gallertig jeder Forderung entschlüpfenden „Einzigen" etwa seinen „letzten Menschen" wiedererkennen, dessen bequemen Eudämonismus Zarathustra mit Ekel verwirft; umgekehrt ist leicht zu errathen, dass Stirner an die heroische Utopie des Uebermenschen das indifferente Lächeln gewendet hätte, das er für jeden „Sparren" bereit hielt. Hierüber darf man sich nicht täuschen, und das hochentwickelte übersociale Individuum Nietzsches mit Stirners primitivem Gesellschafts-Atom zu verwechseln, sollte nur der akademischen Ethik gestattet sein, die in blinder Angst vor der „Umsturzgefahr" alle feinere Unterscheidung verlernt. Für den unmittelbaren Bestand der heutigen Sittlichkeit mag Nietzsches Gedanke bedrohlicher sein, während es vielleicht dem „Einzigen" vorbehalten ist, in langsam destructiver Nachwirkung die Menschheit zu „dissociiren", also das Sonnensystem socialer Gestaltungen Schritt für Schritt zum chaotischen Nebularzustand zurückzuführen. Indessen würde für eine solche weltgeschichtliche Reaction weniger ein einzelnes Buch als das natürliche Verhängnis verantwortlich zu machen sein, ein Gesetz der Trägheit, der „Geist der Schwere" oder wie man sonst jenen dumpfen hedonistischen Widerstand nennen will, der dem evolutionistischen Zuge nach oben als feindselig kraftverzehrende Hemmung entgegenwirkt. Mit diesem vielleicht etwas phantastischen Maßstabe gemessen, könnte Stirner sogar zu einer Art Unsterblichkeit berufen sein, als der einzige, bewusste, phlegmatisch lächelnde Fürsprecher eines antikosmischen Weltverlaufs.

Leipzig. Paul Mongré.

Ein Besuch bei Gabriele d'Annunzio.

Ueber die niederen Mauern, die sich an den beiden Seiten der staubigen Straße hinzogen, grüßten traurig unter dem Sonnenbrand der Hundstage die weißen Dolden des Schlehdorns, die blassen Blüten der Zaunrübe und bescheidenes spanisches Gras. In rhythmischem Geholper rollte unser Wägelchen eilig dahin über einsame, stille Wege, zwischen ausgedehnten verstaubten Olivenwäldern, in deren Zweigen ohne Unterlass die schrillen, toscanischen Grillen zirpen — — Verschlossene Landhäuser, von der nachmittäglichen Sonnenhitze in Brand gesteckt; anmuthige Gärtchen, die unter den glühenden, vom Himmel herabregnenden Strahlen kleinen Feuerseen gleichen, denen der letzte Duft der welkenden Rosen und Gardenien entströmt. Von Zeit zu Zeit tauchte aus den Gluten die schlanke Spitze eines Kirchthurms, der scharfe Umriss eines Pfarrhofes oder einer Fabrik. Kein Lufthauch, kein Blatt regte sich; nur das regelmäßige und unausgesetzte Geräusch der Räder, die den Feuerstrom durchfurchten. Durch den Staub, der uns, von den Hufen des Pferdes und den Rädern des Wagens aufgewirbelt, gleich einer goldenen Wolke umgab, blitzten die geraden Geleise der Trambahnstrecke nach Settignano. Noch zwei, drei Straßen, dann ein enger, steiler Pfad, der sich zwischen staubigen Hecken immer höher und höher schlängelt, bis zu einer freien Anhöhe, von wo man im goldigen Nebel das herrliche toscanische Becken und das königliche Florenz undeutlich schimmern sieht, von einem Ring flammenden Feuers umgeben. Dann läuft der Weg noch schmäler und steiler aufwärts zwischen zwei weißen, niederen Mauern, deren Tünche mit sonderbar verschnörkelten symbolischen Schriftzeichen, Hieroglyphen gleich, bemalt ist. Diese schwarzen, räthselhaften Zeichen, die untereinander durch harmonische Curven und Linien verbunden sind, erwecken den Eindruck, als wäre man auf einer weltentrückten aegyptischen Straße, die zu einem wunderbaren, unbekannten Tempel führte; aber vielleicht waren es noch mehr die afrikanische Hitze und die feierliche Stille, die mir diese phantastische Vorstellung eingaben, als die unerklärlichen symbolischen Zeichen an den Wänden.

Endlich fuhr der Wagen durch ein Gitterthor und bog in einen langen, schmalen Pfad ein, den zwei Lorbeerhecken einsäumten, an denen ein paar rosa Blüten welkten; zwischen dem dunkeln Laub des Lorbeers erblickte man die röthlichen Schollen und die verschlungenen Zweige eines Weinberges. Unter den holden Ranken reifte manche blaue und goldene Traube.

Wir kamen an der Vivianischen Fabrik vorüber und nach noch weiteren hundert Metern stiegen aus dem Grün die beiden grauen Flügel der „Capponcina" empor.

Der Wagen fuhr in den kleinen Vorplatz der Villa, den eine riesige Pinie beschattet, ein; in den Beeten dufteten Melissen und Geranien, in großen Vasen von griechischen Formen schmachteten blasse Gardenien.

So kamen wir, Angelo Conti — ein anmuthiger Dichter und Träumer — und ich, nach der „Capponcina", der herrlichen settignanischen Villa des Gabriele d'Annunzio.

*

Ein Diener ließ uns ein und führte uns durch zwei geräumige Säle in ein prächtiges Zimmer, in das ein gedämpftes, grünliches Licht eindrang. Vor dem Eintreten las ich über der Thür, die in den marmornen Architrav des Thürstockes eingegrabenen vielsagenden, kündenden Worte: „Gabriel Nuncius". Die Wände waren mit prächtigen, geblümten Gobelins bedeckt, und herrliche Basreliefs in Majolica und Terracotta waren daran angebracht; auf dem großen Tisch und den antiken Schränkchen schimmerten kleine, edle Kunstgegenstände: auserlesene griechische Bronzen, ein wundervoller Abguss der Madonna des Ducci, kostbare Fayencen und Nippes ... In einem Winkel stand ein zierliches Spinett, das ein Pinsel des siebzehnten Jahrhunderts mit zarten Rosen bedeckt hatte. In einem pompejanischen Krug schmachtete ein Strauß von duftenden Violen, die das ganze Zimmer mit ihrem Wohlgeruch erfüllten; und jener süße Duft, jenes matte Licht woben gleichsam einen Zauber, ließen im Schatten einen Traum erstehen.

Der Dichter trat ein; seine kleine, geschmeidige Gestalt trat aus dem schwarzen Purpur eines Vorhanges hervor, wie eine plötzliche Erscheinung: ein flüchtiges Lächeln erhellte fröhlich sein Gesicht.

Die vertraute, freundliche Stimme erklang harmonisch und hieß uns willkommen; keine absichtliche Pose in den anmuthigen Bewegungen; nichts von Ziererei oder Ueberhebung in dem gütigen Blick, der lebendigen, melodischen Stimme; seine ruhigen und ausdrucksvollen Gesten, sein helles Auge, seine bestrickende Rede regeln sich nach der Eindringlichkeit und Bedeutung seiner Ideen, dem innerlichen Wert seiner tönenden Worte. Kein Künstler durfte je mit größerer Berechtigung das Wort des großen Leonardo: „Natura cosi mi dispone" zu seinem Wahlspruch machen als d'Annunzio.

„Es gibt keinen Zwiespalt zwischen meiner Kunst und meinem Leben," schreibt er irgendwo in seinem kommenden Roman „Il Fuoco", und ich glaube wirklich, dass seine Kunst und sein Leben derart sind, einander so sehr durchdringen, dass jeder seiner Gedanken und jede seiner Handlungen, jeder Satz und jeder Vers sich beständig nach einem gewissen natürlichen inneren Rhythmus anordnen, eine Harmonie, die nach Plato — der unter allen Sterblichen wohl am tiefsten in das Wesen der Welt und der Dinge hineingeschaut hat — das Ideal menschlichen Lebens ist.

— Falsch und willkürlich, sagte er mir, haben bisher die Kritiker meine Werke beurtheilt, und keiner von denen, die sich mit meinen Büchern befassten, verstand es, in ihr Innerstes einzudringen und ihr eigentliches Wesen zu erkennen; denn mein Werk ist noch nicht vollendet, und wenn selbst ein Kritiker in das einzelne Buch eindrang und seinen verborgenen Sinn erkannt hat, so vermag er doch nie das ganze Kunstwerk in seinem Zusammenhang zu erblicken, da so ein einzelnes Buch, ebenso wie ein losgetrenntes Glied, nothwendig falsche Vorstellungen erwecken muss. Eine Schar bornierter Köter hat es sich zur Aufgabe gemacht, meine Werke hartnäckig zu durchwühlen. Wie ich in den „Vergini delle Rocce" den Typus des Claudius Cantelmo schuf, da fiengen sie an, mich anzukläffen und auf mich loszubellen, weil ich — nach ihnen — den Nietzsche'schen Uebermenschen abgeschrieben hätte, während doch mein Werk sich stets organisch entwickelt hat, so dass die übermüthige, starke, sinnenfrohe Jugendlichkeit des Cantelmo sich schon in meiner ältesten Rüstkammer, in den kecken und urwüchsigen Strophen des „Canto novo" findet. Der trotzige Jüngling, der kühn singend und heftig begehrend über den bezauberten Strand des adriatischen Meeres schritt, ist derselbe, der späterhin in der verfeinerten Hülle des Andrea Sperelli, des Tullio Hermil und des Giorgio Aurispa wieder zum Vorschein kommt. Er ist derselbe, der sich, der weltlichen Freuden müde, in der Gestalt des Cantelmo, in die Stille des einsamen Parkes von Rebursa zurückzieht, um nachzusinnen und das glorreiche Erscheinen des Königs von Rom vorzubereiten; derselbe, der unter den letzten Sprösslingen des fürstlichen Stammes die Violante — die von Düften trunkene — wählt und in ihr die göttliche Schwermuth und verhängnisvolle Anmuth erblickt; derselbe, der in der Gestalt des Stelio Effrena unmittelbar mit der vielfältigen Seele des Volkes verkehrt und aus dem heftigen Abscheu und den raschen Siegen die hohe Lebenskraft und Lebensfreude zu schöpfen weiß; derselbe, der schließlich dazu auserschen ist, den glorreichen Sieg des Lebens und der Kunst zu schauen — — —

Die Stimme des Dichters, die anfänglich ruhig und gedämpft geklungen, war laut und volltönend geworden; die Perioden schwollen, und die harmonisch entwickelten Ideen gewannen das Feuer und den Ausdruck ihres Schöpfers, dieses Helden im Leben, des Lyrikers in der Kunst.

— Und eben deshalb, fuhr er fort, habe ich nach einem dramatischen Ausdruck gestrebt und werde fernerhin darnach streben, denn keine andere Kunstform bringt die einzelne Seele der Gesammtseele näher und verhilft dem Künstler mehr zum Sieg über die Menge. Wenn auch vorläufig mein Ideal eines Festspielhauses an den Ufern des Albanersees — diesem romanischesten aller Seen — sich nicht verwirklichen lässt, so hoffe ich doch, dass im kommenden Frühling eine aus den besten Elementen des modernen italienischen

Theaters zusammengesetzte Truppe — an ihrer Spitze die Duse und Zacconi — eine längere Reihe von Vorstellungen geben wird; es ist ein kühnes, aber ausführbares Project, und keine andere Stadt als Florenz, aus deren Schoß die ganze „Renaissance“ hervorgegangen, vermöchte eher der Schauplatz einer Wiedergeburt unseres Theaters zu sein. Speciell im Hinblick darauf habe ich „La Gioconda“, ein vieractiges Drama, geschrieben, das zugleich mit der „Città morta“ und einigen anderen noch unveröffentlichten Dramen einiger junger italienischer Schriftsteller dort zur Aufführung kommen könnte. In der „Gioconda“ habe ich eine liebliche Mädchenfigur angebracht, die ‚Sirenetta‘, die den reinen Quellen der Natur — die zugleich die Quellen der Kunst sind — näher steht, als irgend eine meiner sonstigen Gestalten. Ich hoffe auch in kurzer Zeit ein Drama umbrischen und franciscanischen Inhaltes zu liefern: „Frate Sole“, in dem der Dialog musikalisch sein soll, wie in den „Laudi“ der Primitiven, aus denen die Mysterien und die heiligen Spiele hervorgegangen sind; außer dem schlichten und harmonischen Dialog werde ich auch trachten, darin die reine Linie und Heiligkeit des umbrischen Landes wiederzugeben, in dessen Mitte, gleich einem Born der Menschenliebe, für ewige Zeiten die mystische Gestalt des Mönchs von Assisi leuchtet. Dann will ich daran gehen, „La Tragedia della Folla“ zu schreiben, worin eine Person vorkommt, in deren Seele sich herrliche tragische Elemente vereinigen ...

— Nach Ihrer Ansicht gipfelt also der ideale Ausdruck der Kunst im Drama?

Ja. Ich glaube — und Richard Wagner und einige andere haben vor mir diese Ansicht gehegt — dass man sämmtliche Künste, die Poesie wie die Musik und auch die bildenden Künste, in den Dienst der dramatischen Kunst stellen könne und solle. In meinem nächsten Roman, „Il Fuoco“, hat Stelio Effrena in Venedig eine Unterredung mit Richard Wagner — wenige Tage vor dem Tode dieses Gewaltigen — und in diesem Gespräch sind all meine Ideen über die ideale Form des Dramas, sowohl im Einklang mit denen Wagners, als im Gegensatz zu ihnen, niedergelegt.

— Wann dürfte „Il Fuoco“ erscheinen?

— In der zweiten Hälfte des November oder der ersten des December.

Wer sind die Helden dieses Romans?

— Stelio Effrena, der junge Künstler, der sich erschauernd der vielfältigen Seele der Großen Bestie nähert; die Foscarina, in der das psychologische Profil einer großen Schauspielerin gezeichnet ist, und die Donatella, die Tochter eines berühmten Bildhauers, der in seiner Seele die intellectuelle Erbschaft der großen Meister aus der guten alten Zeit vereinigt, jener Meister, die, wie Mino da Fiesole und Benedetto da Rovezzano, gewissermaßen aus dem Boden jenes edlen Toscana herausgewachsen sind, der so reich an Marmor und an natürlichen Harmonien ist.

Und die Dichtkunst? Seit dem „Poema paradisiaco“ und den „Odi navali“ hat man nur wenig Verse von Ihnen zu sehen bekommen — —

— Ja, es ist wahr. Mit Ausnahme von ein paar Oden in italienischer und ein paar Sonetten in französischer Sprache habe ich wenige Verse geschrieben. Ich warte seit drei Jahren geduldig auf den Augenblick zum Dichten. In letzter Zeit habe ich gefühlt, dass meine Seele sich neuen, unbekannten Harmonien zuzuneigen beginnt. Hätten die Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens und sonstige Sorgen mich nicht hier zurückgehalten, dann hätte ich mich auf irgend einen einsamen Felsen an der herrlichen Küste der Adria zurückgezogen und hätte zwei, drei Monate lang unausgesetzt Verse geschrieben. Dennoch hoffe ich in nächster Zeit in einem Bande die „Laudi“ auf den Himmel, das Meer, die Erde und die Helden zu vereinen.

— Und wann gedenken Sie die „Sogni delle Stagioni“ herauszugeben?

Sie sind schon fertig und dürften ungefähr zugleich mit dem „Fuoco“ bei Treves erscheinen, und zwar in einem Bande und durch die „Panischen Zwischenspiele“ untereinander verbunden. Die sind jedoch nicht aufführbar. Diese Sorte von dramatischen Gedichten findet keinen Anklang bei dem italienischen Publicum, dem die Wollust des Traumes und die zarten Schleier, welche die Schönheit umgeben, ganz und gar unbekannt sind.

— Aber warum lassen Sie sie dann nicht in Deutschland oder in Wien aufführen, wo das Publicum, obwohl im allgemeinen skeptischer als das italienische, doch andächtig der Darstellung der Hauptmann'schen „Märchen“ oder der musikalischen Fabeln von Humperdinck folgt?

— Sehr gern würde ich den Theatern dieser nördlichen Städte diese kleinen Spiele zur Aufführung überlassen. Es sind mir sogar von Impresarios und Uebersetzern schon öfters derartige Anträge unter glänzenden Bedingungen gestellt worden; ich habe bis jetzt immer gezögert, aber vermuthlich werde ich mich eines Tages entschließen, sie aufführen zu lassen. In wenigen Tagen kommt einer jener „Sogni“: ‚Der Traum eines Sonnenuntergangs im Herbst‘, heraus.

· Welchen Gegenstand behandelt er?

— Gewissermaßen einen historischen: die Geschichte einer verliebten Dogaressa — der Gradeniga — die zu einer Hexe kommt, um sie um ein Heilmittel für ihr Liebesleid zu bitten. ...

*

Als wir uns von unserem Gastfreund verabschiedeten, war die Sonne bereits untergegangen, hinter den harmonischen Hügeln des Westens, dort, wo unsere Seelen das Meer ahnten. Wir giengen durch ein ernstes Refectorium des Cinquecento, in dessen Mitte ein herrliches Betpult aus dem sechzehnten Jahrhundert im Dämmerlicht warme, bronzene Reflexe entsandte. In einer Ecke, im Schatten, wachte stumm über einer alten Ausgabe des Petrarca, die beim dritten Capitel des „Trionfo d'Amore“ aufgeschlagen war, die Büste der Donna Luigia Gonzaga, die man dem Verocchio zuschreibt; und es schien, als entzünde der Widerschein des gedämpften goldenen Lichtes und jener holden Verse in ihren Augen und in ihrem Antlitz den Rausch und die Hypnose eines Traumes:

> Era sì pieno il cor di meraviglie;
> Ch'io stava come l' huom che non po dire,
> Et tace; et guarda pur ch' altri 'l consiglie.

Als Lesezeichen diente jener Seite des Petrarca eine echte Medaille des Pisanello: das herrliche Bildnis von Isotta Malatesta.

Dann kamen wir durch das Zimmer der Hermen: in den vier Ecken des Raumes erschimmerten in der geheimnisvollen Dämmerung vier holde, schweigsame Büsten, die einem berühmten Meister der Renaissance zugeschrieben werden. Inmitten des Zimmers ein niederes, breites Ruhebett, mit einem Brocatstoff bedeckt, dessen Gewebe mit goldenen Lilien durchwirkt war. Zu beiden Seiten des breiten Bettes hiengen kleine beschriebene Vierecke in kostbaren Rahmen (die göttlichen Verse der Helena am Skaeischen Thore, die sich im Homer finden, vom Dichter selbst andächtig übersetzt und aufgeschrieben), auf der anderen Wand hieng die strenge und ruhige Maske Beethovens. In einer Ecke erglänzte ein Rauchfass.

Als wir das Haus verließen, erglommen am klaren Himmel einige Sterne; am westlichen Horizont flammte ein prächtiger Feuerbrand: ein purpurner Flor aufs herrlichste mit Topasen, Beryllen und Chrysolithen geziert. Der Dichter, Angelo Conti und ich, wir fuhren zwischen den duftenden, schweigenden Hecken dahin, die Blicke auf jenen leuchtenden Schatz, der vom Himmel regnete, gerichtet; und unsere Ohren vernahmen all die leisen Laute der Nacht, die vielen zarten Stimmen, die tausend unsichtbaren Geschöpfen entquollen, denen der vom Himmel sanft niedergleitende Hauch der Finsternis die Lippen löste.

Im Westen hob sich der Poggio Imperiale von dem bernsteingelben Hintergrunde ab und schimmerte violett zwischen rosigen Schleiern. Aus einem Pfarrhof stieg zu dem goldenen Himmel eine zarte, wohltönende Stimme auf, der alsbald von den Hügeln und aus den Thälern andere weiche, feine Stimmchen Antwort gaben, bis jene hundert ländlichen Stimmen sich vereinten, sich vervielfältigten und prächtig im Chor sangen. Immer flammender erstrahlte der ferne Purpur, immer dichter regneten die Edelsteine vom Himmel hernieder.

Und jener Purpur und jene einzelnen tönenden Stimmen verbanden sich in unseren Herzen zu einem einzigen Worte: „Gloria!“

Florenz. **Antonio Cippico.**

Künstlerhaus.

Die Ausstellung heißt „Fünfzig Jahre österreichischer Malerei“; sie enthält Werke von Malern, die in den letzten fünfzig Jahren verstorben sind. Ein Anlass, uns einmal zu besinnen, vom Tage abzuwenden und an der Vergangenheit zu prüfen. Was ist von jenen geblieben? Vielleicht lehrt es, was von uns bleiben wird. Was fällt ab, was besteht? Das kann uns bekräftigen oder warnen. Auch möchten wir unsere alte vaterländische Art vernehmen, da jetzt viele Absichten mit vielen Vorurtheilen im Streit sind und manches ungewiss geworden ist. Da ist es nun sehr hübsch von der „Genossenschaft“, uns die Werke der Väter zu zeigen. Ich weiß nur nicht, ob es auch sehr klug ist. Ich fürchte, diese Ausstellung der „fünfzig Jahre“ wird wirken wie ein großes Placat für die „Secession“; was vielleicht doch gar nicht die Absicht war. Aber Secession wird in jedem Zimmer da gepredigt, alles ruft uns zu: geht zur Secession! Diese konnte sich zur Eröffnung ihres Hauses einen besseren Prolog gar nicht wünschen. Sie muss der Genossenschaft wirklich dankbar sein.

Da ist einer, der alle anderen schlägt: der alte Ferdinand Georg Waldmüller. Welche Kraft, welches Leben, welche Sonne! Da ist nirgends die Finsternis der Schule; wie das brennt! Der hat ja damals schon gewusst, was Licht ist, der hat ja damals schon gewusst, was Luft ist! Wir staunen, begreifen es gar nicht, erinnern uns, wann er gelebt und gewirkt hat (1793 bis 1865), können es kaum glauben und spüren, dass er einer von den ganz

großen Meistern des Jahrhunderts gewesen ist. Nun dürfen wir aber nicht vergessen, wie es ihm ergangen ist. Hevesi hat das neulich in seiner unvergleichlichen, ruhig und groß malenden Weise erzählt. „Waldmüller ist nämlich, sagt er nicht ohne eine sanfte Bosheit, Waldmüller ist nämlich der Ursecessionist von Wien. Vor so vielen Jahrzehnten hat er mit schneidiger Stimme Grundsätze verkündet, die von denen unserer Jungen nicht wesentlich abweichen ... Auf der Akademie that er nicht gut, musste sich also bald auf eigene Füße stellen. Er copierte jahrelang in den Museen und ‚glaubte darin das Heil zu finden‘. Naturstudien, ‚dieser Begriff war mir ganz fremd geblieben,‘ so schreibt er 1846. Da ließ ein Hauptmann Stierle-Holzmeister von ihm seine Mutter malen, ‚ganz so wie sie ist‘. Der Hauptmann — an seinem Wohnhause sollte man eine Gedenktafel anbringen — verlangte ausdrücklich die größte Naturtreue. Und bei diesem Bildnis giengen Waldmüller die Augen auf. Nun wusste er, was er ‚Neues zu lernen und Altes zu vergessen‘ habe. Er wurde ‚Naturalist‘. Die Führichschule fiel über ihn her, M. G. Saphir begeiferte ihn, der trotz alledem bereits Custos und Professor geworden. Sein ganzes Leben war von da an Kampf gegen den ‚Eigensinn der Stabilitätsmänner‘. Rückkehr zur Natur war seine ewige Predigt in Schrift und Beispiel ... Seine erste Schrift hatte einen förmlichen akademischen Strafprocess gegen ihn zur Folge. Er konnte sich nur retten, indem er zu Metternich gieng. Der Fürst, seit dem Wiener Congress ein intimer Freund Sir Thomas Lawrences, erließ als Curator der Akademie einen Rügebrief an den Director. Metternich schrieb ganz secessionistisch: ‚Die Akademie ist keine Zwangsanstalt, welche dem Lehrer wie dem Schüler verbieten kann, dem eigenen Genius zu folgen‘ ... Sogar einen Künstlerverein wollte Waldmüller bilden, genau eine ‚Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs‘, wie unsere Secession. Das wussten aber seine Feinde zu vereiteln. Die Weltausstellung führte ihn 1855 und 1856 nach Paris und London. Da schrieb er, tiefbekümmert über die Nichtigkeit der österreichischen Kunst, seine ‚Andeutungen zur Belebung der vaterländischen Kunst‘. Schärferes war in Oesterreich noch nicht gedruckt worden. Er verlangte darin vor allem die Aufhebung aller Kunstakademien als ersten Schritt zur Besserung. Statt der acht bis zehn Jahre verkehrter Abrichtung an der Akademie sollten zwei Jahre Meisterschule genügen, der ‚göttliche Funke‘ und die Natur würden dann schon das Weitere besorgen. Das Geld, das die Akademie koste, sollte auf Ankäufe verwendet werden. Talentlosen Schülern sei überhaupt vom Weiterstudieren abzurathen u. s. f. So griff er das Uebel an der Wurzel an .... Waldmüller büßte seinen Muth schwer genug. Er wurde nach hochnothpeinlicher Procedur mit halbem Gehalt (400 fl.) gnadenweise pensioniert. Das hat er nie verwunden. Es blieb der Wurm, der an ihm nagte, so dass er, der nie eine Krankheit gekannt und zu Führichs Alter bestimmt schien, nur 72 Jahre erreichte. Wiederum war es das Ausland, das ihn rechtfertigte. Auf der historischen Kunstausstellung in Köln (1861) hatte er solches Aufsehen erregt, dass er den Rothen Adler-Orden bekam. Nun schämte sich Wien und Schmerling verschaffte ihm 1863 den Franz Josefs-Orden. Er wollte ihn erst nicht einmal annehmen, da er sich ‚in Strafe befinde‘. 1864 empfieng ihn dann der Kaiser in Audienz und 1865 erhielt er die volle Pension. Aber schon das Jahr darauf starb er. Das ist das Leben des ersten Wiener Secessionisten“. Wer denkt da nicht an Schindler, der auch Jahre lang gelitten hat, während die Schönfärber sich brüsten konnten? Wer denkt nicht an den edlen Hörmann, den auch die „Hausierer“ zu Tod gequält und gehöhnt haben? Wer denkt nicht an unseren Olbrich, den sie auch jetzt am liebsten steinigen möchten, weil er es wagt, ein Baumeister zu sein, statt ein Zuckerbäcker?

Neben Waldmüller werden alle anderen klein: der süßliche und transparente Amerling, der titanische Rahl, der immer etwas von einem falschen Herkules hat, sogar Gauermann und Danhauser, der doch manchmal an die besten Engländer erinnert; von den entsetzlichen Declamationen der Wurzinger und Ruben gar nicht zu reden. Nur einer ist da, der sich mit Waldmüller messen kann: August von Pettenkofen. Auch ein Secessionist, nur freilich in einem anderen Sinne: nämlich einer für sich. Er ist kein Streiter gewesen, er hat niemanden bekehren wollen, er ist lieber weggegangen. Er war immer auf Reisen, in Wien hatte er nicht einmal eine Wohnung, so hat er sich gerettet. In seinem geliebten Szolnok an der Theiß, das er so oft gemalt hat, oder später in Venedig hat er geschaffen und nicht nach den Leuten gefragt. Er hat nicht gemalt, um zu gefallen, nicht für den Markt und nicht um den Ruhm, sondern um etwas Schönes zu machen, um der Sache selbst des Malens willen. Wie herrlich sind diese unscheinbaren und winzigen Dinge von ihm! Die ersten drücken noch ihr Thema auf die dürftige und graue Art der älteren Malerei aus, bald werden ihre Mittel reicher, er geht in die Sonne, er badet sich im Licht, die Luft dringt herein. Nichts ist an seinen Bildern jemals so, wie „man es halt macht“, oder „wie es halt gefällt“. Er malt, was er sieht, wie er es sieht, was er fühlt, wie er es fühlt: das Seine auf seine Weise. So gelingt es ihm, eine Welt zu schaffen. Mit jedem Menschen wird ja eine Welt geboren, die ihm allein gehört, die kein anderer sehen kann, die nicht war, bevor er sie erblickt hat, die niemals mehr sein wird, wenn sein Blick erloschen ist; diese Welt des Menschen ist sein Leben. Sie drückt der Künstler in seinen Werken aus, damit sie nicht sterben soll. Er ist ein Erzähler von einem fremden Land, das nur er allein gesehen hat, von Tönen, die nur in seinem Ohr sind, von Farben, die in seinem Auge nur leben. Das ist immer der Sinn der Kunst für den Künstler gewesen: Nachrichten zu geben von der Welt, die durch seine Berührung mit der wirklichen, in seinem Ohr, in seinem Auge, erst entsteht. Nur in den schlechten Zeiten ist der Name der Kunst entstellt worden, als ob sie etwas wäre, das alle Menschen haben, während sie doch das Eigenthum des Künstlers zeigen soll: das, was er für sich allein hat, seine einzige Schönheit. Die hat Pettenkofen gemalt, nicht das gemeine Hübsche, das alle haben. Darum würden sie ihn heute auch einen Secessionisten nennen. Seltsame Gedanken macht man sich von den Werken der „Celebritäten“ von damals. Ihnen ist damals vom Publicum gehuldigt worden, weil sie seinen Launen gedient haben. Und heute? Es ist kaum fünfzig Jahre her und sie sind vergessen. Wer kennt ihre Namen? Und wie altmodisch sind sie schon geworden, die Künstler nach der Mode! Man kann höchstens noch ein antiquarisches Interesse für sie haben: wir sind ein bisschen gerührt, wie bei welken Blumen und blassen Schleifen in einem alten Buch, aber wir können den dumpfen Geruch nicht vertragen. Nein, der Künstler ist verloren, der nach den anderen fragt, seinem Geschmack nicht vertraut, sondern den Beifall will, zu dienen bereit, da er doch ein Herrscher sein soll. Nur auf seine innere Stimme zu hören, sich treu zu sein, niemandem zu gehorchen, das ist sein Gesetz.

So spricht die Genossenschaft durch die Werke der Alten. Sie sollte es eigentlich lieber nicht.

Hermann Bahr.

Der Vielgeprüfte.

Lustspiel in drei Acten von Wilhelm Meyer-Förster. Aufgeführt am Hofburgtheater am 25. October 1898.

Als ich nach der Première des „Vielgeprüften“ das Burgtheater verließ, da dachte ich mir, es werde genügen, wenn ich mit wenigen Worten über das unglückliche, aber wohlverdiente Schicksal der Novität berichte. Ich wurde aber gar bald eines anderen belehrt. Ich traf vor dem Theater den Autor. „Ich bin überzeugt, das Stück hätte in Berlin riesig gefallen; es ist schade darum, dass es in Wien gegeben wurde. Es ist zu gut für hier, zu literarisch. Das versteht man hier nicht.“ So der Autor. Ich hatte nur Zeit ein paar schüchterne Worte des Widerspruches zu stammeln, da unser Gespräch gleich durch das Erscheinen eines Dritten unterbrochen wurde. Der Autor wird aber diese seine Meinung über sein Stück und über uns Wiener nicht nur mir anvertraut haben, sondern sie sicher auch anderwärts vertreten — ja vielleicht wird sie auch von einer oder der anderen jener Personen getheilt, die bei der Frage der Annahme des Stückes für Wien „Sitz und Stimme“ gehabt haben. Und so bin ich wohl berechtigt, ja bemüssigt, anknüpfend an diese Aeußerung eine Frage zu erörtern, die mir wohl sonst gar nicht in den Sinn gekommen wäre, die nach dem „literarischen“ Charakter des „Vielgeprüften“.

Man wird mir wohl nicht vorwerfen können, dass ich der modernen „literarischen“ und speciell der Berliner Production ablehnend gegenüber stehe. Ich habe ja so oft den entgegengesetzten Vorwurf anhören müssen und zwar von Personen, welche mir „maßgebend“ sein mussten und in gewissem Sinne auch „Autoritäten“ waren, wenn man sie auch gerade nicht immer „maßgebende Autoritäten“ nennen konnte. Ich fühle mich um so unbefangener, als ich desselben Autors „Krimhild“ hier zur Aufführung gebracht habe, ein Stück, das in Berlin „verkannt“ wurde und in Wien dreizehn Aufführungen erlebte, und als ich mich an dem Misserfolg seiner „Bösen Nacht“ in Wien mindestens insoferne mitschuldig gemacht habe, als ich seinen Wünschen hinsichtlich der Besetzung der Hauptrolle nachgab. Ich hatte an eine Charakterkomödie (also etwas „Literarisches“) mit Herrn Bonn gedacht: gespielt wurde ein ins übertrieben Possenhafte gezogener Schwank mit Herrn Thimig. Vielleicht wäre aber auch das Stück mit Bonn ebenso durchgefallen. Möglich. Ich sage das aber nicht gegen den Autor, sondern gegen mich. Denn die Leute, die hinterher, wenn auch etwas schief gegangen ist, doch immer Recht gehabt haben wollen, sind mir zuwider und ich suche mich darum auch selbst vor derlei zu hüten.

Nun also, diesesmal kann man wohl kaum der Darstellung die Schuld am Durchfall zuschreiben. Irgend jemand muss aber die Schuld haben. Das Publicum meinte, der Dichter habe sie: der Dichter aber meinte, das Publicum habe sie, denn sein Stück sei „literarisch“.

Was soll nun das „Literarische“ an dem Stück sein? Da muss man zunächst eines zugeben: dem Stück liegt keine üble Idee zu Grunde, ja, wenn man will, sind zwei gute Ideen da. Der junge Ehemann, der noch in Prüfungsnöthen steckt und dem aus der Prüfungsmisère auch noch die Familienmisère erwächst, ist eine

gute Lustspielfigur; und diese Figur kann in ein höheres Gebiet, in das des Humors emporgezogen werden, wenn der immer durchgefallene Candidat schließlich die Prüfungen sammt der juristischen Carrière von sich stößt, und der Dichter zeigt, dass man bei einer Prüfung durchfallen und trotzdem etwas Tüchtiges werden kann. Denn in den „Prüfungen“ liegt ein Moment, das zur Bekämpfung mit der Satire verlockt; man hat die Prüfungen oft ein nothwendiges Uebel genannt, es liegt aber manchmal geradezu etwas „Aufreizendes“ in ihnen: gescheite Leute sind schon durchgefallen und dumme Kerle haben sie schon mit „Auszeichnung“ bestanden. Da muss uns aber der Dichter wirklich zeigen, dass in dem Manne, der immer durchfällt, etwas steckt, und dass er trotz des Durchfallens aus eigener Kraft und nicht durch Vermittelung schablonenhafter Possenzufälle etwas wird. Oder der Dichter kann die Idee nicht satirisch, sondern rein humoristisch durchführen — als den souveränen Triumph des sorglosen lebensfrohen Leichtsinns, wie ihn Eichendorff in einer wundervollen Novelle so herrlich gefeiert hat.

Von all dem ist aber im „Vielgeprüften“ keine Spur. Der Autor erstickt seine Ansätze zu einer Theaterkomödie in einem Wust der plattesten, abgebrauchtesten Possenspässe, die nicht einmal spasshaft sind, ja er lässt alles in einer geradezu unbeholfenen Technik versinken. Die Leute rennen bei den Thüren herein und heraus, ohne dass man weiß warum. Und überall fehlt die innere Wahrscheinlichkeit, die doch gerade eine „literarische“ Arbeit von den gewissen Tantièmenschwänken unterscheiden müsste. Jedes dramatische Genre hat seine eigenen Wahrscheinlichkeitsgesetze, die Oper andere als das Schauspiel, das Historienstück andere als das Märchen. Gegen die Wahrscheinlichkeit der Historie verstößt es nicht, wenn der Dichter in gewissen Nebensächlichkeiten der Chronologie ein Schnippchen schlägt, aber er wird uns nicht Alexander den Großen und Julius Cäsar als Zeitgenossen vorführen dürfen. Im Märchen dürfen die Feen fliegen, unsichtbar werden, hexen und zaubern, das verstößt nicht gegen die Wahrscheinlichkeit des Märchens, ja es wäre da unwahrscheinlich, wenn die Feen nicht fliegen und zaubern könnten; aber sie müssen sich so benehmen, wie wir in den goldenen Zeiten unserer Kindheit, und wenn wir so glücklich waren, uns den Sinn für das Märchen zu bewahren, auch später noch gelernt haben, dass Feen sich benehmen. In einem „literarischen“ Stück, das unter gewöhnlichen Menschen spielt, verlangen wir, dass diese Menschen sich so benehmen, wie wir es eben von ihnen für glaubhaft halten. Und das Gesetz der Wahrscheinlichkeit wird vor allem verletzt, wenn wir sehen, dass die Menschen gewisse Sachen nicht aus ihrem Charakter oder der jeweiligen Situation heraus machen, sondern nur darum, weil der Autor das gerade für sein Stück so braucht. Eine solche Technik ist das gerade Gegentheil von der Technik, die wir von einem „literarischen“ Stücke fordern. Und darin, dass die Technik eine unliterarische ist, steht der Autor des „Vielgeprüften“ den Herren Blumenthal und Kadelburg genau so nahe, als er in der Beherrschung dieser unliterarischen Technik von ihnen entfernt ist.

Ein paar Beispiele dürften genügen. Der zum zweitenmale in Berlin bei der Prüfung durchgefallene Titelheld erhält den Besuch seiner ganzen Familie aus Neuburg. Die Leute sind doch zusammen von Neuburg hergereist, sie sind auch in keinem Hôtel abgestiegen. Sie werden also wohl auch zusammen die Treppe heraufkommen. Sie erscheinen aber einzeln, eines nach dem anderen in dem Absteigequartier des unglücklichen Candidaten, Gatten, Vaters und Schwiegersohnes. Wo bleiben die anderen immer in der Zwischenzeit? Sie stehen wohl auf der Straße. Warum? Nicht, weil sie dort etwas zu thun haben, nicht weil sie einen Grund dafür haben, sondern nur, weil der Autor einen Grund dafür hat. Er kann sie nur einzeln oben brauchen, damit jeder seine Scene hat. Das ist eben das Unliterarische. Blumenthal und Kadelburg werden derlei auch machen, richtig, aber sie wollen eben auch gar nicht literarisch sein. Und dann machen sie das Unliterarische in sehr lustiger Art und so lacht man gerne, weil die Prätension fehlt und die Situationskomik da ist. Hier aber ist die Sache nicht nur unliterarisch, sondern auch langweilig, und beides zusammen ist denn doch zu viel. Es ist eben ein Irrthum, wenn man schließt: Viele lustige Stücke sind unliterarisch, also mache ich ein langweiliges Stück und dann ist es literarisch. So mag der Autor geschlossen haben und so scheinen schon verschiedene Autoren geschlossen zu haben, wenn sie von dem Drange, „literarisch“ zu sein, erfasst wurden.

Oder im letzten Act. Der ganze Stadtrath mit dem Bürgermeister an der Spitze kommt zu dem Schwiegervater des „Vielgeprüften“, um bei ihm über seine Absetzung Beschluss zu fassen. Und warum geschieht das? Nicht weil es wahrscheinlich ist, dass derlei irgendwo vorkommt, nicht weil es sich aus der besonderen Art der Verhältnisse in Neuburg ergibt, nein, nur weil der Autor in demselben Act, in welchem er eine Familienscene in dem Hause des Schwiegervaters spielen lässt, ohne Verwandlung auch die Stadtrathssitzung vorführen will. Ja, nicht genug damit: die Stadtväter gehen nicht gleich herauf, sie lassen den Hausherren zuerst — auf die Gasse hinunterrufen. Warum? Weil dies irgendwie glaubhaft aus der Situation sich ergibt? Nein, weil der Autor sich nicht anders zu helfen weiß, wie er für ein Paar Minuten den angeklagten Schwiegervater wegkriegt und Zeit und Raum gewinnt für eine Scene, die er noch braucht.

Oder am Schlusse die Rede des telegraphisch nach Neuburg berufenen Helden, der, nachdem er im Zwischenact durch einen blinden Zufall bei einem Journal untergekommen ist und sich, kein Mensch weiß wie, eine schöne Position erworben hat, nunmehr den Schwiegervater „rettet“! Es mag ja dumme Stadträthe geben — in Neuburg wenigstens; aber so dumme, dass sie auf diese Rede hineinfallen? Nein — auch in Neuburg nicht. Da kann man nur mit dem Stadtrath Heinrich Bookemann sagen: „Es hat ja doch alles seine Grenze. Man greift sich an den Kopf und fragt sich: Ja, ist es denn möglich!“

Die Darstellung war im allgemeinen gut. Ob man den Mangel einer jugendlichen Naiven dadurch verbergen kann, dass man Frl. Blaha in diesem Fache hinausstellt, ist eine andere Frage. Zum erstenmale traten vor das Publicum des Burgtheaters Frau und Herr Prechtler. Frau Prechtler-Schmittlein hatte in ihrer Rolle nicht Gelegenheit zu zeigen, wieviel sie kann, Herr Prechtler in seiner wieder nicht Gelegenheit zu zeigen, wie wenig er kann.

Max Burckhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Das Ministerium Thun hat eine glückliche Woche hinter sich. Am Dienstag hat Graf Thun, am Donnerstag hat Graf Bylandt aus Anlass der Pest-Interpellation des Abgeordneten Gregorig eine ganz vernünftige Rede gehalten, wie sie weder Freund, noch Feind ihnen zugemuthet hätte. Im Vergleiche mit Herrn Gregorig, dem sie gegenüber standen, sahen factisch die beiden Minister-Grafen gebildeten Menschen täuschend ähnlich, und die Officiösen konnten sich kaum fassen vor Entzücken über den schönen Schein. Aber freilich, nicht alle Tage ist Sonntag! Nicht immer — Gott sei Dank — beherrscht die Pest die parlamentarische Discussion, und nicht immer leiht sich Herrn Gregorigs Unter-Intelligenz den Ministern als pechschwarze Folie dar. Schade, dass es kein Land auf der Welt gibt, das aus lauter Gregorigs besteht. Dort müssten unsere Minister hin, in dieser Gregorig'schen Geistes-Reincultur wären sie als die geistigen Führer des Landes wirklich auf ihrem Platz. In Oesterreich leider nicht. Denn selbst wir Oesterreicher sind, trotz der unleugbaren agitatorischen Kraft des Dr. Lueger, denn doch noch nicht vollständig gregorisiert. Deswegen wird es uns in Gregorig-freien Wochen oft so unendlich schwer, das Regime Thun zu ertragen.

*

Graf Thun muss diese Woche froh gewesen sein, dass er den Baron Dipauli nicht, wie dieser es wünschte, zum Unterrichts-, sondern zum Handelsminister gemacht hat. Denn auch Baron Dipauli huldigt — wenigstens nach seinem Leibblatt, der „Reichswehr“, zu schließen — der politisch-religiösen Anschauung des Herrn Gregorig, dass die Bacillenuntersuchungen eine wissenschaftliche Spielerei seien. Eine solche Anschauung, aus dem Munde des Unterrichtsministers, wäre denn doch auch für den Grafen Thun recht genant. Als Handelsminister dagegen vermag Baron Dipauli das Cabinet nicht so arg zu compromittieren. Da könnte er höchstens, seinen canonischen Anschauungen gemäß, das Zinsnehmen verbieten. Aber dem soll er, wie die Tiroler erzählen, für seine Person gar nicht so abgeneigt sein, so dass selbst diese geringe Gefahr dem Cabinet von seiner handelsministeriellen Thätigkeit nicht droht.

*

Der Finanzminister Dr. Kaizl ist augenblicklich so eigentlich der Verhandelsminister des Cabinets Thun. Er dient nämlich als Unterhändler zwischen dem Grafen Thun und den Postulat-Jungczechen. Bei den Jungczechen arbeitet er à la baisse, beim Grafen Thun à la hausse. Gelingt es ihm, die beiden auf einen mittleren Kaufpreis zu einigen, so ist seine Provision ihm sicher: die Baronie.

*

Graf Thun hofft sich länger zu halten, wenn Baron Banffy stürzt, und Baron Banffy hofft sich länger zu halten, wenn Graf Thun stürzt. Auch das ist eine Folge der österreichisch-ungarischen Zollgemeinschaft, und sie allein schon genügt, um es begreiflich zu machen, dass die beiderseitigen Minister Anhänger des Dualismus sind, der jedem von beiden eine neue Chance zur Erhaltung seines ministeriellen Daseins gewährt.

*

Dem Verfassungstreuen Großgrundbesitz und der Freien deutschen Vereinigung hat man wegen ihrer bejahenden Abstimmung im Ausgleichsausschuss Inconsequenz vorgeworfen. Mit nichten! Die beiden Gruppen befolgen eine ganz feste und klare Taktik: Sie stimmen jederzeit mit der Opposition gegen das Ministerium, wenn sie sehen, dass das Ministerium sie nicht braucht, weil es sich auch ohne sie die Majorität gesichert hat. Sobald aber das Ministerium in irgend einer unpopulären Sache von irgend einer Gruppe der Rechten (den Jungczechen zum Beispiel) in Stich gelassen wird, eilen Großgrundbesitzer und Vereinigungs-Meyer als Ersatzreserven dem Ministerium zuhilfe. Wenn die beiden Gruppen am Mittwoch, da die Jungczechen sich absentiert hatten, mit der Opposition gestimmt hätten, so wäre das Ministerium gefallen. Unter solchen Umständen mussten die beiden Gruppen auf den Luxus einer oppositionellen Abstimmung verzichten, den sich eben nur populäre Parteien gönnen dürfen, nicht aber Abgeordnete wie die Großgrundbesitzer, hinter denen bekanntlich niemand steht, es sei denn ihre Büchsenspanner, noch auch Vereinigungs-Männer, hinter denen wieder niemand steht, als höchstens ihre Buchhalter.

*

Der jungczechische Abgeordnete Dr. Herold hat sich in seiner letzten Parlamentsrede wieder einmal der Mitmenschheit als Vorkämpfer der Freiheit vorgestellt. Auf dem Gebiet der Wucherfreiheit ist er auch sicher uns anderen um seine guten 12 Procent voraus.

*

Der Ritter David v. Abrahamovicz legt auf das ungarische Quoten-Junctim keinen besonderen Wert, weil er sein eigenes Junctim hat. Er hofft nämlich, dass er, wenn der Ausgleich parlamentarisch zustande kommt, endlich die so lange, so gewaltsam und doch so erfolglos angestrebte Geheimrathswürde erlangt. Unter dieser Voraussetzung ist Herr v. Abrahamovicz großmüthig genug, auf die paar lumpigen Quoten-Millionen zu verzichten, umsomehr, als sie ohnedies aus anderer Leute Taschen bezahlt werden.

*

Die ehrengerichtliche Untersuchung der „Concordia" gegen Herrn David von der „Reichswehr", von der ich an dieser Stelle in der vorigen Nummer Mittheilung gemacht habe, hat genau so geendigt, wie von Herrn David nach allen Antecedentien zu erwarten stand. Die Untersuchung wurde in der „Concordia", der Herr David als Mitglied angehörte, eingeleitet, nachdem und weil Herr David die seinerzeit gegen mich beim Bezirksgerichte Josefstadt angestrengte Ehrenbeleidigungsklage in selbst-diffamierender Weise in jenem Momente zurückgezogen hatte, als er meine Bereitwilligkeit zur Erbringung des Wahrheitsbeweises bemerkte. Vor der „Concordia" suchte sich Herr David mit derselben Lüge zu verantworten, die er schon in seiner Klagezurückziehungseingabe vor dem Bezirksgericht Josefstadt verwendet hatte. Er behauptete nämlich, dass er die Klage zurückgezogen habe, weil ich den Wahrheitsbeweis nicht antreten zu wollen erklärt hätte. Darüber wurde ich am 15. Juli 1898 vom Referenten des Ehrengerichtes der „Concordia", Herrn Josef Trebitsch, als Zeuge protokollarisch einvernommen. Das Protokoll lautet:

„Der Referent richtet an Herrn Dr. Kanner die Frage: ob er oder sein Vertreter im Vorverfahren anlässlich der Klage David contra Kanner vor dem Bezirksgericht erklärt oder auch nur eine Aeußerung gethan habe, die vermuthen lassen konnte, dass er in der Hauptverhandlung den Wahrheitsbeweis für die von ihm gegen David erhobenen ehrenrührigen Beschuldigungen nicht anzutreten gedenke?

„Dr. Kanner erwidert: Ich habe im Vorverfahren keinerlei Andeutung gemacht, die den Schluss gestattet hätte, dass ich den Wahrheitsbeweis nicht antreten wolle. Mein Vertreter, Dr. Harpner, hat vielmehr am 1?. Juni um beschleunigte Anordnung der Hauptverhandlung gebeten. Ich selbst habe den Wahrheitsbeweis in allen Details vorbereitet gehabt, als Herr David zu unserem Bedauern die Anordnung der Hauptverhandlung und die Erbringung des Wahrheitsbeweises durch die Zurückziehung der Klage vereitelt hat."

Soweit das „Concordia"-Protokoll.

Herr David hatte offenbar darauf gerechnet, dass ich, der ich nicht Mitglied der „Concordia" bin, die Zeugenaussage vor der „Concordia" ablehnen würde, wie ich es in einem früheren, für mich gleichgiltigen Fall gethan hatte. Herrn Davids lügnerische Verantwortung wäre dann vor der „Concordia" unwidersprochen geblieben. Diesen Gefallen that ich aber Herrn David nicht. Von meiner Zeugenaussage an war Herrn Davids Taktik vor der „Concordia" darauf gerichtet, die ehrengerichtliche Verhandlung durch allerhand Vorwände zu verschleppen.

Das ist ihm während der Sommermonate auch gelungen. Als aber jetzt mit Beginn der Herbstsaison die Nachfrage nach der ehrengerichtlichen Verhandlung contra David unter den Mitgliedern der „Concordia" immer lebhafter und eine weitere Verschleppung unmöglich wurde, fasste Herr David einen heroischen Entschluss. Am 20. October erhielten die Mitglieder des Ehrengerichts der „Concordia" statt der erwarteten Einladung zu einer Sitzung des Ehrengerichts vom Präsidenten Herrn Ferdinand Groß das folgende Schreiben:

„Geehrter Herr!

„Herr Gustav David, Herausgeber der „Reichswehr", hat mir seinen Austritt aus dem Verbande der „Concordia" angezeigt. Indem ich Ihnen hiervon Mittheilung mache, constatiere ich unter einem, dass mit dem Austritte des Herrn David das gegen ihn eingeleitete ehrengerichtliche Verfahren selbstverständlich gegenstandslos wird."

So hat also die große Action schließlich geendigt, die Herr David gegen meinen im April d. J. erschienenen Artikel „Ein neues Condominium" eingeleitet hat. Finis coronat opus.

Volkswirtschaftliches.

An allen europäischen Bankplätzen ist Geld jetzt sehr knapp, und überall wird der Bankzinsfuß erhöht. Aber nirgends macht man soviel Geschichten damit, wie bei uns, wo sich die Bankleitung erst nach langem Sträuben dazu herbeigelassen hat, die Bankrate um ½ Procent hinaufzusetzen. Vorläufig kennt man, wenn die Ansprüche an die Bank zu stark werden, kein anderes Mittel, um die zur Notendeckung bestimmten Goldbestände vor dem Ausströmen zu sichern und ein Goldagio zu verhindern, als eben die Zinsfußschraube. Und überall wird dieses Mittel trotz der Vertheuerung des Credits, die es hervorruft, anstandslos angewendet. Nur bei uns erhebt man ein Geschrei darüber und würde es vorziehen, das Goldagio aufkommen zu lassen. Am allerwenigsten ist aber in Oesterreich solche Wehleidigkeit am Platze. Wenn die Bankleitung jetzt diese Maßregel so sehr perhorresciert, discreditiert sie im voraus die Valutaregulierung und erschwert sich selbst ihr Vorgehen nach Aufnahme der Barzahlungen. Denn dann wird sie den Zinsfuß oft hoch halten müssen, ob sie will oder nicht.

*

Das Verhalten der Wiener Presse zu dem von uns an anderer Stelle besprochenen Tramwayvertrag zeigt unsere Presszustände wieder in hellem Lichte. Man sollte doch meinen, dass unsere liberalen Zeitungen nichts Ernsteres zu thun hätten, als die monströsen Bestimmungen dieses Vertrages in ihrem Kampfe gegen die christlichsociale Communalverwaltung auszuschroten. Statt dessen sehen wir, dass mit alleiniger Ausnahme der „Neuen Freien Presse" die gesammte bürgerliche Presse jede Kritik des Vertrages unterdrückt und höchstens dann und wann hämische Bemerkungen bringt über den Bürgermeister, der auszog zu fluchen, und der dann segnete und den Tramwayeurs auf 550 hob. Die liberalen Blätter ziehen an einem Strange mit der antisemitischen „Deutschen Zeitung" — aus den gleichen Motiven. Freilich so weit, wie diese letztere, bringen sie es nicht. In einem gegen die „Neue Freie Presse" gerichteten Artikel vom 25. October schreibt dieses Blatt über die beabsichtigte Steuerbefreiung der Tramway folgende bezeichnende Sätze: „Uns Wienern kann es doch herzlich gleichgiltig sein, wieviel die Tramway an den Staat zu entrichten hat ... im Gegentheile: je weniger Steuer die Wiener Straßenbahnen zu zahlen haben werden, desto eher wird die Gemeinde ... auch an dem Nettoüberschusse participieren." Daran, dass eine Straßenbahn Abgaben an den Staat und an die Stadt entrichten kann, denkt der Verfasser nicht gern. Kein Wunder, da ja die Tramwayartikel der „Deutschen Zeitung" offenbar von der Firma Siemens verfasst sind, sowie die in dem „Deutschen Volksblatt" von der Firma Schuckert. Es geht nichts über eine ehrliche Presse!

*

Die Nadrager Eisenindustriegesellschaft, eine aus der Concursmasse der Zsidovarer Eisenwerksgewerkschaft im Jahre 1873 von deren Gläubigern mit 579.000 fl. gegründete Gesellschaft, hat von 1876 bis 1888 keine Dividende gezahlt, von da an steigende Erträgnisse abgeworfen, im Jahre 1894 als Maximum 8 Procent. Seit jener Zeit sind die Actien durch eifrige Propaganda, an welcher insbesondere ein Mitglied des Verwaltungsrathes sich betheiligt hat, ins Publicum gelangt, und zwar zum Course von 360 bis 400 fl. Das Actiencapital wurde im Jahre 1895 auf 750.000 fl. erhöht durch Einräumung eines Bezugsrechtes zu 250 fl. Seither sind die Dividenden des Unternehmens von 16 auf 12 fl. gefallen, der Reingewinn von 81.000 auf 61.000 fl. zurückgegangen, ohne dass die Geschäftsberichte eine Aufklärung darüber gebracht hätten. Der Actiencurs, welcher Ende 1895, also nach dem Krach, noch über 400, vor Jahresfrist 315, Ende Juni 250 notierte, ist jetzt auf 170 fl., also unter pari zurückgegangen, ohne dass die Verwaltung sich veranlasst gesehen hätte, irgend eine Erklärung über die Verhältnisse des Unternehmens, über die Ursachen und Berechtigung des Cursrückganges abzugeben. Der Präsident der Gesellschaft Baron Franz Klein von Wiesenberg hat Actionären, welche sich an ihn um Aufklärung wandten, erst sagen lassen, dass er einer außerordentlichen Generalversammlung Bericht erstatten werde, dann, sie mögen eine Abordnung zu ihm persönlich schicken, schließlich will er seinen Secretär beauftragt haben, ihnen Aufklärungen zu geben. Da die Actien zu nicht geringem Theile im Publicum sind, wäre Aufklärung sehr erwünscht, und da die Actionäre als echte österreichische Actionäre vor energischen Schritten sich scheuen, könnte vielleicht die Regierung von dem ihr statutarisch zukommenden Aufsichtsrechte Gebrauch machen, um die Verwaltung zu nöthigen, die Verhältnisse der Gesellschaft nicht als ihr Privatgeheimnis zu behandeln. Dann hätte das Aufsichtsrecht doch einmal etwas genützt.

*

Vom Präsidenten der Pester Ungarischen Commercial-Bank erhalten wir das nachstehende Schreiben:

„Geehrter Herr Redacteur!

Budapest, 27. October 1898.

Mit Bezug auf die in Ihrer geehrten Zeitschrift vom 22. d. M. erschienene Notiz über die Ungarische allgemeine Kohlenbergbau-Gesellschaft erkläre ich hiemit, dass weder ich persönlich, noch auch die Commercial-Bank jemals, also auch nicht bei den erwähnten Geschäften, mit der genannten Bergbau-Gesellschaft irgend eine Betheiligung an Kohlenwerken, Schürfen oder überhaupt an Kohlengeschäften, und zwar weder direct noch indirect, haben oder gehabt haben, und ich darf wohl von Ihrem Gerechtigkeitsgefühle erwarten, dass Sie dieser Erklärung in Ihrer werten Zeitschrift Raum geben.

Hochachtungsvoll

Leo Lánczy."

Wir bemerken zu diesem Schreiben, dass in der betreffenden Notiz die Betheiligung des Herrn Präsidenten Lánczy an jenem Consortium zur Veräußerung der Ungarischen allgemeinen Kohlenactien nicht als bestimmt, sondern nur als „anscheinend" hingestellt wurde. Das Eintreten des Herrn Präsidenten Lánczy zu Gunsten der Fusionierung der nothleidenden Kohlengesellschaft mit der reichen Salgo bildete die Grundlage zu unserer durch das obige Schreiben widerlegten Vermuthung. Wir erwähnen nur noch, dass uns von jenen Herren, deren Betheiligung an den von uns so scharf kritisierten Transactionen ohne jede Einschränkung mitgetheilt wurde, keinerlei Richtigstellung zugekommen ist. D. Red.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre Déjazet, „À qui l'enfant" von Mirat und Micart; Vaudeville, „Amoureuse" von Porto-Riche (Reprise); Odéon, „Les Grâces" von Saint-Foix. Berlin. Berliner Theater, „Das Erbe" von Philippi; Königl. Schauspielhaus, „Herostrat" von Fulda; Lessing-Theater, „Der Eroberer" von Halbe; Luisen-Theater, „Die Schuld der Schuldlosen" von Adolf Stoltze; Neues Theater, „Frauenkampf" von Scribe, „Papa kommt" von Karl Theodor Schultz.

*

So hat denn Adele Sandrock das Burgtheater wirklich verlassen. Das ist wahrscheinlich nicht gut für Adele Sandrock. Es ist aber gewiss nicht gut für das Burgtheater. Man liebt im Burgtheater die Collegen nicht, die etwas können. Beispiele sind wohl überflüssig. Freilich, man liebt auch jene nicht, die nichts können. Aber der Mangel der Liebe äußert sich dort und da verschieden. Kann jemand nichts, dann hetzt man in zur Schau getragener Antheilnahme ihn gegen den Director, der ihm keine

Rolle gibt, oder gegen die Kritik, die ihn nicht gelten lassen will. Kann aber jemand etwas, dann hetzt man gegen ihn: oben, unten, überall. Dass Adele Sandrock nichts könne, getraute man sich doch nicht zu sagen. „Schade," sagte man, „dass sie so hässlich ist." O, mitleidsvolle Seelen! Ich will nicht ungalant sein gegen Damen und nicht Namen von solchen nennen, die auch nicht schöner — waren. „Sie ist die Geliebte des Directors," sagte man — des früheren natürlich! Das wäre freilich ein großer Vorwurf gewesen — gegen den Director. Es läst sich vieles dafür anführen, dass der Mensch überhaupt keine Geliebte haben soll, aber ganz unstreitig ist, dass der Director keine bei seinem Theater haben soll. Selbst der Regisseur nicht. Nur schade, dass der Director das viel besser gewusst und befolgt hat als — mancher andere. „Sie spielt alles! Sie ist ein Star," hieß es weiter und man zählte gewissenhaft nach, wie oft sie in der Woche auftrat; hatte sie einmal eine Zeitlang nichts zu thun, so ignorierte man das großmüthig. Nun, Adele Sandrock hat in den drei ersten Jahren ihres Engagements — sie hatte am 7. Februar 1895 als Maria Stuart debutiert und hierbei den Befähigungsnachweis auch für die classische Tragödie glänzend erbracht — nicht ganz zweihundertmal gespielt, darunter in acht Novitäten, wovon zwei Stücke Einacter waren („Das letzte Ideal" und „Tabarin") und eines („Die Wildente") nur eine Episodenrolle für sie enthielt, in der sie allerdings bewies, welch weites Gebiet ihr Talent beherrsche. Dem Burgtheater wird es wohl so wenig wie den Autoren geschadet haben, dass sie in dieser verhältnismäßig gewiss nicht großen Zahl von Novitäten beschäftigt wurde. Aber jede neue Rolle, die sie erhielt, und war es auch in einem noch so alten Stück, bot Anlass zu immer neuem Ansturm. Sogar die kranke Wolter musste wieder auf die Bühne, damit das vollbegründete, auf langjähriger Thätigkeit aufgebaute Ansehen der mit Recht so hochgefeierten Künstlerin das Emporwachsen der anderen, die sich erst einen Rollenkreis zu erwerben hatte, hindere oder doch hemme. Byrons „Kain" mit Mitterwurzer als Lucifer und Adele Sandrock als Eva durfte nicht gegeben werden — weil die Wolter verlangte die Eva zu spielen. Warum war die Wolter nie ein Star, obwohl sie durch Decennien gespielt hatte, was gut und theuer war? Weil damals das Können der anderen im richtigen Verhältnis zu ihrem Können stand. Und warum waren Mitterwurzer und die Sandrock Stars? Die Antwort ergibt sich wohl von selbst. Wenn sie je aus einem Ensemble treten, lag die Ursache nicht darin, dass sie sich einem Ensemblespiel nicht musterhaft einfügen konnten. Sie war also offenbar wo anders gelegen. Wenn in einem Ensemble der Eine als „Star" erscheint, so trifft der Vorwurf gemeiniglich nicht ihn, sondern die anderen. Als es nun immer schwieriger wurde, für Adele Sandrock Raum zu künstlerischer Bethätigung zu schaffen, und man, um zu vermeiden, was sich jetzt vollzogen hat, einige der älteren Stücke, die ohnedies schon so ziemlich abgespielt waren, im Jahr ein- oder zweimal öfter ansetzte, als sie es eigentlich vertrugen, da konnte man den letzten Trumpf ausspielen: man rannte mit den Cassarapporten herum und rief triumphierend: „sie zieht nicht mehr"! Und so ist es gekommen, dass schon seit längerer Zeit auf der einen Seite die Sandrock über mangelhafte Beschäftigung klagte, während anderseits ihre Collegen fanden, sie sei viel zu viel beschäftigt. Nun sind die Früchte endlich gereift. Adele Sandrock hat ihre stürmisch verlangte Entlassung erhalten. Das ist wahrscheinlich nicht gut für Adele Sandrock. Es ist aber gewiss nicht gut für das Burgtheater.

B.

*

Wenn die Direction eines Theaters unternehmend ist, so kann sie darauf rechnen, dass auch das Publicum ihren Bestrebungen ein erhöhtes Interesse entgegenbringt. Man konnte diese Wahrnehmung kürzlich auch im Hofoperntheater machen, wo der „Freischütz", neu einstudiert, zur Aufführung gelangte. Leider entsprach der Erfolg nicht ganz den gehegten Erwartungen. Allerdings hat sich die frühere Direction allzuhäufig damit begnügt, den „Freischütz" lediglich als Lückenbüßer zu improvisieren, aber davon abgesehen ist mir der ganze Stil der früheren Aufführungen lieber gewesen. Heute fehlt dem Werke die Einheitlichkeit. Schon an der Ouverture konnte man das bemerken, in der Mahler in jedem Takt etwas Besonderes bringen wollte, in jeder Periode das Tempo wechselte und dadurch mehr eine Reihenfolge von Künsteleien schuf, als ein großes Kunstwerk. Solche Stücke gefielen mir unter Richters eherner Führung unvergleichlich besser. Unter dem Einfluss des Uebereifers haben auch andere sonst unverwüstliche Glanznummern der Oper gelitten: das Trinklied, die Scene in der jetzt ganz nüchternen Wolfsschlucht und der Jägerchor. Sie fielen sämmtlich wirkungslos ab. Von den Solisten haben sich Frau Forster, Fräulein Michalek und Herr Schrödter glänzend bewährt. Herr Ritter ist mit dem Caspar in eine neue Stimmlage übersiedelt. Er singt die alten Rollen jetzt so selten, dass ich nicht mehr weiß, ob sie seiner Stimme noch liegen, der Caspar liegt ihm ganz gewiss nicht. Dazu fehlt ihm in den hohen Tönen der Timbre der Bassstimme, während die tiefen Töne ganz fehlen. Die berühmte Schlussarie des ersten Actes, ein sicherer Triumph der Bassisten, gieng unter diesen Umständen vollständig verloren. Schauspielerisch wirkte Herr Ritter ganz vorzüglich. Ein anderer Besetzungsfehler schien mir die Uebernahme einer Baritonpartie durch den Tenor Herrn Spielmann zu sein, während Herr Reichenberg in einer Nebenrolle nicht zur Geltung kam. Das waren ganz sonderbare Neuerungen, die nicht verfehlen konnten, dem Gesammteindruck der Aufführung zu schaden.

R. W.

*

Im Raimund-Theater stellte sich ein neuer Schauspieler für das komische und Charakterfach vor: Herr Willy Thaller. Sein Erfolg war groß. Seine Begabung ist, glaube ich, noch größer. Sie weist ihn über den volksthümlichen Rollenkreis, in dem er sich bei uns eingeführt hat, deutlich hinaus. Herr Thaller ist nicht bloß ein Komiker zu ermäßigten Preisen — ein Typus, den Herr Fröden in das Raimund-Theater eingeführt hat — er ist ein ganzer Schauspieler. Sein ungewöhnlich kräftiges Temperament kommt gleich interessant darin zum Ausdruck, wie er seine Schwungkraft herrschen läst, und wie er sie dem Ausdruck einer anderen Rolle zuliebe zu verbergen weiß. Er zeigte sich vorerst in der Partie eines alten, rechthaberischen und pedantischen Gecken und fiel nicht mit dem winzigsten Zug aus seiner vollendeten, an Maran erinnernden Zeichnung. Er enthüllte sich ein paar Minuten später als der Nestroy'sche „Zerrissene" und legte auch hier, bei aller scheinbaren Ungebundenheit, einen Typus fest: den übermüthigen, überschäumenden Melancholiker, der uns so wienerisch anmuthet. Wenigstens im ersten Act. Zugleich mit dem Stück und allerdings auch infolge seiner übertriebenen Sucht, eine groteske Girardi-Seite hervorzukehren, verflachte sich sein Spiel. Als Wurzelsepp, am zweiten Abend, nahm er von neuem gefangen.

A. G.

*

Es geht doch nichts über Ehrlichkeit. Herr Prof. Karl König hat neulich eigenhändig berichtet, dass er auf die ursprünglich für das Palais Herberstein geplante Kuppel „gegen seine bessere Ueberzeugung" verzichtet hat. Also endlich ein Mann, der eine Ueberzeugung gehabt hat. Welche Selbstüberwindung, so etwas von sich zu werfen, umsomehr als die „bessere Ueberzeugung" (in diesem Falle die Kuppel) schon einigemale zum Ausdruck gebracht war und sich auf die besten Autoritäten berufen konnte. Wie schwer muss der Abschied von dieser Lieblingsidee gewesen sein! Aber nur nicht verzweifelt, Herr Professor; die von Ihnen geplante Kuppel wäre ja schließlich nur Adoptivkind. Ihre eigene Wirksamkeit beginnt erst jetzt, wo Sie endlich auf die Dachpappe gekommen sind. Und diesen Plan darf man Ihnen nun nicht wieder entreißen, denn das ist gar nicht die verpönte Kuppel, wie so viele meinen, sondern das ist eine — behördlich gestattete — „Mansarde". Wie gut, wenn man ein bisschen Kunstgeschichte studiert hat! Ein Ignorant hielte das für den unteren Theil der nebenstehenden Burgkuppeln und dächte, das andere wird schon noch kommen. Eine Art provisorische Dame ohne Oberleib. Aber Sie sind origineller; denn so eine Mansarde hat es auf der Welt noch nicht gegeben. François Mansart wollte ein Wohngeschoß mehr errichten, als die Pariser Vorschrift zuließ, und verlegte es darum in das Dach. So etwas nannte man dann Mansarde; Ihre Schöpfung hätte niemand dafür gehalten ... Uebrigens, Sie sind gerechtfertigt; Sie haben Ihr Wort, keine Kuppel zu bauen, niemals gebrochen. Dr. Lueger hat das auch bereits eingesehen, sonst hätte er Ihnen nicht einen Brief geschrieben, in dem er Sie bittet, Sie mögen es ihm nicht übelnehmen, wenn er sich hinreißen ließ — das läge nun so in seiner Natur, und er hätte eben darüber sprechen müssen. Wenn jetzt noch ein anderes Haupt der Gemeinde sich beim Grafen Herberstein entschuldigte, der schon seit mehr als vierzehn Tagen ihm dazu Zeit läst, so wird sich alles in Wohlgefallen auflösen — und über der Dachpappe kann ruhig Gras wachsen.

Dr. M. D–r.

Bücher.

Dr. Emanuel Adler: Über die Lage des Handwerks in Oesterreich. (Erstes Heft der von Bernatzik und Philippovich herausgegebenen staatswissenschaftlichen Studien.) Freiburg i. B. bei J. C. B Mohr und Wien bei Manz, 1898.

Diese kleinere Schrift bildet eine dankenswerte Ergänzung zu dem größeren Werke von Waentig. Sie enthält keine Geschichte wie diese und weniger Polemik, dafür aber mehr positive Vorschläge. Der Verfasser spricht dem Handwerk nicht die Lebensfähigkeit und die Zukunft ab, wie Waentig, aber er meint ganz richtig mit Beziehung auf die Mittelstandsreiterei, es komme weniger darauf an, eine wie große Anzahl von Kleinmeistern erhalten bleiben, als in welcher Lage sie sich befinden. Dass er die von den Zünftlern inspirierte österreichische Gewerbegesetzgebung nicht als das richtige Rettungsmittel anerkennt, versteht sich von selbst; hohen Wert legt er dagegen auf die genossenschaftliche Selbsthilfe und auf eine gründliche Reform der Lehrlingsausbildung. Für diese fordert er Lehrwerkstätten in Verbindung mit zweckmäßig eingerichteten Gewerbeschulen.

— t —

Ilse Frapan: Die Betrogenen. Berlin, Gebrüder Paetel, 1898.

Dieses Buch ist in Zürich entstanden und in Zürich gelebt. Frische Schweizer Luft weht darinnen, aber die Menschen, mit denen es uns bekannt macht, sind Menschen des letzten Verfalls und wirken darum doppelt exponiert. Es sind Studenten und Studentinnen, seltsam maulwurfhafte Geister, so recht ohne Licht von innen, gleichsam nur im trüben

Lampendunst gesehen. Und nur gesehen, nicht geschaffen, in einer durchaus naturalistischen Art, welche die Gegenstände so nahe rückt, dass wir sie nicht mehr im ganzen, sondern nur noch in ihren Einzelheiten sehen. Ilse Frapan hat Stil, nicht ihren eigenen, sondern den einer Epoche; sie sieht ausnehmend scharf, aber nur das, was gestern gewesen ist. Das ist jene Kleinseelenmalerei, die auf dem Punkte ist, viele ihrer Bewunderer zu verlieren. Es ist nichts Vorausfühlendes in ihr, sondern im Gegentheil etwas Mattes, Abgeglühtes, Allzureifes. Die Menschen in ihrem Buch sind zu lebendig. Das klingt paradox, aber es ist so, denn das, weshalb sie sich erhitzen und wofür sie leiden, ist todt. Deshalb ermüdet die Geschichte, die die Verfasserin erzählt, und macht den Eindruck der Zwecklosigkeit. Sie will nicht polemisieren, sie will gestalten; aber wider ihren Willen wird alles polemisch, bald auf der Seite der Männer, bald auf der Seite der Frauen, und die Zerrissenheit, die sie schildert, geht auf sie selbst über und fließt in ihr Werk zurück. Ein Frauenbuch: kalt, wie die meisten Bücher schreibender Frauen; ohne die Freiheit, welche die innere Entfernung verleiht, frisch und unmittelbar, nicht im künstlerischen, sondern im gesellschaftlichen Sinn, durchaus beachtenswert, aber auch durchaus zukunftslos.

J. Wa—n.

Revue der Revuen.

„Deutsche Revue" bringt im Octoberheft eine zweite Publication Prof. Philippsons über Forckenbeck. Die vor kurzem erschienene Monographie desselben Verfassers über dasselbe Thema ist in der vorwöchentlichen Nummer der „Zeit" einer ausführlichen Besprechung unterzogen worden. Die Anregung, mit der Prof. Stern diese Besprechung schloss, ist in der vorliegenden neuen Publication bereits erfüllt: sie stellt sich nämlich als eine Serie ungedruckter Briefe Forckenbecks an seine Frau dar. Die Briefe stammen hauptsächlich aus dem Jahre 1866, in welchem Forckenbeck dem Fürsten Bismarck in seinem Bestreben, mit dem Parlament Frieden zu schließen und für das fünfjährige budgetlose Regiment Indemnität zu erlangen, unterstützte. Damals zog ihn der Kronprinz Friedrich in sein besonderes Vertrauen. Am 15. August spät abends ließ er ihn ganz allein zu sich kommen, um von ihm „Aufklärung über die wirklichen Stimmungen des Abgeordnetenhauses und über die Hoffnungen auf Beilegung des Conflictes zu erhalten". Forckenbeck machte die Erfüllung dieser Hoffnungen vor allem von der Zusicherung der Staatsregierung abhängig: „einmal, dass Ausgaben, die wir verweigert, nicht geleistet würden, dann, dass alljährlich der Etat so rechtzeitig vor Beginn des Etatsjahres als Gesetz publiciert werden könne". Der Kronprinz war es dann auch, der Mitte September — nach Ueberreichung der Forckenbeck'schen Adresse an den König und dessen improvisierter, viel bemerkter Rede — mit Bismarck zusammen dringend zum Einschlagen liberaler Bahnen gerathen hat. Und bei den Wahlen in den constituierenden Reichstag hat sich der Kronprinz direct für die Wahl Forckenbecks eingesetzt. — Aus dem weiteren Inhalt des Heftes verdient ein Artikel des Admiralitätsrathes Koldewey hervorgehoben zu werden, der die Frage, ob Andrée zurückkehren wird, sehr skeptisch behandelt und daran eine interessante Betrachtung über den zweifelhaften wissenschaftlichen Nutzen knüpft, den Expeditionen, wie die Andrée'sche, bestenfalls haben können.

August- und Septemberheft der österreichischen Monatsschrift **„Kunst und Kunsthandwerk"** werden durch die entsprechenden Tafeln des Lefler-Urban'schen Bilderkalenders eingeleitet. Unfreundlich genug. Die Zierkunst dieser modern gebildeten, aber höchst leichtfertigen Zeichner verflacht sich mit den Monaten des Jahres. (Glücklicherweise ists bis zum December nicht mehr weit.) Was sie diesmal an allegorischen Darstellungen geben, ist ein buntes und grelles Gemisch banaler und hochtrabender Elemente, und diese letzteren sind fremden Mustern angeglichen. Noch ärger als diese falschen präraphaelitischen Jungfrauen und Ritter aber macht sich das Rahmenwerk mit seinen willkürlichen, geschmacklosen Verschnörkelungen. Und die Farbentöne sind barbarisch hart nebeneinander gesetzt. Das ist um so merkwürdiger, als im übrigen die Ausstattung dieser Zeitschrift auf bedeutender Höhe steht. — Ein allgemein ästhetischer Aufsatz ist von Th. Volbehr da, über Kunsturtheile und kunstgeschichtliche Würdigung. Darin wird der bloß relative Wert jedes Kunsturtheils betont und die allerdings anfechtbare Folgerung gezogen, dass es am besten sei, sich mit der kunstgeschichtlichen Würdigung, dem alles aus seiner Zeit Verstehen, zu begnügen. — Ueber Alfred Rethel als Caricaturenzeichner und über die malerischen Interieurs in einem spätgothischen Schloss Issogne finden sich, von sehr schönen Abbildungen unterstützt, Aufsätze in demselben Hefte. — Sehr lesenswert und mit überaus freundlichen Illustrationen versehen ist auch ein Beitrag des Augustheftes über Tiroler Erker von Joh. Deininger.

„Revue des Deux-Mondes" (1. October). Alfred Fouillée schreibt über den Individualismus und das sociale Gefühl in England. Er definiert den Individualismus als das Bestreben, die eigene Persönlichkeit aufs höchste zu entwickeln und ihr auch äußerlich Geltung zu verschaffen. Aber diese Eigensucht steht keineswegs im Gegensatz zur Unterwerfung unter die öffentliche Ordnung: sie bedingt im Gegentheil nach englischen Begriffen eine strenge Selbstdisciplin, die sich desto leichter den herrschenden allgemeinen Gesetzen fügt. Zweifellos geeignet, zur Erstarkung der Nation beizutragen, hatte dieser ausgeprägte Individualismus in England die missliche Folge, eine allzugroße Einseitigkeit des Denkens und Fühlens nach sich zu ziehen. Es fehlt den Engländern an Universalität, und sie haben wenig Fühlung untereinander, sowie mit den anderen Nationen. — R. de Sizeranne bespricht die Kunst der Caricatur.

„Arena" (September.) Chujiro Kochi schreibt über das Familienleben in Japan und schildert darin namentlich die japanische Frau äußerst interessant. Auch im öffentlichen Leben macht sie sich geltend. Der Schulunterricht liegt fast ganz in ihren Händen. Die heiligen Insignien der Kaiser werden seit undenklichen Zeiten von jungfräulichen Priesterinnen gehütet, und die Geschichte lehrt, dass unter 123 Monarchen neun weibliche Regentinnen waren. Dem steht in demselben Heft eine sehr wenig schmeichelhafte Schilderung des amerikanischen jungen Mädchens von Mrs. Rhodes Campbell entgegen. Darnach wäre dasselbe äußerlich, genusssüchtig, anmaßend und anspruchsvoll im Elternhaus, das sie beherrscht, und von aller frühesten Kindheit nur auf die „Flirt" bedacht. Mrs. Campbell führt an, wie eine junge Mutter ihr lächelnd erzählte, ihr dreijähriges Töchterchen sei schon eine ganz junge Dame. Sie sei sehr auf ihre Toiletten bedacht und erzähle den ganzen Tag von ihren Verehrern. Das komme wohl daher, dass sie oft mit ihren beiden Tanten von vierzehn und fünfzehn Jahren beisammen sei und da natürlich viel von solchen Dingen reden höre.

Sein letztes Abenteuer.

Novellette von Gustav Falke.

(Schluss.)

13.

„Sie hat sich von ihm küssen lassen, was?"

„Das geht mich nichts an, Liebster."

„Wie finden Sie das?"

„Dumm Tüg! lassen Sie doch die machen, was sie wollen."

Selling hatte während dieses kurzen Wortwechsels beständig kleine Steine ins Wasser geworfen. Jetzt wandte er sich erregt nach Miller um, beide Hände in die Taschen seines Jaquets vergrabend.

„Sie sagen das wohl," sagte er heftig.

„Lieber Selling, wenn Sie warten, bis man Ihnen zuvorkommt, dürfen Sie sich nicht beklagen. Wenn Sie eifersüchtig sind —"

„Unsinn!"

„Na was wollen Sie denn? Warum sind Sie nicht längst mal — mein Gott, wochenlang laufen Sie mit dem hübschen Mädel 'rum."

„Ich habe sie eben falsch taxiert."

„Weil Sie nie klug werden wollen."

„Sie scheren alle über einen Kamm. Ich denke nun mal höher vom Weibe."

„Na ja, schon recht! Wenn Sie aber glauben, dass ein anständiges Mädchen —"

„Warum nicht? Eine großangelegte Natur?"

„Sie mit Ihren großangelegten Naturen! Die wollen dann aber auch meistens nicht trocken sitzen."

Selling nagte an der Unterlippe.

„Wir denken eben verschieden über das Weib," stieß er heraus.

„Na, nun thun Sie man nicht so. Sie sind auch kein Heiliger."

Miller lachte gutmüthig, spöttisch.

„Das ist doch ganz was anderes, darum handelt es sich hier ja gar nicht."

„Es handelt sich darum, mein Lieber, dass Steinbauer die Aepfel pflückt, die Sie haben hängen lassen. Und das verdent' ich ihm gar nicht. Das ist doch Ihre Schuld? In den Schoß fällt einem so was nicht."

Selling drehte nervös an seinem Schnurrbart.

„Aber Sie hätten sie doch auch höher taxiert," sagte er nach kurzer Pause.

„Fällt mir gar nicht ein!"

„Das sagen Sie jetzt!"

„Lassen wir das, bitte, ja?" sagte Miller etwas ärgerlich. „Die Geschichte wird langweilig."

14.

Also das war das Ende! Ein so lächerliches, verächtliches Ende!

Er hatte ja schon lange gemerkt, dass sie nicht die war, wofür er sie nahm, nehmen wollte, aus Caprice. Nun, die Strafe war da. Geschah ihm schon recht. Der Narr, der er war!

Miller hatte ja ganz Recht. Aber das war ja nun einmal seine Natur: Er ließ immer die Aepfel hängen, für andere.

Aber doch — etwas anders lag die Sache denn doch noch. Es war eigentlich ebensogut eine Ehre für ihn, in diesem Fall, den Weibern gegenüber. Er war einmal keine brutale Natur, hatte einmal diese Scheu vor dem Heiligen im Weibe.

Selling gieng immer weiter in die Watten hinaus. Wie ihn das beruhigte!

Das blieb ihm doch immer treu, diese Zuflucht blieb ihm für immer. Nur die Natur ist liebevoll, unerschöpflich an Trost, ewig dieselbe gütige Mutter.

Morgen wollte er abreisen; wenn er nur erst weg wäre. Wenn er nur erst in Sylt wäre!

Im Grunde war das doch alles ganz gut so: diese letzte heilsame Enttäuschung! Wirklich heilsam! Und er wollte sichs wirklich nicht reuen lassen. Eine neue Erfahrung, ein Abenteuer mehr.

Was war das? War das nicht ein Schuſs? Er hörte doch deutlich diesen dumpfen Knall. Von der See her.

Er blieb stehen, sah sich um, horchte einen Augenblick. Aber alles blieb still.

Vielleicht ein Seehundsjäger. Oder jemand hatte eine Möve niedergeknallt. Empörend! Pfui! Diese Gemeinheit! Aber die großen, leuchtenden Vögel, die über ihm im Winde segelten, auf dem Schlick saßen oder im Prielwasser badeten, zeigten keine außergewöhnliche Unruhe.

„Peter! Peter!“ lockte er eine Möve, die ihn hartnäckig umstreifte.

Ja, wer es so hätte! Sich dem Sturm entgegenwerfen, weit die Schwingen, unter sich das schäumende Meer.

Das schäumende Meer war jetzt da ganz hinten. Wie ein Silberstreif. So weit hatte es sich grollend zurückgezogen. Aber es zeigte die Zähne: ich komme wieder!

Selling übersprang ein breites Priel. Er glitschte aus und griff mit beiden Händen in den nassen Sand.

Er lachte.

Das war ein Sprung gewesen!

Er nahm einen Anlauf und sprang wieder zurück.

Brillant.

Nochmal hinüber!

Wie wohl das that! Es machte warm.

Er sah sich um. Er war schon ein gutes Stück gelaufen. Es schien zurück nach Neuwerk nicht weiter als bis zum Strand. Aber das täuschte. Mehr als ein Drittel des Weges hatte er doch wohl kaum zurückgelegt.

Er sah nach der Uhr.

„Oh, noch viel Zeit,“ sagte er laut. „Mögen sie ohne mich frühstücken.“

Am liebsten wäre er gleich nach Duhnen gegangen und dann: adieu! Aber er hatte ja seinen Handkoffer noch dort. Wenn er sich den mit der Post nachschicken ließ?

Aber das sah wie Flucht aus. Und wenn? Mochten sie denken, was sie wollten. Aber dann fiel ihm ein: er hatte ja noch nicht bezahlt. Und seine Papiere, sein Tagebuch!

Hatte er eigentlich seinen Koffer abgeschlossen?

Er griff in die Tasche. Die Schlüssel hatte er bei sich. Aber er konnte sich nicht besinnen, ob er abgeschlossen hatte.

Da — da wars wieder! Wieder dieser dumpfe Knall!

Vielleicht schossen sie von einem der Forts aus. Aber in so langen Abständen?

Es war wohl nur Sinnestäuschung, hier in der Einsamkeit der Watten. Er kannte das von Sylt her, zwischen den Dünen. Namentlich nachts. Alle diese wunderlichen Geräusche, Stimmen, geisterhaft, wie aus einer anderen Welt.

Ob der Wind diesen dumpfen Knall erzeugen konnte? Heftig genug war er. Die Wolken segelten schnell genug.

Oder sollte Steinbauer? Richtig! Der hatte ja ein Teschin. Es fiel ihm plötzlich ein, und er wandte sich unwillkürlich nach der Richtung, wo Caracalla jetzt vielleicht vor ihr auf dem Kopf stand und mit den Füßen sein Teschin abfeuerte.

Na! Wo war er denn — er war ganz verblüfft.

Da war ja alles grau!

Wo war denn Neuwerk?

Aber da war der Thurm. Nur die Spitze ragte schwarz aus dem Nebel. Und jetzt sah er deutlicher, die schattenhaften Umrisse des ganzen Thurmes, der breiten niedrigen Häusermasse.

Er sah sich um.

Der Duhner Strand lag in eigenthümlicher fahler Klarheit. Auf dem Deich stand jemand und winkte. Oder war es ein Baum? Er erinnerte sich nicht, ob Bäume auf oder in der Nähe des Deiches standen.

Aber es bewegte sich.

Nein, doch nicht!

Er sah das alles in wenigen Secunden, während das Herz ihm fast still stand.

Nebel!

Er wuſste, was das zu bedeuten hatte.

Nebel in den Watten!

Wenn die Flut käme!

Er lief gerade auf den Nebel zu, auf den schattenhaften Umriſs des Leuchthurmes. Instinctiv schlug er diese Richtung ein. Dort warteten sie auf ihn, sahen vielleicht aus, merkten die Gefahr.

Aber plötzlich stand er still.

War er denn wahnsinnig? Der Flut entgegenzulaufen!

Was war das für ein Gluckſen? Schon das Wasser?

In den kleinen flachen Rinnen rings zitterte das Wasser in ganz kleinen Wellen. Kleine Blasen stiegen aus dem Schlick und platzten.

Ein eigenartiger, langgezogener Laut kam durch den Nebel, von der See her. Das muſste die Flut sein!

Zurück! Dem Strand zu! Nur da war Rettung! Er lief ja gerade dem Tod in den Rachen!

Er machte kehrt. Er lief nicht, er stürmte vorwärts.

Noch lag der Strand klar vor ihm.

„Dreiviertel Stunden,“ schoſs es ihm durch den Kopf.

Schlimmstenfalls schwimmst du, kannst mit der Flut schwimmen.

Er war ganz sicher, daſs er sich retten würde. Ein, zwei, drei Priele übersprang er mit einem Satz oder lief gerade durch, daſs das Wasser nur so spritzte.

Gerade durch eine Schar Möven stürmte er. Mit Geschrei stoben sie auseinander.

Aber jetzt — da konnte er nicht hinüber kommen, nicht hindurch kommen.

Er jagte an dem Priel längs. Es verbreitete sich.

Er jagte zurück. Nahm es denn kein Ende?

Nur nicht vom geraden Weg ab! Er muſste durch!

Bis über die Hüften gieng ihm das Wasser.

Daſs er auch nach dieser Seite in die Watten gegangen war. Den Postweg kannte er ja. Er hatte rechts, in ziemlicher Entfernung, vorhin die Besen gesehen.

Jetzt sucht er sie.

Nebel!

Links, rechts, hinter ihm, vor ihm: alles ein grauer, wogender Dunst. Wie plötzlich aus dem Boden gestiegen. Ueberall Nebel, dicker Nebel.

Mein Gott!

Eine plötzliche Lähmung überfiel ihn.

Jetzt sterben! Auf diese Weise!

Der Nebel stieg, kroch an ihm empor, bis an die Hüften, bis an die Brust, bis unter die Arme.

Und ein Gluckſen, Rieseln, Plätschern aus dem Nebel herauf.

Die Flut.

Er fühlte das Wasser. Es spülte um seine Füße.

Er rief, schrie: „Ahoi! Hilfe!“

Der Ruf verhallte. Keine Antwort. Das Wasser stieg. Er schwankte ein paarmal. Der Boden unter seinen Füßen wurde glitschiger. Und er konnte ihn nicht sehen. Stolperte. Rutschte aus. Wagte keinen Schritt mehr.

„Ahoi!“ rief er. „Ahoi!“ „Hilfe! Hilfe!“ Sechsmal hinter einander.

Die Knie zitterten ihm.

Das Wasser war ihm bis an die Hüften gestiegen. Auch der Nebel stieg noch, langsam. Er sah nur noch wie durch einen Schleier. Er warf seinen Rock ab. Wenn das Wasser ihm bis unter die Arme reichte, wollte er schwimmen. So oder so. Er wollte wenigstens versuchen, sich zu retten.

Er warf alles von sich, was ihm möglich war. So stand er in den rollenden, gurgelnden Wellen und hielt sich mühsam aufrecht.

Der Nebel lichtete sich ein wenig. Oder hatten seine Augen sich an diesen Dunstschleier gewöhnt? Er sah den trüben zerrissenen Wolkenhimmel über sich, fahlleuchtende Mövenschwingen.

Und jetzt!

Er strich ein paarmal mit den Händen über die Oberarme, als wollte er sich seiner Muskeln versichern.

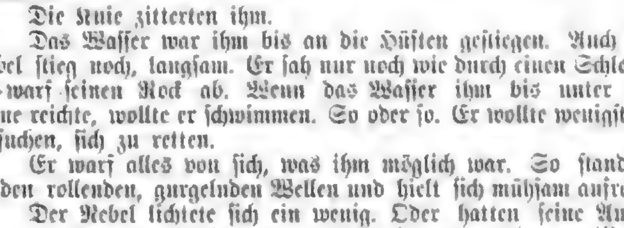
Eine Welle schäumte an seinem Rücken empor, schoſs in zwei breiten Sturzbächen über seine Schultern.

Und mit der nächsten Welle, ruhig, wie beim Baden, die Arme gestreckt legte er sich vornüber.

Und der Nebel schloſs sich über ihm. —

Der alte Kuhhirte, der auf dem Vorland des Deiches seine Kühe hütete, fand ihn am Strand. Er winkte dem Grenzaufseher, der auf dem Deich patrouillierte, und sie zogen die Leiche aufs Trockene.

Stimmen aus dem Publicum.



Zur geplanten Erhöhung des Petroleumzolles.

Der Großaugur des österreichischen Fiscus hat nunmehr seine, von der liberalen Ideenblässe des einstigen fortschrittlichen Professors nicht angekränkelte Rede im Ausgleichsausschuſs vom Stapel gelassen und wir sind, mit Verlaub zu melden, so klug

wie zuvor. Dr. Kaizl, der Vertheidiger des Bilinski'schen Machwerkes, erklärt unter verschiedentlichen geheimnisvollen Drohungen den Ausgleich als die Summe aller Weisheit und der größten Vortheile für Cis, muss aber doch, um seine Vergangenheit nicht ganz zu verleugnen, zugeben, dass so manche Postulate dieses Schmerzenskindes mehrerer Väter, sich nicht aufrecht halten lassen. Nun, dieses Zugeständnis ist zwar wenig, aber es ist doch etwas. Die indirecten Steuern, mit Ausnahme der Zuckersteuer, sind dem Dr. Kaizl nicht ans Herz gewachsen, wenn er auch deren Erfordernis pour l'honneur du drapeau vertheidigte. Selbst den Petroleumzoll hat der Finanzminister mit oberflächlichen Phrasen behandelt und ihn trotz seiner angeblichen Nothwendigkeit unter die entbehrlichen Requisite des österreichisch-ungarischen Dramas eingereiht. Es gibt auch nichts Ueberflüssigeres, nichts Leichtfertigeres als diese Zollerhöhung. Um den Rohölproducenten in Galizien ein vollständiges Monopol zu verschaffen, ihnen selbst die kleinste Concurrenz vom Halse zu schaffen, soll die Einfuhr eines Rohstoffes eingedämmt, vielmehr ganz verhindert werden, welcher ohnehin seit Jahr und Tag in seiner Importmenge rapid zurückgeht und, während er vor zehn Jahren noch 80% des Inlandsconsums deckte, heute nur noch etwa 10% desselben beträgt. Von einer dadurch hervorgerufenen Nothlage der galizischen Industrie kann sonach keine Rede sein und merkwürdigerweise ist weder von Verlegenheiten der betreffenden, ob großen oder kleinen Industriellen, noch von einer drohenden Verarmung derselben etwas zu hören, wohl aber ist das Factum allgemein bekannt, dass die Petroleuminteressenten in wenigen Jahren, also unglaublich rasch, zu großem Vermögen gelangten. Ein Jahr lang befehdeten sich die inländischen Raffinerien in der intensivsten Weise, um die schwächeren Etablissements in den Grund zu bohren, doch zeichnet die ganze Branche ein sehr zähes Leben aus und so blieb nichts anderes übrig, als ein neues Kartell zu schließen. Bei demselben befinden sich alle wohl, denn die erste natürliche That desselben war eine durchgreifende Preiserhöhung des Petroleums und nimmt auch die Bohrthätigkeit in Galizien immer größere Intensität an, trotz der bisher behaupteten Fabel, der Import ausländischen Rohöles hindere die Entfaltung der galizischen Industrie. Diese bestand bisher zum guten Theile in der barnumartigen Verwertung der Terrains, die zu fabelhaft hohen Preisen an ausländische Capitalisten behufs Exploitierung angebracht und in welchen Millionen Gulden resultatlos verbohrt wurden, so dass das ausländische Capital sich aus Galizien zurückzog und den kaukasischen, sowie rumänischen Gebieten mit gutem Erfolge zuwendete. Man braucht nun den erhöhten Zoll, um selbstverständlich die Petroleumpreise sofort noch höher zu schrauben, da ja sonst die Zollhinaufsetzung keinen Sinn hätte, und dann die Terrainspeculation von neuem in Schwung zu bringen. Ein nothwendiger Schutz für die galizische Industrie ist daher die Zollerhöhung nicht, sondern nur die angestrebte vollständige Ausnützung der Sachlage, um durch Vertheuerung des Petroleums zum Schaden der Bevölkerung die Lucrativität maßlos zu erhöhen und den Staat zu seinem eigenen fiscalischen Nachtheil als Fundament für ein schrankenloses Monopol zu benützen. Hat daher selbst der Finanzminister kein besonderes Interesse an dem Zustandekommen der geplanten Zollerhöhung, so wird es unseren Abgeordneten umso leichter fallen, diese Maßregel von der bedrohten Bevölkerung durch Ablehnung der Zollerhöhung abzuwehren und das erwarten wir mit Zuversicht.

Ein Consument.

Oesterreichisch-ungarische Bank.

Im Monate **Februar** des Jahres 1899 findet in **Wien** die

XXI. regelmäßige Jahressitzung der Generalversammlung

der

Oesterreichisch-ungarischen Bank

statt.

Die stimmberechtigten Actionäre*), welche der Generalversammlung der Oesterreichisch-ungarischen Bank für das Jahr **1899** als Mitglieder angehören wollen, werden eingeladen, spätestens bis **Mittwoch, den 30. November 1898**, zwanzig auf ihren Namen lautende, vor dem Juli 1898 datierte Actien der Oesterreichisch-ungarischen Bank sammt Couponsbogen bei der Depositenabtheilung der Bank in Wien oder bei der Hauptanstalt in Budapest oder bei einer Filiale zu hinterlegen oder vinculieren zu lassen.

Tagesordnung, Ort und Stunde der regelmäßigen Jahressitzung der Generalversammlung werden den Mitgliedern derselben mittels Kundmachung in den zu Wien und Budapest erscheinenden Amtsblättern rechtzeitig bekannt gegeben werden.

Wien, 24. October 1898.

Oesterreichisch-ungarische Bank.

Kautz
Gouverneur.

Baron Wodianer
Generalrath.

Mecenseffy
Generalsecretär.

*) **Artikel 14** der Statuten der Oesterreichisch-ungarischen Bank, Alinea 1: An den Generalversammlungen der Oesterreichisch-ungarischen Bank können nur österreichische und ungarische Staatsangehörige theilnehmen.

Artikel 15 der Statuten: Von der Theilnahme an der Generalversammlung ist ausgeschlossen:
a) wer nicht im Vollgenusse der bürgerlichen Rechte steht, insbesondere auch derjenige, über dessen Vermögen das Concursverfahren eröffnet worden ist, bis zur Beendigung desselben;
b) wer infolge einer strafgerichtlichen Verurtheilung in seinen bürgerlichen, politischen oder Ehrenrechten beschränkt ist, solange diese Beschränkung andauert.

Artikel 18 der Statuten: Jedes Mitglied der Generalversammlung kann nur in eigener Person und nicht durch einen Bevollmächtigten erscheinen und hat bei Berathungen und Entscheidungen, auch wenn es in mehreren Eigenschaften an den Verhandlungen theilnehmen würde, nur Eine Stimme.

Artikel 19 der Statuten: Lauten Actien auf juristische Personen, auf Frauen oder auf mehrere Theilnehmer, so ist derjenige berechtigt, in der Generalversammlung zu erscheinen und das Stimmrecht auszuüben, welcher sich mit einer Vollmacht der Actieneigenthümer, soferne diese österreichische oder ungarische Staatsangehörige sind, ausweist. Bevollmächtigte müssen aber mit Ausnahme des Actienbesitzes ihren persönlichen Eigenschaften nach (Artikel 14 und 15) fähig sein, an der Generalversammlung theilzunehmen.

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

Ball-Seide 45 kr.

bis fl. 14.65 per Meter — ab meinen eigenen Fabriken — sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.).

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

760

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVII. Band. Wien, den 5. November 1898. Nummer 214.

Die Neunkirchner Landtagswahl vor dem Reichsgericht.

Die Neunkirchner Wahl in den niederösterreichischen Landtag und der Gewaltact, den der Landtag bei ihrer Prüfung begieng, sind durch die Zeitungsberichte hinreichend bekannt. Am 4. November 1896 war Moriz Parzer gewählt worden, erhielt von der Statthalterei das Certificat, trat in den Landtag ein, wurde auch in den Landesculturausschuss gewählt. Seine Wahl wurde lediglich von dem Gegencandidaten Dr. Löbl angefochten. Der antisemitische Landesausschuss beantragte dann die Annullierung der Wahl, und Parzer legte noch vor dem neuerlichen Zusammentritt des Landtages, am 22. December 1897, sein Mandat zurück. Der Landtag beschloss aber demungeachtet am 28. December 1897 die Prüfung der Wahl und am 1. Februar 1898 die Einberufung des Dr. Anton Löbl als Landtagsabgeordneten. Um für letzteren eine Majorität herauszuklügeln, erklärte man von den für Parzer abgegebenen, von der Wahlcommission als giltig erklärten 355 Stimmen 307 für nichtig!

Mehrere Landtagswähler des Bezirks überreichten wegen dieses Vorganges die Beschwerde an das Reichsgericht, und zwar sowohl gegen den Landmarschall, als auch, nachdem die Angelegenheit im Instanzenzug ausgetragen war, gegen das Ministerium. Die Beschwerden stützten sich auf § 31 der Landesordnung, nach welcher der Landtag lediglich über die Wirksamkeit der Wahl (§ 31 sagt: „über die Zulassung des Gewählten") zu entscheiden, daher nur cassatorisches Recht hat; sowie auf eine größere Anzahl von Bestimmungen der Landes- und Landtagswahlordnung und analoger Gesetze, welche dies bestätigen. Formell berief sich die Beschwerde gegen den Landmarschall darauf, dass dieser nach § 35 der Landesordnung Anträge über Gegenstände, welche außerhalb der Competenz des Landtages liegen, von der Berathung auszuschließen habe und daher auch Beschlüsse über derartige Anträge, wenn sie staatsbürgerliche Rechte verletzen, nicht ausführen dürfe. Die Beschwerde gegen das Ministerium berief sich auf § 6 der Landesordnung, welcher, wenn ein Abgeordneter austritt, die Neuwahl vorschreibt. Die Beschwerdeführer verlangten die Beurtheilung des Falles nach dem Stande des 28. December 1897, an welchem Tage der Landtag die erste Sitzung der zweiten Session hatte. Damals griff nämlich der Statthalter in die Discussion ein und erklärte wörtlich: „Ich will nicht versäumen, das hohe Haus aufmerksam zu machen, dass der Herr Landmarschall mir vor mehreren Tagen in officieller Weise von der Mandatsniederlegung des Abgeordneten Parzer Kenntnis gegeben hat und dass er an mich die Einladung gerichtet hat, die Wiederwahl ehestens auszuschreiben." Sie führten aus, dass, wenn die Regierung einen offenen Conflict mit dem Landtag scheute, sie durch Art. 2 b des Gesetzes über das Reichsgericht befugt und damit gegenüber den Wählern verpflichtet gewesen sei, den Competenzconflict vor das Reichsgericht zu bringen.

Das Reichsgericht wies beide Beschwerden aus formellen Gründen ab.

Es erklärte den Landmarschall für weder berechtigt noch verpflichtet, die Ausführung von Landtagsbeschlüssen zu versagen, und den Statthalter für nicht verpflichtet, angesichts des Beschlusses vom 1. Februar 1898, welcher Dr. Löbl als Landtagsabgeordneten einberief, die Neuwahl anzuordnen.

Die Wichtigkeit der Frage rechtfertigt eine kurze Kritik.

Das Recht des Landmarschalls, die Berathung über competenzwidrige Gegenstände zu verhindern, schließt nothwendig das Recht in sich, einen etwaigen Beschluss dieser Art, der ohne oder gegen seinen Willen gefasst wurde, nicht auszuführen. Denn es ist nur Ausübung desselben Rechtes im späteren Zeitpunkt. Nehmen wir an (was bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des niederösterreichischen Landtags nicht einmal ausgeschlossen ist), der Landtag würde unter Vorsitz des Landmarschallstellvertreters Strobach einen Gesetzesvorschlag des Herrn Professor Schlesinger annehmen, in Niederösterreich sei das Volksgeld einzuführen: würde sich wirklich der Herr Landmarschall, oder würde das Reichsgericht ihn für verpflichtet ansehen, diesen Gesetzesvorschlag zur Sanction zu unterbreiten? Was nicht beschlossen werden darf, muss als Beschluss auch nicht ausgeführt werden.

Sobald aber der Landmarschall nicht verpflichtet ist, dies zu thun, so kann er die Verantwortung für eine Handlung, welche Verfassungsrecht bricht, nicht auf den Landtag überwälzen, so wenig wie jemand sich für eine verfassungswidrige Handlung auf den Befehl des Kaisers berufen dürfte. Die Unverantwortlichkeit des Monarchen hat zur nothwendigen Folge, dass er außerhalb der Debatte bleiben muss, und dieselbe Folge hat die Immunität des Landtags oder Reichsraths. Eine verfassungswidrige Handlung wird durch niemanden gedeckt. Es gibt für sie ebensowenig eine Gehorsamspflicht, wie für ein Delict. Die Immunität beschränkt sich auf die immune Persönlichkeit und darf nicht erweitert werden. Das ist aber durch den Ausspruch des Reichsgerichts geschehen; denn es erklärt nicht bloß den Landtag für immun, sondern auch dessen Ausführungsorgan. Das junge Verfassungsleben unseres Staates bringt es mit sich, dass man — einschließlich des Reichsgerichtes — sich der Tragweite solcher Handlungen und Sprüche noch nicht bewusst ist. Ihrer Natur nach aber bedeuten sie einen schweren Angriff auf das verfassungsmäßige Recht des Volks, welches durch einen Absolutismus der Parlamentsmajorität ebenso bedroht ist, wie durch den Absolutismus des Fürsten.

Wenn so der Spruch des Reichsgerichtes gegen den Landmarschall auf einen Rechtsirrthum zurückgeführt werden muss, so ist er im zweiten Fall noch seltsamer. Er weicht der Entscheidung aus. Während die Beschwerdeführer hingewiesen hatten, dass die Handlungsweise des Statthalters am 28. December 1897 zu beurtheilen ist, weil er nach seinem Zugeständnis damals bereits vom Landmarschall aufgefordert war, die Neuwahl auszuschreiben, nahm das Reichsgericht die Zeit nach dem 1. Februar 1898 zum Ausgangspunkt und rechtfertigte den Statthalter durch den damals gefassten positiven Beschluss des Landtages.

Nun ist auch diese Entscheidung mangelhaft. Die Frage wurde nur durch die Verschiebung des maßgebenden Zeitpunktes verworrener, die Lösung wurde minder einfach und durchsichtig und damit auch der Controle mehr entrückt. Wenn der Statthalter vor dem 1. Februar gegen die Competenz des Landtages Einsprache erhoben hätte, wäre die Regierung auch nach dem Beschluss des 1. Februar in der Lage gewesen, das Reichsgericht anzurufen: wie dieses anlässlich eines Conflicts zwischen Statthalter und Landesausschuss entschieden hat (Entscheidung vom 12. Juli 1872, Hye, Nr. 30).

Als der Landtag beschlossen hatte, ohne dass Einsprache vorausgegangen war, hatte die Regierung allerdings ihr Recht versäumt. Aber dies war ihre Schuld und rechtfertigte sie nicht gegenüber den in ihren staatsbürgerlichen Rechten verletzten Wählern. Dieses Schuldmoment wurde vom Reichsgericht verschwiegen, und einfach gefolgert: nach dem Beschluss des Landtages am 1. Februar habe die Regierung nichts mehr thun können.

Das Reichsgericht ist in beiden Aussprüchen der principiellen Frage, welche ihm zur Entscheidung vorgelegt war, ob der Landtag der Wahlcommission gegenüber nur cassatorisches oder auch reformatorisches Recht habe, ausgewichen und manche Anzeichen sprechen dafür, dass dies absichtlich geschehen ist. Ob es durch solche Taktik dem Volke oder sich selbst einen Dienst leistet, muss bezweifelt werden. Das Reichsgericht ist der Verfassungsgerichtshof. Ihm ist das heiligste Gut des Volkes zur Wacht anvertraut. Es hat hiedurch die Pflicht übernommen, wenn ein Verfassungsrecht in Frage steht, offen, ohne Scheu und ohne Rücksicht zu antworten. Seiner Würde ziemt es nicht, sich um die Ecke zu drücken. Es hört sonst auf, Hüter der Verfassung zu sein.

Dr. Julius Ofner.

Zur Revision des Dreyfus-Processes.

Man hat den Dreyfus-Scandal schon oft das „militärische Panama" Frankreichs genannt. Dabei fasste man das Wort „Panama" sozusagen als Terminus technicus auf, der „Corruptionsaffaire" schlechtweg bedeutet. Das Wort wurde angenommen, weiter ver

breitet und ist nach und nach ziemlich populär geworden, zumal, da es an bekannte frühere Vorgänge gemahnte, an Vorgänge, die einen bis dahin kaum je gesehenen Abgrund von Bestechlichkeit, Sittenverderbnis, Käuflichkeit, Justizverweigerung, Parteilichkeit aller staatlichen Behörden, kurz, von politisch-socialem Schmutz sondergleichen darstellten. Nur ein Punkt schien in dem Vergleiche des jetzigen Scandals mit dem früheren nicht recht zu passen: Wo ist das Geld? fragte man, wer hat einen directen, pecuniären Nutzen aus der Anzettelung des Justizverbrechens gegen Dreyfus gezogen? Alle Leute, die von dem vorhandenen Quellenmaterial kannten, was vor Monaten überhaupt gekannt sein konnte, die sich einen klaren Blick, ein gesundes Urtheil bewahrt hatten, waren sich darüber einig, dass im Falle Dreyfus eine bodenlose Rechtsverweigerung, ein haarsträubender, gewollter Rechtsbruch vorlägen, dass verschiedene mehr oder minder hochgestellte Militärs diese Infamien absichtlich hervorgerufen hatten, um politischen Vortheil daraus zu ziehen, und dass ein Gleiches auch von ganzen Gruppen und Parteien, so z. B. von den Nationalisten, Antisemiten und Monarchisten jeder Schattierung, gelte. Was man aber trotz all dieser richtigen Erkenntnis noch nicht recht sah, das war der besagte Geldpunkt, und daher, wie gesagt, schien der Vergleich mit Panama zu hinken. — Seither sind Monate vergangen. In unermüdlicher, unausgesetzter Arbeit haben Dutzende von Publicisten, Abgeordneten, Senatoren, Rechtsanwälten und sogar Beamten Nachforschungen über Nachforschungen angestellt, Veröffentlichungen gemacht und dadurch Gegenpublicationen hervorgerufen, kurzum, in jeder Weise zur Aufhellung des ganzen Thatbestandes beigetragen. Dazu kommt, dass diejenigen Franzosen, die jahrelang den Mund halten können, selbst über ihre eigenen und ihrer Freunde Sünden, äußerst dünn gesäet sind. Es kann demnach nicht Wunder nehmen, dass immer neue Theile des einst so dunklen, so unbegreiflichen Dramas ans helle Tageslicht kamen, dass nicht nur die nackten Thatsachen, sondern auch die Beweggründe und Triebfedern, die jene hervorbrachten, offenkundig wurden.

Schon vor elf Monaten, damals, als Scheurer-Kestner zuerst das Banner des Rechtes aufgriff und mit seinen Anschuldigungen wider Esterhazy hervortrat, wurde verschiedentlich — und nicht zuletzt an dieser Stelle — sehr nachdrücklich behauptet, der Hauptmacher des Dreyfusdramas, der Haupt- und Obergauner, der wissentlich und absichtlich einen Unschuldigen zum Lebendigbegrabenwerden verurtheilt hatte, sei der ehemalige Kriegsminister Mercier, madagassischen Angedenkens, der seither das vierte Corps befehligt. Was mich anbetrifft, so halte ich diese zu jener Zeit ausführlich dargelegte und eingehend begründete Behauptung auch jetzt aufrecht: alles inzwischen Bekanntgewordene ist nur dazu angethan, die damaligen Feststellungen zu stützen. Nur in einem Punkte muss ich mich selbst corrigieren: Mercier war nicht der Hauptanstifter des Verbrechens, sondern ein Hauptanstifter desselben. Er war das ausführende Organ, der Arm, der blindlings waltet, ohne an die Folgen seines Thuns zu denken, wenigstens, was die anderen anbetrifft. Will man ihn nicht der elementarsten Rechtskenntnis und des einfachsten moralischen Gefühls ledig erachten, dann muss man nothgedrungen zugestehen — und das geschieht hier seit langem — dass er sich seines Verbrechens vollauf bewusst war, dass er aller Wahrscheinlichkeit nach auch die für ihn vortheilhaften nächsten Folgen desselben calculiert hatte. Er hat bekanntlich die geheimen, „diplomatischen" (dies ist augenblicklich der vorzugsweise gebrauchte Ausdruck) Actenstücke den militärischen Richtern „in extremis", d. h. in dem Augenblicke mitgetheilt, als diese sich schon in das Berathungszimmer zurückgezogen hatten und im Begriffe standen, Dreyfus mangels hinreichender Beweise freizusprechen. Diese Ueberlieferung von Actenstücken, die weder der Vertheidigung, noch dem Angeklagten selbst zur Discussion gestellt worden waren, ja, deren Existenz von diesen beiden gänzlich ignoriert wurde, bedeutet ein schwerstes Verbrechen — in Frankreich „forfaiture", in Deutschland „Rechtsbeugung" genannt — das mit Zuchthaus, beziehentlich Verbannung geahndet wird oder wenigstens geahndet werden soll. Dass Mercier dieses „ehrenhafte und patriotische" Verbrechen in der That begangen hat, kann bei dem jetzigen Stande unserer Kenntnis vom Dreyfus-Handel nicht mehr dem mindesten Zweifel unterliegen: Mercier selbst hat im Zola-Processe auf eine diesbezügliche Frage Laboris ein kennzeichnendes Stillschweigen beobachtet, alle anderen Generäle und sonstigen Officiere haben sich krampfhaft hinter dem Dienstgeheimnis, ja sogar hinter der Staatsraison verschanzt, um nicht antworten zu brauchen, und die Rechtsanwälte Salles und Demange haben jene Fragen sogar direct bejaht. Alle nachträglich von kriegsministerieller und generalstäblicher Seite gekommenen Dementis sind so schwach ausgefallen, dass sie hier allgemein als verhüllte Bekräftigungen aufgefasst werden. — Auf diesen „Documententruc" dürfte sich nun aber die Rolle Merciers im Dreyfus-Processe beschränkt haben, und es soll ohne weiteres zugegeben werden, dass das Maß von Verantwortung, das der Minister dadurch auf sich genommen hat, gerade hinlänglich groß ist. Jedoch, wie groß auch immer diese Verantwortung, wie grenzenlos der Abscheu, den uns ihr Träger infolgedessen einflößt, sein mögen, eins wird durch das bezeichnete Verbrechen nicht erklärt: Der Ursprung der Dreyfus-Affaire selbst?

Cui prodest? lautet die Frage, die jeder Denkende bei der Enthüllung einer verbrecherischen That zunächst stellen muss. Mercier hat ein Verbrechen begangen, aber er hat es „auf Befehl" begangen, zu einer Zeit, da der Dreyfus-Scandal schon im vollen Gange war, als man die öffentliche Meinung schon von allen Seiten gegen das Opfer eingenommen, den Boden für die Reise nach der Teufelsinsel sozusagen vorbereitet hatte. In die Voruntersuchung gegen den Generalstabshauptmann hatte Mercier nicht sichtbar eingegriffen, und noch weniger kann man behaupten, er sei der moralische Urheber des Schwindels gewesen. Es ist vielmehr zweifellos festgestellt, dass der Minister anfänglich gewisse Bedenken gegen eine Processierung und Verurtheilung des Officiers hegte, dass er nicht „marschieren" wollte. Da fielen verschiedene „hochpatriotische" Zeitungen, in erster Linie natürlich „Intransigeant" und „Libre Parole", mit unbeschreiblicher Wuth über ihn her, klagten ihn tagelang des Verraths und des Einverständnisses mit dem „Verräther" an und erreichten dadurch schließlich die Einwilligung des also Angegriffenen, thatkräftiger wider den Beschuldigten vorzugehen. Mercier machte seinen Frieden mit den Antisemiten und Cäsaristen, die ihm jedenfalls auch einen freundlichen Ausblick auf das Elysée eröffneten, dessen damaliger Insasse Casimir-Perier so gründlich unbeliebt war, dass man eine Erledigung des Präsidentenstuhles für eine nicht allzu ferne Zukunft voraussehen konnte. Da Mercier zudem seinerseits mit Fug und Recht missliebig war und durch eine miserable Vorbereitung des Madagascar-Feldzuges eine schwere militärische Verantwortung auf sich geladen hatte, so lag es in der Natur der Verhältnisse, dass er diese ihm gewissermaßen aufgedrängte Gelegenheit, seine Popularität wiederherzustellen und zu einer Art Nationalheros zu werden, mit Vergnügen ergriff. Insofern hatte daher auch er Grund, alle moralischen und rechtlichen Bedenken beiseite zu schieben und rücksichtslos gegen den „Verräther" einzuschreiten. — Wer aber hatte nun eigentlich Dreyfus zum „Verräther" gestempelt? Wer hatte zuerst vom Verrath im Generalstabe gesprochen und den jüdischen Officier als denjenigen bezeichnet, der an den Schandpfahl gebunden werden sollte?

Man hat früher viel herumgerathen, man hat von dem verstorbenen, verrückt gewordenen Obersten Sandherr, dem einstigen Vorsteher des berüchtigten Nachrichtenbureaus im Generalstabe, dann auch von Du Paty de Clam, Henry und ein paar anderen gesprochen.

Erst in neuester Zeit ist es herausgekommen, dass — unbeschadet der thätigen Mithilfe und übergroßen Willfährigkeit, die von den Genannten an den Tag gelegt wurde, als der Dreyfushandel einmal in Schwung gekommen war — der General Le Mouton de Boisdeffre, der oberste Chef des Großen französischen Generalstabes, derjenige gewesen sein muss, der aus der Anzettelung und wohldurchdachten Ausspinnung des Dreyfus-Handels einen directen, unmittelbaren und „klingenden" Nutzen gezogen hat. Man erinnert sich nämlich jetzt wieder eines vor etwa dritthalb bis vier Jahren in der sogenannten „patriotischen" Presse hartnäckig cursierenden Gerüchtes, durch das in Kürze Folgendes besagt wurde: Dreyfus hat nicht allein die fünf Schriftstücke an Deutschland verrathen, von denen in dem „Bordereau" die Rede ist, sondern er betrieb sein unsauberes Handwerk schon seit Jahren und hat nach und nach den ganzen französischen Mobilmachungsplan an Deutschland und Italien verschachert. Abgesehen von dem unberechenbaren Schaden, den Frankreich durch diesen Riesenverrath erlitten hätte, wenn es bald darauf zum Kriege mit den beiden genannten Mächten gekommen wäre, ist dem Vaterlande unter allen Umständen ein sehr großer Geldverlust erwachsen, denn es versteht sich von selbst, dass nunmehr, nach der Entdeckung des Verrathes, der ganze Mobilisierungsplan von A bis Z umgearbeitet werden muss, damit der Gegner keinen dauernden Vortheil aus der That Dreyfus' ziehe. Das wird so rund eine bis anderthalb Millionen kosten, und Hunderte von Ministerialbeamten, Officieren, Technikern, Zeichnern und Schreibern werden wohl ein Jahr lang zu thun haben, um das angerichtete Unglück wieder gut zu machen. — So wurde von der dem Generalstabe eng befreundeten Seite wochenlang, Monate hindurch mit einer stattlichen Fülle von Details gemeldet. Da damals die Zahl derjenigen, die von der Schuld des Verurtheilten nicht überzeugt waren, äußerst gering war, so zweifelte man kaum an der Richtigkeit dieser sensationellen Meldung, und auch zu Anfang der nun schon seit einem Jahre dauernden Revisionsbewegung nahm man ziemlich allgemein an, die besagten „Enthüllungen" hätten einfach dazu dienen sollen, den „Verräther" nur umso verhasster zu machen, die Volksmassen zu blindem Fanatismus anzustacheln. Denn, wie schon bei früherer Gelegenheit betont, versteht der Franzose in Fragen des Geldbeutels keinen Spass: ein Panama, ja sogar ein militärisches Panama, lässt er sich zur Noth noch gefallen, aber dass man seinen Steuerzahlergeldbeutel für die Sünden anderer bluten lasse, das geht ihm gegen den Strich!

Seither hat sich nun aber, wie schon erwähnt, gar manches aufgeklärt. Die Behauptungen der französischen „Patriotenpresse"

waren — unglaublich, aber wahr! — diesmal richtig gewesen, nur war, absichtlich oder aus „Versehen", der Gedankengang invertiert worden: aus der Ursache hatte man eine Wirkung und umgekehrt aus der Wirkung eine Ursache gemacht. Der Ausgangspunkt der Geschichte war nicht der „Verrath" gewesen, sondern die Umarbeitung des Mobilmachungsplanes, und die Folge stellte sich nicht in Gestalt eines neuen Mobilmachungsplanes, sondern in der eines kriegsgerichtlichen Erkenntnisses dar. Es ist ohneweiteres klar, dass durch diese Umwendung von Ursache und Wirkung auch die „Geldverhältnisse" der Geschichte total verschoben werden: das Geld wurde nicht gebraucht und verausgabt, weil ein Verrath verübt worden war, vielmehr „fabricierte" man einen „Verrath", um eine „Rubrik" für jene Geldausgabe zu schaffen. Le Mouton de Boisdeffre ist von Hause aus ein eher arm, als reich zu nennender Mann. Zudem glänzt er durchaus nicht durch geistige Gaben, so dass er es ohne den bekannten hohen Schutz der Jesuiten selbst in einem an die Intelligenz so winzig geringe Anforderungen stellenden Berufe, wie dem militärischen, niemals zu höheren Stellungen, geschweige denn zum Generalstabschef, dieser „Seele der Armee", gebracht haben würde. Da er aber flott leben wollte, so legte er sich seit langem die im Munde eines Franzosen durchaus nicht überraschende Frage vor: „Wo bekomme ich die Differenz zwischen meinen Einnahmen und Ausgaben her?" Wer sucht, der findet bekanntlich.

Was eine Neuherstellung oder Umarbeitung des Mobilmachungsplanes für das gesammte Landheer kostet oder doch kosten kann, d. h., was „man" den unwissenden, mit militärischen „Geheimnissen" nicht vertrauten „Pékins" dafür auf Rechnung setzen kann, das vermochte sich der Jesuitengeneral leicht auszurechnen: er veranschlagte diesen Punkt auf eine runde Million. Doch damit war noch nicht viel gewonnen. Es galt vor allem, einen plausiblen Grund für die Neugestaltung des Mobilisierungsplanes zu finden, und da entschied sich denn der gute Mann für das Universalheilmittel des Landesverraths. Le Mouton hätte, das liegt nahe, wohl auch sagen können: Der alte Mobilmachungsplan ist schlecht, er ist veraltet, wir brauchen einen neuen. Dann aber hätte es Rede und Gegenrede im Obersten Kriegsrathe gegeben, man wäre der Frage, wie jeder andern technischen, taktischen oder strategischen Frage, näher getreten, und selbst in dem relativ günstigen Falle der Annahme des Boisdeffre'schen Antrages hätte der Biedermann seine Million entweder mit den anderen Generalen nach ehrlicher Diebesart theilen müssen oder er wäre gezwungen gewesen, sie thatsächlich für eine Neuorganisation des strategischen Aufmarschplanes auszugeben, was aber durchaus nicht in seiner Absicht lag. Kam dagegen ein „Verrath" dazwischen, dann konnte man selbst unter Generälen und Ministern mehr oder weniger im Dunkeln munkeln und das große Staatsgeheimnis aufmarschieren lassen, weil Vorsicht nun doppelt geboten erscheine; auch war der Punkt, ob eine Neuorganisation überhaupt einzutreten habe, nicht mehr discutabel. Schließlich, wozu sind denn diese nach Millionen zählenden geheimen Fonds für Landesvertheidigung eigentlich da? Doch sicherlich zu Spionage- und Contrespionagezwecken und dazu, die von gegnerischen Spionen angerichteten Schäden wieder zu reparieren! Man braucht in solch einem Falle nicht das leidige, neugierige und zuweilen „unpatriotische" Parlament anzurufen, man braucht die Sache dem Steuerzahler nicht durch neue Auflagen zu verleiden, sondern darf aus dem bereits Vorhandenen schöpfen, aus den kriegsministeriellen Fonds, die gerade für derartige Zwecke ausgeworfen sind und über deren Verwendung man nur dem Kriegsminister oder allenfalls dem Präsidenten der Republik Rechenschaft abzulegen hat. Genug, der „coup de la trahison" schien dem guten Boisdeffre äußerst probat, zumal da die Franzosen ein außerordentlich empfängliches Gemüth für derlei Dinge haben und nur allzu geneigt sind, in dem Entdecker und Verfolger eines Verräthers einen Abgott zu erblicken. Als „Nebenproduct" aus der Verrathsgeschichte musste sich also, so rechnete Le Mouton de Boisdeffre ganz richtig, eine große Popularität für ihn selbst ergeben — und, wie man seither gesehen hat, ergab sie sich auch thatsächlich.

Soweit die Darstellung verschiedener Gewährsmänner, deren Aussagen im wesentlichen durchaus übereinstimmen. Wie dann das Detail geordnet wurde, ist bislang noch nicht an den Tag gekommen, und das ist zunächst auch Nebensache. Da ich die Gerechtigkeit über alles liebe und daher nicht gern jemand anschuldige, ohne triftigen Grund dazu zu haben, so will ich gern gleich hier zugeben, dass Boisdeffre den Egoismus wohl nicht so weit getrieben habe, die besagte Million ganz und gar in die eigene Tasche zu stecken. Ich glaube vielmehr bis auf weiteres recht gern, dass er die guten Dienste der Sandherr, Henry, Du Paty, Mercier und ähnlicher Ehrenmänner, die er nothgedrungen zu Mitwissern haben musste, um die Komödie der Umarbeitung des Mobilmachungsplanes durchführen zu können, ganz anständig „honoriert" hat: Unter sich müssen Diebe ehrlich sein! Andernfalls ließe sich auch der Feuereifer, den jene Herren an den Tag legten und noch legen, um Boisdeffre zu decken, wirklich schlecht erklären: viel leichter wäre es für sie gewesen, so sie gleich beim Ausbruche der Revisionsbewegung die Denuncianten gespielt und sich dadurch die Anerkennung der Gegenpartei und später die des ganzen Landes erworben hätten! Durch Ueberlassung eines entsprechenden Antheils am „Geschäftsreingewinn" machte aber Boisdeffre all diese Leute zu seinen Freunden und — was wichtiger für ihn war — zu seinen Mitschuldigen.

Die eben gegebene Darstellung des Sachverhaltes stimmt auch recht gut mit der Sucht aller höheren Officiere überein, den Verräther absolut als einen Generalstabsofficier hinzustellen. Ein Frontofficier, so meint man nicht mit Unrecht, hätte niemals den ganzen Mobilmachungsplan kennen, ihn also auch nicht verrathen können. Boisdeffre suchte daher nur unter dem Officierspersonal des Generalstabs, beziehentlich des Kriegsministeriums nach einem geeigneten „Sujet" für seine kleine Finanzoperation, und dass er dasselbe in der Person des unglücklichen Dreyfus entdeckte, kann nicht weiter Wunder nehmen. Sein katholischer Fanatismus und daraus resultierender Judenhass, den der Pater Du Lac unaufhörlich schürte, kam dem Generalstabschef dabei zuhilfe. Es galt, das „Angenehme" mit dem „Nützlichen" zu verbinden, wobei ich es dahingestellt sein lasse, ob die Million oder aber die Judenhatz für den wackeren Herrn das Angenehmste bei der Sache war. Thatsache ist, dass zu jener Zeit nur ein jüdischer Officier im Generalstab zu finden war, und das war Dreyfus (der Gedanke, den Frontofficier Weill, der ebenfalls jüdischen Bekenntnisses ist, zu „wählen", war aus den angedeuteten Gründen fallen gelassen worden); auf Dreyfus also musste die „Wahl" des Generalstabschefs mit Nothwendigkeit fallen. Was dann die „Beweise" anbetrifft, die man wenigstens „anstandshalber" gegen den „Verräther" ins Feld führen musste, so sorgten zahlreiche und gut besoldete Geheimagenten dafür, dass rechtzeitig irgend etwas derartiges vorhanden war. Das „Bordereau" ist, wie man seither erfahren hat, im April 1894 geschrieben worden (nach anderen Quellen erst im Mai des gleichen Jahres), und kurze Zeit darauf gelangte es in die Hände der Generalstäbler. Man ließ aber den ganzen Sommer und einen Theil des Herbstes verstreichen, ehe man einen wirksamen Gebrauch davon machte. Daraus dürfte hervorgehen, dass man dem Dinge anfänglich noch keinen allzu großen Wert beimaß, sich dann aber doch entschloss, es Dreyfus in die Schuhe zu schieben, nachdem man klüglicher Weise den Tod des vorigen Generalstabschefs de Miribel abgewartet hatte, dessen Schützling Dreyfus gewesen war. Der Nachfolger Miribels, eben Boisdeffre, der anfangs Herbst 1894 in die Rue Saint-Dominique einzog, ließ sich das Bordereau geben, als er mit seinen Millionenplänen im Reinen war: die „Wahl" eines „Verräthers" war dann gewissermaßen automatisch auf Dreyfus, auf „den Juden" gefallen!

* * *

Ich bin absichtlich so ausführlich auf diesen Gegenstand eingegangen, erstens, weil ich die angeführten Dinge aus sehr zuverlässiger Quelle erfahren habe, dann auch, weil sich hiedurch ein weiteres wichtiges Stück Vorgeschichte des Dreyfus-Dramas enthüllt. Man hat so oft nach den Gründen gefragt, die Dreyfus für die angebliche Begehung seines Verraths haben konnte, und hat deren keine gefunden. Mit gutem Recht dürfen daher nunmehr die Leute, die nie an diesen Verrath geglaubt haben, die ihn a priori für mindestens höchst unwahrscheinlich, wenn nicht für gänzlich unmöglich hielten — sowohl aus materiellen, wie auch aus psychologischen Gründen — mit Recht, sage ich, dürfen diese Leute jetzt nach den Gründen forschen, durch die die Verderber des Mannes zur Begehung ihres Verbrechens getrieben worden sind. Sache des Cassationshofes ist es nunmehr, den von anderen gefundenen Spuren zu folgen, all den Gerüchten, Behauptungen, Wahrscheinlichkeiten u. s. w. auf den Grund zu gehen, und, wenn möglich, sogar die letzten Motive festzustellen, die vor langen Jahren bereits den Keim der nachmaligen Tragödie bildeten. Freilich darf man sich in dieser Hinsicht keinen allzu optimistischen Erwartungen hingeben. Mehrere Leute, die wenigstens zum Theil Mitwisser des Boisdeffre'schen Schurkenstreiches gewesen sind, haben die Bildfläche schon jetzt verlassen: Henry ist „geselbstmordet" worden, Esterhazy auf Nimmerwiedersehen verduftet, Du Paty schickt sich an, ihm zu folgen, und der „Sous-Henry" Lauth, der noch beim ersten Zola-Processe außerordentlich selbstbewusst auftrat, ist bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschrumpft, seit er die gemüthlichen Bureaux des Generalstabes mit dem Vincenner Exercierplatze hat vertauschen müssen. Warten wir ab! Seitdem das Rasiermesser eine „commentmäßige" Waffe französischer Officiere geworden ist, muss man sich auf gelegentliche Generalstabsleichen gefasst machen!

Von Boisdeffres Million zu dem mehrerwähnten „archigeheimen" oder „diplomatischen" Actenstoße, den das Kriegsministerium auch jetzt wieder in Reserve hält, nachdem es denselben schon bei dem Processe von 1894 in Reserve gehalten hatte, ist scheinbar ein weiter Schritt. Aber dieses größtentheils post festum, das heißt mindestens nach dem Auftauchen des ersten gegen Dreyfus gerichteten „Verdachtes", ja sogar nach der Verhaftung des Hauptmannes zusammengetragene Zeug, das gerade gut genug ist, um die schlimmsten Infamien möglich zu machen, aber zu „staatsgefährlich", um bürgerlich-profanen Blicken preisgegeben zu werden,

lässt doch gar zu sehr erkennen, dass es lediglich ein Deckmantel zur Verhüllung uneingestehbarer Thaten ist. Ohne also irgendwie behaupten zu wollen, es müsse direct auf den Boisdeffre'schen Millionendiebstahl hinweisen, möchte ich doch ausdrücklich betonen, dass es sicherlich nur erfunden und fabriciert worden ist, um einen thunlichst dichten Schleier über gewisse frühere Dinge, über die Vorgeschichte und moralische, das heißt höchst unmoralische Basis des Dreyfus-Spectakels zu breiten. Von zwei Dingen eins: Entweder enthält dieses Dossier thatsächlich jene furchtbaren Anschuldigungen und Schuldbeweise gegen Dreyfus, von denen der Mund von fünf Kriegsministern seit vier Jahren übergeflossen ist, oder aber es enthält dieselben nicht. Im ersteren Falle sollten die Feinde des Verurtheilten, sollten all jene „ehrlichen" Soldaten und guten „Patrioten" doch von Herzen froh sein, dass endlich der Tag des Lichtes herangenaht ist, der Tag, an dem die Schuld des Insassen der Teufelsinsel offenkundig werden und die letzten Zweifel naiver Seelen beseitigen wird. Wenn man etwas bisher nicht oder doch nur ungenügend Bewiesenes hartnäckig behauptet, dann freut man sich, wenn einem plötzlich unerwarteterweise Gelegenheit geboten wird, Beweise zu producieren, die die Gegenpartei bislang nicht kannte. Im andern Falle wäre die Geschichte allerdings recht traurig für die Herren vom Generalstab, von der Generalität, von der „patriotischen" Presse, für die antisemitischen Juden und leichtgläubigen Seelen, die stets auf die Unfehlbarkeit der Militärjustiz schworen. Dann würde der indirecte, aber darum nicht minder schlagende Beweis geliefert sein, dass fünf Kriegsminister, ein halbes Dutzend Generalstäbler und zahllose Publicisten und „Zeugen" unverschämt logen, als sie ein Langes und Breites über dieses Geheimdossier, über die in ihm enthaltenen „schlagenden" Schuldbeweise gegen Dreyfus und über die diplomatisch-internationale „Gefährlichkeit" der betreffenden Schriftstücke erzählten.

Wie handeln nun die militärischen Bewahrer jenes Actenstoßes? Sie weigern sich seit Wochen, seit Monaten, seit Jahren, ihr Depot irgend einem „profanen" Auge zu zeigen, und wäre dasselbe das eines Rathes am Cassationshofe, eines Ministerpräsidenten! Die einfache Feststellung dieses sonderbaren Verhaltens genügt wohl, die Unlauterkeit der Beweggründe jener Militärs erkennen zu lassen. Nicht das Vaterland wäre bei einer Aushändigung des Geheimdossiers in Gefahr, wohl aber Herr Boisdeffre und dessen Spießgesellen! Dieser Schluss, zu dem man durch die Logik der Thatsachen mit Nothwendigkeit gelangt, wird noch weiter bekräftigt durch die mancherlei Enthüllungen, die Picquart in seiner letzthin an den Justizminister eingereichten Denkschrift und allerhand indiscrete Personen der Gegenpartei, wie zum Beispiel der Generalstabsmajor Pauffin, in gelegentlichen Mittheilungen an die Presse gemacht haben. Man erfährt aus alledem, dass es zwei Arten von Documenten in dem geheimen Actenstoße gibt: aufgefangene Briefe zweier Militärattachés in Paris, also echte Schriftstücke, die aber gänzlich gleichgiltigen Inhalts sind und nicht die mindeste Beziehung zur Dreyfus-Angelegenheit haben; und zweitens gefälschte Documente, die aus dem Fälschungs-en gros-Lager Henrys und Du Patys stammen dürften.

In diese letztere Kategorie gehören vornehmlich auch die sogenannten Briefe Kaiser Wilhelms und Münsters an den „Verräther". Man begreift ohneweiters, das man sich im Generalstabe und in den antisemitischen Zeitungsredactionen einigermaßen vor dem ungeheueren Gelächter fürchtet, das bei einer eventuellen Vorweisung solchen Plunders entstehen könnte, denn nicht jedermann ist in Bezug auf Lächerlichkeit so abgebrüht wie Cavaignac, der niemals dreister und redseliger auftrat, als seit der Entdeckung des Henry'schen Schwindels, jenes Schwindels, dem der damalige Kriegsminister die prachtvolle Benennung: „materieller und moralischer Beweis für die Schuld Dreyfus" beigelegt hatte. Demselben Kriegsminister zufolge wären in dem „Geheimdossier" nicht weniger als tausend Documente wider Dreyfus enthalten (Cavaignac'sche Kammerrede vom 7. Juli 1898). Mit welchem Hochdruck muss die eben genannte Fälschungsfabrik während vier oder fünf Jahre gearbeitet haben, um derartigen kriegsministeriellen Anforderungen gerecht zu werden.

* * *

Um wieder zur ruhigen, sachlichen Erwägung zurückzukehren, sei die Frage aufgeworfen, wie sich wohl der Cassationshof und dann auch die neue Regierung Dupuy zu eben jenem Dossier stellen werden. Der Cassationshof, das geht aus seinen jüngsten Verhandlungen mit Unzweideutigkeit hervor, wird die Vorlegung auch dieser Acten energisch verlangen. Aber er kann das nur durch Vermittelung der Regierung, der obersten Civilgewalt, thun, und da entsteht die brennende Frage: Wird sich diese zur Aufrechterhaltung ihrer berühmten Suprematie über die militärische Gewalt entschließen? Wäre das Ministerium Brisson am Ruder geblieben, dann könnte man diese Frage fast ohneweiters bejahen, zumal, wenn man bedenkt, dass dem „Revisionsministerium" durch den Spruch des Cassationshofes eine sehr wertvolle moralische Unterstützung zutheil geworden ist. Anders aber liegen die Dinge unter Dupuy. Bei diesem Manne weiß man nie, woran man ist, denn er ist so ziemlich das Verlogenste, Intriguanteste und Zweideutigste, was bisher aus dem Corruptionsboden der dritten französischen Republik emporgewachsen ist. Seinen Ruf und seine — allerdings zumeist im minder gut unterrichteten Auslande bestehende — Popularität hat Charles Dupuy seinem Verhalten während des Vaillant'schen Bombenattentats in der Kammer (December 1893) zu verdanken.

Dazumal war Dupuy Kammerpräsident, und aus seinem Munde ertönten, als sich der Rauch der Explosion kaum verzogen hatte, die seither „historisch" gewordenen Worte: „La séance continue!" Sie und die sich angeblich in ihnen spiegelnde „Kaltblütigkeit" machten einen großen Eindruck auf Kammer und Land, und seit jenem Tage ist Dupuy ein gemachter Mann, er gilt sogar bei vielen für einen Staatsmann erster Güte. Nun vergegenwärtige man sich aber die Lage der Dinge bei und gleich nach dem Attentat und analysiere man die sogenannte Heldenthat des Mannes. Jeder, der einmal im Infanteriefeuer gestanden hat, wird bestätigen können, dass die Kugeln, die da pfeifen, nicht treffen. Genau das Gleiche gilt auch von den Bomben: Alle Bomben, die da knallen, treffen nicht! Ja noch mehr. In offener Feldschlacht pflegen den „pfeifenden" Kugeln auch solche zu folgen, die „nicht pfeifen", wohl aber treffen. Dagegen haben sich die Anarchisten bisher stets mit einer Bombe auf einmal begnügt, weil — sie zum Werfen einer zweiten keine Zeit hatten. Damals, in jener Attentatszeit, waren seitens der Regierung die äußersten Vorsichtsmaßregeln getroffen worden, und daher kam es auch, dass im gegebenen Augenblicke alles „klappte", d. h., es wurden wie durch Zauberschlag sämmtliche Thore des Palais-Bourbon geschlossen, Polizeicommissäre erschienen in hellen Haufen, eine genaueste Durchsuchung des eingeschlossenen Publicums fand statt, bis man den Verbrecher entdeckt hatte, u. s. w. Das alles wusste Dupuy im voraus, und er wusste daher nicht minder, dass der ersten Bombe nun und nimmermehr eine zweite, gefährlichere folgen würde. Außerdem befindet sich sein Kammerpräsidentensitz am weitesten von den Zuschauertribünen entfernt, ist daher am meisten vor Angriffen geschützt, und der auf ihm Thronende kann die ihm genau gegenüber befindlichen Tribünen jederzeit leicht überschauen, während die Abgeordneten ihnen den Rücken zukehren. Es gehörte demnach durchaus kein sonderlicher Muth dazu, jenes Lapidarwort vom Stapel zu lassen, das bald darauf die Runde durch die gesammte europäische Presse machte und den Sprecher zum Heros stempelte. Was einzig und allein dazu gehörte, das war jener „Esprit d'apropos", der den meisten Franzosen eigen ist und der es ihnen ermöglicht, in unvorhergesehener Lage — sie braucht gar nicht „gefährlich" zu sein — ein treffendes, alle Zuhörer mit sich fortreißendes Wort zu sprechen. Solche, theils witzige, theils eben nur treffende Worte producieren die Franzosen tagtäglich, wie der Apfelbaum Aepfel und das Schwein Borsten produciert: sie sind sozusagen ein Naturproduct der Gallier im allgemeinen und zeugen durchaus nicht von Muth, kaltem Blut, Geistesgegenwart und dergleichen schönen Charaktereigenschaften. Dies, um die Legende zu zerstören, die sich um die Person Dupuys gewoben hat und die ihn als einen Helden inmitten von Pulverrauch und Bombenknall darstellt, während ihm die Granatsplitter um die Ohren sausen.

Nein, wenn je Dupuy am Regierungssteuerruder saß, und dort saß er leider schon zweimal, hat er keine der oben citierten, ihm fälschlicherweise zugeschriebenen Charaktereigenschaften an den Tag gelegt, wohl aber ein übergroßes Maß kleinlich rechnender Ränkesucht, Verlogenheit und Gewaltthätigkeit. Charles Dupuy war es, der, kaum recht warm geworden auf seinem Ministerpräsidentensessel, eine Emeute der Pariser Studenten und Arbeiter entfachte, obwohl er sie mit Leichtigkeit hätte hintanhalten können. Er that das lediglich zu dem Zwecke, um sich nachher durch Entfaltung eines gewaltthätigen Polizei- und Militäraufgebots als den Retter von Staat und Gesellschaft aufspielen zu können. Bei dieser Gelegenheit wurde ein an dem ganzen Krawall völlig unbetheiligter, harmloser Handlungsgehilfe von einem Schutzmanne ermordet, und die Pariser Spitäler füllten sich in den folgenden Tagen mit zahlreichen Opfern polizeilicher und soldatischer Brutalität. Dass diese Sache auch höheren Ortes wie eine gewollte Provocation aufgefasst wurde, erhellt daraus, dass der damalige Polizeipräfect Lépine, die rechte Hand Dupuys, entlassen und dann durch den Botschafterposten in Wien entschädigt wurde. — Im Herbst desselben Jahres erkrankte Carnot schwer an seinem alten Leberleiden. Dupuy beeilte sich, ihn in den officiösen Blättern todt zu sagen, um so die Ansicht zu verbreiten, der Präsident sei nicht mehr in der Lage, seinen hohen Posten einzunehmen. Denn was der Ränkespinner stets plante, das war seine eigene Erhebung auf den elyseischen Stuhl. Als dann ganz wider Dupuys Erwarten — Casimir-Perier dem ermordeten Carnot folgte, da begannen die Intriguen des Ministers gegen das Elysée von neuem. Hatte der edle Premier alles in seinen Kräften Stehende gethan, um den Aufenthalt Carnots in Lyon so unsicher wie nur möglich zu gestalten und eine Ermordung des Staatsoberhauptes gewissermaßen vorzubereiten, so war es seiner unablässigen

Minierarbeit gelungen, Herrn Casimir-Perier hinterrücks derartig anzuschwärzen, dass er sich angeekelt ins Privatleben zurückzog.

Durch all diese Thaten hatte Dupuy sich schon die Socialisten (diese besonders durch die willkürliche Schließung der Pariser Arbeitsbörse im Juli 1893), die Radicalsocialisten und die Radicalen zu Feinden gemacht. Seither hat er nun auch die aus allen anderen Parteien recrutierten Revisionisten durch seine zweideutige Haltung vor und während des Dreyfus-Processes gegen sich in Harnisch gebracht. Aus diesem Grunde hätte Dupuy jetzt, da die Revision beschlossene Sache ist, eigentlich der allerletzte sein sollen, dem der Auftrag, ein Cabinet zu bilden, hätte zutheil werden können. Auch im Jahre 1894 war Dupuy Ministerpräsident und als solcher mittelbar verantwortlich für die Verbrechen, die sein damaliger Kriegsminister Mercier begieng. Will man dem angeblich so klugen und thatkräftigen Manne nicht den Vorwurf machen, er habe von den Unsauberkeiten Merciers nichts gewusst, sich um das Thun und Treiben der Soldateska überhaupt nicht gekümmert — was eine schwere republikanische Unterlassungssünde darstellen würde — dann muss man wohl oder übel annehmen, er habe die dunklen Treibereien der Generäle wenigstens im wesentlichen gekannt und — gebilligt! Da Mercier, wie oben erwähnt, anfangs nicht „marschieren“ wollte, dann aber doch umlenkte, so darf man wohl annehmen, er habe seinen Collegen im Ministerrathe ausführlichen Bericht über die Gründe dieser Schwenkung erstattet und sie im besonderen über das gegen Dreyfus vorliegenden Belastungsmaterial aufgeklärt. War Dupuy nun ebenso dumm wie die Generäle, dass er all jenes hirnverbrannte Zeug, all die „Briefe Kaiser Wilhelms“ und Aehnliches für bare Münze nahm? Oder war er — und das ist weitaus wahrscheinlicher — verbrecherisch genug, um so zu *thun*, als glaube er das alles, als sei auch er von der Schuld Dreyfus' überzeugt? Auf alle Fälle hat der Mann das Verbrechen zugelassen, während es ihm doch ein Leichtes gewesen wäre, sich über das Wie und Warum und Wieso zu informieren. Als schließlich die berühmten „Geständnisse“ Dreyfus' auftauchten, als der Capitän Lebrun Renault von der republikanischen Garde hierfür als Ohrenzeuge genannt ward, da ließ Dupuy ihn kommen und fragte ihn aus. Aber er hütete sich wohl, ein Dementi zu geben und darauf hinzuweisen, dass der genannte Officier schon am Abend der „Hinrichtung“ Dreyfus' zu mehreren Freunden im Pariser Tanzlocale „Moulin Rouge“ gesagt hatte, von Geständnissen könne keine Rede sein, Dreyfus habe unaufhörlich seine Unschuld betheuert. Dupuy ließ also absichtlich zu, dass sich eine infame, lügnerische Legende einbürgerte, die nunmehr äußerst schwer wieder auszurotten ist. Und einen solchen Menschen, einen derartigen Leisetreter, Intriguanten und Heuchler, erhebt man auf den Ministerpräsidentenstuhl, in dem Augenblicke, da es gilt, unter allen Umständen vollstes, klarstes Licht zu verbreiten und den letzten verzweifelten Widerstand der generalstäblichen Verbrecherbande zu brechen!

Wie Dupuy im gegenwärtigen schwierigen Momente handeln wird, das hängt ganz von den Umständen ab. Erweist sich der seit Henrys Tode mächtig angeschwollene Strom der Revisionsbewegung stark genug, um die antisemitische und die Militärpartei fortzuschwemmen, dann wird auch Dupuy ein „begeisterter“ Anhänger der Revision und Rehabilitation sein: er ist stets der Mann, der sich nach dem Winde dreht. Gelingt es dagegen den Mächten der Dunkelheit, Bürgerthum und Justiz einzuschüchtern oder ganz lahm zu legen, dann wird auch Dupuy in seiner bisherigen, schroff revisionsfeindlichen Haltung verharren oder dieselbe noch mehr accentuieren. Auf alle Fälle aber wird dieser aufgeblasene, ehrgeizige Mann die kommenden Dinge so darzustellen suchen, als seien sie eigentlich nur die Folge *seiner eigenen* Thätigkeit, *seiner* unerschrockenen Bemühungen, das Vaterland zu retten. Die Hoffnungen der Revisionsfreunde im In- und Auslande sind, weil sie Zeugnis ablegen von einem regen Gerechtigkeitssinn und Menschlichkeitsgefühl, durchaus achtbar und verständlich. Man muss sich aber, um nicht nachträglichen Enttäuschungen ausgesetzt zu sein, beizeiten mit dem Gedanken vertraut machen, dass jetzt wieder nach kurzer Pause ein kalt und egoistisch rechnender, zu jedwedem Rechtsbruche, vor allem aber zur möglichsten Vertuschung früherer Verbrechen neigender Mann an oberster Stelle sitzt, ein Mann, der sich mit seinem früheren Marineminister, dem „König Snob“ Félix Faure, solidarisch fühlt und daher, wenn irgend möglich, in dem Kielwasser des elyséeisch-antisemitischen Schiffes segeln wird. Man mache sich daher auf irgend einen heimtückischen Schurkenstreich gefasst — —

Paris, 1. November. **Poller.**

Starhemberg, Ruber & Cie.

Vom Reichsrathsabgeordneten Dr. Otto Lecher.

Was geschehen ist. In der österreichischen Waffenfabriksgesellschaft wurden Bilanzen gefälscht. Lieferungsverträge wurden ohne ernste Calculation, ohne sachkundige Revision der Uebernahmsbedingungen abgeschlossen. Enorme Verluste fanden statt. Diese wurden noch gesteigert durch ein laxes, energieloses Verhalten nach innen. Mit leichter Hand wurden maßlose Agentenprovisionen gewährt. Durch Protectionen erfuhren die Herstellungskosten eine ungerechtfertigte Erhöhung. Noch andere ungerechtfertigte Auslagen wurden gemacht.

Diese vernichtende Kritik übte der Vicepräsident der Gesellschaft selbst in seinem Communiqué vom 9. August d. J. Und er hat recht. Schon ein oberflächlicher Blick auf die Bilanzen der letzten Jahre belehrt darüber, dass im Jahre 1892/93 der Durchschnittsgewinn pro Gewehr und Bestandtheil trotz der geringeren Production und der verhältnismäßig größeren Regie um 50 Procent höher als in den früheren Jahren ausgewiesen worden ist, während die Vorräthe des Waffengeschäftes trotz der bedeutend verschlechterten Conjunctur mit einer vollen Million höher bewertet wurden. Die Vorräthe des Fahrradgeschäftes wurden von Jahr zu Jahr mit steigenden Summen in Bilanz gestellt und schlossen 1896/97 mit 5·5 Millionen Gulden, das ist mit dreimal soviel, als jene des *größten* reichsdeutschen Werkes, ab. Am 1. Juli wurde der fällige Coupon anstandslos ausbezahlt. Am 6. August resignierte der Generaldirector Dr. Hochhauser. Seine Demission wurde vom Verwaltungsrathe mit dem Ausdrucke des lebhaftesten Bedauerns zur Kenntnis genommen. Präsident Fürst Camillo Starhemberg stellte an Dr. Hochhauser die Frage, ob er bei seinem Entschlusse bleibe. Vicepräsident Ritter v. Taussig hob die langjährige ersprießliche Thätigkeit Dr. Hochhausers hervor und gab seinem Bedauern Ausdruck, dass derzeit für ihn keine Verwaltungsrathsstelle frei sei. Am 9. August veröffentlicht auf Veranlassung des Herrn v. Taussig das „Neue Wiener Tagblatt“ jenes berüchtigte Communiqué, dessen reichem Wortschatze die Darlegungen am Eingange dieses Artikels verbatim entnommen sind. Ein panikartiger Curssturz in „Waffen“ erfolgt. Nach einiger Zeit beginnt die Geschäftsleitung wieder abzuwiegeln. In der Generalversammlung am 11. October erscheint die Verwaltung im weißen Kleide der Unschuld. Es wäre doch nicht so arg gewesen. Das Communiqué vom 9. August wäre nur ein Sprengschuss gegen die versteinerte Geschäftsführung in Steyr gewesen. Die Verluste betragen eigentlich nur 1¾ Millionen. Aber immer noch wird keine regelrechte Bilanz für das verflossene Geschäftsjahr, wie dies durch Artikel 239 H.-G.-B. vorgeschrieben ist, gelegt. Gänzlich ungelöst bleibt die Frage, wieso Herr v. Taussig erst am 9. August die Situation zu klären für gut fand, nachdem ein Procurist der Bodencreditanstalt, deren Director Herr v. Taussig ist, bereits seit Jahren Verwaltungsrath der Waffenfabriksgesellschaft, ein anderer Vertrauensmann der Bodencreditanstalt Revisor der Waffenfabrik, Herr v. Taussig selbst anderthalb Jahre Vicepräsident dieses Unternehmens gewesen ist. Gänzlich ungelöst bleibt auch die Frage, von wem die großen Verkäufe in „Waffen“ in den letzten Wochen *vor* dem Curssturz hergerührt haben.

Was das Gesetz dazu sagt. Art. 241 H.-G.-B. bestimmt über Actiengesellschaften: „Mitglieder des Vorstandes, welche außer den Grenzen ihres Auftrages oder den Vorschriften dieses Titels oder des Gesellschaftsvertrages entgegenhandeln, haften *persönlich* und *solidarisch* für den dadurch entstandenen Schaden. Dies gilt insbesondere, wenn sie der Bestimmung des Artikels 217 entgegen an die Actionäre Dividenden oder Zinsen zahlen, oder wenn sie zu einer Zeit noch Zahlungen leisten, in welcher ihnen die Zahlungsunfähigkeit der Gesellschaft hätte bekannt sein müssen.“ Im Art. 217 aber heißt es: Es darf nur dasjenige unter die Actionäre vertheilt werden, was sich nach der jährlichen Bilanz als reiner Ueberschuss ergibt. Der Vorstand der Actiengesellschaft ist nach dem H.-G.-B. II. Buch, 3. Titel, 3. Abschnitt, für die Geschäftsführung, welche er zu leiten und überwachen hat, verantwortlich.

Was die Welt dazu sagte. Mit Recht wurde der Vorstand der österreichischen Waffenfabriksgesellschaft von der gesammten öffentlichen Meinung an diese seine gesetzliche Pflicht erinnert. Wenn man sich hiebei mehr an die Adresse des Vicepräsidenten, als an jene des Präsidenten richtete, so geschah dies, weil man in Herrn von Taussig, dem bekannten und gewandten Börsenkünstler, den Spiritus rector der unerhörten Vorgänge vermuthete. Dies entlastet aber den Präsidenten Camillo Fürst Starhemberg durchaus nicht von seiner gesetzlichen Verantwortung, die er durch Uebernahme des einträglichen Amtes eines Präsidenten der österreichischen Waffenfabriksgesellschaft freiwillig auf sich genommen hat. Aber selbst bei mildester Auffassung kam der Präsident in der Presse nicht gut weg, ohne dass er auf die bezüglichen Vorwürfe gerichtlich oder sonstwie reagirt hätte.

Was die Regierung dazu sagte. Die Aufsichtsbehörde rührte sich nicht. Die ganze Zeit über schwieg sie. Selbst in der Generalversammlung vom 11. October wurde die gesetzwidrige Bilanz nicht beanstandet. Hingegen wurden gerichtliche Vorerhebungen eingeleitet, deren Zweck es ist, zu constatieren, ob und von wem eine strafbare Handlung begangen worden ist.

Was ein Abgeordneter dazu sagte und was daraus entstand. Am 3. October machte der Abgeordnete Dr. Lecher dem Cabinet Thun über den mangelhaften Gebrauch des staatlichen Aufsichtsrechtes gegenüber den österreichischen Actiengesellschaften Vorwürfe. Er erwähnte insbesondere die österreichische Waffen-

fabriksgesellschaft und benannte die von uns eben geschilderten Vorgänge mit einem vollkommen unzweideutigen Worte. Er erwähnte hierbei auch den Präsidenten Fürst Starhemberg und den Vicepräsidenten Ritter v. Taussig, die ja, wie im vorstehenden nachgewiesen, nach dem Gesetze für die unter ihrer Verwaltung begangenen Unzukömmlichkeiten in erster Linie verantwortlich sind. Am 5. October wurde Abgeordneter Dr. Lecher infolgedessen von den Reichsrathsabgeordneten Baron Hackelberg und Graf Stürgkh im Namen sowohl des Fürsten Starhemberg als des Ritters von Taussig befragt, ob er nicht geneigt sei, nach Entgegennahme sachlicher Aufklärungen dem als beleidigend empfundenen Worte eine die beiden Präsidenten schonende einschränkende Auslegung zu geben. Gleichzeitig wurde ihm ein kurzes hektographiertes Schriftstück vom Grafen Stürgkh vorgelesen und ein gedrucktes Memoire vorgelegt, aus welchem nähere geschäftliche Aufklärungen hervorgehen sollten. Ferner wurde Dr. Lecher eingeladen, weitere Mittheilungen bezüglich der von ihm incriminierten Vorgänge entgegenzunehmen. Nachdem Dr. Lecher nicht unterlassen hatte, die Herren Mandatsträger des Fürsten Starhemberg und des Ritter v. Taussig zu ersuchen, sie mögen vor weiterem Eingehen in diese Angelegenheit sich über die Waffenfabriksaffaire von einem unparteiischen Dritten näher informieren lassen, gab er folgende bestimmte Erklärung ab: „Ich lehne es ab, in dieser Angelegenheit, in welcher die gerichtliche Untersuchung eingeleitet ist, irgendwelche Aufklärungen zu geben, da Präsident und Vicepräsident des Verwaltungsrathes einer Erwerbsgesellschaft nach dem Gesetze für die Vorgänge in der Gesellschaft verantwortlich sind.“ Nach einiger Zeit, jedoch noch am selben Tage, wurde Dr. Lecher vom Grafen Stürgkh ersucht, behufs Entgegennahme einer formalen Herausforderung zum Zweikampfe, welche Graf Stürgkh und eine „sehr hochgestellte Persönlichkeit“ namens des Fürsten Starhemberg ihm übermitteln werden, an einem bestimmten Orte abends zu einer bestimmten Zeit anwesend zu sein. Dr. Lecher hat dieses Rendezvous eingehalten. Graf Stürgkh und die „hochgestellte Persönlichkeit“ sind jedoch nicht erschienen. Anderntags, am 6. October vormittags, wurde im Abgeordnetenhause dem Dr. Lecher von Baron Hackelberg mitgetheilt, dass die Herausforderung durch die „sehr hochgestellte Persönlichkeit“ und den Grafen Stürgkh um zwölf Uhr mittags erfolgen werde, weshalb Dr. Lecher von Baron Hackelberg ersucht wurde, sich an dem genannten Zeitpunkte nicht aus dem Hause zu entfernen. Dr. Lecher wartete ein zweitesmal vergebens. Erst gegen zwei Uhr wurde er in ein Abtheilungszimmer gebeten, in welchem sich lediglich Graf Stürgkh und Baron Hackelberg befanden. Diese hatten einseitig ein Protokoll verfasst und boten dem Abgeordneten Dr. Lecher Einsicht- und Abschriftnahme an. Dr. Lecher lehnte beides ab und erklärte nunmehr, die Sache der Oeffentlichkeit übergeben zu wollen. Hierüber richteten Graf Stürgkh und Baron Hackelberg das eindringlichste Ersuchen an Dr. Lecher, dies zu unterlassen. Dr. Lecher machte keine bezügliche Zusage und entfernte sich.

Dies ist der Vorgang, den ich auf Grund meiner Tagebuchblätter in möglichst objectiver Weise geschildert habe, wobei ich gleich hinzufüge, dass mir nichts ferner liegt, als den Abgeordneten Graf Stürghk und Baron Hackelberg, für welche ich nach wie vor die größte Hochachtung empfinde, auch nur im entferntesten nahe zu treten. Auch habe ich nicht als der erste an die Oeffentlichkeit appelliert. Ich glaube in dieser Darstellung nicht ein einziges, für den formellen Hergang wichtiges Moment vergessen zu haben. Dass bei den ziemlich lange dauernden Verhandlungen meinerseits stets der Standpunkt eingenommen wurde, eine strafgerichtlich anhängige Sache könne unmöglich durch die Waffen ausgetragen werden, ist in formaler Beziehung irrelevant, denn Graf Stürgkh kündigte mir dennoch die Herausforderung für den 5. October abends, Baron Hackelberg für den 6. October mittags an. Eine Herausforderung ist ein formeller Act. So lange sie nicht durch die Secundanten des Beleidigten mit klippen und klaren Worten erfolgt ist, kann auch der andere Theil naturgemäß keine verbindliche Antwort geben. Er hat insbesondere seine eventuellen Secundanten erst nach erfolgter Herausforderung zu nominieren. In dem Umstande, dass ich nicht schon auf die bloße Mittheilung hin, ich werde durch Graf Stürgkh und die „sehr hochgestellte Persönlichkeit“ in futuro gefordert werden, Zeugen nominiert habe, kann selbst vom Standpunkte, auf welchem anscheinend Fürst Starhemberg gestanden ist, eine formale Ablehnung meinerseits, Genugthuung zu geben, nicht gefunden werden. Hätte ich nicht vielleicht doch angesichts einer wirklichen, nicht bloß pro futuro versprochenen Herausforderung, insbesondere wenn eine Persönlichkeit von ganz hervorragend hoher Stellung im Staate, nachdem sie von meiner Einrede der Litispendenz Kenntnis erhalten hatte, trotzdem noch nachträglich und, ohne bereits engagiert zu sein, sich mit der Sache des Fürsten Starhemberg identificiert hätte, mich eines andern besinnen oder die Einsetzung eines Ehrenrathes verlangen können? Obwohl ein vollkommener Duell-Laie, schien mir der Umstand, dass Fürst Starhemberg schließlich doch nicht bis zur thatsächlichen Herausforderung vorschritt und sich anscheinend meinem Standpunkte, nämlich die Aufdeckung der Schuldigen bei der Waffenfabriksgesellschaft durch das k. k. und nicht durch ein Gottesgericht zu bewerkstelligen, conformiert hatte, viel zu charakteristisch, als dass ich ihn ohneweiters und stillschweigend übergehen zu dürfen glaubte. Ich richtete daher noch am 6. October folgendes recommandiertes Schreiben, dessen Copie und Aufgabeschein ich in Händen habe, an Graf Karl Stürgkh, der bei unseren Verhandlungen zumeist den Wortführer gemacht hatte: „Euer Hochgeboren! Um etwaigen seinerzeitigen Missverständnissen vorzubeugen, beehre ich mich hiermit zu constatieren, dass ich bei unserer heutigen Unterredung weder von Euer Hochgeboren, noch von Baron Hackelberg aufgefordert wurde, Genugthuung mit den Waffen zu geben. Hochachtungsvoll Lecher.“

Fürst Starhemberg hat mir zu seiner Rechtfertigung freiwillig Schriftstücke übersandt und weitere Beweise angeboten, bevor er mit der — dann allerdings auch nicht durchgeführten — Herausforderung vorgieng. Das Anerbieten dieser Privatenquête in einer gerichtlich anhängigen Sache konnte ich um so weniger annehmen, als die Prüfung der zugestandenermaßen gefälschten Bilanzen mehrerer Jahre eines vielverzweigten Industrieunternehmens und die Eruierung der wahrhaft Schuldigen eine Arbeit von vielen Monaten und für einen einzelnen vielbeschäftigten Abgeordneten durchaus undurchführbar ist. Nicht meine Sache konnte es sein, angesichts der behördlich eingeleiteten Untersuchung den nach dem Gesetze verantwortlichen Personen Decharge zu ertheilen.

So endete vorläufig der Versuch des Fürsten Starhemberg und des Ritter v. Taussig, die im österreichischen Parlamente geübte, berechtigte Kritik unerhörter Unregelmäßigkeiten in einer österreichischen Actiengesellschaft, durch welche der Credit dieser Institution schwer geschädigt und die wirtschaftliche Zukunft einer Unzahl von Arbeiterexistenzen gefährdet wurde, mit Androhung von Waffengewalt zu unterdrücken. Ob Fürst Starhemberg hiebei den Gesetzen jenes Codex genügt hat, welchen die Anhänger unbedingter Satisfaction bekanntlich über die Gebote der Kirche, des Staates und der Humanität setzen, überlasse ich dem Urtheile jener Kreise.

Der gerechten Sache für weitaus gefährlicher, als die Waffen des Waffenfabrikspräsidenten halte ich die Antwort des Justizministers Dr. v. Ruber, welche dieser am 27. October im Abgeordnetenhause auf meine Interpellation vom 18. October ertheilt hat. In meiner Anfrage hatte ich auf die bekannten Unregelmäßigkeiten in der Gebarung der Waffenfabriksgesellschaft hingewiesen und im Hinblicke auf den Umstand, dass mir sehr ernste Stimmen mit der Behauptung zu Ohren gekommen waren, die gerichtlichen Vorerhebungen seien eingestellt worden, die Anfrage gestellt, ob dies wahr und ob der Justizminister eventuell bereit sei, die Gründe dieser Einstellung dem Abgeordnetenhause bekannt zu geben. Diese Interpellation war von allen jenen Mitgliedern der deutschen Fortschrittspartei, der deutschen Volkspartei und der socialdemokratischen Fraction, welchen ich sie in der Eile zur Unterschrift vorlegen konnte, in bereitwilligster Weise unterzeichnet worden. Die Antwort des Justizministers bestätigte erfreulicherweise die Fortsetzung der Vorerhebungen. Hieran knüpfte Dr. v. Ruber aber Bemerkungen, welche unwillkürlich die Befürchtung rege machen, die Staatsverwaltung werde ihrer gesetzlichen Verpflichtung nicht mit dem gebotenen Nachdrucke genügen. Statt sich mit der einfachen Verneinung meiner Frage zu begnügen, oder das mit vollem Fuge empörte Rechtsgefühl durch die Versicherung, die Untersuchung werde mit größter Strenge und Rücksichtslosigkeit geführt werden, zu beruhigen, entschuldigt der k. k. Justizminister gleichsam seine Organe, weil diese nicht umhin können, den § 87 Strafprocessordnung auch gegen eine Erwerbsgesellschaft anzuwenden, an deren Spitze das Herrenhausmitglied Fürst Starhemberg und der allgewaltige Finanzkünstler Ritter v. Taussig stehen. Es wäre gefehlt — meint der Justizminister — aus dem Einschreiten der Staatsanwaltschaft an und für sich eine Waffe gegen die Gesellschaft oder die Verwaltung zu schmieden. Man dürfe aus dem Einschreiten der Staatsanwaltschaft — meint der Justizminister — kein Argument ableiten, welches geeignet wäre, die Gesellschaft oder — meint der Justizminister — einzelne Organe derselben zu belasten oder zu verdächtigen. Das Einschreiten der Staatsanwaltschaft stützte sich auf den im § 87 Strafprocessordnung erwähnten „Ruf“. Dieser „Ruf“ bestehe in dem vorliegenden Falle — meint der Justizminister — in den auch von den Interpellanten erwähnten „Zeitungsgerüchten“. Von der Annahme auszugehen, dass die behördlichen Erhebungen wirklich ein strafgesetzlich zu ahndendes Verschulden als thatsächlich bestehend voraussetzen und „dieses nur zu concretisierenden Zwecken verfolgen“, wäre irrthümlich, und könnte nur auf eine Verkennung des strafprocessualen Wesens der Vorerhebungen zurückgeführt werden — meint der Justizminister.

Zunächst verwahre ich mich auf das Entschiedenste gegen die Unterstellung des Herrn Justizministers, als hätten wir in unserer Interpellation das Wort „Zeitungsgerüchte“ gebraucht. Wir sprachen ausdrücklich von „Zeitungsnachrichten“, und zwar von ununterbrochen wiederholten und unwidersprochen gebliebenen. Man kann sich im Jahre 1898 nicht mehr auf den Standpunkt stellen, dass Nachrichten, welche durch Monate in der gesammten österreichischen Tages- und Fachpresse und in den hervorragendsten Blättern des

Auslandes über finanzielle Vorgänge, mit Ziffern, Daten und Namen belegt, gebracht werden, welche unwidersprochen bleiben und von den betheiligten Personen in Versammlungen bestätigt werden, welche in dem officiellen Curszettel ihren ziffermäßigen Ausdruck finden und über welche die Staatsverwaltung als Aufsichtsbehörde der Actiengesellschaften durch ihren Aufsichtscommissär Kenntnis haben muss, als „Zeitungsgerüchte“, als etwas Unbestimmtes, Unfassbares und von Haus aus Unwahrscheinliches bezeichnet werden. Sollte der Herr Justizminister wirklich nirgends gelesen haben, dass das berüchtigte Communiqué vom 9. August von Herrn v. Taussig selbst herstammt? Sollte Dr. v. Ruber wirklich ein so weltfremdes Einsiedlerleben führen, dass er die wichtigsten Vorgänge im Wirtschafts- und Rechtsleben seines Vaterlandes übersieht? Wenn aber schon der oberste Chef der Justizbehörde sich mit so vielen Bücklingen und Entschuldigungen der Waffenfabriksgesellschaft nähert, was kann man dann von der Untersuchung durch die vom Justizminister abhängigen Organe erwarten, Organe, mit denen Dr. v. Ruber, wie sein Richtererlass und seine Richterversetzungen beweisen, nicht allzuviel Federlesens zu machen entschlossen ist. Die Majorität des Abgeordnetenhauses hat meinen Antrag auf Eröffnung der Debatte über die Antwort des Justizministers niedergestimmt. Fürst Starhemberg ist kein politischer Freund der gegenwärtigen Reichsrathsmajorität. Wenn es sich aber darum handelt, die Wahrheit zu unterdrücken und die Sühnung eines schweren Unrechtes zu verhindern, kann man in Oesterreich unter allen Umständen auf die jeweilige Regierung und die jeweilige Regierungsmajorität rechnen.

Diese dem politisch geradeaus denkenden Menschen unerklärliche Coalition schließt sich in Oesterreich immer aufs neue zusammen, wenn es gilt, aristokratische und bureaukratische Vorrechte und Vortheile zu vertheidigen. Zu diesen gehört ohne Zweifel die unter allerlei Vorwänden geübte Controle und Bevormundung des Erwerbslebens und insbesondere der Actiengesellschaften. Von dieser Bevormundung haben lediglich die Vormünder, nicht aber die Mündel den Nutzen. Schon der Umstand, dass die Thüren der allmächtigen Vereinscommission sich nur den allerausgewähltesten Protectionskindern öffnen, sichert jenen Personen, welche hohe Connexionen besitzen und zu fructificieren verstehen, ein nahezu arbeitsloses Einkommen. So sehen wir denn in dem Vorstande fast aller großen Erwerbsgesellschaften einflussreiche Aristokraten, ausgediente Beamte und Politiker, welche nur in den allerseltensten Fällen für diese Stellung das nöthige sachliche und finanzielle Wissen, dafür aber allerhand freundschaftliche, verwandtschaftliche und kameradschaftliche Beziehungen mitbringen. Zudem ist ein Theil unserer Bevölkerung noch immer so naiv, einem glänzenden Namen, sei er nun der eines oft genannten Politikers oder der eines ehemaligen Ministers, besonderes Vertrauen zu schenken. Man kann sich gar nicht vorstellen, dass in einem Unternehmen, an dessen Spitze ein solcher Name glänzt, irgend etwas Menschliches passiert. Und doch ist es in der Natur der Dinge begründet, dass gerade eine auf den äußeren Glanz hin eingerichtete Verwaltung eines Erwerbsunternehmens viel eher misstrauisch machen müsste, als eine altväterisch und bürgerlich nach rein kaufmännischen Principien organisierte. Denn alle diese Politiker, Beamten und Aristokraten verstehen in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle von den Geschäften, die ihre Gesellschaft betreibt und für die sie nach dem Handelsgesetze verantwortlich sind, rein gar nichts. Ein kluger Advocat, ein tüchtiger Industrieller, ein erfahrener Kaufmann würde ihre Stelle unendlich viel besser ausfüllen. Etwas anders wäre es, wenn der betreffende Herr wirklich von dem Geschäfte, das er zu leiten hat, etwas verstünde. Ein Hindernis für einen ehrlichen Erwerb soll hohe Geburt auf keinen Fall sein.

Im eigenen Interesse dieser Kreise muss es dringend gewünscht werden, dass sie ihre verderbliche Hand von den österreichischen Actiengesellschaften und insbesondere von jenen, deren Actien auf der Börse eine Rolle spielen oder gar prononcierte Spielpapiere — wie die „Waffen“ — sind, zurückziehen. Jeder Stand hat einen verschiedenen Ehrbegriff. Wer sich mit der Börse in so engen Connex stellt, der wird nach demselben Ehrbegriffe beurtheilt, wie ein Börseaner, womit ich den Börseanern durchaus nicht nahetreten will. Ich weiß recht gut, dass die Börse ein unentbehrlicher Markt unseres modernen Wirtschaftslebens ist und dass es nichts Dümmeres gibt, als für Missbräuche und Schwindeleien das ganze Institut und die anständigen und reellen Kaufleute der Börse verantwortlich zu machen. Die kaufmännische Auffassung von Ehre in Bezug auf die Erfüllung von Zahlungsverbindlichkeiten ist viel rigoroser, als die irgend eines andern Standes. Jede Unzukömmlichkeit in der Verwaltung fremden Eigenthums muss vom Kaufmann auf das Rücksichtsloseste bekämpft werden, da hierdurch das Vertrauen und der Credit, die Grundlagen jeder kaufmännischen Organisation, erschüttert werden. Dem Präsidenten einer Actiengesellschaft ist fremdes Gut, das Vermögen seiner Actionäre, anvertraut. Es geht nicht an, eines schönen Tages zu sagen, so und so viel Millionen sind nicht mehr da. Wer die Verwaltung fremden Eigenthums übernimmt, übernimmt eine Haftung und eine schwerwiegende Verantwortung. Wer dieser Verantwortung nicht gerecht wird, und sei es auch nur aus Fahrlässigkeit, der hat nach kaufmännischen Begriffen seine Ehre verwirkt, heiße er wie er wolle. Für ihn gibt es nur eine einzige Reparatur. Er lege den Posten, zu dessen gesetzlicher Ausfüllung er nicht befähigt ist, nieder und ziehe sich aus einem Kreise zurück, dessen schweren Pflichten zu genügen er nicht die geistige Kraft hat.

Welche materiellen Vortheile er aber immer während der Zeit seiner für das Vermögen anderer so unheilvollen Verwaltung eingeheimst hat, sei es in der Form von Gehalten, Präsenzgeldern, Tantièmen und Betheiligungen, ganz besonders aber Gewinnbetheiligungen, welche auf Grund falscher Bilanzen für Verlustjahre bezogen wurden, die zahle er den Geschädigten zurück, soweit er noch einen Heller davon besitzt. Wer auf solche Weise sich aus einer falschen Position zurückzieht, dem wird niemand das Zeugnis versagen, dass er vielleicht geirrt, aber schließlich doch bürgerlich anständig gehandelt hat. Wer aber verstockt auf seinem Posten verbleibt, obwohl er zu der Erkenntnis der eigenen Unfähigkeit, den Anforderungen des Gesetzes zu genügen, gelangt ist; wer auf dem heißen Boden der Börse trotz der bereits einmal gemachten Erfahrungen weiterhin ausharrt; wer Gehalt und Tantièmen einsteckt, während den Actionären ihr Actiencapital unter seiner Verwaltung entschwindet, der darf sich nicht beklagen, wenn er die Pfeile jener Männer auf sich lenkt, die in der Verrottung des österreichischen Actienwesens eine Hauptursache des schwer darniederliegenden Unternehmungssinnes, des wirtschaftlichen Rückschrittes unseres Vaterlandes erblicken.

Leider ist diese Art des Tantièmenerwerbes eine zu mühelose, als dass der Kampf, welcher bloß mit dem Spiegel der kaufmännischen Moral in der Hand geführt wird, Aussicht auf irgendwelche nennenswerte Erfolge hätte. Gründliche Besserung kann nur eine gründliche Reform unseres Actienwesens bringen. Die Vereinscommission und die Concessionspflicht müssen fallen. Der Vorstand muss einer strengen straf- und civilrechtlichen Verantwortung durch das Gesetz — ähnlich wie in anderen Ländern — unterworfen werden, so dass nur wirklich befähigte Fachleute ein solches Amt übernehmen können. Dann brauchen wir nichts mehr, als tüchtige Staatsanwälte und Richter, deren Unabhängigkeit niemand anzutasten wagt, und einen honetten Justizminister.

Beiträge zum Verständnis der Palästinafahrt des deutschen Kaisers.

Von einem **alten Palästinafahrer.**

Es sind gerade 40 Jahre, seit das Büchlein von Dr. F. Geisheim, „Die Hohenzollern am Grabe zu Jerusalem“, Duncker, Berlin, erschienen ist, nachdem Hormayr im Taschenbuch 1837 dasselbe Thema behandelt hatte. Zwischen 1337 und 1341 — die Hohenzollern saßen damals noch auf der Burg Nürnberg — hat der tapfere Albrecht der Schöne die Reihe der älteren Hohenzollern'schen Palästinafahrer begonnen. Wieder ein Albrecht, Prinz von Preußen, hat fast genau 500 Jahre später im Winter 1842 die Reihe der Hohenzollern'schen Fürsten begonnen, die im XIX. Jahrhunderte das Heilige Grab besucht haben. Aber welcher Unterschied zwischen den Pilgern! Gläubig horchten die alten Pilger den Legenden und biblischen Reminiscenzen, welche ihnen die Franciscaner erzählten, die verdienten Hüter der heiligen Stätten. Heutzutage nahm der deutsche Kaiser sich seinen Gelehrten im Gefolge selber mit, der zu den besten Kennern des Heiligen Landes gehört, die er in Deutschland finden konnte. Der Kaiser gibt sich eben nicht mit dem Ballast einfacher Legenden ab, sondern sucht die Ergebnisse der Wissenschaft auf, will deren Meister als seinen Führer haben. Professor Guthe weiß aber auch Wissenschaft mit Frömmigkeit zu vereinen.

Aber auch wie ganz anders war schon der Eintritt in das Land für die alten und für den neuesten Hohenzollern'schen Palästinafahrer! Wenige Jahre vor Albrechts des Schönen Ankunft im Heiligen Lande hatte Marin Sanudo dem Papste Johannes XXII. seine Secreta fidelium crucis überreicht, einen ausführlichen Plan zur Wiedereroberung Palästinas. Aber es war dies nur wie ein Schlusspunkt, ein großes, zusammenfassendes Werk; denn es gab um die Wende des XII. zum XIII. Jahrhunderte eine ganze Menge von solchen Arbeiten, von denen sicher die Kunde auch in den Orient gelangte. Es wurden also die Pilger schon bei ihrer Landung in Jaffa strengstens unter Aufsicht gehalten, damit nicht von ihnen aus Gefahr über das Land komme. Je höheren Rang der Pilger bekleidete, desto mehr Gefahr konnte er dem Lande bringen, wenn er mit großem Gefolge kam; desto größere Gefahr bedrohte aber ihn, wenn die Wächter seinen Rang erfuhren. Wie sie das Land betreten hatten, mussten sie ihren Rang verborgen halten, wollten sie nicht den Verdacht der Behörden erregen und am Leben bedroht, wenigstens allen Plackereien und Erpressungen durch Hohe und Niedere ausgesetzt sein. Die nöthigen, strengstens einzuhaltenden Weisungen erhielten die Pilger vom Guardian zu Ramle; darunter

waren folgende: sich nicht zu rächen für erlittenes Unrecht; nicht über türkische Gräber zu schreiten; keinen Türken anzureden oder auszulachen; kein Weib anzusehen; keinem Türken Wein zu geben, aber auch nicht öffentlich Wein zu trinken; in keine Moschee zu gehen u. s. w. Unter unendlichen Plagen kamen die Pilger in Jerusalem an, wo sie in verschiedenen Häusern Unterkunft fanden, darunter war das Kloster vom Berge Sion, wo 1313 die Franciscaner von Robert von Sicilien die Ruinen eines ehemaligen Benedictinerklosters erhalten hatten, dessen Hauptbau das Davidsgrab und den Abendmahlsaal als Heiligthümer enthielt.

Die Gegensätze gegen den Triumphzug — so kann man die Ankunft des deutschen Kaisers in Jerusalem nennen — liegen auf der Hand. Aber noch tiefer greift der Umschwung, den unsere Zeiten genommen. In jener alten Zeit waren alle die Pilgerfahrten von keinen irgend nennenswerten Folgen für das Heilige Land begleitet. Verborgen, wie sie gekommen, zogen alle die hohen Adeligen wieder ab. Herzog Albrecht IV. von Oesterreich ließ vor 500 Jahren, 1398, als er schon sein Schiff weit draußen in der Rhede von Jaffa erreicht hatte, ein großes Banner von Oesterreich entfalten unter dem Klange von Trompeten, Posaunen und Pfeifen. Die Türken hatten wohl vermuthet, dass ein Königssohn das Land besuche; allein er hatte sie darüber getäuscht. Nun freute er sich des und höhnte die Feinde. Aber Folgen hatte solches Benehmen nicht. All die Pilgerberichte, all die Schilderungen, wie elend es um die Heiligthümer Palästinas und ihrer Wächter bestellt sei, brachten keine irgend nennenswerte Bewegung zur Wiedergewinnung jenes Landes zuwege. Die große kreuzzugähnliche Bewegung des nachmaligen Kaisers Sigismund fand am 28. September 1396 bei Nikopolis ein klägliches Ende, aber sie galt auch nicht dem Heiligen Lande, sondern der Befreiung Constantinopels. Als ein Papst, Pius II., der uns Oesterreichern so wohl bekannte Aeneas Sylvius, sich selbst in eigener Person an die Spitze eines Kreuzheeres stellen wollte und nach Ancona sich begeben hatte, als dem Ausgangspunkte des Kreuzzuges, kam keiner von den dazu berufenen Fürsten. Nur der Doge von Venedig langte mit einigen Schiffen an (12. August 1464). Der Papst sah alle Hoffnung auf Einigung der Fürsten sinken und starb in der zweitfolgenden Nacht.

Einen blutigen Kreuzzug machte Europa seitdem nicht mehr nach Palästina. Zunächst begnügte man sich, durch Sammlungen und sonstige oft bedeutende Spenden die Wächter der heiligen Orte zu unterstützen, deren Wirken daher auch nicht leicht über die Vertheidigung und Instandhaltung der Sanctuarien und die Pflege der Pilgrime hinausgieng. Aber nunmehr seit Beginn des Jahrhunderts ist ein friedlicher Kreuzzug ins Werk gesetzt worden: die Eroberung Palästinas für die Cultur des Westens. Den Anfang machten die wissenschaftlichen Reisen eines Seetzen, Burckhardt, Robinson und anderer. In unseren Tagen folgte die Vermessung des West-Jordanlandes durch die Engländer, des Ostlandes durch den deutschen Palästinaverein von Leipzig; die gründliche topographische und archäologische Durchforschung des Landes, mit der die physikalische Beschreibung in engster Berührung steht. Die den Türken aufgedrängte Ordnung der polizeilichen Einrichtungen, die erhöhte Rechtssicherheit für die christlichen Unterthanen, die Errichtung türkischer Schulen; die Herstellung von ein paar Straßenverbindungen und Eisenbahnen, das Niederhalten der räuberischen Beduinenstämme, das sind die ersten Errungenschaften dieses Kreuzzuges, die ersten Folgen europäischen Hochdruckes. Anderes haben die Europäer, vornehmlich die Franzosen, dann auch die Russen und Deutschen, im Heiligen Lande selber geschaffen: Schulen aller Kategorien, von den Elementarschulen im Lande bis zu den Hochschulen in Beirut und den Ackerbau- und Gewerbeschulen der Christen und Juden. Wohlthätigkeitsanstalten für Einheimische und Fremde, meist mit religiösem Interesse. Klosterstiftungen, namentlich für fromme Frauen in reicher Anzahl. Niederlassungen im großen Stile von Protestanten, Juden und Katholiken, die alle nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten blühen und das Angesicht ganzer Landstriche in ungeahnter Weise verschönern.

Segensreich wirkt der Wettstreit unter den verschiedenen Confessionen und Körperschaften, wenn er von großen Intentionen und nicht von kleinlicher Eifersüchtelei oder durch confessionelle Engherzigkeit und nationale Großmannssucht, wenn er mit gerechten Mitteln, ohne die Menschenliebe zu verletzen, geführt wird: Wie sehr es den hochverdienten Franciscanern wehe that, so war die Errichtung eines Patriarchats Jerusalem eine vollkommen gerechtfertigte Maßnahme des Papstes Pius IX., denn nun erhalten durch einen immer mehr sich ausbreitenden Weltclerus nicht bloß die Katholiken in Stadt und Land ihren regelrechten arabischen Gottesdienst und eine eingreifende Seelsorge, sondern es konnte auch an die Pastoration unter den Beduinen gedacht werden. Durch den Weltclerus ist aber auch der Franciscanerorden gezwungen, der pastoralen Thätigkeit sein Augenmerk zuzuwenden, wie er anderseits durch den Fortschritt der Palästinawissenschaft genöthigt ist, nicht bloß hinter seine Traditionen sich zu stellen, sondern dieselben mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu durchdringen, oder aber fallen zu lassen. Ein frischer, fröhlicher Zug ist in die Palästinaforschung selbst in Jerusalem gekommen, seit die Dominicaner sich in St. Stefan vor dem Damascusthor angesiedelt haben. In ihnen ist den Franciscanern ein weiterer Rivale erwachsen. Der Dominicanerniederlassung folgten die der Weißen Brüder von St. Anna und der Trappisten in Latrûn. Und damit die Katholiken nicht erlahmen, stehen dicht neben ihnen, voll hoher Begeisterung für das Heilige Land und voll Streben, die Zahl der Sanctuarien — und sei es selbst auf Kosten der Lateiner — zu vermehren, die der orientalischen Kirche angehörenden Christen: Armenier, Griechen, Russen u. a. Ja ihr materielles Vermögen ist bedeutender als das der Katholiken: so gilt das armenische Kloster St. Jacob in Jerusalem als das reichste des Orients. Aber auch die geistige Kraft in diesen Kirchen ist gewachsen. Nicht allein, dass sehr tüchtige gelehrte Bischöfe diesen Kirchen des Heiligen Landes vorstehen, es sind auch beispielsweise im armenischen Kloster Dêr el Musallabe bei Jerusalem und in manch anderem Kloster deutsch gebildete Mönche. Sie alle erfreuen sich des mächtigen Schutzes Russlands, dessen zwei mächtige Bauten außer der Stadt von zwei entgegengesetzten Seiten die ganze Stadt beherrschen. Russland hat zudem seinen eigenen gelehrten Palästinaverein, der mit weit reicheren Mitteln, als die deutschen Vereine desselben Namens, arbeitet, nicht bloß auf wissenschaftlichem, sondern auch auf socialem Gebiete. — Und neben diesen entwickelt sich der Protestantismus zu immer höherer Bedeutung. Nicht allein in den bekannten Niederlassungen der Templer in Haifa, Jaffa und Jerusalem, sondern überall im Lande: in Jerusalem, Bethlehem, Naplus, Nazareth. Gerade die großen Fortschritte der Protestanten, die schon ganz bedeutende Kirchenbauten (Nazareth), Wohlthätigkeitsanstalten und Schulen besitzen, sind aber darnach angethan, die anderen Kirchen, ganz besonders die katholische, anzuspannen zu erhöhter Thätigkeit, die wieder zuletzt doch nur der Civilisation und dem Wohle der Einwohner förderlich sein kann und soll.

Es drängt sich uns von selber die Vergleichung auf zwischen der Reise unseres eigenen Monarchen Franz Joseph ins Heilige Land und der Reise des jungen thatkräftigen deutschen Kaisers Wilhelm II. Der erste pilgerte 1869 als frommer Katholik zu den heiligen Stätten, reich an Glauben, bescheiden fast wie Gotfried von Bouillon auftretend. Ohne alle weiteren Absichten, nur einem Herzensbedürfnisse folgend, betrat er fast wie ein Pilgrim, freilich mit den seinem höchsten Stande entsprechenden Ehren empfangen, die Heilige Stadt. Rührenden Eindruck machte auf alle Christen die Andacht des erlauchten Fürsten, der nur in Einem Acte dies Bewusstsein ausdrückte, den Titel „König von Jerusalem" zu führen. Er hat an heiliger Stätte den Orden vom Heiligen Grabe verliehen. Reiche Wohlthaten spendete der Kaiser, sodass Segen der Bewohner ihn beim Scheiden begleitete. Als allerletztes Andenken kam längst nach der Rückkehr des Kaisers die schöne Madonnenstatue für die Annunciationskirche zu Nazareth. Politische Folgen, Erwerbungen für Oesterreich zeigten sich nicht, obschon es nahelag, den Ruinenplatz vor dem Portale des Heiligen Grabes, den sogenannten Muristân, zu erwerben. Aber Beust, der den Monarchen nach Jerusalem begleitete, und der die sicher langen Unterhandlungen längst hätte führen müssen, hatte kein Verständnis dafür. Graf Caboga, der österreichische Consul in Jerusalem, hatte mit seinen Hospitalsideen außerhalb der Stadt zu thun und wusste nicht, was längst schon die Intentionen der Preußen waren. Aber schon viel früher war ein bedeutender Fehler begangen worden. Als Pascha Sureya den ganzen Platz verkaufen wollte um nur 200 Beutel, hätte der reiche katholische Johanniter-Orden zugreifen müssen, oder man hätte dem Cardinal Rauscher den Rath geben sollen, statt sich im Wâd anzukaufen, diesen Platz der alten Maria latina zu erwerben (1858). Er wäre sicher besser daran gewesen, selbst wenn, wie sich gezeigt hat, die alte Johanniter-Kirche ohne festen Grund auf Schutt gebaut war. Auch bei seinem Neubau gieng fast das ganze Geld auf Herstellung der Grundmauern auf, denn dort im Wâd liegt der Felsboden 40 Schuh unter dem jetzigen Boden. Hier am Muristân, der ja ziemlich hoch liegt, kann der Fels nicht so tief unten liegen.

Was Oesterreich versäumte, hat Preußen schnellstens nachgeholt. Es hat das Aufstreben des Protestantismus in Palästina in allen Gliedern gespürt, und schon König Friedrich Wilhelm IV. hat den Antrag an die hohe Pforte gerichtet, Preußen wolle den alten Hospitalplatz erwerben. Dieser wie eine Erneuerung des Antrages wurde abgelehnt. Aber zu Hause wurde der protestantische Zweig des Johanniter-Ordens begründet, wie in der sicheren Erwartung, seinerzeit doch das alte Johanniter-Hospital, den Muristân zu erwerben, wo die Wiege des Ordens gestanden. — Es war bei Gelegenheit der Eröffnung des Suezcanals, dass Friedrich Wilhelm 1869 nach Constantinopel kam. Persönlich wiederholte er beim Großvezier Ali Pascha seinen Antrag. Und der Bescheid lautete: „Was liegt uns an dem Trümmerhaufen. Wir können Oesterreich etwas anderes geben." Der Sultan hat dem Könige „den Trümmerhaufen" geschenkt, und Oesterreich, auf das ja doch der Großvezier Rücksicht hatte, was hat Oesterreich gethan? Wir werden sehen, was eigentlich Ali mit seinen Worten gemeint hat. 1871 wurde schon die erste protestantische Kapelle hier errichtet und die Separation der deutschen von der Sionskirche vollzogen. Am 31. October 1893 wurde der Grund-

Google

stein zur heiligen Salvatorkirche vor dem Portale des Grabesdomes gelegt, an demselben Tage, an welchem der deutsche Kaiser im Vorjahre die Einweihung der erneuten Schlosskirche zu Wittenberg begangen hatte, und es war kein Zufall, dass am 31. October 1898 die Einweihung der Erlöserkirche vollzogen wurde. Es war das bedeutungsvollste Reformationsfest seit vielen Jahren. Seit langem also ist die Palästinafahrt des deutschen Kaisers vorbereitet, sie ist der vorläufige Abschluss großer Actionen. Unsern Kaiser hat nur das Herzensbedürfnis an das Grab des Erlösers geführt: und seine Rathgeber waren sich der Bedeutung eines so hohen Besuches der heiligen Stätten nicht im entferntesten bewusst. So ist denn auch wirklich nichts für Palästina geschehen, was irgendwie eine höhere Bedeutung hätte. Das österreichische Pilgerhaus existierte eben fort, nicht recht lebensfähig, aber auch zum Sterben noch immer zu stark. Erst vor einem Jahre hat es eine Umänderung in seiner Verfassung erhalten, die vielleicht einen Fortschritt erreicht, wenn nur ein Punkt nicht wäre, welcher Cardinal Rauscher nicht zu wissen werden soll, sonst dreht er sich im Grabe um. Längst hätte es als Pepinière für tüchtige Bibelforscher — und einer solchen bedarf die katholische Kirche Oesterreichs gar sehr — verwendet werden können, ohne durch Erhaltung eines vom Staate subventionierten Subrectors oder Rectors irgend an seinem Charakter zu verlieren. An den protestantischen Anstalten zur Erhöhung der Cultur könnte Oesterreich lernen ....

. Aber es wäre unrichtig zu sagen, dass Kaiser Wilhelm II. eben nur als Protestant in Jerusalem und Bethlehem und sonst sich gezeigt hätte; er hatte schon gleich beim Eintritte in die Heilige Stadt freundliche Dankesworte für alle Confessionen, auch für die ihn begrüßende Judengemeinde. Er zeigte sich als deutscher Kaiser, dem Katholik und Protestant gleich liebe Unterthanen sind. Das katholische deutsche Pilgerhaus steht allzuweit weg vom Jaffathor, ein unangenehmer Weg von gut 10 Minuten führt dahin. Auch ist das Haus viel zu klein. Kaiser Wilhelm II. hat dem „deutschen Verein vom Heiligen Lande" in Köln durch Schenkung eines Grundstückes am traditionellen Berge Sion in den Stand gesetzt, ein neues Wohlthätigkeitshaus mit Kirche zu erbauen, da ihm das eigentliche Coenaculum zu erwerben nicht möglich war. Das wäre allerdings das wertvollste Geschenk gewesen, das er den Katholiken hätte machen können. Es handelt sich da um den traditionellen Ort, wo Jesus Christus das letzte Abendmahl feierte. Hier hatte man schon in alter Zeit verschiedene heilige Reminiscenzen zusammengetragen, den Ort, wo Maria entschlief (jetzt Dormitio genannt), den Ort, wo einst, seit 415, Stephanus begraben war, aber auch das Grab Davids. Der kann nun freilich keineswegs hier begraben worden sein. Aber die Legende wusste es besser. Und es zeigte sich, dass es nicht gut ist, plus sapere quam oportet. Denn dem Franciscanerkloster, das hier gebaut wurde, hat diese Legende den bösesten Schaden eingetragen: ohne allem Rechtstitel, mit brutaler Gewalt wurden die Franciscaner von den Türken im XVI. Jahrhundert hinausgedrängt, weil diese das Grab des hochverehrten David nicht in den Händen der Ungläubigen lassen wollten. — Allzufrüh hatte der Wunsch der deutschen Katholiken, das Coenaculum in Besitz zu bekommen, in den Zeitungen Ausdruck erhalten; wer kennt alle die Wege zum Großherrn? Die gegentheiligen Strebungen ließen den Wunsch der deutschen Katholiken nicht aufkommen. Dafür hat manch ein Pilger, der in altgewohnter Weise gegen den üblichen Bakschisch den Coenaculumsaal besichtigte, im letzten Jahre recht finstere Gesichter der mohamedanischen Heiligthumswächter gesehen, welche von diesen Absichten wohl Kunde erhalten haben. Und doch muss die Sache noch anders liegen; das Wort des Ali Pascha: „wir können Oesterreich etwas anderes geben", kann doch nur, im Zusammenhang mit dem Muristân, sich auf das Coenaculum beziehen. Das war also 1869 leicht zu erhalten, gewiss leichter als jetzt. Selbst dem deutschen Kaiser wurde es nicht zugestanden.

Heute wäre es für Oesterreich, da der Complex den Deutschen gehört, wertlos. Aber wäre nicht die Himmelfahrtskapelle oben auf dem Oelberge ein solches Object? Denn wie groß die Verehrung der Mohammedaner für Jesus den Messias auch ist, das werden sie doch nicht behaupten, dass sie den Christen ein Heiligthum Jesu nicht lassen können. — Aber wozu braucht denn Oesterreich ein Sanctuarium? So kann nur ein Oesterreicher fragen, der vom Heiligen Lande gar nichts versteht. Kein Franzose, kein Russe würde eine solche Frage stellen; seit Jahrhunderten sind die Griechen bestrebt, Heiligthum um Heiligthum den Lateinern zu entreißen. Und Russland weiß, warum der Grieche so handelt, und von Russland kommen die Unterstützungen zu solchen, manchmal in Blutvergießen endenden Unternehmungen. Russland hat nicht allein großen Grundbesitz rings um Jerusalem, achtunggebietende mächtige Bauten, es besitzt beispielsweise in dem einen Bezirk Nazareth 17 Schulen. Und das sollte keine politische Wirkung, keine Wirkung auf den einzelnen Griechen und Russen haben, der sich in Palästina ganz anders fühlt, als der arme, unbedeutende Oesterreicher, zumal die ersten „Oesterreicher" in Palästina doch nur dem jüdischen Stamme angehören und zu den Aermsten dieses Stammes zählen? — Wozu soll Oesterreich Sanctuarien erwerben? Auf religiöse Imponderabilien braucht sich ein Minister des Aeußern nicht einzulassen. Aber Russland hat den Baum des Abraham(!) bei Hebron gekauft und eingefriedet. Wozu? Frankreich hat in Ramle die „weiße Moschee" gekauft mit dem berühmten hohen viereckigen Thurme, einen alten Templerbau. Wozu? Und könnte nicht oben auf dem Oelberge ein Benedictinerkloster sich wieder erheben, etwa Künstler und Gelehrte der Beuroner Congregation als Einwohner erhalten? Den Beuronern ist Jerusalem nicht so unbekannt, Beuroner Künstler haben an der sogenannten Schmerzenskapelle vor dem Calvaria die Fresken gemalt. Eine tüchtige Künstler- und Gelehrtenschule thäte im Heiligen Lande recht noth, und jedes Mitglied derselben, Lehrer wie Schüler, könnte hier viel lernen. Benedictiner am Oelberg, das wäre so recht ein österreichisches Unternehmen: sie könnten die Wage halten den französischen Dominicanern bei St.-Stephan vor dem Damascusthor; sie könnten sogar eine deutsche Gelehrtencolonie gegenüber der französischen Schule bilden; einen deutschen Mittelpunkt, mit dem auch die Protestanten Fühlung suchen würden, wenn sie nicht zurückgestoßen werden. — Immer wieder kommen mir die Franzosen in den Sinn, die auch in dieser Hinsicht ein gutes Stück den Deutschen voraus sind, wie in der Patronatsfrage, da sie seit 600 Jahren das Patronat über die Katholiken Palästinas zu üben behaupten. Es ist wohl richtig: Deutschland, Oesterreich, Italien haben in den Jahrhunderten zusammen nicht das für die armen Franciscaner und für die Erhaltung der Sanctuarien gethan, was Frankreich allein an diplomatischen Mitteln, an Unterstützungen in Geld und Geldeswert. Aber die ganz und gar nicht katholische Republik hat in neuerer Zeit nur allzusehr diese Angelegenheit als ein nothwendiges Geschäft betrieben, um ihr Prestige aufrecht zu erhalten, und Klagen sind laut geworden, wie sie weiter unten von uns behandelt werden. Auf jeden Fall hat sich die Sache jetzt geändert, da nicht bloß einige Franciscaner zu schützen sind, sondern überall im Lande katholische Institute, gegründet von Katholiken anderer Nationen, entstanden sind, und gerade die deutschen Gründungen sind hochbedeutend. So haben sich deutsche Katholiken in Ain Tabgha am See Genesareth niedergelassen, ihr Leiter ist der Beduinenvater Biever; so sind deutsche Barmherzige Brüder in Nazareth ein wahrer Segen für die Gegend. So ist vor dem Jaffathore das katholische deutsche Hospiz entstanden; so haben in Haifa auch die deutschen Katholiken angefangen sich zu regen. Gehören auch sie unter französisches Protectorat? Sie wollen vorläufig davon nichts wissen. Für sie und für alle etwa noch folgenden Stiftungen ist es von hohem Werte, dass derjenige Monarch in allem Glanze seiner Würde und mit dem Gewichte seines persönlichen Einflusses auf den Großherrn wie auf jeden Großen des Reiches in Jerusalem erschienen ist, dessen Vorjahr 1875 beim französisch-ägyptischen Vertrag erklären ließ: „Die deutsche Regierung erkennt kein exclusives Schutzrecht irgend einer Macht über die katholischen Anstalten im Oriente an und behält sich alle ihre Rechte über die deutschen Unterthanen vor, die einer dieser Anstalten angehören." Dieselbe Erklärung gaben Oesterreich und England ab. Analog steht eine Erklärung des Berliner Congresses von 1878 da.

Denn das steht fest, dass in den letzten Jahren die Klagen der Katholiken Palästinas über Frankreich berechtigt waren, dass es sein Protectorat wohl für politische Zwecke ausnütze, dass es die Schulen der Jesuiten und Lazaristen in Syrien eigentlich zur Propagierung französischen Wesens und Denkens verwerte, aber die Pflichten nicht oder nur theilweise erfülle, die das Protectorat auferlegt. Die Befürchtigung, dass die russisch-französische Intimität dort die Russen oder die von den Russen vorgeschobenen Griechen bevorzugen werde, wo russische Interessen selbst gegen katholische Rechte im Widerspruch stehen, hat sich als berechtigt gezeigt. Wir wollen davon nicht reden, dass Frankreich nicht energisch sich der armenischen Katholiken angenommen hat, die doch nur um des christlichen Glaubens willen so grausam hingeschlachtet worden sind. Wo war da das Protectorat Frankreichs? Wir wollen auf manche Ungerechtigkeiten und selbst Misshandlungen hinweisen, welche noch in den Neunzigerjahren die Franciscaner bei der Agoniegrotte und in Bethlehem von den Griechen und der türkischen Soldateska erlitten haben, und der französische Consul stand auf Seite der Griechen. Wo war da das Patronat über die Katholiken? Durfte der französische Consul 1890 am 19. August die ihren gekauften Besitz vertheidigenden Franciscaner selbst persönlich beim Arm nehmen und wegführen? Durfte er den italienischen Kawassen fortjagen? so dass der eine Franciscaner, welcher Italiener war, fruchtlos ausrief: „Ich bin unter italienischem Schutze, mich geht Frankreich gar nichts an." Der türkische Officier antwortete ihm: „Aber du trägst den Habit, also bist du Franzose." Und der Mönch: „Gut, zieh mir ihn aus! Dann bin ich Italiener." Und das heißt man französisches Protectorat über die Katholiken? Wie an jenem Tage allsogleich schon in der Frühe der deutsche Consul beim Pascha für seine Unterthanen appelliert hat, so wird von heute ab noch wirksamer auf obige Verträge und Erklärungen hingewiesen werden können, da man ihn, den „Kaiser", selber gesehen.

Ich will nicht von der Haltung des österreichischen Consulats in solch heiklen Fragen sprechen, aber von „Leisetreten" darf ich

doch ein Wörtchen fallen lassen. Denn ein festes Auftreten imponiert dem Orientalen mehr, als alle Pacificierungsversuche. Wir wollen sehen, wie sich die Angelegenheit des Professors Dr. Alois Mussil, eines jungen Priesters der Olmützer Diöcese, gestaltet. Dieser hat, durch einen zweijährigen Aufenthalt im Heiligen Lande, durch zahlreiche mitunter wissenschaftlich sehr erträgliche Touren daselbst und durch eine genaue Kenntnis des Arabischen dazu vorbereitet, im heurigen Frühjahr die ganze nördliche Sinai-Halbinsel von Gaza bis Aqaba durchquert, auf höchst gefährlichen, von Reisenden nur an manchen Punkten gekreuzten Wegen. Als er im Interesse und Auftrage der Wiener kaiserlichen Akademie der Wissenschaften als Fortsetzung seiner Reise nach Osten in die Gegend jenseits der Hadschstraße vordringen wollte, nahm ihn der Regierungsvertreter von Ailah gefangen, trotzdem dass der Gelehrte seinen kaiserlichen osmanischen Pass vorwies und sich auf den österreichischen Consul berief. Der Pass wurde als gefälscht erklärt, Ailah befindet sich außer dem Bereiche von Jerusalem. Endlich kam er frei. — Aehnlich gieng es ihm in Kerak. Nun sind es nur ein paar Jahre her, dass Kerak der Sitz eines Regierungsvertreters ist; nachdem die Missionäre das Beispiel gegeben hatten, dass man hier leben könne, sind die Behörden mit ein paar Soldaten eingezogen in das alte herrliche Schloss. Der Gefangene sollte Soldaten als Schutzmannschaft mitnehmen, und auf der ihm und anderen schon hinlänglich bekannten Sultânije (Kaiserstraße, lucus a non lucendo) nach Jerusalem heimreiten. Allein das war ganz und gar nicht nach dem Sinne Mussils, dem ja das Ostland erst dort interessant ist, wo das gewöhnliche Wissen der Kenner des Landes zu Ende ist. Dort aber bietet Soldatenbedeckung keinen Schutz, sondern nur Bekanntschaft mit den Stammeshäuptern, und diese besitzt Mussil in völlig ausreichendem Maße, da er mit einem der mächtigsten Häupter in Blutsgenossenschaft sich befindet. Dazu ist zu rechnen, dass auch in weniger wilden Gegenden der Mund des Eingeborenen sich augenblicklich schließt, wie ein Europäer mit Soldatenbegleitung erscheint. Es ist aus den Leuten absolut keine Auskunft herauszupumpen. Mussil entfloh und zog mit Beduinen, seinen Freunden, hinaus ostwärts und entdeckte zwei byzantinische Schlösser von einer Schönheit der Fresken, dass er solches in der Wüste nie geahnt hätte, während das räthselhafte Schloss M'schita östlich von Hesbân nicht einmal Spuren von Fresken aufweist ... Es können in meine Darstellung, die ich aus dem Gedächtnisse nach dem von Dr. Mussil Gehörten, zusammenschreibe, einige Unrichtigkeiten sich eingeschlichen haben, die Thatsache ist, dass er von den türkischen Behörden in unerhörter Weise behandelt worden ist, und dass seine Klage allsogleich nach Constantinopel, später auch an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften und durch diese den österreichischen diesbezüglichen Behörden überreicht worden ist, und dass jetzt wohl die Sache anhängig ist. Auf jeden Fall ist ein warnendes Exempel hinzustellen, damit solche Behandlung sich nicht wiederhole.

Nun da der deutsche Kaiser selber erschienen ist, wird wohl vielleicht auch für die des Schutzes bedürftigen Oesterreicher, die ein weniges weiter vordringen wollen, eine neue Aera der Sicherheit angebrochen sein, und der Oesterreicher freut sich mit, wenn die Bedeutung des deutschen Kaisers zu den östlichen Stämmen dringt und dieser Ruf seine länger andauernden guten Wirkungen ausübt. Das Patronat der Franzosen über die Katholiken hat die deutschen Katholiken, solange sie unter den Fittigen des deutschen Adlers sich sicher fühlen, nicht zu berühren: denn der Papst selber spricht in seinem Briefe vom 20. August an Cardinal Langénieux nicht allein von der alten Praxis, sondern auch von den internationalen Verträgen, welche die Congregation der Propaganda am 22. Mai 1888 anerkannt hat, und erwartet, dass das Patronat sich stets auf der Höhe seiner Aufgabe zeige. Wir setzen hinzu, dass das österreichische Patronat über seine Unterthanen im Heiligen Lande sich ebenso stark und schnell wirksam zeige, als es das russische, englische, deutsche ist. Nicht Pilger allein gibt es zu schützen, nicht allein die — wie es bei Armen, leider! vorkommt — zahlreichen Processe zwischen den Juden sind zu schlichten, sondern auch Reisende sind wirksam zu unterstützen und kräftigst zu beschützen, die der Forschungsdrang über den Jordan und weiter in die Wüste hineinführt.

Puvis de Chavannes.

Mit dem Tode Puvis de Chavannes' hat eine reiche, glückliche, harmonische Künstlerlaufbahn ihren Abschluss gefunden. Sein Leben erinnert daran, dass Staatsaufträge und künstlerische Qualitäten nicht nothwendig heterogene Begriffe zu sein brauchen, dass man ein Neuerer, fast ein Revolutionär sein kann und deshalb in Frankreich wenigstens — doch nicht verhungern muss. Es ist seltsam. Noch vor einigen Jahren sah ich Puvis in seinem Atelier, angethan mit jenem berühmten, schwer zu beschreibenden Kleidungsstück, das er so gerne trug: halb altgriechische Chlamys, halb moderner Bademantel. Trotzdem lebt er in meiner Erinnerung mehr in dem Bilde fort, das Bonnat von ihm malte. Den feierlichen Gehrock bis oben zugeknöpft, die Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch, die Hand auf eine dunkelgrüne Tischdecke gestützt, steht er in jener Pose, die Audienz ertheilende Minister annehmen. Und was das Komische ist: ein Maler ertheilt den Herren Ministern Audienz, gibt ihnen durch königliche Handbewegung kund, dass er nicht abgeneigt ist, ihre Bitte um Entgegennahme von Staatsaufträgen in wohlwollende Erwägung zu ziehen.

Puvis war ein glücklicher Mensch. Er hatte nie um seine Existenz zu kämpfen, brauchte nie wegen mangelnder Anerkennung zu klagen. Nachdem er anfangs officieller Staatsmaler gewesen, wurde er noch im Alter Abgott der Jungen. Wohl war zu Anfang der Fünfzigerjahre ein Epitheton beliebt, das Edmond About ihm gegeben. Courbet, der wilde Meister der Steinklopfer, hieß damals fou furieux. Und das Pendant dazu bildete der fou tranquille. So nannte man Puvis wegen der Bewegungslosigkeit seiner Gestalten. Oder, wollte man noch geistreicher sein, so schrieb man: „peintre de carême". Das bezog sich auf seine matte fahlgraue Tonscala. Doch wenige Jahre vergiengen, da hatte er den Weg von der ecclesia militans zur ecclesia triumphans zurückgelegt. Schon 1861 durfte er sein erstes Hauptwerk, die Decoration des Museums von Amiens, schaffen und seitdem schien er das Monopol auf alle leeren Mauerflächen Frankreichs zu haben. In Marseille und Lyon, im Pariser Pantheon, dem Hôtel de Ville und der neuen Sorbonne, im Rathhaus von Poitiers und vielen andern Städten künden umfangreiche Decorationen seinen Ruhm. Nie geschah es, dass seine Cartons, wenn sie im Salon erschienen, von der Menge verhöhnt und verlacht wurden. Nie geschah es, dass ein Bild von ihm als untauglich zurückgewiesen wurde, wie es Boecklin bei seinen ersten Wandmalereien erlebte. Der Staat schätzte ihn. Denn Puvis gehörte nicht zu den nervösen Grüblern, bei denen jubelndes Selbstgefühl mit tiefster Niedergeschlagenheit wechselt, nicht zu den genialen Sonderlingen, die durch kühne Missgriffe erschrecken. Die Ertheilung eines Auftrages an ihn bürgte immer dafür, dass man ein gediegenes Stück Arbeit unter stricter Einhaltung des festgesetzten Termins erhielt.

Und dieser Mann, dessen Werke so abgeklärt, so ausgeglichen, so harmonisch sind, der so ruhig, so von Erfolgen begleitet durchs Leben gieng, wäre ein Revolutionär gewesen? Nein, eigentlich nicht. Aus dem historischen Zusammenhang ergibt sich, dass er einer Strömung folgte, deren Quelle weitab liegt, dass ähnliche Tendenzen, wie die seinen, überhaupt damals die europäische Kunst beherrschten.

Einen fou tranquille nannte man ihn. Nun, dieses Temperierte, Actionslose war damals der natürliche Rückschlag gegen die gigantische Leidenschaft, das überschäumende Pathos der Romantiker.

„Je hais le mouvement qui déplace les lignes,
Et jamais je ne ris, et jamais je ne pleure."

In diesem Vers Baudelaires ist nicht nur das Programm Puvis de Chavannes', auch das seines Lehrers Henri Scheffer und das seines Mitschülers Anselm Feuerbach enthalten.

Henri Scheffer, der Bruder Arys, ist heute sehr unbekannt. Denn im Luxembourg ist er nicht mehr vertreten, und die französischen Provinzialmuseen werden von wenigen besucht. Es lohnte sich auch kaum, ihn auszugraben, denn er ist im Grunde nur der schwächere Doppelgänger seines Bruders. Immerhin würden seine Bilder heute sympathischer wirken als manche der Historien, denen sie im Luxembourg weichen mussten. Sie sind still, ernst und melancholisch. Selbst Themen, wie die Ergreifung der Charlotte Corday, die sich unter den Händen anderer in wilde Volksscenen verwandelten, gab er ohne Ungestüm, ohne theatralisches Pathos. Eine abgedämpfte matte Farbe entspricht der kühlen ruhigen Stimmung. Schon von Ary Scheffer schrieb Heine bekanntlich, er male „mit Schnupftabak und grüner Seife". Und Henri, sein jüngerer Bruder, hat zuweilen zarte, kaltgraue Harmonien, die seine Bilder moderner als die der darauffolgenden Asphaltmaler erscheinen lassen.

Der peintre de carême gieng auf dem Wege weiter, den schon sein Lehrer beschritten, und blieb diesem Principe auch treu, als er von Scheffer zu Couture, dem Meister der Römer der Verfallzeit, übersiedelte. Wie das Actionslose lag auch das „Decolorieren" in der Luft. Corots feines Silbergrau begann seine Anziehungskraft auf die Vertreter der „großen Malerei" zu üben. Ueber den Canal waren Bilder von George Frederik Watts gekommen, deren zarter Grisaillenton nicht unbemerkt blieb. Victor Müller und Anselm Feuerbach namentlich vertraten in der Coutureschule diese „veristische" Richtung, setzten den saftig warmen venezianischen Tönen Coutures ihre kühle, bis zur Monochromie abgestimmte Farbenscala gegenüber. Ob Puvis sich später dieser jungen Deutschen noch erinnerte, die mit ihm zusammen bei Couture arbeiteten und dann so früh starben? Jedenfalls stand er in seiner Farbenanschauung nicht allein. Auch sie war nur die logische Reaction auf die Farbenorgien der Romantiker.

Der Aufenthalt in Italien gab dann ihm wie Feuerbach die künstlerische Weihe. Er erlebte denselben „Läuterungsprocess", von dem Feuerbach in seinem Vermächtnis schreibt, lernte die classische Einfachheit und edle Vornehmheit der alten Kunst verstehen und gelangte zu einer einfachen Größe, zu der weder der verschwommenen

weiche Henri Scheffer, noch der temperamentlose Couture sich erhoben. Man hat in seinen Bildern archaische Elemente nachweisen wollen, die auf dieses Studium der alten Italiener zurückgiengen. In Wahrheit handelt es sich um rein ästhetische Dinge. Puvis hat niemals, wie Burne Jones und Gustave Moreau*), Gestalten der alten Meister direct in seine Bilder übertragen. Was er von den Alten lernte, war lediglich etwas Theoretisches. Giotto und Massaccio zeigten ihm, was überhaupt große monumentale Kunst bedeute, an deren Stelle man in Paris historische Genrebilder gesetzt hatte. Sie zeigten ihm, dass solche Werke am besten dann ihren Zweck erfüllen, wenn sie auf alle naturalistischen Wirkungen in Form und Farbe verzichten, sich streng innerhalb der Gesetze schmückender Flächendecoration halten. Sie bestärkten ihn ferner in seiner Vorliebe für einfache Linien, klärten ihn auf darüber, dass die hohe Getragenheit des Monumentalstils sich schwer mit dramatischer Action, mit hastigen Bewegungen vereine. In diesem Sinne — nur in diesem — ist er Primitiver. „Kinder sollten wir in unserer Anschauung alle wieder werden.“ Diese Worte Feuerbachs waren auch ihm aus der Seele gesprochen.

Sich der decorativen Malerei zu widmen, war er gleichsam durch seine Herkunft bestimmt. Denn es ist sonderbar und könnte einen Historiker Taine'scher Observanz zu langen Erörterungen veranlassen: Die größten Decorationsmaler des modernen Frankreich stammten aus Lyon. Aus Lyon kam der französische Overbeck Hippolyte Flandrin, der Decorateur der Kirchen Saint Vincent de Paul und Saint Germain des Prés. Aus Lyon stammte der französische Cornelius Paul Chenavard, dessen Riesencartons heute den Chenavardsaal des Lyoner Museums füllen. Puvis de Chavannes, 15 Jahre jünger als Chenavard, übernahm dessen Erbschaft. Die großen, Raum und Zeit umspannenden Decorationen, die Chenavard für das Pantheon geplant, waren Cartons geblieben, wie die Camposantofresken des Cornelius. Erst Puvis zog als Sieger ins Pantheon ein. Die heilige Genovefa, die er 1876 dort malte, ist das Bild, an das man vorzugsweise denkt, wenn Puvis' Name genannt wird.

Um es zu beschreiben, müsste man in kindlichem Legendenton reden. Denn es liegt etwas von Schwind'scher Märchenpoesie in diesem Bischof und der kleinen Hirtin, diesen Fischern und Barken. Puvis hat keinen goldenen Hintergrund gewählt, wie es Flandrin that, um altmeisterliche Wirkungen zu erzielen. Eine weite Frühlingslandschaft dehnt sich aus. Aber die Luft ist so zart, die Gegend so weltentrückt, dass auch ohne Goldgrund, ohne Archaismen eine sonntäglich feierliche, vorweltliche Stimmung, die Andachtsstimmung alter Heiligenbilder sich entwickelt. Noch in Amiens war er sich über seine Principien nicht klar, hatte lebhafte Farbenwirkungen im Sinne Coutures, sentimentale Reize im Sinne Scheffers erstrebt. Hier ist er ganz der fou tranquille und der peintre de carême. Und da er im Pantheon nicht allein, sondern in Gesellschaft von Historienmalern ist, tritt desto mehr hervor, welche neuen Elemente gerade diese Eigenschaften in die decorative Malerei Frankreichs brachten.

Alle Bilder daneben sind Erzeugnisse jener Illustrationskunst, die damals ganz Europa beherrschte. Scenen aus dem Leben Ludwig des Heiligen, des Chlodwig und der Jeanne d'Arc sind in lehrhaft erzählendem oder pathetisch declamierendem Tone vorgetragen. Die Maler schreien wie Tragödienhelden oder sie fühlen sich als trockene Historiker, die das Publicum über die großen Ereignisse der französischen Geschichte aufklären. Die Gesten sowohl wie die Costüme, die malerisch über den Boden gebreiteten Teppiche, wie die umgestürzten Sessel — es sind die nämlichen Versatzstücke, die seit Delaroches Tagen in jedem Historienbild vorkamen. Die gleißenden Farben dieselben, die man in allen Oelbildern jener Jahre sieht.

Puvis als Erster verzichtete auf Pathos wie auf prosaische Didaktik. Statt den Verstand zu beschäftigen und die Wissbegierde zu nähren, will seine Malerei nur Gefühle erregen und zu Träumereien laden. In einer Zeit, als die Andern Dramen und historische Episoden erzählten, dichtete er Idyllen, gab der decorativen Malerei den heiter festlichen Schwung der alten Meister zurück, indem er von allem erzählenden, in Worte umzusetzenden Inhalt absah. Denn nicht nur das eigentlich Geschichtliche hat er stets vermieden. Gewöhnlich fehlt sogar die Beziehung zum mythologischen oder christlichen Gestaltenkreis. Ruhige Haine und blumige Auen, stille frohe Menschen darin, die sich in seligem Müßiggang tummeln oder in sorgloser Beschaulichkeit der Ruhe pflegen — das sind die einfachen Elemente seiner Kunst. Frauen, Kinder, Männer, Greise ruhen auf grünem Rasen, von fruchttragenden Apfelbäumen beschattet, tausend Träumereien und Betrachtungen hingegeben. Da steht bewegungslos unter einem Lorbeerhain eine nackte Frau, dort spiegelt sich ein Jüngling in der Quelle. Da kommen Göttinnen leise zur Erde herniedergeschwebt, dort sprengen Epheben über eine weite Ebene dahin. Es ist nicht die Antike und nicht das Christenthum, es ist ein arkadisches saturnisches Zeitalter, das keinen Glockenschlag kennt, das gestern und vor vielen tausend Jahren sein könnte. Puvis denkt nicht daran, sich auf dem Wege der Philologie in ein vergangenes Zeitalter zu versetzen, durch bestimmte Costüme sich binden zu lassen. Wie sein eigenes Ateliercostüm ein Mittelding zwischen altgriechischer Chlamys und modernem Badmantel war, so sind auch die Gewänder, die er seinen Gestalten gibt, eine seltsame Mischung prähistorischer und moderner Elemente. Das erhöht noch die Märchenstimmung der Werke. Alles wirkt zeitlos, wie ein Tag ohne Anfang und Ende. Die typische Aehnlichkeit der Gestalten, ihre stille Ruhe, die Vermeidung jäher Wendungen und starker Contraste — es dient dazu, in eine ferne Welt zu entrücken, wo es keine Leidenschaften, keine Noth, keine Arbeit gibt, wo keine Rohheit, kein Misston die große Harmonie, die himmliche Sphärenmusik stört.

Auch das Blasse seiner Malerei ist für diesen Eindruck nicht unwichtig. Man kann wohl sagen, dass dieser helle Frescoton von Giotto und Massaccio stammt, darf aber nicht vergessen, welche coloristische Verfeinerung Puvis ihm gegeben hat.

Jene Alten bewegten sich in ganz elementaren Farben. Puvis nimmt die verschiedensten alten Nuancen auf, aber compliciert sie, verfeinert sie in modernem Sinne. Namentlich sein bleiches Blau und sein bleiches Lila kommen bei keinem alten Meister vor. Ebensowenig dachten Giotto und Massaccio daran, in so raffinierter Weise die Farbe als Stimmungsträger zu verwenden. Dieses gedämpfte, grünlichblasse Licht, das bei Puvis die ganze Welt durchflutet, ist gleichsam ein altes Licht, das harmonisch geworden wie ein Gobelin. Gerade weil es den Gestalten alles Körperliche, Materielle nimmt, sie zu Traumgestalten, zu Schemen macht, glaubt man durch einen Schleier in eine ferne versunkene Märchenwelt zu blicken.

Diese Graumalerei hat in den Tagen des Manet'schen Impressionismus Puvis den Jungen nahegebracht. Man erkannte schon damals, dass dieser Idealist, der die officiellen Staatsaufträge erledigte, nicht mit Cabanel und Bouguereau zu verwechseln sei. Aber sein eigentlicher Ruhm begann doch erst in späterer Zeit. Erst in jenen Jahren, als der Naturalismus vorübergerauscht war und in England die Herrschaft Rossettis und Burne Jones', bei uns die Boecklins anhob, wurde in Frankreich Puvis von der jungen Künstlerschaft zum Heros erkoren. Nicht dass tiefe innerliche Beziehungen zwischen ihm und unserer Zeit beständen. Weder die Stimmungsschwelgerei Rossettis hat er noch, den klagenden Lyrismus des Burne Jones, noch die Opiumstimmung Gustave Moreaus, noch überhaupt besondere seelische Qualitäten. Alle seine Gestalten führen wie bei den zünftigen Idealisten nur ein physisches Dasein. Sowohl in der Bildung ihrer Körper, wie im Ausdruck der Köpfe ist alles Individuelle, jedes psychische Leben vermieden, alles in typischer elementaler Gleichförmigkeit gehalten.

Was die Bewunderung erregte, war Puvis' Größe als Linienkünstler. Nachdem das neunzehnte Jahrhundert bis dahin eine Baukunst, eine Bildhauerkunst und eine Malerei gehabt, lauter Einzelkünste, die getrennt voneinander mehr oder weniger blühten, hatte sich die Anschauung Geltung verschafft, dass ein Handinhandgehen aller bildenden Künste zu wünschen sei, entsprechend dem, was Wagner in seinen Musikdramen erreichte. Die Ausbildung des Raumes zum Kunstwerk wurde das Ideal. Hatten bisher die künstlerischen Elemente sich fast ausschließlich auf die Oelmalerei geworfen und die Erledigung decorativer Aufträge Eclektikern zweiten Ranges überlassen, so drängten jetzt gerade die Vorgeschrittensten von der Tafelmalerei weg dem Fresco zu. Da fand man, dass Puvis alles besaß, was man selbst nicht mehr hatte. Gerade weil die moderne Malerei so lange im farbigen Stimmungsreiz ihr ausschließliches Thätigkeitsfeld gefunden, bewunderte man Puvis als letzten Stilisten, als den Einzigen, der noch verstand, durch den Contur, durch die Linie allein große Formgedanken auszusprechen.

Es ist merkwürdig, dass in unserer schreibseligen Zeit noch kein Buch über Wesen und Bedeutung der Linie veröffentlicht wurde. Ueber Natursymbolik ist allerhand geschrieben. Schon Friedrich Theodor Vischer setzte sehr fein auseinander, weshalb wir im Brausen des Sturmes zürnende, im Flüstern der Lüfte freundlich grüßende Geister vernehmen, weshalb man in dumpfer graugelber Luft ein unheimliches Brüten fühlt, oder die Begriffe Sonnenschein und Heiterkeit, weite Ferne und Sehnsucht sich decken. Auch die Symbolik der Farbe hat man nach allen Seiten beleuchtet. Für ein Buch über die Psychologie der Linie, das noch fehlt, aber sicher bald kommen wird, könnte Puvis de Chavannes ein dankbares Studienobject bilden. Denn so sympathisch er unserer Zeit als Farbenneurastheniker ist, im Grunde resultiert doch aus der Liniensprache die ernste feierliche Wirkung seiner Bilder. Es ist ein plastischer, statuarischer Geist, der in seinen Werken waltet. Der Aufbau, das feine Abwägen der Massen, die antike Schönheit der Bewegungen ist ihm das erste. Allein durch Concordanz der Linien, durch einen bestimmten Rhythmus der Form erreicht er die beabsichtigte Stimmung. Selbst die Landschaft tritt nicht selbständig auf, sondern ist nur die harmonische Begleitung zur Melodie der Figuren. Darum hält er sie in den einfachsten Formen. Ein paar Baumstämme, ein Wasserlauf, die Linienzüge einer weiten Ebene sind gewöhnlich alles. Aber in der Art, wie diese begleitenden Linien geführt und zu den Haupt-

*) Vgl. den Aufsatz über Gustave Moreau in Nr. 190 der „Zeit“. Die Red.

linien der Körper gestimmt sind, liegt feinste Berechnung. Nicht minder erstaunlich ist, mit welch souveräner Sicherheit er jedesmal gerade die Welt erschafft, die zu dem Stimmungsgehalt des Themas passt. In der „christlichen Vision“ malt er schlanke Cypressen, und sofort denkt man an spitz aufsteigende gothische Dome. Ein kleines Detail war ausreichend, den Geist des Mittelalters heraufzubeschwören. In der „antiken Vision“ entsteigt dem blauen Meer ein schimmerndes Eiland. Sofort ist der Eindruck erweckt, so müsse in Hellas schönheitdurchglänzten Tagen die Erde gewesen sein. Nichts Intimes gibt er. Gleich unseren „heroischen“ Landschaftern Rottmann und Preller sieht er in der Natur nur Linien. Indem er von naturalistischen Einzelheiten absieht, auf alle Reizmittel durch Lichteffecte verzichtet, die Natur vereinfacht, um sie noch elementarer sprechen zu lassen, gibt er seinen Werken jene feste Geschlossenheit, jene sacramentale Würde, die dem Thema sowohl, wie dem Ernst monumentalen Stiles entspricht.

Zuletzt machte sich vielleicht ein Sinken seiner Kraft bemerklich. Das große Bild der Sorbonne hinterläßt einen leeren, fast banalen Eindruck. Auch bei dem bekannten Werk des Hôtel de Ville, auf dem er Victor Hugo mit der Lyra darstellte, wie ihn Genien zur Stadt Paris geleiten, stand es jedem Betrachter frei, es nach seiner momentanen Stimmung für lächerlich oder erhaben zu halten. Puvis' kunstgeschichtliche Stellung wird dadurch nicht berührt. In den Werken, die er zur Zeit seiner Kraft geschaffen, steht er als festumrissene große Persönlichkeit da: als der einzige wirklich monumentale Künstler dieses unmonumentalen Jahrhunderts.

In Frankreich wüsste ich nicht, wer seine Erbschaft übernehmen könnte. Der linienleugnende Impressionismus hat dort zu lange geherrscht, als dass aus dieser Schule schon wieder große Stilisten, Meister symbolischer Formgedanken erwachsen könnten. Bei uns in Deutschland blieb das Formgefühl lebendiger. Hier hatte Puvis ein merkwürdiges Seitenstück in dem armen Hans von Marées, der zwar praktisch nichts leistete, aber als Theoretiker nach allen Seiten anregend wirkte. Hier hat Adolf Hildebrandt mit Meißel und Feder geistreich über Formgedanken gesprochen. Und wie vor fünfzig Jahren ein Deutscher, Anselm Feuerbach, an Puvis' Seite arbeitete, dürften ihm heute Ludwig von Hofmann, Stuck oder Klinger geistig näher stehen, als das junge Frankreich.

Breslau. **Richard Muther.**

Der letzte Fontane.

„Sein Leben lag aufgeschlagen da, nichts verbarg sich, weil sich nichts zu verbergen brauchte. Sah man ihn, so schien er ein Alter, auch in dem, wie er Zeit und Leben ansah; aber für die, die sein wahres Wesen kannten, war er kein Alter, freilich auch kein Neuer. Er hatte vielmehr das, was über alles Zeitliche hinaus liegt, was immer gilt und immer gelten wird: ein Herz. Er hatte keine Feinde, weil er selber keines Menschen Feind war. Er war die Güte selbst. Er war das Beste, was wir sein können: ein Mann und ein Kind.“

So spricht der Pfarrer in seiner Leichenrede auf Dubslav Stechlin. Sie steht auf den letzten Seiten der letzten Dichtung, die Theodor Fontane uns geschenkt hat.*)

Besseres und Feineres wüsste man über den herrlichen Alten selbst gewiss nicht zu schreiben.

Dies Buch ist in jedem Sinne ein letztes Buch: es ist der Schlussstein im Bau einer dichterischen, einer menschlichen Persönlichkeit. Es ist wieder ein ganz persönliches Buch, aber es ist auch ein Buch Zeitgeschichte. Es ist theilweise sogar ein politisches Buch. Es ist ein Buch über Alt und Neu, von keinem Neuen und von keinem Alten geschrieben, sondern von einem gütigen Mann, von einem Humoristen, der das Beste ist, was man sein kann: Mann und Kind zugleich.

Der „Stechlin“ ist alles andere, nur kein Roman. Leser, die bunte Geschehnisse oder feine Seelenanalyse suchen, werden in dem 517 Seiten starken Buche nicht auf ihre Kosten kommen. Es ist ein Band Gespräche. Aber was für Gespräche! Die Fülle der Erfahrungen, die köstliche Reife der Beobachtung und Menschenkenntnis und die feine Grazie des Künstlers vereinigen sich hier. Die deutsche Literatur hat keinen zweiten Causeur aufzuweisen wie Fontane.

Das Fontane'sche Buch wird sehr geeignet sein, namentlich die Leser in Oesterreich über eine Menschenclasse andere Begriffe zu geben, die sich eigentlich keines besonders angenehmen Renommées erfreut: das märkische Junkerthum. ... „Papa sitzt nun seit richtigen dreißig Jahren in seinem Ruppiner Winkel fest ... Papa lacht über nichts so sehr, wie über Liberalismus — und doch kenne ich keinen Menschen, der innerlich so frei wäre, wie gerade mein guter Alter. Zugeben wird er's freilich nie und wird in dem Glauben sterben: Morgen tragen sie einen echten alten Junker zu Grabe. Das ist er auch, aber doch auch wieder das volle Gegentheil davon. Er hat keine Spur von Selbstsucht.“ Und dann spricht der Sohn von einem Grafen seiner Bekanntschaft: „Der alte Graf freilich ist Weltmann und das gibt den Unterschied und das Uebergewicht. Er weiß — was sie hierzulande nicht wissen oder nicht wissen wollen — dass hinterm Berge auch noch Leute wohnen. Und mitunter noch ganz andere.“

„Je älter ich werde, desto demokratischer werde ich,“ hat Fontane in seinen Erinnerungen („Von zwanzig bis dreißig“) bekannt. Und auch dieses Buch trägt einen demokratischen Zug.

„Die alten Familien sind immer noch populär, auch heute noch. Aber sie verthun und verschütten diese Sympathien, die doch jeder braucht, jeder Mensch und jeder Stand. Unsere alten Familien kranken durchgängig an der Vorstellung, „dass es ohne sie nicht gehe,“ was aber weit gefehlt ist, denn es geht sicher auch ohne sie ... Wir stehen im Zeichen einer demokratischen Weltanschauung. Eine neue Zeit bricht an ... eine Zeit mit mehr Sauerstoff in der Luft, eine Zeit, in der wir besser athmen können. Und je freier man athmet, je mehr lebt man.“

Als Fontane an dem „Stechlin“ schrieb, sagte er mir einmal: „Na — die Leute um die „Kreuzzeitung“ herum werden Augen machen. Die glauben ja doch, ich gehörte noch immer so ein bisschen zu ihnen.“ Ja, ich glaube, sie werden sehr große Augen machen, wenn sie die Sätze lesen: „Dass man all diese Mittelmaßdinge für etwas Besonderes und Ueberlegenes und deshalb, wenn's sein kann, für etwas ewig zu Conservierendes ansieht, das ist das Schlimme. Was mal galt, soll weiter gelten, was mal gut war, soll weiter ein Gutes oder wohl gar ein Bestes sein ... Aber der „Non soli cedo-Adler“ mit seinem Blitzbündel in den Fängen, er blitzt nicht mehr, und die Begeisterung ist todt. Eine rückläufige Bewegung ist da, längst Abgestorbenes soll neu erblühen. Es thut es nicht.“

Dubslav Stechlin selbst ist nicht der Typus des bekannten Normaljunkers. Er ist kein Alter, aber auch kein Neuer. Er blinzelt mit ironischen Aeuglein in ein dämmerndes Morgenlicht ... Und wie Stechlin, so der Dichter selbst, in diesem socialkritischen Buche, wo Adelige und Geistliche, Künstler und Lehrer, Stiftsdamen und kluge Frauen, Taglöhner und Dienstboten, Bourgeois und Handelsleute ihre Rededuelle ausfechten.

Symbolisch beginnt das Buch und symbolisch schließt es auch. Das Schloss des alten Stechlin in der Mittelmark liegt an einem See, der auch der „Stechlin“ heißt.

„Alles still hier. Und doch, von Zeit zu Zeit wird es an eben dieser Stelle lebendig. Das ist, wenn es weit draußen in der Welt, sei's auf Island, sei's auf Java, zu rollen und zu grollen beginnt oder gar der Aschenregen der hawaischen Vulkane bis weit auf die Südsee hinausgetrieben wird. Dann regt sich's auch hier, und ein Wasserstrahl springt auf und sinkt wieder in die Tiefe. Das wissen alle, die den Stechlin umwohnen, und wenn sie davon sprechen, so setzen sie wohl auch hinzu: ‚Das mit dem Wasserstrahl, das ist nur das Kleine, das beinah Alltägliche; wenn's aber draußen was Großes gibt, wie vor hundert Jahren in Lissabon, dann brodelt's hier nicht bloß und sprudelt und strudelt, dann steigt statt des Wasserstrahls ein rother Hahn auf und kräht laut in die Lande hinein.‘“

Symbolisch ist der Schluss des Buches. Stechlin schließt die Augen für immer, und das uneheliche Kind eines Dorfmädchens legt ihm Blumen auf den Schoß. „Dat sinn de ihrsten,“ sagt der alte Diener, „und wihren ook woll de besten sinn.“ — — Was lehrt uns also die Symbolik des Sees „Stechlin“?

„Alles Alte, soweit es darauf Anspruch hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben. Und vor allem sollen wir, wie der Stechlin uns lehrt, den großen Zusammenhang der Dinge nie vergessen. Sich abschließen, heißt sich einmauern, und sich einmauern ist Tod.“

Das „sich abschließen“ ist der schlimmste Feind der Entwickelung, das Vergessen, „dass hinterm Berge auch noch Leute wohnen.“ Und an einer anderen Stelle heißt es: „Weil jeder echte, mit Spreewasser getaufte Berliner, männlich oder weiblich, seinen Zustand nur an seiner eigenen kleinen Vergangenheit, nie aber in der Welt draußen misst, von der er, wenn er ganz echt ist, weder eine Vorstellung hat, noch überhaupt haben will.“

Sympathien hat der Dichter — er hat das an mehr als einer Stelle in seinen Schriften bekannt — ganz entschieden für das märkische Junkerthum. Das Buch aber ist eigentlich ein Absagebrief. „Das Heldische hat nicht direct abgewirtschaftet und wird noch lange nicht abgewirtschaftet haben, aber sein Curs hat nun mal seine besondere Höhe verloren, und anstatt sich in diese Thatsache zu finden, versucht es unser Regime, dem Niedersteigenden eine künstliche Hausse zu geben.“ Und die Schlusszeilen des Buches lauten: „Es ist nicht nöthig, dass die Stechline weiter leben, aber es lebe der Stechlin!“

Immer und immer wieder ist in dem Buche von der großen Menschenliebe die Rede. Und wieder gibt es einen symbolischen Zug dafür: In Rheinsberg ist Reichstagswahl gewesen. Stechlin, der conservative Candidat, ist durchgefallen. Auf der Nachhausefahrt nimmt er in seinen Wagen einen betrunkenen Arbeiter auf, der natürlich für den Socialdemokraten, also gegen ihn, gestimmt hat.

*) „Der Stechlin“. Roman von Th. Fontane. (Berlin, F. Fontane & Co.)

Und dann ist einmal von dem portugiesischen Menschenfreund und Lyriker João de Deus die Rede, der für die Armen gelebt hatte und nicht für sich. „Unsere Gesellschaft ist aufgebaut auf dem Ich. Das ist ihr Fluch und daran muss sie zugrunde gehen.“ Darum hält es Fontane auch nicht mit dem Neuesten.

„Jetzt hat man statt des wirklichen Menschen den sogenannten Uebermenschen etabliert, eigentlich gibt es aber bloß noch Untermenschen... Ein Glück, dass es, nach meiner Wahrnehmung, immer entschieden komische Figuren sind, sonst könnte man verzweifeln.“

Die große Liebe und die große Bescheidenheit des Dichters, sie durchleuchten auch wieder dieses Buch. Und nur einen großen Hass hat er: „Gundermann ist ein Bourgeois und ein Parvenu, also so ziemlich das Schlechteste, was einer sein kann.“

Und eben so zuwider sind ihm die kalten, starren Pflichtnaturen, deren zweites Wort die Pflicht ist und die einen namenlosen Dünkel in sich großziehen. „Nur die Armen bringen die Mittel auf für das, was jenseits des Gewöhnlichen liegt; aus Begeisterung und Liebe fließt alles.“

Ergötzlich ist, wie im „Stechlin“ die Besitzenden und die Unterdrückten die „neue Zeit“ betrachten. Die alte Stiftsdame meint: „Was heißt Freiheit? Freiheit ist gar nichts; Freiheit ist, wenn sie sich versammeln und Bier trinken und ein Blatt gründen.“ Und der alte jüdische Handelsmann sagt zu seinem Sprössling: „Aber was ist das Neue? Das Neue versammelt sich immer auf unserem Markt, und 'mal stürmt es uns den Laden und nimmt uns die Hüte, Stück für Stück, und die Reiherfedern und die Straußenfedern. Ich bin fürs Alte.... Die Menschheit, die will haben, aber nicht geben. Und jetzt wollen sie auch noch theilen.“ Und in der Gesindestube unterhalten sie sich: „Der Bourgeois thut nichts für die Menschheit. Und wer nichts für die Menschheit thut, der muss abgeschafft werden.“ — Der betrunkene Glasarbeiter aber meint: „Und dann kriegen wir joa 'n Stück Tüffelland (Kartoffelland).“

Wie 's werden wird? Der fromme Wunsch wird laut: „Es wäre das Beste, wenn ein einziger alter Fritzenverstand die ganze Geschichte regulieren könnte.“

*

In dieser Zeitschrift habe ich im Sommer den Lesern von dem Fontane'schen Memoirenwerk berichten dürfen. In seiner gütigen Art schrieb Fontane mir von Karlsbad aus daraufhin den folgenden launigen Brief:

„Seien Sie, hochgeehrter Herr, allerschönstens bedankt für Ihre freundlichen Worte über mich in der H. Bahr'schen „Zeit“. Sie haben, in Ihrer Güte, das Möglichste gethan, mich bei den Donaubrüdern einzuführen; und noch weiter südöstlich — denn ach, Prof. Lasson hatte recht, als er mir 'mal zwischen Berlin und Steglitz sagte: „Ein wirkliches Interesse für deutsche Literatur hat nur die Karl Emil Franzos-Gegend“ — wird es ihnen auch glücken; aber den richtigen Wiener werden Sie für mich leider nicht erobern. „Leider“ — ist vielleicht falsch. Denn ich bin so unwienerisch, dass diese Nichteroberungen mir beinahe schmeicheln. Dazu kommt noch: Alle Eroberungen gehen von einem bestimmten festen Punkte aus und wenn es denkbar wäre, dass mich die Rixdorfer morgen zu ihrem Nationalheiligen machten und zu mir wallfahrteten, so würde ich, nach zehn Jahren, von Rixdorf aus die Welt erobert haben. So muss es sich anderweit zusammenläppern und dazu ist jeder „Posten“ von Belang. Sie werden hoffentlich nicht Undank aus dieser Ulkerei herauslesen. Es liegt sehr anders.“

Aber trotz Fontane — wir hoffen hier oben noch immer auf eine völlige Eroberung der Donaustadt durch unseren Poeten. Nicht schnell und stürmisch wird das gehen: langsam, in traulichen, einsamen Stunden der Lectüre wird Ihnen die Größe und Herrlichkeit des märkischen Dichters aufgehen!

Berlin. **Paul Linsemann.**

Die Woche.

Politische Notizen.

Am Donnerstag vergangener Woche, den 27. October, knapp vor dem Schluss der Redaction der letzten Nummer erhielt die Redaction der „Zeit“ als Antwort auf die in Nr. 212 erschienene heitere Starhemberg-Notiz das folgende feierliche ernste Schreiben:

„Wien, am 27. October 1898.

Geehrte Redaction!

Unter Berufung auf § 19 des Pressgesetzes beehre ich mich im eigenen, sowie im Namen des Reichsrathsabgeordneten Rudolf Freiherrn v. Hackelberg, das Ersuchen zu stellen, die auf dem beifolgenden Bogen enthaltene Berichtigung einer in Ihrer letzten Nummer enthaltenen Notiz dem vollen Umfange nach in der nächsten am Samstag, den 29. October l. J., erscheinenden Nummer der „Zeit“ an entsprechender Stelle bringen zu wollen.

Mit vollkommener Hochachtung

Karl Graf Stürgkh
Reichsrathsabgeordneter“

Die Beilage lautete:

„Wien, am 27. October 1898.

Berichtigung.

„Mit Bezug auf die in Nr. 212 der Wochenschrift „Die Zeit“ vom 22. October l. J. unter der Ueberschrift „Die Woche“ enthaltene Notiz, betreffend einen parlamentarischen Angriff des Reichsrathsabgeordneten Dr. Lecher auf die Waffenfabriks-Gesellschaft in Steyr und deren Präsidenten, ersuchen wir die Redaction auf Grund des § 19 des Pressgesetzes, die jener Mittheilung beigefügte Behauptung, der Präsident Fürst Starhemberg habe auf diesen persönlichen Angriff, dem Abgeordneten Dr. Lecher gegenüber, nicht reagiert, auf Grund nachstehender Darlegung zu berichtigen: Fürst Starhemberg hat, sobald ihm die Aeußerung des Abgeordneten Dr. Lecher zur Kenntnis kam, uns Endesgefertigte als seine Zeugen mit der Austragung dieser Angelegenheit gegenüber dem Dr. Lecher betraut.

Im Verlaufe der mit dem letzteren gepflogenen Verhandlung hat derselbe auf die Nominierung von Zeugen seinerseits verzichtet, weil er von vornherein eine Austragung mit den Waffen in Aussicht zu nehmen sich nicht gewillt erklärt hatte.

Damit haben wir Endesgefertigte unsere Mission für beendet erachtet und protokollarisch erklärt, dass seitens des Fürsten Starhemberg, dem Abgeordneten Dr. Lecher gegenüber, alles Erforderliche geschehen ist.“

Rudolf Adam Reichsfreiherr
v. Hackelberg Landau,
Reichsrathsabgeordneter.

Karl Graf Stürgkh,
Reichsrathsabgeordneter.“

Zwei so überaus verfassungstreuen Großgrundbesitzern, wie die hochzuverehrenden Herren Graf Stürgkh und Baron Hackelberg, hätte ich, offen gestanden, schon eine intimere Kenntnis der von ihnen jederzeit so „hoch gehaltenen“ Verfassung und ihrer partes adnexae, insbesonders unseres kostbaren Pressgesetzes zugemuthet, mit dem sie in ihrer Zuschrift so vertraut thun, als ob sie es im Jockey-Club kennen gelernt hätten. Nach dem berühmten § 19 des Pressgesetzes haben nur „betheiligte Privatpersonen“ ein Recht auf Berichtigung. Betheiligt an meiner Starhemberg-Notiz, in der kein Wort darin stand von einem Duell oder von Kartellträgern, ist nur der obbemeldete Präsident der Steyrer Waffenfabrik Fürst Starhemberg. Allerdings hat der Fürst Starhemberg im Gefolge des 1873er Krachs viele Jahre lang unter einer gewissen Curatel gestanden. Aber das war nur eine vermögensrechtliche Sequestration und selbst diese ist inzwischen schon aufgehoben, der Fürst Starhemberg ist sogar von Herrn v. Taussig für reif befunden worden, an die Spitze der Verwaltung eines großen wirtschaftlichen Unternehmens gestellt zu werden. Graf Stürgkh und Baron Hackelberg sind nicht seine gesetzlichen Vormünder, sondern nur seine quasi-Kartellträger. Solchen räumt aber das österreichische Gesetz keinerlei besonderes Recht ein, es sei denn das Recht, für die Theilnahme an der Herausforderung zum Zweikampf nach § 164 St.-G. mit Kerker von sechs Monaten bis zu fünf Jahren bestraft zu werden. Die beiden Herren stellen noch überdies in ihrem Einführungsschreiben „unter (abermaliger) Berufung auf den § 19 des Pressgesetzes“ das Ersuchen, ihre Berichtigung „in der nächsten, am Samstag den 29. October d. J. erscheinenden Nummer“ der „Zeit“ zu bringen. Auch diesmal haben sie das Pressgesetz falsch citiert. Denn dieses stellt es dem Redacteur frei, die Berichtigung in der nächsten oder zweitnächsten Nummer zu veröffentlichen. Wir haben von dieser Freiheit Gebrauch gemacht, nicht weil das Pressgesetz es uns gestattet — denn das Pressgesetz hat bei dieser von Grund aus pressgesetzwidrigen Berichtigung überhaupt nichts zu sagen — sondern weil ein ungeschriebenes Gesetz uns so gebot, welches lautet: audiatur et altera pars. Wir haben die Berichtigung dem Abgeordneten Dr. Lecher mitgetheilt und veröffentlichen sie nun zu gleicher Zeit mit der Erwiderung des Angegriffenen, die an anderer Stelle dieses Blattes zu finden ist.

Aus Dr. Lechers Darstellung habe ich mit Schmerz erfahren, dass dem Dr. Lecher die Forderung des Fürsten Starhemberg, von der die Herren Graf Stürgkh und Baron Hackelberg in ihrer Berichtigung erzählen, gar nicht überbracht worden ist, weil die eigentlich angesagten Secundanten, Graf Stürgkh und „eine hochgestellte Persönlichkeit“, im entscheidenden Moment zweimal — börsentechnisch gesprochen — ausgeblieben sind. Das thut mir schon aus dem Grunde leid, weil ich es dem Fürsten Starhemberg vom Herzen gegönnt hätte, wenn er, der in seinem reich-sequestrierten Vorleben so viele bürgerliche Forderungen von Gläubigern über sich hat ergehen lassen müssen, auch einmal an einen Bürgerlichen eine Forderung gestellt hätte, und sei es auch nur eine ritterliche. Und auch aus dem Grunde habe ich die Nichtforderung bedauert, weil ich, wenn — Gott behüte! — Fürst Starhemberg wegen der Waffenfabriks-Gesellschaft im Zweikampf gefallen wäre, eine passende Grabschrift für den heldenmüthigen Börsencavalier bereit gehabt hätte:

Dulce et decorum est, pro tantiêmo mori.

Aber es ist besser gekommen. Danken wir dem Himmel, dass wir durch unsere Wortspiel-Notiz die ganze heitere Episode mitsammt der missrathenen Forderung und der missrathenen Berichtigung des Grafen Stürgkh an die Oeffentlichkeit herausgekitzelt haben. Sie hat uns wieder einmal bewiesen, was wir schon öfter bemerkt haben: dass unsere Großgrundbesitzer keine Großverstandbesitzer sind. Oder will Graf Stürgkh auch dieses Wortspiel berichtigen?

* * *

Am Tage, nachdem der von Herrn Gregorig durch Herrn Dr. Porzer wegen Pressehrenbeleidigung geklagte Redacteur des „Wiener Tagblatts“, Herr Jaroslav Hecht, auf Verlangen des Klägers vom Landesgericht unter Berufung auf § 175, Z. 4 Str.-Pr.-O. wegen Gefahr der Wiederholung des Delicts in Untersuchungshaft gethan worden war, brachte die „Neue Freie Presse“ am Ende eines schönen Artikels die trostreiche Meldung:

„Mit Rücksicht auf die einschneidende und gefahrvolle Bedeutung, welche die Auffassung des Landesgerichtes in weiterer Consequenz für die Freiheit der Presse aller Parteien haben könnte, wir

auch der Präsident der „Concordia“ bei dem Justizminister Audienz nehmen, um dessen Aufmerksamkeit auf diese Angelegenheit zu lenken.“

Diese Angelegenheit ist denn auch für die Preſsfreiheit glücklich ausgegangen. Die über Herrn Hecht verhängte Haft wurde nach zwei Tagen vom Oberlandesgericht aufgehoben, und die liberalen Tagesblätter, die das Ihrige dazu gethan hatten, durften sich mit Recht des Erfolges freuen. Auch wir freuen uns seiner. Da aber die Gefahr jetzt, bis auf weiteres wenigstens, glücklich überstanden ist, darf man wohl ohne Schaden auch ein offenes Wörtlein mit den neuesten Rettern der Freiheit sprechen. Wir gehen dabei von der oben citierten Bemerkung der „Neuen Freien Presse“ über die „Freiheit der Presse aller Parteien“ aus und knüpfen daran die Frage, ob wirklich die „Concordia“ und die von ihr vertretene liberale Wiener Presse schon je sich gerühret hat, wenn die Regierungen oder die Gerichte etwas gegen die Freiheit der Presse einer anderen als der liberalen Partei unternommen haben. Statt allgemeiner Erörterungen beschränken wir uns auf den Fall Hecht: Untersuchungshaft eines Journalisten wegen Preſsehrenbeleidigung nach § 175, Z. 4.

Der Fall ist nicht gar so neu und unerhört, als die liberale Wiener Presse ihn dargestellt. Vor Jahren hat sich ein viel, viel ärgerer Fall in Wien ereignet, den sich die Wiener liberale Partei, ihre Presse und die „Concordia“ nicht in ihr Ehrenbuch schreiben können. Es war in den Anfängen der antisemitischen Bewegung. Die damals neu gegründete allgemeine Gast- und Kaffeehauszeitung, „Der Stammgast“, begann am 20. September 1885, unter dem Titel „Pascha Zelebor oder Geheimnisse von Meidling“, eine Serie von Artikeln über die von Herrn Josef Zelebor, als damaligem liberalen Bürgermeister von Unter-Meidling, geübte Protectionswirtschaft, die, was „Ehrenrührigkeit“ betrifft, Limonade waren im Vergleich zu den Hecht'schen Artikeln über Gregorig und überdies auch nicht das Privatleben, sondern nur die öffentliche Wirksamkeit des Herrn Zelebor berührten. Wegen dieser Artikelserie erhob Herr Zelebor durch Herrn Dr. Wolf-Eppinger die Ehrenbeleidigungsklage beim Landesgericht gegen den verantwortlichen Redacteur des „Stammgast“, Herrn Adalbert Schlechter, den Herausgeber Herrn Rudolf Schlechter und den Inspirator des Artikels, Herrn Franz Spielvogel. Die Klage wurde sofort nach Erscheinen des ersten Artikels der Serie angestrengt. Unmittelbar darnach, am 1. October 1885, erschien in der nächsten Nummer des „Stammgast“ der zweite Artikel der Serie gegen Herrn Zelebor und die Ankündigung eines dritten Artikels. Daraufhin stellte der Klagevertreter, Dr. Wolf-Eppinger, beim Landesgerichte den Antrag auf Verhängung der Untersuchungshaft über alle drei Angeklagte — wie wir dem damaligen Berichte des „Neuen Wiener Tagblatts“ wörtlich entnehmen — „mit Rücksicht auf die Bestimmungen des § 175, Z. 4. Str.-P.-O., wonach die Haftnahme bei Gefahr der Wiederholung der strafbaren Handlung verhängt werden kann. Dr. Wolf-Eppinger — heißt es weiter — begründete diesen Antrag damit, dass nach dem Wortlaut des Gesetzes die Verhängung der Haft bei Untersuchungen über Privatklagen nicht ausgeschlossen sei und dass nur durch eine solche Verfügung einem solchen Treiben wirksam Einhalt geboten werden könnte.“ Das war unseres Wissens der erste derartige Fall. Die Argumentation des Dr. Wolf-Eppinger, die jetzt von Herrn Dr. Porzer wieder aufgenommen wurde, war damals neu und überraschend. Die Rathskammer des Landesgerichts pflichtete ihr auch bei, doch nur bezüglich des Erstgeklagten Adalbert Schlechter, nicht auch bezüglich der beiden Mitangeklagten. Adalbert Schlechter wurde denn auch am 4. October 1885 in die Untersuchungshaft abgeführt und saß dort eine volle Woche, bis zum 11. October. Dann wurde er aus der Haft entlassen, aber nicht als ob die Liberalen im Interesse der „Preſsfreiheit aller Parteien“ seine Enthaftung verlangt hätten, sondern die Rathskammer entschloss sich aus eigenem dazu, trotzdem sich der Klagevertreter, Dr. Wolf-Eppinger, dagegen ausgesprochen hatte. Doch Adalbert Schlechter wurde nicht — wie jetzt Herr Hecht vom Oberlandesgericht — bedingungslos freigelassen. Er sowohl wie auch sein Bruder Rudolf mussten vielmehr die Erklärung abgeben, dass sie, insolange der Process nicht ausgetragen ist, keine weiteren Artikel über den Kläger in ihr Blatt aufnehmen werden. Dieses Gelöbnis haben sie auch befolgt, obzwar der Process, sobald er ins Stadium des Wahrheitsbeweises gelangte, sich wesentlich durch Verschulden des Klägers bedenklich in die Länge zog. Während der Anhängigkeit des Processes sah sich der Kläger, Herr Zelebor, genöthigt, sowohl seine Bürgermeisterwürde, als auch sein Landtagsmandat zurückzulegen. Erst Mitte December 1886 zog er auch die inzwischen von Monat zu Monat verschleppte Klage zurück. Wenn es ganz nach den Anträgen des Klagevertreters gegangen wäre, hätten also alle drei Angeklagten vierzehn Monate lang in Untersuchungshaft sitzen müssen, bis sich der Kläger endlich entschloss, seine angesichts des Wahrheitsbeweises unhaltbar gewordene Preſsklage fallen zu lassen.

Wir haben diese alte Geschichte sicher nicht ausgegraben, um dem uns unbekannten Herrn Schlechter oder seinem uns gleichfalls unbekannten Blättchen eine um zwölf Jahre verspätete Ovation darzubringen, sondern um Material für die Beantwortung der eingangs gestellten Frage zu gewinnen. Das, was 1885 zum erstenmal der Vertreter eines liberalen Klägers beantragte und das Gericht, theilweise wenigstens, bewilligte, müsste in der That — mit den heutigen Worten der „Neuen Freien Presse“ zu sprechen — „in weiterer Consequenz für die Freiheit der Presse aller Parteien von gefahrvoller Bedeutung“ sein. Hat aber die damals noch allmächtige liberale Wiener Presse auch nur den kleinen Finger gerühret, um jenen Angriff auf die Preſsfreiheit aller Parteien abzuwehren? Ihre Blätter haben sich darauf beschränkt, die Verhaftung, sowie nachher die Enthaftung Schlechters, ohne jeden Commentar, mit vollster „Objectivität“ in kleingedruckten Gerichtssaalnotizen zu melden und die schließliche Zurückziehung der Zelebor'schen Klage — todtzuschweigen. Eine „weitere Consequenz“ dieses ihres Verhaltens hat jetzt, nach zwölf Jahren, ein Sprössling dieser liberalen Wiener Presse an seinem eigenen Leib erfahren. Da hat sich nun freilich die liberale Wiener Presse mit der ganzen Macht, die ihr noch geblieben ist, für „die Preſsfreiheit aller Parteien“ eingesetzt, weil es einem Manne ihrer Partei an die Glieder gieng. Sie hat aber schadenfroh geschwiegen, sie hat schweigend mitgeholfen, als der erste derartige Angriff auf die Preſsfreiheit an dem Journalisten einer andern Partei von einem Bezirkspolitiker ihrer eigenen Partei unternommen wurde, sowie umgekehrt heute die antisemitische Presse geschwiegen hat, als jetzt dieser Angriff an einem liberalen Journalisten erneuert wurde.

Hier ist an einem kleinen, aber gerade deswegen umso deutlicher zu übersehenden Beispiel der Grund klargelegt, warum wir in Oesterreich nicht einmal dazu kommen können, auch nur jenes geringe Maß von politischer Freiheit wirklich zu genießen, das nach dem Stand selbst unserer zurückgebliebenen Gesetzgebung und unserer rudimentären öffentlichen Meinung uns erreichbar wäre. Ein Land, wo immer jeder dem andern boshaft nachsagt, dass ihm „recht geschieht“, wenn diesem das bitterste Unrecht geschieht, ist unfähig, ein Rechtsstaat zu sein, in dem gleiches Recht für alle gilt. Der Rechtsstaat ist das Ideal des europäischen Liberalismus. Das Ideal des österreichischen Liberalismus ist aber, zur Zeit seiner Herrschaft, nur der Polizeistaat mit seiner Willkür, seinen Missbräuchen, seiner Verfolgungssucht gewesen. Sonst hätte die liberale Partei anno 1885 nicht die Paschawirtschaft des Herrn Zelebor in Meidling vertheidigen, nicht deren journalistischen Bekämpfer, Schlechter, einsperren lassen dürfen. Dann würden in Meidling vielleicht heute noch die Liberalen herrschen, und nicht Herr Ernst Schneider, der jetzige Abgeordnete dieses Bezirkes, und Herr Hecht hätte es heute vielleicht gar nicht nöthig, die Unterhosen des Herrn Gregorig zu enthüllen, weil Herr Gregorig überhaupt nie hätte emporkommen können, wenn die Liberalen wirklich — liberal gewesen wären. **Kr**

Volkswirtschaftliches.

Der Tramwayvertrag bleibt das Ereignis des Tages. Durch die nachträgliche Festsetzung der Maximalhöhe des Actiencapitals der neuen Gesellschaft auf 25 Millionen hat der Tramwayvertrag seinen bisherigen Tollhauscharakter verloren und seine ursprüngliche Fassung bleibt nur ein Beweis zum ewigen Gedächtnis dessen, was für ein unsinniges Uebereinkommen der Bürgermeister abgeschlossen, der Stadtrath genehmigt hat und die Majorität des Gemeinderathes genehmigt hätte, wenn nicht die Opposition im Gemeinderathe und in der Presse im letzten Augenblick den Bürgermeister zur Besinnung gebracht hätte. Die „Barrierestöcke“ im Gemeinderath hätten nicht mit einer Wimper gezuckt, so wenig wie die im Stadtrath. Um die gegenwärtige Wiener Communalwirtschaft überhaupt zu verstehen, muss man einer der letzten Gemeinderathssitzungen beigewohnt haben. Wenn ein Oppositioneller ein Argument gegen den Vertrag vorbrachte, so rief irgend einer der Majorität: „Der Jud schimpft. Das muss ein guter Vertrag sein. Ich gratuliere, Herr Bürgermeister!“ Und der Chorus brüllte diesem Stumpfsinn Beifall.

*

Im übrigen ist die Fixierung des Actiencapitals mit 25 Millionen so ziemlich das Maximum dessen, was erwartet werden konnte, und für die Gemeinde ungünstig genug. Doch ist der Vertrag in unserer letzten Nummer vom Standpunkte der Interessen der Commune und der Bevölkerung besprochen worden und soll jetzt von einem andern Gesichtspunkte erörtert werden. Die Liquidation der alten Tramway ist nothwendig und berechtigt. Statutarisch ist den Gründern der Tramway das Bezugsrecht auf die Hälfte der neuen Actien al pari eingeräumt. Bliebe die Tramway bestehen, so würde bei einem Curs von 550 der alten Actien dieses Recht oder seine Ablösung einen ungerechtfertigten Gewinn von vielen Millionen für die Gründer bedeuten. Aber diese Liquidation ist eine sehr einfache Sache. Mit der Aenderung der Betriebsform, der Ausdehnung des Netzes und der Uebertragung der Concession an die Gemeinde hätte im wesentlichen nur noch der Name der Gesellschaft geändert werden müssen und jeder alte Tramwayactionär hätte eine Actie der neuen Bau- und Betriebsgesellschaft erhalten. Die Verwaltung der Tramway hätte diese Liquidation mit geringen Kosten durchgeführt, sie hätte den Bau- und Betriebsvertrag mit der Gemeinde abgeschlossen und den Bau und die Stromlieferung an jene Gesellschaft vergeben, welche in technischer und finanzieller Beziehung die besten und billigsten Bedingungen gestellt hätte, und auf diese Weise ebenso im Interesse der Tramway und ihrer Actionäre als in dem der Gemeinde — den Abschluss eines vernünftigen Vertrags vorausgesetzt — gehandelt. Was jetzt geschieht, ist von diesem geraden, natürlichen Vorgehen himmelweit entfernt. Nicht die Tramway, sondern die Firma Siemens & Halske schließt den Vertrag mit der Commune und leitet die Liquidation; die Tramway, respective deren unabhängige Actionäre, welche den elektrischen Betrieb wünschen, können sich nicht widersetzen. Dadurch ist die Firma Siemens in der Lage, die Liquidationsmodalitäten festzustellen und sich selbst den Bau- und Stromlieferungspreis zu bestimmen. Eine solche Vereinigung von Lieferanten und Uebernehmer ist immer bedenklich. Es ist auch kein Zweifel, dass in dem Widerstreite der Interessen, welche die Firma Siemens jetzt in sich vereinigt, die Interessen des Bau- und Betriebsführers über die Interessen der Tramway, welche ja nur zum Theile eigene, zum größeren Theile aber anvertraute sind, den Sieg davongetragen haben. Die Complication und Kostspieligkeit der Liquidation wird durch den ungerechtfertigt hohen Nutzen am Bau und der Capitalsbeschaffung hereingebracht. Und das sind keine kleinen Summen. Allein der Umstand, dass die alten Actien nicht zum Pariwert, sondern mit dem doppelten Betrag eingelöst werden, kostet eine Million an Steuern. Was an Gebüren zu zahlen sein wird, ist gar noch nicht abzusehen. Denn die Liquidation durch directe Uebertragung der Activa und Passiva der Tramway an die neue Gesellschaft gegen Actien derselben erscheint praktisch ausgeschlossen, da das Handelsgesetz für diese Form der Liquidation die Stimmeneinhelligkeit erfordert und diese bei dem herrschenden Misstrauen gegen die Absichten der Firma Siemens nicht erzielbar sein wird. Es wird also eine mehrfache Vermögensübertragung und Vergebührung nöthig sein. All das, Majorisierung des Actiencapitals, theuerer Bau, hohe Liquidationsspesen, sind aber gleicherweise Schädigungen der Interessen der alten Actionäre wie der Gemeinde, der einzigen in der Sache berechtigten Interessen. Der gewählte Modus ist

nur zu Gunsten der Firma Siemens und des Bürgermeisters, welcher dadurch, dass ein großer Theil des Profits unsichtbar wird, einen minder ungünstigen Vertrag abgeschlossen zu haben scheint. Der Vertrag ist contra bonos mores.

*

Ob die Concessionierung der Böhmischen Industrialbank eine der 32 Postulate des „czechischen Volkes“ gebildet hat, wissen wir nicht. Sicher ist, dass sie eine Forderung etlicher czechischer Abgeordneter und sonstiger einflussreicher Czechen war und dass, nachdem die Vereinscommission die Concession lange verweigert hat, der Finanzminister Dr. Kaizl sie schließlich im Juni d. J. ertheilt hat. Es ist gerade kein Ueberfluss an Provincialbanken in Oesterreich, und eine Neugründung an und für sich gewiss nicht schädlich, aber die Statuten der neuen Bank machen es begreiflich, dass die Bewilligung der Concession so lange verweigert wurde. Die Bank hat zum Zweck, Bankgeschäfte zur Förderung des Handels und der Industrie zu betreiben. Zu diesem Zwecke wird sie insbesondere Hypothekardarlehen auf Fabriken gewähren. In soliden modernen Banken wird bei der Gewährung eines Personalcredits an einen Fabrikanten in der Regel darauf gesehen, dass das Fabriksgebäude vollständig unbelastet sei, denn man weiß aus Erfahrung, dass im Falle der Außerbetriebsetzung, oder der zwangsweisen Liquidation das Fabriksgebäude so gut wie wertlos zu werden pflegt. Die neue Bank aber soll nicht nur Grundstücke bis zu zwei Drittel, sondern auch Fabriksgebäude bis zu 50 Procent, die dazu gehörigen Wasserkräfte und Maschinen bis zum dritten Theil des Schätzungswertes belehnen! Und die Belehnung wird nicht etwa auf das Risico der Actionäre erfolgen, sondern der Bank ist das Recht gegeben, „Bankschuldverschreibungen“ zu emittieren, welche durch solche Hypothekarforderungen gedeckt sind, und zwar bis zum fünfzehnfachen Betrage des eingezahlten Actiencapitals! Daran nicht genug, darf sie auch auf Grund von Bareinlagen Cassenscheine bis zum dreifachen Betrage des Actiencapitals emittieren. Dass bei solchen Bestimmungen das mit einer Million Gulden eingezahlte und auf zwölfeinhalb Millionen erhöhbare Actiencapital schon jetzt auf zwei Millionen erhöht wird, kann niemanden wundern. Es wird auch Fabrikanten genug geben, welche selbst subscribieren werden, weil die Bank dadurch in die Lage kommt, für den fünfzehnfachen Betrag Darlehen auf Fabriken und zwar auch auf die Fabriken der Actienzeichner zu gewähren. Und die Actien kann man verkaufen, das Darlehen behält man. Wir halten es auch für möglich, dass das czechische Volk, im Vertrauen auf diese Gründung, die neuen „Bankschuldverschreibungen“ kaufen wird. Aber das bezweifeln wir, dass es an der Erfüllung dieser Forderung seiner Vertrauensmänner, an der Gründung der Industrialbank und den ausgegebenen Obligationen Freude erleben wird. Das mag übrigens auch bezüglich der bisher noch nicht erfüllten andern 32 Postulate zutreffen. r. l.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre de la Renaissance, „Meñée“ von Catulle Mendès. Berlin. Schiller-Theater, „Das Lumpengesindel“ von Wolzogen; Deutsches Theater, „Fuhrmann Henschel“ von Hauptmann.

*

Im Deutschen Volkstheater zum ersten Mal: „Der Traum ein Leben“, vom Dramaturgen Dr. Fellner gut inscениert. Das Ereignis war Herr Kutschera. Schon sein Carlos hat (noch im Burgtheater) durch eine Macht und einen Schwung der Rede verblüfft, die ihm niemand zugetraut hätte. Nun ist er ganz rein und frei geworden. Sein Rustan darf sich in manchen Momenten neben den des Kainz stellen; von solcher Pracht ist seine Leidenschaft, so gewaltig stürmt seine Sprache. Er reißt auch den Zanga des Herrn Weiße mit sich fort. Mit schöner Kraft gibt Herr Eppens den König, den Kaleb Herr Weiß mit weiser Bescheidenheit. Fräulein Wachner und Fräulein Schröder secundieren angenehm. Das Burgtheater hat heute keine klassische Vorstellung, die sich mit dieser vergleichen kann, im einzelnen oder im ganzen. H. B.

*

Das letzte Vaudeville des Theaters in der Josefstadt — „Les fêtards“, von Mars und Hennequin, deutsch bearbeitet von Eisenschitz — enthält nicht nur eine Idee, sondern sogar eine These, eine richtige unterhaltende Vaudeville-These. Es ist der galante, aber liebenswürdige Satz, dass eine schöne Frau der guten Gesellschaft, wofern sie sich einmal dazu versteht, die „Gebräuche der Liebe“ mitzumachen, reizvoller ist als die schönste — Tänzerin. Kein Mensch wird leugnen, dass darin etwas Wahres liegt; so sehr auch in einzelnen Fällen die Neigungen auseinandergehen mögen. Der Fall, den die Verfasser construieren, steht ganz klar. Im ersten Act ist die Baronin Soundso eine Hausfrau von anglikanischer Züchtigkeit und wird deshalb von ihrem Gatten hinter einer Tänzerin zurückgesetzt, die weniger englisch erzogen ist. Im zweiten und dritten Act erglüht sie in dem Bestreben, ihren Mann wiederzugewinnen, so sehr, dass sie die Lebens- und Bekleidungsgewohnheiten der Tänzerin copiert. Im vierten Act erntet sie den Erfolg. Die Schultern der anständigen Frau haben über die geschäftsmäßigen gesiegt, die ausnahmsweisen Tricots über die alltäglichen. Es ist sehr amüsant, den Steigerungen dieses Wettkampfes auf der Bühne zu folgen. Herr Maran und Frau Pohl-Meiser fechten überdies ihre ausgezeichneten humoristischen Künste hinein. Eine Pikanterie ist freilich im Text, die außerhalb Paris nicht zur Geltung kommen kann. In der Figur der Tänzerin ist auf das genaueste Cléo gezeichnet, die Pariser Modeschönheit Cléo de Merode. Ihre Beine sowohl, wie ihre bekannten über die Ohren fließenden Haarwellen spielen bei diesen Fêtards eine bedeutende Rolle; sie dürfen nicht verschwiegen werden. Die arme Cléo also unterliegt. Fräulein Moraw gab die Rolle entsprechend. Fräulein Dirkens spielte die Baronin und triumphierte. Sie hat die Eigenart ihrer Rolle. Sie wirkt nicht soubrettenhaft und wirkt gerade deshalb doppelt so fesselnd. A. G.

Bücher.

Dr. F. Hirschberg: Die sociale Lage der arbeitenden Classen in Berlin. Berlin, Otto Liebmann, 1897.

Ein sehr zu empfehlendes Buch, das auf der doppelten Grundlage eines reichen statistischen Materiales (der Verfasser nimmt im statistischen Amt der Stadt Berlin eine hervorragende Stellung ein) und fleißiger Beobachtung des Lebens alle in Betracht kommenden Verhältnisse darstellt und die Thatsachen mit verständigem Raisonnement begleitet. Auch durch Unparteilichkeit zeichnet sich die Darstellung aus; der Verfasser ist kein Freund der Socialdemokratie, aber das macht ihn nicht ungerecht gegen die Berliner Arbeiter, die nun einmal der großen Mehrzahl nach Socialdemokraten sind. — t —

Susi Wallner: „Die alte Stiege.“ Leipzig, literarische Anstalt, August Schulze. 1898.

Manchmal kommt einem so von ungefähr ein Buch zur Hand, das — anfangs achtlos aufgeschlagen — bald eine Fülle des Genusses spendet, den Leser entzückt und erfreut, wie etwa den Wanderer die Quelle am Bergpfad, von deren Bestand er keine Kunde hatte und deren Trank die Erwartung nicht schal gemacht hat. Abgesehen vom Werke selbst, freut man sich schon darüber, dass man über keine „Urtheile“, „Meinungen“ zu voltigieren braucht, um zum eigenen Genießen zu kommen. Um mir eigentlich nicht selbst zu widersprechen, dürfte ich nun bloß mehr sagen: Leset diese Novelle, es ist eine sehr tiefe Sache! (Sage ich tief — so meine ich tief aus dem Herzensgrunde.) Aber ein paar Worte seien mir doch gestattet! . . „Die alte Stiege“ erzählt nichts Neues, bloß die bekannte Geschichte, die „ewig neu bleibt“ — finden, meiden und sterben! Die alte Stiege ist der schweigsame, passive Dritte, der Ort, auf dem und um den sich alles abspielt, sie sieht und hört wohl alles, freut sich oder weint mit dem armen Mariele, das eigentlich Gretchen heißt, aber was nützt es, wenn sie in ihrer primitiven Art, zu warnen, knarrt? Einmal da riss sie sich sogar einen Span aus dem eigenen Leib, dem Mariele zu drohen — umsonst. Liebe lodert. „. . . Schwer und feucht lagerte sich die Nachtluft über die dunkle, einsame Stiege. Da gieng ein Krachen durch das alte Holzwerk.“ Das Mariele hat nur einen Freund: die alte Stiege, die sie auch in der höchsten Noth nicht verlässt, sie weicht vor ihrem Schritt zurück, Mariele stürzt — überstanden. — Die alte Geschichte! . . . Was das Buch so anziehend macht, ist die starke Persönlichkeit, die selbstquälerische Ironie, die daraus spricht. Eine lebensernste, tiefschmerzliche, aber wehverwundene Weltanschauung spiegelt sich in ihm wieder. Die gesunde sinnliche Kraft, dramatische Steigerung und vor allem die ganz eigenartige stilistische Schönheit sind nicht zu übersehen. Die Verfasserin ist eine Dame in Linz. Es gibt auch in Linz moderne Geister.

Rud. Holzer.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau“ druckt im Novemberheft einen Vortrag über unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen ab, den Ernst Haeckel auf dem Zoologencongress in Cambridge im August dieses Jahres gehalten hat. Er fasst darin in Kürze zusammen, was er zur Vertheidigung seiner Selections- und Evolutionstheorie, des „Neolamarckismus“, zu sagen weiß. Der Keimplasmatheorie von Weismann stellt er mit polemischer Schärfe seinen Glauben an die, auch von Darwin geglaubte, progressive Vererbung entgegen. Und er formuliert endlich das Resultat: Die Abstammung des Menschen von einer ausgestorbenen tertiären Primatenkette (Generation von Herrenthieren, anthropomorphen Affen) ist keine vage Hypothese mehr, sondern sie ist eine historische Thatsache. Doch lässt sich diese Thatsache nicht exact beweisen. Die Ergebnisse der vergleichenden Anatomie und Zoologie regen dazu an, eine phyletische Einheit — das heißt Abstammungseinheit — aller Primaten nicht nur, den Menschen inbegriffen, sondern aller Säugethiere anzunehmen. Die Ergebnisse der Paläontologie sind berufen, diese Annahme durch Auffindung fehlender Glieder wahrscheinlicher zu machen. Hieher gehört das von Dubois 1894 in Java aufgefundene Primatenpetrefact, dem Haeckel den Namen Pithecanthropus gegeben hat. Die „logische“ Schlussfolgerung, mit der Haeckel an der entscheidenden Stelle die Verbindung zwischen den Thatsachen und der Theorie unlöslich zu machen versucht, wirkt nicht völlig plausibel. — Ueber Eugène Delacroix schreibt Walter Gensel. Delacroix war nach ihm nicht der erste Romantiker; denn 1822, da er auftrat, überwiegen in der französischen Malerei bereits die mittelalterlichen Stoffe über die der Classicisten. Seine Eigenart, seine eigentliche „Romantik“, liegt auf dem Gebiete des Colorits und in seiner Neigung für Bewegung und sprühendes Leben. Wie sehr er vor allem Colorist war, ersieht man aus kleinen Zügen. Er malt im „Erzbischof von Lüttich“ eine wilde Brigantenscene, und sein Kritiker Gautier bewundert daran das Stürmische, Lärmende, Wilde des Ausdruckes. Ihm selbst aber, dem Maler, ist die Hauptsache darin — ein weißes Tischtuch, das der ganzen Scene das Relief zu geben bestimmt ist. „Dieses Tischtuch wird mein Austerlitz oder mein Waterloo sein“ schreibt er.

„Revue des Revues“ (15. October). Anknüpfend an den im Heft vom 1. September enthaltenen — in der „Zeit“, Nr. 207, besprochenen — Artikel von Prof. Binet, schreibt A. Rieffel über den Wert der classischen Studien. Während Prof. Binet dieselben nur für einen beschränkten Kreis speciell veranlagter Schüler empfiehlt, geht Rieffel so

weit, sie für geradezu schädlich zu erklären. Er nennt die classische Bildung „das sicherste Mittel, die Verstandeskräfte zu verkummern“. Man empfange während eines angestrengten achtjährigen Studiums nur todte Begriffe, statt lebendiger Vorstellungen rein mechanisch erworbene, bloß theoretische Kenntnisse. Und namentlich wird in den Gymnasien eine eigene Sorte von Phrasendreschern gezüchtet, die mit ihrer blinden Hochachtung vor leeren Schlagwörtern, die sie dann in weitere Kreise tragen, geradezu zu einer Gefahr für die bürgerliche Gesellschaft werden. Die einflussreichen Leute, die Politiker, die Deputierten, sind in der Regel solche Phrasendrescher, die gewöhnlich gerade dieser Fähigkeit ihre öffentliche Stellung verdanken, und man braucht, um die Meinung von der Gefährlichkeit dieser Rhethoren zu unterstützen, beispielsweise nur an den Missbrauch zu erinnern, der unablässig — besonders in Frankreich — mit den Worten „Patriotismus“, „Vaterland“ und „Armee“ getrieben wird. Schon eine oberflächliche Beobachtung ergibt, dass technisch und praktisch gebildete Leute eine richtigere Beurtheilung für die Vorkommnisse und Erfordernisse des Lebens bekunden, als hochgelehrte Theoretiker. Besteht man auf einer classischen Bildung für die männliche Jugend, dann müsste wenigstens die Methode eine gründliche Umgestaltung erfahren. Aus dem trockenen Studium hätte ein lebendiges zu werden, statt zum Autoritätsglauben sollte man die Kinder zum Prüfen der gebotenen Lehren verhalten, denn die Entwickelung des eigenen Beobachtungs- und Urtheilsvermögens ist und bleibt die erste Aufgabe der intellectuellen Erziehung, und vor allem hat man beim Unterricht darauf zu sehen, dass sich mit jedem Wort auch eine klare Vorstellung verbindet. — In demselben Heft ein sehr friedlich gestimmter Artikel von Maurice Wolf über die Frage „Elsass-Lothringen“. Dieselbe erlange wieder eine acutere Bedeutung durch das Weltfriedensproject des Czaren. Auf den Elsass habe Deutschland ein gewisses Anrecht, das sich schon in der Stammes- und Sprachgemeinsamkeit ausdrückt. Dagegen gehöre Lothringen, aus denselben Gründen, zweifellos zu Frankreich.

„Engineering Magazine.“ Ein eingehender Artikel von Josef Nimmo, dem früheren Chef des statistischen Bureaus in Washington, über das Project des Nicaragua-Canals, das neuerlich mehrfach in Amerika erwogen wurde. Mr. Nimmo ist ein heftiger Gegner des Unternehmens. Er berechnet, dass Manila ungefähr am Ausgang der Nicaragua-Linie liegt, und dass die Seefahrt von Manila nach New-York via Suez um 2000 Seemeilen näher ist, als auf der geplanten neuen Linie, während die Fahrt von Manila nach London eine Differenz von 5000 Seemeilen zu Gunsten der Suezcanal-Route ergibt. Außerdem liegt der Suez-Canal in gleicher Höhe mit dem Meer, während beim Nicaragua-Canal eine Differenz von 220 Fuß mittels Schleusen ausgeglichen werden müsste. Der Verfasser meint, dass selbst wenn er vollendet wäre, kaum mehr als 300.000 Tonnen Schiffsfracht jährlich den Nicaragua-Canal passieren würden. Will man denselben militärischen Zwecken dienstbar machen, so müssten an beiden Enden befestigte Plätze angelegt werden, und während eines Krieges müsste die ganze Strecke — 170 Meilen, die obendrein auf fremden Gebiet liegen — besetzt werden.

Al fresco.

Von Johannes Jörgensen.

Autorisierte Uebertragung aus dem Dänischen von Francis Maro.

Ringsum in Italiens alten Kleinstädtchen, die wie graue Schwalbennester oben an den Bergabhängen kleben, findet man überall Bruchstücke verblasster Fresken. Bald schimmert an einer Straßenecke ein heiligenscheingekrönter Madonnenkopf hervor, der sich liebreich zu dem göttlichen Kinde herabneigt. Bald erkennt man die Gestalt des heiligen Franciscus an den Wunden in den zwei durchbohrten Füßen. Bald starrt einem nur ein Augenpaar hinter einem halbverrosteten Gitter entgegen.

Aber vor diesen Bildern, die der Regen von Jahrhunderten zerstört hat, steht noch immer auf dem Mauergesimse eine alte gekerbte Vase, in die fromme Hände hie und da frische Blumen stecken.

*

Es war an einem Nachmittag im Herbste, als Francesco und ich von unserem kleinen Kloster in La Rocca hinabstiegen und uns auf die Wanderung begaben, hinaus über die breite umbrische Ebene. In der klaren Herbstluft zeichneten sich ferne Städte deutlich auf den Berghöhen ab, die die große Fläche unterbrachen, und lockten uns weiter und weiter hinaus. Wir besuchten sie, eine nach der andern, all diese alten Rittercastelle, die nun friedliche Landstädtchen sind, in denen aber noch Ringmauern und Thürme stehen.

Ueberall sammelte sich das Volk um uns. Bald führten sie uns zu einer verfallenen Kirche hin, wo wir ein altes Bild bewundern sollten, und wo kleine grüne Pflanzen zwischen den Fliesen des Sakristeibodens wucherten. Bald begleiteten sie uns ins Wirtshaus und sahen uns verwundert essen und trinken zu — Weizenbrot und Käse zu süßem, trübem Wein.

Aber an einem dieser kleinen Orte — Orte wie Kapernaum und Kana zu Christi Zeit — führte man uns, eine Freske zu betrachten, die sich bei zwei alten Eheleuten befand. Wir kamen durch eine große Schmiede, voll von allerlei altväterischen Werkzeugen und wunderlichen Geräthschaften, zu einer freilaufenden Treppe und hinauf in das erste Stockwerk.

Die zwei alten Leute saßen in einem Zimmer, dessen einziges Fenster hinaus auf die große Ebene gieng. Das Zimmer war ganz weißgetüncht, und es waren keine Möbel darin, außer einem Bette, einem kleinen Tisch davor, und ein paar gewöhnlichen italienischen Strohstühlen. Ein Crucifix aus Holz hieng über dem Bette, und an einer Wand, die Seitenlicht vom Fenster bekam, war das Bild, das wir sehen sollten.

Ich erinnere mich nur sehr undeutlich der Malerei. Aber deutlich entsinne ich mich der beiden Alten, die sie uns zeigten.

Sie waren beide weißhaarig, beide sehr schön. Und es lag über ihnen eine Würde und ein stiller Friede, wie ich ihn nie zuvor bei irgend einem Menschen angetroffen.

Sie zeigten uns ihr Bild, und sie zeigten uns ihre Bücher. Denn sie besaßen zwei Bücher, zwei alte Bücher, mit den schönen Cursivtypen des siebzehnten Jahrhunderts auf unvergänglichem Papier gedruckt und in Pergament gebunden. Die beiden Bücher lagen auf dem Tische zur Seite der hohen Messinglampe. Francesco und ich öffneten sie und sahen sie an. Das eine war ein Gebetbuch, das andere „Thomas a Kempis: De imitatione Jesu Christi“.

*

Es sind nun drei Jahre hingegangen seit diesem Besuch bei den zwei alten Leuten in dem kleinen entlegenen Landstädtchen unten in Umbrien. Ich erinnere mich nicht einmal an den Namen des Ortes — war es Ripa, Civitella, oder wie? Wir kamen durch so viele Städtchen und Flecken auf der Wanderung jenes Tages über die Ebene.

Aber oft geschieht es mir — mitten auf der Straße, wo die Pferdebahnwagen klingen und lärmen, oder mitten in der Hast und Eile meiner täglichen Arbeit — oft geschieht es mir, dass ich ganz plötzlich jenes Tages und jener Stunde gedenke. Ich sehe das kleine, weißgetünchte Zimmer wieder, die beiden alten ernsten und schönen Menschen, das Bett, die Strohsessel und den Tisch mit den Büchern, den zwei Büchern, die ihre ganze Bibliothek waren, und die sie wieder und wieder lasen. Ich spüre aufs neue die schattenvolle Kühle in der stillen Stube, und durch das geöffnete Fenster sehe ich Umbrien sonnenbeschienen daliegen.

Und mit dieser Erinnerung kehre ich zurück von vielem eitlen Wissen zu klarer, einfältiger Weisheit, und von dem verwirrten Lärm der Straße zu der holdseligen Stille eines Heims.

Und indem ich diese Worte auf diesem Papier schreibe, ist es, als gäbe ich Blumen in eine alte Vase, vor einem halbverwitterten Bilde, das mit zwei großen tiefen Augen aus einer Mauernische blickt.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Seiden-Damaste 75 kr.

bis fl. 14.65 per Meter und Seiden-Brocate — ab meinen eigenen Fabriken

sowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.).

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

760

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVII. Band. Wien, den 12. November 1898. Nummer 215.

Der Regierungs-Faullenzer.

Es ist in den letzten Debatten des Abgeordnetenhauses sehr viel über den § 14 des Grundgesetzes, über die Reichsvertretung gesprochen worden. Aber überwiegend nur vom formal juristischen Standpunkt aus, ob die von der Regierung erlassenen Nothverordnungen den Vorschriften des Gesetzes entsprechen. Die oppositionellen Redner beriefen sich auf den Geist des Gesetzes, das der Regierung das Nothverordnungsrecht in dringlichen Fällen nur gibt, wenn der Reichsrath zufällig nicht versammelt ist, nicht aber wenn der Reichsrath in fraudem legis vertagt worden ist. Der Finanzminister Dr. Kaizl dagegen stützte sich, um die von der Regierung geübte fraudulöse Umgehung des Gesetzes zu beschönigen, auf den Wortlaut des Gesetzes, das natürlich, wie alle die Freiheit des Volkes, der Bürger, des Parlaments wahrenden Gesetze unserer liberalen Aera aus Kautschuk ist. Die politische Seite des § 14 — de lege ferenda, wie die Juristen sagen — welche denn doch die wichtigere ist, wurde kaum berührt. Nur in einem Impromptu, das ihm durch einen Zwischenruf entlockt wurde, hat Dr. Kaizl sie fast unbewusst gestreift, indem er sagte: „Wir sind keine Bismarcks, aber wir haben den § 14.“ Setzt man an Stelle der „Bismarcks“ im allgemeinen „Staatsmänner“ und tauscht man die Partikel „aber“ mit der Partikel „denn“ aus, so ist man der Wahrheit bereits näher. Nimmt man noch für das Hilfszeitwort „sind“ das Hilfszeitwort „haben“ hinein, so hat man dem Ausspruch auch den Charakter der unfreiwilligen Selbstironie genommen, den er in Dr. Kaizls Mund gewonnen hat. Es heißt dann: „Wir haben keine Staatsmänner, denn wir haben den § 14.“

Vielleicht der tiefste Sinn des parlamentarischen Systems ist die dadurch bewirkte Auslese der Fähigsten, die Auslese derjenigen, die am fähigsten sind, um zu einer bestimmten Zeit, in einem bestimmten Staate, unter einer bestimmten Wahlordnung die Geschäfte des Landes in Uebereinstimmung mit dem gesetzlichen Willen der Bevölkerung zu leiten. Die Auslese ist dadurch gesichert, dass im Sinne dieses Systems jeweils nur die Führer der arbeitsfähigen Majorität des Parlaments zur Regierung gelangen. Sie passieren ein doppeltes Sieb, zunächst das grobe Sieb der Volkswahl, dann das feinere Sieb der parlamentarischen Thätigkeit. Nur derjenige, der in jahrelanger Wirksamkeit sich nach jeder Richtung parlamentarisch bewährt, der durch seine Rednergabe das Ohr des Hauses, durch seine Anschauungen die Gefolgschaft der Majorität, mit einem Wort durch seine specifische geistige Ueberlegenheit die Herrschaft über das Parlament sich selbst erobert hat, erhält auch vom Souverän die Herrschaft über den Verwaltungsapparat, Regierung genannt, weil seine parlamentarischen Erfolge die Vermuthung rechtfertigen, dass er unter den der activen politischen Thätigkeit zugewendeten Bewohnern des Landes der den Umständen entsprechend relativ Fähigste ist, und eine andere, eine bessere, eine allgemeinere Kynosur zur Auslese von Staatsmännern noch nicht erfunden worden ist. Sobald sich aber in der Regierungsthätigkeit des Ministers jene parlamentarische Vermuthung als eine Täuschung herausstellt, oder sobald der Minister jene parlamentarische Qualität, die er einmal gehabt hat, im Verlaufe seiner Amtsführung — sei es, weil er sich, sei es, weil die Umstände sich geändert haben — einbüßt, ist es auch mit der Ministerherrlichkeit vorbei. Verliert er die Herrschaft über die arbeitsfähige Majorität, oder verliert seine Gefolgschaft die numerische Majorität, oder gar erweist sich (wie im Falle der unüberwindlichen Obstruction einer Minorität) die numerische Majorität als arbeitsunfähig, so hat er, wenn er will, noch den Appell an das gröbere Sieb, die Neuwahlen, frei, sonst muss er abtreten. So fordert es die eiserne Logik des parlamentarischen Systems. Seine strenge Geschlossenheit verträgt einen längeren, dem Wohl des Landes verderblichen Stillstand der Regierungsmaschine nicht. Ein regierungsunfähiger Minister, eine arbeitsunfähige Majoritäts-Combination, welche den glatten Lauf der Maschine hemmen, werden von diesem Mechanismus mit automatischer Sicherheit und Schnelligkeit entfernt. Für langwierige Experimente staatsmännischer Impotenz ist kein Raum gelassen, weil eine parlamentlose Regierung auf Grund eines § 14 nicht existiert.

Bei uns fängt die Sache unlogisch an und hört noch unlogischer auf. Sie fängt mit der außerparlamentarischen Regierung an und hört, wenn nicht Glückszufälle dazwischentreten, mit dem parlamentlosen § 14 auf. Irgend ein hochgeborenes, womöglich noch höher verschwägertes Familiengenie wird von der Camarilla zur Regierung poussiert, und eines Tages bekommt man mit derselben heiteren Ueberraschung wie die Auflösung eines Scherzrebus, den Namen des betreffenden Nichts-als-Namensträgers, als den des neuen Ministerpräsidenten, in der amtlichen Zeitung zu lesen. Dass er unter seinen cretinisierten Standesgenossen hervorragt, beweist natürlich noch nicht, dass er auch nur das landesübliche geistige Mittelmaß erreicht, geschweige denn es übertrifft. Welches aber auch immer seine Talente seien, sie sind noch nicht erprobt; nicht geübt, nicht gebildet. Seine Rednergabe hat er bestenfalls vielleicht nur an Polterabenden versucht. Das Parlament kennt er nur von einigen hochnäsigen Galleriebesuchen her. Von den politischen Parteien weiß er nur so viel, dass sie zahlreich, von ihren Progammen nicht mehr als dass sie interessant sind. Es ist eine reizvolle Zeit für ihn. Wie wenn man ein Kind in Kants Kritik der reinen Vernunft buchstabieren ließe, so erlernt er die Elemente der Politik in leitender Stellung. Ist die Majorität arbeitsfähig und servil und die Minorität blöde, so regiert er mit dem Parlament, und Gott gibt ihm den politischen Verstand im Schlafe. Ist die Majorität nicht arbeitsfähig oder nicht servil, oder ist die Minorität nicht genug blöde, so geht's eben nicht mit dem Parlament. Deswegen braucht aber der außerparlamentarische Staatsmann das Portefeuille nicht zu verlieren. Er regiert eben einfach ohne Parlament auf Grund des § 14 weiter. Wie lange? . . . Das ist die bange Frage, die in einem, von solchem Unglück betroffenen Land alle verständigen Leute fortwährend auf den Lippen führen. So unberechenbar wie der Anfang, ist das Ende der außerparlamentarischen Ministerschaft. Beider Ursachen bleiben gleich unerklärlich für Weise wie für Thoren. Denn sie sind — discret gesprochen — transcendent, der Ausdruck von Kräften aus einer höheren Welt, deren Wirkungen nur ab und zu hinabreichen in die gemeine Deutlichkeit der parlamentarisch-politischen Dinge. Und der einzige Trost der Patrioten ist, dass es bei diesem System immer noch schlechter hätte kommen können.

Denn der § 14 kennt keine Grenze, weder für die Länge der Herrschaftsdauer, noch für den Grad der Unfähigkeit einer außerparlamentarischen Regierung. Das parlamentarische System zwingt den momentan regierungsunfähig gewordenen Minister in einer durch die Alternative: Rücktritt oder Auflösung bedingt kurzen Frist, jede eingetretene Stockung des politisch-parlamentarischen Mechanismus zu beheben. Der § 14 befreit ihn von dieser Nothwendigkeit. Während das parlamentarische System beim Eintritt eines parlamentarisch-politischen Nothstandes den Minister mit Peitschenhieben aus seiner Trägheit aufscheucht, schiebt ihm der bärenhäuterische § 14 einen Faullenzer unter, auf dem er bequem hinduseln kann, inzwischen der Staat aus den Fugen springt. Staatsmännische Fähigkeiten, wenn schon vorhanden, werden durch den § 14 eingeschläfert, politische Chancen, wenn sie sich schon von selbst einstellen, werden durch ihn vernachlässigt. Wozu arbeiten und sich, wenn die Arbeit nicht gelingt, vielleicht blamieren, wenn das Faullenzen staatsgrundgesetzlich erlaubt ist? Welchen Niedergang der politischen Activität der Regierung haben wir nicht in den wenigen Monaten der Herrschaft des § 14 miterlebt! Es genügt, an einige Hauptmomente zu erinnern: Unter Baron Gautsch galt es noch als selbstverständlich, dass der Badeni-Bilinski'sche Ausgleichsentwurf starke Verbesserungen erfahren müsse, ehe er den Fährlichkeiten einer parlamentarischen Discussion ausgesetzt werden dürfte. Heute denkt die Regierung Thun an keine Abänderung mehr, seit sie sich den § 14 für den Ausgleich gesichert hat. Noch das Ministerium Thun erklärte bei seinem Regierungsantritt eine gesetzliche Regelung der Sprachenfrage als unaufschiebbar, weil ohne eine solche ein normales Parlament nicht mehr gut möglich und ohne Parlament weder der Ausgleich, noch, wie Dr. Kaizls Rede vom 31. März besagte, das Investitionsbudget durchführbar erschien. Heute denkt das Ministerium nicht mehr an die Sprachenfrage, weil, wie Dr. Kaizls Rede vom 8. November zeigt, es auch das Investitionsbudget mit dem § 14 durchzuführen sich entschlossen hat. Ein Kind, dem man

das Frühstück ins Bett gereicht hat, wird sich schwer entschließen, aufzustehen. Minister, denen man das Regieren mit Hilfe des § 14 bis zur Widerstandslosigkeit erleichtert hat, werden statt besser nur immer schlechter, je länger sie regieren. Während das parlamentarische System die möglichst vollkommenste Auslese der Regierungsfähigsten auf der breitesten Basis des Wahlrechts erzwingt, bedeutet der § 14 die staatsgrundgesetzlich gewährleistete Unfähigkeit der Minister. „Wir haben keine Staatsmänner, weil wir den § 14 haben.“ K.

Die weltgeschichtliche Bedeutung des spanisch-amerikanischen Krieges.

Der Krieg der Vereinigten Staaten mit Spanien hat den Verlauf genommen, den alle Sachkenner vorausgesehen haben. Geldmangel, Verrottung, Kopflosigkeit und Unzuverlässigkeit auf der einen Seite; unbeschränkte Geldquellen, Begeisterung und rücksichtslose Entschlossenheit auf der anderen, da konnte der Ausgang nicht zweifelhaft sein! Der Friede, dessen Grundzüge festgelegt sind, streicht Spanien allerdings noch nicht völlig aus der Liste der Colonialmächte. Krampfhaft klammert es sich an den ihm von Amerika scharf bestrittenen Besitz der Philippinen, und selbst wenn es diesen im Friedensvertrag der Union zu überlassen gezwungen werden sollte, bleiben ihm noch seine Besitzungen an der westafrikanischen Küste. Die traurigen Verhältnisse in diesen Gebieten und der Staatsbankerott, welcher für Spanien nach Uebernahme der cubanischen Schuld fast unabwendbar erscheint, rauben aber dem verbleibenden überseeischen Besitz auf lange, ja vielleicht auf immer, unter den obwaltenden Verhältnissen jeden Wert. Es wäre wahrscheinlich gegenwärtig mehr im Interesse Spaniens, wenn es den verbleibenden Colonialbesitz — sei es nun mit oder ohne die Philippinen, je nachdem — vortheilhaft an irgend eine andere Macht losschlüge, aus dem Erlös seine Finanzen vor dem Zusammenbruch rettete und für die Zukunft sich auf die Bewirtschaftung seines großen und reichen europäischen Gebietes beschränkte, in dem es Jahrhunderte hindurch soviel versäumt hat, in dem noch so unendlich viel zu thun ist.

Dass diese Beurtheilung der Zukunft nicht zu schwarz ist lehrt ein Blick auf die bisherige Lage der Volkswirtschaft in Spanien, den Philippinen und seinen westafrikanischen Colonien. Auf einem Flächenraum, der nur wenig kleiner als der Deutschlands und Frankreichs ist, zählt Spanien kaum 18 Millionen Einwohner, während Frankreich gegen 39, Deutschland über 50 Millionen besitzt. Der gesammte Aus- und Einfuhrhandel Spaniens hatte im Jahre 1892 einen Wert von 1.610,000.000 Pesetas. Frankreichs Handelsverkehr hatte dagegen in demselben Jahre einen Umfang von 10.408,000.000 Francs, Deutschlands einen solchen von 7.377,000.000 Mark! Das dünnbevölkerte, wirtschaftlich noch so wenig entwickelte Pyrenäenreich musste dabei bisher schon jährlich 271,000.000 Pesetas Zinsen für eine Staatsschuld von etwa 6 Milliarden aufbringen. Diese Schuld dürfte durch den amerikanischen Krieg um etwa zwei Milliarden gewachsen sein; und dazu soll Spanien, wie es ziemlich sicher scheint, auch noch die etwa eine Milliarde betragende cubanische Schuld, die ja allerdings zum weitaus größten Theile Aufwendungen im Interesse des Mutterlandes ihre Entstehung verdankt, übernehmen. Die verbleibenden colonialen Besitzungen vermögen Spanien in keiner Weise bei dem Ringen mit seinen Schwierigkeiten zu helfen. Im Gegentheil, ihr Besitz wird Spaniens Verlegenheiten nur noch steigern. Die kleinen westafrikanischen Besitzungen können ohne Zuschuss nicht bestehen. Bisher mussten die Philippinen und Cuba alljährlich eine gewisse Summe zur Deckung der Verwaltungskosten der westafrikanischen Inseln beisteuern. Nunmehr ist es mit der Beihilfe Cubas sowieso zu Ende, und die Philippinen werden voraussichtlich in Zukunft erhebliche Zuschüsse vom Mutterlande nöthig haben, statt ihrerseits noch etwas abzuwerfen, vorausgesetzt, dass sie nicht den Spaniern von Amerika durch den Friedensvertrag weggenommen werden.

Gelang es bisher durch Vernachlässigung der nothwendigsten Verwaltungspflichten in den Philippinen Ausgaben und Einnahmen halbwegs in Einklang zu halten, so dürfte auf lange hinaus davon keine Rede mehr sein. Ist es doch, falls Amerika überhaupt auf eine Festsetzung hier verzichtet, sicher, dass es Spanien zwingt, in diesen Inseln Ruhe und Ordnung herzustellen und Einrichtungen zu treffen, welche die aufständischen Eingeborenen versöhnen. Wie große Opfer die Lösung einer solchen Aufgabe aber erfordern wird, vermag nur zu beurtheilen, wer die fürchterliche Misswirtschaft auf diesen Inseln und die großen hier vorliegenden Schwierigkeiten kennt. Der weitere Besitz der Philippinen würde daher für Spanien kein Vortheil, sondern eine entsetzliche Last sein. Es würde durch ihn nicht nur in unberechenbare Kosten gestürzt, sondern auch in ewigen Streit mit der Geistlichkeit und fremden Mächten verwickelt werden, ohne dass es für diese Verlegenheiten jemals auf eine Entschädigung rechnen kann. Legen ihm außerdem, wie es im Fall, dass Amerika überhaupt auf den Besitz der Philippinen noch verzichtet, anzunehmen ist, die Vereinigten Staaten die Verpflichtung auf, die Philippinen nie an eine andere Macht zu veräußern, so setzen sie Spanien geradezu in die Nothwendigkeit, sich in Zukunft jeder eigenen auswärtigen Politik zu enthalten und bei jedem Anlass Amerikas Schutz anzurufen. Spanien würde damit geradezu der Vasall der Vereinigten Staaten und des die gleichen Interessen verfolgenden England. Wollte es gegen sie noch irgend etwas durchsetzen, müsste es dazu sich der Hilfe Frankreichs, seiner einzigen Geldquelle, versichern.

Ein solcher Zustand dürfte für die Würde und den Stolz Spaniens bald unerträglich werden und dabei dem Interesse des gesammten continentalen Europa so wenig entsprechen, dass er wohl bald die Quelle langwieriger internationaler Verwickelungen bilden würde. Es würde mehr zum Nutzen Spaniens sein, wenn es unter den obwaltenden Umständen lieber auf das Danaergeschenk der Philippinen verzichtete und zunächst daran gienge, seine europäischen Verhältnisse zur Gesundung zu bringen und sich für spätere Zeiten zu kräftigen. Unter den Colonialmächten zählt es doch für die nächsten Jahrzehnte nicht mehr mit.

Während so das zweitälteste und einst mächtigste Colonialreich von der Bildfläche nach vierhundertjährigem Bestande fast spurlos verschwindet, erlebt die Welt das Schauspiel, dass eine frühere englische Colonie, die vor kaum 100 Jahren ihre Selbständigkeit errungen hat, plötzlich als Wettbewerber um die Herrschaft auf den großen Meeren auftritt. Es ist das ein in vieler Beziehung bemerkenswertes, man kann wohl sagen weltgeschichtliches Ereignis. Wie einst das römische Reich, die aus griechischer Colonisation hervorgegangene Macht, das Mutterland und seine Nachbarn seinerseits eroberte und damit eine neue Zeit einleitete, so wendet sich jetzt Amerika gegen das alte Europa, dem es seine gegenwärtige staatliche Existenz verdankt. Nachdem die Vereinigten Staaten im ersten Drittel des Jahrhunders schon sehr wesentlich dabei mitgewirkt haben, dass Mittel- und Südamerika von Spaniens Herrschaft abfielen; nachdem sie durch Annahme der Monroe-Doctrin der europäischen Colonisation in Amerika ein Ziel gesetzt und sich zur Vormacht dieses Continents aufgeworfen haben, gehen sie nun daran, der Colonialmacht Spaniens überhaupt den Garaus zu machen. Sie erobern nicht die fremden Colonien, wie es die europäischen Staaten gethan haben, sondern sie bilden gleichsam den Krystallisationspunkt für die Colonialgebiete, welche der europäischen Herrschaft müde sind und in Amerika den Erlöser von allen bisherigen Leiden erblicken.

Es wäre irrig, den regierenden Kreisen der Vereinigten Staaten eine planmäßige Politik in dieser Hinsicht zuzutrauen. Als die Union sich seinerzeit von England losriss, lagen ihr weitfliegende Pläne ganz fern. Ihre Leiter lehnten bestimmt den damals leicht zu ermöglichenden Erwerb westindischer Inseln ab und dachten selbst an die Eroberung Canadas nicht sehr ernstlich, wenn sie auch verschiedene Versuche dazu machten. Sie waren damals viel zu arm an Geld und Menschen und mussten froh sein, nur ihr beschränktes Gebiet am Atlantischen Meere einigermaßen zur Entwickelung zu bringen. Der staunenswerte Aufschwung der Vereinigten Staaten seit dem Abschluss der Revolutionskriege, das nie dagewesene Anschwellen ihrer Bevölkerung und ihres Wohlstandes erst veranlassten sie zu einer kräftigen Ausdehnungspolitik. Nacheinander wurden Texas und Californien den Mexikanern gewaltsam entrissen, Alaska den Russen abgekauft, und ein großer Theil des früher zu Canada gerechneten Gebiets der Union einverleibt. Es entstand so das große nach allen Seiten abgeschlossene und abgerundete jetzige Gebiet der Vereinigten Staaten, welches die verschiedensten Klimate, Erzeugnisse und Rassen in sich friedlich vereinigt. Der Erfolg bewies, dass diese Politik den Bedürfnissen dieses neuen Reiches entsprach. Je mehr es sich ausdehnte, umsomehr wuchs durch Geburten und Einwanderung seine Bevölkerung, umso höher stieg sein Wohlstand. Schon jetzt fühlen sich die Bewohner trotz des weiten Gebietes wieder beengt. Nach allen Seiten dehnen sie ihren Einfluss aus und finden es schon nöthig, dem unausgesetzt fortdauernden Zustrom aus Europa zu steuern. Seit Jahren ist eine einflussreiche Partei in der Union am Werke, den Einfluss ihres Staatswesens auf alle amerikanischen Republiken auszudehnen und einen panamerikanischen Bund zu schließen. Wenn die dazu unternommenen Versuche bisher vergeblich waren, lag es wesentlich an dem Gegensatze der Rassen in Nord- und Südamerika und in der unbegründeten Furcht der Mittel- und Südamerikaner, in eine lästige wirtschaftliche wie politische Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten zu kommen. Ihr Sträuben hindert aber die letzteren nicht, in aller Ruhe ihren Einfluss in allen diesen Staatswesen kräftig auszudehnen und sie allmählich unter ihren Einfluss zu bringen. Schon jetzt besitzt die Union in Brasilien handelspolitische Vorrechte vor allen anderen Staaten, in Mexiko üben die Yankees durch den Besitz zahlreicher Eisenbahnen und industrieller Unternehmungen größten Einfluss und in den andern Staaten gewinnen sie auch immer mehr Boden.

Hand in Hand mit dieser Bewegung ist in Amerika lange eine andere nach Erwerb der wichtigsten Rohrzuckerinseln in Westindien und der Südsee gegangen. Die amerikanischen Zuckerinteressenten sind die Väter dieses Wunsches. Sie hofften nach dem Erwerb Cubas und Hawaiis den amerikanischen Zuckermarkt besser

als bisher beherrschen zu können, indem sie dann in der Lage wären, den fremden Zucker durch Zölle und Chicanen auszusperren und den Bedarf durch das Erzeugnis eigener Pflanzungen zu beliebigen Preisen zu decken. Lange Zeit hindurch haben die amerikanischen Staatsmänner diesen Bestrebungen Widerstand geleistet und haben sich gesträubt, für Amerika Colonien zu erwerben. Aber die Zähigkeit und Gewandtheit der Zuckerinteressenten war so groß, dass es ihnen gelungen ist, diesen Widerstand zu beseitigen. Durch geschickte Ausnützung der nationalen Antipathie gegen die Spanier und ihr fanatisches und grausames Regierungssystem, durch Begünstigung der unruhigen schwarzen und mischblütigen Elemente auf Cuba haben sie den jüngst beendigten Krieg herbeizuführen gewusst, dessen Ergebnis mindestens Loslösung Cubas und Puerto Ricos von Spanien ist. Haben sie es auch nicht durchsetzen können, dass Cuba amerikanisch wird, so haben sie sich doch schon, wie verlautet, in Besitz eines großen Theiles der dortigen Plantagen gesetzt, und es unterliegt kaum einem Zweifel, dass sie binnen wenigen Jahren die Insel veranlassen werden, sich freiwillig den Vereinigten Staaten anzuschließen. Käme es nicht dazu, so würde ja Cuba bei seiner großen farbigen Bevölkerung binnen kurzem von Zuständen bedroht, wie sie in Haiti und San Domingo herrschen.

Durch geschickte Ausnützung der Kriegsbegeisterung ist es den amerikanischen Zuckerleuten auch gelungen, die Regierung zur Vollziehung der Annexion Hawaiis, von der sie lange nichts wissen wollte, zu bewegen. Das wichtigste Zuckerland des stillen Oceans ist damit ebenfalls in den Händen Amerikas, und die Rückwirkung dieser Erfolge auf die europäische Rübenzuckerindustrie wird nicht lange auf sich warten lassen.

Die Union hat somit den Bruch mit ihrer althergebrachten Politik vollzogen. Sie hat ihr Gebiet über das Festland des amerikanischen Continents ausgedehnt und damit einen Schritt gethan, der, ob sie will oder nicht, weitgreifende Folgen haben wird. Werden doch die Vereinigten Staaten nunmehr in alle Zufälligkeiten der politischen Ereignisse in der Südsee und in Westindien verstrickt. Sie müssen wohl oder übel den australischen und japanischen Angelegenheiten eine weit höhere Beachtung als früher schenken und gegebenenfalls dazu Stellung nehmen. Sie werden dadurch genöthigt werden, ihre Flotte und ihr stehendes Heer bedeutend zu vermehren und auszubilden und ihre Milizverfassung zu ändern. Dazu kommt, dass nach den Erfolgen der Unzufriedenen in den spanischen Colonien und Hawaii selbstverständlich in Zukunft alle unruhigen Elemente in fremden Colonien Unterstützung in der Union suchen und dort zu finden wissen werden. Damit wird der Fortbestand des Colonialbesitzes der europäischen Staaten in Amerika und der Südsee ungeahnten Gefahren ausgesetzt.

In erster Linie bedroht dürfte der europäische Besitz in Westindien sein. Alle die westindischen Inseln, ob sie nun England, Frankreich, Holland, Dänemark gehören, oder selbständig sind, befinden sich seit Aufhebung der Negersclaverei und seit der großen Herabdrückung der Zuckerpreise durch den europäischen Rübenzucker in sehr schlechter wirtschaftlicher Lage. Die meisten vermögen kaum noch die unentbehrlichsten Verwaltungskosten aufzubringen, einzelne sind schon völlig verödet. Hilfe können sie eigentlich nur von den Vereinigten Staaten erwarten, wo die besten Märkte für ihre Erzeugnisse sind. Es wäre also eben nicht wunderbar, wenn hier der Wunsch nach Anschluss an die Union bald allgemein würde und thätigen Ausdruck fände. In dem Augenblicke, wo Amerika den Negern volle Gleichstellung mit den Weißen einräumte, würde es jedenfalls mit europäischer Herrschaft in Westindien zu Ende sein. In England fürchtet man das schon jetzt. Diese Furcht ist der Grund, warum Mr. Chamberlain plötzlich den lang vernachlässigten westindischen Besitzungen seine Aufmerksamkeit zuwendet und warum das Parlament Geldunterstützungen für sie beschlossen hat. Es ist aber kaum anzunehmen, dass diese Aufwendungen und das glühende Liebeswerben um Amerikas Gunst ihren Zweck erreichen werden. Die wirtschaftliche Nothwendigkeit wird Westindien zum Anschluss an die Union drängen, wenn diese auch noch so sehr zögert, um das Mutterland nicht zu schädigen.

Auch Britisch-Canadas Fortbestand als englische Colonie dürfte auf die Länge bedroht sein. Mächtige Interessen in Canada wie in der Union fordern schon lange Einverleibung dieses Gebietes in die Vereinigten Staaten. Schon hat sich England genöthigt gesehen, Canada volle handelspolitische Freiheit zu geben und ihm zu erlauben, sich in Zollkriege mit fremden Staaten einzulassen. Das wird aber nicht lange genügen. Canada hängt wirtschaftlich fast vollständig von den Vereinigten Staaten ab. Diese fühlen sich vielfach durch Maßnahmen der canadischen Regierung im eigenen oder großbritannischen Interesse verletzt. Falls sie eines Tages die Gefühle der Dankbarkeit fürs Mutterland beiseite lassen und Maßnahmen gegen Canada ergreifen, kann dieses dem Anschluss an den mächtigen Nachbarn sich nicht entziehen.

In gleicher Weise lässt sich die Aufsaugung anderer Theile des amerikanischen Continents voraussehen, und bei Fortdauer der gegenwärtigen Blüte der Union dürften sich auch noch andere Colonien zunächst im Stillen Oceane an sie ankrystallisieren. Die Vereinigten Staaten werden eben aller menschlichen Voraussicht nach der Mittelpunkt der emancipierten Colonialwelt werden. Als ein ungeheurer Staatenbund wird diese neue Welt in absehbarer Zeit ihren Vätern, den Staaten des alternden Europas, entgegentreten, welches sich in seinem Einfluss auf Asien und Afrika beschränkt sehen dürfte.

Welche Folgen diese neue Entwickelung, deren Ausgangspunkt der kürzlich beendete Krieg ist, haben wird; wie sich die Dinge weiter gestalten werden, wer vermöchte das heute vorauszusehen? Dass es ohne schwere Krisen nicht abgehen wird, ist sicher. Viel wird davon abhängen, ob die Regierungen der hauptsächlich betheiligten Staaten die Gefahr richtig erkennen und würdigen und ob sie klug genug sind, rechtzeitig Vorkehrungen zu treffen, um auch bei einer völligen Umwälzung der Weltlage ihre Interessen zu wahren. Eine kurzsichtige und engherzige Politik in diesen neuen, großartigen Fragen dürfte die schlimmsten Wirkungen für die betroffenen Staaten haben. Der erste gebotene Schritt wäre, Amerika eine weit größere Aufmerksamkeit als bisher zu schenken. Statt abgelebter oder wenig geschätzter Diplomaten müsste man die umsichtigsten und gewandtesten Männer dahin senden und seine Politik, die man in Europa vielfach bisher mit Achselzucken betrachtet hat, sehr genau verfolgen. Sie ist nicht zu verstehen, wenn man an die amerikanischen Verhältnisse und freien Staatseinrichtungen den Maßstab der altersgrauen Einrichtungen und des beschränkten Unterthanenverstandes Europas anlegt, wie es bisher die Regel ist!

Berlin. Dr. A. Charpentier.

Das Recht des „freien“ Arbeiters.

Die in der Oeynhauser Rede angekündigte Zuchthausvorlage könnte das Gute haben, dass sie den deutschen Reichstag und die verbündeten Regierungen zwänge, eine der wichtigsten Rechtsfragen aus dem Phrasennebel, mit dem sie bis jetzt verhüllt worden ist, herauszuziehen und sich und der Welt offen vorzulegen. Vor Jahren habe ich eine historische Arbeit mit dem Satze eingeleitet: Die sociale Frage ist, von der staatsrechtlichen Seite angesehen, die Frage, ob ein Stand freier Lohnarbeiter möglich sei. Heute würde ich sagen: da der Besitzlose niemals frei sein kann, so ist es die Aufgabe der Rechtswissenschaft, für die Lohnarbeiter ein neues Recht zu schaffen, nachdem sie ihr altes durch die trügerische Freiheitserklärung verloren haben. Erst dieser Tage sagte mir ein Rittergutsbesitzer: der hörige Dreschgärtner war vor 1806 besser daran, als der heutige Instmann — vom Inlieger gar nicht zu reden; jener hatte seinen Rechtsanspruch auf seinen Acker, seine Erntegarben und sonstiges Deputat, kurzum auf lebenslänglichen Unterhalt, diesen darf der Herr an die Luft setzen, wann es ihm beliebt. Ist der Reichstag so ehrlich zu bekennen, dass ihm die Zuchthausvorlage die oben bezeichnete Aufgabe stellt, so wird er damit für ganz Europa die im Jahre 1789 eröffnete Gesetzgebungsära geschlossen und eine neue eröffnet haben.

Für alle Denkenden ist es heute schon ein Gemeinplatz, dass der rein negative Begriff „Freiheit“ gar nichts besagt, dass der Inhalt der Freiheit die Macht ist, dass Gesellschaft und Staat nichts anderes sind, als Systeme von Freiheitsbeschränkungen, in denen jedoch der einzelne für das geopferte Stück Freiheit durch mancherlei anderweitigen Machtzuwachs, z. B. durch die Macht über die Natur, die der Mensch nur in der Vereinigung mit Seinesgleichen gewinnen kann, entschädigt wird; nicht jeder einzelne wird so entschädigt, aber doch die Mehrzahl. Die Weltgeschichte kennt nun zwei Grundformen solcher machtverleihender Freiheitsbeschränkung: die Republik gleichvermögender und gleichberechtigter Bauern, und ein System von Ueber- und Unterordnungen bei Vermögensungleichheit. Soll die erste Form rein durchgeführt sein, dann muss die Gleichheit im Vermögen, Gleichheit in der Armut sein, denn ist die Hufe so groß, dass für ihre Bearbeitung die Hände der Bauernfamilie nicht hinreichen, dann braucht der Bauer Knechte, die ihm nicht gleichberechtigt sein können. In der Bauernrepublik ist die Freiheit gleich vertheilt, aber es kommt auf jeden nur eine sehr kleine Portion davon. Der Bauer kann nicht sagen: ich werde eine Sommerreise machen, um meine Gesundheit wieder herzustellen, oder um fremde Gegenden und Menschen kennen zu lernen. Die Bauernrepublik kann weder Wissenschaften noch schöne Künste erzeugen; und dieses ganze Gebiet, in dem sich ergehen zu können ein sehr wesentliches Stück menschlicher Freiheit ist, bliebe dem Bauer verschlossen, wenn es ihm nicht einigermaßen zugänglich gemacht würde, von Leuten, die außerhalb seiner Republik wohnen. Und da die Bauernrepublik auf einen kleinen Umfang beschränkt bleiben muss, dazu der militärischen Organisation entbehrt, die nur von einem besonderen Officier- und Beamtenstande geschaffen werden kann, so ist sie trotz persönlicher Tapferkeit ihrer Mitglieder einem mächtigen Nachbarn nicht gewachsen, und der Bauer kann durch einen Eroberungskrieg sein Stückchen persönliche Freiheit verlieren. In der anderen Form, bei Vermögensungleichheit, sind die Freiheitsportionen ungleich vertheilt: die einen sind Sclaven, andere haben ein mäßiges Vermögen und genießen dadurch ein Stück Freiheit, die Mächtigsten erfreuen sich

eines Grades von Freiheit, der keinem Mitgliede einer Bauernrepublik erreichbar ist. Wer vier Hengste zahlen kann, der läuft mit 16 Beinen, ein Cäsar denkt mit den hundert Köpfen seiner gescheiteren Sclaven und Officiere, außerdem mit den Köpfen der Weltweisen, die er gelesen hat, er schreibt mit einigen Dutzend Händen und kämpft mit hunderttausend Armen. Er kann jeden Plan ausführen, den sein Hirn gebiert; dass er auch jedes Gelüst befriedigen kann, ist eine Zugabe, auf die wir weiter kein Gewicht legen wollen.

Die Utopisten schildern uns eine dritte Form, wo die Macht, welche die Cultur verleiht, allen gleichmäßig zutheil werden soll, entweder, wie die Anarchisten wollen, ohne jede Freiheitsbeschränkung, oder nach dem socialistischen Ideal mit einem gewissen Grade von Freiheitsbeschränkung, der nicht von Privatpersonen, sondern durch den Willen der Gesammtheit bestimmt, alle in gleicher Weise binden soll. Ob diese dritte Form, welche die Wiederherstellung der ersten ohne die dem Kleinbauernleben anhaftende Beschränktheit sein würde, in der einen oder der andern ihrer beiden Unterformen je einmal verwirklicht werden wird, das weiß ich nicht, nur dieses weiß ich, dass es Täuschung gewesen ist, wenn sich ehrliche Liberale eine Zeitlang eingebildet haben, die zweite Form sei durch die mit der französischen Revolution begonnene Gesetzgebung überwunden worden und habe einer höheren dritten Platz gemacht, die ein höheres Maß von Freiheit verwirkliche, als ihre beiden Vorgängerinnen. Was durch die modernen Staatsverfassungen befreit worden ist, das sind die Productivkräfte der Gesellschaft, nicht die Personen. Das Capital hat die Arbeiter vom Lande weg in die Gruben, in die Fabriken, in die Druckereien, auf die elektrischen, Dampf- und Pferdebahnen gezogen; dadurch wird die Production ins Unendliche gesteigert, und wer das Geld dazu hat, kann sich mit einer unendlichen Fülle von Genussgütern und Bequemlichkeiten versehen und jede beliebige Ortsveränderung vornehmen, den Hochsommer in Norwegen, den Winter in Egypten, das Frühjahr in Neapel verleben, aber der Arbeiter hat unmittelbar nichts davon; mittelbar dann, wenn ihm gesteigerter Lohn einen kleinen Antheil an dieser Güterfülle sichert; in keinem Falle aber bringt es ihm ein Stück Freiheit ein, dass dem Capital die Freiheit eingeräumt worden ist, ihn von der heimatlichen Scholle loszureißen, nach Belieben zu verwenden, und nachdem er verbraucht ist, wieder abzustoßen und seinem Schicksal zu überlassen.

Nach wie vor ist nur der Reiche frei nach dem Maße seines Besitzes. Es macht für die hier vorliegende Principienfrage keinen Unterschied, ob er sich der rationellen Bewirtschaftung seines Landgutes, oder dem Staats- und Gemeindedienst, oder der Pflege der Künste und Wissenschaften widmet, oder ob er seine Zeit und sein Geld mit Sport oder mit sinnlichen Genüssen todtschlägt; was das Wesen der Freiheit ausmacht, ist eben dieses, dass er das eine wie das andere thun kann nach seinem Belieben. Der besitzlose unqualificierte Arbeiter hat keine andere Freiheit als die der Wahl zwischen einer harten Arbeit um einen Tagelohn, der auch heute noch in manchen Gegenden des Deutschen Reiches eine Mark nicht übersteigt, und der Vagabondage, die ihn schließlich ins Arbeitshaus führt, wo er härter behandelt wird als im Zuchthaus; (es kommt vor, dass Frauen, die zum Arbeitshause verurtheilt werden, mit lautem Gejammer flehen, man möge sie doch lieber ins Zuchthaus schicken). Findet er keine Arbeit, so bleibt ihm keine Wahl als die zwischen Selbstmord und Arbeitshaus. Zwischen diesen beiden Polen unbeschränkter Freiheit und absoluter Unfreiheit gibt es unzählige Abstufungen. Da gibt es z. B. den Kaufmann oder Fabrikanten, der sich an sein Geschäft binden muss, weil er nicht reich genug ist, um von seinem Gelde standesgemäß leben und damit seine Kinder standesgemäß ausstatten zu können, der sich aber doch manche Freiheit, z. B. eine Sommerreise, gönnen darf; da ist der Dütchenkrämer, der, wo keine gesetzliche Sonntagsruhe besteht, tagtäglich von früh um sechs bis abends um elf Uhr an seinen Laden gebunden und jedes dummen Jungen, der bei ihm kauft, „g'orschamster Diener" ist, und der sich vom unqualificierten Lohnarbeiter nur dadurch unterscheidet, dass er besser isst und wohnt, mehr Ansehen genießt und nicht täglich in Gefahr schwebt, auf die Straße zu fliegen: da ist der kleine Beamte, der um ein kleines Stück Brot ein großes Stück Freiheit auf zeitlebens verkauft hat.

Der erste Satz des Artikel 4 der preußischen Verfassung: „Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich" und alle ähnlichen Sätze anderer Verfassungen sind, je nachdem man es nimmt, entweder Lügen oder Verheißungen. Vorläufig ist es einfach nicht wahr, dass alle Preußen, oder alle Oesterreicher, oder alle Angehörigen irgend eines andern Staates vor dem Gesetze gleich wären. Es gibt einzelne Gesetze, die für alle gelten, so z. B. dass man keine legitimen Kinder zeugen kann, wenn man nicht, je nach Landesvorschrift, vor dem Standesbeamten oder dem Pfarrer eine Ehe eingegangen ist. Dagegen ist z. B. das Gesetz, wonach Arbeitslosigkeit, Obdachlosigkeit und Bettel mit Gefängnis und im Wiederholungsfalle mit dem Arbeitshause bestraft werden, ein reines Classengesetz, denn für den Vermögenden gilt es nicht, weil er in keine der drei Lagen kommen kann. Es ist eine Lage, eine unglückliche Lage, wofür der darin Befindliche bestraft wird, und das bedeutet eine vollständige Umwälzung der Justiz zu Ungunsten der Armen, denn in allen früheren Zeiten war man der Ansicht gewesen, dass nur eine Handlung oder eine Unterlassung bestraft werden könne. Arbeitslosigkeit und Obdachlosigkeit sind aber keine Handlungen, und in den meisten Fällen auch nicht einmal durch eine Unterlassung verschuldet, obwohl die Gerichte gewöhnlich — ganz willkürlicherweise — eine solche Unterlassung annehmen. Der Bettel ist zwar eine Handlung, aber die allerletzte Handlung, die dem völlig Mittellosen zur Fristung seines Lebens noch übrig bleibt, und die in allen früheren Zeiten erlaubt war und im Orient heute noch erlaubt ist. Indem man diese Handlung verboten hat, ohne zugleich für alle Mittellosen Asyle einzurichten, die nicht den Charakter von Strafanstalten tragen, hat man einen Grad von Unfreiheit geschaffen, der in der Weltgeschichte völlig neu und noch niemals dagewesen ist; man hat einer Classe von Menschen die Freiheit genommen, das einzige zu thun, womit sie ihr Leben nothdürftig fristen können. Um wieviel freier sind da doch die Sclaven der Alten gewesen! Nahrungssorgen hatten die überhaupt nicht, und wie wenig ihnen verwehrt war, als Menschen zu empfinden und ihre Empfindungen zu äußern, sehen wir z. B. aus einer Bemerkung des Marius. Cicero hatte ihm übel genommen, dass er über den Tod des aufrichtig von ihm verehrten Cäsar trauerte. Marius sagt: nach eignem, nicht nach eines andern Ermessen zu trauern und sich zu freuen, das hat ja sogar den Sclaven stets freigestanden.*) Uebrigens kann einer auch wegen Bettels bestraft werden, ohne dass er gebettelt hat. Erst kürzlich wiederum — dergleichen kommt häufig vor — ist in Berlin ein Krüppel, der an einer Straßenecke Streichhölzchen verkaufte, verurtheilt worden, weil ihm Vorübergehende eine Kleinigkeit gegeben haben, ohne dafür eine Schachtel Streichhölzer zu nehmen; durch sein bloßes Hintreten auf die Straße habe er ohne Zweifel Mitleiden erregen wollen, und damit sei das Delict des Bettels gegeben. Aber auch die Strafgesetze, die der Absicht des Gesetzgebers nach für alle gleichmäßig gelten sollen, werden ungleichmäßig angewandt: gegen die Arbeiter mit großer Härte, gegen die Besitzenden sehr mild oder gar nicht. In den „Betrachtungen eines Laien über unsere Strafrechtspflege" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1894) habe ich das durch Anführung einer Menge von Fällen bewiesen, und seitdem habe ich noch einen ganzen Kasten voll Beweise dafür gesammelt, dass wir eine Classenjustiz haben. Ich habe in jener Broschüre gezeigt, wie ein System von Polizeimaßregeln und Justizgrundsätzen**) dazu dient, die Herrschaft des unpersönlichen Herrn, des Capitals, aufrecht zu erhalten, der, wie Adolf Held schön ausgeführt hat, an die Stelle des persönlichen Herrn getreten ist, und der weit schlimmer ist als dieser, weil man ihm keine Pflichten gegen seine Knechte auflegen kann. Einigermaßen ist das freilich nach Helds Tode geschehen, durch die Arbeiterversicherung, aber das wichtigste: diesen unpersönlichen Herrn auch für die Versorgung der arbeitsfähigen aber arbeitslosen Arbeiter heranzukriegen, hat bis heute noch nicht gelingen wollen.

Man betrügt also die Arbeiter, wenn man ihnen sagt, es handle sich für sie um Freiheit oder Unfreiheit. Soll etwas Gedeihliches für sie geschehen, so muss von der klaren Erkenntnis und dem ehrlichen Bekenntnis ausgegangen werden, dass der Besitzlose in unserer heutigen Gesellschaftsordnung, die wahrscheinlich auch die des zwanzigsten Jahrhunderts sein und bleiben wird, schlechterdings nicht frei sein kann. Auf der Grundlage dieses Satzes ist dann nach einer Arbeitsverfassung zu suchen, die den Arbeitern die für die allgemeine Ordnung und das Gemeinwohl nothwendigen Beschränkungen auferlegt, ohne sie der Gefahr des äußersten Elends preiszugeben und ihnen ihre Menschenwürde zu rauben. Justus Möser hat die alten Sachsen ob der Klugheit gelobt, mit der sie in ihren „Leuten" (liti) einen Stand von Menschen erfunden haben, die zu einem Drittel frei und zu zwei Dritteln unfrei waren, und die um ein Drittel Eigenthum besitzen, Contracte schließen und für ein Drittel Mitglied des Staates sein konnten, an den Boden und an ihren Herrn aber gebunden blieben. Einen solchen „Leut" habe man aber auch nicht schlagen dürfen, weil man unmöglich auf die zwei hörigen Drittel schlagen konnte, ohne das freie Drittel mitzutreffen. Darum also handelt es sich, eine Verfassung zu finden, die den Mann theilweise bindet, ihm aber auch sein bescheidenes Maß von Freiheit sichert, mag das nun ein Viertel oder ein Drittel von der Freiheit des Gutsbesitzers oder Fabrikanten sein. Es muss eine neue Form gefunden werden, denn die alte, die den Mann an den Boden bindet, der ihn versorgt, verträgt sich nicht mit der Beweglichkeit, zu der heute Weltwirtschaft und Industrialismus zwingen.

Neisse. (Schluss folgt.) Karl Jentsch.

---

*) At haec etiam servis semper libera fuerunt: timerent, gauderent, dolerent suo potius quam alterius arbitrio. Cic. ad familiares XI, 28, 3. Heute kann es auch manchem „Freien" recht schlecht bekommen, wenn er bei gewissen Gelegenheiten nicht auf das Commando eines andern jubelt oder trauert.

**) Den wichtigsten: duo quum faciunt idem, non est idem, hat ein preußischer Justizminister im Reichstage eingestanden. Dass er den römischen Lustspieldichter, der ihn einer seiner Figuren in den Mund legt, für einen römischen Juristen hielt, war kein so schlimmer Irrthum; der Satz ist nur nicht bloß römischer, sondern allgemeiner Rechts- oder vielmehr Justizgrundsatz: Frau Justitia ist niemals blind, sondern sieht ganz genau, wen sie vor sich hat.

Der Ballon im Dienste der Meteorologie. *)

Schon seit längerer Zeit ließ man die auch als Kinderspielzeug bekannten, kleinen Pilotballons als „ballons perdus" aufsteigen, um aus ihrer Fahrt die Richtung des Windes kennen zu lernen. Nach und nach fabricierte man dieselben auch in größeren Dimensionen. Besonders waren es auf diesem Gebiete die bekannten Franzosen G. Hermitte und G. Besancon in Paris, welche seit dem Jahre 1892 von dem Balcon ihrer Wohnung auf dem Boulevard de Sébastopol aus fast täglich kleine, nur ein Cubikmeter fassende Ballons mit Fragekarten aufsteigen ließen und dabei neben interessanten Resultaten über die Richtung und Stärke des Windes der oberen Luftströmungen die wichtige Erfahrung machten, dass wenigstens die Hälfte dieser Ballons in dem Umkreise von 150 Kilometer wieder gefunden wurden. Dies führte zu dem Gedanken, solche Ballons mit selbstregistrierenden Instrumenten auszurüsten. Es wurden zu diesem Zwecke größere Ballons aus mit Petroleum getränktem Papier von 26 bis 113 Cubikmeter Inhalt hergestellt, welchen primitive Registrierapparate für Luftdruck und Temperaturextreme anvertraut wurden. Nach mehreren misslungenen Versuchen gelang es am 11. October 1892, einen aus Goldschlägerhaut gefertigten Ballon von nur 0·5 Cubikmeter Inhalt mit einem 150 Gramm schweren Registrierapparate bis zu einer Höhe von 1200 Meter steigen zu lassen, wobei der Ballon eine Strecke von 75 Kilometer nach Ost zurücklegte. Am 28. November desselben Jahres erreichte man eine Höhe von 9000 Meter. Hiebei wurde man bald auf die wichtige Einwirkung der Wärmestrahlung aufmerksam, welche durch Erwärmung der Ballonhülle und dadurch auch des Gases die Ballons in höhere Schichten trieb, als sie ihrer Größe und ihrem Gewichte nach hätten erreichen können. Infolge dessen entschlossen sich die unermüdlichen Forscher, wie W. de Fonvielle in seinem interessanten Buche: „Les ballons sondés de Mrs. M. Hermitte et Besançon et les ascensions internationales, Paris, 1898" es näher ausführt, an Stelle des bisher bevorzugten Papieres die zwar theuren, aber außerordentlich leichten und viel mehr Wärmestrahlen absorbierenden Goldschlägerhäutchen zu verwenden. So entstand der erste 113 Cubikmeter fassende Ballon „l'Aërophile", ohne Zweifel ein Muster an Leichtigkeit, welches nicht zu übertreffen ist und bei dem die Hülle nur 11 Kilogramm, das Netz 1 Kilogramm, die Apparate 6 Kilogramm wogen.

Dieser Ballon erreichte am 21. März 1893 bei seiner ersten Auffahrt eine Höhe von roh 15.000 Meter und verbrannte nach seiner zweiten Auffahrt. Es wurde nun ein neuer 180 Cubikmeter fassender Ballon gebaut „l'Aërophile II.", der in den Jahren 1895 bis 1896 aufstieg und bei 15.500 Meter eine Temperatur von nur —70° antraf. Am 5. August 1896 stieg in Paris wieder ein neuer Ballon, „l'Aërophile III." genannt, auf; der aber aus gefirnister Seide verfertigt wurde, 380 Cubikmeter Inhalt hatte und am 14. November zum erstenmale gleichzeitig mit ähnlichen Ballons in Straßburg, St. Petersburg und Berlin auffuhr.

Die Versuche der Franzosen auf diesem Gebiete wurden bald in Deutschland auf's eifrigste verfolgt und es entspann sich ein edler Wettstreit, von welchem die Wissenschaft in hohem Maße profitierte. Jeder dieser beiden Nationen gebürt in gleichem Maße der Ruhm, zur Entwickelung der wissenschaftlichen Ballonfahrten beigetragen zu haben. In Deutschland war es besonders der Berliner „Deutsche Verein zur Förderung der Luftschiffahrt", welcher unter der genialen Führung Dr. Aßmanns und der thätigen Antheilnahme des Herrn Hauptmann H. Groß, sowie Dr. Bersons und anderer mit echt deutscher Ausdauer und Gründlichkeit sich dieses neuen Zweiges der Wissenschaft annahmen.**) Näher auf die Entwickelung dieser interessanten Ballonfahrten einzugehen, gestattet hier der Raum nicht, es sei auf die im Jahre 1895 (S. 262 und 300) im „Stein der Weisen" von mir veröffentlichten Aufsätze: „Instrumente und Aufstiege des Fesselballons Meteor" und „Deutsche Hochfahrten" hingewiesen.

Hier sei noch erwähnt, dass die Deutschen in der Person Kaiser Wilhelm II. einen hochherzigen Mäcen besitzen, welcher diese Bestrebungen nicht nur moralisch, sondern auch in sehr ausgiebiger Weise pecuniär unterstützte, indem er mehr als 100.000 Mark aus seiner Privatschatulle für die Versuche zur Verfügung stellte. Desgleichen förderte die königlich preußische Luftschifferabtheilung mit allen ihren reichen Kräften das Unternehmen, sowie die Herren des meteorologischen Institutes, allen voran der Director desselben, von Bezold, welche der Sache ihre wärmsten Sympathien entgegenbrachten. Von großem Werte war es auch, dass das königlich meteorologische Institut nicht nur aus seinen Beständen viele Instrumente und Apparate leihweise überließ, sondern dass es auch alle seine Beobachter von den Stationen höherer Ordnung dazu veranlasste, bei jeder Auffahrt, von deren Stattfinden sie telegraphisch benachrichtigt wurden, Beobachtungen ihrer Instrumente in kurzen Zwischenräumen auszuführen. In den Jahren 1893 und 1894 fanden von Berlin aus nahe an 50 Auffahrten statt, wovon 6 von dem Ballon „Humboldt" und nach dessen Verbrennung (hervorgerufen durch ein elektrisches Phänomen bei der Landung) 22 Fahrten von dem Ballon „Phönix" ausgeführt wurden. Diese beiden Ballons hatten besonders große Dimensionen und waren eigens für diesen Zweck gebaut.

Die Dauer der Fahrten betrug bei 23 Fahrten fünf bis zehn Stunden, eine Fahrt währte fast 19 Stunden.

Die größten Entfernungen betrugen in einem Falle 1000 Kilometer, in einem anderen 900 Kilometer, dieselben wurden von dem Registrierballon „Cirrus" durchmessen, welcher einmal in Bosnien, ein anderesmal in Russland niederging und auch in Dänemark und Oesterreich landete.

Die erreichten Höhen bei dem Registrierballon „Cirrus" am 6. September 1894 betrugen 18.500 Meter, am 27. April 1895 rund 22.000 Meter. Diese letztere ist die größte aller bis jetzt gewonnenen Höhen. Dieser Ballon setzte damals auf der dänischen Insel Laaland auf. Die von einem bemannten Ballon „Phönix" erreichte Maximalhöhe betrug am 4. December 1894 9150 Meter. Diese Fahrt führte als alleiniger Korbinsasse Dr. Berson (Berlin) mit Hilfe künstlicher Athmung (mittels comprimierten Sauerstoffes) aus.

Die Minimaltemperatur betrug bei 9150 Meter Höhe —47·9° Celsius und bei der Höhe von 18.500 Meter —67 Celsius, bei 16.325 Meter —53° Celsius.

Durch die Resultate dieser von den Deutschen unternommenen eben angeführten Fahrten, deren Beobachtungen noch in Bearbeitung sind, ergab sich eben die Thatsache, dass alle die ehemals von dem berühmten englischen Meteorologen James Glaisher unternommenen Auffahrten, auf welche man sich auf allen Universitäten bei Besprechung der Physik der Atmosphäre so vielfach berief und die bisher für einwandfrei gegolten hatten, incorrect seien.

Ueber das Beobachtungsprogramm sei kurz Folgendes bemerkt: Bei allen Fahrten wurden der Luftdruck und die Lufttemperatur gemessen, bei Auffahrten mit bemannten Ballons auch die Luftfeuchtigkeit, ferner die Strahlungsintensität, die Richtung und Geschwindigkeit des Windes, ebenso wurden die Form, Höhe und der Zug der Wolken ermittelt, alle optischen Erscheinungen vorgemerkt, photographische Aufnahmen von Wolken und sonstigen interessanten Objecten, wie Luftspiegelungen 2c., ausgeführt.

Auch über die Luftelektricität wurden Untersuchungen angestellt und Luftproben aus verschiedenen Höhen behufs chemischer Zusammensetzung herabgebracht. In einem Falle wurde ein selbstregistrierender Apparat an einer 500 Meter langen Leine unter dem Korbe des Ballons hängend mitgeführt. Die außerordentliche Schwierigkeit und Gefährlichkeit dieses Verfahrens verbot leider dessen Wiederholung. Eine hervorragende Stelle in dem deutschen Programm war der Vornahme gleichzeitiger Auffahrten mit mehreren Ballons angewiesen. Nach und nach entwickelten sich daraus die internationalen Ballonaufstiege. Der letzte dieser Aufstiege fand am 8. Juni l. J. statt: es stiegen in Berlin vier Ballons hoch, in Brüssel und München je ein Ballon, in Paris zwei, in Straßburg drei, in St. Peterburg einer, in Wien fünf Ballons (von denen aber zwei versagten). Im Ganzen betheiligten sich also 17 Ballons an den Auffahrten.

Von den bisher bei der vorläufigen Bearbeitung übersehbaren, wertvollen, ja vielfach für die Physik der Atmosphäre grundlegenden wissenschaftlichen Ergebnissen sei hier nur Folgendes als besonders wichtig hervorgehoben:

Die Lufttemperatur erwies sich in den höheren Schichten viel niedriger als man bisher annahm. Temperaturen von —36·5° in 7700 Meter, von —47·9° in 9150 Meter Höhe sind im Luftballon bis jetzt überhaupt noch nicht beobachtet worden. Ebenso wenig hatte man Kunde von einer Temperatur von —53° in 16.300 Meter Höhe und von —67° in einer Höhe von 18.500 Meter.

Man fand ferner eine größere Abnahme der Lufttemperatur mit steigender Entfernung, als man bisher annehmen konnte. Es hat sich je nach der Jahreszeit eine gleichmäßige, oder auch eine allgemein gesteigerte Temperaturabnahme mit der Höhe ergeben. Eine relativ starke Erwärmung der Luftschichten ist in einer Höhe von 2000 bis 4000 Meter nachgewiesen und ursächlich mit der daselbst auftretenden Condensation des Wasserdampfes zu Wolken und Niederschlägen verknüpft. Die jahreszeitliche Aenderung der Lufttemperatur reicht zwar infolge von Witterungsströmungen bis in eine beträchtliche Höhe, macht aber von etwa 7000 Meter an einer nahezu constanten Temperatur Platz. Neu ist ferner die Beobachtung, dass sich eine beträchtliche Temperaturumkehr nicht selten in sehr hochliegenden Schichten von vielen hundert Metern Mächtigkeit einstellt, auch ohne dass eine Schichtung des Luftmeeres durch Wolkenbildung sichtbar wurde.

Die Bildung von Haufenwolken reichte im Bereiche einer barometrischen Depression wiederholt bis zu ungeahnten Höhen hinauf. Die Oberfläche einer geschlossenen Wolkenschicht verhielt sich thermisch und elektrisch in Bezug auf Beeinflussung der darüber liegenden Wolkenschichten nahezu gleich der Erdoberfläche. Auch bezüglich des Luftaustausches zwischen Cyklonen und Anticyclonen wurde eine hoch-

*) Vergl. die Artikel in den Nummern 201, 204, 206 und 210 der „Zeit".

**) An den vorbereitenden Arbeiten nahmen in erster Linie Hauptmann Moedebeck, dann Siegsfeld und viele andere theil.

wichtige Abhängigkeit der Winddrehung mit zunehmender Höhe constatiert. Desgleichen wurden bezüglich des elektrischen Potentialgefälles wichtige Entdeckungen gemacht. Hiernach nimmt dasselbe mit der Höhe ab und scheint sich in größeren Höhen einer Constanten zu nähern. Hiedurch wird auf die Erde als die einzige Quelle der Luftelektricität unzweideutig hingewiesen und erscheint das Vorkommen freier Elektricitätsmengen in größeren Höhen ausgeschlossen. Wolkenschichten aber sind in diese Regel deshalb, weil sie eine neue „Erdoberfläche“ darstellen, nicht einzubeziehen.

Den Wasserdampfgehalt der Luft fand man bei einigen Fahrten selbst in mäßigen Höhen unerwartet gering. Zwischen zwei Wolkenschichten wurde wiederholt eine sehr große Veränderlichkeit desselben constatiert.

Bezüglich der Windgeschwindigkeiten wurde eine unerwartet hohe Zunahme derselben in großen Höhen wahrgenommen, sowie das Vorherrschen einer westlichen Windcomponente in den höchsten zugänglichen Schichten: ferner die wechselseitige Unabhängigkeit zweier sich übereinander bewegenden Depressionen in Bezug auf Wind, Niederschlag und Wolkenbildung.

Ebenso wurde eine Veränderlichkeit der Sonnenstrahlung in großen Höhen bei fast constanter Lufttemperatur gefunden. Zum Schlusse sei aus dieser Auslese von Beobachtungen noch erwähnt, dass man völlig unerwartet auf die Bildung von Schneeflocken in einer Höhe von 9000 Meter in einer Schichte von Cirrostratuswolken stieß.

Alle diese angeführten Punkte dürften die enorm großen Dienste, welche der Ballon schon der Physik der Atmosphäre geleistet hat, charakterisieren. Welche Fülle hochwichtiger Schlüsse und Ergebnisse sind durch ihn noch zu erwarten, wenn, wie beschlossen, die internationalen Ballonfahrten systematisch durchgeführt werden und sich außer den bisher angeführten, noch andere Staaten entschließen könnten, eigene, große Ballons für diesen Zweck auszurüsten. Die zu erwartenden Früchte sind im Interesse der Wissenschaft und höherer idealer Zwecke wahrlich des unentwegten, einmüthigen und selbstlosesten Zusammenwirkens aller daran Betheiligten im vollsten Maße würdig.

Ernstbrunn. **Hauptmann Hermann Hoernes.**

Ein Idealist.

Von Neera (Mailand).

Es ist nun schon fünf Jahre her; aber die Zeit, die alles abschwächt, alles verlöscht, hat jene unvergessliche Erinnerung noch nicht abgeschwächt.

Gegen Abend war es, spät im Juni. Die drückende, entnervende Hitze war dieses Jahr zeitiger gekommen als sonst. Etwas blass trat er in meinen Salon, und er ließ sich mit ungewohnter Lässigkeit in einen Fauteuil sinken. „Ich bin müde,“ sagte er. Wer hätte damals gedacht, dass es die letzte, geheimnisvolle, unheilkündende Müdigkeit sein würde — mit sechsundzwanzig Jahren, auf dem Gipfel der Kraft und der Gesundheit!

„Ich bin müde,“ hatte Alberto Sormani gesagt, er, der sich nie dazu bekannte, müde, entmuthigt, überwunden zu sein! Ich sah ihn an; er schien mir gedrückt. Er fuhr fort: „Ich habe das dringende Bedürfnis, aufs Land zu gehen!“

Ich griff den Gedanken lebhaft auf, redete ihm zu, sofort abzureisen, und versicherte ihn, er würde sich in seinem geliebten Pomelasca rasch wieder erholen. Dann sprachen wir von anderen Dingen.

Der Abend brach schwül herein; der Raum erfüllte sich mit Schatten; durch die offenen Fensterflügel drang das matte Licht der Gaslaternen von der wenig belebten Straße herauf. Er hatte jenes dämmerige Dunkel gern, und ihm zuliebe verschob ich es, die Lampe anzuzünden. Umflossen vom gelbgrauen Nebel saßen wir da, ich vernahm seine Stimme fast ohne ihn zu sehen. Ach, es war nicht die gewohnte sonore Stimme vom Klang einer wohlabgetönten Glocke; es lag wie ein Schleier darüber.

Es wollte uns an jenem Abend nicht gelingen, ein zusammenhängendes Gespräch in Gang zu bringen. Bald warf der eine, bald der andere von uns beiden ein Wort hin, das zu Boden zu fallen und an einem unsichtbaren Hindernis zu zersplittern schien. Seine Niedergeschlagenheit brachte mich ganz aus dem Concept. Ich gieng endlich daran, ihm eine kurze Arbeit vorzulesen, die ihm schon in der Idee gefallen hatte.

Die Gewohnheit, gemeinsam zu lesen, war ihm sehr lieb. Er las gut und hörte noch besser zu. Sein sinnendes, intelligentes Gesicht trug den Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit: es lag so viel Theilnahme in seinem begierigen Blick, dass sofort gleichsam ein elektrischer Strom den Lesenden mit ihm verband. Er begriff im Fluge und urtheilte rasch: nur ein leises Zucken um den Mund verrieth seine beifällige Zustimmung, die er ganz für sich behielt, wie einen Genuss, den er nicht loslassen wollte, während die Worte des Tadels rasch und bestimmt von seinen Lippen kamen. Aber an jenem Abend gieng es auch mit dem Lesen nicht. Als ich aufblickte, fand ich ihn noch bleicher und abgespannter. Ich schloss das Manuscript und fühlte mich gleichfalls von Unbehagen befallen. Während ich darüber nachdachte, was ich dem bedrückten Freund wohl sagen könnte, fieng der Schirm der Lampe, die man inzwischen angezündet hatte, Feuer. Wir sprangen beide auf, um es zu löschen, und als die Gefahr beseitigt war, erklärte er mir eingehend, wie man dergleichen vermeiden könne. Dann versank er wieder in Stillschweigen.

Ein brenzlicher Geruch war im Zimmer zurückgeblieben. Die nackte Kugel der Lampe verbreitete ein grelles, unangenehmes Licht: ich wollte es irgendwie dämpfen. Er bat mich, es sein zu lassen: er müsse ohnedies bald fort. So saßen wir einander gegenüber, zwischen uns die grelle, trübselige Lampe. Alles war ja trübselig an jenem Abend!

Er sagte: „Es ist Zeit zu gehen.“

Ich fühlte unklar, dass wir nicht so scheiden sollten, dass ich ihm vielerlei zu sagen hätte. Auch er schien etwas zu erwarten, zu suchen. Er stand auf, gieng aber nicht. So standen wir wortlos vor dem Kamin, mit dem Rücken zur Thür, der Thüre, die sich auf immer hinter dem Freund schließen sollte! Er sagte noch: „Es ist spät, nicht wahr?“ O, wie er die unaufhaltsame Flucht der Zeit empfand!

Da ich keine Gründe mehr fand, versuchte ich ihn mit bittenden Blicken zurückzuhalten: so sahen wir einander während einiger Minuten unsagbar beklommen an; in den großen tiefen Augen seines bleichen Antlitzes schien ein verlöschendes Feuer zu lodern. Es gieng alles so vor sich, wie es geschehen sollte, nur mit einem stummen innerlichen Riss, über den keiner von uns beiden sich Rechenschaft zu geben wusste. Wir schieden mit den gewöhnlichen Worten, der Händedruck war nicht länger, nicht kräftiger als sonst, und er gieng.

Ich hörte unten die Hausthüre zufallen, hörte seinen Schritt in der verödeten Gasse. Ich beugte mich aus dem Fenster und rief ihm „Gute Nacht!“ zu.

„Gute Nacht!“ antwortete er und seine Stimme — die ich niemals wieder hören sollte — verhallte in der Stille.

Wieder befiel mich jenes seltsame Wehgefühl, so heftig, beunruhigend, fast reuevoll, vermengt mit einem sonderbaren Grauen, so dass ich mich noch heute frage, ob es etwa doch Vorahnungen gibt, ob nicht doch ein geheimnisvoller, oft abgestorbener und immer neu auflebender Zusammenhang uns mit der überirdischen Welt verbindet.

Fünf Jahre sind seitdem vergangen, und noch ist mir das unerklärliche Bangen jenes Abends gegenwärtig.

* * *

Ehe ich von Alberto Sormani, seiner Geistesart, seinen Idealen, seinen Werken spreche, möchte ich, nachdem ich schon erzählt, wie ich ihn verlor, berichten, wie ich ihn kennen lernte, was mir eine schmerzlich-süße Erinnerung ist.

Im Winter 1890 war ich sehr leidend, kaum reconvalescent, weshalb ich noch zurückgezogener als sonst lebte und nur die nächsten Freunde bei mir sah. Ein Brief, den ich eines Tages vorfand, frappierte mich und beschäftigte mich längere Zeit durch etwas Sonderbares, Eigenartiges, das aus den großen, kräftigen Schriftzügen sprach, wie sie die Graphologen dem Genie und dem Stolz zuschreiben; es lag auch etwas Kühnes, Neues, Hochmüthiges im Stil, in den Gedanken. Der unbekannte Schreiber eröffnete eine Discussion über meinen Roman „l'Indomani“, die meiner Autoreneitelkeit schmeichelte und von scharfem Geist zeugte; aber ich fühlte mich schwach und leidend und dann war ich niemals sonderlich für's Polemisieren eingenommen. Endlich war ich durch meine Erfahrungen skeptisch geworden gegen derlei fremde Zuschriften, die uns anfänglich freudig bewegen und dann gewöhnlich ein bitteres Gefühl hinterlassen. So sandte ich eine Visitkarte als Zeichen des Dankes und ließ die Sache auf sich beruhen.

Nach einer Weile schrieb der Unbekannte wieder. Nun erkundigte ich mich bei Leuten, die in literarischen Kreisen lebten, nach ihm. Niemand kannte ihn. Auf einer zweiten Karte erklärte ich entschuldigend, dass mein Gesundheitszustand mich am ausführlichen Schreiben verhindere, und hielt nun die Angelegenheit für endgiltig erledigt.

Statt dessen kamen mir, mit einer Nachdrücklichkeit, die auf große Zähigkeit und festes Selbstvertrauen deuteten, mehrere Nummern der „Gazetta Letteraria“ zu, die eine Novelle mit dem Titel „Speranza triste“ und der Unterschrift Alberto Sormani enthielten. Ich will in diesen Zeilen vollkommen offen und ehrlich sein, denn es scheint mir dies die einzige würdige Form von Sormani zu sprechen. So muss ich denn gestehen, dass ich anfänglich die Novelle nicht zu lesen gedachte und die Nummern mehrere Tage unberührt liegen ließ. In einem müßigen Augenblick, zerstreut und gleichgiltig, nahm ich sie endlich wieder zur Hand und ließ meinen Blick über die ersten Zeilen gleiten.

Als ich mit dem Lesen fertig war und stumm, die entfalteten Blätter auf den Knien, dasaß, hatte sich ein völliger Umschwung in mir vollzogen. Zum erstenmale war mir aus wenigen geschriebenen Seiten eine echte, glühende, vornehme Seele voll Subtilität und Weltverachtung — ach, wie lebendig! — entgegen-

gekommen. Der Fremde, der im Pilgergewand an meine Thüre geklopft, gab sich zu erkennen und wies seine fürstlichen Insignien vor!

Ich kenne gewiss formvollendetere, besser gemachte Novellen, und auch die Unebenheiten und Holprigkeiten, gewisse Zeichen der Unfertigkeit und Unerfahrenheit, in „Speranza triste" entgiengen mir durchaus nicht: aber wie verschwindet das alles gegenüber der unvergleichlichen Ehrlichkeit der Empfindung, der Vornehmheit der Gesinnung! Durch das Zusammentreffen gewaltiger Worte und schleuderhafter Sätze, die in diesem Falle nicht auf Unvermögen und Mangel an Geschmack, sondern auf ein Uebermaß von Leidenschaft zurückzuführen sind, entstehen in jener Novelle Wechselwirkungen von Licht und Schatten, die nicht ihren geringsten Reiz ausmachen.

Viele prüde Leute nahmen Anstoß an dem Vorwurf der Erzählung, die von einer Liebesleidenschaft zwischen Bruder und Schwester handelt. Ich gestehe, dass auch ich mich anfänglich von der Gewagtheit des Gegenstandes abgestoßen fühlte: aber obwohl ich Alberto Sormani damals noch nicht persönlich kannte, schwand dies Bedenken bald angesichts der lauteren Führung der Novelle, die keinen Zweifel über die Absichten des Dichters aufkommen ließ. Der scharf ausgeprägte Individualismus seiner Seele, die Ueberfeinerung der Empfindung, seine cerebrale Art, bei der die geistige Speculation alles andere verdrängte, musste ihm jede andere Liebe als die zu einer Schwester unbegreiflich erscheinen lassen. Ursprünglich war es natürlich nur die Schwesterseele, an die er dachte, und dies führte ihn allmählich, wie er sich darin vertiefte, sich immer mehr in den Gedanken verbohrte, zu der göttlichen Verirrung, Speranza „mein Geschwister", „meine Schwester" zu nennen. Es ist dies eine symbolische Liebe, wie die zwischen Siegmund und Sieglinde im „Ring der Nibelungen", ein Symbol, ein Mythus, die Verdichtung der reinsten Idealität. Aber auch in der großen Tetralogie wurde ja jener Gedanke, der sich der Anschauungsweise der Menge entzieht, geschmäht, freilich ohne jener unsterblichen Legende etwas von ihrer Poesie, ihrer hinreißenden Leidenschaft zu rauben.

In einem seiner ersten Briefe an mich schrieb Sormani folgendermaßen darüber:

„Aus jener Zeit (als er im Convict war) stammt der Entwurf zu meiner ‚Speranza'. Ich lebte in so innigem Verkehre mit meiner Schwester, die thatsächlich nie gelebt hat, ich empfand ihre Existenz als so unerlässlich nothwendig, dass ihr wirkliches Bestehen oder Nichtbestehen keinen wesentlichen Unterschied für mich ausmachte. Viele Seiten meiner Novelle sind die wörtliche Niederschrift meiner Empfindung."

Und in einem anderen Brief:

„Jene Seiten sind mir theuer, weil ein Theil meiner Seele darin steckt. Und doch — wie weit steht ‚Speranza' hinter dem zurück, was ich leisten kann, leisten werde, was schon im Entstehen ist. Ich verlange von der Kunst etwas erlesen Schönes, Seiten, die tief und leuchtend, dunkel und göttlich zugleich sind."

Gereift in Pemelasca, dem geliebten Hause seiner Väter, in der Glut der ersten Hälfte der Zwanzigerjahre, wo der Gedanke an das Weib den jugendlichen Geist beherrscht, mehr noch als der Traum künftiger Größe, wurde jene Novelle von ihm mit besonderer Zärtlichkeit geliebt. „Speranza" war für ihn gleichsam ein lebendes Wesen; er wünschte manchmal, ein großer Maler zu sein, um ihr Bild zu malen, so deutlich und klar stand ihm dasselbe vor der Seele. Von ihm erschaffen, unerreichbar und nur ihm allein sichtbar, war sie seine Geliebte, seine Muse, seine Zuflucht, sein Ziel aller Träume und Begehren. Aber sie schien ihm unvollkommen in der Novelle: er wollte sich deutlicher ausdrücken, sie wieder vornehmen, verbessern, zu seinem Meisterwerk machen. Inmitten der aufreibenden Thätigkeit der ermüdenden journalistischen Kämpfe der letzten Jahre kehrte er in ruhigen Augenblicken immer wieder zu seiner „Speranza triste" (verhängnisvoller Name!) zurück, einen neuen Satz, ein neues Wort hinzufügend, mit jener inbrünstigen, verzehrenden, verhaltenen Glut, die für seine Art zu lieben bezeichnend war.

Einen deutlichen technischen Fortschritt gegen „Speranza triste" weist Sormanis zweite Novelle „Gesù e Maria" auf, die sechs Monate nach seinem Tode erschien. Schon in dem Vorwurf steckt eine merkwürdig suggestive Kraft. Ermüdet vom fruchtlosen Predigen, steigt Jesus an einem Sommerabend zur Hütte der Maria empor: er denkt, dass sie allein imstande ist, ihn zu begreifen und überlässt sich der Süße dieser Zärtlichkeit. Aus dem ursprünglich religiösen wird ein leidenschaftliches Gespräch. Jesus ist irre an sich selbst und, um sie zu erproben, befragt er Maria. Maria antwortet ihm, indem sie ihn befeuert, für den Sieg des Ideals zu sterben. Jesus blickt zum erstenmal in sich, er sieht im Geiste die Qual der Verlassenheit, das eisige Grab, er schaudert und sagt: „Wie traurig ist der Tod!" — „Aber jenseits des Todes ist das Leben!" ruft Maria verklärt. „Geh hin! stirb! siege! Dies sei unsere Vermählung für die Ewigkeit!" und Jesus tritt den Weg zu seinem Golgatha an.

Natürlich ist auch all das nur symbolisch zu verstehen. Jener Mann ist nicht Jesus, jene Frau nicht die Maria von Bethanien oder Maria Magdalena: es sind bloß die Gestalten seiner Phantasie, wieder Bruder und Schwester, die den innigen, unlöslichen, erhabenen Bund der besten Elemente darstellen. Es ist unmöglich jene Seiten voll innerer Glut zu lesen, ohne der Schlussworte eines berühmten Buches zu gedenken: „Es war die Liebe eines Weibes, die der Welt einen Gott gab!"

Alberto Sormani war von der überraschenden Vielseitigkeit einer gewaltigen, überströmend reichen Natur. Wer in den stürmischen Versammlungen des „Circolo popolare" oder der „Associazione degli Studenti" Sormanis Brandreden vernahm, wie er donnernd das Recht des Individualismus verfocht und, stets bereit zum Angriff wie zur Vertheidigung, verwegen, heftig und mit unerschütterlicher Treffsicherheit seine Streiche führte, gepanzert mit einer Dialectik, so glänzend und hieb- und stichfest, wie eine neue Rüstung, der konnte sich kaum in ihm den einsamen Wanderer vergegenwärtigen, der schwermüthig zwischen den Gräbern eines Kirchhofes umhergeht, heftig hingerissen von der Schönheit einer bleichen Morgendämmerung, oder eines rothglühenden Sonnenunterganges, dem Schatten der Cypressen auf verlassenen Gräbern, oder der Fülle der Blumen, vor allem der welkenden Blumen, kurz von allem, was Traum und Poesie heißt und das Entzücken seiner über alle Begriffe empfänglichen Phantasie ausmachte. Nicht minder leidenschaftlich liebte er die geistige Atmosphäre der Bibliotheken und Museen, die dämmerigen Räume der Kirchen. Der Dom, mit dem dunkeln Schatten seiner Säulengänge, seinen tiefen, mächtigen Gewölben, seiner mystischen Stille zog ihn gewaltig an. Eine Zeitlang brachte er täglich mehrere Stunden darin zu, und kehrte tief bewegt und in erhöhter Stimmung von dort zurück. Er war ein Dichter in des Wortes vollster Bedeutung, er war ein Künstler und ein Denker. Er schrieb einmal in einem seiner Briefe: „Ich empfange überall heftige, seltsam erregende Eindrücke. Alles erfreut mich und setzt mich in Erstaunen, und ich bebe beständig vor Verlangen, das innerste Wesen der Dinge zu erkennen. Ich erblicke in allem den Schimmer eines Geheimnisses, ich spüre verborgene Tiefen darin, alles verbindet sich mir mit etwas Großem und Erhabenem, und diesem Großen und Erhabenen strecken sich all meine Kräfte, meine ganze Liebe, mein ganzes Wesen beständig und ohne Unterlass entgegen. Ich fühle einen großen Durst und stille ihn beständig. Alles erscheint mir bedeutend, tief, unbeschreiblich, und ich setze mich mit allem in Zusammenhang. Ich trachte viel allein zu sein, mit mir und den stummen Dingen. Was um mich lebt, denkt mit mir, fühlt mit mir. Seit meiner Kindheit habe ich mich daran gewöhnt. Mit Marc Aurel sage ich zur Welt: ‚Ich liebe mit dir!'"

Die Materie dem Geist unterwerfen, war einer seiner Lieblingsgedanken; es war das überhaupt sein Ausgangspunkt, und er hatte in dieser Hinsicht solche Siege zu verzeichnen, dass er ein wenig hochmüthig und geringschätzig auf die Schwächen der anderen herabschaute. „Ich habe keine Zeit, gütig zu sein," gab er mir eines Tages zur Antwort, als ich ihm seine Unduldsamkeit vorwarf, und in jener ursprünglichen, spontanen Aeußerung verrieth sich das Bemühen, von den kleinen Tugenden loszukommen, jenen billigen Tugenden, die ihm so leicht gefallen wären, dass er, den Blick auf sein hohes Ziel gerichtet, einfach darüber hinausgieng. In seinem jugendlichen Feuer war er oft von einer ungestümen Härte, die die Zeit wohl gemildert hätte. Die Ueberlegenheit des einzelnen der Gleichheit aller vorziehend, wollte er es doch keinem verwehren, zur Höhe zu klimmen; im Gegentheil, er ermunterte dazu, überzeugt, dass dies die beste und wirksamste Art von Menschenliebe sei. Und wenn seine Worte oft zornig hervorsprudelten, so war es, weil er den Kampf liebte und auf die Entgegnung begierig war und seine Ansichten wie eine Herausforderung in die Welt warf und dabei vor Eifer brannte, andere, bessere, höhere Gegenansichten dadurch hervorzurufen, in seinem verzehrenden Verlangen nach dem Lichte.

Es war eine solche Lebensfülle in ihm, dass sich einige Gesänge Walt Whitmans auf ihn anwenden lassen. Auch er besaß jene Fülle von Kraft und Idealen, jenes stolze Selbstgefühl, nur in zarterer, sympathischerer Form. Ein jeder vermag ihn in den folgenden Worten des „Excelsior" wiederzuerkennen:

> Ich frage, wer ist jener, der höher gedrungen? Denn ich will noch höher dringen.
> Und wer ist der Gerechteste? Denn ich will der Gerechteste auf Erden sein.
> Und wer ist der Bedächtigste? Denn ich will der Bedächtigste sein.
> Und wer ist der Glücklichste? Der bin ich, denn keiner ist glücklicher als ich.
> Und wer ist der Großmüthigste? Denn ich verschwende beständig alles, was ich besitze.
> Und wer ist der Ehrlichste und Wahrhafteste? Denn ich will der Ehrlichste und Wahrhafteste unter den Menschen sein.
> Und wer hat die Liebe der meisten Freunde erfahren? Denn ich weiß, was die leidenschaftliche Liebe der Freunde besagen will.
> Und wer hat die weitesten Ideale? Denn ich möchte sie alle mit meinen Armen umfassen.

Und im zweiten Band von Walt Whitman hat er selbst folgende Stelle angezeichnet:

O! etwas Verderbliches und Entsetzliches!
Etwas von diesem zahmen Leben ganz Verschiedenes!
Etwas noch nicht Erlebtes, das Ekstasen entzündet!
Etwas, das sich von Ankern gelöst hat und frei dahinsegelt!

Aber war Alberto Sormani, bei all seiner glühenden Begeisterung für das Schöne, seiner ehrfürchtigen Liebe und subtilen Empfindung für die Poesie, auch wirklich ein Dichter? Zweifellos, und einige seiner hinterlassenen Gedichte zeugen auch dafür. Aber dennoch lag nicht in seinen Versen seine größte Kraft. Die Dichtkunst war weder ein genügendes noch ein entsprechendes Feld für seine sämmtlichen Gaben; seinen eigenen Ausspruch parodierend, möchte ich sagen, er hatte keine Zeit, ein Dichter zu sein. Vermöchte übrigens meine Feder die brennenden Wünsche seiner Seele, seine Hoffnungen und Träume besser wiederzugeben, als seine eigene? Er aber schreibt:

„In eine Formel zusammengefasst, wäre Folgendes mein Ideal: mein Leben in nützlichster Weise meinen Nebenmenschen, der Welt, der Menschheit widmen. Ich selbst habe äußerst geringe Bedürfnisse; ich kann mir darum den Luxus leisten, für die andern zu leben, mich hinzugeben, den besten Theil meiner Thätigkeit zu verschwenden. Es ist das ein „Lieben im Großen", denn auch die Liebe ist im Grunde ein Ueberschuss, der für die künftigen Geschlechter verausgabt wird. Jenes Bedürfnis, mich hinzugeben, steigert sich bei mir bis zur Leidenschaft: nichts anderes scheint mir daneben noch schön oder begehrenswert; das ganze Leben liegt für mich darin begriffen, und alles andere interessiert mich nur insofern, als es damit im Zusammenhang steht. Die Liebe, die Freundschaft, die Kunst, die Wissenschaft, der Ruhm, die Schönheit, die Natur all jene Dinge, die für mich erhaben sind, sobald sie einen Zusammenhang mit einem socialen Gedanken haben — sind an sich pulvis, cinis, umbra."

„In diesem Punkt ist mit mir nicht zu sprechen, und jene einzige, alles verschlingende Leidenschaft ist zugleich meine raison d'être. Hätte ich mich nicht seit meinen frühesten Tagen, aus angeborenem Trieb oder Verhängnis, von früh bis spät nur dem Gedanken an die Werke hingegeben, die ich zum Besten der Menschheit vollbringen wollte, dann hätte ich vielleicht vermocht, mich gleich den andern für die Kunst, die Frauen und tausend andere Dinge um ihrer selbst willen zu interessieren. So aber gibt es kein Zurück. Wäre ich überzeugt, nichts für das Ideal leisten zu können, dann würde ich, so scheint es mir, leicht auf ein Dasein verzichten, das mir kalt, unfruchtbar, langweilig erschiene und keinen Reiz mehr für mich besäße. Ich glaube, dass ich im ganzen einen normalen Eindruck mache, manchmal sogar einen beinahe phlegmatischen. Aber um mich nur irgendwie zu verstehen, muss man wissen, dass unter meinen Kleidern aus dem neunzehnten Jahrhundert ein Herz schlägt, das beständig von jener mystischen, wenn Sie wollen, asketischen Begeisterung erfüllt ist, welche die Apostel trieb, die verfehmte und verfolgte neue Lehre durch die ganze Welt zu tragen, jene wahnwitzige glühende Inbrunst, die es in den Märtyrern bewirkte, dass sie jene entsetzlichen Qualen beinahe liebten, mit denen man sie bedrohte. Das Martyrium um seiner selbst willen lockt mich natürlich nicht, aber ein Martyrium für ein Ideal hat für mich etwas geradezu Hinreißendes. Ich habe nicht selten daran gedacht, dass man sich ja auch in unsern modernen Zeiten opfern, mit seiner Person zahlen könnte. In den großen Kämpfen, die sicherlich bald entbrennen werden, nehme ich einen so extremen Standpunkt ein und bin so fest entschlossen, ihn öffentlich zu behaupten, dass ich ganz gut das Ziel und Opfer eines Attentats werden und „an die Laterne" gerathen kann. Nun denn, ich denke an diese Möglichkeit mit einer Art von Freude: ich glaube, hiezu gehört mehr Opfermuth als zum Martyrium der ersten Christen, die das Paradies in Sicht hatten."

Hatte er aber je an die Möglichkeit eines frühen Todes gedacht? Eigentlich und ernstlich wohl kaum. Er fühlte sich ja so sicher, so kühn und stark! Dennoch stellte sich ihm der Gedanke an den Tod zu oft dar, als dass man nicht an eine Art von geheimnisvoller Ahnung glauben sollte. So schrieb er mir in einem seiner letzten Briefe:

„Ich empfinde eine tiefe Schwermuth, wenn ich an meinen Tod denke. Wahrlich, der Tod ist eigentlich das einzige ernstliche Hindernis, das meinen Plänen entgegentreten könnte. Der Tod oder der Wahnsinn. Aber an den Wahnsinn denke ich nicht, weil er unästhetisch und abstoßend ist. Aber wenn ich jung sterben sollte, bliebe ja von mir gar nichts übrig. Ich würde alles in meinem Kopf mit fortnehmen. So viele Gedanken, so viel Liebe würde nie wieder blühen! — Das, was ich veröffentlicht, ist ja nicht des Erwähnens wert. Allenfalls „Speranza" könnte irgend einer empfänglichen, tiefern Seele unter die Augen gerathen, die sich dann ein wenig ergriffen fragen würde, was wohl aus dem Unbekannten geworden sein mag. Sonst nichts. Von Nutzen für die Welt wäre auch nicht ein Satz, nicht ein Wort. Wie schmerzlich ist dieser Gedanke! Erst wenn ich etwas hervorgebracht, wenn ich Frucht gegeben, dann werde ich aufathmen. Ich werde dann eines unverlierbaren Besitzes gewiss sein.

„Dann gibt es noch eine andere Art, nach dem Tode fortzuleben: wenn auch nicht auf ewig in den Werken, so doch für eine Weile im zärtlichen Gedächtnis. Ich wollte, dass irgend jemand oft und viel an mich dächte, es wüsste, wer ich war, und auf mein Grab käme, mir Blumen und Thränen zu spenden. Ich glaube, dass meine Gebeine dann vor Freude erschauern würden!"

O, mein Freund! Hier die Blumen, hier die Thränen! Warum kann nur das Genie Unsterblichkeit verleihen, warum ist die Liebe nicht imstande, unsterblich zu machen? Ich habe die rothe Rose beneidet, die wenige Wochen nach seinem Tode aus seinem Grabhügel, gerade über seinem Herzen spross, und die nun ewig seinem Grabe rothe Rosen geben wird!

Er liegt auf dem kleinen Friedhof von Inverigo, links, gleich neben dem Gitterthor; er ruht in der Erde der Geburtsstätte, die ihm so theuer war. Und immer noch beschatten ihn die hohen Cypressen mit ihren düstern Zweigen, und um ihn wehen die leisen Winde, die von der Grigna und der Albeaza herüberkommen, und immer noch murmelt der Lambro zu seinen Füßen das ewige Lied von der Liebe und vom Leiden, das ewige Lied des Lebens.

Das Gefühl der Anhänglichkeit für Brianza, für Inverigo und vor allem für das alte Haus, das sich dort auf einem kleinen Hügel zwischen Rosen und Olea fragrans-Büschen erhebt, war ungemein lebendig in Alberto Sormani und sozusagen atavistisch mit früheren und späteren Erinnerungen verknüpft, mit denen das Schloss, ja ich möchte sagen, die ganze Atmosphäre des alten feudalen Besitzthums gewissermaßen durchtränkt ist.

Von Missaglia, von wo Conte Paolo Sormani um 1635 eine Schar von viertausenden Brianzanern gegen den Fürsten Rohan ins Feld führte, zog die Familie nach Inverigo, wo sie sich niederließ und die Traditionen patriarchalischen, intim häuslichen Lebens weiterführte, die sie an Stelle der stolzen, rauhen Sitten Paolo Sormanis gesetzt hatte.

Aber etwas Strenges, Geharnischtes lag den Sormanis noch bis zur vorletzten Generation im Blute, wo ein neuer, milder Einschlag hinzukam, durch jenen Engel, der Alberto Sormanis Mutter war und gleichsam die alten Ideale in eine holdere, sanftere Form brachte. Keine Feder ist zart genug, die Idylle zu beschreiben, die seiner Geburt vorangieng; aber es ist gewissermaßen ein Tribut lebhafter Sympathie und Erkenntlichkeit, wenn eine weibliche Feder demüthig und bescheiden, aber voll warmer Bewunderung von der herrlichen Frau erzählt, von der bei ihrem Tode alle sagten: „Eine Heilige ist in den Himmel eingegangen."

Zu ihrer Charakterisierung genügt ein Satz, ein göttlicher, kurzer Satz, den sie eines Abends aussprach, wo sie die gewohnten Gebete abgekürzt hatte, um sich dem Gatten früher zu widmen, und sich gewissermaßen vor Gott und sich selber rechtfertigte mit den Worten: „Einander so lieben, ist fast soviel wie ein Gebet." Von einer tief religiösen Natur kommend wüsste ich nichts Höheres, Menschlicheres, auserlesener Weibliches als diesen Gedanken, und diese selbe Frau versenkte sich, als sich die Mutterschaft bei ihr ankündigte, inbrünstig und tief in das hohe Mysterium, durchdrungen von der hohen Aufgabe, „eine Seele zu bereiten", wie sie selber sagte.

Ich sehe ihren Sohn in den fröhlichen Tagen der ersten Kindheit, wie er des Morgens erwacht mit jenem „heftigen Willen zum Leben", wie es seine Mutter mit einem ihrer glücklichen Worte einmal bezeichnet; er, der vergötterte Erstgeborene, ist die Sonne des alten Hauses. Allmählich erschließen sich seinem sinnenden, wachsamen Geiste alle Schönheiten. Dann kommen die ersten, einzigen Schmerzen, die aber keine tiefen Spuren in der Kinderseele hinterlassen: Der Tod eines kleinen Bruders und der der Mutter. Er hat diese beiden Ereignisse aus seinem frühen Leben in zwei Gedichten: „Gita triste" und „Morticino" beschrieben, die wahre Juwele an Ursprünglichkeit, Grazie und ehrlicher Empfindung sind. Dann kommt die Schule, das Gymnasium, das Convict — er hat ja alles aufgezeichnet! — dann die Universitätsjahre in Turin, wo er sich als Mediciner inscribierte, und wo er stets inmitten jener Kreise zu finden ist, wo neue Ideen verfochten werden: er kämpft am heftigsten von allen, begeistert sich, verkündet den Sieg alles Hohen, hält Reden, feuert an, begeht auch Tollheiten, berauscht von dem Vollgefühl seiner jugendlichen Kraft und seines unbezwinglichen Idealismus, übt jenen führenden Einfluss, jene Herrschaft, zu der er prädestiniert war.

Der Tod entraffte ihn meuchlings, auf der Schanze. Pflegen nicht die Helden so zu sterben?

Oft wenn er taub blieb gegen die Vorstellungen der Freunde, hoffte ich darauf, dass nach jenem weisen Naturgesetz die Zeit sein Uebermaß an Eifer wohlthätig dämpfen würde. Ich schloss nach meinen langjährigen, wehmüthigen Erfahrungen: „Er wird schon darauf kommen im Laufe der Zeiten!" Statt dessen sollte er es nicht erleben; das Geheimnis des Grabes nahm ihn auf, unverringert, ungebeugt stieg er hinab, ohne dass an den Dornen des Weges ein Fähnchen seiner Ideale hängen geblieben wäre. „Non flector" darf sein mächtiger Schatten stolz sprechen, wenn er die Schwelle des ewigen Reiches überschreitet.

Was liegt am Dasein? Genügt es nicht, dass er war? Vermögen wir, die wir den Freund gleich einem Meteor durch unsere Träume gehen, in der unberührten Schönheit seiner Zwanzigerjahre dahinschwinden sahen, ihn uns vorzustellen als langsam alternden Mann, der Leibesfülle ansetzt, Familienvater, Gemeinderath, Abgeordneter, Minister wird, „die Früchte seiner ehrenvollen Thätigkeit erntet", endlich mit Ehrenzeichen überhäuft verscheidet und in einem misslungenen Monument verewigt wird?

Und was wollen diese Zeilen? Erhoffe ich davon Ruhm für ihn? Ruhm für mich selber? Nein! Ich hoffe davon, ich will damit nichts anderes, als den hohen Idealen, die er geliebt, ein wenig Liebe erwerben, damit sie unsichtbar und unbewusst fortwirken und der großen Seele der Menschheit Nahrung geben mögen. Es scheint mir, als erfüllte ich in dieser Weise den geheimsten seiner Wünsche, den, der in ihm lebendig blieb, bis der letzte Strahl seines Geistes erlosch, den, dessen er gedacht haben mochte, als er mir, in einer jener Vorahnungen, deren ich heute nicht ohne Schauder gedenken kann, einmal schrieb: „Manchmal wird etwas durch den Tod unsterblich, was das Leben verschlungen und getödtet hätte."

Die Secession.

(Zur Eröffnung der Herbstausstellung am 12. November 1898.)

Die Discussion dieser zweiten Ausstellung wird beherrscht sein: vom Streit über das neue Haus, vom Erstaunen vor den Werken der jungen Oesterreicher, die im März die Gäste vortreten ließen, jetzt aber zeigen, was sie selber sind, und von der Begeisterung für Anders Zorn, oder vielleicht auch vom Entsetzen vor ihm, das kann man noch nicht wissen, aber ruhig wird niemand bleiben: so gewaltig sind seine Werke, so ungeheuer sind sie.

Ueber das Haus des jungen Meisters Olbrich habe ich neulich*) schon meine Meinung gesagt. Die frechen Witze der Dummen, die ganz außer Rand und Band sind, bestärken sie mir nur. In Wien ist es ein Kennzeichen der großen Menschen und der großen Thaten, dass sie zuerst ausgelacht und gehasst werden müssen. Olbrich soll nur nicht ungeduldig sein, er kann warten. Nach und nach werden sie es doch merken, dass hier endlich wieder einer ist, der die ewigen Gesetze der edlen Baukunst weiß, das Feuilletonistische verschmäht und einem reinen Gefühl eine reine Gestalt gegeben hat. Hier ist einer, der nicht um den Beifall der Leute fragt, sondern den Muth hat, sich selbst zu vertrauen. Hier können wir uns auf das ernste Wesen der Architektur besinnen, der strengsten von allen Künsten, und können vom G'schnas gesunden. Das werden sie nach und nach schon merken, er soll nur unverzagt bleiben. Doch davon ist schon die Rede gewesen. Ueber die junge österreichische Malerei aber, die nun die schönsten Beweise von sich gibt, soll ein anderes Mal gesprochen werden. Heute möchte ich den Schweden Anders Zorn betrachten und das Wesen seiner Werke auszudrücken mich bemühen. Dieses kann uns helfen, doch endlich verstehen zu lernen, was denn eigentlich, wenn man schon von dem Worte nicht lassen will, „secessionistisch" ist. Und das wäre jetzt schon wirklich einmal an der Zeit.

Von Anders Zorn hat man vor drei Jahren im Künstlerhaus Radierungen sehen können. Sie befremdeten durch den Ungestüm ihrer in Saus und Braus rabiaten Striche, die wie Hiebe von einer unbeschreiblichen Furie, wie rauchende Schüsse, wie Blitze aus einer zornigen Wolke sind: die Dinge, die er durch seine Kunst bezwungen hat, scheinen immer sozusagen noch von seiner Attaque zu zittern, mit solcher Wuth wirft er sie hin. Wie ein Bandit fällt er sie aus dem Hinterhalte an, reißt sie ein, schleppt sie weg. Wir haben bei seinen Gemälden das Gefühl, bei einer Rauferei zu sein; es fliegen die Fetzen herum. Man mag an Delacroix oder, besser noch, an Goja denken, die auch solche Wütheriche gewesen sind. Er lässt uns aber nicht nur seine Gewalt, sondern auch etwas wie eine wilde Angst spüren: die Angst, den Moment zu versäumen. Er ist wie ein Espada, der den Stier auf den ersten Streich fällen soll: es ist eine Schande, zwei Mal zu stoßen. Wie ein solcher Espada lauert Zorn den Erscheinungen auf, duckt sich, reizt sie, bis der Moment kommt. Dann springt er auf sie los und erlegt sie.

Sein Gefühl von den Dingen scheint zu sein, dass sie sich uns versagen, wenn wir sie nicht mit einem Ueberfall erwischen. Er sieht offenbar vieles, das er sich nicht deuten kann; die Erscheinungen stehen ihm fremd und unbegreiflich da. Aber dann hat er offenbar erlebt, dass sie in manchen Momenten plötzlich den Schleier fallen und uns, was wir niemals gesehen haben, erblicken lassen. Sie sind dann auf einmal ganz anders, so sind sie noch nie gewesen und wir wissen gleich gewiss, dass dies jetzt erst die Wahrheit ist. Aber es dauert nicht. Sie leuchten auf und schon ist wieder das Dunkel des gemeinen Lebens um sie und hüllt sie ein: schon ist ihr Wesen wieder verwunschen. Nur in Ekstasen geht uns der Sinn der Dinge auf: gleich lischt er wieder aus, gleich ist er wieder in den Schein der Welt versunken. So empfindet Zorn offenbar das Leben: als einen Aufenthalt im Finstern, in den Blitze der Schönheit fallen. Nach diesen streckt er die Hände aus. Wie seltsam ist das, wie singulär! Wie anders wirken die stillen und verklärten Zeichen von Khnopff auf uns ein! Hier sind wir in einer anderen Welt: ihm scheint aus allen Gestalten unserer Erde eine ruhige Flamme zu strahlen, dieses ewige Licht im Innern aller Dinge zeigt er uns. Welch ein Contrast zwischen jener entsetzlichen Hast und dieser heiligen Ruhe! Wer ist nun von den beiden der „Secessionist"? Oder können es beide sein? Was ist es dann aber, das ihnen gemein ist?

Diese schnaubenden und dampfenden Werke von Zorn, die ringen, einer Bewegung ihren größten Moment zu entreißen, befremden uns und bethören uns doch, sie lassen uns doch nicht aus. Gewiss muss er ein sehr singulärer Mensch sein, der eine ganz singuläre Empfindung der Welt hat. Wenige Menschen werden mit ihm empfinden, dass die Dinge nur momentan ihr wahres Wesen aus dem Dunkel des Scheins auftauchen, aber sogleich wieder versinken lassen. Wir empfinden das Leben eher so, dass wir in der Jugend nur einen leisen Glanz vom Wesen haben, der aber dann später immer heller wird. Es dürften die gesünderen, zum Leben tüchtigeren, die glücklichen Menschen sein, die so fühlen. Wenn man die Werke nach der Weltanschauung, die ihre Künstler aussprechen, bestimmen würde, so würde keiner von den österreichischen Secessionisten in die Gruppe von Zorn kommen können. Was macht ihn dann aber zum „Secessionisten"? Dies ist es: er hat sein eigenes Gefühl des Lebens und er hat eine Form gefunden, die der nothwendige, vollkommene und unabänderliche Ausdruck seines Gefühls ist. Das wollen wir allein: niemandem nachempfinden, sondern ein eigenes Gefühl und die Form haben, die wie eine natürliche Haut dieses Gefühls ist. Nur das allein ist, wenn man schon durchaus das alberne Wort haben will: „secessionistisch". Man glaubt jetzt in Wien, dass es einen „secessionistischen Stil" gibt. Mit Recht haben unsere jungen Künstler dagegen im „Ver Sacrum" protestiert. Mit Recht beklagen sie sich, dass nun auf einmal alles, was man nicht gleich versteht, diesen Namen bekommt: „Hätte man einen grün und blau carriert angestrichenen Hund auf die Straße gejagt, alle die vielen, welche durch den Verschleiß bequemer Schlagworte eine Führerrolle zu spielen trachten, hätten mit vollstem Gleichmuthe den Naiveren die Erklärung gegeben: einfach ein secessionistischer Hund!" Mit Recht wollen sie sich das nicht mehr gefallen lassen. „Secessionistischer Stil — rufen sie aus — eine unglaubliche Wortverbindung! Wo secessionistische Bestrebungen zutage traten, bestanden sie immer in der Auflehnung gegen die Convention, in dem Verlangen nach Individualität, in der Suche nach der „eingeborenen Form" — im Gegensatz zur erlogenen, aufgepfropften, anderswoher genommenen Form. Und dieses ganze Streben: weg von der ausgeborgten Stilform!, sollte selbst wieder ein Stil genannt werden dürfen?... Nein, es gibt keinen secessionistischen Stil!, sondern es kommt nur heutzutage häufiger als in früheren Zeiten vor, dass es Künstler wagen, ihre eigene Sprache zu sprechen." Es war an der Zeit, dies endlich einmal zu sagen. Nein, es ist nicht „Secession", mit ein paar neuen Formen zu spielen. Es ist nicht „Secession", den alten Geschmack zu verblüffen. Es ist nicht „Secession", um jeden Preis aus der Art zu schlagen. Dazu sind die Künstler nicht aus dem Geschäftshause der Genossenschaft weg, sondern sie sind weg in dem Gefühle, dass nur der ein Künstler ist, der das Leben auf seine Art empfinden und diese Empfindung in ihrer eigenen Form ausdrücken kann. Darum protestieren sie gegen die Phrase vom secessionistischen Stil. Darum zeigen sie uns jetzt Anders Zorn, einen so singulären Künstler, dass er unnachahmlich ist. Darum haben sie über die Thüre ihres Hauses mein Wort geschrieben: „Seine Welt zeige der Künstler: die Schönheit, die mit ihm geboren wird, die niemals noch war, die niemals mehr sein wird!"

Hermann Bahr.

*) Siehe den Aufsatz „Meister Olbrich" in Nr. 211 der „Zeit".

Oesterreichisches Museum.

Wie die grauen Nebel an einem dieser Herbstmorgen haben sich die Wirrungen im Oesterreichischen Museum nach und nach zu theilen begonnen und sind nun so gut wie ganz geschwunden. Gerade noch im richtigen Augenblick. Die zweite vom Director Scala veranstaltete Winterausstellung steht vor der Thür: sie soll Sonntag eröffnet werden. Nun erst, da es als sicher angesehen werden kann, daß die Direction siegreich trotz des Wiener Kunstgewerbevereines den Platz behauptet, wird dieser Ausstellung das volle Interesse entgegengebracht werden. Was man in ihr sehen will und von ihr erwartet, ist ja vor allem das Eine: dass sie Zeugnis ablege für ihren Veranstalter und damit — für ein Princip.

Dieses Princip, das in der Person des Hofrathes v. Scala verkörpert erscheint, ist — so sollte man meinen — zur Genüge gekennzeichnet worden. In unseren Blättern vor allem befasste sich die Kritik gelegentlich der vorjährigen Ausstellung und später dann im April, als der „Fall Scala" in der übrigen Allgemeinheit kaum noch gewürdigt wurde, auf das Umständlichste mit den Ideen der gegenwärtigen Museumsdirection, mit der Eigenart ihrer Leistungen

und — mit ihren Feinden. Ich blättere in den Heften von damals und finde, dass die Kategorien und Schilderungen, die dort gegeben sind, heute noch zur Erklärung des ganzen Sachverhaltes ausreichen. Aber rascher und dichter als die Aufklärungen haben sich im Verlauf der seitdem entfachten Zeitungs- und Versammlungsdiscussion die Fälschungen und Verdunkelungen gehäuft. Es ist deshalb gut, ja nothwendig, in diesem Wirrsal noch einmal eine unbefangene, zusammenfassende Darlegung des Streites und seiner Factoren zu versuchen. Das soll im Folgenden, ehe wir einen Blick auf die Schätze der halbfertigen Ausstellung werfen, mit ein paar Worten geschehen.

Das Oesterreichische Museum ist ein staatliches Institut, sein Director untersteht als Staatsbeamter dem Ministerium für Cultus und Unterricht. Außerdem ist er, infolge der eigenthümlichen Verhältnisse, die seinerzeit bei der Gründung des Museums maßgebend waren, an ein eigenes Statut und an ein Curatorium gebunden. Das sind formelle Grenzen seiner Macht. — Nun aber hat es der rein private Wiener Kunstgewerbeverein unternommen, die Stellung des gegenwärtigen Directors, ohne gesetzliche Handhaben, aber mit allen Mitteln, zu erschüttern. Die Antwort des Directors war, dass er vorgestern dem Verein, dessen ganze äußere scheinbare Beziehung zum Museum darin bestand, dass er Räumlichkeiten im Hause innehatte, die Afterwohnung kündigte, nachdem er persönlich schon früher aus dem Verein geschieden war. Jetzt ist auch der letzte Schein einer Verbindung der beiden Institute, auf den die Herren soviel gehalten haben, dass sie sich durch gar nichts — aber auch schon gar nichts — davon abbringen lassen wollten, jetzt ist dieser Schein zerstört. Die Vereinsräume sind gekündigt, und der Minister hat seine Einwilligung dazu nicht versagt. Damit ist wohl endlich eine rechtlich klare Situation geschaffen.

Aber der Kunstgewerbeverein gibt nicht nach. Er versucht es, über den Minister und das Recht hinweg, gegen die Direction Stimmung zu machen. Es ist nicht meine Absicht, auf alle Agitationsmittel einzugehen, mit denen er das versucht. Die meisten und wichtigsten derselben entziehen sich ja überhaupt der öffentlichen Erörterung und verrathen eben dadurch, wie wenig correct und beachtenswürdig sie sind. Beachtenswert sind sie auch schon deshalb nicht, weil sie den entscheidenden Punkt, den Gesetzpunkt, gar nicht treffen und die Behörde zu nichts verpflichten. Ein Staatsbeamter, gegen den einzuschreiten der Minister keinen Grund und keine Lust hat, wird dadurch nicht in seiner Stellung erschüttert, dass er ein paar Herren unbequem ist. Diese Herren sollten infolgedessen vorsichtiger sein und nicht Persönlichkeiten in die Discussion ziehen, die selber taktvoll genug sind, keine rechtliche Einmischung zu betreiben. Wenn schon ein Statut da ist, so kann man sich bestenfalls an dieses halten. Es ist in strittigen Fällen Uebung, sich auf das Minimum an Pflichten und das Maximum an Rechten zurückzuziehen. Das gilt aber für beide Theile. Zur Liebe und Freigebigkeit kann niemand gesetzlich gezwungen werden. Eben das ist es, was der Kunstgewerbeverein nicht zu wissen scheint. In einer seiner letzten Zeitungsnotizen versichert er großartig, dass das Schicksal des Directors nur vom Ausgang des Streites abhänge, der zwischen diesem und dem Verein besteht. Das ist ebenso correct wie bescheiden gedacht.

Aber ich will nicht unvorsichtig sein. Ich gestehe offen, dass ich das Statut und die Möglichkeiten seiner Auslegung nicht kenne. Vielleicht reiten die Herren des Vereines selber auf dem Statut und hoffen, auf diesem Sattel ganz sicher zu sitzen. Reiten — vielleicht, aber sicher sitzen — nein. Denn eine überraschende Thatsache gibt es noch auf alle Fälle zu berücksichtigen: auch Statute sind veränderlich, wenn die entsprechende und blos der Volksvertretung — nicht einem „Verein“ — verantwortliche Behörde sich zur Aenderung versteht. Der Minister wird, wenn das alte Statut zur Sicherung der Pläne des Directors nicht ausreicht, einfach ein neues machen lassen. Und der Director wird von privaten Körperschaften so völlig unabhängig sein, als es im Interesse des Kunstgewerbes — das mit dem des Vereins ganz und gar nicht zusammenfällt — wünschenswert ist. Kunstgewerbevereine gibt es ja in der ganzen Welt. Einen Maßstab zur formalen Beurtheilung kann man leicht finden. In Berlin z. B. ist der Verein viel größer als bei uns und tritt doch aus seiner privaten Stellung nicht heraus. Er unterfängt sich nicht, das kunstgewerbliche Erziehungsbestreben der Behörden, auch wenn sie noch radicaler, moderner, ungenierter sind als bei uns, um eigensüchtiger Bedenken willen zu stören. Das wissen alle Eingeweihten, von denen es die Wiener Vereinsführer ebensogut erfahren können, wie ich. Allerdings, der Berliner Verein scheint nicht ganz jenen „ewigen“ Stilanschauungen verfallen zu sein, die unserm landsmännischen Programm soviel Würde verleihen. Und dann fehlt ihm auch noch das andere — das unklare Gefunker mit dem verhängnisvollen „Statut“.

Nun wird man einwenden, dass der Kunstgewerbeverein in Wien gar nicht so conservativ ist, wie ich ihn hinstelle. Er hält ja selber die modernen Stileinflüsse aus Westeuropa für berechtigt, er glaubt selber an die Entwickelung. Aber sehen wir uns das einen Moment lang näher an, vor allem das mit der Entwickelung! Der Verein gebraucht dieses Wort in zahlreichen Enunciationen nicht schlechthin, er hängt ihm eine Einschränkung an, die jetzt durch alle Zeitungen gegangen ist. Was der Verein anstrebt, was er geschützt wissen will, das ist: die „ruhige Entwickelung der heimischen Kunstindustrie“. Ich würde mich nicht an dieses Wort klammern, wenn es nicht so bezeichnend wäre. Die „ruhige Entwickelung“ — was ist das? Ist das ein Absperrungssystem? Nein, das wäre schließlich noch ein consequenter Standpunkt. Es ist das Monopol, die Bevorrechtung. Es ist der Schutz, den eine geschlossene, wirtschaftlich mächtigere Minderheit vom Staate verlangt, um in ihrer kunstgewerblichen Selbsterziehungsarbeit — oder dem, was sie dafür hält — nicht „stürmisch“ unterbrochen zu werden. Was das socialpolitisch bedeutet, gehört in ein anderes Capitel. Aber was bedeutet es kunstgewerblich? Ruhige Entwickelung — das ist der mechanische Schlendrian in den Fabriken. Ruhige Entwickelung — das ist das Bestreben, veraltete Ladenhüter im Curs zu erhalten. Ruhige Entwickelung — das ist endlich der Eklekticismus, das Scheußlichste von allem, die Stilfälschung, die schleuderhafte Imitation. Damit hat ein Theil unserer Industriellen das Exportgebiet Oesterreichs, den Orient und die Balkanstaaten, lange genug im Banne gehalten. Das war die Epoche des „wienerischen“ Rococo, des „wienerischen“ Altdeutsch, der „wienerischen“ Renaissance und, wenn nothwendig, sogar des „wienerischen“ Maurenstils. Das war die genialische Tapeziererepoche. Damit gieng es nun aber in den letzten Jahren von selber zu Ende. Die reichen Rumänen und Bulgaren kamen auf das Geheimnis der solideren, stilreineren und originelleren westeuropäischen Arbeit. In diesem kritischen Momente haben die betroffenen Industriellen zu dem unglücklichsten Mittel gegriffen: sie wollten Compromisse schließen. Sie wollten übertünchen. Sie wollten auch englischen Stil sich beilegen. Wir haben's ja erst in den letzten Tagen von ihnen gehört: sie hätten gar nichts gegen den englischen Stil, im Gegentheil! Als ob damit weiter was gethan wäre! Es ist selbstverständlich, dass Herr Sandor Jaray und jeder der anderen Herren auch nach englischen Mustern Möbel anfertigt, wenn sie bestellt werden. Ich glaube noch mehr, (man erzählt es sogar als sicher): dass einer der Herren sich eventuell gar nicht die Mühe nimmt, die Möbel zu fabricieren, sondern einfach aus England importiert — „ruhige Entwickelung der heimischen Speditionsgeschäfte und Eisenbahnen!“ — — aber ist mit alledem etwas geleistet? Handelt es sich überhaupt um das Detail, um den Einzelfall? Nein, sondern ausschließlich um die Consequenz und Zähigkeit handelt es sich, mit der das Werk der Stilreinigung, der Regeneration unserer ganzen kunstgewerblichen Bildung und Anschauung durchgeführt wird. Die geschäftliche Concession an das englische Möbel — die sich die Herren als besonderes Verdienst anzurechnen scheinen — ist noch gar nichts. Die Umbildung mit Hilfe des englischen Möbels, die geschichtliche und stilistische Schulung, das Mitgehen mit den technischen und ästhetischen Neuerungen — das ist der Zweck. Die Abwendung von allem mechanischen und traditionellen Gschnas, das ist der Zweck.

Das durchzuführen ist der Hofrath Scala berufen worden, und dazu scheint er auch der richtige Mann zu sein. Auf seiner Seite ist der gute, gebildete Geschmack, auf der andern — der Kunstgewerbeverein. Darunter ist aber ja nicht die ganze Summe seiner Mitglieder gemeint. Eine große Zahl ist der diesjährigen Ausstellung des Museums beigetreten. Der gesunde Künstler- und Handwerkerehrgeiz siegt zum Schlusse eben doch über das localpatriotischeste Vereinsprogramm, wenn es sonst schlecht ist.

— — Die diesjährige Ausstellung, auf die ich vorläufig nur hindeuten kann, ist wiederum allerersten Ranges. Neben einer Anzahl von Copien wundervoller englischer Muster sind auch andere Stilepochen vertreten. Gothik, Renaissance, Louis XV., Louis XVI. und Empire. Dazu kommt aber diesmal noch eine Anzahl von Creationen, vor allem in einigen Interieurs — bloß eine Copie (eines Sheraton-Zimmers) ist darunter — die in entzückender Abtönung neue („secessionistische“) Elemente bringen. Ein „Jagdzimmer“ (Mansarde in Grün) und ein „Zimmer für ein junges Mädchen“ konnte ich nicht ohne Staunen passieren. Ein geschichtlich-stilistisches Kunststück ist die von der Firma Schmitt ausgeführte Copie eines französischen Saales aus dem Schlosse Esterháza. Und dann endlich die große Abtheilung für kunstgewerbliche Einzelobjecte. Was man da an österreichischen Metallarbeiten, Stickereien, Elfenbeinarbeiten, Porzellan u. s. w. sieht, muss noch ausführlich berichtet werden.

Nur Eines kann ich nicht unterdrücken: die Gläser im Tiffany'schen Genre die jetzt in Nordböhmen erzeugt werden. Kennt man die Tiffany'schen Gläser in Wien? Sie sind bisher kaum in den amerikanischen Originalen gesehen worden. Jetzt gibt es eine ganze „heimische“ Industrie dafür. Wer das angeregt hat, verdient Unterstützung, selbst wenn er das Curatorium nicht ganz nach dem Statut behandelt haben sollte.

Ich will aber niemanden verleiten, diese revolutionäre Meinung zu theilen.

Alfred Gold.

Richter—Mahler.

(Zum ersten philharmonischen Concert).

Der Beginn der Concertsaison brachte dem musikalischen Wien eine unliebsame Ueberraschung: Hans Richter ist von der Leitung der philharmonischen Concerte zurückgetreten, und man weiß, dass er auch bald von seiner Stelle in der Hofoper und Hofcapelle scheiden wird. Was ihn dazu bewog, jene Stellung vor der Zeit aufzugeben und eine Erneuerung der Verträge mit den Hofstellen gar nicht anzustreben, darüber ein Urtheil zu fällen, ist ungemein schwer für jemand, der, wie ich, die Coulissengeschichte nicht kennt und auch principiell nicht kennen will. Begnügen wir uns also damit, die Thatsache seines Rücktritts zu constatieren. Er bedeutet für Wien zweifellos einen schweren Verlust. Was Richter für alle Musikinstitute gewesen ist, an denen er dauernd oder vorübergehend gewirkt hat, ist in diesen Blättern ebenso oft gewürdigt worden, als es lebendig in der Erinnerung aller erhalten bleiben wird, die unter seiner Leitung aufmerksam gelauscht, oder sich ihr als ausübende Mitglieder anvertraut hatten. Die Oper verdankt ihm den Einzug des modernen musikalischen Geistes, die erste Darstellung der Wagner'schen Musikdramen, die er unter den größten Schwierigkeiten und mannigfachen Gehässigkeiten siegreich und andauernd eingeführt hat. Das Orchester verdankt ihm vollständig seine gegenwärtige künstlerische Höhe, der Singverein sehnt sich wehmütigen Herzens nach den glanzvollen Aufführungen zurück, wie er solche seit Herbeck nicht wieder erlebt, und ganz Wien blickte mit Zuversicht zu ihm wie zu einer maßgebenden Autorität empor, wenn es galt, bei großen musikalischen Festen die gesammten künstlerischen Kräfte unserer Stadt zu einer außerordentlichen, würdigen Feier zu vereinigen. Er hat den Ruhm der Wiener Musik in Bayreuth zur Geltung gebracht, er hat dadurch selbst Wagner mit Wien versöhnt, er hat die Wiener Schule bei deutschen Musikfesten glänzend vertreten und ihren Ruf nach England getragen, wo er durch Orchesterconcerte — wie dort stets anerkannt wurde — geradezu epochemachend wirkte.

Dass sich der Rücktritt eines solchen Mannes verhältnismäßig still vollzieht, hat mich unangenehm berührt. Nicht einmal von Versuchen habe ich gehört, den Mann, der durch so lange Zeit so viel für Wien gethan, wenigstens in anderer Form oder doch zum Theil uns zu erhalten. Wir haben uns ja ohnehin schon daran gewöhnt, dass er in letzter Zeit für Wien nicht mehr seine ganze Kraft eingesetzt hat. Je weniger geräuschvoll sich sein Rücktritt nach außen hin vollzieht, umso tiefer und nachhaltiger wird man ihn in musikalischen Kreisen empfinden. Einen Dirigenten wie Richter haben wir hier schon lange nicht gehabt und werden ihn wahrscheinlich auch nicht so bald bekommen. Richter war nach meinem Dafürhalten der beste Dirigent, den ich in aller Herren Ländern kennen gelernt habe.

Sein Nachfolger hat, wie ich sehe, viel leichteres Spiel. Es wurde ihm nicht schwer, in Wien Boden zu gewinnen. Was mir an ihm nicht gefällt, habe ich in dieser Zeitschrift zu wiederholtenmalen ausgesprochen. Ich will mich dabei nicht an Kleinigkeiten halten. Es kommt nicht darauf an, ob er ein Tempo langsamer oder schneller nimmt als sein Vorgänger, ob unter seiner Leitung eine Phrase mehr oder weniger hervortritt. Es gibt keinen absoluten, vollkommen objectiven Standpunkt in der Kunst. Aber eben deshalb ist es nicht nöthig, die Subjectivität zu outrieren. Jeder spiele so objectiv, als er nur kann, es wird schon subjectiv genug werden. Berechtigt ist nur die unbewusste Subjectivität, aber nicht die sorgfältig ausgeklügelte Deutung, die absichtliche Umänderung der Vorschriften des Componisten. Bei Mahler wird jedes „Crescendo" zu einem „Accelerando", jedes „Diminuendo" zu einem „Ritardando", vor jeder Fermate wird der natürliche Lauf des Stückes über Gebür zurückgehalten. Gesangstellen werden auffallend verlangsamt, Steigerungen überhastet. Das alles mag ja jedem Musiker beim Vortrag unwillkürlich widerfahren, niemand wird es ihm mit dem Metronom nachrechnen, aber so absichtlich darf man darauf nicht hinarbeiten, dass man die kalte, theoretische Ueberlegung merkt. Und das ist es, was mir bei Mahler nicht gefällt; er ist zu intellectuell, zu sehr überlegt, zu ausstudiert. Dadurch tritt auch eine gewisse Ungleichheit in der Ausführung zutage. Manche Stellen gelingen überraschend gut, andere werden fallen gelassen und Mahler steht dann auch äußerlich so da, wie ein unbetheiligter Beobachter, der mit seinem kritischen Stabe seine kalten, wohlüberlegten Bemerkungen in das Orchester hineindeutet. Ich fand bei Richter, trotz seiner Ruhe, viel mehr inneres Feuer, ein viel unmittelbareres Ausströmen seiner Empfindung auf das Orchester, als neulich bei Mahler. Früher spielte das Orchester gleichsam aus dem Kopfe Richters heraus, jetzt spielt es auf den Dirigenten zu und erfährt dort allerdings eine sehr verständige Beurtheilung, aber keinen rechten Impuls; es erhält sehr viele gute Lehren, hat aber weniger innere Wärme.

Für die Musik als einen emotionalen Ausdruck scheint mir dieses Verfahren das weniger richtige zu sein. Dabei soll nicht übersehen werden, dass einige Stellen auch in der neuen Auffassung überraschend gut gelangen, so der Schluss des Trauermarsches der Eroica, das Menuett der Mozart'schen G-moll-Symphonie und manches andere Detail, das vom Dirigenten sorgfältig ausgearbeitet und vom Orchester mit liebevollem Verständnis wiedergegeben wurde. Interessant war das Concert in vielen Punkten, aber der große, einheitliche Zug der Darstellung, der unmittelbar packende Einfluss auf das Publicum ist dem Orchester verloren gegangen.

Mit der Zeit glaube ich übrigens, dass sich noch ein anderer Nachtheil der neuen Leitung der philharmonischen Concerte ergeben wird, derselbe, der bei Cumulierung der Aemter immer entsteht. Die unvermeidliche Ueberbürdung wird ein Nachlassen der Kräfte an dem einen oder dem anderen Punkte zur Folge haben. Das Wiener Musikleben hat oft genug hierunter gelitten, und es braucht den alten Fehler nicht noch einmal zu begehen. Von den vielen Aemtern, die Herr Mahler heute in seiner Person vereinigt, würde ich ihm am liebsten das eines Directors der Oper lassen. Dort hat er mit mancher alten Unsitte gebrochen, hat das Repertoire bereichert, hat auf die einzelnen Vorstellungen mehr Sorgfalt verwendet, er hat sogar dem Unwesen der Claque ein Ende bereitet und das Publicum zu mancher Rücksicht gezwungen, die es bisher zu üben nicht gewohnt war. Dadurch ist ein frischer Zug in unsere Oper gekommen, die in den letzten Jahren ein recht kümmerliches Dasein geführt hat. Das alles soll ihm an dieser Stelle nicht vergessen werden, aber auf dem Podium des Concertsaales, inmitten der ruhmreichen Schar unserer Philharmoniker, werde ich die gewaltig imponierende und dabei doch durchaus natürliche Art Richters wohl noch lange vermissen.

Richard Wallaschek.

Die Woche.

Politische Notizen.

Was für ein unfähiger Mensch der Vorgänger des Grafen Thun, der Baron Gautsch, gewesen sein muss, habe ich erst nach der „Reichswehr"-Rede des Grafen Thun erfasst. Der Baron Gautsch hat nämlich nicht verstanden, wie Graf Badeni aus dem 100.000 fl.-Dispositionsfonds der „Reichswehr" 175.000 fl. bezahlen konnte, und hat deswegen nicht nur dem officiösen Revolver Journalisten David, sondern auch dem langjährigen Leiter der officiösen Revolverpresse, dem Sectionschef v. Freiberg, den Stuhl vor die Thüre gesetzt. Da ist schon Graf Thun ein anderer gewesen. Der hat die Auflösung des Rechenexempels sofort errathen und hat sie uns auch in seiner Rede mitgetheilt. Sie lautet: Graf Badeni hat den Ueberschuß aus seinen „Ersparnissen" bezahlt. Die Idee ist einfach und genial zugleich! Wenn sie dem Baron Gautsch eingefallen wäre, hätten wir den ganzen europäischen Corruptions-Scandal mit der „Reichswehr" vermieden. Baron Gautsch hätte dann auch die unvergänglichen Verdienste des Sectionschefs v. Freiberg besser gewürdigt, der es nicht nur verstanden hat, aus dem Dispositionsfonds Ersparnisse für officiöse Revolver-Journalisten zurückzulegen, sondern auch aus seinem Beamtengehalte Ersparnisse in der Höhe von, wie man sagt, einigen Hunderttausenden für seine alten Tage zu erübrigen.

*

Armer Baron Gautsch! Der Stellung eines obersten Chefs der officiösen Revolverpresse, die Graf Thun jetzt so glänzend ausfüllt, hat er sich nicht gewachsen gezeigt. Hat er denn nie etwas von der zuweilen schon sprichwörtlich gewordenen Sparsamkeit gewisser hoher Beamter in Oesterreich gehört? Hat er z. B. nie von österreichischen Ministern gehört, die als verschuldete Habenichtse ins Amt getreten sind und sich nach kurzer Zeit von ihren Gehalts-Ersparnissen Rittergüter gekauft haben? Freilich, Baron Gautsch hat sich von seinem Gehalt nie etwas erspart. Aber seien wir froh, dass wir nicht lauter solche Verschwender-Naturen an unseren obersten Amtsstellen haben. Seien wir insbesondere froh ob der wirtschaftlichen Einsicht des Grafen Thun, der, wenn er es auch, dank seinen Vorfahren, selbst nicht nöthig hat zu sparen, doch verständig genug ist, um andere Leute in der Umgebung des Dispositionsfonds — sparen zu lassen.

*

Herr v. Freiberg aber mag sich trösten. Er ist gerächt. Graf Thun hat den Hofrath Schiel, der an der Aufdeckung des „Reichswehr"-Scandals mitbetheiligt war, auf Nimmerwiedersehen beurlaubt und einen Mann aus der Schule Freiberg zum Leiter des Pressbureaus gemacht, den Dr. Rosner. Diese Thatsache ist in der „Reichswehr"-Debatte erwähnt worden, die officiöse „Reichsraths-Correspondenz" aber und demgemäß auch alle Tagesblätter haben die betreffenden Stellen aus den Reden der Abgeordneten Kronawetter, Pfersche und Dobernig im Parlamentsbericht unterschlagen. Ich will deswegen, zur Revanche für Herrn v. Freiberg eine Stelle hiehersetzen. Abgeordneter Dr. Kronawetter sagte:

> „Jetzt ist, wie mir mitgetheilt wurde, eine sehr bekannte Persönlichkeit, die bereits unter dem Coalitionsministerium oft genannt wurde und eine Rolle gespielt hat, nämlich der Mann der Coalitionsnichte, der Rosner, an Freibergs Stelle getreten. Gewisse Persönlichkeiten spielen sich, wie man sieht, immer auf den maßgebenden und einträglichen Plätzen hinter den Ministern herum und finden dort immer eine ihres Könnens, ihres Wissens und ihres Charakters würdige, nichts weniger als beschwerliche Stellung."

Natürlich, diese „gewissen Persönlichkeiten" à la Rosner haben nur die Aufgabe zu „sparen". Und diese Kunst muss doch die Nichte der Coalition dem Vater der österreichischen Revolverjournalistik im Lauf der Jahre abgeguckt haben.

*

In der zweiten Rede, die Graf Thun diese Woche gehalten hat, sagte er auch, die beste Antwort auf die Rede des Abgeordneten Schönerer sei Schweigen. Um die Richtigkeit dieser Behauptung sofort auch durch

die That zu beweisen, redete er. Der Beweis ist dem Grafen Thun gelungen. Nachdem er geredet hatte, war wohl jedermann von der Richtigkeit der Thun'schen Behauptung überzeugt, dass Schweigen noch immer eine bessere Antwort gewesen wäre, als eine Rede des Grafen Thun.

*

Nach dem Herrn v. Jaworski hat auch der Abgeordnete Graf Stürgkh gegenüber der Schönerer'schen Rede die Welt der eminent staatstreuen Gesinnung seines Clubs versichert. Diese Mühe hätte er sich nicht zu geben gebraucht. Vor dem Verdacht großdeutscher Bestrebungen ist der verfassungstreue Großgrundbesitz schon durch die strengen Strafbestimmungen des reichsdeutschen Actiengesetzes ausreichend geschützt, nach denen so mancher verfassungstreue Börsencavalier, wie z. B. der Fürst Starhemberg von der Waffen-Actiengesellschaft, für den unter seiner Leitung verursachten Schaden schon längst den Actionären eine ganz andere als ritterliche Genugthuung hätte blechen müssen, wenn Deutsch-Oesterreich dem Deutschen Reich incorporiert wäre.

*

Wie die unvernünftigen Kinder gegen das Waschen, so wehrt sich Graf Stürgkh gegen die Behauptung des Dr. Lecher, dass der Graf Stürgkh den Dr. Lecher nicht gefordert habe. Graf Stürgkh thut Unrecht daran, und es soll, nachdem ich ihm schon vorige Woche einige Geheimnisse des Pressgesetzes enthüllt habe, mir ein Vergnügen sein, ihm nun aus dem ritterlichen Comment zu erklären, warum. Wenn nämlich Graf Stürgkh wirklich, wie er behauptet, den Dr. Lecher gefordert hätte, so hätte er, nach der anerkannten Autorität Bolgar („Regeln des Duells", fünfte Auflage), mindestens drei strenge Duellregeln dabei verletzt, und zwar:

1. Bolgar sagt (S. 14): „Die Secundanten haben beim Ueberbringen der Forderung jede Auseinandersetzung mit dem Gegner zu vermeiden." Graf Stürgkh dagegen hat solche Auseinandersetzungen mit dem Dr. Lecher nicht nur nicht vermieden, sondern geradezu gesucht, da er ihm mit diversen Communiqués und Informationen der Waffen-Actiengesellschaft auf den Leib gerückt ist;

2. Bolgar sagt (S. 16): „Eine Forderung im Namen Mehrerer ist immer zurückzuweisen." Graf Stürgkh hat aber permanent im Namen Zweier, des Fürsten Starhemberg und des Ritters v. Taussig, in den Dr. Lecher hineingeredet;

3. Bolgar sagt (S. 31): „Die Secundanten haben sich jeder Erörterung der Angelegenheit, bei der sie betheiligt gewesen, insbesondere aber jeder Polemik im Wege der Presse zu enthalten." Graf Stürgkh aber hat, und noch dazu vor Dr. Lecher, die gesammte Presse mit polemischen Zuschriften über diese Angelegenheit behelligt.

Was die Folge einer solchen — und noch dazu dreifachen — Verletzung des Duellcomments ist, sagt Bolgar gleichfalls (S. 16): „Von einer Person, von der es allgemein bekannt ist, dass sie die Regeln und Bedingungen des Duells verletzt hat", „braucht niemand eine Forderung anzunehmen". Wenn also Graf Stürgkh, wie er in seinem Comment-Unverstand hartnäckig behauptet, den Dr. Lecher wirklich gefordert hätte, so hätte er durch die dabei begangenen Commentwidrigkeiten zu seinen übrigen Unfähigkeiten auch noch die Satisfactionsunfähigkeit erworben. Es ist deswegen sehr liebenswürdig von Dr. Lecher, dass er im Interesse der Erhaltung der ritterlichen Ehre des Hauses Stürgkh die Nichtforderung behauptet, und Graf Stürgkh thäte wahrlich gut daran, sich in der controversen Frage, ob er den Dr. Lecher gefordert hat oder nicht, der für ihn günstigeren Auffassung des Dr. Lecher anzuschließen, sowie es überhaupt dem Grafen Stürgkh auch sonst dringend zu empfehlen wäre, in allen Dingen, in welchen er eine andere Meinung hat, als der Dr. Lecher, die des Dr. Lecher unverstanden für die richtigere zu halten.

Volkswirtschaftliches.

Der Tramwayvertrag ist angenommen. Nur sehr wenige, wenn auch wichtige Abänderungen konnte die Opposition durchsetzen, von der Gemeinderathsmajorität ist nicht ein I-Tüpfelchen am Vertrag geändert worden. Nur was Dr. Lueger selbst als unhaltbar erkannte, konnte verbessert werden, und das war wenig genug. Denn der sonst offene Kopf des Bürgermeisters ist mit Siemens'schen Brettern vernagelt. Wie konnte es auch anders sein? Hat er doch all sein Wissen über elektrische Bahnen von Siemens, und so war er natürlich das Sprachrohr der Siemens'schen Anschauungen, ganz so wie in den seinerzeitigen Verstaatlichungsdebatten die Minister Wurmbrand, Bilinski, Guttenberg kein Wort sprachen, dem man den Taussig'schen Ursprung nicht angemerkt hätte. Dass das nicht die objective Wahrheit war, weiß heute jedermann, so wird man es auch in der Straßenbahnfrage erfahren. Speciell bezüglich der technischen Seite der Angelegenheit, über die natürlich nur Fachmänner ein berufenes Urtheil haben. Und solche fehlen im Gemeinderath wie in dem Beamtenkörper der Stadt. Jede größere Stadt Deutschlands hat heute ihren Stadtelektriker, und unter ihnen sind Männer von Weltruf. In Wien braucht man solche nicht, da schickt man Juristen, Bauräthe, selbst einen Ingenieur zum Studium der elektrischen Bahnen nach Deutschland, aber beileibe keinen gelernten Elektrotechniker. Auch Strobach schickt man auf Studienreisen. Und die Folge ist, dass die Herren von Siemens in Deutschland herumgeführt wurden und nichts gesehen haben, als was Siemens ihnen zeigen wollte. Und auch nachher hat man nichts davon gehört, dass die Communalverwaltung Elektrotechniker um ihr Gutachten befragt hätte, und doch hätte sie auch unter den Oesterreichern Männer mit Weltruf finden können. Hätte man Elektrotechniker befragt, so wären die wohl auch für das Oberleitungssystem eingetreten, welches vorläufig noch, vermuthlich nicht mehr lange, trotz der ästhetischen Bedenken das rationellste ist, als das beste, sicherste und billigste. Gewiss hätten aber die Fachmänner von dem Unterleitungssystem abgerathen. Von den 201 elektrischen Bahnen Europas haben 172 oberirdische und nur 8 unterirdische Stromzuführung, 13 haben Accumulatoren- und 3 gemischten Betrieb. Es ist bis heute noch kein unterirdisches „Schlitz"-System bekannt, bei welchem nicht durch das Eindringen von Schmutz, Regenwasser &c. in den Canal, Kurzschlüsse und Betriebsstörungen verursacht würden. Mit dem Siemens'schen Schlitzsystem soll man z. B. in Berlin sehr schlechte Erfahrungen gemacht haben. Am allerwenigsten aber hätte sich Dr. Lueger bezüglich des Accumulatorensystems die Siemens'schen Unrichtigkeiten zu eigen gemacht, wenn er Zeit gefunden hätte, auch andere Elektrotechniker zu befragen. Die Siemens-Accumulatoren bewähren sich nicht. Die Wägen mit 13 Tonnen Gewicht, die wir auf der Ringstraße sehen, die anscheinend noch schwereren, die in Berlin von Siemens eingeführt sind, sind freilich unzweckmäßig. Aber in Hannover ist man mit dem dortigen gemischten Betrieb sehr zufrieden und in Frankfurt hat man Versuche mit Accumulatoren gemacht, die einen ganz unerwarteten Erfolg gehabt haben. Einem Vortrag des Ingenieurs Hauswald in Berlin zufolge sind dort Accumulatorenwagen im Gewichte von nur 8 Tonnen mit Batterie und elektrischer Ausrüstung und einem Fassungsraum von 42 Personen mit einer normalen Geschwindigkeit von 15 Kilometer in der Stunde über eine 1·6 Kilometer lange Strecke befördert werden, zum Theil bei einer Steigung von 8%. Das hat Siemens dem Dr. Lueger nicht gesagt und infolgedessen hat dieser es auch nicht gewusst und ein Urtheil über den Accumulatorenbetrieb respective den gemischten Betrieb gefällt, welches mit dem heutigen Stand der Technik absolut nicht mehr in Einklang ist. So kommt es, dass die technische Ausrüstung unserer Straßenbahnen durchaus nicht befriedigend sein wird, und da die Verbesserung und Umwandlung des Betriebssystems nach dem abgeschlossenen Vertrag ziemlich langwierige Proceduren erfordert, immer mehr hinter dem Stand der technischen Wissenschaft zurückbleiben wird.

*

Die Tragikomödie des Feldzugs, den Dr. Lueger gegen die Tramway geführt hat, hat wie auf allen anderen, so auch auf dem Gebiete des Schutzes der Bediensteten, kläglich geendet. Schutz der Angestellten war nicht nur das populärste Schlagwort, sondern auch das wirksamste Mittel im Kampf gegen die Tramway. So wie Dr. Lueger den Kampf aufgegeben hat, hat er auch sein Interesse für die Bediensteten verloren. Nicht ganz fünf Zeilen im Vertrage sind dem Verhältnis der Gesellschaft zu ihren Bediensteten gewidmet. Der Entwurf der Dienst- und Arbeitsordnung für die Angestellten ist der Gemeinde zur Zustimmung vorzulegen und deren Entscheidung muss binnen drei Wochen erfolgen. Das ist alles und ist nichts. Ist die Zustimmung einmal erfolgt, dann hat die Gemeinde nichts mehr dreinzureden bis ans Ende der Concession der Tramway, es sei denn, dass diese Abänderungen an der Dienstordnung vornimmt. Will man wissen, wie ernster communaler Arbeiterschutz auftreten muss, dann vergleiche man diese Bestimmungen mit denen in Frankfurt a. M. In dem dortigen Betriebsvertrag heißt es: „Das gesammte Betriebspersonal wird von den Betriebsunternehmern angenommen und entlassen. Die Behandlung der Personalangelegenheiten der Beamten richtet sich im übrigen nach den von der Stadt dafür zu erlassenden Bestimmungen. Die Unternehmer verpflichten sich, das hiesige Personal der Trambahngesellschaft, soweit es nicht freiwillig ausscheidet, zu übernehmen und thunlichst lange weiter zu beschäftigen. Insoweit infolge Umwandlung des Betriebs Entlassungen nicht zu umgehen sind, sollen solche doch nur unter thunlichster Vermeidung von Härten vorgenommen werden." Weiter heißt es: „Die Stadt behält sich vor: Die Erlassung allgemeiner Vorschriften über die Behandlung der Personalverhältnisse, insbesondere auch die Festsetzung der Gehälter und Löhne." Wenn in Frankfurt nach dieser Bestimmung eine Ausbeutung des Arbeiters eintritt, dann begeht sie die Stadt. Es ist richtig, in Frankfurt ist der Betrieb wirklich von der Stadt nur verpachtet, nicht wie hier, nur scheinbar, und die Stadt hat dort den weitaus größten Antheil am Betriebsergebnis. Vielleicht hätten sich demnach nicht alle diese Bestimmungen einfach übertragen lassen. Aber dreierlei hätte Dr. Lueger erreichen müssen, wenn er nur gewollt hätte: Die Festsetzung eines Minimallohnes, einer Maximalarbeitszeit und die thunlichste Uebernahme der Bediensteten der alten Tramwaygesellschaft durch die neue Betriebsgesellschaft. Dr. Lueger thut freilich so, als ob er all das auch außerhalb des Vertrags durchsetzen könnte. Doch das sind plumpe Ausreden. An die Aufnahme eines eigenen Absatzes in den Vertrag, wegen der „gefälligen Dienstkleider der Angestellten, soweit sie mit den Fahrgästen in Berührung kommen", hat Dr. Lueger gedacht, für das Los der Angestellten zu sorgen, hat er der guten Laune des Betriebsdirectors anheimgestellt.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre Antoine, „Judith Renaudin" von Pierre Loti; Ambigu, „Papa la Vertu" von Decourcelle und Maizeroy; Théâtre Libre, „Aux Conoses" von Begrin; Comédie française, „Struensee" von Maurice. Berlin. Theater des Westens, „Der Prinz wider Willen"; Lessing-Theater, „Der Star" von Hermann Bahr.

*

Im Burgtheater hat Donnerstag Fräulein Medelsky die „Jungfrau" mit einem buchstäblich von Act zu Act steigenden Erfolg gespielt. Zur Rechtfertigung dieser Besetzung war vorher in einer Art von „Rundschreiben" darauf hingewiesen worden, dass Schiller in einem Brief an Iffland selbst geäußert hatte, die „kleine Figur" der von ihm für die „Jungfrau" in Aussicht genommenen Unzelmann habe „nicht so viel zu bedeuten". Nun, das dürften die Adressaten wohl selbst gewusst haben, aber auch nicht minder, dass derselbe Schiller in einem andern Brief den Wunsch ausgesprochen hatte, das dem „Kalender auf das Jahr 1802" beizugebende Bild der Jungfrau solle „nach der schönen antiken Minerva" gemacht werden. Trotzdem dürfte kaum jemand an der Statur des Fräulein Medelsky Anstoß genommen haben. Aber anfangs schien es fast, als würde ihr Organ nicht ausreichen, und so schön ihr auch schon in den ersten Acten vieles gelang, hatte man zunächst doch vorwiegend nur Gelegenheit die kluge Mäßigung und die Geschicklichkeit der Darstellerin anzustaunen, mit der sie die Auffassung der Rolle ihren Mitteln anpasste.

Doch vom Beginn ihrer „Schuld“ an entfaltete sie sich immer freier. Herrlich sprach und spielte sie den Monolog zu Beginn des vierten Actes und im letzten riss sie das ganze Haus zu begeistertem Beifall mit. B.

*

In einer Aufführung von Mozarts „Don Juan“ sang Fräulein von Mildenburg zum erstenmale die Donna Anna. Wer die Leistungen einer Wilt oder Lily Lehmann noch im Gedächtnisse hat, der wird allerdings von der neuen Donna Anna nicht ganz befriedigt gewesen sein. Es scheint, dass wir dieses Ideal der früheren Mozart-Sängerinnen als derzeit unerreichbar aufgeben müssen. Davon abgesehen aber gelang Fräulein von Mildenburg die neue Rolle viel besser, als man von der bisher fast ausschließlich in Wagner'schen Partien auftretenden Sängerin erwarten konnte. Namentlich gelangen die stärkeren dramatischen Accente und alle jene Momente, die zu ihrer vollen Wirkung einer großen Stimmentfaltung bedürfen. In der Cantilene wird wohl noch manches zu verbessern sein, aber es will schon etwas sagen, wenn wir auch hier die weitere Vollendung sicher erwarten können. Die Donna Elvira von einer Altistin singen zu lassen, ist doch wohl ein Experiment. Fräulein Walker führte es vorzüglich durch, aber an den hohen Tönen merkte man doch, dass sie ein Experiment machte, wenn es ihr auch immer gelang. Herr Demuth war ein trefflicher Don Juan, der nur im ersten Theil der Rolle den leichtlebigen Cavalier zu wenig hervorkehrte. Für den Don Ottavio kommt Herrn Naval seine große Gesangskunst sehr zustatten. Leider singt er die Rolle so zart und schwach, dass man fast fürchtet, er werde im Laufe der Vorstellung im großen Rahmen der Oper schließlich ganz verloren gehen. Die übrigen Leistungen sind bekannt, die Künstler vereinigten sich diesmal unter Mahlers Leitung zu einem vorzüglichen Ensemble, das zwar noch kleine Fehler begangen, aber noch viel größere Fehler früherer Zeiten wesentlich verbessert hat. In der animierten Vorstellung schien selbst die Regie aus ihrem classischen Schlaf zu erwachen, und das will viel sagen, denn ich erinnere mich, dass gerade bei der „Don Juan“-Vorstellung dieser Schlaf ein außergewöhnlich tiefer war. R. W.

*

Im Raimund-Theater: Das „Riesenspielzeug“, Volksstück in vier Acten von Carl v. Carro, bearbeitet von C. Karlweis. Herr v. Carro, der als Herr Carrode eine Zeit am Burgtheater war, ist der richtige Zigeuner gewesen: Dichter, Schauspieler und Recitator in einer Person, alles ein bisschen, nichts ganz. Seiner Witwe und seinen Waisen ist nichts geblieben, als ein Theaterstück, davon sollen sie jetzt leben. Karlweis hat es hergerichtet, als ein Verschwender mit seinem Geist, seinem Witz und seinem Gemüthe, und so ist es ein herzliches und lustiges Stück geworden, das den Leuten sehr gefällt. Herr Thaller, Fräulein Niese und das wunderschöne Fräulein Hetsey sind darin vortrefflich, Herr Balajthy, Herr Burg und Herr Godai schließen sich ihnen aufs beste an. H. B.

*

„Die gute Partie“ ist ein neues Stück von Victor Léon und Paul von Schönthan, das im Carl-Theater aufgeführt wird (oder wurde). Wenn man sich gründlich genug damit befasst, findet man eine hübsche und nicht verbrauchte Idee darin. Eine verlotterte Familie spielt einem jungen Mann, der für die Tochter eine gute Partie wäre, die Komödie der Wohlanständigkeit vor. Der junge Bräutigam kommt auf den wahren Hintergrund und zieht sich verletzt zurück. Aber die Anständigkeit, die als Komödie Eingang gefunden hat, bleibt nunmehr im Haus (und vereint nach kurzer Trennung das Brautpaar von neuem). Im gelungenen zweiten Actschluss, wo Lügenhaftigkeit und Bekehrung der Familie in einer einzigen Scene sich aneinander schließen, kommt dieser Gedanke kräftig zum Ausdruck.

Trotzdem wundert es mich nicht, dass man ihn nicht herausgefunden hat. Denn es ist ein dreifacher Panzer von unangenehmer Absichtlichkeit, Geschmacklosigkeit und stellenweise Unwahrscheinlichkeit der Details, der in diesem Stück alle Wirkung und alles Interesse zutode presst. Ein deutlicher Operettenstil und ein seltsamer, ebenso aufdringlicher, wie auf diesem Platze zweckloser Naturalismus sind da eine Verbindung eingegangen, die höchst unnatürlich wirkt. Man sitzt drei Stunden lang kopfschüttelnd und abwehrend, man sitzt gequält da. — Der Vorhang fällt, und man athmet auf und öffnet den Blick wieder anderen, erfreulicheren Bildern. Nur einer geht hinaus und denkt über die Möglichkeit nach, dass diesem misslungenen Ding am Ende doch etwas wie ein Gedanke oder witziger Einfall zugrundeliegt. Armer Kritiker! — — In der Darstellung glänzte Herr Tewele vor allen anderen. Herr Schildkraut legte sich eine seiner ausgezeichneten Caricaturenscenen ein. Auch Fräulein Glümer drang hie und da mit ihrem echten Humor durch. A. G.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Das Lessing-Theater brachte ein neues Stück von Max Halbe: „Der Eroberer“. Das Publicum hat den jungen Dichter, denn das ist er trotz allem, in rohester Weise verhöhnt. Das ist nicht nur an sich empörend, sondern es wird durch solches Benehmen die Wirkung zerstört, die ein maßvoll geäußertes Missfallen auf den Dichter üben soll und auch übt. Zischen hätte Halbe zum Nachprüfen bewogen, das pöbelhafte Geheul wird Märtyrerstimmung in ihm wecken; vor diesem Publicum kann er keine Achtung haben. Und doch kann ich nur die Form der Ablehnung angreifen, nicht die Ablehnung selbst: die Halbe'sche Tragödie ist vom Anfang bis zu Ende in Stimmung, Fabel und Form misslungen. Das sage ich so hart und trocken heraus, weil ich den Dichter der „Jugend“ liebe und den Verfasser von „Mutter Erde“ schätze. Ich weiß nicht, ob Halbes Talent überhaupt für das Historische ausreicht, es versagt manchmal schon, wenn er an das große Leben der Gegenwart rührt, es ist wirklich stark nur, wo er das Einzelschicksal im Milieu seiner westpreußischen Heimat schildert. Theodor Fontane, dessen Domäne ebenso beschränkt war, hat gezeigt, dass man im kleinen ein echter Dichter sein kann. Ich habe das Gefühl, dass ihm die nothwendige Resignation bitter schwer geworden ist, aber er hat sie geübt. Und auch Halbe wird sie üben müssen, wenn er sich nicht verlieren und zersplittern will. Aber sollte ich mich irren, sollte er seinem Talent auch das Historische abringen; diesmal hat ihm nicht nur die Kraft, sondern auch das Wissen gefehlt. Er wollte Renaissancestimmung geben. Natürlich griff er zum Burckhardt; im Burckhardt steht ja auch alles, und anschaulich, denn er war ein Künstler. Aber die Kenntnis, die dazu gehört, die Stimmung einer Zeit zu geben, kann man nur aus den ersten Quellen schöpfen. Man kann ein römisches Drama nach Livius und Tacitus, aber nicht nach Mommsen schreiben. Ja, man versteht erst diesen, wenn man jene kennt. Und in diesem Sinne hat Halbe den Burckhardt nicht verstanden, die intime Fühlung mit der Zeit fehlt ihm. Dieser Condottiere, der declamiert, er wolle „grenzenlos genießen“, und dann zögert, das Mädchen zu nehmen, das sich ihm gibt; dieses Weib, das auch nur einen Moment bereut, die gehasste Nebenbuhlerin vergiftet zu haben; das und vieles andere ist durchaus nicht „Renaissance“. Vor allem ist es nicht die Dosis Sentimentalität, die diese Menschen mit sich herumschleppen, und der Mangel an kraftvollem Temperament. Die Fabel, dass ein Ehemann eine andere liebt, dass die Frau sie vergiftet, und der Verlobte den Ehemann erdolcht, ist doch eigentlich überhaupt keine, wenn nicht das Innenleben aufgerollt wird. Sie ist für die Renaissance sogar alltäglich. Ein Versuch, die Zeitstimmung wenigstens äußerlich darzustellen, indem, wenn auch mit anderen Namen, Machiavell, Savonarola und Lionardo auf die Bühne gestellt werden, konnte nur missglücken, da die großen Männer nur als Theaterfiguren erscheinen konnten. Und nun die Form! Die Sprache einmal künstlich und getragen, sehr oft bis zu heimlichen Jamben gesteigert, ohne doch poetische Größe zu erreichen, dann wieder ganz naturalistisch. So war gar kein Stil da. Die Schauspieler standen rathlos und vergriffen sich. Es ist mir völlig unfassbar, dass Halbes Freunde das alles nicht bemerkt, dass sie ihn nicht gewarnt haben. Hoffentlich hat ihn nun der Misserfolg belehrt, wenn nicht das Historische zu lassen, doch es anders zu gestalten. Es ist sehr komisch, dass in derselben Woche Herr Philippi mit einem ganz äußerlichen, und nur im ersten Theil geschickten Theaterstück, in dem er den Conflict zwischen Bismarck und dem Kaiser auf bürgerliche Verhältnisse übertragen hatte, einen rauschenden Erfolg gewann. Komisch, und doch lehrreich. Ja, das Theater . . . F. St.

*

Der „Simplicissimus“, der die Freiheit seiner Satire mit Gefängnis büßen muss, eine Redaction, deren Mitglieder sich in wilder Flucht befinden, ein Dichter, der während der Erstaufführung seines Stückes auf der Bühne wegen Majestätsbeleidigung verhaftet werden soll, — das sind grelle Documente zur Geschichte des öffentlichen Lebens in Deutschland. Der „Simplicissimus“, der völlig einer Insel von Spöttern inmitten des trägen Biermeeres München gleicht, hat von jeher unter den Späheraugen des Staatsanwalts ein nervöses und erregtes Dasein geführt. Sein Begründer Albert Langen und sein Erhalter Thomas Theodor Heine haben einen wilden Kampf gegen das Philisterthum eröffnet, in dem der Eselskinnbacken des berühmten Zeichners Triumphe feierte. Dieser stille Heine, der immer dasitzt, als könne er nicht bis drei zählen, der für kein lebendiges Wesen irgend eine Regung von Respect besitzt, der selbst den Shakespeare und den Napoleon verulken würde, wenn er sie irgendwo träfe, — er ist jetzt eingesperrt wie ein kleiner Taschendieb. Aber ich bin überzeugt, dass er den Richter und den Staatsanwalt, den Vertheidiger und das Publicum, den klügsten Reporter und den dümmsten Wachmann auf seine undurchsichtige Weise zum besten halten wird. Er wird ein ernsthaftes, sehr devotes, ja sogar befangenes Wesen zur Schau tragen, aber dann wird er plötzlich mit seinem harmlos-ironischen Lächeln irgend eine melancholisch klingende Frage stellen, auf die kein Mensch in aller Welt eine Antwort finden wird. Unwillkürlich fragt man sich ob es ein Witz von ihm sei, dass er sich verhaften ließ, bei dem die Pointe noch folgen wird. Man muss nur Geduld haben. Ich glaube, selbst nach seinem Tode würde er etwas finden, um sein Leben ins Lächerliche zu ziehen. Jedoch ist er vielleicht eine der schwermüthigsten, stolzesten und verschlossensten Naturen, die es gibt. Anders Wedekind, der „Hieronymus“ des Blattes, dessen glänzender Flug aus den Armen der Polizei alle Freigesinnten schmunzeln gemacht hat. Er nimmt die Maske seines Directors an und verlässt würdevoll den Schauplatz. Wedekind nimmt immer jemandes Maske an und verlässt stets würdevoll die Scene. Er ist pathetisch, wenn er es amüsant findet, und ist cynisch, wenn es wirkungsvoll erscheint, er ist ein Farceur und ein Moralist in der Unmoral, ein Lebemann aus künstlerischen Liebhabereien heraus, ein Künstler, der ganz im Sinnlichen wurzelt, ein representative man bei Tag und ein Genie bei der Nacht — in vieler Beziehung. Bei alledem ein Mensch von wuchtigem Temperament und durch und durch ein Mann. Er ist stolz auf sein Zigeunerthum und liebt eine Frau um der Schönheit ihres Ganges willen. Seine Stimme ist sonor und voller Nachdruck, seine Worte sind voll Accent, nie verschluckt er Sätze, noch ihren Sinn, und alles, was er sagt, ist wie durchtränkt vom Pathos der Ueberzeugung. Doch er vermag es, einen anwesenden Gegner in der furchtbarsten Weise zu beschimpfen, alle seine Schwächen schonungslos an den Pranger zu stellen, um ihm eine Minute später mit biederer Miene zuzurufen: Prosit, lieber Freund!

J. Wa—n.

Bücher.

Ernst Dückershoff: Wie der englische Arbeiter lebt. Dresden, G. W. Böhmert, 1898.

Der Verfasser ist ein westfälischer Bergarbeiter, der sich von seinem zehnten Jahre ab seinen Lebensunterhalt selbst verdient hat, durch die politische Verfolgung aus Deutschland vertrieben wurde (er war 1891 Delegierter beim internationalen Arbeitercongress in Paris) und seitdem in Newcastle on Tyne als Kohlengräber gearbeitet hat. Darnach ließe sich erwarten, dass das Broschürchen eine der Verbitterung entflossene Hetzschrift wäre. Das ist nicht der Fall; der Mann schildert ganz ruhig, nüchtern und wahrheitsgetreu, was er gesehen hat, und ist auch für die Schattenseiten des englischen Arbeiterlebens nicht blind. Aber die für alle Vernünftigen längst feststehende Erklärung der Thatsache, dass die englischen Arbeiter von heute nicht mehr revolutionär gesinnt sind, wie die continentalen, findet allerdings bei ihm die kräftigste Bestätigung und neue Beleuchtung. Der englische Arbeiter wird von seinen Vorgesetzten nicht angeschnauzt, sondern freundlich behandelt. Kein Mensch denkt daran, ihn mit Zwangsmitteln zur Arbeit anzutreiben; arbeitet er wenig und faul, so verdient er wenig und wird von seinen Kameraden verachtet. Der deutsche Kohlenhäuer ist mit 50 Jahren arbeitsunfähig: der englische ist mit 70 Jahren noch rüstig, und bekommt Plätze angewiesen, wo die Arbeit leicht ist, sodass er noch etwas verdienen kann. Um seine Versammlungen und Vereinsbestrebungen kümmert sich keine Behörde; mit der Polizei hat er gar nichts zu schaffen; von den übrigen Behörden ist das Standesamt, bei dem er Taufen, Trauungen und Sterbefälle anzumelden hat, die einzige, mit der er in Berührung kommt. —t—

Ludo Moritz Hartmann: Geschichte Italiens im Mittelalter. I. Band: Das italienische Königreich. Leipzig, Verlag von Georg H. Wigand. 1897.

In der deutschen Heldensage ist Dietrich von Bern der gewaltige Kriegsheld, der durch Odins Rosse von der Königstafel zu Rocken nach Walhall entführt wird. Einen andern Eindruck erhalten wir, wenn wir heute die stillen Straßen Ravennas durchstreifen: wenn wir dort die mit prächtigen Mosaiken geschmückte Basilika von S. Apollinare nuova oder die Reste des Königspalastes erblicken, wenn wir draußen in den Feldern vor dem Rundbau stehen, den sich Theoderich als Denkmal errichten ließ, so lernen wir den König begreifen, dessen Wahlspruch lautete: Gothorum laus civilitas custodita. Wir sind geneigt, das Gothenreich als die persönliche Schöpfung des genialen Königs anzusehen, den Zusammenbruch dem Ungeschick seiner Nachfolger zuzuschreiben. L. M. Hartmann, ein Anhänger der modernsten Richtung der Geschichtswissenschaft, steht in schroffstem Gegensatz zu dieser Auffassung. Er will uns zeigen, dass der Sturz des gothischen Reiches das „nothwendige Ergebnis der Voraussetzungen gewesen ist, unter denen dieser romanisch-germanische Staat entstanden war und gelebt hatte“. Und diese Voraussetzungen werden in seinem Buche authentisch dargestellt: das Italien des sinkenden Römerreiches, dessen Bewohner, längst jeder militärischen Thätigkeit entwöhnt, die Vertheidigung der Grenzen den Barbaren überließen. Aber die Germanen, zuerst Soldaten im Dienste des Kaisers, fühlten sich bald als Beherrscher des Reiches. Auf dieser Basis entstand der Gothenstaat. Theoderich, König der Gothen, beherrscht Italien formell im Auftrage des byzantinischen Kaisers; die Gothen bilden den Kriegerstand, der wirtschaftlich aber, wie die römische Aristokratie, auf der Grundherrschaft beruht und eine überraschende Analogie mit den Rittern des Mittelalters zeigt. Die römische Civilverwaltung besteht daneben fort. Auch sie erhält ihre Befehle von Theoderich, aber nicht vom Könige der Gothen, sondern vom Bevollmächtigten des Kaisers. Nur eine Verschmelzung der beiden Nationalitäten, d. h. der Gothen mit der römischen Aristokratie (wie sie im Frankenreiche stattfand) hätte dem Reiche Dauer verleihen können. Aber zu allem, was die Nationalitäten trennte, kam die Verschiedenheit der Religion hinzu. Die Gothen waren Arianer, die Römer Katholiken. Als der religiöse Zwiespalt zwischen Rom und Byzanz beendet, als die Allianz zwischen dem römischen Clerus, den römischen Aristokraten und dem byzantinischen Kaiserthum geschlossen war, da war das Todesurtheil des Gothenreiches gesprochen. Aller Heldenmuth der Gothen konnte ihre mangelhafte Organisation nicht ersetzen. Die höhere Civilisation und die überlegene Strategie eines Belisar und Narses triumphierte über die innere Uneinigkeit und die weniger geschickte Leitung der Gothen. Dass indes die Befreiung von den Barbaren dem armen Volke Italiens den ersehnten wirtschaftlichen Aufschwung nicht gebracht hat, zeigt Hartmann am Schlusse seines Buches. Der wirtschaftliche Niedergang und die Unsicherheit der Zustände diente zur Verstärkung der Macht der römischen Kirche. — In der Auffassung der Ereignisse wird nicht jeder den Ansichten des Verfassers beipflichten, die überaus ungünstige Beurtheilung der „letzten Römer“ wird vielfachem Widerspruch begegnen, aber jeder Leser wird wohl mit dem Referenten in dem Wunsche einig sein, bald die Fortsetzung des hochinteressanten und anregend geschriebenen Werkes zu erhalten.

Paul Darmstädter.

Henri Borel: „Weisheit und Schönheit aus China“. Autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen von Ernst Keller-Soden. Verlag Otto Hendel, Bibl. der Gesammt-Literatur, November 1898.

Ein moderner Europäer, Herr Henri Borel aus Amsterdam, berichtet von den Sensationen, welche er jener Cultur verdankt, die in unverändert gleicher Größe im „tausendjährigen Reich der Mitte“ besteht und schon bestanden hat, als seine eigenen Vorfahren noch in Wäldern lebten und ihre Nahrung mit Speer und Keule erkämpften. Wir spüren in diesem Buche nicht nur deutlich und gewaltig die Starrheit und Erhabenheit der chinesisch-buddhistischen Cultur, wir haben auch das Vergnügen, Europa in Gestalt des Herrn Borel wie ein liebes zartes Schoßhündchen zitternd sich an den mächtigen Herrn anschmiegen zu sehen. Obwohl uns dieses allzu demüthige Genießen und Verehren Chinas von Seite unseres Culturgenossen Henri Borel nicht schmeichelt, müssen wir anerkennen, dass sein Buch gerade durch diesen Contrast des Lyrischen, Unerwachsenen, Furchtsam-Skeptischen, Sentimentalen im Beobachter und des Ewigen, Massiven, Starren, Mystisch-Unbegrenzten im Beobachteten — viele Reize gewinnt. Chinesisches Leben, chinesische Kunst, chinesische Farbenfreudigkeit, Grazie, Vornehmheit zieht an uns vorüber, alles von jenen seltsamen Schleiern tausendjähriger Einförmigkeit und Unveränderlichkeit abgetönt und abgedämpft. Und in einem großen Capitel steigen dann die Grundmauern der chinesisch-budhistischen Philosophie auf, wie die grauen Felsen am Gestade des dunkelgelben Meeres. Wir hören die Philosophie des Laotse, seine Lehre vom „Tao“, welches in unserer Sprache so viel ist, wie die ewigseiende Urseele und seine Lehre vom „Wu-Wei“, welches der Zustand der menschlichen Seele ist, der nach der Erkenntnis des „Tao“ in ihm erwacht. Aber wir bedauern gerade hier, dass Europa in der Gestalt des lyrisch-sensiblen Artisten aus Amsterdam mit so wenig Mannhaftigkeit und ebenbürtigem Verständnis dem Verkünder des chinesischen Glaubens entgegentritt. Einer, der von dem Wesen des Christenthums und seinem geheimnisvollen Zusammenhang mit der Lehre Buddhas eine Ahnung hat, wäre nicht so zerknirscht und zitternd vor den stolzen Weisen Chinas zu Boden gesunken. Im stolzen Gefühle, gleichwertige Schätze zu bringen, hätte ein solcher eine Brücke aus dem Herzen Europas und seiner Zukunft gebaut in das Herz Chinas und seiner ewigen Vergangenheit. Dann hätten wir statt einer Sammlung zarter, nervöser, farbiger Impressionen ein Buch, welches selbst — einem Chinesen Respect einflößen würde. **M. M.**

Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau“ bringt im Novemberheft einen überaus bemerkenswerten Aufsatz von Lou Andreas-Salomé über Leo Tolstoi. Darin wird zum erstenmal der organische Zusammenhang zwischen dem russischen Dichter und Religionsapostel und seiner Heimat beleuchtet. Der russische Nationalismus, von Puschkin in die Literatur eingeführt, erreicht in Tolstoi seinen Höhepunkt. Die Tendenz zum slavophilen Ideal und zum primitiven Volksthum auf der einen, das ganze complicierte Raffinement der modernen Seele auf der andern Seite entwickelte sich innerhalb der russischen Bildungssphären mehr und mehr — bis die Gegensätze sich schließlich fast tragisch zuspitzten: im Tolstoi von heute. Das Widerspruchsvolle und Tragische seiner Natur zeigt die Verfasserin mit eindringlichen psychologischen Zügen, zeigt sie vor allem am interessanten Gegensatz Tolstois zu Dostojewsky, dem trotz seiner Décadencesymptome innerlich Einheitlicheren und als Künstler Gefestigteren. Doch unterlässt es die Verfasserin auch nicht, das Bleibende und Ueberragende in der Dichtkunst Tolstois, seiner Religion und seiner — verfehmten — Kunstanschauung in das richtige Licht zu rücken. — Rudolph Meyer schreibt über „Preise landwirtschaftlicher Producte“. — Die Briefe Gerhard Rohlfs' aus Abessynien werden beschlossen.

Im zweiten Octoberheft der **„Revue de Paris“** erzählt G. Dumas von der Botschaft, die Auguste Comte durch Vermittlung Alfred Sabatiers an den Jesuitengeneral richtete. Die äußerste Consequenz aus seinen humanitären und socialen Grundsätzen ziehend, wonach der einzelne sich dem Gemeinwohl unterordnen soll, schwärmte Comte für den Katholicismus und eine Vereinigung von Jesuiten und Positivisten zur gemeinsamen Bekämpfung des Protestantismus, des Deismus und des Unglaubens. Nur ließ er den Jesuiten durch seinen Abgesandten nahelegen, ihren allzu ominösen Namen in „Ignaciens“ umzuwandeln. Ihr General sollte sich als geistiger Führer aller Katholiken proclamieren und seinen Sitz in Paris aufschlagen, als dem einzigen wahren Centrum der Menschheit, von dem die wirksamen Impulse ausgehen und neben dem London oder Rom bloß Provinzstädte ohne eigentlichen Einfluss sind. Der Papst sollte dagegen Fürst-Erzbischof von Rom werden. Comtes Vorschlag fand jedoch wenig Anklang beim Jesuitengeneral; er begegnete seinem Boten misstrauisch und erwiderte ihm: „Wir sind arme Priester, die der Politik fern stehen .... Wir können nichts anderes thun, als den Namen Jesu bekennen und uns für ihn hinschlachten lassen.“

„The Studio“, die führende englische Zeitschrift „of fine and applied art“, der hohen und angewandten Kunst, bringt am 15. October einen von zahlreichen Illustrationen unterstützten Aufsatz von Roger Marx — einem verdienten Kunstschriftsteller, der vor kurzem im „Mercure de France“ eingehend gewürdigt wurde — über die Renaissance der Medaille in Frankreich. Marx steht gerade dieser Bewegung sehr nahe und erhofft von ihr sehr viel. Der Aufschwung der französischen Medaillenkunst, der sich auf die Namen Chaplain, Roty und Dupuis stützt, datiert von jenem Zeitpunkte, da man in Frankreich die Einheit der Kunst zu erkennen und das Kunstgewerbe mit modernen Augen anzusehen begann. Ein interessanter Zwist hat sich innerhalb der Vertreter dieser Kunst nach der Richtung ergeben, dass die meisten mit Roty das mechanische Verfahren der Verkleinerung und des Abgusses acceptieren, aus dem sie die Vortheile der raschen und präcisen Arbeit gewinnen, während Charpentier und Cazin und eine in London unter Legros gegründete Gesellschaft jede mechanische Mitarbeit verschmähen und die vollständige Ausarbeitung ihrer Werke selber durchführen. Roty macht den zartesten, Charpentier den kräftigsten Eindruck unter den durch Illustrationen im Aufsatz vertretenen Medailleuren. Interessant ist, dass Ende dieses Jahres eine neue Louis d'Or-Münze von Chaplain in Umlauf gesetzt werden soll. — Professor William Anderson kennzeichnet einen zeitgenössischen japanischen Maler, Kawanabé Kiosai. — Sehr anziehend stellt sich die künstlerische Eigenart eines modernen Bücherdeckelzeichners Talwin Morris dar. — Ein anderer Aufsatz endlich befasst sich mit einem Cupido- und Psyche-Fries von Burne-Jones.

„Australasian Review of Reviews“ enthält die Beschreibung einer freiwilligen und unbesoldeten Cavallerie-Brigade, die seit einiger Zeit in der Provinz Neu Süd-Wales in Australien besteht. Ihr Schöpfer und Anführer ist ein Mr. Mackay, der Sohn eines australischen Ansiedlers, der innerhalb weniger Jahre Eisenbahnbediensteter, Schacht

gräber, Viehtreiber, Jockey und Theaterdichter war, sich schließlich ganz aufs Schriftstellern verlegte und in einem 1893 erschienenen Roman „Die gelbe Woge“ einen erdichteten Einfall der Chinesen in Australien schilderte, der durch ein heldenmüthiges Regiment von Buschmännern siegreich zurückgeschlagen wird. Von seiner eigenen Phantasie begeistert, wandte sich Mackay bald darauf an den Gouverneur General French mit der Bitte, ihn bei der Errichtung eines berittenen Freiwilligencorps von 400 Buschmännern zu unterstützen. Er erwirkte auch die Zusage des Generals unter der Bedingung, von der Regierung nichts weiter zu beanspruchen, als einen Säbel und einen Carabiner, sowie ein Handgeld zur Equipierung für jeden Mann, sowie das nöthige Personal zum Einexercieren seines Corps. Mackay selbst wurde zum Hauptmanne ernannt und hatte, da sein Gedanke im ganzen Lande begeistert Aufnahme fand, bald seine 400 Mann angeworben. Sie erhalten keine Löhnung und bringen ihre eigenen Pferde mit. Es heißt, dass Mr. Mackay demnächst um die Bewilligung einzukommen gedenkt, seine Brigade von 400 auf 1000 Mann zu erhöhen.

In memoriam .....

Von Otto von Leitgeb.

Wenn man daran denkt, kann man sich noch nachträglich darüber ärgern, dass etwas Besonderes, Bedeutsames oder Unerwartetes in einem ganz hausbackenen Momente geschehen ist! — Wenn, zum Beispiel, der Banquier Körner mit Thränen in den Augen den Muth findet, seiner Frau den Bankerott des Hauses mitzutheilen, gerade nachdem er sich das feiste Gesicht zum Rasieren eingeseift hat; oder wenn der schönen Frau Cloë in dem Augenblick eine Schnur am Corset platzt, wo sie Herrn von Rahl vom Boden aufheben will, auf dem er vor ihr kniet . . . Stirbt aber jemand plötzlich, also meist „unerwartet“, wie schlecht hat oft das Leben die Scene für den letzten Act arrangiert! Er spielt sich so sehr am unrechten Flecke ab, mitten im Familienkreis, in der Kirche, bei einer lustigen Tafel, vielleicht am Straßenpflaster .... Nur wenn der Tod ganz bescheiden sein will und ihm auf den Effect rein gar nichts ankommt, zieht er den Erkorenen mitten im Schlaf, vom warmen Bettkissen weg an sich —

Als Ingeborg Findeisen trotz ihrer zweiundzwanzig Jahre und ihrer leuchtenden Augen plötzlich starb, im Boudoir ihrer Cousine, auf einem blauseidenen englischen Fauteuil, den der Rheder kurz vorher seiner Frau geschenkt hatte, machte das einen schmerzvollen Effect, denn das Leben hatte die Scene wieder schlecht gewählt, desto besser aber der Tod, denn diesmal lag ihm viel daran, das Ereignis unvergesslich zu machen. Ingeborg Findeisen war viel zu schön, zu außergewöhnlich für diese Welt, als dass man den Augenblick vergessen sollte, wo sie uns genommen worden. —

Sie war ein schlankes Mädchen mit schlichtem dunklem Haar, mit grauen Augen, in denen eine große Seele leuchtete, und mit einem so keuschen, liebevollen Munde, dass man glaubte, man dürfe ihn höchstens mit einem Blicke küssen, und dabei konnte noch eine Thräne den Blick zurückhalten .... denn die Seligkeit musste so übermenschlich sein, dass es eine Sünde am Göttlichen wurde, nur daran zu denken ....

Der Regen tickte an die Fensterscheiben. Manchmal floss eine Wasserwelle daran hinunter. Dann wurde es für einen Augenblick wieder still und man hörte das Knarren der Raaen und das Aechzen der Schiffsborde unten am Quai, wie die unruhige See sie schaukelte und aneinander presste. Dann kam ein Windstoß, ließ die Fenster zittern. Die Tropfen tickten wieder und führten ein Concert an den Scheiben auf.

„Wenn ich hinhorche, höre ich eine Scala, eine ganze Octav, Fis-moll!“ sagte Schelleberg und rührte den Zucker in seiner Kaffeetasse herum.

„Immer Musik!“ ächzte die Hausfrau vergnügt. Sie hatte zu viel gegessen und lag ganz zurückgelehnt in ihrem Armstuhl.

„Liebster Emil!“ rief Fräulein Sidi, „spielen Sie uns etwas vor, wir würden so andächtig zuhören!“

„Na, hör mal — liebster Emil?“ sagte der Rheder kopfschüttelnd.

Fräulein Sidi wurde purpurroth.

„Ne, andächtig nicht, — lieb—ster Emil!“ rief die Hausfrau und lachte mit ihrem ganzen, rosigen Kindergesicht. „Ich bitte Sie um Gotteswillen, lieber gar nichts, als etwas Ernstes! Kinder, ich bin nicht imstande, ich bin wirklich nicht imstande! Wir haben so viel gegessen! Aber ein flotter Walzer, oder so ... Gehen sie doch endlich, Sie kostbarer Herr!“

„Eine ganze Octav, Fis-moll!“ wiederholte Schelleberg, rührte noch immer seinen Kaffee und blickte träumerisch ins Leere, durch's Fenster hinaus, als ob er auf die Inspiration warte.

„Einen Walzer!“ bat die kleine Bertha und zappelte mit den Füßchen am Teppich. „Seit dem letzten Kränzchen geht mir das nicht aus dem Kopf, Sidi: was war es doch? Von Czibulka —“

Ingeborg Findeisen hatte die ganze Zeit still in ihrem blauseidenen Fauteuil gesessen. Sie hatte die schlanken Arme ausgebreitet, einen links, einen rechts an der Lehne, und ihre dünnen weißen Finger spielten auf dem grellglänzenden, goldbraunen Mahagoniholze. Jetzt hob sie die Stirne ein wenig und sagte ganz einfach:

„Spielen Sie etwas, Herr Schelleberg, aber nicht zu lustig!“

„Natürlich!“ rief Sidi und lachte.

Er stand sofort auf und gieng in den anstoßenden Salon zum Flügel hinüber. Wenn Ingeborg um etwas bat oder etwas wünschte, war es einfach unmöglich nein zu sagen, oder zu zögern. Wenn sie jemand mit diesen Augen ansah, war es, als ob es keine andere als ihre Meinung in der Welt gebe. Gerade, als hätten alle ihre Mitmenschen nur die einzige Pflicht, ihr das Leben so einzurichten, wie es ihr Freude machte, in jedem Augenblick. Der arme Schelleberg, der Künstler, er spielte ja nicht einmal gerne, er hatte auch zu viel gegessen, aber er musste. Er setzte sich also ans Clavier und begann zu phantasieren.

„Kinder, verzeiht, ich schlafe ein!“ ächzte die Hausfrau.

„Sidi!“ sagte die kleine Bertha. „Also was war es, von Czibulka —?“

Der Regen spielte an den Fenstern mit. Alles in Fis-moll; — eine Octav, zwei, fünf, eine ganze Claviatur. Es tickte, klopfte, hämmerte, rauschte. Wie mit feinen Nadeln klang es; dann, als fiele Hagel, als klopften Blumen an die Scheiben, als spielten sammtene Fingerspitzen daran, — als zitterten Saiten durch die Luft, vom Himmel herab, vom Meere herauf; als wäre jeder Tropfen eine Saite, von den Wolken bis herunter, und der Wind spielte darin wie in einer Harfe, spannte sie, ließ sie schwirren, klingen, singen, seufzen ....

Ja, wirklich der Walzer von Czibulka. Aber ganz verändert, in fis-moll, alles durcheinander gewoben, miteinander verschlungen, seltsam verschoben, verwirrt, in Arabesken gebettet; durch ein ganzes Traumbild von Tönen hindurchgeführt, immer wieder anhebend, verschwindend, neu auftauchend und wieder sich versteckend; kosend, fliehend, zurückkehrend, ins Endlose zerflatternd und neu gesammelt; schillernd in Farben, zuckend vor Licht, dann wieder grau, eintönig, wie fallender Regen, wie müde Tropfen, wie schaukelnde Wellen, und immer weiter und weiter — —

„Wo ist die Arethusa jetzt?“ fragte Ingeborg Findeisen mitten in ihrem seligen Sinnen den Rheder.

„Zwischen Rimini und Venedig!“ sagte er.

„So weit noch!“

Und dann senkte sie ihre langen Wimpern über die Augen, so tief, dass ihr die Dämmerung im Zimmer beinahe Nacht wurde.

Sie hatte die Nacht so gerne! Sie konnte ja jeden Abend erwarten, dass sie von ihm, dem Fernen, träumen werde. Und vor dem Einschlafen war es so eine Seligkeit, in Ruhe und durch nichts gestört an ihn zu denken. Die Sehnsucht konnte ihre Flügel weit, weit ausspannen und alle Entfernung, Meer und Länder mit den Schwingen überfliegen, die schneeweiß waren und troffen von Sonnenlicht. Und die Nacht, die sie so liebte, sagte zu ihr: „Jetzt bist du allein, aber das ist das rechte! Jetzt mache ich alles dunkel und still um dich her, aber dann wird das Licht in deinem Herzen hell zu strahlen beginnen und deine Seele wird schwimmen in Lichtwogen, wird sich baden im Licht, wird die süßesten Träume trinken aus diesem Licht; und dann bist du nicht allein, sondern beisammen mit ihm. Das kann dir jetzt noch kein Tag geben, aber ich geb' es dir, die Nacht, weil die Träume mein' sind und weil ich dich liebe!“

Herr Schelleberg konnte mit einem Seitenblick vom Clavier her gerade auf ihren Kopf sehen. „Sie träumt!“ dachte er. „Sie träumt, was ich spielen möchte ... Wenn sie mir da gegenüber säße, mit diesem heiligen Antlitz, dann würde die reinste, hehrste Kunst unter meinen Fingern erwachen. Ich möchte ihre Augen spielen, ihre Stirne, ihre Haare, ihren Nacken, ihre göttliche Nase, ihren Gottmund. Sie ist die einzige, die mich versteht. Ihr ganzes Wesen ist nichts als Musik. Ihre Seele klingt und tönt, sie zittert wie ferner Gesang, sie vibriert und schwingt, wie eine goldene Harfensaite. Lauter Harmonieen, lauter Schönheit; anderes kennt sie nicht! Ihr ganzes Wesen ist nichts als Liebe! Schönheit und Liebe umgeben sie wie ein Schleier, von Sonnenfäden gewoben. Sie selbst ist eine Sonne. Eine träumende Sonne, deren Lichtstrahlen himmlische Harmonieen singen! Die andern verdauen. Denen wäre es am liebsten, ich spielte zwanzigmal nacheinander irgend einen banalen Tanzwalzer, irgend etwas, wozu sie in Gedanken die Beine heben und strampeln können. In Wirklichkeit möchten sie sich doch nicht rühren, denn sie haben zu viel gegessen! . . . Sie tanzt ja auch, aber wie anders! Nur ihre klingende Seele tanzt, wie ein Schmetterling über Blumen, wie Mondlicht auf leise sich regenden, träumenden Wellen, wie Blumengeister tief drin im dämmernden Wald! Das alles möchte ich ihr spielen, und wenn sie die Wimper aufschlüge und ihr leuchtendes Auge sagte: „Du sollst!“, dann könnte ich es, und sie allein verstände mich ...“

„Zwischen Rimini und Venedig!“ träumte Ingeborg.

Dann sah sie das Schiff. Es stampfte mit seinem schneeweißen Panzerleibe durch die braungrünen, gischtenden Wogen. Die Masten zitterten. Aus den drei Schloten qualmte der schwarze Rauch und floz schwer und zerrissen, wogend und ganz tief über das Verdeck hin. Dieses glänzte vom Regen. Der Rumpf des Schiffes zitterte von den schweren Athemzügen der Maschinen, wie eine Brust, in

der das Herz vor harter Arbeit mächtig hämmert. Aber das Schiff schnitt seinen Weg immerfort geradeaus mit dem Buge ins Meer hinein, immerfort, und der schneeweiße Riesenleib glitt leicht und stetig wie ein feines Ruderboot durch die heranrollenden Wellen.

Auf der Commandobrücke stand ein junger Officier. Er hatte den Kragen seines Mantels hinaufgeschlagen, die Mütze vor dem Winde fest auf den blonden Kopf gedrückt und sah mit seinen scharfen, hellen Augen aufmerksam über das Schiff weg, vorne aufs Meer. Er war im Dienst und voller Spannung. Man konnte das an seinen Augen sehen und auch an seinem Mund, der sich unter blondem Flaum versteckte, aber nur so, dass man die rothen Lippen noch sah und den Ausdruck wie von einem kindlichen, frischen Lächeln, den er immer hatte. Zwischen den Augenbrauen bemühte sich das eifrige Dienstgefühl eine kleine Falte zu ziehen. Aber seine Augen hatten doch immer einen so fröhlichen, ein bisschen übermüthigen und unendlich liebevollen Ausdruck! Wenn sie ihn darauf küsste, war ihr, als fielen lauter Blicke von unsäglicher Liebe direct in ihr Herz. — Jetzt stand er dort: der Wind zauste an seinem Mantel. Er stand dort und fror ein wenig: darum gieng manchmal ein leiser, müder Schauer durch seine schlanke, feine Gestalt... Er war im Dienst — aber es war ein seliges Gefühl, zu denken, dass er immer, immer, immer gar nichts anderes im Herzen trug, als den Gedanken an sie! — Zu denken, dass ein Mensch nichts, nichts anderes in seinem Herzen mit sich trägt, als einen einzigsten Gedanken! — Zu denken, dass alles, aber alles, was man Leben nennt, Wünsche, Hoffnungen, Erwartungen, alle Kostbarkeiten der Welt, alle Reichthümer von Wachen und Träumen nur der eine Gedanke sind! — Und, Herrgott, wie es ist, zu wissen, dass jenes ganze Menschenwesen, das nur aus dem einen treuen Gedanken besteht, einem gehört! — Und wie es ist, zu fühlen, dass man getrennt ist, weit, weit voneinander entfernt, — dass Meer und Länder dazwischen liegen, Tagereisen weit: Länder, über denen Sturm und Regen herniedergeht und das Meer mit seinen tausenden von schweren Wogen!...

Der Regen prasselte an die Scheiben. Zu Herrn Schellebergs Spiel wollte er mitthun. Es fielen Perlen gegen die Fenster; es perlte Octaven daran herab. Es klopfte ein feiner, ganz dünner, weißer Finger daran. Es tropften heiße Thränen darüber hin. Die Töne, die der Künstler wie mit Geisterhänden aus den Saiten weckte, reckten sich aus dem Flügel auf, schwollen, flogen unter der Decke hin, umfiengen alles, zogen alles in einem feinen, langsamen, stetigen Wirbel mit sich, quollen mit der Luft, mit dem Regen, mit der einbrechenden Nacht, mit dem Himmel, mit dem Meer zusammen in eins...

Alle waren ganz still geworden...

Und zu denken, dass er endlich wieder hier sein wird, hier, ja hier! Dass er kommen wird mit seinen hellen, glücklichen Kinderaugen; dass sie lächeln werden, wie seine rothen Lippen; dass er sich zu ihr beugen, ihre Hand berühren wird und sagen: „Ich bin hier, ich!“ Und dann wird er fragen: „Schlägt dein Herz noch für mich? Hat es mir immer, immer entgegengeschlagen?“

Mein Gott, wie furchtbar es schlug! Sie fühlte, dass es manchmal plötzlich bebte, so bebte! — Sie saß nun vollkommen regungslos. Sie hatte sozusagen von ihrem Ich keine andere, als die Empfindung ihres pochenden Herzens. Nur das, und ihre grenzenlose, furchtbare Sehnsucht! — Und dann ihre Augen, die sie schon eine ganze Weile fest geschlossen hielt. Sie fühlte, im nächsten Moment müssten die Thränen daraus hervorstürzen, unaufhaltsame Thränen. Eine unsägliche Angst packte sie, fasste plötzlich nach ihr. Am liebsten hätte sie zu Herrn Schelleberg flehend hinübergerufen: „O bitte, bitte — nicht mehr! Nicht mehr! Lassen Sie mich still, still...“ Aber sie konnte sich nicht regen

Mitten in dem langsamen, stetigen Wirbel, der alles gefasst hatte, hörte sie die Wohnungsglocke läuten, kurz, schnarrend, grell.

Sie hörte auch die Thüre gehen, aber keinen Schritt auf dem Vorsaale.

Und dann fühlte sie, dass sich jemand nähere. Sie fühlte ihn sich bewegen, gehen, gegen sie schauen, zu ihr herankommen; sie wusste, jetzt legte er die Finger auf die Klinke, jetzt drückte er sie nieder. Sie sah nun mit weit offenen Augen ganz genau, dass die matten, gravierten Fenster der Glasthüre, worauf Vögel zwischen Blumen flatterten, von der Nähe eines Wesens ein wenig zitterten. Es zitterte der Lampenschein vom Vorsaale darauf. Sie konnte in einem einzigen, blitzschnellen Momente mit so fürchterlicher Deutlichkeit fühlen, wie sich die Thüre öffnete, wie das Licht von draußen durch sie hereinströmte — wie jemand in der Thüre stand — —

Und jetzt öffnete sich die Thüre wirklich. Sie blickte hin... aber ihr Blick war nichts Irdisches mehr, es war ein Aufsprühen, ein Aufflammen, ein plötzliches Herausleuchten ihrer ganzen Seele, ihres ganzen, athemlosen Herzens — — —

Wie auf ein Geheiß erhob sie sich, ganz aufrecht, und rief ein Wort aus. Dann sank sie zurück, nein — sie ließ sich nieder, eben als setzte sie sich wieder still auf ihren blauseidenen Fauteuil. Aber ihre weißen Hände hoben sich auf die Brust, und ihr holdes Gesicht sank mit einem Lächeln darauf hinab.

Mit einem Schlage bemächtigte sich der übrigen die Ahnung des Geschehens. Alle stürzten zu ihr hin. Herr Schelleberg stieß den Stuhl am Piano zurück und war mit drei Schritten drüben. Der Rheder drehte mit einem Handgriff die Lichtleitung auf.

Und dann kam ein einziger Augenblick jäher, tiefster Stille, — als machte alles Platz für etwas, das von hinnen ging. Nur ein paar Regenthränen klopften an das Fenster... Und trotz allem Licht rieselte es wie ein Flor von Schatten um die Mädchengestalt in dem englischen Fauteuil. Und ein seltsames Wehen gieng durchs Zimmer — ein Wehen von Geisterflügeln, das die kleine Welle eines Menschenlebens hinaustrieb in das große Meer — — —

— — —

Später waren alle sich klar, sie hätten eigentlich immer gefühlt, als hätte einmal so etwas kommen müssen; — — man weiß nicht warum, ... aber gerade, als hätte es so werden müssen.

Jeder Tod scheint ein Räthsel zu sprengen

Man will dann auf einmal fühlen: so hat man es geahnt..

*

Der alte Hausarzt sagte zu mir: „Herzkranke Leute sehen oft aus, als wären sie die Allergesündesten. Mich hat Ingeborg Findeisen nicht getäuscht — ich hatte sie schon lange im Verdacht — Und solche Leute sollte man davon abhalten, dass sie allwöchentlich eines von euren Schlemmerdiners mitmachen müssen, wo man flott Sect trinkt und starken schwarzen Kaffee und sich zum Schluss an parfümierten Cigarretten berauscht! — Uebrigens, alt wäre sie auch ohnedies nicht geworden. Sie ist an einem organischen Herzfehler gestorben.“

Aber ich weiß es besser.

Nicht dem rufenden Tode ist sie gefolgt. Er wusste wohl, wie sehr sie am Leben hieng, und dass sie ihm nicht gutwillig gehorchen werde. Darum machte ihn die königliche Schönheit ihrer Jugend, die Energie ihres Lebens feig und hinterlistig. Sie gieng nur, weil er sie betrog. Er hüllte sich in die Gedankenträume ihrer süßesten Sehnsucht und dann trat er vor sie in der Erscheinung desjenigen, der ihr das Theuerste war im Leben, und dem sie überallhin gefolgt wäre, wo er rief... Sie ist ihm nicht gefolgt, weil es der gewaltige Tod war, sondern weil sie meinte, es sei das Leben...

Denn das wahre Leben ist die Liebe

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Henneberg-Seide

nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen —

schwarz, weiß und **farbig** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins 2c.).

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend. 761

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVII. Band. Wien, den 19. November 1898. Nummer 216.

K. K. ZEITUNGS

Herabgekommen.

Seit Badenis Zeiten hat der jungczechische Führer Dr. Pacak die Kunst der Gedächtnisschwäche erlernt. Die Rede, in der er am letzten Donnerstag im Abgeordnetenhause den „Ehrenmann“ Badeni und die Rechtmäßigkeit der Lex Falkenhayn vertheidigte, ist sein Meisterstück in jener Kunst. Er thut darin geradeso, als ob Seinesgleichen nie fähig gewesen wären, ein gewaltthätiges Parlamentspräsidium hinauszuwerfen, oder auch nur den von den alten Weibern in der Politik so hochverehrten parlamentarischen Anstand zu verletzen, und als ob das Eingreifen von Polizeigewalt oder, wie er sich ausdrückt, einer Parlamentswache in die Berathungen des Abgeordnetenhauses von jeher ein Ideal jungczechischer Politik gewesen wäre. Herr Dr. Pacak fälscht da die ehrenvolle demokratische Vergangenheit der jungczechischen Partei, zum Vortheil ihrer entehrten Gegenwart. Demgegenüber erscheint es nützlich, den gedächtnisschwachen Herren wieder einmal ein Stück ihrer Vergangenheit vor Augen zu führen. Meminisse juvat!

Der Sturm auf das Präsidium, den die Socialdemokraten im November 1897 im Abgeordnetenhause unternahmen, war nur eine zweite Auflage der parlamentarischen Revolte, welche die Jungczechen am 17. Mai 1893 im böhmischen Landtage ausführten, als der Gesetzentwurf über die Errichtung eines Kreisgerichtes in Trautenau zur Verhandlung kommen sollte. Als damals der Oberstlandmarschall Fürst Lobkowitz dem Berichterstatter Dr. Funke das Wort ertheilte, zogen die jungczechischen Abgeordneten die Schubladen aus den Pulten, erhoben die Fäuste, stampften mit den Füßen, kurz, veranstalteten einen so betäubenden Lärm, dass sich weder der Oberstlandmarschall, noch der Berichterstatter vernehmlich machen konnte. In dieser Lage verfiel Fürst Lobkowitz auf eine Finte, die ihm später während des deutschen Obstructionslärmes im Abgeordnetenhause die Herren v. Abrahamowicz und Dr. Kramař, neuestens im Wiener Gemeinderathe auch Herr Dr. Lueger nachgemacht haben: er ließ die Stenographen an den Berichterstattertisch des Dr. Funke herantreten, und Dr. Funke dictierte ihnen seine Rede direct ins Stenogramm. Sobald die Jungczechen dies merkten, verließen sie ihre Plätze, drangen lärmend an den Berichterstattertisch, stießen die Stenographen fort, zerrissen ihnen die Stenogramme, ballten die Papierfetzen zusammen und bombardierten damit den Berichterstatter und die Stenographen. Die Acten des Kanzleibeamten schleuderten sie zu Boden, warfen dessen Urne um. Mit der Gewalt der Fäuste bahnten sie sich sodann den Weg bis zum Oberstlandmarschall, dem sie solange zuschrien „Herunter mit ihm!“, bis er, da er offenbar die Frechheit eines Abrahamowicz nicht besaß, selbst die Tribüne und die Sitzung verließ. Mit derselben sittlichen Entrüstung, mit der es später die obstruierenden Deutschen apostrophierte, doch aber noch gröber in der Form, nannte am nächsten Tage das officiöse „Fremdenblatt“ die Jungczechen eine „Pöbelpartei“, gegen welche die gesetzliche Ordnung zu schützen, die Aufgabe der Deutschen sei, und als der Kaiser bald darauf, am 27. Mai, die Mitglieder der Delegation empfieng, ließ er die drei jungczechischen Delegierten vollständig unbeachtet, unter ihnen auch den Dr. Pacak.

Durch diese und alle die anderen zahlreichen Beweise von Ungnade ließ sich aber die jungczechische Partei von ihrem Weg nicht ablenken. Als im Sessionsabschnitt 1891/1895 die umfangreichen Straf- und Steuergesetze im Abgeordnetenhaus zur Verhandlung gestellt wurden, übertrugen sie, unter Führung des Herrn Dr. Kaizl, die Obstruction auf den Boden des Centralparlaments, indem sie die vom Prager Landtag übernommene Radau-Taktik mit der von Dr. Pacak jetzt als geistlos bezeichneten Abstimmungs- und mit der Todtrede-Taktik sinnreich combinierten. Für den Radau speciell wurde geradezu von Clubwegen mit Raffinement gesorgt. Es genüge die Erinnerung an eine Scene: Die staatsmännischen Beschwichtern-Argumente gegen die Obstruction, die wir jetzt aus dem Munde der Herren Dr. Kaizl, Dr. Pacak u. s. w. hören, hatte damals namens der Coalition den Jungczechen der deutsch-liberale Abgeordnete Dr. Menger zu predigen, der jetzt vice versa ihnen ihre damaligen Obstructionstheorien nachbetet. Es war am 10. Juni 1895, Dr. Menger ergriff das Wort. Da stellte sich der Radau-Specialist der jungczechischen Partei, der Abgeordnete Purghart, dicht neben ihn und schrie ihm beständig seine Zwischenrufe direct ins Ohr. Dr. Menger, bekanntermaßen ein reizbarer Herr, gerieth darüber in Aufregung, es entstand ein wüstes Toben, von dem das Stenographische Protokoll, wie folgt, Kenntnis gibt:

> Präsident: Ich bitte, den Herrn Redner nicht immer zu unterbrechen. Wollen Sie, Herr Abgeordneter Purghart, sich gütigst auf Ihren Platz begeben. (Widerspruch.)
>
> Abgeordneter Purghart: Wir haben das Recht. (Widerspruch.)
>
> Abgeordneter Dr. Menger: Mir fortwährend in die Ohren zu schreien, haben Sie nicht das Recht. (Lärm.)
>
> Abgeordneter Purghart: Das wäre nicht übel! Ich habe das Recht, und das lasse ich mir nicht nehmen! (Lauter Widerspruch.)

Mitten im dichtesten Tumult halfen damals die anderen Jungczechen mit, und kein Geringerer als der Abgeordnete Dr. Pacak war es, der nachher wehmüthig darüber klagte, dass der Dr. Menger „dem armen Purghart, welcher neben ihm stand, nicht einmal Zwischenrufe erlaubte“.

Auch über die Polizei im Parlament hatten sie damals andere Ansichten. Zu jener Zeit, unter dem Präsidium Chlumecky, wurde nämlich der erste, allerdings noch ganz schüchterne Versuch gewagt, Polizisten auf dem immunen Boden des Volkshauses einzuführen. Das geschah am 9. Juni 1895, an einem sitzungsfreien Tage. Die Wiener socialdemokratischen Arbeiter veranstalteten öffentliche Demonstrationen für die Wahlreform. Die ängstlichen Coalitionsherren fürchteten, dass die Arbeiter ins Parlament eindringen könnten, und mit dieser Begründung ließen sie über 200 Polizisten ins Parlamentsgebäude kommen, die dort auf den Gängen und in den Höfen campierten und nebenbei 747 Krügel Bier consumierten, aber thatsächlich nichts zu thun bekamen, da die Arbeiter keinerlei Miene machten, das Parlament zu betreten. Wie wusste gerade wieder der Abgeordnete Dr. Pacak darüber zu perorieren! Nicht weniger als dreimal brachte er in der Sitzung vom 10. Juni 1895 diesen Vorfall zur Sprache. „Die Wahlreform — sagte er unter anderem — erledigen Sie mit Gendarmen und Polizisten“; „das Repräsentantenhaus wird zu einer Polizeiwachstube herabgewürdigt.“ Und doch war jenes erste Debut der Polizei im Parlament, im Vergleich mit dem späteren Staatsverbrechen Badeni—Abrahamowicz—Kramař, eine verhältnismäßig harmlose Angstmeierei. Aber derselbe Abgeordnete Pacak, der damals schon von einer Herabwürdigung des Parlaments zur Polizeiwachstube sprach, ist heute der einzige Vertheidiger der Lex Falkenhayn.

Wenn schließlich Dr. Pacak in seiner zur Verherrlichung der Lex Falkenhayn gehaltenen Rede sagt, die alten Deutsch-Liberalen haben durch die Gewaltthätigkeiten ihrer Herrschaftsperiode das Recht verwirkt, von Freiheit zu sprechen, so begeht er einen Anachronismus. Das konnte er noch 1895 sagen, wo die Jungczechen, wie er damals selbst einmal im Parlament sagte, „für die Freiheit schwärmten“, nicht aber heute mehr, wo sie nur noch für die Polizei schwärmen. In den drei Jahren Badeni—Thun schon ist die jungczechische Partei in Gesinnungslosigkeit, Reaction und Servilismus so tief herabgekommen, wie die deutsch-liberale Partei in den zwei Jahrzehnten ihrer Herrschaft. Nur jene, die ihren demokratischen Anschauungen treu geblieben sind, haben das Recht, beide zu verachten. Die Jungczechen aber haben den Deutsch-Liberalen nichts mehr vorzuwerfen. Die deutsch-liberalen Sünden der Vergangenheit werden mehr als aufgewogen durch die jungczechischen Sünden der Gegenwart.

K.

Die fortschrittlichen Factoren im heutigen England.

Ein oberflächlicher Beobachter könnte leicht glauben, dass die auswärtige Politik die öffentliche Aufmerksamkeit Englands in der letzten Zeit ganz ausschließlich beschäftigt habe. Gewiss haben China, Aegypten, Kreta, Südafrika in der Tagespresse und im politischen Tagesgespräch einen breiten Raum eingenommen, aber es würde nichtsdestoweniger voreilig sein, daraufhin anzunehmen, dass nichts anderes vorgeht, als was auf der Oberfläche erscheint. Man kann den Effect der Kräfte, die für das wirken, was wir ganz allgemein als

„Fortschritt“ bezeichnen, am besten mit dem der Lichtstrahlen auf eine photographische Platte vergleichen. Dem Auge erscheint die Platte, nachdem sie dem Licht ausgesetzt war, so wie früher, und doch sind mit ihr große chemische Veränderungen vorgegangen, die unsichtbar bleiben, bis man die entsprechende Entwickelungsmethode anwendet. Gerade jetzt nun ist die Zeit, wo die Politiker von ihren Sommerferien zurückkehren und ihre, der Eröffnung des Parlaments präludierende oratorische Campagne führen, und es ist daher jetzt der beste Zeitpunkt, die Lage zu überblicken und die Stärke der Parteien zu schätzen, die sich selbst als fortschrittliche bezeichnen.

Ihrer Vergangenheit gemäß, muss die liberale Partei an erster Stelle berücksichtigt werden. Wir sagen ausdrücklich, ihrer Vergangenheit gemäß, denn seit dem Rücktritt Mr. Gladstones ist die liberale Partei bei einer chaotischen Verleugnung ihrer früheren Grundsätze angelangt. Der „Daily Chronicle“, der tüchtigste Vertreter eines fortgeschrittenen Liberalismus, hat einige Jahre hindurch auf alle mögliche Art, durch Satire, durch Anklagen vor dem Lande, versucht, die Partei zum Bewusstsein ihrer großen Mission zu bringen; alles vergebens. Noch vor drei Monaten schrieb er in einem bemerkenswerten Artikel: „Wie stehen wir vor der Welt da? Home-Rule haben wir endgiltig verloren, das „Local-Veto“ haben wir unmöglich gemacht, an die Altersversorgung wagen wir gar nicht zu denken. Von der Abschaffung des Oberhauses hört man kaum mehr reden. Die Diätenfrage für die Parlamentsmitglieder ist aus der Discussion verschwunden. Für fiscalische Reformen zeigt sich keinerlei Bewegung.“ Noch niemals hat es eine so bankerotte Partei gegeben! Und doch bestehen gewichtige Gründe für die Aenderung mancher ihrer Ansichten, aber statt sie offen einzustehen, heucheln ihre Mitglieder in der Oeffentlichkeit einen Glauben an gewisse Dinge, den sie privatim selbst zurückweisen. Home-Rule ist gefallen, theils weil die schmutzigen Streitigkeiten zwischen den irischen Führern ihre früheren Verbündeten abstießen, theils weil jedermann darauf wartet, dass die Iren die Kunst der Selbstverwaltung in den neu errichteten Grafschaftsräthen erlernen; endlich wegen der — Butter, und das soll keine Metapher sein, sondern wegen wirklicher und richtiger Butter. Die irischen Farmer widmen nämlich jetzt ihre ganze Thatkraft der Verbesserung ihres Betriebes durch Errichtung von Productivgenossenschaften zur Buttererzeugung; momentan gibt es deren 58 mit einem Capital von 43.000 Pfund Sterling und einem Umsatz von 283.000 Pfund Sterling, und dieser große Erfolg hat die Aufmerksamkeit der irischen Pächter von der Politik auf ihr Geschäft abgelenkt. Local-Veto, d. h. das Recht einer qualificierten Majorität in einem bestimmten Orte, den Verschleiß von alkoholischen Getränken daselbst zu verbieten, erschien den meisten, als es in Gestalt eines Gesetzentwurfes vor das Parlament kam, als ein so unerhörtes Attentat auf die persönliche Freiheit, dass es mit einer großen Majorität durchfiel. Vernünftige Socialreformer sind jetzt aber daran, die Municipalisierung des Alkoholhandels durchzusetzen, aber an dieser Bewegung hat die liberale Partei keinen Antheil. Die Aussichten auf socialpolitische Reformen sind auch sehr düster, denn die reichen Capitalisten, die die liberalen Parteifonds verwalten, haben ganz offen erklärt, dass mit Hilfe ihres Einflusses nichts mehr erreicht werden solle. Nur eines ist klar: dass nämlich die Parteiführer nicht führen. Harcourt ist ganz damit beschäftigt, das Land gegen die vermeintlich von der römischen Kirche drohende Gefahr zu vertheidigen, während Morley unterdessen ganz laut das Missfallen an seinem Collegen und seinen Glauben an den industriellen Individualismus verkündet. Asquith hat alle großen Erwartungen, die man in ihn setzte, getäuscht und bewiesen, dass er nichts anderes ist, als ein ganz gewöhnlicher Advocat, der über ein bestimmtes Thema wunderschön sprechen kann, aber ohne Selbständigkeit oder Initiative. Die Radicalen sind zu zaghaft, um offen zu revoltieren, und zu einflusslos, um ihre Führer vorwärts zu drängen. Die neueste Taktik besteht darin, die Irrthümer und Fehler Salisburys zu enthüllen und sich auf den Ueberdruss des Publicums mit dem Schwachmuth der Regierung zu verlassen. Nur mit Hilfe dieser Fehler der Regierung und dieser Gesinnung des Publicums, nicht durch ihr Programm hoffen die Liberalen den nächsten Wahlkampf zu gewinnen.

Unglücklicherweise ist wenig Hoffnung vorhanden, dass die Socialisten die Position beziehen werden, die von den Liberalen verlassen wurde; momentan scheinen sie überhaupt nichts anderes zu sein als streitende Secten. Die Social-Democratic-Federation hat schon lange aufgehört, einen politischen Factor von erkennbarer Größe darzustellen. Eine Gruppe der Independent Labour Party strebt nach einer gewissen Verbindung mit den fortgeschrittenen Radicalen zur Erreichung bestimmter Zwecke, während die officielle Leitung die Unabhängigkeit von den politischen Parteien und ein Bündnis mit den Trade Unions vertritt. Dieser Plane ist zwar geradezu bewunderungswürdig, aber Keir-Hardie, der Präsident der Independent Labour Party, befördert seine Sache gerade nicht durch seine bitteren persönlichen Angriffe auf verschiedene hochangesehene Gewerkschaftsführer. In Glasgow führt eine freie Vereinigung zur Erringung municipaler Reformen zwar die Socialisten, Gewerkschaftler und Genossenschaftler zusammen, aber im allgemeinen ist es der Independent Labour Party nicht gelungen, die Sympathien der Trade Unions zu gewinnen. Der Einfluss der älteren Gewerkschaftsführer hat es vermocht, dass die alljährlich angenommenen socialistischen Resolutionen nur akademischen Wert hatten, aber die jüngeren Beamten sind großentheils Socialisten und viele von ihnen Mitglieder der Independent Labour Party. Jedenfalls aber wird es noch lange dauern und sicherlich erst eine große Aenderung in der Taktik eintreten müssen, bis die neuen Führer mit Erfolg arbeiten können.

Bei ihrer Vorliebe für die Grundbesitzer und die Pfarrer wird niemand die conservative Partei als treue Freundin des Fortschritts bezeichnen können. Und in der That ist das Unfallentschädigungsgesetz die einzige Reformmaßregel, die sie nicht aus dem Programm der liberalen Partei abgeschrieben hat. Bei dieser Gelegenheit überflog der Genius Chamberlains alle conventionellen Parteischranken, aber er hat dafür die Genugthuung, seinem Lande sowohl als radicaler wie auch als conservativer Minister gute Dienste erwiesen zu haben. Was die zukünftige Politik der Conservativen oder Chamberlains betrifft, kann man gar nichts darüber sagen. Es liegt ein Versprechen vor auf Einführung einer Altersversorgung, aber man sieht gar keine Vorbereitung dazu; die Einführung einer solchen Maßregel hängt ganz allein von der Energie ab, mit der Chamberlain sie im Cabinet vertreten würde; und das ist ein sehr schwankender Factor. Sonst ist überhaupt nichts bekannt; aber man ist sich ganz klar darüber, dass, während die Liberalen unfähig sind ernste Politik zu machen, Chamberlain jeden Tag ein neuer Gedanke kommen kann.

Soweit wir auch unsern Blick auf die politischen Parteien erstrecken, ist der Ausblick düster genug, aber manchmal findet man mehr in der Gesellschaft als im Parteikampfe. Das Parlament ist das Organ des nationalen Willens und des nationalen Bewusstseins. Die bewegenden Kräfte — veränderlich allerdings — werden von den Ueberzeugungen und Gesinnungen des Publicums geliefert, und die politischen Parteien sind nur das verbindende Bänder- und Riemenwerk zur Transmission dieser Kräfte. Was also ist heute die politische Ueberzeugung des Publicums?

An erster Stelle bemerken wir da ein beachtenswertes Erstarken der öffentlichen Meinung zu Gunsten der öffentlichen Controle und der öffentlich-rechtlichen Bewirtschaftung der Monopolien, was besonders in London bemerkenswert ist, weil London fünfzig Jahre lang hinter allen Städten zurückgestanden ist. Im letzten Frühjahr haben die Wahlen in den Londoner Grafschaftsrath wieder laut und vernehmlich die Frage formuliert, ob die größte Metropole der Welt für immer die Beute privater Interessen bleiben solle. Jetzt will der Grafschaftsrath 850.000 Pfund Sterling auf den Ankauf der Tramwaylinien verwenden, die er in eigener Regie betreiben will, und der Wassermangel der letzten zwei Monate hat die private Wasserversorgung zu einem Gegenstand allgemeiner Verwünschung gemacht. Die Gemeindeangelegenheiten von London sind von hervorragenden Politikern zum Range nationaler Angelegenheiten erhoben worden, und dieses Beispiel hat in hundert anderen Städten aneifernd gewirkt. Auch bleibt der Kreuzzug gegen die privaten Monopole nicht auf die Städteverwaltungen beschränkt. Die Telephongesellschaft (National Telephone Company) hat durch ihren ungenügenden Dienst und ihre übermäßigen Gebüren eine so allgemeine Entrüstung hervorgerufen, dass endlich eine parlamentarische Enquête über ihre Thätigkeit abgehalten wurde. Dieses von einem conservativen Minister geleitete Comité erklärte unter dem allgemeinen Beifall Folgendes: „Unsere Meinung geht dahin, dass ein für den Handel so wichtiges Verkehrsmittel, das, wenn es richtig geleitet wird, so geeignet wäre, allen Classen der Bevölkerung direct oder indirect zu dienen, nicht länger als ein Monopol einer privaten Gesellschaft behandelt werden dürfe, ein Zustand, der durch keine gesetzliche oder moralische Nothwendigkeit begründet werden kann.“ Dieser weit gehende Beschluss kann natürlich nicht allein auf Telephone beschränkt bleiben. Er kann zum Beispiel auch auf Eisenbahnen angewendet werden, aber man kann nicht gerade sagen, dass die Verstaatlichung der Eisenbahnen für die nächste Zeit eine so brennende Frage ist, obwohl auch hier die Missstände der privaten Verwaltung fortwährend vor den Wählern betont werden und der Erfolg der colonialen Staatsbahnen nicht ohne Einfluss auf das Publicum ist. Die Thätigkeit der Schiffahrts-„Ringe“ mit ihren drückenden Lasten und Differentialtarifen ist ein anderes Resultat privater Monopolswirtschaft, das langsam auf die Geschäftswelt einwirkt. Diesen Sommer deckte die Vereinigung englischer Eisenindustrieller (British Iron Trade Association) die Schäden auf, die durch diese „Ringe“ dem Eisen- und Stahlhandel zugefügt werden, und in der letzten Sitzung der Vereinigung wurden ähnliche Enthüllungen betreffs der schlechten Lage der Textilindustrie gemacht, die denselben Missständen zuzuschreiben ist. Endlich wurde, dank der Fabian Society, die über diesen Gegenstand zwei Pamphlete veröffentlichte, die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Municipalisierung (Verstadtlichung) des Alkoholhandels hingelenkt, um die Schäden zu paralysieren, die mit dem privaten Betrieb dieses Gewerbes verknüpft sind.

Ebenso bemerkenswert ist die immer stärker anschwellende Strömung zu Gunsten einer schärferen Ueberwachung der gesundheitsschädlichen Betriebe. Insbesondere die Fabrication von Streichhölzchen aus gelbem Phosphor und die Verwendung von Blei bei der Töpferarbeit haben dem öffentlichen Gewissen, seitdem die ganze Gefährlichkeit dieser Betriebe erkannt worden ist, einen mächtigen Anstoß gegeben. Ein Meeting, an dem Herzoge und Herzoginnen, hohe kirchliche Würdenträger, Parlamentsmitglieder und zahlreiche Aristokraten sich zum Schutz dieser armen Arbeiter vereinigten, hatte einen dramatischen Verlauf. Officielle Enquêten wurden abgehalten, und es ist bekannt geworden, dass die Experten riethen, den Gebrauch von Blei zu verbieten. Die öffentliche Meinung ist sehr für das Verbot, sowohl von Blei, als auch von gelbem Phosphor, eingenommen, aber die conservative Regierung ist für solche drastische Maßnahmen nicht zu haben. Aber strenge Bestimmungen und verschärfte Controle durch Inspectoren sind immerhin versprochen worden, und diese Versprechungen bedeuten eine große Concession an die öffentliche Meinung.

Auch in anderer Beziehung hat dieses Erwachen des öffentlichen Gewissens mehrere Erfolge zu verzeichnen, und ein geradezu erschreckender officieller Bericht über die Lage des Messerschmiedehandwerkes ist soeben veröffentlicht worden. Wahrscheinlich wird man in einem oder zwei Jahren durch einen Druck auf die Unternehmer dieselben soweit bringen, dass sie gezwungen sein werden, der Gesundheit nicht schädliche Betriebsformen einzuführen, indem man sie zum Beispiel durch ein Amendement zum Unfallsentschädigungsgesetz ebenso für Vergehen gegen die Gesundheit der Arbeiter verantwortlich machen wird wie für einen Unfall.

Das harte Geschick der infolge ihres Alters Erwerbsunfähigen, die auf die karge Gnade der öffentlichen Armenversorgung angewiesen sind, hat längere Zeit hindurch die Allgemeinheit bewegt. Zwei königliche Untersuchungscommissionen haben Resultate von vollendeter Wertlosigkeit zutage gefördert. Die letzte konnte nur sagen: „Wir geben uns der großen Hoffnung hin, dass die Verbesserung, die immer noch in der materiellen und moralischen Lage der arbeitenden Classen zutage tritt, das Ihre dazu beitragen wird, um dem Problem, das uns beschäftigt, einen großen Theil seiner gegenwärtigen Bedeutung zu nehmen." Dieses unglaubliche Document wurde mit einem Sturm von Heiterkeit aufgenommen, einem beredten Zeichen, wie das Publicum über die Sache dachte, und 121 Mitglieder des Parlaments, Parteigänger der Regierung, forderten in einem Proteste ihre Führer auf, in der nächsten Session einen entscheidenden Versuch zu machen, und zwar in der Richtung der Altersversorgung. Die Regierung versprach, der Sache die größte Sorgfalt zuzuwenden: soweit ist nun die Sache gediehen. Man erwartet kein radicales oder umfassendes Project, das würde zuviel Geld kosten. Wahrscheinlich wird der Staat aufgefordert werden, jedem Mitglied einer Friendly Society von seinem 65. Jahr an eine wöchentliche Pension von 5 Shilling zu garantieren, was beiläufig 1,500.000 Pfund Sterling ausmachen würde. Der Trieb zur privaten Sparsamkeit würde viel durch ein solches Project gewinnen.

Wir haben nun die drei Hauptgebiete geschildert, auf denen die sociale Erkenntnis des Publicums fortgeschritten ist, und was bereits erreicht worden ist, zeigt schon bei einem Rückblick auf die letzten Jahre einen bemerkenswerten Fortschritt. Jedoch müssen auch zwei Gegenströmungen erwähnt werden. Die eine besteht in der reactionären Gesinnung vieler einflussreicher öffentlicher Beamten. Männer aus der alten individualistischen Schule, haben sie nicht die geringste Berührung mit dem Zeitgeist, und bei ihrem natürlichen Einfluss auf die wechselnden Minister sind sie ein ernstes Hindernis für die öffentlichen Wünsche, besonders in Sachen der Gas- und Telephongesellschaften. Dieser Einfluss schwindet aber mit der Zeit dahin, je mehr jüngere Leute mit modernen Gesichtspunkten an ihre Stellen kommen. Die zweite Gegenströmung resultiert aus dem neuen militaristischen Geist, der, durch die Ereignisse der letzten Jahre angefacht, das Publicum bis zur Verdrängung aller übrigen Ideen ausschließlich zu beschäftigen droht. Obwohl das Manifest des Czaren einen tiefen Eindruck gemacht hat, war sein praktischer Erfolg so ziemlich gleich null, wie z. B. das Verhalten der Bevölkerung in der Faschodafrage zeigt. Eine neue, unbestimmte Empfindung von Weltherrschaft und von einer großen nationalen Mission hat das Volk ergriffen. Was für eine Form sie noch annehmen wird, kann man nicht wissen. Wenn sie sich zu bloßem Landhunger entwickelt, werden ihre Wirkungen nicht nur reactionär, sondern auch culturschädigend sein. Wenn sie aber, wie es zum Glück den Anschein hat, nur ein gesteigertes Verantwortlichkeitsgefühl und die Anerkennung hoher Ideale und allgemeiner Brüderlichkeit ausdrückt, wird ihr Einfluss nur zum Guten gereichen. In dem imperialistischen Gedanken in dem Sinne, dass das Weltimperium nicht nur vielumfassend, sondern auch innerlich groß sein soll, liegt nichts, was unvereinbar wäre mit dem Fortschritt.

London. Henry W. Macrosty, B. A.

Prämien für Postsparcasse-Einlagen.

Gegen das Zahlenlotto in Oesterreich, dessen Geschichte nahezu nichts anderes ist, als die Geschichte seiner Bekämpfung, richtet sich neuerdings das Kreuzfeuer zweier vortrefflicher Schriften*), die wohl geeignet sind, der berechtigten Bewegung gegen dieses unseligste aller Glücksspiele wertvolle Dienste zu leisten. Kanner, der in seiner Schrift mit schneidiger Verve ein Stück österreichischer Culturgeschichte zeichnet, hält die Aufhebung des Lottos ohne Ersatz durch irgend ein Surrogat für den einzig richtigen Vorgang, da aber an eine vollständige Beseitigung der staatlichen Glücksspiele auf längere Zeit hinaus nicht zu denken ist, würde er den Uebergang zur Classenlotterie sympathisch begrüßen. Dr. Sieghart, dessen Studie eine erschöpfende historisch-kritische Darstellung des österreichischen Lottowesens auf Grund archivalischer Quellen bietet, zeigt, wie tief der Spieltrieb in der Bevölkerung wurzelt, und seine Untersuchungen führen wohl zu dem psychologisch begründeten Ergebnis, dass das Zahlenlotto nicht ohne jeden Ersatz verschwinden soll. Schon unter Maria Theresia wurde der Versuch einer Classenlotterie unternommen; in den Fünfzigerjahren tauchte das Project einer Rentenlotterie auf, deren Erträgnisse nach und nach ein zur Amortisierung der Zahlenlotto-Einnahmen hinreichendes Deckungscapital schaffen sollten.**) Ein anderes Project jener Zeit schlug eine Verbindung von Lotto- und Sparanstalten vor (Sourdeau), ein Vorschlag aus dem Jahre 1865 (Guido Elbogen) wollte Lottosparcassen ins Leben rufen, die sowohl Einlagen zur Verzinsung ohne Theilnahme am Spiel, als auch Einlagen mit geringerer Verzinsung, aber mit Betheiligung an einer Lotterie entgegennehmen sollten.***) In Deutschland hat vor einigen Jahren August Scherl das System einer großen deutschen Prämiensparcasse ausgearbeitet, das den ungetheilten Beifall namhafter Volkswirtschaftslehrer und der deutschen Sparcassedirectoren fand. Adolf Wagner nannte den Plan ingeniös und die Durchführung im höchsten Grade socialpolitisch erwünscht. Eine „Vermittelungsanstalt" sollte durch ein Heer eigener Beamten Woche für Woche die Spareinlagen (feste Beträge) von den Sparern abholen, die Zinsen aus den in den bestehenden Sparcassen einzulegenden Wochenbeiträgen sollten am Schlusse des Sammeljahres den Spielfonds für die Prämienziehung bilden, das Capital selbst bliebe nach der Ziehung für jeden Sparer gewöhnliche Sparcasse-Einlage.

Vor einiger Zeit habe ich dem österreichischen Handelsminister — es war Herr Baron v. Glanz-Eicha — den Vorschlag unterbreitet, nach einem bestimmten Plan Prämien für die Postsparcasse Einlagen zu schaffen. Ich führte in meinem Exposé aus, dass der Versuch gelingen müsste, dem nun einmal in der Bevölkerung vorhandenen Spieltrieb eine Richtung zu geben, dass er zu seiner Bethätigung erst den Spartrieb zur nothwendigen Voraussetzung haben müsste. Das Wort von „jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft", würde auch hier am Platze sein: das Spiel, das Oekonomisch-Verderbliche müsste zum Sparen, zum wirtschaftlich Guten führen. Gewiss hat der Scherl'sche Vorschlag, die Spareinlagen bei den Sparern einzuheben, einen nicht hoch genug zu veranschlagenden Wert, denn er nimmt den Kampf gegen die Indolenz mit sicherer Aussicht auf Erfolg auf; der Erfolg würde aber zweifellos auch nicht ausbleiben, wenn die regelmäßig wiederkehrenden Mahnungen und der Zwang, Woche für Woche sich wiederholender, gleichbleibender Einlagen wegfielen, wenn wir unsere Postsparcasse ohne wesentliche Aenderungen, die unbedingt hintangehalten werden müssen, in eine Prämiensparcasse umwandelten. Der Plan ist ein anderer, die psychologischen Voraussetzungen aber wären hier wie dort dieselben: der bewusste Spieltrieb soll durch die vorgeschlagene Reform zum unbewussten Spartrieb werden.

Zu Ende des Jahres 1896 war in der Oesterreichischen Postsparcasse für 1,174.902 Einleger ein Betrag von rund 50 Millionen Gulden eingelegt. Von dieser Armee von Sparern bestand mehr als ein Achtel aus Kindern, an 30 Procent aus Studenten und Schülern, an 180.000 waren gewerbliche und Handlungsgehilfen, 170.000 Arbeiter, Taglöhner und Dienstboten.

Von je 1000 Einwohnern waren 48 Personen im Besitze eines Postsparcassebüchels. Nun sagt aber die Berufsstatistik nach den Ergebnissen der Volkszählung vom Jahre 1890, dass von den 13,569.287 berufsthätigen Personen, welche Oesterreich im Jahre 1890 zählte, 3,842.640 Selbständige, 539.177 Angestellte, 8,084.814 Arbeiter und 1,102.656 Taglöhner waren. 1000 Berufsthätige kamen auf 1761 Einwohner, und von diesen 1000 Berufsthätigen waren 283 Selbständige, 40 Angestellte, 596 Arbeiter und 81 Taglöhner. Dagegen entfielen im Jahre 1896 auf je 1761 Einwohner nur 84 Besitzer von Postsparcassebücheln, und von diesen waren nur ungefähr 44 Berufsthätige! Diese Ziffern zeigen, in welchen Grenzen sich die Postspar-

*) „Das Lotto in Oesterreich". Von Siegmund Kanner (Straßburg, C. & J. Goeller). — „Geschichte und Statistik des Zahlenlottos in Oesterreich". Von Dr. Rudolf Sieghart. [8. Heft der von Bernatzik und v. Philippovich herausgegebenen „Wiener staatswissenschaftlichen Studien"] (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr).

**) Sieghart a. a. O., S. 50.

***) Kanner a. a. O., S. 54 ff.

casse noch zu entwickeln vermag; aber sie kann heute für die weitere, ausgiebige Heranziehung von Sparern nichts thun, sie besitzt heute keine Mittel, den Sparsinn anzuregen; hier setzt die von mir vorgeschlagene Reform ein, sie will ohne wesentliche Arbeitsvermehrung oder ohne wesentliche finanzielle Belastung eine große Steigerung des Postsparcassenverkehrs herbeiführen.

Von den Sparern verfügten am Schlusse des Jahres 1896 rund 30 % über ein einen Gulden nicht übersteigendes Guthaben, 16·5 % hatten Guthaben zu 1 fl. bis 3 fl., 6·3 % von 3 fl. bis 5 fl., 9·04 % von 5 fl. bis 10 fl. Die kleinen Sparer mit Einlagen von 50 kr. bis 10 fl. bilden somit mit rund 62 % aller den Hauptstock der Postsparcassenclientel, ihre Einlagen freilich repräsentieren mit rund 1·4 Millionen Gulden nur 2·9 % der Gesammtguthaben. Für die Sparer, welche nicht mehr als 10 fl. einlegen, deren Zinsen somit nach einem Jahre 3 kr. bis 30 kr. jährlich betragen, ist das Zinsenerträgnis ein derart geringfügiges, dass sie es wohl ohneweiters für die Möglichkeit einer Prämie opfern würden, einer Prämie, die selbst mit dem niedrigsten vorhergesehenen Satze für die Mehrzahl der kleinen Sparer einen respectablen, nicht zu unterschätzenden Betrag zu bedeuten hätte. Ich schlug demnach vor, dass von jedem Sparcassebüchelguthaben ein Betrag bis 10 fl. für den Sparer unverzinst bleiben soll, richtiger, dass von den Zinsen eines jeden Büchels ein Betrag bis zu 30 kr. dem neuen Prämienfonds zufließe. Im Jahre 1896 hatten 630.763 Personen in ebensoviel Sparcassebücheln bei der Postsparcasse in Beträgen von 1 fl. bis 10 fl. ein Gesammtguthaben von 1,391.654 fl.; hierzu kamen 396.706 Personen mit ebensoviel Sparcassebücheln, deren Einlagen über 10 fl. betrugen, so dass ein Zinsenbetrag von rund 120.000 fl. den auf diese Weise entstandenen Prämienfonds des Jahres 1896 bilden würde. Die größeren Prämien würden im vorhinein vor der Ziehung festgesetzt werden, während die Zahl der kleinsten Prämien zu 10 fl. je nach der Höhe des zur Verfügung stehenden Prämienfonds veränderlich wäre und noch im Laufe der Ziehung eine wesentliche Vermehrung erfahren würde. Solange der Jahres-Prämienfonds 150.000 fl. nicht überschritte, könnte etwa eine Prämie mit 30.000 fl., eine Prämie mit 10.000 fl., 20 Prämien zu 1000 fl., 20 Prämien zu 500 fl., 100 Prämien zu 100 fl. und mindestens 4000 Prämien zu 10 fl. festgesetzt werden. Prämienberechtigt wäre jedes am 31. December des Prämienziehungsjahres aufrecht bestehende Postsparcassebüchel, auf welches ein Mindestbetrag von einem Gulden durch mindestens drei Monate eingelegt ist; maßgebend wäre der Stand vom 31. December, die Ziehung selbst müsste selbstverständlich einige Zeit später, nach erfolgtem Jahresabschluss aller Conti, erfolgen. Ein prämienberechtigtes Postsparcassebüchel, dessen Losnummer in der Prämienziehung gehoben würde, erhielte für je drei Kreuzer Prämienfondszinsen $^1/_{10}$ der auf seine Losnummer entfallenden Prämie. Hätte die gezogene Losnummer darnach nicht auf die ganze Prämie, sondern nur entsprechend der Höhe der Prämienfondszinsen des zugehörigen Büchels nur auf einen Theil der Prämie Anspruch, so fiele der Rest dieser Prämie in den Prämienfonds zurück, sodass sich dieser im Laufe der Ziehung zu Gunsten der Zahl der kleinsten Treffer zu 10 fl. vergrößern würde. Dass der Gewinst je nach der Höhe der Prämienfondszinsen $^1/_{10}$ bis $^{10}/_{10}$ der Prämie zu betragen hätte, wäre für die kleinen Sparer der mächtigste Anreiz, ihre Einlagen durch unablässiges Sparen bis zur Höhe des Betrages von 10 fl. zu bringen, bis zu jenem Betrage also, der im Falle eines Gewinnes den Anspruch auf die ganzen $^{10}/_{10}$ der Prämie gäbe. Die Art der Ziehung würde keine Schwierigkeiten bieten; da jede der bestehenden acht Sprachausgaben der Postsparcassebüchel ihre besondere Nummernreihe hat, so würde die Ziehung nicht nach den Büchelnummern erfolgen können, sondern nach besonderen „Prämiennummern", die zugleich mit den Zinsengutschriftsanzeigen den prämienberechtigten Einlegern jährlich mitgetheilt würden. Unter Zugrundelegung der Ziffern des Jahres 1896 würde sich eine Mindestzahl von 4140 Prämien ergeben, die mit Rücksicht auf die große Zahl der Einlagen unter 10 fl. und auf den geschilderten Zuwachs an kleinsten Prämien im Verlaufe der Ziehung auf rund 6000 steigen würde, so dass bei einer Einlegerzahl von 1·174 Millionen bereits auf jeden Hundertfünfundneunzigsten eine Prämie entfiele.

„Es ist nicht zu verkennen", heißt es in der Erledigung, welche mein Vorschlag seitens des Directors des k. k. Postsparcassenamtes, Herrn Sectionschefs v. Wacek, fand, „dass die Gewährung von Prämien auf die Einlagebüchel der Postsparcasse einen großen Anreiz bilden würde, sich dieses Instituts bei Veranlagung der Ersparnisse zu bedienen, dass infolgedessen eine bedeutende Steigerung der Zahl der Einleger zu gewärtigen wäre, und dass auch, wenn die Prämien von einer gewissen Höhe und längeren Dauer des Guthabens abhängig wären, die meisten Einleger bestrebt sein würden, ihre Einlagen auf diese Höhe zu bringen und auf derselben zu erhalten. Es würde also nebst der Erhöhung der Zahl der Einleger und der eingelegten Beträge voraussichtlich auch eine Verminderung der Kündigungen und Saldierungen platzgreifen und damit eine größere Stabilität der Guthaben erzielt werden, was nicht nur im Interesse der Sparer, sondern auch des Amtes höchst wünschenswert wäre; dieser Gegenstand wurde bereits wiederholt angeregt und auch mit der Aufhebung des Lottos in Verbindung gebracht." In meinem Vorschlage war ich aber davon ausgegangen, dass sich die Sparer den Prämienfonds selbst schaffen können, und habe nur zu erwägen gegeben, ob nicht die Postsparcasse den Fonds alljährlich mit einem der Steigerung ihres Reingewinnes entsprechenden Betrage dotieren sollte. Herr Sectionschef v. Wacek sprach sich gegen die Aufhebung der Verzinsung für alle Guthaben bis 10 fl. aus: „es würden gerade dadurch die zahlreichen kleineren Einleger, welche nicht in der Lage waren, mehr als 10 fl. zu ersparen, am meisten getroffen, da sie ihre ganzen Zinsen dem Spiele opfern müssten, welche, wenn auch im einzelnen nur geringfügig, doch einen Anreiz zum Sparen bilden und nach einigen Jahren zu einem Betrage heranwachsen, der nicht mehr als nichtssagend bezeichnet werden kann, wenn er auch nicht imstande ist, eine Besserung in der wirtschaftlichen Lage des Sparers herbeizuführen."

Gewiss, jede Art der Bildung eines Prämienfonds, welche die Zinsen der kleinen Einlagen unberührt lässt, ist gutzuheißen; nur darf das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet werden, und die Belastung lediglich der größeren Einlagen mit den Beiträgen für den Prämienfonds nicht eine Auswanderung der für das Erträgnis der Postsparcasse ungemein wichtigen größeren Einlagen oder eine Zerschlagung der größeren Einlagen in eine Unzahl kleinerer zur Folge haben. Man darf nicht übersehen, dass schon darin eine Bevorzugung der kleinen vor den größeren Einlagen läge, dass Einlagen von zehn Gulden dieselben Prämienchancen hätten, wie alle größeren, zehn Gulden übersteigenden Einlagen. Um allen Bedenken Rechnung zu tragen, gäbe es aber einen richtigen Weg: die Bildung des Prämienfonds aus einem Theil des Reinertrages des Sparverkehrs. „Bei Postsparcassen", hebt Scherl (in Schönburgs Handbuch) hervor, „tritt der Erwerbszweck ganz in den Hintergrund" — diese Forderung der Theorie harrt in Oesterreich noch der praktischen Verwirklichung; zum Theil wäre sie durch die Bildung eines Prämienfonds für die Sparer gegeben. Der Reservefonds der Postsparcasse für den Sparverkehr hat im Jahre 1896 die gesetzlich vorgeschriebene Höhe von zwei Millionen Gulden erreicht; das Reinerträgnis des Postsparcassamtes im Jahre 1896 bezifferte sich auf fl. 1,704.319, und zwar entfiel hievon auf den Sparverkehr ein Ertrag von 625.070 fl. 25 kr. Wenn der Staat von dem jährlichen Reinertrag des Sparverkehrs, zu welchem naturgemäß die großen Sparer ohnehin mehr als die kleinen beigetragen haben, ein Drittel etwa zur Bildung eines Prämienfonds für die Postsparcasse-Einlagen widmen würde, so wäre damit die Prämien-Postsparcasse in ausreichendem Umfange ohne Belastung der Sparer geschaffen; und es ist nicht zu bezweifeln, dass durch die Vergrößerung des Einlagenstandes, welchen die Reform zur Folge hätte, der Postverwaltung reichlich das hereingebracht würde, was sie zur Dotierung des Prämienfonds gewidmet hätte. Es wäre nicht nur zweckdienlich, sondern gewiss auch gerecht, einen Theil der Ueberschüsse jenen zuzuwenden, die sie durch ihre Einlagen selbst geschaffen haben.

Die Abschaffung des Zahlenlottos wird voraussichtlich mit der Einführung der Classenlotterie Hand in Hand gehen, die Classenlotterie mit ihren größeren Einsätzen schließt aber die Unbemittelten von der Theilnahme aus, schafft somit neue Privilegien. Die Prämien-Postsparcasse würde die Möglichkeit bieten, den Spieltrieb, der nun einmal vorhanden ist und nie ganz auszurotten sein wird, von wirtschaftlichen Nachtheilen loszulösen und mit ökonomischen Vortheilen zu verknüpfen. Solange nicht jede Art von Glücksspiel unterschiedlos für jedermann untersagt ist, solange sollte man jedermann die Möglichkeit einer Chance lassen und darf sie innerhalb gewisser Grenzen wohl auch bieten. Heute erscheint es unmöglich, dort wo der Tag nahezu alles nimmt, was der Tag bringt, die thatsächlichen Voraussetzungen zur Freude am Besitz zu schaffen; und wenn auch Spargelegenheiten und selbst ansehnliche Sparerfolge keine Panacee gegen Krankheiten des socialen Körpers bilden, so soll doch auch solche sociale Kleinarbeit nicht außeracht gelassen werden. Wenn die Hoffnung auf Besitz zu Sparerfolgen führt, wenn die Prämien-Postsparcasse, indem sie Tausenden kleine und große Beträge durch das Spiel des Zufalls in den Schoß wirft, Hunderttausende, die ihr bisher fernstanden, zum Ernst des Sparens anregt, wird sie jene wirtschaftlichen Zwecke, denen sie dienen will, noch kräftiger fördern als bisher.

Dr. **Anton Reitler.**

Das Recht des „freien" Arbeiters.

(Schluss.)

Die Gleichberechtigung aller ungeflügelten Zweibeiner, wie Justus Möser das spottend nannte, ist längst über Bord geworfen worden. Wir haben heute nicht mehr das gleiche eine Recht für alle, welches in der Praxis für den Armen Rechtlosigkeit und Vogelfreiheit bedeutet, sondern jeder Berufsstand hat sein eigenes Recht: die Kaufleute haben ihr Handelsrecht, die Landwirte ihr

Hypotheken-, Genossenschafts-, Wasser- u. s. w. Recht, ihre Landgemeinde- und Gesindeordnung, ihre Landwirtschaftskammern, die Handwerker und Fabrikanten haben ihre Gewerbeordnung sammt mehreren Novellen, die Arbeiter endlich haben ihre Versicherungs- und Schutzgesetze, kommen auch mehrfach in der Gewerbeordnung vor, so dass Elemente eines besonderen Lohnarbeiterrechtes schon reichlich vorhanden sind. Dass dieses Recht zur Zeit aber noch eine große Lücke hat, beweisen die erbitterten Streitigkeiten zwischen den Unternehmern und den Lohnarbeitern; deren beiderseitiges Verhältnis ist noch nicht geregelt. Und einer definitiven Regelung steht eben der landläufige Freiheitsbegriff im Wege. Die Arbeiter behaupten, sie besäßen die Freiheit verfassungmäßig, aber in praxi würden sie gehindert, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen. Die Unternehmer behaupten, die Arbeiter besäßen die Freiheit nicht allein de jure, sondern auch thatsächlich, nur der Missbrauch der Freiheit werde ihnen verwehrt. Warum wird die so leicht erkennbare Wahrheit, dass die den Arbeitern in abstracto zugesicherte Freiheit inhaltlos und wertlos ist, solange nicht im einzelnen angegeben wird, welche Rechte und Freiheiten sie eigentlich haben sollen, und dass es sich beim gegenwärtigen Streit, wie bei allen weltgeschichtlichen Massenkämpfen, nicht um Freiheit oder Unfreiheit handelt, sondern darum, welches Maß und welche Art von Freiheit den Arbeitern zugestanden, welche Art und welches Maß von Unfreiheit ihnen auferlegt werden soll, warum wird diese auf der Hand liegende Wahrheit nicht offen anerkannt? Abgesehen von der allgemeinen Nervenschwäche unseres Geschlechtes, das den Anblick unangenehmer Wirklichkeiten nicht erträgt und sich ihn durch Phrasen oder sonstwie zu verhüllen gewöhnt ist, aus folgenden Gründen.

Die ehrlichen Liberalen können es nicht über sich gewinnen einzugestehen, dass ihr schöner Traum von Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit eben ein Traum gewesen ist. Die Arbeiter empfinden ebenso, und wenn ihnen auch von den Socialisten gesagt worden ist, dass sich die Freiheit, die sie meinen, innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung nicht verwirklichen lasse, so wollen sie doch wenigstens die ihnen zugestandene formelle Freiheit als eine Etappe zur substantiellen festhalten. Die Unternehmer wissen recht gut, was sie wollen, nämlich die Sclaverei, oder, um es mit einem ihre zarten Nerven weniger verletzenden Worte auszudrücken, die völlige Abhängigkeit der Arbeiter, sagen sie doch bei jeder Gelegenheit, es handle sich darum, dass sie Herr in ihrem Hause bleiben müssten und wollten. Aber mit einem gesetzlich erklärten Hörigkeitsverhältnisse wäre ihnen sehr schlecht gedient, denn dieses würde ihnen die Pflicht auferlegen, den Arbeiter und seine Familie lebenslänglich zu erhalten und ihn auch in solchen Zeiten zu füttern, zu kleiden und zu beherbergen, wo sie nichts für ihn zu thun haben; und es höbe die Freiheit des Fabrikanten, Grubenbesitzers, Rheders auf, je nach der Conjunctur Arbeiter einzustellen, oder zu entlassen. Für sie ist die gegenwärtige dem Arbeiter verfassungsmäßig zugesicherte „Freiheit" das Allervortheilhafteste: denn bei Arbeiterüberfluss hält sie den Arbeiter in hilflosester Abhängigkeit fest, bei Arbeitsmangel aber lässt sich diese Abhängigkeit durch Polizeimaßregeln und Strafgesetze aufrechterhalten. Dabei bewahrt die Unternehmerschaft jeder Lage der Arbeiterschaft gegenüber ein gutes Gewissen. Der Sclavenhalter weiß es: Meine Sclaven haben es gut oder schlecht, je nachdem ich selbst gütig und vernünftig oder böse und unvernünftig bin; bei „Freiheit" aber ist jeder seines Glückes Schmied, und geht es den Arbeitern schlecht, so sind sie selbst daran schuld. Deshalb betheuern die Unternehmer unaufhörlich, sie wollten nicht die Freiheit, genauer gesagt die Coalitionsfreiheit aufheben, sondern nur ihrem Missbrauch steuern; und hoch willkommen sind ihnen die revolutionären Phrasen der Socialdemokraten, die ihnen das Recht geben, die Arbeiterorganisation unter dem Vorwand des drohenden Umsturzes zu bekämpfen. Dass Bebels Generalstab anfängt, in diesem Stück Vernunft anzunehmen und sich zu einer Taktik zu bekehren, die den Arbeitern manche Leiden erspart hätte, wenn sie früher angenommen worden wäre, kommt den Unternehmern höchst ungelegen. Ihre Organe bauen denn auch schon vor: sie glaubten zwar nicht, sagen sie, dass sich die Socialdemokratie mausere, aber sollte das auch der Fall sein, so würde sie das „nicht um einen Deut ungefährlicher machen, denn der große Schaden, den sie dem bestehenden Zustande zunächst zufügt, ist nicht die allgemeine Revolution, sondern die Verhetzung der Arbeiter gegen die Arbeitgeber," auf deutsch: die Organisation der Arbeiter; ganz offen haben die Vertreter des Unternehmerthums schon vielmal erklärt, dass sie eine Gewerkvereinsorganisation nach englischem Muster ebenso entschieden bekämpfen würden wie die Socialdemokratie; natürlich könnten sie dann ihre Unterdrückungsbestrebungen nicht unter dem Vorwande verbergen, dass sie Staat und Gesellschaft vor der Gefahr des Umsturzes zu schützen hätten. Also dieses ist der Grund, warum das Unternehmerthum seine Absichten nicht aussprechen mag. Der Staat endlich fürchtet, die Aufhebung der formellen Gleichberechtigung der Staatsbürger könne die allgemeine Dienstpflicht gefährden. Daneben gibt es dann noch schwachmüthige und unklare Gefühlspolitiker, die nicht dazu gebracht werden können, den Rechtspunkt und die thatsächliche Lage ins Auge zu fassen, sondern, sobald von der Arbeiterbewegung die Rede ist, zu jammern anfangen über die Gottlosigkeit der Socialdemokratie, über die von ihr drohende Gefährdung des Familienlebens, über die „Verhetzung" der Arbeiter, über die Störung der Gemüthlichkeit u. s. w., was geradeso ist, wie wenn bei einem Process zwischen Gutsherrn und Müller um den Dorfbach der Richter anstatt die Verträge, Recesse und Karten nachzusehen, dem Müller, der manchmal ein Glas Schnaps trinkt, eine Predigt über seine Unmäßigkeit halten wollte.

Die einzige Waffe der Arbeiter nun, durch die sie Druck abzuwehren und eine Besserung ihrer Lage herbeizuführen vermögen, also das einzige Stück wirklicher Freiheit, das der ihnen zugestandenen formalen Freiheit Inhalt verleiht, ist das Coalitionsrecht; demnach bildet dieses das Ziel für die Angriffe der Unternehmer, die Herr in ihrem Hause bleiben wollen. In meinem Bericht über den verunglückten Umsturzfeldzug (Nr. 33 der „Zeit" vom 18. Mai 1895) habe ich die Entrechtung der Arbeiter als das dritte der vier Ziele bezeichnet, das die Anhänger des politischen Kartells im Auge haben. Der Vorwand, dass es sich bei dem angekündigten Gesetz um den „Schutz der Arbeitswilligen" handle, ist so durchsichtig, dass es gar nicht die Mühe lohnt, ihn zu widerlegen. So lange es Brotherren und Arbeiter in der Welt gibt, hat es keinen Zeitabschnitt gegeben, wo so wenig Arbeiterunruhen und Gewaltthaten von Arbeitern vorgekommen wären, als die letzten Jahrzehnte in Deutschland. Kommt es hie und da einmal zu einer Prügelei bei einem Strike, so werden die betheiligten Strikenden geradezu drakonisch bestraft, während die Strikebrecher, die einen Strikenden misshandeln, unbestraft bleiben. Und die bloße Aufforderung zum Strike wird auch heute schon bestraft, obgleich ohne sie ein Strike, also die Ausübung des Coalitionsrechtes nicht möglich ist, und auch dann, wenn die Aufforderung in einer Form geschieht, in der außer juristisch verschrobenen Köpfen und Werkzeugen des Unternehmerinteresses kein Mensch in der Welt etwas Strafbares zu finden vermag.*) Und dieser Behandlung der Arbeiter gegenüber genießen die Unternehmer vollste Freiheit, Arbeitswillige an der Arbeit zu verhindern. Nicht allein entlassen sie Arbeiter ihrer politischen Gesinnung und socialen Bestrebungen wegen und versperren sie den durch schwarze Listen Geächteten jede Möglichkeit des Broterwerbes, sondern die in Syndicaten vereinigten Großindustriellen bedrohen auch die kleineren Unternehmer, die sich den Bedingungen des Syndicats nicht unterwerfen wollten, mit dem Ruine und erfüllen im Falle hartnäckiger Weigerung ihre Drohung, hindern also Arbeitswillige nicht allein an der Arbeit, sondern rauben ihnen für immer die Möglichkeit von Arbeit und das Brot, während die Arbeiterorganisationen ihre unorganisierten Genossen nur vorübergehend am Arbeiten hindern, um die Arbeit für alle lohnender zu machen oder den Ruin durch Lohndruck, der vielen droht, von ihnen abzuwenden. Da also die Arbeiterorganisationen Arbeitswillige nur insoweit vorübergehend an der Arbeit hindern, als es nothwendig ist, um der Gesammtheit erträgliche Arbeitsbedingungen zu sichern, da bei den Strikes Ausschreitungen nur in sehr geringer Zahl vorkommen, diese nirgends einen gefährlichen Charakter zeigen und schon nach den bestehenden Gesetzen überstreng bestraft werden, da sogar Handlungen und Aeußerungen bestraft werden, die zur Ausübung des den Arbeitern zustehenden Coalitionsrechtes unumgänglich nothwendig sind, so ist es sonnenklar, dass das von den Unternehmern erstrebte Gesetz keinen andern Zweck haben kann, als die völlige Aufhebung des Coalitionsrechtes.

Dem Buchstaben nach wird man es freilich aus den oben angeführten Gründen stehen lassen wollen; aber weil es eben sonnenklar ist, dass dieser Buchstabe nach Annahme des neuen Gesetzes — mit oder ohne Zuchthaus — nicht bloß inhaltlos, sondern ein bitterer Hohn sein würde, so wird sich hoffentlich noch soviel Ehrlichkeit und Denkklarheit im Reichstage finden, dass die Mehrheit entweder die Vorlage ablehnt oder das Coalitionsrecht formell aufhebt und zugleich auch fordert, dass alle Verfassungsbestimmungen der Einzelstaaten aufgehoben werden, welche die Gleichberechtigung aller Staatsbürger aussprechen. Wird die Coalitionsfreiheit aufgehoben, ohne dass man etwas anderes an die Stelle setzt, so wird dadurch ein großer Theil der Arbeiter grundsätzlich einer Knechtschaft preisgegeben, die in der ganzen Weltgeschichte nicht ihres Gleichen hat, auch nicht in den Zeiten der Sclaverei. Rafft man sich dagegen zu dem Geständnis auf, dass die allgemeine Rechtsgleichheit und die allgemeine gleiche Freiheit leere Redensarten sind, dass es

---

*) Sich mit Seinesgleichen zur Erlangung besserer Lebens- oder Arbeitsbedingungen verbünden zu dürfen, ist ein selbstverständliches Recht jedes Freien, von dem auch ganz allgemein Gebrauch gemacht wird. Wird dieses Recht einem Stande ausdrücklich verliehen, so wird dadurch erklärt, dass man ihn bisher nicht zu den freien Ständen gerechnet hat. Noch dazu ist dieses Recht den deutschen Arbeitern in einer Form bewilligt worden, die ihnen mit der einen Hand nimmt, was sie mit der andern gibt. „Der § 153 der Gewerbeordnung, schreibt die „Neue Zeit" in Nr. 1 des neuen Jahrganges, bedroht mit Strafe den Zwang zur Theilnahme an Verabredungen der Arbeiter und die Verhinderung am Rücktritt, bezeichnender Weise jedoch nicht die Verhinderung an der Theilnahme und den Zwang zum Rücktritt". Die „Frankfurter Zeitung" charakterisiert daher in Nr. 267, Abendblatt, diesen Paragraphen ganz richtig als ein gegen die Arbeiter gerichtetes Ausnahmegesetz. Was heute angestrebt wird, das ist also die Verschärfung eines schon bestehenden Ausnahmegesetzes.

ein besonderes, seinen heutigen Verhältnissen angemessenes Recht ist, was der Arbeiter braucht, und dass dieses Recht ihm auch Pflichten auflegen muss, die eine Freiheitsbeschränkung bedeuten, so kann durch diese Aufopferung einiger schönklingender Namen die Lage des Arbeiterstandes wirklich verbessert werden. Der gegenwärtige Zustand ist wahrhaftig nicht so ideal, dass man sich für verpflichtet erachten müsste, ihn um jeden Preis aufrecht zu erhalten. Zwar auf das, was der Spießbürger den Strikenden vorwirft, dass sie ihre Familien in Noth stürzen, dass viele nur mitthun, um ein paar Tage faullenzen und sich in Wirtshäusern herumtreiben zu können, dass die meisten Strikes von vornherein aussichtslos sind, und dass auch bei den erfolgreichen der volkswirtschaftliche Schaden, den sie anrichten,*) die etwa durchgesetzte kleine Lohnerhöhung überwiegt — auf all das lege ich kein Gewicht; alle diese einzelnen Schädigungen möchten im behaupteten Umfange eintreten, die Ausstände wären dennoch eine Wohlthat und eine Nothwendigkeit, wenn sie die Arbeiterschaft im ganzen davor bewahrten, in Sclaverei und Elend zu versinken. Aber ob sie dieses auf die Dauer vermögen werden, eben dieses ist die Frage. Die Entwickelung der angelsächsischen Länder vermag darüber nicht vollkommen zu beruhigen. Es frägt sich, ob Australien und Neuseeland den jetzigen befriedigenden Zustand werden aufrecht erhalten können, wenn sie auch nur so bevölkert sein werden, wie Nordamerika, wo über hundert Jahre lang die Arbeiter sich desselben glücklichen Zustandes ohne Organisation und Strikes erfreut haben, und wo sie jetzt bei Ausständen von Polizisten und Pinkertons niedergemetzelt werden. (Das letztemal am 12. October dieses Jahres.) In England aber ist nach Sidney Webb das Gros der Unorganisierten so elend, wie es vor 60 Jahren war, erschwert jede Ausdehnung der Organisation die Lage der älteren Gewerkvereine, und wächst in den Unternehmerkreisen die Feindschaft gegen die Gewerkvereine. Durch erfolgreiche Einzelorganisationen scheint das Elend der arbeitenden Classen mehr von einer Stelle zur anderen verschoben als behoben zu werden. Gelänge aber eine Gesammtorganisation und ein Generalstrike, so würde dadurch der wirtschaftliche Bestand des ganzen Volkes in einem Grade gefährdet, dass der Staat nicht ruhig zusehen könnte, und es würde, wie die Pariser Octoberereignisse gezeigt haben, die Gefahr einer Wiederholung der 1848er Junischlacht heraufbeschworen, die, wie alle gewaltsam niedergeschlagenen Arbeiterbewegungen, die Arbeiter in weit drückendere Abhängigkeit zurückschleudern würde.

Also ich hätte gar nichts dagegen, wenn an die Stelle des heutigen Chaos, das hier eine Arbeiterschicht blindlings emporhebt, um dafür an einer anderen Stelle eine andere Schicht ebenso blindlings in namenloses Elend zu stürzen, wieder eine feste Rechtsordnung träte, die zwar dem Arbeiter ein anderes und schlechteres Recht gäbe als dem Unternehmer, das aber ein wirkliches, bestimmte einzelne Ansprüche begründendes Recht wäre, nicht wie die heutige Gleichberechtigung ein Wort ohne Inhalt. Die Bindung des einzelnen Arbeiters an den einzelnen Herrn wird sich zwar, wie gesagt, nicht mehr herstellen lassen, aber der unpersönliche Allerweltsherr, das Capital, ist, das beweist die Arbeiterversicherung, doch nicht so unfassbar, wie man früher glaubte. Es könnte für jede Gruppe von Arbeitern ein Minimallohn festgesetzt und eine Casse erzwungen werden, aus der die durch Conjuncturen arbeitslos gewordenen erhalten würden. Natürlich würde das einen vom Staate einzurichtenden Arbeitsnachweis voraussetzen. Um diesen Preis könnten die Arbeiter das Coalitionsrecht hingeben. Bewilligt man diesen Preis nicht und hebt man das Coalitionsrecht dennoch auf, so beschert man uns die englischen Zustände der Chartistenzeit und die heutigen italienischen Zustände, nur dass die unterrichteten deutschen Arbeiter nicht so einfältig handeln werden, wie die italienischen Analphabeten.

Neisse. Karl Jentsch.

Zwischen Mars und Erde.

Zu den großartigsten Entdeckungen am Sternenhimmel, welche in diesem Jahrhunderte gemacht worden sind, gehört ohne Zweifel die Entdeckung des Planeten Neptun. Diese Entdeckung verdient deshalb an erste Stelle gesetzt zu werden, weil sie nicht, wie so viele andere, dem bloßen Zufalle zu danken ist, sondern weil sie auf Grund der Untersuchungen Le Verriers über die Abweichungen des Planeten Uranus erfolgte. Andere Entdeckungen von nicht geringer Bedeutung sind wiederholt in diesem Jahrhunderte gemacht worden und haben sowohl unter den Astronomen, als auch unter den Laien nicht geringes Erstaunen hervorgerufen, so z. B. die Entdeckung der beiden kleinen Marsmonde durch Hall, oder die Entdeckung des fünften Jupitermondes durch Barnard. Auch die Entdeckung des Planeten Ceres, welche einem Zufalle und der Aufmerksamkeit des Entdeckers Piazzi zu danken ist, gehört dazu. Dieser Entdeckung folgten später mehrere ähnliche, so dass, als man zur Erkenntnis gelangt war, dass in dem Raume zwischen Mars und Jupiter sich eine sehr große Anzahl solcher kleiner Planeten befindet, jede weitere Entdeckung eines derartigen Himmelskörpers von immer geringerer Bedeutung wurde. In den letzten Jahren wurden diese Nachforschungen mit dem Hilfsmittel der Photographie noch viel systematischer betrieben und sie häuften sich derart, dass einige Astronomen ernstlich daran dachten, diese Entdeckungsthätigkeit einzuschränken, und zwar hauptsächlich deshalb, weil die fortlaufende Berechnung der Bahn dieser Himmelskörper eine ungeheure Last für die Astronomen zu werden drohte. Leider lassen sich weder diese Himmelskörper, noch die Entdecker einfach todtschlagen, und so zeigt die am 13. August dieses Jahres erfolgte Entdeckung eines derartigen Himmelskörpers (um mit dem Director der Berliner Sternwarte, Herrn Professor Förster, zu reden): „wie kurzsichtig diejenigen Astronomen waren, welche das Suchen nach Planeten als etwas Unfruchtbares bekämpften."

Die eben genannte Entdeckung fand unter folgenden Umständen statt.

Der Astronom der Urania-Sternwarte in Berlin, Herr Witt, beschäftigt sich in seinen vom Dienst der Urania freien Stunden mit der photographischen Himmelsaufnahme, in der Absicht, kleine Planeten zu entdecken und zu beobachten. Eine in der bezeichneten Nacht gemachte Aufnahme ergab die Existenz eines Planeten, welcher sich doppelt so schnell, als diese Himmelskörper es gewöhnlich zu thun pflegen, weiter bewegte. Dieser Umstand machte das neue Gestirn von vornherein sehr merkwürdig, und die auf den vom 14. bis 31. August angestellten Beobachtungen basierende Bahnbestimmung des Berliner Astronomen, Herrn Berberich, ergab, dass das neue Gestirn eine Bahn besitzt, welche nicht wie bei den anderen kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter, sondern zum größeren Theile innerhalb der Marsbahn liegt. Dieser Himmelskörper ist somit das erste Exemplar einer vielleicht größeren Anzahl derselben Gattung, welche innerhalb der Marsbahn liegen. Sollte das eintreffen, so liegt nun die Möglichkeit vor, dass auch in anderen Gegenden des Sonnensystems derartige Himmelskörper existieren, und es braucht keines Beweises, um zu erkennen, dass die Bestätigung einer solchen Hypothese von weitgehender Bedeutung für die Erkenntnis unseres Sonnensystems wäre.

Wenn man die mittlere Distanz der Erde von der Sonne mit 1 bezeichnet, so ist die mittlere Entfernung von der Sonne für Mars 1·52, für Jupiter 5·20, für den nächsten Asteroiden Medusa 2·17, für den entferntesten Asteroiden Thule 4·26 und für den neuen von Witt entdeckten Planeten 1·46. Die Bahn desselben ist eine Ellipse, und es ist besonders zu bemerken, dass diese Ellipse eine ganz bedeutende Excentricität besitzt, oder, was mit anderen Worten auch so gesagt werden kann, dass seine Bahn erheblich von einem Kreise abweicht. Seine Helligkeit zur Zeit der Opposition, d. i. zu jener Zeit, wo die Erde zwischen ihm und der Sonne steht und sie ihm deshalb näher als sonst kommt, variiert infolge dessen sehr stark. Befindet er sich nämlich zu dieser Zeit in der Sonnenferne, so leuchtet er wie ein Sternchen der elften Größenclasse; ist er hingegen in seiner Sonnennähe, so erreicht er die Helligkeit eines Sternes der sechsten Größenclasse und kann dann sogar mit freiem Auge gesehen werden.

In dem letzteren Falle kommt er aber der Erde näher als irgend ein anderes Gestirn, den Mond und vielleicht hie und da einen Kometen ausgenommen. Seine Distanz von der Erde beträgt dann nur 0·15 von der Distanz Sonne-Erde. Dieser Umstand erhöht aber seine Bedeutung in einer ganz andern Richtung, was die folgenden Auseinandersetzungen erkennen lassen.

Es ist bekannt, dass mit Hilfe der Kepler'schen Gesetze die Astronomen imstande sind, das Verhältnis der Distanzen der Planeten gegen die Sonne, sowie gegen einander haarscharf, sagen wir auf den millionsten Theil der Distanz selbst anzugeben, und es handelt sich nur darum, eine einzige dieser Distanzen zu ermitteln, um sofort alle andern zu kennen. Mit derselben Genauigkeit, mit welcher diese eine Distanz ermittelt werden kann, sind dann alle andern Distanzen und darunter auch die Fundamentaldistanz des Himmels, die Entfernung Sonne-Erde, jene Größe, deren Bestimmung der Astronomie so viele Schwierigkeiten gemacht hat, ohneweiters gegeben.

Diese Distanz ist deshalb von so großer Bedeutung, weil sie der Maßstab ist, mit welchem die himmlischen Distanzen gemessen werden; ihre Bedeutung geht aber auch aus dem Umstande hervor, dass in den Jahren 1872 und 1884 zahlreiche Expeditionen ausgesendet wurden, um zu diesem Zwecke den Venusdurchgang zu beobachten. Die unmittelbare Aufgabe der Beobachter war, den Ort des Planeten Venus auf der Sonnenscheibe zu ermitteln.

Zwei gleichzeitig an verschiedenen Orten angestellte Beobachtungen zeigten wegen des verschiedenen Standortes die Venus an verschiedenen Stellen der Sonnenscheibe, und aus der Größe der Verschiebung der Venus mit Zuhilfenahme der Distanz der Beobachtungsorte ließ sich die Distanz der Venus von der Erde und mittelbar die Distanz der Erde von der Sonne finden. Die Verschiebung der Venus war relativ bedeutend, da sich die Venus

*) Man berechnet diesen Schaden gewöhnlich in der Weise, dass man die ausgefallenen Löhne und Unternehmergewinne zusammenzählt. Nach dieser sämmtlichen Auffassung, deren Consequenz ist, dass alle 365 Tage des ganzen Jahres Tag und Nacht gearbeitet werden müsste, richtet jedoch schon ein einziger allgemeiner Feiertag mehr Schaden an, als alle Ausstände zusammengenommen.

in jener Stellung zur Erde befand, wo sie uns am nächsten kommt, aber immerhin blieb sie klein.

Nehmen wir an, die Verschiebung betrug 40 Bogensecunden, und nehmen wir weiters an, dass die Genauigkeit einer solchen Messung 0·1 Bogensecunde betrug, so war die Sicherheit des Endresultates ein Vierhundertstel des ganzen Betrages, und mithin erhielt man die Fundamentaldistanz auf ein Vierhundertstel genau. Damals betrug die Distanz der Venus von der Erde 0·28 der Fundamentaldistanz. Da nun der neue Planet sich der Erde auf 0·15 oder rund auf die Hälfte der genannten Distanz nähern kann, so wird die Verschiebung, welche derselbe von zwei wie bei dem erwähnten Venusbeispiel situirten und entfernten Erdorten aus gesehen am Himmel erfährt, rund das Doppelte von 40, also 80 Bogensecunden ausmachen, und da der Fehler dieser Messung auch nur 0·1 Bogensecunde beträgt, so wird das Resultat auf den 800. Theil seines Betrages, also doppelt so genau sein. Hiezu kommt, dass diese letzteren Beobachtungen von gewissen, die Venusbeobachtung erschwerenden Umständen frei sein werden. Sie lassen sich auch viel genauer anstellen, weil sie am Mitternachtshimmel angestellt werden und dieser Planet als Punkt oder höchstens als ganz kleine Scheibe erscheint, die sich viel besser pointieren läßt.

Die Methode, mit Hilfe der kleinen Planeten, die der Erde näher als gewöhnlich kommen, die Fundamentaldistanz zu bestimmen, ist schon wiederholt durchgeführt worden, ja einmal sind sogar eigene Expeditionen in die Südhalbkugel ausgeschickt worden, welche ein sehr gutes Resultat geliefert haben.

Es ist demnach kein Zweifel, dass, wenn unser neuer Planet sich jener günstigen Stellung nähern wird, Expeditionen ausgerüstet werden. Sie werden aber auch mit fast absoluter Gewissheit des Erfolges ausgesendet werden, weil die Beobachtungszeit sich nicht auf wenige Stunden, wie bei den Venusdurchgängen, beschränkt, sondern auf mehrere Wochen erstreckt und die Beobachtung somit von der Witterung unabhängiger ist.

Ganz sicher aber kann schon jetzt behauptet werden, dass zu den im einundzwanzigsten Jahrhundert stattfindenden Venusdurchgängen zu dem Zwecke der Distanzbestimmung keine Expeditionen mehr zur Aussendung gelangen werden. Dr. J. Palisa.

Hermann Jellinek und Amalie Hempel.

Mitgetheilt von Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart.

In seinen Erinnerungen an Alt- und Neuwien schreibt Bauernfeld über Hermann Jellinek: „Des letzteren Verbrechen waren ein paar radicale, nebenbei hegelisierende Journalartikel, die nur wenige lasen und niemand verstand, er selber kaum, Fürst Windischgrätz am allerwenigsten. Aber man brauchte auch einen Juden und hatte sonst keinen zur Hand." Auch Freiherr von Helfert, der in seinen Schriften durchaus der Partei der Revolutionsgegner angehört, hält Jellinek für ungefährlich.

Um einiger Artikel willen, die er in den Tagen, da die Besiegung Wiens ihm selbst nicht mehr zweifelhaft war, geschrieben hatte, wurde er verurtheilt.

Es scheint, dass man ihm die Möglichkeit bieten wollte, manches in Abrede zu stellen, und dass er dies von sich gewiesen.

An den Kämpfen hatte er sich eigentlich nie betheiligt, auch auf der Barricade sich der Waffe nicht bedient.

Und doch war er geboren, ein Märtyrer zu werden — ein idealer, sich am Spiel der Gedanken berauschender Schwärmer, ein Jüngling mehr noch als ein Mann im praktischen Leben. Staunenswert ist, was Jellinek wusste, was er gearbeitet hatte. Ueberreich an Gedanken, im Kampfe noch mit sich selbst, gährender Most, der edelsten Wein versprach. Er glaubte, eine neue Weltanschauung begründen zu können. Und wenn er zu seinen Freunden im Scherze sagte, er kenne drei große Geister: Jesus, Spinoza und — Jellinek, so spiegelt sich trotz des Scherzes etwas von der Stellung darin, die er einst einnehmen zu können träumte.

So ist es nicht unwahrscheinlich, dass er, von seinem Dämon beherrscht, seine Ideen vor dem Kriegsgerichte ungestüm vortrug und sich um den Hals redete, Materiale zu dem Bluturtheile sprechend, zu dem gewiss die Gründe fehlten. Nicht seinen Thaten, seinen Gedanken, derentwillen er schon von Leipzig und Berlin — ausgewiesen worden war, fiel er zum Opfer. Er starb im Glauben dass sein Blut nicht umsonst geflossen sei.

Mit seinem Schicksal war das seiner Freundin Amalie Hempel enge verknüpft. Sie war ein Mädchen aus dem Volke, das nichts als die gewöhnlichste Schulbildung genossen hatte, aber doch von auffallender Begabung, fähig Gedanken aufzufassen und auch nicht ungeschickt, sich schriftlich auszudrücken.

Welcher Unterschied zwischen ihr und der Baronin Perin, deren Geschichte wir erzählt haben.*) Die Perin gehörte der „Gesellschaft" an. Es muss etwas Schönes um die Gesellschaft sein, dass sie es für das Höchste hält, ihr anzugehören, und jeden schonungslos verfolgt, der sich gegen ihre Satzungen öffentlich vergeht. Kein Schimpf, keine Schmach wird ihm erspart. Da ist's der armen Amalie besser geworden, wenn sie auch gleich Trauriges erlebt hat. Ihr Name wäre unbekannt mit Millionen anderer geblieben — so leuchtet um ihn der Abglanz des Märtyrerschimmers ihres Freundes...

Sie war am 25. Mai 1823 in Arnstadt als Tochter des Seifensieders Johann Karl Hempel und seiner Frau Johanne Barbara Henriette geb. Emmerling geboren.

Ihre Lebensgeschichte hat sie selbst geschrieben und Ludwig August Frankl übergeben. Sie soll hier zum erstenmale mitgetheilt werden.

„Ich wurde in einer kleinen Stadt im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen geboren. Meine Erziehung war, obgleich meine Eltern nicht arm waren, doch eine sehr einfache — bürgerliche. Meine Jugend verschwand heiter und sorglos. Schon früh fühlte ich in mir den lebhaftesten Drang, recht viel zu wissen — und der größte Wunsch meines Herzens war, einen großen Wirkungskreis zu finden, wo mir Gelegenheit geboten würde, mich mehr ausbilden zu können. Meine Vaterstadt wurde mir bald zu eng und die Beschränkung eines spießbürgerlichen Lebens zuwider. Mein Vater, dessen Liebling ich war, starb, als ich kaum dreizehn Jahre alt war. Mit seinem Tode nahm mein Leben eine ernstere Wendung. Sehnte ich mich früher schon hinaus in die Welt, so litt es mich jetzt nicht länger im elterlichen Hause, und ich ergriff mit wahrhafter Freude die Gelegenheit, die mir durch den Wunsch meiner Verwandten in Hamburg, mich zu sich zu nehmen, geboten wurde.

Meine Mutter wollte anfangs nicht in meinen Entschluss willigen, doch schon damals besaß ich einen unbeugsamen Willen. Ich wusste, dass ich durch Aeußerung meines Schmerzes, der mich doch natürlich beim Scheiden aus der Heimat und von den Meinigen ergreifen musste, meine Mutter zur Zurücknahme ihrer Einwilligung bewegen würde — ich vergoss daher keine Thräne, obgleich ich den Schmerz der Trennung tief empfand."

Nach neunjährigem Aufenthalt in Hamburg besuchte sie ihre Familie, verließ aber nach vier Monaten die Vaterstadt wieder, um sich über Wunsch ihrer Mutter nach Leipzig abermals zu Verwandten zu begeben.

„Dort, im Jahre 1847, lernte ich meinen unvergesslichen Jellinek kennen. Dort sah und hörte ich ihn zum erstenmal im Redeübungsverein, wo er mit begeisterter Beredsamkeit über den Liberalismus sprach — seine noch jugendliche Gestalt trug schon damals das Gepräge eines tiefen Ernstes, sein frühes Denken, seine unter steten Kämpfen jeder Art zugebrachte Vergangenheit hatten in seinem Charakter eine Schroffheit, eine Festigkeit erzeugt, die jeden, welcher sich ihm nähern wollte, anfangs zurückschrecken musste.

Als ich Jellinek später im Kreise seiner Bekannten wieder sah, wurde ich von seiner freundlichen und gemüthlichen Stimmung, die oft in vollste Lustigkeit übergieng, überrascht. Diese Gemüthlichkeit, die einen grellen Contrast mit seinem finstern, denkenden Wesen bildete, verlor er auch später nicht. Er wusste der rauhen Außenseite seines Lebens immer noch ein frohes Lächeln abzugewinnen.

Wie Jellineks Thun und Handeln stets rasch und entschlossen war, so knüpfte sich auch schnell und für mich plötzlich unser gegenseitiges Verhältnis. So oft ich auch Gelegenheit hatte, meinen Jellinek zu sehen und zu sprechen, so verrieth mir doch nichts seine Neigung, die sich bis zu einer großen Leidenschaft steigerte. Unsere Unterredung beschränkte sich nur auf ernste Gegenstände — über Religionsgrundsätze und dergleichen. Er suchte mich dann mit philosophischer Schärfe über theologische Ansichten aufzuklären. Ich wurde ihm eine gelehrige Schülerin, und so schlang sich das Band unserer gegenseitigen Neigung immer fester. Doch wie immer im steten Kampf mit sich selbst lebend, kämpfte er auch mit aller Macht, wie er mir später erzählte, gegen seine Leidenschaft an. Nun, hier zum erstenmale konnte er nicht Herr seiner Gefühle werden. Wenn ich selbst hier eine nähere Schilderung meiner eigenen Gefühle geben soll, so muss ich gestehen, dass diese damals noch mehr in einer tiefen Verehrung für Jellinek bestanden, dass mich fast allein der große Geist dieses Mannes beherrschte, dass ich mir oder vielmehr meinem Herzen keine Frage gestellt und — wenn dieses auch schon für ihn gesprochen hätte — ich keine Gegenliebe bei diesem kalten berühmten Philosophen vermuthet, noch gehofft hätte.

Erst an dem Tage, als die Entscheidung seines Processes in Leipzig erfolgte und er den Befehl seiner Entfernung erhielt, war sein Entschluss gefasst.

Er theilte mir in Kürze seine Ausweisung mit, beobachtete mich sodann, um den Eindruck zu bemerken, den diese Nachricht auf mich machte. Meinem Gefühle selbst unbewusst, bemächtigte sich meiner ein so unendliches Gefühl der Trauer und des Schmerzes, als Jellinek die Worte der Trennung aussprach, dass sich unwillkürlich mein Auge mit Thränen füllte. Erschrocken darüber suchte ich meine Empfindungen unter der Maske der Gleichgiltigkeit zu verbergen. Doch Jellinek hatte es zu gut bemerkt, ihm, dem aufmerksamen Beobachter, entgieng die lebhafte Theilnahme nicht. Da sich jedoch keine augenblickliche Gelegenheit zu einer sofortigen Erklärung fand, nahm Jellinek Blei und Papier aus der Tasche und

*) Vergl. „Aus Beckers letzten Tagen" in den Nummern 201 bis 204 der „Zeit".

bat in kurzen und entschiedenen Worten um eine Unterredung am folgenden Tag.

Wie er mir später oft erzählte, litt er in dieser Nacht, bevor er mich gesprochen, furchtbar. Hier zum erstenmale konnte ihm Arbeit, seine gewöhnliche und wohlthätige Zerstreuung, der quälenden Unruhe nicht entreißen. Noch am folgenden Tage, nachdem wir uns gesprochen, reiste mein Jellinek von Leipzig ab, hielt sich aber noch einige Tage in Schkenditz an der sächsischen Grenze auf, von wo er fast täglich nach Leipzig kam, um mich zu sehen.

Ich folgte, nachdem ich unendliche Hindernisse von Seite meiner Familie besiegt, Jellinek am 1. December 1847 nach Berlin. Jellinek war durch meine Ankunft hoch erfreut. Ich wohnte bei einer Bekannten in seiner Nähe und er führte mich in den Kreis seiner Freunde, unter denen er besonders Bruno Bauer sehr verehrte. Einige Wochen nach meiner Ankunft erhielt mein Jellinek, nachdem er zu wiederholtenmalen um die Erlaubnis, Vorträge über Nationalökonomie zu halten, eingekommen war, die Weisung, Berlin und selbst Preußen zu verlassen. Jetzt also musste der Moment kommen, dass wir uns zum zweitenmale trennen mussten, um uns vielleicht nie wieder zu sehen! Dieser Gedanke, der uns beide gleich mit unendlicher Betrübnis erfüllte, führte uns zugleich einem Entschlusse näher, der längst in unseren Herzen gereift war.

Mein Schicksal war einmal unauflöslich an den Mann, den ich innig liebte, gefesselt.

Sein Herz, sein Geist wurde für mich eine Welt voll Liebe und Verehrung. Dies fühlend hatte ich den Muth, sein Geschick theilen zu können: ich durfte ihn nicht mehr verlassen, ich wollte die Begleiterin seines Lebens, das ja freudenlos und geächtet genug war, werden; dies wurde in mir zum festen Entschluss.

Damals jedoch gab es wegen unserer Religionsverschiedenheit noch keine Concession (?), welche uns vereinigen durfte. Jellinek anerkannte zwar kein kirchliches Gesetz, das für unsere Verbindung ein Hindernis würde, doch in mir kämpften noch Pflicht, Liebe zu meiner Familie und Vorurtheil einen furchtbaren Kampf — Liebe und klare Ueberzeugung errangen endlich den Sieg — ich wurde das Weib dessen, dem ich mein Schicksal anvertrauen konnte, und unsere Herzen schlossen so den Bund fürs Leben, den uns die Priesterhand versagte.

Mag die Welt jetzt über unser Verhältnis richten und mich verdammen! Mein reines stolzes Selbstbewusstsein erhebt mich über das Urtheil der Menschen! Noch gab es ja keinen Augenblick — auch jetzt nicht, wo ich so unglücklich bin — der mich bereuen ließe, was ich gethan.

Jellinek war glücklich, ein Weib zu besitzen, das jedes Opfer bringen konnte, das sein Besitz von ihr forderte; mir, ich weiß es, verdankt mein unvergesslicher Jellinek die glücklichsten Stunden seines Lebens. Dies Bewusstsein gibt mir Muth, mein Schicksal zu ertragen — es ist der einzige wehmüthige Trost für mein gebrochenes Leben!"

*

Ehe wir den Schluss der Lebenstragödie Jellineks erzählen, seien Stellen aus einigen seiner Briefe an Amalie mitgetheilt. Sie sind für die Eigenthümlichkeit seines Geistes ebenso charakteristisch, wie seine politischen Artikel aus dem Jahre 1848, die er in der „Allgemeinen Oesterreichischen Zeitung" und später im „Radicalen" veröffentlichte.

Vor seiner Abreise von Leipzig schreibt er:

„Meine gute Amalie! Ehe ich reise, muss ich Dir einige Worte sagen.

Die ungeheuere Aufgabe, die ich mir gestellt habe, kennst Du zwar nicht, wie überhaupt bis jetzt die allerwenigsten ihre große Bedeutung zu erfassen vermögen.

Ich liege im Kampf mit der ganzen bisherigen Entwickelung, ist also meine Spannung mit der Welt etwa nicht nothwendig? Kann ich mit Menschen verkehren, deren Ansichten ich verspotte? Muss aber diese Spannung nicht zugleich eine Herbigkeit in mir erzeugen, einen Grimm in mir hervorrufen und eine Schroffheit des Charakters schaffen?

Allerdings, denn die Welt, die mich nicht anzieht, kann ich nur von mir zurückstoßen.

Ich muss also allein stehen. Die Frage kann nur die sein, welche Stellung Du zu mir mit klarem Bewusstsein einnehmen musst.

Bist Du mein Gegner? Nein. Du bist vielmehr die einzige Person, die ich anerkenne, also der ich mich mit Vertrauen hingeben, von der ich sagen kann, dass sie mit Theilnahme meinem Lebenskampf und meinem Kampf folgte. Bist Du also nicht der einzige Punkt, der eine Anziehungskraft auf mich übt?

Du bist ein Weib. Ein schönes und kluges Weib. Das weiß ich. Dieses Bewusstsein bringt in den ungeheuern Kampf, den ich führe, ein mildes versöhnendes Element, es kann dieses die innere Herbigkeit, von der ich sprach, sowie die Schroffheit des Charakters paralysieren — und dies ist Deine Stellung zu mir.

Wirst Du einmal darüber klar, dann gewinnst Du ein stolzes Selbstbewusstsein — Du fühlst Dich selbst in meinen Kampf verwickelt und wirst muthiger als je."

Aus Schkenditz schreibt Jellinek am 28. August 1847:

„Ich sagte Dir, dass unsere Correspondenz einen ernsten Charakter nehmen muss; Du sollst aus meinen Briefen etwas lernen, was Du nicht weißt; und was Du weißt, das soll zur Klarheit in dir gelangen.

Sieh, liebes Malchen, Du brauchst nicht weit nach Büchern zu greifen, um aus dem Morast und Sumpf der jetzigen Ansichten herauszukommen, nein: nur einen kritischen Blick wirf auf Dich selbst, und die Grundanschauungen der Religion zerfallen in nichts.

Was ist das Weib? Diese Frage lege Dir vor, und hast Du über sie nachgedacht, dann schreib es mir. Jetzt will ich hier über diese Frage etwas mittheilen. Das Christenthum hat das Weib erniedrigt, ja die Frage aufgeworfen — z. B. im 17. Jahrhundert — ob das Weib denn auch ein Mensch sei?

Ganz natürlich. Denn das Christenthum ist nichts anderes, als die Vernichtung der sinnlichen, fröhlichen Natur des Menschen, es ist der Versuch, das Gefühl für diese wirkliche Welt zu vernichten, um den Menschen dafür in eine phantastische, bloß gedachte Welt zu versetzen.

Der Mann ist wohl fähig, von dem Gefühle für eine kurze Zeit zu abstrahieren — dies habe ich selbst erfahren — weil er das erkennende Princip der Welt ist, d. h. er ist fähig, die Natur und Geschichte zu erkennen.

Das Christenthum musste daher den Mann über das Weib stellen, weil dieses eine Schöpfung ist, die vermöge ihrer physiologischen Natur mehr geneigt ist zur Freude, Wonne und Fröhlichkeit, als zum stillen, kalten Denken. Das Weib ist nichts anderes als das Princip der Freude im Gegensatz zum Mann.

Nichts ist daher das Weib im Sinne des Christenthums, weil es ja dasselbe Lügen straft."

Zum Schlusse sei noch der Theil eines Briefes aus Berlin vom 9. November 1847 wiedergegeben. Im Anfange beklagt sich Jellinek, dass Amalie eine Antwort ihm lange schuldig geblieben, dann fährt er fort:

„Nicht wahr, Amalie, Du schreibst mir gleich. Soll ich etwa die Bemerkung machen, dass Du noch die Leipziger Amalie bist, trotzdem dass Du in Arnstadt wohnst? Arnstadt ist doch wohl keine Narrenstadt. Weißt Du, was vernarren heißt? sich verlieben! Arnstadt ist doch keine Vernarrenstadt. Betest Du fleißig? Hörst Du Predigten? oder lässt Du Dir vorpredigen? Gott behüte Dich vor theologischem Katzenjammer und vor Theologen*).

Jetzt sehe ich Dich lachen. Nur wenn Du bei dieser Stelle lachen kannst — bist Du glücklich und ich zufrieden. Lachen ist eine natürliche Kritik. Worüber ich lachen kann, das geniert mich nicht. Ein Lustspiel, was nicht zum Lachen bringt, ist ein Trauerspiel, und ein Trauerspiel, das nicht zum Weinen bringt, ein vortreffliches Lustspiel. Dies bemerkte ich bloß beiläufig.

Nur lachen. Wer die Welt auslachen kann, ist frei von ihren Beschränkungen — für den ist sie eine Komödie. In der Komödie liegt zwar — und muss — viel Ernst liegen. So in der Welt. Wenn man also die Welt wie eine Komödie ansieht, so leugnet man damit nicht ihren Ernst, sondern man erhebt sich nur über einen Ernst, der lächerlich ist.

So ist das Lachen selbst der größte Ernst. Das Lachen ist nichts anderes, als der herbe Ernst in humoristischer Form.

Das Lachen ist kein leichtsinniges Princip — ich verweise Dich auf den französischen Lustspieldichter Molière.

Das Lachen setzt Kenntnisse voraus — und ein kritisches Talent. Nur ein Mensch kann lachen — aber kein Theologe, darum nicht, weil der Theologe nichts weiß, nichts ergründet, sondern alles für wahr hält. Der Theologe glaubt an Wahrheiten. Der Glaube erzeugt keinen Humor. Der Gläubige kann sich daher über nichts lustig machen. Seufzen und Klagen sind die einzig humoristischen Wendungen des Theologen. Wo Seufzer herrschen, da geht der Humor, die Freude unter. Wo die Freude untergeht, da existiert keine wirkliche Welt. Der theologische Seufzer hebt daher die Welt auf — und das Weib. Ein Weib lieben kann der Theologe nur im Widerspruche mit sich selbst. Die Liebe ist durchaus humoristischer Natur. Sie ist weltlich gesinnt, sie liebt nur diese Welt. Die Liebe ist atheistisch. Genug ..."

Ueber die erschütternden Erlebnisse des Jahres 1848 liegt eine Aufzeichnung Ludwig August Frankls nach den mündlichen Berichten der Hempel vor. Frankl hat diese Gespräche in Schlagworten offenbar unmittelbar während der Erzählung niedergeschrieben, ihnen wollen wir folgen, nur ergänzend, wo dies unbedingt geboten ist; in ihrer schlichten Darstellung soll uns das tragische Geschick des hochbegabten 26jährigen Mannes entgegentreten.

Als Jellinek in Berlin ausgewiesen wurde, riethen ihm Freunde, in der Nähe zu bleiben, um sein Werk „Die religiösen Zustände der Gegenwart oder Kritik der Religion der Liebe" vollenden zu können. Weil ihm aber die Bücher fehlten, eilte er nach Leipzig, in der Hoffnung, einige Zeit dort unbemerkt zu leben. Des Morgens wird er aus dem Bett geholt, verhaftet und musste noch am selben Tage

*) Die Mutter Amaliens wünschte, dass diese sich mit einem Theologen, der sich um sie bewarb, vermählte.

Sachsen verlassen mit dem Versprechen, nie wieder zurückzukehren. Nothgedrungen begab er sich zu seinen Eltern nach Ungarisch-Brod und beschäftigte sich dort mit Abhandlungen über Spinoza und die französische Revolution. Diese Arbeiten nebst vielen interessanten Briefen hat der Vater Jellineks vernichtet, als er die Verhaftung des Sohnes in Wien vernahm.

Die Sonne der Märztage führte Jellinek nach Wien, am 1. Mai folgte ihm Amalie dorthin.

(Schluss folgt.)

Otto Wagners Kunstakademie.

In der Ausstellung der Secession ist ein Entwurf des Oberbaurathes Otto Wagner zu einem neuen Kunstakademiegebäude zu sehen. Die Tagespresse hat zu der Frage, ob das jetzige Akademiegebäude den Anforderungen noch zu genügen vermag, bereits Stellung genommen. Für den Einsichtigen kann wohl kein Zweifel darüber walten, dass diese Frage verneint werden muss. Schon vor Jahren war man gezwungen, einen Theil der Bildhauerwerkstätten in die Nähe der Südbahn zu verlegen, eine weitere Ausgestaltung der Schulen und Sammlungen im Baue selbst ist überhaupt nicht mehr möglich. Wagner hat nun ein Pavillon-System gewählt, dem man kein besseres entgegensetzen kann. Ein einheitlicher Bau wäre bei so verschiedenartigen Bedürfnissen und immer wechselnder Anforderung nur ein Hindernis. Ich glaube überhaupt, dass man von den geschlossenen Monumentalbauten in vielen Fällen wieder abkommen wird. Was waren denn die römischen Kaiserpaläste auf dem Palatin, die Thermen des Caracalla, Diocletian, waren das nicht Conglomerate von einzelnen Gebäuden mit Gartenanlagen dazwischen? Und die waren doch gewiss auch großartig. Die mittelalterlichen Burgen und die Barockschlösser sind auch nicht unter ein Dach gebracht, und wirken sie nicht gewaltig? Wir klammern uns immer zu sehr an den Palast des italienischen Signore, der ein Castell in der Stadt haben musste. Unsere Gemeinwesen haben die Mauern gesprengt, und auch der einzelne Bau muss sich lösen. Wenn sich jedes Glied recken kann, wird es sich auch naturgemäß entwickeln.

Otto Wagner dachte sich einen Platz in einem äußeren Stadttheile, in dem ein größerer Raum in ländlicher Schönheit noch zu erwerben ist, die Kunstschüler billige Wohnungen finden und durch die Stadtbahn doch mit dem modernen Leben des Centrums in Verbindung bleiben können. An der Vorderseite des großen Rechteckes erhebt sich in der Mitte ein gewaltiger Kuppelbau, der Aula und Festsaal beherbergt, rechts und links ein Langbau, der Gipsmuseum und Gemäldesammlung aufzunehmen hätte: die Ateliers und Nebenanstalten sind in einzelnen Gebäuden über eine größere Gartenfläche vertheilt, die in regelmäßigem Stile gedacht ist. Die letztgenannten Gebäude sind ganz einfach als Nutzbauten in Putzbau, zum großen Theile auch aus Eisen und Glas gedacht, so dass sie leicht den wechselnden Bedürfnissen entsprechend geändert werden können. Auch die beiden Musealbauten sind nur Putzbau; kostbareres Material (Granit und abgetönte, theilweise vergoldete*) Zierate) ist für den Mittelbau aufgespart. Das ist nicht nur sehr ökonomisch, sondern auch künstlerisch klug und wirksam. Die weithin disponierten Massen, von denen keine selbständig spricht, bilden doch eine wohlorganisierte Einheit, eine große Harmonie, die allerdings erst dann zusammenklingt, wenn man alles auf den großen Hauptbau bezieht. Darum durfte dieser auch nicht in Einzelnheiten aufgehen, an denen wir uns überhaupt in letzter Zeit schon übersättigt haben, seine Einzelnheiten liegen zum Theile schon um ihn. Man wird sich kaum eine bessere Lösung vorstellen können, als Wagner sie für den Hauptbau getroffen hat. Wie da alles zur Kuppel emporstrebt und dann noch darüber hinaus in den Kreis kränzetragender Jungfrauen hinausschießt und dann oben wie eine Blüte wieder sanft niederneigt! Da ist eine Ueberfülle von Kraft, etwas Jubelndes, Freies, Lustiges darin, dass man kein besseres Sinnbild der Kunst zu ersinnen vermag.

Man findet in modernen Bauten — der Brüsseler Justizpalast ist bis jetzt vielleicht das großartigste Beispiel der Art — oft etwas Assyrisches, etwas vom Geiste der alten Weltmonarchien. Das hat wohl einen tieferen Grund. Sind wir durch unsere Art der Cultur nicht wieder zu bloßen Massen zusammengeschmolzen? Das Arbeiten ins Große ist eine Forderung unserer Zeit mit ihren neuen Weltmonarchien. Wenn ich Sascha Schneider oder überhaupt ein Symbolist wäre, würde ich Menschenleiber zu fast undefinierbaren Massen zusammenschnüren und daraus dem neuen Staatsmoloch oder Bel einen Tempel erbauen. In ihrer unheimlichen Massenwirkung scheinen die Werke der neuen Baukunst — man sehe sich nur die architektonischen Entwürfe in einigen Heften des „Ver sacrum“ an — dem Individuum oft geradezu feindlich gegenüber zu stehen. Das kommt daher, dass kein einzelner Theil des Baues, wie in der jonischen oder Renaissance-Kunst, eigenen, selbständigen Wert hat. Die antike Säule und selbst ihre Theile noch, das Gebälke, die Krönungen, erscheinen uns wie Individuen, die sich zu gemeinsamer Arbeit, jedes an seiner Stelle, zusammengefunden haben. Anders bei unseren Modernen. Da wird kein vorhandenes, für uns als Einzelwesen lebendes Motiv in das Ganze hineingenommen, sondern jede Form wird für den einzelnen Fall aus dem Großen heraus construiert. Jeder Theil ist nur als Massentheil zu verstehen, an sich ist er leblos. Dagegen empört sich noch unser Gefühl, darum die instinctive Abneigung so vieler gegen die neue Richtung. Denn das lässt sich nicht leugnen: Einstweilen haben diese neuen Formen noch das Wüste des Traumbildes: sie haben etwas Quallenartiges, keine greifbare, stete Gestalt. Man hat bei ihnen oft das Gefühl, als könnten sie sich im nächsten Augenblicke wiederum anders räkeln oder zusammenziehen — und der ganze Bau stürzt nieder. Die Entwürfe unserer Modernen haben oft etwas Grauen-einflößendes.

Mit Wagner steht es nun aber keineswegs so, trotzdem auch er Moderner ist, trotzdem auch er aus dem Ganzen construiert und manche Form gibt, die, losgelöst, unverstanden bliebe — man denke nur an die Pfeiler der reizenden, leicht aufgehängten Vordächer. Er ist nicht verschwommen, befremdend, sondern von eherner Schärfe und durchsichtiger Klarheit. Und er entfernt noch nicht consequent alles, was uns bisher als schön galt: er reinigt nur die Kunstsprache von Phrase und unpassender Bildung.

Das Material ist in der Baukunst zumeist gegeben, in Wien vor allem der Putzbau, den Wagner schon bei den Stadtbahnhöfen in so glänzender Weise ausgenützt hat. In ähnlicher Durchführung erscheinen hier die beiden musealen Gebäude; alles an ihnen erscheint echt, nie macht der Mörtel den Eindruck, als wäre theureres Material an der Stelle eigentlich besser gewesen, nein der Putz ist hier immer das Beste. Dafür ist aber auch das harte Steinmaterial des Mittelbaues in bester Weise genützt. Wie wirkungsvoll sind die Fugen der Platten, wie vornehm die an sich gefälligen glatten Flächen verwendet! Und wie ruhig heben sich davon Ornament, Sculpturen und Malerei ab! Wie echt wirken die straff gezogenen Linien in ihrer fast puritanischen Strenge und Keuschheit an den Putzbauten sowohl, als an dem Mittelbaue, wo sie beidemale dem Stoffe so völlig entsprechen! Man weiß nicht, ist die Form zum Stoffe, der Stoff zur Form gewählt. Wie wirkt da der Putz, den wir sonst nur als verächtliches Surrogat kennen, in dem alle Formen unrein erscheinen! Bei dem Bierpalaststil einer untergehenden Generation haben wir ihn verachten gelernt, hier bitten wir es ihm wieder ab. Das ist nicht nur ein erträgliches, das ist ein herrliches Material, eines der besten, um den Ausdruck jener gesunden, reinen Nüchternheit zu erreichen, die unsere besten Geister mit dem echten Griechenthume vereint.

Man findet bei Otto Wagner Anklänge an das Empire; damit ist aber wenig gesagt. Wenn ich irgend einen Baukünstler zur Erläuterung Otto Wagners heranziehen wollte, so wäre es der Architekt Michel-Angelo und sein Schüler Vasari. Ihre Florentiner und römischen Bauten zeigen ähnlich straffe Formen, fast als wären sie aus einer zähen Masse nach Bedürfnis gezogen und in Spannung versetzt: bei ihnen dasselbe Herausarbeiten von Formen, die nur aus dem Ganzen verstanden werden können. Dürfen wir aus dieser Aehnlichkeit weiter schließen, so stehen wir allerdings vor einer neuen Epoche der Baukunst, wie auf Michel-Angelo die Barocke folgte. Otto Wagner ist dann vielleicht nur der Vorläufer des Kommenden. Vielleicht erobern die Formen, die heute noch so traum- und quallenartig erscheinen, doch noch die Welt. Auch das römische Reich hat nach dem Untergange der übrigen Künste noch eine gewaltige Baukunst geboren — und wir stehen heute erst am Beginne der neuen Weltmonarchien.

Wien kann sich Glück wünschen, wenn die Aufschrift auf dem Modelle: „Errichtet MCM Franz Josef I.“ zur Wahrheit wird. Wir sagen es gerade heraus, keines der ausgeführten Wiener Gebäude kann sich mit diesem Entwurfe messen, und wir sehen keinen Meister, der in absehbarer Zeit Besseres zu schaffen vermöchte. Jedenfalls kann die Kunst nur von Werk zu Werk fortschreiten. Vielleicht liegt hier der Ausgangspunkt einer großartigen Entwickelung — wenn man das Project ausführt.

Dr. Moritz Dreger.

*) Im Modell mussten aus technischen Gründen alle Metallzierate vergoldet werden, wenn sie später auch andere Farben haben sollen.

Die Secession.

II.

Am meisten verwundert sind die Leute über den großen Erfolg, den in der neuen Ausstellung unsere jungen Wiener haben. Das hätte niemand gedacht: denn der Wiener will es niemals glauben, dass ein Wiener etwas kann; er hat auf sich selbst kein Vertrauen. Wie oft hat man das nicht in der Genossenschaft hören müssen! Was, ihr wollt Ausländer bringen, ihr wollt den Wienern die Experimente der Franzosen zeigen? Wisst ihr, was da die Folge sein wird? Das ist der Tod für uns Wiener! Kein Mensch wird mehr nach uns fragen! Natürlich! Wenn ihr die Leute erst einmal an diese raffinierten Sachen gewöhnt, was soll dann aus uns werden? Mit uns ist es dann aus, das muss euch doch klar

sein! Mit den Franzosen und Engländern können wir Wiener nicht concurrieren, bildet euch doch das nicht ein! Darum ist es von euch ein Verbrechen, sie zu bringen. Im Gegentheil: gesetzlich verbieten sollte man sie, um uns zu schützen. Endlich und schließlich sind wir uns doch selbst am nächsten! Das war immer das Argument der Alten gegen die Jungen: wie man so dumm sein kann, selber den stärkeren Concurrenten herzurufen! Noch im März konnte man das wieder hören. „Was ist denn das Resultat eueres Erfolges?“ hieß es noch damals; „dass die Leute in den Khnopff und in den Segantini vernarrt sind — no, was habt ihr davon?“ Aber die jungen Künstler haben sich nicht beirren lassen, sind mit reinen Herzen treu geblieben und jetzt wird es ihnen vergolten. Nun zeigt es sich, dass ihr Muth Recht behalten hat gegen die Furcht der Alten. Nun zeigt es sich, dass ihre Kunst sich nicht zu schämen und keinen Vergleich zu scheuen hat. Nun zeigt es sich, dass sie getrost neben die Gäste treten und sich mit ihren besten Werken messen dürfen.

Unsere jungen Künstler sind aber alle noch mitten in der Entwicklung. Bei jedem von ihnen thun sich tausend Hoffnungen, tausend Befürchtungen auf. Es ist heikel, jetzt schon über sie zureden, jedes Wort kann sie gefährden. Dem reifen und fertigen Künstler wird die Kritik niemals schaden: sie sagt ihm nichts, was er sich nicht selbst schon gesagt hätte; er ist unabänderlich, er kennt das Verlangen seiner Natur und das Versagen seiner Kraft und er muss, ob er will oder nicht, seinem inneren Gebote gehorchen. Aber in der Entwicklung wankt und taumelt der Künstler, tausend Warnungen regen sich in ihm auf, tausend Verlockungen winken ihm zu, jedes Wort kann ihn verstören, keines kann ihm helfen. Was hätten wir denn auch, um ihm zu helfen, wie sollen wir ihn denn warnen? Was wissen wir denn von ihm, solange wir nicht das Ganze seiner Werke sehen können? Im Ganzen erblicken wir ihn ja erst, dann erst werden wir im Früheren die Spuren des Späteren verstehen, dann wird uns das eine zum Zeichen des anderen werden. Darum wäre es besser, die jungen Künstler, die man redlich streben fühlt, mit den Ermahnungen und Warnungen auszulassen. Man hülle sie in unsere Liebe ein und hüte sich, sie aus dem Traum zu stören; in diesem allein schauen sie die Schönheit und dürfen sie berühren.

Darum will ich auch gar nicht über unsere Künstler für sie selber reden, sie sollen es lieber gar nicht lesen. Sie sind auf guten Wegen, mögen sie unverwandt ausschreiten! Wenn sie angekommen sein werden, dann werden wir ihnen nachfolgen und dann werden sie uns oben lächelnd zuhören, was wir von ihnen meinen. Aber leider sind wir, wir Armen von der Kritik, nicht für die Künstler da, sondern nur für das Publicum. Bei diesem sollen wir ihre Interpreten sein. Dabei kommt es gar nicht so sehr darauf an, dass wir ihm das Richtige über sie sagen, sondern das, was ihm hilft, sich ihnen zu nähern. Das ist ja der Sinn und Zweck unserer Bemühungen. Darum hängen wir den Künstlern sozusagen Zettel mit einer Aufschrift für das Publicum um. Darum geben wir jeden Namen in ein „Kastl“, weil das Publicum eine Ordnung will. Wir wissen sehr gut, wie das den Künstlern zuwider ist. Es ist uns auch zuwider. Aber für die Leute müssen wir es thun, es lässt sich nun einmal nicht anders machen. So mögen mir meine Freunde verzeihen, wenn ich mit ihnen nun auch, dieses und ein anderes Mal, dasselbe thun will. Ich will zu einem jeden von ihnen ein paar Schlagworte sagen, die gar keinen anderen Sinn haben, als dass sie vielleicht doch diesem oder jenem aus dem Publicum helfen, in die Stimmung zu kommen, die ihn mit unserem Künstler empfinden lässt.

Klimt ist den meisten Wienern schon vor der Secession bekannt gewesen. Jeder hat einmal sein antikes Theater in der Burg oder seine wunderbaren Sachen im Museum gesehen. Zuerst sagt man sich da unwillkürlich: Makart! Jene große Zeit lebt da wieder vor uns auf. Er hat jene ungeheure Freude an der Farbe, die tiefe Sehnsucht nach Glanz und Pracht, dasselbe Bedürfnis einer rauschenden, wie ein Feuerstrom brausenden und fast musikalischen Malerei. Aber er ist doch anders. Es fehlt ihm das Theatralische von jener Zeit. Seine Geberden haben immer etwas Zurückhaltendes, fast wie eine leise Scham. Er kommt uns vor wie ein Mensch, der schwärmen und schwelgen möchte, aber allein: er schämt sich, dabei gesehen zu werden. Er hat eben sehr stark das, was Makart nicht hatte. Von Makart sagen die Franzosen immer, wenn man über ihn spricht: Ja, ja, aber leider ist er kein artiste. Dieses Vage, Unaussprechliche, hoheitsvoll Verschämte, das sie artiste nennen, hat Klimt sehr. Mag er sich makartisch berauschen, er bleibt doch immer decent. Makart drückt mehr aus, als er zu sagen hat: in der Freude am Ausdruck; er schreit um des Schreiens willen. Bei Klimt fühlen wir immer, dass er noch mehr zu sagen hätte, aber es nicht will, weil er von schamhafter und schweigsamer Natur ist. Darum hört man die Leute so oft von ihm sagen, dass er an Khnopff erinnert. Er hat mit Khnopff jene Eleganz der Seele gemein, die lieber gar nicht verstanden sein will, als dass sie sich entschließen könnte, laut zu werden und zu lärmen. Es ist merkwürdig, wie sehr er darin unserem Hofmannsthal gleicht. Ich glaube, die beiden haben sich noch niemals gesehen und sie werden nicht viel voneinander wissen. Aber zu jedem Bilde von Klimt fällt einem unwillkürlich ein Vers von Hofmannsthal ein, bei diesen Versen tauchen jene Bilder auf. Als das Wesen beider Künstler empfinden wir, dass sie einfache, große und reine Gefühle des Menschen lieben, aber diese mit dem größten Raffinement der äußersten künstlerischen Mittel ausdrücken wollen, doch dabei in der ewigen Angst, turbulent zu werden und die Bescheidenheit der Kunst zu verletzen, lieber weniger sagen, lieber auf den Ausdruck verzichten und lieber unverstanden bleiben. Bei beiden erinnern wir uns oft, dass es recht wienerisch ist, sein Gefühl bei sich zu behalten. Bei beiden spüren wir oft einen Widerspruch zwischen der Reinheit, ja Unschuld ihrer Empfindung und einem extremen Raffinement der Form, die manchmal beinahe preciös wird. Bei beiden müssen wir an gewisse elegante Wienerinnen denken, die zu kostbar gekleidet sind, so dass es fast schade um das liebe Gesichtel ist: wenn sie einmal im einfachen weißen Kleide kommen werden, keinen Schmuck im Haar als eine Blume, dann werden wir erst wissen, wie schön sie sind.

Es wird jetzt zehn Jahre her sein, dass man zuerst auf Engelhart aufmerksam geworden ist. Es hieß damals: ein neuer Schließmann! Damit meinte man: ein unakademisches, ganz unconventionelles Talent, das mit beiden Händen ins Leben greift und die Menschen auf der Gasse packt. Dann ist er nach Paris gegangen und dort ein großer Experimentierer geworden, ganz besessen von einer wahren Wut, alles zu können, was die anderen können, alles zu wagen, was je versucht worden ist, jede Gefahr zu bestehen, alle Mittel zu beherrschen, sich aller Künste zu bemächtigen. Es ist einem damals fast bange um ihn geworden, so vermessen und ungestüm hat er gestrebt. Eine Zeit lang ist er ein rechter Athlet der Malerei gewesen, ins Gigantische wollend, sogar ein bisschen kraftmeiernd, größer thuend, als es so einem armen Wiener erlaubt ist. Man konnte fürchten, er möchte ein falscher Stuck werden. Er ist aber doch lieber der echte Engelhart geblieben. Plötzlich hat er alles, was fremd an ihm und bloß Experiment und sozusagen nur eine Gymnastik seines Talents war, tapfer von sich abgethan, plötzlich ist er wieder der Alte gewesen, nur freilich jetzt im Besitze der neuesten Künste. Er kann jetzt alles, aber er bescheidet sich, er will nur noch das, was ihm eigen ist. Nun spricht er sein prachtvoll gesundes Wesen aus. Gesund, das ist das eigentliche Wort seiner Natur. Bei allem, was er jetzt thut, rufen wir unwillkürlich aus: Famos! Eine solche Freude haben wir, dass es unter uns einen so echten und wahrhaften Menschen gibt. Diese unbeschreibliche, bezwingende, erlösende Wahrheit ist das Wesen seiner Kunst. Ich weiß heute überhaupt keinen Maler, der so überzeugend malt. Man kommt da gar nicht auf den Gedanken, dass irgend etwas auch anders sein könnte. Man fühlt, dass alles so ist, wie es sein muss, aus der unabänderlichen Nothwendigkeit einer geraden und sicheren Natur heraus. Bei anderen Malern meint man wohl manchmal, man hätte sich dies oder das lieber so oder so gedacht. Bei ihm ist das unmöglich, ebensogut könnte man von ihm einen anderen Gang oder andere Augen verlangen. Das spürt man und man spürt, dass er ein gutes Exemplar jener neuen Oesterreicher ist, die, indem sie die alten Empfindungen unserer Race zärtlich bei sich hegen, doch Männer und stark sind und sich nicht ergeben werden. Wenn ich mit einem Worte ausdrücken soll, was ich bei seinen Sachen so groß und so schön empfinde, so würde ich halt sagen, dass er der Burckhard unserer Malerei ist.

Bei Moll denkt man immer zuerst an Schindler. Er hat dieselbe reine und stille Stimmung. Es fällt einem ein Lied von Schubert ein und man erinnert sich, wie es ist, wenn man im October gegen Abend an der Höldrichsmühle vorbeigeht. Es wird einem ein bisschen traurig, aber man ist so froh, einmal recht traurig sein zu dürfen. Diese Stimmung der Wiener Freude mit einem leisen Hall von Melancholie drückt Moll auf eine vollkommene Art aus. So mag der Rustan empfinden, nachdem er aus dem bösen Traum erwacht ist: herzlich das kleine Glück lobend, mit einer leisen Furcht vor den Abenteuern, die in der Welt draußen sind, innig ergeben in unser tägliches Los. In einem richtigen Wiener Zimmer, wo man in einen unserer alten Gärten hinabsieht, die guten Möbel aus der Biedermeierzeit hat und sich von einer graziösen Frau einen Walzer von Lanner vorspielen lässt, dürfte ein Bild von Moll, irgend eine Ruine in der versinkenden Sonne, nicht fehlen, es gehört dazu.

Hermann Bahr.

Der Thor und der Tod.

Mein lieber Herr Bahr!

Ich hätte Ihnen so gern den Dienst geleistet, den Sie in Ihrer Depesche von mir erbeten haben. Aber Sie verlangen von mir Unmögliches. Dass ich über Hofmannsthal und seine Dichtung „Der Thor und der Tod“, nachdem wir sie in der Münchener literarischen Gesellschaft mit so glücklichem Erfolge zur Aufführung brachten, ein Feuilleton für die „Zeit“ schreibe — nein, lieber Herr Bahr, das geht nicht. Ich bin diesem Ereignis gegenüber zu sehr

Partei, könnte nicht objectiv sein und dürfte nicht so mit vollem Herzen loben, wie ich es gerne möchte und wie ich es müsste. Ich selbst war doch der glückliche Goldfinder, von dem „Der Thor und der Tod" unserer Gesellschaft zur Aufführung vorgeschlagen wurde — ein Vorschlag, welcher einmüthigen Anklang gefunden! Und ich selbst bin für die Sache, an die ich glaubte, ins heiße Feuer des Theaters gesprungen, habe selbst die Regie der Aufführung übernommen! Und da soll ich nun darüber schreiben? Mit dem lachenden Jubelgesicht unter der kritischen Maske? Nein! Dass so 'was nicht geht, das müssen Sie doch selber einsehen. Ja, wäre die Sache schief gegangen — freilich eine Annahme, die bei meiner Ueberzeugung von dem seltenen Wert und von der hohen dichterischen Kraft dieses klangschönen Werkes völlig ausgeschlossen war — aber wenns dennoch schief gegangen wäre, hätt' ich mit Wonne einen rasselnden Kampfartikel losgelassen. Denn auch ein Misserfolg auf der Bühne hätte mir nicht beweisen können, dass ich mit meinem Glauben im Unrecht war.

Aber jetzt? Da dieser stürmische Erfolg sich einstellte? Da mir in den Ohren noch immer der rauschende Beifall klingt, mit dem unsere guten lieben Münchener Eueren Wiener Dichter wieder und wieder hervorjubelten? Jetzt müssen Sie schon einen anderen über Dichtung und Aufführung schreiben lassen. Ich kann das nicht und darf's nicht — obwohl mein Antheil an diesem Erfolg nur ein ganz bescheidener war, nur ein stiller Handlangerdienst, den ich freudig und begeistert einem starken, reichen und das Höchste versprechenden Talent geleistet habe. Uebrigens, dass ich den Wienern in der „Zeit" jetzt den Wert dieser Dichtung predige — das scheint mir auch überflüssig. Man wird sie ja hören und sehen in Wien. Das Burgtheater kann an diesem Münchener Erfolg eines Wiener Sonntagskindes nicht mit abgewandtem Gesicht vorübergehen.

Aber warum sind Sie denn nicht selbst gekommen? Sie waren doch für Hofmannsthal der literarische Pathe seines Talents! Da wär' es Ihnen zugekommen, auch diesen jubelnden Taufschmaus auf der Bühne mitzufeiern, im Angesichte von anderthalb Tausend begeisterten Menschen! Wären Sie doch hier gewesen! Sie hätten Ihre helle Freude gehabt an dem gläubigen Eifer, mit dem alle Mitwirkenden bei der Sache und bei der Arbeit waren! Freilich, diese Arbeit wäre der literarischen Gesellschaft nicht gar so leicht geworden, wenn uns nicht Ernst v. Possart, der Intendant unseres Hoftheaters, von seiner bewährten Künstlerschar ein paar der Besten zur Verfügung gestellt hätte. Frau Dahn-Hausmann als „Mutter" — da griff jedes Wort wie mit guten linden Frauenhänden in die Seelen der athemlos Lauschenden! Und Fritz Rimond als „Tod" — das war eine Leistung von großem Guss, eine schauspielerische Schöpfung, von welcher Baron Mensy in der „Allgemeinen Zeitung" schrieb: „Rimonds ‚Tod' konnte erschauern machen, er sprach herrlich und spielte mit Hoheit in einer Maske, die einem Phidias als Modell hätte dienen können". Dazu kam als wirksamer „Claudio" ein tüchtiger und begabter Schauspieler vom Breslauer Stadttheater, Max Bayrhammer. Für den „Jugendfreund" hätten wir einen besser geeigneten Darsteller kaum finden können als den jungen Curt Stieler vom Stadttheater in Hanau — und in der Rolle des „jungen Mädchens" betrat Fräulein Else Schneider zum erstenmale und verheißungsvoll die Bretter; nach Goethe'schem Wort ein „lieb Ding", das in seinem weißen Kleidchen wie Frühling herausblühte aus dem Dämmerschein der Bühne. Mit dieser Darstellung, die ihr Bestes gab — nein, das Beste — verband sich noch, um die Wirkung zu steigern, „das Geigenspiel des Todes" — die Musik, die uns Bernhard Stavenhagen geschrieben hatte und die mit der schön und kraftvoll schwingenden Stimmung der Dichtung zusammenklang wie ein reiner Gleichlaut.

Der Vorhang auf, die ersten herrlichen Verse des Claudio, und schon war lauschendes Schweigen im ganzen überfüllten Haus, eine Andacht, durch keinen Laut gestört. Das Spiel der Geige klingt, in den Herzen der Zuschauer die Sehnsucht alles Lebens weckend, wie in der Seele des Claudio, dieses müden Freudenzweiflers, der im Erlöschen das Erkennen lernt und mit zuckenden Händen nach allem Verlorenen greift, nach allem versunkenen Wert seines leergewordenen Daseins. Der „Tod" tritt auf — aus dem wallenden Schwarzflor leuchten die marmorweißen Arme hervor, die Schultern, die das Haupt tragen mit diesem Gesichte, schön, doch kalt und bleich und ernst wie ein Steinbild — als einzige Farbe der grüne Lorbeer und der rothe Mohn in den schwarzen Locken. Ueber all die tausend Zuschauer weht es hin wie ein Laut des Grauens, das sich löst in Aufathmen, in schauendes Bewundern, in ein Trinken der herrlichen Worte, die auf der Bühne klingen. Und als der Vorhang fiel — dieser schier endlose Jubel!

Wie war's nur möglich, dass solch ein Werk seit fünf Jahren in der Welt sein konnte, ohne dass sich die Bühnen darum rauften. Aber jetzt müssen sie kommen — oder sie verstehen nicht einmal ihr Geschäft, vom Künstlerverstande gar nicht zu reden.

Und die ganze Kritik hier ist einstimmig in der Anerkennung. „Die Dichtung zieht den Hörer in ihren Bann," schreibt die „Allgemeine Zeitung", „und hält ihn gefesselt, bis der letzte der wundervollen Verse verklungen ist. Hofmannsthal hat große Gedanken von wahrhaft poetischer Schönheit, bilderreich ist seine Sprache und von classischem Pathos. Grandiose Stimmungsmalerei ist der Grundzug seiner Kunst, und ihre Gestalten haben die Plastik hellenischen Marmors." Und die „Neuesten Nachrichten": „Diese Dichtung ist durchaus modern. Aber in welche Form ist sie gegossen! Die ganze farbensatte, hoheitsvolle Pracht der Classicität ist wieder erwacht, und mit antikisierendem Pathos rauscht die bilderreiche Sprache Hofmannsthals einher. Die Gestalten, die er schafft, haben einen Zug ins Monumentale."

Wären Sie doch hier gewesen! Solche Schwertleite eines mannbaren Talents mitzuerleben, dabei mithelfen zu dürfen, das geht noch über die Freude am Erfolg des eigenen Schaffens. Vor drei Jahren bin ich dabeigestanden, als sie zu Pompeji in der casa nuova die herrliche Marmorstatuette einer Psyche aus der Asche hoben. Was ich empfand, als dies köstlich Schöne aus dem Dunkel ans Licht getragen wurde — ich kann's Ihnen gar nicht sagen. Und dass ich meine Hand an eine Stange der Tragbahre legen durfte! Eine ganz ähnliche Freude war es mir, als ich den Jubel hörte, mit dem „Der Thor und der Tod" bei unserer Aufführung begrüßt wurde.

Nur schade, dass diesem positiven künstlerischen Gewinn ein negativer folgte — dem ernsten Spiel ein dramatischer Bocksprung wider Willen. Wir gaben als zweites Stück das japanische Schauspiel „Niemand weiß es" von Theodor Wolff. Eine zarte, liebenswürdige und graziöse Arbeit! Aber die haben sie uns bitter angeblasen! Freilich, sie waren durch Hofmannsthal verwöhnt und machten große Ansprüche — sie wollten einen zweiten Adler haben und waren mit dem bunten Schmetterling, den wir ausflattern ließen, nicht mehr zufrieden. Und als es einmal da war, dieses erste Lachen von oben herab, da gab es im Ernst kein Halten mehr. Und man schlug über die Schnur. Da sagt zum Exempel der Held: „Ich bin ein schlechter Mensch und möchte um Himmelswillen kein guter Kerl sein!" Wie man dieses ernste Wort verhöhnen konnte — ich hab's nicht verstanden. Und diese „wehe wenn sie losgelassene" Heiterkeit wanderte sogar zum Hause hinaus, weit übers Meer bis in ein fernes Land, das zuweilen gelobt wird. In der schönsten Scene des Stückes fühlt sich der Held im Rausch der Liebesnachtwonne als einen „Kaiser" an Glück, nennt die Geliebte seine Kaiserin und jubelt: „Wir gehen fort von hier, wir gehen in die Länder, wo alles Licht und Sonne ist! Und alle Menschen werden sagen: der Kaiser und seine Kaiserin ziehen in die Welt hinaus!"

Sie schmunzeln, lieber Bahr? Ja, denken Sie nur, man fand in dieser Stelle eine politische Anspielung und lachte, dass die Wände des Theaters dröhnten. Und Theodor Wolff mit seinem japanischen Liebeszauber war begraben — aber nicht unter Milch und Honig.

Doch die bittere Nuss, die unsere literarische Gesellschaft an diesem Misserfolg — nein, an diesem durch äußere Zufälligkeiten zerstörten Erfolg zu knacken bekam, hatte in künstlerischem Sinne noch immer einen süßen Kern. Das war die „Tajo" in der Darstellung durch Fräulein Brünner vom Hoftheater. Diese zarte, fein gewobene Gestalt, mit ihrem scheu zitternden Nerven- und Seelenspiel, war so ganz das von Liebreiz umflossene, natürlich zum Herzen redende und doch exotisch wirkende Frauenbild, wie es der Dichter in seinen phantastisch gaukelnden Träumen geschaut haben mag. Und Hut ab vor dem unerschütterlichen Muth, mit dem diese kleine Heldin allen tragischen Ernst ihrer Rolle auch den allzu heiter gewordenen Zuschauern gegenüber noch aufrecht erhielt! Aber da gab's kein Retten mehr. Der hungrig gewordene Löwe Publicum fraß mit dem zerrissenen Lamm auch noch das holde Blümchen auf, das noch blühte mitten im fließenden Blut des zerfleischten Opfers.

Ja, lieber Herr Bahr, es ist manchmal hart, Dichter zu sein. Ich glaube, Sie haben das auch schon zu merken bekommen. Oder nicht? Aber heute todt, morgen roth — das ist ein Sprichwort ad usum der Dramatiker.

Mit herzlichem Gruß Ihr Ludwig Ganghofer.

München, den 13. November 1898.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

In der vielbesprochenen Verlosungsfrage der Prag-Duxer Bahn ist schon wieder ein Urtheil erflossen. Auf Grund neuer Thatsachen hat der Prioritätencurator neuerdings das Ansuchen um die Klagegestattung gestellt und ist vom Handelsgericht in Prag neuerdings abgewiesen worden. Die Rechtsverweigerung wird fortgesetzt. Die Herren wollen sich nicht selbst desavouieren. Aber wahrscheinlich dämmert ihnen doch schon die Erkenntnis auf, dass die Rechtsverweigerung in heutiger Zeit nicht mehr die geeignete Maßregel ist, einen Process aus der Welt zu schaffen. Hätte das Gericht in unterster Instanz sofort die Klage zugelassen und dann die meritorische Entscheidung zustimmend oder zurückweisend, wie dem auch sei, getroffen, dann wäre die Frage seit Monaten entschieden, die Kosten des Processes wären weit geringere gewesen und man hätte eine principielle Entscheidung gehabt, an die sich die Interessenten dieser Gesellschaft und anderer in gleicher Lage halten könnten. So aber, da die

Frage meritorisch unentschieden bleibt, knüpft sich ein Rattenkönig von Processen an den ersten, bei deren Anstrengung der Klagevertreter vielleicht selbst nicht an Erfolg glaubt, die sich aber doch unabsehbar erneuern können. Das wäre bei einer principiellen Entscheidung zum Vortheil aller Betheiligten vermieden worden.

*

Der Prioritätencurator hat sein neuerliches Klagebegehren darauf gestützt, dass der Director der Prag-Duxer Bahn einem Prioritätenbesitzer seinerzeit geschrieben hat, dass die Verlosung nach dem Tilgungsplane ohne jede Abänderung fortgesetzt wird. Das Handelsgericht hat nun erklärt, dass dieser Brief in keinem Falle eine rechtliche Verpflichtung gegenüber der Prag-Duxer Bahn hervorbringen könne, da zur Abgabe einer derartigen rechtsverbindlichen Erklärung nur der Verwaltungsrath berechtigt sei, der Director nur dann, wenn ein diesbezüglicher Beschluss des Verwaltungsraths ihn dazu ermächtige. Aehnlich hat die Verwaltung der Nordwest-Dampfschiffahrts-Gesellschaft die Verantwortung für die Geschäfte ihres entlassenen Directors abzulehnen gesucht, mit der Motivierung, dass zum Abschluss derselben nur der Verwaltungsrath berechtigt war. Wir haben diesen Standpunkt sofort zurückgewiesen. Es ist traurig, dass eine ähnliche Argumentation jetzt vom Richterstuhl herab ausgesprochen wird. Bei der Mehrzahl der österreichischen Actiengesellschaften ist es üblich, dass Rechtserklärungen von der Direction und anderen hervorragenden Organen der Gesellschaft erfolgen und als rechtsverbindlich angenommen werden. Wenn jemand einen Brief des Directors, welcher das Vollzugsorgan der Verwaltung ist, im Namen der Gesellschaft erhält, wie soll er daran zweifeln, dass dies auch der Wille der Verwaltung ist und wie kann ihm zugemuthet werden, Nachforschungen zu pflegen, ob die Verwaltung auch thatsächlich den Director in interner Sitzung zur Abgabe der Erklärung ermächtigt hat? Jede Sicherheit im Rechtsverkehr mit Actiengesellschaften würde aufhören, wenn eine solche Auffassung allgemein würde. Und wir erachten es deshalb für nothwendig, dass gegen diese unglaubliche Urtheilsbegründung, welche sich würdig an alle in dieser Sache bereits erflossenen anschließt, von Seite der berufenen Vertreter des Handels energisch protestiert werde.

*

Die Wiener Börse und die Börsenpresse sind in heller Entrüstung. Die Einberufung der Generalversammlung der Wiener Tramway ist in einer Weise erfolgt, dass die Besitzer von Tramwayactien, welche ihre Stücke in Kost gegeben haben, ihr Stimmrecht nicht ausüben können. Der nächste Cassetag ist am 23. d. M. und die Deponierungsfrist läuft am 23. d. M. ab. Die Deutsche Bank hat in den letzten Wochen so viele Tramwayactien, als sie bekommen konnte, durch eine Wiener Commissionsfirma in Kost genommen und wird nun diese ausgeliehenen Actien zur Generalversammlung deponieren. Es ist entschieden ungehörig, dass man sich durch in Kost genommene, ad hoc entlehnte Actien die Majorität in einer Generalversammlung verschafft. Aber bei welcher Generalversammlung geschieht dies nicht? Es ist entschieden ungehörig, dass man bei einer so wichtigen Generalversammlung die Deponierungsfrist auf das statutenmäßige Minimum beschränkt und auf diese Weise möglichst viele Actionäre der Deponierungsmöglichkeit beraubt. Diese Ungehörigkeiten schließen sich würdig an alle in der Tramwayaffaire vorangegangenen an. Aber wer konnte zweifeln, dass die Deutsche Bank sich die Majorität der Actien, die sie nicht besitzt, auf jede irgend zulässige Weise beschaffen wird? Die Börse klagt über Ueberrumpelung. Wie konnte sie sich überrumpeln lassen? Die Firma Siemens hat sich im Vertrag mit der Commune verpflichtet, den Liquidationsbeschluss durch die Generalversammlung vor dem 1. Jänner herbeizuführen. Man musste also jeden Tag auf die Einberufung der Versammlung gefasst sein. Seit 14 Tagen hat die obbezeichnete Firma jeden Posten Tramwayactien zu einem billigeren Zinssatz als dem Marktzinsfuß in Kost genommen und die Börsenfirmen, welche sie ihr gegeben, trotzdem ihnen deren Verbindung mit der Deutschen Bank bekannt war, haben nicht daran gedacht, dass die Stücke für die Generalversammlung gesucht wurden! Es ist unglaublich, welche Summe von Gedankenlosigkeit und Blindheit an der Wiener Börse vertreten ist. Und das ist schlimm. Nicht nur für die Betreffenden, sondern für das Publicum, für das Actien- und Finanzwesen überhaupt. Die Function der Börse ist die Vermittelung des Geld- und Effectenwertes. An der Börse muss die größte Summe von Wissen und Verständnis in allen Finanzfragen vertreten sein. Wenn sich die Börse so tief unter ihrer Aufgabe zeigt, dann erfüllt sie die ihr im modernen Wirtschaftsverkehr zukommende Function schlecht, zum Schaden der Volkswirtschaft. Wenn unsere Börse intelligenter wären, dann könnten nicht fortwährend kleine und große Raubzüge plumper Art vorkommen, weil die einzelnen Finanzleute die Opposition der Börse gegen sich hätten, dann könnte diese „Ueberrumpelung“, über die man sich beklagt, nicht gelingen, dann könnte die Firma Siemens & Halske, respective die Verwaltung der Tramway es nicht wagen, den Actionären zuzumuthen, die Liquidation und den Austausch gegen Actien einer neuen Gesellschaft zu beschließen, auf Grund von Anträgen und Mittheilungen, die man ihnen erst in der Generalversammlung macht, ohne dass man es der Mühe wert findet, ihnen zum Studium dieser Anträge und der Statuten der neuen Gesellschaft eine angemessene Frist von etlichen Tagen zu gewähren. Dies alles könnte man nicht thun, wenn wir eine intelligente Börse und Presse hätten. [illegible]

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Odéon, „Dejanire“ von Gallet. Musik von St. Saëns; Variétés, „Les Petits Barnett“ von Gavault. Musik von Varney. Berlin. Königl. Opernhaus, „Don Quixote“ von Wilhelm Kienzl; Residenz-Theater, „Mamselle Tourbillon“, „Der Kuchenjunge“.

*

Als David in den Meistersingern begann Herr Hofmüller vom Hoftheater in Dresden ein auf Engagement abzielendes Gastspiel. Er gehört jedenfalls zu den besten Repräsentanten der Rolle, wenn er auch im Spiel hie und da des Guten zu viel thut. Leider hat Herr Hofmüller hier in Wien die Concurrenz mit einem andern David zu bestehen, Herrn Schrödter, der uns seit langem als der idealste Vertreter des Lehrjungen erscheint. Gegen diesen vermochte Herr Hofmüller ebensowenig aufzukommen, wie seinerzeit Herr Spielmann, doch darf man begierig sein, ihn in andern Rollen seines Faches kennen zu lernen. R. W.

*

Im Deutschen Volkstheater wurde am 12. November „Die vier Gewinner“ von Philipp Langmann aufgeführt. Der Erfolg reichte an desselben Autors „Bartel Turaser“ nicht heran, nach dem zweiten und besonders nach dem dritten Act fehlte es auch nicht an Widerspruch. Und doch zeugt auch dieses Stück von Langmanns schöner Begabung. Ueber die Gefahren des zweiten Actes half die treffliche und gut abgetönte Darstellung so ziemlich hinüber. Aber wie es beim Theater zu gehen pflegt, kam im späteren Acte die Verstimmung zum Ausdruck, die im früheren bei vielen entstanden war. Es ist ja richtig, es kommt vor, dass Menschen, und nicht nur der niederen Volksschichte, sich eines unverhofften Gewinnes, wie er den „vier Gewinnern“ im Lotto zugefallen war, rasch auf möglichst thörichte Weise wieder entledigen. Aber dass das allen vieren auf einmal, in kurzem Zeitraum eines Actes widerfährt, war den Zusehern doch ein bisschen zuviel. Und dann war ihnen auch leid um die armen Hascher, besonders um die Rosa, deren Schmerz von Fräulein Glöckner geradezu ergreifend zum Ausdruck gebracht wurde. War auch der bühnenkundige Director der offenbaren Gefahr, die aus der Einfügung dieses zweiten Actes in ein „Lustspiel“ drohte, durch Aenderung der Bezeichnung „Lustspiel“ in die „Volksstück“ ausgewichen, so konnte das doch daran nichts ändern, dass der erste und letzte Act thatsächlich Lustspielcharakter haben und sich der zweite mit ihnen nicht recht verträgt. Und so kam es, dass man für die wirklich feinsinnige Lösung im letzten Acte nicht die richtige Stimmung aufbrachte. Die vier Verlierer werden, jeder in seiner Art im letzten Act die vier Gewinner. Am schönsten hat dies Langmann am alten Hofmann durchgeführt. Wie Bret Harte uns oft damit ergreift und überrascht, dass er uns an dem rohesten Kerle einzelne Züge von besserem Empfinden, ja von Zartsinn zeigt, läßt Langmann den Spieler und den Säufer sich darin mit dem Wunsche Rosas begegnen, man müsse den alten Mann in dem Wahne lassen, die Tombakuhr, mit der er betrogen wurde, sei von Gold. Und so lebt er beglückt und zufrieden weiter. Denn darauf allein kommt es ja an, was man glaubt zu besitzen, nicht darauf, was man wirklich innehat. Wie oft besteht unser Glück nur darin, dass wir nicht wissen, welch erbärmlicher Quark es ist, den wir so hochschätzen! Aber wehe uns, wenn die lieben Mitmenschen davon Kenntnis erhalten, denn sie sind im allgemeinen nicht so zartfühlend wie die Fabriksarbeiterin Rosa, wie der Säufer Markowitsch und wie der Spieler Jordan, sondern sie rennen und schreien sich fast die Schwindsucht an den Hals, damit wir's nur gleich erfahren: Deine Uhr ist von Tombak, deine Gedichte sind ein Schmarrn, dein Freund ist ein Lump, deine Geliebte oder deine Frau ist eine Courtisane, deine Ideen, dein Glaube u. s. w. sind ein Irrthum. Und es würde ja gar nichts daran liegen — wenn wir es nur nie erführen. B.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Gerhart Hauptmann erzählt uns in seinem neuesten Drama die Geschichte eines „Fuhrmann Henschel“. Henschel spielt unter seinen Leuten wegen seiner ungewöhnlichen Kraft und seiner Klugheit eine gewisse Rolle und bringt sein Geschäft zur Blüte. Plötzlich wendet sich sein Glück: er hat Verluste, seine Pferde fallen, und schließlich sterben ihm Frau und Kind. Die Frau, von krankhafter Eifersucht gepeinigt, nimmt ihm auf dem Sterbebette das Versprechen ab, nicht die junge Magd zu heiraten, die das Hauswesen führt. Leicht und ohne rechtes Bedenken gibt er es, und leicht und ohne rechtes Bedenken bricht er es, bricht es, trotzdem er ganz einfältig an Gott und Teufel und Unsterblichkeit glaubt. „Sie wil mer doch ni eim Wege stiehn. Wu se an sein mag, se wil doch mei Furtkuma.“ Hanne ist eine harte, gewaltthätige, sinnliche Natur. Sie nimmt dem Hause den Frieden und die Ehre. Alle stille Güte des Mannes hat keine Wirkung auf sie. Nun beginnt ihn das Gewissen zu quälen: Die Frau kann keine Ruhe im Grabe finden, ihr Bild verfolgt ihn. Er fühlt sich schuldig, und als Hannes Untreue offenbar wird, wendet sich seine Wuth nicht gegen sie; sie ist ihm nur ein Werkzeug des Teufels, der ihn verfolgt, und in dessen Schlingen er gefallen. Seine Qualen treiben ihn zum Wahnsinn, treiben ihn in den Tod, der ihm Flucht und Buße zugleich bedeutet. Hauptmanns Schauspiel hat im Deutschen Theater einen starken Erfolg errungen. Wodurch? Das Milieu der Armeleutewohnung wirkt nicht mehr. Die ganze Vorstellungswelt des Henschel ist dem aufgeklärten Skepticismus dieses Publicums mehr als fremd. Keine Tendenz trägt einen kunstfremden Reiz herein. Das Stück ist viel mehr breite Erzählung als knappes Drama, eigentlich bühnenwirksam ist nur der vierte Act, in dem Henschel den Ehebruch seiner Frau erfährt. Wodurch also? Es bleibt nichts übrig als der ungemein starke Gehalt an Lebenswahrheit in dem Ganzen, als die rein künstlerische Gestaltung dieses einfachen und unscheinbaren Menschenschicksals. Und schließlich gibt das Stück doch in all seiner Einfachheit und Unscheinbarkeit einen tiefen Blick ins Leben. Der gute und reine Mensch wird in Schuld und Unheil verstrickt und geht zugrunde. Ob diese Qualitäten dem Werke überall den Erfolg sichern werden? Unzweifelhaft hat die Insce-

nierung und Darstellung ihren bedeutenden Antheil. Rittner als Henschel zeigte, dass er die Manier in dem Augenblick los ist, wo ihm eine große neue Aufgabe gestellt wird; er stand auf der Höhe des Dichters. Else Lehmann war als Hanne ausgezeichnet. Und neben ihnen wandelten die anderen Spieler, jede Figur ein „handelnder Mensch“. Trotzdem empfand man in den ersten und sogar auch im letzten Act, der Wahnsinnsscene, hier und da Längen, ein Nachlassen der Wirkung. Bei schwächerer Darstellung kann das leicht gefährlich werden. Für die Entwickelung des Dichters ist das Stück kaum ein wichtiges Document: es steht nach meinem Empfinden eher unter, als über den „Einsamen Menschen“, die als einziges tendenzloses, realistisches Drama Hauptmanns sich zum Vergleich darbieten. Ich glaube auch, dass sein Weg ihn nach einer ganz anderen Seite führen wird. F. St.

•

In einem sehr interessanten Concert der Gesellschaft der Musikfreunde hörten wir zunächst zwei neue Chöre von Goldmark. Keiner von beiden hat mich besonders entzückt. Der erste, ein a-capella-Chor über einen Spruch Luthers, steht an melodiöser Frische weit hinter Goldmarks Chören älteren Datums, mit denen der Singverein vor Jahren so große Erfolge errang (wie mit dem Cyclus „Im Fuscherthal“, dem Chor „Wasserfall und Ache“ und dem „Regenlied“). Der Psalm 113 kommt über solide Arbeit kaum hinaus und hat als solcher wohl anerkennenden Beifall gefunden, aber keineswegs Begeisterung erregt. Mit einer gewissen Spannung sah man den neuen kirchlichen Compositionen Verdis entgegen, denen ein großer Ruf voranging. Man weiß, dass die Italiener andere Begriffe von Kirchenmusik haben als wir, und es hat wohl niemand erwartet, von Verdi eine Composition im Stile der großen deutschen Kirchencomponisten zu hören. Aber auch wenn man von dieser Forderung absieht, konnte ich mich wenigstens an Verdis „Pezzi sacri“ nicht erwärmen. Es steht allerdings nirgends geschrieben, dass jeder Componist einem bestimmten Begriff von Kirchenmusik entsprechen muss, wenn dieser Begriff auch keineswegs speculativ erdacht, sondern bestehenden praktischen Beispielen entnommen ist. In Anbetracht dieser Freiheit des Componisten hat man schon über Verdis Requiem anders, wenn auch meist sehr günstig geurtheilt, als etwa über eine Messe von Bach, weil man einsah, dass Verdi zwar sein eigenes Ideal von Kirchenmusik verfolgt, dies aber mit einer so reichen und bestrickenden melodiösen Erfindung darstellt, dass vor der Schönheit und Genialität des Werkes alle stilistischen Bedenken verstummen mussten. Gerade aber diese letzten Vorzüge des Requiems fehlen allen vier Stücken, ohne dass wir dafür in der Kunst der musikalischen Arbeit einen genügenden Ersatz finden. Am meisten Arbeit fand ich noch in dem „Ave Maria“, das seiner Structur nach die Harmonisierung einer Phantasiescala ist. Solche Kunststücke sind von den alten Contrapunktisten öfter versucht worden, eine nachhaltige künstlerische Wirkung haben sie aber nie erweckt. In den anderen Stücken fehlt die eigentlich polyphone Arbeit fast vollständig. Drei Stimmen bilden eine einfache, oft ganz instrumental gedachte Begleitung zur vierten, die eine Melodie enthält. Da diese Melodie aber entweder monoton, oder wenigstens nicht besonders gewählt erscheint, so erwecken die Chöre keineswegs den tiefen, erhebenden Eindruck, auf den ein kirchliches Werk Anspruch hat. In der eigentlich organischen Arbeit, in dem Entwickeln eines Gedankens aus dem andern, ist Verdi nie ein Meister gewesen, er war immer der Operncomponist, der selbständige Themen aneinanderreiht, nicht eines aus dem andern aufbaut. Das mag er nun auch diesmal halten, wie er will, aber wenn er sich schon zu einer bestimmten Art des Componierens entschließt, so hätte er auch dabei bleiben sollen Gerade das aber fehlt den „Pezzi sacri“: Verdi fängt immer thematisch zu arbeiten an, bricht aber nach kurzem Anlauf ab und verfällt in den gewohnten Opernton, der ja seine Berechtigung haben mag, aber jetzt doch lange nicht mehr so frisch ist wie früher. Wie schön fängt das „Te Deum“ mit zwei echt kirchlichen Themen der Bässe und Tenore an. Hätte Verdi diese Themen weiter ausgeführt, das „Te Deum“ wäre eine Composition ersten Ranges geworden. Er bricht aber gleich darnach ab und setzt mit etwas ganz anderem fort, lässt die gewöhnlichsten Melodien auftauchen und sie mit den raffiniertesten oft unbarmherzigen Instrumentaleffecten aufputzen. Letzteres hat Liszt auch oft gethan, aber er ist bei dieser Art geblieben, er ist weniger aus der einmal gewählten Rolle gefallen, als es Verdi diesmal gethan hat, und hat deshalb trotz seines Eklekticismus doch immer einen einheitlicheren und deshalb befriedigenderen Eindruck erzielt als Verdi mit den „Pezzi sacri“, die immer Erwartungen erwecken, ohne sie zu erfüllen. Zwischen Goldmark und Verdi hatte eine über hundert Jahre alte Serenade Mozarts den größten Erfolg. Zwar ließ Herr v. Berger die beiden Menuette so rasch spielen wie eine Polka Mazur, aber die echt Mozartsche Grazie hat auch in dieser Verunstaltung in gewohnter Weise Eroberung gemacht. Die Damen des Singvereins verdienen in Anbetracht der schwierigen Einsätze und der überaus anstrengenden Führung der Sopranstimme in den Verdischen Stücken alles Lob. R. W.

•

Das Hotel Munsch ist bereits niedergerissen, das Schönbrunnerhaus soll demnächst folgen. Wenn beim Abbruch des ersteren noch Verkehrsinteressen mitgewirkt haben konnten, waren hier absolut keine praktischen Erwägungen maßgebend; ja man kann sagen, rein praktische Gesichtspunkte hätten die Erhaltung dieses historisch und künstlerisch denkwürdigen Baues gefordert! Bei seiner Lage und Gediegenheit hätte es sich gewiss ebenso gut verzinst als das alte Rathhaus, das man ja auch nur seines Erträgnisses wegen nicht niederlegte. Da erfährt man nun aber eine interessante Geschichte, in welcher der Oesterreichische Kunstverein, ein Miether des genannten Hauses, eine merkwürdige Rolle spielt. Dieser zahlte nämlich dem Vicenti'schen Stiftungsfonds, der das Haus in Besitz hatte und von der Statthalterei verwaltet wird, seit Jahren keine Miete. Offenbar hat der Verein hochmögende Schützer; diese durfte man durch eine Kündigung nicht kränken. Anderseits ist aber auch der Mieteverlust peinlich. Wie also aus dem Dilemma heraus? Ganz einfach. Man verkaufte das Haus an ein paar Bauspeculanten; diese reißen es jetzt ein und bauen ein neues, in dem der Verein geeignete Räume nicht findet. So hat man sich vor Schaden, den Verein vor einer Blamage bewahrt Vielleicht demoliert man demnächst das Parlament, um die Parlamentsfrage recht einfach zu lösen. Die „k. k. Centralcommission zur Erhaltung historischer und Kunstdenkmäler“ wird gewiss nichts dagegen haben. Ich beneide die Herren um ihren gesunden Schlaf. D–r.

•

Im Lande des preußischen Staatsanwalts ist Schriftstellerei bereits eine heikle Sache geworden. Es wird also vielleicht gar kein Aufsehen mehr machen, dass in Berlin am letzten Samstag neuerlich auf Grund einer schriftstellerischen Arbeit eine gerichtliche Untersuchung erfolgt ist. Aber der Fall, der diesmal vorliegt, ist höchst eigenartig und, vor allem, nichtpolitischer Natur. Der Dramatiker und Novellist Wilhelm Schäfer hat in den Spalten der „Zeit“ — vor mehr als drei Monaten, in Nummer 202 — eine Novelle „Der Mörder“ veröffentlicht. Darin werden die Vorgeschichte einer Mordthat und das weitere Schicksal des Mörders geschildert. Diese Erzählung nun wurde zum Anlass einer gerichtlichen Untersuchung des Verfassers genommen. Er selber schreibt uns darüber in einem Brief aus Nieder-Schönhausen bei Berlin unter dem 14. d. M.: „Ich bin beim Erzählen von einem thatsächlichen Mord ausgegangen, der vor einigen und zwanzig Jahren in meiner Heimat uns Kinder in große Aufregung brachte. Der Ermordete wurde damals genau so aufgefunden, wie ich erzählte: nackt und ohne Kopf. In dieser Geschichte hat der Staatsanwalt eine Reihe von Vorgängen dargestellt gefunden, die seltsamerweise genau mit dem übereinstimmen, was die Untersuchung erst in der letzten Zeit herausgebracht hat, und was außer dem Untersucher niemand wissen konnte: die ich aber durchaus erfunden habe, um die raffinierte Ueberlegung meines Mörders zu zeichnen. – Auf diese Weise bin ich vorlauter Fabulant in den Verdacht der Mitwisserschaft gerathen. Und zwar so sehr, dass ich vorgestern in Sachen des ‚Mordes im Naperwald‘ einem Verhör unterzogen wurde.“ Das Ergebnis dieser merkwürdigen Untersuchung ist noch nicht bekannt. Es kann zweifellos ein gewisse Bedeutung kommen. Man denke nur: wenn der Herr Staatsanwalt am Ende daraufkommt, dass die Phantasie eines Schriftstellers hier einfach zu errathen vermochte, was Paragraphen- und Actenweisheit in einigen und zwanzig Jahren mit Mühe herausgebracht hat. Die Dichter in Deutschland werden dann möglicherweise als Staatsanwälte Carrière machen.

Bücher.

A. Schumanns Verlag, Leipzig. I. Handbuch der Deutschen Actiengesellschaften. Ausgabe 1897/98, II. Band. Deutsche und ausländische Staatspapiere ꝛc. 1897. Die deutschen elektrischen Straßenbahnen, Klein- und Pferdebahnen ꝛc. 1897.

Das erste dieser drei Handbücher ist der Supplementband, welcher die wichtigsten Daten über die im Hauptbande nicht besprochenen Gesellschaften enthält. Die beiden anderen Bände sind Auszüge aus dem großen Handbuch. Der eine enthält die wichtigsten Daten über sämmtliche Kleinbahnen, Elektricitätswerke ꝛc.; der zweite behandelt die wichtigeren an deutschen Börsen notierten Werte, mit Ausnahme der deutschen Actienpapiere, also die Staats- und Landesfonds, die ausländischen Fonds, Actien ꝛc. Alles in derselben prägnanten übersichtlichen, zweckentsprechenden Anordnung, welche den im vergangenen Sommer erschienenen und besprochenen Hauptband auszeichnete. W. F.

Goethes Briefe an Frau Charlotte v. Stein. Auswahl in fünf Büchern. Eingeleitet, erläutert und herausgegeben von Hermann Camillo Kellner. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam.

Vor einiger Zeit ist diese Auswahl der Briefe Goethes an Frau v. Stein in der Universalbibliothek erschienen; dadurch ist endlich das wundervolle Werk, das den intimsten Einblick in das Leben des jüngeren Goethe gewährt, allgemein zugänglich gemacht worden. Es liegt mir ferne, über die Briefe selbst, über diese wundersam unmittelbare und lebendige Prosa noch ein Wort zu verlieren. Dagegen scheint es nöthig, die „Einleitung“ und „Erläuterungen“ — diese typischen Bestandtheile der deutschen Classikerausgaben — einmal näher zu betrachten, besonders da es sich hier um ein Volksbuch handelt. Der Professor C. Kellner aus Zwickau hielt es für geboten, den Briefen, die fürwahr eindringlich genug für sich selbst sprechen, eine vierunddreißig enggedruckte Seiten umfassende „Einleitung“ vorauszuschicken. Auch dem goethekundigen Leser wären vielleicht einige orientierende, schlicht gehaltene Vorbemerkungen willkommen gewesen. Statt dessen dieses langwierige, oft schwulstige Vorwort mit den geschmacklosen Anpreisungen der „classischen Naturschilderungen“ in den Briefen und der „lieblichen lyrischen Dichtungen, die die Briefprosa durchranken“. Selbstverständlich benützte der deutsche Professor die Gelegenheit, mit seinem ganzen wissenschaftlichen Ernst die zarteste Verbindung zu beleuchten! Welche Taktlosigkeit und Borniertheit, immer wieder mit klatschsüchtigem Behagen die verschwiegensten Dinge zu durchspüren. Eben das große Goethe'sche Andenken sucht der gelehrte Philister noch immer „zu retten“ – als ob es geringer würde, wenn wir erfahren: der liebenswerteste Mann hat wirklich die Gunst der reizendsten Frau seines Kreises genossen, die noch dazu einem unebenbürtigen Gatten verbunden war! Natürlich ist auch der Zwickauer Moralist bestrebt, die Beziehung Goethes zu Frau v. Stein zu jener „idealen“ Freundschaft herabzudrücken, „unter deren erwärmenden Strahlen Frau Stein wieder frischen Lebensmuth gewann“. Diese sittlichen Versuche werden auch in den Anmerkungen — und dies ist wieder typisch — fortgesetzt. Viele dieser Anmerkungen sind eine anständige, ganz verdienstvolle Arbeit, insoferne sie nämlich das Verständnis durch positive Angaben zu fördern bemüht sind. Ein Theil der Anmerkungen ist aber nicht sachlicher Art, sondern sucht die moralischen Ansichten des Professors zu belegen. Das Gedicht „Wanderers Nachtlied“, das Goethe statt eines Briefes der geliebten Frau sandte, bezeichnet der Professor aus

Digitized by Google

Zwickau als den „Ausdruck des tiefsten Seelenschmerzes darüber, dass Frau v. Stein ihn in die Schranken zurückgewiesen!“ („Vergl.“ — setzt er hinzu — „in Brief 6 und 7 die Anrede mit Sie“.) Zu einem Brief (Nr. 101) bemerkt Goethe gelegentlich: „Heut' sollt' ich einmal nicht kommen. Adieu, Liebste.“ Sogleich ist der Glossator da: „Es ist unbekannt, ob er seinen Entschluss ausgeführt hat, nicht zu kommen.“ Zu den herrlichen Briefzeilen: „Ich sehe wohl, liebe Frau, wenn man Sie liebt, ist's, als wenn gesäet würde, es keimt ohnbemerkt, schlägt auf und ist da“ — fügt der Professor einfach hinzu: „Das Glück einer entsagenden Liebe“. Und einen Reisegruß Goethes — von der Harzreise aus — „Ich bin immer um unsere Gegenden und treffe Sie vermuthlich da an“, commentiert er mit den lapidaren Worten: „Geistig im Schlafe!“ Ich habe einige dieser „Erläuterungen“ ohne Wahl herausgegriffen. Sie zeigen, wie man gerade Goethe vor den Zunftphilologen „retten“ muss. Sie beweisen, wie berechtigt der Versuch eines Dichters — Otto Erich Hartleben — war, einen von Pedanten unbeschnittenen und vor allem unerläuterten Goethetext herzustellen.

P. W—r.

Revue der Revuen.

„Die Zukunft“ vom 12. November bringt einen Aufsatz „Auf der Anklagebank“, worin Maximilian **Harden** sich über seine **Anklage wegen Majestätsbeleidigung** und die jüngst erfolgte Verurtheilung zu fünf Monaten Festung äußert. Er schickt die Geschichte eines Processes voraus, den er im April 1893 wegen desselben Delictes — auf Grundlage des Artikels „Monarchenerziehung“ — zu bestehen hatte. Damals erfolgte ein **Freispruch**, der durch die Art seiner **Begründung** Aufsehen erregte. (Man erinnert sich noch an den Satz: „Die wahre und echte Ehrfurcht vor dem Monarchen besteht darin, dass man auch ihm gegenüber die Wahrheit hochhält.“) Dieser Freimuth nun blieb, nach Hardens Darstellung, nicht ohne Rückschlag. Wenigstens trat der Landgerichtsdirector Schmidt, der das Urtheil in öffentlicher Sitzung verkündet und an erster Stelle unterzeichnet hatte, in demselben Jahre von dem Vorsitz der Strafkammer und von jeder strafrichterlichen Thätigkeit zurück und bat zehn Tage später um seinen Abschied. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ brachte damals zwar ein Dementi, in dem erklärt wurde, die Versetzung des Herrn Schmidt sei ohne jede Beeinflussung erfolgt. Und auch die liberale „Vossische Zeitung“ erklärte in einem Artikel, das Schicksal des Herrn Schmidt lasse gar keinen Rückschluss auf eine Tendenz zu, sei vielmehr die alltäglichste Sache von der Welt. Aber diesen officiösen Darstellungen steht eine eigene Erklärung Schmidts gegenüber: seine Enthebung vom Vorsitz einer Strafkammer und seine unfreiwillige Versetzung in eine Civilkammer sei im Schoße des maßgebenden Collegiums angeregt, von diesem aber abgelehnt worden; die Motive dieser „Anregung“ haben ihn veranlasst, seinen Abschied nachzusuchen. Harden stellt diese Thatsache fest, um die „Unparteilichkeit“ seiner letzten Richter ins rechte Licht zu rücken. Das Schicksal des damaligen Rathes kann nicht ohne Eindruck auf die richterlichen Beamten geblieben sein; und bezeichnender Weise ist auch von Landesgerichtsräthen der Wunsch geäußert worden, aus der Kammer zu scheiden, vor die der „missliebige“ Verfasser gestellt werden musste. Daraus zieht er die Schlussfolgerung: Die Unabhängigkeit der Richter ist eine Legende. Die öffentliche Meinung könnte da helfen und aus der liberalen Halbheit ein Ganzes machen; aber sie schwieg — wenigstens in Berlin — den „Fall Schmidt“ todt und findet auch über den letzten Urtheilsspruch kein Wort.

„Cosmopolis“ (October). Im englischen Theil schreibt Edward **Dicey** über das **Verhältnis zwischen England und Russland**. Bis zur Zeit des Krimkrieges hat es nie einen Interessenconflict oder irgendwelche persönlichen Feindseligkeiten zwischen diesen beiden Großmächten gegeben. Aber seither hat Russland sich allmählich der unabhängigen asiatischen Staaten, die sein Gebiet von Indien trennten, bemächtigt, und wird heute nur mehr durch Afghanistan, das sozusagen ein britischer Vorposten ist, davon geschieden. Ebenso setzt sich Russland gerade jetzt, in dem Augenblick, wo China sich endlich entschließen will, seine Schranken zu öffnen, in Ostasien fest, bahnt seinem Handel die Wege dorthin und bemüht sich — von Frankreich und Deutschland stillschweigend gefördert — große Ländereien in China zu erwerben. — Im französischen Theil widmet Maurice **Barrès** dem vor kurzem verstorbenen **französischen Theosophen Stanislas de Guaita** einen warmen Nachruf. Seit zwanzig Jahren, noch vom Lyceum in Nancy her, mit ihm verbunden, hat Barrès den Freund durch alle Phasen begleitet, die Guaita, der sich ursprünglich dem Studium der Chemie widmen wollte, zum Occultismus hinüber führten, dessen Historiograph er werden sollte. Er studierte ihn an seinen Quellen, und er war es, der in den Achtzigerjahren, als die englischen Theosophen London zum Centrum des europäischen Occultismus machen wollten, „L'Ordre Kabbalistique de la Rose-Croix“ gründen half, dessen Großmeister er wurde. Nebst mehreren Bänden mystisch religiöser Gedichte hat Guaita ein dreibändiges Werk: „Essais de Sciences maudites“ hinterlassen, das von den Eingeweihten den hervorragendsten spiritualistischen Schriften zugezählt wird. — Im deutschen Theil endlich erzählt Heinrich **Linder** die curiose Vorgeschichte der **Grenzstreitigkeiten zwischen Chile und Argentinien**, die seit mehr als einem Jahrzehnt schweben und trotz aller Bemühungen nicht zum Austrag zu bringen sind. Im Jahre 1872 war die „Wasserscheide“ als die natürliche Grenze der beiden Länder festgesetzt worden; im Jahre 1878 wurde diese Bestimmung dahin umformuliert, dass die „Höhenkette der Anden“ die Grenze bilden sollte; nun fallen sonderbarerweise in diesen Gebirgszügen Gipfel und Wasserscheide nicht überall zusammen, und ein reiches, etwa 80.000 Quadratkilometer umfassendes Gebiet, die „Puna de Atacama“, bleibt als beständiger Zankapfel zurück. Trotzdem seit fünf Jahren Grenzcommissionen an der Arbeit sind und England als Schiedsrichter ernannt wurde, meint der Verfasser, dass die Frage schließlich zu einem Krieg zwischen den beiden Nachbarländern führen werde und nur mit den Waffen ausgetragen werden kann.

„Mc. Clure“ (October). Frank **Vanderlist**, Untersecretär beim Staatsschatz der Vereinigten Staaten, gibt eine Aufstellung der **Kriegskosten Amerikas in dem letzten spanisch-amerikanischen Conflict**. Darnach wären 13 Millionen Pfund für die Landarmee und sechs Millionen Pfund für die Flotte verausgabt worden, so dass merkwürdigerweise die Flotte, die weit größere Dienste leistete, nur halb soviel kostete, wie das Heer. Rechnet man alle Spesen der Ausrüstung und Verpflegung, sowie die sonstigen Staatsauslagen hinzu, so ergibt sich eine Summe von 74 Millionen Pfund, so dass auf einen Tag etwa eine Viertelmillion Pfund Kriegskosten entfallen. Im amerikanischen Bürgerkrieg beliefen sich die täglichen Kosten auf nahezu eine halbe Million, während Deutschland im deutsch-französischen Krieg täglich gegen acht Millionen Pfund ausgab. Der Verfasser meint, die Kosten des letzten Krieges würden zum Theil dadurch gedeckt werden, dass eine auf Cuba gegründete Republik sich ihre Unabhängigkeit um eine bedeutende Summe erkaufen wird. Auch die Aussicht auf Erwerbung der Philippinen und der Hawaii-Inseln bietet eine Perspective für reichliche Entschädigungen; überdies habe das siebenmal überzeichnete Anlehen den Credit der Vereinigten Staaten wesentlich erhöht. Als moralischer Gewinn endlich ist die Annäherung an England und die innige Verbrüderung der amerikanischen Bevölkerung hervorzuheben, die dieser Krieg zur Folge hatte, indem man die Bewohner vom Norden und Süden, vom Osten und Westen endlich einmüthig Seite an Seite für das gemeinsame Vaterland kämpfen sah.

Verbrecher.

Novelle von Karl Federn.

I.

Auf dem Balkon eines in der Nähe des Schwarzenbergplatzes gelegenen neuen Hauses saß an einem Junitag der Achtzigerjahre zwischen sechs und sieben Uhr abends ein junger Mann; er saß zurückgelehnt, fast liegend in einem niederen Holzsessel, in dem rothweißen Gehänge aus grobem Leinen schaukelnd, und hielt ein Buch in der Hand, in dem er nicht las.

Wie in einem blauen Meer lagen die nahen Balkone und fernen Dächer in der schweren heißen Sommerluft. Das Grün der Bäume um den Hochstrahlbrunnen und am Rande des Schwarzenberggartens war beinahe grau geworden vom Staube, es war, als ob sie schwer athmeten unter seiner Last. Die Fenster der entfernten Häuserreihe gegenüber warfen mit kalten, glatten Blitzen die Sonnenbilder zurück, und unaufhörlich drang das Rollen der Wagen vom Platz und den Straßen herüber.

Er war nachlässig gekleidet: unter der offenen Jacke trug er ein Wollhemd, dessen Schnüre herabhiengen; ohne Kragen und ohne Cravatte; die Füße staken in ledernen Pantoffeln. Aber er hatte einen jener prachtvoll gebauten Körper, denen die schlechteste und nachlässigste Kleidung gut steht, groß und schlank, mit vollkommenen Linien, das Gesicht war ein breites Oval mit bräunlichem Teint, einem kleinen Wall hochgelockter braunschwarzer Kopfhaare und gerade dem leisesten Anflug eines Schnurrbartes über den Lippen; aber was dem Gesicht den eigentlichen Reiz gab, das waren die großen, freundlichen, ernsten Augen und der schön geschnittene energische Mund, der jetzt fortwährend flüsterte, wie überhaupt das ganze Gesicht die heftigste Bewegung verrieth. Er lag ganz träge zurückgelehnt, alle Muskeln ruhend, und doch arbeitete jeder Nerv in seinem Körper.

Plötzlich sprang er auf, trat ins Zimmer, warf das Buch auf den Schreibtisch und gieng auf und ab. Das Zimmer war dunkel tapeziert und schien jetzt noch dunkler, durch den Gegensatz zu dem schwülen, blendenden Licht, das sich draußen ergossen hatte.

Es war klein und hatte kein Fenster außer der dreitheiligen, halb verhängten Glasthüre, die auf den Balkon hinausführte. Ein kleiner Schreibtisch, mit Büchern und Papieren bedeckt, stand im Lichte der Thür. Büchergestelle giengen hoch hinauf bis zur Decke, und auf den braungebeizten Brettern vor den Büchern standen kleine Bronzen, Gypsfigürchen und Photographien; an den wenigen freien Stellen der Wände hiengen Photographien und Stiche nach den Fresken Michel Angelos in der Sixtina: der Prophet Jeremias, die Erschaffung der Himmelslichter und des Menschen und vor allem jene dumpfharrenden Vorfahren aus den Nischen, die in Gram und Trübsal auf den Erlöser warten. Nur zwei Bilder im Raum waren nicht von Buonarotti: Raphaels Angelo Doni und die Madonna mit dem Apfel von Dürer. Tiefer im Zimmer standen ein Pianino, ein Sofa, vor dem ein weicher, weißer, langhaariger Teppich lag, und ein Tischchen mit Stöcken, Reitgerten und Waffen aller Art.

Alle die Sinnenden und Brütenden auf den Bildern, die jetzt erst aus der dämmernden Trübe hervortraten, sahen auf den Ruhelosen hinab, der achtlos und qualvoll hin- und herschritt, in fruchtlosem Ringen der Gedanken, bis er sich ermüdet niedersetzte, den Kopf auf die Hände stützte und vor sich hinstarrte.

Die Thüre wurde geöffnet, eine magere ältliche Frau trat ein: „Ein recommandierter Brief für den Herrn Doctor!“

Wie ein Krampf fuhr es über sein Gesicht, als er die Schriftzüge sah, die Lider senkten sich, der Mund war fest geschlossen und schmerzlich verzogen, die Nasenflügel vibrierten, so dass die Wangen mitzuckten, aber er stand mit dem Rücken gegen das Licht und sein Gesicht war im Schatten, die Frau konnte unmöglich sehen, wie verändert seine Züge waren. Er unterschrieb das Recepiss, und als sie die Thüre hinter sich schloss, riss er das Couvert auf und las:

„Lieber, lieber Schatz! Ich reise morgen ab, es läſst sich nicht länger verschieben, und Du darfst nicht mitkommen, wenigstens nicht gleich. Wie ich Dich so lang nicht sehen soll, wie ich es aushalten soll, weiß ich nicht. Ich muſs noch mit Dir sprechen, aber B.'s Schwester ist bei mir und Du würdest mich kaum allein treffen, wenn Du kommst. Wenn ich kann, so komm' ich heute nach sieben zu Dir. Wenn Du allein bist, so steh' auf dem Balkon. Es geht alles so entsetzlich schlimm, so schief, ich bin so unglücklich, daſs ich nicht weiß, wie ich leben soll. Ich küsse Dich, lieber Schatz.

Deine ....“

Er sah nach der Uhr; es war bereits halb sieben. Er gieng zur Thüre und rief hinaus: „Frau Marie, Sie können gehen, ich brauche Sie heute nicht mehr. Und Sie müssen gleich gehen, Sie müssen einen Brief aufgeben, der heute noch fort soll.“ Er legte einen leeren Bogen in ein Couvert, schrieb irgend eine Adresse darauf und trieb sie zur Eile.

Dann vervollständigte er seinen Anzug und trat auf den Balkon. Ein schwerer grauer Dunst lag über der Stadt, der Himmel war bleich und roth geworden, unten rasselten die Wagen dem Südbahnhof zu. Er sah nach den Fußgängern auf dem Schwarzenbergplatz. In der Ferne konnten Gestalten ihn täuschen, sobald sie über die Brücke gekommen waren, trotz seiner Kurzsichtigkeit keine mehr. Eine weibliche Gestalt kam schnell herüber, sie trug einen dunkeln Anzug und einen kleinen Federhut mit dichtem silbergrauem Schleier, jetzt war sie vor dem nächsten Haus, unmerklich hob der Kopf sich zum Balkon empor, regungslos blieb Guido stehen, und doch war ein leises Zeichen des Grußes gewechselt worden, doch war schon alles anders, die Luft schien zu zittern, die Häuser lagen freundlich in dem warmen, röthlichen Licht des Abends, die Welt war nicht mehr ein fremder, tödtlicher, hassvoller Raum, das Leben war in sie eingetreten und kam zu ihm.

Eine elastische Freude durchzuckte ihn, als sie ins Haus getreten war; er trat ins Zimmer zurück und gieng durch die dunkelnde Wohnung, um zu öffnen, und schon war die Freude wieder erstorben in der angstvollen Frage: Welche neue Qual wird heute ihren Anfang nehmen?

Er hörte ihre Schritte auf den letzten Stufen und hatte die Thüre schon halb geöffnet, sie brauchte nicht zu läuten — er schlang die Arme um sie und führte sie, hob sie fast in sein Zimmer, dann schob er ihren Schleier empor und küſste sie.

Sie legte den Hut ab und sah ihn an: „Ich hab' nur ganz wenig Zeit, ich muſs vor acht wieder zu Hause sein.“

„Wann fährst du?“ fragte er.

„Uebermorgen früh. Seit heute früh wird gepackt. Ich bin so müde.“ Sie setzte sich, legte beide Hände auf die Lehnen des Stuhls und sah mit gesenktem Kopf einen Augenblick vor sich hin, dann hob sie das Gesicht zu ihm und sagte: „Er hat gestern eine Bemerkung gemacht, in seiner hochtrabenden Art und ohne wirklich etwas zu sagen, wie immer, aber hat ganz sicher dich gemeint, und ich bin so erschrocken ...“

„Du muſst nicht erschrecken, Kind, einmal wird es doch offenbar werden.“

„O Guido, Guido, was soll werden?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte er mit bitterer Ruhe. „Er will nicht? Es gibt keinen Weg?“

„Nein, nein, er will nicht. Es ist ja so oft davon die Rede gewesen — wenn meine Mutter selbst es gewollt hat, die eine solche Todesangst vor allem hat, was sie einen Scandal nennt er will nicht. Es ist gar nichts zu hoffen.“

„Du hast offenbar noch immer zu viel Geld?“

Sie nickte.

„Wenn man ihm einen Theil anbieten könnte?“

„Aber das thut er nicht. Dazu ist er zu eitel. Es könnte bekannt werden und da würde er nicht mehr der Großmüthige und Uneigennützige sein.“

„Oh, es gibt schon Wege, man kann es dem Kind sichern und ihm das Verfügungsrecht einräumen. Das geht schon,“ sagte er.

„Wenn du wüſstest, was zwischen uns schon geredet worden ist! Es ist ganz vergeblich! Da sind zu viel Hindernisse. Er liebt mich ja — was er lieben nennt,“ sie machte eine gepeinigte Bewegung des Widerwillens, „und er ist eifersüchtig auf mich, schon aus Eitelkeit. Und jetzt, wo er dich verdächtigt — jetzt gibt er nie nach, nie! Du kennst ihn nicht, wie ich! Wir waren ja schon einmal daran. Der Onkel Heinrich, der Advocat ist, und mich wirklich gern hat, hat die Sache mit ihm besprochen: es sollte heißen wegen unüberwindlicher Abneigung — und weil ich so leidend bin. Alles war in Ordnung, plötzlich sagte er: ‚Nein, nein! er habe keine Abneigung, und er werde vor Gericht nicht lügen, nie! nie!‘ Er, bei dem jeder Athemzug eine Lüge ist! — Er könne dem Kinde nicht die Mutter oder den Vater rauben, solche Kinder werden verderbte, haltlose Menschen, die Familie ist die Grundlage der modernen Gesellschaft ... Genug, daſs **ich** die Liebe aus unserer Ehe geraubt habe, du weißt ja, wie er spricht.“

Ihre klangvolle tiefe Stimme hatte sich zu einem wilden Pathos erhoben, und als sie ihrem Gatten nachahmte, bebte sie vor Thränen und Zorn.

Er hatte sich finster aufs Sofa gesetzt und starrte vor sich hin.

„Immer wieder hält er mir das Kind vor,“ fuhr sie fort. „Das Kind, das er zugrunde richtet, das er zu einem gerade so entsetzlichen Menschen macht, als er selbst ist! Wenn du wüſstest, wie er mich mit dem Kind quält!“ Sie konnte vor Weinen nicht mehr sprechen; sie war vor dem Sofa niedergekniet, er zog ihr Haupt an sich und schwieg.

„Was soll werden, Guido?“ fragte sie wieder. „Hilf du! Was thu' ich, wenn du nichts weißt! — Was soll werden?“

„Ich weiß es nicht!“ sagte er wieder. „Man kann ihn ja doch nicht todtschlagen,“ fügte er grimmig hinzu. „Wenn ich ihn fordere, schlägt er sich nicht — zwanzigmal hätte ich ihn schon ... aber was ist das für dummes Reden ...! — Sprechen wir jetzt von was anderem. Du reist übermorgen? Wie und wann soll ich kommen? Denn kommen werd' ich!“

„Komm' in acht Tagen, wenn ich dir schreibe, und nicht nach Weißenbach, geh' nach Brunn oder Rieding, dort werd' ich dich treffen, oder du kommst herüber ... ich werde dir schreiben ... und wenn du mir schreibst, das erstemal poste restante!“

„Ja,“ sagte er aufstehend und durch das Zimmer gehend, „wenn es nicht anders sein kann – das Versteckenspielen gehört nicht zu meinen Freuden ...“

Sie lag auf dem Sofa, das Gesicht in die Hände vergraben – jetzt sah sie einen Augenblick zu ihm auf, wie ein Vorwurf glitt es über ihre Züge: „Guido!“ sagte sie halb fragend.

„Nesi!“ sagte er zärtlich „liebe kleine Nesi!“ und trat zu ihr. „Du bist nicht schuld — dir ists ja noch schlimmer als mir aber irgend ein Weg wird sich finden, ich weiß es, Nesi, ich weiß es — ich weiß vor allem, daſs ich **will**, daſs wir **wollen** und daſs es werden **muſs**.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich hab' keine Hoffnung mehr,“ sagte sie, „mir ist noch nie etwas gut ausgegangen, von Anfang an — und ich bringe dir Unglück ...“

„Du mir, Nesi?!“

„Ja,“ sagte sie, „ich habe mich an dich gehängt, und dich aus allem herausgerissen und dein ganzes Leben in Verwirrung gebracht.“

„Nur nicht thöricht reden, Nesi!“ sagte er „und keine Bangheiten! Hab' ich denn gewuſst, was Leben heißt, bevor ich dich gefunden? Und warum denn uns Vorwürfe machen? Sind denn wir die Schuldigen?“

Ihre Besorgnis gab ihm seinen ganzen Muth wieder. „Du glaubst doch nicht,“ sagte er lächelnd, „daſs ich dich von mir ließe, selbst wenn du wolltest? Wenn wir vorsichtig sind, so wissen wir, warum wir es sein müssen! — Das Schicksal müssen wir hinnehmen! ... und sind wir nicht schon einmal über alles Maß glücklich gewesen ... sind wirs nicht jetzt trotz allem? — — Und du glaubst doch nicht, daſs es für mich noch irgend eine Schranke gibt? Ich sehe keine ... Die Wellen, gegen die wir kämpfen, sind die Wellen des Lebens — wir werden schon ans Ufer kommen ...“

Wie ein gigantischer Schwimmer erschien und gefiel er ihr in seinem Bild.

„Und wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt. — — Erinnere dich, erinnere dich,“ sagte er ernst, „was ich am Morgen auf dem Buchberg dir gesagt, erinnere dich!“ Er brachte seine Lippen ganz nahe an ihr Ohr und leidenschaftlich und leise flüsterte er die Verse aus dem Hohen Liede Rückerts: „Mit deiner Seele hat sich meine — Gemischt wie Wasser mit dem Weine — Wer will den Wein vom Wasser trennen — Wer dich und mich aus dem Vereine? — Du bist mein zweites Ich geworden ...“

„O du!“ sagte sie, und mit glückseligem Ausdruck umschlang sie ihn, „Lieber, Süßer, du Leben in meinem Tod, du Himmelsschein in meiner Hölle ...!“ Sie sagte diese pathetischen Worte natürlich, von Leidenschaft erpreſst und leise.

Eine Weile später stand er wieder auf dem Balkon und sah der enteilenden Gestalt nach. Auf der Brücke blieb sie stehen und sah ins Wasser, dann drehte sie sich langsam um und sah wie zufällig empor, wo sie ihn in der dämmerigen Höhe wie einen dunklen Punkt noch immer schauen konnte — dann gieng sie über den Platz der inneren Stadt zu.

II.

Nesti Roth war die Tochter eines jüdischen Fabrikanten; sie hatte drei Schwestern und zwei Brüder; die Kinder hatten alle Hofmeister und Lehrer und Gouvernanten und sollten feiner erzogen werden, als es der Vater gewesen war. Die Emancipation der Juden hat den Unterschied der Generationen unerhört gesteigert, und zwischen Eltern und Kindern, die die Cultur einer ganz verschiedenen Race aufnehmen, einen Bildungsunterschied gesetzt, der all ihre Gedanken- und Traumkreise trennt und so manche stille Tragödie hervorruft. Nestis Eltern fühlten, daſs keines ihrer so verschieden gearteten Kinder sich mit ihnen verständigen konnte, daſs die einen sich schmerzlich zurückzogen, die andern es unzart fühlen ließen. Das gab dem ganzen Hause etwas Zerrissenes und vereinsamte die Seelen.

Nesti war als Kind nicht hübsch, aber sehr graziös gewesen, mit anmuthigen Bewegungen und großen glänzenden dunklen Augen. Sie war sehr begabt und lernte von den schlechten Hauslehrern und später aus den Büchern, die sie den Brüdern nahm, mehr als diese im Gymnasium. Aber sie war scheu, wie ein verirrter Vogel, so schüchtern, dass die Gegenwart eines fremden Kindes sie hartnäckig verstummen machte, als sie schon zwölf Jahre alt war. Selbst die älteste Schwester, an der sie hieng, von der sie erzogen und verzärtelt wurde, erhielt zwar gelegentlich eine Liebkosung, erfuhr aber nichts von ihr, und wurde trotz alles Werbens nie ihre Vertraute. Ihre Spiele, die sie nur spielte, wenn sie allein war, die Träume und Luftschlösser, die sich später in ihr aufbauten, all die Sehnsucht, die sie in sich trug, waren wie nicht vorhanden — den Geschwistern war sie langweilig, der Mutter ein Räthselkind, und allen Verwandten und Bekannten ein versperrtes Buch.

In ihren Träumen aber war sie als kleines Kind eine Prinzessin, die nur hier im Hause erzogen wurde und eines Tages in ihr Königsschloss abgeholt werden musste. Und wenn sie allein war, dann war das Zimmer ein goldener, kuppelgekrönter Palast, und ein ebensolcher, gläsern und unsichtbar, stand im Garten der Villa, in der sie den Sommer verbrachten, und die Mutter sah sie manchmal emsig zwischen den Beeten umhergehen, und sich vor einzelnen Blumenstöcken tief und zierlich verneigen und Reden und Gegenreden halten, und wunderte sich über ihr seltsames Kind, das so närrische Dinge that, und so stumm und verschlossen wurde, wenn jemand in die Nähe ihres Traumlandes kam. Puppen mochte sie nicht. Sie sah viel schönere Geschöpfe in den Zimmern und zwischen den Bäumen gehen.

Als sie aber einige Jahre älter geworden war, da zogen all diese geisterhaften Freunde ihrer Kindheit fort, und sie wunderte sich, wie unmöglich es war, die alten Phantasien wieder zu erwecken.

Schwerere, ernstere Dinge begannen sie zu beschäftigen und aufzuregen.

Grausam, ungerecht und verlogen fand sie die ganze Welt, die Lehrer, die Gouvernanten, die Geschwister — und mit Schrecken sah sie, dass auch die Eltern nicht besser waren, dass sie anders über die Leute sprachen, als vor den Leuten ... sie konnte es nicht fassen.

Sie verstand nicht, warum die Dienstboten nicht mit ihnen an einem Tisch speisen durften, wie es einst gewesen, es war ja doch so unangenehm, am Gesindetisch zu essen, sie hatte es erfahren, als sie einmal strafweise dort hatte essen müssen.

Warum gab es Leute, die man nicht niedersetzen hieß, wenn sie kamen, und andere, denen man einen Stuhl hinschob? Warum machte man mit Onkel Max, dem Commis, so wenig Umstände, während Onkel Julius so ceremoniös begrüßt wurde? Warum gab es überhaupt arme Leute, wenn die „Erwachsenen“ so gut waren, wie man ihr zu werden auftrug?

Warum musste ihr Bruder Leo durchaus ins Geschäft, da er doch studieren wollte? Wie schrecklich, als sie ihn sagen hörte, dass er sich erschießen werde! Er erschoss sich allerdings nicht.

Und warum konnte sie von alledem mit niemandem sprechen? Sie wusste später selbst nicht, ob mehr eine innere Scheu oder das platte Missverständnis, das sie mit ihren ersten schüchternen Aeußerungen erfuhr, sie so in sich selbst zurückgetrieben hatte.

Sie hatte keine Freundinnen. Die Bücher, die sie las, waren Geschenke oder wurden ihr von den Lehrern, später von ihrem ältesten Bruder gegeben. Eine neue Zeit begann, als sie Romane und Dichtungen in die Hand bekam. Sie las viel durcheinander, aber instinctiv stieß das Gemeine und Armselige sie ab, zog alles Heroische und Liebliche sie an.

Außerhalb ihres Hauses und des Kreises ihrer Verwandten müsse es eine Welt von solchen schönen Helden geben, dachte sie: eine Welt von Thaten und Liebe, nach der sie heißes Verlangen trug, die die alten Kinderphantasien ersetzte und sie geradeso zerstreut und verträumt umhergehen ließ, wie einst im kurzen Kleidchen mit den zwei Kinderzöpfen — nur dass sie diese neue Traumwelt für die wirkliche hielt, der sie entgegenlebte.

Als sie endlich — mit tausend Aengsten — in Gesellschaft gehen musste und auf dem Eise und im eigenen Haus mit jungen Männern zusammenkam, welche neue Enttäuschung! Wo waren die Halbgötter und Ideale? Die jungen Leute, die sie im Salon des Vaters und der Verwandten kennen lernte, die Söhne reicher jüdischer Familien, die das Ghetto in den Salon verlegt haben, die in ihren eleganten Kleidern nicht zu sitzen, nicht zu stehen, nicht zu sprechen, nicht sich zu benehmen wissen, und in ihrer Eleganz, in ihren Formen, in ihren Vergnügungen eine lächerliche Caricatur der jeunesse dorée bilden, ebenso hohl, mit viel schlechteren Manieren, nur mit der Zeit bessere Geschäftsleute: die waren es doch nicht?!

Sie empfand ein ungeheuere Verachtung für sie, während sie zu schüchtern war, mehr als „ja“ und „nein“ zu antworten, wenn einer sie ansprach.

Die Gesellschaften im Hause wurden gegeben, um die älteren Töchter zu verheiraten. Und nach einiger Zeit war ihre Schwester Rosa in der That mit einem dicken jungen Mann mit schwarzem Schnurrbart, einem reichen Holzhändler, verlobt. Nesti begriff nicht.

Nach einem unerhörten Entschluss fragte sie einmal die Schwester, die im Halbdunkel am Fenster stand: „Liebst du ihn denn?“ Rosa lächelte nur ein wenig; sie wusste, dass sie nicht hübsch war, und wollte heiraten. Es wäre schwer gewesen, das dem Kinde zu erklären, und Rosa hatte nicht Lust dazu, aber nach einigen energischen Fragen und schwachen Antworten wusste Nesti genug, um aufs tiefste empört und angewidert zu sein. Die Vorbereitungen der Ausstattung waren ihr eine beständige Qual. Sie warf die Haare zurück und presste die Lippen aufeinander, ja sie verließ das Zimmer, wenn die Rede bei Tisch auf die bevorstehende Trauung kam. Am Polterabend, als all die üblichen Gedichte und Aufführungen und versificierten Geschichten des „Liebesbundes“ zum Vortrag kamen, hätte sie am liebsten laut „Lüge! Lüge!“ schreien mögen. Nur über ungewohnte Bitten und heftige Drohungen des sonst so gutmüthigen Vaters hatte sie sich herbeigelassen, Kranzeljungfer zu werden, und lange Zeit vergab sie sich diese Concession selbst nicht. In ihrem weißen Kleid und unter den Blüten weinte sie viel mehr als die Braut; und sogleich nach der Trauung meldete sie sich unwohl und war nicht zu bewegen, beim Diner zu erscheinen.

Als sie in ihrem Zimmer auf dem Bette lag und weinte, kam Rosa zu ihr herein und küsste sie, gleichfalls heftig weinend, auf den Mund, und nahm von ihr Abschied. In dem feindseligen Gebaren der jüngeren Schwester, von der sie keinen Glückwunsch erhalten, hatte sie die tiefe Liebe erkannt. Aber obgleich dieser Abschiedskuss einen Bund einleitete, der vorher nicht bestanden, war Nesti lange Zeit nicht dazu zu bringen, ins Haus der Schwester zu kommen. Erst als Rosa ein Kind erwartete und bekam, kam Nesti wieder in ungeheurer Aufregung und Liebe zu ihr. Jetzt glaubte sie das ernste Leben zu kennen.

Ihr ganzes Dasein, ihre Umgebung, ihre Familie, ihr Kreis und die ganze Welt war eine große, schreiende, verletzende Dissonanz und während sie schweigend verschlossen, scheu darin fortlebte und ihr alltägliches Leben sich abspielen ließ, als ob sie nichts empfände, wuchs in ihr die Sehnsucht nach dem Ereignis, das sie aus dem Unerträglichen befreien sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Foulard-Seide 65 kr.

— bis fl. 3.35 per Meter in den neuesten Dessins und Farben

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.).

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

784

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVII. Band. Wien, den 26. November 1898. Nummer 217.

ZEITUNGS-STEMPEL

Das österreichische System in Ungarn.

Im gegenwärtigen Augenblick sehen die politischen Verhältnisse Oesterreichs und Ungarns in gewissen offensichtlichen Beziehungen einander zum Verwechseln ähnlich. Das ist nicht immer so gewesen.

Ursprünglich, das heißt im Rahmen dieser den Tagesereignissen gewidmeten Betrachtung: bis 1848/1849, war der politische Zustand Ungarns von dem Oesterreichs wesentlich verschieden. Denn Ungarn wurde unter den Habsburgern nach „avitischen", eingeborenen Grundsätzen vom König unter Mitwirkung des Reichstags constitutionell regiert, in den Erbländern waltete der aus Spanien übernommene Absolutismus. Dieses Missverhältnis innerhalb eines unter einem gemeinsamen Herrscher vereinigten zusammenhängenden Gebiets erscheint selbst in der theoretischen Construction unhaltbar. In der praktischen Wirklichkeit ergaben sich aus ihm schon in alten Zeiten blutige Conflicte. Was der englische Nationalökonom Gresham von der Geld-Doppelwährung sagt: dass die schlechtere Währung die Tendenz habe, die bessere zu verdrängen, das gilt ungefähr auch von der politischen Doppelwährung im Habsburgerreich. Das schlechtere System, nämlich der österreichische Absolutismus, hatte immer die Tendenz, den Constitutionalismus aus Ungarn zu verdrängen. Ein derartiger Uebergriff Rudolfs II. entfesselte schon im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Ungarn den Aufstand unter Bocskay und Bethlen, der allerdings mit dem Sieg der mit den Türken verbündeten bewaffneten Rebellen und des von ihnen vertheidigten ungarischen Constitutionalismus endete. Im Jahre 1849 aber siegte in dem gleichen staatsrechtlichen Conflict der österreichische Absolutismus mit Hilfe der russischen Waffen. Die Gresham'sche Tendenz setzte sich durch. In beiden Ländercomplexen galt nun die schlechtere staatsrechtliche Währung, die österreichische, bis 1866 die preußischen Waffen für Ungarn entschieden. Es zeugt vom staatsmännischen Scharfblick Deáks, dass er 1867 bei der nothgedrungenen Aussöhnung der Dynastie mit Ungarn die staatsrechtliche Einheitswährung als die Lebensbedingung der Realunion beider Ländercomplexe erklärte, indem er im Gesetzartikel XII vom Jahre 1867 nicht nur die Aufrechterhaltung der Verfassung Ungarns (§ 24), sondern auch die Einführung der „vollen Verfassungsmäßigkeit" in den übrigen Ländern der Dynastie (§ 25) zur entscheidenden Voraussetzung der gemeinsamen Verwaltung der äußeren und der kriegerischen Angelegenheiten der beiden Theile der Monarchie erhob.

Deáks Epigonen haben sich nicht als große Staatsmänner bewährt. Sie haben es ruhig — vielleicht nicht ohne Schadenfreude — mitangesehen, wie allmählich an Stelle der von Deák so rigoros geforderten vollen Verfassungsmäßigkeit eine nur den Unkundigen täuschende constitutionelle Fälschung in Oesterreich eingeführt wurde, während in Ungarn das streng parlamentarische System vorerst unangetastet blieb. Auf diese Art entstand neuerdings wieder eine Doppelwährung zwischen beiden Reichshälften, nicht die alte wohl, welche Absolutismus mit Constitutionalismus, bildlich gesprochen, Silber mit Gold verband, sondern eine neue: feines Gold und eine grobe Goldlegierung, der consequente Constitutionalismus des parlamentarischen Systems drüben und der Schein-Constitutionalismus des autoritären Systems hüben. Die Relation wahr wohl verändert, die Discrepanz war aber wiedergekehrt, und mit ihr die Gresham'sche Tendenz. Das österreichische System — jetzt Schein-Constitutionalismus — musste wieder das ungarische System verdrängen. Das Cabinet Wekerle ist das letzte vollwichtige parlamentarische Ministerium Ungarns gewesen: denn es war das letzte, das wirklich vom Vertrauen des Landes getragen, dessen geistige Führung innehatte. Unter ihm wurde der unvermeidlich gewordene Conflict zwischen dem österreichischen und dem ungarischen System — zwischen König und Parlament — brennend. Treu nach Gresham wurde er — nach einem Misserfolg Khuen-Hedervary — schließlich zu Gunsten des österreichischen Systems entschieden. Dem „Ministerium der Capacitäten" folgte ein Ministerium der Incapacitäten, wie es in Ungarn noch nicht dagewesen, uns in Oesterreich aber fast schon zur zweiten Natur geworden ist: das Cabinet Banffy. Die Knechtseligkeit nach oben und die Gesetzesverachtung nach unten sind die Quellen seiner Stärke. Die geistige Führung und das Vertrauen des Landes, beziehungsweise des Parlaments, sind seinen Händen entglitten. Der Wahlfälschung und dem Stimmenkauf verdankt es seine parlamentarische Majorität, mit deren Hilfe es den Schein eines constitutionellen Regimes aufrechterhält. Alles ganz getreulich so wie schon längst in Oesterreich. Deák hat sozusagen Oesterreich verungarn wollen. Unter Banffy ist, vermöge der uniformierenden Kraft der politischen Logik, Ungarn verösterreichert worden. Wenn auf dem aufsteigenden Weg unserer constitutionellen Entwickelung Ungarn uns Vorbild sein konnte, so können jetzt wir mit unseren politischen Erfahrungen Ungarn dienen, da es den absteigenden Pfad seiner constitutionellen Entwickelung betreten hat. Solange der Fortschritt währte, war Ungarn uns voran, im Rückschritt gehen wir ihm voran. Denn, wenn man von rückwärts zu zählen anfängt, sind wir Oesterreicher immer die Ersten.

So haben wir denn auch in Oesterreich, seitdem Ungarn unter Banffy binnen wenigen Jahren mit staunenswerter Geschwindigkeit uns im Schein-Constitutionalismus nachgekommen ist, eilends eine neue Etappe im politischen Rückbildungsprocess erreicht. Hülle um Hülle fällt ab von unserem Schein-Constitutionalismus. Seit einem Jahre hat sich, wesentlich mit der Zustimmung, ja sogar unter Aneiferung des ungarischen Ministeriums, bei uns der „verfassungsmäßige" Absolutismus auf Grund des § 14 eingenistet. Und Ungarn folgt uns wie im Wetteifer auf dem Fuße nach. Mit strenger Logik entwickelt sich eine Phase aus der andern. Wie in Oesterreich vor anderthalb Jahren, so hat in Ungarn vor zweieinhalb Monaten die rücksichtslose Ausnützung einer corrupten Parlamentsmajorität die verzweifelte Obstruction der Minorität erzeugt. In Oesterreich war der springende Ausgangspunkt der Obstruction der durch Badenis Sprachenverordnungen eingeleitete, durch Thuns Postulatenpolitik fortgesetzte Stimmenkauf der Majorität, in Ungarn waren es Banffys Wahlfälschungen. Was insbesondere die ungarische Opposition in den Verzweiflungskampf trieb, war die durch die Persönlichkeit des Panduren-Ministerpräsidenten wohlbegründete Furcht, dass Banffy, wenn er noch einmal Neuwahlen durchzuführen hätte, vermöge seiner in einem längeren Regime gestärkten Macht, noch brutaler fälschen würde, so dass statt der jetzigen hundert nur „zehn" Mitglieder der Opposition in ein neues Haus kämen. Die gegenwärtige Legislaturperiode des ungarischen Reichstags reicht allerdings bis 1902. Die Opposition fürchtete aber, dass Banffy das Haus bei nächster Gelegenheit auflösen könnte, und diese Gefahr zu verhindern, war der letzte Zweck der Obstruction. Die schleuderhaft gearbeitete österreichische Verfassung gewährt dem Ministerium die Möglichkeit, das Haus jederzeit nach Belieben aufzulösen, zu vertagen oder zu schließen. Die ungarische Verfassung sieht für die Ausübung dieses unter Umständen (wie wir es in Oesterreich erfahren haben) den ganzen Constitutionalismus eludierenden Vorrechts gewisse Cautelen vor. Nach dem Gesetzartikel X, 1867 muss, wenn der Reichstag früher aufgelöst, vertagt oder geschlossen wird, ehe der Reichstag über die Schlussrechnungen und den Voranschlag des nächsten Jahres Beschluss fassen konnte, der Reichstag noch im Laufe dieses Jahres und zwar zu solcher Zeit einberufen werden, dass sowohl die Schlussrechnungen als auch der Voranschlag des nächsten Jahres bis zum Schlusse des Jahres im Reichstag verhandelt werden können. Nach Gesetzartikel XXXIII, 1874 aber muss im Fall von Neuwahlen zwischen der Auflösung des alten und der Eröffnung des neuen Hauses ein Zeitraum von mindestens 40 Tagen verstreichen. Das sind die gesetzlichen Vorsichten.

Nach dem im August zwischen Thun und Banffy geschlossenen Geheimvertrag sollte das ungarische Ministerium warten, bis die von den hochweisen beiden Regierungen als sicher angenommene wilde Obstruction im österreichischen Parlament ausbrechen würde: dann sollten die in dem Geheimvertrag verabredeten beiderseitigen „selbständigen Verfügungen" in Oesterreich auf Grund des § 14, in Ungarn mit dem Parlament in Gesetzeskraft gesetzt werden. In der Zwischenzeit durfte das ungarische Ministerium den im Ausschuss bereits durchberathenen Ausgleich alter Factur nicht vor das Plenum bringen. Aber der Reichstag war unvermeidlicherweise schon auf den 6. September zur Tagung einberufen worden. Vielleicht nur, um ihn anderweitig zu beschäftigen, forderte Baron Banffy, dass nicht der Ausgleich, sondern die Indemnität, das ist das Budgetprovisorium

für das nächste Jahr auf die Tagesordnung gesetzt werde. Wäre nun die Indemnität nach Banffys Wunsch im September schlankweg durchberathen worden, so hätte Baron Banffy genügenden Spielraum gewonnen, um, ohne die gesetzlichen Sicherheitsvorschriften zu verletzen, noch vor Schluss des Jahres den Reichstag aufzulösen, die gefürchteten Neuwahlen durchzuführen und einen neuen Reichstag zu eröffnen, in dem es so gut wie keine ernste Opposition gäbe. Ob dies sein Plan war oder nicht, die Opposition musste, wollte sie sich nicht selbst ans Messer liefern, die Gefahr vereiteln. Das geschah, indem sie durch Obstruction die Berathung der Indemnitätsvorlage bis vierzig Tage vor Jahresschluss verhinderte. Bis dahin war sie in der Hand des Ministerpräsidenten, und deswegen musste sie durch erheuchelte Schwäche, die jede Woche dem Verfall schon nahe schien, ihn über den Ernst ihrer Absichten hinwegtäuschen. Am Montag dieser Woche war der Termin abgelaufen. Jetzt ist Baron Banffy in der Hand der Opposition. Denn er kann das Haus nicht auflösen, da er weder über das Budget, noch über den vierzigtägigen Spielraum verfügt, ja nicht einmal mehr auf längere Zeit es vertagen oder schließen. Jetzt hat sich auch die Opposition, unterstützt durch den ihr hochwillkommenen Zwischenfall Hentzi, mit ihrer Obstruction, sogar in der wildesten Form, ganz offen hervorgewagt.

Graf Thun kann noch dem Baron Banffy helfen, wenn er — wozu ihm allerdings durch die Haltung unserer Opposition auch der leiseste Vorwand einer Berechtigung genommen ist — den österreichischen Reichsrath vertagt und mit Hilfe des § 14 dem Baron Banffy die Vorlage der selbständigen Verfügungen ermöglicht, die wohl auch bei der Opposition auf keinen Widerstand stoßen würden, weil sie einen materiellen Sieg ihrer Unabhängigkeitsideen bedeuten. Andernfalls aber ist, wenn die ungarische Obstruction bis zum Schluss des Jahres aushält, für Ungarn die Alternative so gestellt: entweder Ersetzung Banffys durch einen politisch ehrlicheren, geistig bedeutenderen, moralisch achtbareren Ministerpräsidenten, der wohl auch die Fortsetzung weiterer Verfassungsexperimente in Oesterreich verhüten müsste oder, in Ermanglung eines ungarischen § 14, der gesetzlose Zustand: also entweder beiderseits Wiederannäherung an die volle Verfassungsmäßigkeit oder beiderseits, mehr oder weniger verhüllt, der Absolutismus: entweder das ungarische System in Oesterreich oder das österreichische System in Ungarn. K.

Der Held Dupuy.

Noch vierzehn Tage, und es ist genau ein Jahr her, dass der damalige Ministerpräsident Méline (4. December 1897) von der Höhe der Kammertribüne herab der ganzen civilisierten Welt das äußerst beruhigende Wort zurufen konnte: „Il n'y a pas d'affaire Dreyfus!" — Der arme Méline! Er hatte gut reden und versichern, die Welt und in ihr namentlich die sich von Tag zu Tag mehrende Schar der „Dreyfusards" glaubten ihm nicht, und während rund elf Monate hat die Weltgeschichte weiland dem Ministerpräsidenten Unrecht gegeben: Es gab eben doch eine Affaire Dreyfus! Jetzt aber scheint es fast, als solle der „Hungervater" — so genannt wegen des von ihm auf die Spitze getriebenen Schutzzollsystems — doch recht bekommen: Die Dreyfus-Affaire, wenigstens insoweit als sie eine politische Affaire darstellt, existiert kaum noch: mit der Ueberweisung an den Cassationshof hat sie aufgehört, in der inneren Politik Frankreichs die Hauptrolle zu spielen. Seither hat alle Welt, haben sogar die noch halbwegs Zurechnungsfähigen unter den Dreyfus-Gegnern einsehen müssen, dass die „Affaire", wie man den juristischen Fall trotzdem noch immer nennt, endlich da angelangt ist, wo sie hätte beginnen sollen: bei der zuständigen Justizbehörde des Landes. Jedoch, wie die Franzosen nun einmal sind, ganz ohne „Affaire", ohne politischen Radau und politische Intrigue können sie nicht leben, und so haben sie flugs aus der Dreyfus-Affaire eine Picquart-Affaire gemacht, beziehentlich die bisher von dem Teufelsinselbewohner gespielte Rolle dem Insassen des Cherche-Midi-Gefängnisses übertragen. Wenn ich sage „die Franzosen", so thue ich den biederen Weinbauern der Garonne und den wackeren Kleinkrämern von Paris eigentlich Unrecht: sie sind an der gedachten Substitution ebenso unschuldig, wie an der Dreyfus-Affaire selbst. Aber da es nun einmal Sprachgebrauch geworden ist, „Franzosen" zu sagen und „die französische Regierung" zu meinen, so wird man mir hier wohl diese bildliche Ausdrucksweise verzeihen. Der für jene Rollenvertauschung allein oder doch hauptsächlich Verantwortliche ist natürlich der Ministerpräsident, der dem Kriegsminister befehlen kann, damit dieser seinerseits den Generalen befehle, und der auch nach dem Wortlaute der Verfassung verantwortlich für alle seine Regierungshandlungen und -Unterlassungen ist. Dieser Ministerpräsident, der augenblicklich Charles Dupuy heißt, hat nun zwar die „Affaire Picquart" nicht angezettelt, er fand sie vielmehr fix und fertig vor, als er das Regierungssteuerruder am 4. November ergriff, aber er unterließ es, ihr kraft seines Controlrechtes ein Ende zu bereiten.

Hier höre ich einen anscheinend berechtigten Einwurf. Die „Affaire Picquart" ist eine — wenigstens dem Namen nach — gerichtliche, das heißt militärgerichtliche Affaire: wie konnte also Dupuy, so wird man vielleicht fragen, in eine bereits im Gange befindliche gerichtliche Untersuchung eingreifen? Das wäre eine Befugnisüberschreitung gewesen, eine Einmischung der administrativen Gewalt in die Gerechtsame der Justiz! Scheinbar — vielleicht: thatsächlich — nicht. Dupuy weiß ebenso wohl wie der Kriegsminister, wie jeder Generalstabsofficier, dass es sich hier nicht um schwerwiegende oder auch nur um ernst zu nehmende Anklagen handelt, um verbrecherische, von Picquart begangene Handlungen, die geahndet werden müssen, sondern lediglich um einen niedrigen Racheact der Generalstabsverbrecher zwecks Vernichtung des Mannes, der ihnen thatsächlich ihr erstes Opfer, den Verurtheilten vom Jahre 1894, entrissen hat. Dupuy weiß nur allzu wohl, dass das gegen den Oberstlieutenant gerichtete sogenannte militärgerichtliche Verfahren nichts als eine schmachvolle Justizkomödie ist, die noch dazu kunstvoll in die Länge gezogen wird und mindestens zur moralischen, wenn möglich auch zur materiellen Vernichtung des Inculpierten führen soll, damit dieser sein schwerwiegendes Zeugnis zu Gunsten Dreyfus' vor dem Cassationshofe nicht oder doch nicht mit voller moralischer Ueberzeugungskraft abgeben könne. Da Picquart demnächst vor dem Cassationshofe als wichtigster Zeuge erscheinen wird, so ist es freilich ausgeschlossen, dass er seine Aussagen als Verurtheilter und in Sträflingskleidung machen werde: aber der Generalstab, wie überhaupt alle Gegner der Revision können mit dem Scheine des Rechts auf den Zeugen weisen und sagen: „Der Mann, der dort steht und auf dessen Zeugnis ihr so viel Gewicht legt, ist wegen der allerschwersten Verbrechen in Untersuchungshaft: er ist des Landesverraths, der Fälschung und des Bruches des Dienstgeheimnisses angeklagt, und bis er sich von diesen Vorwürfen gereinigt hat, müssen seine Aussagen mit größter Vorsicht aufgenommen werden!" Wenn dann der Cassationshof, wie man wohl annehmen darf, diesem Gerede keine Bedeutung beimisst, dann bleibt den Fälschern wenigstens der „moralische" Trost, dass sich der oberste Gerichtshof bei seinem Revisionswerke auf die Aussagen eines „anrüchigen und daher durchaus nicht einwandfreien" Zeugen stütze: der Zweck ist erreicht, das Revisionswerk selbst ist verdächtigt, die Autorität und der Glaube an die Integrität der höchsten Richter sind in den Augen der leichtgläubigen Menge erschüttert. Diese Taktik der Militärpartei war und ist, wie gesagt, dem Ministerpräsidenten durchaus kein Geheimnis. Nichts wäre für ihn leichter — und auch gesetzmäßiger — gewesen, als den Kriegsminister zu beauftragen, sich die Acten der gegen Picquart eröffneten Untersuchung geben zu lassen, um sie einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, denn dazu ist der Kriegsminister als oberster militärischer Gerichtsherr vollauf berechtigt. Und wenn er auch nach dem Buchstaben des Militärcodex nicht berechtigt ist, eine begonnene Untersuchung aus eigener Initiative niederzuschlagen, so hätte Herr de Freycinet diese Schwierigkeit doch umgehen können, indem er durch die amtliche Agentur Havas bekanntgegeben hätte, dass die gegen Picquart vorgebrachten Beschuldigungen seiner Ansicht nach und nach genauer Prüfung der Acten völlig unhaltbar seien. Durch ein solches amtliches Dementi der militärparteilichen Anklagen wider Picquart hätten Kriegsminister und Ministerpräsident das Tischtuch zwischen sich und den Generalstabsfälschern zerschnitten und eine klare, unzweideutige Situation geschaffen. Alle Verantwortung für das gegen den Oberstlieutenant verübte und noch zu verübende schreiende Unrecht wäre auf den Schultern der Zurlinden, der Chanoine, der Dupaty und Consorten sitzen geblieben, die bürgerliche Regierung aber hätte sich nicht nur — wie jetzt — die Hände nach dem Vorbilde von Pontius Pilatus in Unschuld gewaschen, sondern wäre thatkräftig bis an die äußerste Grenze ihres Rechtes gegangen: die berühmte, auch von dem Heuchler Dupuy betonte Suprematie der Civilgewalt über militärische Anmaßung wäre thatsächlich gewahrt worden.

Bildete die hier kurz skizzierte Lauheit der Regierung gegenüber einer verbrecherischen Soldateska eine schwere Unterlassungssünde des Kriegsministers und des Ministerpräsidenten, so trägt der letztere die Verantwortung allein für eine andere Sünde, die man, obschon sie ebenfalls in einer Unterlassung besteht, fast eine Begehungssünde nennen könnte, denn sie stellt eine unzweifelhafte Verweigerung des Rechtes dar, das der Staat auch einem Verurtheilten schuldet. Vor etwa vierzehn Tagen war, wie man weiß, eine alarmierende Nachricht von der Teufelsinsel im Colonialministerium eingelaufen, eine amtliche Nachricht, die der Gouverneur von Französisch-Guyana, Roberdeau, auf Grund eines an ihn gerichteten Briefes von Dreyfus an die Regierung gesandt hatte. Dreyfus, so hieß es darin, sei völlig verzweifelt, er habe sich seit fast vier Jahren unzähligemale, aber immer vergeblich, an den Präsidenten der Republik, an die verschiedenen Kriegsminister und an den Generalstabschef de Boisdeffre (!) gewandt, um eine Revision seines Processes zu erlangen. Nunmehr gebe er alle Hoffnung auf, lege sein Schicksal und die Ehre seines und des Namens seiner Kinder in die Hände der bezeichneten Männer und breche jeden schriftlichen Verkehr ab, selbst den

mit seiner Familie. Dieser Brief wurde auf Veranlassung des Colonialministers Guillain der Frau Dreyfus mitgetheilt, und mit Thränen in den Augen las der betreffende Beamte der unglücklichen Frau das Schreiben vor. Was darauf folgte, ist bekannt: Frau Dreyfus begibt sich zu dem ehemaligen Abgeordneten Josef Reinach, einem Parteigenossen und seinerzeit eifrigen Anhänger Dupuys, und bewegt diesen tapferen Vorkämpfer für Recht und Gerechtigkeit, den Ministerpräsidenten aufzusuchen, um ihn zu bitten, der Seelenqual des Verurtheilten endlich ein Ziel zu setzen. Dupuy empfängt seinen früheren politischen Mitarbeiter sehr kühl und bedeutet ihm, dass dem Gesuche der Gattin des Verurtheilten nicht Folge gegeben werde, da der Cassationshof nunmehr allein über alle zu thuenden Schritte zu entscheiden habe. Ein größeres Maß von Heuchelei hat wohl Dupuy selbst bisher noch nicht an den Tag gelegt! Hätte der Cassationshof schon früher die Initiative zu einer derartigen Mittheilung an Dreyfus ergriffen, und wäre Dupuy zur selben Zeit nicht Ministerpräsident, sondern nur Abgeordneter gewesen, so hätte er sich vermuthlich als erster gegen diesen Uebergriff der Justizbehörde ausgesprochen. Jetzt aber, da er an der Spitze der Regierung steht, da die Entscheidung in seine Hand gelegt ist, fürchtet sich der „tapfere“ Mann — der „Mann der Bombe Vaillants“! — die Verantwortung vor der heulenden Meute der Antisemiten, Clericalen und Cäsaristen zu tragen! Das Gesetz sagt ausdrücklich: Sobald ein Revisionsverfahren eingeleitet ist, kann der Justizminister aus eigener Initiative (das heißt also doch, ohne Befragung des Cassationshofes) die Strafvollstreckung unterbrechen und den Gefangenen von dem Beschlusse des Cassationshofes in Kenntnis setzen. (Dies geschah z. B. auch unter dem Ministerium Méline in dem Falle Jamet-Leger, und niemand lehnte sich dagegen auf.) Es handelte sich also, wie man sieht, nicht etwa um einen an sich löblichen, aber den Gesetzen zuwiderlaufenden Act elementarer Humanität, den man von Dupuy verlangte, sondern einfach um die Ausführung derjenigen Landesgesetze, durch welche unnütze Grausamkeit bei der Behandlung von Gefangenen verhindert werden soll.

Es hieß jedoch den im wahrsten Sinne des Wortes opportunistischen Minister schlecht kennen, wenn man ihn für fähig hielt, die Landesgesetze auch da zur Anwendung zu bringen, wo ein klein wenig moralischer Muth dazu gehörte! Und der ehemalige „Chef de file opportuniste“, der Retter gar manches gemäßigt republikanischen Ministeriums, kannte den Minister schlecht. Er selbst hatte sein Abgeordnetenmandat verscherzt, indem er muthig für das verletzte Recht eingetreten war und sich von all den leisetretenden und heuchlerischen Parteigenossen des republikanischen Centrums losgesagt hatte, und daher setzte er ein, wenn auch nicht gleich großes, so doch wenigstens ganz kleines Maß von Bürgermuth bei seinen früheren Genossen und namentlich bei dem Manne voraus, der ob seines „kaltblütigen Verhaltens“ gegenüber dem anarchistischen Anschlage im Geruche besonderer Tapferkeit bei der zitternden Bourgeoisie stand. Offenbar aber trachtete Dupuy darnach, öffentlich zu zeigen, dass er kein Held ist. Schon sein früheres Schwimmen mit dem Strome, sein Gewährenlassen bei Einleitung der Dreyfus-Tragödie, sein nachheriges Ableugnen von Worten, die er vor mehreren einwandfreien Zeugen gesprochen hatte, seine „Schwerhörigkeit“ als Abgeordneter angesichts der in der Presse und in zahlreichen Privatbriefen an ihn gerichteten Aufforderung, das Wort zu ergreifen und zu bezeugen, dass Dreyfus kein Geständnis abgelegt habe — das alles und manches andere mehr hatte den Beweis schon zur Genüge erbracht, dass Dupuy ein hohler Erfolganbeter, ein moralischer Schwächling ist, wohl fähig, brutale und — wie sich seither gezeigt hat — gänzlich überflüssige Ausnahmsgesetze gegen den Anarchismus zu schmieden, wenn er sich weitab vom Schusse weiß, aber unfähig, die bestehenden humanen Gesetze zur Anwendung zu bringen, wenn er ein paar giftige Zeitungsartikel aus Rocheforts und Drumonts Feder oder auch eine Interpellation Berrys oder Déroulèdes gewärtigen muss.

Der tapfere Ministerpräsident schob also alle Verantwortung auf den Cassationshof, den die hier in Rede stehende rein administrative Angelegenheit im Grunde gar nichts angieng, und meinte damit, sich den Rücken gedeckt zu haben. Es muss zur Ehre der großen Mehrzahl aller denkenden, politisch in Frage kommenden Franzosen gesagt werden, dass die Weigerung Dupuys, Dreyfus von der eingetretenen Wendung zu seinen Gunsten in Kenntnis zu setzen, allgemeinste und berechtigteste Entrüstung hervorrief. Nicht nur die ausgesprochen Dreyfus-freundlichen Blätter, sondern auch unparteiische Regierungsorgane, wie „Matin“ und „Temps“, rügten das Verhalten Dupuys als ungerecht, unmenschlich und feige. Bei diesem wohlverdienten Tadel blieb es aber nicht. Die nicht minder wohlverdiente und vor allem recht nöthige Strafe zögerte nicht zu kommen. Sie kam schon nach drei Tagen in Gestalt des Befehls des Cassationshofes, den Gefangenen der Teufelsinsel auf dem schnellsten Wege von der Einleitung der Revision in Kenntnis zu setzen und ihm aufzugeben, eine Vertheidigungsschrift auszuarbeiten. Mit letzterer Maßnahme bezweckte der hohe Gerichtshof wahrscheinlich nichts anderes, als eine Vorbereitung der Gemüther auf die nahe bevorstehende Rückkehr des Gefangenen nach Frankreich. Denn bei der großen Entfernung zwischen Paris und Cayenne ließe sich ein gerichtlicher Verkehr mit dem Verurtheilten auf schriftlichem Wege auf die Dauer doch kaum ermöglichen. Der Cassationshof hat mit diesem direct an das Colonialministerium — also an die von Dupuy präsidierte Regierung — gerichteten gemessenen Befehle nicht allein seinen „Mannesmuth vor Deputiertenbänken“ bewiesen, sondern auch gezeigt, dass er, im Gegensatze zu dem Ministerpräsidenten, menschlichen Gefühlen sehr wohl zugänglich ist. Die Antwort des obersten Gerichtshofes des Landes auf die Weigerung Dupuys stellte also eine doppelte und schallende dem Minister ertheilte Ohrfeige dar, die der Geschlagene kleinlaut hinnahm.

Diese Schlagfertigkeit — im figürlichen wie nicht minder im buchstäblichen Sinne des Wortes — des Cassationshofes berechtigt zu der Hoffnung, die vierzehn erfahrenen, rechtskundigen und furchtlosen Männer, die jetzt täglich in geheimer Sitzung über das Schicksal des ehemaligen Artilleriehauptmanns berathen, werden sich auch dasjenige des ehemaligen Oberstlieutenants angelegen sein lassen, zumal da beide Schicksale in naher, selbst von vereidigten Kriegsrichtern nicht mehr ganz zu leugnender Beziehung zu einander stehen. Schon hat es der Cassationshof durchgesetzt, dass Picquart vor ihm erscheint und, als sei er von der sogenannten Militärjustiz nicht im mindesten besudelt, seine Aussagen macht; schon gehen allerlei Gerüchte um, General Zurlinden — der gegenüber Picquart mit aller Gewalt dieselbe „patriotische“ Rolle zu spielen trachtet wie Mercier gegenüber Dreyfus — habe sich „spontan“ (!) bereit erklärt, den Insassen des Cherche-Midi-Gefängnisses bis zur Fällung des Urtheils des Cassationshofes auf freien Fuß zu setzen und das gegen ihn schwebende Verfahren zu suspendieren; schon hat man Grund zu der Vermuthung, der Kriegsminister de Freycinet habe beschlossen, einen gelinden Druck auf Zurlinden auszuüben und wenigstens eine geheime Processierung Picquarts zu vereiteln. Noch eine kleine Kraftanstrengung, und der Cassationshof lässt sich das Dossier Picquart ausliefern, auf das er ein umso größeres Anrecht besitzt, da es wichtige Aufschlüsse über den Untergrund des Dreyfus-Esterhazy-Handels enthält. Und ist es einmal dazu gekommen, dann dürfte auch die Illegalität des gegen Picquart gerichteten Verfahrens bald offenkundig werden: ein Gutachten des Cassationshofes über die Authenticität des berühmten „Petit bleu“ und über ein paar andere Punkte, eine amtliche Veröffentlichung dieses Gutachtens, und es wäre vorbei mit den Fälschungen und den auf sie gegründeten Anklagen der Militärpartei!

Dann aber, wenn die Revision des Dreyfus-Processes eine vollendete Thatsache sein wird, wenn alle heimtückischen Angriffe auf Picquart gescheitert sein werden, dann wird Dupuy seinen ungeheuren Bauch noch mehr aufblähen, sich vor aller Welt an die Brust schlagen und ausrufen: „Ich bin doch ein ehrenhafter Mann! Ich bin noch mehr, ich bin ein muthiger Mann, der, allen Gewalten der Finsternis zum Trotze, diese Revision und diese Anerkennung des Rechtes durchgedrückt hat! Méline wollte das nicht, Brisson vermochte es nicht (weil ich, Dupuy, und meine Parteigenossen ihn daran hinderten), ich allein habe es gewollt und gekonnt!“ — Ja, eine solche oder ganz ähnliche Sprache wird man freilich mit in Kauf nehmen müssen: als man zu gleicher Zeit die Revision beschloss und einen Dupuy an den Regierungstisch berief, musste man auf so etwas gefasst sein, und der, der ihn berief, nämlich „König Snob“, hat sich wohl auch darauf gefasst gemacht, nur hat er im hintersten Hinterstübchen seines geschminkten und flach gebügelten Gehirns dabei gedacht: „Vielleicht kommt es doch noch anders! Vielleicht glückt es Dupuy, diesem politischen Seiltänzer ersten Ranges, sowohl die Revision zu hintertreiben, als auch Picquart auf die Galeere zu bringen. Einen scrupelloseren, mithin brauchbareren Mann als Dupuy kann ich jedenfalls nicht finden.“

Paris, 21. November. **Poller.**

Hungersnoth oder keine Hungersnoth in Russland im Jahre 1898?

Von Leo Tolstoi.

Aus dem russischen Manuscript übersetzt von Ilse Frapan.

Im letzten Winter erhielt ich einen Brief von Frau Sokolowa mit einer Beschreibung der Noth der Bauern im Gouvernement Woronesch. Diesen Brief, sammt einem Zusatz von mir, übergab ich der „Russkija Wjedomosti“, und seitdem begannen einige Personen, mir Darbringungen zur Unterstützung der nothleidenden Bauern zuzuwenden. Diese kleinen Gaben sandte ich theilweise (200 Rubel) einem guten Bekannten im Bezirke Semljansky; andere kleine Geschenke sowie die monatlichen Gaben der Aerzte von Smolensk übersandte ich meinem Sohn und seiner Frau (im Bezirke Tschernsk, Gouvernement Tula), denen ich die Vertheilung der Hilfsgelder in ihrer Gegend auftrug. Im April erhielt ich dann neue und ziemlich bedeutende Spenden: Frau Mewius sandte 400 Rubel; S. T. Morosow gab 1000 Rubel; mit den Kleinigkeiten

waren so circa 2000 Rubel beisammen, und da ich nicht das Recht zu haben glaubte, die Vermittlung zwischen den Gebern und den Nothleidenden abzulehnen, so entschloss ich mich, selber in jene Gegend zu fahren, um dort auf die geeignetste Weise diese Unterstützung zu vertheilen.

Wie im Jahre 1891 glaubte ich auch jetzt, dass die beste Form der Hilfe unentgeltliche Speisetische seien, weil man nur bei Errichtung von Speisetischen die Versorgung der Alten, der Kranken und der Kinder der Armen mit guter täglicher Kost sichern kann, wie es auch, glaube ich, der Wunsch der Geber ist. Wird der Proviant als solcher den Bauern in die Hände gegeben, so wird dieser Zweck nicht erreicht, da jeder gute Hauswirt, nachdem er das Mehl erhalten, es vor allem für sein Pferd einrühren wird*) — (und daran thut er ja im Grunde ganz recht, denn, um die Familie ernähren zu können, muss er nicht nur in diesem, sondern auch im nächsten Jahre pflügen); die schwachen Mitglieder der Familie aber haben dann dieses Jahr, wie vor der Unterstützung, nicht genug zu essen, so dass das Ziel der Geber nicht erreicht wird. Außerdem gibt es nur in der Form der Speisetische für die schwachen Mitglieder der Familie irgend welche Grenze der Unterstützung, bei der man stehen bleiben kann. Bei der Vertheilung in die Hände der Hausvorstände würde die Unterstützung für die Wirtschaft verbraucht, aber um den Anforderungen einer ruinierten Bauernwirtschaft Genüge zu leisten, ist es unmöglich zu entscheiden, was äußerst nöthig ist und was nicht. Aeußerst nöthig sind Pferd und Kuh und die Auslösung des versetzten Pelzes, und die Steuer, und die Saat und der Hausbau. Bei Abgabe der Hilfsgelder in die Hände müsste man also entweder aufs Gerathewohl oder allen gleich, ohne Unterschied, geben. Daher entschloss ich mich, wie 1891 und 1892, für die Vertheilung der Unterstützung in Gestalt der Freitische.

Zur Bestimmung aber der am meisten nothleidenden Familien, der Zahl von Personen aus jeder derselben, die in die Speisehäuser zugelassen werden müssen, waren mir, wie auch früher, folgende Erwägungen maßgebend: 1. Quantität des Viehes, 2. Zahl der einem Bauern zugewiesenen Landparcellen, 3. Zahl der Mitglieder der Familie, welche sich in Lohnarbeit befinden**), 4. Zahl der Esser, 5. außerordentliche Unglücksfälle, welche die Familie betroffen haben: Feuersbrunst, Krankheit von Familiengliedern, Tod des Pferdes 2c.

Das erste Dorf, in welchem ich anlangte, war das mir bekannte Spasskoje, welches ehemals Iwan Turgenjew gehört hatte. Nachdem ich den Dorfschulzen und die Aeltesten über die Lage der Bauern dieses Dorfes ausgefragt, überzeugte ich mich, dass sie bei weitem nicht so schlimm war, wie die Lage derjenigen Bauern, unter denen wir im Jahre 1891 Freitische einrichteten. Alle Höfe besaßen Pferde, Kühe, Schafe, man hatte Kartoffeln, und es gab keine ruinierten Häuser; so dass ich nach der Lage der Bauern von Spasskoje urtheilend dachte, es könnten am Ende die Reden über die Noth dieses Jahres übertrieben sein.

Aber der Besuch des auf Spasskoje folgenden Dorfes und der anderen Dörfer, auf welche, als sehr dürftige, man mich hingewiesen hatte, hat mich überzeugt, dass sich Spasskoje, dank den guten Landparcellen und der zufällig guten Ernte vom vorigen Jahre, in ausnahmsweise glücklichen Verhältnissen befindet.

So hatte das Dorf Malaja-Gubarewka, in das ich zunächst kam, für zehn Höfe nur vier Kühe und zwei Pferde: zwei Familien bettelten, und die Armut aller Einwohner war schrecklich. Wenig besser sah es in den zehn folgenden Dörfern aus.

In all diesen Dörfern hat man zwar keine Zumischung zum Brotmehl, wie im Jahre 1891, aber das Brot, wiewohl rein, ist nicht zur Genüge vorhanden: etwas Gekochtes dazu, wie Reis, Kohl, Kartoffeln, besitzt die Mehrzahl nicht. Die Nahrung besteht aus einer Grassuppe — mit Milch angerührt, wenn man eine Kuh hat; nicht angerührt, wenn man keine hat — und aus Brot allein. In allen diesen Dörfern ist alles, was man verkaufen oder versetzen kann, bei der Mehrzahl der Einwohner verkauft oder versetzt. So dass es in der uns umgebenden Gegend — ein Rayon von sieben bis acht Werst — soviel äußerste Noth gibt, dass wir nach der Errichtung von vierzehn Speisetischen täglich noch Bitten um Hilfe aus neuen Dörfern bekommen, die sich in ebensolcher Lage befinden. Die Speisetische aber gehen dort, wo sie eingerichtet sind, gut, kommen circa auf 1 Rubel und 50 Kopeken pro Kopf im Monat zu stehen und erreichen, wie es scheint, das Ziel, das wir uns gestellt: nämlich die Erhaltung von Leben und Gesundheit bei den schwachen Gliedern der ärmsten Familien.

Von dort kam ich abends im Vorbeifahren in das Dorf Guschtschino, welches aus 49 Höfen besteht, von denen 24 keine Pferde haben. Es war die Zeit des Nachtessens. Auf dem Hof unter zwei gereinigten Wetterdächern saßen 80 Speisende an fünf Tischen: Greise und Greisinnen saßen durcheinander an großen Tischen auf Bänken; die Kinder an kleinen Tischen auf Klötzen mit darüber gelegten Brettern. Die zu Nacht Speisenden hatten soeben das erste Gericht (Kartoffeln und Kwas) beendigt, und es wurde das zweite — Kohlsuppe — aufgetischt. Die Weiber füllten den gut zubereiteten dampfenden Schtschi mit Schöpflöffeln in die hölzernen Schalen; der Tafeldiener gieng mit einem Leib Brot und einem Messer um die Tische herum, schnitt ab, indem er den Brotleib an die Brust drückte, und reichte die Schnitten schönen, frischen, duftenden Brotes denjenigen, die das ihre schon ausgegessen.*)

Die Wirtin und eine Frau aus den Reihen der Speisenden bedienen die Erwachsenen; die Wirtstochter — ein Mädchen — bedient die Kinder.

Die zu Nacht Speisenden waren meistens abgemagerte, erschöpfte, dünnbärtige, graue und kahle Greise und kleine, zusammengeschrumpfte alte Frauen in abgetragenen Kleidern. Auf allen Gesichtern lag der Ausdruck der Ruhe und Befriedigung. Alle diese Leute befanden sich augenscheinlich in jener friedlichen, fröhlichen Stimmung und sogar in jener Art von Aufregung, welche durch die Aufnahme genügender Nahrung nach langer Entbehrung bewirkt wird. Es ließen sich Esstöne, gedämpftes Gespräch, an den Kindertischen hie und da ein Lachen hören. Auch zwei durchreisende Bettler waren dabei, wegen deren der Tafeldiener sich entschuldigte, dass er sie zum Nachtessen zugelassen. Alles gieng würdig, gesetzt vor sich, als ob diese Ordnung schon Jahrhunderte lang bestünde.

Von Guschtschino fuhr ich ins Dorf Gusewnschewo, aus welchem vor zwei Tagen Hilfe erbittende Bauern zu uns gekommen waren. Dies Dorf hat zehn Höfe und für diese zehn Höfe nur vier Pferde, vier Kühe, fast keine Schafe; die Häuser sind so alt und schlecht, dass sie kaum stehen.

Alle sind arm und alle flehen um Hilfe. „Wenn nur die Kinder etwas Athem schöpfen könnten,“ sagen die Frauen. „Jetzt aber bitten sie um Brot und man hat ihnen keins zu geben — nun, und so schläft es ein, ohne zur Nacht zu essen.“ Ich weiß wohl, dass darin etwas Uebertreibung steckt, aber das, was daselbst ein Bauer mit auf der Schulter zerrissenem Kittel sagte, ist sicherlich keine Uebertreibung, sondern Wirklichkeit: „Wenn man sich von zwei, drei Mäulern beim Brotessen losmachen könnte!“ sagte er. „Da habe ich nun den letzten Rock in die Stadt gebracht (der Pelz ist schon lange dort!), habe drei Pudchen für acht Menschen mitgebracht, aber für wie lange reicht das? Weiter aber weiß ich schon nicht, was ich in die Stadt fahren soll...“ Ich bat, mir drei Rubel zu wechseln. Im ganzen Dorfe fand man nicht einen Rubel. Augenscheinlich ist es nöthig auch hier und wahrscheinlich ebenso in den andern Dörfern, aus denen man Hilfe bitten kam, Speisetische zu errichten.

Außerdem wird uns mitgetheilt, dass im südlichen Theil des Bezirks Tschereßk, an der Grenze des Bezirkes Eframow, die Noth sehr groß ist, und dass es dort bis jetzt keine Hilfe gab. Es scheint selbstverständlich, dass man die Sache fortführen und erweitern muss, und es ist auch möglich, weil in letzter Zeit ziemlich bedeutende Summen, circa 3500 Rubel geschenkt wurden.

Aber nun erweist es sich nicht nur als unmöglich, die Sache zu erweitern, sondern sogar, sie fortzuführen. Unmöglich, denn der Orlowsche Gouverneur erlaubt es nicht, Speisetische zu errichten:

1. ohne Verständigung mit dem Ortscuratorium, 2. ohne Berathschlagung über die Frage der Eröffnung jedes Speisetisches mit dem Vogt,**) 3. ohne den Gouverneur beizeiten davon zu benachrichtigen, wieviel Speisetische in der bestimmten Gegend zu eröffnen nöthig sind. Aus dem Tula-Gouvernement kam schon der Stanowoj***) angefahren und verlangte, dass man keine Speisetische ohne Erlaubnis des Gouverneurs errichte. Außerdem ist es allen nicht einheimischen Einwohnern verboten, ohne Erlaubnis des Gouverneurs an der Errichtung der Speisehäuser theilzunehmen und zu helfen. Ohne die Theilnahme solcher Helfer aber, die sich mit der complicierten und mühevollen Sache beschäftigen, ist die Durchführung unmöglich. So dass also unsere Sache, trotz der unzweifelhaften Noth des Volkes, trotz der Mittel, welche die Geber für Abhilfe dieser Noth gespendet haben, nicht nur nicht erweitert werden kann, sondern selbst in Gefahr steht, völlig aufgehoben zu werden. Infolge dessen bleibt das Geld, welches ich in der letzten Zeit erhalten habe, in summa 3500 Rubel und noch einige kleinere Gaben, unverbraucht und wird den Gebern zurückerstattet werden, wenn sie keine andere Bestimmung dafür treffen wollen. — — —

So steht meine persönliche Sache; jetzt will ich versuchen, auf diejenigen allgemeinen Fragen zu antworten, auf die ich durch meine Thätigkeit geführt worden bin; Fragen, welche — nach den Zeitungen zu urtheilen — in letzter Zeit auch die Gesellschaft beschäftigten.

*) Mit Gras und Wasser.

**) Irgendwie in der Stadt, in der Fabrik 2c., doch immer außerhalb des Dorfes, [illegible]

*) Es war uns gelungen, an der Süd-Ost-Eisenbahnlinie zwei Waggons voll Mehl zu 75 Kopeken das Pud zu kaufen, während es in unserem Ort 90 Kopeken kostete, und das Mehl erwies sich als ein so ungewöhnlich gutes, dass die Weiber, die das Brot anrührten, es nicht genug loben konnten — so gut war es beim Kneten — und die Speisenden sagten, dass das daraus bereitete Brot wie Pfefferkuchen schmecke.

**) Semski Natschalnik.

***) Polizeibeamter für gerichtliche Untersuchungen.

Diese Fragen sind folgende: Gibt es in diesem Jahr eine Hungersnoth oder nicht? Woher kommt die so oft sich wiederholende Noth des Volkes? Was, ferner, ist zu thun, damit diese Noth sich nicht wiederholt und besondere Maßnahmen erfordert, um wieder gut gemacht zu werden?

(Schluss folgt.)

Hermann Jellinek und Amalie Hempel.

Mitgetheilt von Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart.

(Schluss.)

Der Sommer gieng glücklich vorüber. Jellinek war journalistisch rastlos thätig, Amalie schrieb Berichte über die Wiener Ereignisse in die Berliner Zeitungshalle.

Am 25. September gebar sie ihm eine Tochter, Hermine Antonie, deren Taufpathe Stifft junior war. Im Wesen Jellineks gieng eine sichtliche Umwandlung vor sich, er wurde weicher, besorgter, geschmeidiger, wiewohl er anfangs verstimmt war, dass das Kind ein Mädchen; er war der zärtlichste Vater, trotz seiner aufreibenden journalistischen Thätigkeit sprang er oft in der Nacht auf, trug und hätschelte das schreiende Kind.

Am 6. October kam er außer sich nach Hause: „Das wird böse Folgen für uns haben.“ Am 21. October blieb er weg, Amalie schickte um ihn, er sendete als Antwort die Proclamation des Windischgrätz; spät in der Nacht kehrte er heim, mit einem Gewehr bewaffnet. Er hatte sich ins Elitecorps einreihen lassen. „Wien kann sich nicht halten, es muss fallen, aber es muss sich vertheidigen bis auf den letzten Mann.“ Am 28. Morgens kam er von der Barricade auf der Jägerzeile, ganz von Pulver geschwärzt, er hatte nicht gefeuert, die Kugeln aber an sich vorbeisausen lassen. Auf die Bitten Amaliens blieb er zu Hause. „Vielleicht wäre es besser, dass mich jetzt eine Kugel träfe, als später von Windischgrätz.“ Am 29. October wollte er Wien verlassen, Minister Krauß verweigerte ihm jedoch den Pass. Er blieb, betheiligte sich aber in den folgenden Tagen an nichts mehr. Seinen Entschluss, zu flüchten, gab er auf, weil ihm alle Bekannten versicherten, dass er nichts zu fürchten hätte, was ihm auch das eigene Bewusstsein sagte. Während des Bombardements am 31. October war er mit Blum und Fröbel beim „Igel“, in dem bekannten Gasthaus auf dem Wildpretmarkt. Nun drangen seine Freunde in ihn, zu flüchten, er aber gieng nicht, vielmehr auf die Polizei, um seine Wohnung zu bezeichnen, da er sah, dass seine Hausleute ängstlich waren. Auf den Straßen hörte er Drohungen gegen sich ausstoßen: „Der Jellinek muss noch hängen.“ Er aber war die ganze Zeit merkwürdig ruhig, nichts berührte ihn. Als ob seine Arbeit gethan wäre. Er hatte gethan, was er konnte, sein eigenes Schicksal war ihm gleichgiltig.

Den Abend des 3. November verbrachte er heiter mit einigen Herren, ließ Punsch bereiten, Reinisch spielte Clavier. Jellinek sang dazu.

Am 4. November morgens gieng er zu Hübner und zur Perin.

Am selben Tage um 6 Uhr abends kam der Polizeicommissär Mayrhofer mit einem Vertrauten zu Amalie und fragte, ob hier die Wohnung Jellineks sei. Jellinek sei verhaftet.

Als ihm die Frage bejaht wurde, gieng er um Militärassistenz und kehrte nach einer halben Stunde mit einem Officier zurück, dessen Benehmen im crassen Gegensatze zu dem sehr humanen des Polizeicommissärs stand. Mayrhofer forderte, auf Wunsch Jellineks, Schlafrock, Wäsche und Hausschuhe für diesen.

Officier: „Ja, für solche Leute sorgt man, ich bin vier Wochen im Feld gelegen, ohne das Hemd wechseln zu können.“

Amalie: „Soll ich auch ein Paar Stiefeln beilegen?“

Officier: „Wird sie kaum mehr brauchen, wird die seinen nicht zerreißen.“

Der Officier, der Aussprache nach ein Deutscher, wurde per Baron betitelt. Als man nach Schriften suchte und nichts fand, äußerte er: „Ah, solche Leute wissen sich aus der Schlinge zu ziehen, die verbrennen alles.“ Einen Entwurf für eine provisorische Regierung, von Jellinek ausgearbeitet, hatte dieser Becher übergeben.

Jellinek war gegen 11 Uhr zur Perin gekommen. Im Vorzimmer traten ihm vier Vertraute entgegen und fragten um seinen Namen. — „Jellinek.“ — „Führt ihn ab.“ — Jellinek erschrak sehr, erholte sich aber gleich wieder und sagte: „Ich stehe zu Diensten.“ — Er wurde in die Burg gebracht, dort verhört und ins Gefängnis (Sterngasse) überführt. Alle Versuche Amaliens, Hermann zu sprechen, scheiterten, bis sein Bruder kam, den Feldwebel bestach und den Gefangenen mit Amalie besuchte. Dreimal war dann Amalie im Gefängnis. Jellinek klagte über Langweile, las Zeitungen und Bücher. Der Feldwebel empfahl ihm die Bibel. Er lachte, als er das Amalien erzählte: „Ich möchte wissen, was aus mir wird, so ein bis zwei Jahre Gefängnis, dann gehen wir nach Frankreich oder nach Italien.“

Nach dem ersten Verhör, 20. November, kam Jellinek zurück: „Ich bin des Hochverraths angeklagt und ich muss sterben.“ Dann setzte er sich, stemmte den Kopf auf den Tisch, man sah Thränen in seinen Augen. So blieb er eine Viertelstunde, rief einmal aus: „So jung muss ich schon sterben“. Dann erhob er sich: „So, jetzt ist es vorüber, jetzt ist es gleichgiltig.“

Nach dem zweiten Verhör (21. November) erzählte er, in die Zelle zurückgekehrt: „Man hat mich gefragt, wann ich die Proclamation des Fürsten gelesen?“ — „Um 12 Uhr mittags im Reichsrathe.“ — „Wann haben Sie den Artikel geschrieben?“ — „Um 2 Uhr.“ — Die Mitgefangenen riethen ihm, diesen Umstand zu widerrufen. — „Das thu ich nicht.“

Man ließ Amalie trotz seiner Bitte nicht vor.

Er schrieb auf Tabakpapier mit Bleistift sein Testament. Es fängt mit den Worten an: „Ich bin des Hochverrathes angeklagt. Meine publicistische Thätigkeit seit dem 6. October ist vom Auditor Iwanowitz benützt worden, um den Hochverrath zu begründen.“ Nach seiner Verurtheilung am 22. November erhielt er Papier, Feder und Tinte und schrieb ein neues, mit dem Testament des vergangenen Tages im wesentlichen gleiches Schriftstück, in dessen Eingang er jedoch nur sagt: „Nachdem ich von einem k. k. Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt worden bin, verfüge ich wie folgt.“

Am 22. November früh sagte er, eine halbe Stunde, bevor er zum Verhör geführt wurde: „Ich muss mich heute ganz schwarz kleiden, ich muss ja feierlich aussehen, denn heute wird mein Urtheil gefällt.“

Am 22. November vormittags fuhr ich — erzählt Amalie — nach Schönbrunn und gieng zum Adjutanten des Windischgrätz, um ihn zu bitten, dass er für Jellinek spreche. Er meinte, ich solle selbst zu Windischgrätz gehen.

Nach einer halben Minute Wartens im ersten Stock, in dem Kaiser Ferdinand-Zimmer, wurde ich vorgelassen. Windischgrätz sitzt an einem Schreibtisch mit dem Rücken gegen die Thüre, steht auf, geht mir entgegen.

„Durchlaucht sind als mild und gerecht bekannt, das gibt mir den Muth zu bitten für einen Gefangenen, der mir sehr nahe steht.“

„Wie ist der Name des Gefangenen?“

„Es ist Jellinek.“

Windischgrätz stutzt. „Wenn es der ist, den ich meine, der ist von der öffentlichen Meinung als Wühler angeklagt.“

„Er ist noch jung, richten Sie mit Nachsicht. Durch angestrengte Studien war sein Geist oft in aufgeregtem Zustande; üben Sie Nachsicht, wenn er in solchem was verbrochen.“

„Nein, mein Kind! Das kann nicht sein. Ein Mann, der so schreibt, der ist nicht irrsinnig.“

„Durchlaucht, er war nie praktisch betheiligt.“

„Er hat viel mehr gethan als dies, er hat das Volk aufgestachelt, er hat Aufruhr gepredigt.“

„Irren sich Durchlaucht nicht? Es ist noch ein Mann namens Jellinek eingesperrt.“

„Wenn Sie sich nicht irren, ich irre mich nicht in meinem Manne.“

Ich bat, ihn Landes zu verweisen, nur nicht einzukerkern, da er schwach sei. Ich hatte keine Ahnung, dass es sich um Tod handle.

„Ja wissen Sie, das Urtheil von Becher und Jellinek ist bereits hier gewesen, doch aus besonders mildernden Umständen habe ich es wieder zurückgeschickt. Was das Gericht entscheiden wird“ — (mit den Achseln zuckend) — „das weiß ich nicht.“

Ich bat nochmals, erwähnte den Vater.

„Ich werde thun, was möglich ist, doch ich kann Ihnen nichts versprechen.“

Das Benehmen des Fürsten war sehr artig, milde, herablassend.

Das Wort Urtheil hatte Amalie sehr erschreckt. Hübner und Stifft suchten ihr die Sorge auszureden. Am Nachmittag wurde sie im Gefängnis nicht vorgelassen. Abends halbacht Uhr wurde sie von einem Manne geholt, konnte aber von ihm nichts erfahren. Es erschreckten sie Wachen, die vor der Thüre des Gefängnisses standen. Jellinek saß in der Mitte der Zelle an einem Tisch, auf dem zwei Kerzen standen, Papiere vor sich. Becher, unkenntlich, unterhielt sich mit dem Profoßen.

Sie umarmt Jellinek, bemerkt Ketten, fährt zusammen. Er zwingt sie langsam auf einen Sessel neben sich. Der Profoß und der Feldwebel weichen nicht. Jellinek zieht rasch seine Rechte (die linke Hand und der linke Fuß sind gefesselt) aus ihrer Hand, um dem Verdacht zu begegnen, als ließe er sich etwas zustecken.

„Nun, Mali, was gibt es Neues?“

Zum Tode bestürzt sagt sie: „Ich war beim Windischgrätz.“

„Was hat der gesagt?“

„Er gab mir die Versicherung, dass er das Urtheil zurückgeschickt und von neuem untersuchen lassen werde.“

Jellinek (ironisch lächelnd): „So? Das wundert mich, denn ich bin schon seit vier Uhr verurtheilt.“

Sie wagt es nicht, zu fragen, erblasst, sieht ihn nur in Angst an.

„Ich werde erschossen.“

Sie schauert, sinkt auf den Sessel zurück, fasst krampfhaft seine Hand, er macht sich langsam los. „Beruhige dich und weine nicht, denn jede Thräne, die du weinst, um die ist schade. Ich sterbe als Opfer für meine Nation, für eine heilige — (mit Nachdruck) für eine gerechte Sache. Und auch du wirst für sie leiden müssen. Uebrigens ich wünsche und du musst meinen Tod nicht vom Standpunkte des Herzens, sondern von jenem des Denkens betrachten. Wenn du das thust, dann wirst du dich trösten können. Und ich kenne dich, ich glaube, du wirst es können.“

Darauf geht er in gleichgiltige Fragen über Bekannte über. Sie kämpft ungeheuer, er wirft ihr Blicke zu, sie wendet die ungeheuerste Gewalt an, um in seinem Sinne würdig zu erscheinen. Der Gedanke, ihm die letzten Stunden nicht schwer zu machen, bewirkt, dass sie ihren Schmerz kaum äußert.

„Haben Sie (fragt er den Profoßen) Cigarren gebracht?“

„Hier sind sie.“

„Ach nur zwei? Ich werde heute noch viel brauchen. Holen Sie mir welche!“ Und dann leiser zu ihr: „Ich habe es nicht gedacht; es ist schrecklich, eines Artikels wegen so bestraft zu werden. Was macht die Kleine?“

Sie kann nicht antworten, fängt zu weinen an. Er wird auch weich, wendet sich, die Lippen beißend, ab und beginnt wieder von Gleichgiltigem zu sprechen. „Kennst du Becher, hier ist er?“ Der zündete von zwei zu zwei Minuten seine Cigarre an. Als Jellinek ihm sagt, wer sie sei, reicht er ihr die Hand, ohne ein Wort zu sagen. Dann verlangt Jellinek Tinte und Feder und schreibt mit vollster Ruhe sein Testament, als ob er einen Artikel verfasste, und beginnt die Briefe an seine Angehörigen, die er unvollendet lässt, als er hört, dass Amalie die Briefe nicht mitnehmen dürfe.

Er reicht ihr das Testament: „Bist du so zufrieden?“ Sie liest, bezwingt sich, er merkt dies und lächelt ihr zu: „Jetzt möchte ich nur, dass Du mein Bild hättest.“

„O Gott, wäre es nicht möglich, dass ich es noch bekommen könnte?“

Jellinek wendet sich zum Profoßen ganz ruhig: „Sagen Sie mir, wann werde ich morgen früh erschossen?“

„Herr Doctor, das weiß ich wirklich nicht.“

„Aber nicht wahr, morgen früh bald?“

„Ja!“

„Dann ists zu spät.“

Der Profoß: „Jetzt bitte ich zu gehen, die Stunde ist vorüber.“

„Bitte mich noch zu lassen.“ Jellinek springt erregt auf, als verdrösse ihn ihre Bitte. „Nein, Amalie, du gehst, du gehst.“

„Gott, du hast es bald überstanden, ich habe ein so langes, unglückliches Leben vor mir.“

„Dieser Gedanke, glaub mir, der hat mich schon furchtbar gequält. (Im Aufstehen fasst er ihre Hand.) Ich hinterlasse dich ja als meine Witwe. Du wirst dich zu trösten wissen. Mein Vater wird dich nicht verlassen, und auf Moriz (seinen Bruder) kannst du fest vertrauen. Ich kenne ihn, er wird meine Wünsche erfüllen. Wirst du dich wieder verheiraten?“

Sie antwortet darauf nicht.

Er steht auf, umarmt sie, er zittert gewaltig; er stößt sie von sich, sie kehrt sich um und will gehen. Als sie vier Schritte fort war, ruft er: „Amalia!“ Sie will zurück, er winkt ihr mit Aug und Hand fort, den Blick kann sie nicht vergessen ....

Das Ende erzählt der Bericht des Seelsorgers (sein Name ist uns unbekannt):

Ich ward den 22. November 1848 um 5 Uhr abends in der Eigenschaft eines Seelsorgers ins Polizeihaus zum Delinquenten Dr. Hermann Jellinek von Seiten der Behörde berufen. Gleich nach dem Ablesen seines Todesurtheiles kam er zu mir auf ein separiertes Zimmer mit den Worten: „Herr, wenn Sie mit mir in religiöser Beziehung sprechen wollen, so muss ich Ihnen freimüthig bekennen, dass ich über diesen Punkt ganz im Reinen mit mir selbst und daher weder neue Ideen aufzunehmen vermögend bin, noch über alte Reflexionen anzustellen gedenke.“

Sein Aussehen verrieth viel Aufgeregtheit des Geistes, seine Bewegungen waren rasch. Er forderte von seinen Vorgesetzten die baldige Gegenwart seiner Braut und die Erlaubnis, einige Briefe zu schreiben. Nach kurzen wehmüthigen Betrachtungen verließ ich den Delinquenten.

Am 23. November des Morgens fand ich mich wieder bei ihm ein, da ihm gerade das Frühstück gebracht wurde.

Er nahm mich viel freundlicher und liebevoller auf, erzählte mir ganz flüchtig, dass er in Prag studiert habe, und gab mir überhaupt einen kurzen Abriss seiner literarischen Thätigkeit.

Seine weiche Stimmung bei der größten Heiterkeit des Geistes veranlasste mich, manche Fragen über die Angelegenheiten seiner Familie zu stellen, die er mit Bereitwilligkeit beantwortete, und er ertheilte mir noch manchen Liebesauftrag für diese.

Er schweifte gerne von einer Idee zur andern ohne consequente Richtung, sah dabei oft unwillkürlich nach dem Fenster, um dem anbrechenden Morgen, dem Verkünder seiner letzten Lebensminuten, gleichsam nachzuspähen, und gestand mir hierbei, dass er seinen Geist stärker als seinen Körper fühle, indem ersterer die vollkommenste Ruhe genieße, während den letztern eine gewisse Mattigkeit zu überfallen scheine, die er mit Kraft zu überwältigen suche. Er vermochte nicht Nahrung zu sich zu nehmen und trank in Tropfen in drei Viertelstunden kaum einen halben Becher Kaffee.

Von Spinoza war er ganz begeistert. Die Welt schien ihm die Gottheit, sowie jene diese zu sein. Sein besonderer Trost lag ganz in der Idee, für die Wahrheit zu sterben und seinen Tod als einen Zoll der Freiheit für seine Nation zu entrichten. Luthers Anschauungen eines Jenseits hätte er noch zu lesen gewünscht, weil sie ihm eine reichliche, erhabene Phantasie darboten.

Seine Reden folgten unter ungleichen Pausen, doch fließend, seine Stimme war weich schmiegend; er war fähig, über jeden Gegenstand ruhig nachzudenken; er schied merklich seinen politischen Act von jedem religiösen Einflusse.

Man sah deutlich, wie sich die Seele aus ihrer irdischen Hülle hinauszuarbeiten bestrebte, und dass ihre Kraft belebter als die Maschine war.

Folgende Zeilen, die sein ganzes Denken bezeichnen, übergab er mir:

„Wien, den 22. November 1848.

Mein lieber Vater! Heute abend um 6 Uhr bin ich zum Tode verurtheilt worden. Du kennst meinen Charakter, meine Festigkeit. Was mich aber sehr betrübte, war der Gedanke, dass mein Tod Dir unglückliche Stunden bereiten wird. Tröste Dich. Blicke auf mein kurzes Leben zurück, und Du wirst die Ueberzeugung gewinnen, dass mein Name in der Geschichte der Menschheit fortleben wird. Dies soll Dich trösten. Ich habe nur für Wahrheit, Gerechtigkeit gelebt, geschrieben und gedacht. Mehr kann ich Dir jetzt nicht sagen.

Dein Sohn Hermann.

NB. Ich mache Dir es zur heiligsten Pflicht, die Punkte meines Testamentes, welches meine Braut Amalie Hempel in ihren Händen hat, zu vollziehen.“

„Lieber Moriz! Sei ruhig und betrachte meinen Tod vom Standpunkte des Denkens. Kränke Dich nicht. So viel kann ich Dir sagen, dass ich Dich sehr geliebt habe. Meine Schriften sammle. Unterstütze meine vielgeliebte Amalie, die durch meinen Tod unglücklich worden.

Ich grüße meinen Bruder Adolph und bitte ihn, meine Wünsche zu erfüllen. Ich bitte Dich alle Collisionen zu beheben, die mit meiner Amalie des religiösen Punktes wegen entstehen könnten.

Du weißt, dass ich frei war von allem religiösen Firlefanz.

Gerade meine Klarheit in diesem Punkt hat mir den Tod zu einem wahrhaften Nichts gemacht. Es ist merkwürdig, dass ich nicht im geringsten die Schrecken des Todes empfand. Ich war so ruhig und heiter wie gewöhnlich. Hübner kann dies beweisen. Auch meine Amalie. Der Grund dieser Ruhe lag in meinem klaren Idealismus. Der weltgeschichtliche Kampf wird oft durch die Macht einer Persönlichkeit herbeigeführt. Christus, Spinoza beweisen es.

Aus diesem Gesichtspunkte begreife meinen Tod, dessen Eigenthümlichkeit in der Geschichte nicht existiert.

O, ich könnte meinen Tod kritisieren zur Belehrung für ganz Europa. Hier will ich abbrechen. Es ist 2 Uhr. In sechs Stunden existiere ich nicht mehr. Habe ich aber nicht wahrhaft existiert?

Wohl werde ich vernichtet, aber so wie das grüne Gras von der Sense. Im nächsten Frühling wächst es wieder.

Meine Arbeiten über Oesterreichs Politik werden ihre Früchte tragen. Merke Dir das.

Leb wohl, lieber Moriz, und vollziehe meine Wünsche.

Grüße meine Mutter und ihre Tochter, sowie alle meine Freunde. Ganz besonders grüße ich die Familie Fuchs.

Dein Bruder Hermann.“

Um 7 Uhr morgens des 23. November wurde an Jellinek und Becher das Urtheil mit Pulver und Blei vollzogen. Jellineks Leiche wurde sodann ins Josefinum gebracht und am 25. abends auf dem Währinger Friedhofe beerdigt.

Sein Grab erhielt die Nummer 26, die Zahl seiner Lebensjahre. Amalie Hempel starb, 29 Jahre alt, am 30. December 1852

Muth.

Es gibt ewig junge Worte: Worte, die nie ein lebendiges Ohr berühren, ohne dieselbe Empfindung hervorzurufen, als da sie vielleicht vor Jahrtausenden zum erstenmal ertönten — damals ein neugefundener Ausdruck für das tiefste Bewusstsein jener Zeit.

Unter diesen Worten von ewiger Jugend ist eines, das zum erstenmale von den beredtesten Lippen Hellas' erklang:

„Glaubet, dass das Glück in der Freiheit besteht und die Freiheit im Muthe!“

Die Bedeutung dieser Worte konnte für Perikles nicht ganz dieselbe sein, wie für uns. Freiheit war damals wesentlich die Un-

abhängigkeit eines Staates vom andern; der Muth war die Tugend des Vaterlandsvertheidigers.

Doch fand sich vielleicht bei Aspasias' Geliebtem und Sokrates' Freund schon eine Ahnung der Zeit, in der das große Wort Muth noch tiefere Gedanken umschließen, in der es die unumgängliche Voraussetzung für die Freiheit auch der einzelnen Persönlichkeit darstellen wird. Die Worte wachsen in demselben Maße, als die Menschheit selbst wächst. Jetzt verstehen wir, dass der einzelne ebensowenig wie der Staat Glück und Freiheit findet, ohne Muth zu besitzen.

Aber hängt es wohl von uns selbst ab, Muth zu besitzen? Ohne Zweifel. Muth beruht vor allem auf dem Willen, ihn zu besitzen.

Einer oder der andere kommt mit Muth zur Welt. Aber die meisten muthigen Menschen haben ihren Muth selbst erworben. Keine Eigenschaft wächst rascher durch Uebung. Und wäre unsere Zeit sich bewusst, dass Muth der Grund ist, auf dem der Charakter ruht, es könnten fast alle Menschen zum Muth erzogen werden.

Aber anstatt uns zu lehren, auf eigene Verantwortung zu wollen, zu wählen, zu wagen, lehrt man uns sich bücken und winden, dem Traume entsagen: einen eigenen Weg zu gehen, nur unserem Dämon zu folgen. Man prägt uns ein, wie anspruchsvoll es ist, eine Einheit sein zu wollen, wie nützlich, eine der Nullen zu sein, mit denen Millionen bezeichnet werden! Wir werden belehrt, dass der Erfolg im umgekehrten Verhältnis zum Freiheitsstreben steht, und dass die Möglichkeit des Einzelnen, „sein Glück zu machen", den Gedanken ausschließt, seiner Eigenart entsprechend glücklich zu werden. Man zeigt uns den Weg zu den Höhen der Gesellschaft, wo die vielen dem Vorurtheil opfern, und warnt uns, der Minderzahl mit den starren Nacken und den starren Knien anzugehören.

Wir erfahren früh, wie es den Dummdreisten ergangen, die trotz des Parteidrucks auf ihrer Handlungsfreiheit bestanden; die die Treue gegen sich selbst für bedeutungsvoller ansahen, als die Gleichförmigkeit mit andern; die sich eigene Grundsätze gestatteten, anstatt sie bei ihren Bekannten auszuborgen, die den Gefühlen in ihrer eigenen Brust lieber folgten, als denen gewisser Freunde; die mit eigenen Gedanken kamen und sich nicht mit der „allgemeinen Meinung" begnügen wollten.

Diese Uebermüthigen haben wahrlich ihren Lohn empfangen! Ihre Freunde haben es beklagt, dass sie nie wissen konnten, woran sie mit ihnen waren, oder sie haben sich beeilt, sich von ihnen loszusagen, in tiefem Schmerz über ihren Abfall. Ihre vielen Bekannten haben immer gewusst, dass sie „unberechenbar, charakterlos und unverlässlich" waren. Die am Ruder befindliche compacte Majorität hat klar bewiesen, dass sie gefährliche Menschen sind, Menschen „ohne Grundsätze"!

Um von solchen Urtheilen getroffen zu werden, ist es gar nicht nothwendig, dass diese Menschen mit einer neuen Religion oder einer umstürzlerischen Gesellschaftslehre kamen. Es genügt, dass sie es versuchten, irgend einen Parteidruck, die Sanctionierung eines ungerechten Urtheilsspruches, die Ausübung eines Gewissenszwanges zu hindern. Oder dass sie den Charakter eines Menschen vertheidigten, obgleich sie nicht seinen Ansichten huldigten, oder seine Ansichten in Schutz nahmen, obgleich sie nicht für seinen Charakter einstehen konnten. Ja, zuweilen war es schon hinreichend, in einem conservativen Kreis behauptet zu haben, dass nicht jeder Radicale ein zweideutiger Charakter sei, oder in einem radicalen, dass nicht jeder Conservative ein Dummkopf sein müsse, um selbst in Betreff seiner Ehrenhaftigkeit oder seiner Intelligenz als zweifelhaft angesehen zu werden! Läßt man sich nicht bei Zeiten warnen, sondern hält an dem Rechte fest, seine Meinung zu sagen, seinem Gewissen zu folgen, nach seinem Verstand zu urtheilen — dann sind es bloß Zufälligkeiten, welche entscheiden, ob das Ende der alltägliche, langsame Hungertod ist, oder das große tragische Schicksal.

Und doch hat es in jeder Generation Menschen gegeben, die es wagten, ausschließlich sie selbst zu sein: die schamlos genug waren, auf eigene Faust zu denken, zu handeln, zu lieben, zu dichten, zu schaffen. Sie sind es, von denen wir leben; sie sind es, deren Muth von ihrer eigenen Generation Frechheit genannt und von der Nachwelt als Großthat besungen, oder als Offenbarung angebetet wurde.

Ihre Voraussetzungen waren dieselben wie die unseren. Die Helden aller Zeiten mussten den Versuchungen des Brotes und der Ehre trotzen, der Schulkritik ihrer Zeit, dem Coteriedruck und den Tantenseelen — ja bis hinab zum Beifallsquaken der Rinnsteinfrösche. Aber diese Helden haben gesiegt, weil sie Muth hatten. Und jede Zeit, deren Gedanken sieghaft waren, jede Zeit, die mit Glanz und Glut überstrahlt ist, jede Zeit, aus der schaffende oder erneuende Kräfte flossen, ist eine Zeit gewesen, in der viele Menschen Muth hatten. In solchen Zeitläuften ist für den einzelnen freilich weniger Muth vonnöthen, um Muth zu haben. Denn diese Eigenschaft ist die mittheilsamste von allen — mit Ausnahme der Feigheit! Alle leeren, trockenen, glanzlosen Zeiten sind feige. Und in diesen Zeiten gehört für den einzelnen viel mehr dazu, Muth zu bewahren oder zu erwerben.

Wir leben in einem Zeitabschnitte, der nicht geeignet ist, Muth zu fördern. Uebergangszeiten schwächen den Muth, der ja in hohem Grade auf der Sicherheit fester Ueberzeugungen beruht.

Aber gerade weil in einer kritischen Zeit der Muth leicht verloren geht, sind nur umso schwerer wiegende Gründe dafür vorhanden, ihn wiederzuerobern, weil beständig neue Entscheidungen in neuen Conflicten und neuen Anschauungen in Frage kommen. Es braucht Muth, die Wahrheit zu suchen, aber auch um sie entbehren zu können, wenn wir sie nicht zu erreichen vermögen; Muth, um thätig zu sein, und Muth, um zu ruhen. Muth braucht es, um das Glück zu ergreifen, wie um es zu opfern. Einmal besteht der Muth im Warten, ein andermal im Wagen. Heute braucht es Muth, allein zu stehen, morgen, sich Gesinnungsgenossen anzuschließen; einmal ist es Muth, sich sein Recht zu nehmen, ein anderesmal, es aufzugeben.

Ohne Muth kann man nicht hassen, und noch weniger lieben. Ohne Muth kann man nicht in Wahrheit leben, und noch weniger sterben. Lasset uns Muth haben — und wir werden finden, dass wir mehr Freiheit und mehr Glück besitzen, als wir ahnten.

Wir sind nicht so grausam oder so dumm oder so kleinsinnig oder so unedel, wie wir erscheinen. Wir sind nur viel feiger als wir ahnen. Aus Feigheit misshandeln wir, quälen wir, unterdrücken wir, verkürzen wir einander im Recht.

Bekämpfen wir die Feigheit — und das Leben wird schön werden, durch alle schaffenden Kräfte, die sich lösen, durch alles Wohlwollen, das werkthätig wird; durch alle Sympathie, die handlungsfrisch, alle Gedanken und Gefühle, die unmittelbar werden. Nie geahnte Eigenthümlichkeiten werden einen Reichthum an Abwechslung hervorrufen, wo es bisher bloß Armut und Stillstand gab. Die Summe des Lebensgefühls wird vertausendfacht werden, wenn wir alle auf einmal anfangen zu wagen! Wenn wir es wagten, den Glauben zu bekennen, den wir errungen, anstatt den, den wir verloren; die Grundsätze zu zeigen, die wir besitzen, nicht die, welche wir nie gehegt; und unsere eigenen Erfahrungen zu schätzen, auch wenn sie sich von denen unserer Gesinnungsgenossen unterscheiden! Wenn wir uns erkühnten, unsere Zweifel zu behalten, trotzdem wir bei anderen Gewissheit begegnen, und unsere Glaubenssätze, auch wenn wir bei Anderen auf Zweifel stoßen! Wenn mir uns erlaubten, die Verdienste unserer Widersacher zu erkennen und die Fehler unserer Gesinnungsgenossen; gabenmild mit unserem Vertrauen zu sein, doch sparsam mit unserem Richterspruch! Wenn wir es wagten, demüthig vor dem zu sein, was wir nicht wissen, aber stolz auf die Gewissheit, die wir uns erkämpft! Wenn wir uns erdreisteten, nach unserem eigenen Gutdünken und unseren eigenen Hilfsquellen zu leben, nach unserem eigenen Geschmack zu genießen, und es ertragen lernten, dasselbe bei anderen zu sehen! Wenn wir es versuchten, die Beweggründe der anderen zu würdigen, auch wenn wir ihre Ansichten angreifen müssen, oder ihre Ansichten zu tadeln, auch wenn wir ihre Persönlichkeit hochachten! Wenn wir es probierten, jede Partei zu verlassen — außer unserer eigenen!

Und endlich: wenn wir es wagten, unsere Feigheit Feigheit zu nennen, anstatt sie als Ehrfurcht, Anspruchslosigkeit, Gemeingefühl, Maß, Rücksicht und Takt zu verbrämen!

Da würden wir ein ganz neues Dasein erblicken!

Wir könnten Umgang an Stelle von Maskeraden haben: Meinungsaustausch anstatt Wortstreite oder Wortspielereien; Handlungen anstatt Reflexbewegungen; Productivität anstatt Wiederholungen; Erforschung der gegenseitigen Ansicht anstatt Fälschung dieser Ansichten; Lebenserfahrungen anstatt Conventionsmeinungen; Gegenstände des Glaubens anstatt Dogmen. Mit einem Worte: wir würden Freiheit besitzen, anstatt wie jetzt in Ställe gezwängt, in Büchsen gestopft, mit Etiketten versehen, in Partien sortiert, in Katalogen aufgeführt, in Kategorien eingetheilt, in Uniformen gesteckt zu werden.

„Aber ob nicht die Selbstsucht zu viel Raum einnehmen würde, wenn der Muth der Persönlichkeit freien Platz bereitete?" wendet irgend ein Altruist ein.

Ist denn nicht gerade die Feigheit grausam? Gehört denn nicht Muth dazu, gut zu sein? Ist nicht die Freiheit die Voraussetzung für alle echte Hingebung? Bringt nicht das Glück, selbständig zu sein, auch das mit sich, edelmüthig sein zu können?

Ja, musste der Verkünder der Selbstlosigkeit nicht deshalb in den Tod gehen, weil er den Muth hatte, einsam zu stehen, anstatt um sich eine Partei zu bilden; den Muth, er selbst zu sein, indem er die Banden seiner Zeit zerriss; den Muth, an die Freiheit zu glauben?!

Darum kann das Gebot der Güte, anderen alles zu thun, was man für sich selbst wünscht, nicht im Widerstreite mit der Ausübung des Muthes stehen. Dieses Gebot ist im Gegentheil — von einem andern Gesichtspunkt — derselbe ewige Gedanke, der durch die Mahnung des Hellenen ausgesprochen wurde:

„Glaubet, dass das Glück in der Freiheit besteht und die Freiheit im Muthe."

Stockholm. **Ellen Key.**

Neue Bücher.

(Kritik der Kritik. — Kategorien. — Ompteda. — Nordau. — „Dodd“.)

Das Wesen der Kritik, wie es von der größeren Masse kunstgenießender Menschen begriffen wird, und wie es sich auch im Geist der Kritikübenden selbst malt, gleicht auf alle Fälle einer Gerichtssitzung. Auf alle Fälle ist der Künstler der Angeklagte, der sich zu vertheidigen habe, dass er ein Kunstwerk begangen. Und den Vertheidiger oder den Richter zu spielen, das ist das Amt und die Pflicht des Kritikers, der sich nur in seltenen Stunden seiner Machtlosigkeit bewusst wird: wenn es sich um wirkliche Kunstwerke handelt. Die wundervolle analytische Art Taines und seines Schülers Brandes hat wenig Nacheiferer gefunden, denn ein solcher Kritiker, der nachschaffend gestaltend fremde Werke mit eigenem Blut zu neuem Leben erweckt, ist selbst schon wieder Künstler.

Nun weiß man aber, dass unter den Fluten der Bücher, die alljährlich mit der Gewalt und der Regelmäßigkeit von Elementar-Ereignissen den Markt überschwemmen, sich stets nur wenige befinden, die sich der Beachtung eines neuen Taine würdig zu erweisen vermögen. Wo man Tiefen aufdeckt, müssen Tiefen verborgen sein, und keiner gibt, was er nicht empfangen hat. Es wäre eine klägliche Mühe, an einen jener friedsamen Sonntagsromane mit psychologischer und historischer Analyse zu gehen. Wo nichts ist, hat der Kritiker das Urtheil verloren. Man braucht nicht einmal so tief in die Niederungen jener Unterhaltungslectüre zu wandern, durch die das Volk und alle Blindlingsleser allmählich mit dem langsamen Gift der Trivialität erfüllt werden, so lange und nachhaltig, dass alles Gute und Große nur mit jener kleinen Elle gemessen wird, die eben für die Geringfügigkeit tauglich und bequem ist. Es erscheinen in jedem Jahre sogenannte beachtenswerte Bücher von sogenannten beachtenswerten Autoren, die auf der Tafel des Händlers hoch angeschrieben stehen, weil sie den Bedürfnissen der Masse in gleicher Weise schmeicheln, wie sie oberflächlich kritische Bedenken zu beschwichtigen verstehen: Literarische Unterhaltungsbücher. Sie verdanken ihren Ursprung entweder der Gewohnheit des Schreibens, welcher der Verfasser unterliegt, die ihn — vielleicht aus ganz äußeren Motiven — zwingt, Band um Band auf den Markt zu schleudern, und die ihm alle Feinheit des Erlebens, alle Fernheit des Betrachtens, jeden Hoch- und Tiefblick raubt; oder sie entspringen der Lust an einer Tendenz, die mit kühler Berechnung in ein durchsichtiges Gewand gekleidet ist und die ein Werk entstehen lässt, das eben durch den schreienden Mund der Tendenz Vieler Augen auf sich zieht, das mit äußerer Handfertigkeit eine seltsame innere Erstarrtheit des Gefühls verbindet, das wohl zu überreden, nicht aber zu überzeugen vermag; — fast jeder Tag bringt solche Bücher. Oder, schließlich, es sind jene Erlebnisbücher, die mit einem bemerkenswerten Mangel an Können und Kunst, an Ueberblick und Ordnung geschrieben sind, die wirr sind wie halbgedachte Gedanken und nichts verrathen als das frische Erlebnis mit allen Naturlauten der Freude und des Leidens. Es sind Tagebücher, denen durch die Druckerschwärze alles Intime, Geheimnisvolle, Persönliche entgangen ist, und die dafür durch eine gewisse seelische Schamlosigkeit wirken.

Ich greife heute drei Bücher der erörterten Kategorien heraus ohne langes Suchen, denn die Auswahl ist reich.

Da ist zunächst ein neues Buch von Georg Freiherrn von Ompteda. Es führt den wenig geschmackvollen Titel „Weibliche Menschen“ und ist bei Fontane in Berlin erschienen. Seines Verfassers „Gewohnheit zu schreiben“ ist an ihm im Innersten erkennbar. Es ist vor allem jener Stil, den man in Zeitungen als gewandt und glatt rühmt. Aber ich glaube, es ist vielmehr die Glätte, die ein abgetragener Rock zeigt. Es gibt dreierlei Arten von Schriftstellern: Solche, die einen eigenen Stil haben und ihn zur höchsten Vollkommenheit ausbilden; solche, deren eigener Stil zur Manier wird (woraus man meist schließen kann, dass deren eigener Stil im Grunde nur ein angeeigneter war) und endlich solche, die einen conventionellen Stil vorfinden, die niemals zum Herrn ihres Wortes, ihrer Phrase, ihres Gedankens werden, sondern bei denen Wort, Phrase und Gedanke ohnmächtig in den Fesseln dieses unlebendigen Stils schmachten. Das glühendste Erlebnis macht er erstarren, erhabene Stimmungen macht er trivial. Unter seinem Bann wird jede Inspiration zur Absicht, jede Beeinflussung von außen zur Nachahmung, alles was kräftig ist, macht er brutal, alles was fein ist, macht er schwächlich. Ein solcher Schriftsteller ist Ompteda und typisch ist für ihn die hübscheste Novelle in diesem letzten Buch: „Die Prinzipessa“. Beständig hart an der Grenze der Gewöhnlichkeit, irren seine Figuren haltlos zwischen Kunst und Convention. In dieser stillen und eigentlich auch feinen Geschichte liegt ein schmerzlicher Kampf des Erzählers gegen einen Stil, der nicht der seine ist. Erfolglos: zum Schluss versinkt alles in das Niveau des Sonntagsblattes. Wo sich Ompteda unter dem Einfluss Maupassants zeigt („Yvonne“, „Vor dem Urtheil“) ist er langweilig oder brutal.

Das zweite Buch ist ein Drama von Max Nordau: „Doctor Kohn“. (Berlin, Ernst Hofmann.) Ueber die Tendenz, die es vertritt, habe ich hier nichts zu sagen; sie liegt außerhalb des Rahmens dieser Besprechung. Sie erschöpft sich in dem einen Wort: Zionismus, das wie aus dem Mittelalter heraus erklingt. Das Drama „Doctor Kohn“ demonstriert den Fall eines jungen jüdischen Gelehrten, der durch seine Confession in seiner Laufbahn als Forscher gehindert wird und ein Mädchen, das er liebt und das ihn liebt, nicht zur Gattin erhält. Er stirbt im Duell. Das Stück schließt mit den Worten des geliebten Mädchens: Sag, Vater, warum thun die Menschen einander so wehe? Dieser Satz wirft ein erschreckendes Licht zurück auf das Drama und sein Problem. Er zeigt die Fülle verlogener Sentimentalität, aus der das alles geboren wurde, den Hang am runden Wort, das gleichsam frei in der Luft schwebt, nicht eine Situation, eine Gestalt conturiert, sondern nur auf eine Tendenz schielt und unkünstlerisch zum Selbstzweck wird. Alle Gestalten des „Doctor Kohn“ hängen so in der Luft — stranguliert durch die „Tendenz“, ohne Erdboden, ohne Milieu, ohne freie Bewegung — Leichen oder mattbewegte Puppen. Die Christen sind keine Christen, sondern Feinde des „Doctor Kohn“, sie sind nicht im Unrecht als Menschen, sondern es sind dumme Bösewichte kraft ihres Schöpfers Max Nordau. „Doctor Kohn“ ist kein Jude, sondern ein blasses Gebilde aus Redensarten, die halb verliebter, halb gelehrter Natur sind. Und wie unsympathisch solche Gebilde sind, selbst wenn sie sich so unerhört edel benehmen wie der Held dieses Dramas!

Das dritte Buch hat zur Verfasserin eine Frau „Dodd“ und führt den Titel „Frauen“ (erschienen bei Pierson in Dresden). Ich brauchte in betreff seiner nur das oben zur dritten Kategorie Gesagte zu wiederholen. Ein Buch voller Feinheiten und sicher nicht deshalb entstanden, nur weil die Verfasserin schreiben wollte. Was sie schildert, ist der Schilderung wert, es sind die ewigen Leiden der Frau, mit allen Zeichen einer fast ungeduldigen Aufrichtigkeit berichtet, hingeworfen noch warm von der Erregung, mit der man etwa von solchen Dingen spricht. Aber sie zu schreiben, will nicht die äußere Wärme momentaner Mittheilungsgabe, sondern die innere Glut, die, fern vom Gegenstand, ihm das Leben doch nicht entzieht, sondern ihn mit einem neuen Leben nährt, dessen Intensität in einem genauen Verhältnis zur künstlerischen Kraft stehen muss. „Dodd“ redet nur: „Dodd“ ist unglücklich und glaubt, ihre Gestalten seien es; „Dodd“ jubelt und meint, der Leser juble mit. Aber der Leser kennt diese Leute ja gar noch nicht, von denen man ihm Glauben macht, dass sie sich freuen, oder dass sie traurig sind. Zu allem Unglück kann „Dodd“ nicht schreiben, ihr Stil ist oft ungelenk wie der eines Kindes oder eines Ausländers. Umso rührender ist bisweilen das heftige Hervorbrechen eines innigen und durchaus persönlichen Schmerzes, für den man sich aber leider nur interessieren, und den man nicht mit leiden kann.

Jacob Wassermann.

Das Wort im Drama.

Die Nachkommen werden es besser haben: denn wir richten ihnen alles her. Vielleicht wird kein Werk aus unserer Zeit bleiben können, vielleicht werden unsere Namen bald verklungen sein. Aber unsere That wird nicht vergehen: dass wir in der Kunst wieder Ordnung gemacht haben. Dies ist der Sinn unserer Versuche, seit so vielen Jahren. Wir trachten, das Wesen jeder Kunst zu erkennen, ihre Mittel zu verstehen und Gewissheit zu bekommen. Darum müssen wir solche Experimentierer sein. Die vor Raphael, die vor Goethe sind es auch gewesen. Wir müssen vieles wagen, wir müssen uns alles zumuthen. Wir sind zum Suchen und zum Finden da, die Erben werden es besser haben, sie können gleich anfangen. Vielleicht ist es keinem unter uns beschieden, ein Drama zu schaffen, das wirklich ein Drama ist, eine Novelle, die es wirklich ist, oder ein wirkliches Lied. Aber durch uns werden die Menschen endlich wieder fühlen lernen, was denn das Drama, die Novelle, das Lied sind, und sie werden sich sehnen. Dann wird schon einer kommen, der es kann. Dazu sind wir da. Dies ist unser Schmerz und es ist unser Trost.

Als wir anfiengen nach dem Dramatischen zu trachten, haben wir gar nicht gewusst, was denn das Wort im Drama ist. Jetzt lernen wir es nach und nach. Wir haben alle lyrisch angefangen. Lyrisch ist es, aus dem Leben ein Gefühl zu nehmen und dann Worte zu verlangen, die dasselbe Gefühl enthalten. Eine Blume riecht so, dieser Geruch gibt mir eine Stimmung, ich suche Worte, die mir dieselbe Stimmung geben, das sind also Worte, die wie die Blume riechen, diese sage ich nun. Das ist das lyrische Verfahren. Es drückt niemals das Wesen der Blume aus, sondern das Gefühl, das ich von der Blume habe; es ist nicht sachlich, sondern persönlich. Seit Schiller sind unsere Dramatiker immer so im Lyrischen befangen gewesen. Otto Ludwig und Hebbel haben sich gewehrt, es hat ihnen nicht geholfen, das Wort ist immer stärker gewesen. Der alte Hilferuf der Deutschen nach Shakespeare und unser ganzer Naturalismus sind dasselbe, ihr Sinn ist: dem Lyrischen zu entkommen, uns vom Wort zu befreien. Das ist uns aber erst in den letzten zehn Jahren gelungen, da haben die Deutschen die Herrschaft des Wortes abgeworfen. Dafür rächt es sich nun an den Romanen, Maeterlinck

Google

und d'Annunzio sind ihm verfallen. Aber das Drama will die Sache selbst; dramatisch ist es nicht, ein Gefühl auszudrücken, das mir das Leben gibt, sondern das Leben selbst, eben die Ursache meiner Gefühle. Darum stößt es das Wort ab.

Nachdem wir das Lyrische fürchten gelernt hatten, begannen wir, das Wort zu verachten. Wir wollten jetzt die Sache selbst, da hatten wir große Angst vor den Worten. Wir wollten eine unmittelbare Beziehung zum Leben; die Worte täuschen nur, die Worte lügen, wir hatten uns aber von der schönen Lüge der Verse losgemacht. Nun fiengen wir an, das „Buchdrama“ zu hassen; nun begriffen wir, warum die „unliterarischen“ Stücke wirken. Wir vernahmen, dass Scribe gern gesagt hat, er verlange von seinem Scenarium, so stark zu sein, dass er den Text dann auch von seinem Hausmeister schreiben lassen könnte. Dem stimmten wir zu: denn das Wort schien uns nun an allem schuld. Wir erinnerten uns, dass es uns auch im Kritischen so ergangen war. Auch im Kritischen waren wir lyrisch gewesen. Wie oft hatten wir etwas sagen wollen, aber die Worte hatten uns fortgerissen! Jeder hat das durchgemacht, dass er sich vor Worten nicht aussprechen kann, ein Adjectiv verlockt ihn, der Gedanke kommt nicht nach. Nun wollten wir nicht mehr reden, sondern sagen: wir trauten den Adjectiven nicht mehr. Die Sache, rief es in uns aus, die Sache! Die Sache gilt es auch im Drama, das Leben selbst, nicht sein Echo. Wir schworen die Worte ab und begriffen nun erst, was im Drama die „Situation“ ist. Diesen wahren Gedanken extrem verfolgend, sind wir zur Pantomime gekommen. Man denke an die italienischen Veristen: da ist das Wort gar nichts mehr, die Situation hat es verschlungen. Pausen, scenische Bemerkungen, alles steht in der Klammer: die Pantomime. Die Situation ist alles, der Autor gibt nur sie, das andere soll sich der Schauspieler selber machen. Ist ein Stück so schwach, dass es sich an Worten halten muss, so ist es eben überhaupt kein Stück, weg mit ihm! Ist es ein Stück, so wird es nicht erst Worte brauchen, fort mit ihnen! Denn wir wollen die Sache selbst, die reine Situation. So dachten wir, es schien plausibel.

Wir mussten aber belehrt werden, dass das Dramatische doch das Wort verlangt. Wir hatten etwas vergessen: den Schauspieler. Der Schauspieler braucht das Wort. Im Drama ist das Wort für den Schauspieler da, weil er nicht anders als am Worte darstellen kann. Man gebe einem Schauspieler das Thema: er geräth von einer gelinden Aufwallung in den großen Zorn — er wird es ohne Worte nicht können. Er braucht einen Text als eine Stiege oder Leiter der Affecte. Stumm deutet er alles bloß an; nur am Worte führt er aus. Das hatten wir vergessen. Das Wort ist im Drama nicht nur als ein Zeichen der Situation da, wie wir meinten: um die Situation anzugeben und dem Publicum zu sagen, was vorgeht. Nein, das Wort ist im Drama vor allem eine schauspielerische Valeur. Die Schauspieler wissen das selbst nicht, aber wir können es von ihnen lernen. Um von einem bestimmten Grade einer Empfindung mimisch zu einem anderen bestimmten Grade einer anderen oder derselben Empfindung zu kommen, muss der Schauspieler eine bestimmte Anzahl von Worten haben; allein kann er es nicht machen. Hat er mehr Worte, als mimisch nothwendig sind, so geht ihm der Athem aus und er wird declamieren. Hat er weniger, so fehlt ihm etwas, er kann den rechten Grad nicht treffen, er setzt ab. Die Worte mag dann immerhin der Hausmeister des Scribe schreiben. Aber wie viele Worte an jeder Stelle nothwendig sind, das muss ihm der Autor bestimmen. Es ist ein wahres Glück, dass wir endlich dem Lyrischen im Drama entkommen sind; wir lassen uns nicht mehr von den Worten bethören. Aber dann haben wir lernen müssen, dass das Wort doch zum dramatischen Wesen selbst gehört. Es ist nicht bloß ein Zeichen der Situation, nicht bloß ein Zettel am Halse der Personen, der dem Publicum ihren Charakter nennen soll, nicht bloß ein Placat der Handlung oder ein Mittel zur Stimmung wie die Decoration oder das Licht. Nein, es ist mehr. Das Wort ist im Drama das Material für den Schauspieler, das er braucht, um daran mimisch zu werden. Da thut sich nun eine ganze Lehre auf, eine Lehre von den Worten, die ihre Zahl und ihr Gewicht an jedem Punkte nach den mimischen Bedürfnissen zu bestimmen hätte.

Die Nachkommen werden es besser haben: denn wir probieren für sie alles aus, dann wird jedes Mittel bereit sein. Ordnung zu machen sind wir da, dies ist der Sinn unserer Experimente. Die Menschen sollen von uns wieder lernen, was ein Drama, was eine Novelle, was ein Lied ist; und wir richten ihnen die Instrumente her. Später wird man es uns schon danken und der Germanist, der sich in hundert Jahren mit einer Dissertation über uns habilitieren wird, wird doch sagen müssen: sie sind muthig und von einer schönen Unruhe gewesen, sie haben nicht abgelassen, sie haben alles gesucht, sie haben vieles gefunden und durch sie nur ist erst die große Zeit möglich geworden, die nach ihnen aufgebrochen ist! Damit sollen wir zufrieden sein, mehr ist uns halt nicht zugetheilt.

Hermann Bahr.

„Don Quixote.“

(Eine musikalische Tragikomödie in drei Acten von Dr. Wilhelm Kienzl. Zum erstenmale aufgeführt am königl. Opernhaus in Berlin am 19. November 1898.)

Bevor Kienzl seinen „Evangelimann“ geschrieben hatte, galt er in musikalischen Kreisen als „vielversprechendes“ Talent. Man wusste von ihm nicht mehr, als dass er der Schöpfer zweier Opern „Urvasi“ und „Heilmar der Narr“ war, die der neudeutschen Richtung angehören und in einigen deutschen Städten mit dem üblichen Achtungserfolg gegeben worden sind. Das genügt ja, um in den Ruf eines „vielversprechenden“ Talents zu kommen. Da erschien der „Evangelimann“. Der erste große Erfolg war da und mit einem Schlage hörte Kienzl auf, ein „vielversprechendes“ Talent zu sein. Resslerianismus, Effecthascherei, Speculation und alle unangenehmen Dinge, die man einem Componisten vorwerfen kann, wurden ihm vorgeworfen. So geht es sehr häufig den Musikern, wenn sie Erfolg haben. Ich bin weit davon entfernt, den „Evangelimann“ für ein Meisterwerk und Kienzl für ein großes Talent zu halten, halte aber die Vorwürfe, die sich der „Evangelimann“ gefallen lassen musste, für vollkommen ungerechtfertigt. Diese Oper ist unbedingt eine anständige, gutgemachte Arbeit; das Niveau der Musik (allerdings kein sehr hohes) steht im richtigen Verhältnis zu dem des Textes. Stoff und Musik decken sich. Das ist ein nicht zu unterschätzender Vorzug des „Evangelimann“, der unter den neudeutschen Opern sonst nur noch Humperdincks „Hänsel und Gretel“ zu eigen ist, und diesem Vorzug verdanken die beiden Opern nicht zum geringsten Theile ihre großen Erfolge.

In seiner neuen Oper hat Kienzl dieses Verhältnis nicht mehr getroffen. Als er an die Composition des „Don Quixote“ gieng, war er sich der enormen Schwierigkeit seines Vorhabens wohl bewusst. Er hat sich seither in Interviews und in einem in den „Berliner Signalen“ erschienenen großen Essay ausführlich darüber ausgesprochen. „Sehr oft und zu allen Zeiten,“ heißt es in dem Artikel, „ist der Roman vom ‚sinnreichen Junker aus der Mancha‘ für die Bühne bearbeitet werden, aber nur als lustiges Buch (als Posse, Operette, Farce, Ballet), nie ernst, wie es einzig der Grundidee entsprochen haben würde, außerdem aber auch nur fragmentarisch, durch Benützung einzelner scenischer, dankbarer Episoden. Beides scheint mir des Originals unwürdig und eine Verunglimpfung des Stoffes. Dieser durfte nur in seiner Gänze behandelt werden, allerdings — wie ich mir von Anfang an voll bewusst war — ein ungeheuer schwieriges Unternehmen. Dass da nicht jede Figur und jeder Vorgang in die Handlung hineingetragen werden konnte, wird der Einsichtsvolle leicht begreifen. Also ‚multum, non multa!‘ war das Gesetz, welches mich leitete. Das Schwierigste war Entwickelung in das Stück zu bringen, bei jedem Drama die ‚Grunderfordernis‘“.

Das ist nun Kienzl ganz vortrefflich gelungen, sein Buch ist wirklich geschickt gemacht. Die einzelnen Episoden sind glücklich gewählt und zu einer reichen Handlung vereinigt, die nicht nur dramatisch, sondern auch psychologisch interessiert. Insbesondere Don Quixote und sein Knappe Sancho sind sehr vortrefflich und ganz im Sinne des Originals charakterisiert. Diese beiden Figuren sind voll Leben und zeugen davon, dass Kienzl das Don Quixote-Problem richtig erfasst hat. Er ist nur leider nicht der Mann, es musikalisch zu bewältigen, denn sein Können hält mit dem Wollen nicht gleichen Schritt. Die Musik zu „Don Quixote“ bedeutet für den Componisten des „Evangelimann“ einen unbedingten Fortschritt. Aber seine Kräfte, die für Florian Meißner vollkommen reichten, genügen für Cervantes nicht. Und das scheint Kienzl bei der Arbeit gefühlt zu haben. Der „Don Quixote“ ist nicht mit dieser sicheren Hand abgefasst, die wir aus der Partitur des „Evangelimann“ kennen. Der Componist suchte offenbar für sein Werk einen neuen eigenartigen Stil und konnte ihn nicht finden. Die Oper bewegt sich zuerst in den ausgetretensten Geleisen des Wagnerschen Musikdramas und verfällt dann wieder in den unverfälschten Meyerbeer-Jargon. Eine musikalische Tragikomödie nennt Kienzl sein Werk. Komisch ist die Handlung, den tragischen Gegensatz hierzu soll die Musik bilden. Während wir auf der Bühne sehen, wie die Umgebung Don Quixotes mit ihm den gröbsten Ulk und Spott treibt, soll uns das Orchester die große Seele des edlen Ritters enthüllen und uns die Figur psychologisch nahe bringen. Das Orchester, das wir bisher stets als einen begleitenden und illustrierenden Factor der Bühne kennen, wird hier zum erstenmale zu dieser in Gegensatz gebracht; eine vorzügliche Idee, deren Ausführung dem Componisten leider nicht gelungen ist. Seine Musik ist einerseits viel zu wenig eindringlich im Gefühlsausdruck und zu armselig an innerem Gehalt, anderseits mangelt es ihr dort, wo sie ironisch oder humoristisch sein will, an Plastik und Deutlichkeit. Wo diese Musik parodieren will, nimmt man sie ernst. Kienzl fürchtete, man werde sie nicht verstehen, und ließ sogar einen eigenen Commentar erscheinen. Das Publicum verstand ihn nun aber zu deutlich. Es merkte die Absicht und gieng nicht mehr mit. Kienzl bedient sich zur musikalischen Charakteristik aller Mittel und Mit-

telchen, die jetzt schon jeder Laie aus allen Opernliteraturen der Welt kennt. Seine Leitmotive zum Beispiel sind ziemlich prägnant und treffend, aber sie sind analog den Wagner'schen gebildet. Ich will nicht nach Reminiscenzen jagen und bin weit davon entfernt, zu glauben, Kienzl habe entlehnt. Dazu ist er in seinen Intentionen viel zu ehrlich und aufrichtig. Wer denkt aber nicht an Wagner, wenn im „Don Quixote“ plötzlich das Motiv des phantastischen Ausritts auftaucht (genau dem Rittmotiv aus der „Walküre“ nachgebildet), wo auf der Bühne Rosinante zu sehen ist, was ja eine starke Reminiscenz an Grane, das feurige Lustross, hervorruft? Und so wimmelt es in der Kienzl'schen Oper von Anklängen an Stellen aus Wagners Opern. Kienzl bedient sich eben immer der Wagnerischen Sprache, seiner Formen und Schemen, ohne imstande zu sein, diese Schemen mit selbständigem inneren Leben zu erfüllen. Deshalb ist ihm der „Don Quixote“ missrathen; alles, was an der Oper äußerlich ist, vor allem die Instrumentation und Technik, ist einwandfrei.

Es ist vielfach behauptet worden, „Don Quixote“ sei für einen Opernstoff zu undramatisch und vertrage auch keine musikalische Bearbeitung. Gerade Kienzl hat gezeigt, nach welcher Richtung hin der Stoff zu meistern wäre. Leider hat er es nicht gekonnt. Allerdings scheint die Form der symphonischen Dichtung, die Richard Strauß für seinen „Don Quixote“ gewählt hat, dem epischen Charakter des Stoffes weitaus angemessener.

Berlin. Felix Adler.

Schilleraufführungen im Burgtheater.

Dem Wallenstein (12. und 14. October 1898) folgten im November drei andere Dramen Schillers: „Die Jungfrau von Orleans“ (10. November), „Maria Stuart“ (21. November), „Die Räuber“ (22. November). Die Aufführung der Jungfrau gewann durch die Besetzung der Titelrolle mit Fräulein Medelsky erhöhtes Interesse, in der Stuart und den Räubern setzte der „Gast“ Kainz als Mortimer und Franz Moor seinen Siegeszug, den er im vorigen Herbste im Burgtheater begonnen hatte, fort. Ueber Fräulein Medelsky habe ich bereits geschrieben, von Kainz eingehender zu sprechen, wird der beste Anlass sein, wenn er sein Gastspiel beendet haben wird. Was die Aufführungen im übrigen betrifft, kann man wohl kaum sagen, sie haben wesentlich gewonnen.

Die Schillerischen Dramen gehören leider seit Jahren nicht zu den „classischen“ Vorstellungen des Burgtheaters. Was ist die Ursache hievon? Sie ist klar geworden, als Mitterwurzer wieder in das Burgtheater eintrat und den König Philipp und den Franz Moor spielte, und die Eindrücke, die man bei dem Kainzischen Gastspiele gewinnt, zeigen, dass es sich damals nicht etwa um Sondererscheinungen, die sich eben bloß bei Mitterwurzer ergaben, handelte. Wie wenige aus der „alten Garde“ konnten sich in dem Freilicht, das Mitterwurzer um sich verbreitete, behaupten. Wie matt, wie fahl erschienen manche der „alten Götter“ neben ihm. Und dasselbe zeigte sich wieder bei Kainz. Aber es fehlte auch in beiden Fällen nicht an Beweisen, dass der Grund, warum Mitterwurzer und Kainz oft „aus dem Ensemble traten“, nicht in ihnen, sondern in anderen lag. So war, um nur von den „Aelteren“ zu sprechen, Robert als Posa und als Leicester nie so gut, als da er mit Mitterwurzer und Kainz spielte und Baumeister konnte sich jeden Tag neben Mitterwurzer und kann sich jeden Tag neben Kainz stellen, ohne an seiner Größe irgend etwas einzubüßen. Und so ließen auch gerade diese Künstler Mitterwurzer immer volle Gerechtigkeit zutheil werden und haben von anfang an zum Engagement Kainzs freundlich Stellung genommen, ja ohne die Mithilfe Baumeisters wäre es wohl gar nicht gelungen, die gegen sein Gastspiel erhobenen Bedenken zu überwinden. Die Feinde Mitterwurzers aber waren und die Feinde Kainzs werden sein jene, deren Licht nur im Dunkel flimmert, die es nicht vertragen, wenn man in ihre Schauspielkunst ordentlich hineinleuchtet, die dem Publicum, der Kritik und jedem erfolgreichen Künstler grollen, weil ihnen noch immer der Beifall längst entschwundener Jahre schmeichelnd in den Ohren klingt, weil sie noch immer im Geiste in den schönen Tagen leben, in denen, wenn sie selbstbewusst durch die Straßen schritten, die Leute sich anstießen und verzückt ihre Namen murmelten und die Mädeln in sie verliebt waren.

Und warum gefielen diese Schauspieler damals so sehr und warum gefallen sie heute nicht mehr? Der Geschmack hat sich geändert, wir legen heute mehr Gewicht auf die Natürlichkeit der Sprache und des Spiels als auf Declamation und Pose. Gewiss! Aber warum schritten sie nicht fort mit dem Geiste der Zeit? Und sind sie wirklich nur stehen geblieben und nicht vielmehr zurückgegangen? Und warum ist dies geschehen? Der Grund ist sehr einfach. Jede Glanzepoche eines Instituts birgt auch schon die Keime zu seinem Verfall. Und wenn sich dieser hier verhältnismäßig so rasch entwickelte, so liegt der Grund eben in der Maßlosigkeit jenes Personencultus, den jene hervorrief. Es hat nicht jeder zum Schutz gegen die hieraus erwachsenden Gefahren das rastlose Streben eines Sonnenthal, die geniale Intuition einer Wolter, die vollendete Technik einer Hohenfels, die natürliche Bescheidenheit einer Schratt, eines Baumeister. Umrauscht vom Jubel der Menge, wird der Mensch leicht dem Wahne der absoluten Größe zugänglich: jetzt ist er oben, alles was er macht gefällt den Leuten, jetzt braucht er nichts mehr zu lernen, ja jetzt kann er nichts mehr lernen. Jeder, dem das widerfährt, ist verloren, besonders aber der Schauspieler. Die Vorzüge werden durch Uebertreibung zu unangenehmen Fehlern, die Fehler durch Angewöhnung zu störenden Manieren und die Manieren durch Anhäufung zu unerträglicher Manierirtheit. Und wer soll dann jenen, welche noch immer in den Wolken ihrer eingebildeten Größe zu schweben glauben, während sie längst in den Nebeln der Niederungen versunken sind, und denen, welche sich etwas zu vergeben glaubten, wenn sie hinter jenen an Selbstbewusstsein zurückstünden, ihre Fehler vorstellen, durch Rath fördernd auf sie wirken? Welcher inneren und erst welcher äußeren Autorität bedürfte hiezu der Director — oder der Regisseur, wenn einen solchen das Burgtheater überhaupt hätte! Wenn, um nur ein Beispiel zu nennen, der Director etwa der Ansicht wäre, König Karl in der „Jungfrau“ bedürfe keines sonderlichen Aufwandes an Stimmitteln, ja ein solcher widerstreite seinem Wesen, seiner Würde, der ganzen Situation — kann er sicher sein, das, was ja jeder Schauspieler können muss, dass er kein Organ aufbiete, bei jedem Schauspieler durchzusetzen?

So liegt die Schwierigkeit bei vielen im Nichtkönnen und im Nichtwollen. Das letztere macht sich aber auch noch in einer andern Richtung hindernd geltend. Die Schauspieler wollen sehr oft die Rollen, die sie nicht spielen können, oder nicht mehr spielen können, nicht hergeben und jeder Eingriffsversuch in das hergebrachte Monopol bedeutet dann erbitterten Kampf. Steht nun dem Director eine verlässliche, siegreiche Kraft, wie Mitterwurzer sie war, zu gebote, wie Kainz sie ist, dann mag er fröhlich den Kampf aufnehmen, unbekümmert die morschen Mauerstücke niederreißen und durch neue ersetzen. Im andern Falle aber wiegt die zweifelhafte Aussicht auf halben Erfolg die sichere Gefahr der Meuterei im eigenen Lager nicht auf — und es bleibt beim Alten. Und so ist das Vorhandensein eines Künstlers wie Mitterwurzer es war, wie Kainz es ist, nicht nur die Voraussetzung dafür, dass die Rollen, die er selbst spielt, wirkungsvoll gestaltet werden, sondern auch die dafür, dass die anderen Rollen in die richtigen Hände gelangen können. Und darum muss er nicht nur solchen, deren Rollen er spielt, sondern auch solchen, deren Rollen er nicht spielt, zur Pein gereichen. Er ist die Geißel, mit der die anderen gezähmt werden, der Festungsthurm, unter dessen Schutz der Neubau aufgeführt wird. So habe ich das Engagement Mitterwurzers und das von Kainz aufgefasst. Auf Liebe durfte ich mit dieser Auffassung freilich nicht rechnen — und sie ist mir auch nicht zutheil geworden.

Aber Mitterwurzer ist todt und Kainz ist nur zu einem kurzen Gastspiel da. Und die Zwischenzeit wird benützt, unbequeme Neubauten wieder niederzureißen und alte Ruinenmauern wieder herzustellen. Die Sandrock ist weg. Gut, oder vielmehr schlecht. Ich darf wohl, ohne anmaßend zu sein, sagen, dass, wenn das Gastspiel Kainzs in der „Stuart“ und den „Räubern“ trotzdem möglich war, dies mein bescheidenes Verdienst ist, weil ich die den Wienern fast nur als Dialectschauspielerin bekannte Bleibtreu engagirt habe und so beschäftigte, dass sie auch die Stuart und die Amalie spielen konnte und kann. Ich habe freilich in der „Wage“ gelesen, dass man die Rolle der Stuart Frau Hohenfels angeboten hatte, damit sie „diese Gestalt endlich ihres heroisch-pathetischen Charakters entkleide.“ Darüber, wie weit der „Briefsteller“, der dies geschrieben, die Maria Stuart kennt, will ich mir kein Urtheil erlauben: Frau Hohenfels aber muss er wohl schlecht gekannt haben, denn die ist viel zu gescheidt, als dass sie auf so etwas hereinfällt. Fräulein Bleibtreu hat die Stuart „ihres heroisch pathetischen Charakters nicht entkleidet“, aber sie hat mit ihr einen großen, schönen Erfolg errungen und wurde mit reichem Beifall überschüttet. Ich kann mir wohl eine Erörterung darüber, ob die Sandrock oder die Bleibtreu die bessere Stuart ist, ersparen. Ich habe aber mit dem Engagement dieser beiden Künstlerinnen dem Burgtheater nicht nur zwei Marien gewonnen, sondern auch eine Elisabeth. Und mit dem Ausscheiden der Sandrock hat es nicht nur eine Maria, sondern auch die Elisabeth des Fräulein Bleibtreu verloren.

Es hat nicht wenig Kampf und Verdruss gekostet, seinerzeit die Elisabeth von Frau Lewinsky an Fräulein Bleibtreu zu übertragen. Nun ist's erreicht, die Sandrock ist draußen und Frau Lewinsky kann wieder ihre Elisabeth spielen. Freilich, als ich sie ihr wegnahm, da wusste sie nur eine Erklärung dafür, ich habe etwas gegen sie, ich könne sie nicht leiden. Das ist immer so beim Theater. Nimmt man einer Schauspielerin Rollen, so kann man sie nicht leiden. Gibt man ihr Rollen, so liebt man sie. Und welch Wunder der Natur, in ein Paar Wochen sind schon die Kinder da. Gott, wie viel Kinder habe ich in den acht Jahren gehabt, oft hat mich fast ein Neid gegen mich über diese bewundernswerthen Anlagen und Kräfte erfasst. Nun, weil ich unter dem Verdachte stehe, aus Mangel persönlicher Sympathie die Rolle der Elisabeth ihrer früheren Trägerin entzogen zu haben, so will ich jedes persön-

liche Urtheil über ihre neuerlichen Leistungen unterdrücken, auch verschweigen, was ich an Ausrufen und Bemerkungen vom Publicum gehört habe, und ohne Commentar aneinander reihen, was am Tage nach der Vorstellung in den Blättern gedruckt zu lesen war, wobei ich die Journale nach ihrer alphabethischen Reihenfolge citiere.

„Manches war des Burgtheaters geradezu unwürdig, wie zum Beispiel die Elisabeth der Frau Lewinsky.“ (Deutsches Volksblatt.) „Wer für seinen preiserhöhten Sitz Frau Lewinsky als Elisabeth zu sehen bekommt, hat ein Recht darauf, sich zu ärgern.“ (Deutsche Zeitung.) „Fräulein Bleibtreu verdonnerte mit starkem Talent die Königin Elisabeth, wofür wir ihr, da Elisabeth von Frau Lewinsky gespielt wurde, dankbar sein wollen bis zu unserem letzten Athemzuge.“ (Extrablatt.) „Im übrigen litt die Vorstellung an schweren Gebrechen ... Und Frau Lewinsky spielte die Elisabeth!!“ (Fremdenblatt.) „Von der entsprechenden ‚Zusammenstellung der Nebenfiguren‘ war keine Spur zu entdecken. War doch sogar eine der wichtigsten Hauptfiguren, die Königin Elisabeth, den Händen der Frau Lewinsky anvertraut. Das sagt wohl genug.“ (Oesterr. Volkszeitung.) „Frau Lewinsky aber als Elisabeth stellt einen vor ein welthistorisches Problem. Man begriff die englische Revolution; nur dass hinter ihr überhaupt noch zwei Könige ertragen wurden, begriff man nicht.“ (Neues Wiener Journal.) „Frau Lewinsky gab die Elisabeth voll königlicher Hoheit in Haltung und Sprache.“ (Reichspost.) „Frau Lewinsky als Elisabeth! Das streifte hart an die Parodie, und es war der ganze gewaltige Respect vor Schillers Größe nöthig, um jene stille Heiterkeit zu bannen, die einer Tragödie so tragisch werden kann.“ (Reichswehr.) „Die Schwächen der Vorstellung waren die Königin Elisabeth, in deren Munde sich die Versicherung, dass das Weib nicht schwach sei, ziemlich gewagt ausnahm ...“ (Vaterland.) „Aber schon bei Elisabeth hub der Jammer an. Frau Lewinsky gab die stolze Königin mit ihrer bürgerlichen Behäbigkeit, mit der Würde einer Jour-Dame, und ihre ausdrucksunfähigen Geberden verschwiegen alles, was in der Seele der Elisabeth vorgeht. Ach, wie misshandelt sie das Wort! Wie gering und wie schwächlich tönen Schillers Verse von ihren Lippen. Warum, so fragt man sich, muss diese brave, sympathische Frau durchaus Theater spielen, und wenn sie's schon thut, warum wird ihr die Isabeau und gar die Elisabeth ausgeliefert?“ (Wiener Allgemeine Zeitung.) „Frau Lewinsky gab die Elisabeth. Man soll, auch im Amt, die Galanterie nicht ganz bei Seite setzen, darum sei nur gesagt: es war nicht schön.“ (Wiener Tagblatt.) Um dem Verdacht zu entgehen, als verschwiege ich etwa die eine oder andere gute Kritik neben der der „Reichspost“, bemerke ich, dass die übrigen Blätter, nämlich die „Arbeiter-Zeitung“, die „Ostdeutsche Rundschau“ und die „Wiener Abendpost“ Frau Lewinsky überhaupt nicht erwähnen, das „Neue Wiener Tagblatt“ und die „Neue Freie Presse“ aber sie nur in folgender Weise nennen: „Fräulein Bleibtreu fand die Maria erst, als in der Elisabeth der Frau Lewinsky ihre ehemalige Rolle ihr verkörpert entgegentrat“, und „die Elisabeth, eine der besten Rollen der Frau Lewinsky, war ihr nach Fräulein Bleibtreus Thronwechsel wieder zugefallen.“ Letzterer Satz erscheint nach dem Angeführten freilich als das schärfste Verdict.

Max Burckhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

„Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede.“ Der eine Mann, den das Sprichwort meint, ist offenbar Graf Thun. Denn in der That, seine Rede ist keines Mannes Rede, überhaupt keine Rede, sondern bestenfalls eine Ausrede.

*

Graf Thun braucht jetzt seine sogenannten Reden nicht mehr aus dem Concept vorzulesen, sondern kann sie frei vortragen. Er hat sich nämlich einen Rede-Schimmel zurechtgelegt, der für seine geistigen Bedürfnisse bei allen Gelegenheiten ausreicht. Sein größter Vorzug ist seine unübertreffliche Einfachheit. Aus den Erwiderungen des Grafen Thun gegen Schönerer und Daszynski lässt er sich mit Leichtigkeit construiren. Er besteht aus drei Tempi. Erstes Tempo: Kämpferpositur. Graf Thun tritt als streitbarer Ritter mit erhobenem Schwert und vorgehaltenem Schild stolz für Gott, Vaterland und politische Misswirtschaft in die Schranken. Die oratorische Phrase lautet: „Ich hätte das Gefühl, eine Pflicht verletzt zu haben, wenn ich im gegenwärtigen Moment nicht das Wort ergreifen würde.“ (Fall Schönerer, 5. November.) Variante: „Ich glaube, ich würde mich eines Versäumnisses schuldig machen, wenn ich nicht auf diese Rede reagieren würde.“ (Fall Daszynski, 22. November.) Weitere Varianten zu diesem Tempo kann jedes Kind mit Leichtigkeit hinzuerfinden.

*

Nun folgt aber das zweite Tempo: Der streitbare Ritter senkt das Schwert, wendet fürsichtiglich den Schild dem Rücken zu, dreht sich um, und verlässt, ehe er einen Streich geführt, den Kampfplatz, stolzer noch, als er gekommen ist. Die oratorische Phrase dieses zweiten Tempos lautet: „Auf solche Angriffe gebürt nichts anderes, als das Schweigen.“ (Fall Schönerer, 5. November.) Variante: „Ich muss gestehen, dass dieser Ausdruck wirklich nicht an uns heranreicht und dass ich gar nicht die Absicht habe, dem irgendwie entgegenzutreten.“ (Fall Daszynski, 22. November.) Oder: „Der Ausdruck ist ein so niedriger Ausdruck, daß ich auf denselben gar nicht antworte.“ (Abermals Fall Daszynski, 22. November.) Weitere Varianten auch für dieses zweite Tempo kann jedes Kind mit Leichtigkeit hinzuerfinden.

*

Drittes Tempo: Der streitbare Ritter legt im Abziehen, außerhalb der Degenweite, die Waffen nieder, lässt seinen Gegner ruhig weiter in die unverwundbare Luft hineinschlagen und kehrt in den dicht um ihn sich scharenden Kreis seines wohlbezahlten Claquegefolges zurück, das ihn jubelnd empfängt. Die oratorische Phrase dieses dritten Tempos lautet: „Die Beurtheilung darüber überlasse ich dem hohen Hause.“ (Fall Schönerer, 5. November.) Variante: „Das will ich beruhigt der Beurtheilung des hohen Hauses überlassen.“ (Fall Daszynski, 22. November.) Weitere Varianten auch für dieses Tempo kann jedes Kind mit Leichtigkeit hinzu erfinden, und deswegen ist es sicher, dass es auch dem Grafen Thun in Zukunft jederzeit gelingen wird, jede oppositionelle Rede, von wem immer sie kommen, welche Anschauungen, welche Enthüllungen sie auch bringen mag, mit der Macht seiner streitbaren Beredsamkeit „abzuthun“.

*

Graf Thun schweigt, indem er redet, und redet, indem er schweigt. Er sagt nichts, wenn er redet, und wenn er schweigt, sagt er ebensoviel, als wenn er redet. Da ist es schon wirklich alleseins, ob er Talent hat oder keins.

*

Graf Thun zeichnet sich durch eine merkwürdige Rechtsauffassung aus. Wo die Gesetze der Regierung ein, sei es auch nur für äußerste Fälle, berechnetes Recht geben (zum Beispiel § 14 oder Ausnahmszustand), da gilt ihm selbst der ärgste Missbrauch als geheiligt, denn er ist durch den Buchstaben des Gesetzes gedeckt. Wenn aber ein Abgeordneter von dem einzigen ihm zustehenden Recht, von dem Recht der Immunität, den einzig möglichen Gebrauch zur straffreien Besprechung öffentlicher Missstände macht, da spricht Graf Thun mit Bedauern gleich von einer „weit über das Maß des Zulässigen hinausgehenden Benützung des Immunitätsrechtes.“ Nach seinem constitutionellen Ideal beschränkt sich vermuthlich das richtige Maß des Immunitätsrechts auf — das Jasagen.

*

Als unlängst im ungarischen Parlament ein Abgeordneter seiner Entrüstung über den Präsidenten Kardos einen besonders kräftigen Ausdruck geben wollte, schrie er ihn an: „Sie Abrahamowicz, Sie!“ Andere berühmte Leute kommen bestenfalls nur ins Conversationslexicon. Der Name des Herrn v. Abrahamowicz dagegen kommt sogar ins Wörterbuch, als Schimpfwort nämlich. Abrahamowicz ist neben Krapülinski und Waschlapski das einzige polnische Wort, das als Fremdwort in andere Sprachen übergegangen ist.

*

Eine wahre Freude hat die galizische Debatte auf der ganzen Rechten nur dem Abgeordneten Dr. Herold bereitet. In dieser Debatte hat nämlich der Abgeordnete Daszynski von einem polnischen Cavalier erzählt, der die Bauern mit 10 Procent bewuchert. Dr. Herold nimmt bekanntlich 12 Procent. Noch zwei Procent mehr, und Dr. Herold befindet sich mit seinem Zinsfuß in der besten Gesellschaft.

*

Nun hat auch Graf Thun, wie weiland Badeni, den Kampf gegen die Antisemiten aufgenommen. Da wird wohl bald auch der Abgeordnete Ernst Schneider in der Hofburg empfangen werden.

*

Zur Rache für die Z.e-Geschichte sind also die Jungezechen fest entschlossen, dem Kriegsminister in den nächsten Delegationen das Budget zu verweigern. Denn er hat bekanntlich auch ohne sie die Majorität.

Kr

Volkswirtschaftliches.

Die Epoche des Aufschwungs in Deutschland ist an einem kritischen Punkt angelangt. Die Conjunctur für Industrie und Handel ist größtentheils unverändert günstig, aber die vorhandenen Geldmittel reichen nicht mehr aus zur Bewältigung der Umsätze. Der Warenverkehr hat eine gewaltige Steigerung erfahren, die wichtigsten Warenpreise haben sich namhaft erhöht, so dass der Umsatz gleicher Mengen größere Geldsummen bindet. Die Warenausfuhr bewegt sich mehr und mehr nach fernen überseeischen Ländern, aus denen der Rembours viele Monate auf sich warten lässt. Deutschland hat in europäischen und in fernen Ländern große Summen theils in übernommenen Staatsanlehen, theils in errichteten Fabriksanlagen, Bahnen ꝛc. investiert, deren Rückfluss sich erst in Jahren vollziehen wird. Vor allem aber sind in Deutschland selbst die bestehenden industriellen Betriebe enorm erweitert und zahllose neue große und kleine Fabriks- und andere Anlagen gegründet worden. All das wurde geleistet durch eine ungeheuere Anspannung des Credits jedes einzelnen wie des gesammten Wirtschaftskörpers. Nicht nur die Umsätze, nicht nur das Betriebscapital wird durch Inanspruchnahme des Credits beschafft, sondern auch das Gründungscapital ist in ungesunder Ausdehnung entlehnt. Die neugegründeten und erweiterten Unternehmungen sind solid, von Schwindelunternehmungen ist bis jetzt verhältnismäßig sehr wenig zu bemerken. Das deutsche Actiengesetz hat sich glänzend bewährt. Aber die Gründer, die Erwerber der Actien der neuen Gesellschaften kaufen zum großen Theil auf Pump. Das neue Börsengesetz hat in dem partiellen Verbot des Terminhandels nur die Form, nicht aber das Wesen getroffen. Zwar die schwächsten Elemente sind wohl mehr als anderwärts vom Börsenspiel ferngehalten worden. Aber die Subscribenten der in den letzten Jahren emittierten Bank- und Industrieactien haben die Abnahme der Stücke großentheils durch Inanspruchnahme des Contocorrent Credits in Banken bewerkstelligt. Infolgedessen ist der Stand der Banken trotz der enormen Erhöhungen ihres Eigencapitals recht illiquid. Die Wechsel- und Effecten-

portefeuilles, die Debitoren haben eine besorgniserregende Höhe erreicht. Der Wechselumlauf ist bedenklich angeschwollen. Obwohl die Ausbreitung des Check- und Clearingverkehrs die Circulationsintensität jedes Geldstücks stark gesteigert hat, übersteigt der Bedarf die vorhandenen Geldmittel bei weitem. Die Circulation unbedeckter Banknoten hat eine bedenkliche Höhe erreicht und der Goldvorrath der Bank hat abgenommen. Die Bank sucht zwar seit langem mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln das Creditbegehren einzuschränken, sie erhöht ohne thörichte Wehleidigkeit die Bankrate successive auf einen ungewohnt hohen Stand, sie weist Finanzwechsel rücksichtslos zurück, aber der Credit, der keine weitere Anspannung verträgt, läſst sich auch schwer eindämmen. Die Finanzwechsel, welche im Inland verpönt sind, werden zur Heranziehung von Gold in umso größerer Menge ins Ausland gesandt. Es zeigen sich im deutschen Gründungswesen noch andere bedenkliche Züge. Gewisse Vorgänge der letzten Zeit, der Ankauf der Zeche „Centrum" durch die Harpener Gesellschaft, die versuchte und wieder aufgegebene Fusion Loewe Schuckert sind Symptome der Hast, noch vor Thorsperre sich zu bereichern, durch Actienagio das Gewinnconto zu alimentieren, sich durch Fusionen und Agiotage gegenseitig Nutzen zu geben. Solche Vorfälle tragen heute noch keineswegs den Charakter der Allgemeinheit an sich, im Gegentheil; die deutschen Börsen und die Leitung der Reichsbank haben ihnen gegenüber eine durchaus nüchterne vorsichtige Haltung eingenommen, aber die Gefahr der Wiederholung wird größer, sobald die industrielle Conjunctur ihren Höhepunkt überschritten haben wird, sobald die legitimen Erträgnisse nicht hinreichen werden, die durch Capitalsvermehrung und Actienagio so stark erhöhten Dividendenansprüche zu befriedigen. Für den Augenblick scheint noch keine Gefahr eines heftigen Rückschlags vorhanden zu sein. Durch die hohen Geldsätze dürfte genügend auswärtiges Gold nach Deutschland gezogen werden, um die noch kommenden schwierigen Wochen zu überwinden. Von der Haltung, welche die deutsche Finanz- und Industriewelt dann im nächsten Jahr in den Zeiten billigeren Geldstands einnehmen wird, wird die künftige Entwickelung abhängen. Wenn das deutsche Capital Neugründungen sehr bescheiden vornehmen, wenn es durch theilweise Abstoßung seines auswärtigen Effectenbesitzes für die Bedürfnisse von Warenproduction und Verkehr die nöthigen Geldmittel aus dem Auslande heranziehen wird, dann wird es möglich sein, die gegenwärtige Anspannung langsam zu mildern, bei allmählichen Cursrückgängen die Effectenportefeuilles zu erleichtern, die Credite mit dem Eigencapital wieder ins richtige Verhältnis zu bringen. Solche Selbsteinschränkung wäre aber ein in der Wirtschaftsgeschichte jedesfalls höchst seltenes Schauspiel. Wahrscheinlich ist, daß die großen investierten Capitalien, die hohen Curse zu noch größerer Ausdehnung der Geschäfte, zu vermehrter Gründungsthätigkeit anreizen werden. Dann wird der heftige Rückschlag, der Krach infolge der Geldklemme, der Creditkrisis im nächsten Herbst nicht ausbleiben. Welchen Umfang er annehmen wird, wird davon abhängen, ob die industrielle Conjunctur sich noch lange auf ihrer jetzigen Höhe behaupten kann.

•

Der Wiener Bankverein als ehrlicher Makler. Die Dux-Bodenbacher Bahngesellschaft wollte neue Kohlenwerke kaufen. Da das alte Statut das nicht zuließ, und die Genehmigung neuer Statuten seitens der Regierung wie gewöhnlich einige Jahre auf sich warten ließ, so kaufte der Bankverein und seine Gruppe, welche die Verwaltung der Dux-Bodenbacher beherrschen, den Vondracek'schen Kohlenbesitz in Nordböhmen auf, um ihn jetzt der Dux-Bodenbacher Bahn zum „Selbstkostenpreis", wie es in dem Berichte an die Generalversammlung heißt, weiterzubegeben. Dieser Selbstkostenpreis beträgt angeblich 2·025 Millionen Gulden und setzt sich zusammen aus 1·7 Millionen Ankaufspreis und über 0·3 Millionen Spesen. Auf die Spesen kommen wir noch zurück. Das Actiencapital der Dux-Bodenbacher beträgt heute 2·1 Millionen Gulden, zerlegt in 42.000 Actien à 50 fl. Diese Actien notierten in den letzten Monaten zwischen 70 und 77 fl. Sie sollten jetzt in Actien à 200 fl. zusammengelegt werden, es werden dann 10.500 Actien à 200 fl. circulieren, deren Curswert 280 bis 300 fl. per Stück betragen würde. Zur Bezahlung des Kaufpreises an den Bankverein und seine Consorten werden 9800 neue Actien à 200 fl. emittirt, also 1·96 Millionen Gulden. Diese Actien erhält das Consortium al pari und es übernimmt die Verpflichtung, die Hälfte der Actien den alten Actionären zu 230 fl. anzubieten. Auf diese Hälfte der Actien verdient der Bankverein 30 fl. per Stück, — auf die andere Hälfte verdient er, nach dem heutigen Tagescurs berechnet, circa 80 fl. per Stück. Für das bloße Vermittlungsgeschäft verdient das Consortium also an offen zugestandenem Nutzen über 550.000 fl., davon fast den dritten Theil bar auf die Hand, den Rest, sobald es die neuen Actien realisiert hat. Diesen Schnitt macht es auf dem Rücken der Gesellschaft und ihrer Actionäre, welchen bei anständiger Verwaltung und brauchbarem Actienrecht der Agionutzen zugute kommen müſste. Dabei wird in dem Bericht an die Generalversammlung kein Wort darüber gesagt, was die neuen Kohlenwerke wert seien, wieviel sie bisher getragen haben, welche Aufschlussarbeiten gemacht sind, wie groß und auf welche Zeitdauer die Ergiebigkeit geschätzt werden kann, wie viel bisher produciert und auf welche Productionsmengen die Förderung gesteigert werden soll. Mit einem Wort, die Actionäre erfahren gar nichts von dem, was sie interessieren würde und was ihnen in Deutschland unbedingt mitgetheilt werden müſste. Aber es ist kein Zweifel, daſs ihnen ihr neuer Besitz bald in den glänzendsten Farben geschildert werden wird. Freilich nicht officiell, nicht verbindlich. Aber der Bankverein wird schon dafür sorgen, daſs die Tagespresse dies thut. Denn er will ja seine Actien anbringen, die 550.000 fl. und noch mehr, auf welche er jetzt die Anwartschaft besitzt, eincassieren. Es kommt noch besser: Im Bericht an die Generalversammlung heißt es, daſs bei Ablehnung des Kaufvertrags die Dux-Bodenbacher Bahn dem Consortium Vergütung der Spesen von 300.000 fl. leisten müsse. Die Herren Moritz Bauer und Consorten als Verwaltung der Dux-Bodenbacher Bahn schlossen mit den Herren Moritz Bauer und Consorten als Directoren des Wiener Bankvereins einen Vertrag ab, wonach die Dux-Bodenbacher Bahn verpflichtet wird, dem Wiener Bankverein und seinen Consorten eine Entschädigung von 300.000 fl. zu zahlen, wenn sie ihnen nicht durch Annahme eines Vertrags einen Nutzen von 550.000 fl. bezahlen will. Kaum daſs der Bankverein die Werke übernommen hat, ruhen schon 300.000 fl. Spesen darauf. Was können denn das für Spesen sein? Es ist ganz ausgeschlossen, daſs das Spesen sind, die man öffentlich eingestehen und verrechnen kann. Das können nur Gründungsspesen sein, und solche gibt es freilich bei allen Finanzgeschäften des Wiener Bankvereins in bedeutender Höhe. Den Herren Moritz Bauer und Consorten genügen nicht ihre horrenden Gehalte und Tantiemen. Die müssen bei jedem Geschäft einen Extranutzen haben. So war es bei der Gründung der Bosnischen Landesbank. Darum wurden die Actionäre der Blech-Unionfabrik beraubt, deshalb muſste die Ungarische allgemeine Kohlenbergbaugesellschaft mit den Graner Werken angeschmiert werden, damit die Herren Bauer und Consorten etwas verdienen können. Es ist ja auch ganz ausgeschlossen, daſs die Herren solche unanständige Geschäfte machen würden, bloß damit die Actionäre des Wiener Bankvereins auf Kosten der Actionäre anderer Gesellschaften etwas verdienen. Da bedarf es stärkerer Triebkräfte. Und darum ist es wohl auch im vorliegenden Falle nicht anders gewesen. Sollte es anders sein, dann hat es der Wiener Bankverein in der Hand, dies zu beweisen, indem er öffentlich darlegt, wofür er 300.000 fl. Spesen gehabt hat.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre Cluny, „Charmant séjour" Vaudeville von Flers; „L'Agneau sans tache" von Aderer und Ephraim; Gymnase, „L'Amorceur" von Gandillot; Vaudeville, „Le Calice" von Vanderem. **Berlin.** Königl. Schauspielhaus, „Nr. 17" von Skowronek; Berliner Theater, „Die Rose vom Kaukasus", „Thörichte Liebe"; Schiller-Theater, „Das vierte Gebot" von Anzengruber; Belle-Alliance-Theater, „Wohlthäter der Menschheit" von Philippi.

•

In Massenets „**Manon**" trat Herr **Naval** das Erbe van Dyks an und hat sich in der neuen Rolle nicht nur mit Ehren behauptet, sondern ihr auch manche neue Nuance abgewonnen. In den ersten zwei Acten schien er etwas zu sehr zurückhaltend, trat aber von der Klosterscene an doch vollkommen aus sich heraus. Einen besonders wohlthuenden Eindruck machte den ganzen Abend hindurch sein durchwegs nobles, künstlerisches Spiel, das ebenso wie sein Gesang von störenden Manieren vollständig frei ist. Herr Naval darf die von ihm erst kürzlich studierte Partie jetzt schon zu seinen besten zählen. — In Verdis „Aida" sang Fräulein **Mildenburg** zum erstenmale die Titelrolle. Es scheint, als ob die junge Dame alle Mittel besäße, um auch diese Partie vollkommen zur Geltung zu bringen. Sie hat zweifellos die für eine Heroine passende Bühnenerscheinung, besitzt ein ausdrucksvolles dramatisches Spiel, eine ausreichende, glänzende Stimme und dürfte wohl die für derartige Partien nöthige Gesangskunst auch vollkommen erlernen. Und doch hat es für alle diese Anforderungen irgendwo gefehlt. Bald war das Spiel zu dämonisch, bald die Intonation unrein, bald die Stimme tonlos und flackernd. Fast möchte ich glauben, daſs sie eine zu einseitige Ausbildung erfahren hat. Trotz mancher gelungener Einzelheiten kam es doch zu keinem durchaus befriedigenden Gesammteindruck. Fräulein **Kusmitsch** singt die Amneris wohl nur aushilfsweise. Sie ist für diese Rolle weder schauspielerisch genügend, noch war sie musikalisch sicher genug.

N. W.

•

Adele **Sandrock** tritt jetzt, ehe sie Abschied nimmt, als Gast des Raimund-Theaters in einigen neuen Rollen auf. Es ist überflüssig, sie bei diesem Anlaſs noch einmal zu charakterisieren. Und es ist unmöglich, den gewaltigen Eindruck ihrer schon bekannten und gewürdigten Darstellungen — vor allem ihrer unvergeſslichen Magda — noch zu steigern. Wer weiß nicht, daſs Wien mit ihr die größte Schauspielerin, die blühendste sinnliche Kraft der Bühne verliert! Die Sandrock braucht nichts mehr zu beweisen und zu erobern. Sie braucht sich um ihre „Feinde" nicht zu kümmern. Leichten Sinnes, leichten Herzens nimmt sie Abschied von ihren Wiener Triumphen. Und ihr großer genialer Künstlerhumor, die merkwürdigste aller ihrer Gaben, hat sich niemals so sehr in ihrem Schicksal und in ihrem Wesen erfüllt, wie gerade jetzt. Lachend verneigt sie sich noch einmal, ohne krampfhaft nach dem besten Abgang zu suchen. Denn sie siegt, wie sie ist; sie siegt selbstverständlich; sie siegt als Naturwunder. Ihre Stimme erklingt wie ein voll ausstrahlender, blühender Accord. Ihre Worte ertönen, ihre Worte jauchzen von innerer Belebtheit. Sie hat den Muth, eine tragische Groteske wie Juana zu spielen, und läſst sich von ihrer ganzen Schwungkraft beflügeln. Sie gibt einen Moment später die liebenswürdige Schnitzlerische Souperfreundin Annie und bringt eine Lustigkeit, eine tiefe, gedankenlose Lustigkeit auf die Bühne, die mit einemmale eine ganz neue Seite an ihr enthüllt. Ihre eigene Lustigkeit bringt sie auf die Bühne. Sie ist mehr als eine Tragödin, das erfährt man jetzt, wenn man's nicht schon wuſste. Sie spielt mit dem Publicum, sie spielt mit der Kunst. Ihre eigentliche Genialität liegt darin. Lachend verneigt sie sich vor Freund und Feind. Das Burgtheater, aus dem man sie ziehen ließ, wird ihr nicht abgehen. Ihre Größe behält sie.

*

Zu den Stücken, in denen die Sandrock auftrat, kam noch der „**Hüttenbesitzer**". Man würde ihr auch Ohnet verzeihen. Aber die ungewöhnlich schlechte und zerfahrene Inscenesetzung, die das Stück im

Raimund-Theater fand, hat den Abend zerstört und übrigens auch auf Claire selber störend zurückgewirkt. Da war gar nichts auf seinem Platz; am allerwenigsten der so begabte Herr Burg, der kurz vorher als Anatol im „Abschiedssouper" sehr gefallen hatte.

*

Richard Voß, den Verfasser des Märchenspiels „Die blonde Kathrein", sieht man heute schon ziemlich allgemein in seinem wahren Licht: als eine äußerliche, von ganz schwächlichen und schwankenden dichterischen Trieben umsponnene Begabung. Bezeichnend für ihn ist, dass er die literarischen Moden mitmacht — für ihn sind die Epochen eben nur Moden — aber mit seiner Manier fälscht und verwässert. „Die neue Zeit" war aus einer naiven Ibsen-Copie entstanden. „Die blonde Kathrein" ist am Feuer des Hauptmann'schen „Hannele" gekocht. Die Fälschung und Verwässerung merkt man hier gleich an den unechten Tönen im ersten Act. Die Andersen'sche Geschichte, die zugrunde liegt, ist bei dieser Bearbeitung um ihre eigentliche Schönheit gekommen. Trotzdem gibt es im Voß'schen Stück, namentlich in den späteren Theilen, auch genügend wirksame und sogar einige in ihrer Mischung aus deutschem Märchenstil und dramatischem Realismus recht glückliche Scenen. Ein Bühnenerfolg wäre das Natürliche gewesen. Merkwürdigerweise kam es nicht dazu. Ich glaube nicht, dass unser Publicum ästhetisch über dem Stücke steht. Es ist vielmehr zu blasiert für so einfache und liebenswürdige Eindrücke. Das Carl-Theater hat mit der glänzenden und feinen Inscenierung und mit der ausgezeichneten Darstellung dieser Novität — durch die Damen Hruby und Glümer, die Herren Reusch und Klein — das Möglichste gethan. A. G.

*

„Fräulein Hexe", im Theater an der Wien, ist ein weniger thörichtes als langweiliges und armseliges Libretto von B. Buchbinder und L. Willner, zu dem Josef Bayer eine ganz nette Musik schrieb. Frau Biedermann hat darin als böhmisches Stubenmädchen einen sehr großen Erfolg. Frau Palmay sieht im zweiten Act wunderhübsch aus.

*

Das zweite philharmonische Concert brachte drei Stücke aus dem bekannten Repertoire des Orchesters in gewohnter, meisterhafter Ausführung. Mir schienen diesmal die beiden ersten Nummern (Webers „Oberon-Ouverture" und Schuberts unvollendete „H-moll-Symphonie") weit einheitlicher ausgeführt und weniger willkürlichen Nuancen unterworfen, als ich es von Mahler eigentlich erwartet hätte. Dass sie in dieser Form meinem Geschmack weit mehr entsprachen, brauche ich nach den Ausführungen des letzten Berichts nicht hervorzuheben. Das Concert schloss mit Berlioz' Symphonie phantastique, die durch ihre genialen Einfälle immer wieder frappiert, wenn man sie auch noch so oft gehört hat. Mir kommt vor, als sei Berlioz in dieser Behandlung des Instrumentaleffects von neueren Symphonikern doch nicht erreicht worden, wenn sie ihm auch alle seine Kunststücke abgeguckt haben. Ich bedauerte nur, dass trotz der so glänzenden Ausführung der heute wahrlich nicht mehr zu schwer verständlichen Symphonie das Publicum den Saal ungewöhnlich zahlreich verließ, ohne auf den noch genießenden Theil die geringste Rücksicht zu nehmen. Für die Tiefe des musikalischen Bedürfnisses ist dies eben so wenig ein ehrendes Zeugnis, als es für die Künstler selbst eine Ermunterung ist. Die philharmonischen Concerte sind kurz und gut genug, um dem Publicum die volle Antheilnahme bis zum Schlusse zu ermöglichen.

*

In einem Concert des sehr rührigen Hugo Wolf-Vereins hörten wir einige neue Lieder des in diesem Genre schier unerschöpflichen Componisten. Es waren lauter interessante Texte, von denen ein Theil schon durch den Inhalt nur einem ernsten, tief empfindenden Künstler zugänglich ist. Lieder, wie die drei Gesänge Michelangelos, Goethes „Grenzen der Menschheit", dürften wohl schwerlich ein Publicum ansprechen, das mit der Eigenart des Componisten noch nicht vertraut ist und nicht von vornherein Lust hat, sich in seine ungewöhnlichen Harmonien zu versenken. Umso nachhaltiger aber wird dann der Eindruck für jene sein, die die erste Scheu überwunden und sich Wolfs Weise zu eigen gemacht haben. Herr Frauscher hat die überaus schwierige Aufgabe der Vermittelung jener Compositionen mit ebenso viel Meisterschaft, als persönlicher Zurückhaltung gelöst. Eine dankbarere Aufgabe hatte Fräulein Frieda Zerny mit der feurigen Composition von Kellers „Köhlerweib" und der originellen „Zigeunerin" Eichendorffs, sowie mit den bekannten Gesängen aus dem spanischen und italienischen Liederbuche. Fräulein Zerny, die den Stil der Wolf'schen Lieder in seltener Vollkommenheit beherrscht, hinterließ bei den Freunden des Vereins den besten Eindruck. Herr Schmedes war leider „verhindert", das gegebene Versprechen der Mitwirkung einzulösen.

*

Im ersten Concert des Rosé-Quartetts hörten wir eine neue Composition von Wilhelm Stenhammar (Quartett C-moll op 14). Das Quartett ist ein sehr solid gearbeitetes, gediegenes Werk mit stellenweise bedeutendem Stimmungsgehalt, wenn auch nicht gerade hervorstechender Erfindung. In der vorzüglichen Ausführung durch die Künstler des Quartetts fand es wohlverdienten Beifall. Dem künstlerischen Eindruck der Aufführungen würde es wesentlich nützen, wenn Herr Rosé es über sich bringen könnte, das Dirigieren zu unterdrücken. Ein Quartett darf keinen einzelnen Leiter haben, und wenn auch einer der Künstler thatsächlich die Seele der Vereinigung ist, so darf das Publicum äußerlich nichts davon merken. Dass die Concerte im übrigen vollkommen den höchsten Anforderungen entsprechen, braucht bei einem so altbewährten Quartett nicht besonders erwähnt zu werden. R. W.

Bücher.

Wörterbuch der Volkswirtschaft, herausgegeben von Dr. Ludwig Elster. Erster Band: Abbau — Hypothekenwesen. Jena, G. Fischer, 1898.

Dieses zweibändige Wörterbuch ist nicht etwa eine gekürzte Ausgabe des großen Handwörterbuches der Staatswissenschaften; es ist ein ganz selbständiges Unternehmen, das sich sowohl durch seine ganze Anlage, als auch durch den Zweck von ihm unterscheidet. Der Stoff ist in größere, einheitlichere, allerdings nicht so tief wie im Handwörterbuch gehende Abhandlungen zusammengefasst und hauptsächlich mit Rücksicht auf Studenten der Socialwissenschaften geschrieben. Der große Umfang ließ uns nicht dazukommen, das Werk so genau durchzusehen, um eventuelle kleinere Fehler, Unterlassungen rc. herausheben zu können, im großen ganzen ist wohl das richtige Maß sowohl im Text als auch in den Literaturangaben getroffen. Unangenehm fiel uns nur die geringe, zu geringe Berücksichtigung österreichischer Verhältnisse auf, und hier fanden wir auch gar manche bedeutende Ungenauigkeit, z. B. pag. 923 bei Besprechung der österreichischen Gewerkvereine; in Oesterreich dürfte deshalb auch das Werk nicht sehr populär werden. Immerhin aber ist es, bis die zweite Auflage des Handwörterbuches fertig sein wird, ein brauchbares und nützliches Nachschlagebuch. P.

Dr. W. Lohmann: Das Arbeitslohngesetz. Mit besonderer Berücksichtigung der Lehren von Ricardo, Marx und H. George. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1897.

Der Verfasser bekämpft Marx und George, aber seine Bekämpfung läuft auf eine Bekräftigung hinaus. Wenn er Seite 10 als das einzige sichere Mittel zur Erhöhung des Arbeitslohnes die Verminderung des Nachwuchses der Arbeiter bezeichnet, so ist das eine Bestätigung der Lohntheorie Marxens, die auf der Annahme der industriellen Reservearmee beruht; mit dieser würde natürlich auch das eherne Lohngesetz wegfallen. Und wenn er den Arbeitslohn in dem Grade steigen läßt, wie die Grundrente sinkt, so ist das im wesentlichen die Lehre des Amerikaners. Gegenüber den Einzelbehauptungen und Beweisführungen der beiden Socialisten hat Lohmann meistens recht, doch auch nicht in allen Punkten. So z. B. kritisiert er den Satz von Henry George (den, nebenbei bemerkt, Rodbertus weit gründlicher bewiesen hat), dass der Arbeitslohn nicht dem Capital entnommen wird, sondern dass ihn der Arbeiter selbst erzeugt, und schreibt in einer Anmerkung: „Ob H. George wohl auch jetzt noch der Ansicht ist, dass die Arbeiter des Panamacanals ihren Lohn in dem Maße erzeugt, wie sie gearbeitet haben?" Er hätte statt des Panamacanals auch die Tretmühle der englischen Arbeits- und Zuchthäuser nennen können Jeder Satz ist selbstverständlich cum grano salis zu verstehen. Wer zu einer unfruchtbaren Arbeit gezwungen oder verleitet wird, der erzeugt freilich nicht seinen Arbeitslohn. --e—

S. Wellisch, Ingenieur: Das Alter der Welt. A. Hartlebens Verlag.

Der Verfasser will die Zeit bestimmen, welche seit Lostrennung der Erde vom Sonnenball verflossen ist. Er stützt sich dabei auf eine Reihe von Hypothesen, von denen jede einzelne angreifbar ist, und operiert mit mathematischen Formeln, die dem Laien durch ihre scheinbare Strenge imponieren mögen, die aber in Wirklichkeit nur rohe Ueberschlagsrechnungen darstellen. An einer keineswegs nebensächlichen Stelle macht der Verfasser eine missverständliche Anwendung vom Principe der „Erhaltung der Kraft", der man auch sonst nicht selten begegnet, weshalb sie hier hervorgehoben werden möge. Wenn man einen gespannten Bogen losgelassen hat, so ist es mit der Kraft der Sehne aus, die elastischen Kräfte, welche in gespanntem Zustand in ihr wirksam waren, sind verschwunden. Nur die Arbeitsleistung, welche man auf das Spannen des Bogens verwandt hat, bleibt erhalten, sie kommt wieder zu Tage in den Zerstörungen, welche der Pfeil am Ziele anrichtet. Und nur von Arbeitsleistung, von Energie, nicht von Kräften im eigentlichen Sinne des Wortes handelt das Princip von der „Erhaltung der Kraft", oder, wie man jetzt bei weitem besser zu sagen pflegt, das Princip von der „Erhaltung der Energie". Selbst F. A. Lange in seiner classischen „Geschichte des Materialismus" missversteht die Sache und glaubt, es handle sich bei diesem Principe um eigentliche Kräfte, nämlich um solche, welche, wie die Schwerkraft, jedem Massentheilchen unveräußerlich anhaften und für alle Zeit erhalten bleiben. Aehnlich ist der Fehler des Verfassers, und schon aus dem Grunde darf man die Zahl von 9,108.300 Jahren, welche er bis auf das Jahrhundert genau für das Alter der Erde berechnet, nicht einmal in der ersten Stelle, in den Millionen, Vertrauen schenken; es unterliegt kaum einem Zweifel, dass vor neun Millionen Jahren die Erde bereits eine starre Kruste besessen hat und dass ihr Alter, die Zeit ihrer Existenz als selbständiger Körper, nach viel mehr Jahrmillionen zählt. K. S.

G. C. Lichtenbergs Briefe an Dieterich 1770—1798. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Leipzig Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher.

Diese Briefe gehören zu den schönsten Gaben des deutschen Humors vom Schlage Yoriks. Man liest sie mit dem intimsten Behagen und als ob man selber der Empfänger wäre. Immer wieder blättert man zurück und sieht im Bildnisse dem wunderbaren Manne in die Augen, der sie geschrieben hat, unserem alten, feinen, guten Lichtenberg mit dem warmen Herzen und dem scharfen Verstande. Es wird einem ganz weh zu Muthe, wenn man bedenkt, dass derlei heute auf deutschem Boden nicht mehr gedeiht (und anderswo erst recht nicht), und dass wir dafür mit — Psychologie gefüttert werden. Ein Recensent der Lichtenberg'schen Briefe, ein ausbündig alberner Bursche freilich, that sich sogar etwas darauf zugute, dass er diesen Briefen gegenüber „psychologisch" dächte und nicht gar so schwärmerisch entzückt, wie der „fanatische" Grisebach. Du lieber Gott: wie nöthig hätten wir heute die satirische Kraft eines Lichtenberg, auf dass die Dummdreisten ein bischen Scheu und Bescheidenheit lernten. Und, wenn diese Schwätzer doch den Psychologen Lichtenberg lesen möchten!

Uebrigens lesen sich diese Briefe an einzelnen Stellen sehr modern. So, wenn Lichtenberg am 28. Jänner 1775 aus Kew bei London schreibt: „Ich lebe nun der angenehmen Hoffnung, dass der Musenalmanach besser werden wird, wenn das rasende Odengeschnaube herausbleibt. Ich gebe zu, dass es Menschen geben kann, die in einer solchen Zeile die Tritte des Allmächtigen und das Rauschen von Libanons Cedern zu hören glauben, aber ich bitte Gott, dass er alle guten Leute in Gnaden vor solchen Narren bewahren wolle . . .“ Die schönsten Stellen in den Briefen sind aber doch die, in denen nicht von Literatur die Rede ist, sondern nur von Lichtenberg selber und seinem Leben zu Hause und auf der Reise. Was er vom „Charakter einer mir bekannten Person“ einmal sagte, gilt auch hier: „Nachdem ich vieles menschenbeobachterisch und mit vielem schmeichelhaftem Gefühl eigener Superiorität aufgezeichnet und in noch feinere Worte gesteckt hatte, fand ich am Ende, dass gerade das das Beste war, was ich ohne alle diese Gefühle ganz bürgerlich niedergeschrieben hatte“. Da ist alles Laune, Geist, Humor, Gemüth, und wir sehen mit Dankbarkeit ein Stückchen fröhlicher Lebensweisheit wie im Ausschnitte. Ein reger, reifer, heiterer Geist, ein Weiser und ein Schalk und ein Künstler des Wortes dazu — ist das nicht sehr viel auf einmal? Auch für diese Veröffentlichung schulden wir Eduard Grisebach, diesem feinsten Kenner unserer Literatur, den Dank der Genießenden. Als Extraüberraschung hat er ein Kupfer von Chodowiecki beigegeben, das von der Originalplatte gedruckt worden ist.

O. J. Bierbaum.

Musikalischer Weihnachtskatalog 1898. Für das deutsche Volk. Herausgegeben von Breitkopf und Härtel. Leipzig.

Bei Musikalienkatalogen genügt es wohl im allgemeinen, die Thatsache ihres Erscheinens bekannt zu geben. In dem vorliegenden Falle möchte ich aber eine Ausnahme machen. Die obige Verlagshandlung, deren prächtige populäre Ausgaben jedem Musiker bekannt sind, hat das diesjährige Verzeichnis von Musikalien eigenen und fremden Verlags mit Artikeln und Illustrationen versehen, von denen die ersteren trotz ihres bescheidenen, skizzenhaften Umfangs für sich selbst lesenswert sind. Ich erwähne den Aufsatz von Otto Taubmann „Das deutsche Kinderlied“ und ganz besonders Conrad Kühner: „Einige pädagogische Regeln für den Clavierunterricht“. Es sind wirklich goldene Regeln, die der Verfasser hier gibt, und es ist mehr als eine bloße Phrase, wenn ich sage, dass kein Musiklehrer und Musikschüler die hier niedergelegten Principien unbeachtet lassen sollte. Da der Katalog kostenlos abgegeben wird, dürfte er leicht die Verbreitung finden, die er verdient.

M. W.

Alexander Engel: „Die Liebe kommt! . . .“ Berlin 1898, Hugo Steinitz' Verlag.

Alexander Engel hat sich durch zwei freundliche Theatererfolge ermuthigen lassen, einen Band Feuilletons als Novellensammlung herauszugeben. Es wäre darüber nichts zu sagen, wenn nicht eben ein nach einer bestimmten Richtung erfolgreicher Schriftsteller an und für sich die Mühe einer kurzen Untersuchung rechtfertigte. Engel hat auf der Bühne das Streben gezeigt, sich über die rein äußerliche, grobe Mache zu erheben und seinen Witz aus einer gewissen humoristischen Betrachtung wirklicher Lebensverhältnisse von selber erwachsen zu lassen. In einigen Skizzen des vorliegenden Bandes zeigt sich allerdings ein ähnliches Streben, aber mit weit weniger Glück. Da muthet fast alles geklügelt, gewollt und manieriert an. Modern ist das Buch in einem zweideutigen, fast komischen Sinn, im Sinn einer naiven schlechten Copie. Es ließe sich im einzelnen zeigen, wie das gemeint ist. Der zersetzte Stil einer impressionistischen Skizze z. B. ist sehr wirksam, wenn er einer Persönlichkeit als Ausdrucksmittel dient. Herr Engel aber bietet uns die Fetzen um ihrer selbst willen an — weil ja derlei heutzutage so eminent „modern“ ist! Man erkennt das Bemerkenswerte dieses Unterschiedes. Damit ist übrigens nicht bloß die Eigenthümlichkeit des Herrn Engel angedeutet, sondern die einer großen Sorte gegenwärtiger feuilletonistischer Erzähler. Mit der ganzen Leichtherzigkeit und inneren Leere, die dem gesinnungslosen Tagblattjournalisten sein Beruf gibt, geben diese Erzähler — Maupassant-Schüler hören sie sich gern nennen — dem erstbesten Einfalle nach, zeichnen Menschen, die sie niemals wirklich gesehen haben, schreiben einen „natürlichen“ Dialog, dessen Wesentliches sie nie gehört haben, und gießen zum Schluss, um über das Richtige hinwegzutäuschen, eine mühselige Flottheit, eine sehr unechte „Feschität“ über ihr, nicht immer einwandfreies, Satzgefüge. Das ist der Typus, in starken Linien gezeichnet. Die Novellen des Herrn Engel haben einiges davon.

fl.

Revue der Revuen.

„Die Umschau“ (19. November) bringt unter dem Titel „Eine Geschichte der Menschheit“ eine allgemeine zusammenfassende Betrachtung von Dr. Achelis über Methoden und Resultate der modernen Völkerkunde. Ein neuer „Typus des allgemein Menschlichen“ kommt mit Hilfe der modernen Völkerkunde zustande. Die Documente auf dem Forschungsgebiete des Rechts und der Mythologie geben das wichtigste Material. Aber auch unsere gesammte Weltanschauung erfährt damit eine fundamentale Umgestaltung. Denn es bestätigt sich — um Bastians Worte zu wiederholen — durch jene weitreichenden Parallelen im Rechtsleben der Satz, dass nicht wir denken, sondern dass es in uns denkt. Ist dieser Satz richtig, so sind wir nicht mehr imstande, die Welt aus unserem Ich zu erklären, sondern dann müssen wir in der Welt nach den Ursachen für unser Ich suchen. Unsere Welt ist dann unsere ins Sinnliche hinausgespiegelte Seele. — In einem bemerkenswerten ethnologischen Beitrag eines früheren Heftes dieser Zeitschrift beweist Dr. Bruinier, dass die Heimat der Indogermanen wissenschaftlich nicht bestimmbar ist. — Die soeben eingelangte Nummer vom 26. November enthält einen Aufsatz von Professor Gutberlet über [illegible], in welchem neue interessante Versuche von Gilman zum Resultat geführt werden, dass der Musik eine geringe Ausdrucksfähigkeit und lediglich eine große Suggestionsfähigkeit zukommt.

Im „Kunstwart“, der im October seinen Rahmen erweitert hat, veröffentlicht der Maler Schultze-Naumburg eine Reihe lesenswerter Aufsätze über Kunstpflege im Mittelstande. In einer der letzten Nummern sind es die Bilder in der Wohnung, denen er seine Aufmerksamkeit widmet. Vom decorativen Wert des Bildes geht er aus. Denn es handelt sich bei den Bildern in der Wohnung um die Harmonie, die Gesammtwirkung. Ist ein Raum in Linie und Farbe zur Harmonie gestimmt, so darf dahinein keine neue Fläche, also auch keine willkürliche Bildfläche eingeführt werden, die nur Unterbrechung ist, die in ihren Linien und Farben sich nicht denen des Raumes eingliedert, mag nun das Bild gut oder schlecht sein. — In demselben Heft beschäftigt sich ein Aufsatz mit Gustav Mahler als Componisten. Seine Stellung zu den heutigen Richtungen wird charakterisiert. Weltschmerzliche Kunst steht jetzt auf der Tagesordnung, zumal da Wagner unsere Ausdrucksmittel nach der Richtung des Katastrophischen so sehr bereichert hat. Das „Inferno“ haben ihm seine Jünger alle bereits trefflich abgeguckt. Nur das „Paradiso“, worein der Meister uns doch auch nach ausgestandenen Schrecken zu führen wusste, bleibt ihnen meist unzugänglich. So regt sich der Verdacht, als stürzten sie sich in den Pfuhl des Grauens und der Furchtbarkeiten nur deshalb, weil ihnen die melodischen Trauben zu hoch hängen, und man glaubt ihnen folglich auch die pathetische Raserei nicht recht. Darum ist das Adagio der Prüfstein des Componisten. Wie verhält sich Mahler darin? Schon von allem Anfang ganz aus sich herausgehend, hat er seine tiefsten Seelenlaute gleich mit dem krampfhaften Ueberschwang des ersten Satzes entladen. Es liegt nicht in seinem Wesen, aus dem Grund eines gesammelten oder vollbefriedigten Gemüthes seinen Gesang in ruhiger Größe und Feierlichkeit quellen zu lassen, wie Bruckner. Diese geistige naive Ruhe und Würde besitzt er nicht. Es haftet ihm etwas Bizarres an, wie Richard Strauß. Um sich aber als Melodiker Genüge zu thun und Erholung nach dem trunkenen Taumel zu schaffen, beginnt er zu spielen: Tanzweisen von entzückender Anmuth.

„Revue des Deux-Mondes“ (15. October). In einem fingierten Gespräch zwischen einem Buchdrucker und einem verkrachten Gelehrten lässt Anatole Leroy-Beaulieu die Grundsätze des Collectivismus und des Anarchismus gegen einander auftreten. Der Anarchist wirft dem Collectivisten vor, seine Grundlehren seien schließlich auch Dogmen, die Glauben forderten, ganz wie die Religionen, die er zu verdrängen gedenke. „Die Menschheit“ sei gleichfalls ein Begriff, eine Abstraction; sie erinnere an jene grausamen Götzen der Wilden, denen mancher Fanatiker willig Menschen von Fleisch und Blut zum Opfer bringe. Der Individualismus kommt aber um nichts besser weg: angeblich die Doctrine der Uebermenschen, heißt es von ihm, ist er doch im Grunde nichts anderes, als eine in philosophisches Gewand gehüllte Lehre von der brutalen Gewalt, ein antisociales Princip, das die Menschen auf das Niveau der wilden Thiere herabdrückt. Und so vereinigen sich die beiden Streitenden schließlich in der Erkenntnis von der Hinfälligkeit ihrer beiden Theorien. — M. Rouire schreibt über Frankreich und England in Westafrika. Scheinbar sei eine ziemlich gleiche Theilung zwischen den beiden Reichen vollzogen worden; aber im Ernste werde wohl niemand daran denken, die Elfenbeinküste, Dahomey, den oberen und mittleren Niger in eine Reihe zu stellen mit den „fetten Bissen“, die man die Goldküste, Lagos und den unteren Niger nennt. Eine statistische Aufstellung beweise dies deutlich genug.

„Revue blanche“ (1. und 15. October.) In der ersteren Nummer ein Artikel von George Elwall über den amerikanischen Roman. Unter den 4000 bis 5000 Bänden, die durchschnittlich jedes Jahr in den Vereinigten Staaten veröffentlicht werden, befinden sich gegen 300 bis 400 Romane; diese bedeutende Zahl der Production rechtfertigt eine Untersuchung ihres Wertes. Obwohl man schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts namhafte Belletristen, wie Cooper, Hawthorne, Mrs. Beecher-Stowe und Washington Irving in der neuen Welt antrifft, findet man doch erst seit etwa dreißig Jahren einen ausgesprochen amerikanischen Roman, der sich von den englischen Vorbildern emancipiert hat. Unter dem englischen Einfluss zuerst classisch, dann romantisch, ist der amerikanische Roman heute naturalistisch geworden, und schöpft mit Vorliebe aus dem Leben des Alltags. Er enthält mehr Schilderungen als psychologische Untersuchungen, und seine Gestalten sind zumeist nur scharf umrissene Silhouetten, sehr charakteristisch in den äußeren Linien, aber der Vertiefung entbehrend. Am wertvollsten scheinen Elwall jene Erzählungen, in denen einzelne Typen, wie sie gewissen Districten eigenthümlich sind, in ihrer natürlichen Umgebung gezeigt werden. Die weit auseinanderliegenden, so mannigfachen Regionen der Vereinigten Staaten weisen natürlich auch sehr verschiedene Lebensbedingungen und Sitten auf, und jede dieser Regionen hat ihre Schilderer gefunden. Freilich geben sie alle nur Ausschnitte und kein Gesammtbild des specifisch amerikanischen Lebens, des gemeinsamen Nationalcharakters; aber vielleicht ist es nur natürlich, dass die erzählende Literatur Amerikas eben so decentralisiert ist, wie das Leben selber. Besonders reich ist in Amerika die Skizzenliteratur — im Gegensatz zu England, wo dies Genre wenig gepflegt wird — was sowohl der wenig analytischen Methode seiner Autoren, als seinem ungeheuern Bedürfnis an Zeitungsmaterial entspricht. — In der zweiten Octobernummer bekämpft Georges Delahache erbittert die „Verleumdung des Herrn Brunetière“. In seinen kritischen Essays über die französische Literaturgeschichte spricht nämlich Brunetière, der bekannte Herausgeber der „Revue des Deux Mondes“, die Beschuldigung aus, Voltaire sei das im Ehebruch gezeugte Kind eines Edelmannes gewesen, und habe sich — aus Eitelkeit — selber zum Herold der Schande seiner Mutter gemacht. Delahache führt nun einen recht einleuchtenden Nachweis, dass diese Beschuldigung sehr oberflächlich auf einigen, frivol und tendenziös ausgelegten Versen Voltaires, die sicherlich bildlich gemeint waren, aufgebaut sei. Alle Mittel seien Brunetière recht, wenn es gälte, den „niederträchtigen“ Arouet zu vernichten.

„Contemporary Review“ (October). Auf eingehende Studien und Gespräche mit Gordon, Emin Junker und andere gestützt, schreibt Robert Felkin über die durch die Faschoda-Angelegenheit actuell gewordene Sudanfrage. Er macht einen scharfen Unterschied zwischen den arabischen und den von Negern bewohnten Districten. Die arabischen haben empfindlich unter der Herrschaft des Mahdi gelitten und werden sich schwer erholen; die Negerdistricte dagegen scheinen ihm eines raschen Aufschwungs fähig, deshalb sollte England sein Augenmerk auf sie richten. Felkin ist für die Eintheilung des Landes in fünf Regierungsbezirke: jeder davon sollte seinen europäischen Gouverneur haben, denen ein Generalgouverneur vorzustehen hätte. Da Chartum ohnedies zerstört ist, hält der Verfasser, gleich Gordon-Pascha, auf den er sich beruft, das etwas nördlicher gelegene und weit gesündere Ondurman für geeigneter zur Residenzstadt im Sudan. Er meint, dass außer der bereits im Bau begriffenen Bahn von Kairo nach Chartum sofort eine Zweigbahn von Berber nach Suakim angelegt werden sollte, die das Innere des Landes mit der Ostküste und dem Rothen Meer verbinden und ein Verkehr nach Indien eröffnet würde. Aber auch weitere Linien nach Süden und Westen würden sich bald als nothwendig erweisen. Energisch — am besten durch sofortige Aufhebung der Sclavenmärkte — sei dem Sclavenhandel entgegenzutreten. Nicht minder empfehle es sich, zu vermeiden, dass katholische und protestantische Missionäre sich nahe nebeneinander niederlassen, da das nach früheren Erfahrungen nur zu Reibungen und Conflicten führt. — Weiterhin setzt Capitän Younghusband auseinander, England habe bisher in China eine ganz falsche Politik verfolgt. Es habe China ermöglicht, sich gegen das Eindringen fremder Mächte und ihrer Cultur zu schützen, und damit denselben Fehler begangen, wie in Indien, Persien und Afghanistan, indem es diesen Reichen Waffen in die Hand gab, die sich dann gegen seine eigenen Absichten kehrten. China schließt sich nicht ab, um sein Land höher zu entwickeln, sondern einfach deshalb, weil die Chinesen zu beschränkt seien, um zu erkennen, welche Reichthümer sich dort bergen und wieviel sie selbst und andere gewinnen könnten, wenn sie das dort verborgene Capital auf den Weltmarkt würfen.

Verbrecher.

Novelle von **Karl Federn.**

(Fortsetzung.)

Eines Tags auf dem Eise jagte ein schöner stattlicher Mann mit braunem Bart und blauen Augen an ihr vorüber, und sah sich im Vorbeifliegen mit eigenthümlichem Ausdruck nach ihr um. Sie konnte sich gar nicht erklären, warum ihr das Bild nicht aus dem Kopfe wollte, und sie gestand sich zuletzt, als sie sich auf allerlei Phantasien ertappte, ein, dass wohl einer von jenen Helden, die sie erwartete, so aussehen könnte.

Einige Tage später wurde der Held ihr von einem ihrer Brüder vorgestellt. Er hieß Dr. Victor Vogelmann und forderte sie auf, mit ihm zu laufen. Sie zitterte, als er seine Hände mit den ihren verschlang.

Während er mit ihr lief, sprach er in einer Weise, die von der der andern Herren völlig, aber völlig verschieden war. Er machte ihr nicht den Hof, was sie immer in Verlegenheit setzte, er machte keine täppischen Witze und keine leeren Bemerkungen, er sprach von dem eingesperrten Leben der jungen Mädchen, von ihrer verkehrten Erziehung, wie man sie von jedem ernsten Berufe fernhalte, wie sie zu unnützen Geschöpfen erzogen würden, wie alles Große und Hohe und vor allem alle Wahrheit aus ihrem Leben verbannt sei, er sprach von Frauen und Mädchen in England, von den Arbeiterinnen und den Frauen aus dem Volke bei uns, er sprach bitter von der Komödie der Liebe und der bürgerlichen Ehen, lauter Dinge, die Wunden in ihrer Seele zu berühren schienen, die ihr wie Offenbarungen klangen. Nie vergaß sie diese Unterredung. Zum erstenmal fühlte sie die Nähe eines ungewöhnlichen Menschen und eines Menschen, der sie verstand, zum erstenmal sprach sie selbst mehr als ein paar nichtssagende Antworten, anfangs stimmte sie schüchtern, dann lebhaft und bewundernd ein.

Einige Tage später wurde er ins Haus eingeführt. Vom Anfang an umgab ihn ein Nimbus, vielleicht nur der seines welligen braunen Haares und seines schönen gepflegten Bartes. Von den Freunden ihrer Brüder, von der ganzen Gesellschaft in ihrem Hause war er sehr verschieden, er sprach nicht blasiert und witzelnd, er interessierte sich für alles ernstlich und nahm alles ernst — Musik, Literatur, Kunst, sociale Probleme und Politik — und er sprach auch über all dies ernst, mit weicher klangvoller Stimme und mit ein wenig Pathos. Oft auch sprach er lange gar nicht, sondern saß schweigend da mit der Miene bescheidenen Stolzes, der Haltung eines Menschen, der sich seiner Umgebung milde überlegen weiß: und Nesti bemitleidete ihn, dass er das seichte Geschwätz um sie her anhören musste. Einmal hielt er in irgend einem Verein einen Vortrag und lud Nesti und ihre Familie dazu ein. Er brachte einen ernsteren Ton in den ganzen Kreis, er arrangierte Vorlesungen und Discussionen. Er genoss bei allen unbegrenzte Bewunderung, und nicht nur Nestis Blicke hiengen gebannt an den schönen Zügen seines Antlitzes und den großen blauen ernsten Augen, von denen irgend ein verächtlicher profaner Mensch zu behaupten wagte, dass sie wässerig seien. „Er hat etwas Geheimnisvolles,“ sagte ihre Cousine Nelly.

Victor merkte bald, wie sehr Nesti ihn bewunderte, dass ihre Blicke ihm wie magnetisiert folgten, dass sie stets in seiner Nähe saß und ihm bei manchem, was er sagte, beglückt zulächelte.

Er beschäftigte sich mit ihr, er brachte ihr Bücher und sprach mit ihr über ihren Inhalt, sie erkannten immer mehr, dass sie die gleichen „Bestrebungen“ hatten, und eines Tages fragte er sie, ob sie seine Frau werden wollte, das heißt, er fragte sie, ob sie seinen schweren Weg mit ihm theilen wolle: er wisse wohl, was er ihr zumuthe, fügte er hinzu, er habe nur sehr wenig Vermögen, die Kanzlei seines Oheims, die er übernommen, sei keineswegs sehr ergiebig, ein anständiger Advocat, der auf stricte Ehrlichkeit halte, und keinen Clienten vertrete, wenn er von der Gerechtigkeit der Sache nicht überzeugt sei, könne überhaupt nicht auf überschwängliche Einkünfte rechnen, und außerdem habe er sehr ernste Studien und Bestrebungen, denen er alles andere hintansetzen müsse. Er wisse nicht, wie seine Zukunft sich gestalten werde, der geistige Ruf, den er fühle, bestimme seine Pflicht; wolle sie mit ihm gehen, so werde sein Weg ein lichter sein, aber er müsse ihn auch im Dunkel tastend zurücklegen. Nesti war berauscht von Glück, sie wurde hochroth und zitterte, und was sie sagte, war kaum hörbar. Er wusste vom Anfang an, dass er ihrer sicher war.

Schwieriger war der Vater. Victor setzte ihm mit großer Offenheit seine gar nicht günstige Vermögenslage auseinander. „Es ist nicht meine Absicht,“ sagte er, „von der Mitgift meiner Frau zu leben. Mein Kopf und meine Hände sind arbeitsfähig. Welche Mitgift Sie Ihrer Tochter geben, das will ich überhaupt nicht wissen. Ich begreife es, dass Sie als Vater für sie sorgen wollen, und es kann mir nur erwünscht sein, wenn sie sichergestellt ist, aber dieses Thema bitte ich einzig und allein mit ihr abzuthun.“ Die alte Frau Roth war gerührt, Nestis ältester Bruder nannte Victor einen Römer, nur dem alten Herrn missfiel das Gebaren seines Schwiegersohnes als unpraktisch und unnatürlich. Er mochte ihn überhaupt nicht recht leiden, Victors hochfahrendes Benehmen gegen ihn verletzte ihn, und am bittersten war ihm, dass seine Tochter sich taufen lassen musste, denn Vogelmann war Protestant. Er hatte keine religiösen Bedenken, aber er sagte: „Auf die Weise gehen die Kinder ihren Eltern verloren. Was meinst du, Nanni,“ sagte er zu seiner Frau, „ob unsere Enkel auf den Friedhof zu den jüdischen Großeltern kommen werden? Der Nesti ihre Kinder werden nicht kommen!“ Aber er sah, dass Nestis ganzes Leben an ihrem Bräutigam hieng, dass sie in den letzten Wochen ein anderer Mensch geworden war: und ihr Gesicht bekam, wenn man ihr abzureden versuchte, einen so entschlossenen Ausdruck: es sagte so deutlich: „Ich höre euch gar nicht. Ich will. Ich bin zu allem fähig, wenn ihr mich zwingen wollt,“ dass er die Einwendungen und Bedenken aufgab. Mit der ganzen entschlossenen Thorheit verliebter junger Mädchen setzte sie ihren Willen durch.

Ahnten denn die Eltern, für die die Heirat einer Tochter, das wusste sie ja schon, ein Familien- und Geschäftsereignis war, das sie patriarchalisch abschlossen und feierten, ahnten sie denn auch nur das Ungeheure, das es für sie bedeutete, welch ein Thor zu einem neuen Leben für sie sich aufthat, welche Kränze von Träumen es für sie umwanden, welche Weihe sie darein legte, und welchem ernsten heroischen Dasein sie an der Seite ihres Mannes entgegengieng —?

Selbst dass sie aus dem Judenthum austrat, war ihr recht. Die unschönen Gewohnheiten ihrer Verwandten hatten sie schon lang abgestoßen, aber vor allem: das Volk, die Menschen, die sie umgaben, waren deutsch und hatten einen andern Glauben, der ihr geheimnisvoller und schöner schien, und den sie gern annehmen wollte. Zwischen Katholicismus und Protestantismus machte sie keinen Unterschied. Victor übrigens war ein Freidenker und hielt nicht viel davon, und wider ihren Willen verringerte das die Bedeutung der Sache auch in ihren Augen.

Einige Tage vor der Hochzeit spielte sich in der Kanzlei des Onkel Heinrich, eines Bruders der Frau Roth, folgende Scene ab. Der Onkel saß am Schreibtisch, seine Schwester, eine kleine alte Dame mit rundem Gesicht in einem Fauteuil in seiner Nähe, Herr Roth gieng auf und ab, Victor saß an einem Tisch, den schönen Kopf auf eine Hand gestützt, als gienge ihn das Ganze nichts an. Nesti stand neben ihm. Sie erhielt eine nicht sehr beträchtliche Mitgift, aber eine doppelt so große Summe als eigenes Vermögen ausgesetzt. „Sie sind mit allem einverstanden, Herr Collega?“ fragte der alte Doctor. Victor nickte mit einem Ausdruck, als thäten diese Erörterungen ihm wehe. Sein Zartgefühl litt darunter. „Die Verwaltung dieses Vermögens bleibt, denke ich, den Eltern der Braut vorbehalten“. Victor richtete sich hoch auf. „Das ist Misstrauen!“ sagte er. Alle sahen ihn an. „Bitte um Vergebung,“ sagte der Onkel. „Das ist Misstrauen!“ sagte Victor noch einmal. „Thun Sie übrigens, was Sie wollen.“ — Er verließ das Zimmer. Die andern standen bestürzt und sahen einander an. Nesti warf ihnen einen Blick bittern Vorwurfs zu und eilte Victor nach. Er stand im Vorzimmer am Fenster und trommelte an den Scheiben. „Victor!“ bat sie. „Victor!“ „Oh, ich kenne das, Nesti,“ sagte er, „wenn du wüsstest, wie mir diese Dinge widerwärtig sind. Wenn ich dich

nur schon draußen hätte aus all dem! Weißt du, es ist ja ganz gleichgiltig, aber es ist so charakteristisch: dich wollen sie mir geben, die Tochter, o ja — da werden keine Clauseln gemacht, aber das Geld! das Geld! das... sie können es ja ganz behalten! Das ist echt... du weißt, was ich meine!"

In der Kanzlei sahen sie einander an. „Sonderbarer Herr," meinte der Onkel. Der Vater wollte bei seinen Bedingungen bleiben. Es entspann sich eine Debatte; die Mutter gieng, Victor und Nesti zu holen. „Sie scheinen nicht zu empfinden, Papa, wie beleidigend das für mich ist," sagte Victor zu Herrn Roth. Nesti gab ihm recht, obgleich sie auch gegen ihn verstimmt war. Das Ende der Erörterungen war, dass man, um Victor zu schonen, gar keine Bestimmungen über das Vermögen der Braut aufnahm, so dass die gesetzlichen Vorschriften in Kraft traten.

Die jüdische Verwandtschaft der Braut füllte die Kirche in der Dorotheergasse zu Victors schlecht verhehltem Aerger; bei der Gratulation, beim Diner, bei den Toasten saß er mit der Miene eines Menschen, dem all diese Dinge unerträglich sind. Nesti litt mit ihm, und litt gleichzeitig für ihre Eltern. Während sie glückstrahlende Blicke auf ihren Bräutigam warf, der ihr im schwarzen Frack mit der weißen Hemdbrust besonders schön und stattlich erschien, fühlte sie sich schuldbewusst in ihrem Glück, fühlte, was für eine Entfremdung an ihren Eltern verübt wurde, die sich nicht recht freuen konnten. Dennoch war sie selig, aus all dem Wirrsal endlich befreit zu werden und alles hinter sich zu lassen und nur ihrer Liebe und den großen Wegen, die Victor sie führen würde, zu leben.

Als sie das Haus verlassen sollte, hieng ihr einer der Brüder ihrer Mutter, ein Börsenmann von wenig gutem Ruf, ein reiches Perlenhalsband um. „Sieh nur, was Onkel Julius mir geschenkt hat!" rief sie ihrem Gatten zu, der eben eintrat, um sie abzuholen. Victor hörte den Namen und machte eine Geberde des Ekels. „Erlaube!" sagte er, und löste die Kette von ihrem Hals, warf sie zu Boden und trat mit dem Fuße darnach. Nesti zitterte und sah ihn erschrocken an. Seine Größe hatte etwas Schmerzliches. Und leise, instinctiv und dunkel stieg ein unbestimmtes quälendes Gefühl in ihr auf, dessen Vorempfindung sie vor wenigen Tagen gefühlt hatte: irgend etwas in Victors Wesen begann sie zu beunruhigen.

III.

Große Wege hatte sie gehen wollen und große Wege hatte Victor sie zu führen verheißen. Aber die Tage verrannen wie bei Menschen, die eine wunderbare, lang besprochene Reise anzutreten beschlossen und immer im Hause sitzen bleiben.

Ueberwältigendes genug war vorgegangen, aber wenn sie sich damit versöhnen und mit jenem Jubel darin aufgehen sollte, der die Tage noch nicht verklärte, dann musste eben das ganze Leben einen großen stürmischen Zug bekommen. Aber in der That fühlte sie, dass sie nach kurzem, jähem Fluge immer wieder an der alten Stelle saß....

Victor war offenbar von früherem schwerem Ringen und großem Sinnen noch müde, denn vorläufig schlief er so lange als möglich, liebte gut zu essen und zu rauchen, küsste seine Frau und übergab ihr feierlich die Sorge für seine Kleider und Wäsche und sein leibliches Wohl im kleinen und großen.

Nach wie vor hörte sie ihn entrüstet von den Zuständen der Gesellschaft sprechen, und von Zeit zu Zeit nahm er ein Buch in die Hand oder gab ihr mit ernster Empfehlung eines zu lesen, bat sie manchmal, für ihn Notizen zu machen oder Papier für eine Arbeit zu ordnen, die er demnächst beginnen wollte. Abends entwickelte er ihr gerne seine Ideen und sprach mit ihr über die gelesenen Bücher, und manchmal musste sie eine leise rebellische Stimme unterdrücken, die sie seinen Worten und Meinungen sich überlegen fühlen ließ.

Etwas Peinliches kam hinzu. In den Gasthäusern auf der Hochzeitsreise, wo sie als hübsches Paar so gut gefallen hatten, da hatte Victor durch die reichlichen Trinkgelder, die er gab, überall imponiert und erfreut. Warum zwang er sie zuhause, jedem Dienstboten, der eine wertlose Tasse zerbrochen hatte, den Betrag abzuziehen? Freilich, er sagte, man müsse das Volk zum Rechtsgefühl erziehen.

Peinlich war auch, dass ein Mensch, den so große Interessen bewegten, wegen kleiner Unbequemlichkeiten so ungeberdig werden konnte, und unbegreiflich war ihr, dass er in einem Zank mit den Dienstboten, er, der sonst so ernst und feierlich war, Antwort auf Antwort geben konnte, wie ein Junge. Und auch ihr nahm er schmollend übel, wenn bei Tische etwas vergessen, wenn irgend etwas, was er gewünscht hatte, nicht bereit war.

Mit dem Wirtschaftsgeld gieng es sehr knapp, und jedesmal ärgerte er sich, wenn sie nicht auskam. Eines Abends sagte er: „Heute war ich bei den Handelsleuten." Nesti wusste zuerst nicht, wen er meinte, und sah ihn fragend an. Er fuhr fort: „Es ist unglaublich, wie schwer es diesen Leuten ist, Geld aus der Hand zu lassen, auch wenn es sich längst gehören würde; sie kleben geradezu daran — mir wäre es ja gleichgiltig — aber wir brauchen es, die Ausgaben sind größer als ich dachte. Könntest du nicht zu den Handelsleuten gehen, und es ihnen begreiflich machen? Ich meine zu Onkel Heinrich," fügte er hinzu, da er an ihrem Gesicht las, dass sie verletzt war.

„Ich werd' es der Mutter sagen," antwortete sie. Sie war sehr verstimmt, aber schließlich trug sie ja wirklich die Schuld an seinen größeren Ausgaben.

Die Mitgift sollte im Laufe des ersten Jahres in Quartalsraten ausgezahlt werden, aber es geschah nicht pünktlich, und als der Termin vorüber war, wurde Victor nervös und drängte sie wiederum, daran zu erinnern. Sie könne das so nebenbei leicht thun, während es ihm peinlich sei.

„Er bekommt's ja," sagte der Vater, „aber wie ist das möglich, dass er's schon wieder braucht? Selbst wenn er gar nichts verdient und nur von deinem Geld lebt. Sechstausend Gulden in drei Monaten, das ist zu viel! Das ist unmöglich."

Ja, wenn sie mit solchen Botschaften und Verhandlungen hin und her gehen musste, das war ja noch peinlicher als ihr früheres Leben. Er gestand ihr, dass er Schulden gehabt, die getilgt werden mussten. „Liebes Kind," sagte er, „mir ist das Leben nicht so leicht geworden, wie euch Capitalistenkindern. Mein Vater starb, als ich noch im Gymnasium war, und hinterließ so gut wie nichts, und da war noch Mutter und Schwester, für die gesorgt sein wollte: ich habe schon ein gutes Stück Sorgen und Arbeit hinter mir. Das kannst du mir glauben. Aber dass ich das jetzt geltend machen und aufrechnen muss — das hätt' ich nicht gedacht. Dir will ich's ja sagen — aber den Handelsleuten Rechnung zu legen, hab' ich nicht Lust."

Sie bemühte sich, ihm Recht zu geben. Sie hätte ja gern alles, was sie hatte, für ihn gegeben, wenn nur, wenn nur nicht irgend etwas in all dem sie so eigenthümlich berührt hätte. Aber sie war immer am strengsten, wo sie liebte.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. In der vorigen Nummer hieß es in einer Notiz über das Octoberheft des „Mc. Clure Magazine", dass der deutsch-französische Krieg den Deutschen pro Tag Kriegskosten in der Höhe von 8,000.000 (acht Millionen) Pfund verursacht hat. In die Zahlenangabe hat sich ein Druckfehler eingeschlichen. Es soll richtig heißen: 800.000 (achthunderttausend) Pfund.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Ball-Seide 45 kr.

bis fl. 14.65 per Meter — ab meinen eigenen Fabriken —

sowie **schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins 2c.).

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

76

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVII. Band. Wien, den 3. December 1898. Nummer 218.

Die Geschäftsordnung.

Graf Thun hat jüngst im Abgeordnetenhaus kurzweg erklärt, dass das Majoritätsprincip die Grundlage des Parlamentarismus sei. Wenn das wahr wäre, dann dürfte es in der Verfassung nicht heißen, dass die Gesetze „unter Mitwirkung der beiden Häuser des Reichsraths“, sondern vielmehr, dass sie „unter Mitwirkung der jeweiligen Majorität der beiden Häuser des Reichsraths“ erlassen werden. Die Existenz einer Geschäftsordnung, welcher die jeweilige Majorität ebensogut unterworfen ist, wie die jeweilige Minorität, wäre dann im ganzen wie im einzelnen unbegreiflich.

In Wahrheit ist denn auch nicht das Majoritätsprincip die Grundlage des Parlamentarismus, sondern die Geschäftsordnung und deren strenge Befolgung. Und in der Geschäftsordnung steht dem Majoritätsprincip, das für das Zustandekommen gewisser parlamentarischer Willensacte ihre Norm bildet, gleichgeordnet das Minoritätsprincip gegenüber, das für das Zustandekommen anderer parlamentarischer Willensacte ihre Norm bildet. So — um zwei wichtige Majoritätsacte hervorzuheben — ist zu einem „Beschluss“ des Hauses im gesetzestechnischen Sinn die Zustimmung der absoluten, in gewissen Fällen einer qualificierten Majorität der anwesenden Mitglieder nothwendig, und als Präsident des Hauses gilt jener Abgeordnete, auf den sich bei der Wahl die Majorität der abgegebenen Stimmen vereinigt hat. Aber auf der andern Seite kennt die Geschäftsordnung eine ganze Reihe von parlamentarischen Willensacten, die rechtsgiltig durch eine bestimmte Minorität der Abgeordneten bewirkt werden können. So zum Beispiel genügt die Unterstützung von 50 Abgeordneten, um eine namentliche Abstimmung zu erzielen, die von 40 Abgeordneten, um eine Ministeranklage zur Verhandlung zu stellen, zur Einbringung eines selbständigen Antrags, sogar mit dringlicher Behandlung, genügen 20 Abgeordnete, schon auf Verlangen von zehn Abgeordneten muss eine geheime Sitzung angeordnet werden, und ein einziger Abgeordneter reicht aus, um die Einsetzung eines Missbilligungsausschusses sammt allen dadurch dem gesammten Hause auferlegten Zeit- und Arbeitsopfern zu erzwingen. Das Minoritätsprincip ist für die einer geschäftsordnungsmäßigen Minorität eingeräumten Willensacte ebenso heilig wie das Majoritätsprincip für die anderen, einer geschäftsordnungsmäßigen Majorität vorbehaltenen Willensacte. Und es ist auch ebenso kräftig. Wenn, wie Graf Thun meint, die Majorität wirklich alles wäre, dann wäre die Minorität nichts als ein Zwischenglied zwischen den Abgeordneten der Majorität und den Galleriebesuchern, von welch letzteren sie sich hauptsächlich nur durch das Recht, sich gelegentlich, aber wirkungslos hörbar zu machen, unterscheiden würde. Die Majorität hat allerdings die größeren Rechte, denn sie entscheidet die Beschlüsse des Hauses. Die Rechte der Minorität sind aber gerade groß genug, um die der Majorität paralysieren zu können, weil sie, wenn sie alle Federn springen läßt, die Majorität an der Beschlussfassung überhaupt verhindern kann. Kommt ein Beschluss im Hause geschäftsordnungsmäßig zustande, so ist es wohl die Majorität, die ihm seinen Inhalt gibt, die Minorität aber, die seine Existenz ermöglicht. Mit anderen Worten: zu einem geschäftsordnungsmäßigen Beschluss des Hauses ist nicht nur die active Zustimmung der Majorität, sondern auch eine gewisse passive Assistenz der Minorität erforderlich.

Die Rechte der Minorität sind wie die Ventile, durch welche die überschüssigen Gase entweichen. Indem eine Majorität die Minorität an der Ausübung ihrer geschäftsordnungsmäßigen Rechte verhindert, vergrößert sie nur deren Widerstand. Die gefesselten Kräfte der Minorität kehren sich mit erhöhter Spannung nach innen. Die naturgemäße Reaction auf die Geschäftsordnungswidrigkeit ist der Tumult. Ruhe und Ordnung aber sind die thatsächlichen Voraussetzungen der Beschlussfassung. Einer Majorität, welche doch schließlich und endlich zur Ausnützung ihres wichtigsten Rechtes, des Rechtes der Beschlussfassung, kommen will, gebietet ihr eigenstes Interesse, jeden Anlass zur Störung der Ruhe zu vermeiden. Deswegen ist es nicht nur gerecht, sondern auch klug, wenn die Majorität die Minorität in ihren geschäftsordnungsmäßigen Schranken walten lässt.

Nach diesem Grundsatz arbeitet in Ungarn die Majorität, im Parlament wenigstens, und wenn schon die außerparlamentarische Gewaltthätigkeit der Regierung die Obstruction der Minorität hervorgerufen hat, so kann sich diese doch wenigstens austoben, ohne dass die parlamentarische Maschine jeden Augenblick zu bersten droht. Der von der Majorität gewählte Präsident des Hauses — Herr v. Szilagyi — fühlt sich nicht als der Henker der Minorität, sondern als der Richter des ganzen Hauses, der nicht nur die Rechte der Majorität, sondern auch die der Minorität getreulich zu schützen hat. Und noch mehr! In erregten Augenblicken leiht sogar die Majorität der Minorität ihre Macht. Ein Beispiel aus den letzten Tagen: Um vor der Tagesordnung sprechen zu dürfen, ist die ausdrückliche Erlaubnis der Majorität nothwendig. Als jüngst gelegentlich der Studentenunruhen zehn Abgeordnete gleichzeitig vor der Tagesordnung zu sprechen wünschten, gestattete es die Majorität allen Zehn. Ein anderes Beispiel: Einer der heftigsten Oppositionsmänner, der Abgeordnete Stefan Rakovsky, beklagt sich über die Verletzung seiner Immunität durch die Polizei. Im Immunitätsausschuss stellen sich mehrere Abgeordnete der Regierungspartei auf seine Seite, darunter auch der Obmann des Ausschusses, der Abgeordnetr Dr. Chorin. Oder: Der Minister Baron Fejervary beleidigt die Opposition, der Präsident Szilagyi zwingt ihn zur Revocation! In unserem Parlamente dagegen schleudert der Majoritätsabgeordnete Dr. Herold dem Minoritätsabgeordneten Dr. Pfersche, weil dieser eine notorische Thatsache vorgebracht hat, eine grobe Invective zu. Der Präsident Dr. v. Fuchs wagt nicht einmal, ihm den Ordnungsruf zu ertheilen. Als der Abgeordnete Dr. Pfersche geschäftsordnungsmäßig die Einsetzung des Missbilligungsausschusses fordert, macht sich der muthige Dr. Fuchs überhaupt auf die Fersen, und sein Stellvertreter Dr. Ferjančič bricht schamlos die Geschäftsordnung und verweigert dem Beleidigten die in der Geschäftsordnung vorgeschriebene Berichterstattung binnen 24 Stunden: die Majorität aber ist bestrebt, die Wahl des Ausschusses überhaupt zu verhindern.

Nicht das Majoritätsprincip, wie Graf Thun meint, ist die Grundlage des Parlamentarismus, sondern die Geschäftsordnung. Wer die Geschäftsordnung verletzt, der zerstört den Parlamentarismus. Nicht die Opposition, nicht die Obstruction thut es, sondern die Majorität im österreichischen Abgeordnetenhaus sammt ihrem Präsidium, die dem Lande Gesetze zu geben nicht würdig ist, wenn sie das Gesetz ihrer eigenen Thätigkeit nicht ehrt: die Geschäftsordnung.

K.

Der deutsch-mährische Ausgleich.

Inmitten des dröhnenden Waffengetöses, von welchem ganz Oesterreich am Schlusse des Vorjahres widerhallte, erklang plötzlich das Friedensgeläute aus Mähren. Von den Wortführern beider Lager wurde lebhaft betont, dass sie ernstlich und ohne Hintergedanken eine Verständigung zwischen den beiden verfeindeten Volksstämmen des Landes herbeisehnen, und zugleich der Hoffnung Ausdruck gegeben, dass dieses Beispiel auch auf andere Länder hinübergreifen und zur Beschwichtigung der vom gegenseitigen Hasse aufs wildeste gestachelten Volksleidenschaften in ganz Oesterreich beitragen werde. Am 11. Jänner l. J. haben sowohl Deutsche, als Czechen Anträge im mährischen Landtag eingebracht, welche die Friedensbedingungen jeder Partei genau formulierten, und schon am 19. Februar l. J. konnte die allerhöchste Genehmigung zu einem Gesetze erfolgen, welches die Einsetzung eines Permanenzausschusses zur Berathung des nationalen Friedenstractats zum Gegenstande hat.

Die außerordentliche Tragweite dieses Ereignisses braucht nicht erst besonders betont zu werden. Alle fühlten, dass ein nationaler Ausgleich in Mähren mit einem Schlage zu einer Gesundung unseres anscheinend unheilbar kranken Staatsorganismus führen müsste, und das Bedauern war daher allgemein, als das so glücklich begonnene Werk wieder ins Stocken gerieth. Allerdings waren die Schwierigkeiten einer Einigung nicht gering, und schon der von den Czechen hierbei mit folgerichtiger Beharrlichkeit festgehaltene staatsrechtliche Gesichtspunkt musste die Hoffnungen auf das Zustandekommen einer Verständigung sehr herabstimmen. Auch musste den Deutschen die Betheiligung an einer Friedensaction im Gewühl des

ihnen aufgedrungenen Kampfes gegen eine scrupellose feindliche Regierung, zu deren Kerntruppen gerade der andere Friedenscompaciscent zählte, bedenklich erscheinen, wennschon darin die Deutschen der anderen Provinzen keinen Bruch der deutschen Gemeinbürgschaft erblicken sollten. Die von den deutschen Landtagsabgeordneten im Laufe des heurigen Sommers im Ausgleichsausschuss beobachtete vorsichtige Zurückhaltung wurde daher auch von mancher Seite als völliger Abbruch der Verhandlungen gedeutet. Dem gegenüber hält neuerdings die czechische Partei daran fest, dass die Berathungen des Friedenswerkes ihre Fortsetzung zu finden haben, und gerade die czechischen Radicalen sind es, welche die Wiedereinberufung des Ausschusses von den zögernden conservativen Elementen des czechischen Landtagsclubs ertrotzt haben. Die Berathungen im Schoße desselben sollen also anfangs December wieder beginnen. Eine Erörterung der Verhältnisse, die beide Theile zum Versuche einer Verständigung geführt haben, erscheint demnach umso wünschenswerter, als sich hieraus wird leichter feststellen lassen, welche Aussichten für die Verwirklichung des Versöhnungsgedankens bestehen.

Die mährischen Czechen weisen stets mit großer Erbitterung darauf hin, dass das Uebergewicht der Deutschen im Landtage ein unnatürliches sei, da diese doch nur ein Viertel der Bevölkerung gegen die Dreiviertelmehrheit der Slaven (richtig 30 zu 70 Procent) bilden. In Wahrheit beherrschen nicht die Deutschen, sondern die Vertreter des Großgrundbesitzes die Situation. Der große Rechenfehler Schmerlings und der Decemberverfassung liegt in der irrigen Vorstellung von der Stellung des Adels zum Einheitsstaat. Durch die Kräftigung seiner Position gedachte man den centrifugalen Bestrebungen der Nationalitäten dauernd entgegenzuwirken. An der bitteren Enttäuschung, welche der Centralismus namentlich in Böhmen erfuhr, trug aber zumindestens der mährische Adel, oder sagen wir Großgrundbesitz nicht die Schuld. Bis auf zwei Episoden unter Belcredi und Hohenwart war der Großgrundbesitz dieses Landes stets auf der Seite der Vertheidiger des Einheitsstaates zu finden und blieb hier einer Haltung getreu, welche der Adel Mährens seit Jahrhunderten gegenüber den Ansprüchen auf eine Unterordnung dieser Provinz unter die Befehle Böhmens eingenommen hatte. Bekannt ist, mit welcher Einmüthigkeit der seiner Wesenheit nach noch ständische Landtag in Brünn im Jahre 1848 unter unmittelbarer Führung des historischen Landesadels das böhmische Staatsrecht bekämpfte. Weder Taaffe, noch Badeni ließen sich durch eine ihrer zahlreichen Bedrängnisse zu einem Versuch bestimmen, die Herrschaft im Landtage den verbündeten Centralisten zu entreißen. Keine österreichische Regierung, welche den Einheitsstaat auch nur nothdürftig zusammenhalten will, wird das Schicksal des Landes einer Partei ausliefern, welche in der Aufrichtung eines Reiches der Wenzelskrone ihr Heil erblickt. Allerdings sichert die Zusammensetzung der Wählerclasse des Großgrundbesitzes für die Landtagswahlen in gewissem Sinne auch eine dauernde Abkehr von den staatsrechtlichen Bestrebungen der czechischen Partei. Während nämlich der Großgrundbesitz in Böhmen seit der großen Reaction gegen die Josefinischen Ideen am Schlusse des vorigen Jahrhundert zum überwiegenden Theile im Bannkreise der particularistischen czechischen Ideen gestanden war, ist der mährische Großgrundbesitz bis auf die Fideicommissbesitzer und einige wenige Vertreter des historischen Adels und der todten Hand seit jeher von gut centralistischer Gesinnung und wird darin durch den starken Antheil des deutschbürgerlichen Elements am adeligen Besitz erhalten. Unter 163 Wählern des nichtfideicommissarischen Großgrundbesitzes, welche 25 Vertreter in den Landtag entsenden, sind nicht weniger als 61 Stimmen von bürgerlichen Herrschaftsbesitzern und Industriellen, deren Einfluss nicht zu unterschätzen ist. Auch die Mittelpartei des Großgrundbesitzes ist im Wesen centralistisch gefärbt. Es gibt im mährischen Großgrundbesitz kein Dutzend Czechen oder Czechengenossen. Die Curie des Großgrundbesitzes in Mähren ist daher, wie überall, wohl dem Einflusse der Regierung leicht zugänglich, aber föderalistischen Experimenten abgeneigt.

Neben diesem Charakter des Großgrundbesitzes, welcher in seinem Wahlkörper über ein Viertel aller Landtagsmandate verfügt, ist auch die Stellung der Deutschen Mährens in politischer, wenn auch nicht in nationaler Beziehung, eine günstigere, als die ihrer Stammesgenossen in Böhmen. Während diese durch den Verlust der Mehrheit in der Städtecurie factisch von der Landesverwaltung ausgeschlossen sind, ist den Deutschen Mährens dieser Einfluss wohl dauernd gesichert. Sie besaßen zwar in früheren Jahren bis auf fünf Mandate alle Abgeordnetensitze, welche die mährischen Städte zu vergeben haben, büßten aber namentlich durch das Zuthun des damaligen Statthalters Schönborn im Jahre 1881 die enorme Anzahl von zwölf Mandaten ein. Nichtsdestoweniger besitzen sie gegenwärtig in Verbindung mit den Mandaten der Handelskammern die unbedingte Mehrheit in der Städtecurie, welche ihnen auch beim Verlust einiger gefährdeten, ihnen aufs heftigste streitig gemachten Mandate, also auch unter den ungünstigsten Verhältnissen verbleiben dürfte.

Unter allen Umständen werden sie aber in Verbindung mit den Vertretern der deutschen Landgemeinden das Viertel der Stimmen aufzubringen vermögen, welches zur Vereitelung einer ihnen abträglichen Abänderung der Landesordnung nöthig ist. Ihre Stellung ist zwar keine glänzende, aber sie haben durch das Bündnis mit dem Großgrundbesitz einen Antheil an der Macht und können die Czechen von dieser ausschließen. Sie sind daher in den Stand gesetzt, sich in ihren wichtigsten Stellungen zu behaupten.

Für die mährischen Czechen liegt daher die Sache so: Nach der gegenwärtigen Landes- und Landtagswahlordnung ist eine czechisch-nationale Mehrheit ausgeschlossen, und auch ein Bündnis mit dem Großgrundbesitz, wenn es wirklich jemals zustande käme, würde ihnen nicht die Verwirklichung ihrer nationalen und staatsrechtlichen Wünsche bringen. Dies alles aber erhoffen sie, wenigstens zum großen Theil, von einem nationalen Ausgleich mit den Deutschen im Lande. Schon von einem rascheren Tempo in der Befriedigung ihrer culturellen Bedürfnisse erwarten sie vieles für ihr politisches Programm. Schon länger als ein Vierteljahrhundert dauert ihre Opposition. Je bitterer das Brot der Minorität von Jahr zu Jahr schmeckt, desto heftiger das Verlangen nach einer Aenderung und desto größer der Eifer, mit dem sie den Ausgleichsgedanken verfolgen. Welches sind nun die Forderungen, deren Erfüllung zur Gänze oder, wie hierzulande beim politischen Kuhhandel üblich, auch nur zum Theile sie erstreben?

Sie verlangen eine Aenderung der Landes- und Landtagswahlordnung zu ihren Gunsten, um sich der Mehrheit im Landtage zu versichern, zu welchem Zwecke insbesondere die Vermehrung der Anzahl der Abgeordneten der Landgemeinden eine Abänderung der Bestimmungen über die Wahlberechtigung des Großgrundbesitzes behufs besserer Verwertung der Stimmen der Besitzer der Fideicommiss- und Kirchen- und Stiftungsgüter für das Czechenthum, eine den Deutschen abträgliche Herabsetzung des Census in den Städten und Landgemeinden auf vier Gulden und endlich die Abschaffung des Wahlrechts der Handels- und Gewerbekammern dienen soll. Ferner wird die Einführung von autonomen Bezirksvertretungen zur Stärkung der nationalen Unabhängigkeit von der centralen Verwaltung des Landesausschusses gefordert, welche sie bisher alljährlich, aber stets fruchtlos in Antrag gebracht hatten. Endlich werden Vorkehrungen verlangt, damit im gesammten öffentlichen Leben im Lande die volle sprachliche Gleichberechtigung „und Gleichwertigkeit“ zur Durchführung gelange. So viel in politischer Beziehung.

In cultureller Hinsicht wird die Errichtung einer czechischen Universität und einer technischen Hochschule sowie die Vermehrung der czechischen Volks-, Mittel-, Bürger-, Fach- und Gewerbeschulen angestrebt. Mit dem Antrage, dass ein Gesetz bezüglich der Errichtung und Erhaltung von Minoritätsschulen ausgearbeitet werde, stellen sie sich schon auf einen mit den Deutschen gemeinsamen Boden, während die Forderung nach einem Gesetz, vermöge dessen in die Volks- und Bürgerschulen nur jene Kinder aufgenommen werden dürfen, welche der Unterrichtssprache der betreffenden Schule vollkommen mächtig sind (Lex Kriezala), nur ein von den Antragstellern wohl selbst nicht ernst genommenes Zugeständnis an eine öde nationale Agitation zu sein scheint.

Die Deutschen hinwieder kennzeichnen ihre Stellung zum Ausgleichsgedanken in folgender Weise: Sie fordern die Einführung nationaler Curien mit Vetorecht in Fragen der Aenderung der Landesordnung, der Landtagswahlordnung sowie in politisch-nationalen Fragen: die Aenderung der Landtagswahlordnung unter Einführung des geheimen und directen Wahlrechts in allen Curien, die Trennung des k. k. Landesschulraths in zwei nationale Sectionen und Theilung der k. k. Bezirksschulräthe nach nationalen Gruppen, die Errichtung von Minoritätsschulen auf Kosten des Landes und endlich die Errichtung einer deutschen Hochschule, die Ausgestaltung der deutschen Technik sowie des deutschen Mittel- und gewerblichen und landwirtschaftlichen Hochschulwesens. In diesen Friedensvorschlägen zeigte sich der Wandel der Zeiten deutlich. Die Stellung der Deutschen im Landtage an der Seite des Großgrundbesitzes vermochte sie vor nationalen Verlusten nicht zu schützen: denn eine Reihe von Städten mit vormals deutschen Mehrheiten in der Gemeindevertretung sind in die Hände der Czechen gefallen. Der Gedanke, den nationalen Besitzstand durch Entgegenkommen gegen ihre slavischen Landesgenossen zu sichern, lag daher umso näher, als auch der verfassungstreue Großgrundbesitz für den Ausgleich eintritt, was umso bemerkenswerter erscheint, als ein solcher nicht ohne Opfer von seiner Seite möglich ist.

Eine Prüfung der Friedensvorschläge aus beiden Lagern lässt nun erkennen, dass die sachlichen Schwierigkeiten, welche sich dem Zustandekommen eines Ausgleichs entgegenstellen, nicht auf der deutschen Seite liegen. Die Verpflanzung der Curieneinrichtung auf den Boden des Landtags ist eine jener Voraussetzungen, ohne welche an eine friedliche Ordnung der nationalen Verhältnisse gar nicht mehr gedacht und die nur noch von einer unsittlichen brutalen Machtpolitik für kurze Zeit aufgehalten werden kann.

Die Einführung des geheimen und directen Wahlrechts ist eine ethische Pflicht, welcher die Czechen nach ihren wiederholten Erklärungen nicht fremd gegenüberstehen. Die Forderung nach Er-

richtung von Minoritätsschulen auf Kosten des Landes bildet, wie erwähnt, einen gleichlautenden Punkt des Programms der andern Partei. Der Ruf nach einer deutschen Universität, für welche ein ungeheures Schülermaterial vorhanden ist, ist vom sachlichen Gesichtspunkt und im Interesse der so unerlässlichen Entlastung der Wiener medicinischen Facultät so gerechtfertigt, dass darin kein Zugeständnis erblickt werden kann, wenn anders die Staatsverwaltung bei ihren pflichtmäßigen Entscheidungen das dringende Bedürfnis dort zu befriedigen hat, wo es für jedermann erkennbar und als ein unabweisliches zutage tritt. Die Trennung des Landesschulraths in nationale Sectionen und die nationale Sonderung der Bezirksschulräthe ist in Böhmen ohne vollständigen nationalen Ausgleich durchgeführt worden und hat sich so bewährt, dass die deutsche Partei in Mähren diese vom rein administrativem Standpunkt so zweckmäßige Maßregel, sowie dies bereits im Vorjahr bei der Neueinrichtung des Landesculturraths geschehen, unabhängig vom Ausgleichspakt im Bunde mit dem Großgrundbesitz, ohne Schwierigkeit vielleicht selbst von czechischer Seite, der Verwirklichung entgegenführen wird. Es sind dies also durchgängig Wünsche, deren Befriedigung ohne Schädigung des anderen Volksstamms erfolgen kann, und welche auch sachlich gerechtfertigt sind.

Dagegen lässt die lange Liste der czechischen Forderungen von vornherein die Absicht klar erkennen, auf Kosten der Deutschen einen Zustand zu schaffen, der diesen die Möglichkeit einer selbständigen nationalen Existenz im Lande benimmt oder aufs äußerste erschwert und zugleich die Verwendung ihrer Steuerkraft zur Förderung ausschließlich nationaler Interessen des slavischen Volksstamms im Lande herbeiführt. Immerhin sind die Vorschläge wegen Ausgestaltung des Hoch-, Mittel- und Fachschulwesens discussionsfähig. Die Deutschen missgönnen ihren slavischen Landesgenossen nicht die Verwirklichung ihrer auf die Hebung ihrer nationalen Cultur abzielenden Bestrebungen und verlangen nur, dass die neuen Unterrichtsanstalten nicht durch ihre Errichtung in der deutschen Einflusssphäre von vornherein dem unfriedlichen Zwecke dienen, deutsches Gebiet für das Czechenthum zu revindicieren. Es ist eher Sache des letzteren und der Regierung, zu prüfen, ob solche Forderungen den Bedarf nicht allzusehr übersteigen und für die Bevölkerung schwere Gefahren herbeizuführen geeignet sind, wie es denn beispielsweise offenkundig ist, dass ein großer Theil der schon bisher absolvierten czechischen Techniker, welche natürlich bei der doch noch immer in deutschen Händen befindlichen Industrie kein Unterkommen finden, zur Auswanderung nach Russland gezwungen sind. Auch mit der Verringerung ihres politischen Einflusses im Landtag werden sich die Deutschen bei Einführung der Curien befreunden; namentlich da ihre nationalen Gegner auf diesem Boden mehr der Regierung und den Großgrundbesitzern gegenüberstehen werden, welche es wohl als ihre Aufgabe betrachten, den Grundgedanken der bestehenden Landesverfassungen, dass dem Großgrundbesitz und der Großindustrie ein bedeutender Einfluss auf die Landesverhältnisse eingeräumt ist, mehr oder minder unversehrt aufrecht zu erhalten. Hier bewegt sich die czechische Partei noch innerhalb der Grenzen des Landes. Hingegen greift sie mit dem peremptorischen Anspruch, dass im ganzen öffentlichen Leben in Mähren die volle sprachliche Gleichberechtigung „und Gleichwertigkeit“ durchgeführt werde und hierzu auch die Regierung durch administrative Verfügungen oder im Wege der Gesetzgebung mitwirke, über den Bereich des Landes hinaus und stellt sich auf den Boden des böhmischen Staatsrechts. Abgesehen davon, dass Gleichwertigkeit weder bei einem Individuum noch bei einem Volksstamme von außen decretiert werden kann und nicht bestritten wird, wenn sie nur eine mehr volltönende Verstärkung des Begriffs der Gleichberechtigung bedeuten soll, ist hier der Zusammenstoß zweier miteinander unvereinbarlicher politischer Staatsauffassungen gegeben. Insbesondere was die sprachliche Gleichberechtigung anbetrifft, wird wohl der Versuch einer Ordnung der sprachlichen Verhältnisse bei den autonomen Behörden zu einem Einvernehmen führen können, während die Deutschen auf ihrem Standpunkt, dass die Regelung der Sprachenfrage überhaupt und insbesondere bei den staatlichen Aemtern der Reichsgesetzgebung zusteht, unverrückbar werden beharren müssen, dies umsomehr, als die czechischen Politiker, gleich wie in Böhmen, aus der Sprachenfrage eine Waffe für das böhmische Staatsrecht schmieden möchten. Keine Vortheile, die den Deutschen im Lande geboten werden, könnten sie veranlassen, ihren Zusammenhang mit dem gesammtösterreichischen Deutschthum zu lockern, und ein Ausgleich, welcher auch nur die entfernte Möglichkeit bieten könnte, die unmittelbare und ungehemmte Verbindung mit dem Staatsganzen zu Gunsten einer allen Traditionen Mährens widersprechenden Abhängigkeit von Böhmen preiszugeben und auch nur zu lockern, wäre für sie absolut unannehmbar.

Aus diesem kurzen Ueberblick der Sachlage ergibt sich von selbst, dass die Czechen für die zahllosen Concessionen, welche sie begehren, nichts zu bieten vermögen, als die nationalen Curien. Sie können dieselben vereiteln, aber sind dennoch nicht imstande, die Stellung der Deutschen wesentlich zu verschlechtern. Diese Erwägung wird die mährischen Czechen wohl zu einer ansehnlichen Herabsetzung ihrer Forderungen veranlassen, wodurch sie die Chancen eines nationalen Ausgleichs wesentlich zu verbessern vermögen. Die Deutschen des Landes aber haben seit jeher so viel Mäßigung und Besonnenheit bewiesen, dass von ihnen ein Missbrauch ihrer unleugbar günstigeren Position kaum zu erwarten steht. Ihre Haltung bei den bevorstehenden neuerlichen Ausgleichsberathungen ist ihnen durch ihre nationalen Interessen, die hier ersichtlich mit denen des Gesammtstaates zusammenlaufen, klar vorgezeichnet. Sie werden gegen die Sicherung ihres nationalen große Opfer an ihrem politischen Besitz zu bringen und gleichzeitig durch ihre Versöhnlichkeit und Friedensliebe zu verhindern haben, dass der Ausgleichsfaden, der unter günstigen Verhältnissen bis nach Böhmen fortgesponnen werden kann, jäh abgerissen werde. Wenn auch die mährischen Czechen, die so viel zu gewinnen haben, von ähnlichen Dispositionen ausgehen und sich vor allem vor Augen halten, dass der andere Vertragstheil ihnen in einer zumindestens gleichen, wenn nicht überlegenen thatsächlichen und rechtlichen Stellung gegenübersteht, so ist nicht abzusehen, warum dieser Ausgleichsversuch misslingen sollte.

Brünn. Dr. Alfred Fischel.

Der heilige Chrysostomus vor den Budapester Geschwornen.

Ein historisches Experiment.

Von **Dr. Eugen Heinrich Schmitt** (Budapest).

Vor dem Budapester Geschwornengerichte ereignete sich vom 3. auf den 4. November bei Gelegenheit der Verhandlung von in mehrfacher Hinsicht merkwürdigen Pressprocessen eine Scene, die in hohem Grade geeignet ist, unsere moderne Civilisation und die mit ihr angeblich verbundene Gedankenfreiheit in ganz eigenthümlichem Lichte erscheinen zu lassen. Zu einem der incriminierten Artikel bemerkte nämlich der Redacteur der Zeitschrift „Ohne Staat“, in welcher der Artikel erschienen war, dass er zwar die rechtliche Verantwortung für denselben trage, dass aber der literarische Verfasser des Artikels ein anderer sei, der nicht belangt werden könne, nämlich Johannes Erzbischof von Byzanz, zubenannt Chrysostomus oder Goldmund, und dass er den Artikel aus dem Grunde, ohne den eigentlichen Autor zu nennen, veröffentlicht habe, um den Beweis zu liefern, dass die heute herrschende Reaction schmachvoller sei, die heutige Unfreiheit größer als die seinerzeit in dem verrufenen Byzanz herrschende Verknechtung der Seelen.

Der Publicist jenes Artikels ist der Schreiber dieser Zeilen. Ich möchte den hier beschriebenen Vorgang ein historisches Experiment nennen, welches die Eigenthümlichkeit aller wirklichen Experimente besitzt, nämlich dazu befähigt, über bloße Ansichten oder Voraussetzungen hinaus zu positiv erwiesenen Thatsachen vorzuschreiten und solche ebenso sicher festzunageln, wie etwa die Arsenikprobe des Chemikers das Vorhandensein des Arseniks, des heimlich zerstörenden Giftes, im Leichnam nachweist, auch wenn derselbe schon der Verwesung anheimgefallen ist.

Johannes, den man später den Goldmund nannte, geboren um das Jahr 347, stammte aus einer lateinischen Familie: sein Vater Secundus war ein höherer Officier im Stabe des Befehlshabers der östlichen Legionen. Die spätere, unmittelbar in das Volksleben eingreifende, auf das Praktische gerichtete Thätigkeit des Sohnes, der die altrömische Rolle der Volkstribunen in Byzanz zu neuem Leben erstehen ließ, ist ein Zug lateinischen Blutes, während die geborenen Griechen, ihrer vorwiegend theoretischen Anlage entsprechend, die geistige Revolution mit Vorliebe in die Form von Freiheiten der Lehre, von ketzerisch-dogmatischen Formeln zu kleiden suchten. Schon in früher Jugend zeigten sich die hervorragenden Fähigkeiten des Johannes. Der berühmte heidnische Redner Libanius erklärte sterbend Johannes für den fähigsten seiner Schüler und bedauerte nur, dass die Christen ihn an sich gerissen. Johannes zog rückhaltslos die Consequenzen der urchristlichen Weltanschauung und wurde Mönch in Antiochia, wo er bald durch seine glänzende Beredsamkeit berühmt wurde, deren Ruf ihm schließlich den Weg auf den höchsten Stuhl der östlichen Kirche bahnte. Auch als Erzbischof lebte er als Mönch und verwendete die Einkünfte des Erzbisthums zu milden Zwecken. Die ungesuchte Gunst eines Ministers hatte ihn zu dieser Stelle erhoben, doch konnte sich der neue Erzbischof in keiner Weise einem Hofe und einer Wirtschaft von habgierigen Ministern und deren Creaturen gegenüber für verbunden erachten, die „als Räuber im großen nach den Schätzen ganzer Provinzen ihre Hände ausstrecken“ und ihre Macht in einer ganz schamlosen Geldwirtschaft zur Geltung brachten. Parallelen mit der Gegenwart liegen auf der Hand. Der Erzbischof, der die schamlose Aussaugung des Volkes sah, zog nun auch in dieser Hinsicht die unerbittlichen Consequenzen der Evangelien, und im Gegensatz zu den Predigten seiner Vorgänger, die nur die Fehltritte des armen Volkes strafften, die Fehler der Reichen und Mächtigen dagegen ungerügt ließen, erhob er sich als unerbittlicher Sittenprediger, der mit den Donnern seines Gerichtes vornehmlich die Habsucht, Raubsucht und Sittenlosigkeit der Reichen und Mächtigen

traf. Es ist begreiflich, dass seine Predigten in der großen Kathedrale von Byzanz in Gegenwart des Hofes, der Machthaber, der „Gesellschaft“ und des Volkes, welches letztere mit Begeisterung den Worten seines großen Anwaltes lauschte, bei den Mächtigen die furchtbarste Erbitterung erregte. Diese wagten jedoch auf Grund solcher Angriffe keine offene Anklage gegen diesen kirchlichen Stammesgenossen der Gracchen zu erheben, weil seine Angriffe in nur zu handgreiflicher Uebereinstimmung mit den Lehren des Evangeliums standen. Ich habe nun eine ganze Serie der auf diesen Gegenstand bezüglichen Stellen den Kirchenreden oder Homilien dieses Heiligen entnommen und in zusammenhängender Weise zu gruppieren gesucht und so aus den wörtlichen Abschnitten von Reden einen Artikel construiert, der in zusammenhängender Weise die Anschauung des Chrysostomus über dieses Thema zur Darstellung bringt. Es handelt sich natürlich nicht um eine einfache Identificierung unserer Ansichten mit denen des urchristlich gesinnten Heiligen, sondern um eine Darstellung der letzteren, wobei namentlich das warme und muthige Eintreten für die Interessen des unterdrückten Volkes diejenige Seite ist, die unser Interesse vornehmlich fesselt.

Den Anfang dieser Darstellung im Artikel bildete die bekannte Geschichte von den zwei Städten aus der 34. Homilie, 5. Cap. über den ersten Korintherbrief, wo die Stadt, in welcher nur reiche Müßiggänger mit Goldschätzen sich befinden, der Stadt, in wecher nur arme arbeitsame Leute sich befinden, gegenübergestellt wird, um die Frage zu erledigen, welche der beiden Classen der andern bedürfe. „Wozu brauchen wir also die Reichen,“ schließt Chrysostomus, „es sei denn, um die Stadt der Armen zugrunde zu richten.“ Die nun folgende Erörterung über den letzten Ursprung des Eigenthums erinnert lebhaft an Goethes „Katechisation“, wo die Frage, woher denn der Urgroßvater sein Gut „bekommen“, vom Kinde mit dem Reime erledigt wird: „Der hat's genommen.“ (12. Homilie, 4. Cap., über den ersten Brief an Timotheus.) Das Ideal von Chrysostomus geht auf eine urchristliche Gütergemeinschaft, die „das Mein und Dein“ verbannt, „dieses frostige Wort“. Der Heilige bezeichnet als letzte Quelle des Reichthums in dürren Worten den Raub und die Gewaltthat der Mächtigen. Alle Verbrechen und Laster haben ihren Ursprung in dieser Anhäufung der Güter. (2. Homilie, 5. Cap., über den Hebräerbrief.) Als letzte psychologische Quelle der Habsucht hebt er neben der Genussucht die wahnsinnige Hoffart hervor, die die Menschen treibe, zu prunken und sich den falschen Schein der Ehre zu verschaffen. (2. Homilie über die Säulen, 5. Cap. und 7. Homilie, 5. Cap., über den Kolosserbrief.) Ja, Chrysostomus geht so weit, geradezu auszusprechen, „dass der Reiche gar kein guter Mensch sein könne“, dass er gut nur sein könne, wenn er alles hingebe, „wenn er nichts besitze“. (12. Homilie, 4. Cap., über den ersten Brief an Timotheus. Vergl. auch 20. Homilie, Schluss zum Hebräerbrief und 13. Homilie, 5. Cap. und den Korintherbrief.) Ebenfalls in den Homilien über den ersten Korintherbrief (vergl. 34. Homilie, 7. u. 8. Cap.) bringt er den seelenlosen Wucher zur Darstellung, der mit der Warenspeculation sich nothwendig verbinde und der die Seelen der Reichen schrecklicher verderbe als der Kornwurm und die Motten ihr Getreide. Hier habe ich, um den Text zu mildern, folgende Sätze ausgelassen: „Sollte man jene Zunge nicht ausreißen, jenes Herz nicht durchbohren, aus dem solche Worte kommen,“ sagt Chrysostomus über den Reichen, der jammert, dass seine Mitmenschen nicht Hungersnoth leiden und seine Speculation so misslang. Er sieht im Reichthum einen entsetzlichen Tyrannen, der vor allem dem Reichen selbst verderblich sei und ihn in die unwürdige Lage bringe, den Armen auszubeuten, was er für „schmachvoller“ erachtet als den Bettel, der doch nur freiwillige Gaben vom Reichen annehme, während hier durch gewaltsame Mittel Güter den Armen abgenommen werden (13. Homilie, 4. und 5. Cap. über den ersten Korintherbrief), und empfiehlt wieder als Heilmittel die evangelische Gütergemeinschaft (vergl. 2 Säulen-Homilie, 6. Cap., und 35. Homilie, Schluss zum ersten Korintherbriefe). Den Schluss der Darstellung macht eine vernichtende Satire über den Luxus der Mächtigen. Der König selbst, mit ziemlich unverhohlenen Anspielungen auf den großen Theodosius, wird zum Bettler gestempelt, ihm der Apostel Paulus entgegengestellt, der durch seiner Händearbeit lebte, und die Pracht des Großherren, der durch seine Diener das Volk vor sich wegtreiben läßt, um in prachtvoller Karosse über den Markt zu fahren, als eine vom kindisch gewordenen Alter inscenierte naive und lächerliche Schaustellung bloßgestellt. „Pferde, prächtige Kleider, Bediente sollen ihnen ein Relief verleihen! Welch armseliger Glanz, der von Pferden und Bedienten ausgeht.“ (11. Homilie, 2, 1. und 3. Cap. über den ersten Brief an Timoth.). Chrysostomus geht so weit, solchem Gewaltigen direct zuzurufen, dass er, der „freie Männer durch bewaffnete Diener schmählicher wie Sclaven behandeln lasse, selbst schmählicher lebe, als irgend ein Sclave.“ Er möge den Hochmuth und nicht die Mitmenschen vor sich wegtreiben und „auf der Erde wandelnd, den Wagen der Demuth besteigen, der ihn mit geflügelten Rossen bis zum Himmel erhebe, während er auf dem Wagen des Hochmuths nicht besser, ja noch erbärmlicher sei, als die Schlangen, die auf dem Boden kriechen, denn diese zwinge die Verstümmelung des Körpers zum Kriechen,“ ihn jedoch „die geistige Krankheit des Hochmuths.“ (40. Homilie, 5. Cap. über den ersten Korintherbrief. Alle diese Stellen finden sich im II., X., XI. u. XII. Band der Migne-Ausgabe.

Dieses Auftreten erinnert an das Vorgehen des Erzbischofs von Mailand, Ambrosius, der dem Kaiser Theodosius wegen des Blutbades in Thessalonich den Eintritt in die Kirche öffentlich untersagte. Der große Theodosius besaß soviel Selbstbewusstsein, um solche Zurechtweisungen ohne irgend eine rächende Vergeltung hinzunehmen. Erst unter dem Nachfolger des Theodosius, unter Arkadius trat die Verfolgung gegen Chrysostomus ein, doch nicht auf Grund der obigen Reden, sondern deswegen, weil er die in Wirklichkeit anstatt des schwachen Kaisers regierende prunksüchtige Kaiserin Eudoxia, in welcher er eine der Hauptstützen des Systems der herrschenden Corruption sah, zuerst als Jesabel, dann in offener Predigt als „Herodias“ kennzeichnete, „die wieder tanze und das Haupt des Johannes fordere“. Diese unzweideutige Anspielung führte zur Verbannung und zum Märtyrertod des bischöflichen Volkstribuns.

Die Ursachen nun, welche die Incrimination in der byzantinischen Welt unmöglich machten, sind ziemlich durchsichtig. Man hätte offen und ungescheut die Grundsätze des Evangeliums angreifen müssen, welches verkündet, dass man Gott und Mammon, dass man Christus und Belial nicht zugleich dienen könne; dass neben dem Heiligthum der hingebenden Liebe, die nichts für sich sucht und nichts rächt, nicht das Heiligthum der nur das Eigene suchenden selbstsüchtigen Rechtsordnung der Geldherrschaft und das Heiligthum der blutig und grausam rächenden Rechtsordnung der Gewaltherrschaft und ihre mit blutigen Lorbeeren prunkende Herrlichkeit offen und ungescheut Geltung beanspruchen dürfe. Das niedergehende Rom, das an dessen Stelle erstandene Byzanz war allerdings verlogen und verknechtet. Aber die Ruinen des versinkenden Reiches verklärte noch der Purpurschein der niedergehenden Sonne des Urchristenthums. Heute haben wir nun nicht den Verfall, die Decadenz des Urchristenthums, sondern die Decadenz der ganzen sich auflösenden christlichen Welt vor uns, welche christliche Welt ohnehin seit dem Imperator Constantin, dem eigentlichen Stifter der großen Kirchen, ein entschieden heidnisches, ein widerchristliches Gepräge erhielt. Diese ganze sogenannte christliche Welt hat eben in ihren herrschenden Kreisen alle Pietät für die in den Evangelien verkündeten Grundsätze verloren. Hier erscheint es ganz natürlich, dass man schließlich, wie die glänzende Probe hier in Ungarn zeigt, ganz unverschämt und offen das Heiligthum dessen, was die Evangelien als Mammon und Belial oder Geldmacht und Gewaltherrschaft bezeichnen, diesen Grundsätzen der Evangelien entgegenstellt, die man, mit jenem ungarischen Staatsanwalt, ohne jede Scheu als verbrecherische Gesinnung brandmarkt und wie jener allerdings nicht persönlich, sondern im Auftrag handelnde Vertreter des Mammons und der Gewalt sehr bezeichnend gethan, die Worte des Chrysostomus als jedes Idealismus baare Gemeinheit der Gesinnung und Narrheit kennzeichnet und in meiner Person dem größten Kirchenvater der östlichen Kirche die sonderbare Ehre erweist, ihn mit dem verrückten Perückenmacher des Carlyle zu vergleichen, der mit brennenden Fakeln auf Pulverfässer losgeht und den man einfach niederschlagen müsse, ob er nun ein Narr oder ein Missethäter sei! Dieses ganz ergötzliche Heldenstück des Vertreters der Staatsgewalt, der in feierlicher Weise sogar in meiner Person den großen Heiligen in aller Form „aus der Geschichte hinauszuwerfen“ für gut fand, wäre beinahe geeignet, diesem Herrn selbst ein Plätzchen in der Geschichte zu sichern, um welches ihn aber gewiss niemand beneiden möchte.

Wie schon obige kurze Ausführungen zeigen, sind die Angriffe des Heiligen nicht vom Hass, sondern vielmehr vom Erbarmen gegen die Reichen und die hoffärtigen Machthaber durchweht, die er zu höherem, edlerem Bewusstsein erwecken will, in die eigenen „Himmelshöhen“ erheben möchte aus ihrem Elend, das er für ärger als das der Bettler erachtet, und aus einer Erniedrigung, die ihm für schlimmer gilt, als die der Sclaven oder, bildlich, die der kriechenden Schlangen. Dass ein solches Mitleid ernsten Sinn haben könne, dafür fehlt nun diesem modernen Staatscultus Belials und Mammons derart jedes sittliche Verständnis, dass seine Vertreter mit entsetzlichem sittlichem Stumpfsinn diese Ausdrücke nur als höhnende, gehässige Invectiven und Scheltworte gegen die Reichen und Mächtigen aufzufassen die sittliche Befähigung besaßen, und daher gegen den Chrysostomus die Anklage auf böswillige „Aufreizung zum Klassenhass“ zu stellen in der Lage waren. Man wird aber begreifen, wenn ich sage, dass dieser moderne Stand des sittlichen Bewusstseins ein Maß des Mitleids in Anspruch nimmt, von dem selbst der gute Chrysostomus in Byzanz sich nichts träumen ließ.

Hier kommen wir jedoch auf einen anderen wunden Punkt unserer Jurisdiction, den ich schon in meiner Broschüre „Herodes“ (Leipzig, Janssen) an Beispielen von Entscheidungen des deutschen Reichsgerichts erörtert habe. Man interpretiert ganz willkürlich subjectiv Empfindungen und Absichten in die incriminierten Enunciationen hinein; man gibt sich die Pose, als ob man Herzen und

Nieren zu prüfen in der Lage wäre, während man versteckt Politik treibt und die eigenen, ungleich niedereren Gesinnungen dem incriminierten Schriftstück unterschiebt. Aufreizung ließe sich strenge genommen in ehrlicher Weise nur dort constatieren, wo der Hass oder die Tendenz zur Gewaltthat sich ausdrücklich, das heißt wörtlich offen kundgäbe. Alles sonstige Hineininterpretieren von solchen Tendenzen ist umso unsittlicher dort, wo nicht juridische Fachmänner als Richter functionieren, und solche Interpretation eigentlich einer schleichenden Aufreizung eben der Geschwornen oder Schöffen „zu Hass und Gewaltthat" gleichkommt.

Hungersnoth oder keine Hungersnoth in Russland im Jahre 1898?

Von Leo Tolstoi.

Aus dem russischen Manuscript übersetzt von Ilse Frapan.

(Schluss.)

Es gibt statistische Untersuchungen, aus welchen hervorgeht, dass die Russen überhaupt um 30 Procent weniger essen, als zur normalen Ernährung des Menschen erforderlich ist; außerdem hat man Kunde davon, dass die jungen Leute der Humuszone*) seit den letzten zwanzig Jahren immer weniger und weniger den Anforderungen guten Körperbaus für den Militärdienst entsprechen; die allgemeine Volkszählung aber zeigt, dass der Zuwachs der Bevölkerung, der vor zwanzig Jahren in der landwirtschaftlichen Zone am größten war, immer abnehmend und abnehmend in letzter Zeit bis auf Null gekommen ist. Aber es genügt nun, ohne die statistischen Daten zu studieren, den Durchschnittsbauer der mittleren Zone, den bis auf die Knochen abgemagerten mit der ungesunden Gesichtsfarbe, zu vergleichen mit demselben Bauer, wenn es ihm gelingt, ein Hausmann oder Kutscher zu werden und er in gute Kost kommt; und die Bewegungen dieses Hausmanns, Kutschers und die Arbeit, welche er leisten kann, zu vergleichen mit den Bewegungen und der Arbeit eines Bauers, der zu Hause wohnt, um zu sehen, bis zu welchem Grade die Kräfte dieses Bauers geschwächt sind.

Wenn man, wie dies früher von unökonomischen Wirten geschah und noch jetzt geschieht, das Vieh des Mistes wegen hält, indem man es mit gleichviel was auf dem kahlen Hofe ernährt, so ereignet es sich, dass nur solches Vieh ohne Schaden für seinen Organismus aushält, welches sich in voller Kraft befindet; die alten aber, die schwachen oder noch nicht kräftig genug gewordenen Thiere gehen entweder um oder bleiben am Leben nur auf Kosten der Gesundheit und der Fortpflanzung, die jungen jedoch auf Kosten des Wuchses und des Körperbaues.

Genau in derselben Lage befindet sich die russische Bauernschaft der Humuszone. Wenn man folglich unter dem Worte Hungersnoth solche ungenügende Ernährung versteht, infolge deren die Menschen unmittelbar nach dieser ungenügenden Ernährung von Krankheit und Tod ereilt werden, wie es, den Schilderungen nach, unlängst in Indien der Fall war, so gab es solche Hungersnoth weder im Jahre 1891, noch ist sie im laufenden Jahr vorhanden.

Wenn man jedoch unter der Hungersnoth solche ungenügende Ernährung versteht, in welcher die Menschen nicht sogleich sterben, sondern leben, aber schlecht leben, indem sie vorzeitig sterben, verkrüppelt werden, sich nicht fortpflanzen, kurz degenerieren, so besteht solche Hungersnoth für die Mehrzahl der Bevölkerung des Humuscentrums schon seit 20 Jahren, und im laufenden Jahr ist sie besonders stark. Dies meine Antwort auf die erste Frage: Gibt es in diesem Jahre eine Hungersnoth oder nicht? Auf die zweite Frage: Woher ist das gekommen? lautet meine Antwort dahin: die Ursache ist eine geistige, keine materielle.

Die Kriegsleute wissen, was der Muth des Heeres bedeutet; sie wissen, dass dieses unkörperliche Element die erste und hauptsächlichste Bedingung des Erfolges ist, dass alle übrigen Bedingungen unwirksam werden, wenn diese fehlt. Mag der Soldat gut genährt, gut gekleidet, gut bewaffnet sein, mag die stärkste Weinration vertheilt worden sein — die Schlacht wird verloren, wenn dies unkörperliche Element, welches der Muth des Heeres heißt, nicht da ist. Ebenso auch im Kampf mit der Natur.

Sobald der Geist des Muthes, der Sicherheit, der Hoffnung auf immer größere und größere Verbesserung seiner Lage dem Volke fehlt, und ihm dagegen das Bewusstsein der Vergeblichkeit seiner Mühen, die Muthlosigkeit kommt, so wird das Volk die Natur nicht besiegen, sondern von ihr besiegt werden.

Und das ist heutzutage die Situation unserer ganzen Bauernschaft, besonders der des landwirtschaftlichen Centrums. Sie fühlt, dass ihre Lage, die Lage des Landwirts, schlecht ist, fast aussichtslos ist, und nachdem sie sich dieser aussichtslosen Lage angepasst hat, kämpft sie nicht mehr gegen sie, sondern lebt und wirkt nur noch soviel, als der Selbsterhaltungsinstinct sie dazu antreibt. Daneben wird die Muthlosigkeit noch vergrößert durch das Elend der Lage selbst, in welche man gekommen ist.

Je niedriger das Volk in seinem ökonomischen Wohlstand sinkt, desto schwieriger wird es ihm, sich zu erheben, und die Bauern fühlen dies und sagen, als ob sie alle Hoffnung aufgegeben hätten: „Wäre es möglich — nicht satt zu werden — sondern nur am Leben zu bleiben!"

Das erste und hauptsächliche Anzeichen seiner Entmuthigung ist die Gleichgiltigkeit gegen alle geistigen Interessen. Die religiöse Frage existiert gar nicht im landwirtschaftlichen Centrum und nicht etwa, weil der Bauer am orthodoxen Glauben festhält, (im Gegentheil bestätigen alle Berichte, dass das Volk mehr und mehr gleichgiltig gegen die Kirche wird) sondern weil es überhaupt kein Interesse für geistige Fragen besitzt. Das zweite Anzeichen ist die Trägheit, das Seine-Gewohnheiten- und Seine-Lage-nicht-ändernwollen. Seit allen diesen Jahren, während in andern Gouvernements ausländische Pflüge, eiserne Eggen, Grascultur, Aussaat theurer Gewächse, sogar Mineraldüngung in Gebrauch gekommen sind, bleibt in der Tschernosem-Zone*) alles wie früher mit Pflughaken, Dreifelderwirtschaft, Zerstückelung, Rainen, die eine Egge breit sind und mit allen Rurik'schen Handgriffen und Gewohnheiten. Sogar Uebersiedlungen kommen am wenigsten aus der Tschernosem-Zone vor. Das dritte Anzeichen ist Abneigung gegen die landwirtschaftliche Arbeit, keine Faulheit, aber ein schlaffes, trübseliges, unproductives Schaffen, für das als Emblem ein Brunnen dienen kann, aus dem der Eimer nicht mit einem Rad, wie es früher geschah, sondern einfach am Seil mit den Händen heraufgezogen wird, und der Eimer, in welchem das Wasser heraufkommt, ist leck, so dass ein Drittel des Wassers aus ihm ausfließt, eh man ihn an Ort und Stelle gebracht hat. Solcher Art ist fast die ganze Arbeit des Tschernosem-Bauers, der 16 Stunden mit dem kaum seine Beine schleppenden Pferde den Acker pflügt (so pflügt, dass aus Nachlässigkeit unausgepflügte Stellen bleiben!), welchen er mit einem guten Pferde, bei guter Kost, mit einem guten Pfluge in einem halben Tag auspflügen könnte. Dabei ist natürlich der Wunsch vorhanden, sich zu vergessen, und so verbreiten sich Brantwein und Tabak immer mehr und mehr, so dass in letzter Zeit schon die halbwüchsigen Knaben rauchen und trinken. Das vierte Anzeichen dieser Muthlosigkeit ist der Ungehorsam der Söhne gegen ihre Eltern, der jüngeren gegen ihre älteren Brüder, die Nichtzusendung des auswärts verdienten Geldes an die Familie, das Streben der jungen Generationen, sich von dem schweren, hoffnungslosen ländlichen Leben loszumachen und irgendwo in der Stadt ein Unterkommen zu finden.

Ein für uns überraschendes Anzeichen des seit den letzten sieben Jahren eingetretenen Verfalls war es, dass in vielen Dörfern erwachsene und, wie es schien, bemittelte Bauern das Ansuchen stellten, zu den Speisetischen kommen zu dürfen, und wirklich kamen, wenn sie zugelassen wurden. Das war im Jahre 1891 nicht der Fall. Hier zum Beispiel ein Vorkommnis, das sowohl den Grad der Armut als auch den des Misstrauens in die eigenen Kräfte, bis zu dem die Bauern gelangt sind, kennzeichnet: Im Dorfe Schluschkow, im Bezirk Tschernsk, verkauft die Gutsbesitzerin den Bauern Boden durch die Bank. Sie verlangt von ihnen zehn Rubel für die Dessätine**) und theilt diese Summe in zwei Raten zu fünf Rubeln. Dabei gibt sie ihnen den Boden mit der Saat und je zwei Tschetwert Hafer zur Sommersaat. Und bei diesen außerordentlich günstigen Bedingungen zögern die Bauern und unternehmen nichts.

Also, meine Antwort auf die zweite Frage besteht darin, dass die Ursache der Lage, in welcher sich die Bauern befinden, ist: sie haben ihre Rüstigkeit, das Vertrauen auf ihre Kräfte, die Hoffnung auf Besserung ihrer Lage verloren — sie haben den Muth sinken lassen.

Die Antwort auf die dritte Frage: wie ist der elenden Lage der Bauern zu helfen? ergibt sich aus dieser zweiten Antwort. Um der Bauernschaft zu helfen, ist es einzig nöthig, ihren Muth zu heben, alles das zu beseitigen, was ihn niederdrückt.

Was aber den Muth des Volkes niederdrückt, das ist die Nichtanerkennung seiner Menschenwürde seitens derer, die es regieren, die Behandlung des Bauers, der nicht für einen Menschen gehalten wird, sondern für ein grobes, unvernünftiges Wesen, das in jeder Sache der Vormundschaft und Leitung bedarf und infolge dessen, unter dem Schein der Fürsorge für ihn, die völlige Aufhebung seiner Freiheit und Persönlichkeit erfährt. So fühlt der Bauer sich in der wichtigsten, religiösen, Beziehung nicht als freies Mitglied seiner Kirche, das den Glauben, welchen es bekennt, frei erwählt oder wenigstens anerkannt hat, sondern als ein Sclave dieser Kirche, der verpflichtet ist, die Forderungen zu erfüllen, welche ihm seitens seiner religiösen Obrigkeit gestellt werden, die ihm gesendet und unabhängig von seinem Wunsch oder seiner Wahl angestellt worden ist. Dass hier eine wichtige Ursache für den unterdrückten Zustand des Volkes zu finden ist, bestätigt sich auch durch die Erfahrung, dass immer und überall, sobald die Bauern sich vom kirchlichen Despotismus befreien und

*) Tschernosem-Zone, der fette Getreideboden, die Kornkammer des Reichs.

*) [illegible]

**) 2400 Quadratfaden.

einer Secte, wie es heißt, verfallen, der Muth des Volkes sich sogleich hebt und sogleich auch, ohne Ausnahme, sein ökonomischer Wohlstand sich wieder herstellt.

Eine andere, für das Volk verderbliche Aeußerung dieser Fürsorge für dasselbe sind die Ausnahmsgesetze für die Bauernschaft, die in Wirklichkeit Abwesenheit jeglicher Gesetze und völlige Willkür der zum Regieren der Bauern angestellten Beamten bedeuten. Dem Namen nach existieren für die Bauern irgendwelche besondere Gesetze, sowohl in Bezug auf den Grundbesitz, wie auf die Theilungen, das Erbrecht und alle ihre Pflichten. In Wirklichkeit aber gibt es nur irgend einen undefinierbaren Brei von Verordnungen, Erörterungen, Gewohnheitsrechten, Cassationsartikeln u. s. w., weshalb der Bauer sich mit Recht in völliger Abhängigkeit von der Willkür seiner zahllosen „Obrigkeit" fühlt. Für seine Obrigkeit aber hält der Bauer außer dem Sjotski (Vorsteher von hundert Mann), dem Dorfschulzen, dem Gemeindevorsteher auch den Schreiber und den Stanowoj (Polizeiofficier) und den Chef der Landpolizei und den Versicherungsagenten und den Feldmesser und den Schiedsrichter bei der Feldscheidung und den Veterinär und den Feldscheer und den Arzt und den Geistlichen und den Richter und den Untersuchungsbeamten und jeglichen anderen Beamten, und sogar den Gutsbesitzer und jeden Herrn, weil er aus Erfahrung weiß, dass jeder solcher Herr mit ihm machen kann, was er will. Am meisten aber unterdrückt den Muth des Volkes, obgleich es nicht sichtbar ist, jene schändliche — selbstverständlich nicht für ihre Opfer, sondern für die Begeher und für diejenigen, die sie zulassen, schändliche Misshandlung durch Prügel, welche wie das Schwert des Damokles über jedem Bauern hängt.

Meine Antworten auf die drei im Anfang gestellten Fragen sind folgende: Es gibt keine Hungersnoth, es gibt eine chronische ungenügende Ernährung der ganzen Bevölkerung, die schon zwanzig Jahre dauert und immer zunimmt und welche dieses Jahr bei schlechter vorjähriger Ernte besonders fühlbar ist und im nächsten Jahr noch schlimmer sein wird, weil die Roggenernte in diesem Jahr noch schlechter als im vorigen ausfällt. Es gibt keine Hungersnoth, es gibt etwas bei weitem Schlimmeres. Es ist gerade so, wie wenn ein Arzt, welchen man fragt, ob der Kranke Typhus hat, antwortet: „Typhus hat er nicht, sondern galloppierende Schwindsucht."

Auf die zweite Frage antworte ich, dass das Elend des Volkes keine materielle, sondern eine moralische Ursache hat, dass die Hauptursache die Muthlosigkeit ist, so dass, solange der Muth des Volkes sich nicht hebt, keine äußerlichen Maßregeln, kein landwirtschaftliches Ministerium mit all seinen Einfällen, noch Ausstellungen, noch landwirtschaftliche Schulen, noch Aenderung der Tarife, noch die Aufhebung der Zölle auf Eisen und Maschinen, noch die jetzt so beliebten und als unfehlbare Arznei gegen alle Krankheiten ausgegebenen Parochialschulen: dass nichts von alledem dem Volke helfen wird, wenn der Zustand seines Gemüths derselbe bleibt. Ich sage nicht etwa, dass alle diese Maßnahmen unnütz wären, aber sie werden erst dann nützlich, wenn der Muth des Volkes sich hebt und wenn es bewusst und frei sie benützen, sie gebrauchen wollen wird.

Meine Antwort aber auf die dritte Frage: wie ist es zu machen, dass diese Noth sich nicht widerholt? besteht darin: es ist nothwendig, das Volk — wenn nicht zu achten, so doch wenigstens nicht zu verachten; dazu muss man aufhören, es zu beleidigen, indem man es als Thier tractiert. Man muss ihm Confessionsfreiheit geben, man muss es nach allgemeinen, nicht nach Ausnahmegesetzen behandeln, nicht der Willkür der Landvögte*) unterordnen, man muss ihm Unterrichts-, Lese-, Bewegungsfreiheit geben und hauptsächlich dies Schandmal, welches auf der vorigen und der jetzigen Regierung liegt, beseitigen, — die Erlaubnis zu wilder Misshandlung, zur Durchprügelung erwachsener Menschen, nur darum, weil sie der Bauernclasse angehören.

Wenn man mir sagen würde: du willst ja das Wohl des Volkes, wähle nun eines von beiden: entweder dem ganzen ruinierten Volk auf jeden Hof drei Pferde, zwei Kühe, drei Mistdessätinen und ein steinernes Haus, oder nur Confessions-, Unterrichts- und Bewegungsfreiheit und Aufhebung aller speciellen Gesetze für die Bauern, so würde ich ohne Schwanken das zweite wählen, weil ich überzeugt bin: wenn selbst all jenes den Bauern zugetheilt ist und sie behalten dieselbe Geistlichkeit mit denselben Parochialschulen, dieselben Kron-Brantweinschenken, dieselbe Beamtenarmee, die scheinbar um ihren Wohlstand besorgt ist, so verzetteln sie in zwanzig Jahren wieder alles und bleiben eben so arm, wie sie waren. Wenn man aber die Bauern von all jenen Fesseln und Herabwürdigungen befreit, durch welche sie gebunden sind, so werden sie in zwanzig Jahren alle die Reichthümer erwerben, welche wir ihnen bescheren wollten, und sogar noch viel mehr als das. Dass es aber so sein wird, denke ich deshalb, weil ich immer mehr Verstand und wirkliche Kenntnisse, deren die Menschen bedürfen, unter den Bauern als unter den Beamten fand, und darum glaube ich, dass die Bauern eher und besser selbst überlegen, was ihnen nothwendiger ist; zweitens darum, weil man mit mehr Wahrscheinlichkeit vermuthen kann, dass die Bauern, dieselben, für deren Wohl gesorgt wird, besser wissen, worin es besteht, als die Beamten, welche vorzugsweise um den Bezug ihres Gehalts besorgt sind, und drittens, weil die Lebenserfahrung ausnahmslos zeigt, dass die Bauern umso mehr verarmen, als sie dem Einfluss der Beamten ausgesetzt sind, wie dies in den Centren der Fall ist, und dass die Bauern umgekehrt um so besser gedeihen, ohne Ausnahme, je weiter weg sie von den Beamten wohnen, zum Beispiel in Sibirien, im Samara-, Orenburg-, Wjatka-, Wologda-, Olonegk-Gouvernement.

Das sind die Gedanken und Gefühle, welche mein neues Näherherantreten an die Bauernnoth in mir hervorgerufen, und ich habe es für meine Pflicht gehalten, sie auszusprechen, damit die aufrichtigen Leute, welche wirklich wünschen, all das dem Volke zu vergelten, was wir von ihm erhielten und erhalten, ihre Kräfte nicht umsonst für eine secundäre, oft falsche Thätigkeit verbrauchen, sondern all ihre Kräfte verwenden auf das, ohne welches keine Hilfe wirkliche Hilfe ist — auf die Beseitigung alles dessen, was den Geist des Volkes niederdrückt, und auf die Herstellung alles dessen, was ihn heben kann.

Bevor ich diesen Artikel wegschickte, entschloss ich mich noch, in den Bezirk Efremow zu fahren: von der elenden Lage einiger Ortschaften dieses Bezirks habe ich von vollständig glaubwürdigen Personen gehört.

Ich hatte auf dem Wege nach dieser Gegend den ganzen Bezirk Tscherusk seiner ganzen Länge nach zu durchfahren. Der Roggen ist in dieser Gegend, das heißt im nördlichen Theil der Bezirke Tscherusk und Mzensk, in diesem Jahre außerordentlich schlecht, aber das, was ich auf dem Wege zum Bezirk Efremow erblickte, hat die finstersten Vermuthungen übertroffen. Die Gegend, welche ich durchreiste, circa 35 Werst der Länge nach von Gremjatschewo bis zu den Grenzen der Bezirke Efremow und Bogorodizk und der Breite nach circa 20 Werst, erwartet im nächsten Jahr ein schreckliches Elend. Fast 1000 Dessätinen Roggen sind in dem Raum dieses Vierecks vollständig verloren gegangen. Man fährt eine Werst, zwei, zehn, zwanzig, und zu beiden Seiten der Straße gibt es auf den Ländern der Gutsbesitzer anstatt des Roggens durchgehends Melde, auf den bäuerlichen Gütern gibt es nicht einmal Melde. So dass die Lage der Bauern dieser Gegend (der Roggen ist auch an vielen anderen Orten, wie man mir sagte, verloren gegangen), im nächsten Jahre unvergleichlich viel schlimmer sein wird, als in diesem.

Ich spreche von der Lage nur der Bauern und nicht der Grundbesitzer überhaupt, weil die Roggenernte nur für die Bauern, welche sich direct, unmittelbar vom Roggenfeld ernähren, als Frage von Leben oder Tod entscheidende Bedeutung hat.

Sobald beim Bauer das eigene Brot für die ganze Haushaltung oder für den größten Theil desselben nicht ausreicht, und das Brot theuer ist, wie in diesem Jahr (circa ein Rubel), so droht seine Lage verzweifelt zu werden, ähnlich der Lage eines Beamten, sagen wir, der seine Stelle und sein Gehalt verloren hat und seine Familie in der Stadt fortgesetzt ernähren soll. Der Beamte muss, um zu existieren, entweder seine Ersparnisse verbrauchen, oder seine Sachen verkaufen; und jeder Tag des Lebens bringt ihn seinem vollständigen Ruin näher. Ebenso ist es mit dem Bauer, der sich genöthigt sieht, das theure Brot um mehr als den gewöhnlichen, durch den bestimmten Verdienst gesicherten Preis zu kaufen, nur mit dem Unterschied, dass der Beamte, indem er mehr und mehr herunterkommt, die Möglichkeit nicht verliert, eine Stelle zu finden und seine Lage wieder herzustellen, der Bauer aber, indem er Pferd, Feld, Aussaat verliert, definitiv die Möglichkeit einbüßt, seine Lage wieder zu bessern.

In solcher Untergang drohender Lage befindet sich die Mehrzahl der Bauern in dortiger Gegend. Aber im nächsten Jahre wird diese Lage nicht nur drohend sein, sondern für die Mehrzahl das Verderben selbst. Hilfe, sowohl von der Regierung, wie auch Privathilfe, wird daher im nächsten Jahr dringend geboten sein. Inzwischen aber werden, namentlich jetzt, wie im Gouvernement Tula so auch in Orel, Rjasan und anderen Gouvernements, die energischesten Maßnahmen ergriffen, um die Privathilfe in allen ihren Formen zu verhindern. Und, wie ersichtlich ist, allgemeine, andauernde Maßnahmen. So werden in diesem Bezirk Efremow, wohin ich gehen wollte, gar keine Privatleute, die den Nothleidenden Hilfe leisten wollten, zugelassen. Die Bäckerei, welche dort von einer mit den Gaben der freien ökonomischen Gesellschaft ausgestatteten Person errichtet worden, war geschlossen, die Person selbst weggewiesen, wie auch schon früher angekommene Personen weggewiesen worden. Es wird angenommen, dass es keine Noth in diesem Bezirk gibt und dass Hilfe hier nicht nöthig ist. Sodass meine Fahrt in den Bezirk Efremow (obgleich ich aus persönlichen Gründen meine Reise dorthin aufgeben musste) unnütz gereizen und unnöthige Verwickelungen hervorgebracht hätte.

Im Bezirk Tscherusk aber ereignete sich, wie mein dorthin gereister Sohn mir berichtete, während meiner Abwesenheit Folgendes: Die Polizei kommt in das Dorf, wo die Freitische sind, verbietet den Bauern, zum Mittag- und Abendessen dorthin zu gehen, und

*) Semski Natschalnik.

um die Erfüllung des Gebots zu sichern, zerschlägt sie die Tische, an denen man gespeist hatte, und reist dann ruhig ab, ohne das den Hungrigen entrissene Stück Brot durch etwas zu ersetzen, außer durch die Forderung des Gehorsams ohne Murren.

Es ist schwer, sich vorzustellen, was in den Köpfen und Herzen der Leute vorging, welche dieses Verbot betroffen hat, und aller derjenigen Menschen, die davon erfahren haben. Aber noch schwieriger ist es, für mich wenigstens, mir vorzustellen, was in den Köpfen und Herzen der anderen, derjenigen Leute vorgeht, welche für nöthig halten, solche Maßregeln vorzuschreiben und sie auszuführen, das heißt, die in Wahrheit, ohne zu wissen, was sie thun, das Almosenbrot den Hungrigen, Kranken, Alten und Kindern mit Gewalt aus dem Munde reißen ...

Ich kenne die Erwägungen, welche zur Vertheidigung solcher Maßregeln aufgestellt werden: erstens muss man beweisen, dass die Lage der, unserer Regierung anvertrauten Bevölkerung nicht so schlimm ist, wie die Leute von der Gegenpartei es beweisen wollen: zweitens muss jegliche Anstalt (die Speisetische und Bäckereien sind Anstalten!) der Regierungscontrole untergeordnet sein, obwohl diese Controle in den Jahren 1891 und 1892 nicht existierte; drittens kann das directe und nahe Verhältnis des Helfenden zum Volk in diesem unwillkommene Gedanken und Gefühle wachrufen. Aber alle diese Erwägungen, (selbst wenn sie berechtigt wären, aber sie sind falsch) sind so kleinlich und nichtig, dass sie im Vergleich zu dem, was durch die Speisetische oder Bäckereien gethan wird, die Brot an die Nothleidenden vertheilen, keine Bedeutung haben können.

Die ganze Sache besteht ja in Folgendem: Es gibt Leute, die, wir wollen nicht sagen sterben, sondern Noth leiden, es gibt andere, die im Ueberfluss leben, aus dem guten Gefühl ihres Ueberflusses jenen Leuten etwas abgeben; es gibt dritte Personen, welche Vermittler zwischen den ersten und zweiten sein wollen und dazu ihre Arbeit hergeben.

Können denn solche Thätigkeiten irgend jemand schädlich sein? Und kann es Pflicht der Regierung sein, sie zu verhindern?

Ich begreife, dass ihr Wachsoldat am Borowizkithor, als ich einem Bettler Almosen geben wollte, mir dies verbot und sich nichts aus meiner Verweisung auf das Evangelium machte, indem er mich fragte, ob ich das Militär-Reglement gelesen habe. Aber die Regierungsanstalt kann das Evangelium und die Forderungen der primitivsten Sittlichkeit, das heißt, dass die Menschen einander helfen sollen, nicht ignorieren. Im Gegentheil! Die Regierung existiert nur dazu, um alles das zu beseitigen, was diese Hilfe verhindert. Aus diesem Grunde hat die Regierung keinen Grund zur Verhinderung der Hilfsthätigkeit. Wenn aber falsch abgerichtete Regierungsorgane Unterordnung unter ein solches Verbot verlangten, so ist jeder Privatmann verpflichtet, sich solcher Forderung *nicht* zu unterwerfen.

Als der bei uns angekommene Stanowoj fragte, was es mir ausmache, mich an den Gouverneur mit der Bitte um Erlaubnis zur Errichtung von Speisetischen zu wenden, antwortete ich ihm, dass ich dies nicht thun könne, weil ich keinen Gesetzparagraphen kenne, durch welchen die Einrichtung von Speisetischen verboten wäre, und gäbe es einen solchen, so könnte ich mich ihm doch nicht unterordnen, denn thäte ich dies, so könnte ich morgen in die Nothwendigkeit gerathen, mich dem Verbot zu unterwerfen, Mehl auszugeben, Almosen ohne Bewilligung der Regierung zu vertheilen. Das Recht aber, Almosen zu geben, ist von der höchsten Gewalt eingeführt, und keine andere Gewalt kann es aufheben.

Man kann Speisetische und Bäckereien schließen, die Leute, welche gekommen sind, um der Bevölkerung zu helfen, aus einem Bezirk in den andern verschicken, aber man kann nicht den aus einem Bezirk weggewiesenen Leuten verbieten, in irgend einem andern bei ihren Bekannten in einer Bauernhütte zu wohnen und durch irgend welche andere Mittel dem Volke zu dienen, und ebenso in diesem Dienst sein Vermögen und seine Arbeit zu verwenden. Es ist unmöglich, eine Klasse von der andern durch eine Mauer zu trennen. Und jeder Versuch solcher Trennung bringt eben jene Folgen hervor, die man durch die Trennung verhindern wollte.

Den Verkehr der Menschen untereinander kann man nicht aufheben, man kann aber den regelmäßigen Verlauf dieses Verkehrs stören und ihm dort, wo er wohlthuend wirken könnte, eine schädliche Richtung geben. — Helfen in dem oben geschilderten, wie in jeglichem menschlichen Unglück kann nur die geistige Erhebung des Volkes (unter „Volk“ verstehe ich nicht allein das Bauernthum, sondern das ganze Volk, wie die arbeitenden, so auch die reichen Klassen): die Erhebung des Volkes pflegt nur in einer Richtung vor sich zu gehen: in immer größerer und größerer brüderlicher Eintracht der Menschen. Und darum muss man den Menschen zum Nutzen diese Eintracht fördern, nicht dieselbe verhindern. Nur durch solche, immer größere brüderliche Eintracht wird das jetzige und das im nächsten Jahr zu erwartende Elend behoben werden; nur so wird der gesammte Wohlstand der immer mehr sinkenden Bauernschaft sich heben und der Wiederholung des Unglücks von 1891, 1892 und 1898 vorgebeugt werden.

Conrad Ferdinand Meyer.

(Geboren 12. October 1825, gestorben 28. November 1898.)

Wenn man von Conrad Ferdinand Meyer spricht, pflegt der Name Gottfried Kellers — im Sinne von Schiller und Goethe — mitgenannt zu werden. Das hat nur äußerliche Berechtigung. Innerlich waren sie einander so fremd, als es Künstler sein können, deren starkes Naturel den Einen nicht für die Höhe des Andern blind macht, und der Verkehr zwischen beiden Dichtern ist bei aller gegenseitigen Ehrung ein karger geblieben. Der Weg von der klarlinigen Renaissancenatur Meyers zu der niederländischen Barockempfindung Kellers ist weiter als der zu der antiken Stele des dritten großen Schweizer Meisters, Arnold Böcklin; aber er ist, wenn auch vom Zufall vielfach versteckt, verwirrt und aufgehalten, doch nicht vom Zufall bedingt. Die Schriften Kellers, der als Maler begann und geraume Zeit brauchte, um über sein Ich zur Klarheit zu kommen, haben in der Art der Darstellung, vielleicht auch des Dargestellten, wenig Malerisches und erinnern in ihrer krausen und bizarr-naiven Linienführung eher an die Holzschnitte der Dürer-Genossen, an Aldegreven oder Burgkmair. Bei Meyer wieder ist alles Farbe und Glanz und seine anschauliche Kunst ist so stark, dass er in jedem Werk immer an den größten Maler eben jenes Landes erinnert, von dem seine Dichtung gerade erzählt. „Die Hochzeit des Mönchs“ und „Die Versuchung des Pescara“ sind gedichteter Tizian; zum „Hutten“ hätte Holbein einen Lebenstanz malen mögen, und die Balladen aus der Zeit der Borgia und Mediçäer sind Michelangelesk. Während die anderen, Dahn, Ebers, Eckstein, vor einen historischen Zufälligkeitshintergrund eine historische oder erfundene Zufälligkeitsfabel hinstellen, vermag es Meyer, vergangene Menschen mit solch strenger und lebendiger Wucht aus dem Geiste der Zeit heraus zu gestalten, dass sich niemals ein Zweifel an der Echtheit ihres Fühlens und der Nothwendigkeit ihres Handelns regt. Mit keinem Wort werden die Anschauungen und der Gesichtskreis jenes Damals durchbrochen. Spräche Meyers Werk nicht für sich selbst, so wäre es schon an seiner That genug, die innere Unwahrheit und spielerische Willkür jener weitschweifigen Pseudohistorien bloß durch seine eigene innere Wahrheit und knappe Folgerichtigkeit in der dichterischen Compositien und Behandlungsform geschichtlicher Dinge für immer unmöglich gemacht zu haben.

Seine Art zu schaffen mag man sich vorstellen, wenn man die „Hochzeit des Mönchs“ liest. Dante erzählt die Geschichte, die er improvisatorisch bloß aus einer seltsamen Grabschrift ableitet. Er verknüpft Menschenschicksale und Zeitenzwang, und bald wird die Fabel unter seiner rastlosen Phantasie so üppig, dass der Stoff in ausgeschütteter Fülle vor ihm liegt und er nur sondern und vereinfachen muss. An seine Zuhörer vergessend, deren Namen und Charakter er anfangs halbspielend in die Geschichte hineingenommen hat, um sie lebendiger zu machen, erzählt Dante fort — oft mit Pausen, sich verbessernd und Unwesentliches oder historisch Unmächtiges mit der herrischen Geberde des Durchstreichens ungesagt machend. Die Unmittelbarkeit, mit der Dante und der Hof Cangrandes in diesem Rahmen aufleben, und gleichzeitig der Einblick in die Künstlerwerkstatt Meyers fesseln hier derart, dass man vielleicht zum Schaden der Dichtung die Erzählung oft über den Erzähler vergisst.

Derartige Einblicke sind übrigens bei Meyer selten. Nichts schwerer, als sich *seine* Persönlichkeit aus seinen Dichtungen zu gestalten. Selbst in seiner Lyrik, bei all ihrer prachtvollen Stimmung, ihren eigenartigen und oft aus Absonderliche streifenden Bildern und ihrer tiefen Wärme liegt es wie ein Schleier über allem Persönlichen, und diese spröde und scheue Zurückhaltung wehrt zudringliche Fragen ab. Losgebunden von allem Gegenwärtigen, könnten all diese Werke ohne den Namen ihres Schöpfers ohne Schaden weiterbestehen, gleich wundervollen Schmuckstücken und Waffen von einem vergessenen Meister aus ferner Zeit. Man fühlt die *Art* eines Künstlers, eine hohe Energie, eine Selbstzucht, die oft zu ungenügsamer Selbststrenge wird, und einen reinen Geist, der in weiser Besonnenheit Geschautes erschöpfend zu gestalten vermag. Das *Wesen* dieses Künstlers aber versteckt sich gern hinter seinen Geschichten und Bildern und am ehesten verräth es sich in seiner Sprache, die in ihrer oft trotzig herben Gepresstheit, im ernsten Prunk ihres Rhythmus, in der Unerbittlichkeit gegen jedes leere Wort und der herrlichen Abtönung in Klangfarbe und Stil ganz sein Eigenthum ist und dem Forschenden manches zu erzählen vermag. Auch hier ist oft der Zwang der quälerischen Selbstkritik Meyers und sein unablässiges und unermüdliches Ringen nach äußerster Knappheit von Unheil gewesen. Er war immer dem Ausnützen und künstlichen Ausweiten eines Stoffes abhold und hat nie zu jenen vielen gehört, die einen Helm schmieden wollen, wo doch das Metall nur für einen Fingerhut reichte. In seinem übermäßigen Hang nach Concentration hat Meyer manchmal das Umgekehrte gethan und die Schönheit einer Form zerschlagen, um bloß ihr *Wesentliches* schärfer fühlen zu lassen. Er besaß jene Sparsamkeit, zu der nur der berechtigt ist, der auch verschwenden kann. Zumeist aber hat er

seinen unerschöpflichen Reichthum rein und harmonisch gebändigt und wer aus dem wirren und verwirrenden Lärm der allzu Lebendigen, die nur vom Tage beherrscht sind und nur den Tag beherrschen, zu diesem vielleicht allzu zeitlosen Künstler kommt, wird sich in der ernsten und erlesenen Freude stillen Genusses sagen, dass Meyer der einzige unserer Dichter war, der Aussicht hat, im Sinne der Malkunst für die Nachwelt ein „alter Meister" zu werden.

In den Monologen seines sterbenden Hutten, der vom Tode träumt und ihn leisen Schrittes ans Bogenfenster treten sieht, um mit seinem Winzermesser die goldige Traube zu schneiden, die dort hängt, hat Meyer einen stolzen Satz ausgesprochen:

„Und der Verständige merkt des Bildes Sinn,
Dass ich die Edeltraube selber bin,
Die heut gekeltert wird und morgen kreist
In Deutschlands Adern als ein Feuergeist."

Er hat das Recht gehabt, dabei an sich zu denken. Aber es mag sein, dass es noch lange dauert, bis alle das wissen und nicht nur wir, die ihn lieb hatten.

Richard Specht.

Moderne Kunst und Stickerei.

Wir haben vor einiger Zeit an dieser Stelle dem Bedauern Raum gegeben, dass die eminente Meisterschaft der Wiener Stickkünstlerinnen ruhig im altgewohnten Geleise verbleibt, während ringsum eine neue Welt sich aufthut und weit geringeres Können, aber mit mehr Initiative gepaart, unsere heimische Kunst überflügelt. — Nun, seitdem ist Vieles geschehen, wenn auch leider gerade nicht von jener Seite her, wo wir dies erwarteten. Die Winterausstellung im Oesterreichischen Museum zeigt uns eine Reihe von Anwendungen moderner Kunst in der weiblichen Handarbeit, die uns mit lebhafter Befriedigung erfüllen und anderseits mancherlei Gedanken anregen müssen.

Wir finden hier, dass ein einziger Wiener Fachindustrieller, an der Hand zweier Künstler, den modernen Gedanken voll und richtig erfasst hat — eine Beobachtung, die man schon in den Wiener Schaufenstern machen konnte. Ludwig Nowotny hat als Erster in Wien das moderne stilisierte Blumenornament mit seinen feinen, naturalistischen Details, diese vielleicht allerwichtigste, gesündeste und fernhintragendste Idee der Jetztkunst richtig aufgegriffen; Max Liebenwein in München und Architekt R. Hammel in Wien haben ihm dies durch bewunderungswürdige Musterzeichnungen ermöglicht, und was man hier sieht, wird nun wohl richtunggebend werden.

So kühn der Einfall sein mag, leinenes Tischzeug mit dem als Bordure stilisierten Kraut der Kartoffel, von der Blüte bis zu den Wurzelknollen hinunter, mit rankenden Speisekürbissen und Gurkenpflanzen in den natürlichen Farben zu besticken, so wird sich doch mancher zum erstenmal mit Staunen an den herrlichen Blattformen dieser Gewächse ergötzen. Man wird ihn schön oder befremdlich finden, gleichviel — es ist da sofort das stärkste Geschütz aufgefahren worden, das beweisen soll, was ein rechter Künstler aus den unglaublichsten, verächtlich einfachsten Motiven machen kann und wie man es macht, und damit zugleich die Lehre vom sach- oder materialgemäßen Stil. Dass man, zartere Motive anfassend, auf dieselbe Weise auch unendlich Poetisches schaffen kann, zeigt beispielsweise der herrliche Wandbehang aus röthlicher Seide, mit halbreifen Haferhalmen bestickt, nach Hermann Olbrich, ein Applicationspolster (Liebenwein) mit Frauenschuhorchideen auf weißer Seide und anderes.

Besonders edel empfunden finden wir das moderne Blumenmotiv in den Arbeiten des Fräuleins Melanie Mück und des Ischler Frauenerwerbvereins, nach Zeichnungen von Hammel. Hier wurde allerdings von der naturalistisch lebhaften Farbe abgesehen und somit ein Stimmungseffect erzielt. Dort war es die mühevolle Nadelmalerei, hier bei den Schierlingsdolden einfache Stickapplication in nur drei Farben, aber so richtig gestimmt, dass sich die Vollwirkung eines Gemäldes ergiebt: bei Fräulein Mück gar nur eine Contourierung in duftigem Violett und Schraffierung des Grundes mit Goldfäden, also einfache leichte Technik und doch welche Wirkung, wie neu und modern alle diese Arbeiten, wie voll befriedigend! Hier hat die Stickarbeit das reproduciert und belebt, was der Künstler gedacht und geschaffen hat: die Stickerin thut dasselbe, was der Künstler leistet, wenn er seine Kohlenskizze in Farben ausführt; aber die Skizze muss eben schon Kunstwerk sein, sonst ist alle Ausführung vergeblich.

Dieses ist nun die Hauptsache, das Gemeinsame, was uns von allen den mustergiltigen neuen Handarbeiten eindringlich gelehrt wird: diese höchste Wichtigkeit der Zeichnung. Sie erscheint noch selbstredender an den ornamental-decorativen Applicationsstickarbeiten, die sich in den Interieurs vorfinden und denen die außerordentlichste reichste Verwendung in der modernen Wohnungsarchitektur allgemein bevorsteht. Bei diesen Arbeiten ist nur eines maßgebend: das Machtwort des anordnenden Künstlers, die Architektur der Zeichnung und Größenverhältnisse, die feinste Zusammenstimmung der Nuance. Wer den weißseidenen kleinen Vorhang mit gelblichem Applicationsornament gesehen hat, der in dem Jagdmansardenzimmer das Licht vom Kopfende des Bettes abhält — ein allerliebstes Ding und eine allerliebste Idee — oder den großen Bettvorhang aus Rohseide mit mattgrüner Application in dem Niedermoser'schen Schlafzimmer (beides Zeichnung von Hammel), der wird verstehen, was wir meinen. Das moderne Zimmer will große, ruhige Linien- und Flächenornamente da und dort, etwas, das ihm weder eine Wandtapete, noch ein Gewebe ersetzen kann, etwas Individuelles, capriciös, so und nicht anders in Zeichnung und Farbe. Widerstrebt es der Gediegenheit des Ganzen, diese Verzierung der Wand oder dem Vorhang keck aufzupatroniren, wie wir das im Secessionsgebäude sehen, so bleibt kein anderes Mittel als die Stickerei, und zwar um ihrer unübertroffen pastosen Wirkung und raschen Ausführung halber die Applicationsstickerei. Zu welchen Ehren diese Technik berufen ist, sahen wir schon an den prächtigen Portalen und Vitrinenbehängen in der Rotundenausstellung, an dem famosen Kirschenschlafzimmer von Schenzel daselbst, das nun nach Paris geht und dessen Wandtapete, Bettdecke und Möbelbezüge ganz aus farbiger Seidenapplication hergestellt waren. Architekt O. Wagner, dem alle Entwürfe dafür zu verdanken waren, weiß dieses edle Decorationsmittel auch weiterhin bestens zu schätzen: ganz ferne steht er dem Umstande gewiss nicht, dass gerade jenes Zimmer der Secession, in dem sich seine Entwürfe befinden, sowie das Postament zu seinem Akademiemodell, in ausgezeichnet schöner Weise mit Applicationsstickereien decoriert sind — brauner Sammt auf altgoldfarbiger Seide, die Zeichnung und nur die Zeichnung in großen modernen Linienzügen als Hauptsache geltend machend.

Die bisherige hohe Kunstrichtung in der Wiener Stickerei hatte sich ja auch immer nur auf reiner, vornehmer Zeichnung aufgebaut, wenn schon der Schwerpunkt auf feinem Detail, strenger Stilreinheit und exacter Nachbildung bestimmter Techniken lag. Was in dieser Weise bei uns wirklich Hervorragendes geleistet wird, beweist ein in der Winterausstellung befindlicher, bewunderungswürdiger Wandbehang von Fräulein Fritzi Marans, auf weißem Brocat mit Nadelmalerei und Gold gestickt, nach einem classischen Muster, einem im Besitze des Museums befindlichen Vespermantel aus der Zeit des Ueberganges von der Renaissance zur Barocke. Die Arbeit und Anordnung darf als in jeder Hinsicht vollendet bezeichnet werden. Es ist dies aber auch das einzige Stück, welches keinerlei moderne Bestrebungen zeigt. Ein geschmackvoller Polster von Margarethe v. Suttner in Malerei und Stickerei, nach hübscher japanisierender Zeichnung, ein zweites, sehr originelles Kissen vom Ischler Frauenerwerbverein nach einem altenglischen Muster, mit grünem Cretonne auf ungebleichtem Baumwollstoff mittelst weißer Litzen appliciert, sind ferner erwähnenswert. Fräulein v. Mangelsdorff hat einen Paravent, die vier Jahreszeiten in Blumen darstellend, buntgestickt. Diese sehr verdienstvolle Arbeit gibt indes ungemein viel zu bedenken, denn sie ist etwas typisch Weibliches. Nach der Weise der Japaner willkürlich hingeworfen allerlei Blumen — aber leider kein Entwurf aus einem Guss, wie bei jenen, sondern lauter einzelne Blümchen und Zweiglein, einzeln skizziert und nachträglich da und dort arrangiert. Wer so viel kann, sollte sich getrost der Führung eines zeichnenden Künstlers anvertrauen, oder soll — wenn doch einmal das Bestreben vorhanden ist, selbständig modern sein zu wollen — einfach irgend einen der zahllosen reizenden Gedanken, mit denen die heutigen Künstler so verschwenderisch um sich werfen, in bunte Seide und gestickte Contur umsetzen. Ein einziger Jahrgang der „Jugend" oder „The Studio" enthält Gedanken genug für eine ganze Generation von Stickerinnen. Wir wenden uns hier nochmals und mit nachdrücklichster Warnung gegen den Zeitverderb einer mühevollen Stickerei ohne denkbar vollkommensten zeichnerischen Vorwurf.

Wir leben ja gottlob wieder in einer Zeit, wo es der Künstler nicht mehr unter seiner Würde findet, kunstfleißigen Händen seine edelsten Gedanken anzuvertrauen. Die Stickerin kann wohl zufrieden sein mit ihrer Gabe, reproducierend und dabei belebend zu wirken, und nicht eigenmächtig am Geiste der Zeichnung herumkünstelnd. Das moderne Ornament ist ein organisches Ganzes, keine Kreuzstichbordure mit an beliebiger Stelle zusammenlaufenden Ecken, sondern jede Linie ist im Raume wohlerwogen und empfunden, wenn die Zeichnung etwas taugt. Mache das, wer es machen kann! Es sind deren nicht allzuviel Berufene, und die Stickerin soll nur sorglich wiedergeben, nicht selbst erfinden wollen.

Wer beides kann, erfinden und sticken, muss heute erstaunlich viel leisten. Es hat sich ja allerdings eine Anzahl von Künstlerinnen heute schon in den Dienst des Kunstgewerbes gestellt, die gleich ihren männlichen Collegen es vorziehen, ihre Entwürfe in lohnendere Ausführungsweisen umzusetzen, als es Gemälde oder Statuetten sein mögen. Das ist aber etwas ganz anderes, als wenn berufsmäßige Stickerinnen das bisschen Entwurf für eine Nebensache halten, die man sich ebensogut selbst macht.

Ein großartiges Beispiel dieser Art sehen wir im kunstgewerblichen Zimmer der Secession. Mademoiselle Helene de Rudder in Brüssel hat hier einen Paravent in Application und Flachstickerei ausgestellt, der in technischer Ausführung und Farbengebung gleich

vollendet ist, und dessen figurale Zeichnung — die drei Parzen — wir für die Wiedergabe eines Burne Jones hielten. Das ist es aber nicht, sondern der originale Entwurf der Künstlerin. — Wer das alles zusammen kann, ist freilich bewundernswürdig. Warum aber sollte eine treffliche Stickerei sich nicht auch das größte Verdienst erwerben, wenn sie einen wirklichen Burne Jones in ähnlicher Weise wiedergeben wollte? Warum sollen die köstlichen Eckmann'schen Zeichnungen nur in Scherrebecker Wandteppichen reproduciert werden? Warum müssen die Pölster unserer englischen Sitzmöbel gerade nur mit dem bedruckten Sammt in den großblumigen Mustern nach Morris überzogen sein, und warum stellen wir uns dieselben, liebgewordenen Musterungen nicht in Stickerei her?

Der Bildhauer Hermann Obrist — eine Größe unter den Männern der neuen kunstgewerblichen Bewegung in Deutschland — befasst sich derzeit speciell mit Entwürfen für Stickerei; Berlepsch, Riemerschmied, Pankok in Deutschland, in Wien, allerdings noch versuchsweise, Roller, Olbrich, Lesser, Urban, Hofmann, Moser haben in dem Fache schon gearbeitet und geben uns in verschwenderischer Fülle ihre oft geistreichen, scheinbar tändelnden und doch so wunderbar klar empfundenen und durchdachten Flächenornamente, ihren modernen Buchschmuck, Stilisierungen von heimatlichen Gewächsen, Thieren und Figuren in märchenhaften Linien und einfachen, großartig wirksam gegeneinander gestellten Farben. Alle diese in jedermann zugänglichen Druckwerken verstreuten Kunstwerke sind ja wie dazu geschaffen — man sehe nur den gestickten Paravent im Farayzimmer des Museums — dass wir sie in das Milieu unseres Hauses rücken, sie ohne jede Schwierigkeit in glänzende oder mattschimmernde Seide übersetzen können, dieses unendlich bildungsfähige und künstlerische Ausdrucksmittel. Dem modernen Geschmacke gemäß fügte sich dergleichen als Wandbehang, Polsterung oder Paravent leicht in die Gesammtheit des Mobiliars, vorausgesetzt, dass man nicht etwa hier auch wiederum die beliebten Gewaltthaten der stickenden Damen verübt, Muster in irgend eine Form hineinzupressen, mag sie zu lang oder zu kurz dafür sein, und den überschüssigen Raum durch irgendein anderes Schnörkelchen auszufüllen. Da ist alles Architektur, bekanntlich eine Sache, die der zehnte Architekt nicht recht kann. Jeder Fehler, Mangel und Reizlosigkeit einer Zeichnung, tritt in der prätentiösen Ausführung durch Handarbeit doppelt antipathisch hervor. Der moderne Stil soll individualisierend und sachgemäß sein, das heißt: man will nicht in jeder Wohnung die nämlichen Sachen finden, und nichts, was für seinen Zweck unpassend aussieht, jede Verzierung soll Sinn haben und eine gewisse Gesammtstimmung hervorbringen. Man wird Stickerei mehr als jemals verwenden, aber nur dort, wo Polsterung und Stoffflächen unbedingt gestickt sein müssen, nicht Deckchen an allen Enden und Behänge für Plätteisen und Essigkrug, wie bisher!

Die Frauenhandarbeit steht also heute vor ganz anderen, größeren Aufgaben, wenn sie dieser ehrenvollen Berufung recht nachkommen will. Keine tausend Kleinigkeiten, sondern große, wertvolle, wohlüberlegte Werke, bei denen man einen rechten Künstler zu Rathe ziehen soll — nicht den Stickereihandlungscommis und nicht das eigene launenhafte Köpfchen. Respect vor dem Entwurfe des Künstlers, dessen Gedanken unsere Hand beseelen sollen, dann werden wir eine neue Blütezeit der Wiener Stickerei haben, wie zur Zeit der Wiederbelebung alter Handarbeitstechnik, von der wir das alles gelernt haben, was wir jetzt brauchen können. Der unverkennbare Einfluss der leitenden Hand, der gegenwärtigen Richtung im Oesterreichischen Museum hat sich also auch in diesem erst zu schaffenden Fache glänzend bewährt, und wenn wir uns nicht abermals erst von außen her belehren lassen, sondern der neuen Führung willig folgen wollen, können wir Frauen selbst mitbauen an dem Werke einer neuen Wiener Kunst.

Natalie Bruck-Auffenberg.

Burgtheater.

Die Kainz-Woche (21. bis 26. November 1898). — „Das Vermächtnis", Schauspiel in drei Acten von Arthur Schnitzler (30. November 1898).

Man hat jetzt Kainz in Wien kennen gelernt. Er spielte Ernesto in „Galeotto" (8. October 1897), Teja, Fritzchen, der Maler in „Morituri" (10. October 1897 und 24. November 1898), Hamlet (13. October 1897), König Alfons in der „Jüdin von Toledo" (14. October 1897), Mortimer in „Maria Stuart" (21. November 1898), Franz Moor in den „Räubern" (22. November 1898), Leon in „Weh' dem, der lügt" (25. November 1898), Romeo (26. November 1898). Gesehen hatte man ihn schon früher in Wien. Ich denke da nicht an die Zeit, als Kainz vor so und so viel Jahren an einer kleinen Winkelbühne seine schauspielerische Thätigkeit begann — wenn ich nicht irre, just an dem Tage, an dem er 1897 zu seinem ersten Gastspiel am Burgtheater in Wien eintraf — sondern ich denke an die Tage der „internationalen Musik- und Theaterausstellung". Am 7. Mai 1892 spielte da Kainz den Fernando in „Stella". Er spielte dort einmal und nicht wieder. Die Kritik hat ihn damals achtungsvoll behandelt, das Publicum hat sich kühl gegen ihn verhalten. Viel mag dabei an den äußeren Umständen gelegen gewesen sein. Aber fragen wir uns ehrlich — wenn er auch 1892 im Burgtheater alle die anderen Rollen gespielt hätte, in denen er jetzt aufgetreten ist, würde er so auf uns gewirkt haben, wie heute? Ja, noch mehr, wie wäre wohl sein Romeo, der so gar nichts von dem traditionellen, mit Cravatteltenor behafteten schmachtenden Jüngling an sich hat, aufgenommen worden, hätte er sein Gastspiel 1897 mit ihm begonnen? Es muss sich also von 1892 auf 1897 etwas geändert haben, und es muss sich auch seit seinem ersten Auftreten etwas geändert haben. Und da sich er in den paar Jahren kaum wesentlich geändert haben dürfte, muss sich in uns etwas geändert haben: und das kann, bevor er hier seine Kunst zu zeigen begann, nicht durch ihn geschehen sein, während wir von seinem Debut ab allerdings auch mit dem Einflusse seiner Art auf uns werden zu rechnen haben. Und die Sache ist eigentlich ganz klar. Erinnern wir uns doch nur, wie befremdend die ersten Dramen Hauptmanns auf einen großen Theil unsers Publicums wirkten, erinnern wir uns doch nur, welche Etappenpolitik man im Burgtheater befolgen musste, um von Ibsens „Volksfeind" zu „Klein Eyolf" und der „Wildente" zu gelangen, ja erinnern wir uns, welch verschiedene Aufnahme dieselbe „Wildente" innerhalb weniger Jahre im Deutschen Volkstheater, wo sie abgelehnt wurde, und im Burgtheater, wo sie ein Cassastück ersten Ranges wurde, erzielte — obwohl derselbe Mitterwurzer beidemale den Hjalmar und ihn gewiss auch beidemale mit gleicher Kunst in gleicher Art spielte.

Unser Geschmack hat sich eben geändert, und er ist geändert worden durch das moderne Drama. Das konnte aber nicht geschehen, ohne dass nicht auch unsere Anforderung an die Schauspielkunst geändert und diese selbst beeinflusst worden wäre. Wie sollte man durch Pathos wirken, wenn den Reden das Pathetische fehlte, wie durch Declamation von Monologen entzücken, wenn die Stücke keine Monologe enthielten, wie durch Herausbrüllen der Abgangsworte und der Actschlüsse frenetischen Beifall entzünden, wenn die Dichter „Abgänge" und stilisierte „Actschlüsse" vermieden? Wer in Ibsen, in Hauptmann gefallen wollte, musste sich nach anderen „Wirkungen" umsehen, er wurde zu einer anderen Spielweise gewaltsam hingedrängt: wenn ihm überhaupt noch zu helfen war, musste er Wein in sein Wasser schütten — oder doch so thun als thäte er es. In diesen Umbildungsprocess fiel das Gastspiel und Engagement Ferdinand Bonns am Burgtheater. Bonn hatte ein ganz richtiges Verständnis für die geweckten Wünsche, für die entstandenen Bedürfnisse: er wollte das, was Kainz kann. Und so gefiel er jenen, die sich über ein beiläufiges Zusammentreffen ihrer theoretischen Wünsche und der von ihm, oft mit mehr Selbstbewusstsein als Klugheit, promulgierten Thesen bereits klar geworden waren und darüber seine unfertige Fahrigkeit übersahen, und missfiel jenen, denen sein Können nicht genügte, wie auch jenen, die der „modernen Art" überhaupt abhold waren. Man mag über Bonn selbst denken wie man will, sein Engagement am Burgtheater war jedenfalls eine nicht unwichtige Phase in dem Wandlungsprocesse, den unser Geschmack in den letzten Jahren durchgemacht hat. Und als Mitterwurzer kam, begrüßten wir ihn schon mit ganz anderen Augen, als mit denen wir ihn seinerzeit scheiden gesehen hatten. Damals war er vielen nur als ein genialer, verrückter Querkopf erschienen. Jetzt erkannten wir ihn als ein Genie. Er mag sich ja auf seinen langjährigen Gastspielreisen, bei denen andere verschlampen und zugrunde gehen, „abgeklärt" haben. Aber sollte der Unterschied zwischen dem Mitterwurzer von einst und später wirklich so groß gewesen sein? Das ist kaum anzunehmen; daran, dass wir uns ändern, pflegen wir ja meist nicht zu denken, und so buchten wir einfach die Differenz im Resultat ganz auf seinen Conto. Mitterwurzer war uns eben mit genialer Intuition vorausgeeilt, und wir können uns glücklich schätzen, dass wir ihm, leider in der zwölften Stunde, noch so beiläufig nachgekommen sind. Und welchen Widerspruch fand Mitterwurzer anfangs noch bei einzelnen, so als König Philipp, als Franz Moor!

Nun, und kaum anders wäre es Kainz ergangen, hätte er sich im Burgtheater als Romeo eingeführt, nicht zu reden davon, wie seine Aufnahme als Mortimer, Romeo, Franz Moor, sagen wir im Jahre 1892, gewesen wäre. Die Hauptsache ist, er kam, wurde gesehen und siegte. Welch weites Reich des Könnens hat uns dieser Künstler nur in der Verschiedenartigkeit der Rollen gezeigt! Und dabei spielt er noch den Faust und — im Lumpazivagabundus! Und diese Kunst der Rede, diese Kraft der Charakterisierung, diese geistige innere Gewalt, mit der er immer unser Interesse in höchster Spannung erhält, auch wenn wir ihm einmal widersprechen möchten! Aber wir dürfen nicht ungerecht sein gegen andere. Der Unterschied im künstlerischen Können zwischen ihm und vielen anderen ist groß, aber nicht der ganze Unterschied in der künstlerischen Wirkung beruht auf ihm. Kainz bedient sich im Wettbewerb noch eines andern Mittels, eines Mittels, das man gewöhnlich nennen könnte, wenn es eben an manchen Orten nicht ungewöhnlich wäre, eines Mittels, das man, wenn er es nur hier benützt hätte, geradezu diabolisch nennen müsste: der Mann lernt nämlich seine Rollen

und er kann sie so, dass er ohne Souffleur spielen könnte. Ja, Bruder, freilich, da hört die Concurrenz bei vielen auf. Und darum ist der Mann frei auf der Bühne: er ist frei in der Rede, die er nicht zu dehnen und durch immer wiederkehrende Pausen zu zerreißen braucht, um seinen geistigen Bedarf von dem Souffleur stückweis aufzuschnappen; er ist frei in der Bewegung, weil er nicht genöthigt ist, immerwährend in der Nähe des Souffleurkastens oder der hinter den Coulissen postierten Souffleure herumzutanzen; er ist frei im Aufwande an Stimmmitteln, weil er keinen laut mitredenden Souffleur zu überschreien oder doch zu decken hat. Das Publicum empfindet es wohl unangenehm, wenn es oft ein ganzes Stück zweimal, einmal aus dem Souffleurkasten herausgezischt und dann auf der Bühne zusammengestoppelt genießen muss, aber es ahnt gar nicht, welche Macht für den Schauspieler darin liegt, wenn er seine Rolle gleichsam im Schlafe aufsagen kann, und wie wenig von dieser Macht manchmal dem Schauspieler zu eigen ist.

Als Abschiedsvorstellung hat Kainz den Romeo gespielt. Ueber zwanzigmal hat man ihn herausgejubelt, als das Stück zu Ende war. Das ist ja ein Romeo der Secession, hat mir ein geistvoller Mann gesagt, als die Vorstellung zu Ende war. Vielleicht. Und warum nicht? Wir leben ja doch in der Zeit der Secession, und ihren Wirkungen können sich auch jene Maler und Bildhauer nicht ganz entziehen, die anderswo als in der „Secession“ ausstellen, ja die sie geradezu bekämpfen. Hoffen wir, dass wir auch bei solchen Schauspielern Wirkungen dieses Romeo sehen, die diesen Romeo niemals lieben werden.

Das mit einer gewissen „Plötzlichkeit“ veranstaltete Gastspiel Kainz hatte die Hinausschiebung der für vorige Woche angesetzt gewesenen Novität „Das Vermächtnis“ von Schnitzler zur Folge gehabt. Dieses Stück wurde nun letzten Mittwoch gegeben. Das Publicum hat dem Dichter und den Darstellern lebhaften Beifall gespendet.

In einem gewissen Sinne ist das Stück ein Tendenzstück. Der Dichter hat die Tendenz nicht offen ausgesprochen, er hat nur einen Zipfel von der Decke aufgehoben, unter der sie liegt, aber das Publicum hat sich nicht täuschen lassen und das auf der Gallerie schon gar nicht, und zum Schlusse haben sie von oben jubelnd die Decke heruntergerissen, so dass die „freie Liebe“ sich in völlig unbekleidetem Zustande einem verehrungswürdigen hohen Logen- und Parketpublicum präsentierte. „Das Heiraten ist doch nur eine nebensächliche Formalität und der außereheliche Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Frau ist keine Sünde“. Das ist die These. Freilich, das Stück scheint nur einen einfachen Vorgang zu erzählen. Ein junger Mann bittet auf dem Todtenbette seine Familie, dass sie seine Geliebte nebst Kind bei sich aufnehme. Das Versprechen wird im ersten Act gegeben, im zweiten gehalten, im dritten nach dem Tode des Kindes gebrochen. In den die Entwickelung begleitenden Erörterungen vertritt ein Theil der Personen des Stückes die Ansicht, man könne die Geliebte des verstorbenen Sohnes nicht im Hause behalten, das sei ein Faustschlag in das Antlitz der Gesellschaft, eine „Maitresse“ müsse man hassen wie die Sünde; andere wieder finden keinen Unterschied, ob sie seine Frau oder seine Geliebte war. Es lassen sich nun gewiss für das eine und für das andere Gründe anführen, und es werden solche Gründe für und wider auch geltend gemacht. Aber indem der Dichter jenen Personen, die er sympathisch zu gestalten bestrebt war, die Vertheidigung der Gleichstellung von Weib und Geliebter zuweist, jenen aber, die er als abstoßende Charaktere gezeichnet hat, die entgegengesetzte Position, hat er Partei ergriffen und eben auf eine Tendenz hingearbeitet. Und hat auch er sie nirgends formuliert, so haben das andere für ihn gethan. Kurz vor dem Schluss des Stückes sagt Francisca, die Schwester des Todten, die sich stets liebend seines „Vermächtnisses“ angenommen hatte: „Was einen Menschen so glücklich macht, kann nicht die Sünde sein“. Das geht auf die Person, auf die uneheliche Gattin: eine dröhnende Beifallssalve von der Gallerie aber bewies, dass man es auf die Sache bezog. Und ich glaube, man hat damit so ziemlich das Richtige getroffen. Freilich heißt es im Buchtext: „Was einen guten Menschen so glücklich macht“, aber auf der Bühne gilt nur das gesprochene, nicht das geschriebene Wort und die Darstellerin der Francisca hat wohl mit Recht empfunden, dass „gut“ oder „nicht gut“ hier nicht mehr in Frage kommt.

Menschen werden selten durch Tendenzstücke bekehrt und so fehlte es nicht an Leuten, die auch während und nach der Vorstellung noch der Ansicht blieben, es sei doch besser, wenn man die frühere Geliebte des Sohnes nicht in die Familie aufnehme oder sie wenigstens bei guter Gelegenheit wieder höflich entferne. Und diese Leute wurden auch durch den vermuthlichen Selbstmord der Verstoßenen nicht irre gemacht, denn den konnte ja eigentlich niemand erwarten: hat Toni Weber den Tod des Geliebten, den Tod des Kindes ertragen, so wird sie doch, sollte man meinen, auch noch die Trennung von der Familie Losatti überleben! Der Dichter hat ja in einem zweifellos Recht: es liegt etwas Verlogenes in unseren socialen Zuständen, insbesondere insoferne es sich um den Geschlechtsverkehr handelt. Das Christenthum hat den Begriff der „Sünde“ für den außerehelichen Geschlechtsverkehr gegenüber der weitgehenden Toleranz der Griechen und Römer eigentlich erst in die abendländische Culturwelt eingeführt. Aber wie stehen die meisten Menschen in ihrem Innern dieser „Sünde“ gegenüber! Man nehme willkürlich tausend Männer, um von der heiklen Frage beim weiblichen Geschlecht nicht zu reden. Nun, wie viele werden unter ihnen sein, die noch nie „gesündigt“ haben, ja denen das nicht schon ziemlich oft widerfahren wäre? Und wie nachsichtig ist die Gesellschaft in der Richtung — solange nichts herauskommt! Ja aber dann, wenn die Sache offenkundig wird, dann ist alles anders. Dann wird ein kleiner Bruchtheil vielleicht Antheilnahme aussprechen und bethätigen, ein anderer Theil wird sich achselzuckend davonschleichen oder sich dagegen verwahren, dass man gewisse Dinge durch Anerkennung „sanctioniere“ und die meisten „Mitsünder“ werden entrüstet ihr Verdammungsurtheil kundgeben. Das, was uns Schnitzler vorführt, ist nun nur ein concreter Fall, in dem besondere Umstände zu der Aufnahme der aus einer illegitimen Verbindung Hinterbliebenen in eine widerstrebende Familie geführt haben und besondere Umstände die lockeren Beziehungen wieder lösen. Man kann auch nicht gegen eine einzelne, sagen wir kleine und nebensächliche Inconsequenz in unserer Gesellschaftsordnung sich mit Erfolg, ja nicht einmal mit Recht auflehnen, wenn man nicht den Muth hat, das ganze System zu bekämpfen. Und dazu sind die Losattis nicht die richtigen Leute, nicht einmal Francisca würde alle Consequenzen hinnehmen. Und so leidet die innere Wirkung des Schnitzler'schen Dramas, so geschickt es gemacht ist, und so lebenswahre Scenen es enthält, doch unter der Verquickung mit einer Tendenz, zu deren Verarbeitung und Durchführung der Apparat des Stückes nicht ausreicht.

Einer trefflichen, echt aus dem Leben gegriffenen Figur, in der die Heuchelei, Eitelkeit, Phrasenhaftigkeit und Schwäche, aus der sich der Charakter so vieler zusammensetzt, künstlerisch verkörpert ist, muss ich aber noch gedenken, des Professors der Nationalökonomie und Abgeordneten Herrn Adolf Losatti. Ja, den Mann kennen wir alle, wenn auch jeder einen andern meinen mag. Mein „Losatti“ hat mir einmal anvertraut, er würde herzlich wünschen, dass sein Sohn der jungen Frau seines alten Freundes mehr den Hof mache: „nichts ist gesünder für einen jungen Menschen, als so ein solides Verhältnis mit einer Frau.“ Ach ja! Aber würde er zu etwaigen Consequenzen freundlich Stellung genommen haben? Ach nein! Was aber unsern Losatti betrifft, so nennt ihn Frau Winter einen „Ehrenmann“. In Wien hat man da noch einen erweiterten Ausdruck: „Ein Ehrenmann mit Strupfen.“ Ja, ein Ehrenmann mit Strupfen, das ist Herr Losatti. Prächtig vom Dichter gezeichnet und vortrefflich, mit seltener Natürlichkeit von Herrn Hartmann gespielt.

Ueberhaupt war die Darstellung im wesentlichen eine vorzügliche. Freilich zu Anfang schien die Sache etwas bedenklich und man gewann den Eindruck, als würde ein Berliner und nicht ein Wiener Stück gespielt. Es war sehr gefährlich, das Stück so zu besetzen, dass die einleitenden Scenen Schauspielern mit ausgesprochen unwienerischem Accent (Frau Schmittlein und Herrn Paulsen) zufielen. Da kommen dann die anderen lange nicht von dem falschen Ton los; erst als Frau Schratt mit ihrem elementaren echten Wiener Naturell die Bühne betrat, fanden auch Fräulein Bleibtreu, Fräulein Medelsky und Fräulein Metzl den Heimweg von Berlin nach Wien. Noch gefährlicher aber war die Besetzung des Doctor juris Hugo Losatti mit Herrn Treßler. Zunächst ist Herr Treßler in erster Linie eine komische Kraft, wenn er auch noch anderes kann. Wenn er, statt jugendliche Rollen des komischen Faches zu spielen, sich als Paris in „Romeo und Julia“ und jetzt wieder in dieser Rolle exponieren muss, so fehlt für letzteres auch dann noch die Erklärung, wenn man begreift, warum er die ersteren Rollen nicht bekommt. Es wird halt da ein ähnlicher Grund obwalten, wie der, aus welchem man Kainz nicht als Cyrano auftreten ließ. Herr Treßler hat sich übrigens sehr anständig aus der Affaire gezogen. Trotzdem hat das Stück unter dieser Besetzung gelitten. Mit 26 Jahren gibt der Dichter selbst das Alter Hugos an; er hat ein vierjähriges Kind und wird von seinem Vater verdächtigt, früher ein Verhältnis mit seiner um zehn Jahre älteren Tante unterhalten zu haben (wie mag dieser Gedanke Papa Losatti immer erfreut haben!). Wenn wir da nicht einen gereiften jungen Mann vor uns sehen, wird das Peinliche der Situation überflüssigerweise erhöht. Herr Treßler sieht — glücklicherweise — auf der Bühne selbst noch aus wie ein Kind: wenn er der Mutter gesteht: „ich habe ein Kind“, denken wir uns unwillkürlich, er hätte doch noch ein Bissel warten können.

Frau Schratt in der weiblichen Hauptrolle hatte wieder Gelegenheit, zu zeigen, wie sie, wenn sie sich unseres kernigen heimatlichen Dialects bedienen kann, auch tiefgehende tragische Wirkungen zu erzielen vermag, während Frau Hohenfels in der nicht ganz ungefährlichen Rolle der Francisca mit vollendeter Sicherheit alle Klippen vermied, die da der Darstellerin und dem Stücke drohen. Sehr gut waren auch die meisten anderen der Darsteller. Moderne Stücke werden im Burgtheater schon seit Jahren viel besser gespielt als classische.

Max Burckhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

An gewöhnlichen Tagen liest der Vicar die Messe, an besonders hohen Festtagen der Bischof selbst. Aehnlich sind wir es von unserer Regierung und unserer parlamentarischen Majorität gewohnt, dass sie in gleichgiltigen Zeiten der Opposition die Besorgung der landesüblichen öffentlichen Ruhestörungen überlässt. In besonders feierlichen Zeiten aber besorgen Regierung und Majorität dieses Geschäft selbst. So konnte man auch in den letzten Wochen oft hören, dass die Regierung und die Majorität in der Festwoche keine Ruhestörung von Seite der Opposition zulassen werden. Und das haben sie auch zustande gebracht. Die Opposition ist diese Woche gar nicht dazu gekommen, die Ruhe zu stören, weil die Regierung und Majorität selbst ihr's darin zuvorgethan haben. Der Ministerpräsident Graf Thun hat es sich angelegen sein lassen, durch seine polizeisäbelrasselnde Interpellationsbeantwortung die Ruhe in den auswärtigen Beziehungen des Staates zu stören, der Jungczechenführer Dr. Herold hat durch eine rechtzeitig eingelegte Schimpferei gegen den Abgeordneten Pfersche das gleiche in den Beziehungen zwischen Deutschen und Czechen bewirkt; und der Vicepräsident Ferjančič hat durch einen rasch improvisierten Bruch der Geschäftsordnung die nöthigen Vorkehrungen getroffen, dass die einzige Plenarsitzung dieser Woche mit einem greulichen Tumulte endete. Arme unfruchtbare österreichische Opposition! Du bist zu gar nichts nütz, nicht einmal zum Ruhestören. Denn selbst darin sind Dir Regierung und Majorität über

*

Besonders der Graf Thun! Seine Antwort auf die Interpellation über die preußischen Ausweisungen hat mir den letzten Zweifel an seiner Bismarck-Aehnlichkeit genommen. Dieselbe Kunst der Stilisierung und Umstilisierung, die Bismarck bei der Redigierung der berühmten Emser Depesche anwendete, hat auch er bei Verlesung seiner Interpellationsbeantwortung bewiesen: aus einer Chamade hat er eine Fanfare gemacht. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die zwei letzten Absätze seiner Antwort zu prüfen. Sie lauten in der Thun'schen Aneinanderreihung, wie folgt:

„Die bereitwilligen Zusicherungen, welche unserem Auswärtigen Amte von dem Berliner Cabinete — so erst in neuester Zeit — zugekommen sind, lassen hoffen, dass eventuell die Festhaltung des von den preußischen Behörden als nothwendig anerkannten Postulats ihrer Verwaltungsgrundsätze (?) das nunmehrige Verhalten der preußischen Behörden, soferne es die Ausweisung österreichischer Unterthanen betrifft, mit jenen Rücksichten werde in Einklang gebracht werden, welche wir für unsere Staatsangehörigen beanspruchen können.

„Sollte sich jedoch die Erwartung fortan nicht erfüllen und sollte insbesondere in den Ausweisungen österreichischer Unterthanen entweder eine Kränkung derselben in dem Genusse völkerrechtlicher oder vertragsmäßiger Ansprüche erkannt werden, oder sollte endlich diesen Ausweisungen nicht mehr der Charakter einer bloß gegen einzelne Individuen wirksamen Polizeimaßnahme zukommen, so wolle für einen solchen Fall das hohe Haus die bündige Versicherung meinerseits entgegennehmen, dass ich — und zwar diesbezüglich im vollen Einvernehmen mit der gemeinsamen Regierung — nicht zögern werde, die Rechte der österreichischen Unterthanen mit allem Nachdrucke zu wahren, eventuell dem Grundsatze der Reciprocität entsprechende Maßregeln in Anwendung zu bringen."

Das klingt wie ein Ultimatum zwischen feindlichen Staaten, also die Fanfare. Man stelle nun die beiden Schlussätze Wort für Wort vollständig um, so dass der vorletzte Absatz zum letzten, der letzte Absatz zum vorletzten wird, und lasse nur die Uebergangspartikel „jedoch" an ihrer alten Stelle im Anfang des letzten Absatzes stehen und lese dann das Ganze noch einmal durch:

„Sollte sich die Erwartung fortan nicht erfüllen, und sollte insbesondere in den Ausweisungen österreichischer Unterthanen entweder eine Kränkung derselben in dem Genusse völkerrechtlicher oder vertragsmäßiger Ansprüche erkannt werden, oder sollte endlich diesen Ausweisungen nicht mehr der Charakter einer bloß gegen einzelne Individuen wirksamen Polizeimaßnahme zukommen, so wolle für einen solchen Fall das hohe Haus die bündige Versicherung meinerseits entgegennehmen, dass ich — und zwar diesbezüglich im vollen Einvernehmen mit der gemeinsamen Regierung — nicht zögern werde, die Rechte der österreichischen Unterthanen mit allem Nachdruck zu wahren, eventuell dem Grundsatze der Reciprocität entsprechende Maßregeln in Anwendung zu bringen

„Die bereitwilligen Zusicherungen jedoch, welche unserem auswärtigen Amte von dem Berliner Cabinete — so erst in neuester Zeit zugekommen sind, lassen hoffen, dass eventuell die Festhaltung des von den preußischen Behörden als nothwendig anerkannten Postulats ihrer Verwaltungsgrundsätze (?) das nunmehrige Verhalten der preußischen Behörden, soferne es die Ausweisung österreichischer Unterthanen betrifft, mit jenen Rücksichten werde in Einklang gebracht werden, welche wir für unsere Staatsangehörigen beanspruchen können."

Das klingt doch schon ganz anders, wie eine freundschaftliche Auseinandersetzung zwischen zwei verbündeten Staaten, also die Chamade. Da Graf Goluchowski evidentermaßen nicht die Absicht hat, die deutsche Regierung zu brüskieren, muss ihm die vom Grafen Thun vorgetragene Fanfare, die in Deutschland so viel böses Blut gemacht hat, sehr unwillkommen gewesen sein, und es ist sicher, dass die hier durch einfache Umstellung der zwei letzten Absätze reconstruierte Chamade, die in der Sache das gleiche sagt, ohne in der Form zu verletzen, seinen Absichten weit besser entspricht. Ich erlaube mir deswegen die starke Vermuthung auszusprechen, dass der Graf Goluchowski dem Grafen Thun die Interpellationsbeantwortung in der dargestellten Art als Chamade concipiert, dass aber Graf Thun bei ihrer Verlesung — sei es durch falsches Umblättern des Manuscripts, sei es durch sonst einen Lesefehler — die beiden Schlussabsätze miteinander vertauscht und dadurch das Unheil angerichtet hat, das jetzt Graf Goluchowski wieder gutzumachen alle Mühe hat.

*

Das ist die denkbar einfachste Erklärung des unliebsamen Zwischenfalles. Ich cediere sie kostenlos dem Grafen Goluchowski und garantiere ihm, dass er mit ihr beim Fürsten Hohenlohe in Berlin Erfolg haben wird, weil der Fürst Hohenlohe, wenn er auch vielleicht den Grafen Thun speciell nicht kennt, doch über die Eigenart der österreichischen Staatsmänner genügend unterrichtet ist, um diese Erklärung vollständig glaubwürdig zu finden.

*

Im übrigen ist, neben der Aehnlichkeit, auch der Unterschied zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Thun in diesem Falle für jedermann leicht ersichtlich: Fürst Bismarck hat durch seine Umredigierung der Emser Depesche bewusst einen siegreichen Krieg, Graf Thun durch seine Sätzeverdrehung ahnungslos eine diplomatische Verlegenheit hervorgerufen.

*

Um den Ausgleichsausschuss zu einer schleuderhaften Durchpeitschung der Ausgleichsvorlagen zu bewegen, erzählte ihm unlängst der Handelsminister Baron Dipauli, dass die Ungarn ihre bisherigen Ausgleichserfolge hauptsächlich ihrer raschen parlamentarischen Ausgleichsarbeit verdanken. Darnach scheint Baron Dipauli über den Gang der ungarischen Politik beinahe ebensowenig informiert zu sein, wie über die Angelegenheiten des ihm bei der parlamentarischen Beutevertheilung zugefallenen Ressorts. Sonst müsste er wissen, dass es gerade die Politik der ungarischen Regierung ist, die Ausgleichsvorlagen nicht früher, sondern später in's Plenum zu bringen als die österreichische Regierung, und dass nur darüber die Obstruction in Budapest entbrannt ist. Wenn wir uns also durch das ungarische Beispiel belehren lassen sollen, so müssen wir unsererseits trachten, den Ausgleich später als die Ungarn ins Plenum zu bringen. Zu welchem Zweck gerade die gründliche Ausschussberathung sehr dienlich ist, die im Interesse aller Oesterreicher liegt, mit einziger Ausnahme seiner an Fachunkenntnis laborierenden Ressortminister.

*

Baron Dipauli fängt plötzlich an, sich seiner intimen Beziehungen zu dem officiös-clericalen Revolverblatt „Reichswehr" zu schämen. Das „Vaterland" schreibt in einer diesbezüglichen Notiz:

„Von competenter Seite wird uns versichert, dass der Herr Handelsminister Baron Dipauli zum genannten Blatte („Reichswehr") auch keine Beziehungen unterhält."

Und die wackere „Reichswehr" quittiert pflichtschuldigst diese Abschüttelung, indem sie dazu in ihrer Notiz bemerkt:

„Ferner ist es unleugbare Thatsache, dass zwischen dem Herrn Handelsminister und der „Reichswehr" keinerlei Beziehungen bestehen Wir bestätigen dies ausdrücklich."

Bekanntlich haben ihrerzeit auch Graf Badeni und Herr v. Bilinski öffentlich, und zwar in der „Abendpost", ihre Beziehungen zur „Reichswehr" schlankweg abgeleugnet. Baron Dipauli versucht, wie man sieht, dasselbe Versteckenspiel mit der „Reichswehr" zu treiben. Die Dipauli'sche Copie ist aber sehr ungeschickt. Während es bei Badeni und Bilinski schwere Mühe und viel Zeit gekostet hat, bis es gelungen ist, ihnen ihre Beziehungen zur „Reichswehr" nachzuweisen, ist das beim Baron Dipauli Kinderspiel. Der Baron Dipauli ist nämlich — was selbst Badeni und Bilinski unter ihrer Würde gehalten hätten — politischer Mitarbeiter der „Reichswehr" und hat sich als solcher gelegentlich auch öffentlich bekannt. Am 13. April 1898 erschien ein politischer Artikel in der „Reichswehr":

„Erwiderung an den Herrn Grafen Julius Andrassy. Von Josef Baron Dipauli."

Und am 17. April 1898 erschien in der „Reichswehr" ein Artikel: „Mein österreichischer Standpunkt. Von Josef Baron Dipauli".

Das geschah zu einer Zeit, wo der Revolvercharakter der „Reichswehr" bereits öffentlich aufgedeckt war und selbst die österreichischen Regierungen (Gautsch und Thun) sich der „Reichswehr" schämten. Das Ableugnen kann man ja in officiösen Angelegenheiten, wie es scheint, den österreichischen Ministern nicht abgewöhnen. Aber dann sollte es doch wenigstens mit mehr Kunst geschehen.

*

Herr v. Abrahamowicz ist rehabilitiert. Es gibt also doch einen Parlamentspräsidenten, der Gesetz und Recht noch mehr missachtet als er. Der Mann ist natürlich ein österreichischer Staatsanwalt, er heißt Dr. Ferjančič und hat als Präsident in der letzten Abgeordnetenhaussitzung sein Meisterstück vollbracht.

Kr

Volkswirtschaftliches.

Mit den eigenen und den entlehnten Actien hat die Gruppe der Deutschen Bank in der Generalversammlung der Wiener Tramway über die erforderliche Dreiviertelmajorität verfügt und alle Anträge der von ihr eingesetzten Verwaltung zur Annahme gebracht. Dieses Ergebnis konnte angesichts der Besitzverhältnisse nicht zweifelhaft sein. Nach dem Sieg über die Commune, der Sieg über die Actionäre. Aber es war Pflicht der Verwaltung, die Interessen der Actionäre zu vertreten gegen jedermann, gegen die Commune, wie gegen Siemens & Halske. Und letzteres hat sie unterlassen. Das so oft beobachtete unhaltbare Verhältnis der Vertretung entgegengesetzter Interessen durch ein und dieselbe Person oder Personen, ist hier auf die Spitze getrieben. Die Herren Siemens, Schwieger und Collegen als Verwaltungsräthe der Wiener Tramway schließen mit den Herren Siemens, Schwieger und Collegen als Beamte der Firma Siemens und Halske und mit den Herren Siemens und Collegen als Directoren der Deutschen Bank Verträge über Millionen und auf Decennien hinaus ab, ohne dass irgend eine Instanz darüber

urtheilen könnte, ob diese Verträge nicht einen der Interessenten in ungerechter Weise belasten. Auch die Generalversammlung konnte darüber nicht urtheilen, denn erstens ist auch ihr Stimmenergebnis durch die erborgte Majorität gefälscht und zweitens muſste sie diese Verträge acceptieren, da sie bei deren Ablehnung fürchten muſste, daſs auch die Verträge mit der Commune hinfällig würden. Sie war in einer Zwangslage. Das oben geschilderte Verhältnis ist durchaus unmoralisch. Sowie es nicht möglich ist und als schimpflich bezeichnet werden müſste, wenn ein Advocat Partei und Gegenpartei verträte, so ist es schimpflich, wenn dieselben Personen die capitalsuchende Verwaltung und den Geldgeber, die bauvergebende Verwaltung und den Bauunternehmer vertreten. Es ist unter Menschen nicht möglich, daſs unter solchen Verhältnissen alle Int.ressen gleichmäßig vertreten worden; es ist in der Wirtschaftsgeschichte — man denke nur an die Bahnbauten in den Siebzigerjahren und auch an spätere, zum Beispiel an die Reichenberg-Gablonzer Bahn — stets die Bahn zum Nachtheil des Bauführers benachtheiligt worden und es sind auch diesmal die Interessen der Tramway zum Vortheil der Deutschen Bank und der Firma Siemens verrathen werden. Die Gruppe Siemens theilt als Großactionär der Tramway die Vortheile, welche die Einführung des elektrischen Betriebs und die Vergrößerung des Netzes der Tramway bringen. Sie hatte Anspruch auf Ersatz ihrer Vorauslagen und Unkosten zur Herbeiführung des Vertrags. Auf mehr hatte sie keinen Anspruch. Dadurch, daſs die V r treter der Firma Siemens sich in die Verwaltung der Tramway gesetzt haben, haben sie sich außerdem Vortheile ausbedungen, welche ihre correcten Ansprüche beiweitem übersteigen. Für ihre Vorauslagen ließen sie sich ein Bezugsrecht auf neue Actien gewähren, das zum Tagescurs $1\frac{1}{2}$ Millionen wert ist. Unter dem Vorwande einer Capitalsgarantie lassen sie sich eine weitere Million ausbezahlen. Diese Capitalsgarantie ist nichtig. Der Vertreter der Deutschen Bank muſste selbst zugeben, daſs eine Garantie für die Placierung der Actien nicht nöthig sei, da kein Actionär das Anbot von 400 Gulden acceptieren werde, während die Actien 560 notieren. Aber auch die Garantie für die 25 Millionen Obligationen ist ganz überflüssig. 4procentige mit 3 Procent Prämie innerhalb 27 Jahren rückzahlbare Titres, werden ihren Abnehmer stets nahe zu Pari finden Vorweg 1 Million, also 3·8 Procent dafür als Provision auszubezahlen, hat keinen Sinn. Diese Garantie ist auch nur ein schlechtverhüllendes Mäntelchen, das dem nackten Geschenk von 1 Million umgeworfen wird. All das verschwindet aber gegenüber dem Nutzen, den sich die Firma Siemens am Bau vorbehalten hat. Officiell $12\frac{1}{2}$%. Aber wer wird die Baurechnungen controlieren? Herr Schwieger als Verwaltungsrath der Tramway wird die Rechnungen, die ihm Herr Schwieger als Director von Siemens und Halske vorlegt, prüfen. Daſs die Firma Siemens nicht gedenkt, sich mit diesem Baunutzen von $12\frac{1}{2}$% zu begnügen, beweisen die präliminierten Baukosten von acht Millionen für das alte, 15 Millionen für das neue Netz. Der Verwaltungsrath der Tramway, Herr Karl Hochenegg, Oberingenieur der Firma Siemens, hat durch einen Vortrag im Jahre 1897 den Actionären die Grundlagen geliefert, aus denen sie bewiesen haben, wie enorm hoch diese Präliminarien sind. Zu demselben Resultate gelangt man, wenn man die bekannten Kosten der elektrischen Einrichtung der Transversallinie mit dem Präliminare vergleicht. Dasselbe Resultat ergibt der Vergleich mit dem Ausland, z. B. Hamburg, wo ein Netz von über 100 Kilometer 8 Millionen Mark gekostet hat, während in Wien 70 Kilometer für 8 Millionen Gulden gebaut werden sollen. Dieser Baunutzen schädigt nicht nur die Gesellschaft, sondern auch die Stadt, deren Gewinnparticipation er reduciert, er schädigt die Oeffentlichkeit, da er die Tarifreductionsgrenze hinausschiebt. Dieser Nutzen wäre entfallen, wenn die Commune sich die Ausschreibung einer Concurrenz für den Bau seitens der Verwaltung der Tramway ausbedungen hätte. Unter den vielen Incompatibilitätsparagraphen, welche für das neue Actiengesetz vorgeschlagen werden, ist einer der wichtigsten, daſs im Vorstand einer Gesellschaft nicht deren Lieferant, respective nicht eine von deren Lieferanten abhängige Person sitzen darf.

*

Neben diesen schreienden Uncorrectheiten verschwinden alle die kleinen: die Zusammensetzung der Generalversammlung, die Vorlage der Anträge der Verwaltung im letzten Augenblick, die Mangelhaftigkeit der Anträge, besonders das Fehlen des Statutenentwurfs, die Unklarheit der Rechnungslegung über die Liquidation und anderes. Vorläufig haben wir noch eine Aufsichtsbehörde, welche alle die großen und kleinen Einwendungen zu prüfen hätte. Sie wird nicht einschreiten. Die Regierung wird bei diesem Scandal mit Dr. Lueger im Bunde der dritte sein. Aber neugierig sind wir, ob sie die Hoffnungen der Actionäre, welche zu zerstreuen der Verwaltungsrath unterlassen hat, erfüllen wird, ob sie die Steuerbefreiung, welche das Localbahngesez für diesen Fall nicht zuläſst, gewähren wird, und wie sie die Gewährung eventuell begründen wird.

♎

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Berlin. Belle-Alliancetheater, „Die Stedinger" von Ruseler.

•

Im Deutschen Volkstheater der „Eingebildete Kranke", mit dem feinsten Geschmack insceniert, glänzend gespielt, man konnte sich wirklich in der Comédie glauben. Da ist vor allem Girardi als Argan! Seine größten Bewunderer hätten ihm das nicht zugetraut. In seinem Munde werden die ältesten Späſſe wieder jung, und dann muſs man sehen, wie er, sich todt stellend, die Klagen seiner Frau erwartet und nun statt dessen ihre rohe Freude vernimmt: er regt sich kaum, aber mit einem Blinzeln der Lider, einem Zucken der Lippe stellt er ein ganzes Drama dar. Welch ein Künstler! Und welche Hoffnungen thut er uns auf! Er kann es jetzt wagen, sich auch als Tartuffe zu versuchen, und was wäre er für ein Mascarille! Auch geht der Blick zur alten deutschen Komödie hin: mit ihm kann man getrost den „Zerbrochenen Krug", vielleicht sogar die „Mitschuldigen" und den „Bürgergeneral" geben. — Um Girardi gruppieren sich Fräulein Retty, die niedlichste Toinette, Fräulein Wallentin und Fräulein Wachner mit Grazie, Herr Deutsch und Herr Giampietro, als Diafoirus Vater und Sohn, schließen sich aufs lustigste an Das ganze Spiel aber hat die Freiheit und die Laune der Zeit, in der ja die commedia dell' arte noch lebendig war.

•

Im Jantsch-Theater hat Fräulein Sobieska als Sappho vielen Beifall gefunden. Sehr hübsch gab das anmuthige Fräulein Jantsch die Melitta. Als Phaon fiel Herr Blum durch seinen so wahrhaften, prachtvoll jugendlichen, in manchen Momenten hinreißenden Ton auf; den jungen Menschen sollte sich Strakosch einmal ansehen. H. B.

•

Im Raimund-Theater: die „Fechtbrüder", Posse mit Gesang von Carl Costa. Eine öde, inhaltslose Geschichte; viel Lärm und wenig Witz. Ein Schauspieler verliert seine Wandertruppe und siedelt sich unter Bauern an. Diese Bauern selber aber haben Neigung zum Komödiespielen. Das ist eine Bühnenidee, aus der sich komische Situationen gewinnen ließen. Oberländer hat einmal in einem genialen Blatt dieses Quiproquo dargestellt In der Bearbeitung des Herrn Costa aber verliert es völlig seine Komik. Zum Eigentlichen kommt es gar nicht. Eine dumme Verwechslung und hie und da ein mummelhafter Versuch, satirisch und geistreich zu sein — das füllt in dieser Posse die Bühne aus. Trotzdem gab es Beifall und Heiterkeit und lauter lobende Kritiken in den Blättern aller Parteien. Herr Costa erfreut sich einer geradezu geheimnisvollen Schonung. Er ist — um diese literarische Merkwürdigkeit von ihrer eigentlichen Wiener Seite zu beleuchten — er ist der Schützling zweier Confessionen Vielleicht glaubt ihn jede der beiden für sich in Anspruch nehmen zu können. Doch ich will nicht zu persönlich werden. Es gibt Grenzen der Kritik und es gibt am Ende menschliche Rücksichten. Auch ich habe die Visitenkarte des Herrn Costa bekommen.

•

Das Carl-Theater hat mit dem „Krokodil" von Walther, Musik von Ferron, den heutzutage üblichen matten Operettenerfolg erzielt. Die Musik ist süßlich und schwach, für die Bühne freilich nicht undankbar. Der Text ist ein kahles, anspruchsloses Scenengefüge ohne Witz und ohne Verwickelung. Diese Armut des Librettos berührt aber nicht unsympathisch; wenigstens ist für Thorheiten und Unwahrscheinlichkeiten weniger Raum da. Aehnlich die Darstellung: brav, ärmlich, nicht warm, nicht kalt. Die Aufführung ist jedoch, wie man weiß, für Russland berechnet, wohin Director Jauner seine Operettenabende demnächst wieder exportiert. Es ist also eigentlich sinnlos, sich mit dieser Novität jetzt in Wien kritisch zu befassen. Director Jauner wird uns schon in seinen bekannten langen Reisebriefen, die jedes Jahr in allen Blättern zum Abdruck kommen, das Urtheil der civilisierten Welt mittheilen. Da werden wir auch zu hören bekommen, wieviel Silberzeug seinem Komiker geschenkt worden ist. Was liegt da an meinen kritischen Zweifeln?

A. G.

Bücher.

Friedrich Paulsen: Immanuel Kant, sein Leben und seine Lehre. Mit Bildnis und einem Briefe Kants aus dem Jahre 1792. Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff) 1898. VII. Band von Frommanns Classikern der Philosophie.

Ein wahrhaft classisches Buch! Paulsen ist es gelungen, aus dem Sterblichen an Kant: seiner scholastischen Sprache, seinen Pedanterien, seinen Widersprüchen und Unklarheiten, sein Unsterbliches loszulösen, den Leser zur Verehrung zu stimmen und ihn von dem bleibenden Wert der großartigen Gedankenarbeit Kants zu überzeugen. Zum größten Dank sind Paulsen die Studierenden verpflichtet. Wie mancher vom ernstesten Eifer beseelte, weisheitsdurstige Jüngling hat sich monatelang mit der Kritik der reinen Vernunft abgemüht und zuletzt verzweifelt bekennen müssen, daſs er sie nicht verstehe. Paulsen wird allen, auch den nur mäßig Begabten, das Verständnis erschließen: er wird sie vor allem lesen lehren, wird ihnen zeigen, wie man es machen müsse, daſs man nicht an den Stacheln der Schale hängen bleibe und so des Kernes verlustig gehe. Aber auch gar manche von den reifen Männern, die Kant schon längst zu verstehen glaubten, werden gern bekennen, daſs ihnen erst Paulsen das richtige und volle Verständnis erschlossen hat. Um seine Auffassung Kants wenigstens anzudeuten, führen wir folgende Sätze aus dem Vorwort an: „Wenn Kant in der Kritik hin und wieder das Aussehen des Agnostikers annimmt, so tritt uns überall, wo er sich unmittelbar mit seinem persönlichen Denken gibt, wie in den Vorlesungen und in den Aufzeichnungen dafür, der echte Platoniker entgegen; und wer auf diesen nicht achtet, der wird auch den Kritiker nicht verstehen. Der transcendentale Idealismus schließt den objectiven, metaphysischen Idealismus nicht aus; im Gegentheil, seine Bestimmung ist, einerseits der rationalistischen Erkenntnistheorie, andererseits aber einer idealistischen Metaphysik als Grundlage zu dienen. Kants Anschauung von der Natur des „wirklich Wirklichen" ist im Grunde zu allen Zeiten unverändert geblieben: Die Wirklichkeit an sich ein System seiender, durch teleologische Beziehungen zur Einheit verknüpfter Gedankenwesen, die von dem göttlichen Intellect anschaulich gedacht und eben dadurch als wirklich gesetzt werden." —t—

Zürcher Discussionen. Flugschriften aus dem Gesammtgebiet des modernen Lebens herausgegeben von Oskar Panizza. (Zürich, Verlag Zürcher Discussionen.)

Achtung: Contrebande! Das nicht zu Druckende, hier wirds gedruckt. Wer irgendwie und irgendwo noch irgendwas von staatsbürgerlichen Gefühlen in sich empfindet, der sei ausdrücklich gewarnt. Er muss schon an einigen Titeln der letzten Lieferungen Aergernis nehmen. Z. B. „Christus in psychopathologischer Beleuchtung" von Oskar Panizza und: „Die Kleidung der Frau, ein erotisches Problem" von Hans Kisternacker in Haag (recte: Oskar Panizza in Zürich). Die beiden anderen Hefte sind nicht ganz so schlimm: „Pietro Aretino nella legenda e nella storia" di Giovanni Natti und: „Das Männerphantom der Frau" von Fanny Gräfin zu Reventlow. Aber für junge Mädchen und Staatsanwälte sind auch sie nicht geschrieben. Was diese Flugschriften auszeichnet und sie auch denen sympathisch machen muss, die den darin vertretenen Meinungen feind sind, ist ihre rücksichtslose Ehrlichkeit und ihr scharfer Geist. Im allgemeinen ist es heute üblich, seine wirkliche Meinung nur unter erprobt guten Freunden und in Briefen zu äußern, sie aber beileibe nicht drucken zu lassen. Das braucht nicht Feigheit zu sein; man will nur nicht öffentlich mitthun. Wozu auch? Von oben und unten werden ja ohnehin Stangen genug eingesetzt, das alte Gerüste zu lockern, das sich bestehende Ordnung nennt und erstaunlich wenige Freunde hat, die an seinen Bestand glauben. So sieht man lieber zu, grinst und macht seine Glossen fein insgeheim. Von dieser Art ist aber Oskar Panizza gar nicht. Er will selber mithantieren und am Umsturz helfen. Nur passt er absolut nicht in die Partei des Umsturzes, unter die Socialdemokraten. Dazu ist er zu fein und zu zügellos. So handhabt er seine Privatbrechstangen, die zugleich seine Steckenpferde sind. Im Grunde bleibt er immer Dichter dabei, und wenn er rebelliert, thut er es mit den Mitteln des Künstlers. Es verlohnt sich schon, ihm dabei zuzusehen. Sein Tanz hat curiose Figuren und die wunderlichsten Sprünge. Im Salon der Madame d'Epinay, bei Grimm und Holbach würde er ein ebenso gerne gesehenen Gast gewesen sein, wie der Abbé Galliani; da es heute derlei nicht mehr gibt, muss er Discussionen fingieren, und es ist nur gut, dass es Zürcher Discussionen sind. In Deutschland würden es Plötzenseer werden. O. J. B.

Hugo Salus: Neue Gedichte. Paris, Leipzig, München. Verlag von Albert Langen, 1899.

Gelegentlich einer Recension in diesen Blättern ward jüngst in einem literarischen Kreise die Frage aufgeworfen: ob es dem Kritiker zustehe, auch seine Empfindung von den persönlichen Eigenschaften eines Autors mitzutheilen. Ich bemerkte damals: es ist nicht unseres Amtes, an dieser Stelle die kühl „objective", nur registrierende Kritik zu üben; vielmehr muss unser Streben sein: die Impression von dem Gesammtbild einer Persönlichkeit, nach der menschlichen wie nach der künstlerischen Seite hin, getreu wiederzugeben. Besonders bei der Beurtheilung eines lyrischen Buches sind diese beiden Momente nicht von einander zu trennen. So möchte ich gleich bemerken, dass ich Hugo Salus nicht bloß für eines der ursprünglichsten und anmuthigsten der gegenwärtigen contemplativ-lyrischen Talente halte, sondern auch für eine Natur von nicht gewöhnlicher Selbständigkeit, Frische, innerlicher Liebenswürdigkeit und Vornehmheit der Lebensführung. „Hugo Salus" ist nicht, wie man vermuthen möchte, ein Pseudonym, sondern der wirkliche Name eines viel beschäftigten Frauenarztes, der in Prag in der sonnigsten jungen Ehe lebt und als „Lebenskünstler" seinen Tag nach Goetheischem Recept zwischen Wissenschaft und dem heitersten Lebens- und Kunstgenuss theilt. Dieses Merkmal seines Wesens, der Wunsch, das eigene Leben plastisch zu gestalten, bildet auch seine dichterische Eigenart; es ist eine durchaus auf das Concrete, auf die Fülle und Anschaulichkeit des Bildes und Ausdrucks gerichtete Begabung, die in diesem Punkte besonders dem größten Plastiker deutscher Lyrik, dem Schweizer Meyer, verwandt scheint. Schon in dem Erstlingsbuche von Hugo Saulus („Gedichte." Bei Langen, 1898) waren einige Stücke (vor allem „Der Sieger", „Die Nackenlinie", „Stillleben", „Pan"), die den Vergleich mit schönsten Meyer'schen Gedichten bestehen und sich doch durch eine gewisse eigene österreichische Grazie, leise Koketterie und eine besondere Leichtfüßigkeit der Verse von der ganz strengen und herben Art des Schweizer Meisters deutlich unterscheiden. Doch störten in dem ersten Bande nicht selten harte und prosaische Wendungen, die Reflexion trat oft ungestaltet hervor, und manches gab sich als lyrisches Gedicht, was doch nur geistreicher oder lustiger Einfall war. In dem neuen Bande treten diese dem Erstling fast immer anhaftenden Mängel bedeutend zurück; es sind — bis auf die beiden Einacter, die mir nicht ganz herausgearbeitet scheinen — fast durchwegs Gedichte von reifer, einfacher und runder Schönheit und einem hellen, lebensbejahenden und freudig aufsteigenden — nur manchmal vielleicht ein bisschen zu idyllischen — Grundmotiv. Ich nenne von diesen nur: „Brunnengruppe", „Die Entführung", die erste der „Acherontischen Sicilianen" und besonders „Der schöne Knabe". Auch wirkliche Lieder von starker Klangfreudigkeit und warmer Innigkeit sind jetzt da, z. B. „Das Frühlingslied", „Die traurigen Augen" und die sehr reizende „Mondnacht". Im gesammten betrachtet, sind die „Neuen Gedichte" eine so gute Erfüllung dessen, was der erste Band verhieß, dass man von der weiteren Entfaltung dieses im besten Sinne gesund-natürlichen und weltfrohen Talents das Anmuthigste erwarten darf. P. W—r.

Revue der Revuen.

Das Novemberheft des **„Cosmopolis"** bringt im deutschen Theil die Besprechung einer neuen von Leon Lecestre besorgten Ausgabe „ungedruckter Briefe Napoleons I." Boguslawski leitet seinen Aufsatz darüber mit einer Betrachtung über die Stimmungen und Ansichten ein, denen Napoleon in Deutschland begegnet ist. Dann gibt er Auszüge und stellenweise wörtliche Citate aus den bemerkenswertesten Briefen. Die meisten derselben sind an den Polizeiminister Fouché gerichtet, der zugleich — nach Boguslawskis Ausdruck — der Oberjournalist des Reiches war. Ihm trägt er am 2. Mai 1805 auf, dass die „Gazette de France" wegen ihrer guten Gesinnung belobigt werden solle und Herr Geoffroy fortfahren möge, das Feuilleton zu leiten. Durch ihn läßt er im August dieses Jahres Frau von Staël aus Paris entfernen und im folgenden Jahre anweisen sich Paris nicht zu nähern. In einem Brief an Fouché, 17. Juni 1808, geschieht es auch, dass er sich über die Verbindung der Staël mit einem „gewissen Gentz" ausspricht. „Die Verbindung mit diesem Individuum kann nur zum Schaden Frankreichs sein." 1809 (26. Juli) soll Fouché den Redacteur der „Gazette" — des früher belobigten Blattes — für einen Monat einsperren lassen. Im selben Jahre (6. September) wird dem Polizeiminister ein gar interessanter Auftrag zutheil: ganz im geheimen österreichisches Papiergeld fabricieren zu lassen, um das österreichische zu entwerten. Aus Schönbrunn, am 15. August, kommt auch der Brief an Louis Napoleon, in welchem es heißt: „Das ist mir eine schöne Macht, die weder Heer, noch Flotte besitzt." — Wir kommen auf diese Publication noch zurück.

„Quickborn" nennt sich eine neue Monatsschrift, die von der Actiengesellschaft Deutscher Kunstverlag in Berlin herausgegeben und von Emil Schering redigiert wird. Es handelt sich hier um den beachtenswerten Versuch, in der Form geschlossener Publicationen dem kunstsinnigen Publicum möglichst übersichtliche Bilder des Wirkens von hervorragenden Künstlern mit der Feder und der Palette zu bieten. Jedes Heft bringt demgemäß in seinem literarischen Theil Werke eines Dichters, in dem illustrativen Reproductionen nach Kunstwerken einer Hand. So bestreiten Otto Julius Bierbaum und Hans Thoma den Inhalt des ersten, Skarbina und Kretzer den Inhalt des zweiten Heftes, ein Conrad-Slevogt-Heft soll folgen, ein weiteres fügt die Namen Leistikow-Dery zusammen. Von höchstem Interesse ist die angekündigte Lieferung: Strindberg-Edward Munch, die eine bisher unveröffentlichte Novelle, das Drama „Samum", und Gedichte Strindbergs, sowie eine Anzahl zum Theil polychromer Reproductionen von Werken des seltsamen Malers bringen wird.

„Revue des Revues" (15. November). Marquis Paulucci schreibt sehr eingehend über das geistige Proletariat in Italien. Die elenden wirtschaftlichen, agrarischer und industriellen Verhältnisse, der Mangel an landwirtschaftlichen und gewerblichen Fachschulen, die geringen Erwerbsaussichten auf praktischen Gebieten haben in Italien innerhalb der letzten zwanzig Jahre zu einer ganz unverhältnismäßig gesteigerten Frequenz der Universitäten geführt. Italien hat nicht weniger als 23 Hochschulen aufzuweisen, so dass an seiner Gesammtbevölkerung gemessen auf 1½ Millionen Einwohner eine Universität kommt, während Deutschland und Frankreich für circa 2½ Millionen je eine solche zählt. Während in Frankreich und Deutschland von 100.000 männlichen Einwohnern 50 bis 60 studieren, kommen in Italien auf 100.000 Einwohner 74 Universitätshörer. Ein solcher Zudrang zu den classischen Studien muss naturgemäß zu einer großen Ueberzahl an akademisch gebildeten Leuten führen. Demgemäß scharen sich heute um einen mageren Beamtenposten in Italien 30 bis 60 Bewerber. Für Stellen bei der neuen Polizeipräfectur in Rom competierten 2000 Leute, und um die zwei vergebbaren Aerzteposten bewarben sich 70 Mediciener, indes sich für 46 Maschinistenstellen bei der Marine nur 53 Bewerber fanden. Dabei werfen diese heißbegehrten Staatsanstellungen, die ein 10 bis 15jähriges Studium zur Vorbedingung haben, ein Einkommen von 1200 bis 1800 Lire ab, und der Durchschnitt aller Gehalte ist unter 2500 Lire jährlich. Nicht geringer, als das Elend der Civilbeamten, deren Italien übrigens 400.000 zählt, ist das des niedern Clerus; es gibt mehr als 9000 Pfarren, die bloß 600 bis 800 Lire abwerfen. Dennoch ist der Zudrang zum geistlichen Stand sehr groß, es gibt heute in Italien 80.000 Weltpriester und 40.000 Ordensbrüder. — Ein illustrierter Artikel von H. Frantz führt Leonardo da Vinci als Caricaturisten vor. Von abschreckender, grotesker Häßlichkeit, weisen diese Köpfe doch die unvergleichliche Virtuosität und Kraft der Charakteristik des großen Meisters auf, und der Verfasser führt die Vorliebe dafür auf Leonards unbegrenzten Forschertrieb zurück, der sich von dieser Verirrung der Natur vielleicht noch mehr Aufklärung über die menschliche Physiognomie versprach, als von der vollendeten Schönheit. Sowohl Vasari als Gerli erwähnen, dass Leonardo an keiner absonderlichen oder charakteristischen Erscheinung vorüber kommen konnte, ohne sie festzuhalten. Er verfolgte derartige Personen oft tagelang, bis er sich ihre Züge so eingeprägt hatte, dass er sie aus dem Gedächtnis vollkommen wiederzugeben vermochte. Dass er dabei ihre Eigenart noch carikierend steigerte, beruht zum Theil auf seinem Drang nach Erkenntnis, anderseits aber auch auf einem gewissen Humor, einer heftigen Lust am Mystificieren, von der seine Biographen erzählen und wofür sie manchen possenhaften Streich als Beweis anzuführen wissen.

„North American Review" (November). Mark. B. Dunnell, früher amerikanischer Generalconsul in Shangai, schreibt über Amerikas Verhältnis zu China. Keine Großmacht, mit Ausnahme Englands, habe in China vitalere Interessen zu wahren, als die Vereinigten Staaten, und zwar Interessen handelspolitischer, und nicht territorialer Natur. Dennoch habe Amerika den Kampf um den Freihandel schimpflicher Weise England allein überlassen. Es sollte mit ihm gemeinsam vorgehen, vor allem schriftliche Garantien verlangen, dass seine Handelsprivilegien in der Mandschurei durch die Zugeständnisse an Russland keine Beeinträchtigung erfahren sollen, und sich zusammen mit England einer Theilung Chinas auf das hartnäckigste widersetzen. Keine Weltmacht würde sich ernstlich dem vereinigten Protest Englands und Amerikas entgegenstellen und die japanische Flotte würde sie sicherlich in dieser Taktik unterstützen. Zum Glück habe der cubanische Krieg die alte Feindseligkeit zwischen England und Amerika beseitigt und eine Solidarität zwischen den beiden englischsprechenden Völkern geschaffen, die ein derartiges gemeinsames Vorgehen möglich macht. — J. B. Grund setzt die im früheren Heft begonnene Veröffentlichung der Briefe Motleys, die viel Interessantes über Bismarcks Jugend berichten, fort. Der amerikanische Historiker

Motley war in Göttingen ein Commilitone Bismarcks den er als einen randalierenden, großmäuligen, wüsten, aber hochintelligenten und großdenkenden Studenten schildert, mit einem heftigen Willen zur Macht und dem Drang andere seine überlegene Kraft fühlen zu lassen. Motley hat ihn — unter dem Namen Otto von Rabensmarck — übrigens auch als Romanhelden in seinem Buch „Morton of Mortons Hope" verwertet, wo er ein lebendiges Bild deutschen Universitätslebens gibt, und auch Bismarcks und seine gemeinsamen Studiengenossen Kanitz und Keyserling unter fingierten Namen auftreten lässt. — C. M Blackford gibt einen Bericht über die Erforschung des Meeresgrundes, die von der „Challenger"-Expedition vorgenommen wurde und ganz erstaunliche Resultate ergeben hat. Es wurden 25[illegible] neue Fischarten, 3[illegible] neue Sorten von Polypen und Quallen, und tausende von Radiolarien entdeckt; dazu zahlreiche Gattungen von Wasserinsecten. Auch die Kenntnis von der Verwandtschaft der verschiedenen Organismen, die den Uebergang von der Pflanze zum Thier bilden, wurde so wesentlich erweitert, dass man die Geschichte von der Beschaffenheit des Meeresgrunds geradezu in zwei Phasen — vor und nach der „Challenger"-Expedition — scheiden muss.

„Quarterly Review" (November). Ein Artikel über den commerciellen Wert des Sudan. Der Verfasser behauptet, der Sudan würde sich als landwirtschaftliches Terrain ergiebiger zeigen, als irgend ein anderer Theil von Aegypten. Schon vor vielen Jahren habe Sir Samuel Backer, eine Autorität auf finanziellem Gebiet, die Exploitierung des Sudan mit Hilfe einer deutschen Finanzgruppe angestrebt. Deutsches Militär sollte sie dabei unterstützen und schützen; das Project fand in Berlin die beste Aufnahme, scheiterte aber schließlich an der Befürchtung, dass England darin eine Gefährdung seiner ägyptischen Interessen erblicken könnte. Ebenso bot eine Gruppe ägyptischer Financiers, zur Zeit als England gegen Chartum vorrückte, eine Million Pfund und verpflichtete sich, die Administration des Sudan auf unbestimmte Zeit auf eigene Rechnung und Gefahr zu übernehmen, gegen die Zusicherung, nach Wiederherstellung geordneter Verhältnisse die dortigen Landstriche exploitieren zu dürfen. Das Anerbieten wurde jedoch abgelehnt, weil die ägyptischen Behörden dies Unternehmen für viel zu gut erkannten, um es sich entgehen zu lassen.

Verbrecher.

Novelle von **Karl Federn.**

(Fortsetzung.)

Das war mittags gewesen. Sie saßen noch im Speisezimmer, als Rosa kam. Sie war sehr vergnügt, ihr Mann hatte ihr endlich das Meer erlaubt, und sie wollte den Sommer in Ostende verbringen und alles mögliche genießen.

„Das macht Ihnen also Vergnügen," sagte Victor, „Geld für flüchtigen Genuss hinauszuwerfen, das so schwer erworben ist?"

„Ach Gott," sagte Rosa heiter, „es wird meinem Hermann nicht so schwer ..."

„Das meine ich auch gar nicht. Aber werfen Sie denn nie einen Blick auf die Art, wie dieses Geld erworben ist, wissen Sie, wieso Ihr Mann Ihnen Ostende bewilligen kann?"

„Ja, das weiß ich," sagte Rosa, „er hat sehr große Holzpartien in Ungarn billig gekauft und sehr gut verkauft."

„Das heißt, er hat die Nothlage von ein paar verschuldeten Gutsbesitzern und armen Gemeinden benützt, hat ihnen die Wälder für ein Spott- und Schandgeld abgekauft und jetzt einen großen Profit herausgeschlagen, den Sie in Ostende ins Meer werfen werden."

„Ja, so ist das Geschäft. Jeder sucht billig zu kaufen und theuer zu verkaufen," sagte Rosa verstimmt, „das werd' ich und das werden Sie nicht anders machen."

„Und Sie sind imstande, dieses Geld, das von rechtswegen anderen gehört, die, wenn man sie anständig gezahlt hätte, sich vielleicht hätten retten können, dieses Geld auf Putz und Flitter und Wasserpartien hinauszuwerfen — während unten in Croatien Leute zugrunde gehen, auf deren Kosten Sie sich's gut gehen lassen — nur um sagen zu können, Sie waren in Ostende! Hm! Hm! Was meinst du, Nesti?"

Nesti schwieg. Er hatte ja gewiss recht, aber er brauchte das ihrer Schwester eigentlich nicht zu sagen. Und dann, was war mit dem Sagen viel gethan? Sie hatte diese Dinge nun schon zu oft von ihm gehört.

Rosa aber sagte ärgerlich: „Ach, lassen Sie mich in Ruh' und verderben Sie mir nicht die Laune. Wir lassen's uns alle auf fremde Kosten gut gehen."

Victor machte eine Geberde, die sagen sollte: „Ich kenne das, lassen wir es, euch ist ja doch nichts beizubringen," und nahm die Zeitung.

Als er fort war, sagte Rosa zu ihrer Schwester: „Ich kann diese großen Phrasen nicht leiden. Das könntest du ihm abgewöhnen. Eigentlich ist das impertinent von ihm, als ob er nicht auch auf fremde Kosten leben würde?"

„Wieso?" fuhr Nesti auf.

„Auf deine, auf die unseren — oder am Ende nicht?"

„Das darfst du doch nicht sagen, Rosa, das ist doch etwas ganz anderes, und da müsstest du die Verhältnisse genau kennen."

Sie widersprach, aber innerlich fühlte sie, dass Rosa nicht so unrecht hatte. Die aber, die immer scharf im Reden gewesen, erwiderte sogleich:

„Du wirst schon sehen. Ich will ja nichts sagen ... wieviel Männer machen's denn anders? Aber sie machen nicht so ein Gethue herum. Dass du mit deinen Idealen durchfallen wirst, Kleine, das hab' ich mir immer gedacht. — Aber schließlich scheint er ja nicht bös und ist ganz hübsch, viel hübscher als der meine: und seine Pflänze hat der Hermann auch, nur kenn' ich sie schon sehr genau und lach' nur so matt, wenn er damit anfängt. Man findet sich schon in die Männer und in die Ehe, wie sie ist. Merkst du's nicht? Wenn man sich nicht drein finden würde, dann wär's schlimm. Wir sind doch auch keine Engel — nicht einmal du, Nesti."

Nesti's Gesicht war im Schatten. Rosa konnte nicht sehen, welch ein zerreißender Schmerz sich auf ihm spiegelte. Aber jetzt stand sie steif auf, und mit dem verschlossenen Kindergesicht von einst sagte sie:

„Du hast kein Recht, von Victor so zu reden oder zu denken. Und dieser Vergleich ... weißt du, du thust mir leid!"

„Ich habe kein Recht? Nach dem, was er mir heute alles gesagt hat? Und ich hab' Augen, mein Kind, und ich lasse mir nicht so leicht Sand hineinstreuen, ich bin nicht verliebt. ‚Und Sie sind imstande, sich's auf fremde Kosten gut gehen zu lassen!'" machte sie ihm pathetisch nach. „Und nachdem er sich von meinem Mann, gegen den er heute so auftritt, Geld ausgeliehen hat — von demselben Geld, das ich nicht nach Ostende verfahren soll ... und an eben dem Nachmittag haben wir ihn im Kaffeehaus gemüthlich am Fenster sitzen und Chocolade trinken gesehen. Wir sind vorübergegangen. ‚Dem schmeckt's', hat Hermann gesagt — ‚und es geht auf meine Rechnung.'"

„Geh' tratsch doch nicht so, Rosa ..."

„Ich hätte auch nicht getratscht, wenn er sich nicht so hoch hinauf gesetzt hätte."

„Er war eben in Noth, er hat für Mutter und Schwester Geld gebraucht ..."

„So, sagt er das? ... Da hört sich doch alles auf! — Aber ich hab' schon wieder einmal zuviel geredet ..."

„Nein," sagte Nesti, „jetzt musst du sprechen. Verhüllte Andeutungen darfst du nicht machen ... bloß quälen darfst du mich nicht ..."

„Also gut, vor ein paar Tagen kommt ein Mensch in die Kanzlei zum Onkel Heinrich, ein gewisser Lehrer, der nur so heißt, verstehst du? Er ist Beamter und sagt, dass er mit der Schwester von deinem Mann verlobt ist. ‚Schön, freut mich,' sagt der Onkel, ‚womit kann ich dienen?' Ja, sagt der andere, er möcht' gern im Vertrauen erfragen, was es mit deiner Mitgift, Nesti, eigentlich für eine Bewandtnis hat, denn er möchte gern heiraten und braucht eine Caution, und was die Schwester hatte, das hat sich Victor seinerzeit ausgeliehen, und sie immer vertröstet — und jetzt hätte er gesagt, er hätte von der Mitgift noch nichts bekommen — und weil man ihm doch nichts glauben kann, wäre er sich nur höflichst erkundigen gekommen. Naiv, nicht? Du kannst dir denken, wie der Onkel ihn gejagt hat. Ob wir alle Familienmitglieder verheiraten und aushalten sollen? hat er ihn gefragt ..."

Sie hielt inne, Nesti war ganz blass geworden, und jetzt war sie am Sofa niedergesunken und legte den Kopf in die Hände und weinte. Rosa erschrak, aber mit allen Küssen und Bitten und Entschuldigungen machte sie nicht gut, was sie mit ihren raschen Worten ihrem Liebling angethan hatte. „Du kannst nichts dafür," sagte Nesti auf alle ihre Selbstvorwürfe, „die Wahrheit ist schon gut — lass' mich nur allein!"

Stundenlang gieng sie auf und ab, als die Schwester fort war, zerknirscht, beschämt, vernichtet — und als Victor nach Hause kam, begriff er den feindseligen Empfang nicht, den seine junge Frau ihm bereitete.

Noch immer machte sie Versuche, die Trümmer ihres Götzenbildes wieder zusammenzufügen und es mühsam wieder aufzurichten: die Sprünge waren nicht mehr zu verhüllen ... Tag und Nacht, ob sie wollte oder nicht: sie beobachtete ihn scharf und gequält, jedes Wort, jede Geste wurde ihr verdächtig. Die Kränze, mit denen ihre Erwartung ihn gefeiert hatte, waren lange herabgeglitten — und jetzt wickelte sie aus den heroischen Gewanden, die er sich umgehangen, den Schauspieler heraus, dessen Heldenposen sie nicht mehr betrogen. Dabei schien er aus so viel Masken und Schalen zu bestehen, dass man zum wirklichen Menschen kaum gelangen konnte. Sie hatte allerdings auch Gelegenheit, Naturlaute zu hören — sie war ja seine Frau — „die eines trägen und eitlen Thiers", sagte sie später einmal in ihrer Entrüstung, und „er war imstande, die Naturlaute selbst zu verfälschen." Und alles, was sie einst angezogen, wurde ihr verhasst, seine Entrüstung selbst, wie seine Liebesworte hatten einen phrasenhaften Klang und widerten sie an; und kalt und klar kam über ihr strenges, anspruchsvolles, empfindliches Gemüth die Erkenntnis, und da war es auch aus. Sie verachtete sich selbst dafür, dass er im Anfang ihre Sinne

überwältigen und entflammen hatte können — jetzt empfand sie nur Abneigung und Widerwillen, und es kam zu unerhörten Scenen zwischen ihr und ihm.

Ihr erster natürlicher Gedanke war Flucht. Mit diesem Menschen konnte sie nicht leben, es war ganz von selbst verständlich, dass sie von ihm gehen musste. Aber da stieß sie an die harten Schranken unseres conventionellen Lebens. Nach langem Ringen und Zögern vertraute sie sich ihrer Schwester an. Die junge Frau empfand einen kaum minder heftigen Schreck, als die seit sechs Monaten verheiratete Schwester mit der Erklärung zu ihr kam, dass sie mit ihrem Mann nicht länger leben könne. Sie stellte ihr die völlige Unmöglichkeit, den Scandal einer Scheidung nach einem halben Jahr der Ehe vor. Nesti sollte es den Eltern selbst sagen; sie übernehme das nicht. Das aber wagte Nesti nicht, und als sie endlich den Muth dazu gefunden hatte, da schien es ihr selbst zu spät, denn sie erwartete bereits ein Kind. Sie war gebunden, gebunden, gebunden, und hatte nur eine dunkle schmerzliche Hoffnung, dass die neue unbekannte Freude und Qual ihr eine Entschädigung bringen werde. Und bis zu einem gewissen Grade füllte das Kind durch ein oder zwei Jahre ihre enttäuschte Seele aus.

Aber wie konnte das von Dauer sein? Sie war so jung, so kräftig, so lebensdürstend und mit solch einem Schatz unbefriedigter Liebesempfindungen und Sehnsucht in sich. Der entsetzliche Gedanke, dass sie Jahr für Jahr, ohne Ende, Tag und Nacht so fortleben müsste, immer in derselben Atmosphäre von Lüge und Leerheit, zusammen mit diesem Menschen, immer dieselben hohlen pathetischen Worte hören, deren bloßer Ton sie nervös machte, immer die gleichen verdrießlichen Erbärmlichkeiten, so altern, so fortleben — so unerhört war sie durch das Leben und um das Leben betrogen! Ihre erschreckte Seele zog sich wie erstarrt in sich selbst zurück — sie hatte eine kurze Weile während ihrer Brautzeit aufgelebt, nun war es wieder und unwiderruflich vorbei. Sie beschäftigte sich mit dem Kind und mit dem Hauswesen und bemühte sich, „ihre Pflicht zu thun". Victor war ein Mitbewohner des Hauses, für den gesorgt werden musste, sonst existierte er nicht für sie. Sie sprach mit ihm fremd und ernst, womöglich ohne Gereiztheit, wenn er es ihr auch manchmal schwer machte.

Seine Eitelkeit war aufs tiefste verletzt. Er redete sich ein, dass er sie verachte, dass sie ihn nicht verstehe, aber er fühlte gut, dass es umgekehrt war: und eine geheime Rachsucht erwuchs in ihm, die er — obwohl er weder heftig, noch bösartig war — sie dennoch in zahllosen Unannehmlichkeiten und Nadelstichen fühlen ließ.

Fast jeden Abend musste sie offene Vorwürfe oder Anspielungen auf ihren Mangel an Pflichtgefühl, ihre Seelenlosigkeit und Liebesunfähigkeit anhören. Sie antwortete gar nicht.

Victor gieng andere Verhältnisse ein, irgend etwas erregte den Verdacht in ihr, ein Blick, eine Bewegung, dass er auch mit den Dienstboten im Hause verkehrte, und sie erlebte Dinge, die ihr so gemein und entsetzlich erschienen, dass ihr das ganze Leben zum Ekel wurde. Sie machte ihm dafür keinen Vorwurf. „Du hast gar kein Recht dazu," sagte ihre Schwester.

Um seine Kanzlei kümmerte er sich fast gar nicht, in den ersten Jahren verbrauchte er ihre Mitgift: und dann nahm er einen tüchtigen älteren Concipienten, der nicht die Mittel hatte, selbst eine Kanzlei zu eröffnen — denn andere verstand er vortrefflich auszubeuten. Wer es hören wollte, dem sagte er, dass die „Reform der Advocatur" ihn sehr beschäftigte. „Der Stand muss auf ein höheres sittliches Niveau gehoben werden," sagte er und schrieb auch eine Broschüre darüber. Darauf wurde er von einer juristischen Zeitschrift um Aufsätze und Recensionen ersucht. Nun konnte er seiner Frau zeigen, dass er etwas war, und dass andere ihn zu schätzen wussten, und er las ihr seine Concepte vor; als sie die schön klingende Rhetorik, die ihr so wohlbekannt und so widerwärtig war, durch irgend eine kluge Bemerkung unterbrach, widersprach er zwar, nahm aber ihre Worte auf, und sehr bald fand er, dass es bequem und nützlich war, sich Ideen und Einfälle von seiner Frau zu holen, ja sich die Aufsätze und Vorträge von ihr entwerfen zu lassen, und auch wenn es ihr lästig war, fand er Mittel, es ihr abzuquälen. Die Kanzlei trug auch jetzt nicht viel, und er bestürmte Nesti, ihr Vermögen von ihrem Vater zu verlangen. Aber der alte Roth hielt fest — und nun gab es schlecht verhehlte Sorge, Noth und Knauserei im Hause: Victor versetzte ihr Silberzeug, ja ihre Uhr, denselben Schmuck, den er an ihrem Hochzeitsabend auf die Erde geworfen und den die Mutter ihr nachgeschickt, den nahm er ihr jetzt weg und versetzte ihn. Und um des Kindes und ihrer Nahrung willen musste sie den bittern Weg machen und ihren Vater um Geld angehen — oder bei Schwestern, Mutter und Brüdern Anleihen machen, um sie seinerzeit zurückzuzahlen. Ward es gern gewährt oder nicht, eine Demüthigung war es immer, ihre Wunden musste sie immer zur Schau tragen.

Das Kind, das ihr lange eine Entschädigung und eine Freude gewesen war, wurde, als es heranwuchs, die ärgste Geißel. Es hatte die Natur des Vaters, es log, es war eitel und falsch und wünschte zu imponiren. Sobald es zu lernen und zu lesen anfieng, war ihr ganzes Dasein ein Kampf gegen die ewig wechselnden, in pathetischen Reden und verrückten Einfällen bestehenden Erziehungsmethoden ihres Mannes, sie suchte all seinen Einfluss abzuwehren, und fühlte täglich, was er in einer Viertelstunde für Schaden stiftete. Sie war als Mutter so unglücklich, wie als Frau. Sie begann das Kind zu hassen und es zu meiden, soviel als möglich überließ sie es den Dienstboten — eine neue Todesqual, weil sie es im tiefsten unerhört liebte — sie war wie auf der Folter, ewig nach zwei Seiten gezerrt — und fast allabendlich konnte sie von Victor hören, dass sie eine ebenso unnatürliche Mutter wie Gattin sei.

Nirgends fand sie etwas, woran sie sich aufrichten konnte. Ihre Beobachtungsgabe wurde bei ihrer empfindlichen Wahrhaftigkeit nach der einen großen Enttäuschung so peinlich geschärft, so misstrauisch und bitter wurde ihr Urtheil, dass kein Mensch ihm entgieng, und überall sah sie Hohlheit und Verlogenheit und Unrecht, in allen Verhältnissen, im ganzen Leben um sich her.

Und sie ward des Lebens überdrüssig. Wie oft, wenn sie die düstern drei Treppen zu ihrer Wohnung hinaufstieg in dem trüben Stiegenhaus, das der hellste Sommer nicht genug erleuchten konnte, und das im Winter kalt und traurig war, ergriff sie die Trostlosigkeit ihres Daseins — und es war ihr, als müsste sie den Kopf gegen die Steine schlagen. Das also war das Leben, das wirkliche Leben — dieses öde Fortvegetiren — das war aus allen Kinder- und Mädchenträumen, aus ihrer glühenden, opferfreudigen Liebe geworden? Kämpfen? Ertragen? Dulden? Wofür?

Wieder kam ihr die Scheidung als ein Weg zu einsamer Freiheit in den Sinn. Sie wusste, dass Victor ihr das Kind nicht geben würde, aber sie glaubte, sie würde ohne es leben können. Sie erklärte sich den Eltern. Ein Familienrath wurde gehalten. Der Vater gebrauchte ein drastisches jüdisches Sprichwort, die Mutter wollte von einer Scheidung nichts wissen. Aber Nesti erklärte, sie sei entschlossen. Es kostete sie Kämpfe und Scenen, die sie auf Tage und Wochen ins Bett brachten, bis sie die Eltern zur Zustimmung bewogen hatte. Und als sie endlich so weit war, scheiterte der Plan an Victors Schwur, dass sie mit seiner Einwilligung nie von ihm gehen würde. Alle Versuche, ihn zu einer Sinnesänderung zu bewegen, waren vergeblich.

Nesti war als junge Frau eigenthümlich schön geworden. Sie war für eine Frau ziemlich groß, war schlank und doch reich und voll gestaltet, insbesondere die Linien der Schultern und des Oberkörpers zu den Hüften herab waren von großer Schönheit.

Aber ihre Gesundheit verfiel. Sie ward blass und kränklich, sie verlor den Appetit, ihre Füße wollten sie nicht mehr tragen. Leiden aller Art traten hinzu, und da sie immer gesund gewesen war, schämte sie sich des Krankseins, nahm ihre Zustände ernster als sie waren, und verlor die Hoffnung, auch nur körperlich wieder aufzuleben. Die Aerzte schickten sie in Badeorte und auf Höhencuren, die ihr Vater bezahlte. Auf einer dieser Reisen im Frühjahr 1883 lernte sie Guido Burk kennen.

IV.

Sie war ihm schon früher einmal begegnet, ohne es zu ahnen. Gesprächsweise entdeckten sie, dass an jenem Tag, an dem sie Victor auf dem Eise kennen gelernt, auch Guido dort gewesen sein musste. Denn es hatte an demselben Tag eine Studentendemonstration stattgefunden, von der Victor ihr damals erzählt; und Guido erinnerte sich genau, von der Universität nach der Demonstration aufs Eis gegangen zu sein. So seltsam hatte sich das Schicksal dort und an dem Tag in der Wahl des Menschen, den es ihr zuführte, vergriffen. Sie ergründeten auch, dass sie als Kinder unweit voneinander gewohnt und sich sicherlich hie und da gesehen haben mussten, als Guido fünfzehn oder sechzehn Jahre alt war und sein Weg ins Gymnasium an ihrer Wohnung vorbeiführte. Früher war er nicht in Wien gewesen. Sein Vater war wohl hier geboren, war aber Professor an einer kleinen deutschen Universität geworden und hatte sich dort verheiratet. Er war gestorben, als Guido noch nicht acht Jahre alt war, und seine sehr schöne Frau vermählte sich einige Jahre später zum zweitenmal mit einem Uhlanenrittmeister, dem sie auf sein Gut nach Schlesien folgte. Der Knabe blieb anfangs bei den Eltern der Mutter, bis ihn der Großvater väterlicherseits, der alte Hofrath Burk, verlangte; und da Guidos Vater das einzige frühverstorbene Kind des Hofrathes gewesen und der Enkel nach ihm erben sollte, setzte er es auch durch; so kam es, dass Guido das Obergymnasium und die Universität in Wien absolvierte.

Er war ein großer, stiller, ernster Bursch, pünktlich wie eine Uhr, immer fünf Minuten vor Schulanfang in der Classe, immer schweigend während der Stunde, freundlich gegen alle, aber keinem seiner Mitschüler schloss er sich an. Der Umgang mit den alten Leuten, bei denen er aufwuchs, isolierte ihn. Sein einziger Freund war ein um vier Jahre älterer Junge, fast ebenso groß und still wie er, der später Zoolog wurde und sehr jung heiratete. Sie waren viel beisammen, sprachen viel, saßen aber auch Stunden schweigend und lesend. Guido war innerlich viel zu beschäftigt, als dass er einen starken Drang nach Worten und Aeußerungen empfunden hätte. Seine Mitschüler hielten ihn für langweilig und ließen ihn in Ruhe, besonders als er einen, der ihn in ärgerlicher Weise ge-

neckt hatte, in unerwartetem furchtbar ausbrechendem Jähzorn entsetzlich geprügelt hatte, so dass er es zuletzt selbst bereute und den Gedemüthigten und Erstaunten um Verzeihung bat. Unter Mädchen kam er gar nicht, außer im Sommer, den er bei seiner Mutter in Schlesien auf dem Gute zu verbringen pflegte: dort spielten die kleinen Stiefschwestern mit ihm, neckten ihn und ließen sich von ihm zärteln, es kamen auch junge Mädchen von den benachbarten Gütern zu Besuch, aber sie interessierten ihn nicht. Nie hatte er knabenhaft für irgend ein Mädchen oder eine Frau geschwärmt. Nur ein einzigesmal als sechzehnjähriger Bursche saß er auf der Reise nach Schlesien in der Bahnhofrestauration einer stattlichen jungen Frau gegenüber, die wohl doppelt so alt war wie er, und starrte sie ganz verloren und beklommen lange an. Sie bemerkte es und sah ihm lächelnd in die Augen; da wurde er feuerroth, wendete sich ab, zahlte und gieng auf den Perron, um den Zug zu erwarten; aber der flüchtige Moment hinterließ einen seltsamen Eindruck.

Der Eindruck schwand indessen wieder, und religiöse Fragen und Zweifel, durch den skeptischen Spott seines naturwissenschaftlichen Freundes angeregt, erfüllten seine Seele; da er alles furchtbar ernst nahm, so blieb ihm lange für nichts anderes Sinn und Zeit übrig.

In seinem siebzehnten Jahre hatte er angefangen, italienisch zu lernen, und das erste Buch, das er über Empfehlung eines Collegen las, war der Decamerone des Boccacio. Er verschlang es in wenigen Tagen und Nächten, und ihm ward wüst und sonderbar zumuth. Er empfand nicht die Kunst und den hellen lächelnden Bau der Erzählungen — er empfand nur einen seltsamen Reiz und eine lustvolle Verlockung und gleichzeitig etwas Unreines und Böses, das nicht nur im Buch war, sondern in ihm. Sonderbare Verlangen erwachten in ihm, und das Jahr vergieng in neuen Zweifeln und Qualen.

Als er die Maturitätsprüfung hinter sich hatte, machte er sein Freiwilligenjahr und studierte dann Jus, weil er nicht wusste, wozu er eigentlich Neigung hatte und am ehesten noch Nationalökonom werden wollte. Er war etwa zweiundzwanzig Jahre alt, als er etwas Tragisches erlebte. Er verliebte sich nämlich plötzlich und heftig in die junge Frau seines Freundes, eine kluge, schlanke Frau mit braunen Haaren und braunen, lebhaften und tiefen Augen. Guido kam oft hinauf: beide Gatten waren bisher seine Freunde gewesen, und ihr Haus das einzige, wo er die Abende gern verbrachte. Er war durchdrungen, dass es zum ersten- und einzigenmal im Leben und zugleich etwas völlig Unmögliches und Abschließendes war. Lange trug er das verzehrende Gefühl in sich gepresst, dann gieng er eines Tages geradewegs zu seinem Freund, sagte ihm offen, wie es mit ihm stand, und dass er den Verkehr mit ihm aufgeben müsse. Der andere war tief betroffen von der Mittheilung, von dem Verlust des Freundes und vor allem von der Vornehmheit seines Thuns, für die er nicht Worte genug finden konnte. Am Abend erzählte er dieses sonderbare Erlebnis seiner Frau, sie erschrak und schwieg lange, und sprach später nur selten und ungern von Guido. Als ihr Gatte meinte, das werde vorübergehen und Guido werde wieder heraufkommen, wie früher, sagte sie still: „Nein, er soll nie heraufkommen!" und auf einen eigenthümlich fragenden Blick ihres Mannes setzte sie hinzu: „Er thut mir zu leid."

Hatte Guido geglaubt, dass nun alles in ihm todt und erstorben sein und er weiter leben würde, wie ein Steinbild — denn so starr und öd erschien ihm sein Zustand — so hatte er sich gründlich getäuscht. Stürmisch erwachten die Sinne erst recht in seinem jugendlichen Leibe und er machte erschütternde Kämpfe durch. Die schönheitsvolle Phantasie der Griechen hat statt des Affen den Centauren zwischen uns und das Thier gestellt, und der Centaur wird das Sinnbild unseres tiefsten Wesens bleiben. Guido verdurstete. Aber „wer den ersten Trank aus der Pfütze thut", hatte der Geistliche bei seiner Confirmation zu ihm gesagt, „dessen Geschmack bleibt unrein für das ganze Leben". Und er trank nicht.

Damals erschien die Kreutzersonate, und so sehr das ganze Buch ihn abstieß, so sehr begeisterten ihn die ersten Capitel und er beschloss, dem Recept des Russen zu folgen und sein Blut in Leibesarbeit austoben zu lassen. Er wurde ein unermüdlicher Turner, Ruderer und Fechter; er durchkletterte die Alpen, bis er jedes Thal und jeden Winkel kannte, und fast immer allein. Vor allem aber wurde er einer der herrlichsten Schwimmer, die je gewesen; er konnte schwimmen wie Lord Byron, stundenlang, ohne zu ermüden, das Wasser wurde ihm vertraut wie ein zweites Element, in dem er sich wiegte und treiben ließ und sich wie ein Wassergott fühlte, das ihm freundlich zu sein und immer neue Kraft zu gewähren schien, wie die Erde sie ihren Söhnen gab.

Nach dem Doctorat war er zu Gericht gegangen, und nach ein paar Jahren plötzlich wieder ausgetreten; er hatte als staatsanwaltschaftlicher Functionär bei den damaligen Arbeiterverfolgungen in irgend einem Fall sich geweigert, eine Anklage aufrechtzuerhalten; der „Scandal" war ein ganz interner und drang über die betheiligten Bureaus nicht hinaus. Aber darüber entzweite er sich mit seinem Großvater, der ihm jede Unterstützung entzog und ihn zu enterben drohte. Mit der ganzen gewaltthätigen Energie seiner Natur brach Guido auf diese Drohungen hin sogleich selbst mit dem Großvater und gieng nicht mehr in sein Haus zurück, sondern trat in eine Advocaturskanzlei ein und lebte kärglich genug von den sechzig oder siebzig Gulden, die er als Monatshonorar erhielt. Ein Jahr später starb der alte Hofrath; vorher ließ er Guido rufen und verzieh ihm, sagte ihm aber noch, dass er sein Ende beschleunigt habe. Guido aber, der den Großvater, obgleich Welten ihre Anschauungen trennten, liebte, sagte nachher hart: „Das hat mir leid gethan, aber meine Schuld ist es nicht und bereut habe ich nichts. Ich kann einem Menschen alles opfern, nur nicht die Integrität meines Wesens."

Von da an beschäftigte er sich nur mit theoretischen juridischen Fragen und nationalökonomischen Arbeiten und hoffte, wie der Vater, in Deutschland Docent zu werden. Sein Leben erschien ihm abgeschlossen, und das Räthselhafte, das Glück, dem wir alle in der Jugend uns entgegensehnen als etwas, an dem er auf dem Wege vorübergekommen und das fürderhin etwas Ausgeschlossenes war.

Im Sommer und Herbst durchwanderte er die Alpen und zweimal Italien bis an die Südspitze Siciliens hinab. Und beim zweitenmal begegnete er auf dem Rückweg Resti Vegelmann, als er in irgend einem kleinen Ort in den Alpen in derselben Pension einkehrte.

(Fortsetzung f. f.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

„Observer" ist ein Bureau, in welchem alle hervorragenden Journale der Welt (in deutscher, englischer, französischer und ungarischer Sprache) unter besonderer Berücksichtigung der österreichischen Tagesliteratur gelesen werden, um den Abonnenten jene Zeitungsausschnitte zuzusenden, welche sie persönlich (oder sachlich) interessieren. Die riesige Arbeit, welche dem Einzelnen dadurch erwächst, aus allen wichtigen Blättern die ihn interessierenden Zeitungsnotizen zu suchen, entfällt nunmehr, da das Bureau „Observer", welches behördlich concessioniert ist und in Wien, IX. Türkenstraße Nr. 17, seinen Sitz hat, diese Sammelarbeit besorgt und seinen Abonnenten jene Zeitungsausschnitte regelmäßig zusendet. Der „Observer" zählt trotz seines kurzen Bestandes Minister, Abgeordnete, Diplomaten, alle hervorragenden Bankinstitute, Industrielle, Künstler, Handelskammer u. s. w. zu seinen Abonnenten

Seiden-Damaste 75 kr. bis fl. 14.65 per Meter und Seiden-Brocate ab meinen eigenen Fabriken sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Qual und 2000 versch. Farben, Dessins 2c.).

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

76

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVII. Band. Wien, den 10. December 1898. Nummer 219.

Antidualistische Taktik.

Welche Wandlung! Die gräflich Thun'schen Minister, deren einziger Ruhm bisher ihre unerreichte Fähigkeit, ohne Parlament zu regieren, gewesen ist, Baron Dipauli und Dr. Kaizl, sind in den letzten zwei Wochen zu Verehrern des Parlamentarismus geworden. Es dürfte nicht als überflüssig erscheinen, den Beweggründen dieser plötzlichen Wendung nachzugehen, soweit Thatsachen und Verhältnisse festen Vermuthungen Raum geben.

Als im August d. J. der berüchtigte Geheimvertrag zwischen den Ministerien Thun und Bánffy abgeschlossen wurde, stand freilich die Sache wesentlich anders als heute. Damals lief im ungarischen Parlamente noch alles glatt. Im österreichischen Parlamente aber herrschte die wilde Obstruction. Ihre als sicher erwartete Erneuerung in der bevorstehenden Reichsrathssession sollte als Vorwand benützt werden, um zunächst das bestehende und der feudal-clericalen Sippe so tief verhasste österreichische 67er-Parlament auf Nimmerwiedersehen zu verabschieden, Ausgleich, Budget und die sonstigen legislativen Regierungsbedürfnisse mit Hilfe des § 14 zu befriedigen, die dadurch gewonnene „erhöhte Actionsfreiheit“ aber zu jener schon längst herbeigesehnten Verfassungsänderung auszunützen, durch welche das feudal-clericale Regime, von den unüberwindlichen Reibungshindernissen der 67er-Verfassung befreit, in Oesterreich stabilisiert werden sollte. Die Frage war, ob die Ungarn einen § 14-Ausgleich, entgegen den Bestimmungen des ungarischen Ausgleichsgesetzes, als rechtsgiltig anerkennen würden. Für die Ueberwindung ihrer constitutionellen Bedenken wurden ihnen enorme materielle Begünstigungen im Ausgleich zugestanden. Und die Ungarn, insoferne Baron Bánffy als ihr Vertreter anzusehen war, giengen auf diesen Handel ein. Die Ungarn schienen bereit stillezuhalten, während in Oesterreich der Verfassung der Kragen umgedreht werden sollte. Die österreichische Reaction jauchzte auf vor Entzücken. Der erste Theil ihres großen, fast schon aufgegebenen Planes war so gut wie gesichert. Der zweite Theil ist allgemein bekannt, wenn er auch vorsichtigerweise in den August-Abmachungen nicht berührt worden sein mag. Dieser zweite Theil betrifft Ungarn. Sobald die Reaction, mit ungarischer Hilfe, Oesterreich bis zur Grabesruhe pacificiert hätte, musste das schwierigere Stück der Reactionsarbeit, Ungarn selbst, darankommen. Dann wieder hätte Oesterreich stillezuhalten gehabt, während die ungarische Verfassung erdrosselt worden wäre. Sobald die Reaction auch in Ungarn, wie das „Vaterland“ es euphemistisch zu nennen pflegt, „Ordnung gemacht“ hätte, wäre der Dipaulische „Gesammtstaat“ von 1849/59 wieder realisiert, so schön, als er eben unter den geänderten Verhältnissen sich noch wiederherstellen ließe.

Das war der sinnige Plan. In Oesterreich wurde er, sofort als das Parlament zusammentrat, von der Opposition durchkreuzt, indem diese an Stelle der wilden, die normale Obstruction einsetzte, welche bis zum letzten Stadium mit der sachlichen Berathung vollständig identisch ist und deswegen auch keinen geeigneten Vorwand zu einem Staatsstreich abgibt. Die Reaction temporisierte. Alle ihre Versuche, sei es durch ministerielle oder präsidentielle Impertinenzen die wilde Obstruction herauszulocken, sei es die sachliche Berathung vor der öffentlichen Meinung als Obstruction zu denuncieren, scheiterten kläglich. Mittlerweile hatte sich, vor Bánffy und seinen österreichischen reactionären Complicen geschickt verborgen, in Ungarn eine Wendung vorbereitet, die geeignet erscheint, den Plan der Reaction bis auf weiteres ganz bedeutend zu erschweren: die Obstruction im ungarischen Parlamente. Eine solche ungarische Obstruction kann ungleich gefährlicher werden als eine österreichische, weil in Ungarn kein § 14 existiert und bei dem dortigen avitischen Zustand der Verwaltung durch autonome Comitate und Municipien ein offener Verfassungsbruch auf dem gerade Wege des Gesetzes zur Steuer- und Recrutenverweigerung führen kann.

Die Reaction hatte, in kluger Berechnung ihrer doch immerhin gemessenen Kräfte, den Keil an dem schmäleren österreichischen Ende einzutreiben geplant, um dann in naturgemäßer Fortsetzung das dickere ungarische Ende nachfolgen zu lassen. Durch die in beiden Ländern eingetretenen Aenderungen der Lage ist der Keil in ihren Händen — bildlich gesprochen — um einen Winkel von 90 Graden herumgedreht worden, so dass er jetzt platt auf der schiefen Seite aufliegt, auf der er gleichzeitig mit beiden Enden in den dualistischen Verfassungsbau eingetrieben werden müsste — was politisch ebenso schwer ist wie physikalisch. Die Ungarn halten nicht still, und deswegen kann vorläufig mit dem österreichischen Parlament nicht so leicht aufgeräumt werden. Das ist der Grund, warum die politischen Verkleidungskünstler Baron Dipauli und Dr. Kaizl ihre alten parlamentarischen Ueberzeugungen so hastig wieder angezogen haben.

Damit ist aber nicht aller reactionären Gefahren Ende gekommen. Eine Episode wird vielleicht jetzt leichter überwunden werden, aber noch lange nicht die Reaction. Ihr alter Plan wird sicherlich alsbald in neuer, verbesserter Form aufleben. Inzwischen aber sollten in beiden Reichshälften jene, welche die Reaction zu bekämpfen guten Willens sind, auch ihrerseits aus den Ereignissen der letzten Zeit lernen, worin die Stärke der Reaction liegt und worin ihre eigene Schwäche. Die Reaction hat es verstanden, auch die dualistische Staatsform in den Dienst der obersten Maxime ihrer Politik zu stellen, welche Divide et impera heißt. Wie beweglich sie auch, um ihrer eigenen Kräftezersplitterung willen, die Auflösung des Gesammtstaats beklagt, so hat sie doch die Ausbildung eines gewissen fremdstaatlichen Gefühls in den freiheitlichen Schichten beider Reichshälften mit inniger Freude gefördert. Die Reaction selbst operiert gesammtstaatlich, und wenn ihr in beiden Staaten zwei Regierungen wie die Thun und Bánffy zur Verfügung stehen, kann sie, wie die Augustabmachungen zeigen, ihre antidualistische Taktik sogar in die quasi-völkerrechtlichen Formen der Verhandlungen zweier Staatenregierungen fassen. Nur die Oppositionen beider Reichshälften, der Reaction zu Freuden, marschieren und schlagen getrennt (oder können auch getrennt geschlagen werden), weil die beiderseitige staatliche Selbständigkeits-Illusion mitsammt dem Nicht-Einmischungsprincip sie von jeder Vereinigung oder auch nur Vereinbarung abhält. Darauf, auf diesem Divide, war auch der Augustplan der Reaction aufgebaut. Dass die beiden Oppositionen trotzdem diesmal gleichzeitig in Action gekommen sind, war purer Zufall, der möglicherweise die ganze Situation für beide Oppositionen im Moment noch rettet. Wenn die Minister beider Staaten sich zur gegenseitigen Unterdrückung ihrer Oppositionen verbünden, so sollten die beiderseitigen Oppositionen folgerichtig daraus die Consequenz ableiten, dass auch sie sich miteinander verbünden müssen, wenn sie ihre reactionären Regierungen besiegen wollen. Es wird um beider Theile Freiheit und Verfassung in Zukunft besser bestellt sein, wenn sie aus der neuesten Kampfesepisode diese taktische Lehre ziehen.

K.

Baron Desider Bánffy.

(Eine Photographie ohne Retouche.)

Wer den ungarischen Ministerpräsidenten, Baron Desider Bánffy, gegenwärtig im Berathungssaale des Budapester Abgeordnetenhauses zu entdecken vermag, der kann wahrhaftig von Glück reden.

Im ungarischen Abgeordnetenhause regiert nämlich derzeit der Winter des ministeriellen Missvergnügens. Es stürmt und wettert, dann und wann gibt es unangenehmes Schneegestöber und hie und da langweiligen Regen: die sogenannte parlamentarische Obstruction mit ihren leidenschaftlichen Auftritten, peinlichen Zwischenfällen und unendlichen Reden geht Tag für Tag auf die Regierung hernieder. Kein Wunder, dass sich Baron Desider Bánffy in die geheizten und gedeckten Couloirs flüchtet, wo er, fern vom Schuss, mit seinen guten Freunden schmunzelnd die Launen des Unwetters verfolgt, in der Art der alten Kaffeehauskibitze, welche allen Unbilden der Witterung eine gute Seite abgewinnen — die Chaussüre der vorübergehenden Damen ... Ein anderer Ministerpräsident würde allerdings den Kampf nicht meiden, sondern aufsuchen. Man weiß, welches Missfallen es in Deutschland erregte, als Bismarck die Reden Eugen Richters nicht anhören wollte, sondern sich in dem Momente entfernte, in welchem sein Gegner das Wort ergriff. Und Bismarck war Bismarck, aber auch der große Kanzler trieb dieses Spiel bloß einige Wochen, während Bánffy bloß Bánffy ist und

dennoch seit einem Jahre ungefähr das Parlament während der Reden seiner Gegner meidet. Ungarn hat zweifellos weit hervorragendere, populärere und sympathischere Ministerpräsidenten besessen als Bánffy, aber einen parlamentsscheueren hat es hierzulande noch nicht gegeben. Andrássy war witzig, und er hörte sich gern; Lónyay war gebildet und hielt stets Vorträge; Szlavy war gemüthlich und gönnte sich oft ein Plauderstündchen im Abgeordnetenhause; Tisza war rechthaberisch und ergriff in einer einzigen Sitzung auch zehnmal das Wort; Szápáry stotterte ein wenig, aber nichtsdestoweniger wich er keinem Rededuell aus, und der unmittelbare Vorgänger Bánffys, der einst vielverehrte und jetzt vielgeschmähte, der einst arg überschätzte und jetzt noch viel ärger unterschätzte Wekerle schwelgte förmlich in seinen Declamationen ... Baron Bánffy war niemals ein parlamentarischer Redner großen Stils, und selbst an seinen kleinsten ministeriellen Vorgängern gemessen, bleibt er noch klein. Trotzdem hielt er in den Honigmonden seiner Ministerherrlichkeit oft Reden, die in der officiösen Presse gepriesen und verherrlicht wurden, aber Baron Bánffy ließ sich dadurch nicht bethören, denn bei jeder Gelegenheit wiederholte er: „Ich bin kein Redner!" Und er ist wahrhaftig kein Redner. Aus dieser Thatsache erklärt sich auch seine Abneigung gegen alle parlamentarischen Kämpfe und seine Vorliebe für die stillen, gemüthlichen Wandelgänge. Jeder andere Ministerpräsident würde, wir wiederholen dies, anders handeln. Jeder andere Ministerpräsident würde die niederfallenden und aufspritzenden Unannehmlichkeiten im Abgeordnetenhause ertragen, eingedenk der Goethe'schen Spruchweisheit: „Und wenn's genug geregnet hat, so hört es wieder auf." Jeder andere Ministerpräsident würde sich in den Regenmantel seiner Würde hüllen und überdies das gute, alte Paraplui der Majorität aufspannen. Doch Bánffys Regenmantel ist — um bei dem Unwetterbildchen zu bleiben — fadenscheinig und durchsichtig, der Regenschirm der Mehrheit aber rissig und brüchig geworden, und Baron Bánffy weiß wohl, dass er nass bis auf die Haut, ja vielleicht gar von den wildstürzenden Redenmassen fortgespült werden würde, und deshalb zieht er sich in die Couloirs zurück, von wo er seit dem 5. September Tag für Tag seine gutgefütterten Tauben aussendet, welche stets mit einem officiösen Blatte im Schnabel zurückkehren, auf dem mit fetten Lettern geschrieben steht, dass die Obstruction noch fortregnet.

Jawohl, seit dem 5. September hat sich der Himmel Bánffys verdüstert. Noch im August — als die berühmten Ministerberathungen in Ischl stattfanden — versicherte die Wiener Tagespresse (die, in Parenthese bemerkt, über die politischen Ereignisse in Honolulu weit besser informiert ist, als über die Vorgänge in Budapest), dass es keinen populäreren Mann in Ungarn gäbe, als Bánffy, und dass Oesterreich nichts sehnlicher wünschte, als einen Staatsmann von seiner Bedeutung und Volksthümlichkeit. Wie gern hätte Ungarn den ganzen Bánffy schon damals den Oesterreichern überlassen! Denn trotz aller Hymnen, welche Baron Bánffy in der Wiener Presse angestimmt werden, und trotz aller begeisterten Stimmungsberichte aus Ungarn war der gegenwärtige Ministerpräsident niemals verehrt, niemals respectiert. Alle Eigenschaften, die einem politischen Führer Freunde und Anhänger werben, fehlen ihm, und es ist schwer zu sagen, was er — weniger besitzt: politische Vergangenheit oder politisches Talent, parlamentarische Führergabe oder persönliche Liebenswürdigkeit? Baron Wenckheim sagte einst scherzweise: „Das Glück Andrássys ist, dass er nichts gelernt hat." Dieser Scherz wird bei Bánffy voller Ernst. Vielleicht hat es aber nur der Mangel aller staatsmännischen Qualitäten ermöglicht, dass Baron Bánffy jetzt genau vier Jahre am Ruder ist. Als Bánffy Ministerpräsident wurde, lachte die politische Welt; als er seinen Conflict mit dem Nuntius Agliardi hatte, lachte man wieder; als er von Krise zu Krise stolperte, lachte man neuerdings, und jetzt, wo die Obstruction ihre Schleusen öffnete, lacht man am lautesten. Aber wer weiß, ob Bánffy nicht zuletzt lachen wird? Er hat bisher alle Vorhersagungen zuschanden gemacht, und man darf wohl behaupten, dass er niemals Ministerpräsident geworden wäre, wenn diejenigen, welche ihn auf den Schild hoben, geahnt hätten, dass er so lange ... oben bleiben wird. Nach dem Sturze Wekerles wollten nämlich die führenden Persönlichkeiten in der ungarischen Regierungspartei — die führenden Persönlichkeiten sind bekanntlich nicht immer die hervorragenden — einen farblosen, harmlosen Ministerpräsidenten haben, den man im gegebenen Momente wieder in die Ecke stellen kann. Diese Königsmacher — die Tiszaisten — hatten sich zweimal getäuscht: Szapáry machte ihnen Unannehmlichkeiten und auch Wekerle gehorchte nicht auf den Wink, und deshalb sollte jetzt der politisch und parlamentarisch gleich unerfahrene Bánffy Ministerpräsident werden. Die Combination war nicht übel: Da Bánffy im Parlamente und im Lande stets unpopulär gewesen, keine politische Bildung besaß und nicht reden konnte, so lag sein Schicksal ganz in der Hand seiner Partei. Sie machte ihn zu ihrem Führer, damit sie ihn führe, aber genau genommen, hat doch er sie bisher angeführt. Bánffy nahm die Parteizügel in die Hand und ließ sie nicht mehr los. Da er Würden und Aemter, Orden und Geschäfte zu vergeben hatte und auch flott vertheilte, jeden Dienst belohnte und jeden Widerstand rücksichtslos niederzutreten bemüht war, wurde er bald Herr in der Partei und bei den letzten Reichstagswahlen gieng sein Bestreben dahin, sich von jenen Politikern zu befreien, welche ihn zum Ministerpräsidenten machten und die ihn gern weiter bemuttert hätten. Sein Plan gelang nicht, denn die ganze Vormundschaft wurde bei den Wahlen wiedergewählt, und jetzt, wo Baron Bánffy wegen der vehementen oppositionellen Angriffe in der Klemme ist, befindet er sich wieder („halb zog es ihn, halb sank er hin") in der Gewalt seiner intimsten Feinde, die schon einen wässerigen Politiker zu seinem Nachfolger bestimmt haben sollen. Freilich ist noch nicht aller Tage Abend, und es kann leicht geschehen, dass Bánffy wieder, wenn auch ein wenig geschunden und zerschlagen, aus dem Fangeisen kommt, das ihm die Opposition legte und in das ihn ein Theil der ... Regierungspartei trieb.

Bánffy hat nämlich schon zahlreiche fatale Situationen überwunden. Da wäre vor allem die bekannte, bereits erwähnte Agliardi-Affaire, die einige Wochen nach seinem Amtsantritt entstand. Bei Hof war man über diesen Zwischenfall derart ungehalten, dass — alle Politiker in Budapest wissen es — Bánffy, der sich zur Audienz gemeldet hatte, zweimal nicht vorgelassen wurde. Bánffy wartete aber weiter, und er wurde schließlich empfangen, sein Gegner, der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf Kalnoky, jedoch entlassen! Es kam die Zeit der Panama-Scandale im ungarischen Abgeordnetenhause mit ihren eisernen Brücken aus Holz und ihren Raphaelbildern des falschen Piombo: Enthüllungen aller Art, die einen Abgrund von parlamentarischer Parteicorruption zeigten, der jeden ungarischen Patrioten entsetzte und erschütterte. Die Millenniumsfeier stand vor der Thür und selbst die oppositionellen Parteien wollten diesen politischen Schmutz nicht vor den Augen Europas reinigen. Graf Albert Apponyi, der allzu zart fühlende Führer der Opposition, proponierte den bekannten Millenniumsfrieden, und Bánffy hatte wieder eine Lebensversicherung für ein Jahr gewonnen. Nach der parlamentarischen Schonzeit kam wieder eine Krise. Das Cabinet Bánffy tastete die Pressfreiheit an und erregte dadurch den Zorn aller Freisinnigen im Lande. Eine „liberale" Regierung wollte die Pressfreiheit vernichten! Wieder brachte Graf Apponyi ein faules Compromiss zustande, und in dieser Compromissstimmung blieb ein Theil der Opposition bis zur vorjährigen Ausgleichskrise, die Bánffy zu verschlingen drohte. Man erinnert sich wohl noch der aufopfernden Thätigkeit der oppositionellen Parteien Ungarns, die im December des vergangenen Jahres den Ausgleich retten wollten, aber eigentlich bloß das Cabinet Bánffy retteten, denn heute befindet sich Ungarn wieder in derselben Ausgleichskrise, und abermals möchte die Regierung sich von den gemäßigten oppositionellen Parteien ein Provisorium aus dem parlamentarischen Feuer holen lassen. Jetzt freilich ist auch dieser Theil der Opposition gewitzigt, und National- und Volkspartei wollen sich nicht mehr die Finger verbrennen, sondern heizen selbst den Ofen. Baron Bánffy aber erklärt, dass er sich um Parlament und Gesetz nicht weiter kümmere, sondern ohne das Parlament und gegen das Gesetz regieren werde, sofern die Opposition nicht rechtzeitig alle Provisorien bewilligt, deren er bedarf, um sein ministerielles Leben verfassungsmäßig fortfristen zu können. Dass Baron Bánffy derartige Theorien ausspricht, mag noch hingehen: er kennt oder würdigt nicht den Werth der ungarischen Verfassung, dafür kennt und würdigt er den Werth der Stellung eines Ministerpräsidenten. Dass aber die ungarische Regierungspartei, dass eine Partei, die sich liberal nennt und die in ihrer Mitte zweifellos Männer von freisinniger und constitutioneller Gesinnung besitzt, wortlos dieses frivole Kokettieren mit dem Staatsstreich und mit dem Absolutismus duldet, das beweist wieder, dass nicht Bánffy unter dem Einfluss seiner Partei steht, sondern dass sein Einfluss die Partei beherrscht und dass sich diejenigen verrechnen, welche meinen, dass über den Kopf Bánffys hinweg eine Purification des politischen Lebens in Ungarn möglich sein wird. Zu lange hat der widernatürliche Zustand gewährt, dass ein Politiker, den weder Talent noch Charakter zur Führerrolle prädestinieren, diese Führerrolle innehatte, und die Folge davon ist, dass nunmehr die berufenen Politiker im Schoße der Majorität nicht zur Geltung kommen können, selbst wenn sie wollten. Nichts ist heute in der sogenannten liberalen Partei Ungarns verdächtiger als wirklicher Freisinn und wirkliche Begabung. Die Mitglieder des Ministeriums der kirchenpolitischen Reformen werden mit scheelen Augen angesehen. Desider Szilágyi, Albin Csáky und deren Anhänger sind geradezu gemieden; sie fühlen sich denn auch fremd in der „liberalen" Partei Bánffys, die im Verlaufe von kurzen vier Jahren das Versammlungsrecht confiscierte, die Pressfreiheit beschränkte, die Wahlreform vereitelte, die parlamentarische Redefreiheit angriff und nun einer Verfassungsverletzung zusteuert, die auch eine Verletzung des Königseides involvieren müsste, zumal der ungarische König die Verfassung beschworen hat! Trotzdem verbleiben — wenigstens vorläufig — anerkannt liberale Staatsmänner im Schoße der Regierungspartei, und sie sowohl, wie die sogenannten führenden Persönlichkeiten der Majorität (welch letztere stets mit dem Strome schwimmen und von politischen Principien nicht gequält werden),

warten offenbar auf das Wunder Ibsens, das da kommen soll. Oder sollte sich auch hier wieder die alte Küchenweisheit bewähren, dass ein fauler Apfel hunderte von gesunden Früchten verdirbt?*)

Baron Bánffy hatte und hat nur ein politisches Princip, und dieses lässt sich in vier Worten genau kennzeichnen, in der hübschen Drohung Mac Mahons: „J'y suis, j'y reste." Ein Freund Bánffys sagte den führenden Persönlichkeiten der Majorität, als man ihn zum Ministerpräsidenten machte: „Den werdet Ihr nicht loswerden; es sei denn, dass Ihr ihn stückweise aus dem Ministerfauteuil schneidet." Mag in dieser Bemerkung auch Uebertreibung liegen, so wird doch niemand leugnen können, dass die Erfolge Bánffys in seiner Zähigkeit und, um einen Ausdruck Bismarcks zu gebrauchen, in seiner „Wurstigkeit" zu suchen sind. Bánffy ist nicht empfindlich. Schon Tisza sagte, dass ein ungarischer Ministerpräsident eine dicke Haut besitzen müsse, aber die Haut Bánffys ist selbst Tisza — zu dick. Die derbsten Insulten sackt Bánffy ein und lächelt noch dazu: einer unangenehmen Rede entzieht er sich, indem er in die Couloirs flüchtet: die Programmpunkte seiner Gegner führt er durch, wenn er dieselben auch früher bekämpfte, wie zum Beispiel die ungarische Hofhaltung und die ungarische Militärakademie, denn was er gestern sagte, existiert heute für ihn nicht mehr. Tisza fiel, weil er sein Wort hinsichtlich Kossuths Repatriierung nicht einlöste, Szápary gieng, weil seine Ideen in Angelegenheit des Hentzi-Denkmals in Ungarn missfielen, Wekerle trat zurück, weil er Unterströmungen in der Majorität bemerkte; Bánffy sieht dieselben Unterströmungen, Bánffy blamierte sich mit seiner Hentzi-Denkmalidee weit gründlicher und Bánffy löste fast alle politischen Zusagen nicht ein, aber er bleibt trotz alledem und alledem. Die eigentliche Aufgabe des Cabinets Bánffy war es bekanntlich, den neuen wirtschaftlichen Ausgleich mit Oesterreich zu schließen. Heute, nach vier Jahren, erklärt Bánffy jedoch, dass er ein neues Provisorium verlangen müsse, obwohl er im Vorjahre mündlich und schriftlich betheuerte, dass jedes Provisorium ausgeschlossen sei. Aber Bánffy bleibt; er bleibt solange es überhaupt möglich ist, unbekümmert um alles, was vor, hinter und neben ihm geschieht. Für einen armen Landedelmann, der einen historischen Namen trägt und daher bloß das Gymnasium absolvieren und eine Reise ins Ausland unternehmen musste, um ein gewaltthätiger, despotischer Obergespan zu werden, dann ins Abgeordnetenhaus gelangen konnte, wo er bald Präsident des Hauses und Ministerpräsident wurde, ist dieser Aufstieg zweifellos recht angenehm, so angenehm, dass man manche traurige Stunde dafür in den Kauf nehmen kann. Und „die Wollust der Creaturen ist gemengt mit Bitterkeit." Mit Hohn und Spott wird Bánffy Tag für Tag übergossen, und während die Opposition früher ein Gefallen daran fand, wenn Bánffy Kopenhagen nach Böhmen verlegte oder vom heiligen Simon (St. Simon war gemeint) sprach, so lässt sie ihn jetzt kaum zu Worte kommen, beschimpft und behandelt ihn, wie vor ihm noch kein Minister in Ungarn, ja möglicherweise nicht einmal in Serbien behandelt wurde. Kein Wunder, dass er im Berathungssaal des Abgeordnetenhauses nur in solchen Momenten erscheint, in welchen keine Gefahr droht. Das ist der Fall, wenn ein verlässliches, von keinerlei Unabhängigkeits-Velleitäten geplagtes Mitglied der Regierungspartei spricht und da kann man dann auch den Ministerpräsidenten wieder sehen, wie er nach Kinderart aus weißem Papier Schiffchen und Pferdchen macht und dazu aus einer Schnupftabakdose von Zeit zu Zeit ein Prischen nimmt. Das ehedem stereotype Lächeln ist jetzt von seinem Gesichte geschwunden und Falten des Unmuths sind auf seiner hohen Stirn zu bemerken, auf dieser Denkerstirne, die sich bis zum Nacken hinzieht, jedoch zum Theile von einem schwarzen Seidenkäppchen verdeckt wird. Die Augen sind graublau, hell und scharf, wie diejenigen einer Wildkatze, und auch die langen Schnurrbarthaare, das breite Antlitz und der Mund erinnern an diese Katzenart. Seine Gegner sagen, er sei falsch wie eine Katze; Ferdinand Horánszky nannte ihn den „Meister der Mystification", Oscar Ivánka gar in öffentlicher Parlamentssitzung einen „unanständigen Lügner"; seine Anhänger dagegen rühmen seine Katzenschlauheit und behaupten, dass er über seine Feinde und besonders über seine „Freunde" triumphieren werde. Aber rechts und links lacht man nichts destoweniger über den eigenthümlichen Katzenkopf des Ministerpräsidenten, welcher der ungarischen Caricatur reichen Stoff bietet, und man lacht auch über seine sonderlichen Eigenschaften: die Schlauheit, die Falschheit, die Zähigkeit und die Kunst, immer auf die Füße zu fallen. Und unter lauter Heiterkeit stürmt Ungarn einer Verfassungskrise entgegen, die es jenen egoistischen Politikern zu danken haben wird, welche einen unwissenden, brutalen und egoistischen Mann an die Spitze der Regierung schoben, weil sie hofften, durch ihn herrschen zu können, ohne zu bedenken, dass die Entartung des Parlamentarismus und die Corruption des politischen Lebens jeden zum Herrn der Situation macht, der Peitsche und Zuckerbrot in den Händen hält.

Budapest, im December — Arpad.

*) Inzwischen sind bekanntlich in den allerletzten Tagen einige Dutzend von notablen Politikern infolge der lex Tisza aus der ungarischen liberalen Partei ausgetreten.
Anm. d. Red.

Die politische Krise in Ungarn.

Die unerwartete Demission des croatischen Landsmannministers Baron Josipovics war ein sanftes Wangenstreicheln für Bánffy im Vergleich zur Wirkung der ebenso plötzlichen, wenn auch nicht unerwarteten Demission Desider Szilágyis, des gewaltigen Donnerers auf dem Präsidentenstuhl. Man brauchte sich gestern und heute nur in den Corridoren des Reichstagsgebäudes aufzuhalten, um am eigenen Leibe die Aufregung zu verspüren, die sich infolge dieses Keulenschlags der gesammten politischen Welt Ungarns bemächtigt hat. „Das ist der Anfang vom Ende," jubelten die einen. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten," antworteten die andern erbittert, aber nichts weniger als hoffnungsvoll. Die Abdankung Szilágyis sollte auch gar keine andere Wirkung thun: sie sollte das scheinbar so unerschütterliche Gebäude der Regierungsmajorität bis zum First hinauf sprengen und gegenüber allen künstlichen Verwickelungen des Sachverhalts die wahre Natur des jetzigen politischen Kampfes in Ungarn vor aller Welt klarstellen.

Ueber die Persönlichkeit Szilágyis braucht kein Wort mehr verloren zu werden. So sehr ihn die Nullen wegen seiner ganz unerhörten Rücksichtslosigkeit hassen, so sehr achtet ihn das ganze Land, und selbst die mit ihm so unzufriedene Mamelukengarde war gezwungen, den Antrag Kossuth-Apponyi zu unterstützen, welcher den abdankenden Präsidenten nochmals auffordert, zu bleiben. Einhellig wurde der Antrag angenommen. Aber die Zustimmung der Regierungspartei war ebensosehr Komödie, wie die vorgespiegelte Hoffnung der Opposition, dass sich Szilágyi zum Bleiben werde bewegen lassen. Nicht weil die Majorität mit seiner Amtsführung unzufrieden war und einen Präsidenten à la Abrahamowicz wünschte, ist Szilágyi zurückgetreten, sondern weil gestern die Tisza-Clique ihren letzten Trumpf ausspielte gegen alle die ansehnlichen Elemente des Parlaments und das Gros der Mameluken mit Namensunterschrift auf das Programm Bánffy sans phrase verpflichtete. Nur scheinbar handelt es sich noch um Bánffy, den die Tiszas je länger je mehr als ihren Platzhalter betrachten; in Wirklichkeit stehen wir vor einem Duell der alten Feinde, Tisza und Szilágyi, das mit der endgiltigen Niederlage des einen Theils enden muss. Heute sind die vereinigten Gruppen der Opposition nur noch Hilfstruppen Szilágyis und seines Anhangs. Das Land steht vor der großen Entscheidung, ob ein Regime der Notabilitäten und der Respectabilität hier endlich etabliert werden oder ob es sein Bewenden haben soll bei jenem System der politischen Verruchtheit, der politischen moral insanity, das mit den Namen Tisza und Bánffy unlöslich verknüpft ist. Man muss den alten Machiavellisten Tisza immer wieder mit Crispi vergleichen. Er hat dem Lande nach außen durch die Stärkung der Centralgewalt, durch die Sanierung der Finanzen unzweifelhaft ebensosehr genützt, wie er ihm nach innen durch die Züchtung einer beispiellosen, schon gar nicht mehr politischen Corruption geschadet hat. Er fesselte an sich und sein Haus den größten Theil des wirtschaftlich verkrachten Mitteladels und ließ ihm zukommen, was nicht niet- und nagelfest war, verhinderte aber, solange er an der Macht war, jedes noch so stürmisch geforderte Walten der Justiz. Als er fiel, fielen nach einander — nicht nur politisch — die stärksten Stützen seines Regimes, die Bokraß, Karl Pulszky und andere. Eine Zeitlang schien es, als sollte das Land gesunden. Das Cabinet Wekerle-Szilágyi-Csáky verzichtete darauf, sich einen Anhang aus gut bezahlten problematischen Existenzen zu sichern, und versuchte durch die Inscenierung einer wirklichen liberalen Reformbewegung das öffentliche Leben von der Stagnation zu befreien, wiederum eine öffentliche Meinung zu schaffen. Eben darum setzte die Hofintrigue alle Hebel an, dies Cabinet zu stürzen, und es ist ihr schließlich gelungen. Es gehörte ja mit zu den Hausmittelchen österreichischer Regierungskunst, dass man eine intacte, von der Hofgunst unabhängige öffentliche Meinung sich nicht bilden lassen will und lieber ein System der Gewalt und Corruption duldet, das die Garantie der baldigen Abnützung ja in sich trägt. Dem Monarchen spiegelt man vor, dass in Ungarn eine Regierung der öffentlichen Meinung unzulässig sei, weil diese öffentliche Meinung vom Kossuthianismus nun einmal nicht losgemacht werden könne. Die Wahrheit ist die, dass die unverfälschte öffentliche Meinung in Ungarn fortschrittlich liberal, antirömisch ist, und eben das verträgt die Camarilla nicht. So musste das „Cabinet der öffentlichen Meinung" fallen, und der prononcierte „Royalist" Bánffy wurde mit der Cabinets- wie mit der Majoritätsbildung betraut. Er nahm sich in sein Cabinet — auch weil er andere nicht bekam — fast ausschließlich Nullen, und die Majoritätsbildung besorgte er, indem er in einer Wahlcampagne sondergleichen die selbständigen Köpfe der Opposition, wie der Regierungspartei, soweit es ihm überhaupt nur möglich war, zur Strecke brachte. Sein Hauptaugenmerk richtete er darauf, Desider Szilágyi, den man persönlich nicht fallen lassen konnte, in der Partei zu isolieren. Dem Augenblickserfolg opferte er die politische Widerstandsfähigkeit des Landes. Er vollendete das System des Parteiabsolutismus, das sich morgen schon gegen seine eigenen Schöpfer kehren kann, und suchte aus der Hausordnung die Schutzwehren der Minoritäten zu entfernen.

Bei der Uebermacht der Centralgewalt hat das Land überhaupt kein anderes Abwehrmittel gegen eventuelle Zumuthungen der Krone, als den Hinweis auf eine starke Opposition und auf die Schwierigkeiten der parlamentarischen Hausordnung. Koloman Tisza war klug genug, sich diesen Rückhalt zu sichern, und solange es nur gieng, mit stillschweigender Cooperation der Minorität zu arbeiten, Bánffy ist so weitsichtig nicht. Er setzt sein Alles auf die Huld der Krone und hat mit dieser Politik auch große Augenblickserfolge errungen. Aber auf die Dauer und in seiner Vollendung würde dies System zur vollständigen Entwaffnung der Nation führen und bei einem Systemwechsel den militärischen Absolutismus zum unumschränkten Herrn des Landes machen. Männer wie Szilágyi, die Andrássys, Chorin, Emmer u. a., die zwar streng monarchisch und loyal gesinnt sind, wollen das Land eben mit Rücksicht auf einen vielleicht nicht allzufernen Thron- und Systemwechsel dieser Gefahr nicht aussetzen und suchen daher im letzten Moment sowohl das gefährliche und verfassungswidrige Regieren mit „Verordnungen und Patenten“ zu verhindern, wie auch überhaupt die scrupellosen Machiavellisten von der Macht zu verdrängen. Ob es ihnen gelingen wird, ist fraglich. Zwar könnte Bánffy mit der ehrenwörtlichen Verpflichtung seiner Majorität nicht allzuviel anfangen, wenn sämmtliche Notabilitäten seiner Partei den Rücken kehren wollten. Aber es bliebe immer noch die Frage offen, ob die Krone einer neuen Parteibildung zustimmen und Leute wie Szilágyi, Czáky, Andrássy und Apponyi zu ihren Räthen machen würde. Es ist mehr als gewiss, dass da wiederum der Widerstand der Camarilla gegen jede Politik der „öffentlichen Meinung“ einsetzen würde. Heute aber kann man der Gefahr eines Systemwechsels schon ruhiger ins Auge schauen. Heute ist die Situation nicht mehr aut Tisza — aut Ferdinand Zichy, wo einem zwar die Wahl nicht wehthun würde, aber das Eintreten für Tisza doch immer dem europäisch Gesinnten beträchtlich erschwert wäre; heute ist die Möglichkeit eines Cabinets der anständigen Leute gegeben, nachdem Szilágyi offen Front gemacht hat gegen den Parteiabsolutismus, und wenn es dann dennoch belieben sollte, zu einem Cabinet der Römlinge oder der verösterreicherten Absolutisten à la Kállay zu greifen, so hätte die öffentliche Meinung sich nicht mehr mit halbem Herzen für das kleinere Uebel zu entscheiden, sondern könnte mit voller Wucht für die nationalen, liberalen und respectablen Führer eintreten und den Kampf, je eher desto besser, aufnehmen.

Schwer würde es wohl werden, aber es kann gar keinem Zweifel unterliegen, wer schließlich den Kürzeren ziehen würde. Und wenn es denn schon einmal sein muss, dann besser bald, bevor das Land durch inveterierte Corruption siech und widerstandsunfähig geworden ist. Eine schicksalsschwere Stunde hat geschlagen. Wenn im engsten Rathe der Krone die Ansicht durchdringt, dass die Macht einer Dynastie identisch ist mit der Stärke und Zufriedenheit der Nation, so kann die Wahl des Weges gar nicht zweifelhaft sein. Gilt aber immer noch die Metternich'sche Staatsweisheit vom divide et impera, so wird ja wohl die Wahl des Weges auch nicht zweifelhaft sein, aber ebensowenig auch das Ende, die Katastrophe.

Budapest, 7. December. Dr. Hugo Ganz.

Industrie und Verwaltung.

Actiengesellschaften können in Oesterreich nicht gegründet werden, weil unser Actienrecht mehr auf die Verhinderung solcher Gründungen als auf deren Beaufsichtigung abzielt, und private Fabriken können nicht errichtet werden, weil bau- und gewerbepolizeiliche Interessen, vor allem aber die Gesundheit der Fische, hiedurch beeinträchtigt werden könnten. So scherzhaft dies klingt, ist es doch das Facit der Industrie-Enquête, die heuer in Prag abgehalten wurde. Kommt aber ausnahmsweise doch eine industrielle Gründung zustande, dann kann sicher darauf gerechnet werden, dass die Tarife unserer Bahnen und, wenn es sein muss, auch des Lloyd, der Fabrik alle Chancen eines Wettbewerbes mit der ausländischen Concurrenz benehmen; das ist die Bilanz der Industrie-Enquête, die heuer in Pilsen stattgefunden hat.

Unter solchen Umständen ist es wahrhaftig genug verwunderlich, dass wir überhaupt eine Industrie von einiger Bedeutung haben; die Thatsache lässt darauf schließen, dass in vergangenen Jahren doch hie und da ein fortschrittlicher Luftzug industrielle Keime nach Oesterreich geweht hat, die lebensfähig genug waren, dem antiwirtschaftlichen Klima Widerstand zu leisten. Aber seit einigen Jahren bereits hat sich die Censur mit aller Energie des industriellen Gebiets bemächtigt und confisciert Gründungspläne und Unternehmerideen nach allen Paragraphen der gewerbe-, bau- und sanitätspolizeilichen Vorschriften. Der eclatante Rückgang der Industrie, das ganz auffällige Zurückbleiben hinter Ungarn und Deutschland, wo die natürlichen Productionsbedingungen doch nicht günstiger sind als in Oesterreich, hat endlich eine Reformbewegung ausgelöst — die Reflexbewegung eines maltraitierten motorischen Nerven.

So notorisch die Leiden der Industrie in Oesterreich sind, so landeskundig auch die österreichische Unternehmungsunlust ist, in den weiteren Kreisen war man sich bisher über die letzten Ursachen derselben noch nicht völlig klar. Es ist das unbestreitbare Verdienst der erwähnten Enquêten, die Anamnese der lebensgefährlich erkrankten Industrie aufgenommen und die Diagnose gestellt zu haben. Das Ergebnis geht dahin: Der Sitz des Uebels liegt in der Verwaltung.

Es ist schon viel vom Mangel an industriefreundlichem Geiste, vom lückenhaften Verständnis für wirtschaftliche Interessen gesprochen worden, der bei vielen Behörden zu finden ist; aber wie sich dieser Mangel documentiert, in welch zerstörender Weise er sich äußert, dafür sind erst jetzt der Oeffentlichkeit die Belege geliefert worden. Wir können uns nicht versagen, einige Beispiele anzuführen, zumal angenommen werden muss, dass das voluminöse Protokoll der Prager Industrieenquête im allgemeinen mehr schätzbares als gelesenes Material bleiben dürfte.

Die Leidensgeschichte des Papierfabrikanten Kubik, der als erster Experte der Prager Enquête sein Herz ausschüttete, verdient als Schulfall der Vergessenheit entrissen zu werden. Der Thatbestand ist in Kürze folgender: Am 3. August 1893 suchte kaiserlicher Rath Kubik bei der Bezirkshauptmannschaft in Smichow um die Bewilligung zur Errichtung einer Holzzellstoffanlage an. Nach einer Reihe von Commissionen erhielt er die Bewilligung zur Errichtung der Anlage sammt allem Zubehör; sie wurde mit einem Aufwand von 250.000 fl. fertiggestellt. In der Collaudierungscommission am 19. December 1895 wurde der Betrieb nicht genehmigt, „weil in der Fabrik Holzzellstoff nach dem Sulfitverfahren erzeugt werden soll“, um was Herr Kubik aber angesucht hatte. Der Fabrikant ergriff den Recurs, die Statthalterei setzte die Entscheidung der ersten Instanz außer Kraft — 29. Mai 1896 — untersagte jedoch die Benützung der Anlage bis zur neuerlichen behördlichen Bewilligung, um die nochmals anzusuchen sei, und leitete überdies die Strafamtshandlung gegen Herrn Kubik ein. Derselbe recurrierte bei den zuständigen Ministerien und suchte gleichzeitig bei der Statthalterei neuerlich um die Genehmigung der Anlage an. In den neuerlich angeordneten Commissionen sprachen sich die amtlichen Sachverständigen für die Genehmigung der Anlage aus, doch erst viel später, 17. Juli 1897, also vier Jahre nach Ueberreichung des Gesuchs, erhielt Herr Kubik nur eine vorläufige wasserrechtliche Bewilligung, aber unter einer Reihe von Bedingungen, die sie ganz illusorisch machte, nämlich:

1. Statt der Compostierung wird die Berieselung vorgeschrieben, deren Projecte und Pläne vorzulegen sind;
2. die Abfallwässer sind mit Kalkmilch zu neutralisieren;
3. die Ableitung der Abfallwässer ist nur in einem maximalen Quantum von einem Liter per Secunde und nur gegen Widerruf gestattet;
4. bei Constatierung schädlicher Einflüsse auf das Moldauwasser oder die Fischzucht ist der Schaden zu ersetzen, eventuell die Ableitung ganz einzustellen;
5. die Fabrik ist der Prager Canalisation anzuschließen und den infolge der Flusscanalisation sich ergebenden Verhältnissen ohne Ersatzansprüche anzupassen;
6. die Einstellung des Gewerbes bleibt bis zur Rechtskraft dieser Entscheidung bestehen.

Es muss hier eingeschaltet werden, dass im Ausland die Abfallwässer von gleichen Fabriken ohneweiters in Flüsse geleitet werden, wie in Waldhof am Rhein, das mehr Cellulose als ganz Böhmen erzeugt.

Herr Kubik recurrierte gegen diese Entscheidung am 3. August 1897 und hat heute natürlich noch keine Erledigung. So kann man mit behördlicher Bewilligung eine Viertelmillion pour le roi de Prusse investieren und sich zu den vielen Commissionskosten noch eine Strafamtshandlung zuziehen!

Die Frage der Abfallwässer erscheint in den Enquêten als die tragische Schuld der Industrie. Und die Fische sind doch die Hauptsache. Blättert man im Prager Enquêteprotokoll, müsste man rein glauben, wir seien ein Fischervolk, das gar keine andere Nahrung als Fische hat, und dass jedes Abfallwasser die Gefahr einer Hungersnoth birgt. Die zärtliche Fürsorge der Behörden für die Fischerei, die gegenüber der Industrie doch nur als Sport in Betracht kommt, ist ein deutliches Symptom dafür, wie eingefleischt noch die Bevorzugung aller, auch der kleinsten agrarischen Interessen bei uns ist. Dass unsere Handelsstatistik, unsere Bevölkerungsstatistik bereits nachgewiesen hat, dass Oesterreich heute schon ein Industriestaat ist, ist an der behördlichen Praxis spurlos vorübergegangen. Die Industrie wird nach wie vor hintangesetzt, natürlich ausgenommen, es handle sich um die landwirtschaftlichen Spiritusbrennereien in Galizien, und die Fische gehen voran. Ja es scheint sogar, als ob für die Fische noch mehr geschehen sollte als bisher. Ende September tagte der VI. österreichische Fischereitag, wo der Stab über die Abfallwässer gebrochen und beantragt wurde, es möge ein Reichsgesetz zum Schutze der Fischzucht vor der Industrie ausgearbeitet werden. Eine solche Protection des Angelsports wäre allerdings

das passendste Seitenstück zum Bauernlegen behufs Schaffung von Jagdgründen.

Stiften die Fische auch viel Unheil an, für die an Unglaublichkeit grenzende Langsamkeit der Behörden können nicht sie verantwortlich gemacht werden. Man sollte es nicht für möglich halten, dass ziemlich einfache Gesuchserledigungen Jahre brauchen. Herr **Porák de Varna** reichte am 9. März 1885 um die Bewilligung zur Errichtung einer Fabrik bei der Statthalterei in Prag ein. Er erzählte in der Enquête Folgendes:

„Bis zum 20. October 1886 konnte ich trotz aller Mühe keine Erledigung erhalten. Ich beschwerte mich deshalb an diesem Tage bei Seiner Excellenz dem damaligen Statthalter Baron Kraus und am 21. October, also binnen 24 Stunden hatte ich die gewerbebehördliche Erledigung! Man sieht, es geht schon, wenn man will. Die Collaudierung fand sodann am 23. März 1887 statt und die Betriebsbewilligung wurde mir am 28. März 1887 ertheilt. Die Sache hat also zwei Jahre gedauert, obzwar nirgends ein Anstand vorhanden war. Ich erlaube mir nun aber, einen zweiten Fall vorzulegen, der noch crasser ist und der keine Neugründung, sondern nur eine Fabrikserweiterung betrifft. Ich habe ursprünglich nur um die Bewilligung von 60 Centner per Tag angesucht; später entstanden aber größere Fabriken, die zumeist 100 Centner machten, und eine bei Mannheim, die es heute auf 2500 Centner täglich gebracht hat. Da ich auf diese Weise ein Liliputaner unter den Fabrikanten geworden wäre, entschloss ich mich, meinen Betrieb zu erweitern. Das diesbezügliche Gesuch brachte ich am 22. März 1894 ein. Die erste Commission fand statt nach sechs Monaten, die zweite Commission erst wieder nach sieben Monaten und die Schlussverhandlung am 27. November 1896 (hört!), also 2½ Jahr nach dem Ansuchen. Der Statthaltereiconsens kam aber wieder erst zehn Monate nach der Schlussverhandlung, nämlich am 26. September 1897. Derselbe enthielt derart drückende Bedingungen, dass dieselben völlig unannehmbar waren. Ich überreichte daher am 10. October 1897 den Ministerialrecurs. Derselbe ist bis heute nicht erledigt."

Es kann schließlich nicht jeder zum Statthalter gehen; und überdies, thäte es jeder, so ist zu fürchten, dass es dann keinem nützen würde.

Eines gewissen heiteren Anstrichs entbehrt nicht die Mittheilung Herrn **Brunners**, des Directors einer Druckfabrik:

„Wir haben bei unserem Unternehmen im Jahre 1892 um eine Wasservermehrung angesucht. Erst im März 1894 wurde die erste Commission in dieser Angelegenheit anberaumt. Wegen der vorgerückten Stunde wurde diese Commission verschoben, und heute, am 17. März 1898, also nach vier Jahren hat die Fortsetzung noch nicht stattgefunden!"

Die angeführten Beispiele aus dem übervollen Sündenregister der Verwaltungsbehörden genügen wohl hinlänglich, um das bestehende Verhältnis zwischen Industrie und Verwaltung zu kennzeichnen. Die Strikestatistik rechnet mit Vorliebe aus, was eine Arbeitseinstellung den Arbeitern an Lohnentgang, den Unternehmern an entgangenem Gewinn kostet, um mit diesen Ziffern die Schädlichkeit der Strikes für die wirtschaftende Gesammtheit vor Augen zu führen. Welch ungeheuren Verlust fügt jedoch die Verwaltung auf die oben geschilderte Weise der Volkswirtschaft zu! Sie zwingt Tausende von arbeitswilligen Händen zu feiern, Riesencapitalien müssen ihretwegen brach liegen und das Nationaleinkommen wird um Millionen geschmälert.

Das in den Enquêten vorgelegte Material zeigt zur Genüge, dass die bestehende Missverhältnisse nicht länger haltbar seien. Eine radicale Reform ist unabweislich, soll unserer Industrie nicht jede Aussicht auf eine gesunde Entwickelung benommen bleiben. In der Prager Enquête ist eine ganze Anzahl von Firmen genannt worden, die infolge österreichischer Misstände nach Deutschland und Ungarn ausgewandert sind und von dort der heimischen Industrie den ohnehin genug harten Concurrenzkampf erschweren. Die industrielle Auswanderung ist ein böses Symptom in einem Lande, das weder überflüssiges Capital, noch überschüssigen Unternehmungsgeist besitzt; es ist umso gefährlicher, als die weitreichenden Begünstigungen, die Ungarn der Industrie bietet, seit Baross fast die ganze Gründungsbewegung in der Monarchie nach Transleithanien ableiten. Kommt es zur wirtschaftlichen Trennung Ungarns von Oesterreich, kann man sich auf eine ganze industrielle Auswanderungsbewegung gefasst machen.

Den vorhandenen crassen Uebelständen gegenüber können sich auch die leitenden Factoren der Einsicht nicht länger verschließen, dass Wandel geschaffen werden muss. Der Industrieerlass des Ministeriums des Innern vom 1. October und die Denkschrift des Handelsministeriums über die Beziehungen zwischen Industrie und Verwaltung an den Industriebeirath sind die ersten schüchternen Schritte in dieser Richtung. Der Erlass, in dem zum erstenmal die Industrie von der Regierung als „entscheidender Factor in der ganzen volkswirtschaftlichen und staatsfinanziellen Structur des österreichischen Staatsgebiets" anerkannt wird, klingt wie ein reuiges Pater peccavi, wenn er die Verwaltung ermahnt, „nicht durch einseitige Bevorzugung vermeintlicher öffentlicher Interessen sicherheitspolizeilicher oder hygienischer Natur das eminent öffentliche Interesse der Hebung der Volkswirtschaft zu vernachlässigen." Thatsächliche Reformen jedoch ordnet der Erlass nicht an: er weist die Behörden an, industrielle Agenden mit möglichster Beschleunigung zu erledigen und den Interessen der Unternehmer nach Möglichkeit Rechnung zu tragen. Die Mahnung mag auf einige Wochen hinaus vielleicht die beabsichtigte Wirkung erzielen, aber es wäre gar zu naiver Optimismus, wollte man mehr von ihm erwarten. Die erwähnte Denkschrift des Handelsministeriums zeigt ja auch, dass die Uebelstände nicht mit einer einfachen Weisung der Behörden behoben werden können: es ist eben nicht der „Mangel an industriefreundlichem Geiste" allein, der die Schuld trägt, der Fehler liegt vielmehr an der mangelhaften Organisation der Verwaltungsbehörden, die hinter der wirtschaftlichen Entwickelung zurückgeblieben sind und ihr nunmehr angepasst werden müssen. Der Verwaltung fehlen vor allem die Organe zur Besorgung wirtschaftlicher Agenden. Die politischen Behörden sind im allgemeinen überlastet, und bei allen herrscht überdies ein Mangel an fachlich gebildeten Organen; es sind keine Chemiker, keine Ingenieure und keine Techniker da. Zum Ueberfluss gibt es auch keine Normalbestimmungen für die Errichtung von Betriebsanlagen, und so ist eigentlich alles dem freien Ermessen einer nicht verantwortlichen Behörde anheimgestellt. Und gerade der Mangel jeglicher Verantwortlichkeit scheint schuld zu sein, dass das Vorgehen der Verwaltung so häufig ganz unverantwortlich ist. Die culpa lata mancher Behörden würde es für angezeigt erscheinen lassen, wenn der Verwaltung, beziehungsweise ihren Organen eine civilrechtliche Verantwortlichkeit nach Art der Syndicatsklage gegen Gerichtspersonen aufgehalst würde.

Die handelsministerielle Denkschrift schlägt eine Reihe von Maßnahmen vor, die in der That geeignet erscheinen, für den ersten Moment wenigstens einige Abhilfe zu schaffen, nämlich 1. die Zuziehung von Maschineningenieuren und Technikern zu den Betriebsgenehmigungen; 2. die theilweise Entlastung der zur Durchführung der Betriebsbewilligung berufenen behördlichen Organe von andern Agenden; 3. die facultative Mitwirkung von Delegierten der Handels- und Gewerbekammern bei den Commissionen; 4. die Feststellung bestimmter Voraussetzungen für die Errichtung und den Betrieb gewerblicher Anlagen; 5. die Festsetzung von Fristen für die Erledigung von Gesuchen um Betriebsbewilligung.

Die Durchführung dieser Vorschläge in stricter Form würde wenigstens die Wiederholung solch crasser Fälle, wie wir angeführt haben, unmöglich machen. Aber die nothwendige Reform an Haupt und Gliedern würden sie noch nicht bedeuten. Es bedarf einer Reorganisation unserer Verwaltung unter Specialisierung der industriellen Agenden. Die Gewerbebehörden sind gewissermaßen noch auf dem Fuß des Handwerks organisiert, sie müssen erst auf das Niveau der Großindustrie gehoben werden; kleingewerbliche Organisation und kleingewerblicher Geist in der Verwaltung müssen durch fachliche Arbeitstheilung unter tüchtigen Fachleuten und moderne Auffassung ersetzt werden. Die Regierung trägt sich bekanntlich mit dem Plane eines Industriegesetzes. Es wird wesentlich andere Bestimmungen enthalten müssen als die ähnlichen Gesetze in Ungarn und den Balkanländern. Unsere Industrie hat die Kinderschuhe schon ausgetreten und der Staat braucht ihr nicht mehr als Amme zu dienen. Aber als pedantischer und unverständiger Hofmeister ist er für die Industrie nicht bloß überflüssig, sondern äußerst schädlich. Man befreie unsere Industrie bloß von den vielen halb verrosteten Fesseln, so wird man genug für ihre künftige gesunde Entwickelung gethan haben. Das ist das Wichtigste, was ein österreichisches Industriegesetz anzustreben hat.

Dr. Emil Loew.

Hermann Jellinek.

(Gestorben am 23. November 1848.)

Von Georg Jellinek (Heidelberg).

Von dem Herrn Herausgeber dieser Zeitschrift aufgefordert, meinem Oheim Hermann Jellinek aus Anlass des fünfzigsten Jahrestages seines tragischen Endes Worte der Erinnerung zu weihen, vermag ich nichts Treffenderes und Besseres über ihn zu sagen, als es Amalie Hempel gethan, die er sich zur Lebensgefährtin erkoren. Mein Wissen um ihn beruht auf Familientradition und Kenntnis seiner Schriften. Ich habe keine persönliche Erinnerung an ihn; wurde ich doch erst Jahre nach seinem Tode geboren. Das meiste, was in den Hempel'schen Aufzeichnungen enthalten ist, war mir bekannt. Ich besitze eine Abschrift des Testaments, das in einer der letzten Nummern der „Zeit" in etwas verkürzter Form wiedergegeben wurde. Es enthält noch weitere Grüße und Aufträge an seine Brüder, die der Schmerz um den ihnen so jäh Entrissenen ihr Leben lang begleitet hat. Hinzufügen will ich noch, dass laut des mir vorliegenden Taufscheines der Tochter Hermanns und Amaliens beide am 1. December 1847 in Hamburg bürgerlich getraut worden waren. Der evangelische Pfarrer A. C. hatte diese Ehe zwar, als den österreichischen Gesetzen widersprechend, nicht anerkannt, den Sachverhalt jedoch im Taufregister angemerkt.

Die nachstehenden Zeilen sollen das Bild Jellineks nicht zeichnen, aber ergänzen. Ihm ist in seinem Leben reiche Liebe und Bewunderung zutheil geworden. Nach seinem Tode haben die der Geschichte der österreichischen Revolution gewidmeten Werke vielfach

geringschätzig über ihn geurtheilt — sein unpraktisches, doctrinäres, ideologisches Wesen hervorgehoben. Sie vergaßen, dass es sich um einen Jüngling handelte, der erst an der Schwelle männlicher Reife stand. Er war sechsundzwanzig Jahre alt, als er sein Leben aushauchte, weitaus der Jüngste von allen, die in jenen Kämpfen mit ihrer ganzen Person eintraten und für sie in den Tod giengen. In solchem Alter ist man wohl noch nicht reif und klar genug, um erfolgreich an die Spitze großer politischer Bewegungen treten zu können. Wer ausnahmsweise in diesen Jahren reif ist, der ist auch fertig. Jellinek war aber ein Werdender, der nach dem Urtheile Einsichtiger und Gereifter zu großen geistigen Thaten berufen worden wäre, hätten ihn nicht die Kugeln im Wiener Stadtgraben getroffen. Die Zeit hätte ihn geklärt und geläutert, ohne den idealen Grundzug seines Wesens anzutasten. Welche Wandlungen haben nicht seine Freunde und Vorbilder aus dem Jung-Hegel'schen Kreise später durchgemacht. Der von ihm so bewunderte Himmelsstürmer Bruno Bauer, dem ob seines alles Maß übersteigenden Radicalismus die Docentur an der Bonner theologischen Facultät entzogen worden war, hat es sogar zustande gebracht, als Mitglied der preußischen conservativen Partei zu enden!

Zwanzigjährig, flüchtete Jellinek, unbefriedigt von der Lehre, die ihm zuletzt die Prager Universität geboten, von den engen socialen und geistigen Verhältnissen des damaligen Oesterreich, nach Deutschland. Es war eine Flucht im wahren Sinne des Wortes. Nicht leicht erhielt man in jenen Zeiten einen Auslandspass, um fremde Hochschulen besuchen zu dürfen. Bei Nacht und Nebel, auf einem Leiterwagen, überschreitet er die sächsische Grenze. Er gelangt nach Leipzig und dort wird ihm, wie so manchem seiner Landsleute, von dem edlen und humanen österreichischen Geschäftsträger und Generalconsul, Herrn von Grüner, der, obwohl in der alten Metternich'schen Schule aufgewachsen, den Bedürfnissen der Gegenwart volles Verständnis entgegenbrachte, ein Pass ertheilt, der es ihm ermöglicht, seine Studien an der dortigen Universität fortzusetzen. Mit verzehrendem Eifer sucht er den ganzen Bildungsstoff seiner Zeit sich zu eigen zu machen, aber zugleich, von dem Gefühle einer selbständigen Persönlichkeit erfüllt, sich über ihn zu erheben. Philosophie und Theologie nehmen ihn zunächst ein. Er beginnt als Jung-Hegelianer: Strauß und Feuerbach, Arnold Ruge, Bruno und Edgar Bauer ziehen ihn an, ohne dass er sich einem von ihnen ganz hingegeben hätte. Auch der jetzt so viel genannte Stirner tritt in seinen Gesichtskreis; er findet sich jedoch rasch mit ihm ab, indem er dessen „Einzigen" für eine mystische Conception erklärt. Von tiefstem Einfluss auf sein Denken sind aber später die französischen Socialisten. Namentlich Fournier begeistert ihn. Er nennt ihn den größten Kritiker der Moral seit Spinoza und sucht seine Lehre im Freundeskreisen und in Versammlungen zu propagieren. Die Berührung mit dem Socialismus macht ihn zum erbitterten Gegner des Liberalismus und entscheidet seine energische Stellungnahme für die radicale Demokratie.

Sein Wissensdurst hat ungestümen Thatendrang im Gefolge. Er träumt in gährendem, jugendlichem Eifer von der Schöpfung einer neuen, allumfassenden Wissenschaft, nach der er die Menschheit umgestalten werde. So fühlt er sich zum Reformator berufen, den die Gefahr des Martyriums nicht schreckt, sondern anspornt. Wunderliche Pläne ersinnt er, um sein Ziel zu erreichen. Einmal meint er, vorerst die jesuitischen Lehren an der Quelle studieren zu müssen. Er trägt sich ernstlich mit dem Gedanken, Jesuit zu werden, um sodann die dadurch gewonnene Einsicht zum Kampfe gegen den Orden und dessen Macht verwenden zu können.

Von diesem excentrischen Jüngling muss ein eigenthümlicher Zauber ausgegangen sein. Bald versammelte sich eine stille Gemeinde um ihn, die den Ergüssen des bleichen Lehrers mit Begeisterung lauschte. Nach seinem Tode sollte in Leipzig ein Verein zur Läuterung und Commentierung seiner Ideen gegründet werden. Ich selbst habe noch Männer aus diesem Kreise kennen gelernt, die mit schwärmerischer Verehrung von dem so früh Dahingeschiedenen sprachen. Am tiefsten aber hat sich mir Folgendes eingeprägt. Im Sommer 1874 suchte ich in Göttingen Hermann Lotze auf. Er fragte mich alsbald, ob ich mit Hermann Jellinek verwandt sei. Als er hörte, ich sei dessen Neffe, zog über sein Antlitz ein Schatten wehmüthiger Erinnerung, und ergriffen pries er die ideale Gesinnung und die hohe Begabung des früh Verblichenen, der ihm in Leipzig näher gekommen war. Lotze war fünf Jahre älter als Jellinek. Um so bedeutsamer und wertvoller ist das Urtheil des tiefsinnigen und vornehmen Denkers über den jüngeren Genossen.

Wegen seiner radicalen Ansichten und der leidenschaftlichen Art, wie er sie äußerte, erst aus Leipzig, sodann aus Berlin ausgewiesen, führen ihn die Märzereignisse nach Wien, wo er hauptsächlich publicistisch thätig war. Einige seiner Artikel in dem von Becher redigierten „Radicalen" liegen mir vor. Sie sind nicht an die Massen, sondern an Gebildete gerichtet, setzen zu ihrem Verständnis ein Wissen voraus, das wohl den meisten Lesern des Blattes abgieng. Auch die nach der Octoberrevolution geschriebenen Artikel, wegen welcher ihm der Process gemacht wurde, haben trotz heftiger und ungemäßigter Ausdrucksweise, wie sie damals üblich war, nichts demagogisch Packendes an sich. Da ist man heute ganz andere Kost gewöhnt — aber auch in jenen Tagen dürfte, wer nicht schon aufgewiegelt war, durch Jellineks Anklagen gegen die „Camarilla" schwerlich zum Empörer geworden sein.

Das Gefährliche seines Auftretens hat ihm in der letzten Zeit deutlich vorgeschwebt. Am 16. October heißt es in einem „Unsere Lage" überschriebenen Artikel im „Radicalen": „Wir müssen heute klar sprechen. Und sollten diese Worte unser eigenes Testament sein. Wohlan: wir machen es freudig, weil das menschliche Leben nur Wert hat in einer freien Gesellschaft." So ist er mit dem Gefühl in den Tod gegangen, als Märtyrer für eine große Sache zu sterben. „Meine Ideen können nicht erschossen werden", schrieb er wenige Stunden vor seinem Ende, das er, wie mir ein militärischer Augenzeuge erzählte, mit heldenhafter Gelassenheit hinnahm.

Von Hermann Jellineks Tode hat Adolf Fischhof oft mit mir gesprochen. Die Wahl der Machthaber sei zwischen ihm und meinem Oheim einige Zeit schwankend gewesen — wollte man doch von jeder Confession ein Opfer haben. So sei er denn schließlich mit einigen, erst nach Auflösung des Reichstages über ihn verhängten Monaten Untersuchungshaft davongekommen. „Ich verdanke dem Tode Ihres Oheims mein Leben," schloss er stets seine Erzählung.

Das schönste Denkmal hat seinem Jugendfreunde Jellinek Moriz Hartmann gesetzt. In der Reimchronik des Pfaffen Mauricius widmet er dem jugendlichen Schwärmer folgende ergreifende Verse, die besser als eine ausführliche Biographie das Bild Hermann Jellineks der Gegenwart aufbewahrt haben:

Hermann, du armer stiller Denker,
Als wir zusammen in der Nacht
Gesessen und bei dunklen Kerzen,
Der eine in des andern Herzen
Die Freiheitsflammen angefacht —
O Gott, wer hätte da gedacht,
Dass dir dein Loos fällt durch den Henker.

Er war ein Philosoph — und schauen
Wollt' er das Wesen aller Dinge —
Die Falte über seinen Brauen
Auf seiner Stirne bebend spielte
Und wand sich gleich dem Schlangenringe,
Der Weisheit Ewigkeitssymbole —
Auch war es ja nur nach dem Wohle
Der ganzen Welt, nach dem er zielte,
Und wandeln sah man den Gedanken
Auf seinem blassen Angesicht,
Den mächtigen, der alle Schranken,
Den Leib auch, der ihn trägt, zerbricht.
So glich er selber einem Kranken,
Doch hatt' er einen Stab: die Pflicht,
Die Pflicht, als Sämann hinzuwandeln
Und Keim und Samen auszustreuen,
Dass sich die faule Welt erneure,
Verjüngen mag in That und Handeln.
Und wenn er sprach — dann stürzend jagte
Das Wort sich wie ein wilder Fluss,
Ob er geahnt, dass, was er sagte,
Er schnell zu sagen eilen muss,
Eh' ihm der letzte Morgen tagte.

Er war ein Stern — zu früh verraucht,
Ein Morgenroth — zu früh verhaucht,
Ein junger Hirsch — zu früh gefällt,
Ein Glas voll Glut — zu früh zerschellt,
Ein neues Schwert — zu früh gesprungen,
Ein weiser Spruch — zu früh verklungen.

Sein Name sei den Enkeln lieb,
Er starb, weil er die Wahrheit schrieb.

Beiram.

Eine Reise-Reminiscenz von der Sinaï-Halbinsel.

Von **Max Verworn** (Jena).

Es ist der letzte Tag der Ramadân. Dreißig Tage haben sich die Leute von Kurûm von Speise und Trank enthalten, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Und die Sonnenstrahlen sind glühend heiß. Wie ausgestorben liegen die niedrigen Lehmhütten zerstreut im Wüstensande. Keiner wagt sich ohne Noth hinaus in die Sonne, aus Furcht vor dem Durst. Denn der Ramadân muss strenge gehalten werden. Da haben es die Christen drüben im Dorfe besser. Sie kennen keinen Ramadân. Sie essen und trinken, und der Nâsr von Tôr mit seiner beduinischen Leibwache und der Schêch Mohâmmed, der Wächter der Moschee, und die Quarantäne-Wächter, die ihre Pflicht zwingt, unter den Christen zu wohnen, müssen es mit ansehen, wie die Ungläubigen essen und trinken. Aber heute Abend, Inschâllah, kommt die Erlösung. Sobald der letzte Strahl der Abendsonne verschwunden ist, beginnt das Beiramfest.

Ich habe nachmittags in Tôr Patienten besucht. Jetzt wandere ich zurück durch die Wüste nach Kurûm zu unserer Hütte. Die Abendsonne ist im Begriff, hinter den schwarzen Bergmassen des

Digitized by Google

Djebel Ghârib zu versinken, und überzieht mit purpurnem Roth den westlichen Horizont. Wie glühendes Gestein hebt sich im Osten die scharfgeschnittene Kette der Sinaïberge vom türkisblauen Himmel ab. Da liegen vor mir im fahlen Wüstensande die einsamen Palmen und Hütten von Kurûm. An den halb vom Sande verwehten Gräbern versammelt sich eben das ganze Dorf. Zuerst die Kinder. Dann stellen sich auch die Alten ein, Männer und Weiber, jedes bei den Gräbern seiner Angehörigen. Der Ramadân ist zu Ende. Ein lebendiges Bild entwickelt sich an den Gräbern. Jeder bringt etwas zu essen mit und Wasser in Gullen. Eigene Kuchen sind für diesen Abend gebacken worden. Die meisten stellen auch Blumen auf das Grab, und als die Dämmerung eingebrochen ist, steckt man überall Lichter an auf den Gräbern, in kleinen Laternen oder in Steinhöhlen, die gegen den Wind aufgebaut werden. So sitzt man bei den geschmückten Gräbern und isst und trinkt und vertheilt Kuchen und Datteln an die Armen. Ein Galeerensträfling, der hier frei umhergeht, weil keine Möglichkeit zur Flucht für ihn existiert, hat heute reiche Einnahme an Lebensmitteln. Er ist ein junger Mensch, der seine wunderbar melodische Stimme oft in schwermüthig klagenden Weisen vor unserer Hütte ertönen lässt. Er hat kein Obdach, keinen Besitz und niemand kümmert sich um ihn. Nur wenn er seine schönen Märchen erzählt, sammelt sich die Jugend des Dorfes um ihn und hängt begeistert an seinen Lippen. Durch Betteln muss er sich ernähren, aber heute kehrt er mit vollen Armen ins Dorf zurück. Die Kuchen und Datteln fallen ihm immerfort aus dem Busen. Die kleinen Kuchen! Sie sind aus gutem Teig und süß und etwas gewürzt. Sie schmecken auch uns ganz angenehm. Auch wir werden von allen überladen mit Essen. Wir sind ja auch Fremde und fern von der Heimat. Weiber, die ich nie gesehen habe, deren Züge ich nicht einmal erkennen kann vor dem Schleier und vor der Dunkelheit, drängen mir ihre Brote und Kuchen auf. Mit meinen Freunden Sebêch und Abderachim sitze ich eine Weile am Grabe und esse. Als es endlich ganz dunkel ist, geht alles nach Hause. Nur die Lichter bleiben die Nacht hindurch brennen. Geisterhaft flackern sie auf den Grabhügeln, die schwarz und gespenstisch aus der weiten Fläche in den dunkelnden Himmel emporragen. Der Ramadân ist zu Ende. Das Fest hat begonnen, das nun in drei Tagen für die Entbehrungen des letzten Monats entschädigen soll. Pietätvoll hat man zuerst der Todten und Armen gedacht.

Als ich in meine Hütte trete, erwartet mich ein arabischer Junge. Es ist Spetân, der Sohn des alten Farhân, der im letzten Jahre gestorben. Farhân war ein guter Mann gewesen, der allgemein sehr geachtet war. Vor vier Jahren hatte ich ihn längere Zeit ärztlich behandelt und mir dadurch seine Dankbarkeit gewonnen. Nun ruhte er schon lange unter dem Grabhügel in der Wüste und hatte heute sein einsames Licht. Da kommt statt seiner sein Junge, um mir zum Beiram zu gratulieren. Er bringt mir Brot und Datteln und setzt hinzu, das schicke sein Vater. Ein schöner Gedanke, und rührend, denn die Leute leben seit des Vaters Tode in bitterster Armut. So lassen auch wir den Jungen nicht ohne ein Beiramgeschenk von uns gehen. Auch er und seine kranke Mutter sollen sich des Festes freuen.

Schön und stimmungsvoll war die Feier auf den Gräbern gewesen, voll würdiger Ruhe war der Tag zur Neige gegangen.

Ein ganz anderes Bild bringt der nächste Morgen. Blendend hell übergießt mit unendlicher Lichtfülle die Wüstensonne das Dorf, und ein fleckenlos blauer Himmel breitet sich über Palmen und Hütten aus. Auf dem Platz zwischen den Hütten wimmelt es von den Kindern des Dorfes. Alle sind bunt geschmückt im schönsten Feiertagscostüm, und die grellsten Farben in allen Abstufungen sind in ihren lustigen Kelebiyen und flatternden Mandilen entfaltet. Zum Theil geradezu von aufdringlicher Farbenpracht sinddie Gewänder der kleinen Mädchen, denn das Anilin hat leider auch im Orient seinen Einzug gehalten und die matteren, aber künstlerischen Töne der Pflanzenfarbstoffe schon fast verdrängt. Wie eine Schar tropischer Schmetterlinge flattert das kleine Volk durcheinander und bestürmt uns in einemfort mit seinem Festgruß: „Kullu sanne ente tajib, ya chawodje". Möge es dir das ganze Jahr hindurch wohlergehen, o Herr! tönt es uns von allen Seiten entgegen. Alles ist fröhlich, alles lacht, und lustig wirbelt die kleine Schar um uns her. Ein paar kleine Beduinenmädchen, die zu arm sind, um sich ein buntes Gewand zu leisten, stehen abseits und blicken neidisch auf ihre bevorzugten Gespielinnen. Aber Allah kerim, Gott ist barmherzig, und rührt unser Gemüth, dass wir ihnen ein paar farbige Tücher und gläserne Armringe schenken. Voll Freude stürmen die Glücklichen davon, um sich stolz von den andern bewundern zu lassen. Dann gehen wir in die Hütte unseres alten Hausfreundes, des blinden Aôdah. Der umarmt uns und küsst uns und gratuliert uns zum Fest. „Kullu sanne ente tajib!" Natürlich müssen wir Kaffee trinken. Bald stellen sich noch mehr Gäste in Aôdahs Hütte ein. Es entwickelt sich eine große Gratulationsvisite. Fast das ganze Dorf versammelt sich allmählich beim alten Aôdah. Auch Beduinen aus der Wüste finden sich ein und nehmen von uns Glasringe und Tücher für ihre Frauen im Wâdi At und in Scherm in Empfang. Da ich allen als Hakim wohl bekannt bin und festes Vertrauen genieße, darf ich die ganze bunte Gesellschaft photographieren. Ja man drängt sich förmlich dazu, denn jeder beneidet den andern um die Ehre. So wird es Mittag und wir müssen unsere Visite bei den Honoratioren noch fortsetzen. Der nächste, der an die Reihe kommt, ist Mohâmmed Joseph, ein junger Mann, der lange in Suez war und bereits von der Cultur etwas angekränkelt ist. Er hat seine Stube niedlich gemacht zum Fest. Ein kleines Tischchen ist sauber gedeckt und besetzt mit allerlei Süßigkeiten. Legüme und Confect, Mandeln, Scherbât, Kaffee und Cigaretten werden uns geboten, und Mohâmmed Joseph ist ganz Wirt. Dienstfertig und mit glücklichem Stolz auf sein Heim nöthigt er uns zum Zulangen. Sein Haus ist wirklich nett. Ueberall merkt man die Sorgfalt und Liebe, mit der alles eingerichtet ist. Mohâmmed Joseph weiß, was sich ziemt, und hat Sinn für Behaglichkeit. Schließlich gehen wir alle zusammen zu Mohâmmed Mûsa, dem angesehensten Mann in Kurûm, zum Mittagessen. „Kullu sanne ente tajib, ya schêch el beled!" Geschmeichelt lässt er sich den Titel eines „Schêch el beled" (Bürgermeister) lächelnd gefallen, obwohl eine solche Würde in Kurûm nicht existiert. In seinem Empfangszimmer ist ein niedriges Tischchen auf den Teppich gesetzt worden, und während wir mit untergeschlagenen Beinen am Boden Platz nehmen, werden die Gerichte hereingebracht. Zuerst Fata fatir, ein in lappenförmige Stücke geschnittener Brotteig, der in Fett gebacken ist. Jeder holt sich mit den Fingern aus der gemeinsamen Schüssel die Stücke heraus und führt Bissen auf Bissen zum Munde. Dann kommt eine zweite große Schüssel mit gekochten Hammelfleischstücken und darauf noch einmal Hammelfleisch mit Zwiebeln in Oel geschmort. Schließlich werden wieder Scherbât gereicht, unendlich süße, mit grellen Farben gefärbte Fruchtsäfte, die am Festtage die Hauptrolle spielen. Unsere Körpersäfte müssen schon fast einer concentrierten Zuckerlösung nahe kommen von den vielen Scherbât. Aber „mâalêsch", das macht nichts, wir müssen unsere Visitentour fortsetzen.

Nachmittag geht es hinüber nach Tôr. Zuerst zum Nâsr. Wieder gibt es Scherbât und Zuckerwerk, Kaffee und Cigaretten. Ein Mann von der Leibwache bedient uns mit militärischer Strammheit. Weiter ziehen wir zum Schêch Mohâmmed, dem Schriftgelehrten von Tôr und Todtengräber dazu, denn jeder von den Honoratioren erwartet, dass wir ihn besuchen, und verschwindet aus unserem Kreise schon immer einige Augenblicke, bevor wir den andern verlassen. Schmunzelnd steht der würdige Schêch auf der Schwelle seines Besuchszimmers und heißt uns willkommen. „Kullu sanne ente tajib!" Er ist so recht der Typus eines alten Schriftgelehrten. Man könnte denken, er wäre direct aus dem alten Testament übernommen. Auch hier wieder steht ein sauber gedecktes Tischchen vor dem Diwân mit allerlei Süßigkeiten. Wieder Scherbât, wieder Zuckerwerk, wieder Kaffee. Aber noch etwas Besonderes hat der Schêch. Er hat „Bûse" gebraut, ein gegohrenes Getränk aus zerriebenem, keimendem Weizen. Wie Buttermilch sieht die Flüssigkeit aus, und auch ihr Geschmack ist so ähnlich. Eine wahre Wohlthat nach allen Scherbât. Jetzt verschwindet einer von den Quarantäne-Aufsehern, ein Zeichen, dass er uns auch noch erwartet. Also Muth für neue Scherbât! Dieser letzte Besuch ist am rührendsten. Unser Wirt ist ein armer Teufel, aber ein guter Muslim und viceköniglicher Beamter. Daher hat auch er sein Tischchen gedeckt und seinen kleinen Aufbau gemacht. Voll freudiger Aufregung über unseren Besuch erwartet er uns vor seiner Hütte. Seine Hände zittern vor Erregung, als er das bedeckende Leinentuch von seinem Aufbau entfernt. Mit nervösem Händereiben und vor Freude glänzendem Gesicht nöthigt er uns zu seinen Genüssen. Ich weiß, er ist sehr glücklich, dass wir ihn mit unserer Visite beehren. Und um seine Freude voll zu machen, trinken wir wieder Scherbât. Da es schon anfängt zu dunkeln, setzt er brennende Kerzen auf den Tisch. Dadurch gewinnt sein Stübchen mit dem weißgedeckten Tisch und seinem kleinen Aufbau ein besonders festliches Aussehen. Etwas wie Weihnachtsstimmung und Weihnachtsglück liegt über der Hütte. Als wir uns endlich auf den Heimweg machen, hebt sich eine Gestalt aus dem Dunkel der letzten Häuser ab. Es ist ein College unseres letzten Wirts. Da wir diesen unseres Besuches gewürdigt haben, hofft auch er auf die gleiche Ehre. Aber wir sind in unserem Innern schon zu sehr candiert und es ist schon spät. Enttäuscht und traurig wendet er sich allein seiner Hütte zu. „Bûkra", rufen wir ihm noch nach, „Inschâllah", morgen, wenn Allah so will! Schweigend wandern wir durch die nächtliche Wüste nach Hause. Schweigend und einsam schimmern die Lichter von den Gräbern zu uns herüber. Es ist ein wirkungsvolles Bild, das den Tag beschließt.

Mozart.

Von Edvard Grieg.

Welch Gesicht würden wohl Bach, Händel, Haydn und Mozart aufsetzen, wenn sie eine Oper von Wagner zu hören bekämen? fragt ein englischer Schriftsteller. Für die drei Erstgenannten möchte ich keine Verantwortung übernehmen, aber was Mozart betrifft,

dies universelle Genie, dessen Seele frei war von Philisterei und Einseitigkeit, lässt sich wohl unbedenklich behaupten, dass er nicht bloß seine Augen weit öffnen, sondern wie ein Kind sich all der neuen Eroberungen auf der Bühne und im Orchester freuen würde. In diesem Lichte muss Mozart gesehen werden. Von Mozart sprechen, ist wie von einem Gotte sprechen. Als Gretchen Faust fragte: „Glaubst du an Gott?“ antwortete er: „Wer darf ihn nennen und wer bekennen...“ In diesen tiefen Worten Goethes möchte ich meine Empfindungen für Mozart ausdrücken. Wo er am größten ist, da umfasst er alle Zeiten. Was thut es, wenn diese oder jene Generation blasiert genug ist, ihn übersehen zu wollen? Schönheit ist ewig, und das Gebot der Mode vermag sie bloß für einen Augenblick zu verdunkeln. Was unsere Zeit betrifft, so ist es gut, dass Wagner Mozarts Namen auf sein Schild geschrieben hat. Sein Glaube an Mozart geht unzweifelhaft aus seinen Schriften hervor, und er hat sich dadurch in scharfen Gegensatz zu denjenigen Musikern der Gegenwart gestellt, die so vorgeschritten sind, dass sie Mozarts Musik nicht mehr hören mögen und ihr nur nothgedrungen einen Platz in ihren Concertprogrammen einräumen. Ich hoffe, dass dieser arrogante Unverstand bei den Lesern dieses Blattes nicht Wurzel geschlagen, und es ist daher meine Absicht, unter Voraussetzung ihrer Sympathie für den unerreichbaren Meister zu ihnen zu sprechen.

Wenn ich das Wort „unerreichbar“ gebrauche, so mag dies in mancher Ohren einen Misston hervorrufen. Denn was sollen wir dann von Bach, Beethoven und Wagner sagen? Aber in gewissem Sinne ist Mozart, selbst mit diesen Meistern verglichen, der Unerreichbare. Bei Bach, Beethoven und Wagner bewundern wir in erster Reihe die Tiefe und Energie des Menschengeistes: bei Mozart den göttlichen Instinct. Seine höchsten Inspirationen scheinen unberührt von menschlicher Arbeit. Verschieden von den genannten Meistern, bleibt nicht die Spur von Anstrengungen in den Formen, in die er sein Material gegossen, zurück. Mozart hat jene kindliche, glückliche Aladdinsnatur, die alle Schwierigkeiten wie im Spiele überwindet. Er schafft wie ein Gott, ohne Mühe.

Was vor allem unsere Bewunderung für das Kind Mozart erweckt, ist, abgesehen von seinen eminenten Fähigkeiten, seine frühzeitige Reife: seine Meisterschaft in der Compositionstechnik ist ebenso erstaunlich wie seine Concertleistungen am Clavier. Unwillkürlich regt diese vollständige Meisterschaft in der Composition zu einem interessanten Vergleich mit Wagner an. Diese beiden Componisten gewannen durch ihre Opern Unsterblichkeit. Beide warfen sich mit der ganzen Begeisterung ihrer Jugend auf diese Kunstgattung. Wagners durch frühzeitige Dirigententhätigkeit erworbene Erfahrung hat ihr Gegenstück in der strengen Schulung, die Mozart bereits von Kindheit auf bei seinen musikalischen Arbeiten durchmachte. In beiden Fällen war Klarheit das Resultat. Beide Musiker sind von Anfang an fertige Meister in jenem verwickelten Apparat, den das Schreiben einer Oper erheischt — und den die meisten Componisten erst nach langer und anstrengender Arbeit, unter harten Kämpfen und großen Enttäuschungen bewältigen lernen. Stellen wir die beiden jugendlichen Meisterwerke „Entführung aus dem Serail“ und „Tannhäuser“ nebeneinander. Es ist kein Schwanken in einem von ihnen, nein, vollständige Sicherheit im Ziel sowohl als in der Wahl der Mittel. Auf der Grundlage dieser technischen Meisterschaft entwickelten beide Künstlerindividualitäten sich mit überraschender Schnelligkeit. Der Schritt von „Tannhäuser“ zu „Lohengrin“ ist ebenso groß, wie der Schritt von der „Entführung“ zu „Figaro“.

„Lohengrin“ und „Figaro“! Aus jedem Tone dieser beiden Meisterwerke strahlt das warme Licht vollbewusster Persönlichkeit. Und wenn wir weiterhin die schöpferische Thätigkeit der beiden Componisten betrachten, welche Wehmuth flößt uns da nicht Mozarts Schicksal ein! Alle Hauptwerke Wagners sollten ja erst geschrieben werden, allerdings auch Mozarts zwei größte Werke: „Don Juan“ und „Die Zauberflöte“: nach ihnen aber, eben als sein Mannesalter begann, wird sein Lebensfaden abgeschnitten. Mozarts Tod vor Abschluss seines fünfunddreißigsten Lebensjahres ist vielleicht der größte Verlust, den die musikalische Welt je erlitten. Von modernen Meistern lebte der eine, der in Bezug auf Form Mozart am meisten gleicht — Mendelssohn — nur weniges länger: und es war ein Glück für ihn, dass er damals starb, denn er hatte bereits den Zenith seiner Entwickelung erreicht. Wie verschieden von Mozart! Bis zu seiner letzten Stunde fuhr sein Genius fort, sich zu entwickeln. In der „Zauberflöte“ und im „Requiem“ ahnen wir neue, versteckte Quellen, die hervorzuspringen im Begriffe sind. Als ein wesentlicher Umstand in Verbindung mit dieser Thatsache muss die erst so spät erwachte verständnisvolle Liebe Mozarts für Bach betrachtet werden. Mit welch tiefer Innigkeit er diesen Mann, von dem Beethoven sagte, nicht Bach, sondern Ocean sollte sein Name sein, in seiner eigenen Persönlichkeit Wurzel schlagen ließ, sehen wir unter anderem in dem reizenden fugenartigen Choral im letzten Acte der „Zauberflöte“. Bei Wagner war es das polyphone Vermögen, das ihm seine späteren Triumphe sicherte: und dasselbe Vermögen hätte Mozart, wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, zu neuen Siegen geführt. Denn dies Vermögen war es, das trotz italienischen Einflusses in der Tiefe seiner germanischen Seele lag und das erst Bach ihm aus den verborgenen Tiefen seiner eigenen Persönlichkeit auslösen half.

Es ist behauptet worden, dass principlose Menschen auf unehrliche Weise während der letzten Lebensjahre Mozarts aus ihm Vortheil zogen und hierdurch seinen Tod beschleunigten. Zwar trug der Verfasser des mehr als zweifelhaften Librettos zur „Zauberflöte“, Schikaneder, dazu bei, der Welt dies Mozart'sche Meisterwerk zu sichern. Wofern er jedoch, wie behauptet worden, thatsächlich einer von jenen gewesen, die Mozart zu seinen egoistischen Zwecken auszubeuten gewagt und ihn hiermit zu seiner Sphäre herabzuziehen versucht, dann wehe ihm und seinem Andenken! Schikaneder ist bloße Oberflächlichkeit. Bei Mozart wird selbst das Oberflächliche symbolisch, und ein tief ethischer Geist durchdringt das ganze Werk.

Wenn ich die Leute ausrufen höre: „Ja, aber der entsetzliche Text!“ antworte ich: „Ja — aber versteht ihr denn nicht, dass der Text durch die Musik umgedichtet, von ihr geadelt und dadurch hoch über Trivialität erhoben wird?“ Besäße die Musik nicht diese Fähigkeit, so würden manche seiner größten Meisterwerke vollständig ungenießbar sein. Ich kann es recht wohl verstehen, dass ein geistvoller Literat, der nicht imstande ist zu hören, wie die Töne den Text verfeinern und beleben, der vom ausschließlich literarischen Standpunkte urtheilt, der „Zauberflöte“, ja selbst Opern mit viel besserem Texte, mit unangenehmen Gefühlen lauschen wird. Ein großer Componist vermag jede Einzelheit der Dichtung, wie seelenlos sie auch sei, zu beseelen: und wer einer Opernvorstellung mit wesentlich literarischem Interesse beiwohnt, riskiert leicht der am meisten inspirierten Stellen verlustig zu gehen, denn — es mag dies wunderlich klingen — diese erheben sich oft am höchsten auf einem niedrigen literarischen Hintergrunde. Wer einer Oper, wie der „Zauberflöte“, vorerst vom literarischen und danach erst vom musikalischen Gesichtspunkt aus lauscht, der wird stets sagen: „Ja, aber der Text!“ Wir müssen in unserem Verständnisse eines aus Worten und Tönen zusammengesetzten Dramas soweit gelangen, dass wir zu unterscheiden verstehen, wie die Musik ihrerseits die Worte suppliert und vice versa: sonst werden Werke wie die „Zauberflöte“ für gar viele ein Buch mit sieben Siegeln bleiben.

Vergleichen wir Mozart mit Wagner, so zwingt sich uns die Wahrheit des Sprichwortes auf: „Die Gegensätze berühren einander“. Dass diese beiden Meister „Gegensätze“ repräsentieren, versteht jeder Musikliebhaber leicht: vielleicht ist es doch vonnöthen, zu beweisen, wie sie „einander berühren“. Allerdings muss Weber als unmittelbarer Vorläufer Wagners gelten: nennt man jedoch Gluck — und nicht mit Unrecht — als den Mann, auf dessen Schultern Wagner steht, so dürfen wir nicht vergessen, wieviel Wagner Mozart schuldet. Denn Mozarts Größe liegt in der Thatsache, dass sein Einfluss auf das musikalische Drama sich weit in unsere Zeit hinein erstreckt. Ich denke beispielsweise an das entwickelte Recitativ, mit welchem Mozart Bahnen betrat, die, noch weiter für das moderne Musikdrama zu entwickeln, Wagner in seinen Dialogen vorbehalten war. Einzelne Recitative von Donna Anna und Elvira im „Don Juan“ sind die Muster, nach welchen unsere ganze Auffassung des Recitativs gebildet ist. Dass Wagner auch direct Mozart zu benützen verstand, zeigt — wunderlich genug — eine Stelle in „Lohengrin“, welche, wiewohl echt wagnerisch im Colorit, doch in ihrer Anlage ihr musikalisches Seitenstück im „Don Juan“ besitzt. Man vergleiche zum Beispiel Ortruds Worte im zweiten Acte des „Lohegrin“:

Stärkt mich im Dienste eurer heil'gen Sache,
Vernichtet den abtrünn'gen, schnöden Wahn!

mit dem Schlusse des ersten Actes von „Don Juan“, mit der Musik zu Donna Annas Worten und dem Chore: „Bebe, schwarzer Missethäter!“

Ich erwähne dies nebenbei, um zu zeigen, dass die Herren Wagnerianer am besten thäten, leise zu sprechen, wenn sie Mozart zu ignorieren behaupten. Diese Geringschätzung wäre zu lächerlich, um Notiz von ihr zu nehmen, wenn es nicht auch vorkäme, dass so viele der besten Opernleiter einseitige Wagnerianer sind. Wie oft habe ich doch in Deutschland vorzügliche Vorstellungen Wagnerscher Musikdramen gehört unter Leitung derselben Dirigenten, welche eine Mozart'sche Oper auf die dürftigste Art herunterhudeln. An manchen Orten überlässt man sogar diese Opern Leitern zweiten Ranges, während der Hauptdirigent sich Wagner vorbehält. Unter derartigen Umständen ist es viel verlangt, dass man eine Mozart-Vorstellung mit einem Eindruck verlassen soll, der nur annähernd dem Werte der Oper entspricht. Es kann einen der Gedanke zur Verzweiflung bringen, dass ein solcher Zustand der Dinge geduldet — ja mehr noch, gebilligt wird. Hiebei gewährt es eine Befriedigung, auch Ausnahmen feststellen zu können. Als eine der eminentesten unter diesen nenne ich Arthur Nikisch. Für ihn ist der Große groß, sei sein Name nun Wagner oder Mozart. Seine meisterhaften Interpretationen von Wagners „Nibelungenring“, „Tristan“ und „Meistersinger“ werden in der Erinnerung aller jener leben, die so glücklich waren, zur Zeit seiner Opernleitung in Leipzig zu weilen. Nicht minder jedoch werden sie seiner Vorführung des „Don Juan“ gedenken, seiner pietätvollen Dar-

legung und sorgfältigen Beachtung der Details, nicht am wenigsten in den Recitativen. Bei jenen Anlässen widerhallte das Haus von demselben Jubel, den man bei Wagner-Vorstellungen hört. Möge doch bald die Zeit kommen, da alle die Meister, die der Geschichte angehören, von ihren einzigen Interpreten, den Musikdirigenten, in deren Händen ihr Schicksal ruht, mit gleicher Gerechtigkeit behandelt werden! Mögen diese Herren zum vollen Verständnisse ihrer großen Verantwortung gebracht werden! Hier finden wir die heimliche Hauptursache des Umstandes, dass unsere Generation thut, als sei sie Mozart entwachsen. Würde eine Wagner-Oper so fahrlässig gegeben, wie man die Mozarts häufig gibt, so bekämen wir wunderliche Dinge zu sehen; und derartige Dinge werden wir zu sehen bekommen, sobald die unausweichliche Reaction eintritt. Da wird Wagner erhalten, was Wagners ist, und Mozart, was Mozarts ist. Wartet nur, bis eine objectivere und pietätvollere Periode nach dieser Wagner'schen Agitation kommt! Alle Kunst, die der Geschichte gehört, muss historisch gesehen werden. Alle Eroberungen unserer Zeit in Bezug auf Orchestrierung, Harmonie &c. hatten ihr Gegenstück zu Mozarts Zeit. Auch er war neu — so neu, dass seine Kühnheit unter vielen der damaligen Musiker starke Opposition erweckte; und auch Wagner wird eines Tages aus derselben Entfernung gesehen und historisch beurtheilt werden. Da wird es sich zeigen, wieviel es bedeutet, aufrecht zu stehen wie Mozart, trotz wechselnder Zeiten. Es ist nicht schwer zu stehen, wenn man von eitel Sympathie und vollster Anerkennung von Seite der ganzen jungen Generation umgeben ist — einer Generation, die obendrein dazu erzogen worden, für des Meisters Sache Proselyten zu machen, und die sich nicht beruhigt, ehe ihre Ideen allen aufgezwungen sind.

Woher aber, wird man fragen, kommt heute der Mangel an Ehrfurcht vor Mozart bei so vielen talentvollen jungen Musikern? Dies ist der Kern der Sache. Viele von uns haben in ihrer frühen Jugend Mozart geliebt — ja angebetet, dann aber aßen wir die Frucht des modernen Baumes der Erkenntnis, eine Sünde, die uns gleich der Sünde in Eden aus unserem Paradiese vertrieben. Einige unter uns waren so glücklich, einem vollständigen Fall zu entgehen, und fanden den Weg zurück. Ich gestehe offen, dass auch ich jene Wandlung durchgemacht: ich liebte Mozart, verlor ihn dann für eine Zeit, fand ihn aber wieder, um ihn nie mehr zu verlieren. Ein moderner Musiker kann leicht die Ursache zu diesen Wandlungen finden: sie liegt in dem Verhältnisse der Jungen zu Zeichnung und Farbe. „Farbe, Farbe und wieder Farbe," scheint ihr Motto zu sein. Zwar kann man noch, wenn man mit der Laterne sucht, hie und da einige Linien finden, aber kläglich in der Zeichnung sind sie zumeist. Doch dies ist das Zeichen einer bevorstehenden Veränderung. Schon fühlt eine kleine Minorität den Drang nach reinen Linien so stark, dass wir binnen kurzem ein Resultat dieser Wandlung zu erhoffen haben. Ich meine damit nicht, dass die Kunst der Zukunft, einem Rinaldo gleich, die Farbe fliehen wird, wie eine verführerische Sirene, die beim Laute der schlichten, keuschen Kreuzrittermelodie all ihren Reiz verliert. Nein! Die neue Kunst wird vor allem das Evangelium der wahren Lebensfreude predigen, wird Farben und Linien vermählen und beweisen, dass ihre Wurzel in der Vergangenheit ruht, und dass sie ihre Nahrung aus alten sowohl als aus neuen Meistern saugt.

Es ist erklärlich und verzeihlich, wenn die Jugend sich von der plötzlich auftauchenden Farbenwelt blenden läßt. Doch die Jugend wird älter, und hat sie sich an eitel Farbe satt gesehen, hat sie die raffiniertesten Wirkungen der Gegenwart ausgekostet, so wird sie instinctiv zurücktasten nach den Meistern der Linien und aus den verschiedenen Zeitaltern eine Kunst schaffen, in welcher Farben und Linien gleichmäßig vertheilt sind. Wir heißen diesen glücklichen Instinct willkommen. Er wird uns auch neue reproducierende Kräfte bringen, vollausgerüstet zu der großen That, Repräsentanten der Meister aller Zeiten zu sein, und dann kommt Mozarts Zeit wieder. Ein berühmtes Bild von Vautier stellt einen Supplicanten dar. Im Vorzimmer eines großen Herrn warten die verschiedensten Leute auf Einlass. Unter diesen befindet sich ein dürftig gekleideter Mann, der, als er befragt wird, das Motto des Bildes, die bezeichnenden Worte erwidert: „Ich kann warten." So ist es mit Mozart, wenn er auch in anderem Sinne der große Mann ist und nicht der Supplicant. Er kann warten. Er ist bescheiden. Er fordert nicht mit großen Geberden den Vortritt, sondern er wartet, bis wieder seine Zeit kommt. Denn er weiß, dass sie kommen wird.

Mehrere Componisten unserer Zeit haben versucht, Mozart einem Modernisierungsprocesse zu unterwerfen und ihn dadurch für ein Publicum, dessen Gaumen durch starke Gewürze verdorben ist, schmackhafter zu machen. Ein gefährliches Unternehmen! So hat der russische Meister Tschaikowsky mit bewundernswerter Discretion und Feinfühligkeit einen Theil von Mozarts mehr oder weniger bekannten Clavierwerken und Chorstücken zu einer Orchestersuite in modern instrumentalem Costüme gesammelt. Verfasser dieses Artikels hat es selbst versucht, unter Anwendung eines zweiten Claviers einigen von Mozarts Claviersonaten ein Klanggepräge zu geben, das sich an unsere modernen Ohren wendet, und möchte gerne zu seiner Selbstvertheidigung anführen, dass er nicht eine einzige von Mozarts Noten verändert, somit dem Meister die schuldige Pietät erwiesen hat. Ich will nicht damit sagen, dass eine Nothwendigkeit dazu vorlag — beiweitem nicht. Vorausgesetzt, dass man nicht wie Gounod verfährt, der ein Bach'sches Präludium zu einem modernen, sentimentalen und trivialen Sensationsstück umformte, was ich absolut missbillige, sondern die Einheit des Stils zu bewahren trachtet, ist sicherlich kein Grund, aufzuschreien, wenn man, um seine Bewunderung eines alten Meisters zu beweisen, eine Modernisierung seiner Werke versucht. Mozarts Orchesterwerke zeigen uns, dass er Farben besitzt, frisch genug, um sowohl in unserer Zeit, als auch wahrscheinlich in einer unberechenbaren Zukunft das Ohr gefangen zu nehmen. Von Mozarts Instrumentation haben wir in Bezug auf Klarheit und Wohllaut noch viel zu lernen. Wer Klangschönheit studieren will, kann Mozarts Partituren öffnen, wo er will, und er wird reiche Ausbeute ernten. Und diese orchestrale Klangschönheit hat die unschätzbare Eigenschaft, entbehrlich zu sein. Eine Orchesterpartitur Mozarts, für Clavier gesetzt, wird nicht hiedurch zu nichts reduciert (wie es z. B. bei Berlioz und seinen Nachahmern der Fall ist); denn seine Musik ist jener Art, die ihrer Farben beraubt werden kann, ohne ihre Anziehung zu verlieren. Ein Blick in seine drei wundervollen Symphonien in Es-dur, G-moll und C-dur (die letzte Jupiter-Symphonie genannt, weil sie vollkommen, wie von einem Gott erschaffen, scheint), beweist dies zur Genüge.

Mozart steht vor uns als eine Verkörperung kindlicher Lebensfreude, liebenswürdiger Güte und Anspruchslosigkeit. Er war imstande, seine „Zauberflöte" in Schikaneders „Theaterschupfen" aufzuführen, ohne seine Künstlerwürde zu compromittieren. Könnte er auf uns herabblicken, so würde er sicherlich sagen: „Ihr modernen Meister, wozu all dieser Lärm? Wozu euch in all diese äußerliche Würde kleiden? Sie hat für euere Kunst nichts zu sagen; sie ertödtet nur die ursprüngliche menschliche Empfindung, die das wirkliche Salz der Kunst ist."

Wiewohl Mozart bei Lebzeiten nicht nach seinem wahren Werte geschätzt worden, hat ihn doch die Nachwelt als einen der größten Meister aller Zeiten in ihr Pantheon gestellt. Wenn ich meine Besprechung Mozarts und seiner Beziehungen zu unserer Zeit mit der Behauptung einleitete, dass er noch nicht die gebürende Anerkennung genießt, so muss ich wiederholen, dass meine Bemerkungen nur auf jene Classe moderner Musiker zielen, die die Macht und Fähigkeit haben, seine größten Werke auf würdige Art in den Theatern aufzuführen und es gleichwohl nicht thun. Beethoven ist glücklicher gestellt. Die Dreieinigkeit Bach, Beethoven, Wagner sind von der neuen romantischen Schule als Glaubensartikel ihres Katechismus aufgestellt worden. Mozarts Verdienste jedoch übersehen sie, und vermuthlich wird noch längere Zeit vergehen, ehe die Neuromantik sich entschließen wird, Mozart in ihr Kinderlehrbuch aufzunehmen. Die junge Brut der Neuromantiker erinnert mich in ihrer blinden Einseitigkeit an Andersens Märchen „Die Schneekönigin", welches von einem Zauberspiegel erzählt, mit dem eine Schaar von Teufelchen durch die Lüfte flog. Sie trieben da droben einen sündhaften Ulk und ließen in ihrer Ausgelassenheit den Spiegel zur Erde fallen, wo er in unzählige Stücke zerbrach. Einer dieser Splitter flog einem kleinen, guten Jungen ins Auge, was zur Folge hatte, dass er alles verkehrt sah, nicht bloß mit seinem körperlichen, sondern auch mit seinem seelischen Auge. Das Schöne schien ihm hässlich, das Große klein, und sein gesunder Sinn wird zerrüttet von überreifem Wissen, Ziererei und hypokritischem Geiste. Man möchte fast glauben, dass viele unserer einflussreichen Musiker einen Splitter des Zauberspiegels im Auge haben, der sie hindert, Mozarts Schönheit in seinem vollen Glanze zu sehen. Mög' es ihnen ergehen, wie es dem Jungen gieng! Ein glücklicher Zufall entfernte den Splitter. Der altkluge Teufelsbalg verschwand, und das Kind hielt wieder Einzug in seine Seele. Und ich schließe: Es lebe die Kunst, die beim Erreichen der höchsten Höhen und der tiefsten Tiefen gleichwohl — das Kind bewahrt! Es lebe der unvergleichliche Meister, der uns dies Kind lieben lehrte! Es lebe Mozart!

Geschrieben auf Tinhölen, Hardangervidden.

Theaterabende in London.

Viele Wochen hindurch wurde das Interesse des englischen Publicums von politischen Ereignissen derartig in Anspruch genommen, dass die in London ohnehin so untergeordneten Kunst- und Theaterfragen gänzlich verstummten.

Die speculativen Managers, Directoren und Stars haben vorerst ruhig abgewartet und die alten Stücke fortgeleiert, dabei fleißig geprobt, einstudiert und insceniert, bis die allgemeine Erregung geschwunden und das Wort „Faschoda" nicht mehr so erregend an das Ohr schlug, das nun allmählich wieder bereit wurde, neuen Darbietungen zu lauschen.

Die Folge war aber natürlich eine Verschiebung der Theatersaison, die nun im beklemmenden Londoner Nebel statt unter den warmen Strahlen der Herbstsonne ihren Einzug hält.

In zwei Theatern werden täglich „Die drei Musketiere“ mit unglaublichem Erfolge aufgeführt. Beiden Stücken liegt Alexander Dumas' Roman zugrunde. Das eine wird im „Her Majestys Theatre“ gespielt, das andere im „Globe“. Sehenswert ist nur die Vorstellung im „Her Majestys“, von Mr. Sydney Grundy für die Bühne bearbeitet.

Sehr gut und wirksam ist das Drama auf der Fabel aufgebaut, die den ersten Theil von Dumas' Roman beherrscht, und um dieselbe ist eine Menge aufregender Scenen gruppiert. Im Mittelpunkte steht die Liebesintrigue des Herzogs von Buckingham und der Königin Anna von Oesterreich. An Effecten, wie sie Engländer lieben, fehlt es nicht. Der überlistete, ränkevolle Richelieu, Milady, die wir als Anne de Breuil kennen lernen und bei der wir mit ansehen, wie der öffentliche Richter ihr für Felonie, Hehlerei und Verrath an dem für sie entehrten Geliebten das Schandmal der „fleur de lys“ in die weiße Schulter brennt, sind fesselnde Theaterfiguren, die in wüst componierten, brutalen Aufzügen Beifallsstürme erwecken. Die Engländer nennen das „Show“, Schaustück, und sie lieben diese Gattung.

Eingerichtet und insceniert hat das Stück Mr. Herbert Beerbohm Tree, der diesmal gezeigt hat, dass er zur Noth auch ohne Alma Tadema fertig werden kann. Costüme und Ausstattung sind von strotzender, reicher Pracht und verrathen das sorgfältigste Memoirenstudium der damaligen Epoche.

Leider merkt man diesen Fleiß auch dem D'Artagnan Mr. Trees etwas zu stark an. Die allerdings feinen Züge absichtlicher Persiflage, womit er die Rolle des verwegenen Ahnherrn Herrn von Bergeracs contouriert, scheinen mir nicht am Platze. Künstlerisch sind solche Nuancen gar zu billig, und ein glaubhafter D'Artagnan wäre doch eine weit schwierigere und verdienstvollere Aufgabe gewesen, als ein parodistischer. Götzen mit thönernen Füßen soll man nicht aufstellen, oder so, dass sie nicht anzutasten sind. Der übermüthige Gascogner und siegesbewusste Troubadour kommt bei Tree glänzend zur Geltung, aber den todesmuthigen, treuen Helden, dessen sagenhafte Gestalt die Jugend Frankreichs bis heute begeisterte, den ist er schuldig geblieben.

Im Criterion, dem gewissermaßen modernen Theater Londons, wird ein neues Stück von Louis N. Parker und Murray Carson „The jest“ gegeben — „Der Scherz“, aber kein lächelnd froher, sondern ein thränenseliger, worauf das Publicum durch das Motto: „a tear trembles on the eyelid of every jest“ genügend vorbereitet wird. Die seit den unzähligen Aufführungen des „Bajazzo“ so populär gewordene Gauklerthräne zerdrückt hier ein Hofnarr, der Dolmetsch Parker'scher Weltanschauung, zwischen den Lidern. Er hat in der Seele seines Herrn gelesen, und da er selber das rettungslose Leid und abgrundtiefe Elend zerstörter Liebeshoffnungen erkannt — es ist hier nothwendig, sich so poetisch auszudrücken — befreit er, der Sclave und Narr, durch einen Dolchstoß seinen Wohlthäter aus aller Wirrnis des Lebens. Wyndham in einer Costümrolle sollte die Sensation des Abends sein. Zum Künstler muss man geboren, aber zum Heldenliebhaber auch erzogen sein. Das ist Wyndham nicht, und deshalb musste dieser Versuch missglücken, obwohl seine vornehme Ausdrucksfähigkeit, seine schlichte männliche Anmuth ihn auch diesmal nicht verließen.

Am St. James-Theater nützten Mr. und Mrs. Kendal vergeblich ihre großen Fähigkeiten an einer unmöglichen, rührseligen Komödie ab.

Doch all die kunterbunten Bühneneindrücke müssen schnell verblassen, und nur ein Bild tritt leuchtend hervor aus dem Hintergrunde dieser turbulenten Abende, immer deutlichere Formen annehmend, und verlangt sieghaft einen ersten Platz in den Erinnerungen an meine Rundreise durch die Londoner Theater. Das ist die Aufführung des „Hamlet“ am Royal-Lyceum mit Mr. Forbes Robertson in der Titelrolle und Miss Patrick Campbell als Ophelia. Der Dänenprinz Robertsons kann sich getrost neben Kainz und Zacconi zeigen.

Dieser Künstler ist von ergreifender Einfachheit. Während man den meisten deutschen Hamlet-Darstellern eine gewisse Parteinahme zur Frage: „Wahnsinn oder Verstellung“ anmerkt, löst sie Robertson, indem er sie gar nicht aufwirft und im Zuschauer überhaupt nicht aufkommen lässt. Er zeigt uns einen Königssohn, der sich allem Flitter prinzlicher Leichtlebigkeit vom Herzen gerne hingäbe, aber immer wieder durch das furchtbare Geheimnis, das ihn allein quälend beherrscht, auf den Weg berechnender Vergeltungspläne gebracht wird. Er betritt denselben stets von neuem, strauchelnd und wankend, dem Wahnsinn nahe vor Schmerz und unendlich weher Theilnahme an dem entsetzlichen Geschicke seines Vaters. Bald will er, die eigene Wuth abwägend, dieselbe zu rascher Sühne benützen, bald fühlt er sich seiner Aufgabe nicht gewachsen und bricht keuchend unter der furchtbaren inneren Last seines Rächeramts zusammen.

Sein Schmerz über Ophelias Tod ist nur wie ein träumerisches Zurückversinken in eine andere Zeit, wo ihn bewegen durfte, was alle anderen bewegt.

Seine Trauer ist Wehmuth, mit Ophelia wird seine heitere Jugend, sein Glaube, sein Glück begraben, aber zu wirklichem Schmerz kann er gar nicht gelangen. Es gibt kein Gefühl mehr, das ihn ausfüllen könnte, seit er weiß, auf welche Weise und durch wen sein Vater geendet. Der Gedanke bändigt seinen Gram. Von erschütternder menschlicher Schönheit ist der Zweifel an der eigenen Männlichkeit, den Robertsons Hamlet verräth; und gewissermaßen um durch äußere Vorgänge sich selbst zu beweisen: „Du bist ein Mann“, ergreift er freudig die Gelegenheit, in dem Waffengang mit Laertes ritterliche Manneseigenschaften zu bekunden. Dadurch gibt Robertson die aufleuchtende Erklärung dafür, dass Hamlet, von den überwältigendsten Sorgen gepeinigt, doch Lust zu unblutigem Kampfspiele finden konnte.

Von reiner Größe ist dann sein Tod. Eine stille Freude geht durch sein Sterben: er hat nun endlich seine Pflicht gethan. Fortgerissen vom Moment hat er gesühnt und gerächt. Da er einmal auch selbst so weit ist, stirbt er leicht, beinahe froh, jeglicher Verantwortung entledigt zu sein und nicht weiter leben zu müssen mit so entsetzlichen Erinnerungen und Thaten. Seine Lebensaufgabe hat ihn vernichtet, das Schicksal hat ihn zermalmt, es wollte aus einer leichtblütigen Frohnatur einen finsteren Rächer seiner Ehre machen. Das hat seine Seele brutalisiert und vernichtet, seine Eigenart unterdrückt und vergewaltigt, und an Stelle abwägender Urtheilskraft ist grenzenloses Misstrauen getreten. Sein Ende ist ihm willkommen.

London, im November 1898. **Siegfried Trebitsch.**

Die Lumpen.

(Komödie in drei Acten von Leo Hirschfeld. Zum ersten Mal aufgeführt im Carl-Theater am 3. December 1898.)

Die Leute haben eine wahre Freude, wenn sie von einem sagen können: „Aber — ein Dichter ist er halt doch nicht!“ Dann sind sie ganz stolz und bilden sich ein, jetzt ist's mit ihm aus. Ich finde das recht thöricht. Wenn die Gegner nicht mehr gegen unsere Bemühungen haben, können wir ruhig sein. Damit beweisen sie gegen uns gar nichts. Nehmen wir an, sie hätten recht: dass unter uns wirklich kein Dichter, kein Künstler ist, sondern dass wir arme Musikanten sind, die sich bescheiden müssen. Gut. Aber was dann? Was beweist denn das? Müssen wir deswegen verstummen? Vor wem denn? Sind denn andere da, die „wirkliche“ Dichter sind, mehr als wir? Wo denn? Wer denn? Man hat sie uns noch nicht genannt, sie haben sich noch nicht gemeldet. Wir werden die ersten sein, sie zu begrüßen, aber sie sind noch nicht da, und bis sie kommen, schmäht man sich nur selbst, wenn man uns schmäht, die, ohne groß zu sein, nun doch einmal jetzt die Größten im Lande sind, leider! Und noch etwas. Es handelt sich auch jetzt bei uns in Oesterreich gar nicht so sehr um einen Dichter, es handelt sich um eine Literatur und die Anfänge einer Cultur. Die Dichter sind es nicht, die den Geist einer Nation bereiten; sie bleiben einsam, wie wenig fällt von ihnen zu den Menschen herab! Die Literatur und die Cultur der Völker werden mühsam von Tag zu Tag durch viele geschäftige kleine Hände gethan. Das ist es, was bei uns lange versäumt worden war: das ist es, was unser Vaterland verlangt. Dazu sind wir aufgestanden. Ob dann der eine oder der andere von uns auch noch ein Dichter, ein Künstler sein wird, das geht nur ihn an. Das trifft nur ihn, nicht unsere Sache. Diese ist es, dass wir den Erben Besseres hinterlassen sollen, als wir selbst mitbekommen haben. Karlweis sagt gern: Wir sind dazu da, „das Niveau zu heben“. Das ist die beste Parole. Gelingt es uns, ihr gerecht zu werden, so können wir zufrieden sein. Es kommt ja dabei nur auf Grade an. Wir sollen trachten, alles um einen Grad besser zu machen, als es vor uns gemacht worden ist: bessere Sessel, bessere Stücke und, wenn es geht, nach und nach eine doch um einen Grad bessere Form des ganzen Lebens. Besser, das heißt aber zweierlei. Vor allem: richtiger, dem Wesen näher, der Sache gemäßer. Also bei Sesseln: zum Sitzen besser. Und es heißt auch: schöner, mit einer Spur des Ewigen, mit einem Abglanz des Sinnes, den wir allem Dasein geben. Die Sessel sollen nicht nur bequem zum Sitzen sein, sondern uns durch ihre Linie, wenn wir sie betrachten, an das Gefühl erinnern, das wir von der Welt, von unserem Thun und unserem Leiden haben. Die Stücke sollen uns nicht nur ein paar Stunden gefallen, sondern uns an einem Falle bestätigen, was wir glauben, und uns so zum Leben tauglicher entlassen. An den Erben wird es sein, unserem Beispiel zu folgen und dasselbe zu thun. Würde das erreicht, würde das Vermögen von Geschlecht zu Geschlecht so mit Zinsen verwaltet, dann könnten wir in hundert Jahren eine Cultur haben. Diese hat niemals in den großen Werken der einzelnen bestanden, sondern in dem, was jedem angeboren wird, was die Nation hat, was keiner mehr zu

erwerben braucht. Es muss immer wieder gesagt werden, dass dies allein der Sinn unserer Bemühungen ist. Was sonst dem einzelnen unter uns zufallen mag, ist sein Glück. Unser aller Schicksal aber ist es, dass wir uns angetrieben fühlen, nach dem Ganzen zu trachten und im Geiste der Nation zu wirken. Noch sind wir wenige. Wir fühlen, dass jeder von uns zuviel auf sich nehmen muss, manchmal mehr, als er die Kraft hat. Darum sehnen wir uns ja so und können es gar nicht erwarten, dass uns die Jugend nachkommt. Nach der Jugend blicken wir aus, uns soll jeder willkommen sein; wir werden nicht erst lange fragen, ob er denn auch „wirklich“ ist. Wenn er nur einen reinen Sinn hat und bereit ist, der Sache zu dienen, dann reichen wir ihm froh die Hand und laden ihn ein, uns beim Bauen zu helfen.

So wollen wir auch dem jungen Mann, der am Samstag im Carl-Theater zum ersten Mal vorgetreten ist, die Hand reichen und uns freuen, dass jetzt einer mehr da ist. Ich weiß nicht, ob es Herrn Leo Hirschfeld jemals beschieden sein wird, Großes zu schaffen. Ich weiß nicht, ob er die Kraft haben wird, ins Weite zu wirken. Ich weiß nicht, ob man ihn einmal einen Dichter nennen wird. Aber ich weiß, dass mit ihm jetzt einer mehr da ist, der uns helfen kann und es will. Das ist für uns die größte Freude. Es wird ihm auch nicht alles gelingen, der Erfolg ist untreu, er wird auch verzichten lernen; wir haben es alle müssen. Es werden ihm auch Stücke durchfallen und er wird die Bosheit und den Neid vernehmen. Er soll sich nicht beirren lassen. Was thut es schließlich, wenn einem einmal ein Stück nicht geräth? Das ist so, wie wenn einem ein Ziegel aus der Hand fällt und zerbricht; man nimmt einen andern. Es schadet dem Bau nicht, er wird doch fest werden. Der einzelne ist nichts, das Werk muss uns alles sein.

Durch sein erstes Stück hat Herr Leo Hirschfeld gezeigt, dass er die Form des Theaters kennt und zu beherrschen weiß, seine Handlung geht gerade zum Ende, ohne abzuweichen. Er hat eine angenehme Art, seine Figuren rasch und ohne viel Worte zu machen, sozusagen: unversehens hinzustellen; durch eine Wendung des Dialogs stehen sie auf einmal da. Dieser Dialog, lebhaft, rapid und frei, erinnert ein bisschen an Schnitzler, es ist der etwas feuilletonistische Ton des Anatol. Er wird sich hüten müssen, dass er ihm nicht zur Manier wird. Wo er diese vermeidet und sein Gefühl auf die einfachste Weise ausspricht, hat er am schönsten gewirkt. Dies ist in dem — man möchte fast sagen: Duett der Liebenden im zweiten Acte, einer entzückenden und hinreißenden Scene. Wer solche Töne der hellsten Natur und der frischesten Jugend anzuschlagen weiß, der soll unserem Theater erhalten bleiben.

Herr Leo Hirschfeld hat es sich nicht leicht gemacht: er hat ein Thema genommen, das dem Publicum fremd und unbehaglich ist. Die Leute haben sich gewundert: sie haben gar nicht recht begriffen, was denn da verhandelt wird. Sie werden das nie begreifen. Es ist das Thema von der Gesinnung des Künstlers. Ein junger Mann wird gezeigt, den es drängt, sich auszusprechen und sein Herz zu offenbaren, der sich aber verlocken lässt, nach Ehren lüstern, um Gewinn sich aufzugeben und lieber dem gemeinen Geschmacke zu dienen. Wie er sich gegen den Verführer wehrt, um treu zu bleiben, wie er dann, hauptsächlich durch die Noth seines Herzens, wankend und in seiner Redlichkeit irre wird, wie er endlich, indem er nachgibt und sich verräth, den Erfolg bekommt, aber nun erst recht ein armer Mann geworden ist, ungewiss und bange, der früher so stolz und sicher war, das ist das Stück. Also eine Komödie von der Gesinnung des Künstlers. Gibt es denn das, haben die Leute gefragt, gibt es denn das überhaupt beim Künstler: Gesinnung? Davon ist ja wirklich im Publicum nichts bekannt. Man weiß allenfalls, dass der Politiker eine Ueberzeugung haben soll; es ist nicht schön, um einen Orden zu kriegen, zu einer andern Partei zu gehen. Dass es aber ein Verrath sein soll, wenn man anders malt, als man eigentlich malen möchte, davon hat man doch noch nichts gehört. Man soll halt malen, wie es gefällt, meinen die Leute. Der Schuster soll die Stiefel so machen, dass sie mir passen und recht sind, und so soll der Dichter die Stücke so machen, dass sie wirken. Dass der Dichter anders sein will als der Schuster, werden sich die Leute nicht einreden lassen. Es gibt keine Versöhnung zwischen dem Publicum und dem Künstler, es hat nie eine gegeben, es kann keine geben: denn jeder redet eine andere Sprache, sie haben dieselben Worte, aber sie meinen es anders, sie hören sich nicht, sie werden sich niemals verstehen. Der junge Künstler weiß das freilich nicht, er will es nicht glauben, er hofft immer noch, dass er doch der Stärkere sein wird; er vertraut auf seinen reinen Willen. Aber dann kommt es, dass er sich entscheiden muss; es ist noch keinem erspart geblieben. Er muss sich entscheiden, was er will: sich selbst genügen oder den andern gefallen. Wer sich genügen will, muss dem Ruhm und der Ehre entsagen. Wer aber gefallen will, darf auf sich selbst nicht mehr hören. Dies ist die Wahl. Viele geben sich auf und lernen dem Publicum dienen. Sie werden groß und bekommen Medaillen, und später müssen die Kinder in der Schule ihre Namen lernen. Einige aber gibt es immer, die trotzen, die auf sich beharren, die sich nicht verleugnen können. Diese bleiben arm, am Ende ist aus ihnen nichts geworden, sie werden vergessen, aber sie sind glücklich gewesen. Man nennt sie: Bohème.

Das ist mir das Liebste an dem Stücke des Herrn Hirschfeld, dass es sich nicht beim Schein der Bohème aufhält, sondern ihr Wesen trifft. Wer ist ein Bohème? Die Leute sagen: Wer im Kaffeehaus sitzt, die Nacht zum Tag macht, nichts thut, Schulden hat und liederlich ist. Man kann aber liederlich und doch berühmt sein. Und man kann rangiert und doch ein Bohème sein. Das macht es nicht aus. Die Bohème ist ein innerer Zustand, kein äußerer Rang, eine Frage der Natur und des Temperaments, nicht des Einkommens und der Ordnung. Bohème sein, das heißt: Intransigent sein, nichts nachlassen von seinen Forderungen, nicht compromittieren können, um keinen Preis. Und darum heißt Bohème sein eigentlich: keinen Erfolg haben können. Von seinem Julien hat Stendhal geschrieben: „Il ne pouvait plaire, il était trop différent ...“ Das ist immer das Motto der Bohème gewesen. Es sind die, die nicht gefallen können, weil sie zu sehr anders sind. Man bedauert sie laut, um sie insgeheim doch zu beneiden. Dies hat der junge Autor auf die angenehmste Art geschildert, gleichsam noch einen letzten wehmütigen Blick auf seine Jugend werfend: denn er hat ja Abschied von ihr genommen, er ist kein Bohème mehr, er hat den Erfolg.

Das Stück wird im Carl-Theater gut gespielt. Herr Reusch, der nach seiner ganzen Natur viel eher ein Intransigenter als der liebenswürdige Mensch der Concessionen ist, weiß sich doch mit Energie und Takt in die Rolle zu schicken; auf eine ruhige und große Weise spricht Herr Klein die Gesinnung des einsamen Künstlers aus, die Episoden werden von Herrn Schildkraut und Herrn Korff heiter bewegt und Fräulein Glümer, die wahrscheinlich mehr eine Soubrette als eine Sentimentale ist, hat in ihrer letzten Scene Explosion der Nerven, die sehr wirkt.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Graf Thun steht zwar nicht, wie Graf Taaffe, über den Parteien, aber — was noch mehr ist — wie weiland Kaiser Sigismund, über der Grammatik. Und sogar noch mehr als Kaiser Sigismund. Denn Kaiser Sigismund — er war, zur Beruhigung des Staatsanwalts, kein Habsburger, so dass eine Kritik seiner Schwächen erlaubt ist — Kaiser Sigismund also kam nur gelegentlich einmal auf dem Constanzer Concil in Conflict mit einer Geschlechtsregel der lateinischen Grammatik, und als man ihn deswegen rügte, erwiderte er: „Ego sum rex Romanus et supra grammaticam.“ Graf Thun ist zwar nicht rex Romanus, aber er steht noch höher über der Grammatik als Kaiser Sigismund, nicht nur über den Geschlechtsregeln der lateinischen, sondern über der Syntax aller Cultursprachen. Graf Thun ist nämlich unabhängig von jenem Grundgesetze der Satzbildung, das uns gemeine Sterbliche allesammt bindet, von dem Gesetze, dass jeder Satz nur ein Subject haben darf, aber nicht zwei.

*

Von dieser seiner erhöhten Freiheit der grammatikalischen Action hat Graf Thun in der nachgerade berühmt gewordenen Interpellationsbeantwortung über die preußischen Ausweisungen Gebrauch gemacht. Der siamesische Zwillingssatz mit den zwei Subjecten ist kein Haupt-, sondern ein Dass-Satz. Mitsammt seinem Hauptsatz lautet er nach dem Stenographischen Protokoll wie folgt:

„Die bereitwilligen Zusicherungen ... lassen hoffen, dass eventuell die Festhaltung des von den preußischen Behörden als nothwendig anerkannten Postulats ihrer Verwaltungsgrundsätze das nunmehrige Verhalten der preußischen Behörden, soferne es die Ausweisung österreichischer Unterthanen betrifft, mit jenen Rücksichten werde in Einklang gebracht werden, welche wir für unsere Staatsangehörigen beanspruchen können.“

Liest man den obigen Dass-Satz so, wie er gesprochen und gedruckt worden ist, durch, so gibt er, für den normal grammatikalisch Denkenden wenigstens, keinen rechten Sinn, weil er zwei Subjecte hat, zwischen denen einem die Wahl schwer wird. Das eine Subject heißt:

„die Festhaltung des von den preußischen Behörden anerkannten Postulats ihrer Verwaltungsgrundsätze“,

das andere Subject lautet:

„das nunmehrige Verhalten der preußischen Behörden“.

Die beiden Subjecte stehen ganz unvermittelt sinnstörend nebeneinander. Lässt man aber eines von beiden weg, so gibt der Dass-Satz gleich einen guten Sinn. Er heißt dann entweder:

„dass die Festhaltung des von den preußischen Behörden anerkannten Postulats ihrer Verwaltungsgrundsätze, soferne es die Ausweisung österreichischer Unterthanen betrifft, mit jenen Rücksichten werde in Einklang gebracht werden, welche“ u. s. w.

oder, mit Benützung des anderen Subjects:

„dass das nunmehrige Verhalten der preußischen Behörden, soferne es ... betrifft, mit jenen Rücksichten werde in Einklang gebracht werden, welche“ u. s. w.

Ob man nun das eine, bureaukratisch geschraubte Subject — „die Festhaltung“ u. s. w. — oder das andere gemeinverständlichere Subject — „das nunmehrige Verhalten“ u. s. w. — verwendet: in beiden Fällen gibt das denselben Sinn, weil beide Subjecte in verschiedener Form dasselbe sagen. Nur, wenn man die beiden Subjecte hölzern neben einander stehen lässt, erhält man einen grammatikalischen Unsinn oder, wenn dieser höflichere Ausdruck beliebt, das wortgetreue Original des Grafen Thun.

*

Nur ein Wort bleibt bei dieser meiner philologisch-genauen Interpretation der sonst unverständlichen Thun'schen Satzbildung unerklärt, das ist das Wörtlein „eventuell“, welches im Thun'schen Original als erratischer Block vor den beiden Subjecten steht und logischerweise weder zu dem einen, noch zu dem andern Subject gehört. Dieses Wörtlein hat in der That gar keinen grammatikalischen Sinn. Eine viel höhere Function aber ist ihm eigen, es ist nämlich der Schlüssel zur Erklärung des ganzen grammatikalischen Naturspiels. Die Erklärung ist ungemein einfach, aber unwidersprechlich: Der allerunterthänigste Secretär, der dem Grafen Thun die Interpellations-Beantwortung concipiert hat, hat an der betreffenden Stelle seinem hochgeborenen Chef zwei Varianten zur Auswahl vorgelegt, das sind die zwei Subjecte, und als privates Avis dafür, dass der Herr Chef an dieser Stelle zwischen zwei synonymen Subjecten wählen möge, hat der aufmerksame Secretär ihm vor den beiden Subjecten das im Thun'schen Sprachgebrauch ohnedies — man denke nur an seine „eventuelle Eventualität“ — so beliebte Wörtchen „eventuell“ hingeschrieben. Graf Thun aber, der erhaben ist über die Grammatik und übrigens auch keinen besonderen Wert darauf legt, die von ihm im Parlament vorgelesenen Redeconcepte seiner Secretäre zu verstehen, hat einfach alles, wie es im Secretär-Concept steht und geht, im Parlament vorgelesen: beide Subjecte unvermittelt nebeneinander und das avis au lecteur, das „eventuell“, außerdem noch davor.

*

Es ist ein Glück im grammatikalischen Unglück, dass der Secretär des Grafen Thun seinem hochverehrten Chef nur so ein unschuldiges Avis wie „eventuell“ ins Concept gesetzt hat. Das haben ja doch die meisten Leute gedankenlos überlesen. Wenn der Secretär in seinem Eifer für den Chef weiter gegangen und z. B. auch ein auf den begleitenden Gestus bezügliches Avis ins Concept gesetzt hätte, wie z. B.

„mit einer energischen Kopfbewegung nach oben und dem erhobenen linken Zeigefinger, das Monocle ins rechte Auge geklemmt“:

Graf Thun hätte sicher auch dieses Avis mit vorgelesen, und im Stenographischen Protokoll wäre dann in der Interpellationsbeantwortung des Grafen Thun vielleicht der herrliche Satz verewigt:

„Die bereitwilligen Zusicherungen . . . lassen hoffen, dass die Festhaltung des von den preußischen Behörden mit einer energischen Kopfbewegung nach oben anerkannten Postulats ihrer Verwaltungsgrundsätze mit jenen Rücksichten und dem erhobenen linken Zeigefinger werde in Einklang gebracht werden, welche wir, das Monocle ins rechte Auge geklemmt, für unsere Staatsangehörigen beanspruchen können.“

*

Nach dem Vorausgeschickten wird man begreifen — was wir ganz in Uebereinstimmung mit dem „unabhängigen“ „Fremdenblatt“ constatieren können — dass die Interpellationsbeantwortung des Grafen Thun im auswärtigen Amt in Berlin nicht allzu tragisch genommen worden ist. Man sieht darin weit mehr als einen Angriff gegen den Dreibund einen Angriff gegen die einsubjectige Grammatik, dessen Abwehr man getrost den deutschen Volksschullehrern überlassen kann.

*

Die Liste der Jubiläumsauszeichnungen scheint Graf Thun höchstselbst redigiert zu haben. Einige an das doppelte Subject erinnernde Anomalien lassen auf seine Mitwirkung schließen. Ein Beispiel: Der Orden der eisernen Krone dritter Classe wird — wie es in der „Wiener Zeitung“ vom 2. December heißt — unter anderen „dem Präsidenten des Landesculturraths in Zara Johann Branković“ verliehen. Johann Branković, Beisitzer des Landesausschusses in Zara, ist aber — wie im Hans-, Hof- und Staatshandbuch, Jahrg. 1898, S. 89, 790, 796 nachzulesen — bereits seit 1887, das ist seit elf Jahren, Ritter der eisernen Krone dritter Classe, besitzt also nunmehr zwei Exemplare dieses Ordens — was ebenso sehr gegen die gemeingiltigen Regeln des Ordenswesens verstößt, wie das doppelte Subject gegen die der Grammatik. Ueberdies dürfte Herr Branković kaum Präsident des Landesculturraths in Zara sein, da ein solcher, nach dem Haus-, Hof- und Staatshandbuch nicht existiert. Ein anderes Beispiel: Unter den mit der eisernen Krone dritter Classe Bedachten nennt die „Wiener Zeitung“ auch den „ordentlichen Professor an der böhmischen Universität in Prag Dr. Joseph Schöbel“; unter den zu Hofräthen Ernannten führt sie wieder „den Landesaugenarzt in Prag Dr. Joseph Schöbl“ an. Die beiden Decorierten, der Universitätsprofessor Schöbel und der Landesaugenarzt Schöbl, sind natürlich — siehe Haus-, Hof- und Staatshandbuch S. 599 — Einer, der auch nur einen Namen führt: Schöbl ohne e. Graf Thun hat diesen Mann zu zwei Auszeichnungen zugleich vorgeschlagen, was ein neuer Beitrag zu seiner nun schon ausreichend erörterten Verdoppelungs-Manie ist. Jetzt hoffe ich nur noch eines von ihm: dass nämlich, wenn — was die heiteren Götter möglichst lange verhüten wollen — Graf Thun eines Tages sich genöthigt sieht, seine Demission als Ministerpräsident zu geben, er in gerechter Selbstverdoppelung als seinen würdigsten Nachfolger — „eventuell“ den Minister des Innern Grafen Thun vorschlägt.

K.

Volkswirtschaftliches.

Es ist kein Wunder, dass man dem Budgetvoranschlag pro 1899 nur ein sehr mäßiges Interesse entgegenbringt. Wenn es überhaupt parlamentarisch berathen werden wird, so wird dies jedenfalls erst zu einer Zeit geschehen, wo das Budgetjahr ganz oder fast ganz abgelaufen sein wird. Und sobald die Regierung sich übers parlamentarische Budgetbewilligungsrecht hinweggesetzt hat, so fragt man nur noch: Können wir auf einen Ueberschuss rechnen oder nicht? Und damit ist das Interesse für das Budget erschöpft.

*

Aber nicht einmal diese Neugierde wird von den österreichischen Budgetentwürfen mehr befriedigt. Seit dem Aufhören der Deficite sind drei Phasen zu unterscheiden. Erst wurden die Ausgaben und Einnahmen tief unter ihrem muthmaßlichen Erfolge präliminiert. Dann kam Herr v. Bilinski und „sanierte“ das Budget. Er präliminierte die Ausgaben der Wirklichkeit näher und erhöhte auch die Einnahmensätze. Die Steuereingänge stiegen aber von Jahr zu Jahr und überschritten immer noch das Präliminare um ein Bedeutendes. Aber Herr v. Bilinski fing an zu zweifeln, dass es so weiter gehen werde und begann zu fürchten, dass das Budget ein Loch bekommen werde, wenn er noch lange nach rechts und links den Großgrundbesitzern Steuernachlässe bewilligen und den Ländern Steuerüberschüsse versprechen werde; da schuf er das Investitions-Budget. Er warf in dasselbe ein Sammelsurium von Ausgaben, theils wirkliche Investitionen, deren Bedeckung durch ein Anlehen gerechtfertigt ist, theils Ausgaben, die ins laufende Budget gehören, hinein, und heute kennt sich kein Mensch mehr aus, ob wir 30 Millionen Ueberschuss haben, oder ob wir nicht vielleicht schon im Deficit stecken. Aber Herr Dr. Kaizl findet auch dieses Budget noch zu klar, er braucht noch Mittel, um ein etwaiges Deficit zu verschleiern, und da erfindet er die Einstellung von Ueberschüssen eines früheren Jahres in ein späteres Budget. Und nun ist das Chaos fertig. Ob wir jetzt schon ein Deficit haben oder nicht, das wird erst der Erfolg lehren, aber soviel ist sicher, dass bei dieser Art der Budgetierung niemals mehr ein Finanzminister ein Deficit einzugestehen braucht

*

Ein Budgetpräliminare, das zu seiner Equilibrierung 10 Millionen Ueberschüsse aus früheren Jahren heranzieht, ist zweifellos passiv. Ob das Budget selbst ein Deficit aufweisen wird, hängt von den Steuereingängen ab. Die Steuereingänge bis Ende October d. J., welche eben veröffentlicht worden sind, halten sich wohl auf der Höhe des Vorjahrs, aber die Spannkraft, welche sie in den vergangenen Jahren aufwiesen, lassen sie vermissen. Das mag aber mit der Missernte und den Hochwasserschäden des Vorjahrs zusammenhängen und sich im nächsten Jahre wieder bessern. Der Finanzminister ist darüber bald dieser, bald jener Meinung. Spricht er vom Budget, so wird er sehr pessimistisch; er weiß nicht, wie er im Jahre 1900 das Gleichgewicht aufrechterhalten soll, wenn man ihm nicht zur Realisierung seiner fixen Idee verhilft: der Erhöhung der Zuckersteuer. Spricht er aber von der wirtschaftlichen Lage der Bevölkerung, da sieht er auf einmal alles rosig an. Wenn man ihm zuhört, so müsste man glauben, dass alle die Klagen über schlechten Geschäftsgang, über Niedergang der Industrie und des Exporthandels nicht aus Oesterreich, sondern aus einem fernen Lande stammen. Ja, wenn die wirtschaftliche Lage so günstig ist, so müsste man doch durch erhöhte Steuereingänge das Auslangen finden, wozu denn die odiose Erhöhung der indirecten Steuern?

*

Noch ein Widerspruch ist in den Aeußerungen des Finanzministers 15 Millionen soll die Erhöhung der Zuckersteuer abwerfen und damit sollen nicht nur die wachsenden laufenden Ausgaben bestritten werden, sondern auch die Abschaffung der vexatorischen Steuern: Zeitungsstempel, Wegmauten, Abgaben vom Kleinverschleiß geistiger Getränke u. s. w. ermöglicht werden, und endlich auch die Sanierung der Landesfinanzen durch Betheiligung am Ertrag der indirecten Steuern angestrebt werden. Das ist etwas zuviel für 15 Millionen. Und so wird wohl, wenn das Parlament die Zuckernovelle beschließen wird, alles beim alten bleiben. Die Länder werden einen Pappenstiel erhalten, und was z. B. den Zeitungsstempel anbelangt, so glaubt heute kein Mensch mehr dem Dr. Kaizl dass ihm an seiner Abschaffung ernstlich gelegen ist.

*

Wir würden Herrn Dr. Kaizl statt der Erhöhung der auch von ihm als Abgeordneten so sehr bekämpften indirecten Steuern vorschlagen, dafür zu sorgen, dass die wohlhabende und reiche Bevölkerung ordentlich die directen Steuern zahle. Die Ziffern, welche der Finanzminister bezüglich des Ergebnisses der Einkommensteuereinschätzung gegeben hat, sind ganz unglaublich. Nur 17.874 Menschen sollen ein Einkommen von mehr als 6000 fl. haben? In Wien allein wird es nicht viel weniger geben. Wo bleibt die Provinz, das reiche Böhmen, wo Galizien? Und nur 255 Personen haben mehr als 100.000 fl. Einkommen fatiert. Wo sind da unsere Großindustriellen, die Großgrundbesitzer, der Feudaladel? Die Herren, welche sich so reichlich Steuernachlässe an Grund- und Gebäudesteuern bewilligt haben, sind, wenn es gilt, die Einkommensteuer zu zahlen, nicht zu finden!

r. h.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre Déjazet, „La Turlutaine de Marjolin“ von Soulié und Darantière; Théâtre de la République, „Kosaks“ von Silvestre und Morand.

*

Die Raimund-Theater-Neuheit „Die Stiefmutter“ von Gustav Axleitner enthält eine nichts weniger als verwickelte oder fesselnde Geschichte von den Liebesschicksalen einer Grinzinger Wirtin. Trotzdem fand sie echten Beifall. Auf die Geschichte kommt es hier nämlich gar nicht an. Es kommt viel mehr auf den ländlichen Meierhof an, der im ersten Act mit behaglichen Details die Bühne einnimmt. Auf das echte Grinzinger Heurigenterzett, das dabei mitwirkt. Auf das bürgerliche Familiennachtmahl fernerhin, das im zweiten Act durch seine Natürlichkeit amusiert. Und auf ähnliche Reize mehr. Die Regiekunst hat dabei ein bedeutendes, wenn nicht vielleicht das bedeutendste Wort. Herr Langkammer, der die Inscenierung besorgte, bot damit eine ganz aparte und dabei doch höchst einfache und liebenswürdige Leistung. Man nennt ihn auch als den hinter dem Pseudonym verborgenen Verfasser der Posse. Ob mit Recht oder nicht, jedenfalls ist seine Hand in der Bearbeitung und Bühneneinrichtung nicht zu verkennen. So glänzend und sicher wie diesmal hat sie sich aber noch nie bewährt. Ungerecht wäre es übrigens, wollte man nicht auch der Posse selber, wie thöricht sie auch ist, den Vorzug

einer gewissen Absichtslosigkeit und Ungezwungenheit der Mittel nachrühmen. Sie hat fast einen Zug von wirklicher, moderner Genredarstellung. Sehr gut waren die Schauspieler, am besten Herr Balajthy und in einer Episode Herr Pollandt. Fräulein Riese gab die Hauptrolle mit großem Erfolg. Aber sie war eigentlich nur die temperamentvolle, geistreiche, liebenswürdige Riese. Die Figur, die gemeint ist — eine geschwätzige, naive Landwirtin — war sie nicht. A. G.

•

Die Philharmoniker brachten in ihrem dritten Abonnementsconcert eine symphonische Dichtung („Heldenlied") Dvořaks aus dem Manuscript zur ersten Aufführung. Wer ihren Klängen zum erstenmale gelauscht, der mochte wohl wiederholt nach dem Programm gesehen haben, um sich zu überzeugen, ob das, was er da hört, wirklich „Heldenlied" genannt wird. Mir schien es eher die Musik zu einem böhmischen Kirchweihfest zu sein, so würdelos, so wenig wählerisch ist Dvořak in seiner Composition gewesen. Dazu kommt, dass die absichtlich oder unabsichtlich zahlreichen Anklänge an böhmische Volkslieder den Kenner ihrer Texte unwillkürlich in eine andere Umgebung versetzten, als es die eines Helden in der Regel zu sein pflegt. Gerade diese Volkslieder, die im wesentlichen Arbeits- und Dienstbotenlieder sind, lenkten die Phantasie des Kenners unbarmherzig zur „Mar.anka" mit ihrem Meierhof. Darin liegt vom rein künstlerischen Standpunkt gewiss nichts Unpassendes. Der Componist hat nicht nur das Recht, er hat die Pflicht, eben die Sphäre künstlerisch zu verarbeiten, die ihm am nächsten liegt, und wenn es ihm gelingt, uns mit sich fortzureißen, so sind wir ihm dankbar dafür, gleichgiltig, ob diese Sphäre auch die unsere gewesen ist. Ich glaube aber, es ist ihm diesmal (ich betone dieses Wort) nicht besonders gelungen. Das „Heldenlied" ist ein überaus banales Potpourri verballhornter Volkslieder, zu dessen Vorführung in den philharmonischen Concerten vielleicht persönliche, aber gewiss nicht sachliche Gründe vorlagen. Eingeleitet wurde das Concert mit Brahms' zweiter Symphonie, deren erste zwei Sätze mit ihrer alles versengenden Trockenheit eine geradezu erdrückende Stimmung verbreiteten, bis endlich der dritte Satz die ihm stets sichere Begeisterung erweckte, die dann auch dem vierten treu blieb. Den schönsten Erfolg aber erzielten die beiden letzten Nummern: Haydns Variationen über die Volkshymne, die immer schön bleiben, in jeder Form, wenn man sie auch noch so oft gehört hat, und Mendelsohns Ouverture zum Sommernachtstraum. Diese hätte ich wohl lieber im Zusammenhang mit den andern Theilen der Musik zu Shakespeares Märchenspiel gehört, aber ich begreife, dass man unserem Publicum nicht zu viel auf einmal bringen wollte. Die Sommernachtstraummusik ist das Schönste und Originellste, was Mendelsohn je geschrieben. Er hat in diesen Weisen keinen Vorgänger und keinen Nachfolger gehabt, sie waren sein Eigen, seine specifische Kunst von entzückender Grazie und unvergänglicher Schönheit. So endete die stilvoll arrangierte Aufführung in himmlischem Wohllaut, indem sie dem erprobten Grundsatz treu blieb, das Schwächste zuerst zu bringen und das Beste zuletzt.

•

Marcella Lindh, eine Coloratursängerin ersten Ranges, hat sich kürzlich in einem eigenen Concert dem Wiener Publicum vorgestellt. Wer für dieses immer seltener werdende Genre besonderes Interesse hat, der wird auch im letzten Concerte an der eminenten Coloratur, dem fein ausgearbeiteten Vortrag dieser Arien von Mozart, Bellini und David seine Freude gehabt haben. In der virtuosen Behandlung schwieriger Passagen wetteiferte die Sängerin wiederholt mit den Solisten des Orchesters, und die meisterhafte Behandlung der Kopfstimme erlaubte ihr den Aufenthalt in Höhenregionen, die so manche andere Rivalin vorsichtig vermeidet. Leider steht die Stimme nicht mehr in der ersten Blüte und das Programm wird wohl nur die Anhänger einer veralteten Geschmacksrichtung vollkommen befriedigt haben. In zwei Zwischennummern bewies Max Wolfsthal, dass er seit seinem ersten Auftreten als jugendlicher Geiger wesentliche Fortschritte gemacht hat. R. W.

Bücher.

Dr. Richard Falckenberg: Geschichte der neueren Philosophie von Nikolaus von Kues bis zur Gegenwart. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage, Leipzig, Veit und Comp., 1898.

Ein Buch von mäßigem Umfange (mit Registern 563 Seiten) und doch ein großartiges Werk! Großartig durch die Fülle des verarbeiteten Stoffes, da nicht allein alle Philosophen von Fach, sondern alle Männer, deren Denkarbeit bestimmend auf das Geistesleben der modernen Völker eingewirkt hat, Berücksichtigung gefunden haben (oder eigentlich nicht alle, denn der Verfasser ist nicht ganz consequent verfahren; so haben Kopernikus, Kepler, Angelus Silesius, Lassalle, Karl Marx Aufnahme gefunden, Goethe und Schiller nicht); großartig durch die vollendete Objectivität der Behandlung, durch die Kunst schöner und lichtvoller Darstellung, durch den überzeugenden Nachweis des inneren Zusammenhangs der Einzelerscheinungen. Im Vorwort zur ersten, 1885 erschienenen Auflage, schreibt der Verfasser: „Der vorliegende Grundriss soll zur Einführung, zur Repetition und zum Ersatz für Dictate bei akademischen Vorlesungen, desgleichen zur Orientierung für den weiteren Kreis der Gebildeten dienen. Dieser vorwiegend praktische Zweck des Buches gebot Zurückhaltung in der Geltendmachung persönlicher Ueberzeugungen und Einschränkung der beurtheilenden Reflexion zu Gunsten objectiver Darstellung." Es konnte sich daher auch die glänzende Gabe des Verfassers, eigene Gedankenreihen zu producieren, nicht voll entfalten. Sie tritt aber deutlich hervor in der Einleitung. Diese zeigt u. a., dass die alten philosophischen Systeme weder „überwundener Standpunkt", noch Antiquitäten, sondern allesammt dem geistigen Organismus des modernen Menschen als lebendige Bestandtheile einverleibt sind, und dass die Entscheidung für das eine oder das andere nicht auf Grund eines unwiderstehlichen logischen Wahrheitsbeweises erfolgt, sondern im Naturell eines jeden schon vor allen Beweisführungen gegeben ist.

Alvide Prydz: Gunvor auf Haerö. Leipzig 1897. Collection Wigand.

Eine ruhig gesammelte Seele, welche sehr reich ist, spricht aus diesem Roman. Sie birgt den vollen Abglanz gewaltiger Meerwelt, die tiefe Erkenntnis des Nordlandsmenschen, wie er zwischen Holmen und Scheeren wachsen muss, und ein sonniges Ideal der Zukunft, allen Dunkeltagen des Lebens trotzend. Besonders die Dunkeltage lernen wir daraus verstehen, welche die Nordlandsseele in einsamer Melancholie formen und ihr geben, was unserer Buntheit mangelt: bei aller trotzenden Kraft gegen die Natur, in ihren Elementen ganz, ohne Rest, aufzugehen. Denn in den durch die Lichtzeit endlich Erlösten spiegelt sich die Natur in neugeborener Kraft wie die rein aufgehende Sonne in klarem, kaltem Gebirgswasser. In unserer Culturnatur verfließen ihre Bilder. Gunvor, die das ahnt, ist stolz auf die nackte Armut ihrer Heimat. Eine im Wohlthun starke, in ihrem Lebensernst unbesiegbare Brünhilde, schaltet sie auf Haerö, der letzte Spross alter Wikinger. Die Männer, die ihr der Zufall aus dem Süden heraufgeführt hat — Christiania ist schon verweichlichter Süden — sind zu schwach für sie. Die Starke begreift kein Dahinleben im Schwanken mit sich selbst. Swen Torgersen verkürzt seine Wartezeit als Bräutigam mit einem geschlechtstollen Weibkind; der Hardesvogt Falck findet nicht die Kraft, von den Tröstern eines eigenartigen Junggesellenthums, dem wehmüthig-übermüthigen Spiel mit Stimmungen und dem einsamen, still-wollüstigen Trunk, der nordischen Leidenschaft, sich loszureißen. Gunvor, im herben Entsagen eines halben Glücks, entgleitet ihm — in den Tod. Das Ideal der Verfasserin übersteigt die gewöhnlichen frauenrechtlerischen Tendenzen. Sie findet an beiden Geschlechtern genug zu bessern. Das Aergste scheint ihr wohl die dumpfe Luft, die unreife Luft, in denen der Mensch das ruhige Bewusstsein seiner eigenen Natur verliert. „Die Menschen werden schon für einander ausreichen, wenn sie erst gelernt haben, ihr Herz für das zu bewahren, was des Bewahrens wert ist," lässt sie Gunvor sagen. — Alvide Prydz scheint mir in der Führung seelischer Entwickelung und Conflicte der Skram congenial, weniger scharf und klar als diese ist sie nur in der Perspective der Handlung. Ph. Fr.

Christian Morgenstern: Ich und die Welt. Gedichte. Bei Schuster und Loeffler in Berlin.

Der Dichter „von Phantas Schloss" hat sich schön entwickelt. In diesem Bande finden sich meisterliche Stücke. Zuweilen stört noch die etwas selbstgefällige Fechterstellung, die dieses lyrische Ich der Welt gegenüber manchmal einnimmt. Auch findet sich eine gewisse Art von Grübellyrik, die tiefer aussieht, als sie ist. Es dehmelt hie und da. Und dann eine gewisse allzugroße Freigebigkeit in Worten, ein allzujunges Auf-den-Tisch-trumpfen, ein lyrisches Sich-dicke-thun, das seit den modernen Dichtercharakteren im allgemeinen glücklich überwunden zu sein schien. Merkwürdig, wie selten der Geschmack unter deutschen Lyrikern ist. Und selbst bei einem so starken lyrischen Talente, wie Christian Morgenstern, würde sich Geschmack gut ausnehmen. Das Deutschthum und die Gedankenpracht müssen ja nicht nothwendig darunter leiden. O. J. Bierbaum.

Revue der Revuen.

„Deutsche Revue" veröffentlicht in ihrem soeben eingelangten Decemberheft einige ungedruckte Briefe Bismarcks. Dieselben rühren aus den Jahren 1859 bis 1861 her und waren an den verstorbenen Unterstaatssecretär v. Gruner gerichtet, dessen Sohn sie hiemit der Oeffentlichkeit übergibt. Bismarck schreibt am 17. Februar 1859 aus Frankfurt a. M., kurz ehe er seine Stelle als Bundestagsgesandter mit der eines Gesandten in Petersburg vertauscht. Er äußert sich über die Pressorganisation des Bundes und ihre Beziehungen zu Preußen und klagt, dass es damit sehr schlecht bestellt sei. Der österreichischen Regierung gehören die „Postzeitung" und das „Journal de Francfort"; und es gebe auch sonst kaum ein erhebliches preußisches Blatt am Rhein und in Berlin, zu welchem nicht wenigstens ein im Solde Oesterreichs stehender und von dort inspirierter Correspondent Zutritt hätte. Das ultramontane Princip sei eine sehr wirksame Unterstützung der österreichischen Presspolitik, welche sich die Umgarnung und Abrichtung Preußens zum Ziele stelle. Preußen hingegen habe keine andere Vertretung als diejenige, die es selber leiste. Daher komme es, dass der Unsinn, den die „Postzeitung" schreibe: „Preußen müsse Oesterreichs Kriege führen. Das sei keine Sache von Sympathie oder Antipathie, von Freundlichkeit oder Unfreundlichkeit, von Leistung auf Dank hin, sondern einfach sein eigenes Interesse," widerspruchslos von allen deutschen Blättern vertreten werde. Bismarck warnt, mit Rücksicht auf den bevorstehenden Krieg mit Italien, vor der Mise-en-Scene der Wiener Politik und vor der österreichisch-bayerischen Presse. Oesterreich müsse geängstigt werden. — Diese Tendenz kehrt in den zwei folgenden Briefen Bismarcks vom Mai 1861, die bereits aus Petersburg kommen, wieder. Einmal nimmt er sogar zu einem persönlichen Bekenntnis Gelegenheit: „Man wirft mir blinden Hass gegen Oesterreich vor; aber ich wäre noch heut, wie im Stande politischer Unschuld vor zehn Jahren, bereit, mich ehrlich mit Oesterreich zu verbinden, so schwach es seitdem geworden ist, wenn ich den kleinsten Beweis von gutem Willen für uns an der Donau zu entdecken vermöchte. Mit der kaltblütigen Parteilosigkeit eines beobachtenden Naturforschers spreche ich die Ueberzeugung aus, dass das Wiener Cabinet zwar die alte heilige Allianz mit Russland und einem durch beide bevormundeten Preußen aus Sicherheitsgründen in erster Linie erstrebt, aber ebenso gern das schwarzenbergische Drei-Kaiserbündnis oder einen westmächtlichen Decemberbund eingeht und sich, wenn Napoleon will, lieber mit ihm allein einlässt, als mit irgend einer Concession auf dem Präsentierteller an unsere Thüre

zu klopfen. Dass es, wie einzelne Zeitungen drohen, mit national-deutschen Anträgen am Bunde vorgeht, glaube ich nicht; es würde die außerdeutschen Großmächte dadurch herausfordern."

„Mercure de France" (October) enthält eine ausführliche Studie von Gustave Kahn über den Kunstschriftsteller Roger Marx. Marx gilt für einen der hervorragendsten Kritiker unserer Zeit. Zu einer eingehenden Kenntnis der alten und neuen Malerei und Sculptur gesellt sich bei ihm das feinste Verständnis für alle — auch die redenden — Künste, ihren innern Zusammenhang und ihre Wechselwirkung. Zuerst durch seine Zeitungsberichte über die Pariser „Salons" auffallend, gründete Marx vor einigen Jahren die Kunstzeitschrift „L'Image", der seine darin erscheinenden Studien über Degas, Rodin, Carrière, Puvis de Chavannes und viele andere größte Bedeutung verliehen. — Eine gründliche, man kann wohl sagen die gründlichste, abschließende Studie über Mallarmé veröffentlicht im November dieser Zeitschrift Albert Mockel. Die Mallarmé'sche Poetik erfährt darin eine eigenartige Beleuchtung. „L'allusion est la grâce de la poésie — in der Anspielung liegt die Grazie der Poesie" steht als der Grundsatz dieser Poetik da. Interessant ist die Art, wie Mallarmé hier der französischen Tradition eingereiht und wie er ihr gegenüber gestellt wird. Mit seinem starken Einschlag von Gedankenarbeit und Intelligenz schließt sich das Werk dieses Dichters der classischen französischen Ueberlieferung an. Unfranzösisch ist er durch seinen Blick für die Complexität und den inneren Beziehungsreichthum aller Erscheinungen, Gedanken und Empfindungen. Seine vielverschrieene „Unklarheit" hängt damit zusammen. — Im Anhang erzählt Remy de Gourmont von einem Modejournal „La dernière Mode", das Stéphane Mallarmé in den Siebzigerjahren herausgegeben. Fast den ganzen Text hat er selber geliefert, und reizende kleine Proben von Toilettenschilderungen, Menus, Hausmitteln, Annoncen, Vergnügungsanzeigen und Eisenbahnfahrplänen — der Theater- und Buchbesprechungen nicht zu gedenken — zeigen, dass die Feder eines Dichters selbst den trivialsten Dingen ihre Banalität nehmen und ihnen ein persönliches Gepräge geben kann.

„Fortnightly Review" (October). Ein Artikel über die nunmehr beendete Palästinafahrt des deutschen Kaisers. Der Verfasser legt das Hauptgewicht auf die voraussichtlichen handelspolitischen Ergebnisse dieser Reise. Vor allem fasse man in Deutschland Syrien und Palästina als gutes Colonisationsgebiet ins Auge, wo sich 10 bis 12 Millionen Unterthanen unterbringen ließen. Sodann sei eine englische Linie von Haifa nach Damascus bereits im Entstehen, eine deutsche soll von Constantinopel nach Biredjik am oberen Euphrat, eine französische von dort über Aleppo nach Damascus geführt werden; überdies plant man eine Weltroute von Constantinopel über Persien, Indien, Birmah nach China, und in fünf Jahren wird man per Bahn vom Cap nach Alexandrien reisen können. Palästina aber ist das große Centrum, wo sich alle diese Linien treffen, und wer es in der Hand hält, der beherrscht zugleich alle neuen Weltstraßen zu Land und zur See. Syrien, mit seinen Gebirgszügen, ist ein leicht zu vertheidigendes Land, und sitzt Deutschland dort einmal fest, so kann es sowohl Russland als England mit seinen ägyptischen Besitzungen in Schach halten und ein sehr gefährlicher Concurrent für Englands Handel in Ost-Asien werden. Der Verfasser fordert England deshalb auf, auf seiner Hut zu sein und seine gewaltigen Interessen im Orient nach Kräften zu wahren.

„Edinburgh Review" (November) bringt mehrere Artikel, die sich mit den actuellen afrikanischen Fragen befassen. In dem einen, sehr franzosenfreundlichen, der den Congostaaten und der Stellung der europäischen Mächte in Westafrika gilt, heißt es, man unterschätze die Dienste, die Frankreich der Menschheit in Afrika geleistet. Es wisse in seinen Gebieten den Frieden und die Ordnung prächtig aufrecht zu erhalten und die Sklavenaufstände, diesen Fluch von Afrika, niederzuhalten. Seine Colonien liefern bis jetzt kein namhaftes Erträgnis, aber es legt auch gar keinen Wert darauf, sondern betrachtet Afrika lediglich als ein Uebungsterrain für seine Truppen und ist zufrieden, wenn sein Congogebiet ihm die Mittel gewährt, seine Armee in Senegambien und Dahomey zu unterhalten. Anknüpfend an die Congoconvention vom Mai 1894, worin Frankreich die Besitzungen am westlichen Ufer des Tschadsees zugestanden wurden, meint der Verfasser, man sollte Frankreich auch vom Niger westwärts freie Hand gewähren und ihm eventuell sogar Gambia überlassen, wenn England dagegen völlige Actionsfreiheit zwischen dem Nil und dem östlichen Ufer des Tschadsees zugesichert würde. — In einem Artikel „Many Memories of Many People" findet sich eine Erinnerung an ein englisches Interview mit Thiers, das ein Streiflicht auf das Verhältnis zwischen Frankreich und England im Jahre 1860 wirft. „Kriegführen ist heute lediglich eine Geldfrage", meinte Thiers, „und wir sind doppelt so reich als Ihr. Wenn Ihr die Zinsen Eurer Staatsschuld abrechnet, so bleiben Euch nur 36 Millionen jährliches Einkommen: wir haben 60 Millionen. Eure Schuld beträgt 700 Millionen, unsere bloß 400 Millionen." Seither habe sich das Blatt gewendet, sagt der Verfasser; Englands Staatsschuld verringert sich, während die Frankreichs wächst, und heute doppelt so viel beträgt, als die Englands.

Verbrecher.

Novelle von Karl Federn.

(Fortsetzung.)

Er erschien stattlich und ernst und sonnengebräunt, in der ganzen schönen Männlichkeit seiner Erscheinung und seines Wesens, mit einer unerhörten Freiheit in seinen Anschauungen — denn er hatte schon einmal die Welt in sich neu bauen müssen — einer verhaltenen, ihm selbst unbewussten Heftigkeit der Empfindung und mit einer Lauterkeit und Jungfräulichkeit des Wesens, die jeden guten Menschen, der ihn kennen lernte, mit einer fast beklemmenden Freudigkeit erfüllte. Irgend ein gemeinsamer Pensionsbekannter stellte ihn Frau Vogelmann vor — ihren Mann hatte er in Wien flüchtig kennen gelernt — er speiste mehrmals am selben Tische und machte Spaziergänge mit ihr, und eine stürmische Veränderung gieng in ihr vor. Das gequälte und verletzte Geschöpf rang sich an diesem gesunden, starken Menschen empor und blühte in wenigen Tagen auf — und in wenigen Tagen war es beiden klar, dass sie für einander auf der Welt waren, dass das Unbekannte, Unerhörte, dem beide sich entgegensehnten, und das beide längst versäumt und verfehlt glaubten, für jeden in dem andern gefunden war.

Mit unwiderstehlichem, natürlichem Vertrauen hatte sie im Walde neben ihm sitzend ihm ihre Geschichte erzählt, und er hatte von Mitleid und Schmerz überwältigt gesagt: „Wie öde — wie entsetzlich muss solch ein Leben sein: Wenn ich Ihnen nur helfen, nur etwas sein könnte!" Und sie hatte beglückt zu ihm emporgesehen und gesagt: „Es ist schon nicht mehr —" und einen Augenblick später — ... wer den andern zuerst geküsst und umschlungen, sie wussten es nicht.

In den ersten Stunden hatte das so schnell und plötzlich gewonnene Liebesglück ihn berauscht und schwindlig gemacht. Er glaubte, es könne nicht wahr sein, er zitterte vor ihr, und fürchtete mit einer eigenen Schüchternheit eine schlaflose Nacht hindurch, sie könnte am nächsten Tag alles verleugnen und fliehen: und der Entschluss, sich dieses Weib von niemandem, auch von ihr selbst nicht, entreißen zu lassen, wuchs in ihm. Die demüthigste Zärtlichkeit war in seiner Seele seltsam mit herrischem Wollen verbunden, als er ihr wieder entgegentrat; und sie, in der Empfindung einer Kraft, wie sie ihr noch nicht begegnet war, beugte sich, wie im ersten Augenblick, und hielt sich an ihm empor: die Erkenntnis, wie sehr das Weib, dessen Entweichen er noch eben gefürchtet hatte, an ihm lehnte und hieng, gab ihm ein Selbstbewusstsein und ein Kraftgefühl, dass er dem Himmel um sie entgegengetreten wäre.

Sie war ganz sein geworden, in den ersten Tagen, widerstandslos, ohne Kampf, ohne Gewissensbisse, mit Naturgewalt — und sie genossen durch neun kurze und doch endlose Tage ein alles mit heißen Sonnenstrahlen durchflutendes unermesslich es Glück.

Wann hatte es je eine so reiche Zeit gegeben? Die Tage flogen wie Minuten vorüber und schienen dem zurückschauenden Auge endlos und goldig, wie glänzende sonnenüberstrahlte Meere mit seligen Inseln ohne Ende und Zahl, wie Träume, in denen man einen Himmel sieht, blauer als der, der auf die Wüsten Afrikas niederleuchtet. Wenn sie schliefen und die pochende, unerhörte Seligkeit sie nicht wach hielt die kühlen Spätsommernächte hindurch, ohne sie zu ermüden, so war der Schlaf traumlos und unbeschreiblich tief und süß und wie ein Augenblick vorüber, um vor einem neuen, noch sonnigeren duftenden Morgen lind zu entfliehen. Dann zog Nesti — zum erstenmal wieder nach langer Zeit — ein weißes Kleid an, aus dem ihr mit schweren dunklen Haaren gekröntes Haupt emporstieg wie eine dunkle Blume aus weißen Kelchen, und mit lässigem, rhythmischem Schritt kam sie in den Garten hinab — und ihr Gang, die Linien ihrer Gestalt, jede Bewegung war Musik für ihn, der schon erwartend an den Stufen am See stand, oder im Garten auf und ab gieng oder oben am Waldrand im Grase lag — das Gesicht in die Hände gepresst, um nicht aufzuschreien vor unerhörtem Glück.

Die höchste Vereinigung konnte ihren Genuss kaum erhöhen, so süß und durchzitternd war für jeden schon die Stimme des andern, ein Streifen des Kleides, das bloße Versenken des Blicks, noch ehe der Kuss die Flammen von einem zum andern trug.

Und obwohl sie einander endlos erzählten, und all die grauen trüben Fäden der Vergangenheit der einen Zauberspule zu verfolgten, um die sie jetzt goldglitzernd und wirbelnd sich drehten, obwohl ihnen das der höchsten Freuden eine war, in Wirklichkeit dachten sie nicht zurück und nicht vorwärts. Ihr war manchmal zumuthe, als sei sie aus dem Leben genommen und in eine andere Welt versetzt, aus der sie nicht zurückzukehren brauchte. Sie konnte zurückgelehnt in wachen Träumen sitzen, entrückt, der Wirklichkeit nicht mehr bewusst — sie konnte durch die Stube hüpfen wie ein junges Mädchen — und seltsam klar stand ihr die Veränderung vor Augen, am ersten Tag, nachdem Guido angekommen war, als ihr Knabe am Morgen in verwundertem Ton zu ihr sagte: „Mama, du singst!"

Sie fühlte sich völlig gesund, ihr eigener Leib war ihr süß und theuer geworden, und alle Sinne wachten in ihr auf. Nie war das Wasser so durchsichtig und hell, der Himmel so blau, die Erde so grün und warm und farbig gewesen, die leichten Kleider lagen so wohlig an ihrem Leibe, die dunkeln Kastanien und Linden des Gartens hätte sie umarmen und die Lippen auf ihre rauhe Rinde pressen mögen.

Sie, die so zurückhaltend und fremd war, die sich so scharf und traurig gesondert fühlte von den Menschen, sie fühlte sich einen Augenblick mit allen verbunden, sie lächelte den Kindern zu, die auf der Wiese spielten, und ein ganz fremdes im blauen Kittelchen, mit blonden Haaren bot ihr Blumen an. Die Thiere schienen ihr schön und freundlich, die ihr immer unheimlich gewesen. In allen Tönen

Digitized by Google

in allen Farben und Lichtern und Linien lag etwas Geheimnisvolles, ein Schleier von Duft und Luft war über die Welt gebreitet. Das Dunkeln der Gärten, das Steigen des Mondes, das Bellen der Hunde am Abend aus fernen Höfen, das Zwitschern der Vögel, das Krähen der Hähne, das am Morgen aus den Nebeln scholl, hatte sie das alles nie wahrgenommen?

Nie hätte sie gedacht, dass sie noch so jung sei!

Sie wurden so kühn und gleichgiltig gegen Augen und Gefahr, dass sie weit in den einsamen See hinausfuhren, an fremde, verlassene Ufer, wo sie nur mehr fremde, weiße Ortschaften sahen, in denen niemand sie kannte — und dort die Kleider abwarfen und aus dem Kahn in den See sprangen und spielten, bis Guido unermüdlich in dem ihm befreundeten Element die ermattete Geliebte an seinem Halse hängend zum Kahn zurücktrug, und sie dann beide in weiße Mäntel gehüllt, in der Sonne schnell getrocknet, zurück in den Schatten der Bäume fuhren.

Sie freilich war dabei manchmal ängstlich und ungeschickt aber er lehrte sie und riss sie mit sich. Und waren nicht seine Bewegungen schön wie die eines kraftvollen jungen Gottes, hätte er nicht ebensogut aus den Wassern heraufgestiegen sein können, wie er von den Höhen des Gebirges vom Süden her herabgeschritten war, sonnengebräunt, am Alpenstock, und lächelnd in Gesundheit und Güte, frei und schweifend wie der Zigeuner und trotzig und heftig manchmal wie ein verlangendes Kind!

Manchmal, manchmal nur warf sie einen leisen Blick aus dem wandelnden Glashause ihres Glücks hinaus auf die Menschen um sie. Es mochte ja welche geben, die vielleicht auf sie achteten und fragten, denn beide fielen sie auf; aber er verbot ihr, daran zu denken, er gieng kühn und ruhig hindurch, und seine Sicherheit trug sie mit, wie auf Schwingen. Uebrigens wechselten die Gäste rasch und waren meist Fremde, Norddeutsche und Engländer, und niemand unter ihnen, der sie kannte. Wenn sie am Abend mit dem Kinde im Gastzimmer am Tische saß und seine hohe Gestalt unter der Thüre erschien und heranschritt, dann drehten sich wohl alle nach ihm um, aber sie hätte den sehen wollen, der eine Bemerkung, eine Geberde gegen ihn gewagt hätte. Es kam vor, dass sie weinen musste vor Entzücken und Freude, wenn sie ihn sah. Dass ein solcher Mensch, so hochsinnig, stark und rein, überhaupt lebte, welch ein Trost, welch ein Wiederauferstehen des Vertrauens in ihrer gesunkenen, entgötterten Welt — und dass gerade der der Ihre geworden war, dass sie ihn besaß — — unausdenklich war es, und auf den Grund des Geheimnisses dieses glücklichen Fundes, und wie die Begegnungen sich seltsam gefügt, war nicht zu dringen.

Und es war, als stünde die Zeit still. Am Mittag, das regungslose Laub schien über ihnen den Athem anzuhalten, und der tiefblaue Himmel das Weltenzeltdach zu schließen — sie saßen still am Rande der überglühten Wiese — tausendfach und zart hoben die Linien der Gräser sich und die Früchtchen, wo einst Blumen gewesen — das Summen und der geheimnisvolle Flug der Insecten schien die Stille zu erhöhen ... jetzt sprang ein dunkles Eichhorn an dem grauen Stamme empor — und ein Tannenzapfen, plötzlich fallend, brach die Stille.

Sicherlich, die Stunden tanzten um sie, wie lächelnde Göttinnen, die einmal gewähren, und all die drohenden dunklen Wolkengestalten unter dem Rande des Horizonts zurückhielten. Und doch lag ein Beben unter allen Dingen. Und in ihm und ihr stieg es empor, und sie sah sich plötzlich um und hielt seine Hand fester, und er beugte sich zu ihr und zitternd vor inniger Erregung sagte er die Worte: „Mit Deiner Seele hat sich meine — Gemischt wie Wasser mit dem Weine! — Wer mag den Wein vom Wasser trennen? Wer dich und mich aus dem Vereine?“

Und nur eine Handbewegung hieß ihn stille sein, weil die Empfindung ihre Kraft überstieg, weil Stimme und Worte sie trunken machten; — — sie brach in Schluchzen aus, und er fühlte, dass es aus Freude war.

Eines Abends — sie war eben vom Spaziergang zurückgekommen, und sie gieng in ihr Zimmer hinauf, um ihr Haar zu ordnen, ehe sie zum Abendessen in den Garten gieng. Die Fenster standen offen, schwere Laub- und Blumendüfte drangen herein und ferne Stimmen spielender Kinder; auf dem Mahagonitisch, der das letzte Licht, das ins Zimmer fiel, zurückspiegelte, lag ein Telegramm. Sie öffnete es und las, dass Victor seine Ankunft für den nächsten Abend anzeigte, er kam sie zu holen und hatte sich für einige Tage frei gemacht, die er noch mit ihr im Gebirg verbringen wollte.

Es war, wie wenn ein wunderbarer Traum in einem schweren und drückenden Alp endet. Die Wirklichkeit schlug ihren bleiernen Mantel um sie und begrub die weißen Festkleider und zerdrückte die Rosen, die sie an ihre Brust gesteckt hatte. Die alte unerträgliche Kette klirrte wieder um ihren Fuß. Sie warf sich heftig weinend auf das Bett. Wenn es denkbar gewesen wäre, und wenn Guido es ihr gesagt hätte, sie hätte das Kind genommen und wäre mit ihm, und selbst mit ihm allein, ohne das Kind, sogleich in der Nacht fortgegangen — wohin er wollte, nur um der Vergangenheit zu entgehen, die wie ein scheußlicher Polyp die kalten, kralligen Arme nach ihr streckte, um sie aus dem Luft- und Lichtraum, in dem sie schwelgte, wieder hinab in die schlammige, graue, trostlose Tiefe zu ziehen.

Nicht dass sie Gewissensqualen oder Reue empfunden hätte. Ihr Mann war für sie ein wertloses Geschöpf, eine Puppe, die neben ihr lebte, und der sie sich in nichts verpflichtet fühlte, so lange er die einzige widerwärtige Vorstellung gewesen, die ihr Leben ausfüllte — wie viel weniger jetzt, wo sie einen Triumph ohne gleichen angetreten hatte und einen Königsmantel der Liebe um ihre Schultern trug. Guido war ihr Gatte, und nur dass sie den Ausweg nicht sah, wie sie sich mit ihm, ihrem rechtmäßigen Gatten vereinen konnte, dass sie all die grässlichen Kämpfe wie in einem bösen Leuchten voraussah, die nun anheben mussten, das war es, was sie zerbrach und vernichtete.

Der andere Tag vergieng in bangen und schwerwiegenden Gesprächen. Oft schon hatte die Erzählung Nestis von ihrem vergangenen Leben den einzigen qualvollen Zug in diese herrlichen neun Tage gebracht; weniger für sie, der die Vergangenheit jetzt unwirklich und wesenlos schien, als für ihn, der sie als ein Stück von ihr fand, das er mitnehmen musste! Ein schwerer Groll gegen diesen Menschen, der ihm nie sympathisch gewesen und der an dem Leben seines Weibes wie eine Krankheit hieng, war in Guido gehäuft, ein verächtlicher, aber erbitterter, ihm selbst noch nicht völlig bewusster Hass hatte sich unter der Schwelle in ihm angesammelt, ein Hass, der tief war, wie seine Liebe, und um so grimmiger und maßloser ausbrechen konnte, je mehr er der gütigen Art seiner Natur sonst widersprach.

Aber wie sehr sie sich im Rechte fühlten, gegen die Macht des Gewordenen kamen sie nicht auf — es war, als ob sie die Gedanken der „Andern“, wie störende und bösartige Insecten, heranschwirren hörten. All das Widerwärtige und Verlegene, was ihr Verhältnis entwürdigen und herabziehen musste — ob sie offen den Kampf aufnahmen, ob sie schwiegen und sich verbargen: jeder Schritt führte in den Koth, den die Gesellschaft um ihre Ränder gehäuft hat, über den sie fortschreitet; und sie, die Reinen, wurden in ihn hinausgedrängt.

Durch Zufall und wider ihre Gewohnheit hatten sie in den letzten Tagen mit Fremden, Amerikanern, Bekanntschaft gemacht, die auf der Landungsbrücke standen, als Victor ankam; und dies erleichterte ihr das Zusammentreffen der beiden Männer. Als Nesti sie vorstellte, erinnerten sich beide, dass sie sich bereits kannten; und man schritt eilig dem Gasthof zu. Victor gieng sich umkleiden und ausruhen. Vom Fenster aus sah sie später die beiden miteinander sprechen. Victor redete in seiner gewohnten gemessenen Art eines Menschen, den stets Ernstes und Bedeutsames beschäftigt, die sie so gut kannte. „Was mögen sie sich zu sagen haben?“ dachte sie, und unwillkürlich verglich sie: Victor, obwohl er stärker und blasser geworden war, war den Zügen und dem Barte nach für gewöhnliche Begriffe der „schönere Mann“. Guido war schlanker und um die volle Länge eines Hauptes größer, und den Ausdruck des Gesichtes, den verglich sie gar nicht.

Wie sie es vorausempfunden, begann die martervolle Zeit der Lüge. Nesti musste sich beherrschen und nicht unfreundlicher, abweisender sein als sonst, und Guido musste dem Manne die Hand reichen und höflich begegnen, den er, er mochte es drehen, wie er wollte, betrog. So unerträglich war dies der Wahrhaftigkeit beider, dass sie es nicht weiter auszuhalten vermeinten und Guido am dritten Tag Abschied nahm. Er wollte zu Fuß nach Steiermark hinüber. Aber der Gedanke, dass er Nesti bei seiner Rückkehr nicht mehr treffen würde, ließ ihn am selben Abend ebenso rasend wieder auspacken — und schlechtes Wetter, das gerade eintrat, bot ihm die günstige Ausrede.

Nesti versuchte ihrem Mann zu sagen — und sie verachtete sich selbst, als sie es that — dass der Aufenthalt ihr und dem Kind so gut gethan, dass sie Lust habe, ihn zu verlängern. Aber Victor wollte nicht und sie vermochte nicht, darauf zu bestehen, sondern gab sogleich nach. Am Tage, an dem sie den letzten Spaziergang machten und Victor und Nesti vorausgiengen, während Guido mit dem Kinde folgte, auf einem Weg, der für ihn glühende Erinnerungen barg, dessen Grashalme und Erdschollen ihm geheiligt schienen, da musste er, der Nerven und Unwohlsein nie gekannt hatte, sich an einen Baum lehnen — es schwindelte ihm, er glaubte, er müsse ohnmächtig werden vor Schmerz und Wuth. „Was hast du denn?“ sagte das Kind, als er stille stand. Victor und Nesti sahen sich um und Guidos erster furchtbarer Blick sagte ihr, was in ihm vorgieng, aber mit der größeren Selbstbeherrschung der Frau hielt sie an sich, rief das Kind zu sich, und sie giengen weiter.

Victor und seine Frau fuhren nach Wien zurück — und Guido kam zu Fuß und auf Umwegen nach. Diese meist verregneten Tage, in denen kein Unwetter ihn abhielt, seinen Weg fortzusetzen, waren für ihn eine ebenso grauenvolle Erinnerung, wie die früheren licht und herrlich gewesen waren. Nass und grau waren die Straßen, geschlossen, wie verlassen die Häuser; die wenigen Menschen, die ihm begegneten, kamen verhüllt und eilig vorüber, die Seen lagen im Nebel, über ihm war kein Himmel, nur graue, lichtere und dunklere

und sich übereinander schiebende Wolkenmassen; Im Walde troff das Wasser von dem nassen Laub, floss über die gelben Steine, grub Bäche in allen Geleisen und Rinnen der Straßen, floss rieselnd von seinem Hut und an seinem Lodenanzug herunter — die tiefe Stille der Waldwege im Regen umgab ihn — und er gieng, gieng, gieng wortlos, einsam, unerhörte Strecken. Mittags und abends trat er durchnässt und müde in die Wirtshäuser, sah träumend durch die Scheiben in den Regen hinaus, dessen Plätschern ihm wie ein klagendes Murmeln der grau und trüb gewordenen Welt tönte — in ihm war gramvolle Zerrissenheit, er saß und starrte, konnte oft in den Nächten nicht schlafen, und gieng am Morgen zerschlagen, rastlos von neuem weiter.

Da erhielt er am achten Tag den ersten Brief, der ihm vom Orte, wo sie sich getroffen, von Station zu Station nachgesandt worden war und ihn nun um vier Tage zu spät erreichte. Es war das erste Zeichen, das er von ihr erhielt, seit sie sich getrennt hatten, leidenschaftliche heiße Worte, die ihn nach Wien riefen, einer von jenen Briefen, die man verbrennt, nachdem man sie lange Zeit bei sich behalten und auf der bloßen Brust getragen hat.

Er reiste am selben Abend zurück, und das trübe nächtliche, fast völlig leere Coupé war von herrlichen Bildern erfüllt. Er war entschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Oesterreichisch-ungarische Bank.

Donnerstag, den 22. December 1898, 11 Uhr vormittags, findet im Bankgebäude, **Wien, Strauchgasse Nr. 4, 1. Stock,** eine

außerordentliche Sitzung der Generalversammlung

der

Oesterreichisch-ungarischen Bank

statt.

An dieser außerordentlichen Sitzung der Generalversammlung können gemäß Artikel 14 der Bankstatuten*) nur jene Actionäre theilnehmen, welche auch an der im Februar l. J. abgehaltenen XX. regelmäßigen Jahressitzung der Generalversammlung theilzunehmen berechtigt waren.

Jene Mitglieder der Generalversammlung, welche seit der regelmäßigen Jahressitzung ihre Actien behoben haben, werden hiermit eingeladen, dieselben behufs Theilnahme an der außerordentlichen Sitzung der Generalversammlung zum Nachweise ihres fortdauernden Actienbesitzes spätestens bis **Mittwoch, den 14. December 1898, 12 Uhr mittags,** bei der Depositen-Abtheilung der Bank in Wien oder bei der Hauptanstalt der Bank in Budapest oder bei der betreffenden Filiale der Bank neuerlich zu hinterlegen.

Die Tagesordnung und die Eintrittskarten werden den Mitgliedern der außerordentlichen Generalversammlung rechtzeitig zugesendet werden.

Wien, am 7. December 1898.

Oesterreichisch-ungarische Bank.

Kautz
Gouverneur.

Baron Wodianer
Generalrath.

Mecenseffy
Generalsecretär.

*) **Artikel 14** der Statuten der Oesterreichisch-ungarischen Bank: An den Generalversammlungen der Oesterreichisch-ungarischen Bank können nur österreichische und ungarische Staatsangehörige theilnehmen.

Alle jene Actionäre, welche im November vor der regelmäßigen Jahressitzung der Generalversammlung durch Hinterlegung oder Vinculierung den Besitz von zwanzig auf ihren Namen lautenden, vor dem Juli desselben Jahres datierten Actien nachweisen, sind, soweit ihnen die Bestimmungen des Artikel 15 nicht entgegenstehen, für die Dauer des mit jener Jahressitzung beginnenden Jahres bis zum Zusammentritte der nachjährigen regelmäßigen Jahressitzung Mitglieder der Generalversammlung.

An den außerordentlichen Sitzungen der Generalversammlung können nur jene Mitglieder theilnehmen, welche auch an der regelmäßigen Jahressitzung theilzunehmen berechtigt waren und welche, sofern deren Actien nicht vinculiert sind, ihren fortdauernden Actienbesitz durch neuerliche Hinterlegung derselben acht Tage vor Abhaltung der außerordentlichen Sitzung nachweisen.

Artikel 15 der Statuten: Von der Theilnahme an der Generalversammlung ist ausgeschlossen:

a) wer nicht im Vollgenusse der bürgerlichen Rechte steht, insbesondere auch derjenige, über dessen Vermögen das Concursverfahren eröffnet worden ist, bis zur Beendigung desselben;

b) wer infolge einer strafgerichtlichen Verurtheilung in seinen bürgerlichen, politischen oder Ehrenrechten beschränkt ist, solange diese Beschränkung andauert.

Artikel 18 der Statuten: Jedes Mitglied der Generalversammlung kann nur in eigener Person und nicht durch einen Bevollmächtigten erscheinen und hat bei Berathungen und Entscheidungen, auch wenn es in mehreren Eigenschaften an den Verhandlungen theilnehmen würde, nur Eine Stimme.

Artikel 19 der Statuten: Lauten Actien auf juristische Personen, auf Frauen oder auf mehrere Theilnehmer, so ist derjenige berechtigt, in der Generalversammlung zu erscheinen und das Stimmrecht auszuüben, welcher sich mit einer Vollmacht der Actieneigenthümer, sofern diese österreichische oder ungarische Staatsangehörige sind, ausweist. Bevollmächtigte müssen aber mit Ausnahme des Actienbesitzes ihren persönlichen Eigenschaften nach (Artikel 14 und 15) fähig sein, an der Generalversammlung theilzunehmen.

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

Henneberg-Seide

nur echt, wenn direct ab meinen Fabriken bezogen — **schwarz, weiß** und **farbig** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste rc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins rc.).

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend.

76

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVII. Band. | Wien, den 17. December 1898. | Nummer 220.

Die Tisza-Clique.

(Kleine Silhouetten.)

Die berüchtigte Lex Tisza, die derzeit in der ganzen gebildeten Welt als eines der drolligsten Attentate auf die Verfassung bezeichnet wird, lenkt die Aufmerksamkeit auf jene Gruppe von magyarischen Politikern, welche mit dem ehemaligen Ministerpräsidenten und langjährigen Führer der sogenannten „liberalen Partei", Koloman v. Tisza, an der Spitze, seit einem Vierteljahrhundert in den Ländern der Stefanskrone herrscht, und der Fernstehende fragt sich, wie es denn möglich war, dass ein so kluger und so freisinniger Mann, wie der alte Tisza, diesen Fehler, der in der That noch schlimmer ist als ein Verbrechen, begehen konnte. In Ungarn jedoch hat dieser neueste Vorstoß der Tisza-Clique nicht überrascht; man wunderte sich bei uns höchstens darüber, dass dieser halb reactionäre, halb radicale, aber jedenfalls ganz revolutionäre Coup misslang. Die Tisza-Clique pflegt sonst vorsichtiger zuwerke zu gehen, ihre Actionen sorgfältiger vorzubereiten und immer erst zum Angriff zu schreiten, bis der Erfolg gesichert ist, denn sie weiß, dass in keinem Lande der Welt der Erfolg so hoch geschätzt wird, wie in Ungarn. Viele derjenigen, welche jetzt in Budapest über das Tisza'sche Attentat auf die Verfassung am lautesten schreien, würden wahrscheinlich hübsch still geschwiegen haben, wenn dieses Attentat geglückt wäre.

Aber es ist misslungen, in geradezu jämmerlicher Weise misslungen. Als an dem gewissen historischen Abende zur Ueberraschung und Verblüffung fast aller Anwesenden der unglückselige Gesetzentwurf im Club der ungarischen Regierungspartei verlesen und dann an alle Clubmitglieder die Aufforderung gerichtet wurde, denselben sofort zu unterfertigen, suchten einige der „Liberalen" zu entfliehen, trotzdem zahlreiche Mitglieder der Tisza-Clique die Thüren verstellten und trotzdem der Ministerpräsident; der jetzt zwar in den Händen der Tisza-Clique ist, die Partei- und Cabinetsfrage stellte. Die „wohlbeleibten Männer, die nachts gut schlafen", hielten die Fliehenden mit sanfter Gewalt zurück, und wenn ein ganz und gar nicht moderner Abgeordneter erklärte, dass er sich die Sache doch auch überlegen müsse, zumal es sich darum handle, eine Bresche in die Verfassung zu legen, so wurde er einfach ausgelacht. Ein Mitglied der Partei flüchtete an einen Ort, wo man die Menschen gewöhnlich in Ruhe zu lassen pflegt, doch er wurde hier — oder muss man in diesem Falle „Zde" sagen? — aufgestöbert und musste in dieser wahrhaftig stilvollen Umgebung jenes Papier unterschreiben, welches, wenn es nach den Wünschen der Tisza-Clique gegangen wäre, die ungarische Constitution ersetzt hätte. Prosper Merimée sagt schon, dass er in der Geschichte die Anekdote am höchsten schätze, und in der That, wenn irgend eine Thatsache die Art und Weise, wie die Unterschriften auf der Lex Tisza zustande gebracht wurden, zu illustrieren vermag, so ist es diese kleine Historiette, welche beweist, wie geschickt die Tisza-Clique die Parteifrage mit der — man darf doch sagen? — Cabinetsfrage zu verbinden wusste.

Und trotzdem weist die Lex Tisza kaum die Unterschriften von 240 Abgeordneten auf. Unter den Unterfertigern befindet sich ein Abgeordneter, der seine Unterschrift zurückzog, ein Geisteskranker, der seit Monaten in einer Heilanstalt weilt, und was vielleicht das Tollste ist: auch die Staatssecretäre und Minister haben unterschrieben! Nichtsdestoweniger sind kaum 240 Namen auf der Lex Tisza zu finden, was bei dem Umstande, als das ungarische Abgeordnetenhaus 453 Mitglieder zählt, sicherlich keine Majorität bedeutet, mit der man einen Staatsstreich, und dazu noch auf parlamentarischem Wege, machen könnte. So wird denn auch die Lex Tisza im Parlamente nicht eingebracht, sondern bloß ein privates document humain bleiben. Wie gesagt, diesmal ist der Ansturm missglückt und dieser Misserfolg drückt die Tisza-Clique nieder, die seit dem Sturze Koloman Tiszas immer den richtigsten Moment zu wählen wusste, um die Führung im Club der Regierungspartei an sich zu reißen und das Ministerium zu stürzen. Graf Julius Szapáry wurde im Club zu Falle gebracht, weil er angeblich die liberalen kirchenpolitischen Reformen nicht wollte, aber Dr. Alexander Wekerle wurde in demselben Club gestürzt, ehe er diese liberalen Reformen durchführen konnte. Nun sehen wir, dass die Tisza-Clique direct die Verfassung verletzen will, um das Heft in die Hand zu bekommen, was selbstverständlich über kurz oder lang den Sturz Baron Bánffys bedeuten würde. Man muss die großen politischen Actionen der Tisza-Clique unter der Lupe betrachten, denn dann wird man sehen, dass hier zumeist nicht große politische Fragen, sondern kleine menschliche Schwächen mitspielen. Graf Szapáry war der Tisza-Clique missliebig geworden, weil er sich aus ihrem Banne befreien wollte; — sie stellte ihm daher mit der liberalen Kirchenpolitik ein Bein, obwohl Koloman Tisza fünfzehn Jahre Ministerpräsident gewesen und in diesen fünfzehn Jahren (es ist das kennzeichnend für seinen Liberalismus!) Jahr für Jahr den Antrag des alten Iránni, die Religionsfreiheit in Ungarn zu schaffen, niederstimmen ließ. Als dann Wekerle kam, der Koloman Tisza alles verdankte, aber nicht allzu dankbar gewesen sein soll, stürzte ihn die Tisza-Clique (auch das ist charakteristisch für den Liberalismus Tiszas) in einem Momente, als Wekerle gegen den Einfluss der Wiener Reaction kämpfte. Und jetzt, da es dem armen Baron Desider Bánffy schlecht ergeht, ist die Tisza-Clique wieder zur Hand und legt ihm die Lex Tisza um den Hals, die eine gefährliche Schlinge sein sollte, aber derzeit nicht mehr und nicht weniger ist, als ein historisches Halsband. Alle politischen Actionen der Tisza-Clique, ob dieselben nun radical, liberal oder reactionär sein mögen, haben immer nur den Beweggrund, der erwähnten Gruppe von Politikern, speciell aber dem Hause Tisza, die leitende Rolle in der Regierungspartei zu sichern. Das Hausmeierthum zeigt sich hier mit den Perlen und Flittern eines falschen Parlamentarismus.

Es wird vielleicht interessieren, einige Mitglieder der Tisza-Clique näher kennen zu lernen, und deshalb sollen hier einige Silhouetten jener politischen Persönlichkeiten geschnitten werden, welche in den jüngsten parlamentarischen Debatten des ungarischen Abgeordnetenhauses und gelegentlich der Erörterung der Lex Tisza im Club der Regierungspartei die führenden Rollen innehatten und auch früher schon die Majorität des Abgeordnetenhauses leiteten und lenkten. Gegner und Feinde der Tisza-Clique weisen darauf hin, dass alle großen Corruptionsscandale der letzten fünfundzwanzig Jahre Mitgliedern der Tisza-Clique ihre Entstehung danken: sie beginnen mit dem Ordensschacher des Vicepräsidenten des Abgeordnetenhauses Várady und gelangen bis zu den Wechselfälschungen eines anderen Vicepräsidenten des Abgeordnetenhauses Bokros, wobei sie sich auf dem weiten Wege bei vielen kleineren, aber ebenso abstoßenden Gestalten des politischen Lebens aufhalten. Doch, es sei bemerkt, dass derartige Corruptionsscandale leider mit dem Wesen eines unehrlichen Parlamentarismus zusammenhängen und dass die Schuld für die vielen politischen Verbrechen in erster Reihe die Entartung der Institution trägt. Koloman Tisza dafür verantwortlich zu machen, dass — um nur von der allerletzten Zeit zu sprechen — unter seinen intimsten Anhängern einer dem Staate eiserne Brücken aus Holz lieferte und sich das noch notariell bescheinigen ließ, ein zweiter wertlosen Plunder für ein Museum kaufte und dabei große Summen unterschlug, ein dritter für die Vermittelung eines Geschäftes mit der Regierung 100.000 Gulden Provision erhielt u. s. w. u. s. w. ist ungerecht. Koloman Tisza hat niemals das Beispiel dafür gegeben, dass man die Politik auch zu einem Geschäfte erniedrigen kann, aber die Geschichte wird ihn nicht von dem Vorwurfe freisprechen können, dass er es duldete, dass seine Freunde und Anhänger einen gar zu lebhaften Antheil an dem sogenannten „wirtschaftlichen Aufschwung" nahmen und nachgerade eine Verwaltungsraths-Clique nach österreichischem Muster wurden, wie dies die folgenden kleinen Silhouetten beweisen dürften.

Koloman Tisza, den seine Clique stets den „alten General" nennt, zählt heute 68 Jahre. Er war schon vor zwanzig Jahren grau und gekrümmt und ist heute ganz weiß und gebrochen. In den alten illustrierten Ausgaben der Shakespeare'schen Dramen findet man Shylok-Bilder, die Koloman Tisza ungemein ähnlich sind, aber der eigensinnige, rechthaberische und habsüchtige Ausdruck seines Gesichtes wird durch eine dunkle Brille noch gehoben, die er jetzt trägt. Seine Toilette ist die denkbar bescheidenste. Zu der Zeit, als er Ministerpräsident war, trug er fast fünfzehn Jahre hindurch ein graues Röckchen — vielleicht sogar immer dasselbe — und seit seinem Rücktritt, der vor zehn Jahre erfolgte, zeigt er sich immer in einem altmodischen schwarzen Bratenrocke — vielleicht immer in

demselben. Tisza ist außerordentlich sparsam, aber trotzdem hat er weder vor seiner Ministerlaufbahn, noch nach derselben jemals reichdotierte Stellen bei Banken oder Industrieunternehmungen angenommen, was umso beachtenswerter erscheint, als seine ganze Umgebung, unter deren Einfluss der alte Herr steht, viel weniger scrupulös nach dieser Hinsicht ist. Dass Koloman Tisza noch immer Abgeordneter sein und am politischen Leben Ungarns theilnehmen will, obgleich es im ungarischen Parlament wenige Menschen gibt, die von der Opposition heftiger und leidenschaftlicher bekämpft werden als er, hat seine Begründung in seinem Hass und seiner Liebe. Er hasst niemanden mehr als den Grafen Albert Apponyi, den begabtesten oppositionellen Führer Ungarns, den er auch immer von der Macht fernzuhalten wusste. Es ist möglich, dass er im Grafen Apponyi eine große Gefahr für Ungarn, einen Reactionär oder Revolutionär sieht, es ist auch möglich, dass er es dem Grafen Apponyi nicht vergeben kann, dass dieser oppositionelle Politiker niemals mit ihm paktieren wollte und das sogenannte Tisza-Regime zu Falle brachte, freilich ohne die Macht der Tisza-Clique zu brechen, die weiter ausgeübt wird, wenn auch jetzt nur in den stillen Räumen des Clubs der Regierungspartei. Graf Apponyi hat einmal gesagt, dass der Unterschied zwischen Tisza und ihm darin bestehe, dass er sozusagen à la hausse, Tisza jedoch à la baisse speculiere. „Ich rechne nämlich im politischen Leben," so fährt Apponyi fort, „auf die guten Eigenschaften der Menschen, auf ihre Principien, ihre Selbstlosigkeit, ihren Patriotismus; Tisza dagegen auf ihre schlechten Eigenschaften, auf ihre Selbstsucht, ihre Eitelkeit und ihre Schwäche; — kein Wunder also, dass Tisza triumphiert ..." Wenn nun auch die ungarische Politik seit dem Sturze Tiszas, genau genommen, in nichts anderem besteht, als in der Vereitelung der Vereinigung der Regierungspartei mit der gemäßigten Opposition, in der Verhinderung der sogenannten „Fusion", was bald durch die Aufrollung von radicalen, bald wieder durch die Aufrollung von reactionären politischen Programmen gelingt, so ist trotzdem neben dem offen zur Schau getragenen Hass Tiszas gegen Apponyi auch die große Liebe Tiszas zu seinem ältesten Sohne hier ein treibendes Motiv. Koloman Tisza fürchtet, dass sein Sohn neben Apponyi nicht zur Geltung oder nicht zur vollen Geltung gelangen könnte, der Wunsch seines Herzens und das Ziel seines Strebens ist aber, aus seinem Sohne einen leitenden Staatsmann Ungarns zu machen. Deshalb greift er mit seinen knochigen Händen in die Speichen des Rades der Geschichte, deshalb bemüht er sich, den Gang der Ereignisse aufzuhalten, deshalb verleugnet er seine Principien und deshalb predigt er mit zitternder Stimme und mit wundem Herzen jetzt die Reaction! Das Attentat auf die Verfassung, das als Lex Tisza in der ungarischen Geschichte seinen Platz behalten wird, erscheint im Lichte dieser Vaterliebe eher verzeihlich, aber ein abscheulicher Tümpel wird nicht schöner, selbst wenn die letzten Strahlen der Abendsonne auf denselben fallen.

Stefan Tisza ist derzeit 39 Jahre alt, und es gibt Leute, die in ihm den Ministerpräsidenten der nächsten Zeit sehen, und wieder Menschen, welche mit Heine behaupten, dass dieser junge Mann eine hübsche Zukunft hinter sich hätte. Von seinem Vater hat Stefan Tisza den Eigensinn und die Zähigkeit, die Energie und die Ausdauer geerbt. Er ist kein großer Redner, aber ein geschickter, wenn auch temperamentloser Debatter, der stets kalt bleibt und daher auch niemandem warm macht. Schlank und geschmeidig, in Gang und Haltung den guten Fechter verrathend, mit einem kleinen, kurzgeschorenen Köpfchen und sympathischen, aber weichen Zügen, sieht er noch bedeutend jünger aus, als er ist, und da er sich nicht gern mit dem Gros der Regierungspartei abgibt, sondern kühl, förmlich, ja sogar hochmüthig ist, besitzt er wenig persönliche Freunde. Seine Bildung und seine Rednergabe imponieren aber in der Regierungspartei. Nicht etwa deshalb, weil Stefan Tisza ein bedeutender Rhetor oder ein großer Gelehrter wäre, aber das geistige Niveau der Regierungspartei ist in den letzten Jahren derart gesunken, dass dort selbst die jüngste Huldigungsadresse an den Monarchen und der Gesetzentwurf, in welchem Ungarn das Andenken an die Kaiserin-Königin verewigte, ursprünglich in einem so scandalösen Stil geschrieben wurden und derartige Verstöße gegen Staatsrecht und Syntax enthielten, dass beide „Staatsschriften" in öffentlichen Parlamentssitzungen von Satz zu Satz corrigiert werden mussten. In einer Partei, in welcher jene „hervorragenden Männer", welche mit der Abfassung solcher Staatsschriften betraut sind, derartige Ungeheuerlichkeiten leisten, muss naturgemäß ein junger Politiker eine Rolle spielen, welcher fleißig studiert, einen logischen Satz sprechen und schreiben kann und der sich ernsthaft mit politischen und wirtschaftlichen Problemen beschäftigt. Ob Stefan Tisza auch in einer Partei eine Rolle spielen würde, die ernste politische und parlamentarische Capacitäten besitzt, Staatsmänner, welche durch die Macht ihres Wortes und Geistes Freunde und Anhänger werben und es für unstatthaft halten, dass ihren engeren Parteigenossen Stellen bei Banken und anderen Actiengesellschaften verschafft werden, diese Probe wäre noch zu machen. Stefan Tisza, der vor kurzem in den Grafenstand erhoben wurde, ist übrigens auch in finanziellen und industriellen Kreisen sehr respectiert. Wenn man es ihm auch als Verdienst anrechnen kann, dass er sich im Parlamente mit wirtschaftlichen Problemen, leider zumeist in reactionärem Sinne, beschäftigte, so erscheint es doch weniger anerkennenswert, dass ein Politiker von seinem Range und seinem Vermögen in der Verwaltung zahlreicher Actiengesellschaften zu finden ist, wie beispielsweise des Rima-Muranyer Eisenwerks, der Industriebank, der Central-Hypothekensparcasse, der Biharer Vicinalbahn, der Adria-Seeschiffahrtsgesellschaft und der Waitzner Waggonfabrik. Ein ambitiöser Politiker in Ungarn hätte derartige Verbindungen zu meiden, besonders sollte dies Stefan Tisza thun, dessen Vater sich stets von ähnlichen Geschäften ferne hielt.

August Pulszky ist der Kampfhahn der Tisza-Clique. Er war in früheren Jahren ein leidenschaftlicher Gegner der Tiszas und ist jetzt ihr leidenschaftlichster Verehrer. Dieser Gesinnungswechsel macht den ohnedies nicht überaus sympathischen Politiker keineswegs sympathischer. Pulszky ist ein wirrer Kopf und ein schlechter Redner, und es macht immer den Eindruck, als wollte er, wenn er spricht, sich wüthend in die eigene Nase beißen. Ein kleines, cholerisches Männchen, das viel gelernt hat, einige Sprachen spricht, Professor und Staatssecretär war — auch beide Pensionen bezieht — und einen hohen Orden besitzt: wirkt es immer putzig, wenn er das Wort ergreift. Man lacht ihn aus, aber das alteriert ihn nicht, denn er spricht immer, verficht alles, was die Tisza-Clique wünscht, und bekämpft alles, was die Opposition thut. Zu seinen guten Eigenschaften gehört ein hübsches Vermögen, das er erheiratete, zu seinen schlechten Eigenschaften sein Bruder, der gewesene Museumsdirector Karl Pulszky, dessen Bilderkäufe weltberüchtigt geworden sind. August Pulszky ist selbstverständlich nicht nur Mitglied der Akademie, sondern auch Mitglied zahlreicher Directionen unserer Actiengesellschaften, von welchen hier nur erwähnt werden sollen die Kronstädter, respective Kalaner Bergbau-, ferner die Salgo-Tarjaner Bergbau-Gesellschaft, die Localeisenbahn, die Nicolson'sche Maschinenfabrik, die Karczager, Neograder und Pápaer Vicinalbahn-Gesellschaften. Es ist zu erwarten, dass die Verwaltungsraths-, respectve Präsidentenstellen fruchtbar sind und sich vermehren werden.

Alexander Hegedüs gehört zu den liebenswürdigsten Mitgliedern des Abgeordnetenhauses. Aus armseligen Anfängen — er war Journalist — arbeitete er sich zu einer angesehenen parlamentarischen Stellung empor. Klein und unansehnlich wie Pulszky, besitzt er doch weit angenehmere Manieren, ist nicht leidenschaftlich, sondern spielt den Objectiven, thut gefällig und freundlich und macht trotz seines Gnomengesichtchens keinen komischen Eindruck, wenn er im Biedermeiertone die parlamentarischen Gegensätze auszugleichen sich bemüht, was seit zehn Jahren seine Specialität geworden. Er hat hinsichtlich der Verwaltungsrathsstellen den höchsten Record erreicht, nicht etwa hinsichtlich der Quantität — denn da sind ihm andere, wie im folgenden noch bewiesen werden soll, bedeutend über — sondern was die Qualität betrifft. Hegedüs hat nämlich die best dotierten Stellen bei den größten Actiengesellschaften inne, darunter bei der Escompte- und Wechslerbank, der Hypothekenbank, der allgemeinen Sparcasse, der Hagelassecuranz, der Ganz'schen Maschinenfabrik, der österreichisch-ungarischen Staatseisenbahn, der Triester Assecuranz und der Wiener Unfallversicherung. Die ehemaligen Collegen dieses fleißigen und strebsamen, aber auch wohlthätigen Mannes schätzen sein jährliches Einkommen auf 90.000 fl. Trotzdem hat Hegedüs, als im Club der Regierungspartei die Lex Tisza verhandelt wurde, ernste Bedenken geäußert: — allerdings ohne seine Unterschrift zu versagen.

Edmund Gajari ist die Feder und das Schwert der Tisza-Clique. Er redigiert die schneidigsten Regierungsblätter und duelliert sich in jedem Jahre zweiundfünfzigmal, in Schaltjahren sogar dreiundfünfzigmal. Im Parlament ist er stets duellbereit und die wenigsten wollen mit ihm anbinden. Als Journalist besitzt er weder große Verve, noch lebhaften Witz, aber er ist der beste Chef und der angenehmste College, den man sich denken kann und deshalb loben selbst die Journalisten seine Artikel. Zu einer leitenden Rolle in der Tisza-Clique verhalf ihm einerseits seine Freundschaft zu Stefan Tisza und anderseits seine Bereitwilligkeit, in jedem Ehrenhandel die Rolle des Secundanten zu übernehmen. Er soll bei 375 Duellen als Zeuge fungiert haben. Nichts wirkt aber verblüffender als seine Vielseitigkeit und besonders seine Arbeitskraft, die selbst bei einem so breiten und kräftigen Menschen märchenhaft erscheint. Er redigiert, wie gesagt, zwei täglich erscheinende Journale, leitet „fast täglich" ein Duell, ist im Parlament und in den parlamentarischen Ausschüssen thätig und bekleidet eine Unmasse von Verwaltungsrathstellen und zwar u. a. bei der Commercialbank, der Localeisenbahn, der Papierindustrie, der Kohlenbergbau-Gesellschaft, der Schafwollwaschanstalt, der Dynamitfabrik, der Athenäum-Druckerei, der Reitschul-Actiengesellschaft, der Baugesellschaft, der Automatenfabrik, ferner ist er Directionsrath bei zehn Vicinalbahnen und zwar: Pápa; Nagybelus; Kecskemét; Bekes; Csanád; Csetnekthal; Karczag; Fehérvölgy; Balaton und Nagybélich. Als Directionsrath so vieler Actiengesellschaften und so vieler Vicinalbahnen kann man aber leicht gut fahren.

Moriz Mezei hat im Abgeordnetenhause das Vertrauensvotum für das Cabinet Bánffy motiviert, über welches (falls die derzeitigen parlamentarischen Verhältnisse in Ungarn andauern sollten) wahrscheinlich erst im nächsten Jahrhundert abgestimmt werden dürfte. Mezei ist ein israelitischer Advocat, der ehedem Grünfeld hieß und sich als Rechtsanwalt eine hübsche Clientel verschaffte. Als Parlamentarier ist er ohne jede Autorität und nichts spricht für den Niedergang des Bánffy-Regimes deutlicher, als die Thatsache, dass der unbedeutende, hässliche, kleine Mezei mit der Aufgabe betraut wurde, das Vertrauensvotum einzubringen; — offenbar weil kein anderer dazu bereit war. Obwohl Mezei im Abgeordnetenhause ungefähr dieselbe Rolle spielt, die auf der Bühne jenen Mimen zufällt, welche zu melden haben: „Die Pferde sind gesattelt!“, so hat er doch außerhalb des Parlaments in den Budapester Clubs und Vereinen, in kaufmännischen und industriellen Kreisen Einfluss und er ist daher ein Mitglied der Tisza-Clique, das nicht unterschätzt werden darf. Selbstverständlich ist Mezei auch ein Freund der Vicinalbahnen und es sei erwähnt, dass er in der Direction von 33, sage dreiunddreißig Vicinalbahnen sitzt, die an dieser Stelle einzeln anzuführen nicht statthaft wäre, da der Raum dieser Zeitschrift begrenzt ist!

Nichts wäre ungerechter, als behaupten zu wollen, dass diese Stellenjägerei bei Actiengesellschaften nicht honorig genug sei. Es ist sicherlich gestattet, dass jeder Mensch soviel erwirbt, als er auf anständige Weise erwerben kann. Freilich muss betont werden, dass weder Deák noch Andrássy, weder Szilágyi noch Apponyi, ja, wie schon vorher erwähnt, nicht einmal Koloman Tisza jemals eine ähnliche Stelle annahmen und dass es in Ungarn sogar seit Deák ein Gesetz, das sogenannte Incompatibilitätsgesetz gibt, welches den Abgeordneten untersagt, bei solchen finanziellen oder industriellen Unternehmungen betheiligt zu sein, die mit dem Staate in irgend welcher Verbindung stehen. Weiters muss darauf hingewiesen werden, dass auch die Mitglieder der Tisza-Clique bloß Menschen sind und nicht mehr als vierundzwanzig Stunden Zeit täglich zur Verfügung haben. Da nun die Sitzungen des Abgeordnetenhauses von zehn Uhr vormittags bis zwei Uhr nachmittags währen, der gewöhnliche Abgeordnete aber auch essen, schlafen, vielleicht sogar noch lesen und lernen muss, so fragt es sich, wann denn diese Abgeordneten Zeit finden, ihre sicherlich sehr mühevolle und schwierige, weil überaus glänzend honorierte Thätigkeit in den Directionen der verschiedenen Gesellschaften auszuüben.

Wer übrigens die Antwort auf diese Frage findet, der wird auch wissen, warum die Tisza-Clique zusammenhält wie die Kletten, und warum selbst die traurige Lex Tisza und alles, was dieselbe im Gefolge hatte und noch haben wird, diese politische Clique nicht zu erschüttern vermag. Niemand wird behaupten wollen, dass diese Verwaltungsrath-Epidemie die alleinige Ursache der Unzerstörbarkeit der Tisza-Clique sei, aber mancher wird sich des Gedankens nicht erwehren können, dass kleine Geschenke die Freundschaft erhalten und große nicht minder.

Budapest, Mitte December. **Árpád.**

Picquart.

Wieder ist eine Entscheidung gefallen, wiederum haben wir uns hier in Frankreich dem Endziele um eine wichtige Etappe genähert: Picquart, dieser in dem Dreyfus-Drama nächst dem Träger der „Titelrolle“ wichtigste Darsteller, ist durch das thatkräftige Eingreifen der Criminalkammer des Cassationshofes seinen „natürlichen“ Richtern, das heißt, jenen uniformierten Galgenvögeln entrissen worden, die im Gedanken bereits den Cadaver des bewunderungswürdigen Mannes zerfleischten. Trotz der Unglücksprognosen, die von feindlicher, wie theilweise auch von befreundeter Seite gestellt worden waren, ist nun eine verhältnismäßige Ruhe eingetreten, die man hüben und drüben zum Verschnaufen und zu Vorbereitungen für den kommenden Winterfeldzug verwendet. Auch ich möchte diese vielleicht nur kurze Pause benützen, um ein Bild von dem Manne zu zeichnen, der unstreitig das weitaus größte Verdienst an dem Zustandekommen der Processrevision hat und der deshalb und gerade jetzt um Haaresbreite an seinem eigenen Verderben vorbeigegangen ist.

Georges Marie Picquart ist gegenwärtig ein Mann von vierundvierzig Jahren, sieht aber nicht unerheblich jünger aus. Bis zum März dieses Jahres war er Oberstlieutenant bei den vierten algerischen Tirailleurs und dem Lebensalter nach der jüngste Officier seines Ranges in der ganzen französischen Armee. Schon dies allein dürfte ein wertvolles Kriterium für seine militärische Tüchtigkeit sein, zumal, wenn man das gegenwärtig recht langsame Avancement im französischen Heere in Anschlag bringt, das in der Regel nur die bejahrteren Officiere zu höheren Graden aufsteigen lässt. Mehr jedoch als dieser Unterschied zwischen Lebens- und Dienstalter zeugt der Umstand für Picquarts Tüchtigkeit, dass er seit einer Reihe von Jahren dem großen Generalstabe angehörte, und für das außerordentliche Vertrauen, das seine Vorgesetzten in ihn hatten, spricht seine Delegierung in der Eigenschaft eines „Commissaire du gouvernement“, zu dem Kriegsgericht, das den Hauptmann Dreyfus aburtheilte. In dieser Stellung hatte Picquart den Kriegsminister gewissermaßen zu vertreten, den Gang der Verhandlungen zu beobachten, ohne jedoch einzugreifen, und dann dem obersten Chef der Armee Bericht zu erstatten. Wäre Picquart damals auch nur im geringsten des „Dreyfusismus“ verdächtig gewesen, — obwohl das Wort noch nicht existierte —, hätte er auch nur die mindeste Antheilnahme für den Angeklagten verrathen, von einer Parteinahme natürlich ganz zu schweigen, dann hätte man ihn sicherlich nicht in den Sitzungssaal der sieben Richter im Cherche-Midi-Gefängnis gesandt. Und in der That war Picquart damals und noch viel später von all den Vorurtheilen seiner Kameraden hinsichtlich des jüdischen Officiers beherrscht, dessen eifrigster Vertheidiger er später einmal werden sollte. Ich erwähne das, um zu zeigen, dass der Vielgeschmähte mit vollkommener Unbefangenheit und Unparteilichkeit an seine Rettungsaufgabe herangetreten ist, für die er keineswegs „prädestiniert“ war, wie vielfach behauptet worden ist. Sein Verhalten bei den dreitägigen Gerichtsverhandlungen war so unauffällig und correct, dass sein Name nicht einmal in den Blättern erwähnt wurde, die sonst mit einer ganz unfranzösischen Gründlichkeit die kleinsten Kleinheiten jenes Processes ans Tageslicht zerrten und mit der Lupe besahen. Am letzten Processtage, als sich die sieben Richter ins Berathungszimmer zurückgezogen hatten, erschien Picquart wiederum im Auftrage des Kriegsministers Mercier und überbrachte ein Actenbündel unter verschlossenem Umschlage, das er dem Vorsitzenden der militärischen Vehme, dem (damaligen) Obersten Maurel, aushändigte. Man ist heute noch nicht ganz im klaren darüber, ob gerade dieses Actenbündel jene berüchtigten geheimen Mittheilungen enthielt, die unmittelbar zur Verurtheilung von Dreyfus führten. Eine Zeitlang glaubte man das in der That und gefiel sich in dem etwas romantischen Gedanken, dass es just der nachmalige „Retter“ Dreyfus' gewesen sei, der, unbewusst und nur als willenloses Werkzeug seines Vorgesetzten handelnd, den Richter-Marionetten die Mordwaffe in die Hand gedrückt habe. Nach den neuesten Enthüllungen ist diese Lesart wieder minder wahrscheinlich geworden, denn, wie man weiß, hat ein noch ungenanntes Mitglied des 1894er Kriegsgerichts mehreren Zeugen, darunter einem Abgeordneten und einem Berichterstatter des „Temps“, letzthin zu verstehen gegeben, Mercier habe gar keine Documente ans Kriegsgericht gesandt, sondern nur durch einen Officier ehrenwörtlich versichern lassen, er, der Minister, halte Dreyfus für schuldig und besitze Beweise für diese Schuld. Dieses transportable Ehrenwort habe dann den Ausschlag gegeben und den sieben uniformierten Idioten das „Schuldig“ in die Feder dictiert. — Mag dem nun sein, wie ihm wolle, so viel steht fest, dass sich Picquart seines Auftrags, den Kriegsminister bei den Dreyfus-Verhandlungen zu vertreten, in durchaus correcter Weise entledigt hat, und dass seine Vorgesetzten vollstes Vertrauen in ihn setzten. Dies zeigte sich kaum ein halbes Jahr darauf, gleich nach dem Tode des Obersten Sandherr, des Chefs des Nachrichtenbureaus im Generalstabe, der gerade noch lange genug am Leben und im Amte geblieben war, um an Dreyfus' Verurtheilung erfolgreich arbeiten und dann das Dossier des Verurtheilten dem zweiten Bureau als eine Art politisch-militärischen Testaments vermachen zu können. Einen lichten Augenblick scheint dieser antisemitische Geisteskranke aber doch noch gehabt zu haben, und das war, als er den damaligen Major Picquart — mit Umgehung seines bisherigen Subchefs Cordier — dem General Boisdeffre (le Mouton de) als Nachfolger empfahl. Dabei mag freilich — die „geistige“ Veranlagung Sandherrs in Betracht gezogen — der Umstand mitgewirkt haben, dass Picquart ein zwar nicht militierender, aber doch überzeugter Antisemit war und daher dem ebenfalls an der antisemitischen Epidemie — nur viel schwerer — leidenden Obersten besonderes Vertrauen einflößte. Boisdeffre hörte auf den Rath, und am 1. Juli 1895 wurde Picquart Chef der unter dem Namen „Nachrichtenbureau“ bekannten amtlichen Spionieranstalt, die in der französischen Rangliste den recht harmlos und unverfänglich klingenden Namen „Statistisches Bureau des Kriegsministeriums“ führt.

Diese Beförderung bildete die wichtigste Etappe in der militärischen Laufbahn, ja in dem ganzen Leben Picquarts: sie war entscheidend für das zukünftige Schicksal des Mannes. Ohne es selbst zu wissen, hatte Picquart, wie man sagen könnte, den Rubicon seines Lebens überschritten; der Würfel seines Schicksals war gefallen, ein Zurück gab es jetzt nicht mehr. Es waren nämlich durch die bezeichnete Beförderung zwei Elemente in directe Berührung mit einander getreten, zwei Elemente, die ihrer innersten Natur nach grundverschieden waren und daher nothwendigerweise in Conflict gerathen mussten: der französische Generalstabs-Intriguant einerseits und die Picquart'sche Geradheit und Ehrenhaftigkeit anderseits. Jedoch, wie gesagt, vorläufig ahnte keiner der Betheiligten, ahnten auch nicht die Vorgesetzten des Majors die latente Existenz des Conflicts, und das spricht wieder einmal — was die hohen Vorgesetzten anbetrifft — für die Kurzsichtigkeit und Menschen-

unkenntnis der französischen Truppenführer: hätten sie Picquarts Charakter und geistige Veranlagung auch nur im entferntesten gekannt, dann hätten sie sich schwer gehütet, diesen Mann aus Erz in den Froschsumpf des Generalstabs zu setzen.

Eine Weile lang, das heißt bis zum Frühjahr 1896, gieng alles ziemlich glatt vonstatten. Die nunmehrigen Untergebenen Picquarts freilich, in erster Linie die damaligen Hauptleute Henry und Lauth, sowie der Archivar Gribelin, waren wenig erbaut über den mit dem neuen Chef in das stillfriedliche zweite Bureau eingezogenen „neuen Geist". Dieser „neue Geist" gab sich in einer strengeren Ueberwachung seitens des Majors kund, der es, im Gegensatze zu dem schläfrigen Sandherr, vorzog, von allen Geschehnissen selbst Kenntnis zu nehmen, alles selbst anzuordnen, zu leiten, zu überwachen. Man konnte also nicht mehr nach gewohnter Art im gemüthlichen Halbdunkel herumpfuschen und das Kriegsglück des Spionagedienstes nach Herzenslust „corrigieren". Ja, noch schlimmer, der Eindringling erlaubte sich sogar, die Hand fest auf die Tasche zu drücken, auf die Tasche des Generalstabs, des Staates, indem er den Strom der geheimen Fonds, der unter Sandher mit einer wohlthuenden Continuität geflossen war und gar manches schwindsüchtige Portemonnaie mit neuem Lebensodem versehen hatte, mehr und mehr eindämmte oder doch regulierte.

Der „militärische Geist" hat es nämlich an sich — und zwar so ziemlich in allen Ländern, nicht nur in Frankreich — die nicht uniformierten Staatsbürger lediglich als Zahlmaschinen zu betrachten, als Steuerknechte, gut genug, sich auspressen zu lassen und... das Maul zu halten. Der Soldat dagegen ist in seinen eigenen Augen Selbstzweck. Dieser Geist herrscht naturgemäß in allen Ländern, wo es überhaupt einen Militarismus, ein stehendes Heer, ein Friedensofficiercorps gibt: er herrscht in noch stärkerem Maße im heutigen Frankreich, das noch immer thränenden Blickes die blauen Flecke und blutrünstigen Beulen besieht, die ihm der östliche Nachbar anno 1870/71 beigebracht hat. Seit der „année terrible" hat man sich hierzulande gewöhnt, in der Armee das A und das O des ganzen nationalen Lebens, der Zukunft des französischen Staates und Volkes zu erblicken. Man hat die Armee erst reorganisiert und ins Ungemessene verstärkt und sie dann verhätschelt und mit einem Nimbus umgeben, der in gelindem Contraste zu ihren früheren und gegenwärtigen Leistungen steht. Was Wunder also, wenn den Mitgliedern diesen Armee der Kamm immer mehr geschwollen ist, wenn sie sich als Selbstzweck, als Lieblingskind des Staates, als Abgott der „viles pékins" betrachten? Es wäre geradezu unnatürlich gewesen, wenn sich das französische Officiercorps intact und frei von Ueberhebung gehalten hätte. Dass gerade der Generalstab und in ihm das zweite, das Spionagebureau, von diesem Dünkel ganz besonders befallen werden musste, lag gleichfalls in der Natur der Dinge. Der Generalstab ist in allen Armeen das große Triebrad des militärischen Mechanismus, und er soll von rechtswegen das Haupt, das Hirn des Heeres sein. Dass er der letzteren Anforderung in Frankreich nicht entspricht, ist in der jüngst erflossenen Zeit offenkundig geworden: die Erörterung der Gründe hiefür würde mich jedoch heute zu weit von meinem Thema abführen. Genug, der französische Generalstab ist — im Gegensatze vielleicht zu dem anderer Länder — noch mehr mit dem militärisch-aristokratischen Dünkel behaftet, als das Frontofficiercorps; er blickt mit größter Verachtung auf alles Bürgerliche, Nichtsoldatische herab, er schließt sich mehr und mehr von der gesammten Außenwelt, von der Civilbevölkerung, ja sogar von den Frontofficieren ab, er hat seine Einrichtungen, seine Ziele, seine „Ideale", seinen Glauben, seine Justiz für sich, und nicht zuletzt achtet er mit Eifersucht auf seine eigene Recrutierung, die seit 1871 immer mehr von der Kirche, speciell von den Jesuiten, beeinflusst worden ist. Letzteres ist übrigens, wie erinnerlich, selbst vom ehemaligen Kriegsminister Billot zugegeben worden, der den Generalstab „celle jésuitière" nannte.

Hält man dies alles zusammen, so wird man es begreiflich finden, dass die Insassen des Generalstabes und besonders des zweiten Bureaus die öffentlichen Gelder, die ihnen gesetzmäßig unter der Spitzmarke „geheime Fonds für Landesvertheidigungszwecke" zugehen, als ihr rechtmäßiges Eigenthum betrachten, über das sie verfügen können, wann und wie es ihnen beliebt, ohne Belege dafür zu ertheilen, ja, ohne dafür auch nur eine Gegenleistung irgend welcher Art schuldig zu sein. Anderer Ansicht war freilich Picquart, und da er sich unterfieng, diese Ansicht in die Praxis zu übertragen, so machte er sich naturgemäß viele und erbitterte Feinde, die nur auf eine günstige Gelegenheit lauerten, um ihn aus dem Bureau zu vertreiben, womöglich gar für immer „unschädlich" zu machen. Picquarts Ehrenhaftigkeit in Geldangelegenheiten war also die erste Ursache für die Anfeindungen, die ihm von seinen Collegen zutheil wurden: diese „chers camarades" sahen sich in ihren uneingestehbaren Einkünften beeinträchtigt und hassten daher den „unkameradschaftlichen Streber": hinc illae lacrymae!

Wer sich durch Picquarts Auftreten am meisten geschädigt fühlte, das war, wie der Leser schon errathen haben wird, Henry, der Complice Esterhazys, der seit damals drei Jahren einen schwunghaften Handel mit militärischen Documenten betrieb. Dieser dunkle, nun leider der Gerechtigkeit entrückte Ehrenmann verschacherte nicht nur generalstäbliche Acten via Esterhazy an Schwarzkoppen und Panizzardi, sondern er kaufte auch mittels der besagten Steuergroschen der „pékins" ausländische Acten für das große generalstäbliche Conto. Das „Geschäft" war also sowohl ein Export- wie ein Importgeschäft, doch ist es bei dem derzeitigen Stande der gerichtlichen Untersuchung schwer zu sagen, welcher Theil seines Handels dem Judas am meisten einbrachte. Sicher scheint aber zu sein, dass wenigstens die eine „Branche" des Geschäftsbetriebes seit Picquarts Erhebung zum Chef des Nachrichtendienstes eine wesentliche Einbuße erlitt, wenn nicht gar ganz lahmgelegt ward: die Importbranche. Bisher hatte Henry, dank Sandherrs Faulheit, Altersschwäche und geistiger Zerrüttung, alle von den Fangspionen und Papierkorbagenten eingelieferten „Documente" selbst entgegengenommen, gesichtet, nöthigenfalls „ergänzt", zusammengestoppelt und „honoriert", wobei sich die Cumpane natürlich den Raub ehrlich theilten. Die welberühmt gewordenen „Briefe Kaiser Wilhelms an Dreyfus" wurden — durch Vermittlung des hochintelligenten ehemaligen Ministers des Aeußern, des Duodez-Richelieu Hanotaux, mit Siebenundzwanzigtausend Francs baar bezahlt und gewisse „Italiener" sollen nicht viel niedriger „gestanden" haben. Picquart machte all diesen blühenden Geschäften ein schnelles Ende. Er nahm den fast täglich einlaufenden Botschafts- und sonstigen Kehricht persönlich entgegen, sonderte schnell das Wertlose aus — und das war natürlich in der überwiegenden Mehrzahl — und belohnte dann auch die Zuträger selbst, je nach Maßgabe ihrer wirklichen Verdienste. Wie erinnerlich und seinerzeit ausführlich dargestellt, wurde dasselbe Verfahren bei dem sogenannten „petit bleu" angewandt, bei jener Rohrpostkarte, die zuerst auf die Spur Esterhazys führte und ihren Empfänger Picquart jetzt um ein Haar vor das Kriegsgericht gebracht hätte.

Ich habe bei diesen mehr allgemeinen Verhältnissen absichtlich so lange verweilt, weil ich es für zweckdienlich halte, das Augenmerk wieder und immer wieder auf den rein pecuniären Untergrund des ganzen so entsetzlich unsauberen „militärischen Panama" hinzulenken. Der Mammon spielte — namentlich zu Anfang, als die Intrigue eingefädelt ward — eine weit größere Rolle, als man gemeinhin annimmt. Von Dreyfus war kein Geld herauszuschlagen, im Gegentheil, er, der jüdische „Eindringling", verweigerte den urgallischen und altchristlichen „fils à papa" das generalstäbliche Manna mit Beharrlichkeit: also hinaus mit ihm! Picquart gieng womöglich noch weiter; er, ein Elsässer, ein fähiger Kopf, der all die Idioten und Einfaltspinsel des Kriegsministeriums in den Schatten stellte, nahm nicht allein eine doch nur den Militäraristokraten gebürende Stelle ein, sondern er drückte auch auf den Geldbeutel und ließ den anderen von dem „Ueberflusse" nichts zukommen: also hinaus mit ihm! Mercier stand 1894 am Rande des ministeriellen, ja des militärischen Abgrundes: man greift ihn seit Monden verdientermaßen an, man nennt ihn einen Tropf, einen Unfähigen, einen Verbrecher; da schließt er einen Pact mit den Angreifern; capituliert in aller Form vor ihnen, liefert Dreyfus ans Messer und öffnet die Schleusen der geheimen, für die Landesvertheidigung bestimmten Fonds, das heißt, „begießt" die Zeitungen reichlich, und, siehe da, im Handumdrehen, von heute auf morgen, verwandelt sich der „verbrecherische" Kriegsminister in einen „wackeren Soldaten", in einen Vaterlandsretter, in einen Candidaten für die Präsidentschaft der Republik! Das Geld, das Geld und wieder das Geld, das ist die Basis von Schmutz, auf der sich das Noth- und Lügen- und Fäschungs- und Verrathsgebäude der Dreyfus-Picquart-Esterhazy-Affaire aufgethürmt hat! Cherchez la galette! ist der Ruf, mit dem man in das unsaubere Innere des Baues eindringen muss, will man die wahren Bewohner und vor allem die Baumeister finden!

Obwohl nun die Collegen und Untergebenen Picquarts aus dem angegebenen Grunde recht schlecht auf ihn zu sprechen waren, bewahrte sich der neue Chef des zweiten Bureaus doch noch lange die besondere Gunst seiner Vorgesetzten. Wie sich der verstorbene General de Miribel, Boisdeffres Vorgänger, des Hauptmannes Dreyfus angenommen und ihn gegen mancherlei Anfeindungen und Intriguen in Schutz genommen hatte, so scheint sich General Gonse, der Subchef des „Großen", eine Zeitlang lebhaft für Picquart interessiert zu haben, mit dem er, wie bekannt, zahlreiche Briefe ausgetauscht hat. Diese Gunst dauerte auch noch fort, als Picquart im Mai 1896 das „petit bleu" Esterhazys entdeckte, zusammenklebte und sorgfältig conservierte. Niemand im Generalstabe hatte eben eine Ahnung von der Connexität der neu aufgetauchten „Affaire Esterhazy" mit der längst abgethanen „Affaire Dreyfus", selbst Boisdeffre und Gonse nicht, ja, nicht einmal Picquart: niemand — außer Henry, der, wie jetzt nachgewiesen ist, in der Schrift des Bordereaus sogleich die seines Busenfreundes und „Mitarbeiters" erkannt hatte. Henry war daher vom ersten Augenblicke an darauf erpicht, Picquart, in dem er seinen gefährlichsten, weil charakterfestesten und intelligentesten Feind erkannt hatte, zu besei-

Digitized by Google

tigen. Höchst eigenthümlich ist es, dass der sonst so kluge und scharfblickende Picquart weder damals, noch auch später die andere obenerwähnte Seite des Henry'schen Großhandels, das „Exportgeschäft", erkannt oder auch nur geahnt hat: nicht einmal der ihm seit Esterhazys Entlarvung zutheil werdende milde Hass Henrys vermochte ihm auf diese Spur zu bringen. Die Vorgesetzten Picquarts machten erst in dem Moment Front gegen ihn, in dem sie erfuhren, dass Esterhazy, wenn er als schuldig erkannt werden sollte, nicht neben Dreyfus, sondern an Stelle von Dreyfus auf der Teufelsinsel Platz nehmen müsste. Auf einen Verräther mehr oder weniger, auf einen Scandalprocess mehr oder minder kam es diesen „patriotischen" Leuten keineswegs an, ganz im Gegentheil: was sie aber unter allen Umständen verhindern wollten, das war die Revision ihrer schmachvollen, gegen Dreyfus verübten Justizkomödie, jener „gloire du deuxième bureau", wie Sandherr sie genannt hatte. Gegenüber jedem anderen Widersacher wäre ihnen das auch zweifelsohne mehr oder weniger leicht geglückt; nicht so gegenüber Picquart, an dessen echt elsässischer „tête carrée" alle Versprechungen ebenso wirkungslos abprallten, wie die dann folgenden Drohungen und Maßregelungen.

Paris, 13. December. **Poller.**

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Die Eisenzölle in Oesterreich-Ungarn.

Von einem Maschinenfabrikanten.

Vor Abschluss der gegenwärtigen Handelsverträge wurden in den Ministerien mit den betheiligten Industriellen Verhandlungen über die Höhe der zu vereinbarenden Einfuhrzölle gepflogen.

Die Vertreter der Eisenindustrie dies- wie jenseits der Leitha hatten damals — es war dies in den Jahren 1890 und 1891 — ziemlich leichtes Spiel, die hohen Productionskosten der heimatlichen Hüttenwerke zu erweisen. Zwar waren schon damals die technischen Fortschritte der Hüttenwerke der Sudetenländer auf einer ziemlich hohen Stufe der Entwickelung angelangt, die es ihnen ermöglichte, ihre Productionskosten zu verwohlfeilen, aber das Schmerzenskind der österreichischen Regierungen — die Eisenindustrie der Alpenländer folgte den Impulsen der technischen Fortschritte so wenig, dass sie dem Concurrenzkampfe des Auslandes über kurz oder lang hätten erliegen müssen.

Die steierische Eisenindustrie, deren Producte einst weit über die Gemarkungen des Kaiserstaates reißenden Absatz fanden und thatsächlich mit Gold aufgewogen wurden, gieng allmählich zurück, ihr Absatzgebiet wurde immer mehr eingeengt und je schlechter die finanziellen Erfolge der veralteten Betriebsmethode wurden, desto geringer war der Anreiz für Capitalsinvestitionen, durch welche der Uebergang zu neuen, weniger kostspieligen Betriebsmethoden ermöglicht worden wäre.

Es war somit der selbstverschuldete Niedergang der steierischen Eisenindustrie, welcher durch die Festlegung hoher Schutzzölle belohnt werden sollte.

Lediglich diesem Umstande haben wir es zuzuschreiben, dass der Monarchie Schutzzölle in einer solchen Höhe auferlegt wurden, welche der theuer producierenden Eisenindustrie der Alpenländer einen vollen Ersatz der Differenz gegen die Productionskosten des Auslandes, der billiger producierenden Eisenindustrie der Sudetenländer hingegen eine Productionsprämie gewähren.

Der Erfolg der Schutzzölle auf Eisen war infolge dessen auch ein verschiedener: in den Alpenländern ein auskömmliches Erträgnis, welches knapp die landläufige Verzinsung des Anlagecapitals ermöglichte, in den Sudetenländern die denkbarst glänzendsten Einnahmen, mit denen bedeutende Neuanlagen geschaffen werden konnten, die wiederum durch ihre Mehrleistungen die Gewinne der Unternehmer vermehren mussten.

Nun haben sich aber in den letzten zwei Jahren auch in der steierischen Eisenindustrie die Verhältnisse zum Besseren gewendet. Mit den alten Betriebsmethoden wurde endlich gebrochen, an die Spitze der Unternehmungen wurden tüchtige, aus der böhmischen Schule hervorgegangene Fachleute berufen, die in verhältnismäßig kurzer Zeit das ziemlich verlotterte Wirtschaftssystem auf technisch moderne Grundlage umzugestalten wussten, und zwar so, dass die Gestehungskosten der steierischen Eisenindustrie heute bereits ebenso niedrige sind, wie beispielsweise in Kladno oder Witkowitz.

Damit sind auch die Voraussetzungen für die Höhe der Eisenzölle geschwunden, da die Eisenindustrie Oesterreichs heute nicht mehr des Schutzes in jener Höhe benöthigt, dessen sie vor Abschluss der Handelsverträge — allerdings nur zum Theile — bedurft hatte.

Wir sind auch in der Lage, dies mit einigen Ziffern zu beweisen. Im Deutschen Reiche besteht ein Hüttenwerk, von dem es bekannt ist, dass es das billigste Roheisen fabriciert. Es ist das die Ilseder Hütte, welche Roheisen zum Kostenpreis von 3 Mark 30 Pfennig per Metercentner erzeugt.

Dies entspricht auf österreichische Währung umgerechnet einem Preise von 1 fl. 95 kr.

In Kladno und Königshof, sowie in Witkowitz stellen sich die Gestehungskosten auf 2 fl. bis 2 fl. 10 kr. per Metercentner, also fast eben so billig, wie auf der Ilseder Hütte, während die Mehrzahl der deutschen Hochofenwerke ihr Roheisen theuerer als die Ilseder Hütte, und somit auch theuerer, als die österreichischen Werke erzeugen. Wir sagen absichtlich „die österreichischen Werke", weil in der letzten Zeit auch die Roheisenerzeugung am steierischen Erzberge durch die Alpine Montangesellschaft zu den gleichen Gestehungskosten wie in Kladno und Witkowitz vollzogen wird.

Der Gestehungspreis des Roheisens bildet aber die Grundlage der Gestehungskosten der aus dem Roheisen zu gewinnenden Halb- und Ganzfabrikate.

Dass die Werke der Prager Eisenindustriegesellschaft, wie auch die Rothschild-Gutmann'schen Werke in Witkowitz, mit den denkbarst besten Maschinen und Einrichtungen ausgerüstet, auch den denkbarst ökonomischen Betrieb besitzen, ist eine bekannte Thatsache, und dadurch ist es auch möglich, dass beispielsweise Bauträger, Eisenbahnschienen, Walzdraht, sich nicht höher als auf 5 fl. 60 kr. pro 100 Kilogramm stellen. Dieser Preis entspricht im großen auch den Gestehungskosten der deutschen Eisenwerke, welcher in Deutschland bei Schienen und Trägern 9 Mark, bei anderen Walzartikeln 10 Mark per 100 Kilogramm beträgt. Dementsprechend sind auch in Deutschland die Verkaufspreise erstellt. Schienen und Träger kosten 11 Mark, Stabeisen 12 Mark 20 Pfennig bis 12 Mark 50 Pfennig pro 100 Kilogramm.

Die deutschen Werke verdienen somit etwas über 22 Procent der Gestehungskosten brutto, ein Gewinn, welcher den landläufigen Begriffen bürgerlicher Gewinne entspricht. Wie stellen sich aber in Oesterreich die Verkaufspreise?

Schienen für Eisenbahnen werden mit 9 fl. 40 kr. verkauft, gegenüber den Gestehungskosten von 5 fl. 60 kr. mit 70 Procent Gewinn; Träger kosten 11 fl. und bringen den Werken einen Gewinn von 100 Procent; Stabeisen wird mit 11 fl. 25 kr. verkauft und wirft bei 6 fl. Gestehungskosten einen Gewinn von 89 Procent ab.

Dass diese Ziffern auch den Thatsachen entsprechen, geht aus dem letzten Rechnungsabschlusse der Prager Eisenindustriegesellschaft hervor. Die Prager Eisenindustriegesellschaft hat im letzten Geschäftsjahre 1½ Millionen Metercentner Walzware erzeugt, welche einem Verkaufswert von 16 Millionen Gulden entsprechen. Davon wird ein Gewinn von rund 3 Millionen thatsächlich ausgewiesen, während der nicht nachgewiesene Gewinn in den sogenannten versteckten Reserven investiert erscheint. Eingeweihte behaupten, und der jüngst veröffentlichte Bericht des Centraldirectors zeigt es, dass die genannte Gesellschaft im letzten Jahre 100 fl. pro Actie, also 4·12 Millionen Gulden verdient habe, während nur 2·70 Millionen Gulden zur Ausweisung gelangten. Die mit 1·9 Millionen bewerteten Vorräthe dürften wahrscheinlich um 1·4 Millionen niedriger in die Bilanz eingestellt worden sein, welche zu den früher versteckten Gewinnen gelegt, die geheimen Reserven auf etwa 5 Millionen steigern, aus denen jetzt eine neue Specialreserve angelegt werden soll. Wenn nun der Gesammtgewinn wirklich 4 Millionen betragen hat, so reducieren sich die Verkaufswerte von 16 Millionen auf 12 Millionen Gestehungskosten, woran 33 Procent rein verdient wurden.

Bei solchen Gewinnen wird es denn doch klar werden müssen, dass der Schutzzoll auf einige Positionen von Eisen nicht mehr den allgemeinen volkswirtschaftlichen Interessen, sondern nur der Bereicherung gewisser Unternehmungen dient.

Außer der Eisenindustrie gibt es in Oesterreich eine Industrie, welche Eisen zu Eisenwaren und Maschinen verarbeitet; diese Industriezweige werden in einer Weise ausgebeutet, dass sie zu einer dauernden Stagnation verurtheilt sind. Unsere Maschinenindustrie hat sich auf allen Märkten einen vorzüglichen Ruf in Bezug auf Exactheit in der Ausführung erworben, sie steht in Qualität keineswegs der deutschen Maschinenindustrie nach, sie ist aber über Oesterreich-Ungarn hinaus nicht leistungsfähig, weil sie mit den ausländischen Fabriken nicht concurrieren kann. Der deutsche Maschinenfabrikant kauft das Eisen zu 11 Mark, der österreichische zu 11 fl. pro Metercentner, somit um 4 fl. 50 kr. theuerer. Bei gleichen Arbeitslöhnen kann der deutsche Fabrikant mit seinen Maschinen, soweit Eisen in Betracht kommt, um 4 fl. 50 kr. pro Metercentner billiger am Weltmarkt erscheinen, als der unsere. Aber nicht genug daran, der deutsche Fabrikant ist sogar in der Lage, einen Theil der österreichischen Aufträge an sich zu ziehen. So wurden in den ersten 9 Monaten des Jahres 1898 nach Oesterreich für 16 Millionen Gulden Maschinen eingeführt, während unsere inländische Maschinenindustrie über Mangel an Arbeit klagt.

Auch einen weiteren Vorwurf können wir der inländischen Eisenindustrie nicht ersparen, und zwar den, dass sie sich gar nicht bemüht, die Eisenproduction so zu steigern, um den Inlandsbedarf zu decken. In den ersten neun Monaten des Jahres 1898 wurden nach Oesterreich für 15 Millionen Gulden Eisen und Eisenwaren eingeführt. Gegen jede Neugründung auf dem Gebiete des Eisenhüttenwesens wird von den alten Unternehmungen Lärm geschlagen

Wir erinnern an die Errichtung der Hochöfen in Servola bei Triest durch die krainische Industriegesellschaft, welche so großer Opposition seitens der Eisenwerke begegnete, dass sich sogar die Regierung bestimmen ließ, in die Baubewilligung die Clausel aufzunehmen, dass in Servola nur Gießerei-Roheisen erzeugt werden dürfe. Man lässt lieber die ausländische Concurrenz ins Inland, bevor man die Steigerung der Eisenproduction im Inlande zuließe, weil man fürchtet, dass bei Eintritt einer rückläufigen Conjunctur zuviel Ware auf den Markt drücken könnte.

Würde die österreichische Eisenindustrie ihre Aufgabe nicht in der Ausbeutung der anderen von ihr abhängigen Industrien, sondern in der Schaffung vermehrter Arbeitsgelegenheit suchen, so würden wir ebenso wie das Deutsche Reich uns erfolgreich an dem Export betheiligen können.

Ist es nicht beschämend für unsere Monarchie, dass dieselbe bei gleichen Gestehungskosten des Eisens, wie in Deutschland, an Eisen und Eisenwaren in den ersten neun Monaten dieses Jahres für 12 Millionen Gulden, an Maschinen für 4 Millionen Gulden exportiert hat, während das Deutsche Reich in derselben Periode für 273 Millionen Mark Eisen und Eisenwaren, für 145 Millionen Mark Maschinen zur Ausfuhr brachte?

Soll die Eisen verarbeitende Industrie nicht weiter in der bisherigen precären Lage verharren, dann ist die vollständige Aufhebung des Roheisenzolles (Pos. 257) die Ermäßigung des Zolles von Luppeneisen und Ingots von 1·50 fl. auf 50 kr. (Pos. 258), von Flusseisenraggel von 2 fl. auf 75 kr. (Pos. 259) unbedingt nothwendig. Eine weitere Ermäßigung ist bei Stabeisen der Pos. 259 von 2·50 fl. auf 1·50 fl., bei façoniertem Eisen von 3 fl. auf 1·75 fl. nothwendig. Der Zoll auf Eisenbahnschienen kann im Interesse des Eisenbahnbaues ganz aufgehoben werden.

Wir müssen bei dieser Proposition eine Aufklärung darüber geben, warum wir nicht für die vollständige Aufhebung der Eisenzölle eintreten, nachdem wir an den Gestehungskosten der großen Eisenwerke nachgewiesen haben, dass diese eines Schutzzolles nicht bedürfen.

Es bestehen neben den großen Werken in Oesterreich eine große Reihe kleinerer Walzwerke, welche auf den Bezug von Roheisen und Halbfabrikaten angewiesen sind und deren Productionskosten höhere sind, als die der großen Werke des In- und Auslandes.

Da aber die Verkaufspreise in Oesterreich auf Grund der deutschen Preise zuzüglich Fracht und Zoll erstellt werden, so setzen wir diese kleineren Werke in die Lage, durch den zollfreien Bezug ausländischen Roheisens und billigeren Bezug von Luppeneisen, Ingots und Zaggeln auf den Preis der gleichen inländischen Erzeugnisse zu drücken, mit anderen Worten, die großen Eisenwerke sind dann genöthigt, den kleineren Werken das Roheisen und die Halbfabrikate um soviel billiger zu verkaufen, um wieviel der Zoll ermäßigt wurde. Wir würden aber durch die Möglichkeit aus dem Auslande billiges Roheisen oder billigere Halbfabrikate zu beziehen, auch neue Industrien zu begründen, denen die Weiterverarbeitung zu Fertigfabrikaten insbesondere in den Grenzbezirken des Reiches lohnen würde.

Twardowski, der slavische Faust.

Neueren Forschungen zufolge hat die mächtig angeschwollene Literatur der Faust-Sagen ihren Ausgangspunkt und ihren Kern in der Persönlichkeit des Dr. Faust aus Knittlingen in Württemberg, welcher gegen 1540 gestorben ist; die Ausbildung der Faust-Sagen gehört der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an und gieng im protestantischen Deutschland vor sich; nur der Riesengeist eines Goethe hat es vermocht, innerhalb eines Menschenalters aus diesem Stoffe ein Monumentum aere perennius zu schaffen, um welches uns die Völker der Welt beneiden, deren Literatur dasselbe nicht annähernd wiedergegeben, deren Musik dasselbe missverstanden hat.

Die alte deutsche Faust-Sage erzählt nun, dass Faust auch in Wien gewesen sei, dass er im polnischen Krakau Magie studiert und im böhmischen Prag sich aufgehalten habe, wo bis auf den heutigen Tag das sogenannte „Faustische Haus" gezeigt wird; möglich ist, dass aus diesem Aufenthalte Fausts in Krakau und in Prag das Vorhandensein einer slavischen Faust-Sage sich herleiten und erklären lässt; Thatsache ist, dass die slavische Sage vom Pan das ist Herrn Twardowski und der Pani das ist Herrin Twardowska parallel der deutschen Faust-Sage läuft und unabhängig von ihr sich weiter ausgebildet hat; der Name Twardowski weist uns auf Polen als die Wiege der slavischen Faust-Sage hin.

Auch Twardowski hat in Wirklichkeit gelebt und zwar ebenfalls im sechzehnten Jahrhundert.

Sein Name wird mit vielen fabelhaften Thaten in Verbindung gebracht; er soll dem polnischen Könige Siegmund II. August, dem letzten der Jagellonen, seine dahingeschiedene Gemahlin Barbara in einem Zauberspiegel gezeigt haben; dieser Metallspiegel, mit welchem Twardowski seine vermeintlichen Schwarzkünste trieb, war noch vor einigen Jahren vorhanden.*)

Wie der deutsche Dr. Faust mehrere Schriften der Nachwelt hinterlassen hat, so schreiben auch die Polen ihrem Tausendkünstler Twardowski eine große lateinische Encyklopädie „Liber viginti artium" zu; dies ist jedoch ein Irrthum, denn das genannte Werk ist verfasst worden von dem gelehrten Prager Juden Paul Zidek genannt Paulus oder Paulirinus de Praga, welcher von 1413 bis 1471 gelebt hat.

Der Faust der polnischen Sage weicht in seinem Charakter von dem deutschen wesentlich ab: er weiß nichts von Metaphysik, sondern ist ein ritterlicher Edelmann, ein fröhlicher, die Geselligkeit liebender Lebemann und Genussmensch, der gelegentlich auf phantastische Abenteuer ausgeht, die er dank seines mit dem Teufel geschlossenen Pactes besteht; er hat auch eine abschreckend hässliche Frau, welche ebenso eigenthümliche Passionen hat wie ihr Gatte. So hatte einst Frau Twardowska sich auf dem Marktplatze zu Krakau eine Lehmhütte bauen lassen, in welcher sie irdene Töpferwaren feilbot; da kam Herr Twardowski in seiner Gala-Equipage daherkutschiert und fuhr, anstatt einen kleinen Umweg zu nehmen, absichtlich quer durch das ausgestellte Töpferzeug, alles zerstörend; die wüthenden Scheltworte der ihn verfolgenden Gattin beantwortete er mit höhnischem Schmunzeln, lehnte sich lächelnd in seine Karosse zurück und fuhr davon. Twardowski, so erzählt die Volkssage, schloss mit dem leibhaftigen Teufel einen Vertrag, dass dieser ihm alle Genüsse der Welt gewähren solle und nur in Rom sich seiner Seele bemächtigen dürfe; zufällig und nichts ahnend kommt einst Twardowski in einen Dorfkrug, „Rom" genannt, als sofort der Teufel erscheint und ihm den Bruch seines Ehrenwortes vorhält**); Twardowski hat ein unschuldiges Kind zu seinem Schutze vor dem Bösen an sich gerissen und vor sich gehalten, doch sowie er dasselbe in die Wiege zurückgelegt hat, ergreift ihn der Teufel und fährt mit ihm ab.

Diese Sage von Twardowski ist von den bedeutenderen polnischen Dichtern nur selten behandelt worden.

Vor ihnen scheint nur der königlich südpreußische Regierungsrath J. L. Schwarz in Posen dieselbe dichterisch verwertet zu haben in seiner Ballade „Twardowski, eine polnische Volkssage", die im Märzhefte 1802 der Berliner Zeitschrift „Brennus" (Berlin 1802, 12°, Seite 282) erschienen ist. Das Gedicht beginnt:

„Wo sind die Zeiten von Glaub' und Treu?
Ach, leider sind sie schon lange vorbei!
Seitdem das dritte Jahrhundert nun schwand,
Ist kaum noch des Edelmanns Name bekannt,
Der lieber vom Teufel die schimpflichste Schmach
Erduldet, damit er sein Wort nur nicht brach.
Twardowski, so hieß er, der edle Sarmat,
Der sausend und brausend sein Erbtheil verthat
Und, als er vergeudet sein väterlich Gut,
Dem Teufel zu eigen verschrieben sein Blut."

Genau 20 Jahre später erschien eine polnische Ballade „Frau Twardowska" von Adam Bernard Mickiewicz, dem hervorragendsten Romantiker der polnischen Literatur, dessen Geburtstag in diesen Tagen zum hundertstenmale wiederkehrt.***)

Bekannt ist, dass dieser Dichter im Jahre 1825, als „Philaret" politisch verdächtig, ins innere Russland verbannt wurde und sich dann seit 1829 im Auslande aufhielt. Weniger bekannt dürfte es sein, dass er bei dieser Gelegenheit auch Goethe in Weimar einen Besuch abstattete, der dem begabten und hoffnungsvollen jungen Polen zum Andenken eine goldene Feder schenkte und zu ihm sagte: „Goethe marche vers la tombe, et vous êtes le premier chantre de l'Europe!"

Die erste polnische Ausgabe von Mickiewiczs „Balladen und Romanzen" erschien 1822 zu Wilno (Wilna) und machte in der Heimat des Dichters berechtigtes Aufsehen.

In Deutschland machte sich zuerst Karl Baron v. Blankensee in Stettin daran, die sämmtlichen Werke von Adam Mickiewicz aus dem Polnischen zu übertragen; leider aber ist nur der erste Theil, welcher die Gedichte Mickiewiczs nebst einem Bildnisse des Dichters enthält, im Jahre 1836 bei Nauck in Berlin in Octavformat erschienen.†) Blankensee, der hochbegabte Sohn eines Majors,

---

*) Dies berichtet Heinr. Nitschmann in seiner „Geschichte der polnischen Literatur", Leipzig 1883. Die Sache selbst erinnert an Goethes „Faust", Theil II, Act I, wo Faust vor Kaiser und Hof im alten Rittersaale bei dämmernder Beleuchtung Helena, das Ideal der Schönheit, erscheinen lässt und, eingedenk des einst im Zauberspiegel der Hexenküche geschauten Gretchen-Bildes, ausruft:

„Die Wohlgestalt, die mich voreinst entzückte,
In Zauberspiegelung beglückte,
War nur ein Schaumbild solcher Schöne!"

**) „At ubi nobile verbum?" oder „Verbum nobile est stabile!" oder „Verbum nobile debet esse stabile!" so lauten die eigenen Worte des Teufels nach der Volkssage und bei den Dichtern; sie können das Motto der slavischen Faust-Sage überhaupt bilden, zumal da sie dem slavischen Volke wohlbekannte Worte sind.

***) In diesem Jahre werden von den Polen überall Mickiewicz-Centenarfeiern veranstaltet.

†) Dieses seltene Buch ist in der königlichen Bibliothek zu Berlin nicht vorhanden. Auch Heinrich Nitschmann gibt in seiner „Geschichte der polnischen Literatur" (Leipzig 1881) einige von Mickiewiczs Balladen und Romanzen in einer nach Form und Inhalt gleich vollendeten deutschen Uebersetzung wieder. Franz Freiherr v. Gaudy übersetzte ebenfalls zwei Balladen Mickiewiczs, darunter die genannte „Frau Twardowska".

war damals als Referendar in Stettin beschäftigt; er zeichnete sich durch großen Fleiß für sein Studium und durch Begeisterung für Wissenschaft und Literatur, Kunst und Musik aus. Es ist ein für die Literatur wie für die Musik glücklicher Zufall, dass in Stettin, wo Blankensee die polnischen Balladen übersetzte, der größte deutsche Balladencomponist, Karl Loewe, lebte und wirkte; er, dessen Balladencompositionen die Völker des Erdkreises umspannen und ein in Musik gegossenes Geschichtswerk darstellen, interessierte sich lebhaft auch für die polnischen Balladen Mickiewiczs, die er durch Blankensee schon 1835 kennen gelernt hatte.

Bekanntlich hat Loewe sechs polnische Balladen von Mickiewicz-Blankensee herausgegeben, die sich auf die opera 49 bis 51 vertheilen, von denen die ersten beiden 1835 bei Schlesinger in Berlin, opus 51 jedoch, ebenfalls 1835 componiert, erst 1842 bei Stefanski in Posen erschienen sind. Opus 49 enthält in Heft I die ukrainische Ballade „Die Lauer"*), welche von den Folgen einer conventionellen Heirat erzählt, und „Die Schlüsselblume", einen hochromantischen Frühlingsdialog zwischen dem Dichter und der zarten und jungen primula veris, und in Heft II die litauische Ballade „Die drei Budrisse", welche davon singt, wie Litauens Söhne die Jungfrau Polens, „die lachische Tochter", den größten Schätzen der Welt vorziehen. Ludwig Rellstab bemerkte beim Erscheinen dieses Opus unter anderem:**) „Von diesen drei Balladen bieten die beiden ersteren einzeln viel Schönes dar. Die Gedichte haben etwas sehr Originelles. Die erste Ballade, die das Thema der Eifersucht behandelt, könnte zu einem Drama benützt werden, denn sie hat wirklich viel dramatische Momente." „Die Lauer" wird den Lesern gewiss aus den Balladenconcerten des Münchener Meisters Gura bekannt sein. Opus 50 umschließt zwei Balladen; die erste heißt „Wilia und das Mädchen"***) und stammt aus dem „Konrad von Wallenrod", die zweite heißt „Der junge Herr und das Mädchen." Opus 51 endlich ist die seltene Ballade „Switezianka" oder „Das Switezmädchen"; Switez heißt der an der Stelle der versunkenen Stadt gleichen Namens liegende blaue See unfern von Nowogrudok, der Vaterstadt Mickiewiczs; das Gedicht behandelt die aus der Heidenzeit stammende Mär von einer Undine oder Seenixe, die hier einen Jüngling ins Verderben gelockt hat.

Zu diesen sechs gedruckten, leider viel zu wenig beachteten und viel zu wenig bekannten Balladen von Loewe-Mickiewicz-Blankensee kommt nun noch — last not least — als siebente die ungedruckte und daher unbekannte, ursprünglich von Loewe selber eigenhändig mit zum opus 51 bestimmte „Pani, d. i. Frau Twardowska"; hier begegnen wir zum erstenmale dem slavischen Faust in der Musik!

Diese ebenfalls für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung gesetzte Ballade bildet einen interessanten und wertvollen Loewe'schen Autographen der Musikalienabtheilung in der königlichen Bibliothek zu Berlin, woselbst er sich unter A IV 4 des Loewe-Nachlasses registriert findet. Der Dichter ist auf den sieben Blättern Querfolio nicht genannt, der Text ist deutsch (mit vielfachen Verbesserungen) und darunter polnisch, letzterer jedoch nicht von Loewes Hand geschrieben, sondern von einer des Polnischen kundigen, vielleicht von Karl von Blankensee selber.

In textlicher Beziehung ist zu bemerken, dass schon der polnische Schriftsteller Leonhard Sowinski in den Siebzigerjahren das nationale Colorit lobend erwähnte, durch welches sich gerade diese Ballade Mickiewiczs ganz besonders auszeichne. Die Situation, mit welcher der Dichter seine Ballade beginnt, ist ganz der Volkssage von Twardowski entnommen, welche jedoch, wie wir sahen, jenen nicht so leichten Kaufes davonkommen läßt: das Gedicht ist eigentlich weniger eine zu Herzen sprechende Ballade, als vielmehr eine humoristische Satire, eine Parodie jener Volkssage! Es könnte das Sprichwort illustrieren: „Der Teufel ist so böse nicht, wie er gemalt wird!", was ganz besonders von dem Teufel des polnischen Volksglaubens gilt. Während in der Volkssage und in dem oben mitgetheilten Gedichte von J. L. Schwarz Twardowski, der sarmatische Edelmann von adeligem und ritterlichem Charakter, daran zu Grunde gehen muss, dass er sein gegebenes Ehrenwort über alles achtet, fügt Mickiewicz die Gestalt der Frau Twardowska neu hinzu, vor deren Anblick sogar der Teufel ausreißt und, geprellt und überlistet von Twardowski, seine Beute fahren läßt.

Der Text des Loewe'schen Autographen, der nur in einzelnen durch die musikalische Gestaltung bedingten Kleinigkeiten von der Blankensee'schen Uebertragung abweicht, lautet so:

„Ei, das tanzt, das lärmt und trinket!
Ei, das Völkchen, das versteht es!
Wie die Schenke um nicht sinket!
Heisa! Hopsa! Heisa! geht es.
Twardowski sitzt hinten weiter,
Stützt die Seiten mit den Armen:
‚Lustig, Leute! Lustig!' schreit er,
Reckt und höhnt und schreckt die Armen.
Einem Kriegsknecht, der die Fabel
Seines Muths erzählt beim Glase,
Pfiff ums Ohr er mit dem Sabel:
Sieh! der Kriegsknecht ward ein Hase!
Vom Gericht dem Advocaten,
Welcher still die Schüssel leerte,
Klappert sacht' er mit Ducaten:
Windhund ward der Rechtsgelehrte!
Schuster kriegt drei Nasenstüber
Und drei Röhrchen in die Löcher:
Ein Fass Danziger*) und drüber
Zapft' er aus dem Kopf dem Zecher.
Aus dem Glas schlürft das Getränk er:
Horch! da hört er d'rinn Geknatter,
Schaut hinein d'rum: ‚Ei, was Henker!
Was wollt Ihr denn hier, Gevatter?'
Teufelchen saß auf dem Boden,
‚Steifgekleidet' zierlich Jüngchen,**)
Grüßte nach der neusten Moden,
Zieht den Hut und macht ein Sprüngchen,
Wuchs zwei Ellen, eh' vom Glase
Auf den Boden er gefallen:
Hahnenfuß und krumme Nase,
An den Fingern Sperberkrallen!
‚Ah Twardowski, nun, ich grüß' dich!'
Sprachs und rückte ihm zu Kleide,
‚Dein Gedächtnis, scheint's verließ dich:
Dächte doch, wir kenn'n uns beide!
Hast du nicht auf den Karpaten***)
Deine Seele mir verhandelt?
Haben wir nicht die Tractaten
Du geschrieben, ich gehandelt?†)
Ich gab mich dir zum Gesellen;
Du versprachst, nach dreien Jahren
Dich in Rom mir zu gestellen,
Um mit mir zur Höll zu fahren;
Sieben Jahre schon verliefen,
Deine Handschrift ist verfallen:
Du, ein Schreck der Hölle Tiefen,
Denkst nicht d'ran nach Rom zu wallen!
Doch die Rache, wie sie lahme,
Lockte dich uns ins Gehege;
Dieser Krug: ‚Rom' ist sein Name —
Mit Arrest ich euch belege!'
Twardowski will aus dem Hause
Auf ein solch' dictum acerbum;
Teufel packt ihn bei der Krause:
‚At ubi nobile verbum?'
Ja, die Sache scheint verteufelt:
Hier heißt's, sich zum Tod bereiten;
Doch Twardowski, nicht verzweifelt,
Macht schon neue Schwierigkeiten
‚Schau in den Contract, mein Lieber,
Dort, merk' auf, gibt's eine Stelle:
Wenn nun meine Zeit vorüber,
Und ich mit dir soll zur Hölle,
Darf ich noch zu dreien Malen
Dich als Herr zur Arbeit zwingen,
Und du musst, was wir befahlen,
Bis aufs Jota uns vollbringen.
Schau, dort hängt der Schenke Zeichen:
Schmuckes Pferd, gemalt auf Linnen;
Ich begehr' es, zu besteigen,
Und das Pferd trag' mich von hinnen!
Dreh' mir eine Peitsch' aus Sande,
Dass ich's auch womit kann treiben,
Und ein Wirtshaus bring' zu Stande,
Wo zur Fütt'rung ich kann bleiben.
Aus Nusskern das Wirtshaus mache,
Höher nicht als die Karpaten,
Judenbärte nimm zum Dache
Und Mohnkörnchen brauch als Latten
Schau dies Zweckchen, ein Zoll Dicke,
Drei Zoll lang, das nimm zum Maße:
In die Körner, Stück bei Stücke,
Drei mir solcher Nägel passe!'
Mephistophel sausend springt er,
Putzt das Rösslein, füttert, tränket,
Drauf die Peitsch aus Sande schlingt er
Und ist fertig, eh' man's denket.
Twardowski besteigt den Renner,
Reitet Schritt und galoppieret,
Prüft in allem ihn als Kenner:
Sieh' das Haus ist auch vollführet!
‚Nun gewonnen, euer Gnaden!
Doch das Zweit' ist zu beginnen:
Hier im Napf musst du dich baden,
Und Weihwasser, wiss', ist drinnen'.
Teufel würgt sich, er kriegt Zucken,
Sein Gesicht wird immer blasser,
Doch Knecht ist er, darf nicht mucken,
Köpflings stürzt er sich ins Wasser;
Fliegt heraus mit Blitzesschnelle,
Schüttelt sich und prustet grimmig:
‚Jetzt bist unser du, Geselle,
Nie ein heißer Bad durchschwimm' ich!'
‚Eins nur fehlt noch, nichts dann drüber,
Nun das letzte Zeitvertreibchen!
Schau, die dort uns gegenüber:
Frau Twardowska ist's, mein Weibchen!
Ich will auf ein Jahr statt deiner
Bei Beelzebub logieren;
Auf das Jahr magst du statt meiner
Dich bei meinem Schatz quartieren;
Lieb' und Treue ihr gelobe,
Zum Gehorsam dich verpflichte:
Wenn du nicht bestehst die Probe,
Ist der ganze Pact zunichte!'
Halb auf ihn nur hört der Teufel,
Halb er nach dem Schätzchen sahe;
Ob er hört' und sah, litt Zweifel,
Denn schon war der Klink' er nahe
Als Twardowski, ihn bedrängend,
Ihn von Thür und Fenster scheuchet,
Da, durchs Schlüsselloch sich zwängend,
Nimmt Reißaus er und entfleuchet."

Loewe hat es meisterhaft verstanden, auch diesem Gedichte eine interessante und höchst originelle Musik zu verleihen, welche den textlichen Inhalt trefflich malt und zu einer famosen musikalischen Localschilderung vertont; es ist zu bedauern, dass sich zum Druck noch immer kein Verleger gefunden hat, zumal da wirklich gute Balladen mit humoristischer Färbung so außerordentlich selten sind.††) Die an Mozart und an Loewes „Schwalbenmärchen" und „Kleiner Haushalt" gemahnende Composition steht in G-dur und hat Vierachteltakt; vorgeschrieben ist Allegretto non tanto; der Teufel bringt seine Anrede an den im Kruge zechenden Twardowski „con gioja" vor; der letzte Theil der Ballade, wo die Rede auf Frau Twardowska kommt, steht in F-dur und hat Sechsachteltakt; vorgeschrieben ist hier: „Andantino giojoso, con espressione giusto, amoroso, dolce."

Es sei mir erlaubt — der Vollständigkeit meines Themas wegen — hier beizufügen, dass nicht nur die Musik, sondern auch die Malerei, genauer genommen die Kunst der Illustrierung, sich der Mickiewicz'schen Dichtung bemächtigt hat. Der Zeichner A. Zaleski zeichnete dazu im Jahre 1856 fünf höchst gelungene und

*) Neuerdings aufgenommen in das Eugen Gura-Album, Band II, erschienen bei Schlesinger in Berlin.

**) In seiner Zeitschrift „Iris im Gebiete der Tonkunst" (Berlin 1836, VII. Jahrgang).

***) Die Wilia oder Wilja ist ein Nebenfluss des Niemen oder der Memel; sie bildet das durch seine Linden und seinen weißen Honig berühmte Thal von Kauen; an ihr liegt, malerisch von Hügeln umgeben, Wilna (russisch Wilno), die alte Residenz der Herzöge von Litauen.

*) Der Urtext hat wörtl. Branntwein, Danziger Goldwasser. Die Scenerie erinnert an die von „Auerbachs Keller in Leipzig" in Goethes „Faust".

**) Blankensee hat „Deutsches Jüngchen", Nitschmann „fein, im Frack aus deutschem Land"; der Teufel ist also hier von deutscher Nationalität!

***) Nitschmann hat „auf dem Kahlenberge", verlegt die Handlung also in die Nähe Wiens.

†) Blankensee hat „gesandelt", d. i. Sand darauf streuen, das Tractat beendigen; vergleiche die Redensart „Punctum! Streu' Sand d'rauf!"

††) Soeben theilen mir Breitkopf & Härtel mit, dass sie beabsichtigen, die Ballade „Frau Twardowska" im Zusammenhange mit anderen Loewe'schen Compositionen zu veröffentlichen, voraussichtlich sämmtliche Balladen.

originelle Bilder, welche er im Jahre 1863 in Posen unter dem Titel „Pani Twardowska, ballada Adama Mickiewicza" zusammen mit dem polnischen Texte erscheinen ließ.*) Das erste Bild zeigt Twardowski mit einer an Falstaff gemahnenden Zecherfreudigkeit im Kruge zu „Rzym" (Rom) sitzen: am Hause hängt das ein springendes Pferd zeigende Wirtshausschild; im Hintergrunde der Schenke sieht man den Soldaten, den Schuster und den Advocaten. Auf dem zweiten Bilde starrt Twardowski erstaunt auf das Teufelchen hin, das seinem Glase entsteigt und ihn höflich begrüßt; auf dem dritten überreicht Mephistopheles das von Twardowski geforderte Reitpferd und die aus Sand gedrehte Peitsche; auf dem vierten sitzt der Teufel mit jämmerlich-erbärmlicher Miene bis an den Hals in dem Weihwasserbecken einer Kirche, wohinein der Befehl Twardowskis, der vor ihm steht, ihn gebannt hat. Das fünfte und letzte Bild endlich zeigt uns das Arbeitszimmer Twardowskis (vergleiche das Studierzimmer Fausts bei Goethe!): von der Decke herab hängt ein ausgestopftes Krokodil, an der Thür ein glückbringendes Hufeisen, an der Wand über großen Folianten ein grinsender Todtenschädel, auf dem Tische stehen Gläser, Flaschen und Retorten zum Probieren und Experimentieren. Twardowski ist im Begriff, den Teufel seiner Gattin vorzustellen, einem dicken und energischen Mannweibe mit großen, runden Augen, mit einer stumpfen Nase und feisten Backen; Mephistopheles hat die Thürklinke schon wieder in der Hand, um vor diesem Hausdrachen zu fliehen und lieber dem Rechte auf die Seele Twardowskis zu entsagen als in der Nähe Frau Twardowskas auch nur noch einen Augenblick zu verweilen. Nicht weniger originell und bemerkenswert in diesen Zeichnungen Zaleskis sind die dieselben umgebenden bildnerischen Einrahmungen und Randleisten: Thiergestalten, zum Beispiel Schwein, Eule, Kater, Frosch und Figuren des Todes und des Teufels; Teufel und Hexen tanzen auf einem Berggipfel wild umher (vergleiche Goethes Walpurgisnacht auf dem Brocken!); Hexen reiten auf Besen aus dem Schornstein in die Luft hinaus; Teufel schneiden Juden die langen Bärte ab, mit welchen sie das Dach eines Hauses decken, und schlagen Zwecken in Mohnkörnchen, aus denen sie Latten und Balken zum Hausbau herrichten.

Nachdem wir nun den slavischen „Faust" aus der Volkssage in die Poesie, aus dieser wiederum in die Malerei und in die Balladencomposition haben übergehen sehen, sei zum Schlusse noch erwähnt, dass er auch auf das Theater kam, wo er als Drama — das weiter entwickelte Gedicht — und als Oper — die weiter entwickelte Ballade — uns mehrfach begegnet. Aber wie die slavische Twardowski-Sage unabhängig von der deutschen „Faust"-Sage war und sich selbständig entwickelte, so geschah es auch mit den slavischen „Twardowski"-Opern, welche, soviel mir bekannt, niemals über eine deutsche Bühne gegangen sind.

Der Text zu der letzten der mir bekannten slavischen „Faust"-Opern rührt von dem croatischen Poeten und Schriftsteller Josef Eugen Tomić her. Zu diesen Libretto schrieb der renommierte croatische Componist Ivan Ritter v. Zajc (Zaisz) seine Oper „Twardowski", welche zuerst im Jahre 1880 zu Agram gegeben worden ist, woselbst Zajc als Director der Musikakademie noch jetzt lebt und wirkt; seitdem ist kein neuer „slavischer Faust" mehr erschienen.

Charlottenburg. A. N. Harzen-Müller.

*) Das interessante Bilderwerk ist in der königlichen Bibliothek zu Berlin vorhanden.

Künstlermappen.

Es ist nicht zu kühn, wenn man behauptet: die Zukunft gehört, in deutschen Ländern zumal, den bildenden Künsten. Denn nur diese erfüllen die Sehnsucht unseres sehend gewordenen Auges.

In der That ist der Bereich des Schönen in der bildenden Kunst heute ein fast unbegrenzter. Dinge, an denen unsere Väter, durch eine weltfremde Aesthetik geblendet, achtlos vorübergiengen, wissen heute den Künstler als Ausdruck der Weltseele zu fesseln und, durch ein begnadetes Genie nähergebracht, auch uns im Bilde zu begeistern. Die Kunst ist heute von einer weitherzigen Spenderlaune, wie selten. — Aber verstehen wir, ihre Gaben zu nutzen? Dass sich in vielen ein höheres Bedürfnis, ein Hunger nach besserer Nahrung auf ästhetischem Gebiete regt, das beweisen die zahlreichen Kunstzeitschriften, die bereits erscheinen und Absatz finden. Man erhält darin Anleitung und besucht auch thatsächlich die Ausstellungen. Es werden sogar Bilder gekauft. Aber wie wenige können sich das gestatten? Und doch muss die Kunst in das Haus eindringen, sie muss nicht nur für Feiertagsstimmungen aufgespart werden, sondern unser ganzes Leben durchdringen. Ja, reißen wir die bildende Kunst nur herunter von ihrem Sockel, auf den sie eine dünkelhafte Aesthetik gestellt hat: sie gehört unter uns, in unsere Mitte, nicht in eine lebensfremde Ferne.

Im allgemeinen werden wir, um das zu erreichen, auf die vervielfältigenden Künste angewiesen sein: und die genügen auch völlig. Die verschiedenen Kunstvereine haben bisher mit ihren Spenden und Lotterieblättern allerdings wenig Glück gehabt. Das liegt aber daran, dass einestheils das Volk noch nicht reif war, anderseits an dem falschen Programme. Man wollte immer große, monumentale Kunst und klagte immer über ihren Rückgang, trotzdem sie nie da war. Unsere nordische Kunst war aber — vielleicht außer der Architektur — nie monumental; das liegt schon an unseren Lebensverhältnissen. Trotzdem war Dürer ein Meister allerersten Ranges.

Im Hause müssen wir die Kunst finden; und es dürfen nicht Surrogate für angeblich Höheres sein, was wir ins Haus bringen, sondern originale, selbständige Kunstwerke! Und vor allem natürlich moderne, zu denen man sofort Stellung nimmt, zu deren Betrachtung man nicht erst der Brille der Gelehrten bedarf. Allerdings findet man auch bei der neuen Kunst nicht immer sofort den richtigen Standpunkt zur Betrachtung: es werden aber einige Erklärungen und kurze Betrachtungen jedermann genügen, wie sich auch die Liebhaber in früheren Zeiten vor den Kunstwerken besprachen und immer neue Schönheiten darin entdeckten. Heute muss nur vielfach das gedruckte Wort an die Stelle des gesprochenen treten.

Der Weg, uns die Kunst zu vermitteln, ist also ganz klar. Erst schafft uns Meisterwerke ins Haus, und dann erleichtert und vergrößert uns ihren Genuss. Gemeinhin haben die Kunstzeitschriften den umgekehrten Weg eingeschlagen. Sie sprechen sehr viel und sehr Gutes über Dinge, die wir nur leider gar nicht oder nach sehr dürftigen Nachbildungen kennen.

Es ist darum ein ganz hervorragendes Verdienst der „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst", dass sie den Muth hatte, dem Kunstgotte muthig entgegenzutreten und ins Antlitz zu schauen, statt ihm nur immer im Rücken Reverenzen zu machen. Die Gesellschaft, die schon mehr als 20 Jahre die „Zeitschrift für graphische Künste", sicher die beste Veröffentlichung ihrer Art, herausgibt, hat jetzt einen entscheidenden Schritt gewagt, indem sie ihren Mitgliedern außer dieser Zeitschrift jährlich zwei „Künstlermappen" bietet, in denen Originalarbeiten hervorragender neuer Künstler in vornehmster Ausführung und Ausstattung erscheinen. Durch vorhergehende Monographien der Zeitschrift wird das Verständnis der Blätter wesentlich erleichtert. Eine künstlerisch und technisch nur entfernt heranreichende Leistung hat kein anderes Volk aufzuweisen; eine schönere Spende für das Haus ist nicht zu denken. Und dabei wird alles das für einen Jahresbeitrag von 15 fl. geboten, eine umso erstaunlichere Leistung, als die Gesellschaft nicht mit staatlicher Unterstützung arbeitet, sondern auf eigene Kraft allein angewiesen ist. Allerdings ist diese erprobt, und der Secretär der Gesellschaft, Dr. Karl Masner, ein ebenso feinfühliger Gelehrter und Kenner der Kunst, als rühriger Organisator.

Die einzelnen Blätter der vorliegenden Mappen können hier natürlich nicht gewürdigt werden. Aber schon die Namen der Künstler erwecken Vertrauen: Thoma, Unger, Zeitmar, der hochbegabte und selbständige Schüler Ungers, der schon auf der ersten Ausstellung der Secession viel beachtet wurde, Cornelia Paczka-Wagner, Vogeler, der Märchendichter der Worpsweder, die Münchnerin Burger, die Pragerin Lankota, Lühring, der Schöpfer des „Todtentanzes" und des „Armen Lazarus", und Orlik aus Prag. Sie bieten fast durchaus Meisterleistungen; doch kann man von Kunstwerken eben nur vor Kunstwerken selbst sprechen. Erfreulich ist auch, dass auf die rein technische Seite der Blätter solche Sorgfalt verwendet wurde. Wir finden Holzschnitte, sowie ein- und mehrfarbigen Steindruck, der sich in der Abendlandschaft von Volkmann zu geradezu grandioser Wirkung erhebt, auch Radierungen in einer und mehreren Farben, so ein Blatt Ungers, das, nur mit zwei Platten gedruckt, die reichste Farbenscala bietet. Besonders gut ist auch ein neues Verfahren, die Algraphie, vertreten, eine Erfindung Josef Scholz' in Mainz, die der Lithographie entspricht, aber Aluminiumplatten verwendet. Großen Wert hat diese Neuerung nicht nur durch das feine Korn, die Billigkeit und die Biegsamkeit der Platte, die auch Rotationsdruck gestattet, sondern künstlerisch besonders dadurch, dass der Zeichner die leichte Platte hinaus in die Natur nehmen und unmittelbar vor dem Modell auf ihr schaffen kann, während er bisher nur nach Skizzen im Atelier arbeiten konnte. Bei Paczka-Wagners „Mutter mit Kind" ist dieser Vortheil auch sichtlich genützt. Leider wird dieses Verfahren bei uns zu wenig geübt. Auch eine farbige Algraphie von Hans Thoma liegt vor, die sowohl in Zeichnung als Farbe etwas ungemein Keusches und Jugendliches an sich hat. Es ist eine Art Gegenstück zu Botticellis Geburt der Venus und doch durchaus nicht nachempfunden.

Wer diese reiche Gabe zurückweist, verdient sie fürwahr nicht. Wir denken durchaus an kein künstliches Aufpäppeln des Kunstsinnes, wie es die Kunstvereine wollten. Soll eine Bewegung wirklich Großes vollbringen, so muss ein Bedürfnis vorliegen. Nun, der moderne Mensch, dem die Welt der Erscheinungen die Hauptsache ist, kann, wie gesagt, nur auf dem Gebiete der bildenden Kunst den Ausgleich der in ihm wachgerufenen Dissonanzen finden; der Kunsthunger ist da. Eine hochtrabende Aesthetik und der Genialitätsschwindel vieler Kunstjünger haben viele, die nach ihr dürsten, der Kunst ferngehalten; hier kommt sie entgegen. Bier- und Hurrahpatrioten haben für sie natürlich keine Zeit; die werden schon durch Musik im Trinken gestört. Aber wer mit offenen Augen die Welt durchschreitet, wird dankbar sein, wenn sich ihm echte Kunst bietet.

Warum sollen die Deutschen nicht auch ein Kunstvolk werden? Hatten wir nicht schon Schongauer, Dürer, Holbein? Haben wir nicht Böcklin, Uhde, Klinger, Stuck, und wie viele andere! Es gibt bereits auch einen deutschen Künstlerwald, nicht nur einen Dichterwald.

Dr. Moritz Treger.

Die Secession.*)

III.

Am meisten ärgern sich die Leute über den jungen Stöhr. Sein Name ist zum ersten Mal genannt worden, als vor drei Jahren im Künstlerhaus die Ausstellung zum Gedächtnis des verstorbenen Hörmann war: die hatte er, mit Engelhart zusammen, gemacht. Dann hat man von ihm manchmal kleine, stille Werke von einer merkwürdigen, verhaltenen, ja trotzigen Melancholie gesehen. Heuer im März ist man aufmerksam auf ihn geworden: ohne noch recht zu wissen, was er denn eigentlich will, hat man doch empfunden, dass er etwas Mächtiges auf dem Herzen hat. Und jetzt sind da im großen Saale vier Bilder von ihm, die auf jeden wirken: die einen lachen sie aus, verspotten sogar die Rahmen, die anderen bewundern, ja schwärmen fanatisch und lassen nicht ab, seine Phantasie über „das Weib" als das Werk eines Meisters zu loben. Gewiss ist, dass er die Kraft hat, auf alle zu wirken, so oder so. Suchen wir ein Wort, um vage auszudrücken, was wir bei seinen Werken zuerst empfinden, so werden wir am besten sagen, dass sie immer die Stimmung des Märchens haben. Diesem Jüngling, der in St. Pölten lebt, weil ihm der Lärm und die Hast der großen Stadt unerträglich geworden sind, kommt offenbar alles, was um ihn geschieht, immer wie ein Märchen vor, so seltsam, so fremd und so verlockend gefährlich. Zum ganzen Leben scheint er sich wie ein Kind zum Abenteuer zu verhalten: er sehnt sich und hat aber doch Angst. Es muss schön und schrecklich sein. Er möchte die Hand ausstrecken, um das Leben einmal berühren zu dürfen, ein einziges Mal, und es gruselt ihn doch, weil er fühlt, dass er es nicht ertragen würde. Das Dasein ist für ihn wie ein großer, tiefer, schwarzer Wald, in dem zu gehen fürchterlich herrlich sein muss: bei dem bloßen Gedanken hat er eine Freude, die für seine arme Kraft zu stark ist, eine stechende Freude, dass er aufschreien muss. Alle Dinge sind für ihn zu schwer und von großen und geheimnisvollen Bedeutungen zu voll. Bei jeder kleinen Blume, bei jedem einfachen, stillen Gesicht spürt er das Ganze, das Große, das Ewige gleich. Er kann an nichts vorübergehen, er muss immer staunen. Von dem großen Alberti wird erzählt, dass er oft vor einem Baume, den er sah, ja vor irgend einem Thiere, dem er begegnete, zu weinen anfieng, so heftig ließ er alle Zeichen der Natur auf sich wirken. In einem solchen Zustande scheint der Maler des „Armen Peter" zu sein. Wir kennen diesen Zustand alle, jeder erlebt ihn: in dem Momente, wenn der Jüngling die Augen aus dem Schlafe aufschlägt und zum ersten Mal, froh lockend bestürzt, das wahre Leben erblickt. In diesem Moment wachsen allen Dingen gleichsam tausend Zungen und sie reden zu uns, sie schreien uns laut an und durch ein ungeheures Getöse, ein Brausen und ein Branden ohnegleichen kündigt sich der Sinn der Welt an. Aber wir fürchten uns mit unseren schwachen Sinnen, es ist zu laut, es ist zu stark, es ist zu groß. Wir möchten uns mit abwehrenden Händen schützen, wir ducken uns im Hagel der Erleuchtungen, wir verzagen fast. Wir sehnen uns nach dem Dunkel der Kindheit zurück, als alles noch im Schatten war. Und wir fühlen, dass wir vergehen, wenn uns nicht die Kraft wird, die Dinge zu bändigen. Dies bändigen lernen heißt Mann werden. Der Mann hat das Gebot über die Natur gefunden: er hört ihre Geheimnisse an, aber wenn er befiehlt, muss sie verstummen. Bevor der Jüngling zum Manne wird, muss er durch eine entsetzliche Krise. Diese ist es, die Stöhr in seinen Werken ausdrückt. Man fühlt ihnen an, dass ihrem Schöpfer die Natur zu reich, zu grell an tödlichen Blitzen, zu voll von drängenden Gestalten, zu laut an bethörenden Accenten ist und dass er sich wehren und sie bändigen möchte. Der „Garten der Erkenntnis" unseres Leopold Andrian hat dieselbe Stimmung. Von diesem Tractat über die Gefahr des zu deutlichen Lebens können wir am besten die klagende und bange Stimme solcher Jünglinge, wie Stöhr einer ist, verstehen lernen.

Die Sachen von Johann Victor Krämer, allerhand aus Bremen und Rotterdam, gefallen sehr. Es ist ihm lange nicht beschieden gewesen, rein zu wirken. Er hat suchen müssen, er hat sich oft verirrt, aber er hat nicht abgelassen. Ich erinnere mich noch, wie ich ihn, vor fast zehn Jahren, in Madrid zum ersten Mal gesehen habe. Es war im Prado, da stand er täglich, um die Coronacion des Velasquez zu copieren. Ich kannte ihn nicht, ich habe ihn zuerst für einen jungen Spanier gehalten, mit seinen heißen Augen und dem Ungestüm seiner Art konnte er dafür gelten. Er fiel mir durch eine verzagte Heftigkeit zu arbeiten auf; mit einem wahren Zorn sah er oft das Original so wild und drohend an, als ob er es schlagen wollte, mit solchem Hasse, dass man vor ihm erschrecken konnte, und schien doch dabei von einer tiefen Angst, wie von einem inneren Froste geschüttelt zu werden. So war er damals, wüthend vor Ungeduld und doch scheu, sehr an sich selber leidend, entschlossen, mit den Erscheinungen der Welt bis auf das Messer zu ringen. Er vermaß sich großer Dinge, nichts genügte ihm, es war ihm alles zu wenig, er konnte sich nicht beschwichtigen, er wollte hinauf. Fast zehn Jahre haben wir ihn dann wie im Fieber experimentieren gesehen, immer mit demselben Erfolge: er konnte viel, aber er wollte mehr, immer noch mehr, es war immer ein Deficit da. Es schien, dass er niemals bei sich zur Ruhe kommen und niemals die Kraft mit der Absicht in das gleiche Gewicht bringen würde. Man konnte fürchten, dass er immer ein Suchender bleiben würde. Aber jetzt hat er gefunden. In diesen kleinen Sachen aus Bremen und Rotterdam ist er ein Meister. Da geht seine Kraft zum ersten Mal rein in seiner Absicht auf. Ein leidenschaftlich inniges Gefühl der kleinen Dinge drücken sie auf eine ruhig große Art aus: die man möchte sagen: Atmosphäre einer stillen Bank, die Melodie einer Windmühle, das verträumte Wesen einer alten Thüre. Zum Unscheinbaren den Reim zu finden ist seine Kunst. Sie lässt uns eine große Güte und eine unendliche Andacht empfinden, die Güte des liebenden Menschen, dem nichts zu gering ist, die Andacht des sinnenden Menschen, der in allen Gestalten dieselbe Macht, dieselbe Weisheit verehrt.

Mit großer Freude sieht man die „Aquarelle zu einem Gelegenheitsgedichte", den „Frühling" und die „Mühsal" von Friedrich König an. Jene sind von einer sprühenden Heiterkeit, die mit reinen Händen, fast kindlich, das Leben bei seinem Scheine zupft: diese sprechen den Ernst einer gefassten Seele so einfach und bescheiden aus, dass man ein altes Lied zu hören glaubt. Die „Mühsal" stellt er durch einen beladenen Mann mit einem langen Barte dar, der in der Dämmerung auf einer Wiese geht: er ist recht bedrückt, aber er trotzt nicht, er wird nicht verzagen. Wir möchten ihm schon helfen, aber wir sind nicht traurig, wir beklagen ihn nicht, wir beneiden ihn fast, dass er so ergeben und getrost ist, und wir müssen an Raimund denken, bei dem man auch weint, aber es thut nicht weh.

Hermann Bahr.

*) Vgl. Nr. 215 und 216 der „Zeit".

Donna Diana.

Komische Oper in drei Acten nach dem gleichnamigen Moreto'schen Lustspiel von E. N. v. Reznicek. Zum erstenmale aufgeführt im Hof-Operntheater am 9. December 1898.

In E. v. Reznicek hat Wien einen jener zahlreichen österreichischen Componisten kennen gelernt, deren Werke im Auslande längst bekannt sind, und die fern von der Heimat eine ersprießliche Wirksamkeit entfaltet haben, für die bei uns, wie es scheint, nicht das nöthige Bedürfnis vorhanden ist. Und doch ist Reznicek auf dem Gebiete der Oper kein Neuling mehr. In Prag hat er seine ersten Triumphe gefeiert. Dort wurden seine älteste Oper „Die Jungfrau von Orleans", später „Satanella" (nach dem Epos des böhmischen Dichters Vrchlicky) und „Emerich Fortunat" aufgeführt. Ein Requiem, componiert zum Gedächtnis Franz Schmeykals, eine Orchestersuite in G-moll, ein Streichquartett in C-moll, Clavierstücke und Lieder, zeugen von der fruchtbaren und vielseitigen Thätigkeit des Componisten auf den verschiedensten Gebieten der Tonkunst. Von alledem hat Wien, wenn ich nicht irre, nur die Ouverture zu „Donna Diana" gehört, ein kleines Meisterstück von sprudelndem Humor und anmuthender Lebendigkeit. Es verräth in jedem Takt die starken Seiten des Componisten: glänzende Instrumentation, vollendete Technik und solide Arbeit. Diese Merkmale innerer Tüchtigkeit und ernsten Strebens zeigt auch die ganze Oper, aber es fehlt ihr leider ein Moment, das in der Ouverture so vielversprechend auftritt, später jedoch schmerzlich vermisst wird: die hübsche Erfindung. Das ist aber ein Mangel, der für den Erfolg beim Publicum und damit für das Schicksal des ganzen Werkes immer der ausschlaggebende ist. Wenn das Publicum nicht etwas absolut Neues hört, wenn es Anklänge empfindet, die bald dieser, bald jener Richtung des Opernstils angehören, dann bricht es unbarmherzig den Stab über das Werk, mag es noch so fleißig, formvollendet und tüchtig gearbeitet sein. Ich fürchte sehr, dass dieses Los der geistreichen Composition beschieden sein wird.

Auch die Sänger dürften ihr auf die Dauer nicht freundlich gesinnt bleiben, obgleich ich bei den durchaus vortrefflichen Leistungen voraussetzen muss, dass sie es von Anfang an waren. Aber so undankbare und dabei musikalisch so schwierige und anstrengende Rollen wie die des Don Cesar und der Donna Diana sind großen Künstlern selten ans Herz gewachsen. Nur Floretta (Fräulein Michalek) und Perin (Herr Demuth) traten mit je einer hübsch erfundenen musikalischen Scene aus dem gleichmäßigen Declamationsstil der Oper vortheilhaft heraus. Sie hatten auch die größten Erfolge des Abends. Die andern Rollen lassen uns entweder gleichgiltig oder sie erwecken die stets gefährlichen Erinnerungen an längst bekannte Motive, die das herzlose Publicum so häufig mit einem leisen Lächeln verurtheilt. Der unglückliche Gaston hat fast nur Operettenmelodien, und wenn er im Sextett des dritten Actes in das banale Unisono

einstimmt, das sämmtliche Darsteller mit den gleichen Bewegungen begleiten, so glauben wir völlig im Vorstadttheater zu sein. Und doch gab es glänzende Ensembles, die wieder entschieden der großen Oper angehörten, wie die Scene des ersten Actes, die kunstvoll gearbeitet und pompös aufgebaut, leider in ihrem Hauptmotiv so sehr an „die“ Arie aus Onegin erinnert, dass ihre ganze Kunst an der Ironie ihrer unglückseligen Zufallsähnlichkeit mit dem russischen Werke scheitert. Der starke Einfluss des Wagner'schen Musikdramas ist in allen Dialogen und Monologen unverkennbar, und das vielbeklatschte Orchesterintermezzo im zweiten Act ist in der Erfindung ein echtes Wiener Stück, das mit raffinierter Instrumentation zu einem berühmten Klangeffect gestaltet ist. So groß auch der Erfolg gerade dieses Stückes war, so scheint mir doch, dass sich seine Existenz dramatisch durch nichts rechtfertigen lässt. Und das ist der Punkt, in dem auch das modernste Musikdrama so häufig den Fehler der alten Oper wiederholt. Dort rügte man die Einfügung von Arien, die, der dramatischen Entwickelung zuwider, lediglich ein Triumph der absoluten Concertmusik waren. Genau derselbe Fehler ist es, wenn statt der Arien Orchesterstücke auftreten, die den Gang der Handlung unnöthig aufhalten, die Bühne leer lassen und das Publicum in die Concertstimmung zwingen. Die üblen Folgen dieses dramatischen Fehlers zeigten sich auch gleich bei der Aufführung: es wurde applaudiert und Herr Mahler ließ das Stück wiederholen. Die Bühne blieb noch immer leer. Was würde er wohl einem Sänger sagen, der seine Arie oder Scene wiederholen wollte? Und das wäre doch auf der Bühne, also noch weit dramatischer. Wenn man also schon den Fehler vermeiden will, dass sich die absolute Musik auf Kosten des dramatischen Moments der Oper zu breit macht, dann darf man sie nicht von der Bühne in das Orchester verlegen.

Doch das nur nebenbei. In der reichhaltigen Composition finden wir neben den schon erwähnten alten Bekannten auch einige neue Unbekannte, deren Namen uns erst der Clavierauszug nennt. Da sind noch vier spanische Nationalmelodien (nicht die schönsten), ein portugiesisches Volkslied und eine Originalfanfare aus dem 16. Jahrhundert. Man glaubt gar nicht, wie viele Compositionen in einer Oper Platz haben, noch dazu in einer, von der man den Eindruck hat, dass sie eigentlich zu wenig sagt. Zum Glück haben wir Reznicek in der Ouverture kennen gelernt. In der Oper suchen wir ihn lange vergebens. Unter einem Berg von Anklängen liegt er eine Zeit begraben. Wo steckt er denn eingentlich? Ich glaube seine einfachen, aber ungemein sympathischen Züge im Floretta-Lied erkannt zu haben. Dieses kleine Liedchen tritt aus dem Stil der Oper so vollständig heraus, dass ich darin den specifisch individuellen Zug erblicke, mit dem der Componist vielleicht noch einmal sein Glück machen könnte. Diese Stimmung sowie etwa die der Ouverture und des Narrenliedes möge er festhalten und womöglich in einem entsprechenden Sujet zu einem größeren Ganzen ausarbeiten. Wenn ihm das gelingt, dann wird er auch den dauernden Erfolg haben, der ihm jetzt noch kaum beschieden ist. Reznicek hat sich selbst noch zu wenig gefunden, aber wir hoffen, er wird sich finden, und wir vergessen nicht, dass dieses Herausarbeiten der specifischen Individualität oft bei den größten Componisten noch länger gedauert hat, als Reznicek Jahre zählt. Heute denkt man bei der „Donna Diana“ unwillkürlich noch an eine andere „Widerspenstige“, die in ihrem musikalischen Gewande so siegreich auf unserer Bühne erschien. Der Vergleich fällt zu Gunsten von Hermann Götz aus. Das waren doch schönere Abende. Wäre es nicht möglich, dass sie wiederkehren?

Richard Wallaschek.

Das Erbe.

Schauspiel in vier Aufzügen von Felix Philippi. Aufgeführt am Hofburgtheater am 14. December 1898.

Es gibt eine Sorte von Cassastücken, deren die Theater nun einmal nicht entrathen können. Die einen leben ganz von dieser Kost, die anderen verwenden sie zum Erwerb der erforderlichen Mittel, um angemessenen Aufwand für die Befriedigung besseren Geschmackes betreiben zu können. Zu dieser Sorte von „Erfolgen“ gehören die Stücke Philippis. Soweit es eine Sicherheit beim Theater gibt, sind sie „sicher“. Sie schlagen immer ein. Und doch sind sie nicht gut. Hiemit will ich ja nicht sagen, dass es leicht sei, solche Stücke zu schreiben. Wenn es so leicht wäre, würden ein paar Monate lang alle Menschen Dramen schreiben und fast alle Dramatiker würden „Dornenwege“ und „Wohlthäter der Menschheit“ dichten. Nach ein paar Monaten aber wäre die Herrlichkeit aus, denn dann würde das Publicum anfangen mit faulen Aepfeln zu werfen, wenn ein solches Stück gegeben wird. Und darum ist es schade, dass nur so wenige so gut schlechte Stücke schreiben können, wie Felix Philippi. Gar viele möchten es wohl, aber nur wenige treffen es. Und unter diesen nimmt heute Felix Philippi eine achtenswerte Stellung ein. Er weiß genau, was auf der Bühne wirkt, und er weiß auch genau, was er dem Publicum bieten darf. Er weiß, dass sich das Publicum das Unglaublichste gefallen lässt, er weiß aber auch, wie man es machen muss. Denn „gemacht“ muss es eben sein, sonst ist das Publicum beleidigt. Das Publicum ist beleidigt, wenn ihm ein Autor, der nicht das Zeug dazu hat, literarisch kommen will. Herr Philippi kommt also nie literarisch. Das Publicum ist beleidigt, wenn ein Autor merken lässt, dass er sich für gescheiter als das Publicum hält. Herr Philippi beansprucht nie, gescheiter zu sein als das Publicum. Das Publicum wird aber beleidigend, wenn es darauf kommt, dass es gescheiter ist als der Autor. Herr Philippi ist immer so gescheit, wie das Publicum. Und das ist seine Kunst. Er sagt nie etwas, das das Publicum nicht versteht. Er lässt das Publicum gleich errathen, wie das Stück ausgeht: das freut die Leute zweimal; einmal, wenn sie errathen: da sind sie die Gescheiten: und einmal, wenn sie sehen, dass sie richtig gerathen haben: da ist Herr Philippi der Gescheite, der das Stück genau so ausgehen lässt, wie sichs nach der Ansicht des Publicums gehört. Und dabei haben seine Stücke meist eine so köstliche Actualität! Immer liegt eine „große Sache“ im Hintergrunde, einmal ists die Krankheitsgeschichte Kaiser Friedrichs, dann ist's die „Affaire“ Kotze, dann ist's der Conflict zwischen Kaiser Wilhelm und Bismarck. Und die Leute heißen ganz anders und das Publicum kennt sie doch gleich. Da blinzen sich die Leute vergnügt an, jeder kommt sich so riesig intelligent vor und fragt den andern mit den Augen, ob er auch so intelligent ist. Und was thut Gott? Sie sind alle so intelligent. Da weiß man wenigstens, warum man ins Theater geht. Und da sagt sich der Director schon im vorhinein: „Ich brauche nothwendig ein Cassenstück; auf dieses Stück fallt mir das Publicum sicher hinein.“ Nun und dann gibt er das Stück. Und das Publicum fallt richtig hinein. Oft mehr als der Director geglaubt hatte und ihm lieb ist. Vielleicht schämt sich dann der Director. Ich wenigstens kenne einen Director, dem das widerfahren ist: Das war am 11. Februar 1896.

Philippi hat schon einmal am Burgtheater einen „durchschlagenden“ Erfolg erzielt, nämlich mit seinem „Dornenweg“. Das war zufällig auch am 11. Februar 1896. Am 14. December 1898 wurde daselbst gegeben von demselben Autor: „Wer hat das Gewehr gestohlen“ oder „Kaiser und Kanzler“, dramatisierter Criminal- und Fabriksroman aus dem Englischen mit actuellem Hintergrund aus Deutschlands jüngsten Tagen.“ Auf dem Theaterzettel hieß das Stück „Das Erbe“, aber das Publicum kannte sich gleich aus. Nach ein paar Scenen hatte man schon heraußen, dass sich das ganze Stück um den Diebstahl der Pläne zu einem Gewehrmodell drehe, wusste auch schon, dass natürlich nur der böse Abtheilungschef Matthiesen der Dieb sei, und alle hielt nur mehr die Frage in Athem, wie es „auskommen“ werde. Und rasch machte man dann die weitere Entdeckung, der Baron Karl v. Larun sei „eigentlich“ Kaiser Wilhelm II. und die Statue des Gründers der Fabrik, die unten festlich enthüllt wird, sei „eigentlich“ das Denkmal Kaiser Wilhelm I. und der Mann, der so viel Cigarren raucht und so gerne Bier trinkt, dessen Reden man lieber liest als hört u. s. w., u. s. w., der das, was der andere „materiell“ geerbt hat, „geistig“ geerbt hat, weil er es „aufgebaut hat in Sorgen und Kämpfen“, der „über diesem Erbe wachen will, so lang“ u. s. w. und der sich schließlich doch nach — Klausendorf zurückziehen muss – nun natürlich das ist ja „eigentlich“ der Fürst Otto von Bismarck. Und da wurde die „Stimmung“ noch besser und das Publicum demonstrierte fröhlich für den todten Kanzler gegen den lebenden Kaiser und kümmerte sich gar nicht im mindesten darum, dass im Stück der Generaldirector Heinrich Sartorius, der seinem Chef verbieten will, die Tochter seines Abtheilungschefs zu heiraten, einfach ein lächerlicher Tropf ist. Und es kümmerte sich nicht darum, dass Fräulein Hertha Sartorius von einer solchen Einfalt des Gemüths ist, dass die Lobesworte „Prachtmädel“, „Charakter“, „Persönlichkeit“, die ihr Vater ihr spendet, so gar nicht auf sie passen. Es kümmerte sich nicht darum, dass Frau geheime Commercienrath Sartorius das Eingehen ihres Mannes auf die Vorschläge „der Excellenz von Küstner“, der ihn mit der Baronie und einem Ministerportefeuille ködert, zuerst als „Verrath an seinem Lebenswerk“ bezeichnet und dann fünf Minuten später, da er doch einschlägt, ihm „groß“ zuruft: „Heinrich, jetzt thust du recht.“ Es kümmerte sich nicht darum, dass der Mann, der dem revocierenden Besteller der fertigen Gewehre sagt, „Abnehmen oder Conventionalstrafe blechen“, keine Ahnung von der wirtschaftlichen Function der Conventionalstrafe hat. Es kümmerte sich nicht darum, dass es widersinnig ist, die Beweise für den Verrath der Constructionspläne in der Correspondenz und den Rechnungen zu suchen. Es kümmerte sich nicht darum, dass die ganze „Entlarvung“ im vierten Act eine Naivität aller Betheiligten voraussetzt, die an das Unerlaubte grenzt. Es kümmerte sich nicht darum, dass es die ganze „spannende Handlung“ schon hundertmal in Colportageromanen gelesen hatte und alle Figuren von A bis Z innerlich unwahr und verlogen sind, genau so unwahr und verlogen wie Frau Wedekind seligen Angedenkens es war. Und daran, ob des deutschen Reiches todter Kanzler nicht doch dafür zu gut sei, dass Herr Philippi aus ihm Tantièmen fabriciere, daran dachte das Publicum überhaupt nicht. Das Publicum will sich eben im Theater amüsieren,

und schließlich kann man ihm das auch nicht verdenken, denn für das Publicum ist ja das Theater zuletzt doch da.

Die Darstellung war im allgemeinen eine gute, nur wird Frau Schmittlein, so trefflich sie in derben Rollen ist, nie jemandem weismachen, sie sei eine Geheimräthin. Das Ereignis des Abends war das Auftreten des wiedergenesenen Baumeister in einer neuen großen Rolle. Welche erquickende Frische, welche urwüchsige elementare Kraft und Natürlichkeit! Was Philippi vergeblich versuchte, einen Abglanz des großen Kanzlers auf Heinrich Sartorius zu werfen, das ist Bernhard Baumeister gelungen, denn in seinem Wesen lebt ein Stück von der gewaltigen Natur des großen Todten. Wenn das Publicum die Freude dieses Abends nur nicht etwa damit büßen muss, dass den „Fuhrmann Henschel“ dann ein Anderer spielen wird. Wie Baumeister selbst über das neue Stück Hauptmanns denkt, weiß ich nicht, wie er aber „das Erbe“ nennen mag, wenn er im kleinen Freundeskreise seine lieben, hellen, lustigen Augen herumschweifen lässt, das getrau' ich mich wohl zu errathen. „Faule Komödie“ pflegt Bernhard Baumeister in solchen Fällen zu sagen.

Max Burckhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Die Anekdote erzählt: Als das einfältige Bäuerlein, das zum erstenmal in die Stadt kam, eine vornehme Equipage sah, war es voll von Bewunderung für den repräsentablen Mann, der in goldbetresster Uniform hoch auf dem Kutschbock saß, von dort, so oft der Wagen hielt, absprang, als ob der Wagen seinethalben hielte; in die Palais hineingieng und Visitenkarten abgab; in den Kaufläden vorsprach, dort Aufträge zurückließ, Waren mitnahm, Gelder bezahlte. Das simple Bäuerlein war nicht wenig erstaunt, als es hörte, dass dieser glanzvolle Mann nur ein Diener sei, während der vom Bäuerlein kaum bemerkte unscheinbare Mann unten im Innern des Wagens der Herr sei.

*

Wenn das alberne Bäuerlein heutigentages unseren parlamentarischen Staatswagen sähe, müsste es über ein ähnliches Missverhältnis womöglich in noch größeres Staunen gerathen. Denn der repräsentable Herr, der hoch oben auf dem Kutschbocke sitzt und so geschäftig thut, hat nicht nur eine goldbetresste Uniform, sondern auch zahlreiche hohe Würden, Titel und Orden. Er heißt Graf Thun u. s. w., bekleidet die Würde eines Ministerpräsidenten u. s. w. und ist Ritter des Goldenen Vließes u. s. w. Und doch ist er eigentlich, wenn man genauer zusieht, ein — gewiss sehr, sehr vornehmer, aber nur ein — Diener, der bloß die Gedanken irgend eines minder repräsentablen Mannes ausführt, der sich im Hintergrund des Staatswagens vor dem Anblick der Menge verbirgt. Dieser minder repräsentable Herr ist bei jeder Ausfahrt ein anderer. Wenn es sich zum Beispiel um den Ankauf von Majoritätsstimmen handelt, dürfte Herr Dr. Kaizl der Mann im Hintergrund sein, der den Einschlag gibt. Wenn es geschäftsordnungswidrige Parforcetouren im Parlament auszuführen gilt, mag es etwa ein Stransky oder Abrahamowicz sein, der den repräsentablen Mann vom Kutschbock in Bewegung setzt. Und wenn es Reden oder Interpellationsbeantwortungen betrifft, ist der Graf Thun nur das ausführende Organ — Stimmorgan — irgend eines Sectionschefs, Hofraths oder gar nur des Sectionsraths im Ministerpräsidium, des Richten-Mannes Dr. Rosner, dessen mehr oder minder gelungene Concepte er im Abgeordnetenhaus verliest. So lange nun die Aufträge halbwegs menschenmöglich sind, steigt der gallonierte Mann geduldig Kutschbock ab und auf. Sobald sich aber ungeschickte Aufträge häufen, die ihm nur Gelächter oder Schimpf eintragen, wird auch der langmüthigsten Haut die Sache zu dumm, und der repräsentable Mann wirft eines Tages, wie man sagt, den ganzen Krempel wuthentbrannt zur Erde.

*

So ungefähr ist es dem Grafen Thun in letzter Zeit mit jenem Theil seiner Aufträge gegangen, die man im parlamentarischen Sprachgebrauch Interpellations-Beantwortungen nennt. Die Antwort auf die preußischen Ausweisungen speciell, die ihm da seine Auftragsteller auszurichten gegeben haben, war denn doch zu arg. Hohn und Schimpf in der öffentlichen Meinung Oesterreichs und Deutschlands, die kühle Ironie des Diplomaten v. Bülow im deutschen Reichstag und noch dazu die Aufdeckung grammatikalischer Schnitzer im Text — da musste auch dem dienstwilligsten Ministerpräsidenten die Geduld reißen. In der Donnerstagsitzung explodierte der Unmuth des Grafen Thun. Unter dem lauten Beifall aller jungczechischen Dienernaturen warf er das ganze Bündel der ihm von seinen Ministerialbeamten mit auf den Weg gegebenen Interpellationsbeantwortungen mit all den logischen und stilistischen Schnitzern, die in ihnen schlummern mögen, im Parlament hin und weigerte sich, sie zu verlesen.

*

Auch der getretene Wurm krümmt sich, und jedermann wird den gerechten Zorn eines Ministerpräsidenten achten, der gezwungen wird, in jeder Parlamentssitzung schlechte Interpellationsbeantwortungen abzuleiern, die er nicht verfasst, nicht verstanden und nicht verschuldet hat, für die aber er allein beschimpft und verhöhnt wird, während der wahre Autor und Schuldige sich im Dunkel eines Ministerialbureaus verbirgt. Doch Ordnung muss sein! So wenig ein gallonierter Diener den Dienst versagen darf, weil der Herr im Wagen ihm unsinnige Aufträge gibt, so wenig darf ein Ministerpräsident striken, weil seine Conceptsbeamten nicht schreiben können. Deswegen hat auch der Präsident Dr. v. Fuchs recht gethan, als er, nachdem der erste Wuthanfall des Grafen Thun vorüber war, diesen ersuchte, die ihm von seinen Beamten mitgegebenen Interpellationsbeantwortungen im Hause vorzulesen. Und Graf Thun nahm alsbald Raison an und las sie folgsam ab. Ein jeder Stand hat seine Freuden, ein jeder Stand hat seine Last. Auch der erhabene Stand derer, die sozusagen auf dem Kutschbock geboren sind und heutigentags schon nur mehr bei naiven Leuten vom Lande, die ins Innere des parlamentarischen Staatswagens nicht hineinsehen, Bewunderung erregen können.

*

Auf eine Klage bezüglich des Museums für Kunst und Industrie gab Baron Dipauli im Ausgleichsausschuss die correcte Antwort, dass dieses Museum nicht dem Handels-, sondern dem Unterrichtsministerium unterstehe, fügte aber noch die poetische Randglosse hinzu: „Wenn es mir gegönnt sein sollte, bezüglich aller Klagen aus industriellen Kreisen meine Schuldlosigkeit so rein zu beweisen, wie in dieser Frage, so würde ich wohl als ein Phönix dastehen.“ Wohl weiß die heidnische Mythologie von der Reinlichkeit des Phönix nichts zu melden. Aber das soll dem Baron Dipauli gar nicht vorgehalten werden. Denn er ist ein strenger Katholik und hat als solcher vielleicht Wert darauf gelegt, einmal öffentlich seine Unkenntnis der heidnischen Mythologie zu documentieren — was ihm im Ausgleichsausschuss auch vortrefflich gelungen ist. Aber wenn Baron Dipauli in dieser Sache nur wegen seiner Incompetenz rein ist, wie steht dann, nach seiner Ansicht, der competente Unterrichtsminister Graf Bylandt da? Offenbar ist er dann der Unreine!

*

Der Phönix wäre übrigens so ganz der richtige Wappenvogel für Minister à la Dipauli und Kaizl. Denn der Phönix ist bekanntlich das Symbol der Verjüngung, und dieses können die Minister dieser Kategorie auch auf sich beziehen, insoferne als jeder von ihnen, was seine sogenannten Ueberzeugungen betrifft, regelmäßig aufhört, der Alte zu sein, in dem Moment, wo er endlich und glücklich das Ministerportefeuille erhascht hat.

*

Beim k. k. Handelsgericht Wien kommt am 20. December eine Klage zur Verhandlung, die auch die Leser dieser Rubrik interessieren dürfte. Geklagt ist der neueste Schützling des Barons Dipauli, Herr David von der „Reichswehr“, wohlbekannt. Kläger ist der Mann, dessen landsmannschaftlicher Vermittelung beim Grafen Badeni und Herrn v. Bilinski Herr David seine für ihn so fruchtbar gewordene Beziehung zum Ministerium überhaupt und den Gesellschaftsvertrag mit der Regierung verdankt: Herr v. Malinovsky. Diesem hatte Herr David für die Vermittelung des Geschäfts eine Provision in der Höhe von 5 Procent von allen ihm von der Regierung aus jenem Vertrage auszubezahlenden Subventionsgeldern versprochen. Das wäre — nach der Berechnung des Klägers — von den Subventionen per 215.000 fl. (Badeni) + 30.000 fl. (Abfindung Thun) eine Provision von 12.250 fl. Einen Rest von 4950 fl., den Herr David zu bezahlen sich weigert, hat nun Herr v. Malinovsky eingeklagt. Wenn der Richter, der diese Sache zu entscheiden hat, sich einen guten Scherz gestatten will, erklärt er mit Berufung auf die gute Autorität des Senatspräsidenten des Obersten Gerichtshofs Dr. Steinbach („Die Moral als Schranke des Rechtserwerbs“, S. 64 ff.) — alle Dispositionsfonds-Verträge als unmoralisch und ungiltig. Dann muss er allerdings den Provisionsanspruch des Herrn v. Malinovsky abweisen, und das wäre Herrn David sehr angenehm, dann ist aber auch der Subventionsvertrag des Herrn David selbst hinfällig, und Herr David kann seine ganzen 245.000 fl. der Regierung wieder zurückbezahlen, was wieder für das k. k. Aerar nicht ganz unangenehm sein dürfte.

K.

Volkswirtschaftliches.

Die Prager Eisenindustriegesellschaft erstickt in ihrem Fett. Die Verwaltung weiß nicht mehr, was sie mit den angehäuften Barmitteln anfangen soll, und der Centraldirector empfindet, dass deren Verwertung die Verantwortung der Gesellschaftsorgane überlastet. Das ist das Resultat der rücksichtslosen Ausbeutung des Zollschutzes durch das Eisenkartell. An alles mögliche denkt die Centraldirection, um diesem Zustand abzuhelfen, die tollsten Gedankensprünge macht sie, um eine Remedur dieser unhaltbaren Verhältnisse zu schaffen und doch einen Vorwand für weitere Gewinn-Ansammlung zu finden. Nur an eines denkt sie nicht: an die Herabsetzung der Verkaufspreise und die Erhöhung der Arbeitslöhne. Und das wäre das Naheliegendste. Die Gewinne würden auf ein vernünftiges Maß herabsinken. Den Anfeindungen und Schwierigkeiten, welchen der Centraldirector „bei Geschäftsabschlüssen auf Schritt und Tritt, ja selbst im Verkehr mit den Behörden, begegnet“, würden aufhören. Nie hat sich die bis zur fixen Idee gesteigerte schrankenlose Profitwuth und Ausbeutungssucht eines capitalistischen Unternehmens so geoffenbart als hier. Den Ereignissen der letzten Woche ist es zu verdanken, dass die Verwaltung des Unternehmens zur Offenbarung der geheimsten Geheimnisse veranlasst wurde. Kein Tadel wäre scharf genug für das Verhalten der Regierung, wenn sie jetzt noch zögern würde, die Herabsetzung der Eisenzölle bei der ungarischen Regierung zu urgieren, wenn auch hohe und höchste Herren an deren Aufrechthaltung interessiert sind. Da die großen ungarischen Gesellschaften, vor allem die Rima-Muranyer, in gleicher Weise Gewinn anhäufen, wird auch die ungarische Regierung keine Ausrede finden, sich der Zollermäßigung zu widersetzen, wenn auch Graf Stefan Tisza Präsident der Rima-Muranyer ist.

*

Es ist ein bleibendes Verdienst des Herrn Wittgenstein, die österreichische Eisenproduction auf eine so hohe Stufe technischer Vollendung gehoben zu haben, dass sie mit jeder auswärtigen die Concurrenz verträgt. Er hat ein weiteres, ein seltenes Verdienst, sich einen ebenbürtigen Nachwuchs von Technikern herangezogen zu haben. Das muss anerkannt werden: Der Mann hat etwas geleistet, und das ist in Oesterreich selten. Seine unersättliche Profitgier für seine Gesellschaft und für sich hat unermesslichen Schaden angerichtet; das zu verhindern war aber Pflicht der Regierung und stand in ihrer Macht. Seine Profitgier scheint ihn jetzt auch zu uncorrectem Gebaren gegen die Actionäre, deren Interessen er zu vertreten hat, verleitet zu haben. Aber diesen Mann darf man nicht als einen gewöhnlichen Börsenjobber behandeln. Und die Regierung, welche durch ein Jahrzehnt seine Mitschuldige war, hat am allerwenigsten das Recht, ihn so zu nennen.

*

Der Tugendanfall der Regierung berührt überhaupt sonderbar. Als Herr v. Taussig in seinem Communiqué über die Waffenfabrik die unzweideutige Beschuldigung erhob, dass der Generaldirector dieser Gesellschaft Bilanzfälschungen, Protectionswirtschaft, Geldvergeudung auf dem Gewissen habe, als alle Welt verlangte, den Verkäufer vor dem Courssturz der Actien, den dieses Communiqué hervorrief, kennen zu lernen, da begnügte sich die Regierung mit einer Scheinuntersuchung und erklärte, auf Zeitungsangriffe gebe sie nichts. In unserem Blatte sind schwindelhafte Handlungen der Directoren verschiedener Gesellschaften wiederholt enthüllt worden. Die Regierung hat sich nie gerührt. Höchstens dass sie einen der bemakeltsten Herren zum Hofrath ernannt hat. Dem Tramwayschwindel sah sie ruhig zu. Und auf einmal, statt die Schuldigen zu eruieren, schleudert sie ohne Untersuchung die Pauschalverdächtigung „Börsenjobber" gegen alle Betheiligten. Aufgabe der öffentlichen Meinung ist es, eine Untersuchung verdächtiger Vorgänge zu fordern. Aufgabe der Regierung ist es, zu untersuchen, nicht aber ohne Untersuchung ein Urtheil zu fällen.

*

Noch ein anderes. Hatte sich der Verfasser des Communiqués in der „Wiener Abendpost" überlegt, dass die Häufung von Beschuldigungen und Drohungen die Gefahr in sich barg, eine Börsenpanik hervorzurufen? Und durfte die Regierung das riskieren? Bedachte sie nicht, dass die Panik weit weniger den Jobbern in der Verwaltung der Gesellschaft, als dem in die Speculation hineingehetzten Publicum gefährlich würde? Und die Panik wäre gekommen, wenn nicht die Wittgenstein-Gruppe — im eigenen Interesse — Interventionskäufe vorgenommen und das Memorandum des Centraldirectors, welches das Unternehmen in glänzender Lage zeigt, veröffentlicht hätte.

*

Die Vorgänge in der Gesellschaft werden durch den Bericht des Centraldirectors klar. Das Uebel sind die geheimen Reserven. Mag sein, dass diese ursprünglich im vermeintlichen Interesse des Unternehmens angesammelt worden sind. In Wirklichkeit führten sie dazu, dass dem Publicum die Situation des Unternehmens verheimlicht wurde, dass nur die Eingeweihten die Actien erwerben konnten. Das Publicum wird vom Erwerb guter Actien ferngehalten, bei schlechten Werten fällt es herein und immer ist es schwarzer Peter. Geheime Reserven sind gesetzwidrig und uncorrect, und man wird angesichts dieser österreichischen Praxis nicht umhin können, in das Actiengesetz diesbezüglich ausdrückliche Bestimmungen aufzunehmen. Der Bericht des Centraldirectors ist von einer köstlichen Naivetät. Herr Kestranek mag ein sehr tüchtiger Fachmann sein, von finanziellen, von Börsenfragen, ja selbst vom Wesen einer Bilanz und deren juristischer Bedeutung hat er nach diesem Berichte kaum eine Ahnung. Er weiß gar nicht, dass die geheimen Reserven ein Missbrauch sind, sonst würde er sie nicht jetzt öffentlich eingestehen; er ahnt offenbar nicht, dass die Kenntnis der geheimen Reserven einzelnen Verwaltungsräthen die Möglichkeit gab, Speculationen zu entrieren, welche dann der ganzen Verwaltung zur Last gelegt werden. Allen logischen Schnitzern des Berichtes nachzugehen, ist unmöglich. Aber eines ist sicher, dass ein vernünftiger Fachmann den Beschluss, die Reserven auszuschütten, weil man den Erzberg amortisieren müsse, unmöglich unterschreiben konnte, denn er hätte sich lächerlich gemacht. Was ist denn an dem Erzberg überhaupt zu amortisieren? Der gesammte Bergbaubesitz, in welchem auch die Kohlenwerke inbegriffen sind, steht mit 3·3 Millionen Gulden zu Buch. Ein Jahreserträgnis, und der Erzberg ist amortisiert! Freilich kann man dann von neuem die Reserven ausschütten, die Activa wieder höher bewerten und den Erzberg dann nochmals amortisieren, und dies so oft man will und die Erträgnisse es zulassen. Die Verwaltungsräthe, welchen man die Nothwendigkeit der einmaligen oder allmäligen Ausschüttung der Specialreserve mit der Amortisierung des Erzbergs begründet hat, hörten natürlich nur das Wort: Ausschüttung, denn sie kannten die Situation der Gesellschaft und die ungefähre Höhe der geheimen Reserven. Die Actionäre, denen bloß die Nothwendigkeit der Amortisation im Bericht betont wurde, hörten nur dieses Wort. Und dadurch war den Wissenden die Möglichkeit gegeben, den Uneingeweihten die Actien abzujagen. Und das ist geschehen. Und der Einfluss dieser an der Hausse interessierten Wissenden ist im Bericht des Centraldirectors — diesem selbst anscheinend unbewusst — unverkennbar. Im October eine nüchterne Darstellung. Dann plötzlich der keineswegs dringende Beschluss der Ausschüttung der Specialreserve. Darauf Hausse. Der Entwurf an die Actionärversammlung im Januar enthält wieder eine nüchterne Darstellung, und einige Zeit darauf sollte die Mittheilung kommen, dass die Specialreserve wiedergefüllt sei, was eine neue intensive Hausse zur Folge gehabt hatte. Das war der Gedanke der Börsenjobber in der Verwaltung. Wer dieselben sind? Alle Welt nennt Herrn Feilchenfeld, und es ist kein Zweifel, dass er das Centrum der Jobberei bildet, an welchem natürlich eine Reihe seiner Freunde theilhaben. Ob auch andere Verwaltungsräthe, ob insbesondere Herr Wittgenstein daran betheiligt war? Wer kann es wissen? Sicher ist, dass Herr Wittgenstein bei unbefangener Ueberlegung unmöglich dem verworrenen, offenbar auf fremde Einflüsterungen zurückzuführenden Concept seines Centraldirectors zugestimmt hätte. Seine Freunde glauben, er wäre von Herrn Feilchenfeld hypnotisiert. Möglich! Doch die Verwaltung hat kein Recht, sich auf das hohe Ross zu setzen, die Beschuldigungen zurückzuweisen, denn in ihrer Mitte sitzen zweifellos Börsenjobber und die Verwaltung hat zu deren Eruierung keine Untersuchung eingeleitet, sie nicht desavouiert, sich nicht von ihnen getrennt.

*

Auf die Börse haben die Vorgänge der letzten Tage wie eine kalte Douche gewirkt. Es war höchste Zeit. Die dem Publicum, das die Geheimnisse und Pläne der Verwaltung nicht kannte, unbegreifliche Hausse der Prager Eisenactien hat den gewohnheitsmäßigen Einpeitschern zum Börsenspiel Gelegenheit gegeben, durch die Ausstreuung der übertriebensten und unsinnigsten Gerüchte das Publicum zum Börsenspiel zu hetzen. Insbesondere das berüchtigte Börsencomptoirblatt der „Capitalist" feiert wieder wahre Orgien im Lügen und Uebertreiben, und das mit ihm in Verbindung stehende Börsencomptoir, respective dessen Chef Herr Consul Thalberg, gebraucht wieder die unlautersten Mittel, um seine Clienten zu schröpfen. Unter andern kauft er wieder wenig marktgängige Effecten, räth darauf Clienten den Kauf an, treibt nach empfangenem Auftrag den Cours maßlos in die Höhe, um den Clienten die Papiere zu dem so gestiegenen Course mit Wuchergewinn anzuhängen. Die Börsenkammer hat natürlich seit dem Krach noch keine Zeit gefunden, um Maßnahmen zu beschliessen, welche solch scandalösem Treiben Einhalt thun würden. Dass die Regierung sich nicht mit so unwichtigen Dingen, als die Verhinderung der Verleitung Unerfahrener zum Börsenspiel und des Courswuchers im Börsencommissionsgeschäft sind, beschäftigen kann, wird in Oesterreich niemanden wundern. Wir machen übrigens die plötzlich tugendhaft gewordene Regierung aufmerksam, dass man wieder beginnt, das Publicum in eine Eisenbahnverstaatlichungshausse hineinzuhetzen. Da die Regierung nicht die Absicht haben kann, Eisenbahnen auf Grund des § 14 einzulösen, das Parlament aber kaum Zeit haben dürfte, innerhalb der nächsten Jahre Eisenbahnverstaatlichungsvorlagen zu erledigen, so wünschenswert dies auch wäre, da die Regierung ferner unmöglich beabsichtigen kann, nach den vorangegangenen Misserfolgen auf diesem Gebiete Einlösungsübereinkommen abzuschließen, welche einen den concessionsmäßigen Einlösungspreis übersteigenden Preis festsetzen, so wäre es Pflicht der Regierung, all dies in geeigneter Weise der Oeffentlichkeit zur Kenntnis zu bringen, damit das österreichische Capital nicht neuerdings unter Mitschuld der Regierung ähnlichen Verlusten ausgesetzt werde, wie im Jahre 1895.

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Odéon, „La Reine Fiammette" von Catulle Mendès; Chatelet, „La Poudre de Perlinpinpin" von Blau und Decourcelle; Théâtre Antoine, „Résultats des courses" von Brieux. **Berlin.** Lessing-Theater, Gastspiel Jane Hading; Berliner Theater, „Das tapfere Schneiderlein"; Thalia-Theater, „Der Eva-Apfel"; Belle-Alliance-Theater, „Der Muth zur Wahrheit".

*

Um sechs fällt mir ein, dass in einer halben Stunde ein Kunstereignis sich vollzieht. Ein neues Theater wird in Wien eröffnet und gibt seinen ersten Abend. Gut, denk' ich mir, da wirst du dabei sein; Kunstereignisse sind dein Ressort. Das ganze Jahr bummelst du durch alle möglichen Schauspielhäuser und andere Kunstwerkstätten, um die Anregung nicht zu versäumen, die möglicherweise irgendwo zu holen ist. Jetzt wird ein neues Theater aufgemacht. Anregungen liegen in der Luft, neue Eindrücke wirst du bekommen, neue Schilderungen wirst du geben können. Denk' ich mir. Glänzend! Ich setze mich also auf eine Tramway und fahre — „Kaiserjubiläums-Stadttheater, Währingerlinie." Oh, was ist das, ein Freund aus dem Kaffeehaus, aber aus der politischen Ecke, sitzt neben mir. Servus, wohin? fragt er „Ins neue Theater." Hältst du das auch für einen Kunsttempel? fragt er. (Politische Freunde sagen meistens „Kunsttempel".) Ich versteh' ihn nicht gleich. „Wie soll ich das wissen? Ich kenn' es ja noch gar nicht." Du weißt aber doch, dass es ein Theater mit politischer Tendenz ist! „Ich höre es allgemein. Man wird wohl mit Vorliebe deutschnationale Tendenzstücke spielen. Das kann aber noch immer künstlerisch schön werden." Mein Freund wird höhnisch: Und dass die Stadtgemeinde das Haus in ihren Besitz nimmt, weißt du, weltfremder Schönheitsmensch, wohl gar nicht? „Die Gemeinde ah? Die Gemeinde ist doch nicht deutschnational?" Nein, aber eine Verwandtschaft gibt es da trotzdem. Du verstehst. Kann das auch künstlerisch schön werden? „Warum nicht? Kann nicht alles in Schönheit übergehen? Und selbst wenn Kannibalen den Tanz um ihr Opfer tanzen, können die Linien nicht ‚schön' sein?" Mein Freund wünscht mir Glück zu den Kannibalen und verlässt mich, um in seine Volksversammlung zu fahren. Das neue Theater steht plötzlich vor mir, inmitten einer dunklen Masse von Menschen und Wagen. Die Gänge sind grell beleuchtet, dass es nur so knallt von weißen Wänden und buntem Aufputz. Ich trete ein. Verstärkt strahlt das Licht von tausend Gesichtern wieder, die voller Erwartung sich bereithalten. Lauter neugierige Eröffnungsgesichter. Ein neues Publicum. Ein tendenziöses Publicum? Es scheint nicht so. Dort geht ein Einzelner, Abgesonderter durch das Parket und wird nicht behelligt. Er setzt sich erleichtert nieder — man hat ihn wohl nicht erkannt! Unterdessen aber schart sich Gruppe um Gruppe. Man kennt einander, man begrüßt einander. Man liebt und lobt einander. Eine einzige gute Gesinnung verbindet tausend Fräcke und Toiletten. Der Bürgermeister hält sich bereits in seiner Loge versteckt. Er wird erspäht, man huldigt ihm mit Blicken. Eine Frau hinter mir sagt: „Grau is er wur'n. Na, er hat aber a Surgen." Der Contact ist nun vollkommen. Was hier sitzt und redet und sich zeigt, ist jetzt wirklich ein großes, einheitliches Gesinnungspublicum, das Theater verliert für einen Moment völlig sein eigentliches Gesicht. Man muss schon fürchten, dass eine Rede gehalten wird. Aber nein, der Vorhang geht in die Höhe, die Kunst kommt zu Wort, die Illusion. An die Währinger Linie von 1830, so heißt es im Zettel, versetzt uns das Festspiel, das den Abend einleitet. Ich bin voll fröhlicher Spannung: ein Stück Culturgeschichte vielleicht, durch eine Tendenz gesehen und dargestellt. Das ist doch etwas. Aber es kommt anders. Vor einem Chor von Wäscherinnen wird eine Hochzeit gefeiert. Herr Rakowitsch erscheint bei dieser Gelegenheit und verzehrt ein Backhuhn. Im Hintergrunde gehen zwei unkenntliche Männer vorüber, und vorne sagt ein Schauspieler zum andern: Das ist der Raimund, das ist der Grillparzer, und lobt sie. Endlich tritt

ein Harfenist auf, Herr Fröden. Er macht Witze. Man bleibt würdevoll ernst. Er macht noch Witze. Melancholie lagert sich auf das Haus. Seine Braut fragt ihn: „Auf was hinauf willst du heiraten?“ Kein Deutschnationaler stört die Vorstellung. Und so singt denn Herr Fröden noch eine Strophe von einem Prinzen, der kommen und das Dornröschen Wien wachküssen wird. Man applaudiert. Die Frau hinter mir sagt zu ihrer Nachbarin: „Der Prinz is scho da.“ Sie denkt an den Bürgermeister Lueger. Gleich darauf aber berichtet ein Gendarm auf der Bühne, dass der Kaiser Franz Josef soeben geboren wurde, und die Volkshymne fällt ein. Das war das erste Bild ... Der Vorhang geht wieder auf, und vor einer Coulisse, die das neue Theater selber andeutet, steht eine Gruppe von Statisten und beschließt, hineinzugehen. Herr Fröden erscheint auch wieder, als alter Mann, und versichert, dass er mit seiner Strophe von damals Recht behalten habe. Die Frau hinter mir, die den Lueger meint, sagt: „Und ob!“ Das Festspiel ist zu Ende. Größere Pause. Es folgt: „Die Hermannsschlacht“ von Kleist. Aber die Schauspieler haben gut schreien. Man ist zu müde, um noch recht zu folgen; man wird vollends betäubt von dem bühnenunmöglichen Stück, von der hölzernen Darstellung, vom dämonischen Fräulein Barsescu, das hier als echtes Germanenweib Thusnelda auftaucht. Kein Mensch hört zu, der Bürgermeister verdeckt mit der Hand die Augen, die Frau hinter mir findet keine Worte mehr. Weltschmerz lagert sich auf das Haus, das nun von Scene zu Scene leerer wird. Ich gehe mit den Letzten. Ich constatiere: Kein Kunsteindruck bis elf Uhr nachts. Selbstverständlich thue ich das ohne „Tendenz“.

A. G.

*

Zu Gunsten des Brahms-Denkmalfonds veranstaltete die Gesellschaft der Musikfreunde ein außerordentliches Concert, in dem zwei der schönsten Compositionen des Meisters, das Schicksalslied und das B-dur-Concert, zur Aufführung gelangten. Den Schluss bildete sein Triumphlied. Nächst dem Requiem ist das Schicksalslied wohl die vollendetste Chorcomposition, die der Meister geschaffen. Man kann sie in gewissem Sinne noch über das Requiem stellen, insofern sie einheitlicher und gleichmäßiger ist als das Requiem, in dessen großen Rahmen dem Componisten der Faden zwar nicht gerade ausgieng, aber doch stellenweise nicht so gleichwertig gerieth. Nie hat Brahms einen Text componiert, dessen Stimmungsinhalt so vollständig seinem innern Wesen entsprach, und darum ist ihm auch die musikalische Erfindung wie die Ausarbeitung nie leichter und ungezwungener geglückt, als gerade im Schicksalslied. Ganz im Gegensatz hierzu merkt man dem Triumphlied die schwere Arbeit und den grübelnden Vorsatz viel zu viel an, als dass man von der Composition so unmittelbar ergriffen sein könnte, wie es bei einem Triumphlied eigentlich der Fall sein sollte. Man braucht sein Halleluja nur mit dem Händels zu vergleichen, um zu sehen, wie ungleich kunstvoller, aber auch lebendiger und darum populärer der ältere Meister hier gewesen ist. Ein eigentliches Volkslied wird deshalb der Triumph, den Brahms gesungen, nie werden, während es das Händel'sche Halleluja — in England wenigstens — thatsächlich geworden ist. Zwischen den beiden Chor-Compositionen spielte Herr Bauer mit unerreichter Meisterschaft das schöne B-dur-Concert. Es war leider der einzige Glanzpunkt der Aufführung. Der Singverein sang langweiliger, kraftloser und einförmiger als je, und er ist bekanntlich auch in seinen besten Tagen nicht zu feurig gewesen. Zur Aufbesserung des Stimmmaterials ist in diesem Jahre abermals nichts geschehen, und während man vor zwei Jahren von der gegenwärtigen Leitung zur Entschuldigung noch sagen konnte, dass sie den damaligen Bestand des Chors übernommen habe, ohne an seiner Minderwertigkeit schuld zu sein, kann man ihr heute schon den Vorwurf machen, dass sie sich durch ihren Mangel an reformatorischer Thatkraft heute schon an dem Niedergang des Singvereins zum Mitschuldigen gemacht hat. Möge das Standbild, das wir einmal Brahms setzen, recht glänzend werden, das musikalische Denkmal, das ihm jüngst die Gesellschaft der Musikfreunde gesetzt hat, ist recht kläglich ausgefallen.

*

Herr Edouard Risler hat sich nun auch dem Wiener Publicum als der eminente Claviervirtuose vorgestellt, als welchen ihn die musikalische Welt längst kennt. Wir verehren in ihm nicht nur einen glänzenden Beethoven-Spieler, sondern auch einen ebenso freisinnigen als brillanten Interpreten Chopins und Liszts. Die Art, wie er in der Cis-moll-Sonate die Mondscheinstimmung die ersten zwei Sätze hindurch festhielt, um dann erst in den Sturm des Presto überzugehen, wird allen unvergesslich bleiben, die in dem populären Werke gewohnt waren, schon mit einem zu übermüthigen Allegretto gewaltsam aus aller Romantik herausgerissen zu werden. Bekanntlich hat sich Herr Risler auch bei dem Einstudieren der „Meistersinger“ in Paris als Chordirigent ungewöhnliche Verdienste erworben und dabei eine Größe der künstlerischen Auffassung bewiesen, die ihm bei so manchen Details des Vortrags zugute kommt. Dadurch treten seine Leistungen aus dem Durchschnitt der Claviervorträge vortheilhaft heraus; wir hoffen den interessanten Künstler fortan öfter bei uns begrüßen zu können.

R. W.

Bücher.

J. J. Bachofen: Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über Gynäkokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Zweite unveränderte Auflage. Basel, Schwabe 1897.

„Mit diesem Werke“, sagt Köhler in seinem Nachrufe an J. J. Bachofen, „hat die rechtsvergleichende Wissenschaft ihre Geburtsstunde gefeiert.“ (Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, 1887.) Es war ein stiller Geburtstag. Etwa zwanzig Jahre lang blieb das „Mutterrecht“ nur dem allerengsten Forscherkreise bekannt, bis Friedr. Engels seine grundlegende Bedeutung für die Erkenntnis unserer Gesellschaftsentwickelung förmlich entdeckte. Dass es ein Zeitalter gegeben, in welchem die Bande der Verwandtschaft nicht durch Abstammung von einem gemeinsamen Stammvater, sondern aus einem Mutterschoße begründet wurden; dass diese Aera des Mutterrechts sich auf dem Gebiete der religiösen, der rechtlichen wie der wirtschaftlichen Cultur geltend gemacht habe, dies bewies Bachofen mit einer grandiosen Fülle von Zeugnissen, und seinem Zeitgedanken gemäß gab er neue und überraschende Deutungen des Mythos und der Symbolik der Antike. Von Lykien und Kreta führen uns die Spuren der Gynäkokratie bis nach Indien im Osten, bis zu den epizephyrischen Völkern und Cantabrern im Westen; überall hat sich aus dem primitiven Hetärismus das Matriarchat, das Reich der Frau entwickelt. „Dem Missbrauche des Mannes schutzlos hingegeben und, wie es eine von Strabo erhaltene arabische Tradition bezeichnet, durch dessen Lust zu Tode ermüdet, empfindet sie zuerst und am tiefsten die Sehnsucht nach geregelten Zuständen und einer reinen Gesittung.“ Aber das Zeitalter des Mutterrechts wird von Bachofen nicht glorificiert, sondern als natürliche Uebergangszeit zum Vaterrecht betrachtet. „Der Fortschritt von der mütterlichen zu der väterlichen Auffassung des Menschen bildet den wichtigsten Wendepunkt in der Geschichte des Geschlechtsverhältnisses.“ In der Oresteia ist der grandiose Conflict zwischen Vater- und Mutterrecht wunderbar zum Ausdruck gelangt. Die „Mutterrechtsforschung“ hat seit Bachofen durch Dargun, Wilken, Cunow, Giraud-Teulon, Glennie u. a. bedeutende Fortschritte aufzuweisen. Dennoch ist Bachofens Werk nicht veraltet; mag sich der kritische Leser auch von dem dichterischen Schwunge des genialen Mythologen nicht hinreißen lassen, so wird er den Spürsinn bewundern müssen, mit welchem Bachofen aus dem Trümmerfelde der antiken Cultur und Religionsgeschichte das neue Bild der mutterrechtlichen Cultur zusammensetzt. Der Neudruck, den Bachofens Witwe in pietätvollster Weise vom Mutterrecht veranstaltet, wird darum nicht mehr in den engsten Adeptenkreisen der Soziologie allein Leser finden. Wer die Frauenfrage gründlich studiert, muss Bachofens „Mutterrecht“ gelesen haben.

B.

James Sully: Handbuch der Psychologie für Lehrer, aus dem Englischen übertragen von Dr. J. Stimpfl. Leipzig. Verlag von Ernst Wunderlich. 1898.

„Die Erziehung geht mittels Anwendung von Reizen auf einen lebenden Organismus und Erregung geeigneter Reactionen zu Werke. Dieser neue Begriff der Erziehung macht ihren innigen Zusammenhang mit der Psychologie noch klarer. Wir können auf den geistigen Organismus eines Kindes nur erfolgreich und vortheilhaft einwirken, wenn wir die ihm eigenen Reactionsweisen und die Beziehung zwischen gewissen Arten des Reizes und bestimmten Arten der Reaction verstehen.“ Das vorliegende Buch, dem diese Worte entnommen sind, ist eine vorzügliche Darstellung der Psychologie aus pädagogischen Gesichtspunkten, deren besonderer Wert auf der gleichmäßigen Heranziehung der einschlägigen englisch-amerikanischen, französischen und deutschen Literatur beruht. Unseren Lehrern, die allzu einseitig herbartische Weisheit gelehrt worden sind, wird es nützliche Bekanntschaft mit der hochentwickelten Kinderpsychologie der Engländer und Amerikaner vermitteln. Die „Untersuchungen über die Kindheit“ des gleichen Verfassers, deren deutsche Uebersetzung im Vorjahre erschienen ist, bilden eine reiche Beispielsammlung zu den im Handbuch entwickelten Theorien.

F.

J. R. zur Megede: Von zarter Hand. Roman in zwei Bänden. Im Verlage der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

Ein Tagebuchroman, voll Geist und Kunst, spannend trotz seiner Fülle von schilderndem Beiwerk und interessant gerade durch dieses. Ein Stück Welt und Zeit, gesehen durch das Monocle eines jungen preußischen Grafen und Diplomaten, unterströmt von einer heimlichen Handlung, in der sich die Schicksale von ein paar vortrefflich gezeichneten Menschen folgerichtig und klar entwickeln. Der deutsche Roman ist um eine interessante Persönlichkeit reicher, seitdem er J. R. zur Megede zu seinen Schaffenden zählt, und dieses Buch ist das beste, das dieser Autor bisher geschaffen hat. Er ist eine Art Specialist. Seine Welt ist die preußische Aristokratie, die einen Knacks weg hat. Nichts vermag er besser zu schildern, als Leute, wie diesen Grafen Carrén, den tadellos eleganten Cavalier und Lebenskünstler, dessen Knacks darin besteht, dass er zu geistreich ist, um ganz bei der Stange des preußischen Grafen zu bleiben. Mit ihm hat er eine Figur von wirklichem Werte geschaffen. Auch die übrigen Gestalten des Buches zeigen eine feste Contur und sind so klar umrissen, dass man sie sieht und nicht bloß ahnt. Die Kunst der Handlungsführung ist delicat und auf der Höhe moderner Ansprüche. Zu tadeln ist nur ein gewisses Zuviel an Einzelnheiten und manchmal ein allzu lebhaftes Ueberströmen des Geistes des Tagebuchschreibers (oder Autors) auf einzelne Personen. Aber das läßt sich wohl ertragen, denn diese Einzelnheiten sind an sich sehr gut und der Geist ist wirklich Geist. Konnte man früher zweifelhaft sein, ob sich J. R. zur Megede zu einem belletristischen Krippenknecht für die Vielzuvielen oder zu einem Künstler entwickeln werde, der Höheres befriedigen will, als den Lesehunger des deutschen Durchschnittspublicums, so darf man ihn heute rückhaltslos als Künstler ansprechen. Er ist keiner von den großen Bildnern, aber er ist einer von den gerade in Deutschland seltenen Autoren, die die feine Kunst des Ciselierens haben. Im ganzen eine wirklich vornehme und im besten Sinne interessante Erscheinung und doppelt willkommen darum, weil sie sich nicht auf dem allzueifrig durchpflügten Felde des Literaten- und Künstlerlebens bewegt, sondern in der „großen Welt“. Und dass eine solche Künstlererscheinung im Umkreise von „Ueber Land und Meer“ auftaucht, aus einem Boden, den man bisher kaum als Nährerde für künstlerisches Schriftthum ansehen durfte, das ist ein ganz besonders erfreulicher Umstand. Wer verwegen ist, dem mögen sich daraus Perspectiven enthüllen, an die früher nicht einmal zu denken war. Ist diese Verwegenheit erlaubt? Oder flog da nur der eine weiße Rabe auf? Gleichviel, sein Flug ist schön und geht hoch, und wir wollen uns seiner freuen.

O. J. Bierbaum.

Francis Jammes: De l'Angélus de l'Aube à l'Angélus du Soir. Paris. Société du Mercure de France. 1898.

Den französischen Lyrikern der jüngsten Epoche scheint Walt Whitman näher zu stehen als Verlaine. Zumindest haben sich einige unter ihnen, so Paul Fort, Jammes und zum Theil auch Vielé-Griffin, von dem Lehrsatz: pas la couleur, rien que la nuance!, welcher viele andere einem peinlichen Wortgegaukel und erstarrenden Formalismus zutrieb, glücklich befreit. Die ursprüngliche Freude an der Natur, den frischen, ungebrochenen Empfindungen, der kräftigen Farbe und nicht der verschleierten, hat ihnen schöne, freie Rhythmen und einfache Worte eingegeben, die sie nimmer gefunden hätten unter dem Zwange der Formel, in der der große Meister seine eigene Individualität definierte, und die ihm viele so lange nachbeteten, bis die ihre verloren gieng. Ueber manchen Balladen des schönen Meeres-Cyclus Forts und einzelnen Liebesliedern Vielé-Griffins vergisst man förmlich, dass man Kunstlieder vor sich habe, so stark vermeint man aus ihnen den Gesang des Volkes herauszuhören. Nie werden sie die hohe, aber frostige ästhetische Wollust hervorrufen, die die formvollendeten Sonette Régniers, Samains und Merrills, die antik zugestutzten Poëme von Moréas und R. de la Tailhède dem Feinschmecker verschaffen. Dafür sind sie jenem zum Danke gedichtet, der in der Lyrik die warme und fruchtbare Welle sucht, die sonst nur die Elemente in uns zu wecken vermögen. Sie habe ich in einer Reihe von Versen des vorliegenden Buches gefunden. Die ungemein sympathische und freundlich berührende Note dieser Verse ergibt sich aus dem Dreiklang: Liebe, Leiden, Erbarmen, der auf jedem Blatt wiederkehrt. Alles, was sich zwischen dem ersten Frühlingsmorgengeläute und dem Abendläuten in seiner stillen, dankbaren, aber bedrückten Dichterseele und in der reichen Natur Südfrankreichs, die seine Heimat ist, ereignet, bietet Jammes Anlass zu Gedichten, und ist es nicht sehr schön und menschlich wahr, dass er die Grenzen des Lebens in diesen Tönen findet, die zum Aufwachen und zum Schlafengehen mahnen, immer aber zum Gebet? Was geschieht vom Abendgeläute bis zu den Morgenglocken? Er fragt nicht darnach, denn er ist religiös. Der Tag ist da, um in die Welt zu blicken, zu leiden und sich zu freuen und für alles Dank zu sagen. Jammes spricht dies auch in dem kleinen lyrischen Drama aus, das am Schluss des Bandes steht und die Geburt, den Tag und das Sterben des Dichters schildert. Hier findet er Gelegenheit, in reinen und naiven Sätzen sein Glaubensbekenntnis abzulegen, wonach er sich eins fühlt mit all den Menschen, Thieren, Dingen, den Sternen ringsum. Und was er sonst Mitleid, Kummer und Gottesfurcht nennen mag, sind somit nur verschiedene Benennungen für eine einzige Tugend, die von jeher das Grundmerkmal jeder echten Dichternatur gewesen ist, der Liebe. **A. H.**

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau“ enthält im Decemberheft eine Betrachtung von Hermann Grimm, die „Goethe aus nächster Nähe“ betitelt ist. Grimm knüpft an die soeben in zweiter Auflage erschienenen Gespräche und Unterhaltungen Goethes mit dem Kanzler von Müller an (herausgegeben von C. A. H. Burckhardt, Stuttgart 1898, bei Cotta). Mit diesem Buche stellt der Verfasser die Ausschnitte aus den Briefen des jüngeren Voß, die Dr. Gräfe zusammengestellt hat, und Eckermanns bekannte Gesprächsammlung als die drei wichtigsten persönlichen Documente über Goethe zusammen. Dass jeder von diesen drei Männern — so urtheilt Grimm zusammenfassend — Goethe anders auffasste, war nothwendig. Jeder entnimmt dem Umgange mit ihm, was er zumeist begreift, Goethe aber dem Umgange mit ihnen, was sie zumeist begreifen. Die souveräne Macht Goethes, Menschen sofort richtig zu empfinden, verfolgen wir von seinem ersten Eintritte in die Welt bis zum letzten Schritte. Ueber den Umgang Goethes speciell mit Müller, der des Dichters Nachfolger im Regierungsamte war, aber schreibt Grimm: Goethe war ein Gegenstand sich unterordnender Verehrung für Müller, zugleich aber doch ein Object kühler Beobachtung. Ein Beamter beobachtet immer im Gefühl von Ueberlegenheit. Goethe wurde von Müller behandelt und empfand sich als behandelt. Dies Verhältnis legte beiden keinen Zwang auf, nöthigte Goethe zugleich aber zu einer gewissen Rücksichtnahme. — In einem Aufsatze über die Dauer des Lebens, von Eduard Strasburger, dessen erster Theil im gleichen Hefte abgedruckt ist, findet man die Dauer des Lebens als ein Ergebnis der natürlichen Zuchtwahl erklärt. „Sie bildet, sowie andere Fähigkeiten und der besondere Körperbau, die erworbenen Merkmale der Species. Sie ist daher auch verschieden von Art zu Art. Wo aus den Eigenschaften einer Art die Langlebigkeit der Individuen sich als vortheilhaft (für die Art) ergab, wurde sie gezüchtet, wo Kurzlebigkeit Gewinn brachte, bildete sie sich im Laufe der Zeiten aus.“

„Revue des Deux-Mondes“ (15. November). Pierre Leroy-Beaulieu befasst sich mit der chinesischen Frage. Er kennt China aus eigener Anschauung und hat mit der Gelehrtenwelt von Peking verkehrt; er sagt, obwohl China sich nicht mehr gegen den Import der westlichen Cultur zu verschließen vermag, ist es doch außer Stande, Nutzen daraus zu ziehen oder sich dieselbe anzueignen. Seine „Intelligenz“ will nichts lernen und nichts vergessen und stellt sich allem Fremden feindselig entgegen. Auf eine Besserung von Innen heraus ist auch nicht viel zu hoffen, wie die Palastrevolution im letzten September deutlich bewiesen. Und ob es dem Einfluss des Auslandes möglich sein wird, Reformen zu erzwingen, ohne dass das himmlische Reich darüber in die Brüche geht, muss die Zukunft zeigen. — An einem Aufsatz über Klondyke stellt A. de Foville die Berechnung auf, dass alles Gold, das sämmtliche Minen der Erde im Laufe der Jahrhunderte bis heute ergeben, zusammengenommen nicht mehr ausmachen würde, als etwa einen Würfel von zehn Cubikmetern. Es gibt mehr als einen geschlossenen Raum, der diesen Cubus leicht umschließen könnte, und es ist ein merkwürdiger Contrast, wenn man dies unglaublich geringe Ausmaß mit dem unberechenbaren Einfluss zusammenhält, den seine einzelnen Bestandtheile auf die Geschicke einzelner, wie auf die ganzer Völker ausgeübt.

„Correspondant“ enthält in seinen Novemberheften einen sehr interessanten Artikel von Thureau Dangin über die Wiedergeburt des Katholicismus in England im XIX. Jahrhundert. Die Frage wurde vor einigen Jahren wieder sehr actuell durch eine Rede, die Lord Halifax im Februar 1895 in einer Versammlung der „Churchmen“ hielt, sowie durch den berühmten Brief „Ad Anglos“, den Leo XIII. im April 1895 an die Engländer richtete. Der Verfasser greift jedoch auf die ersten Anfänge der Bewegung zu Beginn unseres Jarhunderts zurück und schildert vor allem die Zeit, die der sogenannten „Oxforder Bewegung“ vorangieng, sowie die Einflüsse, die den Umschwung der Gesinnung bei Newman und seinen Genossen Troude und Pusey hervorriefen. Weitere Artikel über diesen Gegenstand stehen bevor; aus den bisherigen seien noch einige statistische Daten hervorgehoben: Von 160.000 im Jahre 1814 hat sich die Zahl der Katholiken in England heute auf 1¼ Millionen vermehrt. Während es zu Anfang unseres Jahrhunderts keine katholischen Bischöfe in England gab, sondern nur Vicare, die gleichsam die Rolle von Missionären spielten und fast verborgen lebten, hat England heute seine regelrechte Hierarchie mit 17 Bischöfen und 3000 Priestern. Die Zahl der Convertiten beträgt nach Angabe des Cardinals Graughan gegen 600 im Monat; überdies aber macht sich im Schoß der anglicanischen Kirche selbst eine starke katholische Strömung fühlbar.

Im amerikanischen **„Engineering Magazine“** zieht der englische Viceadmiral P. H. Colomb eine Parallele zwischen der englischen Kriegsflotte und den vereinigten Flotten von Frankreich und Russland. Er verweist darauf, dass nicht die Anzahl der Schiffe, sondern ihre Geschützkraft, ihr Tonnengewicht, ihre Geschwindigkeit und Ausdauer ausschlaggebend für die Bedeutung einer Marine sei. An Panzerschiffen hat England 181 (gegen 110 franco-russische) aufzuweisen, was mit Beziehung auf die Summe beider der Höhe von 64 Percent entspricht. Frankreich und Russland besitzen zusammen 359 Torpedoboote gegen 183 englische. Dagegen besitzt England 2229 schwere Geschütze, Frankreich und Russland nur 1264, was, da auch ihr Kaliber ein geringeres ist, 74 Percent für England ergibt. Endlich zählt England 52 (gegen 39 franco-russische) Kriegsschiffe, und 113 bewaffnete Kreuzer (gegen 52). Die Chancen eines möglichen Seekrieges besprechend, meint der Admiral, dass England in einem solchen Falle vor allem trachten müsste, den Kampf in den feindlichen Gewässern zu führen. Die russische Flotte müsste im Baltischen und Schwarzen Meer blokiert werden; neuestens eventuell auch noch in Vladivostok und Port Arthur. Die französischen Schiffe müssten in ihren jeweiligen Häfen am atlantischen Ocean, und ebenso in Saigon und Diego Suarez eingeschlossen werden. Für die Action gegen Frankreich würden den englischen Schiffen im Norden die Häfen am Canal la Manche, im Süden Gibraltar als Ankerplatz dienen. Die russische Flotte wäre von den Dardanellen aus zu bekriegen. Der Admiral fordert England wohl auf, sein Augenmerk auf die Torpedoboote zu richten und darin mit Russland und Frankreich Schritt zu halten, meint aber im übrigen, die britische Flotte sei so zweifellos überlegen, dass Russland und Frankreich sich hüten würden, sich mit England in einen Seekrieg einzulassen.

„National Review“ (November) enthält einen Artikel von W. R. Lawson über die finanzielle Lage Frankreichs. Von der ungenügenden Zunahme der französischen Bevölkerung ausgehend, zeigt er, dass Frankreichs Einnahmen beständig zurückgehen, während seine Schulden sich vermehren. Früher im Rang das erste Land nach England, ist es heute längst von Deutschland überholt und dürfte sogar von Russland bald erreicht werden. Freilich folge seit 25 Jahren ein materieller Schlag dem andern. Der Krieg mit Deutschland und die Commune haben Frankreich 1000 Millionen Pfund gekostet, der Krach von 1883, die Phylloxera und die Panamacanalverluste zusammen etwa ebensoviel. Die Staatsschulden verschlingen über 36 Procent der Gesammteinnahmen, und Frankreich hat 1250 Millionen Francs jährlich an Interessen für verlorenes Capital zu zahlen, während es für seine Landesvertheidigung bloß 920 Millionen Francs im Jahr ausgeben kann. Indes England für seine landwirtschaftlichen und industriellen Producte jährlich 820 Millionen Pfund und Deutschland 580 Millionen Pfund einnimmt, hat Frankreich bloß eine Einnahme von 450 Millionen Pfund aufzuweisen. Der Verfasser schätzt Frankreichs jährliches Gesammteinkommen auf 880 Millionen Pfund, wovon nahezu 20 Procent dem Staate zufallen, der seinerseits nur 27 Procent seiner Einnahmen für das Heer verwendet, während Deutschland 36 und England 38 Procent seiner Revenuen den gleichen Zwecken zuwendet. Sollte Frankreich einen Krieg führen müssen, so könnte es sich die nöthigen Summen, ebenso wie 1870, nur durch ein großes Anlehen beschaffen; nur dass es damals bloß 12½ Milliarden Francs schuldete, während es heute mit 26 Milliarden Francs belastet ist. Darum hat Frankreich allen Grund, einem Krieg aus dem Wege zu gehen.

„Gentleman“ (November). Ein Artikel von Ed Lunn über die Entwickelung des russischen Reiches. Der Verfasser schildert Russland als ungemein fortschrittlich. Zahllose Spinnereien und Webereien sind in den letzten Jahren an allen Ecken und Enden des Landes entstanden. Früher wurden sie von englischen Maschinen getrieben, von englischen Ingenieuren geleitet; später traten deutsche Maschinen unter amerikanischem Personal an ihre Stelle. Gegenwärtig hat Russland seine eigenen technischen Schulen und Hochschulen zur Ausbildung von russischen Ingenieuren und Arbeitern, welche die Ausländer zu ersetzen anfangen. Das Reisen ist in Russland bequemer und billiger, als in den meisten europäischen Ländern und selbst in den kleinen Städten findet man überall gute Hotels. Was aber am meisten zur Annehmlichkeit der Reisenden beiträgt, das sind die ausgebreiteten Sprachkenntnisse der Russen. Französisch können nahezu alle, und in den höheren Classen wird ein vortreffliches Englisch gesprochen. Der Verfasser schließt seinen Aufsatz mit der Aufforderung, Russland als Rivalen nicht länger zu unterschätzen und ein wachsames Auge auf sein Vorrücken in Asien zu haben, und räth England für alle Fälle, baldigst eine Bahn anzulegen, die vom mittelländischen Meer durch das Euphratthal nach Indien führt.

Google

Verbrecher.

Novelle von Karl Federn.

(Fortsetzung.)

Drei Tage später war Nesti zum erstenmal bei ihm in seiner Wohnung. Die folgende Zeit vergieng mit Berathungen, Versuchen und Kämpfen. Abermals verlangte sie von ihrem Manne die Trennung. Aber mit den alten Gründen und aus irgend einem unbestimmten boshaften Verdacht verweigerte er es immer wieder, und ohne seine Einwilligung war nichts zu machen.

Oft dachte Guido daran, hinzugehen und Victor ins Ohr zu rufen: „Deine Frau ist meine Geliebte! die du seit Jahren nicht berühren darfst, ist mein Weib! schäme dich doch und gib sie frei!" Vom ersten Augenblick hatten beide, er und sie, das Bedürfnis gehabt, so zu thun, aber sie wussten, dass Victor nicht der Mensch war, gegen den man mit offenem Visier kämpfen durfte. Er, dessen Eitelkeit das Verletzbarste an ihm war, hätte das Wissen nur ausgenützt und hätte ein Mittel in Händen gehalten, die Ehe zwischen ihr und Guido für immer unmöglich zu machen, das er sicher benützt hätte.

Manchmal kam ihm die zornige Lust, ihn zu beschimpfen, zu beleidigen, zu schlagen und ihn dann im Duell zu erschießen: er war gewiss, dass er ihn tödten würde. Aber Victor, der Guidos überlegene Kraft kannte und später, als er seinen Verdacht gar nicht mehr verhehlte, noch vor ihm zitterte, hätte sich nie mit ihm geschlagen.

Er wusste keinen andern Weg: sie sollte mit ihm fliehen. Sie sagte ihm: „An dem Tag, wo du es verlangst, komm' ich zu dir und geh' mit dir, wohin du willst; mache mit mir, was du willst!" Aber er kannte sie zu gut und wusste, dass sie ebenso frei in ihrem Urtheil und in ihrem Thun, als abhängig in ihrem Empfinden war, er fühlte, dass dies sensitive Geschöpf es nicht tragen würde, dass sie in seinen Armen versiechen müsste, getroffen und zu empfindlich verletzt von den Augen der Welt, dass der Schmerz der Eltern, die Trennung von ihrem Kind, das sie plötzlich wieder heftig zu lieben anfieng, kein wirkliches Glück hätte werden lassen. Was zu tragen und zu leiden war, das musste er auf sich nehmen, nicht ihr aufbürden.

Im Laufe dieses Winters starb Nestis Vater.

Als sie an einem trübseligen nasskalten Decembertag hinter dem Sarge durch die traurigen nackten Gräber und feuchten kalten Denksteine schritt, die einzige Frau, die dem Todten das Geleite gab — denn nach jüdischem Brauch sollen die Weiber nicht auf den Friedhof folgen — dachte sie, wie fern sie dem Todten immer gestanden und wie wehmüthig theuer und wie seltsam verschollen zugleich und längst gestorben er ihr heute schien. Sie sah auf Victor, der neben ihr hergieng, und es fiel ihr ein, wie das Geld, das ihr jetzt zufiel, eine neue Fessel für sie werden musste. Sie dachte, dass sie selbst in ihrem siebenundzwanzigsten Jahre war, und sah nur Nebel und Kummer vor sich, und fragte sich, wie lange das noch fortgehen sollte, und eine grenzenlose Müdigkeit kam über sie.

Als sie mit Victor und ihrem Schwager in den Wagen stieg, zog sie den Mantel zu und lehnte sich frierend in die Ecke. Niemand sprach. Sie dachte an den Todten und sagte sich: „Wie schwer und sonderbar ist ihm und seinem Weibe und all seinen Kindern das Leben geworden, ihm und ihnen allen hat ihr Ringen und Erwerben nichts anderes als Sorgen ohne Ende gebracht! Wer hat etwas vom Leben?" — und sie sah ihren Vater und sich selbst vor Jahren, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen, und wunderbar schien es ihr, dass jetzt eine schwarzgekleidete Frau da fuhr, die dieselbe sein sollte, wie jenes kleine Mädchen, und in der die bittersten und peinlichsten Kämpfe tobten, die die Seele einer Frau verheeren können. Und sie dachte: „Wie sonderbar, wenn der arme Papa in meiner Seele jetzt lesen könnte?" Die Wagen fuhren schnell und rasselnd den Rennweg hinunter — jetzt konnte sie über den kalten winterlichen Platz hinüber Guidos Fenster sehen. Und wie eine Flut von Wärme und Leben floss es durch ihre Adern, und ihre Wange färbte ein leichtes Roth.

In diesem Augenblick sagte ihr Schwager, der nicht sehr ergriffen war, und dem das Schweigen zu dreien schon zu peinlich geworden: „Du bist schön wie das Leben, Nesti!" Sie zuckte die Achseln, aber sie dachte bei dem taktlosen Compliment: „Schönheit und Leben kommen über mich, wenn ich an ihn denke, wenn er in der Nähe ist."

Und das Leben gieng rasch über den Tod hinweg.

Der Winter vergieng, unentschieden und qualvoll, unterbrochen von Augenblicken wild geraubter Wonnen und fieberhafter Glut. Und so fest sie dieses geheime Verhältnis zusammenschloss, ebenso tief fühlten sie beide, wie sehr das Geheimnis und die Lüge, zu der sie verdammt waren, es gefährdete. Die ganze Hoheit und Reinheit ihres Wesens war nöthig, um ihre Liebe so zu erhalten, wie sie war — und doch zitterten beide für sie.

Verhältnismäßig selten kam Guido in Vogelmanns Wohnung hinauf; es war ihm zu widerwärtig. Dagegen kam Nesti, die seit langem gewohnt war, über ihr Thun ihrem Mann keine Rechenschaft zu geben, fast täglich zu ihm. Aber in letzter Zeit begann Victor misstrauisch zu werden, er begann sie zu fragen und es sonderbar zu finden, wenn sie nicht antworten wollte — er kam zuletzt auf Widersprüche, wenn er sie zum Sprechen gequält hatte, er machte peinliche Andeutungen und sie wagte immer seltener und kürzer zu Guido zu kommen.

Der Zustand war für beide nicht mehr zu ertragen. „Dieser Schädling," dachte Guido. „Wem wem würde irgend ein Nachtheil geschehen, wenn er stürbe? wenn er von der Erde verschwinden möchte? Wo ist die Stelle, wo dieser Mensch etwas Gutes gestiftet hat?"

„Mit was für einer Frau bin ich verheiratet," sagte Victor zu sich, „einer Frau, die mich nicht versteht, nicht liebt, nicht anerkennt, die sich gegen mich nie wie ein Weib betragen hat, die ihrem Kind keine Mutter ist, die mich nie unterstützen will, mir nie eine Gehilfin gewesen ist, die durch ihre Lieblosigkeit und die Enttäuschung, die sie mir bereitet, schuld trägt, dass aus meinen großen Anlagen nichts geworden ist, die schuld trägt, wenn ich mich erniedrige, die mich heute vielleicht betrügt und mich ansieht wie ein Richter, wenn ich irgend einen Vorwurf wage." Und auch er war verbittert und zweifelte nicht, dass er im Rechte war.

Damals geschah es, dass eine Freundin Nestis sich von ihrem Manne schied. Das Gespräch kam auf diesen Fall, den alle drei athemlos verfolgten, an einem Abend, an dem Guido bei ihnen war. „Ich kann nicht verstehen, wie ein Mann seine Familie so zerstören lassen kann," sagte Victor.

„Ich kann mir nichts Ehrloseres und Feigeres denken," sagte Guido, dessen ungestüme Heftigkeit ihn für akademische Gespräche wenig geeignet machte, „als wenn ein Mann eine Frau zwingt, die seine zu bleiben, wenn sie ihn nicht liebt und von ihm fort will. Das ist brutal, greulich, unfassbar." Nestis Blut stockte. Sie ließ die Hände sinken und sah von ihrer Arbeit auf. In dem Blick, mit dem sie Guido ansah, lag Dankbarkeit und Furcht und Hingebung vereint. Victor wurde blass und stand auf. „Sie wählen Ihre Worte etwas ungestüm, Herr Collega!" sagte er. „Ueber diese Dinge lässt sich streiten." Und er sprach ausführlich über die Heiligkeit und Wichtigkeit des Familienlebens. Er gieng dabei auf und ab und rauchte; als er geendigt hatte und niemand erwiderte, setzte er sich in die Ecke des Sofas, schlug die Beine übereinander und ergriff irgend ein Album, in dem er gereizt und verächtlich blätterte. Neben dem Sofa stand ein niederer Schrank und auf ihm stand ein eigenthümliches etwa anderthalb Schuh hohes Pferd aus grauem, schwerem Gusseisen — das Stück war seit alter Zeit in der Familie, es rührte wohl vom Anfang des Jahrhunderts her, es war nicht schlecht gearbeitet: ein hässliches Thier mit gesenktem großem Kopf, für das Kind ein bösartiger Götze. Zu seinen Füßen lag ein Leichnam, an dem es schnobberte. Victor ließ seine Cigarre fallen und bückte sich, um sie aufzuheben. Dabei stieß er heftig an den Schrank, der nicht sehr fest stand — das Pferd wankte und wäre beinahe herabgestürzt. Noch eine Zeitlang gab es schwingend einen dumpfen metallischen Ton. „Das sollte man doch sicherer stellen," sagte Victor, „da hätte ich mich schön auszahlen können, wenn mir das auf den Kopf gefallen wäre, ich hätte wohl gleich auch liegen bleiben können."

Ein und derselbe schreckliche Gedanke fuhr durch das Hirn Guidos und des Weibes — und beide wussten es.

In den folgenden Tagen war Nesti krank. Guido kam am zweiten gegen Abend herauf, und sie stand auf, warf einen Schlafrock um und schleppte sich müde ins Speisezimmer. Sie stand an den Ofen gelehnt, die vom Ellbogen bloßen Arme und Hände über dem Leibe verschränkt. Sie starrte zum Tisch, wo Victor und Guido saßen, und ihre Augen flogen von einem zum andern, ihr war fieberisch zum Umsinken, sie hatte ein Gefühl, als müsste sie sich auf die Erde legen und als müssten beide über sie wegtreten. Sie hob die Hände vors Gesicht und brach in einen jener erschütternden Weinanfälle aus, die sie so selten und dann so entsetzlich befielen. Victor fragte sie immer wieder, was ihr sei, und rieth ihr zu Bett zu gehen und schalt über die Nervosität der Frauen. Guido begriff nie, dass er damals hatte an sich halten können; sie in seine Arme nehmen und küssen und trösten und forttragen, schien so natürlich und nothwendig, dass es unbegreiflich war, dass er es nicht that.

Ueber all dies war es wieder Frühjahr und Sommer geworden. Nestis Mutter drang darauf, dass sie und das Kind aufs Land geschickt wurden. Victor wünschte es selbst, und so war der Abend gekommen, an dem sie Abschied genommen, und Guido ihr zu folgen versprochen hatte.

V.

Alle acht Tage kam Victor aufs Land und brachte den Sonntag bei seiner Familie zu. Als er das zweitemal hinausfuhr, sah er in der Station vor Rieding Guido Burk in der Nähe des Bahnhofs gehen. Was an bösem Argwohn und quälerischem Aerger in ihm schlummerte, wachte auf und gewann Macht.

Am Abend sagte er zu seiner Frau: „Der Doctor Burk scheint in Puchdorf zu wohnen, ich hab' ihn dort gesehen."

Nesti erschrak wohl, aber es hätte ja keinesfalls verborgen bleiben können und sollen; sie sagte: „Ja, ich weiß es, ich habe ihn auch getroffen."

„So?“ sagte Victor „war er auch hier?“

„Nein, aber er wird wohl kommen.“ Beide sprachen so ruhig und harmlos, als redeten sie von dem Gleichgiltigsten der Welt. „Warum?“ setzte sie hinzu, und ärgerte sich sogleich, dass sie es gethan.

„Oh, nun,“ sagte er, Bart und Schnurrbart streichend, „der Verkehr ist mir nicht gerade sehr angenehm.“

Sie wollte sagen: „Er kommt ja zu mir,“ sagte aber nur wieder mechanisch: „Warum?“

„Er ist mir unsympathisch,“ sagte Victor, „und es spricht manches gegen ihn. Du weißt vermuthlich nicht, dass er disciplinarisch aus dem Richterstande entlassen worden ist?“

Sie kannte diese Episode und hielt es nicht der Mühe wert, mit Victor darüber zu streiten. Es belustigte sie, wenn sie an den einstigen Radicalismus Victors dachte, wie zahm und ehrsam und polizeifromm er in all seinen Ansichten geworden war. Er hätte übrigens unter anderen Umständen ebensogut radical bleiben können. Es wäre ganz dasselbe gewesen, ein Kleid von Phrasen und Worten.

„Mir kann das nicht so gleichgiltig sein,“ sagte er, „und überhaupt missfällt mir seine ganze Art. Er ist ein überspannter Sonderling und seine Ansichten haben etwas Ungesundes.“

Jetzt lachte Nesti hell auf, und je erstaunter und erbitterter er sie ansah, desto heftiger musste sie lachen, dass sie den Kopf auf den Arm legte. Das kam öfter vor und brachte ihn in Wuth.

Er wollte Ruhe haben. Er begann, seine Frau wieder heftig zu begehren, und damit wuchs sein Hass, seine Eifersucht und sein Argwohn. Dazu kam, während all sein Lauern ihm keine Gewissheit, sondern nur immer peinigenderen Verdacht brachte, eine Todesangst, andere könnten schon mehr wissen oder auch nur argwöhnen, und er, Victor Vogelmann — er sprach wiederholt und gern vor sich seinen Namen aus — bereits die lächerliche Rolle eines Betrogenen spielen. Im Herzen glaubte er nicht, dass er es war. Er hielt Nesti für eiskalt und auch für zu ehrlich. Aber er zweifelte nicht, dass Guido großen Eindruck auf sie machte und selbst jedenfalls ihr Liebhaber zu werden trachtete. Dem wollte er nun vorbeugen und dem, was ihn quälte, ein Ende machen.

Er fürchtete sich vor Guido. Er gestand es sich freilich nicht ein, aber, die Furcht, ihn zu beleidigen, ihm das Haus zu verbieten, überhaupt ihm irgend einen Anlass zum Streit zu geben, brachte ihn auf die ingeniöse Idee, die er ausführte. Er schrieb an Guido folgenden Brief:

„Sehr verehrter Herr Doctor! Bei der alten Freundschaft, die Sie mit mir verbindet, erlaube ich mir, eine Bitte an Sie zu richten, die vielleicht sonderbar erscheinen wird. Sie wissen, dass meine Frau seit längerer Zeit nervenleidend ist und deshalb verschiedene Curorte aufsuchen musste, und ich sie auch heuer deswegen mit großen Opfern an Kosten und Bequemlichkeit so zeitlich aufs Land ziehen ließ.

Ich erkenne wohl, dass der Verkehr mit Ihnen, sehr geehrter Herr Collega, für meine Frau, deren Seelenzustand ein eigenthümlicher unruhiger und sprunghafter ist, so dass sie alle möglichen, jeden Augenblick wechselnden Interessen empfindet, viel Anregung brachte, und ich bin Ihnen dafür sehr dankbar.

Andererseits aber kann ich mir nicht verhehlen, dass meine Frau nach Ihren Besuchen und den Gesprächen mit Ihnen stets ungewöhnlich aufgeregt ist; und dass auch der Arzt, der auf meine Bitte vorgestern hinauskam, eine Verschlimmerung ihres Zustandes constatierte, die größte Ruhe empfahl und vor allem jede Lecture, jedes Gespräch, das ihren Geist und ihre Nerven aufregen könnte, untersagte. Der Arzt erklärte, dass aus solchen Nervenleiden, wenn nicht die größte Schonung stattfindet, die bedenklichsten Zustände, ja geistige Störungen sich entwickeln können.

Ich sehe mich daher gedrängt, an Sie und andere Freunde die mir selbst peinliche Bitte zu richten, Ihre Besuche in meinem Hause vorläufig einzustellen, um sie bei einer für uns alle heitereren Zeit wieder aufzunehmen.

Es wird dies, da der Sommer uns nun ohnedies trennt, sich ganz unauffällig bewerkstelligen lassen.

Ich habe schon schwere Sorgen durchgemacht, verehrter Herr Doctor, das können Sie mir glauben. Aber ich hoffe mit Gottes Hilfe, dass meine Frau noch herzustellen sein wird.

Es versteht sich von selbst, dass ich diesen Brief ohne Wissen meiner Frau an Sie richte, und Ihrer Discretion und Rücksicht brauche ich wohl nicht erst anzudeuten, dass Sie ihr von demselben keinerlei Mittheilung machen werden. Die Erfüllung meiner Bitte halte ich, da ich Sie als Ehrenmann und aufrichtigen Freund meiner armen Frau kenne, für selbstverständlich, ebenso selbstverständlich, dass Sie mir, dem diese ganz außerordentlich peinlich ist, dieselbe nicht übelnehmen.

Ich hoffe bald Gelegenheit zu haben, Sie persönlich zu treffen, und versichere Sie meiner außerordentlichen Hochschätzung.

Ihr ergebener

Dr. Victor Vogelmann.

P. S. Ich habe vor kurzem Ihren letzten Aufsatz in den Juristischen Blättern gelesen. G. B. sind doch Sie? Er ist ganz vorzüglich.“

Victor hatte thatsächlich den Arzt zu ähnlichen Aeußerungen veranlasst, indem er ihm den Zustand seiner Frau auf seine Weise geschildert hatte. Er sprach von ihrer Launenhaftigkeit, ihren krampfhaften Lach- und Weinanfällen, von der heftigen Liebe, mit der sie ihn geheiratet, die dann einer plötzlichen hysterischen Abneigung Platz gemacht, wie sie ihr Kind bald verzog, bald von sich stieß, bald sparte, bald verschwendete. Dem Professor waren solche Nervenfälle und Symptome bekannt genug, und da Nesti, die keinen fremden Arzt wünschte, ihm sehr unwirsch Auskunft gab, auf viele seiner Fragen die Antwort weigerte und zuletzt das Zimmer verließ, fand er alles klar und bestätigt.

Victor fühlte, dass er eine neue Waffe in der Hand hatte. „Meine Frau ist sehr krank,“ sagte er zu seinen Freunden und Bekannten und deutete an, wie bedenklich die Sache werden könne. Dazu hatte er noch andere Gründe. Er wusste, dass Nesti in letzter Zeit ein Testament gemacht und beim Onkel Heinrich hinterlegt hatte. Er wusste nicht, was darin bestimmt war, aber für alle Fälle sorgte er vor. Im Justizpalast, von den Collegen und in der Gesellschaft wurde er bedauert, dass er unter den Nerven einer überspannten Frau so leiden musste; man bewunderte die Discretion, mit der er es so lange getragen, und die Arbeitskraft, die er sich dabei erhalten hatte. Seine Broschüren und Aufsätze hatten ihm einen gewissen Namen gemacht, im Beruf galt er infolge seiner strengen Reden für einen Cato, und er war vor kurzem in den Disciplinarrath der Kammer gewählt worden.

Als Guido den Brief, den Victor an seine Wiener Adresse geschickt hatte, erhielt, gerieth er einen Augenblick außer Fassung; dann ergriff ihn ein dumpfer Zorn. Während er noch überlegte, was er thun sollte, kam Nesti zu ihm. Der Brief war mehrere Tage unterwegs gewesen, und unterdessen hatte sich Neues ereignet.

(Fortsetzung folgt.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die „Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Das Unternehmen für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer“
Wien, IX./1. Türkenstraße 17
liest alle hervorragenden Journale der Welt, welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über beliebige Themen.

Braut-Seide 65 kr.
bis fl. 14.65 per Meter — ab meinen eigenen Fabriken

sowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.).

Zu Roben und Blousen
ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!
Muster umgehend.
76.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVII. Band. Wien, den 24. December 1898. Nummer 221.

Das § 14-Parlament.

Das § 14-Parlament ist ein Ding ganz eigener Art. Um diese staatsrechtliche Missbildung zu verstehen, ist es nothwendig, sich zunächst einmal wieder den eigentlichen Zweck des normalen Parlaments in Erinnerung zu rufen. Weil die Parlamente — theoretisch wenigstens — die Volksvertretungen sind, ist man gewohnt, sie ausschließlich als dem Volk nützliche Einrichtungen zu betrachten. Das ist aber lange noch nicht alles. Die Regierenden hätten sie sicher nicht eingeführt, noch viel weniger hätten sie sich, im allgemeinen so rasch und so leicht, mit ihrem Bestehen befreundet, wenn die Parlamente nicht auch für sie von Nutzen wären. Wo ohne Parlament regiert wird, ist der Souverän der alleinige Träger, wenn auch nicht der rechtlichen, so doch der moralischen und politischen Verantwortung für alle Maßnahmen der Behörden. Es hat im Laufe der Geschichte Zeiten gegeben, wo diese Bürde ihrer autokratischen Würde den Herrschern zu schwer geworden ist. Deswegen haben sie die Parlamente einrichten lassen, einerseits um durch die Mitwirkung der Volksvertreter die Behörden von allzu argen Missgriffen, von allzu unerträglichen Härten gegenüber den Regierten zurückzuhalten, anderseits, um die Verantwortung für Missgriffe und Härten, die nun einmal beim Regieren unvermeidlich sein mögen, auf die Vertreter des Volkes selbst abzuladen. Was in einer gewitterreichen Gegend die Aufforstung eines abgeholzten Waldes und die Aufstellung von Blitzableitern, dies beides zugleich ist in dem revolutionsschwangeren absolutistischen Staat die Einrichtung von Parlamenten. So hat das Parlament einen gewissen zwieschlächtigen Charakter: es schützt das Volk gegen den Souverän, aber auch den Souverän gegen das Volk.

Wenn man dieses Verhältnis in einer neuestens in Oesterreich populär gewordenen Terminologie ausdrücken will, so kann man auch sagen, dass das Parlament sowohl „Staatsnothwendigkeiten" dient als auch „Volksnothwendigkeiten"; wo aber, wie bei uns, das Parlament durch den Nationalitätenstreit und die Corruption der parlamentarischen Majoritäten schwach ist, mehr den Staatsnothwendigkeiten, die immer durchdringen, als den Volksnothwendigkeiten, denen nur unter besonders günstigen Umständen Erfüllung beschieden ist, wenn die Majorität sie im Austausch für die Staatsnothwendigkeiten der Regierung abpresst. Unter dem Ministerium Thun aber hat sich, nach dem Satz von den Extremen, die sich so oft berühren, in dem dargestellten Normalverhältnis eine paradoxe Veränderung zu entwickeln begonnen. Die renitente Minorität macht dem Parlament die Bewilligung und auch Indossierung der Staatsnothwendigkeiten unmöglich. Statt diesen Widerstand so oder so aus dem Weg zu räumen, umgeht ihn Graf Thun, indem er die Staatsnothwendigkeiten, unter missbräuchlicher Anwendung des § 14 der Verfassung, in absolutistischer Weise durch kaiserliche Verordnungen decretiert. Da aber ein Parlament nun einmal in Mittel- und Westeuropa zu den unentbehrlichen Bestandtheilen eines geordneten Staatswesens gehört, lässt Graf Thun in den Zwischenpausen seiner § 14-Thätigkeit auch das Parlament tagen, nicht damit es effective Arbeit leiste — darum bemüht sich Graf Thun kaum mehr —, sondern nur zum Schein, des europäischen Vorurtheiles wegen, über das er selbst wohl sich hoch erhaben dünkt, nicht aber die anderen Menschenkinder. Bei dieser Combination des § 14 mit dem Parlament scheint Graf Thun sich sehr wohl zu fühlen, und seine Geringschätzung für diesen Schein von einem Schein-Parlament steigt von Tag zu Tag.

Aber merkwürdigerweise fühlen sich auch die Abgeordneten dabei ganz wohl, und gerade die der Opposition, die Graf Thun so genial überlistet zu haben glaubt, fast noch mehr als die der Majorität. Die von der Majorität sind glücklich und froh, dass sie die Verantwortung für die lästigen Staatsnothwendigkeiten nicht zu tragen brauchen, und begnügen sich, die Majorität bloß zu markieren, da sie schon für diesen Statistendienst ihre Postulaten-Trinkgelder zu bekommen oder zu erpressen gewiss sind. Das einzige, was ihre Gemüther drückt, ist die einzige Staatsnothwendigkeit, die durch eine hochsommerliche Verkettung von falschen ministeriellen Berechnungen auf ihren Schultern liegen geblieben ist: der Ausgleich, und sie erflehen nichts sehnlicher, als dass auch diese letzte Staatsnothwendigkeit noch dem tragfähigen Nothverordnungsparagraphen aufgeladen werde, damit sie vor ihren Wählern nur als die freundlichen Spender von Volksnothwendigkeiten, nicht aber als die rauhen Zwingknechte der Staatsnothwendigkeiten erscheinen. Und auch die Abgeordneten der Minorität sind nicht so unzufrieden. Sie schwimmen förmlich in Volksnothwendigkeiten. Sie können sich so recht gütlich thun in volksthümlichen Reden, die die Majorität schweigend anhören, in populären Anträgen, die sie auf Commando niederstimmen muss, und wenn die Minorität gegen die Anwendung des § 14 rebelliert, geschieht dies nicht zum mindesten, weil sie der feindlichen Majorität die dadurch bewirkte Entlastung von den Staatsnothwendigkeiten nicht gönnt.

So sind sie alle recht heiter gestimmt im § 14-Parlament, die Minister und die Abgeordneten. Aber wer von beiden der arme Narr ist, der mitlacht, während die anderen ihm hinterrücks einen Schabernak aufstecken, ist nicht schwer zu errathen. Das Parlament votiert — siehe Localbahnen, siehe Dienergesetz — nur noch populäre Ausgaben, kümmert sich aber nicht um die unpopuläre Bedeckung, die es dem § 14 überlässt. Wegen der Staatsnothwendigkeiten, die im Normal-Parlament den Völkern aufgebürdet werden, sagt man: „Wenn die Parlamente zusammentreten, zittern die Völker." Wenn der § 14-Parlamentarismus sich ordentlich einbürgert, wird man in Oesterreich bald sagen können: „Wenn die Parlamente vertagt werden, zittern die Völker", weil dann die steuerbaren Angebinde des § 14 kommen. Das unvermeidliche Odium der Staatsgeschäfte, das den Souveränen und ihren Berathern abzunehmen der von dieser Seite ausschließlich beabsichtigte Zweck des Parlamentes ist, wird im § 14-Parlament unversehens wieder auf den — wie Dr. Kaizl stolz sagt — „allein verantwortlichen Träger der öffentlichen Gewalt" zurückgewälzt. Was die Staatslenker immer nur als eine unerwünschte Zuthat zum Parlament angesehen haben, das Zum-Fenster-hinaus-Reden, wird hier zur Hauptsache. Das § 14-Parlament, wenn einmal voll ausgebildet, wird, im Grunde genommen, nur noch die straffreie und resonanzkräftigste Tribüne der populären politischen Agitation und ein Marterinstrument für die ewig von der Minorität angeflegelten und von der Majorität angebettelten Minister sein. Jetzt freilich steht diese Entwickelung noch in ihren Anfängen, und da eine der betheiligten Seiten das Spiel noch nicht zu verstehen scheint, sind alle Theile froh und guter Dinge dabei. Man braucht aber nicht weit vorzudenken, um zu errathen, wer beim § 14-Parlamentarismus zuletzt lachen wird. K.

Picquart.

II.

Die Fälscher und Lügner im Generalstab und Presse haben, wie man weiß, behauptet, Picquart sei von vorne herein darauf ausgegangen, Esterhazy zu beschuldigen, zu verdächtigen, ihm das Bordereau an die Rockschöße zu hängen und ihn schließlich an Stelle von Dreyfus auf die Teufelsinsel zu bringen. Er habe, so fügten die Kühnsten unter den Dichtern und Erfindern hinzu, ein förmliches Mandat von der Familie Dreyfus erhalten, um dieses Ziel zu erreichen, natürlich „moyennant finances", wie der hier landesübliche Ausdruck lautet. Schon im vorigen Artikel habe ich darauf hingewiesen, dass Picquart früher nicht allein selbst Antisemit war, sondern auch während des Dreyfus-Processes und noch lange nachher durchaus gegen den jüdischen Officier persönlich eingenommen war. Er hatte weder den Verurtheilten, noch dessen Familie je gekannt und von der Existenz Esterhazys hatte er nicht einmal eine Ahnung. Als ihm dann im Mai 1896 das „Petit bleu", jene von Oberst v. Scharzkoppen an den Verräther gerichtete Rohrpostkarte, in die Hände fiel, da hörte er den Namen des Adressaten zum erstenmale, und nichts lag ihm ferner, als die Annahme eines Zusammenhanges zwischen der anscheinend für immer begrabenen Dreyfus-Affaire und der neu anhebenden Affaire Esterhazy. Seiner Pflicht als oberster Chef des französischen militärischen Spionage- und Contrespionagedienstes getreu, folgte Picquart der ihm durch die Karte gelieferten Spur, vorläufig ohne die Er-

Digitized by Google

wartung, es wirklich mit einem Landesverräther zu thun zu haben. Um das zu verstehen, wolle man sich des Inhaltes der Rohrpostkarte erinnern. Das ganze kurze Schreiben war mit einem einfachen „C.“ gezeichnet und enthielt die Aufforderung, sich zunächst einmal über gewisse nicht näher angedeutete Punkte zu äußern. Von der Antwort werde es abhängen, ob der Schreiber „mit dem Hause R. in Beziehung treten“ könne oder nicht. Das war gewiss ein recht unverfänglicher Brief, und wenn er zufällig auf der Post — durch das militärische schwarze Cabinet — aufgegriffen worden wäre, so hätte er sicherlich keine weiteren Folgen für den Adressaten gehabt. Was ihm einzig und allein seine Wichtigkeit verlieh, das war seine — durch einen im Generalstabe hinlänglich bekannten Agenten verbürgte — Herkunft aus dem Papierkorbe, beziehentlich nach anderer Lesart, aus der Tasche des Ueberziehers des deutschen Militärattachés. Ein französischer Officier, selbst wenn er in Rouen in Garnison steht und nur gelegentlich nach Paris kommt, macht sich naturgemäß verdächtig, wenn er Briefe von dem Attaché einer auswärtigen Macht, zumal demjenigen Deutschlands, empfängt. Deshalb, sage ich, war es die Pflicht Picquarts, unverzüglich Nachforschungen anzustellen. Dass er das gethan hat, und dann, dank seinem außerordentlichen Scharfsinne, ans Ziel gelangt ist, hätte Henry seinem Bureauchef allenfalls noch verziehen: dass er aber die Dreistigkeit gehabt hatte, das „Petit bleu“, wie alle anderen Geheimpapiere, selbst in Empfang zu nehmen und nach seiner Zusammenstellung durch den Hauptmann Lauth selbst zu prüfen, das hat den unerbittlichen Groll des Fälscher-Majors erregt. Wäre Picquart nicht so pflichteifrig und selbständig gewesen, hätte er die Hauptarbeit, wie Sandherr, den niederen Organen überlassen, dann wäre das „Petit bleu“ unmittelbar nach seiner Einlieferung spurlos verschwunden, denn Henry hätte sofort begriffen, dass es sich um Sein oder Nichtsein sowohl für seinen Busenfreund Esterhazy, als auch für ihn selbst handle. Daher denn auch das immer von neuem auftauchende Bestreben Henrys, den „Entdecker“ Esterhazys, den Reconstructeur der Rohrpostkarte zu verdächtigen und diese selbst als eine Fälschung, als ein Machwerk Picquarts hinzustellen, das dazu bestimmt sei, einen „Verräther“ — Dreyfus — mit aller Gewalt zu rehabilitieren und einen „Unschuldigen“ — Esterhazy — an seine Stelle zu setzen. Henry, der weitaus dümmste, ungebildetste, roheste und sanfste unter den französischen Generalstäblern, war — und das ist wieder eine der zahlreichen Ironien des Schicksals im militärischen Panama — in Bezug auf das „Petit bleu“ und auf Esterhazy am besten unterrichtet. Wie das kam, weiß man jetzt: er war der „Socius“ des gräflichen Landesverräthers, und jedes Schriftstück, das dieser an die Militärattachés verhandelte, gieng zuerst durch seine Hand! Man kann sich also unschwer den Gemüthszustand vorstellen, in den der Man gerieth, als er vernahm, dass Picquart Verdacht gegen Esterhazy geschöpft hatte. Von dem Augenblicke gieng all sein Dichten und Trachten darauf hinaus, den neuen Chef des zweiten Bureaus in den Augen seiner Vorgesetzten zu discreditieren und ihn aus dem Generalstabe, aus Paris, wenn möglich aus dem ganzen Heere zu entfernen. Jedoch, ein Fälscher fällt ebenso wenig vom Himmel wie ein Meister, und obwohl gar mancherlei Anzeichen dafür sprechen, dass Henry damals nicht mehr „à son coup d'essai“ war, so hatte er es bisher doch immer nur mit Männern zu thun gehabt, die nicht mehr verlangten, als durch seine schriftlichen und mündlichen „Beweise“ überzeugt zu werden, während sich ihm in Picquart ein ungleich intelligenterer und weit weniger leichtgläubiger Widersacher entgegenstellte.

Fürs erste war Picquart freilich bei den hohen Vorgesetzten so gut angeschrieben, dass die einfache und brutale Verleumdung keine Aussicht hatte, ihm gegenüber zum Ziele zu führen. Der Chef des zweiten Bureaus folgte also unangefochten der Spur des „Petit bleu“ und gelangte im Laufe des Sommers und Herbstes 1896 immer mehr zu der Ueberzeugung, dass Esterhazy der Verfasser des Bordereaus sein müsse, das heißt, der Verräther, für dessen Sünden ein Unschuldiger auf der Teufelsinsel sitze. Als er seiner Sache ganz sicher war, als alle in der Stille und mit Hilfe der dem Chef des Nachrichtendienstes jederzeit zur Verfügung stehenden unterschiedlichen schwarzen Cabinete angestellten Untersuchungen convergierend auf Esterhazys Schuld hingeführt hatten, hielt Picquart es für gerathen, seinem nächsten Vorgesetzten, dem Subchef des Generalstabes Gonse, Mittheilung von seiner Entdeckung zu machen, in der allerdings etwas allzu optimistischen Erwartung, eine Revision des Processes Dreyfus zu erwirken. Darin hatte sich indes der sonst so logisch denkende Mann gründlich getäuscht, was aber entschuldbar erscheint, wenn man bedenkt, dass er das Ehr- und Rechtsgefühl der anderen nach seinem eigenen beurtheilte. Es hob damals jene lange Periode des Lavierens an, während deren sich Picquarts Vorgesetzte alle erdenkliche Mühe gaben, den „Verirrten“ wieder auf den „rechten Weg“ zurückzubringen. Zuerst versuchten sie es mit Güte, dann mit ernster Zurechtweisung und schließlich mit Strenge und Härte, ja, wie seither bekannt geworden, schreckte man selbst vor einem kleinen Mördchen nicht zurück, als alle anderen Mittel erfolglos geblieben waren. Es ist hier nicht der Ort, auf all die bekannten Einzelheiten nochmals zurückzukommen, die sich während des unblutigen, aber darum nicht minder erbitterten Duells zwischen Picquart einerseits und Gonse und Boisdeffre andererseits abspielten. In Erinnerung sei nur jenes beinahe historisch gewordene Zwiegespräch gebracht, das der junge Oberstlieutenant mit General Gonse hatte, ehe er in „besonderer Mission“ nach Südostfrankreich und dann nach Algerien „verschickt“ ward. Als alles gütliche Zureden Picquarts Starrköpfigkeit gegenüber nichts fruchtete, brauste Gonse schließlich auf: „Zum Henker auch, was kümmert es Sie, ob Dreyfus schuldig oder unschuldig verurtheilt worden ist; Sie sind es doch nicht, der auf der Teufelsinsel sitzt.“ — „Aber der Mann ist unschuldig, Herr General,“ gab Picquart zur Antwort, „und wenn man die Revision seines Processes nicht von oben herab durchführt, jetzt, da es noch Zeit dazu ist, dann werden die Verwandten des Unschuldigen sie später von unten und gegen den Generalstab durchsetzen.“ „Bah!“ entgegnete Gonse, „wenn Sie den Mund halten, wird niemand etwas erfahren!“ — „Herr General, das ist abscheulich; aber ich versichere Ihnen, dass ich dieses Geheimnis nicht mit ins Grab nehmen werde!“ Und damit entfernte sich der kühne Sprecher und ließ den verdutzten General allein, der sich wohl hütete, ihn wegen dieser wenig respectvollen Sprache zur Verantwortung zu ziehen.

In den hier citierten Worten malt sich der ganze Charakter Picquarts. Furchtlos und überzeugungstreu hatte er geglaubt, es nur mit falsch berichteten Leuten zu thun zu haben, die einen Justizirrthum begangen hatten und die sich beeilen würden, diesen Irrthum wieder gutzumachen; statt dessen stieß er sich an einem, für ihn unfasslichen, bösen Willen, an einem ebenso kurzsichtigen wie ehernen Egoismus, an einer geradezu teuflischen Bosheit und Verworfenheit. Für ihn, den geraden Mann, war es nun das Schwierigste, den richtigen Weg zwischen seiner Soldatenpflicht und seinem Rechtsgefühl zu finden. Die erstere legte ihm unbedingtes Schweigen über alles das auf, was er während seiner Thätigkeit im Generalstab erfahren hatte; das letztere mahnte ihn täglich, stündlich an den Unschuldigen, der sich dort unten auf dem Felsen im Atlantischen Ocean in Kummer und Gram verzehrte. Ein anderer, minder scrupulös ehrenhafter Charakter hätte mehr oder weniger leicht einen Ausweg aus diesem Widerstreite der Pflichten gefunden: er hätte entweder das Dienstgeheimnis in den Wind geschlagen und nöthigenfalls den ganzen militärischen Beruf an den Nagel gehängt oder aber den energischen Versuch gemacht, auf die Höhe der Charakter- und Ehrlosigkeit eines Gonse hinabzuklimmen und sich darüber zu freuen, nicht an Stelle von Dreyfus auf der Teufelsinsel zu schmachten. Für Picquart war das eine ebenso unmöglich wie das andere. Während er immer noch — naiverweise — glaubte, durch ruhige Ueberredung, durch die Macht handgreiflicher Beweise bei seinen Vorgesetzten etwas zu erreichen, musste er auf Befehl eben dieser Vorgesetzten ganz nutzlose Kunstreisen durch halb Frankreich machen, bis er schließlich eines Tages in Tunesien landete, wo man ihn den Tuareg der Wüste vorzuwerfen gedachte, wie „man“ einen Juden den Banden Drumonts, Guérins und Régis' vorwirft. Dazu kam es nun „leider“ zwar nicht, dank dem Umstande, dass es der in dem Protectorate commandierende General Leclerc nicht verstand, „auf die Intentionen seiner hauptstädtischen Collegen einzugehen,“ wie, gaube ich, der „technische“ Ausdruck für derartige verblümte Mordversuche lautet. Die Tuareg verhielten sich „unglücklicherweise“ dazumal recht ruhig, so dass kein unmittelbarer Anlass vorlag, sie „zu züchtigen“, das heißt, ihnen unter Aufopferung einiger französischer Soldaten ein Stück Wüstensand abzuknöpfen. Leclerc also verbot seinem neuen Untergebenen ausdrücklich, weiter als bis Gabes vorzudringen, ehe neue Instructionen aus Paris eingetroffen seien. Diese zu geben, scheint man aber nicht für opportun gehalten zu haben, wahrscheinlich, um einen Widerspruch Leclercs und dadurch eine Enthüllung der Generalstabsgeheimnisse zu verhüten.

Nach dieser, wie sie gleichwohl annahmen, „definitiven Kaltstellung“ Picquarts athmeten die Generalstäbler wieder etwas erleichtert auf, nur ließen sie den „gefährlichen Mann“ sorgsam beobachten, als er im Sommer 1897, sieben Monate nach seiner Verschickung nach Afrika, auf Urlaub in Paris erschien und bei dieser Gelegenheit mehrfache Zusammenkünfte mit seinem Jugendfreunde, dem Rechtsanwalt Leblois, hatte. In diesen Zusammenkünften soll nun, wie die Generalstäbler unter genauester Darlegung der That- und Zeitumstände vor Gericht bekundet haben, Picquart sein „ganzes Dreyfusistisches Herz ausgeschüttet“, das heißt also, Dienstgeheimnisse ausgeplaudert haben. Indessen hatte man dabei ein wenig „vorbeigemeineidet“, da sich ergab, dass man die Conferenzen des Oberstlieutenants mit dem Advocaten „unglücklicherweise“ in eine Zeit verlegt hatte, wo letzterer nachweisbar von Paris abwesend war. Was im übrigen den Inhalt der Gespräche Picquarts mit Leblois anlangt, so handelte es sich, wie nunmehr feststeht, lediglich um die mysteriösen Telegramme und Briefe, die der Exilierte während seines Aufenthaltes in Tunesien erhalten hatte. Seither sind diese Schriftstücke unter dem Namen der falschen Blanche- und Speranza-Telegramme und -Briefe außerordentlich populär geworden, und als ihre Verfasser hat der Unter

suchungsrichter Bertulus das niedliche Kleeblatt Dupaty-Esterhazy-Pays ans Tageslicht gefördert. Trotz der erwähnten Erleichterung, die die generalstäbliche Verräther- und Fälscherbande nach Picquarts Entfernung empfunden hatte, war man nämlich doch recht besorgt gewesen wegen der Schritte, die der hartnäckige Gegner möglicherweise noch unternehmen konnte, um der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Man benützte daher seinerseits eifrig das dienstwillige schwarze Cabinet — ebenso wie Picquart es früher gegen Esterhazy benützt hatte —, erbrach die von Picquart kommende und für ihn bestimmte Correspondenz, um sie alsdann durch allerhand aus den Coulissen von Dupatys phantastischem Hirn stammende Suggestionen zu „ergänzen“. Picquart durchschaute den Schwindel umso leichter, als er von seiner früheren Dienstzeit im „Spionenbureau“ her die nützliche Gepflogenheit beibehalten hatte, die an ihn gelangenden Briefe vor der Oeffnung auf eine etwaige mit ihnen vorgenommene Vergewaltigung hin zu prüfen. Man sieht, der Mann verstand es, aus dienstlichen Erfahrungen praktisches Capital für den Privatgebrauch zu schlagen. Dabei gewahrte er unschwer die Spuren von Henrys dicken und vielleicht auch nicht immer ganz sauberen Bauernfingern und — traf seine Vorsichtsmaßregeln für die Zukunft, zum nicht geringen Verdrusse der Generalstabsmänner, die sich einmal sogar genöthigt sahen, einen in ihre Hände gefallenen Picquart'schen Brief einfach zu unterschlagen, da er zu gut verschlossen war, um mit Hilfe von Wasserdampf geöffnet werden zu können. Schon in Tunis hatte Picquart sich bezüglich jener mysteriösen Sendungen aus dem Generalstabe dem General Leclerc eröffnet, insbesondere deshalb, um nicht durch eine Verheimlichung des Inhaltes der Briefe und Telegramme den Verdacht zu erwecken, sie enthielten für ihn compromittierende Nachrichten. Diese Thatsache gewinnt augenblicklich an Bedeutung, da General Leclerc gegenwärtig auf Urlaub in Paris anwesend ist, um vor dem Cassationshofe zu Gunsten seines ehemaligen Untergebenen auszusagen. Auch diese berühmte „Blanche- und Speranza-Correspondenz“ ist seinerzeit so eingehend in den Tagesblättern besprochen worden, dass ich mir hier ein Zurückkommen auf sie ersparen kann. Mit stiller Heiterkeit wird sich gewiss der Leser, der den einzelnen Phasen des Dreyfus-Dramas aufmerksam gefolgt ist, der allerliebsten Geschichte vom „Demi-Dieu“ und vom „Bon Dieu“ erinnern, die den Schlüssel zu dieser Intrigue bildet und die ganze Dummheit der officierlichen Fälscher zutage treten läßt. Wenn man die Sache aber weniger von der scherzhaften Seite auffasst, so wird man sich eines gelinden Grauens kaum erwähren können bei dem Gedanken, dass die zufällige Thatsache, dass ein Officier im engsten Freundes- und Privatkreise den Spitznamen „Le Demi-Dieu“ oder „Le Bon Dieu“ erhalten hat, unter Umständen eine allerschwerste Gefährdung seiner Ehre und seines Lebens bedeuten kann — freilich nur in einem „freiheitlich“ und „demokratisch“ regierten Lande wie Frankreich.

Während Picquart nun mit General Leclerc und Anwalt Lebleis Maßregeln zu seiner eigenen Sicherung berieth, gieng, durchaus unabhängig von ihm, Scheurer-Kestner seinen eigenen Weg, um dem Dreyfus-Räthsel auf den Grund zu kommen, und während sich der wieder auf seinen tunesischen Posten zurückgekehrte Officier über die muthmaßliche Person des ihm in den Fälschungstelegrammen bezeichneten „Demi-Dieu“ den Kopf zerbrach, trat der vermeintliche „Demi-Dieu“, nämlich Senator Scheurer-Kestner, mit seinem Revisionsantrage in die Oeffentlichkeit und entfesselte dadurch den furchtbarsten Sturm, den die dritte Republik bis jetzt gesehen hatte. Ohne es zu wissen, „entfesselte“ er dabei aber auch den Officier in Tunesien und gab ihm, wenigstens theilweise, die Redefreiheit, deren er bedurfte, um die Aufmerksamkeit Frankreichs, ja ganz Europas wachzurufen. Wie bekannt, war nun eine Rückberufung Picquarts nicht mehr zu vermeiden. Sie erfolgte anfangs December 1897, nachdem die „schwarze Bande“ des Generalstabes schnell noch eine gesetzwidrige, weil in Abwesenheit des Hauptinteressenten erfolgte, Hausdurchsuchung in der Pariser Wohnung Picquarts veranstaltet hatte. Dass bei derselben keinerlei compromittierende oder auch nur im entferntesten auf die Dreyfus-Affaire bezügliche Schriftstücke zutage gefördert wurden, ist bekannt. Wäre dem anders gewesen, dann hätten die Henry, Lauth, Gonse und Gribelin sich sicherlich nicht gescheut, das Material, so „archigeheim“ es auch immer gewesen wäre, ans Licht zu ziehen, um ihren Todfeind zu verderben. Dagegen fanden Henry und Compagny andere Briefschaften in einem von ihnen erbrochenen Koffer: zarte, duftige Brieflein von schöner Hand, wie sie wohl selbst der ehrenfesteste und beste Mann das eine- oder anderemal besessen hat. Sie stammten von einer in Paris lebenden verheirateten Frau M., deren vollen Namen ich nicht nennen will, obwohl derselbe schon in einigen hiesigen Blättern gestanden hat. Dieser Dame aus der sogenannten „guten“ Gesellschaft hatte Picquart es mit seinem hohen Sinne, seinem Wissen und seinen, distinguierten Auftreten, vielleicht auch nur mit seinen milden, fast mädchenhaften Zügen oder seiner glänzenden Uniform angethan, so dass sich ein zartes Verhältnis zwischen den Beiden herausbildete. Die Unvorsichtigkeit, die verrätherischen Liebesbriefe vor seiner Abreise nach Tunesien nicht verbrannt oder zurückgegeben zu haben, wird wohl zeitlebens auf Picquarts Gewissen lasten! Es gibt nun Leute, die da meinen, unter gewissen Umständen dürfe sich der größte Ehrenmann nicht scheuen, wenn nöthig, vor Gericht einen Meineid zu schwören, einen Meineid, der zwar ins Zuchthaus bringen, aber den, der ihn schwört, nicht entehren könne, nämlich dann, wenn es sich um die Ehre einer Dame, das heißt einer wirklichen Dame, handle. Nun denn, General de Pellieux — seit seiner „Standeserhöhung“ de Pellieux-la-Boucherie genannt — der es doch sonst hinsichtlich der Meineide nicht gar zu streng nimmt, ist vor der Unterlassungssünde zurückgeschreckt, jene bei Picquart gestohlenen Briefe unbenützt zu lassen. Weit entfernt, sich wegen der Frau M. und ihres ehemaligen Geliebten in Gewissensscrupel zu stürzen, empfand er das unabweisliche Bedürfnis — une fois n'est pas coutume — die Wahrheit an die große Glocke zu hängen. Er theilte der Dame seinen Fund mit und versprach ihr dann auch, als sie händeringend zu ihm kam und ihn anflehte, ihr und der Ihrigen Familienglück nicht zu vernichten, die Briefe wieder an sie gelangen zu lassen, „sobald die Untersuchung gegen Picquart abgeschlossen sein werde“. Was die Liebesbriefe mit der Untersuchung wegen angeblicher Verletzung des Dienstgeheimnisses zu thun hatten, ist bis heute nicht klargestellt! Sicher aber ist, dass Pellieux sein Versprechen bald darauf erfüllte: er sandte die Briefe unversehrt an .... den Ehemann der Frau M. ein! Jeder Commentar dieser Handlungsweise würde hier nur abschwächend wirken. Zur Entschuldigung des Generals sei bemerkt, dass er das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden gedachte: das „Angenehme“ war die Rache an Picquart, das „Nützliche“ wäre ein Duell zwischen Herrn M. und dem Oberstlieutenant gewesen — ein Duell auf Tod und Leben, unter möglichst schweren Bedingungen, bei dem der Störenfried des Generalstabes mindestens fünfzig „Chancen“ gegen fünfzig hatte, für immer von der Bildfläche zu verschwinden. Zum großen Verdrusse des edelmüthigen Generals wurde auch diese Aussicht, sich des Gegners zu entledigen, zu Wasser, denn Herr M. zog es vor, sich in aller Stille scheiden zu lassen, anstatt zur Mordwaffe zu greifen.

Dies war sicherlich der perfideste gegen Picquart geführte Hieb, aber beiweitem nicht der einzige. Jedesmal vielmehr, wenn die Ereignisse ein thatkräftiges Eingreifen des charakterfesten Mannes nothwendig erscheinen ließen, senkte sich die Hand des Generalstabes, beziehentlich der Werkzeuge desselben, schwer auf den Zeugen der Wahrheit hinab. Als Picquart die Verfolgung Esterhazys durchaus nicht aufgeben, sondern Licht in das Dunkel des Dreyfus-Handels bringen wollte, sandte man ihn auf Reisen und verbannte ihn nach Afrika; als er dort dem General Leclerc Eröffnungen machte, verfolgte man ihn mit gefälschten Briefen und Telegrammen, um ihn zu verdächtigen; als er als „angeklagter Zeuge“ vor Pellieux erschien, stellte man ihm schamlos die Wahl zwischen Wiederaufnahme in den Generalstab und einer glänzenden Carrière einerseits und Ausstoßung aus dem Heere andererseits, je nach der von ihm eingenommenen Haltung gegenüber dem Esterhazy-Handel; als er im Zola-Processe ausgesagt hatte und bis hart an die Grenze des Dienstgeheimnisses gegangen war, da „strafte man ihn für seine Wahrheitsliebe vor Gericht mit dem Enquêterath, der ihn mit schlichtem Abschiede aus dem Heere entfernte; als er im vorigen Sommer das Verbrechen begieng, die Fälschungen und Dummheiten Henrys drei Wochen eher zu proclamieren, als der damalige Kriegsminister Cavaignac das Gleiche that, da züchtigte ihn dieser eitle Narr für seine Vorwitzigkeit mit sofortiger Verhaftung und Verklagung wegen Fälschung; als die Revision des Dreyfus-Processes im Herbst — und zwar gerade wegen der von Henry begangenen und von Picquart seit langem an den Pranger gestellten Fälschungen — beschlossen werden musste, da rächte man sich an dem Untersuchungsgefangenen durch seine Verweisung vor das Kriegsgericht. Wird die lange Kette von Verfolgungen nun endlich abgeschlossen sein? Wird es dem Cassationshofe, der sich schon letzthin als Retter in der höchsten Noth erwiesen hat, möglich sein, den Mann, der eine glänzende Laufbahn, Orden und Auszeichnungen jeder Art, Macht, Einfluss und Ehrenstellungen freiwillig dahingab, um nur der Wahrheit und Gerechtigkeit seinen Tribut zu zollen, seinen ebenso barbarischen wie hinterlistigen und feigen Feinden für immer zu entreißen? Man muss es hoffen, obwohl Picquart auch hier die Selbstlosigkeit und das Rechtsgefühl auf die Spitze getrieben hat, indem er sich bis zur Stunde weigerte, ein Gesuch um vorläufige Freilassung an den Kriegsminister oder den Militärgouverneur zu richten. Sein unbändiger Stolz trieb und treibt ihn noch, eine Gerechtigkeit zu suchen, die es für ihn bisher nie gegeben hat, sich den „zuständigen“ Richtern zu stellen, obwohl er ganz genau weiß, dass dieselben nichts mehr und nichts weniger sind, als einheitlich geleitete, leidlich gut auf den Raub abgerichtete und zu allem fähige Wegelagerer am schmalen Pfade der Justiz, die dem einsamen, mit der Wahrheit beladenen Wanderer das Messer an die Gurgel setzen mit dem Rufe: „Lüge oder stirb!“

Paris, 18. December. Poller.

Das Recht auf Jugend.

Die Lohnarbeit schulpflichtiger Kinder in Oesterreich.

Will man beurtheilen, in welchem Ausmaße Kinder vor frühzeitiger Ausbeutung geschützt sind, so muss man nicht nur die Arbeiterschutzgesetze, sondern auch die Schulgesetze berücksichtigen. Das österreichische Schulgesetz ist von den sogenannten Liberalen (1869) geschaffen, von den Clericalen (1883) umgearbeitet worden. Die liberale Partei hat bei diesem Gesetze, das seinerzeit gewiss einen Fortschritt auf dem Gebiete der Volksbildung bedeutete, ihr Interesse als Vertreterin der Großbourgeoisie gewahrt. Die „Perle der österreichischen Gesetzgebung", wie man das Reichs-Volksschulgesetz nennen hört, enthält in den Paragraphen 60, 9 und 24 Bestimmungen, die das Recht auf Ausbeutung der Kinder den Fabriksbesitzern gewährleisten. Als im Jahre 1883 die Clericalen bestimmenden Einfluss auf die Regierung erlangten, als von ihnen das Reichs-Volksschulgesetz einer Umarbeitung unterzogen wurde, gaben sie, als Hüter der Interessen der Agrarier, auch diesen das Recht, die Kinder vorzeitig zur Arbeit anzuhalten, durch die Schaffung der sogenannten individuellen und generellen Schulbesuchserleichterungen im § 21 des Reichs-Volksschulgesetzes. Dieselbe clericale Partei, die, um den Bauer zu retten, Kinder im Alter von 13 und 14 Jahren zu landwirtschaftlichen Hilfsarbeitern machte, berief im Jahre der Schulnovelle eine „Enquête über die Arbeitergesetzgebung" ein, die vom 30. April bis inclusive 8. Mai 1883 im Gewerbeausschusse des Abgeordnetenhauses stattfand. Die Folge dieser Enquête waren Abänderungen der Gewerbeordnung. Im VI. Hauptstück fanden eine Reihe „Zusatzbestimmungen für jugendliche Hilfsarbeiter" Aufnahme. So bestimmt der § 94:

„Kinder vor vollendetem zwölften Jahre dürfen zu regelmäßigen gewerblichen Beschäftigungen nicht verwendet werden. Jugendliche Hilfsarbeiter zwischen dem vollendeten zwölften und dem vollendeten vierzehnten Jahre dürfen zu regelmäßigen gewerblichen Beschäftigungen verwendet werden sofern ihre Arbeit der Gesundheit nicht nachtheilig ist und die körperliche Entwickelung nicht hindert, dann der Erfüllung der gesetzlichen Schulpflicht nicht im Wege steht. Die Dauer der Arbeit dieser jugendlichen Hilfsarbeiter darf jedoch acht Stunden täglich nicht überschreiten."

Durch den § 95 ist die Arbeit für jugendliche Hilfsarbeiter in den Stunden zwischen 8 Uhr abends und 5 Uhr morgens verboten. Nach § 96b dürfen Kinder vor vollendetem vierzehnten Jahre zu regelmäßigen gewerblichen Beschäftigungen in fabriksmäßig betriebenen Gewerbeunternehmungen **nicht** verwendet werden. Solange aber dieses Verbot nicht auch auf die Landwirtschaft und alle gewerblichen Betriebe ausgedehnt wird, ist dem Uebel nicht abgeholfen. Im Gegentheil. Die Lage der lohnarbeitenden Kinder ist durch den § 96b bedeutend verschlechtert worden. Die Kinder, aus dem geordnetem Fabriksbetrieb entlassen, wurden der uneingeschränktesten Ausbeutung der durch die Noth zu unbarmherzigen Ausbeutern ihres eigenen Fleisches und Blutes gewordenen Eltern preisgegeben.

In Deutschland, wo seit 1891 Schutzbestimmungen für jugendliche Hilfsarbeiter wie in Oesterreich bestehen, scheint die Reichsregierung auch geneigt zu sein, die Kinder vor der Ausbeutung in der Hausindustrie zu schützen. Am 13. December 1897 hat im deutschen Reichstage der Staatssecretär des Reichsamts des Innern mitgetheilt, dass Erhebungen über die gewerbliche Beschäftigung von Schulkindern eingeleitet sind und ihr Ergebnis der Commission für Arbeiterstatistik zur Behandlung überwiesen werden soll. Inzwischen hat aber der Reichskanzler in dieser Angelegenheit durch ein Schreiben die verbündeten Regierungen auf die große Ausdehnung der gewerblichen Kinderarbeit aufmerksam gemacht. Zu dieser Maßnahme gaben die zahlreichen Erhebungen Veranlassung, die in den letzten Jahren vonseiten deutscher Lehrer und Lehrervereinigen gepflogen wurden. Der rastlosen Arbeit des Volksschullehrers [illegible]hd in Rixdorf bei Berlin ist es gelungen, weite Kreise für die Lohnarbeit schulpflichtiger Kinder zu interessieren, und heute verfügt man in Deutschland über ein ausgedehntes Material. Wir in Oesterreich sind noch weit von regelmäßigen Erhebungen entfernt. Wenn man von einigen verstreuten Notizen in Brochüren und Zeitschriften und von der Arbeit einiger Wiener Lehrer, die 1898 Erhebungen in 53 Classen anstellten, absieht, wissen wir über Kinderarbeit in Oesterreich nahezu nichts.

Einen Maßstab für die Anzahl der **jugendlichen Hilfsarbeiter in unserer Landwirtschaft** geben die amtlichen Berichte der Schulbehörden über die Schulbesuchserleichterungen. Diese Erleichterungen werden entweder ganzen Gemeinden oder auf Ansuchen einzelnen Parteien in den Kronländern gewährt, in welchen die achtjährige Schulpflicht besteht, das sind: Nieder- und Ober-Oesterreich, Salzburg, Kärnten, Tirol, Böhmen, Mähren und Schlesien. Wie sehr die Landbevölkerung ihre Kinder zur Arbeit heranzieht, ersieht man daraus, dass die größte Anzahl der Gemeinden, welche das Recht auf Schulbesuchserleichterungen genießen, von denselben auch Gebrauch machen. Im Schuljahre 1893/94 genossen 93.745 Kinder der zwei obersten schulpflichtigen Altersstufen generelle*) und 55.905 individuelle**) Schulbesuchserleichterungen. Es waren daher in den genannten acht Kronländern im Schuljahre 1893/94 149.650 Kinder der obersten Altersstufen während der Sommermonate vom Schulbesuche befreit. In der Verordnung des Ministers für Cultus und Unterricht vom 8. Juni 1883, Z. 10.618, sind verschiedene Arten von Schulbesuchserleichterungen angeführt, welche den Schulbesuch im siebenten und achten Schuljahre so regeln, dass der Ausbeutung der Kinder als landwirtschaftliche Hilfsarbeiter nichts im Wege steht. Die Clericalen haben diese Erleichterungen geschaffen, um, wie sie behaupten, die Lage des Bauernstandes zu verbessern. Sie wussten ihre Anhänger für diese Sache zu gewinnen, durch die Verheißung billiger Arbeitskräfte und durch den Hinweis darauf, dass es infolge der Schulbesuchserleichterungen möglich ist, durch bessere Ausnützung der Lehrpersonen die Schullast der Gemeinde zu verringern. Aber die billige Arbeitskraft steht nicht nur dem Bauer, sondern auch dem Großgrundbesitzer zur Verfügung. Die generellen Schulbesuchserleichterungen, welche alle dreizehn- und vierzehnjährigen Kinder einer Gemeinde treffen, schaffen in den Kindern armer Kleinbauern und „Häusler" landwirtschaftliche Hilfsarbeiter, die sich für einen Hungerlohn verdingen. Die Schulbehörde weiß aber, dass nicht nur die dreizehn- und vierzehnjährigen Kinder zur Arbeit herangezogen werden, sondern auch jüngere. Dies ersieht man zum Beispiel aus dem amtlichen Schulbericht in Kärnten, einem Lande, wo Schulbesuchserleichterungen eingeführt sind. Es findet sich im Berichte für 1894/95 folgende Stelle:

„In der Sommerszeit erwachsen einem regelmäßigen Schulbesuch besondere Schwierigkeiten durch die, **wie allgemein bekannt**, in Kärnten zahlreichen „ledigen" Kinder, die in manchen Schulen mehr als die Hälfte, etwa zwei Drittel bis drei Viertel des gesammten Schülermaterials ausmachen. Diese Kinder werden mit ihren Müttern von den dienstgebenden Bauern erhalten, welche für die gewährte Verpflegung die Mitbenützung der Kinder bei leichteren Arbeiten, zur Beaufsichtigung des Weideviehes u. s. w. beanspruchen und im Falle der Bestrafung wegen ungerechtfertigter Schulversäumnisse Mutter und Kind aus dem Dienst entlassen."

(Klagenfurter Zeitung vom 22. Jänner 1896.)

Der k. k. Landesschulrath für Görz und Gradisca, einem Lande mit sechsjähriger „Alltagsschulpflicht", berichtet an das Ministerium 1895/96 und 1896/97 über die Gründe der Schulversäumnisse unter anderem wie folgt:

„Die Armut zwingt die Eltern, ihre etwas erwachsenen Kinder als Hilfsarbeiter zu verwenden oder über den Sommer in den Dienst außer Landes zu geben."

Im „Anhange zum Berichte Nr. IV ex 1896 des niederösterreichischen Landesausschusses über das Volksschulwesen", heißt es auf Seite 9:

„Auf dem flachen Lande werden die größeren Kinder in vielen Fällen zu Feld- und Gartenarbeiten, zum Viehweiden und ab und zu auch bei Treibjagden in Verwendung genommen und dadurch der Schule entzogen."

Auf dem Arbeiterschutz-Congress in Zürich 1897 sagte Dr. Quark aus Frankfurt am Main:

„Aus Tirol und Vorarlberg werden Kinder nach Württemberg für den Dienst bei Kleinbauern importiert, und zwar vollzieht sich dieser Import unter der Leitung österreichischer Geistlicher, die eine förmliche Organisation zu diesem Zweck geschaffen haben. Die Kinder werden wie auf dem Sclavenmarkte feilgeboten."

Näheres über diese unerhörte Art des Kinderhandels und seine Organisation erfährt man aus der „Tiroler Landeszeitung". Dieselbe theilt am 13. November 1897 mit:

„Der ‚**Tiroler Hütekinder-Verein**' hielt am 8. November in Perfuchs seine diesjährige Generalversammlung ab. Man schreibt uns darüber aus Landeck das Folgende: Aus dem Thätigkeitsberichte, den Schriftführer **Cooperator Streiter** erstattete, sei Folgendes erwähnt. Der Verein beförderte heuer 290 **Kinder** nach Friedrichshafen, respective Ravensburg, und 250 wieder retour. Die Fahrt von Mals bis Landeck besorgten die Herren Postmeister gratis, wofür ihnen die Versammlung den Dank aussprach. Dank der Zuvorkommenheit der k. k. Betriebsdirection wurden dem Vereine Separatzug und Schiff beigestellt. Die Verdingung vollzog sich unter Aufsicht von sechs Führern, und erhielten die meisten Kinder **gute** Dienstplätze. Die Lohnverhältnisse stellten sich ziemlich günstig. Die Lohnsumme der zurückgekehrten Kinder beträgt 14.014 Mark oder 8408 Gulden, ungerechnet die doppelte Kleidung. Leider war während der Dienstzeit ein Unglücksfall zu verzeichnen. Dem Knaben Otto Barsus aus Schnals, welcher in Gesellschaft seines älteren Bruders an einer Häckselmaschine arbeitete, wurde die rechte Hand abgeschnitten."

Das Schulblatt „Freie Lehrerstimme", das diesen Bericht glossierte, erhielt darauf folgende Zuschrift:

„Geehrter Herr Redacteur! Warum denn in die Ferne schweifen, liegt das Gute doch so nah! So habe ich ausgerufen, als ich den Artikel in Nr. 22, ‚Die frommen Tiroler Kinderhändler', las. Wir brauchen nicht

*) Erleichterungen, die allen Kindern der letzten zwei Altersstufen einer Gemeinde gewährt werden.

**) Erleichterungen, die einzelnen Eltern für ihre Kinder gewährt werden.

nach Tirol zu gehen, sondern bleiben im schönen Lande Niederösterreich; denn nur sechs Stunden von Wien entfernt finden wir ganz ähnliche Zustände, wie die geschilderten. Im Pöggitaller Bezirke wird die Ausbeutung der Kinder in einem Maße betrieben, wie nicht sobald wieder.

Die Bevölkerung ist hier riesig arm. Um nun halbwegs leben zu können, holen sich viele Leute Findelkinder aus der Findelanstalt in Wien. So ein Wurm hat natürlich das Anrecht auf eine menschliche Erziehung verwirkt, denn ein Vieh genießt oft bessere Pflege und mehr Sorgfalt, als diese jungen Erdenbürger.

Solche Leute erhalten für einen Findling (je nach dem Alter des Kindes) einen monatlichen Erziehungsbeitrag von drei bis sechs Gulden Aber nicht bloß diesen Vortheil ziehen die Leute aus den Kindern. Von früh bis spät abends müssen die armen Geschöpfe die schwersten Hausarbeiten verrichten. Während der schönen Jahreszeit ist das „Hüten des Viehes“ ihre ganze Beschäftigung. Anstatt in der Schule zu sitzen, müssen diese Opfer der Gesellschaft Rinder und Ziegen beaufsichtigen, um als Belohnung für ihren Fleiß abends ein Stück trockenes Brot, einen Erdapfel, und eine „Stohsuppe“ zu erhalten. Die Behörde kümmert sich den Teufel darum, ob diese Ziehkinder zum Schulbesuche angehalten werden oder nicht, wieder ein Beweis, wie in Oesterreich Gesetze gehalten werden. Aber nicht bloß arme, sondern auch reiche Leute halten sich solche Findelkinder, um sich auf diese Art und Weise die billigsten Arbeitskräfte zu verschaffen. Was lernen nun solche Kinder in der Gesellschaft von Knechten, Mägden, Ochsen und Ziegen? Die Schule ist diesen Factoren gegenüber machtlos, und doch schiebt man ihr alles in die Schuhe. In manchen Classen sitzen 75 Procent solcher Findelkinder. Es kommt oft vor, dass solche Kinder vom Unterrichte aus dem Grunde wegbleiben, weil sie zu Hause nichts zu essen bekommen.“

Wenn solche Dinge in den cultivierteren Gegenden Oesterreichs geschehen, kann man sich beiläufig vorstellen, wie es in den östlichen und südlichen Kronländern mit der Ausbeutung der Kinder bestellt sein muss. In den Ländern mit sechsjähriger Schulpflicht hat man sogenannte Wiederholungsschulen für die dreizehn und vierzehnjährigen Kinder eingeführt, aber diese Schulen stellen den Unterricht schon im März ein, so dass den Schülern die Möglichkeit, sich daneben praktischen Beschäftigungen widmen zu können, nicht benommen wird.

Welche Gefahren in gesundheitlicher und sittlicher Beziehung dem arbeitenden Kinde auf dem Lande drohen, haben die Erhebungen der Pommer'schen Lehrerschaft gezeigt. Für mehr als 46 Procent von den in der Landwirtschaft beschäftigten Kindern, auf die sich die Erhebungen ausdehnten, wurde eine gesundheitliche Gefährdung befürchtet, mehr als 70 Procent waren sittlichen Gefahren ausgesetzt. Aber all das Elend, in welchem diese Kinder leben, all die Verwahrlosung, der sie im „Interesse des Bauernstandes“ anheimfallen, hält keinen Vergleich aus mit dem fürchterlichen Schicksal, welches das Kind des Proletariers trifft.

Auf dem Lande wird das Kind mit Rücksicht auf die Arbeit vom Unterrichte dispensiert, in der Stadt aber heißt es für die unglücklichen Geschöpfe, die Schule besuchen und arbeiten. Ja, die Schule ist für viele Kinder eine Zufluchtsstätte, die Stunden, die sie dort zubringen, sind die Raststunden. Wer will es einem Kinde verdenken, das vom frühen Morgen oft bis spät in die Nacht hinein arbeitet, wenn es während des Vormittagsunterrichts schläft? Schleppt es ja oft seinen übermüdeten Körper nur zur Schule, weil es hofft, für sich eine Speisemarke zu erhalten.

Schon die bloße Angabe der verschiedenen Beschäftigungsarten der Schulkinder gewährt einen Einblick in das Milieu, in dem die Schule ihrer Erziehungsaufgabe gerecht werden soll. Bei meiner Ausführung darüber stütze ich mich auf die im Juni 1898 in der „Freien Lehrerstimme“ veröffentlichten Erhebungen und auf die Mittheilungen, die mir von seiten meiner Wiener Collegen und Colleginnen gemacht wurden. Die Erhebungen dehnten sich leider nur auf 53 Classen aus und zwar 37 Mädchen- und 16 Knabenclassen in den Bezirken II, X, XIV, XVI und XVIII. Unter den 2740 Kindern, von welchen diese Classen besucht waren, gab es 353, das sind bei 13 Procent, welche zum Theil zur Erwerbsarbeit, zum Theil zu schweren häuslichen Arbeiten verwendet wurden. 129 arbeiteten außerhalb des Elternhauses.

Zu den Hilfsarbeitern in der Hausindustrie und in der Heimarbeit zählen zum Beispiel Kinder mit folgenden Beschäftigungen: Verfertigen von Cigarettenhülsen, Cigarettentaschen, Cartonagearbeiten, Papierblumen, Briefcouverts, Thonsparbüchsen, Papiermachéarbeiten, Maschen für Herrenhüte, Strick- und Häkelarbeiten, Puppen, Fächer, Krägen und Manchetten, Hemden, Mieder, Perlenschnüren u. s. f. Die Arbeitszeit dieser Kinder im Alter von acht bis vierzehn Jahren ist sehr verschieden. An Schultagen zwei bis zehn Stunden, an freien Tagen bis vierzehn Stunden. Ein zehnjähriger Knabe arbeitet täglich vier Stunden an Cigarettenhülsen und erhält für 1200 Hülsen 45 kr. Ein anderes Kind arbeitet täglich sieben bis acht Stunden und verfertigt mit Mutter und Schwester täglich 120 Stück Blumen. Das Stück wird mit einem Kreuzer bezahlt. Ein dreizehnjähriges Mädchen ist täglich neun Stunden mit Perlenauffassen beschäftigt. Während der Ferien arbeitet sie sechzehn Stunden. Sie verdient im Durchschnitt täglich fünfzehn Kreuzer. Sie fasst auf eine Schnur sechzig Perlen auf. Zwölf Schnüre geben ein Büschel. Arbeitslohn für ein Büschel drei Kreuzer.

Eine zweite Gruppe lohnarbeitender Schulkinder bilden die Hilfsarbeiter bei Kleinmeistern und im Gasthausgewerbe. Die Zahl der letzteren ist in Wien eine außerordentlich große. Es gibt eine Reihe von Kleinmeistern, die ihre Selbständigkeit nur mit Hilfe der Ausbeutung mehrerer Lehrlinge behaupten können. Es gibt aber auch solche, die auch Wohnung und Kost für ihre Arbeitssclaven nicht aufbringen. Diese verwenden eigene und fremde Kinder im Alter von acht bis vierzehn Jahren und entlohnen sie mit ein paar Kreuzern. Es dürfte in allen Handwerken solche Existenzen geben. In sechzehn Knabenclassen fanden sich schon ein Maurer, ein Tapezierer, zwei Tischler, ein Schuhmacher, ein Anstreicher, ein Seiler. Die Arbeitszeit dieser Kinder richtet sich nach den Aufträgen, die ihre Arbeitsgeber erhalten. So bemerkt ein Lehrer im zweiten Bezirke bei seinen Angaben über den dreizehnjährigen H. E., Schuhmacher: „Bleibt bei dringenden Arbeiten an Schultagen zu Hause. Schlecht ernährt. Trinkt hie und da Brantwein, raucht oft.“

Zu den entsittlichendsten und der Gesundheit äußerst nachtheiligen Beschäftigungen gehören die Kinderarbeiten im Gasthausgewerbe. Hiezu sind zu zählen: Aushilfskellner, Brot- und Cigarrenverkäufer, Esszeugputzer und Kegelaufsetzer. Ein Lehrer im zweiten Bezirke, in dessen Classe im Schuljahre 1897/98 von zweiundzwanzig Schülern sechs Kegelaufsetzer waren, äußert sich über die in Gasthäusern beschäftigten Kinder, wie folgt: „Von allen in Gasthäusern beschäftigten Kindern gilt, dass sie an den auf ihren „Dienst“ folgenden Tagen schläfrig, zum Unterricht nicht befähigt sind. Oft treten Uebelkeiten ein, da ihnen die Gäste mit Bier und Wein aufwarten. Die in den Localen geführten Gespräche und die Scenen, die sie mit ansehen, äußern auch deutlich einen nachtheiligen Einfluss auf ihr sittliches Verhalten.“

In Deutschland hat die Polizeiverwaltung einzelner Städte alle Verrichtungen von Kindern im Schankgewerbe verboten. In Oesterreich sagt die im Einvernehmen mit dem Minister des Innern am 27. Mai 1885 erlassene Verordnung des Handelsministeriums:

„Es ist gestattet, die als Kellner und dergleichen beschäftigten männlichen jugendlichen Hilfsarbeiter auch in den Stunden von acht Uhr abends bis längstens zwölf Uhr nachts zu verwenden.“

Die Wiener sind so an ihre „Brotschanis“ gewöhnt, dass ihnen das Essen nicht so gut schmecken würde, wenn sie nicht von einem solchen das Brot kaufen würden. Aber wer sich der Mühe unterzieht, diese oft nur acht- bis zehnjährigen Jungen einen Sonntagsnachmittag in einem Praterkaffeehause zu beobachten, den packt die Entrüstung und der Zorn über die Gleichgiltigkeit der großen Menge, die sich an der Musik ergötzt, isst und trinkt und nicht einen Augenblick daran denkt, dass da zwischen den Tischen ein paar junge Menschenkinder herumirren, die doch auch eigentlich das Recht hätten, sich des Sonntags zu freuen, die aber das „Recht auf Jugend“ verwirkt haben.

Eine große Gruppe bilden die Kinder, welche schwere häusliche Arbeit bei ihren Eltern oder bei fremden Leuten zu verrichten haben. In Wien gibt es hunderte zehn- bis vierzehnjährige Mädchen, die schon eine „Bedienung“ haben. Ja oft verrichten sie vor dem Unterricht ihre Arbeit bei einer Partei, nach dem Unterricht bei einer zweiten, und am Abend bei einer dritten. Ganz besonders muss aber darauf hingewiesen werden, dass in Wien zahlreiche Prostituierte Kinder als Bedienerinnen halten.

Eine andere Gruppe lohnarbeitender Schulkinder bilden: Laufburschen, Laufmädchen, die zu Lieferungsgängen benützt werden, Milchausträgerinnen, Zeitungsausträger, Wagen- und Pferdeputzer und dergleichen. Zeitungsausträger und Milchmädchen sind oft schon drei Stunden vor Beginn des Unterrichts thätig. Die Zeitungsausträger sind gewöhnlich von den Personen angestellt, welche diese Arbeit von den Expeditionen übernehmen. Sind nun schon diese schlecht gezahlt, so kann man sich denken, was die Kinder für Löhne erhalten. Diese Kinder gehören gewöhnlich zu jenen, welche regelmäßig zumindest von acht bis neun Uhr in der Schule schlafen. Auf den Bahnhöfen werden kleine Jungen zum Warenabladen verwendet. So hat einer meiner Collegen im zehnten Bezirke zwei Knaben im Alter von elf und dreizehn Jahren in seiner Classe, die während der Schulzeit Waren am Staatsbahnhofe abladen. Sie sind vollkommen verwahrlost. Der eine stahl dem Lehrer 41 Speisemarken aus versperrter Lade. Vom 16. September bis 15. Februar versäumte der eine Knabe 142, der andere 130 Halbtage.

Eine Reihe von Kindern tragen auf eigene Weise zur Vergrößerung des Familieneinkommens bei. Dazu wären zu zählen: Planetenverkäufer, Hausierer mit den verschiedensten Dingen, wie Streichhölzchen, Bildern, Veilchenpulver und so fort, dann die Holz-, Coaks-, Kohle-, Eisen- und Hadernsammler. Die Gruppe der Hausierer kann man täglich in den Gasthäusern beobachten, im Sommer vor allem in den Praterwirtschaften. Die Gruppe der verschiedenen Sammler muss man bei ihrer Beschäftigung erst aufsuchen. Zu den Orten, wo man des Morgens und Abends sicher Kinder mit Einsammeln von Kohle und Holz findet, gehören unsere Bahnhöfe. Am Morgen, wenn die Kohlenwagen zum Beispiel aus den Nordbahnmagazinen ausfahren, harren schon die Kinder, am Arme ein Körbchen, und gehen ruhig den Wagen nach, um jedes herab-

fallende Stückchen aufzuheben. Zuhause frieren oft kleinere Geschwister. Wer will den Knaben schelten, wenn er vor Kälte zitternd, ungeduldig, dass die Kohlenstückchen so langsam fallen, seine Hand ausstreckt und sich vom Wagen ein Stückchen nimmt?

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, dass es unter den arbeitenden Kindern eine große Menge Saisonarbeiter gibt. Dazu sind vor allem die Verfertiger des Weihnachtsschmuckes, der „Krampusse und Nikolos“ zu zählen. Damit sich die Kinder der Besitzenden freuen können, müssen arme kleine Geschöpfe bis tief in die Nacht hinein arbeiten.

Es mag noch viele Arbeitszweige geben, in welchen Kinder beschäftigt werden. Einen Ueberblick über das ganze Elend wird man erst haben können, wenn die Behörden Erhebungen über Kinderarbeit anordnen. Das vollständige Verbot der Kinderarbeit muss eine Hauptforderung jedes Erziehers sein. Aber die Kinderarbeit wird erst verschwinden, wenn jedem arbeitenden Menschen ein gesetzlich festgestelltes Mindesteinkommen gewährleistet wird. Wir haben jetzt in Oesterreich ein arbeitsstatistisches Amt, wir haben aber auch einen Handelsminister, der wiederholt für die Verkürzung der Schulpflicht eingetreten ist. Es ist daher in nächster Zeit wenig Hoffnung vorhanden, dass von staatswegen Erhebungen über Kinderarbeit gepflogen werden. Der Wiener Bezirksschulrath hat im Monat November den Magistrat mit Erhebungen dieser Art betraut. Aber da die Abstellung des Uebelstandes frühzeitiger Kinderarbeit niemals im Interesse einer Partei gelegen sein kann, deren Anhänger sich meist aus den Erwerbsschichten mit rückständigen Betriebsformen zusammensetzen, ist schwer zu glauben, dass der Beschluss zur befriedigenden Durchführung gelangen wird. Wenn der Wiener Bezirksschulrath oder irgend eine Behörde in dieser Sache etwas leisten will, der Unterstützung der Lehrerschaft kann sie gewiss sein. Hoffentlich wird aber die Lehrerschaft nicht auf österreichische Behörden warten und selbst daran gehen, das Elend zu enthüllen. Die Lehrerschaft muss für das heranwachsende Geschlecht das „Recht auf Jugend“ reclamieren!

Hohe Warte, Weihnachten. **Siegmund Kraus.**

Nach Ajaccio.

Corsisches Tagebuchblatt.

Von **Friedrich Ratzel** (Leipzig).

Nizza taucht hinunter, nicht ohne noch durch den Widerschein seines elektrischen Lichtes unseren Blick zu fesseln. Bis auf das weite Meer hinaus möchte diese eitle Schöne bestrickend wirken. Der müsste aber ein schaler Geselle sein, dem nicht nach einigen Tagen schon das lärmende Treiben der Vergnügungssüchtigsten der ganzen Welt, die sich hier Stelldichein geben, zuviel würde. Schön ist die Bogenlinie der Bucht von Nizza, noch schöner ihre im Westen aus einer niedrigeren und einer höheren Bergkette ungemein harmonisch gebildete Gebirgsumrandung, großartig ist der Gegensatz der jetzt (im März) noch nahen Schneeberge zum blauen Mittelmeer. Aber mit dem hat das wenig zu thun, was die Fremden anzieht. Nizza fesselt heutzutage hauptsächlich durch seine Gesellschaft und deren Vergnügungen. Nizza ist im Verhältnis zu seiner Volkszahl wohl die an Gasthäusern ersten Ranges reichste Stadt Europas. Baden-Baden tritt bescheiden dahinter zurück. Seine Läden sind glänzend wie die von Paris, seine Theater und Concerte warten mit glänzenden Virtuosennamen auf, sein Carneval vereinigt Gäste aus allen Ländern: in seinen Blumencorsos durch den Schmuck des Wagens sich auszuzeichnen, ist der Ehrgeiz eines bürgerlichen Gutsbesitzers aus der Leipziger Ebene so gut wie eines russischen Fürsten, wobei sie indessen beide von dem Blumengefährte einer „femme équivoque“ ausgestochen werden könnten, deren Verehrern es noch weniger als jenen auf ein paar Tausend Francs für Blumen und gärtnerischen Geschmack ankommt.

Das Land ist schon nur noch eine lange Reihe von kleinen Lichtpunkten, die im Westen von dem hellen Lichtfeuer von Antibes abgeschlossen wird. Dunkle Zwischenräume bezeichnen die Vorgebirge, die die Buchten von Nizza, Villafranca, Beaulieu u. s. w. trennen. Die kleinen Lichter werden immer trüber. Es ist, als stiege hinter uns das Meer und löschte sie endlich aus. Dafür leuchtet es immer heller aus der Furche, die unser Schiff in die stille Meeresfläche gräbt. Jede Welle funkelt von tausend gelblich glühenden Noctilucceen, und alle Augenblicke wird ein weißbläulich leuchtender Ball heraufgewirbelt, eine Meduse, seltener erscheint ein bandförmiges Licht. Zwar entfacht dieses Meerleuchten Mitte März noch kein solches Feuer, wie man es in einer Sommernacht auf diesem Weg erblicken mag, wo alles glüht und funkelt; aber es bleibt, besonders unter einem so klaren Sternenhimmel, wie er sich heute über uns wölbt, ein räthselhaftes fesselndes Schauspiel.

Der Dunst, der den Südwind begleitet, hat sich in der Nacht vertheilt, die Sterne sind hervorgetreten und zeichnen lange Silberlinien auf das Meer, die sich unter dem Wellenschlag in Lichtketten auflösen. Im Westen bleibt bei herannahender Dämmerung der Jupiter glänzend über dem Horizont, während im Osten ein wunderbar feingeschnittenes Horn der Mondsichel auf einer dunkeln Masse ruht, die wie eine drohende Wolkenbank am Horizont steht: das nahende Land. Nun gliedert sich dieses Land, indem die Luft lichtreicher wird. Was eine einzige Bergkette zu sein schien, etwa an den Apennin erinnernd durch wellige Umrisse, spaltet sich; eine dunklere höhere Hälfte tritt uns näher, während eine blaue entferntere unter dem safrangelben Horizont stehen bleibt. Eine weitere Theilung legt vor jenes Gebirg bräunliches Hügelland, und aus diesem wieder löst sich eine Kette von Eilanden. Es sind die Iles Sanguinaires vor dem Golf von Ajaccio; die größte von ihnen, deren Silhouette einem ruhenden Thiere gleicht, trägt das Leuchtfeuer, das seit einer Stunde mit fast gleicher Helle vor uns schwebt, eine andere einen verfallenen Thurm aus der Genuesenzeit. In der blauen Kette dort im Osten regt es sich nun aber auch, ein heller Streifen tritt röthlich erglühend hervor: ein Firnfeld am Monte d'Oro, das den ersten Sonnengruß sendet. Wir erkennen noch die schroffen Formen des Monte Cinto, dessen Klippen unserem ersten Eindruck apenninisch weicher Umrisse widerstreben; dann sinkt das zuerst erschienene Land, der Norden der Insel, in Duft hinab, und die nahende Sonne färbt die Mitte und den Süden der Insel blau, das Ferne blaugrau, das Nähere tiefblau. Der Süden schiebt sich westlich vor, mit den ersten Sonnenstrahlen sind wir in der Bucht von Ajaccio, und die weiße Stadt schimmert so ruhig und rein über den glitzernden Meeresspiegel herüber, als ob sie nicht voll lauten Lebens sei. Wie manche Städte, die an runder Bucht vom nahen Gebirge umfasst gelegen sind, erinnert sie an Neapel. Schon Mérimée hat das in seiner „Colomba“ hervorgehoben. Man wird aber sofort des Eigenthümlichen dieser Lage gewahr. Die Bucht ist weit, aber viel tiefer als breit, deutlich hebt sich in Wellenlinien das niedrige Gebirge an der Nordseite empor, während an der Südseite hinter Hügeln höhere Berge erscheinen. Zwischen beiden aber thürmt in der Ferne sich der Monte d'Oro auf. Die näheren Berge zeigen sich jetzt in ihrer wahren Farbe: einige gelblichgrau mit den dunkeln Flecken (Macchie) des Gesträuchs, andere graugrün, ganz in Macchia-Vegetation eingehüllt.

Es ist etwas ganz Eigenes um das Gefühl, mit dem wir das allmähliche Hervorsteigen des Landes aus dem Meere, diese Uebereinanderstufung von Hügeln und Bergen betrachten, die sich ganz sachte bis zur Firnregion aufbaut, wo dann plötzlich kühnere Formen erscheinen, als sei bis dahin das Land auch in den Umrissformen dem Meere näher, verwandter geblieben. Nun ist es selbständig und tritt dem Meere gegenüber. Die Geologie zeigt uns ja in vielen Fällen die verhältnismäßig junge Bildung der küstennäheren Schichten im Meere. Aber es handelt sich hier nicht um ein geschichtliches, sondern um ein psychologisches Motiv. Wir gehören dem Lande, wir fühlen diese schöne Harmonie in dem streitlosen Hervorsteigen aus dem Meere als ein Stück von uns selbst, sowie wir den Kampf mitempfinden, wo der Brandung sich eine steile Felswand entgegenstellt. Es hat etwas doppelt Beruhigendes, wenn einem so großen Ding, wie dem Meer gegenüber, breit und ruhig der Boden liegt, auf dem wir stehen. Dazu kommt das ästhetisch Wohlthuende der Entwickelung der in höchsten Gipfeln fast senkrechten Erhebungen aus den reinen Horizontalen des Meeresspiegels durch die Vermittelung der ersten flachen, dann immer kräftiger anschwellenden Wellenlinien des Hügellandes.

Schon beim Dahinfahren an der Küste traf dann und wann ein rother Schimmer unser Auge, und nun fällt uns der röthliche Ton der Inseln — trotz aller Blutgeschichten ist dies der Grund des Namens Iles sanguinaires, der dem Namen der jetzt zum Hafen umgebauten Iles Rousses im Norden der Insel entspricht — auf. Das Meer liegt im Silbergrau seiner Morgenbeleuchtung, und nur der rothe Granit leiht ihm einen röthlichen Schimmer. In dieser Zeit des Tages wird man sich vergebens den Kopf darüber zerbrechen, warum Homer von der purpurnen Salzflut gesprochen hat. Beobachten kann und muss dagegen jeder, dass mit dem tiefen Blau des Mittelmeeres die Purpurglut der Inseln und Klippen eng verbunden ist. Die beiden gehören nicht bloß im Bilde zusammen, so wie wir gewohnt sind, sie in den berühmten Beleuchtungen Capris, Ischias, des Monte Pellegrino zu sehen. Es gibt keine Insel und Klippe im Mittelmeer, die nicht purpurn erglühte, wenn die Strahlen der untergehenden Sonne sie treffen, die zugleich dem Meere einen tiefen Indigoton verleihen. Man muss diese leuchtende Farbe in einem lichtarmen Rahmen sehen, zum Beispiel von Wolken umwogt. Ein Gebirgsland wie Corsica bietet genug Gelegenheiten dazu. Das gehört ja zu dem Herrlichen dieser Vereinigung von Tirol und Sicilien, dass von jedem Berggipfel und von vielen Höhen der Gebirgskämme herab man aus dem ernsten Lande der Macchia und des Hochwaldes in die sonnige Küstengegend sieht. In jedem Ausblick von einem höheren Hügel leuchtet das Meer, fern oder nah. Es hat besonders an trüben Tagen etwas Tröstliches, dass die Wolkendecke nach Ost oder West hin sich lüftet oder dass man von dorther sogar das Sonnenlicht glänzen sieht. Dann liegen die von dorther angestrahlten Berge in einem purpurbräunlichen Licht, und die fernsten glühen durch eine halb durchsichtige roth angestrahlte Wolke wie beim Bergglühen.

Unser Schiff legt am Lande selbst an, es fehlt also das Gewimmel der den ankommenden Schiffen entgegenfahrenden und sie umschwärmenden Fahrzeuge. Die Bucht von Ajaccio ist ohnehin wenig belebt, das bisschen Verkehr verschwindet in den mächtigen Dimensionen des stillen Wasserbeckens. Auch in der Stadt regt sich in dieser frühen Sonntagsstunde noch nicht viel. Die Corsen sind im allgemeinen keine Frühaufsteher, selbst die Landleute schlafen lang. Wir haben Ruhe, das Aeußere der Stadt zu mustern. Haben wir diese Stadt nicht schon gesehen? Vielleicht gar schon öfters? Dieses halbverfallene Castell auf felsiger Höhe, daneben die Kirche mit zopfigem Giebel und schlankem durchbrochenen Glockenthurm, beide weit über die Hafenbucht hinschauend, diese hohen fensterreichen Häuser, die offenbar ihre Front einer Straße der inneren Stadt, uns aber die graue, vernachlässigte, unregelmäßige Rückseite zukehren, dieser zum Theil mit Quaimauern eingefasste flache Strand, wo aus Land gezogene Fischerboote, mit Leinwand zugedeckte Warenhaufen, Fässerpyramiden und Kisten in buntem Durcheinander ruhen, von Zollsoldaten bewacht, die schläfrig auf und abschreiten. Es ist das Bild von hunderten von großen und kleinen Städten, an mittelmeerischen Küsten. So blickt die Kirche in Marseille und in Genua, so das Castell in Nizza oder Palermo auf das Gewühl des Hafens, dem nur ein Theil der Stadt zugekehrt ist, ein wenig geschmückter Geschäftstheil, während dahinter die breiten Straßen sich hinziehen, in denen der Reichthum der größeren Stadt sich entfaltet. Ebenso zeigen wieder ganz unbedeutende Orte diese Anlage, wie zum Beispiel das zum Dörfchen herabgesunkene Sagona, das westlich von Ajaccio an einer wunderschönen Bucht liegt. Auch hier von erhöhter Stelle aufs Meer hinausblickend, das gefährliche Werk der Fischer und Schiffer schützend und segnend, die Strandkirche, ihr zu Füßen die ans Land gezogenen Boote, die Netze, die Waren, dahinter einige kurze Häuserreihen, künftigen Straßen ihre Fronten zuwendend.

Auch das wiederholt sich oft, dass eine breite kurze Straße vom Hafen in die Stadt führt, die Straße der Dampferbureaus, Schiffsmakler u. dgl., deren classisches Beispiel Marseilles vielgerühmte Cannebière ist. Nicht überall ist sie von so schönen Palmen umgeben wie hier in Ajaccio und noch seltener so imposant geschmückt wie diese Avenue du Premier Consul mit dem Brunnendenkmal Napoléons. Da Ajaccio auf einer Landzunge erbaut ist, gewinnt man schon von der Place Bonaparte, in die diese Avenue mündet, einen neuen Blick auf den dem Hafen entgegengesetzten Meerestheil, auf dem nach Süden zu ein zweites großes Denkmal, Napoléon mit seinen vier Brüdern in römischen Gewändern, hinausschaut. Nach Westen zieht von diesem großen Platze der Cours Grandval hinaus, dessen Häuser nach Süden schauen, die eigentliche Fremdencolonie Ajaccios. Hier liegen die neuen Gasthäuser und Pensionen und einige wenige Villen zwischen Meer und Gebirg. Die schützenden Höhen steigen im Norden unmittelbar hinter ihnen auf, reich mit Oelbäumen und Lebenseichen bepflanzt. Für Licht und Wärme suchende Kranke ist diese Lage wie gemacht. Wie aber Gesunde Wochen in diesen Gasthäusern verleben können, in denen sie immer nur Deutsche und Engländer sehen und hören, von dem Leben und Treiben der Corsen und der Franzosen ganz abgeschieden, eine germanische Insel von ungeheurer Langweile bildend, begreife ich nicht. Der Unterschied dessen, was man Comfort nennt, ist zwischen dem trefflichen ersten französischen Gasthaus Ajaccios, dem Hotel de France, und den neuen deutschen und schweizerischen Gasthäusern des Fremdenquartiers nicht groß genug, um den Nachtheil aufzuwiegen, dass in diesen der Fremde der lehrreichen und interessanten Berührung mit den Einheimischen entbehrt. Ich sehe davon ab, dass die französisch-corsischen Gasthäuser billiger und in Speisen und Getränken vielfach besser sind als die fremden. Wer hinreichend französisch oder italienisch spricht und nicht gesundheitlich auf durchwärmte Gänge und Treppen u. dgl. angewiesen ist, der hat keine Veranlassung, 5 bis 8 Francs täglich mehr für das Vergnügen zu zahlen, von deutschen oder schweizerischen Kellnern und Stubenmädchen umgeben zu sein und mit einer deutschen und englischen Gesellschaft zu Tisch zu sitzen, die in lächerlicher Unwissenheit von Land und Volk lebt und deren Umgangsformen in unserer vielreisender Zeit oft tief unter dem liegen, was wir zu Hause von unserer täglichen Umgebung gewohnt sind.

Die späten Nachmittagsstunden sehen das Leben einer corsischen Stadt in voller Entfaltung. Die Blüte dieses Lebens öffnet sich zwar früh mit Geräusch, aber sie bleibt doch halbgeschlossen bis zu der Stunde, die dem in der Regel um 6 Uhr eingenommenen Diner vorangeht. Da drängt es sich in der Hauptstraße kleinerer Orte, geschweige denn im Cours Napoléon zu Ajaccio oder in dem Boulevard Paoli zu Bastia. Was nicht an das Haus gebunden ist, ergießt sich auf die Straße: Mann, Kind und Hund. Und diese drei bevölkern vor allem die öffentlichen Plätze. Die Männer wandeln in Gruppen unter den Platanen auf und ab und begleiten lebhafte Reden mit lebhaften Geberden. Zeitungen, die gelesen und vorgelesen werden und aus jeder Rocktasche schauen, zeigen an, dass es sich zumeist um Politik handelt. Ein Theil dieser Disentants bevorzugt die eine Seite des Platzes, ein anderer die andere: man erkennt daran die Parteigruppierungen. In diesen Tagen hat sich eine socialistische Gruppe constituiert, und nun sind alle vier Seiten des großen Platzes von vier Parteien eingenommen. Da wäre das Wort von dem Herauskrystallisieren der öffentlichen Meinung wohl anzuwenden. In der Mitte treiben die Kinder ihre Spiele, auch diese unter gewaltigem Geschrei. Wie überall auf der Welt, wollen sie die Erwachsenen nachahmen, und so rennen sie denn zum Schrecken der bedächtigeren Wanderer von einem Ende bis zum anderen; an einem Baume haben die kleinen Humoristen in Nachahmung des großen Placates: Grandes Courses d'Ajaccio le 17. Avril 1898, einen Zettel angeheftet: Grandes courses des enfants. Prix de la ville d'Ajaccio Un Sou. Die bei den niederen Classen beliebten Spiele „Kopf und Schrift“ und ein bocciaähnliches Auswerfen von Münzen werden bezeichnender Weise nicht auf dem Hauptplatz, sondern am Hafen gespielt. Diese Scheidung ist echt corsisch: hier Aristokratie und Politik, dort die Masse, besonders auch die Italiener, bei Arbeit und Spiel. Endlich ist der Hunde nicht zu vergessen, die an allen Enden ihr Wesen treiben, aber den Hauptplatz offenbar zu ihrem Spielplatz erkoren haben. Sie sind früh morgens die ersten hier und spät abends die letzten, und bis tief in die Nacht stören sie mit lauten Balgereien die Nachtruhe. Der Corse ist aber unendlich duldsam, und ein gebissener Hund wird fast mehr als ein verwundeter Mensch bedauert. Frauen und Mädchen sieht man selten auf dem Platze, außer an den Tagen, wo die Musik spielt; zeigen sich welche, so werden es vermuthlich nicht Corsinnen sein, die man gesenkten Blicks von und zu der Kirche durch die Menge schreiten sieht, sondern Französinnen und andere Fremde.

Lässt man diese hunderte von Männern in allen Altern an sich vorbeiziehen, so ist man erstaunt über die Fülle von Charakterköpfen, aber auch über den Ernst und die Würde, die sie bewahren. Das vergnügte, runde Gesicht des Südfranzosen, sein explosives Lachen kommen hier selten vor. Diese Miene hat nichts mit dem zu thun, was eben besprochen wird, denn wenn wir eine von ihren Zeitungen zur Hand nehmen, so erstaunt sie uns durch das Unbedeutende des Inhaltes, den vorwiegend persönlichen Charakter der Politik, die darin gemacht wird, die den leichtfertigen Ton des Boulevardiers carikierende Schreibweise. Nein, dieser Ernst gehört zur Natur des Corsen, und er erklärt viel von der Eigenart des Volkes. So waren sicherlich die alten Römer, ehe die Weltherrschaft sie zu einer Mischrasse gemacht hatte. Genau so wie hier die Politiker düster und wichtigthuend einherschreiten, den Blick mit Vorliebe zu Boden gerichtet, so reitet der Bauer ernst auf seinem Esel oder Maulthier den Bergen zu und selbst der Hirte wandert so hinter seiner Herde her. Erhebt einer die Stimme zum Gesang, um sich die Einsamkeit zu vertreiben, so ertönen melancholische Weisen mit eigenthümlich abgerissenem Schluss. Diesen ernsten Eindruck verstärkt die ganz allgemeine Vorliebe für dunkle Kleider. Fast jede Frau trägt sich schwarz vom Kopf bis zu den Füßen; die Landleute tragen entweder den braunen Sammt wie in Italien oder den tiefbraunen Loden. Die Herren in der Stadt tragen sich ebenfalls schwarz oder braun und machen nur mit dem rothen Bändchen der Ehrenlegion eine Ausnahme. Wer dieses hat, trägt es an jedem Kleid, auch am durchlöcherten. Auf der Hauptstraße, die von zierlichen Orangenbäumen umstanden ist, sieht man vorsündflutliche Stellwagen ankommen, die von Mengen Neugieriger erwartet werden. Schwer, wie die Wege es verlangen, breit, um im Innenraume 6, im Vordertheile 3 und in verschiedenen Aufsätzen noch weitere 5 bis 6 Personen zu bergen, der Kutschersitz dreisitzig und mit einem weit vorspringenden Schutzdach versehen, so rollen sie mit dumpfem Gepolter und unter Peitschenklang daher. Vor ihnen stiebt eine von den Ziegenherden auseinander, die zu dieser Stunde in die Stadt getrieben und vor den Häusern gemolken werden.

Der Ziegenhirt ist auch hier unter den Malerischen der Malerischeste in seinem schwarzbraunen Radmantel aus grobem Loden mit Capuze, auf dem buschigen Kopfe eine Art Fes mit bunter Quaste und Querstreifen. Wenn die corsische Physiognomie in allen Ständen häufig einen lauernden Ausdruck zeigt, der an die Jagd, an das Leben im Buschwald, vielleicht auch an den Argwohn gegen Anschläge der Feinde erinnert, so ist dieser Zug bei den Hirten am deutlichsten ausgeprägt. Natürlich, sie kämpfen ja unaufhörlich mit der Tücke ihrer braunen, lang behaarten Schutzbefohlenen. In diesem Straßenbild dürfen auch die Zeitungsverkäufer nicht fehlen: der Ruf, mit dem sie das einzige in corsischer Sprache erscheinende Wochenblatt ausrufen: A Tramuntana, fresca e sana klingt ganz gut. Alte Weiber, den flachen schwarzen Strohhut mit einem Band über die Ohren herabgebunden, rufen: „Calda, calda!“, das heißt heiße Kastanien, aus. Fischer, die einen besonders reichen Fang gemacht haben, singen schwerverständliche Namen von Fischen. Den breiten Steinbrunnen am Platze umlagern Mädchen und Frauen mit schöngeformten Urnenkrügen, die sie auf den Köpfen tragen, liegend die leeren, aufrecht mit großer Kunst die gefüllten, und dazu nicht selten noch einen zweiten auf erhobener, aufwärts gewandter Handfläche.

Wenn abends das Geräusch der Wagen verstummt ist, die Kinder und Hunde den Platz geräumt und die Verkäufer sich in ihre höhlenartigen Gewölbe in den Erdgeschossen der hohen Häuser zurückgezogen haben, trägt die Abendluft ganz andere Töne zu den offenen Fenstern herein als daheim. Der Ton ferner Stimmen erfüllt die Luft, als sei eine Volksversammlung in den heftigsten Debatten begriffen, gelegentlich ein Schrei dazwischen, es braust immer fort wie die Brandung; das sind die abendlichen Gespräche vor den Thüren der Häuser und um die mit lächerlich kleinen „Bocks" besetzten Marmortischchen auf dem Pflaster vor den Kaffeehäusern. Dann und wann fällt eine Singstimme ein oder ein Chor mit litaneiartigem melancholischem Gesange. Es verkündet sich ein Leben, das sich äußern muss, um Leben zu sein.

Die Weltanschauung Fechners.*)

Von Willy Pastor (Berlin).

I.

In seinen „Gesprächen mit Goethe" schreibt Eckermann unterm 2. August 1830 das Folgende: „Die Nachrichten von der begonnenen Julirevolution langten heute nach Weimar und setzten alles in Aufregung. Ich gieng im Laufe des Nachmittags zu Goethe. „Nun," rief er mir entgegen, „was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen; alles steht in Flammen, und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen Thüren!" — „Eine furchtbare Geschichte," erwiderte ich. „Aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und bei einem solchen Ministerium anders erwarten, als dass man mit der Vertreibung der bisherigen königlichen Familie endigen würde." — „Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester," erwiderte Goethe. „Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire." — Diese Aeußerung Goethes war mir so unerwartet, dass ich nicht wusste, was ich sagen sollte, und dass ich während einiger Minuten einen völligen Stillstand in meinen Gedanken verspürte."

Das Geschichtchen ist oft erzählt und wiedererzählt worden, aber es kann nicht schaden, gerade jetzt daran zu erinnern. Cultureuropa feiert wieder einmal ein Jubiläum: das Jahr 1848 soll für die Geschichte der Menschheit wichtig sein, wie ein „Völkerfrühling" sei es damals über die Erde hingebraust. Wollte sich jemand die Mühe geben, den braven Festgenossen von 1898 klarzumachen, dass wir allerdings allen Grund zu einer Jubelfeier haben, dass vor fünfzig Jahren allerdings so etwas wie ein Völkerfrühling anbrach, dass das alles aber sich nicht auf die Revolution der Märztage bezieht, sondern auf das schlichte Buch eines schlichten deutschen Gelehrten, die „Nanna" des Gustav Theodor Fechner — wie vielen der Zuhörer würde es wohl nicht gehen wie dem guten Eckermann! Man würde am Ernst einer solchen Behauptung zweifeln. Aber man hat auch schon an Goethes Ernst bei jener Gelegenheit gezweifelt und sah in seinem Verhalten eine Pose. Es war begreiflich, solange die Entwickelung der Naturwissenschaften gröberen Sinnen noch nicht wahrnehmbar machen konnte, was der intuitive Geist Goethes von allem Anfang an erkannte.

So heute. Der wüste Lärm, der aus dem tollen Jahre noch in unsere Tage herüberhallt, hat die meisten Ohren taub gemacht für die stillen Gedanken der Zeit, die in ihrer Dauer doch schließlich die größere Kraft bewähren. Ein Wort Fechners anzuführen: „Das Laute übertönt das Wahre, doch dieses überdauert das Laute, und was laut anfängt, kann ja nicht laut enden."

Was ist es denn im Grunde, was man an den Straßenkämpfen der Achtundvierziger so sehr bewundert? Menschen starben für eine Idee. Das ist groß, gewiss. Aber fielen nicht Menschen auf beiden Seiten? Und die auf der andern Seite, blieben die nicht auch für eine Idee? Die Bürger wiesen den Vorschlag, ihre Gefallenen zugleich mit den gefallenen Soldaten zu bestatten, empört zurück. Aber gleichzeitig und mit derselben Entrüstung wehrten sich die von der Armee dagegen. Man sagt nun wohl, die „Reactionären", soweit sie überhaupt aus lauteren Motiven für die Sache eintraten, seien für einen Irrthum eingetreten. Auf jeden Fall seien die Ideale der Revolution edler und größer gewesen. Aber ist man dessen wirklich so sicher? Wenn am Ende nun beide irrten, und die Wahrheit jenseits von Bajonnett und Barricade stand?

Ich denke der Weltanschauung, von der einzelne versprengte Ideen den Köpfen damals so heiß machten, ich denke der Weltanschauung jenes schlichten Gelehrtenbuches — und das Urtheil Goethes über „jene Leute" will mir nicht aus dem Sinn.

Die Weltanschauung in der Mitte des Jahrhunderts ist uns allen wohlbekannt. Ist sie doch auch heute noch die Ueberzeugung und der Stolz unserer Gelehrten. Sie rühmt sich ihrer großen Klarheit und operiert gern mit festen Zahlen. Und doch ist sie in dem Durcheinander von Ueberhebung und Entwürdigung des in ihr waltenden Menschen ein treues Abbild jener wirren Zeit. Mit immer aufdringlicherer Klarheit begannen damals in der Wissenschaft die Aehnlichkeiten zwischen Thier und Mensch sich geltend zu machen. Die Folge der Beobachtungen war — die „exacte" Behandlung der ganzen Frage macht das begreiflich — nicht eine Verklärung der Thierseele, sondern eine Verthierung der Menschenseele. Man war stolz auf diese Deutung und verglich sie mit der That des Kopernikus. Der Sternenhimmel der Arten drehte sich nicht mehr um das genus homo sapiens, dieses Genus war vielmehr ein verschwindendes Gestirn in einer ganzen Milchstraße ähnlicher Gestirne. Dieselben Gelehrten aber, die sich hier so selbstlos entäußerten und Thiergestalt annahmen, erfanden an den Geberden der verthierten Menschenseele doch auch wieder Eigenschaften, mit denen sie herrlicher, göttlicher der Welt gegenüberstand, als die stolzeste Mythologie es je geträumt.

Ein wissenschaftliches Dogma steht am Anfang. Die Physiker wollten entdeckt haben, dass alles, was wir sinnlich wahrnehmen, in der von uns wahrgenommenen Form nicht eigentlich in der Außenwelt vorhanden ist. Wir sehen Farben und hören Töne. Aber die Farben leuchten, und die Töne klingen nicht „an sich". Es sind in Wirklichkeit nur blinde, stumme Wellenzüge. In unseren Augen und Ohren können sie sich wohl umformen zu Farbe und Klang, über das organische, beseelte Leben hinaus jedoch sind es nichts als bloße Wellenschwingungen.

Eine trostlose Welt, die sich vor der gelehrten Zauberformel da erschloss! Die Blumen logen ihren Duft und ihre Farbe, die Stimme log ihren Ton. Ein großes Dunkel umfieng Himmel und Erde, die Sonne war ein finsterer, im Finstern seinen Weg suchender Ball. Und durch diese Nacht des Todes giengen Menschen und Thiere hin wie einzelne, verlorene Punkte. Sie sahen einander, aber nichts zwischen ihnen leuchtete; sie sprachen einander, aber nichts zwischen ihnen tönte. Ihr Leben war kurz, und wenn sie wieder zurücksanken in die große Stille, hinterließen sie nichts von all der Schönheit, die in ihren Sinnen sich einst geformt. Und nicht nur das Leben der einzelnen, sondern auch das der Art war ohne Dauer. Milliarden Jahre war es nicht kalt genug gewesen für jene Punkte, nicht lange, und es würde zu kalt für sie sein. Und wenn das große Schweigen sich dann schloss über dem letzten Menschen, dem letzten Thier, dann suchte ein finsterer Weltball mehr im Finsteren seinen Weg, und blinde, stumme Wellenzüge irrten von ihm hinaus in die Nacht.

Zu alledem kam auch noch Darwin, übertrug die industriellen Ideen der Großmanufactur ins Naturwissenschaftliche, und verschmutzte so selbst die kleine Lichtperiode, die die Physiker gnädig gelassen hatten. Der „Kampf ums Dasein" als leitendes Princip, Geschöpfe, die einander verschlangen, die Stellenjägerei im Großbetrieb der Natur, was Geist und Körper an Schönem neu ansetzten, als ekle einander überschreiende Reclamen — das hieß eine Welt, das war ihre Welt!

Wenn einst die Gespenstergeschichte dieser „Weltanschauung" in ihrer ganzen Nichtigkeit erkannt sein wird (und zu vielen Jubiläen wird sie es nicht mehr bringen), wird man sich augenreibend fragen, wie ganze Generationen einer so durch und durch unnatürlichen Weisheit Glauben schenken konnte. Denn um einen Glauben, nicht ein Wissen in den letzten Dingen handelt es sich bei dieser Weltanschauung so gut wie jeder andern. Für einen natürlichen Menschen braucht es keiner großen Beweise, „dass er die Gegenstände um sich sieht, weil es um ihn hell ist, dass die Sonne nicht erst hinter seinem Auge zu leuchten anfängt, dass die Blumen, Schmetterlinge so bunt sind, als sie ihm erscheinen, die Flöten, Geigen ihren Ton ihm schenken, nicht umgekehrt von ihm empfangen, kurz, dass es ein Leuchten und Tönen durch die Welt über ihn hinaus und von draußen in ihn hinein gibt." Das ist die Ueberzeugung noch jedes Menschen gewesen, der seine fünf Sinne heil beisammen hatte, und die Mythologien natürlicher Völker haben diese Anschauung in Systeme gebracht. Doch die Wissenschaft wollte, dass alles das nur Illusion sei, sie beschuldigte jeden Widerspruch einer abscheulichen „gäocentrischen" Ketzerei, und — die Wissenschaft ist heutzutage mächtig. So kam es, dass eine Illusion uns alle Illusionen nehmen konnte, und dass ein genialer Gelehrter die ganze Kraft eines langen Lebens zur Bekämpfung dieser Irrlehren verschwenden musste, ohne doch bei seinem Tode einen Erfolg vor Augen zu sehen.

Wie ein ungeheures Martyrium nimmt das Leben Fechners sich aus. Wenn etwas ihn trösten konnte, war es sein geradezu religiöser Glaube an den schließlichen Sieg seiner Idee. Gelehrte wie Laien standen gegen ihn auf. Aber er hat nie gezweifelt. In ruhiger Stetigkeit weiter arbeitend, füllte er so allmählich jene

*) Werke: Das Büchlein vom Leben nach dem Tode; 3. Auflage, Hamburg 1887. — Ueber das höchste Gut, Leipzig 1846. — Nanna, oder über das Seelenleben der Pflanzen, Leipzig 1848. — Zend-Avesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits, Leipzig 1851. — Ueber die Seelenfrage, ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden, Leipzig 1861. — Die drei Motive und Gründe des Glaubens, Leipzig 1863. — Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen, Leipzig 1873. — Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht, Leipzig 1879.

Bände, in denen die Weltanschauung der gesunden Sinne ihre Renaissance feiert. „Nanna“ leitet die Reihe dieser Werke ein. Vor fünfzig Jahren ist das Buch erschienen.

II.

„Nanna“ ist der Name der nordischen Blumengöttin, der Gattin Baldurs. Im Vorwort erzählt Fechner, wie er anfangs schwankte zwischen diesem Titel und den Titeln „Flora“ und „Hamadryas“. Die Bezeichnung ist ihm mehr als ein bloßes Symbol. Die moderne Welt blickt lächelnd auf Mythologien vergangener Zeiten zurück. Sie sind ihr Märchen, Dichtung. Fechner weiß, dass die größten Dichter jener Tage zugleich die größten Gelehrten ihrer Zeit waren, dass ihre Gesänge und Sagen nicht weniger wissenschaftliche Forschung sind als künstlerische Phantasie. Eine Weltanschauung rang nach Ausdruck in den Gestalten einer Dryas und einer Nanna. Es war die Weltanschauung der Heiden, die auch die Weltanschauung des natürlichen, noch unverbildeten Menschen ist. Sie schien Fechner die beste Fürsprecherin für seine Behauptung vom seelischen Leben der Pflanzen.

Man hat Fechner bei seiner Beweisführung den Fehler falscher Analogie, das gewaltsame Hineinziehen bloßer Bilder in die Wirklichkeit vorgeworfen. Er konnte mit gutem Recht entgegnen, wenn seine Methode, von vielen bekannten Fällen auf einen unbekannten zu schließen, fehlerhaft sei, so seien es schließlich auch alle Inductionsbeweise.

Die Grundfrage, von der er ausgeht, lautet: Welche Erscheinungen und Processe veranlassen die Wissenschaft, vom Vorhandensein eines Seelenlebens in allen menschlichen und thierischen Leibern zu reden? Er stellt die Antworten zusammen. Der zweckmäßige Bau der Körper, das Ineinandergreifen und -Arbeiten der einzelnen Theilorgane, die Combination des Ganzen mit den jeweilige Außenbedingungen.

Einerlei, ob man die Summe dieser Erscheinungen fassen will als das zufällig gerathene Product unzähliger Fehlversuche, oder ob die „Teleologen“ recht haben: jedenfalls ist man sich einig darin, dass diese gut functionierenden Mechanismen einen Schwerpunkt haben, dass sie gravitieren, und die von diesem Schwerpunkt ausgehenden Thätigkeiten sind uns ein Beweis vom Dasein einer Seele.

Wie nun? fragt Fechner: wenn wir im Baue und Leben der Pflanzen dieselben zweckmäßigen Einrichtungen sich wiederholen sehen, wenn sich auch hier die Organe in einen Organismus schicken, wenn äußere Sinnenreize auch bei der Pflanze auf eine Empfindlichkeit treffen, die deren Körper sich wunderbar in seine Umgebung einfügen lassen, wenn endlich, das Wichtigste, die Verhältnisse der Fortpflanzung mit einer Feinheit und Zweckmäßigkeit organisiert sind, die selbst einige analoge Verhältnisse des Thierlebens übertreffen: ist man dann nicht berechtigt, von einem Seelenleben auch der Pflanzen zu reden? Oder ist auch das noch ein fehlerhafter Schluss der Analogie?

Und nun stellt er jene Beobachtungen zusammen, die seine „Nanna“ mindestens zu einer unserer liebenswürdigsten literarischen Erscheinungen machen. Ein Beispiel. „Ich sah neulich meine Frau eine Pflanze mit dem Erdballen aus dem Blumentopfe heben und bewunderte es, wie die Pflanze den Erdballen so vollständig bis ins Feinste durchwurzelt, jedes Fleckchen Erde auszukosten gesucht hatte; und wie unter der Erde, war es über der Erde. Erst war die Pflanze in Zweigen auseinandergefahren, und dann hatte sie die Zwischenräume mit Zweigelchen und Blättern gefüllt, dass kein bisschen Luft ungenossen durchkommen konnte: und an den Spitzen der Zweige hielt sie noch überdies die blauen Blümchen dem Lichte entgegen.“ Sollten das die „tauben“ Schnörkel sein, die nach der allgemeinen Ansicht ins Blaue hineinwachsen?

Er betrachtet eine Wasserlilie, wie sie nachts im Wasser untertaucht und morgens sich wieder daraus erhebt: sollte sie die Sonne und das Wasser nicht ebenso gut empfinden wie ein Fisch? Eine Bergpflanze in ihrer reinen Höhenluft, so wunderbar in den engen Kreis ihrer Verhältnisse hineingewachsen, sollte kein Empfindungsleben haben und in ihm nicht irgend ein gemeinsames Moment mit der Seelenthätigkeit eines Schmetterlings?

Die Thatsache jedenfalls steht fest: ob sie im Gebirge oder Thal, im Teich oder auf der Heide sich entfalten, immer haben die Pflanzen es verstanden, aufs engste sich in ihre Umgebung einzupassen.

Soweit die „Analogien“ Fechners. Will man stehen bleiben beim Gesichtspunkte der Analogie, so ist sein Werk nicht ohne Vorläufer. Goethe macht in seiner „Bildung und Umbildung“ botanische Beobachtungen, die sich mit denen Fechners theilweise decken. So, wenn Goethe von den Pflanzen sagt, es sei ihnen „eine glückliche Mobilität und Biegsamkeit verliehen, um in so viele Bedingungen, die über dem Erdkreis auf sie einwirken, sich zu fügen und danach bilden und umbilden zu können“. Ebenso die Beobachtung, „wie jede Pflanze ihre Gelegenheit sucht, wie sie eine Lage findet, wo sie in Fülle und Freiheit erscheinen könne, Bergeshöhe, Thalestiefe, Licht, Schatten, Trockenheit, Feuchte, Hitze, Wärme, Kälte, Frost und wie die Bedingungen alle heißen mögen“. Man hat diesen ganzen Kreis von Thatsachen in der Folgezeit dem „Gesetz der Anpassung“ Darwin'scher Psychologie unterstellt. Es läge damit nahe, Fechner unter die Vorläufer Darwins einzureihen, wie man das bei Goethe ja bereits gethan hat. Aber — wie sagt doch Nietzsche: „Darwin hat den Geist vergessen, das ist englisch.“ Er hat nicht nur den Geist vergessen, er hat auch die Seele vergessen, und das ist wissenschaftlich. Fechner hatte den Muth der Unwissenschaftlichkeit, das wird ihm jederzeit die gehörige Distanz sichern vor dem meist überschätzten Gelehrten unseres Jahrhunderts. Man mag Goethe, den Botaniker Goethe, einen Vorläufer Fechners nennen: mit Darwin aber haben beide nichts zu thun.

Kein Punkt, fasst Fechner seine Resultate zusammen, der der Annahme einer Pflanzenseele widerspräche; was wir eben Seele nennen, nach seinen Aeußerungen im thierischen und menschlichen Sein. Die Erde ist reicher an diesem seelischen, empfindenden Leben, als die Gelehrten der Erde das zugeben möchten. Seele ist nicht nur in den wenigen Thieren des Waldes, in den blütenumschwirrenden Käfern, sondern auch in den Bäumen, die jene Thiere umragen, den Blumen, um die jene Käfer surren. Seelisches Leben umzieht die flechtenbestandenen Blöcke des Hochgebirges, und seelisches Leben dämmert selbst noch in den faulenden Wassern stehender Teiche.

Hätte Fechner inne gehalten auf diesem Niveau seiner Untersuchungen, seine „Nanna“ bliebe immerhin ein bedeutendes Buch. Auf alle Fälle hätten wir Künstler Ursache, zu ihm zu halten. Diese „Nanna“ hat der entgötterten Natur, an die wir niemals glauben wollten, ihr Leben wiedergebracht. Aber Fechner ist vor allen Dingen Gelehrter. Das Vorhandensein einer Seele allein, die Thatsachen ihrer Aeußerung können ihn nicht befriedigen. Er muss diese Aeußerungen in Einklang bringen mit anderen, ihm bekannten, wissenschaftlichen Dingen. Auf dem Weg zu diesem Ziele aber findet er die Resultate, die seiner „Nanna“ eine fundamentale Bedeutung in der Geschichte menschlicher Erkenntnis verleihen.

Als eines der Hauptsymptome vorhandenen Seelenlebens hat man das Ineinanderarbeiten ganzer Organe in einem Organismus erkannt. Seine Art der Betrachtung de haut en bas zwingt Fechner, nicht nur ganze Arten gegen Arten auszuspielen, sondern auch das Ineinandergreifen ihrer Functionen zu verfolgen.

Da nun erschließt sich ihm ein seltsames Bild. Das ist die wunderbare Weise, wie die einzelnen Arten, deren Entwickelung nach moderner Weisheit doch ein beständiger Kampf auf Leben und Tod sein soll, einander ergänzen. „Die Wasserpflanze verhält sich anders als alle Fische gegen das Wasser, die Bergpflanze anders als alle Schmetterlinge gegen Luft und Licht... Jedes Wesen stellt gleichsam ein anders gestaltetes Sieb dar, das demgemäß andere Empfindungen aus der Natur aussiebt; und was eines übrig läßt, ist noch für unzählige andere da.“

Er betrachtet eine bestimmte physiologische Function, das Athmen. Die Pflanzen nehmen den sie nährenden Athem der Thiere in sich auf, die Thiere den durch die Pflanzen gereinigten Athem der Pflanzen. Beides aber, der Athem der Thiere und der Pflanzen hat seine Quelle und Mündung in der Atmosphäre. Aus der Atmosphäre kommt die Luft, die in die Luftröhren und Lungen aller irdischen Geschöpfe eintritt, in ihnen hin- und hergeht; in die Atmosphäre tritt sie wieder zurück. Und diese Atmosphäre ist nicht todt. Bestimmte Gesetze halten ein ewiges Leben in ihr bewegt. Und wie diese Gesetze die Atmosphäre selbst, beeinflussen sie erst recht die von ihr abhängigen Wesen. Ganz ohne Bild lassen sich so die Athemwerkzeuge aller irdischen Geschöpfe ansehen als die ins Feinste sich verästelnden Abzweigungen eines einzigen, großen, sie alle verbindenden Athemwerkzeuges: der Atmosphäre.

Nun vergegenwärtige man sich alles, was die Naturwissenschaft uns als symptomatisch für seelisches Leben zugibt: spricht die Summe der erwähnten Erscheinungen nicht deutlich für das Vorhandensein eines Seelenwesens, das über Mensch und Thier und Pflanze hinausgeht, das den ganzen Reichthum der Arten als die einander ergänzenden, zwanglos ineinander greifenden Organe eines einzigen ungeheuren Organismus in sich fasst? Baum und Blume, Thier und Mensch, sie alle sind Geschöpfe der Erde. Man glaubt, die Erde sei todt. Aber noch nie hat eine todte Mutter lebende Kinder geboren. Die Erde ist ein Stern. Naturvölker verehren in den Sternen göttliche, beseelte Wesen. Sie hatten recht mit ihrer Anschauung vom Seelenleben der Pflanzen, trotz aller Materialisten: sollten sie nicht vielleicht auch recht behalten mit ihrer Anschauung vom Seelenleben der Sterne?

Diese Lehre vom Seelenleben auch der Gestirne, die kühnste, tiefste, die Fechners Werk uns gibt, findet sich in „Nanna“ noch unausgebildet, aber angedeutet in allen wesentlichen Punkten.

Noch einmal: das Buch stammt aus dem Jahre 1848. Zu einer Zeit, da das Mikroskop anfieng, die Wissenschaft vom Leben zu beherrschen, da der Ruf eines Gelehrten begründet war, gelang es ihm, eines jener „kleinsten Lebewesen“ zu entdecken, die „dem unbewaffneten Auge nicht sichtbar“ waren, entdeckte der stille Professor in Leipzig die neue Species der — Sterne. Durch den Sternenhimmel gieng er hin wie durch einen Garten; wie man einen Strauß windet, so zwanglos griff er die Weltkörper heraus

und stellte sie zusammen. In den Beeten seines Gartens aber zeigten sich ihm in den Blüten der unscheinbarsten Blumen Wunder, gegen die der Himmel und alle seine Sterne einfach schien.

Das war in den Jahren, in denen sie sich die Köpfe blutig schlugen, um einigen liberalen „Gedanken“ Pressfreiheit zu schaffen.

(Schluss folgt.)

Bismarck, der Künstler.

Es soll hier nicht die Rede sein von Politik, Historie, Memoirenliteratur. Und überhaupt nicht von Gelehrsamkeit. Mit reinen menschlichen Sinnen hat einer das große Buch unseres Bismarck gelesen, die „Gedanken und Erinnerungen“, und er will Zeugnis davon ablegen, wie tief er ergriffen wurde. Mit kühler Neugier trat er heran, als an das Bild einer ihm fast fremden Welt, und rothen Antlitzes, klopfenden Herzens nimmt er jetzt Abschied, als von einer Welt, die nun auch die seine ist. Denn es ist die Welt, die er von jeher als die seine sich erkor: die der Künstler, der Menschen ...

Goethe hat einmal gesagt, ein Dichter sei — und wir dürfen erweitern: ein Künstler — „wer mit Bewusstsein ein Mensch ist“. Ein Wort, das in seiner Schlichtheit zum Tiefsten und Dauerndsten gehört, das der große Weltweise uns hinterlassen hat, ein Wort, dem eine erlösende Kraft innewohnt. „Mit Bewusstsein ein Mensch!“ Das ist nicht etwa ein Bewusstseinsmensch, ein Intellectueller. Sondern einer, der sich bewusst ist, dass die Menschen nur selten Menschen sind, und dass es doch kein heiligeres Pfund für den einzelnen gibt, als seine Menschlichkeit. Die Menschlichkeit ist darum allem dem entgegengesetzt, was die Leute thun, was sie als ihre wichtigsten Interessen zu betrachten pflegen, worum sie sich sorgen, wonach sie begehren. Sie ist allem dem entgegengesetzt, wodurch die Leute sich mit äußerster Beflissenheit zu Knechten machen: zu Knechten anderer Leute, zu Knechten von Regeln und Herkömmlichkeiten, zu Knechten der Furcht in ihrem Innern. Wer mit Bewusstsein ein Mensch ist, der thut gewisslich mancherlei, was auch die Leute thun: denn er weiß, dass es ein Mittel der Herrschaft ist, sich von den Leuten scheinbar wenig zu unterscheiden. Aber wo sie gebunden sind, da weiß er sich frei. Er lacht über das, was jenen so wichtig dünkt, und macht es nur mit als schützenden Mummenschanz. Soll er sich wegen seiner Nacktheit etwa todtschlagen lassen? Nein, Maske drüber, doch so, dass die Glieder sich frei und herrlich regen, und dass die Nacktheit fühlbar bleibt, auch unter der Maske! Aber dann kommt plötzlich der leidenschaftliche Augenblick, wo die Maske drückt, wo sie herunter muss, und ob sie in Fetzen gienge, wo der nackte strahlende Menschenleib sich frei reckt im Licht der Sonne, lächelnd und trotzig. Dann staunt die Welt, in Angst und Beklemmung. Sie weiß nicht: ist's Prophetie? ist's Ruchlosigkeit? ist's Offenbarung? Ach, es wird wohl ein Kunstwerk sein, das euch so zagende Furcht erregt! Geht hin und betet in Dankbarkeit, dass ihr einen Menschen habt schauen dürfen!

In Bismarcks Leben ist der Augenblick häufiger eingetreten, wo er die gewohnte Maskentracht sich herunterriss und sich mit stolzem Bewusstsein als nackten, ganzen Menschen darbot — er hat Hass und Liebe, Bewunderung und Verketzerung gelassen heraufbeschworen und gleichmüthig ertragen. Noch einmal bietet er sich jetzt als Mensch, nach seinem Tode. Und das in einem Buch, das äußerlich fast wie ein Handbuch der Diplomatie, das ist der Kunst, sich zu verkleiden, anmuthet. Hilft alles nichts! Je mehr Masken er weise vor uns auskramt, desto leuchtender stets wird seine Nacktheit. Jemehr er zeigt, wie man sich verbergen könne, desto weniger verbirgt er sich. „Die Masken brauche ich bloß, um frei zu sein!“ spricht jede Zeile. Und frei ist das Buch, furchtlos-frei, grausam-frei, bezaubernd-frei. Die Leute, die Höflinge werden ein Klappern kriegen!

* * *

Die Menschlichkeit Bismarcks und das dieser innewohnende Künstlerthum ruht überall auf dem Grunde der Rasse seines Volkes. Aber überall auch erhebt er sich über die Rasse: er ist deren Genie gewordene Kraft, ihr Wille, der sich selbst zur Intelligenz wandelt. Ihm fehlen durchaus nicht die chaotischen Seiten der Menschheit: das Jähe, Impulsive, Schreckliche; das Zügellos-Losbrechende, Zertrümmernde; und auch das Weiche nicht: eine Leichtverletzlichkeit und Empfindsamkeit, die von Weinkrämpfen geschüttelt wird, wo sie das feindselige Eindringen fremder Gewalten spürt, wo sie die Frucht der Arbeit wie ein Luftschloss zergehen sieht. Dieser Koloss in der preußischen Kürassieruniform kann schluchzen und weinen wie ein Kind und ein Wilder. Aber diese lockere Brodelmasse, die bei den meisten zur kalten Lava erstarrt ist, übt nur in den allerseltensten und ganz kurzen Momenten ihre eruptive Herrschaft bei ihm aus. Sonst ist er ihr Herr. Mit mächtiger Faust knetet und formt er sie, benützt er sie als eine vulcanische Kraft, die er zu lenken versteht und deren furchterregende Ausbrüche er planvoll regelt und ausspielt. Wenn es richtig ist, dass Goethes Lebensarbeit darauf gerichtet war, den Dämon in sich zu bezwingen, so muss von Bismarck gelten, dass er sich die Kunst erwarb, den bezwungenen Dämon als Mauerbrecher zu verwenden. Weil diesem eisernen Willen die in ihm aufgehäufte gewaltige Naturkraft gehorchte, deshalb allein ward er so unwiderstehlich und vermochte den Völkern und Herrschern seiner Zeit Gesetze vorzuschreiben. Also nicht etwa in der bloßen barbarischen Kraft, in der Beherrschung dieser Kraft liegt das Geheimnis von Bismarcks Persönlichkeit und Erfolg: in dieser höchst culturellen Erscheinung einer in sich erstarkten Selbstbezwingung, Selbstzucht, Maßhaltung, Besonnenheit. Das ist der Bismarck'sche „Wille“, eine ungeheure Gewissheit über sich selbst. Nur dieser Gewissheit verdankt er seinen Erfolg. Durch diese Gewissheit vermochte er die anderen, die Ungewissen zu beherrschen.

So ist der Furor teutonicus in ihm mit dem Magister teutonicus wie in eines verschmolzen. Und das weist ihm die Stellung an zu seinem Volk, die Stellung zugleich zu seinem „Herrn“, dem von der Vorsehung bestellten Beherrscher des Volkes. Das Volk war ihm niemals etwas Gleichgiltiges, gewissermaßen eine Quantité négligeable. Aber es war ihm der „blinde Hödur“, dem er die Sehkraft lieh. Und es war ihm der Boden, auf dem er fußte, das Meer, auf dem er segelte, das Wetter, nach dem er sich einrichtete. Aber dem dumpfen Willen der vielen setzte er den klaren Willen des einen gegenüber, einen gleichsam repräsentativen Willen, in dem mancherlei Willenskräfte zusammengeströmt waren und sich gegenseitig geläutert hatten. Man verstehe mich genau: dieser eine Wille ist nicht immer der Wille eines bestimmten Einzelnen, also Bismarcks, sondern er ist die Einheit im Willen des ganzen Volkes und der ganzen Zeit, eine Einheit, der der einzelne sich mehr als einmal anzuschmiegen hatte, wenn er der repräsentative Ausdruck jenes höheren Willens bleiben wollte. Nur kraft seiner wunderbaren, nie das Eigenthümliche der Persönlichkeit opfernden Anpassungsfähigkeit, Umwandlungs- und Entwickelungskraft hat es Bismarck so lange Zeit vermocht, der Repräsentant des deutschen Volkswillens zu bleiben, die Klarheit zur Dumpfheit, die Bewusstheit zur Elementarkraft. Er lenkte, aber er ließ sich tragen. Er wusste, dass er die Woge nicht machen konnte, aber dass er, woher sie auch kam und wohin sie gieng, sie benützen musste, wollte er Fährmann bleiben. Und weil er selbst Volk vom Volke war, und Woge von der Woge, nur alles etwas höher, feiner, gereinigter, bewusster, deshalb wusste er instinctiv, was das Volk wollte und wohin die Woge gieng — selbst in den nicht ganz seltenen Fällen, wo das Volk den Gang der Woge anders ansah als er und wo auch er — wer dürfte dies leugnen! — dem Irrthum ausgesetzt war.

Dieselbe eigenthümliche tiefberechtigte Mystik, die in Bismarcks Verhältnis zum Volke waltet, ruht auch in seinem Verhältnis zu seinem Herrn und Kaiser. Er machte das deutsche Volk groß als „Diener“ Kaiser Wilhelms, und es war die gleiche Liebe, die ihn dabei trieb. Das royalistische Gefühl in Bismarck war so ursprünglich und stark, dass, wenn ihm die Liebe zu seinem Kaiser gefehlt hätte, ihm die Kraft gefehlt haben würde, dem Volke zu helfen. Es war dies ein Gefühl von religiöser Demuth, das die eigene Kraft, und sei es die übermenschlichste, viel zu gering bemaß, als dass sie sich hätte vermessen dürfen, bloß um ihrer selbst willen das Schachbrettspiel mit Völkern und Schicksalen zu wagen. Seine Kraft, das fühlte er, hatte er nicht geschaffen, sie war ihm gegeben, und deshalb konnte er sie auch bloß verwenden als Instrument in der Hand eines Höheren — des Gottes, an den er glaubte, aus dem tiefsten Bedürfnis seines germanischen Gemüthes. Gleichwie ihm aber das Volk das Symbol der Natur war, so erschien ihm sein Kaiser als Träger und Symbol der göttlichen Vorsehung, ohne die er selbst nicht mehr war denn ein gebrechliches Rohr.

Aber neben der mystischen Auffassung gieng die reinmenschliche und durchdrang sich mit ihr. Jedem Kaiser würde Bismarck in gleichem Maße die Treue gehalten haben, intimster Rathgeber konnte er nur dem sein, an den ihn die menschlichen Bande der Liebe knüpften, mit dem von Mensch zu Mensch ein dauerndes Einverständnis, ob auch unter schweren Kämpfen im einzelnen, erzielbar war. Die Mystik konnte für einen Bismarck nur Gefühlshintergrund sein; das Wesentliche blieb für ihn die praktische Verständigung auf dem Boden realer Thatsachen und Ansprüche. Nie hat er der Mystik gestattet, die nothwendigen Entschließungen des Augenblicks zu beeinflussen oder zu färben. Hier konnten nur der klare Verstand, der klare Blick und der klare Wille helfen. Und die setzte er seinem Kaiser entgegen, mit der äußersten, zu allen Folgerungen bereiten Energie, wo er die Wege, die der Monarch beschreiten wollte, unzuträglich und bedenklich fand. Je mehr ihm die Endentschließung seines Herrn als ein Heiliges und Unerschütterliches galt, desto mehr fühlte er sich vor seinem Gewissen verpflichtet, mit Aufbietung all seiner Kräfte diese Entschließung seinerseits in die richtigen Wege zu leiten. Denn trug der Kaiser auch allein die Verantwortung vor Gott, so trug er doch, so lange er im Amte blieb, die Verantwortung vor dem Volk und vor dem Kaiser und vor der Geschichte. Und dieser Verantwortung sich jederzeit mit dem reizbarsten Empfinden bewusst geblieben zu sein, das ist eine der höchsten Charaktereigenschaften Bismarcks gewesen und eine Frucht

seiner unvergleichlichen Selbsterziehung. Er selbst schätzte die Last der Geschäfte für ein Kinderspiel gegen die Last der Verantwortung, die seine Nerven und seinen Schlaf oft in zerstörerischer Weise angriff.

Diese hochgespannte moralische Empfindlichkeit eines Realpolitikers und Immoralisten ist eines der wundersamsten seelischen Phänomene, die ich kenne. Bismarcks Moral gehörte ganz und ausschließlich seinem Lande, dem aber auch im höchsten Grade; auf Menschheitsbeglückung im Generellen ließ er sich nicht ein. „Charity begins at home“ sagt ein kluges englisches Sprichwort: hat Liebe daheim ihr Gutes gestiftet, so wird sie wohl auch ins Weite wirken. Bismarck fühlte sich durch den Zwang geschichtlicher Verhältnisse, geographischer Erwägungen und politischer Traditionen dazu verpflichtet, einzig das Wohl Deutschlands im Auge zu behalten und das Heil anderer Länder der Fürsorge ihrer eigenen Lenker zu überlassen. Aber er blieb sich auch jederzeit bewusst, dass ein in ruhiger Kraft blühendes Deutschland auf alle anderen Culturnationen des Erdballs segensreicher Ausstrahlungen mächtig sein würde. Natürlicherweise kam es darauf an, die Interessen Deutschlands in einem wahrhaft großen Sinne zu vertreten und sich nicht von einer knausernden Utilitätspolitik zu kleinlicher Vortheilsjägerei verleiten zu lassen. Deutschlands höchster Vortheil aber, darüber war sich die Bismarck'sche Politik klar, bestand einzig und allein in der Wahrung seiner Würde, Unabhängigkeit und Vertrauenswürdigkeit. Gleichwie Bismarck selbst, als er sein Amt übernahm, von nichts weniger geleitet war als von Eitelkeit und Ehrgeiz, so hat er auch aus seiner Weltpolitik Eitelkeit und Ehrgeiz, als die verderblichen Urheberinnen der Schwäche und der Verblendung, gänzlich verbannt. Nur wer das Ganze ins Auge fasst, kann den Muth haben, sein Alles zu wagen. Und nur wer der Sache dient, der Idee, ist bereit, sein Leben zu opfern. Bismarck aber hatte die Kraft, nicht bloß selber sein Leben und seine Ehre zum Einsatz zu bringen, sondern auch andere, wie seinen König, zu dergleichen zu begeistern. Jene Selbstgewissheit, die seinen Erfolg machte, beruhte nicht zum letzten in der stolzen und kalten Bereitheit, für das, was er verfocht, in den Untergang zu gehen.

Es ist das die gleiche Gesinnung, die auch den Künstler beseelt, wenn er, einer trägen und wahnbefangenen Welt zum Trotz, ein Künder neuer dämmernder Schönheit wird. Gleichwie der Künstler hungert und darbt, sein Werk im Herzen, das ihm Unsterblichkeit verheißt, und wie er durch kein Gelächter, durch keinen Hass, durch keine Bedrückung, durch keine Gleichgiltigkeit sich irremachen lässt an dem Ziel, die flehend ihn umwandelnden Schemen seiner Traumwelt mit dem rothen Blut seiner Schöpferkraft zu tränken und ihnen das Leben zu geben, so erscheint uns auch Bismarck mit gleicher Gestalt und Geberde, als der schweigende Woller seines gewaltigen Werkes, der Gründung des Reichs. Er steht vor uns gespenstisch, als der vom Schicksal erkorene einsame Mann, Furchtlosigkeit im Auge, Unerbittlichkeit auf der bleichen, magisch leuchtenden Stirn. Gift, Geifer, Galle spritzen zu ihm empor, er schreitet unbeirrbar vorwärts und thut, was ihm befohlen ist, befohlen vom Schicksal und von seinem Gott. Wahrlich ein Künstler, wie Dante einer, wie Galilei und wie Michel Angelo, und wie Beethoven, wie Nietzsche!

Berlin. **Franz Servaes.**

Die Secession.

IV.

Das Bild, das den Leuten am meisten gefällt, ist der „Märchensee“ von Wilhelm Bernatzik. Es hätte täglich drei Mal verkauft werden können. Aber man hört sagen: Warum hängt das hier, was hat das mit der Secession zu thun? Ich glaube jedoch, dass man gerade an Bernatzik sehen kann, wie der Geist der Secession auf die jungen Maler wirkt. Er ist kein Stürmer, er macht keine Experimente, er will nicht verblüffen. Er hat eine ruhige und angenehme Art und kann, was sie verlangt. Im Künstlerhaus wäre sie gewiss bald zu einer Manier geworden, er hätte angefangen sich selbst zu copieren und immer mehr dem gemeinen Geschmacke nachzugehen, er wäre nach und nach banal und leer geworden. Aber in der Secession, wo jeder unter der Controle der anderen ist, sehen wir ihn mit jedem Bilde ehrlicher und reiner werden. Man fühlt, dass er nicht mehr zu gefallen denkt, sondern sich selber genügen will. Er vergisst, was etwa die Leute dazu sagen werden, und hört nur noch die Stimme der Kunst an. Im März hatte er noch ein Bild da, das schön war, aber doch den Reiz des Novellistischen nicht verschmähte. Jetzt ist er von der Anekdote frei geworden und will nur mehr malerisch wirken, er hat sich auf das Wesen seiner Kunst besonnen. In der „Genossenschaft“ wäre er ein Feuilletonist geworden, die Secession hat ihn zum Künstler gemacht. Das ist ihr Geheimnis: deshalb laufen ihr die jungen Maler zu. Sie kann einen auch nicht größer machen, als er ist, aber sie hilft ihm, sich selbst zu finden, den Versuchungen zu trotzen, rein und reif zu werden. Sie bildet sich gar nicht ein, eine Elite zu sein, aber sie nimmt sich vor, jedes Talent zum Höchsten, das es kann, zu geleiten. Es kommt gar nicht so sehr darauf an, was für ein Talent einer hat, als darauf, was er aus seinem Talente macht. Was ist in der „Genossenschaft“ vergeudet worden! Aber bei reinem Sinne, durch ehrliche Arbeit, der Sache zugethan, ohne an seine Person zu denken, kann auch der Kleine zu guten Werken kommen.

Gustav Gurschner ist ein junger Wiener, der jetzt eine Zeit in Paris gelebt hat. Dort hat er von Vallgren, Carabin und Bassier manches abgesehen. Die große Lust der Franzosen, die Dinge unseres täglichen Lebens zu künstlerischen zu machen, hat ihn berührt und er hat gelernt, dass auch Unscheinbares einen leisen Abglanz von der ewigen Schönheit haben kann. Nun sehen wir ihn sich mit Lampen, Schalen und Broschen lustig bemühen. Man merkt noch manchmal, dass er es nicht aus sich selbst, sondern nachgelernt hat, aber er weiß damit auf das Freieste und Heiterste zu schalten. Es trifft sich gut, dass er jetzt nach Wien zurückgekommen ist: wir können ihn hier brauchen, er kann uns helfen, er wird wirken. In Paris wäre er vielleicht ein bloßer Copist geworden, hier mag er nun mit jenem Können unsere alte Art auszudrücken trachten. Wie groß könnte ein kleiner Wiener Vallgren sein! Wir sind ja erst in den Anfängen einer österreichischen Kunst für das Haus, man vernimmt sie noch kaum, da sollen alle her. Draußen sind wir zum Lernen gewesen, aber nun ist es Zeit, in unserem Vaterlande zu schaffen!

Das Glasbild „Die Kunst“ und die Tapete im Kunstgewerbezimmer sind von Koloman Moser, den man aus dem „Ver Sacrum“ als einen geschwinden, geistreichen, manchmal etwas leichtsinnigen Zeichner kennt. Das ist ein Wiener durch und durch. Seine Einfälle scheinen zu tanzen, sie schweben, es ist unsere Stimmung, das Gewand zu verkaufen und in den Himmel zu fahren. Der alte Sokrates hätte sich gefreut: παιδιᾶς χάριν, es ist alles nur zum Spielen da. Zärtlicher und eleganter kann die arme Komödie unseres Lebens nicht leicht dargestellt werden. Manchmal eine leise Melancholie, wie der Schatten einer Wolke, aber es ist schon wieder vorbei. Manchmal eine kleine Müdigkeit, wie sie schöne Knaben im Gesicht haben, aber es wird schon wieder getanzt. Manchmal eine stille Wehmuth, aber sie ist schon fortgeflogen. Παιδιᾶς χάριν, es ist alles nur zum Spielen da!

Diese neun, Klimt, Engelhart, Moll, Stöhr, Krämer, König, Bernatzik, Gurschner und Moser haben in der jetzigen Ausstellung am meisten gewirkt. Ein anderes Mal soll von den anderen gesprochen werden, besonders von Rudolf Bacher, Otto Friedrich, Franz Hohenberger, Ludwig Siegmundt und Hans Tichy, auch von den Polen Axentowicz und Stanislawski. Heute möchte ich lieber noch etwas anderes sagen, eine Art von Warnung, die vielleicht gut sein wird.

Die Secession hat jetzt zwei große Erfolge gehabt. Man darf wohl sagen: die Wiener sind heute für die Secession gewonnen. Das ist sehr viel. Aber es ist noch nicht alles. Das Schwerste kommt erst. Das Schwerste wird es für die jungen Maler sein, die Versuchungen zu bestehen und ihr Wort zu halten. Es ist eine große Versuchung, dass die Leute einen falschen Begriff von der Secession haben. Die Leute verstehen unter „Secession“ jetzt eine angenehme und helle Manier, die schon zu einer leichtsinnigen und thörichten Spielerei mit gewissen absonderlichen Linien und seltsamen Farben zu werden droht. Wenn wir nun aber nichts anderes erreichen, als dass jetzt diese nachgeahmt werden, so ist uns nicht geholfen, dann hätten wir uns das Ganze ersparen können. Keine Manier verträgt sich mit der Kunst, jene alte nicht, aber diese neue auch nicht. Da wären wir ja wieder in der Routine. Routine ist das Machen ohne Gefühl. Wo sie beginnt, gibt es keine Kunst mehr. Unsere jungen Maler sollen nicht vergessen, dass nichts zwei Mal schön sein kann. Ein Mal ist es schön gewesen, zum zweiten Mal wird es nur noch „hübsch“ sein. Das Hübsche sieht wie das Schöne aus, es fehlt ihm nur das Gefühl. Das Schöne ist empfunden, das Hübsche wird gemacht. Das Schöne ist immer zum ersten Mal da, es war noch nie, es wird nie mehr sein. Das Hübsche ist nie zum ersten Mal da, es war immer schon, es kann immer wieder sein. Das Hübsche mögen die Händler für die Leute machen. Wer das Schöne schaffen kann, ist ein Künstler. Das ist ja der ganze Streit unserer jungen Maler mit der alten Genossenschaft gewesen. Es handelt sich nicht darum, gegen die alte Manier eine neue zu stellen, sondern die Kunst gegen jede Manier. Wer sich einer Routine ergibt, hat die Secession verrathen und soll nicht gelitten werden.

Und es ist noch eine Gefahr. Jahrelang hat man bei uns von der neuen Kunst nichts gewusst; man hat überhaupt nicht mehr gewusst, was Kunst ist. Nun ist die Secession mit ihren Werken gekommen. Das hat die Leute verblüfft. Da haben sie gesagt: Secession ist, was verblüfft. Sie gehen hin und wollen paff sein. Es wird also bald zu einer großen Enttäuschung kommen. Jetzt ist ja den Leuten die Kunst nicht mehr fremd; das Künstlerische kann sie also nicht mehr verblüffen. Die neuen Formen, die unsere Zeit erworben hat, die neuen Mittel unserer Kunst sind ihnen auch nicht mehr fremd: diese können sie auch nicht mehr verblüffen. Sie werden aber verlangen, dass man sie verblüffen soll. Sie werden sagen: Das ist ja gar keine Secession mehr — es ist gar nichts mehr da,

was verblüfft! Und dann werden sie glauben, gescheiter als die Secession zu sein, und werden erzählen, dass es wieder ein Mal nichts gewesen ist. Der Wiener ist ja so froh, wenn es wieder ein Mal nichts gewesen ist! Es wird gewiss so kommen. Was soll da die Secession thun? Nun, sie soll die Leute reden lassen und warten und Geduld haben. Es ist aber eine große Gefahr, dass sie nervös wird, Angst bekommt und nachgibt. Das fürchte ich. Ich fürchte, dass die nächste Ausstellung der Secession keinen Erfolg haben wird, weil sie nicht mehr verblüffen wird, und dann werden die jungen Maler glauben, dass sie verblüffen müssen, und dann würde ihnen geschehen, was jedem Künstler geschieht, der an das Publicum und an die Wirkung denkt: er hört auf, ein Künstler zu sein. Das droht ihnen. Davor sollen sie sich hüten. Es gibt nur eine Hilfe: es muss ihnen auch fernerhin ganz gleich sein, ob sie gefallen oder nicht, wenn es nur ihnen selbst gefällt. Sie dürfen keinen anderen Richter haben als sich selbst, sie dürfen keine andere Stimme hören als ihr Gefühl, sie dürfen nicht gefallen wollen. Ob sie gelobt oder getadelt werden, muss ihnen gleich sein. Es muss ihnen gleich sein, ob sie wirken oder nicht. Haben sie so lange den Spott vertragen, so werden sie auch das Bedauern vertragen können. Frage jeder nur sich selbst! Höre jeder nur sich selbst! Folge jeder nur sich selbst! Es gibt für den Künstler kein Gesetz als das eigene Gefühl. Es gibt für den Künstler keinen Lohn als das eigene Glück. Es gibt für den Künstler keinen Herrn als das eigene Gewissen. Früher hat es geheißen, dass sie Narren sind. Hat es ihnen geschadet? Jetzt wird es heißen, dass sie fad geworden sind. Das wird ihnen auch nicht schaden. Sie sollen sich nur treu bleiben und das thun, was sie als schön empfinden. Das ist das Geheimnis der Erfolge in der Kunst. Sie sollen sich nur nicht beunruhigen lassen. Jetzt ist die Zeit der Experimente vorbei, jetzt gilt es kein Suchen mehr, jetzt muss sich jeder gefunden haben. Jetzt fängt die Zeit der stillen Arbeit an sich selber an. Trachte jeder jetzt bei sich, unbekümmert um die anderen, ein Meister zu werden: einer, der kann, was er will, und nichts schuldig bleibt. Mehr kann keiner geben, als er hat, aber er soll uns alles geben. Dann können sie die Leute ruhig reden lassen. Ihre Werke werden da sein, ein neues Geschlecht wird kommen, dieses wird ein gerechter Richter sein und erkennen, dass sie gehalten haben, was sie versprochen haben: eine österreichische Kunst.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Wenn der Präsident Dr. v. Fuchs Herrn Wolf einen unbedeutenden Abgeordneten nennen konnte, weil dessen gewaltigsten Kraftleistungen noch nicht imstande waren, Oesterreich aus dem Leim zu bringen, so wird man den Grafen Thun sicher als einen sehr bedeutenden Ministerpräsidenten anzusehen haben, weil ihm schon bei einem ganz geringfügigen Kraftaufwand was Aehnliches und noch mehr gelungen ist. Die paar diplomatischen und grammatikalischen Schnitzer zum Beispiel, die Graf Thun in der dadurch berühmt gewordenen Interpellationsbeantwortung wegen der preußischen Ausweisungen begangen hat, haben allein genügt, ganz Mitteleuropa durch jetzt schon drei Wochen in Aufregung zu erhalten. Zuerst hatten die Journalisten des In- und Auslandes damit alle Hände voll zu thun. Dann bemächtigten sich die Parlamente hüben und drüben der Sache. Dann versuchten die beiderseitigen Diplomaten und Staatssecretäre ihre Kunst daran, und jetzt gar res venit ad triarios: die Souveräne befassen sich damit. Wenn diese aufsteigende Entwickelung noch weiter anhalten soll, bleibt nur noch übrig, dass nächstens die ewigen Götter selbst auch noch zur Thun'schen Interpellationsbeantwortung Stellung nehmen. Doch selbst diese bedrohliche Möglichkeit könnte den bedeutenden Ministerpräsidenten nicht erschüttern. Denn das ist doch heute schon außer allem Zweifel: gegen den Grafen Thun kämpfen selbst die Götter vergebens.

*

Mit diesem Satz ist fast von selbst der Uebergang zum Ackerbauminister gegeben. Baron Kast hat also endlich im Parlament gesprochen. Das außerordentliche Ereignis trat in der Sitzung des Ausgleichsausschusses am letzten Samstag ein. Die Rede ist so glänzend, dass sie sich jedermann auswendig merken kann. In dem gewohntermaßen ausführlichen Bericht der „Neuen Freien Presse" ist sie nämlich wie folgt wiedergegeben:

„Zum Artikel 21 (Veterinärangelegenheiten) spricht Ackerbauminister Freiherr v. Kast und beleuchtet die landwirtschaftliche (!) Seite der Frage."

So! Das ist alles! Ob die Abgeordneten der Rechten zu dieser Rede Beifall geklatscht und den originellen Baron Kast, der die Veterinärangelegenheiten von der landwirtschaftlichen Seite aus beleuchtet hat, dazu beglückwünscht haben, ist aus dem Bericht nicht zu ersehen. Sicher ist aber, dass Baron Kast, falls er — was die über dem Ackerbau und der Viehzucht waltende Vorsehung verhüten möge — demnächst demissionieren würde, seine während einer dreivierteljährigen Ministerschaft gehaltenen parlamentarischen Reden gesammelt als ein Flugblatt in Portemonnaiekalenderformat herausgeben könnte, mit dem Grafen Thun nächsten Sommer zur Noth noch Coriandoliwerfen spielen könnte.

*

Von hier aus ist der Uebergang zum Grafen Bylandt leicht. Als nämlich im December v. J. Baron Gautsch sein Beamten-Ministerium aus „Fach-Capacitäten" bildete, wurden plötzlich die landwirtschaftlichen Fachkenntnisse des Grafen Bylandt entdeckt, die er offenbar in seiner früheren Stellung als Hofrath im Unterrichtsministerium gesammelt hatte, und Graf Bylandt wurde mit der Leitung des Ackerbauministeriums betraut. In seiner neuen Stellung als Ackerbauminister wieder sammelte er — vice versa — so bedeutende pädagogische Fachkenntnisse, dass er vom Grafen Thun sofort zum Unterrichtsminister gemacht wurde. Resultat ist, dass Graf Bylandt jetzt die Schulkinder aus „technischen" Rücksichten ganz gerne nach den veterinären Grundsätzen der Confinierung behandelt sehen möchte und an dem Wiener Bezirksschulrathserlass, durch welchen die räudigen — lies jüdischen — von den rein arischen Schulkindern abgesondert werden sollten, nur einige kleine Formfehler auszusetzen findet.

*

Als der Plan der confessionellen Trennung der Kinder in den Volksschulen zum erstenmal am 27. Jänner 1893 im Abgeordnetenhause vom Prinz Alois Liechtenstein entwickelt wurde, erwiderte darauf der damalige Unterrichtsminister Baron Gautsch am 28. Jänner 1893, wie folgt:

„Vor allem möchte ich mir gestatten, darauf hinzuweisen, dass für die Unterrichtsverwaltung in dieser Frage eine bestimmte Norm besteht, und zwar durch das Gesetz selbst. Der § 3 des Gesetzes vom 25 Mai 1868 über das Verhältnis der Schule zur Kirche behandelt diese Frage, indem er erklärt, dass die vom Staate, dem Lande oder einer Gemeinde gegründeten oder erhaltenen Schulen und Erziehungsanstalten allen Staatsbürgern ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses zugänglich sind. In dieser gesetzlichen Bestimmung des § 3 liegt für die administrative Judicatur von vorneherein die Richtschnur, nach welcher sie vorzugehen hat."

Das Gesetz, auf welches sich 1893 Baron Gautsch berief, ist seither nicht geändert worden, sondern nur die Person des Unterrichtsministers, und dessen Vergangenheit macht es eben begreiflich, dass er für die von den Antisemiten gewünschte veterinäre Behandlung der jüdischen Schulkinder ein größeres Verständnis besitzt, als irgend einer seiner der Landwirtschaft fernerstehender Vorgänger im Unterrichtsressort.

*

In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 22. November sagte Graf Thun, zu den Antisemiten gewendet, über die Gleichberechtigung der Juden:

„Es ist meiner Ansicht nach das ein so natürlicher Grundsatz, dass, wenn irgend jemand im Hause diesen Grundsatz nicht theilen würde, ich das Gefühl hätte, er stünde auf einer minderen culturellen Stufe."

Darnach muss man annehmen, dass Graf Thun auch den Grafen Bylandt auf der minderen culturellen Stufe sieht. Offenbar hat er ihn gerade deswegen zum Cultus- und Unterrichtsminister gemacht, damit dieser in der Hebung der „Cultur" in Oesterreich nicht weit zu gehen braucht, da er gleich bei sich selbst damit den Anfang machen kann.

*

Die Jungczechen verlangen für den böhmischen Landtag wieder ein staatsrechtliches Rescript wie im Jahre 1871. Wozu? Die historische Analogie zwingt zu vermuthen, dass sie das Rescript verlangen, um es wieder auf weiches Papier zu drucken und das Hundert um fünf Kreuzer zu verkaufen, wie im Jahre 1871.

*

In der letzten Sitzung des Polenclubs erklärte Abgeordneter Dr. Rutowski: „Der Polenclub dürfe nicht der Regierung Dienste ohne Vortheile für Galizien leisten." Das ist wieder einmal ein echt polnisch gesundes Wort. Aber wohl noch nicht das letzte Wort des Abgeordneten Dr. Rutowski. Denn, wenn der Polenclub nicht für die Regierungsvorlagen stimmen darf ohne Separatvortheile für Galizien, so folgt von selbst, dass auch jeder einzelne Abgeordnete nicht für die Regierung stimmen darf, ohne Separatvortheile für seine eigene Person zu erlangen. Es würde sich dann empfehlen, dass jeder Abgeordnete, der das Budget votiert, dafür von der Regierung eine bestimmte procentuelle Provision von den Staatseinnahmen bekommt. Das wäre erst die Vollendung des Parlamentarismus, den Dr. Rutowski meint.

*

Die kürzesten aller bisher dagewesenen Beine haben die Dementis des Barons Dipauli. Erst vor drei Wochen ist er im „Vaterland" dem an seinen Namen geknüpften Gerücht von der wiedererwachten Officiosität der „Reichswehr" entgegengetreten. Prompt darnach ist dieser Tage das folgende amtliche Edict erschienen:

„Edict.

Vom k. k. Handelsgerichte Wien wird verlautbart, dass der Herr Statthalter von Niederösterreich auf Grund des Artikels 13 des Handelsgesetzbuches und des § 11 des Einführungsgesetzes zu demselben, sowie des § 16 der Ministerialverordnung vom 14. Mai 1873, R.-G.-Bl. Nr. 71, für das Jahr 1899, und zwar für die Kundmachung der Eintragungen in das Handelsregister die nachstehenden Blätter, nämlich die

‚Wiener Zeitung',
die ‚Reichswehr'
und die ‚Allgemeine Oesterreichische Gerichtszeitung'

und für die Kundmachung der handelsgerichtlichen Eintragungen in das Genossenschaftsregister die ‚Wiener-Zeitung' bestimmt hat.

Wien, am 16. December 1898. Müller."

Damit ist die Officiosität der „Reichswehr" zum Rang einer gerichtlich beglaubigten Thatsache erhoben. Baron Dipauli aber soll sich von seinen Lehrern, den Jesuiten, das Lehrgeld zurückgeben lassen. Das — seien wir höflich — das Dementieren, in dem die Jesuiten sonst bekanntlich Meister sind, hat er bei ihnen nicht gut erlernt.

*

Die übliche Veröffentlichung der Handelsregister-Kundmachungen in einem politischen Tagblatt hat hauptsächlich den Zweck, dass sie den Kaufleuten zur Kenntnis gebracht werden. Diesem Zwecke entsprechend, müssten die Behörden, wie jeder Inserent es thut, ein Blatt wählen, das im allgemeinen, insbesondere aber in kaufmännischen Kreisen stark gelesen wird. Die p. t. Behörden haben aber einfach aus dieser vernünftigen gesetzlichen Vorschrift ein neues

journalistisches Corruptionsmittel gemacht. Die Handelsregister-Kundmachungen werden einfach einem nothleidenden officiösen Blatte zugeschanzt. Da aber gerade diese officiösen Blätter thatsächlich mit Ausschluss der Oeffentlichkeit erscheinen, wird der gesetzliche Zweck geradezu in sein Gegentheil verkehrt, wie sich dies ganz besonders klar bei der „Reichswehr“ zeigt, die, wenn überhaupt, höchstens noch einige wenige weltfremde Provinzofficiere zu Abonnenten hat, aber sicher keine Kaufleute. Das Insertionsgeld der protokollierten Firmen benützt die Regierung als Nadelgeld für die von ihr ausgehaltenen journalistischen Dirnen. Sie schämt sich nicht einmal, sich dieses saubere Verhältnis zu einem Revolverblatte gerichtlich attestieren zu lassen. Tiefer geht's denn doch nimmer! Gr

Volkswirtschaftliches.

Vor etlichen Wochen wurde an dieser Stelle ausgeführt, dass die Ungarische allgemeine Kohlenbergbaugesellschaft durch die Schwindelwirtschaft ihrer Verwaltung in solche Geldnoth gerathen war, dass uns eine Fusion mit der Salgo-Tarjaner Kohlengewerkschaft trotz sehr drückender Bedingungen als Rettung erscheinen musste. In diese Lage war das Unternehmen gerathen durch unsolide Gebarung seit der Gründung; durch Ankauf der Herrn Moriz Bauer und Consorten gehörenden Graner Werke zu einem den wirklichen Wert um das Doppelte übersteigenden Preis; schließlich durch einen 2 Millionen betragenden, mit dem Wiener Bankverein abgeschlossenen Darlehensvertrag, dessen äußerst complicierte Bedingungen einen Jahreszinsfuß von über 12 Procent involvieren. Die Fusion kam nicht zustande. Eine Gruppe von Actionären, welche einen sehr bedeutenden Actienbesitz vertrat, ließ eine Untersuchung des Grubenbesitzes vornehmen, welche ein derart günstiges Resultat ergab, dass sie die Fusion als nachtheilig ansehen mussten. Eine angesehene französische Bankengruppe fand sich nun bereit, dem Unternehmen einen Hypothekarcredit zu gewähren, durch welchen dieses in den Stand gesetzt worden wäre, die Gruben ausgiebig zu exploitieren. Da die Verwaltung nicht über den erforderlichen Actienbesitz verfügte, um die Fusion durchzusetzen, verzichtete sie auf dieselbe und auf die Abhaltung der zu diesem Zwecke für Ende December d. J. einberufenen Generalversammlung, nahm aber auch das Geldangebot der französischen Gruppe nicht an, sondern acceptierte ein Darlehen vom Wiener Bankverein und der Pester ungarischen Commercialbank. Im Folgenden sollen nun diese beiden Offerte verglichen werden.

*

Die französische Bankengruppe offerierte einen Hypothekarcredit unter folgenden Bedingungen: Die ungarisch. Kohlengesellschaft emittiert 10 Millionen Francs 4½procentiger, innerhalb 41 Jahren rückzahlbarer, durch 10 Jahre unconvertierbarer Goldobligationen, welche die französische Gruppe zum Curs von 89 Procent übernimmt. Die Gesellschaft trägt die Steuern, Stempel, Intabulationskosten, Cotierungs- und anderen Spesen im In- und Auslande. Bedingung war, dass die Verwaltung ihre Demission gäbe und bei der in der Generalversammlung stattfindenden Neuwahl vier Mitglieder aus Vertrauensmännern der französischen Gruppe gewählt würden, welche gleichzeitig auch die Vertrauensmänner der Großactionäre wären. Diesen Vertrag erklärte jedoch die Verwaltung als unannehmbar und nahm das nachfolgende, vom Bankverein und der Pester Commercialbank offerierte Darlehen, an welchem die Salgo-Tarjaner Kohlengewerkschaft betheiligt ist, mit vier gegen drei Stimmen an.

*

Der Wiener Bankverein leiht dem Unternehmen neben dem bereits früher gewährten Acceptationscredit von 2 Millionen noch weitere 2½ Millionen Gulden nach Maßgabe des Investitionsbedarfes bis Ende 1901, also auf zwei Jahre, gegen Bezahlung von 1% über dem Banksatz, im Minimum 5% an Zinsen und ¼% pro Quartal an Provision. Die Forderung wird hypothekarisch sichergestellt. Die Gesellschaft kann bis Ende 1901 das Darlehen nicht kündigen und bis dahin ohne Zustimmung des Darlehensgebers keinerlei Credit von anderer Seite in Anspruch nehmen. Die Darlehensgeber behalten sich das Recht vor, jederzeit bis Ende 1901 zum Ausgleich der Gesammtschuld Obligationen der Gesellschaft zu verlangen, über deren Ausstattung, Verzinsung und sonstige Uebernahmsbedingungen besondere Vereinbarungen zu treffen sind. Nach Ablauf des Darlehenstermins verpflichten sich die Darlehensgeber, Obligationen zu dann zu vereinbarenden Bedingungen zu übernehmen. Falls von irgend einer Seite ein Anbot zur Consolidierung der Schulden in Obligationen oder Actien gestellt werden sollte, so haben die Darlehensgeber ein Vorrecht zu den gleichen Bedingungen. Falls zur Zeit des Rückzahlungstermins aus allgemeinen oder besonderen Umständen die Aufnahme eines Obligationsdarlehens undurchführbar wäre, so wird der Credit um ein weiteres Jahr prolongiert werden. Die Gesellschaft verpflichtet sich, auf Vorschlag der Darlehensgeber einen technischen und einen commerciellen Director zu ernennen. Sie verpflichtet sich weiter, im Einvernehmen mit den Darlehensgebern ein Investitionsprogramm und eine Geschäftsordnung festzusetzen. Endlich werden die Darlehensgeber zwei Vertrauensmänner in die Verwaltung wählen lassen, in welcher sie bereits jetzt zwei Vertrauensmänner sitzen haben. Der Vertrag wird hinfällig, sobald die jetzt gescheiterte Fusion mit der Salgo doch durchgeführt wird.

*

Dies ist das Offert, welches der Wiener Bankverein und die Pester Commercialbank gemacht haben, und welches die Verwaltung der Ungarischen allgemeinen Kohlen dem Offert der französischen Gruppe vorgezogen hat. Die Verwaltung bezeichnete das letztere Offert als unannehmbar, weil die Verzinsung angesichts des mit dem Uebernahmscurs von 89 Procent verbundenen Cursverlustes und der auflaufenden Spesen zu hoch sei, und die Agioschwankungen eine unbekannte Gefahr in sich bergen. Der Vergleich des finanziellen Effectes der beiden Offerte stellt sich nun folgendermaßen dar: Die Verzinsung des Prioritätendarlehens inclusive Amortisation des Cursverlustes beträgt 5½ Procent. Die Zinsen für den Acceptationscredit, den der Bankverein einräumt, inclusive ¼ Procent Quartalprovision, betragen im Minimum 6·1 Procent. Den Agioschwankungen ist die Möglichkeit der Erhöhung des Bankzinsfußes gegenüberzustellen. Derselbe beträgt jetzt 5 Procent, so dass sich die Verzinsung gegenwärtig bereits auf 7·1 Procent stellt. Es ist wohl kein Zweifel, dass die Last infolge Erhöhung des Bankzinsfußes eine größere ist, als die durch Agioschwankungen entstehende. Die Spesen für Cotegebür &c. sind kaum höher, wahrscheinlich geringer, als die des Wechselstempels &c. Die beträchtlichen Gebüren für hypothekarische Intabulation &c. müssen bei Annahme des Bankvereinsofferts zweimal gezahlt werden. Jetzt und ein zweitesmal, wenn die Acceptschuld in eine Obligationenschuld convertiert wird. Demnach ist kein Zweifel, dass die Verzinsung des Prioritätenanlehens wesentlich billiger wäre, als die des Bankverein-Darlehens, wobei die Hoffnung auf Ermäßigung des Zinsfußes durch Conversion in zehn Jahren unberücksichtigt ist. Und doch ist das der geringste der Vortheile des französischen Darlehens. Es ist kein Zweifel, dass es für das Unternehmen besser ist, jetzt eine Prioritätenanleihe aufzunehmen, als sich zwei Jahre mit Bankcredit zu behelfen und nach zwei Jahren eine Prioritätenanleihe aufzunehmen. Würden der Bankverein und die Verwaltung bona fide das Angebot der Franzosen für ungünstig halten, so hätten sie ein Prioritätsanlehen unter günstigeren Bedingungen abgeschlossen. Dass sie dies nicht gethan, beweist, dass die eventuelle Consolidierung in zwei Jahren unter ungünstigeren Bedingungen erfolgen soll. Der Vertrag mit dem Wiener Bankverein liefert das Unternehmen mit Haut und Haaren den Gläubigern aus. Diese ernennen neben vier Verwaltungsräthen den technischen und commerciellen Leiter, sie setzen das Investitionsprogramm und die Geschäftsordnung fest. Wenn sie wollen, wird das Unternehmen überhaupt nicht investieren und daher seinen Grubenbesitz nicht verwerten können. Ja, aus dem ganzen Vertrag geht die Absicht hervor, die Gesellschaft dem Ruin zuzuführen, damit sie der Salgo-Tarjaner keine Concurrenz machen könne. Die französische Gruppe verlangte die Demission des Verwaltungsrathes, vermuthlich um jene beiden Mitglieder zu eliminieren, welche das Unternehmen als Melkkuh für ihre Tasche angesehen hatten, den Vicepräsidenten Dr. Wilhelm Herz und den Generaldirector Sigmund v. Herz, welche gegen Provisionen bereit waren, jeden noch so ungünstigen Vertrag abzuschließen. Der Wiener Bankverein und die Pester Commercialbank halten eben diese Personen. Die Gesellschaft wird verpflichtet, zu dem den Gläubigern convenierenden Zeitpunkt ein Prioritätenanlehen mit ihnen abzuschließen, ohne dass die Bedingungen desselben fixiert sind. Sie wird verpflichtet, ohne dass sie weiß, wozu sie sich verpflichtet hat. Und im Hintergrunde droht die Fusion. Wenn die Gesellschaft ausgewuchert sein wird oder, da sie ja nur soviel investieren kann, als ihre Gläubiger erlauben, sich nicht entfalten kann, dann soll sie zu noch weit drückenderen Bedingungen, als jetzt beabsichtigt war, der Salgo ausgeliefert werden. Das ist offenbar die Absicht des Bankvereins und der Commercialbank, respective ihrer leitenden Directoren, der Herren Moriz Bauer und Leo Lánczy, welche an der Salgo-Tarjaner interessirt sind. Durch das Offert der Franzosen ist dem Unternehmen unerwarteter Weise die Möglichkeit geboten worden, sich zu entfalten, aus der Misswirthschaft herauszukommen. Das soll verhindert werden. Dabei wollen wir es im Augenblick ganz dahin gestellt sein lassen, ob die Verwaltung der Kohlengesellschaft überhaupt gesetzlich berechtigt ist, einen Vertrag abzuschließen, durch welchen die Gebahrung nicht mehr nach dem Willen der Actionäre, sondern nach dem der Gläubiger zu erfolgen hat. In Deutschland würde eine solche Verwaltung sich des Vergehens der Untreue schuldig machen. Vom Bankverein und seinen Consorten gilt Folgendes: Wenn es Wucher ist, die Nothlage eines Unternehmens zu dessen wirtschaftlichem Ruin auszubeuten, mit welchem Wort soll man es bezeichnen, dass durch einen gewaltigen Druck auf eine pflichtvergessene Verwaltung ein Unternehmen, dem die Mittel geboten sind, sich aus seiner Nothlage zu befreien, doch dem Ruin zugeführt wird?

rl

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre de l'Oeuvre, „Mesure pour mesure“ von Shakespeare; Nouveau-Théâtre, „La Briguedondaine“ von Pagat; Palais-Royal, „Chéri!“ von Gavault und Cottens; Vaudeville, „Georgette Lemeunier“ von Maurice Donnay; Théâtre des Nations, „Le Gamin de Paris; le Devoir“ von Guérin-Catelin; Renaissance, Gastspiel Novelli („Kaufmann von Venedig“). Berlin. Königliches Schauspielhaus, „Die Lustspielfirma“; Berliner Theater, „Der bunte Schleier“; Lessing-Theater, „Mathias Gollinger“ von Blumenthal und Bernstein; Neues Theater, „Die Barbaren“ von Stobitzer; Belle-Alliance Theater, „Sein Patent“ von Katsch.

*

Nach längerer Pause ist in der Hofoper Försters reizendes Ballet „Der Spielmann“ in Scene gegangen. Zwar ist Delibes noch immer der unerreichte Classiker unter den modernen Balletcomponisten, aber die Musik Försters steht doch so hoch über den auf diesem Gebiete sonst üblichen Gelegenheitscompositionen, dass die Aufführung schon aus diesem Grunde wünschenswert schien. Es war eine förmliche Wohlthat, nach der in früherer Zeit leider dominierenden Circusmusik Bayers wieder einmal ein Werk zu hören, das zum Theil echt dramatisch wirkt, zum Theil, in den eingelegten Tänzen, doch auch edlere Empfindungen verräth. Hat doch das Ballet eine wirkliche Handlung, und man versteht sie sogar, ohne sich ängstlich nach Erklärungen umsehen zu müssen. Hoffentlich erhält sich das Werk längere Zeit auf dem Repertoire. An den Componisten selbst habe ich die dringende Bitte, endlich einmal einen Clavierauszug davon zu veranstalten. Es hat doch keinen Sinn, seine Compositionen vor dem großen Publicum zu verstecken. Die Ausgabe wäre den Pianisten nicht minder willkommen als den Geigern, welche die herrlichen Violinsoli so gerne spielen möchten. Diese selbst wurden diesmal von Herrn Brill mit etwas dünnem Ton gespielt, auch etwas mehr Schwung und Wärme hätte ihnen nicht geschadet. Herr Rosé hat sie früher ungleich besser gespielt.

R. W.

*

Im Jubiläumstheater steht die Langeweile nicht unbedingt auf dem Programm. Der Neuigkeitsabend dieser Woche, der weniger ein Gesinnungs- als Unterhaltungsabend war, lässt darauf schließen. Man gab „Turandot, die Prinzessin von China“ unter Stürmen von Beifall. Herr Pohler scheint ein erfahrener und witziger Regisseur zu sein; Herr Schmidt ist ein sehr energischer und bedachter junger Schauspieler; Fräulein Barsescu war besser abgerichtet als sonst in den letzten Jahren und spielte und sprach einige verwickelte Scenen recht klar. Sie blieb freilich, was sie stets war und sein wird: eine Schauspielerin ohne lebendige Eigenart, die nur erträglich wird, wenn sie auch ihre kleinen Eigenarten ablegt. Im bescheidenen Rahmen des Gozzi-Schiller-schen Märchenspiels waren ihr die richtigen Grenzen gezogen. In diesem Rahmen waren auch alle Uebrigen und das ganze sehr drastische und gut abgetönte Ensemblespiel durchaus lobenswert. Damit ist natürlich nichts bewiesen. Ich würde das nicht betonen, wenn das Währinger Theater nicht mit der Absicht, etwas zu beweisen, aufträte. Es hat — officiell gesagt — die Prätention, die einzige deutsche „Nationalbühne in Wien zu sein. Hat aber das Gozzische Märchen wirklich einen deutschen Zug? Brünnhilde ringt mit ihren Freiern, sich ihrer zu entledigen. Die chinesische Prinzessin gibt ihnen geistvolle Räthsel auf. Echt orientalisch. Währing, bekreuzige Dich! National ist an diesem Stück höchstens der deutsche Bearbeiter. Ueber die richtige Auffassung von Nationalbühnen und Nationaldichtern müsste in größerem Raum geschrieben werden. Aber was Schiller im Speciellen betrifft, so wäre es für einen liberalen Gesinnungsmenschen lohnend, einzelne Sätze herauszuheben, die dieser gleichfalls liberale Schiller 1783 über die Schaubühne geschrieben hat. Sie wirken, auf die Gründer des Jubiläumstheaters angewendet, wie Ironie. Damit ist freilich wiederum nichts gegen dieses Theater bewiesen. Es bringe weiter so gute Vorstellungen wie die letzte, und man wird seine Prätensionen vergessen. Das ist das Beste, was ihm zutheil werden kann.

A. G.

*

Eine für Wien neue Suite von G. Bizet, „Roma“, leitete das vierte philharmonische Concert ein. Das Werk ist echt französische Arbeit, ohne tieferen Gehalt, aber durchgearbeitet und gefeilt bis ins kleinste Detail. Die Art, wie Bizet aus geringen, selbst minderwertigen musikalischen Einfällen ein anziehendes musikalisches Bild zu machen versteht, das in allen Farben schillert und in den verschiedensten harmonischen Formen wiedererscheint, wird ihm sobald niemand nachmachen. Es fehlt nur die absolute Bedeutung der Themen an und für sich, zu deren Erfindung sich die Phantasie des Componisten erst in späteren Jahren aufgeschwungen hat. Immerhin war das „Werk eine interessante Bekanntschaft, die ebenso wie das folgende „Siegfried-Idyll“ unter Mahlers Leitung vollendet gespielt wurde. Nicht ganz so befriedigte mich die Aufführung von Beethovens achter Symphonie, wenigstens in den letzten zwei Sätzen. Ich vermisste im dritten den eigentlichen Menuettcharakter und im letzten den frischen rhythmischen Zug, der früher unter Richter, einheitlicher festgehalten, immer wie ein Blitz einschlug und zündete. Die unverwüstliche Popularität des Werkes half ihm aber auch diesmal zum gewohnten Beifall.

R. W.

Bücher.

Commentar zum Gesetz vom 23. October 1896, R.-G.-B. Nr. 220, betreffend die directen Personalsteuern. Sammt einem Anhange, enthaltend die einschlägigen Gesetze, Verordnungen und Formularien. Von Eduard Bugno und Dr. Emil Widmer. Wien, 1898. Verlag von M. Breitenstein.

Der bis jetzt erschienene erste Band umfasst das Einführungsgesetz, die allgemeine Erwerbsteuer (I. Hauptstück) und die „besondere“ Erwerbsteuer der zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Unternehmungen (II. Hauptstück). Dieser Theil des Commentars ist von Dr. Emil Widmer besorgt worden, welcher auch die noch unter der Presse befindliche Erläuterung zur Rentensteuer (III. Hauptstück) geliefert hat, während die Personaleinkommensteuer, die Strafbestimmungen und die allgemeinen Grundsätze (IV. bis VI. Hauptstück) — ebenfalls noch nicht publiciert — von Eduard Bugno besprochen werden sollen. In dem Complexe der neuen Steuergesetze bietet zweifellos jener Abschnitt, welchen Dr. Widmer zum Gegenstande seines Studiums gemacht hat, die weitaus größeren Schwierigkeiten. Die Vollzugsvorschrift hat sich zwar bemüht, durch möglichste Breite dort Klarheit zu verschaffen, wo sich das Gesetz selbst einer übel angebrachten Kürze befleißigt, aber es blieb dennoch eine erkleckliche Zahl von Fragen offen, die das uns vorliegende Werk herausgegriffen und an der Hand eines mit Umsicht zusammengestellten Materials beantwortet hat. Als Unterlage dienten vornehmlich die bekannten Arbeiten von Reisch, Pensch und Herzfeld, sowie der Bericht des reichsräthlichen Steuerausschusses. Besondere Sorgfalt wurde der Darstellung des dem Gesetze zugrunde liegenden Finanzplanes gewidmet, und es muss anerkannt werden, dass die hierbei von dem Verfasser eingeschlagene Methode das Verständnis für den so überaus sinnreichen, wenn auch naturgemäß recht complicierten Apparat der Contingentierung wesentlich erleichtert. Der Abdruck jener Gesetze und Verordnungen, welche im Steuergesetze oder in der Vollzugsvorschrift citiert sind, erhöht die Verwendbarkeit des Werkes. Ein sehr gut bearbeitetes Sachregister beschließt den Band.

E. P.

„Arnold Böcklin“, von Franz Hermann Meißner (als erster Band des „Künstlerbuchs“ von Schuster & Löffler in Berlin).

Arnold Böcklin ist ein Thema für einen Künstler des Wortes, der sowohl Kraft der Linie besitzen müsste, wie ein großer Bildhauer, als unendlichen Reichthum der Farbe, wie ein großer Maler, — und außerdem müsste er ein Dichter sein. Es ist uns nicht damit gedient, zu erfahren, wann der Meister in Rom gedarbt, in Weimar gelebt hat, in Carrara die Seebäder benützt hat; es interessiert uns nur mäßig, zu hören, in welche Perioden man sein Schaffen vertheilen kann; es sagt uns gar nichts, wenn man uns seine Bilder nacherzählt. Wir möchten, was wir selber nur ahnen, klar und groß vor uns ausgebreitet haben: ein Bild seines ganzen Wesens, so reich, so bunt, so machtvoll, so tief wie es selber ist. Hier ist ein dämonischer Mensch, einer von den ganz Großen, wenn seine Werke auch nicht alle wirklich groß sind; hier ist einer von denen, die uns die ganze Tiefe des Menschlichen ahnen lassen, einer von denen, die den Quellen der Natur näher stehen, als die anderen Menschen, näher selbst, als Künstler, die im Aeußeren der Kunst noch über ihm sind; hier ist ein Seher im weitesten und tiefsten Sinne dieses Wortes, hier ist ein Schöpfer, eine Natur. Wer das bezwingen will, muss selber Größe haben. Ehrliche Hingabe, verständiges Ueberwägen, kunsthistorische Kenntnisse, Vertrautheit mit dem Aeußeren des Stoffes genügt da nicht. Diese Eigenschaften haben allen Anspruch auf unsere Schätzung, aber es macht doch den Eindruck einer unstatthaften Vermessenheit, wenn einer mit weiter nichts als diesen löblichen Qualitäten an ein solches Thema herantritt. Und wenn dazu noch gesagt werden muß, dass das Ganze auch keine Form hat und nicht einmal stofflich unsere Kenntnis bereichert, so wird man eine solche Arbeit kaum rühmen können, wenngleich der Verfasser mit Recht im Rufe eines großen Kunstschriftstellers steht. Es ist der ganze Zweck dieses Buches nicht recht einzusehen. Um kalte Seelen für den Meister zu erwärmen, ist es nicht hinreißend genug geschrieben; um kunstkritisch die Stellung Böcklins „festzulegen“, ist es nicht umfassend genug angelegt; und zur Aufrichtung eines Gesammtbildes des Großen fehlt wirklich tiefes Eindringen und Gestaltungskraft. Es sieht aus, wie ein Aufsatz, der zu einem Buch breitgeschlagen wurde, halb Essay, halb Feuilleton ohne rechten Geist. — Bei dem Worte Essay fällt mir der Name dessen ein, der heute in Deutschland vielleicht der Einzige ist, über Böcklin mit der Kenntnis, dem Geiste und der stilistischen Kunst des Essayisten und zugleich mit der vollen Kraft des Poeten zu schreiben: der Name Wilhelm Weigands. Warum vergräbt der Reiche seine Pfunde, während soviel Scheidemünze rollt?

O. J. Bierbaum.

„Bilderbogen fur Schule und Haus“, herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Schon zur Weihnachtszeit des vorigen Jahres ist zu diesem, an sich gewiss verdienstlichen, Unternehmen Stellung genommen worden. Seitdem ist nichts wesentlich anders geworden. Die Zeichnungen sind noch immer die alte Schablone. Sie haben nichts von Morris und Walter Crane, aber sehr viel vom österreichischen — staatlichen und communalen — Kunstideal.

K.

Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau“ bringt im Decemberheft aus der Feder Wilhelm Spohrs eine sehr lesenswerte Studie über den holländischen Dichter und Publicisten Multatuli (mit dem bürgerlichen Namen: Eduard Douwes Dekker, Verfasser der „Ideen“; vgl. „Die Zeit“, Nr. 176). Multatuli starb im Jahre 1887 und erst jetzt, nach jahrzehntelangem Todtschweigen, mit dem sich die beleidigte Zunft und die officielle Geschichtsschreibung an diesem kühnen großen Geist gerächt haben, dringt sein Name in weitere Kreise, zu fremden Zungen. Dekker war mit 40 Jahren Assistentresident der holländischen Regierung in einem Bezirke Javas, gerieth aber aus humanitären Bedenken in einen Conflict mit seinen Vorgesetzten, der zu seiner Entlassung führte. Im Jahre 1860 gab er sein erstes Buch heraus, „Max Havelaar, oder die Kaffeeauctionen der Niederländischen Handelsgesellschaft“, in welchem er seine javanischen Erlebnisse darstellte. Es erweckte einen Sturm. Eine Zeitlang künstlich unterdrückt, erlebte es in den Siebzigerjahren seine großen Erfolge. Während vier Jahre wurden in dem kleinen Holland 20.000 Exemplare abgesetzt. Im Jahre 1861 folgt „Minnebriefe“, ein Seelendrama in Briefen, dessen Helden Max, ein prometheischer Stürmer, und zwei Mädchen, Fanny und Tine, sind: ein eigenartiges, zu seiner Zeit wenig verstandenes und vielfach befeindetes Stimmungswerk. Es folgt endlich 1861 bis 1877 Multatulis Hauptwerk: „Ideen“, sieben Bände, von zwangloser Composition, ein Sammelwerk des Größten und Kleinsten, die Encyklopädie eines universellen Geistes. Der Verfasser selbst kündigt es in einem Briefe an den Verleger mit den Worten an: „Es soll nicht gesagt werden, dass niemand die Krankheit anrührte, die faulende Krankheit, an der das Volk leidet: die Lügen. Ich werde thun, was ich kann. — Nennen Sie also meine Arbeit: Ideen.

Und schreiben Sie obenan: Es gieng ein Säemann aus zu säen.“ Das Werk schlug ein. Jedes fällige Heft wurde mit Ungeduld erwartet. Multatuli ist durch dieses Werk seines Landes größter Erzieher geworden: er hat damit alle Brücken abgebrochen, die ihn noch mit alten, vermorschten Traditionen verbanden. Sein stets schwanker und unsicherer Lebensgang wurde dadurch aber keineswegs gefestigt. Er hatte noch eine lange Zeit der ärgsten Noth und Sorgen durchzumachen, bis er nach einigen Jahren der Ruhe auf deutschem Boden starb. — In einem gesonderten Anhang „Multatuli und die Frauen“ theilt Herr Spohr noch Daten aus dem Familienleben Multatulis und einige Briefe mit. Seine erste Frau brachte Multatuli aus Java mit, und trotz des glücklichsten Zusammenlebens mit ihr und den gemeinschaftlichen Kindern knüpfte er später Beziehungen zu einem Mädchen an, das sich ihm in einer anfangs allerdings anonymen Correspondenz mit den „Ideen“ vorstellte. Dieses Mädchen, seine „Mimi“, schwand nicht mehr aus seinem Leben. Sie wurde später seine zweite Frau, indes die erste freiwillig das Haus verließ.

„Harpers Magazine“ (November). Eine Verherrlichung Ostasiens liefert F. Fenollosa, der bekannte Forscher und langjährige

Bewohner des himmlischen Reiches. Er nennt unsere gegenwärtige Epoche bedeutsamer, als die Zeit Alexanders des Großen oder sonst eine historische Epoche der Entscheidung. Oefters im Laufe der Jahrhunderte habe ein Volk das andere in der Weltherrschaft abgelöst; heute aber handle es sich um eine Fusion der beiden Hemisphären, der östlichen und westlichen Cultur, aus der ein neuer Menschentypus geboren werden soll. Der Verfasser stellt die chinesische und japanische Cultur auf eine Stufe mit der europäischen. Was auf einem Gebiete fehlen mag, wird durch Ueberlegenheit auf anderem aufgewogen. Kunst und Literatur, Philosophie und Moral sind voll entwickelt und viele bei uns längst erkaltete Ideale bestehen dort noch in unverbrauchter Kraft; während die Europäer in der Kenntnis der Mittel zur Erreichung weiter sind, haben die Ostasiaten sich in die Ergründung der Endziele vertieft. Der Angelsachse sei der berufene Bundesgenosse des Ostasiaten, denn beide sind sie „idealistisch und praktisch" zugleich; als Retter, Organisator und Mitarbeiter wird er dem Chinesen, der heute mit dem Japaner Hand in Hand geht, willkommen sein und seine Aufgabe ist es, ihn vor deutschen und russischen Uebergriffen zu schützen. Dass England diesen bisher unthätig zugesehen, bezeichnet Fenollosa als „Das Verbrechen des Jahrhunderts".

„Artist" (November). Ein Nachruf für Gleeson White, den Gründer und ersten Herausgeber des „Studio". 1851 in sehr ungünstigen Verhältnissen geboren, wusste sich White mit sehr geringer Unterstützung zu einer führenden Stellung im modernen Kunstleben durchzuringen. Er war mit einem untrüglichen Spürsinn fur das, was interessiert, begabt und verstand es unvergleichlich, Interesse zu erwecken. Bei seinen Publicationen — er hat nebst dem „Studio" zahlreiche Schriften über Kunst und Kunstgewerbe veröffentlicht — stützte er sich auf die vielseitigsten und gründlichsten Fachkenntnisse, in denen er häufig die ausübenden Fachleute übertraf. Er hatte die Technik jedes einzelnen Kunstgewerbes eingehend studiert und war ein unübertroffener Kenner auf dem Gebiet der Zeichen- und Radierkunst. Auch in primitiven Kunstbethätigungen und Versuchen wusste er mit absoluter Treffsicherheit wahres Talent zu erkennen und hat zahllose junge Künstler und Literaten auf die Füße gestellt.

Richtigstellung. In einer Notiz über die „Revue des Deux-Mondes" hieß es vorige Woche, „dass alles Gold, das sämmtliche Minen der Erde im Laufe der Jahrhunderte bis heute ergeben, zusammengenommen nicht mehr ausmachen würde, als etwa einen Würfel von zehn Cubikmetern." Der Zahlenangabe liegt ein, freilich leicht erkennbares, Versehen zu Grunde. Gemeint ist: ein Würfel mit einer Basis von zehn Metern im Geviert.

Verbrecher.

Novelle von **Karl Federn.**

(Fortsetzung.)

VI.

Am Donnerstag hatte Victor an Burk geschrieben, und Samstag fuhr er beruhigter hinaus. Nesti war ihm mit dem Kind zur Station entgegengekommen, und er begrüßte sie mit der gemessenen Zärtlichkeit, die er für Bahnhofbegrüßungen passend fand. Sie war eisig kühl, die Gewalt, die sie sich angethan, um ihm entgegenzugehen, machte sie jetzt noch steifer als sonst.

Der kleine gelbe Kutschierwagen des Wirtes in Rieding wurde angespannt. Victor kutschierte selbst. Er kutschierte nicht gut, aber er liebte es, sich zu zeigen. Er trieb alle Sports und die meisten schlecht. Wie oft hatte sie beobachtet, dass er die Haltung im Sessel änderte, sobald ein Blick ihn traf, Poseur bis ins Innerste und Letzte: wie oft hatte er bei schneidender Kälte, wenn er eingehüllt und frierend neben ihr gieng, plötzlich sich aufgerichtet und den Mantel geöffnet, wenn jemand entgegen kam, um schneidiger auszusehen.

Sie saß neben ihm auf dem Kutschbock, das Kind mit dem Mädchen auf dem Rücksitz. Wenn er an sie streifte, zog sie sich mit Widerwillen zurück.

Sobald sie nach Hause gekommen waren, begann Victor sich mit dem Knaben zu beschäftigen und unter dem Schein, als erkundigte er sich nach seinem Lernen und Spielen, fragte er ihn aus, was er und was die Mutter die Tage über gethan. Sie merkte es wohl.

„Du scheinst dich sehr wenig um das Kind zu kümmern," sagte er.

„Lassen wir das", erwiderte sie und schickte den Kleinen mit einem Blick hinaus.

„Er kann wohl bleiben", meinte der Vater.

„Wie du willst. — Ich habe heute einen Brief von der Mama bekommen."

Victor wurde unruhig. Sie warf ihm den Brief hin. Er las. Geldsachen! Er stieß ein kurzes Lachen aus und faltete den Brief zusammen. „Ich bin sehr hungrig," sagte er, „wann kommt das Essen?"

„Es kommt."

Das Mädchen trug auf. Nesti theilte und sie aßen schweigend. Nur das Geschwätz des Kindes belebte das Nachtmahl.

„Ich könnte wirklich am Sonnabend, wenn ich komme, eine reine Serviette beanspruchen," sagte Victor plötzlich.

„Verzeih! Das ist vergessen worden," sagte Nesti, indem sie aufstand, die Schlüssel nahm und zum Kasten gieng.

Victor schüttelte den Kopf, ernst, wie ein Mensch, der viel sieht und sich manches denkt, aber nicht sprechen will.

Sowie das Essen vorüber war, läutete Nesti dem Mädchen und hieß sie das Kind zu Bett bringen. Vikki wollte nicht, widersetzte sich und rief den Vater zur Entscheidung auf.

„Sobald Mama gesagt hat, dass du schlafen gehst," sagte Nesti, „so hast du zu Bett zu gehen."

„Nun, ich meine . . ." begann Victor.

„Du gehst schlafen, Vikki," wiederholte die Frau erregt.

„Ich will nicht schlafen — ich will nicht — ich bin gar nicht müde — bitte Papa," rief das Kind, „Mama schickt mich nur schlafen, sonst kümmert sie sich nicht um mich."

Er plauderte nach, was er den Augenblick vorher gehört hatte. Nesti wurde ganz blass. Sie sah abwechselnd das Kind und ihn an. Vikki begann zu heulen.

„Geh' jetzt schlafen, mein Junge," sagte Victor freundlich, „Du musst der Mama gehorchen. Sie wird sich schon noch um dich kümmern. Geh' schlafen."

Vikki verlangte noch Backwerk.

Victor wurde ungeduldig. „Ist etwas Bäckerei da?" fragte er.

„Ich weiß es nicht," antwortete sie, „er soll schlafen gehen.".

„Deine Autorität ist eben nicht groß," sagte er höhnisch.

„Wer hat die Schuld?" rief sie wild. „Victor, geh' augenblicklich schlafen," sagte sie so energisch und böse, dass das Kind weinend das Zimmer verließ. Sie musste sich zurückhalten, um es nicht zu schlagen. Sie fühlte, dass ihr die Thränen kamen, stand auf, gieng dem Kinde nach und half es schweigend entkleiden. Es sah scheu und beobachtend nach ihr und schluchzte noch ein bisschen. — Dann hatte es den Vorfall vergessen, schlenkerte mit den Füßen, auf dem Waschtisch sitzend, und erzählte, hüpfte im Hemdchen übermüthig durch das Zimmer und entfloh vor dem Bett. Wieder wusste sie nicht, ob sie Liebe für ihr Kind oder Hass gegen das Bild ihres Mannes, dessen Züge es trug, empfand. Das kleine, frische Körperchen zog ihre ganze Zärtlichkeit an; aber sprach er nicht eben prahlend von den Heldenthaten, die er gegen den Hofhund verübt, und sie hatte erst vorhin gesehen, wie er vor ihm geflüchtet war! „Lüge doch nicht, Vikki!" rief sie, „das ist abscheulich!" Der Bub sah sie an und verzog das Gesicht. Herr Gott! Wie konnte sie diese nie endende Qual ertragen! Sie that sich leid und das Kind. Und in unaufhaltsames Schluchzen ausbrechend nahm sie es in die Arme, küsste es heftig, legte es ins Bett und kehrte, sobald sie die Augen getrocknet, ins Zimmer zurück.

Victor saß in seiner bedeutendsten Pose im Sessel; er blies den Rauch der Cigarre von sich, strich den schönen Bart und sagte nach einigen „Hm's": „Es ist jedenfalls sehr traurig, wenn man sich solche Dinge vom eigenen Kinde sagen lassen muss und nicht widersprechen kann."

Sie schwieg.

„Auf diese Weise wird das Kind allerdings nicht zur Pflichterfüllung erzogen."

„O du hast . . ." begann sie, unterbrach sich aber und schwieg wieder.

„Ich werde mich schließlich genöthigt sehen, das Kind in eine Pension zu schicken, denn diese Art der Erziehung, und was es hier täglich hört und sieht, ist jedenfalls nicht ersprießlich für den Knaben."

„Gewiss nicht," sagte Nesti.

Es entstand eine Pause. Endlich sagte Victor:

„Es geht so nicht weiter."

Nesti schwieg.

„Erweisest du mir die Freundlichkeit, mir zuzuhören?" fragte er plötzlich gereizt.

„Sobald du sprichst, gewiss."

„Ich will oft besprochene Dinge nicht berühren," begann er.

„Es ist auch ganz überflüssig." Sie ärgerte sich sogleich über sich selbst. Warum konnte sie heute nicht schweigen?

„Es wäre vielleicht nicht so überflüssig, wie du glaubst, aber der Mensch wird es müde, dieselben Dinge immer wieder zwecklos abzuleiern, wenn er weiß und fühlt, dass er doch nicht verstanden wird, oder dass man ihn nicht verstehen will. Aber schließlich bin ich ein Mensch und kann eine gewisse Rücksicht fordern. Ich will nicht sagen, dass das Haus drunter und drüber geht, dass das Essen schlecht und das Tischtuch zerrissen ist, dass die Köchin, die du mir zur Bedienung in Wien gelassen, ein gemeines Subject ist, von der ich nichts haben kann, die so schlecht aufräumt, dass ich mich vor den Clienten genieren muss. Das sind lauter Erbärmlichkeiten, ich weiß es. Ich will nicht davon sprechen, dass so wie ich in dir keine Frau habe und das Kind keine Mutter, das Haus keine . . ." er fand das Wort nicht und sagte zuletzt „keine Herrin hat. Ich finde da nichts zum Lachen."

„Gott weiß, dass es nicht zum Lachen ist," sagte sie. „Ich passe nicht zu dir als Frau und zu deinem Hause nicht als Hausfrau. Was das Kind betrifft, ich könnte ihm schon eine Mutter sein . . . aber . . . Gott! Wozu spreche ich schon wieder! Lass' mich gehen, stell' welche Bedingungen du willst und lass' mich gehen! Siehst du denn nicht . . ." Sie schwieg wiederum. Es war ja so hoffnungslos. Wie oft hatten sie dieses Gespräch schon geführt.

„Du sagst immer," sagte sie zuletzt, „du kannst dem Kind die Mutter nicht rauben — wenn du es in eine Pension geben willst,

was vielleicht das Beste ist, obgleich Gott weiß, dass die Trennung mir schwerer fällt als irgend etwas in der Welt, dann raubst du sie ihm ja auch! Und du sagst ja selbst, dass unter den gegenwärtigen Verhältnissen ich ihm keine Mutter bin! — Zieh doch einmal den nothwendigen Schluss. Treib mich nicht zu Dingen, die ich nicht thun will!"

„Ich verstehe deine Anspielungen nicht," sagte Victor. „Was für Dinge sind es, die du nicht thun willst?"

Das Dienstmädchen trat ein. „Ein Brief für die gnädige Frau," sagte es. Nesti nahm den Brief und sah ihn an. „Das hat wohl Zeit," sagte sie und steckte den Brief ein.

„Von wem kommt jetzt ein Brief? Darf ich ihn nicht sehen?" fragte Victor.

„Nein," erwiderte Nesti kalt.

„Oh!" sagte Victor, „welches Vertrauen. Gerade der Brief würde mich interessieren: ich glaube, ich kenne die Schrift."

„Das ist leicht möglich. Der Brief ist von Dr. Burk." So sehr sie sich beherrschen wollte, sie zitterte, als sie so sprach, ein tiefes Bedürfnis, ihm alles zu sagen, erfasste sie wie so oft.

„Und ich darf ihn nicht sehen?" sagte er.

„Ich bitte dich, sei nicht kindisch. Ich verlange auch deine Briefe nicht."

Sie gieng zum Sofa, erbrach den Brief und las ihn. Dann steckte sie ihn wieder ein. Der Brief hätte nichts verrathen, denn Guido schrieb an solchen Tagen sehr vorsichtig und formell, er zeigte lediglich seinen Besuch an, aber es widerstrebte ihr, ihn zu zeigen. Sie wollte nicht und vielleicht gerade deshalb umsoweniger, weil sie ihn damit hätte betrügen können.

Victor aber war überzeugt, dass der Brief eine Mittheilung über den seinen enthielt, den Burk unterdessen erhalten haben musste, er war überzeugt, dass in diesem Brief der Schlüssel zur Situation für ihn lag, und er gerieth in die höchste Aufregung.

Sie lag im Sofa, die Füße hinaufgezogen, den rechten Arm auf der Lehne und das Kinn darauf gestützt, mit den Fingern der Linken spielte sie nervös auf ihrem Knie. Räthselhaft und aufgeregt war der Ausdruck ihres Gesichts: ihr schöner dunkler Kopf, die Formen ihres Leibes, alles berauschte ihn mit Begierde und Zorn: und obgleich ihre Gedanken fern waren, und sie nicht auf ihn achtete, als er so auf und nieder gieng wie ein feiges, gereiztes, begehrliches Thier, wurde die ganze Atmosphäre des Zimmers, alles, was von ihm ausstrahlte, ihr irgendwie peinlich bewusst, und sie stand auf, nahm ein Tuch um und gieng in den Garten. Dort gieng sie in trostlosen Gedanken und Zweifeln im Dunkeln auf und ab, bis ihr kühl wurde und sie müde ward. Dann gieng sie in ihr Zimmer und legte sich zu Bett.

Sie war bereits entschlummert, als sie mit einem Todesschreck emporfuhr. Etwas bewegte sich unter ihr. Da erkannte sie, dass Victor an ihrem Bette stand und unter ihr Polster gegriffen hatte, um den Brief zu suchen. „Victor!" rief sie erschreckt und böse. „Herzchen," erwiderte er und versuchte sie zu küssen. Sie konnte sich nicht zurückhalten, Zorn und Ekel überwältigten sie und sie schlug ihm ins Gesicht. Er fasste sie im ersten Zorn am Arm und schien sie schlagen zu wollen. Plötzlich aber ließ er sie los und gieng aus dem Zimmer.

VII.

Als Nesti am folgenden Tage von der Post zurückkam, begegnete sie einem Schlossergehilfen, der aus dem Hause trat, und als sie an ihr Zimmer kam, fand sie die Thüre von innen verschlossen. Einen Augenblick fasste sie ein grässlicher, widerwärtiger, vernichtender Gedanke, der alles Blut in ihr erstarren machte: sie floh von der Thüre zurück, lehnte sich an die Wand und sah entsetzt auf die geschlossene Thüre. Victor hatte oft davon gesprochen aber was hatte sie je auf seine großen tragischen Worte gegeben?

Endlich sammelte sie sich, stürzte zur Thür und schlug mit Heftigkeit gegen sie. „Wer klopft?" tönte die Stimme ihres Mannes mit beruhigender Lebendigkeit.

„Bitte, öffne! Sogleich!"

Ein ganz anderer Verdacht stieg in ihr auf und sie schlug so heftig gegen die nicht sehr fest gefügte Thür, dass sie nachzugeben drohte. Victor öffnete. Die Fächer und Laden ihres Schreibtisches standen offen und Victor hatte eine Anzahl Papiere in der Hand.

„Elender, gemeiner Mensch!" rief sie, „augenblicklich gib mir die Briefe zurück!"

Victor sagte kein Wort, warf ihr einen Blick zu, der niederschmetternd sein sollte, und wollte das Zimmer verlassen. Sie sprang ihm nach, griff nach den Papieren, die er festhielt, die Papiere zerrissen, sie rang mit ihm darum, aber er fasste sie an der Hand und stieß sie aufs Sofa. Dann gieng er hinaus.

Das waren die Dinge, die sie aufs Tiefste erbitterten und elend machten, wenn sie zu solchen Scenen sich hinreißen ließ. „Er machte sie gemein durch seine Gemeinheit."

Unter den zerrissenen Briefresten, die er mitnahm, war nur einer, der in seinen Händen zur Waffe werden konnte.

Eine Zeitlang lag sie wie betäubt und hatte nur den einen Schmerz, dass sie ein Weib war. Dann stand sie auf und gieng zu ihm hinüber.

„Ich verlange die Briefe nicht zurück," sagte sie. „Wie unehrenhaft, wie ordinär deine Handlungsweise ist, das verstehst du ja nicht..."

„Den hohen Ton erlaube ich mir, mir zu verbitten," sagte er. „Ein verworfenes Geschöpf — oder willst du noch leugnen?"

Sie gieng durch das ganze Zimmer, das sie trennte, auf ihn zu, legte die Hand auf seine Schulter und sagte:

„Nein, Victor, ich will nicht leugnen — ich gestehe dir, dass ich das Weib, die Geliebte eines Mannes bin, der ebenso herrlich ist, wie du niedrig bist, ebenso groß, wie du erbärmlich, eines Menschen, dessen Namen nur von dir aussprechen zu hören, mir weh thut — und wenn ich mich von dir trennen will..." Sie verstummte und unterbrach sich: „Du kannst den gestohlenen Brief behalten, Victor," sagte sie. „Du kannst damit machen, was du willst, du kannst mir auch sagen und mich nennen, wie du willst. Ich bin schon lange nahe daran... einen Weg werde ich finden, mich von dir zu befreien."

Sie gieng aus dem Zimmer, und als Victor eine kurze Zeit später nach ihr fragte, sagte man ihm, dass sie aus dem Hause gegangen sei.

Ein paar Stunden später kam sie zurück und antwortete ihm auf keine Frage, that überhaupt, als ob sie seine Anwesenheit nicht bemerkte. Die Mittagsstunde war längst vorüber: er hatte allein mit dem Kinde gegessen. Alle Personen im Hause merkten, dass etwas vorgefallen war, aber niemand sprach. Ihr war es jetzt gleichgiltig. Als Victor am anderen Morgen nach Wien fuhr, sagte er, dass er an einem der nächsten Abende, spätestens Mittwoch, wiederkommen werde. Sie antwortete nicht.

(Schluss folgt.)

An unsere geehrten Abonnenten!

Wir bitten um rechtzeitige Erneuerung der Ende December ablaufenden Abonnements, damit in der prompten Expedition keine Störung eintrete.

Administration „Die Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Ball-Seide 45 kr. bis fl. 14.65 per Meter — ab meinen eigenen Fabriken — sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **45 kr.** bis **fl. 14.65** per Meter — glatt, gestreift, carriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.).

Zu Roben und Blousen

ab Fabrik! An Private porto- und zollfrei ins Haus!

Muster umgehend. 760

Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Hennebergs Seiden-Fabriken, Zürich (k. und k. Hoflieferant).

Die Zeit.

XVII. Band. Wien, den 31. December 1898. Nummer 222.

Die ungarische Fronde.

(Ein Dutzend Momentaufnahmen.)

„Es geschehen Zeichen und Wunder!“ Dieses fromme Citat war in aller Mund, als dreißig hervorragende Mitglieder der ungarischen Regierungspartei aus dieser Partei austraten und dem Ministerium Bánffy in höflicher, aber entschiedener Form die Freundschaft aufkündigten. Die Opposition wäre niemals so optimistisch gewesen, diese Möglichkeit in ihren Calcul zu ziehen, die Regierungspartei wäre niemals so pessimistisch gewesen, an diese Möglichkeit auch nur zu denken, aber unter der Macht der Thatsachen behandelte die officiöse Budapester und Wiener Presse dieses in der neueren ungarischen Geschichte geradezu beispiellose Ereignis bald wie einen selbstverständlichen Zwischenfall. „Man gewöhnt sich an alles!“, betheuert eine der perversesten Heldinnen Zolas.

Um die politische Bedeutung der Secession in der ungarischen Regierungspartei zu verstehen, genügt es darauf hinzuweisen, dass diese Partei die Stürme der Wehrgesetzdebatte, die vielfachen Katastrophen der Kirchenpolitik, welche neben anderen Consequenzen auch zu einer Auflehnung gegen den Willen der Krone führte, die Wahlcorruptions- und Incompatibilitäts-Scandale überdauerte, ohne an ihrer inneren Structur wesentlichen Schaden zu nehmen. Wenn jedoch vor kurzem die eisernen Ketten der Parteidisciplin gesprengt wurden und jetzt nur noch die allerdings viel widerstandsfähigeren goldenen Ketten der Interessenpolitik die Majorität zusammenhalten, so ist dies einem noch nicht dagewesenen politischen Ereignis zuzuschreiben, das in der Folge auch noch nicht dagewesene Wirkungen erzielen dürfte. Die in dieser Zeitschrift bereits besprochene Lex Tisza war ein solches Ereignis. Diese politische Spottgeburt aus jenen sonderbaren Ingredienzien, welche schon in Goethes „Faust“ besungen werden, wirkte zersetzend, und die reinliche Scheidung vollzog sich in der Regierungspartei. Dreißig hervorragende Abgeordnete schieden aus der Majorität, darunter die hervorragendsten Politiker und Parlamentarier, welche die ungarische Regierungspartei überhaupt besaß. Als sich die Regierung von ihrem ersten Schreck erholte, ließ sie verkünden, dass eigentlich „nur die Grafen“ der „liberalen Partei“ den Rücken gewendet hätten und dass sich nunmehr der freisinnige, demokratische Gedanke in seiner ganzen Reinheit in der Regierungspartei entwickeln werde. Abgesehen davon, dass die Mitglieder der Fronde die eigentlichen Repräsentanten der liberalen und demokratischen Principien in der Majorität waren — es genügt, daran zu erinnern, dass Szilágyi, Hieronymi, Csáky und Andrássy Minister im freisinnigen Cabinet Wekerle waren, dem einzigen ungarischen Ministerium, dem bisher ein Bürgerlicher vorstand! — ist es kennzeichnend, dass das Cabinet Bánffy in seiner Mitte keinen einzigen Bürgerlichen, sondern nur Magnaten und Viertelmagnaten besitzt, und dass gegen die ausgetretenen Grafen der nicht ausgetretene Graf Stefan Tisza ausgespielt wird. Es ist wohl wahr, dass die Grafenkrone der Tiszas noch nicht sehr alt ist, aber es entspricht kaum den demokratischen Grundsätzen, die Grafenkrone der Tiszas höher zu stellen, als beispielsweise diejenige der Andrássys, weil die Andrássys seit mehr als hundert Jahren Grafen sind, die Tiszas aber erst seit einem Jahre. Wirkliche Demokraten werden überhaupt den Wert eines Menschen nicht nach seinen Titeln und Würden bestimmen, sondern dem deutschen Poeten zustimmen, der da schrieb: „Aristokrat ist der für mich, der keine Ahnen hat als sich“; — besonders wenn sie weder Titel noch Würden besitzen und auch keine Aussicht haben, dieselben zu erlangen. Es würde zu weit führen, hier auseinanderzusetzen, dass die moderne Wissenschaft, dass die Auslese- und Uebermensch-Theorien und Erfahrungen den demokratischen Ideen nicht eben vortheilhaft waren, wenn aber irgendwo auf Erden die Aristokratie mit Rücksicht behandelt zu werden verdient, so ist dies in Ungarn der Fall, wo der Adel stets im besten Sinne des Wortes patriotisch gewesen. Wer je die Namen Széchenyi, Deák, Kossuth, Batthyány, Sennyey, Andrássy, Apponyi hörte — es seien nur Namen aus der neuesten ungarischen Geschichte erwähnt — dem braucht man wahrhaftig über dieses Capitel kein Wort weiter zu sagen. So viel allerdings sei noch erwähnt, dass das Verdienst, für die politische Freiheit eingetreten zu sein, und dazu in dieser Periode des parlamentarischen Niederganges in Ungarn eingetreten zu sein, bei den Magnaten umso schwerer ins Gewicht fällt, als sie gesellschaftlich so hoch stehen, dass sie zumeist in die Sphäre der sogenannten höheren Einflüsse hineinragen, sicherlich aber von den Luftschwingungen aus diesen allerhöchsten Regionen zuerst berührt werden.

Die ungarische Fronde besitzt nicht nur politische, sondern auch sociale und moralische Bedeutung, und wenn nun versucht werden soll, Momentaufnahmen von einigen Parlamentariern zu machen, welche jetzt im Vordergrund der politischen Ereignisse in Ungarn stehen, so ist es fast selbstverständlich, dass diese Augenblicksporträts nur flüchtig und oberflächlich sein können — Bilder eines Amateurphotographen.

* * *

Desider Szilágyi. Ein mittelgroßer, aber überaus breiter und starker Mann. Das Gesicht zeigt einen strengen Ausdruck, die stahlblauen Augen blicken hart und unfreundlich in die Welt. Antlitz und Gestalt erinnern an die merkwürdigen Cyklopen und Meerkönige auf den Gemälden Böcklins. Szilágyi war Beamter, Abgeordneter, Professor, Minister und Präsident des Abgeordnetenhauses und in allen diesen Stellungen wurde er weit mehr gefürchtet als geliebt. Als Redner besitzt er weder die Eleganz Apponyis, die Verve Ugrons, noch den Humor Eötvös', aber mit diesen Meistern des Wortes gehört er zu den hervorragendsten Rednern der ungarischen Nation, die bekanntlich keinen Mangel an guten Rednern hat. Alle parlamentarischen Rivalen übertrifft Szilágyi aber als Debatter. Seine Schlagfertigkeit, seine Ironie und — hin und wieder — seine Grobheit sind der Schrecken des Parlamentes, denn bei dem Umstande, als Szilágyi einer der besten Fechter und einer der stärksten Männer ist (die Habitués des parlamentarischen Parketts erzählen schaudernd, dass er jede Parade „durchschlägt“), versuchten selbst diejenigen, mit welchen er grausam ins Gericht gieng, niemals die politische Divergenz auf das persönliche, sogenannte ritterliche Gebiet hinüberzuleiten. Jahre hindurch stand Szilágyi hoch über dem Niveau des Parlamentes. Niemand wagte, ihm zu widersprechen, niemand wagte, mit ihm anzubinden. Er war der Präsident des Hauses, dessen Enunciationen maßgebend sind und sein müssen, ehe er noch zum Präsidenten gewählt wurde. Ein Politiker von diesem Range und dieser Bedeutung wäre fast allmächtig, wenn er die Gabe besäße, sich Freunde zu erwerben und zu erhalten. Diese Gabe haben ihm die Götter leider nicht geschenkt. Im Gegentheil, er besitzt die Kunst, durch seine Rauheit, Strenge und Unnahbarkeit selbst seine Freunde zu Feinden zu machen. Zum Parteiführer fehlt ihm die persönliche Liebenswürdigkeit, aber diesen Mangel würde ein Theil der politischen Professionals noch hinnehmen, wenn Szilágyi nicht auch mit viel zu viel politischem Charakter beladen wäre. Er kennt kein Pactieren mit rückschrittlichen Tendenzen und acceptiert keine Entschuldigung für politische Corruption; er ist mit einem Wort „zu anständig“. Als in einer kleinen Versammlung sehr hervorragender Männer der Regierungspartei die Frage erörtert wurde, ob ein Abgeordneter, der für die Vermittelung eines Geschäftes mit der Regierung eine sehr hohe Provision bekam, auch ferner Mitglied der Regierungspartei bleiben könne und die meisten der Anwesenden nicht direct verneinend antworteten, da schlug Szilágyi mit der Faust auf den grünen Tisch, dass es dröhnte, und schrie: „In einem Lande, in welchem die Kinder eines gewesenen Ministers hungern, weil ihr Vater ein ehrlicher Mann war, dürfen Abgeordnete keine Provisionen und dazu noch in der Höhe von 100.000 Gulden einsacken . . .“ Der betreffende Abgeordnete strich wohl die Provision ein, aber Mitglied der Regierungspartei konnte er nicht bleiben. Auch der Freisinn Szilágyis ist starr und unbeugsam. Zur Zeit der kirchenpolitischen Kämpfe hat er nach oben und nach unten hin Beweise seiner unerschütterlichen Gesinnungstreue gegeben, und der Umstand, dass Szilágyi niemals dem Liberalismus auch nur für Secunden untreu wurde, dass er immer und zu allen Zeiten für Freiheit und Fortschritt kämpfte, läßt all die kleinen Fehler vergessen, welche dieser große Mann zweifellos besitzt. Man hat in den letzten Tagen Szilágyi mit Deák verglichen, aber dieses Gleichnis hinkt auf beiden Füßen. Wohl war Deák in Gestalt und Wesen Szilágyi ähnlich, denn ebenso wie Deák ist auch Szilágyi Junggeselle, ebenso wie der eine ist auch der andere ein Freund der guten Küche, des guten Kellers und der derb-lustigen Conversation

Digitized by Google

in der Art des guten Rabelais. Szilágyi ist ferner ebenso, wie Deák es war, nicht nur ein meisterhafter Redner, sondern auch ein unvergleichlicher Kenner des Staatsrechtes. Und doch besteht ein enormer Unterschied zwischen beiden Staatsmännern. Deák war nachsichtig, gutmüthig und bescheiden, Szilágyi jedoch ist streng, hart und selbstbewusst. Deák hielt sich für kleiner, als er war, Szilágyi hält sich für größer, als er ist, aber Szilágyi ist viel zu kritisch veranlagt, als dass er seine eigenen Fehler nicht kennen sollte. In einer witzigen Bemerkung hat er seine Schwächen selbst persifliert, als einer der hervorragendsten ungarischen Rechtsgelehrten, Geheimrath Karl Csemeghi, mit ihm einen Kampf führte. „Dieser Csemeghi" — so sagte Szilágyi damals — „ist ein eitler, eingebildeter Mensch. Er glaubt, dass er der hervorragendste Jurist der Welt sei, und doch weiß die Welt, dass — ich es bin . . ." Doch wer wollte Szilágyi die kleinen, niemals aber kleinlichen Eitelkeiten, über welche er selbst spottet, übelnehmen? Wo Licht ist, muss es auch Schatten geben.

Ludwig Láng. Ein deutscher Professor, der jedoch den blonden Bart nicht allzu üppig wachsen lässt und statt der feierlichen Goldbrille bei wichtigen Anlässen ein Pincenez trägt. Láng entstammt einer reichen Budapester Patricierfamilie, war Redacteur, wurde Professor, Staatssecretär, Vicepräsident des Abgeordnetenhauses und gehörte lange Zeit zu jener kleinen Gruppe von Politikern, welche sich im Lichte Koloman Tiszas sonnte. Dass auch Láng gegen die Lex Tisza Stellung nahm, dass er, der sich viele Jahre der persönlichen Freundschaft des alten Tisza rühmen konnte und rühmte, seinem Gönner opponierte, beweist einerseits, dass diese Lex Tisza in der That ein dreistes Attentat auf die Verfassung war, anderseits aber, dass Láng seine politische Unabhängigkeit seinen persönlichen Sympathien nicht opfern wollte. Láng hat zweifellos Verdienste, denn zahlreiche interessante und wertvolle volkswirtschaftliche Studien flossen aus seiner Feder und um das Werk der Valutaregulierung war er, solange er unter Wekerle als Staatssecretär im Finanzministerium thätig gewesen, strebend bemüht. Nicht seine Schuld ist es, dass die Valutaregulierung nicht von der Stelle kommt und dass nicht alles Gold ist, was Goldwährung genannt wird. Fanatische Regierungsanhänger behaupten wohl, dass er aus der Regierungspartei bloß schied, weil die Regierung nach dem Rücktritt Szilagyis nicht Láng zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses candidierte, weil also seine berechtigten politischen Wünsche nicht verwirklicht wurden. Dieser Vorwurf verdient schon deshalb keine Beachtung, weil derselbe von Leuten erhoben wird, deren unberechtigte, zumeist ganz unpolitische Wünsche die Regierung stets erfüllt.

Graf Albin Csáky. Eine schlanke, hohe Gestalt, weißes, kurzgeschorenes Haar und graue, kluge Augen. Dass Albin Csáky sich zu einem Vorkämpfer des Liberalismus durchgerungen, verdient umso höhere Anerkennung, als er nicht immer von der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der obligatorischen Civilehe überzeugt war, was schon die Thatsache beweisen kann, dass Graf Csáky auch Besitzer eines hohen päpstlichen Ordens ist, der nur frommen und strenggläubigen Katholiken verliehen wird. Im Parlamente spielt Graf Albin Csáky eine sehr hervorragende Rolle. Er spricht ruhig, kühl und vornehm, ist freundlich und gefällig, elegant und geschmeidig, liebenswürdig und herablassend und spart weder Complimente noch Händedrücke, kurz: Jeder Zoll ein Graf!

Karl Hieronymi. Ein gutmüthiges Antlitz mit verschmitzten kleinen Aeuglein, dazu das rundliche Embonpoint eines heiteren Pfäffleins. Er war Beamter, Staatssecretär und Minister, ist jetzt Abgeordneter und Bankdirector. Seit Jahrzehnten wird er für jede freiwerdende Stelle candidiert, denn er ist eine politisch-parlamentarische Utilité, besitzt große Bildung und noch größeren Fleiß. Wer bedenkt, dass Hieronymi der verhätschelte Liebling der Regierenden war, insolange sie ihm Aemter und Würden gaben, und dass sie ihn jetzt, wo er weder Aemter noch Würden anstrebt, sondern nur seiner politischen Ueberzeugung folgt, schmähen, der muss an die Wahrheit des Bibelspruches glauben: Geben ist seliger als Nehmen. Hieronymi freilich schert sich wenig um die Angriffe, mit welchen ihn jetzt die Regierenden ärgern wollen; er geht oder richtiger, läuft seinen Geschäften nach, trocknet sich den Schweiß von der Stirn, lächelt vergnügt seinen Freunden und Feinden zu und wäre überglücklich, wenn der ganze Rummel ein Ende hätte. Besondere Merkmale: Spricht wenig und hat niemals Zeit.

Graf Theodor Andrássy. Der älteste Sohn des hervorragenden ungarischen Staatsmannes Grafen Julius Andrássy, erinnert in Erscheinung und Gebaren an seinen Vater. Obwohl Graf Theodor Andrássy als Politiker nicht oft hervortrat, so hat er doch manches Verdienst. Graf Theodor Andrássy gab im Parlamente wiederholt den Ansporn zu einer Förderung der bildenden Künste, ergriff als erster für die kirchenpolitischen Reformen Partei und nahm als erster den Kampf gegen die „Incompatibeln" in der Regierungspartei auf, gegen jene Politiker nämlich, welche ihre Position im Schoße der Majorität dazu benützen, um Verwaltungsrathsstellen bei Actiengesellschaften zu ergattern. Als Redner ist Graf Andrássy nicht bedeutend: er ringt förmlich mit dem Worte. Deshalb spricht er auch selten, aber er sagt immer etwas.

Graf Julius Andrássy. Der Bruder des Grafen Theodor und der Stolz der Familie. Alte Leute, die den Vater der Andrássys, den ehemaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in seiner Jugend kannten, behaupten, dass man sich keine größere Aehnlichkeit denken könne, als zwischen Vater und Sohn besteht. Derselbe Gesichtsausdruck, derselbe Gang, dieselbe Haltung, dasselbe Organ, dieselbe Sprechweise, ja sogar dieselbe Schrift! Unter den „Herberts" — wie man die Söhne großer Politiker im ungarischen Abgeordnetenhause nennt — ist Graf Julius Andrássy zweifellos der begabteste. Er hat sehr viel gelernt, besitzt eigene Ideen, ist gemüthvoll und geistreich, spricht gut — wenn auch wie alle Andrássys langsam, zögernd und für einen Parlamentsredner viel zu vorsichtig, viel zu sehr erwägend — und schreibt vortrefflich, wie sein jüngstes Buch über den Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn bewies, das er nicht nur für das ungarische Lesepublicum fertigstellte, sondern zum größten Theil auch selbst ins Deutsche übersetzte. Unter der Regierung des Grafen Szápary hatte es den Anschein, als sollte Graf Julius Andrássy eine führende Rolle im Abgeordnetenhause erlangen; er sprach sehr häufig und seine Ausführungen wurden stets von den demonstrativsten Beifallskundgebungen der Regierungspartei begleitet. Bald darauf wurde er Staatssecretär und sogar Minister. Heute, da Graf Andrássy kaum vierzig Jahre zählt, war er bereits alles, was sich der ehrgeizigste Politiker wünschen kann: Abgeordneter, Staatssecretär, Minister, ja sogar einige Wochen hindurch Parteiführer! Mag sein, dass der junge Graf aus diesem Grunde jede Action im Vordergrunde der politischen Bühne vermeidet. Er hat den Applaus mit all den Papierkränzen des ephemeren Ruhmes der modernen ungarischen Politik bis zum Ueberdruss kennen gelernt, vielleicht auch als Minister manchen Blick in die Regierungsküche gethan und gesehen, dass jenes Menu, welches man der öffentlichen Meinung vorzusetzen pflegt, nicht immer rein und zweifelsohne ist. Es ist aber auch möglich, dass eine angeborene Bescheidenheit, eine anerzogene Reserve den Grafen Andrássy veranlasst, im Hintergrunde zu bleiben. Man muss nur sehen, wie vorsichtig, wie ängstlich dieser Politiker sich durch die Reihen der Parlamentarier schlängelt, um zu wissen, dass er aus anderem Holze geschnitzt ist, als die meisten Politiker, bei denen Klappern oder vielleicht richtiger, Plappern zum Handwerk gehört. Zwei kleine Züge sind charakteristisch für den Grafen Andrássy. Vor Jahren hielt er einmal eine Rede und verlor den Faden; seither spricht er nicht mehr im Abgeordnetenhause, obwohl dort viele reden, die noch niemals einen Faden gefunden haben. Vor Jahren wurde er vom Grafen Stefan Tisza, mit dem er früher innig befreundet war, aufgefordert, in die Direction einer Bank einzutreten, welche angeblich keine andere Aufgabe hatte, als die junge Industrie Ungarns zu unterstützen, weshalb die Directionsmitglieder auch im ersten Jahre auf alle Bezüge verzichteten. Graf Andrássy legte seine Stelle in der Direction der Bank aber im zweiten Jahre nieder, als den Directionsräthen reiche Honorare zuerkannt wurden. Andere Grafen mit weit mehr Vermögen als er entdeckten allerdings ihre Liebe zur ungarischen Industrie erst in dem Momente, als dieselbe goldene Früchte trug.

Graf Alexander Andrássy. Ein Vetter der beiden Grafen Andrássy; jung, vornehm, bescheiden und ein seltener Gast im Abgeordnetenhause. Hat einmal über die Viehseuche interpelliert und ist seither der Wauwau der dummen Kerle.

Graf Ludwig Batthyány. Ein Schwager der beiden Grafen Andrássy, dabei aber der schönste Mann in der Fronde. In einem zeitgemäßen Costüme wäre er das Idealmodell für einen Velasquez. Graf Batthyány war Obergespan, dann Gouverneur von Fiume und überall, wo er administrativ thätig gewesen, rühmte man seinen Takt, seine Gewandtheit und seinen Fleiß. Er ist erst seit kurzer Zeit Mitglied des Abgeordnetenhauses und hat bisher noch nicht gesprochen. Bemerkt muss werden, dass er trotzdem wiederholt schon Ministercandidat war.

Graf Theodor Batthyány. Der herrlichste Bart in den Reihen der Dissidenten. Ein interessanter, witziger, agiler Politiker, flotter Redner im Abgeordnetenhause und kühnes Combinationsgenie in den Couloirs. Er war unter Szapáry Mitglied der Regierungspartei, trat dann aus derselben, hierauf wieder in dieselbe und jetzt wieder aus derselben. Wenn ihm der liebe Himmel langes Leben schenkt, wird er noch einigemale ein- und austreten. Das liegt in seinem Temperament und da er ein sehr großes Vermögen besitzt, kann er sich diesen Luxus leisten, zumal er weder Hass noch Rache der Regierenden zu fürchten braucht.

Graf Géza Teleki. Ein Siebenbürger, ruhig, besonnen, phlegmatisch, aber eine unglückliche Hand. Als Minister des Innern legte er den Grundstein zur Verwaltungsreform, die niemals beendet werden wird, und schied hierauf aus dem Amte. Ein Feind der Corruption und daher wenig beliebt. Er ist Directionsrath bei zehn Actiengesellschaften, die den größten Theil seines Vermögens verschlangen, denn er hat ein Faible sich bloß an solchen Unternehmungen zu betheiligen, bei welchen man nichts gewinnen kann.

Franz Chorin. Ein Fanatiker des Liberalismus, dabei nervös, leidenschaftlich und eigensinnig. Mit dem mächtigen kahlen

Haupte und dem zugespitzten dunklen Bart, mit den herrischen Augen und dem entschiedenen Gesichtsausdruck gleicht er einem mittelalterischen Mönch, aber er ist (ganz im Gegentheil) ein Jude, und zwar der hervorragendste israelitische Politiker, welchen Ungarn derzeit besitzt. Als Kenner des Staatsrechtes und als Denker und Redner geschätzt, ist er eine Zierde jeder Partei, welcher er angehört. Vor Jahren war er Mitglied einer oppositionellen Partei, die er verließ, weil in derselben einmal die Ansicht geäußert wurde, dass die Gleichberechtigung der Israeliten in Ungarn noch lange nicht erzielt werden könne. Ein Decennium hindurch war Chorin Mitglied der sogenannten „liberalen Partei", der Regierungspartei nämlich, aber er hat sich in dieser Zeit überzeugt, dass niemals ein jüdischer Candidat für einen Staatssecretärposten, geschweige denn für einen Ministerposten in Combination kam und dass es mit dem Liberalismus der liberalen Partei nicht weit her ist. Was ihn an die liberale Partei fesselte, war seine Freundschaft zu jenen wenigen Fanatikern des Freisinns, welche mit ihm in dieser Partei saßen. Als aber Szilágyi, Csáky und Hieronymi die liberale Partei verließen, da konnte Chorin nicht länger zögern. Er wird jetzt den Liberalismus außerhalb der „liberalen Partei" suchen. Ob er denselben wohl findet?

Kornel Emmer. Der Lordmayor von London kann nicht feierlicher aussehen und auch nicht feierlicher sprechen. Hohe Stirn, gelocktes braunes Haar, blaue Augen, kein Schnurrbart, glattrasiertes Kinn und eine angenehme Tenorstimme, die allerdings auch scharf und malitiös klingt, wenn es nothwendig wird. Emmer gehört zu den bedeutendsten Juristen Ungarns; er war Richter am Obersten Gerichtshofe, hat zahlreiche wertvolle Werke geschrieben, lebte lange Zeit in England und ist ein Fachmann ersten Ranges. Bei so vielen Tugenden kann es nicht wundernehmen, dass er auch Schwächen besitzt, und zu diesen gehört vor allem die Eitelkeit. Er will immer reden und immer von sich reden machen. Dass er aus der Regierungspartei austrat, war zu erwarten, denn wenn er noch lange Mitglied der Majorität gewesen wäre, und noch lange jede Verfügung des Ministeriums bekämpft hätte, würde die Regierungspartei schließlich — aus sich selbst ausgetreten sein...

* * *

Diese zwölf Momentaufnahmen der charakteristischesten Mitglieder der ungarischen Fronde können vielleicht ein Bild der ganzen Gruppe geben, die heute dreißig Stimmen, man darf vielleicht sagen, dreißig Köpfe zählt, und vielleicht sehr bald noch mehr zählen wird. Die ungarische Fronde stellte sich die schöne Aufgabe, die Principien des Liberalismus zu vertheidigen, die Rechte des Parlamentarismus gegen alle Uebergriffe der Regierungsgewalt und des falsch angewendeten Majoritätsprincipes zu wahren und die ungarische Verfassung zu schützen! Warum sich in der ungarischen „liberalen Partei" bisher bloß dreißig Abgeordnete fanden, welche dieses selbstverständliche Ziel, das doch jedem Politiker und Parlamentarier vor Augen schweben müsste, verfolgen, darauf ist eine Antwort schwer zu finden. Thatsache aber ist, dass jene dreißig Politiker, welche die Regierungspartei verließen, durchwegs unabhängig und stolz, zumeist überaus reich sind, und dass sie daher sicherlich niemals den oft erwähnten und „überaus hoch geschätzten" Wahlfonds der Majorität in Anspruch genommen haben. Es ist gewiss eine bösartige Verleumdung, wenn gesagt wird, dass alle 240 Abgeordnete, welche die Lex Tisza unterschrieben, ihr Mandat direct von der Regierung erhalten haben, und dass sie demzufolge dem Ministerium Bánffy unter anderen Kleinigkeiten auch sehr viel Dank schulden. Es ist dies gewiss eine Verleumdung, und die nächste Zeit wird hoffentlich beweisen, dass es noch viele unabhängige und freisinnige, für Recht und Gesetz begeisterte Politiker im Schoße der derzeitigen Majorität gibt. Aber nichtsdestoweniger darf man sagen, dass die Wirkungen der letzten Abgeordnetenwahlen, bei welchen Gewalt und Geld die Hauptrollen spielten, sich immer deutlicher äußern. Wären die Wähler wählerischer gewesen, so würden es auch die Abgeordneten sein.

Budapest, Ende December 1898. Árpád.

Preußische Nationalpolitik.

Jedes Ding, auch das unsinnigste, muss einen Grund haben: wie ist man aber in Preußen zu der tollen Nationalpolitik gekommen, die eben jetzt wieder durch die neuen Ausweisungsmaßregeln die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkt? Die Ursprünge dieser Politik, speciell gegenüber den Polen, lassen sich ohne Schwierigkeit verfolgen. Wir haben es jetzt eben wieder aus Bismarcks Erinnerungen vernommen. Es gehörte bekanntlich zu Bismarcks Eigenthümlichkeiten, dass er alles, was in der preußischen Politik seinerzeit gelang, sich selbst gut schrieb*), wenn dagegen etwas schief gieng, mochte es auch noch so sehr seiner eigensten und innersten Intention entsprungen sein, die Verantwortung dafür von sich abschob. Nach der Niederlage im Culturkampf wollte er's nicht gewesen sein; dass zahlreiche Geistliche eingesperrt und ins Ausland getrieben worden waren, erfuhr er zu seinem Bedauern erst fünf Jahre darauf in einer Reichstagssitzung; um die Einzelheiten hatte er sich gar nicht gekümmert, die hatte Falk in seiner Dummheit verbrochen; zudem war er in der entscheidenden Zeit gar nicht preußischer Ministerpräsident gewesen, der alte Roon hatte ihn vertreten. Aber den Anstoß zu diesem verunglückten Feldzuge gegeben zu haben, der in seinem allerletzten Ende das Deutsche Reich mit einem ultramontanen Reichstagspräsidium beglückt hat (was eine durchaus gerechte Nemesis ist), das konnte er nun einmal nicht leugnen. Daher erfand er die Polengefahr. Zu einer Zeit, wo jede Hoffnung der Polen auf die Wiederherstellung ihres Reiches vernichtet war, nach drei großen Kriegen, in denen die polnischen Soldaten ohne Ausnahme ihre Schuldigkeit gethan und tausende von ihnen sich für den König von Preußen hatten erschießen und verkrüppeln lassen, in dieser Zeit redete er sich zuerst selbst ein und redete er dann den anderen vor, unsere Ostgrenze sei durch das Ueberhandnehmen des polnischen Elementes gefährdet. Im Ernst kann davon keine Rede sein. Erst die gehässige Bekämpfung der Polen hat eine Stimmung geschaffen, die Preußen in einem Kriege mit Russland — nicht zwar gefährlich, aber doch — unbequem werden könnte. Die Rücksicht auf Sicherung der Grenze empfiehlt selbstverständlich eine polenfreundliche Politik, die den Erfolg haben würde, dass die Preußen auf dem Kriegsschauplatze, in Russisch-Polen, als Befreier begrüßt würden. Anstatt dessen wählt man eine Politik, die möglicherweise den preußischen Polen die Russen als Befreier erscheinen lassen könnte. Diese Politik ist also so entschieden gegen das preußische Interesse gerichtet und liegt so offenbar im russischen, dass spätere Geschichtsschreiber, die vielleicht Bismarcks Seele nicht so genau kennen, wie wir sie kennen, sich das Räthsel nur durch die Annahme werden erklären können, die preußischen Staatsmänner der Achtzigerjahre seien von Russland bestochen gewesen. Wir wissen es besser. Bismarck hat sich die Polengefahr eingebildet, um sich dann weiter einbilden zu können, er habe gar nicht den Katholicismus bekämpfen wollen, sondern nur die Polen, die in der katholischen Abtheilung des Cultusministeriums ihre Stütze gehabt hätten. Er scheute sogar vor einer Erfindung oder Einbildung nicht zurück, von der er sich sagen musste, dass sie sofort nach der Veröffentlichung widerlegt werden würde. Er schrieb oder ließ in seine Erinnerungen schreiben, der Chef der katholischen Abtheilung, Krätzig, sei vor Uebernahme seines Staatsamtes Privatbeamter der Familie Radziwill, und Fürst Boguslaw Radziwill sei ein gefährlicher polnischer Intrigant gewesen. Nun bedarf es gar nicht der Erklärung, die der Sohn des verstorbenen Fürsten gegen diese Behauptung veröffentlicht hat. Krätzig ist niemals Privatbeamter, sondern Staatsanwalt in Brieg, Königsberg und Bromberg gewesen und mit Radziwill erst bekannt geworden, nachdem er ins Cultusministerium berufen und nach Berlin übergesiedelt war; Boguslaw Radziwill aber hat zu politischen Intriguen sein Lebtag keine Zeit gehabt, weil er ganz in Werken der Nächstenliebe, namentlich der Armenpflege aufgieng, wie ich von Berliner Bekannten erfahren habe, ehe Bismarck die Regierung übernahm, und wie das Beileidsschreiben beweist, das nach dem Tode des Fürsten die Berliner Stadtverordneten an die Hinterbliebenen gerichtet haben. Und so wie die Geschichte von Krätzig und Radziwill, ist die Polengefahr reine Einbildung Bismarcks ohne eine Spur von Grund, wie sich denn auch die „große" Rede Bismarcks vom 16. Jänner 1886, die ich wiederholt aufmerksam durchgelesen habe, dadurch auszeichnet, dass sie auch nicht die Spur eines Beweises für eine vorhandene Gefahr, nicht die Spur einer Begründung der Maßregeln, auf die sie vorbereiten sollte, enthält; wollte man solche alte Geschichten, wie er sie anführt, als Gründe für politische Maßregeln gelten lassen, so könnte heute über Wien und Berlin der Belagerungszustand verhängt werden mit Berufung auf das Jahr Achtundvierzig.

Dass alle „Nationalen" Bismarck zujubelten, versteht sich von selbst. Erstens war es ja eben Bismarck, der sprach, und wenn Bismarck spricht, dann suspendiert der „Nationale" sein eigenes Denken. Zweitens ist es ebenso bequem als angenehm und vortheilhaft, seine „nationale" Gesinnung durch die gänzlich gefahrlose Verfolgung wehrloser Opfer strahlen zu lassen. Ueberdies gab es noch eine Menge Privatgründe — ich will sie nicht aufzählen — die vielen eine neue „Hetz" willkommen heißen ließen. Was nun die einzelnen Maßregeln anlangt, so war das Ansiedelungsgesetz, als ein Mittel zur inneren Colonisation aufgefasst, an sich ganz vernünftig. Unvernünftig daran war aber, dass es im Gewande einer gehässigen Maßregel gegen die Polen erschien, dass es die zu erwerbenden Ansiedelungsgüter unnöthig vertheuerte, und dass es die polnischen Edelleute, die angeblich matt gesetzt werden sollten, erst recht auf die Beine brachte. Hätte man ruhig abgewartet, bis diese Herren bankerott geworden wären, was in der Zeit der sinkenden Getreidepreise nicht lange gedauert haben würde, so hätte man die Landgüter bedeutend wohlfeiler bekommen. So haben die Herren einen guten Preis erhalten, haben sich mit dem Gelde in die

*) Und zu diesem Zwecke alle anderen dabei betheiligten Personen, seinen geliebten alten Herrn nicht ausgenommen, als Schwachköpfe schilderte, außerdem, um die zu überwindenden Schwierigkeiten und damit seine Leistung recht groß darzustellen, überall und immer heimliche Ränke und Verschwörungen ersann, die gegen ihn gerichtet sein sollten.

Städte gesetzt und unterstützen den emporstrebenden bürgerlichen Mittelstand ihrer Nationalität, worüber nun unsere Nationalen Ach und Weh schreien. Die innere Colonisation musste, wie das später durch die Rentengütergesetze geschehen ist, in allen ostelbischen Provinzen gleichzeitig in Angriff genommen, Geldmittel mussten den Generalcommissionen nur für den einzelnen vorkommenden Fall zur Verfügung gestellt werden, und die Schaffung einer besonderen Ansiedelungscommission musste unterbleiben.

Was aber die übrigen Maßregeln: die Verbannung der Muttersprache aus den polnischen Schulen, das Verbot, polnischen Kindern in ihrer Muttersprache Privatunterricht zu geben, die Versetzung deutscher Lehrer ins Polnische und polnischer ins Deutsche, die Errichtung von Fortbildungsschulen nicht um der Fortbildung, sondern um der Germanisierung willen, die Verfolgung polnischer Zeitungen und Vereine und die sonstigen polizeilichen Vexationen betrifft, so haben die natürlich keinen andern Erfolg, als solche Maßregeln immer und überall haben: dass sie in den Herzen der Unterdrückten einen tödlichen, unversöhnlichen Hass gegen die Unterdrücker erzeugen. Und wenn es gelänge, aus Posen und Westpreußen jeden Buchstaben polnischer Schrift zu vertilgen und innerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle jeden polnischen Laut verstummen zu machen: der Hass wird in den Herzen fortglimmen, Generationen hindurch, und wird zu gelegener Zeit in furchtbaren Flammen emporlodern, wie der czechische Hass in Böhmen, als Oesterreich eben daran war, die letzten Reste der czechischen Sprache auszurotten.

Haben sich denn unsere „Nationalen“ je einmal klar gemacht, was sie eigentlich wollen? Sicherlich nicht, denn sonst würden sie einsehen, was es für ein Unsinn ist, wenn sie die Polen „germanisieren“ wollen. So wenig man aus einer Katze einen Hund machen kann, so wenig kann man aus einem Polen einen Deutschen machen. Werden denn unsere Schüler dadurch Franzosen, dass sie in der Schule Französisch radebrechen lernen? Sie würden es selbst dann nicht werden, wenn sie nach Frankreich auswandern, denn sie würden dort ihre deutsche Leibesconstitution, ihr deutsches Blut, ihr deutsches Gemüth bewahren. Man kann und muss von den preußischen Polen verlangen, dass sie gehorsame preußische Unterthanen seien, und das sind sie, denn sie zahlen Steuern und lassen sich für den König von Preußen todtschießen, aber zu verlangen, dass sie Deutsche werden sollen, das ist nicht Politik, sondern Narrheit. Die Engländer haben den Iren den letzten Morgen Acker, den letzten Schilling und das letzte Hemd geraubt, aber solche Narren sind sie niemals gewesen, zu verlangen, dass aus Kelten Angelsachsen werden sollen. Die einzig vernünftige Behandlung der Sprachenfrage*) ist die, dass man zwar jedem deutschen Kinde in polnischen Gegenden den deutschen Unterricht sichert, den Polen aber es überlässt, ob sie ihre Kinder deutsch lernen lassen wollen (den *ersten* Unterricht müssen solche polnische Kinder, die kein Wort deutsch verstehen, unbedingt in ihrer Muttersprache empfangen; ihnen deutsche Lehrer aufzwingen, die kein Wort polnisch verstehen, ist eine abscheuliche und in der Weltgeschichte unerhörte Barbarei). Sind die Polen klug, so werden sie schon selbst dafür sorgen, dass ihre Kinder deutsch lernen, weil sie ja ohne Kenntnis der deutschen Sprache von allen Carrièren ausgeschlossen und als Arbeiter zeitlebens auf der untersten Stufe der Gesellschaftsleiter kleben bleiben. Sind sie dumm und lassen ihre Kinder ohne Kenntnis des Deutschen aufwachsen, desto schlimmer für diese Kinder, und desto besser für ihre deutschen Herren, von denen sie sich ausbeuten lassen müssen ohne jede Möglichkeit, ihnen jemals Concurrenz machen zu können. *Wirkliche* Germanisation ist nur durch Blutmischung möglich. Aber um eine solche herbeizuführen, muss man die Streitaxt begraben und die nationale Fahne einziehen. Wo sich Nationalitäten in Feindschaft gegenüber stehen, da vermischen sie sich nicht. Nur in Zeiten völligen nationalen Friedens geschieht das. So sind die Slaven Schlesiens und des Königreichs Sachsen Deutsche geworden, weil ihnen die deutsche Cultur gefiel und Vortheile brachte. Natürlich konnten sie keine Vollblutdeutschen werden: in beiden Ländern überwiegt das slavische Element. Ueberwöge es noch ein wenig stärker, so würden die Bewohner beider Länder, trotzdem sie deutsch reden, ethnographisch zu den Slaven gerechnet werden müssen: die Sprache macht's nicht. Unsere Racennationalen, die soviel auf reines Blut halten, müssten vielmehr den Polen die Erlernung der deutschen Sprache *verbieten*, um Wechselheiraten zu erschweren. Aber unsere Nationalen sehen nicht, hören nicht und denken nicht: sie handeln blind, nur von Leidenschaft getrieben.

In neuester Zeit hat sich nun dieser blinde nationale Fanatismus noch andere Opfer ausgesucht. Während sich die Feindschaft gegen die Polen immerhin noch einigermaßen als Racen- und Confessionshass verstehen, und die Zweckwidrigkeit der angewandten Mittel daraus erklären ließ, dass der Hass eben blind macht, hört bei der Austreibung der dänischen Dienstboten aus Schleswig und der niederländischen Arbeiter aus der Rheinprovinz jede Möglichkeit einer Erklärung auf, ausgenommen der, dass wir es mit einer Corpsburschenpolitik zu thun haben. Der richtige schneidige Corpsbursch braucht einen Gegenstand, an dem er seine Schneidigkeit auslassen kann: er braucht ein vier- oder zweibeiniges Wild, das er hetzen, einen vier- oder zweibeinigen Hund, den er peitschen und treten kann. Solchen Herren von Humanität sprechen, wäre lächerlich; nach dem Codex der Bismarck-Nietzsche'schen Kraftmoral ist Humanität nicht allein Dummheit, sondern die größte Sünde. Und staatsmännische Erwägungen verstehen sie nicht. Man muss also dem Unheil seinen Lauf lassen. Die Schranke, an der es Halt zu machen gezwungen sein wird, ist der Geldvortheil der Familien, denen die regierenden Corpsburschen entsprossen sind. Die ostelbischen Rittergutsbesitzer können — wie ich ihnen von der Zeit ab, wo sie den Polengesetzen zujubelten, unablässig gesagt habe — die Polen nicht entbehren, und damit bricht diese Art „nationaler“ Politik in sich zusammen. Schon wird es sogar auch den Industriellen zu bunt. Im Oberbergamtsbezirk Dortmund verlangt die Polizei, dass alle Maschinenführer, Kessel- und Pumpenwärter, Wettermänner, Schachthaus- und sonstige Unterbeamte, Werkmeister und Vorarbeiter entlassen werden, die nicht fertig deutsch sprechen und lesen können: davon würden Tausende betroffen werden, denn die Polen sind dort sehr zahlreich. Der durch und durch bismärckisch und „national“ gesinnte Verein für die bergbaulichen Interessen hat es jedoch bei der Regierung durchgesetzt, dass der Termin, von dem ab die neue Verordnung gelten soll, hinausgeschoben wird. Also Opposition regt sich aller Orten: aber eine Zeitlang wird der „nationale“ Stier noch blind darauf losgehen und alles zermalmen oder spießen, was sich ihm in den Weg stellt. Zunächst nimmt er den wackeren Professor Delbrück auf die Hörner. Wer heute Vernunft predigen will, der darf kein Staatsamt bekleiden; das gilt nicht allein für Preußen, sondern für alle Staaten des europäischen Continents.

Die Nationalitätenfrage im allgemeinen zu behandeln, ist hier kein Raum, aber die Grundzüge einer vernünftigen Nationalpolitik sollen zum Schluss wenigstens angedeutet werden. Der Nationalstaat war die natürliche und gesunde Reaction gegen den Patrimonialstaat, der den Grund und Boden als Eigenthum der Dynastie und die Menschen als Zubehör zum Boden behandelte, durch Erbtheilung ethnographisch und geographisch zusammengehörige Bevölkerungen auseinanderriss, durch Erbschaft und Eroberung zusammenwarf, was ungleichartig und einander fremd war. Sobald sich die Unterthanen in Staatsbürger verwandelten, musste eine natürliche Grundlage für den Staat gesucht werden, und als solche bot sich die Nationalität in Verbindung mit den natürlichen Grenzen dar. Die sieben großen Nationen Europas: die Engländer, Deutschen, Franzosen, Spanier, Italiener, Scandinavier und Russen*) hatten gesonderte Gebiete inne, deren Grenzen zwar nicht sämmtlich so deutlich von der Natur gezeichnet waren, wie die Spaniens und Britanniens, von denen man aber doch sagen konnte, dass man ungefähr wisse, welches Land zu welcher Nationalität gehöre, wenn auch die Landesgrenze nach einer oder nach mehreren Seiten hin verschiebbar war. Damit ist aber weder gesagt, dass die Nation, die ein bestimmtes Land bewohnt, unbedingt einen einzigen Staat bilden müsse, noch auch, dass nicht verschiedene Nationen zu einem Staate vereint werden dürfen. Die Technik der Verkehrsmittel unserer Zeit und der gewaltige Raum, den die moderne Industrie zu ihrer Entfaltung braucht, empfehlen den Großstaat und machen ihn zugleich möglich, und sobald *ein* Großstaat fertig ist, finden die Nachbarnationen ihre Selbständigkeit bedroht, wenn sie nicht ebenfalls Großstaaten bilden; aber an sich ist der nationale Großstaat weder ein Ideal, noch eine Nothwendigkeit: Oberitalien empfindet den in der Cultur zurückgebliebenen südlichen Theil der Halbinsel als eine Last, und die Bewohner des Südens haben von der Verbindung mit dem Hause Savoyen bis heute keinen Nutzen, nur Beschwerden gehabt. Die politische Einheit Italiens war ein thörichtes Ideal. Napoleon III. hat diese Thorheit zur Befestigung seiner Dynastie gehätschelt und hat dadurch die weitere Thorheit der kleinen Nationalitäten Halbasiens hervorgerufen, die nun eine jede einen Staat für sich bilden möchten. In einem gewissen Umfange ist das ja nun auch möglich gewesen und wirklich geworden, aber der einmal ins Leben gerufene Nationalismus tobt, über die Grenzen des Möglichen hinausstrebend, in Oesterreich-Ungarn fort.

Noch unsinniger ist die Lehre, dass der Nationalstaat keine fremden Elemente in seinem Schoße dulden dürfe. Zu allen Zeiten hat es Herrenvölker und dienende Völker gegeben. Die Aristokratien sind Nachkommenschaften herrschender Rassen, und alle alten Staatengründungen beruhen auf der Unterjochung niederer Rassen durch höhere; wo es an einem der beiden Elemente fehlt, dem organisierenden höheren oder dem dienenden und ausführenden niederen, da kommt es zu keinem vollkommenen Staate.**) Und die zahlreichsten

---

*) Die bei uns nicht eine Verlegenheit ist, wie in Oesterreich, wo die Vielsprachigkeit zusammen mit dem Umstande, dass keine der Nationalitäten die überwiegende Mehrheit bildet, den Staat selbst in Frage stellt.

*) Culturgeschichtlich betrachtet, gehören die Russen nicht zu Europa; dass sie politisch eine europäische Macht geworden sind, haben wir der Dummheit und Selbstsucht der europäischen Regierungen zu verdanken.

**) Bismarck hat einmal die kräftige Staatsbildung im Nordosten im Gegensatz zur südwestdeutschen Zersplitterung darauf zurückgeführt, dass in den altpreußischen Provinzen dem germanischen Blute die zur Erzielung von Disciplin und Gehorsam nothwendige Quantität slavischen Blutes beigemischt sei.

und kraftvollsten unter den Herrenvölkern haben stets Reiche gegründet, das heißt ihre Herrschaft über Völker ausgedehnt, die außerhalb der Grenzen des ursprünglichen Nationalstaates wohnten. Der Nothwendigkeit des Unterschiedes zwischen Herren und Knechten könnte uns der Socialismus überheben, wenn er durchführbar wäre. Solange wir den nicht haben, können dienende Volksschichten nicht entbehrt werden, die auf die volle Enfaltung der edelsten und höchsten Anlagen des Menschen verzichten müssen. Bieten sich ganze Volksstämme dafür an, so ist es thöricht, dieses Angebot zurückzuweisen. Die Menschen von Natur unselbständiger Volksstämme befinden sich nicht schlecht, sondern so gut wie möglich, wenn sie eines Herrn theilhaft werden, der sie vernünftig regiert und menschlich behandelt, wie sich denn auch die polnischen Bauern Posens und Westpreußens vor der neuen Polenpolitik viel, viel besser befunden haben, als unter der rohen und unvernünftigen Herrschaft ihrer einheimischen kleinen Despoten. Das Herrenvolk aber, das fremde Diener verschmäht, schmäht und verstümmelt sich dadurch auf doppelte Weise, einmal, indem es einen Theil seiner eigenen Angehörigen auf die Stufe der Dienstbarkeit hinabdrücken, also seine Rasse verschlechtern muss, dann, indem es auf die Expansion verzichtet, die fremde Völker zu seinen Unterthanen und alle seine eigenen Angehörigen zu Herren machen würde. Heutigentags ist namentlich für Deutschland die Durchführung jenes unsinnigen Grundsatzes geradezu unmöglich, weil der Deutsche in aller Welt Besitz erwerben und Geschäfte machen oder wenigstens sein Brot verdienen will. Das beruht auf Gegenseitigkeit; duldet der Deutsche keinen Ausländer daheim, so hat er keinen Anspruch auf Duldung im Auslande. Wer durch die Berührung mit Menschen anderer Nationalität seine eigene Nationalität zu verlieren fürchtet, der stellt seinem eigenen Nationalgefühl und seiner nationalen Kraft ein jämmerliches Zeugnis aus; nicht ein Beweis von Kraft, sondern von Schwäche ist die nationale Unduldsamkeit. Das Siechthum der Romanen, die politische Unfähigkeit der Slaven beruht zum Theil auf ihrem übertriebenen Nationalismus, der sie einseitig und dadurch kraftlos macht. Große Expansionskraft, wie die der Engländer, setzt Weitherzigkeit und Unbefangenheit voraus. Die Engländer haben sich durch die unter ihnen wohnenden Kelten, Deutschen und Juden noch niemals bedroht gefühlt.

Neisse. **Karl Jentsch.**

Die Weltanschauung Fechners.

Von **Willy Pastor** (Berlin).

(Schluss.)

III.

Drei Jahre nach „Nanna" erschien das zweite Hauptwerk des Philosophen Fechner, der „Zend-Avesta". Eine Art Anatomie und Physiologie der in „Nanna" entdeckten neuen Species Stern. Gab Fechner dort den Blumen, so gibt er hier den Sternen ihre Seele wieder.

Der Titel ist auch in diesem Falle ein Glaubensbekenntnis. Zend-Avesta, „lebendiges Wort", deutet auf eine „uralte, fast verschollene, durch Zoroaster nur neu reformierte Naturreligion". Immer mehr hat Fechner sich in die Ueberzeugung hineingelebt, dass die heidnische Ansicht, die Körperliches und Geistiges noch so wenig außer dem Menschen als im Menschen zu unterscheiden wusste, die natürlichste Ansicht der Dinge war. Nur eines war dem Heidenthum entgangen: „die Einigung aller im All und die Klarheit über ihr Verhältnis zum All." Das Christenthum brachte endlich die Einigung, aber den einen Gott zu erhöhen, entgötterte sie die Welt. Es gilt, dem Christenthum die engen Dogmen zu nehmen, dem Heidenthum die kleinlichen Mythen, und das „lebendige Wort" wird hörbar. Beides versucht Fechner in seinem Zend-Avesta.

„Das Auge des Menschen hört nicht, was das Ohr, das Ohr des Menschen sieht nicht, was das Auge, ein jedes schließt sich für sich ab in seiner Sphäre und tritt dem andern selbständig gegenüber; keines weiß etwas vom andern, keines vom ganzen Geist des Menschen. Doch über Aug' und Ohren schwebt ein höherer Geist, der zugleich um die Empfindungen von Aug' und Ohren weiß. So hört und sieht und fühlt und denkt ein Mensch nicht, was der andere, ein jeder schließt sich ab in seiner Sphäre und tritt dem andern selbständig gegenüber; keiner weiß unmittelbar etwas von des andern Geist, noch von einem höheren Geist, doch schwebt ein solcher über allen Menschen, der um all ihr Empfinden, Fühlen, Denken, Wollen, Wissen zugleich weiß; der Menschengeist schwebt über niederen Sinnen, der Geist der Erde über Menschengeistern, der Geist Gottes über den Geistern aller Gestirne."

Die Sätze entstammen einem späteren Werke Fechners, einer Streitschrift gegen den Botaniker Schleiden. Aber sie sind vielleicht die kürzeste und schönste Formulierung des Inhaltes seines Zend-Avesta. Man sieht, es ist keine geringe Höhe, die der Philosoph in diesem Stufenbau erklimmt. Von der Seele des einzelnen zur Seele der Art, von ihr zur Seele der Arten und damit des Gestirns, von dem es dann bis zum Leben in Gott nur ein Schritt ist.

Die Arten — andeutungsweise trat der Gedanke ja schon in „Nanna" vor — sind bloße Werkzeuge des Sternes. Was alles in den Arten geschieht, das geschieht in ihnen durch den Weltball. Die Erde denkt im Menschen, sie sieht und hört mit seinen Augen und Ohren wie mit denen des Thieres, sie empfindet mit der Blume und presst mit dem Baume neue Sonnenwärme in sich ein.

Der erste Einwurf, den der mit seiner Weltanschauung nicht Vertraute hier erhebt, ist der: wie kann die Erde soviel Verschiedengeartetes als eine Einheit benützen? Ein bestimmtes Beispiel zu nehmen: wie vermöchte der Planet aus den Bildern unserer Augen ein einheitliches Bild des Geschauten gewinnen, da doch noch nicht zwei Augenpaare genau das gleiche Bild wahrnehmen?

Doch Fechner hält dem entgegen, dass nicht einmal ein einziges Augenpaar ein einheitliches Bild wahrnimmt. In jedes Auge fällt ein optisches Bild desselben Gegenstandes, doch sehen wir ihn einfach. „Noch schlagender beweisen es die Insecten. Man hat sich durch directe Versuche überzeugt, dass ein Gegenstand so viele Bilder im Auge der Fliege gibt, als Facetten daran sind; es ist, als wenn man einen Gegenstand durch ein künstlich facettiertes Glas betrachtet; aber niemand wird glauben, dass die Fliege den Gegenstand soviel mal wirklich sieht ... Die Seele vereinfacht ja überhaupt und überall in der Empfindung das physisch Zusammengesetzte, zieht es sozusagen zusammen; sehr viele Schwingungen zum Beispiel in e i n e n einfachen Ton."

Von dieser Seite also steht der Annahme Fechners nichts im Wege. Schwerwiegender erscheint dem künstlerisch empfindenden Verfasser des Zend-Avesta ein anderer Einwurf: das Unästhetische der von Fechner entdeckten Species Weltball. Ein Stern sollte eine soviel höhere Art darstellen als das genus homo, und ihm doch an Schönheit der äußeren Gestalt so unterlegen sein? Da ließe sich denn an die Liebesgeschichte des Satyrs und einer Nymphe erinnern; der Satyr findet das Ohr der Nymphe lächerlich, da es so klein ist und nicht einmal in einen Haarbüschel ausläuft. Oder auch an jene reizende Scene, deren Schauplatz ein entlegener Gebirgswinkel der Alpen sein soll. Es ist dazulande alte Tradition, dass zu einem schön gewachsenen Menschen allemal auch ein schön gewachsener Kropf gehört. Ein Reisender mit geradem Halswuchs kommt in die Gegend. Einer der kleinen Kropfmenschen kann sich nicht beruhigen über diese spasshafte Erscheinung, bis die Mutter ihn ernstlich verweist: „Sei ruhig, die Menschen hat der Herrgott auch gemacht." Der eigene Körper erscheint uns so vollendet, der Weltkörper so abscheulich, aber — den Weltkörper hat der Herrgott auch gemacht.

Als positiver Geist hält Fechner sich nicht lange bei Widerlegungen auf. Er sucht eine unmittelbare Beschreibung des Baues der Erde, der Structur ihrer Einzeltheile zu geben, soweit ihm das möglich ist. Nicht nur die Arten und ihr Ineinandergreifen will er schildern. Das ist eine Aufgabe, die die Naturwissenschaft leicht bewältigen wird, hat sie sich erst einmal an seine Weltanschauung gewöhnt. Aber nun auch die zusammenfassenden Organe zu erkennen, die, über uns und alle Thiere hinausgehend, kein genau entsprechendes Bild in unserem Körper haben, das ist eine lohnendere, nur freilich auch viel schwierigere Aufgabe.

Von einem dieser Weltorgane, der Atmosphärenlunge, war die Rede. Diese Lunge liegt nicht im Innern des Körpers. Die Thatsache kann nicht befremden, wenn wir uns erinnern, dass ja bereits im Thierreiche eingestülpte Athemorgane mit ausgestülpten wechseln (Lungen und Kiemen), und dass dieser Wechsel im größeren sich wiederholt beim Gegensatz des Thier- und Pflanzenreiches.

Noch andere Organe zählt Fechner auf und skizziert in andeutenden Linien ihre Umrisse. Er kann hier, wo alles noch schwankt, nicht deutlicher werden, er müsste denn an die Stelle wissenschaftlicher Wahrscheinlichkeit phantastische Möglichkeiten setzen. Nur in Bezug auf ein Organ ist er nicht müde geworden, nach immer festeren Vorstellungen zu suchen: das Denkorgan der Erde. Seine Anatomie weniger als seine Physiologie hat Fechner unablässig beschäftigt. Er wusste, hier lag der Schwerpunkt der Frage, hier war das Centrum der Seelenthätigkeit seiner neuentdeckten Species, von hier aus wurden alle Functionen geordnet. Bei den anderen Punkten begnügte er sich mit kurzen Capiteln: dieser wichtigsten Frage ist nicht weniger als ein ganzer Band seines Zend-Avesta gewidmet.

Das Problem allein zu stellen, hat seine Schwierigkeiten. Analogien müssen es erläutern. Die Erde denkt in uns, wie sie in uns auch athmet. Aber wie sie über uns hinaus athmet, denkt sie auch über uns hinaus. Die große Lunge, als deren kleine Verästelungen unsere Bronchien sich darstellen, war die Atmosphäre. In ihrem Hin und Her athmet die Erde, und damit wir selbst. Wo ist das Denkorgan zu suchen, aus dem heraus die großen Gedanken in unsere kleinen Schädel eintreten, um von dort, ins Kleinste hinein geformt und umgeformt, wieder hinauszugehen, Zwecken zu dienen, die unser kleines Seelenleben nicht zu fassen weiß?

Das Räthsel des Jenseits ist es, das Fechner mit diesen Fragen aufgreift. In den Antworten, die er bringt, findet er nicht

nur einen herrlichen Abschluss für sein System, sondern er weist uns auch einen neuen Weg: den Weg ins „dritte Reich", das die Versöhnung bringen soll zwischen Christenthum und Heidenthum — die große Sehnsucht unserer Besten.

Wieder, wie immer bei Fechner, der Ausgang von bekannten Dingen. Zwei den Psychologen geläufige Dinge werden herausgenommen: Anschauung und Erinnerung. Ihr Gegensatz wird uns entwickelt. Tausend und abertausend Anschauungen gleiten an unseren Sinnen vorüber. Wir nehmen sie wahr und lassen sie uns verdrängen durch die neuen Anschauungen, die in nie erschöpfter Fülle den alten folgen. Jede neue Anschauung aber, die unsere Sinne gefesselt hält, bedeutet den Tod der vorausgegangenen. Ein ewiges Sterben zieht so an uns vorüber. Doch dem ewigen Sterben entspricht ein ewiges Wiedergeborenwerden, eine stete Auferstehung. Was aufersteht, ist nicht das neue, unmittelbar unseren Sinnen sich aufdrängende Bild (das ist dem alten ja im Grunde fremd), sondern — die Erinnerung. Tief im Innersten unseres Geistes setzt die Erinnerung sich fest und führt dort ein zäheres Leben, als die Anschauung, ja vielleicht das Angeschaute selbst es konnte. Wir glauben „vergessen" zu haben, jahrelang schon. Aber dann plötzlich, unveranlasst taucht es wieder vor uns auf, in einer schlaflosen Nacht, einer stillen Feierstunde, einem Augenblick des Schreckens — die Erinnerung ist nicht todt.

Anschauung und Erinnerung: das ist das Verhältnis des Diesseits zum Jenseits. Täglich, stündlich werden neue Menschen geboren; täglich, stündlich sterben alte. Sind sie darum todt für die Zukunft? Wenn es kein Jenseits hinter dem Diesseits gäbe, ja. Aber so sicher es eine Tradition gibt, in der die Vergangenheit ihre Hand hineinstreckt in das Leben unserer Gegenwart, so sicher gibt es ein Jenseits, dem unser seelisches Leben entgegenwirkt. Wie die Anschauungen an unseren Sinnen, gleiten wir selbst mit all unseren Werken und Wesen vorbei am göttlichen Bewusstsein. Aber wie all die vorübergeglittenen Anschauungen im Erinnerungsleben ihre Auferstehung feiern, so auch kann niemand unter uns, auch der Geringste nicht, ganz sterben. Als Erinnerungsbild, als Geist führt er im göttlichen Haupte ein jenseitiges Leben. Und so viel mehr die Erinnerung abzusehen weiß von allen Zufälligkeiten des vor Zeiten Angeschauten, so viel reiner werden wir im Leben des Jenseits den Sinn unseres diesseitigen Lebens überblicken; worin zugleich die Ethik dieses Lebens liegt.

Doch damit ist das Leben des Jenseits nicht erschöpft. Die Erinnerungen, in die unser Geist die Anschauungen umformte, liegen nicht als nutzloses Mobiliar gleichsam in unserem Innern umher. Der Geist fügt sie in einander, die Seele ist auch hier in Wirksamkeit. Wie sie ihre große Kunst der Organisation der Organe an allem Materiellen bestätigt, organisiert sie auch die Erinnerungen und baut mit ihnen ihr inneres Reich aus. Unermüdlich bildet und formt sie so das Wesen eines Menschen, seine Weltanschauung, bis schließlich jede kleinste seiner Thaten, jede Geste, jeder Blick wie eine bloße Erläuterung jenes Innenreiches sich ausnimmt.

Und so das Jenseits. Mensch nach Mensch gleitet vorüber am Bewusstsein des irdischen Geistes (bleiben wir bei dieser Zwischenstufe zwischen Mensch und Gott). Sie erfüllen ihren Lebenszweck, sie bauen ihre Gehirnwelt aus und sterben — um im Jenseits ihre Auferstehung zu erleben. Mit den todten Menschen und lebendigen Geistern aber gestaltet die Erde ihre eigene, große Gehirnwelt, und aus ihrer großen Welt schickt sie Gedanken in die kleinen Menschenköpfe, wie die Atmosphäre ihre Luft in die Poren der Pflanzen, die Lungen der Menschen und Kiemen der Fische presst. Wenn dann ein ganz großer Gedanke in solch kleines Menschenhirn gelangt, dann sprechen sie von einer „Intuition". Und aus der Intuition heraus bauen wir unsere Pyramiden und Dome, schreiben wir unsere Bücher, fassen den Gedanken eines transantlantischen Kabels — und haben ein Recht, uns gottbegnadete Wesen zu nennen, sofern wir intuitiver Momente theilhaftig werden und der Kraft, sie durchzuführen.

Erinnerungen aus Rubens.*)

„Saluez, mais ne regardez pas," bemerkte Ingres bisweilen, wenn er seine Schüler durch den Rubenssaal des Louvre leitete, und mit dieser fein pointierten Wendung ist das Verhältnis der Classicisten zum Meister von Antwerpen klar und deutlich gezeichnet. Mochte auch Delacroix bei dem gewaltigen Vlamen „das Strömen und Fluten der Gestalten" bewundern, mochte Charles Baudelaire in Rubens einen jener Ganz-Großen verehren, die gleich weithin strahlenden Leuchtthürmen den richtigen Pfad auf dem Meer des Lebens weisen und vor seichten Untiefen warnen, mag endlich uns von heute Baudelaire näher stehen als Raffaels später Enkel — seine Worte sind nicht vergessen und oft wiederholt worden; nur einen anderen, einen weiteren Sinn haben sie erhalten, als ihnen der Pariser Akademiedirector zutheil werden ließ. Für Ingres bedeutete der Urbinate Anfang und Ende aller Malerei — was konnte ihm da Rubens sein? Hie Linie! hie Farbe! tönten zu Ingres Tagen noch Kampfesrufe, die heute schon so historisch, beinahe ehrwürdig wie hie Guelfen! hie Ghibellinen! uns anmuthen. Nicht die edle Form vermissen wir mehr bei Rubens, sondern „il ne s'agit plus d'un moment exceptionnel et violent de l'existence, mais de l'existence elle même," heißt es bei Maeterlinck, zufälligerweise einem Landsmann von Rubens, der gerade als der mächtigste Gestalter jenes moment exceptionnel et violent erscheint, dessen Schönheit die der Superlative ist, der in allen Zeiten wohl als größter Meister des Momentanen, der stürmenden Bewegung und des höchsten Anspannens der physischen Kräfte gelten wird; hat ihn doch Fromentin bereits einen imponierenden Athleten genannt. „Il se soulageait en créant des mondes", schrieb Taine von Rubens. Er schuf Welten, aber sind wir froh in seiner Welt, deren brausende Lebensfülle uns erschreckt, wo die Sonne sengend brennt und der Duft der Blumen fast betäubt? Die brutale Gesundheit seiner Männer verwirrt uns und seiner Frauen robuste Schönheit — wir haben sie nimmer begehrt, ihr Lächeln hat uns nie gequält und beglückt zugleich, wie das von Lionardos süßen Traumgöttinnen, und nie erschien unserer Sehnsucht Helena Fourments Bild. „Uns!" „Wir!", das klingt so groß, und im Grunde sind es doch nur wenige, ein paar Einsame mit dem großen, schmerzlichen Verlangen nach der beauté intérieure, der ergreifenden Schönheit der Sienesen, der frühen Umbrier und Fra Angelicos. Und seltsam — jener Mann gerade, der den Süden in der Kunst wohl am tiefsten erfasste, dessen Worten wir so gern lauschten, der als Achtzigjähriger zu jung starb — Jacob Burckhardt, unser großer Erzieher, gerade er wanderte, uns eine nachdenkliche Lehre ertheilend, noch als Greis aus den milden und stilleren Reichen der Italiener ins lärmende Toben der Rubens-Welt, lernte sie begreifen, bewundern, lieben und schrieb ihr ein Buch der Dankbarkeit, seine kostbaren „Erinnerungen aus Rubens."

Erinnerungen aus Rubens! Beinahe kokett dünkt der Titel für einen Burckhardt; aber kein anderer hätte den Inhalt des Buches besser charakterisiert, kein anderer ihn so erschöpft. Keine Rubens-Biographie wollte Burckhardt schreiben, er gibt auch keine Geschichte seiner Entwickelung — hier stock' ich schon. Hat Rubens überhaupt das durchgemacht, was wir eine Entwickelung heißen, stritten die Weltanschauungen um seine Seele, musste er sich aus den Niederungen der Kunst mühsam zu Sonnenhöhen erst emporringen? Nein. Er gehört nicht wie Botticelli und Lorenzo Lotto zu den esprits tourmentés, sondern zu den „hellgebornen, heiteren Joviskindern": ein Gott hat ihm gnädig jene inneren Kämpfe erspart, die Lionardo und Michel-Angelo bestehen mussten, nie hat ihm das Unglück, wie seinem Antipoden Rembrandt, die Farben der Palette gemischt, nie den Blick ihm geöffnet, in die dunkelsten Tiefen der Seelen mitleidsvoll zu schauen, und niemals hat ihn auch jene furchtbarste Künstlerkrankheit heimgesucht, der bange Zweifel an dem eigenen Können. „Jeder nach seiner Begabung," schrieb er einmal, „mein Talent ist derart, dass noch nie ein Werk, wie groß auch nach Quantität und Verschiedenheit des Darzustellenden, meinen Muth überstiegen hat." Rubens litt auch nie unter einem sprunghaften Schaffen, niemals lösten bei ihm Wochen fieberhafter Thätigkeit Monate trunkenen Genießens oder qualvollen Unvermögens ab: „diu noctuque incubando" lautete seine Devise; in stets gleicher Heiterkeit flossen ihm die Tage des Arbeitens hin, „er malte ruhig und zugleich begeistert, „en combinant bien, en se décidant vite" und in klarer Erkenntnis seines Wesens ließ er am Pavillon seines Gartens jene berühmten Verse Juvenals einmeißeln, „von der mens sana in corpore sano, von der wünschbaren Seelenstärke ohne Todesfurcht, Zornmuth und Begierde und von den Göttern, welche unser Heil besser ermessen, als wir es vermögen, und welchen der Mensch lieber ist als sich selbst . . .

Man sieht, bei einem Mann, der in so wunderbarem Einklang mit sich und der Welt lebt, wird die Ausbeute nur dürftig sein für den Psychologen, der gerade gern bei den Heroen nach dem allzu Menschlichen späht. Burckhardt wandte denn auch sein ganzes Interesse dem Künstler Rubens zu: nicht als Historiker, der zu Streitfragen Stellung nimmt, sondern als Amateur, der bloß genießen will, und ein kurzer Vergleich mit Fromentin drängt sich da beinahe von selbst auf. Im Festgewand, im Feierkleide ihrer Seele, wie es dem Großen gegenüber sich ziemt, so treten sie beide vor Rubens hin. Fromentin, der Maler-Amateur, bewundert natürlich vor allem den Maler, lauscht verzückt und begeistert der Musik des Rubens'schen Farbenorchesters, wie die Töne sich bald zu leisen, hingeträumten Accorden einen und bald dröhnen gleich stürmischen und grellen Fanfaren. Dem Historiker-Amateur dagegen erschließt sich Rubens' Herrlichkeit durch die Betrachtung jener, die vor und nach ihm Gemälde schufen, und da wird Rubens, „dessen Kunst an die äußersten Grenzen der Malerei rührt", zum „Größten seit den großen Italienern", ja, er scheint Burckhardt „der einzige ganz Große, der einzige, welchen die Natur vorräthig hatte . . ."

Ob Rubens diesen „großen Italienern" viel verdankt? Sein Christustypus gemahnt an die Venetianer, er lernte von Paolo

*) Erinnerungen aus Rubens. Von Jacob Burckhardt. Basel. Verlag von C. F. Lendorff, 2. Aufl. 1898.

Veronese und Caravaggio und sah den Menschen Italiens die adeligen Geberden ab. Zur Gefahr jedoch ward ihm Italien nicht: acht Jahre, die er drunten im Süden verbrachte, haben „nicht bestimmend, sondern befreiend auf ihn gewirkt“, und als er in die Heimat, nach Antwerpen zurückkehrte, konnte er bald „zum größten Künstler des Momentanen“ werden, sich rasch „das gewaltige Vermögen für das Geschehen“ erwerben. Hier malte er in triumphierenden Farben jene gewaltigen Altarbilder, die auf dem Gebiete der Kunst ebenso viel Siege der Gegenreformation bedeuten, hier erblühte ihm seine Antike, jene „wundervolle Ideenassociation zwischen Meeren, Strömen und Quellen, der Wildnis, mächtigen Thieren und nackter weiblicher Schönheit“, hier wurde er „der größte Herr und Meister aller Thiermaler“, hier endlich erwuchs der Alternde zum wundersamen Dichter der Landschaft; der „nordische Mensch“ in ihm erwachte und „was die Natur zu ihm redete, oft gewiss nur leise Worte, das setzte sich in seinem Innern zu ergreifenden Visionen um“. Auch die meisten seiner vielumstrittenen Porträts entstanden hier, und auf die zweifelnde Frage Fromentins: „Rubens, est-il un grand portraitiste? est-il seulement un bon portraitiste?“, antwortet Burckhardt mit einem lauten, vernehmlichen Ja. Unermesslich scheint das Reich, dem Rubens gebietet, aber immer wieder durchwandert er's, neue Schönheit suchend, stets neue Schönheit findend, immer aufs neue den „größten Erzähler“ bewundernd, den neben Homer „unser alter Erdball bis heute getragen“.

Nicht alle wollen Rubens heute diesen höchsten Titel zugestehen, nicht alle seiner Herrschaft sich beugen. Burckhardt weiß das, und darum geht bisweilen ein prachtvoll polemischer Zug durch die Erinnerungen, aber hie und da zittert auch ein Ton trauernder Sehnsucht mit, Sehnsucht nach jenen gestorbenen Tagen, „wo es noch keine Aesthetik gab, welche wegen des Stiles im allgemeinen sowohl als im einzelnen Streit gesucht hätte; nur musste der Künstler glücklich erfinden und vortrefflich malen können“. Rubens ist einförmig, sagen die Gegner. Burckhardt weist die Verschiedenartigkeit allein seiner Frauentypen nach, die „vermöge einer geheimnisvollen Divination dem inneren Empfinden seines Volksstammes entsprechen“. Denen, die Rubens überladen schelten, zeigt er die Symmetrie, aber die mit höchster Kunst „verhehlte Symmetrie“ der Gemälde, und mit schneidendem Hohn fertigt er, der Historiker, die Nörgler ab, die Rubens souveränes Schalten mit der Geschichte und das Heranziehen allegorischer Gestalten tadeln: „Unser Jahrhundert,“ meint er, „würde zweifellos dem Meister von Antwerpen als Historienmaler ein anderes Programm aufgesetzt haben. Zunächst hätte er die ganze vergangene Geschichte von Brabant und sonstigem Niederland realistisch in genau ermitteltem Costüm darstellen sollen, auch die alten Schlachten, Volkstumulte, Feste u. dgl., dies alles aber nicht um der malerischen Wünschbarkeit willen, sondern im Sinne des Patriotismus . . . Weiter hätte ihm obgelegen, wiederum costümrichtig und ortsgenau Thatsachen darzustellen, welche erst in den daran geknüpften Folgen wichtig waren, obschon man die letzteren doch ganz unmöglich in das Bild hineinmalen kann . . . vor allem aber hätte er Shakespeares Dramen illustrieren und endlich Shakespeare selber malen sollen, etwa im Augenblick, da er den Monolog des Hamlet dichtete . . .“

Diese Sätze und noch ein paar im Buch verstreute Bemerkungen zeigen, wie Burckhardt über unsere Zeit denken mochte, unser Jahrhundert der Tramways, der Presse und des Fracks, den die Könige und die Kellner tragen. Er wird es gehasst haben im tiefsten Herzen, so inbrünstig vielleicht, wie er die Welt des Rubens und ihn selbst geliebt hat, den letzten Großen des italienischen Cinquecento.

Die Erinnerungen an Rubens sind der nothwendige Abschluss von Burckhardts italienischen Kunst- und Culturstudien. Denn Pietro Paolo Rubens, der beinahe immer italienisch sprach und schrieb, der sich mit der mediceischen Maria, der Königin aus Florenz, so gut verstand und dessen Antwerpen man ja auch „das Italien des Nordens“ genannt hat, empfinden wir ihn eigentlich nicht stets als Italiener, als Italiener der Hochrenaissance? Ein Sohn des Lichtes, gleich Tizian und Raffael, gebot er wie jene der Kunst mit souveräner Herrschermacht, gleich jenen war er ein König ohne Hofstaat, der letzte. Die schönsten Frauen lagen ihm wie Tizian und Raffael zu Füßen, die Mächtigen der Erde baten um seine Freundschaft und, wie Bellori erzählt, „ritt er, mit goldener Kette angethan, durch die Stadt, gleich anderen Cavalieren und Herren von Rang“. Rubens war der letzte Künstler, der mit den Königen gehen durfte, der nicht hinter ihnen herlaufen musste, um Bestellungen zu erbetteln. Man kam zu ihm nach Antwerpen, in seine Residenz, er brauchte nicht, wie schon seine Zeitgenossen im Süden, von Stadt zu Stadt, von Kirche zu Palast wandernd zu ziehen, brauchte nicht im Vorzimmer der Cardinäle unter den Bittstellern zu warten. Und nicht seine fürstliche Künstlerstellung nur, auch seine gediegene humanistische Bildung stempeln Rubens, der sich als „vernarrt in Antiken“ bekennt, der sich während des Arbeitens Plutarch und Seneca vorlesen ließ, zum letzten Heros des goldenen Cinquecento. Weiter, er gibt ein Werk über genuesische Paläste heraus und bewährt sich in den schwierigsten Verhandlungen als so glänzender Diplomat, dass Marchese Ambrozio Spinola, Spaniens Feldherr in den Niederlanden, behaupten konnte, „die Malerei sei noch das geringste von Rubens Verdiensten“. Durch einen Zufall kam Rubens im Norden als Vlame zur Welt. Aber scheint er, strahlend schön und geistvoll dazu, in dieser fascinierenden und bestrickenden Allseitigkeit, nicht der letzte jener wunderbaren Renaissancemenschen Italiens, zu denen unsere Sehnsucht immer und immer wieder zurückkehrt, und deren ganze Schönheit und inneren Reichthum unsere Phantasie nicht auszudenken vermag? Vielleicht sah ihn auch Burckhardt so, der alles, was er an Rubens liebte, in die herrlichen Worte fasste: „In seinem Leben gab es unendlich viel Beglückendes, vor allem die unabhängige Stellung, die viele Selbstbestimmung in seinem Schaffen, aber auch viel Glück für uns Spätgeborene.“

Hoffentlich schenkt uns ein Berufener einmal die Biographie Burckhardts; sucht er nach einem Motto, das ihn ganz erschöpft, so können diese Zeilen dienen: in seinem Leben gab es unendlich viel Beglückendes und dass uns ein Burckhardt lebte, war „viel Glück für uns Spätgeborenen“.

Florenz. Emil Schäffer.

Eine Verkannte.

(Gräfin Ida Hahn-Hahn.)

Von **Richard M. Meyer** (Berlin).

Ein geistreicher, scharf beobachtender Schriftsteller, der leider durch Charakterlosigkeit und Vielschreiberei sich selbst seinen Nachruhm verdarb, Alexander v. Sternberg, charakterisierte vor fünfzig Jahren in seinem satirischen Roman „Tutu“ „die drei großen Dichterinnen“ Berlins. „Wollen wir bei dem alten Gleichnis mit dem Pegasus bleiben, so reitet die eine ihn als moderne Amazone mit der Reitgerte in der zierlich behandschuhten Rechten, mit Hut, Schleier und Reitkleid; die zweite besteigt das fabelhafte Thier als mittelalterliche Schlossdame, die mit allem Anstand einen Ritt in den benachbarten Park thut, gefolgt vom Ceremonienmeister und zweien Heiducken; die dritte sitzt mit affectierter Ungeschicklichkeit zu Pferde, indem sie die Manieren eines Seiltänzers, eines Jokeys und manchmal sogar eines betrunkenen Bauern nachahmt. Die erste fällt nie vom Pferde, wirft sich aber selbst öfters hinab, um Theilnahme und Schrecken beim Publicum zu erregen, die zweite würde es gegen den Anstand halten, wenn sich auch nur eine Falte an ihrem Reitkleide verschöbe, die dritte verübt alle möglichen Keckheiten und Ungezogenheiten, allein sie kleiden ihr nicht, weil sie weder hübsch noch jung ist.“

„Ich möchte einen andern Vergleich wählen, sagte die Gräfin, indem sie aus ihren Träumen sich gewaltsam emporrichtete. Man gebe diesen drei Damen ein Thema; es soll in dem Kerne aller Romane, in den einfachen drei Worten bestehen: ‚Hans heiratet Gretchen‘ — wie wird die erste es behandeln? Sie macht vor allen Dingen Hans zu einem Grafen oder Baron, sie gibt ihm Augen, deren Iris goldbraun ist, sie gibt ihm ferner eine kleine Hand, einen kleinen Fuß; dann, wenn er alles besitzt, was ihm zukommt, lässt sie ihn sich in Gretchen verlieben. Gretchen ist verheiratet, sie hat einen dummen Mann; Hans ist zwar auch nicht gescheit, aber er ist einmal Hans, Hans der Liebhaber, Hans der Seducteur; Hans, der superb reitet, der gut Toilette macht, der ein magnifiker Schütze ist und sich auf Schulden, Duelle und Tänzerinnen versteht. Alles das versteht Gretchens Mann nicht; darum ist er eben dumm. Die Sache geht vorwärts; sie kommt zum Schluss: Hans heiratet endlich Gretchen. Die zweite dagegen hat irgend ein altes Schloss, ein Chateau d'Espagne, dahinein setzt sie Gretchen, die bei ihr eine feudale Person ist, ein Geschöpf, das sich in Brocat kleidet, und dessen Füße so klein sind, dass sie nur in einer Sänfte vom Schlossberge herabgetragen werden kann. Hans ist ein Marquis mit einem sehr langen feudalen Titel. Irgend eine alte Familienconfusion hat die beiden Schlösser von Gretchen und Hans ineinander verwickelt. Es gibt Documente, Papiere, Wandschränke, geheime Fächer im Getäfel; ferner gibt es tugendhafte Grafen und unschuldige Kinder. Auch hier geht die Sache vorwärts, sie kommt zum Schluss: Hans heiratet Gretchen. Die dritte findet es unter ihrer Würde, nichts als eine Geschichte zu schreiben: sie macht irgend einen großen Mann zu ihrem Hans und sich zu seinem Gretchen. Die Sache geht nicht vorwärts, sie kommt auch nicht zum Schluss — Hans heiratet Gretchen nicht. Die erste macht aus ihrem Roman zwei Theile, die zweite drei und die dritte einen. Die erste benennt ihr Werk schlechtweg ‚Hans‘, die zweite nennt es ‚John-Castle‘, die dritte gibt ihm den Titel ‚Dies Buch gehört Hans‘.“

Auch wenn der Illustrator des Buches dieser geistsprühenden Schilderung nicht ein Gruppenbild der drei Damen beigegeben hätte, könnten wir weder über ihre Namen noch über das Maß von Sternbergs Sympathien im Zweifel sein. Auf diesem Bild sitzt Bettina als unheimlich hässliche Hexe mit einer Brille auf der spitzen Nase und mit langen, knöchernen, spitzen Fingern, geschmacklos gekleidet, vornübergebeugt, die Füße auf einen Holzschemel unter dem Bild Goethes. Henriette Paalzow, groß, würdig, mit einem ernsten,

aber nicht schönen, von Locken umrahmten Gesicht, einfach, aber elegant in schwarze Seide und weiße Spitzen gekleidet, thront in der Mitte. Links aber, unter dem Porträt eines melancholischen Cavaliers — es soll wohl Lenau sein, malerisch hingegossen, ruht eine wunderschöne junge Dame, in gesuchter Einfachheit gekleidet, etwa à la Cléo frisiert — das Gesuchte wird immer wieder gefunden. Die unheimlich kleinen Füßchen in weißen Strümpfen, steckt sie halb kokett, halb gedankenvoll vor. Bettina scheint auf die Gelegenheit zu einem Bonmot zu warten; Henriette Paalzow repräsentiert; Ida Hahn-Hahn träumt und ist in einer andern Welt.

Die nachfolgenden Generationen haben anders geurtheilt, als der feudale Journalist. Bettina ist heute eine Göttin und ihr Ruhm ist noch im Steigen. Henriette Paalzow ist mit Anstand vergessen worden. Aber die Gräfin Hahn-Hahn führt noch heute unter den Hohnrufen einer feindlichen Kritik und einer nicht immer vorurtheilslosen Literaturgeschichte das Martyrium fort, von dem sie einen reichlichen Theil schon bei Lebzeiten zu ertragen hatte.

Die Gräfin Hahn-Hahn war keineswegs nur „eine moderne Amazone" und noch viel weniger war sie, wozu man sie jetzt gern macht, ein ehrgeiziger affectierter Blaustrumpf. Sie war eine bedeutende Individualität und eine charakteristische Erscheinung. Der entschiedenste Skepticismus und der religiöse Fanatismus stritten leidenschaftlich in den Seelen, bis die große Explosion anno 1848 alles Interesse auf die politischen Fragen einschränkte; sie hat beides gekannt, beides durchlebt. Sie gehört zu den Vorboten des „Jungen Deutschland" und erscheint fast als die leibhafte „Wally" Gutzkows. Sie wurde eine Säule der Reactionsliteratur. Und das eine wie das andere beruhte bei ihr auf seelischer Nothwendigkeit.

Ida Gräfin Hahn ist am 22. Juni 1805 aus einem der vornehmsten Adelsgeschlechter des feudalen Mecklenburg geboren, so dass sie auch in Hinsicht auf ihren Ursprung wie in manchem anderen Betracht einen Vergleich mit Annette Droste herausfordert. Aber wenn diese nie genügend bekannt wurde, hat die Gräfin Hahn noch schlimmer unter der scheinbaren Bekanntschaft zu leiden gehabt, die ihr zutheil ward: ihren Namen führte lange Zeit jeder im Munde, von ihrem Wesen wussten die wenigsten. Noch heute werfen Literarhistoriker ihr „innere Unwahrheit" vor und schreiben wohl gar ihre Bekehrung nur eitler Effecthascherei zu. Man kann ihr nicht größeres Unrecht thun. Ida Hahn-Hahn hat das Unglück gehabt, zu einer Zeit (1850) zum Katholicismus überzutreten, in der dieser Schritt längst nicht mehr „Mode" war; was man an Luise Hensel oder unserer Gräfin näher verwandten Naturen wie Brentano und Gentz bewundern konnte, fand bei ihr selbst ein Mann wie G. Keller nur lächerlich. Dazu kam ihr seltsamer Name, an dem überdies mancherlei zum Spott herausfordernde Erinnerungen hafteten: ihr Vater, der berühmte Theaternarr, der sein ganzes Vermögen für prunkhafte Ausstattungen geopfert, seine höchste Seligkeit im dilettantischen Spiel auf kleinen Bühnen gefunden hatte; ein Verwandter, jener Graf Hahn-Basedow, dessen hochmüthige Erlässe an seine „Unterthanen" die patriarchalische Gutsherrschaft des 18. Jahrhunderts und das höfische Ceremoniell des Rococo zu vereinigen suchten; sie waren den liberalen Witzblättern und dem eben neu auftretenden Journalisten Fritz Reuter ein Lieblingszielpunkt des berechtigten Spottes. Man kann auch nicht leugnen, dass das schöne Mädchen mit den tiefsinnigen Augen, die aristokratische Gattin ihres Vetters (seit 1826), und vor allem nach der rasch erfolgten Scheidung (1829) die Europa und Umgegend auf Pücklers Spuren unermüdlich durchfahrende Reiseschriftstellerin recht viel von jenen unerfreulichen Familienzügen hat. Eine Neigung zur Schauspielerei, wie sie sie ihren Figuren gern nachsagt, besitzt auch sie; aber die Ursache war nicht die Neigung Effect zu machen, sondern jene Begier nach pathetischen Momenten, nach Aufregung, nach Wegtäuschung aus dem Alltagsleben, die die Frauenwelt damals eben übernahm, da die Männer sie gerade überwanden. Eine gewisse aristokratische Beschränktheit, für die der Mensch erst beim Baron anfängt — wenn er nicht Künstler ist, lässt sich noch weniger bestreiten: aber auch hier liegt mehr die Verirrung eines berechtigten Triebes vor, als einfach eine persönliche Ueberhebung.

Sie sucht den Menschen, den Idealmenschen, den Uebermenschen, auf den jetzt die Sehnsucht der Zeitgenossen sich richtet. Daumer, Stirner, Jordan, Gutzkow wollen ihn „schaffen" — die Dichterin will ihn schauen. Elegante Umgangsformen, Reichthum, angestammte Vornehmheit erscheinen ihr nur als selbstverständliche Eigenschaften dieses Ideals — wenn der Mann nicht inneren Reichthum genug hat, um das entbehren zu dürfen. Diese Ausnahme aber, die sie immer macht, haben jene traurigen Nachfahrer nur zu oft vergessen, die Mielke in seiner „Geschichte des deutschen Romans" ihr nicht mit Unrecht ins Gewissen schiebt. Bei jener „Damenliteratur", als deren erfolgreichste Vertreterin die Marlitt immer am Schandpfahl ihrer traurigen Berühmtheit stehen wird, ein Gegenstück zu Clauren und Lafontaine, da entschädigt nichts für „die verschobenen sentimentalen Figuren, die Ueberschwänglichkeit der Darstellung, die verzuckerten Porträts, die Unwahrheit der Conflicte und nicht zuletzt die dem deutschen Romanschriftsteller eingewurzelte Neigung den Menschen erst vom Baron an für romanfähig zu halten". Anders bei der Gräfin Hahn-Hahn, die ihre Copistinnen noch viel bedeutender überragt, als Bauernfeld seine Nachahmer. Als Karl Hillebrand ihre Briefe an Pückler las, waren sie ihm „eine wahre Entdeckung". „Die echte und tiefe Religiosität, die aus den Briefen der Gräfin athmet, ihre reine tiefgefühlte Neigung, ihre natürliche Würde und Vornehmheit, die Höhe und Freiheit des Standpunktes und der ganzen Weltanschauung wirken so wohlthuend beruhigend nach der permanenten Aufgeregtheit Bettinas, dass man der Herausgeberin nicht genug Dank wissen kann, sie gerade nach der Correspondenz der geistreichen Phantastin eingeschaltet zu haben. Dabei ist Fülle des Geistes, Fülle und Ursprünglichkeit. Und wie das Gefühl und der Gedanke, so die Form leicht und doch individuell, individuell und doch geschmackvoll, anmuthig und ausgeprägt zugleich: so etwas ist keine gemeine Ware, vornehmlich in unserer Zeit, und es will uns bedünken — wenn unser Gedächtnis uns nicht trügt — dass auch bei Ida Hahn die Briefschreiberin eine ganz anders bedeutende Natur offenbart, als die Schriftstellerin."

Ich glaube, wer sich die Mühe gibt, diese Erscheinung vorurtheilslos zu betrachten, wird diesem begeisterten Urtheil näher kommen als dem landläufigen Zerrbild. Und gerade wir verstehen sie vielleicht wieder besser als frühere Generationen. Denn vielfach klingen die geistvollen Bekenntnisse ihrer Romanheldinnen so merkwürdig modern! Die unbefriedigte Sehnsucht, so gewiss sie von George Sands „Lelia" (1834) stark beeinflusst ist, erhält eine an Huysmans und Maupassant gemahnende Form, wenn die „Erfahrung" als solche der böse „Entzauberer" heißt; der Conflict zwischen idealisierendem Traum und wirklichem Anblick etwa einer berühmten Landschaft wird in einer Weise ausgeführt, die an Jacobsens „Niels Lyhne" erinnert; die zerstörende Wirkung der dem Dichter unentbehrlichen geistigen Aufregung wird viel eher in der Manier neuerer Künstlerromane geschildert als in der der romantischen Künstlertragödien. Gewiss lag ihr Ideal „in der Stimmung der Byron'schen Poesie". Gewiss war ihre Verherrlichung Italiens wie ihre Reisewuth von dem Zeitgeschmack mitbedingt: Pückler war nicht umsonst ihr Freund und Modell zum Beispiel für den Otbert ihres Hauptromans „Sibylle". Gewiss hat sie an dem ungesunden Cultus des Virtuosenthums großen Antheil — auch Liszt hat ihr für diesen Roman, für den edlen slavischen Musiker, sitzen müssen. Dennoch bleibt Originalität genug in der Reihe von Romanen, die von 1838 („Aus der Gesellschaft"), dem Erscheinungsjahr von zwei Hauptromanen des Jungen Deutschland (Gutzkows „Seraphine" und Laubes „Kriegern") an bis 1846 („Sibylle") in rascher Folge aus ihrer Hand hervorgiengen. Ein leidenschaftliches Suchen bleibt, das in seiner Form ganz neu ist: sie hat zuerst wieder den Grund der ständigen Enttäuschungen in der Seele des Menschen statt in der Natur der Dinge gefunden; sie hat zuerst wieder „die Unvergänglichkeit der Gefühle" ersehnt, wo die andern nur die Unvergänglichkeit der Erscheinungen begehrten. Diese Frau hat in der Psychologie des Unbefriedigtseins alle Künstlerromane der Romantik und alle Genieromane des Jungen Deutschland hinter sich gelassen. Und ihre tiefe und große Sehnsucht nach einem unveränderlichen, die ganze Seele still und groß ausfüllenden Gefühl hat in ihrer Bekehrung Ruhe gefunden. Die schon in ihrem ersten Roman der Heldin einen Kopf gab „mit dem Schnitt einer Madonna und dem Ausdruck einer Sibylle", die hat mit subjectiver Nothwendigkeit von der Verehrung der Sibylle, der geistreichen, denkenden, unverstandenen Prophetin, sich zur Anbetung der Madonna gewandt und ist als fromme Klosterfrau (12. Jänner 1880) gestorben. Aber ihre dichterische Bedeutung war mit der Bekehrung erloschen, eben weil sie ganz auf dem Suchen, dem unruhigen Tasten, dem beständigen Versuch sich in große Seelen hineinzufühlen und auch — hineinzuspielen, auf der Veränderlichkeit der Gefühle bei der Unveränderlichkeit der Grundrichtung beruht.

Aber das Buch selbst, mit dem sie von ihrer früheren Existenz, von ihrer früheren Welt Abschied nimmt, ist noch ein letztes bedeutendes Denkmal ihrer Persönlichkeit. Ihre dreifache Sehnsucht nach Liebe, nach Wahrheit, nach Ruhm verkündet das Buch „Von Babylon nach Jerusalem" (1851) nicht nur — es bezeugt sie auch. Wir blicken in die Tiefen dieser Seele, der die stolze Unabhängigkeit und die muthige Kampflust zur Qual wird, weil sie besiegt zu werden verlangt wie Jacobsens Maria Grubbe. „Ich wollte nun einmal immer und in allem etwas Ganzes, Alles." Aristokratin durch und durch, freut sie sich, von der herrschenden Kritik abgelehnt zu werden; sie setzt ihren Stolz darein, auch in ihrer ästhetischen und politischen Parteinahme allein oder in der Minderheit zu sein. Uns freilich erscheint ihre Stellung oft befremdlich. Dass sie, vielleicht die erste eigentliche „Präraffaelitin", Fiesole und Sandro Botticelli schöner fand als Raffael „wegen der unbegreiflichen Andacht, Gottinnigkeit und Lebensthorheit, welche sie ausstrahlen — wegen dieser Versunkenheit in Glauben und Frömmigkeit, die ihnen wie ein Heiligthum zu Häupten schwebt"; dass sie den damals in Norddeutschland kaum gekannten Görres glänzend zu charakterisieren weiß: dies und ähnliche ästhetische Urtheile verstehen wir; die Bekehrung kündigt sich heute schon an. „Meine Seele," schreibt sie selbst, „war immer eine schlafende Katholikin." Auch dass sie für

das feudale England schwärmt — dessen Vernichtung durch die Abschaffung der Korngesetze sie allerdings erfolglos prophezeite — und das „vermorschte, windschiefe Deutschland“ schilt, beweist uns, wie ihre politischen Ueberzeugungen aus einem Guss waren mit ihrem ganzen aristokratischen Charakter. Aber sie gibt auch dem herben Gefühl der Vaterlandslosigkeit beredten Ausdruck und ruft: „Deutschland hat nichts für seine Kinder!“ Da verstehen wir wohl, was sie an dem alten Deutschland tadelt: den Mangel an innerlichem Leben, an Ueberblick, Thatkraft, Phantasie. „Dies Prahlen mit Intelligenz, Bildung, Geist ist so hohl und flach. Dies Ueberschätzen des Gemüths läuft auf solche Sentimentalität hinaus; dieser Cultus der Wissenschaft ist so einseitig und kleinlich, dass er in der allgemeinen Weltbildung doch nur den Dienst der Fabriksarbeiter thut — wo jeder äußerst emsig an einem einzigen Theil vom Ganzen arbeitet, ohne eine Ahnung davon zu haben, was denn eigentlich das Ganze sei.“ Gut! Das alles sagten die vom Jungen Deutschland auch; aber eben deshalb forderten Wienbarg und Gutzkow neue Lebensformen für Deutschland, damit das eng gebundene Volk sich aus den Büchern in das große Leben herübersteuern könne. Hier aber übermannten die feudalen Instincte diese sonst so kühne Seele. Für die Revolution, ja selbst für „den wahnwitzigen und ungerechten Krieg Holsteins gegen Dänemark“ empfand sie nur Abscheu. Was sich hier Großes regte, fühlte die sonst für verkannte Größe empfängliche Gräfin nicht. Ihre Meinungen erhoben sich hier nirgends über die einer engen und kleinen Clique von Standesgenossen. Tapferer war sie als die; entrüstet schrieb sie an eine Prinzessin, die aus Deutschland fliehen wollte. „O, wäre ich ein Mann“, ruft sie, „ich wollte es mit diesen allen aufnehmen — wenn ich nicht als Mann unter dem Fluch der Feigheit mit allen übrigen erlahmt wäre.“ Und für die Tapferkeit der Märtyrer einer nationalen Bewegung hat sie nur Scheltworte!

Die Revolution entschied ihr Schicksal. Die für Ungebundenheit geschwärmt hatte, zitterte jetzt bei dem Gedanken, die Demokratie könne die „Freiheit“ des aristokratischen Einzelnen bedrohen. Sie warf sich nun ganz dem Princip der Autorität in die Arme. Ausführlich und nicht ohne Selbstgefälligkeit schildert sie alle Phasen ihrer Conversion. Die Romantik des Cultus hat wenig Antheil; die unklare Mystik der katholischen Theosophen ließ sie kühl. Aber die ungeheure Geschlossenheit des Systems, die machtvolle Einheit der Kirche, die Vereinigung von klarer Schärfe und leidenschaftlicher Gläubigkeit in Naturen wie Augustinus und Fénelon bezwangen diese nach einem mächtigen Zwingherrn durstende Seele. Persönliche Erlebnisse vereinsamten sie noch mehr; selbst die Natur ward ihr — sie schildert es ergreifend — aus einer Freundin zum Gegenstand kühler Bewunderung. So gieng sie den Weg, den C. F. Meyers „Heiliger“ geht: von weltlichem Glanz zur Pracht der Askese. Und sie fand Frieden und Ruhe; und selbst ihre Ruhmsucht lernte schweigen.

Die Gräfin Hahn hat in unserer Literatur einst keine geringe Rolle gespielt. Auch die Feinde empfanden ihre typische Bedeutung. Fanny Lewald, die kluge, kühle, klare Ostpreußin — deren Liebes- und Lebenswirren denen der leidenschaftlichen Gräfin doch kaum nachstanden — schrieb gegen sie ihren satirischen Roman „Diogena“ und Gutzkow wieder benützte diesen literarischen Damenkampf für Motive seines „Ritter vom Geist“. Imelmann hat ein Buch „Deutsches Lied im Liede“ zusammengestellt; sammelte man ebenso die Zeugnisse für den „Deutschen Roman im Roman“ — sie nähme keine unbeträchtliche Stelle ein. Jetzt hat man kaum bei der neulich entfachten Discussion über den Wert der katholischen Belletristik von ihr gesprochen. Alte Anekdoten laufen noch um: wie sie sich in ein Fremdenbuch einschrieb als „Ida Hahn-Hahn, Belletriste“, und wie ein Spottvogel darunter schrieb:

Belle warste,
Triste biste —
Siehste wie de biste,
Belletriste!

Sie war recht hochmüthig in den Tagen der Glanzes: Hohn genug hat sie geerntet, um es abgebüßt zu haben. Als sie, wie G. Keller im „Apotheker von Chamounix“ spottete, „mit Geräusch katholisch wurde“, glaubte alle Welt, sie habe die Unwahrheit ihrer Schriften nun endgiltig offenbart; und doch hat sie gerade damals nur deren innerste Wahrheit bezeugt! Eine leidenschaftlich suchende, strebende Natur, hat sie oft genug gefehlt, im Leben wie in der Dichtung: aber so tief innerlich hat selten eine weibliche Seele um die höchsten Probleme gerungen, wie diese verkannte und verlachte Bekennerin ihres Suchens und ihres Friedens!

Das ungereimte Jahrhundert.

Von Ernst von Wolzogen (München).

Wir stehen vor Thoresschluss. Dreihundertfünfundsechzig Tage noch, dann fällt hinter uns der Deckel krachend zu — das stolze Jahrhundert der großen Erfindungen ist in der Versenkung verschwunden, und wir öffnen die Augen weit und schauen zaghaft um uns, in der Erwartung, dass der neue Aufzug der großen Menschheitskomödie auch in einer ganz neuen Scenerie spielen müsse. Die 99 in der Jahreszahl weckt schon ganz sonderbare Empfindungen und es mag sich wohl auch der vernünftigste, am gereifteste Mensch in diesem letzten Jahre jener nervösen Spannung nicht entziehen können, welche von der 19 vor den beiden Nullen eine überraschende Bescheerung erwartet. „A jeder Mensch hat halt a Sehnsucht!“, sagt das arme Jüdchen in den Webern, und diese Sehnsucht lässt ihn den Lebkuchenduft durch die Thürritzen riechen und wohl gar durchs Schlüsselloch den festlichen Kerzenglanz erfüllter Ideale heimlich schauen. Warum sollten wir uns schämen, um solche großen Zeitwenden herum ein wenig weihnachtlich kindisch zu sein? Natürlich wissen wir ganz gut, dass die Weltgeschichte keineswegs mit vernehmbarem Klirren ein ganz neues Bild in ihr Skioptikon schieben, sondern dass die Geschichte mit rechten Dingen und auch im tempo giusto gerade wie bisher weitergehen wird.

Für mich sind dieser Sylvesternacht viel schlaflose, nachdenksame Nächte vorausgegangen, lange Stunden grauen Elends in aller Nüchternheit, und da haben mich die Flügel meiner Sehnsucht weit emporgetragen über die gegenwärtige Wirklichkeit. Ich war weit im neuen Jahrhundert drin, aber ich kann es doch nicht recht beschreiben, was ich davon gesehen habe, denn für die neuen Dinge, die ich sah, weiß ich ja die neuen Namen nicht und die bekannteren waren eben nicht sonderlich verändert. Ich habe aber auch nicht viel Neues sehen können, denn der Rückblick auf das Alte war mir gar so viel interessanter. Ich kann nicht umhin, zu gestehen, dass mir das verflossene Jahrhundert aus meiner Vogel-Sehnsuchtsperspective ungemein komisch erschien, so komisch, dass der lebhafte Wunsch in mir erwachte, recht tief im zwanzigsten Säculum drin noch einmal wiedergeboren zu werden und zwar als historischer Lustspieldichter. Ich bin nämlich der festen Zuversicht, dass man einst herzlich über uns arme verschrobene Teufel lachen wird. Unser Jahrhundert aber wird das ungereimte, oder das ungeleimte oder so ähnlich heißen. Niemals sind bisher, meines Bedünkens, in der Geschichte die großen Gegensätze des Erhabenen und Lächerlichen, des Weltweiten und jämmerlich Engen, der kühnen Rücksichtslosigkeit und erbärmlichen Feigheit so grotesk komisch in die Erscheinung getreten, als gerade in den letzten Jahrzehnten unseres Jahrhundertes, seit auf einmal das beängstigende Eilmarschtempo angeschlagen wurde.

Man nennt unser Zeitalter das der Naturwissenschaft. Ungeheuer sind die Fortschritte, welche die Wissenschaft in der Erkenntnis der Naturkräfte gemacht hat, ungeheuer der Nutzen, den Handel und Industrie daraus gezogen haben, wunderbar erweiternd und bereichernd ist die naturwissenschaftliche Erkenntnis auch in der Betrachtungsweise socialer, ethischer und künstlerischer Fragen zur Anwendung gekommen — und gleichzeitig gelangt der Clericalismus zu größerer Machtfülle, als er sie seit den Zeiten der Reformation gehabt hat! Während Röntgen mit seinen X-Strahlen den verborgenen Kern der Dinge durch die dichteste Hülle hindurch sichtbar macht, debattiert ein Consilium von Bischöfen über die Echtheit der Unterschrift des Teufels auf den blödsinnigen Documenten des genialen Spassvogels Leo Taxil! Und die Lächerlichkeit ist nicht imstande diese Herren oder vielmehr ihr System zu tödten! Unsere europäischen Staaten werden fast alle im Namen des Christenthums regiert, aber die weitaus meisten Regierungshandlungen bezwecken das Gegentheil dessen, was Christi Lehre vorschreibt. Frankreichs Regierung allein von den großen Staaten lässt die christliche Phrase aus dem Spiele, aber dafür hat sich dort der Jesuitismus des Generalstabs bemächtigt! Anderswo suchen die frommen Väter ihre Macht dadurch zu stärken, dass sie sich in großcapitalistische Unternehmungen stürzen, die bisher als jüdisches Privileg galten — gleichzeitig schüren sie aber den Judenhass. Es gibt heute überhaupt nur noch einen Propheten des Christenthums, der dessen Wesen rein und klar erfasst hat und ehrlich die Folgerungen daraus zieht: das ist Graf Lew Tolstoi — und der gelangt zur Verdammung unserer ganzen Cultur, verachtet Kunst und Wissenschaft und will uns zu einer dreckigen Bedürfnislosigkeit zurückführen! Aber die Zeit will nichts lernen von diesem großen Logiker. — Ein anderes Bild: die Schule und die Presse verbreitet in den unteren Volksschichten Aufklärung, Bildungshunger, führt der eingeborenen Sehnsucht neue Ideale zu: der Boden ist vorbereitet, er ist aufnahmsfähig, wie eben jungfräulicher Boden ist — natürlich haben da die socialistischen Agitatoren leichtes Spiel. Diese Leute werden furchtbar durch das Gewicht ihrer Masse und durch die Kraft ihres neuen Glaubens, während die Herrschenden von heute den alten Glauben nur erheucheln! Und diese herrschenden Classen folgen dem Beispiel ihrer höchsten Spitzen und sondern sich vornehm ab von den Vertretern des modernen Intellects, als den gefährlichen Feinden des zu Unrecht noch Bestehenden in Glauben, Recht und Sitte. Dadurch zwingen sie die „Intellectuellen“ sich mit der socialistischen Herde zu verbrüdern — trotzdem jeder wirklich modern denkende Mensch den Unsinn der socialistischen Ideale und die Culturfeindlichkeit ihrer praktischen Folgen einsehen muss. Die Intellectuellen sind, als solche, Aristokraten und die natürlichen Verbündeten aller wahren Förderer der höheren Cultur, seien sie nun Schaffende

oder nur verständnisvoll Genießende. Aber für diese nützlichen Leute hat man bei uns den groben Unfug und die Majestätsbeleidigung erfunden und in der freien Republik Frankreich treibt man sie gar zur Conventikelbildung, wobei sie sich die brüderliche Zuneigung des bedenklichsten Gesindels gefallen lassen müssen! — Ein ander Bild: Wir stehen im Zeichen des Verkehres, Dampf und Elektricität haben Raum und Zeit überwunden, die Grenzpfähle zwischen den Staaten, Völkern und Racen existieren kaum noch für den Handel durch etliche antiquierte Zollplackereien — für den geistigen Verkehr gar nicht mehr; und doch sind die Sprachen-, Völker- und Racestreitigkeiten heute allerorten im Schwange und werden mit verwunderlicher Heftigkeit geführt. Sie haben einen recht begreiflichen Grund: den Aerger darüber, dass der Landes-, der Sprach- und Racenfremde auf Kosten des angestammten Volkes zu Reichthum und Macht gelangt. Das ist auch der Kern des Antisemitismus. Aber ebenso natürlich ist es, dass der Slave und der Magyar den Deutschen, der Amerikaner den Chinesen, der Neger den Weißen und die ganze Welt den Engländer gern umbringen möchte! Man kann also logischerweise nicht Deutschnationaler und Antisemit zugleich sein! Wo der Deutsche in der Minderheit ist, da schlägt er sich — ebenso wie der Jude, sobald er zu Besitz gelangt ist — zu den Intellectuellen und wird als solcher wieder bekämpft von den Herrschenden, die das Heil in der bedürfnislosen Dummheit der Masse erblicken und darum mit den Mächten der Finsternis pactieren. Ist das nicht ein ebenso reizendes als — heilloses Durcheinander? Und da mengt sich noch die liebe Kunst hinein und schwingt große Phrasen und gigerlt sich von Mode zu Mode so durch, statt froh zu sein, dass auch sie durch die naturwissenschaftliche Erkenntnis eine feste Grundlage erhalten hat, auf der sich's prächtig weiter bauen ließe! Und die lieben Weiblein kommen und mischen sich in alles ein und wollen endlich gewürdigt sein in ihrer unendlichen Differenziertheit — von diesen Männern, die ja bekanntlich nichts Besseres zu thun haben, als über die Liebe nachzudenken! Es ist zu nett!

Und woher all diese Ungereimtheit und Ungeleimtheit? Weil wir nicht gewagt haben, aus dem wahren, großen Fortschritt des Jahrhundertes, aus dem Entwickelungsgesetz, die selbstverständlichen Folgerungen zu ziehen. Wir mussten darauf einen neuen Glauben gründen, in dem alle möglichen Entdeckungen der Wissenschaft Platz haben, und wir mussten in Politik, Ethik, Kunst die Wege gehen, die dieser neue Glaube uns wies — oder aber, wir mussten sagen: es kann keinen neuen Glauben über das Christenthum hinaus geben, und dann müssten wir Buchdruckereien und Papiermühlen vernichten, die Schulen aufheben und alle Wissenden und Schreibenden und Lehrenden ersäufen und erhenken. Vielleicht entschließt man sich maßgebenden Ortes vor Schluss des Jahrhundertes noch zu letzterem. Es wäre jedenfalls ein effectvoller Abschluss und würde wenigstens den bösen Spöttern, die einst sich über die Komik unseres ungereimten und ungeleimten Zeitalters gar so ungeniert lustig machen möchten, einigermaßen den Spaß verderben.

München, zu Sylvester 1898.

Leyer und Schurz.

Wenn ein Künstler, der berufen ist, dem Volke mit seinen Werken Stoff zur Erbauung und Begeisterung zu geben, schwer zur Anerkennung gelangt, wenn es ihm lange Zeit nicht vergönnt ist, zum Publicum zu sprechen, so beschleicht uns immer ein Gefühl der Beschämung, dass im menschlichen Leben so viele Einflüsse kleinster und kleinlichster Sorte dazu gehören, um das Widerstreben zu überwinden, das gerade die maßgebendsten Factoren des Kunstlebens gegen neu aufstrebende Talente bekunden. Diese Empfindung haben wir gehabt, als vor kurzem eine Reihe von Fachgenossen an den verstorbenen Alexander Ritter erinnerte.*) Sein Los ermahnt uns an die angenehme Pflicht jener Männer zu gedenken, die, noch in der Blüte der Jahre stehend, den Weg zur Oeffentlichkeit durch ein widerwärtiges Geschick verschlossen finden.

Ein solcher Fall scheint mir bei Karl Gleitz vorzuliegen, dessen Autobiographie**) mich durch ihre Eigenart veranlasste, auch mit den Werken des Componisten bekannt zu werden. Gleich die ersten Seiten dieser Lebensbeschreibung fesseln in einer Weise, dass alle Bedenken schwinden, die gegen eine derartige Selbstbeschauung erhoben werden könnten. Schon die Art, wie Gleitz die unvermeidlichen trockenen Daten der Biographie umschreibt und in reizende poetische Bilder kleidet, wie er sich für alles entzückt, was der Theilnahme wert ist, und wie hübsch er dann alles zu sagen weiß und gelegentlich mit musikalischen Proben verbindet, schon diese eine sympathische Eigenschaft lässt uns die Biographie als ein Kunstwerk für sich erscheinen, eine Novelle, einen Roman, wenn man will. So schreibt kein gewöhnlicher Mensch. Gleitz hat viel erlebt, scharf beobachtet und tief empfunden. Die Geschichte, die er uns erzählt, ist lehrreich und interessant, vielfach durchzogen von glänzenden Fäden eines innigen Humors. Ich meine nicht jenen Humor, der lediglich in der Fähigkeit besteht, in entscheidenden Momenten einen schlagenden Witz zu producieren, sondern jenen mit erhabener Selbstironie durchtränkten Humor, der es versteht, in den schwierigsten Lagen von einer Sorge zu befreien, jenen Humor, der persönliche Erlebnisse in die höhere Sphäre absoluter Objectivität erhebt, die nur zu häufig als ein Anzeichen der Sorglosigkeit und unverwüstlicher Heiterkeit betrachtet wird. Nur wenige vermögen in den scheinbar spielenden Wellen eines solchen Humors die Ausläufer tiefgehender Wogen zu erblicken, die nach langen aufregenden Stürmen nie ganz zur Ruhe kommen können.

An solchen Stürmen hat es auch im Leben unseres Künstlers nicht gefehlt. Als Kind musikalischer Eltern frühzeitig für die Musik gleichsam prädestiniert, fühlte sich Gleitz durch ein Concert des damals unter Bilse reisenden Orchesters der Berliner Philharmonie bewogen, sich der ausübenden Musik zu widmen, und trat als wohlbestallter Lehrling in eine Stadtpfeiferei ein. Die Beschreibung des mittelalterlichen Zunftgeistes, der in diesem Orchester herrschte und sich auf die socialen Beziehungen der Mitglieder erstreckte, gehört zu den köstlichsten Partien des Buches. Gleitz musste als jüngster Lehrling Instrumente tragen und seinem „Lehrherrn“ die Stiefel putzen. Eines schönen Tages brannte er durch, seine Eltern bezahlten die Conventionalstrafe und unser Künstler erhielt die Erlaubnis, ein Conservatorium zu besuchen. Er gieng nach Leipzig. Dort studierte gleichzeitig einer seiner Schulfreunde Naturwissenschaften. „Als erste Lebensweisheit,“ erzählt Gleitz, „brachte er mir bei, dass man, um richtig studieren zu können, zunächst zwei Semester bummeln müsse. Dieser Ausspruch eines Naturforschers, der doch sicher alles, was er sagte und dachte, aus der Natur ableitete und mit ewigen und unabänderlichen Naturgesetzen begründete, imponierte mir so, dass ich .... denselben noch neu bearbeitete, bedeutend erweiterte und statt zwei, vier Semester bummelte .... Meine Beziehungen zum Conservatorium bestanden schließlich nur in einem pünktlichen Entrichten des Honorars.“ Der Leser wird daraus ersehen, dass Gleitz' Bearbeitung alter wissenschaftlicher Systeme weder neu noch originell war, und nur ganz leise, gewissermaßen im Vertrauen, wage ich es ihm ins Ohr zu flüstern, dass ich nicht ganz sicher bin, ob Gleitz auf dem von ihm eingeschlagenen Wege wirklich viel versäumt hat: aber eines darf ich ohneweiters verrathen, dass unser Künstler von der Gelegenheit, Theater und Concerte besuchen zu können, wirklich Gebrauch machte. So kam es, dass auch diese Zeit nicht ganz vergebens war. In der That componierte Gleitz damals sogar eine Oper nach Körners Bergknappen, die er jedoch auch später niemals zur Aufführung einreichte. „Ich hoffe, um dieser einen guten That willen Vergebung für meine sämmtlichen Sünden zu finden, die mir infolge dieses Buches in nicht geringem Maße angedichtet werden dürften.“

Immerhin war die Zeit, wenigstens für äußere Erfolge, verloren und um das einzuholen, entschloss sich Gleitz später, in München Contrapunkt zu studieren. Professor Rheinberger war sein Lehrer und eine ganze Anzahl hoffnungsvoller Kunstjünger waren seine Collegen. Gleitz charakterisiert sie sämmtlich mit allen ihren Schwächen und Vorzügen. Die Beschreibung dieser „Contrapunktwerkstätte“, in der sich die Schüler zu beiden Seiten einer langen Tafel malerisch gruppierten, ist wieder eine jener Scenen, deren Wiedergabe die Meisterhand verräth, und die man im Buche selbst nachlesen muss. Aber das Ende jener Zeit in der „Singschule“, wo der „lang und überlang Ton“ in allen Gestalten erprobt, wo jegliche Weise gestreckt und verkürzt, gedreht und umgedreht, von vorn und rückwärts angegangen wurde, dieses Ende will ich dem Leser nicht vorenthalten. „Nach Verlauf eines Vierteljahres“, erzählt Gleitz, „fand Censurverlesung statt. Wir versammelten uns in einem größeren Saal, während die Herren Professoren, angethan mit der Sonntagswürde, sich auf einem Podium, das im Hintergrunde durch den Orgelprospect abgeschlossen wurde, entfalteten. Den Vorsitz übernahm der Director, Excellenz v. Perfall. Dann rief man einen Schüler auf, der einige Schritte vortrat, eine Verbeugung machte, die, wenn sie schlecht ausfiel, sofort wiederholt werden musste, und Excellenz las, unter allseitigem tiefen Schweigen, dessen Censuren vor. Waren dieselben gut, so durfte sich der Schüler nach abermaliger Verbeugung zurückziehen. Bei schlechten Censuren aber richtete Excellenz an den Secretär die Frage: Bezahlt der? Und war dieses der Fall, so wurde ihm verziehen. Bezahlte er aber nicht, hatte der Schüler also eine Freistelle, dann bekam er einen Rüffel. Mir gefiel diese Einrichtung nicht besonders, und ich dachte: das kannst du dir ersparen. Erfreulicherweise hatten auch viele andere so gedacht, und als wieder einmal Censurverlesung stattfinden sollte, saßen die Herren Professoren mit ihrer Würde und den Orgelpfeifen allein und guckten in einen leeren Saal.“ In dieser Atmosphäre kam Gleitz fortwährend in Conflicte mit den herrschenden Schulgesetzen. Bald war er der Anstandslehre, beziehungsweise dem Verbeugungsunterricht ferngeblieben, bald hatte er die Damentreppe benützt, und schließlich gieng er „auch gern den langathmigen Tiraden Riehls und seinen abgestandenen Bemerkungen über Musik aus dem Wege.“

*) Der Leser findet einen Bericht darüber in der diesswöchentlichen Rubrik „Revue der Revuen“.

**) Künstlers Erdenwallen. Ein Lebensbild von Karl Gleitz. I. Theil op. 16. Mit Musikbeilagen und Bildnis des Verfassers. II. Theil op. 17. Berlin, W. Grosserth. 1896 und 1897.

Lauter unverzeihliche Sünden. Als aber endlich Rheinberger eine zur Schüleraufführung bestimmte Ouverture des jungen Gleitz in einer Art kürzte, die dem Componisten nicht gefiel, so dass er sie deshalb zurückzog, da war Gleitz in Acht und Bann gethan. Es hieß, er besäße für Musik kein Talent, und er wurde schließlich wegen Unbotmäßigkeit entlassen.

Immer dieselbe Geschichte! Immer dieselben Conflicte zwischen dem aufstrebenden neuen Geist und der Härte der alten erbgesessenen Kunstgrößen. Sollte es an den Kunstschulen wie im Kunstleben wirklich unmöglich sein, den maßgebenden Persönlichkeiten vorzuhalten, dass jeder angehende Künstler eine Individualität besitzt und besitzen **soll**, die eine besondere Behandlung verlangt, und dass nicht der schlechteste Wein aus dem starkgährenden Most entsteht? Es scheint so; wenigstens sind ähnliche Conflicte seit jeher entstanden und es ist wenig Aussicht vorhanden, dass das versteinerte Alter sich die Gelegenheit entgehen lassen wird, eine Autorität fühlen zu lassen, deren üble Folgen es ja doch nicht mehr erlebt. Doch genug, für Gleitz bedeutete seine Entlassung zunächst ein Jahr der Entmuthigung. Wir finden ihn später in Berlin als Gründer eines Musikinstitutes, dann als Leiter eines Gesangsvereines, schließlich im Verein „Bismarck“ und im christlichen Verein junger Männer. Ueberall ohne Erfolg. Er merkte bald, dass in Berlin der „preußische Corporalstock“ herrsche, „und was vermöchte gegen ihn der Taktstock?“ Durch eine Erkrankung seiner Mutter wieder nach der Heimat berufen, war er genöthigt, die Verwaltung des elterlichen Erbes zu übernehmen. Gleitz wurde **Gastwirt**. Ein Brand zerstörte seinen ganzen Besitz; er baute ihn wieder auf, aber verkaufte ihn und gieng abermals nach Berlin. Die Sorgen des Lebens scheinen ihm das ganze sociale Elend unserer Tage nahe gebracht zu haben. Er fühlte, er müsse etwas thun, den Armen und Unterdrückten zu helfen, nicht im „musikalischen Pfänder- und Liebesspiel“ die Kraft vertändeln. Ob nun bloß diese theoretische Erwägung oder vielleicht auch zwingendere Gründe ausschlaggebend waren, ist schwer zu ersehen, aber Gleitz nahm die Sachlage ernst und energisch auf — er wurde **Bergarbeiter**. Ich glaube, er ist der erste Componist, dem dieses Schicksal beschieden war. Die Schilderung jener Tage wird immer wieder unterbrochen von poetischen Visionen, die entweder das Schicksal der Menschen reflectieren oder persönliche Erlebnisse, von dichterischen Farben beleuchtet, verblümt wiedergeben. Eine solche Vision ist auch das Bild des Waldes, der dem um Arbeit ansuchenden Bergmann erschien. Er beschreibt seine Blumen und Blüten, die singenden Vögel, die murmelnde Quelle, den brausenden Wind, die mächtigen Buchen und Eichen und sieht endlich mitten in der leuchtenden Landschaft ein herrliches Weib, das freundlich lächelnd winkte. „Ein wunderliebliches Bild, so ruhte die Süße und schlief. Oder schlief sie nicht? War sie todt? Der Duft der gebrochenen Blüten . . . War das nicht der Blumen Rache? Da ertönte aus der Ferne ein Chor; er kam näher und näher, und durch das Gebüsch sah ich die Waldfee mit ihren Schwestern und Pan und Satyrn. Sie sangen so klagend um die schöne Maid, die Harfen des Waldes rauschten darein, und traurig wankten die Wipfel von Baum und Busch. Maiglöckchen läuteten leise die Leiche ein.“

Diese Schilderung geht nun direct in Musik über, ein wunderbarer vierstimmiger Chor ist die Fortsetzung dieser Scene. So können wir uns in der Biographie seitenlang in künstlerischen Genüssen ergehen, und wenn wir wieder weiterblättern, so taucht die Person des Dichters abermals vor uns auf. Er ist mittlerweile als **Fabriksarbeiter** nach Wien gekommen. Hier schreibt er in seiner freien Zeit in einem Winkel der Museen, im Stadtpark oder im Prater den zweiten Theil seiner Biographie; er speist in der Volksküche und lebt in einer Arbeiterwohnung, deren Elend er schonungslos beschreibt. Abermals ersteht vor seinem Geiste ein sociales Bild: ein armer Maler an der Seite eines verhungernden Weibes und sterbender Kinder. Während der Vater seinen Grimm in die Welt flucht, ertönt aus der nahen Villa, wo eben die Tafel aufgehoben wurde, eine lustige Musik, natürlich mit Beschreibung aller Details, der fröhlichen ebenso wie früher der traurigen. „Ich kenne ihn schon, den leichtfertigen Ton, bei dem die Damen das Köpfchen wiegen und den schlanken Körper so reizend im Takte drehen. — — Lasst uns die Augen verschließen, denn dort nahen die Brüder und Schwestern, die im Elend verschmachten, und jetzt hebt die blasse Frau ihr sterbendes Kind empor und ruft: wehe, wehe! Nun tanzt doch — tanzt — gleich ist es vorüber, gleich sind sie fort — tanzt – tanzt —“. Nun folgt ein liebliches Musikstück à la valse, und damit schließt die Biographie.

Origineller hat gewiss noch niemand sein Leben beschrieben. Ein solches Gemisch von Poesie, Musik, schlimmer Erfahrung und Humor ist selten zu einem Gesammtbild vereinigt worden. Kein Zweifel, das ist ein Künstler, ein Poet. Man möchte fast wünschen, der Autor hätte in diesem Lebensbild durchwegs das poetische Gewand beibehalten, die Sprache in Reime, das Ganze auf die Bühne gebracht, und daraus eine romantische Oper gemacht. Selbsterlebtes, tiefempfundenes Schicksal, das die ganze Scala der menschlichen Gefühle durcheilt, von allgemeinem Interesse ist und von einem erfindungsreichen Musiker belebt wird, das müsste doch eine Oper geben, die wieder einmal ein Kunstwerk, nicht bloß ein gelungenes Reclamestück wäre.

Die nächste Frage, die uns auf dem Herzen liegt, ist wohl die: Wie steht es mit den rein musikalischen Eigenschaften des Autors? Die Biographie giebt davon ein sehr günstiges Vorbild. Es giebt darin kaum ein Tonstück, das uns gleichgiltig ließe, aber viele, die wir aufrichtig bewundern. Das Lied: „Vom Kloster die Abendglocke summt“ (II. 44), das Schlussstück des zweiten Bandes, die beiden Kinderstimmen (I. 68) haben mich gleich zum erstenmale entzückt, dann auch das Orchesterstück „Pietà“, das Lied an Louischen, der Chor (II. 22) und die Variation op. 16. Das sind Compositionen von hoher Schönheit, glücklicher Erfindung, schlichtem innigem Ausdruck. Etwas schwerer dürften einige der größeren selbständig erschienenen Compositionen ansprechen. So erfordert die Sonate für Clavier und Violine op. 3 eine hohe technische Meisterschaft. Ihre ungewöhnlichen Harmonien erinnern mich manchmal an César Franck. Es sind die Schwierigkeiten der Ueberraschung, die man nicht gleich merkt, die man aber bis ins kleinste Detail beherrschen muss, um nicht alles zu verderben. Leichter zu erfassen, obgleich technisch schwieriger, doch dankbarer sind die „Irrlichter“, Phantasie für Piano und Orchester op. 9, deren prickelnder Zwölfachteltakt sich als ein frei concipierter, genialer Walzer auffassen lässt. Gleitz behandelt hier die Clavierstimme, wie Berlioz, als eine der vielen Orchesterstimmen, mit denen sie die feinsten Klangfarben hervorbringt, die schließlich in einen Sprühregen tanzender Flammen zerstieben.

Es sollte mich wundern, wenn unsere Claviervirtuosen, denen man ohnehin nachsagt, dass sie immer wieder dieselben Concerte spielen, nicht bald nach den „Irrlichtern“ greifen sollten. Sie brauchen nicht zu fürchten, dabei in einen Sumpf zu gerathen. Unbegreiflich ist mir, wie gerade dieses Stück von der musikalischen Section des Allgemeinen deutschen Musikvereines „nur bedingungsweise empfohlen“ werden konnte und deshalb zurückgestellt wurde. Dasselbe ist Gleitz auch mit der Tondichtung „Ahasver“, „Venus und Bellona“ und „Joß Fritz“ widerfahren. Auch die feurige Dichtung „Venus und Bellona“ (nach dem Gemälde von P. Schobelt in der Berliner Nationalgalerie) hätte wohl Berücksichtigung verdient. Weniger gefällt mir „Joß Fritz“, bei dem mir neben einer gewissen musikalischen Gleichgiltigkeit auch die Übereinstimmung mit dem Programm (ein Stück aus Richard Nordhausens „Joß Fritz, der Landstreicher“) schwerfällt. Die beste Analyse dieser Werke hat wohl der Componist selbst gegeben (I. 52). Mag sein, dass mich eine Aufführung eines besseren belehren würde.

Nach allem, was mir bisher vorlag, würde ich mir doch einmal wünschen, eines der erwähnten Werke in einem Concert zu hören. Wie das alles auf das Publicum wirken wird, wie die Künstler selbst dem Componisten entgegenkommen werden, wer kann es wissen? Aber es wäre unverzeihlich, an einem so eigenartigen und begabten Künstler noch länger theilnamslos vorüberzugehen.

Richard Wallaschek.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Wir können unsere übliche wirtschaftliche **Jahresrevue** heuer sehr kurz fassen. Es hat sich wenig geändert. Politisch hat das Chaos weitere Fortschritte gemacht und wirtschaftlich hält die Stagnation an. Und zum Staunen ist nur die stumpfe Gleichgiltigkeit, mit welcher Regierung und Bevölkerung dem Niedergang dieses Staates zusehen. Manchmal zwar blitzt etwas auf, was man als Vorboten einer besseren Zukunft ansehen könnte. Man bemüht sich, die Ursachen der Uebel zu erkennen, unter denen wir leiden. Die Enquêten der Handelskammern und anderer Körperschaften haben in dieser Richtung viel gelehrt. Aber die große Oeffentlichkeit erfährt kaum etwas davon. Die Tagespresse, deren Aufgabe es wäre, die flammenden Anklageschriften gegen unsere verzopfte, übelwollende Verwaltung, welche die Protokolle dieser Industrieenquêten enthalten, zum Sturmlauf gegen unser Verwaltungssystem zu benützen, haben kaum Notiz von ihnen genommen. Die Regierung, welche einen Augenblick den Anschein erweckte, als wolle sie thatkräftig moderne Reformen einleiten, hat sich rasch wieder zur Ruhe begeben. Das provisorische Actienregulativ, das im Sommer hätte erscheinen sollen, schläft noch immer in den Archiven. Wenn man zu einem einzigen Regulativ so lange braucht, müssen Jahrhunderte vergehen, um unsere Verwaltung mit modernen Normen und modernem Geiste zu erfüllen. So lange haben wir nicht Zeit, denn inzwischen geht das Ausland im Riesenschritte vorwärts. Jeder Jahresschluss sieht den Abstand zwischen Westeuropa und uns größer. An die Herstellung der großen Wasserstraßen wird ernstlich kaum gedacht. Die Regierung freut sich des kleinlichen Gezänkes der Localinteressenten um die zweite Bahnverbindung nach Triest, und benützt es als Ausrede, um unthätig daneben zu stehen. Für Militärbahnen dagegen hat man immer Geld. Aber für den Umbau des Wiener Krankenhauses, dessen Gefährlichkeit vor kurzem ganz Europa in Schrecken setzte, ist im Budgetvoranschlag kein Kreuzer eingestellt. Für Culturerfordernisse hat man in Oesterreich kein Geld. Und doch droht das Deficit im Staatshaushalte. In der Verwaltung der Hauptstadt des Reiches werden ungezählte Millionen vergeudet. Eine bessere Ernte und hohe Getreidepreise haben im Augenblick etwas Blut diesem marastischen Wirtschaftskörper zugeführt. Das ändert aber nichts an dem Eindruck der Stagnation und des Rückschrittes.

Digitized by Google

Die „Neue Freie Presse" erklärte kürzlich, dass der Wiener Tramway, respective der Betriebsgesellschaft für elektrische Bahnen in Wien die Erwerbsteuer auf 15 Jahre erlassen werden wird. Wir wissen nicht, woher dieses Blatt seine Informationen nimmt, aber es wäre jedenfalls für das Regierungs- und Communal-Oppositionsblatt angezeigt, darauf hinzuweisen, dass nach den bestehenden Gesetzen die Steuerfreiheit nicht concediert werden darf. Im Art. XXIII des Gesetzes, betreffend Bahnen niederer Ordnung vom 31. December 1894 heißt es ausdrücklich, dass auf bestehende Bahnen die Begünstigungen der Art. V lit. a bis d des Gesetzes nicht angewendet werden können. Unter diesen Begünstigungen befindet sich aber eben die Gewährung der Steuerfreiheit. Dass die Tramway zum mindesten in ihrem alten Netz eine bestehende Bahn ist, wird ernstlich kaum bestritten werden können. Es ist also nach dem klaren Wortlaut des Gesetzes ganz ausgeschlossen, dass der Betriebsgesellschaft für ihr altes Netz die Steuerfreiheit gewährt werde. Es könnte nur ein Modus möglich scheinen, nach welchem ihr für das neue Netz die Steuer erlassen würde. Aber auch das schließt das Gesetz aus. Im ganzen Gesetze ist nur vom Concessionär der Bahn die Rede, nur diesem können die Begünstigungen zutheil werden. Concessionär ist aber die Commune und die wird auch keine Steuer zahlen müssen Davon, dass dem Betriebsführer die Steuer erlassen werden könne, ist im ganzen Gesetz kein Anhaltspunkt. Im Gegentheil; zu Art. V lit. f wird ausdrücklich gesagt, dass diese Begünstigung (die Umwandlung der Stempelgebür von den Personenfahrkarten in eine Procentualgebür) „auch schon bestehenden Localbahnen, und im Falle der Betrieb nicht von der Localbahnunternehmung selbst besorgt wird, auch der betriebführenden Verwaltung eingeräumt werden kann." Dass für diese Begünstigung und nur für diese die Möglichkeit der Gewährung an den Betriebsführer ausdrücklich hervorgehoben wird, beweist, dass die übrigen dem Betriebsführer nicht gewährt werden können. Demnach sollte man meinen, dass die Steuerpflicht der Betriebsgesellschaft den Gegenstand eines Zweifels überhaupt nicht bilden kann. Dr. Lueger vermag viel bei der Regierung. Doch muss vorläufig bezweifelt werden, dass es ihm aber auch möglich sein soll, für die Betriebsgesellschaft, das heißt, die ausländischen Unternehmer, welche aus der Umwandlung des Tramwaynetzes einen theils legitimen, theils illegitimen Gewinn von vielen Millionen erzielen werden. bei der Finanzverwaltung eine ungesetzliche Steuerbefreiung zu erwirken, durch welche Staat, Land und Stadt jährlich weit über eine halbe Million an Steuern verlieren würden.

•

An uns wird die Anfrage gerichtet, wieso die Verzinsung des in Nr: 221 erwähnten, Ende 1897 vom Wiener Bankverein der Ungarischen allgemeinen Kohlenbergbaugesellschaft gewährten Vorschusses sich auf 12 Procent stelle, da damals nur die üblichen Bedingungen von 1 Procent über dem Banksatz und ¼ Procent Provision verlautbart wurden. Das ist sehr einfach. Dass das ¼ Procent Provision jedes Quartal zu zahlen sei, wurde damals wie heute verschwiegen. Im Jahre 1897 wurden aber noch eine Reihe anderer Provisionszahlungen festgesetzt. Zunächst ¼ Procent Umsatzprovision, dann eine Zahlung von 78.000 fl. als Entschädigung dafür, dass dem Bankverein kein Bezugsrecht auf die gleichzeitige Actienemission von 2·6 Millionen Gulden angeboten werden konnte. Die Actien erhielten bekanntlich die Herren Moriz Bauer und Consorten als Zahlung für die verkauften Graner Werke. Und dafür, dass der Director des Wiener Bankvereines und seine Freunde dieses Geschäft, an dem sie 100 Procent verdienten, in ihrem Namen und nicht in dem der Bank machten, musste die Kohlengesellschaft 78.000 fl., das heißt circa 2 Procent pro anno von dem auf zwei Jahre abgeschlossenen Credit von 2 Millionen Gulden zahlen. Schließlich zahlt die Gesellschaft bei Rückzahlung des Darlehens vertragsmäßig weitere 6 Procent Provision. Rechnet man all dies zusammen, und legt man den gegenwärtigen Bankzinsfuß von 5 Procent zugrunde, so kommt man auf eine Verzinsung von circa 13 Procent. Wir werden ferner gefragt, warum die Opposition, welche die Fusion zu verhindern wusste, nicht die Verwaltung zur Demission zwinge. Das wird durch das Statut verhindert. Dieses bestimmt, dass die Enthebung der Verwaltung oder einzelner ihrer Mitglieder nur mit Dreiviertelmajorität in einer Generalversammlung beschlossen werden kann, in welcher zwei Drittel der Actien vertreten sind. Die Herren Herz und Consorten hatten schon bei der Gründung vorgesorgt, dass man sie nicht vor der Zeit in ihrem Raubzug störe. Obwohl die Opposition über die Majorität der Actien verfügt, kann sie doch nicht die Verwaltung, welche also eine Minoritätsvertretung ist, davonjagen, und muss es, wenn sich nicht andere Wege finden, über sich ergehen lassen, dass die Gesellschaft ihren Gläubigern ausgeliefert werde. Diese habe ihrerseits die Actien notorisch contreminiert, was ihr Interesse am Ruin des Unternehmens natürlich nicht vermindert.

rh

Kunst und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Opéra, „La Burgonde" von Emile Bergerat und Camille de Sainte-Croix, Musik von P. Vidal. Bouffes-Parisiens, „Véronique" von Albert Vanloo und Georges Duval, Musik von André Messager. Berlin. Berliner Theater, „Andere Luft".

•

Wenn heute ein neuer Operettencomponist auf den Schauplatz tritt, so kann er sicher sein, dass ihm das Publicum zwar mit wenig Erwartungen, aber daneben mit der größten Nachsicht entgegenkommt. In der Operette sind wir nicht verwöhnt und wir lechzen nach Neuerungen. Eine günstigere Situation kann sich kein Künstler auf einem anderen Gebiete vorstellen. So wenigstens habe ich mir die Sache vor der Aufführung der neuen Operette von Johann Strauß jun. (einem Sohne von Eduard Strauß) gedacht. Während der Aufführung bin ich eines anderen belehrt worden. Der Componist hat stellenweise mit dem alten System gebrochen und den Anlauf zu dramatischer Musik genommen. Leider fehlt ihm dazu einerseits noch die Kraft und Originalität, während er anderseits immer wieder in den Ton der Strauß'schen Tanzstücke verfällt Zwischen diesen zwei Stilarten aber fällt die Operette selbst sanft, aber entschieden ab. Es ist mir bei dieser Gelegenheit auch klar geworden, dass der wirkliche Operettencomponist der Zukunft, wie ich mir ihn vorstelle, kein leichtes Spiel haben wird. Denn schon heute langweilte sich in dem musikalisch wertvolleren Theile das eigentliche Operettenpublicum, das den Orpheumton gewohnt ist, während die anspruchsvolleren Musiker an den possenhaften Stellen Anstoß nahmen. Bei wem soll dann die richtige Operette Gehör finden? Zwiespältig, wie das Werk selbst, war auch die Aufführung. Herr Blasel und Fräulein Biedermann repräsentieren die gewöhnliche Posse, Fräulein Ottmann spielt wie eine Opernsängerin, Fräulein Matausch singt wirklich und Frau Kopacsi möchte singen. Auch unter den Musikstücken des Componisten gab es manchen veralteten Blasel, aber auch solche mit feineren anmuthigeren Zügen, wie sie Fräulein Matausch besitzt. Herrn Strauß jun. aber möchte ich nicht durch ein absprechendes Urtheil entmuthigen. Er möge daher wissen, dass ich zu den abgesagtesten Feinden der Wiener Operette gehöre und nicht eher zufrieden bin, als bis die alte Richtung ganz aufgegeben ist. Strauß' Operette ist noch immer besser, als alle Operetten der letzten zwei Jahre. Sie hat vor allem einen vernünftigeren Text, der bis zum letzten Moment in einer leichten Spannung erhält (Scribes Meisterhand). Als Componist ist Strauß jun. wiederholt auf dem besten Wege. Möge er den alten Wiener Dudelsack ganz vergessen und sich auch musikalisch die feine französische Spieloper zum Muster nehmen, deren unerreichtem Textdichter er im Sujet gefolgt ist. Findet er sich in diese Richtung, dann dürfen wir ihn auf seiner künftigen Laufbahn mit den besten Wünschen und wohl auch mit einigen Erwartungen begleiten.

R. W.

Bücher.

G. H. Kaemmerer: Reichsbank und Geldumlauf. Berlin. Puttkammer und Mühlbrecht, 1897. Zweite vermehrte Auflage, 1898.

Die Deutsche Reichsbank wird bekanntlich von den Agrariern heftig angefeindet, weil sie sich zu gewissen Gefälligkeiten gegen verschuldete Rittergutsbesitzer nicht hergibt, zu Gefälligkeiten, die wider das Reichsbankgesetz verstoßen und die Solidität der Bank erschüttern würden. Die Herren fordern daher die Verstaatlichung der Bank, in der Erwartung, dass sie dann diese in ihre Gewalt bekommen werden, da sie ja die Regierung so ziemlich in der Hand haben: Die Oberpräsidenten, die Regierungspräsidenten, die Landräthe, die meisten Minister gehören ihnen, nur die bösen Geheimräthe, über die ja auch Bismarck bei jeder Gelegenheit die Schale seines Zornes ausgegossen hat, widerstreben noch der Verlandwirtschaftlichung des Staates. Kaemmerer zeigt nun schlicht, klar und überzeugend, dass die Reichsbank gar kein Creditinstitut ist und sein kann, dass sie die Aufgaben, die ihr das Reichsbankgesetz gestellt hat, bisher auf das glänzendste gelöst hat, dass sie ihre Functionen als wichtiges Glied der Volkswirtschaft bis auf den heutigen Tag zur Zufriedenheit ausübt, und dass es auch mit dem fiscalischen Interesse, welches von den Agrariern vorgeschützt wird, nichts sei, weil gerade ihre einträglichen Geschäfte: das Giro- und Checkcontogeschäft, das Depositen-, Incasso- und Verwaltungsgeschäft, an die concurrierenden Privatbanken übergehen würden, wenn sie aus einem von Kaufleuten geleiteten Institut ein Institut zur Versorgung von Seehandlungsräthen würde. —t—

Dr. Otto Heyn: Kritik des Bimetallismus. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1897.

Diese Schrift ist das Gründlichste, was wir bisher über den Bimetallismus gelesen haben. Eine amusante Lecture ist sie nicht mit ihrer ermüdenden Breite und ihren umständlichen und schwierigen Berechnungen, aber Leuten, die das Geldwesen Europas umstürzen wollen, kann man schon zumuthen, dass sie sich einer kleinen Anstrengung unterziehen, und man sollte fortan jeden Bimetallisten fragen: Hast du Heyn studiert?, und falls er das verneint, die Discussion mit ihm ablehnen. Der Schwerpunkt der Beweisführung liegt darin, dass sich das Verhältnis von $1:15\frac{1}{2}$ nur durchsetzen ließe, wenn alle Regierungen davon überzeugt wären, dass diese Aenderung den Völkern große Vortheile bringen würde, und dass sich das gesetzlich festgestellte Wertverhältnis im Verkehr wiederum nur dann aufrecht erhalten ließe, wenn das Publicum aller Culturstaaten von dem alles überragenden Nutzen dieser Aenderung überzeugt wäre und Silber ebenso gern oder noch lieber als Gold nähme. Gelingt es nicht, diese Ueberzeugung allgemein zu machen, dann sind zuvörderst die Regierungen nicht imstande, die Doppelwährung einzuführen, und wäre sie eingeführt, so wäre wiederum niemand imstande, dem Silber den Paricurs zu erhalten, und es würde eine wilde Agiotage beginnen, aber freilich — das ists ja gerade, was manche Bimetallisten wollen. —t—

Professor Franz Wickhoff: Ueber die historische Einheitlichkeit der gesammten Kunstentwickelung. Sonderabdruck aus den „Festgaben für Büdinger".

Wir Deutsche ersticken ja immer in unserem gelehrten Wuste. Was konnte man in den letzten Jahren nicht alles über China und Japan lesen, fleißige, sehr tüchtige Werke! Aber nehmen wir selbst die besten heraus, wie Brinkmann (Kunst und Handwerk in Japan, Berlin 1889) und Seidlitz (W. v. Seidlitz, Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes, Dresden 1897), man gelangt doch schwer zu einem wirklichen Ueberblick, zu freier Anschauung. Ganz anders bei Wickhoff; es ist, wie wenn man auf einen hohen Berg geführt würde, man athmet frei, man blickt in die Weite, man sieht, wie die Welt sich wirklich zu dem großen Rund zusam-

menschließt. Besonders seit L. Gonse die Augen der Künstler und Liebhaber auf Japan gelenkt hat, ist dieses für die europäische Kunst, zunächst die der westlichen Länder, zu einer Quelle wahrer Verjüngung geworden. Das Chinesenthum der Rococozeit war Spielerei, war Begleiterscheinung, nicht mitwirkende Ursache der damaligen Kunstentwickelung, das Japanerthum, das heute auf uns eindringt, findet aber wirklich empfängliche, gleichgestimmte Seelen, es bietet das, wonach wir solange gesucht haben: „Vereinfachung der Motive und glückliche Begrenzung, die ihren Blick auf das Wesentliche concentriert.“ Wickhoff hat nun auch den Muth zu bekennen, dass diese Wirkung auf Europa nur dadurch ermöglicht wurde, dass eben die japanischen Künstler selbst, vor allem der geniale Landschafter Hiroshige, sich dem europäischen Verständnisse genähert hatten, vor allem durch Annahme der bis dahin den Japanern unbekannten Linearperspective. Es ist allerdings wahr, der kunstsinnige Japaner schätzt nicht eben jene Meister am höchsten, die uns zunächst anziehen, und gewiss ist die japanische Kunstentwickelung an ihrem Ende angelangt, wie sich ja die ganze specifisch feudal-japanische Cultur ausgelebt hat; deshalb darf man aber die späteren Blüten der japanischen Kunst nicht geringer achten. Und jedenfalls hat der Umstand, dass die japanische Kunst einige Vorzüge der europäischen übernahm, ihren Untergang nicht herbeigeführt, sie hat ihr nur erleichtert oder ermöglicht, ihren Triumphzug durch die ganze Welt zu beginnen. Die japanische Kunst hat sich also gegen ihr Ende sozusagen mit der europäischen vereinigt, sie ist in sie übergeflossen, um diese, wie ein warmer Frühlingsregen die Felder, zu befruchten. Wohin sie gegangen ist, wissen wir; aber woher stammt sie? Man nimmt im allgemeinen an, dass Japan die ersten künstlerischen Anregungen aus China, dem großen Culturcentrum der östlichen Länder, empfangen hat und dass diese von dorther auch öfter erneut wurden. Es wird sich an dieser Ansicht im Wesen vermuthlich nichts ändern, wenn Friedr. Hirth (Ueber fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst, München und Leipzig 1896) uns auch nachweist, dass Korea und China selbst schon in vorchristlicher Zeit griechische, vorderasiatische, auch indische und mittelasiatische Einflüsse auf sich einwirken ließen. Bis jetzt musste man dabei bleiben, in der chinesischen Kunst in der Hauptsache eine selbstgewordene, autochthone zu sehen; vor dem dritten vorchristlichen Jahrhundert konnte man in ihr nichts Fremdes nachweisen. Da greift Wickhoff aus den vermeintlichen Urtypen der chinesischen Kunst ein Gefäß aus der Zeit der Dynastie Tschou (1122—255 v. Chr.) heraus und stellt ihm eine Schale des griechischen Vasenmalers Exekias aus dem sechsten Jahrhunderte vor Christi Geburt entgegen! In der That, es ist überzeugend, das Hauptmotiv der chinesischen Vase, die schiefgestellten Augenpaare, die so chinesisch aussehen, entstammen dem griechischen Gefäße, aber auch der Mäander, die Palmette sind griechisch; es fällt einem wie Schuppen von den Augen. Freilich hat sich der Mäander einige Veränderungen gefallen lassen müssen, aber sie sind dieselben, die er bei den alten europäischen Alpenvölkern erfuhr, wenn diese den Schmuck des importierten griechischen Gefäßes nachahmen wollten. Der griechische Einfluss ist unleugbar und er muss ein außerordentlich mächtiger gewesen sein; das lässt sich schon aus dem bisher Festgestellten erkennen und wird gewiss immer sichtbarer werden. Die chinesische Kunst ist nicht so selbständig erwachsen, als man meinte; nein, sie ist undenkbar ohne die griechische Befruchtung, die sie erst zu wirklichem Leben erweckte. Japan stützt sich also auf China und dieses wieder auf das erste große Culturvolk Europas, die Griechen. Wenn Japan somit heute wieder auf uns wirkt, so gibt es nur wieder, was es einst von Europa empfangen hat, der Kreislauf der Kunst ist vollendet, und man hat wirklich das Recht von der historischen Einheitlichkeit der gesammten Kunstentwickelung zu sprechen. Ich glaube, dass wenige Entdeckungen der Geschichtswissenschaft uns einen so freien, weiten Blick in die Entwickelung allgemein menschlicher Cultur thun lassen. Wer den Gedanken so recht durchgedacht hat, wird auch den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung des heute so starken japanischen Einflusses auf unsere Kunst gewinnen, eines Einflusses, der sich in so merkwürdiger Weise mit der Begeisterung für das echte alte Griechenthum, wie es uns etwa die Vasen, nicht spätrömische Nachbilder zeigen, vereinigt. Die scheinbar so verschiedenen Richtungen haben viel mehr Gemeinsames, als man zunächst denkt; feinsinnige Künstler und Kunstliebhaber haben das schon lange herausgefühlt. Aber das Warum ist uns jetzt erst offenbar geworden. Unser Japanerthum von heute ist keine flüchtige Mode, keine unberechtigte Laune, sondern einfach der Empfang eines verliehenen Gutes, mit dem Japan freilich prächtig und selbständig gewirtschaftet hat.

Dr. Moritz Dreger.

Dr. S. Bernfeld. Juden und Judenthum im neunzehnten Jahrhundert. Berlin 1896. Verlag Siegfried Cronbach.

Der Verfasser bemüht sich über den Parteien zu stehen und glaubt dies schon dadurch zu erreichen, dass er ziemlich geschickt zwischen den jüdisch-religiösen Parteien, den Reformern und Orthodoxen hin- und herlaviert. Was aber wirklich dazu gehört — höhere Gesichtspunkte, weitere Gesichtskreise — das lässt er vollends vermissen. Was nützen da die vielen geschichtlichen Daten, die nicht uninteressante Darstellung, der ziemlich lebhafte Stil, wenn so wenig kühne Wahrheitssuche in dem Werke ist? Dass sich gar so wenig Bücher über Juden und Judenthum von der religiös-romantisch-sentimental-aufklärerischen Phrase losmachen können! **m. a.**

Wolfgang v. Oettingen: Unter der Sonne Homers. Erlebnisse und Bekenntnisse eines Dilettanten. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow, 1897.

Reisebeschreibungen liest heut niemand mehr, um sich zu belehren; kennen wir ja doch jeden Winkel unseres allzukleinen Planeten aus hundert Beschreibungen. Aber auch den Menschen und die Gesellschaft kennen wir mehr als genug, und doch lesen wir zuweilen noch einen Roman, der beides beschreibt. So greift man zur Abwechslung auch gern einmal nach einer Reisebeschreibung, wenn sie uns bekannte Dinge durch das Medium eines eigenthümlichen Temperaments sehen lässt. Das ist nun bei der vorliegenden der Fall, und nicht bloß die von seiner gemüthvollen und schönheitsdurstigen Seele mit poetischem Duft umwebten Dinge lässt uns der ungenannte „Dilettant“ sehen (Oettingen ist nur der Herausgeber), er verstattet uns auch Blicke in sein einsames Sonderlingsleben und seine nicht ganz gewöhnlichen Schicksale. Urtheile über den heutigen griechischen Volkscharakter sind uns übrigens aus actuellen Gründen immer noch willkommen, so viele wir auch schon gelesen haben, und der Verfasser ist einigermaßen befähigt, solche abzugeben, da er auf seinen Kreuz- und Querzügen in Hellas, im Peloponnes, auf den Inseln, an der jonischen Küste intim mit dem Volke verkehrt und in Constantinopel und anderwärts auch die Todfeinde der Griechen, die Türken kennen gelernt hat. —t—

Revue der Revuen.

Die „Neue Musikalische Rundschau“ besprach in einer Artikelserie die Werke Alexander Ritters, der sich wohl stets die Anerkennung hochgeschätzter Fachmänner errang, aber nie den Weg zum großen Publicum fand. Von allen Seiten hören wir über den Mangel an Novitäten klagen, und als ironisches Echo ertönt fast zu gleicher Zeit das Bedauern, dass es so unendlich schwer, Novitäten ohne persönliche Protection durchzusetzen. Mit Verwunderung lesen wir in einem Berichte Arthur Seidls, dass Ritters Opern „Wem die Krone?“ und „Der faule Hans“ im Sommer 1890 in Weimar „stürmischen Erfolg“ gehabt hätten, ohne dass andere Bühnen versucht hätten, an diesem Erfolge theilzunehmen. Richard Strauß hat sich damals der Aufführung angenommen und sich auch später wiederholt für den Tondichter eingesetzt. Hans v. Wolzogen pries seine symphonischen Dichtungen, unter denen „Sursum corda“, „Olafs Hochzeitsreigen“ und „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe“ auch von Ludwig Thuille sympathische Worte gewidmet werden. Hausegger nennt den „faulen Hans“ eine „musikbedürftige Dichtung von tiefem Gehalt“. Heinrich Porges lenkt unsere Aufmerksamkeit auf Ritter als Schriftsteller. Als solcher hat er freilich die Ungeschicklichkeit begangen, in einem Aufsatz „Vom Spanisch Schönen“ eine scharfe Satire auf die sogenannte absolute Musik zu schreiben, die zur Folge gehabt haben soll, dass „seine Werke ignoriert wurden oder stark voreingenommenen Beurtheilern begegneten“. Ob wohl Porges die Tragweite dieses großen Verbrechens nicht überschätzt hat? Auf die Dauer werden doch nicht kleine Artikel, sondern nur der innere Wert der Compositionen für ihr Schicksal maßgebend sein. Wer sich vom Wert überzeugen will, der greife zunächst zu den lyrischen Werken „Liebesnächte“ und „Schlichte Weisen“, erstere zweistimmige Gesänge für Sopran und Bariton. Vielleicht wird dann doch einmal der Wunsch erfüllt werden, den Humperdinck zum Schluss des Artikels ausspricht: „Dass unsere Dirigenten und Concertsänger fernerhin nicht achtlos an Alexander Ritters Muse vorübergehen möchten.“

„Revue blanche“ bringt in ihren Heften vom 15. November und 1. December Artikel von Gaston Moch über eine Reorganisation des Armeedienstes auf demokratischen, dem modernen Geist entsprechenden Grundlagen. Ursprünglich sei Vertheidigung des heimatlichen und Eroberung des fremden Territoriums die anerkannte hauptsächliche Aufgabe der Armeen gewesen. Heute, wo selbst von oben her der Weltfrieden gepredigt und zum mindesten der Eroberungskrieg perhorresciert wird, betont man diesen Hauptzweck der Heere immer weniger, hebt statt dessen den erziehlichen Einfluss des Militärdienstes hervor und motiviert es dadurch, wenn man die jungen Leute jahrelang dabei festhält. Nun ist aber der moralische Einfluss des Kasernenlebens erwiesenermaßen ein vorwiegend verderblicher, der durch die Entwickelung des sogenannten „militärischen Geistes“ keineswegs aufgewogen wird, an diesem letzteren ist wieder nur das wertvoll, was sich ebensogut unter dem Worte „Bürgersinn“ zusammenfassen lässt: das Pflichtgefühl, der Gemeinsinn, die Solidarität. Diese zu entwickeln und nicht minder für die physische Ausbildung der männlichen Jugend zu sorgen sei Aufgabe der Schule und bekäme der Staat derartig körperlich und moralisch vorgebildete Soldaten, dann würde eine kurze Dienstzeit genügen, die je nach den Schwierigkeiten der einzelnen Waffengattungen zu bemessen und nur der Erlernung der speciellen Handhabungen und Functionen zu widmen wäre. Dagegen hätten diejenigen, welchen eine höhere Charge verliehen wird, wieder besondere Uebungszeiten durchzumachen, den demokratischen und menschlich-gerechten Begriffen entsprechend sei eine höhere Stellung nicht eine Belohnung, die Rechte verleiht, sondern etwas, das größere Verpflichtungen auferlegt, und auch die Blutsteuer habe eine progressive zu sein, die an den Intelligenteren, Reicheren und Kräftigeren die größeren Anforderungen stellt. — Aus dem 1. Novemberheft sei nachträglich ein Artikel über die „Affaire Doinau“ erwähnt. Es ist dies ein Militärprocess aus den Fünfzigerjahren, der gewissermaßen ein Gegenstück zum Process Dreyfus bildet, in dem damals der Hauptmann Doinau, ein sehr begabter, aber völlig charakterloser junger Officier in Algier, der der Betheiligung an einem Raubmord und zahlreicher Veruntreuungen überwiesen war, vom Kriegsgericht freigesprochen wurde und vom Civilgericht zum Tode verurtheilt, Begnadigung erlangte, von Oran in das Militärstrafhaus nach Douera und von da nach zwei Jahren nach Frankreich transferiert wurde, wo man ihn bald darauf freiließ. Doinau wurde später unter einem angenommenen Namen Croupier in Monte Carlo und soll seinerzeit die Flucht Bazaines aus dem Gefängnis von Sainte Marguerite bewerkstelligt haben.

„Réforme sociale“ (16. November). Henri Mazel schreibt über die Wege, um die sociale Eintracht herbeizuführen. Die vielen Conflicte und Missverständnisse unserer Zeit beruhen nach ihm darauf, dass die Stände einander so fremd gegenüberstehen; man hütet die Kinder der höheren Kreise ängstlich vor dem Verkehr mit denen der niederen, so dass mancher junge Mann erst während des militärischen Dienstjahres in Berührung mit Altersgenossen aus dem Volke kommt. Mazel schlägt dagegen vor, man sollte die Gymnasiasten von 16 bis 18 Jahren mit den Kindern der Volksschulen in Verkehr setzen, so dass diese an den Studierenden Freunde gewinnen und von vorneherein, beim Eintritt ins öffentliche Leben, Beschützer und Rathgeber zur Seite hätten. Da es jährlich durchschnittlich 8000 bis 9000 Maturanten gibt, so würde das im Laufe weniger Jahrzehnte eine große Anzahl von Freundschaftsbündnissen zwischen den Angehörigen verschiedener Stände ergeben, die gegenseitig in

die Anschauungs- und Empfindungsart ihrer Welt eindringen würden, durch die vertraute Bekanntschaft zu einer gerechten Beurtheilung gelangen und einander mit wachsendem Interesse an die Hand gehen könnten, statt sich feindselig und misstrauisch gegenüberzustehen.

„Fortnightly Review“ (December). Ein brillanter Artikel von Louis Garvin über Parnell und seine Macht. Er nennt ihn einen tragischen Helden, eine Erscheinung von epischer Größe, mit der sich unter den Zeitgenossen nur Bismarck vergleichen läßt. Englischer Abstammung, in Irland erzogen, der Sohn einer amerikanischen Mutter, in der sich schottische und wales'sche Rasse kreuzten, war er an sich ein Conglomerat aller englisch sprechenden Völker und so ihr typischester Repräsentant. Mit dreißig Jahren in das Unterhaus eintretend, vertauschte er die Rollen der Völker, indem er die Engländer wüthend machte, während er selber, der Vertreter Irlands, ruhig blieb; er missbrauchte alle constitutionellen Einrichtungen zu revolutionären Zwecken, lähmte 1880 die liberale Majorität, stürzte Gladstones Regierung, verhalf Lord Salisbury und den Conservativen zur Macht und zwang sie, mit hochverrätherischen Rebellen höflich zu verkehren, zwang Gladstone zu capitulieren, setzte ihn wieder ein und erlebte es, dass eine Gesetzesvorlage, die ihn zum Beherrscher von Irland gemacht hätte, mit einer Majorität von bloß dreißig Stimmen abgelehnt wurde. Er trieb die „Times“ dazu, ihn auf Grund gefälschter Briefe anzuklagen, dass er Morde sanctioniere und trug einen glänzenden Sieg über sie davon, um schließlich durch seinen Ehebruchsprocess zugrunde gerichtet und ausgestoßen zu werden, und verlassen von seinen enthusiastischen Anhängern, von der eigenen Meute zutode gehetzt, von der katholischen Kirche verfehmt obscur zu sterben und seine Partei, die durch ihn so mächtig geworden, in heilloser Verwirrung zu hinterlassen. Garvin hält es für ein Unglück, dass die Homerule-Bill, die Parnell zum Herrn von Irland gemacht hätte, seinerzeit nicht durchgegangen. Er allein wäre imstande gewesen, geordnete Verhältnisse in Irland herzustellen, die Parteien zu einigen; er selbst aber wäre ein ebenso großer Machthaber geworden wie Cecil Rhodes. — W. L. Clowes begrüßt Amerikas Anlauf zur Gründung einer Colonialmacht, wobei sich die Erbschaft des englischen Blutes zweifellos geltend mache. Amerika sei zum Colonisieren gewiss ebenso befähigt, wie zu jedem anderen Unternehmen, nur stehe seine Staatsorganisation dem einigermaßen entgegen, und dann fehlt es ihm an jeder Erfahrung bezüglich einer solchen Regierung in die Ferne. Da nun der Erfolg seiner Colonisierungsversuche für die ganze englischsprechende Welt und vor allem für Großbritannien sehr wichtig ist, so schlägt der Verfasser vor, England möge dem Schwesterland an die Hand gehen. 30 oder 40 junge Amerikaner aus guter Familie sollten in den englischen Colonialdienst eintreten, und dagegen sollte man dem Präsidenten der Vereinigten Staaten eine ebenso große Zahl im administrativen Dienst wohlgeschulte Beamten verschiedenen Ranges zur Verfügung stellen, damit sie die amerikanischen Gouverneurs in der Organisation der Tochterstaaten unterstützen. Die Amerikaner hätten für diese Zeit englische, die Engländer amerikanische Staatsbeamte zu werden. Ein Präcedenzfall bestehe ja gewissermaßen schon, da wiederholt amerikanische, junge Ingenieure in Glasgow und anderen technischen Centren ausgebildet wurden. Seien London und Washington wirklich in ehrlicher Freundschaft verbunden, dann könnten beide Völker nicht zögern, die wirksamsten Mittel zur gegenseitigen Förderung zu ergreifen.

Verbrecher.

Novelle von **Karl Federn.**

(Schluss.)

Sie hatte Guido am Tag vorher nicht treffen können! Erst Montag abends kam sie mit ihm zusammen und konnte ihm erzählen, was sich ereignet hatte ... sie war im Fortgehen gewesen, als sie einen Brief Victors erhielt, den er in Wien am Bahnhof an sie geschrieben hatte. Er redete sie darin mit „Sie“ an, behielt sich alle Schritte vor, theilte ihr mit, dass er noch nicht entschlossen sei, was er thun werde, „aus Schonung für ihre Familie“, und dass er zunächst mit ihrer Mutter Rücksprache nehmen werde.

„Mit meiner Mutter, aus Schonung!“ rief sie empört und verzweifelt. „Das ist einfach eine Erpressung! Dieses Scheusal! was wird er der armen Mama alles sagen? und jetzt, wo sie so leidend ist! Guido! Guido! das ist gräslich! das darf nicht geschehen! — o ich mag nicht mehr leben!“

Furchtbare Gedanken waren in Guidos Gemüth. Er biss sich die Lippen, und gieng einen Augenblick schweigend ... dann sagte er, so ruhig er konnte:

„Deine Mutter ist ja nicht in Wien?“

„Nein sie ist bei Rosa in Reichenau, er kann morgen hinfahren — er kann schon dort sein ...“

„Telegraphiere an Rosa, dass sie ihn nicht zur Mama lassen soll. Sie ist ja gescheidt und energisch. Sie wird das schon richten. Das Telegramm werde ich dir aufschreiben. Und morgen oder übermorgen kommt er ja heraus — da wirst du mit ihm reden, oder vielleicht rede ich mit ihm: ich glaube, er fürchtet sich vor mir, und das kann ... aber nein, es ist besser, ich komme jetzt nicht mit ihm zusammen. Ich weiß noch nicht, Nesti, was wir thun werden ... aber eigentlich ist es ja jetzt gut, jetzt ist es heraus — jetzt kommen wir zusammen, so oder so. Jetzt trennt uns nichts mehr. Ist dir nicht eigentlich leichter? Nun muss sich ein Weg finden.“

„Und geh jetzt nach Haus, liebes süßes Kind -- du armes, aufgeregtes.“ Er tröstete sie mit tausend Liebkosungen, und er war so wunderbar weich, und entschlossen zugleich — sie fühlte, es war der Mühe wert, so gequält zu sein, um solche Liebe zu erfahren.

Dennoch war sie so hergenommen von all den Aufregungen hinter ihr, dass sie zitterte, als sie sich von ihm trennen sollte, sie fühlte die Adern in den Schläfen hämmern ... sie mochte nicht mehr ins Haus zurück, sie wollte mit ihm fort.

„Wenn du willst,“ sagte er, „so komme. Aber es ist nicht klug. Dann ist keine Lösung mehr möglich, nach der du meine Frau werden kannst. Dafür wird er schon sorgen.“

Er begleitete sie bis vor den Rand des Gehölzes, und sah ihr nach, wie sie die dämmernden Wiesenwege hinabgieng. Als er sie aber nicht mehr sehen konnte, warf er sich schwer athmend zu Boden; mit dem Gesicht nach unten, die Hände auf die Brust gepresst — auch ihm war zum Ersticken.

Dann gieng er durch den Wald nach Hause ... und am nächsten Tag zog er wieder, wie schon mehrmals, in einen andern Ort der Umgebung.

Wie er die nächsten zwei Tage und Nächte verbrachte ... wie eine gräsliche, bleierne, trübe Hölle erschienen sie ihm in der Vergangenheit.

Wenn er schlief, war in seinen Träumen ein stetes Ringen und Würgen mit dem verhassten Menschen, und immer wieder das graue, eiserne Pferd, das er nicht vergessen konnte, bald sah er es auf den Kopf des andern fallen, ohne ihn zu erreichen oder zu tödten, bald fühlte er es auf seiner Brust, schwer und gräslich — bald griff er darnach, um es nach dem andern, der ihn bedrohte, zu werfen, und konnte es nicht heben, oder es wurde ganz leicht und hatte im Schlage keine Wucht ... einmal aber lag der andere wirklich todt vor ihm, sprach aber weiter, in der gewohnten öden pathetischen Weise und hielt Nesti an der Hand fest, die ihn bat, sie zu befreien. Und jedesmal machte er zuletzt einen jähen rasselnden Fall und wachte keuchend gequält auf — und musste Licht machen, um sich von dem Alp zu befreien.

Dann lag er wach und sann, oder gieng auf und ab — einen Ausweg aus den sich wirrenden Gedanken fand er nicht.

Nur eines war sicher. Ernestine musste bei ihm sein, und bald. Auch ihm begann es zu grauen vor dem Alleinsein. Nur mit der äußersten Ueberwindung hatte er sie Montag abends von sich gelassen, ja zurückgewiesen, als sie mit ihm kommen wollte. Wie, wenn es das letztemal gewesen wäre? Gewaltsam und herrisch durchdrang ihn der Wunsch wieder, wie in jener ersten Nacht am See — es war ihm, als zöge er sie magisch und gewaltthätig zu sich, wenn sie jetzt draußen an die Thüre geklopft hätte, es hätte ihn nicht verwundert.

Da er Mittwoch früh keine Nachricht erhielt, war Victor am Abend vorher nicht gekommen. Also war er für heute abends zu erwarten. Immer wieder sann er, was thun? abwarten, was Victor that? selbst einen Schritt machen? Welchen? Wieviel solcher Verhältnisse hatten sich bequem in einer zweiten Ehe geordnet ... aber hier stand dieses bösartige, unberechenbar verlogene Reptil ihm gegenüber — seiner erbitterten Wuth erschien er gefährlicher und boshafter, als er wirklich war. Es wäre wohl doch gut gewesen, noch einmal mit ihr zu sprechen. Vielleicht kam Victor heute doch nicht. Er konnte es ja versuchen und hinüber gehen — er hatte sie zwar hier auf dem Lande in ihrem Hause noch nicht besucht — aber jetzt schien diese Rücksicht nicht mehr nöthig. Er gieng hinüber.

Als er indessen in Weißenbach ankam, dunkelte es bereits, und es schien ihm doch gerathener ... irgend etwas Unerklärliches hielt ihn zurück — er gieng nicht zu ihr, sondern stand unschlüssig still und trat zuletzt in die Gaststube eines Wirtshauses, das am andern Ende des Dorfes im Walde lag.

Er setzte sich an einen der grünen Holztische, zwischen denen lange gelbgestrichene Bänke standen. Einige Bauern und Taglöhner saßen beim Bier, schwerfällig und einsilbig. Der nächste Tag war Feiertag, und als die Hängelampen angezündet wurden, füllte sich die Stube mit Burschen und sie wurden laut und gesprächig. Mechanisch sah er durch die Rauchwolken, die aus ihren Pfeifen aufstiegen, ihre Geberden und hörte den Lärm ihrer Unterhaltung, ohne zu achten, was sie redeten. Auch er wurde kaum beachtet. Er schrieb mit Bleistift einen Brief an Nesti; er wollte ihn mit einem der Leute zu ihr schicken, überlegte sich's aber und that es nicht. Er war tödlich abgespannt; am liebsten hätte er sich auf einer Bank ausgestreckt und geschlafen. Der ungewohnte junge Wein, den er getrunken — er nahm sonst nie geistige Getränke, höchstens ein wenig Bier — stieg ihm zu Kopf, es ward ihm heiß und dunstig und schwer — und doch fühlte er, wie unter all dieser Abgespanntheit und Schläfrigkeit die ganze furchtbare Aufregung weiter gährte, die ihn diese Tage hindurch erfüllte.

Wie lang er im Wirtshaus gesessen, wusste er nicht — ein Mann in grauem Lodenrock mit grünen Aufschlägen und einem goldnen Eichenblatt am Kragen war eingetreten und erzählte etwas, dem er aufmerksam zuhörte.

Er sah auf die Uhr. Es war bereits neun und ganz dunkel geworden; und er wollte gehen. Von Weißenbach führten nach

Rieding und zur Station zwei Wege, durch das Thal tief in einem flachen Bogen die Fahrstraße, längs einem breiten, nicht gar tiefen, aber reißenden Bach, und ein Fußweg, der gerade, aber steil und hoch über den bewaldeten Berg hinüber führte. Guido hatte den Fußweg nicht gekannt, der Wirt beschrieb ihn ihm jetzt auf seine Fragen, rieth ihm aber davon ab, bei Nacht zu gehen, wenn er ihn nicht kannte, und drängte ihm, als er dennoch darauf bestand, eine Laterne auf.

Guido zahlte und gieng mechanisch, immer wieder zurückgerissen von dem Gedanken, dass Nesti nur eine Viertelstunde von ihm entfernt und vielleicht in verhängnisvollen Unterredungen begriffen war. Victor musste spät, vielleicht noch gar nicht gekommen sein, denn der Forstgehilfe hatte von einem Eisenbahnunfall erzählt, der alle Züge aus der Richtung Wien fast um zwei Stunden aufgehalten. Eine entsetzliche Freude hatte Guido bei dem Wort „Zusammenstoß" erfasst, aber der Forstbeamte hatte nichts von Verunglückten gehört, nur ein Heizer war verletzt worden.

Der Fußsteig führte gleich hinter dem Wirtshaus auf den Berg hinauf, an einem niedrigen dunklen Hause und dann an einem Holzzaun vorüber in den Wald hinein. Dort stieg er hinauf, und der Wirt rief ihm noch einige Weisungen nach.

VIII.

Dr. Vogelmann war mit dem um zwei Stunden verspäteten Zuge nach 9 Uhr in Rieding angekommen; er hatte den Kutschierwagen des Wirts wie gewöhnlich einspannen lassen; wegen der Dunkelheit — denn der Mond gieng bereits spät auf — wollte er einen Kutscher nehmen: aber der Knecht des Wirtes hatte sich die Hand verletzt und konnte nicht fahren, jemand anderer war nicht gleich zur Hand, und so entschloss er sich, da der Wirt versicherte, das Pferd sei, wenn man es nicht erschrecke, sehr fromm und kenne den Weg gut, selbst zu kutschieren. Um seine Furchtlosigkeit zu zeigen, fuhr er durch die Dorfstraßen, und so lange er gesehen werden konnte, sehr rasch. „Zu rasch," sagte der Wirt bedenklich. Zwei Arbeiter, die ihm außerhalb des Dorfes begegnet waren, behaupteten indessen, er sei draußen ganz langsam und vorsichtig gefahren.

Bald nach ihm fuhr ein Müllerwagen, der von Brunn, wo er Mehl hingeführt, mit leeren Säcken zurückkam, ziemlich langsam dieselbe Straße. Der Kutscher dieses Wagens, ein junger Bursche von etwa neunzehn Jahren, hatte auf der Straße ein Erlebnis, das von nun an der Mittelpunkt all seiner Erinnerungen und Erzählungen wurde. Zwischen zehn und elf Uhr, etwa auf dem halben Wege nach Weißenbach, der Mond war eben hervorgekommen und hatte die Straße hell beleuchtet, sah er den Wagen, in welchem der Doctor fortgefahren war, umgeworfen und den Abhang zum Bach hinabgeschleudert, liegen. Das Pferd war gleichfalls gestürzt, und in die Stränge verwickelt lag es mit dem rückwärtigen Theil des Körpers im Wasser, und machte von Zeit zu Zeit vergebliche Versuche, sich, mit den Vorderfüßen scharrend und schlagend, empor zu helfen. Der Doctor selbst lag halb noch im Wagen, mit Kopf und Oberkörper im Wasser. Das aber hatte er nicht gleich gesehen, sondern erst nachher. Bei dem Wagen stand, wo wusste er anfangs nicht zu sagen, ein Herr (Dr. Burk), wie er sich schließlich zu erinnern glaubte, mit dem Pferde beschäftigt und offenbar bemüht, es aufzurichten und zu helfen. Dieser Herr hätte ihm zugerufen, anzuhalten und zu kommen, da ein Unglück geschehen sei, er sei anfangs sehr erschrocken und habe davonfahren wollen, sei aber dann doch abgestiegen. Sie hätten dann den Doctor gemeinsam aus dem Wasser heben wollen, das hatte sich aber sogleich als unmöglich erwiesen, da er mit dem einen Fuß unter dem Wagen lag, der andere war fast senkrecht in die Höhe gerichtet und noch an das Stützbrett des Kutschersitzes gelehnt. Sie zweifelten nicht, dass der Doctor todt war, da er mit dem Kopf regungslos unterm Wasser lag. Sie bemühten sich, den Wagen zu heben und zu rücken, aber auch das wollte wegen der „Glitschigkeit" des Ufers nicht gelingen. Dem Pferd zerschnitten sie die Stränge, und versuchten gleichfalls vergeblich es heraufzubringen. Endlich kamen noch Leute die Straße herab, und nun gelang es ihnen, den Wagen zu heben, den Leichnam des Doctors ans Land zu bringen, das Pferd führten sie eine Strecke durchs Wasser hinunter und an einer flacheren Stelle des Ufers herauf. Es war wunderbarerweise nicht schwer verletzt. Der Wagen wurde erst am andern Morgen heraufbefördert.

Der Leichnam wurde auf den Leiterwagen gelegt und auf Burks Veranlassung nicht nach Weißenbach, sondern zurück nach der Station gebracht. Er selbst gieng, den Mantel um sich geschlagen, in starrem Schweigen eine Strecke vor dem Wagen her. Da der Wirt den Todten nicht ins Haus lassen wollte, so brachten sie ihn zum Gendarmerieposten. Burk theilte dem Postenführer mit, dass er den Todten kenne; er sah ihn noch einmal an und agnoscierte ihn nicht ohne Schaudern: die Hände waren blutig, das Gesicht ganz bleich, die Haare blutig und nass, der Bart war verklebt und troff von Wasser.

Der unterdessen herbeigeholte Arzt constatierte nur eine leichte Risswunde am Hinterkopf und eine Contusion am Schenkel, der Tod war offenbar durch Ersticken im Wasser eingetreten.

Dr. Burk gab noch dem Wachtmeister seine Aussage zu Protokoll. Er war auf dem Waldweg von Weißenbach fortgegangen, hatte sich jedoch verirrt, die Laterne war ihm ausgegangen, und er war nun, sich immer links haltend, weglos durch den Wald zur Straße hinabgeklettert. Dort war er fortgegangen und dem Wagen begegnet, als es noch dunkel war; als er gerade vor ihm gewesen, hatte er das Gefährt angerufen, um zu fragen, ob er auf der richtigen Straße sei; in demselben Augenblick habe der Kutschierende, den er noch nicht erkannt, wie er sich zu erinnern glaube, auf das Pferd losgeschlagen, das sogleich durchgegangen sei: vielleicht aber, dieser Gedanke schien ihn besonders zu erschüttern, habe es auch vor ihm gescheut ... jedenfalls sei es weiter unten in der Dunkelheit an einer ziemlich steilen Uferböschung abgestürzt. Als er hingekommen, war der Mond eben aufgegangen, und dort hätte er in dem Verunglückten den Doctor zu erkennen geglaubt. Erst hatte er vergeblich etwas zu thun versucht, dann war der Knecht des Müllers gekommen, dessen Aussagen er klären und bestätigen konnte. Er sprach sehr aufgeregt, aber völlig sicher. Das Gleiche gab er später vor der Commission an.

Er meinte auch, dass man die Frau des Verunglückten, die, wie er wisse, leidend und zur Erholung auf dem Lande sei, durch ein Telegramm vom Nichtkommen ihres Mannes verständigen sollte, und gieng selbst auf die Station, das Telegramm aufzugeben. Der Arzt schlug vor, dass am andern Tag jemand hingehen und die Frau schonend vorbereiten sollte, und fragte ihn, ob er das nicht übernehmen wolle. Das aber wollte er nicht, sondern er componierte mit dem Arzt einen Brief, in welchem er ihr schrieb, dass er in Weißenbach gewesen und sie habe besuchen wollen, es aber wegen der späten Stunde unterlassen habe, dann sprach er von dem Unglück, das er auf dem Rückweg erfahren, und dass ihr Mann schwer verletzt sei, er wünschte ihr Ruhe und Fassung, und Aehnliches.

Als der Arzt ihn betrachtete, während er bei dem trüben Lampenlicht an dem Tisch der Wachstube schrieb, war sein Gesicht aschgrau und hart und der Mund finster zusammengekniffen. Der Wachtmeister, ein großer junger Mensch mit blondem Schnurrbart, saß ihm gegenüber und schrieb seine Meldungen, der diensthabende Gendarm stand rauchend am Fenster. Als sie fertig waren, bot ihm der Arzt, da kein Zug mehr gieng, seinen Wagen an: den Brief versprach der Wachtmeister mit dem frühesten hinüberzuschicken, und Guido fuhr nach Hause.

Das Gerücht kam fast ebenso rasch wie der Brief in Weißenbach an, und eine Stunde später wusste Nesti, dass Victor nicht mehr am Leben war. Sie war sehr bleich und erschüttert, der Riedinger Arzt, der bald darauf kam, verbot, dass sie hinfahre, ihn zu sehen. Sie sperrte sich in ihrem Zimmer ein und ließ niemanden zu sich.

Am Abend kam Burk. Als er ins Zimmer trat und ihr beide Hände entgegenstreckte, sah sie ihn mit großen aufgerissenen, erschreckten Augen an. Er sah fest in die ihren und sagte lange nichts. Endlich sprach er: „Wir können über diesen Tod nicht trauern, Nesti. Uns hat er befreit."

„Und ich glaube," sagte er langsam und fest, „wenn das Schicksal heute Nacht ein Todesurtheil gefällt hat, so war es gerecht."

Immer noch sah sie ihn ängstlich an. „Nesti," sagte er, „wir werden uns jetzt eine Zeitlang nicht viel sehen ... bis alles vorüber ist," und er fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als wollte er etwas Schweres, das auf seinem Kopf lastete, wegstreifen. Dann stand er erschöpft und müde auf; sie sahen beide aus, wie Menschen nach einer schweren Krankheit, die noch kaum vorüber ist: mit wankendem Schritt und zaghaft gieng sie auf ihn zu und lehnte sich an seine Brust. Er streichelte ihre Haare und küsste leicht ihre Stirn, zärtlich und leidenschaftslos, plötzlich umschlang er sie so heftig, dass ihr fast der Athem vergieng. Dann gieng er schnell fort; er war nur wenige Minuten dagewesen.

Der Leichnam wurde nach Wien überführt, und Nesti folgte mit dem Kinde. Ihre Schwester Rosa kam und packte für sie ein: sie kam nicht mehr nach Weißenbach zurück.

Sie nahm auch in Wien eine andere Wohnung, und ihre Mutter zog zu ihr. Guido Burk kam anfangs selten, später öfters heraus, er war viel auf Reisen, stand jedoch mit ihr in stetem Briefwechsel. Etwa ein Jahr später verlobte er sich mit ihr und heiratete sie dann. Die Trauung war ganz stille. Außer Nestis Mutter und Schwester und zwei Freunden Burks war niemand zugegen.

IX.

Sie waren sehr glücklich.

Die ersten zwei oder drei Jahre verbrachten sie in Berlin, wo Guido die Redaction einer socialpolitischen Zeitschrift übernommen hatte. Dann kamen sie nach Wien zurück.

Sie hatten eine kleine, sehr schöne Wohnung in einer einsamen, stillen Straße des vierten Bezirks, nahe den Gärten.

Mit ihren Verwandten verkehrten sie fast gar nicht. Wenige Freunde kamen heraus, und auch die nicht oft. Man war willkommen,

wenn man kam, wurde aber nie eingeladen. Die beiden Menschen schienen einander vollkommen zu genügen.

Sie lebten so einsam und waren so lange fortgewesen, dass man sie in Wien kaum kannte.

Die wenigen, die hinauskamen, können sich des seltsamen Eindrucks, der eigenthümlichen Atmosphäre, die über diesem Interieur lag, noch gut erinnern. Immer kam einem Dr. Burk oder seine Frau im Vorzimmer entgegen; beide hatten dieselbe Gewohnheit, dem Besucher die Hand mit einer auffallenden Bewegung herzlich entgegenzustrecken – dann giengen sie voran ins Zimmer, und immer war es, als träte man in Räume, die nicht zur Welt gehörten, wie man im Märchen durch den Brunnen ins Land der Frau Holda kommt. Es waren hohe Zimmer, alle mit weichen Teppichen und dunkeln Möbeln. Eine eigenthümliche Stille war in ihnen beim Tageslicht, und des Abends warfen die hohen Lampen oder das Kaminfeuer seltsame Schatten. Und in ihnen die schöne schlanke Frau mit den großen funkelnden Augen, wie ein schwarzer Schwan oder sonst ein großer, dunkler scheuer Vogel, der sich ewig ins Dickicht zurückzieht oder auf einsamen, spiegelnden Wassern schwebt.

Wenn sie sprach, so war es in raschen Sätzen, meist mit einem leichten nervösen Lachen am Schluss, auch wenn sie sehr Ernstes sprach — und obgleich sie sehr bestimmte Ansichten hatte, von denen sie gar nicht abzubringen war, so sagte sie ihre Meinung doch immer so, als scheute sie sich eigentlich, sie auszusprechen.

Lieber ließ sie ihren Mann mit den Gästen reden und hörte zu, und den meisten ist sie stets fremd geblieben.

Für ihn aber musste sie in Seele und Leib immer neue, süße, geheimnisvolle Seligkeiten bieten, an denen er sich immer wieder berauschte. Nie gab es zwei Menschen, die sich so verstanden, so genügten, wo so sehr jeder Gedanke, jede Empfindung im andern ein Echo fand. Sie trugen ihr Glück keineswegs zur Schau, sie sprachen fast nie von einander, und nur aus dem Zittern des einen, wenn dem andern der leiseste Schmerz drohte, aus unwägbaren und unsichtbaren Momenten war es jedem klar. So still sie für gewöhnlich waren, einfach und natürlich im Reden und Thun, konnten sie doch miteinander scherzen, lachen, spielen bis zu berauschender Lustigkeit — und trotz alldem hatte man das Gefühl, dass dieses Glück auf einem tiefen, unsagbar dunkeln Grund aufgebaut war, und dass Geheimnisse in diesen Seelen lagen, in die niemand schauen, niemand sich hineinfühlen konnte.

Sie hatten ein wunderschönes Kind, das damals etwa drei Jahre alt war und wie ein Sonnenstrahl durch das Haus gieng. Wer des Tages hinauskam, fand den Blick der Mutter oft mit unbeschreiblichem Entzücken auf dem Kinde ruhen, um einen Augenblick später, und gerade dann, wenn sie nach ihm gesehen, wieder um so bewölkter und erschreckter zu erscheinen. Einmal wäre das Kind, als es ungestüm einem Vogel nachschauend sich zum Fenster hinausbeugte, beinahe hinabgestürzt: es war ja nichts Auffallendes daran, dass die Mutter es so zu Tode erschrocken in die Arme nahm — aber dass sie nachher so bitterlich und stundenlang weinte, dass sie noch schluchzte, als er kam und sie in seiner ernsten weichen Weise beruhigen musste, es war doch auffallend.

Dr. Burk war Beamter in einem Archiv, er arbeitete in einsamen, großen, mit Büchern gefüllten Zimmern, wo er wiederum nur mit ganz wenigen Menschen in Berührung kam. Obschon reserviert und schweigsam, war er durchaus liebenswürdig und von vornehmster Courtoisie. Er war mit einem großen socialökonomischen Werk beschäftigt, zu welchem er in jahrelanger Arbeit das endlose Material aufhäufte, und seine Frau nahm an all seinen Arbeiten theil. Er führte sie in einem wunderbaren Anschauungsunterricht durch alle Stufen und Kreise des Lebens.

Sie war mit ihm in den Spitälern, in den Gerichtssälen, in allen Aemtern und Fabriken, in Versammlungen, in allen erdenklichen Milieus, er hatte jenen raschen Blick fürs Wesentliche, den Goethe das Zeichen des genialen Menschen nannte, und wusste alle Beobachtungen in wunderbare Zusammenhänge zu bringen.

Sie machten größere Reisen, waren öfters zusammen in Italien, einmal auch in Aegypten. Sie trieb jeden Sport mit ihm, sie lernte mit ihm reiten — einmal war er auch ein glänzender Schwimmer gewesen, mochte es aber nicht mehr leiden. Das Wasser war ihm unheimlich.

Ihr Kind aus erster Ehe lebte bei der Großmutter. Im fünften Jahre nach ihrer zweiten Vermählung hatte sie Guido einen Sohn geboren. Wieder fünf Jahre später erwartete sie die Geburt eines zweiten Kindes. Sie war auf dem Lande. Guido hatte auf zwei Tage verreisen müssen — denn ohne Grund trennten sie sich niemals — und als er zurückkam, fuhr sie ihm ungeduldig bis zur Station entgegen. Es scheint, dass sie auf dem Wege irgend einen Schrecken gehabt; jedenfalls kam sie mit dem Kinde zu frühe nieder und starb wenige Tage darauf.

Er stand an ihrer Leiche todtenbleich und schweigend, er gieng, das Kind an der Hand, schweigend, gebrochen, thränenlos hinter ihrem Sarg und wieder nach Hause und setzte sich nieder. Ihre Verwandten kamen und giengen und versuchten ihn zu trösten, er gieng apathisch stumm auf und ab, hie und da nahm er den Knaben auf seine Arme und küsste ihn.

Er hat seitdem nicht mehr gelacht, ist nirgends hingegangen und hat nichts mehr gearbeitet. Sein Werk ist unvollendet geblieben. Er war völlig vernichtet, und hat sie kaum um ein Jahr überlebt. Er gieng ins Amt, er saß in der stillen, öden Wohnung, ein oder zwei Freunde kamen hie und da zu ihm hinauf, mit ihnen sprach er meist von philosophischen Themen, die ihn jetzt sehr beschäftigten, von der Weltseele, von der Harmonie des All, den Kettenringen von Schuld und Schaffen, . . . dem Einzelnen und dem Ganzen . . . er schien über die Dinge zu grübeln; fast immer fanden sie ihn in solchen Werken lesend oder über dem herabgesunkenen Buche brütend.

Manchmal gieng er rastlos auf und ab, wie unter einem quälenden Gedanken, manchmal auch kam eine ganz eigenthümliche Lebhaftigkeit über ihn, ja beinahe das alte Feuer — und er gieng in leisen Gesprächen mit sich selber, wie entrückt vor sich hinschauend nach den dunkeln Ecken oder zur Decke des Zimmers, als sähe er dort die Bilder, die er heraufbeschwor, geisterhaft vor sich, er gieng mit fiebernden Schritten und glänzenden Augen, bis er wieder verstummte und in sich versank.

Und er sann und sann, bis er manchmal selber nicht wusste, was Erinnerung und was Einbildung sei, was wahr und was niemals geschehen.

In Träumen sah er manchmal ein theures Gesicht, das eine angstvolle Frage stellte, und manchmal fuhr er aus schwerem Alp auf: ein graues eisernes Pferd hatte auf seiner Brust gesessen. „Nervositäten" sagte er; und fast überlaut hörten ihn die Dienstleute einmal durch die leeren Zimmer rufen: „Bereuen?! — Niemals!!"

Er war ganz sicher, dass er nicht mehr lang zu leben hätte, und nur des Kindes wegen bereitete ihm das Qual.

Er gieng umher, auf den Tod wartend, und wieder sahen die Bilder aus der Sixtina, die er stets in seinem Zimmer hatte, auf ihn herab, wie er dumpf, wie die in den Zwickelbildern auf Erlösung harren, hindämmerte und verfiel — und doch war ein Licht wie aus dem Paradies um ihn.

Er starb an einer heftigen fieberischen Erkrankung, die ihn niederwarf, weil seinem einst so kräftigen Organismus die Widerstandskraft gebrochen war. Er sah dem Tod sehr ruhig entgegen. „Ich glaube an ein endloses Dasein," sagte er, „aber nicht an ein Gericht. Der Himmel kann keine Wonnen haben, größer als die, die ich genossen, und keine Hölle ärger als die, die ich durchgemacht. In unserm Schicksal sehen wir das Gericht, das die Gottheit über uns fällt. Was einer ist, das widerfährt ihm."

Das Kind wächst bei den Großeltern in Schlesien auf. Sie hatten sich nach seiner Heirat von ihm zurückgezogen, nahmen sich aber jetzt seines Sohnes an. Er war eines der schönsten und begabtesten Kinder, die man sehen konnte. Ob er auf dem großväterlichen Rittergute bei den vielen Frauen und Mädchen die rechte Leitung findet, ist zweifelhaft. Aber ich erwarte viel von ihm, weil er das Kind solcher Liebe ist.

Stimmen aus dem Publicum.

Das Unternehmen für Zeitungs-Ausschnitte

„Observer"

Wien, IX./1. Türkenstraße 17

liest alle hervorragenden Journale der Welt, welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über beliebige Themen.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospect des Verlages von Adolf Damaschke (Berlin) bei, auf den wir unsere geehrten Leser aufmerksam zu machen uns erlauben.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 759 174

AP
30
Z42

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

APR 2 9 1998
APR 2 9 1998

Digitized by Google

Digitized by Google